Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste...

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

ENCYKLOPÄDIE.

ERSCH & GRUBER.

VOL. VIII.

Cam. — Chin.

B i

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Zweiundzwanzigster Theil.

CAMALDULENSER — CAZOULS LES BEZIERS.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1832.

Camaldulenser, s. am Ende des Buchst. C.

CAMALEÇON, ein Küstenfluß der Muskitoküste in den vereinigten Staten von Mittelamerika. Er entsteht im Districte S. Pedro do Sul, nimt eine nordwestliche Richtung und geht in das Antillenmeer: er ist 28 Meilen aufwärts schiffbar. (*Hassel.*)

CAMALODUNUM (b. Ptol. *Καμουδόλανον*, im Itiner. Antonin. Camudolanum; beides zufolge der Münzen unrichtig), war die erste Kolonie der Römer unter Claudius, aus Veteranen bestehend (*Tac. Ann.* 12, 32. 14, 31.); nach Einigen das heutige Colchester, richtiger aber wol nach Cambden das heutige Maldon, in welchem man auch den alten Namen noch erkent. Ehedem war es die Residenz der Könige jenes Landesbezirks gewesen. (*H.*)

CAMANCHEN, auch Jetans genant, ein Indianerstamm im nordamer. Gebiete Missury, dessen Wohnsitze an den obern Zuflüssen des la Platte und um die Quellen des Kanzas belegen sind. Er besteht nach Pike aus etwa 8200 Köpfen, worunter 2700 Krieger; die Zahl der Hütten beläuft sich auf 1020. (*Hassel.*)

Camanioc, s. Manioc.

Camaracum, s. Cambrai.

CAMARADE, Dorf in dem Bez. Pamiers des franz. Dep. Arriège an der Lezeres, hat 1 Kirche, 1027 Einw. und eine Salzquelle, deren Soole auf 6 kleinen Siedpfannen gesotten wird, aber nur einen geringen Ertrag gibt, da sie bloß in den Regenmonaten ergiebiger fließt. (*Hassel.*)

CAMAREA, nent Aug. S. Hilaire eine brasilische Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Malpighieen, die zur 17. Linné'schen Klasse gehört. Sie hat einen 5theiligen Kelch, der auswendig mit 5 Paar Drüsen besetzt ist: 5 ungleiche Corollenblätter, 6 Staubfäden in zwei Bündel verwachsen, 4 vollkommene Antheren und 2 fehlgeschlagene, endlich 3 einsamige, gerunzelte und kammförmige Früchte. Es sind 5 Arten gefunden, welche sämtlich Sträucher sind. (*Sprengel.*)

Camares, s. Pont de Camares.

CAMARET, Marktflecken im Bezirk Orange des franz. Dep. Vaucluse, hat 2035 Einw. und 2 Seidenmühlen. (*Hassel.*)

CAMARGUE, eine Insel, die zwischen den beiden Mündungsarmen des Rhone sich ausbreitet und zum Bezirk Tarascon des franzöſ. Dep. Rhonemündung gehört. Sie enthält 9¼ □Meilen, bildet ein Dreieck, wovon jede Seite etwa 3½ Meile lang ist, und befaßt den großen See Valcares, mehre geringere Inseln, wozu auch die von dem großen Rhone und dem alten Rhone oder dem Kanale du Japon umgebene Insel Plan du Bourg gehört, und zeigt sich eigentlich nur als ein ungeheueres Kieselfeld, das aber mit einigen fruchtbaren Strichen abwechselt. 9 Dörfer, mehre schöne Landhäuser und etwa 350 Maierhöfe haben sich auf den letztern angesiedelt; ihre Einwohner beschäftigen sich vorzüglich mit der Viehzucht, mit der Fischerei und der Salzschlämmerei, welche letztre sehr einträglich ist. Besonders ziehen sie eine große Menge Pferde, die wegen ihrer Ausdauer und Leichtigkeit sehr geschätzt werden; diese Thiere lebten hier in einem halb verwilderten Zustande, indem man sie sich völlig selbst überläßt und das Eigenthum nur durch ein eingebranntes Zeichen bemerkt. Übrigens ist die Luft wegen der vielen Gewässer, worunter auch stehende Sümpfe, höchst ungesund, und erzeugt häufige Fieber. (*Hassel.*)

CAMARINA (ἡ *Καμαρίνη*), eine alte Stadt in Sicilien, welche von den Syrakusanern als ein abhängiger Ort, 135 Jahre nach der Gründung von Syrakusä, also Ol. 51, 3., erbauet wurde [1]). Sie lag nördlich von dem Vorgebirge Brukra oder Bukra (Punta de Braccetto), am Flusse Hipparis (jetzt Camerinafluß), da wo gegenwärtig Torre Camerina und einige unbedeutende Überbleibsel den Namen und die Stätte derselben anzeigen. Der Fluß diente der Stadt zum Flößen des Bauholzes aus den nördlichen Bergwäldern, aber schiffbar war er nie, und auch die Küste, durch welche er sich in das Meer ergoß, war steil und gefährlich für die Schiffenden [2]), die nicht einmal in Camerina einen sichern Hafen fanden. Dicht bei der Stadt bildete der Fluß eine niedrige Insel, welche bei hohem Wasser überschwemmt wurde, und das Zurücktreten dieses Wassers hatte allmälig einen Sumpf oder See entstehen lassen, dessen Ausdünstungen der Stadt sehr nachtheilig waren. Die Camariner trockneten ihn aus, gegen den Spruch des Orakels, welches sie vorher befragt hatten, und büßten diesen Ungehorsam in der Folge, als das wasserlose Bett desselben den Feinden einen bequemen Angriffsweg gegen die Stadt darbot [3]). Das kleine Flüßchen Oanus, dessen Pindar noch als nachbarlich von Camarina gedenkt, müßte in dem Frascolari zu suchen seyn.

1) Syrakusä gegründet Ol. 17, 4. 2) Hier scheiterte im ersten punischen Kriege die römische Flotte. 3) Palus Camarina. *Steph. Byzant. Suidas.* Anthol. graec. apud *Cluv. Servius* ad *Virgil.* Aeneid. III. v. 700. Brydone will die Ausdünstungen dieses Morastes eine Meile weit empfunden haben. S. den 14. Brief des 1. Bandes seiner Reise.

Camarina's Geschichte ist eine fortlaufende Reihe von Zerstörungen und Verwüstungen. Nachdem es 46 Jahre gestanden hatte und Kraft und Lust zur Selbstherrschaft in sich fühlte, machten die Syrakusaner es dem Boden gleich. Hippokrates, der Tyrann von Gela, dem die Zerstörer die leere Stätte abgetreten hatten, bauete ein neues Camarina, welches Gelo von Syrakus bald nachher wieder zerstörte und dessen Einwohner nach seiner Stadt verpflanzte. Aber die Gelenser, ihre alten Ansprüche auf Camarina behauptend, baueten eine dritte Stadt auf demselben Grund und Boden, deren Schicksal eben so unglücklich war, wie das des ersten und zweiten Camarina. Heimgesucht und verwüstet bald von den Tyrannen von Syrakus, bald von den Karthagern, und zuletzt von den Römern, wurde es im ersten punischen Kriege von diesen erobert und ein großer Theil seiner Einwohner als Sklaven verkauft, weil es punische Truppen in seine Mauern aufgenommen hatte. Seit der Zeit ist Camarina ein unbedeutender Ort geblieben, dessen jedoch Strabo, Plinius und Ptolemäus noch gedenken *). (*W. Müller.*)

CAMARINES, eine Provinz der spanischen Insel Manila, die den nördlichen Theil der Halbinsel Camarines begreift. Diese Halbinsel hängt im SO. durch einen ziemlich breiten Isthmus mit dem Groß der Insel zusammen. Sie ist im Innern sehr gebirgig, die Küste aber, und nur diese, gehört den Spaniern, zeigt sich ungemein fruchtbar und erzeugt Reis, Tabak, Tropenfrüchte und Farbehölzer; am Strande, wo sich einige gute Hafen und auch weite Buchten, wie die von S. Miguel finden, wird eine lebhafte Fischerei getrieben. Die Einw., die Camarinen, worunter die den Spaniern unterworfnen 1810 die Zahl von 163,699 Köpfen ausmachten, sind große, starke und muthige Menschen von malaiischer Abstammung und einen besondern Dialekt dieser Sprache redend; sie stehen in beständigem Kampfe mit den Mingadanohern und Suluhern, die nicht selten ein unbewachtes Dorf überfallen und die Menschen in die Sklaverei fortschleppen. Sie sind sehr geschickte Weber; ihre Bastas, Calicoes, Romals, Nippis, Cabonegro, Taue und Hüte aus Palmfasern werden auf der ganzen Insel geschätzt. In den Gebirgen theils wilde Malaien, wie die Ygocotten, Ytalonen und Ylongotten, theils Papuas, die zwar ihre Unabhängigkeit muthig vertheidigen, aber doch mit den Strandbewohnern im Frieden leben und mit denselben verkehren. In dieser Provinz liegt die einzige Goldmine der Insel, die gebauet wird, die von Mambulao. Sie enthält 38 Dörfer und hat Nuovo Caceres zur Hauptstadt. (*Hassel.*)

CAMARINUM auch Camerinum *), früherhin als umbrische Republik Camers und die Einwohner Camertes genant. Es lag auf dem Zweige des Apennins, welcher Picenum und Umbria trent, da wo noch jetzt das Städtchen Camerino seine alte Stätte bezeichnet. Als Republik war es ein bedeutender Ort, welcher mit Rom ein Bündniß gegen die Etrusker schloß, und noch am Ende des zweiten punischen Krieges 600 Mann Hilfstruppen stellte. Erst in den Bürgerkriegen wurde es römische Kolonie und auch im Mittelalter wird es häufig erwähnt **). (*W. Müller.*)

CAMAX Schreb., eine Pflanzen-Gattung aus der 5. Linné'schen Klasse, deren natürliche Verwandtschaft nicht klar ist. Char. fünftheiliger Kelch, radförmige Corolle; viertheiliges Stigma; vierfächerige Beere, deren Samen in kleberigem Brei eingebettet sind. Die einzige bekannte Art: C. *fraxinea* W. (Ropourea guianensis *Aubl.*) ist ein Strauch mit gefiederten, in Wirbeln stehenden Blättern und rothen Blumen in den Blattachseln. Er wächst in Gujana. (*Sprengel.*)

CAMBACÉRÈS (Jean Jacq. Régis), Herzog von Parma und Erzkanzler des französischen Reichs unter Napoleons Regirung, um Frankreich vorzüglich durch die Vorbereitung des neuen Gesetzbuches verdient, wurde zu Montpellier am 18. Okt. 1753 geboren. Aus einer alten Juristenfamilie abstammend, war er bestimt, in eines der Parlemente zu treten; die Ereignisse von 1771 und Familien-Interessen vereitelten diesen Entwurf. Dafür wurde er 1771 Steuerrath zu Montpellier an die Stelle seines abgegangenen Vaters. Beim Ausbruch der Revolution bekannte er sich zu deren Grundsätzen. Der Adel des Bezirks von Montpellier wählte ihn zum zweiten Deputirten bei den allgemeinen Ständen; da aber dieser zweite nicht angenommen wurde, übernahm er einige Verwaltungsposten, bis er 1791 Präsident des Criminalgerichts des Depart. Hérault (zu Montpellier) wurde. Als solcher setzte er das Geschwornen-Gericht des Depart. in Wirksamkeit. Als Deputirter beim Nationalconvent betrug er sich sehr behutsam, und sprach nur als Mitglied des Gesetzgebungsausschusses über rein gesetzgeberische Entwürfe. Bei dem Prozesse des Königs stimte er dahin, daß der Convent nicht das Recht hätte, ihn zu richten, und sprach für den Aufschub der Vollziehung der Todesstrafe; doch drückte er sich, wie es scheint, nicht über alles deutlich genug aus, so daß man ihn späterhin unter die Königsmörder rechnete. Indessen hatte man es seinem Vorschlage zuzuschreiben, daß dem unglücklichen Monarchen erlaubt wurde, mit seinen Räthen und seiner Familie frei zu verkehren und sich einen Beichtvater nach seinem Gewissen zu wählen. Überhaupt suchte er möglichst Mäßigung zu befördern. Am 10. März 1793 schlug er vor, bis zur Zeit der Wirksamkeit der Constitution die gesetzgebende und vollziehende Gewalt zu vereinigen; der Vorschlag fand viele Gegner; doch wurde darauf der sog. Wohlfahrtsausschuß errichtet. Im Namen desselben klagte er am 26. d. M. Dumouriez, der noch wenige Tage vorher an ihm einen Vertheidiger gefunden hatte, nachdem ihm seine Entwürfe klarer geworden, des Hochverrathes an. Um eben diese Zeit beschäftigte er sich in Gesellschaft einiger andern Deputirten mit der Abfassung eines Entwurfes

---

4) *Pindar.* Olymp. V. und die Scholiasten a. m. O. *Thucyd.* VI. 5. *Herodot.* VII. 154 ff. *Diod.* XI. 76. XIII. 14. XVI. 82. XXIII. 9. 14. *Polyb.* I. 24. 37. *Strabo* VI. p. 417. Vgl. Mannert's Geogr. v. Ital. Th. II. S. 343 ff.

*) Die erste Benennung bei den Griechen, die zweite bei den Latinern.

**) S. *Liv.* IX. 36. XXVIII. 45. *Frontin.* de Colon. p. 123. 143. *Strabo* V. p. 348. Mannert. Th. I. S. 488.

zu einem bürgerlichen Gesetzbuche, der am 11. Aug. 1793 zum ersten Male vorgelegt wurde, und großentheils ihn zum Verfasser hat (wenigstens gehört ihm allein die beredt geschriebene Einleitung). Bald darauf erhielt er den Auftrag, gemeinschaftlich mit Merlin (von Douai) alle Gesetze zu revidiren, und sie in ein Gesetzbuch zu vereinigen; worüber er sodann Bericht erstattete. Die Revolution vom 9. Therm., an welcher er keinen Antheil hatte, suchte er dazu zu benutzen, den Convent zu einem mit den wahren gesellschaftlichen Interessen verträglicheren Systeme zu leiten. Dadurch gewann er sehr großen Einfluß. Zum Präsidenten des Convents gewählt, verfaßte er eine Adresse an die Franzosen, eine Art von politischem Glaubensbekentnisse, die neue Hoffnungen belebte. Auch hielt er als Präsident eine Rede bei der Niederlegung der Reste Rousseau's im Pantheon, und verkündigte in einer andern auf dem Marsfelde, daß die Feinde das Gebiet der Republik geräumt hätten. Nach Niederlegung des Präsidiums im Convent wurde er Präsident im Wohlfahrtsausschusse. Mit der Leitung der auswärtigen Verhältnisse beauftragt, beförderte vorzüglich er die Friedensschlüsse mit Preußen und Spanien. Da er aber jetzt als Präsident des Ausschusses alle Acten zu unterzeichnen hatte, und so gewissermaßen als das Oberhaupt der Regirung erschien, erhoben Viele gegen ihn den Verdacht, als wolle er die Monarchie wieder herstellen oder wenigstens der Republik einen Präsidenten geben. So siegreich nun auch C. diesem Verdachte widersprach, wußten es doch seine Gegner dahin zu bringen, daß er, als ein Mann, der nicht für Ludwigs Tod gestimt, folglich der Republik seine Treue nicht genugsam verbürgt hätte, von diesem Directorium entfernt wurde. Von jetzt an arbeitete er fortwährend als Gesetzgeber, und sprach mehrmals im Rathe der 500, namentlich über das Geschwornen-Gericht, über ein Gesetz zur Unterdrückung der Verläumdung und über den Gerichtszwang. Auch legte er zum dritten Male den neuen Entwurf zu einem bürgerlichen Gesetzbuche vor (zum zweiten Male geschah es bald nach dem 9. Therm.)*). Am 22. Oktober 1796 wurde er in diesem Rathe Präsident. Ausgetreten aus demselben, auf Veranlassung des damaligen Directoriums, widmete er sich wiederum Rechtsgeschäften. Nach der Veränderung des Directoriums nahm er auf Sieyes dringende Bitten das Justizministerium an, dessen kurze Dauer sich durch die Schließung des Sitzes der Parteireste in der Reitbahn auszeichnete. Nach der Revolution vom 18. Brum. ernannte ihn Bonaparte zum zweiten Konsul. Von dieser Zeit an diente er diesem treu, als Mitkonsul und nachheriger Erzkanzler des Reichs, und hatte fast an allen Regirungshandlungen Theil, vorzüglich denen, welche die innere Verwaltung betrafen. Dagegen sah C. oft andere Rathschläge unbeachtet, so auch den, den Krieg gegen Rußland zu vermeiden. Dennoch übernahm er, während der 100 Tage, auf Napoleons dringende Bitte, das Justizministerium (wenigstens dem Namen nach) und das Präsidium in der Pairskammer. Unter der Regentschaft der Kaiserin gehörte C. zu den geheimen Räthen derselben. Nach der neuen Abdankung Napoleons kam C. nach Paris zurück, wo er sehr eingezogen lebte. Doch konnte er dadurch nicht der Verläumdung entgehen, und wurde selbst (1816) als angeblicher Königsmörder verwiesen, so daß er einige Zeit in Brüssel und Amsterdam zubrachte; später erhielt er aber noch die Genugthuung, daß eine königl. Entscheidung vom 13. Mai 1818 ihn in alle bürgerlichen und politischen Rechte wieder einsetzte. So gerechtfertigt lebte er von Neuem zu Paris in aller Stille, und starb hier am 8. März 1824. Seine Beerdigung war seinen ehemaligen Würden angemessen. Wir bemerken nur noch, daß er, auch ehe er noch zu Vermögen und Ansehen gelangte, für seinen Vater und andere Verwandten aufs möglichste sorgte. Ihm hatte sein Bruder Etienne Hubert C. (geb. 1756. gest. 1818.) das Erzbisthum von Rouen und die Kardinalswürde zu danken; ein anderer Bruder dagegen brachte es nur bis zum Brigadegeneral. Von dieser Sorge für seine Familie zeugte auch sein Testament, das seine Neffen zu Haupterben einsetzte. — Sollte er, wie man bei der Anzeige seines Todes versicherte, und selbst ein Prozeß wegen Auslieferung von Papieren an die Regirung wahrscheinlich macht, Memoiren hinterlassen haben: so dürften diese wol mehr werth seyn, als so viele andere, die jetzt in Paris um die Wette gedruckt werden**). (*H.*)

CAMBAI, die Hauptstadt des Distr. Cherroti in der brit. Prov. Guzurate. Sie liegt Br. 22° 21′ L. 90° 22′ an dem Meerbusen, der von ihr den Namen führt und vormals mit seinen Wellen ihre Mauern bespülte, jetzt sich aber um etwas zurück gezogen hat; ihre Mauern, die 52 Thürme tragen, nehmen einen Umfang von ½ Meilen ein, aber ein großer Theil dieses Raumes ist verödet, die Straßen stehen verlassen und viele Paläste und Moskeen liegen im Schutte. Nur ein kleiner Theil der Stadt steht noch; dieser hat lauter steinerne Häuser, 1 Palast des Nabobs, der Herr der Stadt ist, die Jumma Musjo, einen merkwürdigen Hindutempel, verschiedene moslemimische Gräber, und etwa 30,000 Einwohner, die baumwollene Zeuge weben und gute Achatschleifer sind. Die Stadt, die sonst den Haupthandel von Guzurate in Händen hielt, hat vorzüglich dadurch verloren, daß der Hafen seichter, die Fahrt in der Böschung des Golfs gefährlicher geworden ist; doch wird noch immer einiger Seehandel unterhalten. Eine Merkwürdigkeit der Stadt sind auch verschiedene unterirdische Hindutempel, worunter ein Tempel der Jains 2 Statuen der Gottheiten dieser Sekte, eine aus weißen, die andre aus schwarzen Steinen gehauen, enthält. — Die Stadt ist von hohem Alterthume, und soll nach Wilforts Meinung unter dem Namen Tamra Nagara oder Cambat die Hauptstadt des westlichen Hindureichs gewesen seyn, indeß hat nach Andern dieses Tamra Nagara auf einem andern Platze gestanden. Als die Mongolen sie 1297 eroberten, fanden sie hier große Reichthümer. Sie ist mit ihrem Gebiete jetzt das Eigenthum eines Fürsten, der sich einen Nabob nent, sein Ländchen seit 1813 zurück erhalten hat, aber unter Oberhoheit der Briten steht, die hier 1 Handels-

*) Sein Projet de Code civil et discours préliminaire (1796. 8.) enthält die Hauptgrundlagen zu dem Code Napoléon.

**) Vgl. Biogr. d. hommes viv. T. II. in vielen Punkten berichtigt in der Biogr. d. Contemporains T. IV.

agenten und den Ort der Präsidentschaft Bombai untergeordnet haben. Die Einwohner gelten für die besten Pflasterer und Maurer in Hindustan. (*Hassel.*)

CAMBAMOA, ein Fort der Portugisen in Unterguinea und zwar im Gebiete Dongo an der Conanza (Bowdich). (*Hassel.*)

CAMBAY, ein großer Busen, der sich im S. der Halbinsel Guzurate am arabischen Meere zwischen den Vorgebirgen Diu und S. Johann ausdehnt und tief in das Land eingreift; er verengert sich in der Böschung bis zu der Weite von 1½ Meile, und ist hier so verschlämmt und mit Sande angefüllt, daß die Ausfahrt nach Cambay jetzt nicht mehr thunlich ist, und große Schiffe sich nicht über die Nerbaddamündung hinauf wagen. Außer dieser führen noch der Tapti und einige andere ansehnliche Ströme das Wasser zu. (*Hassel.*)

Cambden, s. Camden.

CAMBERT, Organist an der Kirche St. Honoré zu Paris, ein sehr geschätzter Musiker, ist der erste Komponist eines lyrischen Schauspiels bei den Franzosen. François Perrin hatte 1659 eine neue Art von Schauspiel ausgedacht, welches er Première comédie française en musique nannte, und zu dessen Ausführung er sich mit Cambert vereinigte. Mazarin, dessen ganzen Beifall dieses Stück erhielt, foderte beide zur Bearbeitung ähnlicher auf, und es folgte Ariadne (1661), deren Aufführung zu Paris aber Mazarins Tod verhinderte; sie wurde 1673 zum ersten Male zu London aufgeführt, wohin sich C. 1671, nachdem Lulli Perrin's Privilegium erhalten, begeben hatte. Er starb daselbst 1677 als kön. Ober-Intendant der Musik. (*H.*)

CAMBERWELL, Kirchspiel in der engl. Grafsch. Surrey mit 11,309 Einw., wo am 18. August ein wegen der Nähe der Hauptstadt sehr lebhafter Markt gehalten wird. (*Hassel.*)

CAMBIASO, Luca (den man Cangiage oder Cabiaci nent), geb. zu Maneglia bei Genua 1527, gehörte zu den größten Künstlern Italiens. Von seinem Vater in der Kunst unterrichtet, selbst durch Strenge dazu angehalten, entwickelten sich seine Talente so erstaunenswürdig, daß er schon als Knabe von 11 Jahren durch seine Arbeiten Bewunderung erregte. Schon in seimm 15. Jahre übertrug ihm sein Vater ganze Werke, und gemeinsam führten sie eine Menge Arbeiten aus. Bei dieser anhaltenden Beschäftigung läßt sich voraussetzen, daß Luca nicht an ein gründliches Studium denken konnte, denn der Üppigkeit seiner Phantasie kam die unglaubliche Fertigkeit seiner Hand zu Hilfe, und ohne vorher eine Zeichnung zu entwerfen, trug er seine Gedanken gleich mit dem Pinsel auf; ja, wenn man es glaubt, so hat er oft mit beiden Händen zugleich gemalt. — Der freundschaftliche Rath des berühmten Baumeisters Galeassio Alesi, sich von der riesenhaften Manier zu entfernen, und mehr im Geschmack der Natur zu arbeiten, war heilsam für das feurige Gemüth des Jünglings, seine Entwürfe wurden mehr durchdacht, die Figuren gewannen an Adel, und in gleichen Verhältnissen wurde auch das Colorit verbessert. Durch eine Marter des heiligen Bartholomäus, die er in dieser Zeit ausführte, erhielt er solchen Ruf, daß man ihn von vielen Orten zu beschäftigen suchte. Es wäre zu weitläufig, alle Werke, die er ausführte, anzugeben, wir verweisen daher auf seinen Biographen Soprani *). Der Tod seiner Gattin gab seinem Künstlerleben eine andere Richtung; denn als er vergebens bei dem Papste Gregor XIII. um die Bewilligung nachgesucht hatte, seine Schwägerin heirathen zu dürfen, so verfiel er in Schwermuth, und ob er gleich in gewohnter Fertigkeit fortwährend arbeitete, so behielt sein Styl doch nicht mehr die Reinheit, und man findet, daß sich seine Manier zum dritten Mal änderte. Während seines Trübsinns starb Castello in Madrid, und da dieser viele unvollendete Gemälde hinterlassen hatte, so wurde Luca von Philipp II. berufen, jene Arbeiten vollends auszuführen. Mehr mit dem Gedanken beschäftigt, durch die Fürsprache dieses Monarchen seinen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen, als angelockt durch die Ehre des Rufes, begab er sich im J. 1583 nach Madrid. Durch die Gnade des Königs geschmeichelt, hoffte er seinem Ziele näher zu kommen; aber ehe er den Muth faßte, jemand sein Anliegen zu offenbaren, hatte er schon mehre bedeutende Werke vollendet. Als er nun aber einem Minister Philipps sein Geheimniß mittheilte, so rieth ihm dieser völlig ab, wenn er nicht in Ungnade des Königs fallen wolle. So in seinen Hoffnungen getäuscht, überließ er sich nun völlig dem Gram, und starb 1585; nachdem er in Madrid zwei Jahre verlebt hatte. — Er war fruchtbar in der Erfindung, meist richtig in der Zeichnung, und ausgezeichnet in der Verkürzung der Körper; fertig im Malen bis zum Erstaunen, angenehm im Colorit; aber seine Werke würden eine noch höhere Vollendung erhalten haben, hätte er mehr der Natur gefolgt, und sich nicht unbedingt der praktischen Übung überlassen. Als Mengs seine Frescomalereien sah, äußerte er, da sehe er zum ersten Male die Logen des Vatikans außerhalb Roms. (*Weise.*)

CAMBIATORE (Tommaso), geb. zu Reggio [1]) gegen das Ende des 14. Jahrh., stand unter seinen Zeitgenossen in eben so hohem Rufe, als Rechtsgelehrter, wie als Dichter. Er ist der erste Übersetzer der Äneis Virgils in italienische Verse, und zwar in Terza Rima. Dieses Werk gewann ihm den poetischen Lorberkranz, mit welchem Kaiser Sigismund ihn, nach bekannter Sitte, zu Parma am 6. Mai 1432 [2]) krönte. Cambiatore's rohe und schwerbewegliche Verse sind von Giovan Paolo Vasio bedeutend ausgefeilt worden, welcher sie 1532 zu Venedig, und 1538 ebendaselbst mit neuen Verbesserungen herausgab [3]), unter dem Titel: La Eneide di Virgilio, tradotta in terza rima etc. (*W. Müller.*)

CAMBINE, ein Eiland im Meere von Java, welches auf der Südküste von Celebes im W. von Pangansane belegen ist und zu der Rajaschaft Butong gehört, dem sein Raja Tribut zahlt. Es ist gebirgig mit einem hohen Pike in der Mitte, stark bewaldet, reich an Reise,

---

*) Vite de Pittori, Scultori ed Architetti Genoresi. Genova 1674. in 4.

1) Nach einer andern Angabe, welcher die Biogr. univ. folgt, zu Parma. 2) Vasio's Angabe ist 1430. 3) S. über diese Übersetzung außer *Crescimbeni* und *Quadrio*: *Paitoni* Bibliot. degl' Autori volgar. T. IV. p. 164. Giornale de' Letterati d'Italia T. VI. p. 236 ff.

Mais, Yams und Tropenfrüchten, und hat eine zahlreiche Bevölkerung. Alle Nelken- und Gewürzbäume sind ausgerottet. (*Hassel.*)

CAMBIUM, ist ein Wort, welches die latinobarbarischen Übersetzer des Mittelalters aus dem Romanischen oder dem Urwelschen in das Lateinische herüber nahmen, um damit das Arabische بدل (Bedel) zu bezeichnen, welches eigentlich Wechsel, auch Surrogat heißt. In der arabischen Physiologie wird damit die Feuchtigkeit angedeutet, welche zunächst aus dem Blut abgesondert, sich in die eigentlich abgesonderte Feuchtigkeit umändert. Jetzt ist das Wort in der Pflanzen-Physiologie, besonders bei den französischen Schriftstellern, in Gebrauch, um die Feuchtigkeit damit zu bezeichnen, welche zuerst aus dem rohen aufsteigenden Pflanzensaft entsteht, aus dem alle übrigen Säfte und festen Theile entstehen, die als organisirbar schon die Rudimente der einfachen Theile in Kügelchen und Strahlen enthält, und sich durch Gehalt an Schleim, und durch geringern Grad von Säuerung auszeichnet; denn der rohe aufsteigende Pflanzensaft enthält Kohlensäure: diese schleimige organisirbare Flüssigkeit (Cambium) aber Sauerkleesäure, deren Gehalt an Sauerstoff sich zu dem der Kohlensäure wie 64:72 verhält *). (*Sprengel.*)

CAMBO, Dorf an der Nive in dem Bez. Bayonne des franz. Dep. Niederpyrenäen, hat 276 Häus., 1196 Einw., die eine Menge Nagelschmieden unterhalten, und ist bekant durch seine 3 Heilquellen, wovon 2 warm und schwefelhaltig, und 1 kalt und stahlhaltig ist. Die warmen halten 18°, die Badezeit dauert vom Julius bis September. (*Hassel.*)

CAMBODSCHA, CAMBODIA, 1) eine Provinz, die jetzt zum Reiche Anam in Hinterindien gehört. Sie macht den südwestlichen Theil des Kaiserreichs von 121° 14' bis 125° 14' östl. L. und von 8° 25' bis etwas über 14° nördl. Br. aus, gränzt im N. an Lao, im NO. an Sudanam, im SO. an Binh Tuam, im SW. an den Golf von Siam, im W. an Siam, und hat nach Templemanns höchst willkürlicher Berechnung einen Flächeninhalt von etwa 2800 □Meilen, die nach Bissachère von 1 Mill. Einw. bewohnt werden, die Khomen heißen, wahrscheinlich mit den Anamesen einerlei Stammväter haben, und auch einen Dialekt ihrer Sprache reden. Cambodscha wird von dem großen Maykaung durchströmt, der in seinem Umfange durch 2 Mündungsarme in das Meer geht; an seinen Ufern und bis dahin, wo die Kanäle desselben reichen, ist das Land angebauet, der Rest entweder Gebirge oder undurchdringlicher Wald, worin sich der Mensch nur sparsam zeigt. Die Produkte sind fast die nämlichen, die sich in Anam und auf der ganzen hinterindischen Halbinsel finden. — Cambodscha war in der Vorzeit unabhängig und hatte seinen eignen Regenten, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts von Sudanam tributär geworden war. Der jetzige Kaiser von Anam, hat die Familie desselben vom Throne entfernt, und aus dem Lande eine Provinz seines Reichs gebildet, die er gleich den übrigen organisirt hat und durch Kriegs- und Civilmandarine verwalten läßt. Es zerfällt in 3 Theile: Nordcambodscha, Südcambodscha und Cancar. — 2) Die Hauptstadt des vorgedachten Reichs, die bei den Europäern auch wol Lewek oder Louwek heißt. Sie liegt Br. 12° 15', L. 122° 9' in Nordcambodscha auf einem großen Eilande, das der Maykaung macht und zwar an dessen westlichem Arme, wird durch verschiedne Kanäle, die von Palmen und andern Bäumen beschattet sind, in mehre Inseln zerschnitten, hat regelmäßige Straßen, 1 weitläufigen Palast, den vormals der König bewohnte, mehre Pagoden, worunter sich die größte durch eine besondere Architektur auszeichnet, durchaus hölzerne Häuser und eine ziemlich starke Bevölkerung, die indeß von keinem unsrer Berichtgeber bestimt ist; sie besteht theils aus Eingebornen, theils aus schwarzen Portugisen, die hier Topossen heißen, theils aus Chinesen, die den Handel in Händen halten, und es auch dahin gebracht haben, daß die niederländische Faktorei, die besonders Seide, seidne Zeuge, Benzoin, Häute und andere Waren einhandelte, 1643 ihre Geschäfte aufgeben mußte. Jetzt handelt kein Europäer weiter hieher. In der Nähe sieht man die Trümmer einer alten Stadt, die von ansehnlicher Größe gewesen seyn muß. (*Hassel.*)

CAMBODUNUM, ein Ort in Vindelicien, nach dem Itin. Ant. 20 Mill. von Esco, nach Ptol. II, 13 unter 32° 50' 46'', womit die Tab. Peut. zusammen stimt, wahrscheinlich bei Weilheim an der Ammer zu suchen. (*Ricklefs.*)

CAMBOGIA, nannte Linné die Pflanzen-Gattung, welche Gummi Gutte liefert. Indessen ist der Baum von Desrousseaux zuerst mit Recht zu der Gattung Garcinia gezogen worden, und wird unter diesem Artikel *) vorkommen. (*Sprengel.*)

CAMBON (Joseph). Dieser thätige Theilnehmer an der französischen Revolution, geb. am 17. Jun. 1756 zu Montpellier, aus einer Fabrikanten-Familie, deren Geschäfte er mit zwei Brüdern fortsetzte, ergriff die Grundsätze dieser Statsumwälzung gleich anfangs mit dem ganzen Ungestüme seines Charakters, und blieb seinen republikanischen Grundsätzen treu bis an seinen im Exil erfolgten Tod. Seine Mitbürger, unter welchen er sich als Municipalbeamter durch republikanische Grundsätze ausgezeichnet hatte, wählten ihn als Deputirten zur gesetzgebenden Versamlung (Ass. législ.) und zum Convent. In beiden Versamlungen beschäftigte er sich vorzüglich mit den Finanzen, und zwar auf durchaus uneigennützige Weise. Die Anlegung des großen Buchs der öffentlichen Schuld und dessen noch jetzt bestehende Einrichtung war sein Werk; sein Bericht vom 3. April 1792 über den Zustand der Finanzen wetteifert mit dem Neckerschen. Er verlangte strenge Rechenschaft von allen verwendeten Geldern. „Man wird dabei — sagt er in diesem Berichte — die Schnurrbärte und Rothmützen, die in den Departements revolutionäre Taxen erhoben, so wenig vergessen als die, die unter dem Vorwande, den Fanatismus zu zerstören, in deren Nachlaß sich theilten." Andererseits wurde die Menge der Assignaten durch seine Finanzberichte sehr vergrößert. Übrigens sprach er mit der

*) *Thomson* in philos. transact. 1808, I. p. 170.

*) Auch unter Gummi Gutte.

Mehrheit seiner Kollegen gegen die eidscheuen Priester und die Ausgewanderten, auch wol gegen die königliche Auctorität, doch nicht so schonungslos als manche Andere. So verlangte er zwar die Umschmelzung der königl. Statuen in Kanonen, scheute sich aber doch nicht, auf der Rednerbühne der gesetzgebenden Versamlung die königliche Auctorität Ludwigs XVI. zu vertheidigen, und nach dem 10. Aug. Maßregeln zu seiner Sicherheit vorzuschlagen. Als letzter Präsident der gesetzgebenden Versamlung legte er die in dem Wandschranke der Tuilerien gefundenen geheimen Papiere vor, und foderte zum Verkauf der Kleinodien der Krone auf. Als Mitglied des Convents sprach er gegen Marat und die anarchische Gemeinde von Paris, klagte die Verwahrer der Güter der Ausgewanderten an, ließ die Minister zur Rechenschaft über ihre geheimen Ausgaben anhalten, denuncirte mehre derselben überhaupt, und sprach stark gegen Robespierre's Dictatur. Er bewirkte ein Decret, durch welches die Macht der Generale in fremden Ländern beschränkt wurde. Gegen die innern Feinde der Republik verlangte er die Landesverweisung. In dem Prozesse Ludwigs stimte er für den Tod ohne Appellation an das Volk. Dagegen sprach er gegen die Errichtung eines Revolutionstribunals, und nahm sich der Girondisten an. Nach dem Sturze Robespierre's, seines Gegners, hatte C. gegen die Anhänger des neuern Systems und die Reste der Anhänger (den sogen. Schweif) Robespierre's zu kämpfen; und dadurch wurde er immer weiter und weiter fortgerissen, so daß er den Aufstand am 12. Germ. J. 3. (1. April 1795.) sehr begünstigt zu haben scheint. Dieß zog ihm einen Verhaftsbefehl zu auf den Vorschlag von Tallien, den er oft der Theilnahme an den September-Scenen beschuldigt hatte, doch entging er der Todesgefahr durch Verbergung, bis das Amnestiegesetz vom 4. Brum. ihm erlaubte, sich wieder öffentlich zu zeigen, und die lettre à ses Concitoyens sur les Finances (1795. 8.) herauszugeben. Er zog sich auf ein Landgut in der Nähe von Montpellier zurück, wo er, mit Ausnahme einer Reise nach Paris (im J. 1804), ruhig und arbeitsam lebte, bis er 1815 in die Deputirtenkammer erwählt wurde. In dieser zeigte er sich im Ganzen sehr gemäßigt, und nahm fast nur Theil an den Berathschlagungen über die Kriegs-Requisitionen, die er billigte, weil doch die Armee leben müßte und über das Budget. Zur Beschleunigung der Verhandlungen über dasselbe schlug er eine einfache und klare Methode vor, die ihm, mit dem im Namen einer Commission erstatteten Bericht, neuen Einfluß verschaffte. Noch immer zeigte er sich jedoch als Feind der Bourbons, so daß er noch am 30. April vorschlug, im Namen des Volks ausdrücklich zu erklären, daß die Nation nie die Regirung der Bourbons anerkennen würde. So war es denn auch leicht zu erklären, daß, nach der zweiten Restauration, die Freunde der Bourbons in seinem Departement seine Besitzungen zerstörten, und daß er in dem Decrete vom 12. Jan. 1816 begriffen war, das die Königsmörder aus dem Lande wies. Er flüchtete in die Niederlande, wo er vier Jahre darauf, am 2. Febr. 1820 zu St. Josse en Node bei Brüssel starb *). (*H.*)

*) Vgl. Biogr. d. hommes viv. T. II. Biogr. d. Contemp. T. IV. und *Mahul's* annuaire nécrol. I. A. 1820.

CAMBORNE, Marktflecken in der englischen Shire Cornwall, der 1 Kirche, 1 Methodistenbethaus, 1 Freischule für 12 Knaben und 8 Mädchen, und 1250 Einw. enthält und 1 Wochen- und 4 Jahrmärkte hält. Die ganze Bevölkerung nährt sich von den nahen wichtigen Kupfergruben, wobei über 1500 Arbeiter angestellt sind. (*Hassel.*)

CAMBRAI, die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Norden, welcher auf 16,18 □Meilen 7 Kantone, 117 Gemeinden und 112,944 Einw. zählt. Sie liegt unter 50° 10′ 37″ Br. und 20° 53′ 32″ L. an der Schelde, welche sie in 2 Theile zerschneidet, ist mit haltbaren Festungswerken umgeben, hat 1 starke Citadelle und 1 Fort, auf einer Anhöhe, 5 Thore, mehre öffentliche Plätze, worunter der Paradeplatz sich durch seine Größe auszeichnet, 1 bischöfl. Palast, 1 Kathedrale, durch ihren Glockenthurm und ihre Orgel bemerkenswerth, 10 andre Kirchen, 2 Hospitäler, 2993 gut gebauete Häuser, die in breiten und gepflasterten, aber unregelmäßigen Straßen stehen, und 15,851 Einw. Sie ist der Sitz eines Bischofs und eines Handelsgerichts, hat 1 öffentliche Bibliothek, 1 Zeichnenschule, und eine schöne Esplanade zwischen Stadt und Citadelle. Man zählt 24 große Fabriken, die vorzüglich Battist, Linon und Gaze, Artikel, die hier zuerst verfertigt sind und daher von dem Briten Cambric, von dem Teutschen Kammertuch genant werden, dann in Seife, Öl, Tüchern und Tapeten, Töpfergeschirr und Zwirn, 24 Brauereien, 4 Gerbereien, 10 Salzraffinerien, 1 Salpetersiederei und 3 große Leinwandbleichen. Die Fabriken in Batist und Linon haben zwar von ihrem Umfange viel verloren, indem gegenwärtig Valenciennes und S. Quentin konkurriren, indeß liefern sie doch noch immer gegen 40,000 bis 50,000 Toilettes, an Werthe 1 bis 1½ Mill. Thlr. Das Baumwollengewebe hat dagegen zugenommen; neben weitläufigen Twistspinnereien werden Musseline, Basins, Perkal, Druckkattune und andre baumwollene Zeuge in großer Menge und mit steigender Vollkommenheit gewebt, auch sehr vieler Zwirn gemacht, und der Handel mit diesen Fabrikaten und den Produkten der umliegenden reichen Landschaft ist sehr bedeutend. Man hält drei Wochen- und fünf Jahrmärkte, wohin eine Menge Menschen zusammenströmt. — Cambrai ist eine alte Stadt, worin schon 390 ein Bisthum errichtet wurde, und ein Grieche, der heilige Diogenes, den ersten Sitz einnahm; sie hat seitdem 73 Bischöfe und 18 Erzbischöfe gezählt, unter welchen der berühmte Fenelon 1715 hier starb. Sie hat seitdem mehre Belagerungen ausgehalten; die Spanier nahmen sie 1595 und behielten sie bis 1667, wo sie mit Frankreich verbunden wurde. 1507 wurde in ihren Mauern die berühmte Ligue von Cambrai, 1529 ein Frieden zwischen Karl V. und Franz I. geschlossen, 1724 ein Friedenskongreß zwischen Karl VI. und Philipp V. eröffnet und von 1815 bis 1818 war hier das Hauptquartier Wellingtons und der Occupationsarmee. Hier sind der Anatom Bourdon, der Geschichtschreiber Monstrelet, der Architekt Frear und der Bildhauer Balth. Marsi geboren. (*Hassel.*)

CAMBRAI (Cameracum). (Kirchl. Geogr.) Ein altes Bisthum, gegründet in Camaracum, einer Stadt der gallischen Nervier, welche zuerst auf der Peutinger'schen

Tafel unsicher erscheint [1]) und deutlicher in den Itinerarien [2]), wie in der Provinzialeintheilung Galliens aus dem Zeitalter Honorius [3]), und diese mit ihrem Kreise begreifend; dem Oberhirten von Rheims unterworfen. Die ältesten Ereignisse des bischöflichen Stuhls, seine Inhaber, sind, wie überall, dunkel, zweifelhaft. Als des Frankenfürsten Clogio's erste feste Beute, auf welche sich die weitern Eroberungen dieses Volkes in Belgien stützten, und von wo aus sie geleitet wurden, als langjähriger Sitz von Königen begünstigt, daher ansehnlicher geblieben oder geworden, als die übrigen Bezirksstädte umher, fand Chlodovaus Lehrer im Christenthum, der heilige Vedastus (seit etwa 500 Bischof der Atrebaten [Arras]) diesen Ort, als sein Schüler denselben (um 510) dem eigentlichen Königshause schändlich entrissen, annehmlich, um seinen bischöflichen Hof dahin zu verlegen. Doch bildeten, wie es scheint, Cambrai und Arras fortwährend zwei, wenn gleich unter Einem Hirten vereinigte, sonst geschiedene Kirchen [4]), so daß also S. Vedast als Stifter, oder Erneuerer Cambrai's anzusehen ist. Diese Verhältnisse, vielleicht nie recht genau bestimt, mögen sich dann zum Nachtheil Arras immer mehr verdunkelt, und dieses um allen Schatten von Selbstständigkeit gebracht haben, bis Papst Urban II. im Jahr 1092 bei einem Streit über die Wahl eines seinem Kaiser Heinrich IV. gegen den Stuhl von Rom anhängenden Bischofs (Walther) vorwendend, Rheims die ursprüngliche Zahl von 12 Suffraganen zurückzugeben, das Band löste [5]), und aus den beiden Cambrai'schen Archidiakonaten Arras und Osterbant [6]) abermals ein eigenes Bisthum Arras herstellte. Paschal II. bestätigte und befestigte diese Verfügungen 1102 [7]).

Der Sprengel Cambrai's begriff seitdem eine Landschaft, welche im Mittag (hier den Bezirken von Noyon und Laon benachbart) die Wasserscheide zwischen Schelde und Oise mit Somme begränzte, im Abend, einen kleinen Strich von Arras abgerechnet, die Schelde selbst, bis zu ihrem Ausfluß.— Antwerpen war eines der Archidiakonate — immer von der Diöcese Dornik's (Tournai) begleitet, die sogar bei dieser Stadt mit einem kleinen Bezirk auf das östliche Ufer trat. Im Norden war wieder die Wasserscheide des Scheldegebietes (die Neethe) und der Maas. Die Trennungslinie gegen Lüttich — Tournhout cambrai'sch — wie gegen Morgen. Postel, Löwen, Niville (?), Lobbes gehörten zu Lüttich, etwas oberhalb des letztern Ortes wurde die ganze Sambre überschritten, und dann zwischen deren und dem Flußgebiet der Maas die Scheide bis zu den dunkeln Wäldern der Ardennen heraufgezogen. Diese herrlichen Landschaften Hennegau's, Flanderns und Brabants waren in 6 Archidiakonate vertheilt, die von Cambrai, Hennegau, Valenciennes, Brabant, Brüssel, Antwerpen, deren Besitzer Carpentier aufzählt (1. 439 ff.). Die vier ersten blieben bis zur Revolution, und ihre Vorsteher wurden (seit 1776) vom Erzbischof ernant.

Denn Papst Paul IV. änderte 1559 (von Pius IV. 1560 zur Ausführung gebracht) abermals diesen Bestand, den nördlichen Theil für das neue Erzbisthum Mecheln abschneidend [8]); dafür aber Cambrai ebenfalls zu einem Erzbisthum erhöhend, dem er Arras, S. Omer (Theil des alten Bisthums von Artois, Terouenne, welches die feindliche Politik Spaniens und Frankreichs zerstückelte), Dornik, Namur unterwarf, die ersten drei, wie das neue Hochpriesterthum selbst, von Rheims abtrennte — mit dessen Widerspruch, der jedoch ohne alle weitere Folgen blieb, als daß Ludwig XIV. eine Abtei zu den erzbischöflichen Tafeleinkünften schlug — das letztere aus Lüttich'schen Abkreisungen gebildet. Eine glänzende, aber ungenügende Entschädigung für den Verlust von 2200 Pfarreien aus dem eigenen Sprengel, dem nicht volle 600 blieben!

Das Konkordat vom 10. Sept. und die Diöcesbestimmung vom 29. Nov. 1801 stellten die durch die Revolution gänzlich zerstörten Verhältnisse nicht wieder her. Nicht nur wurden die neuen Bisthümer Dornik und Namur unter das Erzbisthum Mecheln gegeben, auch die ganze Diöcese Cambrai's, so weit sie in den Niederlanden Östreichs belegen gewesen war, die Departements Jemappe und Dyle, jenes an Dornik, dieses an Mecheln überlassen, ging verloren. Ein neuer Stuhl wurde zwar zu Cambrai aufgerichtet, aber nur ein bischöflicher und dieser unter das Erzbisthum Paris gestellt, ihm nur das Departement du Nord ausgeloset, also nur der altfranzösische Theil der Diöcese, vergrößert mit Stükken von Dornik und St. Omer. Die spätern Veränderungen sind noch nicht vollendet, aber jener niederländische Theil der Diöcese für immer verloren [9]).

Politisch gehörte die bischöfliche Kathedrale wol zu Neustrien, wenn gleich der größte Theil des Sprengels in Austrasien lag [10]); seit 843 beides zu Lothars Reich, dann 870 zu Karls Loos [11]), endlich zu Teutschland, aber wie alle westlichen Gränzlande mit schwankender Hoheit, bis sie als Theil des burgundischen Kreises wieder eine förmliche Zubehörung bildete. Die Eroberungssucht Ludwigs XIV. entzog sie und das Herzogthum dem spanischen Hause und dem heiligen römischen Reiche 1677 und ließ diese Eroberung durch den Frieden von Nim-

---

1) Sect. I. B. ed. *Scheyb.* Monach. zeigt den Namen verwischt; wie im Text angegeben, las (oder ergänzte) *Velser.* 2) Bei *Bouquet* Recueil. I 107. 3) Nach *Sirmond* Concil. Gall. *Bouquet.* I. 123, nach Thuan'schen Handschr. das. II. S. 5. 4) Gemäß den Nachrichten der Gallia christiana T. III. S. 3. und 321. der neuen Ausgabe. 5) Die Verhandlungen finden sich bei *Baluze* Miscell. T. V. p. 237. der ersten und T. II. p. 127. der neuen Ausgabe, womit zu vergleichen ist d'*Acherius* spicileg. I. 539. III. 123. der ersten, und III. 420. der neuen Ausgabe. 6) Bullen vom 23. Mai 1093. bei d'*Acherius* III. 123. 1. A. u. III. 425. 2. A. so wie 24. Mai dess. J. *Baluze* V. 263—265 und II. 133. 7) Vom 15. April. d'*Acherius* III. 125 ff. 1. Ausg., u. III. 436. 2. A. Man darf diese Trennung nicht übersehen, wenn von Ereignissen die Rede ist, welche derselben vergängig sind, und welche in den Cambrai'schen Sprengel gesetzt werden, wie der Ort Strum in pago (dioecesi) Cambracensi 881 im Chron. Lobiense bei *Würdtwein* nova Subs. 13. 181. Dieser Ort liegt aber nördlich von Arras und gehörte also seit 1093 zu diesem Bisthum.

8) *Miraeus* Opp. 1, 472. 2, 1350. 3, 467. Gallia Christiana T. 3. instrum. S. 9. ed. nov. 9) Hennegau und ein kleiner Theil von Südbrabant nach der jetzigen Eintheilung; das Königreich der Niederlande hat bekantlich noch kein Konkordat abgeschlossen. 10) S. den Artikel: Cambrai-Gau. 11) *Bouquet* VII. 110.

wegen 1679 bestätigen [12]) Der Bischof von Cambrai, seit 1007 auch Herr der Grafschaft dieses Namens durch die Gunst Heinrichs II., war als solcher Fürst des teutschen Reichs [13]). Max I. erhob ihn 1510 zum Herzog und sein Gebiet zum Herzogthum [14]). Er hieß daher in der letztern Zeit, auch während der französischen Hoheit: duc de Cambrai; prince du S. Empire, comte de Cambresis. Seine landeshoheitlichen Berechtigungen (droits de souveraineté) bestimmten die lettres patentes von 1773. In der langen Reihe dieser Bischöfe glänzt vor allen, der weise Fenelon [15]). (*Delius.*)

CAMBRAY, das Bisthum. (Geschichte). Schon auf dem Concilium zu Sardica, 317, erschien Superior, episcopus Nerviorum. Weil es jedoch ungewiß, ob er nach Cambray, oder nach Bavay gehört, so verehrt U. L. F. Kirche zu Cambray, als ihren Gründer, den H. Diogenes, einen Griechen, den der Papst Siricius, um das J. 390, als ersten Bischof von Arras und Cambray eingesetzt haben soll. Er wurde im J. 406 durch streifende Vandalen getödtet. 2) Ihm folgte, nach langer Zwischenzeit, der H. Vedastus (Vaast), welchen die Kritiker als den ersten Bischof von Arras und Cambray betrachten. Er starb 539; sein Andenken wird den 6. Februar gefeiert. 3) Dominik, sein Nachfolger, † um 552, verlegte den bischöflichen Sitz von Arras nach Cambray. 4) Wedulfus, † 575 oder 580. 5) St. Gaugericus (Géry). † 619; ihm ist der 11. August geheiligt. 6) Berthoald, † 627. 7) St. Ablebert, † 633. 8) St. Albert, † 668. Die Abtei St. Aubert, zu Cambray, verehrte ihn als ihren Patron; sein Andenken wird den 13. Decbr. begangen. 9) St. Vindicianus (11. März) † 705. 10) St. Hildebert oder Emebert (24. Junius) der H. H. Gudula und Pharaildes Bruder, des Herzogs Pipin Neffe, † 715. 11) Hunold, † 717. 12) St. Radulphus (9. Mai), Abt von St. Vaast zu Arras, † 728. 13) Treuward, † 750. 14) Gunfried, des H. Märtyrers Arnulph Sohn, † 763. 15) Alberich, † 790. 16) Hildoward, † 816. 17) Halitgar, † 829. 18) St. Theoderich, † 862. 19) St. Johannes, erwählt 865, † 879. 20) St. Ruthard, † 886. 21) Dodilo. † 904. 22) Stephan, † 934. 23) Fulbert, † 956. 24) Berengar, Kaiser Otto's I. Anverwandter, † 957. 25) Ingelram I, † 960. 26) Ansbert, † 965. 27) Wibaldus, † im nämlichen Jahre 965. 28) Theudo, Propst zu St. Severin, in Köln, † 976. 29) Ruthard II. † 995. 30) Erlewin, † 1012. Ihm hat Kaiser Heinrich II., die Grafschaft Cambray geschenkt. 31) Gerhard I. von Florennes, † 1049. 32) St. Liedbert, stiftete die Abtei zum H. Grabe in Cambray, † 1076. 33) Gerhard II., St. Liedberts Neffe, † 1092. 34) Manasses, erwählt 1093 von dem größern Theile des Kapitels, während die andere Partei den Archidiakon Galcherus als Bischof ausrief. Manasses behielt die Oberhand, jedoch wurde während des Zwistes die seit 500 Jahren mit Cambray vereinigte Kirche von Arras davon getrent, und zu einem unabhängigen Bisthum erhoben. Manasses wurde endlich, nach 1105, nach Soissons versetzt, in Cambray folgte ihm sein vormaliger Nebenbuhler, der Archidiakon 35) Galcherus. Der Anhänglichkeit an den Kaiser verdankte er das Bisthum, er setzte sie auch als Bischof fort: darum wurde er durch das Concilium von Clermont, 1095, abgesetzt. Er behauptete sich jedoch, von Heinrich IV. unterstützt, bis zum J. 1105. 36) Odo, Abt von St. Martin zu Tournay, erwählt auf dem Concilium von Rheims, 1106, † 1113, im Geruche der Heiligkeit. 37) Burkard, geweihet 1115, † 1133. 38) Liedhard, des Kaisers Lothar Kapellan, wurde 1138 vom Papst Innocentius II. des Bisthums entsetzt. 39) Nicolaus Clares erbauete die heutige Domkirche, und starb 1167. 40) Peter I., des Grafen von Flandern, Theoderichs von Elsaß, Sohn, resignirt 1170, um die Gräfin Mathilde von Nevers zu heirathen. 41) Robert von Dovia, Propst zu St. Donat, in Brügge, zu St. Amatus, in Douay, zu St. Peter, in Aire und zu St. Omer, des Grafen Philipp von Flandern Kanzler, erhielt das Bisthum 1171, und wurde im J. 1174, ohne die bischöfliche Weihe empfangen zu haben, zu Condé, auf Jakobs von Avesnes und Condé Geheiß, ermordet. 42) Adelhard, oder Alard, † 1177. 43) Roger von Wavrin, † 1191, im Lager vor Ptolemais. 44) Johann II. von Antoing † 1196. 45) Nicolaus II. von Roeux, † 1198. 46) Hugo von Oisy, abgesetzt im nämlichen J. 1198. 47) Peter II. von Corbeil, ernant 1199, erhält bald darauf das Erzbisthum Sens, und stirbt 1222. 48) Johann III. von Bethune, Bischof ao. 1200, † 1219. 49) Gottfried von Fontaines, † 1238. 50) Guyard, von Laon, † 1248. 51) Nicolaus III. von Fontaines, † 1275. 52) Ingelram II. von Crequy, Bischof 1276, wurde 1292 Bischof zu Terouanne. 53) Wilhelm I. von Avesnes, des Grafen Johann von Hennegau Bruder, † 1296, auf einer Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande. 54) Guido I. von Collemieu; Papst Clemens V. versetzte ihn 1306, als Erzbischof nach Salerno. 55) Philipp von Marigny, erhielt 1309 das Erzbisthum Sens. 56) Peter III. von Levis, früher Bischof von Maguelone, wurde 1324 nach Bayeux versetzt. 57) Guido II. von Boulogne, früher Bischof zu Tournay, † 1330. 58) Wilhelm II. von Auxonne, des Grafen Ludwig von Flandern Kanzler, wurde 1344 nach Autun versetzt. 59) Guido III. von Levis, aus dem Hause Ventadour, 1348 nach Vabres versetzt. 60) Johann IV. Lanson, † 1349. 61) Peter IV. von André, früher Bischof zu Noyon und Clermont, † 1368. 62) Robert II., Graf von Genf, zuerst Domherr zu Paris, Bischof von Terouanne 1368, von Cambray, auch Kardinal, 1371 Papst, unter dem Namen Clemens VII., im J. 1378. 63) Gerhard III. von Dainville, früher Bischof zu Arras und Terouanne, † 1378. 64) Johann V. t'Serclaes, † 1389. 65) Andreas von Luxenburg, † 1396. 66) Peter V. von Ailly, Domherr und Archidiakon zu Cambray, Doctor der Universi-

12) Art. XI. 13) Urk. Friedrichs II. v. 1215. 14) Gallia christ. III. instrum. S. 7. 15) Quellen: *Jean le Carpentier* histoire des pays bas ou de Cambray et du Cambresis. Vol. 1 et 2. à Leide 1664. (auch 1668) 4. Man wirft ihm Verfälschungen vor, und gegen ihn ist deßhalb hauptsächlich gerichtet: (*Dupont*) Histoire de Cambray im Almanach ecclesiastique — de Cambray. Das. 1759. 1760. 1762. 1765. 1767. Gallia christiana T. III. S. 1 ff. ed. nov. — Die Karte von Sanson: Nervii — dioecèse de Cambray 1666, gibt nur den Zustand nach der Zerstückelung; die im Tom. III. der Gallia christ. ist unzureichend, da sie die ganze spätere Provinz begreift; ob: Carte géométrique du dioccèse de Cambray par *Villaret* 1769. 4 feuilles, hieher gehört, ließ sich nicht ermitteln.

tät Paris, Groß-Almosenier von Frankreich, Kardinal, auch Verweser der Bisthümer Lavaur, Orange und le Puy. Als einer der gelehrtesten Prälaten des Conciliums von Constanz, erwarb er sich wesentliche Verdienste um die Beendigung der großen Kirchentrennung. Er starb zu Avignon, als Martins V. Legat, nachdem er früher das Bisthum Cambray resignirt, den 8. August 1419. Weil er dem Antipapst Clemens VII., der Theil seiner Diöcese aber, der in Brabant gelegen, dem Papst Urban VIII. und dessen Nachfolger Gregor XII. angehangen, wurde dieser Theil, so lange das Schisma währte, in geistlicher Hinsicht durch den Bischof von Lüttich, Johann von Bayern, der sich auch Verweser des Stiftes Cambray nannte, regirt. 67) Johann VI. von Gavre, erw. 1414, † 1438. 68) Johann VII. von Burgund, des Herzogs Johann des Unerschrockenen von Burgund natürlicher Sohn, † 1479. 69) Heinrich von Berghes, Abt von St. Denis, bei Mons, und Kanzler des Ordens vom goldenen Vließe, erw. 1480, † 1502. 70) Jakob von Croy, (Franz von Bußleyden, Erzbischof von Besançon, Dompropst zu Lüttich, Propst zu St. Donat in Brügge, und Dechant zu U. L. F. in Antwerpen, endlich auch, 1502, Kardinal und Bischof von Cambray, wird nicht mitgezählt, weil er im nämlichen Jahr 1502 verstorben), Dompropst zu Lüttich und Arras, Dechant zu U. L. F. in St. Omer, wurde 1504 vom Papste zum Bischof von Cambray ernant, obgleich das Kapitel den Franz von Melun erwählt hatte, für den sich auch die Stadt erklärte. Der Kampf der Parteien dauerte bis zum J. 1509: jetzt endlich zwang Kaiser Maximilian die Stadt, dem von Croy ihre Thore zu eröffnen, und ihn als ihren Bischof anzuerkennen, nebenbei legte Maximilian den Grund zu seiner Nachkommen Herrschaft über Cambray. Um jedoch den Bischof in etwas für den Verlust wirklicher Rechte zu entschädigen, ernannte er ihn, am 28. Junius 1510, zum Herzoge von Cambray und Fürsten des H. R. R., Eigenschaften, welche seinen Nachfolgern geblieben sind. Jakob starb 1516. 71) Wilhelm III. von Croy, des vorigen Neffe, erw. 1516, war auch Abt von Affligem, Erzbischof von Toledo, Kardinal, und Kanzler von Castilien, und starb, nur 23 Jahr alt, den 6. Jan. 1521, zu Worms, an den Folgen eines Pferdesturzes. 72) Robert III. von Croy, Propst zu St. Gertrud in Nivelle, und zu U. L. F. in St. Omer, wurde durch seines Bruders Resignation Bischof zu Cambray 1519, und starb den 31. August 1556. Dreizehn Jahr früher, 1543, hatte Karl V. die Citadelle in Cambray erbauen lassen; der Bischof, bisher ein unabhängiger Fürst, wurde nun, wenn auch nicht dem Rechte, doch der That nach, ein Vasall der Niederlande; in der Stadt blieben ihm nur noch die Wage, die Mühlen u. dgl. 73) Maximilian von Berghes verdankte das Bisthum der Freundschaft des Kardinals von Granvelle, denn das Kapitel hatte dem Bischof Robert bereits einen Coadjutor, den Robert von Brederode, zur Seite gestellt. Am 22. Mai 1562 wurde er zum Erzbischofe von Cambray ernant, die Kirche von Cambray, bisher unter dem Erzbisthum Rheims, zu einer erzbischöflichen Kirche erhoben, und dem neuen Erzbisthum die Bisthümer Arras, Namur, St. Omer und Tournay unterworfen. Maximilian starb 1573. 74) Ludwig von Berlaimont, Domherr zu Lüttich, und Propst zu Ste. Waudru in Mons, verwaltete zugleich das Bisthum Tournay, publicirte 1574 das Landrecht von Cambray und Cambresis, und starb 1596. 75) Johann Sarrazin, früher Abt zu St. Vaast in Arras, empfing die erzbischöfliche Weihe den 15. Decbr. 1596, und starb 1598. 76) Wilhelm von Berghes, Domdechant zu Lüttich, sodann Bischof zu Antwerpen, endlich 1601, Erzbischof von Cambray, † 1609. 77) Johann Richardot, Bischof zu Arras, Erzbischof 1609, † 1614. 78) Franz von Buisseret, Bischof von Namur, 1602, Erzbischof 1614, † 1615. 79) Heinrich Franz van der Burch, Bischof von Gent 1612, Erzbischof 1616, † 23. Mai 1644. 80) Joseph von Bergaigne, Bischof von Herzogenbusch 1637, Erzbischof 1646, † 24. Okt. 1647 auf dem Kongresse zu Münster, dem er als des Königs von Spanien Gesandter beigewohnt hatte. 81) Kaspar Nemius, Bischof von Antwerpen 1634, Erzbischof von Cambray 1649, † 1667. 82) Ladislaus Jonart, Bischof von St. Omer 1660, Erzbischof 1671, † 1674. 83) Jakob Theodor von Brias, Bischof von St. Omer 1672, Erzbischof 1675, † 1694. 84) Franz von Salignac de la Mothe-Fénelon, empfing die erzbischöfliche Weihe den 10. Julius 1695, und starb den 7. Jänner 1715, alt 63 Jahre. Wem könnte der Verfasser des Telemach, der liebenswürdige, geistreiche, in der strengsten Erfüllung aller Pflichten musterhafte Fénelon unbekant seyn! — Jakob von Etrées, Abt von Préaux, Evron und St. Claude, wurde am 1. Jänner 1716 zum Erzbischof von Cambray ernant, er starb aber den 3. März 1718, ohne die Weihe empfangen zu haben. 85) Joseph Emanuel von la Tremouille-Noirmoûtier, Kardinal, Bischof von Bayeux, Abt von St. Amand, St. Etienne zu Caen, u. s. w.. Erzbischof den 4. März 1718, starb zu Rom, den 10. Jänner 1720, ohne jemals residirt zu haben. 86) Wilhelm du Bois, königl. französischer Statsrath, und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Abt von St. Bertin zu St. Omer, von Bourgueuil, St. Just, Airvault, Nogent, Wynorbergen rc., Erzbischof von Cambray 1720, Kardinal 1721, erster Statsminister von Frankreich 1722, † 10. August 1723. Ein größeres Scandal, wie das der Ernennung seines Präceptors zum Erzbischofe hatte der Herzog von Orleans in seinem ganzen, scandalosen Leben, kaum noch gegeben. 87) Karl von St. Albin, Abt von St. Ouen zu Rouen, und von St. Evroult, Prior von St. Martin-des-champs zu Paris, Bischof von Laon 1722, wurde zum Erzbischof von Cambray ernant 17. Okt. 1723, † 9. Mai 1764. 88) Leopold Karl v. Choiseul, nahm Besitz 3. August 1764, † 11. Sept. 1774. 89) Heinrich Maria Bernardin de Rosset de Fleury, nahm Besitz 19. Mai 1775, † 22. Jänner 1781. 90) Ferdinand Maximilian Meriadec, Prinz von Rohan-Guemenée, Dompropst zu Strasburg, nahm Besitz 2. Mai 1781, und muß beim Ausbruche der Revolution sein Erzstift verlassen; er beschließt die Reihe der gefürsteten Erzbischöfe von Cambray.

Das alte Bisthum Cambray war von sehr großem Umfange, indem, vor Errichtung des Erzbisthums Mecheln, der Bisthümer Antwerpen, Brügge, Gent, Herzogenbusch, Namur und Roermonde, beinahe sämtliche, demselben zugelegte Kirchen, seinem Sprengel unterworfen

waren. Es enthielt derselbe in sechs Archidiakonaten, Cambresis, oder major, Brabant, Hennegau, Valenciennes, Antwerpen und Brüssel, 18 Decanate, 1757 Pfarrkirchen, 2783 Kapellen, 700 Hospitäler, u. s. w. Seit dem J. 1562 gehörten zu dem Erzbisthum nur noch vier Archidiakonate, Cambresis, Brabant, Hennegau und Valenciennes, 598 Pfarr- und 96 Succursalkirchen, 14 Benediktiner-, 7 Cisterzienser-, 8 Augustiner- und 3 Prämonstratenserabteien, selbst ein Theil der bischöflichen Stadt Tournay, samt 8 Kirchspielen von Tournaisis. Nördlich gränzte die Diöcese mit denen von Brügge und Tournay, südlich mit Noyon und Laon, östlich mit Rheims, Lüttich und Namur, westlich mit Arras und Amiens. Das Kapitel bestand aus 45 Domherren, worunter 10 Graduirte, deren Präbenden durch die Wahl vergeben wurden, 3 nämlich an Edelleute der Diöcese, 3 an Doctoren oder Licentiaten der Theologie, 3 an Doctoren der Rechte, eine an einen Arzt. Auch der Domdechant wurde gewählt. Die übrigen Präbenden vergaben Papst und Erzbischof, jeder in seinen Monaten, ausgenommen noch die 6 Syndikal-Präbenden, über welche das Kapitel frei verfügte. Zu dem Chor gehörten auch 53 Vicarien. Eine Domherrenpfründe mochte jährlich 3000 Livr. ertragen. Des Erzbischofs Einkommen betrug an 180,000 Livr., seine Taxe am römischen Hof 6000 Gulden. Der erzbischöfliche Lehenhof, le bailliage, oder la cour du palais, übte eine besondere Gerichtsbarkeit, welcher des Erzbischofs Hofmeister, Marschall, Kämmerer, Mundschenk, Oberjägermeister, und andere Beamte vom ersten Range (in allem 24), die 12 Pairien des Erzstiftes, Rumilly, Cauroy, Marcoin, Cantaing, Cuvilers, Enne, Bousies, Premont, Audencourt, Blargny, Niergny und Montrecourt, die Baronie Crevecoeur u. s. w. unterlagen. In der Reichsmatrikel von 1521 ist der Bischof von Cambray mit einem Anschlage von 22 Mann zu Roß und 82 zu Fuß, stärker also, wie Paderborn, bedacht. Den regensburger Reichstag von 1613 besuchte noch Johann Richardot Nr. 77., seine Nachfolger scheinen die unfruchtbare Ehre aufgegeben zu haben. Auch das Münzrecht übten die Bischöfe: eine Kupfermünze von Ludwig v. Berlaimont Nr. 74, Silbermünzen von Johann, von Ingelram II. Nr. 52, von Wilhelm I. Nr. 53, von Guido von Levis, Nr. 59, von Heinrich von Berges, Nr. 69, und von Maximilian von Berges, Nr. 73 u. s. w., sind in Appels Münzen und Medaillen, Bd. 1. S. 161, drei Goldgülden von Max. de Berghes in Köhlers Ducatencabinet, 4te Abtheilung, S. 463, beschrieben. Appels Verzeichniß der Bischöfe ist unter aller Kritik. *(v. Stramberg.)*

CAMBRAI-GAU (Cameracensis pagus). (Mittl. Geogr.). Ein kleiner Gau Niederlothringens, an Frankreich gränzend, um die Quellen der Schelde, die Gegend bei der Stadt Cambrai begreifend, das spätere Cambresis (s. nachher). Im Osten war er vom Fanomartis (famars) Gau, im Norden von dem bis zum Hauptstrom der Schelde sich herabziehenden Osterbant begränzt, im Westen von Arrasgau. K. Heinrich II. gab die Grafschaft Cambrai dem Stift 1007[1]), welches darauf seine weltliche Herrschaft, die zuletzt ein teutsches Herzogthum bildete (s. den Art. Cambrai Bisthum), gegründet hat. Ursprünglich gehörte er zu Neustrien, als westlich vom Kohlenwalde belegen [2]); in der nicht ausgeführten Theilung der drei jüngern Söhne Ludwig des Frommen 835. komt er als Theil Ludwig des Teutschen vor [3]), in der Übereinkunft von 843 aber wird die Grafschaft Cambrai [4]) Lothar mit zugewiesen, wie es die politischen und kirchlichen Verhältnisse foderten, da die Kathedrale so wenig von dem übrigen Sprengel, als die Quellen der Gewässer von dem Strom getrent werden sollen; 870 fiel er in Karls Loos [5]) (Karte von Lothringen). *(Delius.)*

CAMBRESIS, kleine Landschaft des alten Frankreichs, südlich von der Picardie, westlich von Artois, nördlich von Flandern, östlich von Hennegau begränzt, fruchtbar und sorgfältig angebauet, wird von der Schelde und ihren Nebenflüssen, auch in der südöstlichsten Spitze von der Sambre bewässert. Das Ländchen, von Alters her berühmt durch seinen Flachsbau und seine Leinwand (Kammertuch), zählte auf 30 □Lieues 101 Kirchspiele und 7144 Feuerstellen, und hatte eigene Landstände, aus der Geistlichkeit, dem Adel und der Stadt Cambray bestehend. Zu der Geistlichkeit gehörten der Erzbischof, und das Domkapitel von Cambray, die Kollegiatstifter St. Gery, St. Croix und Walincourt, und die Abteien St. Sépulcre, S. Aubert, S. André, Vaucelles und Cantimpré. Die Summe aller Abgaben betrug über 600,000 Livr. Das Ländchen wurde, seit dem Anfange des 11. Jahrh., von den Bischöfen von Cambray, als Reichsvasallen, regirt, kam, von 1509 an, allmälig unter die Botmäßigkeit der Beherrscher der Niederlande, durch den Nimweger Frieden an Frankreich, und bildet gegenwärtig, samt einigen inclavirten Gemeinden, den Bezirk von Cambray des Norddepartements. *(v. Stramberg.)*

CAMBRIA, 1) eine Grafschaft im nordamerikanischen State Pennsylvania, eine Terrasse der Alleghanen, wo mehre Zuflüsse der Susquehannah entstehen, hatte 1820 erst 3287 Einw. und zum Hauptorte Ebersburg.— 2) Ein Ortschaft in der Neuyork. Grafsch. Niagara an der Niagara, wo diese den berühmten Fall macht, mit 1465 Einw. und den 3 Dörfern Lewiston, Manchester und Fort Niagara. *(Hassel.)*

CAMBRIDGE, 1) Shire im Königreich England. Sie erstreckt sich im Binnenlande von 17° 15′ bis 18° 6′ östl. L. und von 52° 3′ bis 52° 41′ nördl. Br., gränzt im NW. an Lincoln, im NO. an Norfolk, im O. an Suffolk, im SO. an Essex, im S. an Hertford, im W. an Huntington und Northamton, und bedeckt ein Areal von 39,°° □Meilen, nach dem Edinb. Gaz., von 437,040 Akres, wovon ¼ Pflugland, ¼ Wiese oder Weide und ¼ Morast oder Wüste. Keine Provinz von England bietet ein so einförmiges und langweiliges Panoram dar; das Ganze ist nur eine an einander stoßende Fläche. Den nördlichen

1) *Miraeus* Opp. I. 148. Gallia Christ. III. instr. S. 1. und anderw. — Comitatum chameracensem in proprium donavimus, — ut habeant potestatem — comitem eligendi, bannos habendi etc. 2) S. Artikel Carbonaria, und die Anm. 3 aufgeführten Stellen, besonders Chron. Metens. II. 682. bei Bouquet II. 678. 3) Bouquet VI. 414. unter der fehlerhaften Form Canalacensis. 4) Annal. Bertin. das. VII. 62. 5) Das. VII. 110.

Theil macht die von der Ouse, Nine und deren Kanälen gebildete Insel Ely, wovon ein Theil die Bedford-Ebene ausmacht um die eigentlich nur ein Morast, der zwar durch Eindeichung in Marsch verwandelt ist, aber doch so niedrig liegt, daß die auf den Horsten angelegten Wohnplätze wie Inseln im Meere schwimmen; im SO. sieht man eine ungeheure Sandhaide, durch welche die Hügel von Gogmagog ziehen; im SW. setzt diese Ebene fort, aber der Sand verliert sich und ein fruchtbarer Lehm tritt an dessen Stelle. Die Ouse betritt im O. von S. Ives die Provinz und geht bei Welney nach Norfolk über; sie empfängt hier den Nen oder die Nine, den Cam mit der Granta und das Wasser der unzähligen Kanäle und Abzugsgräben, wodurch die Insel Ely trocken gelegt ist, und wovon einige, wie der Mortons Leam von Peterborough bis Wisbeach, befahren werden. Unter den Teichen sind das Whitlesey- und Sohammeer die beträchtlichsten. Das Klima ist äußerst feucht, und im N. wegen der Ausdünstungen der Gewässer nicht gesund, im S. dem von ganz England ähnlich. Die Viehzucht macht den Hauptnahrungszweig aus; man mästet eine große Menge Ochsen, und bereitet viele Butter und Käse, wovon die besten aus Cottenham kommen. In den Haiden hat man Bienen- und Schafzucht; auf den Lehmäckern des SO. werden Gerste, Garten- und Hülsenfrüchte, Rübsamen, Safran und Obst gezogen; doch hat man große Zufuhren an Korn nöthig; da überdies beträchtliche Malzereien vorhanden sind. Zu den Manufakturprovinzen gehört Cambridge nicht; außer einigen Papiermühlen, Brauerei und Brennerei hat man gar keine Art von Industrie, und alles, was man ausführt, beruhet auf Vieh, Butter, Käse, andern Viehprodukten und etwas Safran; die Volksmenge belief sich 1821 auf 121,909 Individuen, worunter 60,301 männl. und 61,608 weibl. Geschlechts, in 25,603 Familien; 1811 sind 101,000 in 21,022 Familien gezählt, wovon 12,831 bei der Landwirthschaft, 5303 bei Gewerben und Handel und 2888 auf andre Art beschäftigt waren. Man findet 1 City, 1 Borough, 8 andre Marktflecken, 163 Kirchspiele und 16,451 Häuser. Cambridge hat einige römische Alterthümer, da eine Römerstraße durch den SW. führte, auch sieht man noch Überreste von den Wällen und Graben, die unter der Heptarchie zur Abhaltung der Einfälle der Merciaer vorgerichtet waren; so den Flems-, den Brent-, den Seven-Mile und den Devils Dike. Die Provinz gehört zum größern Theile unter die Diöcese von Ely, und nur einige Kirchspiele unter die von Norwich; sie wählt 6 Mitglieder in das Unterhaus, stellt 480 Mann zur Nationalmiliz und wird in 15 Hundreds abgetheilt. — 2) Ein Borough und der Hauptort der vorgedachten Shire. Er liegt unter 52° 12′ 36″ Br. und 17° 44′ 15″ L. am Cam, worüber Brücken führen, in dem bessern südwestlichen Theile der Provinz; sein Inneres zeigt eine Masse unordentlich zusammengebauter Häuser in engen schmuzigen Straßen, worunter die trumpington street die belebteste ist. Man zählt 14 Kirchen, wovon S. Marys die geräumigste und schönste, S. Sepulchre aber nach dem Modelle der Grabkirche zu Jerusalem gebauet ist, 4 Bethäuser der Dissenters, 1 Bethaus der Quäker, 1 Synagoge, 1 Grafschafts- und 1 Stadthaus, 1 Krankenhaus, das seit 1766 vorgerichtet ist und 700 Kranke aufnehmen kann, 1 Gefängniß, 1773 Häuser und 1821. 14,142 Einw., worunter zwar die gewöhnlichen Handwerker, aber keine Fabrikanten anzutreffen sind; etwas Krämerei, Handel mit Öl, Korn und Eisen; Wochenmärkte an jedem Tage, ein größerer am Sonnabende, und jährlich der Stourbridge-Markt bei der Stadt, wo eine große Menge Volk zusammen strömt. Alles nährt sich durch und von der zweiten Universität Englands, die zwar schon 630 von Sigbert, König der Ostangeln errichtet seyn soll, ihre älteste Stiftungsurkunde aber erst aus der Regirung Heinrichs III. von 1229 nachweisen kann, ob es gleich wahrscheinlich ist, daß sie schon früher als Unterrichtsanstalt bestanden habe. Sie ist wie die Oxforder Universität organisirt; ihr Senat besteht aus 1 Kanzler, 1 Obersteward, 1 Vicekanzler und 2 Räthen. Ihre 17 Kollegien und Hallen sind: a) S. Peter, gestiftet 1284; b) Clare 1326 mit 1 Kapelle. c) Pembroke 1343. d) Corpus Christi 1356 mit einer Bibliothek, die viele alte Handschriften enthält; e) Trinity 1350; f) Gonvile und Cajus 1348 und 1357; g) Kings 1441, ein prachtvolles Gebäude mit einer der schönsten Kapellen in Europa, deren Glasmalerei vorzüglich geschätzt ist; h) Queens 1448; i) Catherine 1475; k) Jesus 1496, vorher ein Mönchskloster; l) Christus 1506; m) S. Johns 1509, das geräumigste unter allen diesen Kollegien; n) Maria Magdalena 1542; o) Trinity 1540 mit einer Bibliothek von 30,000 bis 40,000 Bänden, die in Hinsicht der alten Drucke, Handschriften und Kupferwerke keiner in England nachsteht; das Lokal, worin sie steht, ist von Wren aufgeführt, 200′ lang, 40′ breit und 38′ hoch. p) Emanuel 1584, nur für Theologen bestimt; q) Sidney Sussex 1593, und r) Downing 1807, dessen Einrichtung von den übrigen abweicht. Bei allen diesen Kollegien waren 17 Masters, 406 Fellows und 666 Scholaren (Meister, Gesellen und Schüler), und außerdem lehrten hier 1810. 17 Professoren, und waren männliche Universitätsverwandte 814. Das Senathaus ist seit 1722 von Portlandsteinen aufgeführt; die Hörsäle nehmen 3 Seiten eines schmalen Hofs ein und sind von 1442 bis 1470 vorgerichtet; in ihrem Lokal steht die öffentliche Universitätsbibliothek mit der Naturaliensamlung des Dr. Woodward und der Clarkschen Antikensamlung, die Bibliothek mag etwa 120,000 Nummern zählen; eine zweite öffentliche Bibliothek ist die Fitz Williamsche von 60,000 Bänden, womit ein prächtiges Kupferstichkabinet und eine auserlesene Gemäldegalerie verbunden ist. Außerdem sind auch ein botanischer Garten mit Pflanzenhause, ein chemisches Laboratorium, ein Mineralienkabinet und ein anatomisches Theater vorhanden. Die Universität sendet 2 Deput. zum Unterhause, eben so viele die Stadt, die zu den ältesten des Reichs gehört und schon eine Römerstation war. Ihre Geschichte hat nichts Ausgezeichnetes; in frühern Zeiten ist sie häufig durch Feuersbrünste verheert. *(Hassel.)*

CAMBRIDGE, 1) Hauptstadt der Pennsylvania Grafsch. Middlesex. Sie liegt (Br. 42° 23′ 38″ L. 306° 27′) am Charles, Boston gegenüber, mit welcher Stadt sie durch eine lange prachtvolle Brücke, so wie durch eine andere mit Charlestown verbunden ist, hat 150 Häuser, 1 Rathhaus, 1 Statenarsenal und 2323 Einw. Ihre

größte Merkwürdigkeit ist indeß das Harvardscollege, die berühmteste Universität der ganzen Union, die schon 1638 gestiftet und nach Art aller nordamerikanischen, welche die britischen zum Muster genommen haben, eingerichtet ist. 1819 hatte sie außer dem Präsidenten 20 Professoren, 2 Tutoren, 2 Sprachmeister, 4 Prorektoren, 1 Rektor und 383 Studenten; von 1638 bis 1818 waren auf derselben 4442 Studenten eingeschrieben. Mit ihr steht eine lateinische Schule in Verbindung. Ihre vornehmsten Hilfsanstalten sind eine 25,000 Bände starke Bibliothek, 1 physik. und chemisch. Apparat, 1 Mineralienkabinet, 1 anatomisches Theater und 1 botanischer Garten; zu einer Sternwarte war 1822 der Grundstein gelegt.— 2) Der Hauptort der Maryland Grafsch. Dorchester an der Mündung des Choptank in die Chesapeakbai, hat 2 Kirchen, 1 Akademie, 50 Häus. und etwa 300 Einw. (*Hassel.*)

CAMBRIDGE (Richard Owen), Esq., ein Rechtsgelehrter, geb. zu London den 14. Februar 1714, besuchte das Kollegium zu Eton, die Universität zu Oxford und das Lincoln-Kollegium zu London und starb d. 17. Sept. 1802. Er machte sich zuerst als Dichter bekant durch die burleske Poesie: The scribleriad, an heroic poem. Oxf. 1742. 8.; 1751. 4., die gute Talente verräth, aber zu gelehrt ist und für viele Leser zu wenig Interesse hat, um allgemein gefallen zu können. Seine prosaische Erzählung (the Fakeer, a tale, 1756. 4.) ist ebenfalls nicht ohne Verdienst, so wie seine in Dodsley's Collection of poems abgedruckten Gedichte. Historischen Werth hat seine aus guten Quellen geschöpfte, aber nicht ganz unparteiische Geschichte des Krieges in Ostindien: Account of the war in India, between the english and french on the coast of Coromandel from the year 1750—1760. Lond. 1761. 4. Traduit de l'Angl. par M*** (Eidous). Amst. (eigentl. Paris) 1766. Vol. II. 12. Über die innern politischen Verhältnisse gibt er schätzbare Aufschlüsse. Eine vollständige Samlung seiner Werke gab sein Sohn, George Owen Cambridge, heraus: Works. Lond. 1803. 4. Der Vater beschäftigte sich auch viel mit der Hydraulik und erfand unter andern eine Doppelbarke, die sehr gut segelt, und eine schwere Ladung trägt *). (*Baur.*)

CAMBRILS (17° 42′ L. 41° 17′), Villa in der span. Prov. Catalonien, Vegeria de Tarragona, am Meere, mit 400 Häusern, 1500 Einw., 1 Kirche, 1 Kloster, 1 Hospital, Wein- und Wollhandel, und einem kleinem Hafen. — Doch ist der Strand gefährlich. (*Stein.*)

CAMBRY (Jacques), aus l'Orient in Bretagne, geb. 1749, anfangs ein Geistlicher, dann Erzieher und darauf durch eine reiche Heirath in den Stand gesetzt, seiner Neigung zu wissenschaftlichen Forschungen ungestört zu folgen. Er machte 1787 eine Reise nach England, war 1795 Präsident des Distrikts Quimperlé, im Departement Finistère, 1799 Administrator des Departements von Paris, und darauf Präfect des Departements der Oise, bis er diese Stelle niederlegte. Er starb den 31. Dec. 1807 zu Cachart bei Paris. Er war der erste Präsident der, hauptsächlich auf seinen Betrieb entstandenen, celtischen Akademie, und eines der thätigsten Mitglieder derselben. Seine Monumens celtiques ou récherches sur le culte des pierres, précédées d'une notice sur les Celtes et les Druides, et suivies d'étymologies celtiques. 1805. 8. (gemeinschaftlich mit Eloi Johanneau). Notice sur l'agriculture des Celtes et des Gaulois. Par. 1806. 8. und einige andere, auf diese Gegenstände sich beziehende Schriften und Abhandlungen, enthalten manche schätzbare Untersuchungen, aber auch Beweise von etymologischen Vorurtheilen. Viel Neues und auf sorgfältige Forschungen Gegründetes, über vorher ziemlich unbekannte Distrikte enthalten seine Voyage dans le Finistère, ou état de ce département en 1794 et 1795. Par. 1797. Vol. III. 8. mit einer Karte und Kupfern, (im Auszuge ins Teutsche übers. von Ch. A. Fischer, Leipz. 1803. 8.) und noch mehr seine Description du département de l'Oise. 1803. Vol. II. 8. und einem Atlas in fol. Seine Contes et proverbes avec une notice sur les Troubadours. 1784. in 18. hat Ch. F. Schütze zu Leipzig 1791. in 8. ins Teutsche übersetzt. Unter seinen übrigen Schriften bemerken wir noch: Essai sur la vie et les tableaux du Poussin. 1783; 1799. 8. Voyage pittoresque en Suisse et en Italie. 1800. Vol. II. 8. und Manuel interprète de correspondance, ou vocabulaires polyglottes, alphabét. et numériques en tableaux pour le Français, l'Italien, l'Espagnol, l'Allemand, l'Anglais, le Hollandais et le Celte Breton. 1805. in 6 Blättern 4. †). (*Baur.*)

CAMBUCUNUM, Stadt im Distrikt Tanjore der brit. Prov. Karnatik auf Dekan. Sie liegt Br. 10° 59′ L. 96° 54′ an einem Arme des Cavery, war einst die Hauptstadt der alten Hindudynastie Chola und ist jetzt der Sitz eines Zillahcourts, enthält viele Pagoden und wird meistens von Braminen bewohnt. Ein heiliger Teich soll die Kraft haben, von allen geistlichen und körperlichen Übeln zu befreien, daher häufige Wallfahrten dahin geschehen. (*Hassel.*)

CAMDEN (Cambden), 1) Grafsch. in dem nordamerikanischen State Georgia an der Gränze von Florida, 1820 mit 4342 Einw., worunter 2464 Sklaven; der Hauptort heißt Jefferson. — 2) Grafsch. im nordamer. State Nordcarolina am Albemarlesunde, 1820 mit 6347 Einw., worunter 1906 Sklaven; der Hauptort Jonesborough. — 3) Hauptort des Südcarolinadistrikts Kershaw am Wateri, der oberhalb des Orts seine Fälle macht; regelmäßig gebauet mit 4 Kirchen, 1 Akademie, 200 Häus. und 1200 Einw., die mit Tabak und Baumwolle handeln. Der Fluß trägt bis an seine Fälle Schiffe von 70 Tonnen. Hier fielen 1780 einige lebhafte Gefechte zwischen den Briten u. Nordamerikanern vor, vgl. Campden. (*Hassel.*)

CAMDEN, Cambden, Camdenus (William), ein berühmter Alterthums- und Geschichtforscher, geboren zu London den 2. Mai 1551, Sohn eines armen Malers, den er schon in seiner Kindheit verlor, daher er in einem Waisenhause erzogen wurde. Seine Talente er-

*) Sein Leben bei seinen Werken. Reuß gel. England, Biogr. univ. T. VI. (von Barbier d. j.)

†) Ersch gel. Frankr. Biogr. univ. T. VI. (von Bruchet). Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 2. Abth. 574.

warben ihm Gönner, durch deren Unterstützung er fünf Jahre zu Oxford studirte, worauf er 1575 Conrector, 1593 aber Rector der Westminsterschule in London wurde. Eine Präbende, die ihm 1588 der Bischof von Salisbury verlieh, und die Stelle eines Wapenkönigs, welche ihm die Königin Elisabeth 1597 ertheilte, verschafften ihm Mittel und Muße, sich ungestört literarischen Arbeiten zu widmen. Die angesehensten Männer der Nation ehrten und zeichneten ihn aus, nicht nur als Gelehrten, sondern auch wegen seiner hohen sittlichen Vorzüge, und als er am 9. November 1623 zu Chiselhurst in Kentshire unverheirathet starb, wurde sein Leichnam mit großem Gepränge in der Westminsterabtei beigesetzt, wo man ihm, neben Casaubon und Chaucer, ein marmornes Denkmal errichtete. Auch die Universität zu Oxford, auf der er ein Jahr vor seinem Tode ein historisches Lehramt gestiftet hatte, ehrt ihn als ihren Wohlthäter, und noch jetzt blüht sein Name als eines um die Erforschung der Alterthümer und Geschichte seines Vaterlandes sehr verdienten Gelehrten. Alles, was er in dieser Beziehung schrieb, empfiehlt sich durch einen Forschungsgeist, den keine Schwierigkeit zu ermüden vermochte, durch diplomatische Genauigkeit in Darstellung des Erforschten, durch Ordnung und Klarheit, und einen dem Gegenstande angemessenen einfachen Vortrag. Sein Hauptwerk, und gleichsam die Aufgabe seines Lebens, war eine chorographische Beschreibung Großbritanniens, die oft gedruckt und durch Zusätze vermehrt, eine Quelle wurde, aus der bis auf unsere Zeiten alle Geschichtschreiber Englands schöpften. Um Alles an Ort und Stelle zu erforschen, unternahm er alljährlich mehre Reisen, ließ keine Gegend Englands unbesucht, spürte allen Denkmälern aus der Vergangenheit nach, durchsuchte alle Archive, verglich die Beschreibungen der Alten mit der gegenwärtigen Verfassung, und zwar Alles so genau und erschöpfend, daß man ihn den englischen Varro, Strabo und Pausanias nannte [1]). Sein, im Fache der Chorographie Epoche machendes Werk erschien unter dem Titel: Britannia, sive florentissimorum regnorum Angliae, Scotiae, Hiberniae et insularum adjacentium ex intima antiquitate chorographica descriptio. Lond. 1586. 8. öfter, mit vielen Zusätzen und gleichsam ein neues Werk, am besten Lond. 1607. fol. mit Kpf. und Karten. Englisch von Edm. Gibson. Lond. 1695. fol., öfter, am besten: Britannia, translated and continued to the present time, by R. Gough. New edit. enlarged. Lond. 1806. Vol. IV. fol. mit Kpf. u. Karten [2]). Als ein Anhang dazu ist zu betrachten sein Werk unter dem Titel: Remarks of a greater work concerning Britain. Lond. 1605. 4.; ed. VII. Ib. 1674. 8. Aufgemuntert von dem Lord Schatzmeister Cecil schrieb er seine Annales rerum Anglicarum et Hibernicarum regnante Elisabetha (bis 1589). Lond. 1615 — 1627. Vol. II. fol. T. I. Frf. 1616. T. II. Lugd. Bat. 1625; 1639. 8. Amst. 1677. 8. e Smithiano cod. eruit et ed. Th. Hearne. Oxon. 1717. Vol. III. 8. (höchst selten; gehört zu den Hearne'schen Ausgaben englischer Historiker 64 Bdn.). Franz. von Belligert, Paris 1627. 4. Engl. Lond. 1625. 4.; 3te Ausg. Ebend. 1675 fol.; ein sehr nützliches und genaues, aber nicht unparteiisches Werk. Dem Geschichtforscher schätzbar, und besonders in England sehr gesucht, sind seine übrigen Schriften: Anglica, Normannica, Cambrica a veteribus scripta: plerique nunc primum in lucem editi. Frf. 1602; 1603. fol. Reges, reginae, nobiles etc. in ecclesia, b. Petri Westmonasterii sepulti, usque ad annum 1506, cum eorum epitaphiis et ejusdem ecclesiae fundatione. Lond. 1606. 4., auch in *H. Keep* monument. Westmonaster. Ib. 1682. 8. Elogia Anglorum. Lond. 1653. 8. De ratione et methodo legendi historias. ib. 1623. Vermischte historisch-antiquarische Abhandlungen, zum Theil gesammelt von Th. Hearne, einige lateinische Gedichte, und eine sehr reichhaltige Briefsamlung: Camdeni et illustr. virorum ad eum epistolae. Acced. annal. regni Jacobi I. et comment. de antiquit. comitis Marescalli Angliae. Lond. 1691. 4. (mit Camd. Bildniß). Die Institutio grammaticae graecae, welche er zuerst in London 1597. 8. drucken ließ, war lange in den englischen Schulen eingeführt [3]). (*Baur.*)

CAMELAE, wahrscheinlich Gameliae (Γαμηλίαι) Nymphen, welchen die römischen Jungfrauen vor ihrer Vermälung Opfer brachten. Fest. h. v. (*Ricklefs.*)

CAMELINA Crantz., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Kreuzblumen und der 15ten Linné'schen Klasse, die sich durch ein umgekehrt eiförmiges Schötchen auszeichnet, dessen Klappen etwas bauchig sind, und, indem sie sich lösen, einen Theil des stehen bleibenden Pistills mitnehmen. Zu dieser Gattung gehört der gemeine Dotter C. *sativa* Crantz. oder Myagrum sativum *L.* Noch drei andere Arten sind in meinem syst. 2. p. 879. aufgeführt. (*Sprengel.*)

CAMELLIA, eine Pflanzen-Gattung, welche mit Thea eine eigene Gruppe, der Camellieen bildet und zur

---

1) Dieß bezieht sich vornehmlich auf seine Beschreibung der Alterthümer Englands, denn bei Schottland und Irland, wohin er nicht selbst kam, mußte er fremden Auctoritäten folgen. Daher das Distichon:

> Perlustras Anglos oculis, Camdene, duobus,
> Uno oculo Scotos, caecus Hibernigenas.

2) Das lateinische Original, aber sehr verfälscht, steht auch im 4ten Theile des zu Amsterdam 1659 gedruckten Jansonschen Atlas. Ein lateinischer Auszug, von Regnero Vitellio Zirizäo erschien ebendas. 1639. 12. Die Nachrichten, welche Schottland betreffen, gab James Dalrymple mit Zusätzen, unter dem Titel heraus: Description of Scotland. Edinb. 1695. 8.

3) Deogr. Whear (der erste, welcher das von Camden gestiftete historische Lehramt bekleidete) Parentatio hist. manibus Camdenianis oblata. Oxon. 1628; Lond. 1704. 4. auch in *Batesii* vitis select. viror. Lond. 1681. 4. und nebst vielen andern in der nach Camdens Tode veranstalteten Samlung: Camdeni insignia. 1624. 4. *Witten* memor. Philos. Dec. II. 130. Sein Leben bei seinen Briefen von Th. Smith, und bei der engl. Übers. der Britannia von Gibson. Mém. litér. de la Grande Bretagne. T. XI. 239. Saml. merkw. Lebensbeschr. aus der britt. Biogr. 3. Th. 750. *Bayle* Dict. (sehr ausführlich). *Crenii* animadv. phil. P. VIII. 62. XII. 211. XVI. 46. Mém. de Niceron T. XXIII. 83. nach der teutschen Übers. 21. Th. 282. *Freytag* adpar. liter. T. I. 349. *Clement* bibl. cur. T. VI. 106. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 367. Eberts bibliograph. Lex. Biogr. univ. T. VI. (von Suard).

16. Linné'schen Klasse gehört. Der Charakter besteht in dem geschuppten Kelch und der 3fächerigen, 3samigen Kapsel. Die bekanteste Art ist: C. *japonica*, mit lederartigen, scharf gesägten Blättern, wird wegen ihrer sehr schönen, weißen oder rothen, auch bunten Blumen als Zierpflanze sehr geschätzt. Sie wächst in Japan wild. Ein zweite Art: C. *sasanqua* Thunb., könnte auch zu Thea gezogen werden, und ist in China allgemein ein Gegenstand des nützlichsten Anbaues, weil man theils die Blumen unter den Thee mischt, um den angenehmen Geruch zu verstärken, theils die Früchte zum Auspressen eines sehr schmackhaften Öls benutzt. (*Sprengel.*)

CAMELOPARDALIS (Zoologie). Giraffe. Eine sehr deutlich charakterisirte Gattung aus der Ordnung der Wiederkäuer, die eine eigne Abtheilung derselben bilden kann, wozu sie auch Illiger unter dem Namen Devexa (Abschüssige) erhebt. Die wichtigsten Kenzeichen sind: 1) kurze einfache, bleibende, beständig mit einem Hautüberzuge bekleidete, beiden Geschlechtern zukommende Hörner, die anfangs auf Verlängerungen des Stirnbeins sitzen, mit denen sie später völlig verwachsen; 2) außerordentliche Länge des Halses; 3) beträchtliche Höhe der vordern Gliedmaßen im Vergleich zu den hintern, wodurch der Rücken sehr schief wird; 4) Mangel an Thränengruben; 5) Hervorragung der ungespaltnen Oberlippe über die Unterlippe; 6) Anwesenheit einer niedrigen, aber die ganze Länge des Halses einnehmenden Mähne, von Schwielen am Brustbein und dem Ellenbogen- und Kniegelenk; 7) Mangel der Nebenhufe.

Höchst wahrscheinlich gibt es nur eine Art, Camelopardalis giraffa, die in den Wüsten Afrika's lebt. Sie ist das höchste Thier, indem sie bis auf 18 Fuß Höhe erreicht. Vor den Hörnern, die höchstens einen Fuß Länge erhalten, befindet sich eine einfache, aber ansehnliche, rundliche Erhabenheit am Stirnbein, die mit einem dritten Horne einige Ähnlichkeit hat. Das Fell ist kahl und gefleckt, indem sich auf einem grauweißen Grunde nahestehende, große, graubraune Flecken befinden; der Schwanz mit einem Haarbüschel geendigt. Sie sind äußerst sanft und leben in kleinen Herden von 5—12. Auf eine eigenthümliche Weise gehen sie gewöhnlich im Paß. Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen und trägt angeblich ein Jahr, gewöhnlich nur ein Junges. (*F. Meckel.*)

CAMELUS (Zoologie). Kameel. Die Kameele, welche man neuerlich (s. Th. VI. 277.) in zwei Gattungen Camelus und Auchenia zerfällt hat, bilden mit Moschus die Abtheilung der ungehörnten Wiederkäuer und verbinden diese Ordnung mit der der Einhufer. Illiger nimt in seine Familie Tylopoda (Schwielensohler) blos die beiden ersten Gattungen auf. Sowol Camelus als Auchenia haben nicht nur oben, die ersten auch unten starke Hundszähne, sondern auch zwei spitze Zähne im Zwischenkiefer und stehen schon hiedurch den Einhufern am nächsten. Beide haben auch nur sechs untere Schneidezähne. Sie besitzen nur fünf große Backzähne in jeder Kieferhälfte, außerdem aber weit vor ihnen, näher an den Hundszähnen einen, diesen ganz ähnlichen, nur kleinern Zahn, der sich bei den eigentlichen Kameelen in beiden Kiefern, bei Auchenia nur in dem obern findet. Mit den Einhufern kommen sie auch 1) durch die Verschmelzung der beiden Unterkieferhälften zu einem Knochen und 2) die Trennung des Backen- und Würfelbeins in der Fußwurzel, die bei den übrigen Wiederkäuern verbunden sind, überein. Außerdem macht die Anordnung der untern Gelenkflächen ihrer Mittelfuß- und Mittelhandknochen einen sehr auffallenden Übergang von den Einhufern zu den Wiederkäuern [1]). Den Pachydermen nähern sie sich andrerseits durch die Kleinheit und symmetrische Gestalt der Hufe. Die Thränengruben fehlen. Ihr Hals ist sehr lang und dünn, die Oberlippe dick und gespalten. Alle haben wenigstens an der Brust und den Knien starke angeborne Schwielen, und wolliges Haar, das sie in der Mauserzeit ganz verlieren. Beiden Gattungen scheint auch ein eigenthümlicher, ansehnlicher Knochen in der mittlern Sehne des Zwerchfells zuzukommen, den Jäger beim Dromedar und Vicunna [2]), Leuckart einmal [3]) und ich dreimal bei dem erstern, ich einmal beim Trampelthier fanden.

Die eigentlichen Kameele unterscheiden sich von den Auchenien, 1) durch die Anwesenheit von Fettbuckeln, mit denen die beträchtliche seitliche Ausbreitung und Spaltung der Dornen mehrer hintern Rücken- und der ersten Lendenwirbel zusammen hängt; 2) die durch eine breite Sohle bewirkte, bis fast an die Spitze reichende Vereinigung der Zehen; 3) Anwesenheit von Schwielen an Brust, Ellenbogen, Knieen, Hand- und Fußwurzel; 4) Mehrzahl der Brüste, indem sie 4—5, die Auchenien nur zwei besitzen. Außerdem sind sie weit größer und gehören in der That zu den größten Thieren. Sie leben blos in der alten Welt, vorzüglich in sandigen Gegenden und sind durch ihre Schnelligkeit, Ausdauer und die Fähigkeit, lange zu dursten, welche sie wenigstens großentheils vielen und ansehnlichen Zellen im ersten Magen verdanken, bekant. Im Ganzen sind sie sanft, werden aber zur Brunstzeit äußerst wild. Zugleich sondert eine hinter dem Ohre liegende Drüse eine dicke, schwärzliche, übelriechende Feuchtigkeit ab, der Speichel wird in reichlicherer Menge gebildet und aus dem Munde wird wenigstens beim männlichen Dromedar von Zeit zu Zeit der sehr große weiche Gaumen, in Gestalt einer rothen, mit Luft gefüllten Blase hervorgetrieben [4]). Sie begatten sich auf die gewöhnliche Weise, harnen aber nach hinten. Das Weibchen wirft gewöhnlich nur ein Junges und ist ein Jahr lang trächtig. Sie werden ungefähr 40 Jahr alt. Es gibt zwei Arten: Camelus bactrianus, das zweibucklige oder das Trampelthier und C. dromedarius, das einbucklige Kameel. Das erstere ist größer und stärker, hat einen längern Hals, dickere Beine, und eine braune Farbe, und bewohnt nur das

1) S. hierüber Meckel über den im Skelet ausgesprochnen Übergang von den Wiederkäuern, durch die Kameele zu den Einhufern. Dessen Archiv f. die Physiol. Bd. VIII. S. 1 ff. 2) Ebds. Bd. V. 114. 3) Ebds. Bd. VIII. 441. 4) *Savi* Memoria sulla così detta vescica che i Dromedari emettono dalla bocca. Pisa. 1824. Savi redet zwar vom Zapfen; indessen finde ich diesen weder bei C. Bactrianus noch Dromedarius vorhanden, und zwischen beiden keinen Unterschied in der Bildung, so daß ich die Richtigkeit der Angabe, daß beim ersten das Gaumensegel nicht vorgeworfen werde, bezweifle.

mittlere Asien. Das viel weiter verbreitete Dromedar findet sich vorzüglich in Arabien und dem nördlichen Afrika. Beide begatten sich, bringen aber im Allgemeinen unfruchtbare Bastarde hervor. (*F. Meckel.*)

Camera, s. Camese.

Camera obscura, s. Kammer.

CAMERARIA *), eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Contorten, in der 5. Linné'schen Klasse, die sich durch trichterförmige Corolle, Antheren, die an der Spitze borstig sind und durch dreilappige Balgfrüchte, nebst häutig geränderten Samen auszeichnet. Es sind 3 bis 4 Arten bekant, die zwischen den Wendekreisen wachsen und in meinem syst. veg. 1. p. 641. aufgeführt sind. (*Sprengel.*)

CAMERARIUS (Joachim), einer der ausgezeichnetsten, und um die Beförderung der Wissenschaften verdientesten Männer des 16. Jahrhunderts, war zu Bamberg [1]) am 12. April 1500 geboren. Nach einigen Nachrichten gehörte seine Familie dem Ritterstande an, und stammte aus Kärnthen, wo sie ursprünglich den Geschlechtsnamen Liebhard führte; bis Konrad Liebhard, um die Mitte des 13. Jahrh., seinen Wohnsitz nach Franken verlegt und von dem Bischof zu Bamberg das Kämmereramt erhalten hatte, wovon er den Namen Kammermeister oder Camerarius annahm, den seine Nachkommen erblich fortführten. — Joachims Vater, Joh. Camerarius, ein Mann von großem Ansehen und Vermögen, gab seinem Sohne eine ausgezeichnete Erziehung, und dieser ging schon im 15. Jahre seiner Alters auf die Universität Leipzig, wo M. Georg Helt von Forchheim, ein eben so einsichtsvoller als rechtschaffener und mit den Wissenschaften vertrauter Mann, sein erster Lehrer und zugleich sein nächster Führer und vertrauter Freund wurde. Die Studienjahre unsers Camerarius fielen in eine Zeit, wo in Teutschland die alte Literatur und die schönen Wissenschaften von Neuem aufblühten. In Leipzig war zwar die Mehrzahl der Professoren noch dem alten System ergeben, und gegen die neuen Erscheinungen im Reiche der Gelehrsamkeit heftig eingenommen; doch konnten sie das Eindringen des Lichtes bei den jüngeren Lehrern nicht ganz verhindern; auch Camerarius wurde durch seinen Freund Helt zu diesen neu aufgethanen Schätzen hingeführt, und fühlte sich davon so angezogen, daß er die alte Literatur zu seiner vornehmsten Beschäftigung erwählte, obgleich sein ausgezeichnetes Genie nicht zuließ, daß er sich auf dieses Studium ausschließlich beschränkte. Damals hielt sich ein berühmter Engländer, Richard Crocus, in Leipzig auf, der in dieser Gegend zuerst, und besser als irgend einer seiner Zeitgenossen, die griechische Sprache lehrte. C. bediente sich seines Unterrichts, und machte in Kurzem so große Fortschritte, daß er nicht selten, wenn Crocus durch Krankheit verhindert war, seine Lehrstunden abzuwarten, an seiner Stelle in der Erklärung der griechischen Auctoren fortfuhr. Als Crocus Leipzig verließ, und Peter Mosellanus das Lehramt der griechischen Sprache übernahm, bildete sich Camerarius unter diesem noch weiter aus. Da die griechischen Auctoren damals in Teutschland noch zu den größten Seltenheiten gehörten, so schrieb Camerarius mehre derselben zu seinem Gebrauche eigenhändig ab; und als er zum Besitz der ersten Aldinischen Ausgabe des Herodot gelangt war, glaubte er, daran den kostbarsten Schatz zu besitzen, den er einst, als er bei einem Tumulte seine Wohnung eilig verlassen mußte, vor allem andern zu retten suchte. — Da Helt sowol mit Luther als mit andern ausgezeichneten Gelehrten der damaligen Zeit vertraute Bekantschaft unterhielt, so ließ Camerarius auch diesen günstigen Umstand für seine Geistesbildung nicht unbenutzt. Als die beiden berühmten und für die Literatur so thätigen Männer, Euricius Cordus und Eoban Hesse, die damals in Erfurt lebten, einst auf einer Reise nach Leipzig kamen, lernte Cam., der sie schon lange, ihrem Rufe nach, geachtet hatte, sie bei Helt persönlich kennen, und wurde so für sie eingenommen, daß er ihnen bald darauf (1518) nach Erfurt folgte. Ungeachtet er dies vornehmlich in der Absicht that, seine eignen Kentnisse noch zu erweitern, so fand er doch bald Gelegenheit, selbst als Lehrer aufzutreten; denn kaum hatte man erfahren, daß er ein Schüler des berühmten Crocus sey, als eine Menge wißbegieriger Jünglinge sich um ihn sammelte, um sich von ihm in der griechischen Literatur unterrichten zu lassen. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, gleichzeitig auch noch die Vorlesungen anderer Lehrer zu besuchen, unter denen sich vornehmlich Adam Crato (nachmaliger Professor der Theologie zu Marburg) befand, der ihm jedoch mehr Freund als Lehrer war, so wie er auch mit Eoban Hesse und andern talentvollen Männern hier eine lebenslängliche Freundschaft schloß. Erfurt war damals ein wahrer Sammelplatz ausgezeichneter Männer; das freiere gesellige Leben, und die rege wissenschaftliche Thätigkeit, die dort herrschte, hatte für Camerarius so viel Anziehendes, daß er zu bleiben geneigt war. Er nahm daher, zu Anfange des J. 1521, die Magisterwürde an, und bald darauf wurde er, ungeachtet seines noch jugendlichen Alters, als Professor der griechischen Sprache bei der Universität angestellt. Doch die Unruhen, welche bald nachher die Universität zerrütteten, und eine Pest, welche zugleich ausbrach, bewogen ihn, noch in demselben Jahre, sich nach Wittenberg zu wenden. Hier schloß er sich vorzüglich an Melanchthon an, benutzte jedoch, nach Luthers Rückkehr von der Wartburg, auch dessen Unterricht noch; denn schon in Erfurt hatte er für Luthers Lehre, nach dem Beispiele der meisten seiner dortigen Freunde, sich öffentlich bekant. Auch mit Erasmus, den man damals gleichsam als den Vater der Gelehrsamkeit verehrte, war er schon zu Erfurt in Verbindung gekommen; doch machte er 1524, ausdrücklich um ihn persönlich kennen zu lernen, eine Reise nach Basel. Von da begab er sich, wie es scheint, wieder nach Erfurt, doch nur auf kurze Zeit, weil 1525 der Bauernaufruhr ihn wieder zur Entfernung bewog. Er machte jetzt eine Reise nach Preußen, und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück; aber bald (im Frühjahr 1526) zog ihn ein ehrenvoller Ruf nach Nürn-

*) Vgl. den zweiten Art. Camerarius.

1) Ich widerrufe bei dieser Gelegenheit einen Irrthum, den ich in einer frühern lateinischen Abhandlung begangen habe, wo ich Pabenberg (wie Camerarius seine Vaterstadt schreibt) von Bamberg unterscheiden zu müssen glaubte. (*E.*)

berg an das dort neu errichtete Gymnasium (auf Melanchthons Empfehlung) als Lehrer der Geschichte und griechischen Sprache. Diesen Ruf nahm er um so lieber an, da sein Freund Eoban Hesse, Rector derselben Schule wurde. Nürnberg war damals, sowol durch seinen Reichthum, als durch die großen Gelehrten und Künstler, die sich hier zusammengefunden hatten, eine der ausgezeichnetsten Städte Teutschlands, und Camerarius lebte hier in einer nützlichen, ehrenvoll anerkannten Geschäftigkeit, und im Umgange eines Wilibald Pirkheimer, Albrecht Dürer, u. A. neun Jahre. In Auftrag des Rathes zu Nürnberg reiste er 1530 zu dem berühmten Reichstage nach Augsburg, wo er zugleich seinen Freund Melanchthon, in den schweren und wichtigen Arbeiten, welche dieser auf sich genommen hatte, kräftig unterstützte, und einer der letzten war, welche den Reichstag verließen. Von Nürnberg berief ihn (1535) Herzog Ulrich von Wirtemberg auf die Universität Tübingen. Diese aus ihrem damaligen Verfalle wieder empor zu bringen, trug Camerarius wesentlich bei; doch litt hier seine Gesundheit, und er nahm daher um so lieber den Ruf an, den er 1541, vom Herzog Heinrich von Sachsen, auf die Universität Leipzig erhielt. Hier waren seine Verdienste vielseitig; denn nicht nur das Studium der alten Literatur, das seit dem Tode des Mosellanus in Leipzig fast ganz wieder in Verfall gerathen war, wurde durch ihn kräftig emporgehoben, und zu einer Blüthe gebracht, wie sie nicht nur Leipzig vorher noch nie gekant, sondern auch keine andere der damaligen Universitäten (außer Wittenberg, unter Melanchthon) aufzuweisen hatte; sondern er wirkte auch sehr lebhaft und wohlthätig zur Beförderung und Befestigung der Reformation, zu einer besseren und freieren Gestaltung des Universitäts-Unterrichts überhaupt, und zur Verbesserung des Schulwesens in Sachsen, und verbreitete, durch seine vortrefflichen Ausgaben griechischer Auctoren, über Leipzig auch im Auslande einen neuen Glanz. Herzog Moritz, der in demselben Jahre zur Regirung gelangte, als Camerarius nach Leipzig kam, bediente sich vorzüglich seines Rathes bei der Errichtung der sogenannten Fürstenschulen und bei manchen Verbesserungen, die auf der Universität Leipzig gemacht wurden, und schätzte ihn so hoch, daß er ihm eine, für die damalige Zeit außerordentliche, Besoldung von 2000 Gulden gab, und ihm überdies 1545 gänzliche Befreiung von der Tranksteuer bewilligte. Das glückliche und ehrenvolle Leben in Leipzig, wurde jedoch schon im folgenden Jahre (1546) durch den schmalkaldischen Krieg gestört, indem er bei der Belagerung von Leipzig großen Verlust erlitt. Er entfernte sich jetzt auf einige Zeit, begab sich zuerst nach Merseburg zu dem gelehrten Fürsten Georg von Anhalt, der vormals bei Helt in Leipzig sein Mitschüler gewesen war, und dann zu seinen Verwandten nach Bamberg und Nürnberg; doch kehrte er schon 1547 nach Leipzig zurück, und arbeitete mit Eifer und Erfolg für die Aufrechthaltung der Universität in den damaligen stürmischen Zeiten. Außer seiner unermüdlichen, literarischen Thätigkeit ward er auch öfters zur Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, besonders in Religionssachen, veranlaßt, indem er 1555 dem Reichstage zu Augsburg, und nachher verschiedenen Religionsgesprächen beiwohnte. Übrigens behielt er, einige Reisen abgerechnet, seinen Wohnsitz in Leipzig bis ans Ende seines Lebens, und schlug verschiedene Anerbietungen nach andern Orten aus. Selbst Kaiser Maximilian II., der ihn 1568 nach Wien kommen ließ, um sich vorzüglich über einen Plan zur Religionsvereinigung mit ihm zu unterreden, machte ihm vergebens den Antrag, als einer der ersten kaiserlichen Räthe in Wien zu bleiben; Cam. entschuldigte sich mit seinem Alter, und kehrte nach Leipzig zurück. — Im höhern Alter fielen ihm noch die beträchtlichen Güter seines älteren Bruders Hieronymus Camerarius (gewesenen kurpfälzischen Kanzlers) zu, dessen beide Söhne kinderlos gestorben waren. — Nachdem Camerarius die meisten seiner alten Freunde um Vieles überlebt, auch einige Kinder durch den Tod verloren hatte, starb ihm 1573 seine Gattin (eine geborne Truchseß von Gnürsberg, mit der er sich 1527 zu Nürnberg verheirathet hatte), und er selbst überlebte diesen Verlust nicht lange, denn er starb am 17. April 1574, und merkwürdig genug fiel sein Begräbniß (d. 19. April) auf denselben Tag, an welchem vor 50 Jahren Mosellanus, und vor 14 Jahren Melanchthon gestorben war. Er hinterließ 5 Söhne, die sämtlich zu bedeutenden Stellen gelangten.

Für die allgemeinere wissenschaftliche Bildung, und besonders für die philologischen Wissenschaften, ist ohne Zweifel in Teutschland, nächst Melanchthon, Camerarius der verdienteste Mann des ganzen 16. Jahrh. Niemand hatte vor ihm die alte Literatur gleichzeitig so allgemein aufgefaßt und so tief durchdrungen; Niemand in der Bearbeitung der Klassiker eine so genaue Kritik des Textes mit gründlicher und geschmackvoller Erklärung, so weit es nur irgend das damalige Zeitalter zuließ, vereinigt; Niemand sich gleichzeitig so tiefe Sprachkentnisse mit so ausgebreiteten Sachkentnissen zu eigen gemacht; denn es ist fast keine Wissenschaft zu nennen, in welcher Camerarius ganz fremd gewesen wäre, wenn er auch in Ansehung seiner eignen Arbeiten sich vorzugsweise der alten Literatur widmete. Genie und Studium, Gedächtniß und Urtheilskraft, hatten sich dazu bei ihm ausgezeichnet glücklich vereinigt; besonders rühmen auch seine gleichzeitigen Freunde, daß die Güte seines Herzens der Größe seines Verstandes gleich kam, und daß er durch seinen Charakter eben so liebenswürdig, als durch seine Kentnisse achtungswerth war. — Vornehmlich kann Camerarius für den eigentlichen Begründer des Studiums der griechischen Literatur in Teutschland gelten; denn was Andere vor ihm in diesem Fache geleistet hatten, ist gegen seine Unternehmungen als bloße Vorarbeit zu betrachten. In den ersten Jahren hatte er sich mit der griechischen Literatur so vorzugsweise beschäftigt, daß er den lateinischen Styl darüber fast vernachlässigte, und man will daher in seinen frühern Schriften eine etwas harte und gezwungene Schreibart finden; doch holte er dies, durch ein eifriges Studium der Schriften Cicero's, so glücklich nach, daß seine spätern Schriften, besonders seine Biographien, als Muster in ihrer Art gelten können. — Die Anzahl seiner Schriften beläuft sich weit über hundert, und da ihre vollständige Aufzählung deshalb zu viel Raum einnehmen würde, so müssen wir uns begnügen, nur einige der wic

tigsten auszuzeichnen. Hieher gehören zuerst seine, für sein Zeitalter so vortrefflichen, und noch jetzt geschätzten und gesuchten Ausgaben griechischer Klassiker, als des Homer, Sophokles, Theokrit und der gnomischen Dichter, ferner des Herodot, Thukydides, Theophrast, Ptolemäus, Theon, und einiger griechischen Kirchenväter. Um diese Auctoren machte er sich sowol durch sorgfältige Kritik, als auch zum Theil durch Bekantmachung der alten griechischen Scholien zu denselben, verdient. Unter seinen Übersetzungen griechischer Auctoren ist die lateinische Bearbeitung der äsopischen Fabeln am bekantesten geworden. Seine Lieblingsbeschäftigung machten offenbar die griechischen Dichter und Geschichtschreiber aus; doch blieb ihm auch die altgriechische Philosophie keineswegs fremd, vielmehr erwarb er sich auch um diese wesentliche Verdienste, wie denn seine Ausgabe der decem praedicamenta Archytae etc. (Lips. 1564.) für die Geschichte der Philosophie von nicht geringer Wichtigkeit ist. — Unter seinen Ausgaben lateinischer Klassiker verdienen vorzüglich die des Cicero und Macrobius genant zu werden, wiewol er sich auch um den Virgil, Plautus und Terenz Verdienste erworben hat. — Seine eignen Schriften zeugen von seiner seltnen Fertigkeit in beiden Sprachen; wenigstens hat es ihm an Fertigkeit in griechischen Gedichten keiner unter seinen Zeitgenossen in Teutschland gleich gethan, und auch seine lateinischen Gedichte wurden sehr geschätzt, wiewol er selbst den griechischen den Vorzug gab. Unter andern hat er mehre seiner Reisen in lateinischen Versen sehr interessant beschrieben, die Nic. Reusner in sein Hodoeporicon (Basil. 1580) aufgenommen hat. — Seine Reden, unter denen die Trauerrede auf den Tod des Kurfürsten Moritz obenan steht, können als Muster echter, klassischer Beredsamkeit gelten, und seine Briefe empfehlen sich nicht nur von Seiten des Styls, sondern enthalten auch, bei seinen ausgebreiteten Verbindungen, höchst schätzbare Beiträge zur Kirchen- und Gelehrtengeschichte der damaligen Zeit. Für die Kirchengeschichte ist außerdem seine Historica narratio de fratrum orthodoxorum ecclesiis in Bohemia, Moravia et Polonia etc. sehr interessant, die erst lange nach seinem Tode (Heidelberg. 1605.) aus der Handschrift herausgegeben wurde. Den ersten Rang unter seinen Schriften gebührt aber, nach dem allgemeinen Urtheil aller Sachkundigen, folgenden drei Biographien: 1) *Narratio de H. Eobano Hesso, comprehendens mentionem de compluribus illius aetatis doctis et eruditis viris etc. Norimb.* 1553. 8. — Es ist diesem Buche eine Samlung von Briefen Eoban Hessens beigefügt, welche Camerarius in zwei spätern Samlungen: Libellus alter etc. 1557. und Libellus novus etc. 1568 fortsetzte. 2) *De Philippi Melanchthonis ortu, totius vitae curriculo et morte, implicata rerum memorabilium temporis illius hominumque mentione — narratio. Lips.* 1566. 8. 3) *Narratio de Georgio, Principe Anhaltino etc.* zuerst vor den *Concionibus synodicis* dieses Fürsten, welche zu Leipzig 1555 heraus kamen. —

Camerarius war mit diesen Männern durch die vertrauteste Freundschaft verbunden gewesen, und da er sie eben so mit voller Theilnahme des Herzens, als mit gründlicher Kentniß schilderte, so wurden seine Biographien zu Meisterstücken, die noch heute Bewunderung verdienen. Alle drei sind zu Leipzig 1696. 8. neu abgedruckt, Melanchthons Leben aber besonders von G. Th. Strobel zu Halle 1777. 8. vermehrt herausgegeben worden. Daß diesem letztern unter allen der erste Rang gebührt, ist, wiewol jedes dieser drei Werke seine eigenthümlichen Verdienste hat, nicht zu bezweifeln. In Eoban Hessens Leben hat Cam. die meisten Nachrichten von seinem eignen Leben, besonders von seinem Aufenthalt in Leipzig und Erfurt, eingeflochten. (*H. A. Erhard.*)

CAMERARIUS, ein sehr geachteter Mann in der botanischen Literatur. Es sind in dieser Hinsicht zwei Männer dieses Namens unvergeßlich. Der ältere: Joach. Camerarius geb. 1534. st. 1598., Sohn von Joachim C. (s. vorhergehenden Art.), war Arzt in Nürnberg. Sein Garten war einer der reichsten und berühmtesten jener Zeit. Die in demselben gezogenen Pflanzen beschrieb und ließ er trefflich abbilden in seinem Hortus medicus et philosophicus. Norib. 1588. 8. Sehr bekant ist auch seine Epitome Matthioli. 1586. 4., worin man die zierlichen und lehrreichen Abbildungen bewundert. Es sind aber diese Figuren dieselben, welche C. Geßner arbeiten ließ, die nach seinem Tode an C. Wolf kamen, von dem sie Camerarius für 150 fl. erkaufte. — Der zweite dieses Namens, Rud. Jac. Camerarius, geb. 1665. st. 1721., Prof. zu Tübingen, ist durch Ausbreitung und Vertheidigung des Sexual-Systems berühmt geworden. Vor ihm hatten zwar schon Grew und Ray den damals so genannten Apicibus oder den Antheren die Function der Befruchtung zugeschrieben. Allein Camerarius erwarb sich das Verdienst, die Beweise für die befruchtende Kraft des Pollens gesammelt und ausgeführt zu haben. Er that dies in einem Sendschreiben an Valentini, welches 1694 erschienen ist. (*Valentini* polychr. exot. p. 226. und *Gmelin* de novor. veget. exortu, p. 83. s.). Auch gebührt ihm der Ruhm, das verfeinerte Fruchtsystem, nach Cäsalpini und C. Geßner, empfohlen zu haben. Man findet seine Abh. darüber in den Ephem. nat. cur. cent. 10. obs. 5. (*Sprengel.*)

CAMERER (Johann Friedrich), geb. zu Öttingen 1720, wurde Auditeur in dänischen Diensten, und starb als Kriegsrath zu Wodder bei Hadersleben 1792. Nov. 6. Unter seinen vielen Schriften (vgl. Meusel's Lex. II. S. 10.) sind die vorzüglichern: sechs Schreiben von einigen Merkwürdigkeiten der holst. Gegenden. Leipz. 1756. 4. und Vermischte hist. polit. Nachrichten von einigen merkwürdigen Gegenden Schleswigs und Holsteins. 2 Theile. Flensb. und Leipz. 1758. 62. 8. Er bekämpfte auch in verschiedenen Zeitschriften den ehemals gewöhnlichern Irrthum, daß die Küsten Preußens das alleinige Vaterland des Bernsteins wären, indem er den häufigen Fall desselben auf der Westküste *) Schleswigs, d[illegible] er

*) Als Nachtrag zu dem Artikel Bernstein mag hier bemerkt werden, daß dieses Produkt allerdings an dieser Küste, wie in den Mergelgruben Holsteins in mancherlei Gestalt und Farbe, zum Theil in großen Stücken häufig gefunden werde.

einen größern Vortheil davon versprach, als er wirklich gewähren kann, nachwies. *(Dörfer.)*

CAMERI, ein Ort in der piemontesischen Provinz Novara, zwischen dem Ticino und Terdoppio gelegen, mit 4380 Einw., die sich großentheils vom Flachsbau und Linnenarbeit nähren. Die Tischzeuge von Cameri sind in weitem Rufe. *(W. Müller.)*

CAMERIA (b. Plin. Camerium), nach Dionysius ein uralter Sitz der Aborigines, gelegen in der Ebene am Anio, zwischen dem Tiber und den Sabinerbergen. Lange vor Roms Erbauung machte Alba Longa es zu seiner Kolonie. Romulus soll die Camerier, welche die Nachbarschaft seiner Stadt beunruhigten, besiegt und unterworfen haben. Aber unter dem ältern Tarquinius verbanden sie sich mit andern lateinischen Pflanzstädten gegen Rom. Der König nahm ihre Stadt ein, und so außerdem der Reihe nach Corniculum, Ficulnea Vetus, Crustumerium, Ameriola, Medullia, Nomentum [1]). Nach der Vertreibung des jüngern Tarquinius schloß sich Cameria gleichzeitig mit Fidenä der königlichen Partei an und mußte hart dafür büßen. Im J. d. St. 254 von den Römern eingenommen, wurde es von Grund aus zerstört und seine Bürger theils hingerichtet, theils als Sklaven verkauft [2]). *(W. Müller.)*

CAMERINO, eine kleine Delegation des Kirchenstates, die nur 18¼ QM. mißt und gegen 31,000 Einwohner zählt. Sie liegt zwischen Macerata, Fermo, Spoleto und Perugia, wird vom Apennin durchzogen und vom Chienti und der Potenza bewässert. Der Hauptort Camerino, ist Sitz des Delegaten, eines Civiltribunals und eines Bischofs, auf einer Anhöhe gebauet, mit vielen Klöstern und einer sogenannten Universität, die 1727 gestiftet worden ist, in der That aber nur für ein akademisches Kollegium gelten kann. Die Einwohner, wenig über 7000, nähren sich von Seidenspinnerei und Landwirthschaft, da die Umgegend einen fruchtbaren Boden hat und die meisten Produkte des mittleren Italiens liefert. *(W. Müller.)*

CAMERON, schotische Clan, deren Sitz in Lochaber (Invernesshire), dem Stammlande der Stuart, an den Ufern des Loch-Lochy. Die C. gelten selbst in den Hochlanden für ein ausgezeichnet kriegerisches Geschlecht, ob sie gleich, so lange das Reich des großen Macdonald blühete, gänzlich unter dessen Einflusse standen. Ihr Oberhaupt, Cameron von Lochiel, dessen gewöhnlicher Wohnsitz in Achnacarrie, an dem Loch-Lochy, war der erste Gutsbesitzer, dem sich der Prinz Karl Eduard in seinem verwegenen Unternehmen zu erkennen gab (1745). Als Lochiel, unstreitig der verständigste unter den Jakobiten, den Prinzen so aufs gerathewohl, und ohne gehörige Unterstützung, ankommen sah, rieth er ihm, von einem Spiele abzustehen, das für ihn und seine Anhänger gleich verderblich werden müßte. Der Prinz gerieth in Hitze, und beschuldigte ihn, daß er das gegebene Wort nicht halte. Einen solchen Vorwurf konnte Lochiel nicht auf sich ruhen lassen; er nahm zur Stunde von Frau und Kind den zärtlichsten Abschied, fest überzeugt, daß er sie nimmer wiedersehen würde, und führte seinen Clan ins Feld. Bei dem Rückzuge aus England rettete er die Stadt Glasgow von den Schrecknissen einer Plünderung, mit welcher sie von den, über den schlechten Erfolg des Ritterzugs nach England, und über die Anhänglichkeit der Bürger an das Haus Hannover gleich erzürnten Unterortsmännern bedroht war. Achnacarrie wurde nun zwar 1746 von den Engländern verbrant, aber die Güter, und namentlich das wichtige Lochiel, blieben der Familie; sie ertrugen damals nur 700 Pfd. St., obgleich Lochiel dem Prinzen 1400 Mann zugeführt hatte. In der neuesten Zeit ist das Besitzthum der Familie an die Fairfax übergegangen. Erwähnung verdient auch Ludwig Cameron, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einige Diebsbanden hielt, oder beschützte, denen er ihren Raub unter der Hand abkaufte.

Von dem ritterlichen Geschlechte der Cameron ist die finstere abergläubische Secte der Cameronianer wohl zu unterscheiden. Sie hat ihren Namen von Archibald Cameron, einem Prediger, der sich von der Gemeinschaft der übrigen Presbyterianer trente, nachdem diese eine von Karl II. zu Bestätigung des Supremats in Kirchensachen erlassene Indulgenz angenommen. Er fand Anhänger in so großer Menge, daß er die Aufmerksamkeit der Regirung erregte; strenge Verordnungen wurden zwar gegen ihn, wie gegen die aufrührerischen Schwärmer, die seiner Lehre folgten, erlassen. Cameron beantwortete sie durch die Excommunication des Königs, auf dessen Absetzung er zugleich antrug. In einigen Gefechten bei Airs-Moß (1682), wo er mit einem Trupp königlicher Reiter zusammentraf, „stellte er und sein Bruder sich mit dem Rücken gegen einander, und fochten, als ob sie der Unsterblichkeit und eines unvergänglichen Ruhms gewiß wären; sie wurden aber doch zuletzt von den Königlichen getödtet.“ Die Secte starb nicht mit ihm: sie leistete Wilhelm III. bei der Verjagung seines Schwiegervaters nützliche Dienste, wurde auf der General-Synode von 1690 scheinbar mit den übrigen Presbyterianern verglichen, und seitdem von der Regirung unter scharfer Aufsicht gehalten. Nochmals erhob sie ihr Haupt, durch aufrührerische Prediger gereizt, im J. 1709, und Waffengewalt mußte die in der Nähe von Edinburgh versammelten, militärisch organisirten Schwärmer zerstreuen. Die Gleichgiltigkeit oder Verachtung der neuern Zeit hat, hauptsächlich seit 1745, diese Secte, welcher die Presbyterianer noch gehässiger, als die Episcopalen sind, aufgelöset, oder wenigstens unschädlich gemacht. *(v. Stramberg.)*

CAMERONES, 1) ein großer Fluß auf der westlichen Küste von Afrika, welcher aus dem Innern von NO. herströmt, die Gränze zwischen dem Lande der Calbingos und Biafora macht, und durch 2 Mündungsarme, wovon der südliche Malumoa heißt, in den Ozean geht. Der Hauptarm kann von Schiffen, die 18 Fuß Wasser brauchen, befahren werden. — 2) Stadt im Lande der Calbingos auf der Küste von Benin; sie liegt auf einer Insel, welche die beiden Arme des Camerones machen, hat

1) Nach *Dionys.* Hal. II. 188. ergab sich Cameria. 2) S. *Dionys.* Hal. II. 114. V. 293. 307. 316. *Liv.* I. 37. 38. Aus Camenla leiteten die Coruncanii ihren Ursprung ab. S. *Tac.* Ann. XI. 24. Vgl. *Vulpii* Vet. Latium. T. X. P. II. p. 562 ff.

einen Flußhafen, und ist ein Hauptmarkt für Sklaven, die indeß nicht zu den schönern Negern gehören und mehr Affen als Menschen gleichen sollen, für Elfenbein, Gummi und Pfeffer. Die Briten holen hier 40 Tonnen Elfenbein, 50 Tonnen Öl und für 5000 Guld. Gummi, Alles 185,000 Guld. werth. *(Hassel.)*

CAMEROS (Los), weitläufige Herrschaft der spanischen Provinz Rioja, an den Gränzen von Soria, die sich über einen Bezirk von 12 Meilen im Umfange ausdehnt, und viele Ortschaften, darunter Torrecilla de los Cameros, Nieva, Venta nuevo u. s. w. und die Sierra de Cameros einschließt. Rodrigo Diaz, Herr de los Cameros, stellte sich muthig dem Usurpator, dem Grafen Alvar von Lara, entgegen (1216). Vier Jahre später, 1220, sollte er, wegen der Erpressungen, die er als Statthalter in der Rioja verübt, zur Rechenschaft gezogen werden: statt seinen Fehler zu erkennen und zu verlassen, pflanzt er kühn die Fahne der Empörung auf. Der König eilt herbei, ihn zu züchtigen, da tritt die Königin Mutter, eingedenk der nützlichen Dienste, die sie einst von Rodrigo empfangen, zwischen die Zürnenden. Durch den von ihr vermittelten Vergleich überliefert Rodrigo, gegen empfangene 14,000 Maravedis, alle seine Festungen, und tritt eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe an, wie er denn schon früher das Kreuz genommen. Simon Ruiz de Haro, Herr de los Cameros, verbindet sich 1270 mit andern mißvergnügten Herren, gegen den König Alfons X. Sie verlassen zu einer Zeit Castilien (1271), wenden sich nach Granada (1272), werden aber doch endlich, 1274, mit dem Könige versöhnt. Drei Jahre darauf, 1277, ließ der weise Alfons den Simon, in seinem Hause, und mit demselben, verbrennen, weil er mit Don Friedrich, des Königs Bruder, eine Bewegung zu Gunsten der Kinder Ferdinands de la Cerda verabredet haben sollte. Johann Alfons de Haro, Herr von los Cameros, wurde, nachdem er in dem ihm zuständigen Orte Agoncilla, unweit Logrogno, verhaftet worden, 1333 als ein Verräther hingerichtet, und sein ganzes Besitzthum eingezogen, doch daß los Cameros seinen Brüdern blieb. Einem spätern Johann Alfons de Haro entzog Heinrich von Trastamara die Herrschaft, um damit einen seiner Getreuen, den von Sancho Ramirez, des Königs Garcias VIII. von Navarra Bruder, abstammenden Johann von Arellano, des Ramiro, Herren von Arellano, Ayllo, Usue, in der Merindad von Olite, und Valtierra, in der Merindad von Tudela, Sohn, zu belohnen (1366), wozu König Johann I. im J. 1381 auch noch Aguilar d'Inestrillas fügte. Alfons Ramirez de Arellano, 4r Herr von los Cameros, von Arellano, Aguilar d'Inestrillas, (in der Provinz Soria, nördlich von Agreda, und an der Gränze von Navarra), Cervera, unweit Aguilar, und Andaluz, wurde, zu Belohnung der wichtigen Dienste, welche er in dem Kriege mit Portugal geleistet, 1475 zum Grafen von Aguilar ernant. Johann Ramirez de Arellano, der Graf von Aguilar, der mit Anna Maria de Mendoza die Markgrafschaft Hinojosa, in Cordova, die Grafschaft Villamor, und S. Leonardo erheirathet, erhielt den 6. Jänner 1640 von Philipp IV. die Grandezza. Seine Enkelin, Maria Antonia, 10te Gräfin von Aguilar, 3te Gräfin von Villamor, 3te Markgräfin von Hinojosa, 13te Frau von los Cameros, vermälte sich 1670 mit Rodrigo Emanuel Manrique de Lara, 2tem Grafen von Frigiliana, in dem Königreiche Granada, Vizconde de la Fuente, u. s. w. einem der eifrigsten Anhänger Philipps V., dem er als Statsrath, Präsident des Raths von Indien und Seeminister diente. Der einzige Sohn, den ihm die Gräfin von Aguilar († 1675) geboren, Ignatius Manrique de Arellano, Mendoza y Alvarado, 11ter Graf von Aguilar, 4r von Villamor, 4r Markgraf von la Hinojosa, 14r Herr von los Cameros, von Andaluz, Arellano, Cervera, Casa-Carrillo, Pinillos, Albelda, Muro, Ritter des goldnen Vließes und Gardehauptmann Philipps V., eben so bekant durch seine ausgezeichneten Eigenschaften, als durch unbeugsamen Stolz, lebte in kinderloser Ehe mit Rosalia Maria Pignatelli, des 7ten Herzogs von Monteleone Tochter; los Cameros, Aguilar, Hinojosa, u. s. w. fielen daher nach seinem Tode an die Herzoge von Bejar. Zu dem eigentlichen Majorat des Hauses Arellano allein, wie solches des 8ten Grafen von Aguilar Vater, Philipp Ramirez de Arellano, der Vicekönig von Navarra († 1620), besessen, gehörten 40 Städte, 112 Dörfer, 1500 adelige Güter und 13,000 Unterthanen*). *(v. Stramberg.)*

CAMEROTA, Stadt der neapolitanischen Provinz Principato Citeriore, nicht weit vom Vorgebirge Infreschi, bei welchem ein kleiner Hafen ist, der viele Korallen gibt. Die Zahl der Einwohner erreicht kaum 2000. *(W. Müller.)*

Camers, s. Camarinum und Clusium.

CAMERS (Johann), Minorit und Doktor der Theologie, hieß eigentlich Giovanni Ricuzzi Vellini, nante sich aber von seiner Vaterstadt Camerino in Umbrien, wo er 1448 geboren war, auf allen seinen Schriften Johann Camers. Nachdem er mit vielem Ruhme zu Padua die Philosophie gelehrt hatte, erhielt er einen ehrenvollen Ruf an die Universität zu Wien, wo er 24 Jahre lang Humaniora, Philosophie und Theologie lehrte, und 8 Mal Dekan der theologischen Fakultät, auch Regens im Convente seines Ordens war. Er soll ein Alter von 98 Jahren erreicht haben, und 1546 (nach Andern 1556) gestorben seyn. Er war ein Mann, der seinem Zeitalter Ehre machte, und sich um das Wiederaufblühen der wissenschaftlichen Kultur, besonders der humanistischen Studien, hochverdient machte. Seine philosophischen Vorlesungen nach Duns Scotus fanden großen Beifall, und mit einer umfassenden Kentniß der römischen Literatur verband er so viel griechische Sprachkentnisse, daß er mit dem großen Griechen Markus Musurus, Erzbischof zu Malvasia in Morea, einen Briefwechsel in griechischer Sprache unterhielt, wie er selbst in seinen Enarrationibus in Solinum erzählt. Von seinem rastlosen Eifer, das Studium der alten Literatur zu befördern, so wie von seinen humanistischen Kentnissen, zeugen die vielen, mit Anmerkungen versehenen Ausgaben klassischer Autoren, von denen wir nur die vornehmsten kurz anführen: *Claudia-*

---

*) Vgl. *Don Gil Ramirez de Arellano:* Memorial en justification de la grandeza antigua de los Condes de Aguilar, Sennores de los Cameros etc. En Madrid, fol. Eine der vorzüglichsten Schriften dieser Art.

nus cum commentt. J. Camertis. Viennae 1510. 4. *Dionysii* Geographia. Ib. 1512. 4. *Florus* et *Sextus Rufus*. Ib. 1518. 4. *). *C. Jul. Solinus*. Ib. 1520. fol. Justin, Eutrop; reichhaltige Indices zum Pomponius Mela und besonders zu des Plinius Naturgeschichte, der bei allen folgenden Ausgaben wieder abgedruckt wurde, bis Hardouin einen neuen Index verfertigte. Commentare zum Cebes, Lucan u. a. m., zum Theil ungedruckt **). Als Paul Speratus 1524 in Wien zuerst Luthers Lehren bekant zu machen anfing, schrieb Camers gegen ihn, im Namen der theologischen Fakultät, eine Glaubensstreitschrift, die in Wien (1524. 8.) einzeln gedruckt wurde, und die man auch in Raupachs erläutertem evangel. Östreich, Fortsetz. 1. Th. 12—42 vollständig findet, mit einer Nachricht von diesem Streite ***). (*Baur.*)

CAMESE, auch Camena und Camoena, soll nach Hygin die Gemalin des Janus gewesen seyn, und mit ihm gemeinschaftlich Italien beherrscht haben, woher auch der Janiculus in der ältesten Zeit Camesene geheißen [1]). Nachher wurde daraus, man sieht nicht, durch welche Ideenverbindung, wenn nicht etwa durch Verwechselung mit der Carmenta (s. diese) die Göttin, welche dem Gesange und der Dichtkunst vorstand [2]), und Camenae wurde bei den Römern gleichbedeutend mit den Musen der Griechen gebraucht, besonders seit Numa den Hain vor dem Caperischen Thore, worin er seine, wahrscheinlich in Versen verfaßten, Gesetze und Anordnungen von der Egeria, die man den Musen beizählte [3]), zu empfangen vorgab, den Camenen geheiligt hatte [4]). (*Ricklefs.*)

CAMESTRES, bezeichnet in der Logik denjenigen Fall der zweiten Schlußfigur, welcher sich dem Anfangsbuchstaben C zufolge auf den zweiten Fall der ersten Figur Celarent (s. diesen Artikel) zurückführen läßt, wenn man mit Versetzung oder Metathesis der Prämissen, welche das m zwischen den beiden ersten Sylben andeutet, zugleich, wie das s zu Ende der zweiten und dritten Sylbe fodert, den Unter- und Schlußsatz simpliciter umkehrt oder Subject und Prädicat der Sätze gegenseitig vertauscht, z. B. statt in der Schlußform Camestres zu schließen:

Alle Tugendhafte fliehen das sinnliche Vergnügen = a
Kein Wollüstling flieht das sinnliche Vergnügen = e
Also ist kein Wollüstling tugendhaft = e

schließt man in der Schlußform Celarent also:

Keiner, der das sinnliche Vergnügen flieht, ist ein Wollüstling = e
Alle Tugendhafte fliehen das sinnliche Vergnügen = a
Also ist kein Tugendhafter ein Wollüstling = e

Weil nun jeder allgemeine verneinende Satz = e sich rein umkehren läßt, so folgt hieraus, daß auch kein Wollüstling tugendhaft sei. (*Grotefend.*)

CAMFOROSNA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Chenopodeen und der 4. Linné'schen Klasse, die einen 4theiligen Kelch, ein gespaltenes Pistill und eine ovale Karyopse hat. Es sind 4 Arten bekant, welche im syst. veg. 1. p. 453. verzeichnet sind. (*Sprengel.*)

CAMICUS (*Καμικός*), eine uralte Stadt in Sicilien, welche späterhin die Citadelle von Akragas oder Agrigentum bildete. Nach dem Mythus soll der aus Kreta geflüchtete Dädalus sie für den sikanischen Fürsten Kokalos auf einem nur durch einen gekrümten Fußpfad zugänglichen Felsen angelegt haben. Am Fuße dieser steilen Höhe erbaueten die Gelenser, 108 Jahre nach der Gründung von Gela (Ol. 56, 1, v. Chr. 556.) ihre Kolonie Akragas, welche sich südöstlich unter dem alten Camicus auf sanft empor steigenden Anhöhen hinbreitete *). (*W. Müller.*)

CAMIGUIN, ein Eiland, zu der Gruppe der Babuyanen gehörig und unter 139° 6′ L. und 19° 39′ nördl. B. belegen. Es hat 6 Meilen im Umfange und gegen 800 Einw., von welchen die Spanier Gold, Wachs, Quassia und Kokosnüsse einhandeln. Hier steht ein spanischer Militärposten, auch hat daselbst der Missionar gewöhnlich den Sitz. (*Hassel.*)

CAMILLA, auch Casmilla, des Volscischen Königs Metabus Tochter [1]), von ihrem Vater im Busen fortgetragen, als er vor seinen empörten Unterthanen flüchten mußte, und der Diana geweiht, und ihrem Schutz empfohlen, als er sie an einer Lanze über den angeschwollenen Amasenus schwang, selber nachschwimmend, um den Verfolgern zu entrinnen. Er fand sie unversehrt. Mit Stutenmilch aufgenährt, und mit dem Vater ein unstätes Leben in den Wäldern führend, war die Jagd ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie zog dem Turnus gegen Äneas zu Hilfe, und zeichnete sich, eine neue Amazone, durch Tapferkeit aus. Ungeachtet Diana sie schützte, konnte sie doch nicht verhindern, das Aruns durch List sie tödtete. Die Göttin sandte aber die Opis, Rache an dem Mörder zu nehmen, und den Körper der Heldin vom Schlachtfeld zu entrücken [2]). (*Ricklefs.*)

---

*) Schon früher ließ er Annotatt. in Florum. Vienn. 1511. 4. drucken, die so großen Beifall fanden, daß sie bei vielen folgenden Ausgaben des Florus wieder vollständig abgedruckt wurden. S. *Fabricii* bibl. lat. T. I. 491. T. II. 780, wo 11 solcher Ausgaben angeführt werden. Die Anmerkungen sind meistens historisch, einige kritisch. **) So sagt Joh. Herold in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Solin, Florus, Cebes und Mela nach Camers Bearbeitung (Basel 1557. fol.): „Camertis commentariolos si quis legerit, procul dubio intelliget — quantum Camers valebat ubicunque ingenium intendit, adeo, ut quae in Lucanum, in Dionysium Alexandrinum commentatus fuit, doctorum omnium dolore et literarum bonarum incommodo ingenti desiderentur, nec non alia, quae ipse scripsit, ab Harpyis nonnullis supprimantur indigne." — In einem Briefe Joh. Eckens wird Camers genant: „varia doctrina praeditus, musarum antistes, et historiae diligens scrutator." S. *Mitterdorf* conspect. historiae univ. Vienn. Vol. II. 91. ***) *Crenii* animadv. philol. P. VI. 40. *Freytag* adpar. liter. T. I. 118. T. III. 646. *Clement* bibl. cur. T. VI. 146. *Saxii* Onomast. T. III. 38. 584. Denis Merkwürd. der Garellischen Bibl. 269 ff. von Khautz Geschichte der östreich. Gelehrten. Frkft. u. Lpz. 1755 in der Vorr. Blatt 5 f. Adelungs Zusätze zum Jöcher.

1) *Macrob.* Sat. I, 7.; *Athen.* XV, 13. 2) *Aug. C. D.* IV, 11. 3) *Dion.* Hal. II, 60. 4) *Liv.* I, 21; *Plut.* Num. 13. vgl. *Heyne* Exc. 5. ad *Aen.* VII.

*) Vgl. Agrigentum. S. *Diod.* IV. 78. *Herod.* VII. 170. Mannert Th. II. S. 353.

1) *Hyg.* F. 252. 2) *Aen.* XI, 532 ff. vgl. *Heyne* Exc. 2. zu *Aen.* XI.

CAMILLUS. Eine von Denys de Montfort aufgestellte einschalige Conchyliengattung (ob Schneckengattung?). Die Schale ist kugelig; das Gewinde klein, wenig hervorstehend, am Wirbel knopfartig; die zwei Windungen von einander entfernt; die Mündung rundlich, mit Ausschnitt und geradem Kanal; an der Basis der linken Lippe ein Zahn. — Als Art ist aufgeführt Camillus armatus mit dem Citat: Soldani Testac. micr. I. p. 24. t. 19. vas. 118. — Aus dem Mittelmeer. (*Nitzsch.*)

CAMILLUS. Die mit diesem Namen benannten römischen Edeln gehörten zur Gens Furia. Ihn führten

1) Marc. Fur. Camillus, Sohn des L. Fur. Medullinus, der größte röm. Feldherr seiner Zeit, Hauptvertreter des Patricierstandes und für Roms Entwickelung im Innern und Äußern höchst bedeutend. Er war sieben Mal Kriegstribun mit consularischer Gewalt, in den Jahren Roms 351 (?), 353, 356, 360, 368, 370, 373 [1]); fünf Mal Dictator, in d. J. 358, 364, 365, 386, 387 [2]); Censor, vielleicht im J. 351 [3]); mehrmals Interrex; vier Male Triumphator [4]). Sein Leben und Wirken fällt in die Zeit, wo Rom aus dem Stande einer hundertjährigen Erniedrigung auftauchte, sich übermächtig gegen die alte Widersacherin Veji wandte, und nachher aus der gallischen Bedrängniß mit ungeschwächter Kraft sich aufrichtend die Nachbarn ringsum überwältigte und sich zum großen samnitischen Kampfe vorübte; und wo die Plebejer nach langwierigem Streben zur Theilnahme am Consulat gelangten, und dadurch die Macht der Patricier brachen; an seine Person knüpfen sich die entscheidenden Momente beider Art. Sein ausgezeichnetes Feldherrentalent muß sich in seinen ersten consularischen Kriegstribunaten bewährt haben: darum ward er Dictator, die Eroberung Veji's 358 J. R. zu vollenden [5]). Sein stolzer Triumphzug mit vier weißen Rossen und sein Streben gegen die Ansiedlung der Plebejer in Veji, entfremdete die Mehrzahl der Bürger von ihm [6]); doch ward er mehrmals Feldherr 360, und die Nachwelt ehrt seine edle Zurückweisung des verrätherischen Lehrers von Falerii [7]); aber er hatte die Beute von Veji nicht treu dem State abgeliefert; dies ward Grund einer öffentlichen Anklage, vor deren Ausgange er 360 ins Exil nach Ardea ging [8]). Rom büßte dafür durch die Noth des gallischen Kriegs, und erkannte, daß es seinen ersten Krieger nicht entbehren könne; Camill ward zur Dictatur gerufen [9]); seine Heimkehr gränzt mit dem Abzuge der Gallier zusammen, aber die angeblichen Siege über diese [10]) sind wenig glaubwürdig. Er ordnete zunächst das Innere: die Plebejer, von der Brandstätte Roms mit stärkerer Sehnsucht wiederum nach den geräumigen Wohnplätzen in Veji, dessen Gebäude öde da standen, blickend, und zum Auszuge dahin drängend [11]), erregten Besorgniß bei den Patriciern; Camill's Dictatur währte das Jahr hindurch, um die Ruhe vollkommen zu sichern [12]). Das Jahr darauf, 365, war seine erneuerte Dictatur gegen äußere Feinde gerichtet; Volsker, Äquer und die damals ihnen verbündeten oder unterworfenen Latiner wurden geschlagen [13]); 368 siegte er über die Etrusker bei Sutrium und Nepete [14]); 370 war er als cons. Kriegstribun thätig, das Gericht über den meuterischen Manlius zur Vollendung zu bringen [15]); 374 zog er, schon hochbejahrt, gegen die Volsker, und siegte bei Satricum [16]). Nun folgte Waffenruhe; aber es erhob sich innere Zwietracht, als Licinius und Sextius 378 für die Plebejer Theilnahme am Consulat &c. begehrten. Die Patricier widerstanden bis zum zehnten Jahre; schon im Unterliegen stellten sie zwei Male Camill, als Dictator auf gegen die ausdauernden plebejischen Führer: umsonst; Camill erkannte den ungleichen Kampf und bot die Hand zur Vermittelung [17]). Verschwenderisch mit Lorbern lassen die Annalen ihn nun am äußersten Ende des Lebens noch einen Sieg über die Gallier erkämpfen [18]). Doch zeugt Polybios mittelbar dagegen [19]). Wol aber scheint das hiebei erwähnte Verdienst, die Waffen der römischen Krieger vervollkomnet zu haben [20]), sein eigen; auf Einrichtung einer Vermehrung des Soldes war schon früher seine censorische Anordnung einer Steuer der Waisen [21]) gerichtet, gleich wie auf Zuwachs der Bevölkerung und Kriegsmannschaft die Ermunterung zur Ehe, besonders mit den zahlreichen Kriegerwitwen [22]). Die Pest des J. 389 endete sein thatenreiches Leben [23]).

2) Spur. Fur. Camillus, und

3) Luc. Fur. Camillus, sind Söhne des vorigen; Jener ward zuerst Prätor, J. 388 [24]), nachher wird seiner nicht mehr gedacht; dieser war Dictator J. 404, ernant zur Haltung der Comitien, und bewirkte, daß nachmals zwei Patricier, unter ihnen er selbst, das Consulat erhielten [25]); in diesem seinem ersten Consulat J. 405 siegte er über einen Schwarm Gallier [26]), in der zweiten Dictatur J. 409 über die Aurunker [27]).

4) Luc. Fur. Camillus, Sohn des Spurius (N. 2.), Konsul 416 und 429; im erstern Jahre siegte er über die Latiner; im zweiten erkrankte er bei der Rüstung zu einem Zuge nach Samnium [28]).

Nun tritt das Geschlecht ins Dunkel; erst unter den Imperatoren kommen wieder hohe Statsbeamte mit dem Namen Furius Camillus vor [29]), wie es scheint, Nachkommen des großen Helden. (*W. Wachsmuth.*)

CAMINATZIN, Souverän von Tezcuco, eines Lehen des Kaiserthums Mexiko. Er war ein Neffe des

1) Liv. 5, 1. 10. 14. 26. 6, 6. 18. 20. Das erste Jahr ist fraglich; Livius nent 8 Kriegstribunen m. cons. G.; dies ist beispiellos; nach den fast. Capitol. scheint vielmehr Camills Censur in d. J. 351 zu fallen; s. Pighii ann. I, 209; dann aber muß Camill das erste Tribunat früher bekleidet haben; vielleicht 348 oder 347, wo nur 4 Kriegstr. genant werden. 2) Liv. 5, 19. 46. 6, 2. 38. 42. 3) S. N. 1. 4) Plut. Cam. 1. 5) Liv. 5, 19. 6) Liv. 5, 24 ff. Plut. 7, 11. Plin. h. n. 33, 7. 7) Liv. 5, 27. Plut. 10. 8) Liv. 5, 32. Plut. 8. Zonar. 7, 22. Dio Fragm. 28. Plin. 34, 3. 9) Liv. 5, 46. Plut. 26. 10) Liv. 5, 49. Plut. 29.

11) Liv. 5, 50 ff. 6, 1. Plut. 31. 12) Liv. 6, 1. 13) Liv. 6, 2. 3. Plut. 34. 14) Liv. 6, 6. Plut. 33. 15) Liv. 6, 18 ff. Plut. 36. 16) Liv. 6, 27. 17) Liv. 6, 35 ff. Plut. 42. 18) Liv. 6, 42. Plut. 40. 41. 19) Polyb. 2, 18. 20) Plut. 41. 21) Plut. 2. 22) Val. Max. 2, 9, 1. Plut. a. D. 23) Liv. 7, 1. 24) Liv. 7, 1. 25) 7, 24. 26) 7, 25. 26. 27) 7, 28. 28) 8, 13. 29. 29) Tacit. A. 2, 52. 3, 20. 6, 1. 12, 52. Suet. Claud. 23.

Kaisers Montezuma, und dessen vermuthlicher Thronerbe. Aufgebracht über die Gewaltthätigkeiten, die sich Cortez und seine spanischen Begleiter zu Schulden kommen ließen, reizte er seine Freunde und Vasallen zum bewaffneten Widerstande gegen die Fremdlinge. Aber Cortez kam der Ausführung zuvor, ließ den Caminatzin gefangen nehmen, und selbst Montezuma, der ganz von Cortez abhängig war, erklärte seinen Neffen für einen Verräther und nahm ihm die Herrschaft. Die Mexikaner, welche zu den Waffen griffen, setzten den Prinzen in Freiheit, der an ihrer Spitze lange Zeit tapfer kämpfte, bis er bei der Belagerung von Mexiko 1521 das Leben verlor. (*Baur.*)

CAMINHA, Flecken der portugisischen Provinz Entre Douro e Minho, auf einer Landspitze, die der Ausfluß des Couro in den Minho bildet, welcher letztere sich hier in das Weltmeer ergießt. Der Ort zählt in zwei Kirchspielen 504 Feuerstellen, 3 Klöster, 2 Hospitäler, ein Armenhaus, auch vielen Adel, obgleich die Mehrzahl der Einwohner sich einzig vom Fischfange ernährt. An dem Couro wird Seesalz bereitet. Der Hafen, geräumig und sicher, ist doch nur zur Aufnahme kleiner Schiffe geeignet, weil beide Eingänge untief, enge, und gefahrvoll sind, besonders der nördliche, der schon zu Galizien gehört. C. wurde, wie es scheint, im J. 1265 von König Alfons III. angelegt, und gehörte zu den Erbgütern Peters von Meneses, des 2ten Grafen von Viana, südlich von Caminha, und von Villareal, in Traz os Montes. Peters Tochter, Beatrix, brachte Villareal und Caminha an ihren Gemal, Ferdinand von Noronna; ihr ältester Sohn, 1r Markgraf von Villareal, vermöge Patent König Johanns II. vom J. 1489, verließ den väterlichen Geschlechtsnamen Noronna, um sich nach dem seiner Mutter zu benennen. Sein jüngerer Sohn, Anton, wurde der Ahnherr der Grafen und Herzoge von Linnares, der ältere, Ferdinand, 2ter Markgraf von Villareal, Graf von Valença, an dem Minho, oberhalb Caminha, und von Valladares, noch höher hinauf, seitwärts von dem Minho, erheirathete mit Maria Freire de Andrada die Grafschaft Alcoutim, in Alentejo. Dieses Enkel, Emanuel de Meneses e Noronna, 5ter Markgraf von Villareal, wurde im J. 1584 zum Herzog von Villareal ernant; seiner Söhne ältester, Michael, erlangte von Philipp III. daß der Herzogtitel von Caminha auf Villareal übertragen werde, starb jedoch ohne Kinder. Ihm folgte der jüngere Bruder, Ludwig, als 2ter Herzog von C. u. s. w. Die Ausdehnung seiner Besitzungen, seine Verwandtschaft mit dem abgegangenen Königshause, die Eifersucht, die stets zwischen ihm und den Braganzas bestanden, veranlaßten den Erzbischof von Braga, den kühnen, getreuen Diener Philipps IV., den abgesagten Feind des neuen Königs, den sich Portugal in der Revolution von 1640 gegeben, auf ihn sein Augenmerk zu richten, um ihn an die Spitze der zu bewirkenden Gegenrevolution zu stellen. Ludwig ließ sich, so behaupteten die Räthe Johanns IV. mit leichter Mühe gewinnen, und nachdem er sein Haus bestellt, seinem Sohne Michael (den er also von allem Antheil an dem gefährlichen Werke frei glaubte), das Herzogthum C. abgetreten, und sich des Beistandes einer großen Zahl Mißvergnügter versichert, war auf den 5. August 1641 der Ausbruch der Verschwörung, die nichts weniger beabsichtete, als den Tod des neuen Königs, und die Wiedereinführung der spanischen Herrschaft, festgesetzt. Der Markgraf von Ayamonte aber, ein Spanier, und ein Guzman, der den Verschwornen in ihrem Briefwechsel mit Olivarez behilflich gewesen, ließ sich durch einen Vetter, den Herzog von Medina-Sidonia, sein Geheimniß, und endlich auch einige Briefe entlocken, die der Herzog sogleich seinem Schwager, dem Könige von Portugal, mittheilte. Die Verschwornen, der Markgraf von Villareal, wie er sich nante, seitdem er Caminha seinem Sohne Michael gegeben, und dieser einzige Sohn, wurden den 21. August 1641 enthauptet. Michael, obgleich drei Mal verheirathet, hinterließ keine Kinder, es beerbte ihn, eigentlich nur seine Titel, seine Schwester Maria Beatrix de Meneses e Noronna, 4te Herzogin von C., 9te Markgräfin von Villareal, Gräfin von Alcoutim, Valença und Valladares, verm. in zweiter Ehe mit Peter von Portocarrero, 8tem Grafen von Medellin. Ihre Nachkommen, die Grafen von Medellin, haben den Herzogstitel von C. beständig geführt, bis eine Erbtochter ihn, samt Medellin, in das Haus Medina-Celi brachte. Die Güter selbst wurden von Johann IV. confiscirt, nicht aber zu Domänen gemacht, sondern dem Alles verschlingenden Erbe des Hauses Braganza einverleibt, Caminha ist daher noch gegenwärtig der Sitz eines Juiz de Fora des Hauses der Infanten. (*v. Stramberg.*)

Camino, s. Treviso.

CAMISARDS, Camisarden, Bekenner des reformirten Glaubens in den sevennischen Gebirgen (Cevennes) in Languedok, haben ihren Namen von den Provincialworte Camise, welches in der languedokschen Sprache so viel als Chemise (lateinisch camisia oder camisium Hemde, kurzes Röckchen) bedeutet, entweder weil sie meistens so arm waren, daß sie fast nichts als das bloße Hemde auf dem Leibe hatten, oder weil sie ein Hemde, über ihre Kleider zogen. Andere leiten den Namen von Camisade (unvorhergesehener nächtlicher Überfall) her, wobei ein weißes Hemde angezogen wurde, um sich von dem Feinde zu unterscheiden. Ein Spott- u. Schimpfname sollte es in jedem Falle seyn, mit dem man die Reformirten der genanten Gegenden seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts belegte. Der gebirgichte Landstrich, den sie bewohnten, war schon in ältern Zeiten durch die Religionskriege gegen die Albigenser bekant, und viele Reformirte hatten sich dahin geflüchtet, um den Verfolgungen der Katholiken zu entgehen. Bei ihrer Armuth waren sie tapfer, kriegerisch, unbeugsam, und glühend vor Eifer für die Sache der Religion, der sie anhingen. In ihrem Glauben näherten sie sich mehr den Waldensern, von denen sie abstamten, als den Reformirten; aber da es ihnen an guten Lehranstalten und Unterweisung, hie und da auch an Kirchen fehlte: so ging ihre Religionsliebe leicht in Schwärmerei und Fanatismus über. Die Veranlassung zur Verfolgung dieser, in ihren Gebirgen friedlich lebenden und dem Könige treu anhangenden, Leute gab die Widerrufung des Edicts von Nantes 1685, wodurch Ludwig XIV. seinem Reiche eine so tiefe Wunde schlug. Die nächste Folge dieser eben so

bigotten als unpolitischen Maßregel war die Auswanderung unzähliger, zum Theil angesehener und begüterter Einwohner und Familien, die nun den Fleis, die Wirksamkeit und nützlichen Gewerbe denjenigen europäischen Staten zuführten, die diese Flüchtlinge aufnahmen. Diejenigen, welche der Wachsamkeit ihrer Feinde nicht entgehen konnten, waren unendlichen Verfolgungen, Martern und dem größten Elend Preis gegeben. Viele flüchteten sich in die sevennischen Gebirge, allein die fanatischen Bekehrer der sogenanten Ketzer, die alle Winkel Frankreichs durchspähten, drangen auch in diese Gegenden. Rechtgläubig oder todt! riefen ihnen die katholischen Priester an der Spitze der wider sie ausgesandten Dragoner zu, der König will es. Allein sie antworteten: Unser Leben und unsre Habe opfern wir dem Könige auf, wenn er es verlangt, aber unser Gewissen gehört Gott; wir können nicht darüber verfügen! Diese Erklärung gab das Zeichen zu den grausamsten Mishandlungen der Unglücklichen. Ihre Prediger wurden verjagt, ihre Kirchen zerstört, und wenn sie in Höhlen und andern abgelegenen Gegenden gottesdienstliche Versamlungen hielten, waren Leibes- und Lebensstrafen ihr Lohn. Unter ihren Verfolgern zeichnete sich besonders ein gewisser Abbé du Chaila aus, der 1702, von Bewaffneten umgeben, in das Land einfiel. Er spürte die Zufluchtsörter der Unglücklichen aus, belauschte ihre gottesdienstlichen Versamlungen und überließ sich seiner fanatischen Wuth bis zur empörendsten Grausamkeit. Diejenigen, welche sich bekehren ließen, um den Mishandlungen zu entgehen, gewannen wenig dadurch. Man beschuldigte sie der heimlichen Rückkehr zu ihrer alten Religion, und bei der Bestimmung einer zu bezahlenden Kopfsteuer wurden die alten Katholiken mit der auffallendsten Schonung behandelt, die Neubekehrten aber sehr hoch angelegt. Nunmehr vereinigten sich die Klagen über ungerechte Beraubung des Eigenthums mit der, über tyrannische Beraubung der Gewissensfreiheit. Beide vereinigten sich zu einem Beweggrunde der Selbstvertheidigung, der täglich mehr zu einem Entschlusse des Widerstandes reifte. Die eigentliche Veranlassung zum Ausbruche eines verheerenden innerlichen Krieges, der Tausenden das Leben kostete, und das Land schändlich verwüstete, gab der Abbé du Chaila, als er bei Pont de Montvert in den Ober-Sevennen die Reformirten in einer Versamlung überfiel, die meisten derselben auf der Stelle hängen, die übrigen aber nach seinem Schlosse gefangen wegführen ließ. Unter den letztern befand sich die Braut eines gewissen Perrier, der nun, von muthigen Jünglingen und kernhaften Männern umgeben, das Schloß stürmte und die Gefangenen befreite, bei welcher Gelegenheit du Chaila erschlagen wurde. Dieser übereilte Mord war die Losung zu vielen gräuelvollen und blutigen Thaten, welche Perrier und seine Gehilfen begingen. Das Schloß wurde angezündet, mehre katholische Priester hatten das Schicksal des Abbé du Chaila, und erst nachdem eine überlegene bewaffnete Macht gegen die Camisarden anrückte, zogen sie sich zurück und zerstreueten sich in den Wäldern. Da bald darauf den Mördern des Abbé und ihren Mitgenossen im Namen des Königs Verzeihung angeboten, aber nicht gehalten wurde, vielmehr mit ihnen mehre Unschuldige eines gewaltsamen Todes sterben mußten: so brach nun ein förmlicher Bürgerkrieg in den Sevennen aus.

Es standen in dem Lande Prediger auf, die sich als Propheten und Wunderthäter der Gemüther bemächtigten. Durch die Verfolgung war ihre Einbildungskraft so erhitzt geworden, daß sie sich wirklich für das hielten, wofür sie sich ausgaben. Selbst Hirtenweiber und unmündige Kinder bekamen Entzückungen, hörten die Engel in der Luft Psalmen singen, redeten in Versen, und verkündigten die nahe Erlösung. Die Bethörten fingen an sich Gottes Volk und ihre Sache die Sache Gottes zu nennen, und sahen die Vortheile, die sie erlangten, als eine besondere Gunst des Himmels an. So riß unter dem aufgebrachten und verwilderten Haufen die gröbste Schwärmerei ein, die Anzahl der streitbaren Camisarden nahm immer mehr zu, und sie vertheidigten sich gegen ihre Unterdrücker, mit einem Muth, einer Standhaftigkeit und Entschlossenheit, die nur dem für Religionsfreiheit und Gewissen kämpfenden Enthusiasten möglich ist. Sehr ungelegen für Ludwig XIV. brach dieser Krieg mit den Camisarden gerade zu der Zeit aus, da der spanische Successionskrieg ihn zu einem weitaussehenden Kampfe mit vielen auswärtigen Mächten nöthigte. Diese unterließen auch nicht, aus den sevennischen Unruhen Vortheile zu ziehen. Der Herzog von Savoyen sandte einen gewissen Abbe la Bourlie an die Insurgenten, ließ ihnen Geld und Waffen zuführen, schickte ihnen einige Offiziere und im Sommer 1703 schwebte eine alliirte Flotte auch dem mittelländischen Meere, welche ebenfalls zur Beobachtung und Unterhaltung dieses Aufstandes angewiesen war. Dagegen erließ Papst Clemens XI. in eben diesem Jahre eine förmliche Auffoderung zum Kreuzzuge gegen die Abtrünnigen, wie vormals gegen die Albigenser und Waldenser geschehen war. Nachdem die Camisarden, deren waffenfähige Mannschaft, meistens aus Bauern bestand, mehre königliche Truppenkorps in die Flucht geschlagen hatten, sandte der König 1703 den Marschall von Montreval, einen Neubekehrten, mit 20,000 Mann gegen sie; allein da er sowol gegen diejenigen, welche bewaffnet in seine Hände fielen, als auch gegen diejenigen, welche sich in den Dörfern ruhig verhielten, aufs grausamste verfuhr: so reizte er nur noch mehr zu dem hartnäckigsten Widerstande. Meisterhaft benutzten die Camisarden die vortheilhafte Lage ihres durch Berge, Thäler und Wälder durchschnittenen Landes, schlugen fast immer und überall die ihnen weit überlegene Anzahl disciplinirter, kriegserfahrner, und von sehr geübten Feldherren angeführter Truppen zurück, und machten Tausende zu Gefangenen, oder hieben sie nieder. Nachdem der Marschall einen großen Theil seiner besten Krieger verloren hatte, ohne den Feinden anders schaden zu können, als durch Brennen und Morden wehrloser Greise, Weiber und Kinder [1]), wurde er zurückgerufen. An seine Stelle kam 1704 der Marschall von Villars mit einer verstärkten Macht; allein es gelang ihm so wenig als seinem

---

1) So ließ er z. B. bei Nimes durch seine Dragoner eine Mühle anzünden, in der sich einige 100 Greise, Weiber und Kinder versteckt hatten. Wer den Flammen entfliehen wollte, wurde ohne Barmherzigkeit niedergeschossen.

Vorgänger, die Insurgenten durch die Gewalt der Waffen zu bezwingen. Er wandte sich daher an ihren vornehmsten Anführer Jean Cavalier [2]), um mit Hilfe desselben unter billigen Bedingungen einen Vergleich zu schließen. Cavalier ließ sich dazu bereit finden, und der Vertrag kam unter der Bedingung zu Stande, daß ihm und seiner ganzen Partei völlige Gewissensfreiheit, und die Erlaubniß religiöse Versamlungen zu halten zugestanden wurde, jedoch ohne Kirchen und nur außerhalb der Festungen und gemauerten Städte. Alle der Religion wegen Gefangene sollten losgelassen, die um derselben Ursache willen Ausgewanderten zurückgerufen werden, beide aber ihre Güter und Freiheiten wieder erhalten. Diejenigen, deren Häuser während des Krieges zerstört worden waren, sollten 7 Jahre von allen Abgaben frei seyn. Während die Bestätigung dieses Vergleichs vom Könige erwartet wurde, erschienen bei den Camisarden insgeheim holländische Emissare, versprachen ihnen die Unterstützung der Republik, und brachten ihnen ein solches Mistrauen gegen den König Ludwig XIV. bei, daß nur Cavalier und einige Wenige der angenommenen Amnestie treu blieben, die Meisten aber wieder zu den Waffen griffen. Sie erhielten aus Holland Geld und Waffen, allein Villars, der ihre Dörfer anzündete, trieb sie in die Enge, daß Viele die angebotene neue Amnestie annahmen, und nach Genf auswanderten. Ehe es ihm gelang, die begeisterten Schaaren in den obern Sevennen völlig zu unterjochen, wurde er abgerufen, und der Marschall von Berwic erhielt nun das Kommando in den Sevennen. Dieser überfiel die Häupter der Camisarden zu Montpellier, ließ sie theils verbrennen, theils rädern, und bezeichnete jeden seiner Schritte mit grausamer Verwüstung. Noch ein Mal sammelten die Camisarden und ihre Anhänger ihre letzten Kräfte zum verzweifelten Widerstande. Ihre Propheten an der Spitze zogen sie, mit einem begeisternden Gesange der Psalmen, dem Feinde entgegen und stürzten sich in den Kampf. Allein ihre Zahl war zu klein und minderte sich täglich. Viele starben mit den Waffen in der Hand; andere zerstreuten sich und entkamen nach England und Holland. So endigte sich dieser schreckliche Krieg im J. 1706, mit einer gänzlichen Verwüstung der Provinz. Die meisten Wohnungen im Gebirge, viele in den Ebenen waren zerstört, unzählige Menschen theils gemordet, theils ihres Eigenthums beraubt, theils aus ihrem Vaterlande und ihren Familien verbannt. Troz dieser grausamen Verfolgung ereignete sich noch mancher heftige Rückfall, und bis auf den heutigen Tag hat der protestantische Glaube in jenen Gegenden nicht ausgerottet werden können [3]). *(Baur.)*

Cammanocs, s. Jungfern-Inseln.

Camoena, Camoenae, s. Camese.

CAMOENS (Luis de), nicht nur der berühmteste Dichter der Portugisen, sondern auch einer der größten Dichter, die je gelebt haben, wurde zu Lissabon wahrscheinlich im J. 1524, nach Andern 1517 geboren. Sein Vater Simon Vaz de Camoens war Schiffskapitän und verlor 1556 an der Küste von Goa sein Leben. Seine Mutter D. Anna de Sá, war gebürtig aus Santarem. Von Camoens früherer Jugendgeschichte weiß man nichts; es ist nur bekant, daß er auf der Universität zu Coimbra, die damals vom König Don Juan III. neu errichtet war, studirte. Er widmete sich vorzüglich dem Studium der Philosophie und der humanistischen Wissenschaften, und erwarb sich besonders eine Menge historischer und mythologischer Kentnisse. Nach Vollendung seiner Studien kam er nach Lissabon zurück, und sowol Gestalt als Talente empfahlen den für alles Schöne empfänglichen, feurigen Jüngling überall. Er kam an den Hof, lernte daselbst eine Dame des Palastes, Namens Donna Catharina de Attayde, kennen und trat mit ihr in ein zärtliches Verhältniß. Dies wurde der Grund aller seiner spätern tragischen Schicksale, die ihn bis an seinen Tod begleiteten. Man weiß die nähern Umstände nicht, warum der König über diesen Liebeshandel so sehr aufgebracht wurde; genug Camoens wurde

---

2) Jean Cavalier war der Sohn eines Bauern, und 1679 in dem Dorfe Ribaute unfern Anduse geboren. Er lebte als Bauersbursche zu Genf, als die Unruhen in den Sevennen ausbrachen. Von Patriotismus entflammt, kehrte er schleunig in die Heimath zurück, schwang sich durch seine Talente bald zum Anführer mehrer Tausende empor, verwandelte mit großer Kunst den wilden und ungezähmten Haufen seiner Landsleute in ein Korps regelmäßiger Truppen, schlug die erfahrensten Generale, und vereitelte ihre Plane. Um die Schwärmerei der Menge zu seinen Zwecken zu benutzen, hatte er immer einen Propheten und eine Prophetin zur Seite, welche als unmittelbare Eingebungen des h. Geistes verkündigten, was er als seine Befehle befolgt wissen wollte. In dem Vertrage, den er zu Nimes mit dem Marschall Villars schloß, wurde ihm eine Pension von 1200 Franken und die Erlaubniß zugesichert, aus seinen Camisarden ein Regiment zum Dienste des Königes zu errichten. Der Minister Chamillard rief ihn nach Versailles, wo ihn Ludwig XIV. sah, und bei seinem Anblicke mitleidig die Achseln zuckte. Da er mistrauisch beobachtet wurde, so entfloh er heimlich, begab sich nach Holland und von da nach England, wo ihn die Königin Anna in Dienste nahm. Er kommandirte in der Schlacht bei Almanza in Neucastilien (den 25. April 1707) gegen die Franzosen ein Regiment französischer Refugiés, wurde in der Folge Generalmajor und Gouverneur der Insel Jersey, und starb zu Chelsea im Mai 1740. Die Memoires des Krieges in den Sevennen unter dem Obersten Cavalier, welche 1725 zu London in engl. Sprache erschienen, haben einen französischen Refugié, Namens Galli, zum Verfasser.

3) Histoire des Camisards, où l'on voit, par quelles fausses maximes de politique et de religion la France a risqué sa ruine suis le règne de Louis XIV. Londres 1744. Vol. II. 8. Le patriote françois et impartial. Villefranche 1753. Vol. II. 12. Histoire des troubles des Cevennes ou de la guerre des Camisards. Ib. 1760. Vol. III. 8. (Die beiden letzten von Ant. Court de Gebelin, reformirtem Prediger zu Nimes; hauptsächlich nach diesen authentischen Quellen bearbeitete Friedrich Schulz die Geschichte der Camisarden. Weimar 1790. 8. und C. D. Voß dieselbe Geschichte in seiner Fortsetzung von D. H. Stövers 18. Jahrhundert. 5. Th. 415 — 483.). Histoire du fanatisme de notre tems (par Bruyes). Utrecht 1757. 8. (den Berichten der Protestanten entgegen gesezt, aber mit auffallender Parteilichkeit). Mélange de literature hist. et crit. sur tout ce qui regarde l'état extraordinaire des Cevennois, appellés Camisards. Londr. 1707. Mémoires du duc de Villars. Amst. 1736. Vol. III. 12. Vie du Mar. duc de Villars écrite par lui-même. Par. 1784. Vol. IV. 12. Mém. du Mar. de Berwick. à la Haye. 1737. Vol. II. 12. Eclaircissemens hist. sur les causes de la revocation de l'édit de Nantes et sur l'état des protestans en France par *Rulhières* 1780. T. II. 164 sq. Schröckh's christl. Kirchengesch. seit der Reform. 8. Th. 476 ff.

nach Santarem, dem Geburtsorte seiner Mutter, verbannt. Hier lebte er in stiller Zurückgezogenheit dem Schmerze seiner Liebe und dichtete mehre Poesien, die den damaligen Zustand seiner Sele auf das Lebendigste ausdrükken. Er schrieb unter andern zu dieser Zeit seine dritte Elegie. Lange ertrug aber sein zur Thätigkeit geschaffener Geist diese müßige Einsamkeit nicht. Er beschloß seinen ganzen Lebensplan zu ändern, verließ deßhalb seinen Verbannungsort und wurde Soldat, begab sich als Freiwilliger auf die portugisische Flotte, die unter dem Kommando seines Freundes und Beschützers D. Antonio de Noronha gegen Marocco auslief, und hatte, wie Einige sagen, die Freude, an der Seite seines Vaters zu fechten. In einem Seegefechte, welches in der Meerenge von Gibraltar vorfiel, hatte er das Unglück, durch ein Metallstück aus einer feindlichen Kanone das rechte Auge zu verlieren. Nachdem er längere Zeit in Afrika geblieben war und sich durch Muth und Tapferkeit großen Ruf erworben hatte, kehrte er nach Lissabon zurück, und hoffte nun als ausgezeichneter und noch dazu verwundeter Krieger die Anerkennung und Belohnung zu erhalten, die ihm als eben so ausgezeichnetem Dichter nicht zu Theil geworden war. Seine Hoffnung täuschte ihn aber von Neuem. Er wurde nicht beachtet, bekam neue Händel und beschloß nun sein undankbares Vaterland für immer zu verlassen. In einem Briefe an einen Freund, der in seinen Werken abgedruckt ist, wendet er die Grabschrift des Scipio Africanus auf sich an: Ingrata patria, non possidebis ossa mea. Im März des Jahres 1553 ging unter dem Kommando des D. Fernando Alvarez Cabral eine Flotte von 4 Schiffen nach Ostindien. Auf dieser schiffte er sich als Freiwilliger ein. Drei Schiffe gingen auf der Fahrt in einem Sturme unter, und nur das Hauptschiff wurde gerettet. Auf diesem befand sich Camoens. Im September desselben Jahres stieg er zu Goa ans Land. Wenig länger als einen Monat blieb er in dieser Stadt. Unvermögend ein geschäft- und thatenloses Leben zu führen, schiffte er sich im November von neuem auf der Flotte ein, die der Vicekönig in Indien, D. Affonso de Noronha zum Beistand der mit Portugal verbündeten Könige von Cochim und Porcá gegen den König von Chembé auslaufen ließ, welcher jenen einige Inseln genommen hatte. Glücklich kehrte er zu Anfang des Jahres 1555 nach Goa zurück, wo zwei ihn tief erschütternde Nachrichten seiner warteten: die eine, von dem Tode des Prinzen D. Joaõ, Vater des Königs D. Sebastiaõ, die andere von dem Tode seines Freundes D. Antonio de Noronha, der in Afrika in einem Gefechte gegen die Mauren geblieben war. Auf den Tod des Letzten dichtete er das 12. Sonett seiner Samlung, und in der 1. seiner Eklogen erwähnt er auch den für ganz Portugal empfindlichen Tod des Prinzen Joaõ. Auch der Vicekönig D. Affonso de Naronha starb, und sein Nachfolger war D. Pedro Mascarenhas. Dieser schickte im Februar des Jahres 1555 unter dem Kommando des D. Manoel de Vasconcellos eine Flotte ins rothe Meer gegen die maurischen Corsaren, die dem portugisischen Handel Abbruch thaten. Camoens, jeder Ruhe abhold, ergriff diese Gelegenheit und ging an Bord. Auf der Insel Ormuz, wo er überwinterte, hatte er Muße genug, zu dichten und zu singen. Was er auf diesem Zuge gesehen und erfahren hatte, gab ihm Stoff zu seinem 9ten Cançaõ, der mit einer Beschreibung des Berges Felix beginnt. Im Oktober desselben Jahres kehrte er nach Goa zurück. An die Stelle des im Jun. desselben Jahres gestorbenen Vicekönigs D. Petro Mascarenhas war D. Francisco Barreto getreten. Camoens schien mit dieser Wahl sehr unzufrieden zu seyn und schrieb, um seinem Unmuthe Luft zu machen, einige satyrische Gedichte, unter andern eines mit der Aufschrift: Disparates na India (Tollheiten in Indien), in welchem er über den neuen Vicekönig und über mehre angesehene Personen, die denselben zunächst umgaben, bitter spottete. Der Vicekönig war darüber so aufgebracht, daß er den zu freimüthigen Dichter verhaften ließ. Im folgenden Jahre (1556) verbannte er ihn nach China. Schon seit längerer Zeit hatte Camoens sein großes Gedicht, die Lusiade, begonnen. Sie war sein Trost bei mancher Widerwärtigkeit, an denen sein Leben so reich war, gewesen, und sie war auch jetzt sein treuer Begleiter, als er das Schiff bestieg, um nach Macao ins Exil abzugehen. Auf der Fahrt erhob sich ein Sturm, und das Schiff scheiterte an der Mündung des Flusses Mecon, an der Küste von Camboia. Camoens stürzte sich in die Fluthen, mit der einen Hand seinen größten Schatz, sein Gedicht, hoch empor haltend, mit der andern die Wellen zertheilend. So rettete er sich, ein zweiter Julius Cäsar, an die Küste von Camboia. Wahrscheinlich schrieb er hier die von Lope de Vega und andern Kennern so sehr gerühmten Quintilhas, in denen er den 130. Psalm paraphrasirte. Seines Schiffbruches selbst gedenkt er in der 128. Stanze des 10. Gesanges der Lusiade. Außer seinem Gedichte hatte Camoens nichts gerettet, als einen Sklaven, den er aus Java mitgebracht hatte, und der ihm bis an das Ende seines Lebens diente. Mit diesem reiste er nach Macao, wo er das Amt eines Oberverwalters der Gelder der Verstorbenen (Provedor mor dos defantos) erhielt. Fünf Jahre lang blieb er in Macao und besuchte von da aus die Inseln Tidore und Ternate, die er im 10. Gesange seines Gedichtes beschreibt. Im Jahre 1561 kehrte er nach Goa zurück. Seit dem 3. Sept. 1558 regirte daselbst D. Constantino de Braganza, Bruder des D. Theodosio, Herzogs von Braganza, als Vicekönig. Ihm dichtete Camoens jene schönen Stanzen, die in seinen Gedichten unter der Aufschrift: Epistola III. abgedruckt sind, und erwarb sich dadurch die Gunst dieses Fürsten. Leider genoß er sie aber nur kurze Zeit, denn schon im Oktober 1561 löste diesen kaum erworbenen Gönner, D. Francisco Coutinho, Graf von Redondo als neu erwählter Vicekönig ab, und ein neues Ungewitter zog sich über dem Haupte des unglücklichen Dichters zusammen. Man beschuldigte ihn verschiedener Veruntreuungen während seines letzten Amtes in Macao, und er wurde ins Gefängniß geworfen. Camoens rechtfertigte sich vollkommen von der ihm gemachten Anklage, und es war der Augenblick gekommen, wo er in Freiheit gesetzt werden sollte, als einer seiner Gläubiger, ein gewisser Miguel Rodrigues Coutinho, mit dem Beinamen Fios-Seccos, ihn von Neuem festnehmen ließ. Ein scherzhaftes Gedicht mit folgendem Anfang: Que Diabo

ha taõ danado, etc., — das er dem Vicekönig überreichen ließ, und welches dessen Beifall erhielt, verschaffte ihm seine völlige Freiheit. Er kehrte nun von Neuem zu seiner militärischen Laufbahn zurück, ohne dabei die Musen zu vernachlässigen; denn in diesem Zeitraume verfertigte er nicht nur mehre seiner kleinern Gedichte; sondern beendigte auch die Lusiade, in der Absicht, sie dem Könige von Portugal zu überreichen. Aus diesem Grunde beschloß er, gegen seine frühere Absicht, nach Portugal zurückzukehren. Diesen Entschluß auszuführen, fehlte es ihm aber an Gelde, und er sah sich deßhalb genöthigt, das Anerbieten des Francisco Barreto anzunehmen, der von Goa nach Sofala als Statthalter ging, und der ihn einlud, ihn dahin zu begleiten und ihm zu Bestreitung der Reisekosten 200 Crusaden vorschoß. Camoens hoffte, daß es ihm leichter werden würde, von Sofala aus eine Reisegelegenheit nach Portugal zu finden; und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Nach einem Aufenthalte von wenigen Monaten erschien das Schiff Santa Fé, das auf der Rückreise nach Portugal begriffen war, und auf ihm befanden sich Hector da Silveira, Duarte de Abreu, und mehre andre Freunde des Camoens, die ihn antrieben, sie zu begleiten, und ihm versprachen, ihn auf der Fahrt frei zu halten. Francisco de Barreto, dem Camoens seine Absicht mittheilte, wollte aber den geistreichen Mann nicht von sich lassen, und widersetzte sich der Abreise. Er bestand auf der Rückzahlung der ihm vorgeschossenen Summe, wohl wissend, daß der arme Dichter sie nicht würde leisten können. Seine edelmüthigen Freunde schossen aber zusammen, bezahlten die Schuld, und verschafften ihm völlige Freiheit. Auf dem Schiffe befand sich auch D. Diogo do Couto, der berühmte Geschichtschreiber Indiens, und mit ihm errichtete Camoens eine vertraute Freundschaft. Als Beweis derselben schrieb Couto später einen Kommentar über die Lusiade, der aber nicht gedruckt worden ist. Glücklich, aber ganz arm kam Camoens 1569, nach einer 16jährigen Abwesenheit, in Lissabon an, das eben von einer verheerenden Pest heimgesucht wurde. Die allgemeine Noth verhinderte ihn, sein Vorhaben, die Lusiade herauszugeben, sogleich auszuführen. Dreißig Jahre hatte er an diesem Gedichte gearbeitet; in ihm bestand sein einziger Reichthum, und nun fehlte ihm die Gelegenheit, denselben zu benutzen. Drückend war die Lage des unglücklichen Dichters. Endlich erhielt er im J. 1571 die Erlaubniß, das Gedicht bekant zu machen, und 1572 wurde es gedruckt. Der junge König D. Sebastiaõ saß damals auf dem portugisischen Throne. Ihm dedicirte Camoens sein Gedicht, und die ganze königliche Belohnung, die er dafür erhielt, bestand in einer jährl. Pension von 15,000 Reis (25 Rthlr.), mit der Bedingung, den Hof überall zu begleiten. Camoens versank in immer tiefere Dürftigkeit, und der Mann, dessen ruhmvoller Name durch ganz Portugal und Spanien erscholl, hatte oft nicht so viel, seinen Hunger stillen zu können. Da soll sein treuer Sklave, dessen schon oben gedacht worden ist, und der ihn auch nach Portugal begleitet hatte, des Nachts für ihn gebettelt haben, damit sie nicht Hungers stürben, und damit sein unglücklicher Herr bei Tage sich am Hofe zeigen könnte. Camoens ertrug das Übermaß von Elend nicht länger. Verlassen von Allen, getäuscht in allen seinen Erwartungen, dem Hunger und der größten Dürftigkeit bloß gegeben, erlag nun auch sein bisher kräftiger Körper. Ein neuer Gram wurde seinem patriotischen Herzen noch bereitet durch den unglücklichen Feldzug in Afrika, den der unbesonnene König unternahm, obgleich das Mißlingen desselben vorauszusehen war. Krank am Körper und am Herzen zog sich Camoens in die Einsamkeit zurück. Er hatte allen Umgang mit seinen frühern Bekantschaften abgebrochen, und ging nur zuweilen aus, um in einem Dominikanerkloster Vorträge über Moral-Theologie zu hören, die ihm großen Trost in seinen Leiden gewährten. Außerdem ging er noch mit einigen frommen Mönchen um, und bereitete sich auf seinen Tod vor, der im J. 1579 erfolgte. Der Tag und Monat seines Todes, so wie der seiner Geburt, ist unbekant. Einige seiner Lebensbeschreiber sagen, er habe die letzte Zeit seines Lebens in einem Hospital zugebracht, und sei auch darin gestorben; Andere behaupten, er sei in einem kleinen elenden Hause, nahe beim St. Annenkloster der Franciskanernonnen verschieden. In der Kirche dieses Klosters wurde sein Leichnam begraben, ohne Bezeichnung des Ortes, wo dieß geschah. Daher kam es, daß man 16 Jahre später, nur mit Mühe sein Grab auffinden konnte, als D. Gonzalo Coutinho befahl, seinen Leichnam an einen anständigern Ort zu bringen. Dieß geschah 1595. Es wurde ihm ein Monument errichtet mit folgender Inschrift: Aqui jaz Luiz de Camoens, Principe dos Poetas de seu tempo: viveo pobre e miseravelmente, e assi morreo Anno de 1579. Kurz darauf ließ ein gewisser D. Martin Gonzalves da Camera durch den berühmten Jesuiten Matheos Cardoso noch eine lateinische Grabschrift verfassen, die ebenfalls auf denselben Stein eingegraben wurde.

Camoens hatte das Schicksal mehrer großer Geister, bei Lebzeiten verkant und verfolgt und nach dem Tode vergöttert zu werden. Wie einst um den Homer, stritten nach seinem Tode 3 Städte, Lissabon, Coimbra und Santarem, um die Ehre, ihn geboren zu haben. Seine körperliche Wohlgestalt, so wie sein edler moralischer Charakter, wird von allen Schriftstellern, die sein Leben beschrieben haben, sehr erhoben.

Camoens ist einer der größten Dichter aller Jahrhunderte. Seine Landsleute nennen ihn o Grande (der Große), ein Beiname, der außerdem nur Königen zu Theil wurde. Er versuchte sich in allen Gattungen der Poesie, doch steht sein großes episches Gedicht erhaben über allen. Er nannte es os Lusiados (d. i. die Lusitanier oder Portugisen); spätere Herausgeber haben daraus Lusiada (eine Lusiade) gemacht. Es besteht aus 10 Gesängen, die zusammen 1102 achtzeilige Stanzen enthalten, und sein Gegenstand sind die Entdeckungen der Portugisen in Ostindien, ein Ereigniß, in welchem sich nicht nur der portugisische Heldenruhm in seiner höchsten Glorie zeigt, sondern das auch, wie bekant, eine der größten Revolutionen in den Statsverfassungen, dem Handel und den Sitten der Europäer zur Folge hatte. Der Plan dieses wahrhaften Nationalepos ist sehr einfach; aber der Dichter hat ihn auf eine bewundernswürdige Weise und mit großer und unnachahmlicher Kunst durch die reizendsten

Episoden auszuschmücken gewußt. Im dritten Gesange ist ein Theil der portugisischen Geschichte kunstvoll eingewebt, und der Tod der Ines de Castro in demselben Gesange, ist von so bezaubernder Schönheit, daß kein anderer epischer Dichter eine solche herrliche Episode aufzuweisen hat. Eben so vortrefflich ausgeführt ist die Beschreibung der glücklichen Insel im 9. Gesange. Vasco da Gama ist der Held des Gedichtes; doch tritt er nicht mehr hervor, als die übrigen Theilnehmer des Zuges, um die Thaten der Übrigen nicht zu verdunkeln. Die Sprache in diesem Gedicht ist rein und edel, die Verse harmonisch und höchst wohlklingend. Das Hauptinteresse für die Portugisen liegt in dem patriotischen Gefühle, von dem das ganze Gedicht durchdrungen ist. Dadurch fand es schnell Eingang sowol bei Gebildeten, als auch bei Ungebildeten. Man lernte es zum Theil auswendig, und noch jetzt ertönen Gesänge aus demselben in dem Munde des Volkes. Als einen Tadel hat man öfters die Vermengung der heidnischen Gottheiten mit den christlichen angeführt; und dieser Übelstand, wenn er anders als ein solcher angesehen werden kann, hat mehre Kritiker, namentlich Rapin in seinen Reflexions sur la poesie und Voltaire in seinem Essai sur le Poeme épique zu den unbilligsten und seichtesten Urtheilen verleitet. Betrachtet man das Gedicht aus dem Gesichtspunkte, aus dem es der Dichter betrachtet wissen will, und wie es, im Geiste seiner Zeit, betrachtet werden muß: so verschwindet dieser Tadel nicht nur, sondern man wird auch in dieser Einmischung der griechischen Götterwelt einen neuen Schmuck desselben finden. Zu heilig war dem Dichter das Christenthum, dessen Verbreitung in dem Gedichte selbst als das größte Verdienst der Portugisen gepriesen wird, als daß er es zu den Spielen seines Geistes hätte herabziehen mögen. Und dennoch wollte der wahrhaft poetische Camoens sein Gedicht des Reizes des Wunderbaren nicht entbehren lassen, der durch Mitwirkung überirdischer Wesen gewonnen wird. Er wählte deßhalb die griechische Mythologie, als die schönste, zur Ausschmükkung desselben. Rechnet man dazu noch, daß man zu jener Zeit die Einmischung mythologischer Gelehrsamkeit in einem epischen Gedichte für unentbehrlich hielt; überlegt man ferner, daß es eine Lieblingsidee der Portugisen war, ihren Ursprung von dem ehemals ersten Volke der Welt, den Römern, herzuleiten, die selbst von ihren Göttern abstammten, daß Bacchus der erste Eroberer Indiens war, dem die Portugisen jetzt seinen Ruhm zu entreißen suchten: so ist die Einführung der mythologischen Fabelwelt nicht nur entschuldigt, sondern selbst auch gerechtfertigt.

Die erste Ausgabe der Lusiade erschien, wie schon erwähnt, 1572 zu Lissabon bei Antonio Gonsalvez, in 4., und noch in demselben Jahre wurde sie von Neuem aufgelegt. In kurzen Zeiträumen, 1597. 1607. 1609. 1633. 1651. folgten mehre Ausgaben, die vor der ersten nichts voraus hatten. 1613 erschien nebst dem Text eine Interpretation des Gedichtes von Manuel Correa Montenegro, in Lissabon bei Pedro Crasbeck. 1669 gab Joao Franco Barreto die Lusiade mit Argumenten eines jeden Gesanges in achtzeiligen Stanzen und einem Register aller in derselben vorkommenden Eigennamen heraus. Ein zweiter Ausleger ist der als Geschichtschreiber und Dichter bekannte Manoel de Faria y Sousa, der 25 Jahre an seinem in spanischer Sprache geschriebenen Kommentar arbeitete, und der nebst dem Texte 1639 zu Madrid in 2 Foliobänden erschien. Das Original ist aber in dieser Ausgabe durch willkürliche Veränderungen sehr entstellt. Später gab Ignacio Garcez Ferreira die Lusiade mit kurzen Anmerkungen und den Argumenten des obengenannten Barreto in 2 Theilen in 4. heraus, deren erster 1731 zu Neapel und der zweite 1732 zu Rom erschien. Mehre andere Handausgaben mögen hier unerwähnt bleiben. Die beste und eleganteste Ausgabe erschien 1817 in kl. Fol. bei Didot in Paris, mit Kupfern geziert, und besorgt durch Joze Maria de Souza-Botelho. Die Reinheit des Textes ist darin nach den ältesten Abdrücken mit kritischer Sorgfalt wieder hergestellt, die Ausgabe ist aber sehr selten, da sie der Herausgeber blos verschenkte. Nach ihr ist der Text in der Ausgabe Paris 1819 bei Didot in 8. In Teutschland erschien eine saubere, correcte Ausgabe in 12., in Berlin bei Hitzig, besorgt von C. D. Winterfeld, ohne Jahr (1810). Übersetzt ist die Lusiade in viele Sprachen. D. Thomé de Faria, Bischof von Targa, übersetzte sie zuerst in lateinische Hexameter unter dem Titel: Lusiadum Libri decem. Olyssipone, apud Gerardum a Vinea. 1622. 8. Außerdem existiren noch ungedruckt als Handschrift drei andere lateinische Übersetzungen, die eine von D. André Boyaõ, die zweite von Antonio Mendez, die dritte von dem berühmten Francisco de Santo Agostinho Macedo. Ins Spanische wurde die Lusiade drei Mal übersetzt, von Luis Gomez de Tapia zu Salamanca 1580, von Benito Caldera zu Alcalá de Henares 1588, und von Enrique de Garzez zu Madrid 1591. Ins Italiänische übersetzte sie Carlo Antonio Paggi, in Lissabon 1659; ferner von Neuem übersetzt, Torino 1772. Französisch erschien sie drei Mal; zuerst im 16. Jahrhundert von einem unbekannten Verfasser, sodann von Du Perron de Castera in Prosa in 3 Bänden zu Paris 1735, und zuletzt bei weitem besser von d'Hermilly und Laharpe, Paris 1776 in 2 Bänden. Die Engländer besitzen 2 Übersetzungen, die eine von Richard Fanshaw, London 1655, die zweite, vorzüglich gelungene, von Wil. Jul. Mickle, Oxf. 1776 in 4., und London 1809, in 3 Bänden in 12. mit Kupfern. Ins Polnische übersetzte sie Jac. Przybylski, Krakau 1790. Den ersten schwachen Versuch einer teutschen Übersetzung machte Meinhard an einigen Gesängen, die in den gelehrten Beiträgen zu den braunschweiger Anzeigen 1762 abgedruckt wurden. Ihm folgte Sigm. Freiherr von Seckendorff, der den ganzen ersten Gesang übersetzte und in dem zweiten Band von Bertuchs Magazin der spanischen und portugisischen Literatur abdrucken ließ. Die erste vollständige Übersetzung des ganzen Gedichtes von Dr. C. C. Heise erschien in 2 Bdn. zu Hamburg, ohne Bemerkung des Jahres (1806—1807), eine zweite, bei weitem gelungenere von Fr. Adolph Kuhn und Karl Theod. Winkler 1807 zu Leipzig in einem Bande.

Außer diesen größern Gedichten schrieb Camoens noch eine große Zahl kleinerer, von denen die meisten von unbeschreiblicher Schönheit sind. Sie bestehen aus Sonetten,

4*

Canzonen, Oden, Elegien, poetischen Episteln, Eklogen und kleinern vermischten Gedichten; ferner aus einem allegorischen Lehrgedichte: Da Creçaõ e composicaõ do Humem, in 3 Gesängen, in Oktaven, und in 3 Komödien: el Rey Seleuco, os Anfitrioens und Filodemo. Camoens selbst scheint weniger Werth auf diese kleinern Gedichte gelegt zu haben, und sie wurden erst nach seinem Tode gesammelt. Sie erschienen zuerst in Lissabon 1593 in 4. unter dem Titel: Rimas de Luis de Camoens. Seitdem sind sie sehr häufig wiederholt und zugleich mit der Lusiade unter dem Titel: Obras de Luis de Camoens abgedruckt worden. Die letzte und schönste Ausgabe mit diesem Titel erschien 1815 in Paris bei Didot in 5 Bdn. — Das Leben des Camoens ist von mehren Herausgebern seiner Werke umständlich beschrieben worden, namentlich von den oben angeführten Man. de Correa Montenegro, Man. de Faria y Sousa, Ignacio Garcez Ferreira u. a. Den Charakter des Camoens kann man am besten aus seinen Gedichten kennen lernen, so wie diese zugleich auch einen leitenden Faden durch seine Lebensgeschichte abgeben. (*G. Keil.*)

CAMOGHÈ (der), auch Gamoghera, Gamughera und Gamoghèr, ist der Name des höchsten Berges des schweizerischen Kantons Tessin. Er erhebt sich in der Form einer Pyramyde, einige Stunden von Bellenz. Sein Gipfel nur im August und im September ganz von Schnee befreiet, gewährt eine ganz herrliche Aussicht. Zu den Füßen des Berges breiten sich der Luganer See, ein Theil des Langen und Comer Sees, das Calankathal, der Tessin und die Adda aus, während der Blick die Alpenkette von Piemont bis in das Veltlin und die Ebene der Lombardei bis Mailand umfaßt*). Ob man gleich der Maulthiere beinahe bis ganz hinauf sich bedienen kann, so ist dennoch die Ersteigung beschwerlich, zumal die Sennhütten zu schlecht sind, um darin anders als zur höchsten Noth zu übernachten.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CAMONICA (Val). Dieses Thal gehörte vor Zeiten als Distrikt zu dem Gebiet von Brescia, gegenwärtig ist es der Delegation Bergamo einverleibt. Es erstreckt sich an 50 Meilen in die Länge und 10 M. in die Breite, nördlich von Lago Iseo und an den andern Seiten von Graubündten und dem Trientinischen begränzt, und wird von dem Oglio durchströmt, welcher viele Mühlen und Hammerwerke treibt. Die Bevölkerung dieses Thales, vertheilt in 5 kleinere Distrikte und 55 Gemeinden, beläuft sich auf 40,000 Selen und nährt sich zumeist von großer und kleiner Viehzucht, Bergbau und Metallbearbeitung. Die Einwohner halten sich für die ältesten und edelsten Brescianer und sind stolz darauf, sich von den rhätischen Camuni abzuleiten, deren Strabo und Plinius gedenken. Auch haben sie lange Zeit eine republikanische Verfassung nach hergebrachter Form bewahrt, von welcher ihnen sogar noch unter venezianischer Hoheit ein Schatten gelassen wurde. Die Hauptorte des Thales sind Breno, Pisogne und Cividate. (*W. Müller.*)

*) Vgl. Schinz Beiträge zur Kentniß des Schweizerlandes S. 280.

CAMORTA, ein Eiland im indischen Ozeane, zu der Gruppe der Nikobaren gehörig. Es liegt unter 8° 10′ nördl. Br. und 107° 34′ L., ist etwa 6 Meilen lang, 1 M. breit, hoch und stark bewaldet, hat auf der SO. Küste einen guten Hafen, wo die Dänen zuerst eine Niederlassung anlegen wollten, selbige aber nachher nach Nancowry verlegten. Hier war es, wo die Östreicher 1778 ebenfalls eine Kolonie versuchten, und einige Europäer ansiedelten, bald aber diese zurück ließen und die Kolonie aufgaben. (*Hassel.*)

CAMPAGNA, Stadt der neapol. Provinz Principato citeriore und Sitz eines Bischofs, dessen Diöcese mit der von Satriano vereinigt ist. Die Einwohner, gegen 6800, sind fleißig und betriebsam und haben einen starken Marktverkehr, zu welchem sie vorzüglich Seide und Öl liefern. (*W. Müller.*)

Campagna di Roma, s. Rom.

CAMPAGNE, Dorf in dem Bezirk Limoux des franz. Dep. Aude, hat Bäder von 18° Wärme, die vom Jun. bis Ende Oktober besucht werden, und 269 Einw.; es liegt an der Aude. (*Hassel.*)

CAMPAN, Marktfl. in dem Bezirk Bagnères des franz. Dep. Oberpyrenäen. Er liegt in einem der reizendsten Thäler der Pyrenäen, dem Thale von Campan, am Fuße eines Felsens und am Adour, ist wohlgebauet, hat 1 Kirche, 430 Häuser und 3640 Einw., die Etamines, Hadis, Crepons und Trikots verfertigen und färben. Das Thal ist mit den schönsten Weiden ausgestattet; es enthält verschiedne Marmorbrüche, besonders den bei S. Marie, worin der eigentliche Marmor von Campan gebrochen wird, verschiedne Kupferanbrüche und am rechten Ufer des Adour in einem Berge von grauem Marmor eine tiefe Höhle voller kalkigen Krystallisationen. (*Hassel.*)

CAMPAN (Jeanne Louise Henriette Genet). Erst nachdem diese von vielen Seiten höchst merkwürdige Frau, ihre anfangs so glänzende, zuletzt so dornenvolle Laufbahn geendigt hat, ist sie auch in Teutschland fast eben so bekant, als in ihrem Vaterlande geworden. Ihr Leben, wie ihr literarischer Nachlaß, ist in den letzten Jahren im Original und in Übersetzungen mit großer Theilnahme gelesen, hat aber auch den mannichfaltigsten und reichsten Stoff in psychologischen, politischen, moralischen und pädagogischen Bemerkungen geliefert.

Sie ward zu Paris am 6. Okt. 1752 geboren. Ihr Vater, erster Commis des affaires étrangères gab der mit glücklichen Anlagen ausgestatteten Tochter eine sehr sorgfältige Erziehung, und legte es durch Unterricht in fremden Sprachen, Musik, Gesang, namentlich auch in Bildung des Organs und Talents für das Vorlesen, worin ihn Männer wie Marmontel und Thomas unterstützten, früh darauf an, sie zu irgend einem Posten am Hofe, mit dem ihn sein Geschäft in nahe Verbindung brachte, geschickt zu machen. Auch gelang es ihm. Kaum vierzehn Jahr alt, erhielt die junge Genet die Stelle einer Vorleserin bei den Töchtern Ludwigs XV. Die Lage war nicht beneidenswerth. So glänzend und dabei in ausschweifender Schwelgerei aller Art verloren, der Hof

des Königs war, so ernst, zurückgezogen, fast düster war das Leben der Prinzessinnen. Im Jahr 1770 trat die Vermälung des Dauphin mit Marie Antoinette von Östreich ein. Die Dauphine schloß sich am engsten an ihre Schwägerinnen, besonders an Madam Victoire an. So ward ihr auch die junge Genet bekant. Oft hörte sie sie vorlesen, oft mußte sie ihren Gesang mit der Harfe begleiten. Diese Gunst gab den ersten Anlaß zu ihrer Verheirathung mit dem Sohn des Kabinetssecretärs H. Campan. Zugleich ernannte sie die Dauphine zu ihrer ersten Kammerfrau. Von diesem Augenblick an, bis zu der unglücklichen Katastrophe, war sie fast unzertrennlich von Marie Antoinette, die Zeugin aller großen und kleinen Ereignisse des Hofes, und im Besitz des unbedingtesten Vertrauens. Als daher im J. 1789 die Revolution ausbrach, ward sie oft als Mittelsperson und Geschäftsträgerin, zuweilen selbst als Copistin vertrauter Briefe und Berichte von dem König und der Königin gebraucht und so blieb ihr auch das Geheimste, namentlich die beschloßne Flucht, nicht unbekant. Während der Ausführung hatte sie sich, mit Vorwissen der Königin, von Paris entfernt, um, wenn der Plan gelänge, im Auslande wieder mit ihr zusammen zu treffen. Er gelang nicht, und M. Campan erschien nach der Rückkehr wieder auf ihrem vorigen Posten. Doch wie hätte sie jetzt dem Argwohn und den Anfeindungen der aufgeregten Parteien entgehen können, zumal nicht unbekant war, daß sie mit ganzer Sele an der alten monarchischen Verfassung hing? Ein ganz eigenthümliches, in seiner Art einziges Geschäft ward ihr um die Zeit des 14. Jul. 1792 aufgetragen. Der König sollte am Jahrstage der Föderation öffentlich erscheinen und man fürchtete Versuche gegen sein Leben. Um ihn möglichst zu schützen, machte sie in Geheim einen Brustharnisch von funfzehn Blatt italiänischen Atlas zu einem Gilet und einem Gürtel, der allen Dolchstichen und Kugeln widerstanden haben würde. Am 10. August kam sie bei der Bestürmung der Tuilerien in die größte Lebensgefahr. Doch entkam sie durch wunderbare Zufälle; auch gelang es ihr, noch einmal die gefangene Königin zu sehen.

Nach der Hinrichtung Ludwigs und der königl. Familie, zog sie sich nach Coubertent im Thal von Chevreuse zurück, und entging dadurch den Verfolgungen der Schreckenszeit. Aber ihr Vermögen war erschöpft. Die Sorge für eine siebzigjährige Mutter, eines kranken Mannes, für dessen Schulden sie gut gesagt und dadurch selbst verschuldet war, und eines neunjährigen Sohnes, machte es ihr zu Pflicht, auf Mittel zu denken, sich und ihnen das Leben zu erhalten. Sobald daher Robespierre gefallen war, errichtete sie in St. Germain unweit Paris eine weibliche Pensionsanstalt, die schon in Jahresfrist bis zu sechzig Zöglingen aus den besten Familien anwuchs und ihr sehr bedeutende Vortheile brachte. Auch die nachmalige Kaiserin Josephine, damalige Md. Beauharnois übergab ihr ihre Nichte und ihre Tochter, nachmalige Königin von Holland. Zugleich ward ihr die Oberaufsicht über Eugen Beauharnois (nachmaligen Vicekönig von Italien), der sich in St. Germain mit dem jungen Campan in derselben Pension befand, anvertraut. Das Institut gewann immer mehr in der großen Welt an Vertrauen und Ausdehnung. Als Bonaparte von seinen Siegen in Italien zurückkehrte, nahm er nähere Kentniß davon und zeichnete die talentvolle Frau vielfach aus.

Zum Kaiser gekrönt, faßte er den Plan, selbst ein Erziehungshaus für die Töchter, Schwestern und Verwandtinnen der Mitglieder der Ehrenlegion zu stiften. Er wählte dazu Ecouen und übertrug der Campan die Leitung. So war sie sieben Jahr wieder im Genuß hoher Achtung und reichen Besitzes. Mit der Rückkehr der Bourbons gewann Alles eine andre Gestalt. Die so innige und bewährte Anhänglichkeit an die unglückliche Königin ward vergessen. Ecouen ward aufgehoben. Die von Napoleon gewährte Auszeichnung, erschien als ein Beweis, daß sich ihr Sinn immer nur nach dem Glück gewendet habe. Die widersinnigsten Verleumdungen umschlichen sie. Man klagte sie sogar der Treulosigkeit und des Verraths an. Schamlos suchte man ihren Ruf zu beflecken. Nur die Unbefangnen nahmen sie dagegen in Schutz. So war der Abend ihres Lebens sehr trübe. Ihre Ergebenheit an die Person der Königin war unwandelbar, aber sie hatte auch die Verderbniß des Hofes, die Schlechtigkeit der Großen, die Auflösung des Rechts und der Sitten so nahe gesehen, sie konnte die Vergleichung der Schwäche mit der kräftigen Regirung Napoleons so genau vergleichen, sie war dabei zu gerecht, um sich gegen das Schlechte der Vorzeit und was in der Gegenwart entschieden besser geworden war, zu verblenden, daß man wol begreift, wie sie in jener Zeit der Parteiungen keiner Partei ganz genügte. Ein verheerender Gram nagte um so unheilbarer an ihrem Herzen, da mehre ihrer nächsten Verwandten, theils durch Verunglückung theils durch freiwilligen Tod ein höchst trauriges Ende genommen hatten, zu denen auch ihr Neffe, der Marschall Ney gehörte. Selbst ihren einzigen Sohn sah sie nach manchen widrigen Schicksalen vor sich hinsterben. Auch körperlich sollte sie durch eine der schmerzhaftesten Krankheiten, die eine noch schmerzhaftere, aber zu späte Operation nothwendig machte, den ganzen Kelch menschlicher Leiden ausleeren. Hiebei, wie unter allen Wechseln ihres Lebens, hat sich die Energie ihres Charakters bewährt, und eine nie verläugnete, jedoch einfache, von Fanatismus freie Religiosität hat sie bis ans Ende unterstützt. Sie starb fast 70 Jahr alt, zu Mantes am 16. Mai 1822.

Die von ihr hinterlassenen Denkwürdigkeiten aus dem Privatleben der Königin Marie Antoinette, nebst Erinnerungen und Anekdoten aus der Regirung Ludwig XIV, XV. und XVI., welche französisch 1822 zu Paris, seitdem auch in einer teutschen Übersetzung erschienen sind, gehören unstreitig zu den interessantesten Beiträgen für die Geschichte einer so höchst merkwürdigen Zeit, und selbst in ihren Principien sehr verschiedene Beurtheiler geben der Verfasserin das Zeugniß, treu, wahr und so weit es in einem solchen Verhältniß möglich ist, unparteiisch erzählt zu haben. Man thut die tiefsten Blicke in das Innerste des Hoflebens und steht vor dem lebendigen Gemälde alles seines Glanzes und alles seines Jammers. Man glaubt in Versailles und in den Tuilerien mit zu

leben, und das große Drama des Schicksals eines gewiß nicht tadellosen, aber dennoch oft zu hart beurtheilten Königspaares entwickelt sich vor unsern Augen.

Was Md. Campan als Vorsteherin einer großen weiblichen Erziehungsanstalt leistete, ist schwer von fern zu beurtheilen. Daß sie durch die Bestimtheit ihres Charakters, durch ihren hellen und tiefen Blick in die weibliche Natur, durch die eigne hohe Bildung ihrer Sitten und die Würde ihrer Person ganz zu einem solchen Posten geeignet war, darüber ist fast nur eine Stimme. Auch spricht dafür die große Liebe und Anhänglichkeit, die sie auch spät noch von ihren Zöglingen erfuhr. Daß aber der Geist der Nation, der hohe Werth, der auf Äußerlichkeiten, auf Eitelkeit und Schein gesetzt wird, nebst allen den Fehlern, welche von dem so nahen Zusammenleben vieler jungen Mädchen aus den höchsten Ständen unzertrennlich sind, daß das Alles auch in St. Germain und Ecouen nicht ohne Einfluß geblieben ist, darf nicht befremden. Ihre Erziehungstheorie hat sie in einem, nach ihrem Tode aus ihrem Nachlaß von Barriere gesammelten Werk: De l'éducation mitgetheilt, in welchem man überall die erfahrne Frau sprechen hört, der persönlich nicht blos der Schein der Bildung genügt, dagegen echte Religiosität — deren Übungen in ihren Instituten zwar den Charakter der Kirche trugen, aber doch mit Ernst und steter Rücksicht auf Begründung moralischer Grundsätze abzweckten, — die sicherste Grundlage eines tugendhaften und dauerhaft-glücklichen Lebens erschien. Auch diese Schrift ist bereits in einer teutschen Übersetzung erschienen. Außerdem hat sie mehre kleinere Aufsätze für ihre Zöglinge verfaßt, unter denen sich die Briefe zweier jungen Freundinnen auszeichnen, die theils einzeln, theils in dem dritten Theil der oben genannten Denkwürdigkeiten abgedruckt sind. (*A. H. Niemeyer.*)

CAMPANA, eine kleine calabresische Stadt im Silawalde am Aquanite, merkwürdig durch ihren großen Mannahandel. Hier und in Bochigliero werden jährlich an 30,000 Pfd. dieses Produkts gesammelt. (*W. Müller.*)

Campana via. Via Domitiana, s. Campania.

CAMPANELLA (Thomas). Dieser durch seinen Geist und seine Lebens- und Leidensgeschichte denkwürdige Mann ward zu Stillo, einem Flecken in Calabrien, d. 5. Sept. 1568 geboren. Schon als Knabe zeichnete er sich durch Talente und Kentnisse aus, weshalb auch Baillet ihn in der Reihe berühmter Kinder mit aufstellt. Noch nicht völlig 15 Jahr alt trat er in den Orden der Dominikaner, und machte auch in der Theologie so schnelle Fortschritte, daß das erste Kloster, worin er aufgenommen worden, für seinen weitstrebenden Geist gar bald ein zu enger Schauplatz wurde. Er durchzog daher ganz Kalabrien, und auf diesen Wanderungen soll er einen Rabbinen getroffen haben, der ihn in der Kunst des Raimund Lullus und den Elementen aller Wissenschaften binnen 14 Tagen unterrichtet habe. Wie dem nun sei, so ist gewiß, daß er schon in jener Zeit gegen Aristoteles, das damalige Orakel, anstrebte. Schon dieß war damals gefährlich; ein besonderer Umstand aber kam hinzu, die Lage des Selbstdenkers noch gefährlicher zu machen. Der Mönch seines Klosters, dem es gerade oblag zu Cosenza öffentlich zu disputiren, war krank geworden, Campanella wurde gewählt ihn zu ersetzen, und erwarb sich so ungemeinen Beifall, daß man einstimmig erklärte, in ihm wohne des Telesius Geist. Noch kannte Campanella nicht die Schriften dieses seines Landsmannes, den das Selbstforschen auf den Weg des Parmenides geführt hatte; jetzt verschaffte er sich dessen Werk über die Natur der Dinge, und trat bald darauf gegen Antonio Marta als Vertheidiger desselben auf in seinem ersten philosophischen Werke: Philosophia sensibus demonstrata (Neap. 1591), das er in einem Alter von 26 Jahren geschrieben hatte. Dieß reizte sogleich alle Anhänger des Aristoteles gegen ihn auf, und einer der erbittertsten Gegner beschuldigte ihn der Zauberei. Hiemit beginnt seine Leidensgeschichte. Entfliehend dem Hasse der Gegner lebte er eine Zeit lang in Rom, Florenz, Venedig, Padua und Bologna, wo man ihm seine Papiere entwendete, die er nachmals in — der Inquisition zu Rom fand. Als er endlich im J. 1599 in sein Vaterland zurückgekehrt war, führte man ihn gefangen nach Neapel. Der Gründe zu dieser Verhaftung werden mancherlei angeführt [1]), die Hauptbeschuldigung gegen ihn aber war, daß er ein Majestätsverbrechen beabsichtigt habe. Unter solchem Vorwand hielt man ihn 25 Jahre lang im Gefängniß, ohne daß eine noch so kräftige Verwendung für seine Befreiung ihm nützlich wurde. Vergebens hatte deshalb im J. 1608 der Papst selbst den bekannten Scioppius nach Neapel gesendet; vergebens hatten die vielgeltenden Fuggers am spanischen Hofe sich für ihn bemüht; erst dem Papst Urban VIII. gelang es, durch den Bischof von Catanea die Befreiung des Unglücklichen zu bewirken (d. 15. Mai 1626 erfolgte sie). Sieben Mal hatte man ihn auf die Folter gebracht; allein weder die Qualen von dieser noch die Härte so langer Gefangenschaft vermochten seinen stoischen Heldenmuth zu beugen und die Kraft seines lebendigen Geistes niederzudrücken. „Weil mir, so schreibt er selbst an Naudé [2]), Bücher

---

1) Nach Einigen sollte er der Verf. des berüchtigten Buches de tribus impostoribus seyn; nach Andern soll er sich zum Könige von Obercalabrien haben aufwerfen wollen; soll sich den Messias genant haben und eine Verschwörung mit einer Menge Mönchen, Priestern und Banditen eingegangen seyn, alle Spanier zu ermorden, sich für unabhängig zu erklären und eine Republik zu stiften. Zur Ausführung seines Unternehmens soll er sich mit den Türken verbündet haben. Er selbst sagt: Composui articulos prophetales quindecim pro defensione dictorum meorum, unde ansam arripuerant faciendi me reum Majestatis, et hoc ex dictis Prophetarum, Sibyllarum et Sanctorum et ex politica et astrologica praedictione. An einer andern Stelle sagt er: Scripseram Neapoli syntagma, cur sapientia et virtute eximia praediti, Benefactores generis humani, in magnis Temporum articulis violentam mortem, *sub praetextu laesae Majestatis divinae et humanae* incurrent, ac postmodum cultu et gloria reviviscunt, quem tractatum vix bene recordor apud quem reposuerim. Die freimüthigen Äußerungen eines Mannes, dem der Machiavellismus ein Gräuel war, und der die civitatem Solis entwarf, das Ideal einer Republik, wohinter die platonische zurück bleibt, waren wol hinreichend ihn des Hochverraths anzuklagen, wenn man ihn schuldig finden wollte; erwiesen ist ihm seine Schuld nie worden. 2) *Thom. Camp.* de libris propiis et recta ratione studendi ad Gabr. Naudaeum (woraus die angeführten Stellen genommen sind), Par. 1642. 8. auch bei *Grotius* de studiis instituendis Amst. 1645. 12. und bei *Thomas Crenius* de philologia, studiis liberalis doctrinae etc. Leiden 1696. 4.

versagt wurden, schrieb ich viele lateinische und italiänische Gedichte: von der ersten Weisheit, Macht und Liebe, vom höchsten Guten und Schönen und s. Heimlich ward Alles geschrieben; wenn sich die Gelegenheit dazu gab. So entstanden 7 Bücher Gesänge, aus denen Tobias Adami eine Anzahl nach seinem Gutdünken erlesener unter dem Namen des Squilla Septimontanus herausgab [3]). Auch Elegien sang ich von meinem und meiner Freunde Leiden, auch weißagende Reime und vier Psalmodien über Gott und seine Werke; durch diese Gedichte stärkte ich meine Freunde, daß sie in ihren Qualen den Muth nicht sinken ließen. Außerdem schrieb ich politische Aphorismen, die Sonnenstadt (civitas solis) u. s. w." Er führt nun über 40 verschiedene Schriften an, philosophischen, mathematischen, physikalischen, medizinischen, astrologischen, theologischen, politischen Inhalts, und hatte Ursache über das Schicksal derselben sich zu beklagen. Mehre hatte er dem Scioppius übergeben, als dieser 1608 von Paul V. gesandt wegen seiner Freiheit unterhandelte, andere wurden ihm 1611 von dem apostolischen Nuncius weggenommen, und er hat sie niemals wieder erlangen oder nur erfahren können, was damit geworden sei. „Endlich aber nach 6 Jahren, fährt er fort, kamen Tobias Adami und Rudolph von Bünau, auf ihrer Rückreise von Jerusalem nach Neapel, und ich gab ihnen die Schriften, die ich vorher dem Scioppius gegeben hatte, und außerdem noch meine Metaphysik, die Realphilosophie, Medizin, Astrologie und viele kleinere Werke in Briefen. Sie sind fleißiger gewesen als jener, da sie die Realphilosophie, die Bücher de sensu rerum, einen Theil der Gesänge und den Prodromus herausgegeben, den sie von mir nicht bekommen haben."

Nachdem C. seine Freiheit wieder erlangt hatte, begab er sich nach Rom, wo er einige Jahre lang Gefangener der Inquisition, jedoch mehr scheinbar als wirklich, war; man wollte ihn hier vielmehr Verfolgungen entziehen als ihn verfolgen. Zu dem Beweise, den die Verwendung des Papstes selbst für seine Befreiung dafür liefert, komt als zweiter C's Ergebenheit gegen die päpstliche Regirung, von welcher alle Schriften zeugen, die er als Werke seines Alters anführt. Auch bezeigte ihm der Papst nachher öffentlich seine Gunst, die ihm aber dennoch kein hinreichender Schutz gegen die Spanier schien, vor deren Haß er auch in Rom nicht sicher war. Verkleidet als Minimermönch rettete er sich in dem Wagen des französischen Gesandten Franz von Noailles nach Frankreich, hielt sich erst in Marseille, dann zu Aix auf, wo der berühmte Peiresc ihn freudig empfing, und ihm allen Beistand zur Reise nach Paris leistete. Bei Ludwig XIII. und Richelieu fand er die gütigste Aufnahme, und der letzte, der in den Angelegenheiten Italiens häufig seinen Rath einholte, verhalf ihm zu einem Jahrgeld von 2000 Livres. Ermüdet endlich von dem langen Unglück, zog er sich in das Kloster seines Ordens in der Straße St. Honoré zurück, wo er am 21. Mai 1639 ruhig sein leidenvolles Leben beschloß.

Daß die Urtheile über seinen Charakter und Werth sehr verschieden, ja oft ganz entgegengesetzt sind, ist leicht begreiflich; C. stand bedeutend höher als seine Zeit und war durchglüht vom Eifer für die Wahrheit, die er nicht immer da fand, wo seine Zeit es verlangte. Seit ihm die ersten Zweifel darüber aufgestiegen, ob er im Besitz der echten Wahrheit sei, wendete er sich ängstlich an die Schriften der alten Philosophen, die er mit unermüdlichem Eifer studirte. Dieß thaten Viele, Wenige aber nur folgten von jeher dem Grundsatz, den Er schon als Jüngling sich aufstellte, stets auch zu untersuchen, „ob er das, was in ihnen geschrieben stehe, auch lesen könne in der Welt als dem lebendigen Buche Gottes," und darum „die Dogmen aller Philosophen zu vergleichen mit dem codice primario der Welt." Telesius zog ihn darum so an, „weil er mit Freiheit philosophirte, mit Rücksicht nur auf die Natur der Dinge und nicht die Reden der Menschen." Ein so Gesinnter mußte mit nicht geringerem Eifer auch zu dem Studium der Natur sich wenden, und C. verabsäumte keinen Theil der Naturwissenschaften. Konnte gleich auch Er nicht von allen Vorurtheilen und allem Aberglauben, womit sie in seiner Zeit noch behaftet waren, sich befreien, so befreite er sich doch von vielen, wovon dann Anstoß bei seinen Zeitgenossen die um so gewissere Folge war, je weniger er sich entschließen konnte, mit der erkannten Wahrheit zurück zu halten. Dieß bewies er auch in seinem Kerker bei Gelegenheit des berüchtigten Streites gegen Galilei, der ihn zu einer Untersuchung veranlaßte, ob des Kopernikus Behauptung von Bewegung der Erde und Stillstehen der Sonne gegen die H. Schrift und die Kirchenväter sei [4]). Kästner bemerkt bei dieser Schrift: „C. war auch von dem Orden, der damal wider Galiläum predigte; man sieht aber, daß seine Philosophie nicht die Philosophie der Orden gewesen." Dieß war sie weder in diesem, noch in andern Punkten, wozu noch ein anderer Umstand viel mitwirkte. C. nahm als zweite Führerin nach dem Ziele der Philosophie die Geschichte; unter den Regeln für das

3) Squilla ist campana piccola, ein Glöcklein, also gleichbedeutend mit Campanella. Jener Name heißt das Glöcklein auf 7 Bergen. Campanella spielte selbst auf seinen Namen an, und seine gedruckten Schriften haben symbolisch auf dem Titelblatt eine Glocke. Jene Gedichte sind erschienen unter dem Titel: Scelta d'alcune Poesie filosofiche de Settimontano Squilla (gedruckt 1622). Herder in seiner Adrastea hat unter der Aufschrift: Prometheus aus seiner Kaukasushöhle, einen Theil derselben übersetzt. — In früheren Jahren hatte C. auch ein Trauerspiel Maria Stuart geschrieben, secundum poeticam nostram non spernendam, sagt er. Diese Poetik, die er zu Rom geschrieben, ist nie im Druck erschienen; ein Spanier aber hatte sie übersetzt, als sein Werk herausgegeben, und am Ende, um das Plagiat zu verbergen, Gründe angeführt, warum er als ein Spanier lauter Beispiele aus italiänischen Dichtern angeführt habe: quod cum vidissem Neapoli in arce Regia A. MDCXVIII. risum certe quam maximum mihi commovit, sagt C. Welche spanische Poetik ist nun die des Campanella?

4) C führt dieß, nach seiner Aussage im J. 1616 geschriebene und dann in Teutschland gedruckte Werk, unter dem Titel an: An sit contra Sacram Scripturam et Patres assertio Copernici de motu Terrae et quiete Solis, und es ist ohne Zweifel dasselbe, welches Adami zu Frankfurt 1622 (58. S. 4.) unter dem Titel: *Th. Camp.* Apologia pro Galileo Mathematico Florentino herausgab, und wovon Kästner (Gesch. d. Math. IV. 213.) einen kurzen Auszug geliefert hat.

richtige Philosophiren stellt er sogar die an die Spitze: „über welchen Gegenstand du die Wahrheit erforschen willst, dessen Geschichte muß dir klar seyn, nicht blos theilweise, sondern ganz.“ Dann empfiehlt er Selbstprüfung, und den Geist frei zu erhalten von so sklavischer Anhänglichkeit an irgend einen Philosophen, irgend eine Sekte, daß man sie frei von allem Irrthum wähne; denn der Mensch sei stets lügenhaft, aus Unwissenheit, aus Bosheit, aus Furcht; Gott allein sei wahrhaft. Lesen aber solle man die Bücher aller Art, und auch nicht sogleich verwerfen, was mit unsrer bisherigen Erkentniß nicht einstimme, denn viele Wahrheiten fänden sich, die man früher unter die Lügen gerechnet habe, wie z. B. daß unter dem Äquator keine Menschen wohnen, daß die zweite Halbkugel unsrer Erde nicht vorhanden sei; worin man dem Kolumbus mehr glauben müsse als dem Lactanz und Prokop. Bei andern Behauptungen, z. B. von dem Umlauf der Erde und dem Stillstand der Sonne müsse man sein Urtheil zurück halten, bis man durch Erwägung der Gründe von allen Seiten die Wahrheit ermittelt habe. „Endlich aber wisse, daß alle Wissenschaft *unendlich* ist, glaube nie, daß du ans Ziel gelangt seist, und höre etwa zu lernen auf; denn die Natur hat uns so eingerichtet, daß wir Lebens lang lernen sollen, durch die Sinne im Buche der Natur und der Schrift, durch Rede das, was nicht durch den Sinn vorstellbar ist. Sehr heilsam wird dirs seyn, die Lehren aller Völker und Sekten kennen zu lernen.“

Man sieht, C. war ein viel umfassender Geist, zugleich kräftig genug, um unter der Last der Gelehrsamkeit nicht zu erliegen und über reicher Belesenheit das freie Denken nicht zu verlieren. Nachdem er mit forschendem Blicke fast alle Gebiete des menschlichen Wissens durchwandert hatte, wählte er seinen Standpunkt so, daß er alle überschauen konnte, und gewann somit eine *encyklopädische Übersicht* derselben. Mißtrauend allen aus bloßer Vernunfterkentniß entsprungenen Systemen, hielt er sich stets an das, was der *Sinn* bewähre, und erklärte dem zu Folge auch, alle Wissenschaft gehe aus von dieser durch *den Sinn* erlangten Erkentniß, daß *Dinge sind, und daß sie erscheinen*. Der Inbegriff des durch den Sinn Wahrgenommenen ist *Geschichte*, und diese also die Grundlage aller Wissenschaft. Wie nun aber der Sinn entweder ein äußerer oder ein innerer ist, so ist auch die Geschichte eine doppelte, eine menschliche und eine göttliche, eine natürliche und eine übernatürliche Offenbarung. Der Gegenstand dieser ist das ewige Seyn, jener die Erscheinungen. Diesemnach setzte er für alle Wissenschaft zwei Hauptklassen fest, die *göttliche Theologie* und die *menschliche Mikrologie*. Bei der Theologie unterscheidet er natürliche und geoffenbarte; was er im Allgemeinen Mikrologie nent, begreift unter sich die *Realphilosophie* oder *Naturwissenschaft* und die *Ethik*. Zur Naturwissenschaft rechnet er die *Medizin*, *Astronomie*, *Astrologie*, *Magie* (eingetheilt in natürliche, englische und teuflische) und *Kosmographie*; Hilfswissenschaft derselben ist die *Mathematik*. Zur *Ethik* rechnet er *Moral*, *Politik*, *Ökonomik*. Von der Realphilosophie unterscheidet er die *Razionalphilosophie* als Philosophia universalis, *Metaphysik*, welche die Mitte einnimt zwischen Theologie und Mikrologie, denn sie stellt die Principien von beiden auf. So erscheint sie gewissermaßen nur als Hilfswissenschaft, die aber selbst wieder an der *Logik* eine Hilfswissenschaft hat. Als allgemeine Hilfswissenschaften nahm er an *Grammatik*, *Rhetorik*, *Poëtik* und *Historiographie*.

Es ist keine dieser Wissenschaften, über die er nicht geschrieben hätte; auf die Metaphysik aber verwendete er vorzüglichen Fleis, und arbeitete sie daher mehrmals aus. Als das Problem derselben nahm er an *Erklärung der Dinge, wie und in wiefern sie sind*. Die Nothwendigkeit einer Wissenschaft, welche diese Erklärung gebe, erweist er aus mehren Gründen, aber seinem scharfen Blick entging dabei auch nicht, daß er sich über die Möglichkeit derselben gesichert haben müsse, und aus diesem Grunde enthält die Einleitung zu seiner Metaphysik eine Wissenschaftslehre, die, wenn gleich mangelhaft, doch von dem tiefsinnenden Geist ihres Urhebers ein hinreichendes Zeugniß ablegt. Er handelt da von der Erlangung der Wissenschaft, ob man sie objektiv (secundum se) oder nur subjektiv (secundum nos tantum) oder objektsubjektiv (utroque modo) erlange; prüft die Meinungen der Skeptiker hierüber, und sucht die über die Gewißheit der menschlichen Erkentniß obwaltenden Zweifel zu heben. Als unbezweifelbare Principien der menschlichen Erkentniß führt er an: 1) daß wir sind, erkennen und wollen können, 2) daß wir *etwas* können, wissen und wollen, aber *nicht Alles*, und 3) daß wir Dinge außer uns wissen, wollen und können, weil wir uns selbst wissen, wollen und können. Er gibt in jeder dieser Hinsichten unsre Beschränktheit, so wie die bloße Subjektivität unsrer Erkentniß zu, erklärt aber, daß wir gerade so viel erkennen als wir nöthig haben. Ungeachtet er den Sinn als die einzige Quelle aller menschlichen Erkentniß und die verständige Sele mit der empfindenden als einerlei annimt; so läugnet er doch nicht eine besondere Verstandesthätigkeit, die in dem Bilden des Allgemeinen aus dem Besondern besteht; jenes wie dieses aber ist Gegenstand der Empfindung. Viele einzele wiederholte Empfindungen geben Gedächtniß, aus diesem entsteht sichre Erfahrung, und aus Erfahrungen allgemeine Sätze. Zum Regulativ für die Erfahrungen stellt er Kategorien auf als allgemeine Bestimmungen der Dinge, und handelt von den Prinzipien des Wissens mittels der Kategorien. Mit ihrer Hilfe gelangt man zur Wissenschaft. Die Wissenschaften theilt er ein in *doktrinale* und *inventive*; unter jenen versteht er die Real-Wissenschaften, unter diesen die razionalen, und insbesondere die speculative Philosophie. Der wissenschaftliche Vortrag, sagt er, ist nicht untersuchend, sondern er führt das Untersuchte auf allgemeine Sätze und Definitionen zurück, aus denen gefolgert wird; jede jener verschiedenen Arten der Wissenschaft aber hat auch eine verschiedene Methode zu befolgen. Für die doktrinalen gibt er die synthetische Methode an und ein dogmatisches Verfahren, für die inventiven, wobei nichts vorausgesetzt werde als das allgemeinste Seyn, die analytische Methode und ein skeptisches Verfahren. Wenn wir nun in seiner Metaphysik ihn doch den entgegengesetzten Weg einschlagen sehen: so ist zu vermuthen, daß er nur

die Resultate seiner Forschungen in ihr habe aufstellen wollen.

Zum Behuf der Metaphysik setzt er blos den Satz voraus: Dinge sind und erscheinen uns. Seyn und Nichtseyn derselben wird untersucht nach dem Satze des Widerspruchs, daß Etwas nicht zugleich seyn und nicht seyn kann, und nach den Primalitäten. So nent C. die Grundeigenschaften der Dinge, und deren gibt er drei an: 1) Möglichkeit oder Kraft (potentia), — Was seyn kann, ist; was ist, das muß seyn; — 2) Erkentniß (sapientia); — Jedes Ding muß empfinden, empfunden und erkant werden, denn sonst wäre es für den Menschen nicht da; — 3) Neigung oder Liebe (amor), — Jedes Ding hat Selbsterhaltungstrieb, ohne den es nicht beharren und wirken könnte. — Jede dieser Primalitäten hat ihr Objekt: Möglichkeit das Seyn; Erkentniß die Wahrheit; Neigung die Güte, deren äußeres Zeichen die Schönheit ist.

Dieser ontologischen Grundlage bediente er sich nun als Leitfaden bei der Metaphysik. Das Seyn des Dinges an sich gedacht führt auf den Begriff der Einheit; die höchste Einheit aber und das erste Wesen ist Gott. Dieser ist dem Seyn nach Eins und Alles, unendliche Einheit; der Kraft nach ewig, allgegenwärtig, allmächtig; der Erkentniß nach allwissend, allweise, sich selbst genügend; der Liebe nach allumfassende Güte, Vorsehung, allbeglückend. Die Wirkung des Seyns und der Kraft Gottes ist Nothwendigkeit, seiner Erkentniß das Schicksal, seiner Liebe die Harmonie oder Zweckmäßigkeit der Welt. Zweck der Welt ist der Mensch, des Menschen Endzweck ist Gott. In der Welt wirkt Alles als Selbstzweck, Nothwendigkeit, Mangel derselben ist Zufälligkeit, und diese entspringt aus Mischung des Seyn mit dem Nichtseyn, welche Gott nur zuläßt; daher Ursprung des Übels. Alles wirkt aber auch als Mittel, Schicksal, wobei Untersuchungen angestellt werden über die Vereinigung der menschlichen Freiheit mit Schicksal und Vorsehung. Der Selbstzweck wird durch höhere Macht zum Mittel geleitet, Harmonie. Daraus wird eine Theodicee abgeleitet, worin die Themata über Zufall und Glück, Sünde und Zurechnung, Vorsehung, Vorherbestimmung und die Gerechtigkeit Gottes abgehandelt werden.

Die Welt wird nicht in Nichts vergehen, wie sie auch nicht aus Nichts entstanden ist. Die physischen Principien aller Dinge sind der Raum und die Materie, und die Kräfte, die zu deren Bildung wirken, Wärme und Kälte, woraus sich die entgegengesetzten Körper: Sonne und Erde, bildeten. Durch Einwirkung der ersten auf die andre entstehen alle irdischen Körper, entweder durch Induration, Steine und Mineralien, oder durch Attenuation, Luft und Dünste, und durch Eliquation der Luft Wasser; durch Induration und Eliquation zugleich die Pflanze, durch alle drei Wirkungsweisen zugleich das Thier. Was aber auch entstehe, das hat Leben und Empfindung, denn es kann nichts in dem Zusammengesetzten seyn, was nicht schon in dem Einfachen wäre. Alle Wesen sind sich daher analog, denn alles Leben ist dasselbe, wie alle Sinne eigentlich nur Ein Sinn. Wie dieser Eine sich aber in verschiedene Organe verschieden verzweigt; so gestaltet sich das Leben auf verschiednen Stufen anders. Auf allen Stufen aber zeigt sich an allen Geschöpfen der göttliche Charakter in Kraft, Erkentniß und Liebe, jedoch gemischt mit Ohnmacht, Unwissenheit und Haß, weil das endliche Seyn überhaupt beschränkt ist durch Nichtseyn.

Die Thiere haben Analogie mit dem Menschen auch in Vernunft und Sprache, die menschliche Sele aber hat Analogie mit den unkörperlichen Geistern, die einer nichtsinnlichen Welt angehören, welche außer der sinnlichen besteht, aber nicht ohne mit jener im Zusammenhange zu seyn, woraus ein Beweis für die Wunder geführt wird. Die menschliche Sele ist ein körperlicher Geist, dünn, warm und licht, in ihren Grundeigenschaften beschränkt und daher unvollkommen, aber mit einem Streben nach Vollkommenheit und dem Göttlichen. Dahin streben zwar alle endlichen Wesen als nach dem höchsten Gute, welches in Theilnehmung am unendlichen Wesen besteht; in höherem Grad aber strebt danach der Mensch vermöge seines eigenthümlichen Sinnes für Religion, welche, indem sie die Grundlage seiner Sittlichkeit und Tugend ist, zugleich die einzige und echte Bürgschaft für die Unsterblichkeit seiner Sele gewährt, daß sie aus der sinnlichen Welt in die nichtsinnliche übergehen und die Seligkeit erlangen werde, die eine Erhaltung des menschlichen Wesens im göttlichen ist.

In Ansehung der Religion unterschied er eine angeborne und erworbene, natürliche und künstliche, innere und äußere. Die innere Religion besteht in Abwendung von dem Äußeren und Einkehr ins Innere, Erforschung der göttlichen und menschlichen Dinge aus reiner Liebe zur Wissenschaft, Richtung aller unserer Kräfte auf die Verehrung Gottes, und in der Liebe zu Gott über Alles, auch unsrer selbst, nur um seinetwillen. Nur in der künstlichen und äußeren Religion gab er Irrthümer zu, suchte aber auch eben hieraus die Nothwendigkeit einer Offenbarung zu erweisen, indem die Vorsehung Gottes gewiß für das Höchste und Wichtigste, Erkentniß des Guten und eine Regel für die Vernunft, gesorgt haben werde. Sein philosophischer Geist befriedigte sich aber auch hier nicht bei dem blos Herkömmlichen, sondern forschte tiefer, und so ward er der Erste, welcher die Kriterien einer wahren Offenbarung aufstellte. Wie weit er über die Beschränktheit seiner Zeit hinaus war, bewieß er auch in einer Schrift über Theologie, die er nach seiner Metaphysik schrieb, und von welcher er selbst sagt: „ich habe darin auch die Lehrsätze der Mohamedaner, Talmudisten, Amerikaner und Indier geprüft, welche unsre Theologen gar nicht berührt haben, und mit Übergehung eitler Untersuchungen die blos nützlichen beigefügt, welche, glaub' ich, der christlichen Republik sehr heilsam seyn werden." Nicht in Worten, selbst nicht in Wundern, so sagt er in einem seiner Gedichte, besteht die Güte, sondern nach dem Ausspruch der Schrift, in der That; das falsche Maß des Guten aber, boshaft fromme Heuchelei, welche falsche Götter hat es der Erde gegeben!"

Es würde unnöthig seyn, nach dem Angeführten schildern zu wollen, wie rein des Mannes Gesinnung und Wahrheitsliebe, wie groß sein Eifer, die Wahrheit zu

erforschen, war, und welchen Tiefsinn und Scharfsinn er dazu mitbrachte. Zwar in manchem Irrthume seiner Zeit war auch er befangen; es fehlt nicht an schwärmerischen Hypothesen und mancherlei Aberglauben bei ihm. Man bedenke aber, wie sehr seine Lage die Mystik begünstigte, welche doch bei ihm reinerer Art ist, und welcher Zeit und welchem Lande er angehörte. Bleibt er sich in seinen Behauptungen nicht durchaus treu, so bedenke man, unter welchen Umständen er seine Bücher schrieb, und wie er sie umherstreuen mußte. Es mag seinen Nutzen haben, daß man untersucht, ob er als Philosoph, mehr Skeptiker oder Dogmatiker oder Eklektiker gewesen: mehr Frucht aber würde es bringen, wenn man zwischen ihm und **Baco**, mit dem er sich auf gleichem Wege befand, eine Vergleichung anstellte, und zeigte, wie er für Denkfreiheit gewirkt, die Rechte der Vernunft vertheidigt und dem „allzulistigen und frechen" Machiavellismus, „der nicht Fürsten- sondern Tyrannenkünste lehre," entgegengekämpft hat. Er selbst schildert sich in einem seiner gedankenreichen Gedichte also:

> In Banden frei; nicht einsam und doch einsam
> Sitz' ich hier; stumm, doch meine Glocke klingt.
> Der niedern Welt ein Thor, und doch dem Auge
> Göttlichen Sinns ein Weiser. Himmelwärts
> Schweb' ich empor mit Schwingen, die die Erde
> Danieder drückt; von außen tiefbedrängt,
> Traurig, gefangen; in mir frei und froh *).

(*Gruber.*)

CAMPANIA, das Blachfeld, ist die von den Römern herrührende Benennung der schmalen Küstenebene, welche sich am tyrrhenischen Meere von Mons Massicus [1]) bis zum Promontorium Minervä am Fuße der Seitenkette des Apennins hinzieht, auf welcher die Samniter oder Sabeller wohnten. Hiemit sind die Gränzen Campanien's gegeben: gegen Norden und Osten die samnitische Bergreihe, welche in dem Vorsprunge des Mons Massicus auch Latium von Campanien scheidet, und gegen Süden das Vorgebirge der Minerva bei Surrentum, welches den Meerbusen von Puteoli schließt. Der Durchschnitt Campaniens von Westen nach Osten beträgt 10, und von Süden nach Norden 4 geographische Meilen, der Flächeninhalt gegen 40 Quadratmeilen.

Man kann ganz Campanien als eine Ebene betrachten; denn der Vesuv und andere Berge und Hügel, welche aus ihr hervorsteigen, sind vulkanischen Ursprungs und haben keinen Zusammenhang mit dem Bergrücken, an welchen sich das Blachfeld der Küste anlehnt. Außer dem Vesuv ist das steile Ufer an dem Meerbusen von Bajä die bedeutendste Erhöhung des campanischen Bodens. Nicht ohne Grund gaben die Römer dieser reizenden und fruchtbaren Ebene das beständige Epitheton felix und priesen sie als das schönste Land der Erde; denn noch gegenwärtig, nach so manchen Verwüstungen durch die vereinigte Wuth der Natur und der Menschen, niedergehalten durch den Druck harter Regirungen und die Mißbräuche nachlässiger Verwaltungen, von Bettlern angebauet und von Taugenichtsen durchschlendert, bietet die Terra di Lavoro eine wunderbare Pracht und Fülle der Produkte und eine der zahlreichsten Bevölkerungen von ganz Europa dar [2]). Die campanische Ebene liegt fast durchgängig über einem unterirdischen Feuer und verdankt eben den vulkanischen Bestandtheilen ihres Bodens ihre ungeheure Fruchtbarkeit. Wo die schwarze vulkanische Erde aufhört, da herrscht der Kalk vor, aber auch hier findet sich in der Tiefe, unter der feinen Staublage, ein fester, aber durchlöcherter, von kleinen Kanälen zerrissener und mit mineralischen Bestandtheilen geschwängerter Boden, eine Folge der häufigen Erdbeben. Auch ist namentlich die Gegend von Puteoli und die Nachbarschaft des Vesuvs reich an vulkanischen Erzeugnissen und Erscheinungen, wie Schwefelausdünstungen, mineralische Quellen und Seen, Grotten, Puzzolanerde, Solfataren u. s. w.

Der Hauptfluß des Landes ist der Volturnus, welcher seinen alten Namen bewahrt hat und von Norden nach Süden in das Meer fließt; außerdem ist der **Clanis** (Clanio) zu nennen, welcher bei **Abella** (Avella) der Erde entquillt und sich bei **Linternum** theils in Morästen, theils im Meere verliert. Auch die kleineren Bäche dienten zur Bewässerung der Ebene; aber bei weitem ergiebiger waren die natürlichen Wasserbehälter der sie umringenden Berge, die durch innere unsichtbare Ableitungen das trockene Land zu ihren Füßen nährten. Drei Mal des Jahres gab Campanien Weizen und Dinkel, zuweilen auch noch überdieß Gemüse, und zwischen der Wintersaat blühten im Frühling wild wachsende Rosen von starkem Geruch, die man zu Öl und Salben benutzte. Die Abhänge der Berge Massicus, Gaurus und anderer, in die Ebene einlaufender oder aus ihr hervorsteigender Höhen reiften die edelsten Trauben Italiens, die des Falerners, Massikers, Caleners, Gauraners u. s. w., und die Felsenlehnen der Apenninenreihe, welche die Ebene einschließen, lieferten die wohlschmeckendsten Öle,

*) Über C's Leben, s. *E. S. Cypriani* de vita et philosophia Th. Campanellae syntagma. Amst. 1722. **Schröckhs** Lebensbeschr. I. 281 fgg. Bayle, Chaufepié, Niceron u. A. Von seinen gedruckten Schriften geben das richtigste Verzeichniß **Quetif** und **Echard** in Scriptor. ord. praedicatorum T. II, auch eins nach dem Plane, den C. selbst für eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke am Ende der Philos. rat. entworfen hatte. Diese Ausg. sollte aus 10 Bänden bestehen; nur die 4 ersten aber sind erschienen (Par. 1635—38.) und enthalten die Philos. rationalis und realis. Alle seine übrigen Schriften sind daher selten, am seltensten aber die folgenden zwei, die auf Befehl mehrer Fürsten unterdrückt wurden: Monarchia Messiae, ubi, per philosophiam divinam et humanam, demonstrantur jura summi pontificis super universum orbem (1633. 4. **Leibnitz** rieth die Herausgabe an Opp. V. 420. **Herder** kannte ihr Daseyn nicht,) und Discorsi della libertà e della felice suggetione allo stato ecclesiastico 1633. 4. Man sieht hieraus, warum der Papst ihn schützte; doch war C. kein blinder Eiferer, denn er hatte auch eine Abh. geschrieben de eligendo summo Pontifice semper optimo. Über seine Philosophie s., außer den Geschichtschreibern der Phil. von Brucker bis Tennemann, **Fülleborn** in seinen Beiträgen St. 6. S. 124 fgg. und über seine Naturphilosophie insbesondre **Rixners** und **Sibers** Beiträge Hft. VI.

1) Einige Geographen nehmen auch den **Liris** (Garigliano) als Gränze zwischen Latium und Campanien an. Die Südspitze des Mons Massicus heißt jetzt Monte Dragone, Mondragone.

2) S. Terra di Lavoro und Neapel.

namentlich das von Venafrum. Man rechne dazu den Überfluß der feinsten Baumfrüchte und der leckersten Gemüse, das von Fischen, Muscheln und Austern wimmelnde Meer, die Leichtigkeit jeder Zufuhr zu Lande und zu Wasser; und man wird sich nicht darüber wundern, wenn das campanische Leben in kurzer Frist Helden zu Weichlingen umzuschaffen vermochte. Ein sanftes Klima, gegen die Nordwinde durch die rings um die Ebene laufenden Berge geschützt, von einem weichen Meereshauche erfrischt, überall leicht erworbener Reichthum und blühender Wohlstand, die malerische Pracht einer wunderbaren Natur, die dicht neben den Bildern der elysischen Gefilde die Schrecken des Tartarus in ihren phlegräischen Feldern und avernischen Seen verwirklichte: alle diese Gaben der vergeudenden Schöpfung verführten die hoch begünstigten Campaner in allen Zeitaltern zu einem Übermaße im Genusse, welches nothwendiger Weise zur Üppigkeit und durch diese zur Abspannung, Erschlaffung und Verweichlichung ausging. Alle Völkerschaften, welche die Herrschaft der campanischen Ebenen hinter einander errungen haben, von den Osкern bis zu den Normannen, sind einem und demselben Schicksal unterlegen, und eine kurze Ruhe in den kapuanischen Gefilden war hinreichend, Hannibals schwarze Helden, die dem Schnee und dem Hunger der Alpen getrotzt hatten, zu entnerven.

Als die Bündnisse und Eroberungen der Römer sich über Unteritalien auszubreiten anfingen, und die Bekantschaft mit den feinen Griechen und den üppigen Orientalen die alte Genügsamkeit und Beständigkeit derselben nach und nach in unersättlichen Luxus und wandellustige Mode verkehrte, ward ihnen zu ihrem Landaufenthalte während der gefährlichen Fiebermonate die Luft der tiburtinischen und albanischen Berge zu scharf und rauh, und sie erbaueten sich schimmernde Sommerpaläste an den campanischen Küsten. Cicero spricht scherzhaft von einem ländlichen römischen Reiche in Campanien, dessen Mittelpunkt das reizende Bajä war, wo sich denn auch Alles zusammen fand, was Prachtliebe, Wohlgeschmack, Eitelkeit und Unzucht seit Jahrhunderten in allen drei Welttheilen ersonnen und erprobt hatten. Von Gaeta bis über Neapel hinaus bildeten die Landhäuser der Römer gleichsam eine einzige große Straße längs dem Meeresufer hin; und als endlich der Raum für neue Baue zu mangeln anfing, drängte der Alles vermögende Luxus, der in der Raserei der Caligula's und Neronen, Hand in Hand gehend mit der üppigsten Grausamkeit, seinen höchsten Gipfel erreichte, das mächtige Element des Oceans aus seinen Gränzen und rückte seine Wohnungen in die Fluthen hinein.

Die Küste Campaniens ist durch das Vorgebirge Misenum in zwei Theile zerschnitten, deren jeder einen Busen bildet. Der nördliche Theil, von Sinuessa [3]) anfangend, zieht sich mit geringer Beugung gegen Südosten hin und nimt den größten Abschnitt des cajetanischen Busens ein. Der südliche Theil, zwischen Misenum und dem Vorgebirge der Minerva, ist der Sinus Puteolanus [4]), oder der Meerbusen von Neapel. An den beiden Spitzen der Felsenvorsprünge liegen, gleichsam wie Fortsetzungen derselben, hohe Inseln, bei Misenum Prochyta und Inarime (Procida und Ischia) und bei dem Vorgebirge der Minerva Capreä. Von Sinuessa bis Misenum münden die Flüsse Savo, Vulturnus und Clanius in das Meer, und die bedeutendsten Küstenorte sind der Reihe nach: das Kastell Vulturnus, Linternum, dabei die Palus Linternina (Lago di Patria) und weiter hinunter die Silva Gallinaria, Cumä (Κύμη), die älteste griechische Kolonie in Italien, und in der Nachbarschaft die Namen aus dem Elysium und Tartarus. Biegen wir um die Spitze von Misenum herum, so begegnen uns zuvörderst Bauli und Bajä mit ihren Villen und Palästen. Von Bajä aus führt ein Damm, breit genug für einen Lastwagen, nach der gegenüber liegenden Küste und schneidet so den nordwestlichen Theil des Busens von dem übrigen Meere ab. Der zwischen dem Damm und der Küste eingeschlossene Theil des Busens hieß Lucrinus Lacus und setzte an seinem Ufer die Reihe der bajanischen Villen fort [5]). Dann folgt Puteoli mit seinen vulkanischen Wundern, und hinter demselben springt der Mons Gaurus mit einer Spitze, Pausilypon genant, hervor, und bildet ein kleines Vorgebirge, bei welchem das Inselchen Nesis (Nisita) liegt. Im eigentlichen Meerbusen von Neapel, welchen dieser Vorsprung von dem puteolanischen trent — aber die Alten bezeichnen diese Trennung nicht durch verschiedene Namen — lag Neapolis, und am Fuße des Vesuvs Herculaneum und Pompeji; weiter hin an dem Anfange der nach dem Vorgebirge der Minerva vorlaufenden Beugung Stabiä, und der Spitze nicht fern Surrentum. Das Vorgebirge der Minerva, um welches herum die Klippen der Sirenen liegen, und dessen äußerster Vorsprung jezt Punta della Campanella heißt, scheidet den puteolanischen Busen von dem posidonischen. Von den Flüssen und Bächen, welche sich in den erstgenannten ergießen, verdienen nur der Sebethus bei Neapolis und der Sarnus bei Pompeji Erwähnung. Im innern Lande Campaniens: Pons Campanus am Savo, Urbana, Casilinum, in der Lage des neuen Capua, Capua, die Hauptstadt, Teanum, Cales, Calatia, Caudium und die Furculä Caudinä, Atella, Acerrä, Suessula, Nola, Abella, Nuceria, Saticula, Trebula.

Die große appische Straße ging von Sinuessa durch das innere Land in östlicher Richtung nach Capua; aber späterhin legte Kaiser Domitian zur Bequemlichkeit der Badegäste, die alljährlich nach Bajä und Puteoli strömten, eine Straße längs der Küste an. Ein Arm der appischen Straße führte aber auch von Minturnä am Liris nördlich über den Mons Massicus nach Teanum, und ebendahin die lateinische oder laricanische Straße. Von Capua aus lief die appische Hauptstraße in zwei Armen nach den beiden Spitzen des südlichen Italiens fort und berührte in der Richtung nach Rhegium die campanischen Ortschaften Saticula, Suessula, Nola, Nuceria, und in der Richtung nach Brundusium: Caudium.

Die Geschichte Campaniens hängt mit der ältesten

3) Die Gränzstadt des neuen Latium, die Polybius zu Campanien rechnet. 4) Früher Sinus Cumanus, auch Crater genant.

5) *Strabo* V. p. 373. 375.

Bevölkerungsgeschichte des südlichen Italiens so eng zusammen, daß wir in der Skizze, die wir von derselben geben können, auf die Artikel: Ausones, Opici oder Osci, Tyrrheni, Samnites etc. als vorbereitende hinweisen müssen. Späterhin zieht sich die politische Bedeutung Campaniens in die Hauptstadt Capua zusammen; und im Mittelalter theilt es das Schicksal der übrigen Provinzen, aus denen die Normannen ihr Reich bildeten.

In den ältesten Zeiten, über welche die Geschichte Nachrichten gibt, bewohnte ein ausonischer oder auruncischer Völkerzweig, die Opici oder, wie die Römer sie nennen, Osci, die campanische Ebene und die sie umzingelnden Berge. Im zweiten Jahrhundert nach Troja setzten sich Griechen aus Chalcis an der campanischen Küste fest und gründeten Kyme oder Cumä, von welcher Kolonie in der Folge Dikäarchia (Puteoli), Paläopolis und Neapolis, und andre Städte ausgingen [6]). Funfzig Jahre vor Roms Erbauung verloren die Osker ihre Herrschaft in der campanischen Ebene, nachdem die Sabeller sie schon lange vorher in den benachbarten Bergen unterjocht hatten [7]). Die Tyrrhener verbreiteten sich von Etrurien und Latium aus über das westliche Küstenland des südlichen Italiens und zwangen die alten Bewohner Campaniens theils zur Auswanderung, theils zur Unterthänigkeit. Daher blieben in einigen Orten, und namentlich in Atella, oskische Sitte und Sprache fortwährend herrschend. Sehr wahrscheinlich führten die Tyrrhener ihre Kolonien auf Flotten nach Campanien, wenigstens zum Theil: die ältesten waren das fabelhafte Larissa, Vulturnum oder Capua und Nola; und allmälig wurde die ganze Küste bis zum Silarus tyrrhenisches Gebiet. Strabo erzählt, die Tyrrhener hätten 12 Republiken in Campanien gebildet, an deren Spitze Capua gestanden habe [8]).

Die tyrrhenischen Beherrscher Campaniens, entfernt von ihrem Mutterlande und entnervt durch Luxus und Üppigkeit, erlagen den Angriffen des starken Bergvolkes, welches sie umschloß, der Samniter. Die Unterjochung der Tyrrhener war nicht das Werk eines einzigen Krieges; sie mußten allmälig den Söhnen der Berge Wohnungen und Bürgerrechte in ihren schönen Niederlassungen einräumen, und erst im Jahre 330 nach Roms Erbauung fiel die Hauptstadt Capua durch treulosen Verrath. Von der Zeit an wird der Name Campani herrschend und Diodor von Sicilien erzählt, um das Jahr 316 nach Erbauung Roms sei das campanische Volk entstanden. Mannert zieht die ganze samnitische Eroberung Campaniens mit guten Gründen in Zweifel und vermuthet, die von Livius erzählte Katastrophe von Capua sei das Werk einer Empörung der alten, in ihrem Vaterlande zurückgebliebenen Osker gewesen. Aus der Verschmelzung dieser mit den zu gleichen Rechten in Würden und Besitzungen herabgesetzten Tyrrhenern sei das Volk der Campani erwachsen [9]).

So viel ist sicher, daß Campanien durch diese Revolution neue Kraft erhalten hatte. Die Campaner erwuchsen bald zu solcher Macht und solchem Reichthum, vorzüglich durch ihren Handel, daß sie schon im Jahre 333 nach Roms Erbauung die griechische Kolonie Cumä eroberten [10]), aber auch in weniger als hundert Jahren sich so entnervt und verweichlicht fühlten, daß sie sich nach einem verlorenen Treffen gegen die Samniter, mit denen sie wegen der Stadt Sidicinum in Streit gerathen waren, in die schützende Hand der Römer gaben [11]). Die folgende Geschichte Campaniens s. unter Capua. (*W. Müller.*)

Wir fügen noch bei:

Campanus Morbus. So nent Sarmentus beim Horaz (Sat. I. 5. 62.) die Warzen im Gesicht des Cicirrus, welche, wie der Scholiast zu dieser Stelle bemerkt, ein gewöhnliches Übel der Campaner waren. (*W. Müller.*)

Campanus Pons, ein Flecken am Flusse Savo mit einer Brücke über denselben. Er machte, neun Milliarien über Sinuessa gelegen, dort den Eingang Campaniens. Jetzt finden wir das Dorf Ciamboisco in derselben Lage. (*W. Müller.*)

CAMPANO (Giannantonio) *), wurde um das J. 1427 in dem Dorfe Cavelli in Campanien von so niedrigen Ältern geboren, daß man nicht einmal ihren Namen weiß und ihn in der Folge nach seiner Provinz Campanus genant hat. Ein Dorfgeistlicher, welcher in dem armen Knaben reiche Anlagen des Geistes entdeckt hatte, entführte ihn von der Herde, die er hütete, und unterrichtete ihn zuerst selbst in den Anfangsgründen der Schulwissenschaften. Alsdann schickte er den rasch Fortschreitenden nach Neapel, wo damals Laurentius Valla lehrte, dessen Vorträge ihn vor allen andern anzogen. Toscana, das Mutterland der italiänischen Kunst und Wissenschaft lockte ihn nach einiger Zeit aus Neapel weg, und ein Überfall von Räubern nicht weit von der toscanischen Gränze nöthigte ihn, in Perugia eine Zuflucht zu suchen. Dieser Zufall bestimmte sein Schicksal: er studirte in Perugia, wo sich ein zweiter Pflegevater für ihn fand, die griechische Sprache und Literatur, unter dem Demetrius Chalkondylas, und zeichnete sich in Kurzem durch Geist und Gelehrsamkeit so vortheilhaft aus, daß er daselbst zum Professor der Beredsamkeit ernant wurde. Als der Papst Pius II. auf seiner Reise nach Mantua im J. 1459 Perugia besuchte, lernte er Campano kennen und schätzen und erhob ihn zum Bisthum von Crotona in Calabrien und in der Folge zu dem von Teramo in den Abruzzen. Auch unter Paul II. erhielt sich Campano in der päpstlichen Gunst und wurde von demselben 1471 auf den Reichstag nach Regensburg gesandt, um die teutschen Fürsten zu einem Bündniß gegen die Türken zu vermögen. In Teutschland scheint es Campano sehr übel behagt zu haben, und sei es nun, daß Klima und Le-

---

6) *Strabo* V. 371 ff. 7) Ein Theil der Urbewohner blieb und bildete, gemischt mit den Eroberern, die Samniter. Die Samniter sprachen oskisch. *Liv.* X. 20. 8) *Strabo* V. 371. Vgl. Mannert Th. I. S. 703. 9) *Liv.* IV. 37. *Diod.* Sic. XII. 31. Mannert Th. I. S. 704 ff. Vgl. *Dion. Hal.* I. p. 19. 20. Niebuhr's römische Geschichte Th. I. S. 53 ff. 10) *Diod.* XII. 76. *Liv.* IV. 44. *Strabo* V. p. 373. *Dion. Hal.* exc. de leg. p. 739. 11) *Livius* VII. 29 ff.

*) Vgl. Campanus.

denkart die Reise verleideten, oder daß der Empfang in Regensburg seinen Erwartungen nicht entsprach: so erkent man doch deutlich aus vielen seiner Briefe ein gehässiges Vorurtheil gegen Alles, was Teutsch heißt. Sixtus IV., welcher in Perugia sein Schüler gewesen war, vertraute ihm nach einander die Statthalterschaften von Todi, Foligno und Città di Castello an. In dieser letzten Stadt befand sich Campano, als der Papst sie, um ihre Bürger wegen hartnäckigen Ungehorsams zu züchtigen, belagerte, und schrieb einen so freimüthigen Brief an seinen Herrn, um ihn von seinem Zorne zu bekehren, daß dieser, anstatt besänftigt zu werden, den Friedensrath aller seiner bürgerlichen Würden entsetzte und aus dem Kirchenstat verbannte. Campano suchte nun sein Glück bei dem neapolitanischen Hofe zu machen, aber betrogen in seinen Erwartungen, zog er sich nach Teramo, dem Sitze seines Bisthums zurück, wo er am 4. Jul. 1477 starb.

Campano's lateinische Schriften bestehen theils in philosophischen Abhandlungen, Gesprächen und Reden, theils in Briefen, die für die Geschichte seiner Zeit wichtig sind, theils in den Lebensbeschreibungen des Papstes Pius II. und des berühmten Feldherrn Braccio von Perugia, theils in Gedichten, namentlich Elegien und Epigrammen. Eine leichte, oft bis zur Nachlässigkeit ausartende Eleganz charakterisirt alle diese Arbeiten, und die Gedichte sind zum Theil so galant, daß man sie kaum einem Prälaten zuschreiben möchte. *J. A. Campani* Opera. Roma. Euchar. Silber alias Franck. 1495. fol. (Selten.) Dieselben. Venet. Bn. Vercellens. o. J. fol. (1502). Epistolae et Poemata, rec. J. B. Mencke. Lps. 1707. 8. Opp. selectiora, rec. F. O. Mencke. ib. 1734. 8. Auch verdanken wir ihm eine Ausgabe des Livius: Romae. H. Gallus. 1471. 72. fol. und des Sueton: Ebend. 1470. fol. Edit. princ. *). (*W. Müller.*)

CAMPANOPSIS, nannte R. Brown die Gruppe der Gattung Campanula, deren Kapsel aufspringende Kapseln hat. Es ist indeß sowol der Name, als Bastard, zu verwerfen, als auch die Trennung zu tadeln, da sonst die Erini auch von Campanula gesondert werden müßten. Daher auch Schraders Wahlenbergia, welche einerlei mit R. Brown's Gattung ist, verworfen wird. Von den Linné'schen Arten gehören Campanula grandiflora, capealis, lobelioides, undalata und graminifolia hieher. (*Sprengel.*)

CAMPANULA, eine bedeutende Pflanzen-Gattung, welche mit einigen andern die natürliche Gruppe der Campanuleen bildet. Char. Fünftheiliger oberer Kelch. Glocken- oder radförmige Corolle. An der Basis erweiterte Staubfäden. Drei- bis fünffächerige Kapsel, welche gewöhnlich sich in seitlichen Poren öffnet, und viele Samen enthält. Es sind zwischen 170—180 Arten bekant, die man unter folgende Abtheilungen bringen kann. 1) Die wahren Campanulae haben einen an der Basis gleichförmigen Kelch, der Fruchtboden bildet das Nektarium und die gewölbeartigen Staubfäden, nachher die Nektarhülle. Die Kapsel verstreut die Samen durch seitliche Poren. Die Hälfte der bekannten Arten gehört zu dieser Abtheilung. 2) Media, haben Fortsätze oder Anhänge an der Basis des Kelches, sonst den Charakter der vorigen. Davon sind 40 bekant. 3) Flörkeae haben einen an der Basis gleichförmigen Kelch, dann ein eigenes röhriges Nektarium, welches das Pistill umgibt, und die Kapsel, wie die vorigen. Davon sind 8 bekant, die fast alle in Sibirien wachsen. 4) Codonia, mit glokkenförmiger Corolle und einer Kapsel, die sich an der Spitze mit Klappe öffnet. Es sind 11 Arten bekant, worunter nur eine europäische *Camp. graminifolia* L.*). 5) Erini, mit meist ungleichmäßiger Corolle und einer gleichen Kapsel, wie die vorige Abtheilung. Dazu gehören 8 Arten. 6) Prismatocarpi, mit fast radförmiger Corolle und prismatischer Kapsel. Dazu gehören etwa 12 Arten. (*Sprengel.*)

Campanus morbus und Camp. pons, s. Campania.

CAMPANUS, CAMPANO (Johann), ein gelehrter Mathematiker aus Novara im Mailändischen, der im 13. Jahrh. lebte. Er schöpfte seine Kentnisse bei den Arabern, von wo er, außer einigen andern Manuscripten, den Euklid mitbrachte, den er (sehr fehlerhaft) aus dem Arabischen übersetzte, da der griechische Text damals noch nicht gefunden war: Euclidis data. Venet. 1482. fol. Elementa. Basil. 1546. fol. Er schrieb auch über die Astronomie, den Kalender, die Sphäre, Quadratur des Zirkels u. a. m. †). (*Baur.*)

CAMPANUS (Johann), ein Antitrinitarier, Luthers Zeitgenosse, aus dem Herzogthum Jülich, (nach Andern aus Maeseyk im Lüttichschen) abstammend, und auf der Universität zu Köln den Wissenschaften obliegend, aber von da (vermuthlich wegen freier Meinungen) vor 1520 vertrieben. Er kam 1528 nach Wittenberg, hielt daselbst wahrscheinlich Privatvorlesungen, wich aber in mehren Glaubenslehren von Luther und Melanchthon ab. Er wußte indeß seine abweichenden Meinungen so gut zu verbergen, daß sie erst bekant wurden, als er 1529 zu Marburg bei dem Religionsgespräche mit Luthern über das Abendmahl disputiren, und seine Behauptung vertheidigen wollte, daß im Abendmahl nicht der lebendige, sondern der todte Leib Christi dargereicht würde. Da er weder in Marburg, noch in Torgau, wo er ebenfalls mit Luthern disputiren wollte, Gehör fand; so begab er sich zu dem Pfarrer Georg Wicelius nach Niemeck unfern Wittenberg, der wegen dieser Beherbergung in den Verdacht antitrinitarischer Lehren gerieth und bald darauf wieder zu den Katholiken überging. Campanus begab sich

*) *A. Zeno* Diss. Voss. T. II. p. 196 ff. *Fabric.* Bibl. med. et inf. Lat. T. I. p. 326 ff. *Oudin.* Script. eccles. T. III. p. 2679. *Niceron.* T. III. Nr. 89. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. T. III. p. 453 ff. Michael Ferno hat auch in der Edit. Rom. eine Vita Campani gegeben.

*) Die Blätter und Blüthen davon, nach Salvatoris, gegen die Fallsucht, zu ½ Unze mit 1 Pfd. sied. Wasser infundirt, und colirt; davon drei Mal des Tags ein Spitzgläschen (s. *Brera* nuovi comment. di med. e di chir. 1820. Nr. 2.). (*Th. Schreger.*)

†) *Trithemius* de scriptt. eccles. *Huet* de clar. interpret. Nachrichten von Mathem. 1. Th. 55. Biogr. univ. T. VI. (von Pillet).

1531 ins Jülichsche, schrieb ein Buch **wider die ganze Welt nach den Aposteln**, von dem weiter nichts bekant ist, bestritt die Reformatoren mündlich und schriftlich, läugnete die Gottheit des heil. Geistes, den er mit dem Wesen und den Wirkungen des Vaters und des Sohnes für einerlei hielt, behauptete vom Sohne, daß er mit dem Vater nicht gleich ewig, sonst aber mit demselben eins sei, wie z. B. Mann und Weib eins seien, ob sie gleich zwei verschiedene Personen ausmachten und dgl. m. Die höchst seltene Schrift, worin er diese und andere Meinungen vorträgt, und sich zugleich die heftigsten Schmähungen gegen Luther und Melanchthon erlaubt, hat den Titel: Göttlicher und heiliger Schrift, vor vielen Jahren verdunkelt, und durch unheilsame Lehr und Lehrer (aus Gottes Zulassung) verfinstert, Restitution und Besserung durch den Hochgelehrten Johannem Campanum. 1532. 8.[1]). Man beschuldigt ihn auch, er habe die Landleute im Jülich- und Clevesschen zu bereden gewußt, der jüngste Tag würde nächstens erscheinen, daher sie ihre Güter verkauften und nicht mehr arbeiten wollten. Gewisser ist, daß er zu Cleve von den Katholiken verhaftet wurde, und erst nach 26 Jahren wieder los kam. Er soll in hohem Alter um 1580 gestorben seyn[2]). (*Baur.*)

Campanus Sinus (bei Plinius II. 88.), Sinus Puteolanus, Golfo di Napoli, s. Neapel.

CAMPBELL, 1) Grafschaft des nordamerikanischen Stats Kentucky mit 7022 Einw. und dem Hauptorte Newport. — 2) Grafschaft im nordamerik. State Tennessi und zwar in Osttennessi, vom Powell bewässert, 1820 mit 4244 Einw., worunter 116 Sklaven; der Hauptort Jacksonsborough. — 3) Grafschaft im nordamerik. State Virginia und am Roanoke, hat 16,559 Einw., worunter 6224 Sklaven, und zum Hauptorte Lynchburg. — 4) Salzwerke im Gebiete Arkansas und zwar im Reservatlande der Osagen am Neosho, die eine beträchtliche Quantität Salz liefern, und von einer nordamerikanischen Gesellschaft ordentlich betrieben werden. (*Hassel.*)

CAMPBELL, ursprünglich **O'Duinhm**, berühmtes Haus in Schotland, dessen alte Bardengesänge bereits unter der Regirung Fergus II. um das J. 404, erwähnen. Sein erster Sitz scheint eine kleine Insel des Loch-Aw, unfern seines südlichen Ufers, auf welcher in spätern Zeiten das Schloß Kilchurn stand, gewesen zu seyn. Unter der Regirung von Malcolm Kenmure nahm Duncan O'Duinhm, Lord von Lochow, den Namen Campbell an, nachdem er mit einer Erbtochter die Baronie Bellus campus, oder Beauchamp, in der Normandie, unweit Avranches, erheirathet; in seinem Clan hieß er Mackallan More, des großen Colin Sohn, eine Benennung, die dem Oberhaupte des Stammes geblieben ist. Als König Eduard I. von England im J. 1292 nach Berwick kam, um den Streit zwischen Bruce und Baliol zu entscheiden, war Nigel Campbell von Lochow unter den Baronen, welche eingeladen wurden, den Robert Bruce dahin zu begleiten, und späterhin einer derjenigen, welche sich verpflichteten, des Königs Robert Recht wider alle und jede zu verfechten. Seinem Sohne Colin bestätigte Robert I. den Besitz der Baronie Lochow und des Landes Ardscordyrche, unter der Bedingung, daß er zu des Königs Dienste stets ein völlig ausgerüstetes Schiff von 40 Rudern bereit halte, unbeschadet der gewöhnlichen Ritterdienste, zu welchen er, gleich den übrigen Baronen von Argyle, verpflichtet war. Colin der wunderliche verbrannte, Ausgangs des 14. Jahrh., seinen alten Sitz Inverary, eine der neun Burgen des großen Ritters von Lochow, um, bei einer feierlichen Gelegenheit, seine Gäste in seinem Feldgeräthe bewirthen zu können; unter ihm kam Lorn durch eine dreifache Heirath an die Campbell. Ein anderer Colin wurde 1475 von Jakob II. zum Grafen von Argyle ernant. Archibald Gillespee, Graf von Argyle, führte im Treffen bei Flowden, 1513, den linken Flügel; die schreckliche Niederlage des schottischen Heers war großentheils die Folge einer Übereilung, die er sich zu Schulden kommen lassen, und die er selbst mit dem Tode büßte. Colin war einer der drei Regenten während der Minderjährigkeit Jakobs V., der einzige Mann im Reiche, welcher die Macht und den Muth hatte, sich den Douglasen entgegen zu stellen. Archibald, Graf von Argyle, war Großkanzler unter der Regirung der Königin Marie. Sein Sohn, Colin, bekleidete die nämliche Stelle unter Jakob VI. Die Grafen von Argyle, welche bereits die Erbämter eines Obersthofmeisters und Oberrichters erworben hatten, waren die ersten Großen Schottlands, welche der Reformation huldigten, ein Umstand, der nicht wenig zur Aufnahme ihres Hauses beitrug. So ließ sich z. B. Colin 1614 Cantyre, der katholischen Macdonalds Eigenthum, verleihen; die Macdonalds suchten zwar ihr Recht mit gewaffneter Hand zu behaupten, und erregten einen fürchterlichen Aufstand; er wurde aber gedämpft, und die Landschaft dem Hause Argyle durch eine Parlamentsacte versichert. Schon damals fingen die C. an, auf den westlichen Inseln festen Fuß zu fassen, unter dem Vorwande, die von den kleinen Oberhäuptern begünstigten Seeräuber auszurotten, während sie, auf der andern Seite, mit den Macauleys, und den Macdougals, von Argyle, in steter Fehde lebten, die einst so mächtigen Macgregors allmälig aus Glenurchie, Glenlion und Breadalbane verdrängten, und den Macdonalden wenigstens das Gleichgewicht hielten. — Über alle Maßen stieg des Hauses Ansehen und Macht unter dem Grafen **Archibald**, dem hinterlistigen, furchtbaren, in Walther Scott's Montrose so treffend geschilderten Demagogen, „der sich eben so willfährig stellen konnte, als er unbiegsam war, der, behutsam und entschlossen zugleich, alle Eigenschaften besaß, in Zeiten der Unruhe und Spaltung eine Rolle zu spielen" (Hume).

Seine erste Handlung im öffentlichen Leben bezeichnete ihn als einen gründlichen Denker: er ließ sich, 1630, bewegen, das Erbamt eines Oberrichters aufzugeben, wogegen ihm eine beinahe unabhängige Gerichtsbarkeit über die

---

1) Man sehe von diesem Buche **Strobels** Literargesch. von **Melanchthons** locis theol. p. 53. und **Schröckhs** Kirchengesch. seit der Ref. 5. Th. 488. 2) *Seckendorf* Luth. lib. III. §. 24. n. 10. *Sandius* bibl. Antitrin. *Zeltneri* hist. Crypto-Socinism. p. 350. *Bock* hist. Antitrinit. T. II. p. 244. hauptsächlich *J. G. Schelhorn* Diss. de J. Camp. in seinen amoen. liter. T. XI. p. 1—92.

ganze Grafschaft Argyle und die Hebriden verliehen wurde; er entsagte, gänzlich im Widerspruche mit dem Geiste seiner Zeit, seines Volkes und seines Standes, einer leeren Würde, um wirkliche Gewalt zu erwerben.

Seine Politik nahm anfänglich allein von den Umständen Rath: heute war er königlich gesinnt, morgen ein Volksthümler. Als er entdeckte, daß der Schaden, den sich der König durch die versuchte Einführung einer neuen Liturgie zugefügt, unheilbar, ergriff er die Partei der Covenant, und bald wurde er ihr Hauptanführer. Als solcher regirte er Schottland mit der uneingeschränktesten Gewalt; denn, wenn es auch ein oder der andere Edelmann versuchte, seinen Pflichten treu zu bleiben: so fiel Argyle an der Spitze von 500 oder 600 Clanmännern über ihn her, und erzwang, durch empörende Grausamkeiten, den schleunigsten Gehorsam. — Er leitete den Krieg, den die Schotten mit ihrem König führten, und der diesem nicht viel mehr ließ, als einen Titel, er zwang den König endlich, ihm nicht nur auf die bündigste Art für alle diese Frevel zu verzeihen, sondern auch, ihn selbst zum Marquis von Argyle, und seinen Getreuen, den Lord Campbell von Loudon, zum Grafen von Loudon zu ernennen (1641). Alle diese Verwilligungen konnten A's finstern Ehrgeiz nicht befriedigen, er wollte, vielleicht aus einem erblichen Familienhasse, den Untergang des Hauses Stuart und nachdem in Edinburgh die feierliche Ligue und Covenant geschlossen worden, fielen 20,000 Schotten in England ein, um die Angelegenheiten des Königs, der kaum dem englischen Parlament allein widerstehen konnte, vollends zu Grunde zu richten (Anfangs 1644). Jetzt aber fanden endlich des hochherzigen Montrose Vorschläge Eingang bei dem König, und er erhielt die lange ersehnte Erlaubniß, die Rebellen zu bekämpfen. Montrose und sein kleines Heer siegten bei Typper-moor und bei Aberdeen, daß Argyle, der ihm bisher nur Befehle und Ränke entgegengestellt (so ist es z. B. sehr wahrscheinlich, daß A. den Stuart von Ardvorlich veranlaßte, den jungen Grafen von Menteith, des Montrose nützlichsten Verbündeten zu ermorden), sich, ungern zwar, denn so groß sein politischer Muth und seine Klugheit, so gering war sein persönlicher Muth und sein Feldherrentalent, entschließen mußte, dem Verfechter der königl. Sache in Person entgegen zu ziehen. Es gelang ihm auch, mit einem Heere von 2500 Fußgängern und 1500 Reitern den Montrose, der höchstens 1500 Fußgänger und 50 Reiter zählte, bei Fyvie zu ereilen, aber dieser Vortheil ging, durch A's Zaghaftigkeit, nach einigen unbedeutenden Scharmützeln, verloren, und bald darauf zerstreute sich sein ganzes Heer, nachdem Montrose in einer Nacht 20 engl. Meilen des schrecklichsten Wegs zurückgelegt, um dasselbe zu überfallen. A. floh nach Perth, sodann nach Inveraray, Montrose aber ergriff die willkommene Gelegenheit, den Campbell zu vergelten, was sie, seit so vielen Jahren an ihren Nachbarn gethan. Ihre Wohnsitze in Argyleshire schienen durch die Natur des Landes, durch unersteigliche Gebirge, durch bodenlose Moore, durch eine Reihe von Seen, selbst in der schönen Jahreszeit, vor jedem feindlichen Angriffe gesichert; Montrose unternahm es, diese Hindernisse in dem härtesten Winter zu besiegen. A. lebte in tiefer Sicherheit auf seiner Burg zu Inveraray, da verkündigten ihm die erschrockenen Hirten, der Feind habe das Gebirge überschritten, und folge ihnen auf der Ferse. A. warf sich in ein Fischerboot, das ihn über den Loch-Fyne, in Sicherheit brachte, und seine Clan blieb der Willkür grimmiger Feinde überlassen. Montrose mißbrauchte sein Glück, er theilte sein Heer in drei Abtheilungen, damit auch keine Hütte ihm entgehe, und ließ hierauf, vom 13. Decbr. 1644 bis Ende Januar 1645, die Landschaft mit kalter, berechneter Bosheit, verheeren. Alle Herden wurden geraubt, alle Gebäude verbrant, alle Männer, die sich betreten ließen, erschlagen, welches letztere indessen die Folge hatte, daß die meisten entflohen, und ihrem Oberhaupte in Lochaber ein neues Heer bilden halfen. Gesättigt war endlich die Rache, und Montrose beschäftigte sich am Loch-Neß mit Truppenaushebungen, als er sich unerwartet von der einen Seite von dem Grafen von Seaforth, von der andern von dem Marquis von Argyle bedroht sah. Er entschloß, die Campbell, die bei Inverlochy-Castle, in Lochaber, 3000 Mann stark, gelagert waren, aufzusuchen. Es glückt ihm, die unvorbereiteten zu überfallen, aber sie ordnen sich schnell zum Kampfe, und Montrose findet es, nach ihrer ruhigen und entschlossenen Haltung, gerathen, die Ankunft seines Nachtrappes abzuwarten. Hierüber bricht die Nacht an, und da sie eine der hellsten, wird sie von den schlachtfertigen Heeren unter beständigem Scharmutziren, hingebracht. Am Morgen des 2. Februars 1645 besteigt Argyle, allein bedacht auf seine persönliche Sicherheit, ein Schiff, das auf dem Loch-Jol vor Anker lag, und begnügt sich also, ein müßiger Zuschauer der tapfern Thaten seiner Clan zu seyn, Montrose aber gibt das Zeichen zum Kampfe. Die Campbell empfangen den Angriff mit Entschlossenheit, nach der ersten Salve brachen die Königlichen mit dem Schwerte in ihre Reihen ein; Ungestüm und die Neuheit eines solchen Angriffs bringt sie in Verwirrung, and bald in die unordentlichste Flucht. Sie wurden, während ihr Chieftain mit vollen Segeln der Trauerscene entrann, 9 Meilen weit verfolgt, und ihrer über 1500 getödtet, bis endlich Montrose dem Morden ein Ende machte. Die Macht der C. war hiemit gänzlich gebrochen, ihr Land wurde ihrer alten Feinde, der Macdonalde, Beute, und die Trümmer der Clan irrten in den Hochlanden umher, bis des Montrose Niederlage an dem Tweed sie ermuthigte, nochmals der Waffen Glück zu versuchen. Die Macgregors und die Macnabs mußten die Wirkungen ihrer Rache empfinden, als sie aber, gemeinschaftlich mit den Mackenzies, in Athole einbrechen wollten, erlitten sie bei Calendar nochmals eine bedeudende Niederlage.

Argyle selbst nahm an diesen letzten Ereignissen keinen Antheil; er war unsichtbar gewesen in den kurzen Tagen von des Montrose Triumph, jetzt hielt ihn in St. Andrews die Sorge fest, die unglücklichen Gefangenen, des Königs treue Diener, auf das Blutgerüste zu liefern, und er betrieb dieß Geschäft mit solchem Ernste, daß er, als ihm Ogilvy auf ähnliche Weise entwischte, wie in unsern Tagen Lavalette, dessen Schwester hinrichten lassen wollte, weil sie ihrem Bruder das Leben gerettet; und es bedurfte der äußersten Anstrengung von Seiten der

Hamilton und Lindsay, um der Covenant diese neue Schande zu ersparen. — Der Einzug der Armee in London, die Unterdrückung des Parlaments, die Verhaftung des Königs in Holmby, seine Gefangenschaft auf dem Schlosse zu Carisbroke, erregten in ganz Schottland die lebendigste Theilnahme, und in jeder Brust erwachte der Drang, dem unglücklichen Herrscher beizustehen; Argyle allein blieb unbewegt. Er hielt seine ganze Faction, die der strengen Presbyterianer, in der Unthätigkeit, seine Künste vereitelten großentheils des Herzogs von Hamilton gewagtes Unternehmen, und als der Graf von Lanerik sich das Ansehn gab, dasselbe fortsetzen zu wollen, scheute Argyle sich nicht, sich ihm, in diesem heiligen Kriege mit gewaffneter Hand entgegen zu stellen. Zwar wurde er in Stirling durch den kühnen Monro überfallen, seine ganze Schar vernichtet, und er selbst entging nur durch ein Wunder seinen Verfolgern; aber mittlerweile hatte er sich mit Lanerik verständigt, der kräftig ausgesprochene Willen des Volkes, einen Königsmord zu verhindern, verrauchte in zwecklosen Märschen, und das Heer, welches auf des Königs und des Parlaments Befehl versammelt worden, mußte, um seiner Treue willen, die unwürdigste Behandlung erdulden. Cromwell fand (1648) in Schottland keine Feinde mehr, Argyle empfing ihn in Edinburgh mit allen Zeichen der Ehrfurcht und Liebe, begrüßte ihn öffentlich als den Befreier des Vaterlandes, und führte ihn nach dem Schlosse, wo, zum ersten Male, königl. Ehrenbezeigungen des Usurpators harrten. Cromwell blieb in Edinburgh, bis er mit Argyle und den vornehmsten Häuptern des Covenant einig geworden, daß Karl I. und mit ihm das Königthum in Großbritannien, sterben solle.

Argyle, dessen Künste alle Siege des Montrose nutzlos, alle Anstrengungen des Hamilton eitel gemacht hatten, war jedoch nicht immer vermögend, seiner Partei zu gebieten, am wenigsten seinen Predigern, früher der Stuarte heftigste Feinde, die aber, nach dem Königsmorde, durch ihre Feindschaft mit den Independenten, veranlaßt wurden, ihr ganzes politisches System umzuwandeln. Sie, die armen, ungelehrten, im Staube gebornen Männer, zwangen den statsklugen, mächtigen Marquis von Argyle, den König Karl II. auszurufen, unter der Bedingung, „daß er sich gut aufführe, die Covenant genau beobachte, und niemanden um sich leide, als fromme und dieser Verbindung treu ergebene Leute.“ Karl II. ließ es sich gefallen, unter dieser, und noch härtern Bedingungen den Thron seiner Väter zu besteigen, und dem A. blieb nichts übrig, als äußerlich dem Strome zu folgen, und dafür zu sorgen, daß dem Könige auch nicht ein Schatten von Gewalt zukomme; Karl II. war eigentlich nur sein Gefangener, und, obgleich der Marquis selbst ihn anständig behandelte, aller Grobheit und Pedanterie der Zeloten ausgesetzt. Vergeblich äußerte der König, sein Schicksal zu erleichtern, die Absicht des A. Tochter zu heirathen, denn er hatte mit einem Manne zu thun, der viel zu klug, um sich so gröblich hintergehen zu lassen. Das lustige Trauerspiel ging indessen bald zu Ende. Cromwell siegte bei Dunbar und bei Worcester, Dundee wurde mit Sturm genommen, andere Städte ergaben sich freiwillig, und Argyle unterwarf sich der englischen Republik.

Nach der Restauration war Argyle eines der Opfer, welche die Politik sich ausersehen hatte. Ihm selbst ahnte nichts Gutes, um indessen nichts zu versäumen, wünschte er dem König zu seiner Thronbesteigung schriftlich Glück, seine Abwesenheit mit dem schlimmen Zustande seiner Gesundheit, und der weiten Entfernung entschuldigend: „in Ansehung anderer Dinge,“ sagte er, „beziehe ich mich auf meinen Sohn Lorn.“ Der König sprach, nach Empfang dieses Briefs sehr gnädig mit Lorn, woraus Argyle Hoffnung schöpfte, und nach London kam, sich dem Könige zu Füßen zu werfen. Aber auf Moncks Anrathen, mit dem er zur Zeit des Protektors in der vertrautesten Freundschaft gelebt, wurde er sogleich verhaftet, und nach Schottland abgeführt, um vor Gericht gestellt zu werden. Seine wahren, erweislichen Verbrechen waren durch die königl. Begnadigungsbriefe von 1641 und 1651 gedeckt, man konnte ihm daher eigentlich nichts vorwerfen, als, daß er sich die Usurpation gefallen lassen, ein Verbrechen, welches die ganze Nation mit ihm theilte. Um seine Unterwerfung als vorzüglich willig und herzlich darzustellen, lieferte Monck die Briefe aus, die ihm Argyle während seines Commando's geschrieben, und worin sich Ausdrücke der herzlichsten Ergebenheit fanden. Aber außerdem, daß sich Monck (wie Moreau) durch diese Mittheilung einer Privatcorrespondenz allgemeinen Haß zuzog, glaubte man auch, daß in stürmischen Zeiten selbst die stärksten Betheuerungen der Ergebenheit von einer Person von so hohem Range, als Argyle, als ein nöthiges Zeichen ihrer Gefälligkeit gefodert werden, dergleichen aber niemals zu einem Hochverrathe gestempelt werden können. Dennoch verurtheilte das Parlament ihn zum Tode, eine Unregelmäßigkeit, die sich durch die Betrachtung, daß er das vornehmste Werkzeug der Unordnung und des Bürgerkriegs gewesen, einigermaßen entschuldigen läßt. Er starb in standhafter Ergebung, den 27. Mai 1661 (Montrose den 21. Mai 1650) auf dem Blutgerüste, nachdem er noch den Zuschauern die feierliche Ligue und Covenant, als das Werk Gottes, empfohlen. In der nämlichen Stunde und Minute stürzte sein 5jähriger Enkel, der nachmalige Graf von Lorn, aus dem Fenster eines dritten, nach Landessitte unmäßig hohen Stockwerks, ohne einigen Schaden zu nehmen. Des Marquis Güter wurden confiscirt, doch, als ein Geschenk, seinem Sohne, Archibald Campbell, Lord Lorn, jetzt Grafen von Argyle, verliehen.

Dieser hatte sich, von früher Jugend an (vielleicht nicht gänzlich ohne des Vaters Zuthun, den wir als den Erfinder der bekannten schottischen Hausmaxime, nach welcher in Bürgerkriegen der Erbsohn jederzeit die dem Vater feindliche Partei ergriff, betrachten müssen) durch Treue gegen den König und das königliche Haus ausgezeichnet. Er war niemals den Anschlägen der Covenanter beigetreten, und ein von den Ständen ausgefertigtes Oberstenpatent hatte er nur mit des Königs ausdrücklicher Genehmigung angenommen. Bei Karl II. machte er sich, als dieser für einen Augenblick den Thron von Schottland bestieg, durch sein ehrerbietiges Betragen und durch nützliche Dienste sehr beliebt, und selbst nach der

Schlacht bei Worcester konnte er sich nicht entschließen, die königliche Sache aufzugeben. Er hörte nicht auf, unter Middletons oberster Leitung, die siegreichen Engländer zu beunruhigen, bis des Generals Befehl ihn nöthigte, zu capituliren. Dem Protector mußte eine so standhafte Anhänglichkeit höchlich mißfallen, er suchte und fand den Vorwand, den Lord Lorn gefänglich einziehen zu lassen, und sein Gefängniß dauerte in aller Härte, bis zur Restauration. Karl II. erinnerte sich, wunderbar genug, seiner Dienste; und wenn sie gleich nicht wichtig genug befunden wurden, dem Vater das Leben zu retten: so retteten sie doch die Güter. Der neue Graf von Argyle lebte als ein getreuer Diener; und wenn er auch nicht geneigt schien, dem Hofe in allen Dingen beizustimmen: so bezeigte er sich doch sogar in seiner Opposition als ein billiger und friedliebender Mann. Seine Feinde, und er hatte deren viele, sowol erbliche, als persönliche, ruheten indessen nicht, und es glückte ihnen, einen Brief aufzufangen, worin der Graf sich derb, aber wahr, bei Lord Duffus beklagte, daß seine Feinde sich bemühet hätten, ihn bei dem Könige zu verleumden, aber, setzte er hinzu, er hätte sie jetzt entlarvt, überwunden und denjenigen gewonnen (er meinte den Grafen von Clarendon), auf welchen der vornehmste unter ihnen bauete. Dieser Brief wurde dem Parlament vorgelegt, Argyle im Gefolge des veralterten, ungereimten Gesetzes von der Verleumdung (Laesing making), welches den Versuch, die Unterthanen bei dem Könige zu verleumden, oder ihm eine böse Meinung von ihnen zu geben, für Hochverrath erklärt, angeklagt, und zum Tode verurtheilt (1668). Karl II. mißbilligte jedoch dieses Urtheil höchlich, und begnadigte den angeblichen Verbrecher.

Im J. 1674 wurde dem Grafen die Hälfte der Insel Mull, wegen einer Schuldfoderung an Maclean, zugesprochen. Im J. 1681 gab das knechtische Parlament von Schottland eine von allen geistlichen, bürgerlichen und Militärbeamten zu unterzeichnende Test aus, in welcher die Obergewalt des Königs bestätigt, der leidende Gehorsam angenommen, der Covenant, und aller Befugniß, im State oder in der Kirche etwas zu verändern, entsagt wurde, wozu die Landpartei noch die Klausel fügte, daß man der protestantischen Religion anhängen wolle. Der ganze Aufsatz war von ungeheuerer Länge, in Form eines Eides abgefaßt, und eigentlich nur aus Ungereimtheiten und Widersprüchen zusammengesetzt, indem sogar die Lehre des Widerstandes darin eingeschärft war. Argyle, der als Mitglied des Geheimenraths die Test annehmen mußte, fügte, in Gegenwart des Herzogs von York, mit dem er schon früher von der Sache gesprochen, und dessen Genehmigung er daher vielleicht voraussetzte, seiner Unterschrift folgende Erklärung bei: „Ich habe die Test geprüft, und will ihr gern so weit gehorchen, als ich kann. Ich bin versichert, daß das Parlament niemals die Absicht hatte, uns widersprechende Eide zuzumuthen; daher glaube ich, daß niemand anders die Test erklären kann, als für sich selbst. Ich nehme sie demnach in sofern an, als sie mit sich selbst und mit der protestantischen Religion bestehen kann. Und ich erkläre hiemit, daß ich nicht gedenke, mich so zu verbinden, daß ich nicht in meinem Stande, und auf eine gesetzliche Weise eine Veränderung wünschen, und mich darum bemühen sollte, welche der Kirche oder dem State vortheilhaft seyn, und wider die protestantische Religion, und wider die Treue gegen den König nicht streiten möchte, und dieses nehme ich für einen Theil meines Eides an."

Der Herzog hörte diese Worte ruhig an, niemand schien darüber ungehalten, dem A. wurde vergönt, in der Sitzung des Geheimenraths zu bleiben, und man hätte unmöglich vermuthen können, daß er da ein todeswürdiges Verbrechen begangen, wo er, dem Anscheine nach, nicht ein Mal Gelegenheit zu einer zornigen Geberde, oder zu einem Verweise gegeben. A. mußte sich daher nicht wenig verwundern, als er einige Tage hernach erfuhr, daß ein Verhaftsbefehl gegen ihn ergangen, daß er wegen Hochverrath, Verleumdung und Meineid angeklagt war, und daß man aus seinen unschuldigen Worten eine Anklage, die ihn um Ehre, Leben und Güter bringen sollte, geschmiedet hatte. Fünf Richter fanden ihn des Verraths und der Verleumdung schuldig, und die Geschwornen, 15 Edelleute, verurtheilten ihn zum Tode, nachdem der König, dem man die Sache vorgetragen, befohlen, das Urtheil zu sprechen, doch mit dessen Vollziehung, bis auf weitern Befehl, zu warten. Der Herzog und seine Diener äußerten, des A. Leben und Vermögen sei nicht bedroht, und der Prozeß werde eigentlich nur so weit getrieben, damit er einigen erblichen Rechten entsage, welche ihm in den Hochlanden eine gefährliche Gewalt gäben, und den Gang der Gerechtigkeit störten. A. aber, der die Gerechtigkeit seiner Gegner empfunden, mochte ihre Gnade nicht erwarten, entfloh aus dem Gefängnisse, und hielt sich eine Zeitlang in London auf, bis ein Schiff ausgemittelt wurde, ihn nach Holland zu bringen. Der König hatte den Ort erfahren, wo er sich verborgen hielt, wollte ihn aber nicht verhaften lassen; im übrigen wurde das Urtheil nach aller Strenge vollzogen, des Grafen Wapen zerschlagen, und sein Besitzthum eingezogen. Zwei andere Campbell, der Graf von Loudon, und der Laird von Leßnock mußte schwere Geldstrafen bezahlen.

Argyle kam in Amsterdam mit dem Herzoge von Monmouth in die genaueste Berührung, und der träge Stuart wurde vornehmlich durch ihn, durch die Lady Wentworth, den Lord Gray, und den schwärmerischen Prediger Ferguson, zu seinem verzweifelten Unternehmen hingerissen, das schon darum fehlschlagen mußte, weil die Theilnehmer ihre geringen Kräfte zersplitterten. Monmouth sollte in England, sein Verbündeter, denn nur als ein solcher benahm sich Argyle, in Schottland operiren; Einige glauben daher, der Graf habe die schottische Krone für sich gesucht, obgleich sein Benehmen auch einzig dem Stolze des Chieftain, der sich seiner Clan nicht in dem Gefolge eines Höhern zeigen wollte, zugeschrieben werden könnte. Argyle, dem eine reiche Witwe zu seinem Unternehmen 10,000 Pfd. St. gegeben, ging den 12. Mai 1685, zwölf Tage vor seinem Unglücksgefährten, mit drei, mit Gewehr und Munition wohl beladenen Schiffen, die man nach Venedig bestimt glaubte, unter Segel. Auf den Orkneys setzte er einige Kundschafter aus; sie verweilten sich über die Gebühr, daß die Flotille von den Winden

genöthigt wurde, das Weite zu suchen, und die Gelandeten dem Bischofe in die Hände fielen. Hiedurch wurde das ganze Unternehmen vor der Zeit ruchbar. Argyle, von der Witterung begünstigt, landete in seinem Gebiete, auf der Küste von Morvern, erfuhr aber bald, welchen Schaden er sich durch das Verweilen bei den Orkneys gethan; seine größte Hoffnung beruhete auf den Edelleuten seines Stamms, die Regirung durch den Bischof gewarnt, hatte sie bereits alle nach Edinburgh berufen. Dessenungeachtet versammelten sich seine Clanmänner, Leute, die, wo möglich, noch tiefer in die Sklaverei versunken, als der Rest der Nation, und er sah sich bald an der Spitze von 2500, ja für einen Augenblick von 3500 Mann. Weil er aber immer auf stärkern Zulauf wartete, fand der Geheimerath Zeit, die gesammte Miliz des Königreichs, 22,000 Mann, wider ihn aufzubieten, die feindseligen Nachbaren bewaffneten ihre Stämme, der Marquis von Athol beunruhigte ihn von der einen, der Lord Karl Murray von der andern Seite; der Herzog von Gordon operirte in seinem Rücken, der Graf von Dumbarton kam ihm von vorn entgegen, zwei Kriegsschiffe bewachten die Küste von Argyle, und des Grafen zwei Söhne, nachdem sie eine Zeitlang im Lande umhergestreift, mußten sich nach der Insel Jlay flüchten, wohin der Vater ihnen bald folgte.

Seine Anhänger traten täglich aus, aber A., unerschütterlich in seinem Vorhaben beharrend, setzte nochmals nach dem festen Lande über, hoffend, sich durch die Covenanter des Unterlandes zu verstärken. Er bemächtigte sich des festen Schlosses Ellengrey; aber niemand zeigte Muth, oder nur Neigung, zu ihm zu stoßen. Ellengrey, woraus A. seinen Waffenplatz zu machen gedachte, ging bald mit allen darin aufgehäuften Vorräthen verloren, wobei das kleine Heer 400 Fußgänger und 80 Reiter einbüßte, ungleich mehre entliefen auf dem langen und beschwerlichen Marsche durch die Moore von Lenox und über die Nebenwege zwischen Dumbarton und Hisling; der Rest zerstreute sich während dem Übergang über den Clyde. A. nur mehr bedacht, seine Person zu retten, wechselte die Kleider, gerieth aber mit einem Trupp seiner Offiziere, dem er sich angeschlossen, unweit Paisley in eine feindliche Partei; die mehrsten seiner Begleiter entkamen, er aber, verwundet und von zwei Reitern verfolgt, mußte sein Pferd im Stiche lassen, und sich in den Fluß Carte stürzen. Ein Bauer ließ nicht von ihm ab, des A. Pistole versagte, der Bauer traf ihn aber um so gewisser, und gerade vor den Kopf, daß der Graf mit den Worten „ach unglücklicher Argyle" niedersank. Der Bauer, die Wichtigkeit seines Fanges erkennend, rief seinen Kameraden: der Unglückliche wurde ans Land, und sogleich, über Glasgow, nach Edinburgh gebracht. Während der ganzen Reise mußte der Nachrichter, in Amtskraft, und mit aufgehobenem Beile, ihm vortreten; genau so hatte A's Vater vor 35 Jahren den großen Montrose behandeln lassen. Er ertrug alle Schmach mit edler Ruhe: im Kerker beklagte er nur, daß der Herzog von Monmouth so lange gezögert, und, wider die Abrede, den königlichen Titel angenommen (hierin war ihm A. nichts schuldig geblieben, behauptete er ja in seinem Manifest, die feierliche Ligue und Covenant sei verbindlicher, als alle seit der Restauration gegebene Gesetze). Mitschuldige habe er, dieses erklärte er in allen Verhören, keine in Schottland, welches nicht nur mit den Umständen, sondern auch mit des Grafen Gemüthsart übereinstimt, denn rathen und einreden ließ er sich nicht leicht, man habe ihn ehedem auf eine unwürdige Weise verfolgt, und außer Landes getrieben, mithin sei er berechtigt, ja verbunden gewesen, sich, und den Seinigen Recht zu verschaffen, zumal er dem neuen Könige noch nicht mit einem Eide verpflichtet gewesen. Man gab sich aber nicht die Mühe, ihm, wegen des letzten Einfalls, den Prozeß zu machen, sondern hielt sich lediglich an das Todesurtheil von 1681. Charteris, dem Geistlichen, den sich der Graf erbeten, betheuerte er, daß er, der eignen Überzeugung nach, das Recht auf seiner Seite habe. Als Charteris ihn, eben vor der Hinrichtung, nochmals besuchte, wie er bereits abgespeiset hatte, empfing er ihn mit der Scherzrede: sero venientibus ossa. Nachdem er sich als ein Christ zum Tode bereitet, bestieg er das Blutgerüst, den 9. Julius 1685; er starb unerschrocken und allgemein beklagt. Trauriger noch war das Schicksal seines Stammes; die Regirung bevollmächtigte die Macdonalds, ihn anzugreifen und nach Willkür mit ihm zu verfahren. Sie erneuerten alle Gräuel des J. 1644. Siebenzehn Herren des Geschlechtes Campbell wurden aufgeknüpft; noch bezeichnet eine Säule, deren Inschrift der Mäßigung des ersten Herzogs von Argyle Ehre macht, die Mordstelle.

Des Grafen Sohn, auch Archibald genant, Lord Lorn, der zum katholischen Glauben übergetreten war, empfing einige geringe Zeichen der Gnade von Jakob II., dessen Launen er lange Zeit mit Gelassenheit ertrug, da er aber weder Güter noch Würden zurück erhielt, und das Unglück seines Hauses tief empfand, ging er endlich, 1688 nach Holland. Er befand sich in dem Gefolge des Prinzen von Oranien, als dieser unter Segel ging, den Thron seines Schwiegervaters einzunehmen, und wurde, von Exeter aus, nach Schottland abgesendet, um des Prinzen Interesse wahrzunehmen. Von der Convention wurde er, mit Dalrymple und Montgomery, nach London geschickt, um dem Prinzen die Krone von Schottland anzutragen und die Bestätigung der Landesfreiheiten zu erwirken; bei der Rückkehr wurde er von der Convention, die sich jetzt in ein Parlament verwandelt hatte, in seine Würden und Güter wieder eingesetzt. Sogleich erhob die Clan des Campbell wieder ihr Haupt, und die erste Folge hievon war die Ausrottung der Clan von Glencoe, die, weil sie ihre Unterwerfung gegen die neue Ordnung der Dinge in etwas verspätet, auf Befehl eines Hauptmanns Campbell, der selbst Hand anlegte, in Masse niedergemacht wurde. Der Graf von Breadalbane wurde deßhalb auf die Festung gesetzt, die übrigen Schuldigen entkamen mit einem Verweise. Archibald C., kraft königlicher Verleihung Herzog von Argyle, Kommandant der schottischen Garde zu Pferde, und einer von den Lords der schottischen Schatzkammer, starb im J. 1704. Er hatte sich durch reifes Urtheil und seltene, sowol in Schriften, als im täglichen Leben geäußerte Freimüthigkeit ausgezeichnet, daher auch Wilhelm III. zu sagen pflegte, daß er von A. mehr Wahrheit höre, als von allen seinen

übrigen Dienern in Schottland, indem jener den Muth hätte, laut zu sagen, was Andere kaum anzudeuten wagten.

Des Herzogs ältester Sohn, Joh. Campbell, dessen Hofmeister der bekannte Geschichtschreiber Cunningham gewesen, machte es sich, sobald er die Erbschaft angetreten, zum ersten Geschäfte, alle Mätressen seines Vaters aus dem Hause zu jagen, und sich ihres übel erworbenen Eigenthums nach der Hochländer Sitte, aus eigener Machtvollkommenheit zu bemeistern. Er zählte 24 Jahre und hatte nur dem Vergnügen gelebt, als das Ministerium ihm die Stelle eines Lords High-Commissioner bei dem Parlament von Schottland antragen ließ (1705). Er nahm sie, unter der Bedingung, daß er zum englischen Pair und Grafen von Greenwich ernant werde, und den Grafen von Loudon als Statssecretär neben sich habe, an, und stand, treulich unterstützt von seinem Bruder, dem kühnen und beredten Grafen von Jlay, seinem Amte auf eine Weise vor, die alles übertraf, was man von seinem Alter hätte erwarten können. Er stellte die sinkende Gewalt des Parlaments wieder her, er theilte und brach die Stärke der hamiltonschen Faction, er gewann dem Dienste der Königin viele der eifrigsten Jakobiten, und kehrte sodann, mit Ruhm und Belohnungen überhäuft, doch auch mit dem Rufe, daß er für das eigene Interesse zum wenigsten eben so viele Sorge getragen, als für das öffentliche, nach England zurück. Bei Malplaquet führte er die engliche Infanterie. Er war es, der zuerst die dreifachen Verschanzungen der Franzosen durchbrach, und er blieb unverletzt, obgleich sein Rock auf eine merkwürdige Weise zerhauen und durchschossen war. Im Frühling 1711 wurde ihm, den die Torys um jeden Preis entfernen wollten, an Stanhope's Stelle, das Kommando der britischen Truppen in Spanien aufgetragen; er begab sich über Genua, nach Catalonien, fand weder Geld noch Kriegsbedürfnisse, und nur, an Starhembergs Seite, Gelegenheit zu einigen kleinen Unternehmungen. Ein hitziges Fieber nöthigte ihn, sich nach Minorca bringen zu lassen, und der utrechter Frieden machte dem ganzen Kommando gar bald ein Ende. Als ein eifriger Whig beförderte er die Thronfolge des Hauses Hannover mit allen seinen Kräften, und namentlich leistete er demselben, im J. 1715, einen sehr wichtigen Dienst, als er die Rebellen verhinderte, über Inveraray nach Glasgow, und weiter nach England vorzudringen. Im J. 1719 verkaufte er die Insel Colonsay und Oransay an die Macneil. Seine Nachkommen haben sich mehr mit der Verbesserung ihrer weitläufigen Besitzungen, als mit politischen Fehden beschäftigt, und sich wesentliche Verdienste um die Kultur des Landes, um den Ackerbau überhaupt, erworben. — Dem Herzoge gehören, außer dem eigentlichen Argyle, wo Inveraray, sein Hauptsitz, in einer kleinen, reizenden Ebene, an den wunderschönen Ufern des Loch-Fine, und nahe dabei der Thiergarten Beauchamp, mit seinem romantischen Thale, die Landschaften Knapdale, Cantyre, wo das Seestädtchen Campbelltown, eine Kolonie der Seceders, schottischer Niederländer, die dem Gewissensdrucke zu entgehen suchten, und bei den Grafen von Argyle eine Freistätte fanden, und Lorn (zum größten Theile), auch sehr wichtige Güter in Lenoxshire, namentlich das Schloß Roseneath, mit einem schönen Park, worin man den Felsen zeigt, von welchen der tapfere Wallace auf der Flucht heruntersetzte, und glücklich entkam, obgleich das Pferd todt unter ihm liegen blieb, Montrose zerstörte Burg Castle-Campbell, an dem Ochills und dem Eingange des schönen Devonthales (ursprünglich hieß sie das dunkle Schloß, in der Nähe lag das Kirchspiel Schmerz, das Sorgenthal, und der Kummerfluß), die Insel Jura, gemeinschaftlich mit Campbell von Shawfield und Macneil von Colonsay, die Hälfte der Insel Mull u. s. w. Wenn eine Tochter des Hauses heirathet, so muß ein jeder Vasall, im Verhältnisse mit seinem Viehstande, zu dem Brautschatze beitragen. Durch die Aufhebung der Erbgerichtsbarkeiten hat der Herzog sehr Vieles verloren; vorher war ihm gewissermaßen ganz Argyleshire, samt den Inseln Tiry, Uyst, Coll und Lismore unterthänig. Seine Einkünfte betragen an 50,000 Pfd. St., er ist Erbhaushofmeister, ein anderer Campbell, Erbceremonienmeister von Schottland. Kilmun, eine ehemalige Collegiatkirche, im J. 1442 von Duncan Campbell an dem Loch-Seat, unweit des Loch-Lomond, erbauet, ist des Hauses Argyle Erbbegräbniß.

Unter allen C. steht dem Herzoge von Argyle an Macht und Reichthum der Graf von Breadalbane am nächsten. Seine Altvordern, die großen Ritter von Glenurchie, wurden mächtig auf Kosten der Macgregor, und der heutige Graf gehört unter die reichsten Großen Schottlands. Seine Besitzungen erstrecken sich in einem Zusammenhange von Taymouth bis an die Westküste, an 100 englische Meilen weit, und außer dem größten Theile von Breadalbane, ursprünglich beinahe der wildeste Theil der Hochlande, welchem jedoch der hartnäckige, wohlberechnete Fleiß seiner Besitzer eine durchaus veränderte Gestalt gegeben hat (die, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, von dem Grafen längs dem Loch-Tay angelegte Heerstraße mit ihren 32 steinernen Brücken ist ein wahres Römerwerk), gehören ihm auch das fruchtbare Thal Glenurchie, mit den Ruinen der Burg Kilchurn, auf einer Insel des Loch-Aw, ein Theil von Lorn, mit dem Schlosse Ard-Makie, und der größte Theil der hebridischen Inseln Suil und Luing. Mitten in dem Gebiete des Herzogs von Argyle, bei Inverarary, besitzt er einen Strich Landes, der einige 100 Pfd. jährlich einbringt, und der seinen Vorfahren angewiesen worden, um von dessen Ertrage ihr Gefolge zu beköstigen, wenn sie an den hohen Festtagen nach Inverarary kamen, um dem Oberhaupte des Stammes ihre Aufwartung zu machen. Des Grafen Einkünfte, die Meerman zu 15,000 Pfd. berechnete, übersteigen gegenwärtig 40,000 Pf. St.; sein gewöhnlicher Wohnsitz ist in Taymouth, dessen noch nicht völlig ausgebauetes Schloß einer der schönsten Paläste in Nordbritannien werden dürfte; das alte Schloß wurde 1583 von Colin C. erbauet. Früher wohnte die Familie in dem, wegen der Tapferkeit und Gastfreiheit seiner Besitzer so berühmten Finlarig, welches ein älterer Colin, zwischen den Jahren 1513 und 1523 erbauet hatte. Der Graf von Breadalbane war einer der wenigen Landherren, welche sich niemals der von den Diebs-Clans eingeführten, schimpflichen Abgabe des schwarzen Mehls unterworfen haben.

Graf v. Loudon wurde im J. 1641 Johann Campbell, Lord Loudon, des Marquis von Argyle nützlicher und gefälliger Vetter, der ihn auch späterhin zum Kanzler von Schottland machte *). Im J. 1648 ergriff er, für einen Augenblick, des Herzogs von Hamilton Partei, er verließ sie jedoch, erschreckt durch die Drohungen seiner Geistlichen gar bald, und that öffentlich Buße für seinen Gehorsam gegen den König und das Parlament, den er eine fleischliche Befriedigung seiner Eigenliebe nannte. Er begleitete seine Buße mit so vielen Thränen, mit so rührenden Bitten an das Volk, daß es für ihn, den zerknirschten, reuigen Sünder, beten möge, daß die ganze, betrogene Versamlung mit ihm weinte und wehklagte. In unsern Tagen ist der Mannsstamm des Grafen von Loudon erloschen; die Erbin des Hauses ist bekantlich an Lord Moira verheirathet. Die Burg Loudon, ein stattlicher und anmuthiger Landsitz, liegt in Cunninghamshire, an dem nördlichen Ufer des Flusses Irwin; in der Nähe sind die, historisch, merkwürdigen Loudonhills. Lawers, ein anderes Haus der Gräfin, in Stratherne, ist ebenfalls ein lieblicher Wohnort. Das Erbamt eines Sheriff der Landschaft Kyle hat die Familie aufgeben müssen.

Noch sind zu bemerken die Campbell von Ardre (Lord), von Ardkinlaß, von Dunstaffnage, von Sundridge (Lord), von Glenlion, und vorzüglich von Shawfield, Besitzer der Insel Ilay, die ihnen im J. 1779. 2300 Pfd. St. Einkünfte gab. (*v. Stramberg.*)

CAMPBELL (Duncan). Dieser Mann hat zu Ende des 17ten, und in den beiden ersten Decennien des 18ten Jahrh. in England und namentlich in London selbst, durch das in W. Scotts Romanen mehrmals erwähnte genannte Gesicht eine seltsame, aber in ihrer Art wichtige und einflußreiche Rolle gespielt. Es ist zu seiner Zeit sehr viel Ueber, Für, und Wider ihn in den englischen Zeitschriften geschrieben worden, wie man unter anderen z. B. aus dem Zuschauer, in welchem viele ihn betreffenden Notizen, Anfragen, Briefe ɾc. abgedruckt stehen, vorzüglich aber aus einem besondern Werke über ihn von W. Bond ersieht [1]). Das Wesentliche desselben ist Folgendes. — Der Wundermann war in Lappland geboren. Hier hatte dessen Vater, ein schottischer Edelmann, Namens Archibal Campbell, in Folge abenteuerlicher Schicksale, die Tochter des Statthalters von Uwo=Lappmark geheirathet, die als ein Wesen von fast übermenschlichen Tugenden und Talenten beschrieben wird. Diese seine Mutter, welche er aber schon im 2ten Jahre seines Lebens durch den Tod verlor, worauf sein Vater mit ihm nach Schottland zurückkehrte — besaß, was man damals in Hochschottland und namentlich auf den shetländischen Inseln (auf deren einer die Familie Campbell seit langen Jahren wohnte), so wie in Lappland das — andere Gesicht (second sight) nannte. (Vgl. den Art. Brownies). Dieser Umstand ist sehr wohl zu bemerken; er allein erklärt vielleicht Alles im Leben dieses Wahrsagers und Visionärs. Denn — das andere Gesicht erbt nach lappländischem und shetländischem Aberglauben fort, und Campbell glaubte wirklich, daß ihn seine Mutter damit ausgestattet habe. Der junge Campbell war leider von der Wiege an taubstumm, sonst wird er in vorstehendem Buch als ein Kind von ganz ausgezeichneten Anlagen und Fähigkeiten beschrieben. Er brachte es durch den Fleiß des Dr. Wallis in der Zeichensprache, im Schreiben, Rechnen u. s. f. so weit, daß er schon in seinem 10. Jahre mit Leichtigkeit seine Gedanken schriftlich mittheilen, ja kleine, wohlgeordnete Aufsätze verfertigen konnte. Ungefähr von diesem Zeitpunkt an äußerten sich bei ihm die ersten Spuren des — anderen Gesichts, oder richtiger der Phantasterei. Er behauptete, daß er öfters ein kleines wunderschönes Kind sähe, das mit ihm unmittelbar durch den Geist, oder auch durch Zeichen spräche, ihm Rathschläge ertheile ɾc. Es ist in dem Buch ein erbauliches Kupfer von dem Engelchen zu sehen, das ihm gewöhnlich in einem blauen, mit Sternchen besäeten Mäntelchen, und einem Rosenkranz auf dem Kopf erschien. Eine Art von Protocoll, das man aus dem Munde des Knaben darüber aufnahm, und das der Vf. mittheilt, macht das kindische Phantasienspiel nicht im Geringsten glaubhafter. Als C. heran wuchs, entwickelte sich nach seinem Biographen, der zugleich sein Freund und Rathgeber war (davon unten noch ein Wort!), die Gabe des zweiten Gesichts immer mehr und mehr bei ihm, und zwar auf eine so ausgezeichnete Weise, daß er bald Nahes und Fernes, Offnes und Verborgenes sah, und von Herrn und Damen, Zweiflern und Wundergläubigen, heirathslustigen jungen Mädchen, und lebensmüden alten Matronen, Ministern, Generalen, Offizieren, verunglückten Kaufleuten, Glücksrittern, ungefähr wie wir nur eben erst in unserer Zeit alle diese Klassen bei Mademoiselle Lenormand zu Paris vorfahren sahen, als ein untrügliches Orakel befragt und bestürmt wurde. Eine Besonderheit dabei war die, daß, obgleich Campell allen Menschen ihre Schicksale aufs bestimmteste vor-

---

*) Als solcher nahm er Theil an allen Umtrieben und Freveln der Covenanter.

1) Dieß Hauptwerk, worin uns von dem Leben, dem sogenannten second sight oder anderen Gesicht, und den angeblichen Wahrsagereien des Mannes Nachricht ertheilt wird, ist: The History of the Life and Adventures of Mr. Duncan Campbell, a Gentleman, who, tho' Deafand Dumb, writes down any stranger's Name at first Sight, with their future Contingencies of Fortune etc. London, 1720. In einer der späteren Auflagen von 1737 führt das Buch den folgenden, fast marktschreierischen Titel, der, wie sich Lessing über dergleichen Büchertitel ausdrückt, vollkommen einem Küchenzettel ähnlich sieht, und den wir, da die teutsche Übersetzung nach dieser spätern Auflage verfertigt ist, lieber nach dieser teutsch anführen wollen: der übernatürliche Philosoph, oder die Geheimnisse der Magie nach allen ihren Arten deutlich erklärt, worinnen enthalten: 1) ein Beweis der Wahrnehmung, so die Menschen vermittelst aller ihrer Sinnen von Daemonibus, Geniis und den Familiargeistern zu allen Zeiten gehabt, und von den unterschiedenen Gattungen derselben, sowol der guten, als der bösen. 2) Eine philosophische Untersuchung des andern Gesichtes, welches Hrn. Campbell eigenthümlich gewesen. 3) Eine völlige Antwort auf alle Einwürfe, so wider die Existenz der Geister, Hexen, Zauberer ɾc. gemacht werden. 4) Von der Wahrsagung durch Träume, Gespenster u. s. w., denn so geht es noch durch einige Nummern hindurch fort, und es lohnt der Mühe des Abschreibens nicht. Von W. Bond. Aus dem Englischen ins Hochteutsche übersezt, auch mit Kupfern versehen. Berlin, 1740. In welchem Geist dieß Buch geschrieben ist, in dem der tollste Aberglaube aller Art herrscht, zeigt schon hinlänglich genug dieser Titel.

aus sagen konnte, er doch nie voraus sah, was vor seinen Füßen lag und ihn selbst betraf[2]). Dieß schien sein zweites Gesicht ungemein zu compromittiren; Hr. *Bond* wendet dieß aber ganz anders. Er sagt, die göttliche Vorsehung, oder das verhängnißvolle Schicksal scheine C. die Gabe des anderen Gesichts in Beziehung auf ihn selbst und seine eigene Lebensschicksale eben deßwegen vorenthalten zu haben, weil er außerdem ganz über die menschliche Natur erhaben gewesen seyn würde. (Dieß wäre nicht übel ausgedacht, wenn man nicht wüßte, daß sich so der Aberglaube seine Hinterthüre offen läßt). — Von dem außerordentlichen Ansehen, worin die Orakelsprüche des Mannes standen, kommen merkwürdige Beispiele im Buche vor. Es würde Alles unglaublich seyn, wenn man nicht wüßte, daß gerade in den größten und gebildetsten Städte zu Folge des Bekannten, daß sich die Extreme berühren, gemeiniglich auch der tollste Aberglaube und die thörichtste Leichtgläubigkeit herrschen. Wer muß nicht (S. 324 f.) das Folgende mit Erstaunen lesen, das als ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens jener, und jeder ihr ähnlichen Zeit hier noch stehen möge. „Die Zeitung von der Wiederkunft des taubstummen Edelmanns breitete sich alsbalden durch ganz London und die ganze Nachbarschaft aus, daß es in etlichen Tagen bereits an allen Enden der Stadt bei Hohen und Niedrigen kund war, als ob er ein großer Mann gewesen wäre, *auf dem die Wohlfahrt des States beruhet hätte*, ja seine glückliche Ankunft nach seinen vielen überstandenen Reiseabenteuern (er war nämlich einmal in einer Anwandlung von Unzufriedenheit, oder aus natürlicher Unruhe seines Temperaments ohne weiteres zur Welt hinein gelaufen, und hatte sich in den Niederlanden, in Holland ꝛc. herum getrieben) also — seine glückliche Ankunft war sogar in allen öffentlichen Zeitungen bekant gemacht worden, als einer Person, an welcher noch so viel gelegen. Besonders drängete sich das schöne Geschlecht recht haufenweise zu ihm, ihn wegen der künftigen Vorfälle ihres Lebens zu befragen. Diese Scharen forschsüchtiger Personen waren dem Geschlecht, Alter, Stand, Profession, Kunst und Gewerbe nach so mancherlei und unterschieden, als in der Neugierigkeit ihrer Gemüther. Und eben so mancherlei und unterschiedlich waren auch die Fragen, welche sie diesem taubstummen Wahrsager seltsamer Ausgänge, die noch als unzeitige Geburten in dem Leibe der Zeit verschlossen lagen, und darunter einige erst viele Jahre hernach zu ihrer völligen Reife gelangen sollten, vorzutragen hatten u. s. w." Denn in diesem Tone geht's fort, bis wir unter andern tollen Sachen das Folgende lesen, das zu den ernstesten Reflexionen über die höchst nachtheiligen Wirkungen solcher Wahrsagereien in moralischer und bürgerlicher Hinsicht vielfache Veranlassung darbietet, und darum noch hier zu stehn verdient. „Wenn ich Alles erzählen wollte, was sich in Hrn. Campbells Praxis zugetragen: so würde mein Werk kein Ende nehmen. Deßwegen will ich nur aus einer jeden unterschiedlichen Gattung ein einziges besonderes Exempel auslesen. Auf Befragung desselben wird *Einer* bei dem vollkommensten Zustand ihrer Gesundheit vermeldet, daß sie zu der und der Zeit sterben werde. (Davon wird ein Mitleid und Unwillen erregendes Beispiel von einem jungen, gebildeten, vornehmen Mädchen erzählt. Aber man ist auch über den leichtsinnigen Aberglauben der Mutter und Tochter entrüstet, die den fatalen Wahrsager, der sich lange sträubte, wirklich zwangen, zu sagen, was er sähe, doch verheimlichte er's dem Mädchen, das aber aus der Ohnmacht der Mutter schon hinlänglich sehen konnte, von welcher Art das andere Gesicht gewesen seyn möchte. So konnte die heillose Wahrsagung den Tod des Mädchens auf ganz natürliche Art zur Folge haben.) Einer *Andern*, daß sie eine Weile siechen, aber den Augenblick nach ihrer Genesung einen Freier und Mann bekommen werde. Einer *Dritten*, die eine gepriesene Schönheit ist, und einen ganzen Schwarm Verehrer um sich herum hat, daß sie niemals eine Ehefrau heißen werde. Einer *Vierten*, die verehelicht ist, wann sie eines unerträglichen Ehemanns los werden würde. Einer *Fünften*, die ihre Güter verloren, wer solche gestohlen, und wie und wann sie selbige wieder bekommen solle. Einem *Sechsten*, der ein Kaufmann ist, wann er in Bankerott gerathen, und wie und wann er sich von seinem Verlust wieder erholen, und wieder so reich auf der Börse werden soll, als er niemals zuvor gewesen. Einem *Siebenten*, der ein Spieler ist, welches seine glückliche und unglückliche Stunde, da er gewinnen, oder verlieren werde, seyn würden. Einem *Achten* — — aber schon mehr als genug, um den Jammer des ganzen Wahrsagerwesens aller Zeiten vor Augen zu legen! Denn gerade so, wie's hier beschrieben ist, geht's in den Wahrsager-Buden zu, und es ist im Ganzen völlig einerlei, ob die bethörte Menge zu einem Manne läuft, der das — *andere Gesicht* hat, oder zu unseren gemeinen Kartenschlägerinnen, Kaffeesatz-Prophetinnen,

---

2) Hier ein Beispiel davon. C. hatte einmal einem Mädchen, in das zugleich mit einem Kaufmann ein Offizier verliebt war, wahrgesagt, sie würde den Kaufmann, und nicht den Offizier zum Manne bekommen, was auch geschah. Um sich dafür zu rächen, lockten ihn einmal ein paar Offiziere, Freunde des Zurückgesetzten, in ein Weinhaus, wo sie absichtlich Händel mit ihm anfingen. Blutig und am ganzen Körper übel zugerichtet, kam er nach Hause, wo ihn bereits eine Menge seiner Kunden erwarteten, und nun fährt H. *Bond*, als Augenzeuge, also fort: „Er wurde von den Frauenzimmern auf eine Art empfangen und bewirthet, dergleichen so viele Vollkommenheiten, als sich bei ihm verfanden, von den wohlwollenden Neigungen des zartern Geschlechts erwarten durften. Die Eine hielt das Handfaß mit dem Wasser. Die Andere wusch ihm die Hände ab. Die Dritte trocknete und reinigte ihm mit einem weißen Handtuch das Gesicht, welches eine andere vorhero mit begierigem Vergnügen in Eile, damit ihr ja keine andere darin zuvor kommen möchte, bereits abgewaschen hatte. Da im mittelst eine Vierte sein Silberhaar mit einem helfenbeinernen Kamm wieder in Ordnung legte. Die Fünfte richtete ihm die Halskrause gerade. Die Sechste sogar stahl einen Kuß, und wurde über das unschuldige Vergnügen so roth, als ein Scharlach, da sie doch äußerte, sie wüßte in ihren Gedanken nicht, ob sie einen Engel geküsset habe, oder aber einen Menschen. Ja, sie schienen ihn Alle mehr anzubeten, als zu bedienen, als ob sie ihn nicht für einen, der *blos* mit der Gabe des andern Gesichts (denn *dieß* ward in früheren Zeiten auf den shetländischen Inseln für so etwas Gewöhnliches gehalten, daß sich immer der zehnte, oder zwölfte Mensch dessen rühmte) versehen gewesen, sondern vielmehr für einen besonders erlauchteten Propheten gehalten hätten. Und indem sie Alle ihn also verehreten und bewunderten, fragten sie ihn auch Alle mit gleichem Vertrauen als ein Orakel um Rath u. s. w.

Salzhäuschensetzerinnen, Siebdreherinnen ꝛc. Die Folgen für das häusliche Glück der Familien sind überall dieselben, d. h. die traurigsten. Doch wir kehren noch einmal auf einen Augenblick zu Hrn. C. zurück.

Unter den Scharen von Frauen und Mädchen, die zum second sight unseres Helden wallfahrtеten, befand sich auch eine reiche gescheidte Witwe, welche die Sache ganz kurz begriff und Campbelln sagte, sie wünschte, er sähe im anderen Gesicht, daß sie seine Frau werden würde, in welchem Falle sie ihm auf der Stelle ihre Hand geben wolle. Da dem Wahrsager in Beziehung auf ihn selbst und seine Schicksale das andere Gesicht, wie wir oben schon bemerkt haben, versagt war, und die Frau ihm gefiel: so war die Sache augenblicklich abgethan. Von dieser Zeit an lebte er anständiger und zurück gezogener, als bisher, da er sich nicht selten in Weinhäusern herum trieb, Schulden machte u. dgl. Auch ließ er sich von jetzt an, ungeachtet der Fortdauer des zweiten Gesichts, kaum noch, und nur in seltenen Fällen zum Wahrsagen gebrauchen. Dafür aber heilte er von nun an — Behexte und Besessene. Daß hier der Raum fehlt, von den abenteuerlichen Dingen, welche er als Wahrsager, Hexenbanner und Exorcist nach Bond's Lebensbeschreibung verrichtet haben soll, Beispiele anzuführen, brauchen wir nicht zu bemerken.

Ob nun C. ein Betrüger, ein Betrogener, oder ein Phantast und Gesichteseher war — ist nicht leicht zu entscheiden. Ein Betrogener, dessen Überzeugungen und Phantasien vom Eigennutz Anderer gemißbraucht wurden, scheint er nicht gewesen zu seyn, denn er handelte sehr selbständig, und machte seinen Freunden und Gönnern den Umgang mit ihm oft sehr schwierig, indem er that, was diese nicht haben wollten, und unterließ, was solche gern gesehen hätten. So vermochten sie z. B. nicht einmal seine abenteuerliche Reise nach Holland ꝛc. zu verhindern, da er als ein Taubstummer bei seiner natürlichen Tollkühnheit in tausend Verlegenheiten kam, und bald einmal sein Leben eingebüßt hätte. Auch war er bei aller seiner natürlichen Gutmüthigkeit offenbar ein durchaus gescheidter, ja durchtriebener Bursche. Sonst könnte man hier am ersten an den Verfasser seiner Lebensgeschichte, Bond, selbst denken. Es scheint wirklich, daß Campbell an das andere Gesicht glaubte. Seine Familie hatte seit undenklichen Jahren im eigentlichen Gebiet des andern Gesichts, d. h. auf den shetländischen Inseln gelebt, seine eigene Mutter war mit dem zweiten Gesicht begnadigt gewesen — wie natürlich, ja wie verzeihlich war unter solchen Umständen seine Einbildung? Seine ersten Proben, mit dem zweiten Gesicht zu sehen, trеffen zufälliger Weise mehr oder weniger ein, man kam ihm mit Vertrauen entgegen, man schmeichelte ihm, er machte neue Versuche, an denen Leichtglaube und Thorheit Neues zu bewundern fanden, und, so ward er in kurzer Zeit ein Wundermann, der halb London verrückt machte. Wir schließen mit der Bemerkung — wer sich von dem vielfachen Unheil, welches dergleichen Wahrsager und Wundermänner stiften, und der Natur der Sache nach stiften müssen, recht augenscheinlich und durch Thatsachen überzeugen will, der lese, oder durchblättere Campbell's Geschichte, selbst wie sie hier von Bond, als einem feinen Verehrer und Bewunderer beschrieben ist [3]).

(*Georg. Conr. Horst.*)

CAMPBELL (John), dieser fleißige und historische Schriftsteller wurde am 8. März 1708 zu Edinburg geboren. Er war anfangs zum Rechtsgelehrten bestimt, und deßhalb nach England geschickt, das er nicht mehr verließ, vertauschte aber das Studium der Rechte bald mit dem historischen Studium. Bereits durch einige andere Schriften bekannt, erwarb er sich im J. 1736 einen bedeutenden Ruf durch die Military History of Prince Eugeno and the Duke of Marlborough etc. 1736. 2. B. Fol. mit Kpf. und Charten. Dieß Werk zog ihm die Auffoderung zur Theilnahme an der alten Universal-Geschichte zu, doch läßt sich nicht genau bestimmen, welche Theile er darin, außer der Kosmogonie, bearbeitete. Daneben lieferte er 1739 the travels and adventures of Ed. Brown, Esq. und Memoirs of the Bashow Duke of Riperda, (beide Werke erschienen bald in einer neuen Ausgabe.) Im J. 1741 folgten: die concise History of spanish America (2e A. 1756.) 1742. a letter to a friend in the country on the publication of Thurloe's state papers über die Entdeckung und Wichtigkeit dieser Papiere, und die zwei ersten Theile der Lives of the english Admirals and other eminent british Seamen (wozu 1744 die zwei letzten kamen) das erste Werk unter seinem Namen, das so vielen Beifall fand, daß es bei seinen Lebzeiten dreimal aufgelegt wurde und noch nach seinem Tode in einer neuen Ausgabe von Dr. Berkenhout erschien. Im J. 1743 ließ er ein ursprünglich aus einer lateinischen Schrift von Cohausen geschöpftes Werk folgen, das 1749 in einer neuen Ausgabe unter dem Titel erschien: Hermippus redivivus, or the Sage's triumph ove old age and the grave etc., eine Makrobiotik, wie der weitere Titel zeigt, nach Anleitung einer alten Inschrift, die einem Clodius Hermippus ein Alter von 115 Jahren puellarum anhelitu zuschreibt; doch scheint der Verf. dabei keine andere Absicht gehabt zu haben, als in Bayle's Manier über einen schwierigen Gegenstand zu schreiben, ohne zu verrathen, wohin seine eigne Meinung neige. — Im J. 1744 lieferte er in 2 Foliobänden nach Dr. Harris's Plan, Voyages and Travels von Columbus bis Lord Anson, die bald in einer neuen Ausgabe bis 1749 erschienen, und eine vollständige Geschichte Ostindiens, der verschiedenen Versuche zur Entdeckung der nordöstl. und nordwestlichen Durchfahrt, die Handelsgeschichte von Corea und Japan, die Entdeckungen der Reisen zu Lande und zu Wasser, eine Übersicht der Niederlassungen der verschiedenen europäischen Nationen in Amerika, und andere, in frühern ähnlichen Samlungen vermißten Aufsätze enthielten, mit einer meisterhaften Vorrede. Neben diesem wichtigen Werke begann er 1745 in wöchentl. Nummern

---

3) Im 6. Theile meiner Zauberbibliothek, welcher noch in gegenwärtigem Jahre (1825) heraus kommen wird, werde ich vom shetländischen und lappländischen anderen Gesicht ausführlicher handeln, da denn unseres Wahrsagers auch noch gedacht werden wird, so wie ich in der Encyclopädie selbst auf den Artikel Gesicht (anderes, oder zweites) verweisen muß.

die Biographia britanica, die, besonders in Hinsicht einzeler, mit großer Unparteilichkeit abgefaßter Artikel vielen Beifall erhielt. — Im J. 1748 nahm er Antheil an Dodsley's nützlichem Preceptor, als Verf. der Einleitung in die Chronologie und des Abschnitts über den Handel. Im J. 1750 lieferte er eine Umarbeitung des früher in einer Zeitschrift gedruckten Present state of Europe, von dessen günstiger Aufnahme 6 Ausgaben zeugen. Seine nächste große Unternehmung war die neue Universalgeschichte, die allmälig 16 Folianten füllte und von 1759 an in einer Octavausgabe erschien. Er lieferte dazu die Geschichte der Niederlassungen der Portugisen, Holländer, Spanier, Franzosen, Schweden, Dänen und von Ostende in Ostindien, und die Geschichte der Königreiche Spanien, Portugal, Algarbien, Navarra und Frankreich. Sein letztes großes Werk war im J. 1774 a political Survey of Britain, (wie der Titel weiter sagt) eine Reihe von Anmerkungen über Lagen, Länder, Einwohner, Einkünfte, Kolonien und Handel Britanniens, zum Beweise, daß das Reich noch nicht den Gipfel der Vervollkomnung erreicht habe ꝛc. (in 2. B. gr. 4.) ein nach Plan und Ausführung sehr lehrreiches Werk. — Diese schriftstellerischen Arbeiten verschafften ihm Ruhm im In- und Auslande. Im J. 1754 beehrte ihn die Universität zu Glasgow mit dem Diplom eines Doktors der Rechte; 1765 wurde er zum königl. Agenten von Georgien ernant; im J. 1774 beschenkte ihn die Kaiserin von Rußland mit ihrem Bildnisse. — Außer den historischen Kentnissen, von welchen seine Schriften zeugen, besaß er auch viele Sprachkentnisse im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen, im Französischen, Sardinischen, Portugisischen, Spanischen und Holländischen. Als Mensch zeichnete er sich durch Moralität und Frömmigkeit, so wie durch humanes Benehmen aus, besonders auch als Familienvater; fast 40 Jahre lebte er in einer glücklichen Ehe, die mit 7 Kindern gesegnet war, von welchen aber nur eine Tochter ihn wenige Jahre überlebte. — Mäßig in seiner Lebensweise erreichte er troß einer zarten Constitution, ein Alter von fast 68 Jahren. Er starb ruhig am 28. Dec. 1775.*). (*H.*)

CAMPBELLTOWN, ein Borough in Argyleshire des Königr. Scotland, er liegt (Br. 55° 21′ 50″ L. 11° 57′ 45″) auf der Ostküste der Halbinsel Kintyre an einer kleinen Bucht, hat 1200 Häus. und 7807 Einw., die besonders starke Whiskybrennereien, dann Baumwoll- und Zeugweberei unterhalten und aus ihrem guten Hafen einen lebhaften Heringsfang betreiben, wozu jährlich 500 Buisen ausgerüstet werden. Der Hafen hat vor seinem Eingange ein kleines Eiland, und ist durch die umher liegenden Hügel vor allen Winden geschützt. Er macht starke Geschäfte mit Ireland. In der Nachbarschaft werden Steinkohlen und gute Walkererde gefunden. Campbelltown ist seit 1701 ein Borough und sendet mit Ayr, Irwine, Inverary und Rotasay einen Deput. zum brit. Parl. (*Hassel.*)

CAMPE (Joachim Heinrich), verdient theils als vielseitig praktisch-thätiger Weltbürger, theils als einer der fruchtbarsten und gelesensten Schriftsteller, in dem Andenken der Nachwelt fortzuleben. Sie wird, nachdem er vom Schauplatz abgetreten ist, sein wahres Verdienst nur um so unparteiischer würdigen.

Er stammte, — um zuerst von seinem äußeren Leben zu reden, — aus einer Nebenlinie des altadeligen Geschlechts der v. Campe und war im J. 1746 zu Deensen im Braunschweigischen geboren. Er besuchte die Schule zu Holzminden und widmete sich dann zu Halle der Theologie und Philosophie. Bald nach seinen Candidatenjahren ward er schon im J. 1773 bei dem Regiment des damaligen Prinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II. in Potsdam als Feldprediger angestellt. Ob er wol das Talent eines Predigers nicht in sich verkennen konnte, bewegten doch seinen regen Geist andere Ideen und Plane, zum Theil Resultate seiner Beobachtung so vieles menschlichen Elends, das ihm vorzüglich in der Vernachlässigung oder in der Verkehrtheit der Jugendbildung unzähliger Menschen seinen Grund zu haben schien. Um so mehr Theil nahm er an den neuen Bewegungen in der pädagogischen Sphäre, und sah in den Bemühungen Basedow's, den Schulen aufzuhelfen, sie von veralteten Gebrechen zu heilen, so wie in der realisirten Idee, ein Philanthropinum — eine wahre Schule der Menschenliebe und Menschenbesserung im eigentlichsten Sinne — zu stiften, die Vorbereitung einer besseren Zeit. Dieß bestimmte ihn im J. 1777, den Ruf des für diesen Plan damals so begeisterten edlen Fürsten Franz von Dessau als Educationsrath und Lehrer am dortigen Philanthropin anzunehmen; und nachdem Basedow die Direction des neuen Instituts niedergelegt hatte, in dessen Stelle zu treten. Doch störten bald innere Unruhen auch mancher Zwiespalt unter den zum Theil jungen exaltirten Lehrern, seine Zufriedenheit, und er schied von Dessau, um unabhängiger zu Trittow, in der Nähe von Hamburg, ein Privaterziehunginstitut anzulegen, welches er aber im J. 1787 im Gefühl geschwächter Gesundheit und abnehmender Heiterkeit verließ, dem Prof. Trapp, den er von Dessau her kannte, die Direction abtrat, und sich als wohlhabend gewordner Privatmann seiner Neigung zu literarischen Beschäftigungen hingab. Um das J. 1786 hatte der damalige Herzog Karl von Braunschweig den Entschluß gefaßt, wo möglich das Schulwesen seines Landes, in dem allerdings mancherlei zu wünschen übrig blieb, durch eine neue Organisation und dazu zu ernennende Oberaufsicht gründlich zu reformiren. Er hoffte dieß durch einige Männer, die als Lehrer und Philanthropen sich schon Ruf und Namen erworben hatten, namentlich Campe, Trapp und Stuve zu erreichen. Sie wurden, eben nicht zur Freude mancher älteren, keinesweges verdienstlosen braunschweigischen Schulmänner berufen. Campe folgte dem Rufe, ward auch bald Eigenthümer der dortigen Waisenhaus-Schulbuchhandlung, welche besonders durch seine Schriften an Betriebsamkeit wie an Vermögen bedeutend gewann. Die beabsichtigte Schulreform erreichte nicht ganz, was sich der Regent davon versprochen hatte und fand mannichfachen Widerstand. Campe, der durch seine pädagogische und literarische Thätigkeit sehr begütert worden war, zog sich selbst immer mehr von allen öffentlichen Geschäften zurück, lebte theils der Kultur eines großen,

*) S. *Kippis* Biogr. brit. T. III.

vor der Stadt gelegenen Grundstücks, und dem größten seiner schriftstellerischen Werke, dem Wörterbuch der teutschen Sprache (5 Bände 4. 1807 — 11.) und dem damit verbundenen Verteutschungswörterbuch (1815). Diese Zurückgezogenheit, die nur zuweilen Reisen nach England, Frankreich, Dänemark unterbrachen, war zugleich die Folge seines tiefen Kummers über das Schicksal seines teutschen Vaterlandes seit der großen Katastrophe im J. 1806 und namentlich der braunschweigischen Lande, zumal die letzte Hoffnung, die er auf den König von Westphalen nach seiner Vermälung mit einer Enkelin des Herzog Karl von Braunschweig gesetzt hatte, durch alles, was er in Kassel, wohin er als Deputirter im J. 1808 gegangen war, sah und hörte, verschwunden war. Sein fast einziger Umgangskreis beschränkte sich außer seiner Familie auf nur wenige Freunde, namentlich den als pädagogischer Schriftsteller geschätzten Prediger Junker. Sein Haus konnte ihm allerdings einen großen Ersatz gewähren. Er war mit einer vortrefflichen Gattin, die noch im höchsten Alter die allgemeine Verehrung genießt, und zu den würdigsten Matronen in jedem Verhältniß gehört, verbunden. Seine einzige Tochter, welche an einen unsrer thätigsten Buchhändler Vieweg verheirathet ist, entsprach ganz dem Bilde, das er selbst in dem für sie geschriebnen väterlichen Rath, von einer edlen Gattin und Mutter entworfen hatte. Doch ward sein Lebensabend sehr trübe. Mit der Beendigung seines großen Wörterbuchs glaubte er selbst, als er den letzten Bogen dem Druck übergab, sei der letzte Rest seiner Geisteskräfte erschöpft. Auch fiel er nach und nach in eine gänzliche Abspannung. An körperlicher Fülle gewinnend, ging das Geistige so sehr unter, daß er mehr einem Kinde glich, und, sonst von so festem oft starrem Willen, sich völlig leidend hingab, fast alle eigne Willkür und Bestimmungskraft, ja selbst das Vermögen einer deutlichen Sprache verloren hatte: ein betrübender Anblick, wenn man sich erinnerte, welch eine Sprachfertigkeit in ihm gewohnt hatte, welcher Sprachreichthum durch seine Sele gegangen war. So war der nach einem so arbeitvollen Leben am 22. Okt. 1818 erfolgte Tod eine Wohlthat.

Eine Darstellung seines geistigen Lebens und Wirkens muß von verschiedenen Standpunkten ausgehen, und dabei die Individualität seiner psychischen und körperlichen Natur, um gerecht zu seyn, nie aus dem Auge verlieren. Denn auch er hat das Schicksal aller von irgend einer Seite ausgezeichneter Männer gehabt, durch falsches Lob, und eine blinde Überschätzung, wie durch harten und unbilligen Tadel zu gehen, beides sowol in seiner praktischen als in seiner literarischen Thätigkeit.

In beider Hinsicht hat er unstreitig als Pädagoge den ausgebreitetsten Ruhm erworben. Eine warme Liebe zur Jugend, verbunden mit der innigsten, sein ganzes Wesen durchdringenden Überzeugung, daß bewahrte Unschuld, strenge Sittlichkeit, reger Fleiß und unermüdete Arbeitsamkeit im Beruf, der einzige sichere Weg zu einem nützlichen und dabei wahrhaft glücklichen Leben auf Erden, und die Hauptbedingung innerer Zufriedenheit sei; daneben eine gewisse angeborne, auch wol durch Reflexion erhöhte Würde und selbst Feierlichkeit in seiner äußeren Haltung, Alles dieses eignete ihn ganz zum Erzieher, Lehrer und Vorsteher von Erziehungsanstalten. Auch weiß man, daß die meisten seiner Zöglinge mit großer Liebe an ihrem väterlichen Freunde gehangen haben, und besonders viele sehr thätige und in Geschäften gewandte Männer aus seiner Schule hervorgegangen sind. Sein pädagogisches Talent hat sich aber am allermeisten in einer großen Menge von Kinder- und Jugendschriften vielfach bewährt. Eine vollständige Samlung davon hat er unter dem Titel: Sämtliche Kinder- und Jugendschriften, zu Braunschweig 1817 in 30 Bändchen veranstaltet. Viele derselben sind in mehre ausländische Sprachen, keine jedoch so oft als sein Robinson der Jüngere, übersetzt worden, und bei allem Wechsel des Geschmacks auch in diesem Fach, kehrt die Jugend noch immer mit neuer Lust sowol zu dieser trefflichen, von keinem Nachahmer erreichten Erzählung; so wie zu der Entdeckung von Amerika und mehren andern Theilen seiner Kinderbibliothek zurück. Denn überall ist der Ton leicht, mannichfaltig, zwar oft moralisirend, aber doch weit seltner als in den Weißeschen Jugendschriften ermüdend, und durch gelegentlich mitgetheilte Kentnisse aller Art höchst belehrend.

Ein nicht geringeres Verdienst haben aber auch Campens pädagogisch-theoretische Abhandlungen, welche in den pädagogischen Unterhaltungen und dem mit Stuve und Heusinger gemeinschaftlich herausgegebnen braunschweigischen Journal (1788 2c.) zerstreut sind, besonders so lange sie sich mit dem physischen und moralischen Theil der Erziehung und dem Elementarischen des Unterrichts beschäftigen. Sie bestreiten kühn und bündig eine Menge herrschend gewordner Vorurtheile und Verkehrtheiten; und wenn man gleich die Ideen Locke's und Rousseau's nicht darin verkennen kann, so fehlt es doch auch nicht an Eigenthümlichem, und Alles ist dabei auf teutsche Jugendbildung berechnet. Mehr und gewiß sehr wohl begründeten Widerspruch haben seine Ansichten der wissenschaftlichen und gelehrten Bildung erfahren. Allerdings war er hier viel zu sehr auf die Seite der Schule der Philanthropen getreten, die den Werth des Wissens nur nach dem, was dadurch unmittelbar für das Leben geschafft, und was dadurch gleichsam kaufmännisch gewonnen wird, berechnete, und daher das Verdienst dessen, der den Kartoffelbau bei uns einheimisch gemacht, oder das Spinnrad erfunden hatte, höher als das Verdienst des Dichters einer Ilias und Odyssee anschlug. Industrie zu fördern, meinte er, müßte eine der Haupttendenzen aller Erziehung seyn und seine Fragmente über mehre noch unbenutzte Förderungsmittel der Industrie, sind allerdings nur zu sehr im Geist dieser bloß realistischen Ansicht geschrieben. Sie sprachen dieß Princip nur allzu stark aus, und mußten, so wie manche Äußerungen im Revisionswerk, den Antagonismus der Humanisten und überhaupt der Gelehrten zur Folge haben. Er ging dabei zwar nicht so weit wie Trapp. Er stand auch selbst, besonders in philosophischer Bildung, höher als dieser, wie schon seine Schrift über die Empfindungs- und Erkentnißkraft der menschlichen Sele (1776), auf Veranlassung einer Preisfrage der Akademie der Wissenschaften in

Berlin zeigt. Doch haben manche seiner Urtheile, über die vermeinten Fehler unsrer gelehrten Erziehung seinem pädagogisch-didaktischen Ruhm geschadet. Auch war vorherzusehen, daß seine projectirte, zum Theil auch ausgeführte Schulencyclopädie, nie eine allgemeine Anerkennung finden würde. Das von ihm veranstaltete Werk, welches 1785 — 1791 als eine Revision des gesammten Erziehungswesens in 15 Bänden erschien, enthält nur wenige Aufsätze von seiner Hand. Es hat auch nicht ganz der Erwartung, so wenig als dem Plan der Ankündigung entsprochen. Doch behält es, schon durch die Anmerkungen und Kritiken mehrer tüchtiger Schulmänner, wie Funk, Resewitz, Ehlers u. m. A., so wie durch die vollständigen Übersetzungen der Erziehungsschriften von Locke und Rousseau, in der Literatur der Pädagogik einen bleibenden Werth.

Daß übrigens Campe Fleiß und Anstrengung auch da nicht scheute, wo nichts von äußerm Vortheil zu gewinnen war, beweisen seine Arbeiten für die teutsche Sprache. Eine gänzliche Reinigung derselben von allem Fremdartigen war beinahe eine fixe Idee bei ihm geworden, und er suchte sie fast mit Leidenschaftlichkeit gegen Andersdenkende durchzuführen. Indeß ist es ihm nicht gelungen, seinen Purismus allgemein zu machen. Sein großes Wörterbuch übertrifft an Wörterreichthum das große Adelungsche fast über die Hälfte, so wie an einem freieren Urtheil und einer unbefangneren Würdigung der verschiedenen teutschen Sprachdialekte. Theodor Bernd war bei dieser Riesenarbeit sein Gehilfe. Schon nach der Erscheinung des ersten Bandes machte Campe die Erfahrung, daß der große Aufwand an Druckkosten durch den Absatz nicht gedeckt werden könne. Auch stand ihm dabei der Rath seines erfahrnen Schwiegersohns Vieweg zur Seite. Aber er lebte einmal zu sehr in der Idee, ein Nationalwerk zu liefern, zählte zu sicher wenigstens auf eine späte Dankbarkeit, daß dieser durch Widerspruch die Ruhe und Freude des ohnehin trüben Alters eines verehrten Mannes, dem er so viel zu danken hatte, nicht stören mochte; und so verlor Campe, der sonst wohl zu rechnen verstand, und auch kleine Vortheile nützlicher Industrie nicht verschmähte, eine sehr große Summe seines Vermögens, die er recht eigentlich der Sprache und ihrem Studium zum Opfer brachte.

Reizbar an Körper und Geist, eben daher leicht ergriffen von allen Erscheinungen in der Außenwelt, konnte es nicht fehlen, daß auch eine so große, wie die französische Revolution, den tiefsten Eindruck auf ihn machte. Freisinnig wie er war, auch in Religionssachen ganz in den Principien, deren sich die neue Aufklärung rühmte, sah er in den ersten Acten des so einzigen Drama, in den erhabnen Grundsätzen, die so unerwartet laut wurden, in der Anerkennung der so oft, namentlich in Frankreich, verkannten allgemeinen Menschen- und Gewissensrechte, die Morgenröthe einer bessern Zeit; machte selbst voll dieser Begeisterung, die damals so viele der Edelsten auch in Teutschland ergriffen hatte, eine Reise in das vermeinte Land der Freiheit, und sprach sich darüber in mehren Briefen und Schriften (im J. 1790) aus, die, nachdem die gute Sache des neuen Welttheils so bald zu einer schlechten Sache wurde, manchen harten Urtheilen derer, die während einer ziemlich allgemeinen Berauschung nüchtern geblieben waren, nicht entgehen konnten, wie denn die späteren Greuel ihn selbst mit der tiefsten Betrübniß erfüllten. Um so mehr mußte es befremden, daß er in der westphälischen Periode sich einer freilich nur kurze Zeit dauernden sanguinischen Hoffnung hingeben und den aufgedrungnen Monarchen mit so großen Erwartungen empfangen konnte. Dergleichen Täuschungen begegnen gerade denen am leichtesten, die so gern dem Guten über das Schlechte, und der Wahrheit über den Irrthum den Sieg verschaffen möchten.

Was von Campe's Thätigkeit dem schwankenden Zeitgeist angehört hat, kann vergessen werden. Sein unläugbares Verdienst wird in seinen Wirkungen bleiben. Über seine zahlreichen Schriften gibt Meusels gel. Teutschland vollständige Auskunft.

(*A. Hm. Niemeyer.*)

CAMPECHE, eigentlich S. Francisco de Campeche, Villa in dem mexikan. State Yucatan und Alcaldia mayor am S. Francisco Br. 19° 15′ 45″ L. 287° 9′ 15″. Sie ist seit 1540 erbauet, mit Mauern umgeben und durch 3 Thürme geschützt, hat 1 Pfarrkirche in und 1 Kirche mit Gnadenbilde vor der Stadt, 2 Mönchsklöster, 1 Hospital und 6000 Einw., die farbige Kattune verfertigen und mit dem Holze, das von ihr den Namen führt, und mit Wachse handeln. Ihr Hafen, obgleich der beste an der ganzen Küste, erlaubt den Schiffen nicht heran zu segeln und diese müssen in einer kleinen Entfernung Anker werfen, daher hier nur ein geringer Seehandel Statt findet. Das beste Campecheholz wird in ihrer Nähe zwischen den Flüssen Campeche und Champoton geschlagen und bleibt zur Austrocknung ein ganzes Jahr auf der Stelle liegen, ehe man es nach Campeche bringt, wo der Centner des ausgetrockneten Holzes mit 4 bis 5 Gulden bezahlt wird. Von hier ging es bis nach Vera Cruz und von da nach Havanna, indeß wird auch ein großer Theil ausgeschmuggelt oder an die Briten in der Kolonie Balize verkauft. (*Hassel.*)

CAMPECHEHOLZ, auch Blauholz, Blutholz, Jamaicaholz, indisches Holz, in Engl. Stammholz (Logwood) genant, ist das von der weißen Rinde befreite Holz des Haematoxylon campechianum Linn. eines amerikanischen Baumes mit dornichten Ästen, abgestutzt und gefiederten, umgekehrt herzförmigen Blättchen, und traubenförmigen Blüthen; auf letztere folgen kleine flache lanzenförmige Kapseln, die zwei Zoll lang sind, und jede fünf oder sechs kleine flache Samenkörner enthalten. Dieser Baum gehört nach Jussieu, wie die Caesalpina zu der natürlichen Ordnung der lomentuceae und der leguminosae. Sloane und Catesby haben ihn beschrieben und abgebildet. Er wächst sehr schnell, so daß sein Stamm 4 Jahre nach Legung des Samens bereits seinen größten Umfang, der beiläufig 2 Fuß beträgt, enthält.

Das beste Campecheholz, welches zu uns nach Europa gebracht wird, komt aus dem eigentlichen Vaterlande desselben, von Campeche und Honduras. Aus diesen amerikanischen Provinzen wurde der Campecheholzbaum fast in die meisten westindischen Inseln, nämlich Jamaica,

Hayti, Martinique, St. Croix, Grenada rc. verpflanzt. Wie uns Sloane erzählt, brachte 1715 ein Herr Braham zuerst Samen davon nach Jamaica, wo nun große Plantagen, zumal in der Nachbarschaft von Savanna la mar davon angetroffen werden.

Die Spanier waren die Ersten, die das Campecheholz kennen lernten; sie gaben ihm den Namen Palo campechio, woraus später die Engländer den Namen Campecheholz bildeten. Bald nach der Thronbesteigung der Königin Elisabeth scheint das erste Campecheholz nach England gekommen zu seyn. Es hielt anfangs schwer, dauerhafte Farben mit dem Pigmente desselben darzustellen, weil zu jener Zeit die Fackel der Chemie die Färbereiwerkstätten noch nicht beleuchtete. In der Folge schritt dessen Anwendung immer höher, so daß es seit beiläufig 70 Jahren einen beträchtlichen Handelsartikel ausmacht, und heut zu Tage in der gesammten Druck- und Färbekunst zu Erzielung vielfältiger Farbenschattirungen ganz unentbehrlich geworden ist.

Ein gutes Campecheholz muß eine röthlich braune Farbe besitzen, hart, dicht und schwer seyn, eine schöne, beinahe unzerstörbare Politur annehmen; von Geschmack anfangs süßlich, hinterher bitter und zusammenziehend seyn; den Speichel schön violett färben und einen aromatischen Geruch besitzen. Ein ganz frisches Campecheholz von guter Beschaffenheit liefert immer den 15. bis 20sten Theil seines Gewichts reinen anwendbaren Färbestoff.

Die Ursache der verschiedenen, im Handel vorkommenden Güte dieses Holzes, ist mehrentheils darin zu suchen, daß dasselbe von Fuhrleuten, Schiffern und Handelsleuten absichtlich verfälscht wird. In den Raspel- u. Mahlmühlen zu Lissabon, England, Holland und andern Plätzen des Continents, wo das Campecheholz geraspelt, gemahlen, gepackt, aufgehoben und zur Versendung verwahrt wird, geschieht es nicht selten, daß man es mit dem Splint und der Rinde beim Zerkleinern absichtlich verfälscht, und durch Zusatz vom Wasser im Gewicht vermehrt, wodurch die färbende Eigenschaft in ihrer Wirkung vermindert wird. Um allen diesen Übeln überhoben zu seyn, ist es für die Färber besser, das Holz in Blökken, wie es aus seinem Vaterlande nach Europa gebracht wird, an sich zu kaufen und selbst zerkleinern zu lassen. Letzteres wird am besten durch eine Schneidemaschine verrichtet, welche das Holz in dünne Scheiben schneidet. Ein auf diese Weise geschnittenes Holz ist sowol in Wasser als Weingeist schneller auszuziehen, und verdient in dieser Beziehung den Vorzug vor dem geraspelten oder gemahlenen, weil letzteres am häufigsten verfälscht in dem Handel vorkomt.

Um die Güte des Campecheholzes in ganzen Blöcken oder Scheiten zu conserviren, glauben wir auf den Umstand aufmerksam machen zu müssen, daß die allermeisten Farbenhölzer in finstern Gewölben oder trocknen Kellern verwahrt werden, weil, wenn sie der atmosphärischen Luft, dem Lichte und der Sonne ausgesetzt werden, sich die färbende Eigenschaft derselben vermindert. Die atmosphärische Luft tritt einen Theil ihres Sauerstoffs an dasselbe ab, wodurch das Pigment zersetzt wird. Das Licht erleidet ebenfalls dadurch eine parzielle Zerlegung, und setzt Wärmestoff in Freiheit, während der Lichtstoff mit dem Holze in Verbindung tritt. Der durch diese Zerlegung frei gewordene Wärmestoff (unter der Gestalt als freie Wärme) befördert auch noch die Verbindung des Sauerstoffs aus der atmosphärischen Luft mit dem Holze. Durch diese wechselseitigen Zerlegungen und Verbindungen wird das Pigment in seinen Wirkungen geschwächt.

Die Qualität eines guten Campecheholzes läßt sich nach Vogler dadurch erforschen, daß man in einem mit frischem, reinem Wasser angefüllten Glase eine angemessene Portion des käuflichen zerkleinerten Campecheholzes, ungefähr so viel, als man mit 2 Fingerspitzen fassen kann, bringt. Je schöner und intensiver die Farbe des Aufgusses erscheint, um so vorzüglicher und reichhaltiger ist das Pigment in dem Holze enthalten. Ein solcher Versuch ist in einer halben Stunde vollbracht. Zieht das Wasser eine schmuzige Farbe aus, so ist das Holz von geringer Güte und daher weniger brauchbar zum Färben.

Chemische Eigenschaften des Campecheholzes. Das Pigment des Campecheholzes ist im reinen Wasser und dem Alkohol lösbar. Sechs Quart destillirtes siedendes Wasser sind im Stande fast den Färbestoff von einem Pfund geschnittenem Campecheholz auszuziehen. Der Abguß ist gelb, von einem süßlichen Geschmack, und enthält nebst dem reinen Färbestoff (Haematoxilin), ein flüchtiges Öl mit einer geringen Portion von Kalk und Kali in Verbindung mit Essigsäure, ohne der andern Materien zu gedenken, die in Rücksicht ihrer Wirkung beim Färben von keiner Bedeutung sind. Gerbestoff findet sich keiner vor, indem der Niederschlag, der zuweilen durch Hinzubringung von thierischer Gallerte entsteht, die Wirkung einer nachfolgenden Verschluckung vom Sauerstoff ist, zu welchem das Pigment des Campecheholzes, so lange es feucht ist, eine starke Anziehung hat. — Wird der Absud mit gemeinem Fluß- oder Brunnenwasser gemacht, so erscheint der Dekokt von violettrother oder dunkler Farbe, welches eine Wirkung des in dem Wasser enthaltenen Selenit oder der Kalkerde ist. — Alkohol nimt mehr Färbestoff auf als Wasser, welches beweist, daß die größere Menge des Pigments in Harztheile eingehüllt ist. — Die Alkalien machen die gelbe und violette Tinktur des Campecheholzes dunkelviolett. Säuren bilden verschieden gefärbte Niederschläge: die Schwefelsäure einen gelben, die Salzsäure hingegen einen hellrothen Niederschlag, letztere läßt eine dunkelrothe und durchsichtige Flüssigkeit zurück. Die Niederschläge, durch Kleesäure, Weinsteinsäure und Essigsäure sind kastanienbraun. Die schwefelsaure Thonerde (Alaun) fällt das Pigment violett, schwefelsaures Eisen blauschwarz; schwefelsaures Kupfer braunschwarz; essigsaures Blei rothschwarz; salzsaures, schwefelsaures, salpetersaures, salpetersalzsaures, schwefelsalzsaures, essigsaures und weinsteinsaures Zinn mehr oder weniger glänzend purpurfarben. — Alaun und Weinstein, gemeinschaftlich zum Fällen verwendet, liefern den schönsten rothbraunen Niederschlag. — Die von Chevreul in dem Campecheholz aufgefundenen Bestandtheile sind: Hämatoxilin (reines Pigment); ein zweites, in Alkohol auflösliches, in Wasser unauflösliches Pigment, welches den Adstringentien verwandt ist; in Alkohol auflösbare, animalisch-vegeta-

bilische Substanz; in Wasser gar nicht, in Alkohol wenig auflösbare braune Substanz; kleesaurer Kalk; essigsaures Kali, Kalk und Ammonium; freie Essigsäure; salz- u. schwefelsaures Kali, schwefelsaurer Kalk; Alaunerde; Eisen- und Manganoxyd; holzige Theile.

Pigment des Campecheholzes. Hämatoxilin. Da sich das Pigment des Campecheholzes durch Wasser leicht ausziehen und durch Verdunstung in concreter Form darstellen läßt, räth Bancroft, an Ort und Stelle, wo das Holz wächst, einen Auszug dieser Art zu veranstalten, wodurch sowol die Frachtkosten des Holzes bis zum nächsten Seehafen, als auch die der Überschiffung nach Europa vermindert würden. Chevreul gelang es später, das reine Pigment des Campecheholzes von allen übrigen, damit verbundenen Substanzen auszuscheiden. Er verfuhr auf folgende Art. Er ließ das gepulverte Campecheholz einige Stunden lang mit Wasser von 40 — 45° Reaumur digeriren, filtrirte hierauf die Auflösung, und dampfte sie bis zur Trockenheit ab. Dieses Produkt behandelte er mit Weingeist von 36 Grad; nach 24 Stunden filtrirte er die Auflösung, und dampfte sie bis zur Consistenz eines dicken Syrupes ein, hierauf setzte er etwas Wasser zu, und dampfte wieder bei gelinder Wärme ab, um den Alkohol zu entfernen, und ließ dann das Ganze abkühlen. Es bildeten sich nun Krystalle von Hämatoxilin, welche mit Weingeist abgewaschen und getrocknet wurden. — Das Hämatoxilin bildet kleine Schuppen von röthlich weißer Farbe; es hat einen etwas zusammenziehenden, bittern und scharfen Geschmack, und erfodert zu seiner Lösung 1000 Theile Wasser. Die warme wässerige Auflösung ist purpurroth, wird aber nach dem Erkalten gelb. Die Säuren fällen den Farbestoff aus dieser Auflösung erst gelb, dann roth, die Alkalien purpurroth bei einem Überschusse aber erst violettblau, dann rothbraun und zuletzt gelblichbraun. In diesem Zustande ist das Hämatoxilin zersetzt, und man kann es durch Säuren nicht wieder herstellen. — Mehre Metalloxyde verbinden sich mit dem Hämatoxilin, und färben es mehr oder weniger violblau. Das Zinndeuteroxyd wirkt wie die Säuren mit einfacher Grundlage. Thierische Gallerte schlägt rothe Flocken nach einiger Zeit daraus nieder.

In der Färbekunst wird das reine Hämatoxilin nicht gebraucht; weil es aber im Campecheholzauszug enthalten ist; so komt es natürlich in allen Farben, welche man mit diesem Holze bereitet, vor.

Technische Anwendung.

In der gesamten Färbekunst und in der Kunst Zeuge zu drucken, nimt das Campecheholz durch ganz Europa eine wichtige Rolle ein. Die Anwendung umfaßt insbesondere nachstehende Gegenstände: A) die Baumwollen- und Leinenfärberei; B) die Baumwollen- und Leinendruckerei; C) die Wollenfärberei und das Drucken schafwollener Gewebe; D) die Seidenfärberei und das Drukken seidener Stoffe; E) das Färben der Federn, der thierischen Haare, des Papiers rc.; F) die Strohfärberei; G) die Holzfärberei; H) Darstellung der Lackfarben aus dem Pigmente des Campecheholzes.

A) In der Baumwollen- und Leinenfärberei, dient das Campecheholz zur Darstellung der schwarzen, aschgrauen, violetten, lilas, blauen und vieler andern Schattirungen mehr. Zur schwarzen Farbe eignet sich als Basis (Beize) das schwefelsaure, essigsaure und holzsaure Eisen am vorzüglichsten, zumal wenn man denselben etwas Kupferauflösung zusetzt. Die verschiedenen aschgrauen Abstufungen werden in der Handfärberei durch mehr oder weniger mit Wasser verschwächte Eisenauflösungen hervorgebracht; Violett- und Lilasfarben durch schwefelsaure, salpetersaure, essigsaure und holzsaure Thonerde, durch salzsaures, salpetersalzsaures, schwefelsaures, essigsaures und Chlorinzinn. Blaue Farben durch die verschiedenen Auflösungen des Kupfers unter Hinzusetzung einer geringen Portion Schwefelsäure. In Gesellschaft mit andern Pigmenten lassen sich durch dieselben Entwikkelungsmittel sehr viele und mannichfaltige Farbenabstufungen darstellen.

B) In der Baumwollen- und Leinendrukkerei findet das Campecheholz häufige Anwendung, sowol zur Darstellung der verschiedenen Applicationsfarben, als auch zum Ausfärben der aufgedruckten Beizen, wodurch eine große Zahl eigenthümlicher Farbennummern hervorgerufen werden. In die Klasse der ersten gehören vorzugsweise a) das Applicationsschwarz, welches auf drei verschiedene Arten, je nachdem es das zu bedruckende Dessein erfodert, dargestellt wird.

Applicationsschwarz No. 1. 30 Pfund starker Campecheholzdekokt (von 12 Pfund Campecheholz) werden mit 2 Pfund 24 Loth guter Stärke zusammen verkocht, halb kalt gerührt, 24 Loth Salzcomposition zugesetzt, und nach gänzlichem Erkalten 2 Pfund 24 Loth salpetersaure Eisenauflösung eingerührt. Nach dem Stehen von einigen Tagen, kann die Farbe zum Gebrauch verwendet werden. Die damit bedruckte Ware muß gut abgetrocknet, und einige Tage im Zimmer aufgehangen, dann am Fluß rein ausgewaschen werden. In diesem Zustande erreicht man eine äußerst solide schwarze Farbe. Die eben benante Salzcomposition wird erhalten, wenn Sauerkleesalz mit Salpetersäure so lange gekocht wird, bis die Auflösung anfängt, Salz fallen zu lassen. Sie wird nun ausgegossen, und stellt nach dem Erkalten eine unregelmäßig krystallisirte Salzmasse dar.

Applicationsschwarz No. 2. 17 Pfund starker Campecheholzdekokt, 7 Loth fein gestoßene Galläpfel und 2 Pfund 10 Loth Stärke werden zu einer Paste verkocht, kalt gerührt, mit 13 Loth salpetersaurem Kupfer und 1 Pfund 24 Loth salpetersaurer Eisenauflösung geschärft. Die mit dieser Farbe bedruckten Gewebe liefern nach dem Auswaschen, ebenfalls eine solide schwarze Farbe.

Applicationsschwarz No. 3. 4 Pfund starke Campecheholzbrühe, 1¼ Loth schwefelsaures Eisen, 1 Loth Bleizucker und 20 Loth Stärke werden zusammen verkocht, nach dem Kochen 1 Loth gelber Arsenik zugesetzt. Die nach dieser Methode bereitete schwarze Farbe eignet sich ihres weniger corrosiven Charakters wegen, für Druckware, welche nicht ausgewaschen wird. Ist die aufge-

druckte Farbe gut eingetrocknet, läßt sie sich jedoch auch auswaschen, ohne an Intensität zu verlieren.

Violette- und Lilasapplicationsfarben. Eine solide violette Applicationsfarbe wird mit dem Pigment des Campecheholzes erreicht, wenn der verdickte Farbdekokt mit Chlorinzinn oder Dinglers Tafeldrucksalz entwickelt wird. Auf 2 Pfund verdickten Campecheholzdekokt, sind 6—8 Loth dieser Salzverbindungen erforderlich. Weniger dauerhafte Abstufungen derselben Farbe entstehen durch die Entwickelung mittelst salzsauren und schwefelsauren Zinns, der salpetersauren, salzsauren, schwefelsauren und essigsauren Thonerde. Ein geringer Zusatz von Kupfersalzen dunkelt diese Abstufungen im Allgemeinen. Lilasfarben entstehen durch Vermischung von Campecheholz- und Fernambukdekokt, wozu man sich derselben Entwickelungsmittel bedient. Wünscht man ganz helle Schattirungen zu erhalten, so verdünnt man die Farbendekokte vor dem Verdicken mit Wasser.

Schöne, an der Luft aber durchaus nicht beständige blaue Farbenabstufungen, werden erhalten, wenn dem verdickten Dekokt schwefelsaures Kupfer und sehr wenig Schwefelsäure zugesetzt wird. Das Verhältniß auf 1 Pfund Campecheholz besteht in 8 Loth schwefelsaurem Kupfer (Kupfervitriol) und 3 Loth Schwefelsäure. Die damit gedruckten oder imprägnirten Baumwollen- u. Leinenzeuge erscheinen nach dem Auswaschen mehr oder weniger dunkel im Blauen, je nachdem der Dekokt concentrirter oder verschwächter in Anwendung gebracht wird.

b) In der zweiten Klasse, wo die Beizen aufgedruckt werden, nehmen die schwarze, violette, Lilas, blaue und aschgrauen Farben eine Rolle ein. Der Ausdruck für die schwarze Farbe, der baumwollenen und leinenen Gewebe besteht in der mit Stärke oder Gummi verdickten essig- oder holzsauren Eisenauflösung und nachherigem Ausfärben im Campechenholzbade.

Die Entwickelungsmittel für die violetten Schattirungen in der salpetersauren und essigsauren Thonerde. Um Lilasfarben in verschiedenen Abstufungen zu erhalten, setze man dem Campecheholzbade eine verhältnißmäßige Menge Rothholz oder Fernambukabsud zu, und bediene sich für den Ausdruck derselben Druckbasen. Blaue Farben von dem dunkelsten Indigoblau bis in ein helles Blau übergehend, lassen sich durch Ausdrucken der verschiedenen Kupfersalze mehr oder minder schön darstellen. Eine der besten Kupferbeizen für diesen Gebrauch, wird erhalten, wenn 1 Pfd. schwefels. Kupfer in 4 Pfd. Wasser gelöst, und durch 12 Loth essigsaures Blei zum Theil zersetzt wird. Die klare blaue Flüssigkeit filtrirt man ab, und hebt sie zum Gebrauch auf. 1 Theil dieser Kupferbeize mit einem Theile essigsaurer Thonerde, zusammengebracht, verdickt und aufgedruckt, die gedruckte Ware hernach in einem Campechenholzbade ausgefärbt, gibt eine dunkelblaue Farbe, die in Hinsicht des Tons derjenigen des dunkelsten Indigoblau, gleich komt. Die Beizen mit mehr oder weniger Wasser verschwächt, liefern Abstufungen von Hellblau bis in das feinste Himmelblau.

Aschgraue Farben, werden durch den Ausdruck der mit Wasser verschwächten Eisenauflösungen, und nachheriges Ausfärben im Campecheholzbade erreicht.

C) In der Schafwollenfärberei und dem Drucken der wollenen Gewebe findet das Campecheholz zur Darstellung mehrer Farben häufige Anwendung. Am meisten wird es zum Schwarzfärben der Wolle und der wollenen Tücher verwendet, theils auf dauerhafte, theils auf minder dauerhafte Farben. In dem ersten Falle erhalten die Tücher einen dunkelblauen Aufsatz in der Waidküpe, im zweiten hingegen werden sie, ohne vorher einen Indigoaufsatz erhalten zu haben, unmittelbar schwarz gefärbt. Bei der einen, wie bei der andern Methode, pflegt man die Tücher mit Alaun, Weinstein und salzburger Vitriol anzusieden, und hernach in einer Campecheholzabkochung auszufärben. Durch einen Zusatz von Galläpfeln, Krapp, Knoppern rc. läßt sich die schwarze Farbe in ihrer Dauerhaftigkeit noch höher stellen.

Schafwollene Stoffe unecht blau zu färben, bedient man sich entweder des schwefelsauren Kupfers oder des Grünspans in Verbindung mit einer Campecheholzabkochung. Man pflegt der Wolle oder dem Tuch gewöhnlich zuvor einen stärkern oder schwächern Grund von haltbarem Küpenblau zu geben, und setzt das Pigment des Campecheholzes nachher auf. Ein auf diese Weise aufgesetztes Blau, läßt sich leicht dadurch erkennen, daß ein stark gesäuertes schwefelsaures Wasser das aufgesetzte Blau abzieht, und nur den Grund von haltbarem Blau zurück läßt.

Mit Fabroni's oder Descroizille's Beize und dem Pigment des Campecheholzes wird eine der solidesten Purpur- oder Veilchenfarbe gewonnen, welche in Frankreich zuerst unter dem Namen Prune de Monsieur bekant geworden. Alaun und Weinstein zum Ansieden verwendet, liefern nur äußerst flüchtige Resultate.

Unechte violettblaue Schattirungen, denen man nach Belieben einen Stich ins Blaue oder Rothe geben kann, gewint man durch Vermischung des Sächsischblauen mit Campecheholz. Man gibt zuerst einen Ansud mit $7\frac{1}{2}$ Pfund Alaun und $2\frac{1}{2}$ Pfd. Weinstein auf 120 Pfd. Tuch. Das Tuch wird in einem heißen Bade durchgenommen, welches man aus 15 bis 18 Pfd. Campecheholz und 3 Pfd. Eisenvitriol bereitet hat. Die schwarzbraunen Schattirungen in Verbindung mit Galläpfeln, Campecheholz und Eisensalzen dargestellt, verdienen ihrer Flüssigkeit wegen kaum angeführt zu werden.

In der Schafwollen-Druckerei, wo die Applicationsfarben vermittelst kochender Wasserdämpfe befestigt werden, dient das Campecheholz zur schwarzen Farbe, und den verschiedenen Abstufungen der Violetten- und Lilasfarben. Zur schwarzen Farbe verdicke man 2 Pfd. Campecheholzdekokt (von 2 Pfd. Holz) mit 10 Loth Stärke, bringe sodann 2 Loth salpetersaures Kupfer hinzu und rühre bis zum vollkommenen Erkalten; worauf man noch 8 Loth salpetersaures Eisen hinzu setzt. Die violette Farbe wird bereitet, indem 2 Pfd. Campecheholzdekokt mit 2 Loth Alaun und 10 Loth Stärke durchs Kochen verdickt, kalt gerührt, nachgehends mit 2 Loth Zinnsalz geschärft wird. Helle Abstufungen gewint man mit durch Wasser verschwächtem Dekokt. Um die Lilasfarben darzustellen, werden ein Theil Campecheholz und zwei bis drei Theile Fernambukholzdekokt mit Stärke verdickt, und

die Zusammensetzung wie Violett geschärft. Durch verschiedene Verhältnisse von Campeche- und Fernambukholzdekokt werden verschiedene Abstufungen von Lilasfarben hervorgebracht.

D) Seidenfärberei und Drucken seidener Stoffe. In den Seidenfärbereiwerkstätten bedient man sich des Campecheholzes zum Schwarz- u. Violettfärben. Beim Schwarzfärben eignet sich als Basis das brenzelig-holzsaure Eisen und essigsaures Eisen, wenn letzteres in einem hohen Grade der Oxydation angewendet wird, am besten. Beide Eisenauflösungen besitzen stets einen Vorzug vor dem schwefelsauren Eisen (Eisenvitriol), weil letzteres die Seide leicht brüchig und rauh macht. Um Violett mit dem Pigmente des Campecheholzes zu färben, wird die Seide zuvor alaunt. Prune de Monsieur zu färben, qualificirt sich als Entwickelungsmittel für das Pigment des Campecheholzes Fabroni's und Decroizille's Beize sehr gut. Man pflegt gewöhnlich, um diese Farbe schön zu erhalten, dem Bade eine verhältnißmäßige Portion Galläpfel oder Erlenrinde zuzusetzen. Eisen- und Schiefergrau färbt man mit Campecheholzabsud und Eisenauflösung, wozu sich brenzelig-holzsaures Eisen sehr gut eignet. Die Bäder dürfen hiebei nur mäßig warm seyn, die Seide muß aber zuvor angesotten werden, damit die Farbe Glanz erhält. Bei dem Mauern-Grau, wird zuerst alaunt, dann ein Waubad gegeben, bevor Campecheholzabsud angewendet wird. Ist das Pigment größtentheils fixirt, so setzt man dem Campecheholzbade eine hinlängliche Menge brenzelig-holzsaures- oder essigsaures Eisen hinzu, um die Farbe schwärzlichgrau zu erhalten. Um Haselnußgrau zu färben, bereite man ein Fustel-Orseillebad und setze etwas weniges Campecheholzabsud zu. In diesem Bade färbe man die Seide beinahe aus, setze brenzelig-holzsaures- oder essigsaures Eisen hinzu, und färbe bis zur erwünschten Nuance. Die specielle Darstellung der Farben in der Seidenfärberei, s. Seidenfärberei.

Die durch kochende Wasserdämpfe befestigten Farben, welche in der Druckerei seidner Gewebe mittelst Campecheholz dargestellt werden, bestehen: a) in der schwarzen Farbe; b) in den verschiedenen Abstufungen von Lilas; und c) in den verschiedenen violetten und veilchenblauen Nuancen. Bei der Seidendruckerei werden wir auf diese Farben zurück kommen. Die Anwendung des Campechenholzes in der Baumwollen-Sammetdruckerei, s. Baumwollen-Sammetdruckerei.

E) Die Anwendung des Campecheholzes, das Färben der Federn betreffend, beschränkt sich auf die schwarze, violette und stahlgraue Farben, s. Federnfärberei. — Um thierische Haare zu färben, bedient man sich mit geringer Abweichung fast derselben Agentien in Verbindung mit dem Pigmente des Campecheholzes, welche in der Schafwollenfärberei angegeben sind, s. Haarfärberei. — In der Safian- und Lederfärberei findet das Pigment des Campecheholzes Anwendung zur Darstellung der schwarzen, violetten und mauerngrauen Farben, s. Safianfärberei. —

F) In der Strohfärberei zu Erzielung der schwarzen, violetten und grauen Schattirungen, s. Strohfärberei. —

G) In der Holzfärberei, a) zur Darstellung der schwarzen Farbe. Das Holz wird in salpetersaurer Eisenauflösung mit einem Zusatz von essigsaurem Kupfer gebeizt, und in einer Campecheholzabkochung ausgefärbt; b) zur braunen Farbe; wobei das Holz in einer Auflösung von Alaun und schwefelsaurem Eisen eingeweicht und mittelst Campecheholzdekokts gefärbt wird; c) zu den grauen Farbenabstufungen; hier wird mit vielem Wasser verschwächte, salpetersaure Eisenauflösung als Beize angewendet. Schöne Lilasfarben werden erzielt, wenn das Holz mit mehr oder weniger durch Wasser verschwächten Zinnauflösungen gebeizt und in Campecheholzabsud ausgefärbt worden. Das salpetersaure Zinn und das Chlorinzinn liefern die glänzendsten Resultate. Das Pigment des Campecheholzes wird auch in der Papierfärberei auf schwarze, violette und graue Farben verwendet, s. Papierfärberei. Beim Färben der Ostereier erhält man damit violette Farben.

H) Darstellung der Lakfarben aus dem Pigment des Campecheholzes. In diese Klasse gehört: Dupont's Lakfarbe. Sie wird erhalten, wenn eine halbe Unze Campecheholz mit zwei Unzen Alaun in zwei Pinten Wasser so lange gekocht wird, bis eine Pinte davon eingedampft ist. Der filtrirten Flüssigkeit setze man eine halbe Unze Kali in einer hinreichenden Menge Wasser gelöst zu. Es wird sich augenblicklich eine reiche Menge violetter Farbe niederschlagen. Das Ganze bringe man auf ein Filtrum, und sammele die erhaltene Lakfarbe, welche an der Luft sorgfältig getrocknet, und nachher fein gepulvert wird. Diese schöne violette Farbe soll beim Tuschen in der Wasser-Pastell-, ja sogar Ölmalerei der Erwartung vollkommen entsprechen.

Literatur. Bancroft neues englisches Färbebuch von Dr. Dingler u. v. Kurrer. Vitali's Grundriß der Färberei mit Anmerkungen, Zusätzen und einem Anhange von Dr. Dingler und Dr. v. Kurrer. Dingler's neues Journal der Färbekunst, in Verbindung mit Dr. Juch und Kurrer 2. Band. Chevreul in den Annales de Chimie etc. Tom. LXXXII; auch in Schweiggers Journal der Chemie B. 8. Hermbstädt's Magazin für Färber 2c. B. 2. Dessen Grundriß der Färbekunst 2. Theil. Allgem. Journal der Chemie von Scherer B. 3. S. 550. Berthollet's Anfangsgründe der Färbekunst aus dem Franz. v. A. F. Gehlen u. a. S. mehr. *(Kurrer.)*

Arzneilich wendet man dieß Holz in Absud (2—4 Dr. mit 16 Unz. Wasser bis zur Hälfte eingekocht), alle 2 Stunden 1 Eßlöffel, oder besser in Extractform an: bei chronischen Durchfällen und Ruhren von Schwäche der Därme, beim fluxus coeliacus, und, wenn damit Hämorrhoidalbeschwerden verbunden sind, zugleich gereinigten Schwefel.

Das Extractum ligni Campech Bor. von rothbrauner Glanzfarbe, und süßlich zusammenziehendem Geschmacke, in seiner wäßrigen Auflösung fast kirschroth, stark verdünt mehr violet, räth man zu 10 — 15 Gr. in den obigen Krankheitsformen, und noch besonders bei den schmelzenden Schweißen Lungensüchtiger an, wie den Syrupus ligni Campechensis.

Die mit Campecheholz gefärbten Rothweine werden,

nach A. Vogel, durch essigs. Blei indigblau gefället, und durch etwas Ätzlauge rothbraun gefärbt. (*Th. Schreger.*)

CAMPELIA Richard., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Commelinen und der 6ten Linne'schen Klasse, welche sich von Tradescantia durch eine beerenartige 3fächerige 2samige Kapsel unterscheidet, welche von den verdickten Blüthenhüllen umgeben ist. Es ist bisher nur eine Art: C. *Zanonia* Rich. (Commelina *L.*, Tradescantia *Sw.*) in Westindien und Südamerika bekant. (*Sprengel.*)

CAMPELI, (Caspar), und dessen Enkel Ulrich, von Süß in dem zum graubündtnerischen Gotteshausbund gehörenden Engadin, waren zwei vorzügliche Beförderer der Reformation in ihren Gegenden. Der erste hatte 1537 ein neugebornes, schwächliches Kind der letztern, welches er weder durch den dortigen Priester noch durch die Hebamme taufen lassen wollte, selbst getauft. Hieraus entstanden unter der Geistlichkeit und den Einwohnern große Bewegungen, welche die Begründung der Kirchenverbesserung zur Folge hatten. Der Enkel Ulrich studirte die Theologie, und war ein nach den Verhältnissen seines Standpunktes gelehrter Mann. 1544 vertheidigte er die Nothwendigkeit der Taufe und andere Glaubensartikel, welche von entflohenen Italiänern waren angefochten worden, in einem öffentlichen Gespräche. 1570 erhielt er eine Pfarrstelle zu Chur. Er hat einen Katechismus und eine gereimte Übersetzung der Psalmen in der engadinisch-romanischen Mundart 1562 in Basel drucken lassen. Ein großes bleibendes Verdienst erwarb er sich durch die Bearbeitung der bündtnerischen Geschichte, die ungeachtet ihres beinahe klassischen Werthes doch nur handschriftlich vorhanden ist. *Huldrici Campelli* Historia Rhaetica, ist, wie der Titel besagt, in lateinischer Sprache und einem den bessern ältern Geschichtschreibern nachgebildeten Style abgefaßt. Das Werk besteht in 3 Foliobänden. Der erste ist geographisch und topographisch; der zweite enthält die Geschichte des Landes bis 1502; der dritte setzt dieselbe bis 1579 fort. Campell fand keinen Vorgänger von Erheblichkeit und ist als Vater der graubündtnerischen Geschichte zu betrachten. Er ist wahrheitliebend, unbefangen und bedächtlich. Der Zutritt zu den Quellen und Archiven, persönlicher Antheil an wichtigen Begebenheiten und Kentniß des Landes aus eigener Anschauung erhöhen das Gewicht seiner Angaben. Die Verbindung der Ursachen und Wirkungen der Begebenheiten ist vornehmlich in Absicht auf das letzte Jahr seiner Geschichtbeschreibung sorgfältig behandelt. Seine Fehler bestehen vornehmlich darin, daß er die Quellen nicht angibt, oft sich in Weitläufigkeiten und Abschweifungen verliert, und ganz dem Aberglauben seines Zeitalters in Absicht auf abenteuerliche Wundergeschichten, Erscheinungen und Vorbedeutungen unterliegt. Da, wo er vom Engadin spricht, wird er zum übertriebenen Lobredner, und die Unbefangenheit des Geschichtschreibers geht über der enthusiastischen Vaterlandsliebe verloren. J. Gulers ex *Huldrici Campelli* hist. Rhaet. Libri duo, ebenfalls handschriftlich in Fol., vermeiden die Fehler der Urschrift und vervollständigen an vielen Orten, was ihr mangelt (s. Hallers Bibl. der schw. Gesch. 4. Th. S. 427 ff.). — Ein merkwürdiges, zu Chur den 2. und 3. Jan. 1572 gesehenes Phänomen beschreibt Campell in „ein gar wunderbarlich und seltsam Wunderzeichen und Veränderung der Sonnen," u. s. f. 4. 7 Seiten mit Holzschnitten. (*Meyer von Knonau.*)

CAMPENGBET, eine Provinz des siamischen Reichs und zwar in Obersiam an der Gränze von Birma belegen. Die gleichn. Hauptstadt breitet sich am Menam aus, und ist sowol durch ihre vortrefflichen Eisen- und Stahlgruben, als durch ihre geschickten Messer- und Eisenschmiede bekant. (*Hassel.*)

CAMPER (Peter), geb. zu Leiden den 11. Mai 1722, gest. im Haag den 7. April 1789 an einer heftigen Brustentzündung, ist einer der vorzüglichsten holländischen Naturforscher und Ärzte des vorigen Jahrh., dessen ausgezeichnete Verdienste nicht nur seine Landsleute, sondern auch die Gelehrten des Auslandes zeitig anerkannten. Seinen vorzüglichen Anlagen kam die sorgfältige Erziehung seines Vaters, Florentinus Camper's, der Prediger in Batavia gewesen war, und sich seit 1713 nach Leiden zurückgezogen hatte, sehr zu Hilfe. Diesen unterstützte hiebei der große Boerhaave, als der Sohn entschlossen war, sich den medizinischen Wissenschaften zu widmen. Der väterliche Erzieher war eifrig bemüht, seinem Zögling durch das Studium der alten classischen Literatur eine feste Grundlage der intellectuellen Bildung zu geben, sorgte aber auch dafür, ihm in aller Hinsicht die körperliche Gewandtheit zu verschaffen, ohne die jener eine vielseitig nützliche ärztliche Wirksamkeit nie folgen wird. Er hielt ihn in den Zwischenstunden zur Erlernung der Baukunst, der Optik, des Drechsler- und Schreinerhandwerks und mehrer dergleichen Arbeiten an, die ihm nachher bei Ausübung der Anatomie und Chirurgie so außerordentlich zu Statten kamen. Zu gleicher Zeit gab ihm Labordes den ersten Unterricht in der Philosophie, während ihn der Ritter Moor und dessen Sohn im Zeichnen unterwiesen, worin er bald solche Fortschritte machte, daß er bereits in seinem 16. Jahre mit Ölfarben sehenswerthe Gemälde verfertigte. Diese wohl berechnete Erziehungsweise hatte den besten Erfolg. Man setzte bald in ihn ein so besonderes Vertrauen, daß er schon 1748, nach beendigter akademischer Laufbahn zu Leiden unter Gaubius und dem ältern Albin auf einer Reise durch England, Frankreich, die Schweiz und Teutschland von der Universität Franeker den Ruf als Professor der Philosophie, der Arzneikunst und Chirurgie erhielt. Er trat 1750 das angetragene Lehramt an. Nicht wenig mag auf den Geschmack des jungen Camper die elegante Art eingewirkt haben, mit welcher Albin und Smellie die Theile des menschlichen Körpers, jener in seinen unsterblichen Werken über die Knochen und Muskeln, dieser in seinen Schriften in der Geburtshilfe darstellten. Im J. 1752 ging er während der großen Ferien abermals nach England und übte sich daselbst unter Sharp's, Kelly's und Smellie's Leitung vorzüglich in der Wundarznei- und Hebammenkunst, und zeichnete verschiedene Tafeln zu dem bekannten meisterhaften Werke des letztern. Nachdem er einige Zeit mit großem Beifall zu Franeker gelehrt hatte, erhielt er 1755 den Ruf zur Professur der Anatomie und Wundarzneikunst bei dem Athenaeum illustre zu Amsterdam, die er jedoch 1760 aus unbekanten Gründen

aufgab. Von dieser Zeit an lebte C. bis 1763 auf einem Landgute bei Franeker seinen Lieblingswissenschaften, und folgte dann einem Rufe als Professor der Chirurgie, Anatomie und Botanik auf der Universität zu Gröningen, wo ihm auch das Stadtphysikat übertragen wurde. Hier errichtete er eine ökonomische Gesellschaft. 1773 legte er sein Lehramt nieder und zog sich nach Franeker zurück, um seine wissenschaftliche Thätigkeit in Ruhe fortzusetzen, zugleich aber, um sich mehr der Erziehung seiner drei Söhne zu widmen. Einige Zeit benutzte er zu gelehrten Reisen. 1776 besuchte er Paris, 1779 bereiste er einen Theil Teutschlands, und verweilte vorzüglich in Hamburg, Hannover und Göttingen. 1780 wiederholte er diese Reise vorzüglich um Berlin zu sehen. 1782 schränkte er seine Excursionen auf Mastricht, Lüttich, Achen und Düsseldorf ein. 1785 ging er zum dritten Mal nach England, 1787 nach Paris. Schon früher Mitglied der Stände von Friesland, wurde er endlich Mitglied der General-Staten, und dabei genöthigt, seinen Wohnsitz im Haag zu nehmen.

Camper gehört zu den Naturforschern und Ärzten, welche die Wissenschaften, denen sie sich widmeten, wesentlich bereicherten. Dieß geht schon daraus hervor, daß er bei verschiedenen gelehrten Vereinen zehn Mal den Preis erhielt. (Seine Preisschriften sind zu Lingen in 2 Bänden 1798 zusammengedruckt). Fünf Mal erhielt er den Preis von der königl. chirurgischen Akademie zu Paris. Wie man leicht vermuthen kann, war Camper Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, 1785 hatte er auch die Ehre, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris zu werden, eine Ehre, die bis auf ihn seit Boerhaave keinem Holländer wiederfahren war. Wir berühren noch seine vorzüglichsten Verdienste um die Naturgeschichte und Medizin. Camper hatte Gelegenheit, verschiedene Orang-Outangs zu zergliedern, und suchte darzuthun, daß dem menschenähnlichsten Affen die Rede durch eigene Seitensäcke, welche sich an der Luftröhre befinden, versagt sei. 1771 entdeckte er, daß die Röhrenknochen der Vögel mit ihren Lungen in Verbindung stehn und die eingeathmete Luft aufnehmen. Über das Gehör- und Geruchsorgan der blasenden Fische gab er gleichfalls nähere Erörterungen. Er bewies, daß die in einer zitternden Gallerte hängenden, durch die geringsten äußern Schwingungen zu erschütternde Gehörknochen derselben, ihre Oscillationen den zahlreichen Nervenfäden, an welchen sie befestigt sind, mittheilen können. Unter den anatomischen Schriften sind die demonstrationes anatomico-pathologicae ausgezeichnet. Er legte darin die Lage der Theile so dar, daß deutlich wird, welchen Nutzen die Zergliederung für den Heilkünstler haben muß, und zeichnete so den Anatomen die Methode vor, wie sie die Wissenschaft mit Bezug auf die Praxis zu bearbeiten haben. Die mehrsten Zergliederer vor und nach ihm gefielen sich zu sehr in genauer Beschreibung der Form, ohne ihre Schüler darauf aufmerksam zu machen, in wiefern sie dem thätigen Arzt nützlich wird. In der praktischen Chirurgie berichtigte Camper mehre irrige Vorstellungen von dem Stein- und Bruchschnitt. Eben so erläuterte er die Lehre von der Bildung des Callus, vorzüglich bei dem Bruch der Kniescheibe. Die Bruchstücke derselben verbinden sich nach ihm immer vermittelst einer dazwischen liegenden faserichten Substanz, die um so fester wird, je besser man durch eine methodische Behandlung die Abweichung der Bruchenden verhütet. Bei dem Bruchkrebs zeigt er, daß ein stechender Schmerz zwischen der zweiten und dritten Rippe nach Außen und der Brust zu, wo die arteriae mammariae internae zwischen den Rippen hervortreten, die wichtigste Gegenanzeige sei, wenn von der Operation desselben die Rede ist. Zugleich versichert er, daß, wie bei diesem Übel das Stechen längs den Stämmen der mammaria interna, so sei beim Fleischbruch ein Schmerz längs den Samengefäßen, nach der Lendengegend, ein gewisses Zeichen, daß die Operation unglücklich ablaufen werde. — So wie die Anatomie und Medizin dem großen holländischen Arzte manche Aufklärung verdankt, so ist ihm auch die gerichtliche Arzneikunde und Veterinärwissenschaft manche Bereicherung schuldig. Bei der großen Verheerung, welche die Rinderpest 1770 in Holland hervor brachte, versuchte er mit einigem Erfolge die Inoculation. In einer Abhandlung von den Kenzeichen des Lebens und des Todes der neugebornen Kinder hält er sehr auf die Anwendung der Lungenprobe, doch mit der gehörigen Einschränkung, erklärt sich aber gegen den vagitus uterinus. Außer den anatomischen und medizinischen Schriften lieferte Camper den Anthropologen und Künstlern zwei vortrefliche Arbeiten über den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge in Menschen verschiedener Gegenden und verschiedenen Alters — über den Ausdruck der verschiedenen Leidenschaften durch die Gesichtszüge, über die bewundernswürdige Ähnlichkeit im Bau des Menschen, der vierfüßigen Thiere, der Vögel und Fische; und über die Schönheit der Formen. — Peter Camper war neben seinen großen geistigen Eigenschaften mit einem glücklichen Körperbau, mit einer angenehmen Gestalt und einem guten Anstande von der Natur beschenkt. Seine Stimme war wohlklingend, sein Auge voll Ausdruck. Durch den Besitz eines ansehnlichen Vermögens unabhängig, kante er keinen süßern Genuß, kein größeres Glück, als das Bewußtseyn, die Pflichten des Menschen und Bürgers gewissenhaft erfüllt, durch die Kultur der Wissenschaften und Künste, so wie durch das Forschen nach Licht und Wahrheit sich selbst vervollkommenet, und das Wohl seiner Nebenmenschen wahrhaft befördert zu haben. Wie gegründet dieß sei, wird schon daraus erhellen, daß er 30 Jahr das höchst beschwerliche Geschäft der Geburtshilfe betrieb. Genügsamkeit und Mäßigkeit schützten ihn vor dem Mißbrauch seiner Glücksgüter. Als Gatte und Vater war er geliebt und geachtet, als Statsbürger nur der guten Sache, aber keiner Partei ergeben. Seine irdischen Überreste deckt ein einfaches Denkmal aus Marmor in der Peterskirche zu Leiden: ein Brustbild auf einem Piedestal, welchem Namen, Geburts- und Sterbetag eingegraben sind. Noch ist zu seinem Andenken eine kleine Medaille in antikem Geschmack geschlagen *). (*Niemann.*)

*) Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften hat sein Sohn, Adrian Gilles Camper, Drost von Eyndhoven und der freien Herrschaft Kranendork (*Levenschate van P. Camper.* Leuw. 1791. 8. Teutsch 1792.) der Lebensbeschreibung von ihm angehängt. Es

CAMPESTRES, Feldläufer. So benannte Illiger die 2. Familie seiner 5. Ordnung der Vögel: Cursores, und setzt das Unterscheidende derselben in einen mittelmäßigen, geraden, etwas gewölbten Schnabel, zum Fliegen taugliche Flügel, und dreizehige, gespaltene Füße, mit netzförmiger Oberhaut. Die einzige Gattung, welche er hieher zählt, ist die der Trappen, Otis. (*Merrem.*)

Camphergeist, s. Camphora.

Camphergel, s. Camphersäure und Camphora.

CAMPHERSÄURE, acidum camphoricum, von Kosegarten (1785) zuerst, als eine eigenthümliche Säure dargestellt, in die er beim mehrmaligen Abziehen einer Auflösung von 1 Theil Campher in 4 — 6 Salpetersäure von 250 — 280 specif. Gew. den Campher zerlegte. Dörffurt erklärte sie zwar später für Benzoësäure, aber auch La Grange, Bucholz (1809) u. von A. wurde sie als selbständig und eigenthümlich anerkant.

Sie erscheint, nach Bucholz und Rud. Brandes, in glänzendweißen, silberfarbenen, theils Parallelepipeden, theils rhomboidalischen Blättern, rein und kalt ohne allen Geruch, der aber schon bei einer Erhitzung von 30° R. campherartig, und noch durchdringender wird, wenn das Wasser zum Sieden komt, oder wenn die Säure mit basischen Oxyden gesättigt wird. Ihr Geschmack ist anfangs unbemerklich, wird aber bald auffallend sauer, und hinterdrein bitterlich schwach kampherartig. Die Krystalle zerfallen an der Luft, lösen sich im Wasser bei mittler Temperatur erst in 80—100, beim Siedegrade aber in 10 — 12 Theilen auf [1]), schmelzen zuerst bei gelinder Wärme, und sublimiren sich dann in dicken, weißen, stechend sauer und fettähnlich riechenden Dämpfen. Das Sublimat legt sich in sehr zarten, Anfangs rein weißen Krystallen an, röthet noch immer das Lackmus, löst sich, wiewol langsamer, noch in Wasser auf, und wird von der Salpetersäure ꝛc. gelb gefärbt. Durch Einwirkung der Hitze wird die Säure theils verflüchtigt, theils zerstört. Ganz auflöslich ist sie in sied. absolutem Alkohol [2]), und im Äther [3]), ferner in den sogen. Mineralsäuren, und in den zumal erhitzten Fett- und Ätherölen. Sie verbindet sich mit den basischen Oxyden ꝛc., zu eigenen Salzen, von denen mehre vor dem Löthrohre mit blauer Flamme leuchten und sich zersetzen. Das bei ihrer Bereitung entstehende hellbraune Öl ist in 100 Theilen zusammengesetzt aus 72,3125 Campher und 27,6875 Salpetersäure, die Camphersäure selbst aber in 100 Theilen, nach Brandes aus 61,341 Kohlenstoff, 5618 Wasserst. und 33,041 Sauerstoff.

Schon gebildet findet sie sich, nach Burn's, auf manchem, in Terpentinöl aufbewahrten, und gut abgetrockneten anatom. Präparate. Henry u. A. sahen sie auch an der Oberfläche des eben so aufbewahrten Präparats von einem Krebsgeschwür. Ob die Säure vorher Terpentincampher gewesen? läßt sich nicht bestimmen. Die kleinen Krystalle waren Parallelepipeda, welche auf heißem Eisen schmolzen, und mit kampherartigem Geruch verdampften, sich wenig in Wasser, aber ganz in Alkohol lösten, das Lackmus rötheten, und überhaupt sich ganz wie Camphersäure verhielten.

1) Das camphersaure Kali schießt, nach Bucholz ꝛc. schwierig in kleinen körnigen, auch säulenförmigen, im Wasser sehr leicht löslichen Krystallen an; beim noch weitern Verdunsten der Salzlauge, wo das Salz in seinem Krystallwasser zerfließt, wird es bräunlich, erhärtet spät, und schmeckt jetzt beißendscharf, da es sonst nur schwachsalzig, und etwas gewürzhaft bitter schmeckt. — So verhält sich auch diese Verbindung größtentheils bei Säure-Überschuß. — Übrigens werden von dem neutr. Salze das salzs. Zinn und Blei, das schwefel- und salzs. Eisen, und das salpeters. Silber niedergeschlagen. Es enthält in 100, nach Brandes, 67,51 Säure und 32,49 Kali.

2) Campherf. Natron in bitterlich schmeckenden unregelmäßigen Krystallen, die sehr hygroskopisch, mithin leicht in Wasser, aber nur etwas in Alkohol löslich sind. Durch Schwefel-, Salz-, Salpeter- und Essigsäure wird aus der Lösung dieses Salzes die Camphersäure abgeschieden. Es besteht aus 75,91 Säure, und 24,09 Natron.

3) C. Ammonium, in feinen Prismen von etwas scharfsalzigem Geschmack, die an der Luft feucht werden, und sich in Wasser leicht, gleichwie in absol. Alkohol auflösen.

4) C. Kalk, nach Bucholz aus 100 Säure und 56 Kalk, nach Brandes aber in wasserleerem Zustande aus 79,7542 Säure, und 20,2458 Kalk bestehend, schießt schwierig in dicken, kurzen, weißen, durchscheinenden Prismen an, die rundlich sich gruppiren, schmeckt kaum merklich salzig, schwach bitter, hinterdrein schwach kalkartig, etwas schrumpfend. In der Hitze zerlegt liefert er ein

verdienen jedoch hier die größern und vorzüglichsten einer Erwähnung. Sie sind: Demonstrationum anatomico-pathologicar. lib. I. Hag. Comit. 1760. lib. II. 1762. gr. fol. c. fg. Ontleekundige Beschryving van het gehoor der gekiewde Visschen ib. 1762. Verhandeling over de kenteken van leoven en doode der Nieuwgeboren. Leuwarden 1774. 8. (Teutsch 1777.). Lessen over de thans zwervende veesterfte. Leuw. 1769. 8. (Teutsch 1771.). Verhandeling over de Oorzanen der menigvaldige Breuken in de erstgeborene Kindern. Met Kunstplaaten van de berömde F. *van der Schley* en *J. C. Philipps.* Amsterdam. Elwe. 1800. 8. Verhandeling over het natuurlyk Verschill der Wezenstrekken in Menschen van onderscheeden Landart en Ouderdom etc. uitgegeeven door *Adr. G. Camper.* Utrecht. Wild. 1791. M. K. in 4. Ins Teutsche übers. von Sömmerring. Berlin 1792; ins Französische von H. J. Jansen 1791. Diss. de fractura patellae et olecrani. Hag. Comit. 1789. Redenvaeringen over de wyze, om de onderscheidene Hartstogten oponze Wezens te verbeelden; over de verbaazende overeenkomst tusschen de viervoetige Dieren, de Vogelen etc. Utrecht 1792. (übers. ins Teutsche von Schatz. Berlin 1793. 4. m. K.). Icones herniarum editae a *S. Th. Sömmerring.* Franc. ad Moen. 1801. in fol. c. fg. Déscript. anatomique d'un éléphant mâle publ. par *A. G. Camper.* Par. 1802. (an. XI.) gr. f. m. 22 KK. Observations anatomiques sur la structure intérieure et le squelette de plusieurs espèces de cétacées publiées par *A. G. Camper* avec des notes par *Cuvier.* Paris 1820. in fol. Mit 53 K. Außer den hier angeführten teutschen Übersetzungen Camperscher Schriften sind mehre derselben in bekanten Samlungen erschienen.

1) Vgl. Brandes a. unten a. O. S. 276. 77.

2) Derselbe a. a. O. S. 278 ꝛc. 3) Derselbe S. 279.

stark würzig, dem Rosmarinöl ähnlich riechendes brenzliches Öl, nichts Krystallinisches, und schmilzt dabei nicht im mindesten. Zu seiner Auflösung bedarf er 5 Wasser mittl. Temperatur. Im siedenden ist er leicht auflöslich.

5) C. Baryt, in weißen Blättchen und feinen Prismen, die an der Luft undurchsichtig werden, etwas würzig, schwach salzig bitterlich, wie Pfeffermünzkügelchen, schmecken, und 600 sied. Wasser zu ihrer Lösung bedürfen. Das Salz besteht aus 57,341 Säure und 42,659 Baryt.

6) C. Bittererde, kleine durchscheinende Blättchen von salzig bitterlichem Geschmack, im Wasser leicht, und im absol. Alkohol löslich, bestehend aus 17 Bittererde und 83 Säure.

7) C. Alaunerde, ein bitterherbes, luftbeständiges Salz, das in sied. Wasser leicht, schwerer aber in kaltem, als in heißem Alkohol sich löst.

8) C. Strontian, in weißen durchscheinenden, krystallinischen Blättchen, die weit löslicher, als Nr. 5. sind, und einen salzigen, entfernt bitterlichen Geschmack haben.

9) C. Blei, ein weißes, in Wasser unlösliches Salz, das beim Erhitzen ein Bleikügelchen hinterläßt, und 45,84 Säure nebst 54,16 Bleioxydul enthält.

10) C. Kupfer, ein schön hellgrünes, in Wasser fast unlösliches Salz, das beim Erwärmen und Erhitzen seine Farbe wechselt, und erhitzt, einen fettigen, fast wachsartigen, nicht brenzlichen Geruch ausstößt. Mit Ammonium gibt es ein krystallisirtes Doppelsalz. Es besteht aus 70,418 Säure und 29,582 Kupferoxyd.

11) C. Silber, weiß, am Lichte bräunlich, in der Hitze weich, flüssig, und verbrennend, hinterläßt es metallisches Silber, und enthält 45,845 Säure nebst 55,155 Silberoxyd.

12) C. Platin, weiß, im Wasser nicht sehr schwer löslich.

13) C. Quecksilberoxydul, weiß, fast unlöslich in Wasser, und beim Trocknen graulichweiß.

14) C. Mangan, in krystallinischen, sehr leicht löslichen Blättchen.

15) C. Eisenoxyd, ein hellbräunliches, in Wasser unlösliches, dem kork-, benzoë- und bernsteinsaur. Eisenoxyde sehr ähnliches Salz.

16) C. Nickel, grünlichweiß und in Wasser ziemlich schwerlöslich. Eben so bilden sich

17) C. Uran, gelblich von Farbe; 18) C. Zink und 19) C. Zinn als weiße Niederschläge [4]).

(*Th. Schreger.*)

CAMPHORA (Caphora, Cafur), Kampher: 1) natürlicher, ein den alten Griechen und Römern noch ganz unbekannter eigener, zu den flüchtigen Ölen gehörender Pflanzenstoff, dessen Simeon Seth im 11. Jahrhund. zuerst erwähnt, und den man früher zu den Harzen rechnete.

Ausgebildet zu einem unter 45° festen Körper findet er sich nur in dem röhrenförmigen Zellgewebe des innern Holzes älterer japanischer und sumatra'scher Kampherbäume (in der Landessprache Liono genant, Laurus Camphora *L.*, Dryobalanops Camph. *Gärtn.*, *Bolimbrocke*, *Calabrocke* etc.), von welchem letztern hauptsächlich der Kampher stamt, welcher nach England, und von da zu uns komt. Die neue sumatra'sche Kampherart von angenehmerem und durchdringenderm Geruch ist das Produkt des Baumes Merygium teres Correae aus der natürlichen Familie der Lauriceen, ohne jedoch ein Lorberbaum zu seyn. Einen neuen südamerikanischen Kampherstrauch beschreibt Felix d'Azara in seiner Reise ins südl. Amerika. Zu Dresden ꝛc. erzieht man in Glashäusern Kampherbäume, die Kampher geben. In vielen und in den jüngern überhaupt ist Öl und kein ausgebildeter Kampher.

Obschon der Makaysche Kampher, den ausschließlich Sumatra und Borneo liefern, viel stärker, als der chinesische, ist, so hat man ihn doch nicht als einen bedeutenden Ausfuhrartikel für die europäischen Märkte betrachtet. In China dagegen wird er entweder selbst verbraucht, oder noch einem besondern Processe, welchem? ist unbekant, unterworfen, und wieder ausgeführt. Übrigens ist der japanische Kampher besser als der chinesische, und wird bei uns mehr gesucht.

Der neue kostbare sumatra'sche Kampher [*]), Boros, welcher aus dem Laurus Camph. Sumatrens. ausschwitzt, ist uns bloß dem Namen nach bekant, soll aber, nach Crawford, wirksamer, als der gewöhnliche, luftbeständiger, kreideweiß, undurchsichtig, zwischen den Fingern zerreiblich, angenehmer von Geruch, von einem erst kühlenden, dann erhitzenden Wohlgeschmacke seyn.— Cabessa ist der portugisische Name von dem besten Kampher in größern Klümpchen, wie er aus dem gefällten Kampherbaume gesammelt wird; Bariga heißt die Mittelsorte, und Carki die schlechteste. Der japanische oder gewöhnliche Kampher, wird durch eine Art von Sublimation ausgeschieden, aus den Wurzeln, Rinden, Holz, Zweigen und Blättern, die man zerschnitten in eisernen oder kupfernen Blasen mit Wasser erhitzt, wo er sich auf Reisstrohstricken, oder Binsen als ein graues Pulver anhängt, oder sich im Helme zu kleinen rundlichen, bräunlichgelben, hellgelblichen oder aschgrauen, mit mancherlei Unrath vermengten Klümpchen oder Körnern verdichtet, die herausgenommen, in Fässer zusammengedrückt, und nun unter dem Namen roher Kampher (Camph. cruda) in den Handel gebracht werden. Dieser wird zu Amsterdam, Hamburg, Kopenhagen ꝛc. ohne Wasser durch Kreide- oder Kalkzusatz in eigenen Sublimirgefäßen und Öfchen im Sandbade gereinigt, oder in Retorten destillirt, und in kuglichten, kupfernen Vorlagen verdichtet (raffinirt). — Auf eine neue vorzüglichere Art läßt er sich reinigen durch Auflösen in Weingeist, Klarseihung der Flüssigkeit, Fällung mit Wasser, und nach Abscheidung der Feuchtigkeit, durch Zusammen-

---

4) Vgl. Monographie der Camphersäure von Rud. Brandes in Schweigger's N. Journ. f. Ch. u. Ph. 1823. VIII, 3. S. 269. ff.

*) S. *J. J. Virey* i. Journ. d. Pharm. 1822. Nr. III. p. 143., Teutsch i. Trommsdorffs n. Journ. d. Pharmacie, 1822. VI. 1. S. 139. ff.

schmelzen in einen Kuchen **). Viel weißer wird er auch, wenn man ihn über Ätzkalk destillirt, dem noch 2 Theile fein gestoßener Thierkohle zugesetzt werden.

Sparsamer ist der Kampher in vielen andern Gewächsen, namentlich aus der Familie der Labiaten, enthalten, und krystallisirt sich daher in den aus ihnen gewonnenen Ätherölen ꝛc. So findet er sich z. B. im destill. Wasser und Öle der **Pfeffermünze**, **Salbei**, **Lavendel**, **Rosmarin**, **Majoran**, **Thymian**, **Rheinfarn**, im **Zimmt**, **Ingwer**, in den **Cardamomen**, **Cubeben**, **Galgant**- und **Zittwerwurzeln**. **Zimmtkampher** soll aus den Zimmtbaumwurzeln von selbst ausschwitzen. Ob indeß diese Kampherarten alle mit dem gemeinen Kampher übereinkommen, bedarf um so mehr einer genauen Prüfung, als **J. Brown** gefunden haben will, daß jener aus Thymianöl mit Salpeter- und Schwefelsäure keine flüssige Auflösung bildet, und von ersterer nicht, als Pulver, sondern als eine kleberige Masse sich absondern läßt.

2) Der **künstliche Kampher** wird durch Einwirkung der Salzsäure und des Chloringases auf flüchtige Öle, namentlich auf **Terpentinöl** ꝛc. so bereitet, daß man entweder dazu 3 Theile Terpentinöldunst mit 2 Salzsäure zusammenbringt, oder Chloringas durch Terpentinöl streichen läßt. Dieser durch Sublimation über Kreide, oder durch Weingeist gereinigte **Terpentinkampher**, eine Entdeckung **Kind's** in Eutin, sieht weiß aus, ist kampherähnlich fest, und enthält 0,825 Gwthle Kohlenstoff, 0,104 Wasserstoff und 0,152 Salzsäure.

Eine bei der Destillation des Steinkohlentheers gefundene besondere Substanz soll ebenfalls viele Eigenschaften des Kamphers besitzen.

Endlich nent man auch einen besonders mehr oder weniger kampherartigen Bestandtheil gewisser Pflanzen Kampher. So hat man einen **Alant**-, **Anemone**-, **Bernstein**-, **Birkenkampher**, **Haselwurzkampher** u. a. (s. diese Artikel).

Der **raffinirte Naturkampher** ist in gemeiner Temperatur weiß, oft farblos, halb durchsichtig, fest, etwas zähe, nicht leicht für sich zerreiblich, matt glänzend, von einem körnigen Gefüge, und durch Sublimation einer regelmäßigen Krystallisation fähig, in Octaedern, in vierseit. Pyramyden, oder in 6seitigen Blättern. Er hat einen starken, eigen würzigen Geruch, und einen scharfen, erst wärmenden, hinterdrein kühlenden, bittern, stechenden Geschmack. Er ist specif. leichter, als Wasser (0,996). Kleine Kampherstücke zeigen auf dem Wasser eine besondere Bewegung, die **Venturi** aus der Bildung eines sich auf dem Wasser verbreitenden und dann verdampfenden Öles erklärt. Im hohen Grade flüchtig, verdunstet er schon in gemeiner Temperatur, und läßt sich, wenn er rein ist, ohne Rückstand austreiben. Seine Dünste verdichten sich in der Kälte leicht zu regelmäßigen Krystallen. Leicht flüssig schmilzt und fließt er schon bei 421° F. zu einem wasserhellen Öle, und siedet erst in höherer Temperatur. Leicht entzündlich brent er mit hellleuchtender, starker Flamme, unter Ausstoßen von Rauch, aber ohne Rückstand zu lassen. Mit einer noch glänzendern Flamme von blendend weißem Lichte brent er im Sauerstoffgas, und es bildet sich Kohle, Kohlenstoffsäure, etwas Kamphersäure und wahrscheinlich auch Wasser. Auf Wasser schwimmend, brent er ungehindert fort. — Mit Alaunerde oder Thon destillirt, wird er zersetzt in ein goldgelbes flüchtiges Öl, etwas Kamphersäure, viel kohlens. Gas nebst Kohlenwasserstoffgas, und es bleibt Kohle mit Alaunerde zurück. Gleichergestalt wird er, als Dampf durch Glühröhren geleitet, in ein sehr reines Kohlenwasserstoffgas zersetzt. In der Luft verfliegt er sehr stark, ohne sich zu verändern. Auch Licht zersetzt ihn nicht. In gemeinem Wasser ist er weniger löslich, mehr in destillirtem (1 Gr., ja noch etwas mehr, wenn er zuvor mit etwas Weingeist fein gerieben ist, in 1 Unze Wasser). — Wasser, auch nur mit ihm geschüttelt, behält, nach Wiederaussonderung desselben klar geworden, etwas Kamphergeruch und Geschmack. Aus dem Wasser läßt er sich durch Kali-, nicht durch Ammoniumlauge wieder abscheiden. Im papinischen Topfe mit Wasser erhitzt, löst sich davon, wahrscheinlich durch Zersetzung, mehr im Wasser auf, ohne sich beim Erkalten wieder zu trennen. In Alkohol leicht und reichlich (¾) auflösbar, liefert er den **officinellen Kampherspiritus**; der in der Wärme bereitete läßt erkaltend, einen Theil des Kamphers heraus krystallisiren. Bei der Destillation geht der Weingeist über, und läßt den Kampher zurück. Wasser schlägt dieser aus der geistigen Auflösung unverändert wieder nieder. Durch Verdunsten, oder auch durch vorsichtiges Versetzen der Auflösung mit Wasser schießen daraus kleine blättrige, oder fadenähnliche Krystalle an. Er ist leicht im Äther, sowie mittelst der Wärme in allen Fettäther- und brandigen Ölen auflöslich, krystallisirt sich aber hier beim Erkalten zum Theil wieder heraus. — Er verbindet sich mit einigen Harzen, schmilzt mit Schwefel, Wachs, Phosphor und den Balsamen zusammen, und läßt sich, mittelst eines Pflanzenschleims, mit Wasser, wie Öl, vermengen. Schnell löst er sich in Schwefelalkohol auf, und diese Lösung ist mit Weingeist, nicht mit Wasser mischbar. Weißes Vitriolöl löst ihn leicht auf, und gibt damit eine röthlichbraune Flüssigkeit, aus welcher, frisch bereitet, Wasser den Kampher unverändert fället. Mit der Zeit wird er aber von dieser Säure zersetzt unter Entbindung von schweflichtsaur. Gas. Noch schneller erfolgt dieß beim Destilliren der Auflösung, wo dann der Kampher in ein flüchtiges, wie Lavendel- oder Pfeffermünzöl, riechendes Öl, in eine gerbstoffartige Substanz und in eine dichte, sehr harte Kohle verwandelt wird. Versetzt man die schwefels. Kampherauflösung mit Braunstein, und destillirt sie, so wird der Kampher zum Theil in Essigsäure umgeändert. — Von der Salpetersäure wird er gleichfalls sehr leicht, und schon in der Kälte aufgelöst, aber zugleich gesäuert. Die Auflösung trent sich in zwei Schichten, in eine obere gelbliche (**Kampheröl**), welche den Kampher unverändert, und in eine untere farblose, die ihn zum Theil schon etwas gesäuert enthält. Aus der erhitzten Auflösung verfliegt er zum Theil, zum Theil wird er aber zu Kamphersäure. Durch Wasser wird derselbe aus der salpeters. Auflösung niedergeschlagen, löst sich aber durch Zusatz

) S. **Trommsdorff's Journ. d. Pharm. I. 2. S. 121. Die holländische Methode s. i. Magaz. d. n. Entdeckungen, Erfind. u. Verbesser. Neue Folge Nr. 15. S. 22. ff.

einer größern Menge wieder auf. Gleich auflöslich ist er in der Kohlen-, Chlorin-, schweflichten, Fluß- u. a. Säuren. Gemeiner Essig löst wenig davon auf; concentrirte Essigsäure 2 Theile, und bildet damit eine dickliche, scharf schmeckende, leicht entzündliche, ganz verbrennliche Flüssigkeit. — Mit Kalien mischt sich der Kampher auf dem nassen Wege nicht leicht, auf dem trocknen hindert ihn seine Flüchtigkeit vollends daran. — Mit geschmolzenem, und fast wieder bis zum Gestehen erkaltetem Schwefelkali mischt er sich, und das an der Luft zerfließende Gemisch löst sich samt dem Kampher in Wasser auf. Säuren schlagen daraus den Kampher und Schwefel zugleich nieder.

Aus diesem Allen ergibt sich, daß der Kampher seiner Natur nach an die flüchtigen Öle sich anschließt, ja in mancher Hinsicht diesen gleicht, außer daß er in nicht genug Salpetersäure, und ohne zugleich einwirkende Hitze unzersetzt bleibt. T. Thomson nimt 8½ Atom. Kohlenstoff, 10 Wasserstoff und 1 Sauerstoff, oder 73,91 Kohle, 14,49 Wasserstoff, und 11,60 Sauerstoff als Mischungstheile desselben an. Nach Saussure aber soll er aus 74,38 KSt., 10,67 WSt., 14,61 SSt. (16,35 Wasser u. 8,73 WSt.) und 00,34 Stickstoff? in 100 bestehen, nach Göbel aus 74,67 KSt., 11,24 WSt. u. 14,09 SSt., ohne Stickstoff zu enthalten.

Zum arzneilichen Gebrauch muß man unter den großen, runden, oben convexen, unten getieften, in der Mitte gewöhnlich durchbohrten, 1½—3 Zoll dicken, 2—2½ Pfd. schweren Kampherkuchen, oder Scheiben, wie er zu uns komt, vorzugsweise jenen wählen, welcher ganz weiß, glatt, doch nicht fettig, noch auch scharf anzufühlen, glänzend, durchscheinend, fest, trocken, in ganzen Scheiben dumpfklingend, in krystallförmige, eckige Stücke zerbrechbar, unter den Zähnen biegsam zähe, mit dem Nagel einzudrücken, und mit dem Messer zu schneiden ist.

Er ist in kleinen Gaben ein sehr großes, allgemeines, schnell durchdringendes, flüssiges Erregungsmittel für das Nervensystem, und selbst für das Hirn, besonders für die peripherischen Organe, ohne doch in so großer Beziehung auf das irritable System zu stehen. In großer und zu oft erneuerter Gabe stumpft er, als narkotisch scharfes Gift, das auch seine Lokalwirkung hat, und lähmt die Hirnthätigkeit, erregt Zuckungen, Schwindel, Angst, Betäubung, Schlaf- und Fallsucht, Schlagfluß ꝛc. Er wirkt sehr schnell, aber vorübergehend, auch stärkere Hautausdünstung, wo nicht, obige Übelseynsformen. Sein häufiger Gebrauch schwächt nicht selten die Zeugungskraft, so, daß er in steigenden kleinen Gaben eine falsche, und über die Zeit anhaltende Reizbarkeit der Geschlechtsorgane vernichtet, und die Absonderung des Samen vermindert. Specifisch wirkt er ebenfalls auf die Harnorgane, und den von Kanthariden verursachten Harnleiden entgegen, so wie der Mercurialsalivation. Weniger gegründet ist seine Zerstörungskraft des Menschenpockengiftes. Wir vermeiden ihn bei Blutüberfüllung der Gefäße, bei starkem Blutandrange nach oben, bei Trägheit und Lähmung des Hirns, bei gastrischen Unreinigkeiten, bei wahrer entzündlicher Anlage, bei etwanigen Harnkrisen, und bei Idiosynkrasien mancher Menschen gegen das Mittel. Die Ägypter gebrauchen ihn als Tonicum und Aphrodisiacum zu mehren erhitzenden Latwergen. Angezeigt ist er bei allen Schwächefiebern und Typhusarten, beim T. nervosus mit Baldrian, Schlangenwurz, Wein, Schwefeläthergeist, Opium ꝛc., beim T. putridus mit China, Serpentar., versüßten Säuren, beim T. phlegmonodes mit Spießglanz- und Quecksilbermitteln, beim typhösen Ausschlagsfieber: z. B. bei schlimmen Blattern, Masern, Scharlach ꝛc. mit Weingeist und Schwefeläther, beim Typh. mit Brand setzt man China, Serpentaria, Äther, Wein und Opium zu, beim Typh. mit brandigem Rothlauf innerlich Opium, äußerlich dieses und Bleimittel, gegen nervöse Wechselfieber dient er allein oder mit China ꝛc.; — gegen chronische Gicht, Rheumatalgia, und mancherlei chron. Exantheme von zurückgehaltener oder unterdrückter Hautausdünstung, mit Quecksilber- und Spießglanzmitteln, Schwefel, Guajak, Akonit ꝛc., bei rheumat. und fauliger Ruhr innerlich mit Opium, und äußerlich in Salbenform in den Unterleib eingerieben; beim Lungenleiden im Scharlachfieber, Masern ꝛc. innerl. mit essigs. Ammonium ꝛc., äußerlich in Weingeist aufgelöst, oder in Salbenform, beim Croup mit Ammon., bei Krampf-Asthma mit Stinkasant, Zinkoxyd, beim feuchten Asthma mit Scilla; in der zweiten Periode des Keuchhustens mit Bilsenkraut, Stinkasant, Opium, Moschus ꝛc., und in der dritten mit Kanthariden, China ꝛc., bei mancherlei Formen krampfhafter und convulsivischer Schwäche: Hypochondrie, Hysterie, Eklamphie, Epilepsie, Hemikranie, beim Veitstanz innerlich mit Stinkasant, und äußerlich in Kräuterbädern; beim Magenkrampfe mit Moschus, Opium, Schwefeläther; bei Melancholie und Manie mit und ohne Opium; oder mit Brechweinstein und verdünntem Mimosengummischleim in eine Vene eingespritzt; bei Lähmungen, besonders nach Gicht und Rheumatismen innerlich und äußerlich, so bei amaurotischer Augenschwäche mit Baldrian; bei schmerzhaftem oder ganz fehlendem Monats-, und asthen. Mutterblutflusse von krampfiger Schwäche, bei asthen. oder bei den von Kanthariden erregten Harnbeschwerden, bei Gonorrhoea cordata und häufigen Pollutionen, bei Satyriasis und Priapismus, bei der Harnruhr ꝛc. innerlich und äußerlich, gegen Speichelfluß bei Mercurialkuren, gegen Eingeweidewürmer ꝛc. Gabe: 1—5 Gran in kurzen Pausen, bei Manie, Melancholie und Fallsucht zu 10—20 Gr. — 2 Dr., am besten mit Zucker und etwas Alkohol abgerieben, oder in Schwefeläthergeist aufgelöst, oder in einer Samenemulsion ꝛc.

Äußerlich wird der Kampher theils in trockner, theils in mehr oder weniger flüssiger Form angewendet. Das trockne Kampherpulver streut man inwendig auf das Krankenlager, oder auf die bloße Haut des Kranken, oder auf Tücher, und bedeckt damit den ganzen Körper, oder die kranken Stellen desselben, dort im Typhus, bei Convulsionen, bei schlimmen Menschenpocken allein, oder mit Kleie und Senfmehl vermengt, partiell in asthen. Gicht, bei rheumatischen und erysipelatösen chronischen Entzündungen; zur Zertheilung ödematöser u. a. Geschwülste, asthen. Augenentzündungen ꝛc., bei faulichten u. a. Übeln, alten Geschwüren, beim feuchten Brande weicher Theile mit Zuckerstaub vermengt, auch im Beinfraße, bei Hornhautflecken ꝛc., mit Malzschrot als trocknes

Fußbad im Podagra. Klystire aus 1 Skr. — 1 Dr. Kampher, mittelst eines Schleims mit einem Baldrian- ꝛc. Aufguß mischbar gemacht, sind angezeigt beim Typhus, bei Apoplexien, in Krankheiten der Harnorgane ꝛc., dergleichen Einspritzungen in die Harnröhre gegen Steinschmerzen; Einreibungen des Kamphers mit Speichel, oder Öl, oder in Alkohol aufgelöst, neben dem innerlichen Gebrauch, im Typhus, bei Harnbeschwerden, Priapismus, Pollutionen, bei fehlender Menstruation, bei rheumat. Leiden, Kolik, Nervenfiebern ꝛc., mit Opium und Öl bei Ruhren; in Eigelb aufgelöst, und auf Tüchern applicirt in schlimmen Menschenpocken, in der höchsten Schwäche bei katarrh. nervösen Fiebern; in Kamillenhalbbädern beim Veitstanz; ein Liniment davon mit weißem Wachs und Terpentin- oder Cajeputöl auf die leidende Wange gelegt bei rheumat. Zahnschmerzen; entweder in trocknen Würzkräuterumschlägen, oder in Salbenform, oder mit Quittenkernschleim und Rosenwasser vermischt gegen chron. Augen- und Augenlieder-Entzündungen, beim Ödem der Augenlieder, bei der Ptosis ꝛc., erstere Form auch gegen leichte, rothlaufartige und rheumat. Entzündungen; in Fettölen oder Weingeist aufgelöst, gegen Geschwülste aller Art; in einem dicken Brei aus Seife gegen die Geschwulst der Weiberbrüste nach Entwöhnung der Kinder; Kamphergeistwaschungen beim Aufliegen der chron. Kranken, bei hartnäckigen Verhärtungen in den Brüsten, bei rheumat. Gliederweh, in paralyt. Beschwerden, nach Verdrehungen, Verrenkungen im Ileus von eingeklemmten Brüchen ꝛc., Kamphermilch, als Waschmittel beim Erbgrinde, in der Krätze ꝛc.; mit Fettölen oder Schleimen beim trocknen Brande von direkter Schwäche, beim brandigen Rothlauf ꝛc.; Kampherliniment oder geistige Einreibungen gegen Frostbeulen. — Endlich ist der Kampher auch ein Bestandtheil mehrer kosmetischer Waschwasser ꝛc.

Kampherpräparate sind: 1) Acetum camphoratum, Kamphereſſig (in jeder Unze 5 Gr. Kampher enthaltend), zersetzt sich leicht, ist aber frisch für sich, oder in andern Mischungen da zu gebrauchen, wo der Kampher innerlich und äußerlich angezeigt ist, s. oben. 2) Aether camphoratus, Kamphernaphtha, entbehrlich durch die einfache Auflösung des Kamphers in Schwefeläther. 3) Emplastrum saponatum und sulphuratum Boruss. enthalten auch Kampher (s. Schwefel und Seife); 4) Emulsio camphorata Edinb., jede Unze soll 3⅓ Gr. Kampher enthalten (vgl. Ac. camph.); 5) Linimentum camphoratum Lipp., 1 Theil Kampher in 12 frischen Leinöl gelöst; äußerlich anwendbar, wo ölige Kampherauflösungen nöthig sind; 6) Linim. Camphorae compos. Edinb., ein sehr wirksames äußerliches Reizmittel; 7) Linim. saponato-camphoratum Bor. (Opodeldoc), ein ursprünglich englisches, sehr kräftiges, schön opalisirendes, gallertartiges Kampherpräparat zum äußerlichen Gebrauch; auch als Schönheitsmittel; 8) Liquor nervinus Lipp. (vgl. Nr. 2.); 9) Mixtura camphorata Bor.; jede Unze enthält 5 Gr. Kampher (vgl. Nr. 1.); 10) Mixtura simplex Lipp., Gabe: 60—80 Tropfen (vgl. Nr. 1.); 11) Oleum camphorae, höchstens äußerlich beim Knochenfraß anwendbar. Oleum camphoratum Edinb.: 1 Kampher in 4 Baumöl aufgelöst (vgl. Nr. 5.); 12) Spiritus vini camphoratus Bor. (1 Unze Kampher in 12 Unz. rectif. Weingeist kalt aufgelöst), mehr zum äußerlichen Gebrauch (s. oben), innerlich zu 40—60 Tropfen bei Typhus, und Nervenfieber, statt andrer theurer Kampherpräparate; 13) Unguentum album camphoratum (s. Linim. camphor.).

Übrigens ist der Kamphergeruch allerhand Insekten zuwider und tödtlich, die man deßhalb durch Einlegen von Kampherbrocken aus Naturaliensamlungen ꝛc. vertreibt. — Auch Sperlingen, Tauben, Katzen ꝛc. sterben von eingegebenem Kampher.

Noch dient technisch der Kamphergeist zur Auflösung des Kopals zu Kopalfirnissen, und, gleich dem Kamphereſſig, mit zum Einbalsamiren der Leichen ꝛc. ***).

Endlich lassen sich mittelst eines auf Wasser schwimmenden Kampherstückchens die von ihm ausströmenden Geruchstheilchen strahlenförmig verkörpert darstellen: mithin bildet der Kampher gleichsam ein Odoroskop. (*Th. Schreger.*)

CAMPHUYS, lat. Camphius (Johann), ein um die Verwaltung Batavia's und die Kentniß von Java, Japan und Amboina sehr verdienter Mann, wurde zu Harlem 1634 geboren. Anfänglich Lehrling bei einem Goldschmidt, trat er im 20. Jahre in die Dienste der indischen Compagnie, ging nach Batavia und stieg hier, innerhalb 30 Jahren von Stufe zu Stufe, bis zur Würde eines Generalgouverneurs daselbst, ohne jedoch sein Herkommen zu vergessen, an welche ein Hammer in seinem Wapen erinnert. Nachdem er diesen Posten ungefähr 7 Jahre ruhmvoll verwaltet hatte, zog er sich auf ein prächtiges Landhaus zurück, das er sich in der Nähe von Batavia hatte kaufen lassen. Als Liebhaber der Botanik hatte er in seinen Gärten eine große Menge von Bäumen und Pflanzen gezogen; auch beförderte er in den holländischen Niederlassungen eifrigst die Kunde der Pflanzen, besonders solcher, die Handelsgegenstände werden konnten. Er selbst schrieb nicht nur eine Geschichte der Gründung Batavia's, sondern sammelte auch viele Materialien zu einer Beschreibung von Japan, die er nachher dem bekannten Chirurgen Kempfer abtrat, der sie in seinem Werke über Japan nutzte, ohne den Urheber zu nennen, und trug viel zu Rumph's Samlung bei, die nachher unter dem Titel eines Herbarium Amboinense erschien. Er starb zu Batavia im J. 1695. (*H.*)

***) *Haenel* Diss. de camphora. Lugd. Bat. 1759. 4. Demachy i. s. Laberant i. Gr. I. S. 242. ꝛc. Rob. Dossie geöffn. Laborator. S. 200. ꝛc. — Ferber i. s. n. Beitr. zur Mineralgeschichte ꝛc. I. S. 370. — *J. Fr. Kosegarten* Diss. de camphora etc. Gott. 1785. 4. Dörffurt Abh. üb. d. Campher ꝛc. Witt. und Zerbst 1793. 8. Bouillon Lagrange i. Crell's ch. Ann. 1799. II. S. 221. ꝛc., und 313. ꝛc. und i. Hufelands n. Annal. der franz. A. K. III. S. 36. — Van Mons in Scherer's a. Journ. d. Ch. V. 28. S. 501. ꝛc. — Bindheim u. Crell's n. Entdeckungen XI. S. 123. ꝛc. — v. Marum in Gren's n. Journ. d. Phys. III. S. 15. ꝛc. — Kind in Trommsdorff's Journ. d. Pharm. XI. 2. S. 132. ꝛc. 135. ꝛc. Gehlen in s. neuen Journ. VI. 4. S. 459. ꝛc. — Bucholz Ebendaselbst IX. S. 332. — Van Werkhoven's Untersuch. üb. d. Kampher und dessen Säure i. n. Journ. d. ausländ. med. Lit. IV. S. 132. ꝛc. — Pagenstecher i. d. Medic. Annal. 1820. S. 495. ꝛc.

CAMPHUYSEN (Theodor Raphael), geb. 1586 zu Gorcum und gest. 1627 zu Worcum, erwarb sich Ruf als Maler und Theolog. Als Maler war er ein Schüler des Theodor Goverts. Seine Neigung zog ihn zur Landschaft, und in dieser Gattung der Malerei stellte er zuerst seinen Landsleuten echte Muster auf. Kein Landschafter hat Nachmittage, Sonnenuntergang und Winter trefflicher dargestellt als er; seine Kompositien ist einfach und doch von großer Wirkung, sein Pinsel markig, sein Styl wahr und harmonisch. In seinen Gemälden, welche äußerst selten sind, findet sich nichts von jener Trokkenheit und Härte, die selbst van der Neer nicht immer zu vermeiden wußte. Er gab indeß die Kunst, die ihm den ruhigen Genuß des Ruhmes versprach, um der Theologie willen auf, welche Haß und Neid gegen ihn bewaffnete. Zu Leiden studirte er unter Arminius, schlug sich erst zur Sekte der Mennoniten, dann der Socinianer. Zwei Werke Socin's (de auctoritate S. Scripturae und Lectiones sacrae) übersetzte er ins Flamändische und gab vor seinem Werk de statu animarum ein Compendium doctrinae Socinianorum. Er wurde Prediger, gab aber seine Stelle wieder auf. Seine theologischen Werke erschienen erst nach seinem Tode. Viele Auflagen erhielten seine gereimte flamändische Paraphrase der Psalmen und seine Cantilenae sacrae, welche von Buthler in Musik gesetzt sind. (*H.*)

CAMPI, eine toskanische Stadt im florentinischen Gebiet am Flusse Bisenzio gelegen, berühmt wegen der feinen Strohhüte, die daselbst verfertigt werden. (*W. Müller.*)

Campi canini, f. Pilitio.

CAMPI MACRI, *Κάμποι μακροί*, die langen Gefilde. So heißt bei Livius und Strabo die große Ebene zwischen Parma und Mutina, in welcher, wie der Letzte erzählt, jährlich eine Versamlung*) gehalten wurde. Ob eine Volksversamlung der alten gallischen Einwohner oder ein späterer Markt gemeint sei, läßt sich nicht entscheiden. Vielleicht wurde die Volksversamlung in der Folge der Zeit zu einem Markte. Etwas westlicher gegen Piacenza zu, hatte das Mittelalter die Ebene, in welcher die feierlichen Volksversamlungen des obern Italiens gehalten wurden, die roncalischen Gefilde**). (*W. Müller.*)

Campi Phlegraei, f. Phlegraei C. Vgl. Campania, Cumae, Neapel, Campus Laborinus, Terra di Lavoro.

CAMPIANO, Kanton mit einer gleichnamigen Stadt im Distrikte Borgo San Donino, im Herzogthum Parma. Die Stadt liegt am Flusse Taro und hat mehre Eisenwerke und einen lebhaften Verkehr. Die Zahl der Einw. beträgt gegen 1500. (*W. Müller.*)

CAMPIGLIA, Vicariat im Gebiete von Pisa, mit einer gleichnamigen Stadt. Diese liegt auf einem Hügel und hat in ihrer Nachbarschaft die Brüche des berühmten Marmors Broccatetto di Gerardesca. (*W. Müller.*)

CAMPIONE, katholisches Pfarrdorf der lombardischen Provinz Como, am südöstlichen Ufer des Laviser-sees, Lugano gegenüber. Der Kaiser Ludwig II. hatte damit das Cisterzienserkloster di S. Ambrogio Maggiore zu Mailand belehnt [1]), welches auch darin bis zum J. 1797 die Gerichtsbarkeit ausübte; im Übrigen betrachtete man es als zu der schweizerischen Landvogtei Lavis gehörend. Im Februar des vorerwähnten Jahres besetzten die Franzosen den Ort, der darauf mit der cisalpinischen Republik vereiniget ward. Seitdem ist er, wie Gerold Meyer von Knonau sagt [2]), durch „die Sorglosigkeit der Eidgenossen" von der Schweiz getrent geblieben. Zu den merkwürdigsten Naturerscheinungen dieser Gegend, in welcher seit uralten Zeiten der Ölbaum gezogen wird [3]), rechnet man Wasserausbrüche. Bonaventura Castiglioni [4]) beschreibt als Augenzeuge einen solchen, der aus einem Berge oberhalb Campione im J. 1528 mit einer Heftigkeit hervor trat, daß die Einwohner eine zweite Sündfluth befürchteten. Auch ist der Ort bemerkenswerth wegen der zahlreichen Baumeister, Bildhauer und Maler, die er hervorgebracht hat, von denen wir nur den Ritter Isidorus Bianchi († 1690) anführen wollen [5]). Hier sind endlich die meisten Urkunden entdeckt worden, die in des gelehrten Paters Fumagalli Codice diplomatico sant' Ambrogiano [6]) vereinigt stehen. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CAMPISTRON (Jean Galbert de), geb. zu Toulouse um 1656 und gest. das. 1723, Mitglied der französischen Akademie, erhielt als dramatischer Dichter eine Zeit lang großen Beifall, und seine Werke erlebten zehn Auflagen, allein jener ist verschollen, diese sind vergessen, und wenigstens nicht ganz mit Unrecht. Gegründet ist Laharpe's Urtheil über ihn: „Man hat seine Plane als verständig gelobt: das sind sie allerdings, aber auch gleich schwach angelegt und ausgeführt. C. hatte in nichts Kraft, nicht Einen ausgezeichneten Charakter, nicht Eine ergreifende Situation, nicht Eine ganz durchdachte Scene, nicht Einen kräftigen Vers. Überall sucht er Racine nachzuahmen, thut aber es wie ein Lehrling, der des Meisters Gemälde vor sich hat, und furchtsam, ohne Festigkeit der Hand, unbelebte Figuren zeichnet. Im Versbau steht er nur um eine Stufe höher als Pradon; man findet aber im Allgemeinen nichts bei ihm als gemeine Prosa ziemlich leicht gereimt." Sein erstes dramatisches Werk war das Trauerspiel Virginia, diesem folgten Arminius, Andronikus (unter fremden Namen die Geschichte des Don Carlos, die unter den wahren Namen nicht auf die Bühne gebracht werden durfte), Alcibiades (welches Stück der berühmte Baron hob), Phocion, Phraates (nie gedruckt), Tiridates, der sich am längsten auf der Bühne hielt. Außerdem schrieb er drei Lustspiele und drei Opern (Acis und Galathea, Achilles, Alcides), von denen nur die erste Beifall erhielt. (Théatre de Campistron Paris 1750. 3 Bde. 12.). (*H.*)

*) *Πανήγυρις.* **) *Liv.* XLV. 12. *Strabo* V. 331. Woher der griechische Name?

1) *Amoretti* Viaggio da Milano ai tre laghi. Quarta edizione (Milano 1814.) p. 144. 2) Abriß der Erdbeschreibung und Statskunde der Schweiz (Zürich 1824.) S. 236. 3) *Fumagalli* in Atti della Società Patriotica di Milano. II. p. 362. 4) S. diesen Artikel und Amoretti a. a. O. p. 143. 5) S. diesen Art. Band IX. S. 411. Fumagalli a. a. O., *Millin* Voyage dans le Milanais (Paris 1817.) I. 306. II. 4, 303, 342. 6) S. den Artikel Amoretti Band III. S. 382. und *Blume* Iter italicum (Berlin 1824.) I. S. 121. 140.

CAMPIUM, nent Du Hamel jenen schleimigen Stoff, der kurz vor der Bildung des Holzes in einer Pflanze sich zeigt. Man findet darin kleine weiße Körner, die der erste Anfang, das Rudiment der Holzbildung zu seyn scheinen. Dieser Schleim spielt in der Vegetation eine so wichtige Rolle, daß man ihn organisirende Substanz genant hat. Braconnot's neue Verwandlungsversuche des Holzstoffs mittelst Schwefelsäure in Gummi, Zucker und eine eigene Säure *) (s. Holzsäure), haben einiges Licht über die Bildung des Holzes in der Vegetation gegeben. — Das Campium dürfte nämlich unter dem Einflusse der Lebenskraft allmälig Bestandtheile des Wassers aus seiner Mischung hervortreten lassen, um erst den Bast, dann die Lagen der Rinden, hierauf den Splint, das Parenchyma, und endlich das eigentliche Holz zu erzeugen, welches in dem Verhältnisse seiner Bestandtheile sehr verschieden seyn muß, je nachdem es von jüngerer, oder älterer Formation ist. Diese Ansicht von der Umgestaltung des Campium in Holz gewint durch die obige gelungene Zurückversetzung des Holzes in seinen anfänglichen Zustand von Schleim nicht wenig an Wahrscheinlichkeit. Auch sieht man häufig vieles Holz mitten im Pflanzenschleim und Zucker fest werden, z. B. in den Früchten des Kernobstes, in den holzigen Concretionen der Birnen ꝛc. Selbst der Tod der Pflanze beendigt dieses Entziehen von Sauer- und Wasserstoff nicht, und das Holz geht dann noch durch verschiedene Zustände hindurch, bis es endlich ganz zerstört wird. (*Th. Schreger*)

CAMPO oder Campi, 1) Galeazzo, geb. zu Cremona 1475, wird für einen Schüler des Boccaccino oder des Tommaso Alessi gehalten, weil seine Malereien viel Ähnlichkeit mit denen dieser Meister haben. Unter mehren seiner Werke, die Vasari beschreibt, verdient vorzüglich ein Gemälde in der Kirche des heil. Dominicus zu Cremona, die Mysterien des Rosenkranzes darstellend, bemerkt zu werden. Sein eignes Bildniß von ihm gemalt, befindet sich in der Galerie zu Florenz, und obgleich der alte Styl der Malerei zu jener Zeit in seinen Werken noch vorherrschend ist, so erscheint das eben benante Gemälde doch so vollkommen, daß es neben den Bildnissen der größten Meister seinen Platz behauptet. Er starb 1536, und hinterließ 3 Söhne, die sich auf gleiche Weise in der Kunst hervor thaten. — 2) Campo, Giulio, geb. 1500, gest. 1572. Er wurde von seinem Vater in der Malerei unterrichtet, vervollkomnete sich dann in der Schule des Sojaro, und hielt sich vorzüglich bei seinem Aufenthalt zu Rom an die Werke des Giulio Romano, und Salviati. Mailand, und vorzüglich Cremona besitzen viel schöne Malereien in Fresko und Öl von ihm. Er war richtiger Zeichner, und verstand seinen Figuren einen wahren Charakter zu geben. Seine Himmelfahrt im Palaste Trivulci zu Mailand ist ein Meisterstück, nicht weniger die Arbeiten in der Kirche der heil. Pelagia und Margaretha. — 3) Campo, Antonio, ein Schüler seines Vaters, und des Giulio. Er studirte auch die Baukunst, und wurde wegen geleisteter Dienste in diesem Fach, von Papst Gregor XIII., zum Ritter des Christusordens ernant. Sowol in seiner Vaterstadt als in der Lombardei findet man Gemälde von ihm; auch schrieb er eine Geschichte seiner Vaterstadt, unter dem Titel: Cremona fedelissima Città. etc. 1585. fol. †), mit trefflichen Kupfern von Agostino Carracci gestochen. Diese Geschichte widmete er Philipp II. von Spanien. — 4) Campo, Vincenzo, gest. 1591, jüngerer Bruder des vorhergehenden, ein Schüler des Giulio, war nicht nur in historischen Darstellungen geschickt, sondern malte auch Bildnisse, Früchte und Blumen. Seine Werke kamen nach Frankreich und Spanien. Nicht ungeschickt in der Baukunst, gab er 1584 einen Grundriß der Stadt Cremona in Kupfer heraus. Mehres s. b. *Vasari* Vite de Pittore. Bologna 1647. T. 3. p. 15. — 5) Campo, Bernardino, vielleicht ein Vetter der vorhergehenden (?) geb. zu Cremona 1522. Sein Vater war ein Goldschmidt, aber seine Neigung bestimte ihn zur Malerei, und er wurde dem Giulio Campo zum Unterricht übergeben. Aber bald verließ er diesen Lehrer, und kam nach Mantua zu Ipolito Costa, wo er zugleich die Werke des Giulio Romano studirte. Durch seine Geschicklichkeit bekant, und in der Bildnißmalerei ausgezeichnet, wurde er von der Prinzessin Ipolito Gonzaga beauftragt, nach Como zu reisen, um die Bildnisse berühmter Männer, welche Paul Jovius daselbst in seiner Samlung besaß, genau zu kopiren. Eine ähnliche Arbeit unternahm er zu Mantua, indem er die 11 römischen Kaiser von Tizian so meisterhaft kopirte, daß sie nicht von den Originalen zu unterscheiden waren, und fügte er den Domitian als den zwölften Kaiser hinzu; auch diese Arbeiten fanden so vielen Beifall, daß er sie noch 4 Mal wiederholen mußte. — Eins seiner erstaunungswürdigsten Werke in Cremona ist, die 1570 angefangne Kuppel der Kirche des heil. Sigismund. Die Malerei nimt einen Umfang von 56 Ellen ein, und ist von solcher Höhe, daß die 7 Ellen hohen Figuren vom richtigen Standpunkt betrachtet, nur in natürlicher Größe erscheinen. Bernardino führte eine große Anzahl Werke aus, theils in Mailand, vorzüglich aber in seiner Vaterstadt. Sein Sterbejahr ist nicht bekant, aber eigenhändige Briefe von ihm aus den Jahren 1588, 89 und 90 in den Memoiren von Oretti bezeugen, daß er vor 1590 nicht gestorben ist. Sein Werk: Parere soprà la pittura erschien zuerst zu Cremona 1580. 4. und ebendas. 1584. (*Weise.*)

CAMPOBASSO, die Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Molise. Sie erhebt sich amphitheatralisch auf einem Berge, ist ummauert und zählt 7661 Einwohner, die sich gut ernähren. Sie verfertigen besonders gesuchte Stahlarbeiten, und namentlich Scheren, und auch der Kornhandel der Stadt ist ausgedehnt. Von öffentlichen Anstalten sind zu erwähnen: ein Mädchenconservatorium und 2 Schulen. (*W. Müller.*)

CAMPODUNUM, ein Ort in Rhätien, nach dem Itin. Ant. 35 Mill. von Rostrum Nemaviä, der

*) In Gilbert's Ann. d. Phys. ꝛc. 1819. 12. S. 347. ꝛc.

†) Delaunaye in der Biogr. univ. bemerkt, dieß Werk sei vom Jahre 1685 und nicht von 1585, in den allermeisten Exemplaren sei aus der 6 mit der Feder eine 5 gemacht, in denen aber, welche 1585 noch haben, fänden sich manche Verschiedenheiten. Diese Ausgabe ist selten, die gewöhnliche ist die von Mailand 1645. 4.

Sage nach wahrscheinlich Kempten. *Strabo* IV, 6, 8. erwähnt gleichfalls dieses Ortes, scheint aber des Ptolemäos Cambodunum zu meinen. Im Mittelalter hieß der Ort Cambidona, war eine schöne, aber menschenleere Stadt. Vit. Sct. Magni c. 8. (*Ricklefs.*)

CAMPO FORMIO, ein Dorf in der Delegation Belluno, mit einem Schlosse, auf welchem 1797 der davon benante Friede zwischen Frankreich und Östreich abgeschlossen wurde. (*W. Müller.*)

CAMPOLORO, ein Fluß im franz. Dep. und auf der Insel Corsica. Er entspringt im Gebirge im N. von Bogognano, geht nach SO. und mündet sich in den Busen von Ajaccio. (*Hassel.*)

CAMPOMANES (Don Pedro Rodriguez, Graf de), gehörte als Statsmann, Geschichtsforscher, Rechtsgelehrter und volkswirthschaftlicher Schriftsteller, am Ende des 18. Jahrhunderts zu den verdienstvollen Spaniern, die ihrem durch Mißbräuche aller Art entkräfteten Vaterlande ein neues Leben und eine glücklichere Zukunft gegeben haben würden, hätten anders die Räthe der Nachfolger Karls III., die Vorschläge jener Männer beherzigt, deren Entwürfe fortgesetzt und deren Beispiel nachgeahmt. Campomanes, Olavides, Aranda (s. d. A.), und Jovellanos, treten jetzt in der Geschichte eines Landes, dessen Klerus sie politisch vernichtete, auf als unverwerfliche Zeugen, als furchtbare Ankläger, als strenge Richter. Ihr weises, gemeinnütziges Streben und Wirken, das ein blinder Kastengeist theils verkante, theils vereitelte, erscheint jetzt gerechtfertigt durch den Verfall des öffentlichen Rechts und des Nationalwohlstandes, deren wahre Grundlagen sie retten, deren Fortschritte und Ausbildung sie befördern wollten. — D. Pedro Rodriguez de Campomanes, geboren den 1. Julius 1723, zu Santa Eulalia de Sorriba, einem Dorfe im Fürstenthume Asturien, ward daselbst von seiner Mutter, Donna Maria Perez de Sorriba, die Witwe war, bis in sein 7. Jahr erzogen. Dann sorgte für seine Bildung ein Oheim, D. Pedro Perez de Sorriba, Domherr von Santillana. Der talentvolle Knabe, welcher ein außerordentlich treues Gedächtniß besaß, trieb mit Eifer und Liebe das Studium der classischen Literatur. Zehn Jahre alt, übersetzte er den Ovid in castilianische Verse, verstand den Globus, kante die Mythologie und verfaßte lateinische Reden. Im 11. Jahre begann er den philosophischen Cursus in einem Dominikanerkloster zu Santillana. Drei Jahre lang führte ihn hier der gelehrte Froylan durch die künstlichen Lehrgebäude der Peripatetiker und Stoiker, nach den Grundsätzen des Aristoteles und nach der Lehrart der Scholastik; der geistvolle Jüngling machte sich jedoch bald los von dem Spiele mit unfruchtbaren Grübeleien, und übersetzte zu seiner Erholung Justinians Institutionen. Dann lehrte er eine Zeit lang Schulwissenschaften zu Cangas, studirte römisches und vaterländisches Recht, insbesondre Kirchengeschichte und kanonisches Recht, wobei er überall die Quellen selbst aufsuchte, die Urkunden und Nachrichten von den Nationalconcilien, die Kirchenväter und die heiligen Schriften, so wie die Werke von Bossuet, Fleuri und Van-Espen las, ohne sich mit Panormitano, Valensis und dem großen Haufen der Decretalisten sehr zu befassen. In Sevilla wurde er Baccalaureus beider Rechte; hierauf ging er nach Madrid, wo er sich unter der Anleitung eines Advokaten für das praktische Leben bildete, und in einem Alter von 23 Jahren selbst die Laufbahn eines Sachwalters antrat. Nun betrieb er neun Jahre lang die wichtigsten Rechtsgeschäfte, allgemein geachtet als einer der beredtesten, thätigsten und rechtschaffensten Sachwalter. Zugleich beschäftigte er sich fortwährend mit der alten Literatur, lernte Griechisch, und von dem berühmten D. Miguel Casiri, Arabisch. Mit Casiri gemeinschaftlich gab er (1751) ein Bruchstück aus dem Werke des Ebn el Awam [1]) über den Ackerbau übersetzt, mit Anmerkungen und einer Vorrede heraus, in welcher er zeigte, daß dieses wichtige Werk dem spanischen Boden weit angemessener sei, als die ähnlichen Werke des Columella und des Alonso de Herrera. Casiri's Schüler D. Jose Ant. Banqueri (nachmals Bischof von Tortosa) vollendete die Übersetzung des Ebn el Awam, wovon der 2. Theil erst im J. 1802 zu Madrid erschienen ist, und Camp. erhielt vom König den Auftrag, diese Arbeit zu prüfen. Sein Urtheil (vom 8. Mai 1793) ist dem ersten Theile vorgedruckt.

Camp. betrat zuerst die schriftstellerische Laufbahn, in welcher er sowol durch Gelehrsamkeit als durch Kritik und Geschmack sich auszeichnete, im 24. Jahre seines Alters, mit einem Werke, womit Andre gewöhnlich aufhören. Es betraf den Orden der Tempelherren [2]), und war die Frucht einer großen Belesenheit und gründlicher Studien; doch tadelte man den Styl und einige Grundsätze. Dann entwarf er den Plan zu einer Geschichte des spanischen Seewesens, und sammelte dazu treffliche Materialien; allein er fand keine Zeit, um sie zu bearbeiten [3]). Dieß veranlaßte ihn über die Geschichte Karthago's tiefere Untersuchungen, als bisher geschehen war, anzustellen. Er übertraf darin weit seine Vorgänger Isaac Vossius, Hendreyck und Rollin; vorzüglich unterschied er genauer als sie die karthagischen Kolonien von den phönizischen, und bestimte richtiger die Chronologie der karthagischen Statthalter in Spanien. Ein Beweis dieser Forschungen ist Camp. Werk über den Periplus des Hanno [4]), den er kritisch prüfte, und wobei er nicht nur Dodwell's

---

1) Dieser gelehrte Araber des 12. Jahrhunderts zu Sevilla hieß Abu Zacaria Jahia Aben Mohamed Ben Ahmed Ebn el Awam. Banqueri beschäftigte sich mit der Übersetzung seines Werks, einer überaus schwierigen Arbeit, die der spanischen Literatur Ehre macht, 14 Jahre. Vgl. Tychsen, in Bourgoing's Reise, von Fischer, II. S. 315 fg. 332. IV. 171. 2) Der vollständige Titel ist: Disertaciones historicas del orden y caballeria de los templarios, o resumen historical de sus principios, fundacion, instituto, progresos y extincion en el concilio de Viena: y un apendice o suplemento en que expone la regla de este orden y diferentes privilegios de el, con muchas disertaciones y notas tocantes, no solo a este orden, sino al de San Juan, teutonices, San Jago, Calatraba, Alcantara, Avis, Montesa, Christo, Montfranc y otras iglesias y monasterios de España. Madrid: Ant. Perez de Soto. 1747. 4. 3) Es ist ein Irrthum, wenn Sempere in seiner Biblioteca de los mejores escritores del reynado de Carlos III., sagt, Camp. habe eine allgemeine Geschichte der Marine bis zum Anfange des Khalifats vollständig ausgearbeitet hinterlassen. 4) Der Titel ist: Antigüedad maritima de la republica de Cartago, con el Periplo de su General Hannon traducido del griego e ilustra-

Zweifel, sondern auch mehre Irrthümer des Florian de Ocampo, des Vossius u. A. widerlegte. Zugleich verbreitete er sich darinsüber die Ansiedelungen der Erythräer, Gaditanen und Griechen in Spanien. Wegen dieses Werks ernante ihn die königl. französische Akademie der Inschriften zu ihrem auswärtigen Mitgliede.

Bald darauf (1759) bestieg König Karl III. den spanischen Thron. Er hatte den Advokaten Camp. als einen geschickten und uneigennützigen Mann schon in Neapel kennen gelernt; daher ernante er ihn zum Beisitzer im Postdepartement, und trug ihm auf, diesen Zweig der Verwaltung statistisch zu beschreiben [5]). Die mühsame und trockene Arbeit führte ihn auf das Studium des Landkartenwesens. Er untersuchte und verbesserte die äußerst mangelhaften Karten über Portugal von Texeira, Sanson, Cantelli u. A. Daraus entstand sein Abriß einer neuen Erdbeschreibung Portugals [6]). —

Einem so aufgeklärten Manne, wie Camp. war, konte die Bemerkung nicht entgehen, daß die Anhäufung der Güter in todter Hand dem Fortschritte der Landescultur, des Wohlstandes und der Bevölkerung durchaus hinderlich sei. Er suchte daher in einem Werke [7]) zu beweisen, daß die spanische Regirung das Recht habe, die Veräußerungen zur todten Hand zu beschränken, und schlug in dieser Hinsicht ein Amortisationsgesetz vor, das wol in keinem State so nöthig war, als in Spanien. Der freimüthige, patriotische Verfasser hatte sein Werk, das dem Klerus äußerst mißfiel, dem Könige gewidmet. Es erhob sich dagegen starker Widerspruch; der Graf von Florida Blanca vertheidigte dasselbe in einem Sendschreiben, wagte aber nicht, seine „Carta apologetica sobre el tratado de amortizacion del Señor Campomanes," die er unter dem angenommenen Namen D. Antonio Jos. Dorre geschrieben hatte, öffentlich erscheinen zu lassen. Bald darauf erließ die römische Curie an den Hof zu Parma ein Abmahnungsbreve — Monitorio vom 30. Januar 1768 — gegen die Ausübung der weltlichen Hoheitsrechte in Ansehung der Kirche. Camp. vertheidigte, ohne jedoch sich zu nennen, in einer besondern Druckschrift [8]) die Rechte des Souveräns gegen die Behauptungen der römischen Curie. Da diese Schrift einige der spanischen Geistlichkeit nachtheilige Behauptungen enthielt, so brachte sie es bei dem Könige dahin, daß eine Commission die Schrift untersuchte, worauf sie in veränderter Gestalt 1769 neu ausgegeben wurde.

Camp. beschloß nun, seine Untersuchungen über die Beförderungsmittel des Gewerb- und Kunstfleißes bekant zu machen. Diese Schrift, das erste gute Werk in Spanien über Nationalökonomie, enthielt nichts, was nicht ausführbar gewesen wäre. Was seitdem in dieser Hinsicht von Seiten der Regirung, welche viele Beschlüsse aus demselben fast wörtlich entlehnte, so wie durch besondere Vereine von Vaterlandsfreunden geschehen ist, hat Spanien jener Schrift zu danken [9]). Camp. empfahl unter andern Mitteln, die Errichtung ökonomischer Societäten, welche nach seinen Vorschlägen und Entwürfen in den meisten Provinzen der Monarchie nach und nach sich bildeten. Auf Karls III. Befehl wurde diese Schrift an alle weltliche und geistliche Behörden im ganzen Reiche vertheilt. Als Camp. sah, daß Regirung und Volk auf seine Vorschläge eingingen, so trat er auch mit demjenigen Mittel hervor, ohne welches seine Ideen von Beförderung des Volkswohlstandes sich nicht verwirklichen ließen. Er gab daher seine Gedanken über eine verbesserte Volkserziehung heraus; um jedoch den Argwohn der Geistlichkeit und den Widerspruch der Mönche nicht zu reizen, beschränkte der vorsichtige Mann, welcher Spanien gut kannte, seinen Plan bloß auf die Erziehung des Volks zum Kunst- und Gewerbsfleiße, indem er die Nation Schritt für Schritt von einer Ansicht des Bessern zu andern bis zu höheren Ideen fortleiten wollte. Zuerst erschien seine Abhandlung über die volksmäßige Erziehung der Handwerker [10]), worin er vorzüglich das „barbarische und schimpfliche Vorurtheil der Verächtlichkeit der Kunst- und Handarbeiten" bestritt. Dieß ging nämlich so weit, daß die Regirung sich genöthigt sah, die Verträglichkeit der Handwerksarbeiten mit dem Nationaladel ausdrücklich zu erklären [11]). Camp. entwickelte hierauf seine Gedanken von der Erziehung und Bildung des Volks zum

---

do. Madrid 1756, bei Soto, mit einer Karte 4.; ein Werk, dem Bougainville seinen Beifall schenkte. Camp. hat den griechischen Text nach Hudson's Ausgabe übersetzt. 5) Dieß that Camp. in dem ersten spanischen Werke dieser Art: „Itinerario de las carreras de posta do dentro y fuera del reyno, que contiene tambien las leyes y privilegios con que se gobiernan en España las postas des de su establecimiento: y una noticia de las especies corrientes de moneda extrangera, reducidas à las de España con los precios a que se pagan las postas en los varios paises. Madrid bei Soto 1761. 8. 6) „Noticia geografica del reyno y caminos de Portugal." Madrid bei Ibarra 1762. 8. 7) Dieser „Tratado de la regalia de la amortizacion, en el qual se demuestra por la serie de las varias edades desde el nacimiento de la iglesia en todos los siglos y paises catolicos el uso constante de la autoridad civil para impedir las ilimitadas enagenaciones de bienes raices en iglesias, communidades y otras manos muertas, con una noticia de las leyes fundamentales de la monarquia española sobre este punto," erschien zu Madrid 1765. fol. und in einer italienischen Übersetzung 1777 zu Venedig, 2 Bde. 4., und zu Mailand, 3 Bde. 8. 8) „Juicio imparcial sobre las letras en forma de breve que ha publicado la curia romana, en que se intentan de rogar ciertos edictos del Serenisimo Señor infante duque de Parma, y disputarle la soberania temporal con este pretexto" Madrid. 1768. Diese echte Ausgabe wurde ins Französ. übersetzt (Paris 1770, 2 Th. 8.). Sempere setzt dieses Werk unter die Schriften des Grafen von Florida Blanca, allein man hat das Originalmanuscript des Camp. unter dessen Papieren gefunden. Von diesem Juicio imparcial durfte noch im J. 1803 zu Madrid öffentlich gedruckt werden: „Les't diese Schrift, und ihr werdet darin sehen, wie die Aufklärung, der Eifer und die Wahrheit stets kämpfen, aber fortwährend siegreich, mit dem Fanatismus, der Finsterniß, dem Eigennutze und dem Betrug!" Gegenwärtig dürfte dieß in Madrid nicht mehr laut gesagt werden. 9) Sie erschien unt. d. Titel: „Discurso sobre el fomento de la industria popular." Madrid bei Sancha 1774. 8., teutsch, von Göriz, Stuttgart 1778. 10) „Discurso sobre la educacion popular de los artesaños y su fomento." Madrid. Sancha. 1775. 8. 11) Man kann dieß ersehen aus der Real cedula vom 18. März 1783. „la barbara y escandalosa preocupacion de la vileza de las artes y oficios, hasta obligar al gobierno a declararlos compatibles con la nobleza nacional."

Gewerbfleiße, historisch, statistisch und rechtlich in vier nach einander folgenden Abhandlungen, wobei er stets auf die Vorzeit und die älteren Schriftsteller Spaniens, so wie auf die frühere Gesetzgebung hinwies, damit man nicht glaubte, er wolle Neuerungen machen, oder das Alte verwerfen [12]); nein, er wolte es wieder herstellen. Die Minister Karls III. faßten mehre seiner Ideen auf, und suchten sie theilweise zu verwirklichen, z. B. die Befreiung des amerikanischen Handels, die Ausdehnung desselben auf andre Häfen mehr als bloß auf Cadiz, die freie Einfuhr gewisser roher Stoffe, die Errichtung einer Nationalbank, die Stiftung volkswirthschaftlicher Geselschaften u. a. m. Ideen, von denen einige selbst in dem übrigen Europa nur wenig bekant waren; daher fanden die Schriften des spanischen Adam Smith auch im Auslande Beifall, und die philosophische Gesellschaft zu Philadelphia ließ dem Verfasser durch Franklin das Diplom ihres correspondirenden Mitglieds überschicken. Durch seine historischen Forschungen wurde der fleißige Mann mit den ältesten Gesetzen der spanischen Monarchie und der Chronologie der gothischen Könige genau bekant; er gab daher mehre Samlungen und Aufsätze heraus, die für das Geschichtsstudium seines Vaterlandes bleibenden Werth haben [13]). Dabei beschäftigte ihn fortwährend sein Volkserziehungsplan; er wünschte insbesondre, bessere Lehrbücher in den Schulen einzuführen; allein dieß war jetzt noch zu früh. Er versuchte es daher bloß mit einer Abhandlung über die Bildung der Buchstaben und über die Schreibkunst [14]). Außerdem wirkte er auf die Literatur seines Vaterlandes vielfach ein. Als Director de la Real Academia de Jurisprudencia practica (titulada de la concepcion) beförderte er das Studium des vaterländischen Rechts. Als Director de la Real Academia de la historia, gründete er das große geographisch-politische Wörterbuch, dessen Ausarbeitung nach einem viel umfassenden Plane 1772 begann. Dagegen verhinderte er die Ausgabe der Abhandlungen jener Akademie, vielleicht darum, weil er sie nicht des Drucks würdig fand [15]). So waren Statsrecht, Geschichte, Nationalökonomie und Vaterlandskunde fortwährend die Gegenstände der Forschungen dieses Gelehrten, der sich durch sich selbst in einem Zeitalter gebildet hatte, wo Spanien, von der Finsterniß, in der es das 17. Jahrhundert und einen Theil des 18. verschlummerte, dicht umfangen, den Lichtstrahlen des Auslandes verschlossen und mit den Schriften eines Newton, Locke, Malebranche, Descartes, Galilei, Leibnitz, Bernouilli, Kepler, Bossuet, Corneille, Fenelon, Racine u. A. unbekant geblieben war. Erst mit Camp. begann in der Geschichte der spanischen Literatur, das höhere und lebendigere Studium der Statswissenschaft.

Nicht minder wirksam war sein Leben als Statsbeamter. Karl III. ernante ihn 1762 zum Fiscal des hohen Raths von Castilien, und stelte ihn später an die Spitze der Geschäftsführung bei dieser Behörde. Camp. verwaltete jenen wichtigen Posten 21 Jahre lang; zugleich führte er die Geschäfte der königl. Kammer, als Camarista oder königl. Rath, seit 1768. Den Vorsitz hatte er als Gobernador interino, oder einstweiliger Präsident, seit 1783, und als wirklicher (en propiedad) seit 1789, bis 1791, in welchem Jahre ihn Karl IV. zum Statsrathe erhob. Was er in dieser Zeit gethan hat, betraf fast alle Zweige der innern Reichsverwaltung, während der Regirung Karls III. [16]), und der ersten Regirungsjahre Karls IV. Von gleichgesinten Amtsgenossen unterstützt, konte er bei seiner Thätigkeit viel leisten. Mit den Gesetzen genau bekant, trat er fest und entschlossen auf; denn er wußte, wie weit er gehen konnte. Als heller Kopf übersah er die meisten seiner Gegner, so wie er sie an Gelehrsamkeit, Geschäftserfahrung und Gewandtheit weit übertraf. Seinem uneigennützigen Eifer und seiner Vaterlandsliebe mußten selbst seine Feinde Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er stieß auf Mißbräuche aller Art; allein vor keinem erschrak er; entschlossen im Ausrotten, klug im Entwerfen, beharrlich im Vollziehen, that er nichts halb, sondern schuf das Bessere und Zweckmäßigere gewissenhaft mit folgerechter Strenge. Aus der Geschichte seiner Amtsverwaltung führen wir nur Folgendes an. Er unterwarf die Zigeuner und Landstreicher, von denen Spanien wimmelte, einer strengen Polizei, wodurch er sie an eine bürgerliche Lebensart ge-

12) Diese 4 Abhandlungen erschienen unter dem Titel: „Apendice a la educacion popular.“ Madrid, Sancha 1775, 1776, 1777. 8. In der letzten ließ er die Abhandlungen des Franc. Martinez de la Mata über den Nationalhandel, abdrucken, und begleitete sie mit Zusätzen und Anmerkungen. In diesen trefflichen Schriften verbreitete sich der Verfasser über alle Gegenstände der innern Verwaltung mit einer Gründlichkeit und Klarheit, die selbst in England und Frankreich Aufmerksamkeit erregte und Anerkennung fand. Die Anm. 9 und 10 genanten Discursos machen mit obigen 4 Abtheil. des Apendice zusammen ein Werk von 6 Bdn. unt. d. Tit. Disc. sobre el fomento de la industria popular y su educacion. Madr. 1774 — 1777. 8. 13) Z. B. seine „Colecciones, una de canones de la iglesia Española segun los manuscritos goticos de Urgel y Gerona; otra de cortes; otra del fuero de Sepulveda etc. Sein „Discurso sobre la cronologia de los reyes godos“ u. a. m. 14) Camp's „Avisos al maestro de escribir sobre el corte y formacion de las letras que seran comprehensibles a los niños.“ (Madrid, Sancha 1778) gehören zu den bibliographischen Seltenheiten, weil davon nur einige und 30 Exemplare abgezogen worden sind. Später gab Camp. heraus: Arte de escribir sin reglas y sin maestras. — Noch bemerken wir hier eine Schrift, die Camp. bei Gelegenheit der Niederkunft der Prinzessin von Asturien 1784 herausgab: Prevenciones y reglas que se deben observar en las funciones y rejocijas que celebra Madrid, weil diese Schrift, die den Verf. als guten Royalisten zeigt, noch bei ähnlichen Gelegenheiten zu Rathe gezogen wird.

15) Sonst beförderte er die Ausgabe verschiedener Werke, z. B. el Proyecto economico de Dr. Bern. Ward, und die letzte Ausgabe de las obras del padre Feijoo. 16) Karl III. regirte von 1759 bis 1788. Camp's Geschäftsantheil läßt sich daher aus der Geschichte dieses Monarchen beurtheilen. S. Storia del regno di Carlo III. di Borbone, correlata degli opportuni documenti, dell' Abate Franc. *Becattini*, 1789. 4. aus *Coxe*: Memoirs of the Kings of Spain of the House of Bourbon to the death of Charles III. in 1788. Vol. III. Lond. 1813. 4., und aus Bourgoing's Reise, von Fischer, II. S. 297 fgg., III. S. 100. IV. S. 25. Ganz vorzüglich gehört zu Camp's Geschichte der von D. Sanchez zu Madrid 1794 herausgegebene „Extracto puntual de todas las pragmaticas, cedulas, provisiones, circulares etc. publicados en el reynado del Señor, D. Carlos III.“ (1760 — 1776.)

wöhnte, und sie bewog, sich bei dem Heere, dem Seewesen, oder öffentlichen Arbeiten anstellen zu lassen [17]). Er traf zweckmäßige Anstalten, um in Madrid Wohlfeilheit der Lebensmittel zu erlangen; er verbesserte Ackerbau und Viehzucht, vorzüglich in Estremadura, wo die Mesta, deren Nachtheile er in einem besondern Gutachten gezeigt hatte, den Anbau großer Landesstrecken hinderte. Durch seinen Vorschlag, die Bildung einer Brüderschaft zur Unterhaltung der königl. Hospitäler in Madrid betreffend, beförderte er die Errichtung einer Junta, welche jene Anstalten verwaltete. Überhaupt nahm er sich des Armenwesens mit eben so vieler Einsicht als Thätigkeit an. Sein Gutachten über die Abschaffung der Getreidesteuer hatte die berühmte Pragmatica vom 11. Julius 1765 zur Folge, welche den freien Getreidehandel einführte [18]). Als wegen so vieler, durch ihn mit bewirkter Neuerungen, der Bischof von Cuenca, D. Isidro de Carbajal y Lancaster, in wiederholten Briefen und Vorstellungen an den Beichtvater des Königs, das Gewissen des religiösen Monarchen beunruhigte, widerlegte er den Prälaten, auf Befehl des hohen Raths, in einer eignen Denkschrift eben so gründlich als freimüthig [19]). Nun ward er an die Spitze des Raths der Mesta gestellt, worauf er die Provinzen Estremadura, Sevilla u. a. m. bereiste. Der Erfolg war: die Grundeigenthümer durften ihre Brachfelder umpflügen, ihre Pflanzungen und Saatäcker einzäunen, Brücken, Wege und Dämme bauen, u. s. w., kurz, die drückenden Vorrechte der Mesta in Ansehung ihrer Wanderherden, wurden durch Vergleiche und Ordnungen mit den Bedürfnissen der Feldwirthschaft in Übereinstimmung gebracht [20]). Camp. war ferner der eigentliche Schöpfer des Anbaus der Sierra Morena. Er entwarf alle darauf Bezug habende Verordnungen und Ansiedelungsplane, welche der königl. Befehl (cedula vom 5. Julius 1767) gesetzlich bekant machte. Auch im Postwesen setzte er wichtige Verbesserungen durch, z. B. die Einführung einer Seepost zwischen Cadiz und Coruña. Die durch seine Vorschläge entstandenen patriotischen Gesellschaften verbreiteten in der Nation, vorzüglich in den Städten, gesundere Ansichten über Volkswirthschaft und Erziehung. Bis zum J. 1788 zählte man in Spanien 44, und 15 Jahre später, nach Camp's Tode, 63 solcher Vereine. Nicht minder thätig sorgte er für die Universitäten, wo jetzt allgemeine Lehrstühle für die Mathematik und für die orientalischen Sprachen errichtet wurden. Bei der Entwerfung eines neuen Studienplanes für Spaniens Hochschulen hatte er jedoch mit großen Vorurtheilen zu kämpfen. Vorzüglich schwer wurde es ihm, hier und überhaupt die Gränzlinien zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt fest abzustecken [21]). Leichter gelang es ihm, die Ortsverwaltungsbehörden zum Besten der Gemeinden zweckmäßiger einzurichten, vorzüglich was die Rechtspflege, die Versorgung der Armen und die Gemeindewirthschaft betraf. Die Einführung von Alkaldes de Barrio (Richter in den einzelen Stadtvierteln) war größtentheils sein Werk. Bei so vielen Abänderungen des Bestehenden konte es nicht an heftigem Widerspruche und erbitterten Feinden fehlen. Man warf ihm unklugen Eifer, Hartnäckigkeit und Rauhigkeit im Umgange vor; man nante seine Plane unausführbar u. s. w. Das gewöhnliche Los aller Männer, die mit Kraft das Bessere wollen, zumal unter einem Volke, das so fest an seinen Meinungen und Vorurtheilen hängt, wie das spanische!

War Camp. rauh und durchgreifend als Geschäftsmann, so erschien er desto liebenswürdiger, heitrer und gefälliger in seinem Privatleben. Er war vermält mit D. Manuela Amarilla Sotomayor y Amaya, aus der Stadt Albuquerque in Estremadura. Sein Haus stand immer offen dem Talente, dem Fleiße und dem Verdienste. Hier sah er stets um sich einen kleinen Kreis von gelehrten und gebildeten Männern. Wissenschaft und Tugend gaben allein den Zutritt; es galt kein andrer Vorzug, als der des Geistes und Herzens. So ward seine Tertulia täglich von 10 bis 11 Uhr Abends, von den unterrichtetsten Männern der Hauptstadt besucht, wo er oft ganz allein und über alle Gegenstände zur Bewunderung der Anwesenden mit Klarheit und Lebendigkeit sprach. Dann schmolz in der Nähe des Vertrauens und der Freundschaft die harte Schale, welche diesen kräftigen Geist umgab, und man erkante sein Herz voll Theilnahme und offner Hingebung. Ein solcher Mann mußte in hoher Achtung stehen. Karl III. zeichnete ihn aus. Camp. erhielt von seinem Monarchen ein Jahrgeld von 2000 Dukaten, das auch seinen Töchtern verbleiben sollte, und 1772 das Landgut Camp.; 1780 den Titel de Castilla, und 1788 das Großkreuz des Ordens Karls III. Auch das Ausland ehrte sein Verdienst. Katharina II. ließ ihm durch ihren Gesandten in Spanien ihr Bildniß überreichen, welches Camp. seinem Testamente beigefügt hinterlassen hat. Das französ. National-Institut ernante ihn 1801 zu seinem Mitgliede. Von Karl IV., im J. 1791 zum Statsrathe erhoben, allein, wie man sagt, durch den Grafen von Florida Blanca aus der Gunst des Königs verdrängt, lebte Camp., nachdem er den Vorsitz im königl. Rathe (Gobierno del consejo) aufgegeben hatte, noch 11 Jahre zurückgezogen, fortwährend mit Literatur beschäftigt; doch mußte er dabei, wegen einer Augenkrankheit, sich eines Vorlesers bedienen. Seine Bibliothek bestand aus mehr als 12,000 Bänden, ohne die Handschriften [22]). Camp. starb den 3. Febr. 1802, und

---

17) Man sieht dieß in seinem Expediente que trata de la policia relatisa a los gitanos, en 1763. Auch verfaßte er die Nachträge und Erläuterungen zu den schon 1751 und 1759 gegen die Landstreicher erlassenen Verordnungen. 18) Seine „Respuesta fiscal sobre abolir la tassa y establecer el libre comercio de granos," erschien zu Madrid 1764. 8. 19) Eine spätere Denkschrift von Camp's Memorial ajustado sobre que se pongan en practica los 17 capitulos, para fomentar la agricultura. Madrid, bei Ibarra, 1771. Fol., enthielt jenes Memorial ajustado hecho de orden del consejo pleno (Madrid 1768. Fol.). 20) M. sehe die Aufsätze des Grafen Camp. in dem Memorial ajustado del expediente de concordia que trata el consejo de la Mesta con la diputacion del reyno. Madrid, bei Blas Roman 1783, 2 Bde. Fol.

21) Die Vertreibung der Jesuiten aus Spanien war vorzüglich Aranda's Werk. Camp. unterstützte jedoch den Minister durch Mitwirkung. 22) Darunter befanden sich mehre, noch nicht gedruckte Handschriften des Grafen Camp., z. B. s. Dissertacion sobre el establecimiento de las leyes, y obligacion

wurde, wie er verordnet, prunklos in seiner Pfarrkirche S. Salvador zu Madrid beerdigt. D. Joaquim Garcia Domenech, Mitglied der Akademie des spanischen Rechts, hielt ihm in der Versamlung der Akademie am 23. August 1802 die Gedächtnißrede[23]). Cabarrus, Cavaniles und andre spanische Schriftsteller des 18. Jahrh. sprechen von ihm als Statsmann, Bürger und Schriftsteller, mit der größten Hochachtung. Robertson sagt[24]): „Es gibt wenig Schriftsteller, selbst unter den im Handel erfahrensten Völkern, die so gründliche Untersuchungen angestellt und dabei so tiefe Einsicht in alle dahin einschlagende Gegenstände gezeigt haben, mit gänzlicher Beseitigung jedes Nationalvorurtheils, die Ruhe philosophischer Betrachtung und den brennenden Eifer eines für Vaterlandswohl glühenden Bürgersinns so vereinigend, wie Graf Campomanes!" (*Hasse.*)

CAMPOMANESIA, R. et P., eine nach dem eben aufgeführten Spanier genante Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Myrteen und der 12. Linné'schen Klasse, die dem Myrtus sehr nahe steht, aber sich durch einfächerige, 10samige Beeren unterscheidet, deren Samen an einem Mittelsäulchen befestigt sind. Man kent nur 2 Arten, welche Humboldt, nach Ruiz und Pavon, in Südamerika fand. (*Sprengel.*)

CAMPO MAYOR, Villa und Festung in der portug. Prov. Alentejo, Correiçao de Elvas, an der spanischen Gränze, an einem kleinen der Caya zugehenden Fluß, mit 243 Häusern, 1400 Einw., 1 Stiftskirche, 2 Klöstern, 1 Hospital und 1 Armenhause. Die Festung hat 4 ganze und 5 halbe Bastionen, 1 in Trümmern liegendes Kastell und 2 Forts S. Joao und Schomberg. Hier besiegten die Spanier 1709 die Briten und Portugisen. Im J. 1732 schlug der Bliß in ein Pulvermagazin, wodurch die Stadt bis auf einige Straßen in einen Steinhaufen verwandelt und viele Menschen getödtet wurden; von 1066 Feuerstellen blieben nur 240 übrig. Von der Villa führt der englische Marschall Beresford den ihm vom König von Portugal 1812 verliehenen Titel eines Marquis von Campo Mayor. (*Stein.*)

CAMPONA, ein fester Ort in Niederpannonien, nach dem Itin. Ant. und der Not. Imp. im Gerichtsbezirk von Aeincum, 26 Mill. vom Lacus Felicis, also eine gute Meile südlich von Ofen, wo noch Reste einer Römerschanze sind. (*Ricklefs.*)

CAMPO REGGIO, gewöhnlicher Careggi genant, eine große und vor Zeiten glänzende Villa bei Florenz, vor dem Thore S. Gallo gelegen. Cosmo, der Mediceer, der sogenante Vater des Vaterlandes, ließ sie nach dem Plane des Michelozzo erbauen, und seine Nachfolger, Lorenzo il Magnifico und dessen Söhne Giovanni und Pietro hielten hier ihre berühmten Akademien. Jetzt ist Careggi eine Privatbesitzung. (*W. Müller.*)

CAMPOS, 1) Villa auf der spanischen Insel Mallorca (20° 24′ L. 39° 31′ B.), unweit der Südküste, mit 2381 Einw., einer Mineralquelle und Salzschlämmerei.— 2) Der Kanal von Campos in der span. Prov. Palencia, reicht bis Medina de Rioseco, und geht in den Kanal von Castilla. (*Stein.*)

CAMPOTEJAR, Dorf in dem Königreiche Granada, nordwestlich von Guadix, an der Gränze von Jaen, unter der Gerichtsbarkeit des Fleckens Montejicar, gibt einer alten maurischen Familie den markgräflichen Titel. Ihrem Ahnherrn, einem Abencerrage, welcher sich nach Kastilien geflüchtet, und das Christenthum angenommen hatte, versprach Ferdinand der Katholische, daß er nach der Eroberung von Granada in alle seine Güter wieder eingesetzt werden solle, und er leistete daher dem Könige in seinem großen Unternehmen die nützlichsten Dienste: man hielt ihm aber nicht Wort, und er mußte sich mit einer Summe Geldes und dem Dorfe Campotejar begnügen. Als der König von Granada, Mahomed el Zagal, sein Schwert dem Sieger überreichen mußte, gab Ferdinand solches dem Herrn von Campotejar. Dieses Schwert wird noch in des Markgrafen Hause zu Granada, la Casa de armas genant, verwahrt: über dem Thore dieses Hauses ist ein Herz, samt einem auf demselben ruhenden Schwerte, und die Inschrift, El ♡ manda, ausgehauen. Auch der Palast Generaliffe in Granada ist des Markgrafen Eigenthum. Die Familie von C., in deren Wappen u. a. der Wahlspruch, Melius est Deo servire, quam regnare, erscheint, hat sich nach Genua gewendet. (*v. Stramberg.*)

CAMPREDON, 18° 59′ L. 42° 24′ Br. feste Villa in der spanischen Provinz Catalonien, Vegeria de Vigue, an Frankreichs Gränze, am Abhange der Pyrenäen, wo Tes und Ritort zusammen stoßen, über die 3 Brücken führen, mit 1500 Einwohnern, 1 Citadelle, 1 Kirche, 2 Klöstern, 1 Hospital und guter Wollweberei. (*Stein.*)

CAMPREMOLDO DI SOPRA, ein kleiner Ort am Rinazzo, im Distrikt Piacenza, deßwegen erwähnungswerth, weil nahe dabei das berühmte Schlachtfeld an der Trebia zu suchen seyn soll. S. Trebia. (*W. Müller.*)

CAMPSIE, Dorf in der brit. Shire Stirling des Königr. Scotland, am Kelvin, hat 3618 Einw. und unterhält 2 Kattundruckereien, Bleichen und Weberei von gemeinen Zeugen, die Campsie greys heißen. Bei demselben zieht eine 1500 Fuß hohe Bergreihe, die Campsie Falls, worauf man schöne Achate findet. (*Hassel.*)

CAMPSIS, nannte Loureiro eine Pflanzen-Gattung, welche späterhin als einerlei mit Jucarvillea Juss. erkant, und von Lamarck Juc. chinensis genant worden. (*Sprengel.*)

CAMPSOTRICHUM, nent Ehrenberg einen Fadenpilz, der aus kurzen, freien, gebogenen, steifen, dunkeln, etwas ästigen Fäden, mit durchsichtigen runden Sporen an der Spitze besteht. Die einzige bekante Art C. bicolor komt an Usnea plicata vor. (*Sprengel.*)

---

de los subditos a conformarse a ellas, und s. Discurso historico-legal, en que se prueba el derecho de la Ser. Infanta D. Maria de Portugal, hija major del Infante D. Duarte, Duquesa de Parma, al reyno y corona de Portugal, u. a. m. Die erste Dissertation hatte er auch lateinisch abgefaßt. 23) „Elogio del Excelentisimo Señor Conde de Campomanes. Madrid. 1803. 24) In der Hist. d'Amérique, nach der franz. Ausg. IV, p. 415. in d. Anm. — Der Verf. dieses Artikels hat die Materialien zu demselben größtentheils während seines Aufenthalts in Madrid gesammelt, und damit den kurzen Art. Camp. in der Biographie universelle verglichen.

CAMPTOCERUS. Diese von Dejean (Catalogue des Coleoptères pag. 100.) errichtete Käfergattung, kann als Untergattung von Bostrichus betrachtet werden, indem sie sich durch hinten abgerundete Deckschilde, eine zusammengedrückte Fühlerkolbe und stark zusammengedrückte Beine auszeichnet. Die einzige bekante Art ist C. aeneipennis (Hylesinus aeneipennis *Fabr.*) aus Südamerika, von schwarzer Farbe mit metallischen Deckschilden. Beim Weibchen sind die Fühler länger und behaart. (*Germar.*)

CAMPUS LABORINUS. So nanten die Italiäner den Strich der campanischen Ebene, welcher sich, am Meerbusen von Puteoli, von Cumä bis nach dem Vesuv hinzieht. Auch die Mehrheit Laboriae wird gefunden. Die Griechen kanten diese Gegend unter dem Namen *τὸ Φλεγραῖον πεδίον*, auch in der Mehrheit gebräuchlich, und der Mittelpunkt derselben war der Marktplatz des Vulkan (*ἡ τοῦ Ἡφαίστου ἀγορά*). So wie die griechische Benennung von dem unterirdischen Feuer herrührt, welches in diesem vulkanischen Küstenstriche seine Wirkungen auch auf der Oberfläche deutlich genug äußert, und die Fabellustigen an ihre Unterwelt erinnerte, so gab das innere Arbeiten des durch Erdbeben häufig erschütterten Bodens vielleicht jenem lateinischen Namen seinen Ursprung. Oder ist das Arbeiten der fruchtbaren, und nicht jener zerstörenden Kraft der Erde gemeint *)? Der Campus Laborinus war das eigentliche Treibhaus des gesegneten Campaniens, von welchem im höchsten Grade Alles das zu verstehen ist, was die Alten von der Campania felix überhaupt berichten. Die neue Benennung Terra di Lavoro hat eine weitere Bedeutung bekommen und umfaßt beinahe das ganze alte Campanien **). (*W. Müller.*)

Campus Martis, s. Rom.

CAMPUS SERENUS, eine Ebene in Thrakien zwischen Drusipara und Tzuvulum, worauf Maximin von Licinius besiegt ward (Lact. de mort. pers. 45.). (*Ricklefs.*)

CAMPYLANTHUS, Roth., ist eine Pflanzen-Gattung aus der zweiten Linné'schen Klasse, welche sich durch 5theiligen Kelch, durch trichterförmige Corolle mit langer gebogener Röhre und 5theiligen Saum auszeichnet. Die Antheren sind schildförmig; die Kapsel 3fächerig, und enthält viele Samen an freiem Mittelsäulchen. Mit Sicherheit ist erst eine Art: C. *salsoloides* Roth. (Eranthemum *L.*) bekant, welche auf den canarischen Inseln wächst. Allein eben dort komt Teucrium filiforme Poir. vor, welches, nach einem mangelhaften Exemplar zu urtheilen, eine zweite Art, gewiß kein Teucrium ist. (*Sprengel.*)

Campylirhynchus, s. Ceutorhynchus.

CAMPYLOMYZA. Winkelmücke. Eine Fliegengattung aus der Familie der Tipularien, die Meigen (systemat. Beschreib. d. europ. zweiflüg. Insekten, 1. B. S. 101.) aufstelt, und ihr folgende Kenzeichen beilegt: Fühler vorgestreckt, walzenförmig, vierzehngliedrig: die beiden untersten dicker. Drei Punktaugen. Flügel haarig, dreinervig. Es sind nur vier Arten bekant, die alle sehr klein sind, schwarze Farbe mit blassen Beinen besitzen und auf Hecken und Blüthen vorkommen. (*Germar.*)

CAMPYLOPUS, nante Bridel die Dicrana mit gebogenen Fruchtstielen, als Dicranum cygneum Hedw. Aber er zieht auch Grimmia ovata hieher, welches eben so wenig als die ganze Anordnung dieser Gattung vertheidigt werden kann. (*Sprengel.*)

CAMPYLOSUS, nante Desvaux und Palisot-Beauvois zwei sehr verschiedene Gräser, nämlich Chloris monostachya *Mx.* und Melica Falx *L.* Zwar haben beide eine sichelförmige Ähre; allein bei der erstern sind zwei männliche Blüthchen mit einer Anthere, und eine Zwitterblüthe, die gegrannt ist, in dem Kelche. Dieses Gras ist von Panzer Ctenium genant worden. Melica Falx *L.* hat vier Zwitterblüthen ohne Grannen in gemeinschaftlichem Kelche. Dieß ist unstreitig eine Eleusine. (*Sprengel.*)

CAMPYLUS, Lour., eine Pflanzen-Gattung aus der 5. Linné'schen Klasse, deren natürliche Verwandtschaft unbekant ist. Ein röhriger 5theiliger Kelch umschließt die zweilippige Corolle, in deren Röhre 5 ungleiche Staubfäden eingefügt sind. Die 5fächerige Kapsel enthält viele Samen. Die einzige bekante Art: C. *sinensis* Lour. ist ein Strauch mit kletternden Ästen, filzigen Blättern und fleischfarbenen Blüthen, im südlichen China. (*Sprengel.*)

CAMPYLUS. Den Elater denticollis Auct. bringt Fischer (Genera Insectorum, systematice exposita. Mosquae 1821) in eine eigne Gattung, welcher er obigen Namen beilegt. (*Germar.*)

CAMPYNEMA, Labill., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Asphodeleen, und der 6ten Linné'schen Klasse. Sechs kappenförmige Kronenblätter mit fadenförmigen Nägeln, tragen die 6 Staubfäden, welche, wie die Stigmen gekrümt sind. Die dreifächerige Kapsel enthält viele Samen mit schwammiger Schale. Die einzige bekante Art: C. *lineare* Labill., auf Diemens Land, ist ein kleines grasartiges Pflänzchen. (*Sprengel.*)

CAMRUP, eine der 3 Provinzen, worein das Reich Assam auf der hinterindischen Halbinsel eingetheilt ist. Sie macht den westlichen Theil des Landes aus, erstreckt sich von der Gränze Bengalens bis zu dem berühmten Tempel von Middle Khamakie, ist in 4 Distrikte abgetheilt und hat Gohali zur Hauptstadt. (*Hassel.*)

Camsin, s. Chamsin.

CAMUNI, ein altes rhätisches Volk in dem Gebirgsthale am Oglio, welches noch jetzt Val di Camonica heißt. S. Camonica *). (*W. Müller.*)

CAMUS, auch Canaye (Jean Pierre), Bischof von Belley, aus einer adeligen Familie in Auxonne mit dem Zunamen Pont-Carré, abstammend, und zu Paris den 3. Nov. 1582 geboren. Schon in seinem 26. Jahre er-

*) Andere wollen das Wort von Lava ableiten und Lavorinus schreiben. **) *Plin.* XVIII. 11. XVII. 4. III. 5. Mannert Geogr. v. Ital. I. p. 734. 35. Quantum universas terras campus Campanus antecedit, tantum ipsum pars ejus, quae Laboriae vocantur etc.

*) *Strabo.* IV. 315. *Plin.* III. 20.

hielt er das genante Bisthum, schlug die ansehnlichen Bisthümer Arras und Amiens aus, und wolte nach 20jähriger rastloser Thätigkeit als Abt zu Aunay in der Normandie der Ruhe leben, ließ sich aber doch von dem Erzbischof Harlay von Rouen bewegen, als sein General-Vikar, sich noch ferner den Geschäften zu widmen. Zuletzt wählte er das Hospital der Unheilbaren zu Paris zu seinem Aufenthalte, um seine letzten Kräfte ausschließend dem Dienste der Armen zu weihen, und starb daselbst den 26. April 1652. Unter der hohen französischen Geistlichkeit zeichnete er sich durch eine ungemeine Thätigkeit in Erfüllung aller seiner Amtspflichten, in der Sorge für die Armen, in Bekehrung der Ungläubigen, in der offenen Rüge herschender Mißbräuche und besonders durch einen seltenen Freimuth in Bekämpfung der Gebrechen des Mönchswesens, am meisten der Bettelmönche aus, die er in Schriften und Predigten mit der Geißel der Satire verfolgte. Er pflegte sie die Krüge zu nennen, die sich nur neigen, um voll zu werden, und denen man es dankt, daß Betteln weniger Schande ist. „Jesus, sagte er, speisete mit fünf Broten und drei Fischen, nur 3000 Menschen, und das nur Einmal in seinem Leben; aber der heil. Franziskus ernährt durch ein fortdauerndes Wunder, mit einigen Ellen groben Tuchs, täglich 40,000 Müßiggänger." Die Politik nante er „ars non tam regendi quam fallendi homines." So eifrig er in Erfüllung aller seiner Amtspflichten war, so ließ er doch mehr als 200 Schriften über mannichfaltige Gegenstände drucken, unter andern viele geistliche Romane [1]), die zu ihrer Zeit häufig gelesen wurden, jetzt aber vergessen sind. Alles, was er schrieb, zeigt von der Eile, mit der es entworfen war, und von einem ungebildeten Geschmack, aber auch von einem lebhaften Geist, einem unerschöpflichen Reichthum an Bildern, Metaphern, ernsten und burlesken Einfällen. Zu dem Besten, was er schrieb, gehören seine Diversités. Paris. 1609—1614. Vol. X. 8. und seine öfters gedruckte, zuletzt von Rich. Simon herausgegebene Schrift: Moyens de réunir les protestans avec l'église romaine. Par. 1703. 12. [2]). *(Baur.)*

CAMUS (Etienne le), Kardinal, der Abkömmling eines adeligen zu Poitiers blühenden Geschlechts, das die ansehnlichsten Statsämter bekleidete. Zu Paris den 24. Sept. 1632 geboren, wurde er in seinem 18. Jahre Doktor der Sorbonne, und darauf königl. Aumonier, lebte aber so ausschweifend, daß ihn der Kardinal Mazarin vom Hofe verbante. Jetzt trat er in den Carthäuserorden, und führte einen so strengen, erbaulichen Wandel, daß ihm 1671 das Bisthum Grenoble und 1686 von Innocenz XI. die Kardinalswürde ertheilt wurde. Sein ganzes Leben war nun Handlungen des Wohlthuns und der strengsten Erfüllung aller seiner bischöflichen Pflichten gewidmet, und in seinem Sprengel wird noch jetzt sein Name mit Verehrung genant. Er stiftete zwei Seminarien, war ein Vater der Armen, versagte sich selbst alle Bequemlichkeiten, schlief auf Stroh, fastete viel, aß nur Hülsenfrüchte und geißelte seinen Leib. Auf seine Veranlassung schrieb Genest die Théologie morale de Grénoble, und von ihm selbst hat man, außer einigen dogmatischen Abhandlungen, viele geschätzte Lettres pastorales und Ordonnances synodales. Da er die Verfolgungen der Reformirten mißbilligte, und alle Priester verfluchte, welche die Neubekehrten zur Messe nöthigten, so zog er sich manche Verunglimpfung zu, und seine Feinde verbreiteten das Gerücht, er sei ein Jansenist, ja gar ein Schüler des Molinos. So streng er gegen sich selbst war, so mild war er überhaupt gegen Andere, und bereitete dem Volke in seinem Sprengel manche Vergnügungen. Als er am 12. Sept. 1707 zu Grenoble starb, waren die Armen seine Erben [1]). *(Baur.)*

CAMUS (Charles Etienne Louis), geboren zu Cressy en Boie den 25. August 1699, studirte im Collegium von Navarra zu Paris, und zeichnete sich durch seine mathematischen Kentnisse so rühmlich aus, daß ihn die Akademie früher unter ihre Mitglieder aufnahm, und die königl. Societät in London diesem Beispiele folgte. Mit Maupertuis, Clairault und Monnier reiste er 1736 nach Norwegen, um die Figur der Erde zu bestimmen, und mit Bouguer, Cassini und Pingré bestimte er den Grad der Mittagslinien zwischen Paris und Amiens. Viele Jahre war er Examinator der Ingenieur- und Artillerieschulen, Professor der Geometrie und beständiger Sekretär der Architektur-Akademie. Er starb den 2. Februar 1768. Für die französischen Lehranstalten schrieb er einen oft gedruckten Cours de mathématiques. Par. 1749; beste Ausgabe ib. 1766. Vol. IV. 8. In den Memoiren der pariser Akademie stehen viele interessante Abhandlungen von ihm, von denen besonders die beiden sur les forces vives 1728 und sur les dents des roues et les ailes des pignons 1733 angeführt zu werden verdienen †). *(Baur.)*

CAMUS (Antoine le), ein geschätzter Arzt, geboren zu Paris den 12. April 1722, studirte zu Clermont und Paris, prakticirte daselbst, wurde Professor der Chirurgie, Mitglied mehrer französischen Akademien und starb den 2. Januar 1772. Mit Beifall ließ er mehre Schriften drucken: La médecine de l'esprit. Par. 1753. Vol. II. 12; 1769. 4. und Vol. II. 12. Teutsch m. Anmerk. v. G. W. v. Eicken. Elberf. 1798. 8. Abdeker ou l'art de conserver la beauté. Par. 1754; 1769. Vol. IV. 12. (ein Roman mit medizinischen Vorschriften). Mémoires sur différents sujets de médecine. Ib. 1760. 12. Médecine pratique. Ib. 1769. 4. und Vol. II. 12. Maladies du district du coeur. Ib. 1772. Vol. II. 12. Von 1753 bis 1765 besorgte er die medi-

---

1) Unter den Titeln: Dorothée, Alcime, Daphnide, Hyacinthe, Carpie, Spiridion, Alexis etc. 2) *Sammarthani* Gall. christ. Menagiana T. I. II. IV. *Baillet* jugem. T. VII. *Perrault* les hommes illustr. T. I. 9. Mém. de *Niceron* T. XXXVI. p. 92—138, wo seine Schriften verzeichnet sind. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VI. (von Weiß).

1) Discours sur la vie et la mort de Mr. le Card. le Camus par *Gras-Duvillard*. Lausanne (Geneve) 1748. 12. Abrégé de sa vie par *Lallouette*. Par. 1760. 12. (Ranfts) Lebensgesch. aller Kardinäle 1. Th. 97. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VI. (von Sabaraud).

†) Eloge de Cam. par Grandjean de *Fouchy* in den Schriften de l'acad. des sciences vom Jahr 1768. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VI. (von Weiß).

zinischen Artikel im Journal économique; gab 1757 Amyots Übersetzung von Longus Daphnis und Chloe mit seiner eigenen Übersetzung heraus, ließ Gedichte ꝛc. drucken *). — Sein Bruder Nicolas le Camus de Mézières, geboren zu Paris den 26. März 1721, gestorben daselbst den 27. Julius 1789, ist als Architekt und Schriftsteller über seine Kunst rühmlich bekant: Dissertation sur les bois de charpente (gemeinschaftlich mit Babuty-Desgodets). Par. 1763. 12. Le génie de l'architecture. Ib. 1780. 8. (Teutsch in Huths Magaz. für die bürgerl. Baukunst 1. Bd. 1. Th. 1789). Traité de la force des bois. Ib. 1782. 8. Le guide de ceux qui veulent batir. Ib. 1781; 1785. Vol. II. 8. Nach seiner Zeichnung und unter seiner Leitung wurde das Kornhaus zu Paris gebaut **). (*Baur.*)

CAMUS (Armand Gaston), Mitglied des Nationalinstituts, ausgezeichnet als Politiker und Schriftsteller, war den 2. April 1740 zu Paris geboren. Er weihte sich dem Rechtsstudium, ward Parlementsadvokat, und wegen seiner tiefen Einsichten in das kanonische Recht Advokat der französischen Geistlichkeit, auch Rath des Kurfürsten zu Trier und des Hauses Salm-Salm. Wie eifrig er daneben die alte Literatur studirte, beweist seine Übersetzung von Aristoteles Thiergeschichte [1]), die erste in französischer Sprache, welche seine Aufnahme in die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zur Folge hatte. Als die Revolution ausbrach, wurde er 1789 von dem dritten Stande der Stadt Paris zum Deputirten der Generalständeversamlung ernant, und von diesem Zeitpunkte an nahm er den thätigsten Antheil an der Umbildung der Verfassung. Er war einer der ersten, welche den Eid ablegten, daß man erst dann sich trennen wollte, wenn Frankreich eine Konstitution erhalten hätte; verwarf Neckers Vorschlag zu einer neuen Anleihe, entwarf Plane zur Verbesserung der Finanzen, drang auf Verminderung der Pensionen, auf Abschaffung der Ritterorden und der Vorrechte des Erbadels, und hatte den größten Antheil an der bürgerlichen Konstitution der Geistlichkeit. Als Archivar der konstituirenden Versamlung verhütete er die Zerstreuung wichtiger Papiere, und als Deputirter der obern Loire beim Nationalkonvent veranlaßte er unter andern ein Anklagedekret gegen die Minister, denen er die Unordnung in den Finanzen Schuld gab. Am 30. März 1793 trat er als Ankläger des Generals Dumouriez auf, ging als einer der fünf Kommissäre mit ausgedehnten Vollmachten nach Flandern, wo Dumouriez kommandirte, wurde aber von diesem nebst seinen Kollegen an die Östreicher ausgeliefert. In der Gefangenschaft zu Mastricht, Coblenz, Spielberg, Königgrätz und Olmütz suchte er sich sein hartes Los dadurch erträglicher zu machen, daß er den Epiktet und Cebes ins Französische übersetzte [2]). Nachdem er am 25. Dec. 1795 gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt worden war, kam er in den Rath der 500, lehnte aber die Stelle eines Finanzministers ab, die ihm das Direktorium übertragen wolte, war dagegen sehr thätig im Fache der Gesetzgebung, und hatte großen Antheil an vielen Entschlüssen über die Verwaltung und die Finanzen. Im Februar 1797 verließ er den Rath der 500, und widmete sich ganz den Geschäften als Nationalarchivar und literarischen Arbeiten. Er war eins der ersten Mitglieder des Nationalinstituts im Fache der Alterthümer, las mehre Abhandlungen vor, und nahm thätigen Antheil an Verwaltung der milden Stiftungen. Seinen republikanischen Grundsätzen getreu, widersetzte er sich der Einführung der Consular-Regirung, und verhehlte seine Unzufriedenheit mit Bonaparte's Strebungen nach Erlangung einer unumschränkten Gewalt keinesweges. Aus Auftrag des Nationalinstituts machte er 1800 eine literarische Reise in die neuen Departemente, hauptsächlich um die alten Chroniken dieser Gegenden zu sammeln. Er starb den 2. Nov. 1804. Camus behauptete auf seiner ganzen politischen Laufbahn den Ruhm eines wahren Patrioten, der, ohne Nebenabsicht, das Gute redlich wolte, obgleich nicht zu läugnen ist, daß ihn die Umstände und sein strenger Charakter manchmal zu Vorschlägen und Maßregeln verleiteten, die ihm gerechten Tadel zuzogen. Bei einer aufrichtigen Religionsliebe war er den Grundsätzen des Jansenismus ergeben, und ein erklärter Gegner des römischen Hofes. Er trug das meiste dazu bei, daß der Comtat Venaissin mit Frankreich vereinigt wurde und daß der Papst die Annaten und alle andern Einnahmen verlor, die er aus Frankreich vor der Revolution bezogen hatte. Seine literarische Thätigkeit war ausgebreitet und vielseitig, und was er schrieb, trägt den Charakter der Gründlichkeit und des eigenen Forschens. Außer vielen Abhandlungen im Journal des Savans, den Notices de la bibliothèque nat., den Mém. de l'institut nat., dem Journal de l'école polytechn. etc. politischen Flugschriften, und Aufsätzen im Moniteur, edirte er: Code matrimonial. Par. 1770. 4. Code des pensions. 1792. 8. Code judiciaire. 1792. 8. Code criminel. 1792. 8. Lettres sur la profession d'avocat, et bibliothèque choisie des livres de droit. Par. 1772; 1805. Vol. II. 12. Voyage fait dans les départements nouvellement réunis et dans les dép. du bas Rhin, du Nord, du pas de Calais etc. Par. 1803. Vol. II. in 18 oder 1 Vol. in 4. Teutsch von Ch. A. Borheck. Köln 1805. 8. Seine letzten literarischen Beschäftigungen bezogen sich auf Bibliographie, Typographie und besonders auf eine gründliche Untersuchung älterer Produkte des teutschen Kunstfleißes, als Vorarbeiten zu einer Geschichte der Buchdruckerkunst. Die wichtigsten, auch in Teutschland mit Beifall aufgenommenen, sind: Notice d'un livre imprimé en Bamberg en 1462 lue à l'instit. nat. Par. 1799. 4. u. fol. Mémoire sur la collection des grands et petits

*) Son éloge par *Bourrel* vor dem zweiten Theile seiner Méd. prat. *Eloy* Dict. de la Méd. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VI. Ersch's gel. Frankr. **) Biogr. univ. und Ersch a. a. O.

1) Histoire des animaux d'Aristote, avec la traduction françoise. Par. 1783. Vol. II. 4. Der beigedruckte griechische Text, mit einigen Lesearten aus den Handschriften, ist nicht immer glücklich verbessert. Der zweite Band enthält viele erläuternde Anmerkungen in Form eines Realregisters. Die Übersetzung selbst konte nur als erster Versuch Beifall finden.

2) Manuel d'Epictète et tableau de Cebès, présent d'un père à ses enfants. Par. 1796; 1803. Vol. II. in 8.

voyages (de Thdr. de Bry) et sur la collection des voyages de Melchis. Thevenot. Ib. 1802. 4. u. fol. Histoire et procédés du polytypage et du stéréotypage. Ib. 1802. 8. (wieder abgedruckt in Lambinets histoire de l'imprimerie. Par. 1810. 8.) Mémoire sur un livre allemand, intitulé: Teuerdanck, ou on examine, si ce livre a été imprimé avec des caractères mobiles, ou avec des planches gravées en bois? im 3. Bde. der Mém. de l'inst. nat. [3]). Er hatte auch Antheil an der neuen Ausgabe von Denisarts Collection des décisions nouvelles (1783—90. Vol. IX. 4.) und der Biblioth. hist. de France von Lelong [4]). (*Baur.*)

CANABAC, die größte der Bidschuga- oder Bissagosinseln vor der Küste von Senegambia im SW. von Bulama; sie ist bewohnt, und hat 2 Ortschaften, deren jede einen eignen Häuptling hat. (*Hassel.*)

CANADA, eine große Landschaft in Nordamerika, die im weitern Umfange sich mit Ausnahme der Gouv. Newbrunswyk und Newscotland über das ganze britische Nordamerika erstreckt, mithin die Hudsonsbusenländer, das westliche Binnenland, und selbst einen Theil der Nordwestküste einschließt, wie denn auch der Generalgouvern. von Quebec als Generallieutenant des Königs in Militärangelegenheiten alle übrigen britischen Gouverneurs in Nordamerika unter sich hat. Im engern Sinne aber umfaßt es bloß die beiden Landschaften Unter- u. Obercanada, welche Theile der beiden Gouvernements Quebec und York sind.

Canada, das seinen Namen von den Spaniern erhalten haben soll, die bei dem Anblicke des öden Ufers um den Lorenz es Cabo Nada oder das nackte Land nanten, woraus in der Folge durch Zusammenziehung das Wort Canada entstanden ist, wurde zuerst 1497 von dem Venetianer Sebastian Gabotto (Cabot), der in Diensten des Königs von England stand, gesehen, und wahrscheinlich für die Krone England nach hergebrachter Weise in Besitz genommen, wie denn die Briten von dieser Gabotto'schen Entdeckung ihr Anrecht auf das Land herleiten, das sie indeß damals nicht betraten. 1508 sah es der Franzose Aubert, und um diese Zeiten sollen auch die Spanier die Ufer des Lorenz erreicht und dem daran belegenen Lande den Namen gegeben haben. Untersucht wurde es von beiden Nationen nicht, und der erste Europäer, der nähere Kunde davon mitbrachte, war der Franzose Jac. Cartier, der 1534 am Lorenz überwinterte. 1594 besuchte der Franzose la Roche den Lorenz, 1603 erhielt der Baron Monts ein Handels- und Niederlassungspatent auf Canada und 1608, in welchem Jahre Champlain den nach ihm benanten See entdeckte, wurde die franz. Niederlassung gegründet. 1628 erhielt eine Gesellschaft von 107 reichen Kaufleuten ein Handelsmonopol auf Canada, aber jetzt geriethen die Kolonisten in Zwistigkeiten mit den Engländern in Neuengland, und der Brite Dav. Keith bemächtigte sich des aufblühenden Quebecs 1629, welches jedoch im Frieden zu S. Germain 1631 zurückgegeben wurde. 1642 räumte die Krone der canadischen Gesellschaft zu Paris den Grundbesitz von Canada ein, nahm ihr aber schon 1663 ihre Charten und verlieh 1664 Canada der westindischen Gesellschaft. Seit dieser Zeit wurde die Verwaltung der Kolonie besser geordnet und sie begann allmälig aufzublühen, es gingen immer mehre Ansiedler dahin, die sich nicht allein auf beiden Seiten des Lorenz verbreiteten, sondern auch einen einträglichen Pelzhandel im Innern Nordamerika's einrichteten. Die darüber eifersüchtigen Briten suchten indeß diesen nicht allein zu stören, sondern sich auch Quebecs und Canada's zu bemächtigen, welches jedoch 1690 und 1711 fehl schlug. Aber 1759 nahm General Wolf Quebec, und 1763 sahen sich die Franzosen genöthigt, diese Stadt und beide Canada's den Briten zu lassen, die nun damit die Länder der Hudsonsbaigesellschaft verbanden. Als die Nordamerikaner sich unabhängig erklärt hatten, gingen Montgomery und Arnold vor Quebec, allein diese Festung hielt sich, und die Briten behielten Canada, dem sie 1778 eine bessere Provinzialverfassung und eine eigne Assembly gegeben hatten. 1784 wurde Canada zu einem Generalgouvernement erhoben; da sich aber während des nordamerikanischen Kriegs das westliche oder obere Canada mit Loyalisten und andern Ansiedlern mehr gefüllt hatte, dasselbe in 2 Gouvernements vertheilt: Quebec, wozu die Hudsonsbusenländer und das westliche Binnenland geschlagen wurde, und Obercanada: jedes Gouvernement erhielt seinen eigenen Gouverneur, seine besondern Provinzialgerichtshöfe und Provinzialassembly.

A. Untercanada. Es macht einen Theil des Gouv. Quebec aus, breitet sich an beiden Ufern des Lorenz zwischen 294° 30′ bis 310° östl. L. und zwischen 45 bis 52° N. Br. aus, gränzt in NW. an Newsouthwales, in NO. an Labrador, die Mündung des Lorenz und Newbrunswyk, im O. an Maine, im S. an Newhampshire, Vermont und Newyork, im SW. an Obercanada, soweit der Uttawas die Gränze, in W. an das westliche Binnenland, und hat in diesen Gränzen einen Flächeninhalt von etwa 6800 □Meilen. Es bildet das große Tiefthal des Lorenz vom S. Petersee bis zu seiner Mündung, worin es von 2 Reihen Gebirgen eingeschlossen ist: der Landeshöhe, einer Bergkette, die aus dem westlichen Binnenlande herauf zieht und die Gränzen mit Neusüdwales und Labrador macht, und der Albanykette, die das Land von Maine scheidet, Bergen, die sämtlich nur zu den Mittelgebirgen gehören, und nirgends wol 2400′ übersteigen. Das Thal selbst ist mit Berggruppen, Hügeln, Ebenen und Thälern angefüllt: wo die Kultur noch nicht gewurzelt hat und dieß ist fast nur in den nächsten Umgebungen des großen Stroms, da füllen dichte Waldungen das Land, die nur da geöffnet sind, wo ein Fluß sie durchbricht, oder ein Binnensee sich ausbreitet. Der Boden ist überall mit einer mächtigen Schicht vegetabilischer Erde bekleidet, die äußerst fruchtbar sich zeigt, und nur in der Grafsch. Gaspe scheint er zu felsig, auf dem nördlichsten Saume längs Neusüdwales und Labrador zu kalt zu seyn. Der Lorenz oder der

3) Man sehe von dieser letzten gründlichen Abhandlung die neue allg. teutsche Bibl. Bd. 86. S. 499—509. 4) Eloge hist. de Cam. par *Toulongeon*. Par. 1806. 8. Hist. et mém. de l'inst. roy. de France, classe d'hist. T. III. 1818. 4. p. 127. Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. VI. (von Weiß). Reichards moderne Biogr. 2. Th. 12.

Abfluß der großen canadischen Seen ist die Pulsader des Landes: sein ungeheures Bette, das von seinem Ausflusse aus den Seen bis zu seiner Mündung mit einer zahllosen Menge von Eilanden bedeckt ist, führt stündlich in den Golf, der von ihm den Namen trägt, nach Darby 1,672,704,000 Kubikfuß Wasser, und außer dem Marañon gibt es wol keinen Strom der Erde, der eine gleiche große Wassermasse dem Meere zollte. Er empfängt aus dem Schoße der Prov. zahllose Flüsse und Bäche, worunter wir hier nur den Uttawas, den Champlain, S. Charles und Saguenay auf der Nord-, den Sorel oder Richelieu und den Chaudière auf der Südseite anführen. Von Binnenseen sind der S. John, den der Saguenay in den Lorenz abführt, und der Ammeguntik, der durch den Chaudière dahin abfließt, die bedeutendsten, auch gehört das nördliche Ende des Champlain in den Umfang des Landes. Canada liegt mit dem mittlern Teutschland unter einerlei Parallele, aber sein Klima ist ohne Vergleich kälter: es liegt fast 5 Monate lang unter Schnee vergraben und der mitlere Kältegrad ist 20 bis 25, im Januar wol 31° unter 0. Im Sommer herrscht dagegen eine enorme Hitze und nicht selten steigt der Thermometer auf 30 bis 32°. Der Übergang aus dem Winter in den Sommer ist fast unmerklich, so wie der aus dem Sommer in den Winter, und das Land hat eigentlich nur 2 Jahrszeiten. Doch ist es gesund und gewährt dem Menschen ein hohes Alter; das gelbe Fieber hat es noch nicht erreicht. Es ist bis jetzt fast allein an dem Strome angebauet; der Ackerbau der vornehmste Nahrungszweig. Außer den europäischen Kornarten, wovon man aber durchaus Sommerfrüchte, als Sommerweizen, Gerste und Hafer bauet, hat man auch Mais, der indeß jenseits 48° nicht mehr fortkömt, Kartoffeln, Flachs, Hanf und Tabak. Ein eigentliches Produkt ist der Ahorn, aus dem man den Ahornzucker zieht. Die Viehzucht ist beträchtlich; 1808 rechnete man für Untercanada 79,000 Pferde, 236,000 Stück Rindvieh, 286,000 Schafe und 212,000 Schweine, deren Zahl sich gegenwärtig um ⅓ vermehrt hat. Die Waldungen liefern nicht allein das festeste und dauerhafteste Schiffbau- und Bauholz, sondern auch vieles Pelzwild und eine unendliche Menge von Gefieder, worunter wir nur der Wandertauben erwähnen; doch kömt das meiste Pelzwerk aus dem westlichen Binnenlande, und manche der Pelzthiere, wie der Biber, sind in Canada schon selten geworden. Die Fischerei wird neben dem Ackerbau und der Jagd lebhaft betrieben; der Bergbau geht bloß auf Eisen, ist aber noch unbedeutend, auch finden sich andere schätzbare Mineralien, aber kein Salz. Der Kunstfleiß hat hier noch nicht gewurzelt: noch fehlen die nöthigen Handwerker, und Alles beschränkt sich auf einen geringen Hausfleiß, und auf die rohe Verarbeitung des Holzes. Der Handel ist theils Land- theils Seehandel. Der Landhandel theilt sich wieder in den Pelzhandel, den Untercanada oder vorzüglich die Montrealer Pelzgesellschaft mit den Indianern treibt, und in den Handel mit den Nordamerikanern, der eigentlich bloß Schleichhandel, aber von bedeutendem Umfange ist. Der Pelzhandel besteht bloß im Tausche; die Pelzhändler geben den Indianern für Pelze, Häute, Federn, Bibergeil, europ. Waren] nach einem Tarif, den die beiden Geselschaften der Hudsonsbai und von Montreale bestimt haben, und der so einträglich ist, daß man nach Abzuge der Unkosten 40 bis 50 Proc. reinen Gewinn rechnet (s. Pelzgeselschaften). An dem Handel mit den Indianern nehmen zwar die Nordamerikaner einen lebhaften Antheil, indeß behaupten die Briten immer das Übergewicht, weil sie bessere Preise machen und die Manufakten wohlfeiler liefern können, vorzüglich aber, weil sie im Besitze der Seen den Vortheil einer leichtern Wasserverbindung haben. Der Seehandel mit dem Mutterlande beschäftigte 1810. 661 Schiffe mit 143,898 Tonnen; die Ausfuhr beider Canada's belief sich auf den Werth von 10,628,271 Guld., worunter für 1,205,030 Guld. Häute und Pelzwerk und für 9,423,240 Guld. Holz, Korn und andre Ware waren; an Korn wurden 1802. 1,010,000 Bushels Weizen, 38,000 Bush. Mehl und 32,000 Cntr. Zwieback, wovon das Meiste nach Westindien ging, versendet. Außerdem machen Potasche, Leinsat, Fische und Fischprodukte bedeutende, Ginsang und Schlangenwurz geringere Gegenstände der Ausfuhr aus. Die Einfuhr betrug 1810 an europäischen Waren 9,728,570 Guld. Indeß haben Aus- und Einfuhr sich seitdem bedeutend vergrößert, und Canada ist jetzt nicht allein der Kornmarkt, sondern das wahre Holzmagazin der britischen Inseln; die Ausfuhr war 1814 schon auf 24,256,300, die Einfuhr auf 18,985,560 Guld. gestiegen. Der Lorenz gewährt dem Lande eine im Sommer durchaus offne Schiffahrt bis in die canadischen Seen, aus diesen führen Flüsse und Trageplätze in das stromreiche Binnenland bis fast an die Felsengebirge, die dieses von der Nordwestküste trennen, der Sorel öffnet eine Verbindung mit dem Champlainsee und mit Newyork, und der stehende Winter bietet ihm für die Warentransporte dieselben Vortheile, wie Rußland, dar. Quebec ist sein einziger Seehafen, und Montreal ohne Vergleich der wichtigste Handelsplatz im Innern, wo auch die Pelzgeselschaft ihren Sitz hat. — Die Volksmenge ist in neuern Zeiten außerordentlich angewachsen: 1764 hatte Untercanada ohne Indianer erst 76,275, 1783. 113,012, 1808. 200,000, 1814. 335,040 Einw. und jetzt kann man deren sicher 355,000 rechnen, indem die Zahl der britischen Einwanderer von Jahre zu Jahre zunimt; allein im Jahre 1820 landeten zu Quebec 11,239 Einwanderer, wovon indeß ⅔ nach Obercanada sich bestimten. Die Volksmenge lebt in Städten und Marktflecken, meistens aber in einzelen Meierhöfen, die längs dem Lorenz sich herunter erstrecken und in Kirchspiele vertheilt sind. Der Abstammung nach besteht das Groß aus Canadiern oder Abkömlingen von Franzosen, wovon die ersten] aus der Normandie hieher kamen; sie haben auch unter britischer Herrschaft ihre französische Sprache, Sitten, Gebräuche und die katholische Kirche behauptet, die hier ihren eignen Bischof zu Quebec und 116 Pfarreien nebst 5 bis 6 Missionen besitzt. Die übrigen Europäer sind Briten und Iren, etwa 60,000 bis 65,000 an der Zahl; sie werden jährlich durch Einwanderer verstärkt, und bekennen sich theils zur Episkopalkirche, die ebenfalls ihren Bischof zu Quebec hat, theils sind sie Dissenters, besonders Presbyterianer, Methodisten, Mennoniten und Quäker mit völliger Ausübung ihres verschiednen Sektismus.

Die Eingebornen gehören zu 2 Hauptstämmen: den Algorkiner am Uttawas, am Saguenay und S. John bis an die Gränzen von Labrador, die in verschiedne Unterabtheilungen zerfallen, wovon die Timmiskamiems am obern Uttawas, 10,000 Köpfe, die stärksten sind, und den Irokesen und Huronen am Uttawas und um Quebec; letztre sind nebst den 800 Algniern im Dorfe Cocknawaga sämtlich Christen und ansässig, die Stämme der Algorkinen aber bis auf einige Proselyten ihrer väterlichen Religion getreu blieben und Jäger oder Fischer. Die Zahl aller Indianer in Untercanada mag doch 20,000 bis 25,000 betragen, die in dem Census nicht mit eingerechnet sind. Eine Universität hat die Prov. noch nicht: gelehrte Unterrichtsanstalten bestehen zu Quebec und Montreal, wo auch Seminarien zur Bildung der Geistlichen eingerichtet sind. Auf dem Lande liegt der ganze Unterricht in den Händen der Geistlichkeit und der Mütter. Auf dem Lande hört man fast allein Französisch.— Untercanada ist eine britische Provinz: es hat 1 Gouverneur, welcher die vollziehende Gewalt in Händen hält, und eine gesetzgebende Versamlung, deren Rechte sich auf die Quebecbill von 1774 und die Konstitution von 1791 gründen. Sie besteht aus dem gesetzgebenden Rathe von 15 Mitgliedern, der das Oberhaus, und der Repräsentantenkammer von 50 Mitgliedern, die das Unterhaus bildet. Beide sind gewissermaßen von dem Parliamente zu London abhängig, indem in gewissen bestimten Fällen ihre Acten der Revision desselben unterworfen sind, auch das britische Parliament sich das Recht vorbehalten hat, Handels- und Schiffahrtsgesetze für die Provinz zu geben und die Ein- und Ausfuhrzölle festzusetzen. Die Gerichtsverfassung gründet sich auf die Quebecacte von 1774: neben den alten Provinzialgesetzen gilt das britische Recht. Das höchste Gericht ist das Appellationsgericht zu Quebec; die Kingsbench gilt als ein Gericht zweiter Instanz, auch hat jeder der 4 Distrikte des Landes sein Distriktsgericht, seine Courts of Session, of Requests, seine Assisengerichte und Friedensrichter. Freie Gewissens- und Denkfreiheit ist ausgesprochen: die katholische Kirche hat durch die Quebecbill ihre alten Rechte behalten. — Canada besteuert und verwaltet sich selbst: die Zölle und die Hafenabgaben, die die Krone zieht, beliefen sich 1808 nur auf die Summe von 312,410 Guld., wogegen der Civil- und Militäraufwand gegen 1,200,000 Guld. kostet. Die Briten unterhalten eine Besatzung von 4000 Mann zu Quebec und in den übrigen Militärposten: die Miliz besteht aus etwa 15,000 Mann, die in 30 Divisionen vertheilt sind. Das Land zerfällt in 4 Distrikte: Gaspe, Montreal, Trois Rivières und Quebec, die 21 Grafschaften ausmachen; jede Grafschaft besteht aus Seigneuries oder Herrschaften, deren Umfang 1722 genau bestimt ist, und aus Townships oder Ortschaften, die seit 1796 in freies Eigenthum verwandelt sind. Die Hauptstadt ist Quebec *).

B. Obercanada. Diese Provinz hat ihren Namen von ihrer Lage gegen das untere Canada und ist mit diesen fast zu gleicher Zeit entdeckt, indem Chartier bei seiner Untersuchung des Lorenz 1534 nach Obercanada kam, wo er zu S. Croix das erste Kreuz errichtete. Indeß bekümmerten sich die Franzosen um das Land wenig, und erst während des nordamerikanischen Kriegs ließen sich darin Loyalisten nieder, deren Zahl bald durch Einwanderer dergestalt vermehrt wurde, daß die Briten 1791 dasselbe von Untercanada trennen und in ein eignes Gouvernement verwandeln konten. Seine Gränzen wurden in eben dem Jahre bestimt. Das Land reicht von 289° 10′ bis 303° 25′ östl. L., und von 42 bis 50° 15′ nördl. Br., gränzt im N., wo indeß die Gränze zweifelhaft ist, an die Landeshöhe, die es von den Neusüdwales und Untercanada scheidet, im O. an die vereinigten Staten, im S. an den Ontariosee, an den Niagara, an den Eriesee, im W. an den Kanal Detroit, an den See S. Clair, den S. Clairkanal, den Huronen- und obern See, die Gränze bis zum Regensee durchschneidet, und ist in diesen Gränzen etwa 4700 □Meilen groß. Das Land besteht mithin aus einer von den 3 Seen Ontario, Erie und Huron gebildeten Halbinsel, aus einem Landstriche zwischen dem Ontario und Lorenz im S., dem Uttawas in N. und dem Huron im W., und aus dem Küstenstriche auf dem Nordufer des obern See, hat meistens einen fruchtbaren Boden, der auf der Halbinsel aus angeschwämmtem Erdreiche besteht, und ein ähnliches Klima, wie Untercanada, nur im Ganzen gemäßigter mit minder langen Wintern. Außer der Landeshöhe, die im N. streicht, 2 Äste in die Provinz absetzt und die Gewässer zwischen dem Hudsonsbusen und den Seen theilt, hat es kein Gebirge; von den großen canadischen Seen theilt es 4 mit den vereinigten Staten, den Ontario, Erie, Huron und Obernsee mit den Kanälen, die diese zusammen bilden, umfaßt außer denselben den Nipissing, der sein Wasser durch den Trench in den Huron abführt, und mehre geringere Binnenseen, und hat eine starke Bewässerung durch eine Menge Flüsse und Bäche, wovon der Lorenz und Uttawas oder die Ottawa bloß die Gränze berühren, die übrigen aber bloße Küstenflüsse sind, die den großen Seen zufallen. Die Niagara macht auf seiner Gränze den berühmten Fall. Der größte Theil des Landes und die Halbinsel fast ganz ist jetzt in Kultur genommen: Wüsteneien sieht man bloß noch im W. und NW., aber doch ist der Mensch noch so dünn gesäet, daß selbst von den eingetheilten Ländereien ein großer Theil noch als Wildniß erscheint. Obercanada bauet außer den europ. Cerealien und Gemüsen vorzüglich Mais, Kartoffeln, hat wilden Moorhirse, hier wilder Reis genant; dann Hanf, Flachs und Hopfen, unterhält Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht, einen starken Obstbau, Fischerei und Jagd; die Wälder sind nicht allein mit den nutzbarsten Forstbäumen Canada's, besonders Eichen, Fichten, Sumach und Ahorn angefüllt, dessen Saft den Ahornzucker liefert, sondern enthalten auch eine Menge Speise- und Pelzwild und Geflügel. Man findet mancherlei Mineralien und auch Salz in 2 Quellen. Der Kunstfleiß beschränkt sich auf den Hausfleiß; der Handel ist in dem von Untercanada begriffen, auch hier findet ein bedeutender Verkehr mit den vereinigten Staten oder vielmehr Schmuggelei Statt, indem alles, was öffentlich aus denselben in Obercanada eingeführt wurde, nur auf

*) Meistens nach *Bouchette* topogr. account of Lower Canada. Lond. 1815. 8., nach *Andersons* Canada. Lond. 1814. 8. und G. Lamberts u. Gray's Reisen.

den Werth von 48,480 Guld. angegeben war. Übrigens ist der Handel mit den Briten fast nur Tauschhandel und das bare Geld in der Kolonie äußerst selten. Die Volksmenge mag sich gegenwärtig auf 150,000 Köpfe belaufen; sie wächst durch Einwanderung außerordentlich an, und die meisten Iren und Scoten, die nach Amerika wandern, wählen Obercanada zu ihren Ansiedelungen, weil sie sich hier meistens unter Stammverwandten befinden. 1821 schätzt Gourley die Volkszahl bereits auf 134,259 Köpfe, worunter nur 3259 Indianer waren. Das Groß besteht aus Engländern, Scoten, Iren und Angloamerikanern: die Indianer gehören zu den Stämmen der Chippewäer, Mohawker und Huronen, die größtentheils ansässig geworden und zum Christenthum übergetreten sind. Eine herrschende Religion gibt es nicht, wenn schon die Episkopalkirche als Hauptkirche angesehen wird; sie ist dem Bischofe zu Quebec untergeordnet. Die Dissenters aller Sekten schützt das Gesetz; sie unterhalten ihre eignen Geistlichen und zahlen keine Zehnten. Am zahlreichsten sind die Methodisten und dann die Presbyterianer. Es gibt im ganzen Lande noch keine höhere Unterrichtsanstalt, und 1820 waren erst 132 Schüler vorhanden, doch kamen schon 3 Zeitungen heraus. Das Land bildet ein britisches Gouvernement, dessen Gouvernör in Civilsachen völlig unabhängig, in Militärsachen aber dem Gouvernör zu Quebec verantwortlich ist. Er übt die vollziehende Gewalt aus, und hat einen Geheimenrath zur Seite, der zugleich den obersten Gerichtshof bildet. Die gesetzgebende Gewalt, die wie in Untercanada eingeschränkt ist, besteht aus dem Senate oder Oberhause, worin der Oberrichter, der Bischof von Quebec und wenigstens 7 Mitglieder Platz nehmen, und der Assembly oder dem Unterhause, aus 16 Personen gebildet. Die gerichtliche Gewalt ist unabhängig, der Geheimerath der Appellationshof, außerdem besteht eine Kingsbench, Distriktsgerichte, courts of sessions und of requests und die gewöhnlichen Friedensrichter. Recht und Gerechtigkeit wird allein nach englischen Gesetzen verwaltet, wie denn in Obercanada alles Englisch, in Untercanada das Meiste Französisch ist. Die Auflagen sind bis jetzt äußerst geringe: 1820 betrugen die direkten Steuern erst 41,334, die indirekten 80,721 Guld., wobei die Krone freilich ein Bedeutendes zu der Civil- und Militärverwaltung zuschießen muß. Das ordentliche Militär der Krone besteht aus 2500 Mann, die zu Kingston, Niagara, York, Amherstbourgh, Drummondsisland, Fort Wellington und einigen andere Forts stationirt sind, auch unterhält sie auf dem Ontario eine bewaffnete Flotille von 5 Kriegsschiffen mit 52 Kanonen. Die in Regimente und Bataillone vertheilte Miliz der Prov. beläuft sich auf 6000 bis 7000 Mann. Obercanada ist in 10 Distrikte: London, Gore, Niagara, Home, Newcastle, Misland, Johnstown, Ottawa, East und West eingetheilt, die zusammen 19 Grafschaften umfassen; die Grafschaften zerfallen wieder in Townships, deren jede in der Regel 1½ Meilen in der Fronte, 2½ M. in der Tiefe faßt und in Concessionen, jede Concession aber in Lose von 200 Acres abgetheilt wird. Aber außer dem eingetheilten Lande gibt es noch einen großen Strich Landes im NW., der bis auf einige gelichtete Stellen noch ganz wüste liegt und mit dickem Walde bewachsen ist. Dieser unkultivirte Landstrich mag leicht ¼ der Oberfläche enthalten. Die Hauptstadt der Provinz ist York, der wichtigste Handelsplatz Kingston *). *(Hassel.)*

Canadische Seen, so nent man in Nordamerika die 5 zwischen dem britischen Amerika und den vereinigten Staten belegnen Binnenseen: Oberesee, Huron, Michigan, Ontario und Erie, aus welchen sich das Stromsystem des Lorenz entwickelt (s. die Artikel Obersee, Huron, Michigan, Ontario, Erie und Lorenz). *(Hassel.)*

CANAHIA, R. Br., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Contorten, welche von Forskål und Vahl als Asclepias laniflora aufgeführt worden, die sich aber wesentlich durch kleine pfriemenförmige Zähne oder Blättchen unterscheidet, welche den Kranz des Fruchtsäulchens ausmachen. Der Name ist aus dem Arabischen كنح canah, gemacht. Die einzige bekante Art C. *laniflora* R. Br., wächst in Arabien und Abyssinien. *(Sprengel.)*

CANALE, östreichischer Marktfl., auch Name eines Distrikts und einer Herrschaft im görzer Kreise des Gouvernements Triest, Königreichs Illyrien. Der Distrikt enthält die Hauptgemeinden Canale, Ciapovano, Ronzina und Anicora mit mehren Dörfern, in welchen zusammen 6016 Einw. in 1007 Häusern gezählt werden. Die Stadt liegt am linken Ufer der Isonzo, 4 M. von Görz, hat 77 Häuser, 422 Einw., seine eigene Pfarre; auch befindet sich bei derselben ein Schloß mit einer Landgerichtsherrschaft. *(Haan.)*

CANALE (Antonio), geb. zu Venedig 1697 und gest. das. 1768, Landschaftsmaler, und zugleich groß in der Perspektive. In seiner Vaterstadt malte er alle schönen Aussichten, und die innern Plätze mit den merkwürdigsten Festen. In England, wohin er 2 Mal reiste, wurde er wegen seiner schönen Farbengebung und der geistreichen Staffage, womit er seine perspektivischen Landschaften belebte, sehr geschätzt. *(Weise.)*

Canale (Giuseppe), geb. zu Rom 1728, widmete sich der Kupferstecherkunst, worin Jakob Frey sein Lehrer ward, dabei übte er sich fortwährend im Zeichnen in der Akademie des Cavalier Benefiali. Im J. 1751 berief man ihn nach Dresden als Hofkupferstecher und Zeichnenlehrer der fürstlichen Kinder. Er ward dazu außersehen, die Gemälde der Galerie zu zeichnen, welche er und andere Künstler stechen sollten. Als 1765 die Akademie gegründet wurde, erhielt er die Stelle eines Professors und war einer der ersten Zeichnenlehrer. Die Anzahl seiner Kupferstiche ist ziemlich beträchtlich; sie stellen sowol Bildnisse als historische Gegenstände dar. Von den letztern lieferte er mehre zu dem Kupferstichwerke der dresdner Galerie. Die Führung seines Stichels ist ziemlich gewandt; allein seine Blätter sind von keiner großen Wirkung, oft sogar nachlässig und unrein. *(Weise.)*

CANALES, eine kleine Stadt im tarentinischen Meerbusen, westlich von Tarent, nicht weit von der Küste

---

*) Meistens nach *Rob. Gourlay* statist. account of Upper Canada. Lond. 1822. 3. Vol. 8.

gelegen, wahrscheinlich da, wo sich das Flüßchen Lato jetzt in Meersümpfe verliert und das Städtchen Castellaneta steht. Ein Ableitungskanal, welcher späterhin verschlemmt worden seyn mag, hat wol den Namen Canales veranlaßt. Man findet auch Ad Canales *). (*W. Müller.*)

CANALETTO (Bernardino), unter diesem Namen bekanter als unter seinem Geschlechtsnamen Bernardo Bellotti, ward 1724 zu Venedig geboren, erhielt den Unterricht in der Landschaftsmalerei von seinem Vetter Antonio Canale, und wußte sich dessen Manier vollkommen eigen zu machen. Auch ihn zogen die innern Ansichten von Venedig, Rom und andern Städten vorzugsweise an, wobei er seine perspektivischen Kentnisse mehr anbringen konte; doch lieferte er auch viele malerische Gegenden Italiens. Seine Gemälde sind von schöner Wirkung, die Behandlung ist leicht, und doch fleißig in der Ausführung. In der Folge entschloß er sich nach Teutschland zu reisen, wo er sich il Conte Bellotti nennen ließ. Nachdem er sich in Wien einige Zeit aufgehalten, begab er sich an den dresdner Hof, und zeigte seine Talente durch die schönen Ansichten dieser Stadt. Er wurde daselbst 1764 zum Mitgliede der Akademie aufgenommen, und starb zu Warschau 1780. — Von diesem geschickten Meister haben wir auch nicht minder ausgezeichnete radirte Blätter, die er zwar mit einer starken Nadel höchst bestimt, doch leicht und geistreich ausführte; Alles ist malerisch darin behandelt, die Schatten sind durchsichtig, und die Perspektive ist meisterhaft. Die erste Lieferung enthält 15 Ansichten von Dresden, sehr gr. Fol., diesen folgten 8 Aussichten der Gegenden von Dresden, und 3 Ansichten von Warschau †). (*Weise.*)

CANANDAIGUA, 1) ein Fluß im nordamerikanischen State Neuyork, aus welchem die Seneca entsteht. — 2) Der Hauptort der neuyorker Grafsch. Ontario auf einem Hügel, unter welchem sich der See Canandaigua, aus welchem der vorgedachte Fluß abfließt, ausbreitet Br. 42° 48′ 47″: es ist ein Marktflecken, der zum Theile elegant und nett, zum Theile sehr altmodig gebauet ist und 3 Kirchen, 1 Statszeughaus, 1 Akademie, 300 Häuser und 1788 Einw. zählt, die Gewerbe und Krämerei treiben. (*Hassel.*)

CANANORE, die Hauptstadt des Distr. Cotiote, in der brit. Prov. Malabar und zugleich eines Fürstenthums, das eine weibliche Regentin, die Bilby, hat, deren Gebiet sich aber bloß auf die Markung der Stadt erstreckt. Diese liegt Br. 11° 52′ L. 93° 1′ an einer kleinen Meeresbucht, hat 10,386 Einw., worunter 4650 Pullas und Sklaven, die den Landbau besorgen, und wird von Moplays bewohnt, die aus ihrem Hafen Pfeffer, Kardamomen, Sandelholz und Haifischflossen ausführen. Die Einkünfte der Bilby sind, seitdem ihr Hyder Ali die Oberhoheit über einige der Lakediven entzogen hat, äußerst geringe und betragen kaum 15,000 Rupien, da die Briten den Hafenzoll und die Accise ziehen; doch hält sie einige Handelsschiffe, die nach Arabistan fahren, wobei sie wol eben so viel gewinnen mag. (*Hassel.*)

CANARA, eine Provinz der Halbinsel Decan, die den Briten unterthänig und zur Präsidentschaft Madras geschlagen ist; sie gehörte sonst zu Hyders Reiche und wurde 1799 von Tippu an die Briten abgetreten, die den einheimischen Nairenfürsten ihre Domänen ließen, übrigens aber britisches Recht und Gesetze einführten. Sie warf 1817. 718,085 Pagoden ab. Sie heißt bei den Eingebornen Carnata, erstreckt sich von 91° 44′ bis 93° 24′ östl. L. und von 12° 38′ bis 15° 35′ nördl. Br., gränzt im N. mit Besapur, im NO. mit Balaghat, im O. mit Mysore, im S. mit Malabar, im W. mit dem arabischen Meere, und hat einen Flächeninhalt von 338¼ □M., die 1807 von 576,640 Menschen bewohnt wird, meistens Hindus von der Kaste der Braminen, doch auch vielen Jains, dann Moslemimen, Moplays und Juden. Christen waren sonst in Südcanara so zahlreich, daß man deren 80,000 bloß unter den Hindus zählte, die aber durch Hyders Fanatism bis auf 50,000 verringert sind, die 23 Kirchen unter der Diöcese von Goa besitzen. Es ist ein schmales Küstenland, das im O. terrassenförmig gegen die Ghats aufsteigt, und von mehren Flüssen, als den Chandraghiry, den Sherawutty und Carawuty bewässert wird. Der fruchtbare Boden, der bloß an der Küste steil und sandig ist, erzeugt Reis als Stapelware, Kokosnüsse, Betel, Pfeffer, Zuckerrohr, Sandel- und Tiekholz, Salz und Cut oder terra japonica von der Catechu (mimosa catechu); die Viehzucht ist beträchtlich; man sammelt Honig und Wachs ein, hat aber außer der Baumwollenweberei keinen Kunstfleiß. Die Provinz besitzt mehre gute Seehäfen, und führt Reis, Pfeffer, Cardamomen, Sandelholz, Öl, Betel, Quassia, Turmarik, Cut und Salz aus; sie zerfällt in zwei Distrikte, Süd- und Nordcanara und hat zur Hauptstadt Mangalore. (*Hassel.*)

CANARIAS, eine Inselgruppe im atlantischen Ozeane, der Westküste von Afrika gegen über zwischen 0 bis 4° 39′ 30″ östl. L. und 27° 39′ bis 29° 26′ nördl. Br. Es sind ihrer 13, wovon aber nur die 7 größten bewohnt sind.

Es sind die Insulae fortunatae der Alten, wovon es indeß völlig ungewiß, ob sie mit den Atlantiden synonym gewesen. Schon im J. 72 vor Chr. Geb. sollen zwei derselben von Sertorius entdeckt und die übrigen 3, die den Römer bekant waren, von Statius Schosus aus Gades und von Juba aufgefunden seyn; sie hießen Junonia (Palma), Ombros oder Pluvialia (Ferro), Capraria (Gomera), Convallis (Teneriffa) und Planaria (Lancerota). Nach Juba bei Plinius VI. 59. gab es auf einer dieser Eilande viele Hunde von ungewöhnlicher Größe, daher sie den Namen Canaria erhielt, welcher Name in der Folge auf die ganze Gruppe übergegangen ist. Sie waren damals unbewohnt, und ihre Kunde gerieth in völlige Vergessenheit. Erst von 1316 bis 1334 erreichten sie von neuem spanische Seefahrer, fanden daselbst ein bereits civilisirtes Volk vor, das Guanchen hieß, und brachten verworrene Nachrichten von ihrer Entdeckung nach Europa. 1345 ernante hierauf Papst

*) Itin. Ant. *Wess.* p. 120. 121. Ad Canales hat die Tab. Peut. auch in Samnium, 11 Milliarien von Bovianum, bei dem heutigen Flecken Castro Pignano am Biferno (Tifernus).

†) S. *Orlandi* accresciuto da Pietro Guarienti. Venezia. 1753. in 4.

Clemens VI. den Infanten Luis de la Cerda zum Könige der glücklichen Inseln; er kam jedoch nie zu ihrem Besitz, und eine von ihm dahin gesendete Expedition wurde von den muthigen Einwohnern zurück gewiesen. 1402 ließ sich ein französischer Ritter Jean de Bethencourt mit den glücklichen Inseln belehnen, und nahm hierauf mit gewaffneter Hand die Inseln Lancerota und Ferro in Besitz, worauf sich auch seine Erben behaupteten. Ein Castilier Herrera, welcher eine Bethencourtsche Erbtochter geheirathet hatte, führte 1464 eine Verstärkung von Europäern dahin, und machte ohne Erfolg Angriffe auf Canaria und Tenerifa. Aber nun beschloß die Königin Isabelle von Castilia die Eroberung dieser Inseln und griff die Eingebornen mit solcher Macht an, daß 1487 Canaria und 1493 auch Tenerifa völlig erobert wurden. Die Guanchen fielen entweder unter dem Schwerte oder wurden zur Annahme des Kreuzes gezwungen; die Inquisition sorgte indeß dafür, daß auch dieser letztre Rest nach und nach ausging, und jetzt lebt nach Bory de S. Vincent auch nicht ein Guanche mehr auf einer der Inseln. Spanien ist seitdem im ruhigen Besitze der Canarias geblieben.

Die 7 bewohnten Eilande heißen: Tenerifa, Canaria, Palma, Lancerota, Fortaventura, Gomera und Ferro, letztre das kleinste von allen, aber merkwürdig, weil darüber Holländer und Teutsche ihren Meridian ziehen; die unbewohnten sind: Graciosa, Rocca, Allegranza, S. Clara, Inferno und Lobos, die eigentlich nichts weiter als Skoglien sind. Den Flächeninhalt der Erstren gibt von Humbold auf 151,¹⁸, Groberg auf 216 □Meilen an. Ihre Oberfläche ist völlig gebirgig; die höchsten Pike concentriren sich meistens in dem Mittelpunkte, und unter demselben erstrecken sich fruchtbare Thäler und selbst kleine Ebenen zu dem mit Felsenriffen eingefaßten und gut bewaffneten Gestade; die Gebirge selbst erscheinen hoch, felsig, nackt in kolossalen Gestalten, und scheinen meistens Vulkane zu seyn oder doch einstens gebrant zu haben; zwar ist der Pik de Teyde auf Tenerifa, der nach Bougues 12,420, nach Gray Bennet 11,231 franz. Fuß sich erhebt, schon seit 1704 nicht weiter thätig und ergießt sich nur zuweilen, wie 1798 durch Seitenausbrüche, aber der 7,158 hohe Pik von Muchachos auf Palma brent fortdauernd. Der Boden ist völlig vulkanisch, aber auf den Lava- und Basaltgeschieben hat sich eine mehr oder minder mächtige Schicht von vegetabilischer Erde gebildet, die höchst fruchtbar ist. Flüsse können die Inseln bei ihrem geringen Umfange nicht haben, wol aber gibt es viele Bäche und Quellen und überhaupt eine reichliche Bewässerung; während der Regenzeit füllen sich die Wildbäche dergestalt mit Wasser und stürzen mit so großem Ungestüme von den Bergen herab, daß sie nicht selten ganze Strecken Erdreich mit fortreißen; daher die Terrassen überall durch Mauern geschützt werden müssen. Um das Wasser überall zu vertheilen, sieht man auch auf den größern Inseln kleine Wasserleitungen. Das Klima ist vortrefflich und hat wahrscheinlich der Inselgruppe im Alterthum ihren Namen verschafft; besonders wird die große Hitze auf den nördlichen und westlichen Küsten fortdauernd durch Land- und Seewinde abgekühlt und nur auf den entgegengesetzten Seiten erreicht die Hitze zuweilen einen furchtbaren Grad, besonders wenn der glühende Sirocko aus Afrika sie faßt. In der Regel hält zwar dieser Wind nur wenige Tage an, aber es hat auch Jahre gegeben, wo er Monate lang an der Tagesordnung gewesen und der Regen völlig ausgeblieben ist. Ein solches Jahr hat allemal Mißwachs und gefährliche Krankheiten zur Folge; auch ist schon 1811 einmal das gelbe Fieber eingeschleppt. Sonst ist die Luft gesund. Die vornehmsten Erzeugnisse sind Weizen, Gerste, Mais, Yams, Bananas, europäische Gemüse, Agrumen, Mandeln, Feigen, Wein, Oliven, Zuckerrohr, Baumwolle, Soda, Aloe, Mastix, Drachenblut, Orseille und Lorberbäume; von Hausthieren werden kleine Pferde, Esel, Kameele, Rindvieh, Ziegen, Schweine, Hühner und Tauben gehalten; Wild findet man außer Kaninchen nicht, aber in den Hainen ist der Kanarienvogel einheimisch, auch hat man manches andre Gefieder, Bienen und auch den Seidenwurm hieher verpflanzt; das Meer ist reich an Fischen, der Strand an Salz, unter den Mineralien der Filtrirstein merkwürdig.

Die Volksmenge belief sich 1820 auf allen 7 Eilanden auf 215,106 Köpfe, es kamen deren mithin 1420 auf den Raum einer □Meile. 1797 wurden 180,440, 1787. 169,285 gezählt; unter letztrem Census waren 78,535 Manns-, 90,700 Weibspersonen, 104,116 Ledige, 52,261 Verehlichte und 11,968 Verwitwete, davon 1532 Klostergeistliche, 782 Weltgeistliche, 907 Hidalgos, 154 Handelsleute, 778 Fabrikanten, 2727 Handwerker, 10,928 Bauern, 13,986 Tagelöhner und 6449 Gesinde. Diese Volksmenge wohnt in 3 Ciudaden, 6 Villas, 51 Dörfern, überhaupt in 151 Pueblos, worin 41 Mönchs- 15 Nonnenklöster bestanden. Sie besteht aus spanischen und einigen normännschen Abkömmlingen, redet die spanische Sprache, hat völlig spanische Sitten und Gebräuche, und bekent sich zur katholischen Religion, die allein geduldet wird und unter 1 Bischofe steht, der 74 Kirchspiele unter sich hat. Seit den neuesten Zeiten haben sich hier jedoch auch britische und amerikanische Handelshäuser etablirt.

Der Ackerbau ist blühend: man erntet mehr Korn, als man bedarf, jährlich 523,790 Fanegas oder zwischen 30,000 bis 35,000 Wispel, wozu Lancerota mit 7800, Fortaventura mit 7500, Canaria mit 3540, Palma mit 2220 und Gomera mit 740 Wispeln beitragen. Er wird ganz auf europ. Art getrieben: sein Gedeihen hängt vorzüglich von dem Regen ab. Der Weinbau wird ebenfalls mit Einsicht behandelt: er liefert den herrlichen Canarien- oder Palmensekt, wovon es mehre Arten gibt; in Mitteljahren werden etwa 135,000 bis 140,000 Eimer gekeltert, auch Rosinen getrocknet. Zuckerrohr bauet man auf Canaria, Palma und Tenerifa, erzeugt aber nur wenig über den eignen Bedarf. Sonst beschäftigt man sich mit der Viehzucht, mit der Bienenzucht, die bei der schönen gewürzreichen Flora einträglich ist, mit der Fischerei und mit dem Seiden- und Baumwollenbau, die wenigstens so viel liefern, um den Bedarf zu bestreiten. Auf Tenerifa und Ferro wird Orseille gesammelt, auch das benöthigte Salz abgeschlämmt, dabei unterhält man Seiden- und Baumwollenzeugfabriken, Hutmacherei, Gerberei, Töpferei und andre Gewerbe. Überhaupt ist der

Spanier auf diesen Inseln sehr thätig und betriebsam. Er treibt Handel und Schiffahrt, letztre weniger mit dem Mutterlande, als mit dessen Kolonien, wohin der Haupthafen S. Cruz unmittelbar fahren und handeln, aber zur Rückfracht kein Gold, Silber und Koschenille laden darf: bisher sandte die Insel nach den spanischen Kolonien jährlich für etwa 320,000 Guld. und zog für 260,000 zurück. Ihre Ausfuhr beruht hauptsächlich auf Wein, jährlich 60,000 Eimer, auf Wachse jährlich 2600 Cntr., auf Korn, Bohnen, Orseille, Honig, Öl, Baumwolle, Mandeln und sonst auch in Canarienvögeln, Alles etwa 3¼ Mill. Gulden werth; dabei gewinnen die Inseln auch durch die häufig bei denselben anlegenden Ostindia- und Westindiafahrer, die sich mit Wein, Obst und Victualien versehen. Der Haupthandel befindet sich jetzt in den Händen der Briten. Außer S. Cruz werden noch die Häfen la Luz und Palmas besucht.

Die Canarias haben 1 spanischen Gouvernör, welcher zu S. Cruz residirt und gewöhnlich 5 Jahre auf seinem Posten bleibt; ihm steht ein Gouvernementsrath zur Seite. Die Audienz, das höchste Tribunal, befindet sich zu Laguna, die Hauptcontoderie und ein Handelsgericht zu S. Cruz. Die einzelen Gemeinden haben Corregidores und Alkalden zu Gerichtsverwaltungs- und Polizeibehörden. Die Bruttoeinkünfte sollen sich auf 546,000 Guld. belaufen, wovon nur ⅓ nach Spanien geht, das übrige aber zur Verwaltung und Vertheidigung der Inseln verwendet wird. Das Militär besteht aus 12,000 Mann, meistens Miliz, und nur 1 reguläres Infanterieregiment: nach Ledru bestand die Besatzung von Palmas aus 4640 Mann *).

Eine der größten dieser Inseln ist

Canaria, Grosscanaria, in der Mitte zwischen Tenerifa im W. und Fortaventura im O. belegen und von 1° 43′ bis 2° 11′ östl. L. und 27° 45′ bis 28° 13′ 30″ nördl. Br. reichend. Sie ist 33½ □Meilen groß, fast eirund und gegen die Mitte terrassenförmig zu einem hohen Pik emporsteigend, der langdauernden Schnee trägt. Ihre Thäler und Ebenen erzeugen schönen Weizen und Mais, so daß Humbold sie die Kornkammer der Canarias nent, den berühmten Kanariensekt und Zucker, der auf 14 Mühlen zubereitet wird. Auch ist die Viehzucht ansehnlich; Canaria liefert die geschätzten Käse von Barraco Undo und unterhält Seidenbau, Seidenweberei und Brantweinbrennerei. Die Zahl der Einwohner mag sich gegenwärtig auf 48,000 Köpfe belaufen; schon 1768 sind 41,082 gezählt. Sie wohnen in 1 Ciudade Palmas, wo auch der Bischof der sämtlichen Canarias den Sitz hat, und in 12 Villas und Dörfern Aguimez, Tirazana, Texeda, Artenaza, Aldea de S. Nicolas, Lagaete, Gualdar, Guya Moya, Teror Lovega, S. Lorenzo und Arucas. Von ihren alten Einwohnern, den Guanchen, die das Eiland fast ½ Jahrhundert lang mit vielem Muthe gegen die Angriffe der Spanier vertheidigten, findet man keine andere Spur als ihre Gräber und Mumien, die man in einigen Berghöhlen, wie die ägyptischen zugerichtet, angetroffen hat. Vorzüglich ist sie durch ihre Lage fest; die Insel ist ganz mit unersteiglichen Felsenriffen eingefaßt, die Humbold in der Ferne als künstliche Forts ansah; es findet sich nur ein einziger Landungsplatz an einer aus der nordöstlichen Küste hervorspringenden Halbinsel, die 1 Fort mit einigen Kanonen trägt, der Porto de Luz, und hier können doch nur Kauffahrer anlegen; doch ist er vor den Winden und Orkanen gesichert. (*Hassel.*)

*) Nach *Bory de S. Vincent* essai sur les iles fortunées etc. Par. 1803. 8.; nach *A. P. Ledru* voy. aux iles de Tenerifa etc. Par. 1810. 8., nach v. Humbold u. A.

Canariensect und C. Zucker, s. Wein und Zukker.

Canarienvogel, s. Fringilla Canaria.

CANARINA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Campanuleen und der 6. Linné'schen Klasse. Der sechstheilige Kelch enthält eine glokkenförmige sechstheilige Corolle, gewölbeartige Staubfäden, 6 Stigmen und eine sechsfächerige Kapsel mit zwei häutigen Mutterkuchen in jedem Fach. Die einzige bekannte Art: C. *Campanula* ist ein Kraut, mit knolliger Wurzel, spontonförmigen Blättern und flammenrothen Blumen, welches auf den canarischen Inseln wächst und in unsern Gärten als Zierpflanze vorkomt. (*Sprengel.*)

CANARIUM, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Terebinthaceen und der 6. Linné'schen Klasse. Die diöcischen Blumen enthalten in einem dreizähnigen Kelch drei zusammen neigende Kronenblätter, 6 an der Basis verwachsene Staubfäden, ein kugelförmiges Stigma und eine beerenartige Steinfrucht, die drei Fächer hat, von denen aber zwei gewöhnlich fehl schlagen. Es sind zwei Arten: C. *commune* L. und *Pimela* König. bekant, die auf den Molucken wild wachsen. Es sind sehr nutzbare Bäume, deren Holz zum Schiffbau gebraucht wird, deren Harz sehr wohlriechend ist, und deren Nüsse, wie bei uns die Kastanien, gegessen werden, auch ein Öl liefern, welches dem Mandelöl gleich komt. Willdenow zog mit Unrecht noch zwei Arten: C. balsamiferum und hirsutum hieher, die mit mehr Recht zur Boswellia Colebrock. gehören. (*Sprengel.*)

CANCAR, **CANCAO**, ein kleiner Stat, der sich zwischen Südrombodscha und Siam auf der hinterindischen Halbinsel ausbreitet, von den Franzosen Pontiamo genant wird, und an den Kaiser von Anam Tribut zahlt oder unter dessen Schutze steht. Nach Poivre soll derselbe in der Mitte des 18. Jahrhunderts von einem chinesischen Kaufmanne Kiangt-se gestiftet und mit Chinesen bevölkert seyn, die Verfassung aber eine Art von Republik vorstellen. Die gleichn. Hauptstadt liegt Br. 10° 5′ L. 119° 39′ an einem kleinen Flusse, der Barken und Junken bis an ihre Kaien trägt; sie ist stark befestigt, hat einen Hafen und wird bloß von Chinesen bewohnt, die Betelnüsse, Bau- und Tischlerholz, Zinn, Baumwolle und Elfenbein aus- und Thee, Messer und Waffen einführen, womit sie die umliegende Gegend versehen. Was wir übrigens von diesem State wissen, haben wir bloß aus Poivre's Reiseberichte, der Stadt und Stat Pontiamo oder Ponthiamas nent *), Hamilton und die

*) S. Statsverf. von Ponthiamas und Cochinchina in Fabri's geogr. Lesebuche Bd. V.

Briten nennen dagegen die Stadt Cancar und wissen von Kiangt-ses Gesetzgebung nichts. (*Hassel.*)

Canoye, s. Camus (J. P.).

CANCALE, Stadt und Kantonshauptort im Bez. S. Malo des franz. Dep. Ille-Vilaine. Sie liegt (48° 40′ 40″ Br. und 15° 18′ 45″ L. auf einer Anhöhe an der gleichnamigen Bai, hat 1 Kirche, 650 Häus. und 3124 Einw., die meistens Fischer oder Matrosen sind. In der Bai wird eine Menge der besten Austern gefangen, die unter dem Namen Huitres de Cancale bekant sind und frisch oder marinirt verschickt werden. Die größern heißen Pied de Cheval, weil sie dieses Ansehn haben. Aber nicht bloß die Anwohner der Bai benutzen den Austernfang, sondern vorzüglich die Fischer aus Calvados und Manche. Jährlich kommen auch 7 bis 8 engl. Fahrzeuge hieher, um in dem kleinen Hafen des Orts Austern einzunehmen. 1758 machten hier die Briten eine Landung und zerstörten die hiesigen und die Schiffe von S. Malo. (*Hassel.*)

CANCE, Fluß im franz. Dep. Ardèche, welcher in der Nähe von Satillieu entspringt, sich nach NO., dann nach O. wendet, Annonay vorbeiströmt, und nachdem er die Canse an sich gezogen, ¼ M. von S. Vallier dem Rhone zufällt. (*Hassel.*)

CANCELLARIA Lamarck., CANCELLARIUS Montfort. Eine von den Conchyliengattungen, in welche die Linné'schen Voluten von Lamarck getheilt worden sind, s. Voluta. (*Nitzsch.*)

CANCELLE, heißt im Orgelbau das Windbehältniß für die Gesamtheit, oder doch mehre von den verschiedenen Pfeifen, welche beim Niederdrücken einer Taste ertönen sollen; gleichsam der gemeinschaftliche Vorhof dieser Pfeifen, in welchen der Wind für sie einströmt, sobald, durch das Niederdrücken der Taste, die zwischen Windlade und Cancelle befindliche Klappe (das Cancellenventil), geöffnet wird. — Das Nähere kann nicht wohl hier in diesem speciellen Artikel, sondern weit füglicher im Zusammenhange bei der Beschreibung der Orgel im Ganzen, und insbesondere der Windlade, beschrieben und erörtert werden. (*Gottfr. Weber.*)

CANCER. Mit diesem Namen bezeichneten die Römer alle diejenigen Crustaceen, die ihnen aus der jetzigen Ordnung derselben Malacostraca bekant waren, während das entsprechende griechische καρκῖνος im Aristoteles fast nur die kurzschwänzigen dieser Abtheilung (die Krabben) in sich faßt. Linné stellte die Gattung Cancer in der oben angedeuteten weiten Ausdehnung auf. Nach ihm wurden durch die Arbeiten eines Fabricius, Lamarck und Latreille immer mehre, von jener alten Gattung Cancer getrente, eigene Gattungen aufgestellt, bis vorzüglich durch den letztgenannten Naturforscher diese Crustaceengattung ihre heutige Gestalt erhielt.

Sie begreift jetzt diejenigen Krabben ohne Schwimmfüße, wo die vordere Hälfte des Schildes einen Halbkreis beschreibt, an dessen hintern Enden zu beiden Seiten ein mehr oder weniger hervorragender Winkel gebildet wird, von welchem aus beiderseitig eine nach hinten und innen convergirende Linie den Schild begränzt, der hinten durch eine gerade Linie abgestutzt ist. Dabei ist der Schild von vorn nach hinten ziemlich stark, doch in der Regel nicht sehr ausgezeichnet gewölbt, vielweniger von einer Seite zu der andern. Der mittlere vordere Theil des Schildes oder die Stirn ist nach der allgemeinen Form des Schildes abgerundet und etwas herabragend, mäßig breit, durch einige Ausrankungen oder Zähne ausgezeichnet. Zu den beiden Seiten dieser Stirn sind: die mittelmäßigen, beweglichen Augen ganz in der runden Augenhöhle befindlich, mit ihrer sechseckig facettirten Hornhaut nach außen gewandt. Die Antennen sind klein, die mittlern in eigenen kleinen Höhlen unter der Stirn, die äußern bei den Augen eingesetzt. (Wegen der Schilderung der Freßwerkzeuge und anderer Theile verweisen wir auf den allgemeinen Artikel Crustacea.) Die Scheren sind sehr robust, mäßig lang. Das Armglied (brachium) ist kurz, kaum unter dem Schilde hervorragend, ohne besondere Fortsätze; die Handwurzel (carpus) kuglicht-dreikantig, und die Hand (manus) stark, zuweilen oben kielförmig zusammengedrückt, nie aber wirklich kammförmig; die mäßig gekrümten Finger passen mit ihren Spitzen auf einander, und sind zuweilen löffelförmig erweitert. Die eigentlichen Füße sind nach der Masse des Körpers gehörig lang und stark, stehen einander ungefähr nach geraden Linien entgegen; ihre Glieder sind mit festen Bändern vereinigt; das spitzauslaufende Nagelglied in eine dunkle Hornmasse, bei den meisten wenigstens, sich endigend.

So charakterisirt steht diese Gattung unter den übrigen Krabben, als die am einfachsten gebildete, gleichsam Normalgattung dieser Abtheilung da, von welcher aus die übrigen Genera in den verschiedenen Theilen des Körpers durch Besonderheiten und Extrembildungen mehr oder weniger abweichend ausgehen.

Alle zu dieser Gattung gehörige Krabben leben im Meere verschiedner Welttheile, wo sie sich gewöhnlich zwischen Felsenspalten vor ihren Feinden zu verbergen pflegen. Bei der Fluth des Meeres, vorzüglich des Nachts, begeben sie sich auf die Gestade, zum Theil, um dem mit der Fluth zugleich geschehenden Andrang der Seethiere auszuweichen. Sie können nur sehr schlecht schwimmen und kriechen gewöhnlich auch nur langsam; daher geschieht es oft, daß sie bei der Ebbe auf dem Trocknen bleiben, wo sie sich dann entweder in irgend ein Loch verkriechen, oder, finden sie kein solches, mit angezogenen Beinen in einem Winkel der Fluth entgegenlauern. Diese auf dem Trocknen Zurückgebliebnen sind es vorzüglich, die gefangen werden, da sie selten an die Angel beißen und auch wenig in die Netze fallen. Sonst bemächtigt man sich ihrer auch an einigen Orten mit Harpunen, an andern taucht man unter, um sie zu holen. Einige Arten sind sehr wohlschmeckend, andere taugen gar nichts; am besten sind sie im Frühjahr, vorzüglich die Weibchen, die dann noch ihre wohlschmeckenden Eier bei sich tragen. Zur Zeit, wo sie die Schale wechseln, halten sie sich am Grunde des Meeres verborgen.

Die sehr zahlreichen Arten dieser Gattung — ungefähr 40 — unterscheiden sich in ihrer Größe gar sehr; die Breite des Schildes (die immer mehr als dessen Länge, doch öfters nicht sehr auffallend mehr beträgt) ist von beinahe 1 Fuß bis zu einem Zoll. Ferner der Farbe nach, die jedoch wenig Ausgezeichnetes zu haben pflegt; weiß zuweilen mit rothen Flecken, oder braun, braunroth

sind die gewöhnlichen. Bei der Charakterisirung der Arten aber sieht man auf die Beschaffenheit der Fläche des Schildes, die glatt oder durch allerhand Hervorragungen, Körner und Vertiefungen rauh und ungleich ist; auch der Rand, der zwar immer wegen des sich nach unten und innen Schlagens des Schildes, zugerundet ist, zuweilen aber, zumal nach vorn, durch eine größere oder geringere Anzahl sägeförmiger oder zugerundeter oder doppelt eingeschnittener Zähne bezeichnet erscheint; und auf die Anzahl und Beschaffenheit der Stirnzähne, so wie endlich auf Körner, Zähne u. dgl., mit denen zuweilen die Scheren oder Füße besetzt sind. Darnach kann man auch die Arten abtheilen:

1) Deren vorderer Theil des Randes eigentliche spitze Zähne trägt, z. B. 1. C. *spinifrons* Fabr. Die Stachelstirn *Herbst*. I. tab. 11. f. 65. Eriphia sp. *Latreille*. Der Rand der ganzen vordern Hälfte des Schildes mit stachelartigen Zähnen besetzt, besonders die etwas breitere Stirn. Sie wohnt im atlantischen und mittelländischen Meere. Der Schild breit 3″, lang 2″. 2. C. *dentatus* Herbst. Die Finger der Scheren löffelförmig ausgehöhlt und erweitert, schwarz, der Rand des Schildes mit nach vorn gekrümten Stacheln. Das Vaterland unbekant. Der Schild breit 4¼″, lang 3″, fleischfarben. In diese Abtheilung fallen auch einige neue, von Leach aufgestellte Gattungen, bei denen es aber schwer hält, etwas Erhebliches aufzufinden, was sie von Cancer trennen könte. — Sein Carcinus ist 3. C. *Maenas* L. Die Strandkrappe *Herbst*. I. tab. 7. f. 46. und Cancer viridis *Ibid*. f. 47, so wie *Leach* Malac. brit. tab. 5. Die gemeinste eßbare Art der Nordsee, auch im mittelländischen und indischen Meere. Ihr gelber, und braun gezeichneter (oder auch grüner) Schild ist 3″ breit, 2″ lang. Die äußern Antennen ragen mehr hervor, als bei den meisten Andern dieser Gattung. — Sein Pilumnus ist 4. C. *hirtellus* L. Die rauhe Krabbe *Hbst*. I. tab. 7. fig. 51. C. ferrugineus. *Ibid*. tab. 21. f. 127. var. cui icon *Leach* Malac. britt. tab. XII. (Pilumnus hirtellus) fere convenit. Die äußern Antennen sind verlängert, die Stirn, der übrige vordere Rand des Schildes, und die Füße mit langen Haaren besetzt. Der Schild 1″ breit, ¾″ lang. An Englands Küsten. — Seine Pirimela ist 5. C. *denticulatus* Montagu. Bei Schottland. — Noch gehören dieser Abtheilung außereuropäische Arten: C. undecimdentatus; C. orbicularis *N.*; C. septemspinosus *N.*; quinquespinosus *N.*; C. trispinosus; C. bispinosus; C. setosus; C. setipes N.; C. scaber; C. planus *N.* etc., deren Vaterland theils unbekant, theils Asien, Nordamerika, Indien ist.

2) Deren vorderer Theil des Randes zugerundet gekerbt (oder gefaltet) ist. 6. C. *Pagurus* L. Der Taschenkrebs *Herbst*. I. tab. 9. f. 59., auch die Tasche. Gewöhnlich 8″ breit, 5″ lang (oft größer). Der Schild hat 9 Kerben oder Falten, ist auf seiner Fläche glatt, braun, die Füße sind mit kurzen reihenweise stehenden Borsten besetzt, die Spitzen der Finger sind schwarz. Am häufigsten sind sie in der Nordsee, auch im atlantischen und mittelländischen Meere, auf schlammigem, seltner sandigem und felsigem Grunde. Sie sind sehr räuberisch, kommen des Nachts ans Land, um lebendige Gewürme, Insekten u. dgl. aufzusuchen; sie kämpfen mit Schlangen, Vipern, Sepien, Aalen (welche beiden letzten ihre vorzüglichsten Feinde sind, von denen sie am meisten überwunden werden); wobei die ausnehmende Stärke, die sie in den Scheren besitzen, so wie ihre List, die Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, mit welcher sie zu laufen und zu klettern verstehen, ihnen sehr zu Statten komt. Auch mit ihres Gleichen kämpfen sie nicht selten. Merkwürdig sind die Versuche, die man über das feine Gehör dieser Krabben hat; der leiseste Laut, das Schlagen einer Uhr afficirt sie; sie stellen gleich jede Bewegung ein, und verrathen auf verschiedne Art ihre Furcht. Sie geben gekocht eine gute Speise, die Jungen werden in Sicilien rc. auch roh gegessen. Auch als Arznei wurde das Pulver gebrannter Krabben dieser Art angewandt. — Hieher gehört auch Leach's Gattung Xantho, welche ist: 7. C. *floridus* Montagu, der mit dem C. floridus *Herbst*. wenigstens sehr nahe verwandt ist. Der hintere Rand des Schildes ist nicht ganz gerade, sondern etwas geschweift. — Sonst fallen noch in diese Abtheilung: C. cochlearis; C. aeneus; C. sculptus; C. perlatus; C. Hippo; C. Calypso; C. Eurynome etc.; von welchen die mehrsten einen durch viele sich kreuzenden Furchen unebnen Schild haben.

3) deren vordere Hälfte des Schildrandes, die Stirn ausgenommen, ohne Zähne ist; eine zahnförmige Hervorragung an den Seitenwinkeln ausgenommen. 8. C. *corallinus* L. *Herbst*. tab. 5. fig. 40. Der 4 Zoll breite, 3 Zoll lange Schild von korallenrother Farbe. Vaterland Amerika. 9. C. *maculatus* L. Der Fleckschild *Herbst*. tab. 21. fig. 118. Kleiner, der blaßrothe Schild hat mehre starkrothe, ziemlich große, runde Flecke. — Noch gehört hieher: C. dispersus; C. acyroe; C. pitho; C. petraea etc. (*Lichtenstein.*)

CANCHE, ein Küstenfluß im franz. Dep. Pas de Calais, welcher bei S. Pol der Erde entquillt, Hedin vorbei geht, die Ternoise und Planchette an sich zieht, und über Montreuil auf Etaples, wo er nach einem Laufe von 13 Meilen das Meer erreicht. (*Hassel.*)

Cancrofagus, s. Ardea caerulea, chalybea, cyanocephala, ralloides violacea, virescens.

CANCROMA, Savaku (Hohlschnabel, Kahnschnabel), eine Gattung aus der Unterordnung der Stelzenvögel, und zwar wahrscheinlich der wadenden (Grallatrices vadentes), welche sich von den Reihern durch ihren plattgedrückten, ungemein breiten, oben convexen Schnabel unterscheidet, dessen obere Kinnlade ungefähr die Form eines umgekehrten Löffels oder vielmehr Bootes hat, denn über denselben läuft der ganzen Länge nach ein Kiel, welcher sich an der Spitze in einen Haken verlängert. Die Nasenlöcher liegen nahe bei der Wurzel des Schnabels in einer Rinne, welche nahe neben dem Kiele fast bis zur Spitze des Schnabels fortläuft. Das Kinn ist nackt. Die Schenkel sind über der Ferse von Federn entblößt, die gepanzerte Fußwurzel etwas länger wie die Mittelzehe, und die Kralle der letztern an der innern Seite kammartig gezähnelt. Von dieser Gattung ist nur eine einzige Art bekant, aus welcher aber Brisson und nach ihm Linné zwei Arten machten: Cancroma cancrophaga und C. cochlearia. Unstreitig sind beide nur

verschiedentlich gefärbte Junge dieser Art, denn weder Brisson noch Linné gedenken der langen Holle, welche vom Hinterhaupte der erwachsenen beiderlei Geschlechts herabhängt. Dieser Vogel ist so groß wie ein Huhn, und wird 20¼″ lang, wovon 2¼″ auf den Schnabel, 2¼″ auf den Schwanz kommen. Die Fußwurzel mißt 3¼″. Die Flügel reichen etwas über den Schwanz hinaus. In Rücksicht der Farben scheinen viele Verschiedenheiten Statt zu finden; stets sind aber die Stirn, der Hals und die Brust weiß, der Wirbel und die Holle schwarz; die übrigen obern Theile bald grau, oft mit schwarzem Oberrücken, bald braunroth, und der Bauch und die Schenkel bei einigen braunroth, bei andern weiß, mit oder ohne Flecken. Er hält sich in Guiana, Brasilien und andern Gegenden von Südamerika stets nahe am Wasser auf, und lauert, indem er auf einem über das Wasser hängenden Baume sitzt, auf die vorbeischwimmenden Fische. (*Merrem.*)

CANDALICAS, ein Ort in Noricum, nach dem Itin. Ant. 20 Mill. von Virunum; also bei Wolfsberg. (*Ricklefs.*)

CANDANUM, eine Stadt der Jazygen in Dacien, deren Lage Ptolemäus nicht genau bezeichnet. Doch scheint sie bei Erlau (Agria) in der Hevescher Gespanschaft zu suchen zu seyn *). (*Rumy.*)

CANDÉ, Stadt im Bezirk Segré des franz. Dep. Mayenne Loire, an dem Zusammenflusse des Mandée und Erdre, hat 145 Häus. und 976 Einw., die Leinewand verfertigen und mit Wein, trocknen Früchten, Hanf, Mais und Öl handeln. (*Hassel.*)

Candelaber, s. Leuchter.

CANDERN, Stadt am Fuße der vorderen Waldgebirge des Schwarzwaldes, in einem fruchtbaren Wiesenthale am Flüßchen Cander. Ein Bestandtheil der alten Landgrafschaft Sausenberg, jetzt dem großh. badischen Bezirksamte Lörrach zugetheilt, und 1½ M. von der Amtsstadt entlegen, mit 210 Häus., 250 Bürgern und einer Bevölkerung von 1329 Selen. Bemerkenswerth sind hier: eine teutsche und eine lateinische Schule, 7 Getreidemühlen, 2 Sägemühlen, 2 Walkmühlen, 2 Hanfreiben, 2 Ölmühlen, 1 Schleifmühle, und unter den in Städten gewöhnlichen Gewerben, die man alle reichlich besetzt hier antrifft, 12 Bäcker, berühmt durch vorzüglich schönes Brod und eine Art kleiner Brezeln, die weit und breit verschickt werden. Auch blüht hier eine Seidenbandmanufaktur, und eine bedeutende Papiermühle. Besondere Beachtung verdient aber das hiesige großherzogl. Eisenhüttenwerk, das schon über 3 Jahrhunderte im Gange ist, und aus 1 Hochofen, 2 Hammerschmieden, 1 Frischfeuer und 1 Zainschmiede besteht. Es liefert ein geschmeidiges, dem schwedischen gleich geschätztes Eisen; und erhält seine Erze aus den reichhaltigen Gruben zu Schlingen, Hertingen, Holzen, Riedlingen, Tannenkirch und Saßneck. Sein Schmelzofen ist aber nicht immer im Gange, sondern wechselt mit denen in Hausen und Oberweiler ab. In der Gemarkung von Candern stehen auch gute Gypsgruben im Betriebe, in welchen man auch schöne und seltene Gypskrystalle findet; und außer den Brüchen von weißem und rothem, zu Bruchsteinen und Werkstücken tüchtigem Sandsteine, bricht bei der Papiermühle ein Marmor, gelblich und hornfarbig, wolkenartig gemischt, hie und da mit scheinbaren Figuren. Vorzüglich belehrend sind aber die Scharen der Vorwelt, welche in einer Menge loser Kalkversteinerungen: Pektiniten, Gryphiten, terebratulae striatae und non striatae, Entrochiten, Polypien, und caput Medusae, in dieser Gemarkung gefunden werden. — Candern ist ein sehr alter Ort, und erscheint urkundlich schon im 6. und 7. Jahrh. unter dem Namen Chandro [1]). Im 8. Jahrh. unter der Regirung Karls d. Gr. hieß es Cantara, Cantero und Cancer [2]), lag im Gaue Brisegowe (Breisgaue), und muß damals schon ein ansehnlicher Ort (villa) gewesen seyn, wie die verschiedenen Schenkungen, welche der heil. Nazarius zu Laureshaam (Lorsch) daselbst erhielt [3]), vermuthen lassen. — Auch war hier schon im J. 778 der Weinbau eingeführt [4]), und um dieselbe Zeit die Eisenproduction daselbst im Gange [5]). Im 11. Jahrh. bezog ein Bischof Sem von Basel Kirchengefälle daselbst [6]), und im J. 1083 wurde die Kirche von Candern mit dem ganzen beträchtlichen Kirchengute, seither ein Eigenthum des Bischofs Burchard von Basel, von demselben dem baseler Kloster S. Alban, das er eben stiftete, geschenkt [7]), welche Schenkung auch vom Papste, vom Kaiser, und von nachfolgenden baseler Bischöfen dem genanten Kloster nebst seinen übrigen Besitzungen gesichert wurde [8]). In diesen Zeiten war der Ort stark bevölkert, und man hielt unter freiem Himmel das Freigericht daselbst [9]). Im J. 1525 verheerten die aufrührerischen Bauern auf ihrem Zuge nach dem Kloster Sitzenkirch einen bedeutenden Theil von Candern, welcher jetzt noch unter dem Namen Mindercandern bekant ist [10]), und im J. 1810 wurde Candern, das bisher als ein angesehener Marktflecken blühete, zur Stadt erhoben. (*Leger.*)

CANDES, Stadt am Zusammenflusse der Loire und Vienne im Bez. Chinon des franz. Dep. Indre-Loire,

---

*) Vgl. *Cellar.* Not. Orb. ant. Tom. I. ed. *Schwarz.* p. 478. *Sam. Timon* Imago antiquae Hungariae. T. I. p. 54.

1) Nach Kolb: die Quellen hievon sind uns aber bis jetzt noch nicht zu Gesicht gekommen. 2) *Cancer marca:* in carta *Lantsuint* et filiorum dat. Non. Decembr. Anno VIIII Karoli Regis, in Cod. Lauresh. nr. MMDCLXXIX; wenn nicht Cancer ein Schreibfehler des Notarius ist, und Canter gelesen werden muß. 3) S. die hier unter 2), 4) und 5) angezeigten Urkunden. 4) *Richbertus* in carta dat. XII. Kalend. Martii anno X. Karoli Regis; *Ditpoldus* in carta dat. IIII. Non. Aug. anno XVIII. Karoli Reg.; *Ditpoldus* in carta dat. II. Id. Septbr. an. XXII. Karoli Reg. in Cod. Lauresham. nro. MMDCLXVIII, MMDCLXIX, MMDCLXVII. 5) *Notitia* de villa Cantero, in Cod. Lauresham. nro. MMMDCLVII. 6) Kolb im Lexicon v. Baden I, 186. 7) *Burchardus* Basiliens. Eps. in carta fundationis monasterii S. Albani Basileae, apud *Schöpflin.* in Histor. Zaring. Badens. Cod. diplomat. nro. XVI. 8) Urkunden bei *Schöpflin.* in Alsat. diplomat. nro. CCLXXVIII, CCLXXXV, CCXCII, CCCXXV, CCCXXXII und CCCLVI. 9) Kolb a. a. O., vgl. *Hermannus* Constant. Eps. in diplomat. de Ecclesia Chaltenbach pro Eccles. Burglensi dat. in loco Hugelheim an. 1155. etc. ap. *Gerbert.* in Histor. Nigr. Sylv. Cod. diplomat. nro. LIV. 10) Kolb a. a. O.

hat 1 Kirche, worin der heil. Martin begraben liegt, 95 Häus. und 532 Einwohn., worunter viele Bötticher, welche die Umgegend mit Weinfässern versehen. Gute Steinbrüche. (*Hassel.*)

Candia, s. Kreta.

CANDIANI CAMPUS, eine Ebene südwestlich von Ravenna, in welcher die Truppen des eingeschlossenen Odoaker dreimal von dem Ostgothenkönige Theodorich geschlagen wurden. — Dabei die Benennung einer Brücke über den Ronco: Pons Condidiani. Eine Lesart ist also wol die falsche †). (*W. Müller.*)

CANDIDATUS *). Alte und neue Zeit, Stat und Kirche haben dieses Wort in besondern Schutz genommen. Der Stat in der alten Zeit hat sich in dem an dasselbe geknüpften Begriffe der eigentlichen Bedeutung des Wortes mehr genähert, als die Kirche der neuen. Füglich kann, was über das Wort gesagt wird, nach der Zeitfolge unter dem alterthümlich-weißen und kirchlich-schwarzen aufgefaßt werden.

Daß Candidatus wörtlich einen in ein glänzend weißes Gewand Gehüllten, Weißgekleideten bezeichne, ist bekant [1]). Wie aber von dieser Bedeutung, die gewöhnlichere eines sich um ein Amt im alten Rom Bewerbenden abzuleiten, kann die weiße Toga [2]), welche demselben zu tragen gestattet war, nicht erklären. Vermuthungen sind es, daß es geschehen sei, um symbolisch dadurch ihre Reinheit und Würdigkeit anzudeuten, oder damit sie als Bewerbende sogleich ins Auge fallen möchten.

Ehe die römische Verfassung sich völlig entwickelt hatte, kante man besondere, auf Bewerbung um ein Amt sich beziehende Gesetze und Sitten nicht, sondern Alter, Erfahrung, Reichthum und Stand von Seiten der sich Bewerbenden, und Zutrauen von Seiten der Wählenden entschieden einmüthig für den Würdigsten zu einem Ehrenamte. Später, wo Reichthum, Ehrgeiz, Habsucht und andere Laster sich einschlichen, Unwürdige in Ehrenstellen sich drängten, zeichnete man den Amtsbewerbern den Weg vor, auf welchem sie nach und nach zu den höchsten Ehrenstellen im State emporsteigen konnten.

Wenn der junge Römer sich dem männlichen Alter näherte, in das 15. Jahr trat, so wurde er feierlich der Leitung und dem Unterrichte seines Pädagogen entlassen, und vom Prätor in Gegenwart seiner Ältern, Verwandte und Freunde öffentlich mit einer Toga beehrt zum Zeichen seiner Mannbarkeit (togam virilem sumere, forum attingere), er ward als Bürger anerkant. Gymnastische Übungen und häuslicher Fleiß unter der Aufsicht des Vaters fülten seine Zeit, bis er im 17. Jahre vom Vaterlande zur Vertheidigung aufgefodert wurde. Gewöhnlich befreiete erst das 45. Lebensjahr von dieser Pflicht. Doch nicht ununterbrochen konte der zum Statsdienst aufstrebende Römer im Felde seyn, sondern kehrte nach einigen Jahren zurück, schloß sich an einen der geachtetsten Redner oder Sachwalter, je nachdem ihn seine Neigung leitete, an, hörte seine Reden, wohnte den Gerichtshändeln bei, begleitete ihn auf seinen Spaziergängen und bildete sich unter dessen Augen durch Unterricht und Beispiel. Daher Roms gefeierte Feldherren, Redner und Statsmänner. Die spätere Zeit der Entartung übergab die Kinder feilen Sklaven und Schmeichlern und der alle Kräfte und gute Sitte verheerenden Üppigkeit, und schon Cicero [3]) klagt: kein Jüngling bilde sich, wie ehedem, durch den Umgang mit einem großen Manne. Jeder, welcher das Vaterland 10 Jahre hindurch vertheidigt, hatte Anspruch auf ein Ehrenamt, und konte nach den darüber geltenden Gesetzen [4]) — wären sie nur entscheidender! — im 30. oder 27. Lebensjahre [5]), wie das Servilische Gesetz und Augustus bestimte, wol auch früher, um das Amt des Quästors, im 37sten um das des Ädilis, im 40sten um das des Prätors, und im 43sten um das des Konsuls werben. Nicht das Alter allein, auch der Stand, die zum Amte nöthige Reife und unbescholtener Ruf entschieden. In den frühesten Zeiten gab die Abkunft von einer patricischen Familie Bewerbungsrecht um die höchsten Statsämter, und Plebejer waren von allen Ämtern ausgeschlossen, später räumte man ihnen den Ädilat und Tribunat unter ihres Gleichen.

Der erste Schritt, welchen der Bewerber um ein Amt thun mußte, führte zum Consul oder dem, welcher an dessen Stelle, der Volksversamlung vorstand. Innerhalb 17 Tagen mußte er drei Mal denselben mit der Bitte angehen, ihn in die Zahl derer aufzunehmen, welche sich um ein Amt bewerben können. Damit nicht gegen Gesetz und Sitte Unwürdige zu Ehre und Würde stiegen, forschten und untersuchten die Magistratspersonen: ob der Angemeldete unbescholten sei, das gesetzliche Alter habe, durch kein entehrendes, öffentliches Urtheil, oder Verdacht seinen Wandel befleckt habe. Wol mochte ein Jahr hingehen, ehe der Senat, welchem die Konsuln darüber berichten mußten, die Erlaubniß ertheilte, ihn, den Gemeldeten, unter die Amtscandidaten aufzunehmen [6]). Nicht immer, selbst dann nicht, wenn der Senat es bewilligt hatte, sahen die Bewerbenden ihre Wünsche erfült. Die Tribunen hatten, wenn sie des Bewerbenden Verhältnisse näher kanten, und in ihnen gerechten Grund zum Widerspruch fanden, das Recht, die

---

†) S. *Jornandes* in Get. c. 29. *Agnellus* in Vita Joh. ap. *Murat.* II. p. 66. Mannert Geogr. v. Ital. I. S. 236.

*) Wir erinnern an *G. H. Götz* Diss. de Candidatis Veterum. Viteb. 1687. 1) Toga candida. Candere i. q. creta addita splendidum facere, splendere. *Pers. Sat* V, 177. cretata ambitio. *Drakenborch* ad *Liv.* IV, 25. Eigene Handwerker (fullones) verstanden die Kunst, die wollenen Kleider durch Kreide glänzend zu machen. 2) Die Römer trugen ohne Unterschied des Geschlechts eine wollene, unter der Brust gegürtete tunica, und über diese eine weite toga, ein mantelartiges Gewand.

3) *Cic.* de Offic. II, 3. 4) Die sogenanten Leges annales, welche darüber sprechen, sind verloren. 5) *Sueton.* Aug. 32. Wahrscheinlich mehre Jahre früher. M. Brutus ist 2 Jahre mit Cassius vor seinem Tode im 35. Lebensjahre Prätor, und stirbt im 37. Jahre. *Vellej. Paterc.* II, 72. 6) Das Anmelden nanten die Römer profiteri nomen suum und das erste Jahr annus professionis. Der Beschluß der Volksversamlung, welche die Aufnahme des Bewerbenden gut hieß, fing sich gewöhnlich mit den Worten an: Rationem illius habe, und der Beschluß nach günstig geendeter Untersuchung der Konsuln: Rationem habebo.

Aufnahme zu hindern und den Bewerber auszuschließen, wie C. Martius Rutilius nicht unter die Bewerber um die Censur aufgenommen wurde [7]).

Jetzt erst durfte der Bewerbende die toga candida tragen, als Zeichen seiner Amtsfähigkeit, und sich zu einem Amte melden [8]). Alle Überredungskünste wurden von ihm und seinen Freunden aufgeboten, des Volkes Gunst zu gewinnen [9]). Hatte er früher schon in Reden, die er vor dem Volke hielt, Schmeichelworte und Lobreden nicht gespart, oder, wenn er nicht selbst zu reden vermochte, Andere für und von sich reden lassen [10]): so wollte er noch tiefer ins Herz stimmfähiger Bürger dringen. Er gürtete kein Untergewand, sondern schlug die glänzende Toga nur um, seinen stark gebaueten Körper zu zeigen oder mit den Narben der im Kriege empfangenen Wunden, den Verdiensten um das Vaterland, zu pralen. Er suchte nicht allein den Umgang der Höhern und Reichen, sondern auch die Bekantschaft des Armen, war er nur stimmfähig, und dingte sich einen mit vielen Bürgern bekanten Sklaven [11]), welcher ihm jeden Entgegenkommenden nennen mußte. Hier spreche Horaz:

> Ists Gunst des Volks, Beförd'rung, Ansehn, Rang,
> so kaufen wir uns einen Sklaven, der
> ganz Rom auswendig weiß, und wenn wir durch
> die Straßen gehn, uns in die Seite bohrt,
> um über einen Karn voll Steine, oder zwischen
> emporgezogenen Balken, diesem bald,
> bald jenem Ehrenmann die Hand zu reichen:
> „Der (raunt der Nomenklator dir ins Ohr)
> „vermag ein Großes in der Fabischen Zunft,
> „der Alles in der Claudischen: er gibt
> „die Fasces, wem er will und mag,
> „und wem er übel will, der mache sich
> „nur keine Hoffnung zum curulschen Throne!"
> Hübsch allen Leuten freundlich zugenickt,
> und jeden gleich, wie es sein Alter gibt,
> zum Vater oder Bruder adoptirt [12]).

Durch große Versprechungen suchte er sich Stimmen zu sammeln und schickte besondere, in dieser Kunst erfahrene Leute herum, welche für gewisse Summen die Zustimmung der Bürger erhandelten [13]); legte eine bedeutende Summe zu diesem Behuf bei Andern [14]) nieder, damit jene ihrer Zahlung desto sicherer entgegen sehen konten; und bestimte noch Andere, welche das bedungene Geld auszahlten. [15]). Der ärmere Kandidat, dem sein Vermögen diese Bestechungsart nicht gestattete, theilte Gemüse, Getreide, Hülsenfrüchte und Öl aus. Von ihm spricht Persius:

> Noch weiter; ist der frei, den die Begierde
> nach Amt und Ehre brent? Steh' zeitig auf,
> vertheile Zugemüs' mit voller Hand
> dem wilden Pöbel, daß die faden Alten,
> im Sonnenschein gelagert, sich von dir
> und deinen Spenden an dem letzten Fest
> eins mähren können. Denn des Volkes Liebling
> zu seyn, ist doch wahrhaftig allerliebst [16]).

Zwar war jede Bestechung in den Gesetzen verboten, oder doch wenigstens, weil ihrer die Großen und Machthabenden nicht ganz entbehren wolten oder konten, die Summen dazu festgesetzt; aber doch geschah es oft öffentlich und man überschritt die Summe. Julius Cäsar erfuhr dieses selbst zu seinem Nachtheile [17]).

Wie man um die Gunst der Geringern buhlte, so auch um die der Höhern. Der Candidat drängte sich an sie, begleitete sie allenthalben, empfahl sich ihrem Wohlwollen aufs Demüthigste, zog die Augen des Volks auf sich, und rechnete auf ihre Stimme am Wahltage. Zu drei verschiedenen Malen wurde innerhalb 17 Tagen der Tag zur Wahl jeder obrigkeitlichen Person angekündigt, damit alle Stimmenfähige, auch vom Lande, erscheinen konten. Kaum erleuchteten die ersten Sonnenstrahlen den Quirinalis oder Collis hortulorum, welcher sich über das Marsfeld, wo die Wahlfähigen sich versammelten, erhob, so wanderten die Candidaten, umgeben von wahren und gedungenen Freunden, Schmeichlern und Dienern, auf der Anhöhe hin und her, um ihr Andenken beim versammelten Volke zu erneuern, stiegen auch wol herab, mischten sich unter das Volk, versicherten sich persönlich der geworbenen Stimmen und suchten sie noch zu vermehren. Jetzt erschien der Konsul oder eine Magistratsperson an seiner Stelle, und bestieg mit entblößtem Haupte das Tribunal, ein hölzernes Gerüst, anfänglich nur mit Schranken, später durch Augustus, Agrippa und Lepidus mit Marmorsäulen umgeben, zu welchem schmale Steige führten [18]), opferte und sprach über den Zweck der Volksversamlung, die Wichtigkeit der Wahl, nante die Amtskandidaten beim Namen, und empfahl sie dem Volke mit Berührung der Gründe, welche sie zur Annahme des Amtes hatten. Vor dem Tribunal stand das Volk, welches jetzt seine Stimme abzugeben aufgefodert war. Es theilte sich jede Klasse in ihre Centurien, und diese erwarteten durch das Los den Aufruf zum Stimmen. Der Konsul nahm so viele mit dem Namen der Centurien beschriebene Kugeln, als jede Klasse zählte, mischte sie in einer Urne und zog. Die erste Kugel rief die darauf verzeichnete Centurie zum Stimmen [19]).

7) Traten Hindernisse der Aufnahme entgegen, so lautete der Beschluß: Rationem non habebo, non renuntiabo. 8) Dieß nannte man profiteri apud populum. 9) Auram populi captare. *Cic.* Verr. I, 13. et alibi. Cf. Ernesti Clav. Cic. 10) Von Cicero's Toga candida benanter Rede ist noch ein Fragment verhanden. *Cic.* Opp. Tom. VI. p. 473. Bip. 11) Er hieß Nomenclator, Namennenner. 12) Wieland's Übers. v. Horaz. Briefe 1, 6, 50—55. Im Hause eines vornehmen Römers, welcher um Volksgunst buhlte, war ein Sklave, der alle Leute in Rom mit Namen zu nennen wußte, ein unentbehrliches Hausrathsstück. M. s. Wieland Not. 8. 13) Interpretes, per quos pactio de suffragio alicujus pro certa pecuniae summa obtinendo indiceretur. *Ascon.* ad *Cic.* Verr. II, 12. 14) Sequestres *μεσέγγυοι*. *Cic.* pro Coel. 7, 13. et alibi. *Id.* pro Planc. 8.

15) Divisores. *Cic.* Verr. II, 8. 16) *Aul. Pers.* Satyr. V. 177. nach Fülleborn. 17) *Sueton.* Jul. Caes. 19. 18) Ovile, septum. *Cic.* pro Milon. 15. Per ponticulos. *Cic.* ad Att. I. 9. 19) Sie hieß deßhalb praerogativa oder auch principium. *Liv.* IX, 38.

Sie schritt Mann für Mann über die schmalen Steige in die Schranken, und jeder gab bis zum Jahr 614 n. E. R. seine Stimme laut, später aber [20]) reichte ein besonders dazu bestellter Diener Jedem so viele mit Wachs überzogene Täfelchen, als Candidaten waren, bisweilen wol auch eine metallene Empfehlung für diesen oder jenen Candidaten in der Stille [21]). Mit seinem Griffel zeichnete er auf eines dieser Täfelchen den Namen dessen, den er zu diesem Amte am würdigsten hielt [22]), und legte dasselbe in die für diesen Candidaten vor dem Konsul stehende Kiste. Besondere Diener mußten darüber wachen, daß in die Kisten, deren so viele da standen, als Candidaten waren, nicht Tafeln, mit andern Namen, als denen sie gehörten, beschrieben, gelegt wurden [23]); und noch andere mußten auf einer Tafel neben dem Namen jedes Bewerbers mit Punkten die Anzahl der ihm gegebenen Stimmen bemerken [24]). Die Mehrheit der Stimmen ernante den Glücklichen, und fast stets entschied die erste Centurie, auch, wenn der günstigen Stimmen weniger waren, weil sich in den folgenden Centurien doch immer einige noch dazu fanden. Die Centurie trat wieder ab und Jeder warf die unbeschriebenen Täfelchen in eine am Ausgange der Schranken stehende Kiste, bei welcher ebenfals Diener für Ordnung sorgten [25]).

Der Glückliche war erkoren, und der Konsul nante ihn laut. Des Herolds Stimme rief seinen Namen noch lauter unter das Volk [26]). Der Gewählte hieß nun Designatus. Er stieg auf das Tribunal und schwor in die Hand des Konsuls feierlich, daß er die Gesetze des Stats genau beobachten wolle [27]), nahm die Glückwünsche seiner Freunde und des Volkes an, dankte in einer Rede dem Volke für das in ihn gesetzte Vertrauen, und begab sich auf das Capitolium, den Göttern zu danken [28]).

Ungekränkt übte das ganze Volk sein Wahlrecht bis auf Augustus. Dieser aber erzwang das Consulat im 24. Lebensjahre und gegen das Gesetz. Er rückte mit seinen Legionen Rom nahe, und ließ in ihrem Namen für sich durch Gesandte die konsularische Würde fodern. Dem Scheine, dieselbe zu verweigern, setzte einer dieser Gesandten entgegen: Hic faciet, si non feceritis. In der Folge warb er selbst um Stimmen für seine Günstlinge, stimte selbst mit und führte sie in die höchsten Statsämter. Diese Begünstigten nante man Candidati Caesaris oder Principis [29]). Später wählte er die Konsuln selbst, und ließ dem Volke nur einen Schatten seines Rechts, die Wahl der niedern obrigkeitlichen Personen, wo er aber doch zuweilen auch Täfelchen austheilen ließ und so die Empfänger zwang, auf seine Wünsche zu achten. Tiberius, Augusts Nachfolger überließ dem Senate die Wahl, und Nero gab sein Recht dem Volke wieder.

Den Designatis blieben noch einige Monate zur Vorbereitung auf ihr Amt. Gewöhnlich geschah ihre Ernennung im August und zu Anfange des Jahres traten sie ins Amt, ausgenommen die zu Censoren Ernanten, welche sogleich nach der Ernennung ihr Amt verwalteten. (Dr. *Schincke.*)

In den ersten Zeiten des Christenthums nante man die Neugetauften **Candidaten**, weil sie acht Tage lang ein langes weißes Gewand trugen, welches von einem Gürtel zusammengehalten wurde (*Zimmermann* diss. ad Tertull. Apol. c. 18. Fiunt, non nascuntur Christiani. Lpz. 1662. S. 52.). Hier ist die ursprüngliche Bedeutung noch sichtbar, die sich späterhin gänzlich in der eines um Amt sich Bewerbenden verlor. (*H.*)

CANDIDAT, theologischer, des Predigtamts, des Pfarramts (Candidatus Theologiae sacrae, Ministerii sacri), nent man in der protestantischen Kirche einen Theologen, welcher die Befugniß zu predigen und die Anwartschaft auf ein Pfarramt erhalten hat. Durch solches Amt soll eine fruchtbare Erkentniß des Christenthums und ein wahrhaft christlicher Sinn in einer bestimten Gemeinde befördert werden: deßhalb ist der Inbegriff von Einsichten und Geschicklichkeiten, der zur Übernahme desselben erfoderlich ist, als Besitz des Candidaten nachzuweisen. Die katholische Kirche verlangt in Beziehung auf das Meßopfer (Sacrificium eucharisticum) als den Mittelpunkt ihres Cultus, außerdem noch die ausschließliche Fähigkeit zur Verwaltung des Priesterthums (Ordo) und bindet deren Ertheilung (Ordinatio) an gewisse persönliche Eigenschaften des Candidaten, die zum Theil aus den Vorschriften für die Priester des alten Testaments (3 Mos. XXI.) abgeleitet worden sind. Indem aber diese Idee eines sichtbaren Priesterthums in der christlichen Kirche von den Protestanten verworfen wird: so ergibt sich von selbst, daß bei ihnen dergleichen Eigenschaften nur in Betracht kommen, wiefern sie die mehr oder minder segensreiche Führung des Predigtamts (Ministerium verbi divini) zu bedingen scheinen; z. B. das gesetzliche Alter (anni canonici). Desto sorgsamere Beachtung verdient die **Bildung** des protestantischen Candidaten und die darauf bezügliche **Prüfung** desselben. Von Beiden soll hier das Nöthige beigebracht werden.

I. **Bildung des Candidaten.** Wir müssen dabei von der **wissenschaftlichen Vorbildung auf gelehrten Schulen (Gymnasien)** ausgehen, weil die Natur des kirchlichen Lehramts dieselbe als nothwendig voraussetzt. In früheren Zeiten behauptete der geistliche Stand ein besonderes Anrecht an diese Anstalten, als **kirchliche Stiftungen**, und konte von denselben eine vorzügliche Berücksichtigung seiner Bedürfnisse fodern, so lange die neueuropäische Kultur an die Verbreitung des christlichen Kirchenthums gebunden, und die Geistlichkeit im alleinigen Besitze der Mittel zur Bildung war. Das änderte sich von selbst, sobald neben der Kirche die

20) Die Lex Gabinia hob 614, Cassia 616, Papiria 622 und Coelia 646 bei den verschiedenen Wahlen das laute Stimmen auf. Von der Cassischen Familie bewahrt die Rathsbibliothek zu Leipzig eine Münze, auf die ein Mann mit einem Täfelchen in der Hand und vor ihm eine Kiste mit Einschnitt geprägt ist, auf. 21) Sie hießen Diribitores a diribendo i. e. distribuendo. Cf. *Ernesti* Clav. Cic. s. v. diribere. 22) Tabella wird daher oft für suffragium gebraucht. *Cic.* ad Div. I, 9. 23) *Cic.* in Pison. 15. Die angesehensten Männer schämten sich nicht, dieses Amt zu verwalten. Sie hießen Custodes. 24) Rogatores, qui tabellas rogarent, reposcerent. *Cic.* post redit. in senat. 11. 25) Sie sollen Nongenti geheißen haben. 26) Pronuntiabatur und designabatur. 27) *Plin.* Panegyr. c. 29. 28) *Cic.* ad Att. II, 1. ad Div. XVI, 12. *Martial.* I, 113. 11, 168. 29) *Sueton.* Aug. 56, 3.

Schule zu der ihr gebührenden Selbständigkeit gelangte, und, in ihren verschiedenen Abstufungen, als Mittel der allgemeinen Bildung betrachtet und behandelt wurde. Dabei konte es freilich, wegen jener früheren Verhältnisse, nicht an mancherlei Reibungen zwischen den kirchlichen und Schulbeamten fehlen; indeß hat man sich doch allmälig dahin verständigt, daß die Kirche von der Schule die zweckmäßige Vorbereitung derjenigen erwartet, die sich ihrem Dienste aus eigenem Antriebe widmen wollen, und dagegen die Schule mit allen Einrichtungen unterstützt, die sie selbst zur vielseitigen Geistesbildung darbieten kann.

Bei dieser Bildung wird hauptsächlich der Sprachunterricht benutzt, sowol zur formalen Übung der Verstandeskräfte, als zur Mittheilung von Ideen, Begriffen und Empfindungen; und, wie das Gebiet der alten Sprachen die ungesuchte Veranlassung dazu wird: so gibt dasselbe dem künftigen Theologen auch die beste Gelegenheit, zur vertrauteren Bekantschaft mit den schriftlichen Urkunden des Christenthums den Grund zu legen. Aber auch die Anleitung zu einer christlich-religiösen Sinnesart gehört in den Kreis der Gymnasial-Bildung. Wiefern nun Unterricht dazu führen soll, muß dieser mit besonderer Rücksicht auf die anderweitige Bildung und Bildungsfähigkeit der Lehrlinge ertheilt, und dem gemäß für die Schüler der oberen Klassen so eingerichtet werden, daß er den Übergang von der Religionslehre zur gelehrten Theologie bildet, vorbereitend für künftige Geistliche und genügend für künftige Mitglieder anderer Stände. Doch Unterricht reicht zur Belebung des religiösen Sinnes nicht hin; zumal für ein Alter, das der vielfachen Anregung zur Frömmigkeit eben so fähig als bedürftig ist. Hier ist es daher, wo die Einrichtungen der kirchlichen Gemeinschaft sorgsame Beachtung verdienen, um ein religiöses Leben frühzeitig zu wecken, zu läutern und zu erhalten; hier ist es, wo die Kirche der Schule zu Hilfe kommen muß, da es den meisten gelehrten Schulen, als reinen Unterrichtsanstalten, an Mitteln zur religiösen Erziehung gebricht.

Der auf diese Weise vorbereitete Lehrling bezieht demnächst, um seine theologische Bildung zu erhalten, eine oder mehre Universitäten. Zum Wesen des Universitäts-Unterrichts gehört es, daß er eine Anleitung sei, die den Zuhörer in den Stand setzt, einen bestimten Zweig der Wissenschaften zu übersehen, die bisherigen Forschungen zu würdigen, und das Wahre in denselben herauszufinden. Danach erwartet nun der künftige Geistliche eine Anleitung zur wissenschaftlichen Erkentniß des Glaubens an die Offenbarungen des Christenthums, und zwar mit dem besondern Zwecke, dereinst als öffentlicher Religionslehrer davon Gebrauch zu machen.

Den Mittelpunkt seines Studiums bildet die Lehre, welche uns zu glauben dargeboten wird; so, daß die Aufgabe ist, diese Lehre, nach richtigen Grundsätzen der Kritik und Hermeneutik, aus den heiligen Urkunden abzuleiten, den gefundenen religiösen Gehalt des Christenthums in seiner geschichtlichen Entwickelung zu erforschen, und über die Angemessenheit desselben zu den Bedürfnissen der Zeit zu urtheilen. Als Resultat aber soll nicht ein todtes Wissen hervorgehen; indem uns das Christenthum nicht lediglich als Gegenstand des Wissens, sondern des Glaubens gegeben ist, und nur in dieser Beziehung die segensreichsten Folgen unter den Menschen herbeigeführt hat. Hier also ist es, wo der Studirende zu einer Selbstverständigung gelangen muß über seinen innern Beruf zum Geistlichen: er soll ja dereinst mitwirken, daß der Glaube an Jesus Christus erhalten werde und das Leben der Gläubigen verherrliche. Dazu komt allerdings die Hinsicht auf den künftigen äußern Beruf, wonach er unter bestimten Verhältnissen und mit bestimten Amtspflichten zu wirken hat. Als Lehrer soll er die Überzeugung der ihm anvertrauten Kirchenglieder bilden und lenken, und als Liturg dahin trachten, daß der Cultus seiner Kirche ein Ausdruck religiöser Ideen bleibe, und wiederum zur Erregung derselben diene; bei Beidem aber soll er die Stellung berücksichtigen, die er, als Geistlicher, zur Kirche und mit derselben zum State einzunehmen hat. Auch dazu bedarf er der wissenschaftlichen Anleitung, um dereinst mit Selbständigkeit zu thun, was der äußere Beruf erfodert.

In der Regel ist zu dieser theologischen Bildung ein Zeitraum von 3 Jahren bestimt, und muß derselbe zugleich zum Fortschreiten in der allgemeinen Bildung und zur Erwerbung solcher Kentnisse benutzt werden, die bei dem nächsten Fortkommen im Candidatenstande unentbehrlich sind. Sonach kann der Studirende, außer einer Grundlage von baren Kentnissen, zunächst nur Orientirung auf dem weiten Gebiete des theologischen Wissens erhalten; bei dieser Orientirung aber komt, in Hinsicht auf den künftigen Beruf, Alles auf Vermeidung der einseitigen Richtung an, daß entweder über der spekulativen Religionswissenschaft das Praktische des Christenthums außer Acht gelassen, oder dieß Praktische hauptsächlich in die Kunst der öffentlichen Rede gesetzt wird. Um desto nothwendiger ist planmäßiges Studiren unter der Leitung solcher Gelehrten, welche bei ihren Mittheilungen nicht lediglich den objectiven Anbau der Religionswissenschaft im Auge haben; sondern, als weise Lehrer der künftigen Geistlichen, für die zweckmäßige Berathung kirchlicher Gemeinden Sorge tragen wollen.

Daß die Führung des geistlichen Amts nicht unmitbar nach beendigter Universitäts-Bildung beginnen dürfe, ergibt sich aus dem bisher Gesagten; zugleich aber auch die Nothwendigkeit einer selbstthätigen Fortbildung, bei welcher zu den bisherigen Studien die Bekantschaft mit dem wirklichen Leben hinzukomt, und vielfache Übung an demselben, um dereinst durch die Wissenschaft auf dasselbe einwirken zu können. Es scheint freilich, als ob dieser selbstthätigen Fortbildung unübersteigliche Hindernisse entgegenständen. Denn in der Regel übernimt der künftige Geistliche, während seiner Candidatenjahre, den Beruf des öffentlichen Schullehrers oder des Privaterziehers, und dieser muß ihm, nach Recht und Billigkeit, als Hauptsache gelten, weil er sich dazu verbindlich gemacht hat, und dafür besoldet wird. Wiefern nun von gelehrten Schulen die Rede ist, so gehört ausschließende Beschäftigung mit den Schulwissenschaften dazu, um billigen Erwartungen auch nur einigermaßen zu entsprechen; bei Elementarschulen und bei der Privater-

ziehung tritt dagegen sehr häufig der Fall ein, daß bald Überladung mit ganz mechanischen Arbeiten, bald Abhängigkeit von äußeren Verhältnissen an einen der Kirche mehr oder weniger fremden Kreis des Wissens und Wirkens fesselt, und, bei dem gewöhnlichen Mangel an Hilfsmitteln, selbst die fortschreitende algemeine Bildung des Geistes hindert. Darf es nun befremden, wenn viele Candidaten des geistlichen Amts die Fortsetzung des theologischen Studiums gar leicht aus dem Auge verlieren, oder lediglich als Mittel zur Versorgung betrachten, und nach der nahen oder fernen Aussicht darauf einrichten?

Dennoch geht man zu weit, wenn man diese Hindernisse für unübersteiglich erklärt, und in dem Schuldienst eine Entfremdung vom Kirchendienst erblickt. In dem Geschäfte des praktischen Lehrers und Erziehers der Jugend liegt solche Entfremdung keinesweges; vielmehr gewährt dasselbe die dem künftigen Geistlichen unentbehrliche Übung im Katechisiren, die weder durch Lesung theoretischer Schriften, noch durch Versuche in schriftlichen Katechisationen ersetzt werden kann. Es komt nur hauptsächlich darauf an, daß die Verhältnisse gesetzlich bestimt und beachtet werden, in welchen Kirche und Schule Einen Zweck verfolgen, und zur Erreichung desselben sich gegenseitig unterstützen sollen. Zu diesen gesetzlichen Bestimmungen gehört unstreitig eine zweckmäßige Candidaten-Ordnung für den künftig zu übernehmenden Kirchendienst; aber auch eine darauf bezügliche, fortdauernde Berathung von Seiten der kirchlichen Behörden.

II. Prüfung des Candidaten. Der nachgewiesene Bildungsgang und die Wichtigkeit des Amts, zu welchem er führen soll, macht eine mehrmalige Prüfung unerläßlich. Man unterscheidet herkömlich bei derselben das Tentamen pro licentia concionandi von dem Examen pro Ministerio, und bezieht jenes auf die Fähigkeit zum kirchlichen Lehramte im Algemeinen, dieses auf die Tüchtigkeit zu einer bestimten Stelle. Wenn jedoch das Letztere erst nach Ernennung und Präsentirung zu einem Pfarramte vollzogen wird: so entsteht, bei befundener Untüchtigkeit, die peinlichste Verlegenheit sowol für die Prüfenden, als für den Geprüften. Darum ist es gegenwärtig in der evangelischen Landeskirche des preußischen Stats feststehende Einrichtung, nur die Wahlfähigkeit zu Pfarrstellen überhaupt durch das Examen pro Ministerio zu erforschen; so daß es nachgesucht werden kann, sobald der Examinandus sich dazu tüchtig fühlt, jedoch nicht früher, als Ein Jahr nach erhaltener Licenz zu predigen. Dagegen hat Jeder, der in ein bestimtes Pfarramt eintritt, ein öffentliches Colloquium zu bestehen, wofern seine Vocation nicht vor Ablauf desselben Jahres, in welchem er pro Ministerio geprüft worden, erfolgt.

Eine ähnliche Einrichtung besteht von Alters her in der schwedischen Kirche, aber aus einem andern Grunde. Man hat nämlich daselbst die Ordination der Geistlichen beibehalten, nicht, wie anderwärts, um dadurch die Befugniß zur Ausübung aller Amtsverrichtungen in einer bestimten Pfarrstelle zu ertheilen; sondern als eine an sich nothwendige Handlung, „weil es Übermuth sei, ein Mittel zu verachten, durch welches der heilige Geist, ohne den das evangelische Amt nicht verrichtet werden könne, sich mitzutheilen pflege." Es berechtigt jedoch nur die geschehene Berufung zu einem geistlichen Amte, oder die sichere Aussicht auf ein solches, oder die Bekleidung eines akademischen und Schulamts zur Ansuchung um die Ordination; und den Bischöfen liegt es ob, darauf zu sehen, daß die Zahl der Ordinirten im Verhältniß zum Bedürfnisse ihres Stifts stehe. Das vor der Ordination nothwendige Ordinationsexamen (Prästexamen) ist danach dem pro Ministerio gleich zu achten; es kann, wie dieses, nach Umständen wiederholt werden, und setzt die Prüfung pro venia concionandi voraus. Bei der Bewerbung um ein Pastorat und demselben gleichgeachtete Predigerstellen muß noch eine dritte Prüfung, das Pastoral-Examen, überstanden werden.

Zu allen diesen Prüfungen sind glaubwürdige Zeugnisse über den erreichten Grad der Bildung und das bis dahin bewiesene Verhalten beizubringen; indem Alles daran liegen muß, nur denen ein Predigtamt anzuvertrauen, welche die erfoderlichen Einsichten und Geschicklichkeiten besitzen, und damit auch gewissenhaften Ernst und wahrhaft christlichen Sinn verbinden. (*Ludw. Schaaff.*)

Candiren, Candis-Zucker, s. Zucker.

CANDOGLIA, dieses kleine, in der Lombardei hinter Mergozzo gelegene Dorf, ist seit Jahrhunderten berühmt wegen seiner Marmorbrüche, deren Schichtungsverhältnisse Amoretti [1]) und nach ihm Ebel [2]) genau angeben. Die Nähe der Tosa erleichtert die Verschiffung der schönen Marmorblöcke, die mittelst dieses Flusses, des Langen Sees (Lago Maggiore), des Ticino und des großen Kanals (Naviglio grande) nach der Hauptstadt gebracht werden. Der Dom zu Mailand ist größtentheils aus candoglischem Marmor erbauet [3]).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CANDOLLE (Pyramus), der Buchdrucker und Buchhändler zu Genf am Ende des 16. und zu Anfange des 17. Jahrh., ließ sich 1617 zu Yverdon nieder, war zwar nicht ohne Kentnisse, soll aber dennoch nicht der Verfasser mehrer Werke seyn, welche ihm beigelegt wurden *). (*Meyer von Knonau.*)

CANDOLLEA, Labill., nach dem berühmen Botaniker de Candolle in Genf genant, ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Dillenieen und der 18. Linné'schen Klasse. Kelch und Corolle bestehn aus 5 Blättern. Jedes Bündel Staubfedern enthält 4 bis 5 Antheren. Drei bis sechs Früchte enthalten jede 2 Samen. Drei Arten: C. *cuneiformis* Labill., *pedunculata* und *folliculata* R. Br. wachsen in Neuholland. — Derselbe Labillardiere nante in den Annal. du mus. 6. ein Stylidium, Candollea, und eben so Batari eine Agrostis. Auch kam Mirbel viel zu spät mit seiner Candollea, welche Desvaux Cyclophorus nante, ein Name, der, schon in der Konchylienlehre angewandt, von Kaulfuß mit Niphobolus vertauscht worden. (*Sprengel.*)

---

1) Viaggio da Milano ai tre Laghi. (Milano 1814) p. 48. 2) Anleitung die Schweiz zu bereisen. 3. Aufl. II. S. 468. u. III. S. 263. 3) *Millin* Voyage dans le Milanais (Paris 1817) I. p. 23. 291.

*) S. hierüber die Biograph. univers.

CANDY, Stadt auf der brit. Insel Seilan und vormals die Hauptstadt des Königreichs Candy, das 1815 vernichtet wurde. Sie heißt bei den Singalesen eigentlich Mahaneura, liegt im Innern der Insel im Corle Hewahette nach Davy Br. 7° 37′ L. 98° 12′ am Ausgange eines ziemlich breiten Thals am Ufer eines künstlichen Sees, bespült von der Mahawellé Ganga, etwa 1400 Fuß über dem Meere, hat den vormaligen königl. Palast, der einen bedeutenden Raum einnimt, eine 200 Fuß lange Façade darbietet, mit Mauern und Graben umgeben ist und an der einen Seite sich in dem 6eckigen Pateripua, wo der Monarch seinem Volke sich zeigte, endigt, viele Tempel, worunter der Dalada Malegawa, im chinesischen Geschmacke erbauet und im Besitze der heiligsten Reliquie der Singalesen, eines Zahns des Buddha, der vornehmste, bei dem heiligen Tempel Malwatte aber ein Kollegium von 40 Priestern angestellt ist und in welchem, der Asgirie Wiharé heißt, eine schöne Statue des Buddha steht, etwa 600 einstöckige Häus. auf erhöheten Postamenten stehend, und 1818. 3000 Einw., da sich der größte Theil der Singalesen weggezogen hat und die jetzige Bevölkerung meistens aus Moslemimen und andern Ankömlingen zusammengesetzt ist. Schon waren 1818. 2 britische Häus. erbauet und 1 Gefängniß und Kasernen wurden errichtet, aber die Nationalgebäude verfielen.

Das Reich der Singalesen, das Königreich Candy, ist uralt: der König herschte vor der Ankunft der Portugisen über die ganze Insel, verlor an diese und die Holländer nach und nach die Küsten, und auch endlich 1815, wo die Briten die Hauptstadt eroberten, den Thron und wurde als ein Gefangner mit seiner Familie nach dem Festlande abgeführt. Wir werden die Geschichte des Reichs in den Artikeln Singalesen und Seilan ausführlicher erzählen. *(Hassel.)*

CANEGGIO, Kreis des Bezirks Mendrisio im schweizerischen Kanton Tessin, mit 2200 katholischen Einwohnen, welche in den Gemeinden Bruzella (s. B. XIII. S. 259), Cabbio, Caneggio, Casina, Monte, Morbio superiore, Muggio, Sagno und Varallo vertheilt sind. Das Land ist gebirgig, und wird von der Breggia bewässert, die in den Lago di Como sich ergießt. *(Graf Henckel von Donnersmarck.)*

CANEL, ein Ort in dem Senegalreiche der Fulier am Guilulu, der in den Guilum und mit diesem in den Senegal geht; er hat 6000 Fulier zu Bewohnern und Eisenschmelzen, die das in der Nachbarschaft gewonnene Eisen verarbeiten. In den Niederungen am Flusse halten sich viele Löwen auf. *(Hassel.)*

CANELATA oder **CANELATE**, eine Stadt auf der Westseite der Nordspitze von Corsica, nicht weit vom Promontorium sacrum. Jetzt zu suchen bei Canari am Vorgebirge Canelle (nach Reichard). Nach Mannert bei Torre di Farinole*). *(W. Müller.)*

CANELLA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Guttiferae und der 16. Linné'schen Klasse. Kelch und Corolle bestehn aus 5 Blättchen: die Staubfadenröhre trägt 15 Antheren. Die Frucht ist eine dreifächerige Beere. Es sind zwei Arten bekant: C. *alba* in Westindien, deren weißliche Rinde sehr gewürzhaft ist und als cortex Winteranus in unsern Apotheken vorkomt, und C. *axillaris* Mart. in Brasilien. *(Sprengel.)*

Canella, Zeylonica, s. Cinnamomum.

CANELLAE ALBAE CORTEX, (Cortex Winteranus spurius, s. Costus corticosus), weißer Canneel oder Zimmet (Zimmetrinde) ist die innere Rinde von der in Carolina, auf Jamaica u. a. westindischen Inseln heimischen Canella alba Murr. et Willd. Sie besteht theils aus röhrenförmigen Zweigrinden, theils aus dickern und flachen Stamrindenstücken. Beide sind glatt, dicht, spröd; leicht zerbrechlich, außen weißgelblich oder gelbgrau mit röthlichen Querstreifen, innen durchaus weißlich, von schwachem, aber, zerstoßen, von stärkerm, würzigem Wohlgeruch, und von sehr aromatischem, nelkenähnlichem, brennendem Geschmack.

Durch diese Charakteristik unterscheidet sich der weiße Canneel hinreichend von Costus amarus und dulcis, welche oft statt jenes von Hamburg und Lübeck zu uns kommen, und von Cortex Winteranus verus, die oft noch mit dem spurius verwechselt wird, deren kalter wäßriger Aufguß jedoch weder den salpetersauren Baryt, noch das schwefels. Eisenoxydul fället, wogegen der Aufguß von echter Wintersrinde mit jenem Reagens einen graulichweißen, mit diesem einen schwarzen Niederschlag bilden.

Nach Henry [1]) soll es im Handel zwei Varietäten der weißen Canneelrinde geben, unter denen diejenige vorzuziehen sei, die eine dunklere Farbe, und einen sehr reizenden Geschmack besitzt.

Ihre wirksamsten Bestandtheile sind: Bitterstoff, und etwas goldgelbes, schweres Ätheröl. Petroz und Robinet [2]) erhielten daraus einen eigenen Zuckerstoff, und Bitterstoff, Harz, ein sehr scharfes, ja brennendes flüchtiges Öl, Eiweißstoff, Gummi, Stärkmehl und einige Salze. Henry [3]) fand in einer Sorte außer Bitterstoff, und einem flüchtigen Öl, Harz, Farbstoff, Gummi, Stärkmehl, vielen Eiweißstoff, essigs. Kali und Kalk, salzs. Kali und Talkerde nebst oxalsaurem Kalk, aber nur mit Mühe einige Krystalle, dagegen in einer dunklern Sorte von reizendem Geschmack desto mehr krystallinische Substanz.

Die weiße Canneelrinde leistet bei Magen- und Darmschwäche, und der daher rührenden Flatulenz, anhaltenden Diarrhöe und Kolik, in Verbindung mit reinbittern Arzneimitteln und mit Eisen, zu 10 — 20 Gran, oder in einem Aufgusse mit Wein zu 1 — 2 Dr. sehr gute Dienste.

Englische Ärzte empfehlen sie als Zusatz zur China, um deren Wirkung gegen Wechselfieber zu verstärken. Auch ist sie ein Bestandtheil mehrer Magenmittel, besonders in englischen Dispensatorien.

Übrigens gehört sie zu den ausländischen Küchengewürzen. *(Th. Schreger.)*

CANELLI, eine Stadt in der piemontesischen Provinz Asti, am Belbo, mit 3200 gewerblustigen Einw.,

---

*) *Ptolem.*

1) Im berlin. Jahrb. f. d. Pharm. XXIV. 2. S. 104. x.
2) Ebendas. S. 98. x.
3) Ebendas. XXIV. 1. S. 166. x.

bekant durch ihren guten Weinbau, ihre Kalkbrüche und als Geburtsort des Malers Aliberti*). (*W. Müller.*)

CANENS, die Tochter des Janus und der Venilia, Picus Gemalin, die sich über den Verlust ihres von der Circe in einen Specht verwandelten Gemals so abhärmte, daß sie in Luft verging. Der Ort an der Tiber, wo dieß geschah, ward von ihr Canens benant†). (*Ricklefs.*)

CANEPHORA Lam., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der 5. Linné'schen Klasse, deren 5- bis 6theiliger Kelch eine glockenförmige Blume enthält, in welcher die Antheren ohne Staubfäden sitzen. Das Stigma ist zweitheilig. Die zweifächerige Kapsel enthält in jedem Fach einen Samen. Zwei Arten: C. *axillaris* und *capitata* Lam., wachsen auf Madagascar. (*Sprengel.*)

CANET, 1) Villa in der span. Prov. Valencia, Govierno de Peñiscola, mit 1710 Einw., die 8 Brantweinbrennereien, Seidenbau und Bienenzucht unterhalten. — 2) C. de Mar, wohl gebaute Villa an der Küste der span. Prov. Catalonien, Vegeria de Gerona, nördlich von Mataro (19° 13′ L. 41° 36′ B.), mit 2800 Einw., Fischerei, Spitzenklöppelei, lebhaftem, ausgebreitetem Handel. (*Stein.*)

Cange, du, s. Dufresne.

CANICATTI, eine bedeutende Stadt in Sicilien, zur Intendantur Calatanisetta gehörig. Sie ist von großem Umfange und gut gebaut, aber im Verhältniß zu ihrer Größe schlecht bevölkert. Die Einwohner, nicht viel über 16,000, nähren sich größtentheils vom Landbau, und die Umgegend ist reich an Getreide, Wein, Feigen, Mandeln, Aloe; ja sie liefert selbst eine eßbare Distel. (*W. Müller.*)

CANIES, indische Völkerschaft in Neuspanien in Nordamerika, von der St. Bernhardsbai über den Bravo südwestlich hin, Jäger mit Bogen und Lederbekleidung. (*Stein.*)

CANIGOU, eine der höhern Spitzen der franz. Pyrenäen im Bezirk Prades des Dep. Ostpyrenäen südlich von Villefranche. Er erhebt sich 8646′ hoch, hat 4 Spitzen, kann auf 15 Meilen in der Runde gesehen werden und ist 4 Monate lang mit Schnee bedeckt. An seinem Fuße öffnen sich Schwefelquellen. (*Hassel.*)

Caninefaten, s. Bataver Th. VIII. S. 71 ff.

CANINI (Giovanni Angelo), Sohn eines Steinmetzen, geb. zu Rom 1617. Die erste Anleitung in der Kunst erhielt er von Dominichino Zampieri; da aber dieser nach Neapel ging, begab sich Canini in den fernern Unterricht des Antonio Alberti von Messina. Passeri [1]) beschreibt von ihm mehre Gemälde, die er für die Kirche St. Martino in Monti ausführte; als eine Dreieinigkeit, und den Tod des heil. Stephanus; ferner für die Kirche St. Giov. de Fiorentini die Bekehrung Pauli. So verdienstlich auch Canini als Maler ist, so blieb er doch immer ein größerer Zeichner. Er ist zu den gelehrten Künstlern zu rechnen, indem er viele antiquarische Kentnisse besaß, und ein eignes Werk mit seinen Zeichnungen und Bemerkungen herausgeben wolte, was aber erst nach seinem Tode, im Jahr 1666, erschien unter dem Titel: Iconographia, cioè disegni d'imagini de'famosissimi Monarchi, Regi, Filosofi, Poeti etc. con anotazioni di Mariantonio Canini. Roma, 1669 fol. Dieses Werk in italienischer und französischer Sprache wurde zu Amsterdam 1731 von neuem aufgelegt. (*Weise.*)

CANINI CAMPI, eine Ebene, welche Gregor von Tours in die Gegend von Bellinzona am Ticino versetzt, wo leider keine Ebene zu finden ist. Reichard glaubt, es sei darunter das Thal des Ticino zwischen Bellinzona und Locarno zu verstehn, wo der Flecken Cogna noch ein Überbleibsel des alten Namens seyn soll; Mannert hingegen sucht die Campi Canini am Bodensee†). (*W. Müller.*)

CANINO, ein kleiner Ort im Kirchenstate, nicht weit vom Lago di Bracciono, merkwürdig, weil er in dem Fürstentitel von Lucian Bonaparte steht, welcher hier ein Lustschloß besitzt. (*W. Müller.*)

CANIS (Hund). Zoologie. Eine bekante Säugthiergattung aus der Ordnung der Raubthiere, die neuerlich durch die Absonderung von Hyaena und Megalotis, von welchen wenigstens die erstere durchaus zu billigen ist, auf eine geringere Anzahl von Arten gebracht wurde, welche sich selbst vielleicht zum Theil wieder auf einander zurückführen lassen.

Im Oberkiefer finden sich auf jeder Seite sechs, im Unterkiefer sieben Backzähne, indem dort vor dem großen Backzahne nur zwei, hier drei falsche, oder schneidende Backzähne stehen. Hinter ihm liegen in beiden Kiefern zwei kleine stumpfe. Wie bei den Raubthieren im Allgemeinen, haben beide Kiefer auf jeder Seite drei Schneidezähne und einen größern Eckzahn. Die Vorderfüße haben fünf, die Hinterfüße nur vier äußerlich sichtbare Zehen, wenn gleich ein Rudiment der großen Zehe im Skelet vorhanden ist. Die Nägel sind längliche Grabnägel, nicht sehr spitz, nicht zurückziehbar, der Mund ist ziemlich spitz, die Barthare kurz, die Zunge platt, lang, die Ohren im Naturzustande gerade und spitz, der Schwanz ist mäßig lang, die Haut mehr oder weniger lang behart, meistens braun, von wo aus sie einerseits in Schwarz, andererseits in Gelb übergeht, wozu oft Weiß komt. Unter der Brust und dem Bauch finden sich sechs bis zehn Brustwarzen, am After und den Geschlechtstheilen keine eignen Drüsenbeutel außer den Afterdrüsen.

Im Algemeinen haben die Thiere dieser Gattung bekantlich sehr viel geistige Anlagen, besonders viel Gelehrigkeit und Anhänglichkeit, leben auch meistens zusammen und jagen in Geselschaft. Ihre Sinne, vorzüglich der Geruch, sind sehr scharf. Sie leben vorzugsweise von Fleisch, selbst todtem, sind indessen, wie der Bau ihrer Zähne und ihres Darmkanals, wo der Magen zwar einfach, aber sehr groß, der Blinddarm ansehnlich ist, schon andeutet, omnivor. Ihre Brunstzeit tritt im wilden Zustande nur einmal, im Winter, im gezähmten Zustande aber zweimal, namentlich auch im Sommer, ein.

---

*) Es finden sich drei piementesische Maler unter dem Namen Alberti oder Aliberti, nämlich Giovanni Carlo, Giuseppe und der sogenante Abbate Aliberti. S. *Bartoli.* T. I.

†) *Metam.* XIV, 416 fg.

1) *Passeri* vite de' Pittori etc.

†) *Greg. Tur.* X. 3. *Paul. Diac.* III. 30. Mannert Geogr. v. Ital. I, 183.

Die Trächtigkeit dauert im Algemeinen ungefähr neun Wochen. Die Zahl der Jungen variirt zwischen drei und fünf, höchstens sechs, wenn gleich die zahme Hündin bis auf zwölf wirft. Die Jungen sind während der beiden ersten Wochen blind, so daß nicht nur die Augenlieder, sondern auch die Pupille verschlossen sind; eine Bemerkung, die ich außerdem auch an neugebornen Katzen und Kaninchen gemacht habe und die wahrscheinlich für alle blindgebornen Thiere gilt. Das Weibchen hat für die Jungen die größte Zärtlichkeit und kämpft für sie. Mit dem zweiten Jahre sind sie meistens erwachsen und erlangen ein Alter von 15—20 Jahren. Sie leben vorzüglich in dichten Wäldern, wo die kleinern Arten meistens Baue graben, an denen sie außerordentlich hängen.

Man kann sie bequem in zwei Unterabtheilungen, die eigentlichen Hunde, mit runder Pupille, und die Füchse, mit länglicher Pupille zerfällen.

A. Eigentliche Hunde.

Es gibt vorzüglich folgende Arten:

I. Canis familiaris. (Haushund). Hauptcharakter ist der nach oben, nicht nothwendig, nach Linné's Annahme, auch nach links umgebogene Schwanz. Bei ihm ist vorzüglich die Gelehrigkeit uud Anhänglichkeit entwickelt, wodurch er vorzugsweise Hausthier geworden ist, das allein den Menschen überall begleitet hat. Vielleicht in Folge davon, vielleicht aber auch von ursprünglich verschiedener Entstehung, am wahrscheinlichsten aus beiden Gründen zugleich sind eine Menge Racen vorhanden, deren Zahl noch durch die Vermischung derselben vermehrt wurde. Ob er selbst eine eigene Art ist oder sich allein oder mit mehren auf eine andre zurückführen läßt, ist noch unentschieden. Die Veranlassung zu dieser Untersuchung gibt der Umstand, daß, wenn gleich hin und wieder, besonders in Amerika wild gewordne Hunde existiren, doch der Hund nirgends mehr ursprünglich wild zu seyn scheint. Hunter z. B. war der Meinung, daß Wolf, Hund und Schakal eine Art seien [1]). Güldenstädt suchte vorzüglich zu beweisen, daß der Schakal der ursprüngliche Hund sei [2]), und Pallas und Tilesius waren sehr zu Annahme dieser Meinung geneigt [3]). In der That haben die Letztern hinsichtlich der Bildung und Lebensweise viel Übereinkunft, indem sie bauen und in Gemeinschaft leben; doch hat man bis jetzt keine Erfahrung über die Möglichkeit, den Schakal völlig zu zähmen. Der Wolf lebt im Algemeinen einsam, unterscheidet sich also schon dadurch bedeutend vom Hunde. Andrerseits ist es durch mehre sichere Beobachtungen nachzuweisen, daß sich Wolf und Hund fruchtbar für mehre Generationen begatten. Büffon, der anfänglich nach einem einzelen Versuche an der Möglichkeit zweifelte [4]), machte später selbst mehre hieher gehörige Beobachtungen [5]). Andere Fälle führen Hunter [6]), Pallas [7]) und Masch [8]) an.

Indessen beweist auch dieß natürlich nicht, daß beide derselben Art angehören, zumal da bisweilen selbst das Produkt der Begattung des Pferdes und des Esels fruchtbar ist, sondern bestätigt nur die große Ähnlichkeit der Arten. Übrigens begatten sich auch Fuchs und Hund und andere Hundarten fruchtbar.

Mehre Schriftsteller haben außerdem versucht, unter den jetzt vorhandenen Hunderacen die auszumitteln, von welcher die übrigen nur Abänderungen seien. Büffon betrachtete als diese den Schäferhund, oder nahm wenigstens an, daß er die meiste Ähnlichkeit mit der ursprünglichen Race habe, weil die bei den Wilden und Halbwilden vorkommenden Hunde mit diesem die meiste Ähnlichkeit haben, nur dieser in Amerika gefunden wurde, überall ihre Anzahl auch noch jetzt am größten ist, und die Eigenschaften des Hundes bei ihm am Hervorstechendsten entwickelt sind [9]). Neuerlich hat zwar F. Cüvier den nachher bekant gewordnen neuholländischen Hund auf diese Weise bezeichnet [10]); indessen in der That aus keinem andern Grunde, als weil man ihn bei dem am wenigsten cultivirten Volke gefunden habe. Hiernach kann man aber höchstens das ursprüngliche Naturell des Hundes erkennen. Überdieß gibt er selbst in der Beschreibung der Gestalt, mit Ausnahme des Kopfes, wodurch er mehr dem Fleischerhunde, ähnlich war, und der Sitten desselben ausdrücklich viele Übereinkunft mit dem Schäferhunde an.

Wie schon vorher bemerkt, ist es am wahrscheinlichsten, daß ursprünglich mehre Arten entstanden, indem, abgesehn von der Größe, die Bildung und, damit übereinstimmend, wie davon abhängig, die Lebensweise so außerordentlich variirt, in welcher Beziehung man sich nur vorzüglich an die Dogge, den Windhund, den Schäferhund, den Dachshund zu erinnern braucht.

Wie dem auch sei, so sind die verschiedenen Hauptracen vorzüglich folgende:

1) Schäferhund, Haushund (C. pastoralis, villaticus). Ohren kurz und gerade, mittlere Größe, lange Hare, mit Ausnahme der Schnauze, Farbe hauptsächlich schwarz. Der Spitz, der Pommer, der isländische und sibirische Hund sind unbedeutende Varietäten hievon.

2) Jagdhund (C. venaticus s. sagax.). Lange, hängende Ohren, lange, fleischige Beine, kurze Hare, Farbe weiß, häufig gefleckt, oder braun.

3) Hühnerhund, Wachtelhund, Bracke (C. avicularius). Ähnelt dem Jagdhunde, hat aber eine kürzere, schmale Schnauze, kürzere Ohren und Schwanz, und dickern Leib.

1) Observations, tending to shew that the Wolf, Jackal and Dog are all of the same species. In Obs. on diff. kind of animal oeconomy. Ed. 2. London 1792. p. 143. 2) De Schacalla. N. comm. Petrop. Vol. 20. 3) Naturgeschichte des Eisfuchses, des kaukasischen Schakals und des Korsakfuchses. In den Verhandl. des kaiserl. Akad. d. Naturf. Bd. XI. Abh. 2. S. 375 ff.

4) Hist. nat. V. p. 210 ff. 5) Supplém. à l'hist. des animaux quadrupèdes. T. VII. p. 161 ff. 6) A. a. O. 7) Neue nord. Beitr. V. 255. Doch ist hier vielleicht vom schwarzen Fuchs als Vater die Rede. 8) Naturforscher. Bd. 15. S. 23 ff. 9) Hist. nat. V. p. 225 ff. 10) Recherches sur les caractères ostéologiques, qui distinguent les principales races du chien domestique. Ann. du Mus. Vol. 18. p. 333.

4) Neufoundländer (C. terrae novae s. natator). Hauptmerkmal ist die sehr lange Schwimmhaut zwischen den Zehen, die bei den übrigen Hunden viel kürzer ist, und weßhalb er ein trefflicher Schwimmer, das Wasser sein Lieblingsaufenthalt ist. Er ist übrigens ansehnlich groß, hat langes, feines Har und einen zottigen Schwanz.

5) Pudel (C. aquaticus). Hare lang und krum, Kopf dadurch dick, Ohren hängend, kürzere Beine als der vorige. Wol die klügste Race.

6) C. extrarius. Hare lang und seidenartig, Ohren hängend, Farbe weiß, oft gefleckt, Beine kurz. Es gibt viele Varietäten, von denen vorzüglich die kleinern, durch Kunst hervorgebrachten, sich durch Länge und Feinheit der Hare auszeichnen, so z. B. das Malteserhündchen (C. melitaeus), das Löwenhündchen (C. leoninus).

7) Dachshund (C. vertagus), sehr kurze Beine, die, vorzüglich die vordern, bei mehrern, vielleicht in Folge erblicher Rhachitis, nach außen gekrümt sind.

8) Fleischerhund C. laniarius, wovon der neuholländische Hund (C. Australasiae s. Dingo) eine unbedeutende Varietät, oder vielleicht der Typus ist. Der letztere hat die Hare des Schäferhundes, mit Ausnahme des Kopfes, der länger und schmäler ist, dichtes Har, besonders am Schwanz, Farbe graugelb, mittlere Größe, Ohren halbhängend. Die gewöhnlichen Fleischerhunde sind größer. Der dänische Hund (C. danicus) unterscheidet sich vom gewöhnlichen Fleischerhunde nur sehr wenig durch stärkere Behartheit.

9) Das Windspiel, der Windhund (C. leporarius) dagegen ist durchaus weit dünner und schlanker. Es gibt sehr verschiedne Varietäten von ihm.

10) Der Bullenbeißer, die Dogge (C. molossus). Sehr groß, Körper plump, dick, Schädel klein, Antlitz groß, breite Lippen, an der Seite herabhängender Schwanz, kurz, Hare glatt. Hieher gehören die Varietäten mit gespaltner Nase. Ohne besondere Anlagen, aber muthig.

11) Der Mops (C. fricator), sehr ähnlich, nur viel kleiner, Lippe weniger dick. Sehr wollüstig. Eine Varietät davon oder wenigstens eine sehr nahe Race ist der nackte oder türkische, richtiger ägyptische oder afrikanische, ganz falsch amerikanische Hund (C. aegyptius), der sich durch fast ganz nackte, schwärzliche Haut, feinere Schnauze und dünnere Beinen von ihm unterscheidet.

Diese verschiedenen Hauptracen hat F. Cuvier sehr richtig auf drei Hauptabtheilungen zurückgeführt, die vorzüglich nach der Bildung des Kopfes bestimt sind [11]). Die erste, welche 1—7. (Canes extrarii) enthält, zeichnet sich durch Breite, überhaupt starke Entwickelung des Schädels und der Stirnhöhlen, mäßige Länge des ganzen Kopfes, damit zusammenstimmend, stärkste Entwickelung der Geisteskräfte aus. Hieher gehören daher die besten Jagd- und Hofhunde und diese Racen zeichnen sich durch ihre Anhänglichkeit aus.

Die zweite, begreift 8. 9. oder die Fleischerhunde) (C. laniarii). Geringere Anlagen, doch Abrichtungsfähigkeit zur Jagd, besonders den Arten, die mehr Kraft als Geschick erfodern; der Kopf ist länger, der Schädel weniger gewölbt, als bei der vorigen Abtheilung.

Die dritte, 10. 11, die Doggen (C. molossi), zeichnen sich durch Höhe des Schädels und Kürze der Schnauze aus. Hieher gehören die einfältigsten Racen, was besonders für die kleinen gilt.

II. Canis lupus. (Gemeiner Wolf). Hat viele Ähnlichkeit mit dem Metzgerhunde, nur besonders einen dickern Leib und kurze Beine. Von den Hunden unterscheidet er sich überhaupt durch gerade herabhängenden Schwanz, der stark behart ist. Farbe graugelb, weil jedes Har abwechselnd weiß, schwarz und gelblich ist. Die Schnauze und die vordere Gegend der Vorderfüße sind schwarz. Im Winter wird er im Norden weiß. Außerdem gibt es Albino's. Bewohnt ganz Europa, mit Ausnahme von England, wo er ausgerottet ist, vorzüglich den Norden. Lebt in Wäldern einsam, jagt aber in strengem Winter mit andern seiner Art gemeinschaftlich. Er ist muthig und schlau, letzteres aber weniger als der Fuchs.

III. C. Lycaon. (Schwarzer Wolf). Unterscheidet sich vom vorigen vorzüglich durch etwas geringere Größe und ganz schwarze Farbe, Kleinheit der Augen. In bergigen, kalten Gegenden Europa's, vielleicht auch Amerika's. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß er nur eine Varietät vom gemeinen Wolfe ist.

IV. C. jubatus. (Rother Wolf, Mähnenwolf). Größe des Wolfs. Zimmetfarben, eine kurze schwarze Mähne längs dem ganzen Rücken. Har ziemlich lang. Lebt in Paraguay einsam in sumpfigen Gegenden.

V. VI. VII. Canis javanicus, C. mexicanus, C. antarcticus, kommen in den wesentlichsten Merkmalen mit dem Wolfe überein, sind aber, vorzüglich die beiden letzten, höchst wahrscheinlich eigne Arten.

VIII. C. cancrivorus. (Cayennische Hund). Grau, oben schwarz gefleckt, unten gelblichweiß, Ohren spitz, braun, Fußwurzel und Schwanzspitze schwärzlich, ähnelt dem Hirtenhunde und komt mit den folgenden Arten durch Feinheit der Schnauze überein.

IX. C. aureus. (Schakal) [12]), Größe des Fuchses. Oben gelbgrau, unten weißlich, Kopf spitz, Schwanz mittelmäßig, fuchsartig, an der Spitze schwarz, Pelz sehr dicht, Har sehr hart. Sehr übler Geruch. Lebt in Afrika und dem südlichen Asien in zahlreichen Herden. Hat durch Gestalt, Lebensweise und besonders Zähmbarkeit die meiste Ähnlichkeit mit dem Hunde.

X. C. anthus [13]). (Schakal von Senegal). Grau, oben stellenweise gelblich gefleckt, Schwanz länger als beim gewöhnlichen Schakal, an der Wurzel mit einem schwarzen Längenstreife. Von der Größe des vorigen, aber schlanker gebaut. Bellt nicht, wie der Schakal und hat einen weniger übeln Geruch.

XI. C. Mesomelas. (Schakal vom Kap). Größe

11) Dictionn. des sciences naturelles. T. VIII. p. 545 ff.

12) *Güldenstädt* de Schacalla. Nov. Comm. Petrop. Vol. 20. Tilesius a. oben angef. Orte. 13) *Geoffroy* et *F. Cuvier* Hist. des mammif. T. II.

des Schakal. Auf dem Rücken ein mit der Spitze an der Schwanzwurzel geendigtes, schwarzes Dreieck, Seiten roth, Schwanz fast bis zur Erde reichend, länger als bei den Schakals, mit denen er durch Lebensweise übereinkomt. Vaterland das südliche Afrika.

XII. C. corsac. (Der Korsak)[14]). Oben graugelb, unten gelblichweiß, Beine gelblich, Schwanz sehr lang, am Ende schwarz. Weit kleiner als die vorigen Arten, kaum von der Größe des Marders. Lebt herdenweise in den Steppen der Tatarei. Nach Pallas würde er sich seinem innern Baue nach von allen übrigen Hundearten durch die Anwesenheit zweier Blinddärme auffallend unterscheiden, doch scheint mir diese Ausnahme, zumal nach der unvollkommenen Art, wie sie bisher bekant ist, der Bestätigung zu bedürfen.

B. Füchse.

Die Füchse kommen unter einander weit mehr als die eigentlichen Hunde überein, und unterscheiden sich nur durch die Farbe.

I. Canis vulpes. (Gemeiner Fuchs, Birkfuchs). Rücken rothgelb, Bauch weiß, hinter den Ohren schwarz, Schwanz gerade, buschig, an der Spitze weiß. Länge von der Schnauze bis zur Schwanzspitze gegen 3 Fuß, wovon der, bis zur Erde reichende Schwanz über ein Drittel beträgt. Kopf ziemlich dick, Ohren gerade, Schnauze spitz. Die jungen Füchse sind ganz grau mit einem schwarzen Rückenstreif und ohne buschigen Schwanz. Vaterland der Norden der alten und neuen Welt. Seine Wohnung in Bauen, seine List, seine Raubgier sind bekant. Gewöhnlich sieht man den Brandfuchs (C. alopex), der mit dem vorigen gleiches Vaterland hat, aber seltner vorkomt, als eine eigne Art an, vielleicht aber ist er nur eine Abart. Er unterscheidet sich von ihm durch dunklere Farbe und schwarze Schwanzspitze. Eine andere Abart ist der europäische Kreuzfuchs (C. cruciger), der auch dunkler als der gewöhnliche ist und auf dem Rücken und den Schultern mehr Schwarz hat. Sehr nahe verwandt, vielleicht aber bloß eine Abart, ist auch der ägyptische Fuchs (C. niloticus), der sich von dem gemeinen fast nur durch mehr graue Färbung der untern Theile unterscheidet.

II. C. lagopus. (Isatis, Steinfuchs)[15]). Eine eigne Art, die man lange für eine bloße Abart vom vorigen gehalten hat. Hare lang, dicht, weich, im Sommer aschgrau oder hellbraun, im Winter weiß, Kopf kurz und dick, Pfoten unten harig. Lebt herdenweise in den nördlichsten Gegenden der alten Welt, nicht in Wäldern, sondern freien, bergichten Gegenden. Wandert, aber nicht periodisch. Sein Geruch ist nicht so übel als der des gemeinen Fuchses. Sein Pelz ist sehr geschätzt. Hieher gehören der blaue Fuchs und der Kreuzfuchs, dieser Fuchs im ersten Lebensjahre, wo er einen dunklen Längestreif auf dem Rücken und einen Querstreif auf den Schultern hat.

III. C. argentatus s. niger. (Schwarzer Fuchs, Silberfuchs), häufig mit dem schwarzen Wolfe, C. Lycaon verwechselt. Hare schwarz, stellenweise weiß, dicht, sehr fein, Schwanzspitze weiß. Eine Varietät ist der Silberfuchs, wenn die Harspitzen mehr Weiß haben. Vaterland das nördliche Amerika und Asien. Das theuerste Pelzwerk unter den Fuchsarten.

Bloß in Amerika kommen noch mehre Arten, namentlich IV. C. decussatus (der Kreuzfuchs); V. C. fulvus (der Falbfuchs); VI. C. virginianus (der virginische oder Graufuchs); VII. Canis tricolor (der dreifarbige) Fuchs vor. Die drei ersten leben bloß in Nordamerika, der letzte außerdem auch in Paraguay. Alle haben ungefähr die Größe des gemeinen Fuchses. C. fulvus unterscheidet sich von ihm, außer der Färbung, auch durch die Bildung des Kopfes, indem die obern Ränder der Ursprungsstelle des Schlafmuskels über einen Zoll weit von einander abstehen, während sie beim gemeinen Fuchse in der Mittellinie zusammentreten. Dieß fand ich schon während meines frühern Aufenthaltes zu Paris an einem unter dem Namen des virginischen Fuchses in der dortigen Samlung befindlichen Schädel, der nach spätern Untersuchungen der Art V. anzugehören scheint, und beschrieb den Schädel bald nachher[16]). Später hat F. Cuvier dieselbe Bemerkung gemacht[17]).

Merkwürdig ist, wie ich auch schon anführte, daß zugleich die hintern Backzähne dieses Schädels breiter, die Spitzen von allen viel stumpfer, breiter und niedriger sind, so daß hiernach diese Art und vielleicht die nahe verwandte des eigentlichen virginischen Fuchses weniger fleischfressend als andre sind. (*J. F. Meckel.*)

CANISIUS, eigentlich de Hondt, ein niederländisches Geschlecht, aus dem sich als Gelehrte einen Namen machten I. Peter Canisius, geboren zu Nimwegen den 8. Mai 1521. Er trat zu Köln 1543 in den Jesuiterorden, lehrte die Theologie daselbst, ferner zu Ingolstadt, wo er Rector und Vicekanzler der Universität war, zu Wien und Prag, und starb den 21. December 1597 zu Freiburg in der Schweiz, in dem Seminarium seines Ordens, das er selbst gestiftet hatte. Er war der erste Teutsche, der in die Gesellschaft Jesu trat, auch der erste Provinzial derselben in Teutschland, und das thätigste Werkzeug zur Ausbreitung des Ordens, dabei unermüdet, und zwar nicht ohne Erfolg, durch Predigten, Unterricht der Jugend und seinen Einfluß bei den Großen die sogenanten Ketzer zu bekehren. Dieß gelang ihm besonders im Östreichischen, nachdem ihn der Kaiser Ferdinand 1553 von Ingolstadt nach Wien, zur Visitation der Universität berufen hatte, wo er unter andern bemüht war, die bisher gewöhnliche Anstellung auch evangelischer Lehrer aufzuheben. Wegen seines Eifers in Bekehrung der Ketzer, nanten ihn die Protestanten, mit seinem Namen spielend, den östreichischen Spürhund, und als er nach Prag kam, um daselbst ein Jesuiten-Collegium anzulegen, machten die Hussiten und Wiclefiten den Vers auf ihn: Hinc procul esto *canis*, pro nobis excubat *anser*. Seine Verehrer hingegen erklärten ihn für den zweiten Apostel der Teutschen; der Papst ernante ihn zu seinem Nuncius

14) Hablizl in Pallas n. nord. Beitr. Bd. III. S. 29 ff. 15) *J. G. Gmelin* animalium quorumd. descriptio. Nov. Comm. Petrop. ann. 1754. 55. p. 358.

16) Übers. v. Cuvier's Vorl. üb. vergl. Anat. III. 1810. S. 45 ff. 17) Dict. des sc. nat. T. VIII. 1817, p. 569.

in Teutschland, und der Kaiser wollte seine Betriebsamkeit mit dem Bisthum Wien belohnen. Da aber der Stifter des Ordens, der h. Ignatius, sich diesem Vorhaben widersetzte, so verwaltete Canisius dieses Bisthum wenigstens ein Jahr, stand als kaiserl. Hofprediger in hohem Ansehen, und wohnte auch der tridentinischen Kirchenversamlung bei. Auf Befehl des, für die Reinheit der katholischen Lehre eifernden, Kaisers schrieb er einen großen und kleinen Katechismus [1]), der, nachdem er von dem heil. Ignatius und einigen Theologen geprüft und gebilligt worden war, in allen Schulen Niederöstreichs und in der Grafschaft Görz eingeführt wurde, sich von da in viele andere Länder verbreitete, und in der katholischen Kirche eben das wurde, was der kleine Katechismus Luthers in der evangelischen geworden ist. Canisius trägt die ganze christliche Lehre, dem Lehrbegriffe seiner Kirche getreu, nach der Weisheit und Gerechtigkeit geordnet, mit großer Klarheit und Bestimtheit vor, mischt viel Moral und Casuistik ein, verläugnet aber den jesuitischen Geist nicht, der ihn belebte [2]). Er edirte auch mehre Kirchenväter, z. B. *S. Cyrilli* patriarchae Alexandrini Opera. Colon. 1546. Vol. II. fol., schrieb Commentaria de verbi divini corruptelis. Ingolst. 1583. Vol. II. fol. gegen die Magdeburgischen Centuriatoren, u. a. m. in lateinischer und teutscher Sprache, das bei Paquot nachgesehen werden kann [3]). — Sein Neffe war II. Heinrich Canisius, geboren zu Nimwegen 1625; er studirte zu Löwen, kam 1590 als Lehrer des kanonischen Rechts nach Ingolstadt, und starb daselbst den 2. September 1610. Ein gelehrter Kanonist, viel belesener und fleißiger Schriftsteller und Samler schätzbarer historischer Denkmäler, besonders in Beziehung auf Kirchengeschichte, in seinem Hauptwerke: Antiquae lectionis T. I. in quo XVI. antiqua monumenta ad histor. medii aetatis illustrandam nunquam edita — omnia nunc primum e Msptis edita et not. illustr. Ingolst. 1601. T. II — VI. 1602 — 1604. 4. (der 3. 4. und 5. Bd. bestehen aus 2 Theilen und der 5te erschien vermehrt unter dem Titel: Promptuarium ecclesiasticum, in quo LV. auctores nunquam antehac editi continentur, Ib. 1608. 4.). Da der Samler die Aufsätze abdrucken ließ, wie er sie entdeckte, so vermißt man eine gute Ordnung, kritische Sichtung, erläuternde Anmerkungen ꝛc. Mängel, denen Basnage abzuhelfen bemüht war, in seiner (nicht alle Stücke der ersten Ausg. enthaltenden) neuen Auflage, unter dem Titel: Thesaur. monumentor. ecclesiast. et historicor. Antw. (Amst.) 1725. Vol. VII. fol. in 4 oder 5 Bdn. Diesem Canisius verdankt man auch die erste Ausgabe von der Chronica Victoris, episcopi Tunnunensis et Johannis Biclariensis episcopi. Ingolst. 1600. 4., eine Ausgabe von des Pauli Diaconi historia miscella. Ib. 1603. 12. u. a. m. Seine Summa juris canonici. Ib. 1599. 4. wurde oft gedruckt, zu Paris, Antwerpen ꝛc. in 8., und gesammelt erschienen seine Opp. juris canonici. Lovanii 1649. und Colon. 1662. fol. [4]). — Sein Neffe und Peters Enkel war III. Jakob Canisius, zu Calcar im Herzogthum Cleve 1586 geboren, der 1606 zu Rom Jesuit wurde, in den Ordensschulen Humaniora und Philosophie lehrte, und den 27. Mai 1647 zu Ingolstadt starb. Man hat von ihm mehre dogmatische und ascetische Schriften, und aus dem Spanischen übersetzte er mit vielen Vermehrungen die Vitas Sanctorum *Petr. Ribadeneirae*. Colon. 1630. fol. [5]). (*Baur.*)

CANISY, Marktfl. im Bez. S. Lo des franz. Dep. Manche, hat 180 Häus. und 948 Einw., welche Zwillich, Droguets, Tischzeug und Packleinewand verfertigen. Er war einst der Hauptort eines Marquisats. (*Hassel.*)

CANITZ (Friedrich Rudolph, Freiherr von), ward aus einem alten preußischen Geschlechte den 27. Nov. 1654 zu Berlin, einige Monate nach dem Tode seines Vaters geboren; studirte zu Leiden und Leipzig, und nachdem er sich eine Zeit lang in Italien und Frankreich aufgehalten, auch England und Holland besucht hatte, ward er am Hofe des großen Kurfürsten Kammerjunker, in welcher Stelle er dem Kurfürsten auf seinen Feldzügen nach Pommern und Preußen folgte. Im J. 1682 wohnte er als Gesandter beim oberrheinischen Kreise zu Frankfurt am Main dem Congresse bei, der wegen der von den Franzosen nach dem nimweger Frieden vorgenommenen Reunionen gehalten wurde; und von dieser Zeit an wurde sein diplomatisches Talent fast in allen auswärtigen Verhandlungen des preußischen Hofes benutzt. Vorzügliche Verdienste erwarb er sich durch wiederholte Gesandtschaften nach Hamburg und Wien um Wiederherstellung der Ruhe des niedersächsischen Kreises, die durch den Herzog von Celle und die Einmischung Dänemarks gestört worden war; so wie er nachher auch einen

---

1) Summa doctrinae et institutionis christianae sive catechismus major 1554 und Institutiones christianae pietatis seu parvus catechismus catholicorum, wahrscheinlich zuerst 1566. und seitdem bis auf unsre Zeiten viele hundert Mal mit Abänderungen wieder gedruckt, und in die meisten Sprachen übersetzt, z. B. in die illyrische 1583. 4.; in die griechische von Mayr, Prag 1612. 8. griechisch und lateinisch zu Augsb. 1612. 8. Teutsch, sehr oft, zuletzt Landshut 1824. 8. Unter den Commentatoren des Canisius ist der bekanteste der Jesuit Peter Busäus, der jeder Frage eine Menge Stellen der Bibel, der Kirchenväter, Concilien und liturgischen Schriften, zur Bestätigung der vorgetragenen Lehren, beifügte: Opus catecheticum s. de summa doctrinae christianae *Petri Canisii*, scripturae testimoniis solidisque SS. Patrum sententiis illustratum. Colon. 1586, Ed. IV. 1606. fol. S. Köchers katechet. Gesch. der päpstl. Kirche 47. Adelung's Gesch. der Jesuiten 1. Bd. 470. Raupachs evangelisches Östreich 43 ff. Die kaiserl. Verordnung wegen des Canis. Katechismus, ebend. in den Beilagen S. 43. 2) Schröckh's Kirchengesch. seit d. Ref. 4. Th. 211. Stäudlin's Gesch. d. theol. Wiss. 2. Bd. 270. 3) *Matth. Raderi* vita P. Can. Monachii 1614. 8. Teutsch. Dillingen 1621. *F. Sacchini* de vita et rebus gest. P. Can. Ingolst. 1616. 4. Vie du père Can. (par *Dorigny*). Colog. 1692. 12. öfter; auch italien. Biographien von Langora und Foligatti. *Sweertii* Athenae belgicae 600. *Fabricii* hist. bibl. suae. P. III. 365. *Foppens* bibl. belgic. 960. *Harzheim* bibl. Colon. 267. *Alegambe* bibl. scriptor. S. J. 374. *Paquot* Mémoires T. XIV. 84 — 123.

4) *Sweert.* l. c. 324. *Magiri* eponymolog. voc. *Baillet* jugemens T. II. 206. *Foppens* l. c. 435. *Freytag* analect. lit. 200. *Clement* bibl. cur. T. VI. 197. *Paquot* Mém. T. XIV. 126 — 163. Kobolt bair. gel. Lex. Landshut 1795. Ergänzungen und Bericht. Ebend. 1824. 8. 5) Alegambe und Kobolt a. a. O.

Vergleich zwischen dem dänischen Hofe und dem Herzog von Holstein (1689) vermitteln half. Gleichen Vertrauens von Friedrich III., als von seinem ersten Herrn gewürdigt, und mit persönlicher Gnade und Ehrenstellen belohnt, erkrankte er 1699 auf einer Gesandtschaft im Haag, kehrte sehr geschwächt nach Berlin zurück, und starb kurz darauf (den 16. Aug. 1699) in seinem 45. Jahre. Der einzige Sohn, der ihm von mehren Kindern erhalten worden, überlebte ihn nur wenige Wochen, und endigte durch seinen Tod den preußischen Zweig seines Hauses. Canitz besaß alle Talente eines Friedensstifters in ausgezeichnetem Grade; eine angenehme Gestalt, ein ruhiges Gemüth, scharfes Urtheil, natürliche Beredsamkeit, und, was bei den Diplomatikern seiner Zeit am seltensten gefunden wurde, Talent und Neigung, immer den kürzesten Weg zu verfolgen und unnütze Weitläufigkeiten abzuschneiden. So gelang es ihm, fast bei allen Geschäften dieser Art, bei mehr als zwanzig Gesandtschaften, den Beifall beider Theile zu erwerben. Indem er aber hierbei mehr seiner Pflicht, als innerer Neigung folgte, und auf seinem Wanderleben immer die Sehnsucht nach häuslichem Glück und der Stille des Landlebens im Herzen trug*), erheiterte er seine müßigen Augenblicke mit den Spielen der Poesie, und erwarb hier das Verdienst, eben sowol dem unnatürlichen und aufgedunsenen Schwulst, als der flachen Gemeinheit seines Zeitalters entgegengetreten zu seyn. Sein Aufenthalt in Frankreich, wo damals Boileau auf dem Gipfel des Ruhmes stand, veranlaßte ihn, sich in Satiren zu versuchen, unter denen sich die, andern Dichtern nachgebildeten, vor den eignen auszeichnen. In Rücksicht auf Tiefe des Gefühls, möchten wir den geistlichen Gedichten den Vorzug geben; aber in allen verdient, mit einigen Ausnahmen, die Richtigkeit des Geschmacks, der Sprache und des Versbaues Lob**). Er selbst hat nie seine Gedichte öffentlich bekant gemacht; und die Verbreitung einiger von scherzhaftem Inhalt mißbilligte er so sehr, daß er lieber ganz auf Spiele dieser Art Verzicht zu thun drohte. Erst nach seinem Tode wurden sie unter dem Titel: Nebenstunden unterschiedener Gedichte (1700 auf 6½ Bogen) von Joachim Lange, mit einer Vorrede des Freihern von Canstein ans Licht gestellt, ohne Namen des Verfassers, der erst, nach wiederholten Auflagen, im J. 1719 auf dem Titel genant wurde. Die vollständigste, von fremden, schon in der zweiten Ausgabe (1702) angereiheten Zugaben gereinigte Ausgabe erschien zu Leipzig und Berlin 1727 mit einem ausführlichen, aus guten Quellen geschöpften Leben des Dichters, und brauchbaren historischen Erklärungen von Joh. Ulrich König; wiederholt 1750 und 1765 und mit veränderter Anordnung zu Zürich 1737 ohne Lebensbeschreibung und Anmerkungen, in gefälligem Äußern, Bern, 1770. 8. Unter den Wiederherstellern des guten Geschmacks auch im Auslande genant und geehrt, erscheint Canitz Name in *Huber* Choix de Poesies allemandes. Seine sämtlichen Schriften sind übersetzt von Leonardo Riccio, unter dem Titel: Componimenti poetici del Libero Signor de Canitz. Fiorenz. 1757. aber, wie man sagt, ohne hinreichende Kentniß der teutschen Sprache. (*F. Jacobs.*)

*) Im J. 1690, wo er einen kurzen Zischenraum von Ruhe auf dem Lande genoß, schrieb er an einen seiner ältesten und vertrautesten Freunde: „der Hof hat keine Reize für mich: ich betrachte die Ehrenstellen, die man dort mit so vielem Eifer sucht, als Ketten, die uns hindern — unsre Freiheit, die doch alle Reichthümer der Welt übertrifft, vollständig zu genießen." Mit seinen beiden Gemalinnen lebte er in glücklicher Ehe. Von der ersten sagt er in einer Trauerrede, die wir nicht zu seinen besten Werken zählen:

Manches Weib wird hochgepriesen,
Das kaum so viel Tugend zählt,
Als die Seligste von diesen
Aus Bescheidenheit verhehlt.

**) Eine ausführliche Beurtheilung von Canitz Gedichten, und dem Maße seines Talentes s. in den Nachträgen zu Sulzer 3. Th. 2. S. 448 ff.

CAÑIZARES (D. Joseph de), spanischer Lustspieldichter, der zu Ende des 17. und Anfange des 18. Jahrh. am Hofe zu Madrid lebte, zeichnete sich vornehmlich in den comedias de figurones aus, worin Großthuer sich durch Schlauheit geltend machen. Die Franzosen rühmen die Regelmäßigkeit seiner Stücke, die ihren Beifall aber mehr ihrer Karikaturzeichnung und ihrem dramatischen Leben verdanken. Er schrieb sehr viele Stücke, von denen man den größeren Theil in dem Katalog von 4409 Lustspielen, welchen die Erben von François Medèl 1755 zu Madrid herausgaben, angezeigt findet. Jetzt halten sich davon nur noch sein Musico por el amor und sein Domine Lucas, den man als Landjunker-Student treffend charakterisirt hat. (*H.*)

CANNA, eine Pflanzen-Gattung, deren natürlichen Verwandtschaft mit den Scitaminen nicht zu verkennen ist, die aber mit *Maranta* und *Thalia* eine eigene Gruppe, der Canneen, ausmacht, und in die erste Linné'sche Klasse gehört. Eine doppelte gefärbte, unregelmäßig dreitheilige Blumenhülle trägt einen blattartig erweiterten Staubfaden und ein ähnliches Pistill. Eine 3fächerige Kapsel enthält kugelichte Samen. Es sind etwa 14 Arten bekant, unter welchen C. *iridiflora* R. et P. aus Peru die schönste ist, und in der Bildung der Blume am meisten von den übrigen abweicht. (*Sprengel.*)

CANNA, CANNAY, Eiland, zu der Hebridenkette der scotischen Shire Inverneß gehörig. Es liegt ¾ Meilen im NW. von Rum, ist zwar mit Gebirgen bedeckt, hat aber sonst eine grüne ziemlich fruchtbare Oberfläche und wird von etwa 400 Hochscoten bewohnt, die zu dem Kirchspiele der Small Isles gehören, etwas Gerste, Hafer und Kartoffeln bauen, und sich sonst von der Viehzucht, dem Kelpbrennen (jährlich 20 Tonnen) und dem Kabliau- und Häringsfang nähren; zuweilen treiben Wallfische in ihre Buchten. Auf diesem Eilande steht der bekante Kompaßfelsen, der Veränderungen in der Magnetnadel hervorbringt. (*Hassel.*)

CANNABIS, Hanf, eine Pflanzen-Gattung, die mit dem Hopfen am nächsten verwandt ist, und zur 22. Klasse gehört. Die männliche in Rispen stehenden Blumen tragen in einem 5blätterigen Kelch fünf 2fächerige Antheren: die weiblichen Blumen bestehen in einer einfachen Schuppe mit 2 Pistillen; der Same ist eine Karyopse. Als Vaterland der einzigen bekanten Art: C. *sativa*, wird Persien angegeben, allein Herodot schon

(4, 74.) gibt sie wild wachsend in Scythien an. Zu seiner Zeit webten die Thracier sich Kleider daraus, und Marschall von Bieberstein fand den Hanf in Taurien wild. Auch als betäubendes Mittel benutzten schon zu Herodots Zeiten die Scythen den Hanf, wie die Morgenländer noch jetzt ihr berauschendes Mittel, Haschisch (حشيش) daraus bereiten. (*Sprengel.*)

Cannabis sativa, Hanf; 1) die Blätter dieser einjährigen Pflanze zeichnen sich schon durch ihren auffallenden widrig narkotischen Geruch aus, und enthalten wirklich auch das narkotische Princip des Pflanzenreichs in großer Menge mit wenigem Gummi, Harz ꝛc. gebunden. Die gemeinen Orientalen gebrauchen daher dieselben, gleich dem Opium, um sich lustig, muthig, wüthend, hinterdrein schlafsüchtig und trunken zu machen. Der Dicksaft davon (aus dem frisch ausgepreßten Safte des reinen frischen Krauts), der in Wasser ganz unauflöslich ist, vermehrt, nach Mollwitz, schon in kleinen Gaben, die Thätigkeit des Blutgefäßsystems, in wiederholten, wie das Opium, verhältnißmäßig die Lebhaftigkeit des Geistes primitiv, welche gradweise bis zur Berauschung ꝛc. sich steigern läßt. Im Übermaße bewirkt es mehr kränklich-soporöse Zufälle und endlich Gehirnlähmung nebst partieller Überreizung des Nervensystems. Dieser heroisch-narkotischen Substanz suchte Mollwitz den ihr abgehenden bitterlich-aromatischen Bestandtheil des Opiums durch Safranzusatz beizufügen. Nach ihm soll man 1 Theil frischer Hanfblätter und eben so viel getrockneten Safran mit 2 Theilen alten Weins Tag und Nacht infundiren, das Ganze auspressen, und die Flüssigkeit zu einem Extractum vinosum eindicken, welches sich ganz der schleimharzigen Verbindung der wirksamen Mohnsaftsbestandtheile nähere, und 1 Theil seinen Ätheröls vom Safran enthalte, wodurch es milder eindringend auf das Nervensystem einwirke, als gleich viel Opium- und Hyosciamusextrakt, denen man es in den Krankheitsformen, wo diese beiden Extrakte angezeigt sind, wol substituiren könne. — Technisch wird der innere zähe, fadige Theil der Hanfstengel zu Stricken, Seilen ꝛc., zu Garn und mancherlei Gewebe benutzt. 2) Der Hanfsame enthält, nach Bucholz 19,1 Fettöl, 24,7 löslichen Eiweißstoff, gummiges Extrakt 9,0; Harz 1,6; Schleimzucker mit Extraktivstoff süßlich säuerlich bitter 1,6, Holzfäserchen 5,0, Hülse 38,3. Arzneilich benutzt man ihn (1 Unze mit 12 Unz. heißem Wasser zusammengerieben und filtrirt), als Emulsion, besonders bei Krankheiten der Harnorgane; in Katarrhen, Pneumonien, in der Bräune ꝛc.; bei Hämorrhoidalbeschwerden, Koliken, Krämpfen und Entzündungen der Gedärme, bei Vergiftungen und zur Einhüllung scharfer Arzneien ꝛc. Gepulvert dient er bloß äußerlich zu erweichenden warmen Breiumschlägen mit Milch bei krampfhafter Anspannung, zur Zeitigung von Abscessen, zur Milderung der Schmerzen von Entzündung und Geschwüren, oder, mit Wasser abgekocht zu erweichenden und besänftigenden Klystieren, zu Gurgelwassern und Einspritzungen; (Hanföl, s. Öl).

Endlich wurde er geröstet, unter dem Namen Hanfkeo, sogar als Kaffeesurrogat während der Continentalsperre vorgeschlagen. (*Th. Schreger.*)

CANNAE, einst Flecken im daunischen Apulien (jetzt Canne in der neapolit. Provinz Molise), südlich vom Flusse Aufidus (jetzt Ofanto) [1]), Wahlstatt der Riesenschlacht, die Hannibal den Römern lieferte. Hannibal hatte nach dem Siege am thrasimenischen See den Rest des J. R. 537 mit dem behutsamen Fabius zu thun; die Römer begehrten nicht minder, als er selbst eine Feldschlacht; des demagogischen Spaniers, M. Terentius Varro, eines römischen Kleons, Antrag, Fabius solle mit seinem Magister equitum Minucius den Oberbefehl theilen, ward vom Volke genehmigt, und, ungeachtet darauf nur Fabius Besonnenheit seinen Kollegen rettete, Varro für das J. 538 zum Konsul gewählt; mit ihm L. Ämilius Paulus. Senat und Volk mahnten zur Schlacht [2]); thatendurstig zog das Heer nach Apulien, wo das vorjährige zu ihm stieß, und die Gesamtzahl der Streiter auf 80,000 M. Fußvolk und etwas über 6000 Reiter stieg [3]). Ein leichter Angriff Hannibals auf den römischen Heereszug ward abgeschlagen und die Kampflust der römischen Soldaten ungestümer [4]). Nach einigem Hin- und Herziehen lagerte Hannibal sich in der Nähe von Cannä am Aufidus; ihm gegenüber schlugen die Römer an jeder Seite des Flusses ein Lager auf [5]). Hannibal hatte das Schlachtfeld bei Cannä südöstlich vom Flusse, zum Kampfplatz erkoren; sein Heer, an Fußvolk nur halb so stark, als das römische, konte hier 10,000 treffliche geübte Reiter [6]) geltend machen. Leicht wurden die Römer dahin gelockt, als Varro nach Ämilius den Tagsbefehl übernahm, und Hannibal das römische Lager, an welches die Ebene gränzte, von Numidiern umschwärmen ließ [7]); Varro führte auch aus dem jenseitigen Lager die Truppen dahin, und beide Heere ordneten sich zur Schlacht. Die Römer lehnten sich mit dem rechten Flügel an den Fluß, und dehnten sich aus gegen Morgen, so daß die Fronte gegen Mittag gekehrt war; Reiterei stand auf beiden Flügeln; am Fluß hatte Ämilius, am linken Flügel Varro, in der Mitte der Altkonsul Servilius (irrig nent Polybios auch den Atilius) den Befehl. Hannibal stellte dem rechten römischen Flügel am Fluß gegenüber seinen Bruder Hasdrubal mit meist schwerer Reiterei; die numidischen Reiter unter Maharbal standen an dem andern Flügel mitten in der Ebene; des Fußvolks Mitteltreffen bestand aus Galliern und Hispaniern, die beiden Flügel aus Afrikanern; hier befehligte Hannibal selbst mit seinem Bruder Mago [8]). Wind und Staub hatten die Römer ins Gesicht [9]); als Hauptmoment zum Siege aber hatte Hannibal das Fußvolk halbmondförmig aufgestellt, so daß das Mitteltreffen vorgeschoben, die beiden Flügel aber zurückgezogen waren [10]). Das Treffen begann am Fluß, und bald entschied hier der Sieg sich für Hasdrubal; indessen griff das römische Mitteltreffen die vorgerückten Gallier und Hispanier an, und indem diese allmälig zurückgedrängt wurden, gestalteten

---

1) *Plin.* h. n. 3, 16. *Cluver.* Ital. a. 1226. 2) *Polyb.* 3, 108. *Appian.* Annib. 17. 3) *Polyb.* 3, 113. *Liv.* 22, 49. 4) *Pol.* 3, 109. *Liv.* 22, 41. 5) *Pol.* 3, 110. *Liv.* 22, 44. 6) *Pol.* 3, 114. 7) *Pol.* 3, 112. 113. 8) *Pol.* 3, 113. *Liv.* 22, 45. 46. 9) *Liv.* 22, 46. 10) *Pol.* 3, 113.

auch die Flügel des römischen Fußvolks, die wegen Entfernung der Afrikaner noch nicht zum Schlagen kommen konnten, sich keilförmig und drängten auch auf die Mitte zu [11]). So kam das gesamte römische Fußvolk im Vordringen zwischen die Afrikaner; diese wandten sich gegen die römischen Flanken, und es galt nun, ob die Römer Hannibals Heer aus einander sprengen könnten, oder dieses sie umzingeln und vernichten würde [12]). Die Sache ward für Hannibal durch die zeitige Theilnahme seiner siegenden Reiter entschieden. Denn auch am linken römischen Flügel hatten sie gesiegt, und Konsul Varro die Flucht ergriffen, vom Flusse her aber Hasdrubal sich in den Rücken des römischen Fußvolks geworfen [13]). Nun wurden die Römer eng zusammengedrängt, und auf dem Platze niedergehauen. Da fiel der tapfere Ämilius, Servilius und Minucius, und eine Menge römischer Edeln, mit hohen Ämtern betraut; 70,000 M. wurden erschlagen; die geringe Zahl derer, die dem Schlachtfelde entkamen, wurde meistens von den nacheilenden Reitern aufgefangen; die Besatzung der Lager, 10,000 Mann, ergab sich nach kurzer aber blutiger Gegenwehr. [14]) Hannibals Verlust war gering; zu einem Zuge gegen Rom mangelte ihm nicht die Kraft und stürmisch foderten seine Feldherren dazu auf; er zweifelte am Gelingen. Rom trauerte, aber rüstete sich muthvoll zur Fortsetzung des Kriegs. (*Wachsmuth.*)

Canne, s. d. vorherg. Art.

CANNEGIESSER, CANNGIESSER (Leonhard Heinrich Ludwig Georg von), hessischer Minister, Sohn des preußischen geheimen Kriegsraths u. geh. Secretärs Conrad von Cannegießer, war den 22. Mai (nicht 23. März) 1716 zu Wetzlar geboren. Zu Marburg, wo er studirte, war er des Philosophen Wolff Haus- und Tischgenosse, und begleitete auch diesen auf die Universität nach Halle. Im J. 1738 war er Assessor der Regirung zu Gießen, und bald darauf Regirungsrath; 1750 kam er als Oberappellationsgerichtsrath nach Kassel, wurde 1761 geheimer Statsminister und Präsident des Oberappellationsgerichts, auch Curator der Universitäten zu Marburg und Rinteln. Er starb den 29. Mai 1772. In der verhängnißvollen Zeit des 7jährigen Krieges wurde er dem Lande sehr nützlich, und beförderte überhaupt jedes Gute mit Einsicht. Von seinen gründlichen juristischen Kentnissen zeugen seine Deductionen, und die von ihm bearbeitete Collectio notabiliorum decisionum supremi tribunalis appellationum Hasso-Cassellani. Cassellis 1768 — 1771. Vol. II. fol. *). (*Baur.*)

Canneliren, s. Säule.

CANNES, Stadt im Bezirk Grasse des franz. Dep. Var (43° 32′ 58″ Br. und 24° 41′ 14″ L.), in der Böschung eines nach ihr benanten Busens, wo sie theils am Strande, theils an einem Hügel sich hin erstreckt, auf dessen Spitze 1 Schloß mit einem alten Thurme steht, ist gut gebauet und hat 1 Pfarrkirche in- und 1 Klosterkirche außerhalb der Stadt, 600 Häus. und 2804 Einw., welche sich vornehmlich auf die Fischerei legen, und in guten Jahren wol 1600 bis 1800 Ctnr. einsalzen. Zu ihrem kleinen Hafen gehören einige Barken und Küstenfahrer. Die Gegend umher hat Überfluß an Wein, Oliven, allerlei Agrumen und köstlichen Feigen. (*Hassel.*)

CANNES (Francisco), ein spanischer Franciskanermönch, apostolischer Missionär und Mitglied der königl. Akademie der Geschichte zu Madrid. Er war aus Valencia gebürtig, brachte 16 Jahre in dem Kollegium St. Johann zu Damar im sogenanten glücklichen Arabien zu, und starb zu Madrid 1795. Rühmliche Beweise von seinen orientalischen Sprachkentnissen geben die beiden, von ihm bearbeiteten geschätzten Werke: Grammatica arabigo-española, vulgar y literal, con on diccionario arab. esp. Madr. 1775. 4. Diccionario esp. latino-arabigo. Ib. 1787. Vol. III. fol. †). (*Baur.*)

Canngiesser, s. Cannegiesser.

Cano (Melch.), s. Canus.

CANO (Alonso), einer der ausgezeichnetsten spanischen Künstler, geb. zu Granada 1601. Von seinem Vater in der Baukunst unterrichtet, in der Bildhauerkunst von Juan Martinez, und in der Malerei von Francesco Sacheco, stellt dieser große Meister in allen drei Fächern sich dem Alonso Beraguete und Gaspar Becerra gleich, die dieselben Eigenschaften in sich vereinten. Kaum 24 Jahr alt, malte er für die Stadt Nebrija, für die große Kirche, ein Altargemälde, und verfertigte zugleich 3 Statuen, eine Mutter Gottes mit dem Kinde, einen Petrus und Paulus, alle in mehr als natürlicher Größe. Diese und andere Werke, die er hier ausführte, erwarben ihm die Bewunderung anderer Künstler, und machten ihn aufs vortheilhafteste bekant. Unangenehme Auftritte mit einem andern Maler, die ein Duell herbei führten, waren Ursache, daß er sich 1637 nach Madrid begab, wo er unter dem Schutz des Herzogs Olivares, für den Hof reichlich beschäftigt wurde, und die Oberaufsicht über alle königliche Gebäude erhielt; ja, seine Geschicklichkeit erwarb ihm den Rang eines königlichen Hofmalers, und Zeichnenlehrers des Prinzen Don Baldasar Carlos d'Asturia. — Eines seiner bewunderungswürdigsten Werke in der Malerei, das er in dieser Zeit für die Parochialkirche der heil. Maria ausführte, sind die Wunder des heil. Isidorus, und des heil. Bernhard im Kapucinerkloster zu Toledo. Seine Empfängniß der Maria in der Hauptkirche zu Granada, ist so vollkommen ausgeführt, daß ein Genueser 4000 Dublonen dafür bot. Überhaupt sind seine Malereien so trefflich gezeichnet und so reizend colorirt, daß man ihm den Namen des spanischen Guido beilegte. In seinen Zeichnungen, deren er viele hinterließ, besaß er eine so außerordentliche Fertigkeit, daß er — gleich wie der Franzose La Fage — wenn ihn ein Armer ansprach, sich hinstellte, eine Zeichnung entwarf, sie demselben schenkte, und sogleich den Ort bezeichnete, wo er sie verkaufen konte. — Als Bildhauer ist sein Stil edel, und

---

11) 3, 115. 12) Vgl. *Guichard* mémoir. milit. I, 8. und *Folard* zu *Polyb.* 13) *Pol.* 3, 116. 14) *Pol.* 3, 114. *Liv.* 22, 49.

*) *Schlegeri* Mem. Cann. oratione fun. recitata. Cass. 1772. 4. Strieders hess. gel. Gesch. Regstr. zum 18. Bande. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 3. Bd.

†) Biogr. univ. T. VIII. (von Jourdain).

die Draperien großartig geworfen; in der Baukunst folgte er dem Zeitgeschmacke, der reich und überladen ist. Er starb 1676 *) und hinterließ viele Schüler, die ihn aber nicht erreichten. (*Weise.*)

CANOBIA (CANOBBIO)-THAL (Valle Canobina), ein enges wildes Thal in den piemontesischen Alpen, das sich vom Finero nach dem Lago Maggiore See hinzieht. Die armen Einwohner ernähren sich hauptsächlich von dem Schälen der Eichenrinde, die sie unter dem Namen Rusca an die Gerber in Canobia (am Lago Maggiore, mit 1300 Einw.) verkaufen. Schon Maccaneo (im 15. Jahrh.), nennet Canobio „emporium mercis coriaceae" und Morigia hat im 16. Jahrh. aus den Büchern der Dogana nachgewiesen, daß jährlich von dort aus 50,000 kleinere und 12,000 größere gegerbte Leder nach Mailand gingen. Diese Gerbereien erhalten noch heut zu Tage ihren Ruf. Auch klöppeln die Weiber viele Zwirnspitzen. Die Kirche della Pietà mit einigen schönen Gemälden ist vom Bramante. Einst bildeten die Canobianer einen eigenen kleinen Freistat †). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Canonicat, s. Domherr u. Stift.

CANONICUT, ein Eiland, zur Rhodeisland Grafschaft Newport gehörig und von der Insel Rhodeisland durch den Rhodeisland-Hafen, von deren Festlande durch die Narragansetbai getrent, ist nur ¼ □Meilen groß und enthält gute Viehweide. Die Ortschaft Jamestown wird von 504 Hirten und Fischern bewohnt. (*Hassel.*)

CANOPUS. Eine wenig bekante Wanzengattung, die Fabricius (Systema Rhyngotorum pag. 127.) beschreibt. Ihre Kenzeichen sind: 5gliederige Fühler und der ganze Körper oben von einem Schilde bedeckt. Die einzige Art C. obtectus hat ungefähr die Größe und den halbkugelförmigen Bau einer kleinen Coccinella und der Kopf ragt kaum aus dem vordern Einschnitte des Panzers, der die Stelle von Halsschild und Schildchen vertritt, hervor. Die Farbe ist schwarz, Fühler und Beine gelb. (*Germar.*)

CANOPUS fabeolatus. Ein kleiner birnförmiger, nakerartiger, durchscheinender Körper, inwendig mit gebogenen über einander stehenden Querscheidewänden, an dem man aber keine Mündung sieht und der daher schwerlich ein Mantelthiergehäuse seyn kann, wofür er von Denys de Montfort gehalten ward, der diesen, an den Küsten von Java (bis 1½ Linie lang) vorkommenden Körper unter obigem Namen beschrieb (s. *Montf.* Conchyl. system. I. p. 290. mit Abbildung). (*Nitzsch.*)

Canopus, in der Archäologie und Astronomie, s. K.

CANORI, Sangvögel, so benent Illiger die sechste Familie seiner Ordnung Ambulatores, welche sich durch einen mittelmäßigen oder ziemlich kurzen, geraden, krummfirstigen Schnabel, der vom Plattgedrückten durch das Zusammengedrückte und Messerförmige zum Pfriemenförmigen abwechselt, und vor der Spitze einen Ausschnitt oder Zahn hat, und durch Gang- oder Schreitfüße unterscheiden. (*Merrem.*)

Canosa, s. Canusium.

CANOSSA, eine in der mitlern Geschichte Oberitaliens berühmt gewordene, seitwärts zwischen Parma und Modena gelegene Burg. Ihr Erbauer war Azzo, der zweite Sohn Siegfrieds, eines Grafen von Lucca aus dem toscanischen Gebiete, dessen beide andere Söhne Siegfried und Gerhard nach der Theilung des väterlichen Erbes sich nach Parma begaben, und die Stifter zweier edler Häuser wurden, von denen das eine das Haus der Baratti, das andere, von Gerhard gestiftete, das Haus der Guiberti hießen [1]). Azzo, bald der angesehenste und reichste unter den Söhnen Siegfrieds, wurde der Stammälteste eines dritten Hauses, welches das Haus Canossa genant wurde. Er erbaute nämlich auf einem felsigen Berge des ihm zugefallenen Erbtheils die Burg Canossa zu seinem Wohnsitze, und befestigte den durch seine Lage schon sehr gesicherten Ort durch Mauern und Thürme [2]). Die Burg war noch nicht lange errichtet, als Berengar I., der sich zum König von Italien aufwarf, mit seinem Sohne sie belagerte, weil Azzo sein Gegner war. Allein ihre Festigkeit schützte sie [3]). Als nachher Berengar II. die Königin Adelheid, Lothars Witwe, ins Gefängniß warf, weil sie die Hand seines Sohnes Adelbert ausgeschlagen hatte: so flüchtete sie, durch Mithilfe ihres Caplans Martinus aus dem Kerker entfliehend, nach Canossa, wo Azzo sie aufnahm und ritterlich vertheidigte [4]). Denn kaum hatte Berengar Adelheidens Aufenthalt auf Canossa erfahren, als er, von Zorn entbrant, gegen die Burg anzog, um an Azzo Rache zu nehmen. Sie widerstand aber der langen und hartnäckigen Belagerung durch die Höhe ihrer Lage, die Festigkeit ihrer Mauern und die Tapferkeit ihrer Vertheidiger, bis im Jahre 951 Kaiser Otto der Große, von Azzo über seine und Adelheidens Lage benachrichtigt und zu Hilfe gerufen, in süßer Hoffnung auf Adelheidens Hand herbei kam, Canossa entsetzte, in Azzo den Freund und in Adelheid die Braut befreite [5]). Nach Azzo's Tod fiel Canossa, da der älteste Sohn Rudolf frühzeitig gestorben und der zweite, Gottfried, Bischof zu Brescia war, an den dritten Sohn Thedald, der von Königen und Fürsten hochgeschätzt und vom Papst Johann XVI. mit Ferrara belehnt wurde [6]). Auch er bewohnte Canossa und erreichte

---

*) Nach Velasco und Andern starb er 1676. Fiorillo, Th. 4. S. 266. setzt als Todesjahr, ohne einen Grund anzugeben d. J. 1667 an.

†) Vgl. *Amoretti* Viaggio da Milano ai tre Laghi (Milano 1814) p. 105.

1) Vita Comitissae Mathildis ab auctore anonym. ap. *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. III. p. 389; *Leibnitii* Scriptt. rer. Brunsvic. T. I. p. 689. *Donnizo* vita Mathildis. ibid. p. 634. 2) Cronica della vera origine et attioni della illustr. Contessa Matilda d. Padre Don. Bened. *Luchino* da Mantua c. I. Vita Comitissae Mathild. ap *Leibn.* T. I. 3) *Donnizo* vita Mathild. ap. *Leibn.* I. I. p. 634. Vita Com. Mathild. ibid. p. 690. 4) Vita S. Adelheidis Imperatricis apud *Leibn.* T. I. p. 263. 5) *Frodoardi* Chron. an. 951. *Reginonis* Chron. ap. *Pistor.* T. I. p. 105. Vita Mathildis I. c. p. 671. 6) *Fiorentini* Memorie di Matilda la gran Contessa etc. p. 8.

ein hohes Alter. Von seinen drei Söhnen lebte Konrad am liebsten dem Kriege, Thedald war Geistlicher und wurde Bischof von Arezzo, Bonifacius erhielt die väterlichen Stammgüter und lebte auf Canossa [7]). Schon seine Vorfahren hatten diese Güter so bedeutend vermehrt, daß sie eine Markgrafschaft bildeten und sie den Titel Markgrafen führten [8]). So ward auch Bonifacius einer der mächtigsten und angesehensten Herrn in Oberitalien; schon unter seinem Großvater Azzo begriff die Markgrafschaft die Diözesen von Modena und Reggio [9]). Sie war aber seitdem immer noch vergrößert worden und selbst Bonifacius vermehrte noch seine Besitzungen [10]). Oftmals war er den Kaisern, sowol Konrad II. als Heinrich III. auf ihren Kriegszügen zu Hilfe gezogen und hatte sich durch mächtigen Beistand ihre Gunst erworben [11]). Durch seine zweite Ehe mit Beatrix, der Tochter des Herzogs Friedrich von Lothringen, war er durch ihre Mutter Mathilde selbst mit dem kaiserlichen Hause in Verwandtschaft getreten [12]). Aus dieser Ehe stamte nun außer einer Tochter Beatrix, die frühzeitig starb, und einem Sohne Friederich, der ebenfalls schon 1053 starb, die berühmte Markgräfin **Mathilde**, die in der Geschichte Heinrichs IV. und Gregorius VII. eine der wichtigsten Rollen spielte. Nach des Markgrafen Bonifacius Tod 1052 vermälte sich Beatrix, um ihre Lande durch eine Verbindung mit einem mächtigen Fürsten um so eher beschützen zu können, mit Herzog Gottfried von Lothringen [13]). Diese Verbindung mit dem Feinde des Kaisers regte, wenn auch nicht zuerst (denn schon Bonifacius war zuletzt wegen seiner Macht von Kaiser sehr gefürchtet worden) [14]), doch mehr als je den Haß des Kaiserhauses gegen das Haus Canossa oder Toscana auf. Als daher der Kaiser Heinrich III. im J. 1055 nach Italien zog, um sich gegen Gottfrieds wachsende Macht sicher zu stellen, nahm er dessen Gemalin Beatrix, die ihm entgegen kam zu ihrer Vertheidigung, als Kriegsgefangene und Geisel mit sich [15]). Diese Feindschaft erbte auch auf die beiderseitigen Nachkommen, auf Heinrichs Sohn Heinrich IV. und auf die Tochter der Beatrix, Mathilde fort; denn diese hatte während ihrer ganzen Jugendzeit die Folgen des Hasses des Kaisers gegen ihr Haus erfahren müssen und es war daher wol sehr natürlich, daß sich ihrer Sele der entschiedenste Widerwille und eine unbesiegliche Abneigung gegen das Kaiserhaus eingepflanzt hatte. Aber eben so natürlich war, daß schon von früh an ihre Gesinnung zum römischen Stuhle hingezogen wurde, wovon sie auch in ihren Jugendjahren auffallende Beweise gab [16]). Noch zu Lebzeiten ihrer Mutter und ihres Stiefvaters trat sie mehrmals selbst in Waffen gegen die Anhänger Heinrichs IV. auf [17]); wie denn überhaupt in den langwierigen und heftigen Fehden des Kaisers mit dem päpstlichen Hofe dieser letztere an dem Hause Canossa im nördlichen Italien seine mächtigste Schutzwehr hatte. Darum konte auch Gregorius VII., als er seinen Streit mit Heinrich IV. begann, ganz vorzüglich auf den Beistand dieses Hauses rechnen. Und er that es sogleich beim Eintritt seines Amtes [18]), nachdem sowol er selbst, als Beatrix und Mathilde den König Heinrich zum friedlichen Nachgeben zu gewinnen vergeblich versucht hatten. Gerade in dem Jahre (1076), als Gregorius den Bann gegen Heinrich aussprach, starb Mathildens Mutter Beatrix; ihr Gemal Gottfried von Lothringen, Markgraf von Toscana war schon 6 Jahre zuvor (1070) [19]) gestorben. Mathildens eigener Gemal, des ebengenanten Gottfrieds Sohn, Gottfried der Buckelige, Herzog von Lothringen, mit dem sie aber nur eine Zeit lang im ehelichen Verhältnisse gestanden hatte [20]), wurde im Anfang des J. 1076 ermordet [21]). So stand also Mathilde in dieser schwer bewegten Zeit allein, aber sie stand im Besitze der Oberherrschaft über das größte der damaligen Lehen in Italien auch um so mächtiger [22]) und dem Papste, „ihrem Freund und Vater" um so treu ergebner da. Daneben zog auch das Interesse der Besitzungen ihres Hauses die Markgräfin zur innigsten Verbindung mit dem römischen Hofe hin; denn siegte Heinrich in dem Streite ob: so war es sicherlich um den größten Theil der Macht ihres Hauses gethan. Als aber für Heinrich der Schreckenstag zu Tribur gekommen, die Entscheidung gefallen und ihm nur die Wahl gelassen war, ob er in Demuth sich mit der Kirche versöhnen oder das Haupt eines Andern mit der Krone Teutschlands geschmückt sehen wolle, bat er die Markgräfin um ihre Vermittelung bei dem Papste. Sie übernahm sie zwar; aber nur das Eine erließ der siegesstolze Gregor dem bedrängten und gedrückten Kaiser, daß die Buße des kaiserlichen Sünders nicht in der Weltstadt Rom, sondern in den Mauern von Canossa, der Burg der Freundin des Papsts und der Verwandtin Heinrichs, vollführt werden solle, obwol auch dieses für ihn, der das Haus Canossa schon so lange befeindete, Demüthigung genug war. Und so sah Canossa, wo sich der Papst hinbegeben, im J. 1077 den teutschen König 3 Tage lang im linnenen Bußkleide bei strenger Winterkälte unter freiem Himmel stehen: — ein Auftritt, über welchen selten ohne Vorurtheil und mit richtigem Blick in die Zeit gedacht und gesprochen wird [23]). Nichts hat Canossa im gemeinen Felde der Geschichte berüchtigter gemacht, als dieses Schauspiel der Schande und Schmach, in welchem Heinrich sich seine Rolle selbst geschaffen hatte. Bald nachher geschah es auf Canossa, daß Mathilde in Gregors Anwesenheit dem heil. Stuhle Ligurien und Toskana als Kirchengut vermachte, weil kaum zu zweifeln war, daß nach ihrem

7) *Fiorentini* p. 12. *Luchino* Cronica c. 1. 8) *Fiorentini* p. 8. Sismondi B. 1. S. 140. 9) Mathildis Comitissae Genealogia auctore *Contelorio*. *Donnizo* vita Mathild. 10) *Contelorio*. 11) Vita Comitis. Mathild. c. 6. *Cnotelorio*. 12) *Fiorentini* p. 27. Voigt's Gregorius VII. S. 36. 13) *Lambert.* Schaffn. an. 1053. Voigt's Gregorius VII. S. 29. 14) Vita Comit. Mathild. c. 6. 15) *Lambert.* Schaffn. an. 1056. 16) *Fiorentini* an. 1060. 17) *Ibid.* an. 1062.

18) Voigt's Gregor. VII. S. 215 — 216. *Fiorentini* p. 123. an. 1073. 19) *Lambert.* Schaffn. an. 1070. 20) *Fiorentini* an. 1076. 21) *Lambert.* Schaffn. an. 1076. 22) Sismondi Gesch. der italien. Freistaaten B. 1. S. 255. 23) Ludens allgemeine Geschichte der Völker und Staten. 2r Th. S. 438. Voigts Gregor VII. S. 475.

Tode Heinrich einen Gegner des Papsts in den Besitz dieser Lande setzen werde [24]). Zugleich stellte die Markgräfin dem Papste eine Urkunde aus, kraft deren bei ihrem Tode ihr sämtliches Besitzthum dem röm. Stuhle anheim fallen sollte [25]). Dieß war der Grund des langen Haders des Kaiserhofs mit dem römischen Stuhl um die Mathildischen Erbgüter [26]). Nachmals wurde jene Vergabung noch erweitert und von neuem bestätigt, weil sie nur das Eigenthum und nicht die Lehen oder Regalien betroffen hatte. Als nun die Markgräfin am 24. Juli 1115 (im 69. Jahre) starb, sprach der röm. Stuhl die sogen. Mathildischen Besitzungen als sein Eigenthum an. Heinrich V. aber betrachtete diese Güter, da Mathilde ohne Erben war und das Haus Canossa überhaupt mit ihr ausstarb, als dem Reiche anheim gefallen [27]), zog im J. 1116 nach Italien und nahm die Mathildische Erbschaft in Besitz [28]). Dieß war der Anfang des langen Streits zwischen den Kaisern und den Päpsten über die Mathildischen Besitzungen. Über die Echtheit der Schenkungsurkunde ließ sich freilich schwerlich streiten, eben so wenig über das Recht Mathildens zur Verschenkung ihrer Allodien, wol aber darüber, welche von ihren Besitzungen Allodien und welche dagegen Lehen waren; denn im Laufe der Zeit waren die dinglichen Eigenschaften von manchen Gütern vergessen worden [29]). Vor allem machten die Päpste Ansprüche auf die Mathildischen Güter in Mittelitalien, und es gelang zwar auch dem Papste Honorius II., einen Theil dieser Güter nach Heinrichs V. Tod mit dem Besitzthum des römischen Stuhls zu vereinigen; allein im J. 1133 mußte Innocenz II. diese Güter dem Kaiser Lothar gegen einen jährlichen Zins von 100 Mark Silber als päpstliches Lehen zurückgeben und gestatten, daß nach Lothars Tod dieses Lehen unter den nämlichen Bedingungen an dessen Schwiegersohn Herzog Heinrich von Baiern übergehen sollte [30]). Über den Umfang der sämtlichen Ländermasse, die Mathilden zugehört hatte, ist es eben so schwer zu ganz sicherer Gewißheit zu kommen [31]), als über ihr nachfolgendes Schicksal. Die Reichslehen kamen, wie es scheint, sämtlich an das Welfische Haus [32]), Canossa selbst hatte als kaiserliches Lehen seine eigene Herrn; im J. 1185 ertheilte Kaiser Friedrich I. den Brüdern Guido, Roland und Albert von Canossa die Investitur über Canossa, Bibianelli und Gipsi unter denselbigen Bedingungen, wie die Lehen schon ihr Vater und Großvater besessen hatten [33]). Als endlich nach der Ermordung des Kaisers Philipp von Schwaben Otto IV. den Thron besteigen wollte, benutzte der Papst Innocenz III. im J. 1209 die Gelegenheit, seinem Stuhle unter andern Gebieten Italiens auch „die Länder der Markgräfin Mathildis" d. h. diejenigen, auf welche die Päpste immer ihre Ansprüche erhoben, durch einen Eid förmlich zusprechen zu lassen [34]), und so wurden nun diese Länder des Mathildischen Erbguts dem heil. Petrus einverleibt. (*Voigt.*)

24) Voigts Gregor VII. S. 487. 25) S. die Urkunde bei *Leibnit.* Scriptt. rer. Brunsw. T. I. p. 687. *Muratori* Scriptt. Ital. T. V. p. 384. 26) „Haec ergo causa inter Pontificem et romanum Imperium dissensionis et odii fomitem ministravit." *Petrus Diaconus.* L. III. c. 49. 27) *Köler* Dissert. de donatione Mathildina 1715. *Joachim* Comment. de spurio Mathildino dono. 1736. 28) *Wilhelm. Malmesbur.* de gestis Pontificum L. III. 29) Eichhorns teutsche Stats- und Rechtsgesch. Bd. II. §. 237. a). 30) *Baronii* Annal. eccles. an. 1133. 31) Eichhorns Urgeschichte der Welfen S. 83. 32) Eichhorns Stats- und Rechtsgesch. a. a. O. 33) *Muratori* Antiquit. Ital. T. I. p. 609.

34) Bowers Gesch. der Päpste. Bd. VIII. S. 27.

CANOT (Pierre Charles). So berühmt dieser Künstler sich auch durch seine Kupferstiche in Landschaften, Seestücken und Seeschlachten machte, so kent man doch wenig von seinem Leben, und weiß nur, daß er um 1710 in Frankreich geboren wurde, und sich in seinem 30sten Jahre nach England begab; hier arbeitete er theils für Boydell, theils für andere Verleger, und wählte immer nur die berühmtesten Meister zu seinen Vorbildern, als: Claude Lorrain, Berghem, Peter Laar, Teniers, W. van de Velde, Backhuysen und den berühmten engländischen Marinemaler Richard B. Paton. Die Arbeiten nach Letzterem, worin er sich selbst übertraf, sind die vier Darstellungen: 1) Ansicht der russischen Flotte, die zum Angriff der türkischen anrückt; 2) die russische Flotte greift die türkische bei Nacht an; 3) Niederlage und Flucht der türkischen Flotte; 4) gänzliche Zerstörung der türkischen Flotte. Allein die außerordentliche Anstrengung bei diesen Platten, war Ursache an des Künstlers Tode; er starb 1777 *) zu Kentishtown. (*Weise.*)

CANOURGUE (la), Stadt im Bezirk Marvejols des Dep. Lozere am Urugne in einem reizenden und lachenden Thale, hat 1 Pfarr-, 1 Klosterkirche, 340 Häuser und 1730 Einwohn., die Kadis und Serges weben, und auf ihren Märkten einen bedeutenden Korn- und Viehhandel treiben. (*Hassel.*)

CANOVA (Antonio), einer der berühmtesten Bildhauer der neueren Zeit, wurde den 1. Nov. 1757 zu Possagno, einem Dorfe im Trevisanischen, von armen Altern geboren. Von der Art, wie man in dem Knaben den Beruf zum Künstler entdeckt habe, hat sich aus Federici's Memorie Trivigiane eine Anekdote allgemein verbreitet. Man erzählt, der verwaiste Knabe sei als Küchenjunge zu dem Herrn von Falier in Dienst gekommen; einst habe bei einem glänzenden Gastmal der Koch die damals üblichen Aufsätze von Figuren vergessen, der 12jährige Canova dessen Verlegenheit bemerkt und ihm daraus geholfen, indem er aus einem großen Stück Butter einen Löwen gebildet, welcher bei Tafel die Bewunderung aller Gäste auf sich zog. Der Sohn eben jenes Herrn von Falier, der mit Canova schon in frühester Jugend ein Freundschaftsbündniß schloß, läugnet in seinen Memorie per servire alla vita del March. *Ant. Canova* (Vened. 1823) zwar nicht die Thatsache, wol aber, daß diese erst seines Vaters Interesse für den Knaben, — der nie als Küchenjunge in dessen Hause diente, —

*) S. *Gough's* Topogr. T. II. p. 289. *Walpole* (Appendix), p. 497.

erregt habe, und gibt dagegen folgenden Bericht. Canova hatte erst ein Alter von 3 Jahren, als sein Vater Pietro, ein Steinmetz, starb. Seine Mutter verheirathete sich nachher in die benachbarte Stadt Crespano, wo sie Antonio's geliebten Stiefbruder Giambattista Sartori gebar; Antonio ward im Hause seiner Großältern mit größter Zärtlichkeit und Sorgfalt erzogen. Sein Großvater Pasino Canova war auch ein Steinmetz, aber ein Mann von ausgezeichneten Talenten, der die Baukunst trieb, richtig, leicht und gefällig zeichnete, geschmackvolle Verzierungen arbeitete, zuletzt auch Reliefs und selbst Statuen aus Marmor verfertigte. Der Enkel versuchte sich aus innerem Triebe an allem diesem und ahmte nach, was er vor sich sah. Falier, der in der Nähe ein Landgut und für Pasino viel Achtung hatte, fand sich bald auch von dem Enkel angezogen, der so viel Talent verrieth und ein in hohem Grade liebenswürdiges Kind war. Er führte ihn deßhalb in seine Familie ein, wo Canova dem Bildhauer Torretto, der damals in dem nahe gelegenen Pagnano lebte, bekant wurde. Mit väterlicher Sorgfalt nahm sich dieser der Ausbildung des Knaben an, dessen Künstlerberuf nicht zu bezweifeln war. Dieß bewog den Herrn von Falier zu rühmlicher Unterstützung. Nach Verlauf zweier Jahre begab Torretto sich nach Venedig, Canova begleitete ihn, sah sich aber, da sein Lehrer kurz darauf starb, bald auf sich selbst, ohne Zweifel zu seinem Glück, angewiesen. Er wendete sich zunächst an die Wirklichkeit der Natur, und besuchte auch die Theater in der Absicht, um den Blick für das Charakteristische der Formen und der Stellungen immer mehr zu üben. Außerdem waren die Akademie der schönen Künste und die Galerie Farsetti fast die einzigen Örter, die er besuchte. Der Eifer seines Studiums ward durch glücklichen Erfolg gekrönt; in einem Alter von 16 Jahren verfertigte er für seinen Gönner eine Statue der Eurydike, die er bald darauf durch seinen Orpheus übertraf. Als Modelle arbeitete er während seines Aufenthaltes zu Venedig noch: Apollo und Daphne, Äskulap, Herkules den Schlangenwürger und eine Kolossalfigur; in Marmor führte er aus die lebensgroße Porträtstatue des Marchese Poleni und die lebensgroße Gruppe Dädalus und Ikarus. Mehr oder minder sah man allen diesen Arbeiten an, daß er seine Studien nur nach der wirklichen und einer oft dürftigen Natur gemacht hatte; allein wer in einem Alter von 22 Jahren schon so viel geleistet hatte, der mußte noch größere Erwartungen für die Zukunft erregen. Damit diese ganz in Erfüllung gehen möchten, hatte Falier nichts Angelegeneres als den jungen Künstler nach Rom zu verpflanzen. Dahin ging er gegen Ende des Jahres 1780, von Falier dringend an seinen Freund, den Gesandten Girolamo Zuliani, empfohlen. Dieser, ein Kenner der Kunst, nahm sich des jungen Künstlers aufs eifrigste an. Die Gruppe des Dädalus und Ikarus war die erste, die er zu Rom ausstellte, und sein Gönner versammelte um ihn den Rath eines Volpato, Battoni, Cadez, Hamilton, Succini, Gavino, deren Urtheil dahin ausfiel, daß zwar das Fleisch mit Sorgfalt behandelt und der Natur getreu nachgeahmt, der Styl in beiden Figuren aber nicht zu der Höhe gediehen sei, welche der Künstler erreichen könne. Zu Ende des Jahres 1781 gelang es seinen Gönnern, ihm eine Pension von 300 Ducati auf 3 Jahre auszuwirken, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, seinen Studien und Arbeiten ruhiger obzuliegen, und auch den seiner Kunst unentbehrlichen Wissenschaften, an deren Kentniß es ihm noch gebrach, sich zu widmen. Die Gruppe des Theseus als Siegers des Minotaurus [1]) war das erste Werk, welches er zu Rom ausführte. Niemand hatte von dieser Gruppe, bis sie vollendet war, etwas gesehen, seinem Gönner dem Gesandten aber hatte Canova mit dem Kopfe des Theseus in Gyps ein Geschenk gemacht. Der Gesandte lud eines Tages die vornehmsten Künstler zur Tafel, und dieser Kopf war ausgestellt. Bei aller Verschiedenheit des Urtheils über Einzeles war man einstimmig der Meinung, daß das Werk ein griechisches von bedeutendem Werthe sei. „Wohlan, sagte der Gesandte, so kommen Sie, um das Original zu sehen." Von da an war Canova's Künstlerruf begründet; gegen den Neid der andern Künstler schützte ihn seine Bescheidenheit, seine Milde, seine Herzlichkeit, die Reinheit seines Charakters, die ihm alle Herzen gewannen. Was Kenner von ihm hofften, suchte er zu werden, der Wiederhersteller des seit Bernini verlorenen guten Geschmacks in der Skulptur. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß Volpato ihm die Arbeit eines öffentlichen Werkes übertragen konte, die Verfertigung des Denkmals für den Papst Klemens XIV. (Ganganelli) in der Kirche degli Apostoli. Der Künstler sah dabei mehr auf die Zukunft als auf den gegenwärtigen Gewinn. Dieser war in der That so unbedeutend, daß Canova nach 3jähriger Arbeit nur einen Überschuß von einigen hundert Piastern hatte. Ein anderes öffentliches Monument, das des Papstes Klemens XIII. aus dem Hause Rezzonico ward ihm einige Jahre später aufgetragen und 1792 in der Peterskirche aufgestellt; es wird von Kennern jenem, für überschätzt erklärten, ersten weit vorgezogen [2]). Sein Ruf war nun durch ganz Italien verbreitet, und er konte sich, des Verdienstes durch seine Arbeiten gewiß, ruhig an die Ausführung eigener Ideen begeben [3]), ohne auf Bestellung von Arbeiten warten zu müssen, deren er jedoch bald viele erhielt; und da er jener größeren Arbeiten halber seine Werkstatt hatte vergrößern und mehre Gehilfen annehmen müssen: so konte er nun auch in kürzerer Zeit mehre Werke liefern. „Er

1) Im Besitz des Grafen Fries zu Wien. 2) Das erste Denkmal ist in Kupfer gestochen von Bitolli, das zweite von Morghen. 3) In die Zwischenzeit von einem jener Monumente zum andern fallen die ersten Arbeiten von ihm, bei denen er einen neuen Weg einschlug, Psyche von Amor unterstützt, manirirt, wie es seine späteren Werke nicht sind. Selbst seine später verfertigte stehende Psyche, die einen Schmetterling auf ihrer einen Hand bei den Flügeln hält, erklärte aber Canova für eine seiner Jugendsünden; jedoch keine Todsünde, erwiederte ihm eine Dame. Den Amor bildete er um jene Zeit zu wiederholten Malen, und trug sich auch schon mit der Idee seiner Gruppe Venus und Adonis, die er nachmals ausführte, und die sich jetzt in Neapel befindet. Gestochen ist sie von Bertini, so wie die stehende Psyche.

selbst, sagt Fernow, verfertigte seitdem bloß die Modelle seiner Erfindungen, zuerst klein in Wachs, um seine Idee auszudrücken und zu berichtigen, dann in Thon von derselben Größe, die das Werk haben soll; das Übertragen des in Gyps abgeformten Modelles auf den Marmor, so wie das Aushauen des Bildes aus dem Groben, überließ er geschickten Arbeitern bis auf den Punkt, wo er selbst wieder die letzte vollendende Hand anlegte. Der Künstler hatte dabei die zu empfehlende Gewohnheit, sich während der letzten Ausarbeitung seiner Bilder, die an großen Werken oft mehre Wochen und Monate dauerte, die Schriften der Alten aus italienischen Übersetzungen vorlesen zu lassen, wodurch er ohne besondern Zeitaufwand eine ihm sehr nützliche Bekantschaft mit den vorzüglichsten Werken der Alten erwarb, die ihn in den Stand setzte, seine Erfindungen meistens ohne Beihilfe eines gelehrten Rathgebers zu entwerfen, und manchen Wink über Kostume und Bezeichnung aus denselben zu benutzen."

Es würde überflüßig seyn, das ganze Verzeichniß der von Canova gelieferten, ganz und halb runden Bildwerke hier aufzuführen, da man dasselbe fast in allen nachher anzuführenden Schriften findet. Er stellte viele Gegenstände aus der mythischen und wirklichen, heiligen und profanen Geschichte dar, und kam nach seinen gelungenen Versuchen im Felde des Gefälligen und Reizenden [4]) erst späterhin wieder zu Darstellungen des Heroischen und Tragischen. Zwei öffentliche Denkmäler führte er dann aus, das eine für Venedig, das Monument des Admirals Emo, das andre für Wien, Monument der Erzherzogin Christina von Östreich. Während der Revolution begleitete er seinen Gönner den Prinzen Rezzonico nach Teutschland. Die Reise ging über Wien, Dresden bis Berlin; erst nach Vertreibung der Franzosen aus der Lombardei kehrten Beide wieder nach Italien zurück. Das erste Werk, welches Canova seitdem ausstellte, war sein Perseus, wodurch sein Ruhm den höchsten Gipfel erreichte; wiewol Kenner der bald nachfolgenden stehenden Gruppe Amor und Psyche den Vorzug ertheilen. „Die neuere Kunst, sagt Fernow, hat nichts Anmuthigeres, nichts Lieblicheres gebildet. Die schönste Einheit herscht im Ganzen der Komposition, wie im Ganzen jeder Gestalt. Erfindung, Darstellung und Ausführung sind gleich vortrefflich, so daß wir nicht zu entscheiden wagen, ob die geistvolle Erfindung, oder die schöne Anordnung der Gruppe, oder die reizende Bildung der jugendlichen Gestalten, oder der selenvolle Ausdruck des Affekts der Zärtlichkeit, oder die mechanische Vollendung höheres Lob verdiene: denn alle diese Theile wetteifern mit einander in der Vortrefflichkeit, um in ihrer schönen Zusammenstimmung den reinsten Kunstgenuß zu geben" [5]).

Im J. 1802 würde Canova nach Paris berufen; er erhielt den Auftrag, zu einer kolossalen Statue Napoleons die Büste desselben zu verfertigen. Sie ward ein Meisterwerk, welches eine der charaktervollesten und bedeutendsten Physiognomien in einem großen und edlen Style behandelt darstelt [6]). Der Künstler hat nachher noch mehre Personen der napoleonischen Familie dargestelt, unter denen die Mutter Napoleons, von ihm 1805 in Marmor ausgeführt (jetzt zu Rom in einem Palaste der Familie Canino [7]), „voll Adels wie die antike Agrippina" sich auszeichnet. In demselben Jahre führte er seine siegreiche Venus aus, deren Kopf bekantlich Bildniß der Prinzessin Pauline Borghese ist [8]). Im J. 1811 vollendete er die, nachher nach Parma gebrachte, Statue der Göttin der Eintracht, und wählte dabei zu seinem Modell die Kaiserin Marie Louise. Eine seiner Tänzerinnen, mit der Lyra im Arm, ist die Porträtstatue der Gemalin Lucian Bonaparte's.

Nach der großen Umwandlung der Dinge in Frankreich kam Canova im J. 1815 wieder nach Paris, um unter dem Titel eines päpstlichen Ambassadeurs aus dem französischen Museum die von Rom weggeführten Kunstwerke zurück zu fodern und das Zurückschaffen anzuordnen. Es ist begreiflich, daß er sich durch dieses Geschäft den Parisern nicht sonderlich empfehlen konte, und manches harte Urtheil derselben über ihn dürfte wol auf Rechnung ihres Verdrusses zu setzen seyn. Nach Beendigung dieses Geschäftes machte er eine Reise nach England, wo der Prinzregent ihn sehr gnädig aufnahm. Er kehrte 1816 nach Rom zurück.

Von seinen Kunstwerken bemerken wir noch folgende. Denkmale verfertigte er noch auf die Marquise de Santa Croce, auf Alfieri, Volpato, den Grafen Souza, portugisischen Gesandten in Rom, Friedrich Prinzen von Oranien, auf den Grafen Tadini, Pius VI. und den Kardinal von York, ein Kenotaph für seinen Gönner Falier, und das Modell zu einem Mausoleum für Nelson. Seine Statue Washingtons, der großen amerikanischen Nation gewidmet, ist im Saal des Senats von Carolina aufgestelt.

Selten sind durch Verdienst oder Gunst des Glücks auf einen Künstler so viele Ehren und Reichthümer gehäuft worden als auf Canova. Er war geadelt von Asolo, Marchese von Ischia mit einem jährlichen Einkommen von 3000 Scudi, Ritter beider päpstlichen, des östreichi-

4) Dazu ist seine, jetzt in Paris befindliche und dem Hrn. v. Sommariva gehörige, büßende Magdalena nicht zu zählen; denn in dieser hat er keineswegs eine reizende Sünderin dargestellt. Im Lob und Tadel derselben scheint man zu weit gegangen zu seyn. Auf jeden Fall ist die Idee zu Canova's Darstellung originell. Das Vorzüglichste von der Art des Gefälligen und Reizenden, was er jetzt verfertigte, war seine Hebe. Sie ist im Besitz des Kaisers von Rußland. 5) Diese Gruppe kam nach Malmaison; für den Kaiser von Rußland verfertigte C. eine Kopie.

6) „Wenn, sagt Fernow, zu dieser Büste auch die Statue so glücklich gelungen wäre: so würde Napoleons Heldengestalt das charaktervolleste, edelste und vollkommenste Werk C's seyn." Nach der Schlacht von Austerlitz stellte C. Napoleon dar als Mars der Friedensbringer. Napoleon lächelte beim Anblick dieser Statue und sagte: Canova croit donc que je fais mes conquêtes à coups de poing. Ein sonderbarer Wechsel des Schicksals hat den Herzog Wellington zum Besitzer dieser Statue gemacht. 7) So gibt Latouche an, nach der Biogr. nouv. des Contemporains im Besitz des Herzogs von Devonshire. 8) Diese liegende Venus ist nicht zu verwechseln mit der stehenden, die dem Bad entsteigt. Diese befindet sich jetzt in Nymphenburg im kleinen Park des Königs von Baiern. In München befindet sich von Canova die schöne Gruppe der Grazien.

schen Leopold=, des russischen St. Georgen=Ordens, und des Ordens beider Sicilien, Kommandeur des Ordens der eisernen Krone, Bürger der Republik St. Marino, Aufseher der Künste und Alterthümer im römischen State mit jährlicher Pension von 400 Scudi, Präsident zweier Kunstakademien, Mitglied des französischen und italienischen National=Instituts und fast aller namhaften europäischen Kunstakademien. Die größte Ehre aber, die ihm als Künstler zu Theil wurde, war, daß sein Perseus und seine beiden Faustkämpfer Kreugas und Damoxenos für das Museum Pio=Clementinum angekauft wurden, worin bis dahin kein Werk der neueren Kunst stand, ja daß man seinen Perseus für würdig erkante auf dem Fußgestelle aufgestelt zu werden, welches durch die Wanderung des Apollo von Belvedere nach Paris ledig geworden war. Der Papst bestätigte das Urtheil der römischen Kunstrichter, und nante Canova in einem Dekret den Nebenbuhler des Phidias und Praxiteles.

Ob nun die Nachwelt dieses Urtheil bestätigen werde, darüber sind die Stimmen getheilt. Die strengeren Richter sprechen ihm tiefes Studium der Antike und der Natur ab und finden sein Talent unzureichend für das Erhabne und Große. Im Gebiete des Reizenden, Anmuthigen, Lieblichen gesteht man ihm algemein Meisterschaft zu, wenn man gleich tadelt, daß er durch seine Behandlung des Marmors überall zu sehr nach Reiz gestrebt habe [9]). Diesemnach scheint es, daß ihm unbestritten bleiben werde das Lob, der Bildner der Grazie, und das Verdienst, der neueste Wiederhersteller des reineren Geschmacks in der Bildhauerei gewesen zu seyn. Hätte daher auch seine Mitwelt die Bewunderung seiner Kunst in Manchem übertrieben: so bleibt ihm doch genug übrig, was ihm die Achtung der Nachwelt sichert. Meyer hat gezeigt, daß Canova auf eben dem Wege ging wie Mengs, die Schönheit der Formen suchte, und in seiner Art fast eben so viel leistete wie Mengs und von dem Publikum gleich lauten Beifall dafür erhielt, woraus der Schluß gezogen wird, daß der Geschmack am Schönen zu des Künstlers Zeit der verbreitetste und herrschende gewesen sei.

Canova starb am 13. Okt. 1822 zu Venedig, wo er am 4ten angekommen und sogleich erkrankt war. Am 17. wurden ihm in der St. Markuskirche die Exequien gehalten, und sein Leichnam dann in seinen Geburtsort abgeführt, um in der dortigen neuen Kirche, nach Beendigung derselben, beigesetzt zu werden. Diese Kirche ist seine eigne Stiftung und nach einem großen Plane angelegt, eine Rotunda, deren Frontispice genau nach dem Parthenon zu Athen kopirt ist. Die Säulen daran sind so groß als die am Pantheon zu Rom. Ein Schmuck des Inneren wird seine Statue der Religion seyn, zu welcher er im J. 1815 das Modell verfertigte. Er hinterließ ein Vermögen angeblich von 7 Millionen Scudi. In seinem Testamente erklärte er, er habe zu der Ehre und Religiosität seines Stiefbruders das volle Vertrauen, daß er dieses von ihm angefangene Werk nach seinem Plane vollenden und keine Kosten schonen werde.

Samlungen von Abbildungen seiner sämtlichen Werke sind mehre erschienen, in Italien mit Erklärungen von der Gräfin Abruzzi, in Paris von Herrn v. Latouche (jede 20 Hefte stark, der Heft mit 5 K.). Von diesem seit 1823 b. Reveil erschienenen Nachstich der ersten Samlung gibt Fr. Schulz in Stuttgart lithographirte Umrisse. Eine ähnliche Samlung erschien zu London von Heinr. Moses.— Über Canova ist das reichhaltigste Werk v. Missirini della vita di Antonio Canova in 4 Büchern (Prato 1824). Zur Beurtheilung Canova's dienen am besten A. W. Schlegels Aufsatz in der Jen. a. L. Z. vom J. 1805, Fernow üb. den Bildhauer Canova und seine Werke in Bd. 1. der römischen Studien, und H. Meyer in Göthe's Winkelmann und sein Jahrhundert [10]). (*Gruber.*)

CANOVAI (Stanislao), geb. den 27. März 1740 zu Florenz, und eben dort gestorben am 17. Nov. 1811. Obgleich ein Zögling der Jesuiten schloß er sich dennoch schon frühzeitig den Piaristen an. Über ein halbes Jahrhundert trug er Philosophie, Theologie, Physik und Mathematik vor, zuerst in den Klöstern seines Ordens, dann in Cortona, später in Pavia und seit 1786 in seiner Vaterstadt. Auch hat er als Schriftsteller in mehren Fächern gearbeitet. In seinen Riflessioni intorno alle pie seccole, werden diese Institute gegen die Angriffe des la Chalotais vertheidiget. Daß er in den nach seinem Tode (1817) in Florenz herausgegebenen Panegirici (2 B. 8.) die Lobrede auf den heil. Franciscus von Sales, Calvin, Willef und Luther „sacrileghi fazionarj“ nent, wird man dem eifrigen italienischen Priester schon zu Gute halten müssen, dessen anerkanter Frömmigkeit es vergönnet ward, dem berühmten Vittorio Alfieri in seinen letzten Augenblicken beizustehn. Das Elogio di Amerigo Vespucci, che ha raportato il premio della nob. Accademia Etrusca di Cortona, con una diss. guistificativa di questo celebre navigatore. Firenze 1789. 4., vierte Auflage 1798. 8. und die Viaggi di Amerigo Vespucci con la vita, l'elogio e la descrizione guistificativa. Firenze 1817, worin der Verf. sich bemüht, Vespucci die Ehre zu sichern, das Festland von Amerika entdeckt zu haben, haben in Italien eine Menge Streitschriften veranlaßt, unter denen die des Grafen Napione zu Turin sich auszeichnen. Die in den Atti de' Fisiocratici di Siena abgedruckten Abhandlungen sull' anno magno degli Etruschi, sulle vicende delle longitudine geografiche dai tempi di Cesare Augusto fino a quelli dell' imperadore Carlo V., riflessioni sul metodo di risolvere l'equazioni numeriche proposte dal signore la Grange u. m. A. sichern Canovai den Ruf eines der bessern neuern Mathematiker. Seine durch mannichfaltige Zusätze bereicherte Übersetzung der vom Abbé Jos. Franç. Marie herausgegebenen Leçons élémentaires de Mathématiques par de la Caille hat mehre Auflagen erlebt und wird in Italien sehr geschätzt. Mit seinem Ordensbruder Gaetano del Ricco bearbeitete er Elementi di fisica-matematica. Firenze 1788 mit KK., wovon die dritte Auflage 1809—10 in zwei

9) Vgl. den Schluß des Art. Bildhauerei. Man kann sagen, daß er zu viel mit dem Marmor habe malen wollen. Canova malte auch und that sich auf seine Gemälde viel zu gut, obgleich niemand sie loben konte.

10) Vgl. (*Cicognara*) Storia della scultura (Vened. 1818.) Bd. 3. S. 239—309. m. K.

Quartbänden ebenfalls mit KK. erschien, und eine besser geordnete Ausgabe von Gardiner's logarithmischen Tafeln. Firenze 1811 in 4. *).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Canscora, Juss. Lam., s. Pladera.

CANSIERA, Juss., eine Pflanzen-Gattung aus der 4. Linné'schen Klasse, deren natürliche Verwandtschaft unbestimt ist. Ein vierzähniger krugförmiger Kelch, enthält keine Corolle. Um den Fruchtknoten stehn 4zähnige Nektarien. Die Frucht ist eine einsamige Bere. Zwei Arten sind bekant: C. *scandens* Roxb., aus Ostindien, und C. *madagascarensis* * (Potameia *Thuar.*) aus Madagascar. (*Sprengel.*)

CANSO, ein Eiland, Vorgebirge und Fischereibank an der SO.-Küste des brit. Gouv. Newscotland unter 45° 20′ N. Br. An dem Vorgebirge liegen 2 Buchten, woraus der Fischfang betrieben wird; in eine derselben mündet sich der lachsreiche Salmon. Von diesem Vorgebirge hat das bekante Gat de Canso, oder die Straße, die zwischen Newscotland und Cap Breton aus dem Ozeane in den Lorenzbusen führt, den Namen. (*Hassel.*)

CANSTATT, der Name eines Oberamtsbezirks und einer Stadt im Neckarkreise des Königreichs Wirtemberg. Der Oberamtsbezirk umfaßt 1¼ □Meile, worauf nicht weniger, als 20,803 Menschen leben, welche sich größtentheils vom Boden nähren. Er enthält 1 Stadt, 3 Marktflecken, 16 Dörfer und Weiler, 3 Höfe, mit 2719 Haupt- und 1190 Nebengebäuden, in einem Brandversicherungs-Anschlage von 2,215,775 fl. Das steuerbare Grundeigenthum besteht in 12,790 wirtemberger Morgen Äcker, 2406 M. Wiesen, 4859 M. Weinberge, 3989 M. Gärten und Baumgüter, 5115 M. Wald und 417 M. Weiden — zusammen 29,576 M. Der Viehstand besteht in 347 Pferden, 6527 Stück Rindvieh, 3160 Stück Schafen rc. Die Zahl der Mühlen und Werke ist 42, der Wirthschaften 134, der Getränkefabriken 32. Die jährliche Statssteuer beträgt: a) Grundsteuer 19,297 fl., b) Gebäudesteuer 6608 fl., c) Gewerbssteuer 4442 fl. Der Bezirk gehört zu den fruchtbarsten des Königreichs und hat starken Weinbau; seine Bevölkerung ist die stärkste des Landes. — Canstatt, die Stadt, liegt unter 26° 53′ L. 48° 48′ Br., 1 Stunde von Stuttgart, am Neckar, dessen Spiegel hier 658 P. F. über der Meeresfläche erhaben ist. Sie zählt 3654, mit Fremden nahe an 4000, meist evang. Einwohner, ist Sitz eines Oberamts, Oberamtsgerichts, eines evang. Dekanats, einer Cameralverwaltung, eines Oberamtsarztes, eines Oberzollamtes und einer Salzfaktorei. Die Stadt ist mit Mauern, Graben und 4 Thoren versehen; an dieselbe schließen sich 2 kleine, erst in neuern Zeiten entstandene, Vorstädte an, eine dritte und bedeutendere Vorstadt, die alte Neckarvorstadt, liegt auf dem linken Ufer des Neckars und ist mit der Stadt durch eine hölzerne, auf steinernen Pfeilern ruhende Brücke verbunden, welche eine Hauptbrücke des Landes, übrigens in sehr schlechtem Zustande ist. Die Vorstadt hieß ehedem Brie, Bria, auch Pria, vielleicht durch Versetzung von Ripa. Der Namen der Stadt wird sehr verschieden geschrieben, die älteste und der wahrscheinlichen Ableitung am nächsten kommende ist Canstatt, Canstat. Die Lage der Stadt ist äußerst angenehm, die Stadt selber aber unregelmäßig und unfreundlich. Die Einwohner theilen sich in zwei Gemeinden, eine lutherische und reformirte, wovon jede ihre eigene Pfarrkirche hat; die reformirte Gemeinde zählt jedoch nicht mehr als 17 Mitglieder. Sie ist ein Rest der aus ihrem Vaterlande vertriebenen Waldenser und Hugenotten, welche sich im J. 1699 und später in Canstatt niedergelassen haben. Die Einwohner nähren sich vom Wein- und Feldbau, zum Theil auch von Gewerbe und Handel. Unter den Gewerben zeichnen sich 2 Türkischrothfärbereien, verbunden mit Baumwollspinnereien und eine Tabaksfabrik aus. Der Handel besteht hauptsächlich in Speditionshandel, welcher zu Wasser und zu Land, neuerlich besonders thätig von dem Hause Keller, betrieben wird. Der Neckar ist von Canstatt an abwärts schiffbar und es befindet sich bei der Stadt ein Krahn. Ein wichtiger Nahrungszweig für die Stadt sind auch ihre Bade- und Brunnenanstalten. Der Boden der Stadt enthält einen seltenen Reichthum von Mineralquellen. Man zählt ihrer, außer mehren kleinern Quellen, nicht weniger als 9 Hauptquellen. Es sind durchaus sogenante Sauerbrunnenquellen, welche bei einer Temperatur von 15 bis 16 Gr. R., ein salinisch kohlensaures Wasser von sehr wirksamen Eigenschaften liefern. Die Bestandtheile der Trinkquelle und mehr oder weniger auch der andern Quellen in 1 ℔ Wasser sind: kohlensaures Gas 23,33 Cz. salzsaure Kalkerde 0,142 Gr., salzsaure Bittererde 0,05 Gr., salzsaures Natrum 19,50 Gr., schwefelsaures Natrum 7,75 Gr., schwefelsaure Kalkerde 11,20 Gr., schwefelsaure Bittererde 2,125 Gr., kohlensaure Kalkerde 7,142 Gr., kohlensaure Bittererde 0,142 Gr., kohlensaures Eisenoxyd 0,142 Gr. Diese Quellen gaben schon vor mehren Jahrhunderten und, wie man aus neuern Entdeckungen zu vermuthen berechtigt ist, schon zur Zeit der Römer Veranlassung zu einer Badeanstalt. Aber erst in neuern Zeiten fing Canstatt an, in die Reihe der eigentlichen Kurorte einzutreten, und seit 15 Jahren erhielt es 3 ganz neue Badeanstalten nebst einer Brunnenanstalt, welche insgesamt sehr gut eingerichtet und stark besucht sind. Die Badeanstalten sind sämtlich Privateigenthum, der Brunnen ist öffentliche Anstalt. — Außerdem beschränken sich die öffentlichen Anstalten auf die gewöhnlichen Schulanstalten wirtemb. Landstädte, und eine Spitalanstalt wurde neuerlich durch Abbruch der Gebäude in eine bloße Almosenspende verwandelt. In frühern Zeiten hatte C. das Hauptpostamt von Wirtemberg, im J. 1807 wurde es aber nach Stuttgart verlegt; es war eines der ältesten in Teutschland und sein Sprengel erstreckte sich auch über die Nachbarländer. Die Stadt liegt im Mittelpunkt aller Hauptstraßen des Landes und eignet sich deßwegen auch vorzüglich zu einer Postanstalt. Im September wird alljährlich das landwirthschaftliche Centralfest zu Canstatt gehalten.

Bei der Stadt, am Fuße des Kahlensteins, steht Bellevue, ein einfaches kgl. Landhaus mit einem Garten,

*) Vgl. Elogio di Stanislao Canovai scritto da Pompilio *Pozzetti*. Bologna 1812. in 8., *Pozzetti* Considerazioni in *da Rio* Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1813. Tomo XXXVI. p. 149. — Elogium auct. *Joseph. Maur. Bernardino*. Florent. 1812.

worin der jetzige König seinen Sommeraufenthalt zu nehmen pflegt. Auf dem Kahlensteine, einem reizenden Hügel mit herlicher Aussicht, dessen Name neuerlich in Rosenstein verwandelt worden ist, läßt der König gegenwärtig ein Sommerschloß bauen und dem ganzen Berge wird zu dem Ende eine andere Form gegeben, eine Riesenarbeit, woran schon mehre Jahre gearbeitet wird.

In geschichtlicher Hinsicht ist C. einer der merkwürdigsten Orte in Wirtemberg. Sein Ursprung fällt in die Zeiten der Römer, und noch werden täglich römische Denkmäler aller Art gefunden. Der Name Canstatt selbst komt schon im J. 708 vor, da Herzog Gottfried von Allemannien eine Urkunde zu Canstat ad Neccarum ausstelte. Im J. 746 hielt Karlmann zu Canstatt das große Landgericht, worauf er die widerspenstigen Herzoge von Allemannien und Baiern verurtheilte, und 777 stelte Karl der Große eine Urkunde zu C. aus. Bis ins 14. Jahrh. wurden hier die alten Landgerichte gehalten und bis auf diese Zeit war C. auch der Hauptort des alten Wirtembergs. Im J. 1330 wurden der Stadt von K. Ludwig IV. auch alle Rechte und Freiheiten verliehen, wie sie die benachbarte Reichsstadt Eßlingen hatte. Lange war C. auch, wie gemeiniglich die Hauptorte eines Gaues, der Sitz eines Rural-Capitels, und in seine 3 Kirchen, wovon jetzt aber 2 — die Uffkirche und die altenburger Kirche — eingegangen sind, war die ganze Umgegend, in die altenburger Kirche selbst Stuttgart bis 1320, eingepfarrt. Aber theils die Bedeutung der Stadt, theils ihre Lage brachten mancherlei harte Schicksale über sie, und es wurde fast kein Krieg in Teutschland geführt, wo sie nicht hart mitgenommen worden wäre. Im J. 1796 lieferte hier der General Moreau bei seinem Übergang über den Neckar dem Erzherzog Karl ein Treffen.— Auch in naturhistorischer Hinsicht ist C. merkwürdig; es ist insbesondere ein Hauptfundort fossiler Knochen von dem Mammuth und andern Thieren einer vorgeschichtlichen Zeit *). (*Memminger.*)

CANSTEIN (Karl Hildebrand, Freiherr von), Erbherr auf Canstein etc., kurbrandenburgischer Kammerjunker, ein Sohn des kurbrandenburgischen wirkl. geh. Raths, Obermarschalls und Kammerpräsidenten Raban von Canstein, der am 19. August 1617 geboren war und den 22. März 1680 starb, eines Vertrauten des Kurfürsten Friedrich Wilhelms des Großen, den er auf allen seinen Reisen begleitete, und der ihm die verwickeltsten Geschäfte übertrug [1]). Der Sohn, geboren auf dem Familiengute Lindenberg in der Mittelmark den 15. Aug. 1667, studirte zu Frankfurt an der Oder, machte mit seinem Bruder Philipp Ludwig große ausländische Reisen, und wurde 1688 in Berlin Kammerjunker. Nach einigen Jahren ging er als Volontär nach den Niederlanden, und hier brachte ihn eine zu Brüssel ausgestandene tödtliche Krankheit zu dem Gelübde, allen weltlichen Geschäften zu entsagen. Er begab sich nach Halle, wo der vertraute Umgang mit Franke, dem Stifter des Waisenhauses, seine durch die erste Erziehung gepflanzte religiöse Stimmung erhöhte. Die Grundsätze des Pietismus, die er bekante, verläugnete er auch in seinem Leben nicht, welches sich am 19. August 1719 (in kinderloser Ehe) endigte. Dem Waisenhause, auf dem er in stiller Eingezogenheit gelebt hatte, vermachte er sein Haus zu Berlin, seine Bibliothek und seinen Antheil an einem Kupferbergwerke. Bereitwillig, jede fromme und nützliche Anstalt zu unterstützen, hatte er unter andern wesentlich dazu beigetragen, daß die kostspielige Unternehmung einer neuen, nach Handschriften berichtigten Ausgabe der hebräischen Bibel, welche unter der Aufsicht des halleschen Dokt. Michaelis besorgt wurde, zu Stande kam. Er selbst wollte einen ascetischen Kommentar über das neue Testament herausgeben, wovon aber nur die: Harmonie und Auslegung der vier Evangelisten, Halle 2. Th. 1727 — 1734. fol. gedruckt wurde; auch erschien aus seinem Nachlasse das Leben P. J. Speners. Halle 1740. 8. Das ehrenvollste und gemeinnützigste Denkmal seiner frommen Thätigkeit aber ist die von ihm gestiftete und nach seinem Namen benante, mit den Frankeschen Waisenhausanstalten verbundene Cansteinsche Bibelanstalt, in welcher die lutherische Übersetzung der Bibel in mancherlei Formaten, um sie auch den Ärmsten um einen wohlfeilen Preis in die Hände zu bringen, mit stehenden Lettern gedruckt wird. Den Plan dazu machte er im März 1710 bekant, erhielt zwar mehre milde Gaben zur Unterstützung des Werks, trug aber das Meiste selbst bei. Schon 1712 erschien die erste Auflage des N. Test. von 5000 Exemplaren, und bis 1795 hat die Anstalt 373 Auflagen, und in allem 1,659,883 Exemplare der ganzen Bibel geliefert, vom neuen Testament noch besonders 170 Auflagen, 883,890 Exemplare; ferner von den Psalmen 16,000, von dem Buche Jesus Sirach 47,500 und von einem kleinen Gesangbuche für die Soldaten 105,000 Exemplare [2]). Auch sind in der Bibelanstalt böhmische, polnische und ostindische Bibeln, ein warugischer Katechismus, Arnd's Paradiesgärtlein in malabarischer Übersetzung etc. erschienen [3]). (*Baur.*)

CANTABILE. Dieses italienische Kunstwort, wird in der Musik in zweierlei Bedeutung gebraucht. 1) Nent man alles dasjenige cantabel, was eine recht wohlgefällig fließende Melodie hat, und spricht in diesem Sinne von dieser oder jener vorzüglich cantabeln, gesangreichen, Stelle eines Tonstückes, und zwar nicht allein

*) Vgl. Canstatt u. se. Umgebungen von J. D. G. Memminger. Stuttg. 1812. 8. und über die Mineralquellen insonderheit, außer mehren allgemeinen Schriften, Canstatts Mineralquellen und Bäder von J. C. G. Tritschler. Stuttg. 1823. 8. (*H.*)

1) Siehe die Fragmente aus dem Leben und der Amtsführung Hrn. Rab. Freiherrn v. Canstein, in (von Mosers) neuem patriotischen Archiv für Teutschland. Mannheim 1792. 1. Bd. Nr. VIII.

2) S. die Geschichte der Canstein. Bibelanstalt von J. L. Schulze in Frankens Stiftungen Bd. 2. S. 334. und 477. Bd. 3. S. 525. Vgl. Frankens theol. hist. Abhandl. 374. und Lorchs Bibelgesch. in einigen Beiträgen erläutert. 2. Th. Kopenh. und Leipz. 1783. 8., auch oben den Art. Bibelgesellschaften. 3) Memoria Cansteiniana oder Denkmal Cansteins, in Druck geg. v. A. H. Franke. Halle 1722. fol. Sein Leben von J. Lange, hinter Speners Leben von Canstein S. 371. Denkwürd. aus dem Leben ausgez. Teutschen 697. Baurs Gallerie hist. Gem. 6. Th. 407 ff.

eines vocalen, sondern auch instrumentalen, so daß man auch wol von cantabeln Stellen einer Claviersonate spricht, und von einem Violinisten sagt, er trage das Cantabile schön vor, er sei stark im Cantabile. 2) Wird das Wort Cantabile auch zuweilen als Titelüberschrift von Tonstükken gebraucht, und bezeichnet dann ein Tonstück von mäßiger Bewegung, und einfachem, cantabelm Vortrage. (Vgl. d. Art. Cabaletta, Cantilena, Canzone). (*Gottfr. Weber.*)

CANTABRI, CANTABRIA, bei Plinius auch Cantabri genant (H. N. 3, 3, 4.), hieß die Landschaft, die im nördlichen Spanien an das atlantische Meer stieß, welches daher an dieser Küste auch das cantabrische Meer (biscayische, baskische, es bildet den großen Meerbusen von Biscaya) heißt. Das nördliche Castilien oder die Grafschaft Burgos und die angränzenden Gegenden machten dasselbe aus. An der Küste erstreckte es sich von dem Busen bei Santander bis an die Ostgränze von la Montama, und landeinwärts machten südlich die Nordwestspitze von Burgos, westlich Palencia und östlich Biscaya die Gränzen. Unter den 8 Städten, welche Ptolemäus hier angibt, verdienen bemerkt zu werden Juliabriga, wovon 40,000 Schritte entfernt Plinius die Quellen des Ebro ansetzt, Vellica, einige Meilen östlich davon, und Konkana. Die Cantabrier werden von den alten Schriftstellern beinahe so geschildert, wie von neueren Reisebeschreibern die Wilden; die Hauptschilderung von ihrer Lebensart und ihren Sitten hat Strabo entworfen (Buch 3. 4.). Vieles hatten sie, nach dessen Bericht, mit Celten, Thraciern und Scythen gemein, wozu er auch das Männlichere, Kräftige der Frauen rechnet, welche den Ackerbau betrieben, wogegen sich die Männer, wenn die Frauen geboren hatten, ins Bett legten, und sich von diesen bedienen ließen. Die Frauen hatten manche Vorrechte, z. B. daß die Töchter erbten und ihre Brüder ausstatteten, was Strabo darum tadelt, weil es eine Herschaft der Weiber über die Männer voraussetze. Als Züge von der Rohheit dieses Volkes führt er an, daß sie für nichts sorgten als was die äußerste Nothdurft erfodre, faul wären, auf bloßer Erde schliefen, und Gesicht und Zähne mit abgestandenem Urin wuschen, auf welche Sitte auch bei Catull (Ged. 36.) angespielt wird. Aber auch an Grausamkeit und Wuth, sagt er, gleichen sie wilden Thieren, führt aber nur Beispiele von Heroismus der Barbarei an, wie sie uns eben auch von allen Wilden berichtet werden. Es ist überhaupt die Frage, wie viel von dieser zum Theil sich widersprechenden Schilderung auf Rechnung dessen zu setzen ist, daß Strabo aus dem Gesichtspunkte der Römer sah, bei denen sich diese Völkerschaft freilich nicht sehr empfohlen hatte, denn sie fanden bei ihr, die der Ruhe feind, Freiheit liebend, kriegerisch und tapfer war, allein noch gewaltigen Widerstand, nachdem schon ganz Spanien unter ihr Joch sich gebeugt hatte. Hier indeß ist zu bemerken, daß, wenn von dem cantabrischen Kriege die Rede ist, nicht die Cantabrier allein ihn führten, sondern zugleich die übrigen Bewohner der Nordgebirge, die jedoch den Cantabriern in Allem glichen. Sechs Jahre dauerte dieser Krieg, den Augustus in eigner Person (vom Jahre Roms 729 an) gegen sie unternahm, und wie schwer ihm wurde, den Sieg zu erringen, hat Dio Cassius berichtet (53, 25. 54, 6. 11.). Es konte freilich nicht leicht seyn, über die zu siegen, welche Freudenlieder sangen, wenn man sie ans Kreuz schlug, wo Mütter ihre Kinder lieber umbrachten als in Feindes Hand fallen ließen, und wo man sich in Schwert oder Feuer stürzte oder sich den Giftbecher zutrank, wenn Gefangenschaft unvermeidlich war. Agrippa war es, welcher diesen Krieg beendigte (vgl. *Horat.* Od. I. 12.), der meist als ein Guerillaskrieg geführt wurde. Was August begonnen, vollführte Tiberius, welcher Besatzung in die cantabrischen Städte legte. Hierauf sollen die Cantabrier viel milderer Sitte geworden seyn, mit Ausnahme derer, die auf ihren Felsen und Klippen rauh und unzugänglich blieben wie diese. Noch in viel späterer Zeit zeigen sich aber Spuren ihres alten Stammescharakters. Als im J. 714 Roderich von den Gothen vertrieben wurde, erhielten allein sie und die Asturier ihre Freiheit. Daß sie auch in der Folgezeit sich besondre Freiheiten zu verschaffen wußten, ist anderwärts gesagt (vgl. Basken *); Biskaya), und daß sie diese Freiheiten in der neuesten Zeit zurückgefodert, berichten die Zeitungen. Was davon der Erfolg seyn werde, wird die Zukunft lehren. (*H.*)

CANTAL, 1) ein Departement des südlichen Frankreichs. Es erstreckt sich von 19° 36′ bis 20° 57′ östl. L. und 44° 45′ bis 45° 29′ nördl. Br., gränzt im N. an Puy de Dôme, im O. an Oberloire, im SO. an Lozère, im S. an Aveiron, im W. an Lot und Corrèze, und hat einen Flächeninhalt von 106,¹² □Meilen oder nach Herbin von 1,124,820 Arpens, wovon 57,097 Waldung sind. Die Oberfläche ist voller Gebirge, die besonders in der Mitte sich häufen, aber auch die ebenern Seiten sind von durchlaufenden Hügeln unterbrochen, und der Boden meistens steinig und dürftig, auch besser zur Viehzucht, als zum Ackerbau geeignet; indeß gibt es auch hier einige ergiebige Striche, die gutes Korn hervorbringen können. Unter den Gebirgen des Centrums, die, wie die übrigen Spitzen des Auvergner Gebirgskamms, wozu sie gehören, den alten Namen Puy führen, ist der Cantal der erhabenste: er mißt 5958′. Ihm nahe kommen der Puy Violent 5760, der Puy Mari 5700′ hoch, dann der Chezallier, der Col de Cabre u. a. Alle diese Gebirge sind ausgebrante Vulkane, die Region um sie her mit Basalten, Bimstein, Lava, Schlacken und andern vulkanischen Produkten bedeckt, auch sind die Planesen oder Bergebenen an den Seiten die unverkenbarsten Spuren, daß sich bis dahin i der Vorzeit die Gewalt des Feuers erstreckte; die meisten Hügel haben Kuppen von Basalt aufgesetzt. Die Provinz empfängt außer der Dordogne und Truyere, die doch beide nur auf den Gränzen fließen, keinen Berg von Außen; die meisten Gewässer entquillen ihrem Gebirge, wie die Rue, die Marone, der Cer, der Alagnon, der Bes und die Rance. An warmen Quellen fehlt es nicht. Das Klima ist rauher, als man im mitlern Frankreich erwarten sollte; 6 bis 7 Monate

---

*) Der dort für diese Stelle verheißene Artikel über die cantabrische Sprache kann erst am Schlusse des Buchstabens C geliefert werden.

lang bedeckt der Schnee das Gebirge, und im Früh- u. Spätjahre wüthen dort die Ebrils, im Sommer entladen sich fürchterliche Gewitter und Hagelschauer über die Thäler; doch ist die Luft nicht ungesund. Der Ackerbau wird zwar überall getrieben, aber äußerst nachlässig; man versteht ihn theils nicht, theils ist der Boden zu karg und steinig, um so vieles Korn zu erzielen, als man braucht; Weizen wird fast gar nicht gebauet, bloß Mais, Roggen und Buchweizen, die zum Brotbacken verwendet werden; ein Hauptsurrogat ist die Kastanie, welche einen großen Theil der Anhöhen bekränzt. Man berechnet den Flächeninhalt der Kastanienplantagen auf 103,700 Arpens, während alle Waldungen nur deren 57,097 einnehmen. Am kornreichsten ist die Umgegend von S. Flour. Der Hanf geräth gut und wird nebst dem Flachse viel gezogen, wie sie denn das Material zu der vorzüglichsten Landesmanufaktur darbieten. Der Wein gehört zu den schlechtern in Frankreich, daher er meistens in Brantwein und Essig verwandelt wird; vieles Obst, aber nicht ausgezeichnet. Die Rindviehzucht liefert fette Ochsen, die wol zu 200 Pfd. gemästet werden, und gute Käse, die ausgeführt werden. Man hat einige Maulthierzucht und die Mulets d'Auvergne stehen im Rufe. Auch hält man starke Schafherden: das Schaf steht zwischen dem Solognote und Berrichonne, und lieferte bisher nur gemeine Wolle, wenn schon gute Hammel: seit der mehren Verbreitung der Merinozucht ist die Wolle besser, das Fleisch schlechter geworden, und die schätzbaren Schafkäse verschwinden immer mehr. Ein eigentlicher Bergbau findet nicht Statt; die 5 Kupferhammer ziehen das Material aus dem Auslande, nur die Schieferbrüche sind wichtig, und der Basalt unterhält die Kunststraßen. Wenige Fabriken in Großen; der Hauptfleiß ist thätig in den leinenen und hanfnen Geweben und in Spitzen, auch gibt es Papiermühlen und in den Städten Wollen- und Teppichweberei, und Gerbereien. Zur Ausfuhr kommen Vieh und Viehprodukte, Maulthiere, Wolle, Papier, Schiefer, Kastanien und einige Fabrikate; Alles wiegt das auswärtige Bedürfniß nicht auf, und das Land würde längst verarmt seyn, wenn nicht ein Theil seiner Einw. jährlich in andere Provinzen wanderte und dort zum Theil als Handarbeiter ein Stück Geld zu verdienen suchte, das seine Heimath bereicherte. Die Zahl derselben belief sich 1820 auf 252,100: sie ist wenig in Zunehmen. Es gibt 15 Städte, 10 Marktflecken und 271 Gemeinden, die in 4 Bezirke und 23 Kantone vertheilt sind; Alles huldigt der katholischen Kirche, die 23 Hauptpfarren hat und zur Diöcese von S. Flour gehört. Übrigens steht die Provinz unter dem königl. Gerichtshofe zu Riom, wählt 3 Deputirte zur Repräsentantenkammer, ist in der 19. Militärdivision und 10. Forstconservation begriffen und zahlte 1802 eine Grundsteuer von 2,038,302 Franken. Ihre Hauptstadt ist Aurillac. Sie ist aus dem südlichen Theile von Auvergne gebildet. — 2) Ein Berg im mitlern Frankreich und zwar im südlichen Auvergne belegen und zu dem Auvergnergebirge gehörig. Er ist ein ausgebranter Vulkan und mit vulkanischen Produkten aller Art umgeben, mißt 5958′ absoluter Höhe und gibt mehren Flüssen, wie der Rue, dem Cer und dem Alagnon das Daseyn. Von ihm erhielt das vorgedachte Dep. in der Revolution den Namen. (*Hassel.*)

CANTANHILDA, eine Bai, die auf der Westseite der zu dem Archipel der Marianen im Australozeane gehörigen Insel Sappan belegen ist und durch ein Amphitheater von Anhöhen gegen alle Winde geschützt wird; daher hier wol die spanischen Gallionen anlegten. (*Hassel.*)

CANTARA, auch Alcantara, ein Fluß in Sicilien, welcher südlich von der Bucht von Taormina mündet. Es ist der Onobalus der Alten, welcher auch Fluvius Taurominius genant wurde, so wie der Cantara Fiume di Taormina. Er entspringt an der Nordseite des Ätna und hat ein sehr weißes kaltes Wasser. (*W. Müller.*)

CANTARINI (Simon), Maler, geb. zu Pesaro 1612. Nachdem er den ersten Unterricht bei Pandolfi empfangen, ging er in die Schule des Guido Reni, wo er sich bald als dessen bester Schüler auszeichnete. Aber mit dem Zuwachs seiner Fortschritte, vorzüglich im Colorit und Kupferätzen, wuchs auch sein Hochmuth; er begegnete seinem Lehrer unhöflich, und dieser sah sich genöthigt ihn aus seiner Schule zu entfernen. Cantarini ging nach Rom, wo er hauptsächlich die Werke Raphaels studirte. Nach seiner Rückkehr zu Bologna errichtete er eine Schule, und führte schöne Gemälde aus. Bewogen durch den Ruf seiner Geschicklichkeit, berief ihn der Herzog von Mantua, um sein Bildniß zu malen; aber troß aller angewandten Mühe des Künstlers ward es nicht ähnlich. Hierüber fand sich der ehrgeizige Künstler so sehr gekränkt, daß er nach Verona ging, daselbst in eine Krankheit verfiel, und 1648 im 36. Jahre seines Alters starb. Eines seiner schönsten Gemälde in der Kirche zu Barbaziano ist eine heilige Familie; gleiches Lob verdient Lot mit seinen Töchtern in derselben Kirche. Seine radirten Blätter 37 an der Zahl *), haben in der Behandlung mit denen des Guido Reni so viel Ähnlichkeit, daß es dem weniger geübten Auge schwer wird, sie zu unterscheiden. (*Weise.*)

CANTATE, Cantatille, Cantatina. In der Musik wird der Name Cantate zur Bezeichnung eines jeden für sich allein bestehenden, etwas ausgeführteren Gesangstückes gebraucht, sofern ihm nicht sonst ein näher bezeichnender Name zukomt. Schon diese Begriffbestimmung, welche sich durchaus nicht schärfer und genauer geben läßt, zeigt, daß der Begriff an sich selbst nicht harscharf bestimt ist. — Wir nennen die Cantate ein ausgeführteres Gesangstück, weil es sich durch eine ziemliche Ausführung von bloßen Liedern oder anderen kürzeren Gesängen unterscheidet: und, wenn gleich nicht die Ausdehnung eines Oratoriums erreichend, doch gewöhnlich aus mehren Sätzen, zuweilen auch untermischten Recitativen, Chören, Arien oder Arietten, Duetten u. s. w., auch instrumentalen Zwischenspielen u. dgl. besteht. Wir nennen ferner die Cantate ein für sich allein bestehendes Tonstück, weil es sich nur dadurch von anderen ähnlichen Musikstücken unterscheidet, welche im Zusammenhange eines größeren Tonwerkes als Theile desselben vorkommen: denn so findet man z. B. in unsern Opern

*) S. *Bartsch* Peintre Graveur. T. 19. p. 122.

nicht selten mehr als Eine sogenante Scena ed Aria, welche an Umfang und sonstiger Einrichtung gerade das ist, was man sonst eine einstimmige Cantate nennen könte, und eben so würde z. B. das Sanctus einer Messe, oder ein Opernfinale, wenn es für sich allein bestände, ganz passend den Namen einer, geistlichen, oder profanen, Cantate tragen können.

Wir sagten ferner, der Name Cantate diene nur zur Bezeichnung solcher Tonstücke, welche keinen anderen specieller bezeichnenden Namen haben, wie z. B. Motette, Te Deum, Veni sancte spiritus u. dgl. Insbesondere wird der Name Cantate häufig für Gelegenheitsstücke gebraucht, als: Festcantaten, Einweihungscantaten, auch Frühlingscantaten, Jubelcantaten, Friedenscantaten, Empfangscantaten u. dgl. Die Verkleinerungsnamen Cantatilla oder Cantatina bezeichnen, wie sich von selbst versteht, kürzere Cantaten, von geringerem Umfang und Gewicht. (*Gottfr. Weber.*)

CANTEL (Pierre Joseph), Jesuit, geb. 1643 in dem pays de Caux, gest. zu Paris 1684, gab in der Samlung der klassischen Autoren in usum Delphini den Justin 1677 und den Valerius Maximus 1679 mit geschätzten Anmerkungen und Abhandlungen heraus. Auch war sein Werk de romana republica, sive de re militari et civili Romanorum. Par. 1684 (nachmals öfters aufgelegt) ein für seine Zeit sehr schätzbarer Abriß der röm. Alterthümer. Von seinem Werk: Metropolitanarum urbium historiae civilis et ecclesiasticae (1684. 4.) ist der erste Band erschienen. (*H.*)

CANTELEU, Marktfl. in dem Bez. Rouen des franz. Dep. Niederseine in der Nähe des Waldes Roumare, hat 2842 Einw., bauet gutes Obst und ist seines Cyders wegen berühmt. (*Hassel.*)

Canter, s. am Ende des Buchst. C.

CANTERBURY, eine City und die Hauptstadt der engl. Shire Kent. Sie liegt unter 51° 18′ 26″ Br. und 18° 44′ 53″ L. in einem angenehmen Thale an der Stour, deren Kanäle sie durchschneiden. Sie war vor Alters mit Mauern und Thürmen umgeben und wurde durch ein starkes Kastell vertheidigt; aber von diesem Allen sieht man jetzt nichts mehr; sie ist völlig offen und bildet ein Oval, das von 4 Straßen durchkreuzt wird. Sie ist der Metropolitansitz des ersten Erzbischofs von England, der aber gewöhnlich zu Lambethhouse in Southwark residirt; seine hiesige Kathedrale ist ein prächtiges Gebäude, deren Entstehung zwar schon in das 12. Jahrh., der Ausbau und die Vollendung aber in spätere Jahrhunderte fällt; sie hat die Gestalt eines gedoppelten Kreuzes, ihre Länge beträgt 514, die Höhe des Schiffs 80, und die des Thurms 235′; mehre ihrer Fenster sind schön gemalt. In derselben finden sich 38 Altäre: vor einem wurde der später kanonisirte Erzbischof Thomas Becket 1170 ermordet. Außer dieser Kathedrale hat die Stadt noch 12, die Vorstädte 3 Kirchen, 4 Bethäuser der Presbyterianer, Anabaptisten, Methodisten und Quäker, 1 Synagoge, 1 Generalkrankenhaus, 1 Arbeitshaus, 1 Gerichtshaus, 1 Theater, 1 Gesellschaftssaal, 1 Gefängniß, weitläufige Militärbaraken, 2093 Häus. und 1821. 12,745 Einw., die sich besonders mit der Verfertigung der Canterbury Musseline, die seit 1787 aufgekommen sind, baumwollner und seidner Zeuge beschäftigen, und außerdem große Quantitäten von Pökelfleisch, das sehr geschätzt wird, in alle Gegenden des Königreichs versenden; die Vorstädte legen sich auf den Hopfenbau, der hier trefflich geräth. Die Stadt hält 2 Wochen-, am 10. Okt. 1 Jahrmarkt. Sie sendet 2 Dep. zum Parliamente, die von etwa 1800 Wählern aufgestellt werden. In ihr versammelt sich eine ökonomische Gesellschaft, und auch besitzt sie eine Grammatikalschule. Es ist ein alter Ort: unter den Römern, hieß sie Durovernum und war eine Militärstation; Beda nent sie Dorovernia, die Sassen verwandelten den Namen in Cantwarabyrg, bei den Lateinern Cantuaria, woraus in der Folge Canterbury gebildet ist. König Ethelwed hatte hier 596 seine Residenz; 1080 belief sich die Zahl ihrer Bürger auf 212, sie hatte damals ein Kastell, das Heinrich II. erweiterte, aber seit Elisabeth verfallen ist. Auch sie hat verschiedne Male durch große Feuersbrünste gelitten. (*Hassel.*)

CANTERIUS MONS, ein Berg im Sabinischen, welchen *Varro* De R. R. II. 1. 8. als Beispiel unter den von Thieren hergenommenen Benennungen von Ländern und Orten anführt. Also von Canterius der Wallach *). (*W. Müller.*)

CANTERZANI (Sebastiano), gestorben zu Bologna den 19. März 1819 im 85. J. s. A. Er war emeritirter Professor an der dortigen Universität, Ritter des Ordens der eisernen Krone, Mitglied des italienischen Instituts und einer Menge gelehrter Gesellschaften, in deren Schriften sich zahlreiche Abhandlungen von ihm über mathematische und physikalische Gegenstände befinden. Bei der Accademia dell' Istituto bolognese bekleidete er erst das Sekretariat und wurde durch Gaetano Monti's Tod deren Präsident. Zu den wenigen von ihm einzeln gedruckten Werken gehören unter andern seine Osservazioni sul valore Cardanico. Bologna 1787. 4.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CANTHARELLUS, eine schon von Adanson aufgestellte Schwamm-Gattung, deren Charakter von Link in den aderigen Falten des Hymenii angegeben wird. Da dieß aber die Kenzeichen des Merulius Haller. sind, so nimt Link als Charakter des letztern Lamellen im Hymenio und eine seitliche Anhaftung des Strunks an, welches indessen nur eine Abtheilung des Agaricus bildet. Dagegen trent Fries mit Recht den Merulius von Cantharellus dadurch, daß er bei dem ersten ein aderiges faltiges Geflecht annimt, welches scheinbare große Löcher bildet. Dieß ist der Fall bei M. vastator und tremellosus Pers., dagegen der wahre Cantharellus, wie die eßbaren Pfifferlinge, bloße linienförmige Falten hat. (*Sprengel.*)

CANTHARIDUS (Conchol.). Unter diesem Namen wird von Denys de Montfort eine gehäusige Schnecke der Südsee, nämlich Turbo smaragdus *Gmel.*

*) Ich weiß nicht, woher man den Monte S. Giovanni für den Cant. Mons hält. Ein kleiner Fluß und eine Ebene neben diesem Berge sollen Canera heißen.

L. Trochus Iris *Martini* †) als eine eigene Gattung aufgestellt, s. Trochus. (*Nitzsch.*)

CANTHARIDEN. Der Name Cantharis, Pflasterkäfer, Blasenzieher ist von verschiedenen Schriftstellern für verschiedene Käfergattungen gebraucht worden. Ursprünglich scheint man nach Aristoteles [1]) jedes Insekt mit Flügeldecken darunter verstanden zu haben, aber später beschränkte man den Begriff auf goldglänzende, widrig riechende oder stinkende Feuchtigkeiten von sich gebende Käfer, in welchem Sinne namentlich Ray [2]), Aldrovand [3]) und Monffet [4]) dieß Wort brauchen. Da nun die Pflasterkäfer diese Eigenschaften vorstechend zeigen, so wurden sie vorzugsweise Canthariden genant, und dieser Name wurde für dieselben officinell. Linné, als er die systematischen Benennungen in der Naturgeschichte einführte, beachtete diese Bezeichnung nicht, sondern belegte die zeither sogenanten Käfer mit dem Gattungsnamen Meloe und vereinigte unter seiner Gattung Cantharis die Käfer mit borstenförmigen Fühlern, die ein mit aufgeworfenen Rändern versehenes Halsschild und weiche, platt aufliegende Deckschilde besitzen (Telephorus Degeer). Bereits Degeer und Geoffroi folgten der Linné'schen Nomenklatur nicht, und wollten die officinelle Benennung auch als systematische angewendet wissen; aber die mehresten spätern Schriftsteller, wie Fabricius, Paykull, Gyllenhal, Panzer u. A. blieben bei Linné's Bezeichnung, nur daß sie mehre Arten daraus in besondern Gattungen vereinigten und den officinellen Pflasterkäfern den Gattungsnamen Lytta beilegten. Indeß die neusten Schriftsteller, wie Olivier, Latreille, Cuvier sind zu der ältern Bedeutung nach Degeer und Geoffroi wieder zurückgekehrt und es ist ihnen darin um so mehr zu folgen, da der einmal eingeführte, allgemein angenommene, officinelle Name sich doch nicht durch einen andern verdrängen läßt. Es umfaßt daher in dieser Bedeutung der Gattungsname Cantharis einen Theil der Gattung Meloe *Linn.* oder der Gattung Lytta *Fabr.* und die Kenzeichen der hieher gehörigen Käfer sind: fünf Tarsenglieder an den vier vordern, vier an den beiden hintersten Füßen, mit tief gespaltenen Klauen und zweispaltigen Krallen; der Kopf herzförmig, breiter als das Halsschild, mit fadenförmigen Fühlern; das Halsschild schmäler als Kopf und Hinterleib, nach dem Kopfe zu jäh verengt; die Deckschilde so lang als der Hinterleib, weich, an den Seiten herabgebogen, die Flügel bedeckend; die Beine lang und schlank. Es zeichnen sich diese Käfer durch einen heftigen Geruch, lebhafte, bisweilen metallische Farben, und durch ihre Wirksamkeit auf den thierischen Körper aus (s. den medicinischen Art. Cantharides). Gewöhnlich trifft man sie schwarmweise an blühenden Bäumen und Sträuchern, wo man sie durch Essigdämpfe betäubt und einsammelt. Ihre Larven sind noch nicht genau bekant, sie scheinen aber mit den Larven der Gattung Meloe sowol in Hinsicht der Gestalt als der Lebensweise viele Ähnlichkeit zu besitzen, und ebenfalls in ihrer Jugend als Parasiten auf Hummeln und Fliegen zu leben.

Man kent bereits gegen 60 Arten von Pflasterkäfern, die in verschiedenen Welttheilen vorkommen, aber in Hinsicht ihrer blasenziehenden Kräfte nicht völlig gleiche Wirksamkeit besitzen. Die in Officinen bis jetzt angewendeten Arten sind: 1) *Cantharis vesicatoria* Deg. Oliv. Latr. Lytta vesicatoria *Fabr. Gyllenh. Panz.* Meloe vesicatorius *Linn.* Goldgrün glänzend, Fühler schwarz, der Scheitel gefurcht. ½ — ¾ Zoll lang und die unter dem Namen spanische Fliege allgemein bekante, in ganz Europa verbreitete Art. 2) *Cantharis syriaca* Oliv. Lytta syriaca *Fabr. Panz.* Meloe syriacus *Linn.* Schwarz, Halsschild blutroth, Deckschilde metallisch grünblau. Wird oft unter den im südlichen Europa eingesammelten Canthariden mit gefunden. 3) *Cantharis vittata* Oliv. Lytta vittata *Fabr.* Schwarz, der Kopf roth, mit zwei schwarzen Stirnflecken, die Deckschilde mit blassen Rändern und gleichfarbiger Mittelstrieme. Ist in Nordamerika zu Hause. (*Germar.*)

CANTHARIDES, Canthariden (span. Fliegen), Meloe vesicatorius *L.* oder Lytta vesicator. *Fabric.*, eine bekante Käferart des südlichen Europa, namentlich in Sicilien, Spanien rc., die, auch besonders in trocknen Jahren bei uns im Junius und Julius auf der Esche, dem türkischen Hollunder, Hartriegel, Geisblatte, dem Ahorn, der weißen Pappel rc. vorkomt. Gefangen verwahrt man sie in wohlverstopften Glasflaschen, wo sie ersticken, trocknet sie dann auf Sieben im schattigen Luftzuge, und hebt sie, unzerstückt, in wohlerwärmten verschlossenen Gläsern auf. Lebendig riechen sie eigen widrig, gewissermaßen betäubend, getrocknet wenig oder gar nicht mehr. Ihr Geschmack ist anfangs kaum merklich, dann aber scharf und brennend. Die Lytta vittata, eine gemeine nordamerikanische Kartoffelfliege, hat Chapmann zuerst in Pennsylvanien entdeckt; sie soll noch stärker wirken als die L. *vesicatoria*. — Nach Robiquet enthalten sie ein flüssiges gelbes, und ein concretes grünes, nicht blasenziehendes Öl, eine schwarze, in Wasser, Äther rc. unauflösliche (*Odier's* Chidine, s. unten), und eine gelbe in Alkohol und Wasser auflösliche Substanz, woraus Äther den im höchsten Grade blasenziehenden Stoff (Cantharidin, s. unten) zieht, außerdem, noch freie Essigsäure, phosphors. Talkerde und Harnsäure, welche letztere jedoch bei den alten Käfern fehlt.

Zum arzneilichen Gebrauch sind die kleinen Canthariden vorzüglich; alle dürfen zu keinem allzufeinen Pulver gestoßen werden. Sie behalten, gut verwahrt, wohl 30 Jahre lang ihre Kräfte. Unkräftiger aber sind die zerfressenen, oder in ein gröbliches Pulver von selbst zerfallenen. — Bekantlich wirken sie äußerlich in jeder Form hautröthend und blasenziehend, d. h. sie reizen zunächst örtlich die letzten Endigungen der Arterien, die dadurch zu vermehrter Exhalation oder Effusion angeregt werden, und die Flüssigkeiten unter der Haut herbeiziehen. Bei längerer Anwendung derselben auf einer und derselben Stelle wird diese brandig; nicht selten stellen sich darnach Harnbeschwerden aller Art rc. ein, wie bei ihrem innerlichen Gebrauche (s. unten Cantharidingift).

†) Conchyl. V. t. 161. f. 1522 — 1523.
1) Histor. anim. lib. IV. cap. 7. 2) Ins. p. 101. 3) Ins. p. 476. 4) Ins. p. 144.

Innerlich wirken die Canthariden in gehörigen Gaben sehr kräftig, besonders auf das Gefäß- u. Nervensystem, specifisch aber auf das Harnsystem [1]). Allein hypersthenische Diathesis, allgemeine und örtliche Blutfülle, große Muskelschwäche, Neigung zu Zersetzungen und Colliquationen, besonders aber überwiegende Reizbarkeit der Harnorgane verbieten ihren Gebrauch.

Den arabischen u. a. ältern Ärzten nicht fremd, wurden sie doch erst im 17. Jahrh. durch Mercurialis allgemeiner bekant.

Innerlich und äußerlich räth man sie allein, oder mit Antimonialmitteln, warmen Bädern rc., bei Hautkrankheiten, zumal flechtenartigen, bei chronischen Brustbeschwerden, gegen Tetanus, Hydrophobie, mit Weinmolken oder aromat. Wassern bei bedeutenden Nervenfiebern, mit großer Vorsicht in Wassersuchten von Erschlaffung und Torpidität des Harnsystems, vorzugsweise in allen Krankheitsformen, die von zu großer Abspannung und Lähmung der Harnorgane herrühren, namentlich bei dergleichen Ischurie, Strangurie, und unwillkürlichem Harnabgang, bei der Harnruhr, bei passivem Blutharnen, beim Nachtripper, bei der Blennorhoe, und Leucorrhoe von Atonie. Gabe: innerlich in Pulver zu ¼ — 1 Gr., in Pillen, in Emulsionen, wie die Herwigsche zu einem Eßlöffel alle 2—3 Stunden, in der Tinktur, die aber nicht so sicher, als das Pulver, wirkt, zu 3 —8 Tropfen u. m. 3—4 Mal des Tags. — Äußerlich wirken die Canthariden, wenn man sie zwischen den Fingern reibt, den Staub rein abwischt, und den Finger an die leidende Stelle hält, viel sicherer und schneller bei rheumat. Zahnweh, als die Curculionen, Chrysomelen u. Syrupsarten.

Präparate: 1) Emplastrum Cantharid. ordinarium Bor.; grünlichgrau, mit genug grünglänzenden Canthäridentheilchen durchsetzt, darf es nicht zu alt, also weich genug ausfallen, um sich gut streichen zu lassen. Es wird mit Klebpflaster befestigt. Statt seiner kann man auch, zu bequemerer und schnellerer Wirkung, gröbliches Cantharidenpulver auf ein gemeines Pflaster oder auf einen Teig gestreut, anwenden, und namentlich in jeglichem Typhus bei vorhandener oder drohender allgemeiner Nervenasthenie, bei großer Kraftlosigkeit, bei soporösen und convulsivischen Zufällen, Irrereden rc., nur so lange auf den Kopf, oder auf das Rückgrat, an die innern Schenkel, oder auf die Waden rc. legen, bis es die Haut geröthet hat; oder man läßt die Tinktur längs dem Rückgrate, oder in die Fußsohlen einreiben. Dagegen sind beide Formen, ebenfalls nur bis zur Hautröthung, angezeigt, auch bei typhösen Fiebern mit Schlaflosigkeit, Raserei, heftigen Krämpfen und Zuckungen, epileptischen Zufällen rc.; deßgleichen als nur rothmachende, selten als blasenziehende Mittel, bei partieller Lähmung und Schwäche des Nervensystems mit und ohne Fieber, auf das Kreuzbein; bei Gesichtsschmerzen auf die leidende Wange selbst bis zur Eiterung; beim kaltem Brande an den Rand der brandigen Stelle, bis zum Blasenziehen. Nicht weniger nützt es bei topischen Zufällen und Störungen des Nervensystems mit vorwaltender Hastigkeit in den Functionen; besonders aber bei Asthenie der Harnorgane, und daher rührenden Gries- und Steinbeschwerden in die Nieren- oder Harnblasengegend, oder auf den Damm, oder auf das Kreuzbein applicirt; ferner bei Asthenie des Lymphsystems unmittelbar auf den leidenden Theil, groß genug, bis zum Blasenziehen, und zur Eiterung, die lange genug zu unterhalten ist. Bei Schwäche der Hautorgane, und dadurch gehindertem oder unterbrochenem Ausbruch von Hautexanthemen müssen geschärfte Blasenpflaster schnell, groß und nahe genug dem leidenden Organ aber bloß bis zum Hautröthen gelegt werden. Sehr hilfreich sind sie auch bei Zerstörungen und Aftergebilden der Haut, besonders bei Flechten und Krätze, bei Warzen und andern Excrescenzen, bei hartnäckigen alten, schlaffen Hautgeschwüren, um die Eiterung zu verbessern, bis zum Blasenziehen auf die kranken Stellen gelegt. Antagonistisch wirken sie bei hervorstechenden asthenischen Entzündungen einzeler innerer und äußerer Organe mit heftigem Fieber, Blutcongestionen, bei Pneumonieen, Hirn-, Leber- und Darmentzündungen, Ophthalmieen rc., zumal rheumatischen (hier auf die Waden gelegt). — Sie müssen bei vorwaltendem Schwächezustande sogleich (doch im Typhus nicht bis zum Blasenziehen), dagegen bei sthenischer Diathesis erst nach Blutentziehungen rc., der leidenden Stelle zunächst bis zur Bildung einer vollkommenen Blase, gesetzt werden, deren Eiterung man unterhält. Antagonistisch wirken sie ferner: bei eingealteten Katarrhen, habituellen Durchfällen, und Schleimflüssen aller Art, bei alter Krätze, alten Fußgeschwüren, die wir austrocknen wollen. Große Dienste leisten sie endlich bei Gicht und Rheumatismen mit hohem Schwächegrade, meist bis zum Blasenzug und lange unterhaltenem Eiterungsproceß. Die Application derselben nebst Wachstaffet und Flanell auf das leidende Gelenk rc., nach C. Seiler s. in Hufeland's Journal d. prakt. H. K. (1823. 8. Stck.).

Nach Umständen legt man sie überhaupt lieber des Abends auf, läßt sie, bloß zur Hautröthung, insgemein 3 — 6, zum Blasenziehen aber 8 — 12 Stunden, bei Kindern kürzere Zeit, liegen; bei reizbaren Personen legt man ihnen ein feines Nesseltuch unter. Ihre Wirkung befördert man durch Überlegen warmer Tücher, oder Einwickelung des Theils in Flanell oder durch Reibung der Stelle mit warmem Weinessig rc. Aus der gebildeten Blase, die man vorsichtig entblößt, läßt man durch einen Einschnitt das Serum ablaufen, ohne die ganze Oberhaut loszulösen; die bloß geröthete Stelle wird bedeckt mit feiner Leinwand, die nässende aber mit frischen Kohlblättern, oder mit einer Digestivsalbe, um die Eiterung zu unterhalten. — Die nachtheiligen Wirkungen des 12 Stunden und länger liegen bleibenden Zugpflasters auf die Harnwege verhütet man einzig durch nicht zu langes Liegenlassen desselben auf der von der Epidermis entblößten Hautstelle (vergl. den Artikel Zugpflaster).

2) Emplastrum Canthar. perpetuum Bor., Janinsches Pflaster, vorzüglich durch Janin seit 1772 bekanter geworden, benutzt man vorzugsweise bei chronischen

1) S. *J. Gsell* u. *J. H. Ed. Autenrieth* Diss. sist. exprim. de sejunctione materiae rivam vim cantharidum specif. in renes illustrante. Tub. 1812. 8.

Localasthenieen, um nicht sowol Blasen und Eiterung bilden, sondern nur gelind, aber anhaltend reizen zu wollen.

3) Tinctura Cantharidum Bor., mit bloßem Weingeist bereitet, von grünlicher Farbe, und dem eigenthümlichen Cantharidengeruch, 40 Tropfen davon gleich 1 Gr. der Canthariden in Substanz, daher innerlich (s. oben) zu 10, dann steigend bis zu 40 Tropfen die Gabe. Sie wirkt stärker als das Pulver, viel davon wie Gift. Äußerlich dient die Tinktur überhaupt da, wo das Pflaster angezeigt, aber nicht anwendbar ist, und röthet gewöhnlich nur die Haut schon nach einigen Minuten, zumal wenn man doppelt zusammen gelegte Leinwand damit tränkt, und diese überschlägt. Zum Einreiben bei paralytischen Zuständen rc., kann man sie mit Kamphergeist, Ätzammoniumgeist, mit Äther- und Fettölen, Opiumtinktur rc. verbinden. Besonders wirksam ist sie in Klystieren zu ½ Eßlöffel voll mit etwas Brantwein auf 2 Pfund warmes Wasser zur Wiederbelebung scheintodter Ertrunkener, oder sonst Erstickter.

4) Unguentum Canthar. Bor., gelbgrünlich, mit genug grünglänzenden Canthäridentheilchen vermengt; einzig anwendbar bei schlaffen Hautgeschwüren, und zum Bestreichen der Wuthbißwunden, so wie zu Einreibungen statt der Canthäridentinktur *) (vergl. Zugmittel).

(*Th. Schreger.*)

CANTHARIDIN (nicht Cantharin), Canthäridenkampher, das blasenziehende Princip der Canthariden, von Robiquet zuerst, wie oben (s. Cantharides), dargestellt, rein in kleinen glimmerartigen Blättchen, und wallrath- oder fettwachsähnlichen Schuppen, die zu weniger als $\frac{1}{100}$ Gran auf der Haut Blasen bilden. Nur in Verbindung mit der gelben Substanz (s. oben), sind sie auflöslich in Wasser, lösen sich auch nur in heißem Weingeist auf, und fallen beim Erkalten daraus nieder. Leicht löslich sind sie in Äther, und in Fettölen †).

(*Th. Shreger.*)

Cantharidingift, gehört unter die scharfen oder ätzenden Thiergifte, die durch lokale Wirkung auf die Magenschleimhaut und durch heftige Entzündung tödten. Es ist in den Canthariden und deren officinellen Präparaten enthalten, und soll sogar nach Ozanari, ein Hauptbestandtheil der einen Art: Aqua Tofaniana (Tofana) oder cantarella seyn, jenes wunderbaren und schrecklichen Giftes in Italien, einer etwas gelblichen, geruchlosen, mit Alkohol und Wasser durch Destillation bereiteten Canthäridentinktur. Die Wirkung dieses innerlich genommenen Giftes sind folgende: Übelkeit, Schwindel, Brennen im Munde und Halse; nach einer Stunde nehmen diese Zufälle zu, und vermehren sich durch Erbrechen und heftiges Leibweh. Es stelt sich stetes Würgen und Blutbrechen, Brennen längs dem Speise- und Darmkanal, unauslöschlicher Durst und Unvermögen zu schlingen ein. Mit dem Erbrechen werden große innere Hautstücke ausgeworfen. Die Magen- und ganze Unterleibsgegend sind gespant, und sehr schmerzhaft; der Puls ist klein, häufig; die Extremitäten sind kalt, das Gemüth sehr geängstigt. Dazu gesellen sich bedeutende Fiebersymptome, bitterer Geschmack rc.; die Lippen sind wund, die Zunge enthäutet, der Gaumensegel dunkelbraun. Hiezu kommen starker Harndrang, Strangurie rc., mühsame und höchst schmerzhafte Auslerungen von Blutgerinsel durch die Harnröhre, manchmal die heftigsten Zufälle einer Phrenitis bis zur fürchterlichsten Tobsucht rc. *). Heftiges Harnbrennen, Harnstrenge und Blutharnen bewirkt auch schon der äußerliche Gebrauch des Canthäridengiftes in jeglicher Form (s. oben Canthariden).

Bei Lebzeiten läßt es sich, als Pulver, innerlich genommen, in dem durch Erbrechen ausgelerten Mageninhalte, nach dem Tode aber höchstens in den unverdauten, noch unveränderten Überresten desselben im Magen prüfen und erforschen. Es sieht nämlich glänzend goldgrün aus, hat einen Anfangs unmerklichen, nachher aber fressenden eigenen Geschmack, und ist auch für Hunde rc. ein tödliches Gift, an denen man es innerlich, sowie seine bekantlich blasenziehende Kraft auf unserer Haut äußerlich versuchen kann. —

Bei notorischer Canthäridenvergiftung darf man kein Öl anwenden, weil davon das Cantharidin aufgelöst wird, somit die Zufälle, statt verhütet, vielmehr vermehrt werden. Angezeigt ist hier, nach sogleich gegebenem leichten Brechmittel aus Brechwurzel rc., eine Bilsenkrautemulsion innerlich, und äußerlich in Klystieren, bei dringenden Entzündungszufällen auch ein Aderlaß rc.

(*Th. Schreger.*)

CANTHARUS (Conchol.). Unter diesem Namen hat Denys de Montfort in seiner Conchyliologie systématique (Tom. I. p. 298.) einen zweifelhaften nakkerartigen Körper, welcher im adriatischen Meere (über 1 Linie lang) vorkomt, als Gattung der mit einschaligem, kammerigem Gehäuse versehenen Mollusken aufgestellt. Dieser Körper ist nachenförmig, an der einen Seite flach, an der entgegengesetzten gewölbt, an beiden Enden stumpf; an dem einen Ende soll er eine Mündung und einen Sipho und inwendig trianguläre Scheidewände haben. Montfort nent die Art Cantharus calceolatus unter dem Citat: Soldani Test. t. 107. vas. 239. pp.

(*Nitzsch.*)

Cantharus (Ichthyol.), s. Sparus.

CANTHIUM, Lam., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der 5. Linné'-

---

*) *W. Alexander* de Chanthar. hist. Edinb. 1769. 8. — J. M. Aepli's Prüf. d. span. Fliege im bösart. Fieber. Zürich 1777. 8. *J. C. Stockar* und *Neuforn* de usu canth. interno. Gott. 1781. 8. — *J. Robertson* in Med. and phys. Journ. Vol. X. p. 413; teutsch in d. Saml. f. prakt. Ärzte. XXIII. S. 587. rc. K..schge i. Naturforscher XXIII. S. 37. rc. — J. K. Rougemont Vers. üb. d. Zugmittel, übers. von Wegeler. Frkf. 1796. 8. — *J. F. L. Wilhelmi* de cantharid. earumq. praepar. ad usum cum med. tum chir. Marb. 1816. 8. De usu Canthar. interno, auct. *Adr. Mar. Ledeboer.* L. B. 1822. 8.

†) S. Robiquet i. Schweigger's Journ. d. Ch. u. Ph. IV. S. 198. — *Dana* i. Americ. Journ. of sc. et arts. Vol. II. p. 137, und bei Schweigger a. a. O. XXX. S. 247. ff.

*) Vergiftungsfälle mit Canthariden, s. in Schlegel's 1 Bde. seiner neuen Material. f. d. Statsarzneiwiss. Mein. 1815. 8.; dergl. mit der Canthäridentinktur in Hufelands Journ. d. prakt. Heilk. 1821. II. S. 111. ff.

schen Klasse. Char. Fünfzähniger Kelch. Trichterförmige Corolle, mit kurzer Röhre und fünftheiligem Saum. Die Staubfäden in dem Rachen der Corolle eingefügt. Knopfförmiges Stigma. Zweikörnige Beere. Es sind drei Arten bekant: C. *parviflorum* Lam. (Webera tetrandra *W.*) aus Ostindien, *pedunculare* Cav., von den Philippinen, und *quadrifidum* Labill., aus Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CANTHROPES (Conchol.). Eine sehr zusammengedrückte, ungenabelte, scheibenförmige fossile Nautilus-Schale mit hufeisenförmiger Mündung, welche Denys de Montfort unter obigem Namen als Gattung aufgestellt und S. 46 der Conchyliologie systématique Vol. I. abgebildet hat. (*Nitzsch.*)

CANTIANO, ein kleiner Ort im Kirchenstat, zur Delegation Urbino und Pesaro gehörig, an einem gleichnamigen Flusse, erwähnungswerth wegen der darüber führenden kühnen Brücke, Ponte Grosso. Hier lag das alte Luceoli, von welchem jener Bau noch herrührt. (*W. Müller.*)

CANTILENA. Dieses Wort, im Italienischen ungefähr gleichbedeutend mit canzone, bezeichnet überhaupt ein Lied oder einen Gesang. In der Musiksprache pflegt man zuweilen auch die vorzüglich sangbaren, melodiösen Stellen eines größeren Tonstückes mit dem Namen Cantilena zu bezeichnen: auch sagt man von einem Tonstück, dessen Melodie überhaupt fließend und sangbar ist, es habe eine schöne Cantilene, und von einem Tonsetzer, welcher im Anbringen gefällig sangbarer Stellen glücklich ist, oder von einem Virtuosen, welchem der Vortrag solcher Stellen vorzüglich gelingt, sagt man, sie seien stark in der Cantilena. (Vergleiche d. Art. Caballetta, Cantabile und Canzone). (*Gottfr. Weber.*)

CANTIMPRE', Cantipratum, ehemalige Abtei der regulirten Chorherren St. Augustins, wurde um das Jahr 1180 von Roger von Wavrin, Bischof von Cambray, und von Hugo von Oisy, in einer Vorstadt von Cambray begründet, und späterhin besonders durch die von Coucy bereichert. Im J. 1580 wurde sie durch plündernde Soldaten in Brand gesteckt, und sodann, Behufs des Festungsbaues, von Grund aus geschleift, so, daß nur noch ein Thor ihren Namen trug. Die Mönche flüchteten nach Bellinghen, bei Halle, wo sie ein Priorat besaßen, behielten aber ihre bisherige Verfassung bei, gleichwie der Beherscher der Niederlande fortfuhr, den Abt zu ernennen. Durch den nimweger Frieden kam Cambray an Frankreich. Sofort ernante Ludwig XIV. einen Abt von Cantimpré, wozu er sich berechtigt glaubte, weil die Abtei an den Thoren von Cambray gelegen hatte, einige Mönche von Bellinghen auch noch wirklich den Abteihof in Cambray bewohnten. Hierüber enstand nun ein förmliches Schisma, der Convent in Bellinghen versagte dem französischen Abt den Gehorsam, die Beherscher der Niederlande hörten auf, den Abt zu ernennen, ohne doch ihrem Rechte (mit Frankreich darüber zu streiten), zu entsagen, und den Mönchen in Cambray gelang es, dem Könige von Frankreich das Recht, ihnen einen Abt zu setzen, zu entwinden, und sich zu einer förmlichen Abtei, mit 16 bis 20,000 Livres Einkünften, zu constituiren.

Der berühmte Thomas Cantipratensis, geb. 1186 zu Leeuw St. Peter, 2 St. von Brüssel, war Canonicus regularis zu Cantimpré, trat aber nachmals in den Dominikanerorden, hörte Albert den Großen zu Köln, wurde Lector und Superior in dem Dominikanerkloster zu Löwen, auch Professor daselbst, endlich Bischof zu Leusa, und des Bischofs von Cambray Weihbischof. Er starb 1263, und hinterließ mehre Schriften, als: Bonum universale de apibus. Vita b. Christinae mirabilis in Hasbania. Vita b. Mariae Ogniacensis. V. b. Lutgardis. Vita b. Margarethae Iprensis. De naturis rerum. (*v. Stramberg.*)

CANTIN, ein Vorgebirge des Stats Maroko, das im N. der Bucht von Saffie Br. 32° 33′ L. 8° 29′ Br. in den Ozean vorspringt: dabei im Meere die goldne Bank, von dem Überflusse an Fischen so genant. Bei den Arabern heißt es Ras Elhudik. (*Hassel.*)

Cantius, J., d. Heilige, s. Kanthi.

CANTO. Dieß italienische Wort, lateinisch Cantus, heißt, wörtlich übersetzt, Gesang, und wird, eben so wie im Teutschen, in verschiedenen Bedeutungen gebraucht (vgl. d. Art. Gesang). Man versteht darunter nicht allein den Gesang der menschlichen Kehle, sondern gebraucht es auch als gleichbedeutend mit dem Worte Melodie: und so wird es denn auch in den Zusammensetzungen cantus firmus, cantus durus oder B duri, und cantus mollis oder B mollis u. dgl. gebraucht (s. Dur, Moll und Contrapunkt). Insbesondere wird aber unter dem Namen Canto oder Cantus vorzüglich in älteren Kirchenmusiken, häufig die Diskant- oder Sopranstimme verstanden; wie es scheint darum, weil die Melodie eines Tonstückes gewöhnlich in der Ober- oder Diskantstimme zu liegen pflegt. (*Gottfr. Weber.*)

CANTON *), als Benennung der einzelen Staten der schweizerischen Eidsgenossenschaft wurde dieses Wort nicht eher als im 16. Jahrh. gebraucht. Früher nanten sowol die 13 eigentlichen Bundesglieder, als auch nicht selten ihre Zugewandten sich Orte. In dem Bunde mit Franz I. Luzern 5. Mai 1521 komt die Benennung mehre Male vor, und in der Folge findet man in Zuschriften der Könige von Frankreich und der Herzoge von Savoyen diesen Namen, der auch quanton geschrieben wurde. Allmälig ging er nun in die Geschichte und Geographie der Schweizer über, und wurde der gebräuchlichste und allgemein bekante Ausdruck, mit welchem die 13 eigentlichen Glieder des schweizerischen Bundesstates im Gegensatze der zugewandten Orte und der gemeinen Herschaften bezeichnet wurden. Jetzt, da die sämtlichen 22 Schweizerstaten oder Bundesglieder die nämlichen Rechte genießen, werden alle Cantone genant. Doch wird neben denselben auch die ebenfalls in den letzten Jahrhunderten üblich gewordene, in der diplomatischen Sprache der Tagsatzung und der einzelen Bundesstaten weit

*) Canton, als Name von Bezirk, insonderheit auch von Militärbezirken zur Rekrutirung und von Friedensgerichtsbezirken bei der neuen Eintheilung Frankreichs ꝛc. in Departements, bedarf hier keiner Erläuterung; über das Cantoniren der Truppen in Feldzügen, s. Feldzug und Krieg. (*H.*)

häufiger als Canton vorkommende Benennung **Stände** gebraucht. (*Meyer von Knonau.*)

Canton in China, s. Quan tcheu fou.

CANTON (John), ein ausgezeichneter Naturforscher geb. zu Stroud in Glocestershire im J. 1718. Den ersten Unterricht ertheilte ihm ein geschickter Mathematiker seines Geburtsorts, Namens Davis, bei welchem er es schon bis zur Astronomie gebracht hatte, als ihn sein Vater aus der Schule nahm, um ihn zu seinem eigenen Gewerbe, dem eines Webers, anzuhalten. Des jungen C's Wißbegier wurde hiedurch nicht erstickt; vielmehr wandte er alle ihm übrig bleibende Muße auf das Studium der Astronomie, und war bald im Stande, Mondfinsternisse und andere Erscheinungen am Himmel zu berechnen, und mancherlei Arten von Sonnenuhren zu machen. Er nahm bei diesen Beschäftigungen selbst die Nacht zu Hilfe, ohne Vorwissen seines Vaters, welcher fürchtete, daß ein so eifriges Studium der Gesundheit des Jünglings schaden möchte. Unter andern verfertigte er damals mit keinem bessern Werkzeuge als einem gewöhnlichen Messer, eine große Sonnenuhr von Stein, welche außer der Tagesstunde zugleich die Zeit des Sonnenaufgangs für jeden Tag, die jedesmalige Stelle der Sonne in der Ekliptik u. dgl. angab. Als er diese Sonnenuhr nach ihrer Vollendung seinem Vater zeigte, erlaubte ihm derselbe, sie an der Vorderseite seines Hauses aufzustellen. Dort erregte das sinnreiche Werk die Bewunderung der Vorübergehenden und verschaffte dem jungen Canton die Bekantschaft einiger gebildeten Männer, die ihm auch den Gebrauch ihrer Bibliotheken gestatteten. In einer dieser Büchersamlungen fand er **Martin's** philosophical Grammar, welches Buch ihm zuerst Geschmack für Naturkunde einflößte. Großes Vergnügen gewährte es ihm, als er bei einem andern seiner neuen Bekanten einen Himmels- und Erdglobus zum ersten Male sah, und fand, wie leicht sich mit Hilfe dieser Globen manche Aufgaben lösen ließen, die er bis dahin mühsam zu berechnen gewohnt war. Glücklicher Weise machte er jetzt auch die Bekantschaft des Doktor Henry Miles, eines Dissentergeistlichen zu Tooting, nahe bei London, der in den Naturwissenschaften wohl bewandert und ein Mitglied der königl. Societät zu London war. Als dieser Mann die schönen Geistesanlagen seines jungen Freundes wahrnahm, bewog er den Vater desselben, ihn nach London zu senden, und nahm ihn im Jahr 1737 zu sich nach Tooting. Dort blieb unser Canton ein Jahr, und übernahm denn eine Lehrstelle an der Privat-Lehranstalt des Hrn. Sam. Watkins in Spital-Square, wo er sich so vortheilhaft auszeichnete, daß ihn Watkins zum Mitdirektor seines Instituts und nachher zu seinem Nachfolger machte, in welcher Stelle Canton Zeitlebens blieb.

Die Erfindung der sogenanten leidener (richtiger **kleistischen**) Flaschen, gegen Ende des J. 1745 zog C's Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Elektricitätslehre. Er war einer der ersten, der die dahin gehörigen Versuche wiederholte und sah seinen Fleiß durch neue Entdeckungen belohnt. Cantons Methode, die Menge der in der Flasche angehäuften Elektricität zu bestimmen, wurde im folgenden Jahre vom Dokt. Will. Watson der königl. Societät mitgetheilt. — Gegen Ende des J. 1749 machte unser Canton mit seinem Freunde, dem berühmten Benj. Robins, eine Reihe von Versuchen zur Bestimmung der Höhe, welche Raketen erreichen, und der Entfernung, bis zu welcher sie noch gesehen werden können. — Im J. 1750 wurde in der königl. Societät Cantons „Methode künstliche Magnete ohne Hilfe natürlicher, und doch stärker als diese, zu verfertigen" (s. Magnet) verlesen, welcher Aufsatz unserm C. die Ehre verschaffte, zum Mitgliede der Gesellschaft erwählt und mit ihrer goldenen Preismedaille belohnt zu werden. In demselben Jahre ertheilte ihm die Universität zu Aberdeen den Grad eines M. A. [1]). — Im J. 1751 wurde C. zum Mitgliede des leitenden Ausschusses (member of the council) der königl. Societät erwählt, eine Ehre, die ihm nachher noch 2 Mal widerfuhr. — Als im J. 1752 der neue gregorianische Kalender in England eingeführt wurde, überreichte Canton dem Earl of Macclesfield eine Samlung leicht zu behaltender Regeln zur Berechnung des Schaltjahrs, des Sonntagsbuchstaben, der Epakten u. s. w., welche eigentlich zur Aufnahme in das common prayer book bestimt waren, aber weil es hiezu zu spät war, nachher vom Dokt. Jennings in seine Introduction to the use of the globes aufgenommen wurden. — Im Julius desselben Jahres war C. der erste, welcher in England **Franklin's** Vermuthung, daß der Blitz eine elektrische Erscheinung sei, dadurch bestätigte, daß er während eines Gewitters aus den Wolken elektrisches Feuer zog. — Im folgenden Jahre wurde seine Abhandlung „Electrical experiments, with an attempt to account for their several phenomena" in der königl. Societät verlesen, worin er durch mannichfache Versuche darzuthun sucht, daß einige Wolken sich positiv, andere negativ elektrisch verhalten [2]), welches Franklin in Amerika fast um dieselbe Zeit bemerkte. Dieß sowol, als daß Canton die Franklin'sche Hypothese über die Elektricität eifrig vertheidigte, veranlaßte den Dokt. Franklin, als er nach England kam, unsern C. zu besuchen, und erzeugte eine dauernde Freundschaft zwischen beiden. — Am 14. Nov. 1754 überreichte C. der königl. Societät ein an den Earl of Macclesfield gerichtetes Schreiben, einige neue elektrische Versuche betreffend, worin er zeigt, daß ein und derselbe Körper, z. B. Glas, positiv oder negativ elektrisch sich verhalte, je nachdem er mit dem einen oder dem andern zweiten Körper gerieben werde. In dem Ladies Diary auf das J. 1756 beantwortete Canton die im vorhergehenden Jahre aufgegebene Preisfrage über die Natur und Entstehung der Sternschnuppen. Der damalige Herausgeber der genanten Zeitschrift, der berühmte Mathematiker Thom. Simpson fand die bloß mit A. M. unterzeichnete Antwort so befriedigend, daß er sogleich unserm C. den Preis übersandte, mit ei-

---

1) In England ist dieß eine weit größere Ehrenbezeigung als bei uns, zumal wenn die Graduirung honoris causa geschieht. Um z. B. in Cambridge honoris causa zum M. A. creirt zu werden, muß man **wenigstens** Baronet oder Ritter seyn.

2) Außer diesen und einigen andern interessanten Bemerkungen über Elektricität enthält die erwähnte Abhandlung auch die von Canton gemachte höchst wichtige Entdeckung der **elektrischen Wirkungskreise**, und die Beschreibung des von ihm erfundenen **Korkkugelelektrometers**.

nem Schreiben, worin er sagte, er sei überzeugt, sich in dem Verfasser nicht zu irren, da, so viel er wisse, kein Anderer eine so befriedigende Antwort gegeben haben könne. — Die nächste von Canton herausgegebene Schrift war ein Brief „über die elektrischen Eigenschaften des Turmalins" in dem Septemberhefte des Gentleman's magazine vom J. 1759. Am 13. Dec. desselben Jahrs überreichte C. der königl. Societät seine wichtige Abhandlung: An attempt to account for the regular diurnal variation of the horizontal magnetic needle; and also for its irregular variation at the time of an Aurora borealis (s. die Art. Magnet und Nordlicht). — Am 5. Nov. 1761 theilte C. der Societät seine in Spitalsquare gemachte Beobachtung des Venusdurchganges vom 6. Junius dieses Jahres mit; ferner am 4. Febr. 1762 einen Brief, der einige Bemerkungen gegen Delaval's im 51. Bde. der philos. Transact. vorgetragene Elektricitätslehre enthielt. — Am 16. Dec. 1762 verlas C. seine Experiments to prove that water is not incompressible und am 8. Nov. des folgenden Jahrs „experiments and observations on the compressibility of water, and some other fluids" (s. d. Art. Wasser), wofür er zum zweiten Male die goldene Preismedaille der Societät erhielt. — Am 22. Dec. 1768 theilte C. die Abhandlung An easy method of making a phosphorus that will imbibe and emit light like the bolognian stone; with experiments and observations (s. die Art. Leuchten und Phosphor) der Societät mit. — Als im J. 1769 Dechant und Kapitel der St. Paulskirche das Gutachten der Societät darüber verlangten, wie sich am besten Gewitterableiter an der Kirche anbringen ließen, so wurde unser Canton nebst Delaval, Franklin, Watson und Wilson mit dieser Begutachtung beauftragt, und ihre Vorschläge auch späterhin ausgeführt. — Cantons letzte Mittheilung in der königl. Societät war sein am 21. Dec. 1769 verlesener Aufsatz: Experiments to prove that the luminousness of sea arises from the putrefaction of its animal substances" (s. d. Art. Leuchten). Außer den hier genanten Schriften hat C. mehre einzele populäre Aufsätze über Mondfinsterniß, Thermometer, Elektricität u. s. w. in dem Ladies diary und in dem Gentleman's Magazine drucken lassen; auch zu Priestley's Geschichte der Elektricität und zu dessen Gesch. der Optik Beiträge geliefert. Der Verf. des Art. Canton in der Biogr. Britan. rühmt aus persönlicher Bekantschaft C's Höflichkeit und Gefälligkeit, seine Geschicklichkeit im Experimentiren und die Sauberkeit seines physikalischen Apparats. Canton starb den 22. März 1772 in seinem 54. Jahre an der Brustwassersucht, und hinterließ eine Witwe und mehre Kinder, von denen der älteste Sohn Will. Canton die Lehranstalt des Vaters fortsetzte [3]). (*Gartz.*)

Cantor, als Gesang- und Schullehrer, s. Gesang und Schulen.

3) Biogr. Britan. Vol. III. *Hutton's* mathemat. and philos. dict. T. I. *Rees* Cyclopaedia Vol. VI. — Gehler's physikal. Wörterbuch.

CANTOR, ein kleiner Negerstat in Senegambia an der Gambia, nach Poirsons Karte zwischen Tomani und Tenda. (*Hassel.*)

CANTUA, Juss., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Polemonieen und der 5. Linné'schen Klasse. Char. Krugförmiger, 2, 3 — 5theiliger Kelch. Röhrige Corolle mit 5theiligem Saum. Hervorstehende Staubfäden; 3theiliges Stigma. Dreifächerige, vielsamige Kapsel, mit geflügelten Samen. Die Gattungen Periphragmos *R.* et *P.* und Vestia *W.* sind eins mit dieser. Die 7 bekanten Arten wachsen in Peru und Chili (Syst. veg. 1. p. 625.). (*Sprengel.*)

CANTYRE, hohe, felsichte Halbinsel, das äußerste Westende von Schottland, und der südlichste Theil von Argyleshire, wird durch einen schmalen, höchstens 1 engl. Meile breiten, theils morastigen, theils von Felsenlagen durchschnittenen Isthmus mit Süd-Knapdale verbunden, und ist von Tarbat bis an die Südspitze, der, troß seines Leuchtthurms, der Schifffahrt so gefährlichen Mull von Cantyre (Epidium promontorium) über 40 Meilen lang und 5 — 12 breit. Das Land ist, mit allen seinen Klippen, im Vergleich mit dem Hochlande, vielmehr hügelicht, als bergicht zu nennen, größtentheils kahl, die Pflanzungen um Campbelltown ausgenommen, und vornehmlich von dem Stamme Mac-Conell bewohnt. Haupterzeugnisse sind Gerste (jährlich werden an 6000 Bolls zum Whiskybrennen verbraucht), Kartoffeln und Schlachtvieh, welches Letztere vornehmlich an die Häringsbusen abgesetzt wird. Der Hauptort Campbelltown, zählt über 7000 Einwohner. — C. war in ältern Zeiten der Epidier Wohnsitz. Magnus der Barfüßige, König von Norwegen, rechnete, als er sich die Hebriden abtreten ließ, aus der ultima ratio regum, Cantyre, der Normänner Saltiria, zu denselben. Nach der Schlacht bei Largs, 1263, trat Sommerlad, Herr von Heregaidel oder Argyle, an die Stelle der norwegischen Statthalter; er wurde der Ahnherr der Grafen von Roß, auch Herren der Inseln, und gewöhnlich der große Macdonald, genant. Im J. 1542 bezog der große Macdonald, aus Nord-Cantyre, an Gelde, 125 ℔ 10 B. schotl.; Hafermehl, 388½ Stein; Malz, 4 Ch. 10 Bolls; gemästete Ochsen, 6, Hämmel, 41, Käse, 307½ Stein, Kühe, 1. Aus Süd-Cantyre, an Gelde, 162 ℔ 8 B.; Mehl, 480½ Stein; Malz, 25 Ch. 14 B. 2 Fir; gemästete Ochsen, 48, Hämmel, 53, Käse, 342½ Stein.

Der Stamm der Herren der Inseln erlosch mit Jakob, im J. 1620, schon früher hatte der König, nachdem die Macdonalde in dem Treffen bei Kilarew, 1598, beinahe aufgerieben worden, Cantyre dem Grafen von Argyle verliehen. Die Macdonalde erregten zwar, in Folge dieser Verleihung, einen furchtbaren Aufstand, er wurde aber gedämpft, und die Landschaft dem Hause Argyle im J. 1614 durch eine Parlamentsacte versichert. Noch ist sie das Eigenthum der Herzoge von Argyle. (*v. Stramberg.*)

CANUANE, CANAOUNAN, ein Eiland, zu der Gruppe der britisch westindischen Grenadinen gehörig und im N. von Grenada zwischen Becuya und Union bele-

gen, hält nur 1777 Acres, besteht aus einem einzigen Berge und ist unbewohnt. (*Hassel.*)

CANUS, eigentlich CANO (Melchior), ein berühmter katholischer Gottesgelehrter, geb. 1523 zu Tarancon, einem Städtchen im Kirchensprengel von Toledo, trat zu Salamanka in den Dominikanerorden, und erhielt daselbst 1546 ein theologisches Lehramt, das er mit großem Ruhme, aber unter mancherlei Kämpfen mit den Gegnern seiner Freimüthigkeit, verwaltete. Auch auf der Kirchenversamlung zu Trident, welcher er beiwohnte, zeichnete er sich durch Beredsamkeit, Scharfsinn und Klugheit aus. König Philipp II., der ihm besonders gewogen war, ernante ihn 1552 zum Bischof der canarischen Inseln, er legte aber dieses Amt bald nieder, wurde Provincial seines Ordens in Castilien und starb zu Toledo 1560. Er besaß eine hohe Geistesbildung, Kentniß der alten Literatur, der Geschichte und Philosophie, und eine seltene Gewandtheit im klaren und geschmackvollen Vortrage seiner Meinungen. Als Theolog insbesondere zeichnete er sich unter seinen Zeitgenossen durch einen ungemeinen Scharfsinn, durch freimüthige Bekämpfung der herschenden Lehrmethode, so wie der Mängel und Gebrechen seiner Kirche aus, ob er gleich den katholischen Gottesgelehrten nicht verläugnet. Indem er die echte scholastische Philosophie und Theologie wider diejenigen vertheidigt, welche sie gänzlich verwarfen, rügt er freimüthig die vielen Mißbräuche, die aus dieser Lehrweise hervorgegangen waren, und nent es unter andern eine elende Kunst, wenn man mit verwickelten Syllogismen über göttliche Dinge disputire, und daneben das Ansehen der heil. Schrift herabsetze. Seinen Bemühungen vornehmlich ist es zuzuschreiben, daß aus den Schulen allmälig eine Menge unnützer und abgeschmackter Fragen verbant wurden, die man zu seiner Zeit mit einer lächerlichen Wichtigkeit untersuchte. Im Widerspruche mit den herschenden Meinungen, war er auch ein Gegner des neu entstandenen Jesuiterordens, suchte ihm den Eingang in Spanien zu verwehren, nante die Mitglieder desselben Vorläufer des Antichrists, warnte vor dem Blendwerk ihrer falschen Frömmigkeit, und behauptete: „Orden zu billigen oder zu verwerfen, gehöre keinesweges zu den Dingen, worin der Papst nicht irren könne; denn eine solche Bestimmung erfodere nicht bloß Wissenschaft, sondern auch Klugheit." Überhaupt trug er kein Bedenken, Päpsten und Kirchenvätern Irthümer vorzuwerfen, und dem Augustinus und Thomas zu widersprechen. Alles bisher Erwähnte findet man, in guter Schreibart, bündig, mit Geist und Gelehrsamkeit erörtert, in seinen unvollendet gebliebenen, erst nach seinem Tode 1563 zu Salamanka in fol. erschienenen, und seitdem zu Venedig, Löwen rc. öfters wieder gedruckten locis theologicis lib. XII., einem noch immer lesenswerthen Werke, das zu dem Besten gehört, was für die Fundamente des katholischen Glaubens gesagt worden ist, und das auch für die Protestanten viel Brauchbares enthält, nicht nur um den Lehrbegriff der katholischen Kirche überhaupt kennen zu lernen, sondern auch in besonderer Beziehung auf die abweichenden Dogmen. Es ist eigentlich kein dogmatisches System der katholischen Religion, sondern eine theologische Dialektik oder Topik, in welcher die Quellen und Principien geprüft werden, aus welcher die Beweise der theologischen Lehrsätze geschöpft werden müssen. Zugleich sollte das Buch zur Grundlegung eines dogmatischen Lehrgebäudes, zur Widerlegung der Gegner des Christenthums und zur Beurtheilung der vornehmsten, zu jener Zeit herschenden, theologischen Streitigkeiten dienen *). Seine übrigen Schriften, ob sich gleich der Geist des Verfassers auch in ihnen nicht verläugnet, sind mit strenger Anhänglichkeit an das kirchliche System abgefaßt, ganz scholastisch, durch Weitschweifigkeit ermüdend, und auch in Ansehung des Stils weniger vollendet. Man hat mehre Samlungen seiner sämtlichen Werke; die beste erschien unter dem Titel: M. Cani opera clare divisa et praefatione instar prologi galeati illustr. a P. Hyacinthio Serryi. Venet. 1759. 4., nachgedruckt zu Wien 1764 in 2 Quartbänden. Die loci theol. nehmen den meisten Raum ein **). (*Baur.*)

CANUSIUM, eine uralte Stadt in Apulia, der Sage nach von Diomedes gegründet. Nicht allein diese Sage, sondern auch der Umstand, daß noch zu Horazens Zeiten die griechische Sprache in Canusium herschte, daher er die Canusier Bilingues nent, zeugt für den griechischen Ursprung der Stadt. Sie lag auf einem hügeligen Boden, östlich am Aufidus, der bis dahin von Seeschiffen befahren werden konte, und nicht weit von der Mündung desselben hatten die Canusiner ein Emporium. Canusium war schon in sehr frühen Zeiten eine blühende Handelsstadt, und der Umfang ihrer alten Mauern verkündigte noch in den Tagen ihrer Erniedrigung ihre ehemalige Größe. Der zweite punische Krieg vernichtete ihren Wohlstand, und sie blieb in der Folge zwar noch ein lebendiger Ort an der großen Straße, und unterhielt einen berühmten Speditionsverkehr durch Maulesel [1]), aber ihre alte Bedeutung gewann sie niemals wieder. Ihren Verfall vollendeten im Mittelalter die Kriege zwischen den Griechen, Saracenen und Normännern. — Das heutige Städtchen Canosa nimt nur einen kleinen Theil des Bodens ein, auf welchem das alte Canusium stand. Es liegt auf einer Anhöhe am Ostufer des Ofanto, über den hier eine Brücke führt, sich amphitheatralisch in die Ebene hinabsenkend. Die Heerstraße nach Bari berührt Canosa und gibt ihm einige Nahrung, und seine Feldmark ist reich an Weizen. Es zählt gegen 4000 Einwohner und wird zur Provinz Bari gerechnet. In der Stadt und ihrer Umgebung finden sich mehre Überreste

---

*) Auszüge aus dem Werke und ausführliche Nachricht von demselben geben Buddeus in seiner Isagog. hist. theol. 364. Semlers Einleit. in die dogmat. Gottesgel. 3. Th. 58. Ernesti's theol. Bibl. 4. Bd. 178. Heinrichs Gesch. d. Glaubenswahrh. 298. Schröckhs Kirchengesch. seit der Reform. 4. Bd. 66 — 83.; vgl. Bd. 3. S. 129. und 542. Stäudlins Gesch. d. theol. Wiss. 1. Bd. 216 — 227. **) Vita *M. Cani* ex *Antonii* bibl. hisp. nova, in *Cani* Opp. T. I. der wiener Ausgabe. *Du Pin* nouv. bibl. des aut. eccles. T. XVI. 33. *Pope-Blount* censura cel. aut. 569. *Fabricii* hist. bibl. suae. P. III. 304. *Baillet* jugem. T. II. 81. *Tournon* hist. des hommes ill. de l'ordre de St. Dominique T. IV.

1) Die Mauleseltreiber von Canusium waren noch in den Kaiserzeiten so berühmt, daß Nero sie zu seinen Leibkutschern wählte. *Suet.* Nero. c. 30.

des alten Canusium, Inschriften, Grabmäler, Trümmer von Wasserleitungen, und Triumphbogen [2]). Auf einer Anhöhe, eine halbe Stunde von Canosa, sind in der neuern Zeit viele alte Gräber mit Vasen, Waffen, Münzen und Geräthschaften entdeckt worden. Diese Gegenstände befinden sich jetzt im königl. Museum zu Neapel. Millin, welcher 1812 in dieser Gegend Nachgrabungen veranstaltete, hat die dabei gemachten Entdeckungen in einem eigenen Werke beschrieben: Description des Tombeaux de Canosa, ainsi que des basreliefs qui y ont été découverts en 1812. Paris 1813. (*W. Müller.*)

CANUTARIO (Monte), der Berg, welcher die Südgränze des Golfs von Neapel bildet und gegen Capri in der Punta della Campanella hervorspringt. Es umfaßt diese Benennung den ganzen Rücken, welcher sich von Ajerola aus über Sorrento und Massa nach jenem Vorgebirge hinausstreckt. (*W. Müller.*)

CANVEY, ein Eiland in der Mündung der Themse und zu der engl. Shire Essex, an deren Küste es zunächst liegt, gehörig. Es ist 1 Meile lang, ¼ breit, und besteht bloß aus Wiesen, auf welchen etwa 4000 Schafe Nahrung finden, ist aber den Überschwemmungen ausgesetzt und daher nur von einigen Fischern bewohnt, deren Hütten um eine 1745 auf einem erhabenen Platze errichtete Kapelle stehen. (*Hassel.*)

CANY, Marktflecken im Bez. Yvetot des franz. Dep. Niederseine am Durdan, hat 1 Pfarrkirche, 240 Häuser und 1434 Einwohner, die viele Ölpflanzen bauen und eine Menge Öl schlagen, das über das Meer geht. (*Hassel.*)

CANZ (Israel Gottlieb), Professor der Theologie in Tübingen, geb. den 26. Febr. 1690 in dem Städtchen Grünthal im Wirtembergischen, wo sein Vater Prediger war. Er besuchte die Schulen zu Herrenberg, Canstatt und Bebenhausen, und genoß seit 1706 den akademischen Unterricht in Tübingen, wo er 1714 Repetent wurde. Im J. 1720 wurde ihm das Diakonat in Nirtingen übertragen, aber schon im folgenden Jahre kam er als Klosterpräceptor nach Bebenhausen, und von da 1733 als Dekan und Stadtpfarrer wieder nach Nirtingen. Auch dieß Mal war sein Aufenthalt von kurzer Dauer; denn bereits nach einem Jahre erhielt er in Tübingen das Lehramt der Beredsamkeit und Dichtkunst und das Ephorat des theologischen Stifts, 1739 wurde er Professor der Logik und Metaphysik, 1747 der Theologie, den 28. Januar 1753 starb er. Canz war ein gründlicher Gelehrter, ein in den Schriften der Griechen und Römer belesener Philolog, ein selbstdenkender Theolog und Philosoph, präcis und systematisch im Vortrage seiner Meinungen und Hypothesen, aber dabei zu einer steifen scholastischen Form sich hinneigend. Anfangs ein Gegner, ward er bald ein eifriger Vertheidiger der Wolfischen Philosophie, die er in einigen Stücken weiter ausbildete. Schon hatte er ein großes Buch gegen diese Philosophie beinahe zum Drucke fertig, als er bei weiterem Forschen sich überzeugte, daß er sie nicht nach ihrem wahren Sinn und Zusammenhang beurtheilt hätte. Er schrieb daher ein neues Werk zur Empfehlung derselben unter dem Titel: Philosophiae Leibnitzianae et Wolfianae usus in theologia, per praecipua fidei capita. Francof. et Lips. Vol. IV. 1728 — 39. 4. und Vol. III. 8., worin er zuerst die Anwendung der Philosophie in der geoffenbarten Theologie lehrte, und die kirchlichen Lehrsätze durch die philosophischen begründete und modificirte. Das Werk fand vielen Beifall, und die Leibnitz-Wolfische Philosophie verdankt ihm und seinem Collegen Bilfinger einen nicht unbeträchtlichen Theil ihres Ruhms, und ihre Einführung in die Theologie, die aber, so viel Vortheil sie auf der einen Seite gewährte, doch derselben bald eine steife, in Mikrologie und Schwerfälligkeit ausartende Form gab. Davon zeugt sein eigenes Compendium theologiae purioris. Tub. 1752; Lips. 1756; Heilbronn. 1761. 8., und die dazu gehörigen, von seinem Sohne (Georg Bernhard, damals Diakonus in Herrenberg) herausgegebenen Annotationes ad compend. theol. pur. Tub. 1755. 8. Dieses Lehrbuch ist zwar in guter Ordnung und mit philosophischem Geist geschrieben, aber indem der Verfasser viel aus der Wolfischen Philosophie definirt und demonstrirt, vernachlässigt er die exegetische Genauigkeit, und wird nicht selten weitläufig und dunkel. Um die praktische Philosophie machte er sich durch eine neue Bearbeitung, durch bessere Sichtung der Materialien und neue Gesichtspunkte verdient; aber indem er seinen: Unterricht von den Pflichten der Christen oder theologische Moral. Berl. 1749. 4., zugleich für akademische Vorlesungen und zur häuslichen Belehrung bestimte, entstand daraus ein Mittelding, welches zu keinem von beiden Zwecken recht taugte. Zu den Gegenständen, die ihn am meisten anzogen, gehörte die Lehre von der Unsterblichkeit und den zukünftigen Dingen, und was er darüber schrieb, wurde zu seiner Zeit einer besondern Aufmerksamkeit werth geachtet, vornehmlich seine Dissertt. IV. de immortalitate animae. Tub. 1740. 4. und sein überzeugender Beweis aus der Vernunft, betreffend die Unsterblichkeit. Eb. 1741; 3. verm. Ausg. eb. 1746. 8. Unter seinen übrigen Schriften bemerken wir: Jurisprudentia Theologiae seu de civitate Dei. Tub. 1731; 1737. 8. Grammaticae universalis genuina rudimenta. Ib. 1737. 4. Doctrina rhetorica de tropis philologice illustr. et philos. fundata. 1739. 4. Disciplinae morales omnes, perpetuo nexu traditae. Lips. 1739; ed. III. 1762. 8. Theologia thetico-polemica. Dresd. 1741. 8. Eine Fortsetzung der Reinbeckischen Betrachtungen über die augsb. Confession vom 5. bis 9. Thle., viele Dissertatt. u. a. m. [*]). — Sein Sohn, Eberhard Christoph, geb. zu Nirtingen 1720, starb den 16. Nov. 1773. als Professor der Rechte und herzogl. Rath in Tübingen. Gründlichkeit und Präcision zeichneten den mündlichen Vortrag und die schriftlichen Ausarbeitungen dieses beliebten Lehrers aus. Seine Schriften bestehen aus Dissertationen [**]). (*Baur.*)

2) *Strabo* VI. p. 434. *Horat.* Sat. I. 10. V. 30.

*) Mosers Lex. d. Theol. 138. Tüb. Ber. v. gel. Sachen 1753. St. 13. Schmersahls neue Nachr. v. verst. Gel. 1. Bd. 557. 2. B. 308. Bruckers Bildersal 6 Zehent. Bök's Gesch. v. Tüb. 169. Eisenbachs Beschr. v. Tüb. 157. 171. 212. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 3. B. **) Bök u. Meusel a. a. O.

CANZONE, eine lyrische Dichtart provenzalischen Ursprungs, die jedoch, wiewol man sie schon bei den frühesten Dichtern des 13. Jahrh. findet, in einer noch sehr rohen Gestalt nach Italien kam, wo sie durch Petrarca regelmäßige Form erhielt. Sie wird in mehre Stanzen abgetheilt, in denen die Versart und die Stellung der Reime gleichförmig ist, ohne daß jedoch die Anzahl der Stanzen und der Verse, aus denen diese besteht, genau bestimt wäre. Es gibt Stanzen von 9 bis 20 Versen, und eben so verschieden ist die Vertheilung dieser Verse und die Stellung der Reime, wobei jedoch keine Willkür herrscht, sondern die Regel, welche Petrarca in seinen Mustern beobachtet hat. Man nent diese Art der Canzoni Canzone petrarchesca, auch Toscana, deren keine unter 5 und über 10 Stanzen hat, und in keiner Stanze unter 9 und über 20 Verse. Jede Strophe wird in drei Theile abgetheilt, deren jeder seinen besondern Namen hat. Die beiden ersten Theile, gleichförmige Hälften aus 2, 3 oder 4 Versen bestehend (binario, ternario, quadernario), heißen Piedi, Füße; der dritte Theil, Sirima oder coda genant, hat keine bestimte Anzahl von Versen und in seiner Construction mit den Piedi nichts gemein. Diese Weise hat Petrarca stets befolgt; unter den besten älteren Dichtern findet man aber noch folgende zwei Arten: 1) die erste Abtheilung heißt fronte, und besteht nicht aus zwei einander entsprechenden Hälften, sondern die zweite, welche volte genant wird, 2) Vereinigung der piedi und volte, so daß jene den ersten und diese den zweiten Platz einnehmen. — Die Schlußstanze ist in der Canzone gewöhnlich kleiner als die übrigen, und wird Kipresa, Congedo, Comiato, Abschied, genant, weil sie gemeiniglich eine Apostrophe des Dichters an seinen Gesang enthält, worin er von demselben Abschied nimt. — Außer dieser Art von Canzone gibt es indeß in der italienischen Poesie noch verschiedene andre. — Die Canzone alla greca wird eingetheilt in Strofe, Antistrofe und Epodo, wofür Bernardino Rota Ballata, Controballata und Stanza, Antonio Minturno aber Volta, Rivolta und Stanza einführte. Ähnlichkeit hat damit die Canzone pindarica, welche Luigi Alemanni zuerst einführte und Chiabrera ausbildete. Sie ist eine Nachahmung der Pindarischen Hymnen. Die Canzone anacreontica ist eine Nachahmung der anakreontischen Dichtart, in kleineren Strophen und kürzeren Versen. Chiabrera zeichnet sich auch hierin aus. Canzone a ballo, nicht mehr gebräuchlich, war ursprünglich bestimt zum Tanz gesungen zu werden. Beispiele findet man bei Trissino (Poetica Divis. 4.). Diese Canzone hieß auch Ballata. Canzone distesa, s. Distesa (vgl. Fernow's ital. Sprachlehre S. 791—815.). (*Gruber.*)

CANZONE, CANZONETTA (Musik), französisch Chanson, heißt im Italienischen jedes Lied oder Liedchen. Nach Koch's Lexicon soll es gewöhnlich eine Melodie ohne Text bedeuten, und vor einigen Jahrhunderten solche kleine Singstücke von vier oder mehr Singstimmen zum gesellschaftlichen Gebrauche bedeutet haben. — Nach *Brossard's* Diction. de Musique bezeichnete man auch pièces de Symphonie mit dem Namen Canzoni; auch bedeutete dieses Wort zu seiner Zeit eine Sonate, und als Überschrift eines Musikstückes war es gleichbedeutend mit dem Worte Allegro. Nach *Castil-Blaze's* Dictionaire de Musique sind die Begriffe von Canzone und Chanson darin verschieden, daß jene sich mit ernsthaften, diese aber bloß mit freudigen und zärtlichen Gegenständen beschäftigen, für welche letztere Gattung im Italienischen vielmehr der Name Cantilena gebraucht werde. Neben all diesen verschiedenartig schwankenden Bestimmungen wird es genügen zu wissen, daß unser heutiger Sprachgebrauch unter Canzonen kurze, leichte, meistens italienische Gesänge, im italienischen Geschmacke geschrieben, zu verstehen pflegt. (*Gottfr. Weber.*)

CAORLE, kleine Stadt auf einer Laguneninsel, durch Kanäle mit Venedig in Verbindung stehend. Sie ist berüchtigt wegen ihrer ungesunden Luft, hat aber ergiebige Fischerei. (*W. Müller.*)

CAORSIN, CAOURSIN (Guillaume). Dieser aus einer Rhodiser Familie abstammende, um den Orden der Johanniter- (Malteser) Ritter sehr verdiente Mann, war um das J. 1430 zu Douai geboren. Ohne die Gelübde zu thun, und die Ordenskleidung zu tragen, wurde er im J. 1462 Vicekanzler des Ordens, begleitete 1466 als Sekretär den Großmeister nach Rom, kehrte dorthin 1470 zurück, um Beistand gegen die Türken auszuwirken, von welchen man damals schon den später erfolgten Angriff auf Rhodus befürchtete, und wurde 1484 von neuem nach Rom gesendet, um Innocens VIII. zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, und den Orden seinem Schutze zu empfehlen. Dieß geschah mit solchem Erfolge, daß der Papst ihm den Titel eines apostolischen Sekretärs ertheilte. Im folgenden Jahre ging er nach Neapel, um mit der dasigen Regirung über die Maßregeln zu berathschlagen, die wegen des Prinzen Zizimas, Bruder's Bajasets II., der sich vor seiner Grausamkeit nach Rhodus geflüchtet hatte, zu nehmen seyn möchte, und nachdem beschlossen war, (1488) diesen Prinzen dem Papste zu übergeben, reisete er von neuem nach Rom, um die Bedingungen darüber festzusetzen [1]). Dieß war sein letztes Geschäft für den Orden. Die übrigen Tage seines Lebens brachte er in seiner Familie zu; (seit 1481 war er verheirathet) und starb im J. 1501. — Man hat von ihm verschiedene Werke in lateinischer Sprache, gesammelt zu Ulm 1496. in fol. m. Holzschn., wovon das Hauptwerk: Obsidionis et urbis Rhodiae descriptio ist, das später auch in Rom wieder aufgelegt und in mehre Sprachen übersetzt wurde [2]). Die übrigen Schriften betreffen insonderheit die verschiednen Geschäfte, die er für den Orden besorgte [3]). (*H.*)

Caoutchouc, s. Erdharz.

Cap, als Vorgebirge, s. Vorgebirge.

CAP, kleines Eiland in der Straße von Sunda unter 5° 58′ S. Br. und 123° 22′ L., das mit dem nahen Button zu Java gerechnet wird. Es ist ein vulkanisches Produkt. Es enthält 2 ungeheure horizontale Höhlen, die besonders durch den Aufenthalt von unzähligen Schwärmen von Salanganen merkwürdig sind, deren Nester mit großen Gefahren eingesammelt werden. (*Hassel.*)

---

1) Vgl. den Art. Bajasid II. im 7. Thl. 2) S. *Ebert's* bibliogr. Lex. S. 272. 3) S. außer *Niceron* die Biogr. univ. T. VII.

CAPACCIO, eine Stadt im Königr. Neapel, princip. cit. nicht weit vom Meere, im alten pästanischen Meerbusen, zwischen den Flüssen Sele und Solofone gelegen. Es ist ein Bischofssitz und besteht eigentlich aus zwei Ortschaften, Capaccio vecchio und nuovo. Jenes, auf einer Anhöhe liegend, enthält die Kathedrale mit einigen dazu gehörigen geistlichen Gebäuden, dieses, die eigentliche Stadt, in der Ebene. Die Einwohnerzahl erreicht nicht 2000. In der Nähe von Capaccio, gegen das Meer zu, liegen die berühmten Ruinen von Pästum. (*W. Müller.*)

CAPACCIO (Giulio Cesare), ein sehr fruchtbarer neapolitanischer Schriftsteller. Er war um das J. 1560 in dem Städtchen Campagna in der Provinz Principato citra geboren und bekleidete 30 Jahre lang den Posten eines Secretario della Città di Napoli. In der Folge diente er dem Herzoge Francesco della Rovere von Urbino als Gentiluomo und erzog dessen Sohn. In dieser Periode schrieb er die meisten seiner Werke und starb 1631. Capaccio war ein Mann von vielumfassender Gelehrsamkeit und seine zahlreichen Schriften in italienischer und lateinischer Sprache verbreiten sich über Geschichte, Alterthumskunde, Rechtsgelehrsamkeit, Philosophie; ja auch als Dichter hat er sich versucht. Aber fast alle seine wissenschaftlichen Arbeiten ermangeln einer strengen Kritik und eines gesunden Geschmacks, und seine Verse sind größtentheils vergessen, bis auf die Eglogħe Pescatorie, welche wenigstens in der Literaturgeschichte noch genant werden *). Auch als Stifter der Accademia degli Oziosi zu Neapel verdient Capaccio Erwähnung **). (*Wilh. Müller.*)

CAPACITÄT, heißt: 1) in der Geometrie eben so viel als Inhalt eines Körpers, und wird besonders von den Hohlmaßen für Flüssigkeiten, Getreide u. dgl. gebraucht. — 2) In der Wärmelehre bedeutet es die mehre oder mindere Fähigkeit desselben, Wärme gebunden zu halten, und ist daher allerdings verschieden von der specifischen Wärme eines Körpers, d. i. der größern oder geringern Fähigkeit desselben, die freie Wärme an sich zu halten, wenn gleich beide Namen bei einigen Schriftstellern gleichbedeutend gelten. (*Gartz* und *Th. Schreger.*)

*) Seine Fischeridyllen erschienen unter dem Titel: Mergellina: Egloghe pescatorie. Venezia 1598. 12. Zehn Eklogen in Versen, nach Art der Arkadia des Saunazar mit Prosa gemischt. Apologhi e favole in versi volgari. Napoli 1602. 8. — Von seinen prosaischen Schriften nennen wir: Illustrium mulierum et illustrium literis virorum Elogia. Nap. 1608. 4. Declamazioni in difesa della Poesia, recitata nell' Accad. degli Oziosi. Napoli 1612. 4. Annotazioni alla Gerusalemme liberata etc. für die Ausgabe Nap. 1582. 12. Neapolitanae Historiae. Neap. 1607. 4. (Auch im IX. B. des Thesaur. Antiq. Ital.). Puteolana historia cui accessit de Balneis libellus. Nap. 1604. 4. (In derselben Samlung). Auch von ihm selbst übersezt: La vera Antiquità di Pozzuolo. Napoli 1607. 8. Roma 1652. 8. — Il Forastiero. Nap. 1620. 4. Eine Art von Guide de Voyageur durch Neapel und dessen Umgegend. Trattato dell' imprese. Nap. 1592. Il Secretario. Venez. 1599. 4. **) Soria Storici Napol. Tom. I. p. 128 ff. *Crescimbeni* Volg. Poes. T. V. p. 166. *Tiraboschi* Storia della Let. Ital. T. VII. p. 1209. VIII. p. 378. 424. Ginguené in der Biogr. univ.

CAP BRETON, 1) Marktfl. im Bez. Dax des franz. Dep. Landes. Er liegt am alten Bette des Adour unweit der verstopften Mündung desselben, des Boucau, hat 1 Pfarrkirche und 537 Einw., indem der Ort, nachdem man dem Adour einen andern Lauf angewiesen hat, sehr herabgekommen ist. Was den Ort erhält, der fast keinen andern Nahrungszweig hat, ist der Weinbau; hier wächst ein schwerer rother Wein, der unter dem Namen Cap Breton sehr geschätzt ist und vorzüglich über Bordeaux nach London geht. (*Hassel.*)

2) Eine zu Neuscotland gehörige, den Briten wegen des Stockfischfangs wichtige, mit Felsen und Klippen umgebene Insel, die Steinkohlen, Bauholz, Pelzwerk und Fische liefert, mit dem Fort Louisbourg und etwa 3000 Einw., wovon, da es ehemals, wie Neuscotland, Frankreich gehörte, ¾ aus diesem Lande abstammen. (*H.*)

CAPDENAC, Stadt in dem Bezirk Figeac des franz. Dep. Lot auf einem Berge nahe am Lot, hat 70 Häus. und 310, mit dem Kirchspiele aber 1292 Einw. Der Ort hat in Frankreich eine Art Berühmtheit deshalb, weil er nie in den Händen der Engländer gewesen, ob diese gleich Herren aller umher belegnen Provinzen waren. (*Hassel.*)

CAPE BARREN, Insel von bedeutender Größe, zu der Gruppe Furneaux in der Baßstraße S. Br. 40° 26′ L. 165° 63′ belegen. Sie hat die Kaps Barren, Wombat, Franklin und die Bai Kent, worüber sich ein hoher Pik erhebt. Sie ist in der Mitte hoch und bewaldet, übrigens unbewohnt und wird bloß von britischen Robbenschlägern besucht, die auf derselben Wasser in Teichen und Lachen und viele Känguruhs, Trombats und Känguruhratten finden. (*Hassel.*)

CAPECE, in den Chroniken häufig Caciapece, neapolitanische Familie, die wahrscheinlich von einem Normann Peter, dem in der Theilung des Landes die Stadt Trani zugefallen war, abstamt. Peters Nachkommen bewohnten lange die Stadt Sorrento: einer derselben, Marino C. machte sich als Konrads IV. getreuer und nützlicher Rathgeber berühmt. Nach Konrads Tode bewies Marino fortdauernd sein Ergebenheit gegen das schwäbische Haus: bei der Erbauung von Manfredonia führte er die Oberaufsicht; in dem Treffen bei Benevento that er Wunder der Tapferkeit. Nachdem Alles verloren war, bahnte er sich einen Weg durch die dicksten Reihen der Feinde, setzte mit einer getreuen Schar nach Sicilien über, und verfocht, bis zum letzten Athemzuge, die Sache des Prinzen Konradin. Eine solche standhafte Anhänglichkeit machte dem Sieger die C. auf das äußerste verhaßt, viele derselben wurden des Lebens, viele der Güter beraubt. Diejenigen, deren Karl schonte, nöthigte er, schimpfliche Zunamen, Latro, Galeota, Piscicelli, Zurolo, Minutolo, Tomacelli, und dergleichen mehr, anzunehmen. Diese Zunamen wurden in der Folge zu ehrenvollen Bezeichnungen der verschiednen Linien (einst 16, wovon gegenwärtig über die Hälfte erloschen). Peter C. Tomacelli, Kardinal 1381, Papst unter dem Namen Bonifacius IX. 1389. (s. Th. XI. S. 394.).

Jacob C. Galeota diente dem Renat und Johann von Anjou in ihren Kriegen mit den Aragonesern. Er folgte dem Prinzen Johann nach Frankreich, und kom-

mandirte ein Corps Italiener für die Ligue du bien public. Nach Johanns und seines Sohns Tode trat Galeota in Karls des Kühnen Dienste, und von dem neuen Herren wurde er in vielen wichtigen Angelegenheiten gebraucht. Durch die Schlacht bei Nanci abermals herrenlos, fand er endlich ein Unterkommen in Karls VIII. Heeren. Der wichtige Sieg bei St. Aubin-du-Cormier war eigentlich sein Werk: er hatte die Stellung der französischen Heere angeordnet, und er befehligte den Angriff, welcher ihm selbst das Leben kostete, die Niederlage der Bretagner aber entschied. Jakob wurde zu Angers beigesetzt. — Fabius C. Galeota, Kammerpräsident zu Madrid, sodann Regent des großen Raths von Italien, starb zu Neapel 1645, nachdem er mehre Schriften: de officiorum ac regalium prohibita sine principis autoritate commutatio; responsum pro duce Gravina; super successione principatus Bisiniani; Controversie segali; li risponsi fiscali li piu scelti — herausgegeben. — Scipio C., ein Dichter des 16. Jahrh., erregte vorzügliches Aufsehen durch sein Gedicht: de principiis rerum, in welchem er die Luft als den Ursprung aller Dinge annimt. Ein anderes Gedicht: de divo Joē Baptista vate maximo, in 3 Büchern, gab Paulus Manutius im J. 1546 zu Venedig heraus; außerdem schrieb er Elegien und Sinngedichte. Andere Schriften von ihm sind: magistratuum regni Neapolitani cum Romanorum magistratibus comparatio; super tit. de acquirenda possessione. — Franz Capecelatro, Ritter des Ordens von S. Jago, schrieb 1640. l'historia della Cita e regno di Napoli. — Marc. Antonius C., ein Jesuit, der das ihm angetragene Bisthum Nicotera aus Demuth ablehnte, gab im J. 1620 heraus: Discorso dell' Excellenze della B. Vergine Maria. — Isabelle C., eine der gelehrten Frauen des 16. Jahrh., schrieb Consolatione dell' anima (gedruckt 1594). — In der neuern Zeit gereichte der patriotische, gelehrte und liebenswürdige Erzbischof von Tarent, Joseph Capecelatro, dem Hause zu vorzüglicher Zierde. (*v. Stramberg.*)

CAPE COAST oder CAPE CORSE, Stadt auf der Goldküste von Guinea im Negerreiche Fanti: sie liegt 5°. 18′ Br. 5° 34′ L., hat 1 starkes Fort mit 4 Bastionen, 1 Gouvernementshause, 1 Kapelle und den Magazinen, und unter denselben breitet sich die Stadt aus, die meistens niedrige Lehmhäuser in viereckiger Form, und 8000 Einw. enthält, die sich von der Landwirthschaft, Handel und Gewerben nähren. Die Umgegend ist stark bewaldet, aber fruchtbar. Dieß Fort ist 1610 von den Portugisen angelegt; die Niederländer nahmen es in der Folge, wurden aber durch die Briten unter dem Admiral Holmes 1661 verjagt, die es auch im Frieden von Breda abgetreten. Diese haben es zu dem Hauptorte aller Besitzungen auf der Goldküste erhoben, woselbst ihr Gouverneur residirt und von dem alle Kommandanten der übrigen Forts abhängen. Es hat indeß den Fehler, daß der Hafen nicht sicher und kein andres Trinkwasser, als das aus Cisternen geschöpft wird, vorhanden ist; die Ausfuhr besteht jetzt nur noch in Goldbarren und Elfenbein. Die Briten haben hier 1 Schule für die Eingebornen angelegt, unterhalten einen großen Gemüsegarten, und haben mehre Bequemlichkeiten eingerichtet. Der Bezirk um die Stadt enthält etwa 5 □Meilen, worauf 1820. 14,860 Einw. lebten, und die Briten können aus dieser Bevölkerung und ihren Verbündeten leicht 6000 waffenfähige Menschen zusammenbringen; doch ist diese Macht nicht im Stande gewesen, das Vordringen der mächtigen Assanthis zu verhindern. (*Hassel.*)

CAPE CODSBAI, eine bekante und besuchte Bai an der Küste des nordamer. Stats Massachusets, von einer Erdzunge umgeben und im W. mit der Bai von Plymouth, im S. mit der von Barnstable zusammenhängend; sie ist 5 M. weit, tief und sicher. (*Hassel.*)

CAPE FEAR, ein Fluß im State Nordcarolina. Er entsteht aus 2 Quellenflüssen, dem Deap und Haw, die beide in seinem nordwestlichen Winkel den Ursprung nehmen und bei Haywood zusammenstoßen, dann vereinigt eine südwestliche Richtung nehmen, und bei der Nehrung, die ein gleichnamiges Vorgebirge trägt, den Ozean erreichen. Der Fluß hat einen Lauf von 32 Meilen, trägt große Schiffe 5 Meilen aufwärts bis Wilmington, wo er ein Eiland macht, Boote aber 13 Meilen weiter bis Fayetteville, auch kann er mit kleinen Booten bis Haywood und auf seinen Quellenflüssen befahren werden; indeß wird die Schiffahrt durch 2 Katarakte, den Buckhorn — und Smiliesfull unterbrochen. (*Hassel.*)

CAPE GIRARDEAU, eine Grafschaft in dem nordamerik. State Missury am Missisippi, 1820 mit 5968 Einw., worunter 865 Sklaven, und dem gleichn. Hauptorte. (*Hassel.*)

CAPEL CERRIG, Weiler in der walliser Shire Caernarvon des Kön. England. Er liegt im Thale Nant Frangon und am Fuße des Snowdon, in dessen Nähe der kleine Fluß Lingwy den prächtigen Katarakt Rhagadyr macht. (*Hassel.*)

CAPELL, eines der berühmtesten östreichischen Herrengeschlechter, das man gleich den Künringen, Falkenbergern u. a. m. von jenem Azzo herzuleiten sucht, welchen der triersche Erzbischof Poppo seinen Vettern, den Markgrafen von Östreich, gegen die Ungern zu Hilfe schickte. Dieses Erzvaters Azzo seltne Fruchtbarkeit ist bereits anderwärts gewürdigt worden. Berengerus de Capella erscheint 1073 und 1096 in Urkunden der Klöster Lambach und Gärsten. Ulrich III. von C. war beinahe der erste der Großen Östreichs, welche sich für Rudolf von Habsburg, gegen Ottokar, erklärten. Rudolf ertheilte ihm, noch im Lager vor Enns (Idus Octobris 1276) unbeschränkte Vollmacht, mit den Edeln des Landes, mit den Bürgern und Gemeinden Unterhandlungen anzuknüpfen, um sie dem Dienste des Kaisers zu gewinnen. Daß Ulrich, schon damals eben so berühmt durch seltene Klugheit, als durch Tapferkeit und Kriegserfahrung, die Erwartungen Rudolfs nicht getäuscht habe, sehen wir aus der Schenkung beträchtlicher Güter im Machlande, vorzüglich in der Riedmark, die der Kaiser, noch im nämlichen Jahre 1276, dem nützlichen Diener machte. In der entscheidenden Schlacht auf dem Marchfelde fand Ulrich neue Gelegenheit, sich um den Kaiser verdient zu machen. Rudolfs verwundetes Pferd stürzte zu Boden, wüthend drangen die Böhmen auf ihn ein,

um ihren König des gefürchteten Gegners zu entledigen, und vorzüglich schien der Kaiser den gewaltigen Streichen Herbords von Füllstein, des Riesen, erliegen zu müssen; da sprengte Ulrich mit starker Hand den engen Kreis, der sich um Rudolf gebildet, die Feinde stutzten, und wichen endlich, da mehre Ritter herbeisprengen, das theuere Leben zu schützen. Neue Gaben waren der wohlverdiente Lohn, wie des Kaisers Urkunden, vom 18. Julius 1279 und 2. Mai 1281 *) beweisen: in der einen wird dem Flecken Königswiesen, einer Besitzung des ältern Ulrich von Capell, ein Wochenmarkt bewilligt, in der andern Ulrich III. selbst ein bedeutender Güterstrich im Machlande, namentlich der Markt Münzbach, als eine Pfandschaft eingeräumt. Auch wurde letzterer 1279 zum Landrichter und Landeshauptmann in Östreich ob der Enns, und 1282 zum Rath des neuen Herzogs, Albrecht I. bestellt. Im J. 1280 erkaufte er von Albero von Künring die wichtige Herrschaft Steyreck, im Machlande, 1283 die halbe Veste Tubbing, V. O. W. W. 1290, Pottendorf, im Machlande, 1292 und 1295, Städteldorf, V. U. M. B. 1293 die Güter Gumpendorf und Gerasdorf, V. U. W. W. um 280 ℔ Pfennige, 1295 Reichenstein, und 1298 und 1300 Prandeck, im Machlande. Im J. 1284 verpfändeten ihm Kaiser Rudolf und Herzog Albrecht die Herrschaft und Veste Ruttenstein, im Machlande, samt den Vesten Stein und Waseneck, und dem Markte Münzbach, mit dem Zusatze, daß die von Capell für ewige Zeiten Burggrafen auf Ruttenstein seyn sollten. Im J. 1291 fielen ihm von seiner dritten Gemalin, Magaretha von Falkenberg, der einzigen, die ihm einen Sohn geboren, die Herrschaft Arbesbach und der Markt Neukirchen am Wald, im Hausruckviertel, anheim. Im J. 1293 verlieh ihm Herzog Otto von Baiern, mit Herzog Albrechts von Östreich, seines Schwagers, Genehmigung, die Schlösser und Güter Grünberg an der Krems, Drosendorf, Spitz und Weißenkirchen, sämtlich im V. O. M. B. gelegen. Ulrich III. war todt vor dem J. 1315. Sein Sohn Johann, Herr zu Steyreck, Ruttenstein, Reichenstein, Prandeck, Städteldorf, Spitz u. s. w. stiftete 1315 das Frauenkloster Bulgarn, vom Orden des h. Geistes, unweit Steyreck, schloß 1316 mit „seinem lieben Freunde und Nachbarn" Herrn Peter von Rosenberg, des Königreichs Böhmen Obristem Kämmerer, ein Schutzbündniß wider alle ihre Feinde, erkaufte 1330 Zeillern, V. O. W. W. und 1335 Lichteneck am Kamp, V. O. M. B. erbauete und stiftete 1351 die alte Pfarrkirche zu St. Ägidien, in Gumpendorf, bei Wien, übergab solche 1353 der Abtei Baumgartenberg (in der päpstlichen Bestätigung dieser Schenkung heißt er nobilis vir Johannes de C dominus terrae Machlant) und starb 1358, in hohem Alter.

Johanns Söhne, Ulrich V. und Eberhard I. beerbten 1355 gemeinschaftlich mit ihren Vettern, denen von Walsee, den letzten Herrn von Falkenberg, und wurden, nachdem sie die von Walsee mit 700 ℔ Pfennige abgefunden, alleinige Besitzer der Falkenbergischen Herrschaften und Schlösser Falkenberg, Rastbach, Schönberg, Gobelsburg, V. O. M. B. Wartenstein, V. U. W. W. Eberhard besaß bis zum J. 1356 die Grafschaft Peilenstein, Sooß und Wildenstein, V. O. W. W. für 1200 ℔ Pfennige, als eine Pfandschaft, die aber im besagtem Jahre von Herzog Rudolf IV. theils abgelöset, theils gegen andere Güter eingetauscht wurde, vollführte im J. 1358 die von seinem Vater angeordnete Stiftung der Capelle im innern Hofe der Burg Mitterberg, unweit Münzbach, und erkaufte im Jahr 1361 Burg und Herrschaft Schwerdtberg, nördlich von Steyreck. Mit Ulrichs V. Enkel, Eberhard III. auf Steyreck, Ruttenstein, Reichenstein, Schwerdtberg, Mitterberg, Windeck, Arbesbach, Spitz, Schönberg u. s. w., der in kinderloser Ehe mit Anna von Tybein, der Erbin ihres großen und mächtigen Hauses gelebt, erlosch das ganze Geschlecht, am 20. März 1408: seine Schwester Dorothea, Hartneids von Lichtenstein zu Nikolsburg Gemalin, brachte das Besitzthum ihres Hauses an die Lichtenstein. Ihren Nachkommen aber ist von dieser großen Erbschaft nichts, als ein nicht unbedeutender Lehenhof im Lande ob der Ens geblieben. (*v. Stramberg.*)

CAPELL, öfter Capellus (Rudolph), Professor der Geschichte und griechischen Sprache am Gymnasium zu Hamburg, wo er den 24. Januar 1635 geboren war, ein Sohn von Jodol Capell, der 1660, als Diakonus zu St. Katharinen starb. Der Sohn studirte zu Wittenberg und Gießen, erhielt 1660 in seiner Vaterstadt das Lehramt der Beredsamkeit, vertauschte es 1675 mit der zuerst angezeigten Lehrstelle und starb den 24. April 1684. Die Zahl seiner, meistens kleinen lateinischen Schriften, beläuft sich auf 200, unter denen einige dem Literator, Archäologen und Numismatiker schätzbar, die meisten aber bloße flüchtige Compilationen sind. Zu den erstern gehören: de numo Zenonis. Hamb. 1667. fol. Verzeichniß derer den Arcanern ꝛc. entgegengesetzten Schriften. Eb. 1668. 4. *Cl. Chifletii* de antiquo numo liber, cui acc. index numographorum copiosus et descriptio numophylacii Luederiani. Ib. 1678. fol. Lectionum bibliothecariarum syntagma. Ib. 1682. 12. De Alcorano. Ib. 1683. fol. und andere mehr *). (*Baur.*)

CAPELL (Eduard), Esq. ein gelehrter englischer Kritiker, geboren zu Troston in der Grafschaft Suffolk 1713, war Aufseher der Schauspiele, und starb den 24. Februar 1781. Zur Aufgabe seines Lebens machte er das Studium und die Erklärung des Shakespeare, von dem er zuerst eine mit kritischer Sorgfalt bearbeitete Ausgabe (1767; 1778. 10 Bde. 8.) mit einer reichhaltigen Einleitung in alter englischer Sprache herausgab. In Verbindung mit dieser Ausgabe stehen seine Notes and various readings on Shak. Lond. 1775. 4. verm. mit seiner School of Shak. or extracts from divers english books shewing from whence his several fables were taken and some parcel of his dialogue. 1783. Vol. III. 4., ein für den Sprachforscher und für jeden, der den Dichter ganz verstehen will, sehr wichtiges Werk.

*) Kurz: Östreich unter Ottokar und Albrecht I.

*) *Goetzii* elogia germanor. quorundam Theolog. Lubecae 1709. p. 180. *Banduri* biblioth. numaria 86. *Crenii* animadv. philol. P. VII. 224. Beuthners und Thieß hamb. gel. Lex., in beiden h. v.

Capell gab auch ein Bändchen alte englische Gedichte unter dem Titel: Prolusious heraus†). (*Baur.*)

CAPELLA (Alhajoc oder Alhajoth, letzteres indessen nur eine Corruption), ist der erste Stern im Fuhrmann (Auriga), einem nordlichen Sternbilde, welches über dem Stier zwischen dem Zwillinge und dem Perseus steht. Der Fuhrmann trägt auf seiner linken Schulter, an welcher dieser Stern steht, 2 Ziegen, die mit 3 Sternen 4ter Größe, die in einem langen gleichschenklichten Dreieck stehn, bezeichnet sind. Vor und neben diesen glänzt Capella, ein prächtiger Stern erster Größe, in röthlich gelblichem Lichte. Er ist mit IX bezeichnet, und hat im großen Bodeschen Sternverzeichnisse Nr. 55. Nach Bradley's Bestimmung hat er am 1. Jan. 1826 ger. Afst. 75°57′36″ und nördl. Abweich. 45° 49′ 30″. (nach Nr. 73. der astr. Nachr. im J. 1822. 45° 48′ 18″ 5). Dieser schöne Stern ist hienach eine Zierde des Himmels während der ganzen Nacht, indem er in unsern nordlichen Gegenden nicht auf- und untergeht, vielmehr erst unterm 45° n. Br., d. i. etwa zu Venedig, Turin, überh. im nordl. Italien am Horizonte streift. Im Sommer steht er tief am nordlichen Horizonte und glänzt in der Dämmerung um Mitternacht, im Winter aber um dieselbe Zeit hoch am Himmel. (*Fritsch.*)

CAPELLA (Marcianus Mineus Felix)[1], ein Proconsular[2]) und nach den Handschriften ein Carthaginienser, wie er sich denn auch einen Zögling der Stadt Elissens nent[3]), soll nach Einigen am Ende des fünften, nach Andern (offenbar irrig) im dritten Jahrhundert gelebt haben[4]). Er wird von Schriftstellern des 5. und 6. Jahrh. angeführt, und Boethius scheint ihn in der Consolatio Philosophiae vor Augen gehabt zu haben. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekant[5]). Wir haben von ihm Satyram de Nuptiis Philologiae et Mercurii in IX Büchern, ein aus Prosa und Versen mannichfaltiger Form gemischtes Werk, nach der Weise der Satyrae Menippeae des Varro, dem Satyricon Petrons, und der eben angeführten Consolatio Philosophiae des Boethius. Die beiden ersten Bücher enthalten die allegorische Geschichte der auf dem Titel genanten Vermählung; die übrigen sind dem Unterrichte in den sieben freien Künsten gewidmet. Da dieses, in dem Mittelalter nicht unberühmte Buch[6]) jetzt von Wenigen gekant ist, und doch wegen der Fülle mannichfaltiger Gelehrsamkeit größerer Aufmerksamkeit werth ist, als ihm bisher gewidmet worden: so wird eine Übersicht des Inhalts und der Einrichtung desselben hier nicht an der unrechten Stelle seyn.

Der Anblick der Götterehen im Olymp hat den Mercurius auf den Gedanken gebracht, sich auch zu vermälen. Seine Augen fallen zuerst auf die Sophia, die schönste und heiligste aller himlischen Jungfrauen; aber diese hat wie die von ihr unzertrenliche Pallas dem Ehestande entsagt; dann auf die Mantice, die durch Adel und Klugheit empfolen wird; aber diese hat sich so eben dem Apollo vermält. Jetzt denkt er an die Tochter der Endelechia und des Sol, die von allen Göttern hochbegabte Psycha; aber er erfährt von der Virtus, daß Psycha in die Gewalt Amors gerathen, und von diesem in demantene Ketten geschlagen worden sei. Jene räth ihm, seinen Wunsch dem Apollo vorzutragen, und nachdem sie ihn über vier seltsame Flüsse geführt hat, findet er den Gott beschäftigt, aus vier vor ihm stehenden mystischen Urnen abwechselnd zu schöpfen. Apollo erräth sogleich die Absicht Mercurs, und empfiehlt ihm die Verbindung mit der Philologia, einer Jungfrau von uraltem Geschlechte und großer Gelehrsamkeit[7]); ein Vorschlag, welcher der Begleiterin Mercurs eine solche Freude macht, daß sie sich, ihres strengen Ernstes vergessend, vor Lust kaum zu halten weiß (ut etiam corpore moveretur). Auf ihren Rath begeben sie sich nun sämtlich in Begleitung der Musen, die von weißen Singschwänen getragen werden, zum Jupiter; ein herrlicher, von der volltönenden Musik der Sphären begleiteter Zug. Indem sie sich den höhern Regionen des Himmels nähern, wandelt sich Apoll in die Sonne, Mercur in ein stralendes Gestirn um; und so treten sie in den Palast Jupiters ein, welcher neben seiner Gemalin thront. Apoll trägt das Gesuch Mercurs vor; Jupiter hat Bedenken; er fürchtet, daß der Ehestand der Thätigkeit des Götterboten Eintrag thun möchte; Juno aber, als Schutzgöttin der Ehen, begünstigt seinen Wunsch. Auch Pallas komt hinzu, und räth, die Sache einer Versamlung von Göttern vorzutragen. Sogleich fertigt Jupiters Schreiber einen Befehl aus. Die Götter strömen zusammen; die Räume des Himmels füllen sich an; ein merkwürdiger Verein voll gelehrter Namen. Dem Jupiter zunächst sitzen die Consentes, die Penates, die Lares, Salus, Janus, Favores, Opertanei und Nocturnus. Die

---

†) Allg. Lztg. 1785, 1. B. 53 f. Biogr. univ. T. VII. (von Suard).

1) Drei dieser Namen erwähnt er selbst am Schlusse seines Werkes p. 336. ed. Grot. in den dunkeln Worten: Possemque comes utque e Martis curia Felicis, inquit, sed Capellae flamine, wo ihm auch proconsulare culmen beigelegt wird. Über seinen Beinamen scherzt er L. VIII. p. 272. nae tu, *infelix* vel *Capella*, vel quisquis es, non minus sensus quam nominis pecudalis. Mit dem Namen Mincius führt ihn *Jo. Sariberiensis* Policr. II. c. 19. an. 2) de Nupt. M. et Ph. IX. p. 336. 3) L. IX. p. 336. Beata alumnum urbs Elissae quem videt. Die Stadt der Elissa ist die von der Dido erbaute Stadt, also Carthago; nicht, wie Fuhrmann Handb. der cl. Litt. IV. S. 337. sagt, Elissa, eine Stadt im Gebiete von Carthago. Auch die Biogr. univers. übersetzt irrig: nourrisson d'Elice en Afrique. Caßiodor soll ihn, nach Grotius, einen Madaurenser nennen. Diese Stelle aufzufinden hat uns nicht gelingen wollen. Appulejus Madaurensis komt öfter beim Caßiodorus vor. Einige andere unverbürgte Sagen, s. bei *Voss.* de Histor. Lat. L. III. P. II. p. 221. 4) S. *Fabricii* Bibl. Lat. L. III. c. 17. Vol. III. p. 215. ed. Ern. 5) Eine Vitam Marciani ineditam führt aus einer Handschr. Casp. Barthius in dem auch noch nicht edirten CXX. B. c. 13. der Adversariorum an. S. *Fabricius* l. c. 6) Corrupta circumferuntur fere omnia hujus scriptoris carmina caussa ea, quod mediis temporibus in scholis artes ejus praelegerentur, ut ex Gregorio Turonensi, Joanne Sarisburiensi, Nicolao Clemangio alibi notatum. G. *Barth.* in Claudian. Panegyr. in Cons. Probini et Olybrii v. 104. p. 32. Cf. Collectio Pisaurensis Tom. VI. Prolegg. p. III. s. 7) Über den weiten Umfang dieses Namens, welcher alle Künste umfaßt, s. *Wower.* de Polymathia c. XV. p. 120, wo auch auf den Marcianus Capella Rücksicht genommen ist.

Discordia und Seditio bleiben ausgeschlossen. Adrastea stellt die Urne auf; die Parzen, Schreiberinnen der Götter und Bewahrerinnen des himlischen Archives, schärfen ihre Griffel; und Jupiter, nachdem er die durchaus symbolische Ceremonienkleidung angelegt, und von einem feierlichen Zuge begleitet, den Thron eingenommen hat, trägt dem olympischen Senate die Wahl seines Sohnes vor. Da dieser nichts als die irdische Abkunft der gewählten Braut im Wege steht, so beschließen die versammelten Götter, künftig auch dem Verdienste der Erdengebornen den Himmel zu öffnen; und dieses Senatusconsultum wird von der Philosophie auf eine eherne Tafel geschrieben und bekant gemacht.

Das zweite Buch wendet sich nun zur erwählten Braut. Diese hat jetzt die Nachricht von ihrer Standeserhöhung erhalten, und wird von ihrer Mutter Phronesis auf eine würdige Weise geschmückt, wobei aber Alles vermieden wird, was von Thieren ist (ne quid ejus membra pollueret morticinum). Die Musen kommen herzu, und feiern sie, jede mit einem eignen Gesang und in verschiedenen Sylbenmaßen. Auch die Charitinnen. Auf einmal läßt sich eine geräuschvolle Musik vernehmen; eine mit Sternen geschmückte Sänfte erscheint; und die voran schreitende Athanasia verkündigt der Braut, daß sie in dieser königlichen Sänfte zu dem himlischen Palaste erhoben werden soll. Vorher aber gebietet sie ihr, sich alles des Irdischen zu entledigen, das sie in ihrer vollen Brust trägt. Mit großer Anstrengung gibt sie nun eine Menge gelehrter Bücher mannichfaltigen Inhalts von sich, die, so wie sie ihrem Munde entfallen, von einigen anwesenden Mädchen, Künste und Wissenschaften genant, begierig aufgelesen werden. Auch die Musen, Urania und Kalliope, sammeln Einiges davon auf. Nach einigen Vorbereitungen besteigt endlich die Philologie, die vorher einen stärkenden Trank aus den Händen der Apotheosis und Athanasia empfangen hat, ihre Sänfte, mit Hilfe des Labor, ihres Zöglings, und wird von Amor (aber nicht dem Sohne der Göttin der Lust) und ihren Dienerinnen, der Epimelia und Agrypnia, fortgetragen. Von den Musen und einer würdevollen Schar anderer Gefährtinnen begleitet, gelangt sie zu den Höhen der Burg der Luft, wo ihr die Concordia, Fides und Pudicitia entgegen eilen, und die Ankunft der Juno Pronuba melden. Dieser opfert die Braut mit Weihrauch, und erbittet ihre Gunst und Belehrung mit einem ihres Namens würdigen Gebete. „Schöne Juno, sagt sie zu ihr, wenn dir auch die himlische Gemeinschaft einen andern Namen verliehen hat, doch nennen wir dich Juno von juvando, woher auch Jovis Name stamt; auch Lucina darf ich dich nennen, weil du Licht (lucem) den Gebornen gewährst, und Lucetia. Denn dich als Fluonia anzurufen, oder als Februalis und Februa bedarf ich nicht, da ich rein von den Gebrechlichkeiten des Geschlechtes keine körperliche Befleckung kenne. Als Iterduca und Domiduca, als Unxia und Cinctia, müssen dich sterbliche Mädchen zu ihrer Hochzeitfeier anrufen, damit du ihre Wege schützest, sie in die gewünschten Wohnungen einführst; ihnen, wenn sie die Pfosten salben, günstige Vorbedeutungen verleihest, und wenn sie im Thalamus den Gürtel ablegen, sie nicht verläßt. Als Sotigena (oder Opigena) werden dich diejenigen anrufen, die du in den Schmerzen der Geburt oder in den Gefahren des Krieges beschützt hast. Als Populona wird das Volk, als Curitis werden die Krieger deiner gedenken. Hier aber rufe ich dich lieber mit dem Namen Aëria, von dem Reiche der Luft, an." u. s. w. Nach diesem Gebete führt Juno die Wißbegierige mit sich zu den Höhen der Luft, und macht sie mit den mannichfaltigen Regionen derselben und den Bewohnern einer jeden bekant. Diese Belehrung enthält mannichfaltige dunkle Gelehrsamkeit. Die bestirnte Sänfte wird nun immer höher gehoben, und nachdem sie einen Weg von 126,000 Stadien zurückgelegt hat, gelang sie zum Kreise Mercurs, und komt zuletzt, immer höher und höher steigend, zu der Milchstraße, wo Jupiter, auf einem hohen Throne sitzend, den Senat der Götter versammelt hat, und die Ankunft des Brautpaars erwartet. Merkur tritt nun einher, von Liber und Apollo geführt, und einem großen Gefolge andrer Götter geleitet, unter denen auch die Vorsteher der Elemente, eine Menge des englischen Volkes (angelici populi multitudo), und die Selen derjenigen alten Edeln sind, die, nach dem neuen Beschlusse, den Eintritt in die himlischen Wohnungen erhalten haben, Linus, Homer, Virgil, Orpheus und viele Andere. Der Senat der Götter erhebt sich, den Merkur zu begrüßen; und es wird ihm ein Sitz neben der Pallas angewiesen. Gleich darauf schreitet die Mutter der Braut herein, und gleich nach ihr die Braut selbst, von den Musen umringt, bei denen sie auch ihren Platz einnimt. Die Ehepacten werden nun berichtigt; die lex Papia Poppaea vorgelesen, und die Mitgabe festgesetzt. Zuletzt erhebt sich Apollo, und führt seine Dienerschaft von Künsten und Wissenschaften, die auch zu den Hochzeitgeschenken gehören, dem Brautpare zu.

Nach Beendigung dieses mythischen Vorspiels, folgt vom dritten Buche an die Encyklopädie der Künste, so daß im Eingange eines jeden Buches die Form der Satire beibehalten, dann aber das Wissenschaftliche einer Jeden kapitelweise vorgetragen wird. Zuerst tritt die Grammatik auf, die, während der Regirung des Osiris, in Memphis vom Merkur erzogen worden. Unter mancherlei andern Werkzeugen führt sie auch eine Feile bei sich, mit der sie von den Zähnen und der Zunge den Schmuz, den sie in Solo angenommen, wegschaft. Von stärkerer Wirksamkeit ist die ferula, und ein gewisses andere Mittel aus Bocksfell geschnitten, womit sie die Rusticität der Stimme und Rede heilt. Nachdem diese ihre Wissenschaft, vornehmlich in Rücksicht auf Accent und Prosodie, vorgetragen hat, erscheint die Dialektik im 4. Buche; ein bloßes Weib mit lebhaften Augen und scharfen Blicken. Auch sie stamt aus Ägypten, von wo sie in die Schule des Parmenides und nach Attika gezogen ist, und sich selbst den Sokrates und Plato unterworfen hat. Ihre Erscheinung und die Attribute, die sie bei sich führt, gibt dem Muthwillen des Bromius, dem sie ein ganz unbekantes Wesen ist, zu verschiedenen Scherzen Veranlassung, denen aber der Ernst der Pallas ein Ende macht, indem sie bemerkt, daß dieses eine Person von großer Nüchternheit sei — eine Tugend, von der manche Götter nichts wüßten — und daß sie sich keinen

Spott gefallen lasse. Die Dialektik trägt hierauf ihre Wissenschaft bis zu dem Kapitel des Syllogismus vor, und da sie sich anschickt, auch die dunkelsten und verwickeltesten Materien zu behandeln, tritt Pallas, durch einen Wink des ungeduldigen Bräutigams bestimt, dazwischen, und nöthigt sie ihren Schwestern Platz zu machen. — Nun ertönen plötzlich Trompeten, der Äther hallt wieder, und die Rhetorik tritt (im 5. Buche) ein, die durch das Schwingen ihrer Waffen den Donner Jupiters nachahmt, und wie er Blitze zu schleudern scheint. Eine Schar ausgezeichneter Männer schreitet ihr nach; Demosthenes und Cicero voran; und gleichsam als Lictoren, Korax und Tisias. Sie selbst benimt sich wie eine Genossin der Götter, und nur mit einigem Widerstreben entschließt sie sich, die trocknen und glanzlosen Elemente ihrer Kunst zu entwickeln. Nach geendigtem Vortrage setzt sie sich unter die Begleiterinnen der Braut, deren Scheitel sie mit Geräusch küßt — denn sie kann nichts schweigend thun — und die Geometrie tritt (im 6ten Buche) auf, einen Zirkel in der Rechten, eine Sphäre in der Linken tragend, und mit einem Peplus bekleidet, auf dem der Lauf der Gestirne und der Schatten der Erde abgebildet ist. Indem sie zuerst ihren Namen von Messung der Erde erklärt, wünschen die Götter, von denen viele die Erde nie betreten haben, und Jupiter selbst, genaue Nachricht von diesem Weltkörper zu erhalten, und befehlen ihr deßhalb, die Gestalt, Lage und Eintheilung der Erde zu erklären; welchem Befehle sie durch einen Auszug aus Plinius und Solinus nachkömt. Nach Beendigung dieses Gegenstandes trägt sie auch die Elemente der reinen Mathematik vor, und verweist in Rücksicht auf das Übrige auf die Werke Euklids, die sie dem Senate der Götter darreicht. Nach einer kleinen Zwischenscene, in welcher die Voluptas des Mercurius spottet, daß er die Pallas auf dem Gebiete der Venus herrschen läßt, und die Freuden des Hymen diesen frostigen Vorlesungen nachsetzt, wird die Arithmetik (im 7ten Buche) eingeführt, eine Frau von stattlichem Ansehn, das Haupt mit symbolischen Stralen umgeben, und mit den immer beweglichen Fingern Zahlen andeutend. Nachdem sie die Zahlen von der Monas an bis zur Decas durchgegangen, von gleichen und ungleichen, vollkommenen und unvollkommenen, ebenen und körperlichen Zahlen, und einigen andern dahin gehörigen Gegenständen gehandelt hat, tritt sie unter dem Beifall und der Bewunderung der Versamlung ab, die sich nun zum Intermezzo an dem Schnarchen des alten Silenus ergötzt, der sich die Zeit beim Weinschlauch vertrieben hat. Indessen befielt Apollo einer andern der Jungfrauen einzutreten. Eine Kugel von ätherischem Lichte, hohl und durchsichtig, rollt herein, und beleuchtet die Götter, vornehmlich die Götter des Schicksals; und aus ihrer feurigen Umhüllung tritt eine Jungfrau hervor, deren Glieder mit Augen bedeckt, die Hare stralend, die Schultern beflügelt sind. In der einen Hand hält sie ein funkelndes ellenlanges Maß, in der andern ein Buch, in welchem die Wege der Götter, das Vor- und Zurückschreiten der Sterne verzeichnet ist. Es ist die Astronomie, deren Vortrag das achte Buch füllt. Hier kömt die merkwürdige Behauptung vor, daß die Erde nicht der Mittelpunkt aller Planeten sei, indem sich Venus und Mercur, statt um die Erde zu laufen, in weitern Kreisen um die Erde bewegen (p. 288. u. 289. vergl. p. 292.), und man glaubt, daß Copernicus, welcher den Capella (de revolutionibus orbium coelestium L. I. c. 10.) anführt, hieraus die Idee seines neuen Systems geschöpft habe [8]). Er selbst sagt eigentlich nur, daß ihm der Gedanke des Martianus Capella und einiger andern Lateiner [9]) nicht verächtlich scheine. — Nachdem die Astronomie ihren Vortrag geendigt, und Venus zu wiederholten Malen erinnert hat, daß der Abend gekommen, und die Zeit des Hymenäus nahe sei, wird nur noch die Harmonie herzugelassen. Eine Symphonie bezaubernder Töne kündigt sie an. Holde Götter, Eratine, Himeros und Terpsis, dann Pitho, Voluptas und die Grazien gehen mit Gesang und Saitenspiel vor ihr her; Halbgötter und die Heroen des Gesanges, Orpheus, Amphion und Arion begleiten sie. Harmonia selbst schreitet zwischen dem Phöbus und der Pallas einher, ihr Haupt mit Golde geschmückt, und auch ihr Gewand starrend von Gold und bei jeder ihrer Bewegungen harmonisch tönend. Sie stimt einen langen Gesang (egersimon ineffabile) in mannichfaltigen Rhythmen an, nach dessen Beendigung sie die Theorie ihrer Kunst vorträgt, wobei der Verfasser den Aristides Quintilianus vor Augen gehabt hat. Zuletzt stimt sie noch einen Schlafgesang (*κοιμησιν*, nicht Cinesim) an, mit dem die Jungfrau in das Hochzeitgemach geleitet wird.

Dieses ist der Inhalt eines Werks voll mannichfaltiger, aber oft ungeordneter Gelehrsamkeit, die durch den sonderbaren und gesuchten Vortrag nicht selten räthselhaft und unverständlich erscheint. Capella scheint sich den Stil des Appulejus (der, wenn es mit der Abkunft aus Madaura seine Richtigkeit hat, Capella's Mitbürger war) zum Muster genommen zu haben. Manches aber, was uns barbarisch erscheint [10]), und gewiß nicht Weniges, was uns unverständlich ist, mag auf Rechnung unwissender Abschreiber kommen, und wird vielleicht einst, wenn

---

8) S. *Lalande* Bibliographie de l'Astronomie ann. 1599. und desselben Astronomie §. 406 (1076). Mit Recht sagt Delambre in der Histoire de l'Astronomie ancienne. Tome I. p. 312. on dit que c'est si peu de lignes qui a été pris par Copernic pour le sujet de ses méditations, et qui l'a conduit à son système du monde; en ce cas, Martianus aurait rendu à l'Astronomie plus de services que des Astronomes bien plus habiles, et nous devons lui pardonner son verbiage, ses bévues et son galimathias. Weiterhin sagt derselbe Gelehrte: Martianus Capella paraît un compilateur mal à droit qui n'a pas assez de critique pour choisir entre les auteurs qu' il aurait à copier. — Il n'était pas au niveau de son siècle, ou son siècle était descendu au dessous des siècles précédens. 9) Wahrscheinlich Vitruvius I. c. 9. und Macrob. in Somn. Scipion. c. 4. S. vorzüglich Lichtenbergs Leben des Copernicus im Pantheon der Teutschen. 3. Band, und in 2. vermischten Schriften, 6. Band, S. 90. 10) Durum et vere Latini sermonis aestimantibus barbariorem scriptorem esse Martianum Capellam, non imus inficias. *Barth.* Advers. XIX. 12. Stilus barbaries ipsa est: tanta audacia, tanta figurarum insolentia, ut vel in Poeta omnium confidentissimo non ferendae sint; stilus etiam tam spissa caligine involutus est; vix ut explicari possit. — Africanus fuisse creditur; si non erat, esse debuit, usque adeo horrido et coacto scribendi genere utitur. *Huet.* de Origine Fab. (Origine des Romans). p. 79.

mehre und bessere Handschriften verglichen werden, wenigstens zum Theil verschwinden [11]). Am meisten sind die Verse verunstaltet. Da das Buch in den Schulen beim Unterrichte in den sieben freien Künsten benutzt wurde, schrieb man frühzeitig Erklärungen darüber. Eine handschriftliche Exposition desselben von Jo. Scotus (gest. 875.) erwähnt Labbeus (Bibl. nov. Mssc. p. 45.), eine andere von Alexander Neckam (circ. an. 1230.) führt Baldus (Scriptt. Brit. Cent. III.) und Leland (Commentar. de Scriptt. Brit. p. 214.) an. Auch besaß Perizonius einen geschriebenen Commentar von Remigius Antisiodorensis (circ. an. 888.), der von ihm in die leidner Bibliothek gekommen ist. Ein Mart. Capella mit Glossen befand sich in der Bibliothek von Isaac Vossius (s. *Pauli Colomesii* Opera p. 870.) [12]). Die Ausgaben sind nicht zahlreich. Vicentiae. 1499. fol. (von Franc. Vitalis Bodianus, welcher versichert, mehr als 2000 Fehler in dem entstellten Texte verbessert zu haben). Wiederholt Mutinae. 1500. Basileae. 1532. Lugduni. 1539. 8. cum annotationibus Jo. Dubravii, Viennae. 1516. fol. (S. Catalogue de la Bibl. du Roi. Belles Lettres. T. I. p. 79.) cum scholiis et variis lection. Bonav. Vulcanii. Basil. 1577. fol. Das meiste Verdienst erwarb sich um ihn Hugo Grotius, den als funfzehnjährigen Knaben die Schwierigkeiten des Buches reizten [13]), sein kritisches Talent daran zu versuchen: libri emendati et Notis s. Februis Hugonis Grotii illustrati. Lugd. Bat. 1599. 8. Die Anmerkungen sind kurz, meist kritisch, bald durch Anführung brauchbarer Lesarten aus Handschriften, bald durch glückliche Conjecturen fördernd. Auch Dunkelheiten in den Sachen sind oft aufgeklärt. Die folgenden Herausgeber haben nichts gethan, um den frühen Ruhm des gelehrten und geistreichen Knaben zu verdunkeln. Das letzte Buch, von der Musik, hat Meibomius den Auctor. vet. Musicae. Amstel. 1652. 4. einverleibt. Die beiden ersten Bücher von Walthard. Bernae. 1763. 8. mit Lesarten aus einem Exemplare von Bongars, die auch wieder benutzt sind Norimberg. 1794. 8. von Jo. Ad. Goetz, mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, wie man mit Hilfe einiger Vorgänger und eines Wörterbuches über jeden Autor schreiben kann, ohne das Geringste von ihm zu verstehen. Die poetischen Stellen des Werkes sind der Collectio Pisaurensis Tom. VI. p. 69. sqq. einverleibt. Neue Bearbeitungen sind oft versprochen worden, selbst von Leibnitz, der ihn für die Ausgaben in usum Delphini einzurichten begonnen hatte [14]). Anderer Vorbereitungen, die doch wahrscheinlich nicht sämtlich verloren sind, erwähnt *Fabric.* Bibl. Lat. Tom. III. p. 218 u. 219. ed. Ern. und Saxius im Onomastico Tom. I. p. 518. f. [15]). (*F. Jacobs.*)

11) Eine sehr alte Handschrift befindet sich zu Cambridge in der Bibl. des Collegii S. Benedicti; und eine andere ebendaselbst in der öffentlichen Bibl. der Universität. *Ger. Jo. Voss* de Hist. Lat. L. III. Pars. II. Opp. Tom. IV. p. 221. Überhaupt sind Codices dieses Schriftstellers nicht selten. Über ihre Verdorbenheit aber klagt schon Bapt. Guarinus in einem Briefe an Pico di Mirandula, wo er ihn um einen Marc. Capella ersucht: si modo emaculatus sit codex: nam qui apud nos, opera Sibyllae indigent. 12) Einige andere Handschr. dieser Art erwähnt *Fabric.* Bibl. Lat. T. III. p. 217. ed. Ern. 13) Darum schreibt Jos. Scaliger in einem an den jungen Gelehrten gerichteten Gedichte:

Hugo soboles Grotius optimi parentis,
Qui limina nondum teligit puberis aevi,
Sed mente senili teneros praevenit annos,
Magnum meditans, auspiciis noluit illis
Praeludere, quae veticipum postulat aetas,
Sed maluit a grandibus inchoare coeptis.

Grotius selbst sagt in der Dedication an Heinrich Prinz von Condé (der es nicht verschmähte, das Werk eines Knaben, der noch dazu ein Republikaner war, anzunehmen): foede turpatus ad nos pervenit, Augiae stabulo ferme comparandus. — Itaque illum pro virili februare et explicare sumus aggressi.

CAPELLA, Galeazzo Flavio Capra, gewöhnlich Capella, bisweilen auch nur nach seinem Vornamen Galeazzo genant, Sohn von Giovanni Pietro, war geboren zu Mailand den 7. März 1487. Er galt für einen der gelehrtesten, und was in seinen Verhältnissen und der Zeit, in welcher er lebte, noch mehr bedeuten will, für einen der rechtschaffensten Männer seines Jahrh. Als Geheimschreiber des in der Geschichte der Lombardei so berühmt gewordenen Girolamo Morone, des vertrauten Ministers Franz II. (des Sohnes von Ludovico Moro) und späterhin des Herzogs selbst, wobei er oft zu wichtigen Verhandlungen benutzt wurde, saß er an der Quelle politischer Kentnisse und geheimer Nachrichten, die zu jener Zeit ganz vorzüglich in dem Cabinet seines Herrn zusammenflossen; daher auch seine historischen Werke zu den vorzüglichsten Quellen der Geschichte seiner Zeit gerechnet werden. Um den Bedrückungen des Krieges zu entgehn, der die Lombardei verheerte, entfernte er sich (wahrscheinlich mit Morone) aus seinem Vaterlande; kehrte aber zurück, als er dem Herzoge wieder nützlich werden konte. Nach dem Tode desselben (1536) wurde er von Kaiser Karl V., als neuem Herrn von Mailand, in der Würde eines Statssecretärs bestätigt. Als er eines Tages durch die Stadt ritt, wurde er von einem andern Reiter, mit dem sein Pferd durchgegangen war, so heftig angestoßen, daß er für todt zur Erde fiel, und von dieser Zeit an erlangte er nie seine Kräfte wieder. Er starb den 23. Febr. 1537. Sein Leichnam wurde zu Santa Maria de' Servi beigesetzt, und mit einer Grabschrift von seinem Bruder Balthasar geehrt *).

Die von ihm in Druck erschienenen und bekant gewordenen Werke sind: De bello Mediolanensi s. de rebus in Italia gestis pro restitutione Francisci Sfortiae II. ab anno 1521. usque ad ann. 1530. Norimbergae. 1532. 4. und dann öfters. Wegen ihrer Seltenheit wird die Ausg. Antverp. 1533. 8. ge-

14) Die von ihm zu Papier gebrachten Anmerkungen wurden entwendet. Acta Eruditor. an. 1717. p. 327.

15) Vgl. über verschiedene Ausgaben Ebert's bibliogr. Lex. S. 273. (*H.*)

*) Diese Grabschrift, welche sich bei *Argelati* Bibl. Script. Mediolan. Tom. I. p. 288. findet, ist, nebst der Zueignungsschrift des Werkes de Bello Mediol. an Franciscus II. die Hauptquelle der dürftigen Lebensnachrichten von Capella. S. *Conr. Gesneri* Bibl. Univers. v. Galeatius. Vgl. *Tiraboschi* Storia della Letteratura Italiana Tomo VII. Part. III. p. 902.

rühmt. S. *Gerdesii* Florileg. histor. crit. p. 47. Dieses Werk findet sich in *Graevii* et *Burm.* Thes. Rer. Ital. T. II. P. II. p. 1254. und in *Sim. Schardii* Scriptt. Rer. Germ. Tom. II. ins Italienische übersetzt von Fr. Philippopoli (oder Philoppoli) Venez. 1539. 4. S. *Donii* Bibl. fol. 45. *Haym* Notizia de' libri rari. p. 28. **) — Capella schickte sein Werk vor der Bekantmachung desselben zur Durchsicht an Bened. Jovius mit einem Briefe, der sich, nebst der Antwort darauf, ehemals in der Bibliothek des Grafen Torre Rezzonico befand. S. Argelati am a. O. — Eine Fortsetzung des ersten Werkes ist: Historia belli Mussiani; die Geschichte der Händel des bekanten Giovanni Jacopo Medici, der sich in den Besitz des Schlosses Musso am Lago di Como gesetzt hatte. Es erschien zuerst in *Eryk. Puteani* Historia Cisalpina. Lovan. 1614. aus einer Handschrift der Ambros. Bibliothek; dann in *Graevii* Thes. Rer. Ital. T. III. P. II. p. 1229. — Viennae Austriae a Sultano Solimanno obsessae historia. Aug. Vindel. 1530. 4. — Dell' eccellenza e nobiltà della Donna. S. *Picinello* Athenae Script. Mediol. p. 231. ohne Druckort und Jahr. Es ist dieses ein Kapitel der Antropologia overo ragionamento della natura umana: laquale contiene le lodi e eccellenza degli uomini, la dignità delle donne; la miseria d'amendue, e la vanità degli studj loro. Venez. 1533. einem sehr seltenen Buche. (*F. Jacobs.*)

Capellatium, s. Alemanni Thl. III. S. 8.

CAPELLE (la), 1) Stadt im Bez. Vervins des franz. Dep. Aisne. Sie war einst eine Festung und galt für einen Schlüssel der Picardie; jetzt ist sie offen, hat 1077 Einw., die sich mit der Feingarnspinnerei beschäftigen, und hält ansehnliche Kornmärkte. — 2) Mit dem Zusatze Marival: ein unbedeutender Marktflecken im Bez. Figeac des Dep. Lot mit 854 Einw. (*Hassel.*)

CAPELLEN, Dorf, eine starke Wegstunde oberhalb Koblenz, der Lahnmündung gegenüber, unter den Ruinen der Burg Stolzenfels, an der mainzer Straße und dem Rheine gelegen, zählt 339 Einwohner, die eine Markung von 113 Hektaren, 39 Aren 85 Centimen (nicht völlig 350 Morgen) besitzen. Der geringe Umfang dieser Markung, und der Umstand, daß der Ort in der ganzen Umgegend der einzige ist, der im Mittelalter keinem adeligen Geschlechte den Namen gegeben, beweisen hinlänglich, daß er nur eine neue Ansiedlung war, keineswegs aber, wie Cluver annimt, der Vicus Ambiatinus, wo, nach Plinius, Caligula geboren war [1]). In einer Urkunde des kölnischen St. Severinsstiftes, vom J. 1197, scheint seiner, unter dem Namen Capella Sewardi, zum ersten Male Erwähnung zu geschehen; damals bestand er vielleicht nur in einer einsamen Waldkapelle, um welche sich eine Gemeinde zu bilden anfing [2]). Dieser Gemeinde ertheilte Erzbischof Heinrich im J. 1282 die Freiheiten der Stadt Koblenz, so wie ihren Gliedern das Bürgerrecht in Koblenz. Erzbischof Kuno soll den Rheinzoll, den das Erzstift in Folge einer Bewilligung Kaiser Heinrichs VII. in Koblenz erhob, 1368 nach Capellen verlegt haben [3]), von dannen er jedoch, nach 1396, nach Engers übertragen wurde. Friedrich von Saarwerden wurde 1370 in Capellen zum Erzbischof von Köln erwählt. Mit Erzbischof Werners Tode verschwanden die Aussichten für die fernere Vergrößerung des Orts, und die Anlegung der neuen Rheinstraße, welcher viele der schönsten Weinberge geopfert werden mußten, gab ihm einen Stoß, von dem er sich noch nicht erholen konte. Begütert waren hier die Hofkammer, die Teutsch-Ordenskomthurei, die Stifter St. Florin und St. Castor, das Jesuiten-Kollegium und die Karthause zu Koblenz, die Abtei Oberwerth, das Hospital und die Stadt Koblenz, alle besaßen indessen nur Kleinigkeiten. In den Zehnten theilten sich das St. Castorstift, die Karthause, und der Pastor an der hiesigen St. Mennaskirche (11. Nov.) Das unbedeutende Hospital hatte im J. 1809. 185 Fr. 89 Cent. Einnahme und Ausgabe.

Unterhalb Capellen liegen die Trümmer des sogenanten Siechhauses, welche auf vielen Landcharten als ein Dorf Siechen erscheinen, mit der anstoßenden Siechhausmühle. Es war bereits im J. 1267, als eine Stiftung für Aussätzige, vorhanden. In der Kapelle des Siechhauses, zu St. Alexius, mußte der Pastor von Capellen wöchentlich ein Mal Gottesdienst halten.

Die Burg Stolzenfels, die niemals, außer in Merians Topographie des Erzstiftes Trier, und zwar durch ein Versehen des Kupferstechers, die stolze Feste geheißen, wurde von Erzbischof Arnold II., 1242 — 1259, erbauet, oder, wie es in einem alten Reime heißt, erweitert und stärker befestigt: sie wurde von ihm an den Propst Werner zu St. Castor, bei dem er, behufs dieses Baues, 400 Mark kölnischer Pfennige entlehnt, verpfändet, von Arnolds Nachfolger, dem Kurfürsten Heinrich, aber wieder eingelöset, und allmälig eine der wichtigsten Festen der trierschen Kirche. Burgmänner zu Stolzenfels waren die von der Arken, die Bayer von Boppard, die von dem Burgthor, von Gerolstein, von Lahnstein, von Liebenstein, von Milen, von Rheinberg, von Rhense, die Schetzel von Lorch. Erzbischof Werner, der Alchemist, hausete gewöhnlich auf Stolzenfels. Die Amtsrechnung vom J. 1689 spricht, zum letzten Male, von nach der Burg geliefertem Mundvorrath, Kraut und Loth, wahrscheinlich wurde sie also 1690 durch die Franzosen zerstört. Die sehr malerische Ruine war seitdem ein Besoldungsstück des Oberamtmanns von Koblenz,

**) Eine teutsche Übersetzung wird Luthern beigelegt. S. *Jos. Simler* in Bibl. *Conr. Gesneri* p. 214.

1) Eher könte der Vicus Ambiatinus in dem heutigen Walddistrikt Scheuren, zwischen Capellen und Rhense, wo bedeutende römische Alterthümer gefunden werden, zu suchen seyn.

2) Günther macht zwar das Dorf um vieles älter, offenbar spricht aber seine Urkunde vom 1. August 1110. nur von einer Kapelle in der koblenzer Markung. Vgl. *Günther* Cod. dipl. I. S. 166. 3) Jedoch war bereits im J. 1347 ein entbehrlich gewordenes Zollhaus vorhanden, welches Erzbischof Balduin den 7. August v. J. an Simon Bayer von Boppard und Remboldvon Rhense vermiethete.

kam in der Revolution und in Folge der französischen Gesetzgebung, da der Oberamtmann als ein Localbeamter betrachtet werden mußte, an die Stadt Koblenz, wurde am 4. März 1823 dem Kronprinzen von Preußen, auf seinen Wunsch, am Rheine eine Burg zu besitzen, durch den Stadtrath angetragen, und ist nun dessen persönliches Eigenthum. (*v. Stramberg.*)

CAPELLEN (van der), eine alte niederländische Familie, welche sich aus Frankreich zum Theil im Clevischen, Kölnischen und Märkischen, zum Theil aber in der Grafschaft Zütphen niederließ (etwa um 1370). Zu Letzterer gehört der Zweig der Capellen tot Ryssel, von welcher Heinrich und sein Sohn Gerlach sich um die Reformation und Befreiung der Grafschaft Zütphen vom spanischen Joche große Verdienste erwarben. Heinrich brachte den Beitritt Zütphens zur utrechter Union zu Stande, obgleich ihn alle Regirungsmitglieder aus Furcht vor dem Feinde, verließen; er wählte sich Collegen und blieb in der Stadt. Er starb 1582. Die Spanier, welche die Stadt zurück erhielten, standen schon im Begriff, seine Gebeine auszugraben und zu entehren; sein Haus wurde abgebrochen. Sein Sohn hatte die Freude, durch Moritzens Waffen begünstigt, Glaubens- und politische Freiheit in seiner Vaterstadt wieder herzustellen (1591). Für den Verlust seines väterlichen Erbes wollte dieser edle Republikaner keinen Ersatz. Er trug auch viel zur Befreiung der Nachbarstädte bei, rieth später Moritzen, als er durch Gewaltstreiche seinen vorigen Ruhm befleckte, vergebens zur Mäßigung, und starb um 1625, 82 Jahre alt. Er hatte alle übrige Befreier des Senats überlebt. Sein Sohn Alexander van der Capellen, war ein gelehrter Mann, Erpenius, unter dem er zu Leyden studirte, gab ihm über seine Fortschritte im Arabischen ein rühmliches Zeugniß. Er war, durch Heirath, Herr von Aartsbergen, und als solcher in der holländischen Geschichte bekant. Man hat ihn lange für einen Hauptbewirker des Gewaltstreichs Wilhelms II. gegen Amsterdam, und einige Mitglieder der holländischen Staten gehalten, doch die Memorien (Gedenkschriften) Aartsbergens von 1621—1654. Utr. 1778. 2 Bde. 8. widerlegen dieß und zeigen ihn als einen, zwar dem oranischen Hause sehr ergebenen, doch zugleich sehr gemäßigten und friedlichen Mann. In spätern Zeiten zeichneten sich zwei Mitglieder dieses Hauses durch freisinnige Denkungsart aus. Es war Johann Dietrich van der Capellen tot den Poll, aus einem nach Oberyssel verpflanzten Zweige, der die Drostendienste (einen schändlichen Überrest der Leibeigenschaft der Bauern) im J. 1782 abschaffte. Schon im J. 1778 hatte er sie abgestellt, doch der Eigennutz der meisten adeligen Mitglieder der Provinz hatte ihn dafür aus der Statenversamlung gesetzt, bis die Bürgerschaft der Städte seine Wiedereinsetzung bewirkte. In den damaligen politischen Unruhen war er ein heftiger Feind der Engländer, und neigte sich ganz auf die französische Seite. Er starb im J. 1784. Man setzte ihm ein einfach schönes Grabmal, doch die Wuth der Parteien sprengte dieses, nach der Gegenrevolution von 1787, in die Luft. — Sein Vetter R. J. van der Capellen tot den Marsch, war auch ein eifriger Vorsteher der antienglischen und nachher antioranischen Partei in den Staten von Geldern (worin er wegen Zütphen Sitz hatte) und drang aus allen Kräften auf ein Bündniß mit Frankreich. Er sprach sieben Jahre vor der französischen Revolution, schon von der Allmacht des batavischen Volkes. Bei der Revolution von 1737 mußte er sein Vaterland verlassen. Es war der Herausgeber obengedachter Memorien seines Urahns, dessen Ehre bei der Nation er dadurch retten wollte *). (*v. Kampen.*)

CAPELLENDORF (in alten Urkunden Capelndorff, Cappelndorf, Capilndorf), ein Dorf, im östlichen Theile des Großherzogthums Sachsen-Weimar, in ziemlich gleicher Entfernung von den Städten Weimar und Jena, etwas nördlich von der Landstraße, mit 79 Häusern und ungefähr 350 Einw., welches in der ältern Geschichte Thüringens eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Mitten im Orte sind noch die Ruinen einer alten Feste zu sehen, deren Stelle jetzt zum Theil die Amtsgebäude einnehmen. Nach handschriftlichen Nachrichten hat diese Burg vor Alters den Namen Aspann geführt, doch komt sie schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. unter dem Namen Capellandorf vor, welcher wohl schwerlich von der Kappe (Kutte) des Bischofs Martin, sondern vielmehr von einer, in früher Zeit daselbst befindlichen Kapella, entstanden ist.— Nördlich von der Burg, auf einer Anhöhe, stand vormals ein berühmtes Cistercienser-Nonnenkloster, auf dessen Grundmauern die jetzige Kirche des Dorfes erbauet ist; noch weiter nördlich liegt der sogenante Galgenberg, in der neuesten Geschichte bekant durch den Widerstand, welchen die preußischen Truppen nach der Schlacht bei Jena, am 14. Oktober 1806, hier zuletzt noch den Franzosen leisteten.

Nach der Meinung einiger Schriftsteller soll C. ehemals eine Stadt gewesen seyn; allein ihre Gründe dafür beruhen theils auf Mißverstand, theils auf ungegründeten Voraussetzungen; die wirkliche Geschichte lehrt vielmehr das Gegentheil.— Der Ursprung des Schlosses und Dorfes C. fällt in sehr alte Zeiten, und ist wahrscheinlich den ehemal. Burggrafen v. Kirchberg zuzuschreiben, deren Stammhaus nicht weit von da, bei Jena, lag. Auch in der Geschichte lernen wir sie als die frühesten Besitzer von C. kennen, von denen eine besondere Linie fast 100 Jahre lang im 12. und 13. Jahrh., hier residirte. Schon der erste Burggraf aus dieser Linie, Dietrich I., begann 1181 die Stiftung des nachmaligen Klosters Capellandorf, die aber erst sein Sohn Dietrich II., um das J. 1200, zu Stande brachte. In den Urkunden aus jener und der zunächst folgenden Periode werden öfters Burgleute auf C. erwähnt, von denen einige den Namen von Capellandorf führten. — Nach dem Absterben jener Linie fiel C. an die wintbergische Linie zurück, wurde aber nicht lange nachher von den Besitzungen des kirchbergischen Hauses völlig und auf immer getrent, indem Burggraf

*) Vgl. über die vorzüglichsten Mitglieder dieses Hauses die Vorrede R. J. van der Capellen's vor den Gedenkschriften Alexanders S. XXXIII—XLV., und über dessen Genealogie und die beiden letztern Capellen, *Kok Vaderlandsch Woordenboek*, IX. B. S. 55—180.

Hartmann (wahrscheinlich im J. 1347) das Schloß mit allem Zubehör an den Weihbischof zu Erfurt, Heinrich Hundolf, Titular-Bischof zu Constantia, verkaufte. Dieser behielt es jedoch nicht lange, sondern überließ es (zu Folge einer am Dienstag nach Michaelis 1348 ausgestellten Urkunde), dem Stadtrathe zu Erfurt, halb als ein freundschaftliches Geschenk, und halb kaufweise. In den nächstfolgenden Jahren vermehrten die Erfurter ihre Besitzungen in dieser Gegend durch den Ankauf mehrer Dörfer, Grundstücke, Zinsen u. dgl. und bildeten daraus das Amt oder die Herrschaft C. Das Schloß C., bisher Eigenthum, trugen sie dem Kaiser und Reiche zu Lehen an, und empfingen darüber, so wie über einige andere Gegenstände, welche schon vorher Reichslehen gewesen waren, von K. Karl IV., zu Prag am S. Martins-Abend 1352, den ersten Lehenbrief.

Der Besitz des Schlosses C. war für die Stadt Erfurt, ungeachtet seiner Entfernung, besonders deßhalb höchst wichtig, weil von hier aus, zur Sicherheit des damals sehr bedeutenden erfurtischen Handels, die Straßen in den nach der Saale zu gelegenen Gegenden, rein gehalten werden konten. Die Erfurter wandten daher sehr viel auf die Befestigung dieses Schlosses, und machten es den Vögten und Amtleuten, die sie als Befehlshaber darauf setzten, zur Pflicht, über die Sicherheit der Straßen und des Geleites zu wachen. Auch als sie sich veranlaßt sahen, das Schloß und Amt C., am Sonntage nach Pauli Bekehrung 1446, dem Ritter Apel Vitzthum zu Rosla, für 600 Mark löthigen Silbers, wiederkäuflich auf 21 Jahre zu überlassen, machten sie diesem in dem Kaufbriefe unter andern zur Bedingung, die erfurter Bürger, welche zu den Märkten nach Naumburg, Jena, Leipzig oder anders wohin ziehen, oder sonst in der dortigen Gegend Geschäfte haben würden, von Capellendorf aus, gegen alle Feinde und Angriffe zu schützen. Allein Apel Vitzthum brauchte nicht nur, in dem bald darauf eingetretenen sächsischen Bruderkriege (1448 — 1451) das Schloß C. gegen den Verbündeten der Stadt Erfurt, den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, sondern er hielt auch kein sicheres Geleit, ja er verging sich so weit, daß er, nach schon wiederhergestelltem Frieden, im Februar 1451, die Gesandten, welche der Herzog von Burgund an den Kurfürsten von Sachsen schickte, bei Hassenhausen niederwerfen, und mit ihrem Gefolge theils nach Capellendorf, theils auf die Leuchtenburg bringen ließ. Herzog Wilhelm von Sachsen (der über Apel Vitzthum noch mehre und schwerere Klagen zu führen hatte) und die Stadt Erfurt bekriegten nun gemeinschaftlich den Ritter; C. wurde, nach einer sechswöchentlichen Belagerung, am Donnerstage nach Weihnachten 1451, dem Herzog übergeben, von dem es, zu Folge vorher gegangener Verträge, die Stadt Erfurt zurück bekam. Die vitzthumische Familie beunruhigte indeß diesen Besitz der Erfurter durch fortwährende Ansprüche, die erst am 7. Januar 1484 durch Abfindung beseitigt wurden.

Zu Anfange des folgenden Jahrhunderts, als das Finanzwesen des erfurtischen Stats durch unnöthigen Aufwand, schlechte Verwaltung und unordentliche Rechnungsführung, sehr zerrüttet war, schritt der Rath im J. 1508, um nur einstweilen der größten Verwirrung abzuhelfen, zu dem Mittel, das Schloß und Amt C. für 8000 Goldgülden an Kursachsen zu verpfänden. Dieser Schritt vermehrte jedoch den Haß des Volkes gegen den Rath, und beförderte den Ausbruch der Empörung, die mehre Jahre hindurch in Erfurt wüthete. Nachdem hierauf Kurf. Johann Friedrich, im J. 1534, den Pfandschilling auf C. noch um 4000 Gülden damaliger Münze erhöht hatte, blieb diese Besitzung, die man als Zubehör von Weimar betrachtete, der ernestinischen Linie des Hauses Sachsen, so wie der größte Theil ihrer thüringischen Besitzungen, auch nach dem Verluste der Kurwürde, und die Erfurter bemühten sich vergebens (in den J. 1558 — 1580) sie wieder einzulösen. Späterhin wurden sie, durch wiederkehrende innere Unordnungen, an neuen Versuchen zur Wiedereinlösung verhindert, und als im J. 1664 Erfurt mit seinem Gebiete definitiv an Kur-Mainz übergeben, und die deßhalb zwischen Mainz und Sachsen schwebenden Irrungen 1665 durch den leipziger Receß beseitigt wurden, ward Capellendorf völlig und erblich dem Hause Sachsen überlassen.

Das Kloster Capellendorf, über welches den Besitzern des Schlosses die Vogtei zustand, wurde zur Zeit der Reformation, wie die meisten thüringischen Klöster, im J. 1525 aufgehoben, und in ein sächsisches Rentamt verwandelt.

Von den Dörfern, welche zu der erfurtischen Herrschaft Capellendorf gehörten, sind Ingau, Wilgelau, Dieterstädt, Schlotwein und Hausdorf jetzt Wüstungen; Coppanz, das nach dem dreißigjährigen Kriege auch eine Wüstung war, ist wiederhergestellt, aber unbedeutend. Die übrigen heißen: Frankendorf, Hammerstedt, Hohlstedt, Groß-Schwabhausen, Stobra und Hermstedt.

Capellendorf selbst war ehedem der Sitz eines Sachsen-Weimarschen Justizamtes, zu welchem die Stadt Magdala und, außer Capellendorf selbst, noch 14 Dörfer gehörten; seit 1818 ist dieß aber aufgehoben, und die Ortschaften unter benachbarte Ämter vertheilt worden. Capellendorf selbst gehört jetzt in den Amtsbezirk des Stadtgerichts zu Weimar, ist aber noch der Sitz eines Großherzogl. S. W. Rentamtes, dessen jetziger Rentamtmann (Urlau) sich um die Verschönerung des Ortes und seiner Umgebungen sehr verdient gemacht hat †).

(*H. A. Erhard.*)

Capello (Bianca), s. Medici.

CAPELLSHAMN, ¼ M. von der Kirche Hangwar auf der schwedischen Insel Gottland, ein guter Seehafen mit Kalkgruben, und östlich von den Korallenbänken *).

(*v. Schubert.*)

CAPE MAI, eine Grafschaft im nordam. State Neujersey, die eine Halbinsel bildet, aus welcher das gleichn. Vorgebirge vorspringt; 11 □M. mit 4265 Einw.

---

†) Obige Nachricht von Capellendorf ist der Auszug einer ausführlichern historisch-topographischen Abhandlung, die ich, was die ältern Zeiten betrifft, nach einer großen Anzahl von Original-Urkunden, die mir im erfurter Archive vorlagen, kritisch bearbeitet habe, und zu seiner Zeit heraus geben werde. Wie die, theils unsichern, theils irrigen Angaben früherer Geschichtschreiber, dadurch aufgeklärt und berichtigt sind, konte hier freilich, aus Mangel an Raum, nicht ausführlicher hervorgehoben werden.

*) S. *Linné* Gottländska resa.

und nicht unter Ortschaften, sondern 3 Bezirke vertheilt, in dessen mittlerem das Rathhaus steht. (*Hassel.*)

CAPENA, eine Stadt in Etrurien, deren Lage Cluver und Mannert bei dem heutigen Flecken Fiano am Tiber, Reichard aber am See Straccia Cappa sucht. In den Kriegen gegen die Römer hielt sich Capena mit Falerii zusammen, und die Capenates waren vielleicht nur ein Zweig der Falisci. In der Folge wurde Capena römisches Municipium, und nicht lange darauf verschwindet es ganz. Im Gebiete von Capena lag der berühmte Hain der Feronia. S. Feronia *). (*W. Müller.*)

CAPENA PORTA, auch Porta Appia, das Thor der Stadt Rom, von welchem die Via Appia ausging. (S. Rom und Via Appia). Über den Ursprung des Namens herrschen widersprechende Meinungen. Nach Einigen soll ein alter lateinischer Ort Capena, wohin das Thor vor Zeiten geführt, dasselbe benant haben. Andre leiten das Wort von den Camänen (Camaenae, Camenae) ab, die vor demselben einen Hain und Tempel hatten 1). (*W. Müller.*)

CAPESTANG, Marktfl. im Bez. Beziers des franz. Dep. Herault am Kanale, umgeben von Mauern und alten Festungswerken, hat 1150 Einw. Von demselben hat ein naher Etang, der 1½ Meile lang, 1 breit ist, den Namen. (*Hassel.*)

Capestrano, s. Capistrano.

CAPETINGER heißen die Könige der dritten Dynastie, welche 341 Jahre, von 987—1328, in Frankreich regirten und 14 an der Zahl ausmachen. Hugo Capet, Herzog von Frankreich und Graf von Paris, war ihr Stamvater. So wie von der Familie der Merovinger die königliche Würde auf die, übermächtig gewordenen, Hausmaier (majores domus) überging, und der Dynastie der Carolinger zufiel: so mußten diese den Capetingern weichen, weil viele der Vasallen mächtiger als der König geworden waren. Nach dem Absterben Ludwigs V. 987 war zwar in dem Herzoge von Niederlothringen, dem Sohne Ludwigs IV. † 954, noch ein Sprößling Karls des Großen vorhanden; allein da er Niederlothringen vom Kaiser Otto II. als ein Lehen erhalten hatte, und so dessen Vasall war, zog er sich das Mißfallen und Mißtrauen des französischen Volks zu, welches dem geistesarmen Stamme der Carolinger überdieß nicht geneigt war. Daher wurde es dem bereits mächtigen Herzoge Hugo Capet nicht schwer, mit seiner, schon königlichen Gewalt auch den Namen und die äußern Zeichen dieser Würde zu verbinden. Die vielvermögende Geistlichkeit gewann er, indem er die Abteien zurückgab, welche von Laien, Kriegsleuten und verheiratheten Personen waren besessen worden, wobei er durch sein eigenes Beispiel voran ging, denn er selbst trat drei Abteien, die ihm gehört hatten, wieder an die ersten Eigenthümer ab; den übrigen Vornehmen und Vasallen des Reichs empfahl er sich durch seine Tapferkeit und eine milde Nachgiebigkeit. Als er sich daher den 3. Julius 987 zu Rheims krönen ließ, fand seine Thronbesteigung keinen Widerspruch. Er stand damals in seinem 46. Jahre. Der Herzog Karl von Niederlothringen ergriff zwar, in Verbindung mit Arnoul, Erzbischof von Rheims, die Waffen gegen Hugo Capet, ein Krieg von 3 bis 4 Jahren ward geführt, allein beide Gegner fielen dem neuen Könige in die Hände; Karl starb in der Gefangenschaft zu Orleans, und Arnoul erlangte seine Freiheit erst unter Hugo's Nachfolger wieder. Von einer ersten Gemalin hatte Karl einen Sohn, Otto, der ihm als Herzog in Niederlothringen folgte, welches er bis 1006 behielt, und dann kinderlos starb. Zwei jüngere Söhne, Karl und Ludwig, hielten sich bis zu ihrem Jünglingsalter in Frankreich auf, flohen dann nach Teutschland, und starben ebenfalls ohne Nachkommenschaft; noch zwei Töchter waren übrig, Hermengarde und Gerberge, wovon die ältere an den Grafen von Namur vermält ward, dergestalt, daß die Familie der Carolinger um 1248 gänzlich erloschen war.

Mehre französische Geschichtschreiber haben sich bemüht, die Abkunft Hugo Capets bis in das grauste Alterthum hinauf zu leiten und mit den vorhergehenden Dynastien zu verknüpfen. Historisch begründet ist folgendes. Hugo Capet war der Sohn von Hugo dem Großen, Herzog von Frankreich (die Länder zwischen der Loire und Seine) von Burgund (es erstreckte sich von Basel bis Marseille und von dem rechten Ufer der Rhone bis an die Gränzen des heutigen Piemont) von Aquitanien (die Gegenden zwischen der Garonne und Loire) und Graf von Paris und Orleans. Sein Großvater, Robert, ebenfalls Herzog von Frankreich, hatte sich die königliche Krone schon ein Mal aufgesetzt, behauptete sich aber nur ein Jahr in dieser Würde von 922—923, und blieb in der Schlacht von Soisson gegen Karl den Einfältigen. So weit gesteht Rudolph Glaber, welcher im 11. Jahrh. schrieb, nur Nachrichten über den Stamm Hugo Capets zu besitzen 1); weiterhin, sagt er, sei nichts als Dunkelheit. Ein Mönch, der im 13. Jahrhundert schrieb 2), berichtet noch: der Urgroßvater von Hugo Capet sei Robert der Starke gewesen, Markgraf aus dem Stamme der Sachsen, unter welchem Namen man damals alle Teutsche begriff, welchen Karl der Kahle um 861, wegen seiner Tapferkeit, zum Grafen von Anjou gemacht habe, um das Reich gegen die Einfälle der Bretagner und Normänner zu schützen. So weit die glaubwürdigen Nachrichten. Spätere Schriftsteller haben, durch grundlose Ableitungen, Hugo Capet mit Karl dem Gr., ja sogar mit Chlodwig in Verwandtschaft bringen wollen. — Ein Chronikenschreiber des 13. Jahrh., Konrad von Ursperg, leitet Hugo Capets Ursprung von Wittekind dem Großen ab, indem er sagt: dessen Sohn Wittekind II., sei unter Ludwig dem Frommen († 840) nach Frankreich gekommen und müsse als der Vater Robert des Starken angesehen werden. Mathias Zampini hingegen, ein italienischer Arzt, behauptet: Hugo stamme von dem heiligen Arnulf ab († 640), der, bevor er Bischof von Metz ward, Herzog von Austrasien war (der Länderstrich

*) *Liv.* XXVII. 4. V. 8. 10. *Gruter.* Inscript. p. 466. n. 6. Mannert Geogr. v. Ital. I. 428.

1) S. die hieher gehörigen Stellen bei *Vulpius*: Vet. Lat. II 164. *Nardini* Rom. Ant. I. c. 9.

1) *Glabri Rudulphi* historiarum L. I. c. 2. p. 5. 2) Chronicon *Alberici* monachi Trium-Fontium.

zwischen der Mosel und Ens); er ist der Großvater von Pipin von Heristall, so daß also Hugo unter das Geschlecht der Karolinger versetzt würde. Ein Herzog von Espernon sucht ihn von einer andern Seite mit jener Dynastie in Verbindung zu bringen, indem er seine Verwandtschaft von Hildebrand († 737) einem Bruder von Karl Martell ableitet. Jean-Jacques Chifflet versichert: Hugo habe seinen Ursprung von Welf, Herzog von Baiern genommen; ein Jesuit, Tournemin, aber von einer Beischläferin Karls des Gr., deren Name Regina gewesen; Le Gendre de S. Aubin (er lebte um 1739) läßt Hugo Capet von dem Könige der Lombarden Ansprandus und dessen Gemalin Theuderade — um 712 — abstammen.

Man sieht leicht, daß Schmeichelei oder Eitelkeit diesen, mehr oder weniger ungereimten Ableitungen, die Entstehung gaben. Auf der andern Seite geht aus dem oben Gesagten hervor, daß Dante (purgatorio. canto 20. v. 49) gegen die Wahrheit anführt, Hugo Capet sei der Sohn eines Fleischers aus Paris gewesen, welches der Mönch Iperius um 1294 weitläufig zu widerlegen sucht [3]). Der Beiname Capet möchte von dem lateinischen Worte capito abzuleiten seyn, d. i. der einen großen oder breiten Kopf hat, und im bildlichen Sinn, der eines festen, beharrlichen Sinnes ist.

Hugo Capet war vermält mit Adelaide, Tochter des Herzogs von Aquitanien Wilhelm II., mit welcher er einen Sohn Robert, und drei Töchter zeugte, Hedwig, Adelaide und Gisela. Erstere ward vermält an Renier IV., Grafen von Mons und Hainault, die zweite an Renaud I., Grafen von Nevers und die dritte an Hugo I, Grafen von Ponthieu. Seinen Sohn nahm er ein Jahr nach seiner Krönung zum Mitregenten an den 1. Jan. 988 und ließ ihn zu Rheims salben durch den Erzbischof Adalberon [4]), eine Klugheitsmaßregel, die alle seine Nachfolger auch befolgten. — Nach dem Tode dieser Gemalin soll Hugo Capet sich mit der Witwe Ludwigs V., Blanca oder Blandina vermält haben, welche Ehe jedoch kinderlos blieb. Eines natürlichen Sohnes geschieht Erwähnung, Gauslin, Abt von Fleury und später Erzbischof von Bourges, dessen Gelehrsamkeit und sonstige Eigenschaften gerühmt werden. Hugo Capet starb den 24. Okt. 996 im 10. Jahre seiner Regirung, und ward in S. Denys begraben. Durch die Vereinigung des Herzogthums Frankreich mit der Krone, ward Paris seit dieser Zeit die Residenz der französischen Könige.

Die Capetinger herschten übrigens noch immer mit sehr beschränkter Macht in Frankreich; theils hatten die Gränzen dieses Reichs bei weitem noch nicht die Ausdehnung, welche sie nachmals erhielten, — denn Ober- und Niederlothringen, welches letztere sich bis an den Rhein in Holland, und bis an die Schelde gegen Frankreich erstreckte und wozu Brabant, Hainault, das Gebiet von Lüttich und Luxenburg gehörte, besaßen die teutschen Kaiser; der Distrikt von Spanien bis an den Ebro gehörte zwar zu Frankreich, wurde aber von den, fast selbständigen Grafen von Barcelona und Urgel verwaltet, und

3) In Chronicon Sithiense Sancti-Bertini T. 10. p. 297.
4) Fragmentum hist. Franciae anno 1110 scriptae p. 210.

Navarra hatte seit langen Zeiten seine eigenen Könige; theils waren viele Vasallen noch mächtig, den Königen furchtbar und durch ihre Vereinigung nicht selten überlegen, wie die Herzoge von Burgund, der Normandie, Aquitanien, Gascogne, die Grafen von Flandern, Champagne und Toulouse. Auch zeichneten sich die Capetinger nicht durch hervorleuchtende Herrschertalente aus. Wenn sie sich aber dennoch, bei den vielen Unruhen von Innen und Außen, behaupteten, so verdankten sie es vornehmlich dem Umstande, daß sie größtentheils lange regirten, Söhne hatten, welchen sie, vor dem eigenen Absterben, die Krone sichern konten und also durch die Gewohnheit erhielten, was durch kein ausdrückliches Gesetz bestimt war. Bis auf Ludwig X. († 1316) ging die Regirung immer vom Vater auf den Sohn über. Ludwig X. hatte nur eine Tochter, Johanne, für welche der Bruder Ludwigs zuerst Regent ward, und sich als Philipp V. auf dem Throne zu behaupten wußte, und nun erst ward es zum ausdrücklichen Gesetz, daß die Krone Frankreichs nur auf die männlichen Descendenten übergehen könne seit 1317 [5]).

Vermöge dieses Gesetzes folgte auf Philipp V., der ohne männl. Nachkommen starb, sein Bruder Karl IV. und da auch dieser keine Söhne hatte, so starb mit ihm das Geschlecht der Capetinger aus 1328 den 1. Februar und der Thron Frankreichs ging mit Philipp VI. an das Haus Valois über; denn Philipp VI. war Philipps IV. Neffe, ein Sohn von Karl von Valois († 1325) und ein Enkel von Philipp dem Kühnen.

Die Folge der Capetinger ist diese:

Robert der Starke, Graf von Anjou	† 866
Robert, Herzog von Frankreich	† 923
Hugo der Große, Herzog von Frankreich, Burgund und Aquitanien, Graf von Paris und Orleans	† 956.

Hugo Capet, König v. Frankr. seit 987 starb	— 996.
Robert I.	† 1031.
Heinrich I.	† 1060.
Philipp I.	† 1108.
Ludwig VI.	† 1137.
Ludwig VII.	† 1180.
Philipp II. August	† 1223.
Ludwig VIII.	† 1226.
Ludwig IX. der Heilige	† 1270.
Philipp III.	† 1285.
Philipp IV.	† 1314.
Ludwig X.	† 1316.
Philipp V.	† 1322.
Karl IV.	† 1328 [6]).

(*A. Herrmann.*)

5) Cont. chron. *Guil.* de *Nangis* ad an. 1315, in *d'Achery* Spicil. T. III. p. 69 seq.
6) *Bouquet* rerum Gallicar. Scriptores T. X. fol. *Daniel* histoir. de France T. III. 4. *Mezerai* abregé de l'histoire de France. *Simonde* de *Sismondi* histoire des François T. IV. Paris 1823.

CAP HAYTI, früher **CAP HENRY** und vordem **Cap François**, die zweite Stadt des Negerstats Hayti in Westindien auf der Nordwestküste der Insel (19° 46′ 30″ N. Br. 325° 1′ L.) am Fuße des hohen Morne du Cap in einer fruchtbaren, mit Plantagen bedeckten Ebene, die besonders in Hinsicht des Zuckers wol eine der reichsten auf der Erde ist. Sie ist offen, aber regelmäßig gebauet mit 40′ breiten, rechtwinkelig sich durchschneidenden und mit Agrumen besetzten Straßen, hat 2 große, öffentliche Plätze, wovon einer mit den vornehmsten öffentlichen Gebäuden umgeben ist, 1 Hauptkirche Nôtre Dame, mehre andre Kirchen, einige Paläste, 1 Kaserne, 2 Hospitäler, 900 von Steinen erbaute Häus. und etwa 10,000 Einw., da die Stadt zwar seit den neuesten Zeiten durch den Verlust der Residenz verloren, aber sich auch durch den Handel wieder gehoben hat, indem sie jetzt den vornehmsten und allen befreundeten Schiffen geöffneten Handelsplatz der Insel ausmacht. Ihr guter und sicherer und nur dem NO. ausgesetzter Hafen ist am Eingange durch Forts und Batterien geschützt: 1789 führte sie an Zucker 384,561½, an Kaffee 325,455½, an Baumwolle 2692¾, an Indigo 2451¼ Zntr. aus, und diese Ausfuhr ist jetzt wol nicht geringer. See- und Landwinde reinigen die Luft dergestalt, daß das Cap für einen der gesundesten Plätze von Westindien gilt. In ihren Umgebungen liegt das Haut de Cap, eine sehr reizende Plantage, das Haus und der Garten l'Eclair, die nur auf einen Fußstege zugängliche Festung Henri und das verfallene Schloß Sanssouci, wobei König Henri eine neue Stadt angelegt hat. Cap François oder schlechthin das Cap ist 1670 erbauet, und wurde bald der Stapelplatz des französischen Antheils von S. Domingo; 1793 zerstörten die blühende Stadt die Farbigen, indeß blieb sie 1803 in der Gewalt der Franzosen, wo die Neger sich derselben bemächtigten. König Henri machte sie zur Hauptstadt seines ephemeren Reichs, zum Sitz seiner Centralbehörden, und gab ihr einen Erzbischof, eine Universität, eine Kunstakademie und ein Theater, wovon indeß noch das Wenigste besteht, nachdem das königliche Hayti mit dem republikanischen verbunden ist. Den Namen Cap Henri, den sie von jenem Könige erhielt, hat sie jetzt mit dem Cap Hayti vertauscht. (*Hassel.*)

CAPIDAVA, auf der Tab. Peut. fehlerhaft Calidava, ein Kastell in Kl. Skythien in Nieder-Mösien, nach dem Itin. Ant. 18 Mill. nordöstlich von Axiopolis, Standquartier einer Abtheilung Reiterei, h. z. T. Tschernawode. (*Rickless.*)

CAPILLARIA, nent Persoon (mycol. europ. I. p. 50.) einen Fadenpilz, der aus bloßen harförmigen Fäden besteht, welche dicht auf Blättern und Holz liegen. Es ist indeß kein Grund vorhanden, diese Form von **Dematium** zu trennen.

Capillaria, nent Stackhouse einen Haufen von Algen, welche sich durch zarte, fast harförmige Zweige auszeichnen, übrigens den verschiedensten Gattungen angehören. Denn seine C. asparagoides (Fucus Tourn.) ist **Bonnemaisonia Agardh.**; seine C. pedunculata (Fucus L.) ist Sporochnus pedunculatus Ag.; seine C. tenuissima und clavellosa sind Chondrien Agardh's, und seine C. crinalis (Fucus tenuissimus Wulff.) ist Gelidium Lamouroux, oder Sphaerococcus Agardh. (*Sprengel.*)

Capillaria (Thierwurm), s. Trichocephalus.

CAPILUPI. Drei Brüder dieses Namens, aus einer mantuanischen Familie, sind als italienische Dichter namhaft geworden, Lelio, Camillo und Ippolito *). Der berühmteste unter ihnen ist der jüngste Ippolito, geboren zu Mantua 1511, welcher auch als gelehrter Statsmann und Redner Erwähnung verdient. Er war anfangs Sekretär des Herzogs Ferrante und des Kardinals Ercole Gonzaga und lebte eine lange Zeit als Geschäftsträger derselben am päpstlichen Hofe in Rom. Im J. 1556, während des Krieges, welchen Papst Paul IV. gegen die Spanier unternommen hatte, wurde C., man weiß nicht, warum, plötzlich verhaftet und in die Engelsburg eingekerkert. Im folgenden Jahre erhielt er seine Freiheit wieder, und der Papst Pius IV. ernante ihn im J. 1560 zum Bischof von Fano und bald nachher zu seinem Gesandten bei der Republik Venedig. In den letzten Jahren seines Lebens machte sich Capilupi von allen öffentlichen Geschäften frei, und lebte in enger Zurückgezogenheit den Künsten und Wissenschaften. Er starb zu Rom 1580, und liegt in der Kirche Araceli begraben. — Seine Gedichte, mit denen seiner Brüder vereinigt, führen den Titel: Rime del S. Lelio e fratelli Capilupi. Mantova. 1585. 12.**) (*W. Müller.*)

CAPIS, eine Alkaldenschaft, die den nördlichen Theil der spanischen Bissayerinsel Panay ausmacht, reich an Reis, Kampesche- und Ebenholze, Goldstaub und Vieh ist, und 1810. 87,542 Einw. zählte. Die gleichn. Stadt, der Sitz des Alkalde, liegt an der Nordküste an der Mündung eines Flusses, hat einen Hafen und treibt Handel. (*Hassel.*)

CAPISTRANO, Johann von (Joannes Capistranus), von bürgerlichen Ältern abstammend, wurde am 24. Jun. 1386 zu Capistrano (auch Capestrano), einem Städtchen in Abruzzo oltra, im Königreiche Neapel geboren. Er genoß einen wissenschaftlichen Unterricht und widmete sich bis zu seinem 30. Jahre der Rechtsgelehrsamkeit, wählte dann aber den geistlichen Stand und trat zu Samnio (in der Grafschaft Molise) in den Franciskanerorden. Hier zeichnete er sich durch Sittenstrenge und Andacht, besonders aber durch seinen Feuereifer gegen die religiösen Sekten aus, die zu der Zeit in Italien zahlreich und ausgebreitet waren, und dem römischen Hofe viele Sorgen machten. Deßhalb gebrauchten ihn die Päpste Martin V., Eugen IV. und Felix V. auch besonders zu Unterdrückung der Fraticelli, auch Fratres de opinione genant, und Capistran soll [1]) 30 Jahre hindurch mit Ausrottung dieser, in Neapel und dem Kirchenstate stark verbreiteten Sekte beschäftigt gewesen seyn. Seinen Zeitgenossen, den heiligen Bernhardin von Siena (s. dies. Artikel: Allg. Encyklop. Th. 9. S. 193.), der als Generalvicar der Franciskaner an der Herstellung

---

*) Ariost nent alle drei im Orlando. C. XLVI. st. 12.
**) *Crescimbeni.* IV. p. 101. *Tiraboschi.* VII. 1406.

1) S. Ribadeneira Leben d. Heiligen, fortgesetzt von Mar. Kasseles III. Th., zum 23. Oktober.

der alten strengen Disciplin dieses Ordens arbeitete, und als er damit allgemein durchzudringen nicht vermochte, eine neue Abtheilung des Ordens, unter dem Namen der Brüder von der strengen Observanz (Observanten) stiftete, unterstützte Capistran dabei auf das Thätigste, wodurch er sich großen Ruhm erwarb, aber auch viel von dem Hasse der Mönche zu leiden hatte, die sich dieser Reformation unterwerfen mußten. Der Glaubenseifer Capistrano's erwarb demselben ein so großes Ansehen, daß Papst Nicolaus V. ihn als Legaten nach Teutschland sandte, um durch ihn die Verbreitung der hussitischen Ketzereien zu hemmen und die Teutschen zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu begeistern. Er begab sich in Begleitung des Minoriten-Bruders Jakob von Piacenza dahin, und der ihm voran geeilte Ruf seiner Heiligkeit bereitete ihm überall, wohin er kam, eine ehrfurchtsvolle Aufnahme. Das Volk umgab in unzählbarer Menge seinen Weg, feierliche Prozessionen kamen unter Glockengeläute, mit Vortragung der Reliquien, an den Städten ihm entgegen, und Kranke wurden zu ihm gebracht, daß er durch Händeauflegen sie heilen sollte. Im J. 1450 kam er von Wienerisch-Neustadt, wo König Friedrich III. ihn mit großer Erbauung gehört und reichlich beschenkt hatte, nach Wien, wo er auf den Straßen und Märkten bei einem unermeßlichen Zulauf predigte. Der teutschen Sprache nicht mächtig, konte er nur lateinisch reden, und mußte durch eine lebhafte Geberdensprache Sinn in seine, den Zuhörern unverständlichen Worte zu legen suchen; dennoch hörte das Volk ihn Stunden lang an [2]). Was er lateinisch gesprochen hatte, übersetzte, obgleich mit geringerer Wirkung auf die Zuhörer, ein Dolmetscher in die Landessprache. Von Wien ging er nach Mähren und predigte in Olmütz gegen die Hussiten mit so glänzendem Erfolge, daß ein mährischer Magnat, Wenzeslaus von Baskowicz mit 2000 seiner Unterthanen von der hussitischen Lehre zur katholischen übertrat [3]), und außerdem an 16,000 Hussiten sich wieder mit der römischen Kirche vereinigt haben sollen. Wahrscheinlich um seinem Bekehrungseifer ein Ziel zu setzen, trug der hussitische Erzbischof Rokyzana von Prag ihm an, ein Religionsgespräch mit ihm zu halten und überließ ihm die Auswahl des Ortes der Zusammenkunft unter drei in Böhmen gelegenen Städten. Capistran scheint seinen Gegner gefürchtet zu haben, denn er bestand darauf, daß die Disputation in Olmütz oder Brünn gehalten werden sollte, und als jener damit nicht einverstanden war, unterblieb das Gespräch. Darauf ging Capistran nach Böhmen und zwar nach Krumau, einer der Familie von Rosenberg gehörigen Stadt [4]). Von da mußte er sich aber schleunig wegbegeben, weil der Reichsstatthalter, Georg Podiebrad, dem Ulrich von Rosenberg, Herrn von Krumau, verboten hatte, ihn aufzunehmen. Desto ehrenvoller wurde er in Pilsen, Brüx und Kaaden empfangen, wiewol er auch in diesen Städten nur wenig Proselyten machte, da Rokyzana ihn dem Volke als einen Heuchler verdächtig machte, der Reichsstatthalter aber seiner Wirksamkeit vielfache Hindernisse in den Weg legte. Capistran eiferte in seinen Predigten im Tone der Propheten des alten Bundes gegen die Sittenverderbniß seiner Zeitgenossen, drohte mit dem nahen Eintreffen der göttlichen Strafgerichte und ließ nicht selten Karten, Bretspiele, Schmuck und andere Gebrauchstücke des Luxus und des Vergnügens auf öffentlichen Plätzen verbrennen, oder bewog seine Zuhörer, dieses selbst zu thun [5]). Das war auch der Fall in Breslau, wo er im J. 1453 wie ein Apostel empfangen und geehrt wurde. Er stiftete hier, wie an mehren andern Orten, ein Kloster nach Bernhardins strenger Regel und hielt als päpstlicher General-Inquisitor die Untersuchung wegen der Entheiligung geweihter Hostien, deren die Juden angeschuldigt worden waren. Auf seinen Befehl wurden die Angeklagten gefoltert, wobei er nach Aussage eines Zeitgenossen [6]) dem Nachrichter selbst Unterweisung gab, wie die Angeklagten gemartert werden sollten. Als die Unglücklichen durch den unerträglichen Schmerz bezwungen, sich des Frevels schuldig bekanten, wurden sie, vierzig an der Zahl, verbrant; alle übrigen Juden aber aus der Stadt vertrieben. In Schweidnitz, Löwenberg und Liegnitz hatten gleichzeitig ähnliche Grausamkeiten Statt. Im Anfange des J. 1454 begab sich Capistran nach Krakau, wo er vor einer unermeßlichen Volksmenge predigte, sodann Kranke durch Händeauflegen heilte und endlich auch ein Kloster von der strengen Observanz stiftete [7]). Noch in demselben Jahre zog er auf Befehl des Papstes in Teutschland umher, um die Teutschen zum Kreuzzuge gegen die Türken aufzumuntern und Geld zu den Kriegsrüstungen einzusammeln. Um die Fürsten zur Theilnahme an dem Türkenkriege zu bewegen, veranlaßte Aneas Sylvius den Kreuzprediger auf den Reichstagen zu Frankfurt am Main (im September 1454) und Wienerisch-Neustadt (Febr. 1455) zu erscheinen [8]). Er richtete aber nichts aus, daher wandte er sich wieder an das Volk, bei welchem er auf mehr Glück hoffen durfte. Er durchzog noch mehre teutsche Länder, rührte die Gewissen durch seine Strafpredigten und warb eine große Menge reuiger Sünder als Kreuzfahrer an, die er nach Ungarn führte, welches Land damals gerade von den Türken auf eine höchst gefährliche Weise bedroht wurde.

Der Sultan Mohammed II. war nämlich mit einem Heer von 150,000 Mann gegen Ungarn vorgerückt, und hatte Griechisch-Weißenburg (Belgrad) belagert. Er ließ diese Festung, die wegen ihrer Lage und Stärke für die Schutzmauer des Königreichs gehalten wurde, mit einer zahlreichen und gut bedienten Artillerie so heftig und mit solchem Erfolge beschießen, daß die Eroberung derselben kaum bezweifelt wurde. Der berühmte Feldherr Johann Corvin Hunyades konte den Türken nur 10,000 Mann entgegen stellen, daher hatte er seine Hoffnung allein auf die Kreuzfahrer gesetzt. Capistran führte wirklich eine große Schar derselben herbei, allein

2) C. A. Menzel Gesch. d. Teutschen, 7. Bd. S. 228.
3) *Joannis Dubravii* Hist. Reg. Boiemiae L. XXIX. f. CLXXX.
4) Mart. Boregk behmische Chronica S. 510 u. f.

5) *Alb. Kranz.* Hist. Sax. L. XI. cap. XXXV. 6) Des breslauischen Rathsschreibers Peter Eschenloer. S. Menzel Gesch. d. T. 7. Bd. S. 230. 7) *Mart. Cromeri* de orig. et reb. gest. Pol. L. XXII. f. 523 seq. 8) *Aen. Sylvii* Epistolae, ep. 127.

es fehlte diesem ungeregelten Haufen an Waffen und Lebensmitteln, und als es bekannt wurde, daß der König Ladislaus heimlich seine Residenz Ofen verlassen habe, da verließen Viele die Kreuzesfahne, und auch die zum Feldzuge aufgebotenen Ungern erschienen nicht. In dieser gefahrvollen Lage des ungarischen Reichs zeigte Capistrano sich wahrhaft groß, und er kann, ohne daß dadurch den Verdiensten des heldenmüthigen Hunyades zu nahe getreten wird, der Retter Ungarns genannt werden. Er richtete durch seine feuervollen Predigten die verzagten Gemüther der Ungarn wieder auf, trieb unaufhörlich durch Bitten, Ermahnungen und Drohungen das Volk zu Ergreifung der Waffen, und brachte durch seine rastlosen Bemühungen ein Heer von 60,000 Kreuzfahrern zusammen, welches er dem Hunyades zuführte [9]). Nicht weniger wie hiedurch, wurde Capistran dem ungarischen Feldherrn durch seinen Rath nützlich. Denn als Hunyades die belagerte Festung mit Lebensmitteln zu versehen und eine Truppenverstärkung hinein zu bringen wünschte, ihm aber, weil der Platz von der Wasserseite sowol als zu Lande eingeschlossen war, kein Weg dazu offen stand, da rieth ihm der kluge Mönch einige hundert kleine Schiffe zusammen zu bringen und damit die türkische Flotte anzugreifen [10]). Dieses geschah, und Hunyades und Capistranus begleiteten mit ihren Heeren von beiden Seiten des Flusses die Schiffe, die sie, als die türkische Flotte ihnen entgegen kam, bestiegen, um den Angriff zu leiten. Corvin befehligte auf der rechten, Capistran auf der linken Seite, jener mit dem Schwerte, dieser mit dem Crucifix in der Hand; jener an den Waffenruhm der Ungern und die Gefahr des Vaterlandes die Seinigen erinnernd, dieser den Streitern Christi den gewissen Sieg verheißend. Der Kampf war hart und langwierig, endigte aber mit der gänzlichen Zerstörung der türkischen Flotte. Die Festung wurde nun mit Lebensmitteln versehen, die Besatzung ergänzt, und die Verbindung des christlichen Heeres mit der Stadt blieb von da ab ununterbrochen. Wie bei diesem Angriff, so bei allen kriegerischen Unternehmungen, unterstützte Capistran den großen Hunyades auf das beste und verband zweckmäßig das Amt eines Kreuzpredigers mit dem eines Generals. Nicht nur, daß er durch seine Flammenworte das Kreuzesheer zur Lebensverachtung und zu Heldenthaten ermuthigte, sondern er erhielt auch durch sein Ansehen die ungeregelte, aus Priestern, Mönchen, Bauern, Schülern, Landstreichern und Räubern zusammengesetzte Menschenmenge in Ordnung und im Gehorsam gegen den Oberfeldherrn, dem es dadurch allein möglich wurde, den bunt gemischten Haufen der Kreuzfahrer zu der nöthigen kriegerischen Gewandtheit zu bilden. Doch wie nützlich der streitbare Franziskaner durch die Zusammenbringung und Leitung des Kreuzesheeres schon wurde, so sollte bei der Vertheidigung von Belgrad sein Verdienst um Ungarn und die gesamte Christenheit doch noch höher steigen.

Mohammed hatte beschlossen, Belgrad um jeden Preis zu nehmen, und ließ den Platz so lange ununterbrochen beschießen, bis große Öffnungen in den Festungswerken entstanden, die den Türken das Eindringen in die Stadt erleichterten. Die Besatzung zog sich ins Schloß zurück, und selbst der tapfere Corvin gab die Stadt verloren. Nicht so aber Capistran, der sein schlecht bewaffnetes Kreuzheer herbei führte, sich an die Spitze desselben stellte, und auf das heldenmüthigste kämpfend, den Türken den Übergang über die Brücke, die aus der Vorstadt nach der Stadt führte, verwehrte. Der Sultan gebot nun einen allgemeinen Sturm, befahl die Gräben auszufüllen und ließ durch die Maueröffnungen seine Krieger in die Stadt eindringen; doch auch jetzt verlor Capistran den Muth nicht, sondern stellte sich dem furchtbaren Feinde muthvoll entgegen. Seine von ihm zu übermenschlicher Anstrengung begeisterten Kreuzfahrer kämpften mit Löwenmuth gegen die Angreifenden; sie waren entschlossen, eher ihr Leben zu lassen, als vor ihren Feinden zu weichen, und als endlich bei dem immer stärker werdenden Andrange der Türken ihre Kräfte zu ermatten begannen, da ließ Capistran Feuerbrände und andere flammende, glühende und siedende Sachen in solcher Menge in die Gräben werfen, daß die Stürmenden ablassen und darauf von seiner Schar verfolgt, sogar die schon eroberte Vorstadt wieder aufgeben mußten. Corvin bewunderte den Heldenmuth des geistlichen Feldherrn und freute sich des glänzenden Sieges; doch da er die immer noch große Übermacht der Türken erwog, so verbot er bei Lebensstrafe einen Ausfall aus der Stadt. Dennoch ließ eine Schar Kreuzfahrer sich verleiten, einen abziehenden türkischen Heerhaufen zu verfolgen. Der nie rastende Capistrano stand auf dem Thurm und sah dieß, bemerkte aber auch, daß die Türken einen Hinterhalt gelegt hatten, der die Christen umzingelte. Sogleich sammelte er seine Scharen, eilte den bedrängten Christen zur Hilfe, und kämpfte so ritterlich, daß, als auch Hunyades mit seinen Kriegern herbei kam, das ganze türkische Heer in die Flucht geschlagen wurde und eine völlige Niederlage erlitt. Der glorreiche Tag, an welchem auf diese Weise Belgrad gerettet wurde, der 6. August, wurde von dem Papst zu einem allgemeinen Kirchenfest erhoben und das Fest der Verklärung Christi genant.

Bei Gelegenheit des Sieges über die Türken werden die beiden Helden, die ihn erfochten, des Ehrgeizes angeklagt, indem Keiner von Beiden in seinen Berichten darüber der Mitwirkung des Andern erwähnt [11]).— Diese menschliche Schwäche störte aber das freundschaftliche Verhältniß nicht, welches zwischen den beiden Helden bestand. Sie schätzten und liebten sich gegenseitig, und

9) L. A. Gebhardi Gesch. von Ungarn (allg. Weltgesch. 15. Bd. 2. Abth. S. 94. u. f.) 10) Über diesen Umstand, wie über Cap. Mitwirkung bei der Vertheidigung Belgrads, s. *Ant. Bonfinii* Rer. Hungar. Decades L. XXVIII. als die sicherste und reichhaltigste Quelle.

11) Äneas Sylvius sagt davon in seiner Hist. Europ. cap. VIII. Verum neque Capistranus Hunyadis, neque idem Capistrani Hunyades mentionem fecere in eis literis, quas ambo, obtenta victoria, sive ad Romanum Pontificem, sive ad amicos scripsere, per suum quisque ministerium Deum dedisse Christianis victoriam affirmavit. Avarissima honoris humana mens facilius regnum, et opes quam gloriam partitur. Potuit Capistranus patrimonium contemnere, voluptates calcare, libidinem subigere, gloriam vero spernere non potuit.

nie wurden sie durch einen Hader entzweit, wie eifersüchtig jeder von ihnen auf seine Selbständigkeit bei gemeinsamer Wirksamkeit zu gleichem Zwecke auch war. In der letzten Krankheit Corvins, die eine Folge der großen Anstrengung bei der Vertheidigung von Belgrad und der pestartigen Ausdünstungen der vielen unbegrabenen Leichen war, wich Capistran nicht von dessen Lager, stand ihm in der Sterbestunde bei, und beklagte den Tod des wackern Streitgefährten mit rein menschlichem Schmerze.

Die heldenmüthige Vertheidigung von Belgrad, von welcher damals allein die Rettung Ungarns und der angränzenden christlichen Länder abhing, beschloß die einflußreiche Wirksamkeit des thätigen Capistran. Der Gifthauch des Schlachtfeldes bei Belgrad hatte ihm ein Fieber zugezogen, dem sein durch die Beschwerlichkeiten des Feldzuges erschöpfter Körper unterlag. Auf seinem Krankenlager besuchte ihn der König Ladislaus und der Graf von Cilley. Diesem soll er sein schreckliches Ende vorausgesagt, gegen jenen das künftige traurige Schicksal des Königreichs Ungarn beklagt haben. Er starb in dem Franciskanerkloster zu Illock den 23. Okt. 1456 [12]).

Capistran war von Person klein, hager und sein durch strenges Fasten abgezehrter Körper schien nur aus Haut und Knochen zu bestehen. Er trieb die Mäßigkeit im Essen und Trinken auf den höchsten Grad, genoß weder Fleisch noch Wein und pflegte nur dann des Schlafs, wenn die erschöpfte Natur desselben durchaus nicht länger entbehren konte. Ihm war ein starkes Gedächtniß und eine ganz ungewöhnliche Rednergabe eigen, wovon mehre Schriftsteller auffallende Beispiele anführen [13]). Er war unermüdet in seinem Beruf und ertrug noch im Greisenalter die Beschwerlichkeit eines Feldzuges mit der Ausdauer eines kraftvollen Kriegers. Seine Thätigkeit bei dem Heeresbefehl, bei der Vertheidigung Belgrads war so groß, daß er ein schönes, von Hunyades ihm geschenktes Pferd in kurzer Zeit todt geritten hatte. Die Sittenreinheit dieses außerordentlichen Mannes, sein Eifer für die Religion, die Alles überwältigende Kraft seiner Rede, endlich der große Erfolg des von ihm zusammengebrachten und geleiteten Kreuzesheeres; dieses Alles machte schon bei seinem Leben seinen Namen durch ganz Europa, besonders aber in Ungarn, dessen Retter er geworden war, hoch verehrt, und der Glaube, daß er ein Heiliger und Wunderthäter sei, war allgemein. Der Ruf von seiner Wunderkraft vermehrte sich nach seinem Tode. Das Volk wallete scharenweise zu seinem Grabe; zahllose Kranke sollen dabei genesen, eine Menge anderer Wunder geschehen seyn, und viele Umstände es dargethan haben, daß Capistran ein Fürbitter bei Gott und des Ranges eines Kirchenheiligen würdig sei. Schon vier Jahre nach seinem Tode bemühte sich der König, Matthias Corvinus um Capistrans Heiligsprechung [14]), die jedoch damals nicht erfolgte. Erst im J. 1690 wurde er von Alexander VIII. zum Kirchenheiligen erhoben und der 23. Oktober zu seinem Festtage angesetzt, nachdem er bereits von Leo X., Paul V. und Gregor XV. selig gesprochen worden [15]). Als Schriftsteller hat er sich durch folgende Schriften bekant gemacht: 1) Speculum clericorum. 2) De potestate Papae et Conciliis. 3) De poenis inferni et purgatorii. 4) Durch eine Streitschrift gegen Johann Rokyzana [16]).

(*Rauschnick.*)

Ein andrer Artikel über eben diesen Heiligen vom Hrn. v. Stramberg gibt zum Thl. abweichende, z. Thl. ergänzende Nachrichten. Diesen zu Folge war C. der Sohn des edlen Germano Chioloro. Nach vollendeten juristischen Studien war er Administrator in mehren Städten und dann Beisitzer des Criminalhofes zu Neapel. Ein Bürgerkrieg führte ihn nach Perugia, wo er, statt den Frieden zu vermitteln, selbst in Banden gerieth; hier bewog ihn ein Gesicht, Franziskaner zu werden. Zweimal war er Generalvicar der Observanten in Italien, dagegen schlug er das Bisthum Aquila aus. Auf dem Concilium zu Florenz hatte er den wirksamsten Einfluß auf die Vereinigung der griech. und lat. Kirche. — Nachdem er, als Bußprediger und Bekehrer im Auslande das Seine gethan, machte er eine Reise nach Rom, wo ihn Papst Calixt III., von ihm über die Gefahren der Christenheit an der Donau unterrichtet, schleunig zurücksendete, das Kreuz zu predigen. — Die dem heiligen Capistranus zu Ehren also genante Capistraner Provinz des Franciskanerordens erstreckt sich über ganz Slavonien, einen Theil von Nieder-Ungarn und Kroatien: zu derselben gehören, nach Josephs II. Reformen, noch die Klöster Essek, Deakowar, Possega, Nassieze, Czernek, Wukovar, Illok, Scharengrad, Semlin, Ofen, Baatsch, Baja, Arad, Radna, Mohacs, Földwar und Szamobor.

CAPISTRUM, die Halfter, heißt in der ornithologischen Terminologie der Vorderrand des Kopfs, der die Wurzel des Schnabels unmittelbar berührt. (*Nitzsch.*)

Capitain, s. am Ende des Buchst. C.

CAPITAL oder Erwerbvorrath (Erwerbstamm, Verlag), wird in der Statswirthschaft dem Verbrauchsvorrathe entgegengesetzt, und zu den drei Quellen des Einkommens (Land, Arbeit und Kapital) gerechnet. Aus seiner Entstehungsart ergibt sich, daß es schon eine abgeleitete Quelle des Einkommens ist. Es hat kein Merkmal an sich, wodurch es sich als Kapital darstellt, und sich von dem Verbrauchsvorrathe abtrent; sondern es empfängt seine Eigenschaft, als Kapital erst durch seine Verwendung zum Erwerbe, oder durch die Ausscheidung eines Theils des Sachvorraths von dem Verbrauche. Da es in einem Sachvorrathe besteht, so setzt es den Erwerb desselben voraus, und nicht bloß den Erwerb, sondern auch die Erhaltung und Aufbewahrung dieses Vorrathes. Das Kapital entsteht also durch Sparsamkeit, und kann auf keine andere Weise entstehen, weil bei dem größten Erwerbe nie kapitalisirt werden kann, wenn alles Erworbene wieder verbraucht, oder zerstört wird. Spanien

12) S. Ribadeneira fortges. v. M. Rasseler III. Th. S. 1119. 13) Mart. Crusii schwäbische Chronik. 3. Th. Kap. 10. Dr. *Casp. Hedion* Hist. eccles. III. Th. Bd. XI. Än. Sylvius, Alb. Kranz, Boregk, Menzel, Cromer u. A. m. 14) J. M. Schröckh's allg. Biogr. 6. Th. S. 57.

15) S. Ribadeneira f. d. Rasseler S. 1119. 16) S. *J. A. Fabricii* Bibl. lat. mediae et infimae aetatis T. IV.

hat unermeßliche Vorräthe in Amerika erworben, aber hat es kapitalisirt? Das bloße Kapitalisiren, oder das bloße Bestimmen eines Sachvorraths zum Erwerb, gibt indessen noch kein Einkommen, sondern bildet nur todte Kapitale; es muß die Verwendung für den Landbau, oder das Gewerbe oder den Handel hinzu kommen, um thätige Kapitale und von ihnen ein Einkommen zu bilden. Die Kapitalanlage geschieht:

1) auf Bodenverbesserung. Der ganze Aufwand, welcher gemacht wird, um den Boden urbar zu machen, und seine natürliche Fruchtbarkeit zu sichern und zu vermehren, die sämtlichen Vorrichtungen zum Bergbau sind ein Erwerbstamm, welcher dem Boden anvertraut ist. Er bewährt und steigert das Grundeinkommen, sein ganzer Werth komt zu dem Grundwerthe, und berechnet und veranschlagt sich mit und in diesem.

2) Auf Bauwerke, welche unmittelbar für den Erwerb angelegt werden, und die landwirthschaftlichen Gebäude, die Werkstätten, alle Gewerkhäuser, die kaufmännischen Vorrichtungen, die Landstraßen, Kanäle und Häfen begreifen. Ferner auch die Wohnungen der Gewerbarbeiter, weil der Werth ihrer Wohnungen auf den Werth ihrer Arbeit Einfluß hat.

3) Auf das Arbeitszeug, von dem einfachen Geräth des Jägers und Fischers bis zu dem ungeheuersten Maschinenwesen des Gewerkherrn. In dieser Bedeutung erleichtert das Arbeitszeug nicht bloß die Arbeit, oder vermehrt ihren Ertrag, sondern es trägt auch bei, daß vollendetere Arbeit geliefert wird.

4) In rohen und verarbeiteten Stoffen, sie mögen zum Betriebe des Erwerbes oder zum Absatz bestimt seyn, also in dem Satkorn des Landwirths, den Kohlen des Schmiedes, oder den Waren des Kaufmanns bestehen. Die rohen Stoffe sind in fortwährender Umwandlung begriffen, und sie gehen theils in die schon erwähnten Kapitalanlagen, theils in den Warenvorrath über, welcher seinerseits zum Kapitale gehört, bis er an den Verbraucher komt.

5) In dem Viehstamme; dieser wird auch zu den Werkzeugen des Arbeitsbetriebes, wol nach einem Lehrbegriff des römischen Rechts, gerechnet, paßt aber selbst bei der Landwirthschaft in Haupttheilen, als Milch-, Mast- und Schafvieh nur gezwungen darunter, und bei dem Mastvieh der Brennereien und Brauereien, und bei der Federviehzucht gar nicht.

6) Im baren Gelde, welches die Einen von den Kapitalen zurückweisen, die Andern darunter aufnehmen. Die Zurückweisungsgründe sind, daß die Geldkapitale an sich nichts erwerben, sondern ihr Einkommen von der Landwirthschaft, dem Gewerbe und dem Handel entlehnen, daß sie nur ein dort thätiges Sachkapital vorstellen, und höchstens als ein todtes Kapital zu betrachten sind, welches man nicht unter die thätigen Kapitale aufrechnen darf, ohne einen falschen Werth und einen doppelten Ansatz darunter einzuschieben, und daß die Verzinsung des baren Geldes eine Wirkung des Privateigenthums ist, welche Wirkung eine besondere Lehre der Statswirthschaft bilden muß, oder sonst Verwirrung in die allgemeinen Begriffe bringt. Die Gegner fragen: bekommen wir nicht Einkommen ohne eine Quelle desselben anzugeben, ohne seinen Ursprung aus dem Ertrage des Landes, der Arbeit, oder des Kapitals nachzuweisen, wenn wir das bare Geld in der allgemeinen Haushaltungsrechnung bloß als todtes Kapital in Ansatz bringen, während es thätig gewesen, und den Erwerb bekräftigt und beflügelt hat? Darf man das umlaufende bare Geld, das kräftigste Erleichterungsmittel des Verkehrs ein todtes Kapital nennen, während man Bauwerke und Arbeitszeug thätige Kapitale nent, deren Ertrag sich doch auch in den Landwirthschafts- und Gewerbertrag versteckt, und die an sich selbst keinen Erwerb, sondern nur Kosten geben? Ist das bare Geld nicht aller Waren Ware, und wie, wenn es auswärts verzinslich angelegt ist, gibt es dann nicht ein selbständiges Nationaleinkommen?

Die Kapitale theilen sich in stehende und umlaufende. Die stehenden Kapitale verbleiben an dem Orte und in dem Dienste, wofür sie bestimt sind, wie z. B. Bauwerke und Arbeitszeug, und erfodern, daß sie im guten Stande erhalten und verbessert werden, oder ihrem Wirthschaftszwecke möglichst und nachhaltig entsprechen. Es ist eben so unwirthlich die stehenden Kapitale zu verkümmern, als zu überladen, z. B. zu schlechte oder zu kostbare Wirthschaftsgebäude zu haben. In einem rasch fortschreitenden Wohlstande und Kunstbetriebe ist indeß eine Überladung des stehenden Kapitals nicht zu vermeiden, wenigstens nicht bei dem Gewerbe, weil dabei dann mehr hervorgebracht als verbraucht wird, und das neue Maschinenwesen das alte verdrängt. Das umlaufende Kapital hat nicht wie das stehende Kapital seinen Zweck schon gefunden, sondern es ist erst auf dem Wege, ihn zu finden, und entweder nach mannichfaltiger Umgestaltung in das stehende Kapital oder in den Verbrauch gesetzt zu werden; oder mit andern Worten, es ist der Arbeitsertrag (Arbeit für die allgemeine Mutter des Erwerbes genommen), der noch nicht zu seiner Bestimmung gelangt ist. Das Bauholz gehört zum umlaufenden Kapital, wird es aufgezimmert, zum stehenden Kapital; die Ware bei dem Kaufmann gehört zum umlaufenden Kapital, wird sie dem Verbraucher geliefert, zum Verbrauchsvorrath. Das umlaufende Kapital ist also die Mutter des stehenden Kapitals und des Verbrauchsvorraths. Folglich hängt von seiner Vermehrung oder Verminderung die Vermehrung oder Verminderung des stehenden Kapitals und Verbrauchsvorrathes ab. Das stehende Kapital ist mit geringen Ausnahmen einheimisch, das umlaufende Kapital bewegt sich dagegen desto mehr ins Ausland, je leichter und reicher es die innern Anfoderungen des stehenden Kapitals und des Verbrauchs zu befriedigen vermag. Das Vieh, das Korn, die fertigen Waren alle, welche der Haushalt nicht in sich selbst zu benutzen vermag, müssen sich Auswege zu fremden Märkten suchen, weil sie sonst ein todtes Kapital werden und selbst schädlich seyn würden, indem sie Kosten machen, und die fernere Hervorbringung zurückhalten. Die auswärtige Beschäftigung von umlaufenden Kapitalen kann aber ihrerseits noch weit bedenklichere Folgen haben, als daß sie nicht so sicher, wie die einheimische ist, nämlich wenn sie die Hervorbringung von Gewerkwaren überreizt, wenn sie die Bevölkerung so steigert, daß dieselbe von

dem eigenen Boden nicht ernährt werden kann, und wenn das Wohl und Leben eines Theils der Gewerkleute von der Phantasie und der Kauflust fremder Leute abhängig gemacht wird. Es ist alsdann ein Mißverhältniß zwischen dem stehenden und dem umlaufenden Kapitale, sowie zwischen der Landwirthschaft, welche vorzugsweise mit jenem und der Gewerbsamkeit, welche vorzugsweise mit diesem zu thun hat. Zu einem solchen Mißverhältniß ist es aber selbst in England noch nicht gekommen, weil seine Landwirthschaft hinter der Gewerbsamkeit nicht zurück geblieben ist, und die Bevölkerung noch zu ernähren vermag.

Es ist noch übrig die Kapitale zu betrachten, wenn sie von dem Privateigenthume durchdrungen sind. Alsdann steht dem Kapitale die Schuld, dem Zinsherrn der Zinsmann entgegen. Die Schuld des Einen ist da Kapital des Andern, die Schuld Aller (die Statsschuld) das Kapital von Einzelen. Das Privateigenthum komt in die Gewalt des Geldeigenthums. Man fragt, wem gehört die Länderei? die Arbeit, wenn nicht gar der Arbeiter? die Kapitalanlage? und die Antwort lautet oft: dem Gläubiger. Die Vertheilung des Vermögens und der Steuern entscheidet. Ist das Vermögen in wenigen Händen, so kann die Masse weder stehendes noch umlaufendes Kapital machen, weil aus nichts immer etwas werden kann; und das Kapitalisiren der großen Menge entscheidet, weil sie die Menge ist. Eine schwere Grundsteuer hemt das Kapitalisiren nicht bloß, sondern entwerthet auch das Vermögen, weil ihre Zahlung Nothverkäufe, und durch diese schlechte Preise veranlaßt, also geringer Gutsertrag, wonach der Werth des Guts sich niedriger bestimt. Ist die Vertheilung des Vermögens und der Steuern dem Kapitalisiren günstig, so komt es ferner darauf an, ob sich das Geld frei durch die ganze Wirthschaft bewegen kann, ob es ohne Schwierigkeit in dem Landbau, Gewerbe und Handel angelegt werden kann, ob ein gutes Recht es vor Gefährde bewahrt; und endlich komt es darauf an, daß eine tüchtige Verfassung für Landwirthschaft und Gewerbe und ein kräftiger Schutz nach außen für den Handel bestehe. Zuletzt aber ist an einem sparsamen Sinn Alles gelegen, welcher sich aus dem gesunden Verstande ergibt. *(v. Bosse.)*

Capitäle, s. Säulenordnungen.

CAPITANATA, eine Seeprovinz des Königreichs beider Sicilien, welche ihren Namen von der ehemaligen byzantinischen Verwaltung des untern Italiens durch Capitane oder Catapane ableitet. Sie nimt einen Theil des alten Apuliens ein und springt mit einem bedeutenden Gebirge nordöstlich in das adriatische Meer hinaus, welches sie nördlich und östlich bespült. Ihre Landgränzen sind, von Nordwesten nach Südosten hinuntersteigend, Abruzzo citeriore, Molise, Principato ulteriore, Basilicata und Bari. Sie liegt zwischen 32° 41′ bis 33° 58′ östl. L. und 41° 4′ bis 41° 56′ nördl. Br. und umfaßt, die Inselgruppe der Tremiti mit eingerechnet, 175¼ geograph. oder 2803 ital. Quadr.-Meilen, also die beträchtlichste Provinz des ganzen Reiches. Das im Nordosten derselben in das Meer hervorragende Gebirge, Gargano genant, im Alterthume Mons Garganus, bildet eine runde Gruppe, und läuft in mehre Spitzen aus, von denen die Punte della Testa, del Turco, Rossa und das Capo Tengo die namhaftesten sind. Es steht isolirt in der Ebene von Puglia, ist von Kalksteinbildung und erhebt sich in seinen bedeutendsten Spitzen, den Bergen Calvo, Origone, Sagro, Saracino, Condizzo gegen 800 Toisen über die Meeresfläche. Schöne Waldungen bedecken es, jedoch öffnet es auch lange und breite Thäler, von denen die Valli di Stignano, degli Origoni, degli Umbri zu nennen sind. Ein runder See in einer Vertiefung bei S. Giovanni Rotondo scheint durch einen vulkanischen Bergsturz entstanden zu seyn, und mit dem Meere in Verbindung stehen die Laghi di Battaglia, di Varano und di Lesina. Im Südwesten berührt der Apennin die Provinz, und ein Zweig desselben zieht sich längs dem Flusse Fortore nördlich bis an das Meer hinauf. Ein andrer Zweig geht in derselben Richtung, aber nicht bis zur Küste, in dem Monte Secco zwischen dem Fortore und Biferno heraus. Alles Übrige nimt die große apulische Ebene ein, il Tavogliere di Puglia. Sie hat ihre längste Ausdehnung zwischen den Flüssen Ofanto und Fortore, von Südosten nach Nordwesten, und in ihrer Mitte liegt Foggia, die Hauptstadt der Provinz. Die Flüsse, welche sie durchströmen, versiegen im Sommer fast ganz und sind, außer dem bedeutendsten und schon genanten, dem Ofanto (Aufidus), der Candelaro, Carapelle, Celone, Cervaro ꝛc. An ihrer Küste hat sie einen beträchtlichen, mit dem Meere in Verbindung stehenden See, den Lago di Salpi, wobei Salinen. Ihr Boden ist kalkerdig und an der Küste mit Sand gemischt, vielleicht einer guten Kultur nicht unfähig, gegenwärtig aber eine öde Steppe, die im Sommer versengt daliegt und im Winter den ungeheuern Viehherden des Landes zur Weide dient. Vier Pflanzen bedecken den größten Theil derselben, die Ferula, der Asphodelus ramosus, der Thymian und der Kapernstrauch. Nur am Rande des Tavogliere wird hier und da kümmerlicher Ackerbau getrieben. Das Klima auf dieser Ebene ist verzehrend heiß, fast den ganzen Sommer hindurch ganz regenlos und nur von austrocknenden Winden heimgesucht. An den Küsten machen die Meersümpfe sie ungesund. Fruchtbarer und angenehmer ist der gebirgige Theil der Provinz, und die daran gränzenden Stücke der Ebene erfreuen sich einiger Kühlung durch die Winde, welche von den Höhen herunter wehen.

Die Provinz Capitanata gehört zu den gedrücktesten des neapolitanischen Reichs. Der größte Theil der Ebene muß für die transhumirenden Schafe liegen bleiben, welche aus den benachbarten Bergprovinzen im Winter hieher getrieben werden und das Recht der Hutung genießen. Diese Viehtrift trägt dem Fiskus jährlich an 425,000 Ducati ein und macht die halbe Bewohnerschaft der Provinz arm und elend. Ein Theil des Triftlandes wird den Bauern zum Bestellen mit Getreide, Gartenfrüchten und Wein zu hohen Abgaben überlassen, und was der König ihnen übrig läßt, das reißen die Barone durch hergebrachte oder neu angemaßte Vorrechte an sich.

Trotz allen diesen Beschränkungen und Bedrückungen sind die Einwohner der Capitanata ein sanftes und gutmüthiges Volk, weniger rachsüchtig, als ihre Nachbarn,

und wenn auch auffahrend, doch leicht zu versöhnen. Mord und Raub sind hier nicht an der Tagesordnung, wie in Calabrien und den Abruzzen, und die Armuth nimt den Leuten ihre Zufriedenheit und Heiterkeit nicht, die sich besonders in der allgemein verbreiteten Liebe zur Musik offenbaren. Die Volksmenge der Capitanata belief sich im Jahre 1793 auf 251,828 Selen, so daß im Durchschnitt deren 1436 auf eine Quadratmeile kommen. Ihr Hauptgewerbe ist die Viehzucht. Oben an stehen die Schafe, an denen nicht allein die Provinz selbst sehr reich ist; sondern sie nährt auf ihren Triften auch unzählige Herden derselben aus der Terra di Lavoro, Molise, den Abruzzen, dem Principato ulteriore u. s. w. Die Wolle dieser Schafe, welche zwei Mal im Jahre geschoren werden, ist sehr gut, obgleich dem Merinofelle nicht gleich. Die Pferde übertreffen an Lebendigkeit und schönem Bau alle Racen des Königreiches und gedeihen in großer Menge. Das Rindvieh ist von der prächtigen ungarischen Race, aber mehr zur Mast, als zur Milchwirthschaft geeignet, und am Ofanto finden sich Büffel, welche ihre Milch zu dem belibten Provolekäse liefern. Außerdem fehlt es auch nicht an Schweinen und Ziegen.

Der Ackerbau beschränkt sich fast ganz auf den Weizen, welcher hier sehr vorzüglich ausfällt und sich auch ohne Düngung 12- bis 15fältig vermehrt. Von den übrigen Feldfrüchten ist der Ertrag der Bohnen, Erbsen, Zwiebeln rc. bedeutend, und Melonen gedeihen ohne Gartenpflege. Auch der Wein ist gut, namentlich bei Vico, S. Giovanni, Manfredonia rc. und die Oliven des Gargano liefern ein vortreffliches Öl. An Agrumen und andern edeln Baumfrüchten ist reicher Überfluß, und die besten Maulberbäume würden den Seidenbau befördern, wenn die Viehweiden ihn nicht hinderten. Überhaupt liegen die meisten natürlichen Erwerbsquellen des Landes unbenutzt oder werden ungeschickt vergeudet, z. B. die Bienenzucht auf dem Monte Gargano, die Fischerei, die Bergwerke und Steinbrüche; ja selbst an guten Salinen fehlt es. Der Handel der Provinz ist fast ausschließlich auf die Jahrmärkte von **Foggia** beschränkt, und die Ausfuhr besteht in rohen Produkten, namentlich Öl, Weizen, Gartenfrüchten und einigen Säften und Harzen der Forsten des Gargano, unter denen Mastix, Manna und Terpentin zu nennen sind. Der Küstenhandel ist in den Händen der Dalmatier, und die ganze Provinz hat keinen einzigen Hafen, welcher große Kauffahrteischiffe aufnehmen könte. Die Landstraßen sind nur auf der Ebene und in der Richtung nach der Hauptstadt in gutem Stande, die kleineren Verbindungswege aber meist gar nicht zu befahren, namentlich im Gebirge Gargano. Fabriken und Manufakturen kent die Capitanata nicht, und selbst Leinwand und Baumwolle müssen die benachbarten Provinzen ihr nach Foggia zum Verkauf bringen.

Die Provinz hat drei Distrikte, **Foggia**, **Manfredonia** und **S. Severo**. Ferner rechnet man zu ihr die nordwestlich von dem Gargano gelegene Inselgruppe I Tremiti *), auch Isole di Tremiti genant, im Alterthume Insulä Diomedeä, S. Domino, la Caprara, S. Nicola, Cretaccio **). (*W. Müller.*)

*) Vgl. den Art. Tremitum, Tremiti.

CAPITEL, als geistliches Stift, wird unter Domherr und Stift behandelt werden; hier mag nur ein Artikel über die unter diesem Namen vorkommenden Capitelsmünzen folgen. (*H.*)

CAPITELSMÜNZEN im Allgemeinen, gehören in die Reihe der Münzen, die für das Land, in dem das Stift liegt, oder für letzteres, wenn es ein Territorium hat, geschlagen sind; die **teutschen** können füglich als ein für sich bestehendes Ganze behandelt werden, weil ihre Entstehung auf eignen Rechtsgründen beruht, und ihr Erscheinen zum Theil durch besondere Ereignisse bedingt wird. Man begreist unter diesem Namen die Medaillen, und die zum Verkehr und Umlauf bestimten Münzen, welche die Kapitel der teutschen Erz-, Hoch- und unmittelbaren freien Reichsstifter allein, und ohne Mitwirkung ihrer Stiftsprälaten, haben prägen lassen: erschienen sie, während der geistliche Stuhl **besetzt** war (sede plena): so sind es **eigentliche** Capitelsmünzen; wurden sie hingegen geschlagen, wenn der geistl. Stuhl **erledigt** war (sede vacante): so heißen sie **Sedisvacanzmünzen**. Von jenen lassen sich zwei Gattungen bilden, die erste enthält die, von dem Kapitel während der Selbstregirung seines Oberhaupts, geschlagnen Stücke; zur zweiten gehören die, welche das Kapitel in der Zeit seiner Stiftsverwaltung in Umlauf setzte, weil der Prälat die Regirung zu führen verhindert war (sede plena impedita). So lange der geistliche Fürst die Regirungsgeschäfte selbst besorgte, wurden die Stiftsmünzen unter seinem Namen, Titel und Wapen, nach der Landesverfassung, mit oder ohne Einwilligung der Landstände, verfertiget; wollte dann ein Kapitel currente Geldsorten ausgehen lassen: so mußte es dazu einen eignen Rechtsgrund für sich haben; sonst widersprachen der Landesherr, oder die übrigen Landstände, einem solchen Unternehmen; wovon wir im Hochstift Osnabrück im J. 1606 und 1740 Beispiele haben. Medaillen hingegen, die zur Erinnerung an erfreuliche, oder denkwürdige Begebenheiten, z. B. ein Jubiläum des Prälaten, oder aus Dankbarkeit für seine Verdienste um das Stift und zu dessen Ruhm, bekant gemacht wurden, bedurften keines besondern Rechtsgrundes zu ihrem Erscheinen, indem es in der Regel jedem Privatmanne erlaubt ist, dergleichen Kunstwerke in Münzform, die keinen öffentlich ertheilten Nominalwerth haben sollen, verfertigen zu lassen. Darum findet man, sowol von mittelbaren, als auch von den unmittelbaren Reichsstiftern, die keine Münzgerechtigkeit

) S. namentlich über die Viehzucht in dem Tavogliere: *Galanti* Descriz. delle Sicilie. T. II. p. 285 ff. *Castellan* Lettres sur l'Italie. T. I. p. 194 ff. Interessant ist auch die Vergleichung dieses Systems mit der Mesta in Spanien, worüber **Bourgoing im Tableau de l'Espagne nachzulesen. T. I. 92 ff. III. 407. Reisen in verschiedene Provinzen des Königreichs Neapel von Karl Ulysses von **Salis Marschlins**. B. I. S. 183 ff. Über den Monte Gargano: Malte *Brun* Annales des Voy. T. III. Cah. I. 55 ff. Allg. Geogr. Ephem. B. XXVII. S. 122 ff. Im Allgemeinen: **Hassel's** Erdbeschreibung von Helvetien und Italien, im 6. Bande der 1. Abtheil. des Handbuches. Vgl. außerdem die Artikel Gargano und Tavogliere.

besaßen, dergleichen Denkmünzen, z. B. von den Kapiteln des Stifts St. Blasien im Schwarzwalde, St. Emmeran in Regensburg, und von den Kapiteln der mittelbaren Stifter zu Gottweich, Breslau und andern. Aus demselben Grunde durften auch die Präsens- und die Bursarienzeichen zum Gebrauch für diese Kapitelsbeamten gemacht werden. Wollte aber ein Kapitel sede plena gangbares Geld prägen lassen: so mußte es einen der folgenden Rechtstitel dazu für sich anführen können; entweder 1) ein Privilegium, kraft dessen es mit diesem Vorzuge besonders begnadigt war [1]). — Oder 2) das Kapitel mußte eine Überlassung des stiftischen Münzrechtes nachweisen können, und daß deßhalb der Prälat jenes Regal nicht ausüben dürfe [2]). — Oder endlich 3) konte ein Kapitel durch eine Observanz die Gerechtsame erworben haben, gewisse Geldsorten schlagen zu dürfen [3]). —

Zu der **zweiten** Gattung der eigentlichen Kapitelsmünzen gehöret die, von einem Kapitel während seiner Stiftsverwaltung in Umlauf gesetzte, Geldsorte, weil der Prälat selbst die Regirung nicht führen konte, und durch seine lange Abwesenheit, durch eine anhaltende körperliche oder Gemüthsschwachheit, durch die über Ihn ausgesprochne Reichsacht, oder durch seine Minderjährigkeit daran verhindert wurde. Trat in frühern Zeiten einer der ersten Fälle ein; so wurde von dem Metropoliten, oder auch vom Papste, ein Adjutor, Administrator, Vicarius gesetzt, der das Stift regirte und der auch unter seinem Namen, und mit Bemerkung seiner Qualität eines Administrators oder Vicarius Stiftsmünzen schlagen ließ. So gibt es noch viele kölnische Gold- und Silbermünzen, die der Erzbischof Cuno von Trier, als Administrator der Kirche zu Köln besorgt hat, und auf denen er so genant ist. Nachdem aber in der Folge die Domkapitel mächtiger geworden waren, suchten sie jene, oft wider ihren Wunsch und Willen gesetzten Administratoren zu entfernen und die Stiftsverwesung selbst zu übernehmen, die sie zuletzt für ein, ihnen unbezweifelt zustehendes Recht ansahen: so wie sie sich in spätern Zeiten gewöhnlich dieses Vorrecht in den Kapitulationen ausbedingten, wenn ein minderjähriger Prinz zum Prälaten postulirt wurde. Bei einer solchen Stiftsverwaltung haben nun einige Domkapitel auch das Münzrecht ausgeübt, und auf die Gepräge, das Stiftswapen, ohne die bischöfl. Insignien, und den Namen des Stifts gesetzt. Vom Domkapitel von Magdeburg wurden unter der Regirung des minderjährigen Administrators, Christian Wilhelm v. J. 1603 bis 1608 mehre Thaler und kleinere Geldsorten, und bei der Entfernung des Administrators August im J. 1638 dergleichen in Umlauf gebracht, mit der Umschrift: Moneta Archiepiscopatus Magdeburg. Eben so wurden von dem Domkapitel von Köln, bei der Achtserklärung des Erzbischofs und Kurf. Joseph Klemens, in den J. 1707 bis 1711. Zweigroschenstücke und kleinere Geldsorten geschlagen, auf denen die Umschrift: Erzstiftisch Cölnsche Landmünz, das Stiftswapen, ohne Insignien, einschließt. Reichhaltig ist diese Gattung freilich nicht, weil nicht ein jedes Domkapitel es nöthig fand, Geld prägen zu lassen. So hat dieß z. B. das Domkapitel von Lüttich, welches Kurf. Joseph Klemens zugleich als Bischof regirte, während dessen Achtserklärung nicht gethan.

Die **Sedisvacanzmünzen** sind am häufigsten erschienen, wenn der geistliche Stuhl durch das Absterben des Prälaten erledigt worden war; eine Vacanz konte indessen auch durch die Entsagung, Resignation, oder auch durch die Absetzung des geistlichen Oberhaupts herbeigeführt werden. Im Mittelalter wurden die, auf eine oder die andere Art, eröffneten Stifter, bis zum Antritt eines neuen Oberhirten, durch kaiserliche Abgeordnete, Missi domici, Comites verwaltet, und die Einkünfte flossen in den kaiserl. Schatz; es wurden auch für die erledigten Stifter Münzen geschlagen, auf denen zuweilen der Name des administrirenden Comes ausgedruckt ist. Nachdem aber auf der einen Seite, die Kaiser sich des Jus Regaliorum und hernach der Verwesung der eröffneten Stifter begeben hatten, und auf der andern, die Macht und das Ansehn der Kapitel immer höher stieg, diese die Prälaten allein, und mit Ausschließung der übrigen Stiftsangesessenen und des niedern Klerus, erwählten, fingen sie an, mit oder ohne Beitritt der übrigen Landstände, sich der Stiftsverwaltung zu unterziehen, auch alle Regirungsrechte auszuüben; und im westphälischen Frieden Art. V. §. 17. wurde dieser hergebrachte Vorzug anerkant und bestätigt. Das Münzregal haben indessen die Kapitel am spätesten zu benutzen angefangen: denn zuerst erschienen, mit Ausnahme eines magdeburgschen Sed. Vac. Groschens v. J. 1598, nur Denkthaler zur Erinnerung der geführten Stiftsregirung; am Schlusse

---

1) Eine solche kaiserl. Vergünstigung hatte das Domkapitel von Mainz zur Prägung seiner **Martinsgulden**, einer goldenen Münze im Werth eines einfachen oder doppelten Goldguldens, die ihren Namen von dem Bilde des Stiftspatrons, des h. Martins, führt, wie er reitend einem Bettler ein Stück seines Mantels mit dem Schwerte abschneidet, neben welches das Kapitels- und das Stiftswapen gesezt sind. Diese jezt sehr seltenen Martinsgulden waren gewiß nicht bloß zur Vertheilung an die Domherrn am Martinsabend bestimt, sondern ehedem eine cursirende Geldsorte, die nur in der Folge, wegen ihrer innern Güte und Feinheit, gleich andern rheinischen Goldgulden, nach und nach abkamen. 2) Hievon gibt ein Beispiel das Domkapitel von Halberstadt. An dieses und an den Rath zu Halberstadt hatte der Bischof Ludwig im J. 1364 das stiftische Münzrecht abgetreten; von dieser Zeit an, bis zum Schlusse des 17. Jahrh., hat das Kapitel für sich allein, oder gemeinschaftlich mit dem Stadtrathe, alle halberstädtischen Münzen mit dem Stiftswapen, und bei den gemeinschaftlichen mit dem Stadtwapen daneben, ausgehen lassen. Es gibt zwar viele, in den J. von 1519 bis 1544 ans Licht getretene Geldsorten, mit dem Namen und Wapen des Administrators, Kardinals Albert, und dem Bilde des h. Stephans; allein sie sind nicht von ihm, sondern vom Kapitel, oder von diesem und dem Stadtrathe in Gemeinschaft, besorgt, weil Kardinal Albert im J. 1523 einen Revers darüber ertheilte, daß die Gepräge mit seinem Namen und Wapen der wohlerworbenen Münzgerechtigkeit des Kapitels, und des Raths, unschädlich seyn sollten. 3) Nach einem solchen Herkommen hat das Domkapitel von Münster, Kupfermünzen vom 6 Pfennigstück herab, unter seinem Namen und Wapen vom J. 1661 bis 1792 ausgeben lassen. — Es gibt übrigens noch Groschen v. J. 1618 mit dem Namen des Domkapiteln von Verden, und einen Schilling vom J. 1746, den das Domkapitel von Wirzburg geschlagen haben soll, ohne daß man einen von jenen Rechtstiteln dafür anführen könne; allein dieses sind Ausnahmen von der Regel, deren wahrer Grund nicht zu erforschen ist.

des 17ten und vorzüglich im 18. Jahrh. folgten aber auch, neben Medaillen und Denkthalern, Geldsorten zum Verkehr in allen Metallen. Die Gepräge, besonders der Medaillen, sind größtentheils zierlich und schön; sie zeigen das Kapitelswapen, nicht selten das Bild des Stiftspatrons, oder des Stifters, auch wol die Ansicht der Kathedralkirche, oder eine Anspielung auf den erledigten geistlichen Stuhl, und die abgelegten bischöfl. Insignien: die Umschriften enthalten, wenige Fälle ausgenommen, den Namen des Domkapitels, jederzeit mit der Bemerkung: Sede vacante. Auf vielen Medaillen, und medaillenförmigen Thalern haben die Domherrn ihre Wapenschilder nicht selten mit der Überschrift ihres Namens, in einen Kreis um die Felder der Münze gesetzt. Die currenten Geldsorten sind weniger bilderreich und nach einem bestimten, darauf ausgedruckten, Münzfuß, z. B. nach dem Leipziger-, dem Reichs- oder dem Konventionsfuß, geschlagen. Es gibt Sedisvacanzmünzen von den Domkapiteln von Mainz, Trier, Köln, Magdeburg, Salzburg, Bamberg, Eichstädt, Freisingen, Fulda, Hildesheim, Lübeck, Lüttich, Münster, Osnabrück, Paderborn, Passau, Regensburg, Speier, Verden und Wirzburg: einige haben bloß größere und kleinere Denkmünzen, andere neben diesen auch Geld zum Verkehr prägen lassen *). (*Zepernick.*)

CAPITIUM, auch **CAPYTIUM**, eine bei Cicero und Ptolemäus genante Stadt Siciliens an den Quellen des Symäthus, deren Name sich in dem Flecken Capizzi erhalten findet. (*W. Müller.*)

CAPITO, nennen Viollet und Temminck diejenige Gattung von Vögeln, welche ich in der Encyklopädie Bucco genant habe. (*Merrem.*)

Capitolinus, als Beiname Jupiters, Capitolinus Mons und Capitolium, s. Rom.

CAPITULARIA, nante Flörke (Berl. Magaz. 2. S. 212—226.) eine Abtheilung von Flechten, welche Acharius unter Cenomyce aufgeführt hat, die zu den vielgestaltigsten Geschöpfen gehören, und deren verschiedene Formen Flörke meisterhaft unterschieden hat. (*Sprengel.*)

CAPITULAT, mailändisches, oder mail. **CAPITULATION**, nent man in der schweizerischen Geschichte und in dem ältern schweizerischen Statsrechte, Verträge, welche theils von den Schweizer-Kantonen, theils von den Graubündtnern mit den Besitzern des Herzogthums Mailand waren geschlossen worden. Das erste, welches die Herzogin Blanka Maria und ihr Sohn Galeaz Maria mit den acht alten Orten Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus den 26. Jan. 1467 geschlossen, wird in seinem Inhalte ein ewiges Bündniß genant. Es bezog sich auf die Überlassung der Landschaft Livinen an Uri, auf Befreiungen von Zöllen, Begünstigungen des Verkehres, gegenseitigen Gerichtsstand, u. s. f. 1552 wurde dieses Capitulat zwischen Kaiser Karl V. und den Eidsgenossen erneuert. Befreiungen von Zöllen, freier Handelsverkehr, Erleichterungen des Ankaufs von Getreide und Salz, Auslieferung ungehorsamer Unterthanen, freie Benutzung der Güter auf jenseitigem Gebiete u. s. f., machen den Inhalt desselben aus. 1639 den 3. Sept. während der innern Uneinigkeiten der Graubündtner wurde von der Mehrheit der Gemeinen nicht ohne Widerspruch der andern mit dem spanischen Gubernator in Mailand eine so geheißene Kapitulation oder ein ewiger Friede geschlossen, welcher 1726 den 24. Okt. von der graubündtnerischen Republik mit Kaiser Karl VI. wieder erneuert wurde. (*Meyer von Knonau.*)

Capitulation beim Militär, s. Festung und Werbung.

CAPITULUM, ein Städtchen der Hernici in Latium, in dem Gebirge zwischen Präneste und Anagnia gelegen, wahrscheinlich da, wo jetzt Paliano steht. (*W. Müller.*)

Capitulum, in der Mathem., s. Gleichungen.

Capizzi, s. Capitium.

CAPMANY (Antonio de), ein spanischer Geschicht-, Sprach- und Alterthumsforscher, gegen die Mitte des 18. Jahrh. in Katalonien geboren. Nachdem er einen Theil seines Lebens zu Barcelona zugebracht hatte, wählte er Madrit zu seinem Aufenthalte, war daselbst Mitglied der königl. Gesellschaft der Geschichte und starb 1810. Ausgerüstet mit gründlichen Sprach- und Geschichtskentnissen, mit Forschungs- und Prüfungsgeist, schrieb er folgende, viel Neues und Selbstgedachtes enthaltende, werthvolle Werke: Memorias historicas sobre la marina, comercio y artes de Barcelona. Madr. 1779—92. Vol. IV. 4. mit Kpf. *). Codigo de las costumbres maritimas de Barcelona. Ib. 1791. Vol. II. 4. Antiguos tratados de paces entre los reyes de Aragon y difer. principes. Ib. 1786. 4. Filosofia de la eloquencia. Ib. 1777. 8. Teatro historico-critico de la eloquencia española. Ib. 1786. Vol. V. 8. Dicionario nuevo frances español. Ib. 1805. 4. (mit einer Abhandlung, worin beide Sprachen mit einander verglichen werden). Questiones criticas sobre varios puntos de historia economica, politica y militar. Ib. 1807. 4. vorzüglich gehaltvoll, u. e. a. **). (*Baur.*)

CAPNOIDES, nante Gärtner die Fumarien mit schotenartigen Früchten, ein Name, der den Grundsätzen der botanischen Kunstsprache widerspricht, für welchen daher Ventenat und Willdenow den passendern Corydalis gewählt haben. (*Sprengel.*)

CAPNOPHYLLUM, Gärtn., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Doldenpflanzen

---

*) Die Abbildung von sehr vielen dieser Münzen, so wie eine umständlichere Bearbeitung dieses Gegenstandes, enthält das Buch: die Kapitels- und Sedisvacanzmünzen der teutschen Erz-, Hoch- und unmittelbaren freien Reichsstifter, gesammelt und beschrieben von Dr. Karl Friedr. Zepernick, Halle 1822. 4. und Dessen Ergänzungen und Berichtigungen von dem Verfasser. Ebendas. 1825. 4.

*) S. über dieses aus Urkunden geschöpfte Werk, welches über die Verfassung der Stadt Barcelona, ihre Schifffahrt, ihren Seehandel rc. ein ganz neues Licht verbreitet, *Meusel's* Bibl. hist. Vol. VI. P. I. 45. Vgl. Vol. XI. P. I. 101. **) Biogr. univ. T. VII. (von Villenave). Eberts bibliogr. Lexikon.

und der 5ten Linne'schen Klasse, deren Charakter in der eiförmigen, etwas zusammen gedrückten Frucht besteht, deren drei Rippen mit stumpfen Stacheln besetzt sind. Die einzige bekante Art: C. *africanum* Gärtn., wächst am Cap: es ist Conium africanum *L.*, und von Link mit dem Namen Rumia belegt, obgleich Poiteau schon eine gleichnamige Gattung Roumea (Kölera W. Bessera *)) aufgestellt hat. (*Sprengel.*)

Capo, als Vorgebirge, s. theils unter Vorgebirge, theils unter dem zweiten Worte der Zusammensetzung als Cagliari u. a.

CAPO DI LAGO auch Capolago und Codelago genant, im Kreise Riva San Vitale und Bezirke Lugano des schweizerischen Kantons Tessin. Dieses beträchliche katholische Pfarrdorf liegt am äußersten Ende des östlichen Busens des Lavisersees, wovon der Name herrühren mag. Ihren Haupterwerb beziehen die Einwohner von der starken Warendurchfuhr aus der teutschen Schweiz nach Italien, zu deren Beförderung eine sichere und bequemere Schifflände angelegt ward. Schinz *)) nennet den Ort unangenehm und frostig. In der That bescheint ihn die Sonne in den kürzesten Tagen erst nach 10 Uhr Morgens, was von einem mit finstern Waldungen bedeckten Berge herrührt, der sich unmittelbar hinter dem Dorfe erhebt und dessen schattige Nähe auf die schlechte Beschaffenheit des in der Umgebung gezogenen Weins einen nicht zu verkennenden nachtheiligen Einfluß ausübt. Nur geringe Überreste erinnern an das im 14. Jahrh. hier erbaute Schloß, das nicht ohne Ruhm in den italienischen Feldzügen der schweizerischen Kriegesmacht widerstand. Erst in dem ewigen Frieden 1516 übergab es Franz I. König von Frankreich den Eidgenossen, die es einige Jahre später schleifen ließen.
(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CAPO D'ISTRIA, unter den Römern Ägida und später Justinopolis, östreichische Stadt und Hauptort der Halbinsel Istrien; im istriaer Kreise, des Gouvernements Triest, Königreichs Illyrien (31° 22′ 33″ L. 45° 30′ 36″ Br.), an einem Busen des Meeres, Valle Stagnon, in dessen Nähe sich der Risanobach ins Meer ergießt, auf einem vom Meer umgebenen Felsen, der durch eine Brücke mit dem festen Lande verbunden ist; hat eine Citadelle, 30 Kirchen, 1092 Häuser und 5000 Einwohner, aber enge Gassen, die der Stadt ein düsteres Ansehn geben; doch zeichnen sich mehre ansehnliche Gebäude und besonders die neue Kathedralkirche aus. Hier ist der Sitz eines Bischofs, ein Collegium der Piaristen, wo Unterricht in den Humanitäts-Lehrgegenständen und in den philosophischen Wissenschaften ertheilet wird, und 2 Nonnenklöster, in welchen die Nonnen Mädchenschulen unterhalten; auch befindet sich hier ein Leihhaus und ein Postamt. Die vorzüglichsten Nahrungszweige der Einwohner sind: Wein und Ölbau, Seefischerei, bedeutende Baisalzschlämmereien, die gegen 5000 Moggien Ausbeute geben, Handel, Schiffbau und Schifffahrt, auch Leder- und Seifenfabriken. Vermöge der Lage leidet die Stadt Mangel an Trinkwasser und es wird daher das Fehlende, theils durch Regenwasser aus Cisternen ersetzt, theils durch künstliche Wasserleitungen vom festen Lande her zugeführt. (*Haan.*)

CAPORALI (Cesare), einer der gerühmtesten Nachahmer Berni's, von einer alten ursprünglichen Familie abstammend, wurde den 20. Junius 1531 zu Perugia geboren. Sein poetisches Talent soll sich zuerst durch seine leidenschaftliche Liebe für den Horaz offenbart haben, den er schon als Knabe auswendig lernte, übersetzte und nie aus den Händen ließ. Ein Oheim, welcher seinen Vormund gespielt hatte, war unredlich mit seinem Vermögen umgegangen, und C. sah sich genöthigt, die Rechtskunde als Brotwissenschaft zu studiren, ohne jedoch deßwegen die Philosophie, Rhetorik und Poesie zu vernachlässigen. Eine schwere Krankheit unterbrach seine Studien. Als er sich wiederhergestellt fühlte, reiste er nach Rom, wo der Kardinal Fulvio de la Cornia, ein Neffe des Papstes Julius III. ihn in seine Dienste nahm. Von der Zeit an schloß sich Caporali als Hofmann verschiedenen Herren an, dem Kardinal Ferdinand von Medicis, nachherigem Großherzoge von Toscana, dem Kardinal Ottavio Aquaviva und zuletzt dem Marchese Ascanio della Cornia, einem Brudersenkel des genanten Kardinals. Der Mediceer scheint unter allen diesen derjenige gewesen zu seyn, bei welchem C. sich am glücklichsten fühlte. Aquaviva war sein Jugendfreund und machte ihn zum Gouverneur von Atri und Giulia nova in seinem Herzogthume in den Abruzzen; aber dennoch trieb eine nicht bekant gewordene Ursache ihn aus diesem Dienste und bewog ihn, ein zurückgezogenes und geschäftloses Leben unter dem Schutze des Marchese della Cornia jenem Ehrenposten vorzuziehen. Er starb an einer Steinkrankheit in Castiglione bei Perugia, im J. 1601 nach langem Leiden, welches er sehr geduldig ertrug. Seinen Ruhm verdankt er seinen burlesken Satiren, die ihn zu einem Haupte der Poesia bernesca erhoben haben. Viele italienische Kunstrichter ziehen ihn selbst dem Berni vor, wenigstens in Hinsicht auf Geschmack und Sittlichkeit. Aber freilich sind diese beiden Eigenschaften nicht sehr charakteristisch für das Burleske. Seine Gedichte bestehen aus einigen Capitoli, einem allegorischen Gedicht, dessen Anlage mit den Ragguagli di Parnaso des Boccalini Ähnlichkeit hat; Viaggio di Parnaso, einer romanhaften Vita di Mecenate, einem seltsamen bunten Gemisch von Altem und Neuem, Wahrem und Erdichtetem, mit den weitschweifigsten Exkursionen und Episoden; einen Anhang bildet ein kleines Gedicht: I Giardini di Mecenate. Dagegen schließen sich die Esequie di Mecenate, eine Beschreibung der Todtenfeier des Maecenas auf dem Parnaß, dem Viaggio di Parnaso an. Fälschlich werden ihm zwei Komödien lo Sciocco und la Ninetta zugeschrieben, Überarbeitungen zweier Stücke des Pietro Aretino. — Die vollständigste Ausgabe von Caporali's Gedichten: Rime etc. Perugia 1770. 4. Raccolta di alcune rime piacevoli. Parma 1582. 12., enthält nicht alle Gedichte desselben *)). (*W. Müller.*)

*) Beiträge zur nähern Kentniß des Schweizerlandes S. 322.

*) *Crescimbeni* IV. 120. *Tiraboschi.* VII. 1197. 1225. Vorzüglich *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. IX. 228 ff. und derselbe in der Biogr. univ.

CAPPARIS, eine Pflanzen-Gattung, welche mit einigen andern eine eigene Familie, der Cappirideen, ausmacht, in die 13te Linné'sche Klasse gehört, und deren Charakter in dem 4theiligen Kelch, vier Corollenblättern und einer berenartigen gestielten Schote besteht. Es sind 8 Arten bekant, welche in meinem syst. veget. 2. p. 572—577 verzeichnet sind. (*Sprengel.*)

Capparis spinosa L., die europäische Art des Kappernstrauchs, deren Blumenknoten mit Salz und Essig eingemacht, zum Fleisch, zu Sardellensalaten, Ragoût's u. s. w. gegessen werden. Für die beste Sorte gelten die linsen- oder erbsengroßen, noch gestielten, festen und harten italienischen, Cyper- und toulonschen Kappern, die aber frisch, olivengrün, ganz, rund seyn, und einen reinen säuerlichen Wohlgeschmack haben müssen. Auch die so beschaffenen großen Kappern sind, wenn gleich so locker, daß sie sich leicht aufblättern, nicht zu verwerfen.

Schlecht dagegen sind die stiellosen, schwärzlichen, schmierigen, zerquetschten oder zerstückten, alten, unschmackhaften, verdorbenen, und überhaupt alle Kapotkappern.

Die Stelle der echten können im Nothfall auch die Bohnen- oder wilden Kappern vertreten, nur daß sie einen mehr bitterlich gewürzhaften, wenn auch nicht unangenehmen Geschmack haben. — Angenehmer aromatisch schmecken jedoch die sog. Kapuzinerkappern, d. h. die eingemachten Blumenknospen der indianischen Kresse (Caltha palustris) &c.— Unter den übrigen Afterkappern taugen die widrigherben Blumenknospen des schwarzen Hollunders (Flieders), und die zugleich verdächtigen Blüthenknospen der Butter-, Dotter-, Kuh- oder Schmalzblume am wenigsten zum Speisegebrauch.

Die Giftmischerei, welche hier und da mit den Kappern getrieben wird, daß man den verdorbenen, mißfarbenen durch Kochen und Stehenlassen in kupfernen Gefäßen &c., ein lebhafteres Grün geben will, oder sie mit Kupferspänen &c. wieder frisch grün auffärbt, verräth schon deren zu lebhaftes Kupfergrün, und läßt sich überdieß durch einen blanken Stahl entdecken, der in eine solche erwärmte Kapperbrühe gelegt, mit der Zeit rothkupfrig anläuft &c.; (die übrigen Kupferproben, s. unter Kupfer). (*Th. Schreger.*)

CAPPEL, heißen sechs Orte im Großherzogthume Baden, die alle ihren Ursprung und ihren Namen von Capellen erhielten, die das wachsende Christenthum in diesen Gegenden erbaute. Sie sind nach der Reihe ihrer Bedeutsamkeit folgende:

I. Cappel unter Rodeck, bedeutender Marktflecken, Gericht und Thal unter dem Namen des cappeler Thales bekant, im Bezirksamte Achern. Der Flecken an dem kleinen Flusse Acher und am Fuße des Berges, worauf das berühmte Schloß Rodeck in Trümmern liegt, hat Ursprung und Namen von der Capelle des heil. Georgs, welche auf dem Berge des gedachten Schlosses von Alters her gestiftet war, die häufige Wanderungen der Frommen, und anfangs die Anlegung eines Wirthshauses, dann aber den Anbau eines Fleckens veranlaßte, der, bei zunehmender Bevölkerung in die zur Pfarrei erhobene Kirche des waldulmer Thales eingepfarrt wurde, bis endlich seine, seitdem erbaute eigene Kapelle zum heil. Nikolaus im J. 1611 ebenfalls zur Pfarrkirche erhoben, und die umliegenden Thäler ihr einverleibt wurden. — Der Flecken hat jetzt über 150 Bürger, seine Bevölkerung beträgt 1500. Seine Gemarkung gegen die Ebene hin ist fruchtbar an Getreide, und andern Nahrungsstoffen. Die umliegenden Berge liefern eine Menge Kastanien, und vielen und guten Wein, wovon der Cappler rothe als vorzüglich bekant ist. Das zu seinem Gerichte und zu seiner Pfarrei gehörige, oben schon genante Thal ist 1½ M. lang, eng und rauh, und hat viele Nebenthäler und einzele Höfe. Es gehörte in den ältesten Zeiten verschiedenen adeligen Geschlechtern, nach der Erlöschung aber kam es theils an das Bisthum Strasburg, in welchem Cappel die vierte Vogtei in dem dießseitigen strasburgischen Amte Oberkirch bildete, theils an die Markgrafen von Baden; bis die Folgen der Kriege unserer Zeit sie gänzlich mit dem Großherzogthum Baden vereinigten. Das ganze cappler Thal besteht nebst der Gemeinde und dem Hauptorte Cappel und den ihm anhängigen Zinken und Höfen, noch aus vielen Thälern oder Rotten und den ihnen anhängigen Höfen und Zinken. Sie alle zusammen einschließlich des Hauptortes zählen über 3000 [1]) Bewohner, die alle der katholischen Glaubenslehre zugethan sind. — Die Bewohner sind nebst ihren Nachbarn den Waldulmern und Sasbachwaldnern, ein tapferes Volk, das den Hauptort und seine Thäler oft schon gegen die Feinde, und besonders im J. 1799 gegen die Franzosen muthig und kräftig vertheidigte [2]).

II. Cappel am Rhein, schönes, großes Pfarrdorf am Ausflusse der Elz in den Rhein, da, wo schon im 4. Jahrh. der heil. Maternus, als er im Elsasse das Christenthum befestigte, oder der heil. Amandus, erster Bischof von Strasburg eine Kapelle errichtet haben soll. Von dieser Kapelle soll der um dieselbe entstandene Ort seinen Namen erhalten haben, als die Allemannen hier zunächst auf einer Aue des Rheines Rheinau, und eine bequeme Rheinüberfahrt angelegt hatten. Wenigstens sollen sich schon im 2. Jahrh. Christen in der Ortenau, in welcher dieser Ort liegt, befunden, und im 5. Jahrh. das Christenthum in diesen Gegenden in der schönsten Blüthe gestanden haben. Auch herrscht seit undenklichen Zeiten die Überlieferung, daß der heil. Fridolin, auf seiner Reise von Strasburg nach Allemannien und in die Gegenden des Bodensees zur Verbreitung des Evangeliums, hier über den Rhein gesetzt, und bei der damaligen Anschwellung des Flusses die Bewohner durch sein Gebet und durch das Zeichen des heil. Kreuzes von der Wassersnoth gerettet habe. Noch bis auf den heutigen Tag wandern die Cappler, zur Feier dieses Ereignisses jährlich am 6. März in Prozession an den Rhein. Übrigens gehörte Cappel zur alten abendländischen Mark Ettenheim; sein Name komt aber erst im J. 1219 zum ersten Male urkundlich vor, wo Heinrich von Veringen, Bischof von Strasburg, den strasburgischen Anwalt An-

1) Nach Demian 4360. 2) Das Vorstehende so wie das Nachstehende dieses Art. ist hauptsächlich nach Kolb und Schöpflin bearbeitet.

selm mit dem Orte Cappel und der Stadt Rheinau nebst andern Gütern belehnte. Zu jener Zeit wurde der Ort „Cappel bei Rheinau" genant. Nachdem aber die Stadt Rheinau im 15. Jahrh. nach und nach vom Rheine theils verschlungen, theils hinweggespült, ans linke Rheinufer verpflanzt war, nahm es den Namen Cappel am Rheine an. Durch den lüneviller Frieden kam Cappel mit der Mark und dem Fürstenthume Ettenheim von dem Bisthume Straßburg an Baden, und ist nach der jetzigen Landeseintheilung dem Bezirksamte Ettenheim zugetheilt. Es bildet ein eigenes Gericht, hat 850 Einw., 162 Bürger, nebst der Kirche ein Pfarrhaus und eine Schule, eine Mahl-, Säge- und Schleifmühle und 151 Häus., worunter einige schöne Gebäude sind. Bedeutender Getreide-, Hanf- und Tabaksbau, und ein ergiebiger Fischfang, besonders Lachsfang, auf dem Rheine und auf der Elz zeichnen es noch weiter aus. Allein seine Lage ist wegen der vielen Nebel und sumpfigen Gegenden ungesund, und der am linken Ufer der Elz liegende Theil hat jährlich einige Mal Überschwemmungen auszuhalten. Unterhalb des Ortes ist die bekante starke Rheinüberfahrt, wo im Sommer täglich drei Mal, im Winter aber zwei Mal, ein großes Schiff von Rheinau landet, um Menschen, Vieh und Wagen an das jenseitige Ufer zu bringen.

III. Cappel unter Windeck, ansehnliches Pfarrdorf, das aus mehren Zinken, Cappel, Eisel, Gucken, Hölle, Riegel, Rittersbach und Windeck zusammengesetzt, mit einer Bevölkerung von 764 Selen, sich von der reichsfundirten, und um das J. 1765 wieder neuerbauten schönen Pfarrkirche an, eine Stunde weit durch Thäler und über blühende Anhöhen bis zu den Ruinen des berühmten Schlosses Altwindeck fortzieht. Es hat seinen Namen ohne Zweifel von der alten Kapelle, neben der Pfarrkirche, die für die Begräbnißstätte der ehemals berühmten Herren von Windeck gehalten wird. Diesem altadeligen Geschlechte gehörte auch einst der Ort, und kam nach Erlöschung ihres Hauses mit dem größten Theile ihrer Herrschaft an die Markgrafen von Baden. Jetzt liegt Cappel in dem Bezirksamte Bühl nur ½ St. von der Amtsstadt. Es zeichnet sich durch seine große, vortrefflich angebaute, und besonders an Wein und Obst reiche Gemarkung aus.

IV. Cappel im Fürstenbergischen, ein Pfarrdorf und eine Vogtei dieses standesherrlichen Fürstenthums, unter dem großherzogl. Bezirksamte Neustadt, zählt mit dem dazu gehörigen Dörfchen Grünwald 436 Einw., und ist durch seinen großen Bann, der aus 2765 Morgen Ackerfeld, 549 M. Wiesen, 1663 M. Privatwaldungen, und 577 M. Gemeindewaldung besteht, durch Glashandel, Ackerbau und Viehzucht, besonders durch seine berühmte Kälberzucht merkwürdig, da man hier Saugekälber von 150 ℔ und drüber zieht, die nach fernen Gegenden verkauft werden.

V. Cappel bei Villingen, Pfarrd. ½ M. von dieser Stadt, in ihrem Bezirksamte, und an der Straße von Rothweil, mit 440 Einw., hatte ehemals ein Schloß, das den in diesen Gegenden berühmten Herren von Falkenstein gehörte, die auch den Pfarrsitz samt dem großen und kleinen Zehnten des Ortes besaßen, und dieselben im J. 1575 an die Villinger Pfarrpräsenz verkauften. Im 15. und 16. Jahrh. war es Eigenthum mehrer bürgerlichen Familien zu Rothweil und Villingen, von denen es nach und nach theils an das Kloster S. Georgen auf dem Schwarzwalde, theils an die Stadt Rothweil verkauft wurde. Der erste Theil kam schon zu den Zeiten der Reformation, der andere aber durch Kauf im J. 1677 an Wirtemberg, welches diese Besitzung vermöge Statsvertrages v. 5. Okt. 1810 an Baden abtrat.

Endlich VI. Cappel im Breisgaue, ein Pfarrdorf mit 231 Einw., mit Viehzucht und Holzhandel, dessen zum ersten Male im J. 1272 urkundlich gedacht wird, wo die Herren von Falkenstein ihren Theil, den sie von den Herren von Rötteln zu Lehen trugen, an die Teutschordenscommende Freiburg um 60 Mark Silbers verkauften. Es hatte von den ältesten Zeiten her verschiedene Herren, und war zuletzt zwischen der genanten Teutschordenscommende und dem Gotteshause Oberried getheilt, bis es durch die bekanten Ereignisse der neuesten Zeit an das Großherzogth. Baden kam. (*Leger.*)

CAPPEL, Pfarrdorf am rechten Ufer der Lahn, nur ½ M. von Marburg in dem Amte und Kreise Marburg der kurhessischen Provinz Oberhessen, hat 1 lutherische Pfarre, 2 Mühlen, 45 Häus. und 522 Einw., worunter 70 Reformirte. (*Hassel.*)

CAPPEL, ein Dorf auf der Westseite des Albis im Amt Knonau des schweizerischen Kantons Zürich. Die reformirte Pfarre, umfaßt auch Urzlikon, Hauptikon und Ebertschweil mit überhaupt 57 Häusern und nahe an 500 Einw. Die wegen ihres Baues und ihrer gemalten Fensterscheiben sehenswerthe Kirche [1]), welche die Erbbegräbnisse der Freiherrn von Schnabelburg, der Freiherrn von Eschenbach und mehrer anderer adeligen Geschlechter umschließt, war ein wesentlicher Bestandtheil des 1185 gestifteten reichen Cisterzienser Klosters (Monasterium de Capella [2]), dessen letzter Abt Wolfgang Joner genant Rüpli von Frauenfeld, Zwingli's Freund, als ein eifriger Beförderer der Kirchenverbesserung betrachtet werden muß. Mit diesem Kloster war eine eigene Schule verbunden, an der der berühmte Reformator Heinrich Bullinger aus Bremgarten sechs Jahre (1523 — 1528), als Lehrer stand [3]). Er und Peter Simler, erster reformirter Pfarrer zu Cappel, haben die Jahrbücher dieses Klosters handschriftlich hinterlassen [4]). Jetzt bilden die Klostergüter, zu welchen der sogenante Cappeler Hof in der Stadt Zürich gehört [5]), eine eigne Schaffnerei (Kammeral-Amt), deren Verwalter der Stat jedes Mal auf 9 Jahr ernent [6]). Cappel ist der Geburts-

1) Sie ist abgebildet auf dem dritten Kupfer des helvetischen Almanachs f. d. J. 1814. Zürich b. Orell, Füßli u. C. 2) S. *Bluntschli* Memorabilia Tigurina. Zürich 1742. S. 90. *Werdmüller's* Memor. Tigur. (1780) I. S. 101. *Erni's* Mem. Tig. (1820) S. 217, und die Schriften von Dürsteler, die Haller in der Bibliothek der Schweizergesch. (II. Nr. 1984. und III. Nr. 1100) anführt. 3) Vgl. *Jos. Simler* Narratio de ortu, vita et obitu rev. viri D. Henrici Bullingeri cet. Tiguri (1575. 4.) fol. 7. 4) Annales sive Chronicon Coenobii Capellani. Vgl. Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte III. Nr. 1119—21. 5) Fäsi's Stats- und Erdbeschr. d. ganzen helvet. Eidgenossenschaft I. S. 444. 6) Regirungs-Etat des eidsgenössischen Standes Zürich, auf d. J. 1824. S. 64.

ort des durch seine Gelehrsamkeit bekanten Josias Simler (geb. 1530, † 1576). Leonhard Meister, einer der fruchtbarsten schweizerischen Schriftsteller, starb hier als Pfarrer im J. 1812 und es wohnen noch im Orte die Nachkommen des Adam Näf, der in der cappeler Schlacht (s. folgenden Artikel) das züricher Panner rettete und sich dadurch das Bürgerrecht erwarb.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Cappeler-Krieg. Diesen Namen führen in der Schweizer-Geschichte zwei Feldzüge, welche bald nach der Reformation von beiden Religionstheilen gegen einander unternommen wurden. Der erste Cappeler-Krieg fällt in das J. 1529. Die Erbitterung zwischen beiden Parteien war auf den höchsten Grad gestiegen. Man reizte sich gegenseitig, und in einigen Gegenden der innern Cantone waren anzügliche Schriften und bildliche Injurien gegen die Reformirten verbreitet worden. Die Unterwaldner hatten den Einwohnern des bernerschen Oberlandes, welche sich gegen die Regirung empörten, 800 Mann mit dem Landesbanner zu Hilfe geschickt. Als nun ein Landvogt von Unterwalden die Verwaltung der gemeinschaftlichen Grafschaft Baden antreten sollte, machte Zürich, welches von ihm Beschränkungen der Reformirten besorgte, Einwendungen dagegen, besetzte voreilend die freien Ämter, rückte zu Felde, und sein Heer nahm eine Stellung in der Gegend von Cappel. Die 5 Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug lagerten sich bei Muri; die Berner und die übrigen Evangelischen, welche den Zürichern zu Hilfe eilten, nahmen ihre Stellung bei Bremgarten. Gegenseitig kündigte man sich den Krieg an †). Doch gelang es den vermittelnden Glarnern, Appenzellern und Graubündtnern, vornehmlich durch Verwendung des Abgeordneten von Glarus, Hans Äbli, die Feindseligkeiten zu verhindern, und durch die Dazwischenkunft der übrigen Cantone, so wie auch der Strasburger, Rothweiler und Costnitzer, kam der erste Cappeler-Friede zu Stande.

Derselbe war von kurzer Dauer. Gegenseitige Kränkungen führten die nämlichen Gegner im Oktob. 1531. wieder ins Feld. Die weit besser einverstandenen 5 katholischen Orte hatten sich 7 bis 8000 Mann stark an den Gränzen des Kantons Zug zusammen gezogen. Am 10. Oktober besetzten die Züricher Cappel mit 600 Mann; aber nicht eher als am 11. rückte das Banner von Zürich aus. Am Nachmittag griffen die Katholischen die Züricher an; ein paar Stunden lang kanonirte man sich. Gegen Abend machten die erstern einen lebhaften Angriff. Der Widerstand war von geringer Bedeutung. Der kleine zürichersche Haufe und die durch einen Eilmarsch ermüdeten Verstärkungen wurden in die Flucht geschlagen. Die Züricher verloren 18 Kanonen, und der Verlust an Todten wird auf 512 angegeben. Zwingli selbst, der auch von Zürich herbei geeilt war, verlor dabei sein Leben. Weit geringer war der Verlust der Sieger. Als sogleich nach diesem Treffen die Züricher von Schaffhausen, aus dem Thurgau, dem St. Gallischen und Toggenburg Verstärkungen erhielten, auch die Berner sich mit ihnen vereinigten, rückte das versammelte Heer in den Kanton Zug ein, und die 5 Örtischen, welche mittlerweilen aus Wallis und der italienischen Schweiz auch Verstärkungen erhalten hatten, zogen sich an den Zugerberg zurück. In der Absicht, durch eine hinter dem rechten Flügel der katholischen Armee angebrachte Stellung, diese in Verlegenheit zu setzen, schoben die Reformirten, ohne erfoderliche Verbindung eine Abtheilung von 4000 Mann mit 11 Kanonen auf den Gubel an der nordöstlichen Höhe des Zugerberges vor; allein unbedachtsam ließen diese sich am 24. Oktober frühe von den Katholischen überfallen, wurden in die Flucht geschlagen und verloren über 800 Mann. Dieß veranlaßte Mißtrauen und Uneinigkeit unter den Reformirten; die Toggenburger und einige Andere gingen nach Hause; die Berner trenten sich von den Zürichern, und am 16. November schlossen die Züricher mit den katholischen Orten einen nachtheiligen Frieden, welchem am 22. auch die Berner beitraten. Dieß war der zweite Cappeler-Krieg und Friede. — Diese beiden Friedensschlüsse werden in der Schweizer-Geschichte auch der erste und zweite Landsfriede genant.

(*Meyer von Knonau.*)

CAPPEL, CAPPELLUS, eine seit dem 15. Jahrh. bekante französische Familie, aus der mehre um die wissenschaftliche Kultur ihrer Zeitgenossen verdiente Gelehrte hervorgingen [1]). Wir bemerken, als die berühmtesten, die beiden Brüder Jacques und Louis. I. Jacques Cappel (Jacobus Cappellus), Erbherr zu Tilloy, geboren im März 1570 zu Rennes, wo sein Vater Jacques der ältere reformirter Parlementsrath war, der 1586 zu Sedan starb, wohin er sich geflüchtet hatte, um den Religionsverfolgungen zu entgehen. Der Sohn studirte zu Sedan die Theologie, war zuerst Prediger in der Landschaft Tilloy, wurde 1599 durch den Herzog von Bouillon nach Sedan berufen, und starb daselbst den 7. September 1624 als Professor der hebräischen Sprache und der Theologie. Als gelehrter Schriftforscher, Sprach- und Alterthumskenner ist er rühmlich bekant durch: Epocharum illustrium thematismi cum explicatione selectorum aliquot difficilium scripturae locorum. Sedan. 1601. 4. De ponderibus et nummis lib. II. Frf. 1606. 4. De mensuris lib. III. 1607. 4. mit Kupf. eine Fortsetzung des vorigen, ohne seine Theilnahme gedruckten Werks; äußerst genau, gründlich und methodisch. Historia sacra et exotica ab Adamo usque ad Augustum, de-

†) Das treuherzige Benehmen der Vorposten, welche aus einem auf der Gränzlinie stehenden Gefäße ihre Suppe verzehrten, zu welcher die Einen das Brot, die Andern die Milch hergaben, und wo man dem, der seinen Löffel über das jenseitige Gebiet ausstreckte, auf die Finger schlug, und ihn auf seinen Boden zurückwies, — gleichwie die von der Verwilderung und den Ausschweifungen des vorhergegangenen Zeitalters sich ganz entfernende Ordnung und Mannszucht beim reformirten Heere, sind schöne und erfreuliche Episoden in der damaligen Schweizergeschichte.

1) Von dem ganzem Geschlechte s. *Lud. Cappelli* comment. de vita sua ad filios, Joh. Ludov. et Jac. de Capellorum gente, e gallico in lat. sermon. conversus et auct. ab illo Jacobo; abgedruckt bei *Lud. Cappelli* commentt. in V. T. Amst. 1689. fol. und das Supplément de l'hist. de la maison des Cappels in den Singularités hist. et lit. Par. 1739. 12. T. III. 445. Vgl. das allg. hist. Lex. Leipz. 1730. und die Suppl. 1740. auch die Biogr. univ. T. VII.

monstrationibus mathemat. fulta et documentis ethicis locupletata. Sed. 1613. 4. Schätzbare Anmerkungen zum alten Test., gemeinschaftlich mit seinem Bruder [2]). Dieser, der berühmteste aus der Familie, II. Louis Cappel (Ludovicus Cappellus) der jüngere genant, um ihn von seinem Onkel Louis Cappel mit dem Zunamen Moniambert zu unterscheiden, der am 15. Jan. 1534 zu Paris geboren war, zuerst den reformirten Glauben annahm, und den 6. Jan. 1586 als Prediger und Professor der Theologie zu Saumur starb [3]). Daselbst war auch der jüngere Louis Cappel den 15. Okt. 1585 geboren. Er studirte anfangs zu London in dem Collegium von Exeter, dann zu Saumur, wo er 1613 Professor der hebräischen Sprache, darauf zugleich Prediger und 1653 Professor der Theologie wurde. Diese Ämter verwaltete er mit Würde, bis er den 18. Junius 1658 starb. Er war einer der gelehrtesten Hebraisten seiner Zeit, ein liberaler und scharfsinniger biblischer Kritiker, der Wahrheiten vortrug, die sein Zeitalter nicht ertragen konte, aber, nach Eichhorns [4]) Meinung „in seinen Vorschlägen zu kühn und unbedächtig, der Conjecturalkritik, die nicht bloß fehlerhafte Stellen bemerklich macht, sondern auch (ob es ihr gleich an einer festen Unterlage fehlt) absprechend und entscheidend bessert, zu günstig, in seinen Untersuchungen zu flüchtig und der morgenländischen Dialekte zu unkundig." Dieß bezieht sich auf das von ihm entworfene neue System der biblischen Kritik, wodurch er mit siegender Gelehrsamkeit die Göttlichkeit der hebräischen Vokalzeichen bestritt, die Authenticität und das Alterthum des hebräischen Textes angriff, und sich zu zeigen bemühte, daß die jetzigen Buchstaben des hebräischen Textes erst nach der babylonischen Gefangenschaft unter den Chaldäern üblich gewesen seien, die Juden aber sich in den ältern Zeiten beständig der samaritanischen Charaktere bedient hätten. Er theilte die Resultate seiner Forschungen zuerst dem ältern Johann Buxtorf zu Basel mit, der es aber für gefährlich erklärte, den hebräischen Vokalpunkten einen neuern Ursprung beizulegen. Dagegen ließ Erpenius in Leiden des Cappellus Schrift, ohne deren Verfasser zu nennen, unter dem Titel drucken: Arcanum punctationis revelatum, sive de punctorum, vocalium et accentuum apud Hebraeos vera et germana aetate, diatriba, Lugd. Bat. 1624. 4., vermehrt und gegen die Einwürfe der Gegner vertheidigt in *Cappelli* commentariis et not. crit. in V. T. Amstel. 1689. p. 697. Er erwarb sich dadurch das Verdienst, der erste christl. Gelehrte zu seyn, der die richtige Ansicht der Vokalpunkte und Accente bis zur Überzeugung nahe brachte und ausführlich darstellte. Den ein Mal betretenen Weg der Untersuchung und kritischen Beleuchtung des alttestamentlichen Textes verfolgend, verwendete er einen 36jährigen Fleiß auf die Bearbeitung seiner Critica sacra, sive de variis, quae in sacris V. Test. libris occurrunt, lectionibus, libri VI.; in quibus ex variarum lectionum observatione, quamplurima s. scripturae loca explicantur, illustrantur atque adeo emendantur non pauca. Par. 1650. fol.; recens. multisque animadv. aux. *G. J. L. Vogel* et *J. G. Scharfenberg*. Halae 1775—1786. Vol. III. 8. Ungeachtet der angeführten Erinnerungen Eichhorns gebührt doch dem Verfasser der Critica s. der Ruhm, daß er der erste war, der die Kritik des hebräischen Textes mit vieler Einsicht und Gelehrsamkeit, gleichweit entfernt von zu kühnen Hypothesen und von der herschenden abergläubischen Einbildung einer durchaus unverfälschten Richtigkeit jenes Textes, bearbeitet hat [5]). Was er sonst zur Erklärung der alttestamentlichen Urkunden leistete, findet man gesammelt in *Lud. Cappelli* commentariis et notis crit. in V. T. Accessere *Jac. Cappelli* fratris observatt. in eosdem libros. Curavit ed. *Jac. Cappellus*, Ludov. filius. Amst. 1689. fol. Wenn er sich gleich als Exeget von Einmischung dogmatischer Ideen, im Geiste der Zeit, nicht frei erhielt, so erkent man doch überall Spuren einer tiefen Gelehrsamkeit, einer gesunden Kritik und einer Erhebung über gemeine Vorurtheile. Erläuterung der Sprache und des Alterthums waren ihm Hauptsache. Von seinen übrigen Schriften verdienen noch bemerkt zu werden, seine Chronologia sacra. Par. 1655. 4., wieder abgedruckt in *Waltoni* apparat. bibl. Tigur. 1673. fol., seine Historia apostolica illustrata. Salmuri 1683. 4. und seine (so wie seines Bruders) dogmatischen Abhandlungen in den beiden Samlungen: Syntagma thesium theolog. in acad. Salmuriensi disputatarum. Ed. II. Part. IV. Salm. 1665. 4. *Thesaurus* dispp. theol. in Sedanensi acad. habitarum. Genev. Vol. II. 1661. 4. [6]). Ein Schmerz war es für den, seinem Glauben mit Wärme anhangenden Vater, daß sein Sohn Jean zur katholischen Kirche überging, und sich unter die Mitglieder des Oratoriums aufnehmen ließ. Mehr Freude machte ihm sein jüngerer Sohn Jacques Louis, der schon in seinem 19. Jahre durch seine hebräischen Sprachkentnisse sich auszeichnete, nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nach England floh, und daselbst 1722 in seinem 83.

---

2) *Colomesii* Gallia oriental. 157. *Fabricii* hist. bibl. suae P. I. 323. Mém. de *Niceron* T. XXII. 405. 3) Man sehe von ihm *Meursii* Athenae Batavae, wo zugleich die Rede abgedruckt ist, die er bei Inauguration der Hochschule zu Leiden hielt, und Mém. de *Niceron* T. XXII. 385. Der Letztere führt einige Schriften von ihm an, die aber wahrscheinlich nie gedruckt wurden. 4) Dessen Geschichte der neuen Sprachk. 1. Abth. 495.

5) Das Werk blieb 10 Jahre, nachdem es vollendet war, in der Handschrift, weil man ihm in Holland und in der Schweiz den Abdruck verweigerte. Man besorgte nämlich dadurch den Katholiken einige Waffen in die Hände zu geben, von welchen sie im Streit über den Werth der Vulgate, über das Ansehen der Bibel und der Tradition überhaupt, Gebrauch machen könten. Der erste Abdruck kam daher durch Vermittelung katholischer Gelehrten, wiewol verstümmelt, zu Stande. Unter den Gegnern, die den Cappellus zu widerlegen suchten, war der jüngere Joh. Buxtorf zu Basel der wichtigste, der in seiner Anticritica. Basil. 1653. 4. zwar mancherlei gegründete Erinnerungen machte, aber zugleich, mit fast jüdischem Geiste, die völlige Fehlerlosigkeit und Heiligkeit des hebräischen Textes und selbst die Göttlichkeit der Punkte vertheidigte. S. Hist. crit. du vieux Test. par *R. Simon* p. 8463. Baumgartens Nachr. v. merkwürdigen Büchern 10. Bd. 9. Meyers Gesch. der Schrifterkl. 3. Bd. 287. Von der neuen Ausgabe der Crit. s. s. die allg. t. Bibl. Bd. 27, 208. und die Nova acta erudit. 1775. Dec. 560. 6) Siehe von diesen beiden Samlungen Schröckh's Kirchengesch. seit. der Ref. 5. Th. 151—160.

Jahre starb. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Cappelle, nachdem es 2 Jahrhunderte lang geblüht hatte[7]). (*Baur.*)

CAPPELER (Moritz Anton), geb. zu Luzern 1685, folgte seinem Vater Sebastian, einem Arzte, in der nämlichen Laufbahn nach. Dennoch breitete sein lebhafter und thätiger Geist sich noch über andere Fächer nicht ohne Erfolg aus. Er studirte zu Mailand und zu Pont à Mousson, erhielt eine Anstellung beim Feldlazarethe der kaiserlichen Armee in Italien und begleitete dieselbe 1707 bei der Eroberung des Königreichs Neapel. Seine Kentnisse in der Mathematik, welche sich auch über das Ingenieurwesen ausdehnten, machten den commandirenden General, Grafen von Wallis, auf ihn aufmerksam. Man bediente sich seiner in der Belagerung von Pescara. Nach der Eroberung der Stadt wurde er zum Ingenieur-Hauptmann ernant, und diese Anstellung über die Provinz Abruzzo ausgedehnt. Allein da sein Vater seine Rückkehr wünschte, entsagte er nicht nur der kriegerischen Laufbahn, sondern schlug auch eine ihm angetragene Professorstelle der Arzneiwissenschaft zu Neapel aus, kehrte 1710 wieder nach Hause und zum praktischen Berufe am Krankenbette zurück. Als 1712 zwischen den Eidsgenossen der sogenante Toggenburger-Krieg ausbrach, wurde er wieder als Feldingenieur gebraucht. Bald nachher starb sein Vater und er erhielt das Stadtphysikat. 1739 gelangte an ihn ein Ruf als erster Physikus nach Freiburg, und 1744 nach Solothurn. An beiden Orten hielt er einige Zeit sich auf, kehrte aber wieder nach Luzern zurück, wo ihn neben gelehrten Untersuchungen und Arbeiten immer eine ausgedehnte ärztliche Praxis beschäftigte. Gleichwol wurde noch 1750 der 65jährige Arzt bestellt, um Unterricht in der Geometrie, dem Artillerie- und Ingenieurfache zu ertheilen. Körperliche Schwächen und ein starkes Zittern der Glieder nöthigten ihn, mit zunehmendem Alter beim Schreiben und in seinem ärztlichen Berufe sich eines Gehilfen zu bedienen, und endlich 1754, seine Berufsgeschäfte aufzugeben. Er ging zu einem geistlichen Sohne auf das Land, setzte aber seinen gelehrten Briefwechsel und seine wissenschaftlichen Arbeiten fort und ertheilte schriftlich und mündlich ärztlichen Rath. Urtheilskraft und Gedächtniß blieben bis ins hohe Alter ungeschwächt. Ein Jahr vor seinem Tode lähmte ein Schlag ihm die rechte Seite, und störte den freien Gebrauch der Sprachorgane. Er starb am 16. September 1769. — 1717 war er in den großen Rath gewählt worden, und bekleidete eine Zeit lang die Stelle eines Salzverwalters. 1730 war er in die königl. engl. Gesellsch. der Wissensch., in die kaiserl. Societät der nat. curios. unter dem Namen Archytas Tarentinus aufgenommen, und noch 1762 nahm ihn die naturforschende Gesellschaft zu Zürich zum correspondirenden Mitgliede an. Viele Jahre lang hatte er die Stelle eines Decans des medizinischen Collegiums zu Luzern bekleidet. Neben seinem unmittelbaren Fache beschäftigten ihn während seines ganzen Lebens die meisten Zweige der Naturwissenschaft und Mathematik. 1717 hatte er aus Auftrag seiner Regirung die Heilquelle zu Rußweil untersucht und eine Beschreibung davon herausgegeben. Die Entdeckung der Kristallgruben auf dem Grimselberg veranlaßte ihn zu genauen Untersuchungen derselben. Ein größeres Werk, welches er darüber ankündigte, kam nicht zu Stande, sondern nur ein Abschnitt davon erschien unter dem Titel: Prodromus chrystallographiae seu de chrystallis improprie sic dictis commentarius. Lucernae 1723. 4. Ein Auszug davon wurde in die Philosophic. Transactions aufgenommen und erwarb ihm jene Stelle in der königl. engl. Gesellsch. der Wissensch. — Den gelehrte Forschungen enthaltenden Brief de entrochis et belemnitis setzte Klein seinem Nomenclator de lapidibus figuratis, Danzig 1740 vor. Die Herausgabe der Pilati montis historia ab amico in Lucerna protracta atque acad. Helvet. societatibus sacra, 4. Basil. 1767. besorgte Felix Balthasar; sie enthält nicht nur eine genaue und lesenswerthe Beschreibung des jetzt zu wenig besuchten, einst hochberühmten Berges, sondern auch eine Übersicht der wichtigsten naturhistorischen Gegenstände des Kant. Luzern mit Planen und Zeichnungen, welche von dem Verfasser selbst entworfen sind. Mehre ärztliche und andere gelehrte Abhandlungen desselben sind in den act. physic. med. nat. curios. Vol. IV., — breslauer Saml. Versuch 26, 27, 28. — Abhandlungen der zürcherischen naturforsch. Gesellschaft u. a. O. zu finden *). (*Meyer von Knonau.*)

CAPPELN, ein Flecken im Herzogthum Schleswig an der Schley, 1 Meile von der Ostsee, 4 M. von Flensburg und Schleswig, mit mehr als 200 Häusern und 1200 Einw. Er gehörte bis 1807 zu dem adeligen Gute Roest, von dessen Besitzer der König von Dänemark ihn für 62,000 Thlr. Cour. kaufte. Als ein nicht unwichtiger Handelsartikel sind seit älterer Zeit die hiesigen Böcklinge bekant (Häringe, die frisch aus dem Wasser gebracht, mit scharfem Salze bestreuet, in eigends dazu eingerichteten Rauchhäusern 3 Tage und 3 Nächte über ein Feuer von getrockneten Eichenspänen geräuchert werden). Sie werden hier von ausländischen Kärrnern, die Hopfen, getrocknete Früchte, u. dgl. gebracht haben, bei Wallen (80 Stück) gekauft und in verschiedene Gegenden Teutschlands verfahren. Ehemals betrug die Ausfuhr bloß von Cappeln jährlich zwischen 600 und 1000 Tonnen, jetzt hat sie sehr abgenommen. (*Dörfer.*)

CAPPERONNIER (Claude, Jean und Jean Augustin), drei gelehrte Humanisten aus Mont-Didier in der Picardie, wo Claude, der Sohn eines Gerbers, den 1. Mai 1671 geboren war. Dem väterlichen Berufe geweihet, lernte er ohne Anweisung die Elemente der lateinischen Sprache, erhielt die Erlaubniß zu Amiens und Paris zu studiren, und zeichnete sich durch seine antiquarische Gelehrsamkeit so rühmlich aus, daß ihm die Universität zu Basel das Lehramt der griechischen Sprache antrug. Er blieb aber meistens zu Paris, wo er 1722

7) *Colomesii* Gallia oriental. 225. *Koenigii* bibl. vet. et nov. voc. *Pope-Blount* censura 971. *Fabricii* hist. bibl. suae P. I. 323. *Clement* bibl. cur. T. VI. 234. Mém. de *Niceron* T. XXII. 390. Biogr. univ. T. VII. (von Tabaraud). Sein oben angeführter Comment. de vita sua.

*) S. seine Lobrede von Balthasar im Nouveau journ. helvét. Nov. 1769 und Holzhalb Supplement.

Professor der griechischen Sprache am königlichen Collegium wurde, und den 24. Julius 1744 starb. In Frankreich galt er für einen der besten Griechen und Lateiner, und er war der Gehilfe der gelehrtesten Alterthumsforscher bei ihren literarischen Unternehmungen, denen er bereitwillig mit seinen Einsichten diente. Er lehrte den Bischof Bossuet das Griechische, lieferte viele Beiträge zu der Ausgabe des Stephanischen Thesaurus linguae latinae, der 1740 zu Basel in 4 Foliobänden erschien, zu den Lectt. Antiq. des Canisius nach Basnage's Bearbeitung, zu Boivins Ausgabe des Nicephorus Gregoras u. a. m. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch seine Ausgabe des Quintilian [1]), die zwar in Absicht der Kritik der Burmannschen nachsteht, aber schätzbare Erläuterungen besonders in Beziehung auf alte Rhetorik enthält, und deßwegen noch immer gesucht wird. Nach seinen Manuscripten wurde die Ausgabe der Rhetores antiqui. Argent. 1756. 4. bearbeitet, und reichhaltige Collectaneen von ihm werden handschriftlich verwahrt [2]). Kurz vor seinem Tode hatte er die Freude, daß ihm sein Neffe Jean, geb. zu Mont-Didier den 9. März 1716, in dem Lehramte am k. Collegium nachfolgte, nachdem derselbe schon 1733 eine Stelle bei der königl. Bibliothek erhalten hatte. Als der Abbé Sallier starb, wurde er königl. Bibliothekar, 1749 nahm ihn die Akademie der Inschriften unter ihre Mitglieder auf, und den 30. Mai 1775 starb er. Er edirte die Histoire de St. Louis par Joinville. 1761. fol., die Melot und Sallier vorbereitet hatten, kopirte nach einem Manuscript der k. Bibliothek das Lexikon des Timäus, welches Ruhnken bei seiner Ausgabe zum Grunde legte, lieferte Beiträge zu Wesselings Ausgabe des Herodot, edirte den Julius Cäsar, Justin und Plautus und mit Querlon den Anakreon und aus seinem Nachlasse gab J. F. Vauvilliers den Sophokles (Par. 1781. Vol. II. 4.) heraus, der begierig erwartet wurde, aber dieser Erwartung nicht entsprach [3]). In den Mém. de l'acad. des inscr. sind drei antiquarische Abhandlungen von ihm abgedruckt [4]). — Sein Neffe, Jean Augustin, geb. zu Mont-Didier den 2. März 1745, war ebenfalls königl. Bibliothekar, nachher einer von den Conservatoren der National-Bibliothek, gestorben den 16. November 1820. Er hat die Übersetzung des Quintilian von Gedoyn verbessert (4e édit. revue, corr. et augm. Par. 1803. Vol. IV. 12.), die Académiques de Cicéron mit Davids lat. Texte und dessen Noten mehrmals herausgegeben, und die bei Barbou erschienenen niedlichen pariser Duodezausgaben von Justin, Eutrop, Horaz, Virgil, Catull rc. besorgt [5]). (*Baur.*)

CAPPONI, ein berühmtes florentinisches Geschlecht, das sich um Stat, Kirche und Gelehrsamkeit verdient machte. Gino C., der ältere genant, ward von der Republik öfters in Gesandtschaften gebraucht, bemächtigte sich 1382 der Herrschaft über seine Vaterstadt Florenz, ward Gonfaloniere derselben, hatte den größten Antheil an der Eroberung von Pisa, war daselbst Gouverneur und starb 1420. Sein Sohn Neri Capponi, bekleidete ebenfalls die höchsten Würden in der Republik, und war, wie der Vater, zugleich ein tapferer und einsichtsvoller Anführer im Kriege. Der Sieg von Anghieri, den die Florentiner 1440 über Nic. Piccinino davon trugen, war die Wirkung seiner klugen Dispositionen. Nachdem er 40 Jahre lang der Republik, in enger Verbindung mit Cosmo de Medici, die wichtigsten Dienste geleistet hatte, starb er den 21. Nov. 1457 in seinem 69. Jahre. Er und sein Vater sind auch als Geschichtschreiber bemerkenswerth. Der erste beschrieb, einfach und schmucklos, den pisanischen Krieg 1406, und vom Sohne hat man in italienischer Sprache Commentarien über seine Administration von 1419—1456, in denen sich ein hochgebildeter Geist, eine edle Geradheit des politischen Charakters und ein kräftiges vaterländisches Gemüth abspiegelt. Beider Aufsätze findet man im 18. Bde. von Muratori's Scriptt. rerum Ital., und im 20. Bde. eben dieser Saml. hat Platina des Sohnes politisches Leben beschrieben. Pietro C., sein Enkel, trat rühmlich in die Fußtapfen seiner Vorfahren, war Gesandter der Republik an mehren italienischen Höfen und in Frankreich, und bewog vorzügl. durch seine Unerschrockenheit den französischen König Karl VIII. zu mildern Bedingungen. Bei einem Angriffe auf das Schloß Sciano im Pisanischen wurde er 1496 erschossen. Aloysius C., aus demselben Geschlechte ward von Leo XI. zum Schatzmeister der Kirchen, und von Paul V. 1608 zum Kardinal erhoben. In dem Conclave nach Innocenz X. Tode war er ein Kandidat der päpstlichen Würde, allein die Barberini arbeiteten ihm entgegen; er starb 1659. Ferrante C., geboren 1611, bekleidete unter dem Großherzog Ferdinand II. von Florenz hohe Würden, ward unter Cosmus III. Statsminister und starb 1688. — Der Marchese Alessandro Gregorio C., geb. zu Rom 1683, war päpstlicher Haushofmeister, und machte sich als Archäolog und Bibliograph rühmlich bekant. Unter seiner Aufsicht und Anordnung stand das berühmte, von Klemens XII. angelegte Museum Capitolinum [*]), und er selbst besaß

1) *Quintiliani* de oratoria institutione libri XII. Totum textum recognovit, emend., selectas varior. interpret. notas recensuit, explan., castig., novas adj. *Cl. Capperonnerius*. Par. 1725. fol. Am meisten tadelte man, daß er von den pariser Mspten fast gar keinen Gebrauch gemacht hatte. Dieß und Anderes rügte mit groben Beleidigungen Pet. Burmann in einer Epistola ad. *Cl. Capp.* Lugd. B. 1726. 4., die der Angegriffene mit Stillschweigen beantwortete, der vom König für seine Ausgabe, welchem er sie gewidmet hatte, eine Pension von 800 Franken erhielt. 2) Man sehe davon die Hist. liter. de *Mont-Didier* von Daire, und besonders die Eloge de *Capp.* von St. Marc, bei dessen Ausgabe des Boileau. *Saxii* Onomast. T. VI. 379. *Nouv.* Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Beuchot). 3) S. Bibliotheca critica P. VI. p. 38—55. 4) Eloge de *Mr. Capp.* par *Dupuy* in der Hist. de l'acad. des Inscr. Vol. XL. 243. *Saxii* Onom. T. VII. 134. *Nouv.* Dict. hist. und die Biogr. univ. Björnståhls Reisen 1. Bd. 11.

5) Ersch's gel. Frankr. Wendeborns Erinner. aus s. Leben 1. Th. 110. Biogr. d. h. viv. in Biogr. d. Contemp. *Mahul's* Ann. nécr. 1. X. 1820.

*) Museo Capitolino, contenente immagini di uomini illustri. Rom. T. I. 1741. fol. Museum Capitolinum, philosophorum, poetar., orator. virorumque illustr. hermas continens, cum animadv. (*J. Bottarii* et *N. Fogginii*) italice primum, nunc lat. ed. Ib. 1750—1783. Vol. IV. fol. mit Kupf.

nicht nur ein kostbares Kabinet von Alterthümern, sondern auch eine an Seltenheiten reiche Bibliothek, die er in seinem Testamente der Vatikanischen Bibliothek vermachte. Er starb im September 1746, und nach seinem Tode erschien der für die italienische Literatur sehr wichtige, von Bibliographen geschätzte Catalogo della libraria Capponi, con annotazioni in diversi luoghi. Rom. 1747. 4. In diesem Verzeichnisse sind auch 266 Mspte aufgeführt **). (*Baur.*)

CAPRA. Ziege. (Zoologie). Eine bekante Wiederkäuergattung aus der Illiger'schen Familie der Hornthiere (Cavicornia), die, wie die meisten Wiederkäuer, nur unten auf jeder Seite vier Schneidezähne, oben und unten auf jeder Seite acht Backzähne, nirgends Eckzähne hat. Auszeichende Merkmale sind die Anwesenheit von nach oben und hinten gerichteten, seitlich zusammengedrückten, quer gefurchten Hörnern, welche nur bisweilen, besonders in gezähmten Racen, den Weibchen fehlen, spitzen, geraden, beweglichen, nur bisweilen in gezähmten Racen herabhängenden Ohren, kurzem Schwanze, einem Barte, bisweilen zwei, am Halse herabhängenden häutigen Fortsätzen. Der Körper ist schlank, die Beine sind stark. Es finden sich zwei Leistenbrüste, und beim Männchen zwei große Hoden im Hodensacke. Das Wollhar ist sehr fein, Contourhar glatt und lang.

Die Ziegen leben in bergigen Gegenden, in Herden unter Anführung eines älteren Bockes. Sie sind die klügsten und lebhaftesten Wiederkäuer und zeichnen sich durch vollkommenere Entwickelung der Sinne von den übrigen Wiederkäuern aus. Die Trächtigkeitszeit dauert ungefähr fünf Monate, die Begattungszeit fällt in den Herbst. Um diese Zeit verbreiten die Böcke meistens einen äußerst starken übeln Geruch. Ein Bock reicht für eine große Menge von Ziegen hin. Das Weibchen wirft gewöhnlich zwei, nicht selten drei, bisweilen auch nur ein Junges.

Es gibt nur wenig, höchstens drei bis vier, nicht bekante Arten.

I. *Capra aegagros.* Die gewöhnliche Ziege, welche eine Menge von Racen bildet. Die gezähmte Ziege führt gewöhnlich den Namen Capra hircus, während die Benennung C. aegagros der wilden gegeben wird. Diese, der Pasing, ist größer als alle gezähmte Varietäten und lebt auf den asiatischen, wahrscheinlich auch den europäischen Alpen. Die Hörner des Männchens sind viel größer als die des Weibchens, der Kopf ist vorn schwarz, an den Seiten röthlich, der Körper graurothe, oben schwarz gestreift, wie der Schwanz. Bei den gezähmten Abarten vervielfachen sich die Hörner bis auf fünf.

Außer der gemeinen, durch ganz Europa verbreiteten Ziege finden sich als vorzüglichste Abarten:

1) Die Kaschemirziege (*C. aeg. lanifera*), aus Kaschemir, die sich vorzüglich durch die Feinheit ihres reichlich vorhandnen grauen Wollhars und die Länge und Glätte des geraden Contourhars auszeichnet. Des ersteren bedient man sich zur Bereitung der Kaschemirshawls.

2. 3) Die Judaische und die Thibetanische Ziege (*C. ae. reversa* und *C. ae. Thibetana*), ähneln der vorigen durch die Beschaffenheit des Hars, stark divergirende Hörner und hängende Ohren. Die äußern Hare sind besonders bei der letzten sehr lang.

4) Die angorische Ziege (*C. ae. angorensis*), unterscheidet sich von ihnen besonders durch Gelocktheit der sehr langen äußern Hare. Alle diese Arten haben mehr oder weniger stark gewundene Hörner.

5) Die ägyptische Ziege (*C. ae. thebaica*), aus Oberägypten, ist besonders durch die, zumal beim Männchen, sehr starke Wölbung des Antlitzes und die große Länge des Unterkiefers ausgezeichnet. Die Hörner sind klein.

6) Ähnlich ist die Nepaulziege (*C. aeg. arietina*), doch ist das Antlitz weniger stark gewölbt und die Hare sind kürzer.

II. *Capra ibex.* (Der Steinbock). Sehr große Hörner, vorn viereckig, glatt, mit starken Quervorsprüngen, schief nach außen und hinten gerichtet. Äußeres Har, das im Sommer ausfällt, lang, weich, Wollhar dichter und feiner. Farbe oben gelbgrau, unten schmuzig weiß. Auf dem Rücken ein schwarzer, auf jeder Seite ein brauner Streif. Lebt auf den Alpen der alten Welt, wenigens Europa und Asien. Begattet sich fruchtbar mit der vorigen Art und ist leicht zähmbar.

III. *Capra caucasica.* (Kaukasischer Steinbock). Die großen Hörner sind vorn dreieckig, die Farbe ist röthlicher als beim vorigen, mit dem er übrigens durch Größe und Gestalt übereinkomt. Der Name bezeichnet das Vaterland. (*J. F. Meckel.*)

Capra (Gal. Fl.), s. Capella.

Caprae Palus, s. Caprilia.

CAPRAJA, im Munde des Volkes auch Copraja, bei den Römern Capraria und Caprasia, bei den Griechen Aegilon, die Zieageninsel *). Sie liegt unfern der toskanischen Küste, nordwestlich über Elba, unter 43° 0′ 18″ Br. und 27° 27′ 57″ L. und hat ihren Namen von den wilden Ziegen, welche, wenigstens im Alterthum, ihre zahlreichsten Bewohner waren. In dem ersten Zeitraume des Christenthums befand sich auf derselben ein Kloster mit Mönchen, welche die Abgeschiedenheit derselben von jedem menschlichen Verkehr zur Ansiedelung eingeladen hatte. Sie ist vulkanischen Ursprungs, steinig und trocken, und liefert daher vorzüglichen Wein und Honig. Die Einwohner, welche größtentheils in dem Hauptorte Tratoggio vereinigt sind, gegen 1500 Selen, nähren sich von Fischerei, Ziegenzucht, Gemüsebau und den schon genanten Erwerbsquellen. Capraja ist lange Zeit im Besitze der Genueser gewesen, gegenwärtig gehört es zu Sardinien. Diese Insel und die nördlich darüber liegende, Namens Gorgona, ruft Dante in der berühmten Stelle des Inferno auf, die Mündung des Arno zu ver-

**) Von mehren der bisher genanten, und einigen Schriftstellern dieses Namens, die hier übergangen werden müssen, s. *Poccianti* catal. script. Florent. *Negri* scritt. Fiorentini. *Verini* illustr. urbis Florent., die Biogr. univ. T. VII., Adelungs Zus. z. Jöcher; und *Saxii* Onomast. T. V. 154. T. VII. 255.

*) Nicht mit Igilium (Giglio) zu verwechseln, welches tiefer liegt, unter Ilva, an der Küste von Cosa.

stopfen, um das ruchlose Pisa in dessen Fluthen zu ersäufen **). (*W. Müller.*)

CAPRARA, der Name einer kleinen wüsten Insel an der apulischen Küste, nordwestlich über Punta Saracina. Die ganze Gruppe, zu der sie gehört, heißt: Isole di Tremiti, bei den Alten Diomedeae Insulae. S. diese Artikel. (*W. Müller.*)

CAPRARA (Aeneas Sylvius, Graf von), Herr zu Sillos, kaiserlicher Generalfeldmarschall und Inhaber eines Kürassierregiments, Vicepräsident des Hofkriegsraths und Ritter des goldenen Vließes, stamte aus einem angesehenen Geschlechte zu Bologna, wo sein Vater, Nicolaus, Graf Caprara, Senator war, und wurde daselbst 1631 geboren. Er war ein Neffe des berühmten Generals Piccolomini und Verwandter des Grafen Montecuculi, den er nach Beendigung des 30jährigen Kriegs nicht nur auf einer Reise nach Schweden durch Teutschland und in Italien, sondern auch in den schwedischen, ungarischen und französischen Feldzügen begleitete. Er wohnte überhaupt in kaiserl. Kriegsdiensten 44 Feldzügen bei, wurde 1674, als er an der Spitze der kaiserl. Völker am Rhein stand, von Turenne geschlagen, kommandirte glücklicher in Ungarn, wo er unter andern 1683 die Reiterei gegen die Mißvergnügten zu dem Siege führte, wodurch der Herzog von Lothringen sie von dem türkischen Belagerungsheere vor Wien abschnitt und ihnen Presburg entriß. Nachdem er 1685 den Türken im Sturm Neuhäusel abgenommen hatte, verfolgte er sie bis in die Festungen, die sie an der Theiß und an den Gränzen von Siebenbirgen inne hatten; der Schrecken ging vor ihnen her und Empörer und Türken übergaben 1686 ihre Plätze kaum aufgefodert. Nachtheilig wirkte auf die Thätigkeit und das Glück der folgenden Feldzüge seine Uneinigkeit mit den ihm untergeordneten Generalen, denen er neidisch zu widersprechen pflegte, wenn die Ehre einer Unternehmung nicht unmittelbar ihm zufallen konte. Dieß hatte die Folge, daß auch er sich manchmal aus Mißgunst verlassen sah, und daß fremde Fehler ihm aufgebürdet wurden. Gerechten Tadel verdient auch, daß er, neidisch auf des Prinzen Eugen aufkeimenden Ruhm, nach dem Siege bei Jentha, im Hofkriegsrathe mit scheinbaren Gründen als dessen Ankläger auftrat. Ehrenvoller für ihn war seine Einsicht in verschiedenen diplomatischen Verhandlungen, bei denen er vom kaiserlichen Hofe gebraucht wurde. Er starb den 3. Februar 1701 unverehelicht [1]). Seine beiden Brüder sind: I. Albrecht, Graf von Caprara, der ebenfalls General in kaiserl. Militärdiensten war, und zugleich in Gesandtschaften gebraucht wurde. Am bekantesten wurde er durch seine Sendung nach Konstantinopel im Jahr 1682, wiewol es ihm nicht gelang, die Pforte zu billigen Gesinnungen zu bewegen [2]). Man hat auch von ihm verschiedene Übersetzungen ins Italienische, besonders von Seneka: Della clemenza. Lyon 1664. 4. Della brevità della vita, parafrasi. Bolog. 1664. 12. Della colera, parafrasi. Ib. 1666. 12. und einige kleine Gelegenheitsschriften, die Cinelli in der Biblioteca volante anführt [3]). II. Alexander, geboren zu Bologna 1626, widmete sich dem geistlichen Stande, und war viele Jahre in Rom Auditor Rotä. König Jakob II. von England machte ihn zu seinem Agenten im Rom und der Kardinal von Este, des Königs Schwager, zu seinem Bevollmächtigten, als er 1695 die Kardinalswürde niederlegte, um seinem Bruder im Herzogthum Modena zu succediren. Erst in seinem 80. Jahre erhielt er von Klemens XI. die Kardinalswürde, und fünf Jahre nachher, den 8. Junius 1711, starb er [4]). Der älteste Sohn seiner Schwester erbte von ihm 200,000 Scudi, mit der Bedingung, den Namen Caprara zu führen. Von diesem stamt ab: Cornelius Caprara, Sohn eines Grafen Monti zu Bologna, geboren daselbst 1703. Er erhielt 1756 die wichtige Bedienung eines Gouverneurs der Stadt Rom, wurde 1761 Kardinal und starb in Rom den 5. April 1765. Schon 1724 war zu Bologna ein Graf Caprara gestorben, mit dem der ganze männliche Stamm seines Geschlechts erlosch [5]). (*Baur.*)

CAPRARA (Johann Baptist), Kardinal und Erzbischof von Mailand, Graf und Senator des Königreichs Italien, Großwürdenträger des Ordens der eisernen Krone, war zu Bologna den 29. Mai 1733 geboren, und ein Sohn des Grafen Franz von Monte Cocolli und der Maria Victoria, letzten Zweiges des Hauses Caprara, von dem er den Namen entlehnte. Frühe zeichnete er sich durch ein würdevolles Benehmen, reine Sitten und einen außerordentlichen Hang zum Wohlthun aus. Kaum 25 Jahre alt, wurde er Vicelegat von Ravenna, und 1767 Nuncius in Köln, wo er durch sein feines Betragen die Mehrheit der Stimmen auf den vom wiener Hofe vorgeschlagenen Prinzen Maximilian lenkte, wodurch er sich die besondere Gunst der Kaiserin Maria Theresia erwarb. Pius VI. übertrug ihm die Nunciatur in Luzern, und seiner weisen Mäßigung gelang es, den Irrungen dieses Landes mit dem päpstlichen Stuhle eine Ende zu machen. Auch in Wien, wohin ihn Pius 1785 als seinen Stellvertreter sandte, wußte er sich die Achtung des Kaisers Josephs II. und des Fürsten Kaunitz zu erwerben, allein den begonnenen zu rasch forschreitenden kirchlichen Reformen Beider Einhalt zu thun vermochte er nicht. Den Kardinalshut erhielt er 1792, und das Jahr darauf berief ihn Pius in seinen Statsrath, zu einer Zeit, da eine allgemeine Gährung herschte, welches sein frommes Gemüth so schmerzlich ergriff, daß man für sein Leben besorgt war. Bald nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl ernante ihn Pius VII. zum Bischof von Jesi und im Sept. 1801 übertrug er ihm den wichtigen Posten eines Legaten a latere bei der französischen Republik. Seine Sendung hatte die Wiederher-

**) S. *Plin.* III. 6. *Varro* de Re rust. II. 3. *Rutil.* v. 439. *Dante* Inferno. Canto XXXIII. v. 82.

1) Thaten und Charakterzüge ber. östr. Feldherren, Wien 1808. 1. B. 343. 2) S. die interessante Relazione del viaggio fatto a Constantinopoli, e ritorno in Germania dell illustr. conte *Alberto Caprara*, per trattare a continuazione della Tregua. Bolog. 1684. 12., öfter gedruckt und ins Teutsche übersetzt. Frankf. 1687. 8. Der Verf. ist Giov. Benaglia, Sekretär des Grafen Caprara bei dieser Gesandtschaft. S. *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. u. Adelung's Zusätze zum Jöcher. 3) Adelung a. a. O. 4) (Ranfts) Lebensgeschichte aller Kardinäle, 1. Th. 156. 5) (Ranft) a. a. O. 3. Th. 412.

stellung des Kultus zum Zwecke, und da er in Napoleons Absichten einging, so kam das erste Konkordat zu Stande, welches er am Osterfeste 1802, in Gegenwart der Konsuln, des Senats, der Minister und aller Civil- und Militär-Autoritäten mit einer Messe und dem Te Deum feierte. Nicht lange nachher wurde er Erzbischof von Mailand, und als solcher weihte er am 28. Mai 1805 den Kaiser Napoleon, in der Kathedralkirche zu Mailand, zum König von Italien. Das Ansehen und die Auszeichnung, welche er in seinem fast neunjährigen Verkehr bei der französischen Regirung genoß, verdankte er fast mehr seinem edeln Charakter als seiner Würde. Immer sich selbst gleich, wußte er den Großen Achtung einzuflößen, war fest in Behauptung der Interessen, deren Vertheidigung ihm anvertraut war, dabei zugänglich gegen Geringe und höflich, auch gegen seine Untergebene. Am meisten aber zeichnete er sich in seinem ganzen Leben durch den edeln Gebrauch aus, den er von seinem großen Vermögen und von seinen Einkünften zum Besten der Armen und der leidenden Menschheit überhaupt machte, und als er den 21. Junius 1810, blind und von Krankheit verzehrt, zu Paris starb, war das Hospital zu Mailand der Erbe seines ganzen Vermögens. Nach einem kaiserlichen Dekret wurde sein Leichnam mit großem Pomp in der Kirche der heil. Genoveva beigesetzt *). (*Baur.*)

CAPRARIA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürliche Familie der Personaten und der 14. Linné'schen Klasse, deren Charakter in dem 5zähnigen Kelch, der glokkenförmigen Corolle mit 5 zugespitzten Lappen und in der zweifächerigen Kapsel besteht, deren Scheidewand verdickt ist. Es scheint, daß Xueresia R. et P. durch nichts als die Zahl der Staubfäden verschieden ist. Die 6 bekanten Arten von Capraria sind in meinem syst. veg. 2. p. 813 verzeichnet. (*Sprengel.*)

Capraria, Insel, s. Capraja.

CAPRAROLA, ein kleines Städtchen im Kirchenstat, am Fuße des Monte Cimino auf einer bedeutenden Anhöhe gelegen, von welcher man den Lago di Vico (Lacus Ciminus) überschaut. Es ist merkwürdig wegen des einer Citadelle ähnlichen 5eckigen Palastes der Farnesen, welchen Vignola erbauete, und die Gebrüder Zucchari und Pietro Orbista ausmalten †). (*W. Müller.*)

Caprasia, Insel, s. Capraja.

CAPRASIA, auch Caprasae, ein Flecken in Lucanien an der Via Popilia gelegen, auf einer Anhöhe, westlich vom Flusse Crathis. Jetzt steht dort der Flecken Casello. (*W. Müller.*)

Caprasiae Ostium. So heißt bei Plinius eine Mündung des Padus, jetzt Porto Interito di Bell' Occhio, s. Padus.

CAPREAE, bei einigen späteren Griechen auch Caprea, eine Felseninsel, welche auf der Südseite den großen Sinus Cumanus oder Puteolanus schließt, das heutige Capri. Eine schmale und klippenvolle Meerenge trent sie von dem Vorgebirge von Massa, der Punta della Campanella (Promontorium Minervae). Sie hat einen Flächenraum von ungefähr 3 □M. und gegenwärtig gegen 5000 Einwohner, welche in zwei Gemeinden abgetheilt sind. Die eine bewohnt die eigentliche Insel Capri mit der gleichnamigen, durch die Natur mehr als durch die Kunst befestigten Stadt, die andre, viel geringer an Zahl, ist durch eine schroffe Felsenwand von jener geschieden und haust auf dem hohen Anacapri, der Westspitze des Eilandes. Dieses Anacapri erhebt sich an 1600 Fuß über die Meeresfläche, und isolirt durch seine Lage, mit der übrigen Insel nur durch einen im Zickzack hinaufführenden Felsensteig von 536 Stufen in Verbindung, nährt es ein Völkchen von eigenthümlicher Mundart, Sitte und Bildung. Übrigens ist diese hohe Westseite der Insel der fruchtbarste Theil derselben. In der Mitte des eigentlichen Capri liegt, zwischen zwei Felsenbergen eingeschlossen, das schon genante Städtchen, mit Mauern, Thoren und Zugbrücken verwahrt, malerisch von außen, aber im Innern enge und ärmlich. Hier ist der Sitz des Gouverneurs und des Bisthums; aber der Bischof hält sich gewöhnlich in Neapel auf. Die Kathedrale ist klein und geschmacklos, jedoch zum Theil aus antiken Materialien zusammengesetzt. Auch Anacapri trägt ein sogenantes Städtchen, mit einer Burg aus den Zeiten des Kaisers Friedrich Barbarossa. Die Produkte der Insel bestehen aus Wein und Öl, welche in verhältnißmäßig bedeutender Masse ausgeführt werden. Am besten angebauet ist die Vertiefung um die Stadt Capri und ein Theil von Anacapri. Außerdem treiben die Einwohner Rindviehzucht, Fischfang, Korallenfischerei, und vorzüglich ergiebig ist der Wachtelfang, ein Regal des Bischofs. Der ganze Kunstfleiß der Insel beschränkt sich auf Bandweberei. Der Handel geht nach Neapel und führt, außer Wein und Öl, Butter, Käse und Kälber aus. Korn, Gartenfrüchte und Fabrikwaren werden vom festen Lande geholt, und gegen funfzig kleine Barken, die auf der Insel gehalten werden, betreiben neben der Fischerei diesen kleinen Verkehr. Einen sichern Hafen für große Fahrzeuge hat die Insel nicht, wol aber eine Marina für diese Barken, und um diesen Platz Hütten von Fischern und Schiffern.

Nach der Sage des Alterthums sollen seekundige Teleboër die ersten Einwohner der Insel gewesen seyn. In der Folge hatte die Republik Neapolis sie im Besitz, und damals befanden sich zwei kleine Städte auf ihr, später nur eine. Der Kaiser Augustus, gereizt von ihrer romantischen Lage und Natur, tauschte sie den Neapolitanern ab, und Tiberius machte sie in den letzten sieben Jahren seines Lebens zum Versteck seiner abscheulichen Lüste. Er erbauete zwölf Villen auf ihr, die an Pracht und Üppigkeit mit einander wetteiferten; die größte und glänzendste, die Villa Jovis, war sein gewöhnlicher Aufenthalt. Die Trümmern dieser ruchlosen Herrlichkeit des Tyrannen liegen auf der Insel zerstreut, und haben Stoff zu vielen antiquarischen Untersuchungen gegeben. Nach Tiberius Tode lebte Capri's Name nur noch in dem schauderhaften Andenken an die Orgien des wollüstigen Ungeheuers fort. In der neuesten Zeit hat der Überfall der

*) Seine Biographie im 4. Jahrgange des Journal des Curés, ausgezogen im Morgenblatt, Jul. 1811. Nr. 172. Biogr. univ. T. VII. (von Villenave).

†) Die Fresken gestochen in der: Galleria del Pal. Caprarola etc. Roma 1748. fol. Eine Beschreibung des Pal. Descrizione e Relazione di Caprar. Roma 1741. 4.

Franzosen im October 1807 die Insel politisch merkwürdig gemacht *). (*W. Müller.*)

CAPRELLA, eine von Lamarck aufgestellte Crustaceengattung, die bei Latreille zu den Gammarinis, bei Cuvier aber zu den Isopoden gerechnet wird. Es sind linienförmige Thierchen, die einen aus mehren Segmenten und einem unterschiedenen Kopfe bestehenden Körper haben. Am Kopfe sitzen vier Antennen, wovon die obern länger sind, an den übrigen Körpersegmenten befinden sich zehn Füße von ungleicher Länge und Stärke, die sich alle in eine Art Schere und beweglichen Nagel endigen, doch fehlen am dritten und vierten Segment die Füße, und ihre Stelle nehmen zwei Pare durchsichtige, zusammengedrückte Bläschen von unbekantem Nutzen ein. Sie leben auf Tangen und Conserven im Meere; man kent wenige Arten, die fast nie die Länge eines Zolls erreichen. Es gehören hieher Squilla quadrilobata und Gammarus quadrilobatus, deren Abbildung und Beschreibung s. bei *Müller* Zoologia danica tab. 56 und 114; *Oniscus* scolopendroides Pallas Spicil. IX. tab. 4. f. 15 und wahrscheinlich *Cancer* filiformis und atomus bei *Linné*. (*Lichtenstein.*)

CAPREOLI. (Rehartige Thiere). Eine Wiederkäuerrace von Illiger, die freilich eben so gut Cervini heißen könnte und wohin Cervus und Moschus gehören. Die Merkmale derselben, s. unter Ruminantia. (*J. F. Meckel.*)

Capri, Insel, s. Capreae.

CAPRIATA (Pier Giovani), Advokat zu Genua, in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., rühmlich bekant durch ein Geschichtswerk, worin er die Begebenheiten seiner Zeit, besonders die italienische Kriegsgeschichte, unparteiisch und freimüthig, in einer einfachen Sprache und guten Ordnung erzählt: Della istoria di *P. G. Capriata* libri dodici, dal 1613 al 1634, Genua 1638; Bolog. 1639. 4. Genev. 1639. 8. P. II. lib. VI. dal 1634 al 1644. Genua 1649. 4. Genev. 1650. 8. P. III. (herausgegeben von seinem Sohne Giambatista) lib. VI. dal 1641 al 1650. Gen. 1663. 4. Engl. v. Heinrich Grafen von Monmouth. Lond. 1663. 4. Als der letzte Theil erschien, war der Verf. bereits gestorben, der sein Werk keinem Fürsten weihen mochte, um sich von aller Parteilichkeit und Schmeichelei rein zu erhalten †). (*Baur.*)

Capriccio, s. am Ende des Buchst. C.

CAPRICKE, Dorf in dem Bezirk Eecloo der niederländischen Provinz Ostflandern an der Winterganf, hat 3379 Einwohner, Brauereien, Ölmühlen und Krappbau. (*Hassel.*)

CAPRIFICATION, ist eine in Griechenland von jeher gebräuchliche Operation, wodurch man das Reifen der Feigen befördert. Die wilden Feigen nämlich (caprificus. Ἐρινεός, daher ἐρινάζειν die Operation) werden häufig von Gallwespen (ψῆνες) angestochen, die sich darin einnisten. Nimt man diese wilden Feigen ab, und hängt sie neben zahmen auf, so schlüpfen die Gallwespen aus jenen und stechen auch diese an, worauf sie früher reifen. Linné war nun in bedeutendem Irthum befangen, wenn er glaubte, die wilden Feigenbäume als männliche, die zahmen als weibliche ansehn zu müssen, wenn er also in der Caprification eine künstliche Befruchtung annahm (amoen. acad. I. p. 41.). Diese Idee fällt sogleich als irrig auf, wenn man weiß, daß in jeder Feige männliche, weibliche und Zwitterblüthen vermischt sind, daß in Italien, wo man nie caprificirt, dennoch die Feigenkerne vollkommen werden und aufgehn, und daß man das frühere Reifen der Feigen in Griechenland und im südlichen Spanien auch durch Anstechen der Früchte mit Dornen u. Stacheln bewirkt †). (*Sprengel.*)

CAPRIFOLIUM, ist der Name, den Tournefort und Adanson einer Abtheilung der Gattung Lonicera geben, deren Zweige klettern, und deren Blüthen in Wirbeln oder in Knöpfen stehn. Aber auch eine Familie von Pflanzen hat den Namen der Caprifolien, wozu nicht allein Lonicera, sondern auch Linnaea und Schradera Vahl., auch Triosteum u. Hallera gehören. (*Sprengel.*)

CAPRILIA, bei Festus der Name des Platzes bei Rom, wo Romulus von der Erde verschwand, oder, nach Andrer Erzählung, ermordet wurde. Livius nent dafür Caprae Palus *). (*W. Müller.*)

CAPRIMULGUS. Tagschläfer, Ziegenmelker, Nachtschwalbe. Diese Gattung schnappender Stimmvögel unterscheidet sich von den Schwalben ungefähr auf gleiche Weise, wie sich die Eulen von den übrigen Raubvögeln unterscheiden, durch große Augen, große Ohren, weichere Schwung- und Ruderfedern, und durch ihre Lebensart, indem sie größten Theils nur in der Dämmerung und bei hellen Nächten ihren Geschäften nachgehen. Ihr Schnabel ist noch kleiner wie bei den Schwalben, indem die Halsfedern weit auf ihn sich erstrecken, und seine Mundesöffnung noch größer. Dabei ist er, besonders an der Wurzel sehr platt gedrückt, und nach Nitzsch's schätzbarer Bemerkung bildet die Unterkinnlade auf jeder Seite eine Vergliederung in ihren Schenkeln. Die Nasenlöcher sind klein, bei einigen gerandet oder röhrenförmig, bei andern nicht. Die Zunge klein und zugespitzt. Die Flügel enthalten 22 Schwungfedern, von denen die zweite die längste ist, und der Schwanz 10 Ruderfedern. Die Füße sind sehr kurz, und von den Zehen die drei vordern häufig mit einer schmalen Haut ganz oder zum Theil eingefaßt; bei einer Art, C. grandis, woraus Vieillot eine eigne Gattung Nyctibius macht, auch die hintere. Eben so ist bei vielen die Kralle der Mittelzehe an der innern Seite kammförmig gezähnelt, bei andern nicht. Sie ernähren sich von Insekten, welche sie in ihrem schnellen, niedrigen Fluge erhaschen, und können wegen ihrer kurzen Füße fast gar nicht gehen. Sie nisten in Erd- oder Felslöchern, und legen 2—3 längliche Eier zur Zeit, welche beide Gatten gemeinschaftlich ausbrüten. Ihre Stimme ist nicht ganz

---

*) S. Mannert's Geogr. v. Ital. I. 757. Hassel's Erdbeschr. rc. 1. Abth. 6. Band des Handbuchs rc. S. 737 ff. Hormayr's Archiv. 1824. Astania. Zeitschrift rc. Dessau 1820. Heft 3, 4, 5.

†) *Bayle* Dict. *Felleri* monument. inedita 402. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII.

†) S. meine Erläuterungen zu Theophrast, S. 80.

*) *Festus. Plut.* in Romul. (p. 36.) *Livius* I. 16.

unangenehm. Die ältern Naturforscher stellten sie theils unter die Eulen, theils unter die Schwalben.

C. acutus. Scharfschwänziger Tagschläfer. Eine kleine, nur $7\frac{1}{4}$ Zoll lange Art, die sich durch die spitzen Ruderfedern ihres 3'' langen Schwanzes unterscheidet, über welchen die Flügel etwas herüber ragen. Er ist gelbroth, schwarz und graubunt. Die Schwungfedern sind größtentheils schwarz; die Ruderfedern gelbroth und schwarz bandirt, an der Spitze schwarz. — Guyana, wo er sich manchmal unter die Fledermäuse mischt, und wahrscheinlich im Oktober oder November nistet.

C. albicollis. Weißkehliger Tagschläfer; *Azara's* Ibiyau. Diese Vögel scheinen in der Größe sehr verschieden zu seyn, denn man findet sie von $9\frac{1}{4}$ bis $12\frac{1}{2}$'' Länge. Die kleineren hält Azara für Weibchen. Bei den unvollkommenen Beschreibungen, welche wir von diesem Vogel haben, muß es genügen zu wissen, daß er sich von den übrigen Tagschläfern durch einen sehr langen, runden Schwanz, eine kammförmige Kralle der Mittelzehe, und gerandete Nasenlöcher unterscheide. Seine Farbe ist, wie bei allen, bunt, schwarz, braunroth ꝛc., und des Schwanzes 1ste Ruderfeder fast schwarz, die zweite fast, die dritte ganz weiß, die übrigen rostfarben und schwarz punktirt; die Kehle weiß. — Guyana und andre Gegenden des südlichen Amerika.

C. americanus. Zaubernder Tagschläfer. Er ist nur 7'' lang, wovon 4'' auf den Schwanz kommen. Seine Nasenlöcher bilden große Röhren, seine Füße und Zehen sind nackt; die Farbe gelblich, braun grau und schwarz bunt. — Jamaica.

C. Asiaticus, s. C. pectoralis.

C. Azarae. Azarascher Tagschläfer. Litnonyme *Azara*. $7\frac{1}{2}$'' lang, wovon der runde Schwanz $3\frac{1}{2}$'' hält. Kopf- und Schulterfedern sammetschwarz in der Mitte, übrigens braun, Nacken braun, mit weißen und schwarzen Punkten. Flügel und Schwanz fuchsroth, schwarz und weißbunt, Kehle röthlich-weiß, schwarz punktirt; übrige untere Theile schwärzlich und schmuzig weiß gestreift. — Paraguay.

C. brasilianus. Ibijau Tagschläfer. Er ist in Brasilien einheimisch, oben schwarz-weiß- und gelbbunt, unten schwarz- und weißbunt. Ich zweifle gar nicht daran, daß er mit dem Cayennischen C. semitorquatus nur Eine Art ausmache, denn die weiße Kehle mochte Markgraf übersehen haben, oder sie selbst einigen Individuen fehlen. Dieser ist 8'' der gerade Schwanz nur $2\frac{1}{4}$'' lang.

C. carolinensis, s. C. rufus.

C. cayennensis. Bunter Tagschläfer. $7\frac{1}{4}$'' lang, der Schwanz $3\frac{1}{4}$'' und gerade; die Flügel bedecken drei Viertheile desselben. Die Füße halten etwa $\frac{1}{10}$ der Länge des Körpers. Ziemlich lange Borsten stehen an der Schnabelwurzel. Das Gefieder ist fuchsroth-schwarz- und weißbunt; die Schwungfedern schwarz; die ersten mit einem weißen Bande, die Ruderfedern weiß gerandet, welches Weiße bei den äußern immer mehr zunimt, so daß die erste oft ganz weiß ist. Guyana und Paraguay. Er hält sich an offenen Örtern auf, ist nicht scheu und hat eine Stimme bald wie eine Kröte, bald wie das Bellen eines Hundes.

C. cordicilla. Herzschwänziger Tagschläfer. Azara's Ibiyau à queue singulière. Diese $7\frac{1}{2}$'' lange Art unterscheidet sich dadurch, daß die dritte Ruderfeder ihres $3\frac{1}{2}$'' langen Schwanzes nur 4''' länger ist, als die erste und nur 10''' länger als die 4te und 5te. Oben dunkelbraun, mit einigen schwarzen Flecken; unten hell fuchsroth, schwärzlich quer gestreift. Haube weißlich, mit schwärzlichen Punkten. Ein schwarzes Band läuft von der Schnabelwurzel bis zum Hinterhaupte. — Südamerika.

C. cristatus *White*. C. Novae Hollandiae *Lath*. Hochborstiger Tagschläfer. Er zeichnet sich durch aufrechte, mit kurzen, weit entfernten Strahlen besetzte Borsten aus, welche gleich einer Holle an der Schnabelwurzel empor stehn. Er ist 8'', der runde Schwanz $4\frac{1}{2}$'' lang. Diesen bedecken die Flügel bis zur Mitte. Die Krallen sind ganz randig. Sein Gefieder ist oben graubraun, mit feinen weißlichen Linien und Punkten, unten heller, fast weiß mit schwärzlichen Querlinien. — Neuholland.

C. cuneatus *Merrem*. Schreiender Tagschläfer. Dieser Tagschläfer ist wahrscheinlich öfterer mit dem Wippurwill (C. virginianus) verwechselt. In der *Arctic Zoology* ist er höchst wahrscheinlich als solcher abgebildet, und Vieillot erklärt ihn geradezu für denselben, und nent den wahren Wippurwill: C Popetue. Beide sind aber wesentlich verschieden, besonders in der Bildung des Schwanzes, welcher beim schreienden Tagschläfer keilförmig ist, und nur etwas über die Hälfte von den Flügeln bedeckt wird, da er beim Wippurwill ausgeschnitten ist, und die Flügel über ihn heraus ragen. Er ist bräunlich-grau, schwarz- und weißbunt, und ein beträchtlicher Theil der äußeren Ruderfedern an ihrer Spitze weiß. Seine Länge beträgt 9''. Er hält sich vorzüglich in den Küstengegenden Nordamerika's in Vorhölzern und Büschen auf, und soll Wippurwill schreien.

C. europaeus. Ziegenmelker, Tagschläfer. Ziegenmelker, Nachtschwalbe, europäischer oder getüpfelter Tagschläfer. Er ist die einzige europäische Art, zugleich aber vermuthlich durch ganz Asien und das nördliche Afrika verbreitet, wo er sich in Büschen, Vorhölzern und Gärten einsam aufhält. Temminck nent zwar noch eine zweite europäische Art, C. ruficollis, wovon Natterer ein Pärchen bei Algesiras schoß, und in das wiener Museum schickte, die ich indeß so lange als eine bloße Abart des Ziegenmelkers zu betrachten mich berechtigt glaube, bis Temminck wesentliche Verschiedenheiten beider angibt. Die Länge von 12'' kann dieß nicht seyn, da ich selbst ein frisches Männchen gemessen habe, welches 11'' hielt, und der Ausstopfer leicht die Haut um $\frac{1}{12}$ kann verlängert haben; noch weniger dieses, daß auch das Weibchen einen weißen Fleck auf den beiden äußeren Ruderfedern hatte, da alte Weibchen leicht das Gefieder der Männchen annehmen; das einzige, was übrig bleibt, wäre das fuchsrothe Band um den Nacken, welches doch unmöglich hinreicht, eine besondere Art zu bilden. Der gemeine Ziegenmelker ist 10

bis 11″, sein rundlicher Schwanz 5″ lang; die Flügel bedecken zwei Drittheile desselben. Die Füße sind vorn über halb, hinten fast ganz befiedert, und die Vorderzehen bis zum vorletzten Gelenke schmallappig; die Kralle der Mittelzehe kammförmig gezähnelt. Die Nasenlöcher haben einen etwas erhöhten Rand. Sein Gefieder ist grau mit schwarzen, wellenförmigen Querlinien, und hin und wieder mit rostfarbenen Flecken. Beim Männchen ist ein großer weißer Fleck an der innern Fahne der ersten und ein breites weißes Band über der zweiten und dritten Schwungfeder, auch ist bei ihm das Ende der beiden ersten Ruderfedern weiß. Er ist ein Zugvogel, welcher an der Erde nistet und zwei weißliche, graubraun gefleckte Eier legt. Er hat einen schnurrenden Ton, und ernährt sich von Käfern, Nachtschmetterlingen u. s. w. Woher das uralte Märchen, daß er des Nachts die Ziegen aussauge, und der schon bei Aristoteles vorkommende Ziegenmelker (*Αἰγοθήλας*) entstanden sei, ist durchaus unerklärbar.

C. fissicaudis. Spaltschwänziger Tagschläfer. L'Ibiyau à queue en ciseaux, *Azara*. Dieser 11½″ lange Tagschläfer hat von allen den verhältnißmäßig längsten Schwanz, indem derselbe anderthalb Mal länger wie der übrige Körper und gespalten ist. Die Füße sind vorn fast ganz befiedert. Sein Gefieder ist schwarz, rostfarben und weißlich-bunt. Paraguay im Winter.

C. forficatus *Lath.* furcatus *Cuv.* Schwalbenartiger Tagschläfer. Eine der größten Arten und 26 Zoll lang, der gespaltene Schwanz hält fast eilf Zwölftel dieser Länge, von denen ⅔ von den Flügeln bedeckt werden. Seine Farbe ist braun, weiß und schwarzbunt. Die hintere Zehe ist sehr breit und unbeweglich, und die Kralle der mittleren ganz randig. Levaillant fand ein Par in einem hohlen Baume im Lande der Groß-Namaquas. Ihre Stimme ist schnurrend.

C. gracilis. Pubuk Tagschläfer. Eine große, aber unbestimbare Art, welche Latham im zweiten Supplement seiner Synopsis beschrieb. Sie hat einen verhältnißmäßig längeren Schwanz als der Ziegenmelker, ist oben grau, braun und weißbunt, unten weißlich mit rostgelben Strichen und Flecken, und in Neu-Holland zu Hause.

C. grandis. Kerbschnäbeliger oder großer Tagschläfer. Er macht bei Vieillot dessen Gattung Nyctibius aus, wohin aber, wenn sie angenommen werden müssen, unstreitig mehre Arten zu zählen sind, die, wie er, eine unbewegliche, gerandete Hinterzehe und einen gekerbten Schnabel besitzen. Er ist 21″ lang; der Schwanz 9″ und rund; die Flügel ragen über ihn hinaus. Die Kralle der Mittelzehe ist ganz randig. Er ist, wie gewöhnlich, schwarz-, rostfarben- und weißbunt. Brasilien und Cayenne.

C. griseus. Grauer Tagschläfer. 13″ der Schwanz 5½″ lang, und von den Flügeln nicht ganz bedeckt. Die Hauptfarbe des Gefieders ist grau, die Schwungfedern mit hellerm Grau bandirt, die Ruderfedern haben braune Bänder auf grauem Grunde. Oberkinnlade braun, Unterkinnlade gelb. Cayenne.

C. guianensis. Montvoyo Tagschläfer. Diese in Guyana einheimische Art hat ihren Beinamen von ihrer Stimme. Sie ist 9″, der Schwanz 3″ lang, rundlich, doch die mittleren Ruderfedern fast gleich lang, und diese ragen einen Zoll weit über die Flügel hinaus. Die Kralle der Mittelzehe ist gezähnelt. Er ist braunroth und fuchsroth, die ersten Schwungfedern sind schwarz mit einer weißen Binde über die sechs ersten derselben, und die Kehle weiß.

C. jamaicensis. Guiraquerea Tagschläfer. Er gehört zu den größern und ist 15 bis 17½″, der Schwanz 6″ 7‴ bis 7½″ lang, und fast gerade. Die Flügel bedecken etwa ⅔ desselben. Die Augen sind mit einem Kreis schmaler Federn, wie mit Strahlen umgeben. Die Nasenlöcher liegen in einer Furche der Füße, sind bis zu den Zehen befiedert, und die Krallen ganz randig. Das Gefieder ist rostfarben-, braun- und schwarz-bunt, und die schwarzbraunen Schwungfedern haben am äußern Rande acht oder neun weiße Flecken. Wälder von Jamaica.

C. jaspideus *Merrem.* Jaspisfarbiger Tagschläfer. Azara's Ibiyau jaspé. 8½″ der Schwanz 3½″ lang, und dieser von einer besondern Gestalt; denn die drei äußersten Ruderfedern sind gleich lang, und um 4‴ länger wie die vierten, diese um 7‴ länger wie die beiden mittelsten. Er kann also mit C. guianensis nicht verglichen werden, wie es von Sonnini geschieht. Das Gefieder ist schwarz-, fuchsroth-, braun- und weißbunt. Die 5 ersten Schwungfedern haben ein weißes Band, die drei äußersten Ruderfedern sind braunweißlich bandirt, mit einem weißen Fleck an der Spitze; Kehle weiß. Paraguay.

C. indicus. Rostfleckiger Tagschläfer. Latham's Beschreibung ist zu unvollständig, um ihn als Art bestimmen zu können. Er ist grau, schwarz quergestreift; Wangen, Brust und Flügel rostfarben gefleckt; Ruderfedern bläulich, schwarz bandirt, doch die äußerste rostfarben- und schwarz-bunt. Ostindien.

C. longipennis *Shaw.* C. macrodipterus *Lath.* Paradiesischer Tagschläfer. Auf eine auffallende Weise zeichnet sich dieser Tagschläfer durch zwei sehr lange pinselförmige Federn aus, von denen zwischen den Deckfedern jeden Flügels eine entspringt, die einen fast fahnenlosen Schaft, und nur Fahne an der Spitze haben, und fast noch einmal so lang wie der ganz übrige Vogel sind, welcher etwa 8″ hält. Die Farbe ist schwärzlichgrau, mit schwarzen, braunrothen und weißen Punkten. Die Schwungfedern sind rostfarben, und wie die aschfarbnen Ruderfedern schwarz bandirt. Die Kralle der Mittelzehe gezähnelt. Sierra Leona.

C. macrocephalus, s. C. megacephalus. C. macrodipterus, s. C. longipennis.

C. megacephalus *Temm.* C. macrocephalus *Lath.* Großköpfiger Tagschläfer. Von allen bis jetzt bekanten, der größeste und 28″ lang. Nach der unzureichenden Lathamschen Beschreibung hat er einen großen, dicken, stark befiederten Kopf und an der Schnabelwurzel lange Federn, welche wie eine Holle aufrecht stehn. Der Schwanz ist rund. Sein Gefieder ist grau oder schwarzblau mit helleren Flecken. Schwungfedern und Ruderfedern sind weiß gefleckt. Neu-Holland.

C. Novae Hollandiae, s. C. cristatus.

C. Nacunda. Nakunda Tagschläfer. Diese Art, welche in Paraguay Nakunda, in Brasilien Cariangu heißt, mithin einem großen Theile von Südamerika eigen ist, wo sie sich auf Feldern und Weiden aufhält, und selbst am Tage herumfliegt, unterscheidet sich von dem bunten Tagschläfer (C. cayennensis), mit dem sie in dem fünfsechsteligen geraden Schwanze übereinstimt, wenn anders Azara's Messungen richtig sind, durch die hohen ⅐ des Rumpfes haltenden Fußwurzeln. Sie ist 10½ Zoll lang, oben fuchsroth und schwarz getüpfelt, unten weiß, mit schwärzlichen Strichen vorn am Halse und an der Brust.

C. pectoralis *Cuv.* C. asiaticus *Lath.* Halsbandiger Tagschläfer. Er ist 10½″ lang. Der Schwanz zweidrittelig. Die Flügel bedecken ⅓ desselben. Die Mittelkralle ist kammförmig. Sein Gefieder ist hellgrau, schwarz und rostigroth gesprenkelt. Die Kehle weiß, beim Männchen unter dem weißen Halsbande zur Seite orangegelbe Federn. Levaillant fand ihn im südlichen Afrika häufig, wo er durch seine abwechselnde aber starke Stimme ihn oft im Schlafe störte. Sie legen zwei weiße Eier an die Erde. Latham sahe ein Exemplar, welches aus Bombay stamte.

C. Popetue, s. C. virginianus. **C. punctatus**, s. C. europaeus. **C. ruficollis**, s. C. europaeus.

C. rufus *Gmel.*, wahrscheinlich einerlei mit C. carolinensis *Gmel.* Gewürfelter Tagschläfer. Er ist 10½ bis 11″, der rundliche Schwanz 5 bis 6″ lang. Die Flügel erreichen seine Spitze nicht. Die Füße sind nackt, um die Krallen der Mittelzehen sägeförmig. Sein Gefieder ist grau-rostfarben und schwarz-bunt, und die äußere Fahne der Schwungfedern schwarz und rostgelb gewürfelt. Er findet sich von Virginien bis Paraguay in ganz Amerika.

C. semitorquatus, s. C. brasilianus.

C. strigoides *Lath.* Eulenartiger Tagschläfer. Noch einmal so groß wie der Ziegenmelker. Sein Schwanz ist etwas gespalten. Er ist rostbraun, oben mit dunkeln Strichen und Flecken, und mit braunen Linien, drei blassen Binden auf den Deckfedern der Flügel, und weißen Augenbraunen. Neu-Holland.

C. torquatus. Guiraquerea Tagschläfer. Ob dieser Vogel wirklich zu dieser Gattung gehöre, ist zwar zweifelhaft, doch wahrscheinlich; wir kennen ihn nur aus Markgrafs unvollkommener Beschreibung und Abbildung, und mithin ist er in Brasilien zu Hause. Er hat die Größe einer Lerche. Vorzüglich unterscheidet er sich durch zwei lange Schwanzfedern. Er ist braun, grau, gelb und weißbunt, und hat ein goldgelbes Band um den Nacken.

C. virginianus *Gmel.* C. Popetue *Vieill.* Wippurwill Tagschläfer. Linné hielt ihn gewiß mit Unrecht für eine Abart des Ziegenmelkers, und eben so falsch sahe ihn Vieillot für den schreienden Tagschläfer (C. cuneatus) an. Beides kann er aber wegen seines ausgeschnittenen Schwanzes, und seiner sehr langen Flügel, welche weit über diesen herüber ragen, nicht seyn. Der Schwanz ist dreiviertelig, die Füße sind etwas befiedert, und die Mittelkrallen kammförmig. Er ist braun- und graubunt; die Schwungfedern sind schwarz, über die fünf ersten läuft eine weiße Binde, und die Ruderfedern haben gegen das Ende hin einen weißen Fleck. Er ist in Virginien zu Hause, wo er Whig-poor-Will heißt. Die Eier, welche er an die Erde legt, sollen dunkelgrün und schwarz gefleckt seyn.

C. vittatus. Bandirter Tagschläfer. Unvollständig bekant. Der mittelmäßige Schwanz ist ausgeschnitten und nur ein Viertheil desselben bedecken die Flügel. Die Füße sind nackt, Kopf, Hals und Unterleib sind schmuzig-fleischfarben, an den Seiten des Halses und unter den Flügeln mit schwärzlichen Querstreifen. Wirbel und Nacken schwarz. Schwungfedern und Ruderfedern schwarzbraun, jene mit rußfarbenen, diese mit rostfarbenen Flecken. Neu-Holland. (*Merrem.*)

CAPRINO, Cantine di, der schweizerischen Stadt Lavis (Lugano) gegenüber, etwas südöstlich liegt das rauhe Gebirge Monte Caprino, das wahrscheinlich so heißt, weil nur Ziegen auf demselben eine dürftige Weide finden, denn mit Ausnahme einiger wenigen Stellen, einzeler Kastanienbäume und niedriger Gesträuche ist es kahl und unfruchtbar. In den Felsen, die in den See (Lago di Lugano) sich senken, haben die Lowiser ihre Weinkeller, die alle mit Vorgewölben, Thüren und Gebäuden eingefaßt und versehen sind, was dem Ganzen das Ansehen eines Dorfes gibt [1]). Es wohnt indeß Niemand darin, obgleich die Eigenthümer diese in Weinkeller verwandelten Klippenspalten und Ritzen zum gewöhnlichen Ziele ihrer Lustfahrten machen. Diese wahren Windgrotten [2]) bieten zu allen Jahreszeiten eine von der äußern Luft ungemein abweichende Temperatur dar, der man sich an heißen Tagen nicht ohne Gefahr für die Gesundheit plötzlich aussetzen darf [3]).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CAPRINUS, eine von Denys de Montfort nach dem Typus einer Schnirkelschnecke, der Helix Lucerna (Carocolla Lucerna *Lam.*) aufgestellte Schneckengattung, s. Helix. (*Nitzsch.*)

Capros, s. Zeus.

CAPROTINA, ein Beiname der Juno bei den Römern. Die Veranlassung wird so erzählt. Als die Römer durch die gallische Eroberung ihrer Stadt sehr herunter gebracht waren, rückten die Fidenaten unter Postumius Livius vor Rom, und begehrten die Auslieferung aller Frauen und Jungfrauen, wofern die Stadt nicht

---

1) Dieß mag wol Millin verleitet haben, sogar ein „petit bourg" daraus zu machen. S. Dessen Voyage dans le Milanais. Paris 1817. I. p. 307. 2) J. Picot in seiner Statistique de la Suisse. Genève 1819. p. 466 nent sie im echt französischen Geschmacke „les cavernes d'Eole." Richtiger ist die Bezeichnung dieser Windlöcher als grottini da vino. So heißt sie Amoretti in seinem Viaggio da Milano ai tre Laghi (4. ediz. Milano 1814. S. 186.) hinzusetzend: „cioé cantine scavate nel monte e ventilate, delle quali parlà a lungo Saussure, che ivi trovò il maggior freddo che avesse sentito mai in simili luoghi, per cui il termometro portatovi dal di fuori in un caldo giorno estivo si abbassò di 19 gradi; ma non discese a 19 sotto zero, come mal lesse l'Autore della Statistica del Departimento del Lario." 3) Vgl. Hs. Rudolf Schinz Beiträge zur nähern Kentniß des Schweizerlandes. Zürich 1784. Drittes Heft S. 316. und *Saussure* Voyage aux Alpes. Tome III. p. 313.

zerstört werden solle. Eine Magd Tutela oder Philotis erbot sich, mit den übrigen Mägden statt der Frauen und Jungfrauen sich an die Feinde ausliefern zu lassen. Mit den Kleidern dieser angethan, wurden sie dem feindlichen Feldherrn ausgeliefert. Als sie im Lager vertheilt waren, foderten sie die Männer, denen sie zugefallen waren, unter dem Vorwande eines Festes zum Weintrinken auf, und als diese vom Genuß des Weins und der Liebe betäubt lagen, eilten sie, ihnen ihre Waffen zu verbergen, und Tutela gab mit einer Fackel von einem wilden Feigenbaum (caprificus) vor dem Lager den Römern ein verabredetes Zeichen. Diese griffen nun das Lager an, und schlugen die Feinde zurück. Die Mägde erhielten die Freiheit, und zum Andenken feierte man jährlich am 7. Julius (nonis caprotinis, von dem wilden Feigenbaum) der Juno ein Fest, wobei man statt des Weines die Milch des wilden Feigenbaums zum Opfer gebrauchte. Die Mägde hielten an dem Tage, festlich geschmückt, einen Umzug, wobei sie auf alle Begegnende Angriffe thun zu wollen, sich stellten, und zuletzt unter Lauben von den Zweigen des wilden Feigenbaumes bewirthet wurden *). (*Ricklefs.*)

CAPSA. Runzelmuschel, Kapselmuschel. Eine von Bruguière aufgestellte Muschelgattung aus der Familie der Cardiaceen Cuviers, welche von Lamarck, Cuvier, Roissy, Schmidt und Andern angenommen werden und von ersterem zumal durch ein Schloß mit zwei Zähnen in der einen und einem zweispitzigen eingreifenden Zahn in der andern Klappe charakterisirt wird. Die Schalen sind gleich, schließend, das Band auswendig. Sie leben im Meere. Bruguière stellte (wie später Roissy, Cuvier, Schmidt) hieher die Venus deflorata, und scheint die Gattung eigentlich nach dem Typus dieser Art bestimt zu haben, Lamarck hingegen hat die Venus deflorata jetzt zu Sanguinolaria gezogen und nent in seinem letzten Werke †), wo die Gattung Capsa auf Donax folgt, nur 2 Arten derselben:

Capsa laevigata (Donax laevigata *Gmel.* abgeb. bei Chemnitz VI. t. 25. f. 249.). Die Schale abgerundet dreieckig, Vorder- und Hintertheil ziemlich gleich; undeutlich gestreift mit gelbgrünlicher Oberhaut, inwendig, auch wol an den Wirbeln violett. Im Indischen Ocean.

Capsa brasiliensis. (Donax Encyclop. method. t. 261. f. 10.) Schale dreieckig, länglich; der hintere Theil länger, Vordertheil sehr niedergedrückt; quer und der Länge nach gestreift. An Brasilien, größer als die vorige, länglicher, inwendig fast weiß, aber mit ähnlicher Oberhaut. (*Nitzsch.*)

CAPSALA. So hat Bosc eine Gattung auf Seefischen schmarozender Würmer genant, welche von La Martinière entdeckt aber nicht rubricirt von Bosc unter obigem barbarischen Namen zweifelhaft den saugenden schmarozenden Krustenthieren beigezählt, von Oken hingegen *Phylline*, von Cuvier *Tristoma* genant und von letzterm, so wie nachher unter gleicher Benennung von Rudolphi zu den Binnenwürmern und zwar zu den Trematoden gestellt wurde. Der Charakter der Gattung, welche besser *Tristomum* heißen wird, ist folgender: der Körper sehr platt gedrückt, mit drei blinden Sauggruben, nämlich 2 vordern parigen und einer hintern; das Maul liegt vorn unterwärts und enthält eine Art Zunge; die Geschlechtsöffnung unten, hinter dem Maule.

a) Die beiden bis jetzt bekant gewordenen Arten haben hinten einen, zwei rundliche Lappen abtheilenden Einschnitt, daher eine herzförmig-kreisrundliche Gestalt, und durchaus runde, freirandige Sauggruben. Die hintere größte Sauggrube enthält im Mittelpunkt eine kleine flache, wenig gehöhlte Papille, von welcher 7 Rippen strahlenartig zum Rande laufen, wodurch auf der untern gehöhlten Fläche dieser hintern Sauggrube die vollkommene Figur eines Rades entsteht. Diese Arten sind: Tristomum maculatum *Rudolphi* Synopsis entoz. p. 123. p. 430. t. 1. f. 9. 10. (*La Martinière* im Journal de phys. Sept. 1787. p. 207. t. 2. f. 4, 5. Voyage de *La Peyrouse* IV. in 8. p. 79. t. 20. f. 4. 5. — Capsala *Martinieri*, *Bosc* Nouv. Bullet. de la soc. philom. 1811. p. 384. — Phylline Diodontis *Oken*. Lehrb. d. Naturg. III. 1. p. 182. u. p. 370.). Der rundlich herzförmige schmuziggraue Körper mit kleinen ovalen bräunlichen Flecken auf der wenig gewölbten Rückenfläche. Zwischen den vordern Sauggruben ein fein stacheliger Zipfel, welcher für Rüssel gehalten wird, vielleicht aber bloß das Vorderende des Körpers und gewiß nicht Geschlechtsorgan ist, wofür Rudolphi es zu nehmen geneigt ist. Diesen Wurm fand La Martinière auf einem Diodon, welcher an der Westküste von Nordamerika vorkam.

Tristomum coccineum *Cuvier* (Règne animal IV. p. 42. t. 15. f. 10. — *Rudolphi* Synops. p. 123. 428. t. 1. f. 7. 8.). Der sehr platt gedrückte rundlich herzförmige Körper schön rosenroth mit vielen feinen netzartig verbundenen Gefäßen durchzogen. Zwischen den vordern beiden Sauggruben auch ein kleiner aber stachelloser abgerundeter Zipfel. Die dreieckige Mundöffnung befindet sich unten, hinter diesem Zipfel, zwischen den beiden vordern Sauggruben und enthält eine kleine nicht näher beobachtete Zunge. (Eben so möchte die Mundöffnung beim Trist. maculatum gelegen und beschaffen seyn, wo sie vielleicht übersehen ward.) An dem Exemplare, welches ich durch Rudolphi's Güte erhalten, bilden die netzförmig verästelten Gefäße hinter der Mundöffnung einen dichtern kleinen Kranz; vor der Peripherie des Körpers scheinen sie aufzuhören. — Cuvier fand diese, etwa einen Zoll lange, Art an den Kiemen verschiedener Seefische, z. B. des Kopffisches und des Schwertfisches.

b) Eine dritte, vor langer Zeit von mir am Stör gefundene Art weicht von den vorstehenden in der Figur des Körpers und der Sauggruben bedeutend ab, und ist dennoch ein wahres Tristomum. Sie bildet eine eigne Unterabtheilung, welche charakterisirt ist, durch länglichen Körper, linienförmige vordere Sauggruben und eine runde ungerippte hintere.

Tristomum elongatum *Nitzsch.* Der Körper platt gedrückt, ablang, dreimal so lang als breit, ziemlich

*) *Macrob.* Sat. I, 12; *Varro* de L. L. V, 3.

†) Hist. natur. des anim. sans vertèbres V. p. 553.

gleichbreit, doch nach vorn breiter und am breitesten, hinten allmälig verschmälert. Das Vordertheil hat eine vordere stumpfe und eingestumpfte oder ausgerandete Ecke und zwei seitliche spitzere Ecken oder Winkel und ähnelt einem Rhombus. Neben dem vordern eingestumpften Winkel oder zwischen ihm und der Seitenecke befindet sich jederseits eine linienförmige, wie durch Verdoppelung des schief abgeschnittenen Körperrandes gebildete, inwendig quergerippte Sauggrube. Die hintere Sauggrube ist sehr ausgezeichnet und in die Augen fallend (während die vordern leicht zu übersehen sind); sie sitzt an einem ganz kurzen dünnen, nach unten gekrümten Stielchen, welches das Hinterende des Rumpfs darstellt, ist übrigens ganz frei und gleicht einer hohlen Halbkugel (auch einer Blühe der Convallaria majalis), ist härtlich am Rande fein und unregelmäßig gekerbelt, inwendig ganz glatt, ohne Spur von Centralgrübchen und gestrahlten Rippen. Die Mundöffnung ist sehr deutlich und befindet sich auf der untern Fläche hinter dem vordern Rande gerade zwischen den beiden Seitenecken des Vordertheils; sie ist dreieckig, an zwei Seiten mit aufgeworfenem Rande versehen und enthält eine ebenfalls dreieckige, sie ausfüllende Zunge, welche auf der untern Fläche eine Längsspalte hat. Hinter der Mundöffnung, nicht völlig in der Mittellinie des Körpers, sondern etwas links, befindet sich die (bei den erstgenanten Arten noch nicht beobachtete) Geschlechtsöffnung, welche von einem rauhen Wulstrande umgeben ist. Ich sah eine kurze, stumpfe, glatte Ruthe aus derselben hervorragen. Eine besondere weibliche Öffnung, welche jedoch versteckt, wie beim Hirudo, daseyn könte, habe ich nicht wahrgenommen. Dieser Wurm saß mittels der hintern Sauggrube fest am Kiemendeckel eines sehr großen, in der Elbe bei Wittenberg gefangenen Störs (Acipenser Sturio). Er ist 6 Linien (paris. M.) lang und im breitesten Theile 2 Linien breit. Die frische Farbe desselben war graulich weiß. Innere Theile schienen nicht deutlich hindurch. Er bewegte sich kaum noch, da der Fisch schon seit einigen Tagen todt war, als ich ihn untersuchte. — Mir scheint die Gattung Tristomum mit dem Blutigeln doch mehr Ähnlichkeit zu haben, als mit Trematoden, wie denn auch ihr Wohnort dem angenommenen Begriff der Endozoa nicht völlig entspricht. (*Nitzsch.*)

CAPSALI, der Hauptflecken der jonischen Insel Cerigo. Er liegt an deren äußerstem südlichen Ende und an dem Fuße eines Bergs, auf welchem ein altes verfallenes Fort steht, ist der Sitz des Bischofs von Cerigo und der Landesbehörden, hat 1 kath. und mehre griech. Kirchen und Klöster, aber nur 1285 Einw., die sich von der Landwirthschaft und Fischerei nähren. Der Busen, an welchem der Ort liegt, bildet eine höchst unsichere Rhede. (*Hassel.*)

CAPSELLA, ist der incorrecte Name, den Medicus und Mönch für die gemeine Art von Thlaspi wählten, die man Bursa pastoris nent. Diese wollte man von Thlaspi trennen, weil die Kapsel keine geflügelte Klappen habe, ohne zu bedenken, daß im Thl. magellanicum *Pers.* und heterophyllum *Cand.* Übergänge vorkommen, welche Abnahme der häutigen Fortsätze am Rücken der Klappen als keinen wesentlichen Umstand ansehn lassen. (*Sprengel.*)

CAPSICUM, eine Pflanzen-Gattung, welche zur natürlichen Familie der Solaneen in der 5. Linné'schen Klasse gehört. Von Solanum ist die Gattung vorzüglich durch die frei stehenden Staubfäden unterschieden, deren Antheren sich in der Länge öffnen. Auch die vielgestaltige Bere hat bloß an der Basis ein Mittelsäulchen. Mehre vorgebliche Arten lassen sich auf drei, C. *annuum*, *frutescens* und *chinense* zurück bringen. Das zweite, in Ostindien einheimisch, scheint den Römern, als piperitis, quam et Siliquastrum appellavimus, (*Plin.* 20, 66.) bekant gewesen zu seyn. Alle drei Arten liefern das scharfe Gewürz, den bekanten spanischen Pfeffer. (*Sprengel.*)

Capsicum annuum L., aus Ost- und Westindien, bei uns in Gärten cultivirt. Die bald runde, bald längliche, bald ovale, erst grüne, zuletzt ganz reif dunkel orangefarbige Schote, Piper indicum, s. turcicum, s. hispanicum, spanischer Pfeffer bei uns genant, enthält viele kleine, glatte, platte, nierenförmige Samen, schmeckt, gleich diesen, anhaltend scharf, sehr brennend, und erregt auf der Haut einen juckenden Ausschlag und Blasen. Diese Samenkapseln ꝛc. enthalten ein eigenes harziges Princip, Bucholz's Capsicin *), und mehr scharfen Stoff, als die Schoten von Capsic. grossum und baccatum L. Der gegen die Zeit der Reife abgenommene, getrocknete und gepülverte Same soll zu uns aus Westindien unter dem Namen Cayennepfeffer, Piper Cayennense kommen. — Die geistige Tinctur daraus sieht gelbbraun aus, und das geistige Extract ist unerträglich bitter. — Der spanische Pfeffer wirkt sehr eingreifend in die Verdauungsorgane und Abdominalnervengeflechte ein bei großer Trägheit derselben, namentlich: in einigen Wassersuchten, in der Hypochondrie des ersten Grades ꝛc. mit andern angezeigten Mitteln. Man rieth ihn gegen Wechselfieber, im höhern Grade des gelben Fiebers, und im höchsten des Typhus, den Reil unter Lähmung begreift, und gegen das Erbrechen in demselben, deßgleichen bei Atonie und Lähmung des Darmkanals, bei Bauchflüssen und Meteorismus. Trefflich wirkte er in Westindien bei einer bösartigen, epidemischen Halsbräune; man empfiehlt ihn daher in der faulichten Scharlachbräune innerlich, und in Gurgelwassern. Adair rühmt ihn in der Cachexia africana der Negersclaven. Auch will man ihn bei Lähmungen, besonders der untern Gliedmaßen, und beim schwarzen Staare nicht unwirksam gefunden haben. — Äußerlich dient er in Westindien beim Typhus mit Sopor und Delirien, als ein hautröthendes Mittel, und der verdünte Saft davon bei asthenischen Augenentzündungen. — Am besten nimt sich noch das Pulver davon zu 2—6 Gr., mit einem Schleime zu Pillen gemacht, die aber wegen ihres brennenden Geschmacks, noch in Oblate ꝛc. eingewickelt seyn müssen. Oder man läßt das Pulver mit feinem Salz zusammengerieben in sied. Wasser digeriren, und nach dem Filtri-

*) S. C. Witting's Beitr. f. d. Pharmac. u. analyt. Chemie. 3. Heft.

ren mit scharfem Weinessig vermischen, hievon aber eßlöffelweise nehmen zum Gurgeln ꝛc. — In Indien, in Jamaica ꝛc. bedient man sich des spanischen Pfeffers bei Eßunlust, und zum Würzen der Speisen. Er soll alle Tugenden der orientalischen Gewürze haben, ohne deren narkotische Wirkungen. Das geistige Extrakt davon und die Tinktur (zu 1 — 2 Dr.) verdienten bei uns officinell zu seyn. (*Th. Schreger.*)

CAPSIR, ein kleines Ländchen im vormaligen Roussillon, jetzt dem Dep. Ostpyrenäen. Es ist nur 3 Meilen lang, 1½ breit, ganz von hohen Bergen eingeschlossen, und bietet daher wenig mehr als Weide dar. Die Aude nimt darin den Ursprung: der Hauptort war Puy Val-d'or. Es hatte im Mittelalter eigne Barone. (*Hassel.*)

CAPSULARIA, Kapselwurm. Eine von Zeder*) aufgestellte Gattung der Rundwürmer (Endozoa nematoidea), welche von ihm durch einen nadelförmigen, an beiden Enden stumpfen, hinter der vordern Hälfte nach vorn zu allmälig verschmächtigten Körper charakterisirt ward. Zeder führte nur zwei, in gewissen Fischen meist an der Leber spiralförmig eingekrümt und in einer besondern Haut liegend vorkommende Arten auf, nämlich: *Caps. trinodosa*, welche bereits Goeze als Lachskapenwurm beschrieben und in seiner Naturgeschichte (t. 8. f. 9. 10.) abgebildet hatte, und dann die *Caps. halecis* die ebenfalls bereits von Bloch (Abhandl. t. 8. f. 7 — 10. p. 33.) unter dem Titel Gordius Harengum bekant gemacht, dann von Gmelin Ascaris halecis genant, und hierauf von Zeder am angeführten Orte beschrieben und abgebildet wurde.

Obgleich diese Gattung in dem gedruckten Verzeichniß der wiener Endozoensamlung angenommen, und noch mit mehren Arten aus Fischen und Vögeln vermehrt ward, so erklärt doch Rudolphi **) mit Recht, daß noch keine befriedigende Merkmale dieser Gattung aufgefunden seien und setzt die erste Art zu Filaria, die zweite zu Ascaris (beide mit dem Specialnamen Capsularia), und stellt die übrigen unter diejenigen Endozoen, welche der Gattung nach zweifelhaft seien. (*Nitzsch.*)

CAPSUS (Entomologie). Eine von Fabricius errichtete Gattung der Feldwanzen, die sich durch viergliederige Fühler, das zweite Glied am Ende aufgetrieben, das dritte und vierte harförmig, so wie durch den ungeaderten häutigen Fortsatz der Deckschilde, der nur an der Wurzel zwei kleine Zellen führt, auszeichnet. Es gehören dahin Capsus ater, flavicollis *Fabr.* und andere. (*Germar.*)

CAPTA, d. i. die Gefangene, bei den Römern ein Beiname der Minerva, unter dem sie auf dem Mons Coelius eine Kapelle hatte. Der Beiname mag von der alten Gewohnheit herrühren, die Bilder derjenigen, die man für Schutzgottheiten hielt, zu fesseln, damit sie nicht entfliehn sollten. (*Rickless.*)

*) S. Dessen Ersten Nachtrag zur Naturg. d. Eingeweidewürmer v. Goeze S. 7. und Anleitung zur Naturg. d. Eingeweidew. S. 51. **) Synopsis Entozoor. p. 204.

CAPUA, einst des gesegneten Campaniens üppige Hauptstadt, und neben Rom und Carthago als dritte Stadt des nichthellenischen Abendlandes genant [1]). Einige Miglien vom Flusse Vulturnus, in der Ebene, die drei Ernten und, nach dem alten Sprichworte, mehr Rosensalben, als andere Landschaften Olivenöl [2]) gab, legten 50 J. vor Roms Erbauung [3]) vom Norden einwandernde Etrusker die Stadt Vulturnum an, die aber später, sei es von einem samnitischen Führer, oder von der Ebene, oder weil sie Haupt der umliegenden etruskischen Städte ward, Capua genant wurde [4]). Den Namen Campaner führten vorzugsweise ihre Bewohner [5]); Campanus ager hieß ihre ausgedehnte Feldmark [6]). Von der etruskischen Zeit schweigt die Geschichte; sicher aber ist dennoch zu behaupten, daß üppiges Schwelgen in der Fülle der leichtgewonnenen Naturgaben bei den Etruskern früh vorherrschte, und Capua schon als Stadt weichlicher Lüste, wo die gesamte Straße Seplasia Salben feil hatte [7]), aber auch die bildende Kunst aufblühte [8]), unter die Herrschaft kräftiger Söhne des benachbarten samnischen Gebirgs kam. Diese hatten durch wiederholte Einfälle die weichlichen Etrusker der Ebene geängstigt und ihre Felder verwüstet; Capua nahm daher eine Schar von ihnen in seine Mauern auf, und gab ihnen Bürgerrecht; diese, mehr Räuber als Krieger, erschlugen bald darauf J. R. 331, einen Theil der alten Bewohner, nahmen deren Weiber für sich [9]) und beherrschten nun als Kriegsadel, Ritter genant [10]), die übrige Masse; der oberste Magistrat hieß Meddix tuticus [11]). Bald entarteten auch sie zu Lüstlingen; von dem frühern Charakter behielten sie nur die Grausamkeit; bei ihnen war es Sitte, Gladiatoren bei der Mahlzeit fechten zu lassen [12]). Eben so bald wurden sie ihren Stammgenossen im Gebirge entfremdet. Als diese ihre Waffen gegen die Sidiciner, ein Bergvolk in der nördlichen Mark Campaniens wandten, zogen die Campaner den Sidicinern zu Hilfe. Zwei Male geschlagen und ihre Ohnmacht erkennend suchten nun sie Hilfe in Rom, erbötig dessen Hoheit fernerhin sich zu unterwerfen. Die Samniter unterlagen dem verbündeten Heere in der Schlacht am Berge Gaurus J. R. 411 [13]); in Capua blieb eine römische Besatzung. Als ob der Ort moralisches Verderbniß, wie raschwirkendes Gift eingeflößt hätte, faßte diese den frevlichen Anschlag, die Campaner zu morden, und, der Vaterstadt entsagend, in Capua zu wohnen. Rom vereitelte dieß [14]), aber dennoch trat die Masse der Campaner, mit Ausnahme der Ritter, zu den Latinern, als diese sich J. R. 414 gegen Rom erhoben [15]). Indessen

1) *Flor.* 1, 16. 2) *Plin.* h. n. 28, 29. 3) *Vel. Pat.* 1, 7. 4) *Liv.* 4, 37. *Festus* v. Capuam. *Plin.* h. n. 3, 9. *Strabo* 5, 248. *Cas.* 5) *Varro* l. L. 9, 163. Bip. *Liv.* 7, 29. 30. u. a. 6) *Liv.* 28, 45. 7) *Fest.* v. Seplasia. *Val. Max.* 9, 1 ext. 1. *Cic.* l. agr. 2, 34. *Ascon.* zu *Cic.* Pis. c. 11. *Plin.* h. n. 16, 18. 8) Meyers Gesch. d. bild. K. 1, 262. 9) *Liv.* 4, 37. Vgl. *Diod.* Sic. 12, 31, der die That 17 Jahre früher ansetzt. 10) Equites Campani *Liv.* 8, 14. u. a. Vgl. *Val. M.* 9, 5, ext. 4. von dem Hochmuth des Senats. 11) *Liv.* 24, 19. 26, 6. 12) *Liv.* 9, 40. überhaupt vgl. Niebuhr röm. Gesch. 2, 484 ff. 13) *Liv.* 7, 29 ff. 14) 7, 38 ff. 15) 8, 2.

hatte dieß mit den Samnitern Frieden und Bund geschlossen, und in der Schlacht am Fl. Veseris, am Fuße des Vesuv, fochten Römer und Samniter gegen Latiner und Campaner. Jene siegten [16]; die campanischen Ritter wurden zum Lohne für ihre Treue mit dem römischen Bürgerrechte ohne Stimme beehrt, die Plebs angewiesen, ihnen jährlich eine Steuer zu zahlen [17]. Selbständig blieb Capua, behielt Senat und Volksversamlung [18]; privatrechtlicher Verkehr mit Rom ward mannichfach, die Ritter und selbst Plebejer bekamen römische Ehegenossenschaft [19]: mehr zum Gerichte über dergleichen Sachen, als zur Ordnung der Statsgewalten, scheint es, ward seit J. R. 436 ein römischer Präfect nach Capua gesandt [20]; auf ein näheres Verhältniß zu Rom, Kraft des Bürgerrechtes der Ritter, deutet auch die Zusammenstellung der römischen und campanischen Mannschaft im gallischen Kriege bei Polybius [21].

In diesem Verhältnisse blieb es bis zum zweiten punischen Kriege, und, während römische Tapferkeit und Kriegskunst auf seine Heerscharen überging, blieb innerlich, wie die Gemeindeverwaltung, so die zügelloseste Unsittlichkeit ohne Besserung, und die niedere Klasse bot in unverschämter Meuterei den Magistraten Trotz [22]. Hannibal's Blick erkante in Capua den Keim zum Aufruhr, und knüpfte Unterhandlungen an, die nach der Schlacht bei Cannä den gewünschten Erfolg hatten. Pacuvius Calarius, ein campanischer Ritter, mächtig bei dem großen Haufen, und Wohlthäter des Senats, den er früher gegen den Ungestüm jener geschützt hatte, gewann eine Partei zu einem Bunde mit Hannibal, und öffnete diesem die Stadt [23]. Nach einem Winterlager, das seinem Heere die Kraft minderte, zog dieser ins Feld, und die Campaner sollten nun mit eigner Macht Krieg gegen Rom führen. Diese war nicht gering; Consul Varro hatte nach der Schlacht bei Cannä 30,000 M. Fußvolk und 4000 Reiter von ihnen gefordert [24]. Doch ihre Versuche auf die Nachbarstädte waren vergeblich, und als Hannibal nach Süden zog, wichen sie in ihre Mauern zurück, die ein römisches Heer im vierten Jahre nach dem Abfalle, J. R. 542, einschloß [25]. Hannibal zog heran zum Entsatze, vermochte aber nicht die römischen Werke zu stürmen; er zog gen Rom, um das Heer von Capua abzuziehen; auch dieß umsonst [26]. Der Hunger brachte die Campaner zur Verzweiflung; 28 Senatoren vergifteten sich, die übrigen übergaben den Römern die Stadt. Der blutdürstige Fulvius ließ, ohne des Senats in Rom Befehle zu erwarten, von diesen 53 grausam hinrichten, unter ihnen den Juballius Taurea, den wackersten camp. Ritter; eben so floß Blut in Atalla und Calatia, und die Kerker füllten sich mit campanischen Edeln [27]. Nun ward in Rom berathen, ob Capua zerstört werden sollte: als Stat hörte es auf zu seyn; die eigentlichen Bürger wurden, nach dem Maße ihrer Schuld, theils verkauft, theils nach Etrurien versetzt; die Gebäude verschont, aber mit der Feldmark für Eigenthum des römischen Volks erklärt, und die campanischen Freigelassenen, Krämer und Handwerker bewohnen fernerhin die Häuser als römische Zinsbauern; ein Präfect hielt jährlich Gericht bei ihnen [28]; Ehegenossenschaft mit Rom ward ihnen bald darauf wieder zugestanden [29]. Dieser Zustand dauerte, bis durch die lex Julia des Cäsar [30] eine Kolonie von 20,000 römischen Bürgern dahin geführt wurde [31], die so rasch aufblühte, daß Cicero gegen die Zeit des dritten Bürgerkriegs, freilich übertreibend, Capua ein zweites Rom nennen konte [32]. Augustus [33] und Nero [34] sandten wiederum Kolonisten hin: doch begann nun Neapolis sich hervorzuheben.

(*W. Wachsmuth.*)

CAPUA. Das römische Municipium Capua litt in den Zeiten der Völkerwanderung durch die Züge der Teutschen und Araber viele Plünderungen, Feuersbrünste und andre Verwüstungen. Im J. 456 zerstörten es die Vandalen unter Genserich, und 840 verwandelten die Sarazenen es in einen Aschenhaufen. Hierauf baueten sich die Capuaner auf dem Hügel Tristisco an, und nanten ihre neue Stadt Sicopolis. Aber nach 15 Jahren wurde auch diese ein Raub der Flammen, und ihre Einwohner gründeten das neue Capua an der Stelle, wo das alte Casilinum gestanden hatte, welches ein Hafen des antiken Capua gewesen war. — Diese neue Stadt liegt am Volturno, über den hier eine schöne Brücke führt, in einer fruchtbaren Ebene, welche aber in der Nachbarschaft der Stadt durch die zum Theil verfallenen Festungswerke öde und kahl und durch Sümpfe ungesund geworden ist. Die Trümmern des alten Capua, und namentlich des Amphitheaters und der Tempel, haben Materialien zu dem Bau des neuen geliefert, und die Kathedrale, so wie die Kirche dell' Annunziata zeigen die Spuren dieses Ursprungs am glänzendsten. Das Kastell von Capua ist durch Kaiser Friedrich II. und, wie Einige berichten, nach dessen eigener Zeichnung, erbauet worden [1], und im Mittelalter war der Platz von bedeutender Festigkeit.

Capua ist die Hauptstadt der Provinz Terra di Lavoro, Sitz eines Kriminalhofes, Civiltribunals und Erzbisthums. Sie ist reich an Kirchen, Klöstern und geistlichen Stiftungen, sonst aber ärmlich und schmuzig, obgleich die meisten Straßen breit und gerade sind. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 8000. Das Trinkwasser der Stadt ist kaum genießbar, und die Luft in den Sommermonaten sehr ungesund. Von den Ruinen

16) *Liv.* 8, 9 ff. 17) 8, 11. 14. *Vell. P.* 1, 14. 18) *Liv.* 23, 2 ff. 19) 23, 2. 4. 26, 33. 20) *Liv.* 9, 20. 26. 36. 21) 2, 24. 22) 23, 2 ff. 23) Ebendas. 24) 23, 5. 25) 23, 25. 25, 13. 26, 4. 26) 26, 8 ff. 27) 26, 12 ff.

28) *Liv.* 26, 16. 34. 29) 38, 36. 30) Über den frühern Antrag des Rullus s. *Cic.* leg. Agr. 31) *Ernesti* clav. lex agrar. Julia. 32) Philipp. 12, 3. 33) *Plin.* h. n. 18, 29. 34) *Tacit.* A. 13, 31.

1) Merkwürdig ist auch die marmorne Bildsäule des großen Hohenstaufen, welche die Capuaner ihm im Jahr 1236 durch einen unbekanten Meister errichten ließen. Sie ist jetzt durch den Frevel der Soldaten Mürats ohne Kopf, und seit längerer Zeit schon ohne Hände; aber der Padre della Valle hatte sie früher abformen lassen, wonach sie bei Agincourt aus den Lettere Sanesi gestochen ist. Das Gesicht hatte auch der neapolitanische Geschichtschreiber Daniele nach einem Gipsabgusse in Stein schneiden lassen, und dieser Stein ist das Original der Abbildung Friedrichs II. im 3. Bande von Raumer's Geschichte der Hohenstaufen. Die verstümmelte Bildsäule steht jetzt in einer Nische nahe am römischen Thore.

des alten Capua ist die des großen, im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gegründeten Amphitheaters die bedeutendste. Es war aus gebranten Steinen gebauet und mit weißem Marmor bekleidet. Mehre Gewölbe, Corridore und Sitze ragen noch zu einer bedeutenden Höhe aus der Erde hervor, welche einen Theil des Gebäudes verschüttet hält, und von diesen Trümmern genießt man einer herrlichen Aussicht über die Ebenen des glücklichen Campaniens bis zu dem Vesuv. Das Ganze bestand aus vier Säulenordnungen, deren unterste, die toskanische, noch an dem Thore sichtbar ist. Auch von der zweiten, der dorischen, sind Spuren zu entdecken [2]). (*W. Müller.*)

Capulus, s. Pileopsis.

Capura L., ist nichts Anderes als Daphna indica L. s. d.

CAPUSE, ein Eiland auf der Nordwestspitze der franz. Insel und Dep. Corsica, zum Distr. Bastia gehörig; es hat Waldung und Wasser, aber keine Bewohner. (*Hassel.*)

CAPUT MORTUUM, Todtenkopf, tête morte, ein figürlicher Name, womit von den alten Chemisten alle fixe und erschöpfte Rückstände nach der trocknen Destillation in den Retorten bezeichnet wurden. (*Th. Schreger.*)

CAPUT BUBALI, ein Ort in Dacien, nach der Tab. Peut. 3 Mill. östlich von Ahihis, nahe bei der Quelle des Bazonis, bei Brebul oder Volialent. Ob Procops *Καπούδβοες* (Caput bovis), welches er ein Werk Trajans nent (de aedif. IV, 6.) dasselbe oder ein anderer Ort, näher an der Donau, ist? bleibt ungewiß. (*Ricklefs.*)

CAPUZZI (Antonio), geb. zu Brescia 1755, Schüler Nazzari's, war seit 1805 als erster Violinist bei der Kapelle zu Bergamo angestellt, wo er am 28. März 1818 starb. Den größten Theil seines Lebens hatte er zu Venedig zugebracht. Dort erschienen auch die meisten seiner zahlreichen musikalischen Compositionen. Diese verschafften ihm einen Ruf nach Rußland, einen andern nach England; doch lehnte er beide ab aus Anhänglichkeit für ein Publikum, das er durch sein Spiel entzückte *). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CAPVERN, Weiler im Bez. Argelès des franz. Dep. Oberpyrenäen in einem angenehmen Thale, hat 1 Heilquelle und Bäder von 20° Wärme, die in der schönen Jahrszeit besucht werden. (*Hassel.*)

CAPWOLKEN (die), auch Magellansflecken, ingleichen schlechthin Wolken genant (nubecula major und minor), sind tief am südlichen Himmel zwei ziemlich große lichte Flecken, welche abgerißnen Theilen der Milchstraße gleichen, deren matterer Schimmer ihnen aber ein wolkenartiges Ansehn gibt. Schon Magellan nahm sie wahr und Pigofetta erwähnt ihrer in seiner Beschreibung der Magellanischen Erdumsegelung, daher sie denn auch den Namen der Magellansflecken führen. Bayer nahm sie zuerst in seine Himmelskarten auf; sie finden sich daher auch auf der Doppelmayerschen Charte, und in Bode's großem Himmelsatlas stellt sie das 20ste Blatt dar. La Caille beobachtete sie zuerst genauer, zeichnete in der kleinen Wolke 4 Sterne 6r Gr. durch $\alpha\ \beta\ \gamma\ \delta$, und in der größern Wolke gleichfalls 4 mit denselben Buchstaben aus, und beschrieb überhaupt diese Erscheinungen in einer Abhandlung über die Nebelflecke des Süd-Himmels *). Da er seine Beobachtungen am Cap de b. Esp. machte, so erhielten diese Gegenstände den Namen der Capwolken. Die größere Wolke steht westlich der kleinen Wasserschlange, zwischen dem 75. und 65. Grade südl. Abweichung, und zwischen dem 60. und 90. Gr. der ger. Aufsteigung; die kleinere zeigt sich östlich des genanten Sternbildes, zwischen dem 70. und 80. Gr. südl. Abw. und dem 10 und 40 Gr. d. ger. Aufst. Beide Wolken enthalten außer jenen Sternen 6r Gr., nur kleinere und überall wenige unterscheidbare. — Diesen Flecken gegenüber liegen 2 dunkelschwarze Flecken mitten in der Milchstraße, die hier sehr lebhaft schimmert, und die, ihrer sich auszeichnenden Schwärze wegen, von den Seefahrern die Kohlensäcke genant werden. Der eine steht beim Kreuz, der andere aber in der Nähe der Carlseiche. Beide sind auf Bode's 20ster Charte unter der Benennung macula magellanica angezeigt. Beide und besonders des größern gedenkt schon Louis Feuillée (s. monatl. Corresp. ꝛc., Bd. XV. S. 391, wo er auch abgezeichnet ist). (S. mit Mehrern den Art. Kohlensäcke) auch La Caille erwähnt ihn und Forster nent beide. Im 10. Bde. d. monatl. Corresp. Septemb. findet man eine Zeichnung beider Capwolken, v. Dr. Hörner gefertigt, welcher zugleich das bemerkt, daß die größere die kleinere Wolke an Helligkeit übertrifft. Eben dieser Gelehrte sah auch (das. S. 217.) die erwähnten beiden Kohlensäcke. (*Fritsch.*)

Capytium, s. Capitium.

CARA, ein Eiland der Hebridenkette, dicht unter Gigha und im Westen der Halbinsel Kintyre, nur ¼ M. lang, $\frac{1}{10}$ M. breit, hoch und mit Felsenrissen umgürtet, auch nur von wenigen Hochscoten bewohnt, die zum Kirchspiele Gigha gehören. Auf der Südspitze steigt der Mall von Cara empor; zwischen Cara und Gigha liegt der Felsen Gigulum, wo ein guter Ankerplatz sich findet. (*Hassel.*)

CARABEÖL, ein aus dem Brack und den abgefallenen Spänen des Bernsteins destillirtes geringes, leichtes und röthliches Öl für Maler und Lackirer (vgl. Bernstein). (*Th. Schreger.*)

CARABICI. Laufkäfer (Entomologie). Eine Käfer-Familie aus der Abtheilung der Pentameren, der Linné'schen Gattung Carabus entsprechend. Ihre Kennzeichen sind: fünf Glieder an allen Tarsen; lange, schlanke Beine, die Schenkel an der Wurzel mit einem zahnförmigen Anhange; die Fühler lang, fadenförmig; zwei Taster an jeder Kinlade, und 2 3gliedrige Lippentaster; die Kinlade in eine ungegliederte Spitze oder Klaue endigend; Kinbacken vorstehend. Es enthält diese Familie eine große Zahl (gegen 700) Arten, die von Fabricius,

---

2) S. *Rinaldo:* Memorie istor. della Città di Capoa. *Galanti:* Descrizione delle Sicilie. T. IV. p. 87 ff.

*) Vgl. Poesie in morte di Antonio Capuzzi primo violinista nella cappella dell' insigne basilica di Santa Maria Maggiore di Bergamo. Bergamo, 1818. in 4.

*) S. d. Mém. der parif. Akad. v. J. 1755. S. 195. u. f.

Paykull, Illiger, Clairville, Bonelli, Latreille und Dejean in viele Gattungen vertheilt worden, und vorzüglich in gemäßigten Zonen einheimisch sind, wo sie sich von andern Insekten, von faulenden animalischen und vegetabilischen Substanzen, auch wol von Körnern ernähren, und unter Steinen, Baumrinden, Moos und in andern Schlupfwinkeln angetroffen werden. Ihre Larven leben größtentheils in der Erde und nähren sich wie die vollkommenen Insekten, sie sind langgestreckt, Kopf und der vorderste Theil des Halsschildes ist hornartig, die übrigen, platten, viereckigen Abschnitte des Körpers sind fleischig und der letzte endigt sich in zwei Spitzen. Am Kopfe stehen die Kinbacken vor und man kann die Freßwerkzeuge wie am vollendeten Käfer betrachten.

Von der Familie der Sandkäfer (Cicindeletae) unterscheiden sich die Carabici vorzüglich durch die ungegliederte Kinladenspitze, die dreigliedrigen Lippentaster und einen eirunden Kopf, der schmäler, oder doch nicht breiter als das Halsschild ist.

Latreille und Dejean (Histoire naturelle des insectes Coleoptères d'Europe. Paris 1822) theilen jetzt die Familie der Laufkäfer in folgende Unterfamilien und Gattungen:

I. *Truncatipennes.* Die Kinnladentaster ohne pfriemenförmige Spitze. Die Innenseite der Vorderschienen mit einem starken Ausschnitt. Die Spitze der Deckschilde abgestutzt. — Sie besitzen einen länglichen Umriß, Kopf und Halsschild sind gewöhnlich schmäler als der Hinterleib. Die vordersten Tarsen zeigen sich bei beiden Geschlechtern ohne auffallenden Unterschied:

A. Die Klauen der Tarsen glatt. 1) Das letzte Tasterglied eiförmig, am Ende spitzig. a) Das erste Fühlerglied kurz. Gattungen *Casnonia*, *Odacantha*. b) Das erste Fühlerglied lang. *Cordistes*. 2) Das letzte Tasterglied langgestreckt, mehr oder weniger beilförmig. a) Kinbacken verlängert. *Drypta*. b) Kinnbacken kurz. *Galerita*, *Zuphium*, *Polystichus*. 3) Das letzte Tasterglied mäßig lang, walzig, oder spitzwärts dicker. a) Fühler schnurförmig. *Helluo*. b) Fühler fadenförmig. *Aptinus*, *Brachynus*, *Corsyra*, *Catascopus*, *Graphiterus*, *Anthia*. B. Die Klauen der Tarsen unten gezähnelt. 1) Körper langgestreckt. *Agra*, *Cymindis*, *Calleida*, *Ctenodactyla*, *Demetrias*, *Dromius*. 2) Körper breit und platt, Deckschilde beinahe viereckig. *Plochionus*, *Lebia*, *Coptodera*, *Orthogonius*.

II. *Bipartiti.* Die Kinladentaster ohne pfriemenförmige Spitze. Die Innenseite der Vorderschienen mit einem starken Ausschnitt. Die Deckschilde an der Spitze nicht abgestutzt. — Der Hinterleib ist bei ihnen gewöhnlich durch einen Stiel vom Halsschilde getrent und letzteres hat halbmondförmige, kuglige oder viereckige Gestalt. Die Vorderschienen sind bei vielen an der Außenseite handförmig gezackt. Diese Thiere scheinen in der Erde in Höhlungen zu leben, die sie sich graben, und die vordersten Tarsen zeigen sich bei beiden Geschlechtern ohne auffallenden Unterschied. Es entspricht diese Abtheilung der Gattung Scarites *Fabr.* — A. Das Kinn nimt auf der Unterseite fast den ganzen Kopf ein und ist fest mit dem Halse verwachsen. *Enceladus*, *Siagona*. B. Der Mund und die Seiten des Kopfes unten unbedeckt, das Kinn durch eine Naht vom Halse getrent. 1) Die Vorderschienen handförmig gezackt. *Carenum*, *Scarites*, *Pasimachus*, *Clivina*, *Dyschirius*. 2) Die Vorderschienen einfach. a) Fühler schnurförmig, Halsschild viereckig. *Ozaena*, *Morio*. b) Fühler fadenförmig, Halsschild halbmondförmig oder herzförmig. *Aristus*, *Apotomus*.

III. *Thoracici.* Die Kinladentaster ohne pfriemenförmige Spitze. Die Innenseite der Vorderschienen mit einem starken Ausschnitt. Die Deckschilde an der Spitze nicht abgestutzt. Die ersten Glieder der vordersten Tarsen bei den Männchen merklich breiter, unten warzig oder gepolstert.

A. Die vier ersten Glieder der vordersten Tarsen beim Männchen erweitert. 1) Das Endglied der Kinladentaster eiförmig, abgestutzt oder stumpf. Die Mitte des obern Randes des Kins mit einem einfachen Zahne oder zahnlos. (Harpalus *Bonelli*) *Acinopus*, *Harpalus*, *Ophonus*, *Stenolophus*, *Masoreus*. 2) Das Endglied der Kinladentaster kegelförmig, sehr spitzig, es bildet mit dem vorletzten zusammen einen länglich eiförmigen, sehr spitzigen Körper. Die Mitte des obern Randes des Kins mit einem zweispaltigen Zahne. *Trechus*, *Blemus*.

B. Nur die zwei ersten Glieder der vordersten Tarsen beim Männchen erweitert. 1) Die obere Spitze der Zunge erreicht oder überschreitet das Wurzelglied der Lippentaster. Der Kopf am Halse nicht zusammengeschnürt oder jäh verengt. a) Die Kinbacken in eine Spitze endigend. Am Vorderrande des Kopfes eine ebene, gerade, weder erhabene noch bogenförmig gekrümte Lefze. In der Mitte der Ausrandung des Kins ein oder zwei Zähne (Feronia *Cuvier*).

α) Die Beine (wenigstens die vier vordern) sehr stark, die erweiterten Tarsenglieder der Männchen herzförmig oder dreieckig, unten mit Haaren oder reihenförmig geordneten Warzen besetzt.

† Die Tarsenklauen ungezähnelt.

* Die vier vordern Schenkel eiförmig und aufgetrieben. Halsschild so breit als der Hinterleib. Das dritte Fühlerglied wenigstens doppelt so lang als das zweite.

§ Kinbacken kurz, nur zur Hälfte über das Kinn heraus ragend.

+ Der Körper fast immer geflügelt, eirund oder elliptisch, oben gewölbt, der Kopf herabgebogen. Das letzte Glied der äußern Kinladentaster eiförmig. Die Fühler fadenförmig, mit walzigen Gliedern, die letzten etwas dicker. *Zabrus*, *Pelor*, *Pangus*, *Amara*, *Pogonus*, *Tetragonoderes*, *Poecilus*, *Argutor*.

++ Der Körper mehr gerade, ungeflügelt. Das letzte Glied der äußern Kinladentaster walzig oder verkehrt kegelförmig. Die Fühler schnurförmig, an der Spitze nicht verdickt, die Glieder kornförmig oder birnförmig. *Abax*, *Plectes*, *Pterostichus*, *Platysma*, *Cophosus*, *Omaseus*, *Steropes*, *Molops*, *Percus*.

§§ Kinbacken sehr stark, deutlich über die Lefze vorragend (Hinterleib gestielt). *Cephalotes*, *Stomis*.

** Beine schlank, mit langen Schenkeln. Halsschild schmäler als der Hinterleib. Das dritte Fühlerglied fast drei Mal so lang als das zweite. *Sphodrus*.

†† Die Tarsenklauen unten gezähnelt. *Laemosthenus*, *Calathus*, *Taphria*.

β) Die Beine schlank, das zweite und dritte Glied der Vordertarsen des Männchens beinahe viereckig, oder rund und mit einander eine Palette bildend (das Halsschild meist schmäler als der Hinterleib).

† Die Hare oder die Warzen auf der Unterseite der männlichen Tarsenglieder reihenweise geordnet. *Dolichus*, *Platynus*, *Anchomenus*, *Agonum*.

†† Die Unterseite der männlichen Tarsenglieder mit einer gezähnelten Bürste bedeckt. *Callistus*, *Epomis*, *Dinodes*, *Chlaenius*, *Oodes*.

b) Die Kinbacken meistens an der Spitze sehr stumpf oder ausgerandet. Die Lefze gewölbt und bogenförmig gekrümt. Das Kinn in der Mitte ungezahnt.

α) Die Kinbacken in eine Spitze endigend. *Rembus*.

β) Die Kinbacken sehr stumpf, an der Spitze schief abgestutzt oder ausgerandet. *Dicaelus*, *Licinus*, *Badister*.

2) Die Zunge sehr kurz, nicht bis zur Spitze des ersten Gliedes der Lippentaster reichend. Der Kopf hinten am Halse zusammengeschnürt oder jäh eingedrückt. *Patrobus*, *Microcephalus*, *Pelecium*, *Panagaeus*, *Loricera*.

IV. *Abdominales*. Die Kinladentaster ohne pfriemenförmige Endspitze. Die Innenseite der vordersten Schienen ohne Ausschnitt. Der Ausschnitt der Vorderschienen ist bisweilen durch eine linienförmige Rinne angedeutet. Das letzte Tasterglied hat meist eine verkehrt dreieckige oder beilförmige Gestalt. Der Hinterleib erscheint oft im Verhältniß zum Halsschild sehr groß.

A. Die Innenseite der Kinbacken gezähnelt: die Lefze zweilappig. Das Endglied der Kinladentaster immer sehr groß, das der Lippentaster beilförmig oder löffelförmig. *Pamborus*, *Cychrus*, *Scaphinotus*.

B. Die Innenseite der Kinbacken höchstens an der Wurzel gezähnelt.

1) Die Vordertarsen in beiden Geschlechtern gleichartig. *Tefflus*, *Procerus*.

2) Die Vordertarsen beim Männchen erweitert.

a) Die Lefze an der Spitze zwei- oder dreilappig. *Procrustes*, *Carabus*, *Cechenus*, *Calosoma*, *Callisthenes*.

b) Die Lefze ungetheilt.

α) Das Endglied der Kinladentaster bildet einen langen, umgekehrten Kegel. Die Fühler dünn und lang. *Leistus*, *Nebria*, *Omophron*.

β) Das Endglied der Kinladentaster beinahe walzig. Fühler dick und kurz. *Blethisa*, *Pelophilus*, *Elaphrus*, *Notiophilus*.

V. *Subulipalpi*. Die Kinladentaster mit pfriemenförmig abgesetzter Endspitze, das vorletzte Glied groß, aufgetrieben, das letzte sehr klein, nadelförmig (Bembidion *Illiger*). *Tachypus*, *Lopha*, *Leja*, *Peryphus*, *Bembidion*, *Notaphus*, *Tachys*.

So wenig man auch dieser systematischen Darstellung ihren Werth für die Vertheilung der Laufkäfer in untergeordnete Gruppen absprechen kann, so kann man doch sie keinesweges als genügend betrachten, da sie selbst für die obern Eintheilungsstufen die Kenzeichen von Theilen entlehnt, die nur bei einem Geschlechte beobachtet werden können, und die Merkmale der untern Stufen und Gattungen auf Dimensions-Verhältnisse einzeler Körpertheile gründet, die sehr allmälige Übergänge in einander zeigen. Es werden daher viele Gattungen noch eingezogen, für andere neue Merkmale festgestellt werden müssen, obschon im Ganzen genommen, die natürlichen Verwandtschaften sehr gut berücksichtigt sind, und bei den mehresten nicht sowol die Trennungen selbst, als die Kenzeichen, nach denen diese Trennungen bewirkt sind, einer andern Festsetzung bedürfen. (*Germar*.)

CARABUS. Erdkäfer, Laufkäfer (Entomologie). Eine von Linné errichtete Käfergattung, der jetzigen Familie Carabici entsprechend. Die spätern Entomologen trenten mehre Gruppen daraus als besondere Gattungen, aber erst Bonelli, Dejean und Latreille beschränkten ihren Umfang auf diejenigen Arten, welche unausgeschnittene Vorderschienen, beilförmige Taster, an der Wurzel gezähnte Kinbacken, eine ausgerandete Lefze, ungeflügelten Körper und erweiterte Vordertarsen der Männchen besitzen. Fr. Weber hatte bereits früher (Observat. entomol. 1801) auf diese Gruppe aufmerksam gemacht und ihr den Namen Tachypus ertheilt, aber so lange nicht die ganze Familie getheilt war, konten einzele Trennungen nicht von großem Werthe erscheinen, und da dieselbe die größten und ausgezeichnetsten Arten enthielt, so war es zweckmäßig ihr den Namen Carabus zu lassen.

Die Erdkäfer haben in ihrem Bau und ihrer Lebensweise viele Eigenthümlichkeiten. Ihr eirunder Kopf mit den vorgestreckten Mundtheilen und borstenförmigen Fühlern, die sie im Leben vorgestreckt tragen, ihr viereckiges oder herzförmiges Halsschild mit aufgeworfenen Seitenrändern, das größere Breite besitzt als der Kopf, ihre eirunden, mit Furchen oder eingedrückten Punkten versehenen, gewöhnlich mit metallischen Farben gezierten Deckschilde, die an der Naht fest zusammen klaffen und keine Flügel bedecken, und ihre langen, starken Beine, mit denen sie sehr schnell zu laufen vermögen, zeichnen sie aus. Man trifft sie unter Baumrinden, Steinen, Moos und andern Schlupfwinkeln auf der Erde, vorzüglich in Wäldern und Gebirgen, woraus sie besonders zur Nachtzeit hervorkommen und auf Würmer und andere Insekten Jagd machen. Wenn sie verfolgt werden, so sprützen sie aus dem Munde einen braunen, stinkenden, ätzenden Saft von sich. Man kent gegen hundert Arten, die größtentheils in Europa und Sibirien einheimisch sind, über welche vorzüglich Sturm [1]), Duftschmidt [2]) und G. Fischer [3]) als Monographen zu vergleichen sind.

Man kann die Laufkäfer in folgende Abtheilungen bringen:

a) mit dreilappiger Lefze (*Procrustes* Bonelli). Dahin *Carabus coriaceus* Fabr. Schwarz, matt, Kopf und Halsschild glatt, Deckschilde runzlicht. Abbildung bei Panzer [4]). Fast anderthalb Zoll lang. In gebirgigen Gegenden Teutschlands.

---

1) Teutschlands Insekten 3. Band. 2) Fauna Austriae 2. Band. 3) Entomographia imperii Russici Vol. I. 4) Fauna Ins. Germ. fasc. 81. tab. 1.

b) mit zweilappiger Lefze.

* Deckschilde eirund, gewölbt. Enthält die größte Zahl von Arten, wie *Car. auratus* Fabr. [5]). Oben goldgrün, glänzend, die Wurzel der Fühler und die Beine braunroth, die Deckschilde mit drei erhabenen Rippen. Auf Feldern und in Gärten, mehr in flachen Gegenden. *Car. hortensis* Fabr. [6]). Schwarz, die Seiten des Halsschildes und der Außenrand der Deckschilde purpurfarben, die letztern zart gerunzelt mit drei Reihen glänzender Grübchen. Einen Zoll lang. Besonders in Gärten und Wäldern.

** Deckschilde eirund, flach gedrückt (*Cechenus* Fischer). *Car. irregularis* Fabr. [7]) schwarz, oben kupferbraun, der Außenrand des herzförmigen Halsschildes und der Deckschilde, so wie drei Reihen unregelmäßig gestellter Grübchen auf denselben goldgrün glänzend, die Wurzel der Fühler roth. In Gebirgen unter Baumrinde und in faulen Stöcken.

*** Deckschilde fast kreisrund, gewölbt (*Callisthenes* Fischer.) *Car. Panderi* Fischer. [8]) stahlblau, die Deckschilde gekerbt, gefurcht. In den kirgisischen Sandsteppen. (*Germar.*)

CARACALLA, römischer Imperator vom 4. Febr. 211 nach Chr. Geb. bis 8. April 217; geboren zu Lyon 4. April 188. Sein eigentlicher Name, nach seinem mütterlichen Großvater, war **Bassianus**; in den Acten seiner Regirung wird er unter dem Ehrennamen **Antoninus** aufgeführt; den Zunamen **Caracalla**, unter welchem er in der Geschichte lebt, empfing er von der gallischen Benennung seiner Lieblingstracht. Er war der ältere Sohn des Imperators Septimius Severus und der Julia Domna und, während des Ersteren Präfectur über das lugdunensische Gallien, zu Lyon geboren. Sein jüngerer Bruder führte den väterlichen Familien-Namen **Geta**.

Das ruhmvolle Geschlecht der Antonine war in seinem letzten unwürdigen Sprößling Commodus blutig untergegangen, und das unermeßliche römische Reich, zur feilen Ware für den Meistbietenden geworden, zuckte unter den Krämpfen der Anarchie, bis Septimius Severus, ein glücklicher Soldat, den Weg zum Throne fand und die Zügel der Herrschaft mit fester, wenn auch nicht selten harter und blutiger Hand erfaßte und sicher zu seinem Ziele leitete. So ward aber auch seine Regirung nur zu einem despotischen Militär-Regiment, durch welches die, von den Antoninen, als wohlthätiger Mittelmacht, weise gepflegte Würde des römischen Senats aufs neue in tiefen Schatten gestellt, die höchste Gewalt von dem Alleinherrscher ohne Einschränkung geübt, das Volk zum leidenden Gehorsam verurtheilt und das Reich dem Regenten, wie ein Privat-Eigenthum, zugesprochen wurde. Erliegend aber im höheren Alter, unter der Fülle der Macht, und übersättigt vom Glück, blieb ihm zuletzt nur noch allein der Wunsch, dieß angemaßte Erbe zur Größe seines Hauses zu verwenden. Doch hier bestach ihn auch die väterliche Zärtlichkeit, und trübte seinen sonst so hellen Blick über die Mittel, dieß letzte Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen. Bassianus und Geta wurden Beide von ihm zu seinen gemeinschaftlichen Nachfolgern erklärt; empfingen, wiewol zu verschiedenen Zeiten, den Cäsar- und selbst den Augustus-Titel, durch welchen sie, noch bei seinem Leben, zur Mitregentschaft gelangten; so daß jetzt Rom zum ersten Male drei vereinigte Imperatoren auf dem Throne erblickte.

Wenig entsprachen jedoch diese, vom Schicksal so hoch begünstigten Jünglinge den Erwartungen, welche, leichtgläubig, der Vater, so wie selbst das Volk, von ihnen faßte. Erzogen im üppigen Schoße des Glücks und der Schmeichelei, ohne innere Kraft und Würde des Charakters, ohne Wetteifer im Guten, nahm ihr Gemüth, von früher Kindheit an, nur die einzige bestimte Richtung eines gegenseitigen erbitterten Hasses, der eben so wenig je einiges annähernde Vertrauen, als eine aufrichtige Versöhnung, zuließ. Genährt durch heimliche Einblasungen ihrer eigennützigen Umgebungen, stieg diese Abkehr mit den Jahren zu immer heftigeren Ausbrüchen und theilte den Hof und den Circus — die beiden vornehmsten Tummelplätze ihrer Leidenschaft — in zwei, einander feindselig gegenüber stehende Parteien. Vergebens suchte der bekümmerte Vater die Eintracht und eben so vergeblich wenigstens ein äußeres Gleichgewicht zwischen ihnen herzustellen, da Bassianus, auf sein Recht der Erstgeburt gestützt, nur seiner natürlichen rohen Härte Gehör gab; indeß der sanftere Geta sich um die Zuneigung des Volks und des Heeres mühte. Wol erkante der Vater die Nothwendigkeit, diesem bedrohlichen Zwiespalt durch ein, wiewol unzureichendes Heilmittel zu wehren, indem er, um das uneinige Brüderpar von Rom zu entfernen und durch kriegerische Beschäftigungen zu zerstreuen, dasselbe mit sich in den Feldzug gegen die entlegenen Caledonier führte; wie sehr auch Alter und Kränklichkeit ihm diese Anstrengung hätten widerrathen sollen. Doch eben diese immer sichtbarer hervortretende Hinfälligkeit stachelte nur die Ungeduld des älteren Sohnes, den letzten Zügel seiner wilden Leidenschaften abzustreifen, zu mehr als Einem Versuche gegen des Vaters Leben, denen Dieser gleichwol nur die Schwäche eines verzweifelnden Schmerzes und einer unbedingten Verzeihung entgegensetzte, bis bald auch der Gram (zu Eboracum oder York, 211) sein Leben verzehrte und seinem unnatürlichen Kinde die Wiederholung eines Verbrechens ersparte. Noch mit dem letzten Athemzuge empfahl er seinen beiden Erben die brüderliche Eintracht, als die nothwendige Bedingung ihres Heils auf ihrer schlüpfrigen Höhe; doch Caracalla würde den väterlichen Willen auf der Stelle vernichtet haben, wenn nicht das Kriegsheer, in standhafterer Treue gegen Vater und Söhne, darauf beharrt hätte, seinen Bruder Geta neben ihm zum Imperator auszurufen.

Beide hegten nunmehr nur den heißen Wunsch, nach Rom zurückzueilen und, durch gleichmäßiges Anerkentniß von Senat und Volk, ihrer neuen Machtfülle froh zu werden: allein selbst auf dem ganzen Wege dahin hielt sich der Bruder vom Bruder in scheuer Ferne, und vermied es sorgfältig, in einem und demselben Orte zum Nachtlager zusammenzutreffen. Beide bezogen darauf in der Hauptstadt den kaiserlichen Palast, dessen ungeheurer Umfang ihnen gestattete, sich auch hier in gänzlicher Ent-

5) *Panz.* Fauna 81. 6) *Panz.* Fauna 5, 2. 7) *Panz.* Fauna 5, 4. 8) Entom. imp. russ. I. tab. VII.

fernung von einander zu halten und sogar gesperrte Thore und kriegerische Wachen zwischen sich zu setzen. Nur bei öffentlichen Gelegenheiten, oder bei ihrer Mutter trafen sie persönlich zusammen: aber auch dann mit unverhehlter Abneigung, und nur von starkem, bewaffneten Geleit umgeben. Wäre es dem Jünglingspare auch ein größerer Ernst um die gemeinschaftliche Verwaltung des Reichs gewesen: so konte doch, in einer solchen gehässigen Stimmung gegen einander, davon so wenig einige Dauer, als ein glücklicher Erfolg, erwartet werden. Um so mehr foderte dieser drückende Zustand eine schnelle Änderung; und da Aussöhnung und Vereinigung unmöglich schien, ward der Plan entworfen, durch Theilung des Reichs eine weitere Scheidewand zwischen sie zu setzen; wodurch Asien und Ägypten auf Geta's Antheil gefallen und ihm Antiochia oder Alexandria zur Hauptstadt bestimt worden wäre. Unpolitisch und unausführbar an sich selbst, würde jedoch der Erfolg dieses Entwurfs seinen Erfindern in ihrer Erwartung um so weniger entsprochen haben, als derselbe die Feindseligen nur um so mehr in den Stand gesetzt hätte, sich, mit ausgedehnteren Kräften, im unnatürlichen Bürgerkriege noch blutiger zu bekämpfen; hätte auch nicht Julia, in gleichgetheilter mütterlicher Neigung, mit aller Macht dagegen gearbeitet und ein glücklicheres Resultat von einer entscheidenden persönlichen Unterredung gehofft, die sie in ihren Zimmern und unter ihren Augen, unterstützt von der ganzen Macht zärtlicher Beredsamkeit, veranstaltete. Noch bat und beschwor sie, als einige Centurionen, die Caracalla in der Nähe versteckt gehalten, in das Gemach einbrachen, den unglücklichen Geta mit ihren Dolchen anfielen und ihn, im Schoße der verzagenden Mutter selbst, die dabei in die Hand verwundet ward, ermordeten. Caracalla, der die That durch ermunternden Zuruf, wenn auch nicht mit eigenem Schwert, unterstützt hatte, floh unmittelbar darauf, mit Bruderblut besprützt, in das prätorianische Lager; warf sich vor den Adlern und geheiligten Feldzeichen desselben flehend nieder und stammelte vor den Ohren der herbeigeeilten Soldaten, mit heuchlerischer Lüge, von Todesgefahren, denen er kaum entronnen, von Nothwehr gegen feindliche Anschläge, die ihm das Leben des Bruders gekostet, und von seiner letzten Hoffnung, womit er auf die Treue und den Schutz seiner Krieger zähle. Hätten die Prätorianer, die freilich ungleich mehr an Geta gehangen, vielleicht auch ihr Ohr gegen diese Schmeichelworte verstopfen mögen, so konten sie es doch nicht gegen die hinzugefügte Verheißung eines verschwenderischreichen Geschenks, durch dessen nachmalige Auszahlung der gesparte reiche, väterliche Schatz schier erschöpft wurde. Ihrer Geneigtheit versichert, sah sich Caracalla nunmehr im Stande, auch dem Senat zu gebieten und dem Volke zu trotzen.

Ohne Scheu und Hehl traten fortan alle böse und verkehrte Neigungen seines verwilderten Herzens ans Licht hervor, und bekämpften sich unter einander in einer langen und ununterbrochenen Reihe grausamer, blutiger und dem Reiche verderblicher Unthaten. Nichts sollte ihn ferner an den Gegenstand seines langen Hasses erinnern. Selbst die Thränen der Mutter, die dem Gemordeten flossen, brachten ihrem Leben Gefahr; und sie sah sich eben so wol genöthigt, ihre Seufzer zu ersticken, als den Mörder mit beifälligem Lächeln zu empfangen und, zur Behauptung ihres fernerhin nicht ganz unwirksamen Einflusses, um seine Gunst auf jede Weise zu buhlen. Geta's Freunde, Hausgenossen und sämtlicher Anhang, deren Zahl auf 20,000 angegeben wird, wurden sämtlich geächtet und hingerichtet, und schon die bloße Nennung seines Namens, die leiseste Anspielung auf dem Theater ward lebensgefährlich. Helvidius Pertinax büßte es mit dem Tode, da er scherzend Caracalla's angenommene leere Prunktitel Britannicus, Allemannicus und Parthicus in den passenderen *Geticus* umzuändern vorschlug. Kein besseres Schicksal traf fast alle die treuen Räthe und Diener seines Vaters, denen dieser den Glanz seiner Regirung verdankte. Die entfernteste Anklage, der geringste Verdacht, der unschuldigste Vorzug von Reichthum oder Verdienst reichte hin, für einen Feind des Stats und des Kaisers zu gelten, und demnach blutig über sein Leben und Vermögen zu entscheiden. Vor allen Zeitgenossen ragte an Würde, wie an Tugend, Papinianus hervor, der erste Rechtsgelehrte des Jahrhunderts, der vertraute Minister seines Vorgängers und der Genius gleichsam von Severus Hause. Längst seiner müde, foderte Caracalla ihn auf zu Ausarbeitung einer Schutzrede des begangenen Brudermords; und die standhafte Ablehnung dieses Ansinnens führte seinen Untergang herbei. Aber auch des Tyrannen vertraute Rathgeber, wie sehr sie seinen Launen schmeichelten, entgingen diesem Blutdurst eben so wenig, der täglich neue Opfer heischte und gegen die Angeseheneren und Edlen nicht minder wüthete, als gegen den gemeinen Haufen, dessen einst eine große Menge im Circus von seinen Leibwachen überfallen und niedergemetzelt ward, weil es einen, von ihm selbst begünstigten Wagenrenner verspottet hatte.

Die Nothwendigkeit, sich die Gunst der Truppen einerseits durch erniedrigende Schmeichelei und gefährliche Nachsicht, so wie andrerseits durch stets erneuerte Geschenke, zu versichern, im Verein mit einer gränzenlosen Verschwendung, durch welche er die unwürdigsten Menschen bereicherte, zwangen ihn hinwiederum zu Erpressungen, welche in Confiscation und immer gesteigerten Steuern und Auflagen eben so sehr jedes Maß überschritten und das Reich fühlbar erschöpften. Eine der drückendsten dieser Abgaben war die, bis auf Zehn vom Hundert erhöhete Besteuerung von allen Vermächtnissen und Erbschaften ohne Unterschied: aber noch umfassender griff in den Wohlstand und das Eigenthum der Unterthanen seine berühmt gewordene Verordnung ein, wodurch er ihnen Allen, ohne Ausnahme, das römische Bürgerrecht aufdrang und solchergestalt auch die Provinzialen den Auflagen jenes begünstigteren Standes unterwarf, ohne deßhalb die früher gefoderten hohen Tribute, sonst ihre einzige Schatzung, von ihnen zu nehmen. Was jedoch den Druck seiner Tyrannei besonders lastend machte, war, daß er die Ausbrüche derselben nicht, wie seine Vorbilder in dieser unseligen Leidenschaft, bloß auf seine näheren Umgebungen, den Senat und Rom beschränkte, sondern nach wenig Jahren (213) diese Hauptstadt verließ, um nunmehr die einzelen Provinzen der Reihe nach, wie einst Hadrian, zu durchziehen; aber nicht, um, gleich Diesem,

seine Regentenpflicht desto treulicher zu erfüllen, sondern um dieselben durch jedes Mittel der Eigenmacht, Ungerechtigkeit und Grausamkeit auszuplündern. In Gallien, an der Oberdonau, in Dacien, Macedonien, Kleinasien, Ägypten und Syrien hinterließ er überall die blutigen und verheerenden Spuren seiner Gegenwart; und Alexandria büßte, in kaltblütiger Abschlachtung fast seiner ganzen Bevölkerung, das Mißfallen, welches ihre unbedachten Spöttereien in seiner rachsüchtigen Sele erzeugt hatten. Von den Katten am Rhein, mit denen er, obwol persönlich tapfer, eine schlecht geleitete Fehde begann, mußte er seinen ungefährdeten Rückzug theuer erkaufen und gab dadurch auch den übrigen germanischen Stämmen (unter welchen die Allemannen jetzt zum ersten Male in der Geschichte auftreten) die Losung, einen baren Preis auf ihr friedfertiges Verhalten zu setzen. Die Ehre, Armenien in eine römische Provinz zu verwandeln, bezahlte er mit schwarzem Verrath und Treubruch an dem befreundeten, letzten Beherrscher dieses Landes; und, unterstützt von keinen rühmlicheren Waffen, endete ein Überfall gegen die Parther in Mord und Verwüstung, ohne ihn als Feldherrn zu ehren.

Kein milderes Urtheil verdienen die seltsamen Verirrungen eines dünkelhaften Eigensinns, der bald diesen, bald jenen Wahn mit fieberischer Heftigkeit ergriff und festhielt, bis ein neues Phantom das frühere Schattenbild verdrängte. In Gallien fand er einen so ausschweifenden Geschmack an der landüblichen Tracht der Caracallen, daß er nicht nur diese lange Kleidung selbst jeder andern vorzog, sondern sie auch in Unzahl vertheilte und Niemand anders, als mit derselben angethan, vor ihm zu erscheinen gestattete. In Macedonien fühlte er sich, durch Alexanders Andenken, zu einer lächerlichen Bewunderung und Nachahmung eines so großen Musters versucht, die sich eben sowol in Tracht, Stellung und Geberde, als in versuchter Wiederherstellung seiner kriegerischen Einrichtungen, und selbst in der Erneuerung seiner Fehler und Flecken, zu Tage legte. Aber angelangt an Achilles Grabhügel bei Ilium, vergaß er Philipps Sohn, um sich zum ausschließlichen Verehrer des homerischen Helden zu erklären. Seine Tyrannenfurcht, im Bunde mit seinem Aberglauben, suchte endlich, seinen blutigen Dolchen zu wenig vertrauend, Schutz und Beistand in den Sternen, um durch sie über den ihm vom Geschick bestimmten Nachfolger im Reiche belehrt zu werden. Den deßhalb gegebenen geheimen Befehlen gemäß, mußte ihm von seinen Statthaltern Nachricht von jeder, irgend wo entstandenen Sage dieser Art ertheilt werden; und so veranlaßt, ging auch von dem Stadtpräfecten Roms ein amtliches Schreiben an Caracalla nach Syrien ab, mit der Anzeige, daß dort die Wahrsagung eines Afrikaners dem Macrinus und seinem Sohne die Herrschaft des römischen Reiches zugesprochen habe. Macrinus war einer der beiden prätorianischen Präfecten, des Imperators Günstling, von weit reichendem Einfluß, aber auch mit Glück und Leben von jeder augenblicklichen Laune seines Gebieters abhängig. Eine so gefährliche Zusammenstellung seines Namens mit einer solchen Schicksalsbestimmung, als jene Weissagung enthielt, mußte für ihn ungezweifelt als ein Todesurtel gelten. Der Zufall fügte jedoch, daß er entweder selbst noch früher durch Freundeshand brieflich gewarnt ward, oder daß Caracalla selbst, um sich, im ungelegenen Augenblick, nicht den Freuden des Circus entziehen zu dürfen, die Erbrechung der eben eingegangenen Berichte ihm überließ, und daß Macrinus von der Gefahr, die über seinem Haupte drohte, Kentniß erhielt. Es galt nun, derselben durch einen schnellen und kühnen Entschluß zu begegnen. Die Unzufriedenheit verschiedener Anführer seines Corps geschickt benutzend, übertrug er einem derselben, Martialis mit Namen, das Wagestück, den Wütherich, der sich so eben, von einem Reissigenhaufen begleitet, auf eine Pilgerfahrt von Edessa nach dem berühmten Mondtempel zu Carrhä begab, bei dieser bequem scheinenden Gelegenheit aus dem Wege zu räumen. Eben auch hatte sich Caracalla, durch ein natürliches Bedürfniß gedrungen, auf freiem Felde von seinem Gefolge entfernt, als Martialis diesen Augenblick wählte, sich ihm zu nähern und ihm den Dolch mit tödtlicher Wunde in den Hals zu stoßen. Der Mörder selbst fiel unmittelbar darauf durch den Pfeil eines begleitenden Bogenschützen. — Die Menschheit athmete einige Augenblicke auf, bei dem Sturze eines Tyrannen, der sich als ihren unversöhnlichsten Feind und Bedrücker erwiesen hatte. Schmerzlicher ward sein Tod von dem verderbten Heere empfunden, das nur seiner ungemäßigten Vorliebe und Freigebigkeit gedachte: denn außer dem ordentlichen, reichlichen Solde, waren den Truppen jährlich noch 12 Millionen Thaler an freien Geschenken zugeflossen. Ihr Dringen nöthigte den Senat, dem, ihnen entrissenen Lieblinge noch nach dem Tode die Vergötterung zu decretiren*). (*Haken.*)

CARACARA. Diesen Namen scheinen in verschiedenen Gegenden Amerika's verschiedene Vögel zu tragen, unter andern auf den Antillen der Agami (Psophia); am gewöhnlichsten wird er aber, und selbst als Gattungsname Raubvögeln gegeben, welche zum Theil bald zu der Gattung Vultur, bald zu der Falco gezählt, vor Azara aber unter eben diesem Namen als eigenthümliche Gattung, und, wie es scheint, von Cuvier als Untergattung aufgestellt wurden. Mir scheinen sie eine eigene Gattung zu bilden, welche sich durch einen halbelliptischen oder messerförmigen, ganzrandigen Schnabel mit kurzem Haken, schmale, nicht weit von der Stirn entfernte Nasenlöcher, unbefiederte Wangen, einen bedeckten Kropf, und eine Mittelzehe, welche kürzer ist als der Fuß, und wenig gekrümte Krallen, auszeichnen. Sie leben in den wärmern südlichen Gegenden der Erde, und ernähren sich von Aas und Insekten, welche letztere sie aus dem Miste oder der Haut der Thiere hervorsuchen, ja sie fressen vielleicht den Unrath selbst, ohne jedoch kleine Säugethiere und Vögel zu verschmähen. In allen diesen Eigenschaften sind sie den Aasfressern (Cathartes) nahe verwandt, und würden mit ihnen zu einer Gattung vereinigt werden können, wenn nicht der bedeckte Kropf und der an der Wurzel stärkere, an der Spitze nicht so sehr sich erhebende Oberschnabel die Trennung zu gebieten schiene.

C. accipitrina. Falco Madagascariensis. Streifbauchiger Caracara. Höchst wahrscheinlich gehört

*) Dio Cass. 77. 78. — Herodian. 4. — Spartian. 2.

dieser Vogel zu dieser Gattung, und dann ist er der einzige bis jetzt bekannte aus der alten Welt, indem er sich auf Madagascar aufhält. Er unterscheidet sich von den andern Arten beim ersten Anblicke durch eine befiederte Kehle, die fehlende Holle und kürzere, nur mittelmäßige Flügel. Er hat die Größe eines gemeinen Fasans. Wachshaut, Iris, eine die Wangen bedeckende nackte Haut, und die Füße sind gelb. Sein Gefieder ist grau, mit schwarzen Flecken auf den Deckfedern, Brust, Bauch und Schenkel weiß, schwarz bandirt; die Ruderfedern schwarz, mit einem weißen Bande.

C. aquilina. Falco aquilinus, formosus, nudicollis; Pandion aquilinus. Rothkehliger Caracara. Er wurde von Hollandre unter die Geier gestellt. Das Männchen ist 17 bis 18, das Weibchen 21 bis 23 Zoll lang. Er hat einen glatten Kopf, nackte Kehle, welche mit den Wangen und der Iris lebhaft zinnoberroth ist. Die Flügel bedecken zwei Drittheile des mittelmäßigen runden Schwanzes. Das Gefieder ist glänzend blauschwarz, nur Bauch, Schenkel und Afterfedern weiß. Er ist in den Wäldern von Guiana und Brasilien, auch vielleicht in andern Gegenden Südamerika's ziemlich häufig, lebt scharenweise und ist nicht scheu, weil er von den Bewohnern dieser Gegenden seines Nutzens wegen geschont wird. Er setzt sich auf die Wipfel hoher Bäume, fliegt hoch, und hat eine durchdringende, klägliche, laute, allmälig herabsinkende Stimme.

C. crotophaga. Falco crotophagus. Chimango Caracara. Chimachima. Eine kleine Holle, welche er aufrichten kann, und eine befiederte Kehle unterscheiden diese kleine, nur 13½ Zoll lange Art von den andern. Der Schnabel, die Wachshaut und nackte Haut der Wangen sind weißlich, welches ins Blaue oder Grüne fällt, und das Gefieder bald heller, bald dunkler braun; der Schwanz an der Spitze schmuzig weiß. Er setzt sich in Paraguay, la Plata und Brasilien den Kühen, Maulthieren, u. a. auf den Rücken, um die Maden aus ihrer Haut zu hacken.

C. Plancus. Falco oder Vultur Cheriway oder Plancus. Falco brasiliensis. Klagender Caracara; Cheriway. Dieser 21½ bis 26 Zoll lange Caracara ist gleichfalls mit kleiner Holle schmaler Federn geziert und seine Kehle fast nackt, jedoch mit haarähnlichen Federchen dünn besetzt. Die Wachshaut und nackten Theile des Kopfes sind orangefarben oder gelb; die Flügel reichen fast bis zur Schwanzspitze. Seine Hauptfarbe ist braun, bald heller, bald dunkler. Er scheint ganz Südamerika zu bewohnen, lebt scharenweise, und verschmäht keine Art thierischer Nahrung. Er horstet auf Baumgipfeln, doch auch in Büschen und legt zwei lohgelbe, rothgefleckte Eier im August, September oder Oktober. (*Merrem.*)

Caracas, Caraccas, s. Venezuela.

CARACCA, la, Insel in der spanischen Provinz Sevilla, Tesoreria de Cadiz, der Insel Leon, auf der Cadiz liegt, gegenüber, im Nordosten der Bai von Puntales mit einer Villa von 2000 Einwohnern. Hier ist eines der 3 Arsenale der spanischen Seemacht (die andern sind zu Carthagena und Ferrol), das im Mai 1817 mit einem Schaden von mehr als 10 Millionen Realen abbrante, in dem ungeheure Vorräthe von Segeln, Ankern, Tauen, Kanonen ꝛc. beisammen liegen; Schiffswerfte, Taudreherei, Tuchfabrik, 1 Marinenkaserne, 1 kleines Hospital, 1 Kirche und ein Hafen mit einer Mulje. (*Stein.*)

Caracci, s. Carracci.

CARACCIOLI. Aus diesem alten und berühmten Geschlechte Neapels wollen wir hier nur einige der merkwürdigsten aufführen *).

Ser Gianni C., ein neapolitanischer Adeliger, aus einem jüngern Zweige der Familie, war der Liebling der Königin Johanna II., die er vollkommen beherrschte, daß er im J. 1416 deren Gemal gefangen nahm und zur Flucht nöthigte; indeß trieb er endlich seine Anmaßungen so weit, daß die Königin, um sich seiner zu entledigen, ihn (1432) ermorden ließ. — Aus derselben Familie, aber bekanter unter dem Namen Robestus de Licio (aus Lecce) war Robert C. (geb. 1425, gest. 1495), ein Franziskanermönch, der sich als freimüthiger Prediger selbst gegen die Päpste auszeichnete, und zu mehren wichtigen Posten ernant wurde. Man hat von ihm einige Bände zum Theil mit wichtigen Einfällen ausgestatteter Predigten und mehre theologische Schriften. Sein Freund Erasmus berichtet von ihm, daß er die Regel des heil. Franz in Hinsicht der Keuschheit zuweilen übertreten habe. — Außer ihm haben sich zwei C. in der theologischen Welt, vorzüglich als Abtrünnige von der kathol. Kirche bekant gemacht.

Anton C., Prinz v. Melphe, Sohn des Prinzen Johann von Melphe, Marschalls von Frankreich, zu Anfang des 16. Jahrh. geboren, lebte zuerst am Hofe Franz I., zog sich aber, da er den dazu nöthigen Aufwand nicht bestreiten konte, zurück, lebte lange in einem Dominikanerkloster in der Provence, wurde dann Karthäusernoviz zu Paris, ging, ehe noch sein Noviciat endete, zu den regulirten Chorherrn von St. Victor über, deren Abt er nach 5 Jahren wurde; vertauschte jedoch die Abtei, wegen Verdrießlichkeiten mit seinen Untergebenen, gegen das Bisthum von Troyes. Hier zeigte er sich der neuen Lehre geneigt, und predigte sie selbst auf der Kanzel; das Volk zwang ihn aber zu einem förmlichen Widerrufe. Jetzt ging er nach Rom, um bei Sixtus IV. seinem Verwandten, den Kardinalshut und eine reiche Pfründe zu suchen. In seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte er nach Frankreich zurück. Auf dieser Reise besprach er sich mit Calvin und Beza, die seine Neigung zur Reformation von neuem erweckten. Doch verstellte er sich noch einige Zeit, und nahm selbst bedeutenden Antheil an dem Religionsgespräch zu Passy. Kaum war er aber nach Troyes zurück gekehrt, als er offen den Calvinismus predigte. Gezwungen, sein Bisthum gegen eine Pension von 4500 Fr. aufzugeben, nahm er wieder den Titel eines Prinzen von Melphe an und zog sich nach Chateauneuf sur Loire zurück, wo er 1569 starb. Beza erklärt ihn für einen Mann, der mehr schwatzte als wußte, der leichtsinnig, ehrgeizig und wollüstig war; de Thou gesteht ihm jedoch literarische Bildung zu. Man hat von ihm, außer einem Miroir de la vraie religion (Paris 1544. 12.) einige Schriften, die sich auf seine Zeit be-

*) Vgl. den Art. Carassa.

ziehen; die Schrift de republica Venetorum ist ihm mit Unrecht zugeschrieben worden; sie ist von Trifone Gabrieli *). (*H.*)

2) Galeazzo C., geb. zu Neapel im Jan. 1517, vom ersten Adel des Reiches; sein Vater war Nicolaus Antonius, bei Karl V. beliebt und zum Markgrafen von Vico erhoben; seine Mutter aus dem gleich vornehmen Geschlechte Caraffa, Schwester vom Papst Paul IV. Was entschlossene Anhänglichkeit an die erkante Wahrheit über die Lockungen des Reichthums, der Macht und der Ehre vermag, zeigt das Leben dieses Edeln. Als einziger Sohn eines reichen und geehrten Vaters, als Gemal der Tochter des reichen Herzogs von Nocera war er zu den größten Ansprüchen berechtigt, und die Gnade Karls V., welcher er frühe ein Hofamt verdankte, eröffnete ihm die glänzendsten Aussichten. Damals theilte zu Neapel der Spanier Valdès in vertrautem Umgange einigen Edelleuten einzele Lehren mit, welche von der römischen abwichen, während Petrus Martyr öffentlich, jedoch mit Vorsicht lehrte. Galeazzo wird in seinem 24. Jahre von einem Freunde beredet, Letztern ein Mal zu hören. Die Folge davon war eine plötzliche Veränderung seiner Lebensart, Entfernung von den rauschenden Freuden and den lockenden Wollüsten des Hofes, der sich, wie die Stadt selbst, durch Verdorbenheit auszeichnete. Die einfache Lebensweise mißfiel dem Vater und der Gemalin: doch weder dieses noch der Spott des Adels, mit welchem sein Hofamt ihn in beständige Berührung brachte, machte seinen Entschluß wankend. Der Umgang mit Valdès Freunden und eifriges Lesen der h. Schrift befestigte ihn. Allmälig entstanden bei ihm auch Zweifel an den Glaubenslehren der römischen Kirche, und auf einer Geschäftsreise nach Teutschland wurden sie zur Überzeugung, als er Petrus Martyr hörte, der jetzt in Straßburg freier lehrte. Mit reinern Begriffen, besonders auch von dem Bilderdienste und der Messe, kehrt er nach Neapel zurück: aber als seine Freunde aus Furcht vor Verfolgung seinen Belehrungen kein Gehör geben, so reift nach langem Kampfe der Entschluß, eine Freistätte zu suchen, wo er der Mehrheit öffentlich Zeugniß geben könne. Den Vater, eine geliebte Gattin, sechs Kinder von 4 bis 15 Jahren, Vaterland, Reichthümer, Ehre verläßt er im 34. Jahre und reiset unter dem Vorwande, sich an den kaiserl. Hof zu begeben, den 21. März 1551 von Neapel nach Augsburg, und von da den 26. Mai nach Genf. Bald komt er in vertraute Verbindung mit Calvin, die nur durch des Letztern Tod getrent wurde. Ein Denkmal dieser Freundschaft stiftete Calvin, da er ihm die 2te Ausg. seines Commentars zum 1. Briefe an die Korinther dedicirte. — Unter harten Kämpfen blieb nun Galeazzo seinem Entschlusse immer getreu. Zuerst sandte der Vater einen Neffen, des Galeazzo Jugendfreund an ihn. Als hierauf die Verfolgungssucht auch seine Kinder strafen, das mütterliche Erbgut zum Fiscus schlagen und auf den Todesfall seines Vaters die Lehen als verwirkt erklären wollte, reisete dieser nach Teutschland zum Kaiser im April 1553 und berief den Sohn zu einer Unterredung nach Verona unter Gewährleistung seiner Sicherheit durch den Senat von Venedig. Doch auch die Gefahr des Sturzes der Familie erschütterte ihn nicht: nur das verspricht er dem Vater, in Italien zu bleiben, bis der Kaiser die Lehen den Enkeln gesichert habe. Dieß geschah, und im August 1553 reiset er nach Genf zurück, nachdem auch der berühmte Fracastor zu Verona vergeblich seine Beredsamkeit bei ihm versucht hatte. Die Erhebung seines Oheims auf den päpstlichen Thron 1555 verursachte ihm einen neuen Kampf. Der Vater beruft ihn nach Mantua und verlangt im Namen des Papstes, daß er unter Zusicherung völliger Gewissensfreiheit in einer venetianischen Stadt lebe. Diese Zusicherung schien alle seine Gründe besiegen zu müssen; aber er bat den Vater, ihn nicht der Gefahr auszusetzen, daß der Grundsatz der röm. Curie, haereticis non esse fidem habendam, auf ihn angewendet werde. Er kehrte also über Venedig und durch Graubündten nach Genf zurück. — Auch die wiederholten Schreiben seiner Gemalin waren vergeblich: endlich verlangt sie eine Zusammenkunft auf venetianischem Gebiete. Er reiset deßwegen nach Lesina in Dalmatien: doch sandte sie nur die beiden ältesten Söhne dahin. Kaum wieder in Genf angelangt, foderte sie ihn zu einer zweiten Reise nach Lesina auf. Seine Liebe und die Hoffnung, sie vielleicht auch zur Erkentniß der Wahrheit zu bringen, bestimmen seinen Entschluß; doch erwirbt er zuerst das Bürgerrecht zu Chur in Graubündten, welches ihn im venetianischen Gebiete schützen konte. Im Mai 1558 reiset er wieder nach Lesina, und vernimt, daß sein Vater und die ganze Familie auf der gegenüberliegenden neapolitanischen Küste zu Vico sich befinden. Er wagt sich auch dahin: aber vergeblich sucht er seine Gemalin, unter Zusicherung ungehinderter Übung der kath. Religion, zu bewegen, ihm zu folgen: sie verweigert ihm sogar, nach dem Befehle ihres Beichtvaters, die eheliche Pflicht, selbst als er droht, dieß als Scheidung zu betrachten. — Der Abschied von den Seinigen war schmerzhaft; aber der Vater bestärkt ihn durch heftige Verwünschungen. Den 4. Okt. 1558 war er wieder in Genf, und da die letzten Bande zerrissen schienen, so faßt er nach einigen Jahren den Entschluß der Ehescheidung. Calvin, der vorher sah, daß dieser Schritt den Reformirten, besonders in Italien, üble Nachrede verursachen werde, sucht ihn abzuhalten: doch als Petrus Martyr und viele andre Theologen und Rechtsgelehrte in der Schweiz einstimmig erklären, daß seine Gemalin zuerst das Eheband gelöset, so erhält er, einem theologisch-juristischen Gutachten gemäß, wie das Zeitalter es mit sich brachte, von Rathe zu Genf die Erlaubniß zu einer zweiten Ehe. 1560 vermält er sich mit Anna Fremejere, einer 40jährigen Witwe, die sich von Rouen wegen der Religion nach Genf geflüchtet hatte. Von da an lebte er ruhig und zufrieden zu Genf. Aus Grundsätzen einfach und eingezogen fühlte er die Beschränktheit seiner Einkünfte nur da, wo sie ihn hinderte, Andre zu unterstützen. In seinem Äußern zeigte sich hohe Würde: auch von billigen Katholiken wurde er hochgeachtet, und nicht leicht versäumten durchreisende Große, ihn zu besuchen; wie die Herzoge Franz und Alphons von Ferrara, Franz

*) Nach einigen Art. der Biogr. univ. T. VII. von verschiedenen Verf.

von Parma und Fürst Octavius von Salerno. Seine Unterhaltung war angenehm und heiter, ein getreues Gedächtniß und ruhige Beredsamkeit belebten dieselbe. Neben theologischen Studien beschäftigten ihn vorzüglich die Angelegenheiten der italienischen Gemeinde zu Genf, deren Stiftung und Einrichtung er vorzüglich geleitet hatte. Als einer der Vorsteher (Ältester) übte er auf die Mitglieder bis zu seinem Ende einen wohlthätigen Einfluß. Noch einmal wurde aber seine Ruhe gestört durch einen Teatinermönch aus der Familie Caraccioli, der durch lockende Versprechungen und durch ein Schreiben der ersten Gemalin seine Rückkehr zu bewirken suchte, damit seinem Sohne, der schon die Priesterweihe empfangen, der Weg zu hohen Kirchenwürden nicht verschlossen bleibe. Daß er, der Verbannung und Armuth nicht gescheut, seine Überzeugung im Alter aufopfern sollte, um ehrgeizige Absichten seines Sohnes zu befördern, erfüllte ihn mit Unwillen. Den Mönch, der sich nicht abweisen ließ, entfernte endlich der Magistrat aus der Stadt: aber die Brustkrankheit, an welcher Galeazzo darnieder lag, hatte sich dadurch verschlimmert, und er starb 1586 im Alter von 69 Jahren und 4 Monaten. Nie bemerkte man an ihm die leiseste Spur von Reue über seinen Entschluß: denn er entstand nicht aus plötzlicher Aufwallung, noch aus Begierde sich auszuzeichnen, sondern aus reiner Erkentniß der Wahrheit *). (*Escher.*)

Außer einigen andern C. aus derselben Familie, im 16. und 17. Jahrh., die sich durch Beiträge zur Geschichte Italiens verdient gemacht haben, die man in Muratori's Samlung abgedruckt findet, hat noch das 18. Jahrh. Einige aufzuweisen, die genant zu werden verdienen. Der eine, N. v. C., geb. 1711., neapolit. Gesandter zu Paris zu Ende des 18. Jahrh. zeichnete sich durch Kentnisse und Geist aus, war mit den ausgezeichnetsten Gelehrten von Paris, mit d'Alembert, Marmontel u. A., insonderheit aber den Ökonomisten bekant, und wurde dann Vicekönig von Sicilien. Er starb 1789. Marmontel entwirft von ihm in seinen Memoiren eine sehr vortheilhafte Schilderung. — Der andere ist der durch viele und verschiedenartige Schriften bekante

Ludw. Ant. de C. Er war zu Mons, wo sein durch Law's Finanzproject zu Grunde gerichteter Vater lebte, im J. 1721 geboren. Nach gehöriger Schulbildung reisete er nach Italien, wo er bei den Päpsten Benedikt XIV. und Clemens XIII. eine sehr günstige Aufnahme fand, und dann durch Teutschland nach Polen, wo er Hofmeister der Kinder des Obergenerals und Senators Fürsten Rzewuski wurde. Diese Stelle verschaffte ihm eine jährliche Pension von 3000 Livres. Diese wurde ihm, nachdem er sich wiederum in Frankreich, zuerst zu Tours, dann in Paris, niedergelassen hatte, bis zur polnischen Revolution regelmäßig ausgezahlt; seitdem aber verlor er sowol diese, als auch eine andere, die ihm die Kaiserin Maria Theresia ausgesetzt hatte. Auch raubte ihm die französische Revolution ähnliche Unterstützungen, und nur erst im J. 1795 befand er sich in der Liste der vom Convente pensionirten Gelehrten (mit 2000 L.). Dieß nöthigte ihn zur Schriftstellerei; und er schrieb viel, wie auch die Übersetzungen in mehre Sprachen, insonderheit die teutsche zeigen. Tiefe Forschungen darf man in seinen Schriften so wenig suchen als glänzenden Stil; aber alle seine Schriften athmen Achtung für Religion und Moral, sind klar geschrieben und wurden zu ihrer Zeit viel gelesen, auch von Predigern bei ihren Vorträgen gebraucht. Keine aber zeichnete sich so aus, als die bekanten 1775 zuerst gedruckten Briefe Clemens XIV. Man fand ihre Echtheit verdächtig und foderte ihn auf, die italienischen Originale zu liefern; er ließ sie 1777 drucken, und sie schienen nur eine Übersetzung des französischen Originals zu seyn. Dadurch gewann die Meinung, daß die Briefe seine eigne Arbeit wären, die Oberhand, und sie erhielt sich, seiner Protestationen ungeachtet. — Er starb am 29. Mai 1803 so arm, daß er seinen treuen Bedienten nur 24 Fr. und die Empfehlung an seine Freunde hinterließ. (*H.*)

CARADRINA. Name einer von Ochsenheimer (die Schmetterlinge von Europa Bd. IV. S. 80.) errichteten Schmetterlingsgattung. Die Kenzeichen dieser Gattung und die Ableitung ihres Namens sind noch nicht angegeben. Die Arten, aus welchen dieselbe zusammen gesetzt ist, waren früher mit der Gattung: *Phalaena noctua* Linn. vereinigt. Die bekantesten derselben sind: Caradr. Morpheus (Phal. noct. *Morpheus* Hufnag. — Hübner Saml. europ. Schmett. Noctuae Tab. 34. fig. 161. *Sepii.*). Car. Alsines (Phal. noct. *Alsines* Borkh. et Brahm. — Hübner Saml. europ. Schmett. Noct. Tab. 125. fig. 577. *Alsines*). Car. Trilinea (Phal. noct. *Trilinea* Wien. syst. Verzeichniß. — Hübner Saml. europ. Schmett. Noct. Tab. 45. fig. 216. *Trilinea*). Car. Virens (Phal. noct. *Virens* Linn. et Fab. — Hübner Saml. eur. Schmett. Noct. Tab. 48. fig. 235. ♀. Tab. 79. fig. 368. ♂. *Virens*). (*Zincken gen. Sommer.*)

CARAFFA, großes neapolitanisches Haus, welches der Sage nach, von den Caraccioli's abstammen, und daher vor dem J. 1300 in Urkunden nicht vorkommen soll. Biagio Aldimari († 1713) hingegen leitet solches in seiner historia genealogica della familia Caraffa, von den pisanischen Sismondi's her, und zwar von einem der kleinen, sardinischen Könige aus diesem Hause, der, seiner Mutter Cara wegen, den Beinamen Karefil (Carae filius) geführt habe. Dessen Sohn, Richard, flüchtete vor den Raubzügen der Saracenen, um das J. 1047 nach Neapel, und diente der Republik als Admiral, gleichwie sein Sohn Sergius (V.), sein Enkel Johann (IV.), sein Urenkel Sergius (VI.) ihr als Herzoge vorstanden. Sergius VI. war derjenige Herzog von Neapel, um dessen willen Kaiser Lothar II. zum Theil den Zug nach Apulien angetreten, und der seinen Beschützer damit lohnte, daß er sich dessen Gegnern anschloß: er hinterließ mehre Kinder. Eines Sohns, des

*) Vgl. Nic. Balbani [ital. Pred. zu Genf], Storia della vita di Gal. Caracciolo chiamato il Sign. Marchese. Ginevra 1587. 16. sehr seltn. Latein. 1596. 12. und im Museum Helv. P. VIII. p. 519., teutsch: durch Niclaus Getzner. Basel 1596., englisch durch W. Crashaw. 1612. 4. und 1662. 8. Französ. Übers. von Teissier. Amsterd. 1681. und von Minutoli. Genf 1681. — *Thuan.* Hist. lib. 84. *Teissier* Eloges des Savans P. II. p. 47. *Moreri. Leu* Lex. *Calvini* Dedicatio Comment. ad 1 Ep. ad Cor. Edit. 2.

Nicolaus, gedenkt eine Urkunde König Karls I. mit den Worten: in remissionem suorum peccatorum, et Nicolai Caraffae, ejus patris, militis, filii Sergii VI. ducis olim reip. Neapol. Ein anderer, Philipp, erhielt von König Roger, wahrscheinlich als Entschädigung dafür, daß dieser sich genöthigt gesehen, den neapolitanischen Stat zu mediatisiren, einen Jahrgehalt von 100 Unzen Gold. Philipp war mit Laura Capece verheirathet, und starb 1220. Seines Sohns Bartholomäus Gemalin, Delitia Caraccioli, wurde die Veranlassung, daß mehre ihrer Nachkommen den Beinamen Caraccioli annahmen, und hiedurch die Sage, daß sie eigentlich Caraccioli's wären, erzeugten. Dieser Nachkommen hat es ungleich mehre, als in Teutschland Bülowe oder Reizensteine gegeben, so daß es beinahe unmöglich fallen würde, die verschiedenen Linien nach ihrem Zusammenhange zu verfolgen. Wir wollen demnach nur bemerken, daß das ganze Geschlecht sich in des Bartholomäus Urenkeln, Andreas und Thomas, in zwei Hauptstämme, die mit dem Dorn, den sie ihrem Wapen beifügen (della Spina), und die mit der Wage (della Hadera), theilt, und sodann die merkwürdigsten Linien ausheben.

Älterer Stamm mit dem Dorn, die Nachkommenschaft des Andreas. Vincenz C. wurde 1489 zum Grafen von Grotteria, in dem südlichen Calabrien erhoben, besaß auch die benachbarten Güter Roccella, und Castel Vetere. Sein Sohn Johann Bapt. erhielt von Karl V. (d. d. Insbruck, 5. Junius 1530), für Castel Vetere denmarkgräflichen Titel, sein Enkel, Hieronymus, vertheidigte Roccella mit solchem Nachdrucke gegen die Türken, daß diese auf die schimpflichste Weise ihre Schiffe suchen mußten, und der Kaiser ihm persönlich seinen Dank zollte. Eben so tapfer vertheidigte Fabritius, des Hieronymus Sohn, im J. 1594 Castel Vetere gegen den Capudan Pascha Cicala, der das feste Reggio bezwungen hatte, den aber Fabritius, nach hartem Kampfe, nöthigte, auf seinen Schiffen eine Zuflucht zu suchen. Philipp II. dankte dem Sieger auf das verbindlichste, und erhob ihn, nachdem er auch des Thomas Campanella von Stilo Verrath, und seine Bemühungen, die Provinz den Türken zu überliefern, entdeckt, endlich den Verräther in Fesseln gelegt, in den Fürstenstand, mit dem Prädicat von Roccella, wozu Ferdinand II. im J. 1622 die Würde eines Fürsten des H. R. R., Philipp IV. den Orden des goldenen Vließes fügte. Des Fabritius zweiter Sohn, Karl, Bischof von Aversa, sodann päpstlicher Nuntius in Teutschland, schrieb den berühmten Commentarius de Germania sacra restaurata, eine der wichtigsten Schriften über den 30jährigen Krieg, wurde Stifter der Congregatio piarum operationum, und starb 1644. Der älteste Sohn, Hieronymus, 2r Fürst von Roccella, gründete mit einem Kapital von 40,000 Dukaten die Malteserordens-Balley zu Roccella, deren Patronat daher seiner Familie geblieben ist, und wurde ein Vater von acht Söhnen, worunter Gregor, des Malteserordens Ritter, und Prior von Roccella, nachdem er sich verschiedentlich ausgezeichnet, und vornehmlich die große Seeschlacht bei den Dardanellen durch seine Kühnheit zu Gunsten der Christen entschieden, am 29. April 1680 zum Großmeister des Johanniterordens erwählt wurde: † 21. Julius 1690. Gregors ältester Bruder, Fabritius, 3r Fürst von Roccella, † 1671, war mit Agatha Branciforte verheirathet, seinem Sohne, Karl Maria Caraffa Branciforte Barresi und Santapau, fielen daher, nach des Fürsten Joseph von Butera Tode, die wichtigen Besitzungen dieses Hauses anheim, und er wurde hiedurch erster Baron von Sicilien, Grande von Spanien, Fürst von Butera und Pietraperzia, Markgraf von Licodia, Graf von Mazzarino, Militello und Barrafranca (sämtlich in Val di Noto gelegen). Karl Maria, von dem wir mehre Schriften besitzen (l'Ambasciadore Politico-Cristiano; opere politiche-Cristiane; exemplar horologiorum solarium civilium), starb indessen, im J. 1695, kinderlos, gleichwie seine an Friedrich Caraffa, aus dem Hause der Herzoge von Bruzzano, verheirathete Schwester Julie; die sicilianischen Güter fielen daher an die Branciforte zurück, aber was in Calabrien gelegen, Roccella, Castel Vetere, Grottaria, Condojanni, Grasuliato, erbten die d'Avalos, Markgrafen del Vasto, als Abkömmlinge einer Schwester des 3ten Fürsten von Roccella.

Der zu Ende des 17. Jahrh. nicht unberühmte k. k. Feldmarschall, Graf Anton Caraffa, gehörte der Linie der Herren, seit 1610 Herzoge, von Forli an. Sein Vater, Marcus Antonius, hatte ihn dem Malteserorden bestimt, als er auf Verwendung seines Vetters, des Kardinals und Bischofs von Aversa, Karl C. (nicht zu verwechseln, wie z. B. Jöcher gethan, mit dessen Oheim, dem 1644 verstorbenen Nuntius, Karl C.) an den wiener Hof kam, 1665 Kämmerer, bald darauf Obrister und Inhaber eines Kavallerieregiments, sodann wirklicher geheimer Rath, Hofkriegsrath und General-Feldkriegskommissarius wurde. Im J. 1683 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Warschau, um die Hülfe für das belagerte Wien zu beschleunigen, im J. 1687 entriß er den Türken die Hauptfestung Erlau, und stellte sich, nachdem der General-Major Wallis das traurige Geschäft abgelehnt, an die Spitze des in Eperies versammelten delegirten Gerichtes, um Tökely's Anhänger zur Strafe zu ziehen. Mit welcher grausigen Thätigkeit C. hiebei zu Werke gegangen, wie er sich einer lüderlichen Dirne aus Sator-Uihely als Hauptangeberin bedient, wie das edelste Blut fließen müssen, wie schon damals Viele auf bloßen Verdacht hingerichtet worden, wie der Adel des Zempliner Comitats die Untersuchung mit 24 Fäßchen Ausbruch und 400 Dukaten abgekauft, Alles dieses, oder, mit einem Worte, die Eperieser Schlachtbank (Macellum Eperiessiense) erhält sich bei den Ungern in lebhaftem Andenken, und der Nationalfluch, Beste lélek Caraffia, scheint sich darauf zu beziehen. Im folgenden J. 1688 zwang C. die unüberwindliche Feste Munkacs zur Übergabe; was von ihren Schätzen dem furchtbar geldgierigen Manne zu Theil geworden, ist nicht bekant, gewiß aber, daß er ein Jahr später, 1689, das Stammgut Forli in Abruzzo einlösete. Seine Verdienste um die Einnahme von Belgrad verschafften ihm den Orden des goldenen Vließes, und den Besitz der großen Herrschaft Wuesin, in dem Veröczer Comitat. Er starb kinderlos zu Wien den 6. März 1693, von Einigen bedauert, bei welchen er sich durch die in Ungarn

verübten Grausamkeiten, durch die Verschwörung, die er, zur Bereicherung der kaiserlichen Kammer erdacht, und durch eine seltene Geschicklichkeit, Contributionen einzuführen, beliebt gemacht [1]). Sein Neffe und Erbe, Ferdinand Karl, Graf Caraffa, wurde im J. 1694 unter die alten Geschlechter des niederöstreichischen Herrenstandes aufgenommen, und bereisete 1715 als k. k. Commissarius die ungrischen Bergstädte, um das dortige Kammerwesen zu untersuchen, wie seine, darüber abgestattete, sehr merkwürdige Hauptrelation, vom 24. Januar 1716, beurkundet. Mit dessen Sohne, Karl Otto, Herren zu Wuesin, k. k. geheimem Rathe und Kämmerer, der früher auch k. k. Hofkammerrath und Präses der Proviant-Commission gewesen († 22. Nov. 1779, unvermählt), erlosch die östreichische Linie des Hauses C. Wuesin war bereits früher an die ungrische Hofkammer zurückgefallen.

Jüngerer Stamm, mit der Wage, des Thomas Nachkommen. Anton, des Thomas Enkel, mit dem Beinamen Malitia, † 1438, wurde, als einer der geschicktesten Unterhändler, häufig von der Königin Johanna II. gebraucht, die dafür seinen Sohn Franz mit der Hand einer reichen Erbin, Maria Origlia, Frau auf Torre del Greco und Vico di Pantano, beglückte. Karl, der älteste Sohn dieser Ehe, Herr von Vico di Pantano und Circello, erwarb, theils durch königliche Schenkung, theils durch Heirath, die Grafschaften Airola und Montesarchio, samt Cervinara, sämtlich in Principato ultra, zwischen Benevento und Caserta, gelegen. Alles aber ging unter Karls Sohne, dem Markgrafen Vincenz von Montesarchio, der sich auch durch einen Traktat über die Falknerei bekant gemacht, verloren, nachdem dieser sich den den Franzosen, unter Lautrec, angeschlossen. Der zweite von Franzens Söhnen, Oliverus, Erzbischof von Neapel 1458, Kardinal 1467, und 1472, als Sixtus IV. Legat, Führer der Flotte, welche Smyrna nahm, und bis in den Hafen von Satalia eindrang, starb, nachdem er kurz vorher für seinen Bruder Hector die Grafschaft Ruvo, in Terra di Bari, erkauft, den 20. Januar 1511, als Dekan des heil. Collegiums. Schwerlich sind irgend Jemandem so viele Bücher zugeeignet worden, als ihm, dem ausgezeichneten Freunde der Wissenschaften und Gelehrten. Der dritte Sohn, Hector, starb kinderlos, es folgte ihm daher in der Grafschaft Ruvo seines jüngern Bruders Fabritius Sohn, Anton, Vater des Fabritius, welcher 1552 Andria, unweit Ruvo, um 100,000 Dukaten erkaufte. Von des Fabritius Enkeln trat der eine, Vincenz, geb. 9. Mai 1585, im J. 1604 in die Gesellschaft Jesu, wurde, nachdem er eine Zeit lang zu Neapel gelehrt, Rektor daselbst, nachher Präpositus des Profeßhauses, Provincial, endlich, den 7. Januar 1646 zum Ordensgeneral erwählt, und starb den 8. Junius 1649 [2]). Als Schriftsteller hat V. theils unter eigenem, theils unter dem angenommenen Namen Aloysius Sidereus mehre Erbauungsschriften in lat. und ital. Sprache herausgegeben. Anton, des Jesuiten ältester Bruder, 3r Herzog von Andria, erheirathete mit Franciska von Lannoy das bald wieder veräußerte Herzogthum Bojano, in Capitanata, und dessen Nachkommenschaft blühet noch heute.

Ein Urenkel des Thomas C., des Anton Malitia zweiten Sohns, war der Kardinal Anton C. geb. 25. März 1538. Ihn, den Sohn des Rinaldo, Herrn von Chiusano, zog Paul IV. durch Verleihung eines Kanonikats an der St. Peterskirche, an seinen Hof. Das Kanonikat ging nach Pauls IV. Tode verloren, aber um so eifriger legte Anton sich in Padua auf das Studium der Kirchengeschichte und der Rechtsgelehrsamkeit. Pius V. gab ihm seine Pfründe zurück, verlieh ihm, am 24. März 1568 den Kardinalshut, und stellte ihn an die Spitze der, zu Verbesserung der Bibel und Erklärung des tridentinischen Conciliums angeordneten Congregation. Nach Sixtus Tode wurde er zum päpstlichen Bibliothekarius bestellt, ihm auch die Aufsicht über das neu errichtete Collegium der Maroniten übertragen. Er starb den 14. Januar 1591, nachdem er catenam veterum patrum in cantica v. et n. testamenti; commentarium Theodoreti in psalmos; Gregorii Nazianzeni orationes, aus dem Griechischen in das Lateinische übersetzt, die Bibel der 70 Dolmetscher corrigirt und mit Anmerkungen versehen, die päpstlichen Decretalen in drei Bänden gesammelt, und andere Werke hinterlassen. Seines Bruders Hieronymus Sohn, Rinaldo, wurde von Philipp II. zum Marchese von Montenegro, in Abruzzo citra, unweit des Sangro, gemacht, und ein Vater von Hieronymus, 2tem Marchese von Montenegro, geb. 1564. Dieser war seit fünf Jahren mit Hippolyta von Lannoy verheirathet, als die Zerrüttung seiner häuslichen Umstände ihn veranlaßte, sein Glück im Kriege zu suchen. Er diente in den Niederlanden unter Alexander Farnese und dem Erzherzoge Albrecht, mit besonderer Auszeichnung bei der Einnahme von Amiens, und mußte, nach Portocarrero's Tode, diese Stadt gegen Heinrich IV., der seiner tapfern Gegenwehr zuletzt eine ehrenvolle Kapitulation bewilligte, vertheidigen. Auf einer Reise, die er als des Erzherzogs Albrecht Obersthofmeister nach Spanien machte, wurde er von dem Könige bemerkt, und nach der Lombardei geschickt, um in dem Kriege mit Savoyen bei der mailändischen Armee das Amt eines Maestro di campo generale zu bekleiden. Die Einnahme von Vercelli, 1617, gab ihm solche Bedeutung, daß Ferdinand II. sich ihn, nach Bucquoy's Tode, von dem madrider Hofe erbat, um ihn an die Spitze seiner Heere zu stellen. Montenegro [3]) scheiterte jedoch gänzlich in dem Feldzuge gegen Bethlen Gabor: er wurde bei Göding eingeschlossen (wie 1805, auf der nämlichen Stelle, die Russen), und rettete sein durch Hunger auf das Äußerste gebrachtes Heer einzig durch den Waffenstillstand vom 20. Novemb. 1623, und den darauf erfolgten Frieden. Er diente sodann, 1628, in der Lombardei, als Kavalleriegeneral, regirte Aragonien, als Vicekönig, und sollte den Kardinal Infanten, als Mentor, nach den Niederlanden begleiten, als ihn der Tod (April 1633) auf der Reise, in

---

1) Mémoires de Chavagnac.

2) Sein frommes, wohlthätiges Leben, wie er denn in der Hungersnoth 1649 täglich an 1000 Personen vor seiner Thüre speisete, haben Daniel Bartolus und Jakobus Hautinus beschrieben.

3) Kein Graf von Schwarzenberg, wie Hr. Burgerth noch neulich in dem Hesperus erzählte.

Genua überraschte. Sein Neffe, Johann Baptist Caraffa, Herzog von Jelsi, war zugleich sein Erbe.

Ahnherr der Linie von Stigliano war Anton, des Anton Malitia Urenkel, von dessen drittem Sohne, auch Anton genant, abstammend. Er wurde 1519 von Karl V. zum Herzog von Mondragone, nördlich von der Mündung des Volturno, und 1522 zum Fürsten von Stigliano (in Basilicata), das er, nebst der anstoßenden Grafschaft Aliano, und großen Reichthümern in barem Gelde von seiner Mutter erbte, ernant. Sein Sohn, Ludwig, übertraf in Aufwand und Pracht alle Großen des Landes, wie man denn angemerkt, daß seine Falken allein täglich 40 Hühner verzehrten, unterließ aber dessenungeachtet nicht, das angeerbte Besitzthum durch Kauf zu erweitern. Ludwigs Enkel, Ludwig II., 4ter Fürst von Stigliano, erwarb, neben der Grandezza, auch die Würde eines Fürsten des H. R. R. und durch seine Vermälung mit Isabella Gonzaga das Fürstenthum Sabionetta, in der Lombardei, das Herzogthum Trajetto und die Grafschaft Fondi, in Terra di Lavoro; Sabionetta, worauf der Herzog von Mantua starken Anspruch erhob, mußte er indessen mit 160,000 Scudi gewissermaßen von der kaiserlichen Kammer erkaufen, und kaum hatte er davon Besitz genommen, als eine furchtbar gegen ihn eingeleitete Verschwörung zum Ausbruche kam, welcher er kümmerlich entging. Er starb 1630, und weil er seinen einzigen Sohn, Anton, und seine Enkel überlebte, fiel die ganze reiche Erbschaft an Antons Tochter Anna, welche der Minister Olivarez seinem bereits zum Witwer gewordenen Schwiegersohne, dem Herzoge von Medina de las Torres, freiete. Anna, verm. 1637, wurde die Mutter dreier Söhne, und starb im J. 1644.

Das jüngere Haus Maddaloni stamt von Fabius ab, dem dritten Sohne des 1sten Fürsten von Stigliano, der mit der Herrschaft S. Mauro abgefunden wurde, und sich mit Hieronyma Caraffa, des Herzogs Diomedes von Maddaloni Schwester, verheirathete. Sein Sohn Martius erbte von dem Oheim das Herzogthum Maddaloni, südlich von Caserta, und die Grafschaft Ceireto, nordwestlich von Benevento, † 1607. Des Martius Urenkel, Diomedes, 6ter Herzog von Maddaloni und Marchese von Arienzo, bei Maddaloni, wurde beschuldigt, samt seinem Bruder Joseph, der wahre Urheber der Empörung des Masaniello zu seyn, und daher auch verhaftet; das Volk foderte aber seine Freilassung mit solchem Ungestüm, daß die Regirung kaum schnell genug willfahren konte. Diomedes, von seinen Befreiern mit Entzücken aufgenommen, war nicht schlau genug, um ihnen zu verbergen, daß er allein aus dem Bürgerkriege Vortheil zu ziehen gedenke, und nur die schnellste Flucht konte den bisherigen Liebling des Pöbels seinem Grimme entziehen. Joseph, der sich verspätet hatte, wurde auf die grausamste Weise ermordet, und sein Kopf blieb, so lange Masaniello lebte, auf dem Markte ausgesteckt, gleichsam zu Vergeltung der Bübereien, die der nämliche Joseph mit dem Haupte seines Feindes, des unschuldig hingerichteten Fürsten von Sans getrieben. Sich einigermaßen zu rächen, trug der Herzog von Maddaloni nun aus allen Kräften zur Unterdrückung der ihm so gefährlich gewordenen Volksbewegung bei. Sein Enkel Karl, 8ter Herzog von Madaloni und Fürst della Guardia, wurde von Kaiser Karl VI. im J. 1716 in des H. R. R. Fürstenstand erhoben, und erhielt zugleich das Prädicat Altezza, das Recht, Münzen zu prägen, und seine Vasallen in den Grafen- und Marchesenstand zu erheben. Er starb als k. k. wirklicher geheimer Rath, den 23. Jan. 1717.

Gurello C., des Anton Malitia vierter Sohn, besaß Veriolo und Cemigliano. Sein Enkel, Tiberius, Graf von Soriano, erkaufte Nocera, in Principato citra, welches zu seinen Gunsten zu einem Herzogthum erhoben wurde. Des Tiberius Enkel, Alfons, 3r Herzog von Nocera, erheirathete mit Johanna Castriot, Ferdinands Tochter, die Markgrafschaft S. Angelo, in Abruzzo ultra. Dessen zweiter Sohn, Pompejus, wurde der Ahnherr der Herzoge von Noja, von denen nachher; der älteste aber, Ferdinand, Herzog von Nocera, Marchese von S. Angelo und Graf von Soriano, machte solchen Aufwand, daß der Sohn, Franz Maria, um 500,000 Dukaten väterliche Schulden zu tilgen, S. Angelo verkaufen mußte. Franz Maria diente sein ganzes Leben durch dem State, war mit dem Orden des goldenen Vließes und der Grandezza bekleidet, und über Aragonien und Navarra zum Vicekönige bestellt, als er unerwartet nach Madrid berufen und sogleich nach seiner Ankunft eingekerkert wurde: man legte ihm nämlich die Fortschritte der Rebellion in Katalonien zur Last. Er starb, nach zehnmonatlichem Gefängnisse, im Julius 1642. Sein Sohn, Franz Maria Dominicus, der von der Mutter die Grafschaft S. Angelo de Lombardi, in Principato ultra, erbte, starb unverheirathet, an den Wunden, die ihm ein Meuchelmörder geschlagen. Von den Besitzungen des Hauses fielen Nocera und Sariano der königlichen Kammer ..heim, Vallelonga aber wurde, nach langem Rechten, dem Emanuel C., des verstorbenen Herzogs natürlichem Bruder, zuerkant.

Pompejus C., des 3ten Herzogs von Nocera jüngerer Sohn, erkaufte 1592 Noja, in Terra di Bari, und ließ solches 1600 zu einem Herzogthum erheben. Sein zweiter Sohn, Friedrich, erkaufte 1625 das Herzogthum Cancellara, in Basilicata, und hinterließ solches, da er kinderlos starb, dem jüngsten seiner Brüder, dem Alfons. Mit dessen Tochter Hippolyta, verm. mit Johann Orsini, aus dem Hause Pacentro, kam Cancellara an die Orsini.

Des ersten Herzogs von Noja Enkel, von Johann, seinem ältesten Sohne, Karl, erbte das bald, bis auf den Titel, wieder veräußerte Herzogthum Bojano, erkaufte auch das Lehen Rotigliano, südlich von Bari. Dessen Sohn, Johann, 4ter Herzog von Noja und Bojano, wurde durch seinen Zwist mit Julius Antonius Aquaviva, nachmaligem Herzoge von Nardo, und das daraus erwachsene Duell, in ganz Europa bekant. Die Güter Noja und Rotigliano gränzen mit Conversano, einer Besitzung der Aquaviva. Ein Unterthan des Hauses Caraffa jagte auf einem zu Conversano gehörigen Grunde, wurde von dem Jäger ertappt und derb gezüchtigt. Der Herzog von Noja ließ den Jäger ergreifen, ihm Nasen und Ohren abschneiden, und schickte ihn, also verstümmelt, seinem Herrn zu. Außer sich über solchen Schimpf,

sammelte Julius Anton Aquaviva 30 Banditen, mit welchen er bei nächtlicher Weile die Burg Noja erstieg, den Herzog, den er neben seiner Gemalin im Bette fand, binden ließ, und sich anschickte, ihm ebenfalls Nase und Ohren abzuschneiden. Der Herzogin, und ihrer Schwiegermutter, einer Aquaviva, Flehen, ließen es dazu nicht kommen, indessen wurde der Herzog doch arg gemißhandelt. Sich Genugthuung zu verschaffen, foderte er seinen Gegner zum Zweikampf. Kein italienischer, und überhaupt kein katholischer Stat, wollte einen öffentlichen Kampf erlauben, nachdem dergleichen durch die Kirchengesetze verboten. Endlich gab die Reichsstadt Nürnberg die Erlaubniß zu einem regelmäßigen Kampfe in Schranken, der unter dem Schutze der Obrigkeit, in Gegenwart erbetener Richter, angestellt werden sollte. Die Zürnenden, oder eigentlich Aquaviva und Franz Maria C. als Stellvertreter seines Bruders, des Herzogs von Noja, trafen auf einander, unweit Nürnberg, den 16. Novbr. 1673, und schlugen sich, in Gegenwart einer unzähligen Volksmenge, mit eben so vieler Erbitterung, als Gewandtheit, und lange mit gleichem Glücke, bis endlich C. durch eine leichte Wunde im rechten Arme wehrlos gemacht, und der Sieg seinem Feinde zuerkant wurde. Die tapfern Ritter umarmten sich auf dem Kampfplatze, und kehrten als gute Freunde nach Neapel zurück.

In der Linie der Markgrafen von Anzi, in Basilicata, ist zu bemerken Peter Ludwig C. geb. 1561, unter Paul V. Referendarius utriusque signaturae, sodann Vicelegat zu Ferrara, Prätor zu Fermo, Bischof von Tricarico, auch 11 Jahre lang Nuntius zu Köln (seine rühmlichen Verrichtungen in diesem Posten beschreibt er unter dem Titel: legatio apostolica ad tractum Rheni et provincias Germaniae inferioris obita, Leodii 1634. 4. Auch hat man von ihm ein compendium philosophiae). Als Erzbischof von Capua wurde er den 6. März 1645 von Innocentius X. mit dem Purpur bekleidet; er starb den 15. Februar 1655. Sein Bruder Tiberius nahm von wegen seiner Gemalin, Julia Orsina, des Herzogs Anton von Gravina Tochter, die Güter des letzten Fürsten von Bisignano, aus dem Hause S. Severino, in Besitz, gerieth aber darüber mit den S. Severino von Saponara, den Orsini und Mendoza von Valle Siciliana, in schweren Prozeß, und behielt endlich, im Vergleichswege, die einzige Stadt Belvedere, im nördlichen Calabrien, bisher zu den Staten von Bisignano gehörig, als ein Fürstenthum. Er hinterließ sie seinem Neffen, Octavio C. Marchese von Anzi und S. Lucidano, denn auch des Tiberius zweite Heirath mit Maria Ruffo, des reichen Fürsten von Scilla Erbtochter, blieb unfruchtbar.

Das ältere Haus Maddaloni stamt von Diomedes C. ab, des Anton Malitia jüngstem Sohne, dessen getreue, wider die Fürsten aus dem Hause Anjou geleistete Dienste (er war u. a. einer der vordersten, welche durch die Wasserleitung in die Stadt Neapel eindrangen), mit den Grafschaften Maddaloni (1665) und Cerreto (1480) belohnt wurden. Aber auch um die Wissenschaften machte Diomedes sich verdient: er hat ein Werk über die Kriegskunst, welches unter dem Titel: gli ammestramenti militari im J. 1608 zu Neapel im Drucke erschien, mehre Gedichte, und eine Samlung von Antiken, auf welche er die für seine Zeit unermeßliche Summe von 17,000 Scudi verwendet, hinterlassen. Sein ältester Sohn, Johann Thomas, eben derjenige, der zuerst seinem Wapen die Wage beifügte, befehligte das Heer, welches 1495 den Franzosen entgegengestellt wurde, sich aber, nach dem unglücklichen Gefechte bei Evoli, nach Landesbrauch, auflösete. Der jüngere, Johann Anton, wurde der Ahnherr der Linie von Montorio. Des Johann Thomas Urenkel, Diomedes, 4r Graf, sodann Herzog von Maddaloni, Statthalter von Otranto und Bari, † 1561, vermachte, da er selbst kinderlos blieb, alle seine Besitzungen seinem Schwestersohne, Martius Caraffa, aus dem Hause Stigliano.

Johann Anton, des 1sten Grafen von Maddaloni jüngerer Sohn, erheirathete mit Victoria Camponesca die Grafschaft Montorio. Sein zweiter Sohn, Johann Peter, geb. 29. Junius 1466, widmete sich, von früher Jugend an, den Wissenschaften, verlebte einige Jahre zu Rom, in dem Hause des Kardinals Oliverus Caraffa, und erhielt 1505 von Julius II. das Bisthum Chieti (Teate) in Abruzzo. Nachdem er als Legat England, Neapel und Spanien bereiset, entsagte er nicht nur dem ihm von Karl V. neuerlich verliehenen Bisthum Brindisi, sondern auch dem schon früher besessenen Bisthum Chieti, um auf dem Monte Pincio mehre Jahre in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt hinzubringen. In dieser Einsamkeit entwarf er, gemeinschaftlich mit dem h. Cajetan von Tiene, die Regel des, nach dem Bisthum Teate sogenanten Teatinerordens, und nachdem solche von Klemens VII. gutgeheißen worden, legte er, samt dem h. Cajetan und zwei andern Priestern, auf diese neue Regel den 14. Sept. 1524, vor dem Hochaltar der St. Peterskirche, die feierlichen Gelübde ab. Die also constituirte Gesellschaft lebte in Venedig auf das erbaulichste, da wurde C. von Paul III. nach Rom berufen und den 22. Sept. 1536 in das Kardinals-Collegium eingeführt. Im J. 1549 erhielt er das Erzbisthum Neapel, und am 22. April 1555, nach Marcellus II. Ableben, die dreifache Krone. Auf die Frage, wie er fortan, samt seinen Neffen, seines Bruders, des Grafen Johann Alfons von Montorio Söhnen, zu leben gedenke, erwiederte Paul IV., „prächtig, und wie es dem ersten Herrscher der Christenheit geziemt." Seine Hofhaltung wurde in der That die prächtigste, sein Stolz, seine Härte, sein Verlangen, die geliebten Nepoten groß und mächtig zu machen, unbegränzt. Diese Leidenschaften, das Bestreben, die dem kaiserlichen Hofe befreundeten Colonna's zu vernichten, und ihre reichen Besitzungen seinem Hause zuzuwenden, vornehmlich aber die Künste des Kardinals Karl C., der das abenteuerliche Projekt nährte, sich die Krone von Neapel zu erstreiten, verwickelten ihn in eine sehr bedenkliche Fehde mit Karl V. Paul, dem seine Neffen beigebracht, der Kaiser trachte ihm nach dem Leben, ließ dessen Gesandten verhaften, stellte, als Lehensherr über Neapel, eine förmliche Untersuchung über des Vasallen angebliche Felonie an, und erklärte ihn und seinen Sohn, am 27. Julius 1556, des Reichs Neapel verlustig. Statt der Antwort fiel der Vicekönig von Neapel, der Herzog von Alba, in den Kirchenstat ein, und der größte Theil der Campagna war in seiner Gewalt, als Frankreich seinem

Bundsgenossen, dem Papste, den Herzog von Guise zu Hilfe schickte. Der Vertheidiger von Metz rechtfertigte indessen schlecht den ihm vorausgegangenen Ruf, und mochte nicht unzufrieden seyn, als die Schlacht von St. Quentin ihn nöthigte, nach Frankreich zurückzukehren. Alba aber erschien an den Thoren von Rom, und erzwang den Frieden vom 14. Sept. 1557, worin sein König sowol, als er selbst, dem Papste demüthig Abbitte thaten, daß sie gegen ihn gestritten, Paul IV. aber sein Urtheil zurück nahm, und die Belehnung ertheilte. So wußte Philipp II. eingedenk, wie leicht eine Herrschaft zu zertrümmern, die nur in der Meinung der Völker begründet, wie wohlthätig diese Herrschaft für Völker und Regenten, die Würde der Kirche neben dem Interesse seines Stats zu behaupten. Paul IV., der auch mit dem neuen Kaiser, Ferdinand I. in Streit gerathen, starb den 1. Sept. 1559, nachdem ihm noch ein unerschrockener Freund der Wahrheit die Schandthaten seiner Nepoten offenbaret, und er, durch ihre Verbannung, die Absicht sie zu bestrafen, an Tag gelegt hatte. Sofort erhob sich das römische Volk, welches unter der Härte des Papstes, dem Stolze und der Raubgier seiner Nepoten, gleich sehr gelitten, in furchtbarer Wuth, daß man kaum wagte, den Verblichenen zu beerdigen, seine Bildsäule, seine Wapen wurden zertrümmert, seine Kreaturen mißhandelt, und nur das Versprechen, die Nepoten zu strenger Rechenschaft zu ziehen, konte die Rasenden besänftigen. — Karl, der jüngste dieser Nepoten, geb. 29. März 1517, hatte unter den spanischen Heeren gedient, diesen Dienst aber wegen einer Kränkung verlassen (hier also die Veranlassung zu einem blutigen Kriege), und sich in den Malteserorden begeben. Paul IV. bekleidete ihn bei seinem Regirungsantritte mit dem Purpur, verlieh ihm das Großpriorat von Capua, und die Legation von Bologna, und übertrug ihm die oberste Leitung der Geschäfte. Wie er sie geleitet, ist zum Theil, aus dem Vorigen zu ersehen; im J. 1556 kam er, als seines Oheims Legat, nach Frankreich, und, was ihm auch glückte, den König zur Aufkündigung des Waffenstillstandes von Vaucelles, zu einem Angriffe auf Neapel zu bestimmen. Damals soll er, statt der gläubigen Menge, die keinem seiner Einzüge in Paris beiwohnte, den Segen zu ertheilen, über sie das Kreuz gemacht, und dabei zu sich gesprochen haben: quandoquidem populus iste vult decipi, decipiatur. Vier Jahre später ließ Pius IV. ihn, samt seinem Bruder, dem Herzog von Salliano, seinem Neffen, dem Kardinal Alfons, dem Grafen von Alife und dem Leonard Cardini, nach der Engelsburg bringen: ein Tribunal von acht Kardinälen erkante den Karl C. des Lasters der beleidigten Majestät schuldig, und verurtheilte ihn zum Tode, und er wurde demnach durch die Hand des Nachrichters, in der Nacht vom 6. auf den 7. März 1561 erwürgt. Sein Bruder, Johann, 4r Graf von Montorio, auch, unter Paul IV. Befehlshaber der päpstlichen Land- und Seemacht, und Herzog von Palliano (der Colonna Hauptsitz), in Lastern, nicht aber an Geist, des Kardinals Nebenbuhler, theilte dessen Schicksal: auch die Werkzeuge, deren sich der Herzog bei dem Morde seiner schwangern Gemalin bediente, nämlich ihr leiblicher Bruder, der Graf von Alife, und Cardini starben von Henkers Hand. Der Kardinal Alfons C., dessen Vater, der mittlere von Pauls IV. Nepoten, Anton, Marchese von Montebello und Graf von Bagno, sich bei Zeiten in Sicherheit begeben, mußte, da er wenigstens um den Mord der Herzogin gewußt, mit 100,000 Dukaten büßen, und das Amt eines Präfekten der apostolischen Kammer niederlegen. Er starb aus Kummer, noch vor dem Vater, zu Neapel, in seinem Erzbisthum, den 19. Aug. 1565, nur 25 Jahre alt. Des Herzogs von Salliano Sohn, Diomedes, 5r Graf von Montorio und Markgraf von Cave, erreichte nur das 20. Jahr, und dessen einziger Sohn, Alfons, 6ter Graf von Montorio, blieb, 21 Jahre alt, im Duell (März 1584), ohne von seiner Gemalin, Victoria Caracciola, Kinder zu haben. — Eine Nebenlinie des Hauses gründete Diomedes C., Pauls IV. natürlicher Bruder und Castellan der Engelsburg. Sein Urenkel, Johann Alfons, Herzog von Castelnuovo und Baron von Collepietro, war 1647 einer der Rebellen, wurde daher seiner Lehen beraubt, auch in der General-Amnestie namentlich ausgenommen. Seine Kinder starben in der Jugend, und sein Bruder Karl beschloß das ganze Haus Montorio. (*v. Stramberg.*)

CARAGA, eine Alkaldenschaft in dem spanischen Antheile der Insel Magindanao und zwar auf der Ostküste zwischen der Bai Taglu und Kap S. Agostino; sie zählt 19,183 Einw. und hat eine gleichn. feste Stadt im N. des Kaps, die der Sitz des Alkalde ist. (*Hassel.*)

Caragana Juss. wird füglich mit **Robinia** vereinigt, s. **Robinia**.

CARAGLIO, Stadt in der piemontesischen Prov. Cuneo, mit 1 Pfarrk., 5000 Einw., die Seidenmanuf. und 5 Jahrmärkte unterhalten. In der Nähe findet sich Amianth. (*H.*)

Caragos, s. **Magindanao**.

CARAIBEN, ein amerikanischer Volksstamm, welcher den nördlichen Saum des südamerikanischen Festlandes zwischen den großen Strömen Orinoco und Marañon bewohnt und vor der Ankunft der Europäer auch auf den nach ihnen benanten Eilanden des Antillenmeers verbreitet war, wo auf einigen nur noch einzele geringe Haufen anzutreffen sind. Es sind gutgebildete Menschen von einer etwas kleinern Statur, als die Europäer, aber breitschulterig, mit Schnellkraft und Stärke ausgerüstet, das Auge klein, schwarz und blitzend, der Mund klein, die Zähne weiß und gut gereihet, das Har glänzend schwarz, die Hautfarbe von Natur gelblichbraun oder olivenfarbig, doch durch Orleans völlig roth gefärbt. Der Mann ist muthig und kriegerisch, verachtet Ruhe und häusliches Glück, und lebt in steter Fehde mit seinen Nachbarn und den benachbarten Stämmen; seine Sprache ist männlich, stark artikulirt und ausdrucksvoll, sie hat so viele Dialekte als Stämme; Jagd und Fischerei ist das Einzige, was außer dem Kriege den kriegerischen Caraiben beschäftigt. Das Weib betreibt den Ackerbau auf Manioc und Pisangs, die seine Hauptnahrung ausmachten, backt das Cassovebrot, bereitet ein geistiges Getränk, das dem Ale gleicht, spinnt Baumwolle und webt die Matten, die ihre Hammacks bilden, und die wenigen Kleidungsstücke, die ihre Blöße decken. Es ist das Lastthier des Caraiben; aber daß der Mann sich während

der Entbindung in das Bette lege, ist eine Mähre, die lange geglaubt und erst neuerdings vom Missionar Quandt aufgeklärt ist (A. G. E. XXXVIII. 408). Die Caraiben wohnen dörferweise in einfachen Hütten zusammen: ihre Waffen bestehen aus Bogen mit vergifteten Pfeilen, und aus Streitkolben von Eisenholze mit so scharfen Schneiden, daß sie den härtesten Schädel zu spalten vermögen. Der Caraibe verehrt ein gutes und böses höchstes Wesen, glaubt an einen künftigen Zustand und hat Zauberer und Wahrsager unter sich, die zugleich seine Ärzte machen. Adelung (S. 97) theilt die Caraiben oder Galiben des Festlandes unter 8 Stämme: Mapoche, Guachiri, Guaichirle, Palenco, Guayana, Guyri, Cumanagota und Pariacotti: die Caraiben, die sich noch auf den Inseln S. Vincent, wo ihrer doch kaum 800 Familien vorhanden sind, auf Dominika, wo 30 Familien leben, auf Puerto Rico, auf Magdalena, auf Trinidad, wo 1807 doch noch 1497 lebten, finden, haben eine doppelte Sprache für die Männer, Callinago, und für Weiber Calliponan genant (nach Depons, nach der Columbia und Richard). Verschieden auf den Inseln sind von ihnen die schwarzen Caraiben, Mischlinge von Caraiben und Negern, die sich auf S. Vincent bis auf 10,000 Individuen vermehrt und das rothe Blut, mit dem sie in unversöhnlichster Feindschaft lebten, ganz verdrängt hatten. Da sie aber auch beständig die Kolonisten überfielen und nur von Raub und Plünderung sich nährten, so sind sie seit 1817 auf dieser Insel ausgerottet oder verjagt. Alle Caraiben haben ihre Kaziken und Anführer im Kriege, die freilich zu Hause wenige Macht besitzen: mit den Europäern stehen sie gegenwärtig im Frieden, und handeln mit Spaniern und Briten; viele befinden sich in den spanischen Missionen und sind völlig ackerbauend geworden, doch von Zeit zu Zeit ihre kriegerischen Unternehmungen erneuend. Die wilden Caraiben gehören zu den Anthropophagen, doch verzehren sie nur das Fleisch ihrer Feinde. (*Hassel.*)

Caraibische Inseln, so heißen in Westindien die gesamten kleinen Antillen, die sich von Puerto Rico an bis einschließlich Tabago erstrecken, und in die Jungferninseln und eigentlichen Caraiben abgetheilt werden, wogegen Trinidad, Eustach, Curassao und die übrigen Inseln vor dem Festlande nicht darunter begriffen werden. Sie führen den Namen von ihren frühern Bewohnern. (*Hassel.*)

Caraibisches Meer, ist der Theil des atlantischen Ozeans, welches südlich von Colombia, westlich von Guatemala, nördlich von den großen und östlich von den kleinen Antillen begränzt wird; ein Meer, welches vor allen merkwürdig durch die Reinheit und Durchsichtigkeit seines Wassers ist, durch welches man bei ruhigem Wetter bis auf die unergründliche Tiefe herabblicken kann. Vorzüglich ist diese Reinheit um die kleinen Inseln Westindiens, wo kein Landstrom das Wasser trübt und die Tiefe nicht so beträchtlich ist, auffallend. Quer durch die Kette der kleinen Inseln dringt der Golfstrom durch dieses Meer in den mexikanischen Busen ein. (*Hassel.*)

CARALIS, *Καραλίς* und *Καραλλίς* [1]), eine von den Puniern an der Südküste von Sardinien in dem Busen, welchen sie gegen Osten bildet, gegründete Stadt, welche unter römischer Herrschaft sich zur Hauptstadt der ganzen Insel erhob. Sie streckte sich in langer Ausdehnung an dem Südufer des von ihr benanten Busens (Sinus Caralitanus) hin, und reichte östlich [2]) um vieles weiter als die heutige Stadt Cagliari, in welche der alte Name übergegangen ist. Ihr sicherer geräumiger Hafen und ihre Nähe, von der Mündung der Tiber aus, machten sie zum gewöhnlichen Landungsplatze der Römer und dadurch zur Hauptstadt des Landes. Nachdem sie in den Kriegen, welche die Römer auf der Insel zu führen hatten, viel gelitten, unterwarf sie sich der unwiderstehlichen Stadt und bekam das römische Bürgerrecht. Ptolemäus scheint unter der Benennung Caralitanus Sinus nicht den großen Busen von Cagliari zu verstehn, sondern den Stagno di Cagliari, einen tief in das Land eindringenden See, welcher durch eine schmale Mündung mit dem Meere in Verbindung steht [3]). (*W. Müller.*)

1) Man findet auch Carualis und die Mehrzahl Carales.

2) Bis zur Spitze Caralis, Caralitanum Promont. Capo S. Elia. S. *Ptolem. Claudian.* Bell. Gild. V. 520 ff. 3) S. *Strabo* V. p. 333. *Mela.* II. 7. *Florus* II. 8. *Liv.* XXIII. 40. Vgl. Mannerts Geogr. v. Italia. II. S. 490 ff.

CARALLIA Roxb., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Pomaceen und der 11. Linné'schen Klasse. Char. Sechs bis sieben Kelchblätter. Kreisrunde Corollenblätter auf dem Kelch eingefügt. Dreilappiges Stigma. Einsamige Bere. Die einzige Art: C. *lucida* Roxb. ist ein Baum mit ablangen glänzenden gesägten Blättern und gelben Blüthen in Afterdolden, der in Ostindien wächst. (*Sprengel.*)

CARALLUMA R. Br., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Contorten und der 5. Linné'schen Klasse. Char. Radförmige Corolle. Zehnblättrige Krone mit 5 unzertheilten und stumpfen und 5 zweispaltigen zugespitzten Blättchen. Die Pollen-Massen stehn aufrecht und sind an der Basis befestigt. Die beiden bekanten Arten: C. *ascendens* R. Br. und *umbellata* Haw., rechnete man sonst zu den Stapelien, sie wachsen beide in Ostindien. (*Sprengel.*)

CARANJA, auch Uran genant, ein Eiland im O. von Bombai und zur brit. Insel Salsette der Präsidentschaft Bombai gehörig, wird durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrent, ist stark bewohnt und schwemmt jährlich 20,000 Tonnen Salz ab. (*Hassel.*)

CARANNA, ein balsamisches Schleimharz, aus einer unbekannten Pflanze, von dunkelbrauner Farbe, anfangs zähe, dann fest und spröde, von 1, 124 specif. Gewicht, und harzigbitterlichem Geschmack. Es liefert bei der Destillation ein rothes, sehr wohlriechendes Öl, und verbrent mit Wohlgeruch. (*Th. Schreger.*)

Caranx u. Caranxomorus, s. Scomber.

CARAPA Aubl., die Willdenow als Persoonia aufführte, gehört zu *Xylocarpus* Schreb. s. Xyloc. (*Sprengel.*)

CARAPICHEA Aubl., ist von Willdenow mit Recht zu *Cephaëlis Sw.* gezogen worden s. d. (*Sprengel.*)

Carapus, s. Gymnotus.

CARARACA (15° 2′ L. 38° 7′ B.), offne Villa in der spanischen Provinz und Partido Murcia, an der

Mündung des Flusses gleiches Namens in die Segura, mit 8720 Einw., 1 Kastell, 1 Pfarrkirche, 5 Klöstern und 1 Hospital. (*Stein.*)

CARASSO, Hauptort des Kreises Ticino, im Bezirke Bellinzona des schweizerischen Kantons Tessin. Dieses gut gebauete, von Belling ½ St. entfernte Pfarrdorf liegt am Fuße des Monte Carasso. Bemerkenswerth sind die schöne neue Pfarrkirche und das geräumige, wohlhabende Kloster von Eremiten- oder Einsiedler-Augustinerinnen. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Carasson, s. Cordilleren.

Carauna, s. Rallus Carauna.

Caravaggio, s. Merigi.

CARAVAGGIO, Marktfl. in der Giera d'Adda, vor Zeiten zum Herzogthum Mailand gehörig und den Titel eines Marchesat's tragend, jetzt zur Delegation Bergamo geschlagen. Es ist berühmt als Geburtsort des Malers Polidoro Caldara, genant Caravaggio, und durch eine nicht weit davon gelegene Wallfahrtskirche Madonna di Caravaggio. (*W. Müller.*)

CARBO. Denjenigen Wasservogel, welchen Aristoteles schlechtweg Κόραξ (Rabe), Plinius Phalacrocorax (Kahlrabe) und Corvus aquaticus (Wasserrabe) nante, nante Albertus Magnus zuerst Carbo aquaticus. Ob der Vogel dieses Letztern mit denen der beiden Ersten derselbe sei, läßt sich bezweifeln, so wie ob er der gemeine Kormoran sei, da er ihm einen gezähnelten Schnabel zuschreibt. Eine sehr richtige Bemerkung des alten, trefflichen Conr. Gesner, welcher den Namen vom italienischen Carbo herzuleiten geneigt ist, welches einen Raben bezeichnen soll. Dieß ist mir unbekant, wol Corvo und selbst Corbo heißt in dieser Sprache der Rabe, aber nicht Carbo. Weit wahrscheinlicher ist es mir, daß Albert den Namen vom teutschen Scharb erborgte, unter welchem Gesner den Cormoran kante und unverkenbar beschrieb. Mehre neuere Naturforscher haben indeß den Cormoran und die ihm verwandten Vögel, welche Brisson Phalacrocorax nante, mit dem Gattungsnamen Carbo bezeichnet. Unmöglich kann ich mich aber entschließen, Vögel Kohlen zu nennen, und da ich weder einen schicklichen lateinischen oder griechischen Namen finde, so behalte ich für diese Gattung, nach dem Beispiele der alten römischen Schriftsteller, den teutschen bei, und nenne sie Scharbes, unter welchen Namen die Leser die hieher gehörigen Arten der Linné'schen Gattung Pelecanus oder der Gattung Carbo der Neuern nachschlagen werden. (*Merrem.*)

Carbo, Cn. Papir., s. Pompejus u. Sylla.

Carbon, Carboneum, s. Kohlenstoff.

CARBONARA (Capo), ein Vorgebirge der Ostküste von Sardinien, welches durch seine nach Süden herausspringende Spitze den Meerbusen von Cagliari auf der Ostseite schließt. Vormals wurde hier eine bedeutende Thunfischerei betrieben. (*W. Müller.*)

Carbonari (u. Calderari), s. Neapel.

CARBONARIA (Ostia), die Mündung des Hauptstromes des Padus (Po grande), welcher sich zwar auch noch in mehre kleine Arme nahe bei seiner Ergießung zerstreuet, die jedoch gemeinschaftlich mit dem Hauptausflusse unter jene Benennung zusammengefaßt werden. Bei *Plin.* III. 16. (*W. Müller.*)

CARBONARIEN (Mittlere Geogr.). Carbonaria silva, als Bezeichnung des nördlichsten Theils des ausgedehnten Ardennen-Waldes [1]), muß noch von den Römern herrühren [2]), obgleich wir darüber, wie überhaupt über spezielle Geographie und Chorographie aus der letzten Zeit der römischen Herrschaft, sonst für Gallien so glänzend, keine bestimte und genaue Kunde übrig behalten haben. Unter dem ersten und zweiten Herrscherhause der Franzosen wurde der Theil der Ardennen im Westen der Maas bis zur Schelde so benant und schied auf dieser Stelle Austrasien und Neustrien [3]), also ungefähr, wie Lothars Reich von Westfranken seines Bruders Karl [4]). Später verschwindet der Name, der auch in der mittlern Beschreibung keinesweges als ein eigener Reichsbezirk (Gau) vorkomt, weßhalb das Chron. Gottwicense mit Unrecht einen solchen aufführt. (*Delius.*)

CARBONIANUM EDICTUM [1]), verordnet, daß wenn ein impubis contra tabulas bonorum possessionem, oder intestati im ordo unde liberi agnosciren will, ihm hiebei aber sein status affectirt wird, der Prozeß über diesen Punkt, in sofern es dem impubes selbst vortheilhaft ist, bis zur erlangten Pubertät aufgeschoben, ihm selbst aber caussa cognita, immittelst eines Dekrets eine Immission in die Erbschaftsgüter [2]), unter Bestellung eines Curator, ertheilt werden soll, welche ihm die Detention der Bona und Alimente gewährt, die er unter keinen Umständen zu restituiren braucht. Analogisch ist dieß dann auch auf den Fall ausgedehnt, wo von einem Kinde als solchem eine secundum tabulas bonorum possessio in Anspruch genommen wird. — Der Name des Edicts rührt unstreitig von dem Prätor her, welcher es zuerst aufgestellt. Ob es Cnejus Carbo ist, wie Cujacius [3]) behauptet, der Vertheidiger des Cn. Pompejus, welchen dieser späterhin mit schnödem Undanke belohnte (*Valer. Maxim.* V. 3. §. 5.; VI. 11. §. 8.; IX. 13. §. 2.; *Liv.* epit. LVIII.), ist nicht unwahrscheinlich, aber nicht gewiß. — Die Quellen über dieses interimistische Rechtsmittel eines Erben, sind *Pauli* sententiae receptae III. 1.; *Theodos.* Codex, de Car-

---

1) In dem Umfange, den ihm Cäsar gibt (de b. Gall. V, 3. VI, 29., einer mit Unrecht nicht für echt gehaltnen Stelle, VI, 33.) lag diese Abtheilung ganz offenbar begriffen. 2) Denn die Bezeichnung komt bei Alexander Sulpitius Lib. III., einer der Quellen Gregors v. Tours, (594) in der Erzählung von Begebenheiten des Jahrs 385 vor, Lib. II. c. 9. *Bouquet* II, 164. und nach den Meinungen, was Gregor von ihm sagt, hat dieser Schriftsteller nicht viel später gelebt; auch die Erwähnung in dem salischen Gesetz Tit. 50. (48.) weiset darauf hin. 3) Annal. *Metens.* ad 690. *Bouquet* II. 678. vgl. ad 687. das. p. 677. 682. Gesta reg. franc. c. LI. das. 571. 544. 4) *Nithard* L. IV. c. 3. *Bouquet* VII, 30.

1) *Jo. Ortw. Westenbergi* Divus Marcus Diss. XVI. p. 168—174. in Opp. Tom. III.; *Jo. Chph. Koch* bonorum possessio § 7. p. 98—104.; Siegm. Zimmern Grundriß des Erbrechts (Heidelberg 1823. 8.) p. 74—76. 2) *Eg. v. Löhr* die Bonorum possessio ex edicto Carboniano ist eine missio in possessionem; in Grolmans Magazin Bd. II. (Gießen 1802. 8.) p. 451—459. 3) Paratitla ad tit. Cod. de Carboniano edicto, in Opp. Tom. VI. p. 391. ed. Neapol.

boniano edicto (IV. 3.); Dig. XXXVII, 10.; *Justin.* Cod. VI, 17. — Über die heutige Anwendung sind Brunnemann [4]) und Christinäus [5]) zu vergleichen. (*Pernice.*)

CARBONNE, Stadt an der Rize, wo dieser Fluß der Garonne zufällt, im Bezirk Murat des franz. Dep. Obergaronne; sie hat eine schöne steinerne Brücke über die Rize, ist übrigens schlecht gebauet und besitzt 270 Häuser und 1643 Einw., die 4 Wollenzeugmanuf., 1 Hutfabr., 1 Färberei und 1 Ziegelei unterhalten. Im S. der Stadt liegt ein mit lauter Gärten bedeckter Hügel, die Terrasse an der Garonne. (*Hassel.*)

Carbunkel, Karfunkel in d. Mineral., s. Granat.

CARBUNKEL, Karfunkel (Anthrax), (in d. Chir.) ist eine beschränkte, die Haut und den unter ihr liegenden Zellstoff einnehmende Entzündungsgeschwulst, welche immer in Brand übergeht. Die Krankheit hat rücksichtlich ihres Sitzes und ihres Verlaufes in dem ersten Stadio mit dem Blutschwär Ähnlichkeit, und man hat sie daher auch als eine Art dieser Krankheit mit dem Namen bösartiger Blutschwär oder Furunkel bezeichnet [1]). Doch muß der Entzündungsreiz von anderer Art seyn, da immer Brand erfolgt, der bei dem Blutschwär nur selten nach ungeschickter, zu reizender Behandlung eintritt, und auch im weiteren Verlaufe der Krankheit sich mehre Formverschiedenheiten zeigen. Der Carbunkel wird beträchtlich größer als der Blutschwär, die Entzündung heftiger, schon in den ersten Tagen bildet sich ein Brandschorf, es entstehen auf der Oberfläche mehre kleine Pusteln, aus denen viele kleine Löcher werden, durch welche Eiter herausdringt und ein Theil der Haut wird durch Brand zerstört. — Die bösartige Pustel unterscheidet sich von dem Carbunkel durch Verlauf und Form (m. s. d. Art. Brand) zu viel, als daß man geneigt seyn könte, sie mit Boyer [2]) und Andern zu dieser Krankheit zu rechnen. Es liegt der bösartigen Pustel gewiß auch ein eigener Entzündungsreiz zu Grunde [3]).

Man unterscheidet den idiopathischen und symptomatischen, den gutartigen und bösartigen Carbunkel. Der idiopathische Carb. entsteht ohne Fieber und ist auch nicht mit so bedeutenden allgemeinen Leiden verbunden, als der symptomatische Carb., welcher im Laufe oder gegen das Ende eines Fiebers, oder in Folge einer andern allgemeinen Krankheit, zuweilen auch kritisch erscheint.

Jeder Carbunkel beginnt mit einer kleinen, umschriebenen, rothen Geschwulst, auf welcher sich eine oder einige weißgelbliche Pusteln zeigen und die bald mehr oder weniger heftige Schmerzen verursacht. Die Geschwulst nimt schnell zu bis zu der Größe einer flachen Hand und darüber, die Farbe wird dunkel und blauroth, livid, in der Mitte der Geschwulst bildet sich unter den Pusteln ein Brandschorf; die Schmerzen erreichen einen hohen Grad, die Kranken fühlen sich sehr matt und es gesellt sich Fieber hinzu. Unterdessen hat sich auch im Innern der Geschwulst Eiter gebildet und es sind auf der Oberfläche derselben mehre Löcher entstanden, aus denen, so wie aus der Stelle, wo sich der Brandschorf abgelöset hat, Eiter wie durch ein Sieb, ausfließt. Gemeiniglich wird ein nicht unbeträchtlicher Theil der Haut durch Brand und der unter ihr liegende Zellstoff durch diesen und durch die Eiterung bis auf die Muskeln zerstört. Es ist diese Krankheit durch Berührung des Eiters zuweilen ansteckend.

Der gutartige Carbunkel entsteht öfters bei Personen, die dem Anscheine nach ganz gesund sind, gemeiniglich sind aber geraume Zeit Diätfehler vorausgegangen, entweder durch zu schwelgerisches Leben, vorzüglich klagt man den häufigen Genuß von fettem Schweinfleisch an, oder durch schlechte verdorbene Nahrungsmittel und Unreinlichkeit. Doch kann auch gichtische und scrophulöse Dyskrasie, so wie schon ausgebildete Krankheiten der Verdauungsorgane, vorausgehen. — Er erscheint an allen Theilen des Körpers, am häufigsten aber im Nacken und längs dem Rücken hinunter. Das Fieber, welches sich hinzugesellt, ist gemeiniglich gastrischer oder rheumatischer Art, im Anfange mit entzündlichem Charakter, der aber eine Tendenz hat, bald in den fauligen und nervösen Charakter überzugehen.

Der bösartige Carbunkel erscheint im Laufe bösartiger Fieber, der Faulfieber und der Pest. Die örtlichen Erscheinungen stimmen im Allgemeinen mit den oben angegebenen überein, nur gesellt sich zu dieser Art bald der Erguß einer scharfen, mißfarbigen Gauche, der Brand steht nicht so bald still, es komt öfters vor, daß die Geschwulst, wegen zu tief gesunkner Lebensthätigkeit, sich nicht hinlänglich kräftig erhebt, und daher auf Mäßigung des Fiebers nicht den wohlthätigen Einfluß hat, den man sonst bei solchen Ablagerungen erwarten kann.

Die Voraussagung richtet sich nach der Art und Heftigkeit des Fiebers, der Körperbeschaffenheit des Kranken und dem Sitz des Carbunkels, ob dieser nahe an edlen Theilen oder fern von denselben ist, ob an dieser Stelle ein Substanzverlust, ohne gefährliche Zufälle zu erregen, vertragen werden kann. Im Allgemeinen ist der Carbunkel eine sehr schmerzhafte, die Kräfte erschöpfende und nicht gefahrlose Krankheit.

Die innere Behandlung richtet sich nach dem Charakter des Fiebers und der Constitution des Kranken. Im Anfange ist die antiphlogistische Behandlung erfoderlich und meistens wird man zugleich auf gastrische Leiden Rücksicht nehmen müssen. Doch lehrt die Erfahrung, daß man mit den Blutausleerungen vorsichtig seyn und allgemeine Aderlässe wo möglich ganz vermeiden muß. Auch darf man nicht vergessen, daß das Fieber leicht einen fauligen Charakter annimt.

Die örtliche Behandlung ist im Anfange fast wie bei dem Blutschwär, erweichende Umschläge sind auch bei dieser Krankheit angezeigt und müssen Tag und Nacht fortgesetzt werden; zu dem Gebrauche der Pflaster kann ich nicht rathen. So bald sich ein Brandschorf zeigt, so sind Einschnitte oder ein Kreuzschnitt zu machen,

4) Ad c. 2. de Carboniano edicto. 5) Vol. IV. Dec. 7. nr. 7.

1) Richter in den Anfangsgr. d. Wundarzneikunde, s. A. Heim in den Erfahrungen über den Furunkel in Horn's neuem Archiv d. medic. Erf. VII. S. 151. 2) Traité des malad. chirurgic. T. II. p. 54. 3) Vgl. außer den in dem Art. Brand schon genanten Schriften auch noch: *Thomassin* sur la Pustule maligne. *Eneaux* et *Chaussier* sur la Pustule maligne.

und nun ist die Hauptanzeige: die Absonderung des Brandigen und eine gute Eiterung zu befördern, wozu nach dem Grade der Entzündung bald noch fortwährend erweichende, bald reizende und fäulnißwidrige Mittel örtlich anzuwenden sind; in manchen Fällen ist es rathsam, beide Arten von Mitteln auf verschiedene Stellen der Geschwulst zu legen. (M. s. d. Art. Brand.)

Der bösartige Carbunkel ist nach der Art und dem Grade des Fiebers zu behandeln. Örtlich ist die zeitigere Anwendung der fäulnißwidrigen Mittel nöthig. Stockt die Ausbildung, die Erhebung der Geschwulst, oder sinkt sie ein, so sind reizende Umschläge, Epispastica, Atzmittel, selbst das Glüheisen anzuwenden. (*Seiler.*)

CARBURI (Marino Graf), ein um die ehem. Republik Venedig sehr verdienter Mann. Um in seinem Vaterlande, der Insel Cephalonien, die Indigopflanze, das Zuckerrohr und dem Kaffeebaum einheimisch zu machen, hatte er zu deren Anbau im Großen Menschen aus Martinique kommen lassen; diese aber ermordeten ihn bei einer Zänkerei im J. 1782 *). Früher war er in russischen Diensten (als Ritter Lascary) Vorsteher des adeligen Landkadetten-Corps mit dem Rang eines Obrist-Lieutenants. Während seines Aufenthalts in St. Petersburg nahm er thätigen Antheil an der Herbeischaffung des ungeheuren Granitfelsens zu der berühmten reitenden Statue Peters I. und schrieb darüber ein eigenes Prachtwerk betitelt: Monument élevé à la gloire de Pierre le Grand ou Relation des travaux et des moyens mécaniques employés pour transporter a St. Petersbourg un Rocher de trois milliers pesans avec un examen physique et chimique de ce rocher. Paris 1777. in fol. m. Kpf. Aus derselben Familie stamt

Carburi (Marco, Graf), geboren zu Cephalonien 1731, gestorben zu Padua 1808, wo er an der Universität seit 1759 als Professor der Chemie stand. Die Republik Venedig hatte ihn nach Teutschland und Schweden geschickt, um sich in seiner Wissenschaft zu vervollkommnen und die Bergwerke zu untersuchen. Auf diesen Reisen trat er in Verbindungen mit den ausgezeichnetesten Gelehrten, namentlich mit Linné. Bei seiner Rückkehr eröffnete er das chemische Laboratorium, in welchem er zahlreiche und wichtige chemische Arbeiten und Versuche zu Stande brachte. Das Zeitalter seiner Blüthe erklärt seine Abneigung gegen die Ansichten der neuern Chemie. Von seinen Abhandlungen, deren mehre besonders belohnt wurden, erwähnen wir nur: Esperimento sopra il ferro crudo e sopra il ferro Malleabile. Padua. 1780. 4. und folgende drei in Samlungen: 1) Osservazioni sulle differenze dell' intrinseca attività di diversi specie di sale marino in *Memorie di Padova* III. P. I. p. 64. 2) Sopra l'acido ritricolico glaciale in *Saggi di Padova* II. p. 73. und 3) Sopra la Rena nera dei colli Euganei in *Opuscoli scelti* XV. p. 186. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CARCAGENTE, Carcaixento (16° 18′ L. 39° 11′ B.), Villa in der span. Prov. Valencia, Gov. de Alcira, nett und reinlich gebaut, nahe am Fluß Xucar, mit 5900 Einw., die Seidenzwirnmühlen, starken Orangen- und Granatenbau unterhalten. (*Stein.*)

CARCARELOS, Dorf in der portug. Prov. Estremadura, Correiçao de Torresvedras, nicht weit von Cintra, baut den besten Wein der Provinz, ein süßes weißes Gewächs. (*Stein.*)

CARCASSONNE, die Hauptstadt des französischen Dep. Aude und eines Bezirks, welcher aus 37,⁸⁸ □Meilen und in 12 Kantonen und 141 Gemeinden, 89,246 Einw. enthält. Die Stadt liegt unter 43° 12′ 51″ Br. und 20° 0′ 49″ L. an der Aude und unweit des Kanals von Languedoc, ist ummauert, und wird durch den Fluß in 2 Theile getheilt; die Cité auf dem rechten Ufer, schlecht gebauet und öde, aber die alte gothische Kathedrale und die Ruinen eines Bergschlosses enthaltend, und die Unterstadt, die mit jener durch eine Brücke zusammen hängt, in der Ebene liegt, und breite regelmäßige Straßen und gut gebauete Häuser darstellt; sie hat 4 Thore, 4 Hauptstraßen, in der Mitte auf einen viereckten Platz mit einem Springbrunnen des Neptuns geziert, stoßend, verschiedne öffentliche Gebäude, worunter das Stadthaus, die Markthallen, und das Theater sich auszeichnen, 6 Kirchen, 1604 Häus. und 13,098 Einw. Sitz des Präfekten mit den Departemental- und Distriktualautoritäten, eines Bischofs und eines Handelsgerichts. Die Einw. unterhalten eine bedeutende Tuchmanufaktur, die jährlich etwa 25,000 Stück theils zum Verbrauche im Lande, theils zur Versendung in die Levante liefert: sie ist seit dem 17. Jahrh. ein Eigenthum der Stadt, holländische Auswanderer machten damit den Anfang, durch Colberts Begünstigung hob sie sich dermaßen, daß sie vor der Revolution über 50,000 Stück fabricirte. Die beiden alten Fabriken Saptès und der Vorstadt Trivalle sind zwar nicht mehr vorhanden, aber dafür andre in die Stelle getreten, und wenn der Umfang der Tuchmanuf. auch nicht ganz so beträchtlich wie sonst ist, so hat man dagegen einige andre Erwerbszweige eingeführt: man verfertigt Kattune, Strümpfe, Mützen, Leinwand, Seife, Leder, Papier, Nägel und Draht, hat bedeutende Wollspinnerei, wozu eine hydraulische Maschine vorgerichtet ist, und treibt einen lebhaften Handel mit Korn, Leder, Weinen und Obst. Seit 1788 verbindet sie ein Nebenkanal mit dem Kanale von Languedoc, welcher letztre da, wo der Fluß Fresquel unter ihm weggeht, eine schöne Brücke von 3 Bogen trägt. Die Stadt hat eine Börse, eine Tuchschauanstalt und eine Handelskammer. In ihrer Nähe bricht schöner Marmor. Sie bildete zur Römerzeit einen Freistat der tectosagischen Volsker, und fiel in die Gewalt der Römer, die das Schloß erbaueten und hier einen Waffenplatz errichteten; in spätern Zeiten nahmen sie die Westgothen und die Araber, und dann erhielt sie eigne Barone; in den Albigenserkriegen litt sie außerordentlich. Raimund von Traincavel trat sie 1247 an Ludwig IX. ab, seit welcher Zeit sie bei der Krone geblieben ist. In ihren Mauern ist der Theaterdichter Fabre d'Eglantine, der 1793 ein Opfer der Revolution wurde, geboren. (*Hassel.*)

*) *Daru* Histoire de la République de Venise. Paris 1819. VI. p. 68.

Carcharias und Carcharinus, s. Squalus.

CARCINES, ein Fluß in der Landschaft Bruttia, welcher sich nördlich über Scylaceum (Squillace) in den Scylacius Sinus ergießt. Jetzt Coracc. (*W. Müller.*)

Carcinom, s. Krebs.

CARDAMINE, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Kreuzblumen-Pflanzen und der 15. Linné'schen Klasse. Char. Linienförmige Schote, mit flachen nervenlosen Klappen, die schmaler als die am Rand verdickte Scheidewand sind und sich oft von unten elastisch aufrollen. Die Samen liegen in einer Reihe, das Würzelchen des Embryons ist gegen die Ritze der Kotyledonen gekehrt. Es sind einige 40 Arten bekant. (*Sprengel.*)

Cardamine pratensis L. Schaumkraut. Die glatten, gefiederten, aus 4—6 Paar schmalen, lanzettförmigen Blättchen bestehenden Blätter von etwas widrigem, bitterlich scharfem Geschmack, und die noch stärker schmeckenden, frisch weißen oder röthlichen Blumen dieser häufig ausdauernden Pflanze hat man, und zwar vorzugsweise die Blumen täglich 2 Mal zu 20—30 Gr. wider Krämpfe der Muskeln, der Respirationsorgane, und des Darmkanals, ja selbst im Veitstanze mit Nutzen angewendet (Baker, Michaëlis u. A.). (*Th. Schreger.*)

Cardamomum, s. Amomum.

CARDANUS (Hieronymus), ein ausgezeichneter Mathematiker, Arzt, Naturforscher und Philosoph, zugleich aber einer der leidenschaftlichsten und sonderbarsten Menschen des 16. Jahrhunderts, geboren zu Pavia im Jahre 1501 den 24. Sept., demselben Monatstage, an welchem Augustus geboren worden war [1]). Die Familie, aus der er abstamte, war eine der ältesten und berühmtesten Mailands [2]). Sein Vater war Facius Cardanus, ein Rechtsgelehrter, der aber auch mathematische und medizinische Kentnisse besaß. Es wird behauptet, ist aber nicht erwiesen, daß H. Cardan außer der Ehe erzeugt sei, und er selbst erzählt, daß er frustra tentatis abortivis medicamentis geboren sei [3]). Er wurde vom 4. Jahre an im Hause seines zu Mailand wohnenden, zwar wohlwollenden, aber an Jähzorn mit der Mutter wetteifernden Vaters erzogen. Im 21. Jahre seines Lebens begab sich Hier. Cardan nach Pavia, um dort seine Studien zu vollenden und erklärte bald darauf am dortigen Gymnasium den Euklid. Im J. 1524 ging er nach Padua, wo er das Jahr darauf den Doktorgrad in der Medizin erhielt. In seinem 26. Jahre wählte er, während Pest und Hungersnoth in seiner Vaterstadt wütheten, das Städtchen Sacco, unweit Pavia, zu seinem Aufenthaltsort, ging von dort 1529 nach Mailand, wo er aber schlechte Aufnahme fand und daher bald nach Sacco zurückkehrte. Hier verheirathete er sich in dem 31. Jahre. Im Jahre 1534 wurde er Professor der Mathematik zu Mailand und 1539 Mitglied des Collegii medici daselbst. Bald erwarb er sich nun einen bedeutenden Ruf als Lehrer der Heilkunst und praktischer Arzt, lebte aber mit seinen Collegen in keinem guten Vernehmen, wie aus seinen beiden ersten Schriften De malo recentiorum medicorum medendi usu. Venet. 1536, und Contradicentium medicorum libri II. Lyon 1548, sattsam erhellet. Im erstgenanten Werke kritisirt er streng das Heilverfahren seiner Zeitgenossen, in dem zweiten die unzusammenhängenden, oft widersprechenden Beschreibungen der nämlichen Krankheit bei den angesehensten Schriftstellern, selbst unter den Alten. Während des J. 1544 hielt C. medizinische Vorlesungen in Pavia, kehrte aber bald nach Mailand zurück. Im Jahre 1547 lud ihn der König von Dänemark, auf Empfehlung des Andr. Vesalius, unter vortheilhaften Bedingungen ein, an der Universität zu Kopenhagen eine Professur zu übernehmen; aber das Klima und die Religion dieses Landes bewogen ihn, dieß ehrenvolle Anerbieten abzulehnen (Card. de vita propria cap. IV.). Der zweite von den beiden angeführten Beweggründen seiner Weigerung scheint sonderbar bei einem Manne, welcher der Irreligiosität beschuldigt wurde, und sich auch selbst (De vita propria cap. XIII.) parum pius nent; allein war C. auch nicht allen religiösen Meinungen seiner Zeitgenossen und Landsleute zugethan, so erhellet doch deutlich genug aus seinen Schriften, daß er dem Systeme, welches er sich selbst gebauet hatte, und welches doch nur ein mit manchen Abenteuerlichkeiten ausstaffirter Katholicismus war, desto hartnäckiger anhing (s. De vita propr. cap. XXXVI. und XLIII.). — Im Jahre 1552 wurde er von Hamilton, Erzbischof von St. Andrews und Primas von Schottland, der am Asthma litt und schon vergeblich die Leibärzte des Königs von Frankreich und des teutschen Kaisers consultirt hatte, nach Schottland berufen. Er reiste dahin durch Frankreich, und kehrte, nach glücklich vollendeter Kur, reich belohnt über London, die Niederlande und die Rheingegenden Teutschlands nach Mailand zurück, nachdem er etwa 10 Monate abwesend gewesen war. Auf dieser Reise stellte er auch dem Könige von England, Eduard IV., das Horoskop und verhieß ihm ein langes Leben. Diese Voraussagung traf freilich nachher nicht ein; Cardan hing aber so sehr an der Astrologie, daß er selbst mehre Male das Horoskop seines eigenen Todes stellte und das Nichtzutreffen seiner Voraussagungen nicht der Unsicherheit der Kunst, sondern der Unwissenheit des Künstlers zuschrieb. Man hat sogar behauptet, daß er, um seine letzte Vorhersagung in Erfüllung zu bringen, oder vielmehr um dem Hohne, welchen sein Irrthum über ihn herbeigezogen haben würde, zu entgehen, sich im 75. Jahre durch Hunger getödtet habe; doch ist dieß nicht ausgemacht.

Nach seiner Rückkehr aus Schottland blieb Cardan noch bis zum Oktober 1559 in Mailand und ging dann als Professor der Medizin nach Pavia, von wo er im Jahr 1562 in gleicher Eigenschaft nach Bologna berufen wurde, und hier bis zum Jahre 1570 lehrte. In diesem Jahre wurde er einer ungegründeten Anklage halber ins Gefängniß geworfen, woraus er zwar bald wieder entlassen, aber mit Hausarrest belegt wurde; bis er

1) Hac die ortus est olim Augustus. *Cardan.* de vita propria cap. II. sub fin. Hiedurch wird die Zweideutigkeit der Angabe M. D. VIII. Calend. Octobris, woran einige Biographen C's Anstoß gefunden, völlig beseitigt. 2) Ibid. cap. I. 3) De vita propria cap. II. Seine Mutter war übrigens von guter Familie (s. a. a. O. Cap. I.) und versuchte vielleicht nur darum die Frucht abzutreiben, weil sie schwächlich (ihre Niederkunft währte 3 Tage) war, und ihr eigenes Leben für gefährdet hielt.

endlich im Sept. 1571 seine völlige Freiheit wieder erhielt. Er ging nun nach Rom, wo er eine Pension vom Papste erhielt, ohne jedoch ein öffentliches Amt zu bekleiden. Dort starb er nach de Thou's Angabe [*]) den 21. Sept. 1576. —

Zwei Schriften, die C. unter den Titeln de subtilitate und de rerum varietate herausgab, sind es vornehmlich, welche den Inbegriff seiner Naturkunde und Metaphysik enthalten. Es ist aber nicht möglich, die unzusammenhängenden, oft einander widersprechenden Angaben Cardan's, aus denen nichts als seine Sucht etwas Neues und Auffallendes zu sagen deutlich hervorleuchtet) in ein System zu vereinigen. Bald erklärt er die Astrologie, Chiromantie, Alchemie und Magie für trügerische Künste, tadelt es, daß man in Worten und Charakteren übernatürliche Kräfte suche, nent die Gespenster Geschöpfe der Einbildungskraft; bald lehrt er selbst magische Charaktere zeichnen, vertheidigt den Glauben an Hexen, schreibt sich einen spiritus familiaris zu, leitet alle Schicksale und Fehler der Menschen aus der bei ihrer Geburt Statt findenden Constellation her, gibt sich selbst für einen Propheten und Thaumaturgen aus u. dgl. Nur durch die große Unbeständigkeit seiner ganzen Denk- und Handlungsweise, durch seine unbegränzte Eitelkeit und durch das Bestreben als Polygraph Geld zu verdienen und zu glänzen, läßt sich diese ungeheure Inconsequenz erklären. Merkwürdig bleibt seine Beobachtung der, aus den Haren eines Menschen hervorbrechenden, elektrischen Flamme, sein Pyrophor aus getrocknetem Menschenblut und seine Kentniß der Kimmung (s. dies. Artik.) und des optischen Betrugs, vermöge dessen man ein scheinbares Meer auf festem Lande erblickt. — Was C's medizinische Kentnisse betrifft, so kann man nicht läugnen, daß er für einen italienischen Arzt des 16. Jahrh. ziemlich selbständig und frei von den Fesseln des galenischen Systems auftritt. Gut urtheilt er über die Zeichen des schwarzen Harns, behauptet gegen Galen, daß der Bodensatz im Harn kein unmittelbares Produkt der Kochung sei, daß im Anfange einer hitzigen Krankheit allerdings die Kochung Statt finden könne, eifert gegen die Indication: contraria contrariis opponenda u. s. w. Seine geringe Kentniß der Anatomie gesteht er selbst ein, empfiehlt aber an andern Stellen das Studium dieser Wissenschaft. Seine Commentarien über den Hippokrates gehören, nach Sprengels Urtheile, nicht zu den schlechtern, sondern sind sehr freie Auslegungen, daher freilich die echt hippokratischen Ärzte ziemlich unzufrieden mit ihnen sind. Mit gewohnter Arroganz behauptet er übrigens, daß nur alle tausend Jahr ein großer Arzt geboren werde, und daß er selbst der siebente seit Erschaffung der Welt sei. — Um die Mathematik hat Cardan sich bleibende Verdienste erworben. Auch hiebei fällt ihm jedoch, mindestens gesagt, ein sehr unzartes Benehmen zur Last. Die Algebra, welche seit ihrer Erfindung an meisten in Italien bearbeitet worden war, erregte großen Wetteifer unter den Mathematikern dieses Landes. Diejenigen, welche Entdeckungen darin machen konten, verhehlten dieselben sorgfältigst, um bei den öffentlichen Herausfoderungen zu gelehrten Wettkämpfen sich den Triumph zu sichern. Sie zogen von Stadt zu Stadt, um nach Art der Musiker, ihre Talente vor den in den Kirchen versammelten Neugierigen glänzen zu lassen. Cardan erfuhr, daß Tartalea (oder, wie er auch genant wird, Tartaglia) bei Gelegenheit einer solchen Herausfoderung die Auflösung der Gleichungen des dritten Grades gefunden habe, und sogleich empfand er die heftigste Begierde dieselbe mitgetheilt zu erhalten. Da seine ersten Auffoderungen hiezu kein Gehör fanden, so schrieb er an Tartalea, daß der Marchese del Vasto ihn kennen zu lernen und sich mit ihm über seine Entdeckungen zu unterhalten wünsche. Tartalea glaubte der dringenden Einladung eines vornehmen Mannes, dessen Protection er zu erlangen hoffte, folgen zu müssen. Als er aber zu Mailand ankam, fand er im Hause des Marchese Niemanden als Cardan, der sich indessen zu den heiligsten Betheuerungen, selbst zum Schwur auf das Evangelium erbot, das Geheimniß zu bewahren, wenn er ihm dasselbe mittheilen wolle. Durch so viele Bitten bewogen, und um das Empfehlungsschreiben, welches ihm beim Marchese del Vasto Eingang verschaffen sollte zu erlangen, lehrte Tartalea am 25. März 1539 dem Cardan seine Methoden kennen, der sie einige Jahre darauf, im J. 1545 in seiner ars magna, ungeachtet aller seiner Versprechungen, drucken ließ. Tartalea's Klagen darüber waren eben so heftig als gegründet. Er enthüllte das Betragen Cardan's, indem er die Correspondenz und mündlichen Unterhaltungen, welche er mit ihm gehabt hatte, bekant machte. Cardan seinerseits erklärte, daß er nur die Formel zur Auflösung vom Tartalea erhalten habe, der Beweis derselben aber von ihm allein herrühre und daß dem Scipio Ferreo die Ehre der ersten Entdeckung gebühre. Der Streit darüber währte bis zu Tartalea's Tode im J. 1557 (vgl. d. Artik. Tartalea). Es ist schwer jetzt noch über diesen Streit zu entscheiden, indessen hat der, welcher die Methode zuerst bekant gemacht hat, die Ehre behalten, daß dieselbe nach ihm Cardans Formel benant wird (s. d. folg. Art.). Auch ist man darüber einverstanden, daß Cardan die Auflösung mehrer neuen Fälle entdeckt habe, die nicht unter der von Tartalea gegebenen Regel enthalten zu seyn schienen; z. B. die Auflösung für den Fall, wenn die kubische Gleichung vollständig ist, wenn also nicht, wie es Tartalea's Regel (s. Cardan's Regel) voraussetzt, das zweite Glied fehlt, eben so die allgemeine Auflösung des Falles, $x^3 + px^2 = q$, welches freilich jetzt keine besonders zu unterscheidenden Fälle sind, wol aber zu einer Zeit es waren, wo die Rechnung mit allgemeinen Zahlzeichen noch unbekant war. Ferner entdeckte Cardan das Vorhandenseyn mehrer Wurzeln in den Gleichungen von höheren Graden und das Daseyn negativer Wurzeln, von welchen letzteren er jedoch den Gebrauch nicht kante, wol aber schon den Zusammenhang der Vorzeichen und Coëfficienten einer kubischen Gleichung mit den positiven

4) *Thuan.* ad annum 1576. T. IV. Lib. 62. pag. 136. In Cardan's Buche De vita propr. ist Cap. XXXVI. ein Druckfehler, wie sogleich erhellet, wenn man die Ueberschrift von Cap. IV. damit vergleicht.

und negativen Wurzeln derselben. Cossali [5]), der die großen Theils noch ungedruckten Schriften der alten italienischen Algebraiker durchforscht hat, läßt einige dieser Bemerkungen, schon von früheren Algebraikern, bis zum Leonhard von Pisa hinauf, machen; aber er schreibt dem Cardan einen nicht minder ehrenvollen Antheil an den Entdeckungen über die Auflösung der Gleichungen zu und reclamirt zu seinen Gunsten auch die Anwendung der Algebra auf bestimte Aufgaben der Geometrie, welche sonst gewöhnlich dem Vieta zugeschrieben wird, worin jedoch Cossali wol zu weit geht. Cardan suchte auch die Geometrie auf die Physik anzuwenden, wie man aus dem Titel des einen seiner Werke sehen wird; es fehlte ihm aber an hinreichend genauen Datis, so daß sein Versuch nicht glückte. Bei seiner unbegränzten Eigenliebe, seiner großen Reizbarkeit und der geringen Gewissenhaftigkeit, womit er sich die Entdeckungen Anderer zueignete, konte es dem Cardan nicht an Feinden fehlen. Julius Scaliger griff besonders das Werk de subtilitate an und behauptete, daß er durch seine Kritik den Verfasser todt geärgert habe. Cardan's Leben wurde noch mehr durch seine eigenen Fehler beunruhigt, deren Aufzählung man nicht erst in den Schmähreden seiner Feinde aufzusuchen braucht, da er vielmehr selbst dafür gesorgt hat, ein, wie es scheint, ziemlich treues Gemälde seiner Sitten und seines Charakters in dem Werke: de vita propria zu hinterlassen. Lies't man dieses Buch mit Aufmerksamkeit, wie es freilich augenscheinlich mehre Biographen Cardan's nicht gethan haben, so erkent man in dem Verfasser einen geschwätzigen Alten, der alle seine zum Theil sehr großen Schwächen getreulich aufzählt (z. B. Hang zur Wollust, zum Spiel, Rachsucht) und dem daher wohl auch zu glauben ist, wenn er seine Dankbarkeit gegen Wohlthäter, seine Uneigennützigkeit und Charakterfestigkeit und seine, nur mit den Begriffen seiner Zeitgenossen nicht völlig übereinstimmende, Frömmigkeit rühmt. Wie viele Feinde ihm sein anmaßendes Betragen zuziehen und wie manche Verleumdung es gegen ihn in Gang bringen mußte, wird man leicht einsehen, wenn man von ihm selber hört, daß er nichts lieber sagte, als das, wovon er wußte, daß es Andern mißfallen werde und daß er bei dieser bösen Gewohnheit beharrte, obschon er ihre Folgen sah. Physische Leiden verursachte er sich oft freiwillig, weil sie ihn vor den Stürmen bewahrten, die sich oft in seiner Sele erhoben, und ihm zu dem Vergnügen verhalfen, welches mit dem Nachlassen der Schmerzen verbunden ist. Er erlitt in seiner Familie schwere Unglücksfälle. Seinem ältesten Sohne wurde im 26. Jahre der Kopf abgeschlagen, weil er seine Frau vergiftet hatte. Sein zweiter Sohn machte ihm durch seine schlechte Aufführung vielen Kummer. Nur eine Tochter überlebte ihn, die keine Nachkommen hinterließ. Während eines großen Theils seines Lebens war C. in ziemlich dürftigen Umständen und dadurch genöthigt, viel ums Brot zu schreiben; doch ist es nicht wahr, daß er in Dürftigkeit gestorben sei. Wie schon oben gesagt wurde, erhielt er gegen das Ende seines Lebens eine Pension vom Papste, dem er immer treu angehangen und um dessen willen er große, ihm in Dänemark, Schottland und England gebotene Vortheile ausgeschlagen hatte. Auch befand er sich zuletzt wenigstens in einem solchen Zustande von Wohlhabenheit, daß er seine Kranken im Wagen besuchen konte.

5) Origine e trasporto in Italia del algebra T. II.

Von seinen zahlreichen, zum Theil wiederholt aufgelegten Werken, welche in 10 Foliobänden, gesammelt von dem Dr. med. Karl Spon im J. 1663 zu Lyon herausgegeben sind, wollen wir hier nur die vornehmsten nennen:

I) Artis magnae, seu de regulis algebraicis liber unus, Nürnberg 1545 in 4.; II) De subtilitate, libri XXI, ibid. 1550. in fol.; III) De rerum varietate libri XVII. cum appendice, Basileae 1557. in fol.; IV) Opus novum de proportionibus numerorum, motuum, ponderum, sonorum aliarumque rerum mensurandarum cet. ibid. 1570. in fol.; V) De vita propria, Parisiis 1643 in 8.; herausgegeben von Gabriel Naudé; nachgedruckt zu Amsterdam 1654 in 12.; VI) Neronis encomium. VII) De sanitate tuenda et vita producenda libri IV, Romae 1580. Cardan's ältester Sohn, der Arzt, Joh. Baptista Cardanus, dessen trauriges Ende wir schon oben angaben, hat zwei Schriften hinterlassen, die mit den Werken seines Vaters zusammengedruckt sind. I) De fulgure; II) De abstinentia ciborum foetidorum. Mehre seine Manuscripte verbrante Hieronymus Cadan vor dem Abdrukke [6]). (*Gartz.*)

Cardan's Regel, nent man die von Hieronymus Cardan (s. d. vorigen Artikel) zuerst öffentlich mitgetheilte Regel zur Auflösung der gemischten Gleichungen des dritten Grades [*]). Fehlt nämlich in einer kubischen Gleichung das Quadrat der unbekanten Größe, also, die Gleichung als geordnet vorausgesetzt, fehlt das zweite Glied der Gleichung, oder hat man dasselbe weggeschafft, wie dieß alle Mal leicht geschehen kann (s. d. Art. Gleichung), so kann die kubische Gleichung nach unserer jetzigen allgemeinen Zahlenbezeichnung durch $x^3+px=q$ ausgedrückt werden, und die, von Tartalea und Cardan freilich noch sehr weitläufig in Worten ausgedrückte Regel der Auflösung ist nun nach unserer Bezeichnung ganz kurz in der Formel enthalten

$$x=\sqrt[3]{\left(\frac{q+\sqrt{(q^2+\frac{4}{27}p^3)}}{2}\right)}+\sqrt[3]{\left(\frac{q-\sqrt{(q^2+\frac{4}{27}p^3)}}{2}\right)}.$$

Hat man mittelst dieser Formel die eine Wurzel a der gegeben Gleichung gefunden, so dividire man x^3+px-q durch $x-a$, welches einen Quotienten gibt, worin x

6) *Hieron. Cardani* opp. omnia cura *Car. Sponii*. *Bayle* dictionnaire hist. et crit. T. II. *Brucker* historia critica philosophiae T. IV. P. II. p. 62. und T. VI. p. 816. Sprengel Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneik. Th. 3. *Montucla* hist. des mathém. nouv. édit. T. I. p. 568—571. 593 u. ff. *Lacroix* in der Biogr. univ. T. VII. Kirner und Siber Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker am Ende des 16. und am Anfange des 17. Jahrhunderts. Heft II. Sulzbach 1820.

*) Die Ausziehung der Cubikwurzel, mithin die Auflösung der reinen kubischen Gleichungen war schon dem Lucas de Burgo bekant.

auf keiner höhern als der zweiten Potenz vorkomt. Setzt man diesen Quotienten $= 0$ und löst die dadurch erhaltene quadratische Gleichung auf, so sind deren Wurzeln die beiden noch fehlenden Wurzeln der Gleichung $x^3 + px = q$ (s. Gleichung). Der Beweis für die Richtigkeit obiger Formel ist folgender: Da $x^3 + px = q$, so ist $x^3 = q - px$. Man denke sich nun x aus zwei Stücken y und z bestehend, welche wir zu bestimmen suchen wollen. Es sei demnach $x = y - z$, so ist $x^3 = y^3 - 3y^2z + 3yz^2 - z^3$ oder, wenn man die Mittelglieder zusammenfaßt, $x^3 = y^3 - 3yz(y - z) - z^3$, d. i. $x^3 = y^3 - 3yzx - z^3$. Nun war nach dem Obigen auch $x^3 = q - px$, also hat man $y^3 - z^3 - 3yzx = q - px$. Da hier y und z noch zwei unbestimte Größen sind, so dürfen wir in den zuletzt da gewesenen Gleichungen annehmen $y^3 - z^3 = q$ und $3yzx = px$, oder $3yz = p$, folglich $yz = \frac{1}{3}p$ und $y^3z^3 = \frac{1}{27}p^3$. Aus $y^3 - z^3 = q$ folgt aber $y^6 - y^3z^3 = qy^3$, d. i. $y^6 - \frac{1}{27}p^3 = qy^3$ oder $y^6 - qy^3 = \frac{1}{27}p^3$. Diese Gleichung läßt sich nun für y^3 wie eine quadratische auflösen (s. den Art. quadratische Gleichung) und gibt die Wurzeln $y^3 = \frac{1}{2}q \pm \sqrt{(\frac{1}{4}q^2 + \frac{1}{27}p^3)} = \frac{(q \pm \sqrt{q^2 + \frac{4}{27}p^3})}{2}$.

Nimt man $y^3 = \frac{q + \sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)}}{2}$, so ist $z^3 = y^3 - q$ $= \frac{-q + \sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)}}{2} = -\frac{q - \sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)}}{2}$. Nimt man hingegen $y^3 = \frac{q - \sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)}}{2}$, so ist $z^3 = \frac{-q - \sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)}}{2} = -\frac{q + \sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)}}{2}$. Im ersten Falle also ist

$$y = \sqrt[3]{\left(\frac{q + \sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)}}{2}\right)},$$

$$z = \sqrt[3]{-\left(\frac{q - \sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)}}{2}\right)} = -\sqrt[3]{\left(\frac{q - \sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)}}{2}\right)};$$

im zweiten Fall hat man $y = \sqrt[3]{\left(\frac{q - \sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)}}{2}\right)}$,

$z = -\sqrt[3]{\left(\frac{q + \sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)}}{2}\right)}$. Es ist daher in jedem Falle

$$x = \sqrt[3]{\left(\frac{q + \sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)}}{2}\right)} + \sqrt[3]{\left(\frac{q - \sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)}}{2}\right)}.$$

Beispiele. Ist $x^3 + 12x = -63$, so ist $p = 12$, $q = -63$, daher $\sqrt{(q^2 + \frac{4}{27}p^3)} = \sqrt{(3969 + 256)} = 65$, folglich $x = \frac{\sqrt[3]{(-63 + 65)}}{2} + \frac{\sqrt[3]{(-63 - 65)}}{2} = 1 - 4 = -3$. Dividirt man nun $x^3 + 12x + 63$ durch $x + 3$, so gibt dieß den Quotienten $x^2 - 3x + 21$, welcher $= 0$ gesetzt die beiden noch fehlenden Wurzeln der vorgegebenen Gleichung gibt, nämlich $x = \frac{3}{2} \pm \sqrt{(\frac{9}{4} - 21)}$.

Ist die vorgegebene kubische Gleichung von der Art, daß p und also auch p^3 negativ ist, und daß $q^2 < \frac{4}{27}p^3$ ist, so gibt die cardanische Regel ein, dem Anschein nach, imaginäres Resultat, allein genauer betrachtet zeigt sich bald, daß dieß nur in der Form liegt, und daß gerade in diesem Falle die kubische Gleichung drei reelle Wurzeln hat (s. d. Art. Casus irreducibilis). (*Gartz.*)

CARDARIA Desv., *Cardiolepis* Waller., eine Pflanzen-Gattung, die füglich mit *Lepidium* L. zusammen gezogen wird. *Cochlearia Draba* L. gehört dazu. (*Sprengel.*)

Cardea, s. Carna.

CARDEN, uraltes Dorf, wie schon aus dem gallischen Namen, sodann auch aus den häufig hier gefundenen römischen Denkmälern und Inschriften hervorgeht, liegt in dem Regirungsbezirke von Koblenz, Kreis Cochem, auf dem linken Ufer der Mosel, an dem Fuße des Marsberges, und gibt einer Bürgermeisterei den Namen, zu welcher die Gemeinden Binningen, Brohl, Dünfus, Forst, Möntenich, Moselkern, Müden und Ros, überhaupt 34 Ortschaften, mit einer Bevölkerung von 2645 Selen gehören. Der H. Castor (13. Febr.), ein Schüler des trierischen Erzbischofes St. Maximinus, soll hier zuerst das Evangelium verkündet, auch seine Ruhestätte gefunden haben; um die ehrwürdigen Gebeine versammelte sich eine Gesellschaft von Clerikern, die auch dann noch bestand, als der Erzbischof Hetti im J. 837 den heiligen Leichnam nach der von ihm erbaueten Stiftskirche zu St. Castor in Koblenz versetzte. Diese Gesellschaft verwandelte sich allmälig, in ein reich begütertes Kollegiatstift, an dem ein Propst, zugleich Archidiakon (Tit. S. Castoris in Cardona), und zwar, nachdem Kurfürst Clemens Wenceslaus am 9. Mai 1783 das dietkirchener Archidiakonat zum ersten erkläret, dem Range nach der zweite in der trierischen Kirche, ein Dechant, Scholaster, Sänger, Custos, 9 andere wirkliche Canonici und 12 Vicarien standen. Eine einfache Präbende mochte an 1100 Fl. ertragen, die des Propstes wurde drei Kanonicatpräbenden gleich geachtet. Drei der Kanonicate hatte Elisabeth von Ulatten, geborne von Brohl gestiftet, sie wurden daher von den Brohlischen Erben, Elz, Braunsberg (später Burscheidt), und Winnenburg (später Metternich), vergeben. Das Archidiakonat umfaßte im Allgemeinen den Trachgau (Trechiri), den Haynrich, das Maifeld und den untern Moselgau, und zählte in dem Decanat Zell 64, in dem Decanat Ochtendung 72, in dem Decanat Boppard 27, überhaupt 163 Pfarren. Das hiesige Nonnenkloster, ord. S. Francisci recollect. entstand aus einer Klause der sogenanten obern Klause; die untere Klause, den 9. August 1318 von einem Canonicus gestiftet, incorporirte Erzbischof Werner, samt ihren Gefällen, am 22. Julius 1412 dem Kollegiatstifte. (*v. Stramberg.*)

Cardi, s. Civoli.

CARDIACA (Cardialia), sogen. herzstärkende Mittel, Herzstärkungen kommen bei ältern Schriftstellern über Arzneimittellehre vor, beruhen aber auf falschen Voraussetzungen und irrigen Theorien. Im Allgemeinen lassen sich darunter nur die besten, kräftigsten Nahrungsmittel, besonders animalische, begreifen, oder es können auch die sogenanten Nervina und Analeptica hieher gezogen werden (s. diese Art.). (*Th. Schreger.*)

CARDIACEA (scil. Mollusca s. Palliata acephala testacea). So nent Cuvier eine von ihm be-

stimte Abtheilung der beschälten kopflosen Mantelthiere, welche durch folgende Merkmale charakterisirt wird: Der Mantel unten oder vorn offen, hinten mit zwei Athemöffnungen, welche öfters theils getrente theils verbundene Röhren bilden. Sie haben einen vordern und hintern deutlichen Schließmuskel und einen Fuß, mit dem sie meist kriechen. Wenn sie lange Athemröhren haben, so findet man dieß in der Schale durch eine unter dem hintern Schließmuskeleindruck Statt findende Einbiegung der Linie angedeutet, welche die Anlage des Mantelrandes bezeichnet. Mehre graben sich in den Sand ein. Cuvier stellt hieher die Genera: Chama *Brugu.* Isocardia *Lam.* Cardium *L.* Donax *L.* Cyclas *Brugu.* Corbis *Cuv.* Tellina *L.* Loripes Poli, Lucina *Brugu.* Venus *L.* Petricola *Lam.* Corbula *Brugu.* Mactra *L.* — Lamarck hingegen gibt der Familie Cardiacea einen viel geringeren Umfang, indem er nur die Gattungen Cardium *L.*, Cardita, Cypricardia, Hiatella und Isocardia darunter begreift, und den gemeinschaftlichen Charakter derselben nur nach dem Schalschlosse, durch unregelmäßige Form oder Richtung der Schloßzähne und ein oder zwei Seitenzähne vag und ungenügend bestimt. (*Nitzsch.*)

CARDIFF, Caerdiff, ein Borough, die Hauptstadt der engl. Shire Glamorgan in Südwales, die 1 Dep. zum brit. Unterhause sendet. Sie liegt unter 51° 20′ Br. und 14° 24′ L., unweit der Mündung des Taff, worüber eine Brücke von 5 Bogen führt; ist unregelmäßig gebauet, und hat nur 1 Kirche, 422 Häuser und 2457 Einw., die Handel treiben und 2 Wochen- und 3 Jahrmärkte halten. Ihr Hafen Pennarth liegt ½ Meilen unterhalb der Stadt und kann Fahrzeuge von 300 Tonnen aufnehmen. Ein 5 M. langer Kanal führt von hier zu den Eisenwerken von Merthyr Tydvil; daher die Fabrikate derselben, worunter über 30,000 Kisten Zinnblech, über Cardiff nach Bristol gehen. Cardiff ist seit 1079 erbauet und hatte sonst Mauern mit 4 Thoren und ein festes Kastell, das noch Cromwell bombardiren ließ. Auch stand eine Abtei am östlichen Ende der Stadt. Von allen diesen sieht man noch Überreste. (*Hassel.*)

CARDIGAN, 1) eine Shire, im südlichen Wales des Königreichs England, von 12° 55′ bis 13° 50′ östl. L. und von 52° 3′ bis 52° 34′ nördl. Br. reichend und im N. an das irische Meer, im Osten an Montgomery, Radnor und Brecknock, in S. an Caermarthen, im W. an Pembroke gränzend; 31¼ □Meilen groß. Die Oberfläche, im ganzen Gebirgsland, wechselt mit kleinen Hügeln und Ebenen; das Gestade ist von Klippen umgürtet, woraus die Vorgebirge New Key und Mount Head hervorspringen: vor demselben breitet sich die 4 Meilen lange Cardiganbai aus, die jedoch nur wenige taugliche Hafen darbietet. Am gebirgigsten zeigt sich das Land in N. und O. Der Tivy macht die Gränze mit Caermarthen und Pembroke, geringe Küstenflüsse sind Ystwith, Ridol und Jron. Den Ursprung des Tivy umgeben einige Seen. Das Klima gibt sich rauh, aber heiter und gesund. Der zum Theil morastige Boden ist nicht überall zum Ackerbau tauglich, könte aber doch mit mehren Vortheilen in einigen Strichen getrieben werden; Gerste und Hafer sind mit Kartoffeln die vornehmsten Erzeugnisse, Weizen wird nur sehr wenig gebauet. Vieh- und Schafzucht sind die Hauptnahrung im Innern, der Fischfang am Strande. Holz ist zwar da, nimt aber ungemein ab und Steinkohlen hat das Land gar nicht, daher der sonst sehr ergiebige Bergbau auf Silber und Blei auf eine geraume Zeit ausgesetzt war, jetzt aber wieder aufgenommen ist. Die Kalk- und Schieferbrüche sind der Provinz äußerst nützlich. Der Einwohner beschäftigt sich außer Viehzucht und Fischerei und dem geringen Ackerbau nebenbei mit Flanellweberei und Strumpfstrickerei, wozu er selbst gezogne Wolle verwendet; er gibt an das Ausland Vieh, Butter und andre Viehprodukte, Wolle, Flanell, Strümpfe und Fische, sonst hat er nichts übrig. Die Volkszahl belief sich 1821 auf 57,784 Individuen, wovon 27,898 männlichen und 29,886 weibl. Geschlechts, in 12,071 Familien, die in 1 Burg, 5 Marktflecken, 64 Kirchspielen und 9040 Häusern wohnen; 1811 wurden 50,332 in 11,296 Familien gezählt, wovon 5864 bei der Landwirthschaft, 1913 bei dem Kunstfleiße und Handel und 3519 auf andre Art beschäftigt waren. Sie sind dem Groß nach walesischer Abkunft. Die Provinz, die wenige Überbleibsel der Vorzeit besitzt, gehört zur Diöcese von S. Davids, sendet 2 Deputirte zum Unterhause, stellt 120 Mann zur Nationalmiliz, und zerfällt in 5 Hundreds. Die Hauptstadt ist 2) der gleichnam. Borough, welcher 1 Dep. zum brit. Parliam. sendet, liegt auf dem felsigen Ufer des Tivy, ¾ Meilen von dessen Mündung: über den Fluß führt eine Brücke von 7 Bogen. Sie war vormals mit Mauern umgeben und durch ein Kastell geschützt: beides liegt in Trümmern. Ihr Inneres ist alt und schmutzig, die Kirche ein gothisches Gebäude, das Grafschaftsgebäude seit 1764 neu vorgerichtet: sonst findet man 1 Gefängniß, 1 Armenhaus, 450 Häuser und 2397 Einw., die Krämerei, Schifffahrt und Handel treiben, und 2 Wochen- und 4 Jahrmärkte halten. Zu ihrem Hafen gehörten 1815. 292 Fahrzeuge von 15 bis 232 Tonnen, zusammen mit 10,097 Tonnen und 929 Matrosen. Bei diesem Orte fiel 1136 eine blutige Schlacht zwischen den Engländern und Walesern vor, worin letztre völlig geschlagen wurden und 3000 Mann verloren. 3) Eine Bai, die sich im irischen Meere vor der vorgedachten Shire hinzieht. (*Hassel.*)

CARDINAL *), als Titel und Würde, war schon früher auch außer der Kirche gebräuchlich. So führten nach Cassiodor die ersten Minister am Hofe des Kaisers Theodosius des Großen den Titel Cardinales und das Verzeichniß der Beamten des Herzogs von Bretagne vom J. 1447 führt einen Cardinal auf, der Kanzler und zugleich in Diensten des Vicomte von Rohan war. Jetzt beschränkt sich der Titel auf die dem Papste zunächst stehenden höchsten Geistlichen der römischen Kirche, die ihn aus ihrer Mitte wählen und seinen Rath in kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten ausmachen. Ihrer ersten Einrichtung nach, waren sie bloß die Hauptpriester der Kirchen in Rom (presbyteres cardinales); sie allein

*) Cardinalis von Cardo, Angel, Achse; wichtig, vorzüglich — daher das bekante Getränk; ferner: Cardinalpunkte oder Hauptgegenden der Welt (s. Weltgegenden) Cardinal-Tugenden u. a.

durften taufen und das Abendmahl geben; wurde einer Bischof: so erlosch die Würde eines presbyter cardinalis. Papst Leo nante sie im J. 853 presbyteros sui cardinis, ihre Kirchen parochias cardinales. Auch scheinen schon früher Diakonen, die eigne Kapellen mit Hospitälern zu besorgen hatten, den Titel Cardinaldiakonen erhalten, und auch einzele Bischöfe scheinen sich Cardinalbischöfe genant zu haben, so daß schon vor der förmlichen Einrichtung des Cardinalscollegiums dessen drei Klassen bestanden, nämlich: Card.=Bischöfe, Card.=Priester und Card.=Diakonen. Noch war aber bis zum 11. Jahrh. die Papstwahl nicht allein in den Händen der Cardinäle, sondern sie theilten dieses Recht mit der übrigen Geistlichkeit und dem Volke zu Rom. Als aber im J. 1058 Papst Nicolaus II. (gegen Benedikt X.) zu Siena von den Cardinälen allein gewählt worden, erließ er (1059) ein Decret, vermöge dessen, nach dem Tode eines Papstes, die Cardinalbischöfe das Wahlgeschäft eines Nachfolgers vorzugsweise und vor allen andern Berathschlagungen alleinvornehmen, dann aber die Cardinalpriester in ihr Concilium rufen und endlich die Zustimmung der übrigen Geistlichkeit und des Volkes verlangen sollten. Jener Cardinalbischöfe waren damals 7, die zur Stadt und dem Gebiete Roms gehörten und denen das Vorrecht gebührte, den Papst zu weihen; der C.=Priester 28 zu den röm. Hauptkirchen gehörig. Diese Zahl der Wähler wurde nachher, um die Unzufriedenheit der niedern Geistlichkeit zu stillen, von Alexander III. und andern Päpsten vermehrt, ihr Wahlrecht genauer bestimt. Alexander erließ auf dem Lateran=Concilium 1179 ein Decret, nach welchem das Recht der Papstwahl auf den Cardinälen allein beruhen, und jeder Papst als rechtmäßig anzusehen seyn sollte, der ⅔ der Stimmen des Cardinal=Collegiums erhalten hätte; eine Bestimmung, die noch gegenwärtig gilt. Ob übrigens schon dieser Alexander oder ein späterer Papst die Diakonen dem Cardinals=Collegium einverleibt habe, ist ungewiß. — Gegen das Ende des 15. Jahrh. wurde die Zahl der Cardinäle stark vermehrt, unter Sixtus V. wurde sie auf 70 beschränkt, auf sechs Cardinalbischöfe 50 Cardinalpriester nach den 50 Hauptkirchen Roms und 14 Card.=Diakonen. Bei der letzten Papstwahl war die Zahl 70 bei weitem nicht vollständig (vgl. Conclave).

Um die Cardinäle vor andern Geistlichen auszuzeichnen, erhielten sie eine besondere Kleidung, in welcher die rothe (oder auch violette) Farbe eine Hauptrolle spielt, und ihre Bereitwilligkeit andeuten soll, ihr Blut für den katholischen Glauben zu vergießen. Schon unter Innocenz III. zu Ende des 12. Jahrh. trugen sie rothe Gewänder und Schuhe; unter Innocenz IV. in der Mitte des 13. Jahrh. trugen sie den rothen Hut. Paul II. fügte dazu noch ein rothes Käppchen und zum Ausreiten eine rothe Schabrake**). — Auch ertheilte Urban III. den Cardinälen, die bisher den Titel illustrissimi geführt hatten, die Eminenz.

**) Von dieser rothen Farbe führen den Namen Cardinal, Cardinalis mehre rothe Arten der Gattungen Fringilla und Tangara. s. diese.

Außerdem daß das Cardinals=Collegium das Recht genießt, aus seiner Mitte den Papst zu wählen, macht es auch den Statsrath des Papstes aus, und aus demselben wird auch großentheils das Statsministerium gewählt. — Der Papst selbst schenkt diese Würde aus eigner Machtvollkommenheit willkürlich an In= und Ausländer, an letztere gewöhnlich auf den Antrag ihrer Regirungen. Auch scheinen früher, unabhängig vom Papste, Geistliche den Namen Cardinalpriester geführt zu haben, wie in Frankreich; (der Abt von Vendome nante sich einen gebornen Cardinal, und der Erzbischof von Bourges hieß Cardinal, wie seine Kirche eine Cardinalkirche). Auch führten ihn einige Bischöfe als solche, wie der ehemalige Erzbischof von Mainz und der Erzbischof von Mailand. (*H.*)

CARDIOSPERMUM, eine Pflanzen=Gattung aus der natürlichen Familie der Sapindeen und der 8. Linné'schen Klasse. Char. Vierblättriger Kelch. Vierblättrige Corolle. Nektardrüsen mit 4 Nektarschuppen, welche zweilippig sind. Eine aufgeblasene dreifächerige Kapsel. Acht bekante Arten wachsen größtentheils in Westindien und Südamerika. (*Sprengel.*)

CARDISSA (Conchologie). Unter diesem Namen hat Megerle von Mühlfeld*) aus den widersinnig, d. i. von vorn und hinten sehr zusammengedrückten Arten der Herzmuscheln (vgl. Cardium Cardissa) unnöthiger Weise eine eigene Gattung gebildet. Oken, der diese Gattung in seiner größeren Naturgeschichte in weiterem Umfange annimt, rechnet außer Card. Cardissa auch C. Hemicardium, Fragum, Unedo und selbst Card. Isocardia dahin; warum die letzte Art, ist nicht klar. (*Nitzsch.*)

CARDITA. Afterherzmuschel. Eine von Bruguière aus Linné'schen Chamen gebildete Muschelgattung, welche Lamarck nach Absonderung der Gattungen Cypricardia und Hiatella angenommen hat. Cuvier[1]) erwähnt ihrer nur im Vorbeigehen, nächst der Gattung Unio, und meint, daß sie dieser in Hinsicht des Schlosses der Schale, so wie des Thiers am nächsten komme. Oken nent die Gattung Arcinella und stellt sie ebenfalls neben Unio. Lamarck[2]) hingegen stellt die Carditen in die Familie seiner Cardiacea (s. diese) und läßt sie gleich auf Cardium folgen.

Der Charakter der Carditen ist folgender. Die Schale frei, regelmäßig, gleichklappig länglich; die Wirbel dem Vorderende viel näher; das Schloß besteht aus zwei Zähnen, der eine ist kurz, gerade und steht unter dem Wirbel, der andere bildet eine längliche, unter dem Bande sich hin erstreckende Leiste. Sie haben äußerlich von dem Wirbel nach dem Rande der Klappen strahlig hinlaufende Rippen, wie Herzmuscheln, denen manche auch in der ganzen Figur etwas ähnlich sind.

Lamarck nent 25 Arten, von welchen eine nur fossil gefunden worden. Die Lebenden sind alle See=

*) S. Dessen Entwurf eines neuen Systems der Schalthiergehäuse in dem Magazin der Gesellsch. naturforsch. Freunde zu Berlin 3r Jahrg. 1811.

1) S. Dessen Règne animal. II. p. 473. 2) S. Dessen Hist. nat. des an. sans vert. VI. 1. p. 20.

muscheln; die meisten eben nicht häufig in Samlungen. Wir nennen nur z. B.

Cardita sulcata *Lam.* (Chama antiquata *L.* Poli Conch. II. t. 23. f. 12. 13. Chemnitz VII. t. 48. f. 488. 489. Schale fast herzförmig, weiß, braun gefleckt, mit etwa 20 erhabenen, quer gestreiften Rippen; wird etwa 1 Zoll 5 Linien lang, 1 Zoll hoch. Das Thier ähnelt dem der Malermuscheln. Der Mantelsaum gezahnt, doppelt; der innere voll Wimpern vor der Kiemenöffnung. Der Fuß wie der Mantelsaum hochroth. Maul viellippig. Lebt im mittelländischen Meere.

Cardita calyculata, die Eichelmuschel (Chama calyculata *L.* Born Mus. t. 5. f. 10. 11. Chemnitz VI. t. 50. f. 500. 501.). Die Schale ablang, die Wirbel ganz am vordern Ende, darunter eine kleine, etwas quer gezogene Areola; etwa 20 starke, mit hohlziegelähnlichen Schuppen besetzte dicht stehende Rippen. Farbe weiß mit schwarzen oder schwarzbraunen oder rothbraunen gebogenen Querflecken auf den Rippen. Diese etwa 1 Zoll 6 Linien lange Muschel ändert in der Zeichnung merklich ab; sie lebt im atlantischen Ocean, an den nikobarischen Inseln u. s. w.

Cardita phrenitica *Lam.* Die Nierenmuschel, nierenförmige Afterherzmuschel. (Chama phrenitica *Born*, Chemnitz VII. t. 50. f. 502. 503.). Die Schale ablang, länglicheiförmig, mit ganz vorn über dem vordern Ende stehenden Wirbeln, und quergestreiften Längsfurchen. Die Farbe ist rothbraun, aber im Vordertheil weiß oder weißlich, wenigstens da heller; so auch inwendig. Dieß ist die größeste Art; sie wird wol 3 Zoll lang und 1 Zoll 9 Lin. hoch, ähnelt den Miesmuscheln; findet sich im rothen Meere und an Ostindien.

Eine Art dieser Gattung Cardita Ajar *Lam.* (*Adanson* Coquill. d. Seneg. t. 16. f. 2.), welche sonst zu Cardita calyculata gezogen wurde, soll nach Adanson mit einem kurzen Byssus sich an Felsen festhängen.

Die Cardita carinata *Brugu.* (Chama oblonga *L. Gmel.*) so wie die Cardita Dactylus *Brugu.* (Chama coralliophaga *Gmel.* sehe man unter *Cypricardia*; — hingegen die Cardita arctica *Brugu.* (Solen minutus und Mya arctica *L. Gmel.*) unter *Hiatella.* (*Nitzsch.*)

CARDIUM, Herzmuschel, franz. Bucarde. Eine von Linné aufgestellte, leicht kentliche, ausgezeichnete Gattung von Seemuscheln, welche von Bruguière, Lamarck und fast allen Schriftstellern unverändert angenommen worden ist, und von Cuvier und Lamarck in die Abtheilung der Cardiacea (s. diese) gesetzt wird. Die Schale stellt von vorn oder hinten angesehen mehr oder weniger die Figur eines Kartenherzes dar, worauf sich der Name bezieht; sie ist meist so hoch oder höher als lang, im Vorder- und Hintertheil ziemlich gleich, doch ist der letztere gewöhnlich mehr nach hinten gezogen und etwas länger. Die Klappen sind gleich, mehr oder weniger bauchig, bei einigen hinten klaffend, mit hervorragenden, gegen das Schloß gebogenen Wirbeln, von welchen meist äußerlich erhabne Rippen strahlig zum Rande hinlaufen; dieser ist meist gezahnt oder gefaltet, indem die gehöhlten Rippenenden der einen Klappe immer die hervorragenden Interstitien der andern Klappe aufnehmen. Das Schloß besteht aus zwei genäherten schiefstehenden und zwei entfernten platten dreieckigen Zähnen jeder Klappe, welche in Vertiefungen der entgegengesetzten Klappe eingreifen. Jedoch ist bisweilen nur ein Mittelzahn vorhanden. Das Schloßband ist oben und äußerlich. Das Thier, welches durch Reaumur, Adanson, Otho Fr. Müller und Poli von verschiedenen Arten bekant worden ist und von dem letztern mit den Titel Cerastes bezeichnet wird, hat zwei meist kaum röhrige, am Rande gefranste Athemlöcher des übrigens auch unten oder vorn offenen Mantels, und streckt einen sensenförmigen langen Fuß hervor, dessen Spitze nach vorn (nicht, wie die stets vorn und hinten verwechselnden Conchologen sagen, nach hinten) gerichtet ist. Das Maul quer, groß, mit mittelmäßigen Lippenanhängseln. Die Kiemen ziemlich klein, dick, die innern ihrer ganzen Länge nach vereinigt.

Man findet Arten der Herzmuscheln in allen Meeren, mehre auch in europäischen. Sie leben gewöhnlich in der Nähe der Küsten und graben sich da in den Sand ein. Lamarck hat 48 lebende und 14 fossile Arten (außer denen in den Annal. du mus. Vol. VI. p. 342. aufgeführten) verzeichnet.

Die Unterabtheilungen der Herzmuscheln, welche Lamarck und Blainville vorgeschlagen haben, haben keine gut bestimbare Gränzen und geringen Werth.

Lebende Arten sind z. B.

Cardium costatum *Linn.* Rippenherz, hochgerippte Herzmuschel (*Gualtieri* Test. t. 72. f. D. Chemnitz VI. t. 15. f. 151. 152.). Die Schale groß, bauchig, etwas länglich, von vorn oder hinten herzförmig, weiß, durchscheinend, hinten etwas klaffend, mit geradem Schloßrande und etwa 16 flachen, mit einem hohen lamellenartigen, inwendig gehöhlten Kiel besetzten Rippen. Einige der größern, ebenen, fein quer gestreiften Zwischenräume (4, 5 oder mehre) sind von bräunlicher oder gelblicher Farbe, wie verbrant, und erscheinen auf der innern Schalfläche (mit sehr bestimter Begränzung von der Wirbelhöhlung her) von der nämlichen, theils noch dunkleren Farbe und zugleich sonderbar verdünnt, wie eingeätzt. Die große und schöne Schale findet sich in Menge an Guinea, Senegal und andern afrikanischen Küsten, aber vollständige zusammengehörende Klappen sind sehr selten in den Samlungen; selbst Adanson fand bei seinem längern Aufenthalt an der senegalschen Küste unter unzähligen einzelen Schalklappen keine einzige gute, sogenante Doublette.

Cardium ringens *L.* Das Sperrmaul, der rothe Apfel (Chemnitz VI. t. 16. f. 170.) Schale rundlich, bauchig, weißlich, hinten rosenfarbig, klaffend und tief gezähnt; die Rippen auf der Schale unbewehrt, die hintern etwas gekielt. An Afrika und Amerika.

Cardium bullatum *Lam.* (solen bullatus *Linn.* — *Gualtieri* Test. t. 83. f. H. Chemnitz VI. t. 6. f. 49. 50.). Die Schale von der Seite länglich eiförmig, weiß, röthlich gewölkt und gefleckt, im Hintertheil merklich länger und etwas klaffend, mit dichten, nur im Hintertheil rauhen Rippen und gezähneltem Rande. Die Wirbel sind wenig erhaben, die Schloßzähne schwach und

greifen wenig ein; in der einen Klappe scheint nur ein einfacher Zahn zu seyn. Da ich nur kleine Exemplare und keine guten Doubletten zur Hand habe, so kann ich nicht darüber urtheilen, ob Lamarck diese Muschel mit Recht zu den Herzmuscheln gezogen hat, denen sie jedoch ähnlicher als den Scheidenmuscheln zu seyn scheint.

Cardium echinatum *L.* Das Stachelherz, Knotenherz (*Lister* Conch. t. 324. f. 161. *Poli* Test. I. t. 17. f. 7. 8. — Chemnitz XI. t. 200. f. 1951 — 1953. Müller Zoolog. Danica t. 13.).

Die Schale bauchig, rundlich, von vorn oder hinten herzförmig, braun mit weißen Streifen, Vorder- und Hintertheil ziemlich gleich; die gewölbten Rippen haben eine mit spatel- oder löffelförmigen Tuberkeln besetzte Mittellinie, welche oben um die Wirbel durch gewöhnliche Abreibung fehlen. Der Mantelsaum des Thieres doppelt, der äußern gefranst; Mantel und Fuß schön mennigroth, die Kiemen gelb. Lebt in europäischen Meeren.

Cardium aculeatum. Das Dornenherz, die Igelmuschel (*Gualtieri* Test. t. 72. f. A. Chemnitz VI. t. 15. f. 156.). Eine der größesten Arten (daher Cerastes giganteus *Poli*). Die blaßbräunlich gelbliche oder röthliche Schale bauchig, von vorn herzförmig, von der Seite rundlich, schief nach hinten verlängert; auf den erhabenen Rippen stehen Stacheln, welche im Hintertheil spitz und vollkommen, am Vordertheile aber stumpf und tuberkelartig sind und wie gewöhnlich nach den Wirbeln zu und auf denselben fehlen. In der rechten Klappe ist statt des einfachen vordern Seitenzahns ein oberer und ein unterer, welche den einfachen vordern Seitenzahn der Klappe zwischen sich nehmen. Das Thier ist hochroth mit sehr langem Fuß, es lebt im Mittelmeer, die Schale ist gemein in den Samlungen.

Cardium Isocardia *L.* Das Ziegelherz, Nagelherz (Regenfuß I. t. 5. f. 56. III. t. 10. f. 31. — Chemnitz VI. t. 17. f. 174. 176.). Die Schale kurz, hoch, rundlich, etwas schief nach hinten verlängert, bauchig, von der Seite rundlich eiförmig, von vorn herzförmig, mit etwa 25 bis 28 dichten, stark erhabenen Rippen, welche mit hohlziegelähnlichen, abstehenden regelmäßigen Schuppen sehr zierlich und dicht besetzt sind. Im Vordertheile haben diese Schuppen einen aufgeworfenen breiten, glänzenden, porzelanweißen Rand, wodurch diese Bildung ein ausnehmend schönes Ansehn erhält. Die Farbe der Schale ist äußerlich weiß, röthlich gewölbt und gefleckt, inwendig wenigstens in der Tiefe der Klappen schön rosenroth. In der einen Klappe ist nur ein Mittelzahn, der doch aus 2 verwachsenen entstanden ist. Ganz vollständige, zumal in den Schuppen unversehrte Exemplare dieser, an den Antillen vorkommenden, Muschel sind eine vorzügliche Zierde der Conchyliensamlungen. Die vorhandenen Abbildungen geben nur eine sehr unvollkommene Idee von ihrer Schönheit; die in Chemnitz's Conchylienwerke sind in Hinsicht der Zeichnung der Schuppen gänzlich mißrathen.

Cardium muricatum L. Die Sägerippe (Chemnitz VI. t. 17. f. 177. 178.

Schale der vorigen ähnlich, aber von der Seite viel rundlicher, weniger bauchig, die Rippen zahlreicher, etwa 45, die Schuppen stehen an einer Seite der Rippen, sind viel kleiner, nicht gehöhlt und schief; in der innern Fläche unter den Wirbeln ein doppelter länglicher, röthlicher, bisweilen einen gelben Raum einschließender Fleck. Die Farbe der äußern Schalfläche ist weiß, roth oder röthlich gewölkt und gefleckt, bisweilen größtentheils gelb oder orange. Findet sich im amerikanischen Ocean.

Cardium aeolicum *Born.* Ost- und Westmuschel, Janusherz (Chemnitz VI. t. 18. f. 187. 188.).

Schale von der Seite ziemlich rundlich, von vorn herzförmig, dick, bauchig, weiß, röthlich, gewölkt, hinten unter dem Bande (denn da ist das Hintertheil) glatt, übrigens mit feinen, von dem Wirbel stralig zum Rande gehenden, erhabenen, linienförmigen Rippen, welche in der vordern Hälfte von sonderbaren, schiefen, wellenförmigen Querrunzeln durchschnitten werden. Eine ausgezeichnete, in guten Stücken nicht gemeine Art, welche an den Antillen und im indischen Ocean gefunden wird.

Cardium laevigatum. Das Citronherz, das glatte Herz. (*Gualtieri* t. 82. f. A. — Chemnitz VI. t. 18. f. 189.). Schale sehr kurz und hoch, von der Seite rundlich eiförmig, etwas nach hinten gezogen, von vorn ziemlich herzförmig, wenig bauchig, glatt, glänzend, rippenlos mit kaum wahrnehmbaren Streifen, meist citrongelb, auch weißlich oder röthlich; inwendig und am Rande orange oder röthlich; sie lebt im atlantischen und amerikanischen Ocean.

Cardium edule. Die gemeine eßbare Herzmuschel. (*Gualtieri* t. 7. f. F. Chemnitz VI. t. 19. f. 194.). Die Schale bauchig, von vorn herzförmig, von der Seite rundlich, mit Spur von Altersstufen (testa subantiquata) und 26 bis 30 fein quergestreiften, im Vordertheil stärker gerunzelten Rippen. Die Farbe ist inwendig weiß, nach dem Hintertheil zu braun, äußerlich ganz weißlich, oder weiß, auch blau, röthlich nach der Lagerstätte. Der Mantel des Thieres mit gewimperten, ziemlich langen Athemröhren, die aber eingezogen wie bloße Löcher erscheinen mögen. Der Fuß sichelförmig, ziemlich kurz, er verändert nach Poli seine Farbe, ist im Oktober weißlich und wird im December und Januar gelb, dann schön scharlachroth. Diese Art findet sich an europäischen Küsten, zumal an denen der Nord- und Ostsee in unsäglicher Menge, so daß ganze Schiffsladungen davon gesammelt, verführt und zum Kalkbrennen verwendet werden. Sie wird auch in Holland, England, Schottland und Island zur Winterszeit bis spät in den Frühling hinein, häufig theils roh wie Austern, theils gekocht gegessen und soll, nach Da Costa und Lister, eine wohlschmeckende und gesunde Speise geben; nach Andern ist ihr Fleisch von schlechtem Geschmack. Oken *) theilt über diese Art folgende an teutschen Küsten gemachte Beobachtung mit: „Am Strand findet man eine Menge Löcher, aus denen bisweilen zur Ebbezeit Wasser sprützt; gräbt man, so findet man einen halben bis ganzen Fuß tief das Cardium edule. Im Frühjahr erscheinen auf einmal über diesen Löchern gallertartige, gelbe, ovale Körper wie Kirschen, voll gelber Eier, hangen an einem gal-

*) S. Dessen Lehrb. der Naturg. III. 1. p. 233.

lertartigen Stiel, der sich mehre Zoll tief in die Sandröhre zieht. Nach einigen Wochen fand ich (Oken) diese Gallertmasse grün und erfuhr, daß sie dann von den Fischern Sandgallen genant wurden. Das Ganze gleicht so sehr einem Laich, daß ich es ohne Bedenken für den Laich dieser Herzmuschel halte."

Cardium Unedo *L.* (*Gualtieri* t. 83. f. A. Chemnitz VI. t. 16. f. 168. 169.). Schale kurz, hoch, von der Seite fast viereckig, von vorn herzförmig, bauchig, weiß, jede Klappe mit einer vom Wirbel schief nach unten herablaufenden, fast kantigen Erhabenheit, welche nach hinten ziemlich schnell, nach vorn allmäliger abfällt. Die zahlreichen Rippen mit sehr erhabenen aufgesetzten rothen Querflecken, welche im Vordertheil am größesten und dichtesten, übrigens klein vereinzelt sind, und nach den Wirbeln zu und auf diesen meist ganz fehlen. Die Zähne des Hinterrandes sehr stark und nicht völlig schließend. Eine hübsche, im indischen Ocean vorkommende Art.

Cardium medium *L.* Das Mittelherz, Taubenherz (Chemnitz VI. t. 16 f. 162—164). Die Schale weißlich, braun gewölkt, sehr dick, bauchig, von vorn und zumal von hinten herzförmig, von der Seite eckig rundlich, das Hintertheil nach unten in eine rundliche Ecke ausgezogen; das Vordertheil sehr kugelig abgerundet. Jede Klappe mit einer stumpfen Seitenkante, welche von den Wirbeln bis zur untern hintern Ecke läuft. Die Rippen (etwa 36) dicht, unbewehrt, nur etwa fein quergerunzelt. Diese in unsern Samlungen ziemlich gemeine Muschel komt aus dem amerikanischen Meere. Das Schloß hat in jeder Klappe nur einen Mittelzahn, die Zähne des Schalrandes schließen genau in einander.

Cardium hemicardium *L.*, das dreiseitige Herz (Chemnitz VI. t. 16. f. 159—164.). Schale weiß, ungefleckt, von der Seite unregelmäßig viereckig, von vorn und zumal von hinten herzförmig; das Hintertheil widersinnig eben gedrückt; von dem Wirbel jeder Klappe läuft eine vollkommene Kante schief und den Rippen parallel nach unten, und begränzt die fast ebene hintere gemeinschaftliche Fläche. Die Rippen des Vordertheils mit quergezogenen Tuberkeln von Abstand zu Abstand besetzt, die vertieften Interstitien mit eingedrückten Punkten oder Querlinien. Diese sonderbar gestaltete Muschel, bei welcher die schon in den beiden vorhergehenden Arten angedeutete Seitenleiste und Abflachung oder Einziehung des Hintertheils vollkommener wird, macht eben dadurch von jenen den Übergang zu denen Arten (als da sind Cardium Cardissa, inversum), bei welchen die widersinnige Zusammendrückung der Schale im höchsten Grade Statt findet.

Cardium retusum. Das Nabelherz (Chemnitz VI. t. 14. f. 139—142.). Schale weiß, roth gefleckt, mit deutlicher, von den Wirbeln entspringender Seitenkante, gekörnten Rippen, punktirten Interstitien und eingedruckter, glatter herzförmiger, am Rande vorspringender Areola. Diese ausgezeichnete, in vollständigen Exemplaren seltene Muschel komt im rothen Meere und dem indischen Ocean vor.

Cardium Cardissa *Lam.* Das Menschenherz, Kartenherz (*Gualtieri* t. 84. f. B. C. D. — Chemnitz VI. t. 14. f. 143. 144.). Schale weiß, ganz widersinnig von hinten und vorn zusammen gedrückt, daher von der Seite sehr schmal lancetförmig, von vorn und hinten vollkommen in der Figur eines Kartenherzens erscheinend, mit vollkommener, sehr zusammengedrückter, hier gezähnelter Seitenkante, durch welche die den beiden Klappen gemeinschaftliche vordere und hintere Fläche präcis geschieden sind. Eine zierlich und sonderbar geformte Muschel aus dem ostindischen Ocean.

Cardium inversum *Lam.* Das gehöhlte, oder monströse Herz (Chemnitz VI. t. 14. f. 149. 150.). Schale fast wie die der vorigen Art widersinnig gedrückt, aber die vordere Fläche gehöhlt, gerippt, etwas gekörnt, die hintere gewölbt und leicht gefurcht, die Seitenkante kaum gezähnelt. Farbe weiß, bisweilen roth gefleckt. In indischen Meeren und an den nikobarischen Inseln.

Cardium Junonium *Lam.* Das Rosenherz, Blutherz (Chemnitz VI. t. 14. f. 145—148.). Schale auch widersinnig gedrückt, meist röthlich aber das Vordertheil gewölbt, das Hintertheil flach, die Seitenkante ungezahnt. Ebenfalls im indischen Ocean.

Die letzten beiden Arten werden gewöhnlich als Abänderungen zu C. Cardissa gezogen, sie scheinen aber wirklich verschieden zu seyn. — Vorder- und Hintertheil kann man auch hier leicht richtig bestimmen, wenn man auf die bei diesen widersinnig gedrückten Muscheln immer deutliche, etwas eingedrückte Areola achtet, welche stets vorn ist. Lamarck hat stets das Vordertheil für das Hintertheil erklärt und so den Irrthum Linnés und der meisten Conchologen wiederholt. (*Nitzsch.*)

CARDONA (18° 16′ L. 41° 57′ B.), bemauerte Villa in der spanischen Provinz Catalonien, Vegeria de Cervera, mit dem Titel eines Herzogthums, am Fluß Cardonero, mit 2400 Einwohnern, 1 Kastell, 2 Pfarrkirchen, 1 Kloster, 1 Hospital, 2 Armenhäusern, Seidenzeug-, Stahl- und Messerfabriken. In der Nähe ist ein merkwürdiger Felsen von 45 Fuß Höhe, aus dem seit 1103 Steinsalz von allerlei Farben gehauen wird. Man verfertigt daraus Vasen, Urnen rc., die auf kurze Zeit Wasser halten, ohne zu zerfließen. (*Stein.*)

Cardonen, s. Carduus.

CARDONNE (Dénis Dominique), ein gelehrter Orientalist, geboren zu Paris 1720, gest. am 25. Dec. 1783, kam schon in seinem neunten Jahre nach Konstantinopel, verweilte 20 Jahre in den Morgenländern, und erwarb sich eine genaue Kentniß der türkischen, arabischen und persischen Sprache. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er 1750 Professor der türkischen und persischen Sprache am königl. Kollegium, in der Folge Dolmetscher des Königs für die orientalischen Sprachen. Die erste Frucht seiner Beschäftigung mit den Manuscripten der königl. Bibliothek war eine Histoire de l'Afrique et de l'Espagne sous la domination des Arabes. Par. 1765. Vol. III. 12. (Teutsch von Ch. G. von Murr. Nürnb. 1768. 3. Th. 8., besser, aber in Ansehung der Anmerkungen und Zusätze der von Murrschen Arbeit nachstehend, von J. C. Fasi. Zürich 1770. 8.). Cardonne hat 12 unbenutzte arabische Quellen gebraucht, die Eroberung von Afrika durch die Araber, ihre Eroberungen und Kriege in Spanien zu beschreiben, bis Fer-

dinand der Katholische sie völlig aus dem letzten Reiche verjagte; aber die Materialien sind unkritisch zusammengestellt, die Lücken nach unsichern Führern ergänzt, und die Darstellung hat weder modern-europäische noch eigentlich orientalische Farbe *). Lauter neue, zum ersten Mal aus den Handschriften genommene, schätzbare Aufsätze enthalten seine Mélanges de littérature orientale, traduits de différents manuscrits turcs, arabes et persans de la bibliothèque du roi. 1770. Vol. II. 12., wovon aber die Nouveaux mélanges 1796. Vol. II. 12. nur ein neuer Abdruck sind; Engl. 1770. 12. Teutsch, Dessau, 1. Th. 1781. 8. Einige angenehme Erläuterungen der wahren Geschichte findet man in seinen zur unterhaltenden Lektüre gehörigen Contes et fables indiennes *de Bidpai* et *de Lockmann*, ouvrage commencé par Galland. 1778. Vol. III. 8. Teutsch, Leipzig 1787. 8. Zu Joinville's Histoire de St. Louis, Mignots Hist. des Turcs, und der Bibliothèque universelle des romans lieferte er viele Beiträge und Anmerkungen **). (*Baur.*)

CARDOPATUM Juss., ist einerlei mit *Brotera* W., von der an ihrem Orte gezeigt ist, daß sie mit *Onobroma* Gärtn. verbunden werden muß. (*Sprengel.*)

CARDOSO, toskanische Stadt in dem Vicariat Pietra Santa, gibt einem Thale den Namen, welches durch die Schieferbrüche von Malinventre bekant ist. (*W. Müller.*)

CARDUCHO auch Carducci (Bartolomeo), geboren zu Florenz 1560, in der Malerei und Sculptur von Bartolomeo Ammanati unterrichtet, gab sich bei seiner Ankunft zu Rom unter die fernere Leitung des Federico Zucchero, verfertigte für Papst Gregor XIII. mehre Gemälde, und half dann seinem Lehrer bei der Rückkehr nach Florenz die große Kuppel von S. Maria de Fiori ausführen. Als Federico nach Spanien reiste [1]), begleitete ihn Carducho dahin; die Arbeiten des Erstern im Escurial, fanden keinen Beifall, und er kehrte nach Italien zurück. Glücklicher war sein Schüler: die Werke, welche er 1585 ausführte, bestimten Philipp II. ihn im Kloster des heil. Lorenz im Escurial mehre Gemälde ausführen zu lassen. Gleichen Beifall fand er bei Philipp III. Unter mehren Werken, die er für diesen Monarchen zu Valladolid verfertigte, ist eine Kreuzabnahme Christi in der Kirche des heil. Philipp, in so vollkommenem Stil, daß es für ein Gemälde Raphaels gelten könte. — Nach dem großen Brande zu Madrid, begab sich der Hof 1606 in die Hauptstadt; hier zeigte er seine Talente im neuen Palaste der Königin, in den Darstellungen der Thaten Karls V. Aber kaum war er mit einigen Gemälden fertig, so überraschte ihn der Tod 1608. Zu seinen vorzüglichen Gemälden rechnet man noch, den heil. Franciscus, der die Stigmata empfängt, und eine Kreuzigung Christi in der Karthause von Miraflores.

*) Anhang zum 13—24 Bde. der allg. teutsch. Bibl. 1. Abtheil. 629. *Meusel* Bibl. hist. Vol. II. P. II. 235. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 2. Abth. 519. **) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. Ersch's gel. Frankr.

1) S. Velasco Leben der spanischen Maler. Übers. S. 60.

Carducho (Vincencio), war sehr jung, als er seinen Bruder nach Spanien begleitete, so daß er sich seines Vaterlandes kaum erinnern konte. Er bildete sich unter der Anleitung seines Bruders zu einem geschickten Maler. Ohne Italien gesehen zu haben, studirte er die Kunstwerke des Escurials, und brachte es durch Fleiß dahin, daß er durch mehre Gemälde in den Zimmern der Königin, und den Schauspielsaal im Palast zu Valladolid, sich bedeutenden Ruhm erwarb. Gleichzeitig mit seinem Bruder, folgte er dem Hofe nach Madrid, und zierte in Gemeinschaft einiger braven Künstler die königliche Kapelle im Palast del Pardo. Nach seines Bruders Tode wurde er Hofmaler des Königs und erhielt den Gehalt des Verstorbenen. Außer seinen schönen Malereien in Fresko und Öl, machte sich Vincencio auch als Gelehrter und Schriftsteller bekant. In Gesellschaft des Angelo Nardi hielt er 1633 eine Disputation, über den Werth der Malerei gegen den königlichen Fiskal, und überzeugte durch dieselbe, daß die Malerei, eine des Adels würdige, und freie Kunst sei, welche sie vom gemeinen Handwerker unterscheide, folglich auch keine Abgaben wie dieser zu zahlen habe. Zu eben derselben Zeit erschien von ihm ein Traktat über die Malerei unter dem Titel: Dialogos de la Pintura su difesa, origen essencia, definicion, modos y diferencias. Madrid 1633. 4. Fiorillo [2]) führt viele von seinen Gemälden an, die aber, wie so viele andere, durch die Verheerungen des Kriegs in der neuern Zeit, theils zerstört, und theils völlig verschwunden sind. Er starb 1638 im 70. Jahre seines Alters. (*Weise.*)

Carduelis, s. Fringilla.

Carduncellus, s. Onobroma.

CARDUUS, Distel. Dieser Pflanzenname ist mit der mehrern Ausbildung der Systeme mannichfaltigen Bedeutungen unterworfen worden. Die Väter der Botanik nanten bis auf C. Bauhin alle Pflanzen so, deren Blumen einen ei- oder kugelförmigen Kelch mit dornigen Schuppen haben. Daher Artischocken und sogar Weberkarten, bei Tragus und Lobelius Carduus heißen. Morison legte zuerst den Grund zu einer bessern Nomenklatur, da er eigentlich Carduus die Pflanze nante, deren Blumen dornige Kelche und deren Samen harige oder federige Kronen haben. Wo die Kelchschuppen nicht dornig sind, da nante er solche Pflanzen Cirsium, und die Samen keine harige oder federige Krone haben, Carduus improprie dictus. Diesen Sprachgebrauch behielt auch Tournefort bei. Seb. Vaillant aber unterschied die Disteln genauer *). Ihm ist Carduus ein Gewächs mit bauchigem Kelch, dessen Schuppen dornig sind, mit zusammengesetzten Blumen, röhrigen Blümchen, verwachsenen Antheren, harigem Fruchtboden, und einer harigen Samenkrone. Wo die letztere federig ist, nante er die Gattung Acarna. Wo der Fruchtboden zellig oder grubig ist, da wählte Vaillant den Namen Onopordon: Cynara, wenn die Kelchschuppen und der Fruchtboden fleischig sind. Diesem Sprachgebrauch folgte Linné, nur daß er statt Acarna Vaillant's Cnicus setzte, ein Name, den gleichwol Tournefort schon für eine andere Gattung

2) Gesch. der Malerei in Spanien Th. 4. S. 169.
*) Mém. de l'acad. de Paris 1718. 1719. 1720.

gewählt hatte. In neuern Zeiten hat man das Cirsium Morison's wieder hervor gesucht, und es statt des Linnéschen Cnicus gesetzt. Carduus bleibt aber in der Linné'schen Bedeutung. (*Sprengel.*)

CAREGGI (Campo Reggio), eine vormals den Mediceern zugehörige Villa bei Florenz vor der Porta S. Gallo. Cosimo, der Vater des Vaterlandes, ließ sie nach Michelozzo's Zeichnung erbauen, und Lorenzo, Giovanni und Pietro de' Medici versammelten hier ihre berühmten Akademien. (*W. Müller.*)

CAREGLIO, eine gewerbfleißige Stadt des Königreichs Sardinien, in der Provinz Cuneo, am Grana, mit 5200 Einwohnern, die größtentheils von Seidenspinnerei und Weberei leben und jährlich fünf Jahrmärkte halten. (*W. Müller.*)

CARENAGE, 1) auch Port Castries, Stadt und Hauptort der britisch-westindischen Insel S. Lucie, der Sitz des Gouverneurs, auf der Nordwestküste, hat 450 Häus., 4300 Einw. und einen vorzüglichen Hafen, der durch das Fort Morra-Fortuné gedeckt wird und 30 Linienschiffe fassen kann, aber einen engen und beschwerlichen Eingang hat. — 2) Carenage, s. Gustavia. (*Hassel.*)

CARENNAC, Marktflecken im Bez. Gourdon, des franz. Dep. Lot an der Dordogne, mit 1196 Einw., bauet guten Wein. (*Hassel.*)

CARENTAN, Stadt im Bezirk S. Lo des franz. Dep. Manche. Sie liegt unter 49° 18′ 17″ Br. und 16° 24′ 40″ L. am linken Ufer der Jaure, 2 M. vom Meere, ist mehr durch Natur als Kunst fest, indem sie mitten in Morästen liegt, hat 1 Pfarrkirche, 1 Kapelle, 1 Frauenkloster, 1 altes Schloß, 1 Hospital, 510 Häus. und 2717 E., die einen kleinen Hafen besitzen, zu welchem Barken mit der Fluth bis an ihre Kaien kommen können, verfertigt Spitzen und baumwollne Gewebe, und treibt mit Korn, Flachs, Hanf, Cyder, Butter, Salz, Honig, Fischen und Vieh einen lebhaften Verkehr. In ihren Mauern ist der Dichter Jean Loret († 1666) geboren. (*Hassel.*)

CARETTA. Carette. Unter diesem Namen habe ich die mit einer hornartigen, in deutliche Schilder eingetheilten Schale bedeckten Seeschildkröten als Gattung von dem Lederschild (Spargis, Testudo coriacea) trennen zu müssen geglaubt, da die Bedeckung nicht nur, sondern auch die Bildung des Schnabels bei beiden zu verschieden ist, als daß ihre Vereinigung nicht der Natur zuwider scheinen sollte. Die Caretten haben fünf bis sieben Mittelschildchen und acht bis 10 Seitenschildchen des Rückenschildes oder der Scheibe, und 17 bis 25 Randschildchen. Den Brustschild bedecken 12 bis 14 Schildchen. Ihr Schnabel endigt sich bei beiden Kinnladen in eine einfache Spitze, und vermuthlich besitzen alle Krallen an den Zehen. Sie halten sich in vielen Meeren der gemäßigten Klimate auf. Gern hätte ich dieser Gattung den Namen Chelys gegeben, da sie bei Oppian und Nicander Χέλυς heißt; dieser Name war aber schon zur Bezeichnung der Matamaten (Matamata) gemißbraucht.

Caretta atra. Testudo atra *Linn. Mus. Ad. Fr.* Testudo Mydas *γ. Linn. Syst. nat.* Schwarze Carette. Wir kennen diese Schildkröte nur aus Linné's Beschreibung, welcher in Rücksicht ihrer selbst zweifelhaft gewesen zu seyn scheint, da er sie im Natursystem als dritte Abart seiner T. Mydas betrachtet, deren erste Abart die papageischnäbelige Carette (C. Caphelo) ist, und fest bin ich überzeugt, daß sie auch bloß eine Verschiedenheit von dieser letztern sei. Sie hat einen spitzen, nicht gebogenen, zahnlosen Schnabel; ein eiförmiges etwas gekieltes Rückenschild mit 15 Schildern der Scheibe, 25 Randschildern und 13 Brustschildern. Von Krallen besitzt sie eine große, und eine andre weniger bemerkbare, einer spitzen Schuppe ähnelnde hinter dieser. Ihr Schwanz ist kurz und ihre Farbe schwarz. Ascensions-Insel.

C. Cepedii. Testudo Cepediana *Daud.* Cepedische Carette. Das rundlich-herzförmige Rückenschild hat 13 Schildchen der Scheibe; der Rand 25, der Brustschild 14 Schildchen. Die Füße jeder Eine Kralle. Die Farbe ist schwarzbraun. Vielleicht ist sie eine bloße Abart der eßbaren Carette. Wohnort unbekant.

C. Cephalo. Testudo marina *Gesn.* T. Mydas *α. Linn.* T. Caretta *Wallb. Schöpff.* T. Cephalo *Schneid.* Papageischnäbelige Carette. Caoüane *Rochef.* Ihre Größe scheint nicht leicht über 14″ zu betragen, doch soll man sie auch 400 ℔ schwer finden. Sie hat einen hakenförmigen Schnabel, ein herzförmiges Rückenschild, dessen Scheibe 15 Schildchen enthält, von denen die mittleren gekielt sind. Randschildchen sind 27, und Schildchen des Brustschildes 12 vorhanden. Jeder ihrer Füße hat zwei Krallen. Die Farbe ist röthlich gelb, unten weißlich. Sie hält sich im mittelländischen und dem ganzen atlantischen Meere auf, und hat ein ranziges, widrig schmeckendes Fleisch, weil sie sich größestentheils von Seethieren ernährt. Da nun ihre Schale auch fast unbrauchbar ist, so hat sie fast gar keinen Werth.

C. esculenta. Eßbare Carette. Testudo Mydas *β Linn.* T. Mydas *Schöpff.* T. viridis *Schneid.* Riesenschildkröte. Die größeste aller Arten, doch wird sie selten über 6 bis 7′ lang und über 800 Pfund schwer. Ihr Schnabel endigt sich vorn in eine hohe, stumpfe, fast senkrechte Kante, vor welcher die Nasenlöcher noch hervorragen. Die Ränder der Kinnladen sind fein gezähnelt. Die Rückenschale hat die Gestalt eines breiten Eies, indem sich ihre Länge zu ihrer Breite wie 11:9 verhält. Das stumpfe Ende ist wie abgeschnitten, ja fast ausgeschnitten. Die Schildchen stoßen mit ihren Rändern an einander, und sind auf dem Rücken sechseckig und fast ohne Kiel. Sowol in der Scheibe als am Brustschilde zählt man ihrer 13, am Rande 25. Die Vorderflossen sind sehr lang, und an jedem Fuße ist eine Kralle vorhanden. Der Schwanz ist zu kurz, als daß er unter dem Rückenschilde hervorragen könte. Der Kopf ist braun mit (bei den Lebenden) weißer Einfassung der Schilder. Die Schildchen des Rückens haben eine schwärzlich-graue Grundfarbe, mit okergelben Strahlen, welche sich vom Rande jedes Schildchens gegen einen Mittelpunkt verbreiten. Der Brustschild und die Haut unter den Füßen ist gelblich-weiß. Die Riesenschildkröte ist eine Bewohnerin des ganzen atlantischen Oceans zwischen den Wendekreisen und in der Nachbarschaft derselben;

am häufigsten scheint sie sich bei den Bahama-Inseln und denen des grünen Vorgebirges aufzuhalten. Sie leben gesellig, und sollen sich vorzüglich von Seegewächsen ernähren, welche sie sowol in der Tiefe als an der Oberfläche des Meeres suchen. In der Begattungszeit, welche vom Anfange des März an bis zur Mitte des Maies währet, hängen Männchen und Weibchen, oft über 9 Tage lang zusammen. Die Mutter legt sodann ihre Eier, welche fast kugelrund sind, 2 bis 3″ im Durchmesser und eine Schale haben, welche nassem Pergamente ähnlich ist, am Strande an Örter, wohin die Fluth nicht reicht, in ein Loch, welches sie mit ihren Füßen in die Erde gräbt. Die Jungen kriechen nach 17 Tagen aus, und schleppen sich mit vieler Mühe zur See. Sie ist nicht bloß ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen sehr beliebt, sondern auch höchst nützlich, indem sie auf der offenen See oder an den Küsten gefangen, nicht nur den Schiffern, welche lange nichts als Pökelfleisch gegessen haben, eine angenehme, sondern auch sehr gesunde Speise verschafft, da ihr Fleisch sehr nährend und ein treffliches Mittel gegen Skorbut (Einige behaupten auch gegen die Krätze) ist, und sie eingesalzen eine gewöhnliche Speise des gemeinen Volkes und der Sklaven in Amerika ausmacht. Auf der See werden diese Schildkröten theils mit Spießen, die an Stricken befestigt sind, geschossen, theils mit Netzen oder einem um sie geworfenen Strick gefangen. Wenn sie ans Land kommen, wirft man sie um, und sucht dann mehre, da sie nur mit Mühe sich umdrehen können. Auch werden ihre Eier und Jungen aufgesucht, und in mit Palissaden umgebene Örter, bis zu welchen die Fluth reicht, eingeschlossen, und hier erzogen, damit man stets frisches Schildkrötenfleisch haben könne. Im wärmern südlichen Amerika, in den Küstengegenden, wird dieses ordentlich zu Markt gebracht, in Nordamerika und Europa hingegen werden die lebenden Schildkröten nur als Gegenstände der Leckerei und des Luxus eingeführt. Ihr grünliches Fell hat ihr im Englischen den Namen der grünen Schildkröte (Green Turtle) verschafft. Die Schale wird nicht geachtet.

C. imbricata. Echte Carette. Testudo imbricata. *Linn.* T. Caretta *Daud.* Schieferartige Schildkröte. Diese Schildkröte wird selten über 3 bis 4′ lang, und hat ein breit-eiförmiges Rückenschild, mit 13 Schildchen der Scheibe, 25 Randschildchen, und einen mit 12 Schildchen bedeckten Brustschild. Alle diese Schildchen stoßen mit ihren Rändern nicht an einander, sondern die vordern liegen mit ihrem hintern Rande wie Schindeln über die hintern. Der Kopf läuft in einen hakenförmigen ungezähnelten Schnabel aus, und ihre Füße haben zwei (nach Brown vier) Nägel. Die Farbe der Schildchen, welche bei erwachsenen 2 bis 3‴ dick sind, ist schwarz, roth, gelb und weißbunt. Bei einigen ist die eine, bei andern die andre Farbe überwiegend. Auch sie bewohnt die heißeren Gegenden des Weltmeers und scheint bei den westindischen Inseln am häufigsten zu seyn; doch findet man sie auch an den ostindischen, und selbst, wie Einige behaupten, an der Küste von Guinea. Sie ist diejenige, welche, und wahrscheinlich jetzt ausschließlich, das zu manchen Gegenständen des Luxus so geschätzte Schildpadd, Schildkrot (beide Wörter sagen einerlei, denn Niederteutsch heißt eine Kröte Padde) liefert, wovon man von einer 3 bis 4, selten bis 7 Pfund erhält. Schon vor Plinius Zeiten wurde es auf diese Weise angewendet. Dagegen ist ihr Fleisch von einem ekelhaften Geschmacke, und erregt Durchfall, Erbrechen, Beulen und Geschwüre. Die Eier dagegen sollen gesund und wohlschmeckend seyn. Sie legt diese im Mai, Junius und Julius in einen kiesigen Boden.

C. nasicornis. Nasehornige Carette. Testudo Caretta *Linn. S. N.* T. macropus *Walb.* T. imbricata *Schöpff.* Test. p. 72. t. 17. f. 1. Großfüßige Schildkröte. Sie ist mit der eßbaren oft verwechselt, vielleicht aber auch als Art von ihr gar nicht verschieden. Die Schilderzahl und die Bildung stimt bei beiden vollkommen überein, auch der Aufenthalt, nur dadurch unterscheiden sie sich, daß bei dieser der Schnabel ganz ungezähnelt ist, in der Mitte des senkrechten Schnabels eine horizontale Spitze hervorragt, und sie an jedem Fuße zwei Nägel hat. Die Farbe des Rückenschildes ist schwarz, der untere Theil gelb.

C. Thunbergii. Thunbergische Carette. Testudo japanica *Thunb.* Die Abbildung und Beschreibung, welche Thunberg von dieser Carette geliefert hat, sind beide der Art, daß man sie nicht als eine bestimbare Art betrachten kann. Sie hat einkrallige Füße, eine gekielte Schale, welche gekerbt und hinten vierlappig ist. Das Exemplar war ungefähr 6″ lang, oben schwarz und unten weiß. Sie soll sich in kleinen Seen und Gewässern von Japan aufhalten, von den Einwohnern zum Vergnügen gehalten und gegessen werden. (*Merrem.*)

CAREW. England hat mehre Schriftsteller dieses Namens: 1) Richard geb. 1555 in der Grafsch. Cornwallis, deren Ober-Sheriff er zuletzt war, und gest. 1620, war ein zu seiner Zeit sehr hochgeachteter Alterthumsforscher. Er ist Verf. von The survey of Cornwall (Lond. 1602. 4. 1725. 1769); seine Beschreibung aber wurde von der späteren des Dr. Borlace übertroffen. — 2) George, sein Bruder, gest. gegen 1613, von Elisabeth zum Ritter ernant, zeichnete sich in mehren bedeutenden Gesandtschaftsposten aus. In des Dr. Birch Geschichte der Verhandlungen zwischen England, Frankreich und Brüssel während der Jahre 1592—1617, findet man von ihm einen Bericht über Frankreich und die Charaktere Heinrichs IV. und der Hauptpersonen an seinem Hofe. Mit de Thou stand er in freundschaftlichem Verhältniß, und theilte diesem interessante Details über die Angelegenheiten Polens mit, wovon dieser in seiner Geschichte Gebrauch machte. — 3) George, geb. 1557 in der Grafsch. Devon, gest. 1629, wurde zum Baron ernant mit dem Titel Lord Carew von Clopton. Er zeichnete sich durch sein Talent im Kriegswesen, wodurch er zuletzt zum Chef der Artillerie in ganz England erhoben wurde, und seine Liebe zu den Wissenschaften gleich aus. Er ist Verfasser des Werkes Pacata Hibernia (Lond. 1633 f.). (*H.*) — 4) Thomas, ein älterer engländischer Lie-

verdichter, und obgleich kein großer bahnbrechender Geist, doch verdient um die Bildung der lyrischen Poesie seines Vaterlandes zu einem feineren Geschmack. Er gehörte zu einer alten Familie von Gloucestershire und war der jüngere Bruder des durch seine treue und eifrige Anhänglichkeit an König Karl I. bekanten Sir Matthew Carew. Seine Geburt fällt in das J. 1589; von seinem Leben wissen wir aber nicht mehr, als daß er in Oxford studirte und nachher, am Hofe Karls I. wegen seiner artigen und gewandten Sitten, die er auf Reisen zum vortheilhaftesten ausgebildet hatte, wohl gelitten, mit der Zeit Kammerherr und Vorschneider Sr. Majestät wurde. Dieses Hofleben hat seiner Poesie oft eine Richtung nach einer gezierten Eleganz gegeben, die sich vornehmlich in manchen Concetti's ausspricht. Jedoch überbietet er hierin seinen berühmten Nachfolger Waller nicht. Er starb vor dem Ausbruche der Revolutionen, welche den glänzenden und fröhlichen Hof zerstörten, in welchem er sich sehr behaglich gefühlt zu haben scheint, im J. 1639 [1]). — Außer einer nicht großen Anzahl lyrischer Gedichte, hat er auch ein Karnevalsspiel: Caelum Britannicum hinterlassen, welches 1633 zu Whitehall von dem Könige und den vornehmsten Hofleuten aufgeführt wurde. Coelum Brit. A Mask at Whitehall in the Banquetting House, on Shrove Tuesday-night, February 18, 1633. London 1651. Einige schreiben dieses Maskenspiel William Davenant zu. Die Gedichte: Poems, Songs and Sonets. London, 1640. 8. Wiederholt ebendas. 1651, 1654, 1670. Eine neue Ausgabe in 2 Duodezbänden, London 1772 [2]). (*W. Müller.*)

CAREX, Riedgras, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cyperoiden und der 21sten Linné'schen Klasse. Die Blüthen enthalten getrente Geschlechter und stehn in Ähren. Die männlichen haben bloße Schuppen zur Hülle; die weiblichen haben doppelte Hüllen, deren innere die Frucht zu einem Achenium macht. Von etwa 250 bekanten Arten wachsen die allermeisten in der kalten und gemäßigten Zone. Humboldt führt nur ein einziges Riedgras auf der Höhe des Pichincha auf. So wachsen die neun neuen Arten, welche Hamilton aus Neapel mitgebracht, auf den Gebirgskämmen des Himalaya. In den tropischen Gegenden scheint Seleria die Stelle des Carex zu vertreten, wie denn Forsters Carex lithosperma von den neuen Hebriden zu jener Gattung gehört. (*Sprengel.*)

Carex arenaria, große Graswurzel, häufig im Sandlande, ausdauernd, rabenfederdick, kriechend, einfach, etwas rauh, zähe, holzig, knotig und gelenkig, außen braun, innen weiß, frisch von nicht unangenehmem, fichtenartigem Geruche, und von schleimig-mehligem, zuletzt etwas bitterm Geschmack. Carex disticha *Huds.* wächst nur auf feuchten Wiesen, und riecht und schmeckt ungleich schwächer. Die Wurzel von Car. spicata *L.* ist dünner und kürzer gegliedert. Car. hirta *L.* ist ganz geruch- und geschmacklos. — Arzneilich wirkt sie kräftiger als die Sassaparilla, auf Harn und Schweiß, daher in Absud (2 Unz. mit 2 Pfd. Wasser bis zur Hälfte eingekocht), von Nutzen bei Rheumatismen, Gicht, Hautkrankheiten, und Abdominal-Verstopfungen. Auch in eingealteten venerischen Krankheiten kann sie die Stelle der Sassaparilla vertreten nach Sainte-Marie, Renard u. A. — Noch bereitet man daraus einen Mellago *). (*Th. Schreger.*)

CAREY (Henry), ein engländischer Musiker und Dichter aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh., welcher mehre beliebte Volkslieder gedichtet und komponirt hat, z. B. das allbekante Sally in our Alley [1]). Sein Leben scheint er in mancherlei Mühseligkeiten und Bedrängnissen, arm und unstät, hingebracht zu haben, und in einem Anfalle von Verzweiflung tödtete er sich im Jahre 1763 [2]). Seine Poesien, größtentheils Lieder, drehen sich in der heitersten, oft mit einer feinen Satire versetzten Laune, um Liebe, Wein, gesellige Lust etc. In einer Burleske Chrononhotonthologos (1743. 4.) persiflirt er den aufgeschwollenen Stil der engländischen Tragödien seiner Zeit. Außerdem schrieb er mehre andre Farcen und komische Opern für die Bühne, welche fast alle mit Beifall aufgenommen wurden und sich lange Zeit in der Mode erhielten [3]). Seine Satire auf Ambrose Philips, welche den Titel führt: Namby Pamby, wurde von Pope mit besonderem Lobe geehrt, welches der unglückliche Autor bis an sein Ende nicht vergessen konte. Von seinen kleineren Gedichten und Kompositionen sind bei seinen Lebzeiten viele Samlungen, meist auf Pränumeration erschienen, 1720, 1729, 1792. Eine der reichhaltigsten führt den Titel: Centurie musicale. 1740. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke ist uns nicht bekant [4]). (*Wilh. Müller.*)

CAREYA Roxb., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Myrteen und der 16. Linné'schen Klasse, deren Kelch über der Frucht steht und 4zähnig ist. Die vier Corollenblätter sind mit den zahlreichen Staubfäden verwachsen, von welchen entweder die äußern oder die innern fehlschlagen. Die Frucht ist eine vielsamige Beere. Es sind zwei Arten: C. *herbacea* und *arborea* Roxb. bekant, die beide in Ostindien wachsen. (*Sprengel.*)

CARGADOS, ein wüstes Eiland des indischen Ozeans im NO. von S. Mauritius unter 11° 30′ s. Br.; wüste, felsig und nur von Schildkröten und Seehunden bewohnt. Über demselben erstreckt sich die große Bank von Nazareth hin. (*Hassel.*)

---

1) *Cibbers* Lives of the Poets etc. T. I. p. 249 ff. *Campbell's* Specimens etc. T. III. p. 186 ff. 2) Nach Ellis schon 1634.

*) Vgl. *Merz* de Caricibus quibusdam medicinalibus, Sassaparillae succedaneis. Erl. 1784. 8.

1) Nach Einigen ist von ihm auch das berühmte: God save the King. 2) In Folge der Angabe von Campbell in den Specimens etc. T. V. S. 397. Die Biogr. univ. setzt den Tod Carey's in das J. 1744. und Baker in der Biogr. Dramat. 1743, selbst den Monatstag hinzufügend, den 4. Oktober. 3) Ein Verzeichniß derselben gibt Baker in der Biogr. Dramat. 4) *Baker* l. c. Biogr. univ.

CARGILLIA R. Br., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Styraceen und der 8. Linné'schen Klasse. Sie hat polygamische Blüthen, einen ausgehöhlten 4theiligen Kelch, eine 4theilige Corolle, eine 4fächerige Beere, die acht Samen enthält. Die beiden Arten: C. *laxa* und *australis* R. Br. wachsen in Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CARGUIRASSO, ein 14,700 Fuß hoher Vulkan in Neugranada, Provinz Quito in Südamerika. (*Stein.*)

CARHAIX, KERAHES, Stadt im Bezirk Chateaulin des franz. Dep. Finistère auf einem Berge, unter welchem die Hiere fließt, hat eine ovale Gestalt, ist aber altfränkisch gebauet, mit einem hübschen Marktplatze und einer Promenade Champ de Mars, hat 2 Kirchen, 1 Ursulinernonnenkloster, 1 Hospital, 400 Häus. und 1734 Einw., die Gerbereien und 2 Papiermühlen unterhalten, auch in wollnen Zeugen arbeiten und besuchte Märkte haben. In der Nähe sieht man ein altes Sousterrain, und die wichtige Bleimine von Poullaouen, die 4 Wasserkünste, 50 Pumpen und 1 Bleihütte besitzt und jährlich 8000 Zntr. ausbeutet. Hier wurde 1197 Richard III. von den Baronen der Bretagne geschlagen, und 1743 der Lexikograph und erste franz. Grenadier la Tour d'Auvergne, welcher 1800 bei Neuburg blieb, geboren. (*Hassel.*)

CARIACO, Stadt in der Prov. Cumana in Südamerika, am Fluß gleiches Namens, mit 6500 Einw., die jährlich 3000 Zntr. Baumwolle bauen. (*Stein.*)

CARIACOU, die Hauptstadt der britisch-westindischen Grenadinen, dicht über Grenada und zu diesem Gouvernement gehörig. Sie ist 6913 Acres groß, mit Bergen und Hügeln besetzt, aber überall angebaut, und erzeugt außer Yams, Pataten, Pisangs und Mais, welche die Nahrung ihrer 5000 Neger ausmachen, gegen 10,000 Zntr. Baumwolle und etwas Zucker; der Hauptort ist der Marktflecken Hillsborough. (*Hassel.*)

Cariama, s. Psophia.

CARIANER, ein birmanischer Volksstamm, der bisher ruhig und friedlich im Delta des Irawaddy um die Mündungsarme Dalla und Bassaim wohnte, durch den Druck der Birmanen aber genöthigt wurde, mit seinen Herden in die Gebirge von Arracan zu ziehen. Sie nähren sich von der Viehzucht, sprechen den Pegudialekt und haben von einer Religion nur sehr dunkle Vorstellungen. Ihre Gesetze bestehen bloß in mündlichen Traditionen; sie sind jetzt gesittet und höchst gastfrei. (*Hassel.*)

CARIATI, Stadt und Bischofssitz auf einem steilen Felsen am jonischen Meere, zur Provinz Calabria Citeriore gehörig. In dieser Gegend lag das alte Paternum. (*W. Müller.*)

CARIBANT (Mittl. Geogr.). Kleiner Gau des (französischen) Flanderns am östlichen Deule-Ufer (Depart. Pas de Calais) in einer Gegend, die während des Mittelalters nicht zu Teutschland gehörte. (*Delius.*)

Caribert, s. Cheribert.

CARICA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Cucurbitaceen und der 22. Linné'schen Klasse. Char. Die Blumen haben einen kleinen 5zähnigen Kelch; die männliche ist trichterförmig, die weibliche fast 5blättrig. Jene enthält 10 abwechselnd kürzere Staubfäden, diese 5 Stigmen. Die Frucht ist kürbißartig, und von der C. *Papaya* wird sie unter dem Namen Papaya in beiden Indien häufig gegessen. Ansehn und Geschmack haben ihr den Namen der Baum-Melone erworben. (*Sprengel.*)

Die alle Monate frischen, melonenähnlichen Früchte dieses Baumes, welche anfänglich grün sind, führen einen milchigen Saft bei sich, der, nach Hunter, mit Salpetersäure ein gelbes Gerinnsel gibt, welches ins Braune übergeht, und klebrig wird; Vauquelin bemerkte in diesem Safte eine dem thier. Eiweißstoff in mehrer Hinsicht ähnliche Substanz. Nach Humboldt soll er gleich der Milch des Kuhbaums Wachs, Faßstoff, wenig Zucker, Bittererdesalz und Wasser enthalten. Reif färben sich die Früchte wachs- oder pomeranzengelb, und enthalten ein saftiges, goldgelbes, sehr zuckerreiches, insgemein wohlschmeckendes Fleisch mit vielen Samen. Sie werden von den Eingebornen theils roh und frisch zur Abkühlung, theils wie Melonen mit Zucker, oder Salz und Essig genossen. Die unreifen salzt man entweder, wie Gurken bei uns, ein, oder kocht sie, in Stücke geschnitten, wo sie dann wie die besten Rüben schmecken sollen. (*Th. Schreger.*)

Caricae, s. Feigen.

CARICATUR, ein Kunstausdruck, der aus der italienischen Sprache stamt, von caricare, überladen, übertreiben, gleichbedeutend mit dem französischen charger. Der Ausdruck ist für das, was er bezeichnen soll, keineswegs bestimt genug; allein wie schwierig es ist, einen bestimteren dafür zu finden, ersieht man auch aus den Versuchen, dieses Wort zu verteutschen. Man hat dafür vorgeschlagen: Aftergestalt (Eschenburg), Mißgestalt (Brumbei), Mißbild (Trapp), Fratzenbild (Stuve), Fratze (Anton), Zerrbild (Campe). Das Letzte — anstatt verzerrtes Bild — ist am üblichsten geworden, allein drückt eben so wenig genau das aus, was man eigentlich dabei denken soll. Was dieß nun aber eigentlich sei, darüber verweis't hier der Verf. des Artikels Caricatur im Conversationslexikon auf Grotteske-Komisch. (*H.*)

Caries, s. Knochenfrass.

CARIGNAN, Stadt im Bezirk Sedan des franz. Dep. Ardennen, liegt unter 49° 40′ Br. und 22° 54′ L. am Chiers, hat 1 Kirche, 310 Häus. und 1496 Einw., die eine Blechfabr. unterhalten und mit Korn und Wollenwaren handeln. Sie kam durch den Pyrenäenfrieden an Frankreich, und war 1661 zu Gunsten des Hauses Soissons, einer Nebenlinie von Savoyen, zu einem Herzogthume erhoben: noch jetzt führt dieses Haus, das zum Throne von Sardinien berufen ist, ihren Titel. (*Hassel.*)

CARIGNANO (L. 25° 20′ Br. 44° 45′), kleine, nette Stadt, am linken Ufer des Po, in einer sehr fruchtbaren Gegend, in der piemontesischen Provinz Turin gelegen. Sie hat ein Gymnasium, einen mit prächtigen Hallen umschlossenen Marktplatz, auf welchem die zwei Jahrmärkte gehalten werden, eine schöne Pfarrkirche von eigenthümlicher Architektur, mit einigen sehenswürdigen Werken der Maler- und Bildhauerkunst des Molineri und Bernero, zwei Hospitäler (vormals auch 2 Manns- u. 2 Frauenklöster), über 7000 Einw., und bedeutenden Seidenbau. — Der in den Kriegen des 17. Jahrh. durch

Ehrgeiz, Tapferkeit, Unfähigkeit im Kommando und Wankelmuth so bekant gewordene Prinz Thomas Franz von Savoyen, Karl Emanuels I. jüngster Sohn, erhielt zur Appanage C. mit dem Titel eines Fürstenthums, und starb den 22. Januar 1656, aus seiner Ehe mit Marie von Bourbon, des Grafen Ludwig von Soissons Schwester, drei Prinzen hinterlassend. Der mittlere, Joseph Emanuel Johann, starb in einem Jahre mit dem Vater, unverheirathet. Der jüngste, Eugen Moritz, Graf von Soissons, geb. 1635, war dem geistlichen Stande bestimt, kehrte jedoch nach Josephs, seines Bruders, Tod in die Welt zurück, wurde Generaloberster der Schweizer und Graubündner in französischen Diensten, Gouverneur der Champagne, und durch seine Ehe mit Olympia Mancini, der Nichte des Kardinals Mazarin, Vater von vier Söhnen. Der Graf von Soissons, durch Ludwigs XIV. Schenkung zugleich Herzog von Carignan, starb 1673; seine Nachkommenschaft erlosch in seinen Enkeln, oder, genauer, in dem jüngsten seiner Söhne, dem großen Eugen. Der älteste von des Prinzen Thomas Franz Söhnen, Emanuel Philibert Amadeus, geb. 28. Aug. 1628, ein Taubstummer, lernte von einem Spanier, Emanuel Ramirez de Carion, nothdürftig sprechen, und wurde 1684, da das Haus Savoyen auf so gar schwachen Füßen stand, genöthigt, sich mit Angela Catharina von Este, aus einer appanagirten Linie des Hauses Modena, zu verheirathen. Auf dieser erzwungenen Ehe eines 56jährigen Taubstummen, beruhen heute alle Hoffnungen des Hauses Savoyen und seiner zahlreichen Unterthanen, wie folgende Tafel nachweiset.

1.

Emanuel Philibert Amadeus von Savoyen, Fürst von Carignano, † 23. April 1709. Gem. Angela Catharina von Este.

2.

Victor Amadeus, geb. 26. Februar 1690, Generalstatthalter der an Savoyen abgetretenen mailändischen Bezirke, königl. französ. Generallieutenant, erhält von Ludwig XV. das Herzogthum Carignan, in Frankreich, † 4. April 1741. Gem. Marie Anne Victoria, Marquise von Susa, des Königs Victor Amadeus mit der Gräfin von Verrua erzeugte, natürliche Tochter, legitimirt 1701, verm. 7. Nov. 1714.

3.

Ludwig Victor Joseph, geb. 24. Sept. 1721, königl. sardinischer Generallieutenant, † 16. Dec. 1778, Gem. Christina Henriette, des Landgrafen Ernst Leopold von Hessen-Rheinfels T. verm. 4. Mai 1740, † 31. August 1778.

4.

Victor Amadeus Ludwig Maria Wolfgang, geb. 31. Oktbr. 1743 (nicht 21. Oktbr. 1742), königl. sardinischer General der Infanterie, † 20. Sept. 1780. Gem. Maria Josepha Theresia, des Prinzen Ludwig Karl von Lothringen-Armagnac, Grafen von Brionne T. verm. 18. Oktbr. 1768.

Eugen Maria Ludwig, geb. 21. Oktbr. 1753, Graf von Villafranca, königl. französ. Oberster, † 10. Januar 1785, Gem. Louise Anne de Mahon, aus St. Malo, verm. im Decbr. 1779 *).

Maria Theresia Ludovica, geb. 8. Sept. 1749, ermordet zu Paris, den 3. Sept. 1792. Gem. Ludwig Alexander von Bourbon, Prinz von Lamballe.

5.

Karl Emanuel Ferdinand, geb. 24. Oktbr. 1770, königl. sardinischer Generallieutenant 20. Decbr. 1793, † 16. August 1800. Gem. Marie Christina, des Prinzen Karl von Polen und Sachsen, Herzogs von Kurland, einzige Tochter, Frau der bedeutenden Herrschaften Landskron (21 Dörfer) und Myslenice (12 Dörfer), in dem myslenicer Kreise von Galizien, verm. 24. Okt. 1797.

6.

Karl Emanuel Albrecht, geb. 1. Okt. 1798, Fürst von Carignano, auch dereinst König von Sardinien.

Maria Elisabeth Francisca, geb. 13. April 1800.

Außer dem Fürstenthum Carignano, welchem insbesondere die Patrimonial-Jurisdiction in der Stadt angehörig, besitzt das fürstl. Haus auch das Marquisat Casselle, nördlich von Turin. (*v. Stramberg.*)

*) Diese Ehe, aus welcher der Chevalier de Savoye abstamt, ist jedoch niemals von dem Könige von Sardinien anerkant worden.

Carillon, s. Glockenspiel.

CARIMATA oder COREMATA, Eiland im W. der großen Sundainsel Borneo, wovon die Straße zwischen Borneo und Billiton den Namen hat. Es hat etwa 6 Meilen im Umfange, ist hoch und waldig mit einem Pike in der Mitte, hat aber keine Bewohner. (*Hassel.*)

CARINER. „Die Carini, sagt Mannert [1]), nent Plinius neben den Varini. Man hält sie bloß für eine verschriebene Wiederholung des letzten Wortes. Dieß mag richtig seyn oder nicht; genug niemand kent sie." Wenn gleich Tacitus (Germ. XL.) hinter die Varini keine Carini setzt, so sagt doch Plinius (H. N. IV. 14.) bestimt: Germanorum genera quinque: Vindili, quorum pars Burgundiones, Varrini, Carini, Guttones, und noch niemand hat das Wort Carini aus dem Texte gestrichen, obgleich Plinius von den alten Schriftstellern der einzige ist, der ihrer erwähnt. Da es daher unmöglich war, wegen der so äußerst mangelhaften Nachrichten selbst über die Nebenvölker, ihre Wohnsitze sicher und genau zu bestimmen: so müssen wir uns begnügen,

1) Mannert's Geogr. d. Gr. und Römer. III. 388.

anzuzeigen, wohin einige Gelehrte sie versetzt haben. Cluver[2]) meint, sie hätten einen Theil der Mark Brandenburg und des Großherzogthums Posen bewohnt. Dav. Frank[3]) setzt sie nach Mecklenburg und läßt S. 5. die noch jetzt vorhandenen Ortsnamen Alt- und Neucarin dafür zeugen. Der gelehrte Bangert[4]) vermuthet sie in Vorpommern. Mikrael[5]) sagt: „Mögen wol eben die Rügianer und Vorpommern seyn, nur daß dem Namen eine Silbe vorangesetzet, und für Rüger oder Rügner, Carügner geschrieben seyn" und weiterhin: Hieraus „erscheinet klärlich, daß wir Pommern zu den Carinern und Gothonen müssen gerechnet werden" und S. 45: „also kamen die Wariner in Mechelnburg an die Warne, die Cariner, deren Geschlecht noch anjetzo an etlichen allhie in Stettin erkand wird, in Vorpommern." — Reichard[6]) sagt: die Carini müssen in der Gegend des Müritzer- und Plauensees gewohnt haben, wo die Dörfer Karow, Karbow, Karchow, Karwitz u. s. w. noch dafür bürgen. Unbedenklich kann man sie für einen kleinern, den Varinen oder Pharadenen untergeordneten Gau ansehen." — Kruse[7]) setzt neben Carini in einer Klammer folgende Worte: [bei Alt-Calen in Mecklenburg?] *(C. D. Gustav v. d. Lancken.)*

CARINI, eine Parlamentsstadt der Intendantur Palermo, an einem kleinen Busen des tyrrhenischen Meeres gelegen, mit einem alten, auf einem Felsen erbaueten, gothischen Schlosse. Sie zählt 7000 Einwohner, die größtentheils Fischerei treiben. Fazellus und Cluver suchen hier die Stelle des alten Hyccara, aber irrig. Vgl. Hyccara. *(W. Müller.)*

CARIÑENA (15° 39′ L. 41° 28′ B.), Villa in der spanischen Prov. Aragon, Correg. de Daroca, mit 2 Klöstern und 2036 Einw., die einen guten rothen Wein bauen. *(Stein.)*

CARINOLA, eine aus den Ruinen des alten Forum Claudii erbauete Stadt am Fuße des Berges Callicula in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro. Jetzt machen nur ihre Gypsgruben sie namhaft. *(W. Müller.)*

Carinthin, s. Hornblende.

Carinus, s. Carus.

Carion, s. am Ende des Buchstabens.

CARISBROOK, Dorf auf der Insel Wight der engl. Shire Hamt. Es liegt in SW. von Newport, und ist merkwürdig durch seine Kirche, die 1071 erbauet ist und zu einem eingegangenen Cisterzienserkloster gehörte, und durch sein altes Schloß, wo einst König Karl I. gefangen gehalten wurde. Es bildet ein unregelmäßiges Pentagon, ist mit einem tiefen Graben umgeben und hat im Innern 2 Brunnen und einen starken Thurm, auf welchen 72 Stufen führen. Ungeachtet es sehr verfallen ist, so hielt man doch darauf eine kleine Garnison. *(Hassel.)*

CARISSA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Contorten und der 5. Linné'schen Klasse. Sie hat einen 5theiligen Kelch, eine trichterförmige Blume, eingeschlossene Staubfäden und eine zweifächerige vielsamige Beere. Es sind neun Arten bekant, die größtentheils dornige Bäume und Sträucher sind, und in Neuholland, Ostindien und auf den Molucken wachsen. Eine Art: *C. Carandos* wird auf Java zu Hecken benutzt. *(Sprengel.)*

CARISSIMI (Giacomo), geb. zu Venedig gegen Anfang des 17. Jahrh., seit 1649 Kapellmeister an der päpstlichen Kapelle und dem Kollegium zu Rom, gehört zu den berühmtesten Tonkünstlern seiner Zeit und zu den Reformatoren der neuen italienischen Musik. Er führte in den Kirchen die Begleitung der Instrumental-Musik zu den Motetten ein, verbesserte die Einrichtung des von Peri und Monteverde erfundenen Recitativs dadurch, daß er es dem natürlichen Rede-Accente näher brachte und den Gesang fließender machte, gab dem noch schwerfälligen Basse mehr Bewegung und Figuren, und wird Erfinder der Cantaten genant, die er jedoch wol nur zuerst in die Kirchen einführte. Sein Stil ist rein, und seine Melodien sprechen zum Herzen. Die Theoristen aller Nazionen stimmen in sein Lob ein. Seine vorzüglichsten Cantaten sind Jephtha's Opferung und Salomo's Urtheil. Aus seiner Schule gingen Bassani, Buononcini, Cesti und der ältere Scalatti. *(H.)*

CARITEO[1]), ein namhafter italienischer Dichter aus der letzten Hälfte des 15. Jahrh. Er soll von Geburt ein Spanier gewesen seyn, nach der gewöhnlichen Angabe aus Barcellona, war aber von Jugend auf in Neapel einheimisch geworden, wo er auch den größten Theil seines Lebens zubrachte. Er war Mitglied der berühmten Akademie des Pontanus, der ihn als Sprecher in seinem Dialog Aegidius auftreten läßt, und auch Sannazaro gedenkt desselben mit Ehren[2]). Als sein Todesjahr wird von Einigen 1509, von Andern 1515 angegeben. — Cariteo's Gedichte, Canzonen, Sonette, Capitoli und andere der kleinen Gattung, welche die Italiener mit dem Gesamtnamen Rime bezeichnen, werden von den italienischen Kritikern als phantastisch, barock und bizarr verschrien. Dieses Urtheil trifft jedoch gerechter Weise nur die sogenanten Strambotti, deren Charakter jene Eigenschaften nicht entstellen. Der Sprache des Cariteo fehlt freilich durchaus die glatte Eleganz des folgenden Jahrhunderts, aber nichts desto weniger muß er als ausgezeichnet durch die Schärfe, Kraft und Neuheit seiner Gedanken und Empfindungen aus der Schar seiner, einer großen Periode matt nachreimenden Zeitgenossen hervorgehoben werden. In mehren Gelegenheitsgedichten zeigt er sich als einen eifrigen Freund des arragonischen Regentenhauses und spart als solcher keine Waf-

2) Germaniae ant. Lib. III. S. 641. — Joh. Aventinus, in s. Ann. Bojorum 1554 S. 639, versetzt die Cariner nach Kärnthen. 3) Im Alten und Neuen Mecklenburg, S. 5, 18, 19 und 82. 4) *Henr. Bangerti* Origines Lubecenses, edit. do *Westphalen*. Lips. 1739. fol. — Es finden sich in Neuvorpommern noch die Ortsnamen: Carbow, Carnin, Carrin, und auf der Insel Rügen zweimal: Carow. 5) Im alten Pommerlande, I, S. 15, 16, 45. 6) Germanien unter den Römern. Nürnb. 1824. S. 56. 7) Archiv für alte Geographie, Geschichte u. s. w. Heft I. Bresl. 1821. S. 82.

1) Wahrscheinlich ein poetischer oder akademischer Name, der den Geschlechtsnamen desselben verdrängt hat. 2) *Sannazar.* Eleg. Lib. I. Eleg. 11.

sen des Spottes und Schimpfes gegen die Franzosen. — Seine Gedichte erschienen zuerst unter dem Titel: Opera del Cariteo. Napoli 1506. 4. Wiederholt, Ebend. 1509. 4. (Herausgeber Summonte, des Dichters Freund). Auch Venezia. Giorgio de Rusconi. s. a. 8., unter dem Titel: Opera nuova del Chariteo, intitolata Endimione alla Luna. (Also wol nur dieses eine Gedicht [3]). (*W. Müller.*)

CARLA LE COMTE, Stadt im Bezirk Pamiers des franz. Dep. Arriège mit ungefähr 1000 Einw. (*H.*)

CARLA DE ROQUEFORT, Dorf im Bez. Foix des franz. Dep. Arriège, unweit der Douctare, mit 400 Einw., merkwürdig als Geburtsort des berühmten Pierre Bayle. (*Hassel.*)

Carlades, s. Vic en Carlades.

CARLAT, Städtchen des französischen Cantaldepartements, in dem Bezirke von Aurillac, zwischen dem Cere und dem Gou gelegen, zählt noch nicht 2000 Einwohner, ist aber merkwürdig durch eine, unter Ludwig XIII. zerstörte, eben so weitläufige, als schwer zugängliche Burg, so wie durch eine, zu dem Großpriorat von Auvergne gehörige Komthurei des Malteserordens. Bernhard, Vicomte von Carlat, schenkte 932 der Abtei Conques die Kirche zu Sanciac, in Carladez, sein Urenkel, Bernhard III. starb kinderlos, und wurde daher von seiner an Berengar I. Vicomte von Rodez verheiratheten Schwester Adela beerbt. Berengar, der, samt seiner Gemalin, 1071 das Priorat Montsalvy stiftete, und, auf Papst Gregors VII. Befehl, nach 1073 die Vicomté C. von der Abtei Aurillac zu Lehen nehmen mußte, hinterließ solche seinem ältesten Sohne, Richard III., der auch die Grafschaft Rodez erwarb. Heinrich II., der letzte Graf von Rodez († 1303), vermachte C. seiner ältesten, an Gottfried von Pons, Vicomte von Turenne, verheiratheten Tochter Isabella. Nach ihrem Tode fiel die Herrschaft, nicht ohne langwierige Rechtshändel, an ihren Neffen, den Grafen Johann I. von Armagnac, und sie war unter den Gütern, mit welchen Bernhards VII. zweiter Sohn, auch Bernhard genant, der Ahnherr der Herzoge von Nemours aus dem Hause Armagnac, abgefunden wurde. Der Herzog Jakob von Nemours, einer der ausgezeichneten Schlachtopfer Ludwigs XI., wurde in der Burg C. gefangen genommen. Seine Kinder verkauften C. und Murat, den 12. März 1489, um 100,000 Pfd. an den Herzog Peter II. von Bourbon. Franz I. vereinigte im J. 1531 die, samt den übrigen Besitzungen des Connetable von Bourbon, confiscirte Vicomté C. mit der Krone, was später Heinrich IV. bestätigte, Ludwig XIII. verlieh sie aber 1642, samt andern Entschädigungsobjekten, dem Prinzen von Monaco, in dessen Familie sie bis zur Revolution blieb. Carlat gibt dem Ländchen Carladez (dem alten Gebiete der Vicomtes), einer Unterabtheilung der Provinz Auvergne, an den Gränzen von Rouergue, den Namen, hat aber längst die Ehre, dessen Hauptstadt zu seyn, dem benachbarten Städtchen Vic abtreten müssen. (Hienach ist Hassels geograph. Handwörterbuch zu berichtigen.) (*v. Stramberg.*)

3) S. *Crescimbeni* Volg. Poes. T. III. p. 301. 302. *Quadrio*, T. II. p. 213. *Ginguené* in der Biogr. univ.

CARLBERG, ein königliches Lustschloß, ½ Meile westlich von Stockholm, erbauet um 1630 durch den Reichsadmiral Gyllenhjelm; seit 1669 Eigenthum des Reichsdrostes Grafen Magnus Gabriel de la Gardie, der das Schloß erweiterte und mit einem schönen Park umgab; dann des Obermarschalls Graf Johann Gabriel Stenbock. An die Krone kam es durch die Reduction unter Karl XI., dessen Gemalin Ulrika Eleonora hier am 26. Jul. 1693 starb. 1792 ward es Sitz der königlichen Kriegsakademie, nachdem die Seekadettenanstalt, bis dahin in Carlscrona bestanden hatte, und nun vergrößert. Ein Theil der Land- und Seekadetten, die hier nebst dem Gouverneur und den Lehrern wohnen, wird auf Kosten des Stats erzogen. Das Schloß liegt in einem kleinen, von freundlichen Anhöhen umgebenen Thale. In dem anmuthigen Park, der sich durch Einfachheit auszeichnet, haben die Kadetten ihrem Lehrer, dem tapfern Major von Döbeln, der in der Völkerschlacht bei Leipzig (1813) fiel, ein Denkmal errichtet *). (*v. Schubert.*)

CARLEBY, Gamla- (Alt-) Carleby, eine Stapelstadt in der nordfinnischen Provinz Österbotten, Län (Statthalterschaft) Wasa, 55 M. im Norden von Åbo, und 14 M. nördlich von Wasa, an einem kleinen Meerbusen; die Stadt treibt einträgliche Schiffsbauerei und bedeutenden Handel mit Bretern, Theer, Pech, Butter, Talg rc. Sie ward um 1620 durch König Gustav Adolph angelegt und nach der ¼ Meile entlegenen Landkirche, die noch Mutterkirche ist, benant; doch hat die Stadt eine eigene hölzerne Kirche, in welcher Finnisch und Schwedisch gepredigt wird. Die Einwohnerzahl betrug im Jahre 1820. 1867. In der Stadt besteht 1 Pädagogium mit 1 Lehrer.

Ny (Neu-) Carleby, eine 1617 angelegte und 1620 von König Gustav Adolph mit Privilegien versehene Seestadt, in der nordfinnischen Provinz Österbotten, Län Wasa, 8¼ M. nördlich von Wasa, hat gleiche Handelszweige mit Alt-Carleby; Stadt- und Landkirchspiel haben ihre hölzerne Kirche, in welcher Schwedisch und Finnisch gepredigt wird, gemeinsam in der Stadt, die am Lappojocki-Fluß liegt, aber ihren Hafen in der Entfernung einer Meile, in der Mündung dieses Flusses hat. Die Einwohnerzahl betrug im J. 1820. 779. In der Stadt besteht 1 Pädagogium mit 1 Lehrer. (*v. Schubert.*)

Carlencas, s. Jouvenel.

CARLENTINI, eine auf einem Berge gelegene Stadt der Intendantur Catania, jetzt verfallen und wegen böser Luft fast ausgestorben. Sie wurde im Jahre 1551 als eine Festung erbauet, aber durch das Erdbeben 1693 gänzlich zerstört. Die Umgegend liefert einige interessante mineralische Produkte †). (*W. Müller.*)

CARLET (16° 18′ L. 39° 18′ B.), Villa in der span. Prov. Valencia, Governo de Alcira, mit 4500 Einw., die Weinbau, Töpfereien, Esparto- und Juncofabriken unterhalten. (*Stein.*)

*) Vgl. des Verf. Art. über Schwedens Kirchenverfassung und Unterrichtswesen. Bd. 2. (1821) S. 630 — 636., und dessen Reise durch Schweden, Norwegen, Lappland und Finnland Bd. 1. S. 297.

†) Vgl. *Borch's* Lithol. Sicil. p. 35. 36. 181.

CARLI, berühmte Höhlen in dem Distr. Sunar, der brit. Prov. Aurungabad. Diese Höhlen sind etwas über ¼ Meilen von der Felsenfestung Loghar: sie liegen in einer mit Gebüschen bedeckten Hügelreihe so hoch, daß man ihre absolute Seehöhe auf 6000 engl. Fuß über dem Meere berechnet hat, und bilden eine an einander stoßende Galerie, die sämtlich durch Kunst in den Felsen eingehauen oder doch ausgearbeitet sind. Die Haupthöhle zeigt sich im W., in derselben geht man durch eine Vorhalle in den Tempel, der gewölbt und von Pfeilern getragen, 126 Fuß in der Länge und 46 in der Breite mißt. In demselben findet man keine Statue, kein Bild einer Gottheit, aber das hölzerne Getäfel der Vorhalle ist mit mancherlei Figuren, die Menschen beiderlei Geschlechts, Thiere, Elephanten, und auch den Gott Buddha hier kreuzweise sitzend, dort aufrecht stehend, darstellen, und mit zahllosen Inschriften bedeckt. Das Getäfel scheint so alt, als die Aushauung des Tempels, und in einem Zeitalter vorgerichtet zu seyn, wo der Bramaismus den Buddhadienst aus diesen Gegenden noch nicht verbannt hatte. Weiter hin nach N. etwa 150 Yards von der großen Höhle sieht man eine andre größere Höhle in viereckter Form, die wahrscheinlich den Priestern des Tempels zum Aufenthalte gedient hat. Hier steht ein Bild des Buddha. Diese wunderbaren Höhlen unterscheiden sich von denen, die auf der Insel Elephanta befindlich sind, auffallend: man sieht, daß sie verschiednen Zeiträumen angehören, und daß sie auf Elephanta mit der herrschenden Religion, die bei Loghar mit dem ältern Buddhaism in Bezug gestanden haben (nach Lord Valentia und Graham). (*Hassel.*)

CARLI (Dionysius), aus Piacenza, ging im J. 1666 als Kapuziner-Missionar, mit Mich. Ang. Guattini aus Reggio und 14 andern Kapuzinern nach Congo. Hier wurden ihnen von dem apostolischen Vicar von Congo die Provinzen Bamba und Sogno für ihren Bekehrungseifer angewiesen. Auch tauften sie während ihrer Mission 3000 Kinder und bekehrten einige Neger, litten aber sehr durch die Beschwerden und Gefahren ihres Geschäfts. Guattini starb in Congo, Carli kehrte, nachdem er eine harte Krankheit überstanden, nach Europa zurück. Hier durchreisete er Spanien und das südliche Frankreich, und ließ sich dann in Bologna nieder, wo er seine und Guattini's Reisen schrieb. Sie enthalten eben keine bedeutenden Aufklärungen über jene Länder; da indessen Nachrichten aus jenen Gegenden damals selten waren, wie sie es verhältnißmäßig noch jetzt sind: so wurde dieser Reisebericht nicht nur einzeln (ital. Reggio 1672, Bologna 1674. 1678. 8. und 12. Bassano 1687. 4.) gedruckt, sondern auch von Labat in sein Werk über Äthiopien, und von Churchill und Astley in ihre Samlungen aufgenommen, auch auszugsweise in Prevost's Geschichte der Reisen und in der teutschen allgem. Hist. der Reisen (Bd. 4.) mitgetheilt, nachdem früher schon eine teutsche Übersetzung (Augsburg 1693. 4.) erschienen war. (*H.*)

CARLI (Giov. Girolamo), geb. 1719 in der Gegend von Siena, gest. 1786 zu Mantua, wo er beständiger Secretär der Akademie d. Wiss. u. sch. Kste war, verdiente die allgemeine Achtung Italiens, in welcher er stand, durch seinen Charakter als Mensch, seine Talente, seine vielseitigen Kentnisse und seinen Eifer für die Beförderung der Wissenschaften, Künste und Manufakturen, welchem Mantua seine Errichtung eines Museums und einer öffentlichen Bibliothek verdankt. Mehrmals durchreisete er Italien, um Bücher, Münzen, Alterthümer und Naturalien zu sammeln. Unter seinen Werken von allgemeinerem Interesse bemerken wir die zwei Abhandlungen über den Argonautenzug und über ein antikes Basrelief, die Medea des Euripides darstellend (Mantua 1785. 8.). Zu Corsetti's Auswahl von Elegien Tibulls, des Propertius und Albinova, und (in Terze Rime übers. Vened. 1751.) lieferte er schätzbare Anmerkungen, so wie zu Cittadini's Abh. dell' antichità dell' armi gentilizie. Lucca 1741. (*H.*)

CARLI (Gian Rinaldo), ein gelehrter italienischer Graf, nach seiner Gemalin zuweilen Carli-Rubbi genant, war aus einer altadeligen Familie im April 1720 zu Capo d'Istria geboren. Unter der Leitung geschickter Lehrer entwickelten sich seine Talente so frühe, daß er schon in seinem 12. Jahre eine Art Drama schrieb, und im 18. eine Abhandlung über das Nordlicht und einige Gedichte drucken ließ. Zu Padua, wohin er sich das Jahr darauf begab, studirte er vornehmlich Mathematik und alte Literatur, machte sich selbst mit der hebräischen Sprache bekant, und wurde in seinem 20. Jahre in die Akademie der Ricovrati aufgenommen. Von der Vielseitigkeit seiner Kentnisse zeugen mehre Schriften und Abhandlungen, die er damals schon bekant machte: über das Theater und die Musik der Alten und Neuern [1]), über den Argonautenzug [2]), eine Übersetzung von Hesiods Theogenie (Vened. 1744. 8. und im 15. Bde seiner Opere), ein Trauerspiel Iphigenie in Tauris (Vened. 1744. 12. und im 17. Bde seiner Opere eine Nachahmung des Euripides). Anmerkungen zu verschiedenen griechischen Schriftstellern ꝛc. Als ihm der Senat zu Venedig in seinem 24. Jahre den neuerrichteten Lehrstuhl der Astronomie und der Seewissenschaften übertrug, genügte es ihm nicht, auf dem Katheder zu unterrichten, sondern er trug auch wesentlich zur Verbesserung der Arbeiten im Arsenal bei, und ließ, mit Zustimmung der Regirung, eine neue Art von Kriegsschiffen erbauen. Mit den berühmten Alterthumsforschern Fontanini, Muratori, Maffei, Gori und A. unterhielt er einen literarischen Verkehr, und schrieb gelehrte Abhandlungen über den Gebrauch des Geldes, über die mit Thürmen bewaffneten Schiffe der Alten, ihre geographischen Karten, und ein philosophisches Lehrgedicht in drei Gesängen [3]), das er in

1) Dell' indole del teatro antico e moderno im 35. Bde der Raccolta d'opusc. scient. et filos. des Calogera, und im 17. Bde. der Opere des Grafen. Dell' indole (e dell' istoria) del teatro tragico, im 24. Bde. der erwähnten Raccolta p. 147—220. Osservaz. sulla musica ant. e mod. im 14. Bde. seiner Opere p. 329. Er gesteht darin den Alten Kentnisse des Contrapunkts zu. 2) Della spedizione degli Argonauti in Colco libri IV, in cui varii punti si dilucidano intorno alla navigazione, dell' astronomia, alla cronologia e alla geographia degli antichi. Venez. 1745. 4. Vgl. die Nova acta erudit. 1749. p. 655 — 663. 3) Unter dem Titel: L'antropologia o sia della società e della felicità, abgedruckt im 16. Bde. seiner Opere.

der Akademie der Ricovrati vorlas, deren Präsident er war. Der Tod seiner Gemalin, mit der er nur 2 Jahre ehelich verbunden war, und die Verwaltung ihres großen Vermögens nöthigte ihn 1749, sein Lehramt niederzulegen, und sich nach Istrien zu begeben. Seine Mußestunden widmete er einer vielseitigen Untersuchung der Alterthümer dieses Landes und andern antiquarischen Forschungen, und die Abhandlungen, die er darüber drucken ließ, erhielten den verdienten Beifall. Vorzüglich aber war es sein Werk über die italienische Münzkunde [4]), die Resultate vieljähriger Untersuchungen enthaltend, welches den Ruhm seines Namens durch ganz Italien verbreitete, indem dieses Werk nicht nur für die Gelehrten schätzbare Aufschlüsse enthielt, sondern auch für die italienischen Regirungen ein vielfaches praktisches Interesse hatte, die bei gerichtlichen Verhandlungen in Münzsachen fortan von den Erörterungen des Grafen officiellen Gebrauch machten, und sich in ihren Entscheidungen darnach richteten. Eine von seiner Gemalin geerbte große, aber in Verfall gerathene, Wollenmanufaktur verpflanzte er von Venedig auf seine Güter in die Nähe von Capo d'Istria; er verwendete auf diese ausgedehnte Unternehmung große Summen und eine mehrjährige Thätigkeit, aber durch einen Zusammenfluß ungünstiger Umstände mußte er, mit dem Verlust des größten Theils seines Vermögens, auf dieses Geschäft Verzicht leisten. Als einige Entschädigung war es zu betrachten, daß ihn der wiener Hof, nachdem derselbe zu Mailand ein höchstes Statswirthschafts- und Handlungskollegium und einen Oberstudienrath errichtet hatte, zum Präsidenten beider Institute ernante. Er mußte 1765 nach Wien reisen, um mit dem Fürsten Kaunitz über seine Anstellung und die Plane, deren Ausführung von ihm erwartet wurde, die nöthige Übereinkunft zu treffen, und er kehrete nach Mailand zurück mit vielen Beweisen der Achtung und des Vertrauens von Seiten der Kaiserin Maria Theresia und ihres Ministers Kaunitz. Mit gewohnter Thätigkeit gab er sich ganz seinem Berufe hin, und was er damals drucken ließ, bezog sich zunächst auf Handlung und Statswirthschaft. Als der Kaiser Joseph 1769 nach Mailand kam, wohnte er 13 Sitzungen des Handlungskollegiums bei, in welchen Graf Carli Berichte erstattete, Plane entwickelte und Vorschläge machte, denen der Kaiser seinen ganzen Beifall schenkte, der ihm, zum Beweise seiner Zufriedenheit, mit einer ansehnlichen Gehaltserhöhung, den Charakter eines geheimen Statsraths beilegte, und als 1771 in Mailand ein neues Finanzkollegium errichtet wurde, erhielt er auch in diesem die Präsidentenstelle. Mit welcher Einsicht er dabei, als Präsident des Oberstudienraths, für Verbesserung des öffentlichen Unterrichts Sorge trug, beweist unter andern eine zu Florenz (angeblich zu Lyon) von ihm gedruckte kleine Schrift unter dem Titel: Nuovo metodo per le scuole pubbliche d'Italia. Und bei der großen Wirksamkeit, wozu ihn seine Ämter veranlaßten, fand er immer noch Zeit zu philosophischen Studien und gelehrten Untersuchungen. Die Frucht der erstern war eine Schrift unter dem Titel: l'Uomo libero, worin er gegen Hobbes, Rousseau und Montesquieu in die Schranken tritt, und die Resultate der Letztern enthalten seine amerikanischen Briefe [5]), worin er über Amerika's Völkerschaften und über die wahrscheinliche älteste Verbindung zwischen der alten und neuen Welt scharfsinnige Untersuchungen anstellt. Obgleich seine Gesundheit durch die vieljährigen Anstrengungen sehr gelitten hatte, so beschäftigte er sich doch noch im Alter, nachdem er die Präsidentenstelle im Handelskollegium niedergelegt hatte, mit gelehrten Untersuchungen, unter andern mit der thierischen Physik und Physiologie, und schrieb über die verschiedenen Theile des thierischen Lebensprozesses. Viele Zeit widmete er der Revision und Umarbeitung seiner Untersuchungen über die Alterthümer Italiens, denen er von frühern Jahren an eine ununterbrochene Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Alles dahin Gehörige brachte er in eine Samlung und gab sie unter dem Titel heraus: Delle antichità italiche tomi IV. con appendice de' documenti. Milan. 1788 — 1791. Vol. V. 4. m. Kpf. und vielen vorher unbekanten Inschriften. Mit welchem Beifalle diese reichhaltige Samlung aufgenommen wurde, erhellet daraus, daß schon 1793 eine neue (vermehrte) Auflage davon veranstaltet werden mußte. Zu eben der Zeit bearbeitete er seine Storia di Verona fino al 1517. Veron. 1796. Vol. VII. 8., und besorgte eine Ausgabe seiner Werke unter dem Titel: Delle opere del Sig. commendatore D. Gian. Rin. conte Carli. Milano 1784 — 1794. Vol. XVIII. 8., wovon die 6 ersten das Werk über die italienischen Münzen, die 3 folgenden die amerikanischen Briefe, die übrigen aber viele historische, antiquarische, philologische u. a. Abhandlungen enthalten. Von vielen körperlichen Leiden verzehrt, starb er zu Mailand den 22. Februar 1795. „Era certamente, sagte der Abbate Andres bei der Bekantmachung seines Todes, l'erudito, che unisse piu universalità con maggiore profondità di questi vivente in Italia, e pochi eguali n'avra avuto anche per Italia." Einen wichtigen

---

4) Delle monete, e dell' istituzione delle Zecche d'Italia, dell antico e presente sistema di asse e del loro intrinseco valore e rapporto colla presente moneta, dalla decadenza dell' imperio fino al secolo XVII, per utile delle pubbliche e delle private ragioni. Venez. 1754 — 1760. Vol. III. mehrmals wieder aufgelegt. Der Verfasser beschreibt das italienische Münzwesen vom 5. bis zum 17. Jahrhundert, vom 11. Jahrh. an nach den Münzstädten. Er hatte viele Reisen unternommen, und große Kosten aufgewendet, um dem Werke die möglichste Vollständigkeit zu verschaffen.

5) Lettere americane. Cosmopoli (Firenze) 1780. Vol. II. 8. Cremon. 1781. Vol. III. 8. Teutsch, der 1. u. 2. Th. von C. G. Hennig, der 3. von einem Unbekanten, Gera 1785. 3. Th. 8. Französisch avec des observations et additions du traducteur (*Lefebure de Villabrune*). Boston et Par. 1788. Vol. II. 8. Ed. II. Par. 1793. Vol. II. 8., auch Englisch. Die 2te, mit dem 3ten Theile vermehrte Ausgabe des Originals besorgte Gius. Bianchi, der auch eine ausführliche Vorrede beifügte. Im ersten Theile bestreitet der Graf de Pauws Paradoxen in dessen Recherches sur les Américains; im zweiten sucht er seine, gelehrt und scharfsinnig ausgeführte Hypothese, zu begründen, daß nämlich Amerika von der Insel Atlantis aus bevölkert worden sei, und der dritte ist gegen die Hypothese Bailly's und Buffons gerichtet. Vgl. die Anzeigen in der Allg. Lit. Ztg. 1785. No. 201. 202. 203. Götting. Anz. 1781. Zugabe 693; Jahr 1785. S. 399. 1269. Allg. teutsch. Bibl. 68. Bd. 187. Als ein Anhang zu des Grafen Briefen sind zu betrachten: Osservazioni critiche e cosmologiche sull' inondazione dell' Atlantide, in Risposta al supplemento delle lettere americane. Tortona. (1787) 8.

Theil seines gelehrten Nachlasses bildet sein literarischer Briefwechsel, den er 50 Jahre lang ununterbrochen mit vielen seiner gelehrten Zeitgenossen unterhielt *). (*Baur.*)

CARLIER (Claude), Prior von Andressy, geboren den 8. Sept. 1725 in dem Flecken Verberie zwischen Senlis und Compiegne, war zuerst Unterdiakon der Diöcese Soissons, und starb den 23. April 1787. Er gewann in seinem Leben neun akademische Preise: 2 bei der Akademie von Soissons 1749 und 1751 wegen seiner historischen Aufklärungen der Geschichte dieser Stadt; 4 bei der Akademie der Inschriften zu Paris, 1750 wegen einer Abhandlung über die römischen Kolonien, 1751 über die Sterndeuterkunst, 1753 und 1757 wegen historischer Untersuchungen aus der ältern französischen Geschichte; und drei Preise wurden ihm von der Akademie zu Amiens zuerkant. Viel Lehrreiches und sorgfältig Erforschtes, auch in naturhistorischer Hinsicht, enthält seine Histoire du duché de Valois, contenant ce qui est arrivé dans ce pays depuis le temps des Gaulois jusqu'en 1703. Par. 1764. Vol. III. 4. mit Karten und Kpf. Außer der Geschichte beschäftigte er sich auch viel mit der Landwirthschaft, besonders mit der Verbesserung der Schafzucht, und er war in Frankreich einer der ersten, der die Aufmerksamkeit der Landwirthe und der Regirung auf diesen Gegenstand hinlenkte, zuerst in einem Mémoire sur les laines. 1755. 12. (unter dem Namen Blancheville), und in mehren darauf folgenden Schriften. Das Journal du voyage fait au cap de Bonne-Esperance von de la Caille, gab er 1763. 12. mit einer Nachricht von dem Leben dieses Astronomen heraus, und zum Journal des Savants, Journal de physique, und dem Journal de Verdun lieferte er viele Beiträge *). (*Baur.*)

CARLIN, Carlino, eigentlich Karl Anton Bertinazzi (nicht Bertinucci, wie Bd. IX. S. 240. als Druckfehler steht), dieser berühmte Harlekin, welcher Paris 42 Jahre lang belustigt hat, war geboren zu Turin 1713, und starb zu Paris 1783. Sein Vater war sardinischer Offizier, und er in seinem 14. Jahre Fahnenjunker. Nach seines Vaters Tode zwang ihn die Noth Fecht- und Tanzstunden zu geben, und zum Vergnügen spielte er mit seinen Schülern öfters Komödie. Öffentlich trat er zum ersten Male zu Bologna auf, denn es fehlte zu einem neuen Stück der Harlekin, und er erbot sich zu dieser Rolle, die er mit großem Beifall durchführte, ohne eher als bei der vierten Vorstellung erkant zu werden. Nachher spielte er zu Venedig und in mehren Städten Italiens, und kam endlich im J. 1741 nach Paris an das italienische Theater. Hier wurde er bald der Liebling des Publikums, und erhielt auch von dem Könige eine jährliche Pension von 8000 Livres. Einst mußten die Italiener vor nur zwei Zuschauern spielen, da trat nach dem Schlusse Carlin hervor, bat den Einen näher zu kommen, und sagte ihm mit der ihm eigenen Grazie ganz leise: „Wenn Sie, mein Herr, beim Herausgehen Jemand treffen, so haben Sie die Güte ihm zu sagen, daß ich morgen den Harlekin vorstellen werde." Dieser füllte stets das Haus und heiterte Alles auf. Einem schweren Hypochondristen rieth einst der Arzt, den er um Rath befragte: gehen Sie nur fleißig zu Carlin. — „Ach, seufzte dieser, wenn ich nur nicht selbst dieser Carlin wäre!" Er war, wie bei Komikern häufig der Fall zu seyn pflegt, sehr hypochondrisch, und erheiterte das Publikum, während er selbst litt. Am vorzüglichsten gab er improvisirte Rollen, die er mit seltnem Witz und Feinheit durchführte. Er ist Verf. des Lustspiels in 5 Akten Les nouvelles Metamorphoses d'Arlequin (Par. 1763.). Auch als Mensch hatte und verdiente er die Achtung des Publikums, und ist daher in folgenden Versen sehr wahr geschildert:

> Dans ses gestes, ses tons, c'est la nature même;
> Sous le masque on l'admire, à découvert on l'aime.

(*H.*)

CARLINA, dieser Pflanzen-Name komt, so viel ich weiß, zuerst im Dodonäus (p. 726.) vor. Er war aber damals schon gewöhnlich: man hatte dem Kaiser Karl dem Großen, dem eifrigen Beförderer des Gartenbaues, zu Ehren diese Pflanze so genant und gefabelt, daß ein Engel im Traum dem Kaiser sie, als das wahre Heilmittel gegen die Pest gezeigt habe. Man hat seither den Namen beibehalten, um eine Pflanzen-Gattung damit zu bezeichnen, die zu der natürlichen Familie der Cynareen und zur 19. Linné'schen Klasse gehört. Sie hat einen bauchigen Kelch, dessen äußere Schuppen dornig, die innern trocknen gefärbten aber das Ansehn eines Strahls haben. Der Fruchtboden ist mit geschlitzten Spreublättern: die Samenkrone ist doppelt, die äußere borstig, die innere gefiedert. Unter den verschiedenen Arten ist Carlina acaulis die schönste und berühmteste. Sie wächst in Thüringen auf dürren Anhöhen. Die Wurzel ist sehr kräftig gewürzhaft; aber der Aberglaube schreibt ihr magische Kräfte zu, wie sie denn englische Distel genant wird. (*Sprengel.*)

Diese Wurzel, auch Eberwurzel genant, perennirend, etwa fingersdick, ästig, faserig, runzlig, schwarzbraun oder braungelb, innen weißgelb, von durchdringendem, würzigem Übelgeruche, und sehr bitter scharfem, aromatischem, erwärmendem Geschmacke, — enthält ein weißes, dickliches, schweres Ätheröl. In Pulver zu 10—20 Gran, und im Aufgusse mit Wein zu 1 u. m. Dr. gebrauchte man sie vormals bei asthenischen Abdominalleiden, bei typhösen Fiebern, bei Lähmungen der Zunge ꝛc. Jetzt wenden sie fast allein Thierärzte noch an. (*Th. Schreger.*)

CARLINGFORD, Marktflecken der Grafsch. Louth des Königr. Ireland (54° 1′ Br. und 11° 26′ L.), an der Bai von Carlingford, die 20 Faden Wasser hat, aber durch viele unsichtbare Klippen höchst gefährlich ist, hat 1 Kastell, das auf einer Anhöhe steht und von König Johann erbauet ist, 1 Kirche, 320 Häuser und 1821. 2428 Einw., die zum Theil Fischer sind und eine erstaunliche Menge von Austern nach Dublin senden. Auch führen sie die Butter aus, die auf einem Kanal aus Tyrone ihnen zugeführt wird, und das Leinen, das in Tyrone und Louth verfertigt wird. Der Ort sandte sonst zwei Deputirte

---

6) Biogr. univ. T. VII. (von Ginguené). *Saxii* Onomast. T. VII. 87. 276.

*) Biogr. univ. T. VII. (von Demusset-Pathay). Ersch's gel. Frankr.

zum irischen Parliamente, ist aber kein Burgflecken geblieben. (*Hassel.*)

CARLISLE, City, Bischofssitz und Hauptstadt der engl. Shire Cumberland, die 2 Deputirte zum Parl. sendet. Sie liegt unter 54° 50′ Br. und 14° 29′ L. nahe am Zusammenflusse des Eden und Calden, die in den Solway Frith gehen, ist mit Mauern umgeben, deren Ostseite aber abgetragen ist und woraus 3 Thore in das Freie führen, hat 3 Vorstädte, 1 Kastell und 1 Citadelle, die den Eden beherrscht und worin sich jetzt ein gut versehenes Zeughaus, das 10,000 Mann bewaffnen kann, und 1 Pulvermagazin befinden; die Hauptstraßen stoßen auf dem Markte als ihrem Mittelpunkte zusammen und sind gut bebauet. Die Kathedrale ist ein halb sächsisches, halb gothisches Gebäude; außerdem hat die Stadt noch 1 Kirche, 5 Bethäuser der Presbyterianer, Anabaptisten, Methodisten, Quäker und Katholiken, 1 Grammatikal-, 1 Industrie-, 2 Lancasterschulen, 2 Armenarbeitshäuser, 1 Stadt- und Grafschaftshaus, 1 Gefängniß, 1 geschmackvolle Brücke über den Eden und 1 schlechte über den Cacklet, der eine ihrer 3 Vorstädte durchfließt, 1338 Häus., wozu in neuern Zeiten stark zugebauet ist, und 1821. 14,670 Einw., 1 Theater, 1 Gesellschaftssal, der neue Vieh- und der Roßmarkt, sind alles, so wie die Promenaden, die die Stadt umgeben, Anlagen der neuern Zeit. Überhaupt hat sich die Stadt sehr aufgenommen. Man unterhält Musselinweberei, Kattundruckereien, Hutfabriken, Chamoisgerbereien, Linnenweberei, Seifensiedereien, Fischangeln- und Peitschenfabriken: die Brauereien, die Likörbrennereien sind ansehnlich, die Wochenmärkte, deren 2 gehalten werden, lebhaft und mit allen Bedürfnissen angefüllt; außerdem werden 4 Kron- und 3 Viehmärkte gehalten. Überhaupt beschäftigen Handel und Gewerbe ⅔ der Volksmenge. Die Stadt hat einen ordentlich eingerichteten Magistrat unter 1 Mayor, 1 Bischof mit einem Kapitel und 1 Bibliothek von 2000 bis 3000 Bänden. Carlisle hat seinen Namen von dem sächsischen caer licle (nahe an dem großen Walle), weil es nur ½ Meile von diesem Denkmale der Römer stand; es war einst eine Römerstation und galt von Alters her für eine starke Festung; das Kastell soll schon zu den Zeiten der Römer gestanden haben. Die Scoten waren bis auf Heinrich II. Besitzer desselben und der Stadt. Sie hat mehre Belagerungen ausgehalten. 1568 war auf dem Schlosse die unglückliche Maria von Scotland eingekerkert: noch zeigt man die Zimmer, die sie bewohnte, die Spaziergänge, die sie besuchte. (*Hassel.*)

CARLISLE, ein Borough und der Hauptort der Pennsilvania Grafsch. Cumberland an einem Zuflusse des Conedogwit: regelmäßig gebauet mit 6 Kirchen, 1 College, Dickinsonscollege, das aber jetzt nicht besetzt ist, und eine Bibliothek von 3000 Bänden besitzt, 2 Banken, 2 Zeitungsdruckereien, 400 Häus. und 2491 Einw., die 2 Wochen- und 2 Jahrmärkte unterhalten und Hutmacherei, Gerbereien und Gewehrfabriken besitzen. In der Nähe öffnet sich eine sehenswerthe Höhle. (*Hassel.*)

CARLO, eine zu Finnland gehörige Insel im nördlichen bothnischen Meerbusen, meistens eben und niedrig gelegen, 1¼ M. lang und 1 M. breit, 4 M. westlich von der österbotnischen Stadt Uleåborg. Die Insel bildet ein eigenes Pastorat, im J. 1820 mit 1122 Einw., welche Finnisch verstehen; daher der Gottesdienst in finnischer, und nur die Beichte zuweilen in schwedischer Sprache gehalten wird. Das Pastorat gehört zur Propstei Brahestad, Erzbisthums Åbo. (*v. Schubert.*)

CARLONE (Taddeo), ein Bildhauer aus der Lombardei, das Haupt einer ansehnlichen Malerfamilie, arbeitete gemeinschaftlich mit seinem Bruder Giuseppe für die Höfe von England, Spanien und Mantua. Seinen Söhnen brachte er selbst die Anfangsgründe der Kunst bei. Er starb 1613.

Giovanni C., sein ältester Sohn, geb. zu Genua 1590, bewies von früher Jugend an viel Neigung für die Malerei, weßhalb ihn, als er mehr herangewachsen war, sein Vater in den Unterricht des Pietro Sorri gab. Seine Anlagen entwickelten sich schnell, bald übertraf er an Kunstfertigkeit seine Mitschüler, und fühlte, daß er hier nicht viel mehr lernen könne, begab sich daher mit Bewilligung seines Vaters nach Rom und Florenz, wo er unter Passignani's Leitung sich noch mehr vervollkomte, und zugleich die Freskomalerei erlernte. Bei seiner Rückkehr nach Genua erwarb er sich einen großen Ruhm, vorzüglich an dem Gewölbe der Kirche della Nunziata, und in der Kirche del Gesù. — Sein Ruf hatte sich außer Landes verbreitet, und er wurde von den Teatinern nach Mailand verlangt, ihre Kirche zu malen; aber das angefangene Werk mußte von seinem Bruder Battista beendigt werden, indem ihn der Tod im J. 1630 dahin raffte. Die Gemälde dieses Meisters haben ein sehr lebendiges Colorit; sie sind weniger mit dem Pinsel in einander gearbeitet, als vielmehr mit Strichen vollendet, welche aber durchaus nicht störend sind, wenn man sie in der gehörigen Ferne betrachtet. Er ist leicht in der Zusammensetzung, in der Verkürzung gut, ziemlich korrekt in der Zeichnung, und verstand das Helldunkel vollkommen. Seine Ölgemälde sind weniger vollendet, aber Zeichnung und Behandlung geschmackvoll.

Giovanni Battista C., Bruder des Vorhergehenden, geb. zu Genua 1592, bildete sich in Rom, wie auch unter Passignani und ward ein würdiger Nachfolger Giovanni's. Viele seiner Werke hält man für die Arbeiten des erstern, und das Gemälde, das jener bei den Teatinern unvollendet ließ, wurde von diesem mit so gutem Erfolg beendigt, daß selbst Kenner keinen Unterschied finden können. In Genua in der Kirche alla Nunziata findet man von ihm wohl ausgeführte Werke sowol in Öl als Fresko. Seine meisten Malereien trifft man in Savoyen, weil er später in die Dienste des Herzogs trat. Er starb im J. 1659.

Bernardo C., Sohn des Giuseppe, blühte um 1670, war Bildhauer und Maler. In Genua verfertigte er für die Kirche del Gesù eine Statue der Maria Magdalena, und für die Kapelle St. Stefano eine Statue dieses Heiligen. Geschickt, alle Gattungen der Malerei zu behandeln, erhielt er einen Ruf an den kaiserl. Hof nach Wien, wo er viele Werke ausführte. Daselbst starb er.

Tommaso C., zweiter Sohn Giuseppe's und dessen Schüler. Als geschickter Bildhauer, wurde er nach Turin berufen. Nach seinem daselbst erfolgten Tode ließ

ihm der Herzog ein Grabmal mit seinem Bildniß errichten. In Genua in der Kirche del Gesù befinden sich zwei Engel in Marmor von seiner Hand; in der Kirche St. Ciro in der Kapelle St. Maria delle Grazie ein Basrelief.

Giovanni Andrea C., Sohn Battista's, widmete sich der Malerei, und wählte sich zu seinen Mustern Tizian, Veronese und Tintoret. Er reiste viel in Italien und arbeitete einige Zeit in Perugia, wo man unter andern Werken in der Kirche Gesù die Geschichte des Josua von ihm findet, wie auch an dem Gewölbe der Decke des h. Herkulanus, eine Darstellung des Apostel Paulus. An diesem Orte errichtete er auch eine Malerschule, ging aber endlich nach Rom, und starb in seinem Vaterlande 1697.

Diego C., geb. zu Scaria im Thale Intetri in der Grafschaft Como 1674, wurde von seinem Vater in der Bildhauerkunst unterrichtet, und vervollkomnete sich vorzüglich in Rom. Er war reich und, gleich fertig an Ideen, besaß er eine große Fertigkeit den Meißel geschickt zu führen, und galt für einen der vorzüglichen Meister. Man findet jedoch nur zwei bedeutende Werke von ihm in Italien; das eine in der Kirche von Carignano, und das andere in der Pfarrkirche von Scaria, welches Letztere aus mehr als 40 Figuren besteht. Reicher an Bildhauerarbeiten von ihm ist Teutschland, wohin er sich später begab; denn er arbeitete für den Herzog von Wirtemberg, den Markgraf von Ansbach, den Fürstabt zu Elwangen, den Abt von Larnbach und Weingarten und viele Andere. Eines seiner schönsten Werke befindet sich in der fürstlichen Abteikirche zu Maria Einsiedeln in der Schweiz. Er starb in seinem Geburtsorte 1750.

Carlo C., ein Bruder des Vorhergehenden, geb. 1686. Schon früh brachte ihn sein Vater nach Teutschland, damit der Knabe die teutsche Sprache lernen sollte, und unterrichtete ihn zugleich in der Bildhauerkunst. Der Sohn aber neigte sich mehr zu der Malerei hin, und deßhalb gab ihn in seinem 12. Jahre sein Vater in den Unterricht des Giulio Qualio, eines Malers von Ruf. Bald gelangte er unter der guten Anleitung des Lehrers dahin, daß er nach Venedig gehen konte, um in der Akademie das Nackte zu studiren; nach vierjährigem Aufenthalt daselbst begab er sich nach Rom, und wählte nächst den frühern Musterwerken Trevisani, wegen seines reizenden Colorits zum Vorbilde. In seinem 32. Jahre ging er nach Teutschland und zeigte sich zuerst in gelungenen Versuchen in Fresko, am Hofe zu Passau. Auf diese Arbeiten folgten größere Unternehmungen; wie das große Altarblatt für die dortige Jesuiterkirche. Nachdem er in Linz den großen Rathssal gemalt hatte, folgte er dem Rufe des Prinzen Eugen von Savoyen, nach Wien, wo er während eines Aufenthalts von 10 Jahren viele Werke ausführte *). Auch Italien ist reich an Kunsterzeugnissen von ihm. Die Pfarrkirche seines Geburtsorts, malte er auf eigne Kosten, und diese Malerei, welche das Leben der heiligen Jungfrau darstellt, soll zu den vorzüglichsten gehören. Seine letzten Arbeiten führte er zu la Cima in der Pfarrkirche aus, zwei Decken und zwei andere große Gemälde in Fresko; aber hier fühlte er schon die Abnahme seiner Kräfte. Er starb im J. 1775. In seinem Stil kann man drei verschiedne Perioden annehmen, die aber nicht eine Veränderung der Manier, sondern vielmehr ein Fortschreiten in seiner Kunst bezeichnen; denn anfangs ist er etwas gesucht und matt, hernach lebhafter und geistvoller, und endlich zeigt er sich stark, kühn und frei. Seine Erfindungen sind reich, leicht, verständig gewählt, und er besaß die Gabe, Alles harmonisch zu verbinden.

Marco C., um 1750 zu Rom geboren, beschäftigte sich mehr mit Kupferstechen. Er lieferte eine Folge von 60 Blättern in sehr gr. qu. fol., welche die antiken Freskogemälde der Bäder des Titus darstellen; ferner die antiken Gemälde der Bäder Konstantins; diese kamen zu Rom 1780 in 12 Blättern heraus. (*Weise.*)

CARLOPAGO, Militär-Communität und Seehafen in der östreichischen Militärgränze im karlstädter Generalat. Diese, früher Serissia oder Bogh genante Seestadt, liegt ganz von kahlen Steinklippen umgeben, in einer öden, unfruchtbaren Gegend am Strande des adriatischen Meers im Bezirke des Likkaner Regiments. Sie zählt 192 Häuser und ungefähr 1000 Einw., welche sich größtentheils vom Handel nähren, dessen vorzüglichste Gegenstände, Wein, Honig und Wachs sind. Die Stadt hat ihren eigenen Magistrat, welcher dem karlstädter warasdiner Generalkommando untergeordnet ist, ein Militärkommando, Hafen- u. Sanitäts-, dann ein Salz- u. Weindazamt. Die Einw. sind beinahe durchgehends katholisch. Außer der katholischen Pfarrkirche befindet sich hier auch ein Kapuzinerkloster. An Bildungsanstalten hat die Stadt eine Normal- und eine Mädchenschule. Auch ist hier eine Brief-Collectur. (*Benigni.*)

CARLOS (S.), 1) Stadt in der Prov. Caracas in Südamerika (9° 20′ B.), am Fluß Aguire, der in den Apure fällt, mit 15,000 Einw., Viehzucht, Mais- und Kaffeebau, Handel mit Kolonialwaren. — 2) Stadt im Rio de la Plata, Buenos Ayres gegenüber, in Südamerika, zu der Banda Oriental gehörig, am nördlichen Ufer des Rio de la Plata. — 3) Dorf an der Küste der Insel Chiloe, bei der Prov. Chile in Südamerika (303° 46′ 8″ östl. L. 41° 51′ 50″ südl. Br.), mit 200 hölzernen Häus., einem Fort und Hafen, aus dem allein die Inseln ihre Produkte ausführen, und der jährlich von 3—4 Schiffen von Callao besucht wird. (*Stein.*) — 4) Kleine Festung im Distr. Matagalpa der Guatemala Prov. Nicaragua am S. Juan und 8 Meilen von dessen Ausflusse in das Antillenmeer, ein Parallelogramm mit 4 Bastionen und deßhalb merkwürdig, weil sie den S. Juan oder den Abfluß des großen See Nicaragua beherrscht. — 5) **S. Carlos de Matanzas**, Villa auf der Nordküste der spanischen Insel Cuba 23° 3′ nördl. Br. 296° 11′ L. an der gleichn. Bai, mit 7300 Einw., einem guten Hafen, den ein Fort deckt, und hinter welchem ein zuckerhutförmiger Berg, der Pan de Matanzas aufsteigt, und einigem Handel. Sie ist der Hauptort eines Partido. — 6) **S. Carlos de Monterey**, ein Presidio und die jetzige Hauptstadt des mexik. Stats California an der

*) S. Füeßli's Gesch. der besten Künstler in der Schweiz, Th. 4. Anhang. S. 224.

Bahia de los Pinos des Australozeans Br. 36° 36′ L. 255° 48′ 52″, in welchem bisher der Militärkommandant von California la nueva den Sitz hatte. Das dazu gehörige Missionsdorf liegt 1¼ Meile davon entfernt, am Flusse S. Felipe, ist 1770 angelegt und zählte nach v. Humbold 700 Einw. An der Bai, die guten Ackergrund darbietet, findet man schöne Halioten. (*Hassel.*)

Carlos (S.), an der Bai von Alfaques, auch Alfaques genant, s. A. — S. Carlos, Vorort der Isla de Leon, s. dieses.

CARLOTTA (12° 44′ 40″ L. 37° 31′ 41″ B.), regelmäßig gebaute Villa in der spanischen Prov. Jaen, mit 900 Einw. und einer Glashütte. Sie gehört zu den vom Grafen Olavides 1767 in der Sierra Morena angelegten Kolonien von Fremdlingen, die später nach dem politischen Falle des Stifters andre Einwohner erhielten. (*Stein.*)

CARLOW, auch wol CATHERLOGH, 1) Grafschaft des Königreichs Ireland und der Provinz Leinster, von 10° 30′ bis 11° 7′ östl. L. und 52° 27′ bis 52° 54′ nördl. Br., im N. an Kildare und Wicklow, im O. und S. an Werford, im W. an Kilkenny und Queens gränzend, und 13,°° □Meilen groß. Die Oberfläche ist gewellet, bloß auf der Gränze von Werford und am westl. Ufer des Barrow stoßen einige unbedeutende Hügel, die kaum den Namen von Bergen verdienen, auf; der Rest des Landes besteht aus guten Ackerfeldern, aus vorzüglichen Weiden, aber auch abwechselnd aus Morästen und Haiden, die noch immer nicht gehörig benutzt werden. Der schiffbare Barrow und der Slaney, die sich beide nach Werford wenden, sind die beiden Hauptflüsse, sonst gibt es noch viele geringere Flüßchen und Bäche. Das Klima ist gemäßigt und gesund, die Vegetation stets frisch und blühend. Der Ackerbau macht den Hauptgegenstand der Landwirthschaft aus: man bestellt die Felder vorzüglich mit Weizen, Gerste, Kartoffeln und Flachs, und hält die reichlichsten Ernten; indeß würden diese doch immer noch weit reichlicher ausfallen müssen, wenn die Pächter freiern Spielraum zur Betreibung ihres Geschäfts behielten und nicht überall so gedrückt würden; Hornvieh und Schafe werden in Menge gehalten, und die Butter, die hier gemacht wird, gilt für die schmackhafteste in Ireland. Auf Ackerbau und Viehstand beruhet aber auch der ganze Wohlstand der Provinz; sie hat weiter nichts als Korn und Viehprodukte, die sie auch zur Ausfuhr bringt, sonst aber an Allem, außer etwa Fischen, Kleinwild und Kalk, Mangel und keine Art von Kunstfleiß, auch keine eigentliche Handelsstadt, doch lebhafte Märkte. Die Volkszahl belief sich 1821 auf 81,395 Köpfe, die in 1 Borough, 3 Marktflecken, 50 Kirchspielen und etwa 13,000 Häus. wohnen, und zu ⅘ Katholiken sind. Die Provinz sendet 2 Dep. zum brit. Parliamente und zerfällt in 5 Baronien. Die Hauptstadt ist 2) der gleichn. Borough, welcher unter 52° 49′ Br. und 10° 41′ L. sehr angenehm am Barrow belegen ist, und 1 Deput. zum britischen Parl. sendet. Er besteht nur aus einer langen Hauptstraße, die von 2 andern rechtwinkelig durchschnitten ist, hat 1 alte ehrwürdige Kirche, 1 Rathhaus, 1 Markthaus, 1 Gefängniß, 1 Kavalleriekaserne, 1 kathol. Seminar mit einer dazu gehörigen Kapelle, über 1200 Häus. und 6575 Einw., die Wollenzeugweberei, Krämerei und Handel unterhalten: vorzüglich wird von hier eine große Menge Korn, Mehl und Butter verschickt, und mit Steinkohlen, die auf dem Barrow aus Kilkenny kommen, ein starker Verkehr getrieben. Auf einer Anhöhe am Flusse stand vormals ein starkes Kastell, das lange Zeit für eine der besten Festungen dieser Gegend galt, aber jetzt ganz verfallen ist. (*Hassel.*)

Carlowitz (von), s. am Ende d. Buchst.

CARLOWIZIA, nante Mönch zum Andenken des Joh. Karl von Carlowitz (Verf. einer natürlichen Anweisung zur wilden Baumzucht Leipz. 1715.) eine Pflanzen-Gattung, die man sonst zum Carthamus gezogen, deren Charakter aber sich merklich unterscheidet. Die Kelchschuppen sind nämlich dornig, von Bracteen umgeben. Die Spreublättchen des Fruchtbodens sind geschlitzt. Die Samenkrone ist ungestielt und gefiedert: die Samen zottig. Die einzige bekante Art: Carlowizia salicifolia wächst auf Madera. (*Sprengel.*)

CARLSCRONA [1]), der Hafen der schwedischen großen Kriegsflotte (die kleine oder Scherenflotte ist an andern Orten stationirt), angelegt 1680, von König Karl XI., auf 5 durch Brücken verbundenen Inseln, an der Küste der schwedischen Provinz Blekingen, die, weil der Landshöfding über Blekingen in Carlscrona seinen Sitz hat, auch Carlscrona-Län genant wird. — Im Jahr 1815 mit 11,428 Einwohnern (und den Stadt- und Admiralitätsgemeinden, mit Ausschluß der Gefangenen).

Eine von Epheu umrankte Steinmauer scheidet die Stadt vom Admiralitätsbezirk mit Hafen, Werften, Docken und sonstigen Anstalten. Im Hafen, einem der bequemsten und sichersten Kriegshäfen Europa's, liegen an einer fast 1500 Fuß langen Brücke, die Kriegsschiffe. Vorn liegen die Inseln Aspö und Tjurkö, zwischen welche der durch Schanzen beschützte Haupteinlauf in den Hafen führt. Außerdem ist im Westen ein Einlauf für Fregatten, Arpösund, und im Osten ein Einlauf für kleine Fahrzeuge und Böte, Skällesund genant. Vom Hafen führt eine hängende Brücke zur Felseninsel Lindholmen, einer der vorzüglichsten Schutzwehren des Hafens, mit der alten Docke, einem in Felsen gesprengten Bassin, 80 Fuß tief und über 200 Fuß lang, in welches und aus welchem die Schiffe durch eine mit 2 großen Schleusenthüren versehene Öffnung ein- und ausfließen; Pumpenwerke zapfen das Wasser ein und ab; die alte Docke ward unter Karl XII. 1716 begonnen, von Polhem gebauet und 1724 von Karl Sheldon und Thunberg vervollkomnet. In der Nähe der alten Docke trifft man die Reiferbahn, über welche sich eine steinerne Pyramide als Seemerkzeichen erhebt, und mehre Marinegebäude. Der Platz, wo die alte Docke ist, nebst den Umgebungen, heißt das alte Werft (gamla varfoet). Man komt zur Ankerschmiede, wo Mörder und andere todeswürdige Verbrecher mit Schmieden von Bootsankern (Schiffsanker werden zu Lödersors bei Gefle geschmiedet) und mit anderer schwerer Arbeit, unter strenger Bewa-

1) Da die Schweden Carl — nicht Karl schreiben: so sind, wie oben Carlberg und Carleby diese Art. hier eingeschaltet worden, dahingegen die teutschen Namen Karl und die davon abgeleiteten unter K. zu suchen sind. (*H.*)

chung, beschäftiget werden; so oft man sie von einer Werkstätte in die andere führt, werden zwei und zwei an einander gekettet.

Westlich vom alten Werft liegt das neue Werft. Hier findet man die neue Docke mit mehren Abtheilungen; ein großes und herrliches Werk, welches unter Gustav III., 1775 der große Wasserbaumeister Thunberg begann [2]); die Schleusen sind noch größer und kunstvoller, als bei der alten Docke; Alles ist in Felsen gesprengt, oder aufgemauert.— In der Nähe der neuen Docke trifft man Törnström's Bildhauerwerkstätte, in welcher, nach Modellen, in Holz ausgehauen wird; ferner den Mastkrahn, wo, in einem Gebäude, die Masten in die unten liegenden Schiffe eingesetzt werden; von da bis zur Stadt eine Menge Materialhäuser und den von Chapman [3]) eingerichteten Modellensal, der die Modelle aller Arten schwedischer Kriegsfahrzeuge und Schiffe anderer europäischer und außereuropäischer Völker in ihrem verschiedenen Zustande, z. B. armirt und nichtarmirt ꝛc., Modelle von Gebäuden und Einrichtungen der Admiralität, — einem großen Theile nach von Chapman's Hand — enthält. Im unteren Geschoß des Modellensals wird alle Morgen, bevor die Arbeit begint, Betstunde gehalten. — Im Arsenal sind alle Arten von Seewaffen aufgestellt. Der Artilleriehof enthält allerlei Zerstörungswaffen; dort sind die Schiffskanonen aufgefahren; auch hat dort jedes Schiff seine Kammer, in welcher die zu demselben gehörigen Waffen aufbewahrt werden. Einige Magazine enthalten Bauholz, andere die zur Ausrüstung erfoderlichen Materialien.

Über das Kirchen- und Schulwesen der Admiralität führt das Admiralitäts-Consistorium, in dem ein eigener Admiralitäts-Suprintendent präsidirt, die Oberaufsicht; die Admiralitätsgemeinde zählt an 7000 Selen, aber ⅞ der Gemeinde sind arm. Die Kirche, ein großes, schönes, hölzernes Gebäude, ist mit Denkmälern und Inschriften zum Andenken verstorbener Seeoffiziere, geschmückt. Zu den Admiralitätsschulen gehören 1) die Schiffsknabenschule von 4 Klassen mit 1 Rektor und 4 Lehrern, eine Freischule, deren Schüler auch Kleidung und etwas Geld empfangen; 2) die Admiralitäts-Waisenschule mit 1 Lehrer und eine Admiralitätsarmenschule mit 1 Lehrer. Außer diesen gehören zum Schulbezirk des Consistoriums noch 2 Armenschulen und 1 Waisenschule; auch besteht in Carlscrona eine höhere Navigations- und eine Steuermannsschule. — Im Admiralitäts-Krankenhause werden mehre hundert Kranke verpflegt. Vor den Gefangenen hält ein besonderer Gefangenenprediger Gottesdienst.

2) Vgl. Essais de batir sous l'eau, faits à la construction du nouveau bassin à Carlscrona, par Mr. D. *Thunberg*, donnés au public par J. *Fellers*, à Stockholme 1776. 4. mit Kupfern in gr. Folio. Hier sind viele Erfindungen Thunbergs beschrieben. 3) Der Vice-Admiral Fred. Henr. af Chapman, ein durch ganz Europa berühmter Schiffsbaumeister, erwarb sich um sein Vaterland Schweden, unter Gustav III., durch eine von ihm erfundene, sehr verbesserte Bauart der Kriegsschiffe, große Verdienste. Im Modellensale ließ Karl, Herzog von Südermannland, Schwedens Großadmiral (nachheriger König Karl XIII.) Chapman's Büste von karrarischem Marmor errichten. Ein anderes Denkmal im Modellensal ist dem Flottenbaumeister Sheldon geweihet. Vgl. meine Reise durch Schweden ꝛc. Bd. 1. S. 127. 128.

Die Stadt hat ein sehr freundliches Äußere, breite, ungleiche, hier und da bergichte Straßen, und einen großen, aber ungepflasterten Markt (ein zweiter großer Markt ist der Admiralitätsmarkt). Mehre Häuser sind von Stein aufgeführt. Am Stadtmarkte liegen die beiden Stadtkirchen, die schwedische oder große Stadtkirche (storkyrka), und die teutsche Kirche, eine, seit dem Brande im J. 1790, der den größten Theil der Stadt verzehrte, doch den Admiralitätsbezirk verschonte, nachdem der Häredshöfding Ståhl eine schon brennende Brücke niedergehauen hatte, neuerbaute steinerne Rotunde, in deren Decke ein Fenster angebracht ist, welches aber durch erregtes starkes Echo das Predigen sehr erschwert. Der Pastor der teutschen Gemeinde ist Vicepräses des Admiralitäts-Consistoriums. Auch eine teutsche Schule mit 1 Rektor und 1 Collegen besteht. In der teutschen Kirche wird abwechselnd Teutsch und Schwedisch gepredigt; denn unter den Gemeindegliedern (im J. 1815. 1550) sind auch schwedische Familien. Die teutsche Gemeinde ward im J. 1639 gegründet. — Außer den genanten Schulanstalten besitzt die Stadt eine Trivialschule mit 1 Rektor und 2 Collegen. Zu der wohleingerichteten Armenpflege gehört ein Arbeitshaus mit Armenschule; auch Armenhäuser bestehen. Die Stadt ist in Armendistrikte getheilt, deren Vorsteher auch über das häusliche Leben und die Kindererziehung der Armen wachen. — Eine zweite Arbeitsanstalt besteht für überführte geringere Verbrecher, auch wol Vagabunder, in der Kaserne. — Die Freimaurer lassen eine Anzahl von Waisen in Familien erziehen. Das geräumige Freimaurerhaus dient auch als Gesellschaftslokale für die Honoratioren. In der Stadt befindet sich das Lazareth für das Län, und ein Hospital für Irre und arme Kranke aus der Bürgerschaft. Das Brunnenwasser der Stadt ist mehr oder weniger salzig; gutes Trinkwasser holt man aus 2 Brunnen außerhalb der Stadt und aus einer Quelle zu Lyckeby, ¼ M. von Carlscrona; die schlechten Stadtbrunnen erzeugen, zumal in trockenen Sommern, nicht selten Faulfieber. Die Garnison der auch von der Landseite, wo sie nur Einen Zugang hat, wohlbefestigten Stadt bilden zwei geworbene See-Artillerie-Bataillons. — In der Admiralitätsbuchdruckerei erscheint 1 Wochenblatt. Die Direktion der Landhaushaltungsgesellschaft für Blekingen hat in Carlscrona ihren Sitz. Auch bestehen eine Bibelgesellschaft (seit 1819), besonders für die Admiralität und eine musikalische Gesellschaft. Die Herrnhuter haben in Carlscrona eine Societät. Juden findet man daselbst nur bis zu einer bestimten Familienzahl; sie haben aber keine Synagoge (Synagogen trifft man nur in Stockholm, Götheborg und Norrköping, wo allein, außer in ein Paar neu angelegten Flecken in Wermeland, Juden in Schweden wohnen dürfen). — Die Admiralität gewährt den Bürgern den ansehnlichsten Nahrungszweig; der Handel ist unbedeutend. (*v. Schubert.*)

Carlsdal, s. Carlskoga.

CARLSHAMN, eine Stapelstadt an der Küste der schwedischen Provinz Blekingen, in der 2ten Hälfte des 17. Jahrh. gegründet, mit 2 Kirchen, hölzernen, aber zum Theil großen und schönen Häusern, und (im J. 1815)

3777 Einw.; rings von Felsen umgeben; eine der beiden Kirchen ist Hospitalkirche; das Hospital daneben dient zur Wohnung für Arme. Die Stadt hat eine Trivialschule und mehre Armenschulen; auch ein trefflich eingerichtetes Armen-, Arbeits- und Correktionshaus. Der Seehandel ist nicht unbedeutend (1811—1813 war er in höchster Blüthe); der Hafen ist vorzüglich sicher; ein kleines Werft ist vorhanden; auch gibt es einige Fabriken, z. B. eine Segeltuchfabrik. Die Betriebsamkeit des unweit der Stadt zu Gustafsborg, einem schön gelegenen Landgute, wohnenden Kommerzienrath Duwell hat der Stadt manche Nahrungszweige eröffnet. — Am Meergestade, unweit Carlshamn befindet sich ein Gesundbrunnen nebst Brunnenhause. Auf einer nahen Insel, Frisholmen, sind Festungswerke errichtet; vor der kleinen Artillerie-Besatzung wird, nachdem die frühere Kirche dort nicht mehr besteht, zuweilen von der Geistlichkeit der Stadt gepredigt.

Einige Meilen landeinwärts von Carlshamn liegt das Gut Holje, welches in neuester Zeit durch die mannichfaltigen Fabriken des gegenwärtigen betriebsamen Besitzers, Oberst von Dannfelt, bekant geworden ist. (*v. Schubert.*)

CARLSKOGA, ein etwa 5 Quadratmeilen enthaltender Bergwerksdistrikt in der schwedischen Provinz Wermeland, jedoch nicht zum wermeländischen Län Carlstad, sondern zu Nerike's Län Örebro gehörig. In kirchlicher Hinsicht ist Carlskoga ein Theil des Stifts Carlstad und bildet das Pastorat Carlskoga mit den Kirchen Carlskoga, Bjurkärn und der Bruks (Bergwerks) Kirche Carlsdal (einer ansehnlichen Eisengießerei am Soastelf). Im J. 1815 betrug die Selenzahl des Pastorats 6204. (*v. Schubert.*)

CARLSÖ stora (große) und lilla (kleine) Carlsö (Karlsinsel), an der westlichen Küste der schwedischen Insel Gottland; nackte Felsen, einst mit Marmorbrüchen (nach Tuneld). (*v. Schubert.*)

CARLSTAD, Hauptstadt der schwedischen Provinz Wermeland, im J. 1815 mit 2373 Einw., auf der Insel Tingwallaö im Flusse Clara (Clara-Elf) unweit der Mündung desselben und dem Landsee Wenern; schöne Brücken aus gehauenen Steinen führen über den Fluß. Die Stadt ward nach ihrem Stifter, dem Herzog Karl, nachherigem König Karl IX. von Schweden, welcher ihr 1584 städtische Privilegien verlieh, benant. Sie schließt mehre schöne Gebäude und merkwürdige Anstalten in sich. Der auf einem Felsen ruhende Dom, 70 Ellen lang und 28 Ellen breit, ward in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (1730) durch den Sachsen Haller erbauet; die größte Merkwürdigkeit des Doms ist das mächtige Gewölbe der Kuppel, welches von keinen Säulen getragen wird; das Innere des Doms ist einfach und schön. Der Begräbnißplatz liegt außerhalb der Stadt. Carlstad ist Sitz des Bischofs und Consistoriums über Carlstads Stift, welches die Provinzen Wermeland und Delsland und einen kleinen Theil des Län Örebro oder Nerike mit 11 Propsteien, 40 Pastoraten und 129 Kirchen, wovon 64 in Wärmeland, begreift; Sitz des Landshöfdings über Carlstads Län (Wermeland f. Wermeland); Sitz der Bibelgesellschaft des Stifts und einer Frauenzimmerbibelgesellschaft; Sitz der Direktion der Landhaushaltungsgesellschaft des Län. Auch trifft man in Carlstad ein Gymnasium mit 2 Zirkeln und 6 Lectoren, und eine Trivialschule mit 5 Klassen und 8 Lehrern; beide Schulen haben ihr Lokale in einem stattlichen steinernen Gebäude, in dessen oberstem Stock auch ein Observatorium angelegt ist; das Gymnasium hat eine nicht unbedeutende Bibliothek, in welcher Fryxell's Samlung der von Wermeländern herausgegebenen Schriften besonders merkwürdig ist. — Ferner bestehen: ein Hospital, welches heilbare Wahnsinnige und, in einem besondern Gebäude, Kranke aufnimt, ein ansehnliches Rathhaus, — seit 1812 eine Arbeits- und Correctionsanstalt, an der aber keine Gemeinde der Provinz Theil nimt, die das Betteln duldet: (die nachahmenswerthen Statuten sind im J. 1812 in der Buchdruckerei zu Carlstad gedruckt worden); eine vorzügliche Armenpflege, eine Armenschule; eine Sparkasse; eine Schottische und eine St. Johannis-Freimaurerloge; seit Kurzem auch eine Buchhandlung. Die Stadt treibt einigen Handel; jährlich verschifft sie an 40,000 Schiffpfund Stangeneisen. Carlstad bildet eine Gemeinde, deren Pastor der Bischof ist; zur Stadtgemeinde gehört auch eine Landgemeinde. — Die meisten Häuser sind von Holz. Im Julius wird in Carlstad ein großer Jahrmarkt, die berühmte Pährsmässa, gehalten, wo dann auch Wermelands musikalische Gesellschaft zusammentritt; schon in den ältesten Zeiten war auf der Insel Tingwallaö Marktplatz. — Fabriken gibt es jetzt nicht. (*v. Schubert.*)

CARLSTEN, eine Feste auf einem hohen Felsen an der der Küste der schwed. Provinz Bohus, unweit der Stadt Marstrand, f. Marstrand. (*v. Schubert.*)

CARLSVARD, ein vorzüglicher Hafen mit Fort auf schwedischen Insel Gottland (nach Tuneld). *v. Schubert.*)

CARLTONHOUSE, eine Faktorei der Hudsonsbaigesellschaft im westlichen Binnenlande Nordamerika's, nach Franklin etwa ½ engl. Meile vom Sarkatschawan unter 52° 50′ 47″ Br. und 271° 22′ L. belegen. Sie gehört zu den Lebensmittelposten, liefert Korn, Kartoffeln, vieles Pemenincan (eine Mischung von Fleisch und Fett und ein Hauptnahrungsmittel der Pelzhändler in diesen öden Gegenden) und auch etwas Pelzwerk, das die Steinindianer oder Assiribolen bringen. (*Hassel.*)

CARLUDOVICA, nanten Ruiz und Pavon auf fehlerhafte Art nach dem König von Spanien und seiner Gemalin eine Pflanzen-Gattung, welche unter diesem Namen auch noch Kunth aufführt, obgleich Willdenow dieselbe schon früher nach dem würdigen Fürsten zu Salm-Dyk Salmia genant hatte. Unter dem letzteren Namen muß sie auch in diesem Werke vorkommen. (*Sprengel.*)

CARLYLE (Joseph Dacre), ein gelehrter englischer Orientalist, geb. 1759 zu Carlisle in der Landschaft Cumberland, wo sein Vater ausübender Arzt war. Er studirte zu Cambridge, wurde daselbst 1794, nachdem er vorher Prediger in seiner Vaterstadt gewesen war, Professor der arabischen Sprache, begleitete 1799 den Lord Elgie, als dieser den Gesandtschaftsposten bei der ottomanischen Pforte übernahm, nach Konstantinopel, bereiste von da Kleinasien, Ägypten, Syrien, Palästina und Griechenland, und kam im September 1801, nachdem er zuvor noch die beträchtlichsten Theile von Italien besehen

hatte, mit Kentnissen, Manuscripten und Alterthümern bereichert, in sein Vaterland zurück. Bald nach seiner Rückkunft erhielt er eine Pfarrstelle in Newcastle an der Tym, und starb den 12. April 1804. Man verdankt ihm die Bekantmachung einer vorher ungedruckten, viel Neues enthaltenden ägyptischen Chronik mit einer lateinischen Übersetzung und gelehrten Anmerkungen: Maurad Allatofat Jemaleddini filii Togri Bardii hist. Aegypt., seu rerum aegyptiacarum annales, ab anno Christi 971 usque ad ann. 1453. Cantabr. 1792. 4.; und eines auf Kosten der Universität mit großer Pracht gedruckten Specimen of arabian poetry, from the earliest time to the extinction of the khalifat, whit some account of the authors (arab. and engl.) Cambr. 1796. 4. Der Zweck dieses Werkes ist, Proben aus den Schriften der vornehmsten arabischen Dichter zu geben, welche eine Geschichte der arabischen Dichtkunst und Literatur während der glänzendsten Periode des arabischen Reiches bilden. Die beigefügten biographischen Notizen sind vortrefflich geschrieben und äußerst unterhaltend. Großen Antheil hatte er an der, auf Kosten der londoner Bibelgesellschaft, zu Oxford gedruckten arabischen Bibel, welche unter den Mohamedanern in Afrika unentgeldlich vertheilt werden sollte; er erlebte aber die Vollendung derselben nicht *). (*Baur.*)

CARMAGNOLA, eine bedeutende Stadt des Fürstenth. Piemont, an einem Nebenflusse des Po gelegen, ummauert, mit zwei Vorstädten, 5 Pfarrkirchen, mehren Klöstern und einem Hospital. Die Zahl der Einw., die sich größtentheils durch den Handel mit Seide und Leinwand ernähren, beträgt gegen 12,000. Der Seidenmarkt von Carmagnola ist der wichtigste in ganz Piemont und bestimt den Preis der Seide für die ganze Umgegend. Der berühmte unglückliche venezianische Feldherr Francesko Bussone ist aus dieser Stadt gebürtig, von welcher er auch gewöhnlich benant wird. (*W. Müller.*)

CARMAGNOLE. Ob dieser französische, mit Tanz begleitete Revolutionsgesang, der zur Zeit des Veto erschien, und dazu diente, den Pöbel zur Wuth aufzureizen, von der eben angeführten Stadt, oder, wie Manche behaupten, von einem wüthigen Weibe dieses Namens zu Paris herrührte, welches, lächerlich genug, für den Fall des Untergangs der Freiheit, Paris zu verbrennen drohte, scheint noch nicht ausgemacht; desto bekanter sind die Wirkungen dieses Gesangs bei verschiedenen Gelegenheiten. Doch scheint er die Zeit der Blutscenen der Revolution nicht überlebt zu haben. (*H.*)

CARMEAUX, Dorf im Bezirk Alby des französ. Departement Tarn am Caron, hat 849 Einw., und 1 Glashütte, die schönes grünes Glas verfertigt. In der Umgegend findet man Steinkohlen, die gebauet werden, Malachit und gute Faianzeerde. (*Hassel.*)

CARMENAE, bei den Römern Göttinnen, die bei der Geburt des Menschen sein Schicksal bestimmen, wahrscheinlich einerlei mit Camenae. (*Ricklefs.*)

*) (Hüttners) englische Miscellen 9. Bd. 3. St. und aus diesen im Journal für Pred. 44. Bd. 320. Biogr. univ. T. VII. (von Pillot).

CARMENTA, auch CARMENTIS, eine prophetische Nymphe aus Arkadien [1]), die von Hermes den Evander — s. Evandros — geboren, und die griechischen Buchstaben in die lateinischen umgewandelt haben soll [2]). Da der Begründer des römischen States seine Niederlassung auf dem Palatinus mit der des Evander verschmolz: so war es wol sehr natürlich, daß man auch diesen in der Sage verherrlichte, ihn zum Göttersohn und die Mutter zur weissagenden Nymphe machte. Sie ließ man dem Herakles seine Vergötterung und seine Verehrung auf der Stätte, wo Evander weilte, und sich künftig ein mächtiges Reich erheben würde, verkünden [3]). Ihr weihete man einen Altar, und benante nach ihr das carmentalische Thor [4]), und in der Folge erbaueten ihr die römischen Matronen einen kleinen Tempel in der 8ten Region, der einen besonderen Opferpriester hatte [5]). Ihr zu Ehren feierte man jährlich am 11. Januar die Carmentalien, und empfahl ihr bei der Wiederholung des Festes am 15ten desselben die glückliche Fortpflanzung des römischen Volks [6]). Evander brachte, wie es scheint, eigentlich zwei prophetische Göttinnen — Carmentes, oder Camesenae, Camenae genant — mit nach Italien, welche Prosa, Porrima oder Antevorta und Postvorta hießen, Vergangenheit und Zukunft enthüllten, und als Schicksal verkündende Parzen bei der Geburt der Kinder beschäftigt waren [7]). Bei der weiteren Ausbildung dieser Vorstellung ward Antevorta die Göttin glücklicher Geburt, die dem Kinde die richtige Lage gab; Postvorta hingegen die Göttin schwerer Geburten durch verkehrte Lage des Kindes. Letztere bildete man zuerst als eine aus einem Cylinder hervortretende Büste; nachher bei größerer Ausbildung der Kunst als eine Matrone mit knapp anschließendem Gewande [8]). (*Ricklefs.*)

CARMER (J. H. Cas. Freihr. v.), s. am Ende d. Buchst.

CARMIGNANO, ein durch seinen vorzüglichen Weinbau merkwürdiger Flecken des Großherzogthums Toskana, zum Vicariat Prato gehörig. (*W. Müller.*)

CARMIN, nante man vormals nur den rothen Carmin, jene äußerst feine, schönrothe Lackfarbe aus der Cochenille rc. bereitet. Nachher gab man diesen Namen auch andern zarten Lackfarben, und so gibt es jetzt blaue, braune, schwarze rc. Carmin's, (s. diese Farben). — Der rothe oder eigentliche Carmin wird gewöhnlich aus der Cochenille gezogen, wiewol sich aus dem Lack-dye (s. diesen Artikel), ein wohlfeilerer, schönerer und haltbarerer darstellen läßt. Das Verfahren dabei wird von den Fabrikanten sehr geheim gehalten, und ist sehr verschieden [1]). Zur Bereitung des gemeinen Car-

1) *Aen.* VIII, 339; *Ovid. Fast.* I, 470 ff.; *Dion. Hal.* I, 3; *Liv.* I, 7. 2) *Hyg.* Fr. 277. 3) *Liv.* I, 7. 4) *Aen.* VIII, 337, 38; *Serv.* in h. l. 5) *Fast.* I, 629 ff. 6) *Varr.* de L. L. V, 3. 7) *Fast.* I, 633; *Gell.* XVI, 16; *Macrob.* I, 7. 8) Vgl. Böttigers Ilithyia S. 47.

1) Die Weirels'sche Bereitungsart ist bis jetzt noch Geheimniß; über d. übrigen Methoden s. Pelletier und Caventou i. d. Mém. à l'Inst. de France 1818, teutsch in Dingler's Mag. f. d. Druck-, Färbe- u. Bleichkunde I. S. 235. rc. vgl. Gilli's technic. reposit. Dec. 1823. S. 425. Jan. 1824

mins koche man 16 Loth fein zerriebene Cochenille und 1 Lth. gereinigte Potasche mit 8 Pfd. destill. Wassers in einem zinnernen Kessel. Nachdem das Ganze unter beständigem Umrühren mit einem tännenen Spatel eine halbe Viertelstunde lang gelinde aufgewallt, setze man eine klare, heiße Auflösung von 1½ Loth röm. Alaun, dessen Stelle auch saure oxalsaure Potasche, oder hydrochlorinsaur. Zinn vertreten kann, zu, und bringe einige Minuten darauf den Kessel vom Feuer an einen kühlen Ort. Wenn sich nach etwa einer Stunde alles Pulver gesetzt hat, so schöpfe man die klare Farbenbrühe mit einem Löffel sachte ab, seihe sie durch Nesseltuch in einen andern Kessel, stelle diesen über das Feuer, und setze in Wasser aufgelöste Hausenblase zu, die man durch ein Sieb laufen läßt. So wie die Flüssigkeit zu sieden anfängt, sieht man den Carmin sich, als ein Gerinnsel, auf der Oberfläche des Bades bilden. Der Kessel wird nun vom Feuer genommen, und das Bad mit einem hölzernen Spatel gerührt. In 15—20 Minuten fällt der Carmin zu Boden, die Flüssigkeit wird abgeseiht, und der mit kaltem destill. Wasser ausgewaschene Niederschlag auf einem sehr feinen Siebe, oder auf einem fließpapiernen Filter getrocknet. Feiner und brennend rother wird er durch Zusatz von Antour, einer sehr bleichen Zimmetrinde a. d. Levante, und von Chouan ebendaher, einem kleinen grüngelblichen Samen.— Einen schön dunkelrothen kräftigen Carmin gibt auch der durch Zinnschlackenwasser gemachte Niederschlag einer Farbenbrühe aus reinem Kleienwasser und Cochenillpulver. — Eine andere feine Sorte ist zu Paris unter dem Namen **englischer Carmin** bekant, eine dritte, superfeine heißt **Carmin der Madame Cenette**, oder **amsterdamer Carmin**, eine vierte ist der **chinesische Carmin**, eine fünfte der **Alyon'sche** rc. (s. oben **Hänle** a. a. O.). — Man braucht den rothen Carmin nicht bloß in der Wasser-, Öl-, Miniatur-, Pastell-, Wangen- u. a. Malerei, sondern auch zur Verfertigung künstlicher Blumen, in Zuckerbäckereien und Apotheken. Wo man ihn als flüssige Farbe anwendet, muß er in Ammonium aufgelöst werden, dessen Überschuß man nach und nach verdunsten läßt. In absolut. Alkohol aufgelöst, gibt er einen schönrothen Firniß zum Anstrich der rothen Folie. Guter Carmin muß ganz rein und so zart ausfallen, daß man ihn kaum zwischen den Fingern fühlt, die schönste hochrothe, brennende Farbe zeigen, in reinem Wasser sich lange schwebend erhalten, und schwer setzen, aber endlich darin sich ganz ohne Niederschlag auflösen, und auch in ganz kleinen Portionen vieles Wasser schön und bleibend röthen. Der beste kam sonst aus Neuspanien über Cadix in den Handel. Auch der holländische ist eine gute Sorte [2]).

Verfälscht: 1) mit Recou oder Orlean, schielt er etwas ins Orangegelbe; 2) mit florentiner Lack, wenn er in reinem Wasser nach einiger Zeit zu Boden fällt, während dieses etwas von seiner vorigen Farbe verliert; 3 mit Zinnober, der sich aber bei der Sublimation des Ganzen verflüchtigt, und den reinen Carmin allein zurück läßt. Auch fällt der mit Zinnober oder Mennige verfälschte Carmin mehr ponceauroth aus; 4) mit Fernambuck, wenn ein Absud von dergleichen Carmin in einem mit Schwefeldampf gefüllten Glase, statt schönhochroth, blässer oder ganz wasserhell wird. — Die damit vermengten Salztheilchen krystallisiren sich mit der Zeit heraus, und machen nicht nur die Farbe unscheinbar, sondern verzögern auch deren Trocknen in der Ölmalerei. Von Staub, Asche u. a. Unreinigkeiten wird seine Farbe schmuziger, und der Unrath sinkt zum Theil in der Auflösung zu Boden.

Aus dem Carmin bereitet man das **Carminroth**, Rouge de Paris ou de Carmin, die vorzüglichste Rothschminke, indem man denselben mit doppelt soviel fein zerriebenem Talke vermengt [3]) (vgl. Rothfarben).

Das wohlfeilere **Schminkroth** (Rouge ordinaire), ein schönes Pigment, wird bereitet, indem man 2 Loth Cochenillepulver mit einer noch warmen Lösung von 1 Pfd. Ätznatron in 4 Maß koch. Wassers gut zusammenrührt, die Flüssigkeit 10 Minuten lang sieden läßt, und, etwas abgekühlt, durch Linnen seiht. Mit diesem Cochenilldekokt vermischt man nun eine filtrirte Auflösung von 12 Loth reinen Rohalauns in 2 Maß Wasser, welches eine sehr schönrothe Farbenbrühe geben muß. Diese bringt man auf eine mit weißem Druckpapier belegte Leinwand, wäscht den hier zurückbleibenden rothen Lack mit Wasser aus, trocknet ihn im Schatten, und reibt ihn zu einem zarten Pulver.

Eine feine, gute **flüssige Rothschminke** gibt eine Auflösung des Conchenillpulvers in Rosenessig. Auch läßt sie sich wohlfeiler aus den von Weingeist aufgelösten Farbentheilen des Rosentuchs oder der Schminkfleckchen, mit Rosenwasser und etwas Citronensaft versetzt, bereiten [4]). (*Th. Schreger.*)

CARMINATIVA (Antiphysica, Physagoga), blähungtreibende Arzneimittel. Sie bilden keine eigene Klasse, weil die Blähungsbeschwerden wenigstens auf dreierlei Ursachen beruhen können, mithin nur auf eben so vielen Wegen sich heben lassen, nämlich: 1) Wenn ihnen Trägheit des Darmkanals zum Grunde liegt, palliativ durch gewürzhafte und ätherisch-ölige, oder durch geistige Mittel, und Kunstnaphthen, radical durch bittere, und durch Stahlmittel. 2) Bei Flatulenz von Säure im Darmkanale wirken säuretilgend, mithin auch blähungtreibend die Kalien und Erden. 3) Bei Blähungen von Krämpfen sind krampfstillende oder beruhigende Arzneimittel angezeigt. (*Th. Shreger.*)

CARMIS (Scarmis) (Mittl. Geogr.). Kleiner Gau der Landschaft Wabrien in Lothringen, im Osten der Maid, wahrscheinlich nur zum Theil des Dekanats Preny

---

S. 16, teutsch i. **Dingler's** polyt. Journ. 1824. XIII. 3. S. 353. rc. u. i. **Hänle's** Magaz. der Pharmacie 1824. Mai. S. 162. rc. 2) Vgl. **Wiegleb** i. **Demachy's** Laberant im Großen, teutsch Lpz. 1801. 8. S. 276. **Leonh. Hoffmanns** Farbenkunde S. 137, und meine Tabell. Übersicht der rohen und künstlich zubereiteten Farben. Nürnb. und Sulzb. 1805. 4. 150 — 200.

3) **Kallopistria** rc., von **Trommsdorff**. Erf. 1810. kl. 8. S. 194. rc. Mein kosmetisches Taschenb. f. Damen rc. Nürnb. 1811. S. 254. rc. Das **Schminkroth** a. **Carmin** in allen Abstufungen, s. Ebendas. S. 258; vgl. **Th. v. Grotthus** i. **Scherer's** nördl. Ann. d. Ch. IV. 1. 4) S. mein kosm. Taschenb. S. 257. 260. rc.

des touler Archidiakonats de Pont (Dep. der Maas). Wir haben nur wenige Nachrichten von ihm, und da die kirchliche Geographie, wenigstens in der spätern Gestaltung, die frühere kennen wir aber noch nicht, in diesen Gegenden auch nicht auszuhelfen scheint: so läßt sich über seinen Umfang nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit etwas vermuthen *). *Crollius* A. Acad. Theod. Palat. V. S. 222. und die dazu gehörige Karte (Karte von Lothringen). (*Delius.*)

CARMONA, 1) Ciudade und Hauptort einer von ihr benanten Tesoreria in der span. Prov. Valencia (11° 59′ 46″ L. 37° 28′ 1″ B.), auf einer Anhöhe, unter welcher der Carbones fließt. Sie war schon unter Cäsar eine römische Civitas, hat 12,685 Einw., ein in Trümmern liegendes Schloß, 7 Pfarrkirchen, 10 Klöster, 5 Hospitäler und Ölbau; die Gegend hat über 100 Ölmühlen. — 2) Villa in der span. Prov. und Partido Toledo, mit 2400 Einw. (*Stein.*)

CARMONA Cuv., dem Begleiter Löfling's, Carmona zu Ehren genant, ist eine Pflanzen-Gattung, welche von Ehretia sich bloß dadurch unterscheidet, daß die Frucht statt zwei, drei Kerne, jeden mit 2 Fächern enthält. Ich habe daher die einzige Art: C. *heterophylla* von den Philippinen, zu Ehretia gezogen. (*Sprengel.*)

CARMONTELLE, geb. zu Paris 1717, gest. das. 1806, ehemals Vorleser beim Herzog von Orleans und Anordner von dessen Festen, besaß zur Beförderung gesellschaftl. Vergnügungen ein ungemeines Talent, und hat dieses durch seine Proverbes dramatiques bewiesen, welche für spätere komische Dichter eine reiche Fundgrube geworden sind. Man hat zwei Samlungen derselben (1768. 6 Bde, worauf noch zwei folgten, und die nouveaux prov. dram. 1811. 2 Bde 8.). Das Verzeichniß der Stücke in der ersten Samlung findet man im Almanach des spectacles von 1774 — 76 und im Catalogue de la Vallière 2. part. N. 18285. Zugleich war C. ein geschickter Zeichner und Maler. Er hat die Bildnisse fast aller berühmten Personen aus seiner Zeit gemalt, und die, welche man vor dem Briefwechsel der Frau v. Deffant und Grimms sieht, sind nach den seinigen gezeichnet. Mit seltner Geschicklichkeit malte er Transparents, und es machte ihm Vergnügen, diese in dramatische Sprichwörter und seine dramatischen Sprichwörter in Transparents zu verwandeln. Außerdem schrieb er das Théatre de campagne (1775. 5. Bde 8.), einige Romane und die Conversations des gens du monde dans tous les temps de l'année. 1786. 8. (*H.*)

CARNA auch CARNEA, eine Göttin der Römer, die das Verschlossene öffnete (*Cardea* b. Augustin C. D. 4. 8. ist wol dieselbe, Göttin der Thürangeln, von cardo), und das Offene verschloß, und die edelsten Eingeweide der Menschen frisch und gesund erhielt. Als Nymphe gern mit der Jagd beschäftigt, meldet die Sage, lockte sie Viele durch ihre Schönheit an, täuschte aber Alle, sie in dickes Gehölz einladend, und sich dann hinter ihnen wegschleichend. Nur Janus überlistete sie, und erhob sie für erhaltene Gunst zur Göttin. Jährlich wurde ihr am 1. Julius auf dem Mons Cölius ein Fest gefeiert; das Junius Brutus gestiftet hatte *). Sie scheint ein Symbol der Fruchtbarkeit, die Janus, der Gott der Zeit, der Erde abzwingt, gewesen zu seyn. (*Ricklefs.*)

Carnascialeschi, Canti, s. am Ende des Buchst. C. und den Art. Fastnacht.

Carnates, s. Carnow.

Carnation, s. Farben.

CARNEIRO. Vier portugisische Adelige dieses Namens haben sich auf die eine oder andere Art einen Namen gemacht. Melchior C. aus Coimbra, war der erste Rektor des eben damals dort von den Jesuiten errichteten Collegiums. Der Stifter des Ordens beschied ihn nach Rom, wo Papst Julius II. ihn zum Bischof von Nicäa und Coadjutor des Patriarchen von Äthiopien ernante. Im J. 1555 ging er nach Goa, und suchte die Juden von Cochin zu bekehren, doch mit wenigem Glücke. Um sie am Proselytenmachen zu hindern, bewirkte er die Einführung der Inquisition zu Goa. Außerdem übte er seinen apostolischen Eifer an den St. Thomaschristen auf der malabarischen Küste. Im J. 1567 wurde er zum Bischof von China und Japan ernant. Er starb zu Macao am 19. Aug. 1583. Man hat von ihm Briefe in den Missionsberichten. — Ant. C. aus Frontera bei Elvas, Ritter des Calatrava-Ordens und Schatzmeister der spanischen Armeen in Belgien, schrieb eine schätzbare Geschichte der Bürgerkriege in Flandern (1559 — 1609), die zu Madrid 1612. 4. 1625. fol. erschien. — Ant. Mariz C., Ritter des Christordens, glaubte das Mittel erfunden zu haben, die Abweichung der Magnetnadel zu hindern, und bekam daher den Namen Agulha fixa. Zur Bewährung dieses Mittels machte er eine Reise nach Indien. Er wurde zuletzt Kosmograph des Reichs, und ließ eine Anweisung für Seefahrer nach Indien (Liss. 1642. 1655. 1666. 4.), wie auch eine Hydrographie für Seefahrer (St. Sebast. 1675.) drucken. — Diego Gomez C., zu Rio de Janeiro in Brasilien geb., und 1676 am 26. Febr. als Historiograph von Brasilien in Lissabon gestorben, schrieb einen Aufsatz über die Revolution von Portugal (Liss. 1641. 4.) und lieferte einige Übersetzungen. (*H.*)

Carneol, s. Chalcedon.

Carneval, s. Fastnacht.

CARNI (*Κάρνοι*), ein ausgebreitetes Volk im heutigen Krain, wahrscheinlich celtischen Stammes, das, von den Japoden, Pannoniern und Norikern umgeben, seine Hauptsitze auf der Nordseite der Save bis an die Apenninen oder die Berge hatte, welche durch Kärnthen streichen, und Steiermark und Krain trennen. Sie waren dadurch von den Skordiskern oder Norikern geschieden [1]), werden aber auch zu den Norikern gerechnet [2]). (*Ricklefs.*)

CARNICOBAR, Eiland im indischen Ozeane, unter 9° 15′ Br. und 110° 50′ L. belegen und zu der Gruppe der Nikobaren gehörig. Es ist fast eirund, hat 15

*) Das auf der Calmetschen Karte von Toul (in der histoire de Lorraine T. I.) in der Gegend dieses Gaus gesetzte pays de Carmes ist wol nicht noch fortdauernde Bezeichnung eines Landstrichs, der den Namen gerettet hätte, sondern Andeutung des Gaues.

*) *Ovid. Fast.* VI, 102 sq. *Macrob.* Sat. I, 12.
1) *Strab.* IV, 6, 9. 2) *Plin.* III, 20. Vgl. Carnow.

Meilen im Umkreise und erhebt sich kaum 6 Fuß über das Meer, doch ist es reich an Kokosnüssen, Brotfrüchten, mancherlei wilden Thieren und Salanganen, hat auch mehre Quellen und Bäche, daher es von allen Nikobaren am stärksten bewohnt ist. Es sind Abkömlinge von Hindus, vielleicht nicht über 4000 Köpfe, ein harmloses, gutmüthiges Völkchen, unter welchem sich ein paar Missionarien aus Bengalen aufhalten. Für die Europäer hat die Insel keinen Werth, da es an einem Hafen fehlt. (*Hassel.*)

Carnies, s. **Bauglieder** (Theil 8. S. 122.) und **Säulenordnung**.

CARNOET, Marktfl. im Bezirk Guingamp des franz. Dep. Nordküste mit 1173 Einw.; in der Nähe wird eine Bleimine betrieben. (*Hassel.*)

CARNOT (**Lazaro Nicolas Marguérite**), geb. d. 13. Mai 1753 zu Nolay, Hauptort im Departement Cote d'Or, war der Sohn eines achtbaren, aber an Mitteln um so beschränktern Mannes, da er noch außer diesem, siebzehn Kinder hatte. Dieß bewog den Vater ihm den ersten Unterricht selbst zu ertheilen, dann aber den Knaben auf das Kollegium und Seminar zu Autün zu senden, wo er sich als guter Redner bemerkbar machte, und eine entschiedene Vorliebe für abstrakte Wissenschaften an den Tag legte. Im 16. Jahre begab er sich in die, dem Unterrichte des Geniewesens, der Artillerie und Marine gewidmete Specialschule nach Paris, trieb dort, neben dem Hauptstudium der Mathematik, angeregt durch Spöttereien seiner Kameraden, 18 Monate ununterbrochen Theologie, und trat, nach sehr glücklich bestandenem Examen, in das Ingenieurcorps, wo er auf der, für die höhere Ausbildung dieses Militärzweiges errichteten Anstalt zu Mezières, außer der Fortification, sich unter Monge's Leitung mit Naturwissenschaften beschäftigte. Bei seinem Austritte daselbst, ward er nach Calais gesandt, um in diesem Hafenorte noch, gleichsam jenen praktischen Kurs in den militär-hydraulischen Arbeiten zu machen. In jener Zeit gelangte Carnot zuerst auf die Ideen zur Vertheidigung fester Plätze, wodurch er beabsichtigte, ihre, durch Vaubans unverhältnißmäßige Vervollkomnung des Belagerungskrieges, herabgesunkne Kraft zu verstärken. Er theilte diese Ansichten seinen Vorgesetzten im Geniecorps mit, fand aber keinen Eingang, wiewol sie ihm später den unbestrittenen Ruhm: Einer der größten Ingenieurs seiner Zeit zu seyn, errungen haben. Nicht viel mehr zu seinem Rufe in der gelehrten Welt, trug sein erstes 1783 herausgegebenes Werk, „Essai sur les machines en général," obwol in einige Sprachen übersetzt, in Frankreich bei; dagegen wurde ihm durch die 1784 auf Vauban, in der Akademie zu Dijon, gehaltene Lobrede die Aufnahme in gedachte Akademie zu Theil. — Indeß hatte er sich verheirathet, war in der Dienstreihe zum Kapitän aufgerückt, und beschäftigte sich eben eine neue Auflage seines Buches zu veranstalten, als die ausgebrochene Revolution (indem das Departement Pas de Calais, welches er bewohnte, Carnot 1791 zum Deputirten bei der ersten gesetzgebenden Versamlung wählte) ihn seinem stillen Leben entriß und in ihre tobenden Strudel zog. Nach und nach war er zum Mitglied des Ausschusses für den öffentlichen Unterricht und Diplomatie, und zu mehren augenblicklichen Kommissionen, sowol im Innern der Versamlung, als in einzelen Departements und bei den Armeen ernant worden. Überall hatte Carnot Geschick, Milde und Festigkeit, aber auch eine entschiedene republikanische Denkart gezeigt, deren unglückliches Extrem ihn als Mitglied des Konvents (1793) für den Tod Ludwigs XVI. stimmen ließ. Die vortheilhaften Erfolge, welche seine Sendungen bei den im Felde stehenden Heeren bewirkten, machten den Konvent geneigt, ihn im Februar desselben Jahres zur Nordarmee zu senden, und hier war es, wo er, erkennend, daß die Stadt Furnes der Vereinigungspunkt der feindlichen Operationen sei, diese mit der Brigade unter dem General O'Moran, mit dem Gewehr in der Hand, stürmend nahm. Hierauf leitete er die Aushebungen von 300,000 Mann in den Norddepartements und eilte von da, erhaltenen Befehlen gemäß, zu Dumouriers Armee, um das Betragen dieses Generals zu untersuchen. Aber er kam zu spät, dieser war schon übergegangen, und es blieb ihm daher nichts übrig, als den Folgen bei den Truppen zu steuern. Zurückgerufen, und (14. Aug. 1793) zum Mitglied des Wohlfahrtsausschusses ernant, machte er sogleich den kühnen Antrag, der, unter Prinz Koburg Maubeuge einschließenden stärkern östreichischen Armee, eine entscheidende Schlacht zu liefern, um dem dort nachtheiligen Stand der Dinge eine günstigere Wendung zu geben. Die Ausführung ward, mit ausgedehnter Vollmacht, ihm und einigen Commissarien übertragen, mit denen er sich in das Hauptquartier des französischen Generals en Chef Jourdan begab, den Angriffsplan diesem entwickelte und dessen Annahme durchsetzte. Er war es, dessen Rath die Schlacht im entscheidenden Moment gewann, der die wankenden Truppen ins Feuer führte und den feigen General Gratien auf dem Schlachtfelde absetzte. Von nun an entwickelte sich Carnots großer Einfluß auf alle Kriegsoperationen der Republik unaufhaltsam; er ertheilte 14 Armeen Befehle, und diese bezogen sich nicht immer, wie man irrig behauptet hat, bloß auf allgemeine strategische Vorschriften; sondern gingen oftmals bis in Einzelheiten der Postirungen (s. die merkwürdige Instruktion für Pichegrü, datirt den 21. Ventose des 2. Jahres d. Republik) über; wobei sein Genie allerdings wol durch die Plane unterstützt wurde, die er in den Archiven Ludwigs XIV. vorfand. Doch würde, in der Schreckenszeit, dieß Alles seinen Kopf nicht vor der Guillotine gesichert haben, zumal er es ausschlug, Jakobiner zu werden, keinen Theil an Robespierre's und dessen Helfershelfer Blutbädern nahm und diesen seine Verachtung ins Gesicht äußerte; wenn er sich nicht bloß Militärangelegenheiten, worin er unentbehrlich war, gewidmet und den durch ganz Frankreich tönenden Ruf „Carnot hat den Sieg organisirt" für sich gehabt hätte. Dennoch klagte man ihn einige Male, wiewol erfolglos, an. Als im J. 1795 das Direktorium errichtet wurde, ward er sogleich dazu miterhoben, und er war es, nicht Barras, der Bonaparte zum Obergeneral der italienischen Armee vorschlug, und während dessen dortiger Heldenbahn unablässig mit ihm correspondirte. Bei allem dem wußte er noch Zeit zur Herausgabe seiner „Reflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal" zu ge-

winnen, und lebhaften Theil an Begründung der polytechnischen Schule, so wie des Nationalinstitutes, in dessen erster Klasse er Mitglied wurde, zu nehmen. Endlich gelang es den Intriguen von Barras und dessen Kollegen, mit denen Carnot verfeindet war, und die er wol selbst zu stürzen die Absicht haben mochte, ihn den 18. Fruktidor (4. Septbr. 1797) zur Deportation zu verurtheilen, der er durch die Flucht nach der Schweiz und von da nach Nürnberg, nur mit Noth entging. Wie er, der tiefe Denker, der geniale Krieger, der gewandte und geübte vielseitige Geschäftsmann solchen Umtrieben erlag, und wie auch späterhin er oft das Spiel der Faktionen oder Einzeler wurde, die mit ihm nie zu vergleichen waren, darüber mögen hier einige Andeutungen stehen. Obschon in vielen Beziehungen ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, ermangelte er doch in Sachen der Politik eines in die Ferne tragenden Blicks. Gewöhnt in seinen Studien sich an das Positive zu halten, mehr die Wissenschaft als die Menschen kennend, fremd den Intriguen der Höfe und Parteien, sah er weder in den Lauf der Begebenheiten noch in die Herzen so tief, als man von einem Geiste wie dem seinigen wol erwarten sollte, und dieser Punkt blieb immer seine schwache Seite. Hiemit vereinigte sich sein Hauptgrundsatz: die einmal eingeführte Regirung, sobald sie nur die Gewalt des Augenblickes wirklich hatte, als die rechtmäßige zu erkennen und ihr zu gehorsamen, wiewol er, entschiedener Republikaner, eigentlich beflissen war, Frankreich immer nach dieser Statsform hinzuleiten, und endlich ein ziemlicher Grad beharrlichen Eigensinns in vorgefaßter Meinung. So konte es nicht fehlen, daß er in der Zeit der Republik, den Freiheitsmännern viel zu gemäßigt, Napoleons Despotie zu entgegengesetzt gesinnt, und den Bourbons wie den Ereignissen, die diese auf den Thron riefen, abgeneigt erschien. Während seiner Verbannung, schrieb er zu seiner Rechtfertigung: „Reponse de L. N. M. Carnot, citoyen français, l'un des fondateurs de la république et membre constitutionel du directoire exécutif: au rapport fait sur la conjuration du 18 fructidor an V. au Conseil des cinq Cents par *Bailleul*, au nom d'une commission spéciale (à Londres 1799)," in welcher er die Schändlichkeiten seiner ehemaligen Kollegen, oft sehr naiv aufdeckt, indem er z. B. sagt: ich gestehe, daß ich die Kunst nicht besitze, Jemand auf eine feine Weise zu sagen, daß er sei was er ist, ein Lügner, ein Verräther, ein Mordlustiger, welches in Paris von den Feinden des Direktoriums mit Begierde gelesen wurde und zu dessen (d. 18. Jun. 1799 erfolgtem) Sturze unstreitig beitrug. Nach dem 18 Brumaire (9. Novembr. 1799) rief Bonaparte Carnot zurück, ernante ihn zum Revue-Inspecteur und einige Monate darauf (im April 1800) zum Kriegsminister. Er führte in seiner Verwaltung die ganz verloren gegangene Ordnung und Sparsamkeit in die Administration zurück, auf seine Vorschläge ward Türenne's Asche in den Tempel des Mars gebracht und Latour-d'Auvergne-Cornet zum ersten Grenadier Frankreichs ernant. Indeß billigte er keinesweges alle Plane der neuen Regirung, und bemerkte wol die Tendenz, welche sie zu einer Anderung der Verfassungen in sich trug, fühlte aber auch, daß er, vermöge seines Amtes, am wenigsten vermochte sich diesem Streben zu widersetzen. Zum Erstaunen Aller, denen öffentliches Ansehen und Glanz das Höchste auf Erden sind, bat er um seine Entlassung. Zwar ließ er sich durch schriftliche Zurede Bonaparte's noch bewegen, für einige Zeit das Portefeuille zu behalten; da aber dieß keine Veränderung in dem antirepublikanischen System bewirkte, so schrieb er den 16. Vendemiaire d. Jahres IX (Sept. 1800) „Bürger-Konsuls! Ich ersuche aufs Neue, um meine Entlassung; genehmigen Sie, sie mir nicht länger zu verweigern, Gruß und Achtung," und verließ ohne weiteres das Hotel seines Ministeriums. Dem Privatleben zurückgegeben, erschien, nachdem er während des letzten öffentlichen Postens „lettre au citoyen Bossut, membre de l' Institut contenant de vues nouvelles sur la trigonométrie" herausgegeben hatte, von ihm im Jahre 1801 „sur la géométrie de position" und „sur la corrélation de figures de géométrie." Allein nur kurze Zeit ward es Carnot vergönt, die Süßigkeiten stiller Muße zu genießen; denn schon 1802 ernante ihn der Erhaltungssenat zum Mitgliede des Tribunats. Sein neues Verhältniß, obwol minder schimmernd, war dennoch weit unabhängiger und ließ es zu, seine stetigen republikanischen Ansichten bei Gelegenheit der Gründung der Ehrenlegion unumwunden auszusprechen. Eben so unerschrocken erklärte er sich gegen das Konsulat auf Lebenszeit, und am kräftigsten und ganz allein gegen den Antrag, Bonaparte zum Kaiser zu erwählen. „Welche Dienste auch," sagte er unter andern, mit der Gediegenheit und Kraft eines Redners des alten Roms, „ein Bürger dem Vaterlande erwiesen haben mag, es gibt Gränzen der öffentlichen Dankbarkeit, die sowol Vernunft als Ehre nicht zu überschreiten gebieten. Wenn dieser Bürger die öffentliche Freiheit wieder hergestellt, wenn er das Wohl des Vaterlandes gegründet hat, kann es dann ein Lohn für ihn seyn, eben dieses Wohl und diese Freiheit sich geopfert zu sehen? Heißt es nicht sein eignes Werk vernichten, wenn man aus dem Lande, dessen Freiheit man erhielt, sein Eigenthum macht?" und ferner: „Bonaparte konte zwischen dem republikanischen und dem monarchischen System wählen, Ihm war das Palladium der Freiheit anvertraut, Er hatte geschworen, es zu vertheidigen. Indem er dieß Versprechen hielt, erfüllte er die Erwartungen der Nation. Er hätte sich mit unsterblichem Ruhme bedeckt. Statt dessen — was wagt man jetzt? Man wagt den Vorschlag, ihm eine Macht unumschränkt und erblich zu übergeben, deren Verwaltung ihm nur anvertraut war." Trotz des Ausdrucks solcher Gesinnungen, blieb er, als Napoleon die Kaiserwürde genommen hatte, bis zur Auflösung des Tribunats in diesem und zog sich dann wieder in die Stille des Privatstandes zurück. Obschon er so oftmals und längere Zeit sowol die höchsten Stellen in der Armee vergeben, als auch über den öffentlichen Schatz mit verfügt hatte: so war er doch nicht weiter, als zum Bataillonschef in seiner Anciennetät gestiegen, und statt erworbener Reichthümer hatte er kaum sein kleines väterliches Erbtheil ungeschmälert aus den Stürmen gerettet. Die Stunden seiner nun eingetretenen Muße, füllte die Sorge für Erziehung seiner Kinder, rege Theilnahme an den Beschäf-

tigungen des Instituts und Bearbeitung ernster Wissenschaften aus. Neben verschiedenen interessanten Berichten an jenes Institut, gab er „Principes fondamentaux de l'équilibre et du mouvement" und „Mémoire sur la rélation qui existe entre les Distances respectives de cinq points pris dans l'espace; suivi d'un essai sur la théorie des transversales" heraus. Nach neunjähriger, wol nicht unabsichtlicher Vergessenheit, gedachte seiner Napoleon, wie er wenigstens in seinem Erlaß an den damaligen Minister sagt, wegen des Entsatzes von Maubeuge, unter dem aus Schönbrunn d. 23. Aug. 1809 gegebenen Dekret mit einer jährlichen Pension von 10,000 Franken, eigentlich aber wol nur dadurch eine Einleitung zu machen, ihn zu Abfassung des Werkes „de la défense des places fortes" zu veranlassen, die er ihm bald darauf übertrug; ein Werk, das zwar in mehre Sprachen übersetzt worden, dessen erste Hälfte aber leider! mit Übertreibungen und Herausstreichen der sogenanten großen Nation zum Überdruß angefüllt ist. Wiewol Carnot so lange Zeit in der vollkommensten Zurückgezogenheit gelebt hatte: so erinnerte sich doch Frankreich noch seiner Dienste und Talente, und das Departement Cote d'Or ernante ihn, troß dem Widerstreben einer einflußreichen Partei, zum Abgeordneten beim Erhaltungssenat. So der großen Welt wiedergegeben, schien es ihm passend, Napoleon aufzuwarten und für die verliehene Pension zu danken; und obgleich ihm die ehrenvollste Aufnahme ward: so erschien er doch dann nicht weiter in den Tuilerien, und verlangte weder für sich, noch seine Familie etwas. Als aber die Zeit endlich eintrat, wo Bonaparte noch schneller von der Höhe herabsank, als er sie erstiegen hatte, war es wieder Carnot, der nicht um ihm, sondern seinem Vaterlande nützlich zu seyn, am 24. Jan. 1814 seine Dienste anbot und sein Schreiben mit den Worten schloß: „Noch ist es Zeit, Sire, einen ehrenvollen Frieden zu erlangen und die Liebe einer edeln Nation wieder zu erwerben." Napoleon ernante ihn hierauf zum Gouverneur von Antwerpen, damals dem wichtigsten festen Platz seines Reichs. Er übernahm diese Stelle unter bedenklichen Umständen, wobei er die tapferste Vertheidigung, mit der umsichtigsten Schonung der Stadt vereinigte und seinem Benehmen gelang es, sich sowol die Achtung der Feinde als die Anhänglichkeit der Einwohner, die sich auf manche rührende Art aussprach, zu erwerben. Als Ludwig XVIII. den Thron seiner Väter bestieg, übergab er die Festung auf seinen Befehl dem General Graham und stellte sich seinem Monarchen und den Prinzen in Paris vor, die ihn aber mit einer Kälte empfingen, welche deutlich zeigte, daß man ihn nicht gern bei Hofe sähe. Er zog sich ohne weiteres zurück, verfaßte jedoch eine Denkschrift, von der er wünschte, daß sie allein in des Königs Hände kommen sollte, durch Intriguen indeß wider seinen Willen und sein Wissen so gedruckt wurde, daß sie den Verdacht höchst unziemlicher Indiscretion auf ihn warf. Seine Erklärungen halfen wenig, da er den Hauptinhalt dieses „Mémoire adressé au Roi en Juillet 1814 etc." nicht verläugnen wollte und konte. Diese Broschüre berührt in den Gegenständen der Revolution, der Flucht der Emigranten ꝛc., Dinge, die der königlichen Familie höchst empfindlich seyn mußten, machte Vorwürfe statt Entschuldigungen, enthält Paradoxen und Gedankensprünge, schweift in die älteste Geschichte und philosophirt über das alte Natur-, wie neue Statsrecht, und gab Carnots zahlreichen Gegnern, an deren Spitze Fouché, die beste Gelegenheit, auf sein Verderben hin zu arbeiten. Napoleon kam indeß nach Frankreich zurück, und obwol Carnot nicht unter der Zahl derer war, die ihm sogleich in den wieder in Besitz genommenen Tuilerien aufwarteten: so ernante ihn jener doch noch in der Nacht seiner Ankunft zum Pair von Frankreich, Grafen und Minister des Innern; eine Stelle, die er in der mit Lucian getheilten Hoffnung annahm, jetzt für eine freiere Verfassung wirken und diese seinem Idol, der Republik, möglichst nahe bringen zu können. Die Folgen der Schlacht bei Belle-Alliance störten jedoch diese Entwürfe nur zu bald, und als Napoleon seine Abdankung niedergeschrieben hatte, erhielt Carnot den Auftrag, sie der Kammer der Deputirten vorzutragen, worauf er unmittelbar von dieser zum Mitgliede der Regirungskommission ernant wurde. Auch in diesem Posten zeichnete er sich, so weit es die schwierigen Umstände nur erlaubten, vortheilhaft aus, übernahm unter andern, am 1. Jul. 1815 den Vortrag in der außerordentlichen Sitzung über die militärische Lage der Armee und der Stadt Paris, der drei Marschälle, die vornehmsten Generale, vier Statsminister und die Mitglieder der Pairs- und Deputirtenkammer beiwohnten, und beschwichtigte den 3. Jul., auf das Gesuch des Herzogs von Vicenza, die unzufriedenen Truppen in der Ebene von Montrouge. Sobald Ludwig XVIII. die Zügel der Regirung wieder ergriff, zog sich Carnot 12 Stunden von Paris nach Cerny zurück und machte von hier aus, da er erfuhr, daß er von allen Ministern des Exkaisers, von allen Mitgliedern der Regirungskommission der Einzige sei, der auf die Proscriptionsliste vom 24. Jun. (1815) gesetzt worden war, seinen „Exposé de la conduite de Carnot" bekant, in dem er die Vorwürfe und Verleumdungen seiner Gegner in nachstehender Art entkräftet und widerlegt. „Es war stets mein unerschütterlicher Grundsatz, mich der bestehenden Regirung zu unterwerfen, und man verschreit mich als einen Unruhigen, der sich mit nichts beschäftigt, als nur eine Empörung nach der andern zu bewirken." „Ich habe meine Tage und meine Nächte dazu angewendet, um die Unternehmungen unserer Armeen zu ordnen, und man gibt vor, ich hätte mich in dieser Zeit mit nichts, wie mit Anfertigung von Proscriptionslisten beschäftiget. Während meiner zahlreichen Missionen habe ich nie aus eigner Machtvollkommenheit eine Verhaftung befohlen, und man schildert mich als einen blutdürstigen Prokonsul." „Nie habe ich mich um Stellen und Ehren beworben, gegen meinen Wunsch ward ich zu großen Ämtern berufen, ich liebe und treibe die Wissenschaften, und habe nicht mehr Vermögen als beim Beginnen der Revolution; dennoch nent man mich einen Ehr- und Geldsüchtigen, der den öffentlichen Unterricht vernichten will ꝛc." Diese Schrift hatte jedoch keinen günstigen Erfolg, sondern kurz darauf erhielt er die Weisung, sich nach Blois unter polizeiliche Aufsicht zu begeben. Da schien Carnot der Zeitpunkt gekommen, sein Vaterland zu verlassen, und unter angenommenem Namen durch Teutsch-

land, nach Warschau, mit Genehmigung des russischen Kaisers zu gehen. Anträge, die ihm höchsten Ortes gemacht wurden, in die Dienste eines fremden Souveräns zu treten, lehnte er ab, und die wenigen Einkünfte, das rauhere Klima zugleich, gaben die Veranlassung, daß er sich mit des Königs von Preußen Erlaubniß, in dessen Staten begab, und Magdeburg zu seinem Aufenthalte wählte. Hier lebte er, in ziemlich beschränkten Umständen, aber mit großer Achtung behandelt, den Wissenschaften und der Erziehung seines jüngsten Sohnes Hippolyt. Er schrieb daselbst einen Nachtrag zu seiner Vertheidigung fester Plätze unter dem Titel: „Mémoire sur la fortification primitive" und weit entfernt sich der Hypochondrie zu überlassen, beschäftigte sich Carnot dort nicht bloß mit ernsten Wissenschaften, sondern widmete auch manche Stunde heiterer Dichtkunst und nahm auch zuweilen Theil an den Gesellschaften, zu denen man ihn einlud. In der letzten Zeit hatte seine Gesundheit schnell abgenommen, und der 2. August 1823 war der Tag, an dem das Leben dieses merkwürdigen Mannes endigte *). (*v. Röder.*)

CARNOW, ist der alte polnische Name der Stadt und des Fürstenthums Jägerndorf in Ober-Schlesien, welcher bei den Böhmen Krnow lautet. Friedrich II. soll einst darauf bestanden haben, den Ursprung des Namens ergründet zu sehen. Da wir in dieser Gegend mehre gallische Völker finden, nördlich den Karpathen von der Quelle der Weichsel nach Morgen zu die Sidonen, nördlich von diesen im Krakauischen und in Schlesien, um Beuthen und Gleiwitz die Gothinen oder Cogni; ja da einst ganz Böhmen von Galliern bewohnt war: so ist es wenigstens nicht gewagt, wenn man vermuthet, daß unter Carnow der Name der gallischen Carni verborgen sei. Diese Carni oder Carnates wohnten ursprünglich an der Loire in Frankreich, wo eine ihrer wichtigsten Städte die civitas Carnotum, das heutige Chartres war. Als die Gallier 550 Jahre vor unsrer Zeitrechnung große Kolonien, theils nach Ober-Italien, theils nach dem hercynischen Walde schickten, kamen auch Carnates nach Italien, bemächtigten sich der Küsten des adriatischen Meeres und setzten sich in der Gegend von Friaul fest. Das von ihnen eingenommene Land erhielt von ihnen den Namen Carnia, welches später Carniola und von den Slaven Krain gesprochen wurde. Aber nicht nur die Veneter an der Küste des adriatischen Meeres vertrieben und nöthigten sie, sich in die Gebirge zu ziehen, auch die Pannonier schlugen sie [1]), und legten an der Donau zwischen Wien und Preßburg, etwas westlich von dem Einflusse der Morawa in die Donau, das in der Folge so wichtige Carnuntum an. Da sie nun hier mit ihren unter Sigoves nach Böhmen ausgewanderten Brüdern in nähere Verbindung kamen: so scheinen neue Kolonien von ihnen Wohnungen in der Nähe derselben in Ober-Schlesien gesucht und gefunden zu haben. Daß diese gallische Kolonie von Krain und Pannonien aus nach Schlesien gekommen sei, findet darin einige Bestätigung, daß wie in Schlesien die gallischen Cogni die Nachbarn der Carni im Jägerndorfischen waren, nach Plinius [2]) auch bei den italienischen Carnern Cogienser wohnten [3]). Da sich übrigens der alte gallische Name auch nach dem Eindringen der Slaven in Schlesien erhalten hat, so müssen auch Einwohner, die denselben führten, geblieben seyn. Sie wurden nur durch die Menge und durch die lange Herrschaft der Slaven slavonisirt. (*Worbs.*)

CARNUNTUM, eine alte keltische Stadt in Pannonien, von der zwischen Petronell und Altenburg in Niederöstreich noch heut zu Tage bedeutende Ruinen sichtbar sind, und wo fortwährend römische Alterthümer, z. B. Sarkophagen, Münzen u. s. w. ausgegraben werden. Ihr Name komt auch Carnutum geschrieben vor. Carnuntum ist die bessere Schreibart [1]), und auch deßwegen vorzuziehen, weil Ptolemäus *Καρνοῦς* im Nominativ hat, woher im Genitiv *Καρνοῦντος*, lateinisch Carnuntis, und daher der lateinische Name Carnuntum, so wie von Hydrus Hydruntum. Auch hat Livius zu Anfang des XLIII. Buchs Carnuntem munitam urbem, nach der griechischen Endung *Καρνοῦντα*, da er bekantlich den Polybius in der griechischen Declination der Städte nachahmt. Auch die Inschriften sprechen für Carnuntum, z. B. *Gruteri* Inscript. p. 1032. n. 2: natus Carnunto. Diese alte Stadt [2]) kent schon Vellejus Paterculus II, 109 bei den ersten Unternehmungen des Tiberius an der Donau als den äußersten Ort des norischen Reichs. Plinius erzählt (H. N. IV, 12. §. 25.) daß zu Carnuntum das gewöhnliche pannonische Winterquartier (Pannonica hiberna) der römischen Truppen sich befand. Vom Kaiser Marcus Antonin sagt Eutrop (VIII. 13. [3]), daß er im markomannischen Kriege drei Jahre lang daselbst sich verweilte, und Spartianus erzählt vom Severus (cap. 5.), daß er daselbst zum Kaiser ausgerufen wurde. Ptolemäus führt zwar Carnuntum unter dem Namen *Καρνοῦς* an, sagt aber nichts davon, daß hier eine Legion lag, wie er es bei Vindobona bemerkt. Wichtig wurde diese Stadt erst durch den markomannischen Krieg, wo sie einige Jahre (nach der obigen Stelle des Eutrop) dem Kaiser Marcus Antoninus [4]) zum Aufenthalt und zum Mittelpunkt seiner Unternehmungen gegen die Markomannen und ihre Verbündeten, die Quaden, Vandalen, Sarmaten, Sveven u. s. w. diente. Schon

---

*) Quellen: Das Leben L. N. M. Carnots. Aus den besten, gedruckten, so wie aus handschriftlichen Nachrichten dargestellt von W. Körte. Leipzig 1820. 8. Mémoires historiques et militaires sur Carnot, rédigés d'après ses manuscrits, sa correspondance inédite, et ses écrits. Précédés d'une Notice, par *P. F. Tissot.* Paris 1824. 8.

1) *Livius* lib. V. c. 19.

2) Hist. nat. III. 9. 3) Kruse Archiv für alte Geographie u. s. w. I. 68.

1) Carnuntum haben Plinius, Eutropius, die Auctores Itinerarii et Tabulae Theodosianae und Spartianus in Severo cap. V. in codice Palatino, welche Lesart Salmasius mit Recht vertheidigt. Ungewiß sind Vellejus Paterculus und Ammianus Marcellinus, denn Böcler und Valesius haben in ihren Ausgaben Carnuntum, Voß und Lindenbrog Carnutum. 2) *Aurelius Victor*, in Marco et Vero nent sie ausdrücklich urbem Pannoniae. 3) Nicht cap. 6, wie *Cellarius* edit. *Schwarzii* Tom. I. p. 441 sagt, denn das sechste Kapitel handelt vom Kaiser Hadrian und hat kein Wort von Carnuntum. 4) Nicht Marcus Aurel, wie Mannert sagt.

dadurch mußte Carnuntum vergrößert werden. Daher malt auch die Peutingerische Tafel [5]) die Häuschen zu Carnuntum so groß wie jene zu Vindobona. Beide waren nicht Kolonien, sondern wichtige Festungen und römische Municipia. Aus dem Itinerar. Anton. ersieht man, daß die Legio XIV. Gemina in ihrem Militärbezirke zur Besatzung lag, und die Notit. Imp. bestätigt diese Angabe mit dem Beisatze, auch die Donauflotte nebst ihrem Befehlshaber habe hier das Schiffslager gehabt, sei aber nach Vindobona verlegt worden. Es wurde deßwegen dahin verlegt, weil Carnuntum im 4. Jahrh. durch einen Überfall der Barbaren geplündert und zerstört wurde [6]). Doch wurde Carnuntum, weil der Ort für die Römer viel zu bedeutend war, wieder hergestellt, blieb noch ferner der Mittelpunkt der XIV. Legion und Kaiser Valentinian traf hier seine Anstalten gegen die Quaden: indeß erreichte Carnuntum seine alte Blüthe nicht wieder. Es erhielt sich noch unter der Herrschaft der Teutschen und Avaren und ging bei dem Vordringen der Magyaren unter. — Daß Carnuntum zwischen Petronell und Altenburg an der Donau lag [7]), beweist auch das angegebene Maß der 28 Millar. oder 5¼ geograph. Meilen von Wien. Eben deßwegen darf man Carnuntum nicht mit Cellarius und Andern bei dem weiter gegen Osten an der ungrischen Gränze gelegenen Haimburg, troß der daselbst gefundenen Inschrift: „Probus Decurio Municipii Carnuntensis" suchen [8]). (*Rumy.*)

CARNWATH, Kirchspiel in der Shire Lanark des Königr. Scotland nahe an einem gleichnamigen See, es hat 2789 Einw. und in seinem Umfange Eisen-, Steinkohlen- und Thongruben, und eine ansehnliche Eisenhütte Wilsontown. (*Hassel.*)

CARO, Annibale, geb. zu Civitanuova in der Mark Ankona 1507, und gest. zu Rom 1566. Dieser in der italienischen Literatur ausgezeichnete Gelehrte verlebte seine frühere Jugend zu Florenz als Hauslehrer, dann als Secretär, und mußte sich kümmerlich durchhelfen, bis endlich seine hervorleuchtenden Talente ihm ein besseres Schicksal bereiteten. Er kam in die Dienste des Pietro Luigi Farnese, Herzog von Parma und Piacenza, der ihn zu einigen wichtigen Sendungen gebrauchte. Nach dessen Ermordung im J. 1547 erhielt er das Vertrauen des neuen Herzogs Ottavio Farnese, besonders aber war es die Gunst von dessen Brüdern, den Kardinälen Ranuccio und Alessandro, die ihn durch reiche Präbenden in den Stand setzten, seinen wissenschaftlichen Neigungen zu folgen, ohne Sorge im Alter befürchten zu dürfen. Er brachte daher eine reiche Samlung von Antiken und Münzen zusammen, und beschäftigte sich eifrig mit dem Studium der toskanischen Sprache. Auf die erlangte Meisterschaft in derselben gründet sich sein Ruhm eines klassischen Schriftstellers in Prosa und Versen. Bisher waren nur zwei Plaisanterien von ihm erschienen, deren erste bei den italienischen Literatoren unter dem Titel der Ficheide angeführt wird, und die ein Kommentar über den Capitolo de' Fichi des Dichters Molza ist. Er las diesen Aufsatz in der römischen Akademie della Virtù vor, und die ungeheure Nase des Präsidenten dieser Akademie, seines Freundes Leoni d'Ancone, gab ihm Veranlassung zu einem zweiten launigen Aufsatz, welcher unter dem Titel: Diceria de' Nasi jenem gewöhnlich angehängt ist. Im J. 1545 erschien die Canzone, die er auf Verlangen des Kardinals Alessandro zum Lobe des königlichen Hauses von Frankreich verfertigt hatte, und die sich anfängt: Venite all' ombra d' gran gigli d'oro. Durch die bittre Kritik Castelvetro's über dieselbe entspann sich zwischen Dichter und Kritiker ein heftiger Streit, der auch viele andre Federn in Bewegung setzte. Wenn dieser nur allzulange geführte Streit wirklich, wie Einige behaupten, damit geendigt hätte, daß Caro seinen Gegner bei der Inquisition anklagte: so hätte er dadurch sein sonst unbescholtenes Leben mit einem unvertilgbaren Flecken beschmuzt. Während dieses Streites begeisterte ihn aber der Zorn zu seinen vielleicht besten Sonnetten, welche seiner Apologie unter dem Titel Mattacini und Corona angehängt sind. Jene sind in burlesker Manier, von dieser fängt jedes folgende mit dem Schlußverse des vorhergehenden an. Alle übrigen Werke Caro's erschienen erst nach seinem Tode, herausgegeben von seinem Neffen Giovanbattista Caro, in folgender Ordnung: 1) Übersetzung zweier Reden des Gregorius von Nazianz (Vened. b. Aldus Manutius 1569. 4.). 2) Übersetzung der Rhetorik des Aristoteles (das. 1570. 4.). 3) Le Rime (das. 1569. 1571. 4. nachher öfters). 4) Lettere, eine Samlung von Briefen, zuerst Vened. 1572. b. Ald. Manutius, dann 1574. 2. Bde. 4. (die vollständigste Ausgabe ist von Seghezzi, Caro's Biographen, mehrmals aufgelegt b. Camino in Padua und Remondini in Venedig. Die letzte Ausgabe bei Camino 1764. 65. 6 Bde. 8. enthält auch die im Namen des Kardinals Farnese geschriebenen Briefe. 5) *L'Eneide di Virgilio*, tradotta in versi sciolti. (Vened. b. Junta 1581. 4., nachher öfters. Von Vielen wird die seltne Ausg. Treviso b. Deuchino 1603. 4. für die beste gehalten. Die neueste erschien zu Rom 1819. f.). 6) *Gli Straccioni*, commedia, Vened. 1582. 89. 7) Le Cose pastorali di Longo, il quale scrisse degli amori di Dafne e Cloe, wahrscheinlich 1538 verfertigt, erschien erst 1786 zu Parma b. Bodoni, einer von dessen schönsten Drucken. — Caro's sämtl. Werke erschienen Vened. 1756. (Opere del Commendatore Ann. Caro) 7 Bde. 8. Mail. 1807. 8. Bde. 8.

Unter allen diesen Werken sind von jeher ausgezeichnet worden seine Aneis und die Briefsamlung. An jener rühmt man die vollendet wohllautenden Verse, und die italienischen Kunstrichter schätzen sie als ein Original. Wenn indeß diesem Urtheil Algarotti und Bondi nicht beistimmen: so ist hergegen über den Werth der Briefsamlung nur Eine Stimme; sie sind für Muster einer veredelten Umgangssprache anerkant. — Zu bemer-

---

5) Diese wird nächstens in Pesth lithographirt erscheinen. 6) *Ammian. Marcell.* XXX, 5: „Carnuntum Illyricorum oppidum, desertum nunc." Er sagt: oppidum *Illyricorum* nach der Gewohnheit seines Zeitalters, weil damals Pannonien und Noricum Theile von Illyricum Magnum waren unter einem Praefectus Praetorio per Illyricum. 7) Die hier ausgegrabenen röm. Denkmäler sind beschrieben in Andre's Hesperus XXIX. Band (von 1821), IV. Heft S. 143. 8) S. *Cellarii* Notitia Orbis antiqui, ed. *Schwarz.* Tom. I. p. 441. Mannert's Pannonien, 2. Aufl. S. 657.

ken ist noch, daß Caro mit Tolomei u. A. den Versuch machte, die antiken Sylbenmaße in die moderne italienische Poesie einzuführen. S. Versi e regole della nuova poesia Toscana. Rom 1539. 4. (*H.*)

Carocolla, s. Helix.

Carocolus, eine von Denys de Montfort aufgestellte Schneckengattung, wozu z. B. Helix Carocolla gehört, s. Helix. (*Nitzsch.*)

CAROLI (Nathanael), wahrscheinlich geboren zu Eißfeld, wo sein Vater, der erste evangelische Superintendent zu Meiningen, M. Moritz Caroli, zuerst als Rektor stand, ward 1572 Hypodiakonus und 1574 Archidiakonus zu Meiningen, 1576 Pfarrer zu Schwarza, 1581 Pfarrer zu Behlrieth und endlich 1593 Pfarrer zu Sülzfeld, wo er 1609 starb. Er war ein fleißiger und scharfsinniger Forscher der hennebergschen Geschichte und Alterthümer. Fürstl. Empfehlungsschreiben öffneten ihm die Archive, und mit einer Bürste, die er stets bei sich führte, durchreiste er die ganze gefürstete Grafschaft und säuberte die Dokumente in den Archiven und die Wapen und Inschriften in Kirchen, Klöstern, Schulen und Schlössern, auf Kirchhöfen und an Thürmen und Thoren und schrieb sie sorgfältig ab. Besonders hatte er die beste Gelegenheit, die Geschichte der Grafen von Henneberg-Ascha in ein helleres Licht zu setzen, als Glaser und Spangenberg es vermochten, da er mit Erlaubniß der letzten gefürsteten Gräfin Katharine von Henneberg-Hartenberg während seines Pfarramtes zu Schwarza das dasige schätzbare Archiv, so wie das schwarzaische Missale benutzen durfte. Er stand mit Spangenberg, der ihn über manchen Gegenstand der hennebergschen Geschichte zu Rathe zog, in einem gelehrten Briefwechsel; war aber mit dessen zu Straßburg erschienener hennebergischen Chronik im hohen Grade unzufrieden. Daher ordnete er alle seine selbst gesammelten Nachrichten zu einer Chronik, die aus 2 Theilen bestehen und bis zum Tode des letzten gefürsteten Grafen Georg Ernstens zu Henneberg führen sollte. Bei diesem Werke legte er zwar die Spangenbergische Chronik zum Grunde; vermehrte und verbesserte sie aber von Blatt zu Blatt. Er vollendete sein Werk; doch sein Tod vereitelte den Abdruck desselben. Außer diesem Hauptwerke hinterließ er noch andere literarische Arbeiten im Manuscripte. Anfangs bewahrten seine Nachkommen dieselben wie ein Heiligthum, aber beim isolanischen Einfall 1634 wurden sie zerstreut und ein Theil seiner Chronik ging gänzlich verloren. Alle hennebergschen Geschichtschreiber haben aus ihm geschöpft und seiner dankbar erwähnt, namentlich Güthe, Weinrich, Erck, Heim und Schultes. Das größte Bruchstück von seinen Anmerkungen zu Spangenbergs Chronik befindet sich in Heims 3. Theil derselben (S. 201—296). (*G. Emmerich.*)

Carolina, Kaiser Karls V. Halsgerichtsordnung, s. Karl V. u. peinliches Recht.

Carolina in Spanien, s. Sierra Morena.

CAROLINA, das Land, welches sich im S. der vereinigten Staten ausbreitet und im N. Virginia und Maryland zu Gränzen hat, wurde von Sebastiano Gabotto 1497 zuerst entdeckt; aber dieser Seefahrer nahm davon keine weitere Notiz, als daß er es in sein Reisediarium und seine Seecharten eintrug. 1512 betrat es erst der spanische Statthalter Ponce de Leon, der es im Namen Kaiser Kars V. in Besitz nahm und es Florida benante; weil aber ein paar von ihm auf Befehl seines Monarchen angestellte Versuche, eine Kolonie daselbst zu gründen, unglücklich abliefen: so verließen die Spanier das Land. Nun versuchten die Franzosen sich daselbst festzusetzen, legten auch wirklich eine Pflanzung an und benanten 1630 das Land nach dem Namen ihres damaligen Königs Carolana. Die Franzosen wurden aber bald von den Spaniern verjagt, welche sich jedoch nicht weiter um diese Gegenden bekümmerten. 1584 wollte Walter Raleigh auf dem Eilande Roanoke eine Niederlassung gründen, aber die dahin geführten Pflanzer zerstreueten sich aus Mangel an Unterstützung; eben so ging es 1622 andern Pflanzern, die aus Neuengland und Virginien dahin gingen. Der eigentliche Anfang der Kolonisation wurde 1662 gemacht, nachdem König Karl II. 8 Briten durch ein Patent vom 24. März 1660 alles Land zwischen 34 bis 36° Br. als ein Lehn vom königl. Schlosse Greenwich verliehen und ihnen freie Macht, die Regirung nach ihrem Belieben einzurichten gegeben hatte. Diese führten Pflanzer aus Narsemond in Virginia dahin, die sich auf der Ostseite des Chowan ansiedelten, und den Ort zu Ehren des General Monck Albemarle nanten. Die patentirten Eigenthümer verwandelten nun den Namen Carolana in Carolina, und ließen durch den Philosophen Locke Gesetze für die neue Kolonie entwerfen, die zwar bald als ganz unpassend befunden wurden, aber doch verschiedne unruhige Auftritte unter den Pflanzern veranlaßten. 1667 ertheilten die Eigenthümer der Kolonie, die nun nach und nach anwuchs, eine Konstitution; 1669 versammelte sich die erste Legislation zu Albemarle, und 1674 die erste Assembly zu Charlestown. 1677 brach ein Aufstand zu Albemarle aus, der erst nach 2 Jahren gestillt werden konte. 1682 wurde die Kolonie in 3 Grafschaften, 2 für das nördliche und 1 für das südliche Carolina abgetheilt, und 1693 die Locke'sche Konstitution völlig abgeschafft, 1695 aber die erste Reißpflanzung angelegt. 1712 machten die Indianer einen Angriff auf die Kolonisten, wurden aber glücklich zurückgetrieben. 1717 theilte die Legislation die Grafschaften in Kirchspiele ein. 1729 nahm die Krone von den Eigenthümern ihr Patent gegen eine Remuneration von 17,500 Pfd. Sterling zurück, und theilte nun das Land in 2 Kolonien Nord- und Südcarolina ein, deren jede ihren besondern Statthalter und Rath erhielt, die von dem Monarchen gesetzt wurden. Die Volksmenge und der Wohlstand der beiden Kolonien mehrten sich nun mit jedem Jahre; aber 1769 waren sie die ersten, die sich gegen die Briten auflehnten und der Union, die sich allmälig zu entwickeln anfing, beitraten.

A. Nordcarolina, der nördliche Theil des alten Carolina, breitet sich zwischen 293° 34′ bis 301° 49′ östl. L. und zwischen 33° 45′ bis 36° 30′ nördl. Br. aus: es gränzt im N. mit Virginia, im O. mit dem Ozean, im S. mit Südcarolina, im SW. mit Georgia, und im W. mit Tennessi, ist von O. nach W. 86 Meilen lang, von N. nach S. 20 M. breit und enthält nach Warden 2378,ⁿ° □Meilen. Der größte Theil des Landes bildet eine weite Sandebene, von ungeheuren Mo-

rästen, hier swamps genant, unterbrochen; das Gestade ist niedrig und von Hoffen umgeben, die durch sandige Nehrungen vom Ozean getrent sind. Aber im Hintergrunde dieser Ebene steigt man terrassenförmig gegen die Gebirge auf, die sich im westlichen Winkel des Stats häufen und zu dem Systeme der Appallachen gehören, die hier den Namen Tricots und Montague Mountains führen. Zwischen denselben findet man fruchtbare Thäler, aber den produktivesten Boden hat doch die Terrasse, die sich vor denselben ausbreitet, den schlechtesten das Gestade. Die Hoffe, die sich vor dem letzteren hinziehen und hier Sunde heißen, sind der Albemarle- und Pamlicosund, welche beide das Eiland Roanoke scheidet, auf der Nehrung, die diese Hoffe umgibt, erheben sich die Kile Devils Hills und springen die Vorgebirge Hatteras und Luckut, so wie aus der Nehrung der Südostküste Kap Fear hervor. Die vornehmsten Flüsse sind der Chowan, dessen 3 Quellenflüsse in Virginia entstehen, der Roanoke und der Cap Fear, der Yadkin, die Katawba, der Broad und die Kenhawa haben hier ihren Ursprung. Der Albemarle- und Chesapeakkanal zieht aus Virginia durch den Dismalswamp, und vereinigt den Chesapeak- mit dem Albemarlesunde; andre Kanäle sind um die Katarakte des Cap Fear gegraben. Im ebnen Osten breiten sich aus: der Dismalswamp, wovon jedoch der größere Theil zu Virginia gehört, der Alligator-, Holly Shelter- und Greenswamp. Heilquellen gibt es mehre. Das Klima ist schon so milde, daß selbst zärtliche Südpflanzen gedeihen, die in Virginia noch nicht fortwollen; doch herrscht eine große Veränderlichkeit, und der NW. bringt häufig lästige Kälte mit. An der Küste, wo Moräste sich häufen, ist die Luft dick, das Land der Fieber, und hier ist es auch, wo das gelbe Fieber furchtbare Verwüstungen anrichtet. Schnee sieht man bloß auf den westlichen Gebirgen, wo er doch nur wenige Tage liegen bleibt; die Hitze erreicht im hohen Sommer zuweilen einen sehr hohen Grad. Die Landwirthschaft in Nordcarolina theilt sich in den Plantagen- und Ackerbau: jener geht auf Reiß und Baumwolle, welche die Stapelwaren ausmachen, dieser auf Mais, Weizen, Gerste, Hafer und Flachs, auch wird etwas Tabak und Hanf gebauet, aber den Indigo hat man fast ganz aufgegeben. Die europäischen Gemüse arten aus, an ihre Stelle treten süße Pataten, Scheffelbohnen und Wundererbsen. Unter den europäischen Obstarten sagt fast allein die Pfirsche dem Klima zu, dagegen gedeihen schon Südfrüchte, als Feigen, Mandeln, Kastanien und an geschützten Orten Agrumen; die wilde Rebe wird häufig gefunden. Die Fichte macht den Hauptforstbaum in den noch immer großen Waldungen aus; die Swamps füllt die Cypresse. Die Viehzucht ist in einem schlechten Zustande: die Ebenen haben fast gar keine Weiden, und das Vieh muß sich mit Binsen und saurem Grase behelfen: Pferde und Rindvieh bleiben klein, das Schaf trägt harige Wolle, und bloß das Schwein scheint in seiner Heimath zu seyn. Die Bienenzucht ist fast durchaus wild. Die Flüsse und die Hoffe sind äußerst fischreich. Von Metallen und Mineralien findet man Goldkörner, Eisen, Kobalt, Arsenik, Kupfer, Blei, Kalk, Bergkrystalle, Feuersteine und Walkererde, aber Alles wird schlecht benutzt: die Goldwäsche in der Grafsch. Cabarras lieferte 1810. 1341 Unzen Gold, die Eisenminen so vieles Eisen, als die wenigen Hammer gebrauchen, und am Strande wird etwas Salz abgeschlämmt. Der Stat ist bloß produzirend: 1810 wurde zwar das, was Kunst- und Hausfleiß hervorbrachten, auf 13,306,304 Guld. abgeschätzt, aber darunter war auch Alles begriffen, was die Theer-, Pech- und Terpentinschwelereien, die Sägemühlen, die Papier- und Pulvermühlen produzirt hatten, und dieß war bei weitem das Meiste. 1814 schätzte man dagegen den Werth der Grundstücke, der Häuser und der Sklaven auf 184,314,974 Guld. Die Ausfuhr beruhet auf Reiß, Baumwolle, Tabak, Korn, Mehl, Wachse, Pech, Theer, Terpentin, Stab- und Zimmerholz, Häuten, Fleisch und Schlangenwurzel: nur der Norden versendet seinen Überschuß aus den Häfen Wilmington, Edenton, Plymouth, Camden, Washington und Nuobern, zu welchem 1815. 41,011 Tonnen gehörten; der Betrag der Ausfuhr belief sich 1820 auf 1,616,638 Guld. Der Süden versendet seine Produkte sämtlich über Charlestown in Südcarolina, da es seiner Küste durchaus an guten Häfen fehlt: nur in den von Brunswick und in die Mündung des Cap Fear können große Fahrzeuge einlaufen. Landstraßen und Brücken sind in diesem State noch sehr vernachlässigt. Die Volksmenge belief sich 1820 auf 638,829, mithin im Durchschnitte auf jeder □Meile auf 268 Köpfe: darunter waren 14,612 freie Farbige und 205,017 Sklaven. 1810 waren 555,509, 1800. 478,103, 1790. 393,751, 1749. 43,000 und 1710 erst 6000 gezählt. Nur noch 60 Indianer wohnen in der Grafsch. Bertie. Die übrige Volksmasse besteht meistens aus britischen Abkömmlingen, worunter nur einzele Teutsche und Franzosen sich finden: man hält sie für indolent, für Säufer, Zänker und leidenschaftliche Spieler, und nirgends soll der Gebrauch des Gouging oder Augenausdrückens so häufig im Gange gewesen seyn, als hier, wo es indeß ebenfalls gegenwärtig durch strenge Gesetze verpönt ist. Die Sklaven, die etwa ⅓ der Volksmenge ausmachen, werden leidlich behandelt. Es herrscht, wie überall in Nordamerika, völlige Religionsduldung: die Presbyterianer haben den stärksten Anhang, dann folgen Baptisten und Methodisten, auch gibt es Herrnhuter. Der öffentliche Unterricht war bis 1808 vernachlässiget: seitdem sind erst Elementarschulen dekretirt, auch für die Verbesserungen der höhern Schulen Sorge getragen. Es bestehen jetzt 1 Kollege oder Universität zu Chapelhill, 6 Akademien, 1 medizinische Gesellschaft, und Zeitungen erschienen 10. Die Verfassung des Stats ist völlig demokratisch und auf die Konstitution vom 18. Decbr. 1796 gegründet. Die Generalversamlung besteht aus dem Senate, wozu jede Grafschaft 1 Mitglied sendet, und aus dem Hause der Gemeinden, das jede Grafschaft mit 2 Mitgliedern beschickt, außerdem haben noch 6 Gemeinden das Recht, 1 Mitglied des letzteren Hauses zu stellen. Sowol Senatoren als Repräsentanten werden jährlich gewählt; ein Senator muß 300, 1 Repräsentant 100 Acres Land besitzen, und 1 Jahr vor der Wahl in seiner Grafschaft wohnhaft gewesen seyn. Die Freeholders, die einen Senator wählen, müssen 21 Jahre alt seyn und 50 Acres besitzen, die Repräsentantenwähler brauchen bloß freie Bürger und 21

Jahre alt zu seyn. Die Generalversamlung ernent den Gouverneur, den Statsrath, alle obere Centralbehörden und auch die Richter. Die vollziehende Gewalt hält 1 Gouverneur in Händen, der jährlich von beiden Häusern gewählt wird, in 6 Jahren drei Mal wählbar ist, und 30 Jahr alt seyn, ein Freigut von 2000 Guld. Werth besitzen und 5 Jahre Statsbürger gewesen seyn muß. Ihm zur Seite steht ein Statsrath von 7 Mitgliedern, und in seiner Abwesenheit vertritt der Sprecher des Unterhauses seine Stelle. Zum Kongresse sendet der Stat 2 Senatoren und 13 Deputirte von der Generalversamlung ernant. Die Gewalt des Gouverneurs ist durch den Statsrath beschränkt, dessen Gutachten er bei den meisten Fällen einziehen muß: er hat 1 Statssekretär unter sich, der 3 Jahre, der Schatzmeister nur 1 Jahr im Amte bleibt. Die richterliche Gewalt ist unabhängig; die Gerichtshöfe sind 1 Supreme court, Gerichte der gemeinen Klagen, Kanzlei-, Billigkeits- und Friedensgerichte: die Richter behalten ihr Amt, so lange sie sich gut betragen. Die Unionsgerichte, sowol Kreis- als Distriktsgerichte, werden zu Fayetteville und Wilmington gehalten. Von den Finanzen ist nichts bekant. Die Miliz machte 1821 ein Corps von 46,782 Mann aus: 1815, wo sie 43,217 M. stark war, befanden sich darunter 327 Stab, 41,077 Infanterie und 1813 Dragoner. Der Stat zerfällt in 62 Grafschaften und diese in Townships: die Grafschaften heißen Haywood, Buncombe, Ashe, Wilkes, Burke, Rutherford, Lincoln, Iredell, Surry, Stokes, Rowan, Cabarras, Mecklenburg, Anson, Richmond, Montgomery, Moore, Randolph, Chatham, Orange, Guildford, Rockingham, Caswel, Person, Granville, Warren, Franklin, Wake, Cumberland, Robeson, Columbus, Bladen, Sampson, Lenoir, Greene, Wayne, Johnson, Nash, Edgecombe, Pitt, Martin, Bertie, Halifax, Northamton, Hertford, Gates, Chowan, Perquimans, Pasquotank, Camden, Currituk, Tyrrel, Washington, Hyde, Beaufort, Crawen, Jones, Carteret, Onslow, Newhanover und Brunswick; die Hauptstadt des Stats ist Raleigh *).

B. **Südcarolina**, der südliche Theil des alten Carolina, breitet sich von 294° 15′ bis 299° 57′ östl. L. und von 32° 2′ bis 35° nördl. Br. aus, gränzt im N. mit Nordcarolina, im O. und S. mit dem Ozeane, im W. mit Georgia, ist von W. nach O. 63 Meilen lang, von N. nach S. 42½ breit, und bedeckt nach Carey und Lea einen Flächenraum von $1431,^{90}$ □Meilen. In Hinsicht der natürlichen Beschaffenheit gleicht es Nordcarolina: die Ebene, die sich längs dem Ozeane ausbreitet und mit aufgeschwämmtem Erdreiche bedeckt ist, erhebt sich in der Mitte terrassenförmig, und schließt sich an das westliche Gebirgsland, das die untern Fortsetzungen der Appalachen füllen, worunter der Tafelberg in Pendleton doch eine Höhe von 4300, der Oconi 2632 Fuß erreicht, und der Ulenoy wegen eines 600 bis 700 Fuß hohen Wasserfalls merkwürdig ist. Auch hier wechseln auf der Ebene Heiden mit Cypressenswamps ab. Die Küste ist im S. zerrissener als im N., hat aber nur kleine Buchten. Die vornehmsten Flüsse, die das Land bewässern, sind der Pedi, welcher unter dem Namen Yadkin in Nordcarolina entspringt, der Santi, welcher aus der Catawba und dem Congari entsteht, und die Savannah, die ebenfalls 2 Quellenflüsse hat, aber auch Georgia angeht. Der Santikanal, seit 1800 vorgerichtet, verbindet den Santi und Cuper und ist für die Binnenschifffahrt von großem Nutzen. Es gibt mehre Swamps, die auch hier mit Cypressen bestanden sind, aber auch einige Heilquellen. Das Klima ist wärmer als in Nordcarolina, doch ist es nicht selten, daß selbst in der Ebene Schnee fällt und bis zum Mittage liegen bleibt. Die Atmosphäre ist äußerst veränderlich. Das gelbe Fieber scheint in Charlestown endemisch zu seyn; überhaupt herrscht in den niedern Morastgegenden ein verderbliches Klima, wogegen die Hochlande eine gesunde gemäßigte Luft genießen. Der Plantagenbau hat hier schon meistens den Ackerbau verdrängt, welcher letztre bloß dem Hochlande angehört; er wird allein durch Sklaven betrieben; im Niederlande bearbeitet der Spaten und die Hacke, im Hochlande der Pflug das Land; Reiß und Baumwolle machen hier die Stapelwaren aus, und füllen mit Mais, süßen Pataten und Wundererbsen die Felder; hier bauet man Weizen, Tabak, Mais, Baumwolle und Kartoffeln. Die Landwirthschaft hat überhaupt in neuern Zeiten in diesem State große Fortschritte gemacht, man hat den Dünger eingeführt und verläßt nicht mehr das ausgesogene Land, um Neubruch zu machen, welches jetzt schon selten wird. Überall, wo es Wasser gibt, wird Reiß gebaut, und man rechnet, daß jetzt Südcarolina allein 160,000 Barrels Reiß ausführe. Von der Baumwolle kommen gegen 40,000 Zntr., von Tabak 10,000 Oxhofde zur Ausfuhr: 1801 von jener 33,019 Zntr., 1799 von diesem 9646 Oxhofde, der Mais gibt das Brotkorn, doch reicht auch der Weizen, der im Hochlande gebauet wird, zum Bedarfe zu: der Indigo, der sonst eine Stapelware ausmachte, wird jetzt bloß zum Bedarfe gebauet. Die süßen Pataten oder Yams dienen zur Sklavennahrung. Auch hier arten die europäischen Gemüse und Obstarten bis auf Zwiebeln, Melonen, Kürbisse und Pfirschen aus; dagegen hat man süße und bittere Orangen, Feigen, Mandeln, Granatäpfel, Hickerys, selbst die Olive ist acclimatisirt und Zuckerrohr gedeihet auf der St. Jamesinsel. Mit dem Seidenbau hat man einen kleinen Anfang gemacht. Die Waldungen sind mit Fichten, Cypressen, und allen Arten von Forstbäumen, die im S. der nordamerikanischen Union zu Hause gehören, angefüllt, liefern vielen Theer, Pech und Terpentin, und hegen eine Menge verschiedenartiges Wild, doch kein Pelzwild. Die Viehzucht, Fischerei und Bienenzucht wie in Nordcarolina: die Wolle der Schafe verwandelt sich immer mehr in Hare. Die Sümpfe und Flüsse füllt der Alligator. Die Biene hauset wild in den Wäldern. Man hat mancherlei Mineralien, selbst Gold im Gebirge Paris, aber bloß das Eisen wird bergmännisch benutzt. Der Kunstfleiß ist in diesem Sklavenlande völlig unthätig: man unterhält bloß einige Eisenwerke, Pulver-, Schneide- und Ölmühlen, 3 Regerbahnen, 1 Baumwollenfabrik,

*) *Williamson* history of the state of Northcarolina. Philad. 1812. 2 Vol. 8. *Warden's* account. II. p. 364—394. und weimarisches Handb. XVII. S. 850—881.

Brantweinbrennerei, macht Talg aus einem Talgbaume, Öl aus der Palma Christi, Cyder aus einer Gattung von Äpfeln, bauet Boote und siedet Terpentin, Pech und Theer. Überhaupt wurde dieß Alles 1810 auf den Werth von 4,348,314; der Werth der Grundstücke, Gebäude und Sklaven, dagegen auf 246,833,026 Gulden berechnet. Südcarolina hat eine vortheilhaftere Lage zum Handel als Nordcarolina: es besitzt nicht nur 3 schiffbare Flüsse, die in seinem Umfange das Meer erreichen, sondern auch 3 gute Hafen Charleston, Prince Royal und Georgetown, die 1820. 29,944 Tonnen in der See hatten: es hat daher einen großen Theil des Handels von Nordcarolina an sich gezogen, und seine Seeausfuhr belief sich 1820 auf 17,381,078 Guld. Seine eignen Stapelwaren sind Baumwolle, Reiß und Tabak, sonst führt es noch Wildhäute, Sohlleder, Pech, Theer, Terpentin, Stabholz, Schindeln, Faßdauben und Mais- u. Weizenmehl aus. Die Landstraßen sind gut unterhalten: der Santikanal erleichtert den Transport der Produkte des Binnenlandes nach Charleston, dem Stapelplatze beider Carolina. Die Zahl der Einw. belief sich 1820 mit Einschlusse von 450 Indianern auf 503,191, es kamen deren mithin im Durchschnitte 352 auf jede □Meile. Unter den Einw. waren 6806 freie Farbige und 258,475 Negersklaven. 1810 waren 415,115, 1800. 345,591, 1790. 239,073, 1765. 130,000, 1734. 27,333 und 1700. 5500 gezählt. Das Groß der europäischen Volksmenge besteht aus britischen Abkömmlingen, worunter wenige Franzosen, Teutsche und Schweizer, deren Muttersprachen aber völlig ausgestorben sind. Der Südcaroliner gilt in Amerika für einen sehr abgeschliffenen, freigebigen und gastfreien Mann. Keiner soll mehr für die Armuth thun und menschliches Elend mildthätiger zu mindern suchen, dabei hält er auf Ehre und ist enthusiastisch für Freiheit eingenommen. Aber zugleich zeihet man ihn einer großen Indolenz und Trägheit: der Sklave arbeitet für ihn, und er führt höchstens die Aufsicht. Übrigens wird der Sklave nicht schlecht behandelt, und im Ganzen dürfte zwischen seiner Lage und der eines teutschen Leibeignen wol nur der Unterschied Statt finden, daß der Sklave ein besseres Leben führt. Gesetze sorgen dafür, daß er mit Menschlichkeit behandelt werde. Die Einwohner theilen sich hier 1) in Pflanzer oder große Grund- u. Sklaveneigenthümer; 2) in Bauern, die keine oder doch nur wenige Sklaven haben; 3) in Häuslinge, die nur ein Haus besitzen; 4) in Squatters, die frei sind, aber kein Eigenthum haben und sich bloß von Jagd und Fischerei nähren und 5) in Indianer, ein geringer Überrest der Catawbas, die ein kleines Reservatgebiet von etwa ¼ □M. inne haben. An Religionssekten finden sich 1) Episkopalen mit 1 eignen Bischofe und 10 Kirchen; 2) Presbyterianer mit 5 Presbyterien und mehr als 100 Kirchen; 3) Baptisten mit 169 Kirchen und 1817. 11,003 Familienhäuptern; 4) Kongregationalisten mit 7 Kirchen; 5) Methodisten, 1817. 32,969 Köpfe stark; 6) teutsche Lutheraner mit 18 Kirchen; 7) französische und schweizer Reformirte mit 14 Kirchen; 8) Katholiken; 9) Quäker und 10) Juden, alle mit vollkommener Religionsduldung, selbst das Heidenthum der Indianer wird geehrt. Die Unterrichtsanstalten blühen immer mehr auf: es gibt 2 Colleges, verschiedne Akademien, 30 bis 40 Grammatikal- und auch eine Menge Frei- und Elementarschulen, auch 1 medizinische, 1 botanische und 1 literarische und philosophische, so wie 1 Ackerbaugesellschaft. Zeitungen wurden 1810. 10 ausgegeben. Die Regirungsform ist demokratisch und stützt sich auf die Konstitution von 1790. Die Generalversamlung besteht aus dem Senate und der Repräsentantenkammer: jenen bilden 43 Mitglieder, die auf 4 Jahre gewählt werden und wovon die Hälfte alle 2 Jahre abgeht, diese hat 124 Mitglieder, die 2 Jahre in der Kammer bleiben. Ein Senator muß ein freier Mann und 30 Jahr alt seyn, ein schuldenfreies Eigenthum von 3000 Acres besitzen und 5 Jahr vor seiner Wahl eingebürgert gewesen seyn; die Repräsentanten brauchen nur 21 Jahre alt zu seyn und ein Grundeigenthum von 500 Acres mit 10 Sklaven nachzuweisen. Die ausübende Gewalt ist 1 Gouverneur übertragen: er muß 30 Jahre alt und 10 Jahre lang im State eingebürgert seyn, auch ein Vermögen von 15,000 Acres besitzen: in Abwesenheit vertritt ihn ein Lieutenant-Gouverneur. Der Stat sendet zum Kongresse 2 Senatoren und 9 Deputirte. Der Gouverneur ist nicht ganz so wie in Nordcarolina von der Generalversamlung, die indeß ihn und seinen Lieutenant-Gouverneur, so wie zu allen höhern Stellen ernent, abhängig: er behält seine Stelle 2 Jahre und hat keinen Statsrath neben sich. Unter ihm arbeiten der Lieut.-Gouverneur, der Schatzmeister und Generalaufseher, die 4 Jahre im Amte bleiben. Der Stat ist in 28 Distrikte vertheilt, die mit den Grafschaften in den übrigen Staten auf gleichem Fuße stehen: den Sherif, Corome und die Konstables ernent der Gouverneur auf 4 Jahre, die übrigen Grafschafts- und Kirchspielsbeamte werden von dem Volke gewählt. Die richterliche Gewalt ist unabhängig, die Richter ernent die Generalversamlung und der Stat ist in gerichtlicher Hinsicht in 4 Kreise getheilt: jeder Kreis hat seinen Gerichtshof der Sessionen und gemeinen Klagen, und die Richter der 4 Kreise bilden den höchsten oder konstitutionellen Gerichtshof, der ein Mal im Jahre zu Columbia und Charleston sitzt. Auch ist in jedem Kreise ein Billigkeits-, in jedem Distrikte ein gewöhnliches Gericht, Charleston hat ihr eignes Stadtgericht, die Kirchspiele für den ersten Anlauf Friedensgerichte, die Union ihre Distriktsgerichte. Die Statseinkünfte belaufen sich auf 626,052, die Ausgaben auf 641,606 Guld.; die Miliz machte 1821 ein Corps von 23,729 Köpfen aus, und ist in 2 große Divisionen getheilt, die 9 Brigaden, 39 Reg. Infanterie, 8 Reg. und 1 Esk. Dragoner und 1 Reg. und 1 Bat. Artillerie enthalten. Die 28 Distrikte des Stats heißen Horry, Marion, Marlborough, Lancaster, Karshaw, Darlington, Chesterfield, Sumter, Williamsburgh, Georgetown, Charleston, Colleton, Orangeburg, Lexington, Richland, Fairfield, Chester, York, Union, Spartunburgh, Greenville, Pendleton, Abbeville, Laurens, Newberry, Edgefield, Barnwell und Beaufort *). (*Hassel.*)

*) Nach *Dav. Ramsay's* history of Southcarolina. Charl. 1809. 2 Vol. 8.; *Drayton* view of Southcarolina. Charl. 1802. 8.; *Warden's* account Vol. II. p. 395—456, und weimarisches Handbuch XVII. S. 881—910.

CAROLINE, 1) Grafsch. im nordamer. State Maryland am Delaware, 15,*° □Meilen mit 10,108 Einw., worunter 1574 Sklaven; der Hauptort Denton. 2) Grafsch. im nordamer. State Virginia am Rappahanoc, 1820 mit 18,008 Einw., worunter 10,764 Sklaven; der Hauptort Bowlinggreen. (*Hassel.*)

CAROLINEA, nante der jüngere Linné der Markgräfin von Baden, Sophie Karoline zu Ehren eine prächtige Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Bombaceen und der 16. Linné'schen Klasse, deren Charakter in dem abgestutzten, stehen bleibenden Kelch, den sehr langen Corollenblättern und einer Staubfadenröhre besteht, die sich nach oben vielfach theilt. Das Stigma ist 5theilig, die Frucht lederartig, einfächerig, vielklappig und vielsamig. Vier bekante Arten wachsen in Süd-Amerika. (*Sprengel.*)

CAROLINEN, ein weiter, bogenförmig gestalteter Inselnarchipel, welcher sich im Australoceane 152 bis 190° L. und 6 bis 12° nördl. Br. südwärts der Morjanen ausdehnt. Er besteht aus 5 Gruppen: 1) Cittak im äußersten O.; 33 Eilande, wovon Hogolen oder Torres das größte, und der Sitz des Häuptlings seyn soll. 2) Lamurzec, aus 26 Eilanden bestehend und von einem Könige beherrscht, der 1818 nach einer dem spanischen Gouverneur der Morjanen vorgelegten Übersicht 5459 Einw. unter sich hatte und auf der größten Insel Lamurzec residirte; 3) Egoi, wozu nach Cantova 27 Eilande gehören: ihr König wohnt auf Mogmoy. 4) Eap oder Yap, nur 4 Eilande, worunter Eap das größte ist, und 5) Pelew, die westlichste Gruppe, aus 7 größern und mehren geringern Eilanden bestehend, wovon Balelthump die größeste und Residenz des Königs, Orulong aber dem britischen Kapitän Willis geschenkt war, von den Britten aber nicht besetzt ist (s. den Art. Pellewinseln). Außerdem gehören aber auch noch die Matelotten, und andere einzele Eilande zu diesem großen Archipel, der von W. nach O. einen Raum von 500 Meilen beschreibt. Die meisten dieser Eilande sind hoch, die Überreste einer vulkanischen Eruption, und noch jetzt häufig von Erderschütterungen beunruhigt, das sie umgebende Meer den heftigsten Stürmen und Orkanen unterworfen, die meistens den Wechsel der Mussuhns bezeichnen: einige sind niedrig und mit Korallenriffen eingefaßt, aber Wasser hinlänglich vorhanden. Die Eilande schmückt die Flora der Tropenwelt: sie sind reich an Brotfrucht, an süßen Kartoffeln, Camotes genant, an Arum, an Pondanus, an Pisangs oder Bananen, woraus die Eingebornen ihre Shawls weben, an Curcuma, an Kokos- und Arekapalmen, an Bambus, selbst an Gewürzen, worunter caryophillus aromatica. Das Thierreich ist arm: außer dem Huhne gibt es kein Hausthier, als was die Europäer auf den Pelew zurück gelassen haben, worunter auch Katzen wild geworden sind. Auf Pelli kömt der Gaut, eine Art von Krokodil, vor: an den Küsten lebt der Dugong und mehre Delphine, auch gibt es große Eidechsen, Kalew genant, und auf Eap den den Eingebornen so nützlichen Schleifstein. Die Eingebornen gehören zu der Malaienrasse, wohl genährte starke Menschen, die eine nußbraune Hautfarbe haben und auf den hohen Inseln kräftiger als auf den niedern erscheinen. Die Tättowirung ist überall gewöhnlich, aber willkürlich; die Häuptlinge mehr als das Volk tättowirt. Ein Stück Bananenzeug deckt ihre Blöße, nur auf Pelli geht Alles nackend. Ihre Ohren sind mit Schmuck behängt; der Nasenknorpel durchbohrt und mit wohlriechenden Blumen durchstochen, die Armbänder aus den Knochen des Dugong verfertigt, nur die Häuptlinge auf Eap tragen ein Armband aus geschliffenen Muscheln. Sie bewohnen große geschlossene Häuser und haben sich Straßen gebahnt. Die Eingebornen sind unternehmende Seeleute; sie durchstreifen auf ihren Booten, die so groß sind, daß sie oft 3 Kajüten haben, ohne andre Wegweiser als die Gestirne, das Meer ihres Archipels und gehen selbst nach den Marjonen und Philippinen, um Eisen, Boote, Zeuge und Curcumapulver einzuhandeln oder umzusetzen. Sie haben eine Zeiteintheilung; sie glauben an ein höchstes unsichtbares Wesen, das aber fast auf jeder Insel einen eignen Namen hat; auf einigen Eilanden sind ihm Tempel gebauet und es werden Opfer dargebracht, auf andern gibt es keinen religiösen Kult. Auf Eap gibt es Zauberer. Gesang und Tanz machen die Hauptergötzlichkeiten aus. Die Caroliner haben eine Art von Lehnsverfassung: die Oberhäupter haben eine große Auctorität und verwalten die strafende Gerechtigkeit nach dem Grundsatze der strengen Wiedervergeltung. Die Erbfolge geht erst auf die Brüder, dann auf den Sohn des Erstgebornen über. Die Polygamie ist wenigstens bei den Häuptlingen allgemein: das Weib gehört dem Manne allein, die Jungfrauen genießen einer unbedingten Freiheit und Unkeuschheit wird für keine Schande gehalten. Die Todten werden beerdigt. Gastfreundschaft ist heilig; das Nasen die gebräuchlichste Ehren- und Liebesbezeugung. Der Charakter dieser Menschen wird überhaupt als sanft und gut geschildert; nur sollen die Pellewer durch den Umgang mit den Europäern ausgeartet seyn. Ihre Sprache, eine Tochter der malaieschen, zerfällt in mehre Dialekte, die aber doch nicht weit von einander abweichen. Ihre Kriege sind nicht häufig und nicht blutig: die Waffen bestehen aus Lanzen und Schleudern. Nur Eap, Pelli und Tuch sollen den Krieg kennen; die übrigen Eilande aber eines ungestörten Friedens genießen †). (*Hassel.*)

CAROMB, Stadt im Bezirk Carpentras des franz. Dep. Vaucluse, ist ummauert, hat 4 Thore, 3 Kirchen, 1 Hospital, 450 Häuser und 2263 Einw., die Kadisweberei, Seidenspinnerei und 1 Brantweinbrennerei unterhalten. (*Hassel.*)

CARON. Unter dieser Rubrik vereinigen wir 3 Schriftsteller: Loys le Caron, oder auch Carondas (Charondas) le Caron, wie er sich nach einem alten Gesetzgeber nante, geb. zu Paris im J. 1536, gest. 1617 zu Clermont en Beauvais als Lieutenant au baillage, nachdem er vorher Advokaten-Geschäfte betrieben hatte, machte sich durch Gedichte, Reden, philosophische Abhandlungen u. s. w., vorzüglich aber durch jurist. Werke (le grand Coutumier de France. Par. 1598. 4. Coutume de Paris avec des comment. 1598. 4. 1605. 1613 fol., bekant. Seine Werke er-

†) Vorzüglich nach Kotzebue III. S. 122—137.

schienen gesammelt, Par. 1637. 2 V. fol. — Franç. Caron, ein geb. Holländer aus einer französischen Familie, frühzeitig nach Japan gelangt, nachher in französischen Diensten für die Kolonien in Indien, fand seinen Tod auf dem Rückwege, als sein Schiff bei Lissabon scheiterte 1674. Seine in holländischer Sprache herausgegebene Beschreibung von Japan (Haag, 1636. 4. m. Kpf.) ist in Thevenot's Saml. u. in dem Rec. des Voy. en Nord T. IV. aufgenommen. — Raymond C., in der irländischen Grafsch. Westmeath 1605 geb., frühzeitig Franziskaner und später Generalkommissar seines Ordens im Vaterlande, das er unter Karl I. verließ, unter Karl II. aber von neuem bewohnte (gest. zu Dublin im Mai 1666), schrieb außer andern: Remonstrantia Hybernorum contra Lovanienses ultramontanasque censuras etc. (Lond. 1665. fol.), worin er die Lehre der gallicanischen Kirche über die Unabhängigkeit der Könige und die Treue der Unterthanen gegen die Unfehlbarkeit des Papstes kräftig vertheidigte. Diesem Karl II. gewidmeten Werke geht eine frühere, nach denselben Grundsätzen abgefaßte, Schrift des Verf. (1662): ad Pont. M. Alex. VII. querimonia, voraus, die in der Samlung der Schriften zur Vertheidigung der Freiheiten der gallicanischen Kirche (1731) abgedruckt ist.

Außer diesen Schriftstellern verdient hier noch Erwähnung ein Schüler Papillons in der Holzschneidekunst, Nic. Caron, geb. zu Amiens 1700, gest. 1768 in der Conciergerie, nachdem er unglücklicher Weise, mit einem Gewehre spielend, einen Familienvater getödtet hatte, ohne im Stande zu seyn, dessen Familie zu entschädigen. Er lieferte sehr vorzügliche Holzschnitte zu einem heraldischen Werke und außer mehren andern das Bildniß Papillon's vor dem Traité de la gravure en bois. Auch schrieb er einige mathematische Werke. (*H.*)

CARONA, einer der 13 Kreise des Bezirks Lugano im schweizerischen Kanton Tessin. Er erstreckt sich auf der Erdzunge zwischen Lugano und Agno und hatte im J. 1808. 2314 Einw. in 357 Haushaltungen und 11 Pfarreien. Am Gestade des Luganersees stehen einige Olivenwälder. Der Kreisort Carona nebst dem pfarrgenössischen Ciona liegt mit Getreidefeldern und Weingärten umgeben auf dem breiten Rücken des Berges Arbostora köstlich hingelagert. Aus diesem Dorfe ist der Ritter Joseph Pietrini, ein ausgezeichneter Maler des 17. Jahrh. gebürtig *). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CARORA, Stadt der Prov. Venezuela, am Fluß Morere, mit 10,000 Einw., 1 Pfarrkirche, 1 Franciskanerkloster, starker Viehzucht, Gerberei, Seilerei, Holzhandel. (*Stein.*)

CAROSGAU (Mittl. Geogr.), Gau Lothringens, da wo die Sprengel von Lüttich, Köln, Trier zusammenstoßen, wie Lothringens und Ripuariens, in dem des letztern Erzstifts, und ein Theil des Dekanats Killburg des Archidiakonats S. Peter in der spätern Zeit. Wenn die kirchliche Geographie die Gränzen anweist, nimt er die Höhen ein, welche die Quellen der Bäche Prüm — des Gränzwassers gegen den Ardennen-Gau — Nims, Kill, Salm, Leser geben; urkundlich ist er jedoch bis jetzt nur zwischen der obern Prüm, und obern Kill nachzuweisen. In jedem Fall lag er zwischen Ardennen, Bitgau, Eifelgau †). (*Delius.*)

CAROSSELLI (Angelo), gibt uns einen Beweis, wie wenig dem Urtheile der Kunstkenner über die Originalität eines Gemäldes zu trauen ist. Er war zu Rom 1585 geboren, und da sein Vater neben andern Geschäften auch einen Handel mit alten Bildern trieb, vermochte er den Sohn sich der Malerei zu widmen. Ohne Lehrmeister noch sonstige Anweisung, suchte sich Angelo von selbst fortzuhelfen, und die Liebe zu einem jungen Mädchen trieb ihn an, ganze Nächte lang zu zeichnen. Bald sah er ein, daß es nothwendig sei, sich einen guten Meister zum Vorbilde zu wählen, und seine Wahl fiel auf Michel Angelo da Caravaggio, dessen Werke vorzüglich auf das Auge wirken; auch glückte es ihm, sich in die Manier desselben so hinein zu arbeiten, daß selbst Künstler seine Arbeiten für Originale jenes Meisters hielten. Da indeß C. versäumte, sich Freunde zu erwerben, sich bloß auf seinem Zimmer beschäftigte, und mit einem schönen, aber armen Frauenzimmer, verheirathet hatte, so gerieth er in immer größere Dürftigkeit, bis zufällig der Prälat Fagnani seine Verdienste kennen lernte. Für diesen malte er mehre Gemälde, dann auch für den König von England, Karl I, und diese kamen in die königliche Galerie, und wurden den Werken der seltensten Meistern gleich geschätzt. Seine Gabe, andere Meister auf das täuschendste nachzuahmen, war bewundernswürdig; bald glaubte man einen Tizian, Correggio oder Raphael, auf seiner Staffelei zu erblicken. Oft hat man ihm hierüber Vorwürfe gemacht, als habe er dadurch zu hintergehen beabsichtigt; allein dieser Verdacht ist völlig ungegründet. C. war der uneigennützigste Mensch von der Welt, der niemals auf seinen Vortheil dachte, sondern nur sein Vergnügen im Umgange mit dem andern Geschlecht fand; ja seine Arbeiten gewannen an Meisterschaft, wenn er sich von solch einem heitern Kreise umgeben fand. Da er auf diese Weise und aus eigner Schuld sich von allen öffentlichen und großen Arbeiten ausgeschlossen fand, hielt er sich bloß an Gemälde von kleinerm Umfang, die er auf eine höchst vollendete Art ausführte. Er hatte die Theorie der Kunst vollkommen inne, daher verstand er auf eine deutliche Weise ohne gelehrt zu seyn, Andere zu unterrichten. Eben so geschickt war er im Ausbessern schadhafter Bilder, und besaß das Geheimniß, sie wie neu aufzuputzen. Auch war er schätzenswerth, wegen der Kentniß vom Stil der verschiednen Malerschulen; aber troß aller dieser Vorzüge, blieb er arm, jedoch aber heiter und zufrieden bis an seinen Tod, welcher 1653 erfolgte. (S. *Passeri* Vite de Pittori, Scultori ed Architetti che anno lavorati in Roma morti dal 1641 al 1673. Roma 1772. 4.) (*Weise.*)

Carota, s. Beta und Daucus.

*) Füßli's Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, IV. S. 103.

†) S. *Hontheim* hist. dipl. Trev. I. 60., vgl. Band X. S. 273, Karte des Mosellandes Tom. V. der Act. Acad. Theod. Palat. (Karte von Lothringen).

Carougé, s. Cassicus.

CAROUGE, Stadt in der Vogtei Gaillard, des helvet. Kantons Genf, mit 3300 Einw., die Gerbereien unterhalten, Saffian und Uhren liefern. (*H.*)

CAROUGE LE MONTAGNE, Marktflecken im Bez. Alençon des franz. Dep. Orne, hat 363 Häuser, 2000 Einwohner und unterhält ein paar Eisenhammer. (*Hassel.*)

CAROUGE (Bertrand Augustin), geb. 1741 zu Dol in der Bretagne, legte sich vorzüglich auf das Studium der Astronomie. Er kam nach Paris und verband sich mit Lalande, für welchen er mehre Rechnungen machte, die von diesem Gelehrten in die beiden letzten Ausgaben seiner Astronomie eingerückt wurden. Man hat von ihm ferner in der Connoissance de temps auf die J. 1781, 1789 und 1798 einige Abhandlungen und im J. 1801 kleine Tafeln, um die Monds-Phasen während 60 Jahren auf eine Viertelstunde genau zu berechnen; eine Fortsetzung der von Lacaille zum Gebrauch der Seefahrer berechneten Tafeln. Carouge, der von seinen Ältern kein Vermögen ererbt hatte, erhielt, nachdem er eine Zeit lang Erzieher in Privathäusern gewesen war, durch Vermittelung des Directors Réveillère-Lépaux im J. 1795 die Stelle eines General-Verwalters der Posten, ohne sich darum beworben zu haben. Auch im Wohlstande vernachlässigte er die Studien und Rechnungen nicht, die zu jeder Zeit seine Hauptbeschäftigung gewesen waren. Er starb zu Paris den 29. März 1798 *). (*Gartz.*)

CAROXYLON Thunb., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Chenopodeen und der 5. Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch, von zwei Bracteen umgeben. Fünf stehen bleibende Schuppen. Zwei Stigmen und eine kugelichte Karyopse. Die einzige bekante Art: C. *salsola* Thunb. ist ein Baum am Kap, den Linné salsola aphylla nante. (*Sprengel.*)

CARPENTARIA, 1) ein Küstenstrich des Australkontinents, welcher den weiten Carpentariabusen umfaßt und von Kap Wilson bis Kap Arnhem von 154° 10′ bis 160° L. und von 20 bis 10° 40′ südl. Br. umfaßt. Es ist wahrscheinlich 1606 von der holländischen Jagd Duifhen entdeckt, die es jedoch für einen Theil der Westküste von Neuguinea hielt, wie denn auch die Mannschaft des Holländers Jan Carstens, die 1623 an der Ostküste des Carpentariabusens herabfuhr, in eben dem Irrthume sich befand. Doch erhielt es von letztrer nach dem damaligen Generalgouverneur von Batavia den Namen Carpentaria. Auch scheint Tasman, als er 1644 die Torresstraße durchfuhr, es gesehen zu haben; doch verbargen die Holländer sorgfältig die Entdeckung dieser Straße, und man hatte noch in der letztren Hälfte des 18. Jahrhunderts eine ganz unrichtige Vorstellung von dieser Meeresgegend, bis Cook 1770 durch seine Durchbrechung der Torresstraße ein Licht aufsteckte, das Flinders durch seine Umfahrt des Carpentariabusens 1802 völlig erhellte.— Obgleich unter dem brennenden Himmel der Tropenzone belegen, ist die Luft sehr gemäßigt, indem regelmäßige Land- und Seewinde die Hitze abkühlen: das Land selbst bietet jene Einförmigkeit dar, die fast alle Küstenländer des Australkontinents auszeichnet; es ist dürr, unfruchtbar, hat keinen großen und wenige kleine Flüsse, viele geringe Einschnitte und Buchten, und fast die nämlichen Produkte, die den nördlichen, wie den südlichen Küstenländern des Kontinents eigen sind. Doch findet man einzeln die Kohlpalme, das Sandelholz, eine Art Muskatnuß, die wenigstens an die Nähe der Gewürzinseln erinnern. Der Mensch ist von der Papuarasse, wie die übrigen Kontinentalbewohner, und steht noch auf der untersten Stufe der Menschheit; seine Sprache unterscheidet sich nicht allein von jeder bekanten Australiens, sondern zerfällt in so viele Idiome, als es Stämme gibt. Übrigens ist er an der Küste, und nur diese ist bis jetzt nothdürftig bekant, nicht zahlreich, und kann es bei seinen beschränkten Nahrungsquellen, die sich auf Fische, Schaltthiere, Schildkröten, Känguruhs und Emus beschränken, nicht seyn (nach Flinders). — 2) Der größte Busen des Australkontinents, auf allen Seiten von dem Lande Carpentaria umfangen. Er ist von N. nach S. etwa 110 Meilen lang, von W. nach O. 80 Meilen breit, und bietet einen weiten offnen Wasserspiegel dar, der am Lande verschiedene größere und kleinere Buchten bildet, übrigens mit vielen Inseln bedeckt ist, worunter wir nur die Gruppe Wellesley, die Sir Edward-Pellew-Gruppe, das Groote Eilandt, das teutsche Geographen wol Büschingsinsel genant haben, und die Melvilleinsel unweit Kap Arnhem, wo die Briten seit 1825 eine Kolonie begründet haben, bemerken. (*Hassel.*)

CARPENTIER (Pierre), Benediktiner von der Congregation des h. Maurus, geb. zu Charleville den 2. Febr. 1697, trat 1720 zu Reims in den Orden, erhielt das Priorat zu Donchery, ließ sich in spätern Jahren (angeblich wegen Kränklichkeit, eigentlich wegen Entzweiung mit seinen Ordensbrüdern) säkularisiren, wählte Paris zu seinem Aufenthalt und starb daselbst im Dec. 1767. Ein gelehrter Sprach- und Alterthumsforscher, rühmlich bekant durch sein Alphabetum Tyronianum aere incisum, seu notas Tyronis explicandi methodus, cum pluribus Ludovici Pii chartis, quae notis iisdem exaratae sunt et hactenus ineditae, ad historiam et jurisdictionem cum ecclesiasticam tum civilem pertinentes. Par. 1747. fol., (auch im 6. Bde. des Recueil des historiens de France), ein Werk, das eine gute Anweisung im Schreiben der Tyronischen Noten enthält [1]); durch seine zahlreichen Beiträge zu der neuen Ausgabe von du Fresne du Cange's Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis. Par. 1733. Vol. VI. fol., und durch das von ihm bearbeitete Glossarium novum sive supplementum ad auctiorem glossarii Cangiani editionem. Ib. 1766. Vol. IV. fol., das aber in Rücksicht auf fruchtbare historische Untersuchungen dem Werke des du Cange weit nachsteht [2]). Aus dem Hauptwerk und den Supplementen hat Adelung (Halle 1772—1783. 6 Bde. 8.) einen sehr brauchbaren Auszug geliefert [3]). (*Baur.*)

*) *Lalande* bibliographie astron. p. 803. *Delambre* in der Biographie universelle. T. VII.

1) Nova acta erudit. 1748. Sept. 477—498. 2) Ibid. 1769. August. 370—376. 3) Tassin's gel. Gesch. der Congregat. von St. Maur, 2. Th. 368. *Saxii* Onomast. T. 27 a.

CARPENTRAS, die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Vaucluse, der auf 16,2° □Meilen in 5 Kantonen und 29 Gemeinden 43,282 Einw. enthält. Die Stadt liegt unter 44° 3′ 33″ Br. und 22° 42′ 53″ L. auf einer Anhöhe am Auzon, worüber eine Brücke führt; sie bildet ein Dreieck, das von hohen Mauern und Alleen umgeben ist, hat 4 Thore, 1 alte Kathedrale, 6 andre Kirchen, 1 Synagoge, 2 Hospitäler, breite Straßen, 2500 ziemlich gut gebauete Häus., worunter der vorm. bischöfl. Palast, das Stadthaus, die Hallen und das Bibliothekgebäude, worin etwa 60,000 Bände und 6000 Münzen und Medaillen aufbewahrt werden, und 8489 Einw., die Gerbereien, Wachsbleichen und Lichtfabr., 4 Färbereien, Kadisweberei, 5 Scheidewasserfabr., 3 Seidenmühlen, 6 Brantweinbrennereien, 1 Bijouteriefabr., unterhalten, Baumwolle und Seide spinnen, und mit ihren Fabrikaten, mit Seide, Safran und Obst handeln: 2 Jahr- und jeden Freitag einen besuchten Wochenmarkt halten. Carpentras ist eine alte Stadt, die als Carpentoracte die Hauptstadt der Meminier, unter den Römern eine Kolonie erhielt und eine Zeit lang Forum Neronis hieß und verschiednen Päpsten in der Folge zum Aufenthalte diente. Aus der Römerzeit hat sie die Überreste eines Triumphbogens, aber die Wasserleitung, die ihr über 48 Bogen das Trinkwasser zuführt, ist neu und ein schönes Werk. Die Juden wohnen in einem eignen Quartiere von 2 Gassen: die Abzeichen, die sie sonst tragen mußten, sind mit der Revolution verschwunden. Die Stadt ist der Geburtsort des Dichters Franz Arnaud † 1784, des Humanisten Bimard de la Bastie, des Humanisten Bernardi de Carpentras † 1714 und des Arztes Jos. Marie Franç. de Lassone † 1788. (*Hassel.*)

CARPESIUM, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Compositae und der 19. Linné'schen Klasse. Char. Geschuppter Kelch, dessen äußere Schuppen blattartig und zurückgeschlagen sind. Nackter Fruchtboden. Die weiblichen Blättchen unausgebildet, mit zusammen gezogenem Saum. Die Samen ohne Kerne, an der Spitze drüsig. Zwei bekante Arten: Carp. *cernuum* und *abrotanoides*, wachsen im Östreichischen und in Italien. (*Sprengel.*)

CARPHA, nent R. Brown eine Cyperoide aus der südlichen Hemisphäre, welche mit Rhynchospora so nahe verwandt ist, daß ich geglaubt habe, sie mit dieser vereinigen zu müssen. (*Sprengel.*)

CARPHALEA Juss., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der 4. Linné's schen Klasse. Sie zeichnet sich durch 4theiligen trocknen Kelch, durch trichterförmige, inwendig beharte Corolle und durch 2fächerige vielsamige Kapsel aus. Die einzige bekante Art: *C. madagascarensis* Juss. wächst in Madagascar. (*Sprengel.*)

CARPI, vor Zeiten der Hauptort eines dem Hause Pico zugehörigen kleinen Fürstenth., welches im J. 1530 an Modena verkauft und mit diesem Herzogthume vereinigt wurde. Es liegt an einem aus der Secchia abgeleiteten Kanale, ist ein Bischofssitz mit einem Schlosse und Seminare, und zählt gegen 2000 Einwohner, die größtentheils der Bau und die Bearbeitung der Seide ernährt. (*W. Müller.*)

CARPI (Hugo da), ist in Italien der Erfinder des Helldunkeln, oder der Kunst, Zeichnungen mit drei Holzplatten abzudrucken, auf deren erster die Umrisse, auf der zweiten der Schatten, und auf der dritten das Licht angegeben war. Den Mittelton erhielt das Papier selbst, worauf die Stöcke gedruckt wurden (s. Helldunkel). Weder das Jahr seiner Geburt noch seines Todes ist bekant. Huber in seinem Manuel etc. läßt ihn zu Rom 1486 geboren werden, doch ohne Grund. Tiraboschi [1]) sucht durch sichere Dokumente zu beweisen, daß Hugo der Sohn des Astolfo de Panicho, Pfalzgrafen und Notarius, sei, dessen Familie sich gegen das 15. Jahrh. von Parma nach Crespi begab, und es wird eines besondern Kontrakts erwähnt, welchen Hugo wegen eines Frieses, den er in einem Hause malen sollte, mit den Worten unterschrieb: Figlo del Conte Astolfo de Panicho. Nach Vasari [2]) war er nur ein mittelmäßiger Maler, doch geschickt in Allem. So verfertigte er einst ein Gemälde bloß mit den Fingern gemalt; Michelangelo, der es sah, sagte: „der Maler hätte besser gethan, wenn er sich der Pinsel bediente." Daß aber dieser Künstler ein vortrefflicher Zeichner war, dieß bezeugen seine geschmackvollen Arbeiten, die er nach Raphael, Perucci und Parmesano verfertigte. Mehre dieser Werke sind mit seinem Namen bezeichnet, aber nur zwei haben die Jahrzahl 1518. (*Weise.*)

CARPI (Jacob Borengar v.), ein berühmter Anatom des 16. Jahrh., dem manche Entdeckungen zu verdanken sind. Er war Professor in Bologna, und soll, was damals eine besondere Merkwürdigkeit war, an hundert Leichen zergliedert haben. Wir besitzen von ihm den berühmten Commentarius in Mundinum. Bonon. 1521. (*Sprengel.*)

CARPINI (Joh. de Plano), ein Franciskaner, in Italien um 1220 geb., gehört unter die merkwürdigsten Reisenden seiner Zeit. Vom Papste Innocenz IV. durch das südöstliche Rußland zu dem Chan Batu in Kaptschenk gesendet, mit der Bitte, seine Verwüstungen in mehren benachbarten Ländern der Christenheit einzustellen, wurde er von diesem zu dem Großchan Ajuk gesendet. Auf dieser Reise durchstreifte er das Land der Bisarmoier und Naymans, angeblich unter der Herrschaft des sogen. Priesters Johann, der damals schon von den Mongolen unterjocht war. Von dem Großchan erhielt er ein Schreiben an den Papst, mit welchem er auf demselben Wege nach Rom zurückkehrte, dann wahrscheinlich Missionär in mehren nordischen Ländern wurde. — Von seiner Reise, die 16 Monate dauerte, finden sich ausführlichere und kürzere Berichte in Harkluyts und Bergeron's Samlung; sie enthalten manches Neue, aber auch viel unrichtig Aufgefaßtes und Fabelhaftes *). (*H.*)

VII. 111. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Weiß).

1) Storia della letteratura Italiana T. 7. P. 3. p. 423.
2) Vite de' Pittori etc. Roma 1795. T. 3. p. 303.

*) Eine kritische Übersicht derselben gibt Sprengel's Geschichte d. wicht. geogr. Entdeck. 2. A. S. 279—88.

CARPINUS, die Hainbuche, auch Weißbuche, ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Amentaceen und der 21. Linné'schen Klasse. Char. Die männlichen Kätzchen bestehn aus gewimperten Schuppen, deren jede ungefähr 16 Staubfäden, jeden mit 2—3 Antheren, umhüllt. Die weiblichen schlaffen Kätzchen bestehn aus dreilappigen Schuppen, jede mit 2 Pistillen. Die Frucht ist eine einsamige Nuß. Die gemeine Hainbuche, Carpinus Betulus, wächst durch das ganze gemäßigte Europa von Schonen an bis nach Griechenland, und von den Pyrenäen bis Kaukasien. Von Krain an durch Ungarn komt die zweite Art bis nach Armenien vor, die Lamarck C. *orientalis* nante, und in Nordamerika wächst C. *americana* Mk. (*Sprengel.*)

CARPIO (L. 13° 10′ Br. 37° 56′), Städtchen der spanischen Provinz Cordova, an dem Guadalquivir, von 750 Häusern, mit einem alten Kastell, 3 Pfarrkirchen, 3 Klöstern, und einem Posthause, ist der Hauptort einer weitläufigen, dem Herzoge von Alba zuständigen Markgrafschaft, wozu auch die Flecken Morente (mit dem Titel einer Grafschaft), Peradad, Montoro (Herzogthum) und Adamuz gehören. Des Herzogs Corregidor hat seinen Sitz in C. — Der Ort selbst war, Ausgangs des 14. Jahrh., ein Eigenthum des Hauses Sotomayor. Garcias Mendez de Sotomayor, Herr del Carpio, wurde um das J. 1407, durch glückliche Streifzüge gegen die Muhamedaner berühmt. Durch Heirath kam C. an die Haro, und zwar an die von Lope, dem jüngsten von den Söhnen des Lope Diaz de Haro, zugenant Cabeza brava, und der Prinzessin Urraca, abstammende Linie. Diego Lopez de Haro y Sotomayor, Herr von Sorbas und Lubrin, wurde von Philipp II. den 20. Januar 1559 zum Markgrafen von Carpio ernant. Der 6te Markgraf von C. war der berühmte Ludwig Mendez de Haro, Guzman y Sotomayor, Neffe des großen Olivarez, dessen politische Ansichten er indessen keineswegs theilte. Denn nachdem er seinen Oheim gestürzt, und im Ministerium dessen Stelle eingenommen, war er einzig bemüht, den dem State freilich gar nothwendigen Frieden herbeizuführen. Darum benutzte er, nachdem er doch durch den Frieden mit den Holländern freie Hände erlangt, die Unruhen der Fronde nur mit Widerwillen; darum mußte Spanien in dem pyrenäischen Frieden, den Ludwig persönlich mit dem Kardinal Mazarin schloß, so große, für ganz Europa so verderbliche Opfer bringen. Indessen war Philipp IV. des Kriegens so müde, daß er, seine Zufriedenheit zu äußern, den Unterhändler eines solchen Friedens 1660 zum Herzog von Montoro, unweit Carpio, ernante, ihm auch den, in unsern Tagen für Godoy, den Friedensfürsten, erneuerten, Beinamen de la Paz verlieh. Ludwig, der den so tief durch ihn gekränkten Oheim beerbte (namentlich die Grafschaft Olivarez, bei Valladolid, und Loeches, unweit Madrid, mit der herrlichen Stiftung des gefallenen Ministers) starb den 26. Nov. 1661. Sein jüngerer Sohn, Johann Dominic, erheirathete die Grafschaft Monterey, und machte als Feldherr und Statsmann dem Namen Monterey Ehre. Der ältere Caspar, 7. Markgraf von C. Großkanzler von Indien und Gesandter zu Rom, starb als Vicekönig von Neapel, den 16. November 1687, von Theresia Enriquez de Cabrera, des letzten Amirante von Castilien Schwester, eine einzige Tochter hinterlassend. Diese, Catharina de Haro y Guzman de la Paz, wurde an Franz von Toledo, des 7ten Herzogs von Alba jüngern Sohn, verheirathet, und während Gemal und Schwager Philipp V. anhingen, ergriff die geistreiche Frau, gleichsam als wolle sie wieder gut machen, was ihr Großvater auf der Fasaneninsel gesündigt, mit Feuereifer des Erzherzogs Partei. Sie folgte ihm von Madrid nach Barcelona, und nöthigte ihre einzige Tochter, Maria Theresia, sie zu begleiten, ja sie verheirathete sie, zum größten Verdruß aller damaligen Afrancesados, an den Grafen von Galves, Emanuel Maria Joseph de Silva, des Herzogs von Infantado jüngern Bruder, der einzig seiner Anhänglichkeit an das östreichische Haus die Hand der reichsten Erbin in Spanien, ja in Europa, zu verdanken hatte. Durch diese Heirath kamen nämlich die Majorate von Carpio *) und Olivarez, das unermeßliche Besitzthum der Amiranten von Castilien, endlich alle Staten der Herzoge von Alba, an das Haus Silva, und späterhin an die Fitz-James Stuart **). Vgl. die Art. Fitz-james, Haro, Silva u. Toledo. (*v. Stramberg.*)

Carpio, zerstörte Burg der spanischen Provinz Valencia, in der Jurisdiccion de Becerril del Carpio, unweit der Pisuerga, hat ohne Zweifel dem berühmten Bernhard del Carpio den Namen gegeben, diesem Lieblingshelden des spanischen Mittelalters, der bei Ronceval den bezauberten, und daher gegen Hieb und Stich festen Roland, aufhob, und in seinen Armen erdrückte, wie Herkules den Riesen Antäus. Er soll des Grafen Diaz von Saldagna, südwestlich von Becerril, Sohn gewesen seyn. Die Neuern, und namentlich Ferreras, halten ihn jedoch, gleichwie seine Mutter, die Infantin Ximena, König Alfonsos des Keuschen Schwester, für ein Geschöpf der Dichtung. Indessen zeigt man in der Prämonstratenserabtei zu Aguilar del Campo, 1½ Meile oberhalb Becerril, des Helden Grabstätte, mit folgender Inschrift:

> A qui jaze sepultado el esforsado y noble
> Cavaller ó Bernardo del Carpio defensor del Espanna
> Hijo de D. Diaz Conde de Saldanna y de la Infanta Domna
> Ximena Hermanna del Rey D. Alonso el Segundo
> Vamado el Casto, murio el anno de 850.

Sein Schwert wurde früher ebenfalls in der Abtei verwahrt, war indessen schon seit längerer Zeit, auf königlichen Befehl, nach Madrid gebracht worden †). (*v. Stramberg.*)

---

*) Zu welchem auch die Güter Sorbas, Lubrin und Castellon de la Carbonera, in dem Königreich Granada, zwischen Almeria u. Vera gelegen, dann ein Gut zu Mujacar gehören. **) S. *Don Melchior de Cabrera Nunnez de Guzman:* Arbol Genealogico de Don Gaspar de Haro y Guzman, 7mo Marques del Carpio, y de Donna Theresa Enriquez de Cabrera su segunda Esposa Hermana del Almirante. Madr. 1674.

†) Ein anderes Carpio, in dem Gebiete von Salamanca schenkte König Heinrich IV. 1465 dem Grafen von Alba de Tormes, dessen Treue zu belohnen.

CARPIONI (Giulio), Maler und Kupferstecher, geb. zu Venedig 1611, gest. zu Verona 1674, zeichnete sich aus in Darstellung von Bacchanalen, Tänzen und ähnl. Seine Stücke wurden sehr gesucht. Einige derselben hat er selbst geäzt. (*H.*)

CARPIS, *Κάρπις*, Fluß in Rhätien und Pannonien. Herodot, beschreibt seinen Lauf so genau, daß man daran nicht zweifeln kann, es sei darunter die Drau zu verstehen. „Aus der Landschaft über den Ombriki (sagt er), fließen der Karpis und ein anderer Fluß, der Alpis, gegen Norden ebenfalls in den Ister." Die *Ὀμβρικοὶ* sind die Umbri, d. h. die tyrolischen Rhäti, denn die Umbrer in Italien kann er in dieser Stelle nicht bezeichnen; Alpis ist wahrscheinlich der Inn. Diese Genauigkeit Herodots über eine Gegend, die den Griechen so wenig bekant war, läßt sich nur aus den Handelsverbindungen der Phokäer mit den Venetern (Veneti) erklären *). (*Rumy.*)

CARPIS, oder Cirpis (der erste Name bei Ptolemäus, der zweite in der Notit. Imperii, und in dem Itiner. Anton. *Sirpis*), eine Stadt in Pannonien, 12 Milliaria nördlich von Ulcisia Castra (bei dem heutigen Marktflecken Endré in der pesther Gespansch., 9 Milliaria nördlich von Alt-Buda oder Alt-Ofen), nach dem gegebenen Maße, und nach der Angabe des Ptolemäus, der seiner Stadt *Καρπὶς* die Breite von 47 Gr. 45 Minut., oder nach andern Handschriften von 47° 50′ zuschreibt, am nördlichsten Winkel der Donau bei dem Schloß und Marktflecken Wischegrad (Vissegrad) oder Plintenburg in der pesther Gespansch. im pilischer Bezirk. Die Notitia Imperii verlegt dalmatische Reiter und andere Hilfstruppen in dieses Kastell. Mannert (Geogr. d. Gr. und R., 3 Th. 2. Aufl. S. 663.) glaubt, daß Ptolemäus Karpis statt Kirpis verschrieben habe: allein ich finde dieß unwahrscheinlich, da auch Ammian. Marcellinus (lib. XXII. cap. XI.) *Carporum vicus* hat. (*Rumy.*)

CARPOBALSAMUM, Balsamkörner, sind die Früchte oder Beeren des Balsamstrauchs (Amyris Opobalsamum), kleiner, als Erbsen; sie haben vier erhabene Linien, einen kleinen Stiel, eine braune Farbe und enthalten einen weißen Kern, oder vielmehr einen kleinen Antheil balsamischen, öligen, weißen Markes vom Geschmack des Balsams (vgl. oben Balsamus Meccanensis). Statt ihrer dienen jezt zum arzneilichen Gebrauch die Wacholderbeeren. (*Th. Schreger.*)

CARPODETUS Forst., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen und der 5. Linné'schen Klasse. Der kräuselförmige Kelch hat fünf Zähne. Fünf Corollenblätter sind nebst den Staubfäden auf den Rand des Kelches eingefügt. Die Frucht ist eine fünffächerige Beere. Die einzige bekante Art: Carpodetus serratus Forst., ist ein Baum auf Neu-Seeland. (*Sprengel.*)

CARPODON Labill., eine Pflanzen-Gattung aus der 13. Linné'schen Klasse, deren natürliche Verwandtschaft unbekant ist. Kelch und Corolle haben 4 Blätter. Die holzige Kapsel enthält geflügelte Samen in vielen Fächern. Die einzige bekante Art C. *lucidus* Labill., wächst auf Neu-Holland. (*Sprengel.*)

Carpona in Ungarn, s. Karpfen.

CARPOV (Jakob), Direktor des Gymnasiums zu Weimar und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geboren den 29. September 1699 zu Goslar, wo sein Vater, Augustin, Rektor der Stadtschule war. Zu Halle, wohin er sich 1721 begab, war Wolf sein Lehrer in der Philosophie, und in Jena, wo er 1725 Magister wurde, vollendete er den theologischen Cursus, und hielt darauf philosophische und theologische Vorlesungen. Von Jena begab er sich nach Weimar, wurde daselbst 1737 Rektor des Gymnasiums und 1742 zugleich Professor der Mathematik, 1745 aber Direktor dieser Lehranstalt. Er starb am 9. Junius 1768. Als dogmatischer Theolog machte er eine Zeit lang vieles Aufsehen, und langwierige Streitigkeiten veranlaßte er besonders durch sein systematisches System: Oeconomia salutis novi Test., seu theologiae revelatae dogmaticae methodo scientifica adornatae T. I. Jen. 1737. ed. II. auct. 1752. T. II — IV. 1739 — 1765. 4. über 24 Alphabet stark. Den von Canz zuerst betretenen Weg verfolgend, wandte er nicht nur die streng demonstrativische oder mathematische Methode auf die gesamte Dogmatik an, sondern wollte auch die Lehren selbst mathematisch demonstriren, und sezte, mit Beseitigung einer gesunden Bibelerklärung, aus oft willkürlichen Erklärungen ein System zusammen, worin er z. B. die Dreieinigkeitslehre, die Zurechnung der Sünde Adams, die Nothwendigkeit der Offenbarung aus philosophischen Gründen zu erweisen, und theologisch-physiologisch zu erklären suchte, wie es mit der übernatürlichen Empfängniß Christi in einer Jungfrau zugegangen sei und dgl. m. Es mangelte ihm zwar nicht an Widerspruch [1]), aber lange waren doch sehr viele Stimmen für ihn, und als ihn die theologische Fakultät zu Jena, wegen seiner neuen, für gefährlich erklärten theologischen Lehrmethode, vom Lehrstuhl verdrängte, und ihn veranlaßte 1736 nach Weimar zu gehen, folgten ihm viele Studirende dahin nach, um seinen Unterricht zu genießen. Indessen überlebte er selbst noch den Ruf und das Ansehn seines Werks, das doch auch viele schäzbare Untersuchungen enthält, die von einem philosophischen Geist und gründlicher Gelehrsamkeit zeugen. Von seinen übrigen Schriften bemerken wir: Meditatio philosophico-critica de perfectione linguae. Jen. 1735. 8.; sehr vermehrt 1743. 4. Elementa theologiae naturalis a priori. Jen. 1742. 4. (über 6 Alphabet stark). Illustratio apologetica peccati in spir. s. Progr. I — XIII. 1746 — 1750. 4. Pensées sur l'avantage de la grammaire universelle. Weimar 1744. 4. viele Progr., Dissertatt. Trauer-

*) S. Mannert's Geogr. d. Gr. und R. III. Th. 2. Aufl. S. 510.

1) So schrieb z. B. Joach. Oporin gegen ihn eine Commentationem de usu doctae simplicitatis contra scepticos, C. G. Cluge Singularia theologiae Carpovianae, anderer Gegner nicht zu gedenken. Carpov vertheidigte sich gegen alle Einwürfe in besondern Schriften. S. Walch's bibl. theol. 64. und Ernesti's neue theol. Bibl. 6. Bd. 47 ff. Welchen Nutzen, im Ganzen genommen, die Einführung der mathemat. Methode in der Theologie hatte, davon s. die allg. teut. Bibl. 2. Bd. 182, wo der lezte Band der Carpovschen Dogmatik recensirt wird.

reden ꝛc. [2]). — Paul Theodor Carpov, zu Volschow in Polnisch-Preußen 1714 geboren, wurde 1738 zu Rostock und 1760 zu Bützow Professor der orientalischen Sprachen, und starb den 27. Mai 1765. Seine akademischen Schriften und Abhandlungen in den Nov. miscell. Lips., den Hamb. gel. Berichten, Hess. Hebopfer ꝛc. zeugen von einer guten Bekantschaft mit den orientalischen Sprachen [3]). (*Baur.*)

CARPZOV, der Name einer geachteten, durch wissenschaftliche Verdienste ausgezeichneten Familie, dem man in der juristischen und theologischen Literaturgeschichte der zwei letztverflossenen Jahrhunderte öfters begegnet. Sie soll ursprünglich Carpezano geheißen, und in Spanien ansässig gewesen seyn, doch komt schon in einer Urkunde vom J. 1282 in der Mark Brandenburg ein Hermann von Carpzov vor, dem das brandenburgische adelige Dorf Carpzov unweit Tremmen gehörte [1]). Der eigentliche Stammvater der Gelehrten dieses Namens ist Simon Carpzov, der um die Mitte des 16. Jahrh. Burgermeister in der Neustadt Brandenburg in der Mittelmark war. Der älteste Sohn desselben Joachim von Carpzov, auch Carpezan oder Carpensonius genant, mit dem Zunamen der Brandenburger, war beim Ausbruche der böhmischen Unruhen und in den ersten Jahren des 30jährigen Krieges mansfeldischer Oberster, hernach General, zuletzt General-Feldzeugmeister Christian's IV., Königs von Dänemark, dem er im Kriege gegen die Kaiserlichen diente, bis er 1628 zu Glückstadt in Holstein starb [2]). Der jüngere Bruder, Benedikt, am 22. Oktober 1565 in der Neustadt Brandenburg geboren, war zuerst Professor der Rechte zu Wittenberg, seit 1602 Kanzler der verwitweten Kurfürstin Sophie zu Dresden, zuletzt kursächsischer Appellationsgerichtsrath, und starb den 26. Novbr. 1624 [3]). Gedruckt sind von ihm nur einige Dissertationen, aber merkwürdig bleibt er als Vater folgender 5 gelehrter Söhne:

I. Conrad, geboren den 11. Julius 1593 zu Wittenberg, lehrte daselbst 17 Jahre die Rechte, war 19 Jahre lang Kanzler und geheimer Rath des Herzogs August, postulirten Administrators zu Magdeburg, und starb an dessen Hofe zu Halle den 12. Februar 1658. Jugler verzeichnet 28 Dissertationen von ihm [4]).

II. Benedikt, der berühmteste unter den 5 Brüdern, war den 27. Mai 1595 in Wittenberg geboren, studirte dort, zu Leipzig und Jena, bereiste Italien, Frankreich, England und die Niederlande, wurde 1620 zu Leipzig Assessor im Schöppenstuhl und Oberhofgericht, kam 1639 in das Appellationsgericht nach Dresden, ging 1645 als erster Professor der Rechte nach Leipzig zurück, mußte 1653 gegen seine Neigung abermals, als kursächsischer geheimer Rath nach Dresden ziehen, starb aber den 30. August 1666 in Leipzig, wo er so gern lebte, daß er in die Stammbücher der Studenten zu schreiben pflegte: extra Lipsiam vivere, est miserrime vivere. Er war zu seiner Zeit das Orakel der sächsischen Juristen und seine Aussprüche im kirchlichen und peinlichen Rechte galten noch lange nach seinem Tode so viel, daß man ihn Sachsens Gesetzgeber nennen konte. Allein seine zahlreichen Schriften über das Kriminalrecht, Kirchenrecht und den Prozeß, die Jugler am vollständigsten verzeichnet, und die sehr oft neu gedruckt wurden, können hier übergangen werden, da sie nicht nur in vielen Literatur-Werken verzeichnet sind, sondern auch ihre Periode längst vorüber ist. Weder bei seinem Leben, noch nach seinem Tode fehlte es ihm an Gegnern, die ihn unter andern des Plagiats beschuldigten, und im Thesaur. rerum publ. T. IV. 816. wird, nicht zu seinem Ruhme, angeführt, daß er während seiner praktischen Laufbahn auf 20,000 Missethäter zum Tode verurtheilt habe. Sein großes Ansehen, als Lehrer und Schriftsteller des geistlichen und peinlichen Rechts, stützte auch manches andere schädliche Vorurtheil, insbesondere die Herenprozesse, indem er erkante, daß die Läugnung der Wirklichkeit teuflischer Besitzungen und Bündnisse schwer bestraft werden müßte. Als einen Beweis seiner Frömmigkeit führen seine Biographen an, daß er fast jeden Monat das h. Abendmahl genossen, bei überhäufter Arbeit 53 Mal die Bibel ganz gelesen, viele Kommentatoren zu Rathe gezogen, und handschriftlich viele theologische Schriften und Abhandlungen hinterlassen habe [5]).

III. Christian, geb. den 20. April 1605 zu Colditz in Meißen, studirte zu Wittenberg, Leipzig, Jena und Heidelberg, nahm zu Strasburg die juristische Doktorwürde an, wurde 1632 Professor der Rechte zu Frankfurt an der Oder, und starb daselbst den 20. December 1642. Seine Schriften bestehen in Dissertationen und Programmen [6]).

IV. August, geboren den 4. Junius 1612 zu Colditz, trieb seit seinem 14. Jahre die akademischen Studien zu Wittenberg, Leipzig und Jena, wurde 1644 gräflich-stolbergischer Rath, im folgenden Jahre fürstlich-altenburgischer Hofrath, 1651 Kanzler und Konsistorialpräsident zu Coburg, 1675 gotha'scher geheimer Rath, und starb am 19. November 1683 zu Coburg. Seine Schriften sind unbedeutend, aber im Statsdienste hat er

---

2) Moser's Ler. der Theol. 140. Strodtmann's neues gel. Europa 2. Th. 448—520. Riedel's philos. Bibl. 1. Bd. 50. Heinrichs Gesch. der Glaubenswahrh. 440. Stäudlin's Gesch. d. theol. Wiss. 2. Bd. 535. Schlegel's Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2. Bd. 106. Meusel's Ler. d. verstorb. Schriftst. 2. Bd. 3) Moser und Meusel a. a. O.

1) Eine genealogische Tabelle über das Carpzovsche Geschlecht findet man in Dreihaupt's Beschreibung des Saalkreises in den Beilagen zum 2. Th. S. 26. Wenige Familien haben in gerader Linie so viele Gelehrte in unzertrenter Folge und mit einerlei Vornamen zählen können; der letzte Umstand war Ursache, daß oft Personen und Schriften verwechselt wurden. 2) Das allgem. hist. (Fritschische) Lexikon s. v. Carpezan. 3) *Buchneri* Dissertatt. acad. 225. *Witten.* Mem. ICtor. Dec. I. 104. Küster's Erläuter. der Seidel. Bildersaml. 140. Juglers Beitr. zur jur. Biogr. 1. Th. 269.

4) *Witten.* Diar. biogr. ad a. 1658. Lochner's Saml. merkw. Medaillen, zweites Jahr 356. Jugler a. a. O. 274.

5) *Sam. Langii* concio fun. germ. in B. Carpz. cum curric. vitae etc. Lips. 1667. 4. *Witten.* Memor. ICtor. Dec. IV. 458. Sinceri Leben großer Juristen 1. Th. 205. *Freheri* Theatr. P. II. Sect. IV. 1041. *Fabricii* Hist. bibl. P. II. 319—331. Reimann's Hist. lit. T. VI. 284. Pütter's Lit. des teutsch. Statsr. 1. Th. 220. Jugler a. a. O. 291—303.

6) *J. C. Becmanni* Notitia univ. Francofurt. 210. Jugler a. a. O. 304.

sich, besonders um die coburgischen Lande, hochverdient gemacht, und bei mehren wichtigen Verhandlungen, unter andern bei den westphälischen Friedensunterhandlungen, denen er als Gesandter beiwohnte, so wie auf verschiedenen andern Gesandtschaften, entfaltete er eben so viel Einsicht als Rechtschaffenheit. Wie sein Bruder Benedikt, war er sehr religiös, las seit 1655 die ganze Bibel 24 Mal, und schrieb eine ascetische Schrift, unter dem Titel: der gekreuzigte Jesus, Coburg 1679; 1713. 8. [7]).

V. Johann Benedikt, geboren zu Rochlitz den 22. Junius 1607, wählte den geistlichen Stand, kam 1633 als Pastor nach Meuselwitz, und starb den 22. Oktober 1657 als Professor der Theologie zu Leipzig. Unter den ältern dogmatischen Lehrbüchern ist sein Systema theolog. Lips. P. II. 1653. 4. nicht ohne Werth; noch jetzt brauchbar, in dogmatischer und historischer Hinsicht, ist seine (eine wörtliche Erläuterung der sämtlichen symbolischen Bücher enthaltende) Isagoge in libros ecclesiarum Lutheranarum symbolicos; opus posth. a J. Oleario continuatum. Lips. 1665; 1725. 4. [8]). Er war Vater folgender 5 gelehrter Söhne:

A) David Benedikt war Prediger, und schrieb de pontificum Hebraeorum vestitu sacro. Jen. 1655. 4., wieder abgedruckt in *J. B. Carpzovii* Dissertatt. acad. und im 11. Bde. von *Ugolini* thes. Zwei Briefe von ihm stehen in Schelhorn's amoen. lit. T. III. 281. [9]).

B) Johann Benedikt, geboren zu Leipzig den 24. April 1639. Er besuchte die akademischen Vorlesungen in seiner Vaterstadt, zu Jena, Straßburg und Basel, wurde 1662 zu Leipzig Sonnabendprediger, 1665 Professor der Moral, erhielt nach drei Jahren das Lehramt der orientalischen Sprachen, und 1684 der Theologie, war zugleich Prediger an der Thomaskirche und starb den 23. März 1699. Er war besonders wegen seiner ausgebreiteten hebräischen Sprach- und Literaturkentniß berühmt, und erwarb sich anerkante Verdienste, durch die Übersetzung und Erläuterung verschiedener rabbinischer Schriften, und durch seine mit großer Kentniß der Sache geschriebene Indroductio in theologiam Judaicam et lectionem Raymundi aliorumque id genus autorum, vor der von ihm besorgten neuen Ausgabe von Raymundi Martini pugio fidei. Lips. et Frf. 1687. fol. Ferner edirte er Lightfoot's horas talmud. et hebr.; *Schikhardi* jus regium Hebraeorum c. n. Lips. 1674. 4., schrieb ein schätzbares Collegium rabbinico-biblicum in libellum Ruth. Lips. 1703. 4. und viele gelehrte Dissertationen, welche sein Bruder Samuel Benedikt 1699. 4. mit einer Vorrede in einem Bande neu heraus gab. In den pietistischen Streitigkeiten trat er auf die Seite der Gegner Speners, verwarf die erbaulichen Vorlesungen über heilige Bücher, und seine eigenen kunstreichen Predigten [10]), hatten einen sehr gelehrten Zuschnitt, waren aber im Grunde nicht viel mehr als ein Gemisch von unnützen exegetischen Untersuchungen, allegorischen Vorstellungen, griechischen, lateinischen und andern fremden Redensarten [11]).

C) August Benedikt, geboren den 2. Nov. 1644 zu Leipzig, wo er auch studirte, nach der Rückkehr von Jena 1669 ein juristisches Lehramt erhielt und den 4. März 1708 starb. In seinen zahlreichen akademischen Schriften erläutert er meistens einzele Materien aus dem Civilrechte [12]).

D) Samuel Benedikt, geb. den 17. Jan. 1647 zu Leipzig, studirte daselbst und zu Wittenberg, wo er schon in seinem 24. Jahre den Lehrstuhl der Dichtkunst erhielt. Von da kam er 1674 als dritter Hofprediger nach Dresden, wurde 1692 Oberhofprediger, und starb den 31. August 1707. Gegen Spener und die Pietisten nahm er die Partie seines Bruders Johann Benedikt (B.), schrieb Examen orthodoxae fidei contra Masenium. Witteb. 1677. 8. Dissertationen, Predigten ꝛc. [13]).

E) Friedrich Benedikt, geboren den 1. Januar 1649 zu Leipzig, wo er die Rechte studirte. Nach der Rückkehr von einer literarischen Reise durch Teutschland und die Niederlande heirathete er 1676 in Leipzig die Tochter eines Kaufmanns, trieb nun selbst Handlungsgeschäfte, wurde 1680 Senator, 1693 Baumeister und starb daselbst den 20. Mai 1699. Für die Wissenschaften war er ein eben so wohlwollender als einsichtsvoller und freigebiger Beförderer, und seine merkantilischen Verbindungen benutzte er zur Unterhaltung eines wissenschaftlichen Briefwechsels mit vielen Gelehrten in Teutschland, Italien, Frankreich, England und Holland. Er sammelte eine vortreffliche Bibliothek, von der zu Leipzig 1700. 8. ein Katalog gedruckt wurde, unterstützte aufs freigebigste die Herausgabe vieler wissenschaftlicher Werke, und war der thätigste Gehilfe des gelehrten Otto Mencke, als dieser 1682 die Acta eruditorum herauszugeben anfing [14]).

Von den Nachkommen dieser 5 gelehrten Brüder bemerken wir noch folgende drei:

1) Johann Gottlob, ein Sohn des Oberhofpredigers Samuel Benedikt (D), geboren zu Dresden d. 26. September 1679. Die Bildung zum gelehrten Theologen erhielt er auf den Universitäten zu Wittenberg, Leipzig und Altdorf, und die Stelle eines Reisepredigers bei

7) Ludwig's Ehre des Casimiriani acad. zu Coburg, Th. 2, 170. *Stuss* Progr. de vita et merit. A. Carpz. Gothae 1750. 4. Jugler a. a. O. 307.

8) (*Kromayeri*) Progr. in ej. fun. Lips. 1657. 4., abgedr. in *Witten.* memor. Theol. Dec. IX. 1247. Hist. bibl. *Fabric.* P. IV. 294 sq. P. V. 560. *Baillet* Jugem. T. VI. 139.

9) Adelung's Zusätze zum Jöcher.

10) S. seine evangelischen Vorbilder und Frage-Postille; seine Lehr- und Liederpredigten; Jesaias-Predigten u. a. m. Vgl. Schüler's Gesch. des Geschmacks im Pred., das Register am Schlusse des Werks.

11) (*J. Cypriani*) Progr. in ej. funere. Lips. 1699. fol. *Pipping.* memor. Theol. T. II. Dec. VI. 763. *Koenig* bibl. vet. et nov. h. v. *Fabricii* hist. bibl. P. VI. 48.

12) Progr. fun. univ. Lipsiens. Lips. 1708. fol. Jugler a. a. O. 313.

13) (*J. Cypriani*) Progr. acad. Lips. in ejus fun. Dresdae 1708. fol. *Th. Ittigii* Orat. parent. Ib. 1708. fol. Gleich's Leben der sächs. Oberhofpred. Bd. 2. S. 522.

14) (*J. Cypriani*) Progr. acad. in ej. fun. Lips. 1699. fol. *Chr. Junckeri* Epistola de ej. obitu. Schleusingae 1699. 4. Acta erudit. a. 1699. p. 288.

dem königl. polnischen und kursächsischen Gesandten D. C. Bose, die er 1702 übernahm, verschaffte ihm Gelegenheit, England und Holland in wissenschaftlicher Hinsicht kennen zu lernen, und besonders seine orientalischen Sprachkentnisse zu vermehren. Bald nach seiner Rückkehr wurde er 1704 Diakonus zu Alt-Dresden, 1706 Diakonus der Kreuzkirche in Neu-Dresden, und 1708 übernahm er das Diakonat an der Thomaskirche in Leipzig, wo er auch, noch ehe ihm 1713 ein außerordentliches theol. Lehramt übertragen wurde, Vorlesungen hielt, die sich auf die morgenländischen Sprachen, hebräischen Alterthümer, auf dogmatische, polemische, homiletische und Pastoraltheologie erstreckten, und vielen Beifall fanden. Aus Vorliebe für Leipzig lehnte er, nachdem er 1719 Professor der orientalischen Sprachen geworden war, mehre Anträge zu auswärtigen Beförderungen ab, folgte aber doch 1730 einem Rufe als Hauptprediger und Superintendent nach Lübeck, feierte daselbst am 24. Nov. 1754 sein Amtsjubeljahr, und starb den 7. April 1767. Er war eine Zierde seines Standes, exemplarisch in seinem Wandel, gewissenhaft in Erfüllung aller seiner Amtspflichten bis ins höchste Alter, und durch seine Sanftmuth und Freundlichkeit wußte er Aller Herzen zu gewinnen. In wissenschaftlicher Hinsicht gehörte er zu den gelehrtesten Theologen seiner Zeit, und besonders zu denjenigen, die sich um biblische Philologie, Kritik und Alterthümer verdient machten. Ob er gleich bei dem strengen Inspirationsbegriffe, von dem er ausging, und bei den beschränkenden dogmatischen Ansichten, die ihn leiteten, in den wahren Geist der biblischen Urkunden, mit freiem unbefangenem Blicke einzudringen, verhindert wurde, so darf es doch nicht vergessen werden, daß er zu manchen spätern Untersuchungen den Grund legte, und seinen Nachfolgern die Bahn brach. Ein lange benutztes Hauptwerk, das als das einzige in seiner Art gepriesen wurde, ist seine Introductio ad libros canonicos Bibliorum Vet. Test. omnes, praecognita critica et historica ac auctoritatis vindicias exponens. Lips. 1721; 1731; 1757. 4. und seine damit in Verbindung stehende Critica sacra Vet. Test., Pars I. circa textum originalem, II. circa versiones, III. circa pseudocriticam Guil. Whistoni solicita. Ib. 1728. 4. Englisch: A defense of the hebrew bible, with some remarks of Moses Marcus. Lond. 1729. 8. Beide enthalten einen großen Reichthum, mit Gelehrsamkeit, Einsicht und Genauigkeit angestellter, und mit eigenen Erörterungen bereicherter Untersuchungen, und eine Samlung alles dessen, was bis dahin über diese Gegenstände geschrieben worden war. Am meisten tadelte man, daß der Verfasser, anstatt seine kritisch-freien Vorgänger Simon u. A. zu benutzen, sie vielmehr zu widerlegen suchte, und daß er für die Göttlichkeit der Bücher der h. Schrift Beweise anführte, die ihrem wahren Ansehn mehr schaden als nützen. Auch sein aus Vorlesungen entstandener Apparatus historico-criticus antiquitatum sacri codicis et gentis hebraeae. Lips. 1748. 4. war für die damalige Zeit ein wichtiges, reichhaltiges Werk. Unter seinen übrigen Schriften (meistens Dissertationen und Predigten) verdient noch seine: Religions-Untersuchung der böhmisch- u. mährischen Brüder, von Anbeginn ihrer Gemeinen bis auf gegenwärtige Zeiten. Leipz. 1742. 8.; im Auszug, Frkft. und Leipz. 1744. 8. bemerkt zu werden. Er war der erste bedeutende Gegner, den die Brüdergemeinde fand, der ihr nicht allein viele irrige Lehrmeinungen, sondern sogar Indifferentismus in der Religion (nicht ohne leidenschaftliche Übertreibung) zur Last legte [15]).

2) Friedrich Benedikt, geboren den 21. Oktober 1702 zu Zittau, ein Enkel des Oberhofpredigers Samuel Benedikt (D), und ein Sohn Johann Benedikts, der 1675 zu Dresden geboren war, zuerst Syndikus in Zittau, dann königl. polnischer und kursächsischer Hof- und Kommissionsrath, zuletzt Kreisamtmann des Kurkreises in Sachsen war, und 1739 zu Wittenberg starb. Er hat einen neueröffneten Ehrentempel merkwürdiger Antiquitäten des Markgrafthums Oberlausitz; Analecta fastorum Zittaviensium oder histor. Schauplatz der Stadt Zittau; Memoriam Heidenreichianam u. e. a. durch den Druck bekant gemacht [16]). Sein Sohn studirte zu Wittenberg und Leipzig, wurde 1727 Amtsadvokat in der Lausitz und 1731 im ganzen Kurfürstenthum Sachsen, zuletzt Professor des Natur- und Völkerrechts in Wittenberg, wo er im Oktober 1744 starb. Er war der Herausgeber und Hauptverfasser der Acta jureconsultorum, oder neueste Nachrichten von gelehrter Juristen Leben und Schriften. Wittenb. 1734—1737. 8 Theile (die zusammen einen mäßigen Band ausmachen) 8. und Nova Acta juteconsultorum etc. Ebend. 1738—39. 9 Theile (auch nur ein mäßiger Band) 8., und hinterließ mehre ausführliche akademische Schriften, aus denen hervorgeht, daß er mit der Rechtsgelehrsamkeit auch gute philosophische und literarische Kentnisse verband [17]).

3) Johann Benedikt, geboren den 20. Mai 1720 zu Leipzig, wo sein Großvater Johann Benedikt (B) Professor der Theologie war, und sein Vater, ebenfalls Johann Benedikt, 1733 als außerordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen und Lazarethprediger starb. Der Sohn erwarb sich schon auf der Thomasschule, unter Geßner und Ernesti, eine gründlich gelehrte Kentniß der alten Literatur, verfolgte diese Bahn auch, während er in seiner Vaterstadt Theologie studirte, und wie viel er in der klassischen Literatur geleistet haben würde, wenn er ihr allein gelebt hätte, zeigt seine Schrift über den Stoiker Ariston Chius [18]), die von Belesenheit

---

15) *J. G. Overbek* Memor. ej. Lubec. 1767. fol. P. G. Becker's Lebensgesch. Carpzov's. Ebend. 1767. Fol. Hamb. Nachr. aus dem Reiche d. Gel. 1767. S. 317. Götten's gel. Europa 1. Thl. 161. Moser's Lex. jetztl. Theol. 144 u. 792. Dietmann's kursächs. Priesterschaft 2. Bd. 254. Nachrichten von niedersächs. ber. Leuten, 1. Bd. 124—152. Nova acta hist. eccles. 7. Bd. 658—684. (Salzmann's) Denkw. aus dem Leben ausgez. Teutschen 327. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 2. Bd. — Carpzov's Bildniß auf der Jubelmünze, die das lübeckische Ministerium 1754 prägen ließ, abgebildet im Museo *Mazzuchell.* T. II., und in schwarzer Kunst von Haid in Brukker's Bildersaal, Dec. V. No. II.

16) S. von ihm die allern. Nachr. von jurist. Büchern 1. Bd. 342. 17) Jenichen's Nachr. von jetztleb. Rechtsgel. 28. Jugler a. a. O. 320.

18) Paradoxon stoicum Aristonis Chii apud Diog. Laërt. VII. 160, novis observatt. illustr., quibus simul varii va-

in den griechischen und römischen Skriftstellern strotzt, und als das Werk eines 22jährigen Mannes Bewunderung erregt. Als solcher hielt er in Leipzig Vorlesungen, wurde daselbst 1747 außerordentlicher Professor der Philosophie, folgte aber schon im folgenden Jahre einem Rufe auf die Universität nach Helmstädt, wo er zuerst das Lehramt der griechischen Sprache, seit 1749 aber, mit Beibehaltung desselben, auch ein theologisches Lehramt bekleidete. Die Würde eines Abtes zu Königslutter und eines Landstandes des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel erhielt er 1759, und in diesen Verhältnissen blieb er, bis ihn am 28. April 1803 der Tod abrief, nachdem er die letzten 15 Jahre, wegen großer Schwäche der Füße, beständig in seinem Hause, und fast nur unter seinen Büchern zugebracht hatte. Als dogmatischer Theolog wich er in keinem Stücke von dem hergebrachten orthodoxen Lehrbegriffe ab, indem er die Religion als eine einmal abgeschlossene, keinen Abänderungen und Fortschritten unterworfene, gänzlich positive Wissenschaft ansah. Daher trägt er in seinem Liber doctrinalis theologiae purioris, ut illa in academia Helmstadiensi docetur. Brunsvic. 1768. 8., das er W. A. Teller's Lehrbuch des christl. Glaubens entgegensetzte, die Lehrsätze des kirchlichen Systems mit ihren Bestimmungen und Beweisen, genau nach den symbolischen Büchern, vor, und machte, sowol in diesem Lehrbuche als in seinen übrigen Schriften, von neuern Untersuchungen bloß einen historischen Gebrauch. Große Verdienste erwarb er sich dagegen um die grammatische Auslegung des neuen Testaments, und schon seine Sacrae exercitationes in *S. Pauli* epistolam ad Hebraeos, ex Philone Alexandrino. Helmst. 1750. 8., womit er seine öffentliche theologische Laufbahn eröffnete, erwarben ihm einen hohen (vielleicht den höchsten) Rang unter den bisherigen grammatischen Auslegern dieses Briefes, von dem er noch im Greisenalter eine: abermalige Übersetzung mit philol. und theol. Anmerkungen. Helmst. 1795. 8. herausgab. Manche neue, glückliche Erklärung, besonders aus dem alexandrinischen Sprachgebrauch, enthalten seine Stricturae in epistolam ad Romanos. Helmst. 1756. 8. und in seiner, obgleich nur 2 Bogen betragenden neuen Übersetzung des Briefes Pauli an die Galater. Helmst. 1794. 8. findet man schätzbare Resultate vieljähriger Untersuchungen. Viel Treffliches enthalten seine größtentheils aus einzelen Programmen entstandenen, Epistolarum catholicarum Septenarius graece, cum nova versione lat. ac scholiis grammat. atque crit. etc. Halae 1790. 8., besonders in Beziehung auf die verworrenen Konstructionen der Briefe Petri. Vorzüglich schön, fließend und rein ist die neue lateinische Übersetzung, die zugleich die Stelle eines fortlaufenden Kommentars vertritt [19]). Wie viel er in der klassischen Literatur geleistet haben würde, wenn er sich ihr allein gewidmet hätte, beweisen (außer der oben genanten Arbeit über Ariston Chius) seine Observatt. philol. in Palaephatum. Lips. 1743. 8. seine Ausgabe des Musäus. Helmst. 1749; 1775. 8. von Lucians Todtengesprächen. Eb. 1773. 8. und von des Dracontius epischem Gedicht. Eb. 1794. 8. Seine Vorlesungen, die er alle in lateinischer Sprache hielt, erstreckten sich über das ganze Gebiet der theologischen Gelehrsamkeit, die praktischen Fächer und Kirchengeschichte ausgenommen, auch erklärte er fast jedes halbe Jahr einen alten griechischen Schriftsteller. Seine Orthodoxie hinderte ihn nicht, auch gegen diejenigen Gelehrten billig und duldsam zu seyn, die seinen Meinungen nicht beipflichteten; aber streng in Erfüllung seiner Berufspflichten, foderte er dieß auch von Andern, ohne deßwegen hart zu seyn [20]). (*Baur.*)

CARRA (Jean Louis), Mitglied des französischen National-Konvents, von armen Ältern 1743 zu Pont-de-Vesle geboren, widmete sich den Wissenschaften, bis er sich genöthigt sah, um nicht als Dieb verhaftet zu werden, sein Vaterland zu verlassen. Aus Teutschland, wo er lange umher irrte, kam er nach der Moldau, und wurde Sekretär eines Hospodars, den die hohe Pforte stranguliren ließ, weil er den Rathschlägen des französischen Abenteurers folgte. Dieser kam, ebenfalls als Sekretär, in die Dienste des Kardinals Rohan, eilte aber nach Paris, sobald die Unruhen sich zu äußern anfingen, und trug durch das Organ der periodischen Blätter, an denen er Theil nahm, und besonders der Annales patriotiques, die er herausgab und durch ganz Frankreich zu verbreiten wußte, nicht wenig zum Umsturz der Verfassung und zu den Gräueln bei, die damit in Verbindung standen. In Flugschriften und Journalen, in den Klubs und im National-Konvent predigte er Mord und Plünderung, und beschäftigte die Guillotine so lange, bis auch er am 1. Nov. 1793 unter derselben blutete. Er hatte sich, als Robespierre ihm seine Gunst entzog, zur Girondepartei geschlagen, und war mit derselben gestürzt worden. Einer der geschicktesten Diplomaten von Europa, wofür er sich selbst hielt, war er nicht; aber daß er Kopf und Kentnisse besessen habe, zeigen mehre seiner Schriften: Histoire de la Moldavie et de la Valachie. Jassy (eigentlich Zweibrücken) 1777; Neufchatel 1781. 12. Teutsch, Nürnb. 1789. 8. Système de la raison. Londr. 1773; ed. III. Par. 1791. 8. Mémoires hist. et authentiques de la Bastille. 1790. Vol. III. 8. Hist. de l'ancienne Grèce, trad. de l'Angl. de J. Gillies. 1787. Vol. VI. 8. Mehre physikalische Schriften, politische Flugblätter, zum Theil ins Teutsche übersetzt u. a. m. Unter Rolands Ministerium war er Aufseher der Nationalbibliothek *). (*Baur.*)

CARRACCI (Ludovico), das Haupt einer neuen Malerschule, wurde zu Bologna 1555 geboren. Da er

---

riorum antiquorum philosophorum loci explicantur etc. Lips. 1742. 8.

19) Der Abt Henke, sein Schwiegersohn, wollte eine Samlung seiner zahlreichen, die Bibelerklärung betreffenden, akademischen Schriften herausgeben, wurde aber durch seinen frühen Tod an der Ausführung dieses Vorhabens gehindert. — Bemerkenswerth sind Kästner's Briefe an Carpzov, abgedr. im teutschen Merkur J. 1804.

20) Schmersahl's Geschichte jetztl. Gottesgel. 1. St. 65. Beiträge zu den Actis hist. eccles. Vol. II. 253. Neues gel. Europa 14. Th. 290—336. Nachrichten von niedersächs. ber. Leuten. 2. Bd. 202—232. Der Biograph 3. Bd. 1. St. 108. und 8. Bd. 5. St. 69. Meusel's gel. Teutschl.

*) Ersch's gel. Frankr. Les siècles litt. de *Desessarts*. *Nouv.* Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. Reichard's moderne Biogr. 2. Th. 30.

viel Neigung zur Malerei zeigte, gab ihn sein Vater, ein Fleischer, in den Unterricht des Prospero Fontana, welcher aber, unzufrieden mit dem langsamen Gang seines Schülers, ihm rieth, etwas Anderes zu erlernen. Ludovico ließ sich jedoch weder durch ihn, noch durch die Bemerkungen Tintoretto's abschrecken, als ihn dieser während seines Aufenthalts zu Venedig, so langsam arbeiten sah. Der Widerstand, den er erfuhr, und die geringe Meinung, welche andere Künstler von seinen Fähigkeiten hegten, befeuerte ihn vielmehr, seinen Eifer zu verdoppeln. Nachdem er alle Kunstwerke in der Nähe studirt hatte, begab er sich nach Florenz, unter die Leitung Passignoni's, bei welchem er viel Gelegenheit fand, seine Kentnisse zu bereichern. Wie früher die Werke von Paul Veronese und Tintoretto, so studirte er jetzt die des Andrea del Sarto, Primaticcio, und Giulio Romano, kehrte aber immer wieder zu Correggio zurück, den er vor Allen zu erreichen strebte. Vertraut mit der Kunst dieser großen Meister, und in Allem hinlänglich unterrichtet, was dem Künstler zu wissen nöthig ist, kehrte er nach Bologna zurück, mit dem Vorsatz, daselbst eine eigne Malerschule zu gründen, und sich dem Strome der Manieristen, welche die Malerei ihrem Untergange immer näher führten, entgegen zu stemmen. Allein zu diesem wichtigen Unternehmen bedurfte er des Beistandes Anderer, und darum bewog er wol seine Vettern Agostino und Annibale, die Söhne eines Schneiders, sich auch der Malerei zu widmen.

Agostino Carracci, ward zu Bologna 1558 geboren. Da dieser mit seinem Bruder Annibale fortwährend im Streit war, mußte Ludovico ihn entfernen, und er brachte ihn in die Schule des Prospero Fontana. Agostino's heller Geist beschränkte sich aber nicht auf die Malerei, ob er diese gleich mit vieler Einsicht trieb, sondern beschäftigte sich auch mit andern Künsten und Wissenschaften, mit Poesie, Philosophie und Mathematik, und im Kupferstechen [1]) kann man ihn als den größten Meister seiner Zeit betrachten.

Annibale C., ward geboren zu Bologna 1560. Für das Handwerk seines Vaters bestimt, war er ohne alle wissenschaftliche Bildung geblieben, für die er auch nicht den rechten Sinn hatte, weßhalb er selbst dann, als er den Unterricht Ludovico's genoß, bitter gegen seinen Bruder gestimt wurde, wenn dieser, viel feiner gebildet, ihn zurecht weisen wollte. Annibale behauptete, er bedürfe keiner andern Bildung, wenn er nur seinen Beruf als Maler erfülle. Die Fortschritte, welche er in der Kunst machte, waren aber außerordentlich, so, daß Agostino sie nicht ohne Mißgunst betrachtete, und fortwährend darauf sann, nicht hinter Annibale zurück zu bleiben. Deßhalb trieb er mit dem größten Eifer die Kupferstecherkunst, und zeigte sich darin schon in seinem 20. Jahre als Meister durch das vortreffliche Blatt das Christuskind in der Krippe nach Baltasaro Peruzzi. — Indessen aber hiemit Agostino allgemeinen Beifall einerntete, fielen die Gegner über zwei Werke her, welche Annibale öffentlich ausstellte. Es waren zwei Altarblätter; das eine, für die Kirche des heil. Nikolaus bestimt, enthielt einen Christus am Kreuze, und das andere eine Taufe Christi, Werke im einfachen und edlen Stil und nicht im Schwindelgeiste damaliger Zeit, in welchem Geschwindmaler nur aus der Erinnerung arbeiteten. Der Weg, welchen der junge Künstler einschlug, dessen Absicht dahin ging, die Malerei zu ihrer einfachen Größe zurückzuführen, mußte wol den Neid erwecken, und seinen Werken den Tadel der Gegner zuziehen, unter denen wir einen Calvart, Fontana und Passerotti nennen. Deren feindliche Gesinnung konte nun zwar der neuen Schule viele Schwierigkeiten entgegen setzen; aber nichts war vermögend, das Wahre, welches die Stifter derselben erkant hatten, zu verläugnen, vielmehr suchten sie durch Beharrlichkeit endlich zum Ziele zu gelangen. Während aber die Brüder hier gemeinsam eine Sache verfochten, suchten sie sich auf der andern Seite das Leben auf jede Art zu erschweren, und es blieb dem Ludovico nichts Anderes übrig, als sie auf einige Zeit zu trennen. Annibale reiste um das Jahr 1580 nach Parma. Hier, von den kostbarsten Schätzen des Correggio umgeben, gerieth er so in Bewunderung, daß er zwei Briefe [2]) an den Agostino schrieb, und ihn einlud, den Genuß mit ihm zu theilen. Von hier begab sich Annibale nach Venedig, wo er nicht minder Nutzen aus den Werken des Tizian, Paolo Veronese, und Tintoretto zog. Nachdem später Agostino zu ihm gekommen, und die beiden Brüder diese Meisterwerke hinlänglich erkant hatten, kehrten sie nach Bologna zurück, um mit ihrem Vetter Ludovico, den sie immer als das Haupt anerkanten, die Grundsätze ihrer Kunst näher zu bestimmen. Als ihr großer Plan völlig zur Reife gediehen, legten sie den Grund zu einer Malerakademie, jener hernach so berühmten Schule, aus der so viele große und vortreffliche Maler hervor gingen, und die schon in ihrem Entstehen so vielen Besuch erhielt. Hier vereinigte sich Alles, was zur Bildung der Schüler nöthig war; Gipsabgüsse aus Rom und Florenz waren vorhanden, das Nackte wurde nach lebenden Modellen gezeichnet; die Anatomie trug der berühmte Professor della Torre vor. Man las Abhandlungen über die theoretischen Theile der Malerei, Baukunst und Perspektive vor, worin meist Agostino unterrichtete; und an diesen Versamlungen, die immer zahlreicher wurden, nahmen auch Gelehrte Antheil. Aber selbst in diesem Kreise begegneten sich die beiden Brüder mit Bitterkeiten. Als einst, so erzählt Bellori, Agostino mit vieler Beredsamkeit die Schönheiten des Laokoon entwickelt hatte, und seinen Bruder tadelte, daß er nicht genug aufmerksam darauf sei, ergriff Annibale eine Kohle, und zeichnete die beschriebene Figur so vollkommen, daß alle Gegenwärtigen darüber erstaunten. Im Weggehen sagte er: „Dichter malen durch Worte, Maler reden durch Werke." — Es war natürlich, daß Männer, denen das Studium der Kunst so sehr am Herzen lag, und die sich selbst schon als vollkommene Meister zeigten, auch an andern Orten rühmlichst bekant wurden. Bevor jedoch Annibale sich anschickte, seine unsterblichen Werke in Rom auszuführen, wurde sein Künstlerneid gegen seinen Bru-

1) In Bartsch Peintre Graveur. T. 18. p. 35 bis 157. sind die sämtlichen Kupferstiche des Agostino beschrieben.

2) Raccolta di Lettere sulla Pittura, Scoltura ed Architettura. T. I. p. 86—90.

Brantweinbrennerei, macht Talg aus einem Talgbaume, Öl aus der Palma Christi, Cyder aus einer Gattung von Äpfeln, bauet Boote und siedet Terpentin, Pech und Theer. Überhaupt wurde dieß Alles 1810 auf den Werth von 4,348,314; der Werth der Grundstücke, Gebäude und Sklaven, dagegen auf 246,833,026 Gulden berechnet. Südcarolina hat eine vortheilhaftere Lage zum Handel als Nordcarolina: es besitzt nicht nur 3 schiffbare Flüsse, die in seinem Umfange das Meer erreichen, sondern auch 3 gute Häfen Charleston, Prince Royal und Georgetown, die 1820. 29,944 Tonnen in der See hatten: es hat daher einen großen Theil des Handels von Nordcarolina an sich gezogen, und seine Seeausfuhr belief sich 1820 auf 17,381,078 Guld. Seine eignen Stapelwaren sind Baumwolle, Reiß und Tabak, sonst führt es noch Wildhäute, Sohlleder, Pech, Theer, Terpentin, Stabholz, Schindeln, Faßdauben und Mais- u. Weizenmehl aus. Die Landstraßen sind gut unterhalten: der Santikanal erleichtert den Transport der Produkte des Binnenlandes nach Charleston, dem Stapelplatze beider Carolina. Die Zahl der Einw. belief sich 1820 mit Einschlusse von 450 Indianern auf 503,191, es kamen deren mithin im Durchschnitte 352 auf jede □Meile. Unter den Einw. waren 6806 freie Farbige und 258,475 Negersklaven. 1810 waren 415,115, 1800. 345,591, 1790. 239,073, 1765. 130,000, 1734. 27,333 und 1700. 5500 gezählt. Das Groß der europäischen Volksmenge besteht aus britischen Abkömmlingen, worunter wenige Franzosen, Teutsche und Schweizer, deren Muttersprachen aber völlig ausgestorben sind. Der Südcaroliner gilt in Amerika für einen sehr abgeschliffenen, freigebigen und gastfreien Mann. Keiner soll mehr für die Armuth thun und menschliches Elend mildthätiger zu mindern suchen, dabei hält er auf Ehre und ist enthusiastisch für Freiheit eingenommen. Aber zugleich zeihet man ihn einer großen Indolenz und Trägheit: der Sklave arbeitet für ihn, und er führt höchstens die Aufsicht. Übrigens wird der Sklave nicht schlecht behandelt, und im Ganzen dürfte zwischen seiner Lage und der eines teutschen Leibeignen wol nur der Unterschied Statt finden, daß der Sklave ein besseres Leben führt. Gesetze sorgen dafür, daß er mit Menschlichkeit behandelt werde. Die Einwohner theilen sich hier 1) in Pflanzer oder große Grund- u. Sklaveneigenthümer; 2) in Bauern, die keine oder doch nur wenige Sklaven haben; 3) in Häuslinge, die nur ein Haus besitzen; 4) in Squatters, die frei sind, aber kein Eigenthum haben und sich bloß von Jagd und Fischerei nähren und 5) in Indianer, ein geringer Überrest der Catawbas, die ein kleines Reservatgebiet von etwa ¼ □M. inne haben. An Religionssekten finden sich 1) Episkopalen mit 1 eignen Bischofe und 10 Kirchen; 2) Presbyterianer mit 5 Presbyterien und mehr als 100 Kirchen; 3) Baptisten mit 169 Kirchen und 1817. 11,003 Familienhäuptern; 4) Kongregationalisten mit 7 Kirchen; 5) Methodisten, 1817. 32,969 Köpfe stark; 6) teutsche Lutheraner mit 18 Kirchen; 7) französische und schweizer Reformirte mit 14 Kirchen; 8) Katholiken; 9) Quäker und 10) Juden, alle mit vollkommener Religionsduldung, selbst das Heidenthum der Indianer wird geehrt. Die Unterrichtsanstalten blühen immer mehr auf: es gibt 2 Colleges, verschiedne Akademien, 30 bis 40 Grammatikal- und auch eine Menge Frei- und Elementarschulen, auch 1 medizinische, 1 botanische und 1 literarische und philosophische, so wie 1 Ackerbaugesellschaft. Zeitungen wurden 1810. 10 ausgegeben. Die Regirungsform ist demokratisch und stützt sich auf die Konstitution von 1790. Die Generalversamlung besteht aus dem Senate und der Repräsentantenkammer: jenen bilden 43 Mitglieder, die auf 4 Jahre gewählt werden und wovon die Hälfte alle 2 Jahre abgeht, diese hat 124 Mitglieder, die 2 Jahre in der Kammer bleiben. Ein Senator muß ein freier Mann und 30 Jahr alt seyn, ein schuldenfreies Eigenthum von 3000 Acres besitzen und 5 Jahr vor seiner Wahl eingebürgert gewesen seyn; die Repräsentanten brauchen nur 21 Jahre alt zu seyn und ein Grundeigenthum von 500 Acres mit 10 Sklaven nachzuweisen. Die ausübende Gewalt ist 1 Gouverneur übertragen: er muß 30 Jahre alt und 10 Jahre lang im State eingebürgert seyn, auch ein Vermögen von 15,000 Acres besitzen: in Abwesenheit vertritt ihn ein Lieutenant-Gouverneur. Der Stat sendet zum Kongresse 2 Senatoren und 9 Deputirte. Der Gouverneur ist nicht ganz so wie in Nordcarolina von der Generalversamlung, die indeß ihn und seinen Lieutenant-Gouverneur, so wie zu allen höhern Stellen ernent, abhängig: er behält seine Stelle 2 Jahre und hat keinen Statsrath neben sich. Unter ihm arbeiten der Lieut.-Gouverneur, der Schatzmeister und Generalaufseher, die 4 Jahre im Amte bleiben. Der Stat ist in 28 Distrikte vertheilt, die mit den Grafschaften in den übrigen Staten auf gleichem Fuße stehen: den Sherif, Corome und die Konstables ernent der Gouverneur auf 4 Jahre, die übrigen Grafschafts- und Kirchspielsbeamte werden von dem Volke gewählt. Die richterliche Gewalt ist unabhängig, die Richter ernent die Generalversamlung und der Stat ist in gerichtlicher Hinsicht in 4 Kreise getheilt: jeder Kreis hat seinen Gerichtshof der Sessionen und gemeinen Klagen, und die Richter der 4 Kreise bilden den höchsten oder konstitutionellen Gerichtshof, der ein Mal im Jahre zu Columbia und Charleston sitzt. Auch ist in jedem Kreise ein Billigkeits-, in jedem Distrikte ein gewöhnliches Gericht, Charleston hat ihr eignes Stadtgericht, die Kirchspiele für den ersten Anlauf Friedensgerichte, die Union ihre Distriktsgerichte. Die Statseinkünfte belaufen sich auf 626,052, die Ausgaben auf 641,606 Guld.; die Miliz machte 1821 ein Corps von 23,729 Köpfen aus, und ist in 2 große Divisionen getheilt, die 9 Brigaden, 39 Reg. Infanterie, 8 Reg. und 1 Esk. Dragoner und 1 Reg. und 1 Bat. Artillerie enthalten. Die 28 Distrikte des Stats heißen Horry, Marion, Marlborough, Lancaster, Karshaw, Darlington, Chesterfield, Sumter, Williamsburgh, Georgetown, Charleston, Colleton, Orangeburg, Lexington, Richland, Fairfield, Chester, York, Union, Spartunburgh, Greenville, Pendleton, Abbeville, Laurens, Newberry, Edgefield, Barnwell und Beaufort *). (*Hassel.*)

*) Nach *Dav. Ramsay's* history of Southcarolina. Charl. 1809. 2 Vol. 8.; *Drayton* view of Southcarolina. Charl. 1802. 8.; *Warden's* account Vol. II. p. 395—456, und weimarisches Handbuch XVII. S. 881—910.

CAROLINE, 1) Grafsch. im nordamer. State Maryland am Delaware, 15,⁸⁰ □Meilen mit 10,108 Einw., worunter 1574 Sklaven; der Hauptort Denton. 2) Grafsch. im nordamer. State Virginia am Rappahanoc, 1820 mit 18,008 Einw., worunter 10,764 Sklaven; der Hauptort Bowlinggreen. *(Hassel.)*

CAROLINEA, nante der jüngere Linné der Markgräfin von Baden, Sophie Karoline zu Ehren eine prächtige Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Bombaceen und der 16. Linné'schen Klasse, deren Charakter in dem abgestutzten, stehen bleibenden Kelch, den sehr langen Corollenblättern und einer Staubfadenröhre besteht, die sich nach oben vielfach theilt. Das Stigma ist 5theilig, die Frucht lederartig, einfächerig, vielklappig und vielsamig. Vier bekante Arten wachsen in Süd-Amerika. *(Sprengel.)*

CAROLINEN, ein weiter, bogenförmig gestalteter Inselnarchipel, welcher sich im Australoceane 152 bis 190° L. und 6 bis 12° nördl. Br. südwärts der Marianen ausdehnt. Er besteht aus 5 Gruppen: 1) Eittak im äußersten O.; 33 Eilande, wovon Hogolen oder Torres das größte, und der Sitz des Häuptlings seyn soll. 2) Lamurzec, aus 26 Eilanden bestehend und von einem Könige beherrscht, der 1818 nach einer dem spanischen Gouverneur der Marianen vorgelegten Übersicht 5459 Einw. unter sich hatte und auf der größten Insel Lamurzec residirte; 3) Egoi, wozu nach Cantova 27 Eilande gehören: ihr König wohnt auf Mogmoy. 4) Eap oder Yap, nur 4 Eilande, worunter Eap das größte ist, und 5) Pelew, die westlichste Gruppe, aus 7 größern und mehren geringern Eilanden bestehend, wovon Baleithump die größeste und Residenz des Königs, Orulong aber dem britischen Kapitän Willis geschenkt war, von den Britten aber nicht besetzt ist (s. den Art. Pellewinseln). Außerdem gehören aber auch noch die Matelotten, und andere einzele Eilande zu diesem großen Archipel, der von W. nach O. einen Raum von 500 Meilen beschreibt. Die meisten dieser Eilande sind hoch, die Überreste einer vulkanischen Eruption, und noch jetzt häufig von Erderschütterungen beunruhigt, das sie umgebende Meer den heftigsten Stürmen und Orkanen unterworfen, die meistens den Wechsel der Mussuhns bezeichnen: einige sind niedrig und mit Korallenriffen eingefaßt, aber Wasser hinlänglich vorhanden. Die Eilande schmückt die Flora der Tropenwelt: sie sind reich an Brotfrucht, an süßen Kartoffeln, Camotes genant, an Arum, an Pondanus, an Pisangs oder Bananen, woraus die Eingebornen ihre Shawls weben, an Curcuma, an Kokos- und Areкapalmen, an Bambus, selbst an Gewürzen, worunter caryophillus aromatica. Das Thierreich ist arm: außer dem Huhne gibt es kein Hausthier, als was die Europäer auf den Pelew zurück gelassen haben, worunter auch Katzen wild geworden sind. Auf Pelli kömt der Gaut, eine Art von Krokodil, vor: an den Küsten lebt der Dugong und mehre Delphine, auch gibt es große Eidechsen, Kalew genant, und auf Eap den den Eingebornen so nützlichen Schleifstein. Die Eingebornen gehören zu der Malaienrasse, wohl genährte starke Menschen, die eine nußbraune Hautfarbe haben und auf den hohen Inseln kräftiger als auf den niedern erscheinen. Die Tättowirung ist überall gewöhnlich, aber willkürlich; die Häuptlinge mehr als das Volk tättowirt. Ein Stück Bananenzeug deckt ihre Blöße, nur auf Pelli geht Alles nackend. Ihre Ohren sind mit Schmuck behängt; der Nasenknorpel durchbohrt und mit wohlriechenden Blumen durchstochen, die Armbänder aus den Knochen des Dugong verfertigt, nur die Häuptlinge auf Eap tragen ein Armband aus geschliffenen Muscheln. Sie bewohnen große geschlossene Häuser und haben sich Straßen gebahnt. Die Eingebornen sind unternehmende Seeleute; sie durchstreifen auf ihren Booten, die so groß sind, daß sie oft 3 Kajüten haben, ohne andre Wegweiser als die Gestirne, das Meer ihres Archipels und gehen selbst nach den Marjonen und Philippinen, um Eisen, Boote, Zeuge und Curcumapulver einzuhandeln oder umzusetzen. Sie haben eine Zeiteintheilung; sie glauben an ein höchstes unsichtbares Wesen, das aber fast auf jeder Insel einen eignen Namen hat; auf einigen Eilanden sind ihm Tempel gebauet und es werden Opfer dargebracht, auf andern gibt es keinen religiösen Kult. Auf Eap gibt es Zauberer. Gesang und Tanz machen die Hauptergötzlichkeiten aus. Die Caroliner haben eine Art von Lehnsverfassung: die Oberhäupter haben eine große Auctorität und verwalten die strafende Gerechtigkeit nach dem Grundsatze der strengen Wiedervergeltung. Die Erbfolge geht erst auf die Brüder, dann auf den Sohn des Erstgebornen über. Die Polygamie ist wenigstens bei den Häuptlingen allgemein: das Weib gehört dem Manne allein, die Jungfrauen genießen einer unbedingten Freiheit und Unkeuschheit wird für keine Schande gehalten. Die Todten werden beerdigt. Gastfreundschaft ist heilig; das Nasen die gebräuchlichste Ehren- und Liebesbezeugung. Der Charakter dieser Menschen wird überhaupt als sanft und gut geschildert; nur sollen die Pellewer durch den Umgang mit den Europäern ausgeartet seyn. Ihre Sprache, eine Tochter der malaieschen, zerfällt in mehre Dialekte, die aber doch nicht weit von einander abweichen. Ihre Kriege sind nicht häufig und nicht blutig: die Waffen bestehen aus Lanzen und Schleudern. Nur Eap, Pelli und Tuch sollen den Krieg kennen; die übrigen Eilande aber eines ungestörten Friedens genießen †). *(Hassel.)*

CAROMB, Stadt im Bezirk Carpentras des franz. Dep. Vaucluse, ist ummauert, hat 4 Thore, 3 Kirchen, 1 Hospital, 450 Häuser und 2263 Einw., die Kadisweberei, Seidenspinnerei und 1 Brantweinbrennerei unterhalten. *(Hassel.)*

CARON. Unter dieser Rubrik vereinigen wir 3 Schriftsteller: Loys le Caron, oder auch Carondas (Charondas) le Caron, wie er sich nach einem alten Gesetzgeber nante, geb. zu Paris im J. 1536, gest. 1617 zu Clermont en Beauvais als Lieutenant au baillage, nachdem er vorher Advokaten-Geschäfte betrieben hatte, machte sich durch Gedichte, Reden, philosophische Abhandlungen u. s. w., vorzüglich aber durch jurist. Werke (le grand Coutumier de France. Par. 1598. 4. Coutume de Paris avec des comment. 1598. 4. 1605. 1613 fol., bekant. Seine Werke er-

†) Vorzüglich nach Kotzebue III. S. 122—137.

schienen gesammelt, Par. 1637. 2 V. fol. — Franç. Caron, ein geb. Holländer aus einer französischen Familie, frühzeitig nach Japan gelangt, nachher in französischen Diensten für die Kolonien in Indien, fand seinen Tod auf dem Rückwege, als sein Schiff bei Lissabon scheiterte 1674. Seine in holländischer Sprache herausgegebene Beschreibung von Japan (Haag, 1636. 4. m. Kpf.) ist in Thevenot's Saml. u. in dem Rec. des Voy. en Nord T. IV. aufgenommen. — Raymond C., in der irländischen Grafsch. Westmeath 1605 geb., frühzeitig Franziskaner und später Generalkommissar seines Ordens im Vaterlande, das er unter Karl I. verließ, unter Karl II. aber von neuem bewohnte (gest. zu Dublin im Mai 1666), schrieb außer andern: Remonstrantia Hybernorum contra Lovanienses ultramontanasque censuras etc. (Lond. 1665. fol.), worin er die Lehre der gallicanischen Kirche über die Unabhängigkeit der Könige und die Treue der Unterthanen gegen die Unfehlbarkeit des Papstes kräftig vertheidigte. Diesem Karl II. gewidmeten Werke geht eine frühere, nach denselben Grundsätzen abgefaßte, Schrift des Verf. (1662): ad Pont. M. Alex. VII. querimonia, voraus, die in der Samlung der Schriften zur Vertheidigung der Freiheiten der gallicanischen Kirche (1731) abgedruckt ist.

Außer diesen Schriftstellern verdient hier noch Erwähnung ein Schüler Papillons in der Holzschneidekunst, Nic. Caron, geb. zu Amiens 1700, gest. 1768 in der Conciergerie, nachdem er unglücklicher Weise, mit einem Gewehre spielend, einen Familienvater getödtet hatte, ohne im Stande zu seyn, dessen Familie zu entschädigen. Er lieferte sehr vorzügliche Holzschnitte zu einem heraldischen Werke und außer mehren andern das Bildniß Papillon's vor dem Traité de la gravure en bois. Auch schrieb er einige mathematische Werke. *(H.)*

CARONA, einer der 13 Kreise des Bezirks Lugano im schweizerischen Kanton Tessin. Er erstreckt sich auf der Erdzunge zwischen Lugano und Agno und hatte im J. 1808. 2314 Einw. in 357 Haushaltungen und 11 Pfarreien. Am Gestade des Luganersees stehen einige Olivenwälder. Der Kreisort Carona nebst dem pfarrgenössischen Ciona liegt mit Getreidefeldern und Weingärten umgeben auf dem breiten Rücken des Berges Arbostora köstlich hingelagert. Aus diesem Dorfe ist der Ritter Joseph Pietrini, ein ausgezeichneter Maler des 17. Jahrh. gebürtig *). *(Graf Henckel von Donnersmarck.)*

CARORA, Stadt der Prov. Venezuela, am Fluß Morere, mit 10,000 Einw., 1 Pfarrkirche, 1 Franciskanerkloster, starker Viehzucht, Gerberei, Seilerei, Holzhandel. *(Stein.)*

CAROSGAU (Mittl. Geogr.), Gau Lothringens, da wo die Sprengel von Lüttich, Köln, Trier zusammenstoßen, wie Lothringens und Ripuariens, in dem des letztern Erzstifts, und ein Theil des Dekanats Killburg des Archidiakonats S. Peter in der spätern Zeit. Wenn die kirchliche Geographie die Gränzen anweist, nimt er die Höhen ein, welche die Quellen der Bäche Prüm — des Gränzwassers gegen den Ardennen-Gau — Nims, Kill, Salm, Leser geben; urkundlich ist er jedoch bis jetzt nur zwischen der obern Prüm, und obern Kill nachzuweisen. In jedem Fall lag er zwischen Ardennen, Bitgau, Eifelgau †). *(Delius.)*

CAROSSELLI (Angelo), gibt uns einen Beweis, wie wenig dem Urtheile der Kunstkenner über die Originalität eines Gemäldes zu trauen ist. Er war zu Rom 1585 geboren, und da sein Vater neben andern Geschäften auch einen Handel mit alten Bildern trieb, vermochte er den Sohn sich der Malerei zu widmen. Ohne Lehrmeister noch sonstige Anweisung, suchte sich Angelo von selbst fortzuhelfen, und die Liebe zu einem jungen Mädchen trieb ihn an, ganze Nächte lang zu zeichnen. Bald sah er ein, daß es nothwendig sei, sich einen guten Meister zum Vorbilde zu wählen, und seine Wahl fiel auf Michel Angelo da Caravaggio, dessen Werke vorzüglich auf das Auge wirken; auch glückte es ihm, sich in die Manier desselben so hinein zu arbeiten, daß selbst Künstler seine Arbeiten für Originale jenes Meisters hielten. Da indeß C. versäumte, sich Freunde zu erwerben, sich bloß auf seinem Zimmer beschäftigte, und mit einem schönen, aber armen Frauenzimmer, verheirathet hatte, so gerieth er in immer größere Dürftigkeit, bis zufällig der Prälat Fagnani seine Verdienste kennen lernte. Für diesen malte er mehre Gemälde, dann auch für den König von England, Karl I., und diese kamen in die königliche Galerie, und wurden den Werken der seltensten Meistern gleich geschätzt. Seine Gabe, andere Meister auf das täuschendste nachzuahmen, war bewundernswürdig; bald glaubte man einen Tizian, Correggio oder Raphael, auf seiner Staffelei zu erblicken. Oft hat man ihm hierüber Vorwürfe gemacht, als habe er dadurch zu hintergehen beabsichtigt; allein dieser Verdacht ist völlig ungegründet. C. war der uneigennützigste Mensch von der Welt, der niemals auf seinen Vortheil dachte, sondern nur sein Vergnügen im Umgange mit dem andern Geschlecht fand; ja seine Arbeiten gewannen an Meisterschaft, wenn er sich von solch einem heitern Kreise umgeben fand. Da er auf diese Weise und aus eigner Schuld sich von allen öffentlichen und großen Arbeiten ausgeschlossen fand, hielt er sich bloß an Gemälde von kleinerm Umfang, die er auf eine höchst vollendete Art ausführte. Er hatte die Theorie der Kunst vollkommen inne, daher verstand er auf eine deutliche Weise ohne gelehrt zu seyn, Andere zu unterrichten. Eben so geschickt war er im Ausbessern schadhafter Bilder, und besaß das Geheimniß, sie wie neu aufzuputzen. Auch war er schätzenswerth, wegen der Kentniß vom Stil der verschiednen Malerschulen; aber trotz aller dieser Vorzüge, blieb er arm, jedoch aber heiter und zufrieden bis an seinen Tod, welcher 1653 erfolgte. (S. *Passeri* Vite de Pittori, Scultori ed Architetti che anno lavorati in Roma morti dal 1641 al 1673. Roma 1772. 4.) *(Weise.)*

Carota, s. Beta und Daucus.

*) Füßli's Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, IV. S. 103.

†) S. Hontheim hist. dipl. Trev. I. 60., vgl. Band X. S. 273, Karte des Mosellandes Tom. V. der Act. Acad. Theod Palat. (Karte von Lothringen).

Carougé, s. Cassicus.

CAROUGE, Stadt in der Vogtei Gaillard, des helvet. Kantons Genf, mit 3300 Einw., die Gerbereien unterhalten, Saffian und Uhren liefern. (*H.*)

CAROUGE LE MONTAGNE, Marktflecken im Bez. Alençon des franz. Dep. Orne, hat 363 Häuser, 2000 Einwohner und unterhält ein paar Eisenhammer. (*Hassel.*)

CAROUGE (Bertrand Augustin), geb. 1741 zu Dol in der Bretagne, legte sich vorzüglich auf das Studium der Astronomie. Er kam nach Paris und verband sich mit Lalande, für welchen er mehre Rechnungen machte, die von diesem Gelehrten in die beiden letzten Ausgaben seiner Astronomie eingerückt wurden. Man hat von ihm ferner in der Connoissance de temps auf die J. 1781, 1789 und 1798 einige Abhandlungen und im J. 1801 kleine Tafeln, um die Monds-Phasen während 60 Jahren auf eine Viertelstunde genau zu berechnen; eine Fortsetzung der von Lacaille zum Gebrauch der Seefahrer berechneten Tafeln. Carouge, der von seinen Ältern kein Vermögen ererbt hatte, erhielt, nachdem er eine Zeit lang Erzieher in Privathäusern gewesen war, durch Vermittelung des Directors Réveillère-Lépaux im J. 1795 die Stelle eines General-Verwalters der Posten, ohne sich darum beworben zu haben. Auch im Wohlstande vernachlässigte er die Studien und Rechnungen nicht, die zu jeder Zeit seine Hauptbeschäftigung gewesen waren. Er starb zu Paris den 29. März 1798 *). (*Gartz.*)

CAROXYLON Thunb., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Chenopodeen und der 5. Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch, von zwei Bracteen umgeben. Fünf stehen bleibende Schuppen. Zwei Stigmen und eine kugelichte Karyopse. Die einzige bekante Art: C. *salsola* Thunb. ist ein Baum am Kap, den Linné salsola aphylla nante. (*Sprengel.*)

CARPENTARIA, 1) ein Küstenstrich des Australkontinents, welcher den weiten Carpentariabusen umfaßt und von Kap Wilson bis Kap Arnhem von 154° 10′ bis 160° L. und von 20 bis 10° 40′ südl. Br. umfaßt. Es ist wahrscheinlich 1606 von der holländischen Jagd Duifhen entdeckt, die es jedoch für einen Theil der Westküste von Neuguinea hielt, wie denn auch die Mannschaft des Holländers Jan Carstens, die 1623 an der Ostküste des Carpentariabusens herabfuhr, in eben dem Irrthume sich befand. Doch erhielt es von letztrer nach dem damaligen Generalgouverneur von Batavia den Namen Carpentaria. Auch scheint Tasman, als er 1644 die Torresstraße durchfuhr, es gesehen zu haben; doch verbargen die Holländer sorgfältig die Entdeckung dieser Straße, und man hatte noch in der letztren Hälfte des 18. Jahrhunderts eine ganz unrichtige Vorstellung von dieser Meeresgegend, bis Cook 1770 durch seine Durchbrechung der Torresstraße ein Licht aufsteckte, das Flinders durch seine Umfahrt des Carpentariabusens 1802 völlig erhellte.— Obgleich unter dem brennenden Himmel der Tropenzone belegen, ist die Luft sehr gemäßigt, indem regelmäßige Land- und Seewinde die Hitze abkühlen; das Land selbst bietet jene Einförmigkeit dar, die fast alle Küstenländer des Australkontinents auszeichnet; es ist dürr, unfruchtbar, hat keinen großen und wenige kleine Flüsse, viele geringe Einschnitte und Buchten, und fast die nämlichen Produkte, die den nördlichen, wie den südlichen Küstenländern des Kontinents eigen sind. Doch findet man einzeln die Kohlpalme, das Sandelholz, eine Art Muskatnuß, die wenigstens an die Nähe der Gewürzinseln erinnern. Der Mensch ist von der Papuarasse, wie die übrigen Kontinentalbewohner, und steht noch auf der untersten Stufe der Menschheit; seine Sprache unterscheidet sich nicht allein von jeder bekanten Australiens, sondern zerfällt in so viele Idiome, als es Stämme gibt. Übrigens ist er an der Küste, und nur diese ist bis jetzt nothdürftig bekant, nicht zahlreich, und kann es bei seinen beschränkten Nahrungsquellen, die sich auf Fische, Schalthiere, Schildkröten, Känguruhs und Emus beschränken, nicht seyn (nach Flinders). — 2) Der größte Busen des Australkontinents, auf allen Seiten von dem Lande Carpentaria umfangen. Er ist von N. nach S. etwa 110 Meilen lang, von W. nach O. 80 Meilen breit, und bietet einen weiten offnen Wasserspiegel dar, der am Lande verschiedene größere und kleinere Buchten bildet, übrigens mit vielen Inseln bedeckt ist, worunter wir nur die Gruppe Wellesley, die Sir Edward-Pellew-Gruppe, das Groote Eilandt, das teutsche Geographen wol Büschingsinsel genant haben, und die Melvilleinsel unweit Kap Arnhem, wo die Briten seit 1825 eine Kolonie begründet haben, bemerken. (*Hassel.*)

CARPENTIER (Pierre), Benediktiner von der Congregation des h. Maurus, geb. zu Charleville den 2. Febr. 1697, trat 1720 zu Reims in den Orden, erhielt das Priorat zu Donchery, ließ sich in spätern Jahren (angeblich wegen Kränklichkeit, eigentlich wegen Entzweiung mit seinen Ordensbrüdern) säkularisiren, wählte Paris zu seinem Aufenthalt und starb daselbst im Dec. 1767. Ein gelehrter Sprach- und Alterthumsforscher, rühmlich bekant durch sein Alphabetum Tyronianum aere incisum, seu notas Tyronis explicandi methodus, cum pluribus Ludovici Pii chartis, quae notis iisdem exaratae sunt et hactenus ineditae, ad historiam et jurisdictionem cum ecclesiasticam tum civilem pertinentes. Par. 1747. fol., (auch im 6. Bde. des Recueil des historiens de France), ein Werk, das eine gute Anweisung im Schreiben der Tyronischen Noten enthält [1]); durch seine zahlreichen Beiträge zu der neuen Ausgabe von du Fresne du Cange's Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis. Par. 1733. Vol. VI. fol., und durch das von ihm bearbeitete Glossarium novum sive supplementum ad auctiorem glossarii Cangiani editionem. Ib. 1766. Vol. IV. fol., das aber in Rücksicht auf fruchtbare historische Untersuchungen dem Werke des du Cange weit nachsteht [2]). Aus dem Hauptwerk und den Supplementen hat Adelung (Halle 1772—1783, 6 Bde. 8.) einen sehr brauchbaren Auszug geliefert [3]). (*Baur.*)

*) *Lalande* bibliographie astron. p. 803. *Delambre* in der Biographie universelle. T. VII.

1) Nova acta erudit. 1748. Sept. 477—498. 2) Ibid. 1769. August. 370—375. 3) Tassin's gel. Gesch. der Congregat. von St. Maur, 2. Th. 368. *Saxii* Onomast. T. 27 *

CARPENTRAS, die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Vaucluse, der auf 16,²° □Meilen in 5 Kantonen und 29 Gemeinden 43,282 Einw. enthält. Die Stadt liegt unter 44° 3′ 33″ Br. und 22° 42′ 53″ L. auf einer Anhöhe am Auzon, worüber eine Brücke führt; sie bildet ein Dreieck, das von hohen Mauern und Alleen umgeben ist, hat 4 Thore, 1 alte Kathedrale, 6 andre Kirchen, 1 Synagoge, 2 Hospitäler, breite Straßen, 2500 ziemlich gut gebaute Häus., worunter der verm. bischöfl. Palast, das Stadthaus, die Hallen und das Bibliothekgebäude, worin etwa 60,000 Bände und 6000 Münzen und Medaillen aufbewahrt werden, und 8489 Einw., die Gerbereien, Wachsbleichen und Lichtfabr., 4 Färbereien, Kadisweberei, 5 Scheidewasserfabr., 3 Seidenmühlen, 6 Brantweinbrennereien, 1 Bijouteriefabr., unterhalten, Baumwolle und Seide spinnen, und mit ihren Fabrikaten, mit Seide, Safran und Obst handeln: 2 Jahr- und jeden Freitag einen besuchten Wochenmarkt halten. Carpentras ist eine alte Stadt, die als **Carpentoracte** die Hauptstadt der Meminier, unter den Römern eine Kolonie erhielt und eine Zeit lang Forum Neronis hieß und verschiednen Päpsten in der Folge zum Aufenthalte diente. Aus der Römerzeit hat sie die Überreste eines Triumphbogens, aber die Wasserleitung, die ihr über 48 Bogen das Trinkwasser zuführt, ist neu und ein schönes Werk. Die Juden wohnen in einem eignen Quartiere von 2 Gassen: die Abzeichen, die sie sonst tragen mußten, sind mit der Revolution verschwunden. Die Stadt ist der Geburtsort des Dichters Franz Arnaud † 1784, des Humanisten Bimard de la Bastie, des Humanisten Bernardi de Carpentras † 1714 und des Arztes Jos. Marie Franç. de Lassone † 1788. (*Hassel.*)

CARPESIUM, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Compositae und der 19. Linné'schen Klasse. Char. Geschuppter Kelch, dessen äußere Schuppen blattartig und zurückgeschlagen sind. Nackter Fruchtboden. Die weiblichen Blättchen unausgebildet, mit zusammen gezogenem Saum. Die Samen ohne Kerne, an der Spitze drüsig. Zwei bekante Arten: Carp. *cernuum* und *abrotanoides*, wachsen im Östreichischen und in Italien. (*Sprengel.*)

CARPHA, nent R. Brown eine Cyperoide aus der südlichen Hemisphäre, welche mit Rhynchospora so nahe verwandt ist, daß ich geglaubt habe, sie mit dieser vereinigen zu müssen. (*Sprengel.*)

CARPHALEA Juss., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der 4. Linné's schen Klasse. Sie zeichnet sich durch 4theiligen trocknen Kelch, durch trichterförmige, inwendig beharte Corolle und durch 2fächerige vielsamige Kapsel aus. Die einzige bekante Art: C. *madagascarensis* Juss. wächst in Madagascar. (*Sprengel.*)

CARPI, vor Zeiten der Hauptort eines dem Hause Pico zugehörigen kleinen Fürstenth., welches im J. 1530 an Modena verkauft und mit diesem Herzogthume vereinigt wurde. Es liegt an einem aus der Secchia abgeleiteten Kanale, ist ein Bischofsitz mit einem Schlosse und Seminare, und zählt gegen 2000 Einwohner, die größtentheils der Bau und die Bearbeitung der Seide ernährt. (*W. Müller.*)

CARPI (Hugo da), ist in Italien der Erfinder des Helldunkeln, oder der Kunst, Zeichnungen mit drei Holzplatten abzudrucken, auf deren erster die Umrisse, auf der zweiten der Schatten, und auf der dritten das Licht angegeben war. Den Mittelton erhielt das Papier selbst, worauf die Stöcke gedruckt wurden (s. Helldunkel). Weder das Jahr seiner Geburt noch seines Todes ist bekant. **Huber** in seinem Manuel etc. läßt ihn zu Rom 1486 geboren werden, doch ohne Grund. Tiraboschi [1]) sucht durch sichere Dokumente zu beweisen, daß Hugo der Sohn des Astolfo de Panicho, Pfalzgrafen und Notarius, sei, dessen Familie sich gegen das 15. Jahrh. von Parma nach Crespi begab, und es wird eines besondern Kontrakts erwähnt, welchen Hugo wegen eines Frieses, den er in einem Hause malen sollte, mit den Worten unterschrieb: Figlo del Conte Astolfo de Panicho. Nach Vasari [2]) war er nur ein mittelmäßiger Maler, doch geschickt in Allem. So verfertigte er einst ein Gemälde bloß mit den Fingern gemalt; Michelangelo, der es sah, sagte: „der Maler hätte besser gethan, wenn er sich der Pinsel bediente." Daß aber dieser Künstler ein vortrefflicher Zeichner war, dieß bezeugen seine geschmackvollen Arbeiten, die er nach Raphael, Perucci und Parmesano verfertigte. Mehre dieser Werke sind mit seinem Namen bezeichnet, aber nur zwei haben die Jahrzahl 1518. (*Weise.*)

CARPI (Jacob Berengar v.), ein berühmter Anatom des 16. Jahrh., dem manche Entdeckungen zu verdanken sind. Er war Professor in Bologna, und soll, was damals eine besondere Merkwürdigkeit war, an hundert Leichen zergliedert haben. Wir besitzen von ihm den berühmten Commentarius in Mundinum. Bonon. 1521. (*Sprengel.*)

CARPINI (Joh. de Plano), ein Franciskaner, in Italien um 1220 geb., gehört unter die merkwürdigsten Reisenden seiner Zeit. Vom Papste Innocenz IV. durch das südöstliche Rußland zu dem Chan Batu in Kaptschenk gesendet, mit der Bitte, seine Verwüstungen in mehren benachbarten Ländern der Christenheit einzustellen, wurde er von diesem zu dem Großchan Ajuk gesendet. Auf dieser Reise durchstreifte er das Land der Bisarmoier und Naymans, angeblich unter der Herrschaft des sogen. Priesters Johann, der damals schon von den Mongolen unterjocht war. Von dem Großchan erhielt er ein Schreiben an den Papst, mit welchem er auf demselben Wege nach Rom zurückkehrte, dann wahrscheinlich Missionär in mehren nordischen Ländern wurde. — Von seiner Reise, die 16 Monate dauerte, finden sich ausführlichere und kürzere Berichte in **Harkluyts** und **Bergeron's** Samlung; sie enthalten manches Neue, aber auch viel unrichtig Aufgefaßtes und Fabelhaftes *). (*H.*)

VII. 111. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Weiß).

1) Storia della letteratura Italiana T. 7. P. 3. p. 423.
2) Vite de' Pittori etc. Roma 1795. T. 3. p. 303.

*) Eine kritische Übersicht derselben gibt Sprengel's Geschichte d. wicht. geogr. Entdeck. 2. A. S. 279—88.

CARPINUS, die **Hainbuche**, auch **Weißbuche**, ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Amentaceen und der 21. Linné'schen Klasse. Char. Die männlichen Kätzchen bestehn aus gewimperten Schuppen, deren jede ungefähr 16 Staubfäden, jeden mit 2—3 Antheren, umhüllt. Die weiblichen schlaffen Kätzchen bestehn aus dreilappigen Schuppen, jede mit 2 Pistillen. Die Frucht ist eine einsamige Nuß. Die gemeine Hainbuche, Carpinus Betulus, wächst durch das ganze gemäßigte Europa von Schonen an bis nach Griechenland, und von den Pyrenäen bis Kaukasien. Von Krain an durch Ungarn komt die zweite Art bis nach Armenien vor, die Lamarck C. *orientalis* nante, und in Nordamerika wächst C. *americana* Mk. (*Sprengel.*)

CARPIO (L. 13° 10′ Br. 37° 56′), Städtchen der spanischen Provinz Cordova, an dem Guadalquivir, von 750 Häusern, mit einem alten Kastell, 3 Pfarrkirchen, 3 Klöstern, und einem Posthause, ist der Hauptort einer weitläufigen, dem Herzoge von Alba zuständigen Markgrafschaft, wozu auch die Flecken Morente (mit dem Titel einer Grafschaft), Perabad, Montoro (Herzogthum) und Adamuz gehören. Des Herzogs Corregidor hat seinen Sitz in C. — Der Ort selbst war, Ausgangs des 14. Jahrh., ein Eigenthum des Hauses Sotomayor. Garcias Mendez de Sotomayor, Herr del Carpio, wurde um das J. 1407, durch glückliche Streifzüge gegen die Muhamedaner berühmt. Durch Heirath kam C. an die Haro, und zwar an die von Lope, dem jüngsten von den Söhnen des Lope Diaz de Haro, zugenant Cabeza brava, und der Prinzessin Urraca, abstammende Linie. Diego Lopez de Haro y Sotomayor, Herr von Sorbas und Lubrin, wurde von Philipp II. den 20. Januar 1559 zum Markgrafen von Carpio ernant. Der 6te Markgraf von C. war der berühmte Ludwig Mendez de Haro, Guzman y Sotomayor, Neffe des großen Olivarez, dessen politische Ansichten er indessen keineswegs theilte. Denn nachdem er seinen Oheim gestürzt, und im Ministerium dessen Stelle eingenommen, war er einzig bemüht, den dem State freilich gar nothwendigen Frieden herbeizuführen. Darum benutzte er, nachdem er doch durch den Frieden mit den Holländern freie Hände erlangt, die Unruhen der Fronde nur mit Widerwillen; darum mußte Spanien in dem pyrenäischen Frieden, den Ludwig persönlich mit dem Kardinal Mazarin schloß, so große, für ganz Europa so verderbliche Opfer bringen. Indessen war Philipp IV. des Kriegens so müde, daß er, seine Zufriedenheit zu äußern, den Unterhändler eines solchen Friedens 1660 zum Herzog von Montoro, unweit Carpio, ernante, ihm auch den, in unsern Tagen für Godoy, den Friedensfürsten, erneuerten, Beinamen de la Paz verlieh. Ludwig, der den so tief durch ihn gekränkten Oheim beerbte (namentlich die Grafschaft Olivarez, bei Valladolid, und Loeches, unweit Madrid, mit der herrlichen Stiftung des gefallenen Ministers) starb den 26. Nov. 1661. Sein jüngerer Sohn, Johann Dominic, erheirathete die Grafschaft Monterey, und machte als Feldherr und Statsmann, dem Namen Monterey Ehre. Der ältere Caspar, 7. Markgraf von C. Großkanzler von Indien und Gesandter zu Rom, starb als Vicekönig von Neapel, den 16. November 1687, von Theresia Enriquez de Cabrera, des letzten Amirante von Castilien Schwester, eine einzige Tochter hinterlassend. Diese, Catharina de Haro y Guzman de la Paz, wurde an Franz von Toledo, des 7ten Herzogs von Alba jüngern Sohn, verheirathet, und während Gemal und Schwager Philipp V. anhingen, ergriff die geistreiche Frau, gleichsam als wolle sie wieder gut machen, was ihr Großvater auf der Fasaneninsel gesündigt, mit Feuereifer des Erzherzogs Partei. Sie folgte ihm von Madrid nach Barcelona, und nöthigte ihre einzige Tochter, Maria Theresia, sie zu begleiten, ja sie verheirathete sie, zum größten Verdruß aller damaligen Afrancesados, an den Grafen von Galves, Emanuel Maria Joseph de Silva, des Herzogs von Infantado jüngern Bruder, der einzig seiner Anhänglichkeit an das östreichische Haus die Hand der reichsten Erbin in Spanien, ja in Europa, zu verdanken hatte. Durch diese Heirath kamen nämlich die Majorate von Carpio *) und Olivarez, das unermeßliche Besitzthum der Amiranten von Castilien, endlich alle Staten der Herzoge von Alba, an das Haus Silva, und späterhin an die Fitz-james Stuart **). Vgl. die Art. Fitz-james, Haro, Silva u. Toledo. (*v. Stramberg.*)

Carpio, zerstörte Burg der spanischen Provinz Valencia, in der Jurisdiccion de Becerril del Carpio, unweit der Pisuerga, hat ohne Zweifel dem berühmten Bernhard del Carpio den Namen gegeben, diesem Lieblingshelden des spanischen Mittelalters, der bei Ronceval den bezauberten, und daher gegen Hieb und Stich festen Roland, aufhob, und in seinen Armen erdrückte, wie Herkules den Riesen Antäus. Er soll des Grafen Diaz von Saldagna, südwestlich von Becerril, Sohn gewesen seyn. Die Neuern, und namentlich Ferreras, halten ihn jedoch, gleichwie seine Mutter, die Infantin Ximena, König Alfonsos des Keuschen Schwester, für ein Geschöpf der Dichtung. Indessen zeigt man in der Prämonstratenserabtei zu Aguilar del Campo, 1½ Meile oberhalb Becerril, des Helden Grabstätte, mit folgender Inschrift:

> A qui jaze sepultado el exforsado y noble
> Cavaller ó Bernardo del Carpio defensor del Espanna
> Hijo de D. Diaz Conde de Saldanna y de la Infanta Domna
> Ximena Hermanna del Rey D. Alonso el Segundo
> Vamado el Casto, murio al auno de 850.

Sein Schwert wurde früher ebenfalls in der Abtei verwahrt, war indessen schon seit längerer Zeit, auf königlichen Befehl, nach Madrid gebracht worden †). (*v. Stramberg.*)

---

*) Zu welchem auch die Güter Sorbas, Lubrin und Castelley de la Carbonera, in dem Königreich Granada, zwischen Almeria u. Vera gelegen, dann ein Gut zu Mujacar gehören. **) S. *Don Melchior* de *Cabrera Nunnez* de *Guzman:* Arbol Genealogico de Don Gaspar de Haro y Guzman, 7mo Marques del Carpio, y de Donna Theresa Enriquez de Cabrera su segunda Esposa Hermana del Almirante. Madr. 1674.

†) Ein anderes Carpio, in dem Gebiete von Salamanca schenkte König Heinrich IV. 1465 dem Grafen von Alba de Tormes, dessen Treue zu belohnen.

CARPIONI (Giulio), Maler und Kupferstecher, geb. zu Venedig 1611, gest. zu Verona 1674, zeichnete sich aus in Darstellung von Bacchanalen, Tänzen und ähnl. Seine Stücke wurden sehr gesucht. Einige derselben hat er selbst geäzt. (*H.*)

CARPIS, *Κάρπις*, Fluß in Rhätien und Pannonien. Herodot, beschreibt seinen Lauf so genau, daß man daran nicht zweifeln kann, es sei darunter die Drau zu verstehen. „Aus der Landschaft über den Ombriki (sagt er), fließen der Karpis und ein anderer Fluß, der Alpis, gegen Norden ebenfalls in den Ister." Die *Ὀμβρικοὶ* sind die Umbri, d. h. die tyrolischen Rhäti, denn die Umbrer in Italien kann er in dieser Stelle nicht bezeichnen; Alpis ist wahrscheinlich der Inn. Diese Genauigkeit Herodots über eine Gegend, die den Griechen so wenig bekant war, läßt sich nur aus den Handelsverbindungen der Phokäer mit den Venetern (Veneti) erklären *). (*Rumy.*)

CARPIS, oder Cirpis (der erste Name bei Ptolemäus, der zweite in der Notit. Imperii, und in dem Itiner. Anton. *Sirpis*), eine Stadt in Pannonien, 12 Milliaria nördlich von Ulcisia Castra (bei dem heutigen Marktflecken Endré in der pesther Gespansch., 9 Milliaria nördlich von Alt-Buda oder Alt-Ofen), nach dem gegebenen Maße, und nach der Angabe des Ptolemäus, der seiner Stadt *Καρπὶς* die Breite von 47 Gr. 45 Minut., oder nach andern Handschriften von 47° 50′ zuschreibt, am nördlichsten Winkel der Donau bei dem Schloß und Marktflecken Wischegrad (Vissegrad) oder Plintenburg in der pesther Gespansch. im pilischer Bezirk. Die Notitia Imperii verlegt dalmatische Reiter und andere Hilfstruppen in dieses Kastell. Mannert (Geogr. d. Gr. und R., 3 Th. 2. Aufl. S. 663.) glaubt, daß Ptolemäus Karpis statt Kirpis verschrieben habe: allein ich finde dieß unwahrscheinlich, da auch Ammian. Marcellinus (lib. XXII. cap. XI.) *Carporum vicus* hat. (*Rumy.*)

CARPOBALSAMUM, Balsamkörner, sind die Früchte oder Beeren des Balsamstrauchs (Amyris Opobalsamum), kleiner, als Erbsen; sie haben vier erhabene Linien, einen kleinen Stiel, eine braune Farbe und enthalten einen weißen Kern, oder vielmehr einen kleinen Antheil balsamischen, öligen, weißen Markes vom Geschmack des Balsams (vgl. oben Balsamus Meccanensis). Statt ihrer dienen jetzt zum arzneilichen Gebrauch die Wacholderbeeren. (*Th. Schreger.*)

CARPODETUS Forst., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen und der 5. Linné'schen Klasse. Der kräuselförmige Kelch hat fünf Zähne. Fünf Corollenblätter sind nebst den Staubfäden auf den Rand des Kelches eingefügt. Die Frucht ist eine fünffächerige Beere. Die einzige bekante Art: Carpodetus serratus Forst., ist ein Baum auf Neu-Seeland. (*Sprengel.*)

CARPODON Labill., eine Pflanzen-Gattung aus der 13. Linné'schen Klasse, deren natürliche Verwandtschaft unbekant ist. Kelch und Corolle haben 4 Blätter. Die holzige Kapsel enthält geflügelte Samen in vielen Fächern. Die einzige bekante Art C. *lucidus* Labill., wächst auf Neu-Holland. (*Sprengel.*)

Carpona in Ungarn, s. Karpfen.

CARPOV (Jakob), Direktor des Gymnasiums zu Weimar und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geboren den 29. September 1699 zu Goslar, wo sein Vater, Augustin, Rektor der Stadtschule war. Zu Halle, wohin er sich 1721 begab, war Wolf sein Lehrer in der Philosophie, und in Jena, wo er 1725 Magister wurde, vollendete er den theologischen Cursus, und hielt darauf philosophische und theologische Vorlesungen. Von Jena begab er sich nach Weimar, wurde daselbst 1737 Rektor des Gymnasiums und 1742 zugleich Professor der Mathematik, 1745 aber Direktor dieser Lehranstalt. Er starb am 9. Junius 1768. Als dogmatischer Theolog machte er eine Zeit lang vieles Aufsehen, und langwierige Streitigkeiten veranlaßte er besonders durch sein systematisches System: Oeconomia salutis novi Test., seu theologiae revelatae dogmaticae methodo scientifica adornatae T. I. Jen. 1737. ed. II. auct. 1752. T. II — IV. 1739 — 1765. 4. über 24 Alphabet stark. Den von Canz zuerst betretenen Weg verfolgend, wandte er nicht nur die streng demonstrativische oder mathematische Methode auf die gesamte Dogmatik an, sondern wollte auch die Lehren selbst mathematisch demonstriren, und setzte, mit Beseitigung einer gesunden Bibelerklärung, aus oft willkürlichen Erklärungen ein System zusammen, worin er z. B. die Dreieinigkeitslehre, die Zurechnung der Sünde Adams, die Nothwendigkeit der Offenbarung aus philosophischen Gründen zu erweisen, und theologisch-physiologisch zu erklären suchte, wie es mit der übernatürlichen Empfängniß Christi in einer Jungfrau zugegangen sei und dgl. m. Es mangelte ihm zwar nicht an Widerspruch [1]), aber lange waren doch sehr viele Stimmen für ihn, und als ihn die theologische Fakultät zu Jena, wegen seiner neuen, für gefährlich erklärten theologischen Lehrmethode, vom Lehrstuhl verdrängte, und ihn veranlaßte 1736 nach Weimar zu gehen, folgten ihm viele Studirende dahin nach, um seinen Unterricht zu genießen. Indessen überlebte er selbst noch den Ruf und das Ansehn seines Werks, das doch auch viele schätzbare Untersuchungen enthält, die von einem philosophischen Geist und gründlicher Gelehrsamkeit zeugen. Von seinen übrigen Schriften bemerken wir: Meditatio philosophico-critica de perfectione linguae. Jen. 1735. 8.; sehr vermehrt 1743. 4. Elementa theologiae naturalis a priori. Jen. 1742. 4. (über 6 Alphabet stark). Illustratio apologetica peccati in spir. s. Progr. I — XIII. 1746 — 1750. 4. Pensées sur l'avantage de la grammaire universelle. Weimar 1744. 4. viele Progr., Dissertatt. Trauer-

*) S. Mannert's Geogr. d. Gr. und R. III. Th. 2. Aufl. S. 510.

1) So schrieb z. B. Joach. Oporin gegen ihn eine Commentationem de usu doctae simplicitatis contra scepticos, C. G. Cluge Singularia theologiae Carpovianae, anderer Gegner nicht zu gedenken. Carpov vertheidigte sich gegen alle Einwürfe in besondern Schriften. S. Walch's bibl. theol. 64. und Ernesti's neue theol. Bibl. 6. Bd. 47 ff. Welchen Nutzen, im Ganzen genommen, die Einführung der mathemat. Methode in der Theologie hatte, davon s. die allg. teut. Bibl. 2. Bd. 182, wo der letzte Band der Carpovschen Dogmatik recensirt wird.

reden ꝛc. [2]). — Paul Theodor Carpov, zu Volschow in Polnisch-Preußen 1714 geboren, wurde 1738 zu Rostock und 1760 zu Bützow Professor der orientalischen Sprachen, und starb den 27. Mai 1765. Seine akademischen Schriften und Abhandlungen in den Nov. miscell. Lips., den Hamb. gel. Berichten, Hess. Hebopfer ꝛc. zeugen von einer guten Bekantschaft mit den orientalischen Sprachen [3]). (*Baur.*)

CARPZOV, der Name einer geachteten, durch wissenschaftliche Verdienste ausgezeichneten Familie, dem man in der juristischen und theologischen Literaturgeschichte der zwei letztverflossenen Jahrhunderte östers begegnet. Sie soll ursprünglich Carpezano geheißen, und in Spanien ansässig gewesen seyn, doch komt schon in einer Urkunde vom J. 1282 in der Mark Brandenburg ein Hermann von Carpzov vor, dem das brandenburgische adelige Dorf Carpzov unweit Tremmen gehörte [1]). Der eigentliche Stammvater der Gelehrten dieses Namens ist Simon Carpzov, der um die Mitte des 16. Jahrh. Burgermeister in der Neustadt Brandenburg in der Mittelmark war. Der älteste Sohn desselben Joachim von Carpzov, auch Carpezan oder Carpensonius genant, mit dem Zunamen der Brandenburger, war beim Ausbruche der böhmischen Unruhen und in den ersten Jahren des 30jährigen Krieges mansfeldischer Oberster, hernach General, zuletzt General-Feldzeugmeister Christian's IV., Königs von Dänemark, dem er im Kriege gegen die Kaiserlichen diente, bis er 1628 zu Glückstadt in Holstein starb [2]). Der jüngere Bruder, Benedikt, am 22. Oktober 1565 in der Neustadt Brandenburg geboren, war zuerst Professor der Rechte zu Wittenberg, seit 1602 Kanzler der verwitweten Kurfürstin Sophie zu Dresden, zuletzt kursächsischer Appellationsgerichtsrath, und starb den 26. Novbr. 1624. [3]). Gedruckt sind von ihm nur einige Dissertationen, aber merkwürdig bleibt er als Vater folgender 5 gelehrter Söhne:

I. Conrad, geboren den 11. Julius 1593 zu Wittenberg, lehrte daselbst 17 Jahre die Rechte, war 19 Jahre lang Kanzler und geheimer Rath des Herzogs August, postulirten Administrators zu Magdeburg, und starb an dessen Hofe zu Halle den 12. Februar 1658. Jugler verzeichnet 28 Dissertationen von ihm [4]).

II. Benedikt, der berühmteste unter den 5 Brüdern, war den 27. Mai 1595 in Wittenberg geboren, studirte dort, zu Leipzig und Jena, bereiste Italien, Frankreich, England und die Niederlande, wurde 1620 zu Leipzig Assessor im Schöppenstuhl und Oberhofgericht, kam 1639 in das Appellationsgericht nach Dresden, ging 1645 als erster Professor der Rechte nach Leipzig zurück, mußte 1653 gegen seine Neigung abermals, als kursächsischer geheimer Rath nach Dresden ziehen, starb aber den 30. August 1666 in Leipzig, wo er so gern lebte, daß er in die Stammbücher der Studenten zu schreiben pflegte: extra Lipsiam vivere, est miserrime vivere. Er war zu seiner Zeit das Orakel der sächsischen Juristen und seine Aussprüche im kirchlichen und peinlichen Rechte galten noch lange nach seinem Tode so viel, daß man ihn Sachsens Gesetzgeber nennen konte. Allein seine zahlreichen Schriften über das Kriminalrecht, Kirchenrecht und den Prozeß, die Jugler am vollständigsten verzeichnet, und die sehr oft neu gedruckt wurden, können hier übergangen werden, da sie nicht nur in vielen Literatur-Werken verzeichnet sind, sondern auch ihre Periode längst vorüber ist. Weder bei seinem Leben, noch nach seinem Tode fehlte es ihm an Gegnern, die ihn unter andern des Plagiats beschuldigten, und im Thesaur. rerum publ. T. IV. 816. wird, nicht zu seinem Ruhme, angeführt, daß er während seiner praktischen Laufbahn auf 20,000 Missethäter zum Tode verurtheilt habe. Sein großes Ansehen, als Lehrer und Schriftsteller des geistlichen und peinlichen Rechts, stützte auch manches andere schädliche Vorurtheil, insbesondere die Hexenprozesse, indem er erkante, daß die Läugnung der Wirklichkeit teuflischer Besitzungen und Bündnisse schwer bestraft werden müßte. Als einen Beweis seiner Frömmigkeit führen seine Biographen an, daß er fast jeden Monat das h. Abendmahl genossen, bei überhäufter Arbeit 53 Mal die Bibel ganz gelesen, viele Kommentatoren zu Rathe gezogen, und handschriftlich viele theologische Schriften und Abhandlungen hinterlassen habe [5]).

III. Christian, geb. den 20. April 1605 zu Colditz in Meißen, studirte zu Wittenberg, Leipzig, Jena und Heidelberg, nahm zu Strasburg die juristische Doktorwürde an, wurde 1632 Professor der Rechte zu Frankfurt an der Oder, und starb daselbst den 20. December 1642. Seine Schriften bestehen in Dissertationen und Programmen [6]).

IV. August, geboren den 4. Junius 1612 zu Colditz, trieb seit seinem 14. Jahre die akademischen Studien zu Wittenberg, Leipzig und Jena, wurde 1644 gräflich-stolbergischer Rath, im folgenden Jahre fürstlich-altenburgischer Hofrath, 1651 Kanzler und Konsistorialpräsident zu Coburg, 1675 gotha'scher geheimer Rath, und starb am 19. November 1683 zu Coburg. Seine Schriften sind unbedeutend, aber im Statsdienste hat er

---

2) Moser's Lex. der Theol. 140. Strodtmann's neues gel. Europa 2. Th. 448—520. Riedel's philos. Bibl. 1. Bd. 50. Heinrichs Gesch. der Glaubenswahrh. 440. Stäudlin's Gesch. d. theol. Wiss. 2. Bd. 535. Schlegel's Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2. Bd. 106. Meusel's Lex. d. verstorb. Schriftst. 2. Bd. 3) Moser und Meusel a. a. O.

1) Eine genealogische Tabelle über das Carpzovsche Geschlecht findet man in Dreihaupt's Beschreibung des Saalkreises in den Beilagen zum 2. Th. S. 26. Wenige Familien haben in gerader Linie so viele Gelehrte in unzertrenter Folge und mit einerlei Vornamen zählen können; der letzte Umstand war Ursache, daß oft Personen und Schriften verwechselt wurden. 2) Das allgem. hist. (Fritschische) Lexikon s. v. Carpezan. 3) *Buchneri* Dissertatt. acad. 225. *Witten.* Mem. ICtor. Dec. I. 104. Küster's Erläuter. der Seidel. Bildersaml. 140. Juglers Beitr. zur jur. Biogr. 1. Th. 269.

4) *Witten.* Diar. biogr. ad a. 1658. Lochner's Saml. merkw. Medaillen, zweites Jahr 356. Jugler a. a. O. 274.

5) *Sam. Langii* concio fun. germ. in B. Carpz. cum curric. vitae etc. Lips. 1667. 4. *Witten.* Memor. ICtor. Dec. IV. 458. Sinceri Leben großer Juristen. 1. Th. 205. *Freheri* Theatr. P. II. Sect. IV. 1041. *Fabricii* Hist. bibl. P. II. 319—331. Reimann's Hist. lit. T. VI. 284. Pütter's Lit. des teutsch. Statsr. 1. Th. 220. Jugler a. a. O. 290—303.

6) *J. C. Becmanni* Notitia univ. Francofurt. 210. Jugler a. a. O. 304.

sich, besonders um die coburgischen Lande, hochverdient gemacht, und bei mehren wichtigen Verhandlungen, unter andern bei den westphälischen Friedensunterhandlungen, denen er als Gesandter beiwohnte, so wie auf verschiedenen andern Gesandtschaften, entfaltete er eben so viel Einsicht als Rechtschaffenheit. Wie sein Bruder Benedikt, war er sehr religiös, las seit 1655 die ganze Bibel 24 Mal, und schrieb eine ascetische Schrift, unter dem Titel: der gekreuzigte Jesus, Coburg 1679; 1713. 8. [7]).

V. Johann Benedikt, geboren zu Rochlitz den 22. Junius 1607, wählte den geistlichen Stand, kam 1633 als Pastor nach Meuselwitz, und starb den 22. Oktober 1657 als Professor der Theologie zu Leipzig. Unter den ältern dogmatischen Lehrbüchern ist sein Systema theolog. Lips. P. II. 1653. 4. nicht ohne Werth; noch jetzt brauchbar, in dogmatischer und historischer Hinsicht, ist seine (eine wörtliche Erläuterung der sämtlichen symbolischen Bücher enthaltende) Isagoge in libros ecclesiarum Lutheranarum symbolicos; opus posth. a J. Oleario continuatum. Lips. 1665; 1725. 4. [8]). Er war Vater folgender 5 gelehrter Söhne:

A) David Benedikt war Prediger, und schrieb de pontificum Hebraeorum vestitu sacro. Jen. 1655. 4., wieder abgedruckt in *J. B. Carpzovii* Dissertatt. acad. und im 11. Bde. von *Ugolini* thes. Zwei Briefe von ihm stehen in Schelhorn's amoen. lit. T. III. 281. [9]).

B) Johann Benedikt, geboren zu Leipzig den 24. April 1639. Er besuchte die akademischen Vorlesungen in seiner Vaterstadt, zu Jena, Strasburg und Basel, wurde 1662 zu Leipzig Sonnabendprediger, 1665 Professor der Moral, erhielt nach drei Jahren das Lehramt der orientalischen Sprachen, und 1684 der Theologie, war zugleich Prediger an der Thomaskirche und starb den 23. März 1699. Er war besonders wegen seiner ausgebreiteten hebräischen Sprach- und Literaturkentniß berühmt, und erwarb sich anerkante Verdienste, durch die Übersetzung und Erläuterung verschiedener rabbinischer Schriften, und durch seine mit großer Kentniß der Sache geschriebene Indroductio in theologiam Judaicam et lectionem Raymundi aliorumque id genus autorum, vor der von ihm besorgten neuen Ausgabe von Raymundi Martini pugio fidei. Lips. et Frf. 1687. fol. Ferner edirte er Lightfoot's horas talmud. et hebr.; *Schikhardi* jus regium Hebraeorum c. n. Lips. 1674. 4., schrieb ein schätzbares Collegium rabbinico-biblicum in libellum Ruth. Lips. 1703. 4. und viele gelehrte Dissertationen, welche sein Bruder Samuel Benedikt 1699. 4. mit einer Vorrede in einem Bande neu heraus gab. In den pietistischen Streitigkeiten trat er auf die Seite der Gegner Speners, verwarf die erbaulichen Vorlesungen über heilige Bücher, und seine eigenen kunstreichen Predigten [10]), hatten einen sehr gelehrten Zuschnitt, waren aber im Grunde nicht viel mehr als ein Gemisch von unnützen exegetischen Untersuchungen, allegorischen Vorstellungen, griechischen, lateinischen und andern fremden Redensarten [11]).

C) August Benedikt, geboren den 2. Nov. 1644 zu Leipzig, wo er auch studirte, nach der Rückkehr von Jena 1669 ein juristisches Lehramt erhielt und den 4. März 1708 starb. In seinen zahlreichen akademischen Schriften erläutert er meistens einzele Materien aus dem Civilrechte [12]).

D) Samuel Benedikt, geb. den 17. Jan. 1647 zu Leipzig, studirte daselbst und zu Wittenberg, wo er schon in seinem 24. Jahre den Lehrstuhl der Dichtkunst erhielt. Von da kam er 1674 als dritter Hofprediger nach Dresden, wurde 1692 Oberhofprediger, und starb den 31. August 1707. Gegen Spener und die Pietisten nahm er die Partie seines Bruders Johann Benedikt (B.), schrieb Examen orthodoxae fidei contra Massenium. Witteb. 1677. 8. Dissertationen, Predigten rc. [13]).

E) Friedrich Benedikt, geboren den 1. Januar 1649 zu Leipzig, wo er die Rechte studirte. Nach der Rückkehr von einer literarischen Reise durch Teutschland und die Niederlande heirathete er 1676 in Leipzig die Tochter eines Kaufmanns, trieb nun selbst Handlungsgeschäfte, wurde 1680 Senator, 1693 Baumeister und starb daselbst den 20. Mai 1699. Für die Wissenschaften war er ein eben so wohlwollender als einsichtsvoller und freigebiger Beförderer, und seine merkantilischen Verbindungen benutzte er zur Unterhaltung eines wissenschaftlichen Briefwechsels mit vielen Gelehrten in Teutschland, Italien, Frankreich, England und Holland. Er sammelte eine vortreffliche Bibliothek, von der zu Leipzig 1700. 8. ein Katalog gedruckt wurde, unterstützte auf's freigebigste die Herausgabe vieler wissenschaftlicher Werke, und war der thätigste Gehilfe des gelehrten Otto Mencke, als dieser 1682 die Acta eruditorum herauszugeben anfing [14]).

Von den Nachkommen dieser 5 gelehrten Brüder bemerken wir noch folgende drei:

1) Johann Gottlob, ein Sohn des Oberhofpredigers Samuel Benedikt (D), geboren zu Dresden d. 26. September 1679. Die Bildung zum gelehrten Theologen erhielt er auf den Universitäten zu Wittenberg, Leipzig und Altdorf, und die Stelle eines Reisepredigers bei

---

7) Ludwig's Ehre des Casimiriani acad. zu Coburg, Th. 2, 170. *Stuss* Progr. de vita et merit. A. Carpz. Gothae 1750. 4. Jugler a. a. O. 307.

8) (*Kromayeri*) Progr. in ej. fun. Lips. 1657. 4., abgedr. in *Witten.* memor. Theol. Dec. IX. 1247. Hist. bibl. *Fabric.* P. IV. 294 sq. P. V. 560. *Baillet* Jugem. T. VI. 139.

9) Adelung's Zusätze zum Jöcher.

10) S. seine evangelischen Vorbilder und Frage-Postille; seine Lehr- und Liederpredigten; Jesaias-Predigten u. a. m. Vgl. Schüler's Gesch. des Geschmacks im Pred., das Register am Schlusse des Werks. 11) (*J. Cypriani*) Progr. in ej. funere. Lips. 1699. fol. *Pipping.* memor. Theol. T. II. Dec. VI. 763. *Koenig* bibl. vet. et nov. h. v. *Fabricii* hist. bibl. P. VI. 48.

12) Progr. fun. univ. Lipsiens. Lips. 1708. fol. Jugler a. a. O. 313.

13) (*J. Cypriani*) Progr. acad. Lips. in ejus fun. Dresdae 1708. fol. *Th. Ittigii* Orat. parent. Ib. 1708. fol. Gleich's Leben der sächs. Oberhofpred. Bd. 2. S. 522.

14) (*J. Cypriani*) Progr. acad. in ej. fun. Lips. 1699. fol. *Chr. Junckeri* Epistola de ej. obitu. Schleusingae 1699. 4. Acta erudit. a. 1699. p. 288.

dem königl. polnischen und kursächsischen Gesandten D. C. Bose, die er 1702 übernahm, verschaffte ihm Gelegenheit, England und Holland in wissenschaftlicher Hinsicht kennen zu lernen, und besonders seine orientalischen Sprachkentnisse zu vermehren. Bald nach seiner Rückkehr wurde er 1704 Diakonus zu Alt-Dresden, 1706 Diakonus der Kreuzkirche in Neu-Dresden, und 1708 übernahm er das Diakonat an der Thomaskirche in Leipzig, wo er auch, noch ehe ihm 1713 ein außerordentliches theol. Lehramt übertragen wurde, Vorlesungen hielt, die sich auf die morgenländischen Sprachen, hebräischen Alterthümer, auf dogmatische, polemische, homiletische und Pastoraltheologie erstreckten, und vielen Beifall fanden. Aus Vorliebe für Leipzig lehnte er, nachdem er 1719 Professor der orientalischen Sprachen geworden war, mehre Anträge zu auswärtigen Beförderungen ab, folgte aber doch 1730 einem Rufe als Hauptprediger und Superintendent nach Lübeck, feierte daselbst am 24. Nov. 1754 sein Amtsjubeljahr, und starb den 7. April 1767. Er war eine Zierde seines Standes, exemplarisch in seinem Wandel, gewissenhaft in Erfüllung aller seiner Amtspflichten bis ins höchste Alter, und durch seine Sanftmuth und Freundlichkeit wußte er Aller Herzen zu gewinnen. In wissenschaftlicher Hinsicht gehörte er zu den gelehrtesten Theologen seiner Zeit, und besonders zu denjenigen, die sich um biblische Philologie, Kritik und Alterthümer verdient machten. Ob er gleich bei dem strengen Inspirationsbegriffe, von dem er ausging, und bei den beschränkenden dogmatischen Ansichten, die ihn leiteten, in den wahren Geist der biblischen Urkunden, mit freiem unbefangenem Blicke einzudringen, verhindert wurde, so darf es doch nicht vergessen werden, daß er zu manchen spätern Untersuchungen den Grund legte, und seinen Nachfolgern die Bahn brach. Ein lange benutztes Hauptwerk, das als das einzige in seiner Art gepriesen wurde, ist seine Introductio ad libros canonicos Bibliorum Vet. Test. omnes, praecognita critica et historica ac auctoritatis vindicias exponens. Lips. 1721; 1731; 1757. 4. und seine damit in Verbindung stehende Critica sacra Vet. Test., Pars I. circa textum originalem, II. circa versiones, III. circa pseudocriticam Guil. Whistoni solicita. Ib. 1728. 4. Englisch: A defense of the hebrew bible, with some remarks of Moses Marcus. Lond. 1729. 8. Beide enthalten einen großen Reichthum, mit Gelehrsamkeit, Einsicht und Genauigkeit angestellter, und mit eigenen Erörterungen bereicherter Untersuchungen, und eine Samlung alles dessen, was bis dahin über diese Gegenstände geschrieben worden war. Am meisten tadelte man, daß der Verfasser, anstatt seine kritisch-freien Vorgänger Simon u. A. zu benutzen, sie vielmehr zu widerlegen suchte, und daß er für die Göttlichkeit der Bücher der h. Schrift Beweise anführte, die ihrem wahren Ansehn mehr schaden als nützen. Auch sein aus Vorlesungen entstandener Apparatus historico-criticus antiquitatum sacri codicis et gentis hebraeae. Lips. 1748. 4. war für die damalige Zeit ein wichtiges, reichhaltiges Werk. Unter seinen übrigen Schriften (meistens Dissertationen und Predigten) verdient noch seine: Religions-Untersuchung der böhmisch- u. mährischen Brüder, von Anbeginn ihrer Gemeinen bis auf gegenwärtige Zeiten. Leipz. 1742. 8.; im Auszug, Frkft. und Leipz. 1744. 8. bemerkt zu werden. Er war der erste bedeutende Gegner, den die Brüdergemeinde fand, der ihr nicht allein viele irrige Lehrmeinungen, sondern sogar Indifferentismus in der Religion (nicht ohne leidenschaftliche Übertreibung) zur Last legte [15]).

2) Friedrich Benedikt, geboren den 21. Oktober 1702 zu Zittau, ein Enkel des Oberhofpredigers Samuel Benedikt (D), und ein Sohn Johann Benedikts, der 1675 zu Dresden geboren war, zuerst Syndikus in Zittau, dann königl. polnischer und kursächsischer Hof- und Kommissionsrath, zuletzt Kreisamtmann des Kurkreises in Sachsen war, und 1739 zu Wittenberg starb. Er hat einen neueröffneten Ehrentempel merkwürdiger Antiquitäten des Markgrafthums Oberlausitz; Analecta fastorum Zittaviensium oder histor. Schauplatz der Stadt Zittau; Memoriam Heidenreichianam u. e. a. durch den Druck bekant gemacht [16]). Sein Sohn studirte zu Wittenberg und Leipzig, wurde 1727 Amtsadvokat in der Lausitz und 1731 im ganzen Kurfürstenthum Sachsen, zuletzt Professor des Natur- und Völkerrechts in Wittenberg, wo er im Oktober 1744 starb. Er war der Herausgeber und Hauptverfasser der Acta jureconsultorum, oder neueste Nachrichten von gelehrter Juristen Leben und Schriften. Wittenb. 1734 — 1737. 8 Theile (die zusammen einen mäßigen Band ausmachen) 8. und Nova Acta jureconsultorum etc. Ebend. 1738 — 39. 9 Theile (auch nur ein mäßiger Band) 8., und hinterließ mehre ausführliche akademische Schriften, aus denen hervorgeht, daß er mit der Rechtsgelehrsamkeit auch gute philosophische und literarische Kentnisse verband [17]).

3) Johann Benedikt, geboren den 20. Mai 1720 zu Leipzig, wo sein Großvater Johann Benedikt (B) Professor der Theologie war, und sein Vater, ebenfalls Johann Benedikt, 1733 als außerordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen und Lazarethprediger starb. Der Sohn erwarb sich schon auf der Thomasschule, unter Geßner und Ernesti, eine gründlich gelehrte Kentniß der alten Literatur, verfolgte diese Bahn auch, während er in seiner Vaterstadt Theologie studirte, und wie viel er in der klassischen Literatur geleistet haben würde, wenn er ihr allein gelebt hätte, zeigt seine Schrift über den Stoiker Ariston Chius [18]), die von Belesenheit

---

15) *J. G. Overbek* Memor. ej. Lubec. 1767. fol. P. G. Becker's Lebensgesch. Carpzov's. Ebend. 1767. Fol. Hamb. Nachr. aus dem Reiche d. Gel. 1767. S. 317. Götten's gel. Europa 1. Thl. 161. Moser's Lex. jetztl. Theol. 144 u. 792. Dietmann's kursächs. Priesterschaft 2. Bd. 254. Nachrichten von niedersächs. ber. Leuten, 1. Bd. 124 — 152. Nova acta hist. eccles. 7. Bd. 658 — 684. (Salzmann's) Denkw. aus dem Leben ausgez. Teutschen 327. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 2. Bd. — Carpzov's Bildniß auf der Jubelmünze, die das lübeckische Ministerium 1754 prägen ließ, abgebildet im Museo *Mazzuchell.* T. II., und in schwarzer Kunst von Haid in Brukker's Bildersaal. Dec. V. No. II.

16) S. von ihm die altern. Nachr. von jurist. Büchern 1. Bd. 342. 17) Jenichen's Nachr. von jetztleb. Rechtsgel. 28. Jugler a. a. O. 320.

18) Paradoxon stoicum Aristonis Chii apud Diog. Laërt. VII. 160, novis observatt. illustr., quibus simul varii va-

in den griechischen und römischen Schriftstellern strozt, und als das Werk eines 22jährigen Mannes Bewunderung erregt. Als solcher hielt er in Leipzig Vorlesungen, wurde daselbst 1747 außerordentlicher Professor der Philosophie, folgte aber schon im folgenden Jahre einem Rufe auf die Universität nach Helmstädt, wo er zuerst das Lehramt der griechischen Sprache, seit 1749 aber, mit Beibehaltung desselben, auch ein theologisches Lehramt bekleidete. Die Würde eines Abtes zu Königslutter und eines Landstandes des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel erhielt er 1759, und in diesen Verhältnissen blieb er, bis ihn am 28. April 1803 der Tod abrief, nachdem er die lezten 15 Jahre, wegen großer Schwäche der Füße, beständig in seinem Hause, und fast nur unter seinen Büchern zugebracht hatte. Als dogmatischer Theolog wich er in keinem Stücke von dem hergebrachten orthodoxen Lehrbegriffe ab, indem er die Religion als eine einmal abgeschlossene, keinen Abänderungen und Fortschritten unterworfene, gänzlich positive Wissenschaft ansah. Daher trägt er in seinem Liber doctrinalis theologiae purioris, ut illa in academia Helmstadiensi docetur. Brunsvic. 1768. 8., das er W. A. Teller's Lehrbuch des christl. Glaubens entgegensetzte, die Lehrsätze des kirchlichen Systems mit ihren Bestimmungen und Beweisen, genau nach den symbolischen Büchern, vor, und machte, sowol in diesem Lehrbuche als in seinen übrigen Schriften, von neuern Untersuchungen bloß einen historischen Gebrauch. Große Verdienste erwarb er sich dagegen um die grammatische Auslegung des neuen Testaments, und schon seine Sacrae exercitationes in *S. Pauli* epistolam ad Hebraeos, ex Philone Alexandrino. Helmst. 1750. 8., womit er seine öffentliche theologische Laufbahn eröffnete, erwarben ihm einen hohen (vielleicht den höchsten) Rang unter den bisherigen grammatischen Auslegern dieses Briefes, von dem er noch im Greisenalter eine: abermalige Übersetzung mit philol. und theol. Anmerkungen. Helmst. 1795. 8. herausgab. Manche neue, glückliche Erklärung, besonders aus dem alexandrinischen Sprachgebrauch, enthalten seine Stricturae in epistolam ad Romanos. Helmst. 1756. 8. und in seiner, obgleich nur 2 Bogen betragenden neuen Übersetzung des Briefes Pauli an die Galater. Helmst. 1794. 8. findet man schätzbare Resultate vieljähriger Untersuchungen. Viel Treffliches enthalten seine größtentheils aus einzelen Programmen entstandenen, Epistolarum catholicarum Septenarius graece, cum nova versione lat. ac scholiis grammat. atque crit. etc. Halae 1790. 8., besonders in Beziehung auf die verworrenen Konstructionen der Briefe Petri. Vorzüglich schön, fließend und rein ist die neue lateinische Übersetzung, die zugleich die Stelle eines fortlaufenden Kommentars vertritt [19]). Wie viel er in der klassischen Literatur geleistet haben würde, wenn er sich ihr allein gewidmet hätte, beweisen (außer der oben genanten Arbeit über Ariston Chius) seine Observatt. philol. in Palaephatum. Lips. 1743. 8. seine Ausgabe des Musäus. Helmst. 1749; 1775. 8. von Lucians Todtengesprächen. Eb. 1773. 8. und von des Dracontius epischem Gedicht. Eb. 1794. 8. Seine Vorlesungen, die er alle in lateinischer Sprache hielt, erstreckten sich über das ganze Gebiet der theologischen Gelehrsamkeit, die praktischen Fächer und Kirchengeschichte ausgenommen, auch erklärte er fast jedes halbe Jahr einen alten griechischen Schriftsteller. Seine Orthodoxie hinderte ihn nicht, auch gegen diejenigen Gelehrten billig und duldsam zu seyn, die seinen Meinungen nicht beipflichteten; aber streng in Erfüllung seiner Berufspflichten, foderte er dieß auch von Andern, ohne deßwegen hart zu seyn [20]). (*Baur.*)

CARRA (Jean Louis), Mitglied des französischen National-Konvents, von armen Ältern 1743 zu Pont-de-Vesle geboren, widmete sich den Wissenschaften, bis er sich genöthigt sah, um nicht als Dieb verhaftet zu werden, sein Vaterland zu verlassen. Aus Teutschland, wo er lange umher irrte, kam er nach der Moldau, und wurde Sekretär eines Hospodars, den die hohe Pforte stranguliren ließ, weil er den Rathschlägen des französischen Abenteurers folgte. Dieser kam, ebenfalls als Sekretär, in die Dienste des Kardinals Rohan, eilte aber nach Paris, sobald die Unruhen sich zu äußern anfingen, und trug durch das Organ der periodischen Blätter, an denen er Theil nahm, und besonders der Annales patriotiques, die er herausgab und durch ganz Frankreich zu verbreiten wußte, nicht wenig zum Umsturz der Verfassung und zu den Gräueln bei, die damit in Verbindung standen. In Flugschriften und Journalen, in den Klubs und im National-Konvent predigte er Mord und Plünderung, und beschäftigte die Guillotine so lange, bis auch er am 1. Nov. 1793 unter derselben blutete. Er hatte sich, als Robespierre ihm seine Gunst entzog, zur Girondepartei geschlagen, und war mit derselben gestürzt worden. Einer der geschicktesten Diplomaten von Europa, wofür er sich selbst hielt, war er nicht; aber daß er Kopf und Kentnisse besessen habe, zeigen mehre seiner Schriften: Histoire de la Moldavie et de la Valachie. Jassy (eigentlich Zweibrücken) 1777; Neufchatel 1781. 12. Teutsch, Nürnb. 1789. 8. Système de la raison. Londr. 1773; ed. III. Par. 1791. 8. Mémoires hist. et authentiques de la Bastille. 1790. Vol. III. 8. Hist. de l'ancienne Grèce, trad. de l'Angl. de J. Gillies. 1787. Vol. VI. 8. Mehre physikalische Schriften, politische Flugblätter, zum Theil ins Teutsche übersezt u. a. m. Unter Rolands Ministerium war er Aufseher der Nationalbibliothek *). (*Baur.*)

CARRACCI (Ludovico), das Haupt einer neuen Malerschule, wurde zu Bologna 1555 geboren. Da er

---

riorum antiquorum philosophorum loci explicantur etc. Lips. 1742. 8.

19) Der Abt Henke, sein Schwiegersohn, wollte eine Samlung seiner zahlreichen, die Bibelerklärung betreffenden, akademischen Schriften herausgeben, wurde aber durch seinen frühen Tod an der Ausführung dieses Vorhabens gehindert. — Bemerkenswerth sind Kästner's Briefe an Carpzov, abgedr. im teutschen Merkur J. 1804.

20) Schmersahl's Geschichte jetzl. Gottesgel. 1. St. 65. Beiträge zu den Actis hist. eccles. Vol. II. 253. Neues gel. Europa 14. Th. 290—336. Nachrichten von niedersächs. ber. Leuten. 2. Bd. 202 — 232. Der Biograph 3. Bd. 1. St. 108. und 8. Bd. 5. St. 69. Meusel's gel. Teutschl.

*) Ersch's gel. Frankr. Les siècles litt. de *Desessarts*. *Nouv.* Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. Reichard's moderne Biogr. 2. Th. 30.

viel Neigung zur Malerei zeigte, gab ihn sein Vater, ein Fleischer, in den Unterricht des Prospero Fontana, welcher aber, unzufrieden mit dem langsamen Gang seines Schülers, ihm rieth, etwas Anderes zu erlernen. Ludovico ließ sich jedoch weder durch ihn, noch durch die Bemerkungen Tintoretto's abschrecken, als ihn dieser während seines Aufenthalts zu Venedig, so langsam arbeiten sah. Der Widerstand, den er erfuhr, und die geringe Meinung, welche andere Künstler von seinen Fähigkeiten hegten, befeuerte ihn vielmehr, seinen Eifer zu verdoppeln. Nachdem er alle Kunstwerke in der Nähe studirt hatte, begab er sich nach Florenz, unter die Leitung Passignoni's, bei welchem er viel Gelegenheit fand, seine Kentnisse zu bereichern. Wie früher die Werke von Paul Veronese und Tintoretto, so studirte er jetzt die des Andrea del Sarto, Primaticcio, und Giulio Romano, kehrte aber immer wieder zu Correggio zurück, den er vor Allen zu erreichen strebte. Vertraut mit der Kunst dieser großen Meister, und in Allem hinlänglich unterrichtet, was dem Künstler zu wissen nöthig ist, kehrte er nach Bologna zurück, mit dem Vorsatz, daselbst eine eigne Malerschule zu gründen, und sich dem Strome der Manieristen, welche die Malerei ihrem Untergange immer näher führten, entgegen zu stemmen. Allein zu diesem wichtigen Unternehmen bedurfte er des Beistandes Anderer, und darum bewog er wol seine Vettern Agostino und Annibale, die Söhne eines Schneiders, sich auch der Malerei zu widmen.

Agostino Carracci, ward zu Bologna 1558 geboren. Da dieser mit seinem Bruder Annibale fortwährend im Streit war, mußte Ludovico ihn entfernen, und er brachte ihn in die Schule des Prospero Fontana. Agostino's heller Geist beschränkte sich aber nicht auf die Malerei, ob er diese gleich mit vieler Einsicht trieb, sondern beschäftigte sich auch mit andern Künsten und Wissenschaften, mit Poesie, Philosophie und Mathematik, und im Kupferstechen [1]) kann man ihn als den größten Meister seiner Zeit betrachten.

Annibale C., ward geboren zu Bologna 1560. Für das Handwerk seines Vaters bestimt, war er ohne alle wissenschaftliche Bildung geblieben, für die er auch nicht den rechten Sinn hatte, weßhalb er selbst dann, als er den Unterricht Ludovico's genoß, bitter gegen seinen Bruder gestimt wurde, wenn dieser, viel feiner gebildet, ihn zurecht weisen wollte. Annibale behauptete, er bedürfe keiner andern Bildung, wenn er nur seinen Beruf als Maler erfülle. Die Fortschritte, welche er in der Kunst machte, waren aber außerordentlich, so, daß Agostino sie nicht ohne Mißgunst betrachtete, und fortwährend darauf sann, nicht hinter Annibale zurück zu bleiben. Deßhalb trieb er mit dem größten Eifer die Kupferstecherkunst, und zeigte sich darin schon in seinem 20. Jahre als Meister durch das vortreffliche Blatt das Christuskind in der Krippe nach Baltasaro Peruzzi. — Indessen aber hiemit Agostino allgemeinen Beifall einerntete, fielen die Gegner über zwei Werke her, welche Annibale öffentlich ausstellte. Es waren zwei Altarblätter; das eine, für die Kirche des heil. Nikolaus bestimt, enthielt einen Christus am Kreuze, und das andere eine Taufe Christi, Werke im einfachen und edlen Stil und nicht im Schwindelgeiste damaliger Zeit, in welchem Geschwindmaler nur aus der Erinnerung arbeiteten. Der Weg, welchen der junge Künstler einschlug, dessen Absicht dahin ging, die Malerei zu ihrer einfachen Größe zurückzuführen, mußte wol den Neid erwecken, und seinen Werken den Tadel der Gegner zuziehen, unter denen wir einen Calvart, Fontana und Passerotti nennen. Deren feindliche Gesinnung konte nun zwar der neuen Schule viele Schwierigkeiten entgegen setzen; aber nichts war vermögend, das Wahre, welches die Stifter derselben erkant hatten, zu verläugnen, vielmehr suchten sie durch Beharrlichkeit endlich zum Ziele zu gelangen. Während aber die Brüder hier gemeinsam eine Sache verfochten, suchten sie sich auf der andern Seite das Leben auf jede Art zu erschweren, und es blieb dem Ludovico nichts Anderes übrig, als sie auf einige Zeit zu trennen. Annibale reiste um das Jahr 1580 nach Parma. Hier, von den kostbarsten Schätzen des Correggio umgeben, gerieth er so in Bewunderung, daß er zwei Briefe [2]) an den Agostino schrieb, und ihn einlud, den Genuß mit ihm zu theilen. Von hier begab sich Annibale nach Venedig, wo er nicht minder Nutzen aus den Werken des Tizian, Paolo Veronese, und Tintoretto zog. Nachdem später Agostino zu ihm gekommen, und die beiden Brüder diese Meisterwerke hinlänglich erkant hatten, kehrten sie nach Bologna zurück, um mit ihrem Vetter Ludovico, den sie immer als das Haupt anerkanten, die Grundsätze ihrer Kunst näher zu bestimmen. Als ihr großer Plan völlig zur Reife gediehen, legten sie den Grund zu einer Malerakademie, jener hernach so berühmten Schule, aus der so viele große und vortreffliche Maler hervor gingen, und die schon in ihrem Entstehen so vielen Besuch erhielt. Hier vereinigte sich Alles, was zur Bildung der Schüler nöthig war; Gipsabgüsse aus Rom und Florenz waren vorhanden, das Nackte wurde nach lebenden Modellen gezeichnet; die Anatomie trug der berühmte Professor della Torre vor. Man las Abhandlungen über die theoretischen Theile der Malerei, Baukunst und Perspektive vor, worin meist Agostino unterrichtete; und an diesen Versamlungen, die immer zahlreicher wurden, nahmen auch Gelehrte Antheil. Aber selbst in diesem Kreise begegneten sich die beiden Brüder mit Bitterkeiten. Als einst, so erzählt Bellori, Agostino mit vieler Beredsamkeit die Schönheiten des Laokoon entwickelt hatte, und seinen Bruder tadelte, daß er nicht genug aufmerksam darauf sei, ergriff Annibale eine Kohle, und zeichnete die beschriebene Figur so vollkommen, daß alle Gegenwärtigen darüber erstaunten. Im Weggehen sagte er: „Dichter malen durch Worte, Maler reden durch Werke.“ — Es war natürlich, daß Männer, denen das Studium der Kunst so sehr am Herzen lag, und die sich selbst schon als vollkommene Meister zeigten, auch an andern Orten rühmlichst bekant wurden. Bevor jedoch Annibale sich anschickte, seine unsterblichen Werke in Rom auszuführen, wurde sein Künstlerneid gegen seinen Bru-

1) In Bartsch Peintre Graveur. T. 18. p. 35 bis 157, sind die sämtlichen Kupferstiche des Agostino beschrieben.

2) Raccolta di Lettere sulla Pittura, Scoltura ed Architettura. T. I. p. 86—90.

der auf das empfindlichste erregt. Die Karthäuser zu Bologna wollten ein Gemälde verfertigen lassen, aber nur dem Künstler sollte die Arbeit überlassen werden, welcher zu diesem Zweck die beste Zeichnung liefern würde; beide Brüder waren unter den Mitbewerbern, und Agostino trug den Preis davon. Dieses Gemälde stellt die Kommunion des heil. Hieronymus dar, und ist ein unschätzbares Bild in Hinsicht reiner Zeichnung und trefflichen Kolorits. Einige Zeit darauf erhielt Ludovico vom Kardinal Odoardo Farnese den Auftrag, die Galerie seines Palastes zu Rom mit Gemälden zu verzieren; da aber der Künstler selbst sehr beschäftigt war, schlug er seine beiden Vettern vor, welche sich auch in Gesellschaft dahin begaben. Hier in diesem Wirkungskreise fanden sie Gelegenheit, ihre Talente völlig zu entwickeln; denn die Galerie war 90 Palmen lang und 28 breit nebst einigen Zimmern. Anfangs ging ihre Arbeit gut von Statten; aber bald erwachte die schlummernde Eifersucht des Annibale; die Mißhelligkeiten nahmen immer mehr überhand, ja, er verwarf den Beistand seines Bruders, und schmerzlich gekränkt, verließ dieser Rom. Aber mit seiner Abreise verlor Annibale auch zugleich seine beste Stütze; denn nunmehr fühlte er erst, wie nöthig ihm dessen gelehrte Kentnisse waren, vorzüglich in der dichterischen Erfindung, einem Theil, in welchem er aus Mangel höherer Bildung zurück stand; indessen suchte sein Freund, der gelehrte Prälat Aguchi, ihn mit seinem Rath zu unterstützen.

Agostino war indessen nach Bologna zurückgekehrt, aber eine düstere Melancholie hatte sich seiner bemächtigt; selbst der Ruf nach Parma konte ihn nicht erheitern; und da man ihm hier unaufhörlich Hindernisse in den Weg legte, so wurde seine Gesundheit so untergraben, daß er 1601 zu Parma starb. Schmerzlich empfand Annibale die Nachricht vom Tode seines Bruders; aber er fuhr fort mit unermüdetem Fleiß an der farnesischen Galerie zu arbeiten. Nach beinahe acht Jahren sah er deren Vollendung entgegen, als auf sein dringendes Bitten sich sein Vetter entschloß, ihn auf kurze Zeit zu besuchen. Während dessen Aufenthalts von 13 Tagen, stand er jenem nicht nur mit gutem Rath bei, sondern malte selbst eine der nackten Figuren, welche das Medaillon halten, zu der Fabel der Syrinx. Endlich war diese mühevolle Arbeit vollendet, ein Werk, das die größten Künstler anstaunten, und das als eines der vollendetsten zu betrachten ist, was die neuere Malerei hervorgebracht hat. Der Künstler durfte wol ein Belohnung erwarten, die seinen hohen Verdiensten angemessen war; aber der Erfolg blieb weit auch unter mäßiger Erwartung. Ein Spanier, Günstling und Rathgeber des Kardinals, Don Giovanni di Castro, überredete diesen, daß der Künstler hinlänglich belohnt sei, wenn er ihm 500 Scudi gebe. Tief gebeugt über so eine elende Belohnung, bedurfte er einige Zeit, sich aus seiner melancholischen Stimmung heraus zu reißen; doch selbst eine neue Arbeit, die er in Gesellschaft des Albani für die Kirche des heil. Jakob der Spanier anfing, konte ihn von den Folgen seines Mißgeschickes nicht befreien, und um ihn von seiner Schwermuth zu heilen, mußte er auf Anrathen der Ärzte Rom verlassen und nach Neapel reisen. Hier war er Willens einige große Werke auszuführen, allein die neapolitanischen Maler, die jeden großen fremden Künstler anfeindeten, erschwerten sein Unternehmen so sehr, daß er aus Verdruß die Stadt verließ, und nach Rom zurückkehrte. Nach Bellori, sollen Ausschweifungen in der Liebe seinen Tod beschleunigt haben, vielleicht war es auch die ungesunde Jahreszeit, in der er zurück reiste; er starb 1609.

Während sich Annibale in Rom aufhielt, führte Ludovico in der Lombardei viele Kirchengemälde aus; eines seiner größten Werke, und worin sich das ganze Vermögen seiner Kunst entfaltete, führte er in Gesellschaft seiner Schüler in dem berühmten Porticus von St. Michaele in Bosco aus; es stellt eine Reihe Gegenstände aus dem Leben des heil. Benedikt und der Legende der heil. Cäcilie dar. In Piacenza, wo er sich schon vier Jahre aufgehalten, erfuhr er den Tod des Annibale. — Wir übergehen viele seiner Arbeiten und bleiben bei seinem letzten Werke stehen, die Verkündigung der Maria, welche er für die Kathedralkirche zu Bologna ausführte. Einige unrecht gelegte Falten an dem durchsichtigen Gewande des übergroßen Engels, sind Ursache, daß eine Verwechselung der Füße Statt findet. Ludovico, der den Fehler zu spät entdeckte, als das Gerüste schon weggenommen war, soll sich über diesen Fehler so sehr gegrämt haben, daß er 1619 starb.

Paolo C., Bruder des Ludovico's, mehr durch diesen als durch eigne Talente bekant, verfertigte ein Gemälde für die Kirche St. Maria Colombona zu Bologna.

Antonio C., natürlicher Sohn Agostino's, geboren zu Venedig 1583, lernte bei seinem Oheim Annibale, mit dem er auch nach Rom ging. Von seiner Arbeit, die er mit vielem Feuer ausführte, sieht man in der Kirche St. Bartolomeo del Isola zwei Altarblätter in Ölfarben und einige andere Sachen in Fresko; auch für den päpstlichen Palast hat er Mehres gemalt. Sein ausschweifendes Leben brach seine Thatkraft, von der sich viel erwarten ließ; er starb schon 1618.

Francesco C., genant Franceschini, Sohn Antonio's, eines Bruders des Annibale und Agostino, geboren 1595, lernte bei seinem Vetter Ludovico, und ward einer der fertigsten Zeichner. Seine Werke zu Bologna und Rom berechtigten zu den größten Hoffnungen, allein er ergab sich einem zügellosen Leben, und starb bereits im J. 1622.

Die Gemälde der drei Meister, deren viele sich in den teutschen Galerien befinden, können wir hier nicht alle aufführen, und beschränken uns auf ihre, von ihnen selbst radirten Blätter, und auf die Hauptwerke selbst, welche von Andern nach ihnen gestochen wurden. Von der Hand Ludovico's sind nur 4 radirte Blätter vorhanden, die ihm mit Recht zugeschrieben werden können [1]). Nach seinen Werken im Palast Fova, die Geschichte des Aneas, wurde von Mitelli eine Folge von 20 Blättern gestochen, welche unter dem Titel erschienen: L'Enea vagante, Pittura de' Carracci. Intagliate da Giuseppe Mitelli. Bologna 1663. fol., die Gemälde St. Michaele in Bosco, eine Folge in 19 Blättern von Giacomo

1) *Bartsch* Peintre Graveur. T. 18. p. 24.

Giovanni. Bologna 1694. fol. — Die gestochnen und radirten Blätter des Annibale bestehen in 18 Stücken [2]), aber weit mehr ist nach seinen Werken gestochen: 1) eine Folge von 41 Blättern unter dem Titel: Le Arti che vanno per la via in Bologna. Mitelli 1660. fol. 2) Aedium Farnesiarum Tabulae ab Annibale Carraccio depictae a Carolo Caesio aeri insculptae, atque a Lucio Philarchaeo explicationibus illustratae. Romae 1735. Denselben Gegenstand hat auch Pietro Aquila geliefert, aber mit weniger Geschmack in der Ausführung. Viele Werke des Agostino findet man als Wiederholungen in seinen Kupferstichen.

Die ausführlichste Beschreibung über das Leben der Carracci, findet man in Felsina Pittrice. Vite de' Pittori Bolognesi etc. del Conte Carlo Cesare Malvasia. T. 1. p. 355. u. Fiorillo's Gesch. der Malerei Th. 2. S. 504. Vgl. Meyer in Göthe's Winkelmann und sein Jahrhundert. (*Weise.*)

CARRACH (Johann Tobias u. Johann Philipp), Vater und Sohn, Rechtsgelehrte; der erste, Sohn eines Kaufmanns zu Magdeburg, dort am 1. Januar 1702 geboren, studirte zu Halle, wurde daselbst 1732 außerordentlicher, 1738 ordentlicher Professor der Rechte und 1753 königl. preußischer geh. Rath. Viel Ungemach mußte er während des 7jährigen Krieges erdulden, indem er im August 1759 von den Reichsvölkern als Geißel von Halle weggeführt, und erst im December 1762 von den preußischen Truppen zu Hemmau im Neuburgischen in Freiheit gesetzt wurde. Im September 1763 wurde er Direktor der Friedrichs-Universität. Er starb am 21. Oktober 1775. Er hat sehr viele Dissertationen, Programmen und Responsa ausgefertiget, zum Theil gesammelt: Programmata juridica. Halae 1767. 4. Rechtliche Urtheile und Gutachten in peinlichen Sachen, im Namen der halleschen Juristenfakultät ausgearbeitet, herausgeg. von dessen Stiefsohne, Prof. H. J. O. König. Eb. 1775. fol. Anweisung zum Prozeß in Civil- und Kriminalsachen. Eb. 1776. 4. ebenfalls von König mit dem (auch einzel gedruckten) Leben des Verfassers herausgegeben [1]). — Sein einziger Sohn, Johann Philipp, war geboren den 30. August 1730 zu Halle, wo er studirte und 1752 ein außerordentliches juristisches Lehramt erhielt. Er folgte 1758 einem Rufe als ordentlicher Rechtslehrer nach Duisburg, konte aber dieses Amt, wegen des damaligen Krieges, erst 1764 antreten. Während dieser Zeit war er Consulent verschiedener Reichsfürsten und Stände, auch wurde er königl. preuß. geh. Rath und geadelt. Von Duisburg kam er 1767 als holsteinischer Etatsrath und erster Rechtslehrer auf die Universität zu Kiel, erhielt aber 1769 wegen Dienstvergehen seine Entlassung, und ging darauf nach Wien, wo er katholisch wurde und in hohem Alter starb. Im 7jährigen Kriege gab er einige Schriften gegen den kaiserlichen Hof heraus, und in Wien schrieb er, zu Gunsten des kaiserlichen gegen den berliner Hof, daher Moser von ihm sagte [2]): „Er ist nicht ungeschickt; aber seine Grundsätze taugen nichts." Hippolytus und Pütter [3]) bemerken von seiner Übersetzung des verkappten Hippolytus a Lapide Abriß der Statsverfassung des römischen Reichs teutscher Nation (Mainz und Koblenz, eigentlich Halle 1761. 8.): „die häufigen Anmerkungen, welche diese Übersetzung begleiten, sind mit übertriebener Heftigkeit in Grundsätzen und Schreibart abgefaßt." In der 5. Ausgabe des gel. Teutschlandes Bd. 1. sind Carrach's, meistens das Statsrecht betreffende, Schriften am vollständigsten verzeichnet [4]). (*Baur.*)

CARRANZA (Bartholomäus von), Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien, aus einem alten adeligen Geschlechte entsprossen, und zu Miranda in Navarra 1520 geboren, daher er auch zuweilen Bartholomäus von Miranda genant wird. Nachdem er auf der neuerrichteten Universität zu Alcala studirt hatte, trat er in den Dominikanerorden, und erlangte als Lehrer der Theologie zu Valladolid einen weitverbreiteten Ruf. Dieser erhielt einen neuen Zuwachs, als ihn Karl V. 1546 auf die Kirchenversamlung nach Trident sandte, und als er dessen Sohn Philipp 1554 nach England begleitete, wo ihn die Verlobte desselben, die bigotte Königin Maria, nicht nur zu ihrem Beichtvater wählte, sondern auch beauftragte, die katholische Religion in ihrem Reiche wieder einzuführen. Mit einem brennenden Ketzerhaß vollzog Carranza diesen Befehl, und setzte sich dadurch bei dem fanatischen Philipp, der nach der Abdankung seines Vaters inzwischen König von Spanien geworden war, so in Gunst, daß er ihn 1558 zum Erzbischof von Toledo erhob. Wahrscheinlich aus Neid über diese Erhebung, suchten seine Feinde ihn der Inquisition in die Hände zu liefern, unter dem Vorgeben, daß in seinen Commentarios sobre el catechismo christiano. Antw. 1558. fol. ketzerische Meinungen enthalten wären. Da dieser Anschlag mißlang, so wurde ein neuer Plan entworfen. Der Erzbischof hatte den sterbenden Karl V., nach dessen Wunsche, im Kloster St. Just zum Tode vorbereitet und mit den Sterbesakramenten versehen. Kaum war der Kaiser todt, so sprengten die Feinde des Prälaten das erwiesene falsche Gerücht aus, Karl sei ziemlich Lutherisch gestorben, und die Schuld davon falle auf Carranza. Dieß traf die schwache Seite Philipps, der sogar im Sinne gehabt haben soll, seinen Vater ausgraben und verbrennen zu lassen, wenn er nicht gefürchtet hätte, dadurch die Giltigkeit seiner eigenen Thronfolge zweifelhaft zu machen. Dagegen brach das Ungewitter über Carranza los, der 1559 zu Valladolid verhaftet und in die Gefängnisse der Inquisition geworfen wurde. Der Gefangene appellirte nach Rom, wurde aber erst nach achtjähriger harter Einkerkerung, zur Entscheidung seines Prozesses, dahin abgeführt, und in die Engelsburg gebracht. Hier wurde er zwar milder behandelt, aber die Inquisitoren wußten das Endurtheil so in die Länge zu ziehen,

---

2) Bartsch a. a. O. p. 180.

1) Weidlich's Gesch. jeztleb. Rechtsgel. 1. Th. 127. Ebend. Verzeichniß hallescher Disput. 43 hinten. Ebend. Nachr. v. jeztleb. Rechtsgel. 2. Th. 1. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 2. Bd. — Sein Bildniß vor seinen rechtlichen Urtheilen.

2) In der neuesten Gesch. d. teutschen Stats- u. Rechtsl. S. 90. 3) In der Lit. des teutsch. Statsr. 2. Th. 85. 4) Weidlich's biogr. Nachr. 1. Thl. 107. Nachträge 45. Eb. Verzeichniß 56.

daß die Entscheidung erst 1576 erfolgte. Obgleich Carranza eigentlich keines Irrglaubens überführt werden konte, so mußte er doch, um die spanischen Despoten und die Inquisition zu befriedigen, gewisse Sätze abschwören; zugleich sollte er noch fünf Jahre von seinem Erzbisthum suspendirt seyn, diese Zeit über zu Rom in einem Kloster bleiben, und monatlich 1000 Dukaten zu seinem Unterhalte bekommen. Er starb aber schon am 17. Tage nach der Bekantmachung des Urtheils, den 2. Mai 1576, nachdem er noch kurz zuvor erklärt hatte, er habe zwar niemals ketzerische Meinungen gehegt, halte aber doch sein Urtheil für gerecht, weil es eine Art von Prüfung für ihn sei. Während seines ganzen Prozesses hatte Philipp die Einkünfte des Erzbisthums Toledo eingezogen, und davon 8 Millionen verwendet, um die Gewissensfreiheit der Niederländer zu unterdrücken. Carranza stand während seines Prozesses beim Volke in hoher Achtung, und nach seinem Tode verehrte es ihn als einen heiligen Märtyrer. Selbst Gregor XIII. schmückte sein Grab mit einem ehrenden Denkmal. Außer dem angeführten Katechismus schrieb er eine Summa conciliorum et pontificum a Petro usque ad Julium III. Venet. 1546. 8., die oft gedruckt wurde, am besten Lovan. 1681. 4. De necessaria residentia episcoporum et aliorum pastorum. Ven. 1547, 1562. 8.; Abhandlungen über die Sakramente, das Gebet, das Fasten u. a. m *). (*Baur.*)

CARRAR, Stadt in der Provinz Bejapur und zwar in dem Distr. Mortizabad der Rajahschaft Satarah (Br. 17° 20′ L. 91° 56′), an der Kistna, in einem reichen wohlbevölkerten Thale, ist ummauert, hat 1 Fort, verschiedene Pagoden, worunter die in der Mitte liegende sich durch bessere Bauart und Größe auszeichnet, 1 mit Waren aller Art angefüllten Bazar, und 8000 Einw., die Baumwollenweberei und Handel treiben. (*Hassel.*)

CARRARA, eine hoch in dem Gebirge des Apenninenzweiges von Massa gelegene Stadt, die zweite des kleinen Herzogthums Massa. Sie ist rings von nackten, in abgeschnittene Spitzen zulaufenden Marmorfelsen umgeben, die ihr ein angenehmes Thal bilden, dessen üppiger Anbau einen schönen Kontrast mit jenen Bergwänden macht. Mehre Gebäude der Stadt sind aus den kostbaren Materialien zusammengesetzt, welche die benachbarten Brüche liefern, und die Kirche der Madonna delle Grazie zeichnet sich darunter besonders aus. Die Häuser sind mit weißem Schiefer gedeckt und ähneln in ihrer Bauart denen der Hauptstadt von Savoyen, aber die Regelmäßigkeit und der Geschmack der carrarischen Architektur entsprechen leider dem edeln Steine nicht sehr, den sie zu verarbeiten hat.

Die Einwohner, deren Zahl sehr verschieden angegeben wird — zwischen 3 bis 4000 scheint die richtige zu seyn — nähren sich größtentheils von dem Brechen und Bearbeiten des Marmors, welchem Carrara seinen Ruhm und Wohlstand verdankt. Fast alle Thätigkeit der Stadt und der Umgegend concentrirt sich in diesem Produkt, und der verpulverte Staub desselben, welcher die Straßen bedeckt, gibt den Einwohnern ein bleiches und hageres Ansehn, obgleich die Lage der Stadt sehr gesund ist. Die Akademie der Bildhauerkunst in Carrara hat wenig geleistet, gehört aber mit zu jenem charakteristischen Wesen der Stadt.

Der berühmte weiße carrarische Marmor, im Alterthume als Marmor Lunense bekant und geschätzt, wird in der Nähe des Dorfes Torrano gebrochen. Die Brüche gehen in langen Adern tief in die Felsen hinein und gleichen, aus der Ferne gesehen, Bergströmen. Die groben Blöcke werden von den Höhen hinuntergerollt, wo die Mühlen sie zum Sägen und Glätten aufnehmen; aber die Nähe des Meeres machte auch das Einschiffen großer formloser Massen möglich. Der vornehmste unter den Marmorn von Carrara ist der Polvaccio. Die jährliche Marmorausfuhr, die in neueren Zeiten vorzüglich nach England und der Levante geht, schätzt man gegenwärtig auf ungefähr 300,000 Gulden †). (*W. Müller.*)

CARRARA (Pier Antonio), ein Landsmann des berühmten Giovan Michele Alberto Carrara, lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., und hat sich durch seine in Oktavreime übersetzte Aneide bekant gemacht: L'Eneide di Virgilio tradotto in ottava rima. Venez. 1681. Mit neuem Titel. Ebend. 1701. (*W. Müller.*)

CARRÉ (Louis), ein französischer Mathematiker und Philosoph, geb. d. 26. Julius 1663 zu Closfontaine bei Nangis in der Provinz Brie. Sein Vater, ein Landmann, bestimte ihn für den geistlichen Stand, für welchen aber der junge C. keine Neigung fühlte und deßhalb, als er nach dreijährigen Studien noch immer sich nicht entschließen konte, in einen geistlichen Orden zu treten, von seinem Vater nichts mehr zu seinem Unterhalte in Paris erhielt. Dadurch gezwungen, selbst für sich zu sorgen, nahm er seine Zuflucht zu Malebranche, der ihn als Schreiber gebrauchte, und ihn in der Mathematik und Philosophie unterrichtete, wodurch C. sich bald der Fesseln des scholastischen Systems, des einzigen, was er bis dahin kante, entledigen lernte. Um eine sicherere Stellung in der Welt zu gewinnen, sah sich C. genöthigt, nach 7 Jahren seinen trefflichen Lehrer zu verlassen, und selbst als Lehrer der Mathematik und Philosophie in Paris aufzutreten, wobei er jedoch erstere Wissenschaft immer nur als Vorschule der letztern behandelte und bald vielen Beifall erhielt. Besonders waren Damen, unter diesen sogar Nonnen, am eifrigsten ihn zu hören, und in ihrem Umgange gewann C. sehr an Gewandtheit in der Sprache. Die Sorge für seine Subsistenz überhäufte ihn leider mit zu vielen Geschäften, als daß es ihm möglich gewesen wäre in die Mathematik so tief einzudringen, als er es sonst, seinen Anlagen nach, wol hätte thun können. — Varignon wählte ihn im J. 1697 zu seinem Eleven bei der Akademie und um diese Wahl zu rechtfer-

*) *Sarpii* hist. concil. Trident. lib. II. *Antonii* bibl. Hisp. T. I. 147. Mém. de *Niceron* T. IV. 249. T. X. 146. nach der teutsch. Übers. 5. Th. 6. *Bayle* Dict. Salig's Histor. der augsb. Confession 2. Th. 8. Plüers Reise durch Spanien. 126. Vide y sucesos prosperos y adversos a Dr. *Fr. Bartholemé* de Carranza y Miranda, Arzob. de Toledo etc. por el Dr. *Salazar* de Miranda. Madr. 1788. 8. *Nouv.* Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Cabaraud).

†) Rehfues Briefe aus Italien. Bd. I. S. 133 ff.

tigen, überwand er seinen Widerwillen gegen schriftstellerische Thätigkeit, und gab 3 Jahre nachher das erste vollständige Werk über die Integralrechnung heraus unter dem Titel: Méthode pour la mésure des surfaces, la dimension des solides, leurs centres de pesanteur de percussion et d'oscillation. In der Vorrede gibt er sein Buch ohne Eigendünkel, aber auch ohne geheuchelte Bescheidenheit, für das, was es damals wirklich war, nämlich für die leichteste und einfachste Anwendung der Integralrechnung. Als er späterhin einige Fehler darin wahrnahm, gestand er dieselben unumwunden ein, und verbesserte sie bei einer zweiten Ausgabe.— Wie es bei Varignon's Eleven gewöhnlich war, und wie es sich bei der großen Sorgfalt, womit dieser sie wählte, leicht erklären läßt, so geschah es auch bei C., daß er in der Akademie schnell aufrückte und in Kurzem Associé, bald darauf Pensionnaire derselben wurde, wodurch er nun im Stande war, sich ganz seinen Studien zu widmen. Da er für das Fach der Mechanik gewählt war, so machte diese seine Hauptbeschäftigung aus, so wie die mathematische Theorie der Musik. Über diese Gegenstände so wie über einige geometrische Materien, über Ebbe und Fluth, Refraction des Lichts, u. dgl. hat er für die Memoiren der Akademie in den J. 1701 bis 1710 mehre Aufsätze geliefert.— Nach 5- bis 6jähriger, durch üble Verdauung verursachter Kränklichkeit starb er den 11. April 1711 *). (*Gartz.*)

Carrea, s. Pollentia.

CARRÈRE (Joseph Barthélemi François), Arzt, geboren zu Perpignan den 24. August 1740; auch sein Großvater Joseph, und sein Vater Thomas, waren Ärzte und Verfasser mehrer medizinischen Schriften. Unter der Leitung seines Vaters vollendete er den medizinischen Cursus, erhielt 1759 zu Montpellier die medizinische Doktorwürde, und nach einiger Zeit in seiner Vaterstadt ein medizinisches Lehramt. Um 1773 ließ er sich zu Paris nieder, wurde königl. Censor und Mitglied der medizinischen Societät. In der Folge hielt er sich mehre Jahre in Spanien auf, und starb zu Barcellona den 20. Decbr. 1802. Er war ein sehr fruchtbarer medizinischer Schriftsteller, und ist den Literatoren als fleißiger Samler bekant durch seine Bibliothèque litéraire, hist. et crit. de la médecine ancienne et moderne. Vol. II. 1776. 4., eigentlich ein biographisches Wörterbuch, das aus 8 Bänden bestehen sollte, aber nur bis Coivart geht. Von seinen übrigen Schriften bemerken wir: Traité des propriétés, usages et effets de la Douce amère dans le traitement de plusieurs maladies. 1781. 8. Teutsch v. J. Ch. Starke. Jena 1786. 8. Manuel pour le service des malades. 1786; 1787. 12. Teutsch, Strasb. 1787. 8., auch Spanisch, Madr. 1791. 8. Recherches sur les maladies vénériennes chroniques. 1788. 12. Teutsch, Frankfurt 1789. 8. †). (*Baur.*)

*) (*Fontenelle*) Eloge de *M. Carré* in der Hist. de l'acroy. des sc. Année 1711. *Hutton* mathemat. and philos. dictionary T. I.

†) Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. VII. (von Bouchot).

CARRICHTERA, nante Adanson eine Pflanzen-Gattung, die mit Vella zusammen fällt. Der Name ist von Bartholomäus Carrichter von Reckingen, kaiserlichem Leibarzt im 16. Jahrh. entlehnt, dessen Kräuterbuch zu Strasburg 1617 heraus kam, aber bloß die officinellen Pflanzen in astrologischer Ordnung enthält. Carrichter war ein befangener Paracelsist, dessen Name der Vergessenheit übergeben werden sollte. (*Sprengel.*)

CARRICK *), 1) mit dem Zunamen am Shannon, Marktflecken, und vormaliger Borough am Shannon (54° 23′ Br. und 10° 6′ L.), ist unbedeutend und zählt kaum 1200 Einw., doch werden hier die Assisen gehalten. — 2) Mit dem Zunamen am Suir, der hier schon Schiffe aufnimt; Marktfl. (52° 23′ Br. und 10° 26′ L.) bedeutend, aber unregelmäßig gebauet, mit 11,000 Einw., die eine starke Ratin- und Wollenzeugweberei unterhalten und mit ihren wollnen Waren und den Produkten der Nachbarschaft einen ansehnlichen Handel treiben. Der Ort war vormals ummauert, und hat noch jetzt Kavalleriekasernen für 2 Eskadrons. (*Hassel.*)

CARRICKFERGUS, Cragfergus, auch wol Knockfergus, Borough in der Grafsch. Antrim des Königr. Ireland, welcher 1 Deput. in das brit. Parl. sendet. Er breitet sich (54° 43′ Br. und 11° 58′ L.) an der Bai aus, die von ihm den Namen trägt, aber auch wol das Belfast Lough genant wird, zerfällt in das scotische und englische Quartier, hat 1 Kastell, das wohl unterhalten wird, mit einer Garnison versehen ist und für den Waffenplatz der Grafschaft angesehen werden kann, 1 Stadthaus, worauf die Assisen der Grafschaft gehalten werden, 1 alte Kirche, 1 Hospital, 800 Häus. und 3400 Einw., die sich meistens mit der Baumwollspinnerei und Weberei und mit der Fischerei beschäftigen. Der Ort hat zwar einen guten Hafen, aber der Handel und die Schifffahrt haben sich seit dem Aufblühen von Belfast ganz von hier weggezogen, und selten zeigt sich noch ein Kauffahrer auf seiner Rhede. (*Hassel.*)

CARRIER (Jean Bapt.). Dieser durch seine Grausamkeit in der französischen Revolution berüchtigte Konventsdeputirte, geb. in dem Dorfe Yolai bei Aurillac in Ober-Auvergne im J. 1756, war ein unbekanter Procurator, als die Unordnungen der Revolution, unter dem Konvente begannen, und er im J. 1792 zum Deputirten gewählt wurde. Als solcher trug er zur Errichtung des Revolutionstribunals (10. März 1793) bei, und zeigte sich immer eifrig geneigt zu Verfolgungen. Nachdem er dem Todesurtheile Ludwigs XVI. beigestimt hatte, verlangte er mit Andern die Verhaftung des Herzogs von Orleans, und wirkte mächtig mit zu der Revolution vom 31. Mai (gegen die Girondisten). Nach einer Mission in die Normandie gegen die gemäßigten Patrioten kam er am 8. Okt. 1793, mit Maßregeln der Rache beauftragt, in Nantes an, wo damals die ohnehin schon sehr angefüllten Gefängnisse nach der Niederlage der Vendeer bei Savenay überfüllt wurden. Um die Gefangenen schneller los zu werden, schlug er, von andern Wüthenden um-

*) Carrick, auch Carrig, der Name oder auch Vorname vieler Ortschaften in Irland, bedeutet im Allgemeinen einen felsigen oder steinigen Platz. (*H.*)

ringt, den Stadtbehörden vor, sie ohne Urtheil in Massen hinzurichten und drang mit diesem Vorschlage durch. So ließ er zuerst am 15. Nov. 94 Priester, unter dem Vorwande, sie anderswohin bringen zu lassen, Nachts auf einer Barke, vermittelst der am Boden angebrachten Klappen, ertränken; wenige Tage darauf hatten 58 Priester dasselbe Schicksal, und bald folgten einige andere dergleichen von einer sogenanten Marat-Kompagnie vollzogene Hinrichtungen, die man Noyaden, oder auch, nach Carrier's eigenem Ausdrucke Baignaden, und verticale Deportationen nante. Da der Convent seine Berichte über diese Gräuel genehmigte, kante er keine Gränzen mehr; die Hinrichtungen nahmen in Masse zu, und wurden immer gräßlicher. Ohne sich weiter der Barken mit Klappen zu bedienen, brachte man jeden Abend eine Menge Gefangener, Männer, Weiber und Kinder gemischt, aus dem sogen. Entrepot auf Kähnen, band zwei und zwei zusammen (oft einen Jüngling und eine Jungfrau—was dann eine republikanische Heirath genant wurde) und stieß sie ins Wasser. Bei diesen Gräueln, die über 1 Monat dauerten, ging man so unbehutsam zu Werke, daß einmal mehre fremde Kriegsgefangene ersäuft wurden. Viele Gefangene starben in dem sogen. Entrepot vor Hunger und Elend, und man verabsäumte selbst das Wegschaffen der Leichen so sehr, daß man Gefangene durch das Versprechen, ihnen das Leben zu schenken, zur Reinigung der Gefängnisse auffoderte, ohne jedoch Wort zu halten. Auch war das Wasser der Loire so verdorben, daß das Trinken desselben verboten werden mußte. Außerdem wurden 500 Gefangene in den nahen Steinbrüchen erschossen. Endlich wurde jedoch Carrier zurückgerufen, weil Robespierre damals, kurz vor seiner Hinrichtung, ein milderes System annehmen zu wollen sich stellte; C. aber sprach, als er wiederum im Konvent erschien, laut zur Vertheidigung der bisherigen Gräuel und für jede blutdürstige Maßregel. Bald aber zog Robespierre's Sturz auch den seinigen nach sich. Der Prozeß gegen die im Nov. 1793 von ihm nach Paris gesendeten Nanteser Gefangenen, die jetzt die Rolle der Angeklagten mit der Rolle der Ankläger vertauschen durften, zog ihm den allgemeinen Fluch zu; die öffentliche Stimme foderte seinen Kopf. Zwar fehlte es anfangs an schriftlichen Beweisen gegen ihn; bald aber wurden in Nantes zwei von ihm unterzeichnete Befehle, 50—60 Individuen ohne Urthel zu guillotiniren, ausgemittelt; und nun konten ihn die Entschuldigungen nach den Befehlen des Konvents und im Sinne des Gemeingeistes gehandelt zu haben, nicht ferner schützen. Er wurde am 16. Dec. 1794 hingerichtet, und starb mit Festigkeit, und der Versicherung, daß er unschuldig leide *). (*H.*)

CARRIERA (Rosalba), geb. zu Venedig 1675, gest. 1757. Sie hatte das Unglück, einige Jahre vor ihrem Tode des Gesichts und Verstandes beraubt zu werden. Unter allen italienischen Künstlern hat niemand in der Pastellmalerei einen höhern Grad von Vollkommenheit erreicht als sie. Ihre Gemälde, sagt Lanzi (Storia pittorica della Italia 4. Pisa 1816. III. p. 281.), gefallen nicht bloß durch das Zarte und die Schönheit des Kolorits, sondern auch durch die Anmuth und die Würde der Zeichnung. Ihre Madonnen sind nicht weniger lieblich als erhaben und ihre Porträts vereinigen hohen künstlerischen Werth mit Wahrheit. Viele von ihren Werken werden in der königl. Galerie zu Dresden aufbewahrt. Eine vorzüglich schöne Madonne, ebenfalls in Pastell, hängt in der Parochialkirche Santi Gervasio e Protasio zu Venedig (*Moschini* Gaida per la città di Venezia all'amico delle belle arti. Venezia MDCCCXVII. p. 293.). — Vgl. Elogio di Rosalba Carriera scritto da *Girolamo Zanetti.* Venezia 1818. 8. Diario di Rosalba Carriera, celebre pittrice, scritto da lui medesima. Ven. 1793. 8.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CARRIERES (Louis de), geb. 1662 zu Avilé, gest. zu Paris 1717, der erst Page bei einem französischen Gesandten in Spanien, dann Offizier, zuletzt Geistlicher war, ist berühmt durch seinen Commentaire litéral sur tous les livres de la Bible. Dieser Kommentar besteht in ganz kurzen, ausgezeichnet gedruckten, Einschaltungen zwischen den Textesworten, die im Lesen nicht aufhalten und doch trefflich erläutern. Die beiden ersten Bände in 12 erschienen zuerst 1701, und Bossuet ermunterte zur Fortsetzung. Das Werk wuchs bis 1716 zu 24 Bänden an, und es sind viele Auflagen davon erschienen. In den Bibeln des Abbé de Vence und in der von Avignon ist dieser Kommentar aufgenommen; in der letzten finden sich Verbesserungen von dem Herausgeber Rondet. Dieß ist die einzige französische Übersetzung der Bibel, welche in Italien autorisirt ist. (*H.*)

CARRIO, CARRION (Ludwig), ein Rechtsgelehrter und Philolog aus Brügge, wo er um 1547 geboren war; sein Vater war ein Spanier, seine Mutter eine Teutsche. Er studirte zu Löwen, Köln und Paris, lehrte die Rechte zu Bourges und seit 1586 zu Löwen, wo er am 23. Junius 1595 starb. Er schrieb: Antiquarum lectionum commentarii tres, in quibus varia scriptorum veterum loca supplentur, corriguntur et illustrantur. Antv. 1576. 12. Frf. 1604. 8. Emendationum et observatt. libri duo. Par. 1583. 4. Beide wieder abgedruckt in *Gruteri* fax critica T. III. 1 — 185; besorgte Ausgaben von des Valerius Flaccus Argonauticon (Antw. u. 1565. 8.; 1566. 12.); vom Sallust, Censorinus de die natali, Cassiodorus de orthographia, und von Aulus Gellius (Paris bei Heinr. Stephanus 1585. 8.), mit schätzbaren Anmerkungen, die aber nur bis zum 25. Kapitel des 1. Buchs gehen. Spätere Herausgeber haben ihn öfter zu Rathe gezogen, und seine Anmerkungen und Emendationen benutzt, in den Scaligerianis secundis hingegen wird er zwar doctus, sed summus fur librorum, plagiarius etc. genant *). (*Baur.*)

*) S. Biogr. univ. (v. Barante d. S.) T. VII., wo auch mehre besondere Schriften über Carrier und die von ihm verübten Gräuel angeführt sind u. A.

*) *Sweertii* Athenae Belgicae 527. *Baillet* Jugemens. T. II. 182. *Schurzfleisch* elogia 34. *Fabricii* hist. Bibl. suae P. III. 529. *Foppens* bibl. belg. T. II. 829. *Paquot* Mém. T. XII. 56. *Saxii* Onomast. T. III. 427. Biogr. univ. T. VII. (von Bouchot).

CARRION DE LOS CONDES, Villa und Hauptort eines Partido im nördlichen Theile der span. Prov. Toro, auf einem Hügel, am Flusse Carrion, der im Gebirge von Asturien entspringt, den Cauce, Cieza und den Nava aufnimt, und sich unterhalb Palencia in den Pisuerga ergießt. Der Ort hat 10 Kirchen, 6 Klöster, 2 Hospitäler, 2800 Einwohner und starken Flachsbau. *(Stein.)*

CARROCCIO [1]) (ital.), ein Wagen, insonderheit ein im Mittelalter in Italien gewöhnlicher Wagen mit einer Kriegsfahne. Ihr Erfinder war der Erzbischof Heribert von Mailand, zur Zeit als Mailand im Kriege mit dem Kaiser Konrad und dessen Anhängern in Lombardien lag. Sie bestand aus einem vierräderigen, von vier Stieren gezogenen [2]), rothgefärbten Wagen, auf dessen Mitte ein gleichfalls roth bemalter Baumstamm aufgerichtet war, an dessen Spitze sich ein goldener Apfel befand. Zunächst unter diesem hing zwischen zwei weißen Tüchern die Fahne der Gemeinde, welcher der Carroccio zugehörte [3]). Auf der Mitte des Baumstammes sah man das Bild des Heilandes, als ertheile er mit ausgebreiteten Armen dem kämpfenden Heere Sieg und Segen. Auf dem vordern Theile des Wagens stand eine kleine Schar der ausgezeichnetsten Streiter, welche bei kommender Gefahr die heilige Fahne vertheidigten. Vom hintern Theile wurden durch Trompeten die Kriegszeichen gegeben. Auch sonst noch umgab den Carroccio beständig eine Abtheilung der tapfersten Krieger. Er befand sich meist in der Mitte des streitenden Heeres und war deßhalb nur mit Stieren bespant, damit sich der etwanige Rückzug nicht in jählinge Flucht verwandeln solle. Bevor er mit dem Heere auszog, wurde auf ihm ein Hochamt gehalten und ein Kaplan begleitete ihn. Der Kampf um den Carroccio war auch schon deßhalb immer am hartnäckigsten, weil der Verlust desselben an den Feind immer mit unauslöschlicher Schande verbunden war. In den ersten Zeiten hatte diese Kriegsfahne nur Mailand allein [4]), nachher aber war sie in ganz Italien gewöhnlich [5]). *(Voigt.)*

CARRON, 1) ein Fluß in Scotland, welcher Stirling durchfließt und unweit Stonehaven sich in den Frith of Forth mündet. — 2) Ein Dorf am gleichn. Flusse der scotischen Grafsch. Stirling in einer an Steinkohlen sehr reichen Gegend. Hier sind die großen Eisenwerke eingerichtet, die unter dem Namen the Carron Iron works in ganzen Reiche berühmt sind: sie bestehen aus 5 Hochofen, 16 Frischfeuern, 13 Kuppelofen, 1 Stampfmühle und 1 großen Gußwerke, beschäftigen gegen 2000 Arbeiter, und verbrauchen wöchentlich im Durchschnitt 800 Tonnen Steinkohlen, 400 Tonnen Eisenerze und 100 Tonnen Kalksteine. Die Erze, theils rother Eisenrahm aus Lancaster und Cumberland, theils gelblich brauner Eisenstein und Würfelerz aus verschiedenen Gegenden Scotlands, werden auf einer eignen Maschinerie künstlich vermischt, und geben ein Eisen, das dem russischen Zobeleisen nahe komt, und zu kleinen Eisenwaren verbraucht wird. Die Kanonen werden in so großer Menge gegossen, daß man in guten Jahren die Stückzahl auf 5000 berechnet, wovon die meisten für das Gouvernement bestimt sind, viele aber auch nach Rußland und Amerika gehen. Das Bohren geschieht durch Maschinen, die der Fluß in Bewegung setzt. Vornehmlich werden hier Caronaden gegossen, leichte und kurze Stücke, die das Mittel zwischen den großen Kanonen und Haubitzen halten, 42pfündiges Kaliber haben, wenig Pulver brauchen, und seit 1779, wo sie verbessert sind, allgemein auf Kriegsschiffen angewendet werden. General Melville erfand sie 1752 im Hafen von Corre. Außer den Gießereien gibt es Schmieden für Anker, Amboße und schwere Artikel, auch werden alle Arten von kleinen Artikeln und Zinnblech verfertigt. Die Einrichtung dieser Eisenwerke geschah 1760 von einer dazu oktroirten Gesellschaft; ihr Kapital beläuft sich auf 1,500,000 Guld. in 600 Aktien vertheilt, wovon jedoch nur einige Personen Besitzer sind. Vorher stand auf diesem Platze, wo jetzt das regste Leben herrscht, auch nicht ein Haus *). *(Hassel.)*

Carronaden, s. den vorhergehend. Art. und Kanonen.

CARS (Laurent), geb. zu Lyon 1703, gest. 1771 zu Paris als Mitglied der königlichen Akademie für bildende Künste, gehört gewiß zu den ausgezeichneten Kupferstechern. Er bildete sich unter Lemoyne und ganz nach diesem. Dieß ist Ursache geworden, daß ein Theil des Mißkredits, in welchen sein Meister gerieth, auch auf ihn zurück fiel, darf aber nicht hindern, seinem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er ist nächst Gerard Audran in großen Darstellungen wol der vorzüglichste französische Künstler, wie sein Herkules und Omphale, seine Allegorie auf die Schwangerschaft der Königin und a. Blätter hinlänglich beweisen. *(H.)*

CARSEOLI, eine alte äquische Stadt, welche Strabo dem Latium zuzählt, späterhin römische Kolonie. Ihre Stelle bezeichnet noch jetzt der kleine Flecken Carsoli, am Flusse Turano, auf der Straße von Tivoli nach Tagliacozzo und Alba (Alba Fucentia) [1]). Mit dieser Lage in einem engen Thale stimt die Erwähnung dieses Ortes im Ovid [2]), und auch die Bestimmungen der Peutingerschen Tafel widersprechen ihr nicht [3]). *(W. Müller.)*

CARSTENS (Asmus Jakob), geb. zu St. Gürgen, einem Dorfe unweit Schleswig 1754, Sohn eines

---

1) *Morena* Res Laudens. ap. *Leibn.* T. I. p. 829, nent ihn Caraxolum oder Carozolum. 2) *Morena* p. 831. 3) „Super quod (caraxolum) maximum vexillum album cum cruce rubea deferebatur.“ *Morena* p. 830. 831. 837 4) *Morena* ap. *Leibn.* T. I. p. 829. 5) *Mauris* de dissidio Estens. cum Eccelino de Romano ap. *Leibn.* T. II. p. 26. 29. 35. 40. Vgl. *Arnulf* Mediolan. L. II. c. 16. ap. *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. IV. *Burchardi* Epist. de Excidio urbis Mediolani ap. *Murator.* T. VI. p. 917. Eine gute Abbildung des Carroccio bei *Lud. Cavitellius* Annal. Cremonenses ap. *Graevii* thes. T. III. p. 1289.

*) Remnich's neueste Reise durch England S. 551 und 552.

1) Also die alte Via Valeria. 2) *Ovid.* Fasti. IV. v. 683. 3) Der Abstand von Alba und Carseoli ist in der Tab. Peut. und dem Itin. Anton. etwas zu groß angegeben. Daher man den alten Ort bei Arsoli und bei der Osteria del Cavaliere, wo sich Spuren cyclopischer Bauwerke finden, gesucht hat. S. Mannert's Geogr. v. Ital. I. S. 506. Chr. Müller's Roms Campagna. I. S. 293 ff.

Müllers, zeigte schon als Knabe eine leidenschaftliche Liebe für die Kunst; allein auf seinem Dorfe jedes Mittels beraubt, wodurch er eine bessere Richtung hätte erhalten können, begnügte er sich, die schlechten Holzschnitte einiger vorhandnen Bücher nachzuzeichnen, bis er Gelegenheit fand, den Dom von Schleswig zu sehen. Der Eindruck der dasigen Kunstwerke, war für ihn unauslöschlich, und gab seinem Kunststreben sogleich eine bessere Richtung. — Allein seine Mutter starb, und nach dem Willen seines Vormunds mußte er sich in seinem 17. Jahre entschließen, die Weinhandlung zu erlernen. Erst nach 3 Jahren war es ihm möglich dieses Geschäft zu verlassen. Während der Zeit hatte er in den Nebenstunden manche Fortschritte in der Kunst gemacht, und eilte nun um so mehr sich derselben von jetzt an völlig zu widmen. Er kam 1776 nach Kopenhagen zu einem frühern Freunde, dem Maler Ipsen, und da er sich der Geschichtsmalerei widmen wollte, studirte er unter dem Professor Wildenhaupt die Anatomie; aber Verdrießlichkeiten mit der dasigen Akademie, bestimten ihn nach Italien zu reisen. In Gesellschaft eines jüngern Bruders, und des Bildhauers Busch kamen sie bis Nürnberg, wo Busch sich von ihnen trente, und setzten dann ihre Reise fort bis nach Mailand. Doch Unkunde der Sprache und Mangel an Geld, nöthigten sie, nach Teutschland zurück zu kehren, und so kam Carstens endlich nach Lübeck, wo er sich fünf Jahre mit Bildnißmalen beschäftigte, und dadurch seinen Unterhalt erwarb. Hier lernte ihn 1786 Fernow, sein nachmaliger Biograph [1]), kennen; gleiche Neigung für die höhere Ansicht der Kunst, führte Beide zusammen, und dieses freundschaftliche Band währte bis zu Carstens Tode. — Die beengte Lage des Künstlers, selbst seine fortwährende Kränklichkeit, konte die Bilder seiner Phantasie nicht schwächen, in jeder Stunde der Muse komponirte er nach den alten Dichtern, und sein kleines Stübchen hing voll von seinen Erzeugnissen. So fand ihn der Dichter Overbeck; gerührt von der Lage eines Mannes, der ein besseres Schicksal verdiente, führte er ihn nach einigen Tagen dem Rathsherrn Rodde zu; dieser nahm sich seiner auf eine edle Art an, und war ihm beförderlich, um nach Berlin reisen zu können. Während eines Aufenthalts von zwei Jahren, wo er oft von Brot und Wasser leben mußte, wurde es ihm schwer, sich daselbst zu erhalten. Endlich lieferte er zur nächsten Kunstausstellung eine große Komposition, den Sturz der Engel darstellend, eine mit Bister ausgeführte Federzeichnung, und es glückte ihm nun, als Professor in die Akademie aufgenommen zu werden. Eine große Arbeit für den Minister von Heinitz, bestehend in der Decoration eines Zimmers mit Figuren, welche er auf eine geschickte Weise ausführte, ward Ursache, daß sein Lieblingswunsch, nach Rom zu reisen, in Erfüllung ging; er erhielt einen Gehalt auf zwei Jahre gestellt, von 450 Thaler. In Florenz, wo er länger verweilte, verfertigte er eine große Komposition in einem größern Styl, die Schlacht der Zentauren und Lapithen [2]). Endlich kam er 1792 zu Rom an, und wählte sich Michelangelo und Raphael zu seinen Vorbildern, neigte sich aber in der Folge mehr zu Letzterm. Er würde sich bei seinen großen überwiegenden Verdiensten, bei den Künstlern in Rom mehr Freunde erworben haben, wenn er ihnen ihre Schwächen in der Kunst nicht so fühlbar gezeigt hätte. Aber seine geraden und derben, oft spöttischen Äußerungen über den akademischen Kunstschlendrian, den man nicht in Rom üben müsse, erwarben ihm viele Feinde, die ihm auch dann alles Verdienst zu schmälern suchten, wenn römische und andere Künstler ihm den vollsten Beifall zollten. Der Beweis hievon zeigte sich bei der Ausstellung eilf seiner Arbeiten 1795 [3]), auf eine fühlbare Weise. Endlich hatte Carstens, wenn auch nicht auf das Zarteste, alle Verbindungen mit Berlin abgebrochen. Es konte ihm nicht mehr fehlen, für seine originellen Werke Absatz zu finden, aber seine Gesundheit wurde immer schwächer, und während sein Geist in seinen Productionen noch thätig wirkte, reifte er dem Tode immer näher, welcher auch 1798 erfolgte. In seiner letzten Zeit verfertigte er noch 24 malerische Zeichnungen, welche unter folgendem Titel erschienen: Les Argonautes selon Pindare, Orphée et Apollonius de Rhodus en vingt-quatre planches inventées et dessinées par *Asmus Jacques Carstens*, et gravées par *Jos. Koch.* à Rome 1799. (*Weise.*)

CARSULAE, eine alte, wahrscheinlich sehr früh zu Grunde gegangene Stadt des innern Umbriens. Strabo nent sie bedeutend und Plinius führt ihre Einwohner, die Carsulani, an; aber die folgenden Geographen schweigen von ihr. Ihre Lage bestimt Tacitus *), dem zu Folge wir sie auf den Bogen zu suchen hätten, welche nördlich sich der Stadt Narni in einem Abstande von 2 Meilen entgegenstrecken, wahrscheinlich bei Castel Tondino. (*W. Müller.*)

CARTAGENA, 1) Ciudade in der span. Provinz und Partido Murcia (16° 40′ 20″ L. 37° 35′ 50″ nördl. Br.), an einer geräumigen Bucht des mittelländischen Meeres, die durch die Hügel rings umher und durch eine Insel nahe beim Eingange vor allen Winden gesichert ist. Auf einer Halbinsel in diesem von der Natur selbst tief gegrabenen Bassin liegt die mit Mauern und Wällen umgebene Stadt, die 8 Thore, 6 öffentliche Plätze, 6 öffentliche Brunnen, 26 Hauptstraßen, 2 Vorstädte (S. Lucia und S. Antonio), 1 Pfarr- und 2 Succursalkirchen, 9 Klöster, 2 Hospitäler, 1 Findelhaus und 29,000 Einwohner hat. Sie ist Sitz eines Bischofs, hat eine Segeltuchfabrik, die 12,500 Centner verarbeitet, Hanf- und Seidenweberei, Gerberei, Fischerei (wozu eine Gesellschaft ausschließlich berechtigt ist), Handel mit Soda, Seide, Korn und andern Landesprodukten. Das meiste Leben verschafft aber das Seedepartement mit einem Theil der Kriegsflotte, einem großen Seearsenal, Schiffswerften mit geräumigen Docken, wo gewöhnlich an 2000 Arbeiter und darunter an 600 Galerensklaven arbeiten, Seehospital, Seekadettenschule, 1 mathematische, 1 nauti-

---

1) Leben des Künstlers Asmus Jakob Carstens ꝛc. von C. L. Fernow. Leipzig 1806. 2) Diese Zeichnung findet sich bei seinen übrigen Werken auf der Bibliothek zu Weimar. 3) Eine kritische Beurtheilung derselben, s. teutscher Merkur 6. Stück 1795.

*) *Tacit.* Hist. III. 60. Mannert ꝛc. Th. I S. 482.

sche und 1 Pilotenschule, Sternwarte, botanischen Garten rc. Der Hafen, in den 1792. 463 Kauffahrer einliefen, ist einer der besten und sichersten des ganzen mittelländischen Meers, und hat die Gestalt eines Hufeisens, dessen Eingang auf beiden Seiten durch Forts und Batterien gedeckt ist. Die Moräste der Gegend sind in neuern Zeiten meistens ausgetrocknet worden, daher ist die Luft jetzt gesünder, als vormals, wo Wechsel- und Faulfieber häufig herrschten. In der Nähe findet man Alaun, Diamanten, Rubine, Amethyste rc., 3 Meilen davon die Salzwerke Pinates und einige Meilen davon im Osten 4 heiße Quellen, die Bäder von Archena genant. Die Stadt ward von dem karthagischen Feldherrn Hasdrubal, der sie Carthago nova nante, erbaut, und von Philipp II. wieder hergestellt, da sie zur Zeit der Mauren viel gelitten hatte. — 2) C., Neu-Cartagena, Provinz in Neugranada in Südamerika, am Meerbusen Darien des caraibischen Meers und an beiden Ufern des Magdalenenflusses, 1795 Quadratmeilen groß. Das Klima ist unerträglich heiß und ungesund. Zu den Produkten gehören: Mais, Reis, Kakao, Balsam, Baumwolle, Ananas, Südfrüchte, Gummi, langer Pfeffer, Drachenblut, Gold, Smaragden, schöne Vögel, z. B. der Prediger oder Tukan (Ramphastos picatus), Schlangen rc. Die gut befestigte Hauptstadt Cartagena la nueva 302° 10′ L. 10° 25′ 38″ B. liegt auf einer gebogenen Landspitze, an der Mündung eines Arms des Magdalenenflusses ins Meer, hat schöne Straßen und meistens steinerne Gebäude, unter denen die Domkirche und die Paläste des Statthalters und Bischofs sich auszeichnen, 25,000 Einw., einen geräumigen, häufig besuchten Hafen, Perlenfischerei und starken Handel mit Perlen, Smaragden, Chinarinde rc. Es liefen sonst hier die Silbergallionen ein, und blieben so lange, bis die Flotte von Panama angelangt war; dann gingen sie nach Portobello und kamen nach Cartagena zurück, wo der sehr lebhafte Handel bis zur Abreise nach Spanien fortdauerte. Die Stadt ward nach einer langen Belagerung, in der man Esel, Hunde, Katzen, Ratten, Leder rc. aß, nur durch Hunger 1816 von den Spaniern den Insurgenten entrissen, die sich später doch wieder in ihren Besitz gesetzt haben. (*Stein.*)

CARTAGO, Ciudade und Hauptstadt der Guatemala Provinz Costa Rica (9° 10′ nördl. Br. 294° 48′ L.), an einem gleichn. Flusse, 17 Meilen vom Australozeane, und auf einer Anhöhe des Andenbuckels. Sie ist 1522 angelegt, seit 1565 mit den Vorrechten einer Ciudade begnadigt, hat 1 Pfarrkirche, 1 Franziskanerkloster, 1 Heiligthum mit einem Gnadenbilde, 2 Oratorien, 8337 Einw. und macht den Stapelplatz der Prov. aus. (*Hassel.*)

CARTAMA, Villa in der span. Prov. Granada, am Fuß eines Hügels, auf dem ein Schloß steht, und an dem Guadalorze, in einer an Wein, Öl, Baumfrüchten, Korkholz und Sumach fruchtbaren Gegend, mit 1 Kirche und 1500 Einw. In der Nähe sind röm. Alterthümer und das Schloß Casa Palma. (*Stein.*)

CARTARI (Vincenzio), geb. zu Anfang des 16. Jahrh., über dessen Lebensumstände nichts bekant ist, als daß ihn einstmals der Kardinal Hippolit von Este mit einer sehr delikaten Sendung nach Frankreich beauftragte, ist literarisch denkwürdig geblieben durch seine Fasti d'Ovidio tratti alla lingua volgare (Ven. 1551. 8.), eine Übersetzung in versi sciolti, welche in die Raccolta di tutti gli antichi poeti (Mail. 1754. Bd. 23.) aufgenommen ist, und durch sein archäologisches Werk: Le Immagini degli Dei degli antichi, nelle quali si contengono gli idoli, riti, ceremonie etc. (Ven. 1556. 4.), welches Werk nachmals öfters aufgelegt worden ist, mit Zusätzen von Malfatti Padua 1608, und nachher viermal in der verbesserten Ausgabe von Pignorio, wovon die besten Ausgaben die zu Venedig 1647 und 1674 sind. (*H.*)

CARTE (Thomas). Dieser fleißige englische Historiker, Sohn eines Geistlichen, geb. zu Dusmmoor in Warwickshire im April 1686, bezog schon im 14. J. s. A. die Universität Oxford, und dann Cambridge, wo er 1706 die Magisterwürde erhielt. Als Vorleser der Abteikirche zu Bath gerieth er durch eine am 30. Jan. 1714 gehaltene Predigt, in welcher er Karl I. gegen den Verdacht der Theilname an der irländischen Rebellion zu rechtfertigen suchte, in eine Streitigkeit mit einem Geistlichen der Dissenter zu Bath (dem Vater des berühmten Dr. S. Chandler), die ihn zu einer Schrift: das irische Blutbad in klarem Lichte dargestellt, die nachher in Somers's Samlung aufgenommen wurde, veranlaßte. Bei der Thronbesteigung Georgs I. verließ er den geistlichen Stand, weil er einer neuen Regirung den Eid zu schwören Bedenken trug. Im J. 1715 der Theilnahme an der Rebellion verdächtig geworden, hielt er sich einige Zeit verborgen, nachher aber, als Sekretär des Bischofs Atterbury wegen Theilnahme an der Verschwörung dieses Prälaten verfolgt, entfloh er nach Frankreich, wo er mehre Jahre unter dem Namen Philipp lebte, und Materialien zu einer englischen Ausgabe des historischen Werkes de Thou's sammelte, die nachher vom Dokt. Mead erkauft und in Buckley's prächtiger Ausgabe dieses Werks (1733) benutzt wurden. — Durch Vermittelung der Königin Caroline erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland. Jetzt unternahm er sein wichtiges Werk: the history of the life of James duke of Ormonde (1733. 35. 3 V. fol. *), voll nützlicher Materialien zur Geschichte der Zeit und vorzüglich der irländischen Angelegenheiten, die nachher Dokt. Leland und Andere benutzten. Da die darin sichtbare Anhänglichkeit des Verfassers an die Grundsätze willkürlicher Herrschaft den Beifall einer bedeutenden Partei gewann, kündigte er eine neue Geschichte Englands im Gegensatze der Rapinschen an, und gewann so viel Subscribenten, daß sein Unterhalt gesichert war. Jetzt begann er in den Bibliotheken zu forschen und seine reiche Samlung von Pamphlets und Journalen zu ordnen. Ein neuer Prozeß gegen ihn im J. 1744 wegen Verdacht der Theilnahme an Unternehmungen für den Prätendenten, in welchem er losgesprochen wurde, diente nur dazu sein Unternehmen zu fördern, und ihm noch

*) Ein französ. Auszug daraus erschien im Haag, 1737 in 2 Duodezbänden. Auch zog Carte aus den Papieren des Herz. von Ormond eine Samlung von Briefen und Denkwürdigkeiten über Englands Angelegenheiten von 1641—1660. (1738. 2 V. 8.).

mehr Subscribenten zu verschaffen. So erschien denn 1747 der 1. Thl. seiner Geschichte, bis zum Tode Königs Johann; ein in der Einleitung erzähltes Mährchen aber von der Heilung eines Kropfes durch den Prätendenten (zu Avignon 1716) schwächte das Vertrauen auf ihn sehr. Indessen gab er doch 1750—52 zwei neue Bände heraus; der vierte, der erst nach seinem am 2. April 1754 erfolgten Tode 1755 heraus kam, führte die Geschichte bis 1654 fort. Das Ganze, in Hinsicht auf den Vortrag eben nicht empfehlungswerth, enthält viel nützliche, aus unermüdlicher Forschung geschöpfte, Belehrung, ist aber voll von veralteten Vorurtheilen. Unter seinen übrigen Werken ist das beträchtlichste ein catalogue des rolles gascons, normands et français conservés dans les archives de la tour de Londres, Paris 1743. 2 V. fol. Drei von ihm herausg. Briefe Rob. Bothwel's, Gesandten in Portugal im J. 1667 mit einem Abrisse der portug. Geschichte (1740) wurden (1742) vom Abbé Desfontaines ins Französ. übersetzt.— Seine Handschriften wurden in der Bodlejanischen Bibliothek niedergelegt, und vom Grafen Hardwike gelesen, von Macpherson benutzt. — C. war ein Mann von einer starken Constitution, unermüdlich im Arbeiten, nach der Arbeit aber ein Freund geselliger Unterhaltung, nachlässig in seinem Äußern. Er hinterließ eine Witwe, aber keine Kinder **). (*H.*)

CARTEJA, eine uralte berühmte Stadt im südlichen Hispanien, in der Nähe des heutigen Gibraltar gelegen. Über wenige Städte des Alterthums hat es bei den Alten sowol als bei den Neueren so verschiedene Meinungen gegeben, als über diese; und da selbst nach den verdienstlichen Arbeiten des gelehrten Ukert die Untersuchungen über die Geographie und Geschichte des alten Hispaniens noch nicht geschlossen sind: so wird es nöthig oder doch nützlich seyn, die Angaben der Alten über die Lage und den Namen dieser Stadt und die wichtigsten unter den Meinungen der Neueren darüber hier zusammenzustellen, um vielleicht so auch zu einem eigenthümlichen Resultate zu gelangen. —

Livius nent Carteja an 2 Stellen, und zwar so, daß sich ziemlich sicher auf die Lage der Stadt aus seinen Angaben schließen läßt. Lib. XXVIII. 30. Dum haec ad Baetim fluvium geruntur, Laelius interim *freto in Oceanum evectus*, ad *Cartejam* classe accessit. *Urbs ea in ora Oceani sita est, ubi primum e faucibus angustis panditur mare.* Und bald nachher in demselben Kapitel: *Jam fretum intrabat* (Adherbal) quinqueremis, quum *Laelius et ipse in quinqueremi e portu Cartejae——evectus*, in Adherbalem——invehitur etc. Eben so wird Lib. XLIII. 3. Carteja ad Oceanum genant. Aus diesen Stellen geht auf das Deutlichste hervor, daß Cart. außerhalb der Säulen des Herkules, aber zugleich unmittelbar an denselben gelegen habe. — Ferner sagt *Florus* lib. IV. cap. 2. 75. (Freinsh.) Primum in ipso ostio Oceani Varus Didiusque legati conflixere, und von eben diesem Treffen sagt *Dio Cassius* lib. XLIII. 31., daß es περὶ Κραντίαν vorgefallen sei, wofür ohne allen Zweifel Καρταίαν zu schreiben ist (cf. *Reimarus* ad D. C. 1. 1.). *Appian.* (Bell. Civ. II. 105.) nent zwar die Hafenstadt Καρθαία, wohin sich Cn. Pompejus nach der Schlacht bei Munda geflüchtet habe, doch ohne genauere Bezeichnung der Lage. Desselben Factums gedenkt der Verfasser des hispanischen Kriegs beim Cäsar, aber er bemerkt auch nur, daß dieses Carteja gegen 170 Millien von Corduba entfernt sei. *Strabo* (Tom. I. p. 377. Tzschucke) deßgleichen erwähnt (seltsam genug) Carteja immer nur gelegentlich, bestimt aber doch die Entfernung des Orts von Munda auf 460 Stadien (sofern man mit Palmerius ἑξήκοντα καὶ τετρακοσίους lesen darf). Am wichtigsten aber und entscheidend ist das Zeugniß des Pomp. Mela (II. 6.), welcher, nachdem er den Berg Calpe (Gibraltar) beschrieben, hinzufügt: *Sinus ultra est, in eoque Carteja*; ut quidam putant et quam transvecti ex Africa Phoenices habitant, aliquando Tartessus; atque, *unde nos sumus*, Tingitera etc. So scheint hier in dieser Gegend der Erde also Pomp. Mela, indem er selbst in der Nähe von Carteja einheimisch war, vor Allen Glauben zu verdienen, und da auch *Plinius* hist. nat. III. 1. und das Itinerarium des *Antoninus* (pag. 406. Wess.) Carteja unmittelbar hinter Calpe setzen, das Itinerarium gar aus beiden Namen nur einen einzigen macht, Calpecarteja: so scheint weiter kein Zweifel mehr übrig zu seyn, daß Carteja in der kleinen Bucht von Gibraltar hart an der Küste zu suchen sei. An welcher Stelle es übrigens hier gelegen habe, ob da, wo heute Algesiras steht, oder Ste Roque oder Rocadillo u. s. w. läßt sich ohne genaue Untersuchungen an Ort und Stelle und Vergleichung der alten Maße mit den heutigen Entfernungen der einzelen Ortschaften nicht bestimmen. Schwerlich werden auch noch Trümmer der alten Stadt in dieser Gegend übrig geblieben seyn, die mehr als alle andere seit den Zeiten des fabelhaften Herkules unaufhörlich das Loos gehabt hat, die abenteuerlichsten Umkehrungen und Umgestaltungen des europäischen Völkerwesens zu erleben. Doch ist über die Lage von Carteja eine besonders angestellte Untersuchung vorhanden von *Joh. Conduit:* a discourse tending to shew the situation of the ancient Carteja, in den Philosophical Transactions T. XXX. p. 903. abgedruckt, welche sich für Rocadillo in der Nähe von Algesiras entscheidet, und welcher Meinung auch Ukert beitritt: Geographie der Gr. und Rr. Tom. II. 1. p. 345. — Wenn aber auch die Lage von Carteja mit einiger Gewißheit sich ausmitteln läßt, so bleiben doch hinsichtlich des Namens und der Identität dieser Stadt mit anderen, oder ihrer Verschiedenheit von denselben noch manche Bedenklichkeiten. Die alten Schriftsteller verwechseln nämlich gar häufig die Städte Tartessus, Carteja und Calpe mit einander, oder bringen dieselben mit einander, ja sogar mit den entfernteren Gades in Verbindung. So nent Plinius (VII. 48.) an einer und derselben Stelle den langlebenden Arganthonius richtig mit Herodotus und Anakreon einen König der Tartessier, und dann doch wieder einen Gaditaner. Während Strabo (Tom. I. p. 396.) sich für die Meinung zu entscheiden scheint, daß das uralte

**) Vgl. Rees Encykl. VI. B. und die dort angeführten Werke, die Biogr. brit. und *Nicholson's* Anecd. of *Bowyer*; wie auch Biogr. univ. T. VII.

Tartessus noch jenseits Gades zwischen den beiden Armen des Bätis, in welchen derselbe damals ins Meer geströmt sei, gelegen habe: so wird doch wiederum von den meisten andern Schriftstellern, und auch von solchen, die Strabo benutzt hatte, Tartessus und Carteja für eine und dieselbe Stadt gehalten, und von letzterer wissen wir doch ziemlich bestimt, daß sie am Vorgebirge von Gibraltar, und nicht am Bätis gelegen habe. Um mit dem schlechtesten Zeugen in geographischen Dingen anzufangen, so hält Appian Tartessus und Carteja für dieselbe Stadt; Iber. cap. 2. sagt er: *Καὶ Ταρτησσός μοι δοκεῖ τότε εἶναι πόλις ἐπὶ θαλάσσῃ, ἣ νῦν Καρπησσὸς ὀνομάζεται· τό τε τοῦ Ἡρακλέους ἱερὸν, τὸ ἐν στήλαις, φοίνικές μοι δοκοῦσιν ἱδρύσασθαι* etc. Denn wenn Appian hier freilich den späteren Namen der Stadt, die er für einerlei mit dem alten Tartessus hält, nicht Carteja sondern Carpessus nent, so meint er doch ohne Zweifel Carteja darunter, indem theils hier keine andere Stadt an der Küste vorhanden ist, die einen ähnlichen Namen hätte, theils auch die Erwähnung des Heiligthums des Herkules bei dieser Gelegenheit aufs Deutlichste darthut, daß Appian von der Gegend der Meerenge von Gibraltar spricht, wo eben Carteja lag. — Aber auch Pomp. Mela (a. ang. O.) behauptet, Tartessus und Carteja würden von Vielen für dieselbe Stadt gehalten, deßgleichen *Plinius* III. 1. (Carteja, Tartessus a Graecis dicta), und Strabo selbst erzählt, Eratosthenes habe die an Calpe angränzende Gegend Tartessis genant. Cf. *Strabo* I. p. 397. — Noch eine andere Verwechselung findet sich zwischen Carteja und Calpe. Daß es eine Stadt, Namens Calpe gegeben habe, scheint ausgemacht zu seyn, indem Strabo (I. p. 372.) sie mit Auszeichnung nent, und der Name auch im Itinerarium des Ant. (obschon mit zweifelhafter Schreibart), beim Nikolaus Damascenus [1]), Stephanus Byz. [2]) und Tzetzes [3]) als *Καλπία*, *Κάλπαι* oder *Καρπηΐα* sich findet. Auch wird einer Münze gedacht mit der Aufschrift *C. J. Calpe* (Colonia Julia Calpe), so fern die undeutliche Schrift richtig gelesen worden ist. Cf. Comment in *Strabonem* ed. *Friedem.* I. p. 590. — Dabei ist es nun sehr auffallend, daß sowol Plinius, als auch Pomp. Mela, Ptolemäus und Marc. Herakleota immer nur von einem *Κάλπη ὄρος* und *στήλη* sprechen, und keine Stadt dieses Namens anführen, sondern nach Erwähnung des Berges Calpe sogleich die Stadt Carteja folgen lassen. Da aber das Stillschweigen des Mela insonderheit die Existenz einer Stadt Calpe neben Carteja sehr ungewiß oder zweifelhaft macht: so fand sich dadurch Casaubonus veranlaßt, in der Stelle des *Strabo* I. p. 372. eine, wie es scheint, nicht ganz unglückliche Emendation in Vorschlag zu bringen. Nämlich in den Worten: *Καὶ πρὸς αὐτὸ* (scil. *ὄρος*) *Κάλπη πόλις ἐν τετταράκοντα σταδίοις, ἀξιόλογος καὶ παλαιὰ ναυσταθμόν ποτε γενομένη τῶν Ἰβήρων* etc. wünscht er statt *Κάλπη πολ.* zu lesen *Καρτηΐα πολ.*; und allerdings sind auch manche Gründe vorhanden, diese Emendation zu empfehlen. Nämlich Strabo nent späterhin mehrmals Carteja als eine wichtige Stadt, von welcher aus er die Entfernungen anderer Städte berechnet, u. s. w., und doch hat er früher die Lage dieser Stadt nicht besonders angegeben und bestimt. Dieses scheint mit der sonstigen Gründlichkeit und Besonnenheit dieses Schriftstellers in Widerspruch zu stehen, der es gewiß nicht unterlassen haben wird, dem wichtigen Carteja nicht minder als so manchen unberühmten Orten seine Stelle anzuweisen. Ferner nent er die Stadt *Κάλπη*, *ἀξιόλογος*, und eine alte Hafenstadt der Iberer; wäre dieses Calpe gewesen, so hätten wir gewiß öfter den Namen gehört, auch Strabo würde dieser Stadt häufiger, und nicht ein einziges Mal nur, gedenken, und nicht alle Schriftsteller von einigem Belange würden sie übergehen. Endlich fügt Strabo noch hinzu: *ἔνιοι δὲ καὶ Ἡρακλέους κτίσμα λέγουσιν αὐτήν, ὧν ἐστι καὶ Τιμοσθένης, ὅς φησι καὶ Ἡρακλείαν ὀνομάζεσθαι τὸ παλαιόν· δείκνυσθαί τε μέγαν περίβολον καὶ νεωσοίκους*, und auch durch diese Bemerkung werden wir wieder zu Carteja und nicht zu Calpe hingeführt. Nämlich aus dem alten Namen Heraclea, den jene Stadt nach dem Timosthenes geführt hat, schließt der gelehrte und scharfsinnige Bochart (Canaan I. cap. 34. p. 615.), daß der eigentliche tyrische oder punische Name der Stadt Melech Kartha (von Melkarthos für Herkules) gewesen sei, welcher Name späterhin durch eine bei den Hebräern sehr gewöhnliche Aphäresis, Cartha oder Cartheja (Carteja) ausgesprochen wurde. Aus allen diesen Gründen ist es augenscheinlich, daß Strabo an der angeführten Stelle unter Calpe die wichtige Stadt Carteja verstanden habe, auf welche Weise er immer auch den Namen mag geschrieben haben; und so sehr wir auch den Kritikern beistimmen, welche den Casaubonus wegen seiner vorgeschlagenen Emendation bitter tadeln, weil, wenn man sich erlauben will, willkürlich Namen zu ändern und umzuschreiben, alle historische fides aufgehoben wird: so geben wir doch andrerseits, was die Sache selbst anbetrifft, dem Casaub. ganz Recht. — Unsere Ansicht der Sache nun ist folgende:

Der Name der Stadt, welche in der Nähe des Berges Calpe liegt, findet sich auf folgende verschiedene Weise geschrieben: *Κάλπη* (Strab.), *Κάλπαι* (Steph.), *Καλπία* (Nik. Dam.), *Καρπία* (Artemidorus), *Καρπηΐα*, *Καρπεία* (Steph.), *Καρθαία* (App.), Cartheja, Carteja (Liv., Mela, Plin., Ptol.), *Καρπησσος* (App.) *Ταρτήσσος* (Strab. rc. [4]). Wenn wir nun auch nicht eine wirkliche und unmittelbare Verwandtschaft dieser Namen, und eine allmälige Umbildung aus Calpe in Tartessos annehmen wollen (was überhaupt mißlich, und in diesem Falle unhistorisch wäre): so ist es doch bemerkenswerth, daß alle diese verschiedenen und doch sich so ähnlichen Namen sich vorfinden für Städte, die so äußerst nahe bei einander müssen gelegen haben, daß sie vielleicht auf einer und derselben Stelle nur zu suchen sind; und das bringt uns auf die Vermuthung, daß alle diese Namen wohl nur eine und dieselbe Stadt bezeichnen, welche in der Bucht von Gibraltar, nicht weit von Fuße des Felsens, welcher die Säule des Herkules genant

1) ed. *H. Valesius* p. 482. 2) *S. voc. Κάλπαι.* 3) *Chiliad.* VIII. 217.

4) Vielleicht auch *Ταρσήϊον* nach *Polyb.* III. 24., vergleiche aber Schweighäuser zum *Polyb.* Tom. V. p. 534.

wird, zu suchen ist; und zwar scheint Calpe der altiberische Name [5]) gewesen zu seyn, worauf Strabo in der angef. Stelle anzuspielen scheint; Tartessus hingegen (Tarschisch) war der alt-phönicische und hebräische Name, der in der homerisch-davidischen Zeit weltberühmt war, der aber später sich verlor, als die phönicische Macht zusammen sank, und nicht mehr im Stande war, die fernen Kolonien zu schützen und zu behaupten. Cartheja oder Carteja endlich scheint der punische Name zu seyn, den die Punier der alten Stadt gaben, als sie etwa seit dem 7. Jahrhundert vor Chr. Geb. überall im Abendlande in die Fußtapfen der Phönicier traten, oder diese aus ihren Kolonien verdrängten. So ging der Name Tartessus im Leben ganz unter, und erhielt sich nur noch in der Sage; die beiden Namen Calpe und Carteja aber blieben in Gebrauch, als später die Römer Hispanien von den Karthagern eroberten, und wurden abwechselnd und von einem jeden nach Gefallen gebraucht. Diese Annahme scheint die verschiedensten Angaben der Schriftsteller zu vereinigen, und alle Widersprüche auszugleichen; denn wie leicht war nicht bei so verschiedenen Namen für eine Stadt eine Verwechselung möglich, zumal bei der Neigung der alten Schriftsteller und namentlich der Griechen, zu etymologisiren, oder fremde Wörter umzubilden und zu verändern, um sie dem Klange griechischer Wörter anzunähern, oder gar um griechische Mythen ihnen anzupassen, oder aus ihnen abzuleiten? Wer sich übrigens nicht entschließen kann, unserer Annahme beizupflichten, der sehe ein Mehreres nach bei den Auslegern zu *Strabo* I. p. 372, bei Tzschucke zu *Pomp. Mela* II. 6., Schweighäuser zu *Appian*. Hisp. 2, Tom. III. p. 203., Holsteinius zu *Steph. Byzant*. p. 162, und vorzüglich bei Uckert Geogr. der Gr. u. R. II. 1. S. 242 ff. und 345 ff. Dieser Letztere behauptet die Verschiedenheit von Calpe und Carteja, und Tartessus ist ihm ein fabelhafter Name, der an keiner bestimten Stelle wieder zu suchen sei. Mit unserer Ansicht stimt größtentheils Cellarius überein, in seiner Not. Orbis Ant. edit. II. I. p. 72. —

Das Geschichtliche von Tartessus s. unter d. Art. und bei Gesenius in seinem Commentar über den *Jesaia* I. 2. p. 721. und in seinem hebr. Lexikon, unter תרשיש. — Von Carteja insbesondere ist außer den angeführten Stellen nichts bekant; nur daß *Livius* XLIII. 3. erzählt, es sei dahin im Jahre Roms 583 (581) eine römische Kolonie geführt worden. Ex militibus Romanis et ex Hispanis mulieribus, cum quibus connubium non esset, natos se memorantes, supra quatuor millia hominum orabant, ut sibi oppidum, in quo habitarent, daretur. Senatus decrevit, uti nomina sua apud L. Canulejum profiterentur: eorumque si quos manumisisset, eos Cartejam ad oceanum deduci placere. Qui *Cartejensium domi manere vellent*, potestatem fore, uti numero colonorum essent, agro adsignato. *Latinam eam coloniam* fuisse, *libertinorumque* adpellari. — Auch soll diese Stadt Münzen geschlagen haben. (Siehe bei Uckert). Zur Zeit der Araber scheint Cart. untergegangen zu seyn. —

Mit obigem Carteja darf übrigens das Carteja nicht verwechselt werden, welches bei *Livius* XXI. 5. als die Hauptstadt der Olcader genant wird. Doch ist dieser Name wol nur ein Schreibfehler des Livius oder seiner Abschreiber, indem Polybius, den Livius an jener Stelle nur übersetzt, statt dessen *Ἀλϑία* hat, welches in unseren Ausgaben des Polyb. nach Stephanus Byzant. in *Ἀλϑαία* verändert worden ist. Was hier das Richtigere sei, Carteja, oder Althia oder Althaia, ist schwer auszumachen, indem Livius und Polybius gleich wenig das Innere Hispaniens kanten und kennen konten, und auch die Olcader außer ihnen und dem Stephanus Byz. sonst kein Schriftsteller erwähnt. Vergleiche übrigens auch noch *Uckert*. II. 1. p. 412. (*U. Becker.*)

CARTELL (von dem ital. Worte Cartello), ursprünglich ein Anschlagzettel, wurde späterhin vorzüglich auf Verträge wegen gegenseitiger Auslieferung von Überläufern in Friedenszeiten und wegen gegenseitiger Auswechselung von Gefangenen im Kriege angewendet, auch zur Bezeichnung von Ausfoderungen zu Zweikämpfen oder auch zu Gefechten zwischen einer kleinen, gleichen, Truppenzahl gebraucht. (*H.*)

CARTER, Grafsch. im nordamer. State Tennessi und zwar in Ost-Tennessi an der Watuga, 1820 mit 4835 Einw., worunter 345 Sklaven; der Hauptort ist Elizabethtown. (*Hassel.*)

CARTERET (John), Graf Granville, ein ausgezeichneter Statsmann, 1690 geboren, auf der Westminsterschule und zu Oxford gebildet, zeichnete sich sogleich nach seinem im J. 1711 erfolgten Eintritte ins Oberhaus als eifriger Vertheidiger der hanoverschen Erbfolge, und, von Georg I. zu mehren Ehrenposten befördert, der Verwaltungsmaßregeln der Regirung dieses Königs aus. Nachdem er im Jahr 1719 als Gesandter in Schweden den Frieden dieses Reiches mit Dänemark unterhandelt hatte, wurde er 1721 sein Statssekretär, 1723 aber, nachdem er den König nach Hanover begleitet hatte, zum Lordlieutenant von Irland ernant, wo er die durch Swift's Schriften genährten Unruhen beizulegen suchte, 1726 aber nach England zurückgerufen. Nach der Thronbesteigung Georgs II. 1727 wurde er von neuem Vicekönig von Irland, dessen Angelegenheiten er bis 1730 so leitete, daß die verschiednen Parteien ausgesöhnt wurden. Nach seiner Rückkehr trat er der Opposition gegen Walpole bei; als er aber, nach dessen Entfernung, Statssekretär wurde, (1742) unterstützte er ähnliche Maßregeln, als er an Walpole getadelt hatte. Überhaupt hätte er besser zum Minister eines unumschränkten als eines beschränkten Monarchen getaugt; doch war er weder bestechlich, noch rachsüchtig. — Als Beförderer der Literatur hatten ihn vorzüglich der Hellenist Dokt. Taylor und Dokt. Bentley zu rühmen. Im geselligen Leben war er heiter und offen *). (*H.*)

5) Vergleiche jedoch den Scholiasten zu *Juvenal*. Sat. XIV. v. 279. (ed. *Cramer*. p. 532.), welcher Calpe durch Urnae similis mons erklärt. Auch Bochart (Geogr. Sacr. p. 681.) leitet den Namen aus dem Phönicischen oder Arabischen ab. — Vgl. auch *Avieni* descr. orbis v. 613.

*) Biogr. brit. und Rees Encykl. VI.

CARTERET (Philipp). Dieser durch manche geographische Entdeckung bekante englische Schiffskapitän segelte als Befehlshaber des Schiffes Swallow, unter den Befehlen des Kap. Wallis Befehlshaber des Delphin, am 22. Aug. 1766 auf Entdeckungen in der südlichen Hemisphäre aus England ab. Beide segelten nach kurzer Frist auf der Insel Madeira, unmittelbar nach der magelhanschen Meerenge. Hier mußte Wallis die Swallow, weil sie ein zu schlechter Segler war, nach einem Sturme verlassen und so segelte Carteret allein. Nach grosen Gefahren und nachdem er südlich die Oster-Insel beschifft hatte, entdeckte er die Insel Pitcairn, dann, seinen Lauf nordöstlich nehmend, einige Inseln südlich von den Gesellschafts-Inseln, und zwischen diesen Inseln und den beiden Gruppen der Freundschafts- und Schifferinseln durchsegelnd, den Archipel Santa Cruz de Mondaña, den er die Königin Charlotten-Inseln nante, dann nordwestlich weiter gehend, zwei zu den Salomons-Inseln gehörige Eilande, die er Gower und Carteret nante. Schon hier gelangte er, zuerst unter allen Seefahrern, in den Kanal St. Georg, der Neubritannien von Neu-Irland scheidet, und von Dampier nur für den Eingang einer großen Bucht erklärt wurde, landete in einem Hafen von Neu-Irland, dem er seinen Namen gab, sah dann die Portlands-Inseln und die Admiralitäts-Inseln. Hiemit aber endigte die Entdeckungsreise. C. segelte jetzt nach Batavia und Rom, von dort am 20. Febr. 1769 wiederum nach England zurück. — Von seinen weitern Lebensumständen und seinem Tode finden sich keine Nachrichten vor. — Seine Reise wurde mit der Byronschen und der frühern Cookschen von Hawkesworth bearbeitet (auch teutsch übersetzt †). (*H.*)

CARTERET, 1) Eiland in dem Australozeane (8° 26′ südl. Br. und 171° 43′ L.) zu dem Archipel von Neubritannia gehörig und 1767 von Carteret entdeckt. Es hat 1½ Meilen im Umfange, trägt viele Kokospalmen und ist mit Papuern bevölkert, die ganz nackend gehen und wolliges Har haben, aber nicht ganz so schwarz als Neger sind. — 2) Bai an der Südwestküste von Neuireland (5° südl. Br. 169° 48′ L.), umgeben von hohen, mit üppiger Waldung besetzten Bergen, wovon sich reichliche Kaskaden herabstürzen. In den Wäldern fand man eine Menge Schlangen und andre giftige Thiere. (*Hassel.*)

CARTERET, eine Grafsch. in dem nordamerik. State Nordcarolina am Ozean, 1820 mit 5609 Einw., worunter 1438 Sklaven; der Hauptort Beaufort. Vor derselben zieht sich der Coresund hin, auf dessen Nehrung Kap Lookout steht. (*Hassel.*)

Cartesius, s. Descartes.

Carthago, s. am Ende des Buchstaben C.

Carthaminsäure, s. folg. Art.

CARTHAMUS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Cynareen und der 19. Linné'schen Klasse. Der durch Gärtner verbesserte Charakter besteht in dem bauchigen Kelche, dessen Schuppen blattartig sind, in den geschlitzten Spreublättchen des Fruchtbodens und in dem kahlen Samen ohne Krone. Es gehört vorzüglich die Art: C. *tinctorius*, der gemeine Saflor hieher. Denn die meisten Arten, mit gewimperten Spreublättchen auf dem Samen, gehören zu Gärtners Onobroma. (*Sprengel.*)

CARTHAMUS TINCTORIUS L. Saflor, auch gemeiner Saflor, wilder Safran, Gartensafran, falscher Safran, deutscher Safran, occidentalischer Safran, Flor, Cartham, Börstenkraut oder Bürstenkraut genant, ist eine einjährige Pflanze, welche eigentlich aus dem Orient und namentlich aus Ägypten abstamt. Die Pflanze erreicht nach Linné eine Höhe von zwei bis 3 Schuh, hat einen einfachen, aufrecht stehenden, runden, holzigen und harten Stamm, der sich oben in verschiedene Äste theilt. Die eiförmigen ungestielten Blätter sind ziemlich hart und voll Adern; am Rande sind sie rund umher mit kleinen Stacheln besetzt. Auf den Spitzen des Stammes und der Äste stehen die Blumen, welche zusammengesetzt und beinahe safranfarbig aussehen; sie reichen über den Kelch weit hervor, und bilden röhrenförmige, fünffach eingekerbte Zwitter mit walzenförmigen Staubbeuteln, einem Griffel und einfacher Narbe, und sitzen auf einem mit Haren versehenen Blumenbeete. Der Blumenkelch ist eiförmig, und besteht aus vielen, wie Dachziegel über einander liegenden Schuppen, wovon die äußern kurz sind und sich in einen großen blätterigen Stachel endigen, welcher bei den innern nach und nach kleiner wird, so wie diese selbst größer werden. Die Wurzel ist faserig. Die Samen sind länglicht, ein wenig dicker als die Gerstenkörner, im Übrigen glatt, weiß und glänzend, mit einer harten Schale, oben mit einem harigen Samenkerne versehen, und voll weißen, süßen, öligen Markes. Wir unterscheiden zwei Varietäten von Saflor, wovon die eine größere Blätter, als die andere besitzt.

Zubereitung des levantischen Saflors. Die besondere Güte des levantischen und vornehmlich des ägyptischen Saflors hängt einzig von der Zubereitungsart der Blumen, und nicht von der Natur der Pflanze ab. In Ägypten werden die Blumenblätter nicht eher eingesammelt, als bis sie zu verwelken anfangen, dann aber sogleich, wenn sie noch frisch sind, nach den Beobachtungen, von Hasselquist und Niebuhr, zwischen zwei Steinen zerquetscht, um den Saft auszupressen, hierauf auf Matten ausgestreut und an einem schattigen Orte getrocknet. Die auf solche Art zubereiteten und bis auf einen gewissen Punkt getrockneten Blumenblätter werden unter dem Namen Safranum, Saffronen in den Handel gebracht. Die Saflorblumen verlieren durch diese Art der Zubereitung einen großen Theil ihres gelben Pigments, welches dem Rothfärben hinderlich ist.

Der ägyptische Saflor unterscheidet sich, nach Bekmanns Beobachtung, noch dadurch vor dem italienischen und teutschen, welcher auf gewöhnliche Art eingesammelt wird, daß er weniger elastisch, reiner, etwas feucht und in Massen zusammengedrückt ist, wogegen der letztere mehr trocken und locker erscheint. Der feine ägyptische Saflor, besteht in kurzen, zarten, krausen, roth mit gelblich eingesprengten Fäden; der, welcher um Kairo herum wächst, wird dem in Oberägypten gebauten an Güte vorgezogen. — Außer Ägypten wird der Saflor auch in besonderer Güte in Ostindien, namentlich auf

†) Vgl. *de Rossel* in der Biogr. univ. VII.

Amboina und mehren benachbarten Molucken gebaut und zubereitet nach Europa gebracht. Bancroft spricht von großen Quantitäten, welche von Ostindien nach Großbritannien ausgeführt werden. Der südamerikanische Saflor aus Columbia ist von einer sehr feinen Qualität. Denselben Charakter besitzt der Saflor, welcher von den westindischen Inseln, insbesondere von Jamaika, nach Europa gebracht wird. Der spanische Saflor zeichnet sich durch seine Güte vor dem in Frankreich, einigen Theilen des Elsasses und in Italien cultivirten Saflor, vortheilhaft aus. Prima-Sorte steht der besten ägyptischen nicht nach. Der italienische oder sogenante Romaner scheint in der Zubereitung vernachlässigt zu seyn; er enthält sehr viel gelbes und nur wenig rothfärbendes Pigment.

Kultur und Zubereitung des Saflors in Teutschland. In der Mitte des verflossenen Jahrh. wurden, wie uns Schedel berichtet, in Thüringen, um Erfurt und Langensalze herum, noch ganze Fluren mit Saflor bebaut angetroffen. Später nahm der Anbau desselben zusehends ab, weil der ägyptische in Färbereien vorgezogen wurde, indem die Thüringer ihr Naturprodukt nicht so zu bereiten wußten, daß es dem ägyptischen gleich kam. Heut zu Tage trifft man in jener Gegend nur noch zu Ge..ssen und Herbsleben einige damit besäete Felder als Spuren der frühern Kultur an. Der Saflor wird dort, wie uns Hagenbruch benachrichtigt, im Frühling gesäet, und vergeht gegen den Herbst wieder. Sein Stängel wächst 3 Schuh hoch, und theilt sich in 10—12 Äste, die alle Blumen bringen, und wovon die oberste den Samenkopf bildet. Sie sind am Anfange gelb, werden aber nach empfangenem Regen braun, und gleichen dem Safran. Die Blüthe wird zweimal gerupft; die erste ist die beste.

Neuerlich hat Hermbstädt den Anbau der Saflorpflanze und die Zubereitung der Blumenblätter wieder in Vorschlag gebracht. Um damit ganz ins Reine zu kommen, erbaute er selbst diese Pflanze i. J. 1800 bei Pankow in der Nähe von Berlin. Er ließ die saflorgelben Blumen ausrupfen, in einem schattigen Orte trocknen, dann mit Salzwasser zerquetschen, und so lange darin kneten, bis keine gelbe Brühe mehr davon ablief, hierauf sorgfältig abtrocknen, wodurch er ein Handelsprodukt erhielt, welches dem besten alexandrinischen Saflor an die Seite gesetzt werden konte. Aus diesem schönen, für Teutschland nicht uninteressanten, Erfolge geht hervor: a) daß unser Vaterland vollkommen geeignet zum Saflorbau ist; daß unser Klima die Vegetation desselben nicht hindert; daß ein sandiger Boden das beste Erdreich für die Kultivation desselben ist; b) daß die gehörig zubereiteten Blumen den ägyptischen Saflor vollkommen ersetzen; c) daß die Beschaffenheit des geringen teutschen Saflors gegen den ägyptischen nicht in der Natur desselben zu suchen ist, sondern in der Zubereitung der Blumenblätter.

Wenn wir bedenken, daß der Saflor auf einem mäßig gedüngten, sandigen Boden bei uns sehr gut fortkomt; daß man die Blumenblätter sammeln kann, ohne die innersten Samenkörner zu stören; daß man hienach aus dem Samen ein brauchbares Öl bereiten kann; daß die trockenen Stängel und Blätter im Winter ein gutes Futter für die Schafe und Ziegen geben; daß die zu dicken Stängel als Brennmaterial benutzt werden können; daß die Pflanzen weder verpflanzt, noch begossen werden dürfen; daß der Acker, welcher zum Saflorbau verwendet wird, in ökonomischer Hinsicht auf mehr als eine Art vortheilhaft benützt werden, und daß das Einsammeln sogar von Kindern verrichtet werden kann: so muß man diesen wichtigen Gegenstand der Aufmerksamkeit jeder industriösen Ackerbaugesellschaft werth finden. Erwägen wir noch, welche beträchtliche Summen jährlich für dieses Handelsprodukt ins Ausland gehen: so erkennen wir klar, daß es in finanzieller Hinsicht selbst Sache der Regirungen sei, zum Anbau dieser Pflanze zu ermuntern.

Über den Anbau der Saflorpflanze in Teutschland gibt uns Hermbstädt nachstehende Anleitung: „In Teutschland säet man den Samen im Monat März auf einen trockenen, nur mäßig gedüngten, etwas sandigen Boden. Im Julius und August, wenn die Blumen hervor und zur Reife kommen, muß die Samlung behutsam und regelmäßig unternommen werden, um nur diejenigen Blumen zu gewinnen, welche den feinen Saflor zu liefern vermögend sind. Wenn sich die Blume öffnet, so ist das Blumenblatt und der Staubbeutel gelblich von Farbe; nachher ändern Beide vorzüglich das erste, die gelbe Farbe in eine rothe um. Weil nicht alle Blumen zu gleicher Zeit ihre Reife und Vollkommenheit erlangen, so muß der Saflor-Kultivateur, wenn jene Farbenveränderung eingetreten ist, die rothgewordenen Blumenknöpfe abschneiden, oder die Blüthen aus dem Kelche herausnehmen lassen. Die übrigen bleiben dagegen am Stamme der Pflanze sitzen, bis sie gleichfalls ihre Reife erhalten haben. Übrigens kann das Abnehmen der reifen Blumen zu jeder Stunde des Tages geschehen. Am besten ist es aber, die Samlung zu einer trockenen Tageszeit zu veranstalten, und die gesammelten Blumen so schnell wie möglich an der Luft zu trocknen, weil sie sonst von der anklebenden Feuchtigkeit leicht schwarz und verdorben werden.“

Im östreichischen Kaiserstate, namentlich in Ungarn wird der Saflor mit gutem Erfolg betrieben. Um die Verbreitung desselben erwarb sich seit dem Jahr 1794 Cologna verdienten Ruhm. Ungarn verdankt ihm die vermehrte Kultur dieser Pflanze, dessen Anbau er noch im Jahr 1808 raschen Schrittes verfolgte. Freiherr von Fellner, ließ zu Anfang des Jahres 1801 den östreichischen Ständen 100 und den ungarischen 200 Metzen erzeugten Saflorsamen unentgeldlich überreichen. Vor einigen Jahren gelang es dem Großhändler J. A. Preys zu Pest in Ungarn, den inländischen Saflor durch eine sehr zweckmäßige Zubereitung nicht nur dem besten alexandrinischen Saflor gleich zu setzen, sondern auch an Ausgiebigkeit an rothem Färbestoff bedeutend zu übertreffen. Dieses veredelte Naturprodukt belegt er mit dem Namen „flores carthami Preysianae,“ unter welcher Benennung er bereits im Handel angetroffen wird. Um mich von dem Verhalten dieser veredelten Saflorblumen zu den feinsten orientalischen und römischen Sorten in der Anwendung der Färberei zu überzeugen, unternahm ich durch Auffoderung von Preys veranlaßt, eine Reihe

vergleichender Versuche, deren Resultate folgende sind: A) Äußerliches Ansehen. Farbe. Die flores carthami Preysianae sind schön ponceauroth, die Primasorte des orientalischen Saflors ist dagegen heller und mit gelben Blüthen untermischt. Die beste römische Sorte, ist bräunlichroth von Farbe. Die Farbe des neuen Produkts zeichnet sich demnach im Äußern schon vortheilhafter vor den andern Saflorsorten aus. B) Ausziehung des gelben, in Wasser auflösbaren Pigments. Die Ausscheidung des gelben Pigments, der vorher in gleicher Temperatur gut abgetrockneten Saflorsorten geschah auf die gewöhnliche Art, vermittelst wiederholten sorgfältigen Auswaschens und Tretens in leinenen Beuteln in fließendem Wasser. Die vom gelben Färbestoff vollkommen befreiten Saflorblumen, wurden hierauf in einer gleichen Temperatur getrocknet, und geben folgende Gewichtsresultate:

4 Pfund der angewendeten flores carthami Preysianae, wogen 2 Pfd. 28 Loth. Verlust 1 Pfund 4 Loth.

4 Pfund ägyptischer Saflor, Prima Sorte 2 Pfund 12 Loth. Verlust 1 Pfund 20 Loth.

4 Pfund römischer Saflor, 1 Pfund 28 Loth. Verlust 2 Pfund 4 Loth.

C) Ausziehung des rothen Pigments. Die eben bezeichneten Saflorsorten, wurden jede einzeln mit einer gleichen Wassermenge zu einem Brei angerührt, und jeder derselben 22 Loth fein gestoßenes, krystallisirtes, kohlengesauertes Natrum zugesetzt, 3 Stunden stehen gelassen, hierauf ausgepreßt, und der Rückstand so lange mit Wasser ausgezogen, bis die Flüssigkeit wasserklar blieb. Den verschiedenen Saflorauszügen setzte ich gleiche Mengen in Wasser gelöster Weinsteinsäure zu, und entfärbte solche mit weißgebleichten baumwollenen Geweben von gleicher Qualität im Gespinste, welche das Pigment vollkommen aufnahmen. Es ergaben sich in der Quantität des rothen Pigments der drei verschiedenen Saflorbäder folgende Resultate: die des Preys'schen färbte das doppelte Gewicht mehr baumwollenes Gewebe rosenroth, als der alexandrinische Saflor, und der römische stand dem veredelten ungarischen an Gehalt von rothem Färbestoff über viermal nach. Gegen ganz feine spanische Sorte behauptet der Saflor des Herrn Preys einen Vortheil von 40—45 Prozent. Wenn man den Gewichtsverlust zwischen dem veredelten ungarischen und dem feinen orientalischen Saflor durch Versuch B) in Consideration zieht, sollte man geneigt werden zu glauben, daß beide Sorten nicht so different hinsichtlich ihres Gehalts an rothem Pigment von einander abstechen und doch ist es so, wie Versuch C) deutlich beweist.

D) Anwendung des veredelten Saflors in den Färbereien. Vermöge seines reichen Gehalts an rothem Pigment eignet sich dieser Saflor ganz vortheilhaft für das Färben der Baumwollen-, Leinen- und seidenen Fabrikate, so wie zur Bereitung des Carthamin. Auf die Art, wie Herr Preys den ungarischen Natursaflor zu veredeln versteht, läßt sich auch der teutsche Saflor eben so gut veredeln, ein Gegenstand, welcher die höchste Aufmerksamkeit verdient.

Pigmente des Saflors. Carthamin.

Der Saflor enthält zwei Pigmente, ein gelbfärbendes und ein rothfärbendes, die ihrer Natur nach ganz verschiedene Eigenschaften besitzen und sich wie Gummi und Harz zu unterscheiden scheinen. Das gelbe Pigment ist allein im Wasser auflöslich, und erscheint in der Auflösung immer trübe; hinzugebrachte Säuren machen die Farbe heller, Alkalien dunkler, mehr ins Orangelbe neigend; beide bewirken darin einen geringen, ins Falbe spielenden Niederschlag, worauf sich die Flüssigkeit aufhellt. Die schwefelsaure Thonerde (Alaun) bildet einen dunkelgelben, nicht sehr beträchtlichen Niederschlag. Zinnauflösungen und die übrigen metallischen Auflösungen bewirken Präcipitate, welche keine sonderlichen Resultate versprechen. Wegen seiner geringen Dauerhaftigkeit verdient das gelbe Pigment in der Färberei keine besondere Aufmerksamkeit. Es wird in den Werkstätten, wo roth gefärbt wird, beim Einweichen und Ausknetén mit dem Wasser weggelassen.

Das rothe Pigment des Saflors ist im Wasser nicht auflösbar, und man bedient sich zur Auflösung und Extraktion desselben der alkalischen Salze, woraus das Pigment für technische Anwendung mittelst einer Säure gefällt wird.

Ist dem Saflor durch öfteres Auswaschen sein gelbes Pigment entzogen, so extrahirt der Weingeist nur noch eine schwache Tinktur. Ätzende Kalilaugen machen die Blumen gelb, und die ausgedrückte Flüssigkeit ist gelb von Farbe. Wird das alkalische Salz in der Flüssigkeit mittelst einer Säure neutralisirt, so entsteht eine röthliche Trübung, und es schlägt sich ein geringer röthlich gelber Niederschlag zu Boden. Die Lösung der schwefelsauren Thonerde (Alaun) so wie die Auflösungen des Zinns und Zinks, in einer Säure bilden einen gelben, die Eisen- und Kupferauflösungen einen ins Grüne spielenden Niederschlag. Mit kohlensauren alkalischen Salzen geben die Säuren einen beträchtlichen, in der Farbe röthlichen Niederschlag, allein die Schattirung des rothen modificirt sich jedes Mal nach den in Anwendung gebrachten Säuren. Schwefelsaure Thonerde (Alaun) bringt mit einer kohlensauren alkalischen Salzauflösung einen rothen Präcipitat hervor, der so leicht ist, daß er gewöhnlich in dem Filtrum umherschwimt. Das rothe Pigment des Saflors ist so empfindlich und so leicht in der Farbe zu verändern, daß, wenn man zu seiner Auflösung Wärme anwendet, die durch Säure bewirkten Niederschläge keine so intensiven Farbenphänomene darbieten.

Reines rothes Pigment des Saflors, Rose végétal, Rouge végétal, auch Pflanzenroth genant, ist ein im Handel vorkommendes, uns zuerst durch die Franzosen überliefertes Farbenmaterial, welches in trockenem, blätterigem Zustande mit bronzeartigem, pfauengrünem Goldglanze auf der Oberfläche erscheint, und in cylinderförmigen blechernen, 8 oder 16 Unzen enthaltenden Büchsen aus Lyon und Marseille bezogen wird. Im Handel unterscheidet man zwei Sorten dieser kostbaren Farbensubstanz, beide in trockener Form. Die erste Sorte: Prima Qualität von brillant pfauengrün goldglänzender Oberfläche und stark hervorstechendem Citronen- oder Limoniengeruch wird zu den sogenanten Schminkblättern (Rouge en feuille) zu Rouge d'Espagne, Rouge de Portugal und Rouge en assiette ou en

tasse gebraucht. Sie gilt stets 30 — 35 Prozent mehr als die zweite Sorte. Diese unterscheidet sich durch eine bräunlich rothe Farbe, ohne glänzende Oberfläche, und durch etwas widrigen Geruch. Man bedient sich derselben, in der Seiden-, Baumwollen- und Leinenfärberei. Seit einigen Jahren liefern die lyoner und marseiller Carthaminfabrikanten dieses Pigment auch in flüssiger Form. Zwei Pfund dieser Flüssigkeit enthalten aber nicht mehr als eine Unze trocknes Pigment.

Fabrikmäßige Darstellung des Carthamin. Man kann die Ausscheidung des Carthamin aus den Saflorblumen in allen Ländern und zu jeder Jahreszeit vornehmen. Daß diejenigen Länder, in denen Saflorbau einheimisch ist, den Vortheil genießen, diese Pflanze ohne theure Fracht und Abgaben benutzen zu können, bedarf keines Beweises. Ausscheidung und Darstellung des schönen rothen Färbestoffs erfolgt am besten an einem kühlen Orte, wo aller Zutritt des Lichts verhindert werden kann. Sie zerfällt in fünf Operationen. I. Einhundert Pfund von gutem Saflor vertheile man des bequemen Auswaschens wegen in mehre leinene Säcke, hänge dann diese in einen Fluß oder Bach, und walke sie so lange, bis alle gelbe Farbe ausgezogen ist. Man bringe die Säcke in einen hölzernen Zuber, begieße sie mit frischem, vorher mit etwas Essig vermischtem Wasser, trete die Säcke so lange, als noch gelbe Brühe ausschweißt, und wasche sie nochmals am Bache oder Flusse gut aus. Diese Behandlung mit dem gesäuerten Bade dient dazu, den gelben Färbestoff vollends wegzuschaffen, ohne den geringsten Verlust an rothem Pigment. II. Die so vorbereiteten Saflorblumen werden nun in den von angemessener Größe errichteten Saflorapparat eingeschichtet, und zwischen jede Schicht so viel gepulvertes krystallisirtes kohlenstoffsaures Natrum (gereinigte Sode) gebracht, daß es für alle zusammen bei 16 Pfund beträgt. Man gebe hierauf nach und nach 240 Maß (das Maß zu 2 Pfund) klares Flußwasser hinzu, rühre das Ganze, nachdem es eine Stunde lang ruhig gestanden, wohl durch einander, und lasse es wieder 10 — 12 Stunden unbewegt stehen. Nach Verlauf dieser Zeit öffne man den Hahn, lasse die Flüssigkeit in eine reine Wanne ablaufen, und presse den Rückstand stark aus. Um keinen Verlust an Pigment zu erleiden, hebe man den Deckel, schließe den Hahn und gieße 50 Maß frisches Wasser auf, wonach man mit Auspressen und Abzapfen eben so, wie vorher verfährt. Beide Aufgüsse zusammen gemischt, sind nun zu der folgenden Operation vorgerichtet. Die Flüssigkeit zeichnet sich in diesem Zustande durch eine gelbliche, ins Röthliche schielende Farbe aus, und macht eine Verbindung von kohlensaurem Natrum und Wasser, in welcher sich das rothfärbende Pigment des Saflors in aufgelöstem Zustande befindet. III. Diese besteht darin, daß man eine verhältnißmäßige Menge von reinen, weißgebleichten, baumwollenen oder leinenen Lappen hineinbringt, und 16 Pfund frischen Citronsaft zusetzt (statt des theuern Citronsaftes, kann man sich bei dieser Operation auch des Wein- oder Fruchtessiges bedienen, von welchem man so viel in das Fluidum einrührt, bis Lackmuspapier geröthet wird). Beides wird nun gut unter einander gearbeitet. Es wird sich bald ein schwaches Brausen in der Flüssigkeit zeigen, welches so lange dauert, bis das kohlensaure Natron durch die Säure gebunden, und alle Kohlensäure ausgetrieben ist. In solchem Zustande läßt man die Lappen 24 bis 30 Stunden liegen, mengt aber alle drei Stunden das Ganze wohl unter einander. Indessen werden die Lappen alles Pigment der Flüssigkeit entzogen haben. Man nimt sie jetzt heraus, spült sie in klarem Flußwasser aus, und verwendet sie zur 4ten Operation. Bei obiger Behandlung verbindet sich die in dem Citronensaft enthaltene Citronensäure mit dem Natron und stellt aufgelöstes citronsaures Natron dar. Der rothe Färbestoff wird ausgeschieden, und tritt mit der vegetabilischen Faser zusammen, wodurch letztere gefärbt erscheint. IV. Man hat nun den reinen rothen Färbestoff, der sich mit der vegetabilischen Faser verbunden hat, wieder aufzulösen und für sich frei darzustellen. Zu dem Ende bereitet man ein starkes kohlengesäuertes Natronbad, und nimt so viel Wasser, als erfoderlich ist, die Lappen unter der Auflösungsflüssigkeit zu erhalten. Letztere zieht man in der alkalischen Flüssigkeit einige Male hin und her, läßt sie ein bis zwei Stunden darin liegen, bis die rothe Farbe vollkommen verschwunden und ausgezogen ist. In diesem Zustande bringt man das Ganze unter eine starke Presse, preßt den Auszug ab, filtrirt ihn durch ein reines weißes Tuch, um alle Fasern des Leinen und der Baumwolle zurückzuhalten, und unterwirft denselben der 5ten Operation. Durch diesen Weg, wenn die Auflösung des rothen Pigments in der Natronlauge concentrirt ausgezogen ist, wird die Fällung des rothen Pigments in der nachfolgenden Operation erleichtert. Die ausgepreßten Lappen werden zu wiederholten Malen erst mit Natronlauge und zuletzt mit Wasser behandelt, um den noch anhängenden Färbestoff zu gewinnen. Die dadurch erhaltene Flüssigkeit verwendet man auf die 3te Operation. Die ihres Färbestoffs ganz entzogenen Lappen, werden in Wasser ausgewaschen, abgetrocknet, und für den künftigen Gebrauch aufbewahrt. V. Der filtrirten Flüssigkeit wird nach und nach erst etwas concentrirte, reine Essigsäure, zuletzt frisch gepreßter filtrirter Citronensaft so viel zugesetzt, als nöthig ist, um das kohlensaure Natron zu zersetzen und letztere Basis zu binden. Man erkent dieses daran, als noch ein rother flockiger Niederschlag sich zeigt, und die Flüssigkeit auf Lakmuspapier sauer reagirt. Nach einigem Stehen schlägt sich das reine rothe Pigment in Flocken nieder. Ist alles gefällt, so gießt man die obenstehende Flüssigkeit behutsam ab, legt über den Niederschlag feines weißes Fließpapier, und entzieht vermittelst eines reinen, weichen Waschschwammes demselben die Flüssigkeit, indem man den Schwamm behutsam auf das Fließpapier legt, und so lange unter langsamem Hin- und Herwinden umdreht, bis der Schwamm Wasser aufgenommen hat. Man drückt denselben aus, und wiederholt die Operation so lange, als noch Flüssigkeit angezogen wird. Dem breiartigen Präcipitat setze man jetzt noch eine Portion frisch ausgepreßten Citronensaft hinzu, und trockne denselben auf Porzelanplatten oder reinem weißen Papier ab. Das auf diese Weise gewonnene Carthamin zeichnet sich durch folgende Eigenschaften aus: a) gegen das Licht gehalten, erscheint es in grünen metall- oder goldglänzenden

Schuppen, wie die Spitzen der Pfauenfedern; b) es ist spröde und die Zertheilung in Wasser geht ohne Reiben langsam von Statten. Unlängst erklärte Döbereiner das reine Carthamin für eine Farbensäure, welche er Carthaminsäure nent. Seine Behauptung stützt sich auf folgende Gründe [1]). „Die Sauerheit des Carthamins ist so stark, daß dasselbe sich nicht allein in Alkalien auflöst, sondern mit denselben sogar eigentliche Salzverbindungen bildet. Mit Natren z. B. stellt es ein Salz dar, welches in seidenartigen, glänzenden, nadelförmigen Krystallen erscheint. Dieses Verhalten bestimte Döbereiner das Carthamin, als eine eigenthümliche Farbensäure (Carthaminsäure) zu betrachten. Die Salze, welche diese Säure mit den Alkalien bildet, sind sämtlich farbenlos, und charakterisiren sich dadurch, daß sie durch Berührung mit Weinstein-, Citronen- oder Essigsäure zersetzt werden, und Carthaminsäure als eine glänzend rosenrothe Substanz entlassen." Sollten diese Gründe wol ausreichen, die Identität dieser Säure herzustellen? Anderweitige Untersuchungen und Beobachtungen werden in der Folge diesen Gegenstand mehr aufklären, und entscheiden, „ob die Chemie eine neue eigenthümliche Säure mehr oder weniger besitze."

In der technischen Anwendung bedient man sich des Carthamins: A) Zur Darstellung der rothen Schminke. Es eignet sich dazu ganz vorzüglich die Prima Sorte des Carthamin, weil es nicht nur mit Wasser fein zertheilt, das natürliche Roth der Wangen darstellt, sondern auch selbst auf die zarteste Haut keine nachtheilige Wirkung äußert. Andere Mittel erbleichte Wangen des schönen Geschlechts zu beleben, bestehen mehrentheils aus metallischen Oxyden oder erdigen Basen, vermittelst welcher das Pigment entwickelt wird; solche sind für die Epidermis der Gesichtshaut und selbst für die Gesundheit nicht selten von den traurigsten Folgen. Allemal verursachen sie früher oder später eine spröde Haut, welche vor der Zeit runzlig wird. Das reine Carthamin, bei dem diese Nachtheile nicht Statt finden, weil es ein gelindes zartes Pflanzenroth ohne schädlichen Beisatz ist, wurde zuerst in Frankreich, zum Röthen schnell verbleichter Wangen, und vermuthlich schon lange vorher, ehe es durch den Handel allgemeiner bekant wurde, am Bourbonischen Hofe angewendet. Vor ungefähr 20 Jahren brachten es die Franzosen unter dem Namen „chinesische Schminkblätter," (Rouge en feuille) das erste Mal auf die Messe nach Leipzig, von wo es sich allmälig auch in dem östlichen und nördlichen Europa verbreitete. Diese Schminkblätter bestanden aus feinem, weißem Kartenpapier, auf welches die Farbe in eirunder Form 3¼ Zoll hoch und 2¼ Zoll breit aufgetragen war. Der Umschlag derselben von weißem, feinem Papier hatte auf der Außenseite, um der Sache ein chinesisches Ansehn zu geben, rothe oder blaue Hieroglyphen. Auf der Oberfläche dieser Schminke schimmerte ein lebhafter grüner Metallglanz, welcher anfangs, ehe man die Natur dieses schönen Produkts genauer kennen lernte, manche Bedenklichkeit gegen dasselbe erweckte.

1) Neues Journal der Chemie und Physik von Schweigger und Meinecke B. 25. S. 267.

Heut zu Tage unterscheidet man im Handel folgende Sorten dieser allbeliebten Schönheitsblätter:

a) Chinesische Schminkblätter. Es sind dieselben, welche so eben beschrieben wurden; b) spanische Schminkblätter, auf denen die Farbe ebenfalls in eirunder Gestalt aufgetragen ist; den hellblauen Papierumschlag zeichnen die Worte aus COLOR FINA DE TIBURICO PALAGIO ALA SUBIDA ASAN MARTIN DE MADRID [2]), mit Rand und Schleife. c) Franz. Schminkblätter, mit Form der Schminke, wie die vorigen. Als Etikette befindet sich auf dem Papierumschlage eine blaue oder rothe Umfassung. Alle diese Schminken unterscheiden sich von einander, bloß durch ihre verschiedenen Etiketten auf dem äußern Umschlage. Die Darstellung ist höchst einfach; man hat dabei nichts zu thun, als das Carthamin in einer Porzelan- oder Glasreibeschale mit Wasser zum feinsten Saft abzureiben, und die Farbe sodann mittelst eines feinen Pinsels aufzutragen. Die Schönheit des grünen Metall- oder Goldglanzes, den die Franzosen die Vergoldung (le doré) nennen, hängt davon ab, daß man die Blätter gleich nach dem Auftragen der Farbe auf einer warmen Steinplatte abtrocknet. Mit diesem Farbenwechsel hat es für das Auge dieselbe Bewandniß, wie bei der Auflösung des Indigs in der Indigoküpe, oder mit dem topischen Blau, welches zuerst gelbgrün, an der Luft aber blau erscheint. Bei den Schminkblättern verwandelt sich ihr Roth durch die Einwirkung der Luft und des Lichts, nach dem völligen Trocknen in ein schönes Grün von brillantem Metallglanze. Diese grüne Farbe verschwindet bei dem Gebrauche des Blatts an der naß gemachten Stelle, komt aber durch das Trockene fast augenblicklich wieder zum Vorschein, und stellt sich wieder vollkommen her.

Das Rouge d'Espagne, Rouge de Portugal auf weiße gläserne oder porzelanene Tellerchen gebracht, zeigt nicht weniger eine glänzende Metallfarbe; eben so das Rouge en assiette ou en tasses. Sie bestehen wie die Schminkblätter aus dem feinsten Carthamin.

B) In der Seiden-, Baumwollen- und Leinenfärberei ist das Carthamin als ausgeschiedene und für sich aus dem Saflor dargestellte Substanz, erst seit beiläufig 10 Jahren im Gebrauch. Es läßt sich auf alle jene Stoffe anwenden, welche früher ausschließlich mit Saflor gefärbt wurden. Beim Färben der Ware wird das Carthamin in einer Porzelan- oder Glasreibeschale mit Wasser zum feinsten Saft abgerieben, und durch Zusatz von Wasser in wässerige Auflösung verwandelt. Das feine zertheilte Pigment seiht man durch ein feines weißes Taftsieb, und reibt den Rückstand so lange wiederholt mit Wasser ab, bis alles Pigment abgelaufen ist, und auf dem Siebe nichts mehr zurück bleibt. Je feiner diese Farbe abgerieben, mit Wasser zertheilt wird, um so ergiebiger zeigt sie sich in der Färberei. Die zu färbende Ware bekomt nun keine weitere Vorrichtung, als daß man sie trocken in die wässerige Carthaminflüssigkeit bringt, und darin so lange mit den Händen hin und wieder zieht, bis der gewünschte Farbenton erreicht ist. Die so gefärbte Ware wird auf dem Ringpfahl geschlagen, und mittelst des Windestocks

2) Die Kehrseite hat statt des Siegels MADRID.

gut ausgewunden, damit die ablaufende Flüssigkeit sich wieder in dem Gefäße sammele. Daß Gefäß selbst ist nicht größer, und die Flüssigkeit beträgt nicht mehr, als zu einem Stück Ware oder einem Packe Garn erfodert wird. Beim 2. Stück setzt man wieder abgeriebene Farbe zu, und fährt damit so lange wechselsweise fort, als man noch Ware zu färben hat. Ist die Ware gut ausgewunden, so facht man sie auf, lüftet sie, und bringt sie unmittelbar in ein schwaches Bad, worin zuvor eine Salzverbindung aufgelöst worden.

Saures salziges Bad. Unter den verschiedenen Salzverbindungen fand ich das Kochsalz, den Alaun und den weißen Arsenik am geeignetsten, weil diese drei Salze wohlfeil und das Pigment des Carthamins aus seiner wässerigen Lösung am schönsten niederschlagen. Um das Salzbad darzustellen, löse man eine dieser Salzverbindungen in Wasser auf, und setze dann von der Auflösung dem kalten Wasserbade so viel zu, bis die Flüssigkeit etwas salzig reagirt. Man haspele nun die Ware in der Wanne, worin sich die bereitete Flüssigkeit befindet, einige Male hin und wieder, nehme sie heraus, spüle sie am Fluß oder Bach, winde sie aus, und trockne sie an einem schattigen Orte, oder in einem mäßig erwärmten Zimmer sorgfältig ab. Für den Hausbedarf unserer Frauen ist diese neue Farbensubstanz ein vortreffliches Mittel mit leichter Mühe ihre Putzgegenstände selbst roth zu färben. Sie können sich dadurch den Verdruß ersparen, welchen ihnen ein schlechter Saflor verursacht, und allezeit schön gelungene Resultate sich versprechen, wenn sie als salziges Bad entweder den Alaun oder das Küchensalz anwenden. — In der Schafwollenfärberei wird das Carthamin eben so wenig als der Saflor angewendet, dagegen liefert es eine vortreffliche Farbe zum Malen auf Baumwollen-Sammet, um die natürliche Farbe der Rosen darzustellen. Auch als schöne Muschel- oder sogenante Wasserfarbe dient es zum Illuminiren auf Papier.

Chemische Zergliederung der Saflors. Um den Saflor seinen Eigenschaften und seiner Natur nach ganz kennen zu lernen, verdient die höchst interessante chemische Zergliederung, welche wir Barthelemi Dufour verdanken, hier angezeigt zu werden. Die Resultate dieser Zergliederung gaben in 1000 Theilen Saflor folgende einzele Bestandtheile: a) Feuchtigkeit 0062; b) Sand und Theilchen von der Pflanze 0034; c) eine grüne, gelbliche Substanz, die vegetabilischer Eiweißstoff zu seyn scheint, 0055; d) bloß in Wasser auflösliches Extrakt, welches aus gelben Färbetheilen, schwefelsaurem Kalk, und schwefelsaurem Kali besteht, 0244; hiezu kommen noch die von dem Abwaschwasser erhaltenen 0024; e) in Wasser und Weingeist auflösliches Extrakt mit gelbem Pigment, salzsaurem und essigsaurem Kali verbunden, 0042; f) Harz 0003; g) Wachs von eigenthümlicher Beschaffenheit 0009; h) rothes Pigment (Carthamin) 0005; i) holzige Faser 0496; k) Thon- und Kalkerde 0005; l) rothes Eisenoxyd 0002; m) Sand 0012; Verlust 0007. Aus dieser chemischen Zergliederung geht hervor, daß **tausend** Theile Saflor nicht mehr als **fünf** Theile wirklich rothes Pigment (Carthamin) enthalten.

Conservation und Verfälschung des Saflors. Da der Saflor bei einer nachlässigen Aufbewahrung dem Verderben oder Geringerwerden leicht unterzen ist, so glaube ich folgende Vorsichtsmaßregeln, denselben in die Länge zu conserviren, hiebei anführen zu müssen. Diese sind: a) daß man den Saflor von aller Feuchtigkeit entfernt, damit er nicht moderig wird; b) daß man denselben in gut verschlossenen Gefäßen an einem finstern, nicht gar zu trockenen Orte aufbewahrt, weil die Austrocknung demselben schadet; wozu sich ein guter, nicht zu feuchter Keller am besten eignet.

Verfälscht wird der Saflor zuweilen im Handel angetroffen. Dieses geschieht bald mit einer geringern Sorte, welche schlecht oder fehlerhaft zugerichtet worden, bald mit Fluminell oder Ringelblumen, und hin und wieder auch mit Fasern anderer strohartiger Pflanzen. Der geübte Kenner unterscheidet durch das bloße Auge schon die gute von der schlechten Qualität; für den Färber wäre es aber jedoch anzurathen, eine kleine Probe auf Rothfärberei zu unternehmen, um aller Täuschung vollkommen zu entgehen.

Anwendung des Saflors in der Seidenfärberei. Der Saflor nimt in der Seidenfärberei bei Erzielung von Feuerfarbe, Ponceau, Nacarnat, Kirschroth, Rosen- und Fleischfarbe 2c. eine sehr wichtige Rolle ein. Die Materialien und die übrigen Bedingungen, unter welchen die lebhaftesten Farben mit Saflor in der Seidenfärberei erzeugt werden, sind folgende: a) ein gutes krystallisirtes kohlenstoffsaures Natrum (gereinigte Soda), indem das rohe Natrum eben so wenig als kaustische Alkalien anwendbar ist; b) ein guter käuflicher Citronensaft, welcher einer Art von Fermentation unterworfen worden. Hiezu eignen sich wegen der Wohlfeilheit, besonders diejenigen Citronen, welche zu faulen beginnen. Dieser Citronensaft wird aus dem südlichen Frankreich oder Italien über Triest zu uns gebracht; c) ein kühler dunkler Ort, wo die Ausziehung des rothen Pigments sowol als die Färberei selbst Statt findet; d) ein von allem gelben Pigment durch Waschen und Walken rein ausgewaschener Saflor. Jede Seide, welche gefärbt werden soll, muß mattoweise auf Stäbe vertheilt werden, bevor man sie in das Saflorbad bringt, zuvor aber so vorbereitet seyn, als wenn sie weiß bleiben sollte. Um rohe Seide zu färben, was im Allgemeinen leichter als mit der gekochten sich thun läßt, wähle man sehr weiße Seide und behandle sie wie entschälte, nur daß man sie für Ponceau, Nacarnat und Kirschfarben in Bädern durchnimt, die zu diesen Farben für entschälte Seide bereits gebraucht wurden. — Die Seide und seidenen Stoffe, welche in das Gebiet der Saflorfärberei gehören, sind: a) entschälte Seide; b) rohe Seide; als gewirkte, gestrickte oder geklöppelte Fabrikate; c) Seidensammet glatt und gerissen; d) Taffet, Croise und Levantine; e) Seidenkrepp, Flor, Bänder u. dgl. m.

Feuerfarbe auf Seide. Um eine schöne Feuerfarbe auf Seide zu erhalten, wird die mit Orlean vorgefärbte Seide in ein frischbereitetes Saflorbad gebracht und so lange unter öfterem Bewegen darin gelassen, bis sie keine Farbe weiter anzunehmen vermögend ist.

Ponceau. Um Ponceau zu färben, ist es nöthig,

daß die feuerroth gefärbte Seide ausgerungen, und in ein zweites frisches Saflorbad eingebracht wird. Nach dieser zweiten Operation wird sie wieder ausgerungen, getrocknet, in ein frisches Saflorbad eingelegt, und so lange wechselsweise auf diese Art behandelt, bis die gewünschte Farbe erreicht ist; zuletzt frischt man die Farbe auf, indem man die Seide 7 — 8 Mal in einem Bade von heißem Wasser durchnimt, welchem man ungefähr zwei Pfund Citronensaft auf einen Eimer Wasser zusetzt.

Nacarnat und dunkel Kirschfarben, werden wie Ponceau gefärbt, nur daß die Ware keine Vorrichtung in dem Orleanbade erhält. Zur Darstellung dieser Farbe kann man Saflorbäder, aus denen schon Ponceau gefärbt wurden, anwenden, um allen Färbestoff vollends auszuziehen.

Das lichte Kirschroth, das Rosenroth von allen Schattirungen, und die Fleischfarbe, färbt man mit jenen Bädern, welche schon zwei oder drei Mal gebraucht wurden. Sie erhalten ebenfalls keinen Vorgrund durch Orlean. Um die allerhellste Farbenschattirung, eine Art feines Fleischroth zu färben, setzt man dem verschwächten Saflorbade etwas Seife zu. Letztere macht die Farbe heller, und verhindert das zu schnelle Ansetzen und die Ungleichheit derselben. Nach dem Färben wird die Ware gespült, und sie geht durch das schon zum Ponceaufärben gebrauchte Wasserbad 4 — 5 Mal zum Auffrischen hindurch. Bei den Iris und violetten Abstufungen, wird die Seide zuvor hellblau gefärbt, dann in einem Saflorbade bis zur gewünschten Nuance durchgenommen. Durch verschiedene Schattirungen von Hellblau bis Mittelblau erhält man bei nachheriger Röthung, mehrfache Abstufungen dieser Irisfarben.

Chamois, Goldgelb, Oraniengelb, Hochorange und Aurora Abstufungen gewinnt man auf Seide, wenn zuvor ein mehr oder weniger hoher citronengelber Grund gegeben wird, und man in mehr oder weniger starken Saflorbädern röthet. Um dunkle Farben in der Seidenfärberei ökonomischer darzustellen, pflegt man gewöhnlich dem ersten und zweiten Bade etwas Orseille zuzusetzen. Sämtliche Saflorbäder müssen frisch angewendet werden, weil sie durch langes Stehen an Farbe verlieren, und nach einiger Zeit zum Färben ganz unbrauchbar werden.

In der Seiden- und Seidensammetdruckerei, wo die Farben mittelst Wasserdämpfe befestigt werden, und der Grund hernachmals geröthet wird, lassen sich schöne Fabrikate darstellen. Die aufgedruckten Farben modificiren sich im Saflorbade folgender Gestalt: weißer Grund Rosa; hellblau Lilas; citronengelb Goldgelb; und Grün nimt einen eigenthümlichen, für das Auge nicht unangenehmen Ton an. Auf der Wahl der Zeichnung beruht das Ganze zur Bildung brillanter Muster. — Durch Anwendung der Chlorinverbindungen bei uni Rosa oder Ponceau gefärbtem seidenen Gewebe jeder Gattung, kann man weiße Desseins mit rothem Grunde darstellen, welche in der Seidenfabrikation einen neuen und schönen Putzartikel für unsere Damen verschaffen, wozu als Stoffe gehören: Seidensammet, Taft, Levantine, breite Bänder u. dgl. m.

Auch in der Seidendruckerei, wo die Vorbereitungs-Beizen aufgedruckt und gefärbt werden, lassen sich durch das Saflorbad artige Fabrikate darstellen.

Anwendung des Saflors in der Baumwollen- und Leinenfärberei. In der Baumwollen- und Leinenfärberei wird das Pigment des Saflors überaus häufig zur Darstellung der rosenrothen Farben verwendet. Es ist nur zu bedauern, daß diese schöne Farbe durch kein Mittel dauerhaft gegen die Einwirkung des Lichts und der Luft dargestellt werden kann. Nach den Überlieferungen, die uns einige Schriftsteller über Ägypten gegeben, soll man dort mittelst Saflor eine sehr satte und ziemlich dauerhafte rothe Farbe färben. Zu diesem Behuf sollen die Ägypter den Saflor zwei Mal hinter einander in Brunnenwasser weichen, welches etwas natronhaltig ist, und denselben jedes Mal 24 Stunden darin liegen lassen, wodurch das gelbe Pigment ausgeschieden wird. Jetzt mengen sie unter ihn ein Fünftel seines Gewichts von einer Art Asche, welche sie von den Arabern kaufen, und die etwas kohlenstoffsaures Natrum enthält. Dieses Gemeng wird auf einer Mühle gemahlen, und dann eine Quantität Nilwasser durchfiltrirt. Ihre Ware färben sie nun mit der zuletzt filtrirten und weniger gesättigten Flüssigkeit, wozu sie etwas Citronsaft setzen. Die zuerst abgelaufene Flüssigkeit bringen sie mit einer beträchtlichen Menge Citronensaft in einen Kessel, und färben bei einer Wärme von 40 — 50 Reaumur. Zuletzt ziehen sie die gefärbte Ware durch ein säuerliches Wasser, und lassen sie trocknen. An dieser Methode zu färben tadle ich, daß Wärme in Anwendung gebracht wird, weil es durch vielseitige Versuche unbestreitbar erwiesen ist, daß je kälter die Flüssigkeit und der Ort der Saflorsfärberei ist, um so schöner und intensiver die rothe Farbe auf allen zu färbenden Stoffen ausfällt. Auch scheint es auf einer irrigen Meinung zu beruhen, daß nach einem solchen Verfahren die Farbe dauerhafter seyn solle, als man sie bei uns darzustellen vermag. Unter den teutschen Schriftstellern bemühte sich Beckmann insbesondere ein Mittel aufzufinden, das rothe Pigment des Saflors auf Baumwolle und Leinwand dauerhaft darzustellen. Seine Bemühung wurde jedoch durch keinen sehr wichtigen Erfolg gekrönt. Er erhielt zwar dunklere Farben, welche einen etwas höhern Grad der Beständigkeit verriethen, jedoch das Prädikat fester Farben keineswegs verdienten. Seine Versuche, welche sehr sinnreich ausgedacht, gründeten sich darauf, der Ware eine Vorrichtung durch kalihaltige Ölbeizen zu geben, weil er hoffte, die rothe Farbe des Saflors im Verhältniß eben so dauerhaft fixiren zu können, als dieses mittelst des rothen Pigments des Krapps bei der Türkischrothfärberei geschieht.

Die alkalischen Salze, deren man sich zur Ausscheidung des rothen Pigments des Saflors in der Baumwollen- und Leinenfärberei bedient, sind in den Werkstätten verschieden, sie bestehen: a) in dem kohlenstoffsauren Kali (gute käufliche Potasche, Weinsteinsalz ꝛc.) und b) in dem krystallisirten kohlenstoffsauren Natrum (gereinigte Soda, Sodakrystallen). Die Säuren, deren man sich zu den verschiedenen gearteten Fabrikaten, welche roth gefärbt werden sollen, bedienen kann, sind: a) die Schwefelsäure (Vitriolsäure, Vitriolöl), mit vielem Wasser verschwächt: b) die Weinsteinsäure, mit vielem Wasser

verschwächt, auch unter der Gestalt als saures weinsteinsaures Kali (Weinstein); c) die Essigsäure, unter der Gestalt als Essig; d) die Citronensäure, als Citronensaft; e) der Saft von nicht reifen Johannisbeeren (Ribes Linn.), welcher Citronensäure enthält; f) der Saft der rothen Vogelbeere (Sorbus aucuparia L.) (Vogelbeersäure, Spirsäure); g) die Säure der Tamarinden; und h) verschiedene andere einheimische saure Pflanzensäfte, welche ihrer Natur nach citronensäurehaltig sind. Die beiden ersten dieser Säuren können ausschließlich wegen ihrer Wohlfeilheit auf nachstehende weißgebleichte Artikel, welche roth gefärbt werden sollen, verwendet werden: a) zum Rosenrothfärben der weißgebleichten baumwollenen und Leinengewebe in der Druck- und Färbekunst; worauf hernach Applikationsschwarz, oder gefärbte Reservagen (Beizen) aufgedruckt werden; b) zum Rosafärben der weißen Mousseline und feiner baumwollenen Fabrikate, sowol in den Werkstätten als Haushaltungen; c) zum Rothfärben der Hutfutterleinwand, und d) der Schleier. Ich kann jedoch nicht unbemerkt lassen, daß man bei der Anwendung der Schwefelsäure in der Saflorfärberei sehr vorsichtig zu Werke geht, und nur so viel vorher in viel Wasser getröpfelte Schwefelsäure hinzubringt, bis Lackmuspapier geröthet wird. Ein Übermaß von Schwefelsäure macht die rosenrothe Farbe matt und ins Gelbliche spielend. Der in Teutschland wohlfeil zu gewinnende Johannisbeersaft ersetzt den käuflichen Citronensaft vollkommen. Der Weinstein zeichnet sich in dieser Färberei noch dadurch aus, daß die rothe Farbe dunkler, als mit einer andern Säure erzielt werden kann.

Bei dem Färben mit Saflor behandelt man die Saflorblumen, um das rothe Pigment zu erhalten, ganz nach dem Verfahren, wie bei der Darstellung des Carthamin in der ersten, zweiten und dritten Operation angegeben ist.

Um den baumwollenen Geweben mittelst Saflor eine Art Scharlachfarbe zu geben, schlägt Berthollet vor, der gebleichten Ware einen leichten Grund mit Orlean zu geben, die Farbe durch ein schwaches Alaunbad aufzufrischen und durch Wasser zu ziehen, nachher noch drei Mal im Saflorbade zu behandeln, gut auszuwaschen, und zu trocknen. Auch bedient sich der Gilbwurzel (Curcuma) statt des Orlean. Ich ziehe dem Orlean und der Gilbwurzel ein anderes Mittel vor, welches mir bis jetzt das zweckmäßigste scheint. Ich imprägnire nämlich die Ware mit der essigsauren Thonerde, und färbe sie mittelst eines adjektiven gelbfärbenden Pigments, am besten mit Wau und Krapp orange. Die so gefärbte Ware, welche einen großen Grad der Echtheit besitzt, bringe ich nun in ein Saflorbad, und erhalte dadurch ein so schönes Resultat, als nur immer in Ansehung dieser Farbe auf Baumwolle erzielt werden kann.

In den Kattundruckereien wird der Saflor zur Darstellung mannichfaltiger Desseins häufig verwendet, indem man mehren, mit Krapp schwarz, braun, roth, violett und Lilas gefärbten Mustern zuletzt noch einen rosenrothen Grund im Saflorbade gibt. Auf uni Rosa gefärbte baumwollene Gewebe, kann man auch Farben, als sogenante gefärbte Reservagen (Beizen) anwenden; nämlich alle diejenigen, welche in alkalischen Auflösungen erfolgen, und fähig sind, sich mit der Faser zu verbinden. Gefärbte Reservagen dieser Gattung sind: a) in kaustischem Ammonium aufgelöstes Schwefelarsenik. Diese Auflösung mit Gummi Tragant in druckförmigen Zustand versetzt, und auf baumwollene Gewebe getragen, bildet eine brillante reine goldgelbe Farbe, im rosenrothen Grunde; b) Orlean, in kaustischer Lauge abgerieben, mit Gummi Tragant verdickt, und der Druckfarbe vor der Verarbeitung eine angemessene Portion kaustisches Ammonium zugesetzt, stellt eine schöne oraniengelbe Farbe dar; c) Indigoauflösung, mittelst kaustischen Kali's und geschwefelten Arseniks bewirkt, mit Senegal oder arabischem Gummi verdickt, und kurz vor der Verarbeitung einen Zusatz von kaustischem Ammonium zugegeben, bildet ein reines Blau, auf uni rosa gefärbtem Grunde, welches um so lebhafter ausfällt, je frischer die Auflösung als Farbe angewendet wird; d) arsenikhaltiges Kupferammonium, mit vorwaltendem kaustischen Ammonium und Gummi Tragant verdickt, bringt ein lebhaftes Kupfergrün zum Vorschein; e) Applikationsschwarz, ohne den rothen Grund zu zerstören, ein schönes intensives Schwarz. Alle diese Farben erscheinen intensiver, wenn durch Auswaschen der Ware die Verdickungsmittel gelöst und weggespült sind. Aus diesen fünf verschiedenen Farben lassen sich effektvolle Muster componiren, welche bei richtiger Wahl und geregelter Zeichnung einen nicht uninteressanten Neuen Fabrikations-Artikel begründen können.

Bei Fabrikaten, wo die schon gedruckten oder gefärbten Farben keine Säure vertragen, eignet sich das rein dargestellte Carthamin, vor dem gesäuerten Saflorbade vorzugsweise; wie dieses bei nachstehenden Artikeln der Fall ist. a) Lapis Iris. Sie werden dargestellt, wenn die Fabrikate ganz wie Lapis ausgearbeitet, und durch das Carthaminbad geröthet werden, wodurch der hellblaue Indigogrund, als Lilas, die weißen Objekte als Rosa, die citrongelbe Farbe als Oraniengelb und die grüne Farbe in einem eigenthümlichen Ton erscheint; b) Napoleons-Grün und Goldgelb, wird ausgearbeitet, indem die Ware mit der weißen Thonreservage bedruckt, in der alten Indigoküpe mittelblau gefärbt, nach vorhergegangener Reinigung das Ganze mittelst essigsaurer Thonerde imprägnirt, und in einem gelbfärbenden Bade ausgefärbt wird. Wird dieses Fabrikat im Carthaminbade geröthet, so verwandeln sich die citronengelben Objekte in Goldgelb, und der grüne Grund in Napoleongrün.

In der Baumwollensammetdruckerei, wo die Farben durch Wasserdämpfe befestigt werden, findet das Pigment des Saflors dieselbe Anwendung, wie in der Seiden- und Seidensammetdruckerei.

Saflor-Apparat. Saflor-Bütte. Einen sehr zweckmäßigen Apparat für den rothen Pigmentauszug in der Saflorfärberei, wodurch kein Färbestoff unnütz verloren geht, construirte ich schon vor beiläufig 20 Jahren. Diese Vorrichtung entsprach so sehr den Wünschen, daß sie mit Dank in den ersten Werkstätten Teutschlands aufgenommen, und fast allgemein in Ausführung gebracht worden. Der Apparat besteht in einem viereckigen, hölzernen Kasten, der sich nach unten zu so verjüngt, daß

der Durchmesser am Boden zwei Mal kleiner als oben ist. Der Kasten hat einen doppelten Boden, wovon der obere bewegliche vier Zoll über dem untern oder eigentlichen Boden angebracht, durchlöchert, und auf der untern Seite mit gebleichtem groben baumwollenen Zeug beschlagen ist. Zwischen diesem und dem eigentlichen Boden, befindet sich auf der Vorderseite ein hölzerner Hahn, mittelst dessen die alkalische Saflorextraktion in die Färbewanne abgelassen werden kann. Man bringt das oben bestimte Saflorgemenge in diesen Apparat, schließt den Hahn, füllt hierauf den Apparat mit reinem Brunnen- oder Flußwasser, läßt das Ganze zusammen ein paar Stunden stehen, damit der rothfärbende Theil sich vollkommen in der alkalischen Flüssigkeit ausziehen kann, öffnet sodann den Hahn und läßt das extrahirte Saflorfluidum in die Wanne ablaufen. Um alle Flüssigkeit zu erhalten, ist auf dem obern Apparat ein starker Deckel angebracht, welcher mittelst Querhölzer und einer starken Schraube preßartig niedergedrückt werden kann, so daß alle Flüssigkeit gewonnen, und die ausgepreßten Trebern des Saflors, nachdem noch ein Mal Wasser zugegeben, für sich herausgenommen werden können. Das über den obern Boden von unten ausgespante baumwollene Gewebe, dient dazu, daß die Flüssigkeit ohne Blumen und Spreu durch den Hahn klar ablaufen kann. Durch diese Vorrichtung, wenn der Rückstand mit Wasser ausgelaugt und wieder ausgepreßt wird, geht gar kein Pigment verloren. Die rückständigen Trebern können als Düngemittel verwendet werden.

Literatur über Saflor und Saflorfärberei. v. Linné vollständiges Pflanzensystem nach der 13. lateinischen Ausgabe und nach der Anleitung des holländischen Houttuynschen Werks übersetzt, Th. 9. S. 205 ꝛc. Hasselquist's Reisen nach Palästina ꝛc. S. 522. Carsten Niebuhrs Reisen nach Arabien und andern umliegenden Ländern, 1. B. S. 150. *Beckmann* experimenta lanas inficiendi floribus Carthami. In den Nov. Comment. Goetting. T. IV. S. 89. Beckmann, dessen physikalisch-ökonomische Bibliothek, 5. B. 1774. S. 235. 13. B. S. 278. und 17. B. S. 258 ꝛc. Derselbe von dem Nutzen des Saflors in der Färberei. Im berliner Magazin 6. B. S. 41. Derselbe über den Gebrauch der rothen Farbe des Saflors auf Leinwand, ebendaselbst 6. B. Liedbeck, über die Art den Saflor zu pflanzen. In den Abhandlungen der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften, 17. B. fürs Jahr 1775. S. 228 ꝛc. Pörner, dessen Kentniß der Pflanzen, S. 625, dessen Färbebuch 3. B. S. 138. und 434. Hermbstädts Grundriß der Färbekunst, S. 332 ꝛc. Berthollets Handbuch der Färbekunst, aus dem Franz. übers. von Gehlen, 2r Theil S. 206 ꝛc. Barthelemi Dufour in Hermbstädts Magazin für Färber 4. B. S. 235. Jakobsons technologisches Wörterbuch, 3. Thl. S. 481. Hagenbruch in Hermbstädts Magazin für Färber, 1. B. S. 301. Marchais, in Hermbstädts Magazin für Färber, 4. B. S. 254. Juch, über Scharlachfärberei, mittelst Saflor und der Gilbwurzel in Dinglers neuem Journal für die Druckfärbe- und Bleichkunst 2. B. S. 52. Hermbstädt über das spanische oder portugisische Roth, in dessen Bulletin 1. B. 3. H. S. 197 ꝛc. Stephan Edlen v. Keeß, Darstellung des Fabrikats- und Gewerbswesens im östreichischen Kaiserstate 1. Thl. S. 166. Bancroft neues englisches Färbebuch von Dingler und Kurrer B. 1. S. 395 ꝛc. Kurrer, in Dinglers neuem Journal für die Druck-, Färbe- u. Bleichkunst B. 4. S. 355—396. Kurrer über die Darstellung des Carthamin in Dinglers polytechnischem Journal B. 3. S. 303—326. Kurrer über flores carthami Preysianae in Dinglers polytechnischem Journal B. 12. S. 333—337. Vitali's Grundriß der Färberei von Dingler und Kurrer. S. 317 ꝛc. (*Kurrer.*)

CARTHEUSER (Johann Friedrich u. Friedrich August), Vater und Sohn als Naturforscher, Chemiker und Mineralogen rühmlich bekant, besonders der Vater. Dieser wurde am 29. Sept. 1704 in dem Dorfe Hayn, in der Grafschaft Stolberg geboren, wo sein Vater das Predigtamt verwaltete. Er besuchte die Schule zu Quedlinburg, und die Universität zu Jena und Halle, wo er 1731 die medizinische Doktorwürde erhielt, und bis 1739 öffentlichen Unterricht ertheilte, der aber mehrmals durch naturhistorische Reisen in verschiedene Gegenden Teutschlands und nach Böhmen unterbrochen wurde. Ostern 1740 kam er als Professor der Chemie, Pharmacie und Materia medica nach Frankfurt an der Oder, lehrte daselbst in der Folge auch Pathologie und Therapie, wurde 1758 Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und starb den 22. Junius 1777 als erster Professor der Arzneiwissenschaft und Senior der Universität. Die Wissenschaften, die er lehrte, besonders die Chemie und Botanik, bereicherte er mit vielen neuen und wichtigen Beobachtungen, und beförderte dadurch eine wohlthätige Reform derselben. Eine große Anzahl Pflanzen- und Arzneikörper, vorzüglich die natürlichen Balsame und die Gewächssalze, unterwarf er einer sorgfältigen Prüfung, und schied mit großer Genauigkeit ihre wesentlichen Eigenschaften von denjenigen, welche die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit ihnen beigelegt hatten. Seine Schriften, selbst die Disputationen, sind mit ungemeiner Genauigkeit ausgearbeitet, und voll eigener wichtiger Versuche und Experimente: Elementa chemiae medicae dogmatico-experimentalis. Halae 1736; Frf. ad Viad. 1753. 1766. 8. Rudimenta materiae medicae rationalis. Ib. 1741. ganz umgearbeitet, Ib. 1749. Vol. II. 8. auch 1767. 8. und zwei Mal in Paris im Original und zwei Mal in einer französischen Übersetzung gedruckt. Pharmacologia theoretico-practica. Berol. 1745. 1770. 8. Venet. 1756. 4. Fundamenta pathologiae et therapiae. Frf. 1758—62. Vol. II. 8. Libellus de morbis endemiis. Ib. 1771. 8. Seine meisten akademischen Schriften findet man beisammen in den Dissertatt. physico-chemico-medic. Frf. 1774. 4. und in den Dissertatt. nonnull. select. physico-chemicis ac med. Ib. 1775. 4. [1]). — Sein Sohn,

1) Börners Nachr. v. jetztleb. Ärzten, das Register zum 3. Bde. und Baldinger's Ergänzungen 31. (Salzmann's) Denkw. aus den Leben ausgez. Teutschen 231. Meusel's Lex. d. verstorbenen Schriftst. 2. Bd. Gmelin's Gesch. der Chemie, Register.

Friedrich August, geboren zu Halle 1734, studirte zu Frankfurt an der Oder die Arzneiwissenschaft, besuchte 1752 zu Berlin die Lehrstunden beim Collegio med., machte eine minerologische Reise durch Sachsen, Böhmen, Franken und Hessen, und hielt darauf zu Frankfurt an der Oder Vorlesungen über Mineralogie, Chemie und Botanik, bis er 1766 als ordentlicher Professor der Naturkunde nach Gießen berufen wurde, wo er auch in der medizinischen und 1777 in der neu gestifteten ökonomischen Fakultät einen Platz erhielt, nachdem er schon vorher über ökonomische und Kameralwissenschaften Vorlesungen gehalten hatte. Wegen Kränklichkeit legte er 1779 seine Ämter nieder, zog auf den von ihm erkauften Freihof unweit Idstein, von da 1790 nach Bidenbach in der Bergstraße, und 1793 nach Schierstein, einem nassauischen Orte im Oberamt Wiesbaden, wo er am 12. Decbr. 1796 starb. Mehre Akademien nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf, und seit 1791 hatte er (vorher Bergrath) den Charakter eines hessen-darmstädtischen geh. Raths. Mancherlei nützliche Beobachtungen und Belehrungen enthalten seine Elementa mineralogiae. Frf. ad Viadr. 1755. 8. Rudimenta Oryctographiae Viadrino-Francofurtanae. Ib. 1755. 8. Rudimenta hydrologiae. Ib. 1758. 8. Mineralogische Abhandlungen. Gießen 2 Th. 1771. 8. Grundsätze der Bergpolizei-Wissenschaft. Eb. 1776. 8. Abhandlung über die Verfälschung der Weine. Eb. 1779. 8. Wahrnehmungen zum Nutzen verschiedener Künste und Fabriken. Eb. 1785. 8. Viele Abhandlungen in den Act. acad. Mogunt., den Act. societat. Hassiac. u. a. O. Seine poetischen Arbeiten (Sinngedichte; neue Aufl. 1765. 8.) verrathen wenig Talent; doch hat Schütz 28 Epigramme von ihm in seine epigrammat. Anthologie Th. 3, 173—186 aufgenommen [2]).— Sein Bruder, Karl Wilhelm, geb. zu Halle 1735, gest. zu Glückstadt als ausübender Arzt und dänischer Kanzleirath 1806, hat Betrachtungen über einige Materien aus der Diätetik. Hamburg 1756, 1763. 8. drucken lassen [3]). (*Baur.*)

CARTIER, auch **QUARTIER** (Jacques), aus St. Malo in Bretagne, ein einsichtsvoller und erfahrner Seemann, und der erste, welcher unter König Franz I. und mit dessen Unterstützung, in den J. 1534, 1538 u. 1540, Canada genauer untersuchte, einen großen Theil des Landes entdeckte, und in der Nähe von Newfoundland und in andern Gegenden Kolonien anlegte. Er selbst beschrieb, zwar mit Einmischung mancher wunderbaren Erzählungen, im Ganzen aber wahrheitsliebend und genau, doch zunächst nur für den nautischen Gebrauch, die von ihm entdeckten und besuchten Inseln, Flüsse, Meerengen und Vorgebirge. Man findet seine Berichte von seinen zwei ersten Reisen in Ramusio's Raccolte delle navigationi etc. T. III. und von der dritten gibt Hakluyt Nachricht im 3. Bande seiner Principal navigations etc. Das Journal der beiden ersten Reisen findet man auch in Lescarbots Histoire de la Nouvelle France. Par. 1612; 1617. 8. Außerdem hat man unter Cartiers Namen eine Brief recit de la navigation faite es isles de Canada, Hochelage, Saguenay et autres. Par. 1545, Rouen 1598. 8. Verschiedene Namen, die er den von ihm entdeckten Gegenden beilegte, sind noch jetzt bei den Seefahrern gewöhnlich *). (*Baur.*)

Cartilaginei, s. Knorpelfische und Fisch.

CARTON, eine in der Malerei gebräuchliche Benennung, womit man theils einen Umriß von einer oder mehren Figuren auf Papier gezeichnet, in der Größe des darzustellenden Gemäldes; theils Zeichnungen mit einer oder mehren Farben, je nachdem es der Zweck erfodert, wozu man sie verwenden will, bezeichnet. Man hat vier verschiedne Arten von Malerei, wozu große Meister die Cartons verfertigten: zum Frescomalen, zur Mosaik, zu den Gobelins, und zur Glasmalerei. Bei der Frescomalerei wird auf das Gewölbe oder die Decke, worauf der Künstler malen will, so viel nasser Kalk aufgetragen, als er glaubt in einem Tage ausführen zu können; da man aber nicht im Stande ist, auf diese weiche Masse mit Kohle zu zeichnen, und auch die Kürze der Zeit jedes andere mühevolle Verfahren hindert: so bediente man sich des Cartons, indem man die Figur, oft in übernatürlicher Größe, auf ein starkes Papier zeichnete. Dieses wurde an der Decke, auf den Auswurf des Kalks befestigt, und mit einem spitzen Griffel genau über die Umrisse der Zeichnung gefahren, doch so, daß die Schärfen derselben durch das Papier sich deutlich in den Kalk drücken. Es ist natürlich, daß bei diesem Verfahren Manches undeutlich erscheinen muß; doch die kunstfertige Hand bedarf auch nur Andeutung, um ein Meisterwerk hervor zu bringen. Der Carton des Mosaikmalers ist ganz mit Farben ausgeführt, und ist er nach einem Originalgemälde gearbeitet, völlig in der Größe desselben, und so auch die Steinplatte, worauf das Werk verfertigt werden soll; da man aber bei dieser mühevollen Arbeit, welche durch das Zusammensetzen gefärbter Glasstifte hervorgebracht wird, leicht irren könte, so werden über das Gemälde, Carton, und die Steinplatte gleiche Quadrate gezogen, und diese Quadrate mit gleichen Nummern versehen. Nach dieser Vorrichtung erhält die Steinplatte so viel Kitt, als der Arbeiter glaubt in einem Tage zu benutzen; nach der Größe dieser Masse als No. 1. wird von dem Carton ein Stück No. 1. abgeschnitten, und auf der entgegen gesetzten Seite geschwärzt, dieses dann mit möglichster Sorgfalt auf den Kitt gelegt und durchgezeichnet, so, daß die schwachen Umrisse sichtbar werden. Dieses Verfahren wird immer fortgesetzt, und da wegen Genauigkeit der Quadrate nie ein Versehen eintreten kann, so wird es möglich, daß an einem solchen Gemälde zu gleicher Zeit mehre Arbeiter an verschiednen Seiten sich zugleich beschäftigen können. Die Cartons zur Glasmalerei sind großentheils nur mit der Feder gezeichnet und die Schatten nur leicht mit Tusche angegeben; mit Farben werden sie nur dann völlig ausgeführt, wenn der Glasmaler die Farben mehr in einander zu verarbeiten versteht. Übrigens wird der Carton unter die Glastafel gelegt, und

2) Strieder's hess. Gel. Gesch. 2. Bd. 121. 3. Bd. 537. Elwert's Nachr. v. jetztleb. Ärzten 1. Bd. 109. Jördens's Lex. teutsch. Dichter 5 Th. 819. Meusel a. a. O. 3) Kordes Lex. der schleswig-holst. Schriftst. 53.

*) *Meusel* bibl. hist. Vol. III. P. I. 361. u. 62. *Nouv.* Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von de Rossel), sehr ausführlich.

die durchscheinenden Umrisse desselben, auf der Oberfläche nachgezeichnet, die einfachen Schatten werden schwach oder stärker angegeben und eingebrant, und die einfachen Tinten des Colorits, wie beim Illuminiren, eine jede an ihrem Ort, auf diese Grundlage aufgetragen. Die Cartons zu den Gobelins oder der Tapetenwirkerei, sind colorirte Zeichnungen auf Papier ausgeführt. Nach ihrer Größe richtet der Weber genau den Aufzug seiner Fäden, und wie die Gänge derselben gehen, in demselben Verhältniß von Weite, werden diese Linien auf die Zeichnung gezogen, so, daß diese mit jenem Aufzug genau übereinstimmen. Um nun das Muster, wonach gearbeitet wird, beständig vor Augen zu haben, zerschneidet man den Carton in Streifen, und heftet denjenigen Theil, der eben bei der Arbeit nöthig ist, an den Schaft der Litzen an, doch so, daß alle Linien des Cartons an die Kettenfäden zu liegen kommen, daß, wenn der Arbeiter die Augen aufhebt, er sich gleich von seinem Muster bei der Arbeit unterrichten kann.

Es ist hier wol zweckmäßig, über die Cartons, welche Raphael zu den berühmten Teppichen im Vatikan verfertigte, etwas Näheres zu sagen. Nach Vasari [1]) führte dieser große Meister auf Befehl Leo's X. diese Cartons aus, welche nach Flandern geschickt wurden, um Tapeten danach zu wirken. Diese Teppiche nun kamen nach Rom, aber nicht auch die Cartons zurück, und man gab sie von dieser Zeit an für völlig verloren, bis ein Theil derselben nach mehr als hundert Jahren, in England wieder zum Vorschein kam. Nicht beachtet, befanden sie sich in der großen Gemäldesamlung König Karls I. zu Whitehall, nebst mehren kostbaren Gemälden, sehr vernachlässigt; aber auch in dieser Zeit schienen sie wieder in Vergessenheit gerathen zu seyn, und erst nach der Revolution dachte man daran, sie hervor zu suchen, wo man sie endlich in einer alten Kiste zusammen gerollt fand, in vier oder fünf Streifen der Länge nach geschnitten, so wie sie die Tapetenwirker als Muster beim Weben gebrauchen. Seit dieser Zeit aber würdigte man sie mehr; sie wurden auf Leinwand gezogen und die schadhaften Stellen ausgebessert; König Wilhelm und die Königin Marie ließen zu Hamptoncourt eine besondere Galerie bauen, wo sie aufgehängt wurden, und um sie vor jedem Schaden zu sichern, den selbst die Feuchtigkeit des Winters herbei führen könte, wurde die Galerie während der Zeit geheizt. — Man findet keine Nachricht darüber, wie diese Cartons nach England kamen, man sagt aber, als die Malereien König Karls verkauft wurden, habe Cromwell diese Cartons erstehen lassen und auf diese Art blieben sie in England. Es sind sieben Stück und stellen dar 1) den Fischzug Petri; 2) Christus gibt Petro die Schlüssel; 3) die Heilung des Lahmen; 4) Ananias fällt todt danieder; 5) Elymas wird mit Blindheit gestraft; 6) Paulus und Barnabas zu Lystra; 7) Paulus predigt zu Athen [2]). Alle diese Darstellungen sind mit Leimfarben ausgeführt, mit breitem Pinsel behandelt, und sowol in den Lichtern als Schatten schrafsirt.

So kostbar die Teppiche waren, welche nach Raphaels Zeichnungen gewirkt wurden, so blieben sie doch weit hinter den Originalen zurück [3]), denn sie haben in der letzten Zeit durch ihr Alter alle malerische Wirkung verloren. Die Zahl der Cartons, welche R. in den 3 letzten Jahren seines Lebens ausführte, muß bedeutend gewesen seyn; nach den 21 Teppichen in Rom [4]), wovon sich, wie wir oben anführten, sieben Cartons in England befinden, sind noch folgende Darstellungen zu bemerken: 1) 3 Darstellungen, der Kindermord zu Bethlehem; 2) die Auferstehung Christi; 3) die Anbetung der Könige; 4) Pauli Bekehrung; 5) die Anbetung der Hirten; 6) Darbringung des Christuskindes im Tempel; 7) die Steinigung des heil. Stephanus; 8) Christus mit den Jüngern zu Emaus zu Tische; 9) die Ausgießung des heil. Geistes; 10) die Himmelfahrt Christi; 11) Christus als Gärtner, erscheint der Magdalena; 12) Christus erlöst die Selen der Väter. So wie diese Teppiche, welche in dem Vatikan bei großen Feierlichkeiten ausgestellt wurden, während des französischen Kriegs 1798 nach Frankreich wanderten [5]), ohne daß man erfahren hatte, wo sie sich gegenwärtig befinden, eben so ist es den andern Raphaelischen Cartons ergangen. Indessen wurden zu Ende des 17. Jahrh. einige Bruchstücke, so wie im Anfange des 18. Jahrh., ein beträchtliches Stück vom Kindermord aus den Niederlanden nach England gebracht, welches aber durch Ölfarben und andere Unreinlichkeit ganz verdorben war. Der ältere Richardson sammelte gegen 50 Fragmente dieser Cartons, die theils in Köpfen, Füßen, Händen und Bruchstücken von Gewand bestanden, und zu den Darstellungen des Kindermords, der Anbetung der Könige, und der Auferstehung Christi u. s. w. gehörten. Man hat noch Nachrichten über einzele verloren gegangene Cartons, allein die erstern sind zu unsicher, als daß wir sie hier ferner anführen sollten. (*Weise.*)

CARTONEMA, R. Br., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Bromelieen und der 6. Linné'schen Klasse. Char. Dreitheiliger Kelch, dreiblättrige Corolle. Sechs Staubfäden auf dem Fruchtboden eingefügt. Dreifächerige Kapsel, mit 2 Samen in jedem Fache. Die einzige bekante Art, C. *spicatum*, wächst auf Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CARTOUCHE (Louis Dominique), ein berüchtigter Gauner und Dieb, dessen Name zum Sprichwort geworden ist, um ein ausgezeichnetes Diebsgenie anzudeuten. Er war gegen das Ende des 17. Jahrhunderts zu Paris geboren, wurde wegen Gaunereien aus der Schule und nach einiger Zeit aus dem älterlichen Hause verjagt, trat darauf unter eine Räuberbande, welche die Normandie schreckte, kam nach Paris zurück, und wurde das Oberhaupt einer furchtbaren Bande von Banditen. Er gab seiner Gesellschaft, deren Zahl sehr ansehnlich war, eine förmliche Organisation, entwarf Gesetze, verband die Mitglieder durch feierliche Eide, und übte sogar Gewalt über Leben und Tod der Verbündeten. Lange Zeit gefährdete er die öffentliche Sicherheit und das Privateigen-

1) Le Vite de' Pittori. Bologna, 1647. T. III. p. 89. 2) Nicolas Dorigny hat diese Darstellungen im Geiste der Originale, nebst einem Titel, am besten gestochen.

3) Römische Studien von Fernow. Th. 3. S. 131. u. s. w. 4) Fiorillo kleine Schriften Th. 2. S. 281., gibt deren 25 an. 5) Fiorillo daselbst.

thum auf eine nie erhörte Art, bis er endlich am 14. Okt. 1721 der Gerechtigkeit in die Hände fiel, die ihm das Rad zuerkante. Selbst auf der Folter verrieth er die Theilnehmer an seinen Verbrechen nicht; als er sich aber auf dem Greveplatze, dem Orte seiner Hinrichtung, in der Hoffnung getäuscht sah, von ihnen in Freiheit gesetzt zu werden, ließ er sich ins Gefängniß zurück führen, gab die Namen seiner Genossen an, und erleichterte ihre Verhaftung. Er starb am 28. Nov. 1721 unter den Händen des Henkers mit bewundernswürdigem Gleichmuthe. Alle Journale jener Zeit sind voll von Erzählungen seiner Diebskünste, und noch während seines Prozesses brachte Legrand seinen Cartouche auf die Bühne, und das sehr mittelmäßige Gedicht: Cartouche ou le vice puni par Grandval. Par. 1725. 8. erlebte mehre Auflagen *). (*Baur.*)

CARTWRIGHT (Thomas), ein englischer Puritaner, durch harte Verfolgungen der herrschenden Kirche ausgezeichnet, um 1530 in Hertfordshire geb., wurde zu Cambridge gebildet, und dort nachher Professor der Theologie. Sein Predigertalent zog eine Menge Zuhörer herbei; da er aber die Zucht der herrschenden Kirche zu tadeln wagte: so erhob sich die höhere Geistlichkeit gegen ihn, und nöthigte ihn, die Universität zu verlassen. Er ging nun nach dem festen Lande, und war einige Jahre Prediger der englischen Kaufleute zu Antwerpen und Middelburg, kam jedoch, troß der damaligen Verfolgungen gegen die Puritaner, nach England zurück und gab einige Schriften über Verbesserung der Kirchenzucht und der Liturgie heraus. Das Aufsehen, das diese erregten, nöthigte ihn von neuem, sein Vaterland zu verlassen. Als er nach 5 Jahren zurück kam, wurde er als Aufrührer gefangen gesetzt. Das Ansehen des Lordschatzmeisters Burleigh und des Grafen Leicester befreiete ihn zwar und Letzterer übergab ihm die Leitung eines Hospitals; er genoß aber seine Freiheit nicht lange, und wurde noch zwei Mal eingesperrt. Endlich jedoch erhielt er 1592 sein Amt und die Erlaubniß zu predigen wieder. — Er starb im Dec. 1603. — Außer den gedachten polemischen Werken schrieb er a body of divinity Lond 1616. 4, Commentaria practica in totam historiam evangel. (1630. 4. Amst. 1647). Comment. succ. et diluc. in Proverbia Salom. (Amst. 1638. 4). Metaphr. et Homil. in libr. Salom. Eccles. (ib 1647. 4.) †). (*H.*)

CARTWRIGHT (William), seiner Zeit ein hochgepriesener Theologe und Dichter, wurde im J. 1611 zu Northway bei Tewksbury in Glocestershire geboren [1]). Sein Vater, von guter Familie herstammend, war durch ein verschwenderisches Leben sehr heruntergekommen [2]), William erhielt eine Freistelle in der Westminsterschule, wo er sich durch Talente und Fleiß so auszeichnete, daß seine Gönner ihn zum Studium der Theologie nach Oxford beförderten. Er machte in Christ Church College den Kursus der Philosophie und empfing den Grad eines Master of Arts. Hierauf wandte er sich der Theologie zu, und zeichnete sich als Kanzelredner durch seinen blühenden und pathetischen Vortrag aus — a most florid and seraphic preacher, sagt Wood. Ein schönes kraftvolles Organ und eine einnehmende Gestalt unterstützten sein geistliches Rednertalent, und sein Gönner, der Bischof Duppa, verschaffte ihm 1642 eine Pfarre in Salisbury. In demselben Jahre wurde er bei dem Kriegsrathe angestellt, welcher damals für die königlichen Truppen in Oxford errichtet worden war, und bewies sich in diesem Posten als einen eifrigen Freund der stuartischen Partei. Das folgende Jahr berief ihn zum jüngern Proctor der Universität und öffentlichen Lehrer der Metaphysik. Bald nachher raffte ein epidemisches Fieber ihn in seinem 32. Jahre hinweg, 1643 [3]).

Cartwright war ein ausgezeichneter Gelehrter, welcher sich in griechischen und lateinischen Versen versucht hat und als Kanzelredner und philosophischer Lehrer unter seinen Zeitgenossen fast wie ein Wunder angestaunt wurde. So wurde denn auch der Dichter in ihm sehr überschätzt. An der Spitze seiner Lobredner steht Ben Jonson, der ihn seinen Sohn zu nennen pflegte, und in der Beigabe zur ersten Samlung seiner Poesien finden sich die ausgezeichnetsten Geister als Zeugen für die Meisterschaft seiner Werke. Die Nachwelt hat mäßiger über ihn geurtheilt, und seine Gedichte sind jetzt fast vergessen. Sie bestehen, außer einigen kleineren, in 4 Dramen: Ordinary, a Comedy; Lady Errant, a Tragi-Comedy; Royal Slave, a Tragi-Comedy; Siege, or Love's Convent, a Tragi-Comedy. Zusammen gedruckt: Comedies, Tragi-Comedies and Poems. London 1651. 8. Einige unbedeutende Broschüren von Cartwright werden noch bei Wood citirt [4]). (*W. Müller.*)

CARUM, Kümmel, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Doldenpflanzen und der 5ten Linné'schen Klasse. Sie unterscheidet sich von andern dadurch, daß statt der allgemeinen Hülle ein Blatt steht, daß es an einer besondern Hülle fehlt, daß die Frucht prismatisch ist und drei Rippen hat. Wir kennen nur eine einzige Art: C. *Carvi*, den gemeinen Wiesenkümmel. (*Sprengel.*)

CARUM, s. Careum carvi, cuminum pratense, gemeiner Feld-, Wiesen-, Matten-, Speise-, Brot-, Weg- oder kurzer Kümmel, Carve, theils wild auf Wiesen rc., in England, Italien, der Schweiz, in Teutschland rc., theils hier und da cultivirt. Der Wiesenkümmelsamen ist weit kleiner, magerer, ölarmer, braungraulich von Farbe, und von Geschmack nicht so angenehm,

*) Histoire de la vie et du procès du fameux Cartouche, öfters gedruckt, auch Teutsch: Leben des Erzspitzbuben Cartouche. Kopenhagen 1767. 8. Ausführliche Nachricht von Cart. Prozesse gibt Desessarts im 2. Bde der Procès fameux. Historische Merkwürdigkeiten. Nürnb. 1722. 1. Th. 77—82. Biogr. univ. T. VII.

†) Vgl. Biogr. brit. u. *Rees* Encycl. VI. Biogr. univ. T. VII.

1) Nach Wood in Athen. Oxon. p. 274. Loyd in den Memoires p. 422. läßt ihn den 16. August 1615 geboren werden und macht ihn zum Sohne eines Thomas Cartwright von Burford in Oxfordshire.

2) Er soll zuletzt Schenkwirth in Cirencester geworden seyn.

3) Nach Andern 1644.

4) *Cibber's* Lives etc. T. I. p. 277 ff. *Baker's* Biogr. Dram. *Cambpell's* Specimens etc. T. III. p. 303. 304.

als der **gebaute** und der **Gartenkümmel**, dessen Samen länglich, gestreift, gebogen, braungraulich, von eigenem, stark aromatischem Geruche, und scharfbitterlichem, nicht unangenehmem Geschmacke sind. Der englische ist gröber, gelber, süßer, und, gleich allem Kümmel aus warmen Ländern, ölreicher, als unser einheimischer. Er dient fast einzig als Hausmittel bei Verdauungsschwäche, Flatulenz, Durchfällen, indem man ihn entweder theelöffelweise ganz verschluckt, oder in Fleischbrüh- und Biersuppen genießt, oder ihn auch äußerlich in Breiumschlägen mit Brotkrume und Wein oder Brantwein, oder im Aufgusse von 1—2 Drachm. als Klystier anwendet. Auch die Muttermilch soll er vermehren. Linné räth ihn gegen das dreitägige Fieber, Blair in einem Aufgusse mit Honig bei Lungenverschleimungen ꝛc. Übrigens gehört er unter die einheimischen guten Küchen- und Hausgewürze überhaupt; man setzt auch Brantweine und Malzgetränk damit an. — In Seidenfärbereien komt er zur schwarzen Farbe auf Seide. Ein Pfd. davon (32 Loth) gibt 1 Unze hellgelbes, oder bloß bräunliches, leichtes Ätheröl Ol. carvi Bor. von nicht sehr angenehmem, starkem Kümmelgeruch und brennendem Geschmack. Mit rauchender Salpetersäure liefert es, nach Hasse, ein schmieriges, schwarzes Harz, nach Grottbuß, Sauerkleesäure. Es ist sehr erhitzend, aber ein wirksames windtreibendes und magenstärkendes Mittel, innerlich zu 1—4 Tropfen in Wasser, auf Zucker, oder in Zeltchenform, häufiger aber äußerlich ein zertheilendes Mittel, mit andern Ätherölen in Alkohol aufgelöst, und bei Windkolik, Unterleibskrämpfen kleiner Kinder ꝛc. in den Unterleib eingerieben.— Der Spiritus Carvi Lond. u. Edinb. ist bei leichten Blähungsbeschwerden u. and. Fehlern der Verdauung angezeigt. (*Th. Schreger.*)

CARUNCULAE, Fleischwarzen, Warzenhäute. Dieser Ausdruck wird in der Ornithologie für unbefiederte, mehr oder weniger erhabene oder hervorragende und gefärbte Theile des Felles gebraucht, welche am Kopfe oder Halse mancher Vögel, zumal aus den Gattungen der Hühner vorkommen. (*Nitzsch.*)

CARUR, ein Distrikt der brit. Prov. Coimbatur auf Dekan am Cavery und Ambraddy mit der gleichnamigen Hauptstadt, die (Br. 10° 53' L. 95° 38') am Ambraddy liegt, groß und gut bevölkert ist. Eine vorm. berühmte Pagode und ein Fort liegen in Trümmern. (*Hassel.*)

Carus, s. am Ende des Buchst. C.

CARUSO, lat. Carusius (Giovan Battista), Geschichtsforscher, aus Polizzi unfern Palermo in Sicilien, wo er den 27. Dec. 1673 geboren war. Er studirte bei den Jesuiten zu Palermo; allein die scholastische Philosophie, die sie lehrten, wurde ihm zuwider, und durch Baco, Descartes und Gassendi, an die er sich hielt, wurde er auf den Skepticismus geleitet. Eine Reise durch Italien nach Paris, die er 1700 als Führer zweier junger Edelleute unternahm, und die Bekantschaft mit Mabillon gaben Veranlassung, daß er sich, nach der Rückkehr in sein Vaterland, einzig mit historischen Untersuchungen beschäftigte, die auf dasselbe Beziehung hatten, und daß er dieß mit hellem Kopfe, emsigem Fleiß und unbefangener Kritik gethan habe, beweisen seine Arbeiten, an deren Vollendung ihn sein, am 15. Oktober 1724 erfolgter Tod hinderte. Diese Arbeiten sind: Memorie istoriche della Sicilia, dal tempo de suoi primieri abitatori sino alla coronazione del rè Vittorio Amadeo. Palerm. 1716—1745. fol. die beiden letzten Bände herausgegeben von seinem Bruder Francesco. Der in diesem Werke herrschende skeptische Ton konte dazu beitragen, eine freiere und schärfere Prüfung zu befördern. Eine verdienstliche Arbeit ist die von ihm herausgegebene Bibliotheca historica regni Siciliae s. historicorum, qui de rebus Siculis a Saracenorum invasione usque ad Aragonensium principatum *illustriora* monumenta reliquerunt, *amplissima* collectio. T. I. P. I. II. Panormi 1720—23. fol; der Titel verspricht nicht zu viel *). Die von ihm gesammelten Monumenta historiae Saraceno-Siculae stehen in Muratori's Scriptt. rer. ital. T. I. P. II. **). (*Baur.*)

CARVAJAL, eigentlich CARAVAJAL, der Name mehrer historisch merkwürdiger Spanier, von denen wir folgende bemerken: I. Johann von Carvajal, Kardinal und Bischof von Placenzia, aus Truxillo in Andalusien abstammend. Er war Gouverneur von Rom, und nachdem er auf der Kirchenversamlung zu Basel das päpstliche Interesse mit vieler Klugheit vertheidigt hatte, ertheilte ihm Eugen IV. im J. 1446 die Kardinalswürde. Auch die folgenden Päpste übertrugen ihm 22 Legationen in Teutschland, Böhmen und Ungarn, und hatten Ursache, mit dem Erfolge seiner Bemühungen zufrieden zu seyn. Er starb in Rom den 6. December 1469 in seinem 70. Jahr.— II. Bernhardin, zu Placenzia geboren, ein Neffe des Vorigen, war Bischof von Carthagena und seit 1493 Kardinal und Nuncius in Spanien. Als Gegner des Papstes Julius II. und zu Gunsten des Kaisers Maximilian und des Königs Ludwig XII. von Frankreich, berief er 1511 eine Kirchenversamlung nach Pisa, wurde aber dafür seiner Würde entsetzt, und erst 1513 von Leo X., unter demüthigenden Umständen, wieder hergestellt [1]). Unter Adrian VI. und Klemens VII. wurde er zu wichtigen Geschäften gebraucht; am 13. Dec. 1523 starb er in seinem 67. Jahre als Bischof von Ostia und Dechant des h. Collegiums. Es sind mehre Reden, Homilien und Predigten von ihm gedruckt.— III. Lorenz Galindez, aus eben dieser Familie, Ritter von Calatrava, geboren zu Placenzia 1472, studirte die Rechte zu Salamanka, war Rath des Königs Ferdinand und der Königin Isabelle, und hatte unter dem Kardinal Xi-

*) Ein Verzeichniß des Inhalts der 30 Stücke, die diese Bibliotheca enthält, findet man in des Fabricius Conspectus thesaur. literar. Italiae p. 73—78; und als eine reichhaltige Fortsetzung und Ergänzung der Bibl. zu betrachten ist *Rosarii Gregorii* bibliotheca scriptor., qui res in Sicilia gestas sub Aragonum imperio retulere. Panormi Vol. II. 1791—93. fol.
**) Giornale de' letterati d'Italia T. XXXVII. p. 341—360. Catal. biblioth. Bunav. T. I. Vol. II. 1140. *Saxii* Onomast. T. VI. 264. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 192. Biogr. univ. T. VII. (von Pillot).

1) Leo X. gab selbst von allem diesem dem Kaiser Maximilian ausführliche Nachricht. S. *Bembi* epist. pontif. lib. III. ep. 22. *Fabron.* vita *Leon.* X. p. 62. *Guicciard.* lib. XI. Vol. II. 38. *Pet. Martyr* ep. 725. Roscoe Leben Leo's X. das Register beim 3. Bde.

menes großen Antheil an der Regirung Spaniens. Karl V., dem er wichtige Dienste leistete, ernante ihn zum Oberpostmeister von ganz Indien. Er starb den 27. November 1527 zu Burgos, und hinterließ mehre historische Werke, von denen aber nur seine Addiciones a los varones illustres de Fernan Perez de Guzman. 1517. fol. gedruckt wurden, nebst dem Leben Johanns II., Königs v. Castilien, dessen Herausgeber Carvajal war.— IV. Franz, ein Kriegsheld, der seine Kunst unter dem Großkapitän Goncalo Hernandez de Cordova (Gonsalvus von Cordua) in den italienischen Kriegen erlernt, und sich in der Schlacht bei Pavia Ruhm erworben hatte. Um Reichthümer zu sammeln, begab er sich nach Mexiko und Peru, wurde 1542 Generalmajor der königlichen Armee, und trug viel zu dem wichtigen Siege bei Chuzas bei, in welchem der junge Almagro geschlagen wurde. Er schloß sich darauf an Gonzalez Pizarro an, beförderte dessen Erhebung zum Statthalter von Peru mit civil- und militärischen Vollmachten, und, in seinen Rathgebungen eben so kühn und entschlossen als im Felde, suchte er ihn zu bewegen, sich zum unabhängigen Könige zu machen. Obgleich Pizarro den Muth nicht hatte, diesen kühnen Entschluß auszuführen, so blieb ihm Carvajal dennoch treu, und hatte zuletzt mit demselben einerlei Schicksal. In einem Parteikampfe 1548 geriethen Beide in die Gefangenschaft des Pedro de la Gasca, der nach Peru gesandt worden war, um die Unruhen zu dämpfen, und dieser ließ Pizarro enthaupten, Carvajal aber, damals einen Greis von 84 Jahren, henken. Er starb wie er gelebt hatte. Als man ihm das Todesurtheil ankündigte, sagte er: „man kann nur ein Mal sterben," ließ weder eine Reue über das Vergangene, noch eine Furcht vor der Zukunft blicken, und spottete mit seiner gewöhnlichen lustigen Laune über alle, die ihn besuchten. An Tapferkeit und persönlichem Muth, an Klugheit und Verschlagenheit, aber auch an Rohheit und Grausamkeit kamen ihm Wenige gleich. Mehr als 20,000 Indianer, die er zu seinen Sklaven gemacht hatte, sollen durch die übermäßigen Arbeiten, die er ihnen aufbürdete, getödtet worden seyn [2]). (*Baur.*)

CARVER (John), Esq., geboren 1732 zu Stittwater in Neuengland, wo sein Vater Friedensrichter war. In seinem 15. Jahre kam er zu einem Arzt nach Elisabethtown, ging aber im 18ten als Fähndrich unter das Regiment von Connecticut, wurde 1757 Hauptmann, und wohnte bis 1762 den meisten Schlachten und Belagerungen bei, welche das Schicksal der Provinz Canada entschieden. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied, und entschloß sich das Innere von Amerika zu bereisen, und wo möglich bis ans stille Meer zu kommen. Es war eigentlich eine Entdeckungsreise zur genauern Kentniß der im pariser Frieden 1762 an England abgetretenen unbekanten canadischen Landstriche, und ging von Boston bis zum Einfluß des Antonisflusses in den Mississippi, beinahe 700 teutsche Meilen weit. Nach der Rückkehr von diesen dreijährigen Reisen arbeitete Carver sein Tagebuch aus, und ging damit nach England, in der Hoffnung, da er seinem Vaterlande mit Aufopferung seines Vermögens und seiner Kräfte gedient hatte, und ihm noch ferner manche wesentliche Vortheile zu verschaffen bereit war, am Hofe eine günstige Aufnahme und Unterstützung zu finden. Aber er wurde verkant, blieb unbelohnt und starb in London am 31. Jan. 1780 in Armuth. Sein trauriges Schicksal veranlaßte die Stiftung einer Gesellschaft zur Unterstützung unglücklicher Gelehrten. Die, im Original und in Übersetzungen, öfters gedruckte Beschreibung seiner Reisen †), ist ein schätzbares Geschenk für die Geschichte und Völkerkunde, reich an neuen Nachrichten zur Kentniß der nordamerikanischen Indianer, die er vielleicht zu günstig beurtheilt, und an Beiträgen zur physikalischen Geographie in Beziehung auf den bereisten ansehnlichen Erdstrich. Außer seiner Reise ließ er auch eine Abhandlung über den Tabaksbau (London, 1779. 8.) drucken, welche Zeichnungen dieser Pflanze und eine Beschreibung ihres Baues auf dem festen Lande von Amerika enthält ††). (*Baur.*)

Carviol, s. Brassica.

CARWAR, Stadt in dem Distr. Nord-Canara der brit. Prov. Canara. Sie liegt Br. 14° 49′ L. 91° 38′ am Carawuty, der bis an ihre Kaien Schiffe trägt, ist gut gebauet und hat etwa 9000 Einw., die den Concandialekt reden und einen guten Hafen besitzen. Es ist der Hauptmarkt für Cut oder terra japonica, und war sonst blühender, indem der Hafen von vielen europäischen Schiffen besucht wurde, deren Nationen hier, wie die Briten, Faktoreien hatten. Außer Cut macht der Platz noch Geschäfte in Salz, das von den Mahratten abgeholt wird. (*Hassel.*)

CARY (Felix), Numismatiker und Geschichtforscher, Sohn eines Buchhändlers zu Marseille, wo er den 24. December 1699 geboren war. Frühe entwickelte sich sein Hang zu numismatisch-historischen Untersuchungen, und die Folge davon war, daß er ein reichhaltiges Kabinet von kostbaren Münzen sammelte, welches nach seinem Tode für die königliche Bibliothek erkauft wurde. Er war Mitglied der 1726 zu Marseille gestifteten gelehrten Gesellschaft und der Akademie zu Cortona, seit 1752 Correspondent der Akademie der Inschriften, und starb den 15. December 1754. Sein Haupt- und in seiner Art ein klassisches Werk, das besonders für die Special-Chronologie wichtige und entscheidende Aufschlüsse enthält, ist

2) Robertson's Gesch. von Amerika, das Register beim 2. Bde., die Biogr. univ. T. VII., das allgem. hist. Lexikon (bei Fritsch) und die dort angeführten Schriftsteller.

†) *Travel's* through the interior parts of North-America in the years 1766—1768. Lond. 1778; Ed. III to which is now first added some account of the author by D. Lettsom. ib. 1779. 8. mit einer Karte und Kupf. Teutsch (bloß mit einer Karte) Hamb. 1788. 8., auch im 1. Th. von C. D. Ebeling's neuer Samlung von Reisebeschreibungen. Französisch (von Montucla) Paris 1784. 8. Für die Jugend bearbeitet von Campe, im 4. Th. seiner Samlung von Reisebeschr. Auszüge und beurtheilende Anzeigen von Carvers Reisen, s. in den gött. gel. Anz. 1779. S. 706—712, der (Lemgoer) auserles. Bibl. 19. Bd. 229—258, Büsching's wöchentl. Nachr. 1780. S. 252 ff und Meusel's hist. Lit. 1781. S. 215 ff.

††) Fabri's und Hammerdörfer's histor. und geogr. Monatsschrift 1788. St. 5. S. 388—394. Über Carvers und der beiden Forster Schicksale in England (Weckherlin's) Chronologen 6. St. 42—53. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Eyriès).

seine Histoire des rois de Thrace et de ceux du Bosphore Cimmérien, eclaircie par les médailles. Par. 1752. 4. m. Kpf.; Teutsch, in der Saml. von Erläuterungsschriften zur allgem. Welthistorie, Halle 1756, 4.; Bd. 4. Abth. 2. S. 1 — 112. In seiner Dissertation sur la fondation de la ville de Marseille, sur l'hist. des rois du Bosphore Cimmérien et sur Lesbonax, philosophe de Mitylène. Par. 1744. 12. setzt er die Gründung der Stadt Marseille auf das Jahr 599 v. Chr. Geb. *). (*Baur.*)

CARYCHIUM. Unter diesem Namen stellt O. Fr. Müller eine sehr kleine, gehäusige Landschnecke als Gattung auf, welche als solche durch 2 kurze, stumpfe, nicht einstülpbare Fühler, an deren Wurzel hinten die Augen befindlich sind, und durch ein gewundenes, längliches Gehäuse mit gezahnter Mündung charakterisirt wird. Es scheint aber dieses Genus von den sonst zu den Voluten gerechneten Ohrschnecken oder der Gattung Auricula *Lam.* (Marsyas *Oken.*) ganz und gar nicht verschieden zu seyn, wie es denn auch von Lamarck, Draparnaud, Roissy, Blainville u. A. mit derselben vereinigt worden ist. Gmelin, Schröter und von Alten führten die Schnecke nach der vagen linné'schen Bestimmung der Gattung Helix unter dieser auf. Bruguière verband sie, wie auch die Ohrschnecken, mit Bulimus. Pfeiffer hingegen ist gleich einigen andern teutschen Conchologen in der Annahme der obigen Gattung dem Müller gefolgt. Die von Müller entdeckte Art, welche zu jener generischen Aufstellung Gelegenheit gab, ist:

Carychium minimum *Müller* Verm. hist. II. p. 125. *Pfeiffer* Land- u. Wasserschn. p. 69. t. 1. f. 5. 6. t. 3. f. 40. 41. — Helix Carychium *Gmel. Linn.* Syst. nat. I. 6. p. 3665. *Alten* Erd- u. Flussconch. um Augsb. p. 107. t. 13. f. 23. *Schröter* Flussconch. p. 324. — Auricula minima *Draparn.* hist. d. Moll. de la France p. 57. t. 3. f. 18. 19. *Lamarck* hist. nat. d. an. s. vertèbr. VI. 2. p. 140. Das sehr kleine, höchstens ½ Linie lange Gehäuse ist weißlich durchscheinend, länglich eirund, etwas glänzend, hat konstant 5 etwas gewölbte Windungen, einen stumpfen Wirbel und eine ziemlich eiförmige Mündung, in welcher 3 Zähne sichtbar sind, von denen der dickste und der kürzeste an der Außenlippe, ein kleiner stumpfer an der Spindellippe, und ein sehr hervorspringender, nach innen leistenartig fortgesetzter Zahn an der Spindel oder der vorletzten Windung steht. Der Mündungsrand ist zurückgebogen, wulstig.— Das Thier ist sehr zart, weißlich, fast durchsichtig, mit schwarzen Augen, die ober- oder hinterwärts an der Wurzel der Fühler stehen (vergleiche die Abbildungen tab I. f. 3. in Hartmanns System der Erd- und Süßwassergastropaden, auch in der „neuen Alpina" I. t. 1. f. 7.).

Dieses Schneckchen, welches ein sehr verkleinertes Midasohr darstellt, ist in mehren europäischen Ländern, als in Teutschland, der Schweiz, Frankreich, Dänemark, Schweden, auf feuchtem Mooſe und modernden Blättern angetroffen worden; bei Halle habe ich es noch nicht finden können. Die Stücke, welche ich meinem Freunde und ehemaligen Zuhörer Herrn Ferdinand Schultze verdanke, wurden von diesem an Bertramja fontana auf einer sumpfigen Wiese bei Berlin gesammelt. Die Schale erscheint an allen diesen Exemplaren unter der Loupe zierlich der Länge nach gestreift. Vgl. den Artikel Marsyas. (*Nitzsch.*)

CARYEDON. Eine von Steven und Schönherr (Isis 1823. Seite 1134) benante, aber noch nicht näher bezeichnete Käfergattung, wozu als Vorbild Bruchus serratus Oliv. genant wird. (*Germar.*)

CARYOCAR, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rhigoboleen und der 13. Linné'schen Klasse. Char. Fünflappiger Kelch. Fünf Corollenblätter. Die Staubfäden in zwiefacher Reihe, die innern zum Theil verwachsen und fehlschlagend. Eine Steinfrucht mit 1 — 4 Nüssen. Sechs bekante Arten wachsen in Guiana und liefern schmackhafte Nüsse. (*Sprengel.*)

CARYOCATACTES, Nußbrecher. Den griechischen Namen, die wörtliche Übersetzung des teutschen, wandte Geßner an, die einzige Art von Vögeln zu bezeichnen, welche diese Gattung ausmacht, und welche von Linné und vielen nach ihm zu den Krähen gezählt wurde, von denen sie, ungeachtet mancher Übereinstimmungen in Bildung und Lebensart, doch in eben diesen Dingen zu sehr abweicht, als daß man sie nicht, als eine eigene Gattung bildend betrachten müßte. Für diese behielten nun Cuvier, Nilsson und Koch den geßnerischen Namen bei, welchen Brisson mit dem gleichbedeutenden Nucifraga vertauschte, und darin Temminck und Meyer zu Nachfolgern hatte. Der Schnabel des Nußbrechers ist fast gerade, fast rund und nur wenig zusammen gedrückt, länglich-kegelförmig, mit längerer, vor der geraden, scharfen Spitze etwas ausgeschnittener obern, und einer länglaufenden Erhöhung in der Mitte der untern Kinnlade. Die Nasenlöcher liegen in der Wurzel des Schnabels, sind rund, und mit den darüberliegenden borstenartigen Halsterfedern dicht bedeckt. Von den 19 Schwungfedern sind die vierte und fünfte die längsten, und die 12 Schwanzfedern ziemlich weich. Von den drei Vorderzehen sind die äußere und mittlere an der Wurzel verwachsen. Er hält sich in waldigen Bergen der nördlichen Hälfte der Erde auf, und ernährt sich von Nüssen, Obst, Beeren, Insekten, und den Eiern der Vögel. Er nistet in hohlen Bäumen, und legt 5 bis 6 gelbgraue, bräunlich gefleckte Eier. Seine Stimme ist ein Geschrei. Die einzige Art:

Caryocatactes guttatus oder maculatus, Corvus Caryocatactes *Linn.* der Tannenheher, Nußheher, Nußbrecher, Nußkrähe u. s. w. ist 12 Zoll und davon sein fast gerader Schwanz 5 Zoll lang. Die Flügel bedecken zwei Drittheile desselben. Schnabel, Füße und Nägel sind glänzend schwarz. Eben diese Farbe haben die Schwungfedern und Schwanzfedern, aber die letztern eine weiße Spitze, und die 5te, 6te u. 7te Schwungfeder einen weißen Fleck in der Mitte der breiten Fahne. Haube und Steiß sind dunkelbraun, die Federn des

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Beuchot). *Saxii* Onomast. T. VII. 78. Von Cary's angeführten Werken s. die Nova Acta erudit. 1752. Mart. 179; 1753. Jun. 294; von seinen hinterlassenen Manuscripten das Dictionnaire de la Provence.

übrigen Körpers braun mit weißen Flecken, und die Afterfedern weiß. Er bewohnt die waldigen Berge, besonders solche, welche mit Nadelholz bewachsen sind, von ganz Europa, ist aber in Frankreich und England selten. Man trifft ihn in einem großen Theile des mittleren und nördlichen Asiens, bis nach Kamtschatka hin, an, und soll ihn auch in Nord-Amerika finden. Er bleibt bei uns, und ist höchstens als ein Strichvogel zu betrachten. Haselnüsse sind seine Lieblingsnahrung. Er schlingt von ihnen den Kropf voll, und leert denselben an einem bequemen Ort aus, um sie aufzuhacken und den Kern zu verzehren, oder die überflüssigen zu verbergen. Auch Eicheln, Bucheckern und Nadelholzzapfen sind ihm angenehm. Daß er, um Insekten zu fangen, die Bäume gleich den Spechten besteige und hineinhacke, wie Einige behaupten, ist nicht nur unwahrscheinlich, sondern auch nach der Beschaffenheit seiner Schwanzfedern fast unmöglich. (*Merrem.*)

CARYOPHYLLAEUS, Nelkenwurm. Eine Gattung der Binnenwürmer aus der Familie der Nestelwürmer (Cestoidea *Rudolphii*), welche durch einen flachgedrückten, ungegliederten, länglichen, hinten verschmächtigten Körper, gefransten oder lappigen Kopf und ein zweilippiges Maul (?) charakterisirt wird. Die einzige bekante Art dieser Gattung, Caryophyllaeus mutabilis *Rud.*, ward von Pallas [1]) zu den Tänien, von Göze [2]) zu den Saugwürmern, die derselbe unter dem Titel Fasciola zusammenfaßte, gezählt, von Bloch [3]) aber als eine besondere Gattung aufgestellt, unter dem Namen Caryophyllus, welchen Schrank [4]) in Caryophyllinus und Gmelin [5]) in Caryophyllaeus umänderte. Dieser letzte Name ist von Zeder [6]) und Rudolphi [7]) beibehalten werden; er bezieht sich, wie die teutsche Benennung, auf die nelkenblattähnliche Figur, welche dieser Wurm zumal im Vorderende zeigt. Abilgaard [8]) substituirte unnöthiger Weise eine andere Benennung: Phylline.

Der Nelkenwurm findet sich ziemlich häufig im Gedärm unserer einheimischen Cyprinus- und Cobitis-Arten. Er ist von weißer Farbe, eine Linie bis einen Zoll und darüber, sehr selten bis 2 Zoll lang; doch redet Zeder [9]) gar von dreizölligen und längern Individuen, dergleichen sonst nicht weiter gesehen worden sind. Das Vorder- oder Kopfende ist von sehr veränderlicher und variabler Form, meist breit, gefranst, oder in Lacinien, bisweilen recht zierlich und regelmäßig (wie an denen von Rudolphi in Cyprinus Blicca gefundenen Individuen) getheilt. Wenn die Lacinien oder Fransen sich zurückziehen, so soll ein Maul (wiewol sehr selten) mit kurzer, breiter Ober- und Unterlippe sichtbar werden. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dieses, von mir noch nicht beobachtete Maul eine wirkliche Mundöffnung sei. Der Körper ist länglich, hinten allmälig schmäler werdend, und mit stumpfer Spitze endend, gewöhnlich glatt, doch auch quergerunzelt. Man sieht bisweilen ziemlich deutlich Längsgefäße; doch ist über den innern Bau noch nichts Sicheres und Genügendes beobachtet. Zeder nahm männliche und weibliche Individuen an. Die Männchen seien vorn weniger breit, am Hinterende rundlicher, dickkolbig, und haben vor dem Schwanzende eine Öffnung, aus welcher ein männliches Glied hervorkomme. Die Weibchen seien vorn breiter, hinten dünner und haben eine quergezogene Öffnung an der Bauchseite in der Nähe des Hinterendes, ungefähr an derselben Stelle, wo die Geschlechtsöffnung der Männchen sei. Bei den Weibchen glaubte Zeder Eierschläuche, bei den Männchen einen Hoden und Samenschläuche zu sehen. Rudolphi folgte anfänglich diesen Zederschen Angaben, zieht sie aber [10]) jetzt mit Recht in Zweifel und nimt nach aller Analogie an, daß der Nelkenwurm zwitterhaft sei. Die Bewegungen dieses Wurms sind mannichfaltig, besonders die des Kopfendes, welches sehr verschiedene Gestalten annimt, dabei die Fransen oder Lacinien öfters verbirgt und manchmal gar nicht nelkenblattförmig erscheint. Mit dem sogenanten Munde, welcher vielleicht besser Sauggrube genant werden möchte, sollen sie sich fest an die Darmwände ansaugen können. Ich habe diese Wurmart noch nicht in ihrem Leben untersuchen können; daß aber eine genauere Untersuchung derselben nöthig und unsere Kentniß ihres Baues noch ziemlich dürftig ist, geht aus der Vergleichung der vorhandenen Beobachtungen und Schilderungen hervor. Abgebildet ist Caryophyllaeus mutabilis z. B. in Göze's Naturg. d. E. t. 15. f. 4—5., in Zeders Anleit. t. 3. f. 5—6., in Rudolphi's Hist. nat. Entoz. t. 81. f. 16—18., und in Bremsers Icon. Helminthum t. III. f. 1—8. (*Nitzsch.*)

Caryophyllinus, s. Caryophyllaeus.

Caryophyllus, als Binnenwurmgattung, s. Caryophyllaeus.

CARYOPHYLLUS L., der Gewürznelkenbaum ist eine wahre Myrte, da auch die Gattung Eugenia, zu welcher man ihn gezogen, mit Myrtus füglich verbunden wird. (*Sprengel.*)

CARYOPHYLLI AROMATICI (Carumfel), Gewürznägelein, Würz- oder Kreidenelken, die noch nicht ganz entwickelten vor dem Aufblühen gesammelten, anfangs im Rauche, dann vollends an der Sonne getrockneten Blüthenknospen der Eugenia caryophyllata *Thunb.*, die, ursprünglich auf den Molucken, von da auf mehre ost- und westindische Inseln verpflanzt ist, und deren reife Früchte in der Medizin unter dem Namen Antophylli im Gebrauch sind. Kürzlich hat man in der Höhlung zwischen ihrer Schale und dem Kerne Krystalle von Benzoësäure beobachten wollen. Die noch unzerstückten, vollen, großen, schweren, hellbraunen, trocknen, leicht zerbrechlichen, im Bruche nach der Mitte zu rothbraunen, fast glatten Würznelken mit oder ohne Knöpfchen, welche beim Fingerdruck eine ölige Feuchtigkeit von sich geben, beim Stoßen ölig glänzend werden,

1) Neue nordische Beitr. I. 1. S. 106. 2) Vers. einer Naturg. der Eingeweidew. S. 180. 3) Abhandl. von d. Erzeug. d. E. S. 34. 4) Verz. der bisher bekanten Eingeweidew. S. 5. 5) *Linné* Syst. nat. ed. XIII. p. 30. 52. 6) Nachtrag zu Göze's Nat. d. E. S. 209. Anleitung zur Naturg. d. E. S. 244. 7) Über Eingeweidew. in Wiedemann's Archiv d. Zool. u. Zoot. III. 1. S. 98. Hist. natural. Entoz. II. 2. p. 9. Synops. Entoz. p. 127 8) *Danske* Sälskab. Skrifter I. p. 30. Übersetzung S. 23. 9) Anleitung z. Naturg. d. E. S. 251.

10) S. *Synopsis* Entozoorum p. 440.

schwer sich fein pulvern lassen, besonders beim Reiben durchdringend, überaus angenehm riechen, und anhaltend im Munde sehr gewürzhaft brennend, wenig bitter schmekken, sind die besten. — Verfälscht werden sie 1) mit feuchten, des Gewichts wegen; 2) mit schon ein Mal zur Destillation des Nelkenöls gebrauchten, aber jetzt lichtbraunern, leichtern, schwächer riechenden u. schmeckenden Nägelein, die sich leicht pulvern lassen, ohne fettig zu werden, und durch Zerdrücken nichts Öliges mehr geben; 3) mit künstlichen: a) aus schwarzer Brotrinde nachgebildeten, und in Würznelkentinktur eingeweichten Nelken, die aber unförmlich größer ausfallen, auch leichter, schwammiger, poröser auf dem Bruche, zerreiblicher und unschmackhafter sind; b) aus einem Teige von gestoßenem Pigment mit Tragantschleim und gekochter Stärke, die aber in Wasser bald zergehen. —

Die vorwaltenden Bestandtheile der Gewürznelke, ist unter andern ein dünnes, farbloses, mit der Zeit gelbes und braunes Ätheröl, Oleum Caryophyllorum Bor. ($\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{6}$ je nach der verschiedenen Güte der Nelken) von 1,054 spec. Gewicht, starkem Nelkengeruch und beißendem Geschmack, das sich nicht mit Weingeist, aber wol mit Wasser überdestilliren läßt, sich mit rauch. Salpetersäure leicht entflamt, und, durch diese zersetzt, Sauerkleesäure liefert. — Arzneilich dienen sie bei den Ägyptern zu mehren erhitzenden Latwergen und Sorbets. Die Weiber kauen sie gern, und tragen sie zuweilen am Halse. Bei uns sind sie für sich wenig oder gar nicht im Gebrauch, mehr als Zusatz zu den rein bitterstoffigen Mitteln, um durch sie als flüchtiges Erregungsmittel, deren Wirksamkeit bei hoher Trägheit des Darmkanals zu steigern. Äußerlich nimt man sie zu reizenden, gewürzhaften Umschlägen bei Ruhren und Durchfällen, unter Magenpflaster; sie dienen auch als Kaumittel bei rheumatischem Zahnweh und Lähmung der Zunge. — Nur das selbstbereitete Würznelkenöl, — denn das verkäufliche dunkelbraune, brennende und fressende ist insgemein verfälscht, läßt sich innerlich anwenden, letzteres allein äußerlich bei Zungenlähmung, beim Beinfraße, zumal der Zähne. Ein Sälbchen daraus (1 Dr.) mit gleichviel Muskatenbalsam und 4 Unz. Wacholdergeist, wird bei Durchfällen in den Unterleib, bei Veitstanz, und bevorstehender Fehlgeburt in den Rückgrat eingerieben.

Auch sind sie ein Bestandtheil der Tinctura aromatica Bor., von brauner Farbe, brennend aromatischem Geschmacke, und zimmet- und nelkenartigem Geruche, die man zu 20 — 60 Tropfen bei hoher Abdominalschwäche, mit rein bittern Mitteln, oder als Zusatz zu den Aufgüssen von Serpentaria, Arnica, Baldrian ꝛc. bei Typhen und Nervenfiebern mit hervorstechender Schwäche der Verdauungsorgane benutzt.

Endlich gehören hiezu unsere sehr erhitzenden Küchengewürze zur Würze der Leb- und Honigkuchen, der Chocolade, des Biers, und der warmen weinigen Kunstgetränke, zur Claret- und Liqueurfabrikation ꝛc. Auch bewahren sie Tinte ꝛc. vor Schimmel. Unzerstückt an Faden gereiht dienen sie hier und da noch zum weiblichen Schmuck zu Putzkörbchen ꝛc. Die Ägypter verbrennen sie in ihren Moscheen, bei ihren Gräbern, und in ihren Wohnungen ꝛc. (*Th. Schreger.*)

CARYOTA, eine Palmen-Gattung aus der 13ten Linné'schen Klasse, deren Unterscheidungs-Merkmal in der zweisamigen Beere und in der Lage des Embryo's am Rücken des Samens besteht. Es sind zwei Arten: C. *ureus* und *horrida* Jacq., jene in Ostindien, diese in Südamerika bekant. Die erste ist unter den Namen Nieboomen bei den Holländern bekant, und dient zu Zimmer- und anderm Nutzholz. (*Sprengel.*)

CARYSFORT, niedriges Eiland des Australozeans, zu der Gruppe der südlichsten Inseln gehörig und unter 20° 49′ südl. Br. und 231° 9′ L. belegen. Es ist von Edward entdeckt. (*Hassel.*)

CASA (Giovanni della), einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller in der lateinischen und italienischen Sprache, stamte aus einer angesehenen florentinischen Familie, und wurde auf einem Landhause derselben in dem Mugellothal den 28. Jun. 1503 geboren. Die Unruhen, welche damals die Hauptstadt in Bewegung setzten, hatten seine Ältern gezwungen, außerhalb derselben zu leben; die Sorge für die Bildung ihres Sohnes bewog sie, ihren Aufenthalt in Bologna zu nehmen. Casa begann seine Studien zu Bologna, setzte sie in Padua fort, und als er im J. 1524 wieder in seine Vaterstadt einzog, wurde Ubaldino Bandinelli sein Lehrer in der Dichtkunst, welcher er sich schon auf jenen Universitäten neben den Rechten mit Eifer und Erfolg gewidmet hatte. In Rom, wohin er sich von Florenz begab, soll er eine Zeit lang ein ziemlich freies Leben geführt haben. Er huldigte den Grazien neben den Musen, und ein natürlicher Sohn, den er Quirino nante, war die Frucht seiner jugendlichen Leidenschaft. Deßwegen vernachlässigte er aber die Wissenschaften nicht und erweiterte vorzüglich seine Kentniß der griechischen und lateinischen Sprache. Er hatte sich 1538 als Weltgeistlicher weihen lassen und zwei Jahre darauf wurde er als apostolischer Kommissar zur Eintreibung der Zehnten nach Florenz gesandt, wo man ihn in die eben erst gestiftete Accademia Fiorentina aufnahm. Nach seiner Rückkehr ernante Papst Paul III. ihn zum Cherico der apostolischen Kammer, und nicht lange nachher zum Erzbischof von Benevent und Nunzius in Venedig. Seine Gesandtschaft nach dieser Stadt gab ihm eine glänzende Gelegenheit, sein Rednertalent öffentlich zu prüfen: denn es galt, die Venetianer zu bewegen, sich mit dem Papste, den Schweizern und dem Könige Heinrich II. von Frankreich gegen den Kaiser Karl V. zu verbinden. Casa schrieb zu diesem Behuf die beiden Reden per la lega, aber sie verfehlten ihren Zweck. Nach Pauls Tode 1549 wurde er von seinem Posten in Venedig abgerufen; und da der neue Papst Julius III. nicht sehr günstig gegen ihn gesinnt schien, so verkaufte er sein Kammerklerikat für 19,000 Scudi, und ließ sich als Privatmann im Venetianischen nieder, um bald in der Hauptstadt, bald in der Abtei della Narvese bei Treviso den Wissenschaften zu leben. Nur das Podagra verleidete dort seine Zurückgezogenheit, in welcher der römische Hof ihn keines Weges vergaß. Als Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, berief er ihn zu sich, und erhob ihn zum Statssekretär. Alle Welt glaubte daher, ihn im J. 1555 bei der Kardinalswahl mit dem Purpur bekleidet zu sehen. Aber man täuschte sich und erklärte nun

auf verschiedene Weise die Gründe, welche den Papst vermocht hätten, seinen Günstling bei dieser Beförderung zu übersehen. Wahrscheinlich hatte Casa'n Frankreichs eifrige Empfehlung zu der Erhebung geschadet. Er starb an seinem gichtischen Übel zu Rom, den 14. Nov. 1556.

Casa wird mit Recht zu den feinsten und reinsten Stilisten, sowol in der prosaischen, wie in der poetischen Rede gezählt, welche die italienische Literatur des 16ten Jahrh. verherrlichen. Sein Sittenbüchlein, Galateo, Trattato de' Costumi, hat man in diesem Betracht dem Decamerone und dem Cortigiano an die Seite gestellt. Nicht minder geschätzt ist sein Trattato degli ufficj communi tra gli amici superiori e inferiori, welchen Casa ursprünglich lateinisch verfaßte und nachher selbst übersetzte. Seine Reden, ebenfalls elegant und korrekt, sind doch breit und matt, und lassen die Nachahmerei des Cicero zu ihrem Nachtheil zu sehr durchblicken. Als die beste wird die Lobrede auf die Republik Venedig angeführt. Casa's Briefe sind für Briefe zu steif und glatt gearbeitet. Als Dichter zeichnet sich Casa unter den Petrarchisten durch Kraft und Schärfe aus, aber im Allgemeinen sind seine poetischen Tugenden doch größtentheils negativ und formell; zwei seiner Sonette, sulla Gelosia und al Sonno, stehen jedoch in hoher Achtung [1]).

Casa's lateinische Prosa und Verse sind in Hinsicht auf Stil eben so ausgezeichnet, wie seine italienischen Werke. Muret sagt von ihm [2]): Is qui pauca quidem scripsit, sed in scribendo omnium politissimus maximeque limatus idemque ab omnibus ineptiis remotissimus, Johannes Casa. Wir nennen außer der schon erwähnten Abhandlung De officiis inter potentiores et tenuiores amicos, die Lebensbeschreibungen der Kardinäle Bembo und Contarini, Übersetzungen aus Plato und Thucydides, Briefe und Carmina. Ein sehr lascives lateinisches Gedicht, dessen Titel schon eine plumpe Zote ist, wird ihm fälschlich untergeschoben.

Wir übergehen die Ausgaben der einzelen Werke des Casa und führen die Samlungen derselben an: Opere, con copiosa giunta di scritture non più stampate. Firenze, Manni. 1707. 4. III. [3]). Dieselben con aggiunte. Venez. Pasinello. 1728—29. 4. IV. (Besorgt von Giambatt. Casotti u. Ant. F. Seghezzi, deren erster eine Biogr. Casa's dazu geliefert hat). Dieselben Napoli. 1733. 4. VI. in III Bdn. Nachdruck der vorigen. Dieselben Venez. Pasinello. 1752. 4. III. Von M. Forcellini neu geordnet und mit kurzen Anmerkungen versehen. Ferner in der mailändischen Samlung der Class. ital. 1806. 8. 4 Bände. (bloß die italienischen Werke [4]). *W. Müller.*)

1) Seine Capitoli sind wegen ihres Schmutzes verrufen, namentlich Capitolo del Forno. 2) Orat. II. 14. 3) Von der Crusca citirt. 4) Vgl. außer der Biogr. des *Casotti*, *Tiraboschi*, Storia della Letterat. ital. T. VII. p. 1139. sq. *Ginguené* Hist. litér. d'Ital. T. IX. 326 ff. und denselben in der Biogr. univ. T. VII. Casa's wegen zügelloser Sitten vielverschrienen Charakter haben Ménage und Gundling vertheidigt, jener in dem Antibaillet, dieser in den Observation. selectis. Lips. 1707. 8.

CASAUBON (Isaac), ein Gelehrter vom ersten Range in einem Zeitalter, das an großen Männern seines Faches nicht arm war; geb. zu Genf [1]) (den 18. Febr. 1559), wo sein Vater eine Zuflucht gesucht hatte, als ihn die Religionsverfolgungen unter Heinrich II. aus seinem Vaterlande vertrieben *). Nach dem Aufhören jener Unruhen kehrte er als reformirter Pfarrer dahin, nach Chrest, zurück, wo er seinen Sohn, doch unter mancherlei Unterbrechungen, bis in das 19. Jahr unterrichtete, von welcher Zeit an (1578) dieser seine Studien mit größerer Regelmäßigkeit zu Genf fortsetzte. Der griechischen Sprache widmete er sich mit solchem Eifer, daß ihn sein Lehrer Fr. Portus aus Candia, als einen 23jährigen Jüngling der Nachfolge in seinem Amte würdig achtete. Im ersten Jahre nach dem Antritte dieser Professur (1583) gab er Anmerkungen zum Diogenes Laertius [2]), und etwas später Lectiones Theocriteas [3]) heraus. Zugleich beschäftigte er sich mit dem Studium der Philosophie und Jurisprudenz, die er aber, um seinen Kummer über den Tod seines Vaters und die Zerrüttung seines Vaterlandes, in welchem die Ligue wüthete, mit der Theologie vertauschte, ohne doch den philolog. Studien etwas zu entziehen, die er durch Ausgaben und Commentare förderte, unter denen die von Strabo, Suetonius und den Charakteren Theophrast's vorzüglich

1) Nicht, wie Moreri sagt, zu Bourdeaux, welches der Geburtsort von Casaubon's Vater war. Hierüber, so wie über die ganze Geschichte seiner Jugend und seiner Studien, die Verfolgungen, denen er und die Seinigen ausgesetzt waren, und die ehrenvollen und vortheilhaften Verbindungen, in denen er gelebt, gibt er selbst ausführliche Nachricht in einem Briefe an Joh. Prideaux (nr. 879. p. 527. s. ed. Almelov.), der, nebst dem, was Meric. Casaubon in der Pietas contra maledicos patrii nom. hostes ap. Almelov. p. 72. von dem Leben seines Vaters erzählt, als die zuverlässigste Quelle anzusehen ist. Sein Vater, ein frommer und überaus thätiger Mann, der das Kirchenwesen seiner Provinz fast allein aufrecht erhielt, starb 1586. Casaubons Feinde verbreiteten später, er sei am Galgen gestorben, welche Verleumdung dieser widerlegt hat. S. *Niceron* Mémoir. T. XVIII. p. 119. s. *Kippis* Biogr. Britann. T. III. p. 301.

*) Isaac's Vater hieß Arnauld Casaubon, war reformirter Geistlicher, und flüchtete aus Bourdeaux, weil er verbrant werden sollte. Almeloveen in der vita Casauboni versteht aber irrig Bourdeaux im Dauphiné; Casaubonus im 453. u. 879. Briefe sagt bestimt Bourdeaux in Gascogne. Im J. 1551 ging Arnauld als Prediger nach dem Dorfe Chrest im Dauphiné. Als im J. 1568 der dritte Religionskrieg in Frankreich ausbrach, begab sich der Vater ins Lager der Protestanten, wo er bis zu dem Frieden im J. 1570 blieb, während sich die Mutter mit Isaac und zwei Mädchen verborgen hielt, aber mehre Male verjagt und geplündert wurde. Nachher war der Vater oft in kirchlichen Angelegenheiten der Provinz abwesend, und als 1572 der Gräuel der Bartholomäusnacht sich auch in die Provinzen verbreitete, mußte die Familie in Wäldern und Höhlen Zuflucht suchen, und hier unterrichtete der Vater seinen Sohn in den Elementen der griechischen Sprache, mußte diesen aber sich wieder selbst überlassen, als die Reformirten zu gerechter Vertheidigung die Waffen ergriffen. Unter so ungünstigen Umständen, in welchen es ihm an jedem andern Lehrer fehlte, erreichte Isaac sein 19. Jahr, und jetzt begann erst seine eigentliche Studienzeit. *(Escher.)*

2) Morgiis 1583. 8. unter dem Namen Hortibonus, weil in der Sprache des Dauphiné Casau einen Garten bedeutet. Diese Anmerkungen sind in die Ausg. von Stephanus 1594. 8. und in die folgenden aufgenommen. 3) Genevae 1584. 12. in Crispini Ausg. des Theokritus. Sie sind Henri Etienne gewidmet, dessen Tochter er zwei Jahre nachher heirathete. Von dieser hatte er mehre Kinder, unter denen sich nur Meric auf eine rühmliche Weise ausgezeichnet hat. S. Vit. *Cas.* ap. *Almel.* p. 74.

Beifall erhielten [4]). Nachdem er 14 Jahre in Genf gelehrt, und hier die Gunst und Freundschaft fast aller Professoren und Theologen, vornehmlich Theodore Bezè's, genossen hatte, entschloß er sich, vielleicht durch die mürrischen Launen seines Schwiegervaters, vielleicht auch durch einen ihm eignen Hang nach Veränderungen, vorzüglich aber durch die wiederholten Auffoderungen seiner Gönner und Freunde bewogen, eine Professur der griechischen Sprache und Humaniora in Montpellier anzunehmen (1596), wo er aber, da die ihm gemachten Versprechungen nicht sonderlich erfüllt wurden, nach Verlauf von 2 Jahren (1598) seine Stelle niederlegte [5]), und sich nach Lyon begab, um hier seine Ausgabe des Athenäus drucken zu lassen. Und schon war er im Begriff nach Genf zurück zu kehren, als er (im Jan. 1599) von Heinrich IV. den Ruf an die Universität von Paris bekam, sehr bald aber, trotz der ausgezeichneten Gunst des Königs, durch die Mißgunst und den Religionshaß andrer Professoren gekränkt, seinen Entschluß bereuete. Auch hielt er hier keine öffentlichen, sondern nur Privat-Vorlesungen. Während dieser Zeit betrieb er die Vollendung seiner Ausgabe des Athenäus, der in Lyon nur langsam vorrückte; und gab die Scriptores Historiae Augustae mit einem trefflichen Commentare heraus. Zugleich studirte er Arabisch; arbeitete ein Wörterbuch in dieser Sprache aus, und übersetzte einige arabische Schriftsteller [6]). Im J. 1600 wohnte er dem berühmten Religionsgespräch, zwischen Jacques Davy du Perron, und Du Plessis Mornay zu Fontainebleau bei, in welchem der erstere sich anheischig machte darzuthun, daß Du Plessis in seinem Werke über das Abendmahl eine große Menge von Stellen der Väter und Andrer unrichtig und verstümmelt angeführt habe; und da er in der ersten Sitzung allerdings seine Behauptung zu rechtfertigen schien, sein Gegner aber wegen Krankheit die Untersuchung nicht fortsetzte, sprach sich Casaubon für den Bischof von Evreux aus, ohne doch deßhalb in der Lehre von dem Abendmahle der Meinung des katholischen Prälaten beizustimmen [7]). Diese Sache brachte mehre seiner Freunde gegen ihn auf, die ihn der Vorliebe für den Katholicismus beschuldigten; ein Verdacht, der durch den Umstand vermehrt wurde, daß Philipp de Canaye, welcher ebenfalls jenem Gespräche beigewohnt hatte, einer der vertrautesten Freunde Casaubons, zur katholischen Kirche übertrat [8]). Im Jahr 1603 ernannte ihn der König mit erhöhtem Gehalte zu seinem Bibliothekar, und veranlaßte ihn bei Gelegenheit des zwischen der Republik Venedig und Paul V. ausgebrochnen Streites gegen die päpstlichen Anmaßungen zu schreiben; verbot aber, nachdem der Zwist geschlichtet war, die Bekantmachung des schon zum Theil gedruckten Werkes [9]). Der unglückliche Tod des Königs, dem er kurz vorher seinen Polybius zugeeignet hatte, zerstörte alle seine Hoffnungen und machte seine Verhältnisse in Frankreich so unsicher, daß er gern die Einladung Jakob des 1sten annahm, seinen Wohnplatz in London aufzuschlagen. Ansehnliche Geschenke und einige Pfründen, die ihm der König ertheilte, setzten ihn in eine bequemere Lage, als er je gehabt hatte, so daß es ihn nicht gereuen durfte, wiederholte Rufe nach Nimes und Heidelberg ausgeschlagen zu haben. Der König foderte ihn auf, sein lange schon vorbereitetes Werk über die Annalen des Kardinal Baronius herauszugeben [10]), das denn auch im J. 1614 er-

4) Vom Theophrast schrieb Joseph Scaliger, der nicht freigebig mit Lob war (Epist. nr. 35. L. I. p. 131.). Quum primum mihi salivam movissent Theophrastei Characteres tui, dicam serio, de potestate mei exivi, neque me continere potui, quin ea de te praedicarem, quae et meritum tuum et amor meus postulabant; quamquam quidquid de te dixero, omne infra virtutes ingenii tui fuerit. 5) Wie zufrieden er mit seiner Aufnahme und den Leistungen des Senats von Montpellier war, bezeugen die Briefe Nr. 112. 114. 115. 130. 134. Desto größer war seine Unzufriedenheit, als er sich in den erregten Hoffnungen getäuscht sah. S. *Casauboni* Vita ap. *Almelov.* p. 12. s. Früher erhielt er auch von der Stadt Nimes den Antrag ihre Universität wieder herzustellen, den er aber ablehnte. S. Epist. 74. p. 42. 6) S. Vita *Casaub.* ap. *Almelov.* p. 31. Vgl. Epist. 256. p. 132. nr. 511. p. 270. In einem Briefe an Scaliger 405. p. 216. schreibt er: coeperamus Geographiam Arabicam vertere. 7) Der ganze Verlauf dieser Verhandlung wird von *Almeloven* Vit. *Casaub.* p. 17 ff. nach *Thuanus* Hist. L. 123. p. 894. ed. Francof. und des Parlaments-Advokaten *Boterei* Commentar. de Reb. in Gallia gest. p. 521. ausführlich erzählt. Casaubon, den diese ganze Sache außerordentlich beunruhigte, und der, trotz der gnädigen Versicherungen des Königes, traurig und niedergeschlagen von Fontainebleau abreisete, schrieb an Dan. Heinsius (Ep. 807. p. 469.) in Beziehung auf ein von ihm in früherer Zeit darüber ausgesprochnes Urtheil: certo crede, mi Heinsi, *τὸν πάνυ Πλ.* (du Plessis) in eo quidem incepto nihil se dignum fecisse, negotium temere susceptum, temere administratum, pudendo fine conclusum. Utinam aliter accidisset! 8) Daß ihm Canaye anlag, seinem Beispiele zu folgen, und sich bei seiner Weigerung von ihm entfernte, erhellt aus einem Briefe an ihn (Ep. 348. p. 185.). Ehe er noch öffentlich übertrat, hatte er Alles aufgeboten, um seinen Freund zu diesem Schritte zu bewegen, der für ihn selbst eine Rechtfertigung, für die reformirte Partei eine Niederlage gewesen seyn würde. Diese Zudringlichkeiten, die nie aufhörten, und immer den Verdacht zweideutiger Gesinnungen erneuerten, so wie die unaufhörlichen Ränke der Jesuiten (S. Epist. 879. p. 528. u. 882. p. 530.) verbitterten ihm den Aufenthalt in Paris. S. *Almelov.* Vit. *Cas.* p. 28. Daß er keineswegs in allen Punkten mit der Lehre seiner Kirche übereinstimte, wird niemanden wundern, und das aufrichtige Bekentniß seiner Zweifel (vornehmlich in einem Briefe an Uytenbogard. nr. 670. p. 350. und in einer Unterredung mit demselben, in Vita *Casaub.* ap. *Almel.* p. 48.) macht seiner Wahrheitsliebe Ehre. Daß ihn, wie Moréri sagt, menschliche Rücksichten bewogen hätten, seiner (vorgeblichen) Überzeugung von der Wahrheit des römisch-katholischen Glaubens zu folgen, geht weder aus seinen äußern Verhältnissen, noch aus historischen Zeugnissen hervor. Vielmehr sagt er in dem angeführten Briefe, wo er die Gnade des ermordeten Königs gegen ihn rühmt: quod si per religionis causam non stetisset, magnis opibus ab ipso fuissem donatus. Has ego cum forti animo (Deo sit laus) semper repudiarim, non propterea destitit benignissimus princeps et amare me, quod saepe verbis est professus, et concessa semel liberalitate me fovere. Einen Ruf Klemens VIII. nach Rom mit einem Gehalte von 800 Dukaten, schlug er aus. Epist. 877. p. 526. wo er sagt: Si venalem conscientiam habuissem, emptores dudum multi fuerunt parati. Übrigens behauptet der Herausg. der Biographia Britann. T. III. p. 305., Casaubon habe, so wie Grotius und Arminius, die Hoffnung gehegt, eine Vereinigung der Kirchen zu Stande zu bringen. 9) De libertate ecclesiastica liber singularis. 1607. 8. Das Bruchstück — es waren nur 264 Seiten abgedruckt — wurde, da der Verf. die einzelen Bogen, so wie sie die Presse verlassen hatten, an Freunde schickte, in Goldast's Collectaneis de Monarchia S. Imperii Tom. I. p. 674. und in Almeloven's Ausgabe der Briefe p. 161—233. erhalten. 10) Als Casaubon in die Dienste des K. von Frankreich trat (1603),

schien, und sogleich von den Katholiken heftig angegriffen, aber auch von den Reformirten nicht nach Verdienst gepriesen wurde [11]). Er starb kurz nach Erscheinung desselben, den 1. Jul. 1614 im 55. Jahre seines Alters [12]) und wurde in der Westminster Abtei begraben, wo ihm ein Denkmal errichtet ist [13]). Von seinen Kindern trat der älteste Sohn, Johann, zum größten Schmerze des Vaters [14]), zur katholischen Kirche über, und ein Gleiches wird von einem andern seiner Söhne, Augustin, erzählt, der in den Orden der Kapuziner getreten [15]), und ehe er seine Gelübde ablegte, zu seinem Vater gekommen seyn soll, ihn um seinen Segen zu bitten. Dieser habe ihm geantwortet: Ich gebe dir ihn von Herzen; ich verdamme dich nicht; verdamme mich auch nicht. — Was die Gelehrsamkeit dieses Mannes betrifft, so ist es kaum nöthig von ihr zu sprechen, die durch eine Menge ausgezeichneter Werke, und das rühmliche Zeugniß der ersten Männer seines Zeitalters hinlänglich bestätigt ist [16]). Nur wenige Feinde haben versucht, seine Kentnisse herabzusetzen [17]), aber ihr Urtheil ist durch die Nachwelt ausgelöscht, und die Gesinnung, aus der es geflossen, verdienter Verachtung übergeben worden. In Rücksicht auf seinen Charakter ist die Mäßigung und Milde, mit der er abweichende Meinungen Andrer und die offenbaren Fehler behandelte oder mit Stillschweigen überging, anerkant; und es ist nicht wol möglich, seine zahlreichen Briefe zu lesen, ohne von der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen, seiner Wahrheitsliebe und aufrichtigen Frömmigkeit überzeugt zu werden. Die Schmähungen, die ein Andreas Eudämon, Caspar Scioppius, Julius Cäsar Boulanger und einige Andre gegen ihn ausgestoßen hatten, sind von seinem Sohne Mericus widerlegt [18]), dem auch Andere mit vollgültigen Zeugnissen beistimmen [19]).

Seine Schriften sind folgende: In Diogenem Laertium Notae *Isaaci Hortiboni.* Morgiis. 1583 seinem Vater Arnold Casaubonus gewidmet, der ihm bei dieser Veranlassung schrieb: Eine Anmerkung über die h. Schrift würde ihm lieber seyn, als aller Fleiß, den er auf Profan-Schriftsteller wende. *Isaaci Hortiboni* Lectiones Theocriticae. Genev. 1584., vermehrt in der Ausgabe des Theokrit. Heidelb. ap. Commel. 1604. 4. und in der Reiskeschen Lips. 1765. 4. — *Strabonis* Geographia gr. et lat. Genev. 1587. fol., mit einem aus 4 Handschriften und eignen Verbesserungen berichtigten Texte, und trefflichen Anmerkungen, vermehrt und bereichert in der pariser Ausg. 1620. Fol., eine Arbeit des 28jährigen Jünglings, die ihm zuerst die Bewunderung des gelehrten Europa erwarb. Dem Wunsche seines Vaters gemäß, der aber in demselben Jahre starb, hatte er sich zugleich mit der Erklärung des neuen Testamentes beschäftigt, welches er mit Anmerkungen über die 4 Evangelia und die Apostelgeschichte zu Genf 1587. 16. ans Licht stellte. — Dionysius Halicarn. Genevae. 1588. fol. Die von C. beigefügten Anmerkungen, die er mehr auf Bitten einiger Freunde, als aus eigenem Antriebe unter andern Geschäften schrieb, sind weder zahlreich noch ausgeführt. *Polyaeni* Stratagemata gr. et lat. cum notis *Casauboni.* Lugdun. 1589. 16. Der griechische

---

bat er diesen Monarchen um die Erlaubniß, die Lügen des Kardinals, dessen Annalen für eines der Bollwerke der römisch-katholischen Kirche angesehen wurde, mit Bescheidenheit zu widerlegen. Der König antwortete ihm, es sei noch nicht Zeit dazu. Epist. ad *Jo. Prideaux* 879. p. 528. 11) S. *Colomesii* Opera p. 448. s. Die englischen Bischöfe hätten gewünscht, daß C. seiner Widerlegung mehr Galle beigemischt hätte, während billigere Beurtheiler die beobachtete Mäßigung mit Recht lobten. In seinen freundschaftlichen Briefen drückt er sich schon stärker aus, wie an *Prideaux* nr. 882. p. 530.: quid aliud sunt aut *Baronii* Annales, aut farrago Bellarminiana, nisi perpetua mendacia ad extollendum *τὸν υἱὸν τῆς ἀπωλείας ὑπὲρ πᾶν σέβασμα*! — Scio, me in *Baronio* et *Bellarmino* infinitos errores asininos deprehendisse, e Graecae linguae pudenda ignorantia ortos. So urtheilte auch L. Holstenius, dem es an Eifer für den neuangenommenen Glauben nicht fehlte, er könne 8000 Falschheiten (faussetés) bei Baronius nachweisen, und Petau, Parlamentsrath zu Paris, drohte dem Kardinal eine Menge falsche Annahmen u. Irrthümer (suppositions et faussetés) nachzuweisen. Die Exercitationes gehen nur über die Prolegomena der Annalen, bis zum Jahr 34, daher man sagte, C. habe nur die Wetterhähne auf Baronius großem Gebäude beschossen. *Niceron* Tom. XVIII. p. 145. Daß übrigens, wie Moréri sagt, C. sein Unternehmen bereut habe, weil er zu spät gefühlt, daß er ihm nicht gewachsen sei, wird durch nichts bestätigt. 12) Casaubon war von Natur zart und mager, und durch unablässigen Eifer im Studiren geschwächt. Die Hauptursache seines Todes war eine Abnormität der Blase, die in seinem Leben b. Almeloven S. 60. abgebildet ist. Hier findet man auch die ausführlichsten Berichte über seine letzte Krankheit. 13) Es war ihm von Thomas Morton, Bischof von Durham, gesetzt, und fängt mit den Worten an: O doctiorum quidquid est assurgite huic tam colendo nomini. S. Vita ap. *Almelov.* p. 68 und in der History of the Abbey of Westminster Vol. II. p. 72. 14) S. Vit. *Casaub.* p. 49. ss. 15) Von diesem Augustin ist nie weder in den Briefen Casaubons, noch in den Schriften seines Sohnes Meric die Rede. Niceron erzählt aus Ogier's Reisebericht, er sei nebst eilf andern seines Ordens zu Calais vergiftet worden. Diesem Augustin legten einige auch den Anti-Cotton bei, den er vor seinem Übertritte geschrieben habe; aber ohne alle Wahrscheinlichkeit. S. *Joly* Remarques sur *Bayle* Art. *Gournai* p. 405. Almeloven hält (vit. Cas. p. 50. und 52.) die Existenz desselben für eine Erdichtung. 16) S. *Pope-Blount* p. 882. und *Baillet* Jugemens des Savans. T. II. p. 210 ff. Von Scaliger wurde er unter andern der Phönir der Gelehrten, und von Salmasius eine unsterbliche Zierde seines Zeitalters genant. 17) Unter andern der von Wuth schäumende Jesuit Johannes Andreas Eudämon aus Kreta, welcher geschrieben hatte, Cas. sei ein aller Künste und Wissenschaften unkundiger Grammatikus (Epist. 813. p. 522.), und wisse kein Griechisch. Fortasse non multum scio, schreibt Casaubon bei dieser Veranlassung (Epist. 883. p. 530.); scio tamen nullum hoc saeculo Graecum exstitisse (sein Gegner war ein Grieche), cui literae Graecae plus debeant, quam mihi. Der Jesuit Vavassor findet, daß ihm oft Gallicismen entschlüpften; was Cas. vielleicht selbst nicht abgeläugnet hätte, welcher gern gestand, daß er sich mit der Wahl der Wörter nicht sehr quäle. Doch ist seine Sprache fließend, reich und lebendig, und um vieles anziehender als die richtigere, abgemessene, auf Cicero's Spuren ängstlich einherschreitende Sprache so mancher neuern Lateinisten, die sich für leibhafte Jünger und Nebenbuhler des römischen Redners halten. Huet, der Bischof von Avranches, würde C. Gelehrsamkeit der größten Achtung werth halten, wenn er nicht ein Ketzer gewesen wäre: Casaubonus vir magnus, si catholicus fuisset. Notae ad *Euseb.* Demonstr. Evangel. 18) Vornehmlich in der Schrift: Pietas contra maledicos patrii nominis et religionis hostes. London. 1621. 8. Casaubon selbst verachtete jene Schmähungen und hielt sie der Widerlegung nicht werth; nur gegen den Vorwurf des Geizes rechtfertigte er sich in den Briefen an seine Freunde. 19) S. vornehmlich *Colomesii* Opera p. 813 f.

Text erschien hier zum ersten Mal aus einer ziemlich verderbten Handschrift, mit Just. Vultejus lat. Übersetzung. — *Dicaearchi* Geographica quaedam cum *Is. Cas.* et *Henr. Stephani* notis. Genevae. 1589. 8. — *Aristotelis* Opera cum var. lectt. et castigationibus *Is. Casauboni*. Lugdun. 1590. fol. wiederholt. Genev. 1605. — Notae in *Plinii* Epistolas in der mit den latein. Panegyricis verbundnen Ausgabe. Genevae. 1591. 12. öfters wiederholt. — *Theophrasti* characteres, mit lat. Übers. und ausführlichem Commentar Casaubons. Lugduni. 1592. 12. Mit welchem Beifall Scaliger diese Arbeit, die ohne Bücher, während der Unruhe einer Reise gemacht war, schon in ihrer ersten Gestalt aufnahm, ist oben Not. 4. angezeigt worden. In der 3. Ausg. 1612. 12. ist Übers. und Commentar verbess. und vermehrt. S. *Fischer* Praefat. ad *Theophr.* Char. — *L. Apuleji* Apologia cum *Is. Casauboni* castigationibus. Heidelb. 1594. 4., mit einer Zueignung an Jos. Scaliger, der sich von dieser Zeit an bemühte, den Herausgeber für die Universität von Leyden zu gewinnen. S. Vita *Casaub.* ap. *Almel.* p. 10. — *Suetonii* Opera. Genev. 1596. 4. vermehrt 1597. und Paris. 1610. fol. Zuletzt im 3. und 4. Bande von F. A. Wolfs Ausgabe wiederholt. Während dieser Arbeiten beschäftigte ihn vorzüglich der Athenäus, der auf Commelin's Kosten mit der lateinischen Übersetzung von Jac. Dalechamp 1597 erschien, ohne Vorrede und Anmerkungen des Herausgebers, die erst im J. 1600, als ein besonderes Werk, unter dem Titel: Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas Libri XV. zu Lyon an das Licht traten. Diese wurden, mit einer neuen Ausgabe des Textes zu Lyon 1612. (die Animadversiones erst 1621) aber ohne Casaubon's Zuthun wiederholt, der damals in England mit theologischen Gegenständen beschäftigt war; und wiederum 1654 [20]). Diese Anmerkungen, in denen eine große Menge von Stellen des höchstverunstalteten Textes auf das glücklichste hergestellt, und viele Dunkelheiten mit tiefer Gelehrsamkeit erklärt sind, erhob den Ruhm des Herausg. auf den höchsten Gipfel, ohne daß das Urtheil der Zeitgenossen [21]) von den Nachfolgern reformirt, oder durch spätere Verdienste beschränkt worden wäre. Denn die Schmähungen von Unwissenheit, Unverstand und Plagiat, die der französische Übersetzer der Deipnosophisten, Le Fevre de Villebrune, an vielen Stellen seines Werkes über C. ausgeschüttet hat, sind auf sein eignes Haupt zurück gefallen [22]). — Große Verdienste erwarb er sich kurz darauf durch seinen reichhaltigen Commentar zu den Scriptoribus Historiae Augustae. Paris. 1603. 4., der nach seinem Tode mit Salmasius Anmerkungen verbunden worden ist. Ib. 1620. fol. Lugd. Bat. 1670. 8. — Diatriba ad *Dionis Chrysostomi* Orationes, der Ausgabe von *Frideric. Morell.* Paris. 1604. fol. angehängt, und in der von *Reiske* Lips. 1784. wiederholt [23]). — *Persii* Satyrae ex recensione et cum Commentariis *Is. C.* Paris. 1605. 8. mit Zusätzen aus den Randanmerkungen des Verfassers durch Mericus Casaubonus vermehrt. Londini. 1647. Dieser Commentar war aus den Vorlesungen entstanden, die C. in Genf über den Persius gehalten hatte [24]). — De Satyrica Graecorum poesi et Romanorum Satyra libri duo. Paris. 1605. 8., mit Anmerkungen von Rambach und Crenius. Hal. Sax. 1774. 8. Die von C. hier aufgestellte Ansicht des griechischen Drama Satyr. als einer von der römischen Satire durchaus verschiednen Dichtungsart wurde von Daniel Heinsius (de Satyra Horatiana. Lugd. Bat. 1629) bestritten, hat sich aber immer mehr zur herrschenden erhoben [25]). — *Gregorii Nysseni* Epistola ad Eustathiam, Ambrosiam et Basilissam gr. et lat. cum notis *Is. C.* Paris. 1606. 8. Dieser Brief wurde von ihm zuerst ans Licht gestellt. Wiederholt Hanov. 1607. — De Libertate ecclesiastica. unvollendet. [26]). — Inscriptio vetus, dedicationem fundi continens, ab Herode rege facta. 1607. C. irrte, indem er diese, damals an der appischen Straße gefundene Inschrift (die zweite mit Marcellus überschriebene kam erst später ans Licht) dem Tetrarch Herodes, statt des attischen Sophisten, beilegte. S. *Visconti* Iscriz. Triopee. Rom. 1794. fol. Eichstädt in der allg. Liter.-Zeit. 1796. Nr. 61. S. 482 ff. — *Polybii* Opera und *Aeneas Tacticus* de toleranda obsidione. Paris. 1609. fol., beide mit C. latein. Übersetzung, die für ein Muster gilt, und von der der neuste Herausgeber des Polybius [27]) sagt, daß er ohne ihre Hilfe nie die Bearbeitung dieses Schriftstellers übernommen haben würde. Der von C. beabsichtigte Commentar war bei seinem Tode nur bis zum 20. Kapitel des ersten Buches vorgerückt und erschien Paris 1617. 8. Randanmerkungen desselben theilte Mericus Casaub. aus einem Exemplare der basler Ausgabe für die gronov'sche Ausgabe mit [28]). Die an Heinrich IV. gerichtete Zueignung dieses Werkes wird wegen des darin herrschenden Adels der Gesinnungen mit tiefgefühlter Achtung verbunden, mit Recht als vortrefflich gepriesen. Während seines Aufenthaltes in England war er nur mit theologischen Werken beschäftigt, unter denen die Exercitationes de Rebus sacris et ecclesiasticis contra Baronium das Vorzüglichste war [29]). — Ad Frontonem

---

20) Über die Geschichte dieser Ausgaben, s. *Schweigh.* Praef. ad *Athen.* §. VII. p. XLIII. 21) Es ist genug hier Scaligers Urtheil anzuführen, der Ep. 58. an C. schreibt: Tuae divinae in Athenaeum castigationes adeo me rapiunt, ut cum in illas incidi, aegre me ab illis revocari patiar. Quis illam provinciam tam digne administrare praeter te potuisset? Deum immortalem, quantum bonarum rerum nos doces! Ego non erubesco tibi *μαθητεύειν*. Nunquam sine fructu oculos in illud praestantissimum opus tuum conjicio. 22) S. vorzüglich den neuen verdienstvollen Herausgeber des Athenäus Tom. I. Praef. LIV. not. und p. LXII. not. y.,

23) Mit Recht sagt *Reiske* Praef. p. XVII. *Is. Casauboni* Diatribe, parente suo dignissima, optimae notae animadversionibus referta, ut sunt divini hominis omnia. Und doch hatte er nur sehr wenige Zeit darauf wenden können: *αὐτοσχέδιον* hanc in Dionis *λόγους* Diatribam effudimus magis quam scripsimus. 24) Über C. Verdienste, um den P. s. Passow über das Leben und die Schr. des Persius S. 147 f. 25) S. Mohnicke Gesch. d. Literatur der Griechen und Römer. 1r Th. S. 433 ff. 26) S. oben Not. 9. 27) *Schweigh.* Praef. T. II. p. XXXIX. Cf. *Huet* de Optimo interpretandi genere. 28) S. *Schweigh.* T. I. Praef. p. XIX. und XXIII. 29) S. oben Not. 10 und 11.

Ducaeum Epistola. Lond. 1611. gegen die Lehre der Jesuiten von der königlichen Macht. — Epistola ad *Georg. Mich. Lingshelmium* de quodam libello Scioppii. 1612. 4. (In Almeloveens Ausgabe der Briefe Nr. 828. S. 481.). — Epistola ad Cardinalem Perronium. Lond. 1612. 4. (bei Almelov. Nr. 838. S. 489.) über seine und des Königs von England Religionsmeinungen. Dieser Brief, bei dem C. nur die Hand geliehen, wird mit größerm Rechte dem Könige selbst beigelegt, dessen Werken (Lond. 1619) vom Bischof von Winchester, Thom. Montague er auch einverleibt worden ist[30]).

Casaubon's zahlreiche Briefe sind von J. Fr. Gronov gesammelt, zuerst erschienen Hag. Com. 1638. 4. mit 82 Briefen vermehrt und chronologisch geordnet, Magdeb. oder Helmst. 1656. 4. Beide Samlungen sind an Reichthum des Inhaltes, guter Ordnung und äußerer Schönheit durch die zu Rotterdam 1709. Fol. von Janson ab Almeloveen besorgte, übertroffen. Diese enthält auch C's Gedichte, Zueignungen, Vorreden und Prolegomena, und ein sehr ausführliches, vornehmlich aus C. Tagebüchern gezogenes Leben. Sein handschriftlicher Nachlaß scheint größtentheils in die bodlejanische Bibliothek gekommen zu seyn, und ist von Jo. Chrph Wolf in seinen Casauboniani benutzt worden[31]). Reichhaltige Bemerkungen von ihm über *Aeschylus* Agamemnon befinden sich in der königl. Bibliothek zu Paris, deren Übereinstimmung mit Th. Stanlei's Verbesserungen den letztern in den Verdacht eines Plagiates gebracht hat. S. *Car. Jac. Blomfield* Praef. ad *Aesch.* Agam. p. VI s.[32]). (*F. Jacobs.*)

CASAUBON (Meric), der Sohn des vorhergehenden, geb. zu Genf den 14. Aug. 1599[1]), erhielt seinen ersten Unterricht auf der Schule zu Sedan, und von seinem eilften Jahre an, in England, wo er 1614 nach Oxford in Christ-church College unter die Aufsicht eines sorgsamen Tutor's kam. Seine ausgezeichneten Fortschritte in der Philosophie erwarben ihm schon 1621 den Magistergrad; in welchem Jahre er auch seine schriftstellerische Laufbahn auf eine ehrenvolle Weise mit der ersten Vertheidigung seines Vaters[2]) begann, die ihm im Auslande, vornehmlich in Frankreich, einen Ruf machte, und die Gunst des Königs Jakob erwarb. Auf Befehl desselben schrieb er kurz darauf eine zweite Vertheidigungsschrift, die der König ins Französische und Englische übersetzen ließ[3]). Nachdem er Baccalaureus der Theologie geworden, erhielt er mehre Pfründen, wurde Prebendary von Canterbury und Rektor von Ickham. Im Jahr 1636 wurde er, als die Universität Oxford Karl I. und seine Gemalin bewirthete, auf Befehl desselben zum Doktor der Theologie ernant; verlor aber beim Ausbruche des bürgerlichen Krieges alle seine geistlichen Einkünfte, und lebte seitdem in großer Zurückgezogenheit. Während dieser Zeit (1649) ließ ihn Cromwell durch einen Freund unter sehr vortheilhaften Bedingungen auffordern, die Geschichte des letzten Krieges mit Unparteilichkeit zu schreiben; aber er erklärte, daß er in mehr als Einer Rücksicht für dieses Geschäft untauglich sei, und daß der Gegenstand selbst ihn zu Bemerkungen nöthigen würde, die dem Lord Oberfeldherrn vielleicht unangenehm seyn würden. Dieser Weigerung ungeachtet, unterließ Cromwell nicht, ihm neue Anerbietungen machen zu lassen, die ihn bei den bedrängten Umständen, in denen er lebte, hätten reizen können, aber ebenfalls abgelehnt wurden. So schlug er auch eine Einladung der Königin Christine aus, die ihm die Aufsicht über die Universitäten des Königreichs mit einem ansehnlichen Gehalte, und eine Pension für seinen ältesten Sohn auf Lebenszeit anbieten ließ[4]). Seine Anhänglichkeit an die königliche Sache und England wurde bei der Wiederherstellung des Königthums belohnt, indem er in alle seine frühern Stellen wieder eingesetzt wurde. Den Rest seines Lebens scheint er in Canterbury zugebracht zu haben, krank und einsam, so daß er auch an den Ereignissen der gelehrten Welt nur einen geringen Antheil genommen zu haben scheint[5]). Er starb den 14. Julius in seinem 72. Jahre[6]), und ist in der Kathedralkirche von Canterbury begraben. Er hatte mehre Kinder, unter denen sich keines ausgezeichnet hat. Seine zahlreichen Manuscripte hat er der Universität Oxford hinterlassen. Er war ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, aber keineswegs seinem Vater gleich, dem er auch an Scharfsinn und Lebendigkeit des Geistes weit

30) S. *P. Colomies* Bibl. choisie. p. 126. (*Colomesii* Opp. p. 455. s.) *Meric. Casaub.* in der Pietas p. 74. sagt ausdrücklich: Epistolae ad *Card. Perronium* non tam pater auctor erat, sed rex ipse serenissimus. 31) *Casauboniana s. Isaaci Casauboni* varia de Scriptoribus librisque judicia, observationes etc. Hamburg. 1710. 4. 32) Vgl. Quarterly Review. 1821. nr. 50. p. 507 ss.

1) Die Quellen seiner Lebensumstände sind: *Almeloveen* Vita Isaaci Casauboni vor der Ausgabe der Briefe des Vaters und Sohns p. 74. *Wood* Fasti Oxonienses Vol. I. und Athenae Oxonienses Vol. II. *Niceron* Mémoires pour servir à l'hist. des hommes ill. Tom. 18. p. 148. in dem Englischen Bayle der ihn betreffende Artikel Vol. IV. p. 155. *Kippis's* Biogr. Britann. Vol. III. p. 306. 2) Mit der im vorigen Artikel Not. 18. erwähnten Pietas; welche Schrift in Almeloveens Ausg. der Briefe p. 71. aufgenommen ist. Der Verf. deckt darin die Quellen der Verleumdungen auf, die der Jesuit Heribertus Rosweydus (Lex Talionis XII. Tabularum, woraus, da sich Jac. Capell der Sache annahm, eine Reihe von Streitschriften erwuchs), Gaspar Scioppius unter dem Namen Holofernes Krigsoeder, und ein dritter verkappter Gegner, welcher sich Andreas Scioppius nante, gegen den Verf. der Exercitationes contra Baronium ausgestoßen hatten. Die Widerlegung ist in drei Kapitel getheilt: de Fide Is. Casauboni. II. de Moribus. III. de Doctrina. 3) Vindicatio Patris adversus Impostorem, qui librum ineptum et impium de Origine Idolatriae nuper sub Isaaci Casauboni nomine publicavit. Londini. 1624. 4. In Almeloveens Samlung aufgenommen, S. 113. Das seinem Vater beigelegte Werk war in demselben Jahre zu London unter dem Titel: the Original of Idolatries or the birth of Heresies, als eine Übersetzung aus dem franz. Original, erschienen, und suchte zu zeigen, daß die Messe und die ganze, alte und neue Liturgie aus dem Heidenthume entsprungen sei. Es war dem Prinzen Karl zugeeignet. Das franz. Original wurde in der Folge zum Vorschein gebracht, und es zeigte sich, daß es gedruckt und selbst übersetzt worden, ehe Isaac Casaubon den Kinderschuhen entwachsen war. Den ganzen Hergang der Sache erzählt *Mer. Casaub.* Necessity of Reformation p. 137 ff. 4) *Wood* Athenae Oxon. Vol. II. p. 485 f. 5) S. sein Leben bei *Almelov.* p. 75. 6) Nicht, wie es auf seinem Leichensteine heißt, im 75sten. Sein Epitaphium s. bei *Almelov.* p. 76. und *Wood* Hist. et Antiqu. L. II. p. 282.

nachstand. Seine Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, so wie die Humanität seines Charakters wird ohne Widerspruch gerühmt. Von seinen Schriften ist nur der kleinere Theil in lateinischer Sprache geschrieben, in welcher er sich mit Gewandtheit bewegt; während sein Stil in den englisch geschriebenen hart und schwerfällig ist. Da die meisten derselben die Bedeutung verloren haben, die sie zur Zeit ihrer Erscheinung hatten, so führen wir von seinen Werken nur noch folgende an: *Optati* libri VII. de Schismate Donatistarum. London 1631. Die beigefügten Anmerkungen sind in den folgenden Ausgaben wiederholt. — *M. Aurel. Antoninus's* meditations concerning himself. Lond. 1634. 4., wiederholt mit Verbesserungen 1635. 4. und 1664. 8. Von demselben Schriftsteller gab er eine Ausg. mit Xylanders verbesserter Übersetzung und eignen Anmerkungen. Lond. 1643. 8. — De Verborum usu et accuratae eorum cognitionis utilitate Diatriba. Lond. 1647. 12., wiederholt in Almeloveen's Samlung S. 129.— De quatuor linguis Commentationis pars prior, quae de Lingua Hebraica et de Lingua Saxonia. Lond. 1650. 8., zunächst für die Belehrung seines Sohnes Johannes geschrieben; die beiden rückständigen Abhandlungen über die lateinische und griechische Sprache sind nie vollendet worden. — *Terentius* cum notis *Farnabii* in quatuor priores comoedias, *Merici Casauboni* in Phormionem et Hecyram. Lond. 1651. 12. — *Hierocles* de Providentia et Fato cum notis *Mer. Casaub.* Ib. 1655. 8., wiederholt 1673.— *Epicteti* Enchiridion c. not. *M. C.* Ib. 1659. 8.— Notae et Emendationes in *Diogenem Laertium*, in der Ausg. 1664. fol. und Amsterd. 1692. 4. — Notae in *Polybium*, in der Ausg. von Jac. Gronov. Amstelod. 1670. 8. Bemerkenswerth ist noch, daß er in mehren Schriften die Erscheinung von Geistern und die Wirklichkeit der Hexerei in Schutz nimt. Einer derselben (Relation of what passed for many years between Dr. *John Dee* and some Spirits, mit einer weitläufigen Vorrede. Lond. 1659. fol.) ertheilte Leibnitz viel Lob und hielt sie der Übersetzung werth [7]). In seiner Jugend hatte er sich vorgesetzt, seines Vaters Exercitationes contra Baronium fortzusetzen, wurde aber, als er Hand an das Werk legen wollte, durch die unruhige Zeit und die ungünstige Lage, in die er selbst gerieth, davon abgehalten. Auch sein Leben war er Willens zu schreiben, um seine Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung an den Tag zu legen, die ihn mehr als ein Mal aus großen Gefahren gerettet habe [8]). Seine Briefe, Vorreden, Zueignungen und einige kleinere Schriften bilden den Anhang der Almelov. Saml. der Briefe seines Vaters. (*F. Jacobs.*)

CASA DEL CAMPO, königl. Jagdhaus mit Fasanerie, in der spanischen Provinz Madrid, ¼ M. westlich von der Hauptstadt. Am Eingange des Gartens steht die metallene Bildsäule des Königs Philipp III. zu Pferde. (*Stein.*)

Casalonzio, s. Piaristen.

7) Miscell. *Leibnitiana* p. 221. 8) Treatise concerning Enthusiasm. c. 3. p. 85. Vgl. *Wood* Athen. Oxon. Vol. II. p. 488.

CASALE, eine Binnenprovinz des Königr. Sardinien im Fürstenthum Piemont. Ihre Gränzen sind Vercelli, Mortara, Alessandria und Asti und ihr Umfang beträgt $17\frac{1}{16}$ geograph. QMeilen (275 ital.). Der Po durchströmt einen kleinen Theil derselben und nimt die Grana und Stura auf; die Versa und der Roalto, als Gebirgswasser, die hier entspringen, versiegen bei heißer Witterung, und die Fruchtbarkeit des Bodens hängt überhaupt sehr vom Regen ab. Die ganze Provinz ist hügelicht, und zwischen den Anhöhen ziehen sich Thäler und Ebenen hin. Sie liefert Getreide, Hülsenfrüchte, Gemüse, Wein, Obst und besonders viele Trüffeln. Auch Hanf und Seide wird gewonnen. Die Viehzucht ist unbedeutend, jedoch geben die Ziegen und Schafe ihre Milch zu dem beliebten Rubiole. Ein eigenthümliches Produkt ist ein an den Flußufern wachsendes Rohr, welches theils zu Rebstöcken, Weberkämmen und zur Feuerung benutzt, theils ausgekocht wird und den Syrup von Casale liefert. Der Kunstfleiß der Provinz beschränkt sich fast auf die roheste Bearbeitung der Seide. Nach der alten Eintheilung bildet Casale das untere Montferrat. Es zählt gegen 94,300 Einwohner in zwei Städten und 88 Marktflecken und Dörfern.

Casale, die Hauptstadt der Provinz und Sitz eines Bischofs am Po. Sie heißt im Mittelalter Casale S. Evasii, und war vor Zeiten eine sehr feste Stadt. Noch im 17. Jahrh. verstärkten und erweiterten die Franzosen ihre Festungswerke, aber nach der Einnahme durch den Herzog von Savoyen und seine Alliirten 1695 wurde sie geschleift. Hohe Ringmauern, durch welche 5 Thore führen, und Graben sind ihr noch übrig geblieben. Auch das alte Schloß, der Sitz der Grafen von Montferrat, steht noch, und ihre Familiengruft wird in der Franciskanerkirche gezeigt. In der Kathedrale ist die Marmorkapelle des heil. Evasius und an der Dominikanerkirche die schöne Façade sehenswerth. Die Stadt zählt gegen 16,200 Einw., die meistentheils von Landwirthschaft, Weinbau und Seidenbereitung leben. Unter den öffentlichen Anstalten sind ein hohes Gymnasium, ein Mädchenerziehungshaus, ein Waisenhaus, zwei Hospitäler und ein Kornmagazin auszuzeichnen. (*W. Müller.*)

CASALI. Diesen Namen führen mehre Schriftsteller sehr verschiedener Art. Ubertino de C., ein Minorit im 14. Jahrh. zeichnete sich durch ein Werk aus: Arbor vitae crucifixo Jesu (geendigt 1305, aber erst gedr. Ven. 1487. fol.), das Albizzi's Werke über die Ähnlichkeiten Christi mit dem heil. Franciscus (s. B. 1. S. 372) so nahe komt, daß viele behauptet haben, C. haben daraus die Idee zu dem seinigen geschöpft. Die Aufschrift einiger Kapitel ist hinreichend zur Charakteristik des Werkes. Das 3te ist betitelt: Jesus Franciscum generans, das 5te J normam constituens. Außerdem haben wir noch von ihm: de septem ecclesiae statibus (Ven. 1516. fol.), eine Art von Commentar über die Apokalypse; und eine Schrift auf Anlaß der Streitigkeiten seines Ordens über die Armuth (1321), die Baluze in seinen Miscell. aufgenommen hat.— Von ganz anderer Art sind die Schriften des J. Bapt. Casali, eines röm. Alterthumsforschers im 17. Jahrh.: de profanis et sacris veterum ritibus (Rom. 1644 — 45

2 Voll. 4. mit Kupfern (Frankfurt 1681.), de veteribus sacris Christianorum ritibus explan. (Rom. 1647. fol. m. K.). De ritibus veterum Ägypt. (Rom. 1644. 4. Frankf. 1681.), eine interessante, doch etwas oberflächliche Arbeit; und de urbis ac romani olim imperii splendore (Rom. 1650. fol.), das geachtetste seiner Werke; außerdem mehre antiq. Abhandl. in Gronovs Thes. T. VIII. IX. — Außerdem gab es im 16. Jahrh. zwei Brüder dieses Namens, Baptista und Gregorius C., die als Freunde der Literatur gerühmt werden (der erste insonderheit als lateinischer Dichter und Freund Bembo's), und sich als diplomatische Agenten des Königs Heinrich VIII. von England und der damaligen Päpste auszeichneten *). (*H.*)

CASAL MAGGIORE, befestigte Stadt am Po, welche nicht unbedeutenden Handel treibt und gegen 4800 Einw. zählt. Sie gehört zur Delegation Cremona, und hat eine Abtei mit infulirtem Abte. Vor Zeiten gab sie einem Fürstenthum den Namen, welches die Marchesen von Salvaterra besaßen. (*W. Müller.*)

CASALNUOVO, 1) Stadt der neapol. Prov. Basilicata, an der Gränze von Calabrien, von Arnauten bewohnt. — 2) Stadt in Calabria ulteriore I., am Fuße des Apennin, in der fruchtbaren Ebene von Oliveto gelegen und durch das große Erdbeben von 1783 fast gänzlich zerstört. (*W. Müller.*)

CASALUS Sinus, Meerbusen an der Westseite von Corsica, jetzt Golfo di Porto. (*W. Müller.*)

CASAMANZA, Fluß in der afrik. Landsch. Senegambia: er wirft sich durch 3 Mündungen in den Ozean, scheint aber nach den Karten wol nur ein Arm der Gambia zu seyn, mit der er wenigstens zusammen hängt. Die Portugisen haben ihn 40 Meilen aufwärts beschifft und an demselben Faktoreien zu Zinghinchor und Makia Kasondo. (*Hassel.*)

CASAMARI, Trappisten-Kloster in der päpstl. Deleg. Ancona, an der Gränze Neapels, bei Arpino (das einzige dieses Ordens in Italien), an der Stelle der ehemaligen Villa des C. Marius. (*H.*)

CASAMATTA (Francesco), geb. 1747 zu Quero bei Feltre, gestorben zu Feltre selbst 1818, war ein Zögling des Seminars zu Padua und hatte die Rhetorik in den öffentlichen Schulen zu Rovigo, Belluno, Treviso gelehrt und die Religion als Pfarrer zu Vas. In Venedig half er Aglietti bei der Herausgabe der sämtlichen Schriften Algarotti's. Er selbst schrieb eine Lobrede auf seinen Freund den Abate Matteo Franzoja (Padua 1813). Unzufrieden mit der Übersetzung der Aneide von Annibale Caro, schlug er Verbesserungen dieses Meisterwerks vor in der Schrift: Saggi della versione virgiliana del Caro ridotta a maggior castigatezza. Belluno 1818. Das Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1819. Tomo XLIX. p. 361. theilt ein Bruchstück aus dieser mühsamen Arbeit mit, die der Verfasser bis zum zehnten Buche beendigt hatte †). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

*) Biogr. univ. T. VII.

†) Vgl. *Moschini* Storia della letteratura veneziana. T. IV. p. 76.

Casanova (Marco Antonio), s. am Ende des Buchstab. C.

CASANOVA (Giovanni), geb. zu Venedig um 1722 oder 1729 *), kam in früher Jugend mit seiner Mutter nach Dresden; diese war als Liebhaberin bei der italienischen Komödie angestellt, und Giovanni, der sich der Malerei widmete, empfing den Unterricht bei Louis Silvestre, damaligem Direktor der Malerakademie; durch die Rückkehr desselben nach Paris, kam der junge Casanova auf kurze Zeit zu Dietrich, und ging dann vom Könige unterstützt, zu seiner fernern Ausbildung nach Venedig, wo er unter Leitung Piazetta's drei Jahr studirte. 1752 nahm ihn Raphael Mengs mit nach Rom; mit diesem machte er verschiedene Reisen nach Florenz und Neapel, und befestigte sich vollends in seiner Kunst. 1762 ging Mengs nach Spanien, er aber blieb in Rom zurück, um mit Winckelmann die Monumenti antichi auf gemeinsame Kosten heraus zu geben, wozu er auch schon viele Zeichnungen verfertigt hatte; er sah sich jedoch genöthigt, Winckelmann diese Unternehmung allein zu überlassen, als er 1764 der Einladung nach Dresden als Professor bei der Kunstakademie führte, deren Direktion er nach Hutin's Tode mit Schenau gemeinschaftlich führte. Er starb zu Dresden den 10. Dec. 1798, und wurde, um ihn selbst im Tode noch zu ehren, auf kurfürstl. Kosten beerdigt. — Casanova als Maler, würde nur einen untergeordneten Rang einnehmen, denn seine Compositionen, so wie sein Kolorit sind kalt; aber größer zeigt er sich als Zeichner mit der Kreide; einen Karton, den er in dieser Art ausführte, die Verklärung Christi nach Raphael, kaufte der König von England, wohin überhaupt die mehresten seiner Zeichnungen kamen, für 300 Zechinen. Auch die Kaiserin von Rußland erhielt einen höchst schätzbaren Fonds von Zeichnungen nach Antiken. Seine theoretischen und gelehrten Kentnisse in der Kunst, vorzüglich in der Archäologie, waren zu seiner Zeit bedeutend; und kam es auf richtige und gründliche Anschauung einer Sache, so mußte ihm Winckelmann nachstehen; diesem, so wie Angelika Kaufmann und Reifenstein hielt er oft theoretische Vorträge, und später Vorlesungen in der Akademie zu Dresden, über die Malerei; dieser Kursus, den er, schon 1788 italienisch ausgearbeitet, kurz vor seinem Tode ankündigte, ist leider ungedruckt geblieben. Als Schriftsteller machte er sich durch folgende Abhandlung bekant: Discorso sopra gl'Antichi, e varj Monumenti loro per uso degl' Aluni dell' Elect. Academia delle bell' arti di Dresda. (Lpz. 1770. 4., übers. das. 1771). Auch ist von ihm eine Beschreibung des Altargemäldes in der katholischen Kirche zu Dresden von Mengs, bekant **).

Casanova (Francesco), im J. 1727 zu London geboren, Bruder des Vorhergehenden, widmete sich unter der Leitung des Francesco Simonini zu Venedig, der Schlachtenmalerei, arbeitete aber in der Folge bei seinem Aufenthalte zu Paris mehr im Geschmack des Jacques

*) In den Memoiren J. Casanova's de Seingalt Bd. 1. S. 34. (Lpzg., 1823) wird 1730 als Geburts- und 1795 als Todesjahr angegeben. **) S. neue Bibl. der sch. Wissensch. Th. 57. S. 369. und Skizze einer Gesch. der Künste in Sachsen. Dresden 1811. S. 91.

Courtois. Diderot ließ über die von dem Künstler im Salon aufgestellten Schlachtengemälde eine strenge Kritik ergehen †). Ein großes Gemälde von C. für die dresdner Akademie verfertigt, verschaffte ihm eine Stelle bei derselben, und zugleich viele Bestellungen, vorzüglich für den Prinzen von Condé. Bei seinem Aufenthalt in Wien, malte er für die Kaiserin Katharina, die Siege der Russen über die Türken, welche die Monarchin in ihrem Palast aufstellen ließ. Fortwährend mit seiner Kunst beschäftigt, starb er zu Brühl unweit Wien 1805. (*Weise.*)

Casanova (**Joh. Jak. de Seingalt**), s. am Ende des Buchst. C.

CASAPULA, eine Stadt in der neapol. Provinz Terra di Lavoro, merkwürdig durch die Lage eines alten Apollotempels. (*W. Müller.*)

Casar (de Caceres), s. Cazar.

CASARABONELA, Villa in der span. Provinz Granada, an einem hohen Berge und über einem 800 Ellen hohen Abhange, mit 500 Einw., 1 Kirche, 1 Kloster und 2 Kapellen. (*Stein.*)

CASAREGI (Giov. Bartolomeo), ein italienischer Dichter aus Genua, welcher von 1676 bis 1755, als Weltgeistlicher und Akademiker, theils in seiner Vaterstadt, theils auf Reisen in Frankreich und zuletzt in Florenz lebte, wo er Mitglied der florentinischen Akademie und der Crusca wurde. Von seinen Werken nennen wir: eine Übersetzung des lat. Gedichts des *Sannazar* De partu Virginis in Versi sciolti. Fir. 1740. Sonetti e Canzoni. Fir. 1741. Eine Übersetzung der Sprichwörter Salomonis in Versi sciolti. Fir. 1751. Vercelli 1774 *). (*W. Müller.*)

CASAS, lat. Casaus (Bartholome de las), Bischof von Chiapa in Mexiko. Dieser Schutzgott der unterdrückten Indianer und ehrwürdige Vertheidiger ihrer gekränkten Menschenrechte stamte aus einer adeligen französischen Familie, die unter der Regirung Ferdinands II., des Heiligen, nach Spanien kam, und in den Kriegen gegen die Mauren, besonders bei der Einnahme von Sevilla, das Ferdinand 1247 eroberte, rühmliche Beweise ihrer Tapferkeit gab. In dieser Stadt wurde Barthol. 1474, zu Anfange der Regirung Ferdinands des Katholischen und Isabellens, geboren. Da er zum geistlichen Stande bestimt war, so studirte er in seiner Vaterstadt Philosophie und Theologie. Sein Vater Antonio war gemeiner Seesoldat auf der ersten Entdeckungsreise von Colombus, und nahm auch schon den 24jährigen Barth. nach Amerika mit. Von da zurückgekehrt, besuchte der letztere die hohe Schule zu Salamanka, und erhielt darauf die geistliche Weihe. Als die Königin Isabelle ein Edikt zum Besten der Indianer bekant machen ließ, die Colombus als Sklaven mit nach Spanien gebracht hatte, schenkte Barth. mit Freuden dem Indianer, den ihm sein Vater gegeben hatte, die Freiheit, und sandte ihn mit Geschenken in sein Vaterland zurück. Von dieser Zeit an begann seine zärtliche Liebe gegen jene unmenschlich behandelten Völker, deren eifrigster Sachwalter er wurde, um den Grausamkeiten seiner Landsleute Einhalt zu thun. Er begleitete 1502 den Don Nicholas de Ovando, Ritter von Alcantara und ernanten Vicekönig von Hispaniola oder St. Domingo, auf diese Insel, wurde daselbst 1510 Priester und auf Cuba Pfarrer. Er schloß sich hier an die Dominikaner an, die ebenfalls von den Drangsalen gerührt waren, unter welchen man die unglücklichen Indianer schmachten ließ, und es für unrecht erklärten, daß man sie zu Sklaven machte. Nicht Soldaten, sondern Geistliche sollte man zu ihnen senden, meinte las Casas; da aber seine Landsleute nur an das Bereichern, nicht an das Bekehren dachten, und ungestraft die größten Bedrückungen ausübten (besonders seitdem, in Gemäßheit einer königl. Verordnung, die Eingebornen wie Kronbauern an die Spanier vertheilt wurden), so ging Barth. 1515 nach Spanien zurück, um den König Ferdinand selbst zur Beschützung der Unterdrückten aufzufodern. Mit großer Einsicht, Freimüthigkeit und Kraft sprach er zu dem kranken Monarchen, und erhielt von ihm das Versprechen, daß den Amerikanern geholfen werden sollte. Sein Tod vereitelte zwar die Ausführung dieses Entschlusses, dagegen bestürmte las Casas den kalten Kardinal Ximenes, der zum Regenten des Königreichs ernant worden war, so lange mit seinen Vorstellungen, bis dieser endlich eine Verordnung zu Gunsten der Unterdrückten ergehen ließ, welche ihr beredter Vorsprecher selbst, mit dem ehrenvollen Titel eines Generalbeschützers von Indien bekleidet, nach den Inseln überbrachte. Da diese Verordnung nicht geachtet, vielmehr las Casas von seinen Landsleuten mit tödtlichem Hasse verfolgt wurde, und einst sogar Gefahr lief, von ihnen in Stücken zerrissen zu werden, so eilte er 1577 nach Europa zurück, um seine Klagen und das Elend der Unterdrückten vor den Thron des jungen Königes, nachmaligen Kaisers Karl V. zu bringen. Er überreichte demselben mehre Vorschläge zu Gunsten seiner unglücklichen Schützlinge, fand aber überall unübersteigliche Schwierigkeiten, und mußte nothgedrungen in den Plan eingehen, dem zufolge spanische Landwirthe sich auf den Inseln ansiedeln, und Neger zum Anbau des Landes weggeführt werden sollten. Irrig hat man ihn wegen dieser Fügsamkeit in den Colonisationsvorschlag zum Urheber des Negerhandels in Amerika machen wollen [1]). Er selbst sammelte (nachdem ihm der Kaiser durch ein Patent eine Landschaft in Cumana, mit der Vollmacht, daselbst eine Kolonie nach seinem eigenen Entwurfe anzulegen, verliehen hatte) einen Haufen neuer Ansiedler, ging mit ihnen unter Segel, und landete zuerst auf der Insel Porto Rico. Bald aber sah er sich abermals in seinen menschenfreundlichen Hoffnungen getäuscht, und da ein Zusammenfluß widriger Umstände den ganzen Plan vereitelte, den er mit seinen Ansiedlern auszuführen gehofft hatte, so trat er in seinem 48. Jahre zu St. Domingo in den Dominikanerorden, um mit erneuerter Thätigkeit als Missionär das Ungemach der Unterdrückten zu mildern. Die Nächte brachte er im Gebet zu, und bei Tage suchte er die Indianer in den

†) S. Versuch über die Malerei, übers. von Kramer S. 287 bis 303.

*) Ginguené in der Biogr. univ. T. VII.

1) S. Grégoire's Apologie de B. de las Casas, im 4. Bande der Mémoires de la classe des sciences morales et politiques de l'institut, p. 45, und Llorente in dem unten angeführten Werke.

Wäldern und Felsenklüften auf, um sie zu unterrichten und zu trösten. Er durchreiste auf diese Art Peru und Mexiko, und unterwarf der Krone, ohne Soldaten, eine große Landschaft, die darnach Vera-Paz benant wurde. Da seine Feinde ihn, weil er sich überall der Eingebornen gegen ihre Unterdrücker aufs kräftigste annahm, in Spanien als einen Unruhestifter anklagten, so reiste er dahin, um sich zu rechtfertigen, und so begab er sich in einem Zeitraume von 50 Jahren 12 Mal aus Amerika nach Spanien und von da wieder nach Amerika, immer in der menschenfreundlichen Absicht, das harte Loos der unglücklichen Eingebornen zu mildern. Selbst die Freundschaft des Vicekönigs von Mexiko, Mendoza, hielt ihn nicht ab, am spanischen Hofe über die Kriegslüsternheit der Befehlshaber Klage zu führen, und neue Schutzgesetze für die Amerikaner auszuwirken. Mit der rührendsten Beredsamkeit schilderte er die unersetzliche Verheerung des Menschengeschlechts in der neuen Welt; die fast gänzliche Ausrottung der Indianer auf den Inseln, in weniger als 50 Jahren, und ihre nun eben so schnelle Ausrottung auf dem festen Lande. Mit dem entschlossenen Tone der Überzeugung leitete er alles dieses Ungemach von den Erpressungen und Grausamkeiten seiner Landsleute ab, und behauptete, daß man der Entvölkerung Amerika's nicht anders vorbeugen könne, als wenn man die Eingebornen für freie Leute erkläre, und sie nicht als Sklaven, sondern als Unterthanen behandle. Um seinen Vorschlägen desto mehr Nachdruck zu geben, schrieb er sein berühmtes Buch von der Verheerung Westindiens [2]), worin er mit vielen, Schauer erregenden Umständen (doch nicht ohne sichtbare Spuren von Übertreibung) die Verwüstungen eines jeden Landes schilderte, das die Spanier betreten hatten. Der Kaiser, von diesen Berichten gerührt, ging in las Casas Ideen ein, und genehmigte eine Verwaltungs-Verordnung für Amerika, welche die Menschlichkeit eingab, aber nicht zur Ausführung brachte. Er war von dem Fürsprecher der Unterdrückten so eingenommen, daß er ihm 1544 das reiche Bisthum Cuzko in Peru verleihen wollte, wofür indeß las Casas das Bisthum von Chiapa, der Hauptstadt der Provinz gleiches Namens in Mexiko, vorzog, welches viel zu thun, aber nur ein kümmerliches Einkommen gab. Er schiffte sich, sobald die neue Verwaltungsordnung ausgefertiget war, mit vielen Mönchen seines Ordens, nach St. Domingo ein, und durchreiste nun, mit den Befehlen des Kaisers in der Hand, die Länder von Mexiko, Peru und den übrigen amerikanischen Provinzen, indem er allenthalben sein Amt als Beschützer und Missionär verwaltete, ohne sich bei allen diesen Reisen, und bei Beschwerlichkeiten ohne Zahl, die Unterlassung einer einzigen Regel seines Ordens zu erlauben. Um wider den Sklavenzustand der Eingebornen einen Hauptschlag zu thun, ermahnte er die Beichtväter, in einer öffentlichen Schrift (le confessionario), keinen Spanier zu absolviren, der seinen amerikanischen Sklaven die Freiheit verweigere. Die sämtlichen Bischöfe der neuen Welt bestätigten, auf einer zu Mexiko gehaltenen Versamlung, diese Lehre, und der hohe Rath von Indien fand sie auf das Gutachten von Geistlichen nicht unrecht. Desto heftiger entbrante der Unwille derjenigen, gegen die las Casas Lehre zunächst gerichtet war. Es brachen Unruhen aus, selbst zu Chiapa, und an allem Ungemach, das daraus hervorging, sollte der Bischof las Casas Ursache seyn. Albornoz, Professor der Rechte zu Mexiko, schrieb gegen ihn, und das Verdammungsurtheil, welches die Inquisition daselbst über dessen Buch aussprach, trug nichts dazu bei, den Haß gegen las Casas zu vermindern. Er ward vielmehr der Aufruhrstiftung und der Verbeugung des königl. Rechts über Amerika angeklagt, und verhaftet nach Spanien geführt. Mit siegenden Gründen vertheidigte er sich vor dem Rathe von Indien, und hatte die Genugthuung, daß der Kaiser und seine Räthe ihn von aller Schuld freisprachen. Da ihm sein hohes Alter nicht mehr erlaubte, nach Amerika zurück zu kehren, so legte er 1551 seine bischöfliche Würde nieder, und lebte zu Valladolid, wo er nicht aufhörte, für die unglücklichen Indianer zu bitten, zu reden, zu arbeiten und zu schreiben. Als Karl im Januar 1556 die spanische Krone niedergelegt, und seinem einzigen Sohne Philipp II. übergeben hatte, begab sich las Casas zu demselben nach Madrid, sobald er aus den Niederlanden zurückgekommen war, um ihm günstige Gesinnungen für die Amerikaner beizubringen, und ihm ihre Angelegenheiten zu empfehlen. Noch in seinem 90sten Lebensjahre schrieb er sein letztes Buch, zwei Jahre darauf aber, den 31. Julius 1566, starb er zu Madrid. Las Casas war einer jener edeln, großartigen Naturen, die einen mit Überlegung gefaßten Entschluß auszuführen, weder Schwierigkeiten noch Gefahren, weder Undank noch Haß scheuen. Um seinem Herzen und seinem Gott zu dienen, hatte er es zur Aufgabe seines Lebens gemacht, sich der Amerikaner, die ihn als einen Heiligen betrachteten, gegen ihre Unterdrücker anzunehmen, und ein halbes Jahrhundert lang rastete er nicht, um Gerechtigkeit, Billigkeit und Barmherzigkeit für die Unglücklichen zu erflehen [3]). Im Angesichte der

---

2) Die erste, sehr selten vollständig zu findende Ausgabe dieser Schrift, erschien (mit gothischen Buchstaben) unter dem Titel: Brevisima relacion de la destruycion de las Indias occid. por los Castellanos. Sevilla 1552. 4., nachgedr. in eben diesem Jahre mit römischer Schrift, und zu Barcellona 1646. 4. Lat. zu Frankf. 1598. 4., m. Kpf. von J. Th. de Bry, öfter; Ital. mit dem span. Original. Vened. 1630 u. 1643. 4. Franz. von Jac. de Miggrode. Antw. 1579. 4.; v. Bellegarde. Par. 1701. 12. Holländ. Amst. 1627. 4. Teutsch, ohne Ort, 1597. 4. öfter; neu aus dem Span. übersetzt: die Verheerung Westindiens von D. W. Andreä. Berl. 1790. 8. Um auch durch das Auge Mitleiden und Entsetzen zu erregen, haben die Verleger dieser verschiedenen Übersetzungen, die vielen Henker- und Mordscenen, von denen das ganze Buch voll ist, in Kupfer stechen lassen.

3) Sein wichtigster Gegner am Hofe Karls V., war der Bischof von Quevedo, welcher den Sklavenstand für den wahren wohlbegründeten Rechtszustand für die Amerikaner, als die gebornen Sklaven, von welchen Aristoteles in seiner Politik zeuge, hielt; und nach ihm der königl. Historiograph Sepulveda. Dieser setzte dem Vertheidiger der Amerikaner ein schändliches Libell entgegen, unter dem Titel: Democrates secundus, seu de justis belli causis; an liceat bello Indos prosequi, auferendo ab eis dominia possessionesque et bona temporalia, et occidendo eos, si resistentiam opposuerint, ut sic spoliati et subjecti, facilius per praedicatores suadeatur iis fides. Karl

Gewalthaber, die in Spanien die amerikanischen Schätze unter sich vertheilten, vertheidigte er vor dem Throne des mächtigsten Kaisers die unterdrückte Unschuld mit einem Feuer, einer Klugheit und Ausdauer, die ihm die Achtung aller Zeiten sichert, wenn er gleich seine Absichten nur sehr unvollkommen erreichte, und wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß ihn sein Eifer für eine gerechte Sache zuweilen zu Übertreibungen verleitete, die dem Leser seiner Schriften bei einer mäßigen Beurtheilungskraft in die Augen fallen. Außer seiner oben angeführten Hauptschrift, hat er, zu gleichem Zwecke, noch mehre andre Aufsätze geschrieben [4]). Auch einige theologische und moralische Abhandlungen sind von ihm gedruckt worden, und in der Bibliothek zu Mexiko werden von ihm handschriftlich drei Foliobände verwahrt, von denen sich in der Bibliothek der Akademie zu Madrid eine Abschrift befindet; es sind Denkschriften, officielle und freundschaftliche Briefe, politische und theologische Abhandlungen [5]). (*Baur.*)

CASATI (Cristoforo), ein mailändischer Patricier, Sohn eines gelehrten Gönners der Wissenschaften und Künste, des Grafen Giuseppe Casati, wurde zu Mailand 1722 geboren und starb ebendaselbst 1804. Der frühe Umgang mit Gelehrten, Literatoren und Künstlern erweckte in ihm Geschmack und Eifer für die Studien, und er trieb neben den Rechten vorzüglich Geschichte und Diplomatik. Von seinen zahlreichen Schriften in diesen Fächern ist nur eine gedruckt worden: Dell origine delle auguste case d'Austria e di Lorena. Milano 1792. 8., durch die er sich, als Gegner Mabillon's und Herrgott's dem wiener Hofe sehr beliebt machte *). (*W. Müller.*)

CASATSCHIA oder **CASAUCIA**, am Fuße des Septimer und Malöja-Berges, auf beiden Ufern der Maira, im Hochgericht Bregell (Bregailgia), des graubündnerischen Gotteshausbundes. Dieses reformirte Pfarrdorf ist öftern Bergfällen ausgesetzt, die entweder ganze Häuser mit Schlamm und Gestein ausfüllen oder sie bis auf eine gewisse Höhe damit umgeben; was einen ganz eigenen Anblick gewährt. Besonders verheerend war der Schlammstrom, der sich im J. 1673 über den Ort ergoß. Von dem ehemaligen Schlosse Turratscha und einem Kloster, das vor der Reformation hier stand, sieht man keine Spur mehr; dafür gibt es eine große Waarenniederlage (die Sust), da die Handelsstraßen von Chur nach Tyrol und Chiavenna durchführen. In der Nähe sind die Überreste einer dem heiligen Gaudenz, dem Apostel der Bregeller, gewidmet gewesenen Kapelle und der ansehnliche Hof Capril. Auf der Bergebene des Malöla steht ein Wirthshaus. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Casca, s. Cäsar.

CASCAES, Villa in der portug. Prov. Estremadura, Correiçao de Torresvedras, im Vorgebirge Roca und am Meer, westlich von Lissabon, mit Mauern, 605 Häus., 2485 Einw., 1 Kirche, Wollzeugweberei und einem Hafen für kleine Fahrzeuge. Dieser hat zwar guten Ankergrund von 8—20 Klaftern, ist aber vor den Südwinden nicht sicher; doch versammeln sich auf der Rhede die Ost- und Westindienfahrer, und veranlassen einen lebhaften Schleichhandel. Auf der Landspitze bei dem Orte liegt das Fort S. Martha und nahe bei dem Hafen das Fort N. S. da Luz. In der reizenden Gegend wird Marmor von verschiedenen Farben gebrochen; auch sind hier die warmen Bäder zu Estoril. (*Stein.*)

CASCANTE (15° 52′ L. 42° 7′ B.), Ciudade in der spanischen Prov. Navarra, Merindad de Tudela, am Queiles, mit 550 Häus. und 1600 Einw., die viel Wein und Feigen gewinnen. (*Stein.*)

CASCARILLA, das Diminutiv von Casca, im Spanischen die Rinde, heißt also eigentlich jede zarte Hülse, Schale und Rinde, besonders werden im spanischen Amerika alle Chinarinden Cascarilla genant. In Europa hingegen versteht man darunter nur die Rinde einer Croton-Art, welche als ein wichtiges, balsamisches und zusammenziehendes Arzneimittel aus Westindien eingeführt wird, s. Croton. (*Sprengel.*)

CASCARILLAE CORTEX, Kaskarill- oder Chakarillrinde, von Croton Elateria Sw. Sie komt in zusammengerollten, einige Zoll langen, 1 — 3 Lin. dikken röhrenförmigen Stücken zu uns, ist mit einer weißgrauen, runzligen Oberhaut überzogen, mit Querstrichen bezeichnet, und hier und da mit Flechten besetzt, innen

---

verbot den Druck dieser Schrift, sie wurde aber in Rom gedruckt, und durch die Mönche in Spanien verbreitet. Las Casas setzte ihr seine oben angeführte Brevisima relacion entgegen.

4) Sie sind, mit literarischer Genauigkeit, einzel verzeichnet in Meusel's Bibl. hist. Vol. III. P. II. 81 sq. und größtentheils bei den oben angeführten Ausgaben abgedruckt, am vollständigsten: Las obras de Barth. de las Casas, Obispo de Chiapa, que contienen etc. Sevilla 1552. Vol. V. 4. Vgl. *Clement* bibl. cur. T. VI. 343—353. und Ebert's bibl. Lex. Bemerkenswerth ist des las Casas Explicatio quaestionis, utrum reges vel principes jure aliquo vel titulo et salva conscientia cives ac subditos a regia corona alienare et alterius domini particularis ditioni subjicere possint? Frf. 1571; Tub. 1625; Jen. 1678. 4., sehr selten, da diese Schrift unterdrückt wurde; wieder abgedruckt in Chr. Friese's Jus dominale 1701. T. II. 77—102. Der Verf. äußert sich in dieser Schrift freimüthig über verschiedene Punkte, die Rechte der Fürsten und der Völker betreffend. (Der Herausgeber der ersten frankfurter Ausgabe war Wolfg. Grießstetter, der die Schrift auf einer Reise nach Spanien bekommen, und sie von Speier aus einem Baron von Dietrichstein gewidmet hatte. S. allg. Anzeiger d. Teutschen 1825 Nr. 15). Die neueste und beste Übersetzung u. Bearbeitung der Werke des las Casas, wodurch sie ein Werk für die Lesewelt geworden sind, erschien unter dem Titel: Oeuvres de *Don Barthélemi de las Casas*, précedées de sa vie et accompagnées de notes, additions, devéloppemens et avec portrait par *J. A. Llorente*. Paris. 1822. Vol. II. 8. Der gelehrte Übersetzer hat verschiedene, vorher ungedruckte Abhandlungen des las Casas zuerst ans Licht gezogen, und seine Anmerkungen u. Zusätze sind eine sehr schätzbare Zugabe. S. die hall. allg. Litztg. 1823. Decbr. Nr. 323.

5) Vgl. Perez del Castillo Mex. hist. c. 7. 83. et I. 25. *Scolorzano* de jure Ind. lib. II. c. 1. n. 27. *Antonii* bibl. hisp. T. I. 149. Robertson's Gesch. von Amerika, das Regist. beim 2. Bde., und die von demselben angeführten Schriftsteller. Olla Potrida 1779. 4. Quartal 302—306. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. von Dauzlon Lavaisse, der auch im 2. Bde. seiner Voyage à la Trinidad et en Vénézuola. Par. 1812. von las Casas Nachricht gibt. Eine italienische Lebensbeschr. desselben von Mich. Pio erschien 1618. in 4.

*) S. Biogr. univ. T. VII.

röthlich rostfarben, fest, schwer, leichtzerbrechlich, glänzend im Bruche, frisch gepulvert, oder auf Glühkohlen von einem moschus- oder ambraähnlichen Wohlgeruch, und einem scharfbittern, würzigen Geschmack. Noch kommen im Handel ganz dünne, biegsame, außen grünliche, innen mehr weiße, nur an den Rändern etwas umgerollte, den Weidenrinden ähnliche Rindenstücke vor, von einem sehr kräftigen Cascarillgeschmack. Nach Trommsdorff enthalten 8 Unzen davon 1 Unze 4 Dr. Bitterstoff mit Schleim, sauerkleesaur. Kalk, und einer Spur Digestivsalz, 1 U. 5 Skr. Harzstoff und 1 Dr. 8 Gr. Ätheröl von bald gelber, bald grüner, bald blauer Farbe, von 0,938 spec. Gew., eigenem, vanillenartigem Wohlgeruch, und etwas stechendem Geschmack; es destillirt nicht mit Weingeist über, und liefert mit rauchender Salpetersäure, ohne sich zu entzünden, ein gelbes wohlriechendes Harz. Die Rinde ist ein treffliches, Muskeln, Gefäße und Nerven stärkendes Arzneimittel bei chronischen Allgemeinleiden des Muskel- u. Nervensystems empfindlicher Personen und Kinder, bei Nerven- und Wechselfiebern, bei Blutflüssen mit allgemeiner Schwäche, bei höherer Unthätigkeit des Magens und Darmkanals in der Hypochondrie, bei Verschleimung, Stuhlverzögerung, und nach anhaltenden Erschöpfungskrankheiten, ganz besonders nach Durchfällen und Ruhren, und bei allen chronischen Bauchflüssen, namentlich im fluxus coeliacus etc. Im Absud räth man sie bei Schlaffheit der Lungen, und Brustkrämpfen mit Magenbeschwerden und Blähungen. Man gibt sie in Pulver zu 10—30 Gran, oder besser im Absud (1 Unze mit 16 Unz. Wasser bis auf 8 einzukochen und davon alle 2 Stunden 1 Eßlöffel voll (vgl. auch Chinarinde). Noch wirksamer ist das wäßrige oder weinige oder weingeistige Extrakt von chokoladenbrauner Farbe, und würzig bitterm Cascarillgeschmack, zu 5—15 Gr. in Pillen, oder in einem aromat. Wasser aufgelöst, — Die Tinctura Cascarillae *Bor.*, von dunkelbrauner Farbe, Cascarillgeruch, und gelindbitterm, etwas scharfem Geschmack nützt, zu 30—60 Tropfen, bei Erschlaffung der Verdauungsorgane, mit Baldriantinktur beim nervösen Kopfweh hysterischer Personen; die wäßrige Tinktur zu 30—40 Tropfen vorzugsweise bei Unruhe und Leibweh kleiner Kinder mit grünem Stuhlgange.— Technisch dient die Rinde zum Parfümiren des Rauchtabaks, zu Räucherpulver ꝛc.. Der Ruß davon soll die Basis der chinesischen Tusche seyn. (*Th. Schreger.*)

CASCIANO A BAGNI, ein Badeort im Gebiet von Siena zum Capitanat von Radicofani gehörig. Die dortigen Bäder von S. Filippo waren schon den Römern unter dem Namen Aquae Clusianae bekant. (*W. Müller.*)

CASCINE (reali), so heißt ein Lustgehölz bei Florenz, längs dem Arno gelegen, wohin aus dem Thore von Prato eine schöne Straße führt. Ein großer runder Platz, umgeben von den weitläufigen und freundlichen Wirthschaftsgebäuden der Cascine (Melkereien) und einem großherzoglichen Landhause dient zum Versamlungsplatz der zahlreichen Besucher dieses beliebten Vergnügungsortes. (*W. Müller.*)

CASCO, eine weite Bai an der Küste des nordamer. Stats Maine: sie wird durch die Kaps Elisabeth und Smallpoint geschlossen, ist 5½ Meilen breit und 3 Meilen tief, für die größten Schiffe tief genug und hat schöne Hafen, worunter Portland der wichtigste ist, trägt auch viele kleine Inselchen. (*Hassel.*)

CASEARIA, eine Pflanzengattung, Joh. Casearius (s. folg. Art.) zu Ehren genant, aus der natürlichen Familie der Samydeen und der 10. Linné'schen Klasse. Char. Viertheiliger, stehen bleibender Kelch. Statt der Corolle ein kleiner Krug, der abwechselnd die Staubfäden und gestielte Drüschen trägt. Dreilappiges Stigma. Dreiklappige beerenartige Kapsel. Drei und zwanzig bekante Arten (syst. veg. 2. p. 354—356.) wachsen in Ost- und Westindien, und schließen einige Samydeen, die Gattungen Chaetocrates *R.* et *P.*, Anavinga *Lam.* und Athenaea *Schreb.* in sich. (*Sprengel.*)

CASEARIUS (Johann), ein holländischer Geistlicher, der sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lange in Cochin aufhielt, und als Botaniker sich einen bedeutenden Ruf erwarb. Gemeinschaftlich mit Heinr. van Rheede van Draakenstein u. A. bearbeitete er das aus 12 Foliobänden bestehende botanische Prachtwerk: Hortus Indicus Malabaricus*). Er entwarf den Plan, beschrieb die Pflanzen, und ordnete den Text der 2 ersten Bände. Jacquin legte, um des Casearius Andenken zu ehren, einem Pflanzengeschlechte, das er in Amerika entdeckte, den Namen Casearia bei**). (*Baur.*)

Caselius, s. am Ende des Buchst. C.

CASELLE, eine gewerbreiche Stadt des Königr. Sardinien, in der Prov. Turin, an der Stura di Lanzo, welche die vielen Seidenzwirn-, Papier- und Walkmühlen derselben treibt; sie zählt gegen 3000 Einwohner. (*W. Müller.*)

Caseneuve (Pierre de), s. Menage.

CASERNEN, Castra der Römer, öffentliche Gebäude, zu Wohnungen für Soldaten eines stehenden Heeres bestimt. Als Bedingungen der Anlage folgt aus ihrem Zwecke: 1) daß solche Gebäude in Gegenden erbauet werden, welche beim Rufe in der Noth das schnelle Daseyn ihrer Bewohner an den Orten ihrer nächsten Bestimmung begünstigen; 2) daß jedes eine hinlängliche Größe habe, um eine bestimte Abtheilung des stehenden Heeres zu fassen; 3) daß dasselbe eine solche Eintheilung und Zusammenordnung seiner Abtheilungen erhalte, durch welche die strengste Aufsicht über die vorgeschriebene Lebensart und Ordnung erleichtert wird; 4) daß die Lage und der Bau der Casernen den für eine jede Menschenwohnung gesetzten Bedingungen der Gesundheit entspreche; 5) daß diese Wohnungen rücksichtlich ihrer äußeren Umgebungen und inneren Eintheilung so angeordnet seien, daß alles Beispiel und alle Gelegenheit zum Eingange der Weichlichkeit leicht abgehalten werden kann; 6) daß im Gegentheile durch die Anordnung und Anlage des Ganzen Gelegenheit zur Abhärtung des Körper, zur Übung in der Gewandtheit der Glieder und im Gebrauche der Waffen selbst, geboten werde; 7) daß

*) Die Literatur dieses Werks s. in *Boehmeri* biblioth. scriptt. hist. nat. P. III. Vol. I. 347 sq. und in Ebert's bibliogr. Lex. 1. Bd. 838. Vgl. Beckmann's ökon. physik. Bibl. 5. Bd. 443.
**) Biogr. univ. T. VII. (von du Petit Thouars).

Festigkeit und Feuersicherheit, welche so wichtige Gegenstände der Sorge für ein jedes Gebäude sind, bei einem von so vielen Menschen bewohnten Hause in einem vorzüglichen Grade Statt habe; 8) daß die Form des Ganzen und der Stil einfach, stark und großartig sei; und 9) daß die Verzierung den kriegerischen Sinn errege und nähre, und die Bestimmung des Standes der Bewohner, seine Ehre und seinen Ruhm versinnliche.

Die architektonischen Mittel zur Erfüllung dieser Bedingungen sind folgende: Nach 1) werden die Casernen durch das ganze Land nach Maßgabe einer gleichförmigen Vertheilung des stehenden Heeres angelegt, in den Festungen besonders für die zur Behauptung des Platzes erfoderliche Bemannung ebenfalls gleichförmig nach den Lagen der Hauptpunkte der Festung vertheilt, auch besondere Casernen für die verschiedenen Truppengattungen erbaut. 2) Die für jedes einzele Gebäude bestimte Größe ist von Umständen abhängig, je nachdem es eine Compagnie, oder ein Bataillon, oder ein Regiment aufnehmen soll. Man rechne dann auf 2 Mann, zweckmäßiger und besser aber auf jeden Mann eine Bettstelle a von ungefähr 2¼ rheinl. Fuß Breite und 6 Fuß Länge, nach Maßgabe der örtlichen Umstände auf vier bis zwölf gemeine Mann ein Schlafzimmer A, auf jeden Mann aber einschließlich seiner Bettstelle, des bei der Bettstelle nöthigen Raumes zur Bewegung für Tisch, Eingang, Ofen u. s. w. 45 □Fuß; so wird man immer sehr leicht auf brauchbare und sichere Resultate kommen, und die Größe des ganzen Gebäudes richtig beurtheilen und ausmitteln können. Man hat sodann zu sehen auf die erfoderlichen Größen der Küchen B oder gemeinen Kochherde b, der Wohnungen C, D, E und F, für die niedern und höheren Anführer und Vorsteher, und der Wohnungen G und Werkstätten H für die nöthigen Handwerksmeister. Für eine Reitercaserne wird entweder das Erdgeschoß, oder besser ein mit dem Wohngebäude verbundenes, besonderes Stallgebäude I, zur Einstallung der Pferde bestimt, über dessen Einrichtung und Größebestimmung im Art. Pferdestall gehandelt wird. Hier ist nur dieses besonders zu bemerken, daß solche Stallungen Hauptabtheilungen nach der Größe der Reiterrotten durch massive Hauptabtheilungswände cc, welche zugleich als Brandgiebel bis unter oder über das Dach reichen können, erhalten müssen. In jeder solcher Hauptabtheilung muß sich ein Haupteingang d, und, wie die beigefügten Risse versinnlichen, eine Treppe nach den über den Ställen angelegten Böden K befinden, und in jedem solcher Böden müssen weitere Abtheilungen zur Absonderung des Haferbodens von dem Heu-, Stroh- und Häckselboden durch Breterwände bewirkt werden. Futterkammern sind bei dieser Art von Stallungen entbehrlich, weil der Häcksel gewöhnlich auf dem Boden geschnitten, und daselbst, so wie auch das Körnerfutter und Heu jedes Mal nur für Einen Tag an die Stallwache abgegeben wird. Dahingegen muß für Räume e und f zur Aufbewahrung der Stallgeräthe, und zum Aufenthalte der Stallwache gesorgt werden, und ein luftiges Behältniß g für die im Gebrauche stehenden Sättel, Schabracken, Zaumzeug, muß sich nahe bei jedem Rottenstalle befinden; weil die Aufbewahrung dieser Dinge im Stalle selbst ihnen und besonders dem Lederwerke sehr nachtheilig ist. Nach 3 sind die Wohnungen der Anführer, Ober- und Unteroffiziere, so anzuordnen, daß diese der ihnen anvertrauten Mannschaft nahe wohnen, daß sie schnell zu den Wohnungen ihrer Untergebenen gelangen, und die Eingänge zu denselben, wenn es sich machen läßt, leicht übersehen können. Besonders aber muß die Wohnung F des Befehlshabers (Commandanten) des Hauses eine solche Lage erhalten, daß das ganze Gebäude mit allen seinen Eingängen stets übersehbar ist. Nach 4) muß die Lage des Hauses, seine Stellung nach den Himmelsgegenden, die Höhe und Geräumigkeit seiner Theile so gewählt werden, wie es die im Art. Wohnung für die Gesundheit einer Menschenwohnung gesetzten Bedingungen heischen, und keine Abtheilung, deren nothwendiges Daseyn die Erhaltung der Gesundheit fodert, darf fehlen; daher die Abtheilung L für die Unpäßlichen, die ihr zugehörige Apotheke M und Wohnung N des Apothekers, für die Abtritte O. Nach 5) ist es nothwendig, daß die Anlage etwas fern von den Orten des Luxus erfolge, daß sie mit den gehörigen Abtheilungen P für die Wachen, wol auch unter gewissen Umständen mit Umfassungsmauern und Thoren versehen werde, daß endlich die Wohnung selbst nur aus den höchst nothwendigen Wohnungsabtheilungen bestehe, und keine Einrichtungen enthalte, welche eine die Weichlichkeit herbeiführende Bequemlichkeit gestatten. Nach 6) muß ein verhältnißmäßig großer Platz Q zu Waffenübungen, zur Übung in kleinen Kriegsbewegungen und zu kriegerischen Spielen mit dem Gebäude in Verbindung stehen, auch ist ein innerer Hof R mit Brunnen h von gutem Trinkwasser, und bei Reitercasernen noch überdieß mit einem oder mehren Wasserbecken oder Tränken i versehen, nöthig. Auch Säle S zum Unterrichte gemeiner Krieger in allgemeinen Bildungskentnissen, zur Übung in den Waffen und zu Kriegsspielen bei ungünstiger Witterung bestimt, bringen die Anlage der Vollkommenheit näher. Säle T zur Aufbewahrung der Waffen und der täglich zur Übung nöthigen Kriegsgeräthe, dürfen in dem Umfange der Anlage nie vergessen werden, und höchst zweckmäßig ist es, zu den Wohnungen der Anführer eine Abtheilung U zu gesellen, welche theils zur Aufstellung einer unterhaltenden und belehrenden Büchersamlung, theils zu angenehmen und nützlichen mechanischen Spielen einzurichten ist. Wenn endlich die Caserne fern von einem geeigneten Gotteshause gelegen ist, so wird die Vollendung der ganzen Anlage durch eine damit verbundene Kapelle, oder, wenn es die Größe des Gebäudes fodert, durch eine eigene Kirche bewirkt. Nach 7) sind Holz und alle brenbare Baustoffe von der Construktion der Bautheile einer Caserne möglichst auszuschließen. Die Scheidemauern der Abtheilungen des Innern müssen eben so wie Mittelmauern und Hauptmauern von Stein, und zwar in einer Stärke aufgeführt werden, wie es die Grundsätze zur Aufführung des Mauerwerkes für dergleichen Gebäude verlangen. Auch die Treppen müssen von Stein oder von Eisen, die Decken ebenfalls von solchem Materiale erbaut seyn. Letztere werden am besten von Backsteinen, und für Casernen in Festungen über den unteren Geschossen bombenfest, gewölbt. Die Fußböden der Gänge und der

Küchen, so wie die Fußböden der Säle, welche zur Aufbewahrung der Kriegsgeräthe, zu Waffenübungen u. dgl. bestimt sind, können mit Steinplatten oder wohlgebranten Ziegeln belegt, die Wohnungen und Versamlungszimmer, Lehr-, Bibliotheksäle u. s. w. aber mit Gypsestrich ausgeschlagen werden. Thor- und Thürflügel sowol als Fensterrahmen sind von Metall, also am wohlfeilsten von Eisen zu fertigen. Das Dachwerk allein kann von Holz, und so flach, als es nur die klimatische Lage des Bauorts bei der gewählten Eindeckung gestattet, construirt seyn. Nach 8) muß der Architekt, dem Geiste des Kriegerstandes entsprechend, die Formen des Gebäudes und seiner Theile im einfachen, männlichen Kunststile, im Stile des Starken, oder nach Art der Griechen und Römer zu reden, im dorischen Stile erschaffen. Bogenstellungen und Säulenstellungen solcher Bauart finden bei dieser Art von Gebäuden vorzügliche Anwendung. Hochemporsteigende und große Massen, hohe architektonische Gebälke, starke Ausladung der Bauglieder, weite und hohe Thür-, Thor- und Fensteröffnungen, große Portale entsprechen der Bestimmung der Casernen. Wenn endlich die Lage des Gebäudes auf dem freien Lande, oder irgend eine andere Absicht Umfassungsmauern fodert: so sind starke Thürme in ihrem Umfange nicht nur allein den Charakter der Anlage gemäß, sondern auch bei vorkommenden Fällen von nützlichem Gebrauche und unübersehbaren großen Vortheilen. Nach 9) muß die Verzierung mit dem eben bezeichneten Baustile übereinstimmen. Sie muß nur selten, doch plötzlich und ausgezeichnet, stark in Farben, wenn sie gemalt, als Sculptur in hocherhabener Arbeit erscheinen. Großes oder kräftiges Blätterwerk, wie Akanthus, Lorbeern, Eichenlaub u. s. w.; aus dem Thierreiche Gestaltungen hoher und kräftiger Natur; Waffen, Kriegsgeräthe, mathematische Schnörkel und manches Andere, das dem schöpferischen Geiste sich leicht aus den hier gegebenen leisen Andeutungen entwickeln wird, schicken sich für die, bei diesem Baustile der Verzierung fähigen Bauglieder. Die letzte Vollendung solcher Gebäude wird aber im Geiste ihres Zweckes durch plastisch dargestellte Beispiele merkwürdiger Kriegsvorfälle, durch Aufstellung von Standbildern k tapferer und großmüthiger Kriegsmänner, und durch damit verbundene belehrende Inschriften erreicht, welche Letztere oft kurz gefaßt, oft etwas länger Züge des Lebens und der Thaten von Helden umfassend, im Sinne der 9ten Bedingung die größte Wirkung hervorbringen*).

Die Römer sind uns auch in dieser Art von Gebäuden als Muster vorangegangen. Sie haben für ihre stehenden Heere das Bedürfniß solcher Anlagen, wie vor einigen Jahrhunderten die neueren europäischen Völker bei Einführung der ihrigen, gefühlt. In den unter ihre Botmäßigkeit gebrachten Ländern befestigten die Römer, die für die Heeresabtheilungen angelegten Wohnungen. Sie nanten sie castella und castra, und auf den Trümmern derselben sind nach dem Sturze des römischen Reiches Schlösser und Städte der siegenden Völker entstanden, die zum Theil heute noch unter dem Namen ihrer alten Bestimmung fortleben. Ihre in den Städten angelegten Casernen hießen immer castra. Von manchen findet man noch Abbildungen auf kaiserlichen Münzen mit den Aufschriften: Providentia Aug. oder Augg.; Virtus Augg., Virtus Militum u. dgl. In der Hauptstadt Rom waren außer den besonders sogenanten Stadtcasernen, Castra urbana [1]), in welchen die Vier[2]), zu Erhaltung der öffentlichen Ruhe aufgestellten Cohorten, jede 1500 Mann stark wohnten [3]), noch folgende berühmt: die gentianische oder gyptianische Caserne, Castra Gentiana oder Gyptiana. Sie lag nach Victor [4]) in der VII. Region, Lata Via, der Stadt, und war die Wohnung der Heeresabtheilung, welche Lollius Gentianus befehligte [5]). Nach Rufus [6]) waren die Castra Gentiana und Castra Gyptiana 2 verschiedene Casernen. Die alte und neue Caserne der Misener, Castra Misenatium vetera und Castra Misenatium, lagen in der III. Region der Stadt, Isis und Serapis genant [7]), nächst bei dem Porticus der Livia. In ihnen fand die Bemannung der misenischen Flotte, wenn sie nach Rom kam, ihre Wohnung [8]). Von dieser Caserne ist auch das Andenken in den Bruchstücken des zur Zeit der Imperatoren Septimius Severus und Bassianus Caracalla in Stein eingehauenen Grundrisses des alten Roms noch erhalten, welche Petrus Bellorius mit Noten beleuchtet und Grävius herausgegeben hat [9]). Die Caserne der Ausländer, Castra Peregrina, lag in der II. Region der Stadt [10]), auf dem Berge Cölius, in der Gegend, wo sich heute Santa Maria in Dominica erhebt, wie die dort aufgefundenen Inschriften zeugen [11]). Sie war ohne Zweifel die Wohnung der aus den Ausländern gebildeten kaiserlichen Scharen. Einige halten die Castra Peregrina für ein Gasthaus der Fremden, die in Rom keine andere Unterkunft finden konten. Die Caserne der Ravennaten, Castra Ravennatium [12]), welche Kaiser Augustus auf dem Berge Janiculus für die Bemannung der Flotte von Ravenna erbauen ließ [13]). Die prätorische Caserne, Castra Praetoria, aber war die größte und berühmteste von allen. Sie wurde von Tiberius [14]), unweit der nomentanischen und salarischen Straße [15]), dem tarquinischen Walle gegenüber vor dem

*) S. die beigefügten Risse. Andere Risse von Casernen, welche sich durch manches Zweckmäßige und Lehrreiche in der Einrichtung, am allerwenigsten aber durch Bauart empfehlen, s. b. *Belidor* in Science des ingénieurs à Paris, 1729. Fig. 141; bei Fäsch in dessen architektonischen Werken, im II. Thle. Taf. 19, 20, 21, 22, 23 und 24; bei Penther in der bürgerl. Baukunst IV. Thle. Taf. LXVI. und LXVII.

1) *Ulpianus* in leg. si maritus. 15. § 1; ad leg. Jul. de adult. 2) *Publius Victor* de Regionibus Urbis sub fin. 3) *Pancirollus* in Descript. Urbis Romae vers. finem, ad loc. Dionis libr. LV., ap. Graevium in Thesauro Antiqq. Roman. Tom. III, 390. 4) *Publ. Victor* l. c. 5) *Pancirollus* in Descr. U. R. ap. Graev. III. p. 348. 6) *Sextus Rufus* de Regionibus Urbis. 7) *Rufus* et *Victor* l. l. c. c. Vgl. *Onuphrius Panvinius* in Descriptione Urbis. 8) *Paciroll.* in Descr. U. R. pag. 335.; *Alexander Donatus* de Urbe Roma, Libr. III, cap. VI. sub fin. 9) In Thesauro Antiqq. Roman. ad calcem Tom. IV. 10) *Rufus* et *Victor* l. l. l. c. 11) *Onuphrius Panvinius* in Desc. U. R. ap. Graevium III. pag. 286. 12) *Suetonius* in Aug. c. 49. 13) *Alex. Donatus* de U. R. III, XXI. 14) *Suetonius* in Tiberio, cap. 37. 15) *Suetonius* in Nerone, conf. *Alex. Donatus* de U. R. I, XV.

viminalischen Thore[16]), nächst den Mauern der Stadt[17]), auf den Rath des Älius Sejanus für die prätorischen Cohorten erbaut[18]). Sejanus, der Oberbefehlshaber dieser Cohorten, stellte dem Imperator vor, wie vortheilhaft es sei, dieselben, die sonst in mehren Regionen der Stadt[19]), ja sogar in den nachbarlichen Flecken vertheilt wohnten[20]), in einem Gebäude zu vereinigen. Er versicherte ihn, daß diese Vereinigung die Soldaten kräftiger für männliche Kriegsthaten zusammen knüpfen, sie von den Reizen der Stadt und dem reichlichen Genusse ihrer Bequemlichkeiten, die sie zu entnerven droheten, mehr entfernen würde[21]); und veranlaßte so die Schöpfung des musterhaftesten Werkes dieser Art. Das Gebäude war mit starken Vertheidigungsmauern und Thürmen umgeben[22]). Es umfaßte einen Tempel, worin die Feldzeichen der Cohorten aufbewahrt wurden[23]), eine Rednerbühne, auf welcher der Imperator zu den Soldaten sprach, und von ihnen den Eid der Treue empfing[24]), ein Zeughaus[25]), und Bäder[26]). Von diesem musterhaften Gebäude findet man eine schöne, im Geiste des Alterthums ausgeführte Wiederherstellung in Grundriß, Aufriß und Durchschnitt bei Durand[27]), welche wegen der großen Einfachheit und Sicherheit der Anordnung, und wegen des reinen großartigen Stiles dem Studium der Architekten empfohlen werden muß. Trümmer von Casernen in Rom sieht man auch noch östlich von den Thürmen des Caracalla, nächst dem Eingange zu denselben, und westlich vom palatinischen Berge, dem Capitolium gegenüber.

Die schönsten und merkwürdigsten Überbleibsel von römischen Casernen sind aber folgende: die Caserne von Pompeji, welche durch die Ausgrabungen in dieser alten verschütteten Stadt ans Tageslicht gezogen wurde. Sie umfaßt einen länglich viereckigen Hof oder Waffenplatz, umgeben von einem Säulengange im dorischen Stile, welcher die ringsum liegenden Kammern der Soldaten begränzt. Der Hof ist, im Lichten zwischen den Säulen gemessen, 139 Fuß 10 Zoll pariser Maßes lang, und 103 Fuß 5 Zoll breit; der Säulendurchmesser hat 19 Zoll bei einer Säulenhöhe von 11 Fuß, und die Breite des Säulenganges im Lichten 13 Fuß 7 Zoll. Die Kammern sind von verschiedener Größe. In jeder fand man vier Rüstungen, woraus geschlossen wird, daß jede von vier Soldaten bewohnt war. Ihre Wände sind mit Stuck überzogen und mit Arabesken bemalt, die Fußböden mit Mosaik belegt. Sie haben weder Fensteröffnungen, noch irgend eine Verbindung unter sich, sondern jede ist nur nach dem Säulengange hin mit einer Thüröffnung versehen, welche, wie man an den Schwellen sieht, denn die Stürze sind so wie auch die Decken der Zimmer verschwunden, durch zwei nach Innen aufschlagende Flügel verschlossen wurde. Ein zweites Stockwerk von Kammern, war eben so wie das erste, durch einen offenen Gang nur in eine äußere Verbindung gebracht. Er zog über dem ersten an der Hofseite des Gebäudes herum, und war auf hölzernen Balken, von deren Befestigung man noch Spuren sieht, angelegt. Zu den Kammern gesellen sich einige Säle, in welchen Tropäen gefunden wurden, einige größere Zimmer, nach vorgefundenen Umständen wahrscheinlich die Wohnung des Befehlshabers, und Gefängnisse, in denen bei der Ausgrabung die Eisen, und die Gerippe ihrer letzten Bewohner noch vorhanden waren. Ein Theater schloß sich an eine der schmalen Seiten der Caserne an, dessen Eingänge ebenfalls von einem zwischen Säulengängen liegenden Vorhofe und von Sälen und Zimmern begränzt, und mit dem Waffenplatze und Säulengange der Caserne in Verbindung gebracht waren. Das ganze Werk ist nieder, aber edel und einfach in seiner Anordnung, und die umgebenden Säulengänge sind in einem schönen und reinen Stile. Das Mauerwerk ist nur wenig zerstört, und die meisten Säulen erheben sich noch aufrecht in ihrem alten Stande. Eine Beschreibung, nebst Grund- und Aufrissen findet man in Voyage pittoresque de Naples, und eine Restauration in Grund- und Aufriß bei Durand in dem angeführten Recueil Pl. 26 links. — Die Caserne von Otricoli, unter den Ruinen dieser alten Stadt, besteht aus einem alten Waffenplatze, den ein hohes Gebäude mit langen Reihen von Soldatenkammern, drei Stockwerke hoch über einander beherrscht. Die Kammern sind eben so, wie zu Pompeji, ohne Fenster und ohne Verbindung unter sich, und nur durch Thüröffnungen mit gemeinschaftlichen langen Gängen verbunden, die in den Erdgeschossen mit hohen Bögen überwölbt waren, in den oberen Geschossen aber, von Holz construirt, die Reihen der Kammern von der Hofseite und von der äußeren Seite des Gebäudes begränzten. Auch die Decken der Kammern waren von Holz, wozu die Löcher der Hauptbalken noch sichtbar sind; und hölzerne Treppen, mit Fallthüren versehen, führten zu den Geschossen hinauf. Eine umständliche Beschreibung dieser Anlage mit den Planen derselben hat Guattani in seinen monumenti antichi v. J. 1784 bekant gemacht, und bei Durand in dem angeführten Recueil findet man Pl. 26 rechts eine Wiederherstellung dieser Caserne. — Die Caserne der hadrianischen Villa bei Tivoli, in den weit ausgebreiteten Trümmern dieses ehemaligen großen kaiserlichen Landsitzes unter dem Namen cento celle und cento camerelle, d. i. 100 Kammern, berühmt, hatte eine mit der vorher beschriebenen ähnliche Anlage. Aber sie war mit einem größeren Aufwand erbaut. Mit ihr ist ein Rundgebäude verbunden, welches für das Wachehaus gehalten wird, und ihre Kammern hatten keine hölzerne Decken, sondern waren alle mit ungemein festen Gewölben überwölbt. Ein jeder der offenen Gänge, welche in den oberen Geschossen, von Holz construirt, an der äußeren Seite des

16) *Herodianus* Libr. VII, conf. *Donatus* l. c. 17) *Plinius* Libr. III, cap. V. *Herodian.* Libr. VII. *Julius Capitolinus* in vit. Max. et Balbini Impp. 18) Conf. *Juvenalis* X. 95. 19) *Tacitus* in Annal. Libr. IV, cap. 2.; *Suetonius* in Tiberio cap. 37. 20) *Suetonius* in Aug. cap. 49. 21) *Tacitus* l. c. 22) *Tacitus* in Histor. Libr. III, cap. 84; conf. *Herodian.* Libr. II. 23) *Herodianus* Libr. IV, cap. 4. 24) *Tacitus* in Histor. Lib. I, cap. 36. 25) *Tacitus* ibid. cap. 38. 26) *Herodianus* Libr. IV, cap. 4.; conf. *Alex. Donat.* d. U. R. Libr. I., cap. XV., bei welchem noch Manches von dieser Caserne, et *Onuphrius Panvinius* in Descr. U. R. tit. de Castro Praetorio. 27) Recueil et Parallèle des édifices de tout genre etc. Planche 26.

Gebäudes die Eingänge zu den Soldatenkammern begränzte, konte durch einen einzigen Posten bewacht werden, und bei jeder Gewölbereihe reichten zwei Wachehäuschen, fest auf Tragsteinen gegründet, hervor, in deren einem man noch den abgekürzten Namen eines Soldaten in schwarzer Farbe, wie mit dem Finger angeschrieben sieht. — Beschreibungen, Abbildungen, Risse und Wiederherstellungen dieser merkwürdigen Reste findet man in den Werken über die hadrianische Villa, welche im I. Theile unserer Encyklopädie, im Art. Adrian, Seite 446 von Gruber angeführt sind. — Endlich die Caserne zu Bajä, deren Trümmer ebenfalls unter dem Namen von cento camerelle und unter dem des Labyrinthes bekant sind. Auch ihre Kammern reiheten sich in mehren Stockwerken an einander, und waren, wie die der Caserne von Hadrians Villa, mit starken Gewölben bedeckt.

Von Casernen unserer Zeit sind die von Courbevoye, von Saint-Denis und von Ruel, alle in Frankreich, als musterhafte Werke, besonders in der Anordnung des Ganzen und seiner Theile zu empfehlen. Letztere, ein Werk von Guillaumot, der auch die beiden erst genanten in Hinsicht der Art ihrer Anordnung ähnlich sind, ist bei Durand, in dessen oft angeführtem Recueil Pl. 28 links oben durch einen Grundriß zur Anschauung gebracht. Die Invalidencasernen, s. i. Art. Hospitäler. (*Leger.*)

CASERTA nuova, eine neue, besonders an Fabriken u. Manufakturen reiche Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, nicht weit von Capua in einer fruchtbaren und vortrefflich angebauten Ebene am Fuße des Berges Tifata gelegen, berühmt durch das große und prachtvolle königliche Schloß. Dieses ließ König Karl III. nach dem Plane des römischen Architekten Luigi Vanvitelli vom J. 1752 an erbauen, eingeladen durch die reizende Ebene, die gesunde Luft, die wildpretreiche Gegend und die Nähe des festen Capua's. Es hat die Form eines länglichen Vierecks, dessen Vorder- und Hinterseite 746, die andern 576 Fuß messen. Die Höhe beträgt 113 Fuß, und theilt sich in 5 Stockwerke, deren 2 dem Erdgeschoß angehören, und eines die niedrige Dachetage bildet; und das Kellergeschoß, in welchem die Küchen und Vorrathskammern, ist unter die Erde verlegt, und darunter befinden sich erst die eigentlichen Keller. Die beiden Hauptetagen haben jede an der Façade 36 Fenster. Eine Kuppel erhebt sich in der Mitte des Gebäudes und zu beiden Seiten steigen Pavillons in die Höhe. Das große Thor des Haupteinganges führt in einen Porticus von sicilischem Marmor, welcher in einer Länge von 507 Fuß das Gebäude durchschneidet. In der Länge kreuzt ihn ein Mittelflügel mit zwei andern Seitendurchgängen, so daß auf diese Weise vier Höfe gebildet werden. Der ganze Marmorreichthum Neapels und Siciliens ist in diesem Riesengebäude mit königl. Pracht vergeudet, namentlich auch in der gedoppelten Haupttreppe, der Kapelle und dem Theater. Das ganze Schloß mit seinen Gärten nimt gegen 85 Acker, jeden zu 900 Klastern, ein. Auch die Wasserleitung von Caserta, welche das Schloß und die Springbrunnen der Gärten versorgt, ist ein großartiges Bauwerk, werth den Aquädukten des Alterthums an die Seite gestellt zu werden. Derselbe König Karl ist der Gründer dieses ungeheuern Baues, welcher das Wasser zwölf ital. Meilen weit (mit den Umwegen, die der Aquädukt nimt, aber 27), aus dem Berge Taburno nach Caserta leitet; der Architekt des Schlosses hat ihn entworfen und ausgeführt. Am Fuß des Taburno geht die Wasserleitung durch eine Brücke von drei Bogen über die Faenza, dann vermittelst drei hoher über einander gesetzter Bogenreihen durch das Thal Durazzo, und endlich von dem Berge Longano zu dem Berge Tifata ebenfalls in drei Bogenreihen von mehr als 1600 Schritten. Die Höhe des Werks beträgt 178 Fuß. Das alte Caserta (Caserta vecchia), auf einem Hügel gelegen, ein Bischofssitz und vor Zeiten ein Fürstenthum benennend, ist durch die Anlage des neuen Caserta's sehr in Verfall gerathen. Es hat seinen Namen von dem alten, auf einer Anhöhe gebaueten Schlosse, Casa erta *). (*W. Müller.*)

CASEY, Grafschaft im nordamerik. State Kentucky am Green, 1820 mit 4349 Einw., worunter 456 Sklaven; der Hauptort Caseyville. (*Hassel.*)

CASHELL, City und Hauptstadt der irischen Grafsch. Tipperari (52° 27′ Br. und 9° 52′ L.), etwa ½ Meilen vom Suir in einer reichen Gegend. Sie sendet 1 Deputirten zum brit. Parl., und ist der Metropolitansitz eines Episkopal- und eines kath. Erzbischofs: jener, der sich Primas von Munster nent, hat die 4 Bischöfe von Limerick, Killaloe, Waterford und Cork, dieser die Bischöfe von Ardfert, Cloyne, Cork, Killaloe, Limerick und Waterford zu Suffraganen. Die Stadt, welche einst eine der ansehnlichsten des Königreichs war, hat jetzt 1 neue Kathedrale, 1 erzbischöfl. Palast mit einer an Handschriften reich ausgestatteten Bibliothek, 1 Markthaus, 1 Sessionshaus für die Assisen der Grafschaft, 1 Krankenhaus, 1 Freischule, Kasernen für 2 Kompagnien, 600 Häus. und 5969 Einw., die grobe wollne Zeuge verfertigen, Whisky brennen und auf ihren Märkten Krämerei unterhalten. Der Ort ist in der Geschichte Irelands höchst merkwürdig: die alte Kathedrale, die S. Patrik gebauet haben soll, und der älteste Christentempel Irelands, erhob sich malerisch auf einem perpendikulären Felsen, noch sieht man ihre weitläufigen Trümmer und erhalten ist das Monument über dem Grabe Cormac M'. Culinan, das schon 901 errichtet wurde. Der bekante Krönungsstein von Scotland, der jetzt in Westminster Hall aufbewahrt wird, soll aus der hiesigen Abtei, die ebenfalls in Trümmern liegt, genommen seyn. Hier hielten im Mittelalter die Könige von Munster ihr Hoflager. (*Hassel.*)

CASHWELL, Grafschaft im nordamerik. State Nordcarolina am Dan, 1820 mit 13,253 Einw., worunter 5510 Sklaven; der Hauptort Leesburgh. (*Hassel.*)

CASILINUM, eine alte feste Stadt in Campanien *), nachher zu einem Flecken herabgesunken. Cäsar

*) S. *Vanvitelli's* Dichiarazione dei Disegni del Real Palazzo di Caserta. 14 Platten und Text. Sehr selten. Vgl. d. Art. Vanvitelli.

†) 570 Pränestiner vertheidigten sie gegen Hannibals ganze Macht. *Liv.* XXIII. 19.

machte es zur römischen Kolonie, aber das benachbarte Capua verschlang es bald nachher durch sein neues mächtiges Emporwachsen. Das moderne Capua hat die Lage des alten Casilinum. Vgl. Capua. (*W. Müller.*)

CASINO, ein Verkleinerungswort von Casa, welches bald ein kleines Haus, bald ein kleines Zimmer bedeutet. Vorzugsweise nante man in Venedig die kleinen Zimmer über den Kaffeehäusern des Markusplatzes, Casini. Sie waren ehemals von den Nobili in Beschlag genommen, um in denselben, frei von häuslichem Standeszwange, Gesellschaft zu empfangen und zu bewirthen. Diese Mode war lange Zeit allgemein, und Alt und Jung machte sie mit; gegenwärtig ist sie mit dem venezianischen Adel selbst in Verfall gekommen. Wahrscheinlich rührt aber die Benennung Casino für einen geschlossenen Zirkel der vornehmsten Klasse und das Lokal desselben, eine Benennung, welche aus Italien gekommen und sich auch in Teutschland geltend gemacht hat. Andre leiten diesen Namen von dem Monte Casino, der berühmten Benediktinerabtei im Neapolitanischen, ab, welche vormals, besonders auch durch den Ruf der Heilkunde ihrer Bewohner, ein Vereinigungsort vornehmer Wallfahrer war, etwa nach Art unsrer Badezirkel. Die Zurückgekehrten sollen nachher, zur Erinnerung an die geselligen Ergötzlichkeiten des Monte Casino, ihre geschlossenen Zusammenkünfte mit dem Namen Casino belegt haben. (*W. Müller.*)

CASINUM, anfangs Kolonie, nachher Municipium Roms, eine blühende, in einer fruchtbaren Gegend an der lateinischen Straße gelegene Stadt von Latium, mit einem Kastell, Castrum Casinum, auf einer westlich angränzenden steilen Höhe; jetzt Monte Casino, wo der heilige Benedikt ein berühmtes Stift auf den Ruinen eines Apollotempels gegründet hat. Die Trümmer der eigentlichen Stadt finden sich südlich von S. Germano am Flüßchen Rapido. (*W. Müller.*)

CASIRI (Michael), ein syro-maronitischer Geistlicher, als Orientalist berühmt, war 1710 zu Tripoli in Syrien geboren, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung in Rom, und legte daselbst 1734 die Ordensgelübde ab. Im folgenden Jahre begleitete er den berühmten Orientalisten Joseph Assemani nach Syrien, und als er 1738 von da nach Rom zurückgekommen war, lehrte er in seinem Kloster zu St. Peter und Marcellin die arabische, syrische und chaldäische Sprache, die Theologie und Philosophie. Diesen Beschäftigungen entzog ihn 1748 ein Ruf an die königliche Bibliothek zu Madrid, von der er nicht lange nachher an die Bibliothek im Eskurial versetzt wurde, der er seit 1763 als Oberbibliothekar vorstand, bis er am 12. März 1791 starb. Er war auch seit 1749 Mitglied der Akademie der Geschichte zu Madrid. Seinem vieljährigen Fleiße dankt man die, nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren gedruckte, für die arabische Literatur wichtige Bibliotheca arabico-hispana Escurialensis, sive librorum omnium Mscr., quos arabice ab auctoribus, magnam partem arabico-hispanis compositos bibliotheca coenobii Escurialensis complectitur, recensio et explanatio. Matriti 1760—1770. Vol. II fol. Er lieferte darin unter 1851 Nummern ein wissenschaftlich geordnetes Verzeichniß aller Handschriften der Eskurialbibliothek, beschreibt ihre äußere Gestalt, liefert Untersuchungen über ihr Alter, theilt Proben des Inhalts mit, gibt Nachricht vom Verfasser u. dgl. m. Kenner der arabischen Literatur, für die das Werk eine reiche Fundgrube ist, vermissen zuweilen Genauigkeit in der Kritik und hinreichende Einsichten in den Inhalt der beschriebenen Manuscripte*). (*Baur.*)

CASKETS, eine Felsengruppe im Kanale, die etwa 1½ Meile von der britischen Insel Alderney sich befindet, und der Schiffahrt in diesen Gewässern sehr gefährlich ist. Einige der Felsen stehen über, die meisten unter der Wasserfläche. Auf dem größten stehen 3 Leuchtthürme in der Form eines Dreiecks und mit einer Menge argandscher Lampen versehen, die ihren Schein nach jeder Richtung hinwerfen. (*Hassel.*)

CASMANN (Otto), erst Rektor an der Schule, dann Prediger zu Stade, wo er im J. 1607 starb, hat sein Andenken weniger durch seine moralischen Schriften als durch die über Naturkunde erhalten, mit welcher er sich sehr angelegentlich beschäftigte, wie seine 2 Bände Quaestionum marinarum und sein Nucleus mysteriorum naturae enucleatus bezeugen. Besonders aber ist er als der Erste zu bemerken, welcher die Idee der Anthropologie als einer eigenen Wissenschaft faßte. In den Jahren 1594—96 gab er seine doctrina humanae naturae in 2 Theilen heraus, den ersten unter dem Titel: Psychologia anthropologica, den 2ten unter dem Titel: Somatologia physica generalis. Die Bildung des Wortes Anthropologie schreibt sich von ihm her. (*H.*)

Casmarhinchos, s. Chasmarhynchos. (*Merrem.*)

CASMENAE, eine alte Kolonie der Syrakusaner in Sicilien, in den Gebirgen südwestlich von der Mutterstadt gelegen. In späteren Zeiten ist der Ort verschwunden. (*W. Müller.*)

CASOLE, ein Capitanat des Gebiets von Siena, durchzogen von dem Gebirge Montagnola, mit einer gleichnamigen Stadt, die sich durch gute und räumliche Bauart auszeichnet, eine Citadelle hat und gegen 1600 Einw. zählt. (*W. Müller.*)

CASONI (Guido), aus Seravalle in der trevisaner Mark gebürtig, lebte gegen Ende des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. und gehört zu den Gründern der venetianischen Akademie Degli Incogniti. Sein Haus war ein Sammelplatz der Gelehrten und schönen Geister Venedigs und auch als Statsdiener machte er sich einen Namen. Er starb 1640 und hinterließ ein Leben Tasso's und mehre andre Schriften, die man in den Glorie degli Incogniti verzeichnet findet. In seinen Gedichten zeigt er sich als einen Nachahmer der Alten. Sei-

---

*) Ausführliche Nachrichten von diesem Werke geben die götting. gel. Anz. 1766. S. 1099—1104; J. 1777. S. 34—39. Nova acta erudit. 1768. p. 199—211. (Meusels) fortges. Betracht. über die neuesten hist. Schrift. 3. Bd. 479—489. (diese Anzeige ist von Spittler). Denis's Merkwürd. der Garellschen Bibliothek 419 ff. — Vom Verf. selbst s. die Biogr. univ. T VII. (von Jourdain), und von seinen handschriftlich hinterlassenen Schriften Eichhorn's Geschichte der neuern Sprachkunde, 1. Abth. 640. 657. 667.

ne Werke sind oft gedruckt worden. Eilfte Ausgabe: Venez. 1623. 16. *). (*W. Müller.*)

CASOTTI (Giambattista), ein italienischer Literator und Akademiker, wurde zu Prato in Toskana 1669 geboren und starb auf seiner Pfarre bei Florenz 1737. Nachdem er in der Hauptstadt mit glänzendem Erfolg studirt hatte, wurde er von dem toskanischen Hofe als Gesandtschaftssekretär nach Paris geschickt, wo er Gelegenheit fand, seine gelehrte Bildung zu vollenden. Nach seiner Heimkehr ließ er sich zum Geistlichen ordiniren und wurde Rektor des edeligen Collegiums und in der Folge Professor der Geschichte an der Universität. Damals begleitete er als Lehrer Friedrich August's, nachherigen Kurfürsten von Sachsen, diesen Prinzen auf einer Reise durch Italien, und empfing späterhin von seinem Zöglinge den Grafentitel. 1720 erhielt Casotti ein Kanonikat in Prato und 1726 eine einträgliche Pfründe im florentinischen Sprengel †). Er war Mitglied vieler Akademien und ein geachteter Gelehrter seiner Zeit, von dessen Werken wir folgende nennen: Notizie storiche intorno alla vita e alla nuova edizione delle Opere di Monsignore Giov. della Casa, im ersten Bande von dessen Opere. Firenze 1707. 4. und 1728. 4. Vita di Benedetto Buonmattei. Vor dessen Abhandlung: Della lingua toscana. Ausgabe von *A. M. Salvini.* Fir. 1714. 4. ††) Della fondazione del regio monastero di S. Francesco delli Scarioni di Napoli. Fir. 1722.

Mehre seiner italienischen und lateinischen Schriften, größtentheils antiquarischen Inhalts, sind noch ungedruckt †††). (*W. Müller.*)

CASPARSON (Johann Wilhelm Christian Gustav), Rath und Professor in Kassel, geb. den 7. September 1729 in Gießen, wo sein aus Stockholm abstammender Vater, nachdem er in verschiedenen Kriegsdiensten gestanden hatte, beim Postwesen angestellt war, und 1742 starb. Dieser ist Verfasser vieler Gespräche im Reiche der Todten, die in den Jahren 1730—1742 bei Brönner in Frankfurt gedruckt wurden [1]). Der Sohn studirte in Halle und Göttingen, wurde 1759 Lehrer der historischen Wissenschaften und schönen Literatur am Kollegium Carolinum zu Kassel, 1779 zugleich Lehrer der alten Geschichte und teutschen Sprache bei dem Kadettenkorps, und starb den 3. Sept. 1802. Er war Mitglied des historischen Institutes zu Göttingen, und der Gesellschaft der Alterthümer in Kassel, und edirte als solcher, aus einer Handschrift der fürstl. hessen-kasselschen Bibliothek, ein Gedicht der altschwäbischen Zeit unter dem Titel: Wilhelm der Heilige von Oranse. Kassel 2. Th. 1781—1784. 4., konte aber den dritten Theil, der ein Glossar enthalten sollte, aus Mangel an Absatz, nicht drucken lassen. Mehre Beiträge zur Literatur des altschwäbischen Zeitalters machte er durch die hessischen Beiträge zur Gelehrsamkeit bekant, die er mit Tiedemann heraus gab. Über einige historische und artistische Gegenstände ließ er, einzel und in Journalen, Aufsätze drucken, die mehr Gehalt haben, als seine Trauerspiele und Gedichte, Kassel, 1797. 8. Der hessische Statskalender, den er seit 1772 jährlich herausgab, war als Beitrag zur Statistik nicht ohne Werth. Um das Armenwesen in Kassel machte er sich besonders verdient und seiner Abhandlung von Verhütung des Bettelns in einer Haupt- und Residenzstadt wurde von der Gesellschaft des Ackerbaues in Kassel ein Preis von 5 Louisd'or zuerkant. Als Sekretär dieser Gesellschaft veranlaßte er manche nützliche Versuche, und durch die von ihm ausgeschriebenen Preisfragen, und die unter seiner Aufsicht vertheilten Preise gedieh manche ökonomisch-wichtige Angelegenheit [2]). (*Baur.*)

CASPE (16° 46′ L. 41° 19′ B.), Villa in der span. Prov. Aragon, Corregimiento de Alcañiz, am Einfluß des Gundalope in den Ebro, mit 8200 Einw., 1 Schloß, 1 Pfarrkirche, 3 Klöstern, 1 Hospital und 4 Armenhäusern. (*Stein.*)

CASPERIA, und bei Silius in der Verkleinerung **CASPERULA**, eine alte sabinische Stadt, nordwestlich über dem Bache Digentia, an dem kleinen Flusse Himella gelegen. Man sucht sie bei dem heutigen Städtchen Aspera, wo auch das Flüßchen Aja (Avens) ein kleines Gebirgswasser aufnimt *). (*W. Müller.*)

CASPI, auch Cirpo, ein Ort in Nieder-Pannonien, nach dem Itin. Ant. 12 Mill. von Ulcisia Castra; also Wisegrad in den Bergen an der Donau. Nach der Not. Imp. lag dort die 21. Legion. (*Ricklefs.*)

CASSA (l. Kascha), ein Markt in der trentschiner Gespanschaft in Niederungarn, im Kreise diesseits der Donau, der aber, seitdem das dabei liegende Schloß zerstört ist, und seinen Herren nicht mehr zum Aufenthalt dient, sehr herabgekommen ist. Der Sage nach sollen hier Templer gewohnt haben, später kam es an die mächtige Familie Petroczy, die jedoch in die Frangepanische Verschwörung verwickelt, um das Leben zu retten, sich durch die Flucht rettete, und Schloß und Güter im Stich ließ. Die Zusammenkünfte der Verschwornen, die unter der Anführung Frangepans, Tököli's, Nádasdy's, Rákoczy's und Petroczy's das östreichische Haus des Thrones berauben wollten, wurden hier gehalten, und dieses Schloß war auch zum Gefängniß Kaiser Leopold's I. ausersehn, den man durch List auf einer Jagdpartie aufheben wollte. Eben deßhalb wurde die Burg auf Befehl des Kaisers, nachdem sie Heister nach einer langwierigen Belagerung wieder erobert hatte, so vom Grunde aus zerstört, daß man heut zu Tage nichts mehr davon wahrnimt. (*Baron Mednyanszky.*)

CASSAGNE (Jacques), geb. zu Nimes 1636 (alle andere Angaben sind falsch), gest. 1679, hatte sich so frühzeitig einen Ruf als Dichter erworben, daß er in seinem 25. Jahre schon in die Akademie aufgenommen

---

*) Biogr. univ. T. VII.
†) S. Maria dell' Imprunetа hieß die Kirche, über welche Casotti 1714 sehr gelehrte Memoiren herausgegeben hatte. ††) Und in den folgenden Ausgaben. †††) Ginguené in der Biogr. univ. T. VII.
1) Strieders hess. Gel. Gesch. 2. Bd. 125.

2) Strieder a. a. O., das Register beim 18. Bde. Justi in den hessis. Denkw. 4. Th. 2. Abth. 23 ff. Ebend. in Wielands n. teutsch. Merkur 1803. St. 2, 99 ff. Jördens Lex. teutsch. Dichter, 5. Bd. 820.
*) Capmartin in seiner Schrift über Horazens Landhaus findet die Spuren des alten Casperia im Thale Presenzano.

wurde. Auch als Kanzelredner hatte er sich Ruf erworben, und war nahe daran Hofprediger zu werden, als Boileau ihn ganz von dieser Laufbahn durch folgende Verse in seiner Satire du repas zurück schreckte:

> ...ne compte rien, ni le vin ni la chère,
> Si l'on n'est plus à l'aise assis en un festin,
> Qu'aux sermons de Cassagne et de l'abbé Cotin.

Man sagt, diese Verse hätten einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß sein Verstand gelitten habe, und gewiß ist, daß er in St. Lazare eingesperrt werden mußte. Er besaß eine große Gelehrsamkeit, weßhalb Colbert ihn zu einem der vier ersten Mitglieder der nachmaligen Académie des Inscriptions erwählte; nachmals ward er zum Aufseher der königl. Bibliothek ernant. Übersetzt hat er Cicero's Dialog über die Redner und Sallusts römische Geschichte. Die geschätzte Vorrede vor Balzac's Werken in der Ausg. von 1665 ist von ihm. (*H.*)

CASSAGNE BEGOULIES, Stadt im Bezirk Rhodes des franz. Dep. Aveyron am Seor, mit 1500 Einw. (*Hassel.*)

CASSANA, die Hauptstadt des Negerreichs Wulli in Senegambien: sie wird im Allgemeinen nur Medinah oder Stadt genant, ist mit Lehmmauern und statt der Graben mit Mimosenbüschen und Pallisaden umgeben und zählt 800 bis 1000 Hütten. (*Hassel.*)

CASSANA. Unter diesem Namen ist eine genuesische Maler-Familie bekant, über welche man ausführliche Auskunft findet in dem Catalogue du cabinet du docteur Vianelli. Vened. 1790. Der wirkliche Name des Hauptes dieser Familie ist stets unbekant geblieben, denn: 1) Giovanni Francesco Cassana führt diesen Namen von seinem Geburtsort, dem genuesischen Dörfchen Cassana. Er war ein Schüler von Bernardo Strozzi gen. Capucino, dem er nach Venedig folgte, wo er sich zwar einen bedeutenden Ruf, aber kein Glück erwarb. Er fand indeß einen Gönner an Alexander II. Fürst von Mirandola, hatte aber nur kurze Zeit ein besseres Glück genossen, als er im J. 1591 zu Mirandola starb. Er hinterließ 4 Kinder, die er alle der Malerei gewidmet hatte. — 2) Niccolo, geb. zu Venedig 1659, zeichnete sich als Bildnißmaler aus. Er wurde nach London berufen, um die Königin Anna zu malen, die ihn zu ihrem ersten Maler ernante. In Folge von übermäßigem Genuß des Weins starb er zu London 1713. — 3) Giovanni Agostino, gen. Abbate Cassana, welcher 1720 zu Genua starb, war ebenfalls Bildnißmaler, und sein Bildniß des Doge v. Venedig Francesco Frizzo ward nach London gesendet, um danach zu stechen. Um jedoch nicht mit seinem Bruder in Concurrenz zu kommen, fing er nachmals an Thiere zu malen, und zeichnete sich auch in dieser Gattung aus. — 4) Giambattista, Blumen-, Frucht- u. Thiermaler, starb bald nach seinem Vater zu Mirandola. — 5) Maria Vittoria, gest. zu Venedig 1711, hinterließ Halbfiguren aus der heiligen Geschichte. (*H.*)

CASSANDER (Georg), ein eben so gelehrter als gemäßigter Theolog der katholischen Kirche, und in beiden Hinsichten einer der ausgezeichnetsten Männer seiner streitsüchtigen Zeit. Den Namen Cassander soll er von der Insel Cassand oder Cadzand an der niederländischen Seeküste, unfern Brügge, erhalten haben, wo er um 1515 geboren war. Er lehrte Humaniora und Theologie zu Brügge, Gent und an andern Orten, wurde von dem Herzoge Wilhelm von Cleve nach Duisburg berufen, um die anabaptistischen Streitigkeiten zu untersuchen und beizulegen, hielt sich längere Zeit, da ihn Kränklichkeit verhinderte, ein öffentliches Amt anzunehmen, zurückgezogen zu Duisburg, Trier und Köln auf, und starb am letzten Orte den 3. Februar 1566. Er war ein gelehrter Kenner alter und neuer Sprachen, vertraut mit den kirchlichen Alterthümern, dem kanonischen Recht und den kirchlichen Lehrmeinungen, ein redlicher und dabei scharfsinniger Wahrheitsforscher, der ohne Leidenschaft und Parteisucht seiner Überzeugung folgte. Durchdrungen von dem Wunsche, den ärgerlichen Streitigkeiten in der entzweiten Kirche ein Ende zu machen, und eine friedliche Annäherung zwischen Katholiken und Protestanten einzuleiten, schrieb er, ohne sich zu nennen, ein Judicium de officio pii ac publicae tranquillitatis vere amantis viri in hoc religionis dissidio. Basil. 1561. 8., und vertheidigte sich gegen Calvin's, Beza's und Anderer heftige Angriffe mit vieler Mäßigung. Nur wenige friedliebende Theologen traten seinen Meinungen bei, der Kaiser Ferdinand I. hingegen glaubte in ihm ein geschicktes Werkzeug zur Bekehrung der Protestanten gefunden zu haben. Er berief ihn deßwegen 1564 nach Wien, und da Cassander wegen körperlicher Schwäche diesem Rufe nicht folgen konte, foderte er von ihm ein schriftliches Gutachten über die unterscheidenden Glaubenslehren. Auf diese Veranlassung schrieb Cassander seine Consultatio de articulis religionis inter Catholicos et Protestantes controversis, ad Impp. Ferdin. I. et Maximil. II. Colon. 1565. und öfter, auch cum annott. Hug. Grotii, in dessen Via ad pacem ecclesiasticam. Amst. 1642. 8. [1]). Mit vieler Freimüthigkeit äußerte er sich darin über die Gebrechen seiner Kirche, vornehmlich über die ungebührlichen Anmaßungen der Päpste, über abergläubische Verehrung der Heiligen, Ablaß, Meßlesen und priesterliches Eheverbot; die Protestanten aber beschuldigte er, daß sie zu weit gegangen seien, und sich nicht begnügt hätten, Mißbräuche und abergläubische Meinungen zu bekämpfen. Er hatte aber das Schicksal aller derer, welche heftig erbitterte Parteien versöhnen wollen; er konte es keinem Theile Recht machen [2]). Den Protestanten war es zu wenig, den Katholiken aber zu viel, was er nachgab, und die letztern fanden in seinen Vorschlägen überhaupt so viel Anstößiges und Ärgerliches, daß sie vorgaben, er habe kurz vor seinem Ende seine theologischen Meinungen geändert, und seine liberalen Ansichten zurückgenommen [3]). Außer den genanten Schriften ließ Cassander noch mehre andre theologische Abhandlungen drucken, z. B. eine Vertheidigung der Kindertaufe gegen

1) Einen Auszug aus diesem Werke liefert Schröckh im 4. Bde. der christl. Kirchengesch. seit der Reform. S. 225—242. 2) Er selbst sagt in einem seiner Briefe: Ab utraque parte plagas accipimus et ab illis lapidamur. 3) *Reiffenberg* hist. soc. Jesu ad Rhen. infer. T. I. 118. Vgl. *Conring.* praefat. ad *Cassandri* et *Wicelii* de sacris nostri temp. controversiis lib. duo. Helmst. 1659. 4. p. 146.

die Anabaptisten, einen Dialog über das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (edirt von G. Calixtus, Helmst. 1642), ferner mehre gelehrte liturgische Abhandlungen, mit freimüthigen Kritiken über Ceremonien, Feste, Heilige und Heiligenlegenden, Gesänge und Gebete; Schriften alter Kirchenlehrer, die zuvor nicht gedruckt waren; ferner: De viris illustribus qui ante Procam in Latio fuere, et appendix ad Plinium, de viris illustr. Basil. 1563. u. a. m. Eine Samlung seiner Werke edirte Joh. Cordesius 1616 zu Paris in Fol.; viele Briefe von ihm findet man in *Burmanni* sylloge epist. T. II. [4]). (*Baur.*)

CASSANGE, ein Negerreich im Innern Afrika's, etwa von 9 bis 11° südl. Br. und 24 bis 27° L., dessen Bewohner wahrscheinlich die bei den ältern Reisebeschreibern aufgeführten Schagga Cassandschi sind; der König selbst setzt seinen Titeln das Wort Schagga, das einen nomadischen kriegerischen Stamm bedeutet, bei. Im O. begränzt das Reich der große Fluß Casati, der nach NO. fließt und wahrscheinlich sich in den See Marawi mündet (nach Bowdick). (*Hassel.*)

CASSANO, 1) ein durch seine Golderze und Gypse bekanter Ort in der neapol. Prov. Terra di Lavoro. 2) ein anderer Ort in der neap. Provinz Princip. ulter. 3) Stadt und Bischofssitz in Calabria cit. in einer Ebene, unfern dem ionischen Meere, mit beträchtlichem Ölbau und gegen 6000 Einw., darunter mehre Arnauten. 4) Kleine Stadt am Ticino im Mailändischen, merkwürdig durch die Schlachten von 1705 und 1799. (*W. Müller.*)

Schlacht bei Cassano, am 27. April 1799. Nach den Schlachten an der Etsch hatten die Franzosen das mantuanische und venetianische Gebiet geräumt und General Scherer führte die etwa noch 30,000 M. zählende Armee hinter die Adda, um in dieser Stellung Mailand zu decken. Die Division Delmas stand als rechter Flügel bei Lodi, die Division Grenier und Victor in und bei Cassano (3¼ M. nördl. Lodi). Die Division Serrurier zur Deckung der oberen Adda bestimt, war zum Theil bei Trezzo (1¼ M. v. Cassano) aufgestellt, mit Posten bei Porto Imberzago und Lecco am südöstlichen Arme des Comer Sees. Bei Cassano hatten die Franzosen auf dem linken Ufer der Adda einen Brückenkopf und vor demselben mehre kleine Verschanzungen, welche durch den canale ritorto gedeckt wurden; das rechte Flußufer ist von da an bis Trezzo ziemlich schroff, bei letzterem Orte felsig mit sehr steilem Abfalle, auch das linke hat hier gleichen Charakter, so, daß die Adda in ein enges Felsenbett gedrängt, überaus reißend fließt. Auf der Kuppe der Felsen des rechten Ufers, ist das Kastell von Trezzo gelegen, welches eben so, wie der Uferrand selbst von den französischen Vorposten besetzt war; das übrige Terrain westlich der Adda, ist eben und zur freien Benutzung aller Waffengattungen geeignet.

Das östreichisch-russische Heer unter Suwarow, war dem Feinde auf dem Fuße gefolgt, und langte beinahe doppelt so stark, als dieser am 25. April — an welchem Tage Moreau von Scherer den Oberbefehl übernahm — ihm gegenüber an; der linke Flügel unter Melas, vorwärts Triviglio (¼ M. östlich Cassano), das Centrum von den Divisionen Ott und Zoph gebildet, dem Dorfe Vaprio (halben Wegs zwischen Cassano und Trezzo) gegenüber, Fürst Rosenberg war mit dem rechten Flügel noch über Bergamo gegen Lecco im Marsch begriffen. Am 26. eroberte eine Abtheilung dieses Flügels Lecco, eine andere von 4 Bat. 2 Escadrons unter General Vucassowitsch, marschirte in der folgenden Nacht gegen Brivio (3 Meilen nördl. Cassano), stellte die abgebrochne Brücke wieder her und setzte sich auf dem rechten Ufer der Adda fest; die Divisionen Ott und Zoph, gingen am späten Abende jenes Tags rechts bis hinter Gervasio, Trezzo gegenüber. Die Franzosen hielten hier wegen der reißenden Strömung des Flusses und seines felsigen Bettes einen Übergang für so unmöglich, daß sie nicht ein Mal Schildwachen am Fuße des Bergs ausgesetzt hatten; der Generalquartiermeister der östreichischen Armee, Generalmajor v. Chasteller, benutzte schnell entschlossen diese Vernachlässigung. Er ließ in der Nacht die nöthigen Pontons durch Soldaten das steile Ufer herab an den Fluß tragen, wo hinter einem isolirten ungeheuren Felsenstück die weitern Vorbereitungen zum Brückenbau ungesehen gemacht werden konten.— Am 27ten früh 5¼ Uhr, war die Brücke vollendet und 5 Bat. 5 Escadrons gingen 200 Schritt vor den feindlichen Posten über den Fluß, ohne bemerkt zu werden, sie überfielen die unmittelbar hinter Trezzo stehende Abtheilung der Division Serrurier und warfen sie schnell bis Vaprio und Pozzo (½ St. westlich von Vaprio) zurück.

Moreau hatte auf die Meldung vom Übergange der Östreicher bei Brivio die Division Grenier dahin aufbrechen lassen; sie war indeß kaum über Pozzo hin ausgerückt, als ihr die von Trezzo zurückgeworfenen Truppen entgegen kamen. In Vereinigung mit ihnen hielt sie den verfolgenden Feind auf, umging ihn nach einem sehr heftigen Infanteriegefecht durch Abtheilungen der Division Victor verstärkt, in der rechten Flanke, und drängte ihn so endlich in Unordnung zurück. Das Gefecht schien für die Östreicher gänzlich verloren, als General Chasteller die letzten Truppen der Division Ott, zwei Grenadier-Bataillons und zwei Escadrons Husaren herbei führte; er stellte ein Bataillon der Fronte des umgehenden Feindes entgegen, mit dem andern und den Husaren fiel er diesem selbst in die linke Seite und warf bald den ganzen linken Flügel der Div. Grenier über den Haufen. Pozzo wurde erobert, Vaprio umgangen, die französische Linie mußte sich in Unordnung nach Bettola (1 Stunde südwestl. Vaprio, ¼ St. nordwestl. Cassano) zurückziehen, wo sie in Vereinigung mit den bei Cassano geworfenen Truppen eine Aufstellung nahm.

Dort hatte während dem, die Abtheilung unter General Melas, die Verschanzungen hinter dem Kanale erobert und den weichenden Feind so schnell verfolgt, daß

---

4) *Thuan.* histor. lib 36. p. 286 sq lib. 39. p. 363. Saubert's Cassander evangelicus. Norimb. 1631. *Pope Blount* censura celebr. aut. 727. *Hanckius* de scriptt. rer. rom. 221. 356. *Crenii* animadv. philol. P. V. 75. P. XVI. 279. *Fabricii* hist. bibl. P. I. 377. *Sweertii* Athenae Belg. 270. *Foppens* bibl. Belg. T. I. 333. *Du Pin* nouv. Bibl. des aut. ecclés. T. XVI. 42 — 61. Mém. de *Niceron* T. XL. 72. *Harzheim* bibl. Colon. p. 90.

die Sieger mit ihm zugleich in die Brückenschanze und über die Brücke kamen. Die hier geschlagnen Reste der Division Victor vereinigten sich zwar bei Inzago (¼ St. südlich Vettola) mit Grenier, allein die nun auch vereinigten Truppen von Melas und Ott verfolgten rasch ihre Vortheile und warfen den Feind im ersten Anfalle bis Gorgonzola (1¼ Meile westlich Cassano), verfolgt dankten die Geschlagenen nur der hereinbrechenden Nacht ihre Rettung.

Durch diese Gefechte im Centrum der Stellung waren die in der obern Adda stehenden Abtheilungen der Division Serrurier vom Hauptcorps abgeschnitten, die bei Lecco und Brivio übergegangnen Abtheilungen, deren letztern das ganze Rosenbergische Corps gefolgt war, erreichten sie bei Verderio, wo sich Serrurier von allen Seiten umzingelt, nach tapferer Vertheidigung mit 3000 Mann kriegsgefangen ergab. Außer diesen verloren die Franzosen noch 6000 Todte, Verwundete, Gefangene, die Verbündeten geben ihren Verlust zu 1000 M. an. Als unmittelbare Folge der Schlacht mußte der Feind die ganze Lombardei verlassen, und Suwarow zog schon am Tage darauf in Mailand ein. (*Schulze.*)

CASSARD (Jacques), französischer Schiffskapitän und Ludwigsritter, Sohn eines armen Schiffers zu Nantes, wo er 1672 geboren war. Schon im Knabenalter that er Matrosendienste, und zeichnete sich bald durch einen außerordentlichen Muth aus, der bis zur Verwegenheit ging, wobei er die Schifffahrtskunst so gut erlernte, daß er bald für einen der besten Steuerleute in Frankreich galt, und bei den wichtigsten Expeditionen gebraucht wurde. Der Ausbruch des spanischen Successionskriegs bot ihm viele Gelegenheiten dar, seine Talente im glänzendsten Lichte zu zeigen. Er war im ganzen Laufe desselben das Schrecken der Engländer, Holländer und Portugisen, deren Besitzungen in Afrika und Amerika er verheerte. Mit einem einzigen Schiffe richtete er zuweilen mehr aus, als Andere mit einer ganzen Eskadre. Seine glänzendste That war die Eroberung von Surinam, die er, allen Hindernissen zum Trotz, glücklich ausführte. Überhaupt nahm er in jenen Gegenden den Feinden seines Vaterlandes so viele Beute ab, daß er nach Martinique einen Schatz von mehr als neun Millionen brachte. Der utrechter Friede 1713 setzte seinen Kriegsthaten und Eroberungen ein Ziel; aber er brachte ihm die erwarteten Belohnungen nicht. Sein rauher, wilder und unbiegsamer Charakter verdunkelte seine Verdienste, und er besaß die Gabe nicht, sich am Hofe Gönner zu erwerben. Da man sich indessen nicht verhehlen konte, daß er dem State große Dienste geleistet habe, und mit Recht Belohnungen fodern könne: so bot man ihm eine Pension an; er schlug sie aber mit den Worten aus: „Ich will nicht, daß das Volk noch mehr gedrückt werde, um mich zu belohnen, sondern ich fodere die Wiedererstattung der drei Millionen, die ich vorgeschossen habe." Diese Vorstellung fand aber kein Gehör, und da er sie immer von neuem und mit größerem Ungestüm und Trotz wiederholte und einst gegen den Minister Cardinal Fleury grobe und beleidigende Reden ausstieß, ließ ihn dieser in die Citadelle einsperren. Von hier wurde er auf das Schloß Ham gebracht, wo er sein Leben hinschmachtete, bis er daselbst 1740 starb. Er hinterließ keine Nachkommen *). (*Baur.*)

CASSAVA (Casave), heißt das Mehl und Backwerk, welches die Brasilianer aus dem milden und gesunden Satzmehl der giftigen sauren Juca, oder der Wurzel von der Manjokpflanze Iatropha Manihot L., bereiten, die unter dem Namen Maçaxeira etc. im südl. Amerika wild wächst, und unschädlich seyn soll, deßhalb auch angebaut wird. Um obiges Satzmehl zu gewinnen, preßt man den äußerst giftigen Saft des mühsam zerquetschten Wurzelbreies (Maça) sorgfältig in einer Kelter aus, röstet diesen unter beständigem Umrühren, damit er nicht anbrenne, auf einem heißen Herde, nimt ihn, völlig geröstet, von der heißen Stelle, und läßt ihn abkühlen. Die Creolen ziehen dem besten Brot von der Welt ihre Cassave vor, die sie selten trocken essen, sondern erst in Wasser, oder in eine Brühe tunken. Von dieser Nahrung soll ihre blasse Hautfarbe herrühren. Noch gibt es eine andere Art, die Manjoc zu Kuchen rc. zuzubereiten: man stellt sie in einem verschlossenen Korbe einige Tage lang in Wasser, bis die Wurzel weich wird. Das von dieser häßlich stinkenden Manjoca molle, wie oben, gemachte Mehl ist zwar feiner, aber die Neger lieben es nicht sehr zu Backwerk, wenn gleich der Geruch beim Rösten auf dem Ofen ganz verschwindet. —

Die Wilden trocknen bloß die Manjocwurzel an der Sonne, damit sich die Rinde von selbst ablöse, und stoßen dann erstere in einem Mörser, um das Mehl herauszuziehen, das sie essen, ohne weiteres Kochen.

Die Maroon-Neger pflegen die Manjocwurzel in Stücke geschnitten, entweder 7 — 8 Stunden in fließendem Wasser einzuweichen, wobei dieses die überflüssigen Stoffe auszieht, oder sie ganz über Feuer zu kochen, und dann, wie Kartoffeln, zu essen, ohne Furcht, und, nach und nach daran gewöhnt, ohne allen Nachtheil (vgl. Teréro, Labat, Barrère, Kosters u. A. Reisen in Brasilien rc., s. auch oben Brod S. 74). (*Th. Schreger.*)

CASSE, ist die Anstalt zur Einnahme, Ausgabe, Verwahrung und Verrechnung von Geld und Geldeswerth. Sie ist entweder eine öffentliche oder eine Privatanstalt. Sie kann in eine Einnahmekasse und in eine Ausgabekasse zerfallen, und es ist bei großem und verwikkeltem Zahlungswesen vortheilhaft, daß die Kasse so getheilt werde. Aber diese Theilung hebt die Kasseneinheit nicht auf, weil die Ausgabe der Einnahmekasse an die Ausgabekasse die Einnahme der letzteren bildet, und diese Ausgabe und Einnahme sich also ausgleicht, und die Zusammenstellung der Einnahme von der Einnahmekasse und der Ausgabe von der Ausgabekasse erst den Kassenabschluß, und den Kassenbestand ergibt.

Die Kasse hat es nur mit den geordneten Einnahmen und Ausgaben zu thun; das Ordnen derselben ist Verwaltungssache. Sie hat darauf zu sehen, daß sie

*) Des Kapitän Cassard's Unternehmungen zur See, im 4. Bande der Geschichte der Schiffbrüche. Berlin 1793. S. 254 — 326. Archenholz Literatur- und Völkerkunde 1785. 10. Stck. S. 328 — 342. 12. St. 431 — 447, und aus diesem in Hirsching's hist. lit. Handb. 1. Bd. 2. Abth. 137 — 151. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Eyriès).

das wirklich empfängt, was sie empfangen soll, in dem vollen Betrage, in den bestimten Münzsorten, oder Papieren, und zu der festgesetzten Zeit. Sie hat auf gleiche Weise für die Ausgaben zu sorgen. Zur Vermeidung des Nachzählens von barem Gelde werden Kassenrollen und Kassenpakete gemacht, worauf der Geldbetrag, die Münzsorte, und die ausgebende Kasse, zugleich mit dem Gewicht der Rollen oder Pakete angegeben sind. Auch ist es nützlich, in der Kasse keine Geldrollen und Pakete zu dulden, als in runden, bestimten Summen, z. B. mit 5, 10, 15, 50 und 100 Thlr. Silbergeld, weil sonst leicht Irrthümer in den Zahlungen entstehen können. Es versteht sich von selbst, daß man Gold- und Silberrollen von einander entfernt halten muß, weil jene 500 Thlr. und diese von 10 Thlr. sich sehr gleichen. Zur Verwahrung dienen eiserne Geldkasten, die künstliche Schlösser haben. Diese Geldkasten genügen wol zu gewöhnlichen kaufmännischen Kassen, wozu denn noch mit Eisen beschlagene Thüren und Laden kommen, aber für öffentliche Kassen werden größere Vorkehrungen erfodert, um den Hauptkassenvorrath zu verwahren. Man hat dazu wohlverwahrte Schränke, worin sich die Beutel leicht übersehen lassen, feuerfeste Gemächer oder Gewölbe; man verschließt sie mit mehren Schlössern, und vertraut die einzelen Schlüssel verschiedenen Personen an, auch hält man in dem Kassengebäude Wächter, vor demselben Schildwachen.

Die Verrechnung komt darin bei den öffentlichen und Privatkassen überein, daß jede Einnahme und Ausgabe sofort angeschrieben werden muß, wenn sie erfolgt, aber sie unterscheidet sich darin, daß sie bei den Privatkassen der Belege nicht bedarf, insofern der Eigenthümer das Kassenbuch selbst führt, oder unter seiner Aufsicht führen läßt; daß dagegen bei öffentlichen Kassen keine Einnahmen und Ausgaben geschehn können, ohne daß sie belegt, und mit Bezug auf die Belege zu Buche gebracht werden. Um zu sehen, ob die Kasse in Ordnung ist, und sie mit der Rechnung stimt, muß die Verrechnung in kurzen Fristen, wo noch Alles in frischer Erinnerung ist, nachgesehen, und alsdann die Kasse nachgezählt, oder gestürzt werden. Ist weniger in der Kasse, als nach der Rechnung seyn sollte, so ist wahrscheinlich bei der Ausgabe gefehlt, und ein solcher Fehler läßt sich leichter finden, als wenn er in der Einnahme steckt, weil bei der Kasse mehr Auskunftsmittel über die Ausgabe, als über die Einnahme vorhanden sind. Ergibt sich nun ein Mehrbestand in der Kasse, welcher sich nicht aufklären läßt, so fragt sich, wem gehört er? Bei Privatkassen, die unter Aufsicht des Eigenthümers geführt werden, ohne Zweifel dem Eigenthümer. Aber wie, wenn sich ein solcher Mehrbestand bei dem Sturze einer öffentlichen Kasse findet, gehört er dann dem verantwortlichen Kassenführer oder dem State? Der Kassenführer ist nur schuldig, den Kassenbestand nachzuweisen, welcher sich aus der Abnahme seiner Rechnung ergibt, und aus dieser kann sich jener Mehrbestand nicht ergeben; sonst wäre er nicht mehr zweifelhaft. Aber der Mehrbestand hat sich doch bei dem Kassensturze also bei einer Vorrevision gefunden, und er muß eben dadurch bei der Rechnungsabnahme zur Sprache kommen; und da ihn der Rechnungsführer nicht aufklären kann, so kann er ihn auch nicht als sein Eigenthum nachweisen. Findet sich ein solcher Mehrbestand unter dem zurückgelegten Kassenvorrathe, der dem Kassenführer nicht mehr allein zugänglich ist, so scheint er ohne Zweifel dem Eigenthümer der Kasse zu gehören.

Geld ist der Gegenstand jeder Kassenführung, aber nicht bloß bares Geld, sondern es kann Kassen und große geben, worin gar kein bares Geld vorkomt, z. B. in Ländern, wo Papiergeld herrscht, und keine große Kasse kann sich von geltenden Papieren, Wechseln, Schuldscheinen u. s. w. frei halten. Aber so wie die Kasse alle Münzen nach verschiedenen Fußen getrent halten und berechnen muß; so muß sie von dem baren Gelde die Papiere gleichfalls getrent halten, und berechnen. Bei Privatkassen ist bei der Aufbewahrung der Statspapiere darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie bei der geringsten Feuersgefahr sogleich zur Hand sind, weil im Fall ihres Verlustes die Erlangung neuer Ausfertigungen und besonders neuer Zinscoupons seine Schwierigkeiten hat. Die Kasse erfodert Unterkassen, wenn fortlaufende Hebungen und Ausgaben an verschiedenen Orten zu machen sind. Aber die Frage schwebt noch in Untersuchung, ob namentlich bei dem Statskassenwesen eine Centralkasse das Ganze halten soll, oder ob mehre Hauptkassen neben einander bestehen sollen, deren Übersicht und Einheit die Statsbuchhaltung gewährt.

Der Kassenhaushalt ist desto vollkommener, je weniger darin todte Kapitale oder eiserne Bestände geduldet werden müssen, und sie brauchen desto weniger geduldet zu werden, je größer der Kassenkredit ist. Daher ist der englische Statskassenhaushalt der vollkommenste und bedarf des geringsten Bestandes, weil er von der großen öffentlichen Kasse, der Bank, jeden Augenblick die bereiteste Hilfe haben kann*). (*v. Bosse.*)

Cassengeld ist in allgemeinerer Bedeutung das Geld, worin bei den Kassen eines Landes Zahlung und Rechnung gemacht wird, und welches dem Münztarif zum Grunde liegt, nach welchem andere Geldarten angenommen werden. Das Kassengeld braucht also nicht einheimischen Ursprungs und Gepräges zu seyn, aber es muß nach dem Münzfuße des Landes ausgeprägt seyn, und noch das gangbare Gewicht (Passirgewicht) haben. Wenn die eigene Scheidemünze von den Landeskassen nur zur Ausgleichung der Brüche oder in kleinen Summen (zu 5 bis 30 Thlr.) in Zahlung angenommen und ausgegeben wird, so gehört sie nicht zum Kassengelde. Um der Richtigkeit des Kassengeldes völlig gewiß zu seyn, wird erfodert, daß nur justirte Münzsorten das Kassengeld bilden. Alsdann entscheidet das Gewicht bei jedem Goldstück, ob es kassenmäßig ist, oder nicht, und alsdann können die Landeskassen ihren Beruf zur Gewährung des öffentlichen Treuglaubens erfüllen, daß es mit dem Gelde seine völlige Richtigkeit hat, das sie in den Umlauf setzen. Auf diese Weise wird wenigstens einige

*) Die neuesten Schriften über das Kassenwesen sind: Ferber's Handbuch über die Statsrechnungen und Kassen 820. Kieschke's Grundz. z. zweckmäßigen Einrichtung des Statskassen- und Rechnungswesens 821.

Hilfe in der jetzigen allgemeinen Münzverwirrung von Teutschland gewonnen.

In der engern Bedeutung hieß Kassengeld das hanöverſche Geld, welches nach dem leipziger Fuß (18 Fl. auf die Mark fein) ausgeprägt ward, für welches aber jetzt in dem Königreich Hanover das Konventionsgeld (20 Fl. auf die Mark fein) zum Kassengelde gemacht ist. (*v. Bosse.*)

Cassirer, ist der öffentliche oder Privatbeamte, welcher eine Kasse zu führen, und darüber Rechnung zu halten hat. Arbeitet er unter den Augen des Eigenthümers und hat er die Kasse nicht unter seinem Verschlusse, wie dieses gewöhnlich bei den kaufmännischen Kassirern der Fall ist, so ist er nur für seine Arbeit, und nicht für das Kassengeschäft verantwortlich. Ist ihm dagegen die Kasse völlig übergeben, ist er überdieß ein öffentlicher Kassirer, so ist er für das Kassengeschäft in seinem ganzen Umfange, also für die Verwahrung der Kasse, für die richtige Zahlung und Verrechnung, aber nicht für die Verwaltung, oder für die Verfügungen an die Kassen verantwortlich. Die Strafgesetze wider unrechtfertige Kassirer pflegen sehr streng zu seyn, und mit Recht, weil diese Ämter Stellen des Vertrauens sind, und demgemäß auch mit reichlichem Gehalte ausgestattet werden. Der Kassirer muß Vorstand leisten; wie hoch man indeß die Vorstandsgelder setzt, und man hat häufig dadurch der Statskasse nicht sowol Sicherheit als Anleihen verschaffen wollen, so können sie doch den Verlusten nicht gleich kommen, worein die Kasse durch die Vergehen ihres Kassirers gerathen kann. Es lassen sich wol bei kleinen Kassen die Vorstandsgelder auf 5 oder 10 Procent von der Einnahme setzen, aber nicht bei Kassen, die Millionen einnahmen; wie schwankend ist der Vorstand, wenn er in schwankendem Papiergelde gemacht wird! wie verführerisch ist das Börsenspiel! und wie leicht und unvermerkt ist der Werth von hunderttausenden in Papier aus der Kasse entwandt und in Umlauf gebracht! Er muß ferner nicht bloß im Allgemeinen auf treue Kassenführung, sondern auf eine ausführliche Dienstinstruktion vereidigt, darüber ein Protokoll aufgenommen, und auch bemerkt werden, daß er mit den Strafgesetzen über Kassenvergehen bekant gemacht worden. Er muß einer strengen Controle unterworfen werden, und diese steuert den Unrechtfertigkeiten wirksamer, als die bisher angeführten Mittel. Das sicherste Mittel ist aber die sorgfältigste Wahl des Kassirers und der ihm zugegebenen Kassenbedienten. Er stellt die Quittungen über die Einnahmen aus, aber es ist zweckmäßig, daß sie zugleich von einem Kassencontroleur, oder Verwaltungsbeamten unterschrieben werden. Er ist für die richtige Form der Ausgabebelege, worauf gezahlt wird, verantwortlich, aber nicht für die innere Richtigkeit dieser Belege. Sein ist der Schaden, wenn die Kasse bei dem Geldzählen in Verlust komt; doch wird ihm gewöhnlich eine Vergütung für diesen Kassenverlust zugestanden, da sich bei der größten Aufmerksamkeit nicht vermeiden läßt, daß nicht hin und wieder Ausschuß angenommen, oder eine mangelhafte Einzahlung übersehen wird; und da der öffentliche Treuglauben bei dem Kassenwesen erfodert, daß die Kassenzahlungen ihre vollkommenste Ordnung haben.

Übrigens wird zur Vermeidung von Wiederholungen wegen der Geschäfte des Kassirers auf die betreffenden Artikel vom Cassen- und Rechnungswesen verwiesen. (*v. Bosse.*)

CASSEBOHM (Joh. Friedrich). Dieser um die Anatomie des Ohrs sehr verdiente Anatom, war geboren zu Halle und starb als Professor am 7. Febr. 1743 zu Berlin, nachdem er vorher Professor zu Halle gewesen war. Seiner Diss. de aure interna (Frankf. a. d. O. 1730. 4.) folgten sehr bald tractatus tres de aure hum. (ib. 1730. 4.), die 1734. mit einem 4. und 1735 mit einem 5. u. 6. Tr. verm. erschienen. Außerdem hat man von ihm ein Progr. de differentia foetus et adulti (Halae 1730 4.) eine Meth. secandi musculos (Halae 1739. 8.) und de Methodo secandi viscera (ib. 1740. 8.). (*H.*)

CASSEBRUCH auf dem Damme, Dorf an der Drepte in dem Umfange des Amts Hagen, der handv. L. Dr. Stade: es hat mit dem Hofe in der Haide 65 Häuſ. und 323 Einw., pfarrt nach Bramstedt und macht ein geschlossenes Patrimonialgericht aus. (*Hassel.*)

CASSEL, 1) ein Kreis in der kurh. Prov. Niederhessen, welcher sich auf beiden Seiten der Fulda ausdehnt, im N. an Hofgeismar, im NO. an das handverische Amt Münden, im O. an Witzenhausen, im S. an Melsungen, im SW. an Frizlar, im W. an Wolfhagen gränzt. Sein Flächeninhalt beträgt etwa 11¼ □Meile. Die Oberfläche ist uneben, gebirgig u. waldig: im N. greift der Reinhardswald in seinen Umfang, im W. erhebt sich der Habichtswald, im O. bedeckt die Söhre das Land. Diese Gebirge stehen zum Theile von Sandsteinbildung da, oder als Kegel, wie die meisten Basaltberge, oder als niedrige Flötze, wie alle Berge von Kalksteinformation, überall macht der Basalt die höhern Kuppen auf dem Sandsteine aus. Die Fulda strömt mitten durch den Kreis, und verstärkt sich in seinem Umfange aus O. durch die Losse und den Fahrenbach, im W. durch die Baune und Ahne; Fischteiche sind nur wenige vorhanden. Der Boden zeigt sich meistens thonig und sandig, im Ganzen steinig: die bessern Äcker bedeckt eine schwarze, warme und fette, reichlich mit Sande vermischte Kruste, aber dieser sind wenige, und die magern sind kalt, schwer, thonhaltig. Man bauet am häufigsten Rocken, Gerste, Hafer, Erbsen und Bohnen, vor Allem aber eine Menge Kartoffeln, dann Rüben und Kopfkohl, und um die Hauptstadt her auch viele feinere Gemüse. Auf dem Lande sieht man wenige edlere Obstarten; die Gärten der Hauptstadt sind mit dem schönsten französischen Obste angefüllt, aber die Rebe gedeihet auf diesem Boden und unter dieser Breite noch nicht. Hier und da sieht man Futterkräuter auf den Feldern; das Hornvieh und das Schwein sind gut, letztre meist von der kleinen gelbgescheckten Art; das Pferd aber klein und unansehnlich, das Schaf selten veredelt. Federvieh wird hinreichend gehalten, obgleich das Meiste was die Hauptstadt bedarf, aus den Kolonien komt. Wild, noch zureichend, aber weniger Klein- als Hochwild, selbst noch Schweine. Mancherlei Mineralien, worunter Braunkohlen, Vitriol und Alaun, Salpeter, gute Pfeifen- und Faianceerde, und Schleifsteine die wichtigsten sind; mit Basalte sind alle Kunststraßen beworfen. Die Volksmenge belief sich 1821 auf 48,238, wovon

23,296 auf die Hauptstadt, der Rest auf 1 Marktflecken, 41 Dörfer und 11 Weiler und Höfe kommen. Das Groß bekent sich zur reformirten Kirche, in der Hauptstadt leben etwa 4000 Lutheraner, 1200 Katholiken und über 700 Juden. Ackerbau, Flachsbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen auf dem Lande; in der Hauptstadt und deren nächster Umgebung haben sich Fabriken verbreitet, wovon einige in das Große gehen. Der Landmann hat wenige Nebenbeschäftigungen, wohin vor Allem das Holzschlagen und das Fuhrwesen gehört; die Garnspinnerei stockt fast ganz, und hessische Leinwand wird bei weitem weniger, als sonst fabrizirt. Hier und da wird etwas Potasche gesotten; Bier und Brantwein in kleinen Kesseln zubereitet. Der Kreis besteht nur aus zwei Theilen: der Residenz und dem Landgerichte Cassel, wovon letzteres bis auf die Hauptstadt, deren Vorstädte und 2 nahbelegene Weiler den ganzen Kreis umfaßt, mithin keiner besondern Beschreibung bedarf.

2) Hauptstadt des Kurfürstenthums Hessen, der Provinz Niederhessen und des Kreises und Landgerichts Cassel. Sie breitet sich unter 51° 19′ 20″ Br. und 27° 7′ 5″ L. in dem überaus malerischen Fuldathal an dem Strome, der die Stadt in 2 Theile zerschneidet, aus: das Groß bedeckt den ziemlich hohen Weinberg und zieht sich an dessen linkes Ufer herab, der Theil auf dem rechten Ufer liegt ganz in dem Thale. Die Stadt ist bis auf eine geringe Strecke von der Hüttenburg bis zum Wilhelmshöher Thore durchaus mit einer festen, 16 Fuß hohen Mauer umgeben, aus welcher 8 Thore und 1 Pforte führen und hat einen Flächeninhalt von 106,720 □Ruthen innerhalb der Ringmauern. Sie zerfällt in 3 Theile: 1) die Altstadt, der älteste Theil von Cassel, welcher durch die massive, 273 Fuß lange, 42 breite Fuldabrücke von 3 Bogen mit der Unterneustadt zusammenhängt. Ein Chaos von kleinen, schmalen, aber sehr hohen Häusern, die ganz den Geschmack des Mittelalters, in welchem sie ihre Entstehung fanden, beurkunden, und in engen unregelmäßigen Straßen stehen; die öffentlichen Plätze sind bis auf den Schloßplatz eben so klein als unregelmäßig, und die sogenante Schlucht oder der Kai an der Fulda gewährt nur einen schlechten Anblick. Doch ist sie vortrefflich gepflastert und die Straßen werden durch die Druseln, die zur Nachtzeit eröffnet werden, durchaus rein erhalten und aller Unrath, selbst der der heimlichen Gemächer in die Fulda abgeführt. 2) Die Oberneustadt, der neueste Stadttheil und derjenige, der Cassel einen Platz unter den schönen Städten Teutschlands anweiset. So antik Alles in der Altstadt aussieht, so modern erscheint dagegen die Oberneustadt: hier fällt das Auge auf die regelmäßigsten, nach der Schnur geführten und rechtwinkelig sich durchschneidenden Straßen, auf große reguläre Plätze und auf Paläste, die jeder Königsstadt zur Zierde gereichen würden. Hier breitet sich der herrliche Friedrichsplatz aus, mit der kolossalen, marmornen Ritterstatue des Landgrafen; wovon er den Namen führt; und mit den herrlichen Boulevards, die diese umschließen, 1000′ lang, 450′ breit; hier der ovale Königsplatz, 256′ im Durchmesser mit dem merkwürdigen Echo in der Mitte, der Karlsplatz mit der Marmorstatue Landgraf Karls; der Garde du Corps Platz; der Wilhelmsplatz; der Opernplatz und der weite Kasernenplatz; hier ziehen die 4500 lange und 87½ Fuß breite Königsstraße, die Karls-, Frankfurter- und Bellevuestraßen hin; hier stehen am Friedrichsplatze in einer Reihe das herrliche Museum, das schönste Gebäude der Stadt, dessen Façade 290′ mißt und 19 Fenster, zwischen welchen Säulen von ionischer Ordnung stehen, hat, und dessen Frontispiz auf 6 freistehenden, 36′ hohen kolossalen Säulen ruhet, die schöne katholische Kirche mit ihren Gemälden von Tischbein und Gerin, und ein kurfürstl. Palast; hier genießt man von der Bellevuestraße, die lauter Paläste oder palastähnliche Häuser hat, die entzückendste Aussicht, über die unterliegende Aue, über den Fuldastrom und über das weite Thal, das in der Ferne das Gebirge umkränzt. Hier vereinigt sich Alles, was Cassel Großes und Schönes aufzuweisen hat; denn noch ist ja die Kattenburg, die auf dem 1810 niedergebranten alten Residenzschlosse aufgeführt werden soll, noch nicht zur Hälfte vollendet und der sich vor derselben ausbreitende, wirklich schöne Schloßplatz, der jetzt, nachdem die Rennbahn weggebrochen ist, mit dem Friedrichsplatze zusammen hängt, verunstaltet. 3) Die Unterneustadt auf dem rechten Fuldaufer, eben so alt und winkelig, wie die Altstadt zusammengebauet, enthält an merkwürdigen Gebäuden bloß das alte unhaltbare, aber mit einem Graben umgebne und zum Statsgefängnisse dienende Kastell, und die Unterneustädter Kirche, die sich auf einem ovalen Platze freistehend recht gut ausnimt. 4) Die leipziger Vorstadt, vor dem leipziger Thore, meistens aus Wirthshäusern bestehend und wie die übrigen Vorstädte ganz offen; 5) die frankfurter Vorstadt vor dem gleichn. Thore, aus einer Reihe von Gartenhäusern bestehend; 6) die Wilhelmshöher Vorstadt, die eine Reihe gutgebaueter Häuser bis dahin zeigt, wo der Weg nach Wehlheiden abgeht, und 7) die Holländervorstadt, ebenfalls eine Reihe von Häusern an der holländischen Straße. In diesen verschiednen Stadttheilen enthält Cassel 19 öffentliche Plätze, 65 Straßen, durchaus vortrefflich gepflastert, gut gereinigt und unterhalten, und zur Nachtzeit durch 1150 Reverbèren und Laternen erhellt, 51 Pracht- und öffentliche Gebäude, worunter noch das Meßhaus, das völlig neukingerichtete Schauspielhaus und das Pagenhaus besondre Aufmerksamkeit verdienen, 6 reformirte Kirchen, worunter die alte Martinskirche, die merkwürdigen Katakomben der hessischen Fürsten und das Mausoleum Philipp des Großmüthigen bewahrt, 1 luth. Kirche ohne Glocken, 1 kath. Kirche, 1 Kapelle, 1 Synagoge, 6 Schulgebäude, 12 milde Stiftungen, 20 Militärgebäude, ... Privathäus. und 1821, doch mit Einschlusse zweier Weiler Philippinenhof und ..... 23,296 Einw., worunter 4000 Lutheraner, 1200 Katholiken und 720 Juden seyn mögen.— Cassel ist die Residenz des Kurfürsten, des Statsministeriums und aller davon abhängenden Behörden, des Oberappellationsgerichts, der Provinzialbehörden von Niederhessen, der Oberpolizeibehörde, des Oberpostamts, des Obermedizinalkollegiums, des Landwirthschaftsvereins, der Gewerbs- und Handelsdeputation, des Generalkriegsdepartement und eines Generalsuperintendenten, der unter den Konsistorien an der Spitze des gesamten reformirten

Klerus steht; sie hat einen ordentlichen eingerichteten Magistrat, ein Stadtgericht und ein Landgericht; ihre Kämmereieinkünfte beliefen sich 1811 auf 13,954 Thlr. 13 gr., die Ausgabe auf 40,096 Thlr. 18 gr., die durch eine außerordentliche Oktroi gedeckt werden mußten. Zu den Unterrichtsanstalten gehören 1 Lyceum mit 6 Klassen und dem damit verbundnen Schullehrerseminar, 1 Real- und mehre Elementarschulen, das Pageninstitut mit dem Kadettenhause, die Akademie der Kunst, mit der Maler-, Zeichner- und Bildhauerschule, die jährliche Ausstellungen hält, eine Gesellschaft der Alterthümer, die 1817 wieder hergestellt ist, aber nur fort zu vegetiren scheint, und 1 chirurgisches Kollegium. Cassel besitzt eine öffentliche Bibliothek, die, seitdem die von dem verstorbenen Kurfürsten damit verbunden ist, wol 75,000 bis 80,000 Nummern zählt und in dem prächtigen Lokal des Museums aufgestellt ist; ein vorzüglich reiches und schätzbares Münz- und Medaillenkabinet; ein Naturalienkabinet, besonders an Vögeln u. Conchylien reich und eine Kunst- u. Modellkammer mit dem Mosaikkabinette, sämtlich im Lokale des Museums, neben welchem auch in einem freistehenden Thurme ein kleines Observatorium eingerichtet ist; dann die an niederländischen und teutschen Stücken so vorzügliche Gemäldegalerie (welche jedoch einige ihrer Zierden, wie Potters Kuh und die 4 Claude Lorrains aus Paris nicht zurück erhalten hat, weil sie schon in Privathände übergegangen waren), in dem Galeriepalaste: es hat 4 Buch-, 2 Musikhandlungen, 2 Buchdruckereien, 6 Lesekabinette u. s. w. An mildthätigen Anstalten findet man 1 allgemeines Hospital, wozu die große Kaserne vor dem kölner Thore eingerichtet ist, 5 andre Hospitäler, meistens für abgelebte dürftige Personen, 2 Waisenhäuser, 2 Krankenhäuser, 1 Entbindungshaus, mehre andre Fundationen, 1 Lombard und 1 Klassenlotterie; in der Charité, die vor der leipziger Vorstadt neben dem Agathenhofe belegen ist, waren 1810. 3665 Kranke und darunter 504 Venerische aufgenommen; davon genasen 3238, starben 143 und blieben zurück 283. Überhaupt ist Cassel ein gesunder Ort, obgleich seine hohe Lage und die mit so mancherlei Unrathe angefüllte Atmosphäre mancherlei Übel, besonders katarrhalischer und rheumatischer Natur, Lungenschwindsuchten, typhöse Fieber herbeiführen. Die Geburten können daher die Sterbefälle nicht übersteigen. In dem Zeitraume von 1793 bis 1810 waren zu Cassel 11,216 geboren, 11,954 begraben, mithin in 18 Jahren 738 mehr gestorben als geboren. Der rauhe Nordwind ist die Geißel der Einw.; der nicht seltene Ostw. bringt Kälte und Trockenheit, der Süd Wärme mit. Orkane und Gewitter sind selten und ziehen schnell vorüber. — Die Einwohner nähren sich vorzüglich von den Ausflüssen des Hofs, der Centralbehörden und der Garnison; an Fabriken sind vorhanden: 1 Kattun- u. Zitzmanuf. auf Agathenhof, mit 170 Arb., 2 Papiertapetenmanuf. mit 20 Arb., 1 Bandmanuf. mit 32 Arb., 1 Gold- und Silberfabr. mit 13 Arb., 4 Handschuhfabr. mit 62 Arb., 3 Hutfabr. mit 32 Arb., 2 Tuchmanuf. mit 44 Arb., 1 Kartenfabr. mit 8 Arb., 1 Wachslichterfabr. mit 12 Arb.: 6 Tabaksfabr. mit 37 Arbeitern; 1 Faiancefabr. mit 9, und 1 Salpeterfabr. mit 7 Arb., überhaupt betrug der Werth der von denselben angefertigten Manufakt. 1811. 210,011 Thlr. 8 gr. Hiezu ist in neuern Zeiten noch 1 Zuckerraffinerie gekommen. Auch macht man guten Wachstaffent, Regenschirme, Zugschäfte, casseler Mineralgelb u. s. w. Die Handwerker arbeiten überhaupt geschmackvoll und gut, besonders sind die Töpfer durch ihre Ornamentaldösen (s. Nemnich), die Hutmacher, die Sattler, die Tischler bekant. 1811 zählten die Zünfte 1171 Meister mit 841 Gesellen und 303 Lehrburschen, so wie 20 eigentliche Künstler. Der Handel besteht theils in Propre-, theils in Kommissionshandel, theils in Spedition; der Wechselhandel ist gesunken; auch die Geschäfte der übrigen Handelshäuser, deren man mit Einschlusse der Krämer und Trödler nicht weniger als 438 aller Art mit 221 Dienern und Lehrlingen aufführte, gehen nicht in das Große, und beschäftigen sich meistens mit dem Verlage der Landstädte; doch ziehen die größern Landkrämer über Münden und Frankfurt. Die seit 1763 angelegten beiden Messen fallen 14 Tage vor den Ostern- und Michaelmessen von Frankfurt an der Oder, stehen zwar 14 Tage, unterscheiden sich aber wenig von großen Märkten und bloß in Leder und Galanteriewaren werden bedeutendere Geschäfte gemacht. Ein eignes Kaufgericht gibt es nicht. Außerdem werden 5 Kram-, 2 Viehmärkte jährlich und 3 Wochenmärkte gehalten. Die Stadt besitzt eine Feldmark von 1944 Ackern an Gärten und Pfluglande und von 1705 Ackern an Wiesen und Weiden: die Gartenfrüchte, die um die Stadt gebauet werden, sind vorzüglich, und der Blumenhandel einträglich; man hat 6 Mahl- u. Ölmühlen, 2 Ziegeleien u. 1 Gypsbrennerei. Die Konsumtion von Cassel belief sich 1809 an Rindvieh auf 1882, an Kälbern auf 5961, an Wollvieh auf 9824, an Lämmern auf 236, an Schweinen auf 2907, an Ferkeln auf 131, an Hirschen auf 113, an Rehen auf 299, an wilden Schweinen auf 116, an Hasen auf 8309 Stück, an Brotmehl auf 39,413 Viertel, an Weiß- u. Braunbier auf 8904 Fässer, an Brantwein auf 234,240 Maß, an Stärke u. Puder auf 100 Zntr., an fremdem Biere, auf 3 Fässer, an Kaffee auf 1311¼, an Kakao auf 18¼, an Schokolate auf 1, an Cichorien auf 108 Zntr., an fremden Likören und Rum auf 14,720 Maß, an fremdem Mehle auf 168 Viertel, an Zucker auf 1748¼, an Syrup auf 300, an fremdem Tabak auf 956¾ Zntr., an Weinen auf 5785 Fässer und 711 Maß, an Essig auf 119 Fässer und an Fleische auf 121 Zntr. Im Ganzen ist Cassel keine theure Stadt, und alle Lebensbedürfnisse, so wie die Miethe und das Holz wohlfeil. Es hat ein stehendes Theater, das zu den bessern Teutschlands gehört, regelmäßige Koncerte, Bälle, Maskeraden, 1 großes Civil- u. Militärcasino, 2 Logen und verschiedne andre Zirkel; was aber Cassel vorzüglich anziehend macht, sind seine reizenden Promenaden innerhalb der Mauern, die unter dem Berge belegene Aue mit ihrem Schlosse, ihrem Marmorbade und ihren Fasanerien, die herrlichen Alleen, die alle Straßen um die Stadt begleiten, die schönen Gärten vor den Frankfurter-, Holländer- u. Wilhelmshöher Thoren, wovon mehre den öffentlichen Vergnügungen geweihet sind, das Landhaus der Kurfürstin bei Wehlheiden, nur ¼, das prächtige Wilhelmshöhe, ½, und Wilhelmsthal, 1 Meile von der Stadt entfernt, das Eichwäldchen, das Fischhaus, das Tannenwäldchen u. s. w. Die Garnison, welche die Stadt hat, be-

steht aus den Garden des Kurfürsten, die sämtlich in Kasernen liegen. — Cassel wird als Chasalla schon in einer Urkunde von 913 erwähnt; es war damals nur ein geringer Maierhof. Doch hatten sich nach und nach so viele Menschen um denselben gesammelt, daß die Altstadt schon im Anfange des 13. Jahrh. bürgerliche Rechte und Freiheiten erhielt, und schon am Ende desselben Jahrhunderts von Landgraf Heinrich I. zu seiner Hofhaltung gewählt wurde. Die Unterneustadt entstand im 14. Jahrhunderte, eben so die Freiheit, welche aber bald in die Altstadt gezogen wurde. Die Oberneustadt ist seit 1685 angelegt. Die Stadt wurde im 17. und 18. Jahrhunderte so befestigt, daß sie im 7jährigen Kriege Belagerungen aushalten konte; nach diesem Kriege wurden die Festungswerke jedoch geschleift. Die vorzüglichsten Gebäude hat sie unter den 3 vorletzten Regirungen erhalten, auch in der westphälischen Periode erhielt sie manche zweckmäßige Verschönerung, und nirgends zeigte sich wol Cassel in einem größern Glanze, als unter der ephemeren Regirung Jeromes. Die beiden einzigen Topographien von Cassel sind die von Schminke 1767 und von Apell von 1797, aber 1805 beide indeß bereits veraltet; ein neuer Plan der Hauptstadt ist 1823 erschienen. (*Hassel.*)

CASSEL (Johann Philipp), Professor der Beredsamkeit und freien Künste am reformirten Gymnasium in Bremen, geboren daselbst, wo sein Vater und Großvater angesehene Bauholzhändler waren, den 31. Oktober 1707. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er bloß auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, denn als er 1731 im Begriff war, eine holländische Universität zu besuchen, erhielt er einen Ruf zum Rectorat der reformirten Friedrichsschule in Magdeburg, welchen er annahm. Nachdem er diese Stelle bis 1749 bekleidet hatte, ging er als Lehrer am Pädagogium nach Bremen zurück, wurde 1764 Professor und Bibliothekar, und starb den 17. Julius 1783. Er hat mehre gute Schriften, meistens historischen und theologischen Inhalts, aus dem Englischen ins Teutsche übersetzt, von Watt, Bute, Clayton, Cumberland, Jortin, Burges, Cooke, Stevens, Lardner u. Toland. In seinen zahlreichen Schulschriften erörtert er mancherlei antiquarische Gegenstände mit Gelehrsamkeit und nicht ohne Scharfsinn, daher mehre derselben in größern Samlungen wieder abgedruckt wurden *). Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um Erläuterung und Aufklärung der Geschichte von Bremen aus Urkunden und Denkmälern, deren er viele an das Licht zog. Eine sehr reichhaltige, für die Geschichte der mittlern und folgenden Zeiten schätzbare Samlung sind seine Bremensia, oder gegründete Nachrichten zur Erläuterung der alten und neuen Geschichte des ehemaligen berühmten Erzstifts und der kaiserl. freien Reichsstadt Bremen, mit vielen ungedruckten Urkunden. Bremen, 1766. 2 Bde. oder 4 Thle. 8. Histor. Abhandlungen von den Gesetzen der freien Reichsstadt Bremen. Frft. u. Lpz. 1764. 4. Hist. Nachrichten von der Regimentsverfassung und dem Rath der k. freien Reichsstadt Bremen. Brem. 1768. 4. Samlung ungedruckter Urkunden, welche die Geschichte von Bremen aufklären. Eb. 1768. 8. Vollständiges bremisches Münzkabinet. Eb. 1772. 2. Th. 8. u. a. m. An dem zu Bremen herausgekommenen niedersächs. Wörterbuche (1767—1770. gr. 8.) hatte er Antheil **). (*Baur.*)

CASSEL, Montcassel, Stadt auf einer Anhöhe, die einen weiten Überblick über das Meer bis zu den Küsten Englands gewährt, im Bezirk Hazebrouk des franz. Dep. Norden, hat 4 Kirchen, 1 Stadthaus, 600 Häus., 3809 Einw. und unterhält 1 Hutfabr., 1 Spitzenfabr., 1 Strumpffabr., 1 Irdengeschirrfabr. und 12 Brauereien und Ölmühlen. Bei der Stadt sind 3 Schlachten geliefert 1071, 1328 u. 1677. Der Frieden von Nimwegen brachte sie 1678 an Frankreich. (*Hassel.*)

CASSENEUIL, Marktflecken im Bez. Villeneuve d'Agen des franz. Dep. Lot-Garonne am Lot, hat 331 Häuser und 1045 Einw., die eine Minoterie unterhalten. Hier befand sich ein Palast oder eine Villa Karls des Großen. (*Hassel.*)

CASSERIO (Julius), dieser durch seine Verdienste um die Anatomie ausgezeichnete Arzt, aus Piacenza gebürtig, und gest. zu Padua 1616. 60 Jahre alt, — begann seine Laufbahn damit, daß er zu Padua Famulus des berühmten Fabricius de Aquapendente war, der, da er seine glücklichen Anlagen erkante, sein Lehrer wurde, und ihn endlich zum Nachfolger in seinem Amte als Professor der Chirurgie erhielt. Seine Schriften werden jetzt noch mit Ruhme genant. Früher als Cassebohm (s. oben) beschäftigte er sich mit den Gehörwerkzeugen und dem Fötus, und lieferte vortreffliche anatom. Kupfer. Von seiner Schrift: de vocis auditusque organis hist. anat. (Ferrara u. Vened. 1600. Fol. mit 33 Kpf., beschäftigt sich der erste (ein Jahr später besonders gedruckte) Theil mit den Sprachorganen und stellte eine neue Laryngotomie auf; der zweite enthält eine Vergleichung der Gehörorgane des erwachsenen Menschen, und des menschlichen Fötus, wie auch mehrer Thiere. Sein oft aufgelegtes Pentaesthesion, h. e. de quinque sensibus liber, organorum fabricam, actionem et usum continens (Ven. 1609. 1617. fol. m. Kpf. Frkf. 1609. 10. 12. Fol. 1632. 4., auch unter dem Titel: nova anatomia, cont. accur. organ. sensit. — descr. 1622. fol.) enthält, wie schon der Titel andeutet, auch die Physiologie der Sinne. — Die erst nach seinem Tode von Don Bucretius mit

*) Wir bemerken folgende: Periculum criticum de convenientia veteris linguae Mauretanicae cum Phoenicia, verum vocis Cinnabaris etymon eruens. Magdeb. 1735. 4. Disq. crit. phil. de vocabulo phoenicio Kartha, urbem denotante, ejusque in linguis oriental. propagatione. Ib. 1737. 4. Obs. crit. phil. de columnis Phoeniciorum in Mauretania. Ib. 1739. 4., auch in Tempe Helvet. T. V. 594. De Frisonum navigatione fortuita in Americam, saec. XI. facta. Ib. 1741. 4. auch in den Actis schol. T. V., teutsch im brem. Magaz. Bd. 6, 241. De navigationibus fortuitis in Americam, ante Ch. Columbum factis. Ib. 1742. 4. Observatt. philol. de titulo rex magnus apud veteres gentes. Brem. 1769. 4. und einzele Abhandlungen in der zu Zürich erschienenen Satura Dissertatt. theol. hist. phil., in den Symbolis lit. Bremens., in der hamb. verm. Bibliothek, im bremischen Magazin rc.

**) Beiträge zur Hist. der Gelahrth. 1. Th. 240 — 269. Neues gel. Europa 19. Th. 697—707. *Harles* vitae philologor. Vol. IV. 155 — 181. *Saxii* Onomast. Vol. VI. 520. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 2. Bd.

eignen Tafeln und Erklärungen herausgegeben. Tabulae anat. 78 omnes novae nec antehac visae (Ven. 1617. fol. Frkf. 1632, 1656. 4. Amst. 1645. fol., teutsch 1707. 4.), die Knochen, Muskeln, Nerven und Eingeweide betreffend, sind zwar nicht alle neu, wie der Titel besagt, aber sehr schätzbar; eben so verdienen rühmlich erwähnt zu werden tabulae de formato foetu (Amst. 1645. fol.), wiewol sie nicht ganz vollständig sind. — C. war der Entdecker des äußern Muskels des Hammers im Innern des Ohrs; dagegen ist der unter dem Namen von Casserius durchbohrte Arm-Muskel schon von Fallopius beschrieben *). (*H.*)

CASSIA, eine natürliche Pflanzen-Gattung aus der Familie der Leguminosen und der 10. Linné'schen Klasse. Char. Fünfblättriger Kelch. Fünf Corollenblätter, wovon die untern abwärts geneigt sind. Unter den 10 Staubfäden schlagen einige fehl, andere sind größer, und öffnen sich an der Spitze mit zwei Poren. Die Hülse ist entweder in Querfächer getheilt oder nicht; die Samen sind oft in Brei eingebettet. In dem letztern Fall nante Persoon die Gattung Cathartocarpus und Willdenow Bactyrilobium. Von der letztern Abtheilung liefert eine Art C. fistula L., das Cassien-Mark. Unter den übrigen 118 bekanten Arten, welche Colladon (histoire des Casses, Genève 1816. 4.) vollständig aufgezählt hat (syst. veg. 2. p. 334 — 343.) sind besonders C. lanceolata *Forsk.* und obovata *Collad.*, oder C. Senna *α.* u. *β. L.* merkwürdig, weil die Blätter unter dem Namen Sennes-Blätter gebraucht werden. (*Sprengel.*)

CASSIA ABSUS, die kleinen, länglich linsenförmigen Samen davon (unter dem Namen Chichm in Ägypten bekant) enthalten in einer harten schwarzen Hülse einen gelblichen Kern: jene führt außer sehr vielem Schleim, etwas zusammenziehenden Stoff mit einiger Säure, dieser aber eine mehlig-schleimige Materie, ohne fremde Beimischung, bei sich. — Man will diese Samen, mit gleichviel Zucker fein gepulvert, nach Mäßigung der Entzündung bei der ägyptischen Ophthalmie zwischen die Augenlieder gebracht, neuerlich mit Erfolg angewandt haben. (*Th. Schreger.*)

Cassia caryophyllata, Nelkenrinde, Nelkenzimmet, die innere Rinde von Myrtus caryophyllata L. auf Zeilon, Kuba, Martinique ꝛc., so stark, wie Zimmetrinde, röhrenförmig halb zusammengerollt, in einige Zoll langen, innen fast schwarzbraunen, außen etwas hellern, scharf brennend, würznelkenähnlich schmeckenden, und eben so, aber viel schwächer riechenden Stücken. Ihr weniges Ätheröl ist noch schärfer als das Nelkenöl. Man hat sie bei Magenschwäche und Flatulenz, zu 1 Dr. — 1 Unze in einem weinigen Aufgusse, empfohlen. — Außerdem dient sie zum Haus- und Küchengewürz. (*Th. Schreger.*)

Cassia fistularis, Röhren- oder Purgirkassie; die braunschwarzen, cylindrischen, 1 — 1½ Fuß langen, zolldicken, bald geraden, bald etwas gekrümmten, aus einer harten, holzigen, leicht zerbrechlichen Hülse bestehenden Samenschoten der Cassia fistula *L.*, richtiger von Bactyrilobium fistula *Willd.* oder Cathartocarpus Pers. in Ägypten, Arabien, und in beiden Indien. Die ostindischen sind die besten. Sie enthalten in häutigen, durch Querscheidewände getheilten Fächern ein süßes, schwarzes Mark mit ovalen, harten, braungelben Samen, das, mit Wasser aus den zerstoßenen Schoten ausgekocht, und eingedickt, als Pulpa Cassiae, officinell ist. Nach Vauquelin besteht es aus Gluten, Pflanzeneiweißstoff, Extractivstoff, Gummi (wenigem Catechustoff), und Zucker. Es ist ein gelindes Laxirmittel, wird aber durch unser Pflaumenmuß ganz ersetzt. (*Th. Schreger.*)

Cassia Marylandica, in Nordamerika, eine Art der Cassia Senna *L.* (s. diesen Artikel). Ihre Blätter enthalten Harz und flüchtige Bestandtheile. Die Tinctur daraus ist dunkelbraun, und wird durch Wasser sehr getrübt. Nach Virey bedarf man von deren Blättern ¼ mehr zum Laxiren. Sie wirken zwar sicher, aber erregen mehr Leibweh, als die Senna. In unserm Klima soll übrigens die Pflanze wohl gedeihen. (*Th. Schreger.*)

Cassia, 1) Senna *L.*, Senne, ein kleiner, perennirender, etwa 2½ Fuß hoher Strauch in Oberägypten, Syrien, Arabien ꝛc., mit breiten, zugerundeten, blaßgrünen, geruchlosen, süßlich schmeckenden Blättern, hellgelben Blumen, schmalen, gekrümmten, schwärzlichgrünen Hülsen, die in der Mitte eine Reihe scharfer Erhabenheiten zeigen. Diese Art von Senna ist, nach Rouillure, ganz verschieden von 2) der Cassia lanceolata Forskälii (Senna Bicharie), einige Meilen oberhalb Sinna in Ägypten, auch noch in der Gegend des ersten Nilfalles, sowie in Abyssinien, Äthiopien, Nubien, und vorzüglich im Königr. Sennar, einem ausdauernden, manchmal 3 Fuß hohen Strauchgewächs, das schmale, zugespitzte Blätter, citrongelbe, geruchlose Blüthen, und die unter dem Namen Sennesbälglein bekanten Früchte trägt. Diese und die Blüthen laxiren schwächer, als die dunkelgrünen Blätter, diese aber wieder stärker, als jene von No. 1.

Das mehr oder weniger genaue Gemenge der Blätter von beiden Arten, als Handelsartikel, enthält ein zur Senna nicht gehöriges Apocynum (*Rouillure's* Cynanchum Arguel), das neben der spitzblättrigen Senna im Thale Bicharie wächst, als eine einjährige, 1½ Fuß hohe Pflanze mit schmalen, blaßgrünen, zugespitzten, rauhen, scharf, bitter ekelhaft schmeckenden Blättern und weißen doldenförmigen Blüthen, die beide stark purgiren, und heftige Kolik erregen. Die aus der Niederlage zu Esne in Oberägypten kommende Senna besteht aus lauter Sennesblättern. Sonst unterscheidet man im Handel gewöhnlich folgende Sorten:

1) Alexandrinische Senna, Séne de la Palle, Sena chebb'ydy, Sena Mecky, von der Cassia lanceolata La Mark, oder der Cassia acutifolia Del. (C. orientalis Persoon), deren Blätter gelblichblaßgrün, eirund zugespitzt, von der Länge ½ bis fast ganzen, und von der Breite eines Viertelzolls sind, sich sanft anfühlen lassen, eigen, nicht sehr widrig riechen, und schleimigsüßlich, hinterdrein bitterlich, scharf, widrig schmecken. Ihre Bälge sind mehr oder weniger mit tripolitanischen vermengt.

2) Die italienische Senna, von der durch Kultur veredelten Stammpflanze der alexandrinischen, hat

*) Vgl. Biogr. univ. T. VII., wo *J. Douglas* spec. Bibliogr. anat. (Lond. 1715.) citirt wird.

mehr dunkelgrüne, dünnere, stumpfere, breitere, weniger bitter schmeckende Blättchen. Sie ist der alexandr. an Kräften gleich, und frisch und unverfälscht, ihrer Wohlfeilheit und ihres minder ekelhaften Geschmacks ꝛc. wegen derselben vorzuziehen, nur daß sie sehr oft mit Colutea arborescens etc. verfälscht ist (s. unten).

3) Die weniger wirksame tripolitanische Senna komt aus der Barbarei, und hat größere, stumpfere, rauhere, fast ganz grüne und geruchlose Blätter.

4) Die arabische oder mochanische Senna mit längern, schmälern, spitzigern Blättern wird, weil sie schwächer, als die alexandrinische, wirken soll, für die geringste Sorte gehalten.

Verwerflich überhaupt sind alle unreinen, staubigen, braungefleckten, fast ganz gelben, oder sehr dunkelgrünen, mit fremdartigen Blättern vermengten, schwach oder fremd unangenehm riechenden und fremdartig schmeckenden Blätter.

Die alexandrinische, möglichst rein gelesene Senna enthält, nach Lassaigne *) ꝛc., grünes Pflanzenharz, Fettöl, flüchtiges Öl, Eiweiß, Cathartin (s. unten), gelben Farbstoff, Schleim, Apfelsäure, apfelsauren und weinsteinsauren Kalk, nebst essigsaurem Kali, mehre Mineralsalze, Kieselerde ꝛc. In den von den tripolitanischen wohl gereinigten Fruchtbälgen (folliculi) der alexandr. Senna fand Feneulle **) einen abführenden, cathartinähnlichen Stoff (s. Cathartin), ein Pigment, wenig Eiweiß, viel Schleim, ein fettes, ein flüchtiges Öl, Apfelsäure, apfelsaur. Kali u. Kalk, mehre Mineralsalze, Kieselerde und Holzfaser.

Der wäßrige Sennaaufguß muß gelbbraun ausfallen, und ganz wie Senna, riechen und schmecken; die mit Weingeist bereitete Tinctur muß von gelbgrünlicher Farbe und von gelindem Sennageschmack seyn.

Die Senna ist ein längst berühmtes Purgirmittel, das zwar etwas langsam, aber mäßig und sicher wirkt, doch so leicht Neigung zu Obstructionen, oder Trockenheit der Gedärme zurück läßt. Den auf ihren Gebrauch manchmal folgenden Leibschmerzen kann man insgemein durch einen Zusatz von Aromen vorbeugen, oder abhelfen. Man gibt sie zu ½ — 1 Dr. in Pulver, entweder bloß mit Wasser eingerührt, oder mit Honig zur Latwerge gemacht, am liebsten aber im Aufgusse aus 2—4 Dr. der gröblich zerstoßenen Blätter mit 6 Unz. sied. Wassers infundirt, und mit Zucker ꝛc. versüßt, oder mit einem gewürzhaften Wasser versetzt, auch wol, um die Wirkung zu befördern, mit gereinigtem Weinstein, Tamarinden, Mittelsalzen, Rhabarber, Manna ꝛc. verbunden, alle halbe Stunden ein halbes Täßchen voll, bis Leibesöffnung erfolgt. Bei ihrer Anwendung darf kein Entzündungszustand zugegen seyn.

Präparate: 1) Infusum Sennae compositum *Bor.*, Gabe 1½ — 2 Unzen.

2) Electuarium e Senna *Bor.* für Kinder theelöffel-, für Erwachsene eßlöffelweise bis zum Laxiren.

Die übrigen officinellen Sennapräparate und Compositionen: Tinctura Sennae simpl. u. compos., Pulvis Sennae compos., Infusum laxativum Viennense, Infus. Sennae limoniatum, tartarisatum, tamarindinatum, Electuarium lenitivum u. a. sind entbehrlich. (*Th. Schreger.*)

Cassiae cinnamomeae cort. (Cinnamomum indicum), Zimmetsorte, indianischer oder englischer Zimmet, von Laurus Cassia *L.* in Ostindien, mehr oder weniger starke und platte Rindenstücke von dunkler Zimmetfarbe, verschiedentlich geädert, von ebenem, blaßbraunem Bruche, von mehr bitterm und weniger aromatischem Zimmetgeschmacke. Sie ist schwerer fein zu pulvern, als der Zimmet, gibt aber, außer einem ölreichen Wasser, noch einmal soviel Ätheröl von weniger lieblichem Geruch, und nicht so feinem, doch schärferm Geschmack. — Die Blätter der bei uns in Gärten gezogenen L. Cassia sind gewürzlos, nur herb von Geschmack. Ihrer Wohlfeilheit, und der des Zimmets ziemlich analogen Wirkung wegen wendet man diese Rinde sowol arzneilich, als ökonomisch in der Küche ꝛc. an der Stelle von diesem fast überall an. Nur ist letzterer ihr in den meisten Fällen, wo man eines allgemeinen flüchtigen Erregungsmittels bedarf, bei Weitem vorzuziehen, und ihr Gebrauch dürfte sich, wegen ihres größern Schleim- und Harzgehalts, mehr auf die Unterleibsorgane beschränken, mithin sie, als Reizmittel für den Darmkanal, und bei asthenischen Mutterblutflüssen vorzugsweise anwendbar seyn (vgl. Cinnamomi cort.). 1) Das Wasser von der Zimmetsorte (Aqua Cinnam. simpl. *Bor.*), worin sich zuweilen, wenn es recht gesättigt ist, der Benzoësäure ähnliche Krystalle bilden, kann man für sich zu 2 Dr. bis zu einigen Unzen bei leichten Magenbeschwerden, Blähungen, Erbrechen, Koliken, oder als Vehikel für hier angezeigte stärkere Mittel, so wie bei Asthenieen der Gebärerinnen und Kindbetterinnen, bei schwachen oder falschen Wehen, bei Mutterblutflüssen ꝛc., gleich dem Wasser vom echten Zimmet, benutzen, ohne daß dieses deßhalb entbehrlich wird. Ein gleiches gilt von 2) dem geistigen Wasser der Zimmetsorte, Aqua Cinnamom. vinosa *Bor.*, das man für sich, oder mit Schwefeläthergeist ꝛc. zu ½ — 1 Unze, oder, als Vehikel anderer Arzneien, wie oben, gebraucht. 3) Das destill. Öl von der Zimmetsorte, Oleum Cinnam. *Bor.* ist bitterer als das echte Zimmetöl. 4) Syrupus Cinn. *Bor.* (vgl. Cinnam. Cort.). 5) Die Tinctur aus der Zimmetsorte, Tinct. Cinnam. *Bor.* dürfte, wenn gleich der echten Zimmettinctur nicht geradezu an die Seite zu setzen, doch dieser bei Schwäche des Magens und Darmkanals, und bei nicht bloß auf allgemeiner Schwäche beruhenden asthen. Mutterblutflüssen ꝛc. wol zu substituiren, ja vorzuziehen seyn. Im erstern Falle gibt man sie allein, oder mit andern Aromen und Bitterstoffen, im letztern mit Wein, Schwefelnaphtha, Opium, Pomeranzensyrup ꝛc., zu 20 — 60 Tropfen. — Übrigens kann die Zimmetsorte mit ihren Präparaten auch beim Thee zu Liqueurs ꝛc. die Stelle des echten Zimmets ꝛc. wohl vertreten (vgl. Cinnamomi cort.). (*Th. Schreger.*)

---

*) S. Stolze's berl. Jahrb. f. d. Pharm. XXIV. 1. S. 85. ꝛc. Vgl. Bouill. Lagrange in Kühn's ph. med. Journal 1801. Jun. S. 761. ꝛc. **) S. Journ. d. Pharm. Fevr. 1823. im Ausz. in Kastner's Mag. f. d. ges. Naturwissenschaft. I. 4. S. 495., u. bei Stolze a. a. O. XXVI. 2. S. 166. ꝛc.

Cassiae flores (Calices Cassiae, Clavelli Cinnamomi), Zimmetblumen, Zimmetkelche, nicht von Laurus Cinnamomum *L.*, sondern eher von Laurus Malabathrum *L.*, oder der Canella domato, nach Marschall das Receptaculum, und die unreifen Samenkörner des letztern. Bekanntlich sehen sie braun aus, riechen und schmecken zimmetartig, aber weder so lieblich, noch so kräftig, sondern schärfer, beißender. — Ein Pfund derselben gibt bis 60 Gr. Ätheröl, das an Farbe, Geruch, Geschmack und Kraft, ziemlich gleich dem echten Zimmetöle, (s. Cinnamomi Cort.). Das über Zimmetblüthen abgezogene Wasser ist schärfer, brennender, und weniger lieblich, als das echte Zimmetwasser. Indeß werden sie häufig bei Bereitung desselben, so wie der Zimmettinctur u. a. Zimmetpräparate, dem Zimmet substituirt. Auch vertreten sie oft die Stelle desselben zum Hausbedarf rc. (*Th. Schreger.*)

Cassia lanceolata La Mark, s. Cassia Senna L.

Cassiae ligneae Cortex (Canella Malabar. Xylocassia), Mutterzimmet, Kassienrinde, von Laurus Malabathrum und Burmanni, deren Blätter Zimmetgeschmack haben, größtentheils in ganzen Röhren, mit platten Stücken untermengt, auf dem frischen Bruche glatt, braungelb, rauh auf der Oberfläche, schwächer von Geruch und Geschmack, als Zimmet, beim Kauen und Kochen sehr schleimig. Der ätherische Stoff ist hier vom Schleime so eingehüllt, daß man kein Ätheröl, sondern nur ein milchiges Wasser bei der feuchten Destillation der Rinde erhält. Sie wird bei chron. Durchfällen, besonders beim weißen Flusse, und bei Mutterblutflüssen mit Nutzen angewandt, in Pulver zu 20 — 30 Granen. (*Th. Schreger.*)

CASSIA (Via), eine von einem Cassius (dem Censor C. oder dem Censor L.?) gegründete Landstraße, die schon zu Cicero's Zeiten vorhanden war. Sie ging von dem Pons Milvius bei Rom nach Sutrium in Etrurien, links von der Via Flaminia ab. (*W. Müller.*)

CASSIAQUARI, Arm des Orinoco in Neugranada, der in den Rio negro (schwarzen Fluß) fällt; so bilden die 3 Flüsse, Marañon, Rio negro und Orinoco, vermittelst des atlantischen Meers die größte Binneninsel auf der Erde. (*Stein.*)

CASSIBILI, eine sicilische Stadt in der Intendantur Siragosa, an einem gleichnamigen Flusse nicht weit vom Capo Negro. (*W. Müller.*)

Cassican, s. Barita.

CASSICUS, Cassike (Cassique) ist nach Brisson in Guiane der Name des rothsteißigen Cassiken (C. haemorrhous). Cuvier wandte ihn zuerst an, um damit die ganze Gattung von Vögeln zu bezeichnen, welche Brisson zuerst unter dem Namen Icterus, Troupiale aufstellte, und welche Pallas Xanthornus nante. Beide lateinische Namen sind aber unpassend, weil nicht alle hieher gehörige Arten gelbe Federn haben, und ohnedieß der Name Icterus dem Pirol (Oriolus) gehört. Linné warf die Cassiken sogar mit den Pirolen, vermuthlich durch die Farbe und den künstlichen Nesterbau dazu verleitet, in Eine Gattung Oriolus zusammen, welche er sogar früherhin mit den Racken (Coracias) vereinigte. Andre dagegen wie Daudin, bildeten zwei Gattungen: Cacicus und Icterus, Lacepede drei: Cacicus, Icterus und Xanthornus, Vieillot sogar vier: Cassicus, Pendulinus, Yphantes und Agelaius daraus. Diese so verschiedenen Meinungen hatten mehre oder wenigere Nachfolger. Wir sind mit Brisson, Cuvier, Temminck u. A. der Meinung, daß alle nur eine einzige, von den Pirolen verschiedene Gattung bilden, zu denen aber noch, wie Cuvier zuerst bemerkt hat, die Pitpits zu zählen sind, welche bis dahin allgemein zu der Gattung Sylvia gerechnet wurden, und glauben ferner, daß diese Gattung in nicht mehr wie drei Familien zu zerlegen sei, Japus, Trupialen und Pitpits.

Der Schnabel der Cassiken ist länglich-kegelförmig, etwas zusammengedrückt, ganzrandig mit eingezogenen Kinnladen, scharfspitzig, und die obere Kinnlade an der Spitze gerade, nie über die untere herübergeschlagen, und gegen die Stirn aufsteigend. Die Mundesöffnung bildet jederzeit etwas vor dem Mundeswinkel einen bald mehr, bald weniger in die Augen fallenden stumpfen Winkel. Die Nasenlöcher liegen nahe an der Stirn, sind nie mit Federn bedeckt, übrigens bald mit einer Schuppe zum Theil verschlossen, bald mit einem Rande umgeben, am gewöhnlichsten ganz offen. Die Zunge ist schmal und tief gespalten. Ihre Füße sind geschildet, und von ihren drei vordern Zehen die äußere mit der mittleren an der Wurzel verwachsen. Alle bis jetzt bekante Arten halten sich in den wärmern Gegenden von Amerika auf, und ernähren sich von Insekten, Beeren und Sämereien, wodurch sie in den Feldern nicht selten großen Schaden anrichten. In ihrer Lebensart haben sie viel Ähnliches mit den Staaren, sind wie diese, gesellig, und mischen sich sogar gern unter andre Vögel. Sie bauen sich oft sehr künstliche, beutelförmige, hängende Nester, nicht selten viele neben einander auf demselben Baum. Ihr Fleisch ist unschmackhaft.

Wie ich schon bemerkt habe, kann man sie in drei Familien abtheilen. Die erste,

Japu, Japus Cassicus oder Cacicus der mehresten Ornithologen, Yapus Azara's unterscheiden sich dadurch, daß ihr an der Wurzel etwas plattgedrückter Schnabel, mit einem hinten convexen Blättchen gegen die Stirn aufsteigt. Bei der zweiten, den

Trupialen, Trupialis, Oriolus Illig., ist der Winkel gegen die Stirn geradlinig, und die Kinnladen sind gleichlang. Bei einigen, Cuvier's Troupiales, Icterus ist er etwas herabgebogen, bei andern Carouges, Xanthornus gerade, die Übergänge vom Gebogenen zum Geraden sind aber so allmälig, so in einander übergehend, daß ich sie nicht zu trennen wage. Bei den

Pitpits, Dacnis *Cuv.* Kleine, die Grasmücken nicht an Größe übertreffende Vögel haben ebenfalls einen geradlinigen, stumpfwinkeligen Einsprung des Schnabels gegen die Stirn, ihr Schnabel ist aber mehr messerförmig und pfriemenförmiger wie bei den andern, und die obere Kinnlade verhältnißmäßig länger. Diese drei Familien werden die nach dem Gattungsnamen Cassicus gesetzten Buchstaben *J. T. D.* hinlänglich unterscheiden.

Bis jetzt ist mir keine Gattung von Vögeln vorgekommen, bei denen es so schwer ist, die Arten zu be-

stimmen, als bei dieser: theils weil nach dem einstimmigen Zeugniß aller derer, welche in ihrem Vaterlande oder in Samlungen viele Individuen zu beobachten Gelegenheit hatten, die Größe dieser oft mehr, wie um ein Drittheil verschieden ist, theils weil bei mehren Arten die Farbe des Männchens, des Weibchens und der Jungen verschieden zu seyn scheint. Vorzüglich ist dieß bei den ganz schwarzgefärbten Arten der Fall, und ich habe daher, obgleich ich mehre Arten vor mir habe, oft im Finstern tappen müssen, keiner Gattung von Vögeln so viel Zeit gewidmet, als dieser, und bitte daher meine Fehler, die ich gewiß begangen habe, nachsichtig zu beurtheilen.

Cassicus *T.* animosus *Mihi.* Chopi Cassike. Chopi Azara. Rechnete Azara, dessen kritischer Scharfsinn in Bestimmung der Gattungen und Arten der Vögel freilich nicht sehr groß ist, diesen Vogel, den wir allein durch ihn kennen, nicht zu den Trupialen, so würden wir ihm nach seiner Bildung und noch mehr nach seiner Lebensart lieber eine andere Stelle anweisen, da er nach beiden durchaus kein Cassike zu seyn scheint. Er ist 9¼″, und sein runder Schwanz 3½ Zoll lang. Die Federn des Kopfes und Halses sind schmal, spitz, ziemlich lang, und bilden durch aufsteigende Ränder eine Rinne. Gleichwol ist der Kopf oben flach und seine Seiten eingedrückt. Von den 18 Schwungfedern ist die zweite die längste, und die Fußwurzel schuppig (écailleux?) und rauh. Er ist ganz schwarz, ohne allen Glanz und in Paraguay bis nach Buenos Ayres sehr häufig. Er ist klug und kühn, dringt in die Häuser, weiß aber die Schlingen zu vermeiden, und greift jeden Vogel, selbst größere Raubvögel an, setzt sich ihnen auf den Rücken, und hackt mit dem Schnabel hinein. Sein Gesang ist angenehm. Er nistet in Löchern der Gräben, Mauern, Felsen und Bäume, auch oft auf dicken Ästen stark belaubter Bäume oder unter den Dächern der Häuser. Sein Nest bauet er aus Holzspänen und Grashalmen, und füttert es mit Federn und andern weichen Sachen. Er legt 4 weiße Eier, und ernährt seine Jungen mit Heuschrecken und andern Insekten.

C. *T.* atronitens. Schwarzglänzender Cassike. Oriolus minor und Tanagra bonariensis *Gmel.* Icterus minor *Lacep.* Xanthornus purpurascens Hahn. Er komt, wie alle Cassiken, von verschiedner Größe, von 7 bis 8 Zoll vor. Mein Exemplar mißt 7″ 1‴, wovon der Schwanz 2″ 10‴ hält; dieser ist rundlich und wird zur Hälfte von den Flügeln bedeckt. Der Schnabel ist gerade, schwarz und steigt mit einem spitzen Winkel etwas gegen die Stirn an. Die Füße haben vorne große Schilder, sind hinten glatt und schwarz. Von den 18 Schwungfedern ist die dritte die längste. Das Gefieder ist violetglänzendschwarz, Schwungfedern und Ruderfedern aber grünglänzendschwarz. Er scheint fast ganz Südamerika zu bewohnen.

C. *J.* Azarae *Mihi.* Azara's Cassike. Legrand Troupiale. Azara. Da bei diesen Cassiken der Schnabel nach Azara's Beschreibung sich mit einer halbkreisförmigen Fläche gegen die Stirn erhebt, so ist er kein Trupial, sondern ein Japu. Er ist 14¼″, der herzförmige Schwanz 5¼″ lang. Merkwürdig ist er durch die langen, tiefstehenden, aufgeschwollnen Federn seines Halses, wodurch dieser so dick wird, wie der Rumpf, und welche er nach Willkür sträuben und niederlegen kann. Seine Farbe ist schwarz. Er lebt in Paraguay herdenweise, selbst gesellig mit Vögeln andrer Art. Er folgt den nahe bei Wäldern weidenden Rindern und Pferden, und setzt sich auf sie und auf Bäume. Sein Gesang ist angenehm.

C. *T.* badius *Mihi.* Braunrother Cassike. Troupiale brun-rougeâtre *Azar.* Er ist 7″, der fast gerade Schwanz 2⅞″ lang, und von seinen 18 Schwungfedern die vierte und fünfte die längsten. Die Hauptfarbe ist braun mit bläulichem Wiederschein, der Rücken und die kleinen Flügeldeckfedern dunkelbraun, Schwanz und Füße schwärzlich, eben so die mittleren und größern Deck- und Schwungfedern zweiter Ordnung, doch röthlich gerandet, die übrigen Schwungfedern röthlich, mit schwärzlichen Schäften und Spitzen. Hügel und Schnabel schwarz. In Paraguay und am Platafluß selten, einzeln oder paarweise.

Cassicus *T.* Baltimore. Baltimore Cassike. Icterus Baltimore *Lacep.* Catesby bildete das erwachsene Männchen dieser Art (Cas. t. 48.) unter den Namen Baltimore-bird ab, und unter dem Namen Bastard-Baltimore, als das Männchen dieser zweiten Art den Cassicus nigrogularis, und als Weibchen den C. castaneus. Auch Brisson beschrieb den erstern dieser Vögel unter dem Namen Icterus minor, aber das junge Männchen als eine besondere Art als Icterus minor spurius, und hielt dasselbe für das angebliche Männchen des Catesby'schen Bastard-Baltimore. Linné, welcher ohne Beschreibung bloß Kenzeichen lieferte, welche er aus Brisson's Beschreibungen entlehnte, bildete aus dessen Icterus minor seinen Oriolus Baltimore, und aus dessen Icterus minor spurius seinen O. spurius. Seine erste Art ist also der alte, die andre der junge Vogel. Büffon, Gmelin, Latham theilten nicht bloß diesen Fehler, sondern dadurch, daß sie Catesby's und Brisson's Beschreibungen vereinigten, ist ihr Oriolus spurius ein sonderbares Gemisch von dem jungen C. Baltimore, und C. nigrogularis und C. castaneus. Pennant scheint sie richtiger zu unterscheiden. — Der Baltimore ist 6″ 10‴, sein gerader Schwanz 2″ 10‴ lang, und die Flügel reichen etwas über die Mitte desselben. Der Schnabel ist dünn, gerade, und bleifarben, wie auch die Füße. Beim Männchen sind Kopf, Hals und Oberrücken schwarz, Unterrücken, Steißfedern, Brust und Bauch orange; größere Deckfedern schwarz mit weißen Spitzen; Schwungfedern erster Ordnung schwarzbraun, weiß gerändet; die beiden mittleren Ruderfedern schwarz, die übrigen an der Wurzel orange, übrigens schwarz. Das Weibchen dagegen hat olivenfarbene, hellbraun gerändete Federn des Kopfes und Rükkens, ein weißes Band über den Flügeln, ist unten gelb, und seine Ruderfedern schwarzbraun, gelbgerandet. Man findet ihn im Sommer von Carolina bis Canada, er zieht aber gegen den Winter weg, vielleicht nach Mexico, da, wie Pennant richtig bemerkt, der Xochitell des Fernandez eben dieser Vogel zu seyn scheint. Er baut ein künstliches, beutelförmiges Nest aus den Fasern zäher Pflanzen und hängt es an horizontale Zweige des Tul-

penbaums oder von Pappeln auf. Das Nest ist oben offen, und hat an der Seite ein Loch, durch welches die Jungen sich ihres Unraths entledigen.

C. *T.* Barita. Bootschwänziger Cassike. Ob Linné's und ob Latham's und Pennant's Gracula Barita einerlei sind, ist sehr zweifelhaft, und eben so sehr ob Linné's G. Barita mit Brisson's Icterus niger dieselbe Art ausmache, obgleich ihn Linné als solchen anführt. Auch Pennant rechnet ihn zu seiner G. Barita (boat-tailed Grakle), macht aber auch eine eigene Art: black Oriole daraus, unter welchem Namen ihn Latham, so wie unter dem: Oriolus niger Gmelin ganz von G. Barita getrent haben. Mit welchem Rechte, wage ich nicht zu behaupten, da in der That Brisson's Beschreibung Manches enthält, was mit der Linné'schen übereinstimt, nur das: subgrisea humeris caeruleis und das rostrum subtus albidum der letztern hat Brisson's Vogel nicht. Wie aber Latham in seinem Index das Linné'sche Kenzeichen beibehalten und doch mit Pennant seiner boat-tailed Grakle ein schwarzes Gefieder mit Purpurglanz zuschreiben könne, begreife ich eben so wenig, als daß Linné bei dem von ihm selbst gegebenen Kenzeichen schwarze Vögel als Synonymen anführen könne. Sollte Linné sein Kenzeichen vom Weibchen entlehnt, aber Synonymen des Männchens angeführt haben? Latham's und Pennant's G. Barita sind wahrscheinlich von Brisson's Icterus niger verschieden, wie denn auch Temminck (Man. ed. 2. pag. 54.) beide, vermuthlich nach eigener Ansicht trent, worin ich ihm folge. Cuvier hält es (regn. anim. I. 394. note) für wahrscheinlich, daß G. Barita mit G. Quiscula nur Eine Art ausmache, und in der That haben sie viel Übereinstimmendes, doch das scheint mir nicht glaublich, daß die letztere (nach den ausgestopften Exemplaren und trocknen Häuten, welche ich vor mir habe) beim Auffliegen, wie Latham behauptet, die Ruderfedern so falte, daß sie von oben eine tiefe Rinne bilden. Dieser Cassike ist über 12″ lang, und hält sich in Nordamerika und Jamaica auf, wo er mit andern Cassiken gesellig lebt, sich von Mais und Insekten ernährt, im Sümpfen nistet, und im September wegzieht.

C. *T.* Bonana. Pisangliebender Cassike. Oriolus Icterus, Xanthornus Bonana. Er ist 7″ lang; der Schwanz zweidrittelig und rund. Der Schnabel etwas kürzer wie der Kopf, gerade, schwarz, doch die Unterkinnlade an der Wurzel greis. Die Flügel reichen über die Spitze des Schwanzes hinaus. Kopf, Hals und Brust sind kastanienbraun, Oberrücken sammetschwarz. Größere Flügeldeckfedern, Schwung- und Ruderfedern glänzend-schwarz, das Übrige bräunlich-orange. Das Weibchen ist minder lebhaft gefärbt. Martinique, wo er unter einem Pisangblatte, welches selbst dazu eine Seite abgibt, ein aus Pflanzenfasern sehr künstgewebtes Nest baut. Montbeillard und Mauduyt halten wol mit Unrecht den rothbraunen Cassiken (C. castaneus) für eine Abart von diesem.

C. *J.* bursarius *Mihi.* Schmalbeuteliger Cassike. L'Yapu noir. *Azara.* 10½″, der Schwanz 1½″ lang und herzförmig, indem die beiden mittleren Ruderfedern um 2‴ kürzer sind, als die fünften, und um 9‴ länger als die äußersten. Die Schnabelränder schließen, außer an der Spitze nur unvollkommen. Die Farbe ist durchaus schwarz. Er findet sich in Paraguay einsam und selten und durchkriecht dichte Gebüsche. Sein Geschrei klingt wie gaaa, zu Zeiten auch wie pupui. Er baut an niedrigen Ästen sehr lange und schmale beutelförmige Nester aus Binsen und andern biegsamen Stoffen, und füttert sie am Boden mit großen Blättern.

C.? carthagenensis. Fleckrückiger Cassike? Coracias, Oriolus carthagenensis. Dieser Vogel, von dem uns bis jetzt allein Scopoli Nachricht mittheilte, welcher einen lebenden, äußerst unruhigen Vogel dieser Art sahe, welcher in die wiener Menagerie aus Carthagena gesandt war, konte bei demselben nichts weiter beobachten, als daß er von der Größe des gemeinen Pirols war, einen schwarzen Schnabel und Kopf, weiße Kehle und weißen, sich von der Wurzel der Oberkinnlade bis zum Genicke ziehenden Strich, gelbe Brust, Bauch und Steiß, und fuchsrothe (rufa) Flügel, und Schwanz hatte, welche schwarz getüpfelt waren.

C. *T.* castaneus. Rothbrauner Cassike. Oriolus, Icterus varius, Oriolus, Xanthornus castaneus. Bastard Baltimore female *Catesby.* Mit Unrecht ist dieser Vogel wol für das Weibchen des C. nigrogularis, und daher häufig als das Weibchen von Oriolus spurius, oder als eine Abart von C. Bonana betrachtet. Er ist nur 6″, der herzförmige Schwanz 3″ lang, wovon die Flügel ein Drittheil bedecken. Der Schnabel ist etwas kürzer wie der Kopf, schwach gebogen und schwarz, wie die Füße. Eben diese Farbe hat ein großer Theil des Körpers, aber die Brust, der Bauch, Steiß, After und die kleinsten Deckfedern der Flügel sind braunroth; eben so sind die Ellenbogenfedern gerändet, dagegen die größern Deckfedern der Flügel und die Schwungfedern haben einen weißen Rand. Er hält sich in Nordamerika auf und baut ein halbkugelförmiges Nest aus Wurzelfasern. Gemeiniglich findet man mehre solcher Nester auf demselben Baume.

C. *T.* caudacutus. Spechtartiger Cassike. Oriolus Icterus caudacutus. Diese Art von der Größe einer Lerche unterscheidet sich durch ihre schmalen, spitzzulaufenden Ruderfedern. Der, wie es scheint, gerade Schnabel ist dunkelbraun, die Haube braun und aschgrau; die Wangen braun, hell, lehmfarben eingefaßt; Kehle weiß; Brust-, Seiten- und Steißfedern hellgelb, braungefleckt; Bauch weiß, Rücken aschfarben-schwarz, und weiß-bunt; Flügelfedern schwärzlich, rostfarben gerändet, Ruderfedern schwarzbraun, bandirt. Neuyork.

C. *D.* cayanensis. Verschiedenfarbiger Cassike. — Männchen: Motacilla, Sylvia cayana. Weibchen: Motacilla, Sylvia cyanocephala. Von mehren Vögeln des südlichen Amerika's ist das alte Männchen blau, das junge und das Weibchen grün; eine Wahrheit, von der ich mich besonders in der vortrefflichen Samlung des Prinzen Max von Neuwied zu überzeugen vielfältige Gelegenheit hatte. Daß dann daraus die Kleiderforscher mehre Arten bildeten, war nicht anders zu erwarten. Bei dieser Art, welche mit Unrecht zu den Sylvien gezählt wird, theils weil ihre, wenn

gleich längere, obere Kinnlade sich durchaus nicht über die untere schlägt, und der Rand beider Kinnladen nicht gekerbt ist, dagegen nahe vor dem Mundeswinkel etwas aufsteigt, theils weil er mit einem, wenn gleich sehr kleinen und stumpfen Winkel, in die Stirn einspringt, theils weil sie, wie die andern Cassiken, nicht bloß mit ihres Gleichen, sondern auch mit andern Vögeln gesellig lebt, ist das Männchen 4″ 4‴, das Weibchen 4″ 2½‴ nach meinen Exemplaren lang; der fünfzwölfstelige Schwanz gerade, vielleicht etwas weniges herzförmig, und die Flügel reichen etwas über seine Mitte hinaus. Der Kopf ist glatt; die Füße sind vorn geschildet und braungelb. Das ganze Gefieder ist glänzend, beim Männchen himmelblau, nur die Stirn, ein Streif durch die Augen, Vorderhals, Oberrücken, Schwung- und Ruderfedern schwarz; beim Weibchen die Hauptfarbe oben dunkel-, unten hellgrasgrün, der Kopf himmelblau; die Flügel braunschwarz; doch die Spitzen der ersten Schwungfedern grün; einige kleinere Deckfedern bergblau-gerändet. Die Ruderfedern braun, die mittleren grün gerändet, die beiden mittelsten ganz bräunlich grün. Er scheint ganz Südamerika zu bewohnen, denn ich erhielt ihn aus Brasilien und aus Surinam, und glaube ihn auch in Azara's Reise unter den Vögeln Paraguay's zu finden.

C. *T.* chrysocephalus. Goldköpfiger Cassike. Oriolus, Icterus chrysocephalus. Linné's Oriolus chrysocephalus, dominicensis, cayanensis, icterocephalus, brasiliensis und Xanthornus sahe Montbeillard als gleichartig, und zwar O. dominicensis als das Weibchen, die übrigen als Abarten des Männchens an. O. Xanthornus, icterocephalus und brasiliensis gehören gewiß nicht hieher; ob aber die übrigen nicht unter sich und selbst mit Azara's Yapu noir et jaune nur eine einzige Art ausmachen, ist sehr zweifelhaft, doch scheinen Brisson's und Andrer Beschreibungen dafür zu reden. Dieß hat mich auch ehemals (Beiträge z. Gesch. d. Vögel. I. und Icon. Av. I. p. 10.) bewogen, alle drei unter den Namen: gelbschulterige Atzel Gracula chrysoptera als bloße Abänderungen derselben Art zu betrachten, und eben dieser Meinung scheint auch der nicht genug benutzte Mauduyt (Encycl. méth. Hist. nat. 1. p. 660.) zu seyn. Da dieser indeß zeigt, daß O. cayennensis (Cacicus chrysopterus) weit kürzere Flügel habe, als ihm Brisson zuschreibt, und Hahn's Abbildung mit dieser Angabe übereinstimt, und sich Oriolus oder Cassicus chrysocephalus durch einen viel rundern Schwanz zu unterscheiden scheint: so trenne ich vorläufig, doch ungewiß, alle drei als besondere Arten, und bitte mit dem gegenwärtigen Artikel den folgenden, Cassicus dubius und C. Virgo zu vergleichen.

Der goldköpfige Cassike ist 8½″, sein Schwanz 3½″ lang und rund, denn die beiden äußersten Ruderfedern sind um einen Zoll kürzer, wie die mittleren, und alle spitz. Der Schnabel ist fast so lang wie der Kopf, und schwach herabgebogen. Die Flügel reichen bis zur Mitte des Schwanzes. Er ist glänzend schwarz, nur der Scheitel, Hinterkopf, die kleinern obern und die untern Deckfedern der Flügel, die Steißfedern, Afterfedern und Schenkel sind goldgelb. Aufenthalt: Guiane.

C. *T.* chrysopterus. Gelbschulteriger Cassike. Oriolus, Xanthornus, Icterus cayanensis, Xanth. flavaxilla. Dem vorigen an Größe und Bildung, wie bei diesem gemeldet ist, gleich und sehr nahe verwandt, nur der Schwanz nicht so rund, und die Flügel kürzer, indem sie nur ein Viertheil desselben bedecken. Er ist ganz schwarz, allein die kleinern Deckfedern der Flügel sind gelb. Ich vermuthe, daß Brown's yellow-shouldered Oriole (Illustr. tab. 11.) und Azara's Troupiale noir à couvertures des ailes jaunes zu dieser Art gehören. Südamerika.

C. *J.* oder Oriolus cristatus. Gehaubter Cassike. Xanthornus decumanus. Der junge Vogel Xanthornus virens. Er ist der größeste aller Cassiken und 18 bis 20″ lang, wovon der keilförmig-herzförmige Schwanz drei Viertheile hält. Die Flügel reichen bis zu seiner Mitte. Der Schnabel ist etwa so lang wie der Kopf, an der Wurzel sehr dick und weißlich-gelb. Die Augen sind braunroth. Männchen und Weibchen haben längere, schmälere Federn auf dem Wirbel, welche eine kleine zurückfallende Holle bilden. Beim alten Männchen ist das Gefieder tief schwarz, Unterrücken und Steiß rothbraun. Die beiden mittleren Ruderfedern schwarz, die übrigen gelb. Bei dem Weibchen ist Alles eben so, nur das Schwarz des Männchens olivenbraun, die beiden mittleren Ruderfedern rothbraun. Bei den Jungen ist das Schwarze am Vordertheil des Körpers grün. Sie bewohnen in Herden die Obstbäume von Brasilien, Guiane und Paraguay und ernähren sich von Obst und Insekten. Sie bauen an den wagerechten Ästen 30 bis 36′ hoher geradgewachsener Bäume der Vorhölzer in großer Entfernung vom Stamme aus kleinen Gräsern und schwarzem Pferdehaar ähnlichen Pflanzenfasern an 3 Fuß lange, unten 10 Zoll weite, beutelförmige Nester, oft mehre an einem Baum. Sie sollen 3 Jungen zur Zeit haben. Ihr Fleisch riecht unausstehlich wie Bibergeil.

C. J? T? dispar. Ungleichfarbiger Cassike. So nenne ich einen Cassiken, in dessen Kunde so viele Verwirrung herrscht, wie in der weniger anderer Arten. Nach Vieillot sollen hieher Oriolus niger, O. ferrugineus, Turdus noveboracensis und labradorius, nach Temminck über dem noch Turdus hudsonius als gleichartig gehören; die drei letztern sind aber wol unstreitig Drosseln. Nach Cuvier müssen O. niger, O. oryzivorus, Corvus surinamensis und Sloane's Monedula tota nigra zu einer Art vereinigt werden, welche nicht zu den Cassiken, sondern zu den Netzwirkern (Plocion) gehört. In Rücksicht der beiden letztern und des ersten gebe ich zu, daß es seyn könne. Oriolus oryzivorus scheint mir aber eher der von Latham nicht hinlänglich gekante Cassicus Quiscula, so wie alle hier genanten Vögel wahre Cassiken zu seyn, denen sich freilich die Netzwirker sehr nahe anschließen. Nach Linné ist Brisson's Icterus niger, mithin Gmelin's Oriolus niger mit Gracula Barita einerlei. Doch näher in eine kritische Prüfung eingehn darf ich nicht. Ich begnüge mich daher, den O. niger als den erwachsenen Vogel nach Brisson, O. ferrugineus als den noch nicht sein vollständiges Gefieder habenden (obgleich ich dafür nicht einstehe) zu beschreiben, denn fast ist es mir

wahrscheinlicher, daß er ein junger C. atronitens sei, nur weiß ich nicht, daß dieser auch in Nordamerika sich aufhalte. — Brisson's Icterus niger oder Gmelin's Oriolus niger ist 9″ 10‴ lang. Der rundliche Schwanz 4″ 4‴, und die Flügel reichen bis zu seiner Mitte. Der Schnabel ist etwas kürzer wie der Kopf, gerade, kegelförmig und stark. Er ist durchaus schwarz, welches an den obern Theilen des Gefieders ins Grüne schillert. Man findet ihn auf Domingo. — O. ferrugineus ist etwa 7″ lang. Schnabel, Füße und Bauch sind schwarzbraun; Kopf und Hinterhals purpurglänzend schwarz mit rostigen Rändern. Ein schwarzer Strich zieht sich vom Schnabel durch das Auge bis zum Hinterhaupte. Kehle, Vorderhals, Brust und Rücken sind schwarz mit rostfarbnen Rändern, Flügel und Schwanz grünglänzend schwarz. Er zieht Ende Oktobers durch Neu-York, vermuthlich aus Hudsonsbai, wo man ihn auch findet.

C. *T.* Draco. Fleischfressender Cassike. Le Dragon. *Azara.* Er ist 8″ 7‴, der Schwanz 3″ 1‴ lang und dieser fast gerade, wodurch er sich vorzüglich von Guirahuro (C. palustris) unterscheidet, dem er übrigens so ähnlich ist, daß ihn anfangs Azara für das Junge desselben hielt, mit dem er ihn an der Gränze von Brasilien antraf. Da er indessen während eines halben Jahres keine Farbenveränderung bemerkte, da der Dragon sich gern seiner Hütte nahte und von dem Fleische der geschlachteten Hammel fraß, welches der Guirahuro nicht anrührte, weil er ihn endlich in großer Menge zu Buenos-Ayres fand, wo der Guirahuro gar nicht ist, so hielt er beide für verschieden. Der Kopf ist schwärzlich; der Vorderhals braun; Brust-, Bauch- u. Flügeldeckfedern, mit Ausnahme der größern, gelb, alles Übrige schwärzlich-braun, welches am Steiße ins Grünliche fällt.

C. *J.* dubius. Zweifelhafter Cassike. L'Yapu noir et jaune *Azara.* Ganze Länge 8″, des runden Schwanzes 3″ 2‴. Der Schnabel ist gerade und weiß; die Federn auf dem Kopfe etwas länger und struppig. Das ganze Gefieder schwarz, nur befindet sich auf dem Steiße und jedem Flügel ein gelber Fleck. Paraguay. Sonnini hält ihn für C. chrysopterus.

C. *T.* emberizoides. Ammerartiger Cassike. Oriolus fuscus. O. minor femina, Fringilla pecoris. Icterus emberizoides. Der verhältnißmäßig kurze und dicke Schnabel, vielleicht auch der etwas gespaltene Schwanz veranlaßten wol, daß Manche diesen 6¼″ langen Vogel unter die Finken stellten. Das Männchen ist grün- und blauglänzend schwarz, mit rußbraunem Kopfe, das Weibchen graubraun mit weißem Kinne. Er komt nach Neu-York im Mai, legt im Junius 5 Eier (wahrscheinlich nicht, wie Wilson behauptet, in andrer Vögel Nester) und zieht im August nach Süden. Im Winter erscheint er in Herden in Virginien und Carolina und mischt sich unter die rothschulterigen und Maisdieb-Cassiken. Gern hält er sich um die Herden des Rindviehes auf, woher er den Namen Cowpen-bird erhalten hat.

C. *T.* exsul. Olivenfarbiger Cassike. Oriolus capensis, Xanthornus ludovicianus, Icterus olivaceus. Er ist 6¼″, der gerade Schwanz 2″ 2‴ lang. Der Schnabel ist stark und fast gerade. Die Flügel ragen etwas über die Mitte des Schwanzes hinaus. Schnabel und Füße sind braun. Das Gefieder oben bräunlich-olivenfarben, unten gelb; Steiß und Ruderfedern olivenfarben, die Schwungfedern braun mit olivenfarbenen Rändern. Vaterland nicht das Cap, sondern Luisiana.

C. flavigularis. Gelbkehliger Cassike. O. viridis, O. oder Icterus virescens. Eine unbestimbare, in Hudsonsbai geschossene Art. 9″ lang, mit gelben Augenbraunen, Wangen und Kehle, übrigens grün, nur manche Flügeldeckfedern mit weißen Spitzen. Schnabel und Füße schwarzbraun.

C. *T.* flavus. Goldgelber Cassike. Oriolus, Icterus flavus. Le Tropiale à tête jaune *Azara.* 7¼″, der Schwanz fast gerade und siebenzwölftelig. Die zweite Schwungfeder ist die längste. Kopf, Vorderhals, und alle untere Theile, so wie der Steiß sind gelb; das Übrige sammetschwarz. Südamerika und die dazu gehörigen Inseln.

C. *J.* haemorrhous. Guasch oder rothsteißiger Cassike. Oriolus haemorrhous. Obgleich Markgraf und Montbeillard ihn für eine bloße Abart des C. luteus halten, so ist doch dazu kein hinlänglicher Grund vorhanden. Er ist nach meinem Exemplare 8½″, nach Brisson 11″ lang, wovon der runde Schwanz, dessen Federn abgerundet sind, zwei Drittheile des Rumpfes hält, und welchen die Flügel bis über die Mitte bedecken. Der Schnabel ist länger wie der Kopf, vollkommen-ganzrandig und gelblich-weiß mit sehr scharfer Spitze. Sein Gefieder glänzend-schwarz, nur der Unterrücken und Steiß hochcarminroth. Er hält sich in Brasilien auf und baut seine beutelförmigen Nester an alte, besonders über Wasser herüberhängende Bäume.

C. *J.* heteroclitus. Weißköpfiger Cassike. O. leucocephalus, hudsonius, ludovicianus. Obgleich mehre angesehne Naturforscher ihn als eine bloße Abart des C. dispar betrachtet wissen wollen, so kann ich ihnen, obgleich ich ihn nie sahe, doch nicht beistimmen, weil er sich von diesem durch seinen fast kopflangen, etwas herabgebogenen Schnabel, und durch sein den Japus ähnlicheres Ansehn, so wie überdieß von den verwandteren Arten, durch seinen einfachen Kopf, zweidritteligen, runden Schwanz und mittelmäßige Flügel unterscheidet. Er ist 8½ bis 10″ lang, schwarz- und weiß-bunt, und in Nordamerika einheimisch.

C. *T.* hybridus. Gemischter Cassike. Le Tropiale noir et varié *Azara.* Er ist 7½″, sein runder Schwanz 2½″ lang. Der Kopf ist einfach und die dritte und vierte Schwungfeder sind die längsten. Er ist durchaus schwarz, doch findet man unter ihnen einige, deren Gefieder theils gelb, theils röthlich eingefaßt oder marmorirt ist, welche Azara für Junge oder Weibchen hält. In Paraguay bis zum 27° S. L. aber nicht sehr gemein.

C. *T.* Oriolus, Icterus. Xanthornus icterocephalus. Gelbköpfiger Cassike. Er ist 6″ 11‴, der rundliche, fast runde Schwanz 2″ 7‴ lang, und

wird etwa bis zu seiner Mitte von den Flügeln bedeckt. Der Schnabel ist fast gerade, ziemlich dünn, und schwärzlich, die Füße braun. Kopf und Vorderhals sind gelb, das übrige Gefieder schwarz. Cayenne.

C. T.—Oriolus Icterus. Soffreh Cassike. Oriolus Jamacaii, Novae Hispaniae. Icterus Jamacaii, Novae Hispaniae, vulgaris. Xanthornus aurantius, brasiliensis. Man braucht nur Markgrafs Beschreibung des Guira-Tangeima und des Jamacaii zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß beide einerlei Vogel unter verschiedenen Namen sind, aus dem gleichwol mehre Arten gebildet wurden. Der Soffreh ist 9″ 6‴, sein runder Schwanz 4″ 3‴ lang; die Flügel reichen bis zu einem Drittheil desselben. Der Kopf ist einfach. Der Schnabel fast gerade, bei einigen grauweiß, bei andern schwarz. Die Füße, denen die Mittelzehe fast an Länge gleich ist, bleifarben. Das Gefieder ist orangegelb, jedoch der Kopf, Vorderhals, Oberrücken, die Flügel- u. Ruderfedern schwarz, nur ein Theil der Deckfedern der Flügel und die Ränder der kleineren Schwungfedern weiß. Er bewohnt die Gebüsche des wärmern, sowol nördlichen als südlichen Amerika's und belebt sie durch angenehmen Gesang. Er ernährt sich von Beeren und Insekten, und fliegt nicht nur truppweise, sondern ihrer viele bauen auch auf demselben Baume ihre walzenförmigen Nester. Er wird häufig in Käfigen gehalten, und so zahm, daß er auch frei umher gehen kann, auf den Ruf herbei komt, und mit ihm bekanten Personen spielt.

C. J. luteus, persicus, Oriolus persicus, Jupujuba Cassike. Seine Länge beträgt 10″, die des Schwanzes, dessen Ruderfedern spitz sind, 3″ 11‴; und die Flügel bedekken fast zwei Drittheile desselben. Der Schnabel ist etwas länger wie der Kopf, schwach gebogen, weit gegen die Stirn ansteigend und gelblich-weiß. Das Gefieder ist schwarz, nur Unterrücken, Steiß, Wurzel des Schwanzes, Bauch, Afterfedern und Deckfedern zweiter Ordnung gelb. Er lebt gesellig in Brasilien und Guiane, an Ufern und auf den Inseln der Flüsse, und baut auf den Bäumen derselben in zahlloser Menge beutelförmige Nester aus den Fasern der Tillandsie. Er legt zwei Eier zur Zeit und die Fischer nehmen die Jungen aus, um sie als Köder zu gebrauchen. Markgraf und Montbeillard halten ihn wol gewiß irrig, mit C. haemorrhous für gleichartig.

C. T. melaleucus. Weißschulteriger Cassike. Oriolus melaleucus, leucopterus. 7½″ lang. Schnabel kürzer wie der Kopf, fast gerade, die Flügel bedecken den siebenzwölfteligen rundlichen Schwanz bis zur Mitte. Schwarz, nur die kleinern obern und untern Deckfedern der Flügel weiß. Cayenne, Surinam.

C. T. melancholicus. Schomburger Cassike. Oriolus, Icterus melancholicus. Länge 7″, des fast geraden Schwanzes beinahe 3″. Die Ruderfedern sind rundlich-spitz, und werden von den Flügeln halb bedeckt. Der Schnabel ist beträchtlich kürzer wie der Kopf, mit einem spitzen Winkel in die Stirn einspringend und braun. Die Farbe beider Exemplare des hiesigen Museums ist dunkelbraun; die Federn des Oberrückens an der Seite weißlich-braun; ein ähnlicher Strich läuft der Länge nach über die Haube, und ein weißlicher vom Schnabel über die Augen bis zum Hinterhaupte. Die kleinen Federn an der Biegung des Flügels sind bei dem einen Exemplare glänzend purpurroth, bei dem andern purpurbraun eingefaßt. In den Pl. enl. wird als das Weibchen ein Vogel dieser Art abgebildet, welcher rostgelb und rostig-weiß bunt ist. Cayenne.

C. T. — Oriolus, Icterus mexicanus. Schwarzspaltiger Cassike. Dürfte ich diesen Cassiken bloß nach den Pl. enl. beurtheilen, so würde ich ihn nicht für einen Trupial, sondern für einen Japu halten. Er ist 8¼″, der Schwanz, 3½″ lang. Die Flügel reichen bis zu seiner Mitte. Der Schnabel ist fast so lang wie der Kopf, und gelblich. Auf eine merkwürdige Weise unterscheidet sich dieser Cassike dadurch, daß die Augengegenden und ein einen Zoll langer, eine Linie breiter Strich, der an jeder Seite von der Ecke der Unterkinnlade sich fortzieht, nackt sind. Er ist schön gelb; der Wirbel, Oberrücken, die Flügel- und Ruderfedern beim Männchen schwarz, beim Weibchen braun, bei beiden die Flügeldeckfedern und Spitzen der Schwungfedern gelblich-weiß gerändet. Er hält sich in Mexico und Cayenne auf.

C. J. Emberiza, Tanagra militaris. Rothbrüstiger Cassike. Oriolus, Icterus americanus, Xanthornus rubricollis ist das alte Männchen, Oriolus guianensis das junge Männchen oder das Weibchen. Er ist 7″, sein Schwanz rundlich 2½″ lang und besteht aus 12 breiten, an der Spitze borstenförmigen Ruderfedern. Der Schnabel ist ungefähr so lang wie der Kopf, gerade, schwarz und läuft gegen die Stirn rundlich aus. Dieser Cassike ist mithin ein Japu, kein Trupial. Das alte Männchen ist oben schwarz, Kehle, Gurgel, Brust und Rand der Flügel lebhaft scharlachroth. Beim Weibchen fällt das Schwarze etwas ins Braune, und ist weißlich gerändet; und das Rothe ist minder lebhaft, und fällt ins Weißliche. Die Jungen haben ein braunes, grau gerandetes Gefieder, und das matte Roth ist mit Grau gemischt. Man findet ihn gesellig zwischen Binsen und andern Pflanzen in Guiane und Paraguay. Er sucht seine Nahrung an der Erde.

C. T. nigrogularis. Schwarzkehliger Cassike. Turdus ater. Xanthornus nigricollis. Er ist 7½″ lang. Den runden zweidritteligen Schwanz bedekken die Flügel nur zu einem Viertheil. Er ist olivenbraun, das Kinn und der Vorderhals schwarz; Flügel und Ruderfedern graubraun; Brust-, Bauch-, Steiß- und Afterfedern gelb. Die Brust oft schwarz gefleckt. Er bewohnt Carolina, Domingo, und baut auch künstliche Nester. Catesby stellte diesen Vogel als das Männchen, C. castaneus als das Weibchen seines Bastard-Baltimore dar. Brisson verwechselte ihn mit dem Jungen C. Baltimore, worin ihm Linné und Andere nachfolgten: und so entstand ihr Oriolus spurius. Buffon erkante diesen Cassiken in seinem Merle à gorge noire nicht, woraus Gmelin seinen Turdus ater bildete, und so ist denn mit diesem Cassiken sonderbar umgegangen. Sehr wahrscheinlich ist es mir, daß die folgende Art eine bloße Alters- oder Geschlechts-Verschiedenheit von dieser sei.

C. T. Oriolus Icterus olivaceus. Olivenfarbiger Cassike. Wie ich es bereits beim vorigen Artikel bemerkte, scheint er mir mit dem schwarzkehligen Cassiken nur eine Art auszumachen, denn er stimt in der Bildung des Körpers ganz mit ihm überein, ist nur etwas kleiner, die Flügel vielleicht etwas länger, die Kehle statt schwarz bräunlich roth, und diese Farbe fällt am Schwanze ins Olivengelbe. Cayenne.

C. T. palustris. Wachhaltender Cassike. Guirahuro. *Azara*. Er ist 9¼", der runde Schwanz 3½" lang. Von seinen Schwungfedern sind die zweite und dritte die längsten. Kopf und Vorderhals sind schwärzlich; Oberrücken, Schwungfedern und größere Deckfedern dunkelbraun, etwas ins Gelbe fallend, eben so die Steißfedern, doch diese mit gelber Einfassung; übrigens ist er gelb. Er hält sich in kleinen Truppen in Paraguay und am Plataflusse in sumpfigen Gegenden auf, und sucht seine Nahrung an der Erde, wobei einige Schildwache halten, auf deren ersten Ruf alle mit einem starken unangenehmen Geschrei entfliehen. Sie hängen ihr Nest aus feinen Grashalmen an Zweigen wenige Spannen über dem Boden auf, und legen in dasselbe drei weiße, braunroth gefleckte Eier.

C. T. — Oriolus, Icterus, Xanthornus phoeniceus. Rothschulteriger Cassike. Er ist 8¼", der rundliche Schwanz 3" 5"' lang, und wird bis zu zwei Drittheilen seiner Länge von den Flügeln bedeckt. Der Schnabel ist kürzer wie der Kopf und gerade. Das Auge ist weiß. Das ganze Gefieder ist glänzend schwarz, nur die kleinen Flügeldeckfedern schön scharlach-roth, doch ihre hinterste Reihe weiß. Sie bewohnen ganz Nordamerika, von Neu-York bis Mexico. Pennant vermuthet, daß man sie weiter südlich nicht finde, und freilich ist es sehr zweifelhaft, ob Azara's Troupiale noir à convertures des ailes rousses hieher gehöre. In Neu-York erscheinen sie im April, und ziehen von da im Oktober in so großen Scharen weg, daß sie die Luft verfinstern. Sie werden für eine große Landplage gehalten, indem sie im Herbst, wenn die Körner des Maizes milchig sind, und selbst im Frühling, wenn derselbe gesäet wird, doch auch an andern Körnern in Gesellschaft der C. Quiscula entsetzlichen Schaden anrichten. Beide Vögel führen daher auch den Namen Maize thief, so wie den: Black-bird. Bei der Saat sucht man sich hin und wieder dadurch zu helfen, daß man die Samen in einem Absud von weißer Nießwurz einweicht, wodurch die Vögel, die davon fressen, taumelig werden, und die andern verscheuchen. Im Herbst geht das freilich nicht an, und nur durch Schießen kann man sich ihrer erwehren, doch nicht viel; denn obgleich bei jedem Schusse mehre fallen: so fliehen die andern doch nicht weiter, als höchstens zu einem andern Acker, oder bis zum entgegengesetzten Ende des Ackers selbst. Manche Provinzen von Nordamerika haben daher einen Preis von drei Pence auf das Dutzend dieser Vögel gesetzt, um sie auszurotten, und in Neu-England glückte dieß auch so gut, daß man im Jahre 1749 alles Gras verlor und das Heu aus Pensylvanien, ja aus Großbritannien mußte kommen lassen. Vom April nämlich bis zum August ernähren sich diese Vögel fast lediglich von Larven und andern schädlichen Insekten, besonders dem Erbskäfer (Bruchus pisi) und Wilson berechnet, daß die Menge des den Pflanzen verderblichen Ungeziefers, welches diese rothflügeligen Cassiken vernichten, in den vereinigten Staten allein 16,200 Millionen betrage, wodurch sie also mehr nützen, als sie durch ihre Räubereien am Maiz schaden. Sie nisten in entlegenen Morästen, und hängen ihr aus breiterm Grase, welches mit verwittertem durchflochten ist, erbautes beutelförmiges Nest an Büsche und im Rohr in solcher Höhe auf, daß dasselbe das Wasser nie berührt. Die Eier sind weiß, mit feinen schwarzen Strichen.

C. T. — Gracula Quiscula. Maisdieb Cassike. Das Männchen ist über 12", das Weibchen noch keine 11" lang. Der Schnabel ist nicht viel kürzer als der Kopf und bildet einen kleinen stumpfen Einsprung in die Stirn. Er ist fast gerade. Die Flügel bedecken ein Drittheil des rundlich-keilförmigen, aus breiten Ruderfedern bestehenden Schwanzes. Die Farbe ist schwarz, an Kopf und Hals mit stahlblauem, übrigens mit kupferrothem Glanze. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß Corvus mexicanus, so wie auch, daß Oriolus oryzivorus eben diese Art sei. Vaterland und Lebensart hat er mit dem vorigen gemein, mit welchem er auch gesellschaftlich auf den Raub ausgeht. Ich wiederhole daher nicht das dort Gesagte, sondern bemerke nur, daß er früher, nämlich bereits im Februar und Anfang des Märzes in Neu-York und Pensylvanien erscheine, sich dann bei den Bauerhäusern auf Bäume setze und ziemlich angenehm singe. Auch baut er sein Nest auf entlegenen Bäumen von außen aus dicken Halmen, von innen aus Fasern, und legt 5 bis 6 blaßblaue, schwarz gefleckte und gestrichelte Eier. In den nördlichen Gegenden sind sie Zugvögel, bleiben aber in Carolina den ganzen Winter hindurch, und suchen ihre Nahrung bei den Scheunen. Ihr Fleisch schmeckt garstig.

C. — Oriolus, Icterus ruber. Rother Cassike. Eine unbestimbare Art, von welcher Sonnerat eine, wie gewöhnlich, schlechte Abbildung und Beschreibung lieferte. Er ist so groß wie eine Amsel. Kopf, Hals, Rücken und Schenkel sind zinnoberroth, die großen Federn der Flügel, Brust, Bauch und Schwanz sammetschwarz. Schnabel und Füße schwärzlich, die Iris schwarz. Er fand ihn auf Antigua, und ich würde ihn mit dem folgenden rothköpfigen Cassiken für gleichartig halten, wenn ich nicht zweifelte, daß ein Vogel in den südlichern Antillen und in Paraguay sich aufhalten sollte, ohne daß man ihn auch in Brasilien und Guiane anträfe. Unter den Vögeln dieser beiden Länder finde ich ihn nirgends genant.

C. J. rubricapillus. Rothköpfiger Cassike. Le Troupiale noir à tête rouge. *Azara*. Vielleicht mit dem eben vorhergehenden gleichartig. Azara ist zweifelhaft, ob er wegen seines sehr starken und breiten Schnabels und seiner Zunge, welche nur halb so lang wie der Schnabel ist, zu den Cassiken gehöre, oder eine eigene Gattung ausmache. Er ist 8¼", der runde Schwanz 3½" lang. Von den Schwungfedern sind die zweite, dritte und vierte die längsten. Der ganze Kopf und Vorderhals sind von einem so feurigen und glänzenden Roth,

daß man glauben sollte, sie wären mit Glasstückchen bedeckt, und ihre Federn fühlen sich rauh an. Die Schenkel sind lebhaft orangefarben; alles Übrige, selbst die Iris, schwarz. Man findet ihn in Paraguay und bis am Platafluß, doch selten.

C. *T.* ruficeps. Rothkappiger Cassike. Le Troupiale à calotte rousse. *Azara.* Länge 7½", des fast geraden Schwanzes 2½". Erste, zweite und dritte Schwungfeder die längsten. Er ist schwarz, nur Haube, Kehle und der halbe Vorderhals rostgelb. In sumpfigen Gegenden Paraguay's selten.

C. *D.* tricolor. Dreifarbiger Cassike. Motacilla lineata. Sylvia striata. Eine unbestimmbare, von Büffon so undeutlich beschriebene Art, daß ich hier Mauduyt's Beschreibung statt der seinigen früheren nehmen muß. Er hat die Größe des verschiedenfarbigen Cassiken (C. cayanensis). Die Seiten des Kopfes, des Halses und der Rücken sind glänzend schwarz; die Flügel ohne blaue Einfassung der Federn. Auf dem Kopfe befindet sich ein blaues Band, welches die Wangen hinabsteigt. Unter dem Bauche ist ein weißer Längsstrich, und der After ebenfalls weiß. Cayenne.

C. *D.* — Motacilla, Sylvia Velia. Rostbauchiger Cassike. Er ist 5", der, wie es scheint, gerade Schwanz 1" 10"' lang, und die Flügel reichen über seine Mitte hinaus. Halfter und Zügel sind grünschillernd violett, Stirn und Steiß goldgelb, Nacken, Rücken und Schwungfedern bläulich-grünglänzend schwarz, Kehle und obere Flügeldeckfedern violenblau, grünschillernd, Vorderhals und Brust hellblau, Bauch braunroth, Ruderfedern schwarz, blau gerändet. Surinam, Cayenne.

C. *T.* Virgo. Jungfräulicher Cassike. Oriolus, Xanthornus, Icterus dominicensis. Icterus melanocephalus. Wie sehr er in Größe und Bildung mit C. chrysocephalus und C. chrysopterus übereinstimme, ist bereits vorher angezeigt. Wie diese ist er 8¼", der Schwanz 3" 7"' lang, dieser aber nicht so rund wie bei C. chrysocephalus, und die Flügel bei ihm verhältnißmäßig länger wie bei C. chrysopterus. Er ist durchaus schwarz, aber die kleinern Flügeldeckfedern, Brust, Bauch, After und Steiß sind gelb. Er findet sich in Mexico, St. Domingo, und, wiewol selten, in Cayenne.

C. *T.* — Oriolus, Icterus viridis. Flötender Cassike. Länge 6" 10"', des Schwanzes 3"'. Dieser ist rund und die Flügel bedecken ihn noch nicht bis zur Mitte. Der fast gerade Schnabel ist hornfarben, die Füße grau. Das Gefieder ist olivenbraun, doch der Unterrücken, Steiß, Bauch und After sind olivengrün; die kleinen Flügeldeckfedern gelbgerändet. Er hält sich in Domingo auf.

C. unalaschkensis. Weißzügeliger Cassike. Oriolus, Icterus Aunalaschkensis. Eine unbestimmbare, 8" lange Art. Braun, an den Flügeldeckfedern, Schwungfedern zweiter Ordnung und Ruderfedern mit rostfarbner Einfassung, Zügel und Kinn weiß, das letztere mit einer dunkeln divergirenden Linie eingefaßt. Wohnort: Unalaschka.

C. *T.* — Oriolus, Icterus Xanthornus. Gelber Cassike. Xanthornus analis, nigrogularis. Er ist 7" 6"', der rundliche Schwanz, von dem die Flügel über ein Drittheil bedecken, 3" 4"' lang. Der Schnabel ist gerade. Das Gefieder ist gelb, gewöhnlich lebhaft, seltener grünlich-gelb, nur die Zügel, die Kehle, die Schwungfedern und Ruderfedern sind schwarz; auch so die größern Deckfedern der Flügel, doch diese an der innern Seite und an der Spitze weiß gerändet. Er hält sich in Jamaica, Mexico und Guiane auf und soll nach Montbeillard's höchst unwahrscheinlicher Meinung des Männchen von C. Virgo seyn. (*Merrem.*)

Cassida, s. am Ende des Buchstab. C.

CASSIDEA, eine von Bruguière aus Buccinis des Linné aufgestellte Conchyliengattung, welche den Gattungen Cassidaria und Cassis Lamarck's entspricht; s. Buccinum. (*Nitzsch.*)

Cassiderides, s. am Ende des Buchst. C.

Cassienmark, s. Cassia fistularis.

CASSILS, Burg der schottischen Grafschaft Carrick, an dem Süduser des Dun, ist der Hauptsitz der von ihr benanten Grafen von C., aus dem ursprünglich irländischen Geschlechte Kennedy. Der Ahnherr derselben, Page bei König Robert II., wußte die Liebe der königlichen Prinzessin Maria, und endlich ihre Hand zu gewinnen. Der zweite Sohn dieser Ehe, Jakob, Erzbischof von St. Andrews, und Kanzler von Schottland, stiftete 1456 das St. Salvator-Collegium in St. Andrews, der älteste aber wurde zum Lord Kennedy, und von Jakob II. zum Grafen von Cassils ernant. Seitdem gehörten die Grafen von C. zu den bedeutenden Großen Schottlands; ihr Stamm wurde geehrt und gefürchtet. — Der Graf von C. ist einer der 16 schottischen Pairs, welche in dem englischen Oberhause Sitz und Stimme haben. (*v. Stramberg.*)

CASSINA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Terebinthaceen und der fünften Linné'schen Klasse. Char. fünftheiliger Kelch, fünftheilige Corolle. Drei Stigmen. Dreifächerige beerenartige Steinfrucht. Neun bekante Arten wachsen in Südafrika und Südamerica. (*Sprengel.*)

CASSINI, eine altadelige italienische Familie, welche besonders durch folgende vier große Astronomen berühmt geworden ist: I) Giov. Domenico Cassini, geb. zu Perinaldo [1]) in der Grafschaft Nizza, den 8. Jun. 1625. Seine Ältern waren Giacomo Cassini, und Giulia Crovesi. Seine ersten Studien leitete ein geschickter Hauslehrer, nachher setzte er dieselben zu Genua bei den Jesuiten mit vieler Auszeichnung fort. Er fand damals viel Geschmack an den schönen Wissenschaften [2]), welchen er auch in der Folge behielt, und der, indem er Cassini's Umgang angenehm machte, auch seinem Rufe nützte. An dem Jesuitercollegio war eine außerordentliche Lehrstunde der Mathematik gewidmet, welche Wissenschaft C. bald vor allen andern lieb gewann und mit Eifer studirte. Ein corsischer Geistlicher lieh ihm einige astrologische Bücher, welche ihm viel Vergnügen machten, und wodurch

---

1) Podium Reinaldi, franz. Pec-Regnault. 2) Einige lateinische Gedichte von ihm erschienen mit denen seiner Lehrer in einer Samlung in Fol. im J. 1646. Auch verfertigte er damals seiner

er es so weit brachte, daß er einige gelungene Voraussagungen machen konte. Dieser Erfolg, der für einen Andern vielleicht verführerisch gewesen wäre, war gerade das, was ihm sein neues Wissen verdächtig machte. Sein gesunder Verstand lehrte ihn schon einsehen, daß diese Kunst nur chimärisch seyn könne [3]). Auch ließ er sie bald liegen, um in der Astronomie den wahren Genuß zu suchen, dessen bloßer Schein ihn schon bezaubert hatte. Seiner Talente wegen begünstigt von dem nachmaligen Dogen der Republik Genua, Lercaro und von dem, anfangs noch sehr für die Astrologie eingenommenen, nachher aber von Cassini besser belehrten Marchese Cornelio Malvasia, ging C. im J. 1644 nach Bologna und machte in seiner Lieblingswissenschaft so schnelle Fortschritte, daß er im J. 1650, also in seinem 25. Jahre, vom Senate zu Bologna für die an der Universität dieser Stadt durch des berühmten Cavaleri Tod erledigte erste Lehrstelle der Astronomie erwählt wurde. So führte das Glück den jungen Cassini in die Gegend Europa's, welche damals für astronomische Entdeckungen die günstigste war [4]). Es gab zu Bologna eine Mittagslinie, die der Pater Ignazio Dante im J. 1575 in der Kirche des heil. Petronius gezogen hatte, um durch Beobachtung die Äquinoctien und Solstitien zu bestimmen, deren Kentniß zur Berechnung der kirchlichen Feste nöthig ist, und welche von dem Julianischen Kalender schon lange sehr ungenau angegeben wurden. Da man im J. 1653 die Kirchengebäude erweiterte, so kam Cassini auf den Gedanken, dort eine längere und genauere Mittagslinie, als die des Dante, zu ziehen, die dazu dienen könte, die Ungewißheit zu entfernen, welche noch in Ansehung der astronomischen Refractionen, und überhaupt aller Elemente der Theorie der Sonne übrig blieb. Er erhielt die Erlaubniß hiezu nicht ohne einige Schwierigkeit von Seiten des Magistrats der Stadt, da diesem die Unternehmung des jungen Astronomen ziemlich unsicher schien, wegen der Hindernisse, welche die Bauart der Kirche entgegensetzte. Aber Cassini überwand sowol diese Bedenklichkeiten, als die wirklichen Schwierigkeiten der Operation durch seine äußerst lebendige Thätigkeit und unermüdete Ausdauer, und in zwei Jahren war die neue Mittagslinie vollendet. Er lud darauf durch eine öffentliche Bekantmachung alle Astronomen zur Beobachtung des Winter-Solstitiums vom Jahre 1655 ein, bei welcher Gelegenheit er in einem poetischen Stile, dessen er sich durch Beschäftigung mit den strengen Wissenschaften nicht entwöhnt hatte, sagte: „ein neues Orakel Apollo's, des Sonnengottes, sei in einer Kirche errichtet worden; man könne dasselbe mit völligem Vertrauen über alle Schwierigkeiten der Astronomie befragen." Wirklich waren die ersten Früchte dieses neuen Orakels vollkommenere Sonnentafeln, eine sehr genäherte Messung der Parallaxe dieses Gestirns und eine neue, sehr verbesserte Refractions-Tafel. — Cassini's astronomische Arbeiten wurden durch irdische Geschäfte, womit man ihn beauftragte, unterbrochen. Der Senat von Bologna sandte ihn nämlich nach Rom, um das Interesse dieser Stadt, in Bezug auf die Gewässer des Po, wahrzunehmen. Dieß gab unserm C. die Veranlassung, ein gelehrtes Werk [5]) über dem Lauf dieses Flusses, der so veränderlich und gefährlich ist, herauszugeben. In Rom war man so zufrieden mit dem jungen Astronomen, daß man ihm die Oberaufsicht über die Festungsbauten am Fort Urbino übertrug. Es mußten die alten Werke dieses Fort's hergestellt und neue errichtet werden, wodurch Cassini Gelegenheit erhielt, die Ingenieurkunst praktisch zu studiren. Der Papst (Alexander VII.) hatte Streitigkeiten mit dem Großherzog von Toskana über die Gewässer der Chiana und auch hier wurde Cassini zum Geschäftsträger gebraucht. Aus Erkentlichkeit und persönlicher Hochachtung that ihm der Papst den Vorschlag in den geistlichen Stand zu treten, um ihn dann zu den ausgezeichnetesten Ehrenstellen zu befördern; Zartgefühl und wahre Frömmigkeit bewogen aber unsern C., einen Stand abzulehnen, für welchen er keinen Beruf in sich fühlte. Mitten unter so vielen Beschäftigungen unterließ Cassini nicht, von Zeit zu Zeit einige Blicke auf den Himmel zu werfen. In den Jahren 1664 und 1665 beobachtete er zu Rom 2 Kometen und bestimte ihren Lauf mit einer für seine Landsleute und Zeitgenossen, die freilich Keplers Werke wenig kanten, überraschenden Genauigkeit. Im Jahre 1665, während des die Chiana betreffenden Geschäfts erkante er zu Citta della Pieve in Toskana auf der Scheibe des Jupiters die Schatten, welche die Trabanten dieses Planeten auf ihn werfen, wenn sie zwischen ihm und der Sonne durchgehen. Er wußte sehr geschickt diesen beweglichen Schatten von den andern, auf der Oberfläche des Jupiters erscheinenden, theils beweglichen theils unbeweglichen Flecken zu unterscheiden; der erstgedachten bediente er sich, um die Theorie der Bewegungen der Trabanten zu vervollständigen und zu berichtigen, der letztern, um davon die Rotation des Planeten selbst um seine Axe zu erkennen und die Zeit ihrer Dauer zu bestimmen. Eben so erkante er auch die Rotation des Mars durch Beobachtung der Flecken desselben. Auch hatte er die Rotation der Venus wahrgenommen, und hielt ihre Dauer für wenig verschieden von der des Mars, welches Resultat nachher Schröter zu Lilienthal bestätigt hat [6]). Während dieser Arbeiten mußte er das Geschäft

Schwester, einer Nonne, zu Gefallen ein religiöses Trauerspiel in italienischen Versen. 3) Er las Pico von Mirandula's Werk gegen die Astrologen und verbrante seine Auszüge aus den astrologischen Büchern. 4) Seine erste Arbeit zu Bologna war im J. 1652 die Beobachtung eines Kometen in Verbindung mit dem Marchese Malvasia, worüber er im J. 1653 eine dem Herzoge von Modena dedicirte Abhandlung herausgab.

5) Während seines Aufenthalts in Rom überreichte C. auch dem Papste ein Werk über die spiralförmige Bewegung der Planeten unter der Voraussetzung, daß die Erde ruhe. Dieß Manuscript wird noch auf der Bibliothek Chigi aufbewahrt, auch der Großherzog von Toscana erhielt ein Exemplar davon. Merkwürdig ist, daß sich C. nie bestimt darüber erklärte, ob er dem kopernikanischen Weltsysteme seinen Beifall gebe. So lange er in Italien war, durfte er dieß wol nicht, er hat aber auch späterhin in Frankreich sich der ihm dort in dieser Hinsicht zustehenden größern Freiheit nicht bedient. Nach seinen Schriften über die Kometen zu urtheilen, sollte man ihn fast für einen Anhänger des ptolemäischen Systems halten.

6) Dem Marchese Bentivoglio erklärte Cassini bei einem Be-

in Betreff der Chiana fortführen, die Bauten am Fort Urbino leiten, und über die Leitung des Po's in dem Gebiete von Bologna wachen; denn der Senat letztrer Stadt hatte unserm Cassini aus Dankbarkeit für die der Stadt zu Rom geleisteten Dienste die Stelle eines Ober-Intendanten der Gewässer des bolognesischen Gebiets übertragen. Noch vermehrt wurden seine Geschäfte, indem man ihn mit der Inspektion der Festung Perugia und der Brücke Felix beauftragte. Er genügte diesem Allen und fand sogar noch Zeit zu manchen Arbeiten, die seinen Hauptstudien ganz heterogen waren, aber als Beweis seiner Liebe und seines Eifers für alles Wissenswürdige dienen können. Während er die Angelegenheit über die Chiana mit Viviani in Toskana verhandelte, machte er eine Menge Beobachtungen über die Insekten und sandte sie dem Montalbano, der sie in einer neuen Ausgabe des Aldrovandi drucken ließ. Zu Bologna wiederholte er die neuen Versuche über die Transfusion des Blutes, welche damals so viel Aufsehen machten. Seine weit umfassenden Kentnisse verschafften ihm solchen Ruf, daß, als er durch Florenz kam, der Großherzog und der Prinz Leopold in seiner Gegenwart eine Versamlung der Akademie del Cimento halten ließ, weil sie, wie Fontenelle sich ausdrückt, überzeugt waren, daß er Etwas von seinen Kentnissen da lassen würde (qu'il y laisseroit de ses lumières). Im Jahre 1668 gab er seine Ephemeriden der Jupiters-Trabanten heraus, eine bewunderungswürdige Arbeit, wenn man die Mannichfaltigkeit der Elemente bedenkt, die ihr zur Basis dienten und die man damals zum ersten Male bestimmen mußte. Diese Tafeln mit dem Himmel verglichen, erregten durch ihre für jene Zeit wirklich bewunderungswürdige Genauigkeit, bei allen europäischen Astronomen die größte Aufmerksamkeit. Frankreich, wo damals unter Ludwig's XIV. Regirung, so viel für die Beförderung der Wissenschaften geschah, suchte auch auswärtige Gelehrte für sich zu gewinnen. Colbert ließ unsern Domin. Cassini nach Frankreich berufen, wie er vorher mit Huygens gethan hatte, doch ward ihm dieß nicht so leicht. Cassini lebte in einem Lande, welches nicht undankbar gegen seine Verdienste war. Man hatte daher Mühe ihn Italien zu entreißen; es war dazu eine förmliche Unterhandlung nöthig. Endlich erhielt man ihn, aber Anfangs nur auf einige Jahre. Er kam im Anfange des Jahrs 1669 bei der Akademie der Wissenschaften zu Paris an. „Der König empfing ihn, sagte Fontenelle, wie einen seltenen Mann und wie einen Mann, der sein Vaterland für ihn verließ." Als die festgesetzte Zeit um war, foderte Italien ihn zurück und er selbst dachte nicht daran, in Frankreich zu bleiben; aber Colbert, der ihn lange vergeblich seinem Vaterlande streitig zu machen gesucht hatte, war doch endlich so glücklich, ihn zu gewinnen und es dahin zu bringen, daß er sich im Jahre 1673 in Frankreich naturalisiren ließ. In demselben Jahre verheirathete er sich und war nun ganz eingebürgert [7]). In seinem neuen Vaterlande hatte Cassini theils die hoch gespannten Erwartungen Einiger von ihm zu rechtfertigen, theils den Neid Anderer gegen ihn als Fremden zum Schweigen zu bringen. Beides gelang ihm durch neue Verdienste um die Wissenschaft. Folgendes sind die wichtigsten Früchte seiner unausgesetzten Thätigkeit. In den Jahren 1671 u. 72 entdeckte er zwei neue Saturnstrabanten und im J. 1684 noch 2 andere, wodurch dieser Planet nun fünfe statt des einen Trabanten erhielt, den schon Huygens im J. 1655 entdeckt hatte. Man prägte zum Andenken an diese Entdeckung eine Medaille mit der Inschrift: Saturni satellites primum cogniti. Schon das Jahr vorher hatte Cassini das Zodiakallicht seiner Meinung nach zuerst entdeckt [8]) und dessen Gestalt mit Genauigkeit kennen gelehrt. Auch hatte er in Bezug auf die Stellung desselben gegen die Ekliptik die Umstände bestimt, unter welchen es am genauesten beobachtet werden kann. Im December des J. 1680 bestimte er die Bahn des damals so viel Aufsehen erregenden Kometen. Er entdeckte ferner, daß die Rotationsaxe des Mondes nicht senkrecht auf die Ekliptik sei, wie man bis dahin geglaubt hatte, und daß ihre Richtungen zu verschiedenen Zeiten nicht alle einander parallel seien, eine Erscheinung, die bis dahin einzig in ihrer Art im Weltsysteme war (vgl. die Art. Libration und Mond). Die genauere Bestimmung der Gesetze dieser Bewegungen, worüber sich freilich schon in Hevel's Schriften zerstreute Gedanken finden, ist eins der größten Verdienste Cassini's. Nicht geringer ist das Verdienst, welches er sich dadurch um die Wissenschaften erwarb, daß er seine Collegen in der Akademie zu ähnlichem Eifer beselte. Cassini war einer von denen, die am meisten dazu beitrugen, daß im J. 1672 Beobachter nach Cayenne gesandt wurden, um über verschiedene wichtige Punkte, besonders die Parallaxe der Sonne und des Mondes und die Gestalt der Erde bestimtere Kentnisse zu gewinnen. — Von de la Loubère, französischem Gesandten am Hofe des Königs von Siam, aufgefodert, stellte Cassini Untersuchungen über den indischen Kalender an, wodurch er die Grundlagen der empirischen zu Siam üblichen Methoden kennen lehrte, mittelst deren man dort die Bewegungen der Sonne und des Mondes berechnet. Im Jahre 1693 gab er neue Tafeln der Jupiters-Trabanten, genauer als die vom Jahr 1668 heraus. Im Jahre 1695 machte er einen Besuch in Italien, sah dort seine etwas in Verfall gerathene Mittagslinie in der Kirche des heil. Petronius wieder und sorgte für deren Herstellung; doch beschäftigte ihn damals eine andere weit längere Mittagslinie, die im Jahre 1669 von Picard begonnen, nachher im Jahre 1683 von Lahire im Norden von Paris fortgesetzt und endlich im Jahre 1700 von Cassini bis an das äußerste

suche in Ferrara, die von ihm gefundene Methode, auf einer geographischen Karte die verschiedenen Phasen einer Sonnenfinsterniß darzustellen, eine Erfindung, worauf auch Flamstead, Wren und Halley Anspruch machen, die aber eigentlich unserm Kepler gebührt, vgl. *Delambre* Hist. de l'astr. moderne T. II. 690 u. 691.

7) Obgleich Domin. Cassini die Direktion der in den Jahren 1668—1671 von Perrault erbauten pariser königl. Sternwarte übernahm und dort wohnte, so erhielt er doch nicht den Titel als Direktor, vielmehr wurde diese Stelle erst für seinen Enkel errichtet. Weder unter Ludwig XIV. noch unter Ludwig XV. wurden bestimte Fonds zur Erhaltung der Sternwarte und Herausgabe der Beobachtungen angewiesen. 8) Schon Kepler hatte dasselbe beobachtet, wenn schon minder genau als Cassini, der übrigens Kepler's Schriften nie sorgfältig gelesen zu haben scheint.

Ende von Roussillon verlängert wurde. Dieselbe Linie ist es, welche 40 Jahr nachher von Franc. Cassini und Lacaille und endlich 100 Jahr nachher nochmals von Méchain und Delambre gemessen worden ist. In den letzten Jahren seines Lebens verlor er das Gesicht, ein Unglück, das ihm mit Galilei gemein ist und das vielleicht bei beiden aus einerlei Ursach entstand, nämlich aus einem zu angestrengten Fleiße in seinen astronomischen Beobachtungen. Beide große Männer hatten, wie Fontenelle witzig bemerkt, das Schicksal des Tiresias, der blind wurde, weil er Geheimnisse der Götter erspäht hatte. Cassini starb den 14. Sept. 1712 ohne Krankheit und ohne Schmerzen, einzig und allein vor Alter, er war damals 87¼ Jahr alt. — Er war von sehr gesundem und kräftigem Körperbau, der es ihm möglich machte, die mit seinem Berufe verbundenen häufigen Nachtwachen ohne Anstrengung zu ertragen. Mit einer außerordentlichen Thätigkeit, wovon seine zahlreichen Werke und die fast eben so zahlreichen Ämter, welche er bekleidete, zeugen, verband er eine sehr gleichförmige, stets ruhige Gemüthsstimmung. Diese innere Ruhe, die er eben so sehr seiner Religiosität, als seinem Temperamente verdankte, drückte sich auch in seinen Zügen aus, wie man noch an seiner Marmorstatue in den Sälen des pariser Observatoriums sehen kann. Er hat selbst die Geschichte seines Lebens geschrieben, welche Lebensbeschreibung Cassini de Thury, sein Urenkel, in den Mémoires pour servir à l'histoire des sciences, etc. 1810 in 4. herausgegeben hat. In *Lalande's* Bibliographie astronomique findet man die zahlreichen Werke Cassini's unter den Jahren, wo sie erschienen, aufgezählt. Neben einander verzeichnet findet man sie in der Liste de M. M. de l'ac. roy. des sc. depuis l'établissement de cette compagnie en 1666. jusqu'en 1733 avec le catalogue des ouvrages qu'ils ont publiés. Amst. 1737. p. 20. und in der Hist. de l'astr. moderne T. II., wo zugleich eine ziemlich strenge Beurtheilung der wichtigsten Cassinischen Werke gegeben wird. Wir wollen hier nur folgende anführen: I) De cometa ann. 1652 et 1653. Mutinae 1653. 28 S. in 4. Cassini's früheste astronomische Schrift. II) Opera astronomica. Romae 1666. in fol. enthält eine Samlung aller seiner bis dahin herausgegebenen kleineren Schriften. III) Nuntii siderei interpres, Bonon., ein Werk, dessen Abdruck nicht vollendet wurde. IV) Eine ebenfalls ungedruckt gebliebene Kosmographie in italienischen Versen [9]. (*Gartz.*)

II) Cassini (Jacques), nach dem Tode eines älteren Bruders, der als französischer Marineoffizier in einem Treffen gegen die Engländer blieb, der einzige Sohn des vorhergehenden, geboren zu Paris 1677, studirte Mathematik und Philosophie Anfangs im Hause seines Vaters, nachher am collège Mazarin unter Varignon. In seinem 15. Jahre erwarb er sich durch Vertheidigung einer mathematischen These großen Beifall und wurde schon im 17. Jahre Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er begleitete seinen Vater nach Italien, wo er ihm bei der Verification der im vor. Artik. erwähnten Mittagslinie half, und durchreiste darauf Holland und England, wo er Freundschaft mit Newton, Halley, Flamstead u. A. schloß und im J. 1696 Mitglied der königlichen Societät zu London wurde. Nach seiner Rückkehr arbeitete er mit Eifer für die paris. Akademie, in deren Denkschriften an 150 verschiedene Aufsätze von seiner Hand über astronomische und physikalische Gegenstände, z. B. über geographische Ortsbestimmungen durch Sternbedeckungen, über die Elektricität, über die Barometer, über den Rücklauf der Geschütze, über die Vervollkommnung der Brennspiegel u. s. w. sich befinden. Nach dem Tode seines Vaters im J. 1712 erhielt er dessen Stelle an der königl. Sternwarte. Im J. 1717 überreichte er der Akademie seine Arbeiten über die Entfernung der Fixsterne und über die Neigung der Planetenbahnen überhaupt und insbesondere über die Neigung der Bahnen der Saturns-Trabanten und des Saturns-Ringes. — Im J. 1725 suchte er die Ursache von der Libration des Mondes zu bestimmen (s. die Art. Libration und Mond). — Im J. 1732 widerlegte er Bianchini's Behauptung, daß die Zeit, welche die Venus zu einer Rotation brauche, nicht die von Giov. Dom. Cassini angegebene sei. — Bald darauf bestimte er die Beschleunigung in der Bewegung des Jupiters auf eine halbe Secunde jährlich, und die Geschwindigkeitsabnahme des Saturn auf 2 Minuten jährlich, und berechnete, daß diese Größen 2000 Jahre lang zu-, dann aber wieder abnehmen würden. — Am meisten ist jedoch Jac. Cassini bekant durch seine Bemühungen, die Gestalt der Erde zu bestimmen. Bei der ersten, im Jahre 1669 begonnenen Messung, vermeinte man die Meridian-Grade gegen Norden kürzer zu finden als gegen Süden, und schloß daraus auf eine Verlängerung der Erde gegen die Pole zu (vgl. die Art. Abplattung und Gradmessung). Jacob Cassini, der im Jahre 1701 diese Messung mit seinem Vater bis Canigou fortgesetzt und im Jahre 1718 mit Maraldi und dem jüngern De la Hire den nördlichen Theil derselben bis Dünkirchen ausgeführt hatte, gab bei dieser Gelegenheit sein Werk De la grandeur et de la figure de la terre, Paris 1720 in 4. heraus. Das angeführte, dem Princip der Attraction und Rotation der Erde um ihre Axe widersprechende Resultat erregte allgemeinen Widerspruch von Seiten der Anhänger des Newtonschen Systems. Man machte den Einwurf, der gemessene Bogen sei, wiewol er 9 Grade betrug, nicht lang genug, um die Messung vor den aus der Unvollkommenheit der Instrumente entspringenden Fehlern zu schützen. Ludwig XV. befahl daher Meridian-Grade unter dem Äquator und am Polar-Kreise zu messen (vgl. die Art. Bouguer; Gradmessung und Maupertuis). Um aber das Problem auf directere Art aufzulösen, wurde die Akademie im J. 1733 beauftragt, sowol den ganz Frankreich durchschneidenden Meridian, als auch einen darauf senkrechten größten Kreis der Erdkugel von Brest bis Straßburg zu messen. Cassini, der diese Arbeit leitete, fand Anfangs den Längen-

9) S. (*Fontenelle*) Eloge *de M. Cassini* in der Hist. de l'ac. roy. des sc. Année 1712. *Weidler* Hist. astronomiae p. 520—529. *Montucla* Hist. des math. nouv. édit. T. II. p. 559—567. *Gautier* Notice sur l'observatoire roy. de Paris in der Bibliothèque univ. Dec. 1824. *Delambre* Hist. de l'astronomie moderne T. II. p. 686—804. *Biot* in der Biogr. univ. T. VII.

grad kürzer als er unter der Voraussetzung, daß die Erde eine vollkommene Kugel wäre, hätte seyn müssen, welches ihn in seiner Annahme einer Verlängerung gegen die Pole zu bestärkte. Mit Recht warf man ihm ein, daß er, um die Weite des Bogens zu bestimmen, sich alter Beobachtungen der Jupiters-Trabanten bedient habe, die Picard und Lahire in der Bretagne und Eisenschmidt zu Straßburg gemacht hatten. Diese Astronomen hatten, bei aller ihrer Geschicklichkeit, doch keine Instrumente, die für eine Operation vollkommen genug gewesen wären, bei welcher so große Genauigkeit erfodert wird. Die Pendeluhren von Huygens waren zu ihrer Zeit kaum bekant; sie konten daher nicht für einen Irrthum von 10 Secunden Zeit stehen; und nimt man die übrigen Schwierigkeiten, in Betreff der Beobachtung des Ein- oder Austritts des Trabanten, in oder aus dem Schatten seines Hauptplaneten hinzu: so wird selbst ein Irrthum von ½ Minute in der Zeit wahrscheinlich. Dieß beträgt aber einen wahrscheinlichen Fehler von 7 Minut. 30 Secunden im Bogen oder von mehr als 5000 Toisen auf einem Parallelkreise unter dem 45sten Grade der Breite für die ganze gemessene Distanz und übertrifft den Unterschied, welchen man zwischen dem nach der Voraussetzung, daß die Erde gegen die Pole zu verlängert sei, und den nach der Voraussetzung, daß die Erde eine vollkommene Kugel sei, berechneten Bogen hätte finden müssen. Jacob Cassini starb auf seinem Landgute Thury den 16. April 1756 im 79. Jahre an Verletzungen, die er den Tag vorher durch Umwerfen seines Wagens erhalten hatte. An Gestalt, Charakter, echter Frömmigkeit und christlicher Demuth war er ganz das Ebenbild seines Vaters. Von 6 Kindern, die er in seiner im J. 1710 geschlossenen Ehe erzeugt hatte, überlebten ihn 3 Söhne und 2 Töchter. — Außer den schon angeführten Werken hat man von ihm noch folgende: I) Reponse à la dissertation de M. Celsius sur les observations faites pour pouvoir déterminer la figure de la terre, 1738. in 8. II) Eléments d'astronomie, Paris 1740. in 4. Dieß Werk, welches auf den Wunsch des Herzogs von Bourgogne geschrieben wurde, ist nachher vom Pater Hell, Professor zu Wien, ins Lateinische übersetzt. III) Tables astronomiques du soleil, de la lune, des planètes, des étoiles, et des satellites. Paris 1740. in 4. Diese Tafeln, welche gleichsam die Fortsetzung des vorhergehenden Werkes ausmachen, sind lange zu den besten gezählt worden. Nachdem die erste Auflage davon vergriffen war, wurde eine zweite veranstaltet, die aber voller Fehler ist. Jacob Cassini's Sohn (s. den folg. Art.) schrieb im Jahre 1756 ein Supplement dazu in 4., welches viele Beobachtungen des Mondes enthält [10]).

III) **Cassini de Thury** (César-François), geb. den 17. Junius 1714 Maître des comptes und Direktor der Sternwarte, ältester Sohn des vorhergehenden, war noch nicht 22 Jahr alt, als er in die Akademie der Wissenschaften als Adjoint surnuméraire aufgenommen wurde. Seine ersten Studien waren von Maraldi, dem Neffen und Zögling seines Großvaters, geleitet worden. Schon in seinem 10. Jahre war er im Stande, die Phasen der Sonnenfinsterniß des J. 1727 zu berechnen. Er hatte einen berühmten Namen geerbt und hat die Pflichten erfüllt, welche ihm dadurch auferlegt wurden. Die Schriften der Akademie, deren Mitglied er in seinem 21. Jahre wurde, enthalten viele Memoiren von ihm, vorzüglich aber war ein großes Werk, das den Namen seiner Familie trägt, der Gegenstand seiner Sorgfalt. „Man hatte, erzählt Condorcet, den Plan gemacht, eine geometrische Beschreibung von ganz Frankreich zu entwerfen; der junge Cassini aber dehnte dieses Project noch dahin aus, die Beschreibung nicht bloß auf die Bestimmung der Winkelspitzen in den großen Dreiecken, welche die ganze Oberfläche des Königreichs umfassen sollten, zu beschränken; sondern den topographischen Plan von ganz Frankreich aufzunehmen und hiedurch die Entfernung aller Örter von dem pariser Meridian und dem darauf senkrechten, durch Paris gehenden größten Kreise zu bestimmen." Eine so nützliche aber auch zugleich so schwierige Unternehmung erheischte von Seiten der Regirung außerordentliche Unterstützungen, und Cassini erhielt solche. Ludwig XV., der in seiner Kindheit von dem berühmten Guillaume de l'Isle in der Geographie unterrichtet worden war, hatte an dieser Wissenschaft Geschmack gewonnen. Im Jahre 1756 hörte die Regirung auf, Fond's für das Unternehmen anzuweisen. Cassini machte nun den Plan, eine Gesellschaft zu errichten, welche die Auslagen machen sollte und die dann, als Eigenthümerin der Karten, durch den Verkauf derselben sich bezahlt machen sollte. Unter dieser neuen Gestalt hatte die Unternehmung schnelleren und regelmäßigeren Fortgang. Bald bewilligte auch die Regirung einige Aufmunterungen, verschiedene Provinzen gaben Beiträge zur Bestreitung der Kosten und Cassini hatte den Trost, ein so ausgedehntes Werk fast ganz vollendet zu sehen und den ganzen Erfolg fast sich allein zu verdanken [11]). Er starb an den Kinderpocken d. 7. Sept. 1784. Sein Sohn Jacques Dominique Cassini setzte das schöne Unternehmen fort und überreichte den 13. Okt. 1789 der Nationalversamlung 180 Blätter der Karte zum Behuf der neuen Eintheilung Frankreichs in Departements. Diese schöne Samlung, die unter dem Namen Karte der Akademie oder besser Cassini's Karte bekant ist, besteht jetzt aus 182 Blättern mit Einschluß der Dreiecks-karte [12]). Sie erstreckt sich bis zu dem Theile Flanderns, welchen die französischen Truppen in dem Kriege von 1741 besetzt hatten. Dieß treffliche Werk hat in der Geographie Epoche gemacht und allen, späterhin in diesem

10) S. (*Fouchy*) Eloge de Mr. *J. Cassini* in der Hist. de l'ac. des sc. Année 1756. *Hutton's* mathem. and philos. dictionary T. I. *Montucla* Hist. des math. Nouv. édit. T. IV. p. 137 et suiv. *Delambre* Hist. de l'astron. moderne T. II. p. 686 et suiv. *C. M. Pillet* in der Biogr. univ. T. VII.

11) C. F. Cassini's vornehmster Mitarbeiter bei seinen Messungen in Frankreich war La Caille (s. den Art. Caille). Bemerkenswerth ist, daß diese beiden Geometer bei Nachmessung der von Picard gemessenen Basis fanden, daß die Toise desselben $\frac{1}{1000}$ kürzer als die ihrige gewesen war. Ihre Messungen dienten übrigens Newtons Theorie der Abplattung der Erde an den Polen zur Bestätigung. 12) Carte de la France, publ. sous la direction de l'acad. des sciences par *J. Dom. Cassini de Thury*. Paris 1744—93. (182 feuilles y compris la carte d'assemblage et celle des triangles).

Sache unternommenen großen Arbeiten zum Muster gedient. Alles ist darin auf den durch die pariser Sternwarte gehenden Meridian und den darauf senkrechten größten Kugelkreis bezogen. Die Projectionsart ist die der Plankarten und der Maßstab ist von einer Linie für 100 Toisen oder $\frac{1}{86400}$ der wahren Größe. Die 180 großen Blätter, welche dieses Meisterstück der Geodäsie ausmachen, lassen sich an einander hängen und bilden dann eine einzige Karte von 33 Fuß Höhe und 34 Fuß Breite, unstreitig das größte topographische Stück, welches je ausgeführt worden ist. Den Anfang machte man im Jahre 1750 mit dem Blatte, worauf die Umgegend von Paris sich befindet. Durch die große Menge von Exemplaren, welche man hievon abzog, um die Liebhaber zu befriedigen, wurde die Platte bald abgenutzt. Sie ist seitdem öfters retouchirt, gibt aber seit langer Zeit nur noch sehr undeutliche Abdrücke; daher die ältern Abdrücke dieses Blattes selten und gesucht sind. Da die einzelen Blätter ihrer Größe wegen zuweilen unbequem zum Gebrauche sind, so hat Capitaine eine Ausgabe derselben veranstaltet, in welcher jedes Blatt in 4 Stücke zerlegt ist. Derselbe Ingenieur hat eine Reduktion der Karte nach einem vier Mal kleinern Maßstab herausgegeben auf 84 Blättern, die sich an einander hängen lassen; deren Stich aber der Original-Karte an Schönheit weit nachsteht. Dumez und andere Ingenieure gaben im Jahre 1791 eine andere Reduktion heraus, deren Maßstab ein Drittel des ursprünglichen Maßstabes ist, und diese ist unter dem Namen Atlas national bekant, weil jedes der 83 Departements darin auf einem eigenen Blatte dargestellt ist. Diese Reduktion ist sehr gut ausgeführt, wenn schon etwas verworren; was aber die Nomenclatur betrifft, so ist diese schon auf der Originalkarte nicht sorgfältig und sie ist noch weit mehr in den Reduktionen entstellt. Außer diesem seinem Hauptwerke lieferte C. F. Cassini eine lange Reihe von Jahren für die Memoiren der Akademie die von ihm gemachten astronomischen Beobachtungen, Untersuchungen über die Parallaxe der Sonne, des Mondes, der Venus und des Mars, über die Refractionen, über die Schiefe der Ekliptik und deren Abnahme, und über die verschiedenen Methoden Sonnenhöhen zu messen. Ferner sind von ihm folgende Werke: I) La Méridienne de l'Observatoire royal de Paris, vérifiée dans toute l'étendue du royaume, avec des observations d'histoire naturelle par Lemonnier 1744 in 4. Die meisten hierin enthaltenen Rechnungen sind von Lacaille gemacht, welcher die Sele der ganzen Operation war. II) Cartes des triangles de la France (unter Maraldi's Beistand) 1744. in 4.; III) Additions aux tables astronomiques de Cassini 1756. in 4.; IV) Relation de deux voyages faits en 1761 et 1762. en Allemagne, pour déterminer la grandeur des degrés de longitude, par rapport à la géographie et à l'astronomie, 1763—75. in 4. 2 Bde mit Kart. Cassini's Zweck bei diesen Reisen war, seine Messungen in Frankreich an die in den östreichischen Staten vorgenommenen anzuknüpfen. V) Opuscules divers, 1771. in 8., enthalten einen immerwährenden Kalender, eine Tafel zum Auffinden der Sternbilder und zwei Briefe. VI) Description d'un instrument pour prendre hauteur, et pour trouver l'heure vraie sans aucun calcul, 1770. in 4.; VII) Relation d'un voyage en Allemagne, qui comprend les opérations relatives à la figure de la terre et à la géographie particulière du Palatinat, etc. 1775. in 4; VIII) Description géométrique de la terre. 1775. in 4; IX) Description géométrique de la France, 1784. in 4. Dieß ist eine weitere Entwickelung von dem Prospektus der Karte der Akademie und der einzelen Beschreibungen jedes Blattes, die apart abgedruckt ist und das alphabetische Verzeichniß aller auf dem Blatte befindlichen Örter mit ihren Abständen in Toisen von dem Meridian und dem Perpendikel auf denselben enthält. Die Samlung dieser 165 einzelen Beschreibungen, welche den Subscribenten mit jedem Blatte eingehändigt wurden, ist äußerst selten. Endlich ist Cés. Fr. Cassini auch Herausgeber der Observations sur la comète de 1531, pendant le temps de son retour en 1652, faites par *J. D. Cassini*, 1759. 12. [13]).

IV) Cassini (Jacques Dominique, Comte de), Sohn des vorigen, also Enkel des Jacques und Urenkel des Giac. Domen. Cassini, gleichfalls ein ausgezeichneter Mathematiker und Astronom, geb. zu Paris d. 30. Jun. 1740. Er folgte seinem Vater in der Direktion der Sternwarte und wurde frühzeitig Mitglied der Akademie. Sein Hauptverdienst ist die Vollendung der von seinem Vater begonnenen großen Karte von Frankreich (s. d. vorigen Art.). Napoleon ernante ihn 1804 zum Ritter der Ehrenlegion. Er war damals Mitglied des Instituts von Frankreich, und behielt nach der königl. Ordonnanz vom 21. März 1816 seine Stelle in derselben Section, zu welcher er gehörte. Als Mitglied des conseil général du département de l'Oise bewies er bei mehr als Einer Gelegenheit, daß ihm Geschäfte der öffentlichen Verwaltung so wenig fremd seien als die Wissenschaften.

Seine Schriften sind folgende: 1) Voyage fait par ordre du roi, en 1768 et 1769, pour éprouver les montres marines, inventées par M. Leroy; 2) Voyage en Californie, par feu Chappe d'Auteroche; 3) de l'influence de l'équinoxe du printemps et du solstice d'été, sur les déclinaisons et les variations de l'aiguille aimantée; 4) Exposé des opérations faites en France, en 1787, pour la jonction des observatoires de Paris et de Greenwich; 5) Mémoires pour servir à l'histoire des sciences et à celle de l'observatoire royal de Paris, suivis de la vie de *J. D. Cassini* (dem ersten dieses Namens). Außerdem Lobreden auf mehre Akademiker. Vgl. Biogr. nouv. des contemporains T. IV. (*Gartz.*)

CASSINI, Cassini's-Insel, Eiland an der Nordwestküste des Australkontinents, zu der nördlichen Gruppe des Archipels Bonaparte gehörig und von Baudin entdeckt; ein schauderhaft unfruchtbares Land. (*Hassel.*)

CASSINIA, R. Br., eine Pflanzen-Gattung, dem französischen Botaniker, Henr. Cassini zu Ehren genant,

---

13) S. (*Condorcet*) Eloge de *M. Cassini* in der Hist. de l'acad. roy. des sc. Année 1784. *A. Beuchot* in der Biogr. univ. T. VII. *Montucla* Hist. des math. Nouv. édit. T. IV. p. 160 et suiv. *Hutton's* mathem. and philos. dictionary T. I.

aus der natürlichen Familie der Eupatorieen und der 19. Linné'schen Klasse. Char. Geschuppter Kelch mit wenigen Blüthen, dessen Schuppen trocken sind. Spreublätteriger Fruchtboden. Die Antheren unten mit Borsten versehn. Haarige Samenkrone. Neun bekante Arten wachsen in Neu-Holland und Neu-Seeland. Calea leptophylla *Forst.*, spectabilis *Labill.* und Angianthus *Wendl.* gehören hieher. (*Sprengel.*)

CASSINOIDE, oder richtiger cassinische Curve [1]), ist eine Linie der vierten Ordnung, durch welche Giov. Dom. Cassini [2]) die Bahn eines Planeten um die Sonne genauer darstellen zu können vermeinte, als durch die keplersche Hypothese; indem er aus Mißverstand annahm, Kepler setze die Sonne in den einen Brennpunkt seiner elliptischen Planetenbahnen, und mache den andern Brennpunkt zum Centro der mittleren Bewegungen. Cassini's Curve hat das Eigenthümliche, daß in ihr das Rectangel unter den aus irgend einem Punkte der Curve nach beiden Brennpunkten gezogenen geraden Linien eine constante Größe ist, während bei der gewöhnlichen Ellipse die Summe zweier solcher Linien constant ist. Cassini setzt nun die Sonne in den einen Brennpunkt (den Mittelpunkt der wahren Bewegung) und nimt an, der Planet bewege sich so, daß die Winkel am andern Brennpunkte (dem Centro der mittleren Bewegung) den Zeiten proportional seien. Jede zwei Abstände eines Planeten vom Mittelpunkte der wahren Bewegung verhalten sich dann, nach dem Obigen, umgekehrt wie die gleichzeitigen Abstände vom Centro der mittleren Bewegung. Ist nun in der cassinischen Curve die kleine Axe größer als der Abstand der beiden Brennpunkte von einander, so ist die Curve überall, gegen ihre Mitte zu, hohl. Wird, ohne die große Axe zu ändern, der Abstand der Brennpunkte verringert, so wächst die kleine Axe. Treffen beide Brennpunkte zusammen, so wird die Figur ein Kreis. Wird hingegen der Abstand der beiden Brennpunkte von einander vergrößert, so nimt die kleine Axe ab, und die Curve wird allmälig an den Endpunkten der kleinen Axe convex gegen die Mitte zu. Nimt der Abstand der beiden Brennpunkte so weit zu, daß er sich zur großen Axe wie $1:\sqrt{2}$ verhält, so wird die kleine Axe $= 0$ und die Curve schlingt sich wie die Ziffer 8. Läßt man den Abstand der Brennpunkte noch mehr zunehmen, so wird die kleine Axe unmöglich und die Figur besteht dann aus 2 von einander abgesonderten Ovalen; auch diese verschwinden bei zunehmender Entfernung der Brennpunkte von einander und die Figur zieht sich in zwei einzele Punkte zusammen. — Schon hieraus ist klar, daß diese Curve unmöglich die Bahn eines Planeten darstellen könne, da ihr in den Fällen, wo sie sich in 2 gesonderte Ovale trent, das wichtigste Merkmal einer Planetenbahn, die Continuität, fehlt; da ferner in den Fällen, wo die Curve an den Endpunkten der kleinen Axe gegen ihre Mitte zu convex ist, der Planet in einerlei Abständen von der Sonne bald durch Centripetal- bald durch Centrifugalkraft in seiner Bahn erhalten werden müßte. Hiezu komt nun noch, daß die Beobachtungen am Himmel gar nicht mit dieser Curve übereinstimmen. Sie ist deßhalb auch von den Astronomen gar nicht weiter beachtet worden. (*Gartz.*)

1) Cassinoide würde sonderbar genug eine dem Cassini ähnliche krumme Linie bedeuten. 2) *Elémens* d'astronomie p. 149.

Cassiodor, s. am Ende d. Buchst.

Cassis, in d. Conchyol., s. Buccinum.

CASSIS, Marktflecken in dem Bezirk von Marseille des franz. Dep. Rhonemündung am Meere, hat 1 altes Schloß, das die Rhede vertheidigt, 1 Kirche, 500 Häus. und 2300 Einw., welche sich von der Kabotage und der Korallenfischerei nähren. Der Hafen ist verschlämt. Der hier gebauete Wein gehört zu den bessern der Provence, und die Granaten und Feigen sind vortrefflich. Nach der Seite von Ciotat hat hart am Meere die alte Stadt Taurentum oder Tauroentum gelegen. Cassis ist der Geburtsort des Alterthumsforschers J. J. Barthelemi † 1794. (*Hassel.*)

CASSIUS (Spurius), Uscellinus oder Viscellinus, römischer Konsul (252 n. R. Erb.), endigte den hartnäckigen, zu Gunsten des vertriebenen Königs Tarquinius von den Sabinern wider die junge Republik unternommenen Krieg durch eine, ihnen bei Cures beigebrachte, vollständige Niederlage, und unterwarf sie aufs neue der Herrschaft Roms. Ihm selbst brachte dieser Sieg die Ehre des Triumphs. Als (256) die Lateiner in ein Bündniß gegen Rom zusammentraten und dem Volke der Muth gegen einen so mächtigen Feind entsank, schuf die römische Politik, um der drohenden Gefahr zu begegnen, in T. Lartius den ersten Dictator mit unbeschränkter Machtvollkommenheit, durch welchen zugleich Cassius zu seinem Magister equitum oder nächsten Gehilfen ernant wurde. Kräftige Maßregeln, von Beiden genommen, stellten das Ansehen der Regirung im Innern wieder her und erwarben ihr auch die Achtung der Feinde, welche einstweilen einen Stillstand suchten, bald aber durch die entscheidende Schlacht am See Regillus wieder unter das abgeworfene Joch zurückgebracht wurden.

Cassius zweites Consulat (261), zeichnete sich durch den Auszug des, zum höchsten Unwillen gegen die Patricier gereizten römischen Volkes nach dem heiligen Berge aus, dessen drohende Folgen nur durch die kluge Vermittelung des Menenius Agrippa abgewandt wurden. In seinem dritten Consulat (266) fiel ihm durchs Loos die Führung des Kriegs gegen die Hernicier zu. Er schreckte und bezwang sie ohne Schwertstreich; foderte aber gleichwol und erhielt nicht nur die Ehre eines zweiten Triumphs, sondern auch die Vollmacht, den Frieden auf seine eigenen Bedingungen abzuschließen. Die ungewöhnliche Milde derselben erregte gleichwol bei seinen Landsleuten Bedenklichkeit und Unwillen; und man begann, bei ihm ehrgeizige und weitaussehende Absichten auf Unterdrückung der Patricier oder selbst auf Erlangung der königlichen Gewalt, zu argwöhnen.

In der That trug Cassius alsobald auch, zu Gunsten der plebejischen Partei, außer andern Vortheilen, eine neue Vertheilung der öffentlichen Ländereien (agrarisches Gesetz) im Senate vor; — ein Plan, dessen Tendenz die Patricier zu allen Zeiten dergestalt empörte, daß in dessen

Ausführung sowol dieser erste Urheber, als alle seine Nachfolger, bis auf die beiden Gracchen, ihren Untergang fanden. Je heftiger sich aber der Senat diesem Vorschlage widersetzte, desto nachdrücklichere Unterstützung durfte sich Cassius von dem Volke versprechen, welches er einlud, an diesem zu erwerbenden gleichen Grundbesitz auch die besiegten Lateiner und Hernicier Theil nehmen zu lassen und dadurch der bisher unterdrückten Partei ein vollständiges Übergewicht über die Optimaten zu geben. Doch eben diese weitere Ausdehnung lieh den Volkstribunen, eifersüchtig, daß ein so volksmäßiger Vorschlag nicht von ihnen, sondern von einem Konsul ausgegangen, den Vorwand, denselben in ein ungünstiges Licht zu stellen und in der Hauptsache zu vereiteln. Die Erbitterung des Senats wandte sich gleich im nächsten Jahre gegen Cassius, der unter einem scheinbaren Vorwande angeklagt, einstimmig verurtheilt und vom tarpejischen Felsen herabgestürzt wurde.

Das agrarische Gesetz des Cassius gab zugleich die erste Veranlassung zur Ernennung der Decemviri, als eines kräftigen Mittels, die Volkspartei niederzuhalten. Aber auch nach seinem Tode waren die unruhigen Bewegungen der letzteren über diesen Gegenstand noch keineswegs geendigt.

Noch im Jahre 594 verordneten die Censoren Scipio Nasica und M. Popilius Länas die Einschmelzung der bronzenen Bildsäule des Sp. Cassius neben dem Tempel der Tellus, um zu einem desto schreckenderen Beispiele der Sträflichkeit des Strebens nach ungesetzlicher Gewalt im State zu dienen [1]).

Cassius (Quintus), Legion-Tribun des, im dreizehnten Jahre des ersten punischen Kriegs (500 n. R. Erb.) mit der Belagerung von Lipara, auf der Insel gleiches Namens, beschäftigten Konsuls C. Aurelius Cotta, von welchem derselbe, zu Bewahrung der errichteten Werke und Maschinen, vor dem Platze zurückgelassen wurde, während er selbst, um bessere Auspicien zu seinem Unternehmen zu erlangen, sich einstweilen nach Messana entfernt hatte. Ungeachtet des ausdrücklichen Verbots, während dieser Abwesenheit nichts Entscheidendes zu unternehmen, ließ sich der junge, ruhmbegierige Tribun dennoch zu einem Angriff verführen, der jedoch so unglücklich ausfiel, daß er, mit großem Verlust, in sein nur mit Mühe behauptetes Lager zurückgetrieben, das Belagerungsgeräth aber mit Feuer vernichtet wurde. Der Feldherr eilte schnell herbei; stellte den Verlust wieder her; gewann den Platz und nahm an demselben für jenen Unfall eine blutige Rache. Dann aber wandte sich sein Zorn gegen den ungehorsamen Untergebenen, der, in strengster Handhabung der römischen Disciplinar-Gesetze, öffentlich mit Ruthen gestrichen und als Legion-Soldat des untersten Ranges zu dienen verurtheilt wurde. Ob Publ. Aurelius Pecuniola, ein naher Verwandter des Konsuls, wegen gleichen Vergehens die nämliche Strafe duldete, oder welche Personen- und Namenverwechselung hiebei zum Grunde liegen möge, ist, bei den streitenden Angaben der Geschichtschreiber, nicht füglich zu ermitteln [2]).

Cassius (Quintus) **Longinus**, römischer Konsul (588), ward darauf Censor mit M. Valerius Messala (598); und ihre Auszeichnung ergab damals, kurz vor dem Ausbruch des dritten punischen Krieges, eine Masse von 324,000 waffenfähigen römischen Bürgern. — Statt der bisherigen hölzernen Theater, wo das Volk den Schauspielen stehend beiwohnte, brachten diese Censoren zuerst ein steinernes, mit bequemen Sitzen für die Zuschauer, in Vorschlag und legten auch sofort den Grund zu demselben. Fast war das Gebäude vollendet, als Scipio Nasica mit seinem Antrage durchdrang, das Prachtgebäude wieder niederzureißen, von dessen Daseyn er einen nachtheiligen Einfluß auf die guten Sitten fürchtete. Demnach wurden die alten hölzernen Theater noch eine Zeit lang beibehalten [3]).

Cassius (Lucius) **Longinus**, römischer Konsul (625 n. R. Erb.), und Censor mit Cn. Servilius Cäpio (628). Ihre Konscription zählte 390,736 waffenfähige römische Bürger. Noch war damals die Einfachheit der Sitten so groß, daß sie den Augur Ämilius Lepidus vor sich foderten, weil er eine, für verschwenderisch gehaltene Hausmiethe von 6000 Sestertien (weniger als 300 Thaler) zahlte. — Cassius, durch seine unbiegsame Strenge als Richter ehrwürdig und durch sie sogar der Mann des Volks, fand eine traurige Gelegenheit, diesen Ruf zu bewähren. Den sechs Jungfrauen im priesterlichen Dienste der Vesta war unverletzte Keuschheit als erstes Gesetz vorgezeichnet; und nur selten hatte bisher ein Vergehen dieser Art, das stets als eine öffentliche Calamität betrachtet wurde, die darauf gesetzte harte Strafe des Lebendigbegrabenwerdens herausgefodert. Um so auffallender war demnach das Zeugniß eines tief eingerissenen Sittenverderbnisses, als (638) drei dieser Priesterinnen zu gleicher Zeit jenes Verbrechens angeklagt wurden. Die Lüsternheit eines bekanten Wüstlings, des römischen Ritters L. Butetius Barrus, hatte sich die Verführung der Einen dieser Unglücklichen, Namens Ämilia, zum Ziele ersehen; ihr Beispiel aber ihre beiden Gefährtinnen Licinia und Marcia mit fortgerissen, indem wenigstens die beiden Ersteren ihre Sicherheit sowol in der Verstrickung von Mitschuldigen, als in der ungescheuten Vervielfältigung ihrer Buhler gesucht. Der Verrath eines in den, ihm geschehenen Verheißungen getäuschten Sklaven machte endlich diese anstößigen Verbindungen ruchtbar; aber das Collegium der Pontifen, dem der Urtelsspruch hierin zustand, wünschte sowol die Ehre der Vestalinnen, als des Ritterstandes, zu schonen und begnügte sich mit Ämilia's Verurtheilung; während Marcia ihnen vielleicht wirklich minder schuldig erschien, Licinia aber in ihrem Verwandten, dem berühmten Redner Lic. Crassus, einen wirksamen Schutzredner fand, dessen Vertheidigungsrede späterhin noch von Cicero bewundert ward. Jedoch so laut und bestimt erklärte sich die öffentliche Meinung gegen

1) Vgl. *Liv.* 2. — *Plutarch.* Publicol. — *Dionys. Halic.* 8. — *Flor.* 1, 26. *Val. Max.* 6, 3.

2) Vgl. *Val. Max.* 1, 7. 2, 4. — *Frontin.* 4, 1. — *Zonar.* 1, 14.

3) Vgl. *Sigon.* in Fast. ad ann. 598.

diesen Spruch, daß die Sache nochmals aufgenommen werden mußte; und L. Cassius, der deßhalb, auf eine ungewöhnliche Weise, zum zweiten Male zum Prätor ernant wurde, erhielt den Vorsitz in dieser Untersuchung. Sein endlicher Ausspruch verdamte nicht bloß die beiden Priesterinnen, sondern auch eine große Zahl von Schuldigen, die in diese Verbrechen verwickelt gewesen. „Scopulus reorum, die Klippe der Strafbaren," — ward daher auch der bezeichnende Name, womit man seinen Richtstuhl belegte. — Allein um Rom von so schrecklichen Unthaten zu sühnen, fand der Aberglaube des Zeitalters nicht nur noch gräßlichere Menschenopfer nöthig (zwei Gallier und Griechen jedes Geschlechts wurden, auf einem öffentlichen Platze der Stadt, lebendig in die Erde verscharrt), sondern auch die Erbauung eines neuen, der Venus verticordia gewidmeten Tempels ward beschlossen, deren Standbild von der tugendhaftesten römischen Matrone geweiht werden sollte. Das Scrutinium der Römerinnen selbst ernante hiezu die Sulpitia, Gattin des Q. Fulvius Flaccus.

Noch eine ehrenvollere Auszeichnung erhielt Cassius (642), als der Krieg mit dem Könige von Numidien, Jugurtha, zwar auf Bedingungen, die für Rom höchst ehrenvoll waren, beendigt worden, aber doch bei dem Volke den Zweifel zurück ließ, ob diese Bedingungen nicht bloß scheinbar abgeschlossen worden, ohne daß sich Jugurtha dadurch wirklich zum Unterthan der Republik verstanden habe. Diese Frage aufs bündigste zu lösen, ward der Antrag gemacht und angenommen, daß der König durch einen Abgeordneten feierlich aufgefodert werden solle, persönlich, jedoch unter freiem Geleit, vor dem Tribunal des römischen Volks zu erscheinen; und Cassius erhielt den Auftrag einer solchen demüthigenden Ladung. Lange kämpfte der stolze Despot mit sich selbst; bis endlich doch des Abgeordneten Beredsamkeit und das feste Vertrauen in dessen gegebenes Wort jede Bedenklichkeit bei ihm überwogen und ihn zur gehorsamen Befolgung des gebieterischen Rufes willig machte. So genoß Rom zum ersten Male das Schauspiel, einen tributbaren König freiwillig in seinen Mauern zu erblicken.

Es scheint auch, daß dieser L. Cassius der nämliche sei, welcher (645) wiederum des C. Marius Amtsgenosse in dessen erstem Consulat war (obwol man diesen auch für einen Sohn des Censors halten könte); und dann fand er seinen Tod im Kriege gegen die Cimbern, in einer unglücklichen Schlacht mit den Tigurinern, welche jenen Verbündeten durch das Land der Allobroger zu Hilfe eilten, und hier ihm und seinem Heere unvermuthet auf den Hals fielen. L. Calpurnius Piso, sein Legat, der ihn mit einer andern Abtheilung zu retten suchte, theilte sein Todeslos [4]).

Cassius (Lucius) Longinus. Unter Marius drittem Consulat (649 n. E. R.), als die Volksgunst denselben auf den höchsten Gipfel des Ansehens erhoben und die Plebejer durch ihn über die Partei der Patricier ein steigendes Übergewicht errungen hatten, benutzten mehre Volkstribunen den günstigen Zeitpunkt, Gesetze in Vorschlag zu bringen und durchzusetzen, durch welche die Auctorität des Senats je mehr und mehr gefährdet wurde. Unter ihnen war auch Cassius, welcher das Dekret bewirkte, daß jeder römische Bürger, der durch einen Volksbeschluß (Plebiscitum) verurtheilt worden, des Sitzes im Senat für sein ganzes Leben verlustig bleiben solle. Zunächst aber war diese Maßregel gegen den Consularen Q. Servilius Cäpio gerichtet, welcher gegen die Cimbern in Gallien eine der blutigsten Niederlagen, wie sie noch nie ein römisches Heer betroffen, verschuldet hatte, dafür durch einen Volksspruch seiner Befehlshaberstelle schimpflich entsetzt und derselben für alle Zukunft unfähig erklärt worden war [5]).

Cassius (Cajus) Longinus; römischer Konsul (656 n. R. Erb.), mit Cn. Domitius Ahenobarbus, deren friedliche Amtsverwaltung dennoch eine unglückliche Bedeutung durch ein, von ihnen gegebenes Gesetz erlangt hat, wodurch die lateinischen Bundesgenossen, welche unter angemaßtem römischen Bürgerrecht in Rom lebten und stimten, und von unruhigen Volkstribunen vielfältig zu Unterstützung ihrer Anträge benutzt wurden, die Weisung erhielten, in ihre Heimath zurückzukehren. Diese Verordnung ward von den Völkern Italiens so übel empfunden, daß dieß den ersten Anlaß zu dem, 5 Jahre später ausbrechenden Kriege mit den Bundesgenossen gab, der den Stat in dringendere Gefahren stürzte, als er noch je bestanden hatte.

Cassius (Lucius), war Prokonsul von Asien (660 n. R. Erb.) als der große Mithridates, König von Pontus, zuerst begann, seine tief angelegten Entwürfe auf die Herrschaft des Orients zu entfalten. Rom, eben damals in den Krieg mit den Bundesgenossen verwickelt, begnügte sich, die Anmaßungen seines Ehrgeizes durch Abgeordnete friedlich zu ermäßigen. An ihrer Spitze stand Man. Aquilius; und Cassius war zum gemeinsamen Beistande derselben angewiesen. Allein ihrer Aller Habsucht schien eine zu gewünschte Befriedigung im offnen Kriege gegen die reichen Provinzen der asiatischen Halbinsel zu finden, als daß sie die Sachen nicht geflissentlich zur Entscheidung durch das Schwert gedrängt hätten; mit wie viel Vorsicht Mithridates auch noch den Schein der Friedlichkeit und des guten Vernehmens auf seiner Seite zu retten bemühet war. Sie zogen daher ihre Truppen und Hilfsvölker in drei verschiedene Heere zusammen und suchten den Rüstungen, die der König täglich in immer größerem Umfange betrieb, durch Schnelligkeit zuvorzukommen. Ohne Auftrag vom Senat begannen sie die Feindseligkeiten, deren unglückliche Wendung, eine lange und verderbliche Fehde entzündend, zunächst auf sie selbst zurückfallen sollte: denn Mithridates, mit überlegenen Streitkräften, drängte siegreich alle drei Abtheilungen zurück; zwei römische Feldherren, und unter ihnen Aquilius, fielen persönlich in seine Hände, und nur Cassius war glücklich genug, in Apamea eine Zuflucht zu finden, ohne daß die Geschichte seiner weiter gedenkt. Mithridates hingegen überschwemte ganz Vorder-Asien und erlag nur erst spät und schwer Rom's mächtigerem Genius [6]).

4) Vgl. *Val. Max.* 3, 7. 8, 15. — *Oros.* 5. — *Ovid.* Fast. 5. — *Sallust.* Jug. 30 — 32. — *Liv.* epit. 45.

5) Vgl. *Val. Max.* 6, 5.

6) Vgl. *Justin.* 28.

Cassius (Lucius) Longinus, machte sich (688. n. R. Erb.) unter den sechs Candidaten bemerklich, welche sich mit Cicero um das Consulat bewarben; mußte aber dem Letzteren nachstehen. Dieser schmerzliche Fehlschlag führte ihn in Catilina's Arme, welcher in der gleichen Hoffnung gescheitert war, und warb ihn zu Einem der Hauptgenossen jener Verschwörung, die durch Catilina's Namen, Cicero's Eifer und Glück in ihrer Unterdrückung und Sallust's klassische Darstellung für alle Zeiten denkwürdig geworden. (vgl. den Art. Catilina). — Als es darum galt, die Gesandten der Allobroger in das Interesse der Verschwörung zu ziehen, Diese aber, mit Cicero bereits im heimlichen Verständniß, darauf drangen, von den Häuptern des Bundes eine schriftliche Beglaubigung bei ihren Landsleuten zu erhalten, gingen sie sämtlich, bis auf Cassius, in diese Falle. Er vermied vielmehr seine Unterschrift unter einem scheinbaren Vorwande und entfernte sich selbst noch früher, als die Gesandten, von Rom. So entging er, von einer richtigen Ahnung gewarnt, dem Sturme, der seine Genossen dem Verderben entgegen führte [7]).

Cassius (Quintus) Longinus. Während Pompejus Hispanien, unmittelbar vor dem Ausbruch des bürgerlichen Krieges, als Prokonsul vorstand, hatte Q. Cassius die Provinz als Quästor verwaltet, aber auch dabei soviel Härte bewiesen, daß darüber sein Leben mehr als Einmal in Gefahr gerieth und ihm der erklärte Haß der Hispanier folgte. Es läßt sich nicht angeben, warum er späterhin seine politische Farbe änderte; wir finden ihn aber bald (vielleicht durch Cäsars verschwenderische Freigebigkeit gewonnen), als dessen treuen Gehilfen, auf seiner Seite stehen. Zum Volkstribun bestellt, verfocht er, nebst M. Antonius (704 n. R. Erb.), die Ansprüche seines Parteihauptes auf den fortwährenden Besitz der ihm verliehenen Gewalten und Vorrechte; während der Senat, ganz von Pompejus geleitet, den Hochstrebenden durchaus in den Privatstand zurückzudrängen verlangte. Es war daran, daß Cäsar, im Fall des Widerstandes, für den Feind der Republik erklärt werden sollte, als die beiden Tribunen sich keck ihres constitutionellen Rechts bedienten, diesen Beschluß durch ihren Widerspruch ungiltig zu machen und, gestützt auf die amtliche Unverletzlichkeit ihrer Personen, dem Sturme, der sich nunmehr in der Curie erhob, standhaft zu trotzen. Erst am siebenten Tage dieses hartnäckigen Kampfes, und unter tumultuarischen Berathschlagungen, ergriff der Senat das letzte gesetzliche Mittel, die Gewalt der Tribunen zu lähmen, indem er das Vaterland durch die Formel: Videant consules, ne res publica quid detrimenti capiat — in Gefahr erklärte und dadurch den Maßregeln zu Cäsars Unterdrückung ungehinderte, ja verstärkte Wirksamkeit verlieh. Auch Cassius und sein Beistand sahen, nach dieser Wendung der Dinge, für sich in Rom keine Sicherheit mehr, sondern flüchteten sich bei Nacht und im Sklaven-Gewande in Cäsars Lager zu Ariminum, wo ihr Anblick, in so erniedrigter Gestalt, und die Kunde von der Verletzung ihrer geheiligten Würde, den Unmuth des Heeres ganz in dem Maße steigerte, als Cäsar es, zur Verfolgung seiner nunmehrigen offenen Gewaltschritte, hatte wünschen mögen.

Das unbedingte Vertrauen des Feldherrn in Cassius Anhänglichkeit und Verdienst legte sich auch bald darauf an den Tag, als es, nach Besiegung der pompejanischen Legionen unter Afranius und Petrejus bei Ilerda, und der darauf folgenden Unterwerfung Hispaniens, während er selbst sich wiederum in die östlichen Provinzen wenden mußte, drauf ankam, eine Eroberung von so hohem Werth in der Bewahrung treuer und geschickter Hände hinter sich zu lassen. Ohne dabei auf die Wünsche der Provinzialen zu achten, fiel seine Wahl auf den, zu seinem Proprätor ernanten Cassius, dessen genauere Kentniß des Landes er schätzte, indem er ihm zugleich vier Legionen anvertraute. Nicht minder aber lag dem neuen Gebieter daran, von dieser Eroberung für seine ferneren Entwürfe den wirksamsten Gebrauch zu machen, und in eben dem Zeitpunkt, wo er selbst seinen Gegner in Epirus aufsuchte, denselben auch anderweitig zu beschäftigen und seine Kräfte zu theilen. Dem zu Folge erhielt Cassius von ihm den Befehl, mit einem Theil seiner Kriegsmacht über die Meerenge zu gehen und Juba, den königlichen Bundesgenossen der Gegenpartei, an den Gränzen Numidiens zu bedrohen. Die Vorbereitungen zu diesem Zuge wurden in einem Umfange und mit einem Eifer betrieben, welche den glänzendsten Erfolg versprachen, als ein neuer, obwol mißlungener Anschlag gegen des Proprätors Leben (denn er kam mit einigen leichten Wunden davon) nicht nur Alles plötzlich ins Stocken brachte, sondern auch, durch das voreilige Gerücht seines Todes, einen Theil des Heeres, zusamt der Provinz, in eine Bewegung setzte, welche mit jedem Tage sich zum entschiedenen Aufruhr zu verstärken drohte. Denn unbeliebt von früherer Zeit her, gesellten sich zu diesem alten Groll noch die ungerechten und unersättlichen Erpressungen seiner Habsucht, seine feile Gerechtigkeitspflege und die ungescheute Begünstigung seiner untergeordneten Raubgenossen; und noch mehr hatte ihm der vorhabende Zug nach Afrika den erwünschten Vorwand geliehen, auch noch das letzte Mark des Landes zu erschöpfen.

Durch die strengsten Maßregeln der Rache gegen seine Widersacher, so wie durch reichliche Geldvertheilungen unter die Truppen, glaubte Cassius zwar die ersten Bewegungen eines offenen Aufstandes zu unterdrücken: allein indem er dadurch auf der Einen Seite die Gemüther der Provinzialen, die noch immer an dem Namen des Pompejus hingen, nur um so mehr gegen sich reizte, verschuldete er auf der Andern zugleich den Verfall der Kriegszucht unter den Legionen, die ohnehin zur Hälfte unter den Eingebornen geworben worden und bald auch sich unterfingen, in der Person des T. Thorius einen hispanischen Anführer zu erwählen; während zugleich Corduba und mehre feste Plätze die Fahne der Empörung aufsteckten. Cassius, durch diese drohende Gestalt der Sachen erschreckt, rief den Prokonsul M. Lepidus, aus dem diesseitigen Hispanien, so wie den befreundeten König Bogud aus Mauritanien und seinen eigenen Quästor M. Marcellus Anserinus aus Lusitanien zu Hilfe. Allein theils seine eigene, so wie die Eifersucht dieser Beistände, und ihr zum Theil sehr zweideutiges Benehmen, verwirr-

7) Vgl. *Sallust.* Catil. 40.

ten die öffentlichen Angelegenheiten in dem Maße, daß, um den Ausbruch offenbarer Feindseligkeiten unter ihnen selbst zu verhüten, die Erscheinung des von Cäsar abgeschickten neuen Proprätors C. Trebonius kaum noch in dem rechten Zeitpunkt erfolgte, um die Provinz zu beruhigen und die Ordnung wieder herzustellen. Gern hätte sich Cassius seinem unerwünschten Nachfolger mit gewaffneter Hand widersetzt; aber verlassen von allen Seiten, fand er es doch bald gerathener, demselben in der Stille das Feld zu räumen. Er begab sich daher, mitten im Winter (706 — 7) und mit seinen eiligst zusammengerafften Schätzen, der Frucht seiner ungerechten Verwaltung, zu Schiffe. Allein es war ihm nicht bestimt, derselben froh zu werden: denn ein Sturm, von welchem er an der Mündung des Iberus (Ebro) ergriffen wurde, begrub ihn selbst und seinen Raub in den Wellen.

Cassius ist nicht das einzige Beispiel in Cäsars Leben, wo dieser sonst so feine Menschenkenner sich in der Wahl seiner Werkzeuge täuschte und der vollen Überlegenheit seines Genie's bedurfte, um ihre Fehler wieder gut zu machen. Sicherlich wäre ihm sein ganzer hispanischer Krieg und der, nur mit höchster Anstrengung errungene Sieg bei Munda erspart geblieben, hätte er diesen Provinzen durch seines Proprätors schnöde Verwaltung den Aufruhr nicht gleichsam aufgedrungen [8]).

Cassius (Marcus) Scäva. Als im bürgerlichen Kriege (704 n. R. Erb.) Pompejus in dem Lager bei Dyrrachium mehr als ein Mal das Gefängniß von Wällen und Schanzen, womit Cäsar ihn umgarnt hielt, zu sprengen suchte, war, unter sechs gleichzeitigen Angriffen auf mehren Punkten, sein stärkster Sturm insonderheit gegen eine Verschanzung gerichtet, welche nur von Einer Cohorte der 6. Legion vertheidigt wurde. Diese, der Gesamtkraft von vier feindlichen Legionen bloßgestellt, leistete dennoch den männlichsten Widerstand und behauptete ihren Posten, bis sie Unterstützung erhielt; aber auch kein Mann der Heldenschar war unverwundet geblieben. Vier ihrer Centurionen erblindeten im Gefecht durch Pfeilschüsse; unter ihnen M. Cassius Scäva, der, seinen Standplatz am Eingang der Schanze wüthend vertheidigend und selbst einen feindlichen Anführer mit eigner Hand darniederstreckend, nicht nur ein Auge einbüßte und noch an Schulter und Hüfte verwundet ward, sondern sich dennoch unter einem Hagel von Geschossen aufrecht erhielt, deren 230 seinen Schild durchlöchert hatten. Im Bezirk der Schanze wurden nicht weniger, als 30,000 dergleichen vom Feinde hineingeschleuderte Wurfwaffen aufgelesen und zu Cäsars Füßen gelegt. Dieser belohnte den wackern Vorkämpfer durch ein Geschenk von 200,000 Sestertien (etwa 13 bis 1400 Thlr.): aber unstreitig höher noch ehrte er ihn zugleich durch Erhebung vom achten Centurio zum Primipilaren seiner Cohorte, welche fortan für immer doppelten Sold und Verpflegung empfing.

Nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist dieser nämliche Scäva gemeint, welcher (ungeachtet er von den alten Geschichtschreibern unter dem Namen P. Scäva oder Scävius angegeben wird) sich schon bei einer früheren Gelegenheit als tapferer Soldat unter Cäsar auszeichnete. Entweder in dem, sonst wenig denkwürdigen Kriegszuge, den Cäsar, noch als Prätor, gegen die Lusitanier unternahm, oder bei der Landung in Britannien, kam es darauf an, eine Klippe, unweit der Küste, aber im Bereich des feindlichen Heeres, zu behaupten. Scäva war unter der kleinen Besatzung dieses Felsen, die aber, der Unterstützung der Ihrigen bei dem Wechsel der Fluth ermangelnd und vom Feinde bedrängt, hier mit dem Leben bezahlte; bis auf ihn, den Einzigen, der, obwol mehrfach verwundet, sich in die Wellen warf, aber auch, kaum gerettet, seines Feldherr Knie umfaßte, um dessen Nachsicht anzuflehen, daß er ohne Schild und Waffen aus dem Gefechte zurückgekehrt. Seine Erhebung zum Centurio war die unmittelbare Folge einer so bewundernswürdigen Bravheit und Disciplinar-Tugend [9]).

Cassius (Cajus) Longinus, nächst M. Brutus das thätigste Werkzeug der Verschwörung gegen Cäsars Leben. Das alte römische, obwol plebejische Geschlecht der Cassier, reich an ausgezeichneten Männern in Krieg und Frieden, findet gleichwol seinen Glanzpunkt in des Dictators Mörder, ohne daß die Geschichte über die frühesten Lebensverhältnisse eines so kraftvollen und entschiedenen Charakters eine befriedigende Auskunft gäbe. Nur einen einzigen sprechenden Zug aus seiner Knabenzeit hat Plutarch uns aufbehalten. Faustus Sulla, des allgewaltigen Dictators Sohn, pochte in der Schule gegen Cassius auf die Herrscher-Willkür seines Vaters, die er selbst sich dereinst zum Muster zu nehmen verhieß; und auf der Stelle empfing er dafür von dem freisinnigen Mitschüler einen derben Faustschlag ins Antlitz. Eine solche Kühnheit machte damals Aufsehens genug, um selbst des großen Pompejus schiedsrichterliche Dazwischenkunft zu veranlassen. Er ließ beide Knaben vor sich kommen: doch Cassius, mit ungebeugtem Trotz, foderte auch hier seinen Gegner auf, jene Worte zu wiederholen, aber auch seiner wiederholten Züchtigung gewärtig zu seyn.

Daß sich Cassius, hinsichtlich seiner geistigen und sittlichen Ausbildung, zu Epikurs philosophischem Systeme gewandt, erfahren wir zwar: doch ohne daß sich daraus bestimmen ließe, welchen praktischen Einfluß diese Schule auf sein Leben gewonnen; war sie gleich an sich selbst eben nicht geeignet, ihn sehr bedenklich in der Wahl der Mittel zu seinen Zwecken zu machen.

Erst nach einem Zeitraum von beinahe 30 Jahren seit Sulla's Herrschaft (699 n. Erb. R.), sehen wir Cassius den Schauplatz des öffentlichen Lebens betreten und, als Quästor des M. Crassus, in dessen verhängnißvollem Kriege gegen die Parther. Nie ward eine kriegerische Unternehmung unter unglücklicheren Vorbedeutungen und Zeitumständen, aber auch nie mit größerer Verblendung von Seiten des Feldherrn, der Alles seinem Ehrgeiz und seiner Habsucht nachsetzte, unternommen. Cassius war unter den Wenigen in seiner näheren Umgebung, welche zur Besonnenheit mahnten und auf nochmalige Berathung

8) Vgl. *Caes.* bell. civ. I. 2—5. II. 21. — *Hirt.* bell. alex. 48 — 64. — *Dio Cass.* 42.

9) Vgl. *Caes.* de bell. civ. 3, 53. — *Plutarch. Caes.* — *Val. Max.* 3, 2.

der wirklichen Nothwendigkeit dieses Krieges drangen, ohne gehört zu werden. Selbst seine heftigen und nur zu wohl gegründeten Vorwürfe, die er laut gegen Abgarus, den Regenten von Edessa, erhob und die diesen als den Verräther bezeichneten, der das Heer auf dem, von ihm vorgeschlagenen Wege durch die Sandwüsten Mesopotamiens dem Feinde wehrlos in die Hände liefere, reichten nicht hin, dem Anführer über die instehende Gefahr die Augen zu öffnen. Der traurige und schimpfliche Erfolg überstieg aber auch sogar jede seiner Vorhersagungen (s. den Art. Crassus). Standhaft und nie von seinem persönlichen Muthe, noch von seinen richtigen Ansichten und Rathschlägen, verlassen, hielt indeß Cassius, unter allen gehäuften Unglücksfällen, welche die gänzliche Niederlage und Zerstreuung der Heeres begleiteten, bei seinem Feldherrn aus. Erst als den geschlagenen und verfolgten Legionen auch der feste Platz Charrä keine Sicherheit mehr gewährte, Crassus aber, auf seiner fortgesetzten Flucht, durch neuen Verrath seiner Wegweiser, den Parthern und seinem Verderben entgegenging, trente sich Cassius mit 500 Reisigen von dem bethörten Unglücklichen, rettete sich nach Syrien und übernahm den erledigten Oberbefehl der Provinz, indem er die geringen Trümmer des römischen Heeres um sich sammelte.

Gleich im nächsten Jahre (700) versuchten nun die Parther einen, mehr auf Raub, als auf Eroberung gerichteten Streifzug über den Euphrat und wurden von Cassius ohne große Mühe von den Gränzen seiner Provinz zurück gewiesen. Ernstlicher gemeint war ein zweiter Einfall, welchen Pacorus, der Sohn des Königs Orodes, in Person anführte, und welcher selbst in Rom eine solche Bestürzung verbreitete, daß man diesem Angriff keinen geringern Feldherrn, als Pompejus oder Cäsar, entgegenstellen zu dürfen glaubte. Doch schon hatte Cassius durch Muth und Klugheit die drohende Gefahr abgewandt; den Feind, der es gewagt, sich selbst vor Antiochia zu zeigen, in einen Hinterhalt gelockt und ihn wiederholt so nachdrücklich geschlagen, daß derselbe genöthigt war, sein Heil in einem beschleunigten Rückzuge zu suchen.

Ein so wackerer Anführer mußte in der innern Fehde zwischen Pompejus und Cäsar, die eben damals zum Ausschlage durch die Waffen gedieh, für jede von ihm erwählte Partei eine willkommene Erwerbung seyn. Cassius fühlte sich durch seinen feurigen republikanischen Sinn auf Pompejus Seite hingezogen und erhielt von demselben sofort den Oberbefehl einer Flotten-Abtheilung, welche, da sie aus syrischen, phönicischen und cilicischen Fahrzeugen bestand, von ihm selbst in der von ihm verwalteten Provinz zusammengebracht scheint. Mit derselben überfiel er unversehens das cäsarische Geschwader von 35 Schiffen, welches M. Pomponius in der Meerenge von Messana befehligte, und vernichtete dasselbe durch seine Brander gänzlich. Messana selbst würde sich, im ersten Schrecken, gegen ihn nicht haben halten können, wäre nicht in dem nämlichen Zeitpunkt die Nachricht von Cäsar entscheidendem Siege bei Pharsalus in den Platz gedrungen. Minderes Glück erfuhr Cassius bei einem zweiten ähnlichen Angriff auf die Abtheilung des Prätors P. Sulpitius, welche bei Vibo, hart an der campanischen Küste, ankerte: denn wiewol sein Versuch zu ihrer Verbrennung Anfangs nicht ohne Erfolg schien, ermannten sich doch die alten Legion-Soldaten, welche die Bedeckung des Geschwaders ausmachten; griffen ihrerseits den Feind, Bord gegen Bord, an und nöthigten ihn zum übereilten Rückzuge. Cassius selbst hatte Mühe, sich von seinem schon geenterten Schiffe in einem Nachen zu retten; und nun bewog ihn die gewissere Zeitung vom Pompejus Niederlage um so mehr, sich aus diesen Gegenden zu entfernen.

Cassius besaß einen zu hellen Blick, um nicht, von diesem Augenblick an, die Sache seines Oberfeldherrn und der Republik unwiederbringlich verloren zu geben. Auch war unstreitig sein Ehrgeiz noch stärker, als seine Freiheitsliebe; und er durfte hoffen, durch seinen Übertritt zu Cäsar, an der Spitze einer Flotte, die er mitbrächte, sich eine glänzende Laufbahn zu eröffnen. Er lag mit seinen Schiffen im Flusse Cydnus, an der Küste Ciliciens, vor Anker, während der Sieger dem flüchtigen Pompejus gegen die Mündungen des Nils nachstürmte. Die langen Bedrängnisse, mit welchen Cäsar unmittelbar darauf in Alexandria zu kämpfen hatte, scheinen in Cassius Gemüth dennoch ein Schwanken seiner Entschlüsse hervorgebracht zu haben; bis des Dictators Herannahen zum Feldzuge gegen Pharnaces jedes fernere Bedenken endigte, und er, durch besondere Vermittelung seines Schwagers M. Brutus, seinen Frieden mit dem Gewaltigen so unbedingt machte, daß ihm weder Cäsars Schätzung noch Freundschaft entstand; obwol wir nicht finden, daß ihm, im nächsten Zeitverlauf, irgend eine öffentliche Anstellung von Bedeutung gegeben worden. Freundlichkeit und Milde gegen die Besiegten lag in des Dictators natürlichen Gefühlen, wie in seinen politischen Berechnungen; und es könte demnach gar wol seyn, daß noch ein heimliches Mißtrauen in ihm gegen Cassius zurückgeblieben wäre, dessen finstrer und verschloßener Geist seiner Beachtung keinesweges entgangen war. Denn als man Jenen gegen die heimlichen Anschläge des Antonius und Dolabella zu warnen versuchte, versetzte er, mit treffender Anspielung auf Cassius: „Nicht die Blühenden und Wohlgenährten, wol aber die Hagern und Blassen möchte ich fürchten." Noch entschiedener aber äußerte er diese stille Abneigung, als, zur Zeit seiner unbeschränktesten Willkür, Cassius, zugleich mit Brutus, sich bei ihm um den ausgezeichneten Posten der Stadtprätur bewarb. Des Dictators ungemessene Vorliebe sprach sie dem Letzteren zu, unerachtet er ausdrücklich anerkante, daß Cassius durch giltigere Ansprüche dazu berechtigt erscheine. Diese Zurücksetzung, so öffentlich und so launenhaft ausgesprochen, konte nicht verfehlen, in einer so stolzen und versteckten Sele einen giftigen Stachel zurückzulassen: aber aber eben so entschieden fiel auch seine Empfindlichkeit auf den glücklicheren Nebenbuhler zurück und erkältete ihn gegen den Freund und Verwandten.

Und dennoch begegneten sich Beide, obwol aus sehr verschiedenen Gründen, in dem nämlichen Gedanken, den Stat durch eine kühne, blutige That von seinem glücklichen Unterdrücker zu befreien. Brutus, aus reinem Eifer für Recht und Freiheit, wollte das Ende der Tyrannei: aber Cassius hatte es abgesehen auf die Person des Ty-

rannen, dem er einen tödtlichen Haß geschworen; ohne daß darum geläugnet werden soll, als habe nicht auch angeborner freier Römersinn ihn mächtig zu jenem Ziele hingetrieben.

Wie Cassius, fühlten und dachten Mehre der römischen Optimaten; und ihre Empfindungen, Wünsche und Vorsätze fanden in ihm auch bald den gewünschten Vereinigungspunkt: allein nur erst, wenn auch der edle Brutus ihrem Bunde beitrat, und *sein* Dolch die That heiligte, konten sie sich die Billigung der öffentlichen Meinung erwerben. Dieß war daher auch die ausdrückliche Bedingung, unter welcher alle übrige Theilnehmer des Geheimnisses sich bei Cassius Anschlage zur Mitwirkung verpflichteten; und der Letztere ließ nicht nur seinen bisherigen Groll gegen Brutus gänzlich fahren, sondern wandte auch eben so regen, als glücklichen Eifer an, Diesen zu erforschen, vorzubereiten, anzufeuern und endlich, nach gegenseitiger offner Erklärung, an die Spitze der Verschwörung zu stellen, welche bald mehr als 60 Genossen zählte. (Die näheren Umstände der Ausführung des blutigen Beginnens sind in den Artikeln Brutus und Cäsar nachzusehen). Als kurz vor dem meuchlerischen Angriff noch Einer der Verschwornen verzweifelte, in dem Gedränge seinem Opfer nahe genug zu kommen, ermuthigte ihn Cassius zum wackern Stoße, möchte immerhin der Dolch auch seinen eigenen Leib durchbohren.

Die gräßliche That war geschehen; entseelt lag des Gemordeten Leichnam zu Boden, als Cassius sich erhob und laut durch die Curie rief: „Das Ungeheuer ist gefallen!“ Er und seine Verbündeten hatten auf den enthusiastischen Beifall des Senats gerechnet: doch als Dieser bestürzt verstumte und dann, in eilfertiger Verwirrung, aus der Curie entfloh, blieb ihnen zu ihrer eigenen Sicherheit nur übrig, sich ins Kapitol zu retten. Auch das Volk verharrte in dumpfem, ungewissem Schweigen: bis am nächsten Tage Geist, Muth und Hoffnung in alle Römer zurückkehrte und für die Herstellung der Republik in alter Reinheit sich günstige Aussichten zu eröffnen schienen, als Antonius offner und Octavianus versteckter und schlauer Ehrgeiz binnen kurzem diese Träume je mehr und mehr zerstreuten und kein Mittel unversucht ließen, sich der Zügel der Alleinherrschaft, da sie kaum Cäsars starker Hand entfallen waren, aufs neue zu bemächtigen. Die Unthätigkeit der Republikaner und ihre Mißgriffe unterstützten auch die Ränke und Gewaltschritte dieser Machtbewerber so unvorsichtig, daß sie binnen kurzem ein entschiedenes Übergewicht erlangten. Brutus, Cassius und ihre Freunde, trotz der allgemeinen Amnestie, welche ihnen, gleich nach Cäsars Tode, vom Senat bewilligt worden, und obwol von dem Letztern unzweifelhaft begünstigt, sahen sich dennoch genöthigt, dem stärkeren Einfluß der ungesetzlichen Gewalt zu weichen und ihre Sicherheit außerhalb Roms — bald aber auch außerhalb Italiens zu suchen (vgl. die Art. M. Antonius und Brutus).

Gleich Verbanten, und fast ohne alles Gefolge, begaben sie sich dennoch in die proconsularischen Provinzen Macedonien und Syrien, welche ihnen schon früher von Cäsar zugetheilt und vom Senat bestätigt worden, Antonius Ränke aber ihnen jetzt zu entreißen drohten. Brutus gewan jedoch in Griechenland einen so bedeutenden Anhang, daß er sich binnen 7 Monaten im Stande sah, ein stattliches Heer, meist aus Pompejus alten Legionen, aufzustellen und sich mit allen Mitteln zur offnen Fehde zu rüsten. Nicht minder glücklichen Eingang fand Cassius in Syrien, wo eben sowol das Andenken seiner früheren Verdienste, als die Gefahr und der Werth seiner letzten That, kräftig für seine Sache wirkten. Zwar suchte ihm hier Antonius in dem, mit ihm verbündeten Konsul Dolabella, einen nicht verächtlichen Gegner entgegenzustellen: doch dieser, anstatt ihm in jener Provinz zuvorzukommen, hatte sich so lange bei der Plünderung Kleinasiens aufgehalten, daß Cassius Zeit gewan, sich der acht Legionen, die er hier vorfand, zu versichern und dem Angriff entschlossen zu begegnen. Vergeblich hatte Dolabella durch seinen Legaten Allienus eine, von der Königin Kleopatra willig hergeliehene ägyptische Hilfsflotte gegen Cassius aufgeboten; vergeblich dieser Legat persönlich die Trümmer von Crassus und Cäsars Veteranen vom Nil gegen Syrien in Bewegung gesetzt: Cassius ging Diesem entgegen und nöthigte ihn, ihm seine vier Legionen zu übergeben. So glückliche Erfolge foderten den, damals ganz von Cicero geleiteten Senat auf, die beiden Prokonsuln in ihren Provinzen und dem Oberbefehl ihrer Truppen, mit anderweitigen großen Vollmachten, zu bestätigen; während Dolabella für einen Feind der Republik erklärt und Cassius mit dessen Unterdrückung beauftragt wurde. Seine Machtvollkommenheit hiezu sollte sogar auch in jeder andern Provinz über die bestehenden Auctoritäten vorgelten. Ihm entgegen rüstete sich der Geächtete; wenn gleich nicht mit völlig entsprechenden Kräften. Er warf sich in Laodicäa in Syrien, ward hier von Cassius belagert, und als Dieser endlich, durch geheimes Verständniß mit den Einwohnern, in den Platz eindrang, fiel Dolabella verzweifelnd in das Schwert seines Sklaven, dem er die That geboten hatte.

Indessen war, unerwartet, aber durch manchen sonderbaren Wurf des Schicksals herbeigeführt, das Triumvirat zwischen Octavianus, Antonius und Lepidus geschlossen worden, die sich nunmehr eigenmächtig zu Gebietern der römischen Welt aufwarfen. Der Erstere hatte bereits, als Konsul, sein wachsendes Übergewicht bei Senat und Volk dazu benutzt, Cäsars Mörder, auch in ihrer Abwesenheit, einer förmlichen gerichtlichen Verfolgung zu unterziehen; wobei M. Agrippa und Capito des Cassius Ankläger wurden und sowol seine, als seiner verbündeten Freunde, Verbannung und Güter-Einziehung bewirkten. Dem geschlossenen Triumvirat aber folgten nunmehr neue, blutige Proscriptionen in einem Umfange und mit einer Gehässigkeit, wie selbst Sulla es nicht gewagt hatte. Was sich jedoch aus der Halbinsel zu flüchten vermochte, fand bei Brutus oder Cassius eine Freistatt vor den Dolchen der Verfolger.

Noch hatte es Brutus nicht gewagt, seine vereinten Gegner auf Italiens Boden aufzusuchen; und selbst Griechenland schien ihm, in seiner Vereinzelung, kein geeigneter Schauplatz für die auszufechtende große Fehde. Er wandte sich demnach gegen den Orient, um seinem Freunde Cassius in dem, damals noch nicht entschiedenen Kampfe gegen Dolabella die Hand zu bieten und sich,

durch ihre vereinten Streitkräfte, des Übergewichtes zu Land und Meer zu versichern. Schon bereitete sich Cassius zu einem Zuge vor, der Kleopatrens Züchtigung zum Zwecke hatte, als er, jener Einladung Gehör gebend, vielmehr in entgegengesetzter Richtung aufbrach und in Smyrna seine Legionen mit Brutus Heere vereinigte; Beide eben so befestigt in ihrer Zuversicht eines glücklichen Erfolgs, als einig in ihren Absichten und ohne Eifersucht auf den ausschließenden Oberbefehl, den Brutus seinem Genossen, als dem älteren an Jahren, willig einräumte. Selbst ihre Geldmittel verwandten sie gemeinschaftlich, ohne daß Cassius Freunde auf die Beschränkung eines so edeln Entschlusses einigen Einfluß bei ihm gewinnen konten. Während Brutus, um nichts Feindseliges im Rükken hinter sich zu lassen, Lycien unterwarf, griff Cassius das, ihrer Sache nicht minder abgeneigte Rhodus an; schlug die feindliche Flotte in zwei Treffen und drang durch Verrath in die belagerte Stadt, deren schuldige Häupter er mit ausgezeichneter Härte behandelte; indem er zugleich alles öffentliche Gemeingut und bare Privatvermögen, selbst die Tempelschätze nicht ausgenommen, für verfallen erklärte. Kriegerisches Bedürfniß des Augenblicks noch mehr, als Haß und Rache, scheinen ihn zu diesen Erpressungen gedrungen zu haben, da er, zu gleicher Zeit, allen Städten Kleinasiens die Zahlung 10jähriger Tribute auferlegte. Auch der sanftere Brutus konte, obwol mit widerstrebender Sele, nicht umhin, in Lycien zu ähnlichen Maßregeln zu schreiten.

In Sardes trafen hierauf die Freunde aufs neue zusammen und wurden von ihren vereinigten Heeren, als Sieger, mit dem Imperatortitel begrüßt. Während jedoch Beide, in ihren Ansichten einstimmig, das nämliche Ziel, Hand in Hand verfolgten, fehlte doch viel, daß sie auch in der Anwendung der Mittel zum Zwecke stets einerlei Wege gewählt hätten. Allein damit nicht etwas Feindseliges zwischen sie träte, erklärten und verständigten sie sich hier, Mund gegen Mund, wenn gleich auf eine lebhafte, doch zugleich so edelmüthige Weise, daß sie nur als um so innigere Freunde aus einander gingen, soviel dieß bei entgegengesetzten Charakteren geschehen konte: denn Brutus, von Natur milde, legte in alle seine Handlungen einen republikanischen, einfachen Ernst und eine unerschütterliche Geradheit und Rechtlichkeit, während Cassius strengere Sele dennoch den Umständen, wie seinen Werkzeugen, geschmeidig nachzugeben wußte. Beide indeß, wie Ein Mann, setzten sich, auf die Zeitung, daß Antonius u. Octavianus mit gesammelter Macht des Occidents gegen sie im Anzuge begriffen seien, unverzüglich in Bewegung, Jenen auf der Hälfte des Weges zu begegnen und sich zugleich, mittelst ihrer, das Meer beherrschenden Flotten, die reichen Hilfsquellen Asiens, unangetastet, im Rücken zu erhalten. Ihr Übergang über den Hellespont fand kein Hinderniß; und bei Sestos musterten sie darauf ihre Truppen, die sich auf 17 Legionen, 20,000 Reiter und einige asiatische und thracische leichte Hilfsvölker beliefen. Cassius hielt an sie eine ermunternde Anrede, worin er die republikanische Sache rechtfertigte, die Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Gegner schilderte und, neben der Verheißung einer künftigen reichlichen Belohnung, auch sogleich die Vertheilung eines ansehnlichen Geldgeschenkes Mann für Mann verfügte.

Schon war indeß der Vortrab von Antonius Heere, unter Decidius Saxa, in Macedonien angelangt und hatte die Gebirgspässe gegen Thracien besetzt: aber die Republikaner umgingen nordwärts diese feste Stellung und senkten sich in das Flußthal des Strymon hinab, wo sie zwischen Philippi und dem Meere ihr Doppellager dergestalt wählten, daß Brutus rechtshin sich mit seinen Legionen an jenen Platz lehnte, Cassius aber, ihm zur Linken, in geringem Abstande, sich bis an einen Sumpf ausdehnte, der bis an das Meer reichte, und wo zugleich Neapolis ihren Flotten einen sichern Ankerplatz, die nahe Insel Thasos aber einen, durch die letzteren hinreichend geschützten Niederlagsort für ihre reichlich zugeführten Mund- und Kriegsbedürfnisse gewährte.

Aber auch die beiden Triumvirn hatten ihre Truppen, nicht ohne Schwierigkeit wegen der feindlichen Flotten, von Brundisium nach Epirus hinübergeführt und eilten, den Kriegsschauplatz möglichst von Italien entfernt zu halten. Bald auch standen sie mit einer Heeresmacht, die der feindlichen an Zahl der Legionen gleich, aber an Reiterei geringer war, im Angesicht der Republikaner und wünschten um so eifriger, den Krieg zu einer schnellen Entscheidung zu bringen, da sie, abgeschnitten von jeder Zufuhr zur See, nur auf die unzureichenden Hilfsmittel der wenigen hinterliegenden griechischen Provinzen für ihren Unterhalt zu rechnen hatten; während ihren Gegnern das Meer mit jedem Winde neue Zufuhren darbot. Die nämliche Betrachtung aber schrieb auch den verbündeten Freunden den Plan vor, die Fehde möglichst in die Länge zu ziehen und Jene eben sowol zu ermüden, als durch Mangel zu bekämpfen. Sie befestigten also ihre Läger am Abhang des Gebirgs nur um so sorgfältiger und suchten die von Antonius täglich angebotene Schlacht geflissentlich zu vermeiden.

Dieser Triumvir, der mit seiner Heeresabtheilung Cassius zunächst gegenüber stand und die großen Vortheile erkante, welche dem Letztern durch die sumpfige Niederung und die dadurch gesicherte Verbindung mit der Flotte gewährt wurden, faßte den kühnen Entwurf, sich, mittelst eines Dammes, quer durch den Morast einen Weg auf die Anhöhen in seines Gegners linke Flanke und Rücken zu bahnen und ihn dadurch vom Meere abzuschneiden. Verdeckt durch das hohe Schilfrohr dieser Gegend, gelang es ihm, diese schwierige Arbeit binnen 10 Tagen auf eine bedeutende Strecke fortzuführen, bevor Cassius seine Absicht entdeckte und sie durch andre, seinerseits vorgezogene Linien und Gräben zu vereiteln suchte. Dennoch gab Antonius sein Werk so wenig auf, daß er vielmehr unternahm, die Aufmerksamkeit auf dasselbe durch ein allgemeines Vorrücken des Heeres und einen Scheinangriff auf den rechten Flügel unter Brutus abzuziehen. Es entspan sich demnach zuerst ein Gefecht unter den leichten Truppen, und die Hitze der republikanischen Legionen verleitete sie, selbst gegen den Willen ihrer Feldherren, sich aus den Lägern hervor und ins Handgemenge zu stürzen. Eben so sah auch Cassius sich genöthigt, dem Angriff auf die Vorderseite seiner Stellung mit Nachdruck zu begegnen; konte aber nur um

so weniger verhindern, daß Antonius zu gleicher Zeit mit seinem Damme den Sumpf vollends durchschnitt und die Anhöhen gewann, die seine feste Stellung beherrschten. So sah er sich, nach einem hartnäckigen Kampfe, der bis zum späten Abend anhielt, zum Weichen genöthigt; eine allgemeine Unordnung riß ein; die Truppen zerstreuten sich in die Flucht, und selbst das Lager ward vom Feinde genommen und geplündert. Glücklicher jedoch war Brutus auf seinem Flügel gewesen: denn Octavianus, der hier befehligte, hatte, kaum im Stande, sich selbst zu retten, das Schlachtfeld aufgeben müssen, und seine Legionen waren in verwirrter Flucht begriffen, als der republikanische Sieger die Niederlage seines Freundes erfuhr und sich dadurch, statt weiterer Verfolgung der erlangten Vortheile, zur Umkehr in sein Lager bewogen fand; während auch Antonius, von Octavianus Mißgeschick benachrichtigt, ein Gleiches that.

Die Schlacht, obwol unentschieden an sich selbst, konte dennoch in ihren Folgen den Republikanern nur Vortheil bringen. Doch Cassius, der sich, bei der Zerstreuung seiner Truppen, mit wenigen Begleitern auf eine Anhöhe gerettet hatte, kante den augenblicklichen Stand der Dinge so wenig, daß er jetzt erst seinen Freund Titinius nach dem rechten Flügel entsandte, um einige Nachricht von Brutus zu erhalten. Noch hatte sich dieser Abgeschickte erst wenige hundert Schritte entfernt, als er auf ein kleines Reitergeschwader stieß, in welchem er ebenso mit Freuden Parteigenossen erkante, als von ihnen mit Ungestüm umringt und umarmt wurde. Durch den unglücklichsten Irrthum wähnte Cassius, unter dessen Augen dieß im zweifelhaften Dämmerlichte vorging, daß sein Bote von Feinden angefallen und gefangen worden, und schloß aus ihrer Nähe auf die Gewißheit einer allgemeinen und vollständigen Niederlage. Unfähig, diesen entsetzlichen Tag zu überleben, zog er sein Schwert; und, einer früheren, für den äußersten Fall getroffenen Anordnung gemäß, gebot er seinem vertrauten Sklaven Pindarus, ihm dasselbe in die Brust zu bohren. Der tödtliche Streich geschah; wenige Augenblicke darauf sprengte Titinius, mit froher Siegesbotschaft, den Hügel hinan; aber nur, um, trostlos, es zu bereuen, daß er seinen unglücklichen Feldherrn nicht schon aus der Ferne durch ein verständliches Zeichen aus dem Irrthume gerissen. Verzweiflungsvoll tödtete er sich selbst, als Sühnopfer, über dem Leichnam des Entseelten. Auch Brutus kam, auf die unselige Zeitung von seines Freundes zu rascher That, herbeigeeilt und zerfloß in schmerzlicher Trauer bei dem erschütternden Anblick des Mannes, den er „den letzten Römer" nante. Auf sein Geheiß ward die Leiche, um das Heer nicht zu entmuthigen, in der Stille nach der Insel Thasos abgeführt und dort bestattet. Er selbst sollte seinen hingeschiedenen Freund nur um 20 Tage überleben und als das gleiche Opfer für Roms Freiheit fallen [10]).

Cassius (Lucius) Longinus. Im Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus befand er sich auf des Letztern Seite und war (704 n. R. Erb.), als Befehlshaber eines kleinen republikanischen Geschwaders von 10 Schiffen, von Corcyra in den Pontus Euxinus entsandt worden, um den König Pharnaces von Pontus für diese Partei zu gewinnen. Noch hatte er erst den Hellespont erreicht, als die Schlacht bei Pharsalus die Gestalt der Welt veränderte. Pompejus floh dem Orient zu; und Cäsar, ihn auf der Ferse verfolgend, eilte vom Schlachtfelde, aus Mangel an Schiffen, durch Macedonien und Thracien, all seinen Truppen weit voran, um den Flüchtling zu erreichen. Unerwartet stieß er, nachdem er ein kleines Fahrzeug bestiegen, in der Meerenge auf Cassius und sein Geschwader. Es war unmöglich, diesem so unendlich überlegenen Gegner zu entschlüpfen: aber Cäsar selbst dachte auch so wenig an Flucht, daß er vielmehr geradesweges zu Cassius an Bord eilte und ihn, mit besonnener Kühnheit, zur Ergebung aufforderte. Sein Name, sein Anblick, seine gebieterische Stimme und die Ungewißheit dessen, was geschehen war, schlugen dem Erstaunten die Waffen aus den Händen; und er eilte, sich durch unbedingte Unterwerfung die Schonung des Siegers zu verdienen. Dem Letztern gewährten nunmehr eben diese Schiffe die erleichterte Möglichkeit, seine Verfolgung, an Asiens Küsten hinab, nach dem Nil fortzusetzen. — Späterhin war auch dieser Luc. Cassius ein untergeordneter Theilnehmer an der Verschwörung gegen des Dictators Leben [11]).

Cassius Parmensis, also zubenant von Parma, seinem Geburtsorte, zeigte sich von jeher als Cäsars entschiedenen Gegner, und war auch, obwol von ihm begnadigt, unter der Zahl der Verschwornen, die sein Leben meuchelmörderisch verkürzten. Dann hielt er sich zu der republikanischen Partei des M. Brutus und C. Cassius, bis die unglücklichen Entscheidungstage bei Philippi (710 n. R. Erb.) diese enge Verbindung mit gänzlicher Auflösung bedrohten. In jenem nämlichen Zeitpunkte war Cassius von Parma, eine Flotten-Abtheilung befehligend, mit neuen Truppen und Kriegsvorräthen, auf dem Wege aus Asien nach dem Kriegsschauplatze begriffen, als ihn die Kunde jener vollständigen Niederlage erreichte. Bald sammelte er einige andre Geschwader um sich her, welche seither rath- und zwecklos das Meer durchkreuzten; so wie auch mehre Anführer und Truppen, die der Schlacht entronnen waren, eine Zuflucht bei ihm suchten. Mit diesen bedeutenden Verstärkungen segelte er hierauf nach dem ionischen Meere, wo er sich unter den Befehl der Oberanführer Statius Murcus und Domitius Ahenobarbus stellte: doch Beide, uneinig in ihren Ansichten und nunmehr zu ergreifenden Entschlüssen, trenten ihre Flotten, und Cassius schlug sich auf des erfahrnern Murcus Seite, der nur noch einiges Heil in der Verbindung mit Sextus Pompejus hoffte. Allein auch dieses neue Partheihaupt war bald dem überlegenen Angriff der Triumvirn nicht länger gewachsen, und im Begriff, sich, in letzter verzweifelter Zuflucht, in das innere Asien zu werfen, verbrante Pompejus seine kleine Flotte im Hellespont, wodurch auch Cassius seine fernern Dienste vereitelt und sich bewogen fand,

10) Vgl. *Plutarch.* Brut. et Ant. — *Dio Cass.* 47. — *Appian.* de bello civ. 3. 4. — *Cic.* epp. fam. et Att. XI.

11) Vgl. *Sueton.* Caes. 63.

sich von ihm zu wenden. Als endlich auch Antonius, an dem er einen neuen Herrn gesucht und gefunden, und unter welchem er in der Schlacht bei Actium gefochten (722), Octavians glücklicherem Stern erlag, bewies der Sieger zwar gegen alle seine Widersacher eine politische Milde, die dem nunmehr geendigten Parteien-Kampfe entsprach, von welcher jedoch, nebst wenigen Andern, Cassius von Parma, als der letzte noch Lebende von Cäsars Mördern, eine unglückliche Ausnahme machte. So bezahlte er den blutigen Frevel, auf der Flucht in Athen, blutig mit dem Leben.

Auch als Dichter machte sich Cassius von Parma seinen Zeitgenossen bekant, die jedoch mehr die Fruchtbarkeit, als den Schwung seiner Muse zu rühmen wußten. Seine Schriften, versicherten sie, würden hingereicht haben, seinem Leichnam zum Scheiterhaufen zu dienen. Quinctilius Varus, der ihn tödtete, bemächtigte sich seiner Papiere. Er soll darunter ein Trauerspiel Thyestes vorgefunden und es nachher, als sein eignes Werk, bekant gemacht haben [12].

Cassius (Lucius) Longinus, ein Neffe des Cajus Cassius, des mit Brutus verbündeten Tyrannen-Mörders und Verfechters der Freiheit, wählte in der zweiten Schlacht bei Philippi (710 n. R. Erb.), als der Sieg unrettbar verloren gegangen, mit vielen andern edeln Römern, den rühmlichen Tod im Getümmel, an Brutus Seite kämpfend [13].

Cassius Patavinus, hatte, unter Augustus Regirung, die Keckheit, bei einem öffentlichen Gastmahl zu erklären, daß es ihm weder an Muth, noch an Willen fehle, Rom seines neuen Gebieters zu entledigen. Noch gab es kein kaiserliches Majestätsgesetz; und August, der es sorgfältig vermied, die Römer an seine Alleinherrschaft zu erinnern, begnügte sich mit der, dem Unvorsichtigen ertheilten Weisung, Rom zu verlassen.

Cassius (Titus) Severus, von niedriger Geburt und schmutzigen Sitten, zeichnete sich unter Augustus Regirung als trefflicher Redner aus, wiewol er in dieser Kunst von dem, durch die alten großen Muster vorgezeichneten Wege, nicht aus Unkunde und Unvermögen, sondern mit reiflichem Bedacht, zuerst merklich abwich und dadurch auf die spätere Gestalt der Redekunst bedeutend einwirkte. Auch als Geschichtschreiber war er nicht ohne Verdienst: doch am meisten zeichnete er sich als gefürchteter Satiriker aus. Sein Spott traf schonungslos die ersten Männer und Frauen Roms; und Augustus selbst muß sich durch seinen Satir verletzt gefunden haben, wenn dieser ihn wirklich veranlaßte, dergleichen Schmähschriften unter die Verbrechen zu zählen, denen sein Majestätsgesetz wehren sollte. Schon früher hatte Cassius den gleichen Muthwillen mit Verbannung auf die Insel Creta büßen müssen, ohne sich gleichwol auch dort von dieser Unart bessern zu können. Angeklagt beim Senat unter Tiberius, daß sein giftiger Spott noch immerfort die edelsten Namen mißhandle, wurden durch den Beschluß desselben seine Güter eingezogen, er selbst aber, unter den härtesten Formen, nach dem noch unfreundlichern Felsen Seriphos, einer der Cycladen, verwiesen, wo er, eine Reihe von zwanzig Jahren hindurch, in Dürftigkeit schmachtete, seine Blöße kaum mehr zu decken vermochte und endlich seinem Elende erlag. Welch ein warnendes Beispiel auch für den bessern Kopf, den lockenden Ruf der satirischen Muse zu verschmähen!

Erst unter Caligula, in dessen erster, besserer Zeit, ward es wieder gestattet, Cassius Schriften aufzusuchen, zu besitzen und zu lesen. Doch scheint sich dieß mehr auf seine historischen Werke zu beziehen, da hinzu gesetzt wird, daß der Kaiser hiebei im Interesse der Nachwelt gehandelt, damit diese nicht der Kunde der Vorzeit entbehre [14].

Cassius Chärea, der verdienstliche Mörder des Ungeheuers Caligula, war bei Tiberius Regirungsantritt (14 n. Chr. G.) noch ein junger Mann und fand als Centurio in dem Heere, welches Cäcina am Niederrhein befehligte und diesen Zeitpunkt benutzte, um in frecher Empörung die Foderungen seines Eigennutzes zu erzwingen und insonderheit Rache an den untern Befehlshabern zu nehmen, die sich demnach der unwürdigsten und gewaltsamsten Behandlung ausgesetzt sahen. Hier machte sich Chärea's feuriger Geist bereits einen Namen durch die Entschlossenheit, womit er einzig und allein sich, mit dem Degen in der Faust, mitten durch den soldatischen Ungestüm hindurchschlug und in Sicherheit brachte. Ausgezeichnet muß sich auch in der Folge sein kriegerisches Verdienst erwiesen haben, da wir ihn unter Caligula, als Einen der Tribunen von der prätorianischen Leibwache, wiederfinden. In sofern es jedoch zu diesem Emporrücken einer Reihe von mehr als zwanzig Jahren bedurfte, läßt dieß eben sowol auch auf die Hindernisse schließen, welche, in einer so durchaus verdorbenen Zeit, ein Charakter von Chärea's anspruchlosem Geiste und rechtlicher Gesinnung finden mußte, um dem Glücke eine Gunst abzuringen, oder sich in den Augen eines Tiberius und Caligula geltend und beliebt zu machen. Vielmehr mochte er, in die unmittelbare Nähe des Letztern gestellt, der Tugend weder kante, noch daran glaubte, dem Mordsinne desselben nur dadurch entgehen, daß dieser sich ihn zur unwürdigen Zielscheibe seines verachtenden Spottes ersah; und das nur um so mehr, da eine gewisse Unbehilflichkeit in der Rede und eine gezogene Stimme seinen sonst sattsam erprobten Mannesmuth vielleicht bezweifeln lassen konnte. Ungroßmüthig wenigstens behandelte der Tyrann seinen Leibtribunen, indem er demselben, wenn ihn die Reihe traf, die Tageslosung zu erfodern, gern irgend einen obscönen Namen angab und ihn dadurch auch dem Gelächter der Soldaten Preis stellte.

Unfähig, diese Behandlung länger zu ertragen, dachte Chärea bereits auf seinen Rückzug in die Stille des Privatlebens, als Caligula ihm die Eintreibung einiger Steuergefälle auftrug; — ein Geschäft, das zwar in sofern, als es den gewaltsamen Einsamler zu bereichern diente, für eine Gunst gelten konte, aber einem Manne, wie Chärea, nur Gelegenheit darbot, den Eingebungen

12) *Vellej. Paterc.* 2, 87. — *Oros.* 6. — *Horat.* Sat. 1.
13) *Plutarch.* Brut.

14) *Tacit.* ann. 1. 4. orat. 19. — *Sueton.* Cal. 16. — *Senec.* excerpt. Controv. praef.

seines edeln Herzens gemäß, die Zollpflichtigen nach Möglichkeit zu erleichtern. Jetzt sank er vollends, auch als ein Dummkopf, in des Kaisers Meinung, dessen verspottende Geringschätzung ferner kein Maß mehr hielt; und da die Kette, welche den Unglücklichen an seinen Sklavendienst fesselte, in milderer Weise nicht zu lösen war, erzeugten Unmuth und Verzweiflung in ihm allmälig den Gedanken, die Erde von einem Ungeheuer zu befreien, das so unwerth war, von ihr getragen zu werden. Schon war der blutige Vorsatz einigen Vertrauten mitgetheilt und eine engere Verbindung zu diesem Zwecke geschlossen worden, als ein Angeber den Tyrannen auf dunkle Spuren einer solchen Verschwörung leitete, welche durch das Eingeständniß der Schauspielerin Quintilia ihre nähere Aufhellung erwarteten. Chärea erhielt auch dießmal (wie es zum öftern geschah, um seinem vermeintlich weibischen Sinn eine Wehthat zuzufügen) den Befehl, die Folterung der Beschuldigten zu veranstalten. Quintilia wußte allerdings mehr, als sie sollte: aber durfte der Tribun ihres zarten Körpers in der Marter schonen, ohne den Argwohn des Wütherichs auf sich selbst abzuleiten? oder durfte er hoffen, die Unglückselige werde schweigen, wenn er sein Gebot in ganzer Strenge erfüllte? — Sie selbst zog ihn aus diesem schweren innern Kampfe, indem sie ihm auf dem Wege zur Folterkammer ein geheimes Zeichen gab, daß er auf ihre Standhaftigkeit bauen dürfe. In der That überdauerte sie die gehäufte Pein mit mehr als männlichem Muthe. Caligula selbst fühlte eine Bewunderung und ein Mitleid, wie sie seiner Sele sonst fremd waren: aber ganz andre Empfindungen eines heiligen Rachezorns stürmten fortan in Chärea's tiefbewegter Sele; und von nun an trieb er seine Freunde, sein Werk, wenn nicht sichern, doch beschleunigen zu helfen. Unter ihnen waren die meisten Tribunen der prätorianischen Kohorten und selbst verschiedene von den vertrauteren Hausgenossen und Freigelassenen des Tyrannen, welche, bei den wandelbaren Launen desselben, Gunst, Gut und Leben jeden Augenblick gefährdet sahen.

Der lauere Eifer der sich stets mehrenden Verschwornen, welcher zaghaft Kraft und Gefahr gegen einander in die Wage legte, zögerte immer noch mit der wirklichen Ausführung; während Chärea, den sein Posten oft und viel in die unmittelbare Nähe des ersehenen Schlachtopfers führte, gern im ersten besten, sich darbietenden Augenblick, auf dem Kapitol oder auf der Höhe der julianischen Basilica, zur offenkundigen kühnen That geschritten wäre. Gleichwol ward jeder längere Aufschub um so bedenklicher, da der Kaiser binnen wenig Tagen Rom zu verlassen gedachte, um in Alexandria einen noch unberührten Schauplatz für neue Gräuelthaten aufzusuchen. Nur noch die dreitägige Dauer der, zu Augustus Ehren angeordneten jährlichen Schauspiele, denen er in Rom noch beiwohnen wollte, blieb zur möglichen Ausführung übrig und ward um so begieriger in's Auge gefaßt, da gerade jetzt auch Chärea an der Reihe des Dienstes war und sich dem Wütherich in Waffen nähern durfte, um aus seinem Munde das tägliche Losungswort für die Leibwache zu empfangen. Am letzten Tage war demnach Alles veranstaltet, über ihn herzufallen, wenn er, seiner Gewohnheit nach, das Theater auf einige Stunden verlassen würde, um ein Bad und einige Erfrischungen zu nehmen. Allein Caligula war so ungewöhnlich guter Laune und fand an den scenischen Vorstellungen ein so besonderes Behagen, daß er bis zum Abend auszudauern erklärte, indeß bereits Chärea und Andre seiner unten am Eingange warteten. Schon stand der Letztere, unfähig jedes längern Harrens, im Begriff, in's Theater zurückzukehren und die verwegene That im Angesicht aller Tausende von Zuschauern zu vollbringen, als der Kaiser dennoch, bewogen durch das Zureden einiger Mitwissenden, die auch alle, ihnen Verdächtige bei Seite zu schaffen wußten, zu seinen Gemächern im Palast niederstieg. Noch zwar schien er ihrer Umgarnung, wie durch ein Wunder, entschlüpfen zu sollen, da er unerwartet einen Seitengang wählte und sich in ein geheimes Zimmer begab, wo, wie er sich entsann, einige eben angelangte asiatische Histrionen und Tänzer seiner warteten, um ihm vorgestellt zu werden. Noch unterhielt er sich mit denselben, als sich auch Chärea mit seinen Genossen ihm dahin nachdrängte und das Wort für heute begehrte. Caligula gab ihm, wie immer, einen Namen zurück, der einen höhnenden Spott ausdrückte; und nicht nur Hohn um Hohn wechselte alsobald der Entrüstete, sondern fügte auch, unter dem Ausruf: „Nimm hin!“ einen Schwertstreich in den Nacken und bald einen zweiten in den Kinnbacken hinzu, der dem feigen Tyrannen, zu muthlos zur Gegenwehr, oder auch nur zum Hilferuf, kaum die Besinnung zur Flucht gestattete. Doch früher noch ward er von den Mitverschwornen zu Boden geworfen und bald, unter der verabredeten Losung: „Drauf und dran!“ mit einer Menge von Wunden hingerichtet.

Noch in der nämlichen Nacht entsandte Chärea einen Genossen, um in Caligula's Gemalin und einer, noch in der Wiege befindlichen Tochter zugleich sein ganzes Geschlecht zu vertilgen. Nichts aus der blutigen Gewaltthat für seinen eignen Ehrgeiz oder für den Vortheil seiner Verbündeten suchend, waren alle seine Wünsche, wie seine Hoffnungen, einzig auf die Wiederherstellung der Republik gerichtet, wozu dieser Augenblick eine nie wiederkehrende Gelegenheit bot. Allein der schnell auf dem Capitol versammelte Senat, vom wüsten Geschrei des Pöbels und der Soldaten eingeschreckt, welche ungestüm um Rache an den Mördern ihres gefallenen Lieblings schrien, würde der Foderung derselben schwerlich widerstanden haben, hätte nicht der vielgeltende Senator Valerius Asiaticus, mit hinreißender Kraft der Beredsamkeit für die edeln Vaterlands-Befreier gesprochen, ihnen den öffentlichen Dank decretirt und den Auflauf des Pöbels für den Augenblick beruhigt. Auch Chärea und seine Genossen erschienen jetzt vor der Versamlung und bekanten sich zu ihrer That. Der Konsul Sentius Saturninus dankte ihnen feierlich für den Dienst, den sie der neu erweckten Republik geleistet. Chärea ward zum Anführer der Stadtwache ernant, um Roms junge Freiheit zu schützen, deren fernere Einrichtung und Sicherung, unter mancherlei Widerstreit der Meinungen, noch bis tief in die folgende Nacht in der Curie berathen wurde; während zu gleicher Zeit die prätorianische Leibwache, ver-

lassen von ihren Führern, aber den Augenblick kühner benutzend, den schwachsinnigen Claudius Cäsar in ihr Standlager abgeführt und zum Kaiser ausgerufen hatte.

Die listige Doppelseitigkeit des Königs von Judäa, Agrippa, der, eben in Rom anwesend, hiebei eine wenig ehrenhafte Rolle spielte, wußte dem so unerwartet und selbst wider seinen Willen Erhobenen um so leichter das Übergewicht über den unthätigen und schwankenden Senat zu verschaffen, da auch das Volk den Prätorianern auf's neue beifiel und selbst die Stadtwache, aller Bemühungen Chärea's ungeachtet, in ganzen Scharen zu Claudius übertrat. So blieb denn den Verlegenen und Bestürzten, mit gänzlicher Aufgebung ihres kurzen Freiheitstraumes, nur schnelle Unterwerfung übrig; Chärea aber stand nunmehr mit seinem kleinen Anhange allein, zwar ohne den Willen, jenem Beispiele zu folgen, aber auch ohne Kraft und Mittel, das nahende Verderben von sich abzuwenden. Wirklich auch ließ es Claudius seinen ersten Herrscheract seyn, ihr Loos zu bestimmen. Obwol sein schlichter Sinn die That selbst nicht mißbilligte, hielt er es doch, um der Sicherheit aller Regirenden willen, für unerlaßlich, eine Gewaltthat von so blutiger Art mit dem Untergange des Anstifters zu vergelten. Demnach fiel Chärea's Haupt, ohne daß die Fassung seiner letzten Augenblicke seinen Charakter entehrt hätte. Auch der Mörder der Kaiserin und ihres unmenschlich geopferten Kindes büßte mit dem Leben. Den übrigen, obgleich nicht unthätig gebliebenen Mithelfern ward verziehen und auch alle Vorgänge im Senat in Vergessenheit begraben [15]).

Cassius (Lucius) Longinus, der von seinem Vater eine sehr gründliche Erziehung genossen, aber stets mehr Fügsamkeit, als Thätigkeit des Charakters verrieth, bekleidete, noch sehr jung, unter Tiberius (29 n. Chr. G.) das Konsulat. Zwei Jahre später wählte ihn, nach langem Bedenken, der Kaiser zum Gemal der Drusilla, der Tochter des edeln Germanicus. Doch in der Folge nahm Caligula, ihr Bruder, sie ihm wieder und lebte mit ihr, wie er schon früher gethan haben soll, auf eine unerlaubte und verbrecherische Weise (vgl. den Art. Caligula) [16]).

Cassius (Cajus) Longinus. Er bekleidete das Konsulat unter Tiberius (30 n. Chr. G.) und genoß, als gelehrter Rechtsverständiger, in Rom eines ausgezeichneten Ansehens und Einflusses. Aber auch als Statthalter von Syrien bewährte er sich, wenn auch nicht unmittelbar im Felde als Krieger, doch durch standhafte Aufrechterhaltung der Kriegszucht unter den Truppen. Hier auch erhielt er von Claudius den ehrenvollen Auftrag, den jungen Meherdates, des parthischen Königs Phraates Enkel, der zu Rom erzogen worden und den sich jetzt ein Theil seiner Landsleute zum Regenten erbat, in sein Reich einzuführen. Cassius geleitete ihn bis an die Furthen des Euphrats bei Zeugma und entließ ihn dann unter weisen Mahnungen und Warnungen, die der bethörte Jüngling aber so wenig befolgte, daß sein Unternehmen völlig scheiterte.

Für einen Mann von Cassius freimüthigem Charakter mußte es unendlich schwer seyn, sich in jenem Zeitalter der Tyrannei vor Verfolgung und Untergang zu sichern. Es mag dahin gestellt bleiben, ob es nicht bloß spätere Erfindung der Leichtgläubigkeit war, wenn angegeben wird, daß Cassius, als damaliger Prokonsul der Provinz Afrika bei Caligula, auf die trügliche Gewähr eines Orakels, verdächtig und verhaßt genug geworden, um sich, als des Wütherichs angedeuteter Mörder, großer Todesgefahr ausgesetzt zu sehen; während dennoch Cassius Chärea diese Weissagung auf eine ungeahnete Weise erfüllte. Nero's verordnete häufige Dankfeste für wirkliche oder eingebildete Siege vermochten den geradsinnigen Mann zu lautem Widerspruche gegen diese Supplicationen, die solchergestalt leicht das ganze Jahr in müßige Feiertage verwandeln würden. Des Kaisers Groll über diesen Freimuth, ohne durch Cassius Blindheit gemildert zu werden, suchte und fand auch bald einen Vorwand, denselben zu strafen; und bald nach Poppäa's Tod traf ihn das Loos der Verbannung nach Sardinien. Sein angebliches Verbrechen bestand darin, daß er zur Bestattung der Verstorbenen, gegen des Tyrannen Verbot, Sorge getragen; noch strafwürdiger aber ward es bei dem Senat vorgetragen, daß er unter seinen Ahnenbildern auch das Bild des Cajus Cassius, des Mörders Cäsars, aufgestellt habe, mit der Inschrift: „Dem Parteiführer;" — ein Unterfangen, wodurch der Samen zu neuem Bürgerkriege und zum Abfall vom cäsarischen Herrscherhause ausgestreut worden. — Vespasian indeß rief den Greis aus seiner Verbannung nach Rom zurück, wo er bald darauf starb.

Von Cassius altrömischer Strenge gibt es einen redenden Beweis, daß er im Senat durch sein Ansehn das alte blutige Gesetz, ungeachtet alles Widerspruchs der milder gesinnten Mitglieder, aufrecht erhielt, nach welchem, bei einem, an Pedianus Secundus von seinem Sklaven begangenen Morde, die sämtlichen 400 Leibeigenen desselben, jedes Geschlechts und Alters und Alle an der That unschuldig, dem Tode verfallen waren, und wogegen sich bereits die allgemeine Volksstimme in stürmischer Bewegung erhoben hatte [17]).

Cassius Betilienus, war bei Caligula, in den letzten Monaten seiner tyrannischen Herrschaft, der Theilnahme an einer Verschwörung angeklagt worden; und der Kaiser, der ihn vor seinen Augen hinzurichten befahl, wollte zugleich, daß auch der unglückliche Vater desselben, Capito, Zeuge dieses blutigen Verfahrens seyn sollte. Vergebens bat dieser, bei dem tödtlichen Streiche die Blicke abwenden zu dürfen; vielmehr sprach der erzürnte Wütherich auf der Stelle auch einer so menschlichen Empfindung des unschuldigen Vaters das Todesloos. Nach Zonaras Bericht suchte Capito noch eine, wiewol fruchtlose Rettung in dem Erbieten, die ihm bekanten Mit-

15) *Tacit.* ann. 1. 32. — *Senec.* de const. sap. 18. — *Dio Cass.* 59, 60. — *Sueton.* Cal. 56, 58—60. Claud. 11. — *Joseph.* ant. 10. 19.

16) *Tacit.* ann. 6. 15. 45. — *Dio Cass.* 58. — *Sueton.* Cal. 24.

17) *Tacit.* ann. 12. 14. 16. — *Dio Cass.* 59. — *Sueton.* Cal. 57. Ner. 37. *Pompon.* de orat. 2.

schuldigen seines Sohnes namhaft zu machen, und nante nun, nebst mehren Lieblingen des Kaisers, auch dessen Gemalin Cäsonia und den prätorianischen Präfect Callistus. Zwar fand diese Aussage keinen Glauben: aber doch ließ sie in Caligula's Sele einen Stachel des Verdachts zurück, der die Angeschuldigten reizte, ihre Sicherheit in einem wirklichen und beschleunigten Anschlage wider sein Leben zu suchen [18]).

Cassius (Avidius Padens), von syrischer Abkunft, Sohn des Heliodorus, der unter Hadrian die Provinz Ägypten verwaltete, und vielleicht von mütterlicher Seite mit dem römischen Geschlecht der Cassier befreundet. Er galt den Kaisern des antoninischen Geschlechts für einen ihrer erprobtesten Feldherren, und bewährte diesen Ruf ebensowol in Ägypten und an den Gränzen Germaniens, als insonderheit in dem (162 n. Chr. Geb.) ausgebrochenen Kriege gegen die Parther, deren König Vologeses II. von ihm mit solchem Erfolge angegriffen wurde, daß er bis Ktesiphon als Sieger vordrang, diese Hauptstadt eroberte und den Palast der parthischen Könige in Asche legte. Edessa, Babylon und Seleucia öffneten ihm hierauf die Thore. Dennoch entging dieser letztere Platz der Zerstörung und die Einwohner, 400,000 an der Zahl, einem allgemeinen Blutbade nicht; sei es, daß ihnen eine Verrätherei zu Schulden kam, oder daß hier tief gewurzelter römischer Nationalhaß so viel frühere schimpfliche Niederlagen an dem parthischen Namen zu rächen suchte. Gleichwohl war der Rückzug aus diesen Ländern für das siegende Heer durch Mangel und Seuchen verderblich; und auch von den Eroberungen desselben blieb nur Mesopotamien in römischen Händen.

Eben so glücklich dämpfte Cassius, von Marc Aurel dahin entsandt, einen gefährlichen Aufstand in Ober-Ägypten und rettete selbst Alexandria, mehr durch geschickte Trennung der Parteien, als durch Waffengewalt, deren Erfolg hier allerdings mißlich erschien; und auch Arabien und Armenien sahen ihn als Sieger. Die Strenge seiner Kriegszucht gränzte an Barbarei; ermangelte aber nicht, die von ihm befehligten Heere unüberwindlich zu machen. Selbst wenn das Übermaß derselben die Gemüther zu den heftigsten Ausbrüchen empörte, reichte seine unbewaffnete Erscheinung in ihrer Mitte hin, sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Mit nicht geringen Eigenschaften des Geistes verband er überdieß einen republikanischen Sinn, der sich der bestehenden Alleinherrschaft nicht undeutlich abgeneigt erwies; so daß er unter Antoninus Pius Regirung eines Anschlags gegen denselben angeklagt ward, und, wenn auch wegen der Verdienste seines Vaters unbestraft, nichts desto weniger dem Hofe, als ein zweiter Catilina, verdächtig blieb. Der Kaiser Lucius Verus fand sogar nöthig, seinen dringenden Argwohn wegen neuer Entwürfe der Ehrsucht, über denen Cassius brüte, in einem Briefe an Marc Aurel, seinen Mitregenten, zu äußern; und wir besitzen noch die edelmüthige Antwort des Philosophen im Diadem, welche sich weder zu einem unbilligen Verdacht gegen den Angeschuldigten verstehen, noch dem Rathschluß der Götter hierin durch ein blindes und rasches Verfahren vorgreifen will. Er entzog auch seinem Feldherrn darum so wenig an seinem Vertrauen, daß er ihm vielmehr eben jetzt die Führung des Krieges gegen die Sarmaten übertrug und ihn darauf zum Statthalter von Syrien bestellte.

Hätte nur Cassius selbst diesen Edelsinn durch sein Betragen besser gerechtfertigt! Sein stolzer Geist hielt wirklich den Blick auf den Gewinn der römischen Weltherrschaft gerichtet; sei es, daß eigner Ehrgeiz ihn stachelte, oder, wie von Einigen behauptet wird, aus geheimem Antrieb der Kaiserin Faustina, welche ihm, nach Marc Aurels Tode ihre Hand zusicherte, um durch ihn die Tage ihres noch unmündigen Sohnes Commodus desto gewisser zu schützen. Bald auch (175 n. Chr. G.), da sich der Kaiser eben in einem Kriege gegen die Marcomannen ernstlich befangen fand, verbreitete sich ein plötzliches, aber grundloses Gerücht von seinem Ableben; und begierig ergriff Cassius diesen Augenblick, sich in Syrien zum Kaiser ausrufen zu lassen und sofort auch Anstalten zur Besitznahme sowol aller Länder jenseits des Taurus, als auch, durch seinen Sohn Mäcianus, von Ägypten zu treffen. War auch, wie behauptet wird, jenes Gerücht nicht von ihm selbst erfunden, so stand es doch, nach so auffallenden Schritten, nicht mehr in seiner Gewalt, von der offenen Empörung zurückzutreten.

M. Verus, der Statthalter von Cappadocien, gab dem erstaunten Kaiser die erste Kunde dieses überraschenden Ereignisses und ward auch von demselben zu ungesäumter Bekämpfung des Usurpators ermächtigt, bis der Regent selbst, nach Besiegung der Feinde an der Donau, zu gleichem Zweck in den Orient zu eilen vermöchte. Der Senat in Rom erklärte den Empörer feierlich für einen Feind des Reichs und zog dessen zahlreiche Besitzungen ein, welche Marc Aurel nicht, wie sonst immer üblich gewesen, seinem eignen, sondern dem öffentlichen Schatze zusprach. Cassius hatte zwar seine Gunst, aber nicht seine Achtung verloren; und unbefangen sprach er seine Meinung aus, daß, wenn die Götter seinen Gegner für den Würdigern erklärten, er demselben das Reich willig abtreten werde, dessen Ruder er nicht aus Eigennutz oder Ehrgeiz, sondern zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt, unter mancherlei Gefahr und Beschwerde, ergriffen habe. — Schon war er indeß auf dem Zuge durch Illyricum begriffen, um in Asien mit der gesetzlichen Machtfülle gegen den Usurpator aufzutreten, als dieser bereits, nach dem Traume einer Herrschaft von nur 3 Monaten und 6 Tagen, sein blutiges Ziel durch die Hand des Centurio Antonius gefunden, ohne daß die einzelen Umstände dieser That uns geschichtlich aufbewahrt worden sind; wiewol doch ein Treffen zwischen ihm und den kaiserlichen Truppen vorangegangen zu seyn scheint. Sein Briefwechsel, der eine Menge Senatoren und Andrer straffällig zu machen drohte, ward entweder von M. Verus, oder vom Kaiser selbst, ungelesen vernichtet. Auch büßte Niemand weiter diesen Verrath mit dem Leben, als Mäcianus und der von Cassius ernante prätorische Präfect, welche zu Alexandria in einem Auflauf der Truppen fielen, — glaublicher Weise wider den Willen des Kaisers, der ihr Schicksal bedauerte, und der auch, als man ihm das Haupt des Cassius brachte,

18) *Dio Cass.* 59. — *Sueton. Cal.* 56. — *Zonar.* 557.

den Blick davon abwandte; seinen Kummer bezeugend, daß ihm das Schicksal nicht vergönt habe, hier bloß der Stimme seines Herzens zu folgen. Eine allgemeine Verzeihung beschloß die Geschichte dieses Aufstandes [19]). (*Haken.*)

Cassius, Dio, s. Dio Cassius.

Cassius Bassus, s. Cassianus.

Cassius (And.), s. am Ende des Buchst. C.

CASSUPA Humb., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der 6. Linné'schen Klasse. Char. Oberer ungetheilter Kelch. Röhrige Corolle mit 6theiligem Saum. Die Staubfäden, auf den Eingang zur Röhre gestellt, ragen hervor. Zweitheiliges Stigma. Zweifächerige Beere, mit vielem Samen. Die einzige bekante Art, C. verrucosa *Humb.*, wächst in Neu-Andalusien. (*Sprengel.*)

Cassuvium pomiferum *Lam.* ist Anacardium occidentale *L.*

CASSYTA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Laurinen und der 9. Linné'schen Klasse. Char. Sechstheiliger stehenbleibender corollinischer Kelch. Zwölf Staubfäden, wovon 3 fehlschlagen und 3 an der Basis 2 Drüsen haben. Zweifächerige Antheren. Eine Beerenfrucht. Die Cassyten (deren 5 Arten bekannt sind) sind Schlingpflanzen, die auf andern Bäumen wachsen, gar keine Blätter haben und ihre Früchte in Ähren tragen. (*Sprengel.*)

CASTAGLIONE oder Castiglione, (Castalio), (Giuseppe), ein gelehrter Alterthumsforscher des 16. Jahrh., aus Ancona gebürtig, war Gouverneur von Corneto, begab sich aber gegen Ende des Jahrh. nach Rom, wo er 1616 starb. Sein Leben hat Victor de Rossi, bekanter unter dem Namen Eritreo, beschrieben. Von seinen Schriften sind bemerkenswerth eine Erklärung der Aufschrift auf der Basis des Obeliskes zu Rom (1582), über den Tempel des Friedens. Die meisten seiner Abhandlungen stehen in des Grävius Thesaurus. Zwei Samlungen verschiedener Aufsätze von ihm erschienen unter den Titeln: Variae lectiones et opuscula, Rom 1694. 4. und Observationum in criticos decades X. N. A. Genf 1608. 8. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Abhandlungen hat Niceron geliefert. (*H.*)

Castagneda, s. Castanheda u. Castañeda.

Castagnetten, s. Tanz.

CASTAGNO (Andrea del), geb. 1404 in einem Dorfe in Magella, der erste Verbreiter der Ölmalerei in der toscanischen Schule, wird für einen Schüler des Masaccio gehalten. Streng wie sein Charakter waren seine Darstellungen, und so ist auch das Gemälde ausgeführt, welches er im J. 1478 vollendete, die Geschichte einiger Verbrecher, die sich gegen Julian und Lorenzo von Medicis verschworen hatten. Die Zeichnung in diesem Werke ist richtig, die Figuren haben viel Bewegung, die Anatomie ist wohlverstanden, aber weniger gut sind Färbung und Helldunkel. — Viele seiner Werke, die Vasari [*]) angibt, sind großen Theils zu Grunde gegangen, doch bewundert man noch im Kloster der heiligen Engel zu Florenz einen Christus am Kreuz, der weit aus dem Stil seines Zeitalters heraustritt. Leider machte sich aber auch der Name dieses Künstlers noch auf eine andre Art durch eine Schandthat berüchtigt, die er an seinem Freunde Domenico Veneziano ausübte; denn, nachdem dieser das Geheimniß der Ölmalerei von Antonello von Messina erlernt hatte, kam er nach Florenz, und hier wurde er so lange von Castagno mit heuchlerischer Freundschaft hintergangen, bis er die Mittheilung desselben erhielt; um aber als einziger Besitzer desselben zu gelten, ermordete er den Veneziano auf eine schändliche Weise. Erst bei seinem Tode, in einem Alter von 71 Jahren, gestand er sein Verbrechen. (*Weise.*)

CASTAHANAS, ein Indianerstamm im nordamerik. Gebiete Missury, welcher zwischen dem Felsengebirge und dem Yellowstone seine Wohnsitze hat und 1300 Krieger oder 5005 Köpfe zählt. Er wird von Brown aufgeführt; Adelung hat ihn nicht. Er steht mit den Europäern im freundschaftlichen Verkehr, und liefert an die Faktoreien vieles Pelzwerk. (*Hassel.*)

Castala, s. Caçorla.

CASTALDI (Pamfilo), gestorben zu Feltre in einem hohen Alter um das J. 1470. In seiner Jugend widmete er sich, doch ohne Glück, der Dichtkunst, dann der Jurisprudenz, die er mit Erfolg ausübte. Später eröffnete er eine Schule der schönen Wissenschaften, in der er unter Andern die Grundsätze der italienischen Sprache vortrug. Dieß zog viele Fremde nach Feltre, insbesondere aus dem benachbarten Deutschland, wo, des Handelszuges wegen, die Erlernung des Italienischen für unentbehrlich galt. Unter diesen Fremden befand sich auch im J. 1454 Johann Fust oder Faust aus Mainz, den die feltrischen Geschichtschreiber mit dem Namen Fausto Comesburgo bezeichnen. Dieser trat, sagen sie, in nähere freundschaftliche Verbindung mit Castaldi, bei dem er wohnte. Castaldi fand kein Bedenken, ihn den Gebrauch der beweglichen Lettern zu lehren. Diese wichtige Mittheilung benutzte Faust als eigne Erfindung bei seiner Rückkehr nach Mainz. Dieß sind die Thatsachen, auf deren Grund einige italienische Schriftsteller Castaldi für den Erfinder der Buchdruckerkunst ausgeben. Zur Bekräftigung führen sie noch an, daß schon hundert Jahr früher in den Glashütten zu Murano Anfangsbuchstaben aus Glas verfertigt wurden, deren die Abschreiber in Italien sich bedienten. Selbst in den neuesten Zeiten haben Federici [1]) und Ticozzi [2]) mit gelehrtem Aufwande sich bemüht, Castaldi und somit Italien die Ehre einer Erfindung zu sichern, die sonst allgemein Teutschland zugeschrieben wird. Beide sind von einem Landsmanne auf eine höchst scharfsinnige Weise widerlegt worden [3]).

---

19) *Vulcat. Gallic.* in vita Av. Cassii. — *Dio Cass.* 71. — *Jul. Cap.* in Aurel.

*) S. Vite de Pittori etc. T. II. p. 300.

1) Memorie Trevigiane sulla Tipografia del secolo XV. per servire alla storia letteraria e delle belle arti d'Italia. Venezia 1805. 4. 2) *Stefano Ticozzi.* Storia dei Letterati e degli artisti del dipartimento della Piave. Belluno 1813. in 4. Tomo I. p. 23. 3) „Esame critico dell' opinione predotta e difesa nelle Memorie Trevigiane sulla Tipografia del secolo XV. Venezia 1805, che l'invenzione della stampa si debba a Pamfilo Castaldi in Feltre, da cui un certo Fausto Comesburgo l'abbia imparata, e di là portata

Bis zur Beibringung haltbarerer geschichtlicher Beweise ist man in der That berechtigt, ihre Angaben für paradox zu halten, wofür schon Fabricius [4]) einen frühern ähnlichen Versuch erklärt hat.
(*Graf Henckel von Donnersmark.*)

— Ein späterer Castaldi (Corn.), geb. zu Feltre 1450, gest. 1536 zu Padua, wo er ein Collegium stiftete, war zugleich Jurist und Dichter. Seine lange Zeit unbekant gebliebenen Gedichte, die mehr durch edle und scharfsinnige Gedanken, als durch Eleganz sich auszeichnen, wurden von dem venetianischen Abbé Conti mit einer Biographie C. von dem venet. Baili Farsetti zu Paris 1757 herausgegeben; es sind darunter auch lateinische, in welchen er den Dichtern des augusteischen Zeitalters nacheifert. (*H.*)

CASTALIA. Eine von Lamarck *) nach einem, in der Samlung des Marquis de Drée befindlichen Stücke bestimte, und dem Genus Trigonia zunächst verwandte Muschelgattung mit folgendem Charakter: „Die Schale gleichklappig, ungleichseitig (d. i. mit ungleichem, oder ungleich langem Vorder- und Hintertheil), mit abgeschälten, hinten eingekrümten Wirbeln; das Schloß mit zweiblätterigen Zähnen, von denen der eine hinten und entfernt steht, abgekürzt und fast dreiblätterig ist, der andere vorn, longitudinal und seitlich ist. Das Band ist auswendig." — Die Schale habe das Ansehn einer Trigonia, müsse aber eine eigne Gattung bilden, da sie in der Stellung und Zahl der Zähne von den Trigonien abweiche und Annäherung zu Unio zeige. Die Art ist genannt: *Castalia ambigua*; eine ovale dreieckige gewölbte, vorn gedrückte und herzförmige Schale, mit abgeplatteten quergestreiften Rippen, brauner Oberhaut, vollkommen ganzem Rande und sehr glänzender, naferartiger innerer Fläche. Ihre Länge beträgt 42 Millimeter. Sie scheine eine Flußmuschel zu seyn. Die Heimath derselben ist unbekant. (*Nitzsch.*)

Castalia, in d. Bot. s. Nymphaea.

Castalio, s. Castaglione und Castellio.

CASTALLA, (16° 9′ L. 38° 37′ B.), Villa in der span. Prov. Valencia, Gov. de Xixona, mit 2800 Einw., Leinweberei, Alpurgatesfabriken, Brantweinbrennerei. (*Stein.*)

CASTANEA, die Kastanien. Der Name soll von dem Ort Casthanda (*Κασθάναια* Strabo) in Thessalien, den Lykophron *Καστάναια* schreibt, herrühren. Die letztre Schreibart hat auch Hesychius, der die Früchte, von welchen die Rede ist, schon *τὰ καστάνια* nent. Dioskorides schreibt *τὰ κάστανα*. Bei den ältern Griechen heißen die Kastanien *Διὸς βάλανος*. Der Baum wächst durch ganz Griechenland und im südlichen Europa wild. Er liebt die Berge, und widersteht dem Frost, wenn er nur diesen Standort hat. Linné rechnete die Kastanie zu den Buchen; allein wir halten die Gattung Castanea *Tourn.* für gut unterschieden durch den weichstachligen Kelch der weiblichen Blüthe, der aus 5 — 6 Blättern besteht, und 2 — 3 Nüsse enthält. Unsere europäische, C. vesca *W.*, komt auch, etwas verändert, in Nordamerika vor, wo noch 2 andere Arten, C. alnifolia *Nutt.* und pumila *W.* wachsen. (*Sprengel.*)

CASTANEA vesca, (Fagus castanea *L.*), ein in Süddeutschland, Frankreich und Italien heimischer Baum, der dort ganze Wälder bildet, und zuweilen eine ungewöhnliche Größe erreicht. Er wächst ziemlich schnell, und verträgt große Kälte, weßhalb man ihn auch bei uns anpflanzen kann, aber, um gute Früchte zu gewinnen, aus Samen erziehen und mit Reisern von andern bekanten Bäumen pfropfen muß. Sein innen hellbraunes und ziemlich festes Holz dient als Bau- und Nutzholz für Tischler und Drechsler, weniger zur Feuerung und Verkohlung, seine Rinde zum Gärben. Die jungen Zweige benutzt man in Frankreich zu Weinfaßreifen. Die unter dem Namen Castanien bekanten eßbaren und nahrhaften, aber ziemlich schwer verdaulichen Früchte (die größern heißen im Handel Maronen) enthalten außer Schleim und Stärkmehl in ihrem Marke, nach Conzoneri, einen eignen süßlichen Stoff (s. Castanienstoff), und werden, in Glühasche, leicht geröstet, und entschält, entweder für sich, oder mit Gemüsekohl ꝛc., verspeiset. Auch gehören sie, stärker geröstet, zu den so genanten Stellvertretern des Colonialkaffee's.

2) Cast. pumila, mit kleinen, ebenfalls eßbaren Früchten, ist in Nordamerika zu Hause; (vgl. d. Art. Kastanien). (*Th. Schreger.*)

CASTANHEDA, CASTAGNEDA, (Fernando Lopez de), ein portugisischer Geschichtschreiber, bald nach dem Anfange des 16. Jahrh. geboren. Schon im Jünglingsalter begleitete er seinen Vater nach Ostindien, wo dieser ein Richteramt verwaltete, und benutzte diesen Aufenthalt zur Samlung von Materialien zu einem Geschichtswerke, worin er die Thaten seiner Landsleute in diesem Erdstriche zu beschreiben beschloß. Nach seiner Rückkehr unternahm er mehre vaterländische Reisen, um aus dem Munde derer, die an jenen Unternehmungen Theil genommen hatten, seinen gesammelten Stoff zu vervollständigen. Der König Johann III. ernante ihn zum Archivar der Universität zu Coimbra, wo er 1559 starb. Seinem Landsmanne und Zeitgenossen Barros an geistreicher Darstellung nachstehend, ist er ihm in Zuverlässigkeit gleich, als Augenzeuge zuweilen reichhaltiger, zwar rein in der Diction, aber manchmal allzu wortreich und umständlich bei unerheblichen Vorfällen. Seine Historia do descobrimento e conquista da India per los Portuguezes, erschien zu Coimbra 1552 — 1561. fol. 8 Bücher in 3 oder 5 Bdn., das erste Buch 1554 neu aufgelegt, franz. (nur das erste Buch) von Grouchi, Paris 1553. 4. (Original und Übersetzung höchst selten); italienisch, ganz: Historia dell' Indie orientali etc. tradotta dal Sig. Alfonso Ulloa. Venet. 1577. Vol. VII. 4.; neue Ausgabe des Originals fielmenta reimpressa por Fr. José dos Santos Marroccos. Lisb. 1797. Vol. II. 8. *). (*Baur.*)

---

in Germania," abgedruckt im Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1805. T. XII. p. 19 — 35. 4) *Fabricii* Bibl. Antiq. c. 21. p. 631.

*) Hist. natur. des an. sans vert. VI. 1. p. 66.

*) *Machado* Bibl. Lusitana T. II. 31. *Clement* bibl. cur. T. VI. 371. *Meusel* bibl. hist. Vol. II. P. II. 30. Vol. X.

CASTANHEIRA, 1) Villa in der portug. Prov. Estremadura, Correiçao de Torresvedras, am Tejo, mit 500 Häus. — 2) Villa in der portug. Prov. Beira, Correiçao de Feira, wo Agueda und Alfusqueiro zusammenstoßen, mit 108 Häusern. (*Stein.*)

CASTANIENSTOFF (Aescalin, Escalino), ein eigener Stoff, den Fr. Conzoneri aus den süßen Castanien erhielt, als er sie gepulvert mit schwefelgesäuertem Wasser kochte, und die Säure mit Kalk sättigte, worauf sich ein citrongelber Niederschlag bildete, der durchgeseihet, getrocknet, gepulvert, und in der Luft kohlengesäuert, mit 40grädigem Weingeist zweimal eine halbe Stunde lang einer Wärme von 60.° ausgesetzt wurde. Die filtrirten Auflösungen destillirt man endlich im Wasserbade, wodurch der obige fahle, anfangs süßliche und nachher auf der Zunge etwas brennende Castanienstoff entsteht, der in Wasser nicht, wol aber in Weingeist und Naphtha auflöslich, und in der Luft lange unveränderlich ist, durch Hitze schmilzt, sich dann ausdehnt, und, ohne viel von seinem Gewichte zu verlieren, mit einer Flamme, wie brennendes Öl, verbrent. Mit Schwefelsäure schießt er in sehr losen Nadeln an; (F. Conzoneri Saggio sul castagno — il' India colla giunta della scoperta d'una nuova sustanza trovata nel frutto. Palermo, 1823. 8.). (*Th. Schreger.*)

CASTBERG (Peter Atke), Dr. und Prof. der Medizin zu Kopenhagen, (geb. den 3. August 1780 in Norwegen, gest. den 30. April 1823 zu Kopenhagen), der Sohn eines Priesters und einer gebornen Benzen, die sich als Witwe nachher mit Buchholm wieder verheirathete, und unter diesem Namen als Dichterin bekant wurde. Castberg, Privatmann in Kongsberg, bezog im J. 1796, um Medizin zu studiren, die kopenhagener Universität, und wurde hier 1802 Doctor der Arzneiwissenschaft. In den J. 1803, 4 und 5 durchreisete er Teutschland, Italien und Frankreich, um theils Europa's vorzügliche Taubstummen-Institute, theils die Gesundheitspolizei und Quarantäne-Anstalten kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland fing er sogleich an, in Kopenhagen Taubstumme zu unterrichten, und ward Vorsteher des 1807 daselbst errichteten königlichen Instituts für Taubstumme. In diesem wirkte er bis zu seinem Tode mit thätigem Eifer und aller Sachkentniß, nicht allein durch mündlichen Unterricht, sondern auch durch Druckschriften. Daneben suchte er die Taubstummen durch allerlei Arbeiten: Drechseln, Glasschleifen, Papparbeiten, Illuminiren von Kupfern rc. nützlich zu beschäftigen, und durch den Verkauf dieser Arbeiten zugleich Vortheile für das Institut zu ziehen.

Überdieß lieferte er mehre kleine Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Arzneiwissenschaft in die Dövstumme Institutets Annaler for 1814, (die Annalen des Taubstummen-Instituts); vgl. Nyerup's Literatur-Lexikon, und das Register zu den Akten der königl. medizinischen Gesellschaft zu Kopenhagen. Er war Mitglied dieser Gesellschaft. Außerdem hatten ihn die mediz. Gesellschaften zu Stockholm und St. Petersburg, jene der naturforschenden Freunde zu Berlin, die italienische Akademie und mehre französische Societäten zu ihrem Mitglied aufgenommen. — Im J. 1808 erhielt er das Prädikat als Professor, 1809 wurde er Ritter vom Danebrog-Orden.

Seine vorzüglichsten Schriften sind: Forelaesninger over Dövstumme Undervisningens Methode; holdne i Pastoralseminariet. Kjöbenhavn 1818. 8. Sententiae de inspiratione prima. Hafniae 1823. 8. (*Th. Schreger.*)

F. II. 210. Biogr. univ. T. VII. (von Eyries). Ebert's bibliogr. Lex.

CASTEL, zum Theil mit Beinamen (Geogr.): Ortschaften in Teutschland 1) Castel, ein Dorf im preuß. Reg. B. Trier, welches an der Saar von der einen Seite, und von der andern an dem Bache Leuk, etwa 1¼ Stunde oberhalb dem Städtchen Saarburg, liegt. Der jetzt unbedeutende Ort bleibt immer merkwürdig, in Hinsicht alter Erinnerungen aus der römischen Welt, und deßwegen verdient er in diesem Werke eine Stelle. — Die Lage von Castel ist herrlich, zwischen der Saar und der Straße nach Freudenburg, auf einem pittoresken Felsen, ganz geeignet zu einer Befestigung, wozu auch die Römer diesen Platz, gleich bei ihrem Eindringen in dieses Land benutzten. Von dieser Seite scheint Jul. Cäsar, der Überwinder der Treviter, in das Gebiet derselben eingedrungen zu seyn; wenigstens deutet darauf eine in dasiger Gegend aufgefundene Steinschrift, welche Brower, der trierische Geschichtschreiber, in seinen Annalen anführt †). — Schon früher wurden, und auch immer noch jetzt werden hier römische Alterthümer gefunden. Außer vielen Münzen, Figuren, Inschriften und andern Gegenständen aus der alten Welt, wurden von Zeit zu Zeit auch vorzüglich Schwerter, Spieße und überhaupt Geräthschaften, die auf einen Waffenplatz deuten, zu Tage gefördert. In den letzten Jahren ist man hier auch auf Reste römischer Straßen gestoßen, die mit den schon bekanten Römerstraßen in Verbindung standen. Dieses römische Castellum scheint vom Ende des zweiten Jahrhunderts an bis ins vierte vernachlässigt gewesen zu seyn, da die Münzen, welche man hier findet, sich nur bis an die Zeiten Marc Aurels erstrecken, und von da eine Lücke machen bis zu Diocletian und die Constantinische Zeit. Aber in dieser letzten Periode der römischen Herrschaft in diesem Theile Galliens wurde die vortheilhafte Lage Castels in die große Kette der militär. Posten (Stativa Castra) aufgenommen, welche aus dem Lande der Mediomatriker, oder vom Ardennen-Walde, oder auch von der Maas an, bis zum Rhein und selbst bis zu dem so genanten Pfahlgraben auf dem rechten Rheinufer, angelegt waren. Es war ein großes, wohl combinirtes Befestigungs- und Vertheidigungssystem auf den Höhen des Landes, und an den Ufern der Mosel, Saar und der übrigen kleinern Flüsse, gegen die sich immer mehr häufenden Einfälle germanischer Völker. Diese Posten waren Lagerplätze, wo der Zugang sehr schwer wurde, und alle standen in genauer Verbindung durch herrliche Straßen, wie von mehren sich noch jetzt genau nachweisen läßt. — In unsern ältesten Annalen, die unter dem Namen Gesta Trevirorum bekant sind,

†) Annal. Trevir. L. I. p. 114.

wird der Ort schlechtweg Castellum genant, ohne eine andere nähere Bezeichnung. (*Wyttenbach.*)

2) Castel, auch Castl (Castellum), alter Marktfl. an der forellenreichen Lauter, 4 St. von Amberg, im Landgerichte Pfaffenhofen des baierischen Regenkreises. Er enthält 1 Schloß, worin der Sitz des k. Rentamtes, 3 Kirchen, eine Posterpedition, ein kath. Pfarramt, 152 Häuser mit ungefähr 800 Einw., welche sich durch lebhaften Erwerb- und Kunstfleiß auszeichnen, und wovon sich ein großer Theil, bei der geringen Ergiebigkeit des Bodens, durch seine Professionen ernährt. Im J. 1809 betrug der angebaute, benutzte Boden dieses Marktes 112 Tgw. Ackerlands, 5 Tgw. Wiesen. — Hier war der Stamsitz der alten Grafen von Castel oder Castelberg, welche von den Grafen von Sulzbach abstamten. Graf Friedrich II. von Castel und seine Gemalin Bertha verwandelten 1098 ihr Schloß in ein Benediktinerkloster. Nach Aussterben dieses Grafengeschlechts fielen die meisten Güter desselben an die Grafen v. Sulzbach. (*Eisenmann.*)

CASTEL DELLA PIETRA, Marktfl. im Kreise Roveredo der gefürsteten Grafschaft Tyrol, mit einer Pfarrkirche und Poststation, 4 St. von Trient. Bei diesem Orte ist das Schlachtfeld, wo 1487 ein venetianisches Armee-Corps von den östreichischen Truppen, unter dem Erzherzog Sigmund, gänzlich vernichtet, und der venetianische Feldherr Roberto Sanseverino getödtet wurde. (*Haan.*)

CASTEL MASCHIO, Marktfl. im Fiumaner Kreise des Gouvernements Triest, Königr. Illyrien, auf der im Meerbusen Quarnero liegenden Insel Veglia. Der Ort treibt einigen Handel, hat einen kleinen Hafen, eine Abtei und in 273 Häusern 1010 Einwohner. (*Haan.*)

CASTEL SAN PIETRO, katholisches Pfarrdorf im Kreise Balerna und Bezirke Mendrisio des schweizerischen Kantons Tessin. Es liegt, von fruchtbaren Äckern umgeben, gleichsam unter Weinlauben und Maulbeerbäumen versteckt. Hier findet man einige Überreste aus den letzten Zeiten des römischen Reichs [1]). Noch merkwürdiger sind die berühmten Künstler, die aus diesem Ort herstammen, als der Bildhauer Francesco Carabelli (geb. 1737), der Maler Domenico Pozzi (geb. 1744), der Bildhauer und Stukaturarbeiter Carlo Lucas Pozzi (geb. 1735), und der Baumeister Carlo Salterio [2]). (*Graf Henckel v. Donnersmark.*)

Castel, in Italien und auf der pyr. Halbinsel, s. Castello.

CASTEL, in Frankreich, 1) mit dem Zusatze Franc, Marktfl. im Bez. Cahors des franz. Dep. Lot, am Lot, mit 706 Einw. — 2) Castel Jaloux, Stadt in dem Bez. Nerac des franz. Dep. Lot-Garonne. Sie liegt unter 44° 25′ Br. und 17° 50′ L., mitten in einer Heidegegend an der Avance, ist gut gebauet, hat 1 Kirche, 267 Häuser und 1850 Einw., die 4 Manuf. von groben wollenen Zeugen, 2 Papiermühlen, 1 Ölfabr., 1 Wachsbleiche, 2 Walkmühlen, 2 Kupferhammer und Gärbereien unterhalten, und Handel mit Wein, Vieh, Honig und Papier treiben. In der Umgegend wachsen viele Korkeichen, die bei den Einw. Suriers heißen. Nahe bei der Stadt sieht man die Überreste eines Schlosses der Grafen von Albret. — 3) Castel Sagrat, Stadt im Bez. Agen des franz. Dep. Lot-Garonne, mit 1373 Einw. — 4) Castel Sarrasin, die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Tarn Garonne, welcher auf 2556 □Meilen in 7 Kantonen und 101 Gemeinden 69,617 Einw. enthält. Sie liegt in einer getreidereichen Gegend am Sanguine und am rechten Garonneufer, hat 3 Kirchen, 918 Häuser und 6895 Einw., die Wollenzeuchwebereien, Leinwebereien, Gärbereien und Hutfabr. unterhalten. Sie ist der Geburtsort des Kirchengeschichtschreibers Jean Martin de Prades, † 1782. (*Hassel.*)

CASTEL (Louis Bertrand), Jesuit, geboren zu Montpellier den 11. November 1688, trat 1703 in den Orden, und lehrte in den Schulen desselben Humaniora und Mathematik. Fontenelle und der Pater Tournemine zogen ihn, als wohlwollende Beförderer seiner wissenschaftlichen Strebungen, 1720 von Toulouse nach Paris, wo er den 11. Januar 1757 starb, geschätzt wegen seiner gelehrten Kentnisse, seines erheiternden Umgangs und seiner echt religiösen Gesinnung. Er war ein gelehrter Mathematiker, vertraut mit der Geschichte seiner Wissenschaft, mit allen mathematischen Entdeckungen u. Schriften, und besaß überhaupt ein leichtes, fruchtbares und schöpferisches Genie, viel Witz und Leichtigkeit in Entwicklung seiner Ideen, aber zugleich eine allzu lebhafte, ungezähmte Einbildungskraft, die ihm nicht ganz selten den richtigen Gesichtspunkt verrückte. Daher bahnte er zwar neue Wege, nahm aber auch zugleich eine Menge von Hypothesen an, die ihn öfters über die Gränzen führten, welche ihm die Geometrie vorschrieb. Wo er seine Einbildungskraft zu beherrschen wußte, schrieb er sehr richtig und gründlich, und daher wurden seine Aufsätze im Journal de Trévoux, deren über 300 gedruckt wurden, und im Mercure, mit Nutzen und Vergnügen gelesen. Seine drei Hauptwerke sind: 1) Traité de la pésanteur universelle. Par. 1724. Vol. II. 12., worin er das System des Universums entwickelte, und behauptete, daß Alles in der Welt von zwei großen Grundsätzen abhange, von der Schwere der Körper und der Thätigkeit der Geister, wovon die erste unaufhörlich nach Ruhe strebe, die andere aber die Thätigkeit erhalte. 2) Mathématique universelle abrégée à l'usage et à la portée de tout le monde. Par. 1728. 4., hatte seine Aufnahme in die königl. Societät zu London zur Folge. 3) Optique des couleurs. Par. 1740. 12. Teutsch. Halle 1747. 8. Das meiste Aufsehen machte seine Erfindung eines sogenanten Farben- oder Augenclaviers. Er ließ sich nämlich, von seiner Einbildungskraft verführt, einfallen, der Sele durch die Verbindung und durch den Wechsel der Farben dasselbe Vergnügen zu verschaffen, welches sie durch die Verbindung und den Wechsel der Töne erhält. Die erste Nachricht von dieser angeblichen Erfindung gab er im Journal de Trévoux vom Jahr 1725, und eine zweite in eben diesem Journal 1735. Teutsch: Beschreibung der Augenorgel oder des Augen-

1) *Amoretti.* Viaggio da Milano ai tre Laghi. Quarta edizione. (Milano 1814.) p. 166. 2) Joh. Casp. Füßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. IV. S. 170, 165, 185 und 41.

claviers, so der berühmte Mathematikus Castel erfunden hat, von G. P. Telemann. Hamb. 1739. 4., auch in Mizlers musik. Bibl. Bd. 2. Th. 2. S. 269 ff. wieder abgedruckt. Außer dieser Nachricht steht noch im Mercure de France 1755 in Beziehung auf diese Erfindung: Lettre à Mr. Rondet au sujet du clavecin des couleurs. Castel verwendete viele Zeit und Kosten auf die Verfertigung eines solchen Instruments, aber die Ausführung entsprach weder seiner Absicht, noch der Erwartung des Publikums; inzwischen waren seine Bemühungen in anderer Hinsicht nicht fruchtlos, indem sie zu mehren wichtigen Beobachtungen Anlaß gaben. Er soll auch sehr viel zur Entwicklung der Idee beigetragen haben, die Rameau in seinen Schriften bekant machte. Seine übrigen literarischen Arbeiten können übergangen werden*). (*Baur.*)

CASTELA Turp., eine Pflanzen-Gattung aus der 8. Linné'schen Klasse, deren natürliche Verwandtschaft dunkel ist. Char. Vierzähniger Kelch. Vier Corollenblätter mit den Staubfäden auf einem perigynischen Ringe eingefügt. Vier einsamige Steinfrüchte. Es gibt zwei dornige Arten, C. depressa und erecta *Turp.* auf den westindischen Inseln. (*Sprengel.*)

CASTELANE, Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Niederalpen, welcher auf 25¹¹ □Meilen in 6 Kantonen und 46 Gemeinden 21,225 Einw. enthält. Sie liegt unter 43° 55′ Br. und 24° 24′ L. in einem fruchtbaren Thale am Verdon, über welchem auf einem Berge ihre Pfarrkirche und 1 Eremitage stehen, hat außerdem 1 Kirche, 1 alten bischöfl. Palast, den sonst der Bischof von Senez bewohnte, 350 Häuser und 1980 Einw., die 3 Hutfabr., 1 große Gärberei und Färbereien unterhalten, und mit trockenen Früchten, worunter besonders die Pflaumen köstlich sind, und mit Wolle handeln. Etwa ½ Meile von der Stadt sieht man eine salzige Quelle, die so stark fließt, daß sie eine Mühle treiben kann, aber nicht benutzt wird. (*Hassel.*)

CASTELBERG, ist der Name von sechs Bergen im Großh. Baden, welche von Sulzburg bis ans Oosthal auf einer Strecke von 15 t. M. in einerlei Richtung sich erheben, alle, einen ausgenommen, an Engpässen der Abnoben, mehre mit römischen Denkzeichen, oder in der Nähe römischer Niederlassungen. Sie haben also ohne Zweifel ihren Namen von Castellen, welche die Römer auf denselben angelegt hatten, um die decumatischen Felder gegen rasche Überfälle aus den Gebirgen des Schwarzwaldes zu schützen. — Fecht zählt sie [1] unter folgenden nähern Bezeichnungen auf: der weinherrliche über dem engen wildromantischen Thale bei Sulzburg; der waldumkränzte, malerische, am Eingange des Elzachthales; der ihm benachbarte von mäßiger Höhe, ½ St. östlich von Emmendingen, neben dem Weiherschlößchen, das seine Badequelle von ihm empfängt; der sehr schroffe bei Ettenheimmünster im Anfange des Münsterthales, mit der Gisenburg; der berühmte, das Kinzigthal verschließende, bei Gengenbach; und endlich der sechste am Oosthale. Wir werden sie einzeln umständlicher an den eben bezeichneten Orten, zu denen sie gehören, hier aber nur den waldumkränzten malerischen näher besprechen, von dem das Schloß und die Herrschaft Castelberg ihren Namen erhalten haben. Er steigt am Eingange des Elzachthales zunächst über der Stadt Waldkirch empor, und trägt auf seinem Gipfel die Ruinen des alten Schlosses Castelberg, das wahrscheinlich an die Stelle der Römerburg trat, und in dem dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerstört wurde. Nach Urkunden aus dem Ende des 13. Jahrh. war Castelberg von alten Zeiten her eine Herrschaft des Hauses Habsburg. Im Anfange des 14. Jahrh. trugen sie die Dynasten von Schwarzenberg von Herzog Leopold von Östreich zu Lehen, verkauften sie aber nebst der Stadt Waldkirch und Allem, was sie von Östreich in lehnbarem Besitze hatten, mit Bewilligung der Lehnsherrschaft im J. 1354 um 2140 Mark Silbers an mehre Herren, welche im Jahre darauf von Herzog Albrecht von Östreich die Belehnung hierüber erlangten [2]). Noch gegen das Ende des 14. Jahrh. hatte der eine derselben, Martin Malterer, auf der Burg Castelberg seinen Sitz [3]); als er aber in der Schlacht bei Sempach i. J. 1386 gefallen war, und von seiner Gemalin Anna keine männliche Nachkommenschaft hinterlassen hatte, fiel Schloß und Herrschaft Castelberg an das Haus Östreich zurück. Herzog Leopold III. zog sie sofort an sich, und versetzte sie nebst der Herrschaft Tryberg im J. 1396 an Grafen Hermann von Sulz, welcher aber, von Schulden gedrückt, sie schon i. J. 1410 wieder, und zwar an Berthold von Stauffen verpfändete [4]). Nach dieser Zeit muß das Collegiatstift Waldkirch zum Besitze derselben gekommen seyn: denn 1489 unter seinem dritten Propste Georgius de Landek trat es die Herrschaft Castel- und Schwarzenberg nebst der Stadt Waldkirch an Östreich gegen das Patronatrecht von Schönberg ab [5]). Doch vor und nach dieser Zeit waren die Herren von Stauffen im Besitze von Theilen der Herrschaft Castelberg [6]); erst im J. 1565 löste sie das Erzhaus Östreich von ihnen wieder ein, und übernahm sie durch Bevollmächtigte [7]). C. war übrigens ein alter Bestandtheil der Landgrafschaft Breisgau, und seit sich das Land im 15. Jahrh. in Stände zusammengezogen hatte, Mitglied des dritten Standes desselben. Als Östreich im J. 1567 auch die Herrschaft Schwarzenberg erkauft hatte, wurde C. mit derselben zu einem Obervogteiamte verbunden [8]), und blieb eine östreichische Cameralherrschaft, bis sie am Ende

*) Journal de Trévoux, Avril 1757. Esprit, saillies et singularités du *P. Castel*, par l'abbé *de la Porte*. Amst. (Par.) 1763. 12. Leipz. gel. Zeit. 1757. S. 529. *la Borde* essai sur la musique. Gerber's Lex. d. Tonkünstler. Forkel's Lit. der Musik, Register. Blankenburg's Zus. zu Sulzer's Theorie, Register. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII.

1) In s. Geschichte der großherzogl. badischen Landschaften, II, 39, nach dessen eigener Forschung.

2) *Gerbert.* in Hist. Nigr. Sylv. II, pag. 130. Geograph. histor. Lex. von Schwaben, I, Art. Kastelberg. Kolb Lexicon von Baden, I, S. 186. und III, S. 208. 3) Kolb III, 342, sagt im Anfange des 15. Jahrhunderts. 4) Kolb I, 186. Geograph. Lex. von Schwaben a. a. O. 5) Kolb III, 343 u. 345. 6) *Gerbert.* in Histor. Nigr. Sylv. II, 229. Kolb I, 186. 7) Histor. geograph. Lexic. v. Schwaben a. a. O. Kolb a. a. O. 8) Histor. geogr. Lexic. v. Schwaben a. a. O. Kolb III, 208.

des J. 1805 durch den preßburger Frieden mit dem Breisgaue an Baden übergeben wurde. — Die Bestandtheile der Herrschaft sind: die Burg Castelberg und die Orte Collnau, Gutach, Bleibach, Oberwinden und Simonswald. Zu ihr gehören an Waldung auch der sogenante Beyenwald von 385 Juchart 86 Ruthen, und der Castelwald von 149 J. 121 Ruth. Sie ist jetzt dem großh. Bezirksamte Waldkirch zugetheilt. Die Hauptnahrungszweige ihrer Bewohner sind Acker- und Feldbau, Handel mit Dielen, Latten, Rebholz und allen zum Feldbau erfoderlichen Holzwaren, vorzüglich aber Schweinehandel. (*Leger.*)

CASTELFABEY, Villa in der span. Prov. und im Govierno Valencia, den Rittern von Montesa gehörig, am Guadalaviar, mit 1170 Einw., die vortreffliche Nüsse versenden. (*Stein.*)

CASTELHOLM, 1) eine kleine Felseninsel bei oder vielmehr in Stockholm (da Schwedens Hauptstadt auf Inseln im Mälarsee und im Meer liegt), mit einem Fort. Von lieblichen Birken, unter welchen Sitze errichtet sind, beschattet, und mit der Insel Skeppsholm durch eine hölzerne Brücke verbunden, gewährt Castelholm durch seine hohe Lage eine herrliche Aussicht über die Stadt und einen Theil des Thiergartens (Djurgården).— 2) Ruine eines in der schwedischen Geschichte berühmten Schlosses, auf der größten der zu Finnland gehörigen Ålands-Inseln im bothnischen Meerbusen. Das Schloß ward durch Birger Jarl (der auch zu Stockholm 1262 eine Feste bauete) gegründet; bis 1634 war es Sitz des Landeshauptmanns über Åland, 1571 eines der Gefängnisse König Erichs XIV. Castelholm, zum Pastorat Sund gehörig, dient jetzt als Krongefängniß. (*v. Schubert.*)

Castelia Cav., s. Priva Adans. Juss.

CASTELL, Grafschaft in Franken, deren Besitzungen im Rezat- und Untermainkreise des Königreichs Baiern liegen, und einen Flächenraum von ungefähr 4 Q. M. ausmachen. Der Boden der Grafschaft wird nicht von bedeutenden Gewässern durchschnitten. Im Wiesenthale bei Rüdenhausen befindet sich ein sehr tiefer Wassertümpel, das grundlose Loch genant, aus welchem ein ziemlich starker Bach fließt, welcher gegen Kleinlangheim hinabläuft, sich bei dem Dorfe Dülstadt in die Schwarzach ergießt und mit dieser bei Stadtschwarzach von dem Main verschlungen wird. In einem Theile der Grafschaft erhebt sich der Steigerwald, eines der vorzüglichsten Waldgebirge des Frankenlandes. Die Fruchtbarkeit, obgleich nach Verschiedenheit der Lage und anderer Verhältnisse sehr verschieden, ist im Ganzen doch nicht unbedeutend. An Naturprodukten liefert die Grafschaft: Getreide, Wein (den besten bei Rödelsee), Küchen- und Futterkräuter, Hülsenfrüchte, Obst, besonders Zwetschen (welche bei Rüdenhausen, Feuerbach, Klein- und Großlangheim am häufigsten und besten in Franken gewonnen werden), Holz (hauptsächlich auf dem Steigerwalde), Rindvieh, Alabaster-Gips und Federweiß bei Castell, gute Steinbrüche bei Abtswind u. s. w. Außerdem findet man viele Mahl- und einige Schneidemühlen, 1 Pulver- und 2 Papiermühlen, 1 Potaschensiederei, mehre Bierbrauereien, Ziegel-, Gips- und Kalkbrennereien. Die Einwohner, 10,000 an der Zahl, wovon 8370 der evangelischen, 1080 der katholischen und 550 der jüdischen Religion zugethan sind, nähren sich hauptsächlich vom Acker- und Weinbaue und von der Viehzucht. Die jährlichen Einkünfte der ganzen Grafschaft mögen sich auf 60,000 fl. belaufen. Die Justiz- und Polizei-Verwaltung ist in 3 Bezirke unter der Justiz-Kanzlei zu Castell vertheilt und sind: die Herrschaftsgerichte: 1) zu Burghaslach und 2) zu Rüdenhausen im Rezatkreise, 3) zu Remlingen im Untermainkreise. Die innere statsrechtliche Verfassung des gräflichen Hauses und seiner Glieder ist hauptsächlich bestimt durch eine, von den gräflichen Brüdern Konrad, Heinrich und Georg im J. 1560 geschlossene Erbeinigung, so wie durch einen neuern, im J. 1794 errichteten Nachtrag, welche beide mit k. b. Bestätigung versehen sind. Der gegenwärtige Graf und Standesherr ist Christian Friedrich, Graf von Castell-Remlingen und Reichsrath des Königreichs; das Wapen ein in Roth und Silber quadrirter Schild. — Die gräflich castellische Familie, welche zu den ältesten ihres Stammes in Teutschland gehört und nebst dem Hause Hohenlohe von den vielen alten Grafen- und Dynasten-Geschlechtern in Franken nur noch allein übrig ist, stamt ursprünglich von den Grafen des Ipsgaues ab. Obgleich man die Genealogie dieses Geschlechts schon von der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. anzufangen pflegt: so ist doch Graf Friedrich I. dessen ältester gewisser Stamvater. Dieser vertauschte den Grafentitel mit dem bloßen Namen Herr von Castell, und starb 1090. Ruprecht II., Dynast von Castell, erhielt im Jahr 1168 das Oberschenkenamt vom Fürstenthum Würzburg als Mannslehen für sich und seine Nachkommen. Graf Ruprecht III. nimt ums J. 1200 den Grafentitel wieder an. Graf Friedrich II. war der Letzte, welcher die Grafschaft in ihrem alten Umfange vollständig und allein besaß; er starb im J. 1251. Um's J. 1258 theilte Graf Heinrich II. mit seinem Bruder Hermann die Grafschaft, und erhielt das untere oder westliche Bergschloß Castell, das Schloß Hallburg am Main, die Hälfte der Stadt Volkach, und viele Dörfer, Höfe und Güter. Von nun an sind die Theilungen häufig. Durch diese, wie durch die Familienzwiste, unglückliche Fehden und fromme Stiftungen schmolzen die ehemaligen, weit umfassenden Besitzungen der Grafen so zusammen, daß die noch vorhandenen, zerstreueten gräflichen Güter nur als Trümmer des ehemaligen Ganzen anzusehen sind. Beträchtliche Theile derselben, z. B. die Städte Gerolzhofen, Schwarzach und Volkach, sind an Würzburg gekommen. Zu Ende des 16. Jahrh. theilte sich das Haus in 2 Linien: Castell-Remlingen und Castell-Rüdenhausen, deren jede ihre eigenen Besitzungen und Landesadministrationen hatte. Von diesen Linien starb die jüngere, die Rüdenhausensche im J. 1803 mit dem Grafen Friedrich Ludwig aus; die ältere, Remlingensche, vereinigt nun alle castellische Besitzungen, und blüht noch in 2 Nebenlinien, den Grafen Albrecht Friedrich und Christian Friedrich, beide mit männlicher Descendenz versehen. Im J. 1806 wurde die Grafschaft Castell mediatisirt und unter baierische Landeshoheit gebracht; 1810 ging ein großer Theil derselben an die Souveränetät des Großherzogthums Würzburg über, 1814 aber kamen alle

Besitzungen der Grafschaft unter die Souveränetät von Baiern. — Castell (Castellum), ein offener Ort am nördlichen Abhange des Steigerwaldes, von Kitzingen 3 und von Iphofen 2 St. entfernt, im Herrschaftsgerichte Rüdenhausen. Von ihm schreiben sich die Grafen gleiches Namens. Dieser Ort enthält ein, unter dem Grafen Wolfgang Dietrich erbautes Schloß, Residenz des Grafen, mit einem hübschen Garten, einer schönen Kirche, einem Kanzleigebäude, einer herrschaftlichen Meierei, außer den Dienerschaftswohnungen 78 bürgerliche Häuser, in welchen gegen 600 Selen wohnen. Ferner befinden sich daselbst die gräfliche Justizkanzlei, eine Domänenkammer, ein Physikat, Archiv, eine 1798 errichtete Lehranstalt mit 3 Lehrern, 3 Bierbrauereien, 2 Mahlmühlen, 1 Gipsbrennerei, 1 Potaschensiederei, ansehnlicher Getreide-, Wein- und Obstbau. Der Alabastergips, welcher in der Gegend von Castell, besonders auf dem benachbarten Schloßberge, häufig gefunden wird und sich zu kleinen Tischplatten, Wandbekleidungen, Figuren rc., sehr leicht verarbeiten läßt, macht einen gesuchten Artikel aus. Das Federweiß in der Gegend wird noch höher, als der Gips und Alabaster geschätzt. Das Quellwasser im Orte, welches mineralische Bestandtheile enthält, wurde ehemals für sehr heilsam gehalten und zur Kur gebraucht. — Castell erscheint schon im Anfange des 9. Jahrh. als eine Besitzung des Grafen Megingoz, welcher wahrscheinlich der Stamvater des gräfl. Hauses Castell ist. Auf den beiden Hügeln, an deren Abhängen Castell liegt, standen ehemals 2 Schlösser, als Burgwohnungen zweier Linien dieses Hauses. Von dem einen derselben ist nichts, von dem andern, das bis 1740 bewohnbar war, nur noch ein Thurm übrig, der weit umher sichtbar ist*). (*Eisenmann.*)

Castellan, s. Burg.

CASTELLANETA, Stadt und Bischofssitz an der Lieta, in der neapolitanischen Provinz Otranto, von ungefähr 4500 Einw. (*W. Müller.*)

CASTELLARO, Marktflecken im Mantuanischen, wo 1796 ein Gefecht vorfiel. (*W. Müller.*)

CASTELLAZO, im Bregellthal des graubündnerischen Gotteshausbundes. Dieses Schloß, mit Äckern umgeben, liegt oberhalb eines Kastanienwaldes, Brambem genant. Es wird für den Stamsitz des adeligen Geschlechts derer von Salis gehalten, das nicht nur über ganz Graubünden, sondern über die meisten europäischen Länder sich ausgebreitet, und eine Reihefolge berühmter Helden, Statsmänner, Gelehrten und Dichter aufzuweisen hat**). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CASTELLAZZO, in Italien, 1) Stadt in der piemont. Prov. Alessandria, wo die Flüsse Tanaro und Orba sich vereinigen, mit 4800 Einwohnern, die Landwirthschaft und Kleinhandel treiben. — 2) C. de Georgi, ein durch seinen ergiebigen Reißbau bekanter Ort in der piemont. Provinz Mortara. — 3) Ein prächtiger Landsitz in der piemont. Provinz Novara, bei Mailand, gegen den Lago Maggiore zu, welchen ein Graf Arconati angelegt hat †). (*W. Müller.*)

CASTELLEONE, Stadt im Cremonesischen am Serio, mit dem Titel eines Marchesats. (*W. Müller.*)

CASTELLI, (Benedict), einer der berühmtesten Schüler Galiläi's, besonders verdient um die Hydraulik, für welche er einen Theil, die Theorie der fließenden Gewässer, gewisser Maßen erst erschuf. Er wurde geboren zu Brescia im J. 1577, und ging im J. 1597 in das dortige Kloster S. S. Faustini et Jovitae, wurde auch späterhin Abt eines Benedictinerklosters von der Congregation des Monte Casino. Er lehrte die Mathematik mit ausgezeichnetem Erfolge erst an der Universität zu Pisa und nachher am Collegio della Sapienza in Rom, wo er im J. 1644 starb. Bonav. Cavallieri und Evang. Torricelli waren seine Schüler; auf seine Empfehlung kam der Letztere zu dem erblindeten Galiläi. Als geschickter praktischer Hydrauliker bewies sich Castelli durch seine Wasserbauten am trasimenischen See und am See von Bacca; als Schriftsteller ist er besonders durch sein Werk della misura dell' acque correnti berühmt, welches zuerst im J. 1628 zu Rom erschien und nachher öfter abgedruckt worden ist, unter andern auch in der großen Raccolta d'autori, che trattano del moto dell' acque. Zwar irrt C., wenn er, auf einen unrichtigen Versuch sich stützend, annimt, die Geschwindigkeit des fließenden Wassers verhalte sich, wie seine Höhe; indessen hat er das Verdienst, zuerst gezeigt zu haben, wie man die Bewegung des Wassers durch einen solchen Satz berechnen kann, der die Geschwindigkeit vermittelst der Wasserhöhe bestimt. Zur Abmessung der Zeit bei seinen Versuchen bediente sich C. schon des Pendels. — Außer dem schon angegebenen Werke hat C. noch mehre kleine Schriften, meistens hydrostatischen und hydrodynamischen Inhalts, hinterlassen, die zum Theil noch ungedruckt sind*). (*Gartz.*)

CASTELLETTI (Cristofano), dieser Dichter, über dessen Lebensumstände die italienischen Literatoren nichts berichten, gehört in die letzte Hälfte des 16. Jahrh. Er hat einige Komödien in Prosa hinterlassen. Wichtiger ist aber sein Schäferdrama Amarilli, zuerst gedruckt 1581 (?), erste Überarbeitung, Venezia 1582, zweite Überarbeitung, Venez. 1587. Es ist in ungleichen Reimversen, wie der Aminto, geschrieben, und zeichnet sich durch Eleganz des Stils aus ††). (*W. Müller.*)

CASTELLIO (Chateillon, Chastillon, auch Castalio*), Sebastian), ein berühmter Theolog, Exeget und fruchtbarer Schriftsteller der Reformationsperiode,

---

*) Vgl. Abriß einer genealogischen Geschichte des gräflichen Hauses Castell in Franken, von F. W. Eichbeck u. s. w. 1813, und: statistisch-historisch-geographische Beschreibung der Grafschaft Castell in Franken, von demselb. Verf. 1808.

**) Vgl. H. L. Lehmann. Die Republik Graubünden. II. S. 314.

†) S. Delizie della Villa di C. descritto dell' Abb. *Felice Leonado.* Vgl. Bolkmann.

*) Vita *Ben. Castelli* Brixiensis cet. ex Mariani Armellini Bibliotheca Benedictino-Casinensi excerpta, emendatius recusa et nonnullis additionibus illustrata. Dresdae 1745. — *Jo. Poleni* de motu aquae mixto libri II. Patavii 1717. §§. 23, 24. Kästner's Anfangsgründe der Hydrodynamik. 2. Aufl. Gött. 1797. §. 92.

††) S. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. T. VI. p. 366 sqq.

*) Des letzten Namens bediente er sich einige Zeit, wegen der Ähnlichkeit mit Castalia, der bekanten Quelle zu Delphi, nachdem er zu Lyon von Jemanden zufällig so war genant worden; nachher entsagte er demselben wieder, als einem Zeichen der Eitelkeit.

geb. 1515 zu Chatillon in Bresse, von armen Ältern. Aus seiner Jugendzeit wird nur gemeldet, daß seine Ältern auf fremdes Anrathen, wegen seiner vorzüglichen Anlagen, endlich einwilligten, daß er sich den Studien widme, wobei er zu Lyon Unterstützung fand. Zu Strasburg wurde er 1540 und 1541 mit Calvin bekant. Dieser bewog ihn, wegen seiner vorzüglichen Kentniß der griech. und lat. Sprache, zur Annahme des Rectorats zu Genf. Bald aber gerieth er mit Calvin und den übrigen genfer Theologen in Streit, da er das Hohe Lied nicht allegorisch deuten, und als eine unanständige Dichtung aus dem Kanon verbannen wollte: dazu kam seine abweichende Meinung über Christus Höllenfahrt und seine aufrichtige Äußerung in einer öffentlichen Disputation über die Gnadenwahl, daß er dieses Geheimniß nicht verstehe. Als Rector jedoch gibt ihm Calvin das beste Zeugniß, und sagt: er wäre Pfarrer geworden, wenn jene Meinungen es nicht verhindert hätten. Im J. 1544 fand er gerathen, seine Schulstelle aufzugeben und Genf zu verlassen. Er fand zu Basel, wo er 1552 zum Prof. der griech. Sprache ernant wurde, eine Zuflucht, die ihm Bern verweigerte. Hier edirte er: Dialogorum Sacrorum Libr. IV. 1545 und 1548, und vermehrt 1551, seitdem oft edirt: eine Samlung von Dialogen, die in reiner latein. Sprache die biblischen Geschichten darstellen. Sibyllina oracula carmine heroico reddita cum annotatt. 1546. Moses Latinus ex Hebraeo factus cum annotatt. 8. 1546, wo die für jene Zeit merkwürdigen Sätze vorkommen, daß man die Leichname der Verbrecher nicht am Galgen lassen, und wegen Diebstahls keine Todesstrafen auflegen sollte. — Sirillus, ecloga de nativitate Christi, 1546. Psalterium latinum cum annotatt. 1547. 16. Vita Joannis Baptistae, carmine Graeco heroico. 1548. Jonas Propheta carmine latino heroico. 1548. — Sein Hauptwerk ist die latein. Bibelübersetzung mit Noten, Basileae excud. Jac. Parcus, sumtibus Oporini. 1551, seit 1542 hatte er daran gearbeitet. Sie wurde oft edirt; die letzte von ihm selbst verbesserte Ausgabe ist von 1556. Eine neuere von Bünemann, Leipzig 1738, enthält auch eine gründliche Prüfung des Werthes der Übersetzung. Castellio erkante den Nutzen einer lesbarern Bibelübersetzung: er strebte daher nach möglichster Reinheit der lateinischen Diction, in der Hoffnung, dadurch Manche zum Lesen der Bibel zu bewegen, denen die wörtlichen Übersetzungen zuwider waren. Die Übersetzung ist getreu, und beweiset, so wie die Noten, welche theils Erklärungen, theils kritische Verbesserungen des hebr. Textes enthalten, seine gründliche Kentniß der hebräischen Sprache: mit Bescheidenheit macht er auf die Schwierigkeiten aufmerksam, weil die Bedeutungen mancher Wörter, die nirgends, als in der Bibel vorkommen, ungewiß seien. Nach den gleichen Grundsätzen bearbeitete er seine franz. Bibelübersetzung, Basel 1555. — Castellio, den genfer Theologen schon verhaßt, wegen seiner gemäßigtern Begriffe von der Gnadenwahl u. s. w., wurde es noch mehr, als ein, kurz nach des unglücklichen Serveto Tode 1553, unter dem Namen Martinus Bellius erschienener Band kleinerer Abhandlungen verschiedener Verfasser zu Empfehlung der Toleranz, allgemein ihm zugeschrieben wurde. (De haereticis quid sit cum eis agendum variorum sententiae. 1554.) In der Vorrede wird die Bestrafung der Ketzer gemißbilligt und die Toleranz vertheidigt. Castellio läugnete vergeblich die Theilnahme. Beza suchte nun die Verpflichtung der Obrigkeit, die Ketzer zu strafen, in einer dagegen gerichteten Schrift (De haereticis a civili magistratu puniendis 1554) zu beweisen. — Castellio's lat. und franz. Bibelübersetzung gab den Anlaß, dem Hasse Luft zu machen. Beza, mit dem Hebräischen weniger vertraut, tadelte besonders die Übersetzung des N. T. mit den heftigsten Ausdrücken (in den Noten zu seiner Übersetzung des N. T. 1556). Er warf ihm nicht bloß falsche Erklärungen, sondern absichtliche und gottlose Verdrehungen vor. Noch heftiger ist der Brief der Ministres de Génève, oder die Vorrede zu der genfer Ausgabe des N. T. von 1560. Hier wird Castellio geradezu instrument choisi de Satan genant. Allerdings mögen in Einigem eine affectirte Eleganz der lat. Sprache, so wie im Franz. einzele gewagte oder triviale Ausdrücke gefunden werden; man kann es tadeln, daß er allgemein angenommene Kunstausdrücke, wie angelus, baptisma u. s. w., durch gut latein., aber weniger klare, wie genius, lotio, ersetzt hat; auch scheint es, daß er bei einigen Stellen gesucht habe, sich von den Meinungen der Genfer so viel möglich zu entfernen: aber offenbar verführte die Leidenschaft seine Gegner zur höchsten Ungerechtigkeit; selbst die Vermeidung der Hebraismen tadelte Beza heftig und nante es impium, daß Cast. behaupte, der h. Geist habe den Aposteln nur die Sachen, nicht die Worte eingegeben, und die Hebraismen kommen daher, daß die Apostel Hebräer waren. Da es Dogmen gibt, die nur auf Hebraismen beruhen, so glaubten die Orthodoxen, für ihren Herd kämpfen zu müssen. Eben so heftig war der Lärm bei Katholiken: selbst der gelehrte und sonst gerechte Thuanus (lib. 34. ad annum 1563) äußert sich auf bloßes Hörensagen sehr hart. Der durch seine Lügen berüchtigte Jesuit Garasse zählte (in Doctrine curieuse) pöbelhafte Ausdrücke der franz. Übersetzung auf, die sich nach Bayle's Zeugnisse nicht darin finden, und diese jesuitische Verleumdung wurde überall nachgesagt. Die Übersetzung wurde heidnisch genant, und darin, daß er bei der Schöpfungsgeschichte anstatt: Gott sprach (dixit), übersetzte, befahl (jussit), wurde ein Beweis gefunden, daß er die Dreieinigkeit läugne: afin d'ôter la connoissance du verbe éternel dans la création du monde. — Castellio gemäßigt und friedliebend, gab in Einigem nach, und brauchte in der Ausgabe von 1556 unter andern die Ausdrücke angelus und baptisma. Aber vergeblich; und da die latein. Übersetzung des älteren mystischen Werkes: Teutsche Theologie, welche 1557 zu Basel unter dem falschen Namen Joannis Theophili erschien, so wie die französ. unter dem Titel: traité du vieil et nouvel homme, ihm zugeschrieben wurde: so kam zu den übrigen Vorwürfen auch noch derjenige der Schwärmerei. Selbst an Verunglimpfungen seines persönlichen Charakters fehlte es nicht; Calvin und Beza schmäheten ihn auf's heftigste, weil sie jedem böswilligen Gerüchte Glauben schenkten, das ihnen von Leuten, die sich damit einschmeicheln wollten, zugetragen wurde. Doch waren

die Bemühungen, seine Verjagung von Basel zu bewirken, immer fruchtlos; sein unbescholtener Wandel und seine Gelehrsamkeit verschafften ihm Schutz, obgleich die Universität die Noten zum Briefe an die Römer verworfen hatte, als mit den Dogmen von der Prädestination und der göttlichen Gnade streitend. Castellio, der lange die Angriffe ruhig ertrug, sah sich endlich zur Vertheidigung genöthigt: er that es mit rühmlicher Mäßigung in der Defensio suarum translationum Bibliorum et maxime novi Foederis. Basil. 1562. 8., worauf Beza mit vieler Leidenschaftlichkeit antwortete in der Responsio ad defensiones et reprehensiones Seb. Castellionis. Genev. 1563. — Der Abscheu vor den vermeintlichen Ketzereien seiner Übersetzung pflanzte sich fort, obgleich es niemals an Stimmen zu Gunsten derselben fehlte *) — Auch die lat. Übersetzung mehrer Dialogen des bekanten Antitrinitariers Bernhard Ochin (Ocellus) wird ihm zugeschrieben, und brachte ihn in den Verdacht, daß er die Meinung desselben billige. (Ochini Dialogi XXX. In duos libros divisi, Basil. 1563. 2 Vol. 12.) Ferner schrieb er: Dialogi de praedestinatione, de electione, de libero arbitrio, de fide etc., welche Felix Turpio Urbevetanus (d. h. Faustus Socinus Senensis) edirte, Aresdorfii 1578. und wieder: Francofurd. 1696. 8. Hier findet sich auch seine Defensio adversus Calvinum de Calumnia; welche früher anonym, ohne Ort und Jahr unter dem Titel erschien: Anti-Inquisitor contra calumniam et calumniatores etc., worin er sich, so wie in der Dedication der lat. Bibel an König Eduard von England stark gegen Todesstrafen der Ketzer erklärt. Enumeratio quinque impedimentorum in cognitione veritatis. Übersetzung von Thomas a Kempis de imitando Christo, Xenophon de rep. Athen., Cyrillus Alexandrinus de exitu animi, Homeri carmina. Alle diese und noch einige andere Schriften **) lieferte Cast., obgleich er in tiefer Armuth sein Leben nur auf 48 Jahre brachte. Um für seine acht Kinder den dürftigen Unterhalt zu erwerben, mußte er sein kleines Grundstück selbst bearbeiten, und die Noth zwang ihn, gleich andern Armen, zuweilen in dem angeschwollenen Rheine Holz aufzufischen, was seine entferntern Feinde böswillig Holzdiebstahl nanten. Er starb in großer Noth 29. December 1563. Drei polnische Edelleute, seine Schüler, setzten ihm ein Grabmahl in der Hauptkirche. Selbst sein Leichnam wurde noch verfolgt und aus der Gruft der Familie Grynäus durch den Professor Johann Jakob Grynäus wieder weggeschafft. — Castellio gehört zu den denkenden Theologen, die nach dem wahren Grundsatze des Protestantismus, unbesorgt um das kirchliche System, demjenigen folgen, was sie durch gründliche Studien in der h. Schrift finden. Deßwegen wurde er den strengen Calvinisten eben so verhaßt, als den Katholiken. An gründlicher Kentniß der hebräischen Sprache kam ihm keiner der damaligen genfer Theologen gleich, und die Biogr. Universelle hat Unrecht, seine Kentniß des Hebr. in Zweifel zu ziehen. In wiefern er der socianischen Lehre beistimte, ist schwer zu entscheiden, doch eher zu verneinen. Wenn Bayle von ihm sagt, er hätte besser gethan, bei dem Griech. zu bleiben und sich nicht in theolog. Händel zu mischen, oder doch die Regel des Äsopus zu befolgen, man müsse sich den Königen entweder gar nicht nähern oder ihnen nur angenehme Dinge sagen: so werden wir Castellio desto mehr achten, daß er auch im Elende seiner Überzeugung treu blieb. Die Anschwärzungen seines Charakters werden durch die rühmlichsten Zeugnisse von vielen Augenzeugen zu Basel widerlegt. Von Einigen wurde ihm auch unrichtig die erst nach seinem Tode erschienene Schrift zugeschrieben: In haereticis coërcendis quatenus progredi liceat, Mini Celsi Senensis disputatio. Siehe Celsus, Minos †). (*Escher.*)

Castellioneus, s. Castiglione.

CASTELLO, Castel, Ortschaften in Italien und dem benachbarten Tirol. Castel Aragonese, jetzt Castel Sardo genant, eine auf einem hohen Felsen gelegene und durch die Natur mehr als durch die Kunst befestigte Stadt auf der Insel Sardinien, zu der Nordhälfte derselben, Capo di Sassari gehörig. Dabei ist die Ruine von Ampuvias, wovon der in Castel Sardo residirende Bischof den Namen führt. — Castelbuono, bedeutende Parlamentsstadt der Intendantur Palermo, mit 7000 Einw., vor Zeiten der Sitz eines Fürstenthums. Jetzt ist es bekant wegen seines Manna's. — Castelfiorentino, eine Stadt an der Elsa, im Gebiet von Florenz, zum Vicariat Certaldo gehörig, merkwürdig durch die dort gezeigte Zelle der heiligen Verdiana. — Castelfranco, Hauptstadt eines Distrikts der Delegation Treviso, am Musone gelegen, ummauert, mit einem alten Kastelle und gegen 4000 Einwohner. Es ist der Geburtsort des berühmten Malers Giorgione (Giorgio Barbarelli) und eines Zeitgenossen und Nachahmers des Tizian Orazio da Castelfranco *). Außerdem gibt es noch ein Castelfranco nicht weit von Nizza in dem Herzogthum Genua, Riviera di Ponente; ein andres mit dem Zusatze di Sotto, am Arno, zum toskanischen Vicariat S. Miniato im florent. Gebiet gehörig; ein drittes im Bolognesischen zwischen den Kanälen Cäsarea und

*) S. B. Conrad Gesner in der Bibliotheca; *Simon Episcopius* Institut. Theolog. 4. 21. p. 277. Melanchthon. Vgl. *R. Simon* Hist. Crit. du Vieu Test. L. 2. c. 21. p. 324. et c. 25. p. 349. *R. Simon* Hist. Crit. des versions du N. T. chap. 24. p. 273. *Le Long* Bibliotheca Sacra. Tom. I. p. 588. 688. Tom. II. p. 77. 535. *Pope Blount* Cens. Autor. p. 493. **) S. *Gesneri* Biblioth. v. Sebastianus Castellio.

†) Außer den schon angeführten Schriften: *Teissier* Eloges des Savans. T. I. 235. T. II. 402. *Beza* in vita Calvini. *Spon* Hist. de Geneve. T. III. Hotting. Kirchengesch. Th. 3. S. 749. 872. *Scaligerana* in *V. Grynaeus. Vossii* Instit. Orat. 4. 1. Athenae Raur. L. Meisters helvet. berühmte Männer. Th. II. S. 269. Hannöversches Magazin. 1763. Th. I. 289 — 316. Vita *Sebast. Castellionis a Jo. Conr. Fueslino.* in Bibl. Hagana III. 2, 324. und teutsch. Frkfrt. u. Leipz. 1775. Journal Helv. 1776. Avril 23 — 26. Allgem. theol. Bibl. XI. 1 — 9. Hallers Bibl. der schweiz. Gesch. 2. 638. *Lacroix du Maine et du Verdier* Bibl. fr. T. II. 402. *Bayle.* Leu Lex. Holzhalb Forts. Biogr. univ.

*) Noch ein Maler führt den Beinamen Castelfranco, Giov. Maria da Castelfranco, ein Schüler des Lorenzo Costa aus der bolognesischen Schule, wahrscheinlich aus einer andern Stadt dieses Namens.

S. Giovanni; ein viertes in der neapol. Provinz Principato ulteriore, nicht zu verwechseln mit dem ebendaselbst gelegenen Castel de' Franci. — Castel Gandolfo, ein kleines, auf dem hohen Ufer des albaner Sees bei Rom gelegenes Städtchen, merkwürdig durch das Lustschloß, in welchem die Päpste ihre Villegiatura zu halten pflegen. Benedikt XIV. liebte diesen Ort vorzüglich. Zwischen Castel Gandolfo und Albano liegt die schöne Villa Barberini, in deren Garten man Überreste eines Landhauses des Domitian findet. — Castelgnelfo, eine kleine Stadt im Herzogth. Parma, im Distrikt Borgo San Donino, merkwürdig durch ihr im Mittelalter bedeutendes Schloß. — Castellamare, vollständig Castello a mare Stabia, Seestadt im Busen von Neapel, wo er die Biegung nach Sorrent hin anfängt. Sie ist jetzt Distriktsort in der Provinz Napoli, Sitz eines Bischofs und durch Mauern und zwei Kastelle geschützt. Ihr von einem Molo umfaßter Hafen ist gut und dabei ein Schiffswerft und ein Arsenal. Sie zählt gegen 15,000 Einw., die Schifffahrt, Fischerei und kleinen Handel treiben. In ihrer Nachbarschaft findet man mehre Schwefelquellen und die Überbleibsel des durch den Vesuv verschütteten Stabiä, vgl. d. Artikel Stabiae. — Castellamare, sicilische Parlamentsstadt der Intendantur Trapani an einem von ihr benanten Busen des tyrrhenischen Meeres gelegen, mit einem Hafen, welcher den kleinen Handel der Einwohner unterstützt, deren Zahl auf 6000 angegeben wird. Eine Hauptbeschäftigung derselben ist der an dieser Küste sehr ergiebige Sardellenfang. — Castellamonte, Stadt in der piemontesischen Provinz Ivrea, auf einem Hügel gelegen, an dessen Fuße der Malesino fließt. Sie hat einen großen, mit Hallen umgebenen Marktplatz und ein Schloß, welches sie benent. Die Einw., gegen 5000, bauen Wein, und treiben einen kleinen Handel mit Butter und Käse und ihren in gutem Rufe stehenden Töpfergeschirren und Schmelztiegeln.

Castello, 1) alte Villa der Mediceer bei Florenz, welche Cosimo I. und Leopold haben ausbauen und erweitern lassen. Sie enthält einige werthvolle Freskogemälde und ihre Gärten waren ehemals durch schöne Springbrunnen ausgezeichnet. Auch der Wein von Castello ist berühmt. 2) Ein Städtchen zu dem Vicariat Pietra Santa im florentinischen Gebiet gehörig, merkwürdig durch die Silber-, Kupfer- und Eisenerzgruben des Berges Argentiera. 3) Stadt in der neapolit. Provinz Abruzzo ulteriore I., auf einem Hügel nicht weit von der Apenninenspitze Gran Sasso gelegen. Sie nährt gegen 2500 Einw. und führt sehr viel Faiance und Steingut aus. — Castello Abato, Stadt in der neapolit. Provinz Principato citeriore, bekant durch ergiebige Korallenfischerei, vorzüglichen Wein und Baumwollenpflanzungen. — Cast. della Baronia, Stadt in der neapolit. Provinz Principato ulteriore, gewöhnlicher Sitz des Bischofs von Trevico, bekant durch ein wunderthätiges Gnadenbild. — Castello vetere, Stadt in Calabria ulteriore I., auf einem Hügel mit einem Kastell und vielen Kirchen. Hier stand das alte Caulonia.

Castellonovo, Castellonuovo und Castelnuovo, der Name vieler Ortschaften in Italien. 1) St. in Sicilien, zur Intendantur Messina gehörig, im Süden von Pozzo di Goto. 2) St. unweit Sarzana, im Genuesischen, wo Holz- oder Braunkohlen gegraben werden. 3) St. in der piemont. Provinz Mondovi. 4) St. in der piemontes. Provinz Asti, Geburtsort der Ärzte Argentieri. 5 u. 6) Zwei Städte im Herzogth. Modena, die eine an der Fossa Rossano, die andere am Tevido, einem Seitenflusse des Panaro. 7) St. im Herzogth. Reggio. 8) St. im Bolognesischen. 9) C. di Val di Cecina, Stadt im Cecinerthal zum Vicariat Volterra in Toskana gehörig, berühmt durch die heißen Quellen Fumachi di C. 10) C. della Berardegna, Flecken im Gebiet von Siena, mit einem bedeutenden Jahrmarkte. 11) Cast. de Scrivia, Stadt in der piemont. Provinz Tortona, mit einem alten Schlosse, an der Scrivia gelegen, gegen 5500 Einw. enthaltend, Geburtsort des Bandello. 12) C. di Garfagnana, Marktflecken und Hauptort der zu Modena gehörigen Landschaft Val Garfagnana, am Serchio gelegen, welcher einige Eisenwerke treibt. 13) C. di Terzo, Walddorf im Distr. Borgo S. Donino, zum Herzogth. Parma gehörig. 14) C. Val Tidone, Hauptort des gleichnamigen Thales im Distrikt von Piacenza, mit bedeutendem Marktverkehr.

Castel Sardo, s. Castel Aragonese. Castel vetrano oder veterano, Parlamentsstadt der sicilischen Intendantur Trapani, auf einem Felsen, unfern dem Meere gelegen und eine weite Ebene beherrschend, in welcher ausgezeichneter Reiß gebauet und vortreffliche Herden gehalten werden. Sie zählt zwischen 14 und 15,000 Einwohn., ist aber öde, finster und schmutzig. Der Wein von Castelvetrano wird dem syrakusischen gleich geschätzt und auch sein Öl ist gesucht. Das alte feste Schloß, vor Zeiten ein Fürstensitz, enthält einige Alterthümer und in der Nachbarschaft liegen die Überreste von Selinus. Castel Volturno, ein Kastell am Ausflusse des Volturno, unfern Capua, im Mittelalter ein bedeutender fester Paß.
(Wilh. Müller.)

CASTELLO, östreichisches Dorf im trienter Kreise der gefürsteten Grafschaft Tirol im Thal Tessino, merkwürdig, weil von hier, so wie von den benachbarten Dörfern Cinte und la Pieve aus, ein bedeutender Handel mit Kupferstichen, Landkarten ꝛc. durch Teutschland, Italien, Frankreich, Rußland, Schweden ꝛc. getrieben wird.
(Haan.)

CASTELLO u. Castel, auf der pyr. Halbinsel. Castello Branco (10° 22′ L. 39° 47′ B.), Ciudade u. Hauptort der Correiçao gleiches Namens in der portug. Prov. Beira, dem Orden Christus gehörig, auf einer Anhöhe, welche die Vereza berührt, von doppelten Mauern umgeben, die 7 Thürme decken, 1114 Häusern, 5720 Einw., 1 Citadelle, 2 Stiftskirchen, 2 Klöstern außerhalb der Mauern, 2 Hospitälern und einem reichen Armenhause. Bei dem Palast des hier wohnenden Bischofs sind schöne Gärten. — Castello de la Plana (17° 28′ 43″ L. 36° 50′ B.), Villa und Hauptort eines Governo in der spanischen Prov. Valencia, am Küstenfluß Mijares, ¼ M. vom Meere, mit Mauern und Thürmen umgeben, mit 2 Vorstädten, 8 breiten und geraden Straßen und 2 öffentlichen Plätzen, 10,733 Einw., 1 Pfarrkirche, 6 Klöstern, 2 Hospitälern, 5 Armenhäusern, Lein-

und Hanfweberei, beträchtlichem Handel mit Hanf. Merkwürdig ist ein 260 Fuß hoher und 116 Fuß im Umfange haltender Thurm. — Castel Rodrigo, Villa in der portug. Prov. Beira, Correiçao de Pinhel, an der spanischen Gränze, auf der Südseite eines Berges, mit Mauern, Graben und 13 Thürmen umgeben, mit 68 Häus., 1 Kastell mit einem hohen Thurme und einem Palast der Marquezes, 1 Pfarrkirche u. 1 Armenhause. — Castello de Vide (10° 25′ L. 39° 16′ B.), Villa in der portug. Prov. Alentejo, Correiçao de Portalegre, auf einem Hügel, mit Mauern, 1811 Häus. 5721 Einw., 1 alten festen Kastell auf einem Berge, 3 Kirchen, Tuchweberei. (*Stein.*)

CASTELLO (Bernardo), geb. zu Genua 1557, gest. 1629, ward von Andrea Semino in der Malerei unterrichtet, dann aber mehr angezogen von den Werken Cambiasi's, den er so täuschend nachahmte, daß Keiner seine von C's Arbeiten zu unterscheiden vermochte. Mit Aufträgen überhäuft, konte er diese nur durch die Schnelligkeit seines Pinsels fördern, wovon die Folge war, daß seine Werke nicht gleichen Werth haben. Ausgezeichnet als Bildnißmaler, schilderte er auf seinen Reisen die vorzüglichsten Dichter seiner Zeit, diese besangen ihn in ihren Gedichten, und unterstützten ihn bei seinen Arbeiten mit ihren Ideen. Auf diese Weise mit Tasso bekant, verfertigte er diesem ums Jahr 1586 die Zeichnungen zu seinem befreiten Jerusalem. Dieses willkommene Geschenk ließ der Dichter von geschickten Künstlern in Kupfer stechen, womit er die erste Ausgabe seines Gedichts zierte, welche zu Genua 1590 erschien. — Begünstigt durch die Kardinäle Pinelli und Giustiniani, begab sich C. 1604 nach Rom, und erwarb sich durch mehre Arbeiten viele Bewunderer. Unterstützt durch die Gönnerschaft jener beiden bedeutenden Männer, wurde ihm die ausgezeichnete Ehre zu Theil, ein großes Gemälde für die Peterskirche auszuführen, welches den Apostel Petrus auf dem Meere gehend, darstellte; allein dieses Gemälde hatte nach einigen Jahren durch die Feuchtigkeit so sehr gelitten, daß es in der Folge durch Lanfranco erneuert werden mußte.

Castello (Giovanni Battista), des vorhergehenden Bruder, geb. zu Genua 1527, gest. 1637, Schüler von Cambiasi, war mehr ausgezeichnet als Miniaturmaler. In dieser Eigenschaft wurde er von Philipp II., nach Spanien berufen, um im Eskurial die Chorbücher mit Miniaturen zu verzieren. Auch jenes berühmte Schweißtuch, das Herzog Lionardo Montaldo vom griechischen Kaiser Paläologus der Legende zu Folge erhielt, und welches ersterer 1384 den Mönchen wieder schenkte [1]), copirte er für die Königin. Durch sein Verwenden bei Philipp brachte er es dahin, daß die Malerei in Genua, von dem drückenden Zunftzwange befreiet, und gleich andern schönen Künsten geachtet wurde.

Castello (Valerio), Sohn Bernardo's, geb. zu Genua 1625, gest. 1659, verlor seinen Vater als Kind. Schon als Knabe zeigte er große Lust zur Malerei, daher kam er in den Unterricht des Sargano, wo er bedeutende Fortschritte machte. In seinem ersten öffentlichen Werke zeigte er schon, was man in der Folge von ihm zu erwarten habe; um diese Erwartung schneller zu erfüllen, reiste er nach Mailand und Parma, studirte dort nach Procaccini, suchte zugleich die Schönheiten des Correggio zu ergründen, und kehrte dann in sein Vaterland zurück, wo er eine große Anzahl Werke ausführte, die bei aller Anwendung von Kunst, das Gepräge großer Leichtigkeit haben. Zu seinen vorzüglichsten Werken rechnet man einen Sabinerinnenraub im Palaste zu Florenz, und denselben Gegenstand im Palaste zu Brignola; auch sind viele Kirchen seiner Vaterstadt durch seinen Pinsel geschmückt. Rühmlichst zeichnete sich dieser Meister auch in seinen Schlachtstücken aus; hier sind die Pferde im großen Stil gezeichnet, und es herrscht überhaupt viel Feuer in diesen Darstellungen. — Sein unermüdeter Eifer für die Kunst, in der er seinen Vater übertraf, verkürzte sein Leben.

Castello (Maria und Bernardino), zwei Brüder des Vorigen, malten bloß in Miniatur; ersterer brachte es zu einer bedeutenden Vollkommenheit, der zweite, der in den Orden der Minoriten ging, wurde in dieser Gattung ein geschickter Maler *). (*Weise.*)

CASTELLUM (Orte dieses Namens in Italien), 1) Castellum, ein Flecken in Etrurien, jenseit der Apenninen am Flusse Animus (Lamone), unweit des heutigen Gattaro. 2) C. Firmanum, auch Firmanorum, der Hafen der Stadt Firmum in Picenum, jetzt Porto di Fermo. (*W. Müller.*)

CASTELLUS (Edmund), Doktor der Theologie, Professor der arabischen Sprache zu Cambridge und königlicher Hofprediger, geboren zu Hatley in der Grafsch. Cambridge 1603 oder nach Andern 1606, widmete sich seit 1621 zu Cambridge vornehmlich dem Studium der orientalischen Sprachen, erhielt daselbst 1666 das neuerrichtete Lehramt der arabischen Sprache, ferner den Charakter eines königl. Hofpredigers, endlich ein Kanonikat zu Canterbury. Er starb 1685. Unter den orientalischen Sprachforschern des 17. Jahrh. war er einer der gelehrtesten, unermüdetsten und verdienstvollesten, und auch jetzt noch findet selbst derjenige, der in der orientalischen Literatur kein Fremdling ist, bei ihm manche schätzbare Aufklärung. Er hatte großen Antheil an Waltons (1657 in 6 Foliobänden erschienener) Polyglotte, und bearbeitete für dieselbe unter andern die lateinische Übersetzung der syrischen Version von den Stücken Daniels, den Büchern Tobias, Judith, Baruch, des ersten der Makkabäer, der äthiopischen aber von dem hohen Liede, und die Animadversiones in Pentateuchum. Mit dieser Polyglotte steht in Verbindung, und wird gewisser Maßen als ein Anhang zu derselben betrachtet, des Castellus orientalisches Siebensprachen-Wörterbuch [1]), nach Eich-

1) S. Fiorillo Geschichte der Malerei Th. 2. S. 837. Not. i.

*) Vgl. *Sopraní* Vite de' Pittori Genovesi 1674. 4.

1) Lexicon heptaglotton, hebraicum, chaldaicum, syriacum, samaritanum, aethiopicum, arabicum conjunctim, et persicum separatim, cui accessit brevis et harmonica grammaticae omnium praecedentium linguarum delineatio. Lond. 1669. (mit einem neuen Titel 1686). Vol. II. gr. fol. Besondere Abdrücke aus diesem seltenen Werke sind: *Castelli* lexicon hebr. ex ejus lexico heptaglotto seorsim typis de-

horns Urtheil [2]) „ein Werk des mühsamsten und beharrlichst erwägenden Sprachfleißes, in welchem für alle semitischen Dialekte ein Reichthum der wichtigsten Sprachbemerkungen gesammelt war, die ein Dialekt dem andern in der Nähe lieh, und welche für den hebräischen Theil der Gebrauch der alten Übersetzungen, den er in einem weitern Umfange, als sein Vorgänger (Coccejus) anwandte, bestätigte." Castellus erntete aber für dieses noch immer unübertroffene Werk, dem er 17 Jahre lang einen fast täglichen Fleiß von 18 Stunden widmete, und auf das er 12,000 Pfd. Sterl. verwendete, den verdienten Lohn nicht. Er verkaufte so wenig Exemplare, daß er, nach Aufopferung seines ansehnlichen Vermögens, sich genöthigt sah, Schulden zu machen, die ihn auf einige Zeit um seine Freiheit brachten. Dazu kam, daß er das Unglück hatte, 1666 bei dem großen Brande in London, mit dem größten Theile seiner Bibliothek und vielen seltenen Handschriften, 300 Exemplare seines Wörterbuches mit zu verlieren. Nach seinem Tode wurden die noch unverkauften 500 Exemplare in einer Scheuer so schlecht verwahrt, daß sie von der Feuchtigkeit und den Mäusen zerstört wurden, daher man aus den 500 Exemplaren kaum ein einziges ganzes zusammen setzen konte. — Unter dem Titel: Sol Angliae oriens auspiciis Caroli II., regum gloriosissimi, ließ Castellus 1660 sieben Oden in hebräischer, chaldäischer, syrischer, samaritanischer, äthiopischer, arabischer, persischer und griechischer Sprache, mit einer lateinischen Übersetzung drucken [3]). (*Baur.*)

CASTELMORON, 1) Stadt im Bezirk Marmande des franz. Dep. Lot-Garonne, am rechten Ufer des Lot, hat 208 Häus. und 1631 Einw., und bauet einen guten Wein. 2) Mit dem Zusatze d'Albert, Stadt im Bez. Reole des franz. Dep. Gironde, hat mit dem Kirchspiele 2150 Einw. (*Hassel.*)

CASTELNAU, 1) Marktfl. im Bez. Castres des franz. Dep. Tarn, hat 892 Einw. und unterhält Baumwollweberei. — 2) C. Barbarens, Marktfl. im Bez. Auch des franz. Dep. Gers auf einer Anhöhe nahe am Rats, hat 807 Einw. — 3) C. de Bonnafoux, Marktfl. im Bez. Alby des franz. Dep. Tarn nahe am Tarn, hat 1314 Einw. — 4) C. de Magnoac, Stadt im Bez. Bagnères des franz. Dep. Oberpyrenäen, nahe am Gers in einem fruchtbaren Thale, hat 1 Kirche und 1223 Einw., die Wollenweberei, Wachsbleichen und Lichterfabr. unterhalten. Hier versammelten sich sonst die Stände von Armagnac. — 5) C. de Medoc, Stadt im Bez. Bordeaux des franz. Dep. Gironde, hat 1105 Einw. — 6) C. de Montmirail, Stadt im Bezirk Gaillac in dem franzöf. Dep. Tarn, auf einer Anhöhe, unweit der Verre, hat 260 Häus., 2452 Einw. und in der Nähe Marmorbrüche. 7) C. de Montratier, Stadt im Bez. Cahors des franz. Dep. Lot, liegt auf einer Anhöhe, die der Lute bespült, hat 1 Kirche, 600 Häus. und 4271 Einw., die Radisweberei und 1 Papiermühle unterhalten. — 8) C. de Rivière basse, Stadt im Bezirk Tarbes des franz. Dep. Oberpyrenäen auf einer Anhöhe und von den Flüssen Adour und Roß umgeben, hat 1227 Einw., die eine Menge Schinken für Bayonne räuchern und guten Wein und Obst ziehen. — 9) C. de Strefond, Stadt im Bezirk Toulouse des franz. Depart. Obergaronne mit 1436 Einwohnern. — 10) C. sur Gupie, Marktfl. im Bezirk Marmande des franzöf. Depart. Lot-Garonne, mit 851 Einw. (*Hassel.*)

CASTELNAU (Michel de), Erbherr auf Mauvissière und Concressant in Touraine, Baron von Joinville, aus einem altadeligen französischen Geschlechte entsprossen, und um 1520 zu Mauvissière geboren. Nach Vollendung seiner Studien und der Rückkehr von einer italienischen Reise diente er mit Auszeichnung bei der französischen Armee, und wurde darauf unter Karl IX. und Heinrich III. als Gesandter in Schottland, England, Italien und Teutschland gebraucht. In den bürgerlichen Kriegen, die Frankreich zerrütteten, diente er dem Vaterlande mit dem Degen und mit seinem Rathe, ohne Parteisucht, mit Einsicht und Redlichkeit, bis er 1592 mit dem Charakter eines königl. Statsraths, zu Joinville starb. Viel Licht über die Geschichte seiner Zeit verbreiten seine, mit eben so viel Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit, als politischem Tiefblick, klar, bündig und schmucklos geschriebenen, den Zeitraum vom Julius 1559 bis August 1570 umfassenden, Mémoires contenant les choses remarquables qu'il a vues et negociées en France, en Angleterre, en Ecosse, sous les roys François II. et Charles IX, mis en lumière par Jacques de Castelnau, son fils. Par. 1621. 4.; illustrés et augm. de plusieurs commentaires etc. par Jean le Laboureur. Ib. 1659. Vol. II. fol.; nouv. éd. augm., avec près de 400 armoiries gravées en taille-douce (par Jean Godefroy). Bruxelles 1731. Voll. III. fol. Castelnau schrieb diese reichhaltigen Memoiren, während seiner 10jährigen Gesandtschaft in England, nicht eigentlich für den Druck, sondern zur Belehrung seines Sohnes. Der ausführliche gelehrte Kommentar, den le Laboureur hinzufügte, enthält viele Aktenstücke und Auszüge aus Memoiren, die damals noch nicht gedruckt waren. Castelnau übersetzte auch aus dem Lateinischen des Ramus einen Traité des façons et coustumes des anciens Gauloys. Par. 1559. u. 1581. 8., und auf öffentlichen Bibliotheken in London werden von ihm interessante Briefe verwahrt *). Sein Enkel

---

scriptum, adnotatis in margine vocum numeris ex *J. D. Michaelis* supplementis ad lexica hebraica (cur. *J. F. L. Trier*). Goett. 1790—1792. Vol. II. 4. Ej. lex. syriac. ex ejus lex. heptagl. seorsim typis describi curavit atque sua adnotata adjecit *J. D. Michaelis*. Ib. 1788. Vol. II. 4. Dieses syrische Lexikon ist, wegen der dabei mit großer Kentniß und Genauigkeit gebrauchten Quellen, der vorzüglichste Theil von Castelli's Polyglotte, und noch jetzt unübertroffen. S. Paulus Memorabilien St. 1. H. 82. Lorsbach's Archiv für die morgenländische Lit. Bd. 2. Allgemeine Lit. Ztg. 1793. Mai No. 147. 2) Gesch. der neuern Sprachkunde 1. Abtheil. 481. 3) *Wood* Athenae Oxon. *Lightfoot* opera posthuma. *Wolff* historia lex. et bibl. ebraea. Biogr. univ. T. VII. (von Jourdain).

*) Abrégé de la vie de *Cast.*, avec l'hist. géneal. de la maison de Castelnau par le *Laboureur*, bei der brüsseler Ausgabe der Mém. T. III. 55. Eloge de *Cast.* in den Essais de literat., à la Haye, 1703. p. 215. Mém. de *Niceron* T. XIV. 118. (Baumgarten's) Nachr. von einer hall. Biblioth. 4. Bd.

Castelnau (Jacques, Marquis von), Marschall von Frankreich, zeichnete sich bei mehren Schlachten und Belagerungen, in Holland und Frankreich, aus. In der Schlacht bei Dünkirchen (den 14. Junius 1658) kommandirte er den linken Flügel, erhielt 2 Tage darauf, bei der Belagerung dieses Orts, eine tödtliche Wunde, und starb den 15. Julius 1658 zu Calais in seinem 38. Jahre, einen Monat nach seiner Ernennung zum Marschall †). (*Baur.*)

CASTELNAUDARY, die Hauptstadt eines Bezirks des franz. Depart. Aude, welcher auf $19,^{40}$ □M. in 5 Kantonen und 75 Gemeinden 51,806 Einw. enthält. Sie breitet sich unter 43° 19′ 4″ Br. und 19° 37′ 7″ L. an einer Anhöhe, in einer fruchtbaren Ebene aus: der Kanal von Languedoc und der Fresquel gehen an ihren Mauern weg, und ersterer hat hier eins seiner Becken. Ihr Inneres ist unregelmäßig zusammengebauet, doch hat sie 2 Marktplätze, ein stattliches Rathhaus, 1 Hauptkirche mit einem schönen Chore, 1 Hospital, 1015 zum Theile gut gebauete Häus., 9358 Einw. und 1 Handelsgericht. Die Fabriken bestehen in Tuchweberei und Gärbereien, auch werden Barken für den Kanal gebauet, und mit Korn, Wein und den übrigen Produkten des Landes Handel getrieben. Die Wochen- u. Jahrmärkte sind ziemlich besucht. J. J. 1632 fiel hier eine Schlacht zwischen den königl. Truppen und der Orleansschen Partei vor, worin der Herzog von Montmorency gefangen wurde. In ihren Mauern ist der Geschichtschreiber Guill. de la Faille † 1711 geboren.— Die Melonen und Arbusen von Castelnaudary sind berühmt. (*Hassel.*)

CASTELS, das dritte Hochgericht im Zehen-Gerichtenbunde des schweizerischen Kantons Graubünden. Es begreift die Gemeinden St. Antonien, Luzein, Fidris, Jenaz und Furna, mit 2314 reformirten Einwohn., die teutsch sprechen. Seinen Namen führt es von dem auf einem hohen Felsen gelegenen Schlosse Castels (ilg Chiastelg da Puotz) dem ehemaligen Sitze des östreichischen Landvogts über das Prättigau, dessen Landleute es 1622 eroberten *). Im J. 1652 ward diese Feste geschleift. In Beziehung auf die Rechtspflege zerfällt der Bezirk in die Gerichtsstäbe Luzein und Jenaz.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CASTELVETRO (Lodovico), ein berühmter italienischer Kritiker, aus einer alten edeln Familie stammend, wurde 1505 zu Modena geboren; studirte mit glänzendem Erfolg auf den Universitäten Bologna, Ferrara, Padua und Siena und nahm auf der letztgenanten den Grad eines Doktors der Rechte an, um in die juristische Fakultät dieser hohen Schule, nach dem Willen seines Vaters, einzutreten. Aber schon damals beschäftigte die schöne Literatur ihn mehr, als seine Berufswissenschaft; und da seine geschwächte Gesundheit ihn zwang, nach Modena zurückzukehren: so gab die dort eben erst gestiftete Akademie, deren Mitglied er wurde, ihm eine erwünschte Gelegenheit, sich seinem literarischen Geschmack zu überlassen. Von dieser Zeit an erwarb er sich durch seine kritischen Schriften einen berühmten, geehrten, aber zum Theil auch gefürchteten Namen, und viele Streitigkeiten über Gegenstände der Literatur und Kunst, in welche er sich verwickelte, in persönliche Fehden ausartend, machten ihn hier und da verrufen. Hier ist namentlich sein Streit mit Caro, als einer der bedeutendsten zu erwähnen [1]), auch deßwegen, weil er ihm die gehässigsten Beschuldigungen, bis auf Verrath und Meuchelmord [2]), zuzog. Aber auch Caro ward eines ähnlichen beschuldigt. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Verfolgungen, welche der römische Stuhl um das J. 1557 gegen Castelvetro und einige andre Akademiker von Modena anfing, zum Theil durch diese kritische Streitigkeit aufgeregt wurden, wenn auch nicht auf Caro's unmittelbaren Antrieb. Castelvetro, wegen seines Glaubens schon früher verdächtig, wurde vorzüglich als Übersetzer einiger ketzerischen Schriften, und namentlich einer Melanchthon'schen, in Anspruch genommen, und entging dem Gefängniß der Inquisition nur durch schnelle Abreise nach Ferrara. Jedoch ließ er sich bald nachher bewegen, sich zu seiner Rechtfertigung in Rom zu stellen. Dort saß er in einem Kloster in ziemlich freier Haft; aber da seine Verhöre eine schlimme Wendung zu nehmen schienen, so flüchtete er bei Nacht aus Rom und wurde abwesend als Ketzer verdamt. Er lebte hierauf bei seinem Bruder, seinem Mitschuldigen, in Chiavenna, und im Bewußtseyn seiner Unschuld that er einige Schritte bei dem Concil von Trient, um wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen zu werden. Aber Pius IV. verlangte sein persönliches Erscheinen in Rom, und Castelvetro, dem diese Foderung nicht aufrichtig und gefahrlos zu seyn schien, ging von Chiavenna nach Lyon. Aber auch hier war er nicht sicher; und in den Unruhen, welche der Religionskrieg damals erregte, wurde sein Haus in Brand gesteckt und er rettete mit Mühe sich und seine Papiere. So lebte er unstät, bald zu Genf, bald zu Chiavenna, bis er, aufgefodert durch den guten Empfang seines Bruders am kaiserlichen Hofe, sich nach Wien begab, wo er 1570 Maximilian II. seine Poetik des Aristoteles zueignete. Die Pest trieb ihn aus Wien und er endigte sein Leben zu Chiavenna, den 21. Febr. 1571. Sein Charakter ist von seinen Feinden und Verfolgern sehr verschwärzt worden. Der Ketzerei ist er nie überführt worden, obgleich seine klassische Bildung ihn über manche Vorurtheile und Dogmen seiner Kirche erheben mochte. Seine Sitten waren mäßig und rein. Er liebte mit Leidenschaft nur die Wissenschaften und aus Furcht, den Studien dadurch einige Zeit zu entziehen, soll er den Vorsatz gefaßt haben, den er auch hielt, sich nicht zu verheirathen. So war er denn auch für weltliche Güter wenig eingenommen, und als seine Wohnung in Lyon brante, rief er: Rettet

---

65. *Freytag* anal. lit. 506. *Meusel.* bibl. hist. Vol. VII. P. II. 249. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. B. 362. Biogr. univ. T. VII. (von Weiß).

†) Eloge hist. de *Jac.* de *Cast.* par *le Laboureur*, in den angef. Mém. T. I. 86. Mém. de *Bussy-Rabutin*, de *Montglat* T. IV. 183. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Lacombe).

*) Grundriß der Geschichte Gemeiner Drei Bündten Lande (1773.) II. S. 162.

1) S. darüber den Artikel Caro. 2) Namentlich gab man ihm Schuld, er habe 1555 Alberigo Longo, einen jungen Dichter und Freund des Caro ermorden lassen.

meine Poetik (des Aristoteles)! Er gehört zu den gelehrtesten und scharfsinnigsten Kritikern seiner Nation, aber man tadelt die Härte und Strenge seines Urtheils; dagegen verdient dann auch seine Freimüthigkeit Anerkennung. Er drückte sich im Lateinischen leichter und eleganter aus, als in seiner Muttersprache; jedoch sind fast alle seine Schriften italienisch. Für sein Hauptwerk hielt er selbst: La Poetica d'Aristotile volgarizzata e sposta per Lodovico C. Vienna 1570. 4. Gelehrt, aber etwas verworren und dunkel, und in Bezug auf Auslegung des Textes voll Hypothesen und Sophismen. Wiederholt mit einigen Auslassungen von Stellen, die in Italien Anstoß erregt hatten. Basil. 1576. 4. Ferner nennen wir: Correzioni di alcune cose nel dialogo delle Lingue (l'Ercolano) del Varchi, ed una giunta al primo libro delle prose di Messer Pietro Bembo, dove si ragiona della volgar poesia. Bas. 1572. 4. Modena, 1573. 4. (ohne Name des Auctors). Auch bei den späteren Ausgaben der genanten Werke des Varchi u. Bembo. — Esaminazione sopra la rettorica (di Cicerone) a Gaio Erennio fatta per L. C. Mod. 1653. 4. Vorlesungen, gehalten zu Chiavenna, vor der Reise nach Wien.— Sposizione delle rime del Petrarca in der Ausgabe des Petrarca, Bas. 1582. 4. Geistreich und scharf. Kleinere vermischte Schriften, gesammelt in den Opere varie critiche di Lodov. C. non più stampate, colla vita dell' autore scritta da Lod. Muratori. Lione (Milano) 1727. 4. Muratori hat den Castelvetro in dem günstigsten Lichte dargestellt und ist deßwegen als parteiisch getadelt worden. Über die Streitschriften gegen Caro, s. d. Art. [3]). (*W. Müller.*)

CASTERA, 1) C. Lectourois, Marktfl. im Bezirk Lectour des franz. Dep. Gers, mit 807 Einw. 2) C. Vivent, Dorf im Bez. Cordom des franz. Depart. Gers an der Aloue, hat 565 Einw., 2 Heilquellen und Bäder von 24° Wärme, die vom Mai bis in den Okt. besucht werden. (*Hassel.*)

Castera, s. Duperron.

CASTEVOLI, Dorf im florent. Gebiet (Vicariat Bagnone), berühmt durch seine Heilquelle Bergondola. (*W. Müller.*)

CASTI (Giambattista), geb. 1721 zu Prato in Toskana, studirte im Seminar zu Montefiascone, und erhielt in der Folge eine Professur bei derselben Anstalt und ein Kanonikat an der dortigen Kathedrale. Aber seine Lust zum Reisen ließ ihn nicht lange in diesem beschränkten Wirkungskreise bleiben. Er machte einen Ausflug nach Paris, und begab sich alsdann nach Florenz, wo die Bekantschaft mit dem Fürsten Rosenberg, Erzieher des Prinzen Leopold, nachherigen Großherzogs und Kaisers, die Veranlassung wurde, die ihn nach Wien führte. Sein neuer Gönner, auf dessen Einladung er die Reise gemacht hatte, stellte ihn dem Kaiser Joseph II. vor, der einen besondern Geschmack an der geistreichen und witzigen Unterhaltung des lebhaften und freimüthigen Italieners fand. Dennoch ließ Casti sich nicht in Wien festhalten, und benutzte vielmehr seine günstigen Verbindungen, um, ohne Titel und bestimtes Geschäft, mehren kaiserl. Gesandtschaften zu folgen. Auf diese Weise lernte er die große Welt in Petersburg, Berlin, Madrid kennen, und erfreute sich namentlich der schmeichelhaftesten Auszeichnungen von der Kaiserin Katharina II. Nach Wien zurückgekehrt, wurde er 1782 durch den Fürsten von Rosenberg, welcher damals die Hoftheater unter seiner Direktion hatte, an des verstorbenen Metastasio Stelle zum Poeta Cesareo oder Hofdichter befördert. Als solcher schrieb er zwei komische Opern la Grotta di Trofonio, eine Satire gegen die anmaßlichen Philosophen von Handwerk, und den mit Paisiello's Musik so beliebt gewordenen Rè Teodoro. Der Stoff des letzten Stückes, größtentheils einer Episode des Candide entlehnt, soll von Joseph selbst gegeben worden seyn, welchen auch Casti's Behandlung desselben außerordentlich ergötzte. Eine dritte komische Oper, Cicerone, ist wol nie zur Aufführung gekommen und gehört der burlesken Gattung an *). Nach Joseph's Tode, dem unser Dichter persönlich zugethan war, kehrte er in sein Vaterland zurück, und ließ sich in Florenz nieder, wo er den größten Theil seiner Gedichte schrieb, namentlich auch die Animali parlanti. Um dieses Werk zum Drucke zu bringen, begab er sich 1798, schon hoch bejahrt nach Paris. Aber sein Geist hatte das Feuer der Jugend noch nicht verloren und machte seine Gesellschaft eben so gesucht und beliebt, wie sein reiner und tüchtiger Charakter ihm allgemeine Achtung und Verehrung gewann. Der Tod überraschte ihn im Febr. 1803 nach einer späten Mittagstafel, von welcher er in kalter Witterung nach Hause gegangen war. Die Hauptwerke, welche ihm einen unbestrittenen Platz in dem ersten Range der italienischen Dichter sichern, sind die Novelle galanti und die Animali parlanti. Von den ersten erschienen anfangs zwölf ohne Druckort und Namen des Verfassers in Italien, nachgedruckt Paris (angeblich London) 1793. 12. u. 8. Nachher bis zu 48 vermehrt. Paris 1804. III. 8. Ebend. an IX. VI. 18. Lpz. o. J. II. 8. Sie sind in sehr leicht behandelten Oktavreimen geschrieben, zum Theil von bedeutendem Umfange und mit wenigen Ausnahmen von des Dichters eigener Erfindung. Darin haben sie also den Vorrang vor den Contes des Lafontaine, denen man sie der Darstellung nach wol an die Seite stellen kann. Witz und Laune, Grazie und naives Wesen ergötzen in beiden Dichtern, jedoch ist der Franzose noch natürlicher in seiner naiven Harmlosigkeit, als Casti. An Freimüthigkeit und Ausgelassenheit der Satire, namentlich gegen die Geistlichkeit, weicht Casti seinem Vorbilde nicht, freilich aber auch noch weniger in Obscönität. Die Animali parlanti, ein politisches Lehr- und Spottgedicht im Gewande der Thierfabel, erschienen Paris an X. (1802).

---

3) Außer Muratori ist zu vergleichen Tiraboschi in der Stor. della Letter. ital. T. VII. p. 1151 ff., besonders vollständig und genau in der Auseinandersetzung der Streitigkeit mit Caro, Ginguené in Hist. lit. d'Italie. T. IX. p. 317 ff. u. derselbe in der Biogr. univ.

*) Sie spielt während der Verschwörung des Catilina. Cicero's große Aria buffa hat seine Rede gegen die Verschwörer zum Gegenstande. Er probirt mehre Anfänge. Endlich findet er das Quousque tandem, und ruft aus: Alfin, alfin l'ho ritrovato.

III. 8.: Gli Animali parlanti, poema epico diviso in XXVI. canti. Angehängt sind vier Fabeln, welche nicht in die Handlung des großen Gedichts eingreifen. Ebend. 1802. III. 12. Amsterdam 1814. IV. 12. Italia 1811. IV. 8. Ins Französische übersetzt: Lüttich 1818. III. 18. (in Prosa). In Versen, von Marechal. Paris 1819. II. 8. Teutsch im Versmaß des Originals. Bremen 1817. III. 8. Die Form des Gedichts ist eine 6zeilige Strophe 5füßiger Jamben, mit 2 Wechselreimen anfangend und mit einem dritten Reimpaar schließend. Unter der Form des Spottes und Scherzes verbirgt es eine reiche Weltkentniß und politische Weisheit, und an Leichtigkeit, Witz und glänzender Darstellung weicht es den Novellen nicht. Alle Formen der Herrschaft, alle Verhältnisse und Wechsel des politischen Treibens und alle Würden und Herkömlichkeiten der Höfe und Regierungen erscheinen hier unter der Thiermaske unverkenbar charakterisirt, und die Unbefangenheit, mit welcher der Dichter den großen Gegenstand behandelt, nimt seinem Werke das steife Gepräge allegorischer Verkleidung. Nach seiner Rückkehr aus Rußland hat Casti den petersburger Hof in einem eigenen Gedicht: Poema Tartaro dargestellt, welches weniger bekant geworden ist, als seine übrigen Werke. Von den Ausgaben, die davon in Italien erschienen sind, nennen wir die Mailänder, 1803. II. 12. und die von Genua 1804. II. 12. Seine lyrischen Gedichte, größtentheils anakreontischer Gattung, sind mehrmals gedruckt: Poesie liriche. Firenze 1769. 4. Adrianopoli (Torino) 1794. 16.**). (*W. Müller.*)

CASTIGLIONE (Castellioneus) (Christoph), geb. zu Mailand 1345, studirte unter Baldus in Pavia, als dessen Antagonist er bald so auftrat, daß sich der Beifall der Studirenden von jenem auf ihn hinüberneigte. Außer in Pavia lehrte er nach und nach zu Siena, Parma, Turin und wiederum in Pavia, wo er als Rath des Herzogs Johann Galeazzo II. von Mailand, am 16. Mai 1425 starb. Er wird unter die Neuerer des Rechts gezählt; doch mag sich dieß nur auf einzele Ansichten beschränkt haben. Man nante ihn zu seiner Zeit den zweiten Scävola, und Princeps subtilitatum. Wir haben von ihm einen Tractat. de duello, ferner Repetitiones und Consilia; vielleicht noch mehre Werke, jedoch nicht unter seinem Namen, wenn es gegründet seyn sollte, daß seine Schüler Fulgosi und Raphael di Como, seinen literarischen Nachlaß unter sich vertheilt, und das Brauchbare aus demselben als eigene Geisteswerke herausgegeben haben*). (*Spangenberg.*)

CASTIGLIONE (Graf Baldassare), einer der berühmtesten und gelehrtesten Statsmänner Italiens, geb. 1478 zu Casatico, einem Landgute seiner Familie im Mantuanischen. Mit den Vorzügen einer edeln Abkunft verband er alle Eigenschaften, welche ihn zu einem tadellosen Ritter machen zu wollen schienen, einen schönen gewandten Körper und einen lebhaften und unternehmenden Geist. Seine erste gelehrte Bildung erhielt er zu Mailand von Georg Merula u. Demetrius Chalkondylas, unter der Leitung des ältern Beroaldus. Schon damals zog er die Aufmerksamkeit des Herzogs von Mailand Luigi Sforza auf sich, aber nach der Entsetzung und Gefangennehmung dieses seines ersten Gönners und dem Tode seines Vaters, schloß er sich dem Markgrafen von Mantua Francesco Gonzaga an und begleitete diesen nach Mailand, als Ludwig XII. seinen glänzenden Einzug in diese Stadt hielt [1]). Fünf Jahre nachher trat er in die Dienste des Herzogs von Urbino, Guidobaldo di Montefeltro und lebte einige Zeit lang sehr glücklich an diesem Hofe, den er selbst den süßesten und ehrenvollsten Aufenthalt der Wissenschaft u. Literatur nent [2]). Im J. 1506 sandte ihn sein Herzog nach England an den König Heinrich VII., und bald nachher an den König von Frankreich, Ludwig XII., welcher sich damals in Mailand befand. Beide Gesandtschaften vollführte er mit eben so viel Anstand und Pracht, als Klugheit und Sorgfalt, und empfing namentlich auch in England die ehrenvollsten Beweise der Achtung. Nach dem Tode Guidobaldo's 1508 blieb er in seinen Verhältnissen bei dessen Nachfolger Francesco Maria della Rovere und begleitete diesen auf seinen Feldzügen gegen die Franzosen, wofür er 1513 mit dem Grafentitel, das bei Pesaro gelegene Schloß Novillara erhielt. Hierauf ging er, in der Absicht, sich von den öffentlichen Geschäften zurückzuziehen, nach seinem Vaterlande und vermälte sich 1516 mit Ippolita, einer Tochter des Grafen Guido Torello, mit welcher er eine sehr glückliche aber kurze Ehe führte. Der Gram über ihren Verlust und das Bedürfniß sich zu zerstreuen, warfen ihn in das Getümmel des großen Lebens zurück. Francesco Maria della Rovere war unterdessen gestorben, und Castiglione befand sich eben in Rom, um von dem Papste Leo X., für dessen Nachfolger Federigo das Generalat der Kirchentruppen zu erhalten, welches der vorige Herzog gehabt hatte, als er die Nachricht von dem Tode seiner Gemalin erhielt. Er blieb nun in Rom und erreichte den Zweck seiner Sendung, wodurch er sich in der Gunst und dem Vertrauen des jungen Herzogs fest setzte. Der Aufenthalt in Rom war eine glänzende Epoche in C's Leben und brachte ihn mit den größten Geistern in Italien in Berührung, von denen wir Bembo, Sadoleto, Raphael und Michel Angelo nennen. Den Giulio Romano führte er in der Folge nach Mantua, welches dieser Künstler durch die größten Werke seines Pinsels verherrlichte. Während eines zweiten Aufenthalts in Rom empfahl er sich dem Papste Klemens VII. so sehr, daß dieser ihn in einer sehr wichtigen Angelegenheit an den Kaiser Karl V. nach Spanien sandte, und Castiglione wandte allen seinen Eifer und seine ganze Geschicklichkeit auf, um den Erwartungen seines Herrn zu entsprechen. Nichts desto weniger warf ihm der Papst Vernachlässigung, ja sogar Verrath vor, besonders seit der Einnahme und Plünderung der Stadt Rom im J. 1527, wel-

**) S. *Ginguené* in der Biogr. univ. Décade Philosophique von 1803. (Auszug aus der Lobrede des Dokt. Corona).

*) Vgl. *Pancirol.* de clar. leg. interpret. II. n. 87. *Moreri* v. Castiglioni; *Tiraboschi* storia della letterat. italian. T. VI. Libr. II. c. 4. §. 2.

1) Eine Beschreibung dieses Einzugs liefert Castiglione in einem Briefe (T. I. p. 3.) 2) S. *Corniani:* Secoli della Letteratura ital. T. IV. p. 151 ff.

che, wie Klemens meinte, sein Gesandter hätte abwenden können. Erschöpfung durch lange rastlose Thätigkeit und der Schmerz dieser undankbaren Verkennung verkürzten sein Leben. Er starb zu Toledo, d. 2. Febr. 1529. Kaiser Karl V. hatte ihn so lieb gewonnen, daß er ihn in Spanien einheimisch zu machen wünschte und ihm, um ihn zu fesseln, das reiche Bisthum von Avila übertrug. Aber C. wollte vor der völligen Versöhnung des Kaisers mit dem Papste nichts von diesen Anträgen hören. Als Karl die Nachricht von Castiglione's Tode erhielt, sagte er: Yo vos digo, que es muerto uno de los majores cavalleros del mundo. Seine Gebeine wurden nach Mantua gebracht, wo sein Freund Giulio Romano ihm ein Grabmal setzte, dessen Inschrift Bembo lieferte. —Seinen literarischen Ruhm verdankt C. dem Cortigiano, einem aus vier Büchern bestehenden und in der Form eines Gesprächs verfaßten Werke, in welchem er das Ideal eines vollkommenen Hofmanns aufstellt. Er schrieb dieses Buch 1518, in dem zweiten glücklichen Jahre seiner Ehe, und es erschien zuerst gedruckt, Venedig 1528 Fol. eine schöne Aldina. Lange Zeit war es eine Lieblingslektüre der höhern Stände, nicht allein in Italien, und, hätten nicht die Zeiten die Sitten verändert, so würde es noch ein Handbuch der feinen Bildung zu seyn verdienen. Es ist sehr oft gedruckt und in mehre Sprachen übersetzt worden. Die italienische Literatur verehrt darin eines der vollkommensten Muster ihrer Prosa, dem selbst die strengsten toskanischen Kunstrichter gehuldigt haben, obgleich Castiglione sich der Diktatur des toskanischen Dialekts widersetzt und eher lombardisch als toskanisch zu schreiben versichert. Sein Stil ist rein, klar, fließend, natürlich und leicht und dadurch selbst in der klassischen Prosa der Italiener ausgezeichnet. Einige freie Äußerungen des Cortigiano zogen ihm unter Papst Pius V. das Anathema des tridentinischen Concils zu, und um das beliebte Buch nicht ganz entbehren zu müssen, ließ man sich in Italien eine Verstümmelung desselben von dem Mönche Antonio Ciccarelli gefallen. Il Cortigiano del C. B. C. riveduto e corretto da A. C. Venez. 1593. 8. In dieser Verstümmelung liefert auch die Cominianische Presse den Cortigiano. Padua. 1733. 4. — Auch Castiglione's Briefe sind von Seiten ihres Inhalts, wie ihres Stils sehr schätzenswerth. Sie verbreiten sich über die wichtigen politischen Verhältnisse, in welche er verwickelt war. Herausgegeben von Pierantonio Serassi, Padua, bei Comino, 1769. 71. II Quartbände. Als Anhang einige lateinische und italienische Gedichte desselben, unter denen ein Sonett ausgezeichnet wird [3]. (*W. Müller.*)

3) Ein Leben Castigl. von Bernardino Mariani in der Comin. Ausg. des Cortigiano und von Serassi vor den Lettere. Vgl. außerdem Corniani im angeführten Buche und Orte, *Tirab.* stor. d. Lett. Ital. T. VII. p. 576 ff. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. T. VII. p. 544 ff. und denselben in der Biogr. univ. — Die Literatur des Cortigiano und der übrigen Werke des Castiglione ist folgende: Il libro del Cortegiano. Ven. Ald. 1528. fol. Die folgenden Aldinen sind von 1533, 1541, 1547. 8. und 1545. f. Ferner Fir. Giunti. 1528. 1531. 1537. 8. Revisto per L. *Dolce.* Ven. Giolito. 1559. 8. Unverstümmelt, wird von der Crusca citirt. Die neueste Ausgabe in der mailänder Samlung. 1803. II. 8. — Opere volgari e latine, ricorr. ed illustr. da Gi. Ant. e Gaet. *Volpi.* Pad. Com. 1733. 4. Verstümmelt, s. oben. Ebend. 1766. 4. Von Serassi besorgt. In 1000 Ex. sind die verstümmelten Stellen ergänzt. — Lettere. Pad. Com. 1769 — 71. S. oben. Der zweite Band auch mit dem Titel: Poesie volgari e latine. Dieselben einzeln. Roma 1760. 12. Ebenfalls von Serassi besorgt. Von Pier-Alessandro *Paravia* erschien zu Treviso 1817. 4. Versione di un' Elegia di Bald. Castiglione. Stanze pastorali del C. B. C. e Cesare *Gonzaga*, con le rime di Ant. Giac. *Corso.* Ven. Ald. 1553. 8. Sehr selten.

CASTIGLIONE (Bonaventura), geb. zu Mailand im J. 1487, gest. 1555, nachdem er seit 1546 das Amt eines Proposto dell' imperial Basilica di S. Ambrogio in seiner Vaterstadt bekleidet hatte. In seinem Werke über die alten Insubrer betitelt: De Gallorum Insubrum antiquis sedibus. Bergomae 1593. stellt er zuerst die in den neuesten Zeiten von Amoretti [1]), Brocchi [2]), Ebel [3]) u. m. A. angenommene Ansicht auf, daß der luganer See (Lago di Lugano) bis zum Untergang des römischen Reichs nur eine Lache gewesen und erst später durch Wasserausbrüche entstanden sei. Solche Ausbrüche sind in den dortigen Gegenden nicht selten; auch erwähnt kein einziger römischer Schriftsteller des luganer Sees. Erst Gregorius Turonensis, ein Schriftsteller des 6. Jahrh., spricht in der Hist. Franc. libr. X. cap. 3. von einem „stagnum — quod Ceresium vocitant," welche Worte seit Cluver (Ital. antiq. Libr. I. cap. 14.) auf diesen See bezogen werden.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Castiglione (Gius.), s. Castaglione.

Castiglionea R. et P., s. Iatropha Curcas L.

CASTIGLIONE (Giovanni Benedetto), geb. zu Genua 1616, kam schon mit wissenschaftlichen Kentnissen ausgestattet, in die Schule des Paggi, und folgte nach dem Tode dieses Lehrers der Nachahmung in die des Andrea de' Ferrari. Schon waren seine Fortschritte beträchtlich, als Vandyk nach Genua kam; unter der Anleitung dieses Meisters wurde sein Eifer noch mehr befeuert, und bald zeichnete er sich vor allen jungen Künstlern aus; aber wol fühlend, daß er noch Vieles lernen müsse, um selbständig auftreten zu können, reiste er nach Rom, Florenz, Parma u. Venedig, hinterließ an jedem Orte mehre Werke, hielt sich aber in letzterer Stadt am längsten auf, wo ihn die Werke des Bassano anzogen. So mit Kentnissen bereichert, wodurch sein Werth als Künstler zusehens gewann, erhielt er einen Ruf vom Herzog von Mantua Karl I.; verfertigte hier eine beträchtliche Anzahl Werke, und starb daselbst 1670. Für mehre Kirchen seiner Vaterstadt hat er große historische Gemälde verfertigt, als zu St. Pietro di Arena den heil. Bernhard zu den Füßen des Kreuzes. Im Bethause von St. Jacobus della Marino, den heil. Lukas zu Pferde, welcher die Mohren vertreibt, und zu St. Lukas die Geburt Christi, ein Meisterstück. Übrigens war dieser Meister in allen Gattungen der Malerei geschickt, denn außer seinen historischen Darstellungen malte er vortreffliche Bildnisse, Thiere und Landschaften.

1) Viaggio da Milano ai tre laghi. (Milano 4. ed. 1814. p. 133. u. 143. 2) In Giornale della Società d'Incoraggiamento in Milano (Milano 1809. Tomo p. 4. Nota). 3) Anleitung die Schweiz zu bereisen. 3. Aufl. Th. III. S. 360.

Vorzüglich aber begründete er seinen Ruhm durch jene Patriarchenzüge, in denen er Thiere anbringen konte. Alle diese Darstellungen sind voll Sele, die Farbe lebendig, und das Helldunkel von trefflicher Wirkung. — Er hat mit eigner Hand gegen 50 Blätter radirt, die Nadel darin ist leicht und malerisch, sich dem Rembrand nähernd; und man findet das Helldunkel eben so gut beobachtet, wie in seinen Gemälden.

Castiglione (Salvadore), Bruder und Schüler des Vorigen, malte im Geschmack seines Lehrers, oder kopirte vielmehr nach ihm, und verstand sich so gut in seine Vorbilder hinein zu arbeiten, daß viele seiner Gemälde mit denen seines Bruders verwechselt werden.

Castiglione (Francesco), Sohn Benedetto's, ein würdiger Schüler seines Vaters, welcher den Oheim bald übertraf, wurde wegen seiner Geschicklichkeit von seinen Landsleuten sehr geachtet. In der Galerie zu Dresden, sieht man ein großes Gemälde von ihm, darstellend einen Mohren mit Falken auf der Hand, und Jagdhunde führend. Mehr entfernt zeigt sich der Herzog von Mantua zu Pferde mit seinem Gefolge. Dieser Künstler starb 1716 in sehr hohem Alter. (Saproni Vite de' Pittori. Genova 1674. 4.). (*Weise.*)

CASTIGLIONE, war der Name eines kleinen Fürstenthums in Italien, welches ehemals einem Zweige des Hauses Gonzaga angehörte. Castiglione delle Stiviere (Stivere), Castiglio Stiverorum, vor Zeiten eine befestigte Stadt und Hauptort dieses Fürstenthums, jetzt ein Marktflecken im Mantuanischen, bekant durch die hier zwischen den Östreichern u. Franzosen am 5. Aug. 1796 gelieferte Schlacht (vgl. Augereau). Ein andres Castiglione liegt im Lodesischen. (*W. Müller.*)

CASTIGLIONE, Ortschaften dieses Namens in Italien: 1) Ein Gebirgsort im Luchesischen, an einem Nebenflusse des Serchio. 2) Fischerflecken auf der Westseite des Lago di Perugia *). 3) Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, Geburtsort des Philosophen Genovese. 4) Stadt in der neapolitan. Provinz Abruzzo ulteriore I. 5) St. in Calabria citeriore, unfern dem adriat. Meere. 6) St. mit dem Titel eines Fürstenthums in derselben Provinz. 7) St. am Fuße des Ätna in der Intendantur Messina. 8) C. della Pescaja, eine Podestarie der untern Provinz von Siena, mit einem gleichnamigen Marktflecken an dem davon benanten See, der durch den Kanal S. Giovanni mit dem Ombrone verbunden ist. Hier fangen die königl. Salzlagunen von Grosseto an. 9) C. di Val d'Orcia, in einem von der Orcia durchflossenen Thale, ein Marktfl. des Capitanats Montalcina in der obern Provinz von Siena. 10) C. Fiorentino, Vikariat mit einem gleichnamigen Marktflekken im florent. Gebiet. (*W. Müller.*)

CASTILHON (Jean), geb. im J. 1718. und gest. am 1. Jan. 1799 zu Toulouse, wo er ein Lyceum stiftete, eine Zeit lang Advokat, Mitglied der dasigen Acad. des jeux floraux, war ein fleißiger, doch anonymer Schriftsteller; der u. a. 1770 eine neue Ausgabe der Bibliothèque bleue in 4 Bänden besorgte, mit seinem Bruder (Jean Louis) und Andern das Journal encyclopédique von 1769 — 73, und mit eben diesem Bruder das Journal de Trevoux in d. J. 1774 — 78 besorgte, und an dem Nekrolog und andern Samlungen Theil nahm. — Gleich ihm ist sein schon erwähnter Bruder (wie er, Advokat u. Mitgl. der A. d. j. fl.), weniger als Verfasser eigner Schriften, als durch seine Theilnahme an größern Werken und Zeitschriften, bekant, wie außer den schon erwähnten durch die Theilnahme an dem Dict. des sciences morale, écon., polit. et diplomat., (mit Pommereul u. A. 1777—83. 30 V. 4.), an der Übersetzung der großen engl. Weltgeschichte, den Ergänzungen der Encyklopädie ꝛc. (*H.*)

CASTILIEN, Castilia, die größte Landschaft in Spanien, die gegen Norden an Asturia de Santillana und Biscaya, gegen Osten an die Königreiche Navarra, Aragonien und Valencia, gegen Süden an Murcia und Andalusien und gegen Westen an Portugal und Leon gränzt. Die Natur theilt es durch ein langes Gebirge in 2 Theile; der im Norden des Gebirgs liegende und eher als der andere den Saracenen entrissene Theil heißt Altcastilien, der im Süden liegende Neucastilien. Altcastilien (Castilla la vieja), enthält auf 800 □Meilen 800,000 Einw., wird von hohen Gebirgen durchschnitten, wo die Flüsse Douro, Ebro, Altajada, Andaja, Asevalillo, Pisuerga, Arlanza und Arlanzon entspringen, hat reine, gesunde Luft, und liefert Wein, Getreide, Schafe mit Fettschwänzen und der feinsten Wolle, Salz ꝛc. Es wird in 4 Provinzen getheilt: Burgos, Soria, Segovia und Avila. Neucastilien (Castilla la nueva), enthält 1400, nach einer andern Angabe 1750 □M. Die Hauptgebirge sind Montes de Toledo y Molina und Sierra Morena, und die Flüsse Tajo mit der Xarama, Guadarrama und Alberche; die Guadiana ꝛc. Das Klima ist gesund. Die wichtigern Produkte sind: Safran, Wein, Getreide, Rindvieh, Schafe ꝛc. Es wird in 5 Provinzen getheilt: Madrid, Toledo, Guadalaxara, Cuenca, la Mancha. Unter der Krone Castilien versteht man außer den Provinzen Alt- und Neucastilien, noch die Provinzen Leon, Palencia, Toro, Valladolid, Zamora, Salamanca, Asturia, Galicia, Estremadura, Sevilla, Cordova, Jaen, Granada, Murcia mit dem Gebiet von Antequera, welche zusammen 6481¼ □M. und 7,328,200 Einw. haben. (*Stein.*)

CASTILIEN. (Geschichte). Das castilische Reich, welches vor seiner Vereinigung mit Aragonien die größere Hälfte der Länder in sich begriff, welche gegenwärtig die spanische Monarchie bilden, entstand aus kleinen, von gothischen Christen gegründeten Staten, die durch Eroberungen vergrößert, dann zu einem Gesamtstat vereinigt wurden, der nach und nach die Araber von der pyrenäischen Halbinsel verdrängte. Die Geschichte von Castilien, die einen für sich bestehenden Theil der Geschichte von Spanien ausmacht, umfaßt den Zeitraum von 712 bis 1479, von der Stiftung der christlichen Staten in Spanien, nachdem es von den Arabern erobert worden war, bis auf die Vereinigung Castiliens mit Aragonien, und begreift auch die Geschichte des Königreichs Leon in sich; alle Begebenheiten, die vor oder nach

*) Daher heißt der See von Perugia zuweilen Lago di Castiglione. Auch ein kleiner See in der Campagna di Roma, sonst Lago di S. Prassede genant, komt unter diesem Namen vor.

dieser Zeit sich in den castilischen Ländern zugetragen haben, gehören der Gesamtgeschichte von Spanien an.

Die Geschichte von Castilien wird der bessern Übersicht wegen in drei Zeiträume abgetheilt. Der erste Zeitraum fängt mit der Stiftung des ersten christlichen Stats 718 an, und geht bis zur Vereinigung Castiliens mit Leon, 1037; der Zweite geht von 1037—1231 bis dahin, wo durch ein Gesetz Ferdinand's III. die Untheilbarkeit der Reiche Leon und Castilien für immer festgesetzt wurde; der Dritte reicht von 1231 bis 1479, wo durch Johann's II. von Aragonien Tod alle spanische Staten für immer vereinigt wurden.

Erster Zeitraum. a) Erste Abtheilung. Geschichte von Leon. Durch die Schlacht bei Xeres de la Frontera war 712, d. 17. Julius, das Gothenreich in Spanien durch die Araber zertrümmert worden und der tapferste der christlichen Streiter, Pelayo, ein Sohn Herzog Favilla's von Cantabrien und Enkel des Königs Chindaswinth, hatte, als auch ihn die Übermacht der Feinde das Schlachtfeld zu verlassen gezwungen, mit einer kleinen Schar wackerer Kampfgenossen in den asturischen Gebirgen einen Zufluchtsort gesucht, woselbst sich bald viele gothische Christen um ihn sammelten, die das Joch der Ungläubigen verabscheuten. Die Menge der Flüchtlinge machte eine gesellschaftliche Verfassung für sie nothwendig, die ihnen Pelayo im J. 714 gab; doch da sie für des neu sich bildenden Stats Gedeihen nicht ausreichend seyn mochte, so wurde Pelayo 718 zum Könige gewählt. Dieser Schritt machte die Araber auf die bis dahin von ihnen unbeachtet gelassenen flüchtigen Christen aufmerksam und sie zogen aus, um das neu entstandene Reich zu vernichten. Pelayo besetzte die Gebirgspässe, wo er mit geringer Mannschaft einem ganzen Heere Widerstand leisten konte, zog sich mit der Mehrzahl seiner Krieger in die Höhle Cavadonga im Ausevaberge zurück, und vertheidigte sich lange mit dem besten Erfolg. Als endlich der arabische Feldherr Alchaman noch mehre Verstärkungen an sich gezogen hatte, stürmte er die Gebirgspässe und die Höhle, doch erlitt er eine völlige Niederlage, bei welcher 20,000 der Seinigen umkamen, und verlor selbst das Leben 719. Pelayo eroberte darauf, nach einem zweiten Siege, die Stadt Gijon, die als Festung und Hafen ein großer Gewinn für den neuen Stat war, ferner Astorga und viele andere Plätze, so daß er Herr eines ziemlich ansehnlichen Gebiets im nördlichen Spanien war. Die Uneinigkeit der Araber unter einander, und ihr Bemühen in Frankreich festen Fuß zu fassen, lenkte ihre Aufmerksamkeit von Pelayo ab, der dadurch Zeit gewann, die Verfassung seines kleinen Reiches zu ordnen und zu befestigen. Er wählte Gijon zu seiner Residenz, baute Städte und Kirchen, zog die Christen, die unter der Herrschaft der Araber nicht leben wollten, in sein Land, und regirte 15 Jahre lang mit so viel Glück als Weisheit. Da aber überfiel ihn 734 der arabische Statthalter Okbah mit seiner ganzen Macht, entriß ihm alles Land, welches er in den Ebnen von Galicien und Asturien besaß, und beschränkte das Gebiet der Christen auf die unfruchtbaren asturischen Gebirge. Doch bald kam Pelayo mit seinen tapfern Streitern wieder in die Thäler herab, eroberte, von den Zwistigkeiten der Araber begünstigt, das verlorne Land zurück, und hinterließ seinem Sohn und Nachfolger Favilla 737, einen ziemlich ausgedehnten Stat.

Favilla'n, der schon im zweiten Jahr seiner Regirung 739 auf der Jagd von einem Bären zerrissen wurde, folgte Alfons I., der Katholische, Pelayo's Eidam (reg. bis 757) [1]. Er benutzte die bürgerlichen Unruhen der Araber zur Vergrößerung seines Reichs, welches er durch glückliche Kriege ansehnlich erweiterte. Zuerst eroberte er 740 Lugo und dann bemächtigte er sich des den Arabern noch zugehörenden Theils von Galicien. Als er sich darin befestigt hatte, unterwarf er sich einen Theil von Castilien und Leon und darauf Portugal bis an den Duero. Auch die Provinzen Alava und Biscaya brachte er ans Reich. Nicht weniger wie durch Eroberungen, zeichnete sich Alfons I. durch die Verwaltung des Stats aus. Die entfernten Provinzen, die er zu behaupten sich nicht getraute, verheerte er, und bevölkerte mit den Einwohnern derselben seine inneren Länder. Er stellte die verfallenen Städte und Dörfer her, baute die zerstörten Kirchen, besetzte die leer gewordenen bischöfl. Sitze, handhabte strenges Recht, hielt auf Ordnung, Zucht und Sitte und erwies sich als ein weiser Regent, unter dessen Regirung der Stat gedieh und mächtig wurde. Daher wird dieser König auch der Stifter des Königreichs Leon genant, wiewol er weder in Leon, welches er erobert hatte, residirte, noch das Reich zu seiner Zeit diesen Namen führte.

Froila I., Sohn von Alfons (reg. von 757—770), hatte in den ersten Jahren seiner Regirung mehre Empörungen zu bekämpfen, die durch seine unbiegsame, doch gerechte und nöthige Strenge veranlaßt wurden. Obgleich er die aufrührerischen Vasconen 759 nach einem glänzenden Siege völlig unterwarf, so rechnete Abdorrhaman, der Ommijahde zu Cordova, doch so sehr auf die in Galicien herrschenden Gährungen, daß er den König Froila mit Krieg überzog. Doch die Stände vergaßen ihren Zwist mit dem Könige, und folgten ihm zum Kampfe mit den Arabern, die 760 in der Schlacht bei Pontumo in Galicien aufs Haupt geschlagen wurden und 54,000 Mann auf dem Schlachtfelde ließen. Froila erbeutete ungeheuere Schätze, die er zur Vergrößerung von Oviedo und zum Anbau des Landes anwandte; dann aber verfolgte er seinen Sieg, drang bis nach Murcia und Valencia, plünderte das arabische Gebiet und kehrte mit großer Beute und vielen Sklaven nach Asturien zurück. Einen zweiten Krieg (764) gegen Abdorrhaman beendigte er mit gleichem Glück. Da ihm aber die Galicier bei diesem Feldzuge den Gehorsam verweigert hatten, so strafte er sie mit großer Strenge, wodurch er das Mißvergnügen mit seiner Regirung mehrte, welches den höchsten Gipfel erreichte, als er die Geistlichkeit zum ehelosen Stande nöthigen wollte. Da er fürchtete, daß sein bei dem Volke und den Ständen beliebter Bruder Vimarano ihn vom Throne verdrängen möchte, so erstach

1) Nach *Masdeu* Hist. crit. de l'Esp. ist Alfons I. im J. 770 gestorben; doch ist die Chronologie dieses Geschichtschreibers, gegen die sich erhebliche Zweifel aufstellen lassen, bei weitem nicht allgemein als richtig angenommen.

er ihn 767 mit eigener Hand, wurde aber dafür von einigen verschwornen Baronen 768 zu Cangos ermordet.

Aurelio (reg. von 768—774), der nächste Anverwandte des ermordeten Königs, ein Sohn Froila's, des Bruders Alfons I., bestieg nun den Thron. Unter seiner Regirung empörten sich die zahlreichen, in Galicien und Asturien wohnenden arabischen Sklaven (770) und konten, da ihnen Abdorrhaman Beistand leistete, nur mit Mühe unterworfen werden. Sie wurden Alle ihrer bisherigen Rechte beraubt. Daß Aurelio bei dieser Gelegenheit mit den Arabern einen schimpflichen Frieden geschlossen, scheint ausgemacht; doch ist der Jungferntribut, wozu er sich verstanden haben soll, wol nur eine Fabel. Bald nach diesem Frieden (771) nahm der König einen Großen des Reichs, Silo zum Mitregenten an, der auch nach seinem Tode, bis 783, allein regirte. Als er kinderlos verstorben war, bemächtigte sich Mauregato, ein natürlicher Sohn Alfons I., des Thrones, den er bis 788 in Frieden besaß. Ihm folgte Bermudo I., ein Bruder Aurelio's und früher ein Geistlicher. Er übernahm die Krone aber nur, um sie Alfons II., einem Sohne König Froila's I., dem sie Aurelio schon bestimt hatte, zu erhalten. Nachdem Alfons 791 den König von Cordova, Haschem, in der Schlacht bei Burgos überwunden hatte, nahm Bermudo dieses zum Anlaß, dem siegreichen Prinzen den Thron abzutreten und in den Privatstand zurückzutreten. Er lebte noch 6 Jahre an dem Hofe des jungen Königs als dessen treuester Freund.

Alfons II., der Keusche (reg. v. 791—842), war ein talentvoller Fürst, der im Kriege wie im Frieden ausgezeichnete Thaten vollbrachte. Er verlegte 792 seine Residenz nach Oviedo. Die Araber, die 794 in sein Gebiet eingefallen waren, überwand er in einer großen Schlacht bei Lodos, in welcher sie 60,000 Mann verloren. Darauf stellte er Braga her 797, eroberte 798 Lissabon, zwang den Statthalter von Valencia zum Tribut (800) und verband sich mit Karl dem Großen, der damals die spanische Mark erobert hatte. Dieses Bündnisses wegen überzogen ihn die Araber 801 mit großer Heeresmacht; sie wurden aber wiederum völlig geschlagen. Dieser Siege und seiner trefflichen Regirung ungeachtet, hatte der König doch eine mächtige Partei unter dem Adel gegen sich, die sich seiner bemächtigte und ihn in das galicische Kloster Abelia einsperrte (802). Doch Theudes, ein Großer, sammelte eine dem Könige treue Schar, und befreiete ihn. Alfons erließ den Meuterern die verdiente Strafe, wodurch er schneller, als es mit Waffengewalt hätte geschehen können, die ihm entgegenstehende Partei unterdrückte. Von jetzt an war seine Regirung ununterbrochen glücklich und zeichnete sich durch eine Menge von Siegen gegen die Araber aus. Die Schlachten bei Visieu (811), Zamora (812), Calahorra (816), Calagura (825) u. a. m. erwarben ihm unvergänglichen Nachruhm, seinem Reiche aber Haltbarkeit und Größe. Er war gleich groß im Felde und im Statsrath; doch auch als Mensch verdient er, seiner Milde und Herzensgüte wegen, die Achtung der Nachwelt. Seine Frömmigkeit, die sich auch durch die Erbauung vieler Kirchen und Klöster äußerte, erhielt neuen Antrieb, als (808) der Leichnam des Apostels Jakob gefunden wurde. Mit Bewilligung der Stände wählte Alfons Ramiro, den Sohn seines Wohlthäters Bermudo I., zu seinem Nachfolger, und übergab ihm 835 die Regirung. Er lebte darauf noch mehre Jahre ohne alle Theilnahme an den Statsgeschäften und starb 872.

Ramiro I, reg. bis 850. Gleich nach dem Tode des Königs Alfons wollte Graf Nepotian die Krone an sich reißen, wurde aber (843) unterworfen und bestraft. Bald darauf landeten die Normannen und verheerten die Küstenländer, erlitten aber (844) bei Corunna eine Niederlage und büßten alle ihre Schiffe ein. Eine 845 ausgebrochene Empörung unterdrückte und bestrafte der König sehr schnell, und dann zog er gegen Abdorrhaman II., der ihn angegriffen hatte und überwand ihn 846. Noch ein Mal fielen die Araber ins Reich, und zwar mit einer so furchtbaren Macht, daß das christliche Reich ihre gewisse Beute schien. Doch Ramiro bot alle waffenfähige Mannschaft auf und erfocht (849) nach zwei heißen Schlachttagen bei Logronne (Clavijo) einen so vollständigen Sieg, daß 60,000 Feinde das Schlachtfeld deckten und die Zeitgenossen den Beistand des h. Jakob dabei wirksam glaubten.

Ordono I., des wackern Ramiro talentvoller Sohn (reg. bis d. 17. Mai 866) mußte 854 gegen die von den Arabern unterstützten Waskonen in Alava kämpfen, die einen Aufruhr erregt hatten. Einen zweiten Krieg führte er 857 mit Musa, dem Statthalter von Saragossa, siegreich, und entriß ihm Albayda. Die an der Küste von Galicien 859 gelandeten Normannen schlug er und zerstörte ihre Flotte. Er setzte darauf den Krieg mit den Arabern fort und eroberte 862 die Städte Salamanca und Coria. Da der König Mohomet von Cordova ihn nochmals angriff, wurde derselbe 863 zu Wasser und zu Lande geschlagen, wobei der Seesieg, als der erste von den Christen erfochtene, besonders merkwürdig ist. Diese Kriegsthaten hielten Ordono nicht ab, sich als einen Vater seines Volkes zu beweisen. Er baute die verfallenen Städte wieder auf, befestigte und bevölkerte sie, hielt auf Ordnung und Recht und hinterließ seinem Nachfolger ein blühendes Reich.

Alfons III., der Große (reg. bis 910) nur achtzehn Jahr alt, da sein Vater Ordono starb, mußte dem Grafen Froila von Galicien weichen, der sich des Thrones bemächtigte, doch bald seiner Tyrannei wegen ermordet wurde. Graf Eylon, der in Alava einen Aufruhr erregte, wurde 868 überwunden. Nun griffen die Araber mit zwei Heeren den jungen König an; doch dieser gewann 869 zwei Schlachten gegen sie, vernichtete ihre Kriegsmacht und vertrieb sie aus den Gegenden von Simancas, Toro und Zamora. Alfons verstärkte seine Macht durch ein Bündniß mit dem mächtigen Garcias von Navarra, dessen Tochter Ximena er 870 geheirathet hatte, und von nun an war er ununterbrochen siegreich gegen die Araber, bis 883 ein Waffenstillstand seinen Heldenthaten ein vorläufiges Ziel setzte. Er eroberte 871 Coimbra, siegte 876 bei Coria, 878 bei Polverosa, vernichtete 881 ein arabisches Heer in der Sierra Ellerena und seine Feldherren schlugen 882 die Araber in Alava und Castilien. Einen Theil von Portugal und von Ca-

stilien brachte er in seine Gewalt, die arabischen Gebiete verwüstete er, die verfallenen Festungen stellte er her und durch seine umsichtige Tapferkeit machte er sich den Feinden so furchtbar, daß sie den Waffenstillstand mit ihm für ihr einziges Rettungsmittel halten mußten. Den Frieden benutzte Alfons, den Wohlstand des Landes durch zweckdienliche Anstalten zu erhöhen, die Lehns- u. kirchlichen Verhältnisse zu ordnen, die Wissenschaften zu ermuntern und überhaupt das Wohl des Volkes zu befördern. Damit unverträglich war aber die unverhältnißmäßige Macht der großen Reichsstände; und da er diese zu beschränken strebte, empörten sie sich. Ano und Hermenegild stifteten 885 — 886, Witiza und Saracin 894 und 895, die vier Brüder Froila, Nunnez, Odoario und Bermudo 897 und 898 weit verbreitete Empörungen, die zwar alle glücklich gedämpft wurden, doch vieles Blutvergießen verursachten. Die Araber hatten den Aufrührern Beistand geleistet. Deßhalb griff Alfons den Abdallah von Cordova an und besiegte ihn 898 in der Schlacht bei Grajal de Ribera. Als der König von Cordova nochmals gegen Alfons die Waffen ergriff, wurde er 904 in der großen Schlacht bei Zamora überwunden, sein Heer vernichtet und sein Land verheert und gebrandschatzt. Nun aber empörte sich des Königs eigener Sohn, Garcias, von dem Grafen Nunnez Fernandez von Castilien und mehren Großen unterstützt, 907 gegen ihn und es entstand ein heftiger Bürgerkrieg. Der Prinz wurde gefangen, doch da der König auf das Bitten der Großen ihn nicht frei lassen wollte, entstand ein neuer Aufruhr, an welchem selbst die Königin und die jüngern Prinzen Theil nahmen. Der König konte auf die Treue seines Heeres rechnen; doch wollte er das Blut seiner Unterthanen schonen: freiwillig nahm er die Krone von seinem Haupte (910) und setzte sie dem aufrührerischen Sohne auf, dem zweiten Prinzen Ordona gab er Galicien und den eroberten Theil von Portugal. Nach seiner Abdankung lebte Alfons noch zwei Jahre, während deren er eine Chronik von Spanien schrieb, und dann als Feldherr seines Sohnes gegen die Araber focht. Er starb den 20. Dec. 912.

Garcias (reg. bis 914) stiftete Klöster, befestigte und bevölkerte Städte, und suchte dadurch des Volkes Liebe zu gewinnen. Er wollte den Bruder Ordono seines Erbtheils berauben, ließ sich aber (913) von seiner Mutter zum Frieden bewegen.

Ordono II. (reg. bis 923), folgte seinem Bruder auf dem Throne, den er nicht ohne Ruhm besaß. Er schlug die Araber 914 in der Schlacht bei Talavera, eroberte darauf Alhanga, und als er abermals von den durch die Afrikaner verstärkten Arabern angegriffen wurde, brachte er ihnen bei Estevan de Gormaz (916) eine große Niederlage bei. Von der dabei gewonnenen Beute errichtete er ein Bisthum in Leon, und erhob diese Stadt 917 zur Hauptstadt des Reichs, welches von nun an das Königreich Leon hieß. Seinem Oheim, dem Könige Sancho von Navarra, zog er gegen die Araber zu Hilfe, erlitt aber 921 bei Val de Junquiera eine völlige Niederlage, die nur deßhalb ohne verderbliche Folgen für ihn blieb, weil die Araber ihren Sieg nicht benutzten. Die Grafen von Castilien, die ihm die Heeresfolge verweigert hatten, ließ er (922) zu sich laden und erwürgen.

Froila II., des Vorigen Bruder, war ein Tyrann, der schon nach 13 Monaten an den Folgen seiner Ausschweifungen starb.

Alfons IV., der Mönch, Ordono's II. Sohn, legte schon nach zwei Jahren (927) die Krone zu Gunsten seines Bruders, Ramiro II., nieder, der bis 950 regirte. Alfons stiftete zwei Mal 928 und 932 Empörungen an, um die aufgegebene Herrschaft wieder zu gewinnen, gelangte aber nicht zum Ziel. Ramiro eroberte 932 Madrid, verheerte das Gebiet der Araber bis Toledo und machte eine unermeßliche Beute. Darauf schlug er 933 die Araber bei Osma und machte den Aben Ahaya von Saragossa 934 zinspflichtig. Nun aber wurde sein Gebiet lange von den Arabern verheert, bis er 938 die große Schlacht von Simancas gegen sie gewann. Mit den Grafen von Castilien hatte er 940 ernsthafte Streitigkeiten wegen der von ihm behaupteten Oberlehnsherrlichkeit, doch wurde 941 ein Vergleich gestiftet, und Ramiro's Erbprinz, Ordono, vermälte sich mit der Tochter des Grafen Ferdinand Gonzalez von Castilien. Nach einem 7jährigen Stillstande überfiel Ramiro 949 die Araber und schlug sie in der Schlacht bei Talavera.

Ordono III. (reg. bis 955), hatte gegen seinen Bruder Sancho zu streiten, der von Navarra und Castilien unterstützt, eine Theilung des Reichs begehrte. Er blieb Sieger und wußte die ihm feindlich gesinnten Nachbarfürsten sowol, als auch die mißvergnügten Lehnsträger, so klug zu behandeln, daß sie sich mit ihm zum Kriege gegen die Araber vereinigten, der mit glänzendem Erfolge geführt wurde und das Gebiet des Reichs vergrößerte.

Sancho I. folgte seinem Bruder Ordono III., in der Regirung, von der er aber von Ordono IV., einem Sohn Alfons des Mönchs verdrängt wurde. Sancho floh nach Navarra 957 und darauf 958 nach Cordova, wo er bei Abdorrhaman III. eine freundschaftliche Aufnahme fand, dessen Ärzte ihn von einer Krankheit heilten, die bis dahin seine Thätigkeit beschränkt hatte. Mit Abdorrhamans Beistand eroberte Sancho 960 sein Reich zurück und nahm den Grafen Gonzalez von Castilien gefangen, der indessen bald entlassen wurde und seine Unabhängigkeit zu behaupten wußte 961. Der Vertheidigung gegen die Normannen wegen, hatte Sancho dem Bischof Sisenand v. Compostella erlaubt Krieger zu halten, die der habsüchtige Prälat aber zur Unterdrückung und Beschatzung des Volks, mißbrauchte. Sancho vertrieb ihn und setzte Plosendo an seine Stelle, der 964 die gelandeten Normannen schlug. Gonsalvo, Statthalter von Galicien und ein Verwandter des vertriebenen Sisenand, empörte sich gegen den König; Sancho überwand ihn, erließ ihm aber die Strafe und glaubte ihn durch Milde zu gewinnen. Seine Gnade wurde übel belohnt; denn der Verräther vergiftete ihn 967.

Ramiro III. (reg. bis 982), war bei seines Vaters Tode nur 5 Jahre alt, deßhalb wurde eine Regentschaft eingesetzt, die aus der Königin Mutter Theresie, des verstorbenen Königs Schwester Elvira und einigen Großen bestand. Das Reich gerieth während der Unmündigkeit

des Königs in Verwirrung; Sisenand nahm seinen Bischofssitz wieder ein, die Normannen thaten verheerende Einfälle und die Großen empörten sich. Ramiro zeigte auch nach erlangter Volljährigkeit wenige Fähigkeiten zum Regiren, deßhalb erheben die Großen Galiciens Ordono's III. Sohn, Bermudo II. 981 zum Könige. Daraus entstand ein blutiger Bürgerkrieg, den nur Ramiro's plötzlicher Tod 982 endigte. Bermudo II. (reg. bis 999), obgleich ein talentvoller Fürst, vermochte doch kaum das zerrüttete Reich vom Untergange zu retten. Die Araber nahmen 984 Simancas ein, verheerten mehre Provinzen des Reichs und führten eine unermeßliche Beute und viele gefangene Christen mit sich fort. Vergebens suchte Bermudo ihnen eine Kriegsmacht entgegen zu stellen, die Großen ließen ihn im Stich oder standen wol gar mit den Arabern in Verbindung. So stand denn das unglückliche Reich den Feinden offen, die unter ihrem großen Feldherrn Almansor eine Menge fester Städte eroberten und zerstörten, das Land ausplünderten und dem Reiche der Christen ein Ende zu machen drohten. Nachdem Bermudo 995 in der Schlacht an der Ezia vergebens die letzten Kräfte zum Widerstande aufgeboten hatte, überließ er dem Feinde 996 die Provinz Leon und zog sich nach Asturien zurück. Leon u. Galicien wurde nun von den Arabern eingenommen, die das Gebiet der Christen völlig erobert haben würden, wenn nicht 997 eine furchtbare Ruhr ihr Heer geschwächt und zum Rückzuge gezwungen hätte. Nun schloß Bermudo ein Bündniß mit Castilien und Navarra und die vereinigten Heere dieser drei Bundesgenossen gewannen gegen den wieder vorrückenden Almansor 998 bei Calatañazor eine Schlacht, in welcher das arabische Heer beinahe völlig aufgerieben wurde. Bermudo starb ohne die Früchte dieses Sieges zu genießen.

Alfons V. (reg. bis 1027), der bei seines Vaters Tode nur 4 Jahre zählte, wurde von dem Grafen Melendo Gonzalez von Galicien vortrefflich erzogen. Als er die Regirung selbst übernahm, ließ er es sich angelegen seyn, den tiefgesunkenen Wohlstand seines Reiches zu heben und die Spuren der Verheerungen der Araber zu tilgen. Er stellte die zerstörte Hauptstadt wieder her, ließ die übrigen verfallenen oder verlassenen Städte erneuern, befestigen und bevölkern, ermunterte den Ackerbau und die Gewerbe, und riß durch seine kluge Verwaltung den Stat aus dem langwierigen Elende. Nachdem er den Wohlstand der Unterthanen begründet, die Kräfte des Stats vermehrt hatte, wollte er die innerlichen Zwistigkeiten der Araber zu einer Gebietserweiterung benutzen und fiel in ihr Gebiet ein, wurde aber bei der Belagerung von Viseu durch einen Pfeil getödtet.

Bermudo III. (reg. bis 1037), der noch minderjährig war, als er zum Throne gelangte, hatte wegen des Besitzes von Castilien, dessen letzter Graf Garcias Sanchez ermordet worden, mit dem Könige Sancho dem Großen von Aragonien 1032 einen harten Kampf zu bestehen, in welchem er Astorga und den Bezirk zwischen den Flüssen Pisuerga und Cea verlor. Im folgenden J. 1033 kam ein Friede zu Stande, nach welchem das von Navarra eroberte Gebiet für eine Morgengabe der Schwester Bermudo's, Donna Sancha angesehen werden sollte, die dem zweiten Sohne des Königs von Aragonien vermält wurde, dem der Besitz Castiliens von seinem Vater bestimt war. Nach Sancho des Großen Tode fing Bermudo wegen der abgetretenen Länder mit seinem Schwestermann Ferdinand einen Krieg an, der so unglücklich für ihn endigte, daß er 1037 mit der Schlacht bei Tamara auch zugleich das Leben verlor. Ferdinand erhielt nun das Königreich Leon und vereinigte es mit Castilien. Das von Pelayo gestiftete Reich hatte, anfangs unter dem Namen des Königreichs Oviedo, 320 Jahre bestanden.

b. Zweite Abtheilung. Castilien. Ein unbeträchtliches Gebiet des Gebirgslandes an den Quellen des Ebro und der Pisuerga hieß zuerst Castilien. Es scheint von den Arabern entweder nie erobert, oder doch nicht behauptet worden zu seyn, denn schon im J. 759 wird ein unabhängiger christlicher Graf Roderich von Castilien genant. Der Name des Landes wird von Castellum abgeleitet, doch ist die Behauptung einiger Schriftsteller, daß Burgos (lat. Burgis) darunter gemeint sei, unrichtig; denn obgleich dieses in der Folge ein Hauptsitz castilischer Regenten wurde, so ward es doch erst 884, also 121 Jahre später erbauet, als Castiliens Namen schon in Gebrauch war. Die Gränzen Castiliens erweiterten sich in den Kriegen der gothischen Christen mit den Arabern, und das Land stand unter der Regirung mehrer Grafen, die, wie es scheint, nur mit Widerstreben, die Lehnsherrlichkeit der Könige von Oviedo anerkanten. König Ordono II. lockte, 922 diese Grafen an seinen Hof und ließ sie ermorden; doch die Castilier unterwarfen sich ihm nicht, sondern führten eine republikanische Verfassung ein, und stellten 924 zwei Richter (Alcaydes) an die Spitze der Regirung. Einer dieser Richter Nunnez Rasura hinterließ einen Enkel, Ferdinand Gonzalez, der, nachdem er seinen Oheim Nuño Fernandez, Grafen von Amaya, und seinen Bruder, Gonzalo Tellez, Grafen von Osma, beerbt hatte, im J. 933 ganz Castilien mit bereits sehr erweiterten Gränzen unter sich brachte, und, obgleich einige Lehnsrechte des Königs von Leon anerkennend, mit großem Ansehen und beinahe königlicher Macht regirte. Er war ein statskluger und tapferer Regent, der stets für die wichtigste Stütze des Königreichs Leon gehalten wurde und an den Thronstreitigkeiten dieses Reichs einen sehr thätigen Antheil nahm. Im J. 961 wurde ihm von Leon die Lehnspflicht erlassen und er also der erste unabhängige Regent von Castilien.

Sein Sohn und Nachfolger Garcias Fernandez (reg. von 970 bis 1005), zwar tapfer wie sein Vater, doch weniger glücklich, vermochte die Verheerungen seines Landes durch den berühmten arabischen Vezir Almansor nicht zu verhindern, da die Empörungen seines Sohnes Sancho ihn zwangen, seine Streitkräfte zu theilen. Er starb an den Wunden, die er in einem Treffen gegen die Araber erhalten hatte.

Sancho Garcias (reg. v. 1005 bis 1020), rächte den Tod seines Vaters durch Einfälle in das Gebiet der Araber und machte große Beute. Klug benutzte er die innern Zwiste der arabischen Fürsten, stand bald dem einen, bald dem andern bei, und erweiterte bei der Gele-

genheit sein Gebiet beträchtlich. Er versagte die aufrührerischen und schon seinem Vater und Großvater verfeindeten Grafen von Vela, veranlaßte aber dadurch den Untergang seines Stammes. Denn sein Sohn und Erbe Garcias Sanchez wurde, als er zu Leon sich mit der Schwester des Königs Bermudo III., Sancha vermälen wollte, d. 13. Mai 1028 (nach Masdeu 1026) von den Grafen von Vela ermordet. Castilien fiel nun an Navarra, dessen König Sancho III., der Große, eine Schwester des ermordeten Grafen, Donna Elvira zur Gemalin hatte. Als dieser 1035 starb, erhielt zufolge einer Erbtheilung sein zweiter Sohn Ferdinand Castilien und, nachdem Bermudo III., in der Schlacht bei Tamara 1037 geblieben war, als Gemal der Schwester desselben auch Leon.

Zweiter Zeitraum, von 1037—1231. Ferdinand I., der Große (reg. bis 1065), ein weiser, kraftvoller Fürst, strebte während der ersten Jahre seiner Regirung sich auf dem Throne zu befestigen, und die Verfassung des Reichs zu ordnen. Die Meutereien aufrührerischer Lehnsträger in Galicien und Leon unterdrückte er schnell und vollständig; dann aber ließ er die Waffen ruhn, um sich auf die künftig unvermeidlichen Kriege mit den Arabern vorzubereiten. Endlich schien der Zeitpunkt bequem die immerwährenden Einfälle derselben in sein Gebiet zu bestrafen. Er ging 1044 über den Duero, ereroberte nach 5monatlicher Belagerung Visieu, dann Lamego, und darauf in einem zweiten Feldzuge Coimbra, dann kehrte er zurück, um auf einer andern Seite seine Feinde zu bekämpfen. Während er in Portugal sein Reich bis zum Mondejo erweiterte, waren die Araber in Castilien eingefallen; Ferdinand trieb sie mit großem Verlust zurück, verfolgte sie bis Toledo und an Sevilla's Gränzen, und brachte ihnen so entscheidende Niederlagen bei, daß der König von Toledo durch Auslieferung aller seiner Schätze und durch Zusage eines jährlichen Tributs, wozu auch der König von Saragossa sich verstand (1048), den Frieden erkaufen mußte. — Nachdem Ferdinand auf der großen Synode zu Coyanza (1051) die Kirchenzucht hergestellt und die Lehnsverhältnisse geordnet hatte, besuchte er seinen Bruder, den König Garcias von Navarra zu Mezera, um mit ihm die Streitigkeiten wegen der Provinzen Rioja und Alava, die früher zu Castilien gehörend, nun von Navarra besessen wurden, auszugleichen. Ein Gerücht, daß Garcias ihn verhaften lassen wolle, veranlaßte ihn zur schleunigen Flucht. Als Garcias nach 3 Jahren den Besuch erwiederte, ließ Ferdinand ihn auf das Schloß Cea gefangen setzen. Garcias entkam durch Bestechung der Wächter, sammelte ein großes Heer, rief die Araber von Saragossa zur Hilfe herbei und überzog Castilien mit Krieg. Die Versuche der Bischöfe und Lehnsträger, Frieden zwischen den feindlichen Brüdern zu stiften, scheiterten; Garcias wies Ferdinands Anträge schnöde zurück und die Waffen mußten den Ausschlag geben. Bei Burgos kam es 1054 zur Schlacht, in welcher Garcias besiegt und getödtet wurde. Rioja und Alava kamen nun an Castilien. — Noch ein Mal ergriff Ferdinand 1063 die Waffen, um von dem Könige Mahomet Abn Habet I. zu Sevilla den Leichnam der heiligen Justa für die neu erbauete Domkirche zu Leon zu erlangen. Mahomet, der nicht daran gedacht hatte, sich wegen Reliquien, deren Werth ihm unbegreiflich war, in einen Krieg einzulassen, lieferte nicht nur das Begehrte — oder vielmehr statt des nirgends aufzufindenden Leichnams der h. Justa, den Leichnam des h. Isidor — sondern er unterwarf sich auch der Lehenshoheit von Castilien. — Während dieses Kriegeszugs verwaltete sein ältester Sohn Sancho II. die Regirung Castiliens mit Ruhm und Glück. Ramiro I., König von Aragonien, hatte den arabischen König von Saragossa angegriffen. Sancho zog zum Schutze dieses Lehnsträgers in Begleitung des berühmten Helden (Rodrigo Diaz de Vivar) Cid aus, und beide erfochten 1064 einen glänzenden Sieg über Ramiro, der auf dem Schlachtfelde blieb.

Durch seinen letzten Willen hatte Ferdinand das Reich unter seine Söhne getheilt. Sancho II. erhielt Castilien und die Lehnsherrlichkeit über Saragossa, Alfons VI. Asturien und Leon, Garcias, Galicien und Portugal. Für die beiden Prinzessinnen waren unter dem Namen des Infantaticums besondere Gebiete bestimt: Urraca sollte die Stadt Zamora nebst deren Umgebungen, Elvira aber Toro, mit dem dazu gehörigen Gebiet, erhalten.

Sancho II. (reg. v. 1065 bis 1072), wollte das Erbe seiner Brüder an sich ziehen, und nur mit Mühe verhinderte die Mutter den Ausbruch der Feindseligkeiten. Nach ihrem Tode griff Sancho den Bruder Alfons von Leon an und schlug ihn 1068 bei Plantada, doch versöhnten die Schwestern die streitenden Brüder. Zwei Jahre darauf erneuerte Sancho den Krieg und sein berühmter Feldherr Cid gewann 1070 die große Schlacht bei Volpellar, und mit ihr das Königreich Leon; Alfons wurde in das Kloster Sahagun eingesperrt. Nun wurde auch 1071 Garcias angegriffen, der sein Erbe Galicien und Portugal verlassen und bei dem Könige von Sevilla eine Freistätte suchen mußte.

Unterdeß war Alfons mit Hilfe seiner Schwestern aus der Haft entkommen und hatte bei dem Könige Ali Mamum von Toledo eine gastfreie Aufnahme gefunden. Sancho, über seine Schwestern erzürnt, rückte in ihre Gebiete ein, um sie deren zu berauben. Toro fiel gleich in seine Gewalt, Zamora wurde von Urraca und ihrem Feldherren Arias Gonzalez heldenmüthig vertheidigt, und selbst die Kriegskunst des großen Cid konte die Einnahme des Platzes nicht bewirken. Als aber der Mangel an Lebensmitteln die Belagerten peinigte, nahte ein Bürger aus Zamora, Vellides, dem Könige, unter dem Vorwande, ihm einen schwachen Punkt der Festung zu zeigen, und ermordete ihn 1072.

Alfons VI. (reg. bis 1109), nahm von dem erledigten Throne Besitz und führte den Plan seines Bruders Sancho, die getheilten Länder wieder zu vereinigen, aus. Er lockte seinen Bruder Garcias 1073 zu sich und setzte ihn auf das Schloß Luna gefangen, wo er bis an seinen Tod blieb. Nun war Alfons im Besitz aller Länder seines Vaters, bis auf die Provinzen Alava und Rioja, die an Navarra gekommen waren. Er bemächtigte sich ihrer 1076 ohne viele Mühe, nachdem König

Sancho von Navarra durch den eignen Bruder Ramiro ermordet worden war.

Bald darauf (1078) wurde Alfons von den Bürgern von Toledo um Beistand gegen den tyrannischen König Jahya angerufen; und gern benutzte er diese Gelegenheit zur Erweiterung seines Reichs, da die Rücksichten der Dankbarkeit, die er gegen die früheren Beherrscher von Toledo, Ali Mamum und dessen Sohn Hadchem, die seine Freunde und Beschützer gewesen waren, zu beobachten gehabt, nun nicht mehr Statt fanden. Er eroberte in 4 Feldzügen bis 1082 beinahe das ganze Königreich und schritt endlich 1083 zur Belagerung der Hauptstadt, die er 1085 eroberte, nachdem sie 373 Jahre unter arabischer Herrschaft gestanden hatte. Er verlegte seine Residenz dahin, und stellte das Erzbisthum wieder her, welches nun das Primat von Spanien wurde. Die Eroberung des Königreichs Toledo machte die arabischen Könige in Spanien um ihre Existenz bange. Sie vereinigten sich daher, um die Macht des Königs von Castilien zu brechen, riefen die Moraviden aus Afrika zu ihrer Verstärkung herbei und überfielen ihn mit einem furchtbaren Heere, womit sie ihm bei Coria (Medina) in Estremadura 1086 eine große Niederlage beibrachten. Durch diesen Unfall hatte Alfons zwar den Kern seines Heeres verloren; doch war er noch im Stande, das Feld zu behaupten, da aus Frankreich und Burgund ansehnliche Kriegsscharen zu seinem Beistande ankamen. Deßhalb schlossen die arabischen Könige von Badajoz und Sevilla Frieden mit ihm, und der letztere gab ihm seine Tochter Zaide zur Ehe. Von dieser Seite gesichert, wandte Alfons sich nun gegen die lusitanischen Araber, denen er im J. 1093 Coimbra, Lissabon und Cintra entriß. In diesem Feldzuge hatte der Prinz Heinrich von Burgund durch seine Tapferkeit sich hervorgethan. Alfons gewann ihn lieb, gab ihm seine natürliche Tochter Therese zur Gemalin, und verlieh ihm alle Besitzungen in Portugal als ein Lehen von Castilien.

Als im J. 1097 König Ben Hafet von Sevilla, der Schwiegervater Alfonso's von Jussuf (Texufin) angegriffen, seines Reiches beraubt und nach Afrika fortgeführt wurde, rückte der König, um solches zu rächen, mit einem mächtigen Heere in Andalusien ein. Aber Held Cid, früher schon durch seines Königs Undankbarkeit entfernt, machte nun nicht mehr das castilische Heer unüberwindlich; es wurde 1097 von dem Könige von Marocco völlig geschlagen. Als darauf Alfons alle seine Streitkräfte sammelte, um den König von Marocco durch einen großen Schlag zu überwinden, vermied dieser klug die Schlacht, belagerte aber dagegen Toledo, welches jedoch Alfons 1099 entsetzte. Nun richtete der Afrikaner seine Waffenmacht gegen die südöstlichen Küstenländer und belagerte Valencia, welches Cid 1094 den Ungläubigen entrissen und wo er ein unabhängiges Fürstenthum gestiftet hatte. Cid war 1099 gestorben, seine hochherzige Witwe Ximena vertheidigte aber den Platz mit bewundernswürdiger Tapferkeit und übergab ihn endlich 1102 nur auf Befehl des Königs, der ihr gebot, das Land den Arabern zu überlassen und mit der Besatzung nach Castilien zu ziehen.

Von der Last der Jahre gedrückt, konte Alfons den Arabern und Mauren nicht mehr so kraftvollen Widerstand leisten, wie früher und im J. 1105 verlor er mehre Treffen gegen sie. Dadurch aufgemuntert, rüstete der König von Marocco eine furchtbare Heeresmacht, um Castilien zu erobern, und drang gegen Toledo vor. Nachdem der König von Castilien das Treffen bei Badajoz verloren, stellte er das Heer unter den Befehl des Kronprinzen Sancho, dem er seiner Jugend wegen den Grafen Garcias de Cabra zur Seite gab. Bei Ucles kam es den 29. Mai 1108 zur Schlacht, in welcher die Castilier eine völlige Niederlage erlitten und worin Sancho getödtet wurde. Der königliche Greis, von dem Schmerz über den Verlust seines einzigen Sohnes zur Rache entflamt, sammelte schnell vieles Kriegsvolk, brach verheerend in das Gebiet der Araber, eroberte Cordova und ließ einen Theil der Besatzung hinrichten. Nun hatte er wieder das Übergewicht erhalten, die Könige von Sevilla und Jaen leisteten ihm die Lehnspflicht, und mit großer Beute beladen, führte er sein siegreiches Heer nach Toledo zurück. Bald darauf starb er, d. 30. Jun. 1109.

Obgleich sechs Mal vermält, hinterließ Alfons keine männliche Nachkommen, die Krone fiel daher an seine Tochter Urraca, die nach dem Tode ihres ersten Gemals, Raimund von Burgund, an den König von Aragonien, Alfons den Schlachtengewinner, vermält worden war 1108. Der Sohn ihrer ersten Ehe hatte nach dem Tode seines Großvaters Leon und Galicien erhalten. Urraca's zweite Ehe war nicht glücklich, die Königin zeigte eine Neigung für den ihr von den Reichsständen zum Gemal bestimten Grafen Gomez. Der König verfolgte den Grafen, ließ die Königin in das Schloß Castellar gefangen setzen und vergab alle bedeutenden Statsämter in Castilien an Aragonier. Die Castilier, darüber aufgebracht, befreieten ihre Königin mit List und führten sie in ihr Erbreich zurück. Um einen verderblichen Krieg zu vermeiden, vermittelten Castiliens Stände zwischen Urraca und ihrem Gemal eine Versöhnung; doch war sie nicht von Dauer, da der Königin anstößiger Lebenswandel und des Königs Einmischung in die Regirung Castiliens beiden Theilen Ursache zu Beschwerden gab. Alfons verstieß im J. 1111 seine Gemalin auf eine schimpfliche Weise, und als die Castilier die Schmach ihrer Königin rächen wollten, kam er ihnen durch den Einbruch in ihr Land zuvor, schlug 1112 ihr Heer bei Sepulveda und verheerte die Gebiete von Burgos, Palencia, Carrion, Sahagun auf das schrecklichste. Nun wollte er sich auch Galiciens bemächtigen, welches durch die Zwistigkeit der Stände wegen der Vormundschaft über den unmündigen König zerrüttet wurde; doch seine Absicht mißlang, da die Großen die ihnen drohende Gefahr früh genug inne wurden und ihr vorbeugten. Sie machten ihrem Hader schnell ein Ende, ließen den Prinzen krönen und vereinigten sich dann mit den Castiliern zum Widerstande gegen den König von Aragonien, dessen Versuch sich der Person seines Stiefsohnes zu bemächtigen, durch die Vorsichtigkeit des Bischofs von St. Jago war vereitelt worden. Urraca erhielt jetzt wieder Übermacht in Castilien; doch sie überließ sich der Leitung ihres unwürdigen Günstlings, Peter von Lara, beleidigte ihre treuesten Anhänger, den Bischof

von St. Jago und den Grafen von Traba, und veranlaßte sie dadurch, sich an die übrigen Großen anzuschließen, die der verderblichen Günstlingsherrschaft ein Ende machen wollten. Es entstand nun ein innerer Krieg zwischen der Partei der Königin und der ihres Sohnes, der dem Lande um so verderblicher wurde, da die Araber ihn zu verheerenden Einfällen benutzten. Eine Versöhnung, die 1116 zwischen den streitenden Parteien zu Stande kam, war nicht von Dauer; der Krieg brach bald auf's Neue aus und währte bis 1123, wo er durch einen Waffenstillstand geendigt wurde. Alfons Ramo war schon 1122 von den Castiliern zum Könige ausgerufen worden; allgemeine Anerkennung erhielt er aber erst nach Urraca's Tode, die 1126 im Kloster starb.

Alfons VII., Ramo, nach seinem Vater Raimund so genant (reg. bis 1157), war ein kluger und entschlossener Fürst, der durch sein weises Benehmen die Liebe des Volkes und der Stände zu gewinnen wußte. Er stellte die während der Regirung seiner Mutter eingerissenen Unordnungen ab und dämpfte die Unruhen und Empörungen in Galicien und Asturien. Durch die dabei bewiesene Mäßigung erwarb er sich Achtung und Folgsamkeit. Daher wurde es ihm leicht, ein Heer zusammen zu bringen, welches er seinem Stiefvater entgegen stellte, der mit einer großen Kriegsmacht gegen ihn ausgezogen war. Eine Schlacht schien unvermeidlich, als endlich Peter der Ehrwürdige, Abt von Clugny, 1124 den Frieden vermittelte, in welchem Alfons Ramo die Provinzen Alava und Rioja an Aragonien abtrat, dagegen aber als König von Castilien anerkant wurde. Durch seine Vermälung mit Berengaria, der Tochter des Grafen Raimund IV. von Barcelona, 1128, sicherte sich Alfons den Frieden mit dem Könige von Aragonien, der im Fall eines Krieges mit Castilien, von Barcelona im Rücken angegriffen worden wäre. Nachdem Alfons mehre Jahre hindurch sich mit der innern Verwaltung des Stats beschäftigt und 1129 auf dem Reichstage zu Palencia mehre wichtige Gesetze und Anordnungen in Kraft gesetzt hatte, zog er gegen die Mauren und Araber, die 1130 in das Reich eingefallen und bis gegen Toledo vorgedrungen waren. In drei Feldzügen verheerte er das arabische Gebiet bis Cadix, führte eine große Menge Sklaven mit sich fort, und kehrte 1133 mit einer unermeßlichen Beute heim. Bald darauf (1134) starb der König von Aragonien kinderlos, und Alfons VII. machte Anspruch auf die Thronfolge. Da ihn aber die aragonischen und navarrischen Stände nicht für ihren Herrn anerkennen wollten, entsagte er seinem Rechte, verleibte aber Rioja seinem Reiche ein, eroberte Saragossa und gab es nur als Lehn an Aragonien zurück; den König von Navarra nöthigte er, ihm als Lehnsherrn zu huldigen.

Diese vielen glücklichen Erfolge bewogen Alfons im J. 1135 die Kaiserwürde anzunehmen und sich einen Oberherrn von Spanien zu nennen. Seine Absicht dabei, die spanisch-christlichen Völker zu Einer Nation zu bilden und dadurch den Kämpfen ein Ende zu machen, die seit mehren Jahrhunderten die pyrenäische Halbinsel zu einem großen Schlachtfelde gemacht hatten, war unverkenbar gut, doch, der Eifersucht der übrigen christlich-spanischen Fürsten wegen, nicht leicht auszuführen. Der Graf Alfons von Portugal nahm 1139 auf dem Schlachtfelde von Ourique den Königstitel an und entzog sich der Lehnspflicht von Castilien (1142), und zu gleicher Zeit empörte sich auch Navarra gegen seinen Lehnsherrn. Als der Kaiser gegen diese ungehorsamen Lehnsträger auszog, wurde er durch die Einfälle der Araber in Castilien gezwungen, seine Macht zu theilen. Er vermochte nicht, die christlichen Fürsten zu überwältigen, schloß Frieden mit ihnen, erkante ihre Unabhängigkeit an und wandte sich dann mit seiner ganzen Macht gegen die Araber. Er eroberte Coria 1142 und entriß ihnen Mora, welches sie kurz vorher genommen hatten, wieder. Bei fortgesetztem Kriege überwältigte er auch 1145 Sevilla, 1146 Cordova, die er den arabischen Königen nur als Lehn von Castilien zurück gab, und endlich eroberte er 1146 Calatrava, den Sitz furchtbarer Seeräuber, woselbst ihm ungeheuere Reichthümer zur Beute wurden, und 1147 auch die wichtige Festung Almeria.

Ungeachtet Alfons VII. den Plan, ganz Spanien zu Einem Reiche zu vereinigen, lange mit vielem Eifer verfolgt hatte, so theilte er doch schon 1149 das Reich unter seine beiden Söhne. Sancho erhielt Castilien, Burgos, Biscaya, Toledo; Ferdinand Leon, Asturien und Galicien; doch behielt er sich bis an seinen Tod die Regirung vor. Bald darauf, 1150, wollte er Andalusien, wo eine große Zerrüttung herrschte, erobern. Doch während er sein Heer dahin führte, fielen die Moraviden in Castilien ein und belagerten Toledo. Er wandte sich gegen sie und brachte ihnen eine große Niederlage bei, gab ihnen dann aber den Frieden, da die Vermälungen seiner Töchter, Sancha mit Sancho von Navarra und Constantia mit Ludwig VII. von Frankreich, seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, 1153 — 1154. Als ihn darauf die Araber wieder mit Krieg bedrohten, zog er schnell gegen sie, eroberte Alarcos, Almodara und Andisar, und machte die Könige von Valencia und Murcia lehnspflichtig (1154—1155). — Noch einmal jedoch mußte Alfons sich mit den Arabern messen, die, während er die in Streit gerathenen Könige von Aragonien und Navarra mit Waffengewalt zum Frieden zwingen wollte, in Castilien eingefallen waren. Er vernichtete ihr Heer in einer mörderischen Schlacht bei Jaen, und beschloß mit diesem Siege die lange Reihe seiner glänzenden Thaten; denn bald darauf, den 21. August 1157, starb er, von seinem Volke tief betrauert. Während seiner Regirung wurde (1156) mit seiner Genehmigung von den beiden Rittern Suero und Gomez der Ritterorden St. Julian de el Pereyro gestiftet, der 1219 von seinem Hauptsitze den Namen Alcantara erhielt.

Nach dem Tode Alfons VII. fand die Theilung des Reiches wirklich Statt, und Sancho III. bestieg den Thron von Castilien, den er aber nur ein Jahr und 10 Tage besaß. Die Araber griffen das getheilte Reich an, und die Tempelherren, die Calatrava, welches sie von Castilien zu Lehn besaßen, nicht länger gegen die Ungläubigen zu behaupten vermochten, gaben diesen wichtigen Platz dem Könige zurück. Da brachte der Abt Raimund von Fitero eine Kriegesschar von 20,000 Mann zusammen, vertheidigte Calatrava und stiftete 1158 den Orden, der von diesem Hauptsitze seinen Namen trägt.

Alfons VIII. (reg. von 1158 bis 1214) war bei seines Vaters Tode erst drei Jahre alt. Sein Erzieher, Guitur de Castro, erhielt die Regentschaft. Die darüber eifersüchtige Familie Lara wollte die Castro's mit Waffengewalt verdrängen und nöthigte diese dadurch, den König Ferdinand von Leon zu ihrem Schutz herbei zu rufen. Ferdinand kam, übernahm die Regirung selbst im Namen seines Neffen, und überließ die Erziehung desselben den Lara's. Damit noch nicht zufrieden, wollten diese dem Könige von Leon die Regentschaft entreißen, mußten aber 1162 in dem Vertrage zu Sorja, Ferdinand als Regenten anerkennen. Die Kriege zwischen den Castro's und Lara's dauerten unterdessen immer fort, und zerrütteten auf eine schauderhafte Weise den Stat, der auch nach Außen hin dadurch verlor, daß die Könige von Aragonien und Navarra sich der Lehnspflicht entzogen. Eine lange Reihe von Jahren wurden zwischen den christlichen Königen häufige Kriege geführt, durch welche nichts von Bedeutung gewonnen wurde, alle aber ihre Kräfte erschöpften. Im J. 1170 wurde Alfons, obgleich erst funfzehn Jahre alt, für mündig erklärt, und nun gewann Castilien allmälig ein Übergewicht, welches der junge König klug benutzte, um seine Gegner erst zu trennen und später sogar auch zu einem Bunde gegen die Araber zu vereinigen. Im Jahre 1177 eroberte er, mit Hilfe des Königs von Aragonien, Cuença, darauf besiegte er mehrmals die Araber und eroberte viele von ihnen besetzte Städte und Landschaften zurück, doch erlitt er 1184 bei Sotilla eine große Niederlage.

Die stets unter den christlichen Königen herrschenden Zwiste machten den Arabern Muth zum Angriff, zu welchem sie den König Jacob von Marocco einluden. Die Christen-Fürsten ließen ihre Fehden ruhen und verbanden sich zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen die Araber. Diese waren bis Alarcos vorgedrungen, wo ihnen die Castilier entgegen standen, die aus falschem Ehrgeiz die Hilfsheere von Leon und Navarra nicht abwarteten, sondern den 18. Julius 1195 die Araber bei Alarcos angriffen und eine vollständige Niederlage erlitten. Der Kern des castilischen Adels und der Ordensritter war erschlagen, 20,000 Christenleichen deckten das Schlachtfeld, alles Heergeräth war verloren worden und der König hatte nur in eiliger Flucht sich gerettet. Dieses Unglück wurde durch den Zwiespalt vergrößert, worin die Könige von Leon und Navarra mit dem Könige von Castilien geriethen, da Letzterer den Erstern, Erstere dem Letztern den Verlust der Schlacht bei Alarcos beimaßen. Castilien wäre bei diesen Streitigkeiten eine Beute des Königs von Marocco geworden, wenn dieser nicht durch einen Aufruhr zur Rückkehr in seine Erbstaten genöthigt worden wäre, weßhalb er mit den Christen einen Frieden auf 6 Jahre schloß. Die Kriege der Christen unter einander währten, mit wenigen Unterbrechungen, noch einige Jahre fort, bis endlich 1208 der Papst, bei Strafe des Bannes, Frieden gebot; zur rechten Zeit, denn Jacobs von Marocco Nachfolger, Mahomet, rüstete ein furchtbares Heer aus, um alle christliche Staten Spaniens seiner Herrschaft zu unterwerfen. Mahomet besaß großes Feldherren-Talent, und war von dem heftigsten Religionshaß gegen die Christen durchglüht, womit er auch seine Krieger zu entflammen wußte. Die Gefahr, die den Christen drohte, wurde von diesen erkant, und veranlaßte ein enges Bündniß zwischen allen christlichen Staten der Halbinsel zu gemeinschaftlicher Vertheidigung. Alle boten den ganzen Umfang ihrer Macht zur Gegenwehr auf; der Papst aber ließ das Kreuz predigen, wodurch 60,000 Franzosen zusammen gebracht wurden, die ihren Glaubensgenossen zum Beistande über die Pyrenäen eilten. Während die Macht der Christen sich zusammen zog, hatten die Araber ein großes Gebiet eingenommen und auch die Städte Salvatierra und Calatrava besetzt. Die Christen eroberten diese Plätze zurück, und rückten kühn gegen Mahomet's unermeßliche Scharen. Doch bald wurden ihre Fortschritte gehemt, da die Franzosen, unter dem Vorwande, die Hitze des spanischen Klima's nicht ertragen zu können, eigentlich aber aus Unmuth, weil ihnen die Plünderung Calatrava's nicht gestattet wurde, das Heer verließen, und bis auf wenige hundert Mann in ihr Vaterland zurückkehrten. Mahomet war unterdeß mit seinem Heer in die Sierra Morena gezogen, und hatte daselbst alle Pässe besetzt, um hier in einer gesicherten Stellung den günstigen Augenblick zum Angriff zu erwarten. Er schien in seiner Stellung unangreifbar, und schon dachten die Christen, denen die Lebensmittel zu fehlen anfingen, an den Rückzug, als ein Schäfer ihnen einen unbesetzten Paß zeigte, durch den sie unbemerkt bis zum maurischen Heere gelangten, und sich im Rücken desselben in Schlachtordnung aufstellten. Die Castilier, von ihrem Könige, und die Leoner, von ihrem Kronprinzen angeführt, bildeten den Mittelpunkt des christlichen Heeres, dessen rechten Flügel die Navarrer, unter ihrem Könige Sancho, und dessen linken die Aragonier, unter ihrem Könige Peter ausmachten; den Oberbefehl über das ganze Heer hatte Diego Lopez de Haro. Der erste, mit großer Heftigkeit gemachte Angriff der Christen wurde mit solchem Ungestüm zurückgeschlagen, daß die Angreifenden in Unordnung geriethen und im Begriff zu fliehen waren. König Alfons stellte die Ordnung wieder her, und warf sich mit einer Kühnheit auf den Feind, die allgemeine Nacheiferung erregte. Ein mörderischer Kampf begann nun, in welchem Tausende zu Boden gestreckt wurden. Mahomet munterte, mit dem Schwerte in der einen, mit dem Koran in der andern Hand, seine Streiter zum Kampfe auf. Er hatte um das Centrum seines Heeres eine eiserne Kette ziehen lassen, damit kein rascher Andrang der Gegner die Seinen zur Flucht nöthigen möchte. Diese Maßregel schien ihren Zweck zu erfüllen, denn die Mauren standen wie Felsen. Da sprengte aber König Sancho von Navarra mit seinem Pferde über die Kette, der Kern seiner Reiterei folgte ihm, und nun begann ein gräuliches Morden, da die von der Kühnheit der Christen geschreckten Mauren sich beinahe ohne allen Widerstand niederschlagen ließen. Von 200,000 Mann des maurischen und arabischen Heeres kamen nur wenige davon, und die Christen erbeuteten 35,000 Pferde. Durch diesen wichtigen Sieg, der den 16. Julius 1212 bei Tolosa errungen wurde, war die Macht der Araber in Spanien so herabgebracht, daß sie den Christen nie mehr eigentlich gefährlich wurde. Alfons starb zwei Jahre nach diesem Siege, als er im Begriff

war, einen neuen Feldzug gegen die Araber zu unternehmen. Er war einer der größten spanischen Könige, der sein Volk glücklich gemacht haben würde, wenn er ihm die unermeßlichen Lasten eines beinahe ununterbrochenen Krieges hätte ersparen können. Für die Ausbreitung der Wissenschaften in seinem Reiche sorgte er durch die Gründung der Universität zu Salamanca 1209, und anderer Gelehrtenschulen.

Heinrich I. war eilf Jahre alt, als er von seinem Vater die Krone erbte. Seine Schwester Berengaria, geschiedene Königin von Leon, übernahm die Vormundschaft und Regirung. Die unruhigen Großen entrissen der Königin die Regentschaft und übergaben sie dem Grafen Alvaro de Lara, dessen Stolz und Herrschsucht aber Empörungen veranlaßte. Ein Reichstag zu Valadolid 1216, der die Unruhen endigen sollte, vermehrte sie noch, und die Gräuelscenen eines Bürgerkrieges schienen unvermeidlich, als der König den 6. Junius 1217 durch einen herabfallenden Dachziegel erschlagen und durch seinen Tod eine völlige Veränderung der Umstände herbei geführt wurde. Berengaria erhielt, als unbezweifelte Erbin des Reichs, die Huldigung der Stände, und Lara wurde von der Regirung entfernt. Die Königin hatte in ihrer Ehe mit Alfons IX. von Leon einen Sohn, Ferdinand, geboren, der bereits achtzehn Jahr alt war und an dem Hofe seines Vaters lebte. Diesen ließ sie, noch ehe der Tod ihres Bruders in Leon bekant worden war, nach Castilien kommen, und zu Valadolid als König dieses Reichs krönen. Alfons IX. von Leon überzog, von Lara verlockt, den eigenen Sohn mit Krieg, doch ließ er sich von den castilischen Ständen zum Frieden bewegen (1218). Ferdinand III., der Heilige (reg. von 1217 bis 1251), einer der größten castilischen Könige, hatte im Anfange seiner Regirung einen harten Kampf mit Alvaro de Lara zu bestehen, der nebst vielen seiner Anhänger ihm beharrlich den Gehorsam verweigerte. Ferdinand überwand den Empörer und verzieh ihm großmüthig. Doch der Undankbare floh zum Könige von Leon und reizte ihn auf's Neue zum Kriege gegen seinen Sohn. Die Bischöfe Castiliens, von dem Papste unterstützt, vermittelten 1219 den Frieden, und Alvaro de Lara starb in verdienter Verachtung; seine Anhänger aber flohen zu den Arabern und wiegelten diese zum Kriege gegen Castilien auf. Ferdinand, von dem Papst mit Geld und Kreuzpredigten unterstützt, zog gegen die Araber. So lange der König, einer Empörung in Rioja wegen, seine Macht theilen mußte, und so lange der Erzbischof Roderich von Toledo das gegen die Araber fechtende Heer befehligte, hatten Castiliens Waffen wenigen Fortgang; als darauf aber Ferdinand sich selbst an die Spitze des Heeres stellte, da waren 1224 die Unterwerfung von Valencia, 1225 von Baëza, die Einnahme vieler Plätze im State von Cordova, und die Plünderung des Gebiets von Sevilla die Ergebnisse des Krieges. Auch Alfons von Leon war siegreich gegen die Araber, und eroberte von ihnen 1229 Caceres und Merida.

Durch den Tod des Königs Alfons IX. von Leon, 1230, erbte Ferdinand auch dieses Reich, welches Alfons aus Haß gegen den Sohn seinen beiden Töchtern erster Ehe durch ein Testament vermacht hatte. Da Ferdinands Stiefschwestern viele Anhänger im Reiche hatten, so wäre es ohne die Vermittelung der beiden königlichen Witwen zu einem Bürgerkriege gekommen, den nun ein Vergleich verhinderte. Leon wurde für immer mit Castilien vereinigt und die Untheilbarkeit des Gesamtreichs 1231 durch ein Statsgesetz bestimt.

Dritter Zeitraum, von 1231 — 1479. Ferdinand III. rüstete sich, nachdem seine Macht durch den Besitz von Leon verdoppelt worden war, zur Bekriegung der Araber, und schloß auch zu dem Zweck einen Bund mit dem Könige von Portugal. Er eröffnete den Krieg auf eine glänzende Weise durch die von ihm gewonnene große Schlacht bei Xeres de la Guadiana, 1233, der eine lange Reihe von Siegen und Eroberungen folgte. Nach einer langwierigen Belagerung fiel auch 1236 Cordova, dieser Hauptsitz der arabischen Herrschaft, in Ferdinands Gewalt, und nun theilte sich der arabische Hauptstat in Spanien in mehre kleine Staten, die getrent um so weniger der Macht Castiliens Widerstand leisten konten. Murcia wurde 1243, Granada 1246 lehnspflichtig; eine arabische Flotte wurde im J. 1247 in der Mündung des Guadalquivir von dem tapfern Castilier Raimund Bonifacio geschlagen; endlich fiel auch 1248 die volkreiche Stadt Sevilla, aus welcher allein 300,000 Araber auswanderten, den Castiliern in die Hände. Die Eroberung des Restes von Andalusien machte nun wenig Mühe mehr. Sie wurde 1250 durch die Einnahme von Xeres de la Frontera, Medina Sidonia, Cadix u. a. m. vollendet. Ferdinand bereitete sich darauf zu einem Angriff auf Afrika, starb aber den 31. Mai 1252, ehe er ihn zur Ausführung bringen konte. Er war ein wackerer Regent, ein tapferer Feldherr, ein menschlicher Sieger. Seine kluge Mutter war ihm eine thätige Gehilfin in der Regirung. Er hat den hohen Rath von Castilien gestiftet und eine Gesetzsamlung veranstaltet, die aber erst unter seinem Nachfolger vollendet wurde. Seine erste Gemalin war Beatrix, Kaiser Philipps von Schwaben Tochter, sie starb 1236; die zweite Johanna von Ponthieu.

Die Regirung Alfons X., des Weisen, von 1252 — 1284, zeichnet sich durch eine Menge mißlungener Unternehmungen, Unruhen und Empörungen aus, und ist eine der unglücklichsten in der castilischen Geschichte. Alfons, der zwar weise aber nicht klug war, wollte selten das, was dem State wirklich nützte, noch seltener aber wählte er die rechten Mittel zur Erreichung seiner Zwecke. Er verwandte große Summen zur Ausrüstung des Heeres, womit Afrika angegriffen werden sollte, verwickelte sich aber zugleich in so viele andere Unternehmungen, daß dieser, von seinem Vater entworfene Plan nie zur Ausführung kam. Durch eine Verminderung des Gehalts der Münzen, die seinen Schatz füllen sollte, machte er sich und sein Volk arm und erregte allgemeine Unzufriedenheit. Von seiner Mutter Beatrix her hatte er Ansprüche auf das Herzogthum Schwaben, und dadurch wurde er veranlaßt, sich um die teutsche Kaiserkrone zu bewerben, die ihm auch 1257 von einigen mit schwerem Gelde erkauften Kurfürsten zuerkant ward. Er verschwendete die Einkünfte seines Reichs zur Erlangung einer eiteln Ehre, die ihm weder zu Macht, noch zu Ansehen

verhalf, und die zu behaupten, es ihm an Kraft fehlte. Als er 1259 nach Teutschland gehen wollte, um von der Kaiserwürde Besitz zu nehmen, hinderte ihn daran ein Aufstand, den sein Bruder Heinrich, im Bunde mit mehren arabischen Lehnskönigen und mißvergnügten Großen, erregt hatte. Die Empörung wurde zwar noch in dem nämlichen Jahre gedämpft, und Niebla, dessen König besonders thätig bei dem Aufruhr gewesen war, mit Castilien vereinigt; doch war die Stellung der Vasallen gegen den Thron so bedenklich, daß Alfons es nicht wagen durfte, sich aus dem Reiche zu entfernen. Im J. 1263 machte er, mit Aragoniens Beistand, beträchtliche Eroberungen in Granada und dieses Königreich zinspflichtig; im J. 1266 wurde Murcia mit Castilien vereinigt. Dieses waren aber beinahe die einzigen Sonnenblicke in den trüben Tagen der Regirung des weisen Alfons. Das hart gedrückte Volk empörte sich, von des Königs Bruder Philipp unterstützt, 1271, und ein heftiger Bürgerkrieg wüthete bis ins vierte Jahr, ehe er gedämpft werden konte. Nun ging Alfons nach Beaucaire, um von dem Papst die Anerkennung als Kaiser zu erlangen, mußte sich aber zur Entsagung dieser Würde verstehen. Während seiner Abwesenheit wurde sein Feldherr Nunnez de Lara in einer Schlacht gegen den empörten König von Granada 1275 überwunden und erschlagen. Kurz darauf starb 1276 des Königs ältester Prinz, Ferdinand de la Cerda, und nun machte dessen Bruder Sancho Anspruch auf die Thronfolge, die ihm auch auf dem Reichstage zu Toledo 1277 zugestanden wurde. Ferdinand hatte aber zwei Söhne hinterlassen, deren Erbfolgerechte Frankreich vertheidigte, da Blanca, ihre Mutter, eine Tochter König Ludwig des Heiligen gewesen war. Auch die Gemalin des Königs Alfons, Yolantha von Aragonien, trat auf die Seite der Kinder Ferdinands, und ging zu ihrem Bruder, dem Könige Peter von Aragonien, den sie bewog, sich ihrer Enkel anzunehmen. Die Streitigkeiten wegen dieser Erbfolge währten mehre Jahre, und wurden endlich 1282 durch einen Vergleich geschlichtet, nach welchem den Söhnen Ferdinands das Königreich Murcia zufallen sollte. Damit war aber Sancho unzufrieden, erregte einen Aufruhr und veranlaßte 1282 auf dem Reichstage zu Valadolid die Entthronung seines Vaters, den er für einen Tyrannen und blödsinnig erklären ließ. Alfons verband sich, um dem aufrührerischen Sohne Widerstand leisten zu können, mit dem Könige von Marocco, Sancho dagegen erhielt von dem Könige von Granada Beistand, und so brach denn ein Krieg zwischen Vater und Sohn aus, dem nur der Tod des Erstern, den 4. April 1284, ein Ziel setzte. Alfons war ein schwacher unfähiger Regent, aber ein tüchtiger Gelehrter und großer Beförderer der Wissenschaften [2]).

Sancho IV. (reg. bis 1295) hatte kaum den Thron bestiegen, als der König von Marocco ihn angriff, aber zu Land und Wasser geschlagen wurde und den Frieden erkaufen mußte. Sancho's Bruder, Johann, hatte diesen Angriff veranlaßt, da er sich in den Besitz von Sevilla setzen wollte, welches ihm von Alfons zum Erbtheil bestimt worden war, zu dessen Abtretung Sancho sich aber nicht verstand. Nun folgte von 1287 — 1290 ein weitläufiger Erbschaftsstreit mit Frankreich und Aragonien, wegen des Erbes der Söhne Ferdinands de la Cerda, der zugleich eine Empörung vieler Reichsstände veranlaßte. Die Lage des Königs war höchst gefährlich, da er zu gleicher Zeit sich von so vielen Feinden von Außen und im Innern des Reichs bedroht sah; doch rettete er sich mit großer Klugheit aus derselben. Die Empörer unterwarf er theils mit den Waffen, theils durch kluge Unterhandlungen, ein großes, in Castilien eingefallenes Heer des Königs von Aragonien trieb er zurück, mit Frankreich aber traf er einen Vergleich, nach welchem er dem Sohne Ferdinands, Alfons, Murcia als ein Lehn von Castilien überließ. Noch einmal fing der König von Marocco einen Krieg mit Castilien an; seine Flotte wurde aber 1292 geschlagen und Tariffa erobert. Diese Festung erhielt den berühmten Perez de Guzman zum Befehlshaber, der sich durch ihre heldenmüthige Vertheidigung 1294 unsterblich machte. Er sah seinen eigenen Sohn ermorden, ohne das Leben desselben durch die gefoderte Übergabe der Festung zu retten. Der Mörder war der Infant Johann, der unausgesetzt die Regirung seines Bruders durch Empörungen beunruhigte. Sancho IV. starb den 25. April 1295.

Ferdinand IV. (reg. bis 1312) war bei seines Vaters Tode zehn Jahre alt; daher übernahm seine Mutter Maria die Regirung. Die Umstände, unter welchen sie die Reichsverwaltung antrat, waren von der Art, daß deren günstige Wendung zum Besten des Stats und zur Erhaltung der Ruhe unmöglich schien. Der Oheim des Königs, Heinrich, zeigte sich beleidigt, weil ihm die Vormundschaft über seinen Neffen nicht anvertraut worden war; der Infant Johann erregte, von Portugal unterstützt, neue Unruhen; der König von Granada fiel in Andalusien ein, Ferdinand de la Cerda machte Ansprüche auf Castiliens Krone, und die Großen des Reichs bewiesen sich anmaßend und ungehorsam. Bei allen diesen Stürmen erhielt die weise Fürstin ihrem Sohne den Thron, und bewahrte den Stat vor dem unvermeidlich scheinenden Untergange. Die zügellosen Großen besänftigte sie und gewann sie durch kluge Milde, den Infanten Heinrich befriedigte sie durch den ihm gestatteten Antheil an der Regirung, mit Portugal schloß sie 1297 Frieden, und von Heinrich und den ihr anhängenden Großen unterstützt, wußte sie stets den Umständen angemessen, bald durch Festigkeit, bald durch kluges Nachgeben das Ansehen des Thrones gegen auswärtige und einheimische Widersacher zu erhalten. Die Oheime des Königs erregten viele Unruhen, machten den jungen Fürsten selbst gegen seine Mutter mißtrauisch, und klagten diese sogar auf dem Reichstage zu Medina del Campo wegen Verschwendung der Statseinkünfte und verrätherischer Pläne gegen den eigenen Sohn an. Maria rechtfertigte sich öffentlich, und versöhnte die gegen den König aufgebrachten Stände mit ihm, obgleich er, undankbar genug, sich an die Infanten angeschlossen und 1303 der Leitung seiner Mutter entzogen hatte. Der Vergleich zu Campillo mit Aragonien und den Infanten 1305 kam durch ihre Vermittelung zu Stande. Die Abtretung des

2) Von seinen Verdiensten um die Astronomie, Geschichte, Gesetzgebung rc. s. III. Th. S. 90 ff.

nördlichen Theils von Murcia mit der Stadt Alicante an Aragonien und die Vergabung von bedeutenden Lehnsgütern und Einkünften an die Infanten Alfons und Ferdinand waren geringe Opfer für den dadurch erlangten Frieden, durch den der Erbfolgestreit beendigt wurde, welcher Castilien seit dreißig Jahren zerrüttet hatte. Während dieser Unruhen hatten die Araber von Granada sich von Neuem in Andalusien ausgebreitet, und mußten auch nach dem Frieden von Campillo im Besitz ihrer Eroberungen gelassen werden, weil der Stat der Ruhe bedurfte, und bald darauf 1310 eine große Kirchenversamlung zu Salamanca, die eine Untersuchung der den Tempelherren angeschuldigten Verbrechen zum Zweck hatte, den König und die Großen des Reichs beschäftigte. Die Angeklagten wurden schuldlos befunden, doch hatte die Aufhebung des Ordens Statt, dessen Güter dem Calatrava-Orden und der Krone zufielen. Nach Beendigung dieser Angelegenheit zog Ferdinand, in Verbindung mit Jakob von Aragonien gegen die Araber von Granada, und eroberte Gibraltar. Er wollte sein Kriegsglück verfolgen, starb aber bei der Belagerung von Alcandete, den 17. September 1312.

Alfons XI. (reg. bis 1350) war bei seines Vaters Tode zwei Jahr alt. Es mußte daher wiederum eine vormundschaftliche Regirung eintreten. Um die Vormundschaft stritten des Königs Großoheim Johann und der Oheim Peter, um die Erziehung des Königs die Großmutter Maria und die Mutter Constantia; die Großen waren deßhalb in Parteien getheilt, und die Städte, die nun schon große Wichtigkeit erlangt hatten, nicht minder. In dieser Verwirrung, die das Ärgste fürchten ließ, trat die alte Königin Maria abermals vermittelnd ein, und beschwichtigte die Unruhen so weit, daß ein Krieg mit Granada begonnen werden konte. Im Laufe dieses Streits, dessen Beendigung der 1315 erfolgte Tod der Königin Constantia erleichterte, haben die Städte, wahrscheinlich zum ersten Mal, einige ständische Rechte behauptet. Der Infant Peter, der das Heer gegen Granada befehligte, war siegreich gegen die Araber und würde vielleicht ihrer Herrschaft in Spanien ein Ende gemacht haben, wenn der Infant Johann ihn nicht aus Eifersucht ohne die zugesagte Unterstützung gelassen hätte. Der König von Marocco erhielt nun Zeit, dem Könige von Granada zu Hilfe zu kommen, und als nun auch Johann sich endlich mit Peter vereinigte, kam es 1319 zur Schlacht, in welcher die Araber Sieger blieben und beide Infanten das Leben verloren. Neue Unruhen entstanden nun wegen der Regentschaft; es machten Viele darauf Anspruch, und aus ihnen wurden durch Maria's Vermittelung Johann Emanuel, Sohn Emanuels, des Bruders Alfons X., und Philipp, Sohn des Infanten Peter, zu Vormündern und Regenten ernant. Damit waren aber die Übrigen unzufrieden und erregten einen Bürgerkrieg, der den Stat furchtbar zerrüttete und dessen Gräuel auf das höchste stiegen, nachdem 1322 Maria, Castiliens Schutzengel, gestorben war. Da aber übernahm 1324 der kaum fünfzehnjährige König die Regirung selbst, wies allen Einfluß der Parteien von sich zurück, und stellte mit der Kraft und der Klugheit des gereiften Mannes die Ruhe her, die der Stat seit zwölf Jahren entbehrt hatte. Er säuberte das Reich von den Straßenräubern, ließ ihren Beschützer, den Infanten Johann, ermorden und dessen große Güter einziehen, und machte dem Faustrecht ein Ende. Doch mit den empörten Großen, deren Haupt der Infant Johann Emanuel war, der mit Granada in Verbindung stand, und jede Unternehmung gegen dieses Reich durch einen Aufruhr in Castilien zu vereiteln wußte, hatte er noch vier Jahre zu kämpfen, ehe es ihm gelang, sie zu unterwerfen. Noch vor völliger Beendigung dieser Unruhen schlug er 1327 eine Flotte des Königs von Marocco; darauf machte er 1329 Frieden mit dem Könige von Aragonien, der die Aufrührer unterstützt hatte, vermälte ihm seine Schwester und stiftete noch in demselben Jahre mit ihm und mit dem Könige von Portugal, seinem Schwiegervater, einen Bund zu Bekämpfung der Araber. Zur Bestreitung der Kriegskosten bewilligten die Stände, die Alcavala, eine Auflage, die von da an immerwährend bezahlt worden ist. Er machte nun einen glücklichen Feldzug gegen Granada und zwang den König dieses Landes, ihm zinsbar zu werden. Doch im J. 1333 eroberten die Araber, von Marocco unterstützt, Gibraltar, und Alfons vermochte nicht, es ihnen wieder zu entreißen, da Empörungen im Innern seine Macht so sehr schwächten, daß er nicht nur einen Stillstand mit Marocco schließen, sondern auch Granada den Tribut erlassen mußte. Der Aufruhr tobte fort bis 1337, und manches schreckende Beispiel von Strenge mußte gegeben, mancher blutige Kampf bestanden werden, ehe es dem Könige gelang, die Empörer zum Gehorsam zurück zu bringen. Die Sitten des Volks waren während dieser Unruhen so sehr verwildert, daß Castilien deßhalb durch ganz Europa verrufen wurde, und der Papst Benedict XII. den König ermahnte, den Gräueln zu steuern, deren alle Stände ohne Ausnahme sich schuldig machten.

Nachdem endlich die Ruhe im Innern hergestellt und eine Fehde mit Portugal durch Vermittelung des Papstes geschlichtet worden war, wandte Alfons seine ganze Macht gegen die Araber, und erfocht 1339 mehre wichtige Siege über sie. Im folgenden Jahre aber wurde seine Flotte von Abul Hassan von Marocco geschlagen, der auch ins castilische Gebiet einfiel und Tarifa belagerte. Alfons griff, vereinigt mit dem Könige von Portugal, die Heere von Marocco und Granada an und gewann den 30. October 1340 am Flusse Salado einen so wichtigen Sieg, daß derselbe einem Wunder zugeschrieben wurde. Das feindliche Heer wurde völlig vernichtet, 60,000 Mann davon blieben auf dem Schlachtfelde, und eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände. Alfons eroberte darauf noch ein beträchtliches Gebiet von Granada, schlug 1342 die Flotte des Königs von Marocco und belagerte dann Algeziras. Bei diesem Kriege wurde Castilien von dem Papst durch eine Kreuzbulle, die dem Könige den Zehnten von allen geistlichen Gütern zu nehmen gestattete, von Frankreichs Kriegesscharen und von Aragoniens und Genua's Flotten unterstützt, die sich besonders bei der Belagerung von Algeziras sehr thätig zeigten. Nach einer zweijährigen Belagerung wurde, den 27. März 1344, diese Festung genommen, wodurch die Macht der Feinde so sehr geschwächt wurde, daß der

König von Granada sich auf's Neue der Lehnspflicht von Castilien unterwarf, und der König von Marocco einen Waffenstillstand auf zehn Jahre annahm. Diese Ruhe war ein großes Bedürfniß für Castilien, denn der Stat befand sich durch die vielen Kriege und Unruhen völlig erschöpft. Dennoch ließ König Alfons sich nicht abhalten, 1349 den Krieg zu erneuern, als innere Unruhen in Marocco ihm eine vortheilhafte Gelegenheit zu Eroberungen darzubieten schienen. Er belagerte Gibraltar und hatte es beinahe durch Hunger bezwungen, als er den 26. März 1350 an der Pest starb. — Alfons besaß die Liebe seines Volkes und war ihrer auch werth. Die blutige Strenge seiner frühern Regirungsjahre war nothwendig, wenn den Unordnungen und Gräueln Einhalt gethan werden sollte, worunter der Stat erlag; später neigte der König sich mehr zur Milde. Sein Verhältniß mit der Leonore Guzman war allerdings eine Schwäche, und auch nicht ohne einige nachtheilige Folgen für den Stat; doch hat es ihn nicht zu der rohen Leidenschaftlichkeit hingerissen, wodurch Fürsten zuweilen das Glück der Völker ihren Neigungen zum Opfer bringen.

Peter der Grausame (reg. bis 1369) bestieg in seinem sechszehnten Jahre den Thron, den er durch Gräuel und Schandthaten entehrte. Nur eine kurze Zeit überließ er sich der Leitung seiner Mutter Maria von Portugal und seines Günstlings Albuquerque; sie bildeten ihn zu einem vollendeten Wütherich und Wollüstling. Mit seinem Wissen wurde, den feierlichsten Versprechungen zuwider, die Geliebte seines Vaters, Leonore de Guzman, 1351 ermordet, dann mordete er den Sohn des Kanzlers Garcilasso de la Vega selbst, und damit begann eine schauderhafte Reihe von Gräuelthaten, für die auch der mildeste Beurtheiler seiner Handlungen keine, auch nur scheinbare Entschuldigung finden kann. Seiner Buhlerin Maria de Padilla wegen, setzte er seine Gemalin Blanca von Bourbon schon den Tag nach der Vermälung gefangen; eben dieser Padilla wegen ließ er den Großmeister des Calatrava-Ordens erdrosseln und setzte ihren Bruder an dessen Stelle. Seine eigene Mutter wurde von ihm schlecht behandelt, und als sie seine Stiefbrüder zu ihrem Schutze herbei rief, in Toro gefangen genommen. Nur mit Mühe erhielt sie die Erlaubniß, sich nach Portugal zu begeben, die ihr anhangenden Großen wurden alle 1356 hingerichtet, und seine Stiefbrüder entgingen einem gleichen Schicksal nur durch die Flucht. Wegen einiger weggenommenen Schiffe gerieth er mit Aragonien in einen Krieg, den er so lange mit Glück führte, bis seine Feldherren la Cerda und Guzman aus Abscheu über seine Grausamkeiten ihn verließen, worauf sein Stiefbruder Heinrich, der eine Partei Mißvergnügter gegen ihn zusammen gebracht hatte und mit Aragonien im Bunde stand, seine Heere schlug. Aus Wuth über den Abfall seiner Feldherren, ermordete er seinen Bruder Friedrich und seinen Vetter, den Prinzen Johann von Aragonien. Bald darauf (1358) ließ er auch seine Muhme, die verwitwete Königin von Aragonien, und seine Base Isabella, die Gemalin des Infanten von Aragonien, und 1359 auch seine Gemalin Blanca umbringen. Zu Peters übrigen Lastern gesellte sich auch der Geiz; er sammelte durch die gewaltsamsten Mittel große Schätze, und durch diese erwarb er sich Freunde, die ihn, so sehr er seiner Tyrannei wegen vom Volke verabscheut wurde, doch auf dem Throne erhielten. Auch war er glücklich genug, daß der Papst einen Frieden zwischen ihm und dem Könige von Aragonien (1360) vermittelte, und der König Peter von Portugal ein freundschaftliches Verhältniß mit ihm anknüpfte. Unglücklich dagegen führte er einen Krieg mit Mehmet Barbarossa, dem Usurpator von Granada; sein Heer wurde bei Guadix (1362) geschlagen. Mehmet ließ die castilischen Gefangenen ohne Lösegeld frei, und begab sich nach Sevilla zu Petern, um mit ihm Frieden zu schließen. Er hatte dazu sicher Geleit gefodert und erhalten; dennoch aber wurde er auf Peters Befehl, ja, wie einige Schriftsteller behaupten, von ihm selbst ermordet. Endlich brach (1364) eine allgemeine Verschwörung gegen den Tyrannen aus, an deren Spitze Peters Stiefbruder, Heinrich von Trastamara, trat, der von Aragonien und Navarra unterstützt und von dem berühmten Feldherrn Bertrand du Guesclin mit einem Heere nach Castilien geführt wurde. Peter suchte seine Rettung in schleuniger Flucht, ging nach St. Jago de Compostella, ermordete daselbst den Erzbischof, bemächtigte sich seiner Schätze und schiffte sich 1365 nach Frankreich ein. Heinrich wurde nun zum Könige von Castilien ausgerufen und gekrönt. Doch Peter verbündete sich unter der Zeit mit Eduard, dem schwarzen Prinzen von England, kehrte, von diesem mit einer Heeresmacht unterstützt, zurück, überwand Heinrich 1367 bei Navarrette und setzte sich wieder in den Besitz des Reichs. Heinrich ging nach Frankreich, brachte ein neues Heer auf, und lieferte Petern in den Ebenen bei Montiel, den 14. März 1369, eine Schlacht, worin dieser gefangen wurde. Heinrich überließ sich seiner Rachsucht, und erstach, den 23. März, den tyrannischen Bruder. Er hatte die Strafe wohl verdient; schrecklich, daß des eignen Bruders Hand sie vollzog.

Heinrich II., der Unechte (reg. bis 1376), fand in der Anhänglichkeit des Volks die Stütze, deren er bedurfte, um sich bei den vereinigten Angriffen der Engländer und Portugisen, die ihm als einem unehelich Erzeugten die Krone streitig machen wollten, auf dem Throne zu erhalten. Ferdinand von Portugal und Johann von Lancaster, Sohn König Eduard's III. von England, machten Beide nicht ohne Grund Ansprüche auf die Erbfolge in Castilien; der Erste als ein Urenkel Sancho's IV., der Andere als Gemal der Constantia, Tochter Peter des Grausamen. Heinrich wurde von Beiden gemeinschaftlich angegriffen, doch schlug er 1371 die englisch-portugisische Flotte, drang dann zu Lande verheerend bis Lissabon vor, und zwang 1373 den König von Portugal zum Frieden. Gegen den Herzog von Lancaster hatte er sich 1371 durch ein Bündniß mit Frankreich gesichert; auch befestigte er sich im Besitz des Reichs durch die Vermälung seiner Tochter Lenore mit dem Prinzen Karl von Navarra und seines Sohnes Johann mit der Prinzessin Lenore von Aragonien 1375. Zwar ließ sich der König von Navarra zu einem Angriff auf Castilien verleiten, erlitt aber 1378 bei Logronne eine völlige Niederlage und mußte eilig Frieden schließen, um sein Land zu retten, welches die siegenden Castilier überschwemmten. Die Mittel zu diesen

Kriegen boten ihm die unermeßlichen Schätze seines Vorgängers dar, die sämtlich in seine Hände gefallen waren. Durch den Tod seines Bruders Tello (1371) erbte er Biscaya, welches er auf immer mit Castilien vereinigte. Den König von Granada, der Algeziras eingenommen und zerstört hatte, zwang er, um einen Waffenstillstand zu bitten, und schrieb ihm harte Bedingungen vor. Heinrich II. starb den 29. Mai 1379 und nahm den Ruhm eines wackern Fürsten in's Grab.

Johann I. (reg. bis 1390) hatte, wie sein Vater Heinrich, mit den Portugisen und Engländern um den Besitz seines Thrones zu kämpfen. Er griff Portugal, welches sich gegen ihn rüstete, zu Wasser und zu Lande an, sein Admiral schlug 1381 die portugisische Flotte, und er selbst belagerte Lissabon; doch veranlaßte ihn die Ankunft der Engländer zur Aufhebung der Belagerung. 1383 schloß er Frieden mit Portugal und vermälte sich mit Beatrix, der Erbin dieses Reichs. In demselben Jahre wurde auf einer Ständeversamlung zu Segovia die spanische Ära abgeschafft, die bis dahin gegolten hatte, und die gewöhnliche Zeitrechnung von Christus Geburt, die 38 Jahre später zu zählen anhebt, eingeführt.

Durch den Tod des Königs Ferdinand von Portugal († den 22. Octbr. 1383) war dem König Johann, seiner Gemalin wegen, die Krone jenes Reiches zugefallen, und er machte sein Erbfolgerecht geltend. Die Portugisen zeigten sich zwar einer Vereinigung mit Castilien abgeneigt, dennoch würde Johann die Herrschaft über Portugal haben behaupten können, wenn er bei der Besitznahme mit mehr Klugheit zu Werke gegangen wäre. Er führte verfassungswidrig ein castilisches Heer in's Land, übte gegen die ihm ungeneigten Stände Gewaltthätigkeiten aus, und beleidigte die ihm geneigte Königin Mutter, die nun auch zu seinen Feinden übertrat. Ein blutiger Krieg, der darauf entstand, fiel unglücklich für ihn aus, weil sein Heer durch eine Seuche aufgerieben wurde, und als er dadurch genöthigt worden war, nach Castilien zurück zu kehren, wählten die Portugisen den Großmeister des Ava-Ordens, Johann den Unechten zu ihrem Könige. Der König von Castilien fiel abermals in Portugal ein, wurde aber bei Aljubarrota 1385 völlig geschlagen und mußte sich auf seine Flotte retten, die ihn nach Sevilla zurückbrachte; die Portugisen aber drangen in Castilien ein, und schlugen das von den Großmeistern der drei Ritterorden angeführte castilische Heer in mehren Schlachten. Jetzt brach auch (1386) der Herzog von Lancaster in Galicien ein und ließ sich zum Könige von Castilien ausrufen. Johann vertrieb ihn und auch die Portugisen, schloß dann mit Ersterem 1387 zu Bayonne Frieden und verlobte seinen Erbprinzen Heinrich mit Katharina, der Tochter des Herzogs von Lancaster. Der Krieg mit Portugal wurde von beiden Theilen ohne große Anstrengung geführt, bis 1389 ein auf sechs Jahre geschlossener Waffenstillstand ihn endigte. Als nun König Johann mit allen auswärtigen Mächten in Frieden lebte, bewog er den König von Marocco, daß er die in seinen Diensten stehenden castilischen Ritter, die unter dem Namen Farfanes (Schmarotzer) ein besonderes Corps bildeten, nach ihrem Vaterlande entließ. Er ritt den Heimkehrenden entgegen, wollte vor ihnen, die wegen ihrer Gewandtheit zu Pferde berühmt waren, als ein guter Reiter glänzen, stürzte aber und wurde von dem Pferde erdrückt (den 8. October 1390). Er wurde von seinem Volke, dem er stets ein milder Herr gewesen war, tief betrauert.

Heinrich III. (reg. bis 1406) zählte bei seines Vaters Tode nur eilf Jahre. Wie immer in solchen Fällen, entstanden wegen der Reichsverwaltung unter den Prinzen vom Geblüt und andern Großen Streitigkeiten, die den Stat furchtbar zerrütteten. Der junge König wurde des Unwesens endlich müde, erklärte sich 1392, noch ehe er das dreizehnte Jahr erreicht hatte, für mündig, vollzog seine Vermälung mit Katharina von Lancaster und übernahm die Regirung selbst. Seines jugendlichen Alters ungeachtet, zeigte er sich doch stets klug und besonnen, und führte die Regirung mit so viel Sicherheit und Kraft, daß er sich Achtung und Folgsamkeit erwarb. Er zog die Einkünfte der Großen ein, die sie der Krone entrissen hatten, und beschränkte die angemaßten Vorrechte derselben. Die Widersetzlichen strafte er nachdrücklich, die bloß Murrenden erhielt er durch Milde im Gehorsam. Auch bei den auswärtigen Mächten wußte er sich im Ansehen zu erhalten, wovon unter andern folgendes Beispiel angeführt werden kann. Der Großmeister von Alcantara ließ sich 1394 übereilter Weise verleiten, in das Gebiet des Königs von Granada einzufallen und bis zur Hauptstadt vorzudringen; er wurde aber gefangen und sein Heer vernichtet. Wie offenbar der Friede dadurch auch verletzt worden war, so reichte doch Heinrich's Erklärung, daß der Einbruch in das arabische Gebiet wider seinen Willen geschehen sei, vollkommen hin, den Krieg zu verhüten. Heinrich liebte den Krieg nicht, weil er seinem Reiche die Wohlthaten des Friedens erhalten wollte; doch wenn angegriffen wurde, vertheidigte er sich muthig, und ging stets als Sieger aus dem Kampfe. Einen mißvergnügten Großen, den Herzog von Benavente, unterwarf und strafte er (1395); seine Muhme, die Königin von Navarra, die Unruhen in seinem Reiche stiften wollte, sandte er in ihre Heimath zurück. Als Portugal 1396 den Frieden brach, zerstörte er die portugisische Flotte und erzwang einen zehnjährigen Stillstand. Die afrikanischen Seeräuber, die seinen Unterthanen beschwerlich gefallen waren, züchtigte er 1399 und zerstörte ihre Stadt Tetuan. Der Ruf seiner weisen Regirung war so groß, daß 1400 der berühmte Tamerlan ihn durch eine Gesandtschaft begrüßen und ihm Geschenke überreichen ließ. Der König von Granada erschien persönlich an seinem Hofe, um die Verlängerung des Waffenstillstandes bei ihm nachzusuchen. Den Juden, die zu der Zeit reich und mächtig in Castilien waren, untersagte er 1405 den Wucher, und dieses Verbot vielleicht, oder auch seine große Rüstung gegen Granada, wurde die Ursache seines Todes. Sein Leibarzt, ein Jude, brachte ihm ein langsam wirkendes Gift bei, welches das Leben des Königs allmälig zerstörte. Schon den Keim des Todes in der Brust, zog er noch gegen die in's Reich eingefallenen Araber, schlug sie in zwei Schlachten und entsetzte das von ihnen belagerte Quezada. Sein Tod (25. December 1406) war ein schmerzlicher Verlust für das Reich, welches unter ihm ein goldenes Zeitalter hatte. Castilien war unter ihm

reich, glücklich, hatte blühende Manufacturen, und wurde für das gewerbfleißigste Land in Europa gehalten. Besonders berühmt waren die Castilier wegen ihrer Metallarbeiten; schon im J. 1400 wurde die erste Schlaguhr auf die Domkirche zu Sevilla gesetzt.

Johann II. (reg. bis 1454) war bei dem Tode seines Vaters zwei Jahre alt, daher trugen die Großen des Reichs dem Infanten Ferdinand, einem Bruder des verstorbenen Königs, die Krone an; doch der tugendhafte Prinz wies mit Unwillen den Antrag zurück und übernahm gemeinschaftlich mit der verwitweten Königin die Reichsverwaltung. Seine hohen Tugenden brachten den Neid zum Schweigen, und erwarben ihm das ungetheilte Zutrauen der Stände und des Volks. Er führte die Regirung mit Umsicht und Glück, und zeichnete sich auch im Kriege gegen die Araber aus, denen er 1410 eine große Niederlage bei Antiguera beibrachte, und diese Festung und ein großes Gebiet mit mehren Städten abgewann. Er würde vielleicht ganz Granada erobert haben, wenn er sich nicht hätte nach Aragonien wenden müssen, um seine Ansprüche auf die Krone dieses Reichs geltend zu machen. Auch nachdem er selbst einen Thron bestiegen hatte, verwaltete er das Reich seines Neffen mit Weisheit und Treue. Leider starb er schon 1416, und die verwitwete Königin, die seitdem die Regirung allein führte, 1418, und König Johann, der, kaum dreizehn Jahr alt, für mündig erklärt wurde, blieb ohne alle kluge Leitung. Der glückliche Zustand Castiliens hatte nun seinen Endpunkt erreicht. Die Söhne Ferdinands von Aragonien, Johann und Heinrich, versuchten die Regirung von Castilien an sich zu ziehen, und Heinrich bemächtigte sich (1419) sogar des Königs, der aber von Alvaro de Luna wieder befreiet wurde. Luna, ein mit großen Fähigkeiten begabter Mann, wurde nun Günstling des Königs und von ihm mit Reichthümern und Ehrenstellen überhäuft. Wegen des Infanten Heinrich, der 1422 in die Gefangenschaft des Königs Johann gerathen war, entstand ein kurzer Krieg zwischen Aragonien und Castilien, durch welchen aber Heinrichs Befreiung nicht bewirkt wurde, dessen Loslassung sein Bruder Johann vermittelte, als er 1425 den Thron von Navarra bestiegen hatte. König Johann II. war ein schwacher, charakterloser Fürst, der nicht einmal die Fähigkeit besaß, im Einklange mit den Rathschlägen seines Günstlings Luna zu handeln; daher er sich allgemeine Verachtung, jenem aber großen Haß zuzog. Die über Luna's Einfluß mißvergnügten Großen zwangen (1427) den König, ihn zu entlassen; doch wegen der großen Verwirrung, die nun in der Statsverwaltung entstand, sahen sie sich selbst genöthigt (1428), die Zurückberufung desselben zu begehren. Bald war er ihnen aber wieder im Wege, und sie verbanden sich deßhalb mit den Königen von Aragonien und Navarra zu seinem Sturze, wodurch 1430 ein Krieg zwischen Castilien und Aragonien entstand, in welchem König Johann II. Sieger blieb. Er wandte sich darauf gegen den König Mahomet von Granada, der es mit Aragonien gehalten hatte, gewann 1431 die große Schlacht bei Cabeza de los Ginetes und entthronte Mahomet. Er würde nun Granada völlig mit Castilien haben vereinigen können, wenn ihn nicht die Ränke der Großen gegen seinen Feldherrn daran verhindert hätten. Im folgenden Jahre wurde zwar noch ein Sieg gegen die Araber erfochten; doch die günstige Gelegenheit zur gänzlichen Unterwerfung derselben war vorüber. Das Mißvergnügen der großen Barone über Luna's Einfluß währte fort und vermehrte sich, bis es endlich 1439 in eine offenbare Empörung ausbrach. Der König mußte ihn von sich entfernen, nachdem er selbst 1442 in die Hände der Empörer gefallen war, die sogar die Königin und den Prinzen von Asturien auf ihre Seite gebracht hatten. Doch nun ermannte sich der schwache Fürst, zog 1445 gegen die Mißvergnügten zu Felde und überwand sie völlig. Er hätte sich nun bei seinem Ansehen behaupten können, wenn er weniger strenge gegen die Strafbaren verfahren wäre; doch durch unzeitige Härte brachte er sich um die durch das Glück seiner Waffen errungenen Vortheile. Luna, der nach dem Siege des Königs wieder an den Hof zurück gekommen war, stiftete eine Heirath zwischen dem Könige und der Infantin Isabella, der Tochter des Infanten Johann von Portugal. Diese Prinzessin verband sich mit den Mißvergnügten gegen den Günstling, und bewirkte seinen völligen Sturz. Luna wurde gefangen genommen, mehrer Verbrechen angeklagt, von parteiischen Richtern verurtheilt und hingerichtet. Der König hatte mit ihm sich seiner besten Stütze beraubt, und war nunmehr ein Spiel aller Parteien, ohne Ansehen, in stetem Schwanken zwischen ihnen. In dieser traurigen Lage starb er, den 21. Julius 1454.

Heinrich IV., Johann's Sohn erster Ehe (reg. bis 1474), war wo möglich noch charakterloser, wie sein Vater, und sein Günstling Pacheco, Marquis von Villena, besaß von Luna's guten Eigenschaften auch nicht eine. Daher kam denn die Krone um alles Ansehen, und der Stat gerieth sowol durch die verkehrten Maßregeln des Günstlings, als auch durch die Unruhen und Gewaltschritte der Barone in die schrecklichste Zerrüttung. In einem Kriege mit den Arabern eroberte Heinrich (1462) die wichtige Festung Gibraltar. Um diese Zeit warfen die Catalonier das aragonische Joch ab, und riefen Heinrich in Barcelona zu ihrem Könige aus; ihm wurde sogar die Krone von Aragonien angetragen. Doch der schwache Fürst wußte die ihm günstigen Umstände nicht zu benutzen und veranlaßte durch sein Benehmen einen Krieg mit Aragonien, der die Verwirrung im State vermehrte. Ein zweiter Günstling des Königs, Bertrand de Cueva, um nichts besser, als der erste, galt für den Vater einer von der Königin gebornen Tochter, Johanna, die deßhalb spottweise auch Bertrandilla genant wurde. Als der König dieses Kind zur Erbin seines Reichs erklärte, traten die castilischen Barone in einen Bund zusammen, standen, von Aragonien und Navarra mit Geld und Waffen unterstützt, gegen den König auf und zwangen ihn (1464), seinen Bruder Alfons zum Thronfolger zu ernennen. Dabei blieben sie aber nicht stehen; sie beriefen 1465 eine Ständeversamlung nach Sevilla, setzten Heinrich feierlich ab und ernanten Alfons zum Könige. Dieser Gewaltstreich hatte einen heftigen Bürgerkrieg zur Folge, in welchem 1466 bei Olmedo eine Schlacht geliefert wurde, die aber nichts entschied. Alfons starb 1468, wie man glaubt, an Gift, und nun riefen die Verbündeten Heinrichs Schwester, Isabella,

zur Königin aus. Edelmüthig wies diese die Krone, als ihrem Bruder gehörig, zurück, und begnügte sich mit der Bestätigung ihres Rechts auf die Erbfolge. Dennoch war der König feindselig gegen sie gesint; er strebte, seiner angeblichen Tochter Johanna den Thron von Castilien zuzuwenden, und wollte sie deßhalb mit dem Herzog von Berry, darauf mit dem Infanten von Portugal, und endlich mit dem Infanten Heinrich von Aragonien vermälen. Doch der Erzbischof von Toledo und der Admiral von Castilien waren zur Aufrechterhaltung der Rechte Isabella's thätig, und brachten gegen den Willen des Königs und der castilischen Stände die Vermälung dieser Prinzessin mit Ferdinand, dem Könige von Sicilien und Erben von Aragonien, den 25. October 1469 zu Stande. Heinrich, von Vellena geleitet, hörte nicht auf, das Reich wegen der Erbfolge in Verwirrung zu setzen, und war noch immer bemüht, eine Vermälung zwischen Johanna und dem Kronprinzen von Portugal zu stiften; der Bürgerkrieg wüthete mit allen seinen Gräueln fort, und gränzenlos war das Elend des Stats. Doch ohne seine Absicht erreicht zu haben, starb dieser schwache Fürst, den 12. December 1474.

Isabella, die Erbin von Castilien, eine mit vorzüglichen Herrschertalenten begabte, und mit hohen menschlichen Tugenden geschmückte Frau, hatte noch mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe sie sich den ruhigen Besitz des Thrones völlig gesichert hatte. Ihr eigner Gemal Ferdinand machte, wol nur um größern Einfluß auf die Regirung zu erhalten, ein Erbrecht auf Castilien geltend, welches man ihm doch nur dann zugestanden haben würde, wenn in diesem Reiche die weibliche Erbfolge nicht anerkant worden wäre. Mehre Große waren auf seiner Seite, andere, denen eine Vereinigung Aragoniens mit Castilien, die nun nahe bevorstand, zuwider war, thaten Alles, um die fürstlichen Gatten zu entzweien, alle aber foderten mit Ungestüm die Sicherung ihrer Rechte. Isabella benahm sich in dieser schwierigen Lage mit großer Gewandtheit, und verglich sich durch die Vermittelung des Kardinal Mendoza und des Erzbischofs von Toledo mit ihrem Gemal, dem sie einen bedeutenden Antheil an der Regirung einräumte, doch ohne ihrem Herrscherrechte im Wesentlichen etwas zu vergeben. Bei diesem Vertrage war aber der Stolz des Erzbischofs von Toledo beleidigt worden, da dieser herrschsüchtige Mann den Kardinal Mendoza nicht als Isabellens Rathgeber neben sich hatte dulden wollen. Er zog sich vom Hofe zurück, verband sich mit dem Marquis von Villena, dem Sohn des ehemaligen Günstlings des Königs Heinrich und unterhandelte in Gemeinschaft mit diesem mit dem Könige von Portugal, um demselben, als dem künftigen Gemal der Johanna Bertrandilla, die castilische Krone zuzuwenden. Der König Alfons V. von Portugal, auf den Beistand Frankreichs rechnend, ließ sich zu einem Kriege gegen Castilien verleiten, der 1475 anfing. Die Vortheile, die von beiden Theilen errungen wurden, hielten einander ziemlich die Wage, doch durch die Eroberung von Toro erlangte Portugal einiges Übergewicht. Dieses ging aber verloren, als 1476 Ferdinand einen Sieg über die Portugisen unfern Toro gewann. Das portugisische Heer ging aus einander, die mißvergnügten castilischen Barone unterwarfen sich, und als nun 1478 auch Frankreich einen festen Frieden mit Castilien schloß: da hatten alle Angriffe der Gegner Isabella's ein Ende. Kurz darauf starb auch, den 19. Januar 1479, der König Johann II. von Aragonien und Ferdinand erbte seine Krone. Ganz Spanien wurde nun zu einem Reiche vereinigt, von welchem die castilischen Staten nur einen Theil ausmachen, die als solcher in ihren Verhältnissen zum Auslande kein von dem Ganzen abgesondertes Interesse haben konten. Von da an gehören die Begebenheiten Castiliens zur Geschichte der spanischen Monarchie, wiewol die völlige Vereinigung erst nach dem Tode Ferdinand des Katholischen (1516) Statt hatte.

Die Statsverfassung Castiliens stimte zwar in vielen Punkten mit den Verfassungen anderer christlichen Staten des Mittelalters überein, hatte aber auch mehre wesentliche Eigenthümlichkeiten, die aus den Verhältnissen sich entwickelt hatten, unter denen nach der Zertrümmerung des westgothischen Reichs der erste christliche Stat gebildet worden war. Die kleine tapfere Schar, die ihre Freiheit in Asturiens unzugänglichen Gebirgen rettete, befand sich anfangs in einer Lage, in welcher keine bestimte gesellschaftliche Form für die Gesamtheit Statt haben konte; nur der Kampf gegen den gemeinschaftlichen Feind verband, die Sorge für den Lebensunterhalt vereinzelte sie, und es bestand eine völlige Gleichheit und Unabhängigkeit unter allen, die gegen die Araber die Waffen führten. Als die Zahl der christlichen Streiter durch den Beitritt Aller, die es verschmäheten, unter dem Joche der Araber zu leben, bedeutend vergrößert worden war, und das von den Christen eroberte Gebiet eine solche Erweiterung erhalten hatte, daß die Bildung eines Stats nothwendig wurde: da wählten diese streitbaren Christen zwar aus dem Stamm ehemaliger gothischen Könige ein Oberhaupt, für dessen Familie sie eine Art von Erbfolgerecht auf die höchste Statswürde, unbeschadet ihres Wahlrechts in nöthigen Fällen anerkanten; doch gestatteten sie ihm nur eine so beschränkte Gewalt, daß er mehr der Erste seines Gleichen, als wirklicher König war. Das Lehnssystem, überall eingeführt, wo teutsche Volksstämme Staten gegründet haben, bildete sich, des immerwährenden Kriegsstandes wegen, in den spanischen Staten vollkommener aus, als in andern europäischen Ländern; daher denn auch hier die Gewalt der Könige noch in den Zeiten höchst beschränkt blieb, wo sie in andern Reichen schon ansehnlich vergrößert worden war. Die Könige von Leon und Castilien besaßen, außer dem Vorsitz in den Cortes (Ständeversamlungen), keinen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt, und der Handhabung der vollziehenden Gewalt, die ihnen freilich zustand, setzte der mächtige kriegerische Adel nicht selten unübersteigliche Hindernisse entgegen. Bei den immerwährenden Kriegen mit den Arabern und Mauren konten die Könige den Beistand des Adels nicht entbehren, sie mußten, der häufigen Einfälle der Ungläubigen wegen, ihm das Recht zugestehen, seine Städte zu befestigen und mit Besatzungen zu belegen, sie mußten ihm die geleistete Hilfe in den Kriegen durch Belehnungen mit den eroberten Gebieten bezahlen, und ihm außerdem so viele Vorrechte einräumen, daß der castilische Adel der

mächtigste, unabhängigste und stolzeste in Europa wurde. Dazu trugen auch die drei geistlichen Ritterorden von St. Jago, Alcantara und Calatrava bei, die im Kampfe mit den Ungläubigen wichtige Dienste leisteten und große Besitzthümer erwarben. Ihre Mitglieder waren alle Söhne aus den vornehmsten adeligen Häusern; daher sie stets auf der Seite des Adels standen und dessen Gewicht gegen die Krone vermehrten. Die Geistlichkeit wurde in den castilischen Ländern reicher und mächtiger, wie in andern europäischen Staten, weil es ihr bei den fortwährenden Gebietserweiterungen durch die den Mauren abgenommenen Länder, nie an Gelegenheit fehlte, ihren Grundbesitz zu vermehren, die ihnen dadurch erleichtert wurde, daß alle Kriege den Charakter der Religionskriege hatten, weßhalb den Dienern der Kirche ein bedeutender Antheil an den von den Ungläubigen gemachten Eroberungen zuzukommen schien. — Die Cortes wurden anfangs allein aus Mitgliedern des Adels und der hohen Geistlichkeit gebildet; im 14. Jahrh. (von 1325 an) wurden auch die Abgeordneten der Städte darin aufgenommen. Schon früher hatte der Bürgerstand eine große Bedeutsamkeit gewonnen, die sich bereits in der Schlacht bei Tolosa (1212) zeigte, worin die Scharen von 18 großen Städten mit Auszeichnung fochten. Noch mehr offenbarte sich diese, als 1282 die Städte ein Bündniß, die Hermandad schlossen, um sich gegen die Übermacht des Adels und der Geistlichkeit zu sichern. Da die durch Kunstfleiß und Handel reich gewordenen Städte einen ansehnlichen Beitrag zu den Kriegskosten zahlen und eine Menge Krieger stellen mußten: so konten sie nicht wohl von der Reichsstandschaft ausgeschlossen bleiben, die ihnen, obwol sie früher schon in den Cortes erschienen, gesetzlich erst im J. 1349 auf dem Reichstage zu Alcala de Henares zugestanden wurde, als sie die Alcavala (Abgabe zu Zehn vom Hundert von allen käuflichen Dingen) bewilligen mußten. Nur folgende 17 Städte hatten das Vorrecht, jede zwei Abgeordnete zu den Cortes zu senden, als: Burgos, Soria, Segovia, Avilla, Valadolid, Leon, Toro, Zamora, Salamanca, Toledo, Madrid, Guadalaxara, Sevilla, Cuenza, Cordova, Jaen, Murcia. Die Städte machten den dritten Stand des Reichs aus und nahmen in den Cortes ihren Rang über dem niedrigen Adel, der den vierten Reichsstand bildete. Der Bauernstand wurde stets von dem Adel niedergehalten und hatte keine Vertreter in den Cortes. Die vier Stände übten die gesetzgebende Gewalt in den Cortes, die sich anfangs jährlich, dann alle zwei Jahre, später aber so oft sie von dem Könige zusammen berufen wurden, versammelten. Der König hatte das Recht, die Cortes, wenn und wo er wollte, zu versammeln, nicht aber, sie aufzulösen. Die Beschlüsse der Cortes wurden in Sachen des Rechts nach der Stimmenmehrheit, in Bewilligungen und Gnadensachen durch die Beistimmung der Gesamtheit, wobei drei verneinende Stimmen zur Verwerfung hinreichend waren, abgefaßt. Die Beschlüsse der Cortes waren Gesetze für das ganze Reich und alle Stände, den geistlichen Stand nicht ausgenommen. Den Cortes stand das Recht zu, die wichtigsten Statsämter zu vergeben; Lehen zu ertheilen, auch geistliche Stiftungen zu machen, stand nur dem König zu, ohne ihre Einwilligung. Wenn die Cortes sich auflöseten, blieb ein Ausschuß zurück, den sie selbst wählten und der ihre Stelle vertrat. Er bestand aus acht Personen, wovon aber nur vier in Thätigkeit waren, die übrigen aber die ersteren bei Krankheits- und Todesfällen ersetzten. Die Rechte des hohen Adels, dessen Glieder Ricos hombres oder Grandes, letzteres doch nur, in sofern sie Familienhäupter waren, genant wurden, erstreckten sich beinahe bis zur Landeshoheit in ihren Besitzungen. Diese Großen, deren Güter völlig steuerfrei waren, konten sogar dem Könige den Gehorsam aufsagen und mit seinen Feinden zu einem offenen Kriege sich verbinden, ohne deßhalb die Strafe des Hochverraths verwirkt zu haben. Die drei Ritterorden von Calatrava, St. Jago und Alcantara bildeten, obgleich ihre Großmeister Sitz und Stimme in den Cortes hatten, Staten im State; denn sie besaßen ihre eigene Gerichtsbarkeit, wählten ihre Oberhäupter selbst und standen in geistlichen Angelegenheiten unmittelbar unter dem Papst. Die Einkünfte der Krone bestanden, außer dem Beitrage der Krongüter, in den Tercias Reales oder drei Neuntel von allen Zehenten der Geistlichkeit, deren Erhebung den Königen von 1236 und 1274 ab von den Päpsten während der Kriege mit den Arabern zugestanden wurde; ferner in dem Zinse der nicht adeligen Landleute, die nicht auf adeligem Grunde wohnten; endlich von 1349 ab in der Alcavala, einer den Handel verderblich belastenden Steuer. In nöthigen Fällen wurden mit Bewilligung der Cortes noch besondere Kriegssteuern erhoben.

Die Rechtspflege wurde in den castilischen Reichen in den frühern Zeiträumen und bis zum J. 1349 nach sehr verschiedenen Gesetzen ausgeübt. In Leon und den dazu gehörigen Provinzen war lange der Codex der Westgothen geltend. In Castilien wurde nach verschiedenen besondern Gewohnheitsrechten geurtheilt, die zum Theil unter dem Namen des alten Gesetzes von Castilien gesammelt worden waren. Graf Sancho Garcias ließ im J. 1015 ein neues Landrecht in lateinischer Sprache zusammen tragen, welches das alte Recht von Burgos genant wurde. Außerdem erhielt jede eroberte Stadt ihre besondere Statuten, auch hatte anfangs jede Einwohnerklasse ihr besonderes Recht. Auf der Synode zu Coyanza, 1050, wurde festgesetzt, daß in den Provinzen Leon, Galicien, Asturien und Portugal nach den Gesetzen Königs Alfons V., in Castilien nach den Gesetzen Sancho des Großen geurtheilt werden sollte. Erst Ferdinand der Heilige begann eine allgemeine Gesetzsamlung zu veranstalten, die unter seinem Sohne Alfons X. 1260 vollendet wurde. Die Samlung ist aus dem römischen, dem kanonischen Rechte und aus den alten Provincialrechten zusammen gesetzt und in sieben Theile eingetheilt, weßhalb sie den Namen las siete partidas führt. Die Einführung der Partidas fand heftigen Widerstand, weil die Macht des Königs dadurch vergrößert wurde. Zuerst wurden sie 1339 in dem Gerichtshof von Madrid angenommen und endlich 1340 auf dem Reichstage zu Alcala de Henares allgemein in Kraft gesetzt. Auf demselben wurde auch der Gerichtsgang durch das ordenamento de leyes bestimt. In der ersten Instanz entschieden die Herrengerichte, in der zweiten der Gerichtsherr. Unter

Ferdinand III. ward als höchste Instanz der Rath von Castilien gegründet [3]). (*Rauschnick.*)

CASTILLA, Kanal von, ist bestimt, den Hafen von Santander am Ocean mit dem Duero und dem Mittelpunkte Spaniens zu vereinigen, ist aber erst zum Theil fertig. Dieser vollendete Theil fängt in Burgos bei Alai del Rey 42° 51′ B. an, erhält sein Wasser von der Pisuerga, deren linkem Ufer er folgt, und tritt unterhalb Herrera in Palencia ein. Von hier läuft er auf dem rechten Ufer dieses Flusses mit einer Ausbeugung gegen Süden und Südsüdwesten fort, geht über die Cieza und folgt ihrem rechten Ufer, bis er den Carrion durchschneidet. Von da wendet er sich westwärts von Palencia, und endigt dann weiter unten in der Pisuerga. Vor Palencia nimt er noch den Kanal von Campos auf. (*Stein.*)

CASTILLEIA, Mutis, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rhinantheen und der 14. Linné'schen Klasse. Char. Röhriger Kelch, der sich auf einer Seite spaltet. Röhrige zusammengedrückte zweilippige Corolle, deren obere Lippe linienförmig, die untere gezähnt ist. Zweifächerige Kapsel. Die Samen mit lockerer Haut eingefaßt. Zwölf bekante Arten wachsen in Nord- und Südamerika. Bartsia pallida *L.* aus Sibirien, und B. coccinea *L.* oder Euchroma *Nuttall.*, gehören auch hieher. (*Sprengel.*)

CASTILLO, 1) Villa in der span. Prov. Aragon, am Riguel ó Arva, mit 1800 Einw.; es gehörte bisher zu den Fünfflecken (cinco villas), die einige Vorrechte genossen. — 2) C. de las Roquetas, Wachtthurm in der span. Prov. Granada, im Westen von Almeria, mit bedeutenden Salzlagunen, wo vieles Baisalz abgeschlemt wird. — 3) C. de S. Pedro, Fort in der span. Prov. Granada, an der Küste, mit einem kleinen Hafen, der Fischerei treibt. (*Stein.*)

CASTILLON, 1) Stadt in dem Bez. S. Girons des franz. Dep. Arriège am Lez, mit 821 Einw. — 2) Stadt in dem Bez. Libourne des franz. Dep. Gironde an der Dordogne. Sie hat 539 Häus. und 2580 Einw., die wollene Zeuge verfertigen und Wein bauen. Hier fiel 1451 die berühmte Schlacht vor, worin Talbot und sein Sohn blieben. (*Hassel.*)

CASTILLON (Johann Franz), nach seinem Familiennamen eigentlich Salvemini, nante sich in frühern Jahren Salvemini von Castilionei, auch Castiglione, von dem gleichnamigen Städtchen im Toscanischen, wo er am 16. Januar 1709 geboren war. Nach Vollendung seiner Studien erhielt er zu Pisa die juristische und philosophische Doctorwürde, reiste 1737 in die Schweiz und beschäftigte sich daselbst mit der Herausgabe von Newtoni opusc. mathem., philos. et philol. Lausannae 1744. Vol. III. 4., Leibnitzii et J. Bernoulli commerc. philos. et mathem. Ib. 1745. Vol. II. 4., J. A. Euleri introd. in analys. infinit. Ib. 1748. Vol. II. 4., und ließ zu Amsterdam (Vol. II. 4.) einen guten Commentar zu Newton's Arithmetica universalis drucken. In Utrecht bekleidete er seit 1751 das Lehramt der Philosophie und Mathematik, und bei seinem Aufenthalte in London nahm ihn die königl. Societät der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede auf. Bald darauf erwiesen ihm die Akademien zu Göttingen und Berlin dieselbe Ehre, und Friedrich II. berief ihn 1763 als ersten Professor der Mathematik bei dem Feld-Artilleriecorps in seine Residenz. Nach Lagrange's Tode wurde er 1787 Direktor der mathematischen Klasse bei der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Er starb den 11. October 1791 (nicht 1795, wie Meusel sagt). Außer vielen Abhandlungen in den Mémoires de l'acad. roy. des sciences de Berlin, schrieb er: Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes (gegen Rousseau) 1756. 8. Saggio sopra l'uomo. Bern. 1760. 8. (in ital. Versen, nach Pope). Elémens de physique de Locke, trad. de l'Angl. Amst. 1757. 8. Essai sur les erreurs et les superstitions anciennes et modernes. Amst. 1763. 12. Frft. (Bouillon) 1766. Vol. II. 8. Observations sur le livre intitulé: Système de la nature. Berl. 1771. 8. Neufchat. 1772. Vol. II. 12. Vie d'Apollonius de Tyane par Philostrate; avec les commentaires donnés en Angl. par Ch. Blount; trad. en Franç. Berl. 1773. Vol. IV. 8. (die Vorrede ist von König Friedrich II.). Les livres académiques de Cicéron, traduits et éclaircis.

---

3) Die wichtigsten Werke über die Geschichte von Castilien sind: 1. Los quartenlo libros del compendio hist. de las Chronicas y universal Historia de todos los Reynos de Espanna. por *Estevan de Garibai Camaloa.* Barcelona 1628. 4 V. F. 2. *Ambrosio del Morales* Coronica general de España etc. Alcala 1574. F. 3. *Prudencio de Sandoval* Hist. de los Reyos de Castilla y de Leon, Fernando I. — Alonso VII. etc. Pamplona 1615. F. 4. Coronicas de los Reyes de Castilla D. Pedro, D. Enrique II., D. Juan I., D. Enrique III. por D. *Pedro Lopez de Ayala* en Pamplona 1591. F. 5. Coronica del Santo Rey D. Fernando III. en Sevilla. 1639. F. 6. Coronica de Don Alvaro de Luna Condestable de los Reynos Castilla y Leon. en Milan 1546. Fol. Französisch à Paris 1720. 7. Coronica de los tres Ordines y Cavalerias de Santiago, Calatrava y Alcantara. por D. *Fr. Francisco Rades de Andrada.* Toledo 1572. F. 8. *D. Pedro Salazar de Mendoza.* Origen de las dignidades seglares de Castilla y Leon. Madrid 1657. 9. Synopsis historico-chronologica de España Syglo 1 — 16. por *D. Juan de Ferreras.* Madrid. 4. 1700 — 1727. Franz. p. Mr. *d'Hermilly* à Paris. 10 Vol. 4. 1742 — 1751. Teutsch von Dr. Baumgarten und Semler. 13 Bde. Halle 1754 — 1772. 4. 10. *Joannis Marianae* Historiae de rebus Hispaniae. 4 Vol. Fol. Hagae Comit. 1731 — 1733. 11. España sagrada. Teatro geographico-historico de la Iglesia de España — Su Autor *P. M. Fr. Henrique Florez.* Madrid 1747 — 1770. 33 T. 4. 12. Abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne depuis sa fondation jusqu' au présent règne, par *M. Desormeaux.* Paris 1758. 5 V. 12. 13. Abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne et de Portugal divisé en huit périodes, avec de remarques sur le génie, les moeurs, les usages, le commerce, les finances de ces monarchies, ensemble la notice des princes contemporains, et un précis sur le Sçavans et Illustres. Paris 1765. 2 T. 14. Historia critica de España por *J. F. Masdeu.* Madrid 1785. 20 T. 15. Hispania illustrata s. rerum urbiumque Hisp. etc. scriptores varii, partim editi nunc primum, partim aucti atque emendati T. I. II. (editore *Andrea Schotto*). Francof. 1603. T. III. ex Bibl. *Joannis Pistorii* 1606. T. IV. studio et opera *Andreae Schotti*, cum dedicatione Francisci Schotti JCti, fratris Andreae. ibid. 1608 F. 16. Allgemeine Weltgeschichte von Guthrie und Gray. XII. Bd., bearbeitet von Dieze. Leipzig 1774. vgl. V. Bd. von D. Joh. Dan. Ritter. 1772. 17. Versuch einer Geschichte der spanischen Nation, von Dr. J. A. Feßler. Berlin, 1810. 2 Bd.

Ib. 1779. Vol. II. 8. Par. 1796. 12. [1]) u. a. Er war auch der vornehmste Theilnehmer an dem Journal littéraire de Berlin, das 1772 anfing und 1776 mit dem 27. Vol. in 12. geschlossen wurde [2]). — Rühmlich trat in die väterlichen Fußtapfen der Sohn Friedrich Adolph Maximilian Gustav, gewöhnlich nur Friedrich, geboren zu Lausanne den 22. September 1747. Er kam mit seinem Vater nach Berlin, wurde daselbst 1787 Professor der Philosophie bei der adeligen Militärakademie und der Artillerieakademie, 1800 Direktor der philosophischen Klasse der königl. Akademie der Wissenschaften, und starb den 27. Januar 1814. Auch von ihm findet man Abhandlungen in den Memoiren der Berliner Akademie, im Journal lit. de Berlin, Journal encyclopédique, Recensionen im Journal du Nord, und in dem Supplément à l'encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences. (Amst. 1776—77. fol.) rühren alle Artikel von der alten und neuen, theoretischen und praktischen Musik von ihm her. Euklid's Elemente (Berl. 1767. 8.) und Hirschfeld's Theorie der Gartenkunst (Leipz. 1779 — 1785. 5 Bde. 4.) übersetzte er in's Französische, und seine Beantwortung der Frage: Est-il utile au peuple d'être trompé? wurde 1780 von der Berliner Akademie gekrönt. Auch bei der Teylerschen theologischen Gesellschaft gewann er 1782 einen Preis [3]). *(Baur.)*

CASTINE, Hauptort der Maine-Grafsch. Hancock, eine Stadt, die (Br. 44° 29′ L. 308° 48′) auf einer Landspitze am Ostufer des Penobscot liegt, 1 Kirche, 1036 Einw., und einen trefflichen, 18 bis 20 Faden tiefen, das ganze Jahr zugänglichen Hafen hat, zu welchem 1816 24,044 Tonnen gehörten. Die Einw. nähren sich fast allein vom Handel u. von der Schifffahrt. *(Hassel.)*

CASTLE, der Beinamen von mehren Ortschaften des britischen Reichs: 1) Castle Acre, Marktfl. in Norfolkshire, an einem Bache, mit 902 Einw., die 2 Jahrmärkte halten. — 2) Castle Carey, Marktfl. in Somersettshire, der 1406 Einw. hat, einen Wochenmarkt hält und einen Gesundbrunnen besitzt. — 3) Castle Dermot, ein Marktfl. in der irischen Grafsch. Kildare an der Lane, einst die Residenz der Könige von Leinster. — 4) Castle Lehan, Marktfl. in der irischen Grafsch. Cork am Bride, mit den Ruinen einer Franziskanerabtei. — 5) Castle Martyr, ein Marktfl. in der irischen Grafsch. Cork, mit 1 Kirche, 1 Freischule, 1 Spinnschule und 1 Armenhause. — 6) Castlebar, Marktfl. und die Hauptstadt der irischen Prov. Mayo, der an einem kleinen Flusse liegt und aus einer ½ Meile langen Haupt- und vielen Nebenstraßen besteht. Er besitzt 1 geräumige Kirche, 1 Grafschaftshaus, 1 Gefängniß, 1 Freischule, Kavallerie-Kasernen, 800 Häuser und 5000 Einw., die sich meistens mit Leinweberei und Garnspinnerei beschäftigen. Hier wird ein bedeutender Markt für Garn und Leinwand gehalten. 1798 erlitten hier die brit. Generale Lake und Hutchinson eine Niederlage von einem an Irelands Küsten gelandeten französischen Corps, das hierauf des Orts sich bemächtigte, ihn aber bei Annäherung des Lord Cornwallis bald wieder verließ. — 7) Castlecomer, Marktfl. in der irischen Grafsch. Kilkenny, in der Nähe großer Steinkohlenminen, deren Bearbeitung und Ausfuhr die ganze Bevölkerung beschäftigt. Der Ort ist 1798 von den irischen Insurgenten gänzlich zerstört, und jetzt sind erst 200 Häuser wieder aufgebauet, die von etwa 1500 Menschen bewohnt werden. Es ist hier 1 Kaserne. — 8) Castleton, Marktfl. in Derbyshire, mit 931 Einw. — 9) Castletown oder Castle Rushin, ein Marktfl. und die Hauptstadt der Insel Man, auf deren Südküste an der nach ihm benanten Bai, unter 54° 5′ Br. und 12° 54′ L. belegen. Er hieß vormals Sodai, daher noch jetzt der Titel des Bischofs von Man; hat 1 mit Mauern umgebenes Schloß, worauf der Gouverneur residirt und die Gerichtshöfe, und die Common Laws sich versammeln, 1 Kathedrale des Bischofs von Man, 1 geistliches Seminar, 500 Häuser und 1821 4096 Einw. Der Hafen ist durch Untiefen und Klippen beschwert, und Handlung und Schifffahrt haben daher nie recht aufblühen können; doch wird eine starke Fischerei getrieben. *(Hassel.)*

CASTLEREAGH, Marktfl. in der Grafsch. Roscommon des Kön. Ireland, der Stammort der Familie, woraus der berühmte Statsminister Georgs IV. entsprossen war. Er hält bedeutende Vieh- und Wollmärkte. *(Hassel.)*

CASTLEREAGH (Heinrich Robert Stewart, Lord, und nach des Vaters Tode Marquis Londonderry), war am 18. Junius 1769 zu Dublin geboren, von schlankem gefälligen Wuchs, sanften Zügen, und einnehmendem Wesen. Sein zarter Körper entsprach der Stärke seiner Sele und dem Feuer seines Gemüthes nicht. Er strebte unter seinen Mitschülern zu Armagh und zu Cambridge mit Gewalt empor, und entwickelte von 1789 an in dem irländischen Parlemente seine Beredsamkeit und Verhandlungskunst. Bei seinen Fähigkeiten und Anstrengungen gelang es ihm bald, die Bedeutung, worin er durch Reichthum und mächtige Familienverbindungen stand, noch durch öffentliche Gunst zu vermehren. Er bekam bald die Stelle als erster Statssekretär unter dem Vicekönig von Ireland, Lord Camden, seinem nahen Anverwandten. Der Jüngling bestand hier die Feuerprobe, mitten in den glühendsten Bewegungen der Leidenschaften mit fester und kräftiger Hand auf Ordnung zu halten. Der alte Haß zwischen Protestanten und Katholiken, der beleidigte Stolz der reizbaren Irländer, die geheimen französischen Umtriebe, die innern Bündnereien geschäftskundiger Revolutionsmänner mit dem armseligen verblendeten Pöbel, selbst die Anfoderung grausamer Gegenmittel drohten mit der Losreissung Irelands von England zu endigen (1793). Er sprach sich offen über das aus, worin die rechtlichen Leute Eins waren: die Revolution von Ireland, und den Pöbel von Gräueln abzuhalten, und half die strengen Maßregeln dawider durchzusetzen und zu handhaben. Übrigens bemerkte man un-

1) In den beigefügten Abhandlungen und Anmerkungen zeigt sich überall eine große Belesenheit in der griechischen und römischen Philosophie, genaue Kentniß ihrer Grundsätze und Sprache, und eine treffliche Kritik und Vergleichung des Ausdrucks, den Cicero den alten Lehrern der Akademie nachgebildet hat. — Die Übersetzung selbst ist nicht immer gelungen und treu. S. Fuhrmann's Handb. d. klass. Lit. 4 Bd. 441. 2) Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 2 Bd. Biogr. univ. T. VII. (von Weiß und Villeneuve). 3) Meusel's gel. Teutschl.

ter den gefälligen Formen seines Betragens und Umganges den alten Edelmann nicht, den er in der That und in den Sachen geltend machte. Bei seiner Geistesgegenwart, seiner Klarheit und seiner Gewalt über sich selbst, glückte es ihm, den Punkt zu treffen und zu bewahren, bis zu welchem er die Meinung und das Gefühl des Andern theilte, und ihn entweder mit sich weiter zu führen, oder ihm doch durch seine Entfernung keinen übeln Eindruck zu machen. Durch dieses letzte seine Verfahren gewann er die Gemäßigten aller Parteien für sich, und hatte in dem Vermitteln und Versöhnen größere Erfolge, als sich von einem so jungen Manne erwarten ließen. Daher kam er auch durch den Wechsel des Vicekönigs nicht außer Thätigkeit, wie sonst gewöhnlich in der britischen Verwaltung, sondern erhielt noch mehr Einfluß. Er arbeitete wirksam an der Vereinigung Irelands mit Großbritannien zu einem Reiche, und trat nach derselben in das britische Parlement. Er unterstützte die Regirung aus allen Kräften in ihrem schweren Stande gegen Frankreich und die Opposition, ward Geheimerrath und Präsident des Board of Control, und dann Kriegsminister. Nach Pitt's Tode trat er mit seinen Collegen ab, doch schon im folgenden Jahre (1807) mit Parceval wieder in seine Stelle ein. Es ging ihm aber darin, bei größerer Selbständigkeit, als unter Pitt, nicht so glücklich, als zuvor; es kam zu heftigen Auftritten mit seinen Collegen, und nach der fehlgeschlagenen Unternehmung auf Walcheren selbst zum Zweikampf. Dagegen war er an seinem rechten Platze, als er Minister der auswärtigen Angelegenheiten ward (1809). Er hatte in Ireland gelernt, Revolutionen zu bekämpfen, und verfuhr nach der Lehre seines Pitt: wenn sich der Revolutionsgeist in die Einsamkeit stiller Betrachtung zurückzieht: so wollen wir ihn dahin nicht verfolgen; aber auf dem Throne, an der Gewalt können wir ihn nicht lassen. Die englische Politik bethätigte den offenen und geheimen Widerstand gegen das französische Kaiserreich in Spanien, Italien, Teutschland, Schweden und Rußland. Der Papst schleuderte seinen Bann auf Napoleon, die royalistischen Elemente bewegten sich in Frankreich, die Machthaber zu Paris fühlten den Boden unter sich wanken und klagten laut, daß England die Sele aller Übel auf dem festen Lande sei. Wenn Castlereagh's Verhandlungen von 1810 bekant wären, wo Europa diesseit der Pyrenäen in Feindschaft mit England zu seyn schien, und es doch nicht war (mit Ausnahme von Frankreich): so würden sie wahrscheinlich seine spätern Verhandlungen verdunkeln, die seit 1812 den Siegen der verbündeten Heere vorangingen. Nach der Schlacht von Leipzig kam er selbst auf das feste Land (Nov. 1813), erkräftigte die Verbündeten zur Fortsetzung des Krieges durch Fortzahlung der englischen Hilfsgelder (Vertrag von Chaumont, 1. März 1814), nahm an den Friedensverhandlungen zu Chatillon Theil, trat dem Vertrage der Verbündeten mit Napoleon nur mit ausdrücklicher Verweigerung des Kaisertitels für denselben bei, und schloß den pariser Frieden (30. Mai 1814), worin die Abschaffung des Sklavenhandels vorbereitet wurde. Diese Abschaffung und Handelsfreiheiten für England betrieb er dann weiter auf dem wiener Congresse, von dem er um dieselbe Zeit zu den Parlementssitzungen zurückkehrte, als Napoleon von Elba nach Frankreich zurückging. Castlereagh hatte nun, statt der Artigkeiten und Huldigungen auf dem Congreß, Grobheiten und Spöttereien in dem Parlemente zu hören, und man sagte ihm geradezu, das geschehe zu seinem Besten, weil die Könige zu Wien ihn verwöhnt hätten, so wolle man ihm den Dünkel und den Schwindel wieder benehmen. Er ward unwohl und erschien mehre Tage nicht im Parlemente; die Geschäfte in seinem Ministerium bei den Nachrichten über das rasche Vordringen Napoleon's mochten seine ganze Zeit in Anspruch nehmen. Der Krieg war beschlossen, und am 20. März gab Castlereagh im Parlement über seine Sendung nach Wien folgende Auskunft: die europäische Conföderation erklärte als ihren Zweck, ein System aufzustellen, unter dem alle Länder Frieden haben könten; wäre diese Erklärung so zu verstehen, daß alle Staten wieder aufleben sollten, welche in dem Revolutionskriege untergegangen waren, ohne Rücksicht, ob ihre Herstellung nicht den alten Zwiespalt in Europa zurückbrächte, so müßte ich mich schämen, daß England einem solchen albernen Systeme beigetreten wäre. — Nun aber ist der Fall, daß die Monarchen bei den Friedensunterhandlungen auf die Wiederherstellung der beiden großen Mächte, die der Krieg zerstört oder geschwächt hatte, Östreich und Preußen, ausgingen. Es mußte für Deckung ihrer Seite gesorgt werden, und es wurden zwischen dem Norden von Teutschland und Frankreich, zwischen Italien und Frankreich Schranken gesetzt. So ward die Beibehaltung der Schweiz und die Herstellung der Constitution der teutschen Staten nothwendig. — Die Vereinigung Sachsens mit Preußen floß nothwendig aus dem aufgestellten Grundsatz der Vergrößerung von Preußen. — Ich will untersuchen, ob wir unser Wort gegen Genua brachen. — Alles, was Lord Bentink in Genua verfügte, konte vernünftiger Weise nur als provisorisch bis zur Ratification des Congresses giltig angesehen werden; wann hatte je ein General die Macht, Regirungen aufzurichten oder abzusetzen? — Genua's Vereinigung mit Sardinien ward von den Souveräns noch zu Paris als ein wesentlicher Grundsatz des neuen Statenbaues anerkant. Sodann hat nicht ein Genueser der englischen Armee die Hand gereicht, wol aber haben sie die Herrschaft Frankreichs ungern verlassen; sie können wol an unsern guten Willen, aber nicht an unsere Treue den Anspruch stellen, daß wir herausgeben möchten, was nach allen Gesetzen des Völkerrechts uns als Eroberung gehört. — Genua's Verein mit Piemont muß aus dem Gesichtspunkte der militärischen Sicherheit Italiens betrachtet werden. — Polen wird gewiß mit derselben Liberalität und Gerechtigkeit behandelt werden, welche die übrigen Anordnungen der Mächte leitete. Ein besonderes Königreich Polen zu errichten, ist auch deßwegen unthunlich, weil große Theile davon seit vielen Jahren mit andern Staten, so zu sagen, zusammengewachsen sind, und jetzt nicht mehr abgesondert bestehen können. Bei den Verhandlungen, die England zunächst betreffen, würde ich wenig Befriedigung finden, wenn sie einzig Englands Interesse und Vergrößerung bezweckten. So ist Hollands Herstellung nicht bloß unser, sondern der gemeinschaftliche Vortheil der Verbünde-

ten. Sie so gut, als wir, hätten darunter gelitten, wenn Frankreich alle Küsten von den Pyrenäen bis zum Texel inne gehabt hätte; nun steht ihm aber Holland als ein mächtiges Königreich gegenüber. — Was von Holland gesagt wurde, gilt auch von Hannover; auch hier sind die Interessen der Verbündeten zu Rathe gezogen. Den Truppen, die wir von daher zogen, verdanken wir großen Theils unsere Siege in Spanien. Wer kann sagen, ob nicht gerade jener Zuwachs von Macht (die teutschen Legionen) dem Schicksal Europa's den Ausschlag gab? Die nachbarliche Lage Hollands und der Erwerb des Hafens von Emden, gibt Hannover eine Selbständigkeit und eine Wichtigkeit, die es sonst nicht hatte. In Hinsicht des Traktats mit Spanien kann man bei den gegenwärtigen Umständen nicht mehr sagen, als daß England sich nicht zum Schiedsrichter zwischen der spanischen Regirung und seinen empörten Unterthanen aufwerfen darf. Spanien hat sich allerdings in Handelsrücksicht mit derselben Liberalität nicht benommen, womit wir ihm gedient haben; Wolken von Vorurtheilen hindern es, zu sehen, wie sehr seine Interessen mit den unserigen verknüpft sind. Welches politische System England rücksichtlich Frankreichs befolgen wird, kann ich aus Pflichtgefühl für das Statswohl hier zu bestimmen, nicht auf mich nehmen; aber es ist gewiß, daß von dem Ausgange des Kampfes in Frankreich ein großer Theil des Glücks und der Ruhe der Welt für die Zukunft abhängt. Gelingt es Bonaparte, seine Herrschaft in Frankreich wieder herzustellen: so muß man an dem Frieden verzweifeln; wenigstens an einem solchen Frieden, wie wir ihn jetzt zu genießen hoffen konten. Die Frage ist nun: muß Europa noch einmal zu dem schrecklichen System, das es so lange befolgte, zurückkehren, muß Europa noch einmal eine Samlung bewaffneter Nationen werden, und muß Großbritannien in ihrer Mitte noch einmal den Zustand von Glück und Wohlstand, dem es entgegen sah, aufgeben, um wieder die Stellung eines kriegerischen Volkes anzunehmen, und noch einmal für die Unabhängigkeit der Welt zu kämpfen? — Es handelt sich nicht bloß darum, ob die Familie der Bourbons auf dem französischen Throne bleiben soll, sondern ob Tyrannei und Despotismus neuerdings über die jetzt unabhängigen Nationen des festen Landes herrschen, ob die Briten den glücklichen Zustand genießen sollen, den sie in langer Blutarbeit errungen haben, oder ob wir vielmehr noch einmal zu dem erkünstelten System, welches wir während dieses Ringens behaupten mußten, zurückkehren sollen? Über diese Punkte kann nur Ein Gefühl vorhanden seyn, und ich hoffe, die Vorsehung wird den einzigen, für die gute Sache erwünschten Ausgang gewähren. Übrigens wird man mir keinen Vorwurf daraus machen, wenn ich nicht, wie Einige wünschten, versuchte, die freien Grundsätze der britischen Constitution überall einzuführen; ich war nicht wie ein Missionär ausgegangen in die Welt, um ihre Vortrefflichkeit und Anwendbarkeit zu predigen; denn ich bin überzeugt, daß sie in Ländern, wo verhältnißmäßig mehr Unwissenheit und ein dem unsern entgegen gesetztes System herrscht, nicht füglich eingeführt werden kann. Meinem Lande aber glaube ich wesentlich genützt und des Hauses Zufriedenheit verdient zu haben." — Er schloß unter rauschendem Beifall und nach dem Sinne seiner Rede: die Verbündeten sind zusammen und werden wider Napoleon zusammen bleiben, geschah zu Wien die Erneuerung des Bündnisses (25. März 1815), rüstete England vor Allem zum Schutz der Niederlande, und bekräftigte die Rüstung der übrigen Staten durch Hilfsgelder. Das Waffenglück ward durch das Glück der Verhandlungskunst noch überboten. Napoleon lieferte sich selbst an England aus. Hierauf versagte sich Castlereagh das Vergnügen nicht, die Friedensverhandlungen zu Paris selbst zu führen, und wohnte auch der Zusammenkunft zu Aachen bei (1818). Die englischen Interessen gegen Frankreich machten sich von selbst geltend, und seine Kunst ward hauptsächlich in der Vermittlung und Ausgleichung zwischen den Interessen der Verbündeten in Anspruch genommen. Er übte sie gern und glücklich. Es war nicht mehr die Zwietracht, sondern die Eintracht, welche ihn in Verlegenheit setzte. So geschah es schon zu Paris durch die heilige Allianz, die wol nach seinem Sinne war, und die er für England nicht abzulehnen wünschte, und doch nicht annehmen durfte. So geschah es noch mehr, als zu Troppau und Laibach die Frage wegen der Einmischung der verbündeten Mächte in die innern Angelegenheiten eines States, mit Bezug auf Neapel, verhandelt wurde, und er für den englischen Hof erklären mußte, daß von demselben ihre Meinungen nicht getheilt würden (19. Januar 1821). Er wollte dann selbst nach Verona gehen, wo die Frage sich entscheiden sollte, ob wider das spanische Verfassungswesen Gewalt, und namentlich von Frankreich zu gebrauchen wäre? Seine Abreise war bereits bestimt, also die Untersuchung über diese Frage in dem englischen Geheimenrathe bereits zum Schluß gebracht. Die größten Statsmänner und tiefsten Denker waren in ihren Meinungen darüber getheilt, und Castlereagh hatte nach seiner Gewohnheit jede Meinung hören, und die Frage im englischen Interesse durchdringen wollen. Die Folgen früherer Überarbeitung mochten hinzukommen. Castlereagh fühlte sich abgespant, den Geschäften nicht gewachsen, und verfiel in Trübsinn bis zum schwärzesten Lebensüberdruß. Er ward ärztlich behandelt, man entfernte alles tödtliche Gewehr von ihm, beachtete aber ein Schreibzeug in seinem Ankleidezimmer nicht. Der Kranke sandte seinen Bedienten weg, um den Arzt zu rufen, nahm das Federmesser, durchschnitt sich die Pulsader am Halse, und sank dem Arzte mit den Worten in die Arme: es ist Alles unnütz! (12. Aug. 1822). (*v. Posse.*)

CASTNIA, eine von Fabricius in seinem Systema glossatorum neu errichtete Schmetterlingsgattung, deren Arten früher mit der Gattung Papilio Danaus festivus *Linn.* vereinigt waren. Fabricius stellt diese Gattung zwischen seine, aus den vormaligen Tagschmetterlingen gesonderten Gattungen Cethosia und Euploea[1]), Latreille hingegen reihet sie richtiger unter die schwärmerartigen Schmetterlinge (Sphingides), vor die Gattung Smerinthus[2]), und wirklich bilden die Arten dieser

1) S. Illiger's Magazin für Insektenkunde. Bd. VI. S. 280
2) S. *Latreille* genera crustaceorum et insectorum. Tom. IV. p. 209.

Gattung, so wie die der nächstverwandten Gattung Pamphila *Fabr.*, Hesperia *Latr.*, vermöge des Baues ihrer Fühler, der Stärke des Körpers und der Haltung der Flügel, einen sehr deutlichen Übergang der sogenanten Tagschmetterlinge zu den Schwärmern.

Wir kennen das Systema glossatorum des Fabricius nur aus einer in Illiger's Magazin für Insektenkunde a. a. O. gegebenen Übersicht eines Theils desselben, und aus der von Latreille a. a. O. darauf genommenen Beziehung; das Systema glossatorum selbst ist durch Schuld des Verlegers nicht erschienen, und die bereits gedruckten ersten 7 Bogen desselben sind später als Maculatur verwendet worden. In diesem gedruckten Bruchstücke von Fabricii Systema glossator. finden sich nun folgende Gattungszeichen von Castnia angegeben: „Palpi duo breves, triarticulati: articulo tertio brevissimo, cylindrico, nudo. Antennae capitatae: clava apice attenuata, subulata;" — und die dahin gezählten Schmetterlinge, unter welchen keine europäische Art vorkömmt, sind: Castn. Daedalus, (*Cramer* uitland. Kapell. Tab. 1. fig. A. B.) — C. Cochrus, (*Fabr.* Entom. syst. III. 42. 125.) — C. Pylades, (*Cram.* a. a. O. Tab. 387. fig. A. B.) — C. Syphax, (*Cram.* a. a. O. Tab. 223. fig. C. D. Pap. Harmodius.) — C. Evalthe, (*Cram.* a. a. O. Tab. 17. fig. E. F. Pap. Dardanus.) — C. Licas, (*Cram.* a. a. O. Tab. 223. fig. A. B.) — C. Icarus, (*Cram.* a. a. O. Tab. 18. fig. A. B.) — C. Marius, (nova species.) — C. Linus, (*Cram.* a. a. O. Tab. 257. fig. A.) — C. Phalaris, (*Fabr.* Entom. syst. III. 45. 138.) — C. Pelasgus, (*Cram.* a. a. O. Tab. 202. fig. D.) — C. Cronis, (*Cram.* a. a. O. Tab. 60. fig. C. ♂., Tab. 178. fig. A. ♀.) — und C. Orontes, (*Cram.* a. a. O. Tab. 83. fig. A. B.) (*Zincken genannt Sommer.*)

CASTOR, der Biber (Zoologie). Eine bekante Nagergattung aus der Unterordnung der mit Schlüsselbeinen versehenen, deren ausgezeichnetes Merkmal der ansehnliche, sehr breite, platte, ovale, haarlose, mit sechseckigen, schuppenartigen Abtheilungen besetzte Schwanz ist.

Die Schneidezähne sind sehr groß, so daß die obern zum Theil im Oberkiefer sitzen, und die untern einen ansehnlichen, weit hinten liegenden Höcker an der innern Fläche des Unterkiefers verursachen. Die Backzähne, vier in jeder Kieferhälfte, haben eine fast platte Kaufläche. Die Augen sind klein, die Ohren kurz und rund. In beiden Geschlechtern finden sich an den äußern Öffnungen der Zeugungstheile zwei, mit einer sehr stark riechenden Feuchtigkeit, dem Bibergeil (Castoreum), angefüllte Beutel, die beim Männchen nur größer als beim Weibchen sind, außerdem hinter ihnen zwei kleinere, die eine mehr fettartige Substanz enthalten. Die Vorderfüße sind viel niedriger als die Hinterfüße. Alle haben fünf Zehen, die an den letztern durch eine breite Schwimhaut verbunden sind.

Man kent mit Gewißheit nur eine Art, den gemeinen Biber (Castor fiber), der im nördlichen Amerika und Asien und in den meisten Theilen von Europa, bestimt aber nicht in England, vorkomt. Er gehört zu den größten Nagethieren, indem er bis auf vier Fuß Länge und über funfzig Pfund an Gewicht hat. Er hat doppeltes Haar. Das ziemlich grobe Conturhaar ist im Allgemeinen braunroth, der Flaum grau, doch gibt es dunkel- und hellbraune, schwarze, weiße und gefleckte Varietäten. Außer den angegebenen Eigenthümlichkeiten seines Baues, ist der Magen wegen einer sehr stark entwickelten Drüsenschicht in der Nähe des obern Magenmundes, und der Anfang des Grimmdarmes in sofern merkwürdig, als sich neben dem sehr großen, einfachen, stark zugespitzten Säugthierblinddarme zwei viel kleinere finden, die man mit Vogelblinddärmen vergleichen kann. Diese Ansicht wird durch die Ähnlichkeit der großen Magendrüse mit dem Drüsenmagen der Vögel noch mehr gerechtfertigt. Auch die Speicheldrüsen, namentlich die in der Mittellinie vereinigten Unterkieferdrüsen sind ungeheuer groß.

Die Biber leben an Seen und Flüssen, und nähren sich bloß von Vegetabilien, namentlich von den Rinden und Zweigen junger Birken, Ellern, Pappeln, Weiden u. s. w., und schaden theils dadurch, theils durch die Verwendung dieser Bäume zu ihren Bauen außerordentlich. Sie bauen aus Baumstämmen und Erde Wohnungen, in der Jägersprache Biberschlösser oder Burgen, von eiförmiger Gestalt, indem sie am Rande des Ufers unter dem Wasser eine Öffnung graben, die sie bis zur Höhe des Bodens führen. Die herausgenommene Erde vermischen sie mit Holz und Steinen, und erheben sie zu einem Hügel von 4 — 7 Fuß über der Erde und von 12 Fuß Länge, auf 8 — 9 Fuß Breite, den sie zu ihrer Wohnung aushöhlen. Dieser geben sie mehre, abschüssig in das Wasser laufende Öffnungen, die einzigen, durch welche sie aus- und eingehen, und in deren Nähe sie sehr ansehnliche Magazine von Nahrungsmitteln unter Wasser haben. Diese Wohnungen enthalten in der Regel nur eine Höhle, und die Meinung, daß sie aus mehren Stockwerken bestehen, ist daher entstanden, daß die Biber bisweilen neben und zum Theil auf einer alten, verlassenen Wohnung eine neue bauen. Bisweilen bleiben sie 3 — 4 Jahre in derselben, bisweilen bauen sie jährlich eine neue. Ist das Wasser zu seicht, so erheben sie es durch einen, aus Baumstämmen, Erde und Sand gebildeten, sehr festen Damm. Reicht dieser nicht hin, so bauen sie ihre Wohnung im Wasser selbst. Findet sich eine Insel, so ziehen sie diese vor. Bisweilen legen sie aus Vorsorge eine Zufluchtswohnung neben der bewohnten an.

Die Materialien schaffen sie sich, indem sie zunächst die Baumstämme mit den scharfen, starken Schneidezähnen dicht an der Erde abnagen, wobei sich, wenn jene groß sind, mehre unterstützen. Die Erde kneten sie mit den Vorderfüßen, vielleicht, doch keineswegs gewiß mit dem Schwanze. Der Vorderfüße und Zähne bedienen sie sich auch zum Fortschaffen der Materialien. Sie leben in der Wildniß gewöhnlich in beträchtlicher Menge, zu einigen Hunderten zusammen, so daß bis auf zwölf eine Wohnung besitzen. Doch gilt dieß nur für den Winter, denn im Sommer leben sie meistens zerstreut. Auch findet man zu allen Jahreszeiten einzeln Lebende. Die gesellig Lebenden sollen doch Pärchen bilden. Die Begattungszeit fällt in das Ende des Winters, und da sie un-

gefähr 4 Monate trächtig sind, so werden die Jungen, gewöhnlich zwei, selten drei oder vier um das Ende des Mai's geworfen. Die Jungen sollen bis in das dritte Jahr mit den Alten leben. Sie erlangen ein Alter von 15—20 Jahren. (*Meckel.*)

CASTOREUM, Bibergeil (chem. pharmakol.); frisch eine weiche, talgartige, schmierige, schmuzig orangefarbige Substanz von eignem, durchdringendem, für Viele widrigem Geruche, und bitterm, der Enzianwurzel ähnlichem, etwas scharfem, beißendem Geschmacke, welche beide Geschlechter des Bibers, Castor Fiber *L.* im nördlichen Europa, Asien und Amerika, bei uns nur noch in einigen wenig besuchten Inseln der Donau, oder an den einsamen waldigen Ufern mancher Flüsse, namentlich der Isar, Elbe, Mulde ꝛc. und einiger Seen, in ihren zwei untern größern, zwischen dem After und den Schoßbeinen unter dem Schwanze gelegenen, mit einander zusammenhänden, länglichen Beuteln enthalten. Unschicklich durch Rauch getrocknet, fällt es braun aus, und läßt sich leicht fein pulvern. Das russische und teutsche Bibergeil, als die besten Sorten, liegt in hühnereigroßen, plattrundlichen, höckerigen Beuteln, welche unten, wo sie mit einander zusammen hängen, in der Mitte eine Höhlung haben, außen dick-, stark-, fest- und durchaus glatthäutig, und je mit einem kleinern Biberfettbeutel entweder verwachsen sind, oder waren, wovon man noch deutliche Spuren sieht. In ihren häutigen Zellen liegt die Bibergeilsubstanz so fest und innig damit verwachsen, daß sie sich durch kein flüssiges Lösungsmittel davon trennen läßt.

Die echte canadische, oder englische Sorte, die aus Nordamerika vorzüglich über England in kleinen, schrumpfigen, dünnhäutigen Beuteln komt, ist innerhalb weich, gelb, und riecht weit stärker, als das aus einer braunen, im Bruche mehr oder weniger harzigen, glänzenden, leicht zerreiblichen, schwach fettartigriechenden, in einem feinen Hautgewebe enthaltenen Materie bestehende canad. Bibergeil, welche insgemein nur ein Kunstgemenge aus Bibergeilpulver, getrocknetem Blute und Gummiharzen ist.

Noch schlechter soll das schwedische Bibergeil seyn.

Beide letztere Sorten, zumal die englische unechte, findet man oft mit Bleistückchen, oder Steinen ꝛc., der Gewichtsvermehrung wegen, betrügerisch vermengt, oder statt des natürlichen Inhalts obiges Kunstprodukt, das aber schwächer riecht, fremdartig schmeckt, kein inneres häutiges Gewebe zeigt, und in Weingeist auflöslicher ist. Die übrigen noch gröbern Verfälschungen verrathen sich auf den ersten Blick.

Um frisches Bibergeil unverdorben zu erhalten, kann man es entweder möglichst schnell in einer angemessenen Wärme trocknen, oder, nach Buchner, die Beutel mit roher Holzsäure zwei Mal bestreichen, sie acht Tage lang an der Luft hängen lassen, und dann in einem mit Blase überbundenen Glase aufbewahren. Das getrocknete nimt, von Wasser oder Weingeist durchdrungen, sogleich seinen frühern penetranten Geruch wieder an.

Bonn erhielt aus frischem Bibergeil, außer einem talgartigen thier. Fette, etwa ¼ eines äther. Öls von blaßgelber Farbe, Baumölconsistenz, Bibergeilgeruch, der aber kaum stärker, als beim Castoreum ist, und von scharfem, haftendem Bittergeschmack, das leichter, als Wasser war, sich an der Luft nie ganz verflüchtigte, und nur zum Theil in Wasser, aber leicht in Weingeist sich auflöste, ferner ¼ Fettwachs mit wenigem Harz, ¼ Kalk, und ¼ Zellstoff. Beim Austrocknen verlor es 40 Proc. Den Leim, den vor ihm Thiemann u. Haas darin fanden, sieht Bonn, gleich deren Eiweißstoffe, für Bestandtheile des Zellgewebes, das von Haas ausgezogene Harz aber, dessen Eigenschaften Bouillon La Grange mit dem der Galle für analog hält, als ein Erzeugniß des äther. Öls, und das Ammonium für bloß zufällig im Castoreum an. Laugier fand im canadischen Bibergeil freie und gebundene Benzoësäure, dergleichen manchmal auch aus lange aufbewahrtem russischem in langen Nadeln von selbst krystallisirt. Nach Pfaff enthält das canadische weniger flüchtiges Öl, und mehr Zellstoff.

Ganz dem Castoreum analog nent Laugier eine in einer Kalksteingrotte auf der Insel Capri gefundene braunrothe, weiche, klebrige, mit Hasen- oder Murmelthierharen durchzogene, hin und wieder mit kleinen Salpeterkrystallen durchsäete animalische Substanz noch unbekanten Ursprungs. Sie bestand aus einer extraktartigen vegetabilisch-animalischen Materie, die in Wasser sich auflöste, und durch Gallusaufguß nur wenig gefällt wurde, aus einer harzig-öligen Substanz, salzs. Natron, salpeters. Kali, etwas schwefels. Kalk, Benzoësäure, benzoësaur. Natron, Kalk, Talkerde, (Ammonium?), Haren u. a. unauflöslichen Theilen und Wasser.

Arzneilich wirkt das echte Bibergeil zwar nicht so flüchtig und rein, als andere ätherisch-ölige Stoffe, auf das Nervensystem, aber mehr eindringend, vorzüglich auch auf das Gefäßsystem, und fast specifisch auf die weiblichen Geschlechtstheile. Deßhalb nützt es so ausgezeichnet, als örtlicher Nervenreiz, bei nervöser Asthenie der letztern, und der Abdominalorgane, in Hypochondrie und Hysterismus, schon durch seine Geruchtheile; ferner bei hypoch. u. hyster. Flatulenz, fehlendem Monatsflusse von Asthenie der Uteringefäße, bei Krampfkoliken, Magenkrämpfen, Schwindel ꝛc. Auch kann es, wenigstens im Nervenfieber der Kinder, so wie im Wechselfieber, wenn dieses auf Trägheit der Unterleibsorgane beruht, und, unter denselben Bedingungen, selbst in der Epilepsie, hier jedoch in starken Gaben, und mit Baldrian gute Dienste thun. Als krampfstillendes Mittel empfiehlt es sich, zumal dem weiblichen Geschlechte, auch bei asthenischen Nervenzufällen während der Schwangerschaft, des Gebärens, und Kindbetts, mit Baldrian, Schwefeläther, Mohnsaft, im sogenanten Kindbettfieber statt dieses letztern; deßgleichen bei apoplektischen Anfällen, beim Zittern alter und gelähmter Personen, bei Asthma, hier mit Baldrian und Meerzwiebel ꝛc. Man gebraucht es am besten in Pulver für Erwachsene zu 4—10 Gran und darüber, entweder für sich mit Zucker abgerieben, oder nach Umständen mit Stinkasant, Ammoniakgummi, bernsteins. Ammonium, Schwefelläthergeist, Baldrian, Mohnsaft ꝛc.; in Klystieren zu ½—1 Drachme; oder als einfache, geistige Tinktur zu 20—40 Tropfen u. m. innerlich, und

in Klystieren zu 1 Drachme, auch zum Riechen bei hysterischen Personen, oder die ätherische Tinktur zu 10 — 20 Tropfen, oder die edinburger zusammengesetzte Essenz, oder das lippische Elixir foetidum, beides kräftige Verbindungen in hysterischen Beschwerden zu 20 — 30 Tropfen *). (*Th. Schreger.*)

Biberfell, s. Rauchware.

Bibergeil, Castoreum (Thierheilkunde), wird bei den Hausthieren nicht in Substanz angewandt, sondern nur die gewöhnliche daraus verfertigte Essenz in der Gabe von 1½ bis 3 Loth auf ein Mal bei Pferden in der rheumatischen Rehe, und zwar in Verbindung mit Wein oder Brantwein und Wasser; in der Maulsperre (Trismus) bis zu 4 Loth auf ein Mal. (*Greve.*)

Bibergeilfett, Axungia Castorei, ein schmuziggelbes, schmieriges, geronnenem Öle ähnliches Fett von schwachem Bibergeilgeruche, das in den obern kleinern, mit den Castoreumbeuteln verwachsenen Bälgen eingeschlossen liegt und vormals officinell war. (*Th. Schreger.*)

Bibergeilöl, Oleum destill. Castorei, ein durch die Destillation vermitteltes Produkt aus der eigenthümlichen Bibergeilsubstanz, das entweder aus dieser während des Trocknens sich größtentheils verflüchtigt, oder durch Absorption des Sauerstoffs zu Harz wird (s. oben Castoreum). (*Th. Schreger.*)

Biberharn ist in seiner Mischung dem Harn gewöhnlicher kräuterfressender Säugthiere ähnlich, und enthält nach Vauquelin: Harnstoff, Thierschleim, benzoës. Kali, kohlens. Kalk und viel dergleichen Talkerde, essigsaure Talkerde (?), schwefels. Kali, salzs. Kali oder Natron, eine färbende vegetabil. Materie von der Art der Pflanzenstoffe, die dieses Thier frißt (hier das Pigment der Weidenrinde), und ein Atom Eisen. (*Th. Schreger.*)

Biberjagd. An denjenigen Strömen, Flüssen und alten Flußbetten (Altwassern) Teutschlands, welche den Biber noch aufzuweisen haben, auf mit Weidicht dicht bestockten Sandhegern [1]), auch auf andern, weniger flachufrigen Stellen, die von mit Pappeln u. Sahlweiden untermengten Mittelwald- od. Niederwald-Beständen begränzt werden, verräth sich das Vorhandenseyn desselben in der Umgegend; gemeiniglich zuerst durch mehre, 6 bis 8'' hohe, stumpfkegelförmig sich zuspitzende, am Boden 1 bis 4'' im Durchmesser haltende Stammenden, von dem Gestäng der genanten weichen Holzgattungen, welches derselbe abgeschnitten (mit seinen Nagezähnen abgeschrotet) hat. — Um dessen noch gewisser zu werden, und dann das zweckmäßigste Hilfsmittel zum Habhaftwerden eines in Teutschland gegenwärtig überall seltenen, für holzarme Gegenden lästigen, dem Jäger aber — wegen des verhältnißmäßig hohen Werthes, in welchem mehre äußere und innere Körpertheile des Bibers stehen — nicht unwillkommenen Gastes, anwenden zu können, ist es vor Allem nöthig, den Ausstieg (die Stelle, wo der Biber das Land betritt [2]), den Gang über Land (den Weg, den er vom Ausstiege an verfolgte), und den Einstieg (die Stelle, wo er vom Lande wieder in das Wasser geht), auszumachen (aufzusuchen) — denn so lange als Beunruhigung nicht Statt, und Äsung und Baumaterial in der Umgegend des Ausstiegs und Einstiegs sich vorfindet, verändert der Biber diese eben so selten, wie unter gleichen Umständen, das Hochwild den s. g. Wechsel. — Den Aus- und Einstieg gewahrt man leicht an dem, durch das Eingreifen mit den Krallen mehr oder weniger muldenförmig ausgekratzten Erdboden. Die Spur (s. Fährte u. Spur) ähnelt, hinsichtlich der Stellung der Tritte von allen vier Läufen hinter und neben einander, der der Flußotter. Wie bei jener, stehen, nämlich beim ruhigen Gange, die Tritte der Vorderläufe, wie die der Hinterläufe, je zu zwei, in diagonaler Richtung geschränkt (neben einander); nur die Hinterlauftritte, mehr geschränkt (in der Breite mehr von einander ab), drücken sich auch, im Sande, Schlamme und Schnee, deutlicher ab. Sie sind dabei sehr einwärts gestellt. Wenn der Biber in seiner Art flüchtig sich bewegt, so erscheinen alle 4 Tritte in ein sehr unregelmäßiges Dreieck gestellt. Die Tritte der Hinterläufe haben eben so viel Ähnliches mit dem Abdruck einer Latsche des Schwanes (Schwanenfußes) wie die Tritte, welche mit den Vorderläufen gemacht werden, mit den Tritten eines Hundes von mittler Stärke (Größe).

Wo nun das Daseyn eines Bibers sich durch die Spur bemerklich macht, da wird es dem Jäger selten fehlen, seiner habhaft zu werden, wenn er unter folgenden Jagd- u. Fangbetriebsmethoden, die, der Jahreszeit und Örtlichkeit nach, schicklichste auswählt, und sie verständig, auch mit der, bei jeder Jagd, nöthigen Vor- u. Umsicht, in Anwendung bringt.

1) Wenn am Ende eines harten Winters, beim Thauwetter, auf dem Strome oder Flusse, an welchem der Biber hauset, das Eis bricht, und beim Fortgange desselben Überschwemmungen von der Art entstehen, daß der Biber seinen Bau oder seine sonstige Aufenthaltsstätte verlassen, und an Felswänden, welche das Ufer begränzen, oder auf Kopfholzstämmen, oder in Mühlgerinnen Zuflucht suchen muß: so verläugnet er seine son-

*) *Link* et *Dürr* Hist. nat. Castor. etc. Lips. 1786. 4. — *Bouillon La Grange* im Journ. d. Phys. T. XLVI. S. 65. u. im Obs. sur la Ph. T. XL. S. 65. — Fourcroy in s. Syst. d. Conn. ch. Teutsche Übers. IV. S. 650. — *W. A. C. Haas* analys. castor. ch. Erl. 1795. 8. Teutsch in Trommsdorff's J. d. Pharm. 1797. IV. 1. S. 192. — Thiemann i. d. berl. Jahrb. d. Pharm. 1798. S. 54. rc. — Trautwein und Buchner im Repertorium der Pharmacie. XII. 1. S. 160. rc. — *And. Conr. Bonn* Anatome Castoris atque chemica Castorei analysis, ejusque in medicina usus. Lugd. Bat. 1806. im Auszuge teutsch i. Trommsdorff's Journ. d. Pharm. XVII. 2. H. 168 rc. — *Laugier* i. d. Ann. du Mus. d'hist. nat. T. IX. S. 323. rc. *Mucke* de Castoreo, ejusque in Medic. usu. Frcf. ad Viadr. 1804. 4.

1) Anschwemmungen von Kies und Sand mehr oder weniger mit Schlammerde überzogen. Sie werden sonst auch Kiesgründe oder Kieswörthe genant.

2) Der Vf. bemerkt hier, daß es nicht seine Schuld ist, wenn in diesem Werke manche Jagdkunstausdrücke: (aussteigen und Ausstieg, mit denen: über Land gehen, (Gang über Land), einsteigen und Einstieg, weggelassen sind, und daher mancher nur gelegentlich erklärt werden kann.

Es hat den meisten Mitarbeitern zweckmäßiger geschienen, s. g. Kunstausdrücke, die sich nur auf einzele oder wenige Gegenstände beziehen, bei diesen Gegenständen selbst mit abzuhandeln. (*d. H.*)

stige Scheue in den meisten Fällen so sehr, daß es, bei der Annäherung des Jägers kaum irgend einer Vorsicht, vielweniger bei der Erlegung einer besondern Geschicklichkeit im Schießen bedarf. Vielmehr geht, oder fährt man mit dem Kahne (Schellig), mit einer mit Schrot von Nr. 0. geladenen Flinte bewaffnet — so weit es seyn kann, im Versteck und bei gutem Winde —, bis auf gehörige Flintenschuß-Nähe an den Ort hinan, wo der Biber sitzt oder liegt, und schießt, wenn möglichst gutes Abkommen auf den Kopf oder auf das Blatt gefunden worden, ohne Weiteres. Dem Vf. sind sogar Fälle bekant, in welchen, nachdem der erste Schuß ein Fehlschuß war, die einfache Flinte wieder geladen und dann der Biber erst erlegt wurde. Jeden Falls eile man indessen, wenn auch der Schuß noch so gut angebracht zu seyn scheint, möglichst mit dem Ergreifen, vollkommenen Todtschlagen und Aufnehmen des Erlegten, und bewerkstellige dieß Alles, in diesem, wie in jedem andern Habhaftwerdungsfalle, auf die weiter unten vorkommende Weise.

2) Wo es die Örtlichkeit zuläßt, verspricht, zu jeder Jahreszeit, der Anstand in gehöriger Nähe des Ausstiegs, wenn er bei mondheller Nacht, und unter Beobachtung aller, in dem eben angezogenen Artikel, wie oben, unter 1. gegebenen Verfahrensregeln, geübt wird, einen glücklichen Erfolg.

Für diesen Anstandsbetrieb sind folgende Regeln zu bemerken: man verfüge sich spätestens mit Sonnenuntergang und nur bei vollkommen gutem Winde auf den sorglichst verhehlten Stand; man wähle, wenn an dem Strahle, welcher von der, aus dem Wasser hervorstehenden Nase des Bibers aus, nach der Richtung, von woher er herangeschwommen komt, auf der obern Wasserfläche sich verbreitet, dessen Annäherung bemerkbar wird, zum Schußfertigmachen einen Zeitpunkt, wo der Biber das Erheben des Gewehres schlechterdings nicht wahrnehmen kann, vermeide auch dabei vorsichtigst jedes — selbst das geringste — Geräusch. So lange der Biber sich im Wasser befindet, schieße man nie; denn bei dem unsichern Abkommen, auf einen so kleinen Flekken, wie der, welcher von der einzig sichtbaren Nase, eingenommen wird, kann der geübteste Schütz des Treffens überhaupt nicht, und noch weniger des hier so nöthigen Todtschießens auf der Stelle, gewiß seyn. Und angenommen auch, der letztgedachte glückliche Fall fände wirklich Statt; so fällt das erlegte Thier doch auf den Grund, wird auch wol von der Strömung fortgetrieben, und es hat deßwegen das Auffinden desselben, große Schwierigkeit; ja, letzteres erfolgt öfters gar nicht. Wenn aber auch, so ereignet sich wieder gar leicht der Fall, daß es mit dem Instrumente, dessen man sich zum Suchen bedienen muß — gewöhnlich eines an einer Stange befestigten, am Außenende scharf gespitzten eisernen Hakens — am Hintertheile gefaßt, und so Kopfunten herausgezogen wird, wo dann beim Biber das Geil (Castoreum) — ganz oder doch zum Theil — aus den Geilenbeuteln in andere Körpertheile über- und so eines Theils verloren geht, andern Theils aber dem gesamten Wildbret, auch sogar dem Schwanze seinen widrigen Geruch und Geschmack mittheilet. — Man warte daher den Zeitpunkt des Aussteigens — welches, in der Regel auch zum Schußfertigmachen der geeigneteste ist — nicht nur ab, sondern lasse auch den Biber einen Schritt, oder, wo es die Umstände gestatten, einige Schritte auf das Land gehen, ziele dann, wenn von hinten geschossen werden muß, aufs Genick, wenn aber der Schuß auf der Seite anzubringen ist, lieber auf das Blatt, wie auf den Kopf. Hiebei ist zu bemerken, daß, weil meistentheils nur zur Nachtzeit und dann, erfahrungsmäßig, gern kurz geschossen wird, man, beim Zielen, das Korn nicht nur ganz voll, sondern auch noch bis 3 Querfinger Lauf mitnehmen, und den Zeitpunkt nicht aufsitzen, vielmehr mitten darauf halten muß.

3) Das sicherste Mittel des Bibers habhaft zu werden, ist der Fang mit dem Tellereisen, oder mit dem Stangeneisen. Vor allem muß das Eisen in allen seinen Theilen mit Wasser und Sand von Rost und Unrath rein gescheuert, jeder Einzeltheil hierauf in reinem heißen Wasser abgespült, dann Alles mit rein gewaschenen Händen gehörig in ein Ganzes vereinigt werden. Demnächst trägt man es, auf einem frisch abgeschnittenen Stocke ganz frei hängend, bis zu dem Ausstiege des Bibers. Bei diesem Hingange vermeide man so viel als möglich das Betreten des Ganges über Land, welchen der Biber vom Ausstiege aus zu machen pflegt. — Gestatten es die örtlichen Verhältnisse, das Eisen unter das Wasser zu legen; — wobei es vorzüglich darauf ankomt, daß schnelles Steigen und Fallen des Wassers nicht zu fürchten sei: — so kann man, bei nachstehendem Benehmen, auf das Baldigste eines glücklichen Erfolgs fast ganz gewiß seyn. Nahe vor dem Ausstiege, werden 4 Pfählchen, die unten scharf zugespitzt sind, und oben in einem beiläufig 2″ langen Gäbelchen ausgehen, in einem rechtwinkeligen Viereck in den Grund des Wassers fest eingetrieben. Soll das Tellereisen zum Fange angewendet werden — wozu am besten ein mit 2 Federn versehenes, in dessen Ermangelung jedoch auch ein solches, das nur eine, dann aber sehr starke, Feder hat, dienet: — so werden die Gabelenden jedes Pfahles so gerichtet, daß das eine nach der Landseite, das andere nach der Wasserseite hin gerichtet steht, und daß zwischen den vier Pfählen gerade so viel freier Raum bleibt, um den Kranz des Eisens aufzunehmen; so zwar, daß jeder Pfahl denselben fast berührt, ohne jedoch irgend eine Reibung zu bewirken. In dieser Richtung und Entfernung gehalten, schlägt man nun die Pfähle senkrecht und so tief in den Grund, daß der Gabelwinkel eines jeden 3½ bis 4 rheinische Zolle hoch mit Wasser überdeckt ist. Demnächst legt man in die Gabeln der gegen einander über stehenden 2 Pfähle ein berindetes, 1 Zoll im Durchmesser haltendes, und so langes Stöckchen, daß dasselbe 1 bis 2 Zoll über jeden Seitenpfahl hinausreicht. Diese Stöckchen müssen gegen einander eine möglichst genau horizontale Lage haben, so daß das darauf gebrachte, fängisch gestellte — doch immer noch vor dem Zuschlagen vollkommen gesicherte — Eisen, ohne zu schwanken, auf denselben ruht. Ist es ein zweifederiges, so müssen die Federn vor dem Ausstiege in die Quere gerichtet liegen und jede derselben wird mit einem, beiläufig 1½″

dicken, nicht eben sehr fest in den Grund getriebenen Stöckchen unterstützt; steht hingegen nur ein einfederiges zu Gebote, so muß die Feder, nach dem Ausstiege hin gerichtet, in das Ufer hineingeschoben werden können; zu welchem Ende dasselbe in der Maße ausgehöhlt wird, daß der untere Federarm des Eisens auf der untern Fläche der Aushöhlung ruht, der obere aber hinlänglich frei, und so vollkommen aufschlagen kann. — Kann man sich des Stangeneisens zum Fange bedienen, so hat dasselbe in sofern wesentliche Vorzüge vor dem Tellereisen, als in diesem das Thier sich nur mit dem Laufe fängt, und eben deßwegen weniger schnell verendet, auch, wenn das Eisen nur eine Zehe oder gar nur den Nagel am Zeh faßt — was doch unterweilen geschieht —, durch Anwendung aller, ihm inwohnenden Kraft — welches eine relativ sehr große ist — öfters sich los reißt und entkomt. Die beiden Arme des Stangeneisens hingegen, klemmen beim Zuschlagen das Thier unfehlbar vor oder hinter den Vorderläufen ein, weßhalb, wenn die Arme die gehörige Stärke und die Federn die erfoderliche Kraft haben, das gefangene Thier sich nicht nur nicht befreien kann, sondern auch, an Erstickung bald verenden (sterben) muß. — Die Vorrichtung zum Legen des Stangeneisens im Wasser, weicht von der, welche für die Anwendung des Tellereisens im Vorhergehenden erörtert worden, in Folgendem ab: die Pfähle müssen in einem rechtwinkeligen länglichen Viereck, dessen längste, 16 bis 18″ haltende Seiten dicht vor dem Ausstiege in die Quere gerichtet stehen, die kürzeren aber, hinsichtlich ihrer Länge, sich nach der Breite des Eisens richten. Sie werden um 2 bis 3¼ Zoll tiefer unter Wasser gesetzt, als bei Anwendung des Tellereisens. Deren Gäbelchen werden vor dem Ufer in die Quere gerichtet und in dieselben die oben erwähnten Stöckchen, von der Länge, daß sie über jene nur sehr wenig hinaus reichen, gelegt. Noch mehr, wie beim Tellereisen, ist hier die horizontale Lage des Eisens zu berücksichtigen, und es muß, wenn es, fängisch, seinen Ort einnimt, an jedem Ende mit einem fingerdicken, in den Grund eingesteckten Stäbchen unterstützt, auch sonst gegen alles Schwanken möglichst geschützt werden [3]).

Einer Vorwitterung (s. d. Art. Witterung) des Eisens bedarf es, wenn es unter Wasser komt, nicht. —

Läßt die Lokalität es nicht zu, beim Biberfange auf vorbeschriebene Weise zu verfahren; so wird er nicht viel weniger sicher, aber mit etwas mehr Mühe, und selten, so bald, auf dem Lande folgender Maßen bewerkstelligt: man legt das, nach oben, sauber geputzte zweifederige Tellereisen, und eben so das Stangeneisen, da wo der Biber beim Aussteigen das ebene Land betritt, — also ganz nahe hinter dem Ausstiege quer über den Gang; worin aber ein nur mit einer Feder versehenes Tellereisen zu Gebote steht, dasselbe, wie jenes, fängisch gestellt und mit übergeschlagenem Sicherungshaken, mit der Feder vom Ausstiege abwärts gekehrt auf dieselbe Stelle. Dann wird der ganze Umriß des Eisens, in einer Entfernung von beiläufig 1″ vom Außenrande desselben, durch einen beiläufig 3 Zoll tiefen, vermittelst eines starken Messers, zu machenden Einschnitts in den Erdboden, bezeichnet; hierauf bis auf den Grund des Einschnittes die Erde allerwärts rein, und zwar in der Maße herausgenommen, daß das Innere desselben als eine um 3 Zoll vertiefte horizontale Fläche sich darstellt [4]). Auf den Grund dieser Vertiefung, am Rande derselben, werden demnächst einige, ungefähr 2″ ins Gevierte haltende Dachziegelstückchen so vertheilt eingelegt, daß das darauf kommende Eisen, unbeweglich fest ruhend, beiläufig um 4‴ versenkt, ohne irgendwo den Außenrand des Einschnittes zu berühren, eine möglichst wagerechte Lage habe. Hierauf wird es mit einem ganz reinen Leinwandlappen von allem Fremdartigen gesäubert, und mit einer Hand voll Knospen von der Aspe (Zitterpappel, Populus tremula *Linn.*) oder des Haselstrauches (Corylus Avellana *Linn.*) tüchtig abgerieben. Mit rein gewaschenen Händen angefaßt, legt man es nun in den Einschnitt; bedeckt jedes Gewerbe desselben mit einem reinen, 3″ breiten, bis 4″ langen Papierschnitz; füllt den leeren Zwischenraum zwischen dem Einschnittsrande und dem Eisen mit dürrem Weidenlaub locker aus, belegt auch mit eben dergleichen die ganze Oberfläche des Eisens — beim Tellereisen besonders genau den leeren Raum zwischen den Bügeln und dem Teller — und macht zuletzt, durch Überstreuung des ganzen Einschnitts mit trockenem, feinem, gelbem Sande [5]), denselben dem Erdboden auf das Genaueste gleich. Nun erst wird, vermittelst eines hölzernen Häkchens, die Vorrichtung, wodurch das Eisen zeither vor zufälligem Losschlagen gesichert wurde, behutsamst aufgehoben, dann aber die dadurch von Sand und Weidenblättern ledig gewordene Stelle, nebst dem zurückgeschlagenen Sicherungshaken, vorsichtigst und höchst leise, wieder mit Blättern belegt und mit Sand überstreut. Noch wird die ganze Stelle, auf welcher man gearbeitet hat, von allem Fremdartigen oder sonst Verdacht Erregenden sorgsamst gesäubert und dieses unterhalb des Fangplatzes in das Wasser geworfen; zuletzt aber die ganze Stelle, auf welcher man operirte — wozu lieber die Vormittags- als die Nachmittagsstunden zu wählen sind —, ingleichen, immer rück-

---

3) Alles oben, über die Anwendung und Behandlung des Stangeneisens Beigebrachte, gilt für den Mechanismus und die Dimension des zeither allgemein in Gebrauch Gewesenen, wie es in Döbel's Jägerpraktik. Ausgabe 3. v. J. 1783. Th. II. S. 158b beschrieben und auf der Kupfertafel zu S. 150 abgebildet ist. Die neuere Einrichtung desselben, wie sie Bechstein in seiner Jagd-Technologie (Gotha b. Hennings, 1820) S. 121. beschrieben und auf der Kupfertafel III. Nr. 4. durch Abbildung zu versinnlichen gesucht hat, und wie jetzt diese Art von Schlageisen in Suhl und in Zelle (vor dem thüringer Walde) gegeben wird, kent der Vf. aus Erfahrung noch nicht. Die Artikel Schlageisen und Stangeneisen, werden über beide Arten genügliche Auskunft geben.

4) Die herausgenommene Erde ist sogleich vom Fangplatze rein weg zu räumen und in einiger Entfernung von demselben in das Wasser zu verstreuen. 5) Hält die Stelle, wo das Eisen gelegt wird, Lehmboden, oder in der obersten Schicht Dammerde, so bedecke man den Sand — aber nur sehr seicht — mit der dem Boden eigenthümlichen Erdart.

wärts tretend, der Weg, welchen man auf dem Hergange nahm, auf 15 bis 20 Schritte weit, mit einem frisch abgeschnittenen Strauche, wie mit einem Besen, abgekehrt. — Nützlich, jedoch nicht durchaus nothwendig, ist es, ganz in der Nähe des Fangplatzes, nicht aber auf der Stelle, wo das Eisen liegt, und noch weniger vor dem Eisen auf dem Ausstieg, täglich einige nur mit frischgewaschenen Händen berührte, mit einem wohlgereinigten Messer abgeschnittene Zweige von Aspen u. Weiden vereinzelt umher zu streuen — immer aber nur wenige[6]).

Im Allgemeinen ist noch zu erörtern, daß sowol an dem Tellereisen als am Stangeneisen eine Kette von ungefähr 4' Länge und an dieser eine fingersdicke, hansene, 25 bis 30' lange Leine befestigt seyn muß. Beim Stellen des Eisens im Wasser, wird die Kette nach einer oder der andern Seite, unter dem Wasser hin, gegen das Ufer gezogen, die Leine aber in eine am Ufer ausgehöhlte Rinne so zusammen gelegt, daß sie sich nicht in sich selbst verschlingen kann, wenn sie beim Fange in das Wasser abläuft; hierauf an einen, am Ende der Rinne fest in den Uferboden eingetriebenen, hinlänglich starken Pfahl gebunden, die Rinne aber, dem Boden gleich, mit Erde überschüttet. Wird der Fangplatz auf dem Lande eingerichtet, so findet nur die Abänderung Statt, daß die Rinne gleich vom Eisen aus seithalben geführt, und so breit ausgehöhlt werden muß, um die Kette, mit der Leine zusammengelegt, aufnehmen zu können.

Was die Art und Weise anbelangt, nach welcher der Biber in das Eisen geräth, so geschieht dieß im Wasser, indem er dem Ausstiege zustreichend (darauf losschwimmend), den Teller am Tellereisen mit dem Vorderlaufe, oder am Stangeneisen die Stellsaite mit der Nase oder Brust, oder auch — jedoch nur selten — mit dem Vorderlaufe berührt. So wie er auf eine oder die andere Weise sich gefangen fühlt, fährt er so tief in das Wasser, wie die Leine am Eisen reicht. Auf dieser Stelle muß er denn an Erstickung verenden. —

Bis hieher sprach der Vf. aus eigener Erfahrung, die er in der früheren Epoche seiner weidmännischen Laufbahn häufiger machen konte und gemacht hat, wie es den meisten, jetzt lebenden teutschen Jägern möglich gewesen seyn mag. Für diese und deren Nachkommenschaft, ist denn auch das, in dem vorliegenden Artik. Erörterte wol hinlänglich. Die Biberjagdbetriebsmethoden mit Hunden, Netzen, ingleichen der Biberstich, wie dieß Alles in des Verfassers Handbuch für Jäger (2te Aufl., Leipzig, bei Brockhaus 1820 — 1822), Th. II. S. 127 bis 129, meist nach Döbel, vorgetragen worden ist, eignen sich nur für Gegenden, wo es Gesellschafts- oder doch noch Burg-, (Bau-) bewohnende Biber gibt.

Wer dort weidewerket, wird hier schwerlich Belehrung suchen; wer aber hier zu Lande seine Wißbegierde mehr zu befriedigen wünscht, den verweiset der Verfasser auf die oben angezogene Stelle seines Handbuches.

Andere ältere Schriftsteller sagen, daß der Biber in Reusen, die von fichtenen Ästen gemacht und am Hinterende im Innern mit grünen aspenen Knospen beködert sind, auch in der Otterfalle[7]) sich fangen lasse. Der Vf. des vorliegenden Artikels hält Beides, aus Gründen, die Jedem, der den Habitus des Bibers nicht bloß aus Büchern, die von Stubengelehrten herrühren, kennen gelernt hat, von selbst sich darbieten müssen, für ganz unthunlich. Denn wenn das scheue Thier auch in die Reuse gehen sollte, so würde dieß doch nur zur Nachtzeit geschehen und er sich am folgenden Morgen, wenn der Jäger käme, um die Reuse zu heben, sich längst schon herausgeschnitten haben. Sagt doch Tänzer, in seinen Jagdgeheimnissen (Lpz., 1734., S. 41. Nr. 8.): „Wenn man einen lebendigen Biber in ein lediges Faß sperret, so kann er sich bald hindurch hauen (schneiden);" wenn das aber geschehen kann, am dürren und gefügten Holz, was wird an grünen Ästen werden! —

Mit der Otterfalle wird er nicht ein Mal berückt werden; denn obwol er den Gang über Land, wie oben gesagt, auch genau hält, so ist er doch dabei viel zu aufmerksam auf Alles, was ihm verändert erscheint, und seine Sehorgane sind zu scharf, als daß er in eine so plumpe Falle hinein gehen sollte; vielmehr wird er derselben auf einer oder der andern Seite sicher ausweichen.

Zum Schluß noch Folgendes zur Notiz für den Jäger. Komt nämlich der Biber auf irgend eine Weise lebend in die Gewalt desselben, so wird er am leichtesten durch einen derben Schlag quer über die Nase, wenn derselbe mit einem harten, mehr schmal- als breitkantigen Werkzeuge versetzt wird, zum Verenden gebracht (getödtet). In der Jagdkunstsprache bezeichnet man denn auch diese Art ihn zu tödten, mit dem Ausdruck — todtschlagen. (*a. d. Winckell.*)

CASTORIN, eine angeblich eigene animalische Substanz, nach Bizio, im Bibergeil, die aber, nach Andern, vielmehr ein Fettstoff seyn soll (s. Giornale di Fisica VII. S. 174; vgl. Ph. L. Geiger's Magaz. für Pharmacie x. 1825. IX. Januarheft). Bizio will sie aus einer heiß filtrirten Abkochung des Castoreum (s.

6) Aus Kalm's Reisen (Th. II. S. 346) ersah der Vf., daß man in Nordamerika, zum Biberfange der Rinde von der schmalblätterigen Magnolie (Magnolia glauca, *Linn.*) — wol mehr der frischen Zweige — mit vorzüglichem Erfolge sich bediene. Da man nun schon längst Kunde davon hat, daß der Biber dort nicht nur diese Holzart, sondern auch alle andere, welche süßen Gummi enthalten, unter andern die langgespitzte Esche (Fraxinus Americana, *Wildenow.*); die carolinische oder rothe Esche (Fr. Carolinia, *du Hamm.*); den Storaxbaum (Liquidambar styraciflua, *Ait.*); den Sassafras (Laurus Sassafras, *du Hamm.*) vorzüglich angehe: so wäre es gewiß für die, welche bei uns Gelegenheit haben, den Biberfang zu üben, und zugleich Zweige von den genanten Holzarten — z. B. aus den Parks zu Harbke, Wörlitz, Machern x. — zu erhalten, der Mühe werth, zu versuchen, ob und in wiefern jene Ausländer auch bei uns für den Biber mehr Reiz hätten, als unsere Populus- und Salix-Arten. Der Vf. muß dieß Andern überlassen, weil er jetzt in einer Gegend lebt, wo es keine Biber gibt. Vor 20 Jahren würde er gewiß Erfahrungen gedachter Art gemacht haben, hätte er damals um die Sache gewußt.

7) Krünitz ökon. Encykl. Th. IV. S. 401. Nr. 3. und S. 402. Nr. 6.

d. A.) mit Weinalkohol, als Niederschlag erhalten haben. Sie ist formlos, sehr leicht und zerreiblich. Kalien entfärben, und reinigen sie gewisser Maßen noch mehr. In kaltem Weingeist, wie im heißen Wasser löst sie sich nur schwach auf, kaum etwas davon nimt kaltes in sich auf. In der kalten Weingeistlösung setzen sich, unter Verdunstung derselben, kleine prismatische, nadelförmige, weiße, durchsichtige Krystalle ab, die in Äther schnell sich auflösen, und in der Hitze schmelzen, siedend Dämpfe ausstoßen, und an der Luft hell brennen. In verschlossenen Gefäßen liefern sie die Produkte eines Pflanzenstoffes. (*Th. Schreger.*)

CASTRA, 1) Augusto Flaviensia, eine Schanze am Ufer des Ister, Margos vorüber; daher auch Contra Margum; im 5. Jahrh. Constantia genant Not. Imp. 30; Prisc. exc. de legat. p. 47. 2) Castra Sarba, bei Procop Castra Zarba, eine Nachtstation (mansio) im Innern von Thrakien, nach dem Itin. Ant. 25 Mill. von Burdipla gegen den Eingang des Rhodope, h. z. T. Harmanli. 3) Castra Martis, eine kleine Feste in Obermösien in der Umgegend von Conbustica Amm. Marc. XXXI, 11. nach *Procop.* de aedif. vom Ister entfernt, nach *Hierocl.* p. 654. Bischofssitz. 4) Castra rubra, eine Nachtstation im Innern von Thrakien, da, wo das Itin. Ant. Subzupara hat, 20 Mill. von Burdipla. Das Itin. Hieros. hat dafür Castra Zobra 18 Mill. von Burdipla. 5) Castra Tragana (Trajana), eine Feste in Dacien, nach der Tab. Peut. 12 Mill. von Burridava, wo *Ptol.* III, 8. Prätoria Augusta 50, 30. 47. hat, in der Nähe des rothen Thurms. 6) Castra Zarba, s. Castra Sarba. 7) Castra Zobra, s. Castra rubra. (*Ricklefs.*)

Weil aus Lagern oft Flecken und Städte wurden, so erhielten diese davon den Namen Castra, mit einem näher bezeichnenden Beisatz: 1) C. Caecilia, Caeciliana, in Lusitanien. 2) C. Corneliana od. Cornelia, nach dem Lager des ältern Scipio, in Africa propria, wo jetzt Gellah liegt (nach Shaw); 3) C. gemina, Stadt in Hispania Bätica; 4) C. Hannibalis, Stadt und Hafen in Unteritalien, im bruttischen Gebiet; 5) C. Julia, Stadt in Lusitanien, j. Truxillo (nach Hardouin); 6) C. Posthumiana, Stadt in Hispania Bätica, j. Castro el Rio; 7) C. Pyrrhi, Ort, muthmaßlich in Epirus; 8) C. vinaria, Stadt in Hispania Bätica. — Vgl. Castrum u. Nikia. (*H.*)

Castration, s. Hoden.

CASTRES, 1) die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Tarn, welcher auf 35,28 □Meilen in 14 Kantonen und 106 Gemeinden 115,252 Einw. enthält. Sie breitet sich unter 43° 37′ 10″ Br. und 19° 54′ 55″ L. am Agout aus, der sie in 2 Theile zerschneidet, ist bloß mit Barrieren umgeben, hat 1 Kathedrale, 9 andre Kirchen, worunter auch 1 reform., 2 Hospitäler, 1 Waisenhaus, 1 bischöfl. Palast, 1 Stadthaus, 1 Börse, 1 Theater, 1681 Häus., 14,610 Einw. und ist der Sitz eines Bischofs und eines Handelsgerichts. Die Manufakturen bestehen in 30 Wollenzeugmanuf., die 3000 Arb. beschäftigen und Ratine, Decken, Molton, Kastor, Kasimirs, Segoviatücher, Londrias und Kalmucks liefern, in 15 Gärbereien und 4 Papiermühlen: man verfertigt auch baumwollne und wollne Strümpfe, die Ruf haben. Die Märkte werden lebhaft besucht. Die Umgegend gehört nicht zu den fruchtbaren, aber sie hat 2 Merkwürdigkeiten: den Hügel Puptalos, wo man Priapolythes und Hysterá Petrá findet, und den zitternden Felsen, auf dem Abhange eines Bergs stehend und wie ein Ei gestaltet, das 26 Fuß im Umfange hat und 11 F. hoch ist. Bei einem Stoße an denselben erhebt sich der Rand etwa um 3 Linien, und erst nach 7 bis 8 sichtbaren Bewegungen geräth er wieder in das Gleichgewicht. Dieser Felsen heißt Roquette: an dem Fuße des Bergs, worauf er steht, ist eine Höhle, worin sich der Märtyrer Dominicus zur Zeit der Albigenser Unruhen verborgen hielt. In dieser Stadt sind der Arzt Borel, der Humanist Abel Boyer, der Literator Andr. Dacier † 1722, der Geschichtschreiber Rapin de Thoyras † 1725 und der Abbé Sabathier geboren. — 2) Stadt im Bezirk Bordeaux des französ. Depart. Gironde am Gue Mort, der hier die Garonne erreicht, mit 161 Häus. und 804 Einw. (*Hassel.*)

CASTRIES, Marktfl. im Bezirk Montpellier, des franz. Dep. Herault an der Cadoule, mit 100 Häus. und 511 Einw. (*Hassel.*)

CASTRIES (Charles Eugène Gabriel de la Croix, Marquis de), Marschall von Frankreich, geboren den 25. Febr. 1727, diente im östreichischen Successionskriege in Flandern, kommandirte 1756 auf Corsika, und kam darauf unter Soubise nach Teutschland, wo er an vielen wichtigen Ereignissen des 7jährigen Krieges Theil nahm, und sich durch Einsicht und Tapferkeit rühmlich auszeichnete, besonders 1760 in dem Gefecht bei Kloster Campen, wohin ihn Broglio mit 30,000 Mann beordert hatte. Er wurde von dem Erbprinzen von Braunschweig mit vieler Lebhaftigkeit angegriffen, allein dieser mußte sich mit einem beträchtlichen Verluste zurückziehen, und die Belagerung von Wesel aufheben [1]). Der gute Ausgang dieser Affäre war für die franz. Nation äußerst wichtig, und der König erhob den tapfern General zum Ritter seiner Orden, nach Wiederherstellung des Friedens aber übertrug er ihm die Oberinspektion der Gensdarmerie und machte ihm zum Generalgouverneur von Flandern u. Hennegau. Als Seeminister, seit 1780, bewies er eine nicht gemeine Thätigkeit, um der Marine ihren ehemaligen Flor wieder zu verschaffen, allein noch ehe er seinen Zweck erreichen konte, zwang ihn, nachdem er 1783 die Marschallswürde erhalten hatte, einige Jahre nachher die politische Regeneration seines Vaterlandes, die seinen Beifall nicht hatte, im Auslande Schutz und Sicherheit zu suchen. Er wandte sich an seinen ehemaligen Gegner, den Herzog von Braunschweig, und wurde mit Güte aufgenommen. Bei dem Einfalle in Champagne 1792 kommandirte er eine Division Emigranten, kehrte aber bald ins Brandenburgsche zurück, und starb den 11. Jan. 1801 zu Wolfenbüttel. Er wurde zu Braunschweig begraben, wo ihm der Herzog ein Denkmal er-

1) Tempelhoff's Gesch. des 7jährigen Kriegs. 4. Th. 236 ff. Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des 7jährigen Kriegs. 2. Th. 307.

richten ließ. Castries liebte das Militär leidenschaftlich, hatte tiefe Einsichten in das gesammte Kriegswesen, war rastlos thätig, persönlich tapfer, sah streng auf Ordnung und Disciplin, und bewies sich in hohem Grade uneigennützig [2]). (*Baur.*)

Castriotto, s. Scanderbeg.

Castris, nach *Plin.* IV, 26. die kimbrische Halbinsel. (*Ricklefs.*)

CASTRO, Ortschaften in Italien. 1) C. Stadt und Bischofssitz auf einem Hügel am adriatischen Meere in der neapol. Provinz Otranto, mit ungefähr 8000 E., die Öl und Tabak bauen und eine ergiebige Fischerei haben. Hier lag das alte Castrum Minervae. 2) C. der Name eines Herzogth. im Kirchenstat, zwischen Toscana, Orvieto und dem tyrrhenischen Meere, welches Papst Paul III. seinem natürlichen Sohne Pier Luigi Farnese, nachherigem Herzog von Parma und Piacenza, verlieh. Wegen der Ermordung des Bischofs von Castro zerstörte Papst Innocenz X. diese Stadt, und das Fürstenthum, schon früher verpfändet, fiel dem päpstlichen Stuhle wieder zu. Aber erst im J. 1738 entsagte Kaiser Karl VI., als Herzog von Parma und Piacenza, den Ansprüchen, welche bisher von dort aus darauf gemacht worden waren. 3) Kleine Stadt im Kirchenstat an der neapolitanischen Gränze, unfern Fondi am Garigliano gelegen.

C. felice, eine Parlamentsstadt der sicilischen Intendantur Caltanisetta, am Platani gelegen, mit 4000 Einwohnern. — C. Giovanni, in derselben Intendantur, eine auf einem Hügel erbauete, von tiefen Thälern umgebene Stadt, mit vielen Kirchen und Klöstern und wenig Nahrung und Verkehr. Sie zählt gegen 11,000 Einw. und liefert aus benachbarten Gruben viel Steinsalz. Hier lag das alte Enna. — C. nuovo, Parlamentsstadt der Intendantur Girgenti in Sizilien, die wegen ihrer vortrefflichen Marmorarten berühmt ist und besonders reichlich zum Schloßbau von Caserta geliefert hat. Sie liegt auf einem Berge und zählt gegen 5000 Einw., welche Wein u. Baumwolle von vorzüglicher Güte bauen. Unbedeutend ist ein Städtchen Castronuovo, in der neapolitanischen Provinz Basilicata. — C. Reale, Parlamentsstadt und Hauptort eines Distrikts der Intendantur Messina, auf einer Anhöhe, in einem Thale am Flusse Castro, mit ungefähr 11,000 Einw., welche vortrefflichen Wein- u. Ölbau haben und einen beträchtlichen Marktverkehr unterhalten. Besonders beliebt sind die schwarz eingesalzenen Oliven, welche hier zubereitet werden. — Castrovillari, eine bedeutende und lebhafte Stadt an der großen Landstraße in Calabria Citeriore, am Flusse Coscile. Sie ist ziemlich gut und räumlich gebaut, und ihre Einw., gegen 5600, bauen Wein, Öl, Sesam, Baumwolle und treiben damit und auch mit Mastix, Manna und Agrumen Handel. (*W. Müller.*)

CASTRO, mit verschiedenen Beinamen, Ortschaften auf der pyren. Halbinsel und in Peru. Castro Geriz, Castroxeriz, Villa und Grafsch. des Hauses Mendoza in der span. Prov. Burgos, Partido de Castro Geriz, an der Odra, mit 1200 Einw., 1 Kirche u. 2 Klöstern. (*Stein.*)

Castromarim (10° 18′ 30″ L. 37° 7′ 15″ B.), befestigte Villa in der portug. Provinz Algarve, Correiçao de Tavira, an einem Arm der Guadiana, unweit deren Mündung und der spanischen Ciudade Ayamonta gegenüber, mit 1 verfallenem Kastell, 2 Vorstädten, 414 kleinen, schlecht gebauten Häus., 1800 Einw., 1 Kirche, 1 Hospital, Fischerei, Schleichhandel und Baisalzschlämmen. Die Befestigung des Orts besteht bloß in einigen Batterien, auch können bei demselben der Sandbänke wegen nur Fischerbarken anlegen; aber außerhalb der Mündung des Stroms findet man guten Ankergrund. (*Stein.*)

Castro de Urdiales, Villa in der span. Prov. Burgos, Landsch. Montaña, am Fuß der Gebirge von Burgos und am biscayischen Meerbusen, mit einem vor den Westwinden nicht ganz geschützten Hafen, einer nautischen Schule, Gärbereien und starker Fischerei. (*Stein.*)

Castroverde, Villa in der portug. Prov. Alentejo, Correiçao do Campo de Ourique, am Corbes, mit 216 Häusern, 2765 Einw., 1 Stiftskirche, 1 Hospital u. 1 Armenhause. (*Stein.*)

Castro virreyna, kleine Stadt in Peru, Intendantschaft Huanca Velica. Im Distrikt dieser und der Stadt Lirchiey sind 1 Gold-, 20 Silber-, 2 Quecksilber- und 10 Bleibergwerke, außer den aufgegebenen 2 Gold- und 215 Silberbergwerken. (*Stein.*)

CASTRO (Paul von) Paulus Castrensis, von seinem Geburtsorte Castro im Neapolitanischen, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten des 15. Jahrh. In Armuth geboren und erzogen, wurde er Abschreiber bei dem berühmten Baldus, dankte aber seine tiefe Kentniß des römischen Rechts, hauptsächlich seinem rastlosen Privatfleiße und seinen seltenen Talenten. Nachdem er zu Avignon die juristische Doktorwürde erhalten, und daselbst binnen 8 Jahren 137 Responsa ausgestellt hatte, lehrte er mit dem ausgezeichnetsten Beifall die Rechte zu Padua, Florenz, Bologna und Ferrara, war zu Florenz (obgleich verheirathet) Vikar des heiligen Stuhls, und starb 1447 oder nach Andern 1457 in hohem Alter zu Padua. Man hielt ihn für einen zweiten Bartolus und pflegte zu sagen: Si Bartolus non esset, esset Paulus; Decius nante ihn den Lehrer der Wahrheit, und Cujas empfahl ihn seinen Schülern aufs dringendste mit den Worten: Qui non habet Paulum de Castro, tunicam vendat et emat. Von seinen Werken, die öfters zusammen gedruckt wurden, z. B. zu Lyon 1583 in 5 Foliobänden, bemerken wir: Commentar. super codicem, digestum vetus et novum, et infortiatum, cum addit. *Fr. de Curte* et aliorum. Lugd. 1527. fol. Aliquot repetitiones juris civ. Ib. 1553. fol. Consilia, ex emendatione Leonardi a Lege. Frf. 1582. Vol. III. fol. Singularia, cum addit. Saraynae et aliorum. Ib. 1596. fol. Responsa. Amburg. 1607. fol. [1]). Sein Sohn Angelus de,

2) (Palm's) histor. Gemälde. 4. Bd. 37 ff. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Lacombe).

1) *Panciroll.* de clar. legum interpret. lib. II. c. 89. *Gravina* de ortu et progressu jur. civ. p. 166. *Papadopoli* hist. gymn. Patav. T. I. 213. *Terrasoni* hist. jurisprud. roman.

Castro, zu Padua geboren, lehrte daselbst die Rechte, war einige Zeit Advokat des heil. Consistoriums zu Rom und starb zu Padua 1492. Man hat von ihm Consilia matrimonialia. Frf. 1580. u. a. Schriften [2]). In Spanien und Portugal lebten im 16. u. 17. Jahrh. ebenfalls mehre Rechtsgelehrte dieses Namens, die als Schriftsteller bekant wurden [3]). (*Baur.*)

CASTRO (João de), ein berühmter portugisischer Feldherr und Seemann, zu Lissabon den 7. Februar 1500 geboren, in einem Zeitalter, wo sein Vaterland durch Handel und Seefahrt höchst blühend wurde. Aus einer Familie entsprossen, die mit der königl. verwandt war, wurde er von dem berühmten königl. Kosmographen Pedro Nunez, zugleich mit dem Infanten Don Ludwig, einem Bruder Königs Johannes III., in der Mathematik unterrichtet. Schon im jugendlichen Alter begleitete er seine Landsleute nach Tanger in Afrika auf einem Kriegszuge gegen die Muhamedaner und als Karl V. die Expedition gegen Tunis unternahm, befand er sich ebenfalls unter den Kämpfenden. Eine besondere Erwähnung verdient seine Theilnahme an der Expedition nach dem rothen Meer, im J. 1540, von der er eine nautisch-wichtige Beschreibung hinterließ *). Auf Empfehlung des Infanten Don Ludwig wurde er 1545 als Statthalter nach Ostindien gesandt, und der Erfolg zeigte, daß man keine glücklichere Wahl hätte treffen können. Mit kühnem Heldengeiste und einsichtsvoller Kriegskunst setzte er sich den Einfällen der Türken entgegen, und vertheidigte Diu gegen ihre Angriffe so tapfer, daß sie mit großem Verluste abziehen mußten. Der tapfere Vertheidiger der portugisischen Besitzungen in Ostindien vernachlässigte die Gelegenheit nicht, die Gränzen derselben zu erweitern, aber mitten auf seiner rühmlichen Laufbahn ereilte ihn am 6. Junius 1548 zu Ormus der Tod, nachdem er kurz zuvor die Würde eines Vicekönigs von Ostindien erhalten hatte. Sterbend schwor er auf das Evangelium, er habe nie das Geld des Königs oder einer Privatperson für sich selbst verwendet, und gehe deßwegen arm aus der Welt; wirklich fand man in seinem Nachlasse nicht mehr als drei Realen. Er wurde zu Goa auf öffentliche Kosten beerdigt, 1576 brachte man aber seinen Leichnam nach Portugal, wo er in einem Dominikanerkloster unfern Lissabon beigesetzt wurde. Castro vereinigte mit den Eigenschaften des Helden, die Tugenden des edeln Mannes in jedem Verhältnisse. Er hatte seinen Geist durch die Schriften der Griechen u. Römer genährt, und ihren Patriotismus eingesogen. Was sein Andenken vorzüglich ehrenwerth macht, ist sein Bemühen, die unter den Portugisen in Ostindien durch die eroberten Schätze herabgesunkene Tugend wieder herzustellen. Von seinen tiefen Einsichten in die Mathematik u. Nautik zeugt die erwähnte Beschreibung des rothen Meers. Er entwarf auch mehre Karten, und in Lissabon verwahrt man eine Samlung von Briefen, die er an den König von Portugal schrieb **). (*Baur.*)

CASTRO (Alonso de), ein berühmter span. Theolog und Prediger des 16. Jahrhunderts, aus Zamora gebürtig. Er trat zu Salamanka in den Franziskanerorden, erlangte als Prediger einen großen Ruf, wurde deßwegen zu der span. Gemeinde nach Brügge in Flandern berufen, und soll Kaiser Karls V. Beichtvater gewesen seyn. Den Sohn desselben, König Philipp II., begleitete er nach England, und war sein Rathgeber in Hinsicht auf die kirchlichen Angelegenheiten dieses Reichs. Philipp ernante ihn darauf zum Erzbischof von Compostella, er starb aber zu Brüssel den 11. Februar 1558 in seinem 63. Jahre, bevor er die Bullen von Rom erhalten hatte. Er schrieb De justa haereticorum punitione lib. III. Salamanc. 1547. fol. De potestate legis poenalis lib. II. Ib. 1550. fol. De sortilegis ac maleficis, eorumque punitione. Lugd. 1568. 8., einen Commentar über die 12 kleinen Propheten, Homilien u. a. Sein Hauptwerk aber, wodurch er sich in seiner Kirche ein weit verbreitetes Ansehen und großen Ruhm erwarb, sind Libri XIV. adversus omnes haereses, in quibus recensentur et revincuntur omnes haereses, quarum memoria extat, quae ab apostolorum tempore ad hoc usque seculum in ecclesia ortae sunt. Par. 1534. fol., in den ersten 22 Jahren 10 Mal neu gedruckt, in Spanien, Italien, Frankreich und Teutschland, am vollständigsten zu Antwerpen 1556, schönste Ausg. ebend. 1568., verm. von Feuardent, Paris 1578 in 2 Bden; ins Franz. übers. mit einigen Veränderungen, Rouen 1712. 3 Th. 12., ein Spanier, Andreas de Olmos, brachte das Werk sogar in Verse. Castro stellt zuerst allgemeine Betrachtungen über die Häresie und das rechte Verhalten gegen dieselbe an, und handelt darauf alphabetisch von den Ketzereien nach Ordnung der Lehren, über welche dieselben entstanden sind, historisch, literarisch und widerlegend. Die Belesenheit des Verfassers war ziemlich ausgebreitet. Seine sämtlichen Werke sind 1565 zu Paris in 4 Foliobänden zusammen gedruckt worden †). (*Baur.*)

CASTRO (Christoval Vaca de), spanischer Statthalter von Peru, ein Mann, den seine Fähigkeiten, Rechtschaffenheit und Standhaftigkeit dieser Bestimmung würdig machten. Er war aus Leon gebürtig, stand zuerst als Richter bei dem Gerichtshofe der königl. Audienz zu Valladolid, und wurde 1540 von Karl V. mit sehr

---

P. IV. 412. *Fabricii* bibl. lat. med. T. V. 617. *Goetzii* memorab. bibl. Dresen. T. II. Syll. V. 427. 2) *Pancirollus* und *Papadopoli* l. c. 3) Die bedeutendsten sind verzeichnet in der Biogr. univ. T. VII. p. 347. Vgl. Jöcher u. Adelung.

*) Es sind nur Auszüge davon gedruckt, in einer englischen Übersetzung, in *Purcha's* Pilgrimes, containing a history of the world etc. Lond. 1625. T. II. p. 1122; Lateinisch: Sinus arabici seu maris rubri itinerarium, usque ad fines Aethiopiae in *Ant. Matthaei* veteris aevi analect. Hagae Com. 1738. T. II. 215 — 248. Französisch in *Prevost's* Hist. des voyages, auch Holländisch in der Samlung des Van der Aa. S. Beckmann's Lit. d. ältern Reisebeschr. 1. Bd. 421 f.

**) *Hyacinth Freyre de Andrada* Vida de D. João de Castro. Lisboa 1651. fol. ein klassisches Werk vgl. den 4. Bd. dieser Encykl. S. 29. Biogr. univ. T. VII. (von Eyriès).

†) *Magiri* Eponymolog. voc. *Antonii* biblioth. hisp. *Molleri* Homonymoscopia P. I. 55. 662. Stäudlin's Gesch. d. theol. Wiss. 2. Th. 28. Von mehren andern spanischen und portugisischen Theologen dieses Namens, s. d. Biogr. univ. T. VII. p. 350.

ausgedehnten Vollmachten nach Peru gesandt, um die durch Factionen zerrüttete Kolonie neu zu organisiren. Nach einer langen und unglücklichen Seereise erreichte er 1542 Quito, steuerte der Unordnung und Empörung, und ließ die Oberhäupter der Rebellen hinrichten (vergl. die Art. Almagro und Carvajal). Darauf beschäftigte er sich mit der innern Administration, milderte das Schicksal der Indianer durch weise Verordnungen, und hielt mit kluger Politik die spanischen Eroberer im Zaum. Dennoch fand sich Karl V., zur Unzufriedenheit gegen Castro aufgereizt, 1544 bewogen, den Nuñez Vela als Vicekönig nach Peru zu senden. Dieser ließ den Statthalter Castro, ohne Rücksicht auf seine erhabene Würde und sein Verdienst, da er einer allgemeinen Empörung in der Kolonie vorgebeugt hatte, in ein gemeines Gefängniß werfen. Die Gährung, welche darüber entstand, zwang den Vicekönig, ihn los zu lassen. Castro kehrte nach Spanien zurück, wurde auf Befehl des Raths von Indien verhaftet, und erst nach mehren Jahren als unschuldig in Freiheit gesetzt. Karl V. ernante ihn darauf zum Auditor beim Rath von Castilien, und er genoß das Wohlwollen dieses Monarchen bis an seinen 1558 erfolgten Tod *). (*Baur.*)

CASTRO (Alvarez Gomez de), Professor der griechischen Sprache zu Toledo, geboren 1514 zu Eulalien, in der Diöcese von Toledo. Er studirte zu Alcala de Henares, lehrte daselbst die griechische und römische Sprache, und starb den siebzehnten September 1580 als Prof. zu Toledo an der Pest. Ein durch das Studium der Alten gebildeter Gelehrter, der in Prosa und Versen achtungswerthe Denkmale seines Geistes und Geschmacks hinterlassen hat. Sein Hauptwerk ist eine, mit echt historischer Kunst aus den zuverlässigsten Quellen geschöpfte, von keinem späteren Schriftsteller übertroffene, reichhaltige Biographie des einflußreichen, vielfach thätigen Kardinals Ximenes: De rebus gestis a Francisco Ximenio Cisnerio, lib. VIII. Compluti 1569. fol. sehr selten; wieder abgedruckt in Bell's u. Schott's Samlungen spanischer Geschichtschreiber, auch einzeln, Frft. 1603. 4. Außerdem schrieb er: In S. Isidori origines, bei der Ausgabe der Werke desselben von Grial. Edyllia aliquot, sive poemata. Lugd. 1558. 8. Recibimiento que la universidad de Alcala hizo a los reies, quando venieron de Guadalaxara. Alcala. 1560. 4. †). (*Baur.*)

CASTRO (Alonso Nuñez de), Historiograph Philipps IV., Königs von Spanien um die Mitte des 17. Jahrh.; sein Vater war Leibarzt dieses Königs. Von dem Sohne hat man einige, aus guten handschriftlichen Quellen geschöpfte, Geschichtswerke: Historia ecclesiastica, y seglar de le ciudad de Guadalaxara. Madr. 1653. u. 1658. f. Coronica gothica, castellana y austriaca, illustrada. Antw. 1708. Vol. IV. fol. Der ursprüngliche Verfasser dieses Werkes ist Diego de Saavedra y Fajardo, das Castro mit Benutzung der hinterlassenen Papiere desselben fortsetzte. Coronica de los sennores reyes de Castilla, Don Sancho Desseado, D. Alonso el octavo, y D. Enrique al primero. Madr. 1665. fol. Vida de S. Fernando III., rey de Castilla y Leon. Ib. 1673. 4. †). (*Baur.*)

CASTRO (Juan Baptista de), Priester bei der Patriarchalkirche zu Lissabon, geb. 1700, ist Verfasser eines Hauptwerks über die Geschichte und Statistik von Portugal, unter dem Titel: Mappa da Portugal. Lisb. 1745—1758. Vol. V. 8. Nesta segunda edição revisto e augmentado pelo seu mesmo author. Ib. 1762. Vol. III. 4. *). (*Baur.*)

CASTRO (Joseph Rodrigues de), ein gelehrter spanischer Hellenist und Bibliograph, geb. 1739 im Königreich Galicien, war Amanuensis bei der königl. Bibliothek zu Madrid, und starb daselbst 1799. Ein mit bibliographischen u. biographischen Notizen reichhaltig ausgestattetes Literaturwerk ist die von ihm bearbeitete Biblioteca española. Madr. 1781—1786. Vol. II. fol., wovon der erste Band ein Verzeichniß der spanischen Rabbinen bis auf unsre Zeit, und der zweite der heidnischen u. christlichen Schriftsteller bis zum Ende des 13. Jahrhunderts enthält. Eine Beurtheilung der angeführten Schriftsteller wird vermißt [1]). Castro hatte auch Antheil an dem Katalog der griechischen Manuscripte der königl. Bibliothek zu Madrid, welche der Bibliothekar Don Juan Yriarte herausgab [2]). (*Baur.*)

CASTRUM (Orte dieses Namens in Italien), 1) C. Juliense, s. Forum Julium. 2) C. Menas, nicht weit von Forum Julium in Venetia. 3) C. Minervae, mit dem Hafen Portus Veneris, eine uralte, nach der Sage von Kretern gegründete Stadt in Calabria, südlich von Hydruntum. Der auf einer Anhöhe erbaute Tempel der Minerva gab der Stadt Namen und Ruhm. In der Folge führten die Römer eine Kolonie dahin und befestigten ihre Niederlassung *). Jetzt Castro. 4) C. novum, eine römische Kolonie in Etrurien, an der Küste unter Centum Cellä gelegen, wo jetzt das Dorf S. Marinello steht. Rutilius nent den verfallenen Ort Inui Castrum, als einen Lieblingssitz des Pan **). 5) C. novum, eine zu Anfange des ersten punischen Krieges gegründete römische Kolonie in Picenum, nördlich vom Matrinusflusse. Es wird auch Castrum Praeputiorum, d. h. Picentium praeputiorum genant. (*W. Müller.*)

CASTRUM HERCULIS, eine Feste in Ober-Mösien zwischen Naissos und Ulpiana. *Jornand.* Get.

---

*) Robertson's Gesch. von Amerika, 2. Bd. 244—273, und die dort angeführten Quellen: Zarate, Gomara, Herrera, Vega und Fernandez.

†) *Teissier* éloges des hommes sav. T. III. 184. *Franckenau* bibl. hisp. p. 19. Specimen bibl. Hispano-Majansianae p. 71. *Clément* bibl. cur. T. IX. 218. *Meusel* Bibl. hist. Vol. VI. P. I. 344. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 294. Raabe zur Kritik neuerer Geschichtschr. Leipz. u. Berl. 1824. S. 118.

†) *Franckenau* bibl. historico-geneal.-heraldica p. 13. *Meusel* bibl. hist. Vol. VI. P. I. 241.

*) *Meusel* bibl. hist. Vol. V. P. II. 116. Ebend. Nachtrag zu der Lit. der Statistik. 25.

1) S. von diesem Werke die gotting. gel. Anz. 1788. S. 237. Jen. allg. Lit.-Ztg. 1788. Dec. No. 305. Greifsw. krit. Nachr. 1788. S. 237. 2) *Meusel* bibl. hist. Vol. VI. P. I. 18. Biogr. univ. T. VII. (von Villenave).

*) *Strabo* VI. p. 430. *Virgil.* Aen. III. v. 530 seq. *Vellej.* I. 15. **) S. *Rut.* v. 227 seq.

36. Die Tab. Peut. setzt dafür ad Herculem 13 Mill. südlich von Naissos. (*Ricklefs.*)

CASTURIS *), römische Stadt in Pannonien, wo jetzt Stockerau in Niederöstreich ist. Der heilige Severin erbauete hier kurz vor Attila's Tode, so wie zu Comagene (Zeiselmauer zwischen St. Pölten u. Mölk), Siferinge (eine Meile von Wien), Passau und Lorch, ein Kloster, um die vernachlässigten römischen Besatzungen im wahren christlichen Glauben zu erhalten und die benachbarten arianischen Ketzer und Heiden zu demselben zu ziehen, denn wie sein Biograph, der pannonische Mönch Eugyppius erzählt, fand er zwar fast in jedem Schlosse eine Kirche und einen Priester, allein nur wenig wahre Christen, denn viele, die sich äußerlich zum Christenthum bekanten, opferte im Geheimen den Götzen ihrer Vorfahren; hin und wieder war zwar ein katholischer Bischof, allein er wagte sich aus seiner Stadt nicht heraus, wurde vom Volke gewählt und war oft ein unwissender abgelebter Kriegsmann (wie der Bischof zu Comagene, der Tribun der Besatzung gewesen war **). (*Rumy.*)

CASTUA (Kästau), östreichische Stadt und Herrschaft im fiumaner Kreise des triester Gouvernementsbezirks, Königreich Illyrien, 2 Stunden von Fiume. Die Stadt liegt auf einem hohen Felsen am Meerbusen Quarnero, hat 104 Häuser, 417 Einw., die sich vorzüglich mit Wein-, Öl- u. Kastanienbau beschäftigen. Es ist der Hauptort des alten Liburnien. (*Haan.*)

CASTULO, Stadt in Hispania Tarraconensis, im Gebiet der Oretaner, nahe am Bätis, unfern der Gränze von Hispania Bätica. (*H.*)

CASUARINA, der Kasuarbaum, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Zapfenbäume und der 21. Linné'schen Klasse. Es sind blattlose Bäume, deren Äste aus Scheiden hervor kommen, wie bei Equisetum. Die männlichen Blüthen an der Spitze der Triebe haben keine andre Hüllen, als die gespaltenen Scheiden. Die Früchte sind Zapfen mit verdickten Schuppen und die Samen sind mit Flügelhäuten umgeben. Sämtliche Arten wachsen in Neu-Holland und auf den Inseln der Südsee. (*Sprengel.*)

CASUARIUS, Casuar. In den ersten Ausgaben seines Natursystems betrachtete Linné den Casuar unter dem Namen Emeu als eine eigenthümliche Gattung von Vögeln, warf ihn aber in der zehnten mit dem Strauße und Nandu in eine einzige zusammen, welche er Struthio nante. Schon vorher hatte Barrere ihn mit dem Nandu unter dem Namen Emeu vereinigt. Am richtigsten trente wol Brisson diese drei damals allein bekanten Arten flachbrüstiger Vögel, und hatte darin viele Nachfolger. Durch die Niederlassungen der Engländer in Neu-Holland wurde noch eine Art entdeckt, welche fast allgemein als Casuar betrachtet und Casuarius Novae Hollandiae genant wurde; die indeß Temminck zu dem Nandu (Rhea) zählt. Ich theile Vieillot's Ansicht, wonach jede dieser Arten als eigenthümliche Gattung zu betrachten ist, und nenne nach ihm den neuholländischen Casuar Dromaeus, im teutschen Sägefuß. Mit diesem hat der Casuar doppelte borstenförmige Federn, mit ihm und dem Nandu dreizehige Füße und den Mangel des Schwanzes gemein, unterscheidet sich aber von ihm durch die lange Kralle an der Spitze des Fingers, und von allen flachbrüstigen Vögeln durch seinen etwas zusammengedrückten, oben und unten gekielten Schnabel und strahlenlose Schwungfedern. Die einzige Art ist

Casuarius galeatus. Gehelmter Casuar. Emeu. Struthio Casuarius. Der Rumpf des Casuars ist nicht viel kleiner wie der des Straußen; da aber sein Hals und seine Füße weit kürzer sind, ist er lange nicht so hoch wie dieser. Seine Höhe beträgt höchstens $4\frac{1}{2}$ Fuß und seine Länge von der Schnabelspitze bis zu Ende des Rumpfes 4'. Der Schnabel ist etwas kürzer wie der Kopf, und gerade. Die Oberkinlade ist hinter der Spitze tief gekerbt. Auf dem Kopfe befindet sich ein Horn, welches bei erwachsenen Vögeln 3'' hoch, an der Basis 1'' dick, und oben abgerundet, sodann wie der Schnabel gelbbraun, bei jungen Vögeln aber wie dieser schwarz, und sehr flach ist. Dieß Horn wird durch die mit Hornmasse überzogenen Kopfknochen gebildet. Die Augen sind gelb. Den Kopf und einen großen Theil des Halses bedeckt eine nackte, runzelige Haut, auf welcher einzele schwarze Hare senkrecht stehen, und welche da, wo die Federn anfangen, vorn am Halse 4 Zoll unter dem Kinne, zwei $1\frac{1}{2}$'' lange, $\frac{1}{2}$'' breite Fleischlappen bildet. Diese Haut ist blau, wie beim Puter und geht, wie bei diesem, wenn der Casuar erzürnt ist, da sie anschwillt, ins Scharlachrothe über. Die sonderbaren Federn sind am Halse am kürzesten, am Steiße bis 14 Zoll lang. Vor der Brust hat der Casuar ein eiförmige, hornartige, 6 Zolle lange Schwiele. Die äußerst kurzen Flügel haben nur 5 ganz strahlenlose Schwungfedern. Die Schenkel sind dick, und fast ganz befiedert; ihr unterer nackter Theil aber mit breiten Schildern bedeckt. Die Farbe der Federn ist schwarz, welche bei einigen ins Blaue, bei andern ins Braune fällt. — Er ist auf den moluckischen Inseln, besonders auf Banda, doch nach Ecluse auch in Sumatra einheimisch. Daß man ihn, wie Ludolf und Linné es wollen, auch in Afrika finde, bezweifle ich. Er verschluckt alles, was man ihm vorwirft, und, zur Beförderung der Verdauung auch Steine und Metall. Er läuft sehr schnell und ich selbst sahe einen noch kaum erwachsenen Casuar einen etwa 10jährigen Knaben tragen. Seine Last gefiel ihm indeß nicht, und er eilte mit derselben immer so schnell wie möglich, in seinen Stall. Auch konte er seinen Reiter, so wie andre Personen, welche ihn neckten, so wenig leiden, daß er auf sie zuging, und indem er rückwärts hüpfte, mit den Füßen vorwärts oder auch seitwärts nach ihnen schlug. Harvey behauptet, daß er eine 2zollige Bohle zu zerschlagen vermöge. Seine bald mehr eiförmigen, bald mehr kugeligen Eier halten 15'' im längern, 12'' im kleinern Umfange, und sind graulich-grün, mit kleinen vertieften Punkten, und grünen Flecken.

C. Novae Hollandiae, s. Dromaeus serratus. (*Merrem.*)

*) Komt bei Cellarius und Mannert nicht vor, wol aber in Gebhardi's Geschichte von Ungarn, 1 Theil. **) *Eugypii vita S. Severini* 521 abgefaßt, ist am besten abgedruckt in: *H. Pezii* Script. rerum Austr.

Casuelada, s. Espadan.

Casuistik, s. am Ende des Buchst. C.

CASUMUNAR (Cassumuniar, Casminar, Bingalle, Bisagon), Blokzitwer, eine knollige, gegliederte Wurzel, die in fingersdicken, auch wol dickern, knolligen, außen gelbgrünen, innen gelblichen, stark wie Ingwer riechenden und bitter gewürzhaft etwas scharf, wie Zitwer u. Kampher schmeckenden Querscheiben aus Ostindien komt. Dieses in Vergessenheit gerathene alte Magen- und Nervenmittel scheint besonders in den Fällen von Dyspepsie nüzlich zu seyn, in welchen zugleich Nervenaffektionen des Kopfes vorhanden sind. (*Th. Schreger.*)

CASURGIS, nach *Ptol.* II, 11. ein Ort in Germanien 39, 15: 50, 10, also in der Nähe von Troppau in Schlesien. (*Ricklefs.*)

CASUS irreducibilis oder Casus irreducibilis *tertii gradus* ist derjenige Fall, wo in der allgemein ausgedrückten kubischen Gleichung

$x^3 - px = q$ das $q^2 < \frac{4}{27}p^3$ ist.

In diesem Falle ist $\sqrt{q^2 - \frac{4}{27}p^3}$ imaginär. Nun gibt die Anwendung der cardanischen Regel (s. d. Artik. Cardan's Regel) auf die vorliegende Gleichung die Wurzel

$$x = \sqrt[3]{\frac{q + \sqrt{q^2 - \frac{4}{27}p^3}}{2}} + \sqrt[3]{\frac{q - \sqrt{q^2 - \frac{4}{27}p^3}}{2}}$$

also erscheint hier x unter einer imaginären Form.

Entwickelt man aber die beiden Kubikwurzeln nach dem binomischen Satze, so heben die imaginären Glieder der einen die imaginären Glieder der andern auf, und es zeigt sich, daß x reell ist. Bezeichnen wir nämlich die imaginäre Größe $\sqrt{q^2 - \frac{4}{27}p^3}$ der Kürze halber mit a, so ist, wenn wir die hindenburgschen Zeichen für die Binomialcoefficienten gebrauchen

$$\sqrt[3]{\frac{q+a}{2}} = \frac{1}{\sqrt[3]{2}}\left\{q^{\frac{1}{3}} + {}^{\frac{1}{3}}\mathfrak{A}\,q^{-\frac{2}{3}}a + {}^{\frac{1}{3}}\mathfrak{B}\,q^{-\frac{5}{3}}a^2 + {}^{\frac{1}{3}}\mathfrak{C}\,q^{-\frac{8}{3}}a^3 + {}^{\frac{1}{3}}\mathfrak{D}\,q^{-\frac{11}{3}}a^4 + \ldots\right\}$$

$$\sqrt[3]{\frac{q-a}{2}} = \frac{1}{\sqrt[3]{2}}\left\{q^{\frac{1}{3}} - {}^{\frac{1}{3}}\mathfrak{A}\,q^{-\frac{2}{3}}a + {}^{\frac{1}{3}}\mathfrak{B}\,q^{-\frac{5}{3}}a^2 - {}^{\frac{1}{3}}\mathfrak{C}\,q^{-\frac{8}{3}}a^3 + {}^{\frac{1}{3}}\mathfrak{D}\,q^{-\frac{11}{3}}a^4 + \ldots\right\}.$$

$$\text{also } x = \sqrt[3]{\frac{q+a}{2}} + \sqrt[3]{\frac{q-a}{2}} = \frac{2}{\sqrt[3]{2}}\left\{q^{\frac{1}{3}} + {}^{\frac{1}{3}}\mathfrak{B}\,q^{-\frac{5}{3}}a^2 + {}^{\frac{1}{3}}\mathfrak{D}\,q^{-\frac{11}{3}}a^4 + \ldots\right\}.$$

wo bloß die Glieder, worin a mit geradem Exponenten vorkomt, stehen geblieben sind.

Diese Glieder aber sind reell, denn a kann, wie jede imaginäre Größe (s. d. Art. imaginäre Grösse) auf die Form $b\sqrt{-1}$ reducirt werden, und hievon ist jede Potenz mit geradem Exponenten reell. Es erhellet demnach, daß in dem sogenanten irreducibeln Falle, die durch die cardanische Formel gefundene Wurzel reell sei; daß es aber auch die beiden noch übrigen Wurzeln der kubischen Gleichung in diesem Falle sind, erhellet folgender Maßen: Bezeichnen wir die gefundene Wurzel mit c und die beiden noch unbekanten mit d und e, so muß (da in der gegebenen kubischen Gleichung das zweite Glied, welches x^2 enthalten müßte, fehlt, also den Coefficienten o hat) $c + d + e = o$ oder $d + e = -c$ und außerdem muß $cd + ce + de = p$ seyn (vgl. die Art. Combination, Gleichung und *Newton's* Lehrsatz). Demnach ist $c(d+e) + de$ oder $c \times -c + de = p$, folglich $de = c^2 + p$. Es ist also die Summe der beiden Größe d und e und das Produkt dieser beiden Größen in einander gegeben. Hieraus ergibt sich, daß d und e die Wurzeln der quadratischen Gleichung $w^2 + cw + c^2 + p = o$ seyn müssen (s. d. Art. Gleichung).

Diese beiden Wurzeln sind

$$w = -\frac{c}{2} \pm \sqrt{-(\tfrac{3}{4}c^2 + p)} = -\frac{c}{2} \pm \sqrt{\tfrac{3}{4}c^2 + p} \times \sqrt{-1},$$

wird er um beide scheinbar imaginär.

Setzen wir nun aber, wie in dem Art. Cardan's Regel, die beiden Theile, woraus die früher gefundene Wurzel c zusammengesetzt ist $= y$ und $-z$, also

$$y = \sqrt[3]{\frac{q + \sqrt{q^2 + \frac{4}{27}p^3}}{2}} \text{ und } -z = \sqrt[3]{\frac{q - \sqrt{q^2 + \frac{4}{27}p^3}}{2}},$$

so ist $c = y - z$. und $3yz = p$ mithin $\frac{3}{4}c^2 + p = \frac{3}{4}(y-z)^2 + 3yz = \frac{3}{4}(y+z)^2$. Demnach wird

$$w = -\tfrac{1}{2}(y-z) \pm \tfrac{1}{2}(y+z)\sqrt{3}.\sqrt{-1}.$$

Der erste Theil $-\frac{1}{2}(y-z)$ ist die Hälfte der früher gefundenen Wurzel c, also reell; der zweite Theil $\frac{1}{2}(y+z)\sqrt{3}.\sqrt{-1} = \frac{1}{2}\left[y - (-z)\right]\sqrt{3}.\sqrt{-1}$ ist dadurch reell, daß die beiden Stücke, y u. (−z) die wir oben als $\sqrt[3]{\frac{q+a}{2}}$ und $\sqrt[3]{\frac{q-a}{2}}$ entwickelt haben, beide imaginär sind, und daß, wie man aus ihrer obigen Entwikkelung leicht ersieht, auch ihre Differenz $y - (-z)$ imaginär ist, folgl. mit $\sqrt{-1}$ multiplicirt, reell wird. Es sind also wirklich alle 3 von uns mit c, d und e bezeichnete Wurzeln der gegebenen kubischen Gleichung, im irreducibeln Falle, reelle Größen. (*Gartz.*)

CASVENTUS, ein Fluß nördlich von Heraklea in Großgriechenland, der jetzige Cavone. (*W. Müller.*)

Cat, le, s. Lecat.

CATABROSA, nante Palisot-Beauvais Aira aquatica *L.*, wegen der wie ausgefressenen Spitzen. Aber

dieß kann kein Grund zur Aufstellung einer eignen Gattung seyn. (*Sprengel.*)

Catalauni, s. Chalons.

CATALDO (San), 1) Hauptort der Insel Procida auf der Nordseite derselben mit einer Rhede.— 2) Parlamentsstadt in der sicilischen Intendantur Calatanisetta, im Westen der Hauptstadt, mit ungefähr 8000 Einw.— 3) Hafen am adriatischen Meere in der neapolit. Provinz Otranto. (*W. Müller.*)

CATALINA (S.), 1) Eiland im Antillenmeer der Küste von Guatemala gegenüber 287° 15′ L. 13° 39′ n. Br., von Felsen und Klippen umgeben, stark bewaldet, aber wasserlos, und daher nicht bebauet. Darunter liegt im SO. das wüste Eiland S. Andres.— 2) Eiland auf der Südküste der westindischen Insel Hayti im W. von Saona und 12 Meil. von S. Domingo, ¼ Meile von der Küste entfernt, ist 1½ Meile lang, ¼ M. breit, mit schöner Vegetation bekleidet, aber unbewohnt. (*Hassel.*)

CATALPA. Unter diesem Namen trente Jussieu solche Bignonien, die nur 2 fruchtbare und 3 fehlschlagende Staubfäden haben. Es gehören dahin Bignonia Catalpa *L.*, longissima *Sw.*, cassinoides u. microphylla *Lam.* (*Sprengel.*)

Das Holz von der Bignonia Catalpa *L.* dient zu einer in Rosa übergehenden Nußfarbe auf mit Wißmuth gebeizter Wolle, und zum Zimmetbraunfärben derselben, wenn sie mit Zinnauflösung vorgerichtet ist. (*Th. Schreger.*)

CATALONIEN, spanisch Cataluña, bildet die vierte Provinz des span. Königreichs Aragon, füllt den südöstl. Theil der pyrenäischen Halbinsel (18 — 21° östl. L. 40° 39′—42° 49′ nördl. Br.), wird im Norden durch das pyrenäische Gebirge von Frankreich getrent, gränzt im Westen an Aragonien und Valencia, im Süden und Osten an das mittelländische Meer, und enthält 752 (564¼) QM. Von den Pyrenäen verbreiten sich Zweige durch die ganze Provinz, und bilden weitere und engere Thäler, wie die von Arran und Andorra, selbst kleine Ebenen, besonders nach der Küste hin, z. B. den Campo de Tarragona. Die Küste ist meistens mit Felsenriffen umgeben; im Norden springt das Cabo de Creux auf einer felsigen Halbinsel weit in das Meer vor, und bildet mit dem Cabo de Estardi den Meerbusen von Rosas; andre Vorgebirge sind das Cabo de Cervera, de Tosa, de Salva, de Tortosa ꝛc. Kaum die Hälfte der Oberfläche ist des Anbaues fähig; das Übrige besteht aus Felsen, kahlen Bergen und Waldung. Über die Pyrenäen, die hier lange nicht so wild sind, als auf der französischen Seite, und allmälig nach Osten zu in das mittelländische Meer fallen, führt von Gerona über Junquera nach Bellegarde und Perpignan der bequemste und befahrenste der 5 Hauptwege, die Spanien mit Frankreich verbinden, außerdem aber noch mehre Straßen, die nur Maulthieren oder Fußgängern gangbar sind, z. B. die von Viella nach S. Beat, von Puycerda nach Montlouis, von Campredon nach Prats de Molo ꝛc. Die Zweige des Hochgebirgs verbreiten sich von Norden nach Süden durch das Land unter verschiedenen Namen; im Osten ist der hohe Monseny, in der Mitte der 1479 Ellen über dem Meer erhabene Monserrat, im Südwesten am Ebro die Sierra de la Llena. Sie geben dem Lande 26 Flüsse, wovon 10 das Meer erreichen, dann viele Quellen und Bäche, die mit jenen eine natürliche und künstliche Bewässerung bilden, letzte durch viele Kanäle und kleine Graben, über deren Instandhaltung und Vertheilung eine eigene Junta wacht. Der Hauptfluß ist der Ebro, der bei Mequinenza die Provinz betritt, und bei Amposta durch eine große Sanddüne ins Meer fließt; ein Seitenkanal führt von Amposta zu dem Puerto de Alfaques, über den sich der Monsia erhebt; sein vorzüglichster Nebenfluß ist der Segre. Küstenflüsse sind von Westen nach Osten der Francoli, Llobregat, Besos, Toldera, Ter, Fluvia ꝛc. Es gibt viele Teiche und kleine Lagunen, aber keinen eigentlichen Landsee. In dem Hochlande sind Hitze und Kälte gleich groß; die Gebirge sind den ganzen Winter hindurch mit Eis und Schnee bedeckt, die Pyrenäen oft noch im Jun.; aber in den Niederungen herrscht ein gemäßigter Sommer und ein sehr gelinder Winter. Die Luft ist im Innern trocken, an der Küste wegen der herrschenden, häufig von Regen begleiteten Ost- u. Südostwinde feucht; dort ist der Horizont meistens hell und rein, hier in Wolken und Nebel gehüllt; dort ist die Witterung beständig, hier sehr veränderlich.

Das Bergland ist steinig und voll Granitgeschiebe, das Thalland thonig und sandig, doch meistens fruchtbar. Auch hat der fleißige Catalane ganz unfruchtbare Bergstriche in fruchtbare Fluren umgeschaffen. Man baut alle Arten von Korn, als Weizen, Roggen, Mais, Gerste, Hafer (vorzüglich in den Pyrenäenthälern), Hirse, Reis in den Sumpfgegenden am Ebro und längs der Küste, Hülsenfrüchte überall. Fischer schlägt den Werth der Ernte vom Weizen auf 8,210,500, vom Roggen auf 1,080,000, vom Mais auf 165,000 und vom Reis auf 120,000 Gulden an. Dessen ungeachtet wird nicht so viel Brotkorn hervorgebracht, als für den Bedarf der Provinz hinreicht. Von Handelspflanzen gewint man Flachs (für 150,750), Hanf (für 294,750 Gulden), Safran, Anis, Süßholz und Soda. Vom Wein gewint man an 20,000 Pipen, worunter aber nur der gekelterte, und nicht in Brantwein verwandelte Most zu verstehen ist; denn da die catalanischen Weine voll Stärke und Feuer, nur zu dick sind: so werden sie theils zum Verschneiden andrer Weine, theils zur Bereitung des Brantweins verbraucht. Die bessern Sorten sind der weiße Sitches, der süße rothe Garnache, der rothe Tinto de la Montañas, der süße, aber leichte Valls, der Muskateller; der Mataro ist der rauheste von allen. Orangen und Citronen sieht man nur an der Küste, Feigen und Mandeln auf Campo de Tarragona; aber Äpfel, Birnen, Kirschen, Quitten, Mispeln, Aprikosen, Pfirschen, welsche Nüsse, Kastanien und Haselnüsse findet man überall in der Ebene. Für Öl gewinnen die wärmern Gegenden an der Küste 540,000 Gulden, obgleich es nicht von der besten Beschaffenheit ist. Holz ist in Überfluß; an die Waldungen der nördlichen Gebirge ist noch keine Art gelegt. Die vornehmsten Forstbäume sind Buchen, Tannen, Pappeln, immergrüne und Korkeichen (von welcher letzten man für 2,231,250 Gulden Kork abschält), Karuben, Sumach, Myrten und Erdbeerbäume. Die Ebenen bedecken Rosmarin, Encinas und Mannacisten. In den Wäldern ist

viel Wildpret; auch Bären und Wölfe erscheinen nicht selten von den Pyrenäen. Nur in den Gebirgen weiden beträchtliche Rinderherden; die Pferdezucht ist unbedeutend; mehr hält man Schafe (doch müssen zu den 30,000 Cnt. Wolle, die man von ihnen gewint, 10,000 aus andern Gegenden Spaniens für die Fabriken gekauft werden), Ziegen (die wie in ganz Spanien Milch und Käse liefern) und Schweine, deren Schinken und Salzfleisch meistens von den Schiffen zu Barcelona eingenommen werden. Vom Federvieh sind Hühner und Tauben am häufigsten. Die Flüsse sind reich an Forellen und Krebsen; an den Küsten findet man Thunfische, Sardellen und Korallen. Der Seidenbau ist beträchtlich, und wirft jährlich 900,000 Gulden ab, nicht weniger vortheilhaft ist die Bienenzucht. Von Mineralien findet man Eisen, Marmor in 177 Arten, Topasen, Amethyste, Krystalle, schönen Jaspis, Probirsteine, Steinsalz in Cardona, Schwefel rc.

Die Volksmenge betrug 1797. 858,818 Selen; jetzt schätzt man sie auf 1 Million, wovon 500,000 weiblichen Geschlechts, 200,000 Greise und Kinder u. 300,000 vom rüstigen Mannsalter, nämlich 13,000 Geistliche, 10,000 Beamte, 1200 Adelige, 8000 Studirende und Schreiber, 18,000 Bediente, 13,000 Garnisontruppen, 3000 Marinetruppen, 7000 auf Erwerb in andern Provinzen, 127,800 mit Landbau und 94,000 mit Handwerken, Fabriken und städtischen Arbeiten beschäftigt, 5000 Freischützen, Schleichhändler, herumstreichen. Im Kriege 1808—1814 waren 71,800 bewaffnet. Die Einwohner zeichnen sich durch Rauhheit, Heftigkeit, Vaterlandsliebe vor andern Spaniern aus, von denen sie schon der von dem übrigen spanischen sehr abweichende rauhere Dialekt unterscheidet; auch ziehen sie ihre Provinz allen andern vor. Zu den Wohnplätzen gehören 14 Ciudades, 283 Villas und 1683 Dörfer, überhaupt 1980 Pueblos mit 1682 Kirchspielen, 201 Mönchs-, 54 Nonnenklöstern und 81 milden Stiftungen; aber auch hier findet man 304 wüste Ortschaften. Kunstgewerbe sind über das ganze Land verbreitet, das sich durch seinen Kunstfleiß vor allen Provinzen Spaniens auszeichnet. Keine derselben hat aber auch so viel gelitten als diese in dem Kriege seit 1808 und durch den Abfall der amerikanischen Provinzen. Kaum fingen die Wunden an zu vernarben, so schlug der 1823 erneuerte Krieg die Hoffnung der Catalanen auf bessere Zeiten nieder. Die Fabrikate der Provinz in Baumwolle und Halbbaumwolle, Papier, Leder, Schuhen, Seide, Wolle, Quincaillerie, Spitzen rc. waren nur für die Kolonien bestimt, da sie keinen Vergleich mit den Kunstprodukten Englands, Frankreichs u. Teutschlands aushalten. Das Land hat 6 Häfen: Barcelona, das ⅔ des ganzen Provinzhandels besitzt, und einer der wichtigsten Handelsorte von ganz Spanien ist, Tarragona, Alfaques, Rosas, Salou u. Palamos. Die Ausfuhr besteht in baumwollnen und halbbaumwollnen Waren für 3,409,081, Brantwein für 2,362,500, Kork u. Korkpfropfen für 2,186,907, Papier für 1,410,000, Schuhen für 708,750, Sohlen für 375,000, seidnen Tüchern für 590,625, Öl für 240,000, Haselnüssen für 234,000, Hauskehricht für 61,875, Wein für 24,000; 12,000 Paar Wollstrümpfen für 4500 Gulden, Flinten, Quincaillerie, Spitzen, Mandeln, Kastanien rc., zusammen für 11,607,301 Gulden, wovon ⅓ in Spanien, die übrigen im Ausland (die Fabrikate, wie gesagt, nur in den Kolonien) abgesetzt werden. Einfuhrartikel sind Weizen, Wolle, Seide, Seefische, Salz, nordische Produkte, Kolonial-, Fett- u. Materialwaren, Käse rc. Die Bilanz war bisher zum Vortheil der Provinz.

Catalonien bildete in ältern Zeiten unter den Römern einen Theil der Hispania citerior und später der Hispania tarraconensis. Dann folgten die Gothen, die von den Mauren, so wie diese von den Franken verdrängt wurden. Karl der Große gab der Provinz, die nun den Namen Godolaunia annahm, eigene Grafen, ließ ihr aber ihre Gesetze und Gewohnheiten, die sie auch behielt, als ihre Beherrscher den Thron von Aragonien und mit Karl I., den von ganz Spanien bestiegen. Sie verlor die meisten 1714 durch Philipp V., da sie das östreichische Haus bis auf den letzten Augenblick vertheidigt hatte, und mit Auflagen und Einquartirung härter als andre Theile des Stats belegt wurde. Sie behielt nur ihr Provinzialrecht und die Befreiung von den Rentas provinciales, wofür sie ein Äquivalent zahlt. Sie führt den Titel eines Fürstenthums, gehört unter den Generalkapitän und die königl. Audienz zu Barcelona, so wie in kirchlicher Hinsicht unter die Diöcesen von Tarragona, Barcelona, Tortosa, Lerida, Urgel, Vique, Solsona u. Guona; vom Thale Andorre, s. dieses. Die Einkünfte des Landes berechnet Townsend vielleicht zu hoch auf eine Million Pfd. Sterl.

Die Provinz wird getheilt in 12 Vegerias: Barcelona, Villafranca, Tarragona, Tortosa, Lerida, Cervera, Manresa, Mataro, Gerona, Vique, Puycerda, Talarn; 2 Valle, Aran und Andorra, und hat Barcelona zur Hauptstadt *). (*Stein.*)

CATANA (ἡ *Κατάνη*), bei den Lateinern auch Catina und später Catena [1]), eine Stadt in Sicilien am südöstlichen Fuße des Ätna. Chalcidier [2]) gründeten hier eine Kolonie, 5 J. nach der Anlegung von Syrakus, unter der Anführung des Evarchus (v. Chr. 704. [3]). Zwar war der kleine Hafen der Stadt wenig gesichert, aber die Küste bot in ziemlich weiter Strecke keinen bessern Landungsplatz dar. Bald erwuchs die Kolonie zu Selbständigkeit und Wohlstand, ohne jedoch jemals eine große Menschenzahl zu fassen. Daher versetzte Hiero von Syrakus ohne Anstrengung ihre Einwohner nach Leontium und bevölkerte die ausgeleerte Stadt wieder mit Syrakusanern und Peloponnesiern [4]). Aber bald

---

*) Principatus Cataloniae tabula per *F. L. Güssefeld*. Nürnberg, 1798.— Mapa del principado de Cataluña per *Lopez*. 4 Bl. Madrid. — Carta esferica de la costa de España desde Cabo de Oropesa hasta Cabo de Creux per *D. Vinc. Tofino*. Madrid 1786. — v. Staff der Befreiungskrieg der Catalonier in den Jahren 1808—1814. Breslau 1821. 8. m. K. und Planen.

1) Die Etymologen leiten den Namen theils von *κατατῆν*, theils von *κατ' Αἴτνην* ab. 2) Einige Schriftsteller nennen sie Narier, von Naros, der ältesten chalcidensischen Kolonie, welche später Tauromenium genant wurde. 3) Einige patriotische Geschichtschreiber von Catana haben sich bemüht, ihre Stadt älter zu machen, als Syrakus. 4) Hiero ließ diese Anlegung

nach Hiero's Tode vertrieben die Sikuler unter Ducetius die neuen Kolonisten aus der Nachbarschaft ihrer Niederlassungen, und die alten Catanäer nahmen ihre Stadt wieder ein [3]). Der Name Ätna ging nun auf das Städtchen Inessa am Abhange des Berges über, wohin die Ätnäer sich geflüchtet hatten. In der Folge fiel Catana auf eine kurze Zeit in die Hände der Athener, und der ältere Tyrann Dionysius eroberte es durch Verrath, verkaufte einen Theil der Einwohner als Sklaven und legte eine Besatzung seiner kampanischen Söldner hinein. Nach dieser Katastrophe wechseln in Catana einheimische Tyrannen mit syrakusischer und punischer Oberherrschaft. Im ersten punischen Kriege wurde es den Römern unterthänig [6]) und gelangte allmälig wieder zu ruhiger Blüthe. Augustus schickte eine Anzahl seiner Veteranen dahin, nachdem die Stadt durch einen Ausbruch des Ätna und die Bedrückungen des Sextus Pompejus viel gelitten hatte, und seitdem ist Catana römische Kolonie [7]) und bis auf Ausonius Zeit [8]) eine der bedeutendsten Ortschaften Siciliens.

Catana und dessen Gebiet wurde schon im Alterthum sehr häufig durch zerstörende Erdbeben und Ausbrüche des Ätna heimgesucht. Jedoch war derselbe Vulkan auch die Quelle der Fruchtbarkeit des Bodens, indem die von ihm ausgeworfene Asche sich bald in die fetteste Erde verwandelte, welche den Fleiß der Catanäer oder Catanenser, wie die Lateiner sie nennen, überaus reichlich belohnte [9]). Thucydides macht einen Ausbruch des Ätna im J. 424 v. Chr. G. namhaft, welcher die Umgegend von Catana verheerte [10]), und fast alle bedeutende Erdbeben, Feuerströme und Aschenregen, welche der Vulkan bis in die neuesten Zeiten erzeugt hat, sind mehr oder minder von dieser Stadt empfunden worden. Wir nennen nur einige derselben. Der Ausbruch v. J. 254 n. Chr. G. bald nach dem Tode der Schutzheiligen von Catana, S. Agatha, ist merkwürdig durch ein Wunder dieser Patronin [11]). Das fürchterliche Erdbeben d. J. 1169 zerstörte fast die ganze Stadt und kostete 14,000 Menschen das Leben. Zugleich verheerte ein Feuerstrom des Ätna die umliegenden Gefilde [12]). Das Jahr 1669 war wieder eine Schreckensperiode für die Stadt, deren Mauern von einem Lavastrome erstiegen wurden, während ein andrer den Canale del Duca, einen Arm des Flusses Guidicello bedeckte [13]). Das Erdbeben von 1693 verwandelte sie in einen wüsten Steinhaufen, und das gegenwärtige Catania ist, bis auf wenige Überbleibsel, ein neuer Bau, der von dem Erdbeben des Jahres 1783, welches Messina verheerte, verschont geblieben ist.

In der Nähe von Catana nennen die Alten den Fluß Amenanus [14]), welcher aus der Lava des Ätna hervordrang und die Wasserleitungen der Stadt versah. Es ist der eben erwähnte Bach Guidicello; ferner den Campus Piorum mit dem Denkmale der Brüder Amphinomus u. Anapius [15]).

Die Ruinen des alten Catana liegen größtentheils unter der Lava d. J. 1669 und neueren Gebäuden. Die bedeutendsten zeigen ein Amphitheater, ein großes und ein kleines Theater (Odeum) einen Cerestempel, eine Naumachie, Thermen und Wasserleitungen. Das neue Catania oder Catanea, eine Benennung, welche seit dem Mittelalter herrschend wird, nimt die Lage der alten Stadt mit einiger Beschränkung ein.

Will man die Geschichte der alten und neuen Stadt bestimt trennen, so begint die letztere am schicklichsten mit der Vertreibung der Sarazenen durch die Normannen unter Roger I. Dieser gründete das berühmte Benediktinerkloster und setzte einen Bischof in Catania ein, dem er die Stadt und den Berg Ätna schenkte und sich dafür als jährlichen Tribut nur einen Becher Wein und ein Brot ausbedung. Daher heißt der Bischof von Catania noch immer Herr des Ätna, obgleich seine Eigenthumsrechte an demselben sehr geschmälert sind. Kaiser Friedrich II. zerstörte Catania von Grund aus, weil es ihm abtrünnig geworden war und erbauete ein Kastell zur Beobachtung der Überbleibsel desselben. Karl V. nahm sich des gesunkenen Ortes besonders eifrig an, vergrößerte ihn, umgab ihn mit Mauern und bemühete sich, dessen Wohlstand durch mancherlei Erleichterungen und Freiheiten zu befördern. Aber die Wirkungen des furchtbaren Vulkans vernichteten gegen Ende des 17. Jahrh. die Spuren dessen, was er für Catania gethan hatte [16]). (*W. Müller.*)

CATANANCHE, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Cichoreen und der 19. Linné'schen Klasse. Char. Geschuppter sparriger Kelch. Borstiger Fruchtboden. Die Samenkrone besteht aus 5 gegrannten Spreublättchen. Die drei bekanten Arten: C. caerulea, lutea *L.* und caespitosa *Desf.* wachsen im südl. Europa u. nördl. Afrika. (*Sprengel.*)

CATANDUANES, Eiland auf der Ostküste der spanischen Insel Manila, das zur Provinz Albay gehört. Es liegt unter 15° nördl. Br. und 142° L., ist 7½ M. lang, 4 breit, hoch und mit Waldungen bedeckt, der Boden fruchtbar und gut angebauet: es enthält 6 volkreiche Dörfer, wovon Barili auf der Ostseite und Caramoan auf der Westseite Rheden besitzen. (*Hassel.*)

---

seiner Kolonie Ätna von dem Pindar besingen. Pyth. I. S. die Scholiasten und Ausleger zu dieser Ode. 5) Aus Catana war Charondas, welcher nicht allein den Thuriern, sondern auch seiner Vaterstadt Gesetze gab. 6) *Plin.* VII. 60. 7) *Strabo* VI. p. 411. 417. *Plin.* III. 8. 8) *Auson.* De Clar. Urb. 10. 9) *Strabo* l. c. 10) *Thucyd.* III. 116. der dritte große Ausbruch seit der Ansiedelung der Griechen in Sicilien. 11) S. Bartels's Briefe rc. Th. II. S. 371 ff. 12) Die vulkanischen Erschütterungen und Ausbrüche dauerten viele Jahre, von 1160 bis gegen 1180 mit längern und kürzern Pausen. 13) Um das Wasser wieder zu gewinnen, grub man in der Folge eine Öffnung durch die Lava. 14) *Pind.* l. c. *Ovid.* Met. XV. 279—80. 15) *Strabo* VI. p. 412. *Val. Max.* V. 4. 16) S. Mannert Geogr. v. Ital. Th. II. S. 287 ff. Bernoulli Zusätze zu Volkmann, Th. III. S. 306 ff. Stolberg's Reise in Teutschl, d. Schweiz, Italien u. Sicilien. Werke Th. 9. S. 225 ff. Bartels's Briefe über Calabrien u. Sicilien Th. II. S. 147 ff. *De Non* Voyage pitt. de Naples et de Sicile. VII. 3. Catana hat auch eigene Geschichtsschreiber: Petrus Carrera, Joh. Bapt. Guarnerius (S. *Fabr.* Consp. Thes. p. 153. und den IX. B. des Thes. Antiq. Sicil.). Ein Hauptwerk ist die Catana illustrata des gelehrten Pater *Vito Amico.* Catan. 1740.

CATANIA [1]) oder **CATANEA**, eine Intendantur von Sicilien, welche Theile des Val di Demona und Val di Mazzara, nebst dem ganzen Ätna umfaßt und von dem Messinesischen, Palermitanischen, Syrakusischen, Calatanisetta und in Osten von dem jonischen Meere begränzt wird. Sie zerfällt in 3 Distrikte, Catania, Calkagirone und Nicosia, und zählt 289,406 Einw.

Die Hauptstadt Catania, mit Palermo und Messina die wichtigste, volkreichste und schönste der Insel, so viel sie auch durch Erdbeben und Ausbrüche des benachbarten Vulkans gelitten hat. Über ihre physische und polit. Geschichte ist in dem Artikel Catana gesprochen worden. Sie liegt (Br. 37° 29′ 30″ und L. 32° 58′) in einer der fruchtbarsten Ebenen von vulkanischem Boden (Chiana di Catania) am südöstlichen Fuße des Ätna, von welchem aus die Spuren zweier großer Lavaströme (von 1669) sich bis an die Stadt verfolgen lassen, und reicht bis an das Meer. Ein eigentlicher Hafen fehlt ihr aber, da der Molo desselben, oft durch Lavaströme zerstört, nicht ganz wieder hergestellt worden ist, und eine Rhede von einem Kastell geschützt, muß als Landungsplatz dienen. C. ist seit dem Erdbeben von 1693 fast ganz neu und daher sehr regelmäßig aufgebaut worden, und zeichnet sich durch breite, schnurgerade, mit Lava gepflasterte Straßen, große Plätze, prächtige Kirchen u. Paläste und gleiche Architektur der Häuser aus, welche meist zweistökkig und zum Theil mit Säulen und Pilastern geschmückt sind. Der Marktplatz, ein regelmäßiges Viereck mit Prachtgebäuden und marmornen Säulengängen, der Domplatz mit einem Obelisken aus ägyptischem Granit und einem aus Lava gehauenen Elephanten, dem Symbol der Stadt (beides Antiquitäten), der Molo mit dem biscarischen Palast und die Hauptstraße della Colonna, welche die Stadt in zwei Theile zerschneidet, verdienen besondere Berücksichtigung. Catania ist ummauert, hat vier Hauptthore, ein Schloß und außer der prachtvollen Kathedrale, der größten und schönsten neuerer Architektur auf der Insel, welche die berühmten Reliquien der heil. Agatha enthält, eine übermäßige Anzahl von Kirchen und Klöstern und damit verbundenen Anstalten. Das alte Benediktinerkloster vor der Stadt, genant di S. Nicolò d'Arena ist das merkwürdigste darunter. Dieselbe Brüderschaft hat auch ein Kloster in der Stadt mit einem Museum, einer Bibliothek und einer guten Orgel. Von den gemeinnützigen und wissenschaftlichen Gebäuden und Anstalten der Stadt sind zu nennen: mehre Hospitäler, Konservatorien, Waisenhäuser, 5 große Kornmagazine, eine Universität mit 4 Fakultäten, einer Bibliothek und andern Samlungen, ein adeliges Kollegium, ein Kollegium der schönen Künste, das Museum des Fürsten Biscari [2]), ein Naturalienkabinet, die Akademie der Ätnäer, ein Theater 2c. Die Zahl der Gebäude beträgt 4160, und der Einwohner gegen 45,000, obgleich in Catania selbst viel mehr angegeben werden.

Catania, als Hauptort der Provinz, ist der Sitz der Distriktsbehörden, und eines Appellationshofes, die Residenz des Bischofs und des Großpriors des Johanniterordens und eine der betriebsamsten und lebendigsten Städte der Insel. Besonders bedeutend sind ihre Seidenwebereien, Linnenmanufakturen, Wachsbleichen, Lakritzensaftsiedereien, Ölpressen 2c. Der Handel führt die Früchte der Ebene, Wein, Öl, Reis, Süßholz, Potasche und von Getreide vorzüglich Gerste aus. Einen eigenen Erwerbzweig bildet auch die Verfertigung kleinerer und größerer Waren aus Bernstein, Lava, Marmor und Holz [3]). (*W. Müller.*)

CATANZARO, Distrikt u. Hauptort desselben in der neapol. Provinz Calabria ulteriore II., und zugleich erste Stadt der ganzen Provinz, Sitz eines Civiltribunals, Criminalhofes, Appellationsgerichts u. Bisthums. Es liegt auf einer Anhöhe zwischen den Flüssen Alli und Corace, nicht weit vom Meerbusen von Squillace, und zählt gegen 11,500 Einw., welche einen lebhaften Handel mit den Produkten ihrer Feldmark und den Arbeiten ihrer Fabriken und Manufakturen treiben. Unter diesen sind die Seidenwebereien die bedeutendsten, und auch der Sammet von Catanzaro wird geschätzt. Unter den öffentlichen Anstalten der Stadt sind zu erwähnen ein Lyceum, ein adeliges Erziehungsinstitut, ein Findlingshaus und 2 Hospitäler. (*W. Müller.*)

CATAPHRACTUS. Eine von Bloch aufgestellte, von der Linné'schen Gattung Silurus getrente Fischgattung, die sich von den übrigen Bauchflossern, und von ihren Mitgattungen in der Dumerilschen Familie der Hoplophoren — wohin sie gehört — dadurch vorzüglich charakteristisch unterscheidet, daß sie die Seiten des Körpers mit rippenförmigen, knochigen Platten bedeckt, und den Mund an dem Ende der gewöhnlich mit Bartfäden versehenen Schnauze befindlich hat. — In der knochigen Bedeckung des Körpers findet ein Unterschied Statt. Entweder sie besteht aus 4 Abtheilungen vieler hinter einander stehender Knochenplatten, von oben beschriebener Art, die den ganzen Mittelkörper (nämlich außer Kopf und Schwanz) bedecken, und in der Gegend der Seitenlinie, wo sich von oben und von unten auf jeder Seite diese Knochen berühren, eine längliche eingedrückte Stelle verursachen: wohin folgende Arten gehören, die bei Lacépède und Cuvier eigentlich Cataphractus heißen: 1) C. *callichthys* Bloch. tab. 377. f. 1. Silurus c. L. In den süßen Wässern beider Indien, 8 Zoll lang. 2) C. *punctatus* Bloch. tab. 377. f. 2. In Surinam; 4 Zoll lang. Oder diese Platten, die hier etwas breiter und stärker sind, bedecken nur den der Seitenlinie

1) Vgl. Catana.

2) Descrizione del Museo d' Antiquaria e del Gabinetto d'Istoria naturale di s. Ecc. il Sign. Principe di Biscari, Ignacio Paterno Castello fatta dall' Abbato *Domen. Sestini*, Acad. Fior. 1776. 8. Vgl. Bernoulli's Zusätze zu Volkmann. Th. III. S. 327 ff. Die Verdienste dieses Fürsten Biscari um Catania sind sehr groß. Stolberg sagt in seiner Reise von ihm (Werke. B. 9. S. 233.) „Er war ein Wohlthäter seiner Mitbürger, ein Freund der Musen und der Fremdlinge Gastfreund." Die Alterthümer und Naturgeschichte von Catania verdanken ihm theils Erhaltung, theils Erläuterung, theils Entdeckung ihrer bedeutendsten Überbleibsel und Produkte. Merkwürdig ist auch seine auf der Lava von 1669 angelegte Villa an einem Arme des Guidicello. Vgl. Catana.

3) S. außer den unter Catana angeführten Reisebeschreibungen: Hassel's Erdbeschreibung der helvet. Eidgen. u. der Halbinsel Italien. S. 872 ff.

zunächst liegenden Körpertheil nach oben und nach unten, und bilden in der Seitenliniengegend starke, rückwärts gekrümmte Stacheln, wohin die übrigen Arten bei Bloch, die Lacépède Doras nent, gehören: 3) C. *americanus* Bl. I. tab. 28. Silurus cataphractus *L.* In Amerika, einen Fuß lang. 4) C. *costatus* Bl. tab. 376. Silurus costatus *L.* In Ostindien und Südamerika. 5) C. *carinatus* Bl. Silur. carinat. *L.* Sonst haben beide Abtheilungen noch den von oben her platt gedrückten Kopf, oben mit einem Knochenschilde bedeckt. Die Brustflossen und die erste Rückenflosse sind jede nach vorn mit einem sehr starken nackten Knochenstrahl versehen, der vorn gestachelt ist. Die zweite Rückenflosse ist nur einstrahlig oder gar fettig, die Bauch- und die Afterflossen ziemlich klein, alle Flossen weichstrahlig. Der Körper nicht so dick, als der Kopf. — Hieher gehören auch noch zwei von Lacépède beschriebene Gattungen, welche beide in den Haupteigenschaften mit Bloch's Gattung Cataphractus übereinkommen. *Pogonathus* unterscheidet sich vorzüglich dadurch, daß die zweite Rückenflosse mehrstrahlig ist. Jeder Strahl der ersten Rückenflosse stellt einen Stachel dar, aber weder diese, noch die Stacheln der Brustflosse, sind, wie bei den letzten Abtheilungen, gezähnelt. Lacépède führt 2 Arten auf, die beide von Commerson entdeckt, und nach seinem Manuscript bestimt sind. — 6) C. *curbina* n. Pog. c. *Lacép.* 7) C. *auratus* n. Pog. aur. *Lacép.* — *Corydoras* unterscheidet sich durch den Mangel der Zähne, die bisher immer da waren; durch den Abgang der Bartfäden; durch die zwei Strahlen der zweiten Rückenflosse. Der zweite Strahl der ersten Rückenflosse ist auf einer Seite gezähnelt. Der erste Strahl der Brustflossen ist mit sehr kleinen, erhabenen Punkten besetzt. Über jeder Brustflosse eine große Platte. Lacépède nent nur eine Art. 8) C. *Geoffroi* n. Cor. G. *Lacép.* Alle diese Fische unserer Gattung Cataphractus, haben die Haut des Körpers mit vielem Schleim überzogen, und sind bloß Süßwasserfische. (*Lichtenstein.*)

Cataplasma, s. Umschlag.

CATAPODES (franz. Catopes), so nent Dumeril das zweite Flossenpaar, die Bauchflossen. (*Lichtenstein.*)

Cataputiae min. sem., s. unter Euphorbia.

Cataract, s. Staar, grauer.

Cataraqui, s. Lorenz.

Catarrhacta, s. Lestris.

Catarrhactes, s. Aptenodytes.

CATURROYA, Villa in der span. Provinz Valencia, Gobierno de Alcira, am Albufera, mit 3000 Einw., die sich meistens von der Fischerei auf dem See nähren und vielen Reis bauen. (*Stein.*)

CATASCOPUS (Entomologie). Eine von Kirby (Transact. of the Linn. Society of London XIV. p. 98.) errichtete Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer und der Unterabtheilung mit abgestutzten Deckschilden. Ihre Kennzeichen sind: Taster mit walzigem Endgliede; Fühler kurz, fadenförmig; Lefze vorgestreckt, ausgerandet, die Kinnbacken fast ganz bedeckend; Kopf beinahe dreieckig; Halsschild kurz, ziemlich herzförmig; Deckschilde flach, länglich viereckig, an der Spitze scharf ausgerandet. Die beiden bis jetzt bekanten und von Dejean (Species général. des Coleoptères Tom. I. p. 329.) beschriebenen Arten sind in Ostindien einheimisch. (*Germar.*)

CATAUGHQUE, Grafschaft im nordamer. State Newyork, die ihren Namen von einem Flusse hat, der dem Eriesee zugeht, und auch einen gleichn., 3¼ Meile langen, ½ Meilen breiten Binnensee hat. Sie hat 8 Ortschaften, 1820 mit 12,568 Einw. Der gleichn. Hauptort liegt am See, und hatte 1810 1039 Einw. Durch diese Grafschaft geht der Tengeplatz, der die Güter vom French River des Alleghany auf den Eriesee schafft. (*Hassel.*)

CATAWBAS, ein Indianerstamm im nordamer. State Südcarolina, den Adelung unter die Chactaws oder Schaktaer klassifizirt. Es ist ein geringer Überrest, der, 450 Köpfe stark, an der Catawba im Distrikte York ein Reservatgebiet von 10¼ □Meilen bewohnt, und neben Jagd und Fischerei sich von einem geringen Mais- und Patatenbau nährt. (*Hassel.*)

CATEAU CAMBRESIS, Stadt im Bez. Cambrai des franz. Dep. Norden. (50° 6′ 15″ Br. u. 21° 12′ 41″ L.) an der Sette. Sie hat 1 bischöfl. Palast, 3 Kirchen, 1 Hospital, 741 Häuser und 4133 Einw., die Leder, Batist, Linon und Stärke verfertigen, und besuchte Märkte halten. Hier wird das feinste Spitzengarn verfertigt, wovon wol das Pfund mit 100 Louisd'or bezahlt ist, und Cateau gilt für den vornehmsten Zwirnmarkt in ganz Frankreich. 1559 wurde hier ein Frieden zwischen Frankreich und Spanien geschlossen, und 1642 die Franzosen von den Spaniern besiegt. (*Hassel.*)

CATECHU, Cachou (Cad-Indi), Catechusaft (fälschlich japanische Erde), Succus, s. Extractum Catechu, ist das trockene Extract der Arekanuß (s. oben Areca Note *). Viel davon bereitet man in Mysore, in der Gegend von Sirah, in einigen Landstrichen des nördlichen Cirkars, und der südlichen Küste von Coromandel, hier in 2 Sorten, dem Cassu, einer sehr, und dem Courry, einer wenig zusammenziehenden, dagegen etwas süßlichen Sorte, die von den Betelkauern vorgezogen wird, (vgl. Betel), folgender Maßen: die Arekanüsse werden, wie sie vom Baume kommen, einige Stunden lang mit Wasser in einem eisernen Kessel gekocht, und dann herausgenommen; der flüssige Rückstand liefert durch Einkochen das schwarze, gewöhnlich mit Reishülsen ꝛc. verunreinigte Cassu. Die getrockneten Nüsse kocht man abermals mit Wasser aus, und das daraus durch Eindicken erhaltene gelblich braune, reine, im Bruche feinerdige Extract ist das Courry. — Nach Andern soll das Catechu aus dem zerkleinerten Holze und der Rinde von Mimosa Catechu in Ostindien oberhalb Bengalen, oder auch zu Malacca und in andern Gegenden der östlichen Küste aus den Blättern einer Art Nauclea durch Auskochen mit Wasser und Eindicken des Absuds in der Sonnenwärme gewonnen werden. Folgende Pflanzen sind nach Heyne vorzüglich geeignet, Catechu zu geben: Cassia auriculata in Indien; weniger ergiebig ist Cassia fistula, mehr Cassia orientalis; ferner Mimosa arabica *Roxburg.*, dessen Mim. leucophloea, Mim. odorata und nilotica, Melia Azedarach u. a. Davy unterscheidet 2 Arten Catechu: die feste von Bombai,

durchaus gleichförmige, braunrothe, von 1,99 specif. Gewicht, und die zweite schlechtere Art aus Bengalen, welche zerreiblicher, außen chokoladenfarbig, im Bruch aber chokoladenfarben und braunroth geadert, im Mittel 1,18 specif. schwer ist, und gewöhnlich in unsern Officinen vorkomt. Chemisch kommen beide Arten mit einander überein. Verwerflich ist das sehr bestäubte, mit Holzsplittern vermengte, an die Zunge klebende, sich im Munde nur unvollkommen lösende, beim öftern Ausziehen mit Wasser mehr als $\frac{1}{11}$ — $\frac{1}{17}$ sandig-erdigen Rückstand hinterlassende, und im Feuer nicht fast ganz sich verzehrende Catechu. Nach Davy gaben:

100 Grane Catechu von Bombai		100 Cat. von Bengalen	
Gärbstoff	109	Gärbstoff	97
Extractivst. eigenth. (s. unten Catechustoff)	68	Extractivst.	73
Schleim eigenthüml.	13	Schleim	16
Rückstand	10	Rückstand	14
	200		200

Nach Trommsdorff erhält man aus 960 Gran:
adstringir. Stoff (s. Catechustoff) . . . 680 Gr.
Gummi . . . . 240 „
Holzfaser und zufällige Bestandtheile . . . . 40 „

Schwacher Weingeist muß das Catechu ganz auflösen, dieses aber mit der Eisenvitriolauflösung eine schön dunkelgrüne Farbenveränderung hervorbringen, wogegen der Galläpfelauszug eine schön dunkelblaue bildet. Als ein mildes, weniger bloß gärbendes, und doch sehr wirksames Adstringens komt es bei den Ägyptern zu mehren adstringirenden und magenstärkenden Mitteln, und wird auch gegen übelriechenden Athem von ihnen gekaut. Wir gebrauchen es bei Erschlaffung des Darmkanals, und davon herrührenden chron. Durchfällen und Ruhren; in der Bleikolik, bei abnormer Schleimabsonderung in der Harnblase und beim Nachtripper, innerlich zu 6 — 12 Gr. in Pulver, oder in einem aromat. Wasser aufgelöst, oder das Extract oder die Tinctur desselben. Häufiger dient es äußerlich zu Einspritzungen beim weißen Flusse und Nachtripper mit Wasser aufgelöst, mit Kalkwasser bei unwillkürlichem Harnabgang, in Klystieren bei großer Erschlaffung des Darmkanals, die wässerige Auflösung oder die Tinctur zur Stillung der Blutungen, zur Heilung schlaffer, schwammiger, scorbutischer Geschwüre überhaupt, und solcher Mundgeschwüre insbesondere. Am meisten setzt man es zu Zahnarzneien bei erschlafftem, leicht blutendem oder eiterndem Zahnfleische. Präparate davon sind: Infusum Catechu Edinb. zu ½ — 1½ Unze alle 2 Stunden bei Schlaffheit des Darmkanals innerlich; Tinctura Cat. Edinb., Lipp., Lond. et Bor. innerlich zu 30 — 50 Tropfen; häufiger äußerlich, wie die Tinct. gingivalis balsam. Wirtemb. bei schlaffen Geschwüren, Zahnfleisch- und Mundkrankheiten, auch als Zusatz zu Gurgelwassern; Electuar. Cat. Edinb. und Elect. gingivale Lipp. bloß äußerlich, wie oben. — Trochisci Cat. oder Muscerdae Wirt., vorzüglich mit wohlriechenden Substanzen versetzt, entbehrlich *). Technisch benutzen die Chinesen das Catechu, so wie die Arecafrüchte, um ihre Farben haltbarer zu machen.

(*Th. Schreger.*)

CATECHUSTOFF, ein dem Krapp-Pigment ähnlicher, nach Davy ꝛc. eigenthümlicher Stoff, den man ziemlich rein erhält, wenn man das fein gepulverte Catechu mit Wasser so lange auszieht, bis die letzten Aufgüsse nicht mehr die Leimauflösung fällen. Rein hat er eine blasse, in schwaches Braunroth fallende Farbe, ist ohne merklichen Geruch, von schwach zusammenziehendem, hinterdrein süßlichem Geschmack, der stärker, als beim Catechu, ausfällt. Er löst sich im Wasser weit weniger auf, als der Gärbstoff, leichter im heißen, als im kalten; die Auflösung ist anfangs braungelb, erhält aber an der Luft eine rothe Schattirung. Die starkbraune Auflösung in Alkohol bleibt unverändert an der Luft. Kalien bewirken eine glänzendere Farbe, aber ohne Niederschlag; auch durch Mineralsäuren wird die Auflösung nicht gefället. Die Auflösungen des schwefels. Eisenoxyds werden durch letztere schön grasgrün, und geben ein grünes Sediment, das an der Luft sich schwärzt. Salpetersaure Alaunerde und salzs. Zinn bringen eine schwache Trübung, aber salzs. Blei einen dicken, schwach braunen Niederschlag darin hervor. Durch trockene Destillation des Catechustoffes entsteht Kohlensäure, Kohlenwasserstoffgas und Wasser, welches etwas Essigsäure und unveränderten Stoff gelöst enthält. Mit Salpetersäure zog B. La Grange Sauerkleesäure nebst dem aus stickstoffhaltigen Substanzen durch Salpetersäure darstellbaren Welterschen Bitter aus. Übrigens möchte sich der Catechu- und Gärbstoff gegenseitig, wie die eigentliche Gallussäure und der Gärbstoff in den Galläpfeln ꝛc. verhalten, und zwar ersterer ein Analogon der Gallussäure vorstellen, nur läßt er sich nicht, wie diese, krystallisiren, und zeigt auch in seinen Reactionen mit den Basen einige Verschiedenheiten; auf der andern Seite nähert er sich wieder dem Bitterstoffe der adstringirenden bittern Rinden ꝛc. (s. oben Bitterstoff). (*Th. Schreger.*)

CATEL (Guillaume de), Parlamentsrath zu Toulouse, wo er 1560 geboren war, und wo sein Vater und Großvater, aus einer schottländischen adeligen Familie abstammend, dieselbe Würde bekleideten. Nachdem er in Paris studirt hatte, verwaltete er sein Amt mit vielem Ansehen, bis er den 5. October 1626 starb. Ein sehr sorgfältiger, genauer und gründlicher Geschichtsforscher, und der erste, der die Geschichte von Toulouse und Languedoc aus Urkunden und alten Chroniken bearbeitete, die benutzten Quellen wörtlich anführte, und durch sein Beispiel ein sorgfältigeres Quellenstudium veranlaßte: Histoire des comtes de Tolose. Tolos. 1623. fol. m. Kpf. (fängt mit dem Jahr 710 n. Chr. Geb. an, und endigt mit 1271, in welchem Jahr die Grafschaft Toulouse mit der Krone vereinigt wurde). Mémoires de l'histoire du Languedoc, curieusement et fidelement recueillis de divers autheurs grecs, latins, françois et

*) Vgl. *Hagedorn* Lib. d. Catechu. Jen. 1679. 8. — *Boulduc* in Mém. de l'Ac. d. Sc. d. Paris. 1709. p. 208. — *A. J. Kirsten* de Areca Indorum. Altenburg. 1739. 8. — Trommsdorff in dess. Journ. der Pharm. II. S. 60. — Davy in Gehlens neuem Journ. d. Ch. IV. S. 362. — *Bouillon La Grange*. Ebendas. VI. S. 246 — 248. — *Du Petit Thouars* in d. Berl. Jahrb. d. Pharm. 1806. S. 1. ꝛc.

espagnols etc. Tolos. 1633. fol. (unvollendet, nach des Verfassers Tode von seinem Neffen, und Nachfolger in seinem Amte, herausgegeben). Beide Werke, in denen der Vortrag wenig Anziehendes hat, gehören zu den seltenen †). (*Baur.*)

CATELET (le), Marktflecken im Bez. S. Quentin des franz. Dep. Aisne, an einem Kanale des Torrens, hat 380 Einwohner, und war einst eine kleine Festung. (*Hassel.*)

CATEPHIA, Name einer von Ochsenheimer [1]) aus der Linné'schen Gattung Phalaena noctua gesonderten Schmetterlingsgattung. Die Gattungsmerkmale und die Ableitung des Namens sind noch nicht mitgetheilt. Die beiden, in diese Gattung aufgenommenen Arten, die Cath. Leucomelas [2]), und Cath. Alchymista [3]), sind beide Europäer. (*Zincken genannt Sommer.*)

Cateretes, s. Nitidula.

CATESBAEA, eine Pflanzen-Gattung, nach Marcus Catesby (s. folg. Art.) so genant, gehört zur natürlichen Familie der Rubiaceen und der 4. Linné'schen Klasse. Char. Viertheiliger Kelch. Trichterförmige Corolle mit viertheiligem Saum. Sehr lange Staubfäden. Zweifächerige Beere. Fünf bekante Arten, wozu auch Cimbonia spinosa *Vavass.* gehört, wachsen in Westindien. (*Sprengel.*)

CATESBY (Marcus), ein berühmter englischer Naturforscher, 1680 geboren. Schon im jugendlichen Alter äußerte sich seine entschiedene Neigung zu naturhistorischen Untersuchungen, und um diese zu befriedigen reiste er 1712 nach Virginien, von wo er erst 1719 mit einer reichen Ausbeute an Naturmerkwürdigkeiten zurückkam. Zum zweiten Mal verließ er sein Vaterland 1722, besuchte Carolina, Florida und die Bahama-Inseln, und fing nach seiner Rückkunft 1726 an, seine reichen Samlungen und Entdeckungen zum gemeinen Nutzen zu bearbeiten. So erhielt die Welt ein in jeder Hinsicht reichhaltiges Prachtwerk, dergleichen in England zuvor nicht erschienen war, unter dem Titel: The natural history of Carolina, Florida and the Bahama Islands, containing the figures of birds, beasts, fishes, serpents, insects and plants. Together with their descriptions in English and French. To which are added observations on the air, soil and waters, with remarks upon agriculture, grain, pulse, root etc. Lond. 1731 — 1743. Vol. II. gr. fol. Appendix to the natural hist. of Carolina. Ib. 1748. gr. fol., zusammen 220 Kupfertafeln, wovon die meisten eine Pflanze und ein Thier vorstellen, von Catesby selbst gezeichnet und prachtvoll illuminirt *). Eine zweite, ebenfalls sehr schöne, aber doch der ersten nachstehende, von G. Edwards besorgte Ausgabe, mit eben so viel Kupfern, erschien zu London 1754 in 2 Bdn. gr. Fol., und eine dritte, ebend. 1771, 2 Bde. gr. Fol. mit 220 Kpf. und einer Karte; auch Paris 1764, in 2 Fol. B. Teutsch, im Auszuge und ohne Kpf. von J. Ch. Huth. Nürnb. 1756, Fol.; dagegen haben zwei Kupferstecher in Nürnberg, N. F. Eisenberger und G. Lichtenberger, Catesby's Abbildungen von Fischen, Schlangen, Insekten und einigen andern Thieren, so wie auch von einigen Pflanzen, nachgestochen, illuminirt und in verschiedenen Fasckeln, Nürnb. 1750 ff. Fol. mit 83 Kpf., bekant gemacht. Die Vögel hat der nürnbergische Kupferstecher F. M. Seligmann besonders herausgegeben. Außer diesem Werke hat man von Catesby einen Hortus Europae Americanus, or a collection of 85 various trees and shrubs, the produce of north America, adapted to the climates and soils of Greatbritain, Ireland and most parts of Europe. Lond. 1767. gr. 4. mit 17 ill. Kpf.; vorher unter dem Titel: Hortus Britannico-Americanus. Ib. 1763. fol. mit 17 ill. Kpf., und im 44. Bd. der Transact. philos. findet man von ihm eine Abhandlung über die Wanderungen der Zugvögel. Er war ein Mitglied der königl. Societät zu London, und starb am 3. Januar 1750. Linné legte einer besondern Pflanzengattung den Namen Catesbaea bei **). (*Baur.*)

Catha *Forsk.*, s. Celastrus.

Cathammistes, s. Georissus.

CATHARINA †), 1) eine Landschaft im Umfange des Reichs Loango. Sie liegt im S. von Kap Lopez, am Vorgebirge und der Bucht gleiches Namens, und wird von Negern bewohnt, die als sehr bösartig geschildert werden. Ihr Häuptling soll unabhängig von Cacongo und Loango seyn. — 2) Ein Eiland an der Küste des nordamer. Stats Georgia, zur Grafsch. Liberty gehörig, zwischen dem Catharina- und Stapelosunde, voller Marschen, aber reich an Reise, und bewohnt. (*Hassel.*)

CATHARINEA, nante Ehrhart, der russischen Kaiserin Katharina II. zu Ehren, ein Moos, Polytrichum undulatum *L.*, weil dessen Haube nicht, wie bei andern Arten, ganz behaart ist, sondern ihm kahl erschien. Allein allerdings sind an der Spitze der Haube feine Härchen. Wollte man diese unnatürliche Trennung gelten lassen: so würde auch Polytrichum hercynicum *Hedw.* und glabratum *Wahlenb.* hieher gehören. (*Sprengel.*)

CATHARINUS (Ambrosius), ein scholastischer Theolog und Polemiker, hieß eigentlich Lancelot Politi, und war aus einer angesehenen Familie, 1487 zu Siena geboren. Schon in seinem 16. Jahre wurde er in seiner Vaterstadt Doctor der Rechte, besuchte darauf mehre Universitäten in Italien und Frankreich, lehrte seit

---

†) (Baumgartens) Nachr. von einer hall. Bibl. 2 Th. 284. *Clement* bibl. cur. T. VI. 416. *Meusel* bibl. hist. Vol. X. P. 1, 5 et 11. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Villenave). Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 589.

1) S. Schmetterlinge von Europa, Bd. IV, S. 94. 2) Hübner's Samml. europ. Schmett. Noct. Tab. 62, fig. 304. 3) Hübner a. a. O. fig. 303.

*) „Universo operi sive studium, sive artem, sive externum ornatum angl. edit. respicias, nil quicquam deest, nisi quod character plantarum vel prorsus omittatur, vel debita perspicuitate non proponatur," sagt Böhmer in de Biblioth. script. hist. natural. Vol. I. p. 744. Vgl. die Acta erudit. 1734. p. 193., und das Commerc. Norimb. 1734. p. 278.; 1744. p. 81. **) S. *Meusel* bibl. hist. Vol. III. P. I. 392. Biogr. univ. T. VII. (von du Petit-Thouars). Vgl. den vorhergeh. Artikel.

†) Die übrigen Art. Catharina und die mit C zusammengesetzten Namen folgen im K. (*H.*)

seinem 25. Jahre zu Siena und auf andern Universitäten das bürgerliche Recht, trat aber im 34. Lebensjahre zu Florenz in den Dominikanerorden, und nante sich nun Ambr. Catharinus. Er begleitete 1545 den Kardinal del Monte, nachmaligen Papst Julius III., als sein Theolog, auf die tridentinische Synode, wurde 1546 Bischof zu Minori im Neapolitanischen, 1551 Erzbischof zu Corpa in eben diesem Königreiche, und starb in Rom den 8. November 1553. Er war ein gelehrter und selbstdenkender, aber auch im hohen Grade streitsüchtiger Theolog, nicht bloß gegen die sogenanten Ketzer, sondern auch gegen verehrte Theologen seiner Kirche, namentlich den Kardinal Cajetan, den ehrwürdigen Savonarola, und andere seiner Ordensbrüder. Ueber manche dogmatische Lehren seiner Kirche äußerte er sich mit vieler Freimüthigkeit, bekümmerte sich nichts um das Ansehen des heil. Augustinus und des heil. Thomas, widersprach ihren und anderer berühmter Kirchenlehrer Behauptungen mit vieler Dreistigkeit, äußerte selbst allerlei paradoxe, seltsame und unhaltbare Meinungen über dogmatische Fragen, verschwieg die Einwürfe der Gegner nicht, und widerlegte sie, so gut er es vermochte. Eine literarisch-genaue Angabe seiner vielen dogmatischen, polemischen und exegetischen Schriften und Abhandlungen, die sich weder durch Methode noch Stil empfehlen, würde hier zu vielen Raum einnehmen. Die bemerkenswerthesten sind: Enarrationes in Genesin. Rom. 1552. fol. Commentaria in epistolas Pauli. Ven. 1551. fol. Tr. de conceptione b. virginis. De providentia et praescientia Dei. De coelibatu adversus Erasmum. Libri V adversus M. Lutherum. Discorso contra le profezie di Fra Girolamo Savonarola. Mehre seiner Abhandlungen erschienen gesammelt: Opuscula. Lugd. 1542. 4. Er soll auch Verfasser des sehr seltenen Buches seyn: Rimedio della pestilente dottrina d'Ochino. Rom. 1544. 8. †). (*Baur.*)

Catharista und Cathartes, s. Vultur.

CATI, (16° 40′ L. 40° 20′ B.), Villa in der span. Prov. Valencia, Governo de Morilla, mit 2000 Einw., die auf 200 Stühlen Band weben. (*Stein.*)

CATILINA (Lucius Sergius). Nicht leicht ist ein Name, als Ausbund aller menschlichen Verworfenheit und eines bösen Bürgers, berüchtigter geworden, als das Andenken dieses römischen Revolutionärs. Allerdings auch lassen die einzelen Züge, in welchen die Geschichte uns sein Bild aufbehalten hat, seinen tiefen Unwerth als Mensch und als Statsmann, neben großen und ausgezeichneten Naturgaben, nicht bezweifeln: doch darf hiebei billig nicht außer Acht gelassen werden, daß uns die bedeutendsten Pinselstriche zu diesem geschichtlichen Charakter von der Hand Cicero's, seines großen politischen Gegners und Obsiegers, gegeben werden, und daß es bei weitem weniger die blutigen Gewaltthaten, über denen Catilina und sein Anhang brüteten, waren (denn Rom hatte deren unter Marius und Sulla unlängst erst nicht geringere erlebt und geduldet), was eine so allgemeine Erbitterung gegen ihn aufregte, — weniger sein moralischer Unwerth (denn unzählige Römer seiner verderbten Zeit standen in dieser Hinsicht auf keiner höhern Stufe), als die deutlich hervorschimmernde Tendenz der Statsumwälzung, die er herbeizuführen gedachte, und die jedem, in den althergebrachten politischen Ideen sich bewegenden Römer als unerhört und verrucht erscheinen mußte. Alle Zuckungen, in welchen sich seither der römische Stat gewunden, und wie blutig und zerstörend auch ihre Folgen zu Tage lagen, waren dennoch nur reine Parteikämpfe gewesen, durch welche die große Frage über politische Geltung zwischen Optimaten und Volk der Entscheidung näher gebracht werden sollte. Auch Marius und Sulla hatten um nichts Anderes gekämpft und wechselsweise gemordet, als diesen Sieg ihrer Partei zuzuwenden, bis sich zuletzt das Glück entschieden für die Sache der Patricier erklärte; und nur von dem Unmuth der niedergehaltenen Marianer mochten diese einige neue Anstrengungen besorgen, ihnen die Gewalt im State wieder abzuringen; doch wenig waren sie darauf gefaßt, plötzlich eine dritte tollkühne Partei in ihrem eigenen Schoße auftauchen und sich mit eben so verwegenen Plebejern verbünden zu sehen, um, mit Beseitigung aller bisherigen politischen Grundsätze, und nur die Antriebe einer rücksichtlosen Eigensucht beachtend, über Freund wie über Feind hinweg, sich der Herrschaft zu bemächtigen und eine völlig neue Ordnung der Dinge in's Leben zu rufen. Ein solcher Vernichtungsplan mußte freilich jeden Römer gerade um so viel mehr, als er Parteimann (gleichviel von welcher Farbe) war, mit Abscheu und Entsetzen gegen seinen Urheber erfüllen und einen bleibenden Makel an dessen Namen heften.

Sein Zuname „Catilina" läßt mehre, obwol ungewisse Herleitungen zu und war ihm persönlich; sein Geschlecht, das Sergische, stand von Alters her unter den ersten und geachtetsten der Patricier, obwol seine Glücksumstände vom Vater her, noch mehr aber durch sein zügelloses und verschwenderisches Leben, nur dürftig gewesen zu seyn scheinen. Die Zeit seiner Geburt mag in das Jahr 644 nach R. Erb. fallen. Seine Jugend verging in allen Arten von Ausschweifungen und Lastern; und so befremdet es um so weniger, ihn bereits in der blutigen Zeit von Sulla's Proscriptionen die Rolle eines der geschäftigsten Mörder im Dienste des Dictators übernehmen zu sehen. Sein eigener Bruder fühlte zuerst seinen Dolch und ward erst nachträglich in die Rolle der Geächteten eingetragen. Sulla fand aber auch in der That an ihm ein so taugsames Werkzeug, daß er ihn ausdrücklich an die Spitze eines Trupps Gallier stellte, welche dieß Henkergeschäft im weitesten Umfange trieben. Noch aber verband Catilina mit diesem ehrlosen Amte eine Grausamkeit, die insonderheit in der Hinrichtung des M. Marias Gratidianus (s. diesen Art.) schier jedes gedenkbare Maß überstieg; badete sich gleichsam im Blute einer großen Anzahl der angesehensten römischen Ritter, und legte die eigene Hand an seinen Schwager Q. Cäcilius, der sich stets von allen politischen Umtrieben fern gehalten.

Ein notorischer Mädchenjäger, und selbst in unnatürliche Lüste versunken, reizte er eben sowol die schöne, aber sittenlose Aurelia Orestilla zum Morde ihres eigenen

†) *Miraeus* de scriptor. saec. XVI. *Ghilini* teatro d'uomini letterati. Mém. de *Niceron* T. XXXIV. 358. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Tabaraud).

Sohnes, der ihrer Verbindung mit dem Verführer im Wege zu stehen schien, als sein abgestumpfter Geschmack ihn endlich zu einem unerlaubten Verständniß mit der Vestalin Fabia trieb, aber ihn auch eben dadurch einer förmlichen Anklage aussetzte. Nur die nahe Verwandtschaft der unglücklichen Priesterin mit Cicero, und die besondere Verwendung des Q. Catulus, welche Catilina zu erschleichen wußte, vermochten es, den beiden Schuldigen die Lossprechung zu bewirken. Catilina's Geschmeidigkeit, jede Form anzunehmen, verbunden mit Heuchelei, Tücke und Hinterlist, so wie mit einer Kühnheit in Entwürfen und Wünschen, die sich Alles für erlaubt und Nichts für unerreichbar achtete, und unterstützt durch eine gewinnende Beredsamkeit, bildeten einen Charakter, dem es gelang, sich, trotz seines Verkehrs mit Allem, was es in Rom Berüchtigtes gab, scheinbar den wohldenkendsten Bürgern anzuschließen.

In die öffentliche Laufbahn trat er (677) als Quästor, und war, als Legat, an der Seite des Proconsuls C. Scribonius Curio in dessen thatenreichem Feldzuge in Macedonien, wo er ungezweifelte Proben seines Muthes, wie seiner kriegerischen Abhärtung und Ausdauer, ablegte. Zur Prätur gelangt (684), und dann im nächsten Jahre als Proprätor in die Provinz Afrika gesandt, offenbarte er hier bereits seine ungezügelte Raubsucht in so zahllosen und schreienden Erpressungen, daß sofort nach Beendigung seines Amtes (686) Abgeordnete der Provinz zur nachdrücklichen Beschwerdeführung in Rom erschienen und auch an P. Clodius Pulcher einen, wenn gleich nicht besser berüchtigten, Vertreter fanden, von welchem Catilina förmlich angeklagt wurde. Dennoch wagte es Dieser, sich unter die Bewerber um das Consulat für das nächste Jahr zu stellen, ward aber durch einen Beschluß des Senats zurückgewiesen, bis er sich von der, wider ihn erhobenen Anklage wegen Erpressung, gereinigt haben würde.

Allein die auch nunmehr wirklich erwählten neuen Consuln, P. Autronius Pätus und P. Cornelius Sulla, hatten bei ihrer Bewerbung sich so offenbarer Bestechlichkeit schuldig gemacht, daß sie unter eine ähnliche Anklage verfielen, und, als überführt, ihre Wahl vernichtet sehen mußten. Gleichheit ihres Geschicks und auch wol ihrer Gesinnungen führte, wenn nicht Beide, doch den Erstern, nunmehr mit Catilina zu einer engern Verbindung, welche muthmaßlich keinen andern Zweck haben konte, als ihre eigene schimpfliche Zurücksetzung durch gewaltsame und blutige Maßregeln zu rächen. Als entschiedener Theilnehmer an dieser ersten catilinarischen Verschwörung wird Cn. Calpurnius Piso, ein junger Mann, ganz seinem Vorbilde Catilina ähnlich, genant, welcher, im Begriff, als Quästor nach Hispanien abzugehen, die Sache der Verschwornen in jener Provinz fördern sollte. Zweifelhafter bleibt der Antheil, welchen M. Licinius Crassus und C. Julius Cäsar an diesem Unternehmen gehabt haben mögen; obwol die Begierde, sich, wenn nur schnell, auf jedem Wege zu Macht und Einfluß im State zu erheben, Beide zu einer solchen Annäherung nicht sehr bedenklich gemacht haben dürfte; zumal wenn es Grund hat, daß Jenem die Dictatur und Diesem die Würde seines Magister equitum zu Theil werden sollte. Der beabsichtigte Streich sollte in dem Augenblick ausgeführt werden, wo die neuen Consuln L. Aurelius Cotta und L. Manlius Torquatus ihr Amt antreten würden (1. Jan. 687), und mit ihrer, so wie mehrer Senatoren Ermordung beginnen. Allein den Bedroheten schien etwas von der obschwebenden Gefahr geahnet zu haben, und sie hatten sich aus Vorsicht mit Bewaffneten umgeben. Crassus kam an diesem Tage gar nicht zum Vorschein; Cäsar ließ es an dem verabredeten Zeichen fehlen, und es kam also auch zu keinem Ausbruche. Nicht glücklicher war der Erfolg am nächsten 5. Februar, wo das Versäumte wieder eingebracht und von Catilina selbst das Zeichen gegeben werden sollte. Denn wäre der Senat auch dießmal nicht gewarnt und auf seiner Hut gewesen, so mangelte es doch wiederum an dem gehörigen Einverständniß unter den Verschwornen selbst; Catilina's Wink erfolgte früher, als seine Gehilfen in der Curie beisammen waren, und die Anwesenden wagten es um so weniger, ihre Dolche zu zucken. Andrerseits schien die Gefahr groß genug, um ihr von Seiten des Senats durch strenge Maßregeln zu begegnen, wenn nicht ein Volkstribun seine Einrede dagegen geltend gemacht hätte. Ohnehin zerfiel nunmehr diese Verschwörung in sich selbst, da auch Piso bald darauf in Hispanien einem gewalsamen Tode unterlag.

Freilich hätte man glauben sollen, daß ein so schwarzer Verdacht, als hierin auf Catilina haften blieb, seine noch immer schwebende Anklage wegen Erpressung für ihn nur um so lastender habe machen müssen. Um so auffallender ist es, daß selbst der Consul Torquatus, das kaum erst ihm entronnene blutige Opfer, sich zu seinen Gunsten bei den Richtern verwandte; ja, daß sogar sein Ankläger Clodius, durch Bestechung gewonnen, es geflissentlich darauf anlegte, ihm durchzuhelfen; so wie er denn auch wirklich vom Gerichte losgesprochen wurde. Um so kühner hob nunmehr Catilina sein Haupt empor und war darauf bedacht, seinen Anhang auf alle Weise zu verstärken. Diese Zuversicht in seinem Beginnen ward auch keineswegs vermindert, als er sich, gleich im nächsten Jahre (688) zum dritten Male auf Leib und Leben angeklagt sah. Cäsar war so eben zum Judex quaestionis ernant worden, um gegen die Mörder aus der Zeit von Sulla's Proscriptionen gerichtlich zu verfahren; und mit Begierde hatte er diesen Auftrag übernommen, der so ganz dazu geeignet war, ihm neue Gunst beim Volke zu erwerben. Zahlreiche Verbrecher fanden hier endlich ihren verdienten Lohn; selbst Bellienus, Catilina's Oheim, entging, als Mörder des Lucretius Ofella, der Verurtheilung nicht. Tiefer jedoch, als irgend Einer, hatte der gleichfalls zur Verantwortung gezogene Catilina seine Hände in Blut getaucht, und ward dennoch — losgesprochen! In Ermangelung anderer Gründe, deren die Geschichte nicht gedenkt, muß also wol dieser unerwartete Erfolg der besondern Gunst des Richters zugeschrieben werden. Eben so wenig ist es ermittelt, ob sich Cicero in diesem Prozesse zu seinem Vertheidiger herlieh; wol aber, daß er hiezu, entweder von Catilina aufgefordert, oder aus eigenem Antriebe, gar nicht abgeneigt war; und um dieß begreiflich zu finden, bedarf es nur zu wissen, daß der berühmte Redner damit umging,

sich für das Jahr 689 um das Consulat zu bewerben, und daß Catilina, wenig abgeschreckt durch jenen frühern Fehlschlag, der gleichen Absicht keinesweges ein Hehl hatte. Konte demnach Cicero seine Lossprechung bewirken, so war auf seine Dankbarkeit und die Unterstützung seiner Freunde Crassus und Cäsar zu rechnen; erfolgte hingegen seine Verurtheilung, so war der Anwalt wenigstens eines unerwünschten Mitbewerbers entledigt, der eben sowol durch den Adel seines Hauses, als durch seine Kühnheit und Ränkesucht, ihm gefährlich zu werden drohte. Ungleich weniger war von noch fünf andern Nebenbuhlern, die zugleich mit ihm auftraten, zu fürchten. Nur C. Antonius Hybrida, der Sohn des Redners M. Antonius, gewann dadurch einige Bedeutung, daß er sich mit Catilina auf's Engste verband, um sich für ihren gemeinschaftlichen Zweck durch ihren Anhang gegenseitig zu unterstützen.

Unstreitig wollte Catilina das Consulat nicht als Zweck, sondern nur als Mittel zur Befriedigung einer schrankenlosen Ehr- und Genußsucht, und zur gänzlichen Umformung des Stats, wie ein solches letztes Ziel sie erfoderte. Er wartete darum auch nicht erst bis zur Entscheidung seiner Ansprüche auf jene Würde, um der Anhänger und Mitgehilfen immer Mehre um sich her zu sammeln; wenn sich gleich vermuthen läßt, daß im ersten Beginn seine Entwürfe nicht ganz die blutige Farbe trugen, in welche sie sich später, durch Widerstand und Vereitelung gereizt, je mehr und mehr kleideten. Durch alle Künste der Verführung hatte er theils Menschen seines Gelichters an sich gezogen, theils unbesonnene Jünglinge aus den ersten Geschlechtern zu allen Arten von Lastern verleitet, um sie sich gleich zu machen und sich ihre Selen zu verpfänden. Sein unruhiger Geist, sein Brüten über Unheil, seine Entzügelung aller wilden Leidenschaften theilte sich ihnen mehr oder weniger mit, und machte sie dadurch zu Werkzeugen seiner unbedingten Willkür. Aus den Municipal-Städten und Kolonien wußte er Sulla's alte Krieger an sich zu locken, die entweder ihre Beute längst durchgebracht hatten, oder sich in der jetzigen friedlichen Verfassung der Dinge unbehaglich fühlten. Auch Männer höhern Ranges, Senatoren und Plebejer, ließen sich tief genug mit ihm ein, um seinen Absichten, so viel er ihnen davon zu offenbaren für gut befand, mit Eifer beizutreten. Doch die eigentlichen Grundpfeiler dieser neuen Verschwörung, wenn sie gleich im Hintergrunde unsichtbar blieben, waren wol wiederum unter den angesehensten Männern Roms zu suchen, denen ein Pompejus, Lucullus und Catulus hindernd im Wege standen, um sich nicht, gleich ihnen, auf die erste Stufe von Macht, Reichthum und Ehre zu erheben; und Crassus sowol, als Cäsar, können von dem Verdachte, ihre Hand tief in diesem Anschlage mit verwickelt gehabt zu haben, nicht losgesprochen werden. Sehr möglich indeß, daß auch sie, sobald sie jenes Ziel erreicht, sich eines so lästigen oder selbst gefährlichen Werkzeugs, als Catilina ihnen dann werden mußte, auf die eine oder die andere Weise zu entledigen gesucht haben würden.

Zunächst gingen nun die Bestrebungen dieses Ehrsüchtigen dahin, sich durch diesen geheimen Bund des Consulats zu versichern und den schwachen und lenksamen Antonius zum Collegen zu gewinnen. Pompejus stand, mit den vorzüglichsten Streitkräften des Reichs, im fernen Orient, und war, nach Mithridates Besiegung, damit beschäftigt, Syrien in eine römische Provinz zu verwandeln. In ganz Italien gab es keine bedeutende Truppenmacht zu fürchten, die der Allgewalt eines unternehmenden Consuls eine Schranke gesetzt hätte. Alles hingegen, was sich in Rom durch den übertriebensten Luxus tief verschuldet fand, und nur in einer gänzlichen Umkehr der Dinge seine Rettung zu hoffen hatte, ließ sich schon im Voraus, als seiner Partei angehörig, betrachten. Und bedurfte es nächstdem noch eines sichern Rückhalts, so bot sich ihm Etrurien dar, das seit Sulla's Zeiten auf's Härteste bedrückt, nur seines Winkes zu warten schien, um die Fahne der Empörung aufzustecken.

Hielt nunmehr Catilina den Augenblick für gereift, oder ließ ihn das quälende Bewußtseyn seines colossalen Unterfangens die Ausführung beeilen: genug, er fand es nöthig, die Vertrauteren seines Bundes bereits in den ersten Tagen des Junius (688) heimlicher Weise bei sich zu versammeln. Unter ihnen waren eilf Senatoren, vier Ritter und noch manche andre Namen von Bedeutung, die sich zum Theil nur zeigten, um durch ihre Gegenwart der größeren Zahl der minder Eingeweiheten Muth zu machen. Namentlich mögen hier nur angeführt werden: P. Cornelius Lentulus Sura, Consul des Jahres 681, aber späterhin durch die Censoren aus dem Senat gestoßen, wohin ihm jetzt die Bewerbung um die Prätur den Rückweg bahnen sollte; P. Autronius Pätus, schon von jener frühern Verschwörung her Catilina's Verbündeter; zwei Gebrüder Sulla, Neffen des furchtbaren Dictators; L. Cassius, einer der dermaligen Candidaten zum Consulat; C. Cornelius Cethegus und Q. Curius, gleichfalls wegen seines ungeregelten Lebens der Senatorwürde entkleidet.

Die Rede, welche Sallust den Catilina an diese Versamlung halten läßt, war ganz darauf berechnet, Gemüther, denen ohnehin kaum noch irgend etwas heilig war, zur wildesten Leidenschaft zu entflammen. Er wies sie hin auf den Überfluß an Macht und Glücksgütern in den Händen einiger wenigen, vom Zufall begünstigten Gewalthaber, während sie, die Mehrzahl, zu gleichen Ansprüchen berechtigt, das schmähliche Loos der Dürftigkeit und Erniedrigung gezogen. Und doch stehe es nur bei ihnen, dieser Unbill des Glücks einen schnellen Wechsel zu geben und Gebieter zu seyn, wo sie so lange nur Knechte gewesen! Dazu nun erbot er sich ihnen zum Führer und Vorkämpfer; seine Ernennung zum Consulat aber werde die Vollbringung des großen Werks der zurückgeführten Freiheit verbürgen. Sein Aufruf blieb auch nicht ohne beifälligen Eindruck auf die Versamlung: doch fanden Manche seine Winke noch zu unbestimt und dunkel, als daß sie nicht noch nach einer nähern Erklärung verlangt hätten; und auch diese gab er ihnen zu ihrer vollen Befriedigung, indem er sie einen allgemeinen Schulden-Erlaß, Proscription der Reichen, Statsämter, Priesterwürden, Plünderung und Alles, was der Krieg dem Sieger nur gewähren kann in der Ferne erblicken

ließ. Ob er, wie wenigstens spätere Schriftsteller melden, diesen schwarzen Bund noch durch eine grause Cerimonie besiegelte, indem er die Genossen desselben einen furchtbaren Eid leisten und eine mit Wein und Menschenblut gefüllte Schale von Mund zu Munde umherreichen ließ, mag auf sich selbst beruhen bleiben.

Welche Maßregeln aber auch der Urheber dieser Verschwörung genommen haben mochte, sich das tiefste Geheimniß derselben zu sichern, so konte er doch nicht verhindern, daß nicht aus ihrem eigenen Schoße der Verrath hervorging, und so zum Theil sein eigenes Werk zerstörte. Q. Curius, der bereits oben genant worden, von so schwankendem und leichtsinnigem Charakter, daß er weder im Reden noch im Handeln einiges Maß zu halten wußte, buhlte zu gleicher Zeit um die Gunst einer gewissen, eben nicht wohlberüchtigten Fulvia, und vermaß sich so mancher Dinge und ließ von Zeit zu Zeit so bedeutende Winke fallen, daß es, wenn er gleich keine Namen nante, doch nicht verfehlen konte, ihre Aufmerksamkeit zu erregen; und nun gelang es ihrer Schlauheit nur um so leichter, den unvorsichtigen Prahler noch immer tiefer auszuholen. Aber auch Fulvia, wenn gleich ihre Quelle verbergend, war keinesweges über ihre Entdeckungen so verschwiegen, daß sich nicht die Gerüchte von einer, der Republik nahe bevorstehenden großen Gefahr immer weiter verbreitet haben sollten.

Niemanden vortheilte dieß mehr für seine Wünsche, als Cicero, dem sich, als homo novus, auf dem Wege zum Consulat noch bedeutende Schwierigkeiten entgegengestellt haben würden, wenn nicht die wohl erkante Mißlichkeit eines so bedrohlichen Zeitpunktes jeden kleinlichen Neid zum Schweigen gebracht und ihm die Stimmen aller Bessergesinten einmüthig zugewandt hätte. Er ward zuerst und von allen Centurien gewählt. Auch Catilina erhielt eine Menge von Stimmen, die ihm sein Anhang sicherte: doch schon getäuscht in der Hoffnung, Cicero von der Wahl gänzlich ausgeschlossen zu sehen, ward er es noch unendlich mehr, als es sich zuletzt ergab, daß auch C. Antonius ihm, mittels einer geringen Stimmenmehrheit, obgesiegt habe. Verschwunden war also abermals die Aussicht auf das Consulat und Alles, was er durch dasselbe noch ferner hatte erreichen wollen! Noch mehr: er hatte fortan in Cicero einen Feind zu bekämpfen, der ihm gerade auf jenem erhabenen Posten leicht am verderblichsten werden konte.

Indeß war Catilina der Mann nicht, sich in seinem kühnen Beginnen durch irgend einen Fehlschlag abschrecken zu lassen; wofern es überhaupt auch in seiner Lage möglich gewesen wäre, jetzt noch zurückzutreten. Nur seine Erbitterung stieg und machte ihn um so geneigter, keine auch noch so gewaltsame Maßregel von der Hand zu weisen. Was bisher auf dem constitutionellen Wege fruchtlos gesucht worden, sollte demnach auf dem Wege der rohen Gewalt verfolgt werden; und hiezu ward in's Geheim und auf allen Seiten das Erforderliche mit rastlosem Eifer vorbereitet. Was ihm oder seinen Freunden an eigenen oder aufgeborgten Geldmitteln zu Gebote stand, wurde dazu verwandt, seine Anhänger in den verschiedenen Gegenden der Halbinsel zu bewaffnen. Vor Allem jedoch setzte er sein Vertrauen auf einen altgedienten Centurio in Sulla's Heere, Namens C. Manlius oder Mallius, welcher zu Fäsulä in Hetrurien, wo er wohnte, seinen heimlichen Werbeplatz aufschlagen und eine Anzahl seiner frühern Kameraden zusammenbringen sollte, um auf Catilina's ersten Wink unter die Waffen zu treten. Nicht minder war in Rom selbst Vieles vorbereitet, um zur rechten Stunde keines der vielen, zur Ermordung bezeichneten Schlachtopfer zu verfehlen; und um alsdann die Bestürzung noch allgemeiner und den Schlag desto sicherer zu machen, sollte die Stadt an mehren Orten zugleich in Brand gesetzt werden. Denn Schonung irgend einer Art lag überhaupt nicht in den Berechnungen dieser Verschwörung.

Doch diese Entwürfe, je gewaltsamer sie waren, bedurften auch um so mehr der Zeit zur Reife, und es that Noth, sich durch immer neue Verbündete zu stärken. In allen Ständen ward, was mit dem Glücke zerfallen, was herz- und sittenlos, was neuerungssüchtig und mordlustig in Rom war, in diese Verbindung hineingezogen. Selbst eine bedeutende Zahl angesehener römischer Frauen, aber von beflecktem Rufe, ward gewonnen, um entweder ihre Männer zu stimmen, oder ihnen irgend sonst eine wirksame Rolle zuzutheilen, oder sie nöthigen Falls über Seite zu schaffen. Unter ihnen zeichnete sich vor Andern Sempronia, die Gemalin des D. Junius Brutus, eben sowol durch Schönheit, liebenswürdige Sitte, Kentnisse und Talente, als durch vollendetes Verderbniß und zügelloses Leben aus; würdig, sich als Spießgesellin neben Catilina zu stellen.

Je mehr indeß Dieser Werkzeuge zu seinem heillosen Unternehmen in Bereitschaft setzte, desto höher schwoll ihm auf's Neue der Muth, zugleich auch seinem verletzten Ehrgeiz die Befriedigung des dennoch errungenen Consulats zu verschaffen. Zwar hatte Cicero das seinige für das Jahr 689 nunmehr mit C. Antonius wirklich angetreten: allein es winkte jetzt eine erneuerte Hoffnung, ihm für das nächste Jahr nachzufolgen; und noch einmal entschloß sich Catilina, diesen gesetzmäßigen und gefahrloseren Weg zu seinem Ziele um so lieber zu versuchen, als Antonius, sein alter Verbündeter, ihm hierin, in seiner dermaligen Stellung, eine wirksame Unterstützung gewähren konte. Er übersah jedoch, daß dieser Consul, dessen einzige Leidenschaft das Geld war, in jeder andern Hinsicht der Thatkraft ermangelte. Überdieß hatte Cicero denselben, wenn auch nicht auf seine Seite herübergezogen, doch für jeden offenen und entscheidenden Schritt gleichsam gelähmt, indem er seine Habsucht durch freiwilligen Umtausch der reichen consularischen Provinz Macedonien gegen das minder ergiebige cisalpinische Gallien föderte.

Catilina, entweder um durch falsche Angriffe seinen Gegner von der Spur seiner wahren Absichten zu entfernen, oder auch, um den Stat auf jedem möglichen Wege in seinen Grundfesten zu erschüttern, hatte an seinem Theile geflissentlich dazu beigetragen, eben sowol das, von dem Volkstribun P. Servilius Rullus (vgl. den Art. Rullus) in Vorschlag gebrachte neue Ackergesetz zu unterstützen, als die peinliche Anklage gegen den römischen Ritter C. Rabirius (vgl. den Art. Rabirius) wegen angeschuldigten Tribunenmords durchzusetzen. In der Be-

streitung des Erstern, wie in der Vertheidigung des Letzteren, bewährte Cicero sein großes Rednertalent: allein immer doch trug Jener den Gewinn davon, sich und seinen Verbündeten durch die verlangte Ackervertheilung die Gunst des Volkes zu sichern, wie durch die versuchte Ahndung einer so gut als vergessenen Gewaltthat den Senat einzuscheuchen, und ihm in Verkündigung der furchtbaren Formel: „Daß das Vaterland in Gefahr sei," für die Zukunft die Hände zu binden. Nicht minder ging von ihm die Anreizung aus, in deren Folge die Söhne der von Sulla Proscribirten sich die, ihnen durch ein früheres Gesetz entzogene Fähigkeit zu Statsämtern zurückfoderten; und je gerechter dieß Verlangen an sich selbst war, um so gehässiger erschien nothwendig der Widerstand, welchen der beredte Consul, aus tiefer geschöpften Gründen für die Erhaltung der Ruhe im State, dagegen einlegen zu müssen glaubte. Zwar nahmen Jene ihren Antrag nunmehr freiwillig zurück: allein es konte auch eben so wenig fehlen, daß sie ihre Anhänglichkeit und ihr Vertrauen dem Manne zuwandten, der ihnen eine so entschiedene Theilnahme gezeigt hatte.

Während dieses kleinen Krieges verlor indeß Catilina keinesweges den Hauptschlag, um welchen es ihm hier gelten mußte, aus den Augen. Er stellte sich nun wirklich in die Reihe der Bewerber um das Consulat, mit einer Zuversicht, welche durch jedes Mittel der Bestechung, der Schmeichelei und der schmutzigsten Umtriebe genährt wurde. Unter seinen Nebenbuhlern scheint Decimus Junius Silanus ihm entweder keinen Muth oder keine Sorge gemacht zu haben, um dessen Absichten zu durchkreuzen. Eben so wenig gefährlich achtete er die Anstrengungen des Serv. Sulpicius Rufus, dessen rechtlicher Sinn, mit dem Zeitgeist im offenen Widerspruche, es verschmähte, die Stimmen eines feilen Volkes zu erkaufen; während seine Drohung, diese krummen Wege aufzudecken und zur Strafe zu ziehen, ihn von jeder Hoffnung des Gelingens nur noch weiter entfernte. Der dritte Mitbewerber, L. Licinius Murena, von plebejischem Geschlechte, obwol sonst ein Mann von Verdienst, schien vollends, als Catilina's Gegner, gar nicht in Anschlag zu kommen.

Je wichtiger sich dießmal der Erfolg dieser Wahl für Roms Ruhe und Wohlfahrt erweisen mußte, um so größerer Vorsicht bedurfte es freilich, um jede Unregelmäßigkeit oder Gewaltsamkeit aus derselben zu entfernen. Auf Cicero's Antrag ward daher das schon bestehende Calpurnische Gesetz gegen das Erkaufen der Stimmen noch durch verschiedene Zusätze vermehrt, welche eine zehnjährige Verbannung gegen die Übertreter, so wie gegen Einberufung fremder Wähler nach Rom, oder gegen Einführung von Bewaffneten und Gladiatoren auf das Forum, verhängten. Nichts von Allem hinderte jedoch Catilina's Keckheit, diesen Verordnungen ungescheut und täglich Trotz zu bieten. Stolz, wohlgemuth und in bester Laune betrieb er, von tollen Wagehälsen und Meuchelmördern umringt, sein Bewerbungsgeschäft, als ob seine Ernennung eine bereits entschiedene Sache sei; und wie mächtig dieß Betragen selbst auf Cicero's bedächtige Vorsicht einwirkte, ist schon daraus allein zu entnehmen, daß der Consul es gerathen fand, die Wahlversamlung des Volks vom Ende des Julius, wo sie sonst gewöhnlich Statt fand, bis zum 20. October hinauszusetzen. Nothwendig aber mußte eine solche Maßregel eine nur um so größere Unruhe erregen; blinde Gerüchte von verderblichen Anschlägen liefen umher, und alle Blicke, wie alle Vermuthungen, waren auf Catilina gerichtet. Erst aber in Cato's Munde nahm endlich der Argwohn eine bestimtere Gestalt und die Drohung einer gerichtlichen Anklage an. „Soll eine Feuersbrunst gegen mich auflodern," war des Trotzigen kühne Antwort, „so möge sie nicht in Wasser erlöschen, sondern unter Ruinen ersticken!" — Konť er so entgegendrohen, wenn er sich nicht auf eine bereits weit gediehene Verschwörung stützte?

Was jedoch bei Andern nur schwankende Ahnung blieb, war nunmehr bei Cicero zur vollen Gewißheit geworden. Seine rastlosen Nachforschungen hatten überall nach sichern Beweisen von Catilina's Schuld umhergespäht; und endlich war es ihm gelungen, nicht nur die schlaue Fulvia in sein Interesse zu ziehen, sondern auch durch sie den schwachen und leichtsinnigen Q. Curius zur umständlichen Mittheilung aller ihm bewußten Entwürfe jenes Verschwörers zu vermögen. Der Consul wußte sich auch dieses geheimen Kanals so wohl zu versichern, daß ihm fortan keine Maßregel, ja kaum ein Wort entging, das fernerhin im Schoße der Verschwörung verhandelt wurde; und noch neuerlichst erst war beschlossen worden, am Wahltage selbst über den vorsitzenden Consul und die feindlichen Mitbewerber plötzlich herzufallen und durch ihre Niedermetzelung Catilina's Ernennung, auch im schlimmsten Falle, zu sichern.

Jetzt endlich hielt es Cicero für gerathen, sein langes bedeutsames Schweigen zu brechen. Tages vor der Wahlversamlung äußerte er sich vor dem vollen Senat über das Vorhandenseyn eines großen und gefährlichen Complotts in sehr bestimten Ausdrücken. Zwar bezeichnete er das Haupt desselben noch nicht namentlich: aber während nicht leicht Jemand den Bezeichneten verkante, ließ doch die Parteiung entweder an bloßen persönlichen Haß glauben, oder die bessere Sache schon im Voraus verloren geben und nur auf eiligste Entfernung denken. So ergreifend war jedoch der Eindruck dieser Eröffnung, daß der Wahltag nochmals weiter hinausgerückt wurde, um diese Sache noch in weitere Berathung zu ziehen. Andrerseits überlieferte Crassus noch in dieser nämlichen Nacht dem Consul eine Anzahl namenloser Briefe an ihn selbst und mehre andre Senatoren, welche auf eine geheimnißvolle Art bei ihm abgegeben worden und worin zur Flucht aus Rom vor dem von Catilina beabsichteten Blutbade gewarnt wurde. — Sei es nun, daß diese Warnung eines Mitwissenden ehrlich gemeint war, oder daß sie vielleicht vom Consul selbst ausging, um Crassus Gelegenheit zu geben, sich mit Ehren aus diesem Handel zu ziehen.

Jene, größten Theils noch uneröffneten Briefe brachte Cicero gleich am nächsten Morgen in den Senat, der sich im Tempel der Concordia versammelt hatte, und vertheilte sie an die Einzelen, an welche sie gerichtet waren. Ihr Inhalt, der sofort zur Vorlesung kam, war übereinstimmend mit der Weisung, welche Crassus emp-

fangen. Zugleich aber war auch aus Hetrurien die schriftliche Benachrichtigung angelangt, daß Manlius immer unverhohlener Bewaffnete um sich samle, und die Absicht verrathe, das ganze Land in Bewegung zu bringen, sobald der erwartete große Schlag in Rom gefallen seyn werde.

Catilina, auf seinen mächtigen Einfluß in und außer dem Senate gestützt, hatte keine Scheu getragen, in dieser Versamlung zu erscheinen. Ihn selbst setzte Cicero nunmehr mit erschütterndem Nachdruck zur Rede; bewies ihm, wie genau er den ganzen Faden der Verschwörung in seinen Händen halte; welche furchtbaren Drohworte Jener in der neulichsten geheimen Zusammenkunft gesprochen; nante die Tage, an welchen Manlius in Hetrurien die Fahne des Aufruhrs entfalten, und an welchem in Rom die Häupter der Republik hätten fallen sollen, und foderte ihn nunmehr auf, sich zu rechtfertigen, wenn er könne. — Mit einer schrecklichen Ruhe versetzte der Beschuldigte: „Wo liegt denn mein Verbrechen? Ich werde zwei Körper im State gewahr. Abgelebt und mit kraftlosem Haupt der Eine; lebenskräftig, aber ohne Haupt, der Andre. Nun, bei meinem Leben! es soll ihm fürder nicht daran fehlen.“ So warf er denn selbst öffentlich den Fehdehandschuh in den Senat, und wol nicht ohne Bedacht, da es hier darum galt, seine ringsum anwesenden Anhänger zu ermuthigen. In der That auch fühlte der Senat sich durch diese Keckheit dergestalt betroffen, daß ihm das Wort im Munde erstarb und es zu keinem Beschlusse gedieh; während Catilina mit dem frohen Übermuth eines Siegers aus der Versamlung schied.

Gleich des nächsten Tages (21. Octbr.) ging nunmehr die Wahl der Consuln auf dem Marsfelde wirklich vor sich. Cicero, auf Alles, was geschehen könte, gefaßt, erschien, um dabei den Vorsitz zu führen, in der zahlreichen Begleitung zuverlässiger Bürger, die sich zu seiner Beschützung erboten hatten, und ließ, nicht ohne Vorbedacht, etwas von dem Panzer hervorschimmern, womit er sich unter der Toga, als sprechendes Wahrzeichen dessen, was er an diesem Tage gewärtig war, gesichert hatte. Das Volk verstand diese Sprache seiner Besorgniß und drängte sich nur um so eifriger zu seiner Obhut um ihn her zusammen. In Wahrheit auch rechtfertigten Catilina und seine Verbündeten diese Vorsicht durch die Art ihrer Erscheinung nur zu vollkommen: denn allesamt trugen sie versteckte Dolche, und Autronius insonderheit hatte zahlreiche Sklaven und Gladiatoren in seinem Gefolge.

Silanus hatte, wie sich erwarten ließ, die ersten Stimmen; hingegen zwischen Murena und Catilina schien die Wage zu schwanken, bis eine geringe Mehrheit endlich den Ausschlag zum Vortheil des Erstern gab. Der jetzt zum dritten Male Getäuschte schäumte vor Wuth. Gern wäre er in diesem nämlichen Augenblicke losgebrochen: allein er mußte einsehen, daß seine Kräfte nicht ausreichten, die Volksversamlung blutig aus einander zu sprengen, und war sogar genöthigt, von Cicero, bei dessen Entfernung, einen bittern Sarkasmus anzuhören, der ihm sein nahes Schicksal verkündigte.

Hiezu geschah auch der entscheidende Schritt sofort am 22. Oct., wo, auf des Consuls Betrieb und die Anklage de vi, er und sein Amtsgenoß vom Senat durch die für so furchtbar gehaltene Formel: „Schaden und Gefahr von der Republik abzuwenden,“ mit einer neuen, weit reichenden Machtfülle bekleidet wurden. In dessen Folge wurden nunmehr Truppen ausgehoben, und was bereits unter den Waffen stand, erhielt den Befehl zum Aufbruch. Q. Marcius Rex und Q. Metellus Creticus, zwei Proconsuln, welche, des Triumphs gewärtig, mit ihren Legionen vor Roms Thoren standen, wurden theils gegen Fäsulä, theils nach Apulien entsandt, und zwei andre Heerhaufen unter den Prätoren Q. Pompejus Rufus und Q. Metellus Celer, — Jener zur Dämpfung eines ausbrechenden Sklavenaufstandes in Capua, dieser in das Gebiet von Picenum befehligt. Rom selbst gewann das Ansehen eines großen Waffenplatzes; alle Magistrate waren in der lebendigsten Regung, und hohe Belohnungen wurden ausgeboten für jede Offenbarung von neuen Thatsachen, welche einigen Bezug auf die Verschwörung hätten. Freilich aber konten alle diese ernsten Vorkehrungen auch um so weniger verfehlen, die Gemüther in der großen Weltstadt mächtig zu ergreifen und eine Spannung zu erzeugen, welche des endlichen Ausganges in banger, ängstlicher Stille harrte.

Aber auch Catilina, nunmehr auf's Äußerste getrieben, hatte nicht gesäumt, alle seine vorbereiteten Triebfedern in Bewegung zu setzen, um zum Dreinschlagen gefaßt zu seyn. Brand und Mord in Rom selbst war in diese Plane mit einbedungen; seine bewaffneten Banden, in alle Quartiere der Stadt vertheilt, hüteten jeden seiner Winke, so wie Alles, was sich ereignen möchte; seine Vertrauten waren bereits früher in alle Gegenden Italiens — ein Septimius nach Picenum, ein Caj. Julius nach Apulien geeilt, um überall die Mißvergnügten zur Ergreifung der Waffen zu bewegen. Er selbst aber blieb zu Rom, im Mittelpunkte seines Gewebes, wo er Nacht und Tag die außerordentlichsten Anstrengungen machte, ohne sich einige Ruhe zu gönnen.

Der schon früher getroffenen Anordnung gemäß, war Manlius in Hetrurien an dem bestimten Tage (27. Oct.) wirklich zu offenbaren Feindseligkeiten geschritten. Es mochte jedoch seyn, daß seine ersten Erfolge nicht so glänzend gewesen, als man erwartet hatte, oder daß sonst irgend etwas in der Maschine stockte; — genug, auch jetzt noch fand es Catilina nicht rathsam, die Larve gänzlich fallen zu lassen. Denn als die Zeitung von jener ersten wirklichen Waffenerhebung im Senat erscholl und L. Ämilius Paulus ihn, als Urheber, sofort zur Rechenschaft gezogen wissen wollte, berief er sich lediglich auf seine Unschuld, und entschloß sich sogar zu dem auffallenden Schritte, seine eigene Person Mehren der angesehensten Statsmänner, und unter ihnen selbst dem Consul selbst, zum Verwahrsam in ihren Wohnungen anzubieten. Sie Alle aber lehnten, der Reihe nach, dieß Ansinnen ab, wobei sie weniger Catilina's, als ihre eigene Sicherheit gefährdet glaubten. Am 1. Nov. war ihm ein nächtlicher Handstreich zur Besetzung von Präneste, das als ein fester Platz in der Nähe von Rom eine besondere Wichtigkeit gewann, durch Cicero's Vorsicht mißlungen; und überhaupt behielt ihn dieser so

scharf im Auge und gleichsam von allen Seiten umgarnt, daß ihm kaum mehr irgend ein freier Schritt übrig blieb und der Muth seiner Verbündeten je mehr und mehr niedergeschlagen wurde.

Um so mehr fand endlich Catilina eine neue Versamlung derselben (in der Nacht vom 5. zum 6. Nov.) für dringend nöthig, die auch im Hause des M. Porcius Lecca, das in einem Garten außerhalb der Stadt gelegen war, veranstaltet wurde. Nach lebhaften Vorwürfen über ihren Mangel an Thatkraft, dem er alle bisherige schlechte Erfolge Schuld gab, entwickelte er vor ihnen die Nothwendigkeit, sich selbst und ohne Zögern an die Spitze seiner bewaffneten Macht in Hetrurien zu stellen; zuvor jedoch sei es dringend, Cicero, ihren furchtbarsten Gegner, aus dem Wege zu räumen. Zwei römische Ritter übernahmen diesen blutigen Auftrag, und würden ihn bereits mit Tagesanbruch vollführt haben, wenn nicht Curius, schneller noch als sie, den Consul durch Fulvia gewarnt und dadurch bewirkt hätte, daß sie an der Pforte des Hauses zurückgewiesen wurden. Die übrigen Berathschlagungen dieser Nacht betrafen die Verhaltungsbefehle für Lentulus, der, als Prätor, sich nicht füglich von Rom entfernen konte, und hier das Werk ferner leiten sollte, während Cethegus, ihm zur Seite, die Hinrichtungen, Cassius aber den Mordbrand in's Werk richten würde. Der Consular Autronius hingegen sollte Catilina zum Heere begleiten.

Cicero, eben nur erst jener dringenden Gefahr entronnen, säumte nicht, den Senat gleich am 8. Novbr. im Tempel des Jupiter Stator, zur ungewöhnlichen Stunde, wie am ungewöhnlichen Orte, zu versammeln. Auch Catilina besaß sogar jetzt noch den Muth oder die Frechheit, hier in der Reihe der Senatoren zu erscheinen, deren Keiner gleichwol seinen Gruß erwiederte, während die Nächstsitzenden scheu, wie von einem Verpesteten, von ihm hinwegrückten. Hier war es nun, wo Cicero, von edlem Eifer hingerissen, seine erste catilinarische Rede, die Bewunderung aller Zeiten, gegen ihn losdonnerte. Alles, was die Sprache des Römers Gewichtiges und Nachdrückliches hat, ward hier aufgeboten, das schuldige Bewußtseyn des unerhörten Frevlers am Vaterlande zu erschüttern. All seine Schritte bis auf diese letzte Nacht in Porcius Lecca's Hause läßt der Redner der Reihe nach vor ihm vorübergehen, und deutet zugleich kühn auf die zahlreichen Genossen derselben, von denen er sich in dieser Versamlung selbst umringt sehen müsse. Mehr, als die Gracchen, mehr, als der Empörer Saturninus, habe Catilina das Leben verwirkt; und sich selbst und den Senat klagt er einer unzeitigen Schwäche an, daß ein solcher Feind des Vaterlandes noch athme. So möge er denn wenigstens sich beeilen, seinen eingestandenen Vorsatz auszuführen und Rom von seinem Anblick zu befreien! — Gerade dieser Schritt war es nämlich, den Cicero allein noch wünschte, um selbst diejenigen, welche immer noch an eine solche Verschwörung nicht glauben konten oder nicht glauben zu können vorgaben, auf eine nicht länger zweifelhafte Weise von Catilina's wahren Absichten zu überführen.

Allerdings war jene noch schwankende Meinung im Senate selbst des Beschuldigten einzige Schutzwehr; und auf sie gestützt, fand er sogar in diesem kritischen Augenblick noch die Stirne, obwol mit allen äußeren Anzeichen der Bescheidenheit, seine Unschuld und seine reine Liebe für das Gemeinwesen zu betheuern. Als er jedoch in Vorwürfe gegen den Consul überging, erhob sich ein allgemeines Murren; man gab ihm laut die Namen, die ihm gebührten; Alles drang mit Verwünschungen auf ihn ein, und ihm blieb nichts übrig, als sich mit wüthendem Blick und kochender Galle aus der Versamlung zu stürzen. Jetzt war der Riß unheilbar; in Rom selbst blieb ihm kein Spielraum mehr übrig; und so verließ er bereits in der nächsten Nacht mit 300 Bewaffneten die Stadt, um sich mit dem Heere des Manlius zu vereinigen. Lentulus und Cethegus aber, welche zurückblieben, um seine Plane weiter fortzuspinnen, empfingen die Zusicherung, ohne Verzug mit gewaffneter Hand von ihm unterstützt zu werden. Im Munde seiner Spießgesellen erhielt sofort seine Entfernung den Namen einer freiwilligen Verbannung nach Massilia, um nicht den Frieden der Stadt auch nur scheinbar zu stören.

In dieser geflissentlich verbreiteten Behauptung lag so viel Gehässiges gegen Cicero, daß dieser gleich am 9. Nov. die Zusammenberufung einer Volksversamlung nothwendig fand, um sich von dem Verdachte zu reinigen, daß er einen unschuldigen Bürger durch unziemliche Drohungen in's Exil gejagt habe. Er berief sich zuversichtlich auf den nächsten Erfolg, der den Empörer nicht an jenen Verbannungsort, sondern auf geradem Wege in das Lager des Manlius geleiten werde; ließ aber zugleich auch bemerken, welcher feindseligen Beurtheilung und Gefahr er sich selbst ausgesetzt hätte, wenn, statt dieser von ihm begünstigten Flucht, Catilina's längst verwirktes Haupt unter seinem Richtbeil gefallen wäre. Den noch gegenwärtigen Anhang desselben foderte er in dieser zweiten catilinarischen Rede auf, dem Beispiel des Flüchtlings zu folgen; denn nur außerhalb Roms würden sie unschädlich, aber auch eben so wenig bei ihrem längern Verbleiben vor seiner eifrigsten Verfolgung auf Leib und Leben sicher seyn.

Zu gleicher Zeit liefen Briefe von Catilina's Hand umher, worin er sich immer noch auf seine Schuldlosigkeit stützte, während Catulus ein Schreiben empfing, das ihm seine Gemalin Orestilla zur Beschützung empfahl, aber auch unumwunden seine Absicht aussprach, die Sache aller Benachtheiligten im State öffentlich zu führen. Dieß Geständniß, verbunden mit der Zeitung, daß er, im Gefolge von Lictoren und mit allen Auszeichnungen des Consulats, im Lager des Manlius bei Arretium wirklich aufgetreten sei, ließ endlich an dem Ausbruch der Verschwörung keinen Zweifel mehr übrig. Der Senat legte, wie es zu Zeiten einer großen öffentlichen Calamität der Brauch war, Trauer an; Catilina und Manlius wurden für Feinde des Stats erklärt und geächtet; ihren Anhängern, nach Niederlegung der Waffen, bis zu einem bestimten Tage Verzeihung zugesichert und Belohnungen für jede weitere Auskunft über den Zusammenhang der Verschwörung verheißen. Cicero stand, mit verdoppelter Vorsicht, auf seinem Posten in Rom, um für die öffentliche Sicherheit zu wachen; während sein Amtsgenosse Antonius, dessen Schritte, ja dessen geheime

Wünsche sogar, er mit großer Klugheit zu lähmen gewußt, am 20. Nov. mit der Anführung des Heeres gegen Catilina beauftragt wurde. Schon früher aber hatte Cicero seine Consularprovinz, das cisalpinische Gallien, im Rücken der Empörer durch Entsendung der im Gebiet von Picenum stehenden Truppen unter Metellus Celer gesichert.

Gleichwol schienen alle diese getroffenen Maßregeln kaum ausreichend, dem gefürchteten Unheil zu begegnen. Weder Drohungen, noch Belohnungen, vermochten irgend Einen von den Mitschuldigen oder Mitwissenden zur Umkehr oder zu einiger Offenbarung. Das Heer der Empörer erhielt noch täglich Verstärkungen; selbst unbesonnene Jünglinge von Rang und Namen verließen in dieser Absicht Rom; und auch in dieser Hauptstadt selbst neigten sich die Gesinnungen und Wünsche dergestalt zu Catilina's Gunsten, daß es nur eines ersten glücklichen Erfolgs im Felde zu bedürfen schien, um ihm ein entschiedenes Übergewicht, ja den völligen Sieg zu sichern; wenn gleich es dem Auge der Scharfsichtigern nicht entging, wie bald alsdann noch bedeutendere Namen aus ihrem Dunkel hervortreten würden, um ihr Werkzeug bei Seite zu schieben und die Früchte dieses Sieges für sich selbst zu pflücken.

Alles neigte sich bereits einer solchen Katastrophe entgegen. Die Ausführung des großen Hauptschlages, der Rom mit Blut und Flammen erfüllen sollte, war auf den 17. December angesetzt, wo das Fest der Saturnalien begann, und der frohe Charakter dieser Tage eine allgemeine Sorglosigkeit verhieß. Der Volkstribun L. Calpurnius Bestia sollte Tages zuvor, in der Volksversamlung, Cicero als einen furchtsamen Unruhestifter bezeichnen, der die Stadt mit einem panischen Schrecken zu erfüllen suche. Doch gleich in der nächsten Nacht übernähmen es dann Lentulus und Cethegus, diesen, solcher Gestalt dem öffentlichen Unwillen Preis gegebenen Gegner in seinem Hause zu überfallen und aus dem Wege zu räumen, während Rom an zwölf Enden in Brand gesetzt, die Wasserleitungen verstopft und die zum Löschen Herbeieilenden niedergestoßen würden. Demnächst hatte jeder Kopf von Bedeutung seinen bestimten Meuchelmörder; und Catilina selbst wollte Rom nahe genug seyn, um jeden Flüchtling, wie in einem Netze, aufzufangen. Allein schon im Anbeginn jenes Monats trat ein Zwischenfall ein, welcher, durch die Unvorsichtigkeit der, von ihrem Haupte in Rom zurückgelassenen Agenten herbeigeführt, alle ihre Berechnungen zerstörte. Die gallische, in Roms Schutzbündniß stehende Völkerschaft der Allobroger hatte zu eben dieser Zeit Abgeordnete an den Senat geschickt, um ihre Beschwerden über die Bedrückungen der Proconsuln anzubringen. Ein so weit gediehenes Mißvergnügen schien eine leichte Möglichkeit zu versprechen, diese Nation in das Interesse der Verschwörung zu ziehen; und der Beitritt derselben konte, sowol als erstes gegebenes Beispiel, wie noch mehr durch die geographische Lage jenseit der Engpässe der Alpen und an der Heerstraße nach Hispanien, durch den kriegerischen Volkscharakter und durch Aufstellung einer zahlreichen Reiterei, von Wichtigkeit werden, wofern sich der Krieg vielleicht in jene Gegenden wälzen sollte. Lentulus, mit der Weisung, die Partei seines Freundes auf jede Weise zu verstärken, glaubte, sich diese erwünschte Gelegenheit zur Anknüpfung von Unterhandlungen mit jenen Gesandten nicht entgehen lassen zu dürfen. Er bediente sich dazu eines Freigelassenen, P. Umbrenus mit Namen, der Land und Volk, als Handelsmann, aus früherer eigener Ansicht kante. Dieser nistete sich an sie, gewann ihr Vertrauen, und je ungünstiger der Erfolg ihrer Sendung bisher gewesen, um so leichter ward es ihm, neue und glänzende Hoffnungen in ihnen zu erregen, welche im Hause der Sempronia, wohin er sie alsobald heimlich einführte, durch noch kräftigere Zusicherungen, und endlich durch vertrauliche Mittheilung des ganzen Verschwörungsplanes in dem Maße erhöht wurden, daß sie ihr Wort zum Beitritt zu einem Unternehmen gaben, welches eine solche Menge bedeutender (zum Theil freilich nur vorgegebener) Theilnehmer zählte.

Doch kaum waren sie wieder einem besonneren Nachdenken anheim gegeben, so erschien ihnen diese Sache in einem so bedenklichen und zweifelhaften Lichte, daß sie es für das Sicherste hielten, sich darüber mit Q. Fabius Sanga, in dessen Familie schon seit den Zeiten des Q. Fabius Maximus Allobrogicus (631) das Patronat ihres Volks gewesen, zu berathen. Dieser säumte nicht, den Consul von einem so seltsamen Vorgange in Kentniß zu setzen; und es ward nunmehr verabredet, daß die Gesandten fortfahren sollten, die angesponnene Verbindung mit dem scheinbarsten Eifer fortzusetzen.

Dieser neuen Rolle gemäß gingen sie Einerseits in alle Plane, die ihnen vorgelegt wurden, unbedenklich ein, bemerkten aber zugleich, daß sie, um demselben Ihrerseits zu genügen und bei ihren Landsleuten in der Heimath vollen Glauben zu finden, schriftlicher Zeugnisse und Vollmachten bedürfen würden. Catilina's Agenten, denen dieß einleuchtete, trugen auch kein Bedenken, sie mit den gefoderten Beglaubigungen zu versehen; nur Cassius, entweder vorsichtiger, oder glücklicher, hielt dieß, hinsichtlich Seiner, für überflüssig, da er vorgab oder des Willens war, den Gesandten auf dem Fuße zu folgen und mit den allobrogischen Volkshäuptern persönlich zu verhandeln; und wirklich begab er sich noch vor ihnen auf den Weg, während sie selbst ihre Abreise auf die Nacht vom 2. zum 3. December bestimten. Ein besonderes Schreiben des Prätors Lentulus sollte sie auf ihrem Wege bei Catilina einführen.

Von diesem Allen ward Cicero, noch vor dem wirklichen Abzuge der Gesandten, durch sie selbst in die genaueste Kentniß gesetzt; und er säumte nicht, alle Vorbereitungen zu treffen, um sie, samt ihrer Begleitung, auf ihrem Wege bei der Milvischen Tiberbrücke, anscheinend auf eine gewaltsame Weise, aufheben und ihnen sofort ihre Briefschaften abnehmen zu lassen. Sobald diese wichtigen Beweisstücke in des Consuls Händen waren, beschied er am frühen Morgen die Häupter der Verschwörung, Gabinius, Statilius, Cethegus und zuletzt auch Lentulus zu sich, welche auch, nichts von den Vorgängen dieser Nacht ahnend, sich zuversichtlich einfanden und sofort festgenommen wurden. Ein Fünfter, Q. Cöparius, der vielleicht gewarnt seyn mochte und sich durch die

Flucht zu retten gesucht, ward noch des nämlichen Tages ergriffen und eingebracht.

Diese willkürlichen Verhaftungen, so nothwendig sie dem Consul erschienen, setzten ihn nichts desto weniger einer schweren Verantwortlichkeit aus, wenn die Schuld der Ergriffenen nicht sonnenklar zu erweisen stand. Jedoch eben sowol von der Wichtigkeit der Sache durchdrungen, als der Unfehlbarkeit seiner Schritte versichert, beschloß er, den strengsten Ernst vorwalten zu lassen, und die fernere Untersuchung alsbald vor den, in den Tempel der Concordia zahlreich beschiedenen Senat zu bringen, ohne auch nur die Brieffschaften, deren er sich bemächtigt hatte, zuvor zu öffnen. Lentulus, um wenigstens die Prätorwürde in ihm zu ehren, ward von ihm selbst an seiner Hand in die Versamlung eingeführt. Seine Mitschuldigen folgten unter stark.r Bedeckung.

Das Zeugniß der allobrogischen Gesandten kam hier zunächst und vornehmlich in Betrachtung. Sie legten es mit eben so viel Umständlichkeit als Freimuth ab. Übereinstimmend mit diesen Aussagen war der Inhalt der bei ihnen gefundenen Briefe, die, nachdem die Schreiber Hand und Siegel für die ihrigen erkennen müssen, jetzt erst erbrochen und öffentlich verlesen wurden. Sie selbst mußten endlich, bei geschehener Gegeneinanderstellung mit den Allobrogern, ihr anfängliches Läugnen irgend einer Mitwissenschaft aufgeben, und, entweder schweigend oder durch ausdrückliches Eingeständniß der Wahrheit die Ehre geben. Ihr Verbrechen lag demnach unwidersprechlich am Tage. Indeß hatte dieß ganze Verhör die Sitzung bis gegen den Abend verlängert, und der Senat, hoch erstaunt über die Aufschlüsse, welche er hier empfing, bezeugte nicht minder seinen lebendigen Abscheu gegen die Verruchtheit des Unternehmens, als er sich einmüthig zum Preise Cicero's vereinigte und decretirte, daß dieser, so wie Alle, welche zur Entdeckung mitgewirkt, sich durch Muth, Klugheit und Vorsicht hohes Verdienst um den Stat erworben. Auch sein College Antonius, den man auf alle Weise zu schonen suchte, erhielt wenigstens das negative Lob, daß er sich von den Verschwornen in anständiger Entfernung gehalten. Lentulus mußte die Zeichen der Prätur niederlegen und ward einer Magistratsperson, so wie die Andern eben so viel Senatoren (unter ihnen, nicht ohne Vorbedacht, sowol Cäsar als Crassus) in anständigen Verwahrsam und Bürgschaft übergeben. Vier der Verbündeten aber, welche sich auf flüchtigen Fuß gesetzt, verfolgte man durch nachgesandte Verhaftsbefehle; und der Beschluß eines öffentlichen Dankfestes beschloß diese merkwürdige Sitzung. Sofort nach Endigung derselben bestieg Cicero noch die Rednerbühne und sprach zu dem, in unruhigster Neugier versammelten Volke die dritte catilinarische Rede, welche eine umständliche Rechenschaft alles dessen, was bis diesen Augenblick sich ereignet hatte, darlegte. Je nothwendiger es war, die große Menge über die obgeschwebte Gefahr aufzuklären und die öffentliche Meinung für sich und sein Verfahren zu gewinnen, um so vollständiger erreichte der Redner diesen Zweck bei seinen Zuhörern, welche Catilina verwünschten und ihres Consuls Weisheit hoch erhoben.

Jedoch, als sei der Handel noch nicht verwickelt genug, mußte nunmehr am nächsten Tage ein Flüchtling, Namens L. Tarquitius, den man auf dem Wege zu Catilina betroffen, in der Hoffnung auf Begnadigung, das eben so unerwartete als unerwünschte Geständniß ablegen, daß er von Crassus beauftragt gewesen, Jenen über die neuerlichsten Vorgänge in Rom zu beruhigen und ihn nur um so dringender zur schnellen Erscheinung und zur Befreiung der Verhafteten zu ermuntern. Man ergriff den schicklichsten Ausweg, den Angeber als einen böslichen Verleumder zu behandeln. Wenn aber auch Manche vermutheten, daß P. Autronius diesen Menschen angestiftet, um durch die Einmischung eines so bedeutenden Namens das Schicksal seiner ertappten Freunde zu mildern, so neigten sich nicht Wenigere zu dem Argwohn hin, daß wol Cicero selbst sich dieses Mittels bedient habe, um Crassus einzuschüchtern und seine zu warme Theilnahme an dem Geschick jener Strafbaren zu hindern. Aber auch Cäsar stand in naher Gefahr, durch Männer, wie Qu. Catulus und Cn. Piso, einer ähnlichen Mitgenossenschaft an der Verschwörung laut beschuldigt zu werden; und wenn er dieser öffentlichen Beschimpfung entging, so hatte er es vielleicht weniger dem Unglauben als der Vorsicht des Consuls zu danken, welcher den schlummernden Löwen wol nicht gern zu wecken wünschte. Denn in der That lief Cicero kaum eine größere Gefahr bei der Aufdeckung der Verschwörung selbst, als bei der Bestrafung der Schuldigen, je größer und angesehener diese waren; und selbst schon die in seiner Haft befindlichen mußten ihm lebhafte Sorge erregen, weniger wegen ihres großen Anhanges in der Stadt und wegen der dumpfen Bewegungen, welche Lentulus und Cethegus durch ihre Freigelassenen und Clienten wirklich hervorbrachten, als wegen des gesetzlichen Verfahrens, welches eingeschlagen werden mußte, um die Verbrecher, ohne dereinstige verderbliche Rückwirkung auf ihn selbst, nach Verdienst zu richten.

Mit emsiger Sorge für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe in der Stadt, und ermuthigt durch das kräftige Wort seiner Freunde und Vertrauten, versammelte demnach Cicero den Senat sofort am 5. December im Tempel des Jupiter Stator, nachdem er zuvor Veranstaltung getroffen, um nöthigen Falls die Bürger unter die Waffen zu rufen, und sich auch an den Stufen des Tempels selbst einer Bedeckung aus den, ihm ergebenen römischen Rittern versichert hatte.

Die große, zur Berathung gebrachte, obwol in Cicero's Geiste längst entschiedene Frage betraf das Schicksal der fünf Verhafteten. D. Silanus, als designirter Consul, stimte zuerst und foderte ihren Tod; im gleichen Sinne äußerten sich alle Senatoren, die ihm folgten. Doch nur um so größer war der Eindruck, als nun auch Cäsar in seiner Reihe sich erhob und in einer Rede, voll der höchsten Kunst und Feinheit, eben sowol die Leidenschaften zu besänftigen suchte, als er den leisen Zweifel hinwarf, ob der Senat die, nur dem Volke zustehende Todesstrafe gegen die Verbrecher aussprechen dürfe; weßhalb er auch bloß auf Einziehung des Vermögens und gefänglichen Verwahrsam, samt ewiger Niederschlagung ihres Prozesses, votirte. Diese schlaue Wendung verfehlte auch ihrer augenblicklichen Wirkung nicht. Nie wäre es gefährlicher gewesen, dem Volke durch Eingriff in Eines

seiner wichtigsten Vorrechte zu mißfallen, als gerade in dieser Krisis; und Cäsar, der Liebling desselben, hatte dagegen gewarnt! Umsonst suchte Catulus seine Ansicht zu entkräften; die nachfolgenden Senatoren, und selbst Q. Cicero, des Consuls eigener Bruder, glaubten nunmehr für Cäsars mildere Meinung stimmen zu müssen. Alle Freunde des Cicero geriethen in sichtbare Bestürzung; um so mehr waren ihre Blicke auf ihn gerichtet. Es war an der höchsten Zeit, diesen Geist der Muthlosigkeit zu beschwören. Er bedachte sich darum auch nicht, die Abstimmung zu unterbrechen, und in der nunmehr gehaltenen vierten catilinarischen Rede Alles aufzubieten, um, ohne sich geradezu für Eine der beiden entgegengesetzten Meinungen zu erklären, der strengeren dennoch das Übergewicht zu verschaffen, wobei selbst auf die Stimmung der, in unmittelbarer Nähe befindlichen Ritter nicht bedeutungslos angespielt wurde. Er selbst gelobte, am Schlusse, das Urtel des Senats, als Consul, eben so kräftig zu vollziehen, als zu jeder Zeit zu vertreten.

Allein selbst diese Anstrengung reichte nicht hin, den Gemüthern ihre feste Haltnng zurückzugeben. Selbst Silanus deutete feigherzig seinen Ausspruch, der für die härteste Strafe gelautet, so um, als sei damit ewiges Gefängniß gemeint gewesen. Um so weniger wagten es nun die ferner Abstimmenden, sich in einem andern Sinne vernehmen zu lassen, bis endlich M. Porcius Cato, als er in seiner Reihe aufgerufen wurde, mit dem Ernst, welcher sein ganzes politisches Leben bezeichnete, sich gegen die Unnützlichkeit, ja Gefährlichkeit von Cäsars Vorschlage mit schneidender Heftigkeit auflehnte. Er gab zu verstehen, wie gerade darum am meisten zu fürchten sei, weil Jener, bei der allgemein verbreiteten Furcht, so gar nichts zu befürchten scheine, und drang auf unverzögerte Todesstrafe gegen die Angeklagten, als eingeständige Mörder, Brandstifter und Vaterlandsverräther. — Der Anblick und das Beispiel eines so festen Sinnes in einem so bedenklichen Augenblick machten eine schier wunderbare Wirkung auf die, wieder zur Besinnung gekommene Versamlung. Nicht nur Lob und Beifall regneten auf ihn von allen Seiten nieder, sondern auch der Ausspruch auf Lebensstrafe gegen die Schuldigen ging ohne weiteren Widerspruch durch; verschärft sogar noch durch die hinzugefügte Gütereinziehung, wogegen sich Cäsar, der es übel empfand, daß man gerade nur diesen strengeren Theil seiner verworfenen Meinung beibehalten wolle, lebhaft stemmte, aber es, da selbst die von ihm aufgerufenen Volkstribunen schwiegen, schwerlich durchgesetzt haben würde, wenn nicht endlich Cicero, welcher die schnellste Beendigung der Sitzung wünschte, den Senat vermocht hätte, sich hierin nachgiebig zu beweisen.

Allein auch jetzt noch war Cäsars Widerstand nicht erschöpft: denn als nun der Todesbeschluß abgefaßt werden sollte, rief er für die Verurtheilten das Recht auf, sich vor der Volksversamlung vertheidigen zu dürfen. War es ihm dabei auch nur um Aufschub zu thun, so durchkreuzte dieß doch geradezu Cicero's Absichten, dem jeder Aufschub als gefährlich erschien. Auch gaben hier die Ritter der Sache einen schnellen Ausschlag, indem sie, entweder in die Versamlung selbst einbrechend, oder doch beim Ausgange so drohende Bewegungen machten, daß der kühne Vertheidiger vor ihren entblößten Schwertern nur durch die vorgehaltene Toga der herbeieilenden Senatoren, oder vielleicht durch einen gebietenden Wink des Consuls, geschützt wurde.

Jetzt galt es nun noch die schleunige Vollstreckung des förmlich ausgesprochenen Urtels, womit Cicero selbst, um völlig sicher zu gehen, sich befassen zu müssen glaubte. Während er, im Geleit vieler Senatoren und Ritter und vor den Augen des still entsetzten Volks, den Prätor P. Lentulus Sura aus seinem bisherigen Gewahrsam in das Stadtgefängniß abführte, waren auch die Genossen desselben von andern obrigkeitlichen Personen dahin geschafft worden, wo sie, sofort nach ihrem Eintritt, erdrosselt wurden. Unmittelbar darauf trat der Consul auf das Forum heraus und verkündigte dem versammelten Volke mit lauter Stimme: „Sie haben gelebt!" — Dieß entscheidende Wort durchzuckte, gleich einem Blitzstrahl, die wogende und in ihrem Urtheil vielleicht noch unentschiedene Menge. Cicero ward der gefeierte Abgott derselben. Unter den lautesten Beifallsbezeugungen ward er von allen Volksklassen als Retter, als zweiter Stifter des Vaterlandes begrüßt, und wie im Triumphe nach Hause begleitet.

Schien nun gleich Catilina's Sache in Rom verloren, so stand doch er selbst in seinem Heerlager bei Fäsulä noch unangetastet. Bereits vor seiner Ankunft hatte Manlius es versucht, mit Q. Marcius Rex, der ihm unter den Waffen gegenüber stand, Unterhandlungen anzuknüpfen, in welchen sich Bitte und Trotz auf eine wundersame Weise mischten, welche aber von dem Proconsul mit geziemender Würde zurückgewiesen wurden, bis die Empörer zuvor die Waffen gestreckt hätten. Hiezu zeigte gleichwol Manlius um so weniger einige Neigung, als der Zulauf zu seiner Truppe sich noch täglich mehrte; so daß Catilina aus der Masse, die er vorfand, und welche auf mehr als Zehntausend angegeben wird, zwei Legionen bilden konte, die freilich kaum zum vierten Theile mit den gehörigen Waffen ausgerüstet waren. Sich durch die zahlreich zuströmenden Sklaven noch schneller zu stärken, verschmähte er, troz dem wiederholten Andringen seiner Freunde, beharrlich, weil dieß sein Unternehmen in der öffentlichen Meinung unwiderruflich gebrandmarkt haben würde. Seine Behutsamkeit ging aber noch weiter, indem er das stärkere Heer des Consuls C. Antonius, welches nunmehr in Hetrurien gegen ihn aufgetreten war, durch künstliche Märsche in dem Gebirge, aber zugleich mit sorgfältiger Vermeidung jedes ernstlichen Gefechts, zu umgehen, sich Rom zu nähern und seinen dortigen Anhängern die Hand zu reichen suchte.

Um so überraschender und niederschlagender war für ihn und seine Hoffnungen die Katastrophe, von welcher diese waren betroffen worden. Alsbald verließ ihn ein Theil des Gesindels, das sich nur aus Raubsucht ihm angeschlossen hatte. Unfähig, mit dem Rest seiner Getreuen das offene Feld zu halten, zog er sich eilig in die Engpässe von Pistoria zurück, und verrieth deutlich die Absicht, sich über den Apennin und nach Gallien zu retten. Allein hier war ihm der Prätor Metellus Celer mit drei Legionen bereits zuvor gekommen, und machte jedes Durchbrechen, wie jedes Ausweichen, im Gebirge un-

möglich. Selbst nach Pistoria zurückzukehren, blieb, da nun auch Antonius in seinem Rücken erschien, unmöglich; und nur ein verzweifelter Kampf um Luft und Leben, der vielleicht in des Konsuls alter Zuneigung eine leidlichere Wendung versprach, erschien als die einzige und letzte Hoffnung. Sei es jedoch, daß Antonius eine so mißlich stehende Sache jetzt aufrichtig aufgegeben hatte, oder daß Catilina noch in diesen letzten Augenblicken Geheimnisse aufdecken konte, die in Nacht begraben bleiben sollten: genug, der Konsul fand es rathsamer, sich, unter dem Vorwande der Kränklichkeit, von seinem Heere zu entfernen und den Oberbefehl in die Hände seines Legaten M. Petrejus zu übergeben, welcher, nebst seinem Quästor P. Sextius, unablässig bemüht gewesen war, mehr Nachdruck und Leben in seine kriegerischen Bewegungen zu bringen.

Bevor Catilina seine Scharen in das entscheidende Gefecht führte, unterließ er nicht, sie zu erinnern, daß sie zwischen Sieg und Untergang mitten inne ständen und ihr Heil allein in ihrem Schwerte zu suchen hätten. Acht Cohorten der Erlesensten stellte er ins erste Treffen, dessen beide Flügel sich an steile Felswände lehnten; der Rest des kleinen Heeres stand hinter Jenen in einen Rückhalt geordnet; alle Rosse wurden zurückgeschickt, und Catilina selbst nahm seinen Standpunkt zu Fuße in der Mitte bei einem, von Marius stammenden Adler, während Manlius zur Rechten, so wie der Fäsulaner Furius zur Linken befehligte. — Auch Petrejus hatte die, für diesen Feldzug aufgebotenen römischen Veteranen, auf die er sich vorzüglich verlassen konnte, die er fast alle bei Namen kante und zum Bravthun aufrief, ins Vordertreffen zusammengezogen; und beide Heere setzten sich gleichzeitig gegen einander, mit gemessenen Schritten, in Bewegung. Die ungewisseren Wurfwaffen blieben ungebraucht; man eilte, das Schwert gegen einander zu versuchen. Anfall und Abwehr, beide gleich heftig, führten lange zu keiner Entscheidung; Catilina's Scharen kämpften mit einem Muth und einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig gewesen wären. Er selbst, stets unter den Ersten; überall, wo Unterstützung Noth that, gegenwärtig und nicht minder im Einzelkampfe tapfer, als das Ganze mit seinem Blicke umfassend, erfüllte eben sowol die Pflicht des Soldaten, wie des Feldherrn, und brachte das Gefecht zum Stehen, bis endlich Petrejus, die prätorische Cohorte um sich versammelnd, einen kräftigen Angriff gegen die Mitte wagte, sie durchbrach und nun beide Flügel unaufhaltsam aufrollte. Schon waren Manlius und Furius unter den Ersten gefallen, als Catilina, mit erstorbener Hoffnung, nur noch einen ehrenvollen Tod suchend, sich in den dicksten Haufen der Feinde stürzte und kämpfend, mitten unter von seiner Hand Erlegten, endlich leblos das Schlachtfeld deckte. Gleich ihm lagen seine Kampfgenossen reihenweise, wie sie das Gefecht begonnen hatten, niedergestreckt: Keiner hatte eine Wunde im Rücken aufzuweisen; aber auch kein Freigeborner fiel den Siegern als Gefangener in die Hände, und auch diesen Letztern hatte der Sieg eine Menge blutiger Opfer gekostet. Catalina's Kopf ward nach Rom gesandt, wo man die öffentliche Trauer ablegte und ein Dankfest beging. Zwar suchten die zerstreuten Anhänger des Empörers, unter der Führung des L. Sergius (eines Verwandten oder Freigelassenen Catilina's), sich in das cisalpinische Gallien und von dort zu den Allobrogern zu retten: allein Metellus Celer machte durch seine Wachsamkeit jedem ferneren Umtriebe dieser Art ein Ende. So blieb denn nur der verabscheute Name Catilina als Schreckbild und Warnung für Jeden übrig, der Heilloses und Verderbliches gegen sein Vaterland versuchen möchte *)! (*Haken.*)

CATILLON SUR SAMBRE, Marktfl. in dem Bez. Cambrai des franz. Dep. Norden nahe an der Sambre, hat mit dem Kirchspiel 2847 Einw. (*Hassel.*)

CATINAT (Nicolas von), Marschall von Frankreich, wurde geb. zu Paris d. 1. Sept. 1637. Sein Vater, Peter von Catinat von Vaugelay, war Parlamentspräsident und hatte von seiner Gattin, Catharine Poisle, 16 Kinder, wovon Nicolas das 11te war. Diese Familie besaß schon lange einen ehrenvollen Ruf, den sie sich in öffentlichen Ämtern erworben hatte, und in den Unruhen der Ligue hing sie dem Könige mit unwandelbarer Treue an. In seiner Jugend hatte Nicolas den Beinamen Fauconnerie, und erst nach dem Tode seines ältern Bruders Catinat von Arcy, nahm er den Namen Catinat an. Er studirte zuerst die Rechte, wozu er sich in Tours, bei einem Oheim die nöthigen Vorkentnisse verschaffte, und ward Advocat. Da er aber seinen ersten Proceß, den er für gerecht hielt, verlor, faßte er eine solche Abneigung gegen seinen Stand, daß er, nach dem Beispiele zweier seiner Brüder, Arcy und Croisille, den Waffendienst wählte. Er ward Cornet bei dem Cavaleriregiment Bignon. Bei einer Musterung aber verabschiedete ihn der Marschall de la Fierté, weil er der Sohn eines Rechtsgelehrten war. Da aber dessen Vater mehrere wichtige Processe bei dem Parlamente hatte, wo ihm der Präsident Catinat viel schaden oder nützen konte, so brachte er es bei seinem Sohne dahin, daß Catinat seine Stelle wieder erhielt. Als kurz darauf die Stellen der Cornets eingezogen wurden, kam er als Lieutenant in ein anderes Cavaleriregiment, war 1667 mit bei der Belagerung von Lille und zeichnete sich so aus, daß er die Aufmerksamkeit des Königs erregte. Der älteste Bruder Catinats, welcher Hauptmann bei der Garde war, blieb hier bei einem Angriffe, und da nach dem Willen des Königs die Compagnie bei dieser Familie verbleiben sollte, so ward Croisille, der jüngste Bruder Catinats, welcher als Lieutenant bei dieser Compagnie stand, zum Capitän vorgeschlagen. Jetzt entstand ein edelmüthiger Wettstreit zwischen beiden Brüdern, indem der jüngere dem älteren nicht vortreten wollte, welchen der Minister Louvois, der C. wohlwollte, dem Könige hinterbrachte. Croisille erhielt die Stelle, C. ward aber 1670 ebenfalls zum Hauptmann der Garde ernant. Bei einem Übergange über den Rhein, 1672, wo der Graf

*) *Sallust.* Catil. — *Plutarch.* Cicero — Crassus. — *Ciceron.* oratt. in Catil. — pro Sull. Rab. Mur. et de pet. cons. — epp. ad Att. I. — *Dio Cass.* 36. 37. — *Appian.* bell. civ. — *Sueton.* Caes. Leben des C. Jul. Cäsar, von A. G. Meißner. Band I. S. 248 ff. Geschichte der römischen Bürgerkriege, von H. C. Keif. Bd. II. S. 243 ff.

Guise mit seinen Kürassiren überschwamm, war C. ihm zur Seite. Bei der Belagerung von Mastricht, 1673, legte er ebenfalls Proben von Unerschrockenheit ab, und ward verwundet. Dasselbe begegnete ihm in der blutigen Schlacht von Seneste, welche Condé den 11. Aug. 1674 gegen die Spanier gewann. C. hatte sich mit seiner Compagnie sehr hervorgethan, weßhalb Condé eigenhändig an ihn schrieb, und ihm sein Bedauern versicherte. Er ward bald wieder hergestellt, ging in demselben Jahre nach Franche-Comté, wo er, mit dem Degen in der Faust, das Fort St. Etienne und die Citadelle von Besançon erstürmte. 1676 ward er Major der Infanterie, und diente in der Armee, welche, unter dem Marschall von Rochefort, zwischen der Maas und Mosel gebraucht wurde. C. hatte einen Feind in de la Feuillade, welcher es hintertrieb, daß er Major in der Garde ward, wie es der König Willens war, wobei derselbe über ihn äußerte: „man kann aus diesem Manne einen General, einen Minister, einen Gesandten und Canzler machen, nur nicht einen Major der Garden." In demselben Jahre übertrug ihm der König die wichtige Commandantenstelle in dem Schlosse Cambresis, um Cambray und St. Omer zu blockiren, wo er öfters an ihn schrieb. 1679 ernante er ihn zum Brigadier der Infanterie. Bei der Belagerung von Valenciennes zeichnete sich C. abermals aus. Die Garnison machte einen Ausfall, ward zurückgeschlagen, die Franzosen drangen zugleich mit in die Stadt, wobei Catinat der 5te Mann war, welcher eindrang. Er bemächtigte sich der Außenwerke, nöthigte den Platz zur Kapitulation, und verhinderte die Plünderung der Stadt. Nach mehren Beweisen von Tapferkeit erhielt er eine Anstellung in der Armee, welche Ludwig XIV. vor Gent und Ypern selbst befehligte. Er belobte ihn hier öffentlich wegen der Ordnung, die er in die Angriffe der Infanterie zu bringen wußte. Nachdem C. Kommandant von Dünkirchen gewesen, brauchte ihn der König bei einer Unterhandlung mit dem Herzoge von Mantua, wegen der Abtretung von Casale, welche aber, durch die Verrätherei von dessen Sekretär, des Grafen von Matthioli, scheiterte. Auf Befehl Ludwigs XIV., mußte ihn C. verhaften, welches er bewerkstelligte, indem er ihn zu einer Jagdpartie veranlaßte und sodann an den Kommandanten von Piquerol ablieferte *). C. erhielt kurz hinter einander die Kommandantenstellen von Longwi, Condé und Tournay, und ward zum Marechal de camp ernant. Nochmals übertrug man ihm eine Sendung an den Herzog von Mantua, der sich entschloß, ein französische Besatzung in Casale einzunehmen. Um die Sache ganz geheim zu halten, ließ sich C., als einen Abenteurer verhaften, und als Gefangener in die Festung bringen, wo er einige Zeit verborgen lebte, und sodann als Kommandant des Platzes auftrat. Auf diesem schwierigen Posten bewies er die größte Umsicht u. Feinheit; besonders wußte er sich die Gunst der Geistlichkeit zu erwerben. — Eben damals hob Ludwig XIV., das Edikt von Nantes auf, und die Verfolgungen der Protestanten begannen nicht nur durch ganz Frankreich, sondern erstreckten sich auch über Savoien und Piemont, die Länder des Herzogs Victor Amadeus, wo man die Protestanten Waldenser, oder, mit einem Spottnamen Barbets (die Pudel) nante. Der König von Frankreich vermochte den Herzog von Savoien diese Unglücklichen ebenfalls verfolgen zu lassen, und schickte ihm deßwegen Truppen, deren Befehligung an C. übertragen wurde. 1686 begann der Krieg gegen diese harmlosen Gebirgsbewohner, der mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden war. Auch hier bewies C. sein Feldherrntalent. Rastlos erkletterte er die hohen Berge, besetzte die engen Pässe, und so fielen 15,000 jener Beklagenswerthen, jedes Geschlechts und Alters in seine Hände, die meistens vor Hunger und Elend umkamen. Louvois schrieb, man müsse diese Leute ausrotten, da ihre Bekehrung nicht zu hoffen sei. Da dieses zum großen Theil geschehen war, ging C. nach Casale zurück. 1687 ward er als Kommandant nach Luxemburg versetzt. Hier errichtete er ein Dragoner- und ein Infanterieregiment, ward Oberster derselben und beide Regimenter führten seinen Namen. Er half Philippsburg belagern, in der Eigenschaft eines Generallieutenant der Armee. Eine Kugel warf ihn hier für todt zur Erde; doch sein Hut hatte ihre Gewalt gedämpft, C. war ohne Verletzung, und die Soldaten betrachteten diesen Hut als eine Reliquie. C. erhielt den Oberbefehl in Jülich und Limburg, und Louvois befahl ihm abermals die ganze Gegend mit Feuer und Schwert zu verwüsten. C. begnügte sich mit der Niederbrennung einiger Gebäude und nahm die Achtung der geängstigten Einwohner dieser Lande mit hinweg. Die Soldaten liebten ihn innig und nanten ihn, wegen seiner ruhigen Bedächtigkeit: le père la pensée. — Im J. 1689 erklärte Frankreich Krieg an Spanien. Der Herzog von Savoien Victor Amadeus spielte fortwährend eine zweideutige Rolle; heimlich es mit dem Kaiser haltend, gab er sich den Schein der Anhänglichkeit an Ludwig XIV. C. ward 1690 mit einer Armee nach Italien geschickt, mit dem Auftrage, den Herzog zu schrecken und ihn zu einer bestimten Erklärung zu zwingen. Er heuchelte Unterwürfigkeit, jedoch nur, um Zeit zu gewinnen, bis ihm der Prinz Eugen mit 8000 Spaniern und 4000 Teutschen zu Hilfe gekommen war, wozu noch 6000 M. seiner eigenen Truppen stießen, dann erklärte er sich offen gegen Frankreich. C. erhielt von seinem Hofe die bittersten Vorwürfe, denen er nur entgegensetzen konte, er habe Heuchelei und Lüge mit der Würde eines Regenten für unverträglich gehalten. Er trug bald einen vollständigen Sieg bei dem Flecken Laours davon; die zur Verzweiflung getriebenen Waldenser, fochten jetzt unter den Fahnen ihres Herzogs, und der gewöhnliche Befehl Louvois, das Land gehörig zu verwüsten (bien brûler), ward dieses Mal nur zu genau vollzogen. Die Eroberung von Susa, der glänzende Sieg bei Stafarda 1690 versöhnten den Hof wieder mit C. Sein Bericht von diesem Siege war mit solcher Bescheidenheit abgefaßt, daß er seiner darin gar nicht gedachte, und die Zeitungsschreiber in Frankreich fragten, ob C. nicht bei der Schlacht gewesen sei. Nur durch Privatbriefe ward bekant, daß ihm ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, mehre Kugeln seine Kleider durch-

*) Man glaubt, daß dieses der räthselhafte Gefangene mit der eisernen Maske gewesen sei. (Neuerdings soll es J. Delort aus 80 Aktenstücken bis zur Klarheit bewiesen haben).

löcherten und er am linken Arme eine Quetschung erhielt, kurz, daß er sich vielleicht mehr ausgesetzt, als für einen Feldherrn billig ist. In einem Tagesbefehl dankte er seinen Truppen für ihre bewiesene Tapferkeit, und als er bei einigen Soldaten vorüberging, die sich mit Kegelschieben erlustigten, nahm er an ihrem Spiele Theil. In der Folge sagte Jemand in seiner Gegenwart: „ich kenne einen General, den ich, nach einem erfochtenen Siege Kegel schieben sah" — C. antwortete: „auch wenn es nach einer Niederlage gewesen wäre, würde ich ihn achten!" Er pflegte die Dinge nicht nach dem Erfolge zu beurtheilen. Nach so ruhmvollen Thaten, nach so seltener Bescheidenheit bat er um die Fortsetzung einer außerordentlichen Zulage von 2000 Thalern (écus) und Louvois antwortete ihm: obgleich Sie dem Könige dieses Jahr sehr schlecht gedient haben, so geruht er dennoch, Ihnen die Zulage zu bewilligen. Behutsamkeit war ein Hauptgrundsatz C's, vor Allem in Italien nöthig; deßwegen hatte er oft schwer gegen das Kabinet zu kämpfen, das glänzende Siege und rasche Bewegungen verlangte. 1690 starb Louvois u. C. bedauerte ihn, trotz seiner Härte, aufrichtig, denn er war sein Wohlthäter gewesen. Der Minister Barbezieux kam an seine Stelle, der ohne Erfahrung und Thätigkeit, die Operationen der Generale ebenfalls von Versailles aus leiten wollte, wobei er sich gewöhnlich mit dem Willen des Königs bewaffnete. Mehr als ein Mal wagte es C. Gegenvorstellungen zu thun. „Ew. Majestät befehlen, schrieb er einst, und ich werde gehorchen gegen alle meine Erfahrung und Einsicht." — Trotz dieser Hindernisse und mancher Intriguen seiner Untergebenen, eroberte er 1691 Nizza, Carmagnola, Piemont, rettete Susa durch ein hartnäckiges Gefecht, drang dann in Savoien ein und nahm die Stadt Montmelian, die ein sehr festes Schloß hatte. Verwundert fragte man, nach Allem diesem, warum C. nicht Reichsmarschall werde? Es gelang ihm fast Alles, wo er selbst gegenwärtig war, und das Meiste schlug fehl, was er Andern anvertrauen mußte, woran hauptsächlich der Neid und die Eifersucht von Feuquieres, der unter ihm stand, Schuld waren. Daher wurden die Franzosen bei Veillane und Coni geschlagen. Auch der Feldzug von 1692 war minder glücklich. C. hatte nur 16,000 M. gegen 50,000, mußte vertheidigungsweise verfahren und nur mit Mühe hinderte er den Feind im Dauphiné einzudringen, wo Embrun schon in seiner Gewalt war. Es glückte ihm jedoch, denselben wieder zurückzutreiben, und nun endlich überreichte ihm der König, im dankbaren Gefühle, sein eigenes Land vor Einfall geschützt zu sehen, den Marschallsstab 1693. C. war entzückt über diese Auszeichnung, und äußerte zu seinen vertrauten Freunden, er habe nicht geglaubt, einer so lebhaften Freude noch fähig zu seyn. Ludwig selbst achtete ihn hoch. Als er einst die Liste seiner Marschälle durchlas, rief er bei Ct's Namen: das ist die belohnte Tugend! Vor Ablauf des J. 1693 erstattete C. dem Könige einen mündlichen Bericht in Versailles. Nach einer langen Unterredung sagte dieser endlich: „genug von meinen Angelegenheiten, wie steht es mit den Ihrigen?" Sire, antwortete der bescheidene Feldherr, ich habe, was ich brauche, Dank den Wohlthaten von Ew. Majestät! „Das ist der einzige Mann in meinem Königreiche," rief Ludwig, „der dieses sagt"! Der glänzende Sieg von Marsaglio, gegen Eugen erfochten, die Entsetzung von Pignerol und Casale, waren die wichtigsten Ereignisse des Feldzuges 1693; außerdem ließ C. starke Kriegssteuern für die Armee aus Piemont erheben. Nach der Schlacht von Marsaglio schlief C., in seinen Mantel gewickelt, die Nacht über auf dem Schlachtfelde. Um ihn zu ehren, pflanzten die Soldaten alle eroberten Fahnen und Standarten in einen Kreis um ihn her und überraschten ihn bei seinem Erwachen. Nach dieser Schlacht bat er um viele Begünstigungen für seine Offiziere und die Armee, und auch ihm wurden dergleichen angeboten; „ich habe die alten noch zu verdienen," antwortete er; und da seine Freunde in ihn drangen, um eine Gehaltsvermehrung nachzusuchen, sagte er: „ich will es nicht machen wie die Diener, welche die Anhänglichkeit an ihren Herrn beflecken, indem sie um Zulage bitten." Er war der Vermittler des Friedens zwischen Savoien und Frankreich, der durch die Vermälung der Tochter des Herzogs von Savoien mit dem Herzoge von Burgund, dem muthmaßlichen Thronfolger Ludwig's XIV., geschlossen ward. C. ward hierauf nach Flandern geschickt, wo er seinen Ruhm durch die Eroberung von Ath 1697 vermehrte. Der, in demselben Jahre, geschlossene Ryswicker Friede, führte ihn nach Paris zurück, wo er, ohne Aufwand und Aufsehn, in einem bescheidenen Privatstande lebte. Nur selten erschien er bei Hofe, der damals in Marly war. Einst fragte ihn der König, warum er so selten sichtbar sei? C., durch diese auszeichnende Frage überrascht, antwortete mit einiger Verlegenheit, „der Hof ist so zahlreich, und ich möchte niemanden hinderlich seyn, seine Aufwartung zu machen." „Das nenne ich Rücksicht nehmen," erwiederte der König, mit einiger Empfindlichkeit. Die größte Einfachheit sprach sich bei ihm auch in Kleinigkeiten aus. Einst spazierte er mit einem Verwandten, Namens Leroi, in dessen Garten; seine beiden Knaben hatten ihre Hüte nach einem Vogelneste auf einen Baum geworfen, in dessen Zweigen sie hängen geblieben waren. Der Vater kam mit dem Marschall hinzu, warf seinen Stock in den Baum, um sie zum Herabfallen zu bringen; dieser blieb aber ebenfalls hängen. Ohne sich zu bedenken, kletterte jetzt der Sieger von Stafarda und Marsaglio auf den Baum, erhaschte zuerst den Stock, und warf sodann mit demselben die Hüte herab. Den Sommer verlebte er gewöhnlich auf einem kleinen Landgute, Saint-Gratien, 3½ St. von Paris. Ein altmodisches Schloß und ein einfacher Garten genügten ihm dort zu seiner ländlichen Einsamkeit, wo er die Memoiren über seine Feldzüge verfaßte. Bald aber entriß ihn der ausbrechende spanische Successionskrieg seiner Muße. Den 23. März 1701 ging er nach Italien, um dort abermals den Oberbefehl zu führen. Ungeachtet der Verschwägerung mit dem französischen Hofe, hielt es der Herzog von Savoien auch dieß Mal heimlich mit dem Kaiser, dessen Heere der tapfere Eugen anführte. Wenn dieser schon durch sein Genie ein gefährlicher Gegner war, so gab ihm auch noch die Freiheit nach Gutdünken zu handeln, so wie die

Stärke seiner wohlgeübten Armee, ein entschiedenes Übergewicht über C., welcher, ohne die Zustimmung des Kabinets von Versailles keinen Schritt thun durfte, mit der Schurkerei seiner Kommissäre, den Intriguen, oder der Unwissenheit seiner Unterbefehlshaber, gegen die Treulosigkeit seines Bundesgenossen, des Herzogs von Savoien, endlich mit dem Mangel an Geld und den nöthigsten Bedürfnissen unablässig zu kämpfen hatte. Daher entsprach er auch dieß Mal den Erwartungen, zu welchen frühere Siege berechtigten, ganz und gar nicht. Bei Carpi geschlagen, den 6. Jul. 1701, mußte er das ganze Land zwischen der Etsch u. Adda räumen. Wohl bemerkte er, daß alle Plane durch den Herzog von Savoien an den Feind verrathen wurden und äußerte deßhalb ein Mal in dessen Gegenwart: „nicht bloß von der Stärke und allen Bewegungen unserer Armee wird der Prinz Eugen benachrichtigt, er erfährt auch, worüber wir uns hier berathschlagen." Er berichtete seine Vermuthung an Ludwig XIV., allein das bewirkte seine Ungnade. Die Prinzessin von Burgund erhielt davon Kunde; sie beklagte sich bei dem Könige über C., daß er der Feind ihres Vaters sei; Frau von Maintenon beschuldigte ihn des Unglaubens, die Höflinge aber äußerten, C. habe durch den Tod seines jüngern Bruders Croisille, alle Geistesfreiheit verloren. Bald erschien Villeroy in Italien, um das Oberkommando zu übernehmen. C. blieb nur noch so lange bei der Armee, als nöthig war, seinem Nachfolger über alles die nöthige Kunde zu geben. Mit hochfahrendem Sinn verwarf dieser alle Rathschläge der Vorsicht, und meinte, den Feind mit Einem Schlage zu vernichten. Die Niederlage bei Chiari bewies, daß C. gut gerathen hatte. Er wohnte dieser unglücklichen Schlacht selbst noch bei. Zwei Mal war bereits ein Corps zurück geworfen worden, zum dritten Male sammelte es C. zu einem neuen Angriff. Da fragte ihn ein Offizier: „wollen Sie uns zum Tode führen?" „Der Tod ist vor uns, antwortete C. kalt, aber die Schande ist hinter uns." Bald darauf war er in Versailles, und am Ende einer umständlichen Unterredung mit dem Könige sagte er: „die Personen, welche mir zu schaden suchten, können Ew. Majestät sehr nützlich seyn, jetzt bin ich entfernt, und Sie können sie sehr wohl in Ihren Diensten brauchen." Der Herzog von Savoien legte bald darauf die Maske ab, und vereinigte sich öffentlich mit dem Kaiser. Ludwig XIV. trug jetzt C. auf, sich zur Armee ins Elsaß zu begeben. Auf seine Entschuldigung, daß er zu alt und kränklich sei, erwiederte Ludwig: „Ihre Gegenwart wird genug seyn." Sie war nicht genug; denn C. überzeugte sich bald, daß bei der damaligen Stellung des Feindes nichts unternommen werden könne. Er bat daher um seine baldige Zurückberufung, und erhielt sie. Von nun an entzog er sich den öffentlichen Geschäften ganz, und lebte fortwährend auf seinem Landgute Saint Gratien. 1705 wollte Ludwig XIV. alle Marschälle zu Rittern seines Hausordens machen, C. aber lehnte es ab. Als ihm seine Verwandtschaft anlag, ihr diese Ehre nicht zu entziehen, entgegnete er: „wenn ich euch Schande mache, so streicht mich in euerm Stammbaum aus." Die große Einfachheit in seinem Äußern zog ihm einige kleine Abenteuer zu. Der Hofmeister einiger vornehmen Knaben hieß ihm einst in der Messe denselben Platz machen, welches C., ohne Widerrede, that. In einer Kriegskanzelei ließ man ihn, weil man nicht einen Marschall zu sehen glaubte, unbeachtet stehen, und schon wollte er wieder gehen, als ihn ein Offizier erkante, und dem Beamten nante. Unter vielen Complimenten suchte sich dieser jetzt zu entschuldigen. „Nicht von mir, dem Marschall, ist die Rede, erwiederte C., sondern von einem Offizier des Königs, und dieser bezahlt euch, die Geschäfte der Offiziere abzufertigen, nicht aber dieselben warten zu lassen." Eines Tages ging er auf seinem Landgute spazieren, und ein junger Pariser trat zu ihm, den Hut auf dem Kopfe behaltend, während C. den seinigen abnahm, „Freund, redete er denselben an, ich weiß nicht, wem dieses Gut gehört, aber du kanst dem Besitzer sagen, ich hätte mir die Freiheit genommen, hier zu jagen." Bauern, die es in der Nähe hörten, lachten laut auf. Auf des Jägers Befragen berichteten sie ihm, daß er so eben mit dem Marschall C. gesprochen habe; hätte er nur gewinkt, setzten sie hinzu, wir hätten euch todt geprügelt. Der junge Mensch eilte jetzt zurück, um wegen seines Betragens um Verzeihung zu bitten. „Ich glaube nicht, sagte C., daß man Jemanden zu kennen braucht, um ihn zu prüfen." Doch mußte er auch, zu seiner Zeit, mit dem ganzen Gewicht seines Ansehens auftreten, wenn er argwöhnte, man wolle ihn absichtlich vernachlässigen. Da er das ganze Jahr auf dem Lande lebte, so hatte man vor seinem Hause in Paris, nicht die polizeiliche Ordnung beobachtet, weßhalb er zu einer Geldstrafe verurtheilt ward. Doch begab sich Herr von Argenson, der Polizeilieutenant, zu ihm, sich zu entschuldigen. C. war eben in seinem Cabinet, sich mit einem jungen Beamten, über eine, wenig dringende, Angelegenheit besprechend, als man Argenson anmeldete. „Er mag warten, entgegnete C. trocken, und setzte sein Gespräch noch lange fort; endlich öffnete er die Thüre, jener trat ein; ohne ihn anzusehn, rief er seinem Bedienten zu: „bezahlt dem Polizeilieutenant sein Geld, und dann mag er gehen." Er glaubte nämlich, das Ganze sei ein vorsätzlicher Streich einiger Höflinge gegen den, in Ungnade lebenden Krieger. Er ging vertraut mit seinen Soldaten um, und seine Unterthanen nanten ihn ihren Vater; allein gegen Minister und Höflinge zeigte er oft ein fast stolzes Selbstgefühl. Auch der allvermögenden Frau von Maintenon schmeichelte er nicht. Als er Marschall geworden war, wünschte sie ihm in einem Schreiben Glück; in seiner Antwort sprach er nur von der Gnade des Königs, und wie er dessen Gunst zu verdienen streben wolle. Der Secretär eines seiner verstorbenen Feinde bot ihm seine Dienste an, mit dem Anerbieten, er wolle ihm wichtige Geheimnisse von seinem verstorbenen Herrn entdecken. C. wies ihn ab, mit der Bemerkung, daß, wenn er ein redlicher Mann wäre, er Geheimnisse nicht verrathen würde. Verheirathet war er nie, obschon man ihm viele glänzende Verbindungen vorschlug. Einer Dame von alter Familie, die es ihm allzu nahe legte, schrieb er ganz kurz: „ich befinde mich so besser." Dennoch scherzte er gern mit Damen. Eine vornehme Dame besuchte ihn oft mit ihrer Nichte. Die hohen Absätze nach damaliger Mode, wurden oft von C. als unbequem ge-

tadelt, worauf man ihm stets erwiederte, daß man nicht anders gehen könne. Des Nachts ließ er die Schuhe der Damen wegnehmen, die Absätze niedriger machen und die Schuhe wider an ihren Platz stellen, und seine Freude war vollkommen, da die Eigenthümerinnen selbige trugen, ohne jene Veränderung auch nur zu bemerken. — C. beschäftigte sich gern mit wissenschaftlichen Gegenständen, besaß aber keine große Bibliothek; ein Plutarch und eine Polyglotte wurden am meisten von ihm benutzt. Bescheidenheit und Einfachheit waren Hauptzüge seines Charakters, der jedoch von Stolz nicht ganz frei war. Der Marschallsstab erfüllte ihn mit großer Freude, denn sich allein verdankte er diese Auszeichnung; den angebotenen Orden schlug er aus, denn er mochte dem Hofe, den er nicht liebte, nichts verdanken, und mit den verdienstlosen Höflingen nichts gemein haben. Er starb in seinem 75. Jahre, den 22. Febr. 1712. Die Vermächtnisse in seinem Testamente an fromme Stiftungen, dürften den frühern Vorwurf der Irreligiosität widerlegen. Seine Neffen und Erben ließen ihm ein Denkmal in der Kirche zu St. Gratien errichten, mit einer Inschrift, die sein Andenken ehrt: vixit ut solent sapientissimi et christianissimi heroes debent [2]).

(*A. Herrmann.*)

Cat-Island, s. St. Salvador.

CATIUS, ein Gott bei den Römern, der Witz und Klugheit verleiht *), von dem alten catus, klug, benant. (*Ricklefs.*)

CATLENBURG, 1) handverisches Amt in der Landvogtei Hildesheim. Es ist etwa 1,⁸³ □Meile groß, liegt an der Ruhme, die in seinem Umfange die Steinlacke aufnimt, hat einen gewellten und waldigen, nicht überall fruchtbaren Boden, und hat wenig mehr, als Flachs u. Holz übrig. Die 4494 Einw., welche in 7 Dörfern und 2 Weilern und 733 Häus. wohnen, nähren sich vom Ackerbau, von der Viehzucht, vom Garnspinnen, von Eisen-, Stein- u. Holzfuhren, von dem Verkaufe ihres Federviehes nach Göttingen und der verschiednen Holzwaren, die in dem Amte verfertigt werden, worunter besonders Flachs, Broken und Pflugräder die vornehmsten Artikel ausmachen (Patje Fabrik-, Gewerbs- u. Handelsstand von Hanover S. 362.). Das Amt machte vormals den Hauptbestandtheil der alten Dynastie Catlenburg aus, die 1107 an die Grafen von Nordheim und mit deren Erbschaft an die Herzoge v. Braunschweig fiel. — 2) Amthaus auf einem steilen Hügel des vorgedachten Amts, an dessen Fuße die Ruhme, die hier die Catel aufnimt, vorbei fließt: es besteht nur aus dem Amthause, aus der Pfarrkirche, 6 Häus. u. 48 Einw., und liegt nur 1 Meile von Nordheim entfernt. Die Ruhme treibt dabei eine große Mühle mit 9 Gängen und 1 Kunstrade, wodurch das Wasser mittelst eiserner Röhren auf das Amthaus geschafft wird. Hier wohnten einst die Dynasten von Catlenburg: Graf Dietrich III., der letzte seines Stammes, verwandelte im Anfange des 12. Jahrhunderts die Burg in ein Augustinernonnenkloster, das bis 1502 bestand und dann säkularisirt wurde. (*Hassel.*)

CATMANDU, die Hauptstadt des Hindustanstats Nepal und die Residenz des Raja. Sie liegt in der eigentlichen Landschaft Nepal (Br. 27° 42′ L. 102° 34′), auf der Ostseite des Bischenmuty, 4784 Fuß über Bengalens Ebene, zieht sich längs dem Flusse ½ Meile hin, hat schmale, schmutzige Straßen, 5000 backsteinerne Häus., 2 und mehre Stockwerke hoch, 1 Palast des Raja, der sich aber eben nicht durch Pracht auszeichnet, mehre größere steinerne Tempel mit prächtig vergoldeten Thurmspitzen, und noch mehre hölzerne, die besonders um einen viereckigen Teich Ranikoprah aufgeführt sind, und nach Hamilton 20,000, nach Kirkpatrik mit dem Gebiete 50,000 Einw., die einige baumwollne Gewebe und andre Gewerbe unterhalten. In dieser Stadt befinden sich die sämtlichen Centralbehörden des Landes. Ihre Umgegend ist gut angebauet. Über ihrem Thale erheben sich viele hohe Gipfel des Himalih, so der Dhaibun Cara 20,140, der Cala Bhairawa 18,662 Fuß hoch, auch sieht man in diesem Thale auf dem Gipfel eines isolirt stehenden, 300 Fuß hohen Felsen, den Tempel Sumbhunath, mit einer kolossalen Bildsäule des Buddha, wohin die Newaren und andre Lamaiten wallfahrten, und einen andern heiligen Tempel, worin die Hindus den Schiwa verehren. (*Hassel.*)

CATO (Marcus Porcius), gewöhnlich benant der Ältere (major), oder auch der Censor, zum Unterschiede von seinem nicht minder berühmten, gleichnamigen Urenkel Cato von Utica, oder dem Jüngeren. — Sein früherer Beiname hieß Priscus: seiner ausgezeichneten Bedächtigkeit und Vorsicht wegen erhielt er den Namen Cato (von catus, schlau, scharfsinnig), den er auch auf sein Geschlecht vererbte.

Alles, was der Charakter des Römers von altem Schrot und Korn Ehrenwerthes und Gediegenes, aber auch Alles, was er Schroffes und Herbes hat, vereinigt sich in dem älteren Cato. Er galt für die personificirte römische politische Tugend, in ihrer rauhesten und zurückschreckendsten Gestalt; und alle Außenlinien dieser eigenthümlichen Sinnesweise, nur um Einiges abgerundeter und verschmolzener, nach Maßgabe des um Vieles milder gewordenen Zeitgeistes, gingen, ein Jahrhundert später, auch auf den jüngeren Namens-Erben über. Jener vermochte vielleicht noch, dem, mit griechischer Überfeinerung zugleich einbrechenden Sittenverderbniß durch sein leuchtendes Vorbild von strengem Ernst und biedrer Einfalt einen Damm entgegenzusetzen: doch dieser erschien seiner entarteteren Zeit weit mehr noch als eine, aus dem Grabe der Vergangenheit zurückgekehrte Schreckgestalt, die nur scheuchte und beschämte, ohne zu bessern. Jener, obgleich gehaßt und gefürchtet, vermochte Karthago's Untergang durch ein einziges gewichtiges Wort zu vollenden: Dieser mußte, unfähig, die sinkende Republik durch seine Tugend zu retten, sich mit einer kalten Anerkennung und Bewunderung derselben begnügen.

Der ältere Cato, aus einer fast unbekanten und we-

2) Vgl. Mémoires p. s. à la vie *de N. Catinat*, Maréchal de France (vom *Mq. de Crequi*) Paris 1775. Mémoires et correspondance du Maréchal de Catinat, par *M. Bernard le Bouyer de St. Gervais* T. I—III. Encyclopédie méthodique — Histoire T. II. (Biogr. univ. T. VII. v. *Fiévée*).

*) *Varr.* de L. L. IV, 8.

nig begüterten plebejischen Familie zu Tusculum entsprossen, ward etwa im 521. Jahre n. R. Erb. geboren und verlebte seine Jugend auf dem väterlichen Erbe, im sabinischen Gebiete, unter ländlichen Beschäftigungen und angestrengten Leibesübungen, die, so wie sie seinen Körper abhärteten, auch seinen Geist zu einer hohen Einfachheit und Kräftigkeit stärkten. Im 17. Jahre, da Hannibal, als gefürchteter Sieger und in der Sonnenhöhe seines Glücks auf Italiens Boden stand (538), that Cato seinen ersten Feldzug und erwies sich überall als wackern und exemplarischen, aber auch rauhen und mit mancher Narbe bedeckten Legionsoldaten. Daheim, in den nächstgelegenen Städtchen und Flecken, trieb es ihn, als der eifrige Sachwalter seiner Clienten aufzutreten und ein Talent der Rede zu entwickeln, das bald eine allgemeine Aufmerksamkeit und Achtung in seinem Kreise erregte. Nicht selten besuchte er die, hart an seine Besitzungen gränzende, schlichte Villa, wo einst der edle Manius Curius seine Größe in ländlicher Eingezogenheit barg; und hier, in stiller Betrachtung, eignete der Jüngling sich den Sinn der Mäßigkeit und der erhabenen Einfalt an, der diese Hütte in seinen Augen heiligte, durch freiwillige Beschränkung seiner Genüsse auf das schlechthin Nothwendige. Bei der Eroberung von Tarent durch Fabius Maximus (545) ward er zuerst, durch den Pythagoreer Nearch, mit griechischer Philosophie bekant; gewann sie aber nur in eben dem Maße lieb, als sie mit der Strenge seiner Grundsätze übereinstimte. Der Literatur jenes Volks wandte er sich erst im höheren Alter und unter Ennius Anleitung zu; doch blieb sie nicht ohne Einfluß weder, auf seine Redekunst, noch auf seine eigenen schriftstellerischen Arbeiten.

Höchst wahrscheinlich würde der junge Mann, troß so ausgezeichneter Eigenschaften, den engen, obwol nicht unverdienstlichen Wirkungskreis, den er sich gezogen, nie überschritten haben, hätte es nicht ein günstiger Zufall gefügt, daß L. Valerius Flaccus, der schon damals in Rom eines besondern Ansehens genoß, indem er einige seiner sabinischen Besitzungen besuchte, durch seine Hausgenossen von der eigenthümlichen Lebensweise seines Nachbars Kunde erhalten hätte, wie dieser mit dem frühesten Morgen seine Clienten vor Gericht vertrete und sodann, über Feld heimgekehrt, zu jeder Jahrszeit seinen Acker selbst bestelle und Tisch und Kost mit seinem Gesinde theile, ohne darum weniger ein Mann von gebildetem, hellem Geiste und dem biedersten Herzen zu seyn. Flaccus suchte sofort seine Bekantschaft; fand mehr, als er gesucht, und drang so lange und so eifrig in seinen neuen Freund, bis er ihn bewog, seine ungemeinen Anlagen dem Dienste der Republik in einer höheren Sphäre zu widmen und sich in Rom den würdigeren Schauplatz für seine Thätigkeit zu öffnen. Sein Freund, der hier auch sein Gönner und Beschützer ward, hatte sich in der That auch von seinen Erfolgen, als gerichtlicher Anwalt, nicht zu viel versprochen: denn Cato gewann sich auf diesem Wege binnen kurzem Gunst und Gewicht in dem Maße bei dem Volke, daß es ihn zum Legiontribunen erwählte. Als solcher erwarb er sich die besondere Schätzung seiner Feldherrn, des Konsuls C. Claudius Nero, und trug wesentlich zu der glücklichen Entscheidung der Schlacht bei Sena bei, welche dem Hasdrubal, Hannibals Bruder, das Heer und zugleich das Leben kostete. Sodann, als erwählter Quästor für Sicilien, ward er (547) dem P. Cornelius Scipio beigegeben, nachdem dieser den kühnen Gedanken gefaßt und im Senate durchgesetzt hatte, den Krieg gegen Hannibal und Karthago zum ersten Male auf afrikanischen Boden zu verpflanzen.

Sobald ein junger Edler Roms ins öffentliche Leben übertrat, kont' er es nicht umgehen, sich der Einen oder der Andern, sich stets bekämpfenden Partei in der Republik anzuschließen und ihre Zwecke verfechten zu helfen. Cato hatte sich den Q. Fabius Maximus, den seine großen Verdienste um Rom ehrwürdig machten, zu seinem politischen Leitstern und zum unverbrüchlichen Muster seines Betragens ausersehen. Hingegen begann eben damals der große Scipio, obwol noch im jugendlichen Alter, sich seine eigenthümliche, glorreiche Bahn zu brechen; und je entschiedener er als Fabius Gegner auftrat, um so weniger mochte jetzt auch ein freundliches Vernehmen mit seinem Quästor bestehen, der, kaum in Sicilien angelangt, laut die verschwenderische Freigebigkeit mißbilligte, womit der Feldherr die für den Krieg bestimten Gelder, zum Verderb der strengeren Kriegszucht, unter seine Truppen vertheile oder in Wohlleben vergeude. Scipio dagegen erklärte hochherzig, dem Vaterlande nur von seinen Thaten, nicht vom Gelde, Rechenschaft schuldig zu seyn; und so blieb dem ungelegenen Erinnerer nur übrig, auf der Stelle nach Rom zurück zu kehren und, unterstützt von seinem Parteihaupte, im Senat eine laute Klage gegen des Feldherrn Verschleuderungen, wie gegen seinen zur Schau getragenen Luxus, zu erheben. Wirklich auch wurden Volkstribunen ernant, diese Anschuldigungen an Ort und Stelle zu untersuchen: allein Scipio's Ruf und Verdienst stand bereits fest genug, um von denselben unbedingt und mit Ehren losgesprochen zu werden.

Einige Jahre später (553) gelangte Cato zur Würde des Ädils, und unmittelbar darauf zur Prätur, nach deren Ablauf er sich, als Proprätor, nach Sardinien begab und in der Verwaltung dieser Insel ein Beispiel der Uneigennützigkeit und Bescheidenheit, der Entfernung von allem Luxus und der unerbittlichen Strenge gegen sich selbst, wie gegen Andre, aber auch der Gerechtigkeitsliebe und der Sorge für das allgemeine Beste aufstellte, wie es bis dahin kaum noch irgend eine römische Provinz erblickt hatte; und die Sardinier selbst blieben ungewiß, ob sie ihn mehr fürchten oder lieben sollten. Ein so ausgezeichnetes Betragen fand indeß auch in Rom selbst eine gerechte Würdigung. Cato's Ansehen und Einfluß stiegen mit jedem Tage; und es mußte ihm unstreitig eine besondre Befriedigung gewähren, als er (559) mit dem nämlichen Valerius Flaccus, der ihn zuerst aus der Dunkelheit gezogen, zum Consulat gelangte. Das Loos theilte ihm die Kriegführung in dem dießseitigen Hispanien zu, wo die zahlreichen und kriegerischen Völkerschaften, noch wenig gewöhnt an die römische Herrschaft, das neue Joch unwillig ertrugen und nur unlängst erst gegen den Prätor C. Sempronius Tuditanus einen glücklichen Versuch, es abzuschütteln, gewagt hatten. Diese Niederlage zu rächen und die Empörer niederzuhalten, sammelte Cato

seine Land- u. Seemacht an der Küste Ligurlens und landete dann zu Emporia, einer alten griechischen Pflanzstadt an der hispanischen Küste, unweit des Iberus, welche mit den Eingebornen in enger Handelsverbindung, zugleich aber auch unter Roms besonderm Schutze stand.

Hier ersah der römische Feldherr, indem er seine Streitkräfte eng und vorsichtig beisammen hielt, den günstigen Augenblick, über das feindliche Heer herzufallen und demselben, obwol nach hartem Kampfe, durch die Überlegenheit seiner Kriegskunst eine so blutige Niederlage beizubringen, daß das gesamte Hispanien dießseit des Iberus sich fortan genöthigt sah, den ungleichen Kampf aufzugeben, wenn gleich immer noch hie und da einzele Bestrebungen zum Widerstande gichterisch aufzuckten und Cato zuletzt seine Sicherheit nur in einer allgemeinen Entwaffnung dieses ganzen Landstriches fand. Je schmerzlicher jedoch diese Maßregel empfunden ward, so daß auch Viele den freiwilligen Tod der Beraubung ihres Schwertes vorzogen, um so nothwendiger stellte es sich dem Sieger, und selbst als Wohlthat für das Land, dar, noch einen entscheidenden Schritt weiter zu gehen. Durch gleichzeitig verschickte Befehle gebot er den Ortsobrigkeiten an Einem und demselben Tage die Schleifung ihrer Befestigungen. Nur Wenige widersetzten sich einer Anordnung, deren Umfang sie zu wenig kanten, um nicht ihre besondre Verantwortlichkeit bei der Nichtbefolgung zu scheuen. Doch um so leichter vermochte auch Cato nunmehr die einzelen Widerspenstigen zu züchtigen; und so durfte er, da sich die Zahl dieser Plätze wol auf 400 belief, mit Wahrheit von sich rühmen, daß er mehre Städte in Hispanien eingenommen, als dort Tage zugebracht habe. Überschwenglich hatte er demnach auch, nach noch andern, eben so glücklichen Kriegsverrichtungen in der Halbinsel, die Ehre des Triumphs verdient, deren er nach seiner erfolgten Rückkehr in Rom sich erfreute.

Im Felde, wie daheim, hatte sich Cato jederzeit als den Feind jedes überflüssigen Aufwandes gezeigt und in Lebensweise, Kleidung und Körperpflege eine Frugalität bewiesen, welche, ernst und strafend, sich der immer mehr einreißenden Üppigkeit der römischen Großen entgegenstellte. Leicht also ermißt sichs auch, mit welcher Kraft er sich, während seines Consulats, dem Antrage auf Abschaffung eines Gesetzes entgegenstellen mußte, welches etwa 20 Jahre zuvor, in einer sehr bedenklichen Lage der Republik und bei einer äußersten Finanznoth gegeben, den römischen Frauen untersagte, mehr, als eine halbe Unze Goldes, auf ihren Schmuck zu verwenden, Purpurkleider zu tragen, oder anderweitigen Aufwand zu machen. Bessere Zeiten und eine wirklich gestiegene Wohlhabenheit schienen diese enge Beschränkung, bekant unter der Benennung lex Oppia, nunmehr unnöthig und drükkend zu machen; und es fanden sich auch gefällige Fürsprecher in Menge, welche sich öffentlich dagegen erklärten, während die Frauen selbst, mit Hintansetzung aller Sitte und gegen den Befehl ihrer Eheherren, an dem entscheidenden Tage der Abstimmung, alle Straßen und Zugänge zum Capitol besetzt hielten, um die ernsten Senatoren durch Bitte und Beschwörung in eine mildere Stimmung zu versetzen. Gerade diese außerordentliche Maßregel bot indeß dem gestrengen Konsul nur einen Grund mehr, in seiner donnernden Rede auf die Beibehaltung jeder Beschränkung anzutragen, wodurch dem Übermuth und der um sich greifenden Herrschbegier der Weiber ein Zügel angelegt werden möge. Ihm entgegen, vertheidigte der Volkstribun L. Valerius die Sache der römischen Matronen; und waren auch dessen Gründe vielleicht nicht die überzeugendsten, so blieb doch seine Sache gewonnen, sobald sie bis zum nächsten Tage hingehalten und es dem gefährdeten Theile dadurch möglich gemacht wurde, den schon halb errungenen Sieg durch verdoppeltes Bitten und Drohen bei den noch Widerstrebenden zu vollenden. Cato's Beredsamkeit scheiterte, und die lex Oppia verlor durch allgemeinen Volksbeschluß ihre Geltung.

Nach Beendigung seiner Proconsular-Verwaltung in Hispanien, wo Cato einige geringere Kriegsverrichtungen mit eben so viel Vorsicht, als Glück beendigte, und wo er seinen politischen Widersacher Scipio (den nunmehr, nach Hannibals Niederlage bei Zama, der Name Africanus schmückte) zum unwillkommenen Nachfolger hatte, genoß er wenigstens die Befriedigung, alle seine administrativen Verfügungen in der Provinz vom Senate bestätigt und dadurch dem neuen Prokonsul die Hände vielfach gebunden zu sehen. Aber auch als Konsular verschmähte Cato's thätiger Eifer es nicht, dem State in untergeordneten Anstellungen zu nützen. So zog er eben sowol im nächsten Jahre (561) als Legat des Konsuls Tib. Sempronius Longus, gegen die Bojer zu Felde, als er auch, 3 Jahre später, als bloßer Legiontribun, dem Konsul Man. Acilius Glabrio in den bedeutsamen Krieg folgte, der sich zwischen Rom und Antiochus dem Großen, um Griechenlands Unabhängigkeit, auf dem Boden dieser Halbinsel entsponnen hatte. Als vorgeblicher Befreier derselben, war der König, nach langer Vorbereitung, mit Erwartungen im Felde erschienen, welche durch seine griechischen Verbündeten nur wenig unterstützt und durch des Konsuls Thätigkeit dergestalt vereitelt wurden, daß er sich, binnen kurzem, auf eine, für unbezwinglich gehaltene Stellung in dem, einst durch Leonidas Heldentod klassisch gewordenen Passe der Thermopylen zurückgedrängt sah. Leicht auch würde er diesen, stark von ihm verschanzten Posten gegen den, durch Acilius versuchten Angriff und die blutigen Anstrengungen der römischen Tapferkeit behauptet haben, hätte nicht Cato mit einigen, ihm zugetheilten Truppen den nämlichen Fußsteig über den Kamm des Öta, welcher seitwärts in den Rücken dieser Stellung führt und vormals auch den Spartanern das Verderben brachte, bei Nacht und unter fast unglaublichen Anstrengungen erklommen und sich plötzlich im Rücken des Feindes gezeigt, der bei diesem unerwarteten Anblick Muth und Besinnung verlor. Antiochus selbst, durch einen Steinwurf im Gesichte verwundet, gab das Gefecht auf; Verwirrung und Flucht riß unter seinen Scharen ein, und die vollständigste Niederlage bezeichnete diesen Tag, dessen Ehre hauptsächlich auf Cato's Rechnung gestellt wurde und auch des siegenden Konsuls freudige Anerkennung fand, indem Dieser, noch außer Athem und mit Staube bedeckt, ihm, Angesichts des Heeres, in einer langen Umarmung mit seinem Danke

zugleich betheuerte, daß weder er, noch das römische Volk, ihm diesen Dienst jemals nach Gebühr zu lohnen vermöchten. Acilius wollte aber auch, daß Cato selbst der glückliche Bote wäre, der diesen Sieg zuerst in Rom verkündigte; und wirklich auch gelang es der angestrengten Eile desselben, hier jedem früheren Gerüchte vorzufliegen und den Volksjubel, der sich in reichlichen Opfern und einem angeordneten dreitägigen Dankfeste aussprach, aufs Höchste zu steigern.

Insofern in Republiken politischer Haß auch zur politischen Tugend werden kann, blieb Cato sich selbst getreu in der Feindschaft gegen Scipio, dessen Genie und Verdienste in ihm den beharrlichsten Gegner, nicht nur noch nach seinem freiwilligen Austritt vom Statsleben, sondern bis zum Tode, und selbst über den Tod hinaus, fanden. Denn auf Cato's Anstiften, wie behauptet wird, hatten die beiden gleichnamigen Volkstribunen Q. Petilius den Besieger Hannibals öffentlich vor Gericht zu ziehen versucht und klagten jetzt (567) wiederholt den dahin geschiedenen Helden des Unterschleifs öffentlicher Gelder an, indem sie zugleich dessen Bruder L. Scipio in die Sache verwickelten und es dahin brachten, daß Dieser als schuldig verurtheilt wurde, ohne daß gleichwol Cato bei diesem unwürdigen Versuche seinen Zweck völlig erreichte. Nicht minder aber war auch er selbst, in seinem öffentlichen Leben, als erklärter und standhafter Widersacher der Partei der Edeln, vielfach das Ziel gerichtlicher Verfolgungen, und sah sich 50 Mal (Plinius sagt 44 Mal) angeklagt, aber auch jedes Mal losgesprochen. Noch in seinem 86. Jahre stand er solchergestalt vor Gericht: aber auch er selbst foderte noch im 90sten, als Kläger, den gewesenen Prätor Serv. Sulpicius Galba wegen Bedrückung der Lusitanier zur öffentlichen Verantwortung vor dem Volke; drei Menschenalter, wie Nestor, mit seiner Thätigkeit umfassend, aber auch bei jenem letzten, ihm zugeschobenen Rechtshandel zu dem Geständnisse gedrungen: „Daß es ihm ein Hartes dünke sich vor einem andern Geschlechte, als mit welchem man gelebt, vertheidigen zu müssen."

Noch aber stand Cato in der Mitte seines Lebens und in der Fülle von Kraft und Gewicht, als er (568) unter den Bewerbern um die Censor-Würde auftrat; — die letzte und höchste, welche für den römischen Statsmann zu gewinnen stand; und vor Allem wichtig durch den weit reichenden Einfluß, welchen die damit verbundene Macht selbst bis ins Innere des Privatlebens, wohin sonst keine Gesetze reichten, ausübte, und der auch die Ersten und Angesehensten sich beugten. Die Censoren, als die Wächter und Hersteller der guten Sitte geltend, mußten darum selbst rein und untadelig erfunden werden. Indem ihrer stets Zwei ernant wurden, deren Einer ein Patricier, der Andre ein Plebejer war, suchte man auch hierin das politische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten und sowol das Volk, als den Senat zu zügeln. Freilich hatte jedoch der Letztere dieß Amt gerade um so viel mehr zu fürchten, als Reichthum, Luxus, Schwelgerei und verderbte Sitte unter seinen Mitgliedern am reichlichsten gefunden werden mochten: und so ermißt sich denn auch leicht, wie ungern die Optimaten einen Mann von Cato's Sittenstrenge, mit welchem sie in so vielfacher und beharrlicher Fehde gelebt, und der überdieß, als ein homo novus, ein Gegenstand eben sowol ihres Neides, als ihrer Geringachtung war, nach diesem, von ihm sicherlich mit unerbittlichem Ernst zu verwaltenden Posten streben sahen. Sie unterließen daher auch nicht, ihm nicht weniger, als neun Mitbewerber aus ihrer Partei entgegen zu stellen, und diese, mit einziger Ausnahme seines alten Freundes und Mit-Consularen L. Valerius Flaccus, boten jede nur mögliche Anstrengung auf, ihn zu verdrängen.

Cato, alle diese kleinlichen Ränke nicht achtend, und eben so wenig zu den gewöhnlichen Erniedrigungen und Schmeicheleien sich herablassend, erschien in der Mitte der Wähler in einer schier drohenden Haltung. Ungescheut warf er seinen Gegnern vor, daß sie sich ihm nur darum widersetzten, weil sie einen freisinnigen, festen und muthigen Censor scheuten. Allein der kränkelnde Stat bedürfe zu seinem Genesen nicht des gefälligsten, sondern des entschlossensten Arztes; und nur Männer, wie er und Flaccus, vermöchten hier, durch Schneiden und Brennen, gegen die überhand nehmende Üppigkeit zu helfen. Das Volk, ergriffen von der Wahrheit dieser Bemerkung und von dem Werthe dessen, der sie aussprach, lenkte einstimmig seine Wahl auf Cato und den, von ihm nicht sowol empfohlenen, als gefoderten Genossen.

Des neuen Censors erste Amtshandlung war, daß er eben diesen Flaccus, in ehrenvoller Auszeichnung zum princeps Senatus erklärte. Nicht minder aber wurden 7 Senatoren, wohlverdienter Weise, von ihm ihrer Würde beraubt: aber vielleicht nicht ganz so reiner Eifer leitete ihn, bei Musterung des Ritterstandes, in der Ausstoßung des L. Scipio Asiaticus, des ruhmvollen Siegers über Antiochus, welcher schon früher der Gegenstand seiner gerichtlichen Verfolgung gewesen. Bei der von ihm unternommenen Vermögensschätzung der Bürger wurden alle Luxus-Geräthe, Schmuck, Kleider und junge Sklaven zum zehnfachen Werthe angeschlagen, und wie laut sich das Geschrei der davon Betroffenen auch gegen Cato erhob, oder wie mißfällig auch seine stark durchgreifenden polizeilichen Anordnungen aufgenommen wurden: so ließ er doch um so weniger in seinem Ernste nach, da das Volk sich damit so zufrieden bezeigte, daß es auch, ihm zu Ehren, seine Bildsäule im Tempel der Dea Salus aufstellte, in deren Aufschrift nicht seine Siege und Triumphe, wol aber dessen gedacht war: „Daß er, als Censor, den römischen Stat, welchen er durch Sittenverderbniß dem Sturze nahe gefunden, durch weise Grundsätze und treffliche Einrichtungen wieder hergestellt habe." Und ausgezeichnet muß auch allerdings wol seine Verwaltung dieses Amtes gewesen seyn, da Mit- u. Nachwelt darin übereingekommen sind, ihn in die Geschichte mit dem Unterscheidungsnamen „der Censor" einzuführen.

Immer mehr, und besonders nach Fabius Maximus Tode, als das Haupt und die Sele der Partei der Plebejer betrachtet, gewann Cato auch in allen Beschlüssen des Senats ein bedeutendes Gewicht und oft eine entscheidende Stimme. So wußte er den lebhaften Unwillen über die nicht verhehlte Parteilichkeit der Rhodier im Kriege mit Perseus glücklich zu besänftigen und die har-

ten Maßregeln, welche diesem, damals so betriebsamen und geachteten Inselvölkchen das Verderben gebracht haben würden, von ihm abzuwehren und selbst sie in Bundesgenossen der Römer zu verwandeln. Eben so gab es seit 17 Jahren eine große Anzahl verbanter Achäer in Italien, welche sich der gleichen Vorliebe für Perseus verdächtig gemacht hatten und deren trauriges Loos keine wiederholten Gesandtschaften und Bitten ihrer Landsleute hatten ermäßigen können. Endlich ließ Cato sich bewegen, zu Gunsten dieser so hart und ungerecht behandelten Unglücklichen das Wort zu führen. Seine Bemerkung: daß es endlich nur allein die Frage scheine, ob einige schwache Greise auf fremdem oder auf eigenem Boden eingescharrt werden sollten? — brachte den Starrsinn der Ungerechtigkeit zur Besinnung. Eine bessere Politik gebot, sich beim nahen Ausbruch eines neuen Krieges gegen Karthago die Griechen geneigt zu erhalten; und so mochten wenigstens 300 Verwiesene — der traurige Überrest von 1000 — in ihr Vaterland heimkehren. Polybius, der unerreichte Kriegshistoriker, war Einer der Angesehensten unter ihnen; und gerade sein gezwungener langer Aufenthalt in Rom und seine enge freundschaftliche Verbindung mit dem jüngeren Scipio mußten ihm die Gelegenheit darbieten, sein schriftstellerisches Genie so glänzend zu entfalten.

Dennoch war Cato's strenger Geist so wenig ein Freund griechischer Literatur und Kunst, daß ihm Sokrates als ein Schwätzer, und Isokrates als ein langweiliger Pedant galt, der seine Schüler erst im Reiche der Todten zu fertigen Rednern stämple. Die Athener hatten, um eine verwirkte harte Geldbuße von sich abzuwenden, eine Gesandtschaft ihrer damals berühmtesten Redner und Philosophen nach Rom abgeordnet, an deren Spitze insonderheit Karneades, der Akademiker, hervorglänzte. Die ganze junge Welt der Hauptstadt ward durch ihren hellen Geist, ihre Kentnisse und ihr einnehmendes Wesen bezaubert. Karneades fand enthusiastische Bewunderer, und die Vorliebe für griechische Philosophie schien jede andre bisher gewohnte Neigung und Beschäftigung verdrängen zu wollen. Eine solche, mit völliger Entartung drohende Revolution des bisherigen römischen Geistes konte unmöglich Cato's Billigung finden. Er bot demnach Alles auf, die beschleunigte Abfertigung dieser unwillkommenen Gäste zu bewirken, deren verführerischer und schädlicher Einfluß auf die römische Jugend und die gute alte Sitte ihm, wie er öffentlich erklärte, zu bedenklich erschiene, um sie nicht je eher je lieber in ihre Hörsäle zurückzuschicken.

Den bedeutendsten Einfluß aber auf das Geschick Roms und der Welt gewann Cato durch den eisernen Willen, womit er unablässig zum erneuerten dritten Kriege gegen Karthago aufbot, der auch nur zu bald mit dessen Untergang endigte. Den Vorwand dazu gaben die Mißhelligkeiten, welche zwischen diesem tief gedemüthigten State und Masinissa, dem von den Römern begünstigten Könige von Numidien, entstanden waren, und deren willkürliche Entscheidung Rom für sich foderte. Scheinbar sandte der Senat Abgeordnete nach Afrika, um die Natur und den Zusammenhang dieser Mißverständnisse an Ort und Stelle zu untersuchen; noch weit eigentlicher aber, um sich von Karthago's wieder gesammelten Streitkräften eine genauere Überzeugung zu verschaffen. Cato war das Haupt dieser Gesandtschaft, deren Berichte den wehrhaften Stand jener alten Nebenbuhlerin in einer so bedenklichen Verfassung darstellten, daß es dringend erschien, derselben länger keine Frist zu gestatten, die früheren Wunden noch vollkommener auszuheilen; und Cato insonderheit, im Widerspruch mit der Partei der Edeln, welche Scipio Nasica leitete, gab seine Meinung aufs bestimteste dahin ab: „Daß Carthago von Grund aus zerstört werden müsse." Noch fand zwar die förmliche Kriegserklärung einigen, von den Zeitverhältnissen gebotenen, Anstand: doch der ernste Censor hielt fortan nie einen Vortrag im Senat, daß er nicht — wie fremdartig auch der verhandelte Gegenstand seyn mochte — stets mit jener, von neuem ausgesprochenen Bannformel wider Karthago geendigt hätte.

Ausgezeichnet durch Verdienst, Ehre und Achtung vor fast allen seinen Zeitgenossen entbehrte Cato doch, am Abend seines Lebens, in seinem eigenen Hause des Glücks, das für ihn einen so vorzüglichen Werth zu haben schien. Er verlor nicht nur die Gattin, sondern auch seinen schon erwachsenen und in Statsämtern stehenden Sohn (s. d. folg. Artikel.), auf dessen Erziehung er eine hohe und auch durch trefflichen Erfolg belohnte Sorgfalt verwandt hatte. Um einen sittlichen Anstoß zu vergüten, welchen er Diesem, im engen häuslichen Beisammenleben, gegeben hatte, entschloß sich der immer noch rüstige Greis, unerwartet, zu einer zweiten Verbindung und ließ seine Wahl auf die arme, aber sittsame Tochter seines Clienten und ehemaligen Schreibers Saloninus fallen, die ihm den, eben hienach zubenanten jüngeren Sohn M. Porcius Cato Salonianus gebar.

Hart gegen seinen eignen Leib, hart gegen seine zahlreichen Sklaven, die er, gleich Lastthieren, veräußerte, sobald sie alt und ihm unbrauchbar wurden, war er dennoch nicht ganz unempfindlich gegen die Freuden des geselligen Umgangs, denen er durch seine Unterhaltung selbst einen besondern Reiz zu geben verstand. Ein trefflicher Wirth, der sich seines Haushalts mit großer Sorgfalt annahm und sein erworbenes großes Vermögen vortheilhaft anzulegen wußte, blieb er sogar nicht ohne Beschuldigung des Wuchers im Seehandel, den er unter verdecktem Namen trieb. Von seinem Geiste der Sparsamkeit aber zeugt seine bekante Maxime: daß Unnöthiges auch um einen Kupferheller immer noch zu theuer erkauft werde.

Seine Muße, neben so viel Ämtern und Verhandlungen als Statsmann, war nicht unfruchtbar an mancherlei Werken des Geistes, die ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Heroen der ältesten römischen Litteratur verdient haben. Noch zu Livius und bis auf Aulus Gellius Zeiten kante und schätzte man eine Samlung seiner öffentlichen Reden; ein historisches Werk, unter dem Titel: Origines, in 7 Büchern, das sich mit der Urgeschichte der Völker und Städte Italiens beschäftigte und bis zum Schlusse des zweiten punischen Krieges reichte; ein Buch vom Kriegswesen, und noch mancherlei andre Schriften über verschiedene Gegenstände. Von allen diesen sind jedoch nur einzele Bruchstücke auf uns gekommen, welche

Antonio Riccoboni zuerst gesammelt und (Basel 1579) herausgegeben hat. Glücklicher hat sich seine Abhandlung über den Landbau erhalten. Die Disticha, welche seinen Namen tragen, zeigen sogleich den Stämpel der Unechtheit; und noch unzweideutiger sind die von Annius von Viterbo auf Cato's Rechnung gesetzten Origines für ein, ihm untergeschobenes Machwerk zu erklären.

Cato's Lebensdauer wird verschiedentlich angegeben: doch ist es die glaublichere Meinung, daß er nicht bloß daß 85ste, sondern selbst das 90ste Jahr überschrit [1]).

Cato (Marcus Portius), Cato's, des Censors, älterer Sohn, den der Vater gleichwol überlebte. Seine Mutter, nicht reich, aber von edler Geburt, gab ihm die erste Erziehung: aber unmittelbar in ihre Stelle tretend, machte sichs der Vater zum angelegensten Geschäft, ihn unter der genauesten Aufsicht zu behalten. Er selbst lehrte ihn lesen, ohne diesen ersten Unterricht, wie sonst Sitte war, einem Hausßklaven anzuvertrauen, damit sein Sohn weder von so unedler Hand gezüchtigt werden dürfte, noch einem Unfreien irgend etwas zu verdanken hätte. Eben so war er selbst dessen Turn-, Schwimm- u. Waffenmeister; unterrichtete ihn in der Geschichte römischer Großthaten und stellte in ihm ein praktisches Muster auf, wie die Söhne römischer Edeln erzogen werden sollten. In der That auch machte der Jüngling seinem Erzieher volle Ehre! nur entsprach sein zarter Körperbau jenen harten Anstrengungen zu wenig und foderte endlich und erhielt auch einen Nachlaß von so strenger Zucht. Dennoch that sich Jener, unter Paullus Ämilius Anführung, in der Schlacht gegen Perseus (584) auf die rühmlichste Weise hervor und eroberte sein Schwert, das ihm aus der schweißigen Hand geschlagen worden, nach erneuertem, hartnäckigen Kampfe, unter einem Haufen Erschlagener von Freund und Feind zurück. — Späterhin vermälte er sich mit Tertia, der Tochter des genanten Feldherrn und Schwester des jüngeren Scipio. In öffentl. Würden war er bis zur Prätur gediehen, starb aber, während der Verwaltung derselben, in der Blüthe seines Lebens (600); aufs schmerzlichste beklagt von seinem grauen Vater, der seinen Tugenden in Krieg und Frieden ein rühmliches und rührendes Denkmal in seinen Schriften setzte. — Auch als Rechtsverständiger machte dieser Sohn sich durch mehre werthvolle Schriften bemerklich; so wie auch die regula Catoniana in den Pandekten von ihm stamt [2]).

Cato (Marcus Porcius), der Ältere der beiden Enkel des Censors von dessen älterem Sohne gleiches Namens (s. d. vorst. Artikel). Die Geschichte erwähnt seiner als Konsul mit Q. Marcius Rex im Jahr 634 nach R. Erb. Er übernahm es, die Schritte Jugurtha's, des Königs von Numidien, in der Nähe zu beobachten, der sich jenes Reichs bemächtigt hatte und dessen heißer Kopf anfing, dem Senat Verdacht zu erregen. In Afrika aber ereilte den Konsul der Tod, gleich im Beginn seiner Verwaltung [3]).

Cato (Cajus Porcius), des Censors Enkel von seinem älteren Sohne, und der Jüngere von zwei Brüdern. Die Reihe der römischen Konsuln führt ihn, zugleich mit M. Acilius Balbus, unter dem Jahre 638 nach R. Erb. auf. Er erhielt, als solcher den Auftrag, das ursprünglich gallische oder thracische Volk der Skordisker — bis dahin ungekant, aber von den Zeitgenossen mit allen Farben der rohesten Barbarei abgeschildert — an die Ufer der Donau und Sau, von welchen es in Macedonien eingebrochen war, zurückzutreiben. Zwar zogen sich diese Wilden, beim Anblick des römischen Heeres, alsobald in ihre unzugänglichen Wälder, Schluchten und Sümpfe: doch als ihnen der Konsul unvorsichtig folgte, wußten sie ihn auf diesem ungünstigen Boden dergestalt zu verstricken, daß er, fast wehrlos, angefallen werden konte und all' seine Truppen, bis auf seine einzige Person, hier ihren Untergang fanden. Nie hatte, bis dahin, Rom das Beispiel einer ähnlichen Niederlage erlebt; und der Schrecken darüber würde lähmender noch, als selbst über die Schlacht bei Cannä, empfunden worden seyn, wenn sich dieß Unglück, anstatt an der entfernten Gränze des Reichs, auf Italiens Boden ereignet hätte. Drei folgende Feldzüge, unter eben so viel geschickteren Anführern, waren erfoderlich, dieß furchtbare Volk, welches ganz Macedonien und Thessalien verwüstete, und selbst bis ans adriatische Meer vorgedrungen war, durch wiederholte Besiegung niederzuhalten; so wie es denn auch seitdem in der Geschichte spurlos verschwindet.

Kein besseres Lob verdiente C. Cato in der bürgerlichen Verwaltung der Provinz Macedonien und nach seiner Rückkehr nach Rom im folgenden Jahre: denn hier ward er sofort wegen verübter Erpressungen angeklagt und verurtheilt. Zwar betraf der Gegenstand derselben nicht mehr, als 18,000 Sestertien (etwa 500 thlr.), allein um so löblicher war dieß Beispiel einer rücksichtlosen Gerechtigkeitspflege, die sich weder durch die erlauchten Namen seiner Großväter Cato u. Ämilius Paullus, noch seines Oheims Scipio beugen ließ; mochte freilich auch sein Mißverhalten im Kriege ihm nur wenige Freunde übrig gelassen haben. Er ward nach Tarraco in Hispanien verbant und beschloß dort sein Leben in unrühmlicher Vergessenheit [4]).

Cato (Lucius Porcius). Sein Vater war der (634) in Numidien verstorbene Konsul Marcus Porcius Cato, des Censors Enkel von der älteren Linie. Die Geschichte nent ihn, nebst Q. Pompejus Rufus, als die Urheber des Antrags im Senat, wodurch Q. Cäcilius Metellus, der Numidier (berühmt durch seine Siege über Jugurtha, wie durch seine politische Feindschaft mit C. Marius), aus der, durch Letzteren herbeigeführten Verbannung nach Rhodus zurückberufen werden sollte. — Zum Konsul erwählt mit Cn. Pompejus Strabo, dem Vater des großen Pompejus (663), und nachdem er kurz zuvor die empörten Völker Hetruriens bezwungen, setzte er sich in dem damals entbranten Kriege gegen die Bun-

1) Vgl. *Plutarch.* Cat. Maj. — *Corn. Nepos* Cato Maj. — *Liv.* 32 — 39. — *Cic.* Cato Maj. s. de senectute.

2) Vgl. *Plutarch.* Cato Maj.

3) Vgl. *Sallust.* Jugurtha.

4) Vgl. *Flor.* 3, 3. 4. *Vellej.* 2, 8.

desgenossen vornehmlich den Marsen entgegen, über welche er mehre Vortheile erfocht. Zuletzt aber gedieh es zu einem unglücklichen Treffen mit denselben am See Fucinus, worin sein Tod die Niederlage des römischen Heeres entschied. Darf man der Anführung des Orosius Glauben beimessen, so war die Ursache seines Untergangs durch einen hinterrücks geschleuderten Wurfspeil, am Fuße der marsischen Verschanzungen, die Rache des jüngeren Marius wegen eines beleidigenden Wortes, welches er gegen dessen Vater, der das Jahr zuvor gegen den nämlichen Feind befehligte, ausgestoßen hatte; und in der That machen spätere, nicht minder schreiende Frevel diese Beschuldigung nur zu wahrscheinlich. Doch hatte Cato auch das Heer durch sein Betragen zu einem lebensgefährlichen Aufstande gegen sich erbittert; und so bleibt es unentschieden, wem die eigentliche Schuld seines Todes beizumessen seyn möchte [5]).

Cato (**Marcus Porcius**, **Salonianus** oder **Saloninus**). Er war der jüngere Sohn des Censors Cato und ihm noch im 80sten Lebensjahre von seiner zweiten Gattin, der Tochter des Saloninus, geboren, von welchem er auch seinen Beinamen empfing. Von ihm ist nur bekant, daß er als Prätor starb; und die Geschichte nent ihn als Großvater des jüngeren Cato von Utica, dessen Vater, Marcus Porcius Cato, zum Volkstribun erwählt, und demnächst unter den Bewerbern um die Prätur, gleichfalls eines frühzeitigen Todes starb [6]).

Cato (**Marcus Porcius**), der Jüngere, auch genant von Utica, dem Orte, wo er sich den Tod gab. Er war der Urenkel des Censors Cato, aus der jüngeren oder salonianischen Linie. Geboren im J. 658, fand er, nach seines Vaters frühzeitigem Absterben, seine erste Erziehung im Hause seines mütterlichen Oheims, M. Livius Drusus, der, als Volkstribun, den verderblichen Krieg gegen die Bundesgenossen veranlaßt hatte und jetzt, eben so, als Statsmann u. Redner, wie an strenger Sitte und hohem Römersinn, unter den Ersten seiner Zeit stand und, allem Ermessen nach, nicht ohne entscheidenden Einfluß auf die erste Geistesrichtung des Knaben blieb. Seine Mutter war bereits früher mit Q. Servilius Cäpio vermält gewesen, hatte diesen aber, als Prokonsul, in jenem nämlichen Kriege eingebüßt, nachdem sie demselben vier Kinder geboren; unter ihnen die Porcia, durch welche Cato der Oheim des M. Brutus ward, und den jüngeren Cäpio, für den er, als Kind u. Mann und bis zu dessen verfrühetem Tode, stets eine fast ausschließliche und probhaltige Zärtlichkeit bewahrte.

Von erster Kindheit an zeigte Cato — sei es nun, daß der Name seines großen Ahnen einen Wetteifer in ihm weckte, oder daß eine angeborne Ähnlichkeit der Sinnesweise instinctmäßig in ihm wirkte — einen Ernst und eine Tiefe des Gemüths, die weit über seine Jahre gingen und in ihm den künftigen starren Partisan des Rechts und der Tugend verkündigten, ohne gleichwol die sanfteren Gefühle seines Herzens ganz in den Schatten zu stellen. Plutarch, dem wir in Cato's Lebensbeschreibung Eines seiner gelungensten Charakter-Gemälde verdanken, ist reich an solchen kleinen sprechenden Zügen, welche, gleich Knospen, auf künftige Blüthe und Frucht eines hohen, ausgezeichneten Geistes deuteten. Hier werde nur der Eine hervorgehoben, da der 14jährige Knabe, dem, in einem Augenblicke, wo, zur Zeit der großen Proscriptionen, das Haus des Dictators Sulla völlig einer Folterkammer und Richtstätte glich, der Zutritt zu demselben gestattet war, seinen begleitenden Hofmeister Sarpedon durch die Frage: „Warum denn Niemand diesen Wütherich aus dem Wege räume?" — weit mehr aber noch durch das nur zu ernstlich gemeinte Bedauern überraschte und erschreckte: daß man ihm kein Schwert gegeben, um sein Vaterland von dieser Knechtschaft zu befreien.

Muth, Entschlossenheit und beharrliche Ausdauer erwiesen sich aber auch bei ihm in der Strenge, welche er sich, so wie in seiner Selen-Diät, so auch in seiner physischen Ausbildung, als unverbrüchliches Gesetz auferlegte. Jede Art der körperlichen Abhärtung, der Mäßigkeit und der Enthaltsamkeit ward von ihm mit Leichtigkeit und Geduld geübt. Schlicht und einfach in seiner Lebensweise, anspruchslos und bescheiden in seinem Betragen, aber auch unbekümmert um das Urtheil der Menge, bei dem Bewußtseyn, das Rechte gewollt und gethan zu haben, stand er, ohne je etwas Gesuchtes in sein Benehmen zu legen, in einem schneidenden Gegensatz mit dem tief gesunkenen Geist und der ausgelassenen Sitte seiner Zeit, der er zum stillen Vorwurfe gereichte, während er sich gleichwol, seit seinem ersten Eintritt in das öffentliche Leben, ihre, mit einer geheimen Scheu verbundene Achtung erzwang.

Mit einer solchen Gemüthsart, welcher der Stoicismus gleichsam angeboren schien, kont' es wol nicht fehlen, daß Cato, zu seiner geistigen Ausbildung, sich vorzugsweise und mit Eifer zu den Grundsätzen der Stoa wandte; nicht sowol, wie so Manche, Behufs einer, nach Paradoxen haschenden Schönrednerei, als um sie innigst mit seinem Leben zu verschmelzen. Gerechtigkeit galt ihm als der Inbegriff jeder Tugend; und treu und unbeugsam, beschloß er, bei ihr auszuhalten und nur für sie zu athmen. Zu solchem Dienst aber bedurft' es in den freien Verfassungen des Alterthums unumgänglich der Kunst der Rede, um auf die Gemüther zu wirken. Cato war unermüdet, sich dieß Talent, wiewol in zurückgezogner Stille, zu erwerben; und nur noch ein Jüngling, legte er eine glänzende Probe davon ab, als er plötzlich aus seiner Verborgenheit hervortrat, um, zur Vertheidigung der Ehre seines Hauses, der Standsäule Cato's, des Censor's, welche demselben vormals in der porcischen, von ihm aufgeführten Basilika errichtet worden, ihren unverrückten Standort zu retten, nachdem die Volkstribunen, denen sie an diesem ihrem Versamlungsorte im Wege war, die Hinwegräumung derselben bereits beschlossen hatten.

Seit er mit der Würde eines Apollo-Priesters bekleidet worden, hatte Cato auch seinen eigenen Hausstand begonnen und die mäßige Erbschaft seines väterlichen Vermögens angetreten. Sparsam in seinem Aufwande, benutzte er gleichwol die ihm anheim gefallene Erbschaft eines Verwandten, edelherzig, nur zu Unter-

5) Vgl. *Oros.* 5, 18. — *Dio ap. Vales.*
6) Vgl. *Plutarch.* Cato Maj. — *Gell.* 13, 19.

stützung seiner Freunde, denen er bei jeder Gelegenheit auch mit seinem Kredit bei Andern willig aushalf. Mit den strengsten Begriffen von Enthaltsamkeit, dachte er frühzeitig auf seine eheliche Verbindung: verdrängt aus seiner ersten Bewerbung (wofür er sich an seinem glücklicheren Nebenbuhler Metellus Scipio gleichwol durch einige beißende archilochische Verse rächte), fiel seine Wahl auf Acilia, des Serranus Tochter; doch fehlte viel, daß diese Ehe eine gelungenere geworden wäre; und auch an einer späteren Verbindung mit Marcia scheinen die Gefühle seines Herzens nur untergeordneten Antheil genommen zu haben, da sie ihn nicht hinderten, dieselbe nach einer Reihe von Jahren, an seinen Freund Hortensius freiwillig zur Gattin abzutreten.

Auch Aciliens frische Reize hatten den jungen Ehemann nicht abgehalten, seinem Bruder Cäpio zu Liebe, an dessen Seite als Freiwilliger gegen Spartacus ins Feld zu ziehen (680). Hier war er so durchaus das Muster eines vollkommenen Soldaten, daß der Feldherr L. Gellius Publicola ihm die vorzüglichsten militärischen Belohnungen zuerkante, die aber anzunehmen, seine Bescheidenheit nicht gestattete. Mit gleicher Selbstverläugnung bewarb er sich bald darauf in den vorgeschriebenen, aber von den jungen römischen Edeln nur zu gewöhnlich umgangenen, lästigen Formen beim Volk um die Würde eines Legiontribunen. Auch hierin erschien seine Handlungsweise ungewöhnlich; allein, selbst indem man nicht umhin konte, sie zu loben, fand man sie doch zu schwierig in der Nachahmung, um nicht einen heimlichen Anstoß daran zu nehmen.

Sein neuer kriegerischer Posten rief ihn nach Macedonien unter des Prätors Rubrius Befehl, der ihm die Anführung einer Legion übergab. Bei dieser führte Cato binnen Kurzem eine Kriegszucht ein, die ihm, bei all ihrer Strenge und neben nicht geringer Furcht, die volle Liebe und Ergebenheit derselben erwarb, weil sie eben sowol von Gerechtigkeit geleitet, als durch Vorstellungen der Vernunft unterstützt wurde; während er selbst jede seiner Anordnungen, gleich dem Geringsten, durch die genaueste Befolgung ehrte. Als seine Dienstzeit hier zu Ende gegangen, trenten seine Truppen sich von ihm, wie Kinder von ihrem Vater, und unter Beweisen von Achtung, wie sie nur selten einem Feldherrn widerfuhren. Anstatt jedoch nach Rom, zu Bekleidung neuer Ehrenämter, zurückzueilen, hielt er es für angemessener, seine Welt- und Geschäftskentniß, mittelst einer Reise durch den Orient, zu erweitern. Dieß geschah indeß, ganz unähnlich den pomphaften Zügen der damaligen römischen Optimaten, in einer so anspruchlosen Weise und mit so unscheinbarem Gefolge, daß ihm bei den Provinzialen, statt des unterwürfigen Empfangs, den Jene zu fodern pflegten, kaum die gewöhnlichste Berücksichtigung, — oft sogar ihre schnöde Zurücksetzung widerfuhr, ohne daß er diese unwürdige Begegnung anders, als durch wohlverdienten Verweis beim Abschiede und die gutmüthige Warnung, es nicht stets und mit allen ihren römischen Gästen auf gleichen Fuß zu halten, gerügt hätte. Erst als er zu Ephesus zufällig mit dem großen Pompejus zusammen traf und dieser hochgefeierte Feldherr seinen jungen Landsmann mit hoher Auszeichnung bei sich aufnahm, ward Cato der Gegenstand einer allgemeinen Aufmerksamkeit, die nun die nämliche Selengröße an ihm bewunderte, wegen welcher er kurz zuvor noch als verächtlich gegolten.

In Rom ward nunmehr für den reisenden Statsmann die Quästur das nächste Ziel seines edeln, aber gemäßigten Ehrgeizes: doch warb er dann erst um dieselbe, nachdem er sich mit den gesamten Verhältnissen, Obliegenheiten und den Gesetzen, die auf dieses Amt bezüglich waren, genau bekant gemacht hatte. So setzte er sich in den Stand, in der Finanzverwaltung des Stats eine Reform zu bewirken und Mißbräuchen zu steuern, welche insonderheit dadurch tief gewurzelt waren, daß die Unterbeamten, die allein die nöthige Geschäftskentniß besaßen, während es den wechselnden jungen Quästoren gewöhnlich an aller Erfahrung in diesem Fache fehlte, sich der Leitung desselben nach ungebundenster Willkür bemächtigt hatten. Cato aber, mit eben so großem Ernst, als tiefer Einsicht, fand schnell das Mittel, diese Übermüthigen in die gebührenden Schranken der Unterordnung zurückzudrängen, indem er sie theils aus der Schatzkammer geradezu fortjagte, theils wegen begangener Unterschleife zur gerichtlichen Verantwortung zog. Vergebens barg sich der Eine oder der Andere hinter den Schutz so bedeutender Männer, wie der damalige Censor Q. Lutatius Catulus war: Cato hielt unerschütterlich fest am Recht; machte die freche Rotte zahm und geschmeidig, und gab durch seine treffenden Anordnungen der Quästur einen Glanz, wie selbst dem Consulate kaum beizuwohnen schien; bald, indem er alle Foderungen des Schatzes, die schon verjährt schienen, mit unerbittlicher Strenge geltend machte; bald, indem er, mit der nämlichen Pünktlichkeit und Ordnung, die eingegangenen Verpflichtungen desselben erfüllte; bald, indem er unechte oder erschlichene Anweisungen von der Zahlung zurückwies; bald wieder, indem er Sulla's vormalige Schergen, die noch, verachtet aber ungestraft, umhergingen, zur Zurückerstattung des empfangenen Blutgeldes nöthigte.

Stets der Erste, wie der Letzte, unter seinen Amtsgenossen auf seinem Posten, behielt er, auch nach der Niederlegung desselben, diese Weise in den Senatssitzungen bei, deren er keine versäumte: denn er widmete sich den öffentlichen Geschäften eben sowenig aus Ehrgeiz, als aus Habsucht, sondern aus reinem Pflichtgefühl u. wohlwollendem Eifer für das Gemeinbeste, wie die Biene den Honig in die Zellen ihres Stockes einträgt. Vielleicht waren seine Zeitgenossen bereits zu entartet, um diese Gesinnung zu begreifen: aber dennoch konten sie sich nicht entbrechen, sie an ihm zu achten; und Cato's Name gedieh zu einer Würdigung, die denselben beinahe sprichwörtlich für Alles machte, was als recht, wahr und sittlich gelten sollte. Keiner Partei noch angehörend, während schon die Wehen eines furchtbaren innern Zwiespalts die Republik durchzuckten, stand er dennoch allen Ehrsüchtigen, die sich um die Obergewalt in derselben rissen, als ein hinderlicher Felsblock, in ihrem Wege, weil er unverbrüchlich nur der Republik in ihrer vollen Reinheit und unbefleckten Würde angehören wollte. Aber Alle auch scheueten und schonten seinen unbestechlichen Rechtsinn, der die öffentliche Meinung unbedingt auf

seiner Seite hatte; indeß die wahren Patrioten ihn als den sichern Anker betrachteten, an welchem der gefährdete Stat im nahen Sturme fest auszudauern habe.

Denn jetzt begann für Rom der verhängnißvolle Zeitpunkt, wo seine eigene Größe, auf keinem sittlichen Grunde ruhend, es stürzen und seine Freiheit unter den gewaltigen Trümmern ihr Grab finden sollte. Marius und Sulla hatten wechselsweise an der Republik und ihren innersten Fugen mit mächtiger Hand gerüttelt. Vom Glücke als Schooßkind angelächelt, war seitdem Pompejus, von Stufe zu Stufe, zu einem Glanz emporgestiegen, der ihn zu einem um so gefährlicheren Bürger machte, je geschickter er seinen unbändigen Ehrgeiz mit dem Scheine des Civismus zu verschleiern wußte. Cäsar versuchte bereits die ersten Flügelschläge eines Genie's, das sich seine eigene, tief berechnete Bahn zu brechen erkühnte. Männer, wie Cicero, Lucullus und Crassus, suchten und fanden, auf verschiedenen Wegen, eine ausgezeichnete Geltung im State. Allein sie Alle hatten einzig nur sich selbst im Auge, nicht den Stat; oder doch den Letzteren nur, insofern er das Ziel oder das Mittel war, sich über ihre Mitbewerber zu erheben. Cato allein wirkte für den Stat um des States willen: doch eben dadurch fiel es ihm als nothwendiges Loos zu, aus reiner Überzeugung, der Reihe nach, entweder ihr Werkzeug oder ihr Gegner und Opfer zu werden.

In den Convulsionen, welche durch so widerstreitende Elemente herbeigeführt werden mußten, konte der Posten eines Volkstribunen, seiner weit eingreifenden Wirksamkeit nach, eben sowol dienen, sie zu vermehren, als sie zu besänftigen, je nachdem Parteisucht oder echter Patriotismus sich mit demselben verbanden. Auch Cato sah ihn als eine kräftige Arznei an, die aber nicht ohne Noth angewandt werden müsse, und widerstand daher den Wünschen seiner Freunde, sich unter die Zahl der Bewerber zu stellen. Vielmehr war er bereits auf dem Wege zu einer längeren ländlichen Abgeschiedenheit auf einer Villa in Lucanien, als ihm Metellus Nepos, Einer der unruhigsten Köpfe und der entschiedenste Parteigänger des Pompejus, begegnete, mit der unverhehlten Absicht, sich in jenes, von ihm verschmähte Amt einzudrängen. Alsobald änderte Cato seinen Plan; kehrte um nach Rom und rief: „In dem Augenblick, wo dieser Blitz in den Stat einzuschlagen und Alles in Brand zu setzen droht, ist es nicht an der Zeit, der Landlust zu genießen, sondern sich ihm männlich und im Kampfe auf Leben und Tod zur Wehr zu stellen." Seine unerwartete Erscheinung im Forum und seine sofort erklärte Absicht derselben, sammelten schnell eine unzählbare Menge angesehener und gutgesinnter Bürger um ihn her, welche seine Wahl, neben Metellus, durchsetzten (689); während seither alle, und selbst die Konsulwahlen, das Werk einer schamlosen Bestechung geworden waren.

Eben darum auch ließ es Cato seine erste Amtshandlung als Volkstribun seyn, den designirten Konsul L. Licinius Muräna beim Volke dieses Verbrechens anzuklagen, den nur Cicero's beredte Vertheidigung zu retten vermochte; und allerdings spricht es rühmlich für den Angeklagten, wie für den Kläger, daß dieser Handel ihr freundschaftliches Verhältniß keineswegs zerstörte; noch trug Cato dem großen Redner die bittern Spöttereien nach, womit derselbe bei dieser Gelegenheit seinen Stoicismus angegriffen hatte. Vielmehr stand er dem Letzteren, während seines berühmten Consulats, in den mancherlei Kämpfen der Parteien getreulich zur Seite; und insonderheit gab seine männlich ausgesprochene Meinung, bei Catilina's Verschwörung, und der Verurtheilung seiner Mitschuldigen, den Ausschlag im Senat, nachdem Cäsars mildere Abstimmung bereits den lebhaftesten Eindruck auf die Gemüther zum Vortheil der Angeklagten hervorgebracht hatte. Tief hatte er in Cäsars Sele geschaut und das Geheimniß seiner Politik ergründet; und wenig fehlte, daß er denselben nicht mit in die Schuld und Strafe dieser Verschwörung verwickelte, die einen eben so gefährlichen, als verhaßten Charakter zeigte. Entging aber Cäsar auch der Anklage: so sah er sich doch durch seine schwankende Lage nur um so mehr gedrungen, sich dem Volk und der verdorbenen Klasse der Statsbürger anzuschließen und auf immer Gewagteres zu sinnen.

Näher aber drohte noch der Freiheit Gefahr des Untergangs, da nun der Tribun Metellus, von Catilina's Verschwörung den unhaltbaren Vorwand borgend, zuvörderst beim Senat darauf antrug, Pompejus und sein Heer aus dem mithridatischen Kriege zu Roms Beschützung eiligst herbeizurufen; was eigentlich nichts Anderes hieß, als jenes Parteihaupt gesetzlich in den Besitz einer unumschränkten Gewalt setzen. Mit Festigkeit widerstand ihm Cato; und dieser Kampf mußte zu irgend einer großen Entscheidung führen, da nun die Sache vor die Volksversamlung gebracht wurde, wo, wenn auch nicht Neigung für Pompejus, doch für irgend eine Veränderung im State, vorherrschte, und Cäsars, des damaligen Prätors, geheime Umtriebe in gleichem Sinne mächtig wirkten. Metellus hatte das Forum mit seinen Bewaffneten erfüllt; aber weder Warnungen, noch die augenscheinlichste Todesgefahr, konte Cato abhalten, sich durch die feile Söldnerschar hindurch zu drängen und, unter dem Beifallsruf der Patrioten, kühn und zuversichtlich seinen Platz zwischen Cäsar und jenem Tribunen einzunehmen, welche, solchergestalt verhindert, sich mit einander zu besprechen, um so verlegner werden mußten, da Cato sowol dem Gerichtsdiener, als dem Tribunen selbst, das zu verlesende Dekret aus den Händen riß; während sein Kollege Munatius Thermus den Metellus, der es nunmehr aus dem Gedächtnisse herzusagen versuchte, durch Zuhalten des Mundes nicht zum Worte kommen ließ. Metellus, auch die ihm ungünstige Stimmung in der Versamlung bemerkend, und solchergestalt aufs Äußerste gedrängt, winkte seinen Bewaffneten, die sofort heranrückten, Cato's Anhang zu zerstreuen. Nur Dieser allein, mitten unter einem Steinhagel, hielt muthig Stand, würde aber dennoch dem Angriff unterlegen seyn, hätte nicht der Konsul Muräna edelmüthig ihn mit seiner Toga gedeckt und in Sicherheit gebracht. Aber auch Metellus und seine Partei, von dem Unwillen des, in seinem Sinn schnell umgewandelten Volks in einen panischen Schrecken versetzt, zerstreuten sich, ohne ihres Triumphes zu genießen. Cato selbst kehrte hierauf zurück, und seine feurige Rede bewirkte nunmehr, daß jener freiheitmörderi-

sche Vorschlag auf das bestimteste verworfen wurde. Metellus, unter ohnmächtigen Drohungen, suchte sein Heil in einer ungesäumten Flucht zu Pompejus nach Asien; und nur Cato's weiser Mäßigung, die jenen Gewalthaber nicht noch mehr erbittern wollte, verdankte er's, wenn der Senat ihn seines Tribunats nicht schimpflich entsetzte.

Jetzt kehrte aber auch Pompejus — freilich ohne Heer, aber nach Mithridates Besiegung mit neuem Lorber geschmückt, nach Rom zurück (690), wo er hoffen durfte, daß Alles vor seiner Größe sich beugen werde. Ihm voran ging sein erklärter Wunsch, daß die Wahl der neuen Konsuln einigen Aufschub leide, damit er selbst die Bewerbung seines Freundes M. Pupius Piso unterstützen könne. An sich zwar wäre eine solche Nachgiebigkeit unwesentlich gewesen; doch Cato stemte sich kräftig dagegen: denn es galt ihm darum, den Stolzen, der alle Gesetze auf gesetzlichem Wege zu untergraben trachtete, auf eine empfindliche Weise zu demüthigen; und wirklich auch erhielt er's vom Senat, daß jenes Ansuchen gänzlich verworfen wurde. Jetzt zuerst lernte Pompejus einen nicht zu verachtenden Gegner in ihm fürchten, und suchte nun den Störrigen durch eine angetragene doppelte Verbindung sowol Seiner selbst, als seines Sohnes, mit Cato's Nichten oder Töchtern aufs engste an sein Interesse zu knüpfen. Allein auch dieser Versuch scheiterte an dem unerschütterlichen Rechtsinn des Republikaners, der Jenem seine Freundschaft, auch ohne solcherlei Unterpfand, zusichern ließ, so lange er seinen Ruhm Hand in Hand mit Roms Wohlfahrt gehen lassen wolle. Was jedoch Cato nicht voraus sah, war, daß Pompejus, solchergestalt zurückgewiesen, sich nunmehr zu Cäsar wandte und, durch die Vermälung mit dessen Tochter Julia, zugleich eine enge politische Vereinigung einging, die den Stat, wenn auch noch nicht in seinen äußeren Formen, doch in seinem innersten Wesen tief erschütterte.

In der That sah sich Pompejus zu dieser Annäherung um so mehr gedrängt, da Cato nicht nur den, dem Lucullus von ihm streitig gemachten Triumph dennoch durchgesetzt und die von demselben in Asien getroffenen Einrichtungen, welche Jener umzustoßen gesucht, im Senate siegreich aufrecht erhalten hatte, sondern auch Cäsar fühlte die nämliche Nothwendigkeit, da ein ähnlicher Widerspruch Cato's seinem Versuch, sich abwesend um das Consulat zu bewerben, überlegen geblieben war. Der Schlaue verzichtete nunmehr auf die eitle Ehre eines Triumphs, der jenem Ansuchen entgegengestanden, um dagegen die gewünschte Würde auf dem gesetzlichen Wege zu fodern und zu erhalten (693). Gerade dadurch aber ward er wiederum für Pompejus Entwürfe noch bedeutender; so daß Dieser sich Seiner um jeden Preis zu versichern strebte, um durch ihn ein unwiderstehliches Übergewicht zu behaupten. Verschmähte er es doch selbst nicht, sich an P. Clodius, den Verwegensten aller damaligen Demagogen, anzuschließen, der ihm nothwendig schien, seinen, von Cato bereits hintertriebenen Vorschlag zur Vertheilung von Ländereien unter die ausgedienten Soldaten, gegen die Wünsche aller besseren Bürger, zu unterstützen. Als dieß Dekret nun wirklich durchging und Cato, gleich den übrigen Senatoren, dessen standhafte Aufrechterhaltung beschwören sollte, kostete es einen harten Kampf, bevor seine Freunde ihn dahin zu bewegen vermochten. Selbst Cicero's Beredsamkeit erschöpfte sich lange vergeblich, bis es ihm endlich gelang, diesen starren Sinn unter eine Nothwendigkeit zu beugen, wo es, wenn nicht das Leben, doch die Verbannung galt. Jener bemerkte eben so schmeichelhaft, als treffend: daß, wenn auch Cato Rom's entbehren könne, so habe doch Rom und jeder seiner Freunde Cato's zu sehr vonnöthen, um seiner entbehren zu wollen. — Überwunden, aber mit unwilliger Sele, ging er endlich mit Favonius, seinem Freunde, um — Beide die Letzten — den gefoderten Eid zu leisten.

Um so lebhafter widerstand er, der Einzige, einem neuen, noch umfassenderen Vorschlage Cäsars zur Sicherung der Volksgunst, vermöge dessen ein großer Landstrich Campaniens unter die dürftigen Bürger Roms vertheilt werden sollte. Der gewaltige Konsul gebot, den Widerspenstigen ins Gefängniß abzuführen; und nur erst bei Bemerkung des sichtbaren Unwillens, den dieß Verfahren erregte, und der Vergeblichkeit, sich dadurch Gehorsam zu erzwingen, fand er es rathsam, seinen Befehl mittelbar durch eingelegtes Verbot eines andern Volkstribunen widerrufen zu lassen. — Eine Scene, die sich, wenige Jahre später, fast auf gleiche Weise wiederholte, als Cato sich ebenmäßig einem Antrage des C. Trebonius, wodurch Pompejus und Crassus mit unerhörter Amtsgewalt in den, ihnen zugetheilten Provinzen beliehen werden sollten, mit unbiegsamer Hartnäckigkeit entgegensetzte.

So stand Cato den Ehrsüchtigen, wie gewaltsam sie auch ihre Plane durchzusetzen versuchten, dennoch überall als gefürchteter Widersacher entgegen, der ihre Blößen schonungslos an das Licht zog und dessen bloße Gegenwart ihre Ränke, wenn nicht vereitelte, doch in der Ausführung erschwerte. Als es daher darauf angesehen war, Cicero durch P. Clodius von seiner Höhe zu stürzen, hatte dieser neue, ihnen ganz verkaufte Volkstribun es zum ersten Augenmerk, jenen Überlästigen durch einen scheinbar ehrenvollen Auftrag von Rom zu entfernen, indem er denselben, selbst wider Dank und Willen, als Abgeordneten zur Besitznahme der Insel Cypern, welche so eben zu einer römischen Provinz erklärt worden war, in Vorschlag brachte. Cato, gezwungen zu gehorchen, aber boshaft aller Hilfsmittel beraubt, richtete dieß schwierige Geschäft dennoch mit Klugheit und Geschicklichkeit aus; nahm die Schätze des Ptolemäos, des entthronten Regenten der Insel, von nicht geringem Belauf in Empfang; versteigerte die Kostbarkeiten, deren Werth gegen 9 Millionen Thaler erreichte, und nahm so sorgfältige Maßregeln der Vorsicht, daß er diese Gelder, obschon seine zwiefach geführten Rechnungen auf dem Meere und durch Feuer zu Grunde gingen, mit ihm selbst Rom glücklich erreichten. Das Gerücht so großer Schätze war ihm vorangeflogen; Senat und Volk gingen ihm glückwünschend entgegen, und unter hoher Belobung ward ihm eine außerordentliche Prätur, samt andern Vorrechten, angetragen, die seine Bescheidenheit gleichwol ausschlug (696).

In der Zwischenzeit hatte das politische Band zwischen Cäsar und Pompejus, durch Crassus Beitritt, die Freiheit Roms noch enger und verderblicher umstrickt; und während Jener seine so excentrisch scheinende, aber an dargebotener Machtfülle so reiche Siegsbahn in Gallien durchlief, hielten seine beiden Verbündeten in Rom selbst jedes Emporstreben nach Entfesselung kräftig nieder. Um dieß noch vollkommener und unter der Ägide der Gesetzlichkeit selbst zu vermögen, beschlossen sie, Beide für das nächste Jahr (697) um das Consulat anzuhalten und dadurch zugleich den Erfolg ihres Versprechens zu sichern, daß auch Cäsars gallisches Proconsulat noch auf eine Reihe von Jahren verlängert werde. Dieß reichte hin, auch die angesehensten Männer im Stat von einer gleichen Bewerbung zurückzuschrecken. Nur L. Domitius Ahenobarbus, der Gemal von Cato's Schwester Porcia, ließ sich durch Diesen bewegen, nicht von seinem Vorsatz zu weichen und, wegen des Gelingens, auf die Unterstützung aller wahren und mit Recht besorgten Vaterlandsfreunde zu rechnen. Der Tag der Wahl erschien: aber schon auf dem Wege zum Forum sah sich Domitius von der Gegenpartei mörderisch angefallen und dadurch zur schleunigen Umkehr bewogen; wie dringend auch Cato, obwol selbst am Arme verwundet, ihn zur festen Beharrlichkeit bis zum letzten Athemzuge ermunterte. So fiel denn zwar die Wahl nach den Wünschen der Gegner aus: allein auch Cato erschien zu gleicher Zeit in der Wahlversamlung und foderte für sich die Prätur, um den ferneren politischen Kampf desto festeren Fußes fortsetzen und so jenem gefährlichen Consulat einen kräftigen Widerhalt entgegenstellen zu können. Jeder Kunstgriff, constitutionell oder nicht, ward von der Gegenpartei angewandt, seine nicht zweifelhaft scheinende Ernennung zu vereiteln; bis endlich der offenen Gewalt gelang, was selbst die elendesten Behelfe nicht vermocht hatten.

Bald gedieh es nun dahin, daß unter diesen Parteikämpfen das Forum sich in ein Schlachtfeld verwandelte, welches bewaffnete Scharen von allen Seiten durchzogen. Cato donnerte unausgesetzt von der Tribune; jedoch ohne seinen Rath und sein Warnen beachtet zu sehen. Gleich der Kassandra, weissagte er die ganze Fülle des Unheils, das über den Stat einbrechen werde; wandte sich unmittelbar an Pompejus selbst, um ihm über Cäsars letztes Ziel die Augen zu öffnen, und fand überall nichts, als Übermuth, Sicherheit und Bethörung. Das Jahr darauf (698) gelangte er zur Prätur. Hier brachte er gegen die Amts-Erschleichungen durch Bestechung (den zum Übermaß um sich greifenden Krebsschaden der Verfassung) so kräftige Anordnungen zur Sprache, daß er, bei der allgemeinen Feilheit der Gemüther, sowol die Bestechenden, als die Bestochenen, zur heftigsten Erbitterung gegen sich aufreizte und einst sogar sein Leben, durch feindseligen Angriff, in Gefahr gesetzt haben würde, wenn er die tobende Menge nicht eben so sehr durch seine feste Haltung verwirrt, als durch die Kraft seiner Rede gebändigt hätte. Durch seine hohe Rechtlichkeit Allen unbequem, und am meisten den Großen, die er durch den Glanz seiner Tugenden nur um so tiefer in Schatten stellte, ward er auch ihnen Allen je mehr und mehr ein Gegenstand des Neides oder des Hasses; und selbst Pompejus mochte Cato's steigenden Ruhm leicht für eine Verkümmerung seines eigenen Ansehens halten.

Wie wenig selbst dieser große Statsmann das Wesen eines so gediegenen Charakters zu würdigen verstand, offenbarte sich, als die neuen Bewerbungen um das Consulat (699) nicht mehr durch Geld u. andere ungesetzliche Mittel allein, sondern auch durch Mord und offnes Blutvergießen, im Forum unterstützt werden zu sollen schienen. Dem zu steuern, wollte eine Partei dem Pompejus die oberste Leitung des Wahlgeschäfts übertragen wissen, wie treffend auch Cato dagegen bemerkte: daß nicht die Gesetze ihren Schutz von Pompejus, sondern vielmehr Dieser von dem Gesetz empfangen müsse. Da jedoch der fortgesetzte Kampf mit größerem Unheil sich zu enden anließ, fand endlich Cato selbst es am gerathsamsten, dem Übermächtigen diese neue Gewalt freiwillig und durch ein Gesetz zu übertragen, als sie dem State durch Gewalt und Volksaufstand entreißen zu lassen. Er selbst veranlaßte demnach und unterstützte, zum allgemeinen Erstaunen, den Vorschlag, daß Pompejus für dieses Jahr zum alleinigen Konsul ernant werden möge; in der Hoffnung, Dieser werde von der verliehenen Machtfülle nur zur Erhaltung des Stats Gebrauch machen wollen. Der Überraschteste von Allen aber war Pompejus selbst, der, ihm persönlich dankend, zugleich, in einer verbindlichen Wendung, seinen guten Rath für dieß Amt in Anspruch nahm. Cato erwiederte: daß er ihm diesen, auch ungefodert und öffentlich, nach bestem Wissen und Können, nie vorenthalten werde. Weder jemals sein Feind, noch jetzt aus Gunst für ihn stimmend, solle Jener ihn stets auf der geraden Linie des Rechts und der Wahrheit finden.— Und in Cato's Munde waren dieß mehr, als verhallende Worte. Eben sowol wo der neue Konsul die vorhandenen Übel mit unbilliger Strenge angreifen wollte, als wo er zur Unzeit eine zu nachsichtige Milde eintreten ließ, fand er an dem Rücksichtlosen einen zurechtweisenden Erinnerer und war jetzt einsichtsvoll genug, auf ihn zu hören.

Selbst gelang es Cato in diesem annähernden Verhältniß, dem Konsul Cäsars politische Taktik und deren Zwecke endlich klar vor Augen zu legen; jedoch ohne ihn zu nachdrücklicherer Entgegenwirkung vermögen zu können, oder auch vielleicht nur zu wollen, weil die Übermacht des Einen, wie des Andern, der freien Verfassung den Todesstoß geben mußte. Ihnen Beiden, wo möglich, noch einen Zügel anzulegen, oder doch ihre geheimen Absichten öffentlich ans Licht zu ziehen, entschloß sich endlich Cato, für das nächste Jahr (700) selbst um das längst verdiente Consulat anzuhalten. Sein Plan konte indeß der Scharfsicht beider Parteien nicht entgehen, und ihre Kunstgriffe, denselben zu durchkreuzen, um so weniger fehlschlagen, da Cato weder die gewohnten krummen Wege der Bewerber zu betreten Lust hatte, noch seinen Bitten den Schein einer herben Foderung zu benehmen, Geschmeidigkeit genug besaß. So fiel er denn in der Wahl beim Volke durch, zwar ohne sich darüber im mindesten empfindlich zu erweisen, aber auch ohne jemals wieder unter den Kandidaten zu erscheinen. Durch dieß freiwillige Zurücktreten bot er demnach jetzt und

künftig in seinem Statsleben die ungewöhnliche Erscheinung dar, daß er, unter den gefeiertesten Namen Roms, es dennoch in der Stufenleiter der öffentlichen Würden nie über die untergeordnete Prätur hinausbrachte, während die mittelmäßigsten Köpfe sich neben ihm als Consularen brüsteten.

Am wenigsten aber konte Cäsar es dem hellsehenden Politiker verzeihen, ihn in den Schlangenwindungen seiner eigenen Entwürfe so genau erspäht zu haben. Er machte, noch von Gallien aus, seinem Groll in einem Schreiben an den Senat voll bitterer Schmähungen, Luft, erwirkte aber nur dadurch, daß Cato sofort eben so öffentlich des Prokonsuls Gesinnungen und Absichten mit einer Schonungslosigkeit und Klarheit aufdeckte, als hätte er selbst mit ihm zu Rathe gesessen, und indem er durch diese Rede, so wie durch seine bestimte Erklärung, demnächst als Cäsars Ankläger öffentlich auftreten zu wollen, der Meinung des Senats eine neue, entschiedene Richtung gab, gleichsam den Fehdehandschuh gegen Jenen hinwarf. Konte er auch das Volk von diesem selbstgeschaffenen Götzen noch nicht abwendig machen, so hatte er doch die traurige Genugthuung, seine Vorhersagungen durch die nächstfolgenden Gewaltschritte Cäsars nur zu pünktlich in Erfüllung gehen zu sehn. So wie der Senat, so hielt nun auch Pompejus in dieser Krisis den Blick auf Cato, als einen sichern Angelstern, gerichtet. Schmerzlich rief er ihnen zu: „Daß ihr, als es noch an der Zeit war, meinen Rathschlägen euer Ohr geliehen hättet! Dann brauchtet ihr euch jetzt weder vor Einem zu fürchten, noch auf Einen eure Hoffnung zu setzen.“ — Dennoch rieth er dazu, Pompejus nunmehr an die Spitze der Republik zu stellen, damit, der die Wunde geschlagen, sie auch wieder heilen möge.

Gleichwol waren Cäsars erste Fortschritte in dem unmittelbar ausbrechenden Bürgerkriege so reißend, Pompejus aber so unvorbereitet auf jede gewaffnete Gegenwehr, daß er Rom in schimpflicher und übereilter Flucht verlassen und der Senat sich auflösen mußte. Cato, nachdem er sein Hauswesen bestellt, blieb entschlossen, sich von seinem nunmehr gewählten Parteihaupt nimmer zu trennen, aber auch, von dieser Zeit der öffentlichen Noth an, das genommene Trauerkleid nicht wieder abzulegen. Indeß fiel ihm durchs Loos Sicilien zur Vertheidigung zu; doch fand er bald, daß er, seit Pompejus die Behauptung Italiens aufgegeben und sich gegen Dyrrhachium gewandt, die Insel gegen die schon gelandeten Truppen des Asinius Pollio und die, Diesem auf dem Fuße folgende, noch stärkere Macht Curio's nicht werde halten können; und so eilte er, sich mit Pompejus wieder zu vereinigen. Immer aber noch erschreckt durch den Gedanken einer Bürgerfehde, die nur zum Verderben Roms ausschlagen könne, ging sein Trachten eben sowol dahin, durch seine Rathschläge es zu verhindern, daß nicht Alles auf das Wagniß einer Schlacht gestellt, als daß diesem Kriege auf alle Weise ein milder und versöhnlicher Charakter aufgedrückt würde. In der That auch erlangte er es, daß der Beschluß gefaßt, wiewol im Übermuth des Glücks nicht immer befolgt ward, keine Stadt der Plünderung und keinen Bürger, außer im Gefechte selbst, dem Tode auszuliefern.

Hierauf ging Cato nach Asien hinüber, um Schiffe und Truppen für seine Partei zusammenzubringen und insonderheit, um Rhodus, den damals ausgezeichneten Seestat, in das Interesse derselben zu ziehen. Auch war ihm bereits der Oberbefehl über die gesamte Seemacht bestimt, als Pompejus, sein eigenes geheimes Ziel verfolgend, diesen Entschluß zurück nahm, weil es ihm nicht zweifelhaft schien, daß Cato, der eifrige Republikaner, dann den ersten Augenblick nach Cäsars Überwältigung dazu benutzen möchte, auch von Pompejus die Niederlegung der Waffen und seine Rückkehr unter die Herrschaft der Gesetze zu fodern. Dennoch wankte und erkaltete Cato nicht in seinem Eifer für die ergriffene Sache. Als es drum galt, das Heer bei Dyrrhachium aus dem Netze, womit Cäsars Kunst es eng umsponnen hatte, hervorbrechen zu lassen, indeß gleichwol jedes ermuthigende Wort des Feldherrn, wie der übrigen Anführer, an den tauben Ohren des Mißmuths und der Niedergeschlagenheit verloren ging, war es Cato's begeisternde Anrede, welche die Truppen mit einem neuen wunderbaren Feuer beselte und so zur sieghaften Entscheidung dieses Tages wesentlich beitrug. Allein während sich nun Alles dem Taumel der Siegesfreude hingab, war es wiederum Cato allein, der weinend das Schlachtfeld durchwandelte und das Loos so vieler, einer unseligen Herrschsucht hingeopferten Bürger beklagte.

Pompejus hatte seinen Sieg nicht zu benutzen verstanden; und bald nöthigte ihn Cäsar, das Wagniß eines nochmaligen Kampfes auf den Gefilden Thessaliens mit ihm zu bestehen. Dahin abziehend, vertraute Jener Dyrrhachium, seinen Waffenplatz und die feste Zuflucht seiner ganzen Partei, Cato's Händen, wiewol nur mit einer Besatzung von 15 Cohorten, an: denn wie fest er sich auf des Republikaners Muth und Treue im Fall eines Mißgeschicks stützte, so bedenklich und hinderlich schien ihm die Gegenwart eben dieses Mannes nach erkämpftem Siege; und aus einer gleichen arglistigen Politik entfernte er noch manchen andern entschiedenen Patrioten aus seiner Nähe.

Nur zu bald aber fiel bei Pharsalus der Schlag, der alle diese ehrsüchtigen Plane zu zertrümmern und den Hochgefeierten in einen, von Küste zu Küste irrenden Flüchtling verwandeln sollte! Hart ward auch Cato von dieser schrecklichen Kunde ergriffen. Dem Besiegten Dyrrhachium, das in seine Hände gelegte Unterpfand, bis zum letzten Athemzuge zu bewahren, war sein erklärter fester Entschluß; wäre jedoch der Feldherr selbst gefallen, so erblickte er für die Sache der Freiheit weiter kein Heil, und wollte dann, nachdem er die Truppen auf Italiens Boden heimgeführt, in möglichst ferner, freiwilliger Verbannung, der Tyrannei zu entfliehen trachten; nie aber die Republik, sein Idol, überleben. Zuvörderst eilte er jedoch mit Allem, was sich an Senatoren und Befehlshabern aus der Niederlage zu ihm gesammelt hatte, nach Corcyra, dem Sammelplatz der Flotte, um dort der lähmenden Rathlosigkeit der Anführer zu wehren und seinen felsenfesten Muth in ihre Mitte zu tragen. Man drang hier in ihn, den Oberbefehl der Seemacht zu übernehmen, die noch stark und kräftig genug schien, um damit große Schläge zu vollführen: doch ein unzeitiges und

tadelhaftes Bedenken, hierin dem näheren Anspruche Cicero's, des Consularen und Imperators, vorzugreifen, hinderte ihn, der letzte, in diesem Augenblick vielleicht noch haltbare Stützpunkt der sinkenden Republik zu werden. Cicero, trotz seinem hervorragenden Geiste, ohnehin wol der Unfähigste, irgendwo den Ausschlag durch das Schwert zu geben, wies jede fernere Theilnahme an einem Kampfe zurück, den er vom ersten Augenblick an gemißbilligt hatte und jetzt verloren gab; und nur durch Cato's großmüthige Vermittelung entging er der Todesgefahr, womit der aufbrausende Unmuth des anwesenden Älteren von Pompejus Söhnen ihn, nach einer so unwürdigen Erklärung, bedrohte. Cato hingegen setzte es in diesem Kriegsrathe durch, daß die Flotte, bereits von der Landseite bedroht, sofort in See ginge, um sich, vereinigt mit den übrigen Trümmern seiner Partei, wieder zu Pompejus zu sammeln, der, wie er hoffte, sich nach Ägypten oder Afrika gerettet haben würde.

An der Küste von Libyen, unweit des Vorgebirges Paliurus, stieß Cato bei diesem Kreuzzuge auf Cornelia, des Oberfeldherrn Witwe, und seinen jüngeren Sohn, Sextus, die Zeugen des unwürdigen Ausgangs, den ein so großes Leben von Mörderhand gefunden hatte. Ihre Todespost zerschnitt ihm das Herz. Jetzt galt es einen Entschluß, des Mannes und des Patrioten würdig! Einen bedeutenden Theil seiner Unglücksgefährten hatte mehr eine persönliche Neigung für Pompejus zu seiner Partei hinübergezogen. Mit seinem Tode hielten sie auch ihre Verpflichtung für erloschen, und dachten nur darauf, ihren Frieden mit dem Sieger bestmöglichst abzuschließen; darum blieb auch Cato weit entfernt, ihren Rücktritt zu hindern. Allein nicht Alle rechneten auf Cäsars Verzeihung; oder als echtere Patrioten faßten sie nicht sowol die Partei, als Rom und die Freiheit, in's Auge. Wie hätte Cato, ihnen in dieser Gesinnung so ähnlich, es vermocht, ihrem Andringen zu widerstehen, welches nunmehr in ihm ein Haupt und einen Führer foderte?

Doch Cäsar's glückhafter Stern wollte, daß sofort Cato's gefaßte erste Maßregel ein Mißgriff seyn mußte, der Alles entschied. Denn anstatt sofort, mit günstigem Winde, vor Alexandria zu erscheinen, und, als damals unbestrittener Gebieter des Meeres, den Sieger, der sich dort in einem höchst mißlichen Gedränge befand, fast mühelos zu erdrücken, wandte er sich, ohne auch nur einige nähere Kunde über die Lage der Dinge einzuziehen, westlich gegen Cyrene, landete seine Truppen, etwa 10,000 an der Zahl, und beschloß, da die herrschenden Winde der Jahreszeit keine weitere Fahrt in jener Richtung zu gestatten schienen, die Provinz Afrika, auf deren Behauptung er seine nächste Hoffnung richtete, durch einen eben so gewagten, als beschwerlichen, dreißigtägigen Marsch zu Lande, längs der Küste, durch eine wasserlose, von Sonnenbrand glühende Sandwüste, zu gewinnen. Als er jedoch jene Provinz erreichte, wo bisher Attius Varus sich gegen Cäsar behauptet, wohin Metellus Scipio, des Pompejus Schwiegervater, sich gerettet, wo die Macht Juba's, des Königs von Numidien, eine bedeutende Unterstützung darbot, und wo noch unerschöpfte Kräfte die wirksamsten Mittel zum Widerstande versprachen, fanden sich diese Verhältnisse in der Nähe bei weitem so vortheilhaft nicht, als sie in der Ferne geschienen. Die römischen Heerführer, uneinig unter sich selbst, beeiferten sich einzig nur um den Vorrang in Juba's Gunst und bestärkten dadurch den Übermuth dieses Barbaren zu immer stolzeren Anmaßungen. Empört durch dieß Betragen, welches Roms Edle zu dieses Afrikaners Vasallen herabzuwürdigen schien, bot Cato seinen vollen Ernst auf, dem römischen Namen, im Großen wie im Kleinen, seine gebührenden Rechte zurückzugeben und diesem rohen Barbaren Geschmeidigkeit zu lehren. Doch nicht minder lag ihm daran, mit Bekämpfung seiner eigenen verjährten Abneigung gegen Scipio, nicht nur denselben mit Varus auszusöhnen, sondern ihm, als dem ältesten anwesenden Consularen, auch den Oberbefehl des Heeres und die öffentliche Verwaltung, welche man ihm selbst vergeblich angeboten, zu übereignen.

Diese heilige Scheu vor jeder ungesetzlichen Form — lobenswerth in einer friedlichern Zeit — sollte hier gleichwol der guten Sache, für welche gekämpft ward, durch Scipio's entschiedene Unfähigkeit und verkehrte Schritte den Untergang bringen. Getrieben von einer unzeitigen Rachsucht gegen die Stadt Utica, welche sich früher der Anhänglichkeit an Cäsars Partei verdächtig gemacht, drang der neue Feldherr, eben so grausam als unklug, auf gänzliche Zerstörung dieses einzigen und trefflichsten Waffenplatzes, den er an dieser ganzen Küste finden konte; und Cato bedurfte der ganzen Macht seines Einflusses und seiner Beredsamkeit, so wie seiner eigenen, feierlich übernommenen Bürgschaft, um Utica zu retten. Nicht minder war Alles, was seine Genossen unternahmen, von einem Geist der Kurzsichtigkeit, der Eigensucht und des bethörten Wahns so unselig geleitet, und bei diesem Allen so unfähig, Cato's höhern Sinn zu würdigen, daß dieser gar bald Ursache finden mochte, es heimlich zu bereuen, daß er Roms und sein eigenes Schicksal in ihre Hände gegeben. Hätte nicht Cato's Name ausdrücklich in der Reihe der Wenigen gestanden, denen, auf Cäsars Befehl, der Eintritt in Italien untersagt bleiben sollte: so möchte er es wahrscheinlich darauf gewagt haben, sich von Jenen loszusagen, nach Rom auf seinen Posten zurückzukehren, und, im ruhigen Bewußtseyn seines Rechtthuns, jeder Gewaltthat des glücklichen Usurpators seinen unerschütterlichen Gleichmuth entgegenzusetzen.

Dieser Aussicht beraubt, handelte Cato nichts desto minder an seinem Platze, wie Pflicht und Ehre es ihm geboten, indem er, unermüdlich in Eifer und Anstrengung, Utica eben sowol durch neue Befestigungen, als durch Anlegung unermeßlicher Magazine und Kriegswerkstätte, in ein haltbares Bollwerk für die republikanische Partei verwandelte. Der Kriegsplan, welcher in Scipio's Rathe beschlossen worden, sollte sich nur auf Vertheidigung und Abwehr gegen Cäsars erwarteten Angriff beschränken; anstatt daß es vielleicht einen glänzendern Erfolg versprochen hätte, dessen schwierige Lage im Orient, die so lange alle seine Kräfte fesselte und Italien gänzlich Preis zu geben schien, zu einem raschen Auftreten mit gewaffneter Hand in Rom selbst zu benutzen. Selbst aber dieses Säumnisses ungeachtet, blieb ihnen zu ihren furchtbaren Rüstungen ein volles Jahr gestattet, bevor

Cäsar, im vollen Laufe seines Glücks, seine Angelegenheiten dergestalt hatte ordnen können, um ihnen auf afrikanischem Boden im offenen Felde zu begegnen; während die von ihnen im Voraus getroffenen Maßregeln der Verwüstung aller Saten und Ernten in diesem weiten Länderstriche und die Zusammenhäufung aller Lebensvorräthe in einigen wenigen festen Plätzen ein solches Begegnen eben so unmöglich zu machen schienen, als andrerseits der hier zusammengezogene, körnige Rest des pompejanischen Heeres, die zahlreichen Truppenaushebungen in der Provinz selbst, Juba's noch zahlreichere, bereitgehaltene Hilfsvölker und eine, außer allem Verhältniß überlegene Seemacht seinem wirklichen Angriff kaum irgend einigen Erfolg verhießen.

Genie und Glück bahnten gleichwol dem, durch nichts zu Schreckenden, trotz unzähligem, harten Drangsal und Wechsel, den Weg bis unter die Mauern von Thapsus, wo ein eben so leicht errungener, als entscheidend benutzter Sieg Afrika's Schicksal unbedingt in seine Hände gab. Spät am Abend des dritten Tages nach der Schlacht gelangte die erste Kunde derselben, und daß mit ihr Alles verloren sei, nach Utica, wo Cato, während dieses Feldzuges, den Mittelpunkt seiner angestrengten Thätigkeit für die Verpflegung der verbündeten Heere aufgeschlagen hatte. Nur sein öffentliches Erscheinen, die Beweise seines standhaften Muthes und seine männlichen Trostworte vermochten einiger Maßen, die allgemeine schreckhafte Bestürzung um ihn her zu mildern. Glichen indeß die Gesinnungen der Bürger nur irgend den seinigen, so fanden sie ihn entschlossen, zur hartnäckigsten Vertheidigung eines Platzes, der so viele Hilfsmittel zur längsten und glücklichsten Abwehr in sich vereinigte. Denn war auch weniger auf den großen Haufen der Bevölkerung von Eingeborenen, wegen ihrer bekanten Vorliebe für den Sieger, zu rechnen: so ließ sich doch eine bessere Erwartung von den um ihn versammelten Senatoren, römischen Rittern und dem zahlreichen Handelsstande schöpfen, aus deren Schoße er, Behufs seiner Verwaltung, den Rath der Dreihundert gebildet und zum Stadt-Regiment eingesetzt hatte. In einer gemeinsamen Rathsversamlung foderte er die Letzteren auf, ihren Willen zu erklären; doch ohne daß er sie schelten werde, wenn sie nicht zu der Höhe des Entschlusses, in dieser Gefahr heldenmüthig zusammenzutreten, sich zu erheben vermöchten. Ein schnell aufflackerndes, kurzes Feuer der Ermuthigung schien sich an der Flamme seines edlen Geistes zu entzünden. Man erbot ihm Waffen, Vermögen und Leben zu jedem erfoderten Dienst: doch kaum hatte Cato sich entfernt, in diesem kräftigen Sinne die ferneren Vorkehrungen zu treffen, so sank auch jene Überspannung in desto tiefere Erschlaffung zurück; und diese veränderte Stimmung, welche sogar die anwesenden Senatoren mit feiler Auslieferung an den Sieger zu bedrohen schien, vernichtete jede frühere Hoffnung so sehr, daß er auch die, kaum von der Wahlstatt entronnenen Flüchtlinge, Scipio und Juba, welche schriftlich Rath und Entschluß von ihm foderten, gemessen abmahnte, in Utica eine Zuflucht zu suchen.

Noch einmal zwar erwachte ein schwacher Schimmer des noch möglichen besseren Ausgangs in Cato's Sele, als die Reste der feldflüchtigen römischen Reiterei hart vor den Thoren erschienen; ungewiß, ob sie sich zu Juba's Söldlingen erniedrigen, oder sich mit Cato zur Vertheidigung des Platzes vereinigen sollten. Er beschwor sie, diese großmüthigere Entschließung zu fassen: doch als sie es zur ersten Bedingung ihres Eintritts in Utica machten, daß die ganze unzuverlässige Bevölkerung niedergemacht oder hinausgetrieben werde, empörte sich Einerseits sein Gefühl gegen einen so unmenschlichen Vorschlag zu lebendig, und Andrerseits war die Ungeduld zum weiteren Ausbruch bei ihnen so überwiegend, daß er, ihnen nachsprengend und den nächsten in den Zügel greifend, sie kaum durch Bitten und heiße Thränen zu beschwören vermochte, nur noch den Rest des Tages zu verziehen, um den Pöbel durch ihre Gegenwart in Schranken zu halten, und dadurch den Abzug der Senatoren, seiner Freunde, möglich zu machen. Aber auch den Dreihundert, so schwer sie an ihm gefrevelt hatten, wollte er ihr Loos nicht erschweren. Mitten in ihre Versamlung tretend, erzwang sein Anblick nur stotternde Entschuldigungen von ihren Lippen, daß sie an seine Großherzigkeit hinanzureichen nicht stark genug wären. Wenn sie aber gleich nicht umhin könten, dem Sieger Abgeordnete entgegenzusenden, so werde doch ihre erste Bitte nur auf Cato's Erhaltung gerichtet seyn. Er aber untersagte ihnen strenge, Seiner in ihren Bitten zu erwähnen. „*Bitte*" — setzte er hinzu — „gehört nur für den Überwundenen, und *Fürbitte* für den Verbrecher. Unbezwungen war mein ganzes Leben, und auch jetzt stehe ich aufrecht da, als Sieger, weil mich gute und gerechte Thaten über Cäsar stellen."

Von jetzt an schien ihn nur allein noch die beschleunigte Einschiffung seiner Freunde und die Erhaltung der Ruhe in der geschlossenen Stadt zu beschäftigen. Kaum noch wehrte er Mord und Plünderung von den bangen und bereits auf das Gräßlichste gefaßten Einwohnern durch den drohenden Ernst ab, womit er die schon begonnenen Ausschweifungen der abziehenden Reiter hinderte und beschämte. In diesem Augenblick ließ ihm M. Octavius seine Annäherung an der Spitze zweier geretteter Legionen ansagen. Wenige Stunden früher hätte eine so bedeutende Verstärkung wahrscheinlich hingereicht, dem Schicksal von Utica und seiner Partei eine günstigere Wendung zu geben. Jetzt aber war es dazu um so mehr zu spät, da Octavius zugleich nichts so wichtig hatte, als sich im Voraus den Oberbefehl im Platze zu bedingen. „Darf es uns wundern," — sagte Cato trauernd — „daß unsere Sache verloren gegangen, wenn wir sehen, daß der Dämon der Befehlsucht uns noch am Rande des Verderbens beselt?"

Noch that er, mit hohem Gleichmuth, eine Menge durch die Umstände herbeigeführter Geschäfte, so wie seine Rechnungen, ab; unterhielt sich, mit gleicher Ruhe, während des Nachtmahls, im Kreise seiner Freunde, so viel deren lieber hatten bei ihm ausdauern wollen, über Gegenstände der Philosophie, und durchfocht insonderheit die Lehre des Stoicismus: daß der Tugendhafte allein der Freie sei — mit einem Ernst, welcher seine innere Entschließung zu deutlich verrieth, um nicht eine stille Trauer über die Anwesenden zu verbreiten. Hingestreckt auf sei-

nem Lager, beschäftigte ihn noch das stille Lesen des göttlichen Plato und seines schönsten Dialogen (Phädon) von der Unsterblichkeit der Sele. Nur unruhig, als er sein, unter dem Hauptkissen verstecktes Schwert vermißte, welches die scheue Sorgfalt der Seinigen entfernt hatte, drang er wiederholt und mit so großem Ernst auf dessen Zurückgabe, daß ihm endlich gewillfahrt werden mußte. Unter gleichgiltigen Anordnungen und fortgesetztem Lesen, und sogar unter festem Schlafe, ging der größte Theil der Nacht dahin, als er endlich, mit dem frühesten Hahnenruf, nachdem seine letzte Frage sich noch damit beschäftigt hatte, von der bewerkstelligten Einschiffung der Flüchtlinge versichert zu werden, das Zimmer verriegelte und dann sich das Schwert durch den Leib stieß. Gleichwol hatte die ungewisse Hand ihres Streiches verfehlt; keine edlen Theile waren verletzt; die hereinstürzenden Feinde versuchten ärztlichen Beistand. Doch Cato, noch Seiner sich bewußt, wehrte jeder Hilfe, erweiterte mit eigenen Händen die Wunde bis zur Verschüttung des Gedärms, und hauchte, unter dieser letzten angestrengten Bemühung, endlich die unbeugsame, große Sele aus.

Denn kont' er fürder leben in einer Welt, worin es, zu aller Zeit, sein Unglück ausmachte, so Wenige zu finden, die sich zur Höhe seiner Tugend, so instinktmäßig, wie er, erheben? — worin, mit jedem Tage, immer tiefer Alles einer moralischen Verschlechterung entgegensank, die, unverträglich mit seinem Innersten, ihn um so schmerzlicher verwundete? — worin jetzt, wie in trüber Stickluft, das Element, die Bedingung seines Lebens, die Freiheit, erlosch? So ward sein Tod von eigener Hand (wenn je ein Selbstmord!) gerechtfertigt durch innere Nothwendigkeit! Nicht nur war in ihm für den Römer die Republik und das Vaterland, sondern auch für den Menschen die Würde seiner Natur in der einbrechenden Sklaverei verloren gegangen! — Für seine Freunde, für die Patrioten, war dieser Tag gleichsam der Todesstreich ihrer Hoffnungen. Auf Cato hatten sie, als auf ihre lebendige Rechtfertigung, mit Stolz auch da gesehen, wo ihre kleinlichen Ansichten sie hinderten, ihm zu folgen. Die Republik besaß keinen uneigennützigern und redlichern Verfechter, wenn er gleich oft in den Mitteln fehlte, unter denen er stets, wie der Arzt bei krebsartigen Wunden den Höllenstein, die herberen zu ihrer Reinigung vorzog, bis sie endlich über seinem Grabe in Trümmern sank. Daß sie untergegangen sei, ward eigentlich erst durch Cato's Untergang auch dem blöderen Auge bemerkbar; und eben darum setzte auch Cäsar einen so hohen Werth auf sein Leben, daß, auf die empfangene Zeitung von diesem schnöden Ausgange desselben, sein Unmuth sich selbst nicht bemeisterte. „Er mißgönne" — versicherte er — „dem Hingeschiedenen seinen Tod, weil Cato ihm seine Erhaltung gemißgönt habe." Und hätte sich's der umsichtige Sieger späterhin, wo die Leidenschaft des Hasses (wenn anders sie je in seiner Sele war) längst erloschen seyn mußte, wol abgewonnen, seinen Anti-Cato [*]) niederzuschreiben, wenn er nicht geglaubt, der öffentlichen Meinung, die sich so entschieden für den großen Schatten erklärte, eine andere Richtung geben zu müssen?

Cato's Tod, so wie sich die Nachricht davon in Utica verbreitete, wirkte mit wundersamer Empfindung auf die Gemüther. Seine Freunde wehklagten an seiner Thüre und wankten rathlos umher; aber selbst Utica's Bürger, seiner politischen Partei abhold, die sich in dieser letzten Zeit, zu ihrer Entwaffnung, manche harte Einschränkung von ihm gefallen lassen mußten, vermochten nicht, dem Drange der Verehrung, die sein fleckenloses Leben und die dankbare Erinnerung früherer Wohlthaten ihm erzwang, zu widerstehen. Sie ordneten sofort sein öffentliches Leichenbegängniß an, und die Errichtung seines Standbildes über dem, nahe am Meere aufgethürmten Grabe ward beschlossen.

Nur 48 Jahre gönte Cato der Welt das Muster seiner Tugend und seines patriotischen Lebens [7]).

Cato, der Sohn des M. Porcius Cato von Utica, erscheint nur für zwei Momente in der Geschichte; — Einmal unter den Begnadigten, denen Cäsar, bei seinem siegreichen Eintritt in jene Stadt, unbedingt verzieh; und dann unter den Helden der Freiheit, die mit Brutus in der Schlacht bei Philippi ehrenvoll fielen; — zum sichern Beweise, daß er in römischer Gesinnung und Tugend, wie im Festhalten an der republikanischen Partei, sich seines großen Vaters werth erwiesen.

Cato (Cajus), dessen Abstammung sich nicht genauer nachweisen läßt, war i. J. 696 Volkstribun, und machte sich alsobald in jener stürmischen Zeit, wo Pompejus, Cäsar und Crassus im engen Bunde den Gesetzen Trotz boten, als einen unruhigen Kopf durch allerlei Ränke und eine Reihe von Gesetzesvorschlägen geltend, die jenen Machthabern vielfach mißfällig seyn mußten. Anfangs, als Pompejus Gegner auftretend, wußte er dessen Wunsch, mit einem Heere nach Ägypten gesandt zu werden, durch einen vorgegebenen Spruch der sibyllinischen Bücher geschickt zu vereiteln. Gegen seine kühnen Anträge in den Volksversamlungen blieb dem Consul Cn. Cornelius Lentulus Marcellinus nur das sonderbare Hemmungsmittel übrig, alle gesetzlich dazu bestimte Tage in Feiertage zu verwandeln; dem zu Folge nun jene Comitien unterbleiben mußten. Durch diesen Widerstand wurde Cajus endlich bewogen, sich, mit seinen Collegen Procilius und Suffenus, auf die Seite der Triumvirn Pompejus und Crassus zu schlagen, welche das Consulat

*) Cicero, obwol fähig, sich unter Cäsars Herrschaft zu bequemen, hatte dennoch der Versuchung nicht widerstehen können, auf den untergegangenen Freund eine Lobschrift unter dem Titel „Cato" bekant zu machen, die freilich nicht auf unsere Zeiten gekommen ist, auf deren Plan jedoch einer seiner Briefe an Atticus (13, 4.) hindeutet, und die im Augenblick ihrer Erscheinung nicht ohne Wirkung bleiben konte. Daß Cäsar dagegen nicht als Dictator, sondern nur als Libellist auftrat, muß ihm zu einiger Schutzrede dafür dienen, wenn er in seinem „Anti-Cato" wissentlich falsche und ungerechte Beschuldigungen auf seinen politischen Antagonisten gehäuft hat, wie auch die von Plutarch uns daraus aufbewahrten einzelen Anführungen zur Genüge erweisen: denn auch diese, wol nur für den Augenblick berechnete Gegenschrift ist für die Nachwelt verloren gegangen.

7) Vgl. *Plutarch.* Cato Minor. — *Ej.* Caes. Pomp. Crass. Cic. — *Liv.* — *Flor.* — *Appian.* — Cic. epp. — *Vellej.* — *Val. Max.* — *Aurel. Vict.* — Leben des C. J. Cäsar, von Meißner und Haken.

wünschten, aber nicht öffentlich als Bewerber um dasselbe auftreten wollten. Zu ihrer Unterstützung wandte er nunmehr die nämliche Waffe, deren sich Marcellinus gegen ihn bedient hatte, wider diesen selbst, indem er sich der Wahl des, von demselben begünstigten L. Domitius Ahenobarbus auf's Heftigste widersetzte, und, durch einen nie zuvor erhörten Mißbrauch seines Amtes, die Volksversamlungen jedes Mal durch sein Verbot wieder auflöste; so daß der Rest des Jahres verstrich, ohne daß es zu einer Erneuerung der republikanischen Würden für das nächste Jahr gekommen wäre. Es blieb demnach endlich einem Interrex vorbehalten, aus gesetzlich übertragener Machtvollkommenheit jene beiden mächtigen Bewerber, nach ihrem geheimen Plane, zum Consulat zu ernennen. — Bei allen jenen stürmischen Vorgängen zeigte sich M. Porcius Cato der Jüngere als den eben so eifrigen Gegner dieses seines Namensverwandten [8]).

Cato (Porcius). Als Älius Sejanus in des Imperators Tiberius blinder Gunst den höchsten Punkt erreicht zu haben schien, ersah sich sein Haß gegen Alles, was einst dem Germanicus werth gewesen, auch den Titius Sabinus, einen der angesehensten römischen Ritter und den getreuesten Freund jenes Hauses, zum Opfer seines Blutdurstes. Von ihm angestiftet, schlich sich Latinius Latiaris in Sabinus Vertrauen, und reizte denselben im Geheim zu heftigen Äußerungen gegen die Verfolger seines Freundes und seiner unglücklichen Hinterlassenen. Noch aber war nöthig, daß der Unbedachtsame seine Klagen und Verwünschungen auch in Gegenwart von Zeugen wiederholte, um seine Überführung möglich zu machen. In der That fand er drei feile Selen, Senatoren, gewesene Prätoren und Bewerber um das Consulat, das durch Sejanus allein zu erstreben war, — welche sich in dem Maße erniedrigten, in den Raum zwischen der Vertäfelung und dem Boden von Latiaris Schlafzimmer zu schlüpfen, wo der Verräther seinen Gast, vorbedachter Weise, zu den nämlichen Vertraulichkeiten über jenen Gegenstand zu verleiten wußte. Auf die nachfolgende schriftliche Anklage der drei Horcher stellte Tiberius sofort beim Senat die Klage auf Hochverrath an, und Sabinus ward, ohne daß man ihm irgend einige Vertheidigung verstattete, mit eingehülltem Haupte und einem Stricke um den Hals, zum Tode geschleppt. Porcius Cato (die Schande seines großen Namens!), Petilius Rufus und M. Opsius waren die Namen jenes nichtswürdigen Kleeblattes [9]). (*Haken.*)

CATOCALA, Prachteule. (Entomologie.) Schrank [1]) hat diesen Namen für die Familie X der Eulen (Phalaena noctua *Linn.*) des systematischen Verzeichnisses der Schmetterlinge der Wiener Gegend vorgeschlagen, und Ochsenheimer [2]), welcher diese Familie als wirkliche Gattung aufstellt, hat solchen für dieselbe beibehalten. Hübner [3]) hat eben diese Gattung Blepharum genant, worauf jedoch von Ochsenheimer keine Rücksicht genommen werden konte, da der Name Catocala schon früher bestanden hatte. — Die Gattungsmerkmale sind nicht angegeben; es zeichnet sich diese Familie jedoch in dem vollkommenen Insekte sowol, wie in seiner Larve, vor andern sehr deutlich aus. Ersteres hat dreigliederige Taster, mit nackter, aufrecht stehender Spitze, eine hornartige, ziemlich lange Rollzunge, borstenförmige, ungekämmte Fühler, deutliche Nebenaugen, einen geschopften Rücken, einen starken kegelförmigen Hinterleib, starke gedornte Beine, breite, in der Ruhe flach liegende, kaum geschlossene Vorderflügel, und gefärbte, schwach gebänderte Hinterflügel. Die Larve gehört zu den Halbspannerraupen, deren vordere Bauchfüße kürzer und unvollkommener, als die hinteren sind, ist in den Seiten gefranzt, hat einen rindenfarbigen, mehr oder weniger knotigen Rücken, sitzt bei Tage an der Rinde der Bäume, verpuppt sich außer der Erde in einem dünnen Gespinste, und die schwarzbraune kegelförmige Puppe ist gewöhnlich mit einem bläulichen Reife überzogen.

Die bekantesten, zu dieser Gattung gehörenden Arten sind: Cat. *Fraxini*, Phal. noct. Frax. *Linn.* [4]); Cat. *Nupta*, Phal. noct. Nupta *Linn.* [5]); Cat. *Paranympha*, Phal. noct. Paran. *Linn.* [6]) u. a.; auch gehört die in Nordamerika, namentlich in der Gegend von Newyork einheimische Cat. *Amatrix* hieher, welche Hübner [7]) irrig unter die Europäer gestellt hat. Die Phalaena noct. Maura *Linn.* und Parthenias *Linn.*, welche die Verfasser des Wiener systematischen Verzeichnisses mit dieser Familie verbinden, hat Ochsenheimer mit Recht davon ausgeschlossen. (*Zincken genannt Sommer.*)

CATOCHE, ein bekantes Vorgebirge auf der N. O. Küste des mexic. Stats Yucatan, welches 1517 Franz Hernandez de Cordova zuerst und mit ihm die Halbinsel Yucatan entdeckte. Es liegt unter 21° 14′ Br. und 289° 47′ L. (*Hassel.*)

CATONIA *Juss.*, eine wenig bekante Pflanzen-Gattung aus Jamaica, zur 4. Linné'schen Klasse gehörig, mit 4theiligem Kelch, ohne Corolle, und viersamiger Beere. C. Brownii *Poir.* ist die einzige Art. (*Sprengel.*)

Catops, s. Cholena.

CATORCE, La purissima Conception de Alamos de Catorce, Villa in der bisherigen Intendantschaft San Luis Potosi in Neuspanien, mit dem reichen Bergwerk Real de Catorce, das jährlich 4 Millionen Thaler Einkünfte hat. (*Stein.*)

Catoriges, Catorigis. s. Caturiges.

Catorimagus, s. Caturiges.

CATROU, Catroeus (François), Sohn eines königl. Secretärs zu Paris, wo er am 8. December 1659 geboren war, trat 1677 in den Jesuiterorden, und zeichnete sich als Kanzelredner vortheilhaft aus. Da ihm aber das Memoriren zu beschwerlich wurde, beschäftigte

8) Vgl. *Plutarch.* Pomp. Caes. Crass. Cato Min. — *Dio Cass.* 39.

9) Vgl. *Tacit.* Ann. 4, 68, 69. — *Dio Cass.* 58.

1) In seiner Fauna Boica Bd. II. S. 158. 2) Die Schmetterlinge von Europa. Bd. 4. S. 94. 3) In einem unter dem Titel: „Tentamen determinationis, digestionis atque denominationis singularum stirpium lepidopterorum etc.“ auf einem Quartblatte abgedruckten Entwurfe einer systematischen Eintheilung der Schmetterlinge. 4) Rösel's Insekt. IV. Tab. 28. fig. 1. 5) Hübner's Samml. europ. Schmett. Noct. Tab. 60. fig. 330. 6) Rösel's Insekt. IV. Tab. 18. fig. 1. 2. 7) Samml. europ. Schm. Noct. fig. 487.

er sich meistens mit literarischen Arbeiten, bis er den 18. October 1737 zu Paris starb. Er erlangte als Geschichtschreiber eine bald vorübergehende Celebrität, vornehmlich durch seine Histoire romaine, depuis la fondation de Rome, avec de notes historiques, géogr. et critiques; de gravures en taille-douce, de cartes géogr. et plusieurs medailles authentiques. Par. 1725—1737. Vol. XXI. 4., auch in 24 Bdn. in 12, bei welcher Ausgabe die Anmerkungen fehlen, die den Jesuiten Pierre Julien Rouille (gest. 1740) zum Verfasser haben; der letzte Band, welcher die Geschichte der Kaiser Caligula und Claudius enthält, hat den Jesuiten Bern. Rauth (Rothe) zum Verfasser. Eine englische Übersetzung erschien 1728 zu London in 3 Foliobänden, und eine italienische veranstaltete Fra Jannino Marsecco. Der blendende Schimmer eines lebhaften, oft romanhaft modernisirten und mit poetischem Schmuck überladenen, im Ganzen sehr ungleichen Vortrags verschafften diesem Werke, dem ausführlichsten über diesen Gegenstand in französischer Sprache, anfangs viele Leser; allein je weniger die Verfasser den eigentlichen Geist des Alterthums aufgefaßt, und je mehr sie die Geschichte durch willkürliche Zusätze entstellt und die Kritik vernachlässigt hatten, um so schneller verschwand dieser Beifall. Catrou's übrige literarische Arbeiten sind eine ziemlich fabelhafte Histoire générale de l'empire du Mogol depuis sa fondation; sur les mém. portugois de M. Manouchi. Par. 1705. 4.; 1715. Vol. II. 12. Hist. du fanatisme dans la rel. protestante, contenant l'hist. des anabaptistes, du davidisme et des trembleurs. Par. 1733. Vol. III. 12., und eine öfters gedruckte, mißlungene Übersetzung des Virgil. Das Journal de Trévoux, welches mit dem J. 1701 seinen Anfang nahm, und das er mit drei seiner Ordensbrüder herausgab, dankte vornehmlich seinen Bemühungen den Beifall, den es fand *). (*Baur.*)

CATS (Jacob), Rathpensionär von Holland, und einer der beliebtesten Dichter seiner Nation, ward im J. 1577 zu Brouwershaven, einem Städtchen in Seeland, geboren. Er hat selbst in seinem 82. Jahre mit liebenswürdiger Treuherzigkeit sein Leben, zum Behufe seiner Enkel, beschrieben, und dieß ist die beste Quelle, woraus wir schöpfen können. Er verlor früh seine Mutter; — eine Wallonin — es kamen aus jenen Provinzen in der damaligen Zeit sehr viele Flüchtlinge nach Holland — ward seines Vaters zweite Frau, und war für den jungen Cats keine Stiefmutter im gewöhnlichen Sinne; dennoch nahm eine Schwester seiner Mutter ihn zu sich. Auf der Schule zu Zieuklee fiel er in die Hände eines Pedanten, der die Poesie nicht liebte, aber ein Mitschüler aus Brabant flößte ihm Liebe zur lateinischen, und darauf auch zur vaterländischen Dichtkunst ein; eine gewisse Leichtigkeit im Mechanischen der Poesie, die er mit dem Ovid gemein hatte, brachte auch gewiß jene Breite im Vortrag, jene Geschwätzigkeit und Erschöpfung seines Gegenstandes hervor, die man in fast allen seinen Werken antrifft, doch über seinen anderen Vortrefflichkeiten vergißt. Auf der Universität zu Leyden hatte er kaum angefangen, griechisch zu lernen, so machte er sich schon an griechische Verse; doch sein Lehrer verreisete, und nun ward das Griechische fast ganz vergessen. Ein galantes Abenteuer, worin er, obgleich unschuldig, fast verwickelt wäre, verleidete ihm hier die Frauen, und der ehrliche Mann dankt Gott inbrünstig, daß diese Warnung ihn nachher vor vielen Fehltritten behütete. Von Leyden begab er sich, zur Fortsetzung seiner juristischen Bildung, nach der damals berühmten Universität Orleans, wo er das Doctorat der Rechte erhielt, und sich fast mit einer Französin vermählt hätte. Auch wünschte er sehr, Italien und Rom zu sehen; doch seine Verwandten riefen ihn nach Holland zurück. Einer seiner ersten Versuche als praktischer Rechtsgelehrter war die Befreiung einer so genanten Hexe von der Folter und dem Scheiterhaufen (denn auch in protestantischen Ländern trieb man damals dieses Unwesen), und dieses Urtheil der gesunden Vernunft blieb nicht ohne Folgen. (Es ist merkwürdig, daß damals mehre holländische Dichter, wie Heemskerk und Jonckhys, sich eifrig der Folter und den Hexenprozessen widersetzten.) Ein hartnäckiges Fieber, welches ihn sieben Monate hindurch quälte, nöthigte ihn zu einer Reise: er besuchte England, und lernte dort viele Gelehrten kennen; doch das Fieber, welches aller Kunst zu spotten schien, verließ ihn auch da nicht; er erzählt, ein Alchymist habe ihn durch ein rothes Pulver geheilt. In Middelburg, wohin er sich jetzt begab, hatte er das Glück, einen Jüngling, der seinen Vater vertheidigt und dabei einen Dritten getödtet hatte, von der Todesstrafe zu befreien. Immer nahm seine Praxis zu; er verheirathete sich mit einem Mädchen aus Amsterdam, dessen Herzensgüte und Bildung er sehr rühmt. „Statt der romanhaften Grillen, welche anders die Jugend lies't, war Plutarch ihr Zeitvertreib." Er hatte neun Kinder von ihr, wovon ihn nur zwei überlebten. Nach dem Waffenstillstande von 1609 legte sich Cats auf das Bedeichen der im Kriege überschwemmten Äcker, wodurch er, nebst eigenem Gewinn, seinem Vaterlande große Vortheile brachte; und er schien auf seinem Landgute ganz sich selbst und der Natur zu leben. Doch der Wiederausbruch des Krieges im J. 1621 vereitelte diese Bemühungen, da alle seine eingedeichten Ländereien auf's Neue dem Meere übergeben wurden, damit der Feind sich darin nicht festsetzen solle. Indessen ward Cats fast zu gleicher Zeit die Professur der Rechte zu Leyden und die Syndicus- (Pensionärs-) Würde in der Hauptstadt seiner Provinz aufgetragen. Er wählte Letzteres, blieb aber nur einige Jahre zu Middelburg, da die Stadt Dortrecht in Holland ihm die nämliche Würde übertrug. Im J. 1625 ward er Curator der Leydener Universität, und 1627 Gesandter nach England, um über die Kapereien der Engländer gegen die Neutralen, welche Frankreich besuchten, Klage zu führen. Bei dieser Gelegenheit bekam er einen Ritterorden. Im J. 1636 wurde ihm die hohe Würde eines Rathpensionärs von Holland aufgetragen, und obgleich er darin die Talente eines Oldenbarneveldt oder De Witt

*) Mém. de Trévoux, Avril 1738, p. 651—664. Biblioth. franç. T. XXIX. 31. Dict. de *Moréri*, ed. de l'abbé *Goujet*. *Gesneri* Isag. in erudit. univ. ed. *Niclas*. T. I. 417. *Meusel*. Bibl. hist. Vol. II. P. II. 39. Vol. IV. P. I. 194. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2. B. 1. Abth. 58.

nicht zeigte: so blieb er dennoch in den schwierigen Zeiten der Unterhandlungen über den westphälischen Frieden, und vorzüglich nach dem Tode des Prinzen Wilhelm II. (1650), welcher den Stat ohne Statthalter ließ, immer der rechtliche, biedere Freund seines Vaterlandes, der keiner Partei fröhnte, und wenn er auch die Gemüther nicht beherrschte, gewiß auch von keinem unlautern Zweck beherrscht ward. Er präsidirte noch die große Versamlung (1651), welche die Aristokratie ohne Statthalter festsetzte, und nahm, seines hohen Alters wegen, in diesem Jahre seinen Abschied, doch bekleidete er noch einmal die Gesandtschaft nach England (damals eine Republik), um den drohenden Feindseligkeiten vorzubeugen. Dieser Zweck ward nicht erreicht. Der erste englische Krieg brach aus; doch Cats entzog sich von nun an den Geschäften, und lebte noch acht Jahre der Religion und den Musen auf seinem Landsitze Zorgvliet, unweit des Meeres, wo er aus wüsten Dünen ein Paradies erschaffen hatte. Er starb im J. 1660.

Die Gedichte Cats sind ganz im Volkston geschrieben. Er wollte nicht glänzen, sondern unterrichten, und daher sind die gewählten Gegenstände auch aus dem häuslichen Leben und der gemeinnützigen Moral: er umfaßt alle Stände und wird von allen verstanden. Wenige neuere Dichter hatten daher auch einen so ausgebreiteten Wirkungskreis, und in dieser Hinsicht dürfte bloß Gellert mit Cats zu vergleichen seyn. Daß aber diese Popularität keineswegs aus Geistesarmuth entstand, bezeugt die ungemeine Belesenheit, welche Cats in seinen Beispielen, die seltene Menschenkentniß, die er in seinen Lehren der Weisheit zeigt, und der Reichthum, der in seinen Bildern herrscht. Cats war außerordentlich gelehrt: er verstand die alten, und aus den neuern Sprachen die italienische, spanische, englische, französische und teutsche, welches damals, selbst bei den Gelehrten, nur ein seltener Fall war. Auch war er Dichter in der lateinischen und französischen Sprache. Aber diese Gelehrsamkeit entartete bei ihm niemals in Pedanterie, und er wandte seine historischen Kentnisse und die Bekantschaft mit den Sprichwörtern verschiedener Völker ganz auf's Leben an. Mehr als ein Jahrhundert nach seinem Tode war daher das Buch des Vaters Cats, wie die Holländer von altem Schrot und Korn seine Werke noch bis auf unsere Zeit nennen, in allen Familien nächst der Bibel, das Hausbuch. Sogar in Belgien, wo doch anders die holländische Literatur fast ganz unbekant ist, liest man in den nicht französischen Familien Cats noch häufig, wenigstens war dieß vor der französischen Herrschaft der Fall. Die mehre Übereinstimmung von Cats Dialekt mit dem flamändischen (denn die seeländische Mundart geht allmälig in die flandrische über) und die Verständlichkeit seiner Sprache, während Hooft und Vondel die ihrige mit bildlichen Ausdrücken und poetischer Pracht ausstatteten, welche dem schlichten Verstande der Belgier weniger zusprachen, können auch wol das Ihrige dazu beigetragen haben. — Seine Werke sind zahlreich, und man wundert sich mit Recht, wie er bei seinen wichtigen politischen Geschäften noch zu so vielen poetischen Arbeiten Zeit fand. Bei seinen Lebzeiten erschien: Emblemata en Zinnebeelder (Sinnbilder), Maagdeplicht en Herdersklacht (Jungfernpflicht und Hirtenklage), Middelburg 1618. Zelfsstryd (Middelb. 1620, 1621). Mannelyke Aclebaarheid (1622). Huwelyk (die Ehe, sein Hauptwerk, in sechs Abtheilungen: Maagd (Jungfrau), Kyster, Bruyt (Braut), Koling, Moeder, bedaegde Huismoeder, (Matrone) 1628. Proteus of Zinne- et Minnebeelder (erotische Allegorien), Rotterdam 1627. Spiegel van der ouden en nieuwen tyt, Haag 1635. Trouwring (Ring der Verlöbniß), Dordrecht 1634. (Erzählungen von sonderbaren Heirathsgeschichten.) Ouderdom en Beubeleven (das Alter auf dem Lande): Hofgedachten, Mengeldichten, invallende gedachten (Einfälle). Doodkist van de levendigen, Zamenspreak tusschen den dood en een oudman, — tusschen de ziel en 't lighcham. (Gespräche des Todes und eines Greises, der Sele und des Körpers.) Tachtig jarig Leven (achtzigjähriges Leben) Huishouding of Zorgvliet. (Zusammen 1656 und 1657 zu Amsterdam.) Mit Ausnahme der letzten Stücke kamen die Schriften des Dichters mit einander in einem Foliobande (Amst. bei Schippe) mit vielen Kupfern heraus. Auch die frühern Ausgaben waren mit vielen Kupfern versehen, da diese Kunst im Anfange des 17. Jahrhunderts in Holland sehr blühte. Seine poetische Selbstbiographie, das Werk eines 82jährigen Greises, kam erst vierzig Jahre nach seinem Tode heraus (1709). Nachher kamen die Folioausgaben der sämtlichen Werke von 1658, 1700, 1712, 1724; in 4to 1659, 1665 8. sehr oft. Einzele Gedichte von ihm wurden in's Lateinische, Französische, Englische und Teutsche übersetzt. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vernachlässigte der flache französische Modegeschmack den treuherzigen altvaterländischen Dichter. Doch die Wiederbelebung der Volkspoesie in Holland brachte ihn wieder zu Ehren. Feith gab ihn in 12mo auf's Neue heraus, und das einstimmige Lob, das dieser Dichter, Bilderdyk, de Vries und Siegenbeck ihm gaben, hat ihn genug gegen die Verachtung einiger Witzlinge und Stutzer gerächt. — Als Beweis der Schönheit, Tiefe und Reinheit seines Gemüths nur diese beiden Zeilen:

„Wart die in syn gemoet eens rechte liefde set,
„Behoeft geen regel meer: hy is syn eigen vet."

Dem wahre Liebe das Gemüth belebt,
Braucht keine Regel mehr; er ist sein eignes Gesetz*).

(*v. Kampen.*)

CATTANEO, Catanaeus (Giovanni Maria), ein gelehrter italienischer Humanist, zu Novara gegen das Ende des 15. Jahrhunderts geboren, ein Schüler des Paul Merula und Demetrius Chalkondylas. Kaum hatte er seine Studien geendigt, so schrieb er einen Commentar

*) Über Cats haben vorzüglich geschrieben: *Foppens* Bibl. Belgiae P. I. p. 808. (der ihn mit Virgil und Ovid vergleicht, und sich über die Keuschheit dieses Akatholiken sehr wundert). *Van Effen*, Hollandsche Spectator, II D. S. 138. *De la Rue*, Geletterd Zeeland, S. 205—223. 353. *De Vries*, Geschiedenis der Nederlandsche Dichtkunde, I D. S. 108 — 120. Er war ein vorzüglicher Freund und Bewunderer der berühmten Anna Marie Schurman, der er in seinen Schriften auch ein Denkmal gesetzt hat.

über die Briefe und den Panegyrikus des jüngern Plinius, der 1500 in Venedig, und 1506 in Mailand gedruckt wurde, und der ihn in ganz Italien bekant machte. Er begab sich nach Rom, wo ihn der Kardinal Bandinello Sauli zu seinem Sekretär annahm, und ihn veranlaßte, in den geistlichen Stand zu treten. In Rom übersetzte er vier Dialogen des Lucian, die Reden des Isokrates und des Aphthonius Progymnasmata, und schrieb noch manches Andere in Prosa und Versen, z. B. ein lateinisches Lobgedicht auf die Stadt Genua. Kurz vor seinem Tode, welcher 1529 zu Rom erfolgte, verlor er, als Novara von den Kaiserlichen eingenommen wurde, seine ganze Bibliothek und sein Vermögen †). (*Baur.*)

CATTANI DA DIACCETO, 1) Francesco, geb. zu Florenz 1446 und gest. das. 1522, ein Schüler des Marsilius Ficinus, und dann dessen Nachfolger im Lehramt. Seine Werke (Basel 1563) handeln fast alle von der platonischen Philosophie; besonders erschienen die Tre libri d'amore (Ven. 1561. 8.) mit dem Leben des Vfs. von Varchi. — 2) Francesco der Jüngere, Enkel des Vorigen, Dominikaner, Bischof von Fiesole, wohnte dem tridentinischen Concilium bei, und starb 1595. Unter seinen Schriften (von der päpstlichen Autorität über das Concilium, über den Aberglauben der Magie u. a.) ist die seltenste seine ital. Übersetzung des Hexameron des H. Ambrosius, Florenz 1558. 4. (*W. Müller.*)

CATTARAGUS, Grafschaft im nordamerik. State Newyork am Alleghany, 1820 mit 5 Ortschaften und 4090 Einw.; der Hauptort Olean. In dieser Grafschaft besitzen die Senecas, Delawaren und Onondagen ein Reservatgebiet mit mehren Dörfern, die aber 1810 nur 886 Köpfe zählten. Sie stehen jeder Stamm unter eignen Satschems. Ihr Hauptdorf Cattaragus enthält 80 Wigwams. (*Hassel.*)

CATTARO, 1) einer der 5 Kreise des östreichischen Königreichs Dalmatien, 13 □M. groß, mit 140 Ortschaften und 29,899 bis 32,000 Einw. — 2) Hauptst. dieses Bezirks an dem Busen von Cattaro, befestigt und zwischen hohen Felsen, mit einem guten Hafen und einem Castell, Sitz eines Bischofs, hat, außer der Kathedrale und einer Collegiatkirche, noch 17 andere kathol. Kirchen und Kapellen, überdieß 1 griech. Kirche und 4 gr. Klöster, nebst einem Hospital, und enthält in 800 Häus. 3—4000 Einw., die Handel und Schiffahrt treiben. (*H.*)

CATTEAU-CALLEVILLE (Jean Pierre Guill.), seinem Vater nach aus Cambresis, der Mutter nach aus Languedoc abstammend, begann seine Studien unter seinem Vater, zu Angermünde im Brandenburgischen, (Prediger der dasigen französisch-reformirten Gemeinde) und vollendete sie zu Berlin, von wo er 1783 als französisch-reformirter Prediger nach Stockholm ging. Im J. 1788 unternahm er eine Reise durch Teutschland, Frankreich und die Schweiz. In dem letztern Lande machte er die Bekantschaft mit Bonnet, Mallet und Gibbon, der damals zu Lausanne lebte. Später lernte er den größten Theil des Nordens kennen. Im J. 1807 machte er eine neue Reise nach Frankreich, und blieb ein Jahr in Paris, wohin er, nach Niederlegung seiner Predigerstelle in Stockholm, und nach einigem Aufenthalte in Berlin, im J. 1810 zurückkehrte. Noch wurde er im J. 1812 von der Akad. der sch. W., Geschichte und Alterth. zu Stockholm, und 1814 von der dasigen Akad. d. Wiss. zum Mitgliede aufgenommen; im J. 1815 erhielt er den Wasa- und 1816 den Nordsternorden. Er starb zu Paris am 19. Mai 1819. — Mehr als seine zwei ersten Schriften (Vie de Renée de France, duch. de Ferrare, Berl. 1781. 8. und die Bibl. suéd. Stockh. 1784), machten ihn rühmlich bekant die beiden statistischen Werke über Schweden und Dänemark: Tableau gén. de Suède. Laus. 1789. 2 V. 8. und Tableau des états danois. Par. 1802. 3 V. 8.; nebst seiner Reise durch Teutschland und Schweden (Voy. en Allem. et en Suède. Par. 1812. 2 V. 8.). Auch lieferte er außer einer Hist. de Christine, reine de Suède. Par. 1819. 2 V. 8.; für die Biogr. univ. unter andern die Art. Charles XII. und Christine, wie auch Beiträge zu dem Mercure étranger und der Gazette de France *). (*H.*)

Catten, s. Chatten.

CATTIER, ein Volk, das etwa vor 3 Jahrhunderten in die hindustanische Halbinsel Guzurate herabgestiegen ist, und sich mit den dortigen Urbewohnern, den Ahirs und Babreas, vermischt hat, und jetzt nur Ein Volk ausmacht. Wir wissen nicht, woher sie gekommen, von wem sie abstammen; doch scheinen sie wol hinduscher Abstammung zu seyn, und mögen vielleicht in frühern Zeiten die nördlichen Gebirge bewohnt haben. Sie zerfallen in 2 Klassen: 1) Shakargut, die von einem Walla Radsbuten und einer Cattierin abstammen, und 2) Urteas (Oortea), reine Cattier, die die Ahirs und Babreas begreifen. Beide Klassen sind von athletischer Gestalt, haben ihre besondern Rechte und Gebräuche, vermöge deren die Söhne allein und zu gleichen Theilen vom Vater erben, und die Töchter ganz ausgeschlossen sind; und ihre besondere Religion: die Sonne wird als das höchste Wesen angebetet, ihr ist ein Tempel zu Thaun geheiligt; die Priester heißen Raigors. Die Polygamie ist zwar eingeführt, doch kann ein Cattier nicht mehr als 2 Weiber nehmen. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht, sind aber zugleich auch geborene Räuber und Diebe, die nicht bloß die umher belegenen Gegenden, sondern auch das Meer unsicher machen, und unter ihrem Namen überall Schrecken verbreiten. Die Briten haben jetzt diesen Räubereien, wenigstens auf dem Meere, Gränzen gesetzt. Sie stehen unter kleinen Häuptlingen, die beständig aus den Familien Tratcher, Trowa und Walla gewählt werden, aber wenige Gewalt und auch nur ein geringes Gebiet besitzen. Adelung hat ihrer Sprache keinen Platz angewiesen, er müßte denn den Gurdschara-Dialekt Khant darunter verstehen (S. 19). (*Hassel.*)

†) *Jovii* elogia 183. *Gyraldus* de poetis sui temporis. *Joh. Matthaei* Toscani peplus 433. *Vossius* de hist. lat. 612. *Schurzfleischii* elogia scriptor. illustr. 59. *Fabricii* bibl. lat. med. T. I. 1005. *Crenii* animadv. phil. T. XVI. 6.

*) S. Biogr. d. hommes viv. T. II. und Biogr. d. Contemp. T. IV.

CATTIER (Philipp), Parlamentsadvokat zu Paris um die Mitte des 17. Jahrh., erwarb sich Ruf durch mehre philologische Schriften, hauptsächlich durch sein Gazophylacium Graecorum, h. e. methodus admirabilis secundum quam intra horae spatium possit quis addiscere innumera vocabula graeca (Par. 1651. 4.). Eine neue Ausgabe mit nicht so viel versprechendem Titel und wichtigen Anmerkungen besorgte Abresch (Utrecht 1757. N. A. mit Zusätzen, Leiden 1809. 8.) Eine Ausgabe, ohne die Zusätze von Abresch, besorgte Ballière de Laisement (Par. 1790), einen frühern Abdruck des Originals Bashuysen 1708. Ein gleiches Werk gab Cattier auch über die lateinische Sprache heraus (Par. 1665. 4.), und einen Jardin des racines latines (Par. 1667. 4.). (*H.*)

CATTOLICA (Catolica), 1) eine auf einem Hügel gelegene Stadt in der päpstlichen Delegation Forli, merkwürdig als der Zufluchtsort der in der Kirchenversamlung von Ravenna 359 von den Arianern überstimten Bischöfe. — 2) Parlamentsstadt der sicilischen Intendantur Girgenti, am Flusse Platani gelegen, mit ungefähr 7000 Einwohnern. In einem nördlich davon sich erhebenden Berge sind die reichhaltigsten Schwefelminen Siciliens, und gegen Süden bei der Mündung des Platani einige Trümmer des alten Heraclea Minoa. (*W. Müller.*)

Cattuarii, s. Chattuarii.

CATTYWAR, ein Distrikt der Hindustanprov. Guzurate, welcher deren mittlern Theil einnimt, ein reicher, von beiden Quellenflüssen des Bhaudur bewässerter Landstrich, der Korn, Früchte, Vieh, Zucker und Baumwolle im Überflusse hervorbringt. Er wird von den Cattiern bewohnt. Das Land ist unter viele Häuptlinge vertheilt, die dem Guicowar, dem Nabob von Junaghur oder dem Jam von Noanagur zinsbar sind. (*Hassel.*)

CATULLUS (Cajus Valerius [1]), geboren zu Verona [2]), nach Andern auf der Halbinsel Sirmio am Benacus (Lago di Garda) [3]), aus einem alten und angesehenen Geschlechte [4]). Sein Vater war ein Gastfreund des Julius Cäsar, der, auf seinen Reisen nach Gallien, in dem Hause desselben einzukehren pflegte [5]). Er scheint jung nach Rom gekommen zu seyn, wo er das Wohlwollen ausgezeichneter Männer, des Cornelius Nepos, seines Mitbürgers [6]), dem er auch die Samlung seiner Gedichte gewidmet hat, des Aulus Manlius Torquatus [7]), des Plancus, Cinna und Cicero erwarb. Daß ihm der Letzte in einem Rechtshandel gedient habe, wird ohne hinlänglichen Grund angenommen [8]). Eben so wenigen Grund hat man, Leute, wie Furius und Aurelius, zu Catull's vertrauten Freunden zu rechnen, und es ihm zur Last zu legen, daß er sich nicht gescheut habe, die ihnen ertheilten Lobsprüche später durch harte Schmähungen zu vernichten [9]). Seine Vermögensumstände scheinen nur mittelmäßig gewesen zu seyn [10]); und durch eine Reise nach Bithynien im Gefolge des Memmius wurden sie nicht verbessert [11]). Er verlor auf dieser Reise einen Bruder, den er auf der Küste von Troas begrub, und in mehren Gedichten schmerzlich betrauert hat [12]). Seine Sitten waren, wie es scheint, nicht besser, vielleicht aber auch nicht schlechter, als die Sitten der meisten seiner Zeitgenossen in der so genanten guten Gesellschaft Roms, wo Liebesverkehr mit Frauen, Buhlerinnen und Knaben wenig Anstoß gab; und überhaupt nur das, was ein Mann litt, nicht was er that, seinem Rufe nachtheilig war [13]). Die Lesbia, die seine Gedichte preisend und schmähend verewigt haben, soll die berüchtigte Schwester des durch seine Ausschweifungen, seine gefährlichen Wagstücke, und seine Feindschaft mit Cicero bekanten Clodius gewesen seyn [14]). Was ihn habe veranlassen können, den Mann, der schon damals für den ersten in Rom galt, den Gastfreund seines Vaters, mit scharfem Spott zu verletzen, ist

---

1) Cajus wird er in den Handschriften und beim *Appulejus* Oratio de magia. Opp. T. II. p. 405. ed. *Oudend.* genant; Quinctus beim *Plin.* H. N. 37, 6, 21. p. 777. nach Harduin's durch Handschriften bekräftigter Lesart. Schurzfleisch, ad Schol. Juven. VIII. 186., glaubt, er sei mit dem Quintus Catulus verwechselt worden. Den Namen Cajus bekräftigt Th. Simeon bei *Malvasia* ad Marmor. Felsinea p. 503. 2) Nach *Maffei* Verona illustr. Vol. II. p. 2. Sein gewöhnlicher Beiname ist Veronensis. *Ovid.* III. Amor. XV. 7. Mantua Virgilio gaudet, Verona Catullo. 3) Daß C. hier ein Haus hatte, sagt er Carm. XXXI. Daß dieses aber groß und prächtig gewesen (una sontuosa e deliziosa villa, sagt Maffei) ist freigebiger Zusatz. Man zeigt an dem See die Trümmer eines römischen Gebäudes, das Catull's Villa gewesen seyn soll. Nach *De la Lande* Voyage en Italie T. IX. p. 190. nent man jene Trümmer (Masures) die Grotte Catull's. S. des Grafen von Sternberg Reise durch Tyrol. S. 112. 4) Carm. LXXIX. sed tamen hic pulcher vendat cum gente Catullum. Ein L. Valerius Catullus komt auf Münzen als triumvir monetalis vor. S. *Eckhel* D. N. Vol. V. p. 333. 5) S. *Sueton.* Vita Caesaris. c. 73. Die von diesem Biographen erzählte Geschichte wird von Crusius Lebensg. der lat. Dichter I. S. 86 f. entstellt. Auch *Crinitus* de Poet. Lat. II. c. 27. sagt fälschlich: Catull oder sein Vater haben gewöhnlich in Cäsars Hause gewohnt. 6) Carm. I. 7) S. die Ausleger zu Carm. LXI. und LXVIII. 8) Weil er Carm. XLIX. sagt: Tanto pessimus omnium poëta, Quanto tu optimus omnium patronus. Einige haben in den Geldverlegenheiten, in denen er sich befunden haben möchte, den Grund finden wollen, weßhalb er Cicero's Hilfe in Anspruch genommen. Richtig sagt Muretus: Agit gratiam M. Tullio, quod ob beneficium ab eo acceptum divinare non possumus. S. *Bayle* Dict. crit. Catulle. not. K. 9) Carm. XXI. und XXIII., wo diese Menschen als nichtswürdige, eben so bettelhafte als gute Parasiten behandelt werden, hätten auch über Carm. XI. belehren können, wo es dem Dichter mit der prunkvollen Aufzählung ferner Länder eben so wenig Ernst ist, als Scarron in dem berühmten Sonnet: Superbes monumens. Daß in diesem Gedichte und den beiden andern von verschiedenen Leuten die Rede sei, ist eine vollkommen unstatthafte Annahme, über die Näcke in einem Progr. Bonn 1823. M. Sept. vortreffliche Belehrungen gegeben hat. 10) Aber auf den sacculus plenus aranearum in dem Scherzgedichte XIII. 8. hat man zu viel Werth gelegt. 11) Carm. XXVIII. T. II. Nach XXXI. 11. war die Freude der Rückkehr in die Heimath der einzige Gewinn, den er von seiner mühseligen Reise hatte. 12) S. Carm. LXV. 5. ff. und CI. 13) In diesem Sinne ist Carm. XVI. und die berühmte Stelle: nam castum esse decet pium poëtam Ipsum: versiculos nihil necesse est, zu fassen. 14) *Appulej.* Or. de Magia p. 405. nimt dieß für ausgemacht an: Eadem igitur opera accusent C. Catullum, quod Lesbiam pro Clodia nominarit. Daß Lesbia ein erdichteter Name gewesen, sagt auch Ovid Trist. II. 427. Die Stellen der Alten von dieser Clodia sind zusammengestellt bei *Bayle* Dict. crit. Metellus Celer. not. A.

unbekant; aber die Geschichte hat nicht verschwiegen, daß Cäsar, obschon tief verwundet, sobald Catull seine Verzeihung suchte, ihn zu sich einlud, und das freundschaftliche Verhältniß mit dem Vater desselben fortsetzte [15]). Die Dauer seines Lebens ist ungewiß. Nach der gemeinsten Meinung erreichte er kaum das dreißigste Jahr; nach Volpi das vierzigste; nach Scaliger gelangte er bis zum ein und siebenzigsten; was aber mit guten Gründen bestritten wird [16]).

Catull genoß als Dichter schon bei seinen Zeitgenossen einen Ruhm, den ihm auch die folgenden Jahrhunderte nicht haben entreißen können. Cornelius Nepos, dessen günstiges Urtheil Catull selbst mit einigem Stolze erwähnt [17]), nent ihn, neben dem Lucretius, als den gebildetesten Dichter [18]); und Vellejus Paterculus erwähnt unter den Dichtern jener Zeit nur den Varro, den Lucretius und Catull, und den letzten als einen, der in seiner Gattung keinem Andern weiche [19]). Plinius, der mit den ausgezeichneten Männern jener Zeit zu wetteifern bemüht war, suchte auch die Fußtapfen Catull's auf, so daß ihm selbst seine Leichtfertigkeit nachahmenswürdig schien [20]); und Martial will sich in dem Epigramme keinem Andern, als dem Catull nachgesetzt sehen [21]). Öfters wird er mit dem Beiworte des gelehrten beehrt, was sich auf seine Kentniß der griechischen Literatur bezieht [22]); wie denn auch seine größern Gedichte im Inhalt, Ausdruck und Schmuck deutlich die griechischen Quellen verrathen, aus denen sie geflossen sind. Eines derselben, das Haar der Berenice, ist freie Übersetzung einer Elegie des Kallimachos [23]); und von dem Atys ist kaum zu zweifeln, daß er ebenfalls einem griechischen Originale nachgebildet sei. Die Vergleichung dieser beiden Kunstwerke unter einander, und beider mit der Elegie an den Manlius [24]), den Hochzeitgedichten (Carm. LXI. und LXII.), den schönsten der Hendekasyllaben (V. VII. IX. XIII.), und einigen seiner herbsten Jamben, zeigt des Dichters schlanke Geschmeidigkeit, die ohne Nachtheil der Kraft, ihm verstattete, in jeder Gattung, die er versuchen mochte, seinen Platz zu behaupten. Wie viel von der gewaltigen Bewegung im Atys, einem der merkwürdigsten Werke der lateinischen Poesie [25]), dem Römer oder seinem unbekanten Originale angehöre, können wir nicht beurtheilen; aber in den Werken, deren Eigenthum er mit unbezweifeltem Rechte in Anspruch nimt, erkennen wir überall ein wahres, oft tiefes Gefühl, und den richtigen Takt, der für schalkhaften Scherz, fröhliche Lust, sanfte Trauer und bittern Spott immer den rechten Ton zu finden weiß. Es möchte schwer seyn, zu entscheiden, ob er es besser verstanden habe, den Freunden oder der Geliebten anmuthig zu schmeicheln, oder dem verachteten und gehaßten Gegner den scharfen Stachel der Satyre anzusetzen; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß die Gedichte der letztern Art, in denen uns nur allzu oft die Schärfe der einzelen Züge in dem Nebel der fernen Zeit verfließt [26]), ohne die Beimischung jener zärtlichen und scherzhaften Gedichte, den Namen Catull's der modernen Welt schwerlich genug empfohlen haben würde, in der es den meisten genügt, von diesem Dichter den Sperling der Lesbia und die Nänie auf den Tod desselben gelesen zu haben [27]). Ein Gegenstand des Wohlgefallens aber, sowohl als der Anklage, ist die Derbheit gewesen, mit welcher Catull schändliche Dinge behandelt, und der freche Muthwille, mit dem er darüber scherzt; Eigenthümlichkeiten, welche größten Theils auf die Rechnung seines Zeitalters kommen, in welchem selbst Cicero, ein ehrbarer Mann, eben so, wenn es galt, in der Volksversamlung sprach; nicht aus schimpflicher Lust an unsittlichem Schmutze, sondern aus tiefer Verachtung und

15) Im XXIX. Gedichte sind die besten Titel, die er dem großen Feldherrn, wegen übermäßiger Begünstigung des Mamurra, gibt, impudicus, vorax, aleo, ja, Cinaedus Romulus. Carm. LVII. stellt er ihn dem Mamurra gleich: Pulchre convenit improbis cinaedis Mamurrae pathicoque Caesarique. So etwas galt damals noch für republikanisches Recht; und so ward es auch von Cäsar aufgenommen. *Sueton.* c. 73. Valerium Catullum, a quo sibi versiculis de Mamurra perpetua stigmata imposita non dissimulaverat, satisfacientem, eodem die adhibuit coenae, hospitioque patris ejus, sicut consueverat, uti perseveravit. Als sich Cremutius Cordus auf dieses Beispiel berief (*Tacit.* IV. annal. 34.), hatten sich die Verhältnisse und Ansichten wesentlich verändert. Über die von *Scaliger* ad Euseb. Chron. nr. MDCCCCLX. erhobenen chronologischen Zweifel s. *Bayle* Dict. Catulle not. I. und *Ernesti* ad Sueton. l. c. 16) S. Bayle am ang. Orte. 17) Tu solebas Meas esse aliquid putare nugas. Carm. I. 18) Vita Attici c. 12. 19) II. c. 36. 20) *Plin.* IV. Ep. 14. 21) *Martial.* X. 78. 22) Doctus, der in seiner Kunst wissenschaftlich gebildete Mann, was damals ohne Studium der griechischen Gelehrsamkeit nicht denkbar war. *Barthius* Adv. LII. 16. glaubt, doctus bedeute, in Beziehung auf Catull, so viel als lascivus, was Maffei (Veron. ill. II. p. 5.) mit Recht einen wunderlichen Einfall nent. 23) Dieses Gedicht bekomt einen besondern literarischen Werth durch den Umstand, daß uns dadurch doch wenigstens Eine von den so hochgepriesenen Elegien des Kallimachos im Zusammenhange und als ein Ganzes, wenn auch nur im Abbilde, geboten ist. Mit großer Sorgfalt ist es in dieser Rücksicht behandelt, und mit einer üppigen Fülle von Anmerkungen ausgestattet, in *Callimachi* Elegiar. Fragm. collectis a *L. C. Valckenaer*, Lugd. Bat. 1799, wovon ein Haupttheil ist: Integra Callimachi Elegia, qua loqui fingitur *Βερενίκης πλόκαμος*, Coma Berenices, Catulli verbis numerisque reddita. Sehr schätzbar, auch in kritischer Rücksicht, ist: La Chioma di Berenice, poema volgarizzato ed illustrato da *Ugo Foscolo*. Milano 1803. 8. 24) Muretus möchte diese Elegie doch vielleicht zu hoch gestellt haben, wenn er sagt: pulcherrima omnino haec elegia est, atque haud scio an nulla pulchrior in omni Latina lingua reperiri queat. 25) In diesem Gedichte, in welchem die Tiefe sehnsuchtsvoller Traurigkeit im Gegensatze mit der stürmischen Begeisterung wahnsinniger Orgien mit ergreifender Wahrheit dargestellt ist, muß der herrliche Zusammenklang des mythischen Inhalts, der alterthümlichen Sprache und des galliambischen Sylbenmaßes nicht übersehen werden. Es ist trefflich übersetzt von Ahlwardt, Oldenb. und Hamb. 1808. 4. 26) Weder die Veranlassung, die diesen Gedichten die Entstehung gegeben hat, ist uns immer hinlänglich bekant; noch kennen wir die Personen, welche sie angehen, genug, um den Sinn des Dichters in allen feinen Beziehungen zu fassen. Aber so weit wir sie verstehen, sind sie uns als ein Spiegel der Sitten und der Denkungsart jener Zeit sehr merkwürdig. Einige Bemerkungen hierüber findet man in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie, 1. Th. S. 164 f., wo die Werke Catull's nach ihren verschiedenen Klassen beurtheilt sind. 27) Auch im Alterthume galt dieses Gedicht schon für eines der vorzüglichsten, wie aus Martial (I, 8.) erhellt: Stellae delicium mei, columba, — Vicit, Maxime, passerem Catulli, und (IV, 14.): Sic forsan tener ausus est Catullus Magno mittere Passerem Maroni. Über die Schwierigkeiten, welche die letztere Stelle verursacht hat, s. *Bayle* Dict. Catulle, not. I.

bitterm Hasse gegen schamlose oder heuchlerische Lüstlinge. Wie bei dem Redner, so hat auch bei unserem Dichter die Obscönität meist einen satyrischen Zweck; aber nicht so ausschließend, daß sie nicht auch dem Scherze als scharfe und würzhafte Beimischung dienen müßte [28]). Über diese Eigenthümlichkeit die catullischen Gedichte zu tadeln, fiel den Alten nicht ein; vielmehr ahmten sie ihm hierin nicht weniger nach, als in der Härte seiner Verse, die, wo sie nicht Verschuldung der Abschreiber ist, der frühern Zeit zugehört [29]), und eben wegen dieser Alterthümlichkeit für die spätern Römer einen Reiz hatte, wie die Archaismen des Jahrhunderts Franz des Ersten in Clement Marots und seiner Nachahmer Werken.

Die Samlung der Gedichte Catull's besteht aus Elegien, einigen Oden (unter denen die Übersetzung einer sapphischen mit muthwillig-parodirendem Ausgange); einem kleinen Epos von mangelhafter Anlage, aber voll ausgezeichneter Schönheit [30]); dem vorhin erwähnten mythischen Gedichte Atys; einer Anzahl epigrammatischer Gedichte, und andern von verschiedenen Formen, die man jetzt vielleicht zu der unbestimten Gattung der gesellschaftlichen Poesie rechnen würde. Da die Grammatiker einige Verse mit seinem Namen anführen, die sich in unserer Samlung nicht finden; und bei Plinius ein nicht mehr vorhandenes Gedicht, de Incantamentis, von Catull erwähnt wird [31]): so kann nicht gezweifelt werden, daß der Nachlaß dieses Dichters nur unvollständig auf uns gekommen ist. Mit Unrecht aber hat man ihm einige Zeit lang das so genante Pervigilium veneris, auch de Vere betitelt, beigelegt [32]).

Daß der Text Catull's schon in früher Zeit in den Handschriften verdorben gewesen, erfahren wir von Gellius [33]); und der, welchen wir gegenwärtig besitzen, ist ein von ältern Grammatikern mannichfaltig veränderter und ergänzter Text [34]). Der gemeinen Meinung nach, die aus der unrichtigen Erklärung eines ziemlich dunkeln und barbarischen Epigrammes geflossen ist [35]), wurde die erste Handschrift 1425 von einem unbekanten Franciscus geschrieben, oder aus Frankreich durch Guarinus nach Verona gebracht [36]); nach Maffei aber ist Catull schon im zehnten Jahrhundert zu Verona gelesen worden [37]). Doch ist gewiß, daß die noch vorhandenen bekanten Handschriften aus einer einzigen Quelle geflossen sind, und nicht über die erste Hälfte des 15. Jahrh. hinaufsteigen. Die erste Ausgabe ist ohne Angabe des Ortes von 1472. Ihr folgte Parmae. 1473. Venet. 1475 und 1485, dann mit Benutzung neuer Hilfsmittel von Joannes Calphurnius zu Vicenza 1481, und in demselben Jahre mit wesentlichen Verschiedenheiten zu Regium. Häufig ist er zugleich mit Tibull und Properz vereinigt herausgegeben worden. Um Kritik und Auslegung desselben haben sich folgende ausgezeichnete Männer verdient gemacht: Parthenius (Brixiae 1486), welcher den hilfsbedürftigen Zustand des Textes zuerst erkante, und auf Verbesserung desselben bedacht war [38]). Sein Commentar, der erste über diesen Dichter, enthält zahlreiche Lesarten aus Handschriften, und nicht wenige eigene Verbesserungen, die von spätern Herausgebern in den Text aufgenommen worden sind. Palladius Fuscus (Venet. 1500), dessen Commentar sinnreiche Verbesserungen und gute Lesarten aus Handschriften enthält. Diesen folgte im 16. Jahrh. der treffliche Muretus (Lugd. 1554), dessen Anmerkungen noch jetzt als Muster eines gebildeten Geschmacks gelten dürfen; Achilles Statius, Verfasser eines trefflichen Commentars. Venet. 1566, wiederholt Lutetiae 1604. Joh. Scaliger, Paris 1577 [39]). Im 17. Jahrh. Jo. Passeratius (Paris 1608), Isaac. Vossius (London 1684), der den anmuthigen Dichter oft mit schwerfälliger Gelehrsamkeit erdrückt [40]). Im 18. Jahrh. endlich: Jo. Anton. Volpi (Patav. 1710), ein gefälliger,

---

28) Catull legt hierüber Carm. XVI. 7. unverholen sein Glaubensbekentniß ab: Versiculi — tum denique habent salem ac leporem, si sunt molliculi, ac parum pudici, Et, quod pruriat, incitare possunt. So meinten es auch die, welche in einem spätern Zeitalter in derselben Gattung dichteten. Daher Martial in der Vorrede zum 1. Buche, auf Catull sich berufend, sagt: Lascivam verborum licentiam, id est, Epigrammatum linguam excusarem, si meum esset exemplum. Sic scribit Catullus, sic Marsus, sic Pedo, sic Gaetulicus, sic quicunque perlegitur, und mit besonderer Rücksicht auf die eben angeführte Marime des ersten I. Epigr. 5. Innocuos censura potest permittere lusus; Lasciva est nobis pagina, vita proba est. So auch Ovid II. Trist. 354. Vita verecunda est, Musa jocosa mihi. Vgl. *Plin.* IV. Ep. 14. Ausführlich ist dieser Gegenstand behandelt in den Nachtr. z. Sulzer, 1. Th. S. 165., und aus diesen *Schoell* Histoire de la Littérature Romaine. Tome I. p. 314. ff. 29) Von einem seiner jungen Freunde, Pompejus Saturninus, sagt Plinius I. Epist. 16.: Facit versus, quales Catullus meus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis inserit! Sane, sed data opera, molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam. Et hoc quasi Catullus meus aut Calvus. 30) Epithalamium Pelei et Thetidis, dem die ausführliche Geschichte vom Theseus und Ariadne eingewebt ist. Es ist einzeln herausgegeben von Döring, Naumburg 1778, kritisch bearbeitet von Jo. Caspar von Orelli in den Eclogis Poetar. latin. Turici 1822, mit teutscher Übersetzung von Lenz, Altenburg 1787, von Gurlitt, Leipz. 1787. Geschätzt wird auch die franz. Übersetzung von Guinguené, Paris 1812. Schätzbare kritische Bemerkungen über dieses Gedicht von Mitscherlich sind dessen Epistolae crit. ad Apollodor. Goetting. 1786, angehängt. 31) *Plin.* H. Nat. XXVIII. 2. 4. p. 446. 32) Die Geschichte dieses Gedichtes s. bei Wernsdorf in Poet. lat. minor. Vol. III. p. 444 ff.

33) Noctes Att. VII. 20. 34) S. *Hand* Observationes criticae p. 20. 35) Auch soll er unter einem Scheffel (modius), und in einer Scheune gefunden worden seyn. *Laur. Pignorius* Epist. XVI. Vgl. *Andr. Schott.* Obs. II. 16. p. 53. 36) Die irrige Auslegung hat Lessing (vermischte Schriften, 1. Th. S. 182.) gerügt, und über den richtigen Sinn der dunkeln Worte (Scilicet a calamis tribuit cui Francia nomen) eine Vermuthung aufgestellt. 37) Verona illustr. Tom. II. p. 6. 38) Er sagt in der Vorrede: Die Verdorbenheit und Verwirrung in Catull's Gedichten sei so groß, daß, wenn ihr Verfasser aus der Unterwelt zurückkehren könte, er seine Werke nicht mehr erkennen würde. 39) Scaliger hatte den drei Dichtern, die er zusammen herausgab, seiner heiligen Versicherung zu Folge, nicht mehr als einen Monat gewidmet. Sehr ungünstig urtheilt von seinen Verbesserungen *Hand* Obs. crit. p. 9. non opus est exemplis confirmem, quam insulsae sint plurimae Scaligeri correctiones, quam male abutatur doctrinae suae copia, et quam inepte codicis vitia saepe defendat. 40) *Vossius*, quamquam optimos codices ad manus habebat, quum quosdam locos optime atque ingeniose emendaverit, tamen tanta audacia in ea re versatus est, et conjecturas tam ineptas adeoque obscoenas recepit, ut Catullus saepe sibi redderetur plane dissimilis. *Hand* l. c. p. 10. Vgl. *Wyttenbach.* Bibl. crit. Pars X. p. 129.

wenn schon nicht tief eindringender Ausleger. Eine sehr brauchbare Handausgabe, vorzüglich in Rücksicht auf die Erklärung, ist von Fr. Wilh. Döring, Lipsiae 1788. 8., auch in der Turiner Samlung der Classiker derholt; mehr kritisch von Car. Jul. Sillig, Gottingae 1823, 8. Berüchtigt ist die Ausgabe von Corradinus de Allio, Venet. 1738, in welcher, unter dem lügenhaften Vorgeben handschriftlicher Quellen, der Text mit beispielloser Dreistigkeit verändert ist. Eine neue kritische Ausgabe aus reichen Samlungen hatte Santenius vorbereitet, von welcher die Elegia ad Manlium, Lugd. Batav. 1788, 4. als Probe erschienen ist. Hoffnung zu einer neuen Ausgabe gibt Hand's Specimen Observationum criticarum in Catulli Carmina, Lipsiae 1809. Eine Auswahl der Gedichte Catull's ist von Ramler, nach bekanter Weise, übersetzt, Leipzig 1793 und Halberstadt 1810. (*F. Jacobs.*)

CATULLUS Messalinus, gehörte, unter Domitians Regirung, dessen argwöhnischer Sinn die Angeberei im weitesten Maße begünstigte, zu den Verworfensten und Verabscheuetsten des Gezüchts der Delatoren, die sich und den Kaiser mit dem Raube unzähliger, unschuldiger Männer von ausgezeichnetem Ansehen bereicherten, ohne daß selbst seine Blindheit die Thätigkeit in diesem schändlichen Gewerbe gemindert hätte. Er starb gegen das Ende dieser Regirung. Es mag demnach wol der Catullus Messalinus, welcher (nach Joseph. de bell. Jud. VII. 39.) als Präfect von Cyrene das Leben endigte, ein Anderer seyn *). (*Haken.*)

CATULUS (Cajus Lutatius), aus dem alten patricischen Geschlecht der Lutatier oder Luctatier, welche, wie die Catonen, ihren Beinamen einer angeborenen geistigen Scharfsicht und Überlegenheit verdankten.

Roms erste blutige Fehde gegen Karthago, seine aufstrebende Nebenbuhlerin an Macht und Größe, hatte bereits bis in's 23. Jahr gewährt, ohne einen entscheidenden Ausschlag auf die eine oder die andere Seite zu geben. Sicilien, der Gegenstand und der Preis des Kampfes, war auch vornehmlich der Boden, wo er ausgefochten wurde. Jetzt war C. Lutatius Catulus mit A. Posthumius Albinus (i. J. 510 n. R. Erb.) zum Consulat gelangt, und man hielt den Krieg für wichtig genug, um sie Beide zur Ausführung irgend eines großen Schlages nach jener Insel abzusenden. Dennoch sah sich Albinus durch ein altes Herkommen und seine gleichzeitige Würde als Marspriester (flamen Martis) an Rom gefesselt; und auch Catulus, der, in Gemäßheit eines ähnlichen Volksglaubens, die heiligen Loose von Präneste (Sortes Praenestinae) zu befragen wünschte, ward durch das Bedenken des Senats, sich einen römischen Konsul mit fremden Religionsgebräuchen beschäftigen zu sehen, daran verhindert. Weniger gewissenhaft in Beobachtung der alten Formen bewies man sich jedoch in der, seitdem gesetzlich gewordenen Verdoppelung der Prätorwürde und in der Bestimmung, daß der Eine dieser Prätoren zu Rom, wie bisher, das Recht sprechen, der Zweite aber, Q. Valerius Falto, den Konsul Catulus, an Albinus Statt, in's Feld begleiten solle. In späterer Zeit sah sich jedoch auch der zweite Prätor, gleich seinem Collegen, bloß auf die Rechtspflege daheim beschränkt.

Frühere Verluste zur See hatten den karthagischen Flotten eine, seitdem fast unbestrittene Herrschaft auf diesem Elemente gegeben, und sie ruheten nun in ihren afrikanischen Häfen, ohne sich eines abermaligen kraftvollen Auftretens der Römer in Sicilien zu besorgen. Diese aber hatten indeß, plötzlich und wie durch ein Wunder, mittelst gemeinschaftlicher Anstrengung und aus dem Privatvermögen der Einzelen, eine neue Seemacht von 200 fünfruderigen Schiffen erschaffen, bei welchen man eine gekaperte feindliche Galeere von außerordentlich leichter Bauart zum Muster genommen. Von dieser Flotte unterstützt, gelang es Catulus, sich des unbeschützten Hafens von Drepanum und aller Posten um Lilybäum her zu bemeistern. Drepanum selbst ward sofort mit Ernst angegriffen; und ein bereits begonnener Sturm auf den schon gelegten Mauerbruch würde den Platz ungezweifelt in des Konsuls Hände gegeben haben, hätte nicht eine Wunde, welche er hiebei im Schenkel empfing, seinen Kampfgenossen größere Sorge um sein Leben, als um den Gewinn der Feste, gegeben. Doch überzeugt, daß der Krieg nur durch Besiegung der immer noch von fern her drohenden feindlichen Seemacht zu endigen seyn werde, verlor Catulus, selbst während seiner Wiederherstellung, keine Zeit, sein Heer auch im Schiffsdienst aller Art mit solchem Erfolg zu üben, daß er es endlich wagen durfte, seinem Gegner auch auf dem Meere kühn die Stirn zu bieten.

Karthago's Landheer, unter Hamilcar Barcas Befehl, stand in dem festen Lager bei Eryx, von wo es Sicilien beherrschte und die feindlichen Unternehmungen beobachtete. Allein auf das erste Gerücht von der Erscheinung einer römischen Flotte wurden daheim auch, unter Hanno's Anführung, Kriegs- und Transportschiffe in großer Zahl, wiewol mit übereilter Hast und unzuverlässigen Soldtruppen, ausgerüstet, um jenes Lager mit allem Mund- und Kriegsbedarf neu zu versehen, dagegen aber den Kern der dortigen Truppen an Bord zu nehmen und den Feind zur See aufzusuchen. Catulus erfuhr diese Bewegung, deren Absicht er nicht verkante; und obwol noch nicht vollkommen geheilt, zögerte er nicht, seine Schiffe mit den wohlversuchten Veteranen zu bemannen, und Hanno's Angriffe in der Station vor Ägusa, einer der ägatischen Inseln, unweit Lilybäum, zuvorzukommen. Als nun, Tages darauf, die Flotte des punischen Admirals in seinem Gesichte erschien, war der Wind eben so ungünstig, als das Meer stürmisch: dennoch beschloß Catulus die Schlacht, eben sowol in Erwägung, daß er es jetzt nur mit der Flotte allein, und überdieß mit schwer beladenen Schiffen, als daß er es späterhin, bei stillerer See und nach Ausschiffung der Vorräthe, noch mit dem dagegen an Bord genommenen Landheere und Hamilcar's Feldherrntalent zu schaffen haben werde. Die Folgen dieses klugen Entschlusses, so wie der mangelhaften feindlichen Ausrüstung, zeigten sich auch sofort im ersten Aufeinanderstoßen. Funfzig karthagische Schiffe wurden in Grund gebohrt; 70 mit ihrer ganzen Bemannung von 10,000 Köpfen fielen in römische Hände; und nur eine zu rechter Zeit entstandene Küh-

*) Vgl. *Tacit.* Agric. 45.

lung gestattete dem geschlagenen Reste, sich unter den Schutz einer nahen kleinen Insel und von dort nach Karthago zurückzuziehen, wo Hanno, nach der grausamen Sitte seiner Landsleute, sein Unglück mit dem Kopfe bezahlte. Catulus dagegen griff nun seiner Seits, und nicht ohne Erfolg, auch das feindliche Lager bei Eryx an; und so, von allen Seiten gedemüthigt, erkante endlich Karthago, obwol mit unwilliger Sele, die Nothwendigkeit eines schnellen Friedens, und überließ es Hamilcar's Weisheit, denselben einzuleiten. Auch Catulus geizte nach dem Ruhme, diesen Friedensschluß keinem seiner Nachfolger zu überlassen, da ohnehin Rom desselben, wie er wohl erkante, eben so dringend bedurfte. Seine aufgestellten Bedingungen: daß Karthago Sicilien räumen und völlig aufgeben, die römischen Kriegsgefangenen zurückliefern und die Kriegskosten mit einer Summe von etwa zwei Millionen Thalern binnen 20 Jahren erstatten solle, wurden angenommen, in Rom aber erst nach manchem Erschwerniß und höherer Belastung hinsichtlich des letztern Punktes, bestätigt. In unmittelbarer Folge dieses Friedensschlusses sah sich nun Sicilien in eine römische Provinz — die erste außerhalb Italiens Halbinsel! — verwandelt, und galt fortan, und mit Recht, als Roms unversiegbare Kornkammer.

Angemessen dem Werth und der Wichtigkeit seines Sieges, war auch der Glanz des Triumphes, von welchem Catulus in Rom erwartet wurde. Dennoch störte ihn Eines im vollen Genusse desselben, — der Anspruch, welchen der Prätor Valerius auf die gleiche Theilnahme an dieser Ehre machte. Dieser stützte sein Anrecht hiezu auf seine thätige Mitwirkung zu den rühmlichen Erfolgen dieses Feldzuges, und insonderheit an dem Seesiege, bei welchem Catulus, damals noch nicht genesen, nicht einmal eine thätige Rolle gespielt, sondern Jenem allein die Anführung überlassen habe. Der Konsul hingegen berief sich auf Brauch und Herkommen, wonach die Kriegsverrichtungen des untergeordneten Befehlshabers in dieser öffentlichen Belohnung allein dem Oberfeldherrn zu Gute kommen müßten. Der Streit hierüber erhitzte sich um so mehr, da auch der gewählte Schiedsrichter, der alte Konsular A. Atilius Calatinus sich für Catulus Gerechtsame erklärte; was jedoch nicht hinderte, daß auch seinem so wohl verdienten Gehilfen die gleiche Ehre des Triumphs zuerkant wurde *).

Catulus (Quintus Lutatius). So wie Alles in der Geschichte sich nur wiederholt und wiedergebiert, so fand auch die große Erscheinung der Völkerwanderung im 5. Jahrh. unserer Zeitrechnung, ebensowol bereits in dem Zuge der Gallier unter Brennus, als 300 Jahre später ihr Vorbild in dem länderstürmenden Einbruch der Cimbern und Teutonen, welche (seit 639 nach R. Erb.) den Damm der Alpen zu übersteigen und unwiderstehlich sich in die italische, wie in die pyrenäische Halbinsel zu ergießen drohten. Fünf römische Heere, welche sich nach und nach diesem gewaltigen Andrang entgegen zu stemmen versuchten, waren in schmählichen Niederlagen unter den Schwertern der Barbaren verschwunden. Erschreckt und gedemüthigt nahm endlich Roms Siegerstolz seine Zuflucht zu dem, bereits in Afrika gegen Jugurtha erprobten Feldherrntalent des C. Marius; und dieser erwies auch wirklich in solcher Krisis der Republik seine Unentbehrlichkeit so entschieden, daß ihm die, bis dahin unerhörte Auszeichnung eines fünfmaligen, in unmittelbarer Folge erneuerten Konsulats zugetheilt wurde. Im dritten Konsulat hatte er den Q. Lutatius Catulus zum Amtsgehilfen (650). Schon drei Jahre zuvor war der Letztere in einer gleichen Bewerbung durch Cnej. Manilius oder Mallius, seinen durchaus unwürdigen Nebenbuhler, verdrängt †), aber auch durch dessen blutigen Untergang im Kampfe gegen die Cimbern nur zu nachdrücklich gerächt worden. Verdienter stand ihm, dem Wohlverdienten und von Senat und Volk mit Auszeichnung Behandelten, — wenigstens in Beziehung auf die auszufechtende Fehde gegen die nordischen Barbaren — der sonst nicht tadelsfreie Marius zur Seite; und Beide handelten anfangs in einem rühmlichen Einverständnisse. Es stand daran, daß die Cimbern von Noricum her — die Teutonen und Ambronen hingegen aus Gallien hervor, nach Italien durchzubrechen versuchen würden. Beide Konsuln theilten dem zu Folge ihre Macht; und während Marius sich den Letzteren an der Rhone entgegenwarf, sollten die Ersteren durch Catulus an der Etsch zurückgewiesen werden. Jener vernichtete seine zahllosen Gegner bei Aquä Sextiä (Aix) in einer der denkwürdigsten Niederlagen, welche je das römische Siegerschwert blutig färbten: Dieser jedoch sah sich genöthigt, dem wilden Ungestüm der Cimbern zu weichen, welche es, mit einem kaum glaubhaften Erfolg, versuchten, den Lauf des Stromes durch ihre körperlichen Anstrengungen zu hemmen, um sich den Angriff gegen sein Lager zu erleichtern. Erschreckt durch den Anblick so gränzenloser Kühnheit und so übermenschlicher Körperkraft, vermochten die Römer nicht, den Barbaren hier Stand zu halten. Sie entflohen aus dem Lager; und Catulus, seinen eigenen Ruhm der Ehre des römischen Namens nachsetzend, stellte sich, nachdem jede Bemühung zur Wehr der Unordnung vergeblich geblieben, selbst an die Spitze der Flüchtlinge, um wenigstens den Schein zu retten, als sei dieser Rückzug auf seinen Befehl geschehen.

Jetzt stand diesen wilden Horden der Weg nach Rom offen, hätten sie, angelockt durch die Reize des gesegneten Po-Thales, es nicht vorgezogen, hier, im schwelgerischen Genusse, ihre Gefährten, die Teutonen, einer früheren Verabredung gemäß, zu erwarten. Statt dieser, die bereits vernichtet waren, vereinigte sich nun Marius, unweit Vercelli, mit Catulus; aber jetzt, im unmittelbaren Zusammenwirken, entwickelte sich auch allmälig die innere Unverträglichkeit zweier sich so ungleicher Gemüther, — der Sanftheit und Geistesanmuth des Einen, und des harten Egoismus und bäurischen Ungestüms des Andern, welcher, ebensowol aufgeblasen von Siegerstolz, als erfüllt von kleinlicher Eifersucht, jede Gelegenheit hütete und entfernte, wo für seinen Amtsgenossen irgend ein Lorber zu erwerben stand. Selbst, als es endlich zum Treffen gedieh, schien Marius, von dieser

*) *Polyb.* 1, 60—64. — *Liv. epit.* 19. — *Oros.* 4, 10.

†) Nach Cicero wäre Catulus, als Candidat des Konsulats sogar zu zweien Malen durchgefallen.

feindseligen Leidenschaft geleitet, dem Heere des Letztern mit Vorbedacht die Mitte der Schlachtordnung anzuweisen, weil er hoffte, daß seine eigenen, auf beide Flügel gestellten Truppen den Angriff entscheiden, und Jenen um allen Antheil an dem siegreichen Erfolge bringen sollten. Es fügte sich aber, daß Marius, bei seinem Vorrücken, in dem unermeßlichen Staube auf der weiten Ebene den Feind verfehlen und ihn nach allen Seiten vergeblich aufsuchen mußte, während Catulus demselben gerade auf den Hals fiel und den Stoß des Angriffs wacker aushielt. Überdieß waren Stand der Sonne, die Hitze eines glühenden Sommertages und eben jener erstickende Staub ihm und seinen an dieß Alles längst gewöhnten Scharen so günstig, daß selbst die Ketten, womit das erste feindliche Glied sich unter einander eng verschränkt hatte, den gewaltigen Andrang der Römer nicht zu hemmen vermochte. Jene wurden niedergeworfen, gesprengt, bis an ihre Wagenburg verfolgt, und, sogar in derselben, von ihren eigenen, zur Verzweiflung getriebenen Weibern niedergestoßen, worauf diese sich selbst und ihren Säuglingen den Tod gaben. Noch geriethen an diesem blutigen Tage 60,000 Barbaren in Gefangenschaft und Sklaverei, nachdem bereits das Zweifache an Zahl auf dem Wahlplatze geblieben. Die Lagerbeute fiel in die Hände von Marius Legionen: doch die feindlichen Feldzeichen wurden in Catulus, des eigentlichen Siegers, Zelt zusammengetragen. Dennoch kam in der öffentlichen Meinung fast alle Ehre des Tages Marius allein zu Gute; obgleich, noch auf dem Schlachtfelde selbst und in dem darüber entstandenen Streite, des Catulus Truppen ihr Näherrecht auf's Unzweideutigste durch die zahllosen Wurfpfeile darthaten, welche noch überall in den Leichnamen der Erschlagenen steckten und am Schafte den eingegrabenen Namen ihres Feldherrn trugen.

Der Siegesjubel in Rom gränzte schier an Wahnsinn; und auch hier ging die Parteilichkeit für den, beinahe göttlich verehrten Marius so weit, daß ihm allein und ausschließlich der Triumph — nicht bloß über die Teutonen, sondern auch über die Cimbern, zuerkant wurde. Doch bewies er bei dieser Gelegenheit die Mäßigung, sich Catulus in dieser Ehre zuzugesellen; entweder aus unwillkürlicher Anerkennung seines Verdienstes, oder weil er es unpolitisch fand, den schon laut gewordenen Unwillen der Truppen desselben auf's Höchste zu reizen. Ihrem beiderseitigen Gelübde gemäß, das sie im Beginn der Schlacht ausgesprochen, errichtete und weihete Jeder dieser Feldherren einen Tempel. Catulus hatte den seinigen „dem Glücke des Tages" gelobt, und „Fortunae hujusce diei" prangte auch als Inschrift über dem Eingange.

Der Art. Marius wird den Weg der Gewaltsamkeit und der Verachtung aller Menschlichkeit und Gesetzlichkeit bezeichnen, wodurch dieser rohe, aber thatkräftige Geist seiner ungezähmten Ehrsucht, in der Verbindung mit L. Corn. Cinna, eine vorübergehende tyrannische Herrschaft errang. Dahin gelangt (665), erfüllte er Rom mit Entsetzen; und seiner unersättlichen Rachsucht war es süßer Genuß, sich im Blute der edelsten Männer zu baden. Mit Catulus, auf dem noch, seit der Cimbern-Schlacht her, sein tödtlichster Haß ruhte, gefiel es ihm, das Gaukelspiel einer gesetzlichen Anklage zu treiben. Der Verurtheilung gewiß, versuchte der Verfehmte, seinen Bedränger durch seiner zahlreichen Freunde Fürbitte zu erweichen: aber kalt und gefühllos hatte der Wüthrich keine andre Antwort, als ein wiederholtes: „Er muß sterben!" — Sofort verschloß sich Catulus in ein kleines, frisch getünchtes Gemach, und beschleunigte noch sein Ersticken durch die Dünste eines angezündeten Kohlenfeuers.

Nicht nur als Redner mit einem sanften und einnehmenden Vortrage begabt, sondern auch als Dichter und Schriftsteller, ließ Catulus einen ehrenhaften Namen zurück. Man besaß von ihm eine Geschichte seines Konsulats, die in der einfachen, großartigen Manier Xenophon's geschrieben war. Seiner Muse aber machte man den Vorwurf einiger Leichtfertigkeit. Von allem Diesen ist jedoch, mit Ausnahme von ein Paar Epigrammen, (bei Cic. de natur. Deor. 1, 28. und Gell. 19, 9.) nichts auf uns gekommen *).

Catulus (Quintus Lutatius), der nicht minder achtbare und im State unter den Ersten und Trefflichsten genante Sohn des vorstehenden gleichnamigen Vaters. Feindschaft gegen Marius, den Mörder desselben, und seine blutbefleckte Partei, war die natürliche Erbschaft, die er von Jenem empfing, und die ihn auch unter Sulla's Fahnen getrieben haben würde, selbst wenn er nicht der vertrautere Jugendfreund des Dictators gewesen wäre, seit dieser, als des Vaters Unterfeldherr im cimbrischen Kriege, sich ihnen Beiden enger angeschlossen. Aber auch als Sulla's Freund, billigte und theilte er keinesweges die noch blutigere Herrschaft und den Terrorismus der Proscriptionen, womit derselbe seinen Sieg bis an die äußerste Gränze mißbrauchte, wenn er gleich die Schäden des Stats mit kundiger Hand zu heilen verstand, und, durch endliche, freiwillige Entäußerung seiner unbedingten Gewalt, ein großes und bis dahin in der Geschichte einziges Beispiel gab.

Catulus Talente und Tugenden hätten es nicht bedurft, von einem so ausgezeichneten Manne, wie Sulla, dem Volke zur gerechten Würdigung empfohlen zu werden, indem er, schon zum Privatmanne herabgestiegen, seinen Freund in der Bewerbung um das Konsulat unterstützte (672). Allein befremdend war hiebei die Erscheinung, daß der Candidat allerdings zwar gewählt, ihm aber nur die Ehre der zweiten Ernennung zu Theil wurde, während M. Ämilius Lepidus die erste erhielt, ein ehrgeiziger und unruhiger Kopf, der an Verdienst sehr tief unter seinem Mitbewerber stand, aber von dem jungen Pompejus mit dem ganzen Gewicht seiner großen Popularität begünstigt wurde; und doch dankte Pompejus selbst Alles, was er war und galt, nur der Vorliebe und Freundschaft des Dictators. Sulla verhehlte ihm nicht, daß dieser Triumph ihn nur zu bald reuen werde: denn, indem er den gewaltthätigsten und auffätzigsten Mann in Rom dem ehrsamsten und verdienstvollsten vorgezogen, habe er sich selbst nur einen Widersacher entfesselt.

Nur zu vollkommen rechtfertigte der Erfolg die üble Meinung, welche der feine Menschenkenner von Lepidus

*) *Plutarch.* Mar. Sulla. — *Cic.* Brut. 35. — *Flor.* 3, 3.

ausgesprochen hatte. Sulla herrschte zwar, auch nach seiner Abdankung, immer noch fort durch seine Partei: allein sein glückliches Beispiel konte jedem Ehrsüchtigen Muth machen, die nämliche Bahn zur Erlangung der Oberherrschaft zu betreten; und Lepidus, obwol an Geist und Vermögen unendlich tief unter ihm, fühlte sich dennoch kühn genug, gestützt auf Volksgunst, dieß Wagestück zu unternehmen, indem er die gestürzte Partei der Marianer wieder emporbrächte. Schon bei Sulla's Leben ließ er über seine Plane keinen Zweifel mehr übrig; kaum aber war dieser verstorben, so ging er zur That über; sammelte alle proscribirten Anhänger jener Faction, so viele deren entronnen waren, bei Volaterra in Hetrurien, und bedrohte Rom mit neuen Auftritten des Blutvergießens. Vergeblich hatte Catulus, sein Amtsgenosse, sich an der Spitze aller Bessergesinnten seinen ersten Schritten entgegengesetzt; vergeblich drang er auch jetzt auf kräftige Maßregeln gegen den Friedensstörer, der jetzt noch leicht zu erdrücken gewesen wäre. Doch der eingeschreckte Senat zog eine gütliche Unterhandlung vor, vermöge deren beide Konsuln sich eidlich anheischig machten, nicht feindlich und in Waffen gegen einander aufzutreten, während Lepidus gleichwol den Heeresbefehl und die Provinz des narbonnensischen Galliens beibehielt. Jenen Eid zu umgehen, aber auch seine Macht zu behaupten, ergriff er das Mittel, durch seine verlängerte Abwesenheit die Wahl neuer Konsuln zu verhindern und sich dadurch die Fortdauer seiner Würde auch für das nächste Jahr zu erzwingen. Wirklich auch bewirkte er dadurch ein Interregnum, mit dessen Beginn er, samt seinen Truppen, gegen Rom heranzog und dadurch endlich dem Senat nur die Wahl ließ, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Catulus, von Pompejus unterstützt, empfing den Oberbefehl der Republik mit ausgedehnter Gewalt; bei dem Pons Mulvius (Ponte Milvio), unweit Rom, kam es zu einem Treffen, worin Lepidus besiegt und zur Flucht nach Hetrurien gezwungen wurde. Zugleich ward er für einen Feind des Vaterlandes erklärt; und während sich Pompejus seiner Provinz bemächtigte, setzte Catulus seine Verfolgung fort; erreichte den Flüchtling bei Cosa (Porto Hercole), und nöthigte ihn zu einem zweiten Gefechte, dessen Ausgang bereits zweifelhaft ward, als Pompejus im gelegensten Augenblick auf dem Kampfplatz erschien und den siegreichen Ausschlag gab. Für Lepidus blieb nur eine kümmerliche Rettung nach Sardinien offen, wo ihn der Tod ereilte, und von wo endlich die Trümmer seines Anhangs sich zu Sertorius nach Hispanien flüchteten. Die siegende Partei bewies jedoch im Glücke eine Mäßigung, welche unstreitig eben so sehr der Weisheit und dem geltenden Ansehen des Catulus, als der schon jetzt kräftig aufstrebenden und besonnenen Politik Cäsars, zu verdanken seyn mochte.

Das Kapitol, welches, zu einem Unheil verkündenden Anzeichen (669), und, allem Anschein nach, nicht durch bloßen Zufall, ein Raub der Flammen geworden, aber mit angemessener Pracht und Aufwand, binnen einem Zeitraum von 14 Jahren, unter Catulus besonderer Aufsicht, wieder neu aus seiner Asche emporgestiegen war, blieb nunmehr auch des zweiten Erbauers feierlicher Einweihung vorbehalten; — eine Ehre, nach welcher, in früherer Zeit, bei Gründung der Republik (245), der Konsul P. Valerius Publicola vergeblich gegeizt hatte, und womit die Inschrift seines Namens auf dem Giebelfelde des Gebäudes verbunden war (683). Festspiele von ungewöhnlichem Aufwande und Glanze reiheten sich an diese Feierlichkeit, und zeichneten sich durch den bis dahin nie gesehenen Luxus aus, daß die offenen Theatersitze ein Schirmdach von bunter Leinewand über sich erhielten. In späterer Zeit verwandelte sich dieß freilich oft sogar in Purpurdecken.

Wesentlicheres Verdienst um die Republik erwarb sich Catulus, als, wenige Zeit darauf (685), der Volkstribun A. Gabinius, zu Abstellung des Unfugs, welchen die überhand nehmenden Piratenschwärme im ganzen Umfange des Mittelmeers verübten, den Vorschlag that, den uneingeschränkten Oberbefehl zur See und an den angränzenden Küsten, auf drei Jahre lang, in die Hände eines Mannes, wie Pompejus stillschweigend bezeichnet wurde, zu übertragen; — was mit andern Worten nichts Anderes hieß, als den bereits so Gewaltigen vollends zum Herrn über sich, und selbst mit höherer Autorität, als Sulla an sich gerissen hatte, zu setzen, da es keine Macht gegeben haben würde, ihn derselben wieder zu entkleiden. Bis auf Cäsar, fühlte sich der ganze Senat durch einen solchen Antrag empört; kaum entging Gabinius den Ausbrüchen der aufgeregten Wuth. Aber auch der Senat mußte aus einander flüchten, als das Volk die, an seinem Stellvertreter geübte Gewalt vernahm. Noch stürmischer ward die darauf folgende Volksversammlung, wo endlich über diesen Vorschlag entschieden werden sollte. Da trat nunmehr auch Catulus auf; verschaffte sich mit Mühe Gehör, und erklärte sich gegen das Gesetz des Gabinius mit so triftigen Gründen, und dennoch in einer so gemäßigten Weise, indem er zugleich weislich die Theilung einer so großen Amtsgewalt unter mehrere Beauftragte vorschlug, daß er nothwendig tiefen Eindruck schien machen zu müssen. Zuletzt, da er, seine Anstrengungen erfolglos sehend, sich noch auf das Argument stützte: Wenn nun immer und immer das Volk seinen Liebling Pompejus zu jeder beschwerlichen und gefahrvollen Unternehmung in Anspruch nehme und ihm irgend einst Unfall begegne: zu wem es dann seine Zuflucht nehmen wolle? — ward ihm die eben so schmeichelhafte, als abweisende, laute Erwiederung: „Zu dir, Catulus!" — die ihm nothwendig den Mund versiegeln mußte. Das Gesetz ging durch; ja, Pompejus empfing von dem bethörten Volke noch höhere Macht, als er gewollt: aber sicherlich waren auch Catulus Worte nicht auf die Erde gefallen, ihn im Gebrauche derselben bescheidener zu machen.

Je schneller und glücklicher indeß Pompejus die Vertilgung der Piraten bewerkstelligt hatte, um so näher lag es auch seinen Bewunderern und Parteigenossen, noch immer neue und größere Gewalt und Ehre auf sein Haupt zu häufen; und so bestand bald nachher (686) der Volkstribun C. Manilius darauf, daß Jenem, mit Beibehaltung seines bisherigen Oberbefehls, auch der, von Lucullus bisher siegreich geführte Krieg gegen Mithridates zur Vollendung übertragen werden solle. Mehr, als je, stand hiebei die Freiheit der Republik auf dem Spiele;

wenn auch vielleicht das Unrecht, welches zu gleicher Zeit dem Lucullus dadurch zugefügt werden sollte, seine Freunde in nicht geringere Unruhe setzte. Allein das Volk hing gerade jetzt mit abgöttischer Verehrung an Pompejus, und es schien gefährlich, sich gegen seine Wünsche zu erklären. Nur Q. Hortensius und Catulus, über jede niedere Rücksicht erhaben, lehnten sich mit Kraft und Nachdruck gegen eine Maßregel auf, die alle Grundgesetze des Stats mit Umsturz bedrohte. Vergeblich aber auch dießmal eben sowol der Zauber der Beredsamkeit, als die durchgreifende Gründlichkeit, womit sie ihre Stimme erhoben: denn die Menge bestand blindlings auf ihrem Willen. Da rief endlich Catulus in edler Entrüstung: „Nun, so bleibt denn dem Senat nichts übrig, als, wie weiland Roms Volk, hinaus auf einen neuen heiligen Berg zu ziehen!" — Doch mit gleichem Eifer widersprach ihm Cäsar, immer nur auf den Gewinn der Volksgunst bedacht, als Lobredner dieses manilischen Gesetzes; ja, selbst Cicero ward hier seinen aristokratischen Grundsätzen ungetreu und befleckte sein Talent durch jene übel angebrachte, obwol meisterhafte Schutzrede pro lege Manilia. Was Wunder denn, daß die Zustimmung der Mehrheit erfolgte, indeß die Partei der Optimaten immer größere Besorgnisse empfand, bis wohin die Absichten ihrer Gegner sich das Ziel gesteckt haben möchten? Cäsar's steigende Vermessenheit wenigstens offenbarte sich unmittelbar darauf genüglich durch die eigenmächtige Wiederaufrichtung der Bildsäulen und Siegeszeichen des Marius auf dem Kapitol; und mit welchem Staunen die Patricier dieß Wagestück aufnahmen, deutet sich in Catulus lauter und unwilliger Erklärung an: „Daß es jetzt für den Senat an der Zeit sei, auf seine eigene Sicherheit zu denken, da Cäsar nicht mehr die Republik nur heimlich untergrabe, sondern offenen Sturm gegen sie laufe." — Freilich aber mußte auch gerade ihn die öffentlich wiederhergestellte Ehre eines Mannes kränken, den er, als den Mörder seines Vaters, mit so vollem Rechte verabscheute.

Deutlich genug auch offenbarte sich dieser Groll gegen Cäsar. Zuerst, als er demselben, obwol von Crassus mächtigem Einflusse unterstützt, in seinem Verlangen, als Abgeordneter und Schiedsrichter Roms nach Ägypten entsandt zu werden, verhindernd in den Weg trat (687); und eben so in der Verschwörungsgeschichte Catilina's (689), wo es nicht an Catulus lag, wenn der rege gewordene Verdacht von Cäsars Theilnahme an derselben keine ernstlichere Untersuchung zur Folge hatte. Letzterer dagegen suchte Rache und fand sie, indem er, als Prätor (690), den Catulus vor dem Volke zur Rechenschaft über die bedeutenden Geldsummen zog, welche, unter seiner Aufsicht, zur Herstellung des Kapitols verwendet worden waren. Er beschuldigte ihn hiebei großer Veruntreuungen und foderte, daß dessen Name aus der Inschrift des Gebäudes getilgt würde. Wie strenge er auch den erstaunten Catulus von der Rednerbühne, auf welcher sich dieser vertheidigen wollte, als einen Angeklagten, dem dieser Platz nicht gezieme, zurückwies, und wie gut er auch den Zeitpunkt zu diesem Angriffe gewählt zu haben glaubte, wo eben die Senatoren anderweitig auf dem Kapitol mit Glückwünschen bei den neuen Konsuln beschäftigt waren: so drängte sich doch alsobald, auf die erste Kunde von Catulus Bedrängniß, ein so dichter Haufe von Freunden und Verehrern um ihn zusammen, und die Ungerechtigkeit des Verfahrens ward so lebhaft bestritten, daß Cäsar endlich doch für rathsam fand, dasselbe einzustellen.

Mit so mancherlei und wesentlichem Verdienst um den Stat und die aristokratische Partei, zu welcher seine Verhältnisse ihn stellten, konte es nicht fehlen, daß Catullus, in stiller Übereinkunft, als princeps Senatus geachtet wurde; und daß, von seinen Lippen zuerst ausgesprochen, der Ehrengruß Pater patriae, womit er, nach Entdeckung der catilinarischen Verschwörung, Cicero im Senat zuerst begrüßte, Werth und Bedeutung empfing. Auch schon früher (687) sah sich Catulus durch die Ernennung zum Censor nach seinem gebührenden Werthe gewürdigt; da er sich jedoch mit seinem Collegen M. Lic. Crassus in den leitenden Grundsätzen dieses Amtes nicht zu einigen vermochte: so erachteten es Beide am rathsamsten, dasselbe alsbald wieder aufzugeben. — Doch gerade, indem Catulus mit einer so ernsten Würde bekleidet war, entäußerte er sich einer Sittenstrenge, die sonst seinem Charakter nicht fremde schien, in einem einzelnen Zusammentreffen mit dem jüngern Cato, welcher, während seiner Quästurverwaltung, mit unrücksichtlichem Ernst gegen die, unter den niedern Finanzbeamten eingerissenen Mißbräuche zu Felde zog. Catulus hatte sich bewegen lassen, einen solchen unwürdigen Schützling bei dem Quästor persönlich zu vertreten; und dem Censor — noch mehr dem Freunde des Letztern — schien es nur Eines bittenden Wortes zu bedürfen, um dem Straffälligen Nachsicht zu bewirken. Cato wies sein Vergehen unbestreitbar nach; Jener blieb nicht minder beharrlich im Fürbitten, und zog sich dadurch nicht nur den Verweis des ungleich jüngern Mannes, sondern endlich selbst die, mit verstummendem Erstaunen aufgenommene Drohung, daß es ihn schmerzen werde, den Censor, der die gute Sitte aufrecht erhalten solle, durch den Thürsteher von hinnen abführen zu lassen. Dieser entfernte sich: aber auch der gedemüthigte Schützling blieb, nach wie vor, aus dem Bereich der Schatzkammer, wo dieß vorging, verwiesen.

Catulus starb i. J. R. 692. Schmerzlich würde es sein freisinniger Geist empfunden haben, wenn ihn das Schicksal noch hätte Zeuge von den gewaltsamen Stürmen werden lassen, unter welchen bald darauf die Republik zu Grunde ging. Weniger in derselben emporgehoben durch hervorstrahlendes Talent, als durch eine selten sich verläugnende Übereinstimmung in Geist und Wesen, durch Reinheit und Gemeinnützlichkeit im Wollen und durch ein festes Halten an den politischen Grundsätzen, die ihm durch seinen Standpunkt angewiesen wurden, blieb ihm das volle Verdienst eines trefflichen Bürgers und einsichtigen Statsmannes. Cicero wird wiederholentlich sein Lobredner; sonderlich wegen seiner Festigkeit in den bedenklichsten Lagen, so wie wegen seiner Unzugänglichkeit für den Weihrauch der Volksgunst; so daß weder Furcht, noch Hoffnung, ihn je von der sich selbst vorgezeichneten Bahn verlocken konten *). (*Haken.*)

*) *Plutarch.* Pomp. Lucull. — *Dio Cass.* 35. 37. — *Cic.* pro lege Man. — *Sueton.* Caesar.

CATTIER (Philipp), Parlamentsadvokat zu Paris um die Mitte des 17. Jahrh., erwarb sich Ruf durch mehre philologische Schriften, hauptsächlich durch sein Gazophylacium Graecorum, h. e. methodus admirabilis secundum quam intra horae spatium possit quis addiscere innumera vocabula graeca (Par. 1651. 4.). Eine neue Ausgabe mit nicht so viel versprechendem Titel und wichtigen Anmerkungen besorgte Abresch (Utrecht 1757. N. A. mit Zusätzen, Leiden 1809. 8.) Eine Ausgabe, ohne die Zusätze von Abresch, besorgte Ballière de Laisement (Par. 1790), einen frühern Abdruck des Originals Bashuysen 1708. Ein gleiches Werk gab Cattier auch über die lateinische Sprache heraus (Par. 1665. 4.), und einen Jardin des racines latines (Par. 1667. 4.). (*H.*)

CATTOLICA (Catolica), 1) eine auf einem Hügel gelegene Stadt in der päpstlichen Delegation Forli, merkwürdig als der Zufluchtsort der in der Kirchenversamlung von Ravenna 359 von den Arianern überstimten Bischöfe. — 2) Parlamentsstadt der sicilischen Intendantur Girgenti, am Flusse Platani gelegen, mit ungefähr 7000 Einwohnern. In einem nördlich davon sich erhebenden Berge sind die reichhaltigsten Schwefelminen Siciliens, und gegen Süden bei der Mündung des Platani einige Trümmer des alten Heraclea Minoa. (*W. Müller.*)

Cattuarii, s. Chattuarii.

CATTYWAR, ein Distrikt der Hindustanprov. Guzurate, welcher deren mittlern Theil einnimt, ein reicher, von beiden Quellenflüssen des Bhaudur bewässerter Landstrich, der Korn, Früchte, Vieh, Zucker und Baumwolle im Überflusse hervorbringt. Er wird von den Cattiern bewohnt. Das Land ist unter viele Häuptlinge vertheilt, die dem Guicowar, dem Nabob von Junaghur oder dem Jam von Noanagur zinsbar sind. (*Hassel.*)

CATULLUS (Cajus Valerius [1]), geboren zu Verona [2]), nach Andern auf der Halbinsel Sirmio am Benacus (Lago di Garda) [3]), aus einem alten und angesehenen Geschlechte [4]). Sein Vater war ein Gastfreund des Julius Cäsar, der, auf seinen Reisen nach Gallien, in dem Hause desselben einzukehren pflegte [5]). Er scheint jung nach Rom gekommen zu seyn, wo er das Wohlwollen ausgezeichneter Männer, des Cornelius Nepos, seines Mitbürgers [6]), dem er auch die Samlung seiner Gedichte gewidmet hat, des Aulus Manlius Torquatus [7]), des Plancus, Cinna und Cicero erwarb. Daß ihm der Letzte in einem Rechtshandel gedient habe, wird ohne hinlänglichen Grund angenommen [8]). Eben so wenigen Grund hat man, Leute, wie Furius und Aurelius, zu Catull's vertrauten Freunden zu rechnen, und es ihm zur Last zu legen, daß er sich nicht gescheut habe, die ihnen ertheilten Lobsprüche später durch harte Schmähungen zu vernichten [9]). Seine Vermögensumstände scheinen nur mittelmäßig gewesen zu seyn [10]); und durch eine Reise nach Bithynien im Gefolge des Memmius wurden sie nicht verbessert [11]). Er verlor auf dieser Reise einen Bruder, den er auf der Küste von Troas begrub, und in mehren Gedichten schmerzlich betrauert hat [12]). Seine Sitten waren, wie es scheint, nicht besser, vielleicht aber auch nicht schlechter, als die Sitten der meisten seiner Zeitgenossen in der so genanten guten Gesellschaft Roms, wo Liebesverkehr mit Frauen, Buhlerinnen und Knaben wenig Anstoß gab; und überhaupt nur das, was ein Mann litt, nicht was er that, seinem Rufe nachtheilig war [13]). Die Lesbia, die seine Gedichte preisend und schmähend verewigt haben, soll die berüchtigte Schwester des durch seine Ausschweifungen, seine gefährlichen Wagstücke, und seine Feindschaft mit Cicero bekanten Clodius gewesen seyn [14]). Was ihn habe veranlassen können, den Mann, der schon damals für den ersten in Rom galt, den Gastfreund seines Vaters, mit scharfem Spott zu verletzen, ist

1) Cajus wird er in den Handschriften und beim *Appulejus* Oratio de magia. Opp. T. II. p. 405. ed. *Oudend.* genant; Quinctus beim *Plin.* H. N. 37, 6, 21. p. 777. nach Harduin's durch Handschriften bekräftigter Lesart. Schurzfleisch, ad Schol. Juven. VIII. 186., glaubt, er sei mit dem Quintus Catulus verwechselt worden. Den Namen Cajus bekräftigt Th. Simeon bei *Malvasia* ad Marmor. Felsinea p. 503. 2) Nach *Maffei* Verona illustr. Vol. II. p. 2. Sein gewöhnlicher Beiname ist Veronensis. *Ovid.* III. Amor. XV. 7. Mantua Virgilio gaudet, Verona Catullo. 3) Daß C. hier ein Haus hatte, sagt er Carm. XXXI. Daß dieses aber groß und prächtig gewesen (una sontuosa e deliziosa villa, sagt Maffei) ist freigebiger Zusatz. Man zeigt an dem See die Trümmer eines römischen Gebäudes, das Catull's Villa gewesen seyn soll. Nach *De la Lande* Voyage en Italie T. IX. p. 190. nent man jene Trümmer (Masures) die Grotte Catull's. S. des Grafen von Sternberg Reise durch Tyrol. S. 112. 4) Carm. LXXIX. sed tamen hic pulcher vendat cum gente Catullum. Ein L. Valerius Catullus komt auf Münzen als triumvir monetalis vor. S. *Eckhel* D. N. Vol. V. p. 333. 5) S. *Sueton.* Vita Caesaris. c. 73. Die von diesem Biographen erzählte Geschichte wird von Crusius Lebensg. der lat. Dichter I. S. 86 f. entstellt. Auch *Crinitus* de Poet. Lat. II. c. 27. sagt fälschlich: Catull oder sein Vater haben gewöhnlich in Cäsars Hause gewohnt. 6) Carm. I. 7) S. die Ausleger zu Carm. LXI. und LXVIII. 8) Weil er Carm. XLIX. sagt: Tanto pessimus omnium poëta, Quanto tu optimus omnium patronus. Einige haben in den Geldverlegenheiten, in denen er sich befunden haben möchte, den Grund finden wollen, weßhalb er Cicero's Hilfe in Anspruch genommen. Richtig sagt Muretus: Agit gratiam M. Tullio, quod ob beneficium ab eo acceptum divinare non possumus. S. *Bayle* Dict. crit. Catulle. not. K. 9) Carm. XXI. und XXIII., wo diese Menschen als nichtswürdige, eben so bettelhafte als gute Parasiten behandelt werden, hätten auch über Carm. XI. belehren können, wo es dem Dichter mit der prunkvollen Aufzählung ferner Länder eben so wenig Ernst ist, als Scarron in dem berühmten Sonnet: Superbes monumens. Daß in diesem Gedichte und den beiden andern von verschiedenen Leuten die Rede sei, ist eine vollkommen unstatthafte Annahme, über die Näke in einem Progr. Bonn 1823. M. Sept. vortreffliche Belehrungen gegeben hat. 10) Aber auf den sacculus plenus aranearum in dem Scherzgedichte XIII. 8. hat man zu viel Werth gelegt. 11) Carm. XXVIII. T. II. Nach XXXI. 11. war die Freude der Rückkehr in die Heimath der einzige Gewinn, den er von seiner mühseligen Reise hatte. 12) S. Carm. LXV. 5. ff. und CI. 13) In diesem Sinne ist Carm. XVI. und die berühmte Stelle: nam castum esse decet pium poëtam Ipsum: versiculos nihil necesse est, zu fassen. 14) *Appulej.* Or. de Magia p. 405. nimt dieß für ausgemacht an: Eadem igitur opera accusent C. Catullum, quod Lesbiam pro Clodia nominarit. Daß Lesbia ein erdichteter Name gewesen, sagt auch Ovid Trist. II. 427. Die Stellen der Alten von dieser Clodia sind zusammengestellt bei *Bayle* Dict. crit. Metellus Celer. not. A.

unbekant; aber die Geschichte hat nicht verschwiegen, daß Cäsar, obschon tief verwundet, sobald Catull seine Verzeihung suchte, ihn zu sich einlud, und das freundschaftliche Verhältniß mit dem Vater desselben fortsetzte [15]). Die Dauer seines Lebens ist ungewiß. Nach der gemeinsten Meinung erreichte er kaum das dreißigste Jahr; nach Volpi das vierzigste; nach Scaliger gelangte er bis zum ein und siebenzigsten; was aber mit guten Gründen bestritten wird [16]).

Catull genoß als Dichter schon bei seinen Zeitgenossen einen Ruhm, den ihm auch die folgenden Jahrhunderte nicht haben entreißen können. Cornelius Nepos, dessen günstiges Urtheil Catull selbst mit einigem Stolze erwähnt [17]), nent ihn, neben dem Lucretius, als den gebildetesten Dichter [18]); und Vellejus Paterculus erwähnt unter den Dichtern jener Zeit nur den Varro, den Lucretius und Catull, und den letzten als einen, der in seiner Gattung keinem Andern weiche [19]). Plinius, der mit den ausgezeichneten Männern jener Zeit zu wetteifern bemüht war, suchte auch die Fußtapfen Catull's auf, so daß ihm selbst seine Leichtfertigkeit nachahmenswürdig schien [20]); und Martial will sich in dem Epigramme keinem Andern, als dem Catull nachgesetzt sehen [21]). Öfters wird er mit dem Beiworte des gelehrten beehrt, was sich auf seine Kentniß der griechischen Literatur bezieht [22]); wie denn auch seine größern Gedichte im Inhalt, Ausdruck und Schmuck deutlich die griechischen Quellen verrathen, aus denen sie geflossen sind. Eines derselben, das Haar der Berenice, ist freie Übersetzung einer Elegie des Kallimachos [23]); und von dem Atys ist kaum zu zweifeln, daß er ebenfalls einem griechischen Originale nachgebildet sei. Die Vergleichung dieser beiden Kunstwerke unter einander, und beider mit der Elegie an den Manlius [24]), den Hochzeitgedichten (Carm. LXI. und LXII.), den schönsten der Hendekasyllaben (V. VII. IX. XIII.), und einigen seiner herbsten Jamben, zeigt des Dichters schlanke Geschmeidigkeit, die ohne Nachtheil der Kraft, ihm verstattete, in jeder Gattung, die er versuchen mochte, seinen Platz zu behaupten. Wie viel von der gewaltigen Bewegung im Atys, einem der merkwürdigsten Werke der lateinischen Poesie [25]), dem Römer oder seinem unbekanten Originale angehöre, können wir nicht beurtheilen; aber in den Werken, deren Eigenthum er mit unbezweifeltem Rechte in Anspruch nimt, erkennen wir überall ein wahres, oft tiefes Gefühl, und den richtigen Takt, der für schalkhaften Scherz, fröhliche Lust, sanfte Trauer und bittern Spott immer den rechten Ton zu finden weiß. Es möchte schwer seyn, zu entscheiden, ob er es besser verstanden habe, den Freunden oder der Geliebten anmuthig zu schmeicheln, oder dem verachteten und gehaßten Gegner den scharfen Stachel der Satyre anzusetzen; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß die Gedichte der letztern Art, in denen uns nur allzu oft die Schärfe der einzelen Züge in dem Nebel der fernen Zeit verfließt [26]), ohne die Beimischung jener zärtlichen und scherzhaften Gedichte, den Namen Catull's der modernen Welt schwerlich genug empfohlen haben würde, in der es den meisten genügt, von diesem Dichter den Sperling der Lesbia und die Nänie auf den Tod desselben gelesen zu haben [27]). Ein Gegenstand des Wohlgefallens aber, sowohl als der Anklage, ist die Derbheit gewesen, mit welcher Catull schändliche Dinge behandelt, und der freche Muthwille, mit dem er darüber scherzt; Eigenthümlichkeiten, welche größten Theils auf die Rechnung seines Zeitalters kommen, in welchem selbst Cicero, ein ehrbarer Mann, eben so, wenn es galt, in der Volksversamlung sprach; nicht aus schimpflicher Lust an unsittlichem Schmutze, sondern aus tiefer Verachtung und

---

15) Im XXIX. Gedichte sind die besten Titel, die er dem großen Feldherrn, wegen übermäßiger Begünstigung des Mamurra, gibt, impudicus, vorax, aleo, ja, Cinaedus Romulus. Carm. LVII. stellt er ihn dem Mamurra gleich: Pulchre convenit improbis cinaedis Mamurrae pathicoque Caesarique. So etwas galt damals noch für republikanisches Recht; und so ward es auch von Cäsar aufgenommen. *Sueton.* c. 73. Valerium Catullum, a quo sibi versiculis de Mamurra perpetua stigmata imposita non dissimulaverat, satisfacientem, eodem die adhibuit coenae, hospitioque patris ejus, sicut consueverat, uti perseveravit. Als sich Cremutius Cordus auf dieses Beispiel berief (*Tacit.* IV. annal. 34.), hatten sich die Verhältnisse und Ansichten wesentlich verändert. Über die von *Scaliger* ad Euseb. Chron. nr. MDCCCCLX. erhobenen chronologischen Zweifel s. *Bayle* Dict. Catulle not. I. und *Ernesti* ad Sueton. l. c. 16) S. Bayle am ang. Orte. 17) Tu solebas Meas esse aliquid putare nugas. Carm. I. 18) Vita Attici c. 12. 19) II. c. 36. 20) *Plin.* IV. Ep. 14. 21) *Martial.* X. 78. 22) Doctus, der in seiner Kunst wissenschaftlich gebildete Mann, was damals ohne Studium der griechischen Gelehrsamkeit nicht denkbar war. *Barthius* Adv. LII. 16. glaubt, doctus bedeute, in Beziehung auf Catull, so viel als lascivus, was Maffei (Veron. ill. II. p. 5.) mit Recht einen wunderlichen Einfall nent. 23) Dieses Gedicht bekomt einen besondern literarischen Werth durch den Umstand, daß uns dadurch doch wenigstens Eine von den so hochgepriesenen Elegien des Kallimachos im Zusammenhange und als ein Ganzes, wenn auch nur im Abbilde, geboten ist. Mit großer Sorgfalt ist es in dieser Rücksicht behandelt, und mit einer üppigen Fülle von Anmerkungen ausgestattet, in *Callimachi* Elegiar. Fragm. collectis a *L. C. Valckenaer*, Lugd. Bat. 1799, wovon ein Haupttheil ist: Integra Callimachi Elegia, qua loqui fingitur *Βερενίκης πλόκαμος*, Coma Berenices, Catulli verbis numerisque reddita. Sehr schätzbar, auch in kritischer Rücksicht, ist: La Chioma di Berenice, poema volgarizzato ed illustrato da *Ugo Foscolo*. Milano 1803. 8. 24) Muretus möchte diese Elegie doch vielleicht zu hoch gestellt haben, wenn er sagt: pulcherrima omnino haec elegia est, atque haud scio an nulla pulchrior in omni Latina lingua reperiri queat. 25) In diesem Gedichte, in welchem die Tiefe sehnsuchtsvoller Traurigkeit im Gegensatze mit der stürmischen Begeisterung wahnsinniger Orgien mit ergreifender Wahrheit dargestellt ist, muß der herrliche Zusammenklang des mythischen Inhalts, der alterthümlichen Sprache und des galliambischen Sylbenmaßes nicht übersehen werden. Es ist trefflich übersetzt von Ahlwardt, Oldenb. und Hamb. 1808. 4. 26) Weder die Veranlassung, die diesen Gedichten die Entstehung gegeben hat, ist uns immer hinlänglich bekant; noch kennen wir die Personen, welche sie angehen, genug, um den Sinn des Dichters in allen seinen Beziehungen zu fassen. Aber so weit wir sie verstehen, sind sie uns als ein Spiegel der Sitten und der Denkungsart jener Zeit sehr merkwürdig. Einige Bemerkungen hierüber findet man in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie, 1. Th. S. 164 f., wo die Werke Catull's nach ihren verschiedenen Klassen beurtheilt sind. 27) Auch im Alterthume galt dieses Gedicht schon für eines der vorzüglichsten, wie aus Martial (I, 8.) erhellt: Stellae delicium mei, columba, — Vicit, Maxime, passerem Catulli, und (IV, 14.): Sic forsan tener ausus est Catullus Magno mittere Passerem Maroni. Über die Schwierigkeiten, welche die letztere Stelle verursacht hat, s. *Bayle* Dict. Catulle. not. I.

bitterm Hasse gegen schamlose oder heuchlerische Lüstlinge. Wie bei dem Redner, so hat auch bei unserem Dichter die Obscönität meist einen satyrischen Zweck; aber nicht so ausschließend, daß sie nicht auch dem Scherze als scharfe und würzhafte Beimischung dienen müßte [28]). Über diese Eigenthümlichkeit die catullischen Gedichte zu tadeln, fiel den Alten nicht ein; vielmehr ahmten sie ihm hierin nicht weniger nach, als in der Härte seiner Verse, die, wo sie nicht Verschuldung der Abschreiber ist, der frühern Zeit zugehört [29]), und eben wegen dieser Alterthümlichkeit für die spätern Römer einen Reiz hatte, wie die Archaismen des Jahrhunderts Franz des Ersten in Clement Marots und seiner Nachahmer Werken.

Die Samlung der Gedichte Catull's besteht aus Elegien, einigen Oden (unter denen die Übersetzung einer sapphischen mit muthwillig-parodirendem Ausgange); einem kleinen Epos von mangelhafter Anlage, aber voll ausgezeichneter Schönheit [30]); dem vorhin erwähnten mythischen Gedichte Atys; einer Anzahl epigrammatischer Gedichte, und andern von verschiedenen Formen, die man jetzt vielleicht zu der unbestimten Gattung der gesellschaftlichen Poesie rechnen würde. Da die Grammatiker einige Verse mit seinem Namen anführen, die sich in unserer Samlung nicht finden; und bei Plinius ein nicht mehr vorhandenes Gedicht, de Incantamentis, von Catull erwähnt wird [31]): so kann nicht gezweifelt werden, daß der Nachlaß dieses Dichters nur unvollständig auf uns gekommen ist. Mit Unrecht aber hat man ihm einige Zeit lang das so genante Pervigilium veneris, auch de Vere betitelt, beigelegt [32]).

Daß der Text Catull's schon in früher Zeit in den Handschriften verdorben gewesen, erfahren wir von Gellius [33]); und der, welchen wir gegenwärtig besitzen, ist ein von ältern Grammatikern mannichfaltig veränderter und ergänzter Text [34]). Der gemeinen Meinung nach, die aus der unrichtigen Erklärung eines ziemlich dunkeln und barbarischen Epigrammes geflossen ist [35]), wurde die erste Handschrift 1425 von einem unbekanten Franciscus geschrieben, oder aus Frankreich durch Guarinus nach Verona gebracht [36]); nach Maffei aber ist Catull schon im zehnten Jahrhundert zu Verona gelesen worden [37]). Doch ist gewiß, daß die noch vorhandenen bekanten Handschriften aus einer einzigen Quelle geflossen sind, und nicht über die erste Hälfte des 15. Jahrh. hinaufsteigen. Die erste Ausgabe ist ohne Angabe des Ortes von 1472. Ihr folgte Parmae. 1473. Venet. 1475 und 1485, dann mit Benutzung neuer Hilfsmittel von Joannes Calphurnius zu Vicenza 1481, und in demselben Jahre mit wesentlichen Verschiedenheiten zu Regium. Häufig ist er zugleich mit Tibull und Properz vereinigt herausgegeben worden. Um Kritik und Auslegung desselben haben sich folgende ausgezeichnete Männer verdient gemacht: Parthenius (Brixiae 1486), welcher den hilfsbedürftigen Zustand des Textes zuerst erkante, und auf Verbesserung desselben bedacht war [38]). Sein Commentar, der erste über diesen Dichter, enthält zahlreiche Lesarten aus Handschriften, und nicht wenige eigene Verbesserungen, die von spätern Herausgebern in den Text aufgenommen worden sind. Palladius Fuscus (Venet. 1500), dessen Commentar sinnreiche Verbesserungen und gute Lesarten aus Handschriften enthält. Diesen folgte im 16. Jahrh. der treffliche Muretus (Lugd. 1554), dessen Anmerkungen noch jetzt als Muster eines gebildeten Geschmacks gelten dürfen; Achilles Statius, Verfasser eines trefflichen Commentars. Venet. 1566, wiederholt Lutetiae 1604. Joh. Scaliger, Paris 1577 [39]). Im 17. Jahrh. Jo. Passeratius (Paris 1608), Isaac. Vossius (London 1684), der den anmuthigen Dichter oft mit schwerfälliger Gelehrsamkeit erdrückt [40]). Im 18. Jahrh. endlich: Jo. Anton. Volpi (Patav. 1710), ein gefälliger,

---

28) Catull legt hierüber Carm. XVI. 7. unverholen sein Glaubensbekentniß ab: Versiculi — tum denique habent salem ac leporem, si sunt molliculi, ac parum pudici, Et, quod pruriat, incitare possunt. So meinten es auch die, welche in einem spätern Zeitalter in derselben Gattung dichteten. Daher Martial in der Vorrede zum 1. Buche, auf Catull sich berufend, sagt: Lascivam verborum licentiam, id est, Epigrammatum linguam excusarem, si meum esset exemplum. Sic scribit Catullus, sic Marsus, sic Pedo, sic Gaetulicus, sic quicunque perlegitur, und mit besonderer Rücksicht auf die eben angeführte Maxime des ersten I. Epigr. 5. Innocuos censura potest permittere lusus; Lasciva est nobis pagina, vita proba est. So auch Ovid II. Trist. 354. Vita verecunda est, Musa jocosa mihi. Vgl. *Plin.* IV. Ep. 14. Ausführlich ist dieser Gegenstand behandelt in den Nachtr. z. Sulzer, 1. Th. S. 165., und aus diesen *Schoell* Histoire de la Littérature Romaine. Tome I. p. 314. ff. 29) Von einem seiner jungen Freunde, Pompejus Saturninus, sagt Plinius I. Epist. 16.: Facit versus, quales Catullus meus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis inserit! Sane, sed data opera, molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam. Et hoc quasi Catullus meus aut Calvus. 30) Epithalamium Pelei et Thetidis, dem die ausführliche Geschichte vom Theseus und Ariadne eingewebt ist. Es ist einzeln herausgegeben von Döring, Naumburg 1778, kritisch bearbeitet von Jo. Caspar von Orelli in den Eclogis Poetar. latin. Turici 1822, mit teutscher Übersetzung von Lenz, Altenburg 1787, von Gurlitt, Leipz. 1787. Geschätzt wird auch die franz. Übersetzung von Guinguené, Paris 1812. Schätzbare kritische Bemerkungen über dieses Gedicht von Mitscherlich sind dessen Epistolae crit. ad Apollodor. Goetting. 1786, angehängt. 31) *Plin.* H. Nat. XXVIII. 2. 4. p. 446. 32) Die Geschichte dieses Gedichtes s. bei Wernsdorf in Poet. lat. minor. Vol. III. p. 443 ff.

33) Noctes Att. VII. 20. 34) S. *Hand* Observationes criticae p. 20. 35) Auch soll er unter einem Scheffel (modius), und in einer Scheune gefunden worden seyn. *Laur. Pignorius* Epist. XVI. Vgl. *Andr. Schott.* Obs. II. 16. p. 53. 36) Die irrige Auslegung hat Lessing (vermischte Schriften, 1. Th. S. 182.) gerügt, und über den richtigen Sinn der dunkeln Worte (Scilicet a calamis tribuit cui Francia nomen) eine Vermuthung aufgestellt. 37) Verona illustr. Tom. II. p. 6. 38) Er sagt in der Vorrede: Die Verdorbenheit und Verwirrung in Catull's Gedichten sei so groß, daß, wenn ihr Verfasser aus der Unterwelt zurückkehren könte, er seine Werke nicht mehr erkennen würde. 39) Scaliger hatte den drei Dichtern, die er zusammen herausgab, seiner heiligen Versicherung zu Folge, nicht mehr als einen Monat gewidmet. Sehr ungünstig urtheilt von seinen Verbesserungen *Hand* Obs. crit. p. 9. non opus est exemplis confirmem, quam insulsae sint plurimae Scaligeri correctiones, quam male abutatur doctrinae suae copia, et quam inepte codicis vitia saepe defendat. 40) *Vossius*, quamquam optimos codices ad manus habebat, quum quosdam locos optime atque ingeniose emendaverit, tamen tanta audacia in ea re versatus est, et conjecturas tam ineptas adeoque obscoenas recepit, ut Catullus saepe sibi redderetur plane dissimilis. *Hand* l. c. p. 10. Vgl. *Wyttenbach.* Bibl. crit. Pars X. p. 129.

wenn schon nicht tief eindringender Ausleger. Eine sehr brauchbare Handausgabe, vorzüglich in Rücksicht auf die Erklärung, ist von Fr. Wilh. Döring, Lipsiae 1788. 8., auch in der Turiner Samlung der Classiker derholt; mehr kritisch von Car. Jul. Sillig, Gottingae 1823, 8. Berüchtigt ist die Ausgabe von Corradinus de Allio, Venet. 1738, in welcher, unter dem lügenhaften Vorgeben handschriftlicher Quellen, der Text mit beispielloser Dreistigkeit verändert ist. Eine neue kritische Ausgabe aus reichen Samlungen hatte Santenius vorbereitet, von welcher die Elegia ad Manlium, Lugd. Batav. 1788, 4. als Probe erschienen ist. Hoffnung zu einer neuen Ausgabe gibt Hand's Specimen Observationum criticarum in Catulli Carmina, Lipsiae 1809. Eine Auswahl der Gedichte Catull's ist von Ramler, nach bekanter Weise, übersetzt, Leipzig 1793 und Halberstadt 1810. (*F. Jacobs.*)

CATULLUS Messalinus, gehörte, unter Domitians Regirung, dessen argwöhnischer Sinn die Angeberei im weitesten Maße begünstigte, zu den Verworfensten und Verabscheuetsten des Gezüchts der Delatoren, die sich und den Kaiser mit dem Raube unzähliger, unschuldiger Männer von ausgezeichnetem Ansehen bereicherten, ohne daß selbst seine Blindheit die Thätigkeit in diesem schändlichen Gewerbe gemindert hätte. Er starb gegen das Ende dieser Regirung. Es mag demnach wol der Catullus Messalinus, welcher (nach Joseph. de bell. Jud. VII. 39.) als Präfect von Cyrene das Leben endigte, ein Anderer seyn *). (*Haken.*)

CATULUS (Cajus Lutatius), aus dem alten patricischen Geschlecht der Lutatier oder Luctatier, welche, wie die Catonen, ihren Beinamen einer angeborenen geistigen Scharfsicht und Überlegenheit verdankten.

Roms erste blutige Fehde gegen Karthago, seine aufstrebende Nebenbuhlerin an Macht und Größe, hatte bereits bis in's 23. Jahr gewährt, ohne einen entscheidenden Ausschlag auf die eine oder die andere Seite zu geben. Sicilien, der Gegenstand und der Preis des Kampfes, war auch vornehmlich der Boden, wo er ausgefochten wurde. Jetzt war C. Lutatius Catulus mit A. Posthumius Albinus (i. J. 510 n. R. Erb.) zum Consulat gelangt, und man hielt den Krieg für wichtig genug, um sie Beide zur Ausführung irgend eines großen Schlages nach jener Insel abzusenden. Dennoch sah sich Albinus durch ein altes Herkommen und seine gleichzeitige Würde als Marspriester (flamen Martis) an Rom gefesselt; und auch Catulus, der, in Gemäßheit eines ähnlichen Volksglaubens, die heiligen Loose von Präneste (Sortes Praenestinae) zu befragen wünschte, ward durch das Bedenken des Senats, sich einen römischen Konsul mit fremden Religionsgebräuchen beschäftigen zu sehen, daran verhindert. Weniger gewissenhaft in Beobachtung der alten Formen bewies man sich jedoch in der, seitdem gesetzlich gewordenen Verdoppelung der Prätorwürde und in der Bestimmung, daß der Eine dieser Prätoren zu Rom, wie bisher, das Recht sprechen, der Zweite aber, Q. Valerius Falto, den Konsul Catulus, an Albinus Statt, in's Feld begleiten solle. In späterer Zeit sah sich jedoch auch der zweite Prätor, gleich seinem Collegen, bloß auf die Rechtspflege daheim beschränkt.

Frühere Verluste zur See hatten den karthagischen Flotten eine, seitdem fast unbestrittene Herrschaft auf diesem Elemente gegeben, und sie ruheten nun in ihren afrikanischen Häfen, ohne sich eines abermaligen kraftvollen Austretens der Römer in Sicilien zu besorgen. Diese aber hatten indeß, plötzlich und wie durch ein Wunder, mittelst gemeinschaftlicher Anstrengung und aus dem Privatvermögen der Einzelen, eine neue Seemacht von 200 fünfruderigen Schiffen erschaffen, bei welchen man eine gekaperte feindliche Galeere von außerordentlich leichter Bauart zum Muster genommen. Von dieser Flotte unterstützt, gelang es Catulus, sich des unbeschützten Hafens von Drepanum und aller Posten um Lilybäum her zu bemeistern. Drepanum selbst ward sofort mit Ernst angegriffen; und ein bereits begonnener Sturm auf den schon gelegten Mauerbruch würde den Platz ungezweifelt in des Konsuls Hände gegeben haben, hätte nicht eine Wunde, welche er hiebei im Schenkel empfing, seinen Kampfgenossen größere Sorge um sein Leben, als um den Gewinn der Feste, gegeben. Doch überzeugt, daß der Krieg nur durch Besiegung der immer noch von fern her drohenden feindlichen Seemacht zu endigen seyn werde, verlor Catulus, selbst während seiner Wiederherstellung, keine Zeit, sein Heer auch im Schiffsdienst aller Art mit solchem Erfolg zu üben, daß er es endlich wagen durfte, seinem Gegner auch auf dem Meere kühn die Stirn zu bieten.

Karthago's Landheer, unter Hamilcar Barcas Befehl, stand in dem festen Lager bei Eryx, von wo es Sicilien beherrschte und die feindlichen Unternehmungen beobachtete. Allein auf das erste Gerücht von der Erscheinung einer römischen Flotte wurden daheim auch, unter Hanno's Anführung, Kriegs- und Transportschiffe in großer Zahl, wiewol mit übereilter Hast und unzuverlässigen Soldtruppen, ausgerüstet, um jenes Lager mit allem Mund- und Kriegsbedarf neu zu versehen, dagegen aber den Kern der dortigen Truppen an Bord zu nehmen und den Feind zur See aufzusuchen. Catulus erfuhr diese Bewegung, deren Absicht er nicht verkante; und obwol noch nicht vollkommen geheilt, zögerte er nicht, seine Schiffe mit den wohlversuchten Veteranen zu bemannen, und Hanno's Angriffe in der Station vor Aegusa, einer der ägatischen Inseln, unweit Lilybäum, zuvorzukommen. Als nun, Tages darauf, die Flotte des punischen Admirals in seinem Gesichte erschien, war der Wind eben so ungünstig, als das Meer stürmisch: dennoch beschloß Catulus die Schlacht, eben sowol in Erwägung, daß er es jetzt nur mit der Flotte allein, und überdieß mit schwer beladenen Schiffen, als daß er es späterhin, bei stillerer See und nach Ausschiffung der Vorräthe, noch mit dem dagegen an Bord genommenen Landheere und Hamilcar's Feldherrntalent zu schaffen haben werde. Die Folgen dieses klugen Entschlusses, so wie der mangelhaften feindlichen Ausrüstung, zeigten sich auch sofort im ersten Aufeinanderstoßen. Funfzig karthagische Schiffe wurden in Grund gebohrt; 70 mit ihrer ganzen Bemannung von 10,000 Köpfen fielen in römische Hände; und nur eine zu rechter Zeit entstandene Küh-

*) Vgl. *Tacit.* Agric. 45.

lung gestattete dem geschlagenen Reste, sich unter den Schutz einer nahen kleinen Insel und von dort nach Karthago zurückzuziehen, wo Hanno, nach der grausamen Sitte seiner Landsleute, sein Unglück mit dem Kopfe bezahlte. Catulus dagegen griff nun seiner Seits, und nicht ohne Erfolg, auch das feindliche Lager bei Eryx an; und so, von allen Seiten gedemüthigt, erkante endlich Karthago, obwol mit unwilliger Sele, die Nothwendigkeit eines schnellen Friedens, und überließ es Hamilcar's Weisheit, denselben einzuleiten. Auch Catulus geizte nach dem Ruhme, diesen Friedensschluß keinem seiner Nachfolger zu überlassen, da ohnehin Rom desselben, wie er wohl erkante, eben so dringend bedurfte. Seine aufgestellten Bedingungen: daß Karthago Sicilien räumen und völlig aufgeben, die römischen Kriegsgefangenen zurückliefern und die Kriegskosten mit einer Summe von etwa zwei Millionen Thalern binnen 20 Jahren erstatten solle, wurden angenommen, in Rom aber erst nach manchem Erschwerniß und höherer Belastung hinsichtlich des letztern Punktes, bestätigt. In unmittelbarer Folge dieses Friedensschlusses sah sich nun Sicilien in eine römische Provinz — die erste außerhalb Italiens Halbinsel! — verwandelt, und galt fortan, und mit Recht, als Roms unversiegbare Kornkammer.

Angemessen dem Werth und der Wichtigkeit seines Sieges, war auch der Glanz des Triumphes, von welchem Catulus in Rom erwartet wurde. Dennoch störte ihn Eines im vollen Genusse desselben, — der Anspruch, welchen der Prätor Valerius auf die gleiche Theilnahme an dieser Ehre machte. Dieser stützte sein Anrecht hiezu auf seine thätige Mitwirkung zu den rühmlichen Erfolgen dieses Feldzuges, und insonderheit an dem Seesiege, bei welchem Catulus, damals noch nicht genesen, nicht einmal eine thätige Rolle gespielt, sondern Jenem allein die Anführung überlassen habe. Der Konsul hingegen berief sich auf Brauch und Herkommen, wonach die Kriegsverrichtungen des untergeordneten Befehlshabers in dieser öffentlichen Belohnung allein dem Oberfeldherrn zu Gute kommen müßten. Der Streit hierüber erhitzte sich um so mehr, da auch der gewählte Schiedsrichter, der alte Konsular A. Atilius Calatinus sich für Catulus Gerechtsame erklärte; was jedoch nicht hinderte, daß auch seinem so wohl verdienten Gehilfen die gleiche Ehre des Triumphs zuerkant wurde *).

Catulus (Quintus Lutatius). So wie Alles in der Geschichte sich nur wiederholt und wiedergebiert, so fand auch die große Erscheinung der Völkerwanderung im 5. Jahrh. unserer Zeitrechnung, ebensowol bereits in dem Zuge der Gallier unter Brennus, als 300 Jahre später ihr Vorbild in dem länderstürmenden Einbruch der Cimbern und Teutonen, welche (seit 639 nach R. Erb.) den Damm der Alpen zu übersteigen und unwiderstehlich sich in die italische, wie in die pyrenäische Halbinsel zu ergießen drohten. Fünf römische Heere, welche sich nach und nach diesem gewaltigen Andrang entgegen zu stemmen versuchten, waren in schmählichen Niederlagen unter den Schwertern der Barbaren verschwunden. Erschreckt und gedemüthigt nahm endlich Roms Siegerstolz seine Zuflucht zu dem, bereits in Afrika gegen Jugurtha erprobten Feldherrntalent des C. Marius; und dieser erwies auch wirklich in solcher Krisis der Republik seine Unentbehrlichkeit so entschieden, daß ihm die, bis dahin unerhörte Auszeichnung eines fünfmaligen, in unmittelbarer Folge erneuerten Konsulats zugetheilt wurde. Im dritten Konsulat hatte er den Q. Lutatius Catulus zum Amtsgehilfen (650). Schon drei Jahre zuvor war der Letztere in einer gleichen Bewerbung durch Cnej. Manilius oder Mallius, seinen durchaus unwürdigen Nebenbuhler, verdrängt †), aber auch durch dessen blutigen Untergang im Kampfe gegen die Cimbern nur zu nachdrücklich gerächt worden. Verdienter stand ihm, dem Wohlverdienten und von Senat und Volk mit Auszeichnung Behandelten, — wenigstens in Beziehung auf die auszufechtende Fehde gegen die nordischen Barbaren — der sonst nicht tadelsfreie Marius zur Seite; und Beide handelten anfangs in einem rühmlichen Einverständnisse. Es stand daran, daß die Cimbern von Noricum her — die Teutonen und Ambronen hingegen aus Gallien hervor, nach Italien durchzubrechen versuchen würden. Beide Konsuln theilten dem zu Folge ihre Macht; und während Marius sich den Letzteren an der Rhone entgegenwarf, sollten die Ersteren durch Catulus an der Etsch zurückgewiesen werden. Jener vernichtete seine zahllosen Gegner bei Aquä Sextiä (Aix) in einer der denkwürdigsten Niederlagen, welche je das römische Siegerschwert blutig färbten: Dieser jedoch sah sich genöthigt, dem wilden Ungestüm der Cimbern zu weichen, welche es, mit einem kaum glaubhaften Erfolg, versuchten, den Lauf des Stromes durch ihre körperlichen Anstrengungen zu hemmen, um sich den Angriff gegen sein Lager zu erleichtern. Erschreckt durch den Anblick so gränzenloser Kühnheit und so übermenschlicher Körperkraft, vermochten die Römer nicht, den Barbaren hier Stand zu halten. Sie entflohen aus dem Lager; und Catulus, seinen eigenen Ruhm der Ehre des römischen Namens nachsetzend, stellte sich, nachdem jede Bemühung zur Wehr der Unordnung vergeblich geblieben, selbst an die Spitze der Flüchtlinge, um wenigstens den Schein zu retten, als sei dieser Rückzug auf seinen Befehl geschehen.

Jetzt stand diesen wilden Horden der Weg nach Rom offen, hätten sie, angelockt durch die Reize des gesegneten Po-Thales, es nicht vorgezogen, hier, im schwelgerischen Genusse, ihre Gefährten, die Teutonen, einer früheren Verabredung gemäß, zu erwarten. Statt dieser, die bereits vernichtet waren, vereinigte sich nun Marius, unweit Vercelli, mit Catulus; aber jetzt, im unmittelbaren Zusammenwirken, entwickelte sich auch allmälig die innere Unverträglichkeit zweier sich so ungleicher Gemüther, — der Sanftheit und Geistesanmuth des Einen, und des harten Egoismus und bäurischen Ungestüms des Andern, welcher, ebensowol aufgeblasen von Siegerstolz, als erfüllt von kleinlicher Eifersucht, jede Gelegenheit hütete und entfernte, wo für seinen Amtsgenossen irgend ein Lorber zu erwerben stand. Selbst, als es endlich zum Treffen gedieh, schien Marius, von dieser

*) *Polyb.* 1, 60—64. — *Liv. epit.* 19. — *Oros.* 4, 10.

†) Nach Cicero wäre Catulus, als Candidat des Konsulats sogar zu zweien Malen durchgefallen.

feindseligen Leidenschaft geleitet, dem Heere des Letztern mit Vorbedacht die Mitte der Schlachtordnung anzuweisen, weil er hoffte, daß seine eigenen, auf beide Flügel gestellten Truppen den Angriff entscheiden, und Jenen um allen Antheil an dem siegreichen Erfolge bringen sollten. Es fügte sich aber, daß Marius, bei seinem Vorrücken, in dem unermeßlichen Staube auf der weiten Ebene den Feind verfehlen und ihn nach allen Seiten vergeblich aufsuchen mußte, während Catulus demselben gerade auf den Hals fiel und den Stoß des Angriffs wacker aushielt. Überdieß waren Stand der Sonne, die Hitze eines glühenden Sommertages und eben jener erstickende Staub ihm und seinen an dieß Alles längst gewöhnten Scharen so günstig, daß selbst die Ketten, womit das erste feindliche Glied sich unter einander eng verschränkt hatte, den gewaltigen Andrang der Römer nicht zu hemmen vermochte. Jene wurden niedergeworfen, gesprengt, bis an ihre Wagenburg verfolgt, und, sogar in derselben, von ihren eigenen, zur Verzweiflung getriebenen Weibern niedergestoßen, worauf diese sich selbst und ihren Säuglingen den Tod gaben. Noch geriethen an diesem blutigen Tage 60,000 Barbaren in Gefangenschaft und Sklaverei, nachdem bereits das Zweifache an Zahl auf dem Wahlplatze geblieben. Die Lagerbeute fiel in die Hände von Marius Legionen: doch die feindlichen Feldzeichen wurden in Catulus, des eigentlichen Siegers, Zelt zusammengetragen. Dennoch kam in der öffentlichen Meinung fast alle Ehre des Tages Marius allein zu Gute; obgleich, noch auf dem Schlachtfelde selbst und in dem darüber entstandenen Streite, des Catulus Truppen ihr Näherrecht auf's Unzweideutigste durch die zahllosen Wurfpfeile darthaten, welche noch überall in den Leichnamen der Erschlagenen steckten und am Schafte den eingegrabenen Namen ihres Feldherrn trugen.

Der Siegesjubel in Rom gränzte schier an Wahnsinn; und auch hier ging die Parteilichkeit für den, beinahe göttlich verehrten Marius so weit, daß ihm allein und ausschließlich der Triumph — nicht bloß über die Teutonen, sondern auch über die Cimbern, zuerkant wurde. Doch bewies er bei dieser Gelegenheit die Mäßigung, sich Catulus in dieser Ehre zuzugesellen; entweder aus unwillkürlicher Anerkennung seines Verdienstes, oder weil er es unpolitisch fand, den schon laut gewordenen Unwillen der Truppen desselben auf's Höchste zu reizen. Ihrem beiderseitigen Gelübde gemäß, das sie im Beginn der Schlacht ausgesprochen, errichtete und weihete Jeder dieser Feldherren einen Tempel. Catulus hatte den seinigen „dem Glücke des Tages" gelobt, und „Fortunae hujusce diei" prangte auch als Inschrift über dem Eingange.

Der Art. Marius wird den Weg der Gewaltsamkeit und der Verachtung aller Menschlichkeit und Gesetzlichkeit bezeichnen, wodurch dieser rohe, aber thatkräftige Geist seiner ungezähmten Ehrsucht, in der Verbindung mit L. Corn. Cinna, eine vorübergehende tyrannische Herrschaft errang. Dahin gelangt (665), erfüllte er Rom mit Entsetzen; und seiner unersättlichen Rachsucht war es süßer Genuß, sich im Blute der edelsten Männer zu baden. Mit Catulus, auf dem noch, seit der Cimbern-Schlacht her, sein tödtlichster Haß ruhte, gefiel es ihm, das Gaukelspiel einer gesetzlichen Anklage zu treiben. Der Verurtheilung gewiß, versuchte der Verfehmte, seinen Bedränger durch seiner zahlreichen Freunde Fürbitte zu erweichen: aber kalt und gefühllos hatte der Wüthrich keine andre Antwort, als ein wiederholtes: „Er muß sterben!" — Sofort verschloß sich Catulus in ein kleines, frisch getünchtes Gemach, und beschleunigte noch sein Ersticken durch die Dünste eines angezündeten Kohlenfeuers.

Nicht nur als Redner mit einem sanften und einnehmenden Vortrage begabt, sondern auch als Dichter und Schriftsteller, ließ Catulus einen ehrenhaften Namen zurück. Man besaß von ihm eine Geschichte seines Konsulats, die in der einfachen, großartigen Manier Xenophon's geschrieben war. Seiner Muse aber machte man den Vorwurf einiger Leichtfertigkeit. Von allem Diesen ist jedoch, mit Ausnahme von ein Paar Epigrammen, (bei Cic. de natur. Deor. 1, 28. und Gell. 19, 9.) nichts auf uns gekommen *).

Catulus (Quintus Lutatius), der nicht minder achtbare und im State unter den Ersten und Trefflichsten genante Sohn des vorstehenden gleichnamigen Vaters. Feindschaft gegen Marius, den Mörder desselben, und seine blutbefleckte Partei, war die natürliche Erbschaft, die er von Jenem empfing, und die ihn auch unter Sulla's Fahnen getrieben haben würde, selbst wenn er nicht der vertrautere Jugendfreund des Dictators gewesen wäre, seit dieser, als des Vaters Unterfeldherr im cimbrischen Kriege, sich ihnen Beiden enger angeschlossen. Aber auch als Sulla's Freund, billigte und theilte er keinesweges die noch blutigere Herrschaft und den Terrorismus der Proscriptionen, womit derselbe seinen Sieg bis an die äußerste Gränze mißbrauchte, wenn er gleich die Schäden des Stats mit kundiger Hand zu heilen verstand, und, durch endliche, freiwillige Entäußerung seiner unbedingten Gewalt, ein großes und bis dahin in der Geschichte einziges Beispiel gab.

Catulus Talente und Tugenden hätten es nicht bedurft, von einem so ausgezeichneten Manne, wie Sulla, dem Volke zur gerechten Würdigung empfohlen zu werden, indem er, schon zum Privatmanne herabgestiegen, seinen Freund in der Bewerbung um das Konsulat unterstützte (672). Allein befremdend war hiebei die Erscheinung, daß der Candidat allerdings zwar gewählt, ihm aber nur die Ehre der zweiten Ernennung zu Theil wurde, während M. Ämilius Lepidus die erste erhielt, ein ehrgeiziger und unruhiger Kopf, der an Verdienst sehr tief unter seinem Mitbewerber stand, aber von dem jungen Pompejus mit dem ganzen Gewicht seiner großen Popularität begünstigt wurde; und doch dankte Pompejus selbst Alles, was er war und galt, nur der Vorliebe und Freundschaft des Dictators. Sulla verhehlte ihm nicht, daß dieser Triumph ihn nur zu bald reuen werde: denn, indem er den gewaltthätigsten und aufsätzigsten Mann in Rom dem ehrsamsten und verdienstvollsten vorgezogen, habe er sich selbst nur einen Widersacher entfesselt.

Nur zu vollkommen rechtfertigte der Erfolg die üble Meinung, welche der feine Menschenkenner von Lepidus

*) *Plutarch.* Mar. Sulla. — *Cic.* Brut. 35. — *Flor.* 3, 3.

ausgesprochen hatte. Sulla herrschte zwar, auch nach seiner Abdankung, immer noch fort durch seine Partei: allein sein glückliches Beispiel konte jedem Ehrsüchtigen Muth machen, die nämliche Bahn zur Erlangung der Oberherrschaft zu betreten; und Lepidus, obwol an Geist und Vermögen unendlich tief unter ihm, fühlte sich dennoch kühn genug, gestützt auf Volksgunst, dieß Wagestück zu unternehmen, indem er die gestürzte Partei der Marianer wieder emporbrächte. Schon bei Sulla's Leben ließ er über seine Plane keinen Zweifel mehr übrig; kaum aber war dieser verstorben, so ging er zur That über; sammelte alle proscribirten Anhänger jener Faction, so viele deren entronnen waren, bei Volaterra in Hetrurien, und bedrohte Rom mit neuen Auftritten des Blutvergießens. Vergeblich hatte Catulus, sein Amtsgenosse, sich an der Spitze aller Bessergesinnten seinen ersten Schritten entgegengesetzt; vergeblich drang er auch jetzt auf kräftige Maßregeln gegen den Friedensstörer, der jetzt noch leicht zu erdrücken gewesen wäre. Doch der eingeschreckte Senat zog eine gütliche Unterhandlung vor, vermöge deren beide Konsuln sich eidlich anheischig machten, nicht feindlich und in Waffen gegen einander aufzutreten, während Lepidus gleichwol den Heeresbefehl und die Provinz des narbonnensischen Galliens beibehielt. Jenen Eid zu umgehen, aber auch seine Macht zu behaupten, ergriff er das Mittel, durch seine verlängerte Abwesenheit die Wahl neuer Konsuln zu verhindern und sich dadurch die Fortdauer seiner Würde auch für das nächste Jahr zu erzwingen. Wirklich auch bewirkte er dadurch ein Interregnum, mit dessen Beginn er, samt seinen Truppen, gegen Rom heranzog und dadurch endlich dem Senat nur die Wahl ließ, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Catulus, von Pompejus unterstützt, empfing den Oberbefehl der Republik mit ausgedehnter Gewalt; bei dem Pons Mulvius (Ponte Milvio), unweit Rom, kam es zu einem Treffen, worin Lepidus besiegt und zur Flucht nach Hetrurien gezwungen wurde. Zugleich ward er für einen Feind des Vaterlandes erklärt; und während sich Pompejus seiner Provinz bemächtigte, setzte Catulus seine Verfolgung fort; erreichte den Flüchtling bei Cosa (Porto Hercole), und nöthigte ihn zu einem zweiten Gefechte, dessen Ausgang bereits zweifelhaft ward, als Pompejus im gelegensten Augenblick auf dem Kampfplatz erschien und den siegreichen Ausschlag gab. Für Lepidus blieb nur eine kümmerliche Rettung nach Sardinien offen, wo ihn der Tod ereilte, und von wo endlich die Trümmer seines Anhangs sich zu Sertorius nach Hispanien flüchteten. Die siegende Partei bewies jedoch im Glücke eine Mäßigung, welche unstreitig eben so sehr der Weisheit und dem geltenden Ansehen des Catulus, als der schon jetzt kräftig aufstrebenden und besonnenen Politik Cäsars, zu verdanken seyn mochte.

Das Kapitol, welches, zu einem Unheil verkündenden Anzeichen (669), und, allem Anschein nach, nicht durch bloßen Zufall, ein Raub der Flammen geworden, aber mit angemessener Pracht und Aufwand, binnen einem Zeitraum von 14 Jahren, unter Catulus besonderer Aufsicht, wieder neu aus seiner Asche emporgestiegen war, blieb nunmehr auch des zweiten Erbauers feierlicher Einweihung vorbehalten; — eine Ehre, nach welcher, in früherer Zeit, bei Gründung der Republik (245), der Konsul P. Valerius Publicola vergeblich gegeizt hatte, und womit die Inschrift seines Namens auf dem Giebelfelde des Gebäudes verbunden war (683). Festspiele von ungewöhnlichem Aufwande und Glanze reiheten sich an diese Feierlichkeit, und zeichneten sich durch den bis dahin nie gesehenen Luxus aus, daß die offenen Theatersitze ein Schirmdach von bunter Leinewand über sich erhielten. In späterer Zeit verwandelte sich dieß freilich oft sogar in Purpurdecken.

Wesentlicheres Verdienst um die Republik erwarb sich Catulus, als, wenige Zeit darauf (685), der Volkstribun A. Gabinius, zu Abstellung des Unfugs, welchen die überhand nehmenden Piratenschwärme im ganzen Umfange des Mittelmeers verübten, den Vorschlag that, den uneingeschränkten Oberbefehl zur See und an den angränzenden Küsten, auf drei Jahre lang, in die Hände eines Mannes, wie Pompejus stillschweigend bezeichnet wurde, zu übertragen; — was mit andern Worten nichts Anderes hieß, als den bereits so Gewaltigen vollends zum Herrn über sich, und selbst mit höherer Autorität, als Sulla an sich gerissen hatte, zu setzen, da es keine Macht gegeben haben würde, ihn derselben wieder zu entkleiden. Bis auf Cäsar, fühlte sich der ganze Senat durch einen solchen Antrag empört; kaum entging Gabinius den Ausbrüchen der aufgeregten Wuth. Aber auch der Senat mußte aus einander flüchten, als das Volk die, an seinem Stellvertreter geübte Gewalt vernahm. Noch stürmischer ward die darauf folgende Volksversammlung, wo endlich über diesen Vorschlag entschieden werden sollte. Da trat nunmehr auch Catulus auf; verschaffte sich mit Mühe Gehör, und erklärte sich gegen das Gesetz des Gabinius mit so triftigen Gründen, und dennoch in einer so gemäßigten Weise, indem er zugleich weislich die Theilung einer so großen Amtsgewalt unter mehrere Beauftragte vorschlug, daß er nothwendig tiefen Eindruck schien machen zu müssen. Zuletzt, da er, seine Anstrengungen erfolglos sehend, sich noch auf das Argument stützte: Wenn nun immer und immer das Volk seinen Liebling Pompejus zu jeder beschwerlichen und gefahrvollen Unternehmung in Anspruch nehme und ihm irgend einst Unfall begegne: zu wem es dann seine Zuflucht nehmen wolle? — ward ihm die eben so schmeichelhafte, als abweisende, laute Erwiederung: „Zu dir, Catulus!" — die ihm nothwendig den Mund versiegeln mußte. Das Gesetz ging durch; ja, Pompejus empfing von dem bethörten Volke noch höhere Macht, als er gewollt: aber sicherlich waren auch Catulus Worte nicht auf die Erde gefallen, ihn im Gebrauche derselben bescheidener zu machen.

Je schneller und glücklicher indeß Pompejus die Vertilgung der Piraten bewerkstelligt hatte, um so näher lag es auch seinen Bewunderern und Parteigenossen, noch immer neue und größere Gewalt und Ehre auf sein Haupt zu häufen; und so bestand bald nachher (686) der Volkstribun C. Manilius darauf, daß Jenem, mit Beibehaltung seines bisherigen Oberbefehls, auch der, von Lucullus bisher siegreich geführte Krieg gegen Mithridates zur Vollendung übertragen werden solle. Mehr, als je, stand hiebei die Freiheit der Republik auf dem Spiele;

wenn auch vielleicht das Unrecht, welches zu gleicher Zeit dem Lucullus dadurch zugefügt werden sollte, seine Freunde in nicht geringere Unruhe setzte. Allein das Volk hing gerade jetzt mit abgöttischer Verehrung an Pompejus, und es schien gefährlich, sich gegen seine Wünsche zu erklären. Nur Q. Hortensius und Catulus, über jede niedere Rücksicht erhaben, lehnten sich mit Kraft und Nachdruck gegen eine Maßregel auf, die alle Grundgesetze des Stats mit Umsturz bedrohte. Vergeblich aber auch dießmal eben sowol der Zauber der Beredsamkeit, als die durchgreifende Gründlichkeit, womit sie ihre Stimme erhoben: denn die Menge bestand blindlings auf ihrem Willen. Da rief endlich Catulus in edler Entrüstung: „Nun, so bleibt denn dem Senat nichts übrig, als, wie weiland Roms Volk, hinaus auf einen neuen heiligen Berg zu ziehen!" — Doch mit gleichem Eifer widersprach ihm Cäsar, immer nur auf den Gewinn der Volksgunst bedacht, als Lobredner dieses manilischen Gesetzes; ja, selbst Cicero ward hier seinen aristokratischen Grundsätzen ungetreu und befleckte sein Talent durch jene übel angebrachte, obwol meisterhafte Schutzrede pro lege Manilia. Was Wunder denn, daß die Zustimmung der Mehrheit erfolgte, indeß die Partei der Optimaten immer größere Besorgnisse empfand, bis wohin die Absichten ihrer Gegner sich das Ziel gesteckt haben möchten? Cäsar's steigende Vermessenheit wenigstens offenbarte sich unmittelbar darauf genüglich durch die eigenmächtige Wiederaufrichtung der Bildsäulen und Siegeszeichen des Marius auf dem Kapitol; und mit welchem Staunen die Patricier dieß Wagestück aufnahmen, deutet sich in Catulus lauter und unwilliger Erklärung an: „Daß es jetzt für den Senat an der Zeit sei, auf seine eigene Sicherheit zu denken, da Cäsar nicht mehr die Republik nur heimlich untergrabe, sondern offenen Sturm gegen sie laufe." — Freilich aber mußte auch gerade ihn die öffentlich wiederhergestellte Ehre eines Mannes kränken, den er, als den Mörder seines Vaters, mit so vollem Rechte verabscheute.

Deutlich genug auch offenbarte sich dieser Groll gegen Cäsar. Zuerst, als er demselben, obwol von Crassus mächtigem Einflusse unterstützt, in seinem Verlangen, als Abgeordneter und Schiedsrichter Roms nach Ägypten entsandt zu werden, verhindernd in den Weg trat (687); und eben so in der Verschwörungsgeschichte Catilina's (689), wo es nicht an Catulus lag, wenn der rege gewordene Verdacht von Cäsars Theilnahme an derselben keine ernstlichere Untersuchung zur Folge hatte. Letzterer dagegen suchte Rache und fand sie, indem er, als Prätor (690), den Catulus vor dem Volke zur Rechenschaft über die bedeutenden Geldsummen zog, welche, unter seiner Aufsicht, zur Herstellung des Kapitols verwendet worden waren. Er beschuldigte ihn hiebei großer Veruntreuungen und foderte, daß dessen Name aus der Inschrift des Gebäudes getilgt würde. Wie strenge er auch den erstaunten Catulus von der Rednerbühne, auf welcher sich dieser vertheidigen wollte, als einen Angeklagten, dem dieser Platz nicht gezieme, zurückwies, und wie gut er auch den Zeitpunkt zu diesem Angriffe gewählt zu haben glaubte, wo eben die Senatoren anderweitig auf dem Kapitol mit Glückwünschen bei den neuen Konsuln beschäftigt waren: so drängte sich doch alsobald, auf die erste Kunde von Catulus Bedrängniß, ein so dichter Hause von Freunden und Verehrern um ihn zusammen, und die Ungerechtigkeit des Verfahrens ward so lebhaft bestritten, daß Cäsar endlich doch für rathsam fand, dasselbe einzustellen.

Mit so mancherlei und wesentlichem Verdienst um den Stat und die aristokratische Partei, zu welcher seine Verhältnisse ihn stellten, konte es nicht fehlen, daß Catullus, in stiller Übereinkunft, als princeps Senatus geachtet wurde; und daß, von seinen Lippen zuerst ausgesprochen, der Ehrengruß Pater patriae, womit er, nach Entdeckung der catilinarischen Verschwörung, Cicero im Senat zuerst begrüßte, Werth und Bedeutung empfing. Auch schon früher (687) sah sich Catulus durch die Ernennung zum Censor nach seinem gebührenden Werthe gewürdigt; da er sich jedoch mit seinem Collegen M. Lic. Crassus in den leitenden Grundsätzen dieses Amtes nicht zu einigen vermochte: so erachteten es Beide am rathsamsten, dasselbe alsbald wieder aufzugeben. — Doch gerade, indem Catulus mit einer so ernsten Würde bekleidet war, entäußerte er sich einer Sittenstrenge, die sonst seinem Charakter nicht fremde schien, in einem einzelnen Zusammentreffen mit dem jüngern Cato, welcher, während seiner Quästurverwaltung, mit unrücksichtlichem Ernst gegen die, unter den niedern Finanzbeamten eingerissenen Mißbräuche zu Felde zog. Catulus hatte sich bewegen lassen, einen solchen unwürdigen Schützling bei dem Quästor persönlich zu vertreten; und dem Censor — noch mehr dem Freunde des Letztern — schien es nur Eines bittenden Wortes zu bedürfen, um dem Straffälligen Nachsicht zu bewirken. Cato wies sein Vergehen unbestreitbar nach; Jener blieb nicht minder beharrlich im Fürbitten, und zog sich dadurch nicht nur den Verweis des ungleich jüngern Mannes, sondern endlich selbst die, mit verstummendem Erstaunen aufgenommene Drohung, daß es ihn schmerzen werde, den Censor, der die gute Sitte aufrecht erhalten solle, durch den Thürsteher von hinnen abführen zu lassen. Dieser entfernte sich: aber auch der gedemüthigte Schützling blieb, nach wie vor, aus dem Bereich der Schatzkammer, wo dieß vorging, verwiesen.

Catulus starb i. J. R. 692. Schmerzlich würde es sein freisinniger Geist empfunden haben, wenn ihn das Schicksal noch hätte Zeuge von den gewaltsamen Stürmen werden lassen, unter welchen bald darauf die Republik zu Grunde ging. Weniger in derselben emporgehoben durch hervorstrahlendes Talent, als durch eine selten sich verläugnende Übereinstimmung in Geist und Wesen, durch Reinheit und Gemeinnützlichkeit im Wollen und durch ein festes Halten an den politischen Grundsätzen, die ihm durch seinen Standpunkt angewiesen wurden, blieb ihm das volle Verdienst eines trefflichen Bürgers und einsichtigen Statsmannes. Cicero wird wiederholentlich sein Lobredner; sonderlich wegen seiner Festigkeit in den bedenklichsten Lagen, so wie wegen seiner Unzugänglichkeit für den Weihrauch der Volksgunst; so daß weder Furcht, noch Hoffnung, ihn je von der sich selbst vorgezeichneten Bahn verlocken konten *). (*Haken.*)

*) *Plutarch.* Pomp. Lucull. — *Dio Cass.* 35. 37. — *Cic.* pro lege Man. — *Sueton.* Caesar.

CATUMBOLA, ein bedeutender Strom in Unterguinea, welcher aus dem Cabal und Balombo entsteht, und durch das Land Sely im N. von S. Felipe Benguela in den atlantischen Ocean geht (nach Bowdich). (*Hassel.*)

Caturigae, s. Caturiges.

CATURIGES, waren ein altes Volk in Gallia ulterior, an der Gränze von Gallia cisalpina, und zwar bei einem Passe über die Alpen, in der Nähe der Centrones und der Grajoceli [1]). Strabo, der sie Catoriges nent, setzt sie oberhalb der Salasser auf dem Gebirgsrücken der Alpen, eben so wie die Centrones, die Veragri und die Nantuates. Er zählt sie, wie Plinius, zu den ligustischen Völkern [2]), der sie richtig Caturiges nent, und sie den Vagiennern an die Seite in die cottischen Alpen setzt [3]), welche von den Caturigern abstamten. Ptolemäus [4]) setzt die Caturiges in die grajischen Alpen. Wenn er hierin dem Plinius zu widersprechen scheint, so ist zu bemerken, daß die cottischen und grajischen Alpen gerade hier zusammenstießen [5]), so daß man eben so gut die Thäler der Caturiger in die grajischen als in die cottischen Alpen setzen konte. Zur Entscheidung der Frage, welches Thal dieser Alpen die Caturiger bewohnten, führt uns das Itinerarium Antonini, und zwar die Straße „De Italia in Gallias a Mediolano Arelate per Alpes Cottias" [6]), auf welcher die Reihe der Orte folgende ist: Brigantione, das heutige Briançon, am westl. Fuße des M. Genevre; Rame XVIIII M. P., das heut. Rame, 3 t. Meilen; Eurodunο XVIII M. P., das heut. Ambrun, 3½ t. M.; Caturigas XVII M. P., das heut. Chorges, 3 t. M.; Gapincum XII M. P., das heut. Gap, 2½ t. M.; Alabonte (Alamonte) XVIII M. P., das heut. Montmaur, 3½ t. M.; und dann weiter nach Arelate, das heut. Arles. — Im Itinerario Hierosolymitano [7]) folgen die Orte so: Mansio Vapinco von Mutatio ad fines XII. Gap.; Mansio Catorigas M. XII., das heut. Chorges; Mansio Hebridano M. XVI., das heut. Ambrun. Inde incipiunt Alpes Cottiae [8]). Mutatio Rame M. XVII., das heut. Rame; Mansio Brigantum M. XVII., das heut. Briançon; inde ascendis Matronam (s. M. Genevre) etc. Man sieht hieraus, daß beide Itinerarien auf dieser Straße mit einander und den heutigen Entfernungen, die wir aus der schönen Specialkarte Les Estats de Savoye et de Piemont. Le Dauphiné, la Bresse etc. von Jaillot genommen haben, hinlänglich übereinstimmen, um überzeugt zu seyn, daß dieß von Süden nach Norden, an den Ufern der Durance (Druentia), sich längs der grajischen bis zu den cottischen Alpen hinaufziehende Thal der Caturiger war.

Eben dasselbe erhellt aus der Tabula Peutingeriana [9]), welche Vapincum von Ictodurum VI Mill. setzt [10]), dann Catorimagus (das Caturigas der Itinerarien) VII Milliarien weiter, dann Eburuno (Ambrun Eburodunum der Itinerarien) XVII Milliarien, dann Rama (Rame) XVIIII Mill., und Brigantione (Briançon) VI (soll heißen XVI) folgen läßt, und darauf die Alpes Cottiae zeichnet, über welche der Weg Segusio (Suza) geht. Hier ist auch der Name des Volkes Caturiges noch hinzugeschrieben, und über Brigantium folgt das Regnum Cottii, und weiter nach der Rhone zu die Vocontii und Cavares, südlicher am Meere die Selteri (soll heißen Sentii).

Aus Allem diesem erhellt, daß die nördliche Gränze der Fuß der cottischen Alpen, das Reich des Cottius und die Stadt Briançon (Bregantio) machte [11]). Die östliche Gränze zog das hohe Gebirge der grajischen Alpen, die westliche Gränze scheint ad fines nach dem Itinerario Hierosolymitano 12 Milliarien von Vapincum (Gap) gewesen zu seyn, wo heutiges Tages das Gebirge Mont Duroux eine natürliche Gränze bildet, und die Südgränze bildeten natürlich die von den grajischen Alpen am linken Ufer der Durance sich herunterziehenden hohen Gebirge von Barcelonetta [12]).

Zu Ptolemäus Zeit war dieß Thal der Caturiger die nordöstliche Gränze der Provinz, zu Strabo's Zeit aber [13]) umfaßte die Provinz noch das kleine Reich des Cottius mit, welches gerade an dem Passe über die cottischen Alpen lag, und mit Bregantio anfing, östlich des Alpengebirges aber, einige Meilen von Susa, aufhörte, und an Italien stieß [14]). Das kleine Völkchen hatte also das Schicksal, das Erste mit zu seyn, welches völlig romanisirt wurde, und es mag häufig von den Römern besucht worden seyn, weil die Hauptstraße durch sein Thal von Italien aus in das südliche Gallien führte. Daher mußten die Orte, welche darin lagen, auch bald ein römisches Ansehen gewinnen.

Der Hauptort scheint Caturigae (Chorges) gewesen zu seyn, weil davon das Volk seinen Namen hat. Den Namen Caturigomagus, den wir in der Tab. Peuting. finden, hat die Stadt unstreitig der reichen Quelle des Flüßchens zu danken, an welcher sie ungefähr 1½ t. M. von dem Ufer der Durance liegt. Der Ort komt auch im römischen Itinerario vor, welches Labbeus [15]) mittheilt, und zwar IV Lieues von Eborodunum. Spon theilt eine Inschrift von daher mit [16]), in welcher der Name der Caturiger enthalten ist:

F. INV. AVG. II.
COS. PROCOS.
CIVIT. CATVR.

Eine andere nicht unbedeutende Stadt muß Eburodunum (Ambrun) It. Ant. (bei dem It. Hierosol. Hebriduno corrumpirt) gewesen seyn, da Ptolemäus [17]) sie als eine Stadt der Caturiger allein anführt. Nach Plinius schlug

---

1) *Caesar.* B. G. 1, 10. 2) *Strab.* IV, p. 204. 3) *Plin.* III, 5. 4) *Ptol.* III. cap. 1. 5) So wie heutiges Tages die Ober- und Nieder-Alpen hier zusammenstoßen. 6) Itinerar. *Anton. Wessel.* S. 339 u. s. w. 7) Ed. *Wess.* p. 353. 8) Bis dahin, nämlich bis zum M. Genevre, der bei Ambrun ist, waren also die Montes Graji. Man vergl. auch *Strab.* IV. p. 179., wo von Ebrodunum das Reich des Cottius begint. 9) *Segm.* II. E. 10) Ictodurum komt in den Itinerarien nicht vor. Es ist wahrscheinlich Avançon, welches zwischen Gap und Chorges in der angegebenen Entfernung liegt. 11) *Strab.* l. c. Tab. Peut. l. c. 12) Das Land der Caturiger umfaßt also nicht, wie Sanson meint, die ganzen Diöcesen von Embrun und Gap, sondern nur Embrenois und den südöstlichsten Theil von Gapenois bis an das Gebirge Dureur, mit der Stadt Gap. 13) *Strab.* IV, 270. 14) M. s. die oben citirten Itinerarien. 15) Biblioth. nova p. 357. 16) *Spon.* Miscell. p. 161. 17) *'Εβορόδουνον.*

Galba die Ebroduntii zur narbonensischen Provinz. Strabo nent den Ort nur ein Dorf [18]). Gregorius Turon. nent sie wieder eine Stadt [19]). Auch in den Actis St. Vincentii komt der Ort vor als civitas Ebredunensis, mit Mauern versehen, und in capite Alpium maritimarum [20]). Daß die Stadt zur römischen Zeit ein Municipium gewesen sei, sieht man aus einer Inschrift von hier, mit dem Titel eines Decurionen, welche im J. 1636 hier gefunden und von Bouche [21]) mitgetheilt ist. Sie ist folgende:

M. VESSONIO
IANVARIO
DEC. II. VIRO
AVO. OPTIMO
M. VESSONIVS. PA
TERNVS. NEPOS. ET. HAE
RES. FACIENDVM. CVRAVIT.

Auch jetzt ist Ambrun der Hauptort von Embrenois, und der Metropolitansitz in den Meeralpen. Der Name ist unstreitig aus dem alten Eborodunum entstanden und wird daher auch Embrun geschrieben. Er komt nach Audifret [22]) von Ebro-Dunum, welches celtisch ist, und einen fruchtbaren Berg bedeutet, her. Die Stadt liegt aber in der That auf einem solchen fruchtbaren Berge, dessen Fuß die Durance bespült. Nero gab der Stadt das Jus Latinitatis [23]). So wurde Ebro-Dunum die später, wahrscheinlich fast bloß von Römern bewohnte Hauptstadt der Caturiger, und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Die andern Orte im Thale der Caturiger, Rame, wahrscheinlich nur ein Dorf, welches noch seinen Namen vollkommen erhalten hat, Jctodurum, das heutige Arançon, und Vapincum, das heutige Gap, kommen in keinem andern Schriftsteller, als in den genanten Itinerarien vor, und sind daher ohne Zweifel nur unbedeutende Flecken der alten Caturiger gewesen. (*Kruse.*)

Caturus, besser Galurus, s. diesen Art.

CATUS, Stadt im Bez. Cahors des franz. Dep. Lot, an der Vert, hat 1134 Einw. (*Hassel.*)

CAUB, Stadt im Herzogthum Nassau am Rheine, zwischen diesem und steilen Bergwänden enge eingeschlossen gelegen. In Urkunden komt sie 983 zuerst vor, als Cuba, Kuve und Caubun. Dem Gau Einrich angehörend, war sie doch schon früh Eigenthum der Grafen von Nürings, die anderwärts im Nied und Wettergau das Grafenamt verwalteten. Nach deren Aussterben in männlicher Linie kam sie 1174 an die Häuser Müntzenberg und Bolanden. Von deren Erben erkaufte sie der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, von 1277 bis 1291, in einzelen Theilen. König Ludwig beschenkte sie 1324 mit mit den Rechten und Freiheiten einer Stadt. Wenn sie gleich 1310 an Graf Gerlach von Nassau, und 1349 an Cuno von Reifenberg verpfändet wurde: so erfolgte doch jedes Mal bald die Einlösung, und sie ist später bei der kurpfälzischen Linie immer geblieben, bis sie 1802 als Entschädigung an das Haus Nassau kam. — Die Stadt zählt 321 Familien und 1347 Selen, die sich dem größeren Theile nach zur evangelischen Kirche bekennen, zum Theile aber katholisch sind, und sich einer Kirche gemeinschaftlich bedienen. Die Schifffahrt und der Handel auf dem Rheine, ein nicht unbedeutender Weinbau, wie Förderung vieler Dach-Schiefersteine aus den umher gelegenen Gruben und deren Versendung bilden die Nahrungsquellen der Einwohner. Alle Berge umher sind mit Weinstöcken bepflanzt, und es wächst hier vorzüglich ein guter rother Wein, der geschätzt und auch für die Ferne gesucht wird. — Caub war von den ältesten Zeiten an der Ort, wo die teutschen Könige einen bedeutenden Rheinzoll erheben ließen, der aber, an die Besitzer der Stadt als Reichslehn übergegangen, mit dieser zugleich an die Pfalz kam. Kaiser Ludwig erhöhete denselben, und baute zu dessen Erzwingung und Sicherung im J. 1326 gegen Caub über mitten in den Rhein auf einen nackten Felsen einen großen und festen Thurm, der Pfalzgrafenstein oder nur die Pfalz genant. Papst Johann XXII. foderte in einer Bulle den Erzbischof von Trier zur Zerstörung dieses Thurmes auf. Da dessen Macht aber nicht dazu ausreichte, so ist er stehen geblieben, und bis jetzt in vollem Bau erhalten, reizt er sehr die Aufmerksamkeit der Vorüberschiffenden durch das Ungewöhnliche und Abweichende seiner Bauart, und das Unerklärbare des Zwecks aller einzelen Theile. Mit dieser urkundlichen Nachricht ist zugleich die alte Sage, daß die Pfalzgräfinnen in diesem Thurme ihre Niederkunft hätten halten müssen, widerlegt. — Über der Stadt erheben sich auf einem steilen Berge die stolzen Ruinen der alten Burg Gutenfels malerisch schön. Die Sage gibt ihr Philipp II. von Falkenstein im 13. Jahrh. zum Erbauer und dessen Schwester Guda zur Ursache ihrer Benennung. Aber beides ist noch unerwiesen. 1504 wurde sie 6¼ Wochen vom Landgrafen Wilhelm von Hessen mit der Reichsexecutionsarmee vergebens belagert. Sie hatte bis 1808 eine kleine Besatzung. Da aber wurde sie dachlos gemacht, und sank zur Ruine herab. (*C. D. Vogel.*)

CAUCA, Fluß in Neugranada, in Südamerika, der in Popayan entspringt, und in den Magdalenenfluß sich ergießt. (*Stein.*)

CAUCUNA, ein Hafen an der Südküste Siciliens, westlich vom Promontorium Pachynus. Prokopius sagt, er sei für die nach Afrika über Malta Schiffenden der bequemste gewesen. (*W. Müller.*)

Caucus, s. Cyprinus Caucus.

Caudata, s. Batrachia mutabilia caudata.

CAUDEBEC, Stadt im Bezirk Yvetot des franz. Dep. Niederseine (49° 30′ Br. und 18° 22′ L.), am Fuße eines Bergs und am rechten Ufer der Seine, ist mit Mauern, Thürmen und Graben umgeben, hat 3 Kirchen, 1 Frauenkloster, worin junge Frauenzimmer unterrichtet werden, 1 Hospital, 460 Häus. u. 2597 Einw., die 6 Gärbereien, 1 Stärkefabr., 3 Linnenbleichen und gegen 100 Seifensiedereien unterhalten, und auch noch große Hüte verfertigen, obgleich die Feinhutmacherei, wegen welcher die Stadt sonst so berühmt war, daß man feine

18) *Strab.* IV, 179. Casaubonus will hieraus κώμην πόλιν machen, wozu uns aber nichts berechtigt. 19) Ebradunensem urbem *Greg.* Tur. IV, 39. 20) Acta St. Vinc. cap. 3. 21) *Bouche* L. IV. Chorogr. Prov. C. 3. p. 262. 22) Geogr. T. II. p. 285. 23) *Sanson* Rem. sur la Carte de l'ancienne Gaule.

Hüte nur caudebecs nante, sich ganz nach Yvetot gezogen hat. Sie hat einen kleinen Flußhafen und handelt mit Korn, Wein, Brantwein, Leinewand, Senf, Federn, Schiefer, Eisen und Steinkohlen. Ihre Märkte sind stark besucht. Bei der Stadt dehnt sich der 12,000 Arpens große Wald von Brothonne aus. (*Hassel.*)

CAUDETE (16° 2′ L. 38° 40′ B.), Villa in der span. Prov. Valencia, Govierno de Montesa, mit 1500 Einw. und einer reichen Feldmark im Umfange von Murcia auf einem Landstriche, den man gewöhnlich die Isla de Valencia nent. (*Stein.*)

CAUDIES, Marktfl. im Bez. Perpignan des franz. Dep. Ostpyrenäen am Bergstrome Aly, mit 285 Häus. und 1490 Einw. (*Hassel.*)

CAUDIUM. — Die caudinischen Engpässe (Fauces Caudinae). — Das caudinische Joch (Furculae Caudinae). — Caudium, späterhin Arpaja genant, war eine Stadt im Gebiete von Samnium, am westlichen Abhange des Apennins, zwischen Capua und Beneventum an der Via Appia gelegen. Die mehrfachen Bergschluchten (Stretto d'Arpaja), durch welche sich der Weg in solcher Enge hinzog, daß nur je zu Zweien hindurch zu dringen war, haben in der früheren Geschichte Roms eine traurige Berühmtheit erlangt und sind für diese Welteroberin noch Jahrhunderte nachher ein Wort des Schreckens geblieben: denn schmähliger und entehrender, weil sie unblutig war, traf sie nie eine Niederlage, als das caudinische Joch, dem sich hier 2 römische Heere zu gleicher Zeit unterwerfen mußten.

Die Samniter, ein hartes, kriegerisches und damals in Unteritalien mächtiges Bergvolk, dessen Sitze wir in den beiden Abruzzen zu suchen haben, hatten, gegen Campanien herniedersteigend, Capua mit dem Schwerte genommen (332 n. R. Erb.). Achtzig Jahre später (412) bewogen die immerwährenden feindseligen Reibungen mit den Campaniern diese Letzteren, die ihre Schwäche erkanten, Beistand oder Vermittelung in Rom zu suchen. Friedlich, aber dennoch gebieterisch, heischte Dieses von den Samnitern die Räumung des besetzten Gebiets; und die stolze Weigerung, Capua frei zu geben, führte hierauf eine, wiewol oft unterbrochene Fehde von 53jähriger Dauer herbei, deren mannichfache herbe Wechsel, dem größeren Theile nach, zum Nachtheil der Samniter ausfielen und auch mit gänzlicher Unterjochung derselben endigten. Ihre aufgestellten Heere, durch wiederholte Niederlagen gedemüthigt und zuletzt (430) vom römischen Dictator L. Papirius Cursor in einer entscheidenden Schlacht bezwungen, ließen ihnen schon nach 18 Jahren nur die Bitte um Frieden übrig, statt dessen sie von den übermüthigen Siegern kaum eine 1jährige Waffenruhe zu erlangen vermochten.

Ein solches Verhältniß war zu unsicher und drückend, um ertragen zu werden. Noch vor Ablauf der kurzen Frist griffen die Samniter aufs neue zu den Waffen: allein abermals der Übermacht nicht gewachsen, verschlimmerte sich ihre Lage dergestalt, daß sie, nach einem kurzen Feldzuge, nochmals und unter den unterwürfigsten Erbietungen genöthigt waren, die Milde der Sieger anzuflehen, von denen sie nunmehr noch schnöder zurückgewiesen wurden. Da, am Rande der Verzweiflung, als T. Veturius Calvinus und Sp. Posthumius Albinus in Rom, Beide zum andern Male, am Consulat waren (433), erhob C. Pontius, der samnitische Heerführer, den schon erstorbenen Muth der Seinen, die letzte Kraft an ihre Rettung zu setzen, und zugleich fand sein kriegerisches Talent in sich die Mittel, diesem Entschlusse Nachdruck und Erfolg zu geben. Ließ sich auch dem Feinde, der bei Calatia lagerte, im offnen Felde nicht mehr begegnen, so mochte ihm doch wol eine Falle gelegt werden, wo der gefesselte Löwe ohne Gefahr bekämpft werden konte; und mit scharfem Blicke hatte Pontius die, den Römern noch wenig bekanten caudinischen Engpässe hiezu als Schauplatz ersehen. Mit seinen Truppen still verborgen in diesen Felsklüften, ließ er mehre Herden von 10 Soldaten in Hirtentracht in die Nähe der römischen Heerläger treiben, in der Voraussicht, daß sie hier aufgegriffen und über den Stand der Dinge unter ihren Landsleuten erforscht werden würden. Sie waren angewiesen, einstimmig auszusagen, daß Pontius mit ganzer Macht weit entfernt in Apulien stehe und Luceria, die Bundesgenossin Roms, hart bedränge. Auf diese Kunde glaubten beide Konsuln, zur Entsetzung des bedroheten Platzes keinen Augenblick säumen und unter zwei gegebenen Wegen den kürzeren vorziehen zu müssen, welcher über Caudium führte. Hier aber, den glücklichen Erfolg seiner List nicht bezweifelnd, erwartete Pontius sie bereits auf einem Punkte, wo zwei enge Schluchten in einen tiefen und weiten Bergkessel, rings mit unersteiglichen Felswänden umgeben, hinein- und hinausführten. In dem vorderen Engpasse stießen sie so wenig auf irgend ein künstliches Hinderniß, als auch überhaupt nur auf eine Spur des Feindes. Als sie aber unvorsichtig mit ihrer ganzen Heeresmasse hineindrangen, fanden sie plötzlich den hinteren engen Ausgang gesperrt durch ein Bollwerk von Baumstämmen und Felsblöcken, welches jedes Vordringen um so unmöglicher machte, da sich zu gleicher Zeit auch die anstoßenden Höhen mit feindlichen Truppen dicht erfüllt zeigten. Bestürzt kehrten die Römer eilends nach der ersten Enge zurück, um sich der nun erst erkanten Gefahr zu entziehen: aber auch hier hatte sich bereits ein ähnliches Verhack in ihrem Rücken aufgethürmt und standen eben so zahlreiche Scharen der Samniter, jeder Waffe unerreichbar, im Gesichte. Mit starrem Schreck sahen sie sich rings eingeschlossen in einen weiten Kerker, aus welchem es, durch menschliche Kraft, kein Entrinnen gab. Zwar griff, auch ungeheißen, der Legion-Soldat, der alten Lagerzucht getreu, sobald die Zelte der Konsuln sich erhuben, zur Schaufel, um die gewohnten Verschanzungen hier am Ufer eines niederrieselnden Baches aufzuführen; wie unnütz auch er diese, vom Gespött des, auf den Berghöhen gelagerten Feindes begleitete Arbeit erkante. Eben so ungerufen traten die bleichen Anführer in einen Kriegsrath zusammen, der sich die ganze Nacht durch hinzog, ohne zu einem Beschlusse zu führen.

Nicht minder unschlüssig fühlten sich auch die Samniter, selbst in der Fülle des Siegs, über die Weise, denselben auf das Kräftigste zu nützen. Pontius Herennius, des Feldherrn Vater, ein durch Weisheit und Erfahrung ausgezeichneter Greis, welcher sich, obwol von

allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, in der Nähe befand, ward eiligst beschickt, um durch seine Meinung den Ausschlag zu geben. Er ließ ihnen entbieten, daß es am vortheilhaftesten seyn werde, die eingeschlossenen Römer in voller Freiheit zu entlassen. Befremdet durch einen Rath, der dem allgemeinen Wunsche so schnurstracks entgegenlief, erneuerte man die Botschaft und erhielt nun die gleich orakelmäßige Antwort: Der umzingelte Feind möge bis auf den letzten Mann getödtet werden. Jetzt ward die Stimmung noch peinlicher, und man bewog endlich den abgelebten Statsmann, selbst ins Lager zu kommen und seine eigentliche Meinung zu erklären. Sein erster und besserer Rath, sprach er nunmehr, habe ihnen durch eine Handlung der Großmuth einen mächtigen Gegner für immer zum Freunde gewinnen sollen; sein zweiter, denselben wenigstens auf lange Zeit in die Unmöglichkeit versetzen, ihnen zu schaden. Einen Dritten gebe es nicht: denn jede halbe Maßregel werde zu ihrem Verderben ausschlagen.

Dennoch waren die siegestrunkenen Samniter nicht weise genug, dieser Stimme Gehör zu geben. Den Römern, nach manchem vergeblichen Versuch, ihr Gefängniß zu sprengen, und heruntergebracht bis zum äußersten Mangel, blieb bald nichts übrig, als von Pontius durch Abgeordnete entweder den Frieden oder die Schlacht zu fodern. Stolz erwiederte ihnen der Sieger: Der Krieg und jeder Kampf sei beendigt, und es gelte nur noch darum, ihnen die Bedingungen aufzustellen, um welche sie ihr Leben zu erkaufen hätten. Er werde sie, Mann für Mann, unter dem Joche durchgehen lassen; das samnitische Gebiet müsse von römischen Truppen und Kolonien völlig geräumt und die gegenseitige Unabhängigkeit beider Völker, um nach ihren eigenen Gesetzen zu leben, anerkant werden.

Unter dem Joche hindurch! — Diese Behandlung galt in der alten Zeit als das Schmachvollste, was dem Krieger widerfahren konte. Wen dieß schreckliche Loos traf, der ward, bei Paaren (Daher auch der Ausdruck: „Zu Paaren treiben") zwischen zwei in die Erde gepflanzten Speeren, die oben durch ein Drittes in wagrechter Richtung verbunden worden, schmuck- u. waffenlos, bis aufs Untergewand entkleidet und mit auf den Rücken gebundenen Händen hindurchgeführt, und es machte ihn unfähig, je wieder mit Ehren ein Schwert zu führen. — Eine Entscheidung von so schrecklicher Art ward im römischen Lager, hier mit dem dumpfen Schweigen, dort mit dem lauten Stöhnen der Verzweiflung aufgenommen. Im Feldherrnrathe wagten die Konsuln nicht, den Mund zu öffnen und eben so wenig eine Bedingung, gräßlicher als der Tod, anzunehmen, als sie abzulehnen; bis endlich L. Lentulus, Einer der geachtetsten Anführer, mit edler Verzichtung Seiner selbst, seine Gefährten bewog, zum so nur allein noch möglichen Heil des Vaterlandes, lieber die Schande dieses Tages auf sich zu nehmen und Rom das einzige Heer, worauf es noch zu rechnen habe, zu erhalten. So der Nothwendigkeit sich fügend, erschienen darauf die Konsuln vor Pontius im samnitischen Lager. Dieser foderte einen auf der Stelle abgeschlossenen feierlichen Frieden, welchen Jene, wie sie entgegneten, ohne den Senat und das Volk von Rom, und in Ermangelung der Fecialen, zur Beobachtung der herkömlichen religiösen Gebräuche, nicht eingehen konten. Dagegen gaben sie und ihre Unterbefehlshaber ihr Wort, jede Übereinkunft treulich zu erfüllen und zu dem Ende 600 Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern als Geisel zu stellen. Pontius ließ sich zu der Übereilung verleiten, auf eine solche Bedingung einzugehen, die bald eine bittre Reue in ihrem Gefolge haben sollte.

Aber auch die Konsuln entgingen bei ihrer Rückkehr ins eigne Lager kaum der Wuth der unglücklichen Krieger, welche ihnen mit so großem Rechte die Schuld eines so unwürdigen Geschicks vorwarfen. Bald aber erschien die furchtbare Stunde, wo dieser Grimm sich in Mitleid verkehren sollte, als der samnitische Heerführer der römischen Lictoren gebot, von der Seite ihrer Gebieter abzutreten und diese selbst, nachdem sie aller Zeichen der Consularwürde beraubt worden, die Ersten waren, sich halbnackend der schimpflichen Cerimonie des Hindurchgehens unter dem Joche zu unterziehen. Ihnen folgten die übrigen Anführer, nach ihrem Range, und endlich die entwaffneten Legionen, Eine nach der Andern; während das feindliche Heer, in voller glänzender Rüstung, sie in wohlgeordneten Reihen umstanden und, mit soldatischem Übermuth, zu ihrer Erniedrigung, Hohn und lauten Siegesjubel, samt mancher thätlichen Beleidigung mischten.

Fast erdrückt von der Schande, zogen sie, freigegeben, nunmehr des Weges zurück, den sie gekommen waren; und obgleich sie Capua, die nächste verbündete Stadt, wol noch vor Nacht hätten erreichen mögen, wollten sie doch lieber, im Angesichte der Stadt, am offnen Wege sich hinstrecken, als den beschämten Blick zu ihren glücklicheren Freunden erheben. Diese jedoch, großmüthiger, als man gerechnet hatte, eilten eben sowol, den Konsuln die gebührenden Lictoren und Fasces, und den Legionen Waffen, Pferde, Kleider und Lebensvorräthe entgegenzusenden, als sie, unter feierlicher Bewillkommung des Senats und Volks bei sich zu empfangen und durch jede Erweisung gastfreundlicher Gefälligkeit zu ehren. Stumm und gebeugt empfing das Heer alle diese Merkmale der Liebe, so wie jedes Wort des Trostes; und eben so schied es, am nächsten Morgen, von seinen gefälligen Wirthen in ehrenvoller Weise bis an die Gränzen des campanischen Gebietes geleitet; worauf sein trauriger Zug sich langsam der Heimath entgegen lenkte.

Hier im hochbestürzten Rom, war ihm die Kunde jenes Mißgeschicks bereits vorangeeilt und hatte eben sowol eine gränzenlose Niedergeschlagenheit, als den gänzlichen Stillstand in allem Gewerbe, wie in der Gerichtspflege, unter Anlegung der öffentlichen Trauer erzeugt. Der Volksunmuth warf die Frage auf: Ob Feldherren und Soldaten, mit solchem Makel behaftet, der Eintritt in Roms Thore zu gestatten sei? Doch als man nunmehr die Unglücklichen, in solchem Aufzuge nahend, erblickte, schmolz der Zorn in Mitleid und Thränen. Still und lautlos zogen sie in der Dunkelheit ein, wie Schiffbrüchige sich an das heimathliche Ufer retten. Jeder

suchte schnell sein Obdach, um sich, viele Tage hindurch, im unzugänglichsten Winkel desselben zu verbergen. Selbst die Konsuln enthielten sich jeder, ihnen obliegenden Amtsverrichtung; bis allein auf die, vom Senat gefoderte Ernennung eines Dictators, des Ämilius Papus, welchem wiederum die Wahl zweier neuen Konsuln folgte, deren ausgezeichneter Feldherrn-Ruf der dringenden Lage des Stats entsprach, und die es gleich am Tage ihrer Wahl einleiteten, daß dem, bei Caudium geschlossenen Vertrage, der vielmehr in Rom hätte verhandelt werden müssen, die Bestätigung versagt wurde. Posthumius Albinus selbst, der diese Unterhandlung geführt hatte, trug edelherzig zuerst auf die Verwerfung derselben, zugleich aber auch auf seine, so wie aller übrigen Theilnehmer, Auslieferung an den samnitischen Feldherrn, zu jeder möglichen Büßung ihres Unrechts an. Der Krieg ward beschlossen, und das nämliche, bei Caudium entwaffnete Heer durch erneuerte Werbung ins Feld gestellt. Allein auch Posthumius und seine Genossen erschienen in Fesseln vor Pontius, um das gebrochene Wort mit Darbietung ihres Lebens zu lösen. Der Samnite, größer und edler, als sie, erließ ihnen keinen verdienten Vorwurf über die verletzte Treue, wol aber jede weitere Gefährde, entledigte sie ihrer Bande und schickte sie zu den Ihrigen heim.

Zwei Siege, noch in dem nämlichen Jahre über die Samniter erfochten, setzten die Römer in den Stand, Luceria, das indeß an Jene übergegangen war, und wo die 600 Geisel, ihre Landsleute, aufbewahrt wurden, zu belagern und zur Ergebung zu drängen. Als Bedingung ward gefodert und zugestanden, daß, in strengster Vergeltung, die Besatzung, mit Pontius an ihrer Spitze, 7000 streitbare samnitische Männer an der Zahl, eben so unter dem Joche durchgehen sollten, als die nunmehrigen Sieger es bei Caudium erfahren hatten. Die Geisel wurden gerettet, und alle Fahnen, Kriegszeichen und Waffen, die dort verloren gegangen, zurückgegeben. Wichtiger indeß noch, als diese vollständig befriedigte Rache, war das politische Übergewicht, welches Rom fortan in Unteritalien behauptete †). (*Haken.*)

CAULAINCOURT, Kirchdorf des franz. Aisnedepartements, Bezirk von St. Quentin, an dem Amignon, 2 St. westlich von St. Quentin gelegen, ist das Stammhaus eines vorzüglich in unsern Tagen bekant gewordenen adeligen Geschlechts. Johann I., Herr von C. lebte 1312, Johann IV., Hauptmann über 50 Lanzen im J. 1544, war einer der Vertheidiger von St. Quentin; für Franz Armand, Gemal Francisca von Bethune-Orval, wurde C. im December 1714 zu einem Marquisat, welches auch die Güter Beauvoir, Tombes u. Verchy umfaßte, erhoben. (*v. Stramberg.*)

CAULAINCOURT oder Caulincourt (August, Graf von), franz. Divisionsgeneral u. Gouverneur der Pagen des Kaisers Napoleon, aus einer alten Familie in Vermandois entsprossen *). Er machte seine ersten Feldzüge in Italien unter Bonaparte, und nahm auch in der Folge an den Eroberungskriegen desselben einen rühmlichen Antheil, indem er sich eben so sehr durch seine militärischen Talente als durch ruhigen Muth auszeichnete. Als er in der Schlacht an der Moskwa, am 7. September 1812 an der Spitze des 5. Regiments Kürassiers, auf die russischen Massen einen Angriff machte, und sich einer Redoute bemächtigte, tödtete ihn eine Kanonenkugel **). (*Baur.*)

CAULONIA, eine alte achäische Kolonie an der Ostküste von Bruttia, nördlich über dem Gebiet von Locri gelegen. Sie soll, weil sie in einem Thale erbauet war, Aulonia[1]) geheißen haben, und auch unter dem Namen Caulon komt sie vor[2]). Dionysius der Ältere zerstörte die Stadt, verpflanzte ihre Bewohner nach Syrakus und schenkte ihren Boden den Lokrern[3]). Das von diesen neuerbaute Caulonia wurde durch die Bruttier oder Campanier zur Zeit des Pyrrhus verwüstet und abermals wanderte die Bevölkerung desselben nach Sicilien[4]). Strabo u. Plinius sprechen von den Ruinen von Caulonia. Man sucht diese jetzt noch am Sagrafluß beim Städtchen Castel vetere[5]). (*W. Müller.*)

CAUMARTIN. Die jetzt erloschene Familie dieses Namens stamte aus Ponthieu. Mehre Glieder derselben verdienen bemerkt zu werden. 1) Louis Lefevre de, geb. 1552, gest. 1623, wurde von Heinrich IV. in wichtigen Angelegenheiten gebraucht und war zuletzt unter Ludwig XIII. Siegelbewahrer. Seine Memoiren und Briefe befinden sich unter den Handschriften der königl. Bibliothek. — Von einem seiner Söhne, Louis, welcher ein Jahr nach dem Vater als Gesandter zu Venedig starb, stamt — 2) Louis-François Lefevre de C., geb. 1624, ein Freund des Kardinals Retz und sein Agent während des Krieges der Fronde, worin er keine ganz unbedeutende Rolle spielte. Dieser hinterließ zwei Söhne, 3) Louis Urbain, geb. 1655, gest. 1720, u. 4) Jean-François Paul, geb. 1668, gest. 1735. Dieser jüngere, ungeachtet er Mitglied der Akademie sowol der Wissenschaften als der schönen Künste war, hat doch keinen so großen Einfluß auf die Literatur erhalten, als sein Bruder wenigstens mittelbar erhielt. Auf dessen Schlosse St. Ange bei Fontainebleau faßte Voltaire die Idee zu seiner Henriade und wol auch zu dem Siècle du Louis XIV. Wenigstens verdankt Voltaire ihm viele Nachrichten, wie er in einem seiner poetischen Briefe selbst bekent. Dieser Caumartin, der mehre wichtige Stellen bekleidete, war ein Zögling des berühmten Fléchier, und allgemein wegen seines Geistes und seiner Rechtschaffenheit geachtet. Er ist es, von welchem Boileau in seiner eilften Satire sagt:

---

†) Vgl. *Liv.* 9, 1 — *Val. Max.* 7, 2 — 15. *Flor.* 1, 16 — *Oros.* 3, 15. — *Aurel. Vict.* 30.

*) Von Jean Caulincourt, einem Mönch, im Kloster Corbie, der im Anfange des 16. Jahrh. lebte, hat man ein schätzbares Chronicon Corbeiense, ab anno 662 ad annum 1529, das in der königl. Bibliothek zu Paris handschriftlich verwahrt wird. **) Biogr. univ. T. VII. (von Villenave).

1) *Strabo* VI. 401. *Steph. Byz. s. v. Καυλωνία.* 2) Nicht zu verwechseln mit dem Aulon oder Caulon bei Horaz und Martial, welches nach Apulien gehört. 3) *Diod.* XIV. 106. 6. 4) *Paus.* VI. 3. 5) Mannert's Geogr. v. Ital. Th. II. S. 194.

Chacun de l'équité ne fait pas son flambeau.
Tout n'est pas Caumartin, Bignon, ni d'Aguesseau.
(*H.*)

CAUMONT, 1) Marktfl. im Bez. Bayeux des franz. Departement Calvados, hat 752 Einw. u. 1 Ölfabrik. — 2) Dorf im Bez. Pont Audemer des franz. Dep. Eure, mit 952 Einw., bekant durch den Steinbruch Jacquelière, worin man verschiedene Höhlen sieht. — 3) Marktfl. im Bez. Marmande des franz. Dep. Lot-Garonne, nahe an der Garonne, hat 2316 Einw. — 4) Marktfl. im Bez. Avignon des franz. Dep. Vaucluse nahe an der Durance, ist ummauert, hat 1 Schloß und 1583 Einw., und treibt Öl- u. Seidenbau. (*Hassel.*)

CAUNE, Stadt im Bez. Castres, des franz. Dep. Tarn am Gigon, hat 1 reformirte Kirche, 340 Häuser und 2830 Einwohner, die verschiedne wollne Zeuge fabriziren. (*Hassel.*)

CAUNES (les), Stadt im Bez. Carcassonne, des franz. Dep. Aude am Argens Double, hat 1743 Einw. und betreibt 3 bis 4 Hutfabr. u. gute Gärbereien. In der Umgegend sind 9 Marmorbrüche. (*Hassel.*)

CAUNPUR, ein Distrikt der brit. Prov. Allahabad, an der Jumna, ein flaches, aber reiches Land, worin viele Industrie herrscht. Die gleichn. Hauptstadt liegt (Br. 26° 30′ L. 97° 47′) auf der Westseite des Ganges und ist ein weitläufiger, aber sehr fester Ort, der einen Waffenplatz der Briten ausmacht, für 400 Artilleristen u. 7000 Infanteristen, Kasernen hat, und bedeutenden Handel u. Schifffahrt treibt. Die Stadt wurde 1802 mit dem ganzen Duab von dem Wessir von Oude abgetreten, worauf aus ihr und der Umgegend ein besonderer Distrikt gebildet ist. (*Hassel.*)

CAUSALITÄT. Ursachlichkeit könten wir das Wort ins Teutsche übersetzen, wie die Holländer in ihrer Sprache Oorzakelykheid sagen. Mit diesen Wörtern soll der Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen bezeichnet werden. Über keinen Begriff ist man in den Schulen der Philosophie weniger einverstanden. Ein encyklopädischer Artikel, der keiner Schule ausschließlich huldigen soll, darf also nur die merkwürdigsten Erklärungen anzeigen, die man von diesem Begriffe zu geben versucht hat, und diese Erklärungen mit einigen Anmerkungen begleiten.

Wer über den Begriff der Causalität nachzudenken anfängt, dem muß auffallen, daß der natürliche Menschenverstand überall im Besitze dieses Begriffs ist, und daß er uns überall vorschwebt, wo wir auf irgend eine Art etwas, es sei, was es wolle, begreifen und erklären wollen. Selbst indem wir erklären wollen, was in eben diesem Begriffe liegt, setzen wir ihn schon selbst als giltig voraus. Die menschliche Vernunft kann sich von diesem Begriffe gar nicht trennen. In dem Forschen nach Ursachen erkent sie sich selbst als speculative Vernunft. Die Meinung, daß dieser Begriff durch die Selbstthätigkeit der Vernunft, unmittelbar und abgesehen von irgend einer besondern Erfahrung, gebildet werde, hat also wenigstens vieles für sich.

Aber wenn wir von irgend etwas die Ursache angeben, oder aufsuchen, ist uns auch immer schon ein gewisser Zusammenhang der Dinge gegenwärtig, den wir entweder äußerlich, oder innerlich, nämlich entweder durch die äußern Sinne, oder durch die Selbstbeobachtung in unserm eignen Geiste, als Thatsache wahrnehmen. Selbst wenn wir uns durch Denken über die Möglichkeit einer Wahrnehmung erheben, zum Beispiel, wenn wir uns den Ursprung der Welt begreiflich machen wollen, setzen wir einen inneren Zusammenhang zwischen dem, was wir wahrnehmen, aus dem, woraus wir das Wahrgenommene erklären wollen, voraus. In der Anwendung des Causalitätsbegriffes auf die materiellen Erscheinungen in der Natur haben wir durchgängig einen äußerlich wahrnehmbaren Zusammenhang des Einen mit dem Andern vor Augen. Die Meinung, daß der Begriff der Causalität unabhängig von allem wahrnehmbaren Zusammenhange der Dinge aus der reinen Vernunft entspringe, hat also wenigstens vieles gegen sich. Daraus erklärt sich schon vorläufig, wie die empiristische Deduction des Causalitätsbegriffes immer Anhänger finden konte und noch findet.

Da die Vernunft sich vom Begriffe der Causalität nicht trennen kann, und da dieser Begriff sich immer von selbst einstellt, wenn wir etwas begreifen und erklären wollen: so hat man ihn auch in den Schulen der Philosophie lange Zeit auf das mannichfaltigste angewandt, ohne sich nach einer Deduction umzusehen, die uns lehren soll, woher dieser Begriff stamt, was eigentlich in ihm liegt, und ob wir durch ihn das Innere der Natur erforschen, und den Ursprung der Welt begreifen können, oder ob die vernünftige Anwendung dieses Begriffes sich auf Erscheinungen, die wir wahrnehmen, beschränke. Weder bei Plato, noch bei Aristoteles, noch bei einem andern griechischen Logiker, Naturphilosophen und Metaphysiker, ist eine eigentliche Deduction des Causalitätsbegriffes zu finden. Unter den Kategorien des Aristoteles komt *αἴτιον* oder *αἰτία* nicht ausdrücklich vor; ist aber enthalten in den Begriffen von Thun und Leiden (*τὸ ποιεῖν* und *τὸ πάσχειν*), die Aristoteles zu seinen Kategorien oder allgemeinsten Begriffen zählt. In der Naturphilosophie (z. B. Physic. auscult. II. 7.) und in der Metaphysik (z. B. I. 4.) bedient sich Aristoteles, dieser Begriffe, wie an andern Orten, ohne sie zu erklären. Auch unterscheidet er veranlassende Ursachen von denen, die etwas mit innerer Nothwendigkeit (*ἐξ ἀνάγκης*) bewirken. Bei der Art, wie die Griechen den Begriff von Ursache auffaßten, ist bemerkenswerth, daß sie ihm in ihrer Sprache eigentlich nur die Form eines Adjectivs gaben; *αἴτιος*, *αἰτία*, *αἴτιον*).

Die Deduction des Causalitätsbegriffes wird besonders noch erschwert durch das Zusammentreffen des Realbegriffs von einer Ursache, die keine bloße Vorstellung ist, mit dem logischen Formalbegriffe von einem Grunde. Denn einen Grund in der logischen Bedeutung nennen wir gewöhnlich ein allgemeines Urtheil, aus welchem ein untergeordnetes Urtheil gefolgert wird. Diese bildliche Bedeutung des Wortes Grund, als ob die Wahrheit des gefolgerten Urtheils auf der Wahrheit des allgemeinen ruhte, würde nicht leicht Mißverständnisse veranlassen, wenn nicht die Vernunft in dem Streben, ein Urtheil durch ein anderes zu begründen, auf eine ähnliche Art sich selbst erkente, wie in dem Forschen nach Ursachen. Daher nent sich auch in andern Sprachen dassel-

be, was wir im Teutschen den Grund eines Urtheils nennen, mit eben dem Worte, das die Vernunft überhaupt bezeichnet, z. B. λόγος, ratio, raison. Aber wenn man mit Leibnitz den Satz der Causalität als einen Satz des zureichenden Grundes (principium rationis sufficientis) in die Philosophie einführt, läuft man sogleich Gefahr, die Begriffe zu verwirren; denn eine Ursache kann als etwas zur Natur der Dinge Gehörendes gedacht werden, ohne nothwendige Voraussetzung einer Vernunft, die in der Natur Alles so geordnet hat, daß in ihr Eins aus dem Andern entsteht, wie in unsern Gedanken eins aus dem Andern folgt. Das Entstehen des Einen aus dem Andern ist es aber, was wir durch die Begriffe von Ursache u. Wirkung eigentlich denken; und dieses Entstehen des Einen aus dem Andern denken wir uns als nothwendig, sobald irgend etwas als eine Ursache in Beziehung auf etwas Anderes, das die Wirkung dieser Ursache seyn soll, gedacht wird. Nun hat von diesem Entstehen des Einen aus dem Andern die ganze Natur ihren Namen (von nasci, wie φύσις, von φύειν); und auch in unserm Geiste entsteht mit psychologischer Nothwendigkeit eine Vorstellung aus der andern. Das Gesetz der Causalität ist also überhaupt ein Gesetz der nothwendigen Entstehung des Einen aus dem Andern. Es fragt sich also weiter, ob wir denn wirklich ein solches Gesetz erkennen, oder ob wir es vielleicht in denjenigen Zusammenhang des Dinges, den wir wirklich wahrnehmen, nur hineindichten.

Bis auf Hume, den geistvollen Skeptiker, scheint niemand besonders darüber nachgedacht zu haben, ob wir nicht vielleicht uns selbst täuschen, wenn wir uns vorstellen, daß auf eine ähnliche Art, wie in unsern Gedanken, wenn wir richtige Schlüsse machen, ein Urtheil aus dem andern mit logischer Nothwendigkeit hervorgeht, so auch im All der Dinge ein Daseyn aus dem andern, oder wenigstens ein Ereigniß aus dem andern, mit physischer, oder metaphysischer Nothwendigkeit hervorgehe. Es ist schwer zu begreifen, wie jemand, der Hume's Zweifelslehre verstanden hat, noch der Meinung anhängen kann, daß das Gesetz der Causalität sich empirisch deduciren lasse aus der Wahrnehmung einer Reihe von Ereignissen, unter denen jedes Mal das Eine auf das Andre unter denselben Bedingungen folgt. Denn wenn sich auch nicht bezweifeln läßt, daß wir in solchen Fällen urtheilen, wo, so viel man bisher beobachtet hat, regelmäßig und unausbleiblich Eins auf das Andre in Zeitverhältnissen, folgt, da müsse Jenes aus diesem mit innerer Nothwendigkeit folgen, oder, was dasselbe sagt, durch dieses bewirkt werden: so liegt doch in der bloßen Zeitfolge, sei sie auch noch so constant, nicht der Stoff zum Begriff, weder von innerer Nothwendigkeit, noch zum Begriff der Hervorbringung oder der Entstehung des Einen aus dem Andern. Mehr aber, als das Constante in der Zeitfolge, können wir in dieser Verbindung nicht wahrnehmen, wo wir das Eine die Wirkung, und das Andre die Ursache nennen. Was diese Wörter, Ursache und Wirkung eigentlich aussagen, ist also immer etwas nicht Wahrgenommenes, und zu dem Wahrgenommenen, Hinzugedachtes.

Eben so wenig leuchtet ein, wie der Stoff der allgemeinen Begriffe von Ursache u. Wirkung aus der innern Erfahrung geschöpft werden könne, deren wir uns bewußt sind, wenn wir durch unser Wollen, oder durch eine andre Art von Geistesthätigkeit, eine Veränderung in uns, oder außer uns, bewirken. Denn wenn auch diese Veränderung unter denselben Bedingungen sich immer wieder einstellt, so erkennen wir auch dadurch keine innere Nothwendigkeit, daß sich dieses immer so unter denselben Bedingungen ereignen müsse. Doch muß wol zugestanden werden, daß, wenn nicht das Bewußtseyn, das wir von unserm Wollen und unserer Geistesthätigkeit überhaupt haben, für eine Selbsttäuschung erklärt werden soll, die Veränderung, die dadurch bewirkt wird, allerdings aus uns selbst hervorgeht, und daß also hier von keiner bloßen Zeitfolge die Rede ist.

Aber der geistvolle Hume scheint bei seinem Angriffe gegen die in den Schulen des Empirismus gewöhnliche Deduction des Causalitätsbegriffs diesen Begriff selbst aus dem Gesicht verloren zu haben, als er den Knoten dadurch zu lösen glaubte, daß er aus der blinden Macht der Gewohnheit psychologisch zu erklären suchte, wenn wir uns vorstellen, wenn Eins unter denselben Bedingungen immer auf das Andre folgt, es könne nicht anders seyn. Denn wir wollen ja wissen, woher das Merkmal der innern Nothwendigkeit in den Begriffen von Ursach und Wirkung stamt. Dieses Merkmal kann uns durch die Macht der Gewohnheit nicht gegeben werden. Eben so wenig vermag die Gewohnheit allein die Vorstellung von einer Entstehung des Einen aus dem Andern in uns hervorzulocken. Sei die Macht der Gewohnheit noch so groß; sie beschränkt sich doch ihrer Natur nach auf das Gewöhnliche; und das Gewöhnliche, bloß als solches, hat weder mit innerer Nothwendigkeit, noch mit der Entstehung des Einen aus dem Andern, etwas gemein.

Wollen wir nun auf die Seite der transscendentalen Rationalisten treten, die das Gesetz der Causalität aus der reinen Vernunft deduciren, so führt uns der Weg zu den Metaphysikern, die durch den Causalitätsbegriff in den innern Zusammenhang der Dinge einzudringen behaupten, zuerst in das Gebiet der Kantischen Vernunftkritik, nach welcher der Begriff der Causalität zwar ein Begriff a priori seyn soll, den die reine Vernunft aus sich selbst schöpft, aber nur ein reiner Verstandesbegriff oder eine von Kant so genante Kategorie, das heißt, ein Begriff, der aus der Spontaneität des Verstandes und aus bloß logischer Nothwendigkeit entspringen soll, die in den logischen Urtheilsformen liegt. Diese Stufenlehre ganz zu verstehen, muß man aber den der Kantischen Philosophie eigenthümlichen Begriff von reiner Vernunft überhaupt und von einer in der Vernunft liegenden reinen Form des Erkennens gefaßt haben. Da nun hier nicht der Ort ist, die Grundlehren des Kantianismus mit der Ausführlichkeit zu erörtern, ohne die sie sich nicht verständlich machen lassen, so dürfen wir nur fragen, was sich aus dieser Lehre ergibt, wenn sie wahr befunden werden sollte. Causalität ist nach dieser Lehre nur ein reines Gedankenverhältniß eines Dinges, das wir hypothetisch als ein

Wirkliches setzen, zu einem andern Dinge in unsern Gedanken. Wie in der hypothetischen Urtheilsform das Bedingte mit dem Bedingenden durch logische Nothwendigkeit verbunden ist, so denken wir uns, nach der Kantischen Lehre, ein Ereigniß, das regelmäßig auf ein anderes folgt, als die Wirkung von diesem, indem wir ein reines Verstandesgesetz in die Wahrnehmung der Erscheinungen übertragen, wozu wir durch das Denken selbst genöthigt werden, wenn wir den Zusammenhang der Erscheinungen beurtheilen wollen. Auf diese Art wäre also die Nothwendigkeit, die in der gedachten Causalverbindung liegt, logisch deducirt. Aber erstens wird dadurch noch nicht erklärt, warum denn die Anwendung des Causalitätsbegriffs nur da eintritt, wo wir eine constante Wiederkehr in der Zeitfolge der Erscheinungen wahrnehmen. Zweitens wird durch diese Erklärung dem Causalitätsbegriffe alle Beziehung auf den innern Zusammenhang der Dinge entzogen. Wir erkennen nach dieser Lehre keine wirklichen Ursachen in der Natur der Dinge, und überhaupt kein wirkliches Entstehen des Einen aus dem Andern; wir werden nur durch die in der Natur unsers Verstandes liegende Art zu denken logisch genöthigt, uns vorzustellen, es entstehe nothwendig Eins aus dem Andern, wo wir im Grunde nichts weiter erkennen, als wie in Zeitverhältnissen Eins auf das Andre, nicht aus dem Andern, folgt. Wir dürfen also wol mit dem scharfsinnigen Platner die Frage wiederholen: Was haben wir denn nun durch Kant gegen Hume in der Hauptsache gewonnen? Denn das Einzige, was wir gewonnen haben, ist jene Nothwendigkeit, die sich allerdings aus der Macht der Gewohnheit nicht erklären läßt, aber eine bloß logische Nothwendigkeit, die das Wesen, als Natur und den innern Zusammenhang der wirklichen Dinge, nichts angeht. Wir buchstabiren dann, wie Kant selbst es einmal ausdrückt, nur Erscheinungen zusammen, um sie als Begriffe lesen zu können; und der innere Zusammenhang der Dinge bleibt uns verborgen, wie zuvor. Auch alles, was wir von Naturkräften und Selenkräften zu erkennen glauben, wird dann zu einer bloß logisch nothwendigen Vorstellungsart, durch die wir keine Kraft als etwas außerhalb der bloß logischen Vorstellung Wirkliches erkennen. Unser Verstand treibt dann überhaupt nur ein logisches Spiel mit sich selbst, wenn wir irgend etwas in der Natur und in uns selbst zu erklären suchen.

Unterdessen läßt die menschliche Vernunft den Causalitätsbegriff in Beziehung auf einen innern Zusammenhang der Dinge nicht fahren, wie man auch in den Schulen darüber streite. Von der Vernunft geht das Streben unsers Geistes aus, wirkliche, nicht bloß von uns gedachte Ursachen und Wirkungen zu erkennen. Rerum cognoscere causas, war von jeher das Ziel und der Stolz der forschenden Vernunft, und gewiß nicht in dem Sinne, als wenn der denkende Geist sich nur an einem logischen Blendwerke ergötzen, oder gar nur inne werden sollte, was die Gewohnheit über ihn vermag. Nehmen wir an, daß der Begriff von einem inneren ungewissen Zusammenhange der wirklichen Dinge entweder nur ein Hirngespinst, oder doch nur ein logisch nothwendiges Erzeugniß unsers Verstandes sei, so ist die Vernunft nicht dasjenige, wofür sie immer sich selbst gehalten hat. Auch alle Schlüsse, durch die wir uns, von Ursachen zu Ursachen fortschreitend, bis zum Begriffe von einem göttlichen Urwesen erheben, das wir uns als die erste Ursache alles endlichen Daseyns denken, erscheinen dann als logische Truggebilde.

Wie der Verfasser dieses Artikels den Begriff der Causalität als einen in der Vernunft gegründeten, nicht bloß logischen, Erkentnißbegriff deducirt, hat er in seinem Lehrbuche der philosophischen Wissenschaften (Zweite Auflage, Theil I. S. 111 ff.) angezeigt. Die neuen Absolutisten, die alles Erkennen aus der Idee des Absoluten ableiten, haben sich über die Bildung des Causalitätsbegriffes noch nicht so deutlich erklärt, daß es hier schon angezeigt werden könte. (*Bouterweck.*)

CAUSANG, Stadt in der Nord-Anam, hat 7000 bis 8000 Einw. und treibt Handel. (*Hassel.*)

Causeus, s. Chaussée.

CAUSSADE, Stadt im Bez. Montauban des Depart. Tarn-Garonne, am Bache Comte, hat 443 Häus., 1 ref. Kirche und mit dem Kirchspiele 5121 Einw., unterhält Etamin- u. Kadisfabr., Linnenweberei und treibt Handel mit Korn, Vieh, Geflügel, Safran, Hanfe, Flachse u. Trüffeln. (*Hassel.*)

Caustica, s. Ätzmittel.

CAUTERETS, Dorf in einem wilden, mit Granitblöcken besäeten gleichn. Thale u. am gleichn. Gießbache im Bez. Argèles des franz. Dep. Oberpyrenäen. Es hat 659 Einw. und ist berühmt wegen seiner 12 warmen Bäder, die zwischen 24 bis 42° Reaum. wechseln und häufig besonders von Spaniern besucht werden, daher hier auch gute Badeanstalten vorgerichtet sind. Die Bäder liegen zerstreuet in dem Thale, das von hohen Pyrenäengipfeln eingeschlossen ist *). (*Hassel.*)

CAUTERIUM, 1) Gondret's chemisches Brennmittel läßt sich als eine Ammoniumseife mit Überschuß von Ammonium betrachten, und könte Sapo suprammoniatus heißen. Es bewirkt, äußerlich angewandt, alle Grade des Cauterium vom Hautröthen an bis zum wirklichen Brennen †). — 2) Cauterium potentiale, s. unter Kali, und oben Ätzmittel. (vgl. Kauterisiren). (*Th. Schreger.*)

Caution, s. Sicherheitsstellung.

CAUVET (Gilles Paul), geb. 1731 zu Aix in der Provence und gest. zu Paris 1788, sculpteur de Monsieur, war unter den französischen Künstlern der Erste, der einen besseren Geschmack in den Zimmerverzierungen einführte. Er verbante das alte Grottenwesen (la rocaille) und führte Verzierungen nach Mustern der Antike ein, ehe man noch an eine Veredlung des Stils der Malerei gedacht hatte. An der Gallerie des ehemaligen Hotels Mazarin kann man noch sehen, was er leistete. Sein Récueil d'ornemens à l'usage des jeunes artistes qui se destinent à la decoration des bâti-

*) Sie werden von franz. Ärzten besonders gegen Verstopfungen, Brustkrankheiten, Paralysen und Magenübel empfohlen. (*Schreger.*)

†) Vgl. Rust's Anthrakokologie rc.

mens (Par. 1777.) ist nicht ohne guten Einfluß geblieben. (*H.*)

CAUX, eine der fruchtbarsten Abtheilungen der alten Normandie und zwar der obern an den Gränzen der Picardie und am Ozeane; es ist in Frankreich wegen seines Geflügels, den gelinotes de Caux, wegen seiner Butter und der Reize seiner Bäuerinnen bekant. (*Hassel.*)

CAVA, la, ein altes Bisthum in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore. Man umfaßt mit diesem Namen mehre kleine Ortschaften auf und bei dem Berge Metelliano, und Borgo della Cava, ein Städtchen von 396 Einwohnern, so wie die Kathedrale und den bischöflichen Palast. Das Thal, welches die in und an denselben gelegenen Ortschaften la Cava benant hat, ist sehr fruchtbar und heißt von den Mühlen, welche seine Bäche treiben, auch la Mulina. Mit der blühenden Fülle des Thales contrastiren aber auf eine höchst romantische Weise die kühnen und schroffen Felsmassen, die es umstarren. Sie bestehen aus Tropfstein, und hängen oft wie Eiszapfen herunter. Besonders merkwürdig ist eine große Höhle, welche mit weiter Mündung geöffnet, sich tief in den Felsen versenkt und aus ihrem dunkeln Innern viele Quellen herausschickt, die sich noch in ihr selbst zu einem Bache vereinigen, welcher bei Vintri ins Meer stürzt.

Die Gründung von la Cava wird so erzählt. Alferi [1]), ein naher Verwandter des Grafen Drogo von der Normandie, welchem bei der normännischen Eroberung das Fürstenthum Salerno zu Theil wurde, sammelte die vor den Saracenen in dieses Thal geflüchteten Einwohner und erbauete die Stadt und das Benediktinerkloster la Cava gegen Anfang des 11. Jahrh. Das letztere, von dem Grafen Roger mit vielen Schenkungen und Freiheiten ausgestattet, wurde späterhin an einem gesundern Platze neu errichtet, und Papst Bonifaz IX. erhob es zum Bisthum. Es ist wichtig durch sein Archiv, welches unter andern den berühmten Codex der lombardischen Gesetze enthält [2]).

Die Einwohner des Thales la Cava zeichnen sich durch ihren Gewerbsfleiß aus. Sie unterhalten Webereien, in denen Seide, Wolle und Flachs verarbeitet werden, eine Majolikafabrik und viele Mühlen. Die bedeutendsten Dörfer sind Cetara (2538 Einw.), Dragone (1718 E.), S. Lucia (2088 E.), S. Michele (2907 E.), Passiano (2195 E.). Einige rechnen auch Vintri dazu. (*W. Müller.*)

1) S. *Mabillon* im Mus. Ital. und in den Ann. Ord. Bened. T. 4. 2) S. Adelferus genant.

CAVACEPPI (Bartolomeo), ein römischer Bildhauer des vorigen Jahrh., welcher sich als Restaurateur antiker Kunstwerke und als Freund Winckelmanns einen Namen gemacht hat. Er war um die zwanziger Jahre des vor. Jahrh. geboren und machte seine Schule in Rom unter Etienne Monot. Seine selbsterfundenen Werke zeigen kein sonderliches Talent und erinnern noch an den Geschmack des Rusconi und Bernini. Aber seine Restaurationen von Antiken sind zum Theil sehr verdienstlich und verrathen einen reineren Sinn und gebildeteren Geschmack, als irgend ein Bildhauer seiner Zeit in solchen Arbeiten gezeigt hat. Winckelmanns freundlicher Rath wirkte gewiß sehr vortheilhaft auf ihn. Er versuchte sich gemeinschaftlich mit seinem jüngern Bruder an einigen Antiken der Villa Albani, und in der Folge kaufte er selbst eine große Menge alter Bruchstücke auf und wußte sie in seiner Werkstatt so zu ergänzen und aufzustutzen, daß er aus dem Verkauf derselben, besonders an Fremde, ein bedeutendes Vermögen erwarb. Auch mit Zeichnungen und Gemälden trieb er einen ähnlichen Handel und besaß ansehnliche Kunstschätze. 1768 trat er mit Winckelmann die Reise nach Teutschland an, welche dieser, von seinem unglücklichen Schicksale gerufen, in Wien aufgab, um nach Italien zurück zu kehren. Cavaceppi begab sich nach dem nördlichen Teutschland und vollendete in Potsdam eine Büste Friedrichs II., die wegen ihrer Ähnlichkeit bewundert wurde. Sein Tod fällt gegen das Ende des vor. Jahrhunderts. — In 3 Samlungen, jede zu 60 Blättern, hat er die von ihm restaurirten Bildwerke, in Kupferstich herausgegeben: Raccolta d'antiche statue, busti, bassirilievi ed altre sculture restaurate da Bm. Cav. Roma, 1768 — 72. fol. Im ersten Theile eine Einleitung über das Restauriren antiker Bildwerke, im zweiten eine Nachricht über Winckelmanns letzte Reise *). (*W. Müller.*)

*) S. Füeßli's Künstler-Lex. und erster Theil der Suppl. Winckelmann und sein Jahrhundert. S. 288.

CAVADO, Fluß in Portugal, der in der Prov. Traz os montes auf der Serra de Gerez entspringt, den Homem und Caldo aufnimt, sich in der Provinz Minho nach einem Laufe von 12 M. unterhalb Braga bei Esposende ins atlantische Meer ergießt, und 1½ M. weit schiffbar ist. (*Stein.*)

CAVAGLIA, eine gewerbsfleißige Stadt mit 2900 Einw., in der piemontes. Provinz Biella. Ihr Handel besteht vorzüglich in Wein und Seide. (*W. Müller.*)

CAVAILLON, Stadt im Bez. Avignon des franz. Dep. Vaucluse (43° 52′ L. und 22° 52′ Br.) am rechten Ufer der Durance am Fuße eines Bergs, ist schlecht gebauet und schmuzig, hat aber eine Menge Kirchen und alte Klöster, 1400 Häus. und 5750 Einw., worunter viele Juden, und unterhält Seidenmühlen und Seidenspinnerei, vorzüglich aber Gärtnerei; es werden die schönsten Artischocken, Melonen- und Pfirschen gezogen, auch ist die ganze Gegend umher ein wahrer Fruchtgarten. Es gibt einige Alterthümer, unter andern die Reste eines römischen Triumphbogens. (*Hassel.*)

CAVALAIRE, ein Küstenfluß im franz. Depart. Var, welcher unweit Grimaud der Erde entquillt und sich auf der ebnen Küste, die von ihm den Namen führt (plage de Cavalaire), in das Meer wirft. (*Hassel.*)

CAVALCANTI (Guido), einer der frühesten italienischen Dichter, stamte aus einem alten und vornehmen florentinischen Hause und war ein Sohn des Cavalcante Cavalcanti, der eine bedeutende Rolle in den Fehden und Unruhen spielte, welche damals seine Vaterstadt zerrissen. Dante findet diesen als Epikureer in der Feuerstadt der Hölle [1]), und wenn wir der Sage trauen dürfen, deren Gewährsmann Boccaccio ist [2]), so hatten die philosophischen Studien den einsiedlerischen und finster ge-

1) Inferno X. 52 ff. 2) Decam. Giorn. VI. Nov. IX.

launten Guido auf dieselben Pfade der atheistischen Grübeleien geführt [3]). Es scheint, daß Guido's originelle und vielleicht einiger Maßen seltsame Natur, verbunden mit der Leidenschaftlichkeit seiner Studien, von seinen Landsleuten mißverstanden wurde, und daß die politische Parteisucht, diese Mißverständnisse stärkte und vergrößerte.

Guido's Geburt fällt wahrscheinlich in die dreißiger Jahre des 13. Jahrh. Er heirathete 1266 eine Tochter des Farinata degli Uberti, des Hauptes der florentinischen Gibellinen und stellte sich nach seines Schwiegervaters Tode selbst an die Spitze dieser Partei. Als solcher war er ein Todfeind des Corso Donati, des Hauptes der Guelfen, und nachdem dieser einige Versuche gemacht hatte, ihn meuchlings aus dem Wege räumen zu lassen, griff Guido ihn mit offener Gewalt an, mußte aber fliehen und wurde verwundet. Die Florentiner, endlich der Unruhen müde, durch welche diese beiden Parteihäupter ihre Stadt zerrütteten, verbanten beide, den Guido nach dem ungesunden Sarzana. Sein Exil dauerte zwar nicht lange, aber er brachte eine Krankheit mit nach Florenz, welche sein Leben 1300 oder 1301 endigte. Auf einer Pilgerfahrt, die er, vor seiner Verbannung, nach S. Jago di Compostella unternahm — vielleicht nach seiner Bekehrung zum Glauben — hielt er sich einige Zeit in Toulouse, dem Sitze der provenzalischen Dichtkunst auf, und hier soll sich sein poetisches Talent nicht allein durch diese Schule, sondern vorzüglich durch die Liebe zu einer schönen Toulouserin Mandetta, der Heldin seiner Sonette und Canzonen, entwickelt haben. In der lyrischen Poesie ist er der würdigste Vorläufer Dante's und Petrarca's. Auch war sein dichterischer Ruf unter seiner Zeitgenossen sehr groß. Dante sagt, wie in der Malerei Giotto dem Cimabue, so habe der zweite Guido (Cavalcanti) dem ersten (Guido Guinicelli, dem Vater süßer Liebeslieder [4]) den Preis der Sprache abgewonnen [5]). Seine Gedichte bestehen aus Canzonen, Sonetten und liederartigen Balladen. Ihr Gegenstand ist Liebe u. Galanterie, jedoch geht die berühmte Canzone: Donna mi prega, perch'io voglia dire, eine Theorie von der Natur der Liebe, in das metaphysische Gebiet über [6]). Ein eigenthümlicher Geist, zu Melancholie und bizarrer Laune geneigt, charakterisirt Guido's Poesie, wie sein Leben, und in der sprachlichen und metrischen Behandlung, namentlich des Sonetts, ist er kunstreicher, als alle seine Vorgänger. (*W. Müller.*)

Cavalerie, s. Reiterei.

CAVALERIE, la, Stadt im Bez. Milhaud des franz. Dep. Aveyron und in einem Gebirgsthale der alten Landschaft Rovergue, hat 760 Einw. (*Hassel.*)

CAVALER MAGGIORE, Stadt in der piemontesischen Provinz Saluzzo, mit ungefähr 5000 Einwohnern, am Grana gelegen und reich an Garten- u. Feldfrüchten. (*W. Müller.*)

CAVALESE, Marktfl. und Gericht im trienter Kreise der gefürsteten Grafschaft Tyrol, im fleimser Thale auf dem rechten Ufer des Avisio, mit einer Pfarrkirche, einem Franciskaner-Kloster, einem Zoll- u. Waldamte. Die Einwohner dieses Ortes und Thales treiben einen starken Holzhandel, vorzüglich mit Bauholz, welches theils auf dem Avisio und der Etsch, theils auf der Achse über den Paß St. Pelegrino in das Agardo-Thal und von da zu Wasser nach Venedig und weiter gebracht wird. C. ist der Geburtsort des Malers Unterberger. (*Haan.*)

CAVALLIERI (Francesco Bonaventura), der durch seine Entdeckungen in der Geschichte der Wissenschaft Epoche macht, ist geb. zu Mailand 1598 u. gest. 1647. Mit seinem 15. Jahre trat er in den Orden der Hieronymiten oder Jesuaten (nicht zu verwechseln mit den Jesuiten), widmete sich Anfangs der Theologie, begab sich aber, da ihn sein Geschmack zum Studium der Mathematik hinzog, nach Pisa *), um dort die Hilfsmittel zu suchen, welche ihm in seiner Vaterstadt fehlten. Glücklicher Weise war in dem Collegium zu Pisa auch der be-

---

Vgl. *Dino* Compagni Istor. Fior. (dall' Anno 1280 ff.). 3) Dieser Umstand hat ihm einen Artikel in *Bayle's* Dictionnaire verschafft. 4) Purgat. XXVI. gegen Ende. 5) Purgat. XI. 99. 6) Dieses berühmte Gedicht ist unter andern von dem Kardinal Egidio Colonna weitläufig erklärt worden. Man führt acht Kommentatoren desselben an. In folgenden Samlungen findet man C's Gedichte: Sonetti e Canzoni di diversi antichi Autori Toscani etc. Firenze, Giunta. 1527. 8. und in den weniger seltenen Nachdrücken: Venez. 1532. 8. La bella mano di Giusto de' Conti etc. Parigi 1595. 12. Dasselbe Firenze 1715. 12. Verona 1753. 4. *Leone Allacci*: Poeti antichi raccolti da Cod. Mss. della Bibl. Vatic. e Barber. Napoli 1661. 8. Poesie di alcuni antichi rimatori Toscani. Roma, 1774. 8. (*Valeriani*) Poeti del primo secolo della lingua italiana. Fir. 1816. II. 8. Raccolta di Rime antiche Toscane dal sec. XIII. al XIV. Palermo. 1819. IV. 8. (Dieses Verzeichniß der vorzüglichsten Samlungen der Rime antiche gilt zugleich für die Literatur der übrigen vordante'schen Dichter. Auch *Crescimbeni* enthält einige Stücke von Cavalcanti). Schon um 1750 hatte Girol. Tartarotti reiche Materialien zu einer Ausgabe der sämtlichen Gedichte des Guido Cavalcanti gesammelt. Aber seine Unternehmung kam nicht zu Stande. Die florentinische Ausgabe desselben läßt Manches zu wünschen übrig: Rime edite ed inedite di G. C. aggiuntovi un volgarizzamento antico non mai pubblicato, per opera di *Ant. Cicciaporci*. Fir. 1813. 8. Die metaphysische Canzone einzeln: Guidonis de Cavalcantibus de Natura et Motu Amoris Venerei Cantio, cum enarratione Dini de Garbo. Ven. 1498. fol. Canzone d'Amore di G. C. con l'esposizione del Maestro *Egid. Colonna* etc. insieme con la vita e le rime di esso Cavalc. Siena, 1602. 8.

Die älteste Lebensbeschreibung des G. C. hat Villani in der von Mazzuchelli herausgegebenen Samlung der Vite d'illustr. Fior. (Original latein. mit ital. Übers.) geliefert, eine zweite der Aretiner *Domenico di Bandino*. S. des Abbate *Mehus* Epist. Ambros. Camald. p. 133. und Vita ejusd. p. 165. Vgl. *Dante* in der Vita nuova p. 33. ed. Zatta und die schon citirten Stellen der *Div. Comed. Ricord. Malespini* Stor. fior. c. 185. *Villani* Stor. VII. 15. *Dino* Compagni l. c. *Mazzuch.* Scritt. *Tiraboschi* Stor. d. Lett. Ital. T. IV. p. 402. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. T. I. p. 422 ff. und derselbe in der Biogr. univ. Orelli's Beiträge zur Geschichte d. ital. Poesie. I. p. 41 ff. — Ein Jacopo Cavalcanti wird bei Crescimbeni für einen Bruder Guido's ausgegeben, welcher 1267 als Kanonikus zu Florenz gestorben seyn soll. Von seinen Gedichten theilt derselbe eine Probe aus einer Handschrift der Bibl. Chisiana mit. S. *Cresc.* Volg. Poes. T. III. p. 81. *Tiraboschi* Stor. T. IV. p. 413.

*) So erzählt Lacroix vermuthlich nach Frisi's Bericht. Käßner und Montucla sagen, Cavallieri habe ungern und nur auf Befehl seiner Obern Mailand verlassen, um, wie K. hinzufügt, in Pisa durch seine philosophischen Kentnisse zu nützen.

rühmte Benedikt Castelli, der von gleichem Enthusiasmus beseelt war, ihn unterrichtete und ihn in Verbindung mit Galilei brachte; unter dessen Schülern er bald eine ausgezeichnete Stelle einnahm. Er machte zum Hauptgegenstande seiner Untersuchungen die Bestimmung der von krummen Linien und gekrümmten Flächen eingeschlossenen Räume. Aufgaben, welche Kepler vorgelegt hatte und einige Ideen, welche er über die Betrachtung des Unendlichen aufgestellt hatte, um die von den alten Geometern bei der Messung krumliniger Figuren gebrauchten Beweise abzukürzen, führten Cavallieri darauf, die Elemente dieser Figuren ins Auge zu fassen, indem er bis zu denen hinaufstieg, welche er untheilbare Elemente nante, weil er eine ihrer Dimensionen verschwinden ließ. Er sah die Linie als eine unzählige Menge von Punkten, die Flächen als aus unzähligen Linien, die Körper als aus unzähligen Flächen bestehend an. Diese Art sich auszudrücken schien den Anhängern der alten Geometrie unangemessen und Cavallieri's Principien wurden von einigen seiner Zeitgenossen lebhaft angegriffen; aber nicht von den Einsichtigsten unter ihnen, welche vielmehr ihn mit Lobsprüchen überhäuften, weil sie die Fruchtbarkeit und Schnelligkeit seines Verfahrens zu schätzen wußten. Sobald diese Geometrie des Untheilbaren (Geometria indivisibilium) bekant wurde, wurde sie vielfältig bearbeitet. Roberval behauptete sie erfunden zu haben, obgleich sein Werk darüber erst zwei Jahre später als das des Cavallieri erschienen war, auch Pascal bediente sich dieser neuen Methode. Das mathematische Verfahren, dessen sich der Eine wie der Andere bediente, ist noch nicht das des unendlich Kleinen (Methodus infinite parvorum); nähert sich aber demselben sehr. Letztgenante Methode unterscheidet sich darin von der Methode des Untheilbaren, daß sie den Elementen alle die Ausdehnungen läßt, welche den Figuren zukommen, zu denen sie gehören, und nur eine dieser Ausdehnungen als unendlich klein annimt. Nähere Auskunft über die Cavallieri'sche Methode, über ihr Verhältniß zur Exhaustionsmethode der Alten und Beispiele von derselben, findet man bei Kästner, Montucla u. Klügel in den weiter unten angeführten Stellen. Weder die Übersendung der Handschrift, welche Cavallieri's Entdeckungen enthielt; noch Galilei's Empfehlungen reichten hin, ihm die eröffnete Lehrstelle der Mathematik zu Bologna von dem Senate dieser Stadt zu verschaffen; vielmehr fragten diejenigen, welche jene Stelle zu vergeben hatten, bei Galilei an, ob Cavallieri auch hinreichend in der Astrologie bewandert sei. Indessen erhielt er endlich doch die gewünschte Lehrstelle und verfaßte nun mehre Lehrbücher der Trigonometrie und Astronomie zum Gebrauche seiner Zuhörer; dann legte er die letzte Hand an seine Geometrie des Untheilbaren, auf welches Werk sich eigentlich sein Ruf gründet, obgleich auch in seinen übrigen Werken manches bemerkenswerthe Neue enthalten ist**). (*Gartz.*)

CAVALLO, eine Insel zur Gruppe der Bucinarischen (s. d. Art.) gehörig. Eine andre kleine Insel Cabo di Cavallo liegt auf der Ostseite von Sardinien. (*W. Müller.*)

CAVALLO (Tiberius), ein berühmter Naturforscher, aus Neapel gebürtig, nach Andern von schweizerischer Abkunft, brachte einen großen Theil seines Lebens in London zu und starb nach einem 60jährigen Aufenthalte daselbst, den 5. Jan. 1810. Viele merkwürdige Erscheinungen der Natur, die er sorgfältig untersuchte, leiteten ihn auf scharfsinnige Resultate und Entdeckungen. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Theorie der Elektricität, und die Anwendung derselben auf die Medizin und Mineralogie. Auch dankt man ihm die Erfindung eines neuen Mikrometers *). Seine Schriften, an denen man nur den etwas weitschweifigen Vortrag tadelt, zeugen von einem tiefen Beobachtungsgeiste, und richtiger praktischer Ansicht. Die wichtigsten sind: Treatises on the nature and properties of the air. Lond. 1781. 4. Teutsch v. J. S. T. Gehler, Dessau u. Leipz. 1783. 8. m. 3 Kpf. Treatise on electricity in theory and practice, with original experiments. Lond. 1777. 8.; wovon 1786 die dritte, mit vielen neuen Abhandlungen vermehrte Auflage und 1795 ein Supplementband erschien; Teutsch, zuerst, Leipz. 1779, 4te, mit Anmerk. u. Zus. begleitete Auflage (von J. M. W. Baumann). Eb. 1797. 2. Th. m. Kpf. Ein Theil dieses Werks (Versuch über die Theorie u. Anwendung der medizinischen Elektricität. Leipz. 2te verm. Aufl. 1799. 8. m. 1 Kpf.) ist eine sehr gründliche Anweisung, die Elektricität als ein wirksames Heilmittel zu gebrauchen. Elements of natural or experimental philosophy. Lond. 1803. Vol. IV. 8. Teutsch, mit Anmerk. von J. B. Trommsdorff. Erfurt, 1804—6. 4. Bd. 8. m. Kpf. Zu bemerken sind noch Cavallo's mineralogische Tafeln, welche sowol die systematische Anordnung, als auch die vornehmsten Eigenschaften aller bisher bekanten mineralogischen Substanzen enthalten, übers. von J. R.

**) Seine Werke sind: I) Le Specchio ustorio, overo trattato delle settioni coniche, Bologna, 1632. in 4.; II) Directorium generale uranometricum, in quo trigonometriae logarithmicae fundamenta ac regulae demonstrantur, Bononiae 1632, in 4., enthält auch Tafeln der Logarithmen natürlicher Zahlen, nebst trigonometrischen Tafeln; III) Geometria indivisibilibus continuorum nova quadam ratione promota, in hac postrema editione ab erroribus expurgata, Bononiae 1653, in 4.— Die erste Ausgabe ist vom Jahr 1635. IV) Rota planetaria, gedruckt im Jahre 1640 unter dem vom Verfasser angenommenen Namen Philomantius. Dieß Buch enthält die Auslegung eines Planisphäriums, welches dazu dienen sollte, die Lage der Sterne oder ihre Aspecten zu finden und zur Ausübung der astrologia judiciaria bestimt ist. V) Trigonometria plana et sphaerica, linearis et logarithmica, Bononiae 1635, in 4. VI) Exercitationes geometricae sex, Bononiae, 1647, in 4. Dieses Werk enthält weitere Entwickelungen der Methode des Untheilbaren, Antworten auf Einwürfe gegen diese Methode und einige einzele Dissertationen. Mehre andre kleine Schriften C's findet man angeführt bei Kästner und Montucla an den unten bemerkten Stellen. *P. Frisi* Elogio del Cavallieri. Milano 1778. — Kästner's Gesch. der Mathematik. Bd. 3. S. 205 ff. — Klügel mathemat. Wörterbuch Th. 1. S. 415 ff. *Montucla* Hist. des mathémat. Nouv. édit. T. *II*. p. 37 ff. *Lacroix* in der Biographie universelle T. VII.

*) Nachricht von einem neuen Mikrometer des Hrn. Cavallo, im Magaz. für das Neueste aus der Physik und Naturgesch. 8. Bd. 3. St. S. 87 — 90. und seine Description and use of the

Forster. Halle 1786. Fol. Das Original besteht aus 2 Imperialfoliobogen, und die Anweisung in 8. **). (*Baur.*)

CAVALLUCCI (Antonio), Maler, geb. zu Sermonetta 1752, gest. zu Rom 1795, arbeitete in der Manier Batoni's. Seine Zeichnung ist nicht immer ganz korrekt, aber sein Kolorit ist klar, lebhaft und ziemlich harmonisch. Sein Hauptwerk ist in der Kathedrale von Pisa, die H. Bona, wie sie das Ordenskleid nimt. Sein H. Franz von Paula ist für die Kirche unsrer lieben Frau zu Loretto in Mosaik ausgeführt. Biographien C's erschienen bald nach seinem Tode von Giov. Batt. Vinci u. von Giov. Gher. de Rossi. (*H.*)

CAVALLY, Negerstadt oder Dorf auf der Zahnküste von Guinea an dem gleichn. Flusse, die 10,000 Einw. zählen soll. Sie verfertigen aus einer korallenartigen Materie kleine Kugeln, die auf der ganzen Küste als Scheidemünze gelten. Die Briten laden hier 40 Tonnen Reis, Elfenbein u. s. w. für 19,000 Gulden. (*Hassel.*)

CAVAN, 1) eine Grafschaft der irischen Provinz Ulster, von 9° 49′ bis 10° 54′ östl. L. u. 53° 45′ bis 54° 15′ nördl. Br. reichend, im NW. an Fermanagh, im NO. an Monaghan, im SO. an East Meath, im S. an Westmeath, im SW. an Longford, im W. an Leitrim gränzend, mithin ganz im Binnenlande belegen und 27,⁴⁴ □Meilen groß. Ein Gebirgsland, wovon doch ⅞ kultivirt, und nur $\frac{1}{12}$ ganz wüste liegt, 17,000 Acres aber von 91 verschiednen Sümpfen bedeckt werden. Die höhern Bergzüge sind der Ballinageeragh, der Brucehill und der Slieve Russel, letztrer auf der Gränze von Fermanagh: alle sind völlig holzlos. Die Erne strömt aus Longford in das Land, der Croghan geht dem Lough Oughter, der Annalee dem Erne zu; unter den Seen sind der Lough Oughter, der Ramor, welcher einige Eilande trägt, und der Sheelan die bedeutendsten. Keine Provinz Irelands ist reicher an Heilquellen: man nent die zu Swadlingbar, Derry, Lester, Derrindaff, Carrickmore und Owen Breun; ein kleiner Bergteich bei Baileborough soll Wasser enthalten, das den Skorbut bekämpft. Das Klima gibt sich feucht, ohne der Gesundheit nachtheilig zu seyn. Für den Ackerbau eignet sich der steinige, morastige Boden dieser Grafschaft wenig; er ist auch auf das höchste vernachlässigt und kaum werden so vieler Hafer und Kartoffeln gebauet, als zur höchsten Konsumtion nothwendig sind; der gemeine Mann hat nichts Anders als Haferbrot und Kartoffeln. Flachs wird in Menge gebauet, auch hat man neuerdings mit Erfolge den Hanfbau eingeführt. Die Viehzucht ist der Haupterwerb der Einwohner; man macht schöne Butter, mästet Vieh, und gewint von den ansehnlichen Schafherden eine große Menge Wolle. In den Gebirgen findet man Silber, Blei, Eisen, Braunstein, Schwefel, Kalk und eine geringe Quantität von Steinkohlen; es wurde auch vormals im Gebirge Quilea auf Eisen gebauet, allein wegen Holzmangels ist der Bau nicht fortgesetzt. Nach der Viehzucht ist das zweite Gewerbe die Garnspinnerei und Leineweberei, womit sich Alte und Junge beschäftigen; diese Provinz liefert vorzüglich Bettleinewand und Drell, hier Huckaback genant; von letzterem Artikel gehen allein für 682,000 Gulden aus. Sie hat aber außer Leinen und Drell nichts weiter als Fettvieh, Wolle, Butter und andre Viehprodukte, wofür sie Mehl, Salz, Whisky und eine große Menge anderer Bedürfnisse saldiren muß. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 90,000 beläuft, die in 9 Marktflecken, 26 Dörfern, 33 Kirchspielen und etwa 18,000 Häus. wohnen, sind fast durchaus Katholiken und befinden sich in dem erbarmenswürdigsten Zustande: diese Provinz ist die Pflanzschule der Whiteboys. Man findet hier Überreste alter dänischer Forts. Sie sendet 1 Dep. zum brit. Parliamente und zerfällt in 6 Baronien. — Der Hauptort ist 2) der gleichnamige Marktflecken (53° 51′ 41″ Br. und 10° 14′ 13″ L.) am Bache Cavan belegen. Er ist in der Hauptstraße gut gebauet, die schmalen Nebenstraßen enthalten mit den Umgebungen bloße elende Hütten, hat 1 Rathhaus, worauf die Assizen gehalten werden, 1 Gefängniß, 1 Krankenhaus, Kasernen für das hier stationirte Militär, 1 königliche Freischule, 550 Feuerstellen und 3000 Einw., die sich fast allein von der Linnenweberei nähren, ansehnliche Bleichen haben und 1 Wochenmarkt halten. (*Hassel.*)

CAVANILLES (Antonio Josef), ein berühmter spanischer Botaniker, den 16. Januar 1745 zu Valencia von wenig bemittelten Ältern geboren, studirte bei den Jesuiten Humaniora, und auf der Universität seiner Vaterstadt die Theologie. Während er zu Murcia die Philosophie lehrte, wurde er zum Instruktor der Kinder des Herzogs von Infantado, spanischen Gesandten am französischen Hofe, berufen. Er kam mit ihnen 1777 nach Paris, und während der 12 Jahre, die er daselbst verlebte, beschäftigte er sich mit verschiedenen Wissenschaften, am meisten mit der Botanik. Hier trat er auch zuerst gegen Masson de Morvilliers als Schriftsteller auf, in einer polemischen Schrift [1]), in welcher er sein Vaterland mit patriotischer Wärme und siegenden Gründen gegen die gewagten Behauptungen und unrichtigen Angaben des Franzosen vertheidigte. Darauf unternahm er die Herausgabe eines großen botanischen Werkes über die Monadelphien [2]), das ihm den ehrenden Namen eines

Telescopial-Mother of Perl-Micrometer, invented by *T. Cavallo.* Lond. 1793. 8. **) Account of the live and writings of Cav., mit dessen Bildniß im Europ. Magaz. 1787. X.

1) Observations sur l'article Espagne de la nouvelle encyclopédie. Par. 1784. 8. Teutsch (auf Veranlassung des Statsministers von Herzberg, mit Vorrede und Anmerk. von J. E. Biester). Berlin 1785. 8. 2) Dissertatio botanica de Sida et de quibusdam plantis quae cum illa affinitatem habent. Par., Didot, 1785. 4. mit 13 Kpf. Diss. bot. II. de Malva, Serra, Malope, Lavatera, Alcea, Althaea et Malachra; accedunt Sidae mantissa et tentamina de Malvarum atque Abatilonis fibris in usus oeconomicos praeparandis. Ib. 1786. 4. Kpf. 14 — 35. Diss. bot. III. de Ruizia, Assonia, Dombeya, Pentapete, Malvavisco, Pavonia, Hibisca, Laguna, Cienfuegosia, Quararibea, Pachira, Hugonia et Monsonia. Ib. 1787. 4. Kpf. 36 — 74. Diss. bot.

Reformators dieser vor ihm nicht sehr zahlreichen Klasse erwarb, deren mannichfaltige Arten er mit einer Deutlichkeit, Genauigkeit und Kritik beschrieb, welche die Botaniker bewunderten. Zurückgekehrt in sein Vaterland, unternahm er die Herausgabe eines großen botanischen Prachtwerks, über die in Spanien wild oder in Gärten wachsenden Pflanzen [3]), worin er eine große Menge neuer Gattungen, und eine noch weit beträchtlichere Menge schätzbarer Arten, theils aus Spanien, theils aus beiden Indien, theils aus Neuholland beschrieb. Noch während er mit diesem Werke beschäftigt war, erhielt er den Befehl, Spanien in botanischer Rücksicht zu bereisen; und der Sorgfalt, mit welcher er diesen Befehl zu vollziehen anfing, dankt man ein auf den genauesten und bewährtesten Untersuchungen beruhendes Werk über das Königreich Valencia [4]), das zwar zunächst in Beziehung auf Naturgeschichte eine ungemein reiche Ausbeute gibt, aber auch für Statistik und Alterthumskunde wichtig ist. Wie zu seinem früheren, hat Cavanilles auch zu diesem Werke die Kupfertafeln mit ungemeiner Sorgfalt selbst gezeichnet. Seit dem Anfange des J. 1800 lieferte er zu Madrid naturhistorische Annalen (Anales de ciencias naturales) gemeinschaftlich mit Proust, welche außer originalen Abhandlungen auch Übersetzungen, selbst aus dem Teutschen, enthalten, und als er 1801 zum Direktor des botanischen Gartens zu Madrid ernant wurde, gab er nicht nur dem Garten selbst eine neue Einrichtung, sondern verbesserte auch die Lehrmethode, und bildete mehre gelehrte Schüler. Seine gehaltenen Vorlesungen wurden gedruckt [5]), und von dem Professor Viviani, zum Gebrauch der botanischen Schule in Genua, ins Italienische übersetzt. Auch auf Verbesserung der Lehrmethode auf der Universität zu Valencia hatte er einen wohlthätigen Einfluß, gemeinschaftlich mit seinem Freunde Munoz, und machte unter andern die ganz vernachlässigte Mathematik zu einem Haupttheil des Unterrichts. Indem er damit beschäftiget war, einen Hortus regius Matritensis herauszugeben, ereilte ihn im Anfange des Mai's 1804 der Tod. Thunberg legte einem Pflanzengeschlechte den Namen Cavanilla bei, und Cavanilles selbst ehrte das Andenken mehrer seiner Landsleute durch dieselbe Auszeichnung. Durch die große Anzahl von Pflanzen, die er zuerst bekant machte, und von denen er gute Abbildungen lieferte, hat er die Gränzen der Botanik erweitert; aber neue Gesichtspunkte sucht man bei ihm vergebens, auch ist in allen seinen Schriften der Stil sehr schwülstig. Da er, bei einer sonst religiösen Denkart und strengen Grundsätzen, sehr reizbar und herrschsüchtig war, so wurde er mit mehren französischen Botanikern, besonders mit l'Heritier, Ruiz und Pavon, dem Verfasser der Flora von Peru, in Streitigkeiten verwickelt, wovon nicht nur das Journal de Paris und das Journal de physique, sondern auch eine besondere Schrift [6]) Nachricht gibt, die Cavanilles selbst zum Druck beförderte [7]). *(Baur.)*

CAVARES, oder CAVARI, Volk in Gallia Narbonensis, in dessen Gebiet die Stadt Avenio (Avignon) lag *). *(H.)*

CAVARZERE, ein Marktflecken an der Etsch im venezianischen Gebiet, welcher gegen 7000 Einwohner zählt, die sich durch Kleinhandel und Schiffahrt ernähren †). *(W. Müller.)*

Cavatine, s. Arie.

CAVAY, Eiland, zu den Orkneys in der gleichnamigen scotischen Stewartry gehörig. Es liegt im W. von Waes unter 58° 41′ Br. und 15° 33′ L., ist nur ½ Meile lang, $\frac{1}{10}$ M. breit und wird von 3 Familien bewohnt. *(Hassel.)*

CAVAZZI (Giov. Ant.), ein aus Montecuculo im Modenesischen gebürtiger Kapuziner, ging im J. 1654 mit 11 andern Kapuzinern und zwei Laienbrüdern als Missionar nach Congo, dessen Herrscher ausdrücklich Kapuziner zu Missionaren verlangt hatte. Wiewol sie indessen bei ihm nicht die gehoffte Aufnahme fanden, blieben sie doch, gingen den Coanza hinauf, und vertheilten die verschiedenen Gegenden unter sich zu Bekehrungsversuchen. C'n fiel Ghangalla und Angola zu. Hier be-

---

IV. 128 species complectens 50 tabulis incisas. Ib. 1787. 4. Diss. bot. V. de Sterculia, Kleinhovia, Ayenia, Buttneria, Bombace, Adansonia, Crinodendro, Aytonia, Malachodendro, Stewartia et Napaee acc. praecedentium diss. mantissa 36 tabulis (123 — 159) aere incisis ornata. Ib. 1788. 4. Diss. bot. VI. de Camellia, Gordonia, Morisonia, Waltheria, Malochia, Mahernia, Hermannia, Urena, Halesia, Styrace, Galakia, Ferraria, Bermudiana etc. Ib. 1788. 4. Kpf. 160 — 200. Diss. bot. VII. de Strigilia, Sandorico, Ticorea, Ciponima, Aquilaria, Quivisia, Portesia, Turran, Melia, Suitonia, Guarea, Aquilicia, Averrhoe et Connero. 1789. Kpf. 201 — 224. Diss. bot. VIII. de Erythroxylon et Malpighia. 1789 Kpf. 225 — 242. Diss. bot. IX. de Banisteria, Triopteride, Tetrapteride, Molina et Flabellaria. Madr. in der königl. Druckerei 1790. 4. Diss. bot. X. de Passiflora. Ib. 1790. 4. bis Seite 463. und Kpf. 296. — Das ganze Werk, unter dem Haupttitel: Monadelphiae classis dissertatt. X., wird selten vollständig angetroffen. 3) Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt aut in hortis hospitantur. Madr. 1791—1802. Vol. VI. kl. Fol. mit 601 Kpf. Ein nach dem Sexualsystem des Verfassers geordnetes Hauptregister beschließt dieses vortreffliche Werk, von dem es auch Exemplare mit illumin. Kpfrn. gibt. 4) Observaciones sobre la historia natural, geografia, agricultura, poblacion y frutos del reyno de Valencia. Madr. 1795—97. Vol. II. fol. m. Kpf. Auf Kosten des Königs, in einer kleinen Auflage, gedruckt. Dazu gehören: Observaciones etc. 1798. 4. und Suplemento a la observacione sobre el cultivo del Arroz en el reyno de Valencia. 1798. 12. 5) Descricion de las plantas que demonstro en las lecciones publ. de botanica de anno 1801. Madr. 1802. 8.

6) Colleccion de papeles sobre controversias botanicas de Don A. J. Cavanilles, con alcunas notas del mismo à los escrittos de sus antagonistas. Madr. 1796. 12. 7) Journal de Paris an XII. N. 295. Hall. allg. Litztg. 1804. Intbl. No. 129. Link's Reise durch Frankreich, Spanien x. 111 — 113. Fischers Gemälde von Madrid 154 — 157. Eb. Gemälde von Valencia. Biogr. univ. T. VII. (von du Petit Thouars). Ebert's bibliogr. Lex.

*) *Plin.* H. N. 3, 4, 5. *Mel.* 2, 5.

†) Vor Zeiten hieß dieser Ort Capo d'Argine, weil es damals hinter dem Damme der Etsch lag, und war in der alten Abtheilung des Dogad's von Venedig der Sitz einer Podestaria.

gann er das Bekehrungsgeschäft so eifrig, durch Verbrennung der Götzenbilder, durch Strafpredigten an die Großen über Vielweiberei, daß er sich gezwungen sah, sich zu entfernen. Dann hielt er sich zu Embaca auf, bis er 1658 von dem apostolischen Präfecten den Auftrag erhielt, sich zu der Königin von Matamba, Zingha, zu begeben, die kurz nach einander das Christenthum angenommen, wiederum aufgegeben und von neuem angenommen hatte. Bald aber wurde er durch Kränklichkeit zur Rückkehr nach Embaca genöthigt. Im Jahr 1661 erhielt er von der Königin den Auftrag, das Evangelium auf den Coanza-Inseln zu predigen. Nach diesem Geschäfte kam er zu ihr zurück, und gab ihr die letzten Sacramente. Ihre Schwester, die ihr auf dem Throne folgte, war ihm ebenfalls geneigt; allein ihr Gatte, ein geschworner Feind der Missionaren, vergiftete ihn. Durch ein Gegengift gerettet, entfernte er sich nach Loanda, wo er bis 1665 die Pflichten seines Amtes erfüllte, dann aber, theils zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, theils um für seine Mitbrüder Verstärkung auszuwirken, nach Europa zurückkehrte. Er kam 1668 in Rom an. Hier war die Propaganda mit dem Berichte über seine Mission so zufrieden, daß sie ihn, da er ein Bisthum ausschlug, als General-Superior nach Afrika zurücksendete. So kam er 1670 wiederum in Congo an, mußte aber nach einigen Jahren zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Europa zurückkehren. Er starb zu Genua 1692. Da er in Afrika das Italienische fast verlernt hatte, wählte der Kapuziner-General den Pater Fort. Alamandini von Bologna zur Bearbeitung von C's Memoiren. Sie erschienen unter dem Titel: *Giov. Ant. Cavazzi* descriz. dei tre regni cioe Congo, Matamba ed Angola e delle Missioni apost. essercitatevi da religiosi capucini — rid. dal — Bol. 1687. fol. 2. A. Mil. 1690. 4., frei ins Französische übersetzt und mit Urkunden versehen von P. Labat in der Relat. hist. de l'Ethiopie occid. (Par. 1732. 5 Vol. 12.). Noch jetzt sind diese im Tone der Wahrheit geschriebenen Reisen durch wenig bekante Länder lesenswerth *). (*H.*)

CAVE (William), ein fleißiger Literator und Alterthumsforscher, Sohn eines englischen Geistlichen zu Piccoel in Leicestershire, wo er den 30. Dec. 1637 geboren war. Er widmete sich ebenfalls dem geistlichen Stande, bekleidete verschiedene Predigerstellen, wurde unter Karl II. Hofkaplan, nachher Prediger zu Islington bei London, erhielt 1684 ein Kanonikat zu Windsor, und starb daselbst den 4. Aug. 1713. Alle seine Mußestunden waren dem Studium der kirchlichen Alterthümer gewidmet, und er ließ verschiedene Werke drucken, die, als Produkte eines emsigen Samlerfleißes, noch immer ihren Werth haben, wenn sie gleich in Hinsicht auf Kritik und Beurtheilung der Schriften und Thatsachen viel zu wünschen übrig lassen. Die wichtigste unter seinen Schriften hatte zuerst den Titel: Tabulae ecclesiasticae. London 1674; Hamb. 1676. fol.; durchgesehen, verm. und in eine neue Form gebracht unter dem Titel: Chartophylax ecclesiasticus quo prope MD scriptores ecclesiastici recensentur. Lond. 1685. 8. cum paralipomenis Pauli Colomesii. Ib. 1687. 8. Aus diesen kleinen Schriften entstand das größere Werk: Historia literaria scriptorum ecclesiasticorum a C. N. usque ad sec. XIV. Lond. 1688—1698. Vol. II. fol.; Genev. 1705; 1720. fol. mit Verbesserungen und mit H. Wharton's Fortsetzung bis 1517. Oxon. 1740 — 1743. Vol. II. 4.; nachgedruckt zu Basel 1741 — 1745. Vol. II. fol. Cave, zuverlässiger als Dupin, gibt von dem Leben der Schriftsteller, von den verschiedenen Ausgaben ihrer Schriften und deren Echtheit ziemlich genaue und vollständige Nachrichten, ohne sich jedoch mit dem Inhalte der Schriften selbst zu beschäftigen oder Auszüge aus denselben beizufügen. Dagegen brachte er manche Gegenstände von folgenreicher Wichtigkeit, auch kritische Zweifel zuerst zur Sprache, verfiel aber allzu oft in einen der Gründlichkeit nachtheiligen, lobrednerischen Ton, anderer Mißgriffe und einzeler unbefriedigender Artikel nicht zu gedenken, die bei einem Werke von diesem Umfange schwer zu vermeiden waren. Noch mehr als in diesem Werke vermißt man ein strenges kritisches Urtheil in seinen übrigen, bei ihrer Erscheinung viel benutzten, Schriften: Apostolici, or the history of those who were contemporary with or immediately succeeded the Apostles, as also the Fathers for the first three hundred years. Lond. 1677; 1682. fol. Ecclesiastici, or the history of the Fathers of the church in the fourth century. Ib. 1683. fol. Antiquitates apostolicae, or the history of the lives, acts and martyrdoms of the holy Apostles. Ib. 1684. fol. öfter. Primitive christianity, or the religion of the ancient christians in the first ages of the gospel. Ib. ed. V. 1689. 8. Sämtlich auch in die teutsche, und zum Theil in andere Sprachen übersetzt *). (*Baur.*)

CAVE (Edward), ein englischer Journalist, der Sohn eines Schuhmachers in Newton in Warwikshire, wurde daselbst 1691 geboren, lernte die Buchdruckerei und fing seine literarische Laufbahn mit der Leitung einer Wochenschrift an, die sein Principal ihm anvertraut hatte. Einige kleine schriftstellerische Arbeiten verschafften ihm die Mittel, sich in London eine Buchdruckerei zu kaufen und das berühmte *Gentleman's* Magazine zu unternehmen. Dadurch begründete er seinen Wohlstand und rief die vielen Magazine hervor, welche dem seinigen nacheifern wollten. Er starb 1754 nach der Herausgabe der 23. Samlung seines Journals †). (*W. Müller.*)

CAVEDONE (Giacomo), dieser ausgezeichnete Maler, geb. zu Sassuola 1577, bildete sich in der Schule der Carracci, und des Baldi, und ging dann nach Venedig, wohin ihn die Werke Tizians zogen. Da er nach Vollendung seiner Studien durch Beweise seiner Geschicklichkeit schon hinlänglich bekant war, berief ihn Guido

*) Biogr. univ. (von Eyriès) T. VII.

*) *Wood* Athenae Oxon. T. II. 680. Hist. biblioth. *Fabric.* P. III. 178. *Buddei* Isagoge 485. 542. 823. *Pfaffii* Introd. in hist. theol. P. III. 258. Stolle Anleit. z. Hist. der theol. Gel. 245. 248. *Saxii* Onomast. T. V. 298. Stäudlin's Gesch. d. theol. Wiss. 2. Bd. 177, 359. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 814.

†) S. Biogr. univ.

Meni nach Rom, um ihm bei den dort unternommenen Arbeiten in der Kapelle auf dem Monte Cavallo hilfreiche Hand zu leisten; aber sein Aufenthalt war nicht von langer Dauer, und er zog es vor, nach Bologna zurück zu kehren. Hier ließ er sich völlig nieder, und arbeitete mit so glücklichem Erfolge für die Kirchen und andere Orte, daß man seine Malereien oft für die des Annibale Carracci ansah; vorzüglich findet diese Ähnlichkeit bei dem schönen Gemälde Statt, welches er für die Kirche de' Medicanti ausführte, die heil. drei Könige darstellend. Ohne die andern bedeutenden Werke näher zu beschreiben, die er hier vollendete, nennen wir nur noch einen Besuch der Maria bei der Elisabeth, ein Gemälde, das nach Spanien kam, und auf den Altar der Königin gestellt wurde, wo selbst Velasquez und Rubens, diese Arbeit dem Annibale zuschrieben. Die hohe Achtung, welche dieser Künstler in Bologna genoß, sollte aber nicht von langer Dauer seyn; häusliche Unfälle hemten seine geistigen Kräfte, und kaum wieder vermögend, seinen sonst gewohnten Fleiß zu üben, fiel er in der Kirche von St. Salvatore, wo er malte, vom Gerüste; wahrscheinlich mußte sein Kopf bei diesem Falle gelitten haben: denn seit der Zeit verschlechterten sich seine Arbeiten, so daß man den großen Meister nicht mehr in ihnen erkante; endlich gerieth er in so einen bedaurungswürdigen Zustand, daß er öffentlich um Almosen betteln mußte, und als seine Schwäche überhand nahm, fiel er eines Tages auf der Straße um, und man brachte ihn in einen nahe gelegenen Stall, wo er starb (im J. 1660). Er gehört zu den vorzüglichsten Künstlern seiner Zeit; seine Zeichnung ist korrekt, die Zusammensetzung der Figuren gewählt, der Ausdruck würdevoll und wahr, die Bekleidung großartig, im Stil des Guido; im Kolorit suchte er alle Schönheiten der Venezianer und des Correggio zu vereinigen (s. *Malvasia* T. II. p. 315.). (*Weise.*)

CAVENDISH oder **Candish** (**Sir Thomas**). — Magelhaens hatte den Spaniern den zuvor bezweifelten Seeweg in die Südsee durch Entdeckung der nach ihm benanten Meerenge geöffnet: allein weder jene Nation, noch sonst ein europäisches seefahrendes Volk, wußte von dieser Kunde einigen Vortheil zu ziehen, bis, zwei Menschenalter später, der ritterliche Seeabenteurer Franz Drake durch diese Pforte in jene entfernten Gewässer schlüpfte, an den Küsten der Anden hinaufstreifte und den dort in voller Sicherheit angesiedelten Spaniern eine ungeheure Beute an edeln Metallen und reichen Stoffen entführte. Jetzt erst lernten diese Letzteren, im Herzen ihrer Goldländer schmerzlich verwundet, die Wichtigkeit jener vernachlässigten Straße kennen und waren sofort darauf bedacht, sie gegen jedes Unternehmen ähnlicher Art für immer zu sperren. Pedro Sarmiento, ein ausgezeichneter spanischer Seemann, erhielt den Auftrag, dort an einem wohlgelegenen Punkte, wo die Küsten sich einander am meisten nähern, eine befestigte Kolonie anzulegen. Doch Unglücksfälle jeder Art verfolgten dieß, zwischen den Jahren 1580 bis 1586 begonnene Unternehmen. Sarmiento selbst fiel den Engländern in die Hände und seine junge Pflanzstadt ward binnen kurzem eben sowol von der Strenge und Unwirthlichkeit des Klima, als vom Hunger aufgerieben. Nicht einmal ihr Name „Ciudad del Rey Felipe" blieb auf den Seekarten übrig, sondern ward, zum Andenken jener unglücklichen Katastrophe, in „Port Famine" (Hungerhafen) verwandelt.

Drake's glückliche Erfolge hingegen hatten nicht verfehlt, bei seinen Landsleuten den Unternehmungsgeist auf der, von ihm vorgezeichneten Bahn zu wecken. Thomas Cavendish, von Trimly, nahe bei Ipswich, aus einem angesehenen und wohlbegüterten Hause stammend, zeigte von Jugend auf eine besondre Neigung für das Seewesen; und diese Beschäftigung, welche früherhin vielleicht nur Sache des Vergnügens für ihn gewesen seyn mochte, ward bald für ihn Bedürfniß zum Erwerb, da ein verführerischer Aufenthalt am Hofe und ein leichter und freigebiger Sinn seine Glücksumstände schnell heruntergebracht hatten. Er suchte demnach sein Glück durch gewagte Unternehmungen zur See, wie sie damals im Zeit- und Volksgeiste lagen, wieder herzustellen: doch war eine Ausrüstung, die er nach Virginien und Westindien wagte, entweder so übel berechnet, oder vom Zufall so wenig begünstigt, daß der geringe Vortheil bei weitem die Beschwerden und Gefahren derselben nicht aufwog. Wesentlicher sollte der Gewinn seyn, den ihm die, hiebei eingesammelte genauere Kunde von den spanischen Niederlassungen in der neuen Welt und die Bekantschaft mit verschiedenen von Drake's ehemaligen Gefährten darbot: denn Beides erzeugte in ihm den Gedanken, die Fußtapfen dieses hochherzigen Seemannes zu verfolgen und auf dieser Bahn sich eben sowol seinem Namen, als seinem Glücksstern, anzuschließen.

Diesem zu Folge verwandte Cav., sofort nach seiner Heimkehr, den ganzen Rest seiner Habe auf die Ausrüstung zweier Schiffe von mäßiger Größe, denen er noch eine Barke beifügte. Die Besatzung derselben bestand aus 126 tüchtigen und wohlerfahrnen Seeleuten, unter denen sich einige Veteranen von Drake's Seezuge befanden, und mit denen Allen er über ihren verhältnißmäßigen Antheil an der zu hoffenden Beute auf eine liberale Weise überein gekommen war. Die Vorräthe jeder Art waren auf eine zweijährige Dauer der Expedition berechnet; für Alles, was die nautischen Erfodernisse derselben in jenen noch so wenig bekanten Erdgegenden fodern konte, war aufs verständigste gesorgt, und durch Vermittelung seines Gönners, des Lord Hounsdon, hatte sich C. auch für jeden Fall mit einem förmlichen Kaperbriefe für diesen Kreuzzug von der Königin Elisabeth versehen.

Binnen 6 Monaten waren alle diese Vorbereitungen getroffen, und am 21. Julius 1586 ging das kleine Geschwader von Plymouth unter Segel; bestand sofort in der Bai von Biscaya ein hitziges, aber unentschiedenes Gefecht mit einigen spanischen Schiffen; wandte sich dann nach der afrikanischen Küste und den capverdischen Inseln; erreichte die gegenüber liegende Küste von Brasilien und lief an derselben bis zum 48. Grade südl. Breite hinab, wo C. den, nach seinem Hauptschiffe benanten Hafen Desiré entdeckte, und zu seiner Erholung u. Vorbereitung auf den, ihm nunmehr bevorstehenden, gefährlichsten Theil seiner Fahrt benutzte. Mit den ersten Tagen des J. 1587 befand er sich im Angesicht der magel-

lanischen Straße; fand hier die bedrohliche spanische Niederlassung als eine traurige Ruine und bis auf 23 Köpfe ausgestorben, welche es als ein Glück ansahen, sich den Engländern als Gefangene ergeben zu können.

Die Fahrt durch diese Meerenge hat, ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit wegen, bis auf die neuesten Zeiten zu den beschwerlichsten und gefahrvollsten gehört. Auch C. brachte auf derselben, unter mancherlei Mühseligkeiten und Drangsalen, bis zum 24. Febr. zu, wo sich endlich die unermeßliche Südsee vor seinen Blicken öffnete. Bei der Insel St. Maria, an der Küste von Chili (37¼ Gr.) fand er unter den Indianern eben sowol eine freundliche Aufnahme, als die gewünschten Erfrischungen für seine Mannschaft. Weiter an der Küste hinaufsegelnd, kam es wiederholt zu einigen Landungen an derselben, aber auch zu kleinen Gefechten mit den Spaniern; und ein paar Schiffe fielen ihm in die Hände, deren reiche Ladungen gleichwol in diesen Meeren von keinem Werthe für ihn waren und daher verbrant wurden. Die Stadt Payta (unter 5 Gr. südl. Br.) ward eingenommen, geplündert und eingeäschert; und die spanische Niederlassung auf der, etwas nördlicher gelegenen Insel Puna erfuhr, obwol hartnäckiger vertheidigt, kein besseres Schicksal.

Am 12. Jun. passirte das Geschwader die Linie, bemächtigte sich darauf einer noch bedeutenderen Prise und erhielt durch dieselbe die erste erfreuliche Kunde von der nahe bevorstehenden Erscheinung des jährlichen Acapulco-Schiffes in den Gewässern von Neuspanien, wohin C. hierauf ungesäumt seinen Lauf richtete, und wo er seine Gegenwart durch mancherlei Verheerungen und Erbeutungen längs der Küste bezeichnete. Jedoch seinen Hauptzweck stets im Gesichte behaltend, die Gallione von Manilla aufzufangen, stationirte er sich, seit dem 14. Okt., bei dem Cap. St. Lucar an der südlichen Spitze von Californien, bis sich endlich am 4. Nov. dieselbe seinen Blicken zeigte. Es war die „Santa Anna“ von 700 Tonnen Gehalt und mit unschätzbaren Reichthümern beladen. Trotz dieser überlegenen Größe bedachte sich C. keinen Augenblick, sie anzugreifen und zu entern; ward aber mit unerwarteter Entschlossenheit abgetrieben. Nichts desto weniger verdoppelte er sein Feuer und war eben im Begriffe, jenen verzweifelten Versuch zu wiederholen, als ein glücklicher Grundschuß seinem Gegner nur die schnelle Wahl ließ, zu sinken oder sich zu ergeben. Letzteres ward von der Besatzung, die sich auf 150 Mann belief, vorgezogen; und so sah sich C. im Besitz einer Prise, die ihn auf Einmal für Alles, was er auf dieß Unternehmen eingesetzt hatte, im Übermaß entschädigte. Man fand am feindlichen Borde 122,000 Pesos in Golde; ungerechnet die übrige Ladung der köstlichsten ostindischen Güter und Spezereien, samt vielen Mundvorräthen, welche dem Geschwader in seiner dermaligen Lage von nicht geringerem Werthe waren. Die Gefangenen, welche man nicht mitzuführen gedachte, wurden an der nahen Küste ausgesetzt und mit den nothwendigen Waffen und Lebensmitteln zu ihrer Erhaltung versehen. Unheildrohender wäre jedoch unter den Siegern selbst der Streit über die Theilung der Beute ausgefallen, wenn nicht der Anführer, aus natürlicher Großmuth, die Habsucht seiner Gefährten von seinem eigenen Antheil befriedigt hätte. Die Gallione aber, nachdem er den kostbarsten Theil der Ladung herausgenommen, sah er sich genöthigt, mit noch 500 Tonnen an Gütern, auf der Stelle zu verbrennen, da ihre Beschädigung nicht erlaubte, die Reise in derselben fortzusetzen, seine eigenen Schiffe aber viel zu klein waren, um alle jene Warenvorräthe aufzunehmen. Freilich war diese Maßregel für ihn um so unangenehmer, da sich unmittelbar darauf das zweite Schiff seines Geschwaders auf eine unbegreifliche Art von ihm trennte und auch nicht wieder zum Vorschein kam.

Mit Reichthümern schier übersättigt, zog C., nach Drake's Beispiel, es vor, über Ostindien heimzukehren, als nochmals mit der schwierigen Fahrt um das südliche Amerika zu kämpfen. Begünstigt durch die Passatwinde des stillen Meeres, hatte er auch das Glück, den ungeheuern Weg quer über dasselbe in der kurzen Frist von 45 Tagen zurück zu legen; denn schon den 3. Jan. 1588 erblickte er die Inselkette der Ladronen und fand Gelegenheit, sich auf Guaham, wo damals noch keine Spanier festen Fuß gefaßt hatten, nach Wunsch zu erfrischen. Er wandte sich von dort an der Ostseite der Philippinen herab, und hatte einigen friedlichen Verkehr mit den Indianern der südlicheren Inseln dieses Archipels; doch hielten die Spanier, durch seine Erscheinung aufgeschreckt, auf allen Küsten zu gute Wache, als daß er etwas gegen sie zu unternehmen vermocht hätte. Nur auf die Heimreise bedacht, steuerte er nunmehr gegen die Insel Java, wo damals noch die Portugisen einige Besitzungen hatten, die sich ihm freundlich erwiesen. Am 16. Mai erreichte er das Kap, und langte am 9. Sept. glücklich wieder in Plymouth an, nachdem diese Erdumschiffung (die dritte, welche bis dahin ein Seefahrer gewagt!) in dem, verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von 2 Jahren und 48 Tagen vollendet worden.

Das Interesse dieser Reise wurde, außer dem Zuwachs an Nationalruhm durch ihr Gelingen, noch erhöht durch die vermehrte oder berichtigte Kentniß so zahlreicher Meere, Inseln und Küstenstrecken, so wie der natürlichen Beschaffenheit und politischen Verhältnisse jener Länder, welche ganz geeignet waren, den Handelsgeist zu neuen Unternehmungen friedlicherer Art einzuladen: denn auch als sorgfältiger und verständiger Beobachter hatte sich C. bewährt, wie seine Reiseberichte auf eine vielfache Weise zu erkennen geben. Aber selbst auch seine Königin erkante diese Verdienste an, indem sie ihm die Knights-Würde ertheilte.

Sein Gewinn von dieser Reise war groß genug gewesen, um ihn, wenn er gewollt, zu Einem der vermögendsten Landbesitzer in seinem Vaterlande zu machen. Allein zum guten Haushalter verdorben und nur von den Anregungen einer fast fürstlichen Liberalität geleitet, sah er sich bereits nach wenig Jahren dahin gebracht, die immer mehr versiegenden Quellen seines Einkommens durch neue Unternehmungen ähnlicher Art zu füllen; wofern er nicht etwa seine bisherigen Leistungen selbst nur als die ersten Schritte zu einem, seinem Ehrgeiz und Patriotismus noch höher gestellten Ziele betrachtete. Mit rastlosem Eifer hatte er nach und nach eine Auswahl der kentnißreichsten Seemänner jener Zeit um sich versammelt

und durch verschwenderische Großmuth an seine neuen Plane gefesselt: denn, von ihnen unterstützt, sollte es einen nochmaligen Kriegszug nach jenen reichen, kaum berührten spanischen Goldländern gelten, zu welchem 5 Schiffe auf seine alleinigen Kosten von ihm ausgerüstet worden waren. An der Spitze dieses Geschwaders lichtete er am 6. Aug. 1591 zu Plymouth die Anker; erreichte im November die Küste von Brasilien, wo er auf zwei Punkten feindselige Angriffe ausführte und sodann sich gegen die magellanische Straße wandte. Allein von jetzt an schien auch Alles und Jedes sich zu vereinigen, um seine kühnen Entwürfe zu durchkreuzen. Die Witterung zeigte sich ihm, trotz des Sommers, so ungünstig und strenge, als kaum je in diesen hohen südlichen Breiten. Ewige Weststürme bliesen ihm aus der Meerenge entgegen und hemten seine Fortschritte. Noch verderblicher aber zeigten sich der unheilbare Zwiespalt und die Meutereien unter seinen widerspenstigen Gefährten; deren ein Theil, unter dem Kapitän John Davis, ihn sogar mit dem Schiffe Desiré verließ und die Fahrt in die Südsee fortsetzte, während C. selbst, von soviel Widerwärtigkeiten niedergebeugt, sich zuletzt zu dem traurigen Entschlusse gedrungen sah, den Rückweg nach Brasilien anzutreten. Hier aber überfiel ihn eine Krankheit, welche, vereint mit seinem tiefen Kummer, seinem Leben, wie seinen Unternehmungen ein Ziel setzte.

Bemerkenswerth ist es, daß Lord Anson, welcher in den J. 1740 bis 1744 einen gleichen Kriegszug gegen die spanischen Besitzungen in der Südsee anführte, genau den nämlichen Gang in seinen Operationen und mit dem nämlichen glücklichen Erfolg sich vorzeichnete, welchen C. vor ihm befolgt hatte; zum sichern Erweise, daß dieser Gang der einzig ausführbare gewesen, oder daß die Kentnisse der Engländer von den Verhältnissen jener fernen Länderstrecken sich um nichts gemehrt, oder diese in 150 Jahren um nichts geändert hatten*). (*Haken.*)

CAVENDISH (Henry), Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften in London und auswärtiger Associé des französischen Nationalinstituts, geboren zu London d. 10. Okt. 1731. Er war der zweite Sohn des Herzogs von Devonshire, und besaß als solcher in jüngern Jahren nur ein sehr mäßiges Vermögen. Statt sich der Handlung zu widmen, zu der er bestimt war, oder Ämter zu suchen, auf die er nach seiner Geburt Anspruch machen konte, widmete er sich den Wissenschaften, besonders der Physik und Chemie, und erwarb sich durch seine Entdeckungen in beiden Ruhm und Verdienst. Er war der erste, welcher die besondern Eigenschaften des Wasserstoffgases analysirte, und die Eigenschaften bestimte, welche dasselbe von der atmosphärischen Luft unterscheiden. Die wichtige Entdeckung von der Zusammensetzung des Wassers, wozu Scheele den Weg gebahnt hatte, verdankt man ihm, und die außerordentliche Genauigkeit, mit der er alle seine Versuche anstellte, führte ihn auf eine andere Entdeckung, die Priestley entgangen war. Dieser hatte wahrgenommen, daß eine Masse atmosphärischer Luft, eingeschlossen in eine Röhre, durch welche man fortgesetzt elektrische Funken leitet, an Maße verliert, und daß sich dabei eine Säure bildet, die einige Tropfen Lackmußtinctur, die in die Röhre gebracht werden, roth färbt; aber er trieb den Versuch nicht weiter. Cavendish, der ihn wiederholte, verschloß in die Röhre eine Auflösung von ätzendem Laugensalz, welche die Säure verzehrte und zeigte, daß die Säure Salpetersäure sei. Die Analyse der nach dem Versuch in der Röhre zurückgebliebenen Luft bewies, daß sie dem Gewicht nach eben so viel Sauerstoff und Stickstoff verloren habe, als die entstandene Säure betrug. Er bestimte leicht das Verhältniß des Stickstoffs zum Sauerstoff, welches 2:4¼ war. Wirklich fand sich, wenn beide Gasarten gehörig rein in diesem Verhältnisse gemischt und elektrische Funken hindurch geleitet wurden, daß die Mischung gänzlich verschwand: wodurch seine Entdeckung vollkommen bestätiget wurde. — Mit derselben Genauigkeit, wie in der Chemie, experimentirte C. in der Physik, und wurde dadurch auf neue und scharfsinnige Resultate geleitet. Auch mit der höhern Geometrie war er sehr vertraut, und er machte von diesen Kentnissen unter andern eine glückliche Anwendung auf Bestimmung der mittlern Dichtigkeit unsrer Erdkugel. C. fand sie 5½ Mal so groß, als die Dichtigkeit des Wassers; ein Resultat, das von dem von Maskelyne auf einem andern Wege gefundenen nur wenig abweicht. Die wichtigsten Beobachtungen und Entdeckungen, die C. machte, theilte er den Gelehrten in Abhandlungen mit*), die er seit 1766 in die Philosophical Transactions einrücken ließ, und von denen einige in Grens Journal der Physik übersetzt wurden. Sie tragen alle den Charakter von Erfindungsgeist, Scharfsinn, Genauigkeit und Treue, und gelten eben deßwegen als Muster in der Experimentirkunst. Ein reicher Onkel, der ihn zum Erben seines Vermögens einsetzte, wodurch er eine jährliche Einnahme von 80,000 Thlr. erhielt, machte es ihm möglich, große Summen auf wissenschaftliche Zwecke zu verwenden, denn in seiner einfachen Lebensweise ging auch nach diesem günstigen Glückswechsel nicht die geringste Änderung vor. Alles, bis auf die Kleidung, die immer einerlei Schnitt und Farbe hatte, und aus einem grauen Tuche bestand, war bei ihm aufs genaueste geordnet, und nach so festen Normen unabänderlich festgesetzt, daß man ihn den Mann nach der Uhr nennen konte. Streng in seinen Grundsätzen, religiös wie Newton und Locke, that er im Stillen viel Gutes und unterstützte die Gelehrten mit königlicher Großmuth. Seine Bibliothek, eine der größten und erlesensten, war für jeden Freund der Wissenschaften geöffnet, und bereitwillig erhielt jeder, was er wünschte, zum häuslichen Gebrauche. Ein Verdruß, den er in früheren Jahren, wo er an Vermälung dachte, deßwegen dulden mußte, brachte ihn zu dem Entschlusse, unverheirathet zu bleiben. Nach seinem Tode, welcher den 24. Februar 1810 zu London erfolgte, fiel sein Vermögen von mehr als 7 Millionen Thaler größten Theils armen Verwandten zu**). (*Baur.*)

*) *Purchas* Pilgrim. T. I. P. I. p. 57 sq. T. IV. p. 1082. — *Harris's* Voyages. T. I. L. I. c. 1. — *Hackluyt.* p. 800. 842.

*) Sie sind in Reuß gelehrtem England genau angegeben.
**) Recueil des éloges hist. par *Cuvier.* T. II. 77—105. Jen. Lit. Ztg Intblt. 1810. Nr. 43. Morgenblatt 1810. Nr. 117. Zschokke's Miscellen f. d. n. Weltkunde 1810. Nr. 37.

CAVERY, beträchtlicher Fluß auf der vorderindischen Halbinsel, und der Hauptfluß der Provinz Mysore. Er entspringt auf den westlichen Ghats in der Nähe von Tulcavery, geht anfangs nach NO., dann nach SO., vergrößert sich durch mehre Zuflüsse, bildet das Eiland, worauf Seringapatnam liegt, macht verschiedne Katarakte, worunter der höchste und zugleich romantischste durch eine enge Schlucht 100 Fuß tief niederfällt, empfängt hierauf die Shinstha und den Arawatty, geht immer in südöstlicher Richtung auf Tritchinapuly zu, bildet bei diesem Orte ein großes Delta, und stürzt sich durch mehre Arme, worunter der Colerom, der Karikall, der Naghur, der Valida-Aru und Ven-Aru die bedeutendsten sind, in den bengalischen Golf. Sein Lauf beträgt 80 M. (*Hassel.*)

CAVERYPORAM, Stadt in dem Distrikt Nordcoimbattur in der brit. Prov. Coimbatur, liegt am Cavery, hat 1 Fort und 1 Pettah von 100 Häus., ist aber merkwürdig, weil sie einen Niederlagsplatz für die Waren ausmacht, die von hier nach den östlichen Küsten gehen, daher sie auch 1 Zollhaus besitzt. (*Hassel.*)

CAVIA (Halbkaninchen). Eine anfangs vorzüglich mit der Gattung Lepus vereinigte, dann davon getrennte, neuerlich, besonders von F. Cuvier und Illiger wieder in mehre Gattungen, namentlich Cavia, s. Anaema, Hydrochoerus, Dasyprocta, s. Chloromys und Coelogenus, zerfällte, besonders durch Azara erläuterte Nagethiergattung. Ihr gemeinsamer Charakter besteht in der meistens beträchtlich kurzen und runden Gestalt der Ohren, dem Mangel oder äußerster Kleinheit des Schwanzes und der Abwesenheit der hintern obern Schneidezähne, welche den Hasen zukommen. Sie leben alle in Südamerika, sind pflanzenfressend, furchtsam, daher meistens Nachtthiere, und leicht zähmbar.

Hydrochoerus (Cavia Capybara), hat oben fünf, unten vier Backzähne, von denen der hintere in beiden Kiefern so groß, als die drei zunächst vor ihm stehenden ist. Die obern Schneidezähne sind vorn der Länge nach gefurcht; es hat kurze Beine, vorn vier, hinten drei Zehen und breite, fast hufartige, durch Schwimmhäute verbundne Nägel, zwölf Zitzen. Es ist das größte Nagethier und lebt herdenweise in den Flüssen von Guyana. Sein Haar ist braungelb, sehr grob, auf dem Rücken am längsten, wo es bis drei Zoll Länge hat, die Schnauze sehr dick. An der Stelle des Schwanzes findet sich ein kleiner Höcker. Es taucht und schwimt sehr gut, läuft dagegen schlecht. Das Weibchen wirft gewöhnlich 6 — 8 Junge. Gewöhnlich komt es nur des Nachts zum Vorschein.

Cavia, Dasyprocta und Coelogenus haben überall nur vier Backzähne. Bei Cavia (Meerschweinchen), C. Coboya s. Aperea, finden sich, wie bei Hydrochoerus, vorn vier, hinten drei Zehen, die aber mit schmalen Nägeln versehen, und nicht durch eine Zwischenhaut verbunden sind. Die Füße und der Hals sind sehr kurz. Jetzt allgemein auch im südlichen Europa als Hausthier verbreitet. Im wilden Zustande ist es oben röthlichgrau, unten weißlich, im gezähmten vielfach rothgelb und schwarz gefleckt. Äußerst fruchtbar, indem es vom zweiten Monate an trächtig wird, nur drei Wochen trägt und bis auf zwölf Junge wirft, dagegen höchst einfältig.

Dasyprocta hat vorn außer den vier Zehen einen Daumenhöcker, hinten nur drei Zehen, lange, schlanke Füße. Diese Gattung ist aus den Aguti's gebildet und man unterscheidet jetzt mehre Arten, namentlich Dasyprocta Aguti, cristata, Acuchi, patagonica. D. cristata hat vom Kopfe an bis zum hintern Körperende sehr starke, den Hintern überragende Rückenhaare. D. patagonica unterscheidet sich von den übrigen durch lange, stumpf zugespitzte Ohren. Die Zahl der Zitzen variirt nach den Arten.

Die Gattung Coelogenus (Paka) ist aus der Cava Paca gebildet, scheint aber wenigstens zwei Arten, C. subniger und fulvus, zu enthalten. Die Ohren sind von mittler Größe, an allen Füßen finden sich fünf getrennte Zehen. Sie werden bis über zwei Fuß lang. Von den übrigen, bisher betrachteten Gattungen unterscheiden sie sich außer den angegebenen Merkmalen, vorzüglich durch die Anwesenheit einer nach außen geöffneten Mundtasche, die neben dem Munde unter den sehr breiten, stark ausgehöhlten, sie aufnehmenden Jochbogen dringt, und eine Andeutung des viel stärkern, ähnlichen Backensackes von Saccomys ist. Eben so scheint nur diese Gattung sich Höhlen zu graben. (*Meckel.*)

CAVIAR, Störrogen; der beste, welcher aus den Eiern der Sewruge bereitet wird, sieht, wie aller Störrogen, den man zum Unterschied des rothen oder levantischen Kirmizi-kaviar aus Karpfen- u. Hechteiern, schwarzen zu nennen pflegt, eigentlich dunkelgrünlich aus. Zu Kalberg, auf der danziger Nehrung am frischen Haff wird er so bereitet: man breitet den frischen Störrogen auf einem Tische aus, säubert ihn mittelst hölzerner Messer durch Hin- u. Herrühren von seinen Fleischfasern, bringt ihn dann auf Spansiebe, deren Öffnungen von abstufender Größe sind, und befreit ihn durch dieselben vom anhängenden Schleime. Hierauf versetzt man ihn mit der nöthigen Menge Salz, und hebt ihn in hölzernen oder steinernen Gefäßen zum Gebrauche auf. Ein von diesem etwas abweichendes Verfahren befolgt man unter andern in Magdeburg (vgl. Kastner's Gewerbsfreund II. S. 326. rc.). Daß sich der Rogen vieler andrer Fische zu gleichem Zwecke benutzen läßt, scheint keinem Zweifel zu unterliegen (vgl. a. a. O.). Frisch gesalzen muß der Caviar beim Öffnen der Tönnchen ganz trocken seyn, und seinen eigenthümlichen Austerngeschmack noch haben. Da er sich im Sommer nicht lange hält, so muß man mehr davon für den Winter aufheben. Es gibt ungepreßten und gepreßten. Der taurische ist unter den russischen die vorzüglichste Sorte. Nach ihm folgt in der Güte des Geschmacks der Säckchen-Caviar. Der Danziger komt dem russischen ziemlich gleich. — Schlechter ist der türkische (Botarga) in Blasen, und der sogenante Mai-kawiar. — Am schlechtesten ist der unreine, schleimige und schichtweise mit zerlassenem Fischfett übergossene, in Fässern, von einem hervorstechenden ranzigen Thrangeruch u. Geschmack. — Nach John enthält der frische ungepreßte Caviar 24,8 unauflöslichen Eiweißstoff, 6,2 auflöslichen, 4,3 gelbes, riechendes Schmieröl, 6,7 Kochsalz mit etwas Glaubersalz, 0,5 Thierleim, phosphors. Kalk u. dgl. Eisen, 57,5 Wasser.

Er wird, mehr als Leckerei, auf geröstetes Weißbrot

gestrichen, verspeist, und befördert zwar die Eßlust, verlangt aber eine gute Verdauung. (*Th. Schreger.*)

CAVICEO (Jacopo), geb. zu Parma 1443 und gest. in Montecchio 1511, war lange Lehrer der schönen Wissenschaften zu Pordenone in Friaul und hat sich in der italienischen Literatur durch seinen dem Filocopo des Boccaccio nachgeahmten Roman Il Peregrino einen Namen erworben. Er erschien Vened. 1526. 8. Auch einige weniger bedeutende historische Schriften hinterließ er, und Muratori hält ihn für den Verfasser des von ihm in seinen Scriptores rer. Ital. herausgegebenen Diario di Parma*). (*W. Müller.*)

CAVII, ein kleines Volk im südlichsten (römischen) Illyricum. *Liv.* XLIV, 30. (*Ricklefs.*)

CAVINO (Giovanni), genant der Paduaner, ein geschickter Stämpelschneider des 16. Jahrh., geb. 1499, gest. 1570, vereinigte sich gegen 1565 mit Alessandro Bassiano zur Verfertigung seltner griechischer und römischer Münzen, welche als antike in viele Kabinette gekommen sind. Man nent seit der Zeit alle solche untergeschobenen Münzen paduanische. S. hierüber Münzkunde. (Möhsen Beschr. einer berl. Medaillen-Saml. S. 284.). (*H.*)

CAVITE, 1) Provinz in dem spanischen Antheile der Insel Manila, welche in SO. die Bai von Manila umgibt und 1810. 59,153 Einw. zählte. — 2) Hauptstadt der vorgedachten Provinz auf einer Landspitze, die sich tief in die Bai erstreckt, unter 14° 29′ 9″ L. 138° 50′ 40″ B. Sie war vormals mit Festungswerken umgeben, die aber durch ein Erdbeben zerstört und nicht wieder hergestellt sind, hat 2 Kirchen, 3 Klöster, 1 Arsenal, 1 großen Warenspeicher, 1 Vorstadt S. Rochus u. 6000 Einw., worunter die Hälfte Spanier und Mestizen. Sie hat einen geräumigen und zu jeder Jahrszeit sichern Hafen, wo sich die größten Schiffe dicht an der Küste vor Anker legen können: er ist daher die Station der philippinischen Kriegsmarine und bisher auch der Gallione von Manila. Allein da hier keine Geschäfte im Großen zu machen stehen, so legen Kauffahrer nur während der südwestlichen Munsuhns, wo die Rhede von Manila keine Sicherheit gewährt, hier an. Sonst beschäftigen sich die Einw. auch mit dem Schiffbau und die Werfte sind immer lebhaft. (*Hassel.*)

CAVORE, Stadt in der piemont. Prov. Pinerolo, am Fuße eines Hügels am Pellice gelegen, mit 5700 gewerbsfleißigen Einwohnern, welche jährlich zwei Märkte haben und mehre Gärbereien, Leinwebereien, Seidenmühlen, auch Marmor- u. Schieferbrüche unterhalten. Auf dem Hügel bei der Stadt stand das alte Caburrum (s. d. Art.) und späterhin ein festes Schloß. (*W. Müller.*)

CAXAMARCA 299° 4′ 23″ L. 7° 8′ 38″ s. Br.), Stadt der Intendantschaft Tarma in Peru, in der 12,600 Fuß hohen Hochebene gleiches Namens, mit 12,000 Einw., 3 Kirchen, 2 Hospitälern, den Trümmern des Palastes der Incas und Handel. Hier ward der letzte Inca von Peru Atahualpa geschlagen, gefangen und erdrosselt. Eine spanische Meile davon sind die warmen Incasbäder, und in der Landschaft ist das reiche Silberbergwerk Gualgayok. (*Stein.*)

CAXATAMBO, Distrikt der Intendantschaft Lima in Peru, mit 16,862 Einw. und der Hauptort gleiches Namens mit 6000 Einw., Silbergruben (7—8000 Mark) und Sodahandel. (*Stein.*)

CAXTON, Marktfl. in der engl. Shire Cambridge mit 317 Einw., der doch 1 Wochen- u. 2 Jahrmärkte hält. Er ist der Geburtsort des Geschichtschreibers Math. Paris und des englischen Buchdruckers Caxton. (*Hassel.*)

Caxton, engl. Buchdr., s. am Ende des Buchst. C.

CAYA, kleiner Fluß in der span. Prov. Estremadura und in der portug. Prov. Alentejo, der sich unweit Badajoz in die Guadiana ergießt, und hier die Insel Pegon bildet. (*Stein.*)

CAYAMBE (299° 17′ 52″ L. 0° 1′ 35″ nördl. B.), ein 12,180 Fuß hoher Berg der Prov. Quito. (*Stein.*)

CAYEMITES, zwei geringe Eilande, la grande und la petite Cayemite in der Leoganebai der westindischen Insel Hayti: die größere ist 1 Meile lang, ¼ M. breit. (*Hassel.*)

CAYENNE, 1) französische Insel, zu dem französ. Guyana in Südamerika gehörig, die, da sie die vornehmste Stadt dieser Kolonie einschließt, auch wol derselben den Namen leihet (s. Guyana). Sie breitet sich vor der Mündung des Cayenne unter 5° nördl. Br. und 324° L. aus, hat im N. den atlantischen Ozean, im O. den Ausfluß des Mahury, im S. die Rivière du Four, im W. die Mündung des Cayenne, und zerfällt selbst durch einen 30′ breiten Kanal, la crique fouillée, in 2 Theile, wovon der südliche der größere ist. Der südliche Theil bildet nur eine Savanne, die während der Regenzeit beständig von Wasser bedeckt ist, der nördliche liegt höher und hat einen höchst fruchtbaren Boden, der neben den Stapelwaren Westindiens reich an allen Tropenprodukten von Südamerika ist, aber wegen seiner Feuchtigkeit doch einen höchst ungesunden Aufenthalt besonders für Europäer ausmacht. Indeß ist er mit Plantagen bedeckt und fast ¼ der ganzen französischen Bevölkerung von Guyana hier konzentrirt. Cayenne wurde 1625 von den Franzosen in Besitz genommen, aber 1654 wieder verlassen, worauf die Engländer sich hier setzten. Die Franzosen verjagten diese 1664, die Holländer 1674 die Franzosen, doch nahmen diese 1675 das Eiland von neuem und behielten es bis 1809, wo es sich den Briten ergab, die es jedoch im Frieden von 1814 zurück gaben. Während der Revolution erhielt es eine traurige Berühmtheit, indem es zum Verbannungsorte ihrer Schlachtopfer gemacht wurde, wovon die meisten das bösartige Klima hingerafft hat. — 2) Die Hauptstadt des französischen Guyana auf der Nordwestspitze der Insel Cayenne und zwar auf deren nördl. Theile (nördl. Br. 4° 56′ L. 324° 15′). Sie bildet ein unregelmäßiges Hexagon, wird durch das Fort S. Louis und 2 andre Schanzen vertheidigt, ist der Sitz des Gouverneurs, und enthält 1 Kirche, 200 von Holze gebauete Häuser, 1500 Einw. und einen guten und sichern Hafen, der den Stapelplatz für das ganze franz. Guyana macht. (*Hassel.*)

CAYENNEPFEFFER — Piper Cayennense, ein in England bekantes Pulver, welches aus Westindien,

---

*) Ein Leben des Caviceo hinter dem Peregrino. Vgl. *Tirab.* Stor. VI. 753. 865. Biogr. univ.

vorzüglich aus Cayenne gebracht wird. Nach Murray soll dessen Grundlage der Same des Capsicum baccatum, nach Hahnemann die trockne Frucht des Caps. minimum L., nach Wright aber der bei bevorstehender Reife abgenommene, getrocknete und gepulverte Same des caps. annuum seyn. Seine Wirkungen kommen ganz mit denen des letztern überein (s. Capsicum).
(*Th. Schreger.*)

CAYES (le), Stadt auf der Südküste der Negerinsel Hayti in einer sumpfigen und ungesunden Gegend, 18° 12′ nördl. Br. 303° 52′ L. an einer seichten Bai, der Insel Vache gegenüber: gutgebauet mit breiten, geraden und reinlichen Straßen, 400 Häus., 3000 Einw. und einer Rhede, die an der Bai liegt, die sich in der Pointe Abacou endigt. Sie exportirt die Produkte der Umgegend: 1789. Zucker 271,237, Kaffee 30,256, Baumwolle 8554 und Indigo 1693 Zntr. (*Hassel.*)

CAYET, auch CAYES, Cahier (lat. Cahierus und Cajetanus), (Pierre Victor Palma), Professor der orientalischen Sprachen zu Paris, geboren 1525 zu Montrichard in Touraine. Er studirte zu Paris unter dem berühmten Ramus die Philosophie, und als dieser zur reformirten Kirche überging, folgte er seinem Beispiele, begab sich nach Genf, wo er die Theologie studirte, und besuchte darauf einige teutsche Universitäten. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er Prediger in dem Dorfe Montreuil-Bonnin unfern Poitiers, und kam von da an den Hof Heinrichs IV., damaligen Königs von Navarra, wo er dessen Schwester Katherine von Bourbon in der reform. Religion unterrichtete, die ihn zu ihrem Hofprediger ernante und mit sich nach Paris nahm, als diese Stadt an Heinrich IV. übergegangen war. Wegen verschiedener Anschuldungen, die sich gegen ihn erhoben, wurde er von der reformirten Synode seines Kirchenamtes entsetzt, und dieß gab Anlaß, daß er 1595 öffentlich wieder zum kathol. Glauben zurück trat. Er wurde darauf Professor der oriental. Sprachen im Collegium von Navarra, und starb d. 10. März 1610. Seine wiederholte Religionsveränderung zog ihm viele Verunglimpfungen zu, und seine Feinde gingen so weit, daß sie ihn der Zauberei und eines Bündnisses mit dem Teufel beschuldigten, um von ihm die oriental. Sprachen zu erlernen, worüber ein langwieriger ärgerlicher Schriftwechsel entstand. Scheinbarer war der Vorwurf, den ihm die Reformirten, seine erbittertsten Feinde, machten, daß er dem Parlement ein Mémoire pour prouver la nécessité de rétablir les maisons de prostitution übergeben, und darin der Unsittlichkeit das Wort geredet habe, was aber keineswegs erwiesen ist. Zuverlässiger ist es, daß ihm seine Unreinlichkeit, seine anstößige Lebensart, sein Forschen in geheimen Wissenschaften und sein Streben nach dem Stein der Weisen, nicht unverdient eben so viel Tadel zuzog, als ihm in anderer Hinsicht seine gelehrten Kentnisse Achtung erwarben. Was er über Theologie, meistens mit einer polemischen Tendenz, schrieb, ist nicht unverdient in Vergessenheit gerathen, dagegen behaupten seine Schriften über Heinrich IV. [1]), dessen Lehrer er eine Zeit lang war, einen bleibenden Werth. Sie enthalten, in einer Sprache, die weder gefällig, noch fließend ist, und bei Einmischung falscher Raisonnements und ungeeigneter polemischer Erörterungen, viele vortreffliche Notizen und interessante Züge, welche die Individualität dieses Königs und den Geist seines Zeitalters anschaulich darstellen, und manches Ereigniß jener unglücksschwangern Periode aus dem richtigen Gesichtspunkte beurtheilen lehren. Er hat überdieß Relationen, Poesien, Manifeste, Instructionen, Briefe ꝛc., in sein Werk aufgenommen, die man sonst nirgends findet. Auch unter seinen übrigen Schriften [2]) sind einige, die ihres Inhalts oder ihrer Seltenheit wegen bemerkt zu werden verdienen [3]). (*Baur.*)

CAYLUS (Anne-Claude Philippe de Tubières, de Grimoard, de Pestels, de Levis, Graf von), Marquis d'Esternay, Baron de Bransac, Geheimerrath des Parlaments zu Toulouse, ward zu Paris geboren 1692, und erhielt von seinen Ältern eine glänzende und sorgfältige Erziehung *). Früh widmete er sich dem Militärdienste, und gewann in seinem ersten Feldzuge 1709 den Beifall seines Monarchen. Nicht mindere Auszeichnung erwarb er sich 1711 in Katalonien, an der Spitze eines Regiments, welches seinen Namen führte; auch war er 1713 bei der Belagerung von Freiburg, nach welcher der Friede von Rastadt erfolgte. Der Friede verschaffte ihm Muße, um den Wissenschaften und der

1) Chronologie novénaire, contenant l'histoire de la guerre sous le règne de Henri IV., depuis 1589 jusqu'en 1598. Par. 1608. Vol. III. 8. Chronologie septénaire, ou l'histoire de la paix entre les rois de France et d'Espagne, contenant les choses memorables, depuis l'an 1598 jusqu' en 1604. Ib. 1606; 1609. 8. Beide sehr selten; wieder abgedruckt, mit Anmerkungen von Guyot des Herbiers, in der Collection des mémoires relatifs à l'hist. de France, 1806. 8. Da die Chronol. sept. von der pariser theologischen Fakultät verboten wurde, so schrieb Cayet eine Défense contre la prétendue censure de la chron. sep. 1610. 8. Von beiden Werken s. *Lenglet du Fresnoy* Catalogue T. XII. 241. *Freytag* anal. lit. 227. *d'Artigny* nouv. mém. T. V. 155. *Clement* bibl. cur. T. VI. 473. *Meusel* bibl. hist. Vol. VIII. P. I. 137. Zu bemerken ist noch, daß die Chronol. sep. die erste Veranlassung zur Herausgabe des Mercure françois, einer Art politischen Zeitschrift, gab, dem sie gewisser Maßen zur Einleitung dient. 2) Paradigmata de IV linguis orientalibus praecipuis, arabica, armena, syra, aethiopica. Par. 1596. 4. De sepultura et jure sepulchri. 1597. 8. Appendix ad chronologiam Gilb. Genebrardi. Par. 1600. fol. Liber R. Abraham Peritsol compendium viarum saeculi, id est mundi, lat. et hebr. versus. Par. 1601. 12. L'Heptaméron de la Navarride, ou l'hist. du royaume de Navarre, depuis le commencement du monde, tirée de l'Espagnol de Don Charles, infant de Navarre. Ib. 1602. 12. in franz. Versen. Histoire prodigieuse et lamentable du docteur Fauste, grand magicien, trad. de l'allem. Par. 1603. 12., öfter und wegen seiner Seltenheit gesucht, obgleich von geringem Werth. 3) Discours funèbre sur la mort de feu Mr. Cahier. Par. 1610. 8. *Bayle* Dict. *Launoji* hist. gymnas. Navarr. 790. *d'Aubigné* hist. univ. T. III. Lib. IV. Cap. XI. Mém. de *Niceron* T. XXXV. 386. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Weiß). Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 631.

*) Seine Mutter, Marthe-Marguérite, geb. de Villette, war eine eben so schöne, als geistreiche Frau. Von dem ersten haben wir noch den Beweis in dem artigen Madrigal des Marquis de la Fare, worin Amor dem Dichter einen Blick der Caylus verspricht; von dem andern haben wir den Beweis in den Souvenirs de Mme. de Caylus, welche Voltaire zum ersten Mal herausgab (Amst. (Genf) 1770. 8.); dann Auger, Par. 1804, und Renouard, das. in demf. Jahre. Beide Ausgaben enthalten Nachrichten über Frau v. Caylus. (*H.*)

Kunst zu leben. Um seine Kentnisse zu erweitern, und zugleich einen frühern Lieblingswunsch zu erfüllen, unternahm er eine Reise nach Italien. Der Anblick der Meisterwerke dieses Landes erfüllte ihn mit immer größerer Liebe für die schönen Künste, und besonders für das Alterthum, und flößte ihm das Verlangen ein, seine Reisen weiter fortzusetzen. — Bei seiner Rückkehr nach Paris 1715, als Ludwig XIV. eben gestorben war, entschloß er sich, den königlichen Dienst zu verlassen, und seinem Geschmacke zu leben. Im nächsten Jahre begleitete er Bonac, der als Gesandter an die ottomanische Pforte abging, nach Constantinopel, bereiste von da aus Griechenland, die Küsten der Levante und alle berühmten Orte, welche reiche Erinnerungen darbieten. Schlecht gekleidet, vertraute er sich, zu seiner Sicherheit, zwei Räubern an, welchen er, nach seiner Rückkehr, eine bestimte Summe auszuzahlen versprach. Geleitet durch den Anführer derselben, welcher ihm zwei arabische Pferde lieh, besuchte er die Ruinen von Ephesus und Kolophon, den Tempel der Diana, und die prächtigen Überreste des alten am Meere gelegenen Theaters. Als er nach dem alten Byzanz zurückgekehrt, die Dardanellen durchstreift, und die Küsten, die Homer einst besungen, besucht hatte, begab er sich nach Adrianopel, wo damals Mustapha II. sich aufhielt. Die Sehnsucht seiner Mutter, die er zärtlich liebte, setzte hier seinen fernern Reisen ein Ziel, und er kam 1717 nach Paris zurück, ließ sich daselbst nieder, ordnete nun seine zahlreiche und kostbare Samlung, und ergab sich ganz dem Studium der Antike und der Ausübung der Künste. Mit der Radirnadel arbeitete er eine große Menge Blätter zu seinem Werke über die ägyptischen, griechischen, etrurischen, römischen und gallischen Alterthümer.

Im J. 1731 ernante ihn die Malerakademie, 1742 die Akademie der Inschriften und schönen Künste zu ihrem Ehrenmitgliede, und er widmete einen großen Theil seiner Zeit diesen beiden Instituten. Er setzte zwei Preise aus, einen für denjenigen jungen Künstler, der durch die Wahrheit einer ausdrucksvollen Figur sich am vortheilhaftesten auszeichnete, den andern von 500 Livres für gelehrte antiquarische Untersuchungen. — Seine Beschäftigung mit Chemie brachte ihn auf die Versuche, die enkaustische Malerei der Alten wieder herzustellen, und er lieferte selbst einen Kopf der Minerva in dieser Manier, der, im Louvre ausgestellt, viele Bewunderer fand. Von andern wichtigen Versuchen und Entdeckungen, die er machte, geben Nachricht gegen 45 Memoiren, mit denen er die Akademie der Inschriften bereicherte. In seinen Schriften finden sich zwar öfters Irrthümer, aber unverkennbar ist die Redlichkeit seines Strebens, und er hat das Verdienst, die Aufmerksamkeit auf Gegenstände geleitet zu haben, welche bis dahin sehr vernachlässigt wurden; auch flößte er durch die Art seiner Darstellung ein größeres Interesse dafür ein. Gleich eifrig, wie für die Literatur, war er für die Kunst. Der von ihm radirten Blätter, welche sich in der Samlung von Mariette befanden, waren 3200, wovon er aber viele mit dem Grabstichel überarbeiten ließ. Wir bemerken davon besonders: 1) eine Folge von 200 Blättern, aus dem Kabinet des Königs, nach Original-Handzeichnungen. 2) Zehn Blätter antiker Gegenstände, von Bouchardon gezeichnet, radirt von le C. de C., und von le Bas beendigt. 3) Sechs sehr große mythologische Darstellungen nach Bouchardon, geäzt von C. de C., beendigt von C. Fessard. 4) Eine Samlung von Köpfen, aus dem Kabinet von Crozat, nach Rubens, 30 Blätter. 5) Acht und funfzig Stück Charakter- und Carikaturköpfe, nach da Vinci. 6) Véritables Griffonnements, d'après della Bella, 5 große Blätter. Außer diesen arbeitete er noch viele andere Werke nach berühmten Meistern.

Den Künstlern ward er nicht nur durch sein Talent, sondern auch durch sein Ansehen nützlich, denn dadurch verschaffte er ihren Werken Liebhaber, und mit seinem Reichthum unterstützte er manchen Hilfsbedürftigen. Er wußte das Verdienst zu würdigen und zu belohnen. Zwar gefiel er sich in der Laune des Sonderbaren, besaß aber strenge Rechtlichkeit, und verschmähete alle Schmeichelei. Jede äußere Ehre war ihm gleichgiltig. Seine zahlreichen literarischen Werke können in drei Klassen getheilt werden, in Romane, Kunstschriften, und Werke über die Antike. 1) Les Ecosseuses, ou les Oeufs de Pâques, Troyes, 1739 et 1745, in 12. 2) Histoire de Guillaume, cocher, in 12. 3) Féeries nouvelles, la Haye (Paris), 1741, in 12. 2 Vol. 4) Soirées du bois de Boulogne, la Haye (Paris), 1742, 2 Vol. in 12. 5) Etrennes de la St. Jean, in Verbindung mit Moncrif, Crebillon fils, Duclos, la Chaussée, Voisenon u. A., Troyes, 1742, 1750 et 1757, in 12. 6) Contes orientaux, la Haye, 1743, 2 B. 12. 7) Histoire de Mlle Cronet dite Fretillon (Mlle Clairon), la Haye (Paris), 1743, 4 B. 12. 8) Histoires nouvelles et Mémoires ramassés, Londres (Paris), 1745, in 12. 9) Quelques Aventures des bals de bois, in Verbindung mit Voisenon, 1745, in 12. 10) Cinq Contes des Fées, 1745, in 12. 11) Récueil de ces Messieurs, in Verbindung mit Duclos u. A., 1745, in 12. 12) Les Manteaux, la Haye, 1746, in 12. 13) Les Fêtes roulantes et les Régrets des petites rues, 1747, in 12. 14) Mémoires de l'Académie des Colporteurs, 1748. 8. Auch werden ihm zugeschrieben: Tout vient à point à qui peut attendre, 1775. 12. Histoire d'une Comédienne qui a quitté le spectacle, Londres (Paris), 1781. 12. Die mehresten dieser Schriften befinden sich in den Oeuvres badines du comte de Caylus, herausgegeben von Garnier, Paris, 1787. 12 Bde. 8. Unter seinen archäologischen Werken steht mit Recht voran: I. Récueil d'antiquités égyptiennes, étrusques, grecques, romaines et gauloises, Paris, 1752 et années suivantes, 7 Vol. in 4. Der Abbé Barthélemi und einige Andere unterstützten ihn bei der Herausgabe dieses sehr schätzbaren Werkes. (Teutsche Übers. von nur 2 Bänden, Nürnb. 1766. 4.) II. Numismata aurea imperatorum romanorum, ohne Data, in 4. (sehr selten). III. Récueil de Médailles du Cabinet du Roi, ohne Data, in 4. (auch sehr selten). IV. Dissertation sur le papyrus, Paris, 1758, in 4. V. Récueil de peintures antiques, d'après les dessins coloriés de P. S. Bartoli, Paris, 1757, in fol. Von diesem theuern

Prachtwerk gibt es nur 30 Exemplare, welche alle unter Mariette's Leitung kolorirt sind. Man vereinigt mit diesem Werke la Mosaique de Palestrine, vom Abbé Barthélemi, Paris, 1760, in Fol. Die Samlung seiner Abh. aus den Mém. de l'Ac. d. I. in einer teutschen Übers. von J. G. Meusel, Altenb. 2 Bde. 4. — Werke über die Kunst: I. Nouveaux sujets de peinture et de sculpture, Paris, 1755, 12. II. Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée et de l'Enéide, avec des observations générales sur le costume, Paris, 1757, 8. III. Histoire d'Hercule le Thebain, Paris, 1758, 8. IV. Les Vies de Mignard et de Lemoyne, in der Samlung der Biographien der ersten Maler des Königs. Paris, 1752. V. Mémoire sur la peinture à l'encaustique, in Verbindung mit Majant, 1755. 8. VI. Description d'un tableau représentant le sacrifice d'Iphigénie, 1757, in 12. VII. Vie de Edme Bouchardon, Paris 1762, 12.

So war Caylus für Wissenschaft und Kunst während seines ganzen Lebens unausgesetzt thätig, und an der Ausführung manches neuen Planes hinderte ihn nur der Tod. Er starb zu Paris den 5. September 1765. (*Weise.*)

Caylux, s. Cailux.

CAYO, Marktflecken in der engl. Shire Caermarthen in Südwales, hat 1696 Einw., und hält 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte. (*Hassel.*)

CAYOR, ein Negerreich in Senegambia, das vom grünen Vorgebirge bis Fort S. Louis an der Küste reicht, und von Wallo, Burb Jalof, Sin und Salum umgeben ist. Es besitzt im N. die Mündung des Senegal, und wird sonst von geringen Küstenflüssen bewässert, hat einen röthlichen Sandboden, der Hirse, Baumwolle und Indigo im Überflusse erzeugt, dabei ganze Gummi- und Tamarindenwälder, vieles Wild und eine starke Viehzucht, besonders große Esel, die aber bei den Einwohnern in Verachtung stehen. Diese sind Jalofs oder Jolofs, an der Zahl 180,000; sie bekennen sich zum Islam, führen theils Feuergewehre, theils Lanzen und Bogen, und betreiben Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Weberei und Schmiedearbeiten. Zur Ausfuhr bietet das Land wenig mehr, als Sklaven, Hirse, wonach sie auch den Werth der Dinge bestimmen, und Gummi; Salz ist das, was sie am unentbehrlichsten brauchen. Ihr König heißt Damel; er ist unumschränkter Herr über Leben, Tod und Güter seiner Unterthanen. Sein ältester Schwestersohn folgt ihm auf dem Throne. Die einzelen Bezirke stehen unter einem Gouverneur, der Laman heißt; die Dorfvorsteher werden Gheraf genant. Der Damel hat keine bestimte Residenz. In seinem Gebiete ist das grüne Vorgebirge. (*Hassel.*)

CAYOS DE LOS MARTYRES, bei den Briten Martyrs Reefs, nent man die Reihe von Felsenriffen und Skoglien, die die Südküste des östlichen Florida vom Kap Florida bis Kap Sable umgeben, und in der Entfernung das Ansehen von aufgespießten Menschen haben sollen. An ihrem östlichen Ende liegen mehre unbewohnte Eilande, die Cayos heißen, worunter Cayo Sombrero, Cayo de Viboras, Cayo Cargo, Cayo Altot und die 5 Pine Islands die größten sind. (*Hassel.*)

CAYUGA, eine Grafschaft im nordamerik. State Newyork, die ihren Namen von dem langen See Cayuga hat, der ihr im W. liegt. Sie wird von der Seneca bewässert und vom Eriekanale durchzogen, und hatte 1820 in 10 Ortschaften, wovon Auburn der Hauptort ist, 38,897 Einw. Die Cayugasindianer, die zu den 5 Nationen gehören, haben sich gegenwärtig unter die zahlreichern verbündeten Stämme verloren. (*Hassel.*)

CAZALLA, Villa in der spanischen Provinz und Tesoreria Sevilla, auf der Sierra Morena, mit 1000 Einw., die guten Wein bauen; dabei viele alte Silber- und Bleigruben in den cazallaer und guadalianer Gebirgen, die seit der Revolution aufgelassen sind. (*Stein.*)

CAZAR DE CACERES, Villa in der span. Provinz Estremadura, Partido de Caceres, auf der Sierra Aguas Vivas, mit 5000 Einw., die 16 Gärbereien mit 51 Arbeitern, Färbereien, Fayancefabrik, Seifensiederei, Wollhandel betreiben. Der Ort genoß bisher besondere Freiheiten und Vorrechte, und behauptete eine gewisse demokratische Verfassung, die ihm das Recht gab, seine Magistratspersonen selbst zu wählen. (*Stein.*)

CAZAUBON, Stadt in dem Bez. Condom des französ. Depart. Gers, an der Douze, hat 2266 Einwohner. (*Hassel.*)

CAZEGUT, eine der Bidschuga- oder Bissagosinseln vor der Küste von Senegambia, im N. W. von Canabac und im S. W. von Bissao, ist fruchtbar, wohlbewohnt und steht unter einem eigenen Häuptlinge. (*Hassel.*)

CAZEMBE, ein Negerreich im afrikanischen Binnenlande, im O. von Neuguinea, zwischen 13 bis 15° s. Br. und 40 bis 43° L., am breiten Murucuru. Von der Hauptstadt der Cazember bis zum portugisischen Fort Tete am Zambese, auf der Ostküste von Afrika, rechnet man 37 Tagereisen. Sie liegt am Murucuru, ist groß und mit einer dichten hohen Hecke und einem Graben umgeben. Der König hält einen prächtigen Hofstat; er hat den Alleinhandel mit Elfenbein und Metallen, worunter besonders Kupfer. Die Cazember unterscheiden sich sehr von den Küstennegern, reden wenig, sind artig, kämmen ihre Haare, und gelten als geübte Krieger: ihre Waffen bestehen aus langen Lanzen, kurzen Messern, und Schilden aus Baumrinde. In ihrer Musik herrscht Harmonie: ihre Tänze beleidigen die Sittsamkeit nicht. Sie haben kleine hohle Idola, aber weder Zauberer noch Priester (Bowdich). (*Hassel.*)

CAZENOVIA, Hauptort der Newyork. Grafschaft Madison, hat 1 Kirche, 1 Bank und 3151 Einw., die mit Korn und Vieh handeln. (*Hassel.*)

CAZÈRES, 1) Stadt im Bez. Muret des franz. Dep. Obergaronne, an der Garonne, die hier schiffbar wird, hat 400 Häuser und 1773 Einw., die 2 Gärbereien, 1 Färberei, 1 Hut- und 1 Lichterfabrik unterhalten. — 2) Stadt im Bez. Mont de Marsan des franz. Dep. Landes, nahe am Adour, mit 832 Einwohnern. (*Hassel.*)

CAZES (Pierre Jacques), Maler, geb. zu Paris 1676 und gest. das. 1754, erst ein Schüler des ältern Houasse, dann des Bon Boullongne, ward 1703 in die Akademie aufgenommen, und erhielt nach und nach alle

Stellen in derselben, bis zu der des Kanzlers. Bei seiner Aufnahme lieferte er ein Gemälde, den Sieg des Herkules über Achelous darstellend; sonst beschäftigten ihn meist Gemälde aus der heiligen Geschichte für Kirchen. Seine Hauptwerke besitzen die Kirchen von St. Germain-des-Prés, St. Gervais, St. Martin-des-Champs, und andre zu Paris und die Kirche St. Louis zu Versailles. Ohne zu den Künstlern ersten Ranges zu gehören, erwarb er sich doch einen bedeutenden Ruf, und es ist nicht zu läugnen, daß er sich auf große Kompositionen verstand, nicht unkorrekt zeichnete, und daß sein Kolorit im Ganzen einen guten Eindruck macht: aber seine Gedanken und Figuren wiederholt er sehr oft, ist mehr bedacht, den Raum zu füllen, als Ausdruck zu geben, und hat wenig Abwechslung in den Details. Die Gemälde seiner letzten Jahre stehen unter seinen frühern. Von seinen Schülern zeichneten sich Chardin und Parrocel am meisten aus. *(H.)*

Cazorla, s. Caçorla.

CAZOTTE (Jacques), ein geistreicher und beliebter Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, war 1720 zu Dijon geboren. Nachdem er seine Studien zuerst in seiner Geburtsstadt, dann zu Paris geendigt hatte, trat er in das Departement des Seewesens, von dem er im J. 1747 als Controlleur nach Martinique geschickt wurde. Als im J. 1759 die Engländer das Fort Saint-Pierre angriffen, trug er durch Muth und Thätigkeit vorzüglich dazu bei, daß dieser Angriff vereitelt wurde. Kurz darauf setzte ihn eine Erbschaft in den Stand, seiner bisherigen Stelle zu entsagen und nach Frankreich zurückzukehren. Seine Besitzungen in Martinique überließ er seinem Freunde, dem Pater Lavalette, der an der Spitze der jesuitischen Handelscompagnie stand, und wurde in Wechseln bezahlt. Diese Wechsel werden von der Gesellschaft Jesu protestirt, und es entsteht ein Prozeß, der, von den Feinden des Ordens benutzt, zahlreiche Beschwerden erweckt, und Untersuchungen herbeiführt, die mit der Aufhebung der Jesuiten endigen. Cazotte, der seine Sache mit der größten Mäßigung geführt, und an ihren zufälligen Folgen keine Schuld hatte, genoß von dieser Zeit an seine Unabhängigkeit, bald auf einem Landsitze bei Epernay, bald in Paris. Sein Umgang war gesucht; die geistreichsten Männer liebten ihn; seine Schriften wurden mit Beifall gelesen. Eine derselben, die auch in Teutschland hinlänglich bekant ist, der verliebte Teufel, veranlaßte einen Martinisten, welcher bei dem Verfasser höhere Kentnisse vermuthete, ihn aufzusuchen; und Cazotte wird zum Mitgliede dieser, von Martinès de Pasqualis gestifteten Verbindung gemacht. Nie hatte C. dem irreligiösen Geiste seiner Zeitgenossen, und den Grundsätzen derer gehuldigt, die man in Paris Philosophen nante; aber von dieser Zeit an wurde das Evangelium und jedes Gebot desselben seine einzige Regel. Der Ausbruch der Revolution endigte das stille und genußreiche Leben, das er eine lange Reihe von Jahren hindurch geführt hatte. Er verhehlte seine Gesinnungen nicht; er dachte selbst auf Mittel, den verderblichen Fortgang der Sache zu hemmen, und diese Gesinnungen und Plane theilte er von seinem Landsitze aus, einem alten Freunde, dem Secretär der Civilliste La Porte, am königlichen Hofe mit. Bei dem Sturme auf die Tuilerien, am 10. August 1792, wurde diese Correspondenz gefunden, und acht Tage darauf der Greis mit seiner Tochter in das Gefängniß nach Epernay, und von da in die Abtei nach Paris gebracht. Hier erzählt einer seiner Mitgefangenen [1]), daß die Heiterkeit Cazotte's und der orientalische Stil, in welchem er sich ausdrückte, ihren Kummer zerstreute, daß er aber auf ihren Unglauben gezürnt habe, als er ihnen aus Kain's und Abel's Geschichte beweisen wollte, die Gefangenen wären glücklicher als die Freien, und ihr jetziges Schicksal sei eine Emanation der Offenbarung Johannis. Am 2. Sept. wurde er vor das Blutgericht gestellt, das noch keinen der Gefangenen verschont hatte. Der Präsident fragte nach seinem Namen, und da dieser auf dem Verzeichnisse mit keinem günstigen Zeichen versehen war, lieferte er ihn den Mördern aus, die den Tisch der Richter umringt hielten. In diesem furchtbaren Augenblicke warf sich seine Tochter über den Verurtheilten her, und rief den Henkern zu: „Ihr werdet das Herz meines Vaters nicht durchbohren, ohne vorher das meinige zu treffen." Bei dem Anblick ihrer Schönheit und Jugend, sanken die aufgehobenen Arme; das Volk rief Gnade! und die Mörder ließen ihr Schlachtopfer los. Außer sich vor Freuden umarmt seine Retterin die blutigen Henker, und führt ihren Vater, unter dem Jubel des Volkes, weg. „Wer sind deine Feinde?" fragt einer den Greis, „nenne sie uns, und sie sollen büßen." — „Ach," antwortete Cazotte, „wie sollte ich Feinde haben? Hab' ich doch Niemanden etwas zu Leide gethan." — Er hatte sich geirrt. Pethion hatte ihm, wegen einiger in den aufgefundenen Briefen befindlicher Stellen, Rache geschworen; und nach neun Tagen ward er von neuem verhaftet, und nach dem Gefängnisse der Conciergerie gebracht. Seiner Tochter, die ihm nachgefolgt war, wurde der Eintritt versagt. In dem Verhöre antwortete er mit der größten Gelassenheit. Er erklärte, daß ihn das Volk schon einmal freigesprochen habe, und daß man der Souveränetät der Nation und dem Gesetze Hohn spreche, wenn man ihn zum zweiten Male wegen derselben Sache zur Verantwortung ziehe. Auf diese Einwendung wurde keine Rücksicht genommen. Als das Todesurtheil ausgesprochen war, sagte der öffentliche Ankläger: „Warum muß ich Euch, nach einem tugendhaften Leben von zwei und siebenzig Jahren, strafbar finden? Aber es ist nicht genug, ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein guter Vater gewesen zu seyn; man muß auch ein guter Bürger seyn." Während sich der Greis zum Tode vorbereitete, war seine Tochter unermüdlich geschäftig, ihn zum zweiten Male zu retten. Sie hatte eine Schar von Weibern versammelt, die ihre Bitten bei den Richtern unterstützen sollten; aber ehe sie ihren Zweck erreichen konte, wurde sie von den Schergen Pethion's aufgegriffen, und nach dem Gefängnisse geführt, aus dem sie auch erst nach der Hinrichtung ihres Vaters entlassen wurde. Ehe dieser seinen Kerker verließ, verlangte er Feder und Papier, und schrieb die Worte: Mein Weib, meine Kinder, beweinet mich nicht; aber vergeßt mich nicht. Vor allen

---

1) *St. Méard* Agonie de trente-huit heures p. 16.

Dingen aber gedenkt, nicht gegen Gott zu sündigen. — Auf dem Blutgerüste, das er mit festem Schritte betrat, ließ er sich sein graues Haar abschneiden, legte es sorgfältig zusammen, und bat, es seiner Tochter einzuhändigen. Dann sich an das versammelte Volk wendend, sagte er: „Ich sterbe, wie ich gelebt habe, Gott und dem Könige treu" [2]).

Wir haben nun von Cazotte's schriftstellerischer Laufbahn zu sprechen. Einige Fabeln und Chansons, die mit Beifall aufgenommen wurden, machten seinen Namen zuerst bekant. Das erste seiner größern Werke, Olivier, Poëme (en prose), in zehn Gesängen, die Frucht der Muße, die er in Martinique genoß, ward durch eine Romanze veranlaßt, die er für den kleinen Herzog von Bourgogne geschrieben hatte (Tout au beau milieu des Ardennes), trat aber erst im J. 1763 an's Licht. Dieser, in cadencirter Prose geschriebene Roman, welcher in den Zeiten der Kreuzzüge spielt, mischt die Wunder der Feerei mit den Großthaten des Kriegs, Scherz und Ernst, Tapferkeit und Liebe, und sein Reiz wird noch durch einige ihm eingewebte Erzählungen in Versen erhöht [3]). Der Beifall, den er erhielt, veranlaßte den verliebten Teufel (1772), und den Lord aus dem Stegreife (Le Lord impromtu, 1771); beide durch geistreiche Erfindung, künstliche Ökonomie, Anmuth und Lebendigkeit des Vortrags ausgezeichnet. Die leichte Bewegung, die seiner Prose eigenthümlich ist, findet man auch in seiner Poesie wieder, in der er es sich nur bisweilen allzu leicht macht. Seine Erzählungen werden mehr geschätzt, als seine Fabeln, und unter jenen vorzüglich L'honneur perdu et rétrouvé ausgezeichnet. Alle seine Arbeiten, auch die geringsten, sind von einer anmuthigen Fröhlichkeit beseelt, die nie über die Schranken des Anstandes tritt. In seinem siebenzigsten Jahre beschäftigte er sich, mit Hilfe eines Arabers, vier Bände arabischer Mährchen zu übersetzen, die als eine Fortsetzung der tausend und einen Nacht erschienen sind, und dieses unendliche Werk mit einigen der schönsten und anziehendsten Erzählungen schmücken. — Cazotte's Werke sind gesammelt (aber nicht vollständig) erschienen: Oeuvres morales et badines. Paris, 1776. 2 Vol. Londres (Paris), in 7 Bänden. 12. (Übers. von G. Schatz, Lpz. 1789. 4 Bde.) *(F. Jacobs.)*

2) *Peltier* dernier tableau de Paris. Tom. II. p. 305 ff. *Moore* Journal Tom. I. p. 310 f. 3) Eine von diesen, La Brunette anglaise, wurde bei ihrem ersten anonymen Erscheinen für ein Werk Voltaire's gehalten, und Voltaire widersprach nicht. Es kostete einige Mühe, dem Publikum seinen Irrthum zu benehmen.

CAZOULS LES BEZIERS, Marktflecken im Bez. Beziers des franz. Dep. Hérault, mit 1636 Einwohnern. *(Hassel.)*

Ende des funfzehnten Bandes.

Allgemeine

Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber

Professoren zu Halle.

Sechzehnter Theil

mit Kupfern und Charten.

CEA — CHINY.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1827.

C E A

CEA, 1) Villa in der span. Prov. und Partido Leon, am Fluß gleiches Namens, der in die Esla fließt, mit 1 Schloß und 1000 Einw. — 2) Villa in der portug. Prov. Beira, Correiçao de Guarda, am Abhange der Estrella, mit 300 Häusern, 1 Kirche, 1 Hospital, 1 Armenhause. — 3) S. Zea *). (*Stein.*)

CEANOTHUS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen und der 5ten Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger gefärbter Kelch. Genagelte Corollenblätter, unter denen die Staubfäden stehn. Drei Stigmen. Dreikörnige trockene Frucht. Es sind Bäume oder Sträucher, von denen keine Art in Europa, die meisten in Nordamerika wachsen. Zwanzig Arten sind in meinem syst. veg. I. 772. 773. aufgeführt. (*Sprengel.*)

CEBA, eine Stadt in Liguria, welche Plinius wegen ihrer guten Käse rühmt, nicht weit von den Quellen des Tanarus. Sie hat noch die alte Lage und den alten Namen und liefert ebenfalls einen vortrefflichen Käse. Sie liegt am Zusammenflusse der Cevetta mit dem Tanaro, ist ummauert und zählt gegen 5500 Einwohner, welche Seidenspinnerei treiben und einige Eisenhämmer unterhalten. Ihre Provinz ist Mondovi, Fürstenthum Piemont. (*W. Müller.*)

CEBA (Ansaldo), ein gelehrter und fleißiger italienischer Dichter, geb. zu Genua 1565, gest. das. 1623. Er lebte ohne öffentliche Geschäfte in freier Muße dem Studium der Wissenschaften und hinterließ eine große Anzahl poetischer und prosaischer Schriften, von denen sich keine über die Mittelmäßigkeit erhebt. Unter seinen räsonnirenden Werken wird der Dialog Gonzaga del poema eroico (Gen. 1621. 4.) am meisten geschätzt, obgleich seine Theorie über das epische Gedicht nur eine Ausführung und Erläuterung der aristotelischen ist. Aber wie wenig alle Theorie ausreicht, um als Dichter etwas zu leisten, das beweisen Ceba's Heldengedichte Esther und Furio Camillo. In dem ersten ist die Maschinerie, troß dem biblischen Stoffe, aus der klassischen Mythologie entnommen. Etwas gelungener sind Ceba's drei Tragödien, le Gemelle Capuane, Alcippo und la Principessa Silandra, von denen Maffei die beiden ersten in seine bekante Samlung aufgenommen hat. Noch nennen wir von Ceba's Werken: Rime. Roma 1611. 4. Esercizii Accademici. Gen. 1621. 4. Dialogo dell' orazione panegirica, unter dem Titel: Doria. Gen. 1621. 8. Il Cittadino di Repubblica. Gen. 1617. fol. Lettere a Sara Ebrea und eine nachgelassene Briefsamlung. Gen. 1623. 4. Istoria romana italiana, eine Übersetzung des Theophrast ꝛc. *). (*W. Müller.*)

CEBAZAT, Stadt im Bez. Clermont des franz. Dep. Puy de Dôme, nahe am Bedat, mit 305 H. u. 1694 Einw. (*Hassel.*)

CEBLEPYRIS (*κεβλήπυρις*). Unter diesem bei Aristophanes vorkommenden, nicht weiter bestimbaren Vogelnamen hat Cuvier [1]) die Echenilleurs des Le Vaillant [2]) als eine Untergattung des genus Ampelis aufgestellt, während Vieillot [3]) den freilich bezeichnendern Titel Campephaga (Raupenfresser) dafür wählte. Temminck [4]) nahm die Untergattung als Gattung unter dem erstgenanten Namen [5]) an, verband aber noch die Graucali Cuvier's [6]) mit derselben. Die früher bekanten Arten wurden zu Muscicapa und Corvus gezählt. Es bilden diese Vögel eine wenig ausgezeichnete Gattung der Singvögel, welche zwischen den Formen der Genera Muscicapa, Ampelis, Lanius und Corvus, so zu sagen, schwankt. Der Schnabel ist kurz, mehr oder weniger dick, hinten theils sehr breit, nach der Spitze allmälig zusammengedrückt; der Oberkiefer mit gebogener deutlicher Firste und kleiner, durch seitliche Ausrandung abgesonderter Spitze; der Unterkiefer gerade, kaum oder nicht kürzer als der Oberkiefer, mit kleiner etwas aufsteigender, ebenfalls durch seitliche Ausrandung abgesonderter Spitze. Der Rachen bis fast unter die Augen hin gespalten; die Nasenlöcher klein, unter kurzen, dichten borstigen Halsterfedern versteckt. Die Zunge dreieckig hart. Die Füße kurz, ziemlich klein geschildert; die Vorderzehen an der Wurzel eine kleine Strecke weit verbun-

*) Was sich nicht hier unter Ce. findet, ist entweder in K. oder Z. zu suchen. (*H.*)

*) Er muß nicht verwechselt werden mit seinem Landsmann, dem Reisenden Niccolò Ceba oder Ziba, über welchen zu vergleichen: *Tiraboschi.* T. VIII. 186. S. über *Ansaldo Ceba: Crescimbeni.* II. 485. *Tiraboschi* T. VII. 83. 84. Ginguené in der Biogr. univ.

1) Règne animal I. p. 348. 2) Histoire naturelle des Oiseaux d'Afrique. 3) Nouveau Diction. d'hist. natur. X. — Galerie des Oiseaux II. 4) Manuel d'Ornithol. édit. 2. — Recueil des planches coloriées d'Oiseaux Livr. 42. 5) Jedoch schreibt Temminck durchgängig Ceblephyris. Dieß würde (von *κεβλη* und *ῥυπος* hergeleitet) Schmutzkopf heißen, während Ceblepyris Feuerkopf bedeuten möchte: Obwol diese Benennung den Goldhähnchen gegeben wurde? 6) Règne animal I. p. 341.

den, die Seitenzehen kürzer als die mittlere. Die Flügel mittellang, die ersten Schwingen stufig, die 4te oder 5te ist die längste. Die Schwanzfedern von gewöhnlicher Länge, die äußern ziemlich stufig kürzer. Die reichlichen Bürzelfedern sind mit sehr steifen Schäften versehen, welche aber an der Spitze schnell zart und weich werden, daher, wenn man gegen die Spitze drückt, diese sich gleich umbiegt und der steife Theil des Schaftes stechend gefühlt wird, ein Verhältniß, was bei den afrikanischen Arten (bei denen aber doch wol diese Federn eben so wenig wirkliche stechende Spitzen haben mögen), ausgebildeter sein soll, als bei den indischen, von welchen letztern ich nur Arten in natura vor mir habe. Auch ist diese Beschaffenheit der Bürzelfedern keine ausschließliche Eigenheit der Raupenfresser, sondern sie findet sich auffallend genug, z. B. bei den Baumhackern (Trogon). Die Färbung des Gefieders ist nicht eben schön, gewöhnlich ist grau oder schwarz die herrschende Farbe. Die Geschlechter sind mehr oder weniger, theils nur durch die Zeichnung am Kopfe und Halse unterschieden. Die Jungen haben öfters dunkle Querstreifen an den untern Theilen, welche den Alten fehlen. Die Heimath dieser Vögel, welche etwa die Größe der Drosseln, Lerchen oder Sperlinge haben, ist in Afrika, Ostindien und den Inseln der Südsee. Die von Le Vaillant in Afrika beobachteten Arten leben im Dickicht der Waldungen und halten sich fast immer auf hohen Bäumen auf, wo sie des Morgens und Abends Raupen suchen, die ihre Hauptnahrung auszumachen scheinen, indem Le Vaillant in dem großen und muskulösen Magen einer bedeutenden Anzahl von ihm untersuchter Individuen nichts Anderes fand. Man hört keinen Gesang, sondern nur einen schwachen klagenden Ruf von denselben. Temminck hat in dem die Planches coloriées d'Ois. begleitenden Texte zehn Arten der Gattung Ceblepyris verzeichnet.

1) Ceblepyris cana, Musicapa cana *Gmelin*, *Latham*.—Kinki-manou, *Buffon* Planch. enlum. 541. Ist etwa so groß als Lanius Excubitor, 8¼ Zoll lang, Kopf und Oberhals schwärzlich, Körper oben aschgrau, unten bläulichgrau, Steiß weiß; Schwingen schwarz, am Rande grau; Schnabel und Schwanz schwarz; die äußern Schwanzfedern an der Spitze graulichweiß, die mittlern grau. In Madagaskar.

2) Ceblepyris caesia, *Lichtenstein* Verzeichniss der Doubl. d. Berlin. Museums v. J. 1823. — Ceblepyris *Vaillantii*, *Temm.*— Echenilleur gris, *Le Vaill.* Ois. d'Afrique t. 162. 163. Bläulichgrau oben dunkler; Flügel und Schwanz schwarz. Das Männchen mit schwarzer Halfter. In Südafrika; 9¼ Zoll lang. Unterscheidet sich nach Lichtenstein von der vorigen Art, mit welcher dieser früher zusammengeworfen ward, durch schwächeren Schnabel, ganz bläulichgrauen Unterkörper und gleich gefärbte Spitze der Schwanzfedern.

3) Ceblepyris nigra *Temminck*. Ceblepyris melanoxantha *Lichtenst.* — Echenilleur noir, *Le Vaill.* Ois. d'Afr. t. 165.

4) Ceblepyris flava *Temminck*. Echenilleur jaune, *Le Vaill.* t. 164. Wie vorige Art in Südafrika; Ist nach Lichtenstein ein junger Vogel der vorigen, nach Temminck aber eine eigene Art.

5) Ceblepyris lobata *Temm.* Planch. col. 279. Im westlichen Afrika.

5) Ceblepyris melanops. Rollier à masque noir, *Le Vaill.* hist. nat. des ois. de paradis etc. t. 30. — Corvus melanops, *Latham.* Index orn. Suppl. II. p. 24. (Coracina papuensis *Vieill.* Galer. d'ois. t. 113?). Auf Inseln des stillen Oceans, Celebes.

7) Ceblepyris papuensis. (Corvus papuensis *Lath.* Ind. p. 157. — Choucari de la nouvelle Guinée, *Buffon.* planch. enlum. 630. Mit gelblichem Schnabel. In Ostindien, den Inseln des indischen Archipels und Neuguinea.

8) Ceblepyris bicolor *Temminck.* Planch. color. 278. In Sumatra, Banda.

9) Ceblepyris novae Guineae, Corvus novae Guineae *Latham.* Ind. p. 156. — *Buff.* Planch. enl. 629. stellt einen jungen, an Bürzel und Bauch mit dunkeln Querbändern bezeichneten Vogel dar. In Neuguinea und auf den Molucken.

10) Ceblepyris fimbriata *Temm.* Pl. color. 249. 250. Auf Java und den Molucken. (*Nitzsch.*)

CEBOLLA, Villa in der span. Prov. und Partido Toledo, am Tajo, mit 2500 Einw., die guten weißen Wein bauen. (*Stein.*)

CEBRERO, Villa in der span. Prov. Galicien, Distr. Lugo, im Gebirge, wo vorzügliche Käse gemacht werden. (*Stein.*)

CEBRIO, Seidenkäfer. Eine von Olivier errichtete, von den spätern Entomologen angenommene Käfergattung aus der Abtheilung der Pentameren, den Springkäfern (Elater) zunächst verwandt. Ihre Kennzeichen sind: ein langgestreckter, schmaler, oben gewölbter, unten platter Körper; ein wenig herabgebogener, fast horizontal liegender Kopf von der Breite des Halsschildes, mit langen, fadenförmigen (Männchen) oder kurzen kolbigen Fühlern (Weibchen); vorspringende ungezahnte Kinnbacken und fadenförmige vorstehende Taster; ein viereckiges, an den Hinterwinkeln gedorntes Halsschild und lange Beine mit einfachen ungelappten Tarsengliedern. Sie besitzen zwar, wie die Springkäfer, auf der Unterseite des Halsschildes einen nach hinten gerichteten Bruststachel, vermögen aber nicht auf dem Rücken liegend sich emporzuschnellen. Die bis jetzt bekanten Arten sind im südlichen Europa, nördlichen Afrika und in Amerika einheimisch, ihre Verwandlungsgeschichte aber kent man nicht. Die in Europa einheimische Art ist *C. gigas* Oliv. Fabr. Panz. Schwarz, Deckschilde und Schenkel braungelb. Gegen acht Linien lang. Das Weibchen wurde von Olivier und Rossi als C. brevicornis beschrieben und Latreille errichtete eine besondere Gattung daraus, die er Hammonia nante.

Leach hat *) eine Monographie der Seidenkäfer geliefert, in welcher er dieselbe als Familie betrachtet und seine Cebrionides in folgende Untergattungen theilt: I. das Halsschild viereckig, die Vorderecken scharf, das Brustbein nach vorn verlängert, Deckschilde zusammenschließend, Fühler und Tarsen lang. 1) *Analestesa*.

*) Zoological Journal. Lond. 1824. n. I. p. 33.

Das zweite Fühlerglied kürzer als das dritte, das letzte pfriemenförmig. 2) *Boscia*. Das zweite und dritte Fühlerglied gleichlang; die folgenden kürzer, das letzte allmälig verschmälert. II. Das Halsschild breiter als lang, die Vorderecken gerundet, das Brustbein ausgehöhlt. A. Die Deckschilde zusammenschließend; Fühler und Tarsen kurz und dick. 3) *Cebrio*. Die Fühler lang, stark, fadenförmig, das zweite und dritte Glied kürzer, das letzte pfriemenförmig. 4) *Tibesia*. Das zweite und dritte Glied gleichlang, das letzte spitzwärts dicker, die Spitze selbst pfriemenförmig. B. Die Deckschilde spitzwärts von einander klaffend, Fühler und Tarsen kurz. (Diese Abtheilung enthält vielleicht nur die Weibchen der vorhergehenden Untergattungen). 5) *Dumerilia*. Das dritte Fühlerglied sehr dick, das letzte allmälig verschmälert. 6) *Hammonia*. Das zweite und dritte Fühlerglied gleichgroß, beinahe keulenförmig. 7) *Brongniartia*. Die Fühler schnurförmig, das letzte Glied zugespitzt. (*Germar*.)

Cebrionides, s. Cebrio.

CEBRIONITES. **Käferfamilie** nach Latreille*) aus der Abtheilung mit fünf Gliedern an allen Tarsen, welche diejenigen Gattungen vereinigt, bei denen das Halsschild unten nach dem Kopfe zu, keinen Vorsprung bildet, die Kinnbacken sich in eine einfache Spitze endigen, die Taster entweder fadenförmig oder spitzwärts dünner sind und der Körper oben gewölbt, unten platt ist. Es umfaßt diese Familie die Gattungen *Cebrio*, *Rhipicera*, *Dascillus*, *Elodes*, *Scirtes*. (*Germar*.)

CECIDOMYIA, **Gallmücke**. Eine von Meigen und Latreille aufgestellte Fliegengattung aus der Familie der Mücken. Ihre Kenzeichen sind: vielgliederige, perlschnurförmige, wirtelförmig behaarte Fühler; mondförmige Augen; keine Nebenaugen; Schienen ohne Sporen am Ende; erstes Tarsenglied sehr kurz; Flügel aufliegend, haarig, dreinervig. Die hieher gehörigen Arten sind klein, sehr zart, und bei den Weibchen sind die Fühler kürzer als beim Männchen, auch die Glieder mehr in die Länge gestreckt. Man findet sie vorzüglich im Frühjahre und ihre lang spindelförmigen, mit Füßen versehenen Larven leben in gallenartigen Auswüchsen verschiedener Pflanzen, wo sie auch ihre Verwandlung überstehen. Es gehören unter andern in diese Gattung: *C. palustris* (Tipula palustris *Linn*. Chironomus palustris *Fabr*.). Halsschild blaß, mit drei breiten schwarzen Striemen, Hinterleib fleischroth, Schwinger weiß. — *C. Pini* (Tipula pini *Degeer*). Schwarzbraun mit silberweißen Beinen. **Degeer** fand die Gespinste der orangegelben Larven im Winter an den Nadeln der Fichten. (*Germar*.)

CECCHI (Giammaria), ein alter italien. Lustspieldichter, welcher in der Mitte des 16. Jahrh. zu Florenz blühte, und gegenwärtig in seinem Vaterlande weniger genant wird, als er es verdient. Seine Lustspiele wetteifern mit denen des Bibbiena, Machiavelli, Ariosto und Lasca in der Wahrheit der Charaktere, der Lebendigkeit des Dialogs und der komischen Kraft, und, wie jene, hatte er sich die römischen Komiker zu Mustern gewählt. Zehn seiner Lustspiele sind gedruckt, von denen fünf Nachbildungen aus Plautus und Terenz sind, nämlich la Dote (nach dem Trinummus), la Mogli (nach den Menaechmi), gl' Incantesimi (nach der Cistellaria), la Stiava (nach dem Mercator) und i Dissimili (nach den Adelphi). Die fünf übrigen sind von eigner Erfindung, zum Theil aber wol auf Begebenheiten seiner Zeit gegründet, il Servigiale, il Corredo, il Donzello, lo Spirito, und das ausgelassenste, aber auch geistreichste von allen l'Assivolo, welches, troß seiner Unverschämtheit, 1515 in Florenz vor dem Papst Leo X. dargestellt wurde*). Von Cecchi's zahlreichen ungedruckten Lustspielen gibt Negri in den Scrittori fiorentini ein Verzeichniß, und derselbe zählt auch viele Trauerspiele und heilige Dramen aus dessen Nachlasse auf. Sieben von den genanten Lustspielen sind zuerst gedruckt, Florenz in der juntinischen Officin. 1585. 8. und wiederholt in dem Teatro comico fiorent. Fir. 1750. VI. 8. I Dissimili und l'Assivolo. Venez. 1550. 12. Il Servigiale. Fir. Junt. 1561. 8. **). (*W. Müller*.)

CECCO [1]) D'ASCOLI, der gewöhnliche Name des **Francesco Stabili** von Ascoli, in der Mark Ancona. Er ward geboren um 1257 und erreichte ein Alter von 70 Jahren. Von früher Jugend an ein lebhafter und talentvoller Kopf, trieb er mit Eifer und Ehrgeiz die schönen Künste und Wissenschaften, Mathematik und Astronomie, Physik und Geographie, und wollte schon als Schüler seine Mitbürger überreden, das adriatische Meer bis unter die Mauern von Ascoli zu leiten. Seine astronomischen Studien führten ihn, dem Geiste seiner Zeit gemäß, zu astrologischen Träumereien und entfremdeten ihn dadurch dem Leben und der Welt. Er konte weder mit sich, noch mit seinem Zeitalter ins Reine kommen, und in dem Bestreben, sich selbst über sein Jahrhundert zu erheben, wurde er ein Opfer desselben. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit verbreitete sich schnell über ganz Italien, und bis Avignon, wohin Papst Johann XXII. ihn als seinen Leibarzt berief. Feinde und Neider verdrängten ihn jedoch bald von diesem Posten, und nun wählte er, da er unter den Einladungen mehrer Städte die Entscheidung hatte, Florenz zu seinem Aufenthalt. Die Freundschaft für Dante soll ihn dazu bewegen haben; aber nach kurzer Zeit veruneinigte er sich mit diesem und mit Guido Cavalcanti, und in seiner Acerba tritt er als Gegner beider Dichter auf und greift ihre gerühmtesten Werke so heftig als einseitig an. Das nahmen ihm die Florentiner sehr übel, obgleich sie es sich selbst nicht übel nahmen, jene beiden Dichter zu verbannen, und Cecco flüchtete nach Bologna, wo er als Pro-

*) *Cuvier* règne anim. Tom. III. p. 233.

*) S. **Doni** in den Marmi. I. 4, und die Vorrede zum III. Bande des Teatro antico italiano. **) Noch finde ich unter Cecchi's Namen citirt: Lo Stufajuolo, Commedia. Fir. Junt. 1585. 8. Esaltazione della Croce. Rappresentazione. Fir. 1589 8. Eb. 1592. 8. La Concione o Cicalamento di Maestro Bartolini dal Canto dei in Bischeri sopra il Sonetto (del Berni) Passere e Beccafichi magri arrosto. Fir. 1583. 87. 1605. 8. S. *Negri* l. c. *Crescimbeni*. T. I. p. 270 ff. *Tirab*. T. VII. 1295. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. T. VI. p. 273 ff. und derselbe in der Biogr. univ.

1) Eine bekante Abkürzung von Francesco.

fessor der Universität Astrologie und Philosophie von 1322 bis 1325 lehrte [2]). Hier wurde er bereits im J. 1324 vor dem Tribunal der Inquisition wegen irreligiöser Grundsätze und Meinungen angeklagt und zu einer ungewöhnlichen Kirchenbuße verdamt, welche, auf die Dauer eines Jahres ausgedehnt, mit der Aufhebung seiner Titel und seines Lehramts, der Beraubung seiner astrologischen Bücher und einer Geldstrafe verbunden war. Kummer und Ingrimm über dieses harte Urtheil bewogen ihn, Bologna zu verlassen und nach Florenz zurückzukehren, wo ein noch viel härteres seiner wartete. Die dortige Inquisition, von Bologna aus aufgefodert, machte dem unglücklichen Cecco einen neuen Prozeß, in welchem seine Schuld durch die Entweichung aus der Buße so gesteigert erschien, daß man ihn und seine Bücher als ketzerisch zur öffentlichen Verbrennung verdamte. Dieses Urtheil wurde 1327 zu Florenz vollzogen.

In dem Urtheilsspruche werden eine astrologische Schrift ohne genaue Titelangabe und das Gedicht Acerba als ketzerisch aufgeführt. Was die erste betrifft, so glaubt man, es sei darunter gemeint die damals nur noch handschriftliche Erläuterung über die Sphära des Sacrobosco, welche 1485 zu Basel in Fol. unter dem Titel: Commentarii in sphaeram Joannis de Sacrobosco gedruckt worden ist. Späterhin wiederholt mit den Kommentaren des Franciskus von Capua und Jac. Fabri Stapulensis (Jacques le Febure d'Etaples) fol. s. l. e. a. und Ven. 1499. und 1559. fol. In diesen Kommentaren spricht Cecco selbst von einem andern seiner astronomischen Werke, Praelectiones ordinariae astrologiae habitae Bononiae, welche als Manuscript in der Vaticana aufbewahrt werden soll. Acerba ist der durch den ersten Drucker korrumpirte und dadurch geltend gewordene Titel eines großen und unförmlichen Lehrgedichts des Cecco in Terzinen, welches er selbst Acerbo oder Acervo, nach dem lateinischen Acervus, Haufen, genant hatte [3]). In der That, ein aufgeworfener Haufen gelehrten Wustes von Astrologie, Physik, Naturgeschichte und sogenanter Philosophie, ohne poetischen Geist und selbst in der Form chaotisch. Es konte einer Inquisition nicht schwer fallen, aus diesem mit Grillen und Phantasien und Träumereien reichlich versehenen Lehrgedicht Stellen aufzusuchen, die der kathol. Dogmatik widersprachen. In den Kommentaren über die Sphäre soll vorzüglich die Lehre von dem Einflusse böser Geister auf die Welt und die Menschen Anstoß erregt haben. Wie dem aber auch sei, so scheinen doch auch persönliche Einflüsse sein trauriges Ende herbeigeführt zu haben, sei es nun die Feindschaft des Arztes Dino del Garbo oder die Empfindlichkeit der Florentiner in Bezug auf die schon erwähnten Ausfälle gegen Dante und Guido Cavalcanti. Die Hauptausgaben der Acerba sind: Venezia, Phil. di Piero, 1476. 4. Mit dem Kommentar des Niccolo Massetti: Venez. 1478. 1481. 1484. 1487. 4. Ferner: Milano 1484. 1505. und 1521. 4. Weniger selten: Venez. 1519. 1550. 8., mit Auslassungen [4]). Tutte le opere di C. d'Asc. Venez. 1487. 4. und 1519. 8. ist wol nur ein weiterer Titel der Acerba. (*W. Müller.*)

CECCO (Nuccoli), aus Perugia, dichtete um das Jahr 1400 Sonette von so originellem Geiste und so seltsamer Sprache, daß man sie nur denen seines Zeitgenossen Burchiello an die Seite stellen kann. Selbst seine Liebe kann sich nur burlesk aussprechen, und um seine Geliebte zu preisen, wählt er z. B. das T, den Anfangsbuchstaben ihres Namens, zum Gegenstande seines Lobgedichts. Ein großer Theil seiner Verse ist ganz unverständlich, theils durch Mißhandlung der Sprache, theils durch persönliche und lokale Anspielungen. Auch darin ist er dem Burchiello zu vergleichen. Wahrscheinlich ist Cecco der Erfinder der Sonetti a coda, oder colla coda, welche eine bedeutende Stelle in der burlesken Poesie der Italiener einnehmen. Seine Gedichte, so viel ihrer erhalten sind, finden sich in der bekanten, unter dem Artikel Cavalcanti citirten Samlung des Allacci [*]). (*W. Müller.*)

Cechenus, s. Carabus.

CECIL, Grafschaft im nordamerik. State Maryland an der Chesapeakbai und der Susquehannah: 18¼ □M. mit 16,048 Einw., worunter 2342 Sklaven; der Hauptort ist Elkton. (*Hassel.*)

Cecil Burleigh, s. am Ende des Buchst. C.

CECILIANA, ein Ort in der syrischen Provinz Kyrrhestike, nach der Tab. Peut. 16 Mill. südlich von Europos, bei *Ptol.* V, 15. verschrieben Cecilia unter 71, s. B. 36, 40; also am Euphrates. Nach der Tab. Peut. lag Hierapolis 24 Mill. westlich davon entfernt. Der Ort war schon, wie es scheint, zu Julians Zeiten nicht mehr vorhanden; denn dieser ging von Hierapolis aus an dieser Stelle über den Euphrates, ohne daß Zosimos und Ammianus des Orts gedenken. (*Ricklefs.*)

CECROPIA, eine merkwürdige Baumgattung aus der natürlichen Familie der Urticeen und der 22sten Linne'schen Klasse. Die drei oder vier bekanten Arten bilden hohe geringelte Stämme, die wie die Zweige inwendig hohl sind: daher man in den französischen Kolonien sie Bois à canon nent. Die Blätter kommen aus Schei-

2) Diese Data sind nicht alle haltbar gegen die strenge Kritik, welche Tiraboschi über sie verhängt. Wir verweisen den Leser auf diese und folgen den bisher geltenden Angaben. Tiraboschi beweist namentlich, daß Cecco nie Arzt war, und daß, wenn auch Papst Johann XXII. ihn nach Avignon berufen hätte, dieß nicht vor 1316 geschehen seyn könte, denn erst in diesem Jahre ward er zum Papst erwählt. Dante aber wurde schon 1302 aus Florenz verbant und Guido Cavalcanti starb 1300. Nur Cecco's Professur in Bologna hat völlige historische Sicherheit und fügt sich in die Chronologie. Ungewisser ist sein Geburtsjahr, und Einige wollen, er sei gegen Ende des 13. Jahrh. geboren und in der Blüthe seines Alters verbrant worden. 3) Auch La Cerba druckt man.

4) *Villani* Stor. Fior. X. 39. Lami in dem Catal. della Bibl. Riccand. (Die beiden Urtheilssprüche der Inquisitionen zu Bologna und Florenz). *Sarti* De Professor. Bononiens. I. 1. 435. *Mazzucchelli* Scritt. Ital. T. I. 2. p. 1151 ff. *Tiraboschi* T. V. 200 ff. (das Bedeutendste über Cecco), welchem Ginguené in der Hist. lit. d'Ital. II. 289. und 312 und in der Biogr. univ. gefolgt ist. Ein sonst nirgends gedrucktes Sonett Cecco's gibt *Crescimbeni* T. III. p. 128, welches merkwürdig ist als Beantwortung eines Petrarchischen, worin der Ascolaner überaus hoch gestellt wird.

*) S. *Crescimbeni* I. 170. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. I. 496 ff.

den und sind gelappt, groß, unten filzig oder scharf. Die Blüthen treten in dichten Ähren aus Scheiden hervor. Der Kelch der männlichen ist kreiselförmig, stumpf, und hat zwei Poren, aus denen zwei Staubfäden hervor kommen. Der weibliche Kelch ist zweizähnig, und umschließt den einfachen Samen. Die bekanteste Art ist: *C. peltata,* die in Westindien wächst und elastisches Gummi liefert. (*Sprengel.*)

CECROPS. Eine von Leach aufgestellte Crustaceengattung aus der Ordnung Entomostraca. Sie haben einen ovalen Körper, ohne Anhänge am hintern Theile, bedeckt von vier Schildstücken, die hinten ausgerandet sind, und wovon das zweite das kleinste ist. Ferner haben sie zwei kleine Antennen, drei Paar Kieferfüße, von denen das zweite und dritte Paar mit einem Häckchen versehen ist, und mehre Paare Schwimmfüße, deren letztes sehr breit und häutig ist, und beim Weibchen die Eier bedeckt. Man kent nur eine Art, die auf den Kiemen der Steinbutte lebt (Cecrops *Latreillii, Leach*). (*Lichtenstein.*)

CECROPS. Name einer von J. Hübner †) vorgeschlagenen Schmetterlings-Gattung, aus der Familie der Tagfalter, für welche er als Beispiel *Papilio Nais Cram.* aufführt. (*Germar.*)

CEDAR, so heißt eine Menge Flüsse, Berge und Eilande in der nordamerikanischen Union. Unter den Flüssen bemerken wir einen Küstenfluß in Neujersey, einen Nebenfluß des Cumberland, des James, des Michigan, des Missisippi, des Missury, der Pascagula, des Wateri, des York, auch wirft sich ein Cedar in die Delawarbai und in den Golf von Mexico; unter den Bergen erhebt sich eine Berggruppe Cedar im State Vermont, eine Cedarkette zieht im State Virginia. Ein Eiland Cedar liegt vor der Maumimündung im See Erie und gehört zur Ohiograssch. Wood; ein andres liegt an der Küste der Nordcaroliner Grassch. Carteret. — Das Cedarcrickhundred in der Delaware Grassch. Sussex liegt zwischen dem Mispilion und Prime Hook und hatte 1810. 3874 Einw. — Die Cedar Swamps, Moorbrüche, die mit schönem Nadelholze bewachsen sind, erstrecken sich im State Vermont im NO. des Champlainsees. (*Hassel.*)

CEDITIUS, römischer Centurio. Während der verbante F. Camillus die Gallier, welche Rom erobert und verbrant hatten und mit ihrer Hauptmacht das Capitol hart bedrängten (365), bei Ardea überfiel und schlug, hatten auch die Toscaner die allgemeine Verwirrung benutzt, räuberische Streifzüge gegen das römische Gebiet auszuführen, und sannen nun auch auf die Eroberung von Veji, der letzten Zuflucht der Flüchtlinge aus Rom. Diese entdeckten ihr Vorhaben; und mit dem Centurio Ceditius, als selbst gewähltem Anführer, an ihrer Spitze, ließen sie sich durch seine Vorstellungen in der Hitze der Kampflust kaum bis zur nächsten Nacht zügeln, wo sie ein gelungenes Gegenstück zu Camillus Überfall lieferten. Aber Ceditius ersetzte durch sein Talent des abwesenden Feldherrn Stelle, gleich am nächsten Tage, auch noch durch eine noch größere Niederlage, welche er jenem nämlichen Feinde beibrachte *).

Ceditius, (Q.), befand sich, als römischer Kriegs-Tribun, zur Zeit des ersten punischen Krieges bei dem Heere in Sicilien (weder eine nähere Zeitbestimmung, noch der Name des Feldherrn wird angegeben), in einem Augenblick, wo die Legionen, in eine nachtheilige Stellung gelockt und vom Feinde umringt, keinen Ausweg zu ihrer Rettung erblickten. Nur noch Eine Anhöhe gab es, deren Besetzung zwar ihre Lage nicht verbessern, aber doch, wenn sie hartnäckig behauptet wurde, die Aufmerksamkeit des Feindes hinlänglich beschäftigen konte, um den übrigen Truppen Gelegenheit zum Durchbruch an der entgegengesetzten Seite zu verschaffen. Auf dieses Rettungsmittel machte Ceditius den Konsul aufmerksam; und leuchtete es gleich in die Augen, daß die Vertheidiger jenes Hügels das Opfer ihrer verlängerten Gegenwehr werden mußten: so erbot er doch sich selbst zum Anführer. Angefeuert durch ein solches hochherziges Vorbild, sammelten sich stracks, mit edler Todesverachtung, drei- oder vierhundert Freiwillige zu ihm; entrissen dem Feinde jene Anhöhe im unerwarteten Anlauf und zogen ein so hitziges und langwieriges Gefecht auf diesen Punkt, daß es dem Konsul wirklich gelang, sich unter dessen Begünstigung der drohenden Gefahr zu entziehen. Die ganze, dem Tode geweihte Schar sank indeß, nach dem tapfersten Widerstande, unter dem Schwerte der Übermacht; nur Ceditius, vom Schicksal bestimt, seinem Vaterlande noch fernere rühmliche Dienste zu leisten, hatte das kaum gedenkbare Glück, obwol mit Wunden überdeckt, noch athmend unter dem Leichenhaufen hervorgezogen und, selbst vom Feinde geehrt, wieder hergestellt zu werden. Cato, der Censor, aus dessen verloren gegangenen Originibus uns Aulus Gellius diese Kriegsthat aufbewahrt hat, stellt des Ceditius edle Selbstaufopferung der des Leonidas und der Dreihundert in den Thermopylen gleich, und eifert gegen die Ungerechtigkeit, die seinen Namen kaum vor der Vergessenheit geschützt habe. — Andre nennen ihn Valerius und M. Calpurnius Flamma; woraus man leicht vermuthen möchte, daß sich die Sage von mehr als Einer ähnlichen That unter den Römern erhalten habe †). (*Haken.*)

CEDRELA FEBRIFUGA *Blume* (Cedrela Toona *Roxb.*). Die Rinde der jüngern Äste dieses auf Coromandel und Java wachsenden Baums, ein sehr wirksames Heilmittel gegen Fieber, und Stellvertreter der Chinarinde, komt in halb oder ganz zusammengerollten Stücken von 5 Zoll Länge und 1½—2 Linien Breite vor, ist insgemein gerunzelt, mitunter auch glatt, dunkelröthlichbraun von Farbe, besonders im Innern, und auf der glatten Innenseite einer ältern Tannenrinde ähnlich, außen häufig mit einem dünnen weißen Überzug (dem Thalus einer Flechte) bedeckt. Im Allgemeinen lassen sich die mehr runzligen und außen weißlichen Stücke mit einer schlechten Sorte der rothen China vergleichen. Ihr Geschmack ist beim längern Kauen sehr stark adstringirend, und nur wenig bitter. Eine Unze davon enthält folgende

†) In seinem Tentamen determinationis, digestionis atque denominationis singularum stirpium Lepidopterorum.

*) *Liv.* V, 30. — *Plutarch.* Camill.

†) *Aul. Gell.* III, 7. — *Flor.* II, 2. — *Frontin.* IV, 5.

durch Äther, Weingeist und Wasser ausziehbare Bestandtheile: 20 Gr. eigenthüml. harzigen Gärbstoff, 13 gummigen oder gewöhnlichen braunen Gärbstoff, und eben so viel gummigen, geschmacklosen braunen Extractivstoff mit einer Spur anhängenden Gärbstoffs, und etwas Inulin, aber kein Kaloid. Mithin steht sie nach ihren Bestandtheilen unter den bekanten Arzneistoffen der Ratanhia-Wurzel am nächsten; (vgl. Nees von Esenbeck d. J. in R. Brandes Arch. d. Apothekervereins i. nördl. Teutschl. XII. S. 33. ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

CEDRELA, R. Br., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Melieen und der 5ten Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch. Die Corollenblätter klappen zusammen und stehn mit dem Ringe, der die Staubfäden trägt, auf dem Stiel des Fruchtknotens. Die fünfklappige Kapsel enthält geflügelte Samen. Von zwei bekanten Arten wächst C. *odorata* in Südamerika und C. *Toona* Roxb. in Ostindien. (*Sprengel.*)

CEDRIA, Cedernharz od. Öl, (Cedrium, Cedrelacum, Resina Cedri), ein weißgelbliches, durchsichtiges, zerreibliches, dem Mastix ähnliches, wohlriechendes Harz, bei den Alten in Gebrauch zum Bestreichen der Bücher, um sie gegen Motten ꝛc. und Nässe zu bewahren, auch zum Einbalsamiren der Leichen ꝛc., das theils aus dem Cederbaum von selbst, theils aus Einschnitten (als Cederngummi) ausfließt, u. in Frankreich Oleum de Cade heißt; (vgl. d. Art. Harze u. Pinus). (*Th. Schreger.*)

CEDRIUS (*Κέδριος*), ein Fluß auf Sardinia, welcher sich aus der Ostküste der Insel einen Grad der Breite nördlich über den Fluß Säprus in das tyrrhenische Meer ergießt. Nach Mannert ist es der jetzige Galtelli, nach Reichard der Cedro. (*W. Müller.*)

CEDROTA, Schreb., ein Baum in Westindien, den Aubert Aniba nante, und dessen natürliche Verwandtschaft nicht klar ist. Er gehört zur 8ten Linné'schen Klasse, hat einen 6theiligen Kelch, keine Corolle, und die Frucht ist unbekant. C. longifolia *W.* ist die einzige bekante Art. (*Sprengel.*)

Cedroessenz, s. Citrus medica.

Cedronella, s. Melissa.

Cedroöl, s. Citrus medica.

Cefalo, s. Mesurata.

CEFALU, Cefali, Parlamentsstadt, Bischofssitz und Hauptort eines Distriktes in der sicilischen Intendantur Palermo. Sie liegt am Meere, unter und an einem hohen Felsen, ist ummauert und zählt gegen 9000 Einw., die einen kleinen Handel mit Sardellen, Anschoven, Lakrizensaft und vorzüglich mit Manna treiben. Der kleine Hafen nimt nur Küstenfahrer auf. Hier lag das alte Cephalödium*). (*W. Müller.*)

CEI (Francesco), ein zu seiner Zeit so berühmter Petrarchist, daß man ihn dem Petrarca nicht allein an die Seite zu stellen, sondern sogar über seinen Meister zu erheben wagte, blühte zu Florenz um das J. 1480. Seine Rime, zuerst gedruckt Florenz 1507, wiederholt 1514, sind gegenwärtig fast ganz vergessen, und nur seine Anakreontischen Lieder werden von neueren Kunstrichtern als ausgezeichnet hervorgehoben*). (*W. Müller.*)

Ceilan, s. Seilan.

CEILHES, Stadt in dem Bez. Lodeve des franz. Dep. Herault an der Orbe, mit 186 Häus. und 917 Einwohnern; in der Umgegend Blei- und Kupferanbrüche. (*Hassel.*)

CEILLIER, Cellier (Remy), ein gelehrter Benediktiner aus Bar le Duc, wo er 1688 geboren war. Er trat schon 1705 zu Moyenmoutier in die Congregation des heil. Vannus und Hydulphus, bekleidete in dem Orden mehre Ämter, war Titular-Prior von Flavigny, einem Kloster bei Nancy, in welchem er den größten Theil seines Lebens zubrachte, und starb den 17. Nov. 1761 als Präsident seiner Congregation. Den größten Theil seines Lebens verwendete er auf die Bearbeitung eines reichhaltigen Literaturwerks unter dem Titel: Histoire générale des auteurs sacrés et ecclésiastiques, qui contient — ce qu'ils renferment de plus intéressant sur le dogme, sur la morale et sur la discipline de l'église etc. Par. 1729 — 1763. Vol. XXIII. 4. wozu noch komt: Table gén. des matières par Rondet et Drouet. Ib. 1782. Vol. II. 4. Ceillier handelt in diesem, allmälig selten werdenden, Werke ausführlich und bibliographisch genau, aber durch Weitläufigkeit ermüdend, von den Lebensumständen, den Schriften und Lehrmeinungen der kirchlichen Schriftsteller vom ersten bis in die Mitte des 13. Jahrh., führt mehr Schriftsteller auf als Dupin, steht ihm aber in Hinsicht auf eine concentrirte Entwicklung und treffende freimüthige Beurtheilung ihrer dogmatischen und moralischen Systeme nach; auch stößt man in den ersten Bänden öfter auf Latinismen, weil der Verfasser dieselben zuerst Lateinisch ausarbeitete, und nur ins Französische übersetzte, um einen Verleger zu bekommen. — Ein dürftiger, seichter, und in der Hauptsache völlig mißlungener Versuch, Barbeyrac's (s. d. Artikel) unparteiische Würdigung der kirchlichen Moral zu widerlegen, ist Ceilliers Apologie de la morale des pères de l'église contre les injustes accusations de S. Barbeyrac. Par. 1718. 4. †). (*Baur.*)

CEJONIUS oder Cesonius, Einer von den Unterfeldherren des Q. Varus (er war Praefectus castrorum), focht neben ihm in der dreitägigen Vertilgungsschlacht gegen Hermann in den Wäldern von Teutoburg (n. Chr. 11.). Schon hatte Varus, schwer verwundet, sich in sein eignes Schwert gestürzt; schon die Reiterei, die Legionen ihrem Schicksal überlassend, ihr letztes Heil in der Flucht gegen den Rhein gesucht, und Alles schien verloren, als Cejonius, an jeder Rettung verzweifelnd, im

---

*) Vgl. diesen Artikel. Cefalu hat einen Geschichtschreiber, Jos. Vincent. Auria, dessen Werk: Dell' origine e antichità di Cefalu etc. Venez. 1656. 4. im XIV. Band des Thesaur. Antiq. Sicil. lateinisch übersetzt ist.

*) S. *Crescimbeni.* T. III. p. 306. *Tirab.* T. VI. p. 829 ff. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. T. III. p. 543.

†) Mémoires pour servir à l'hist. des hommes illustr. de Lorraine par *Mr. de Chevrier* p. 360. *Calmet.* bibl. Lorr. *Ziegelbaueri* hist. ord. S. Bened. *Lenglet du Fresnoy* catalogue des historiens, suppl. P. II. 23. Henke's Kirchengesch. d. 18. Jahrh. 1. Bd. 79. 384. *Gerberti* iter Alemann. Ital. et Gall. 495., wo 2 Breven v. P. Benedict. XIV. abgedruckt sind, in welchen er Ceillier's lit. Verdienste und dessen Frömmigkeit rühmt.

versammelten Kriegsrath den Vorschlag that, sich den Germanen auf Willkür zu ergeben. Allein so tief gewurzelt war die strenge römische Kriegszucht, und so hochherzig der Begriff von Ehre auch in der rettungslosesten Lage, daß der Unglückliche sofort von den noch lebenden Befehlshabern, in gehaltenem Kriegsgericht, als ein Feigling verurtheilt und vor den Augen der Legionen hingerichtet wurde *). (*Haken.*)

Cejonius (L.), Commodus Verus — s. Commodus.

Cejonius (L.), Aurelius Annius Commodus — s. Commodus.

CELADUSSAE, bei *Plin.* III, 30. ein Theil der Inseln an der liburnischen Küste. (*Ricklefs.*)

CELAENORRHINUS. Name einer von J. Hübner vorgeschlagenen Schmetterlings-Gattung, aus der Familie der Tagfalter, für welche er als Typus *Papilio Corbulo Cramer.* nent. (*Germar.*)

CELANO, (Thomas von), von der Stadt in Abruzzo benant, wo er, man weiß nicht in welchem Jahre, geboren wurde, gehört mit unter die ersten Jünger des heiligen Franziskus von Assisi, der bekantlich seinen Hauptorden der Minoriten 1208 stiftete. Ob man ihn nun gleich unter den 12 Aposteln und überhaupt unter den allerersten Jüngern dieses sonderbaren Heiligen in dem ausführlichen Werke von Lucas Wadding [1]) nicht genant findet: so wird doch ausdrücklich von ihm gesagt, daß er mit dem heiligen Franz in sehr vertrautem Umgange gelebt und also mit zu den ersten Schülern desselben gehört habe. Das wird unter andern auch darum gewiß, weil man ihn schon im J. 1221, als einen für den schnell sich verbreitenden Mendicanten-Orden wichtigen Mann, bei Gelegenheit der Errichtung einer neuen Ordens-Provinz in Teutschland, genant findet. Denn als es, nach einem vergeblichen Versuche des Johannes de Penna im J. 1216, den Franziskanern gelungen war, sich 1221 am Rhein festzusetzen, und Cäsarius aus Speier zum ersten Minister der teutschen Ordensprovinz ernant worden war: erwählte dieser unsern Thomas zum Custos der Konvente zu Worms, Mainz und Köln. Als hierauf Cäsarius mit einigen andern Brüdern 1222 wieder zum heiligen Franz nach Assisi zurück kehrte, ernante er ihn zu seinem Stellvertreter und zum alleinigen Custos der Rheingegenden (Annales Minor. Tom. II. p. 45. ad ann. 1222.). Andere geben das J. 1223 an. Dieses Amt verwaltete er bis gegen 1230, wo er nach eben diesen Annalen bereits vom Bruder Jordanus, dem Custos von Thüringen, in Assisi besucht wurde. Diesen Besuch hielt Thomas so hoch, daß er den thüringischen Ordensvorsteher sogar mit einigen Reliquien des heil. Franz, nämlich mit Haaren und Kleidern des heiligen Mannes beschenkte, welches Geschenk die größte Freude verursachte. Auch munterte der Papst Gregor IX., der besonders wegen seiner unversöhnlichen Feindschaft gegen den teutschen Kaiser, Friedrich II., höchst merkwürdig ist, bald nach dem Heimgange des heil. Franz, der 1226 erfolgte, unsern Thomas auf, das Leben des überaus glücklichen Vaters so vieler Mönche und Nonnen zum Nutzen der Gläubigen aufzusetzen. Diese Biographie des heil. Franz, die Thomas nach Aufträgen seiner Ordens-Generale, namentlich des Crescentius und des Johannes von Parma, späterhin noch vermehrte, erhielt den Namen der alten Legende (Annales Minor. Tom. III. p. 88. u. p. 210. ad ann. 1249.), deren Anfang ist: „Placuit sanctae universitati vestrae." Manche schreiben auch dieselbe Legende nach der angeführten Stelle Waddings dem Protonotarius Gregors IX., Thomas Ceperanus zu; es ist aber ein Irrthum. Bald darauf hat der Bruder Bernardus de Bessa dieses vom Orden sehr geschätzte Werk des Thomas in die Form eines Compendiums gebracht, das sich anfängt: „Quasi sol oriens." Noch früher war diese älteste Lebensbeschreibung Franzens sogar von einem Engländer in heroische Verse übertragen und von den Brüdern im Chore gesungen worden (Annal. Minor. Tom. II. p. 240. ad ann. 1230.). Diese alte Legende, die vom bekanteren Werke des heiligen Bonaventura, das den Namen der größern Legende führt, unterschieden werden muß, ist nie im Druck erschienen; das Manuscript derselben befindet sich aber, wie das große vollständige Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste u. s. w., das Zedler in Halle in 65 Folio-Bänden verlegte, berichtet, in dem Cisterzienserkloster Longuepont, im Gebiete von Soissons. So angesehen unser Thomas, seines Umganges und seiner Werke wegen, in seinem Orden auch war: so ist doch von seinem Leben nichts weiter bekant; selbst sein Todesjahr ist von dem sonst so genauen Lucas Wadding nicht einmal aufgezeichnet worden; er schreibt in seinen Scriptoribus Ordinis Minorum nichts Bestimteres von ihm, als daß er um das Jahr 1250 geblüht habe. Außerdem wird er noch von Wadding in mehren Stellen ausdrücklich als Verfasser dreier Sequenzen angegeben, nämlich des Dies irae, dies illa u. s. w., dann Fregit victor virtualis — und Sanctitatis nova signa u. s. w. [2]). Diese beiden letzten Gedichte, wenigstens ganz unbezweifelt Fregit victor virtualis —, sind zu Ehren des heil. Franz von Assisi verfertiget worden, was sich aus einer bis jetzt ganz übersehenen Stelle Waddings ergibt, der in seinen Script. Minor. in dem Indice Materiarum De B. Virgine Maria p. 29. Folgendes schreibt: *Thomas de Celano* composuit tres sequentias, seu Prosas Rhythmicas, Quarum prima *in laudem S. Francisci* incipit: Fregit victor virtualis. Secunda incipit: Sanctitatis nova signa. Tertia de Defunctis ab Ecclesia recepta, Dies irae, dies illa. — Das letzte Lied hat den Namen des Dichters für immer wichtig gemacht, weil es seiner allgemein anerkanten Trefflichkeit wegen von der römischkatholischen Kirche zu einem stehenden Gesange bei dem Feste aller Selen und dem Todtenamte erhoben worden ist. Über dieses auch den übrigen kirchlichen Parteien wichtig gewordene Lied wollen wir hier nun gleich die nöthigsten Erläuterungen geben.

*) *Vel. ej.* II, 119. — *Dio Cass.* LVI, 21.

1) Annales Minorum, seu trium Ordinum a S. Francisco institutorum autore a R. P. *Luca Waddingo* Hiberno etc. studio *Josephi Mariae Fonseca* ab Ebora etc. Romae 1731. — Eine ältere Ausgabe. Lugdun. 1625—1654.

2) Annal. Minor. Tom. II. p. 204. und desselben Scriptores Ordinis Minorum etc. Rom. 1650. fol. p. 323. —

Zuvörderst sind drei von einander stark abweichende Haupttexte zu unterscheiden, der wahrscheinliche Urtext, der kirchliche und der Hämmerlinsche [3]). Der kirchliche Text, wie ihn besonders die Auctorität des tridentinischen Concils in einem 1567 bekant gemachten römischen Missale festgesetzt hat, hebt mit den Worten an: „Dies irae, dies illa. So ist es auch schon früher gewesen, wie man vorzüglich aus dem Libro Conformitatum Vitae P. Francisci ad vitam Domini nostri Jesu Christi sieht, von Bartholomäus Albizzi verfaßt, der 1401 starb. Auch Felix Hämmerlin (Malleolus), dessen Text in Manchem von der kirchlichen Recension abweicht, hat denselben Anfang. Anders ist es mit dem sogenanten Urtexte des Liedes, von dem man erzählt, daß er von einer Marmorplatte, die sich in der Kirche des heiligen Franz zu Mantua vorfinden soll, genommen worden ist. Hr. Prediger Mohnike besitzt ein Manuscript vom Jahre 1676, das **Todesgedanken** überschrieben ist, und theils eigene Arbeiten, theils mancherlei Zusammentragungen enthält von Christian Ehrenfried Charisius, damaligem Bürgermeister in Stralsund. In diesem steht auch der Text unseres Liedes, wie er von der benanten mantuanischen Platte in Abschrift genommen worden seyn soll [4]). Das Gedicht hat hier 4 Anfangsstrophen, die dem gewöhnlichen Texte gänzlich fehlen. Es sind folgende:

Cogita anima fidelis,
Ad quid respondere velis
Christo venturo de coelis.

Cum deposcet rationem
Ob boni omissionem,
Ob mali commissionem.

Dies illa, dies irae,
Quam conemur praevenire.
Obviamque Deo ire,

Seria contritione,
Gratiae apprehensione,
Vitae emendatione;

Bis jetzt sind diese vier Einleitungsstrophen unbekant gewesen, haben also auch von Keinem übersetzt werden können. Hr. Dr. Mohnike hat uns daher folgende Übersetzung geliefert, deren Anführung wahrscheinlich manchem Leser willkommen seyn wird:

Rüste Sele, dich, zu sehen,
Wie, wenn aus des Himmels Höhen,
Christus komt, du wirst bestehen.

Wenn der Herr erscheint und richtet,
Was du Gutes hast vernichtet,
Was du Böses hast verrichtet.

Jener Tag, der Tag der Rache;
Sieh', er naht, er naht, erwache!
Daß zu Gott du kommest, mache!

Reuig fühl' der Sünde Schaden,
Fest ergreif' das Wort der Gnaden,
Wende dich zu bessern Pfaden.

Da aber diese Übersetzung aus mancherlei Gründen wenigstens für den Gesang nicht wohl passen will, und ein zweiter Versuch nicht viel Platz wegnimt: so sei auch meine Übertragung der ersten beigefügt, damit man die Wahl habe:

Denke, wie du willst bestehen,
Komt Er, in's Gericht zu gehen,
Er, vor dem auch Fromme flehen.

Wenn dich wird der Richter fragen:
Was kanst du dem Heil'gen sagen,
Wenn die Thaten dich verklagen!

Laß, o laß vom Tag der Schrecken,
Dir die sichre Sel' erwecken,
Daß die Huld dich möge decken.

Wende dich vom Sündenleben;
Sorge, seiner Gnad' ergeben,
Wie du magst zum Heile streben.

Mit geringen Abweichungen, bis auf eine bedeutende, tritt nun von der 5ten Strophe an der kirchliche Text ein, und geht fort bis zu den Worten: „Voca me cum benedictis." Von da an wird statt der 3 Schlußstrophen der kirchlichen Recension folgender ganz abweichende Reim gelesen:

Consors ut beatitatis
Vivam cum justificatis
In aevum Aeternitatis. Amen!

Mohnike's Übersetzung:	Meine Übersetzung:
Daß des Himmels Seligkeiten, Mich erfreun mit den Geweihten, In dem Lauf der Ewigkeiten.	Aller Schuld durch dich entnommen, Laß zum Jubel deiner Frommen, Laß auch mich, Erbarmer, kommen.

Über das Vorhandenseyn dieser Marmorplatte, die wenigstens von keinem neuern Reisenden erwähnt wird, müßten nun wol noch genauere Untersuchungen angestellt werden, um die eben angeführten Strophen für zum Urtext gehörende, mit Zuverlässigkeit anzunehmen. Hätte es jedoch mit dieser Platte seine völlige Richtigkeit: so würde sie fast unbezweifelt den Urtext enthalten. Wie hätte man sich sonst wol in einer Kirche, und noch dazu in einer Kirche des heiligen Franz, Abweichungen vom gewöhnlichen Kirchentexte erlauben sollen? Auch würde das Alter der Platte dieser Meinung nicht entgegen seyn. Aus dem so gestellten Gedicht sieht man augenscheinlich genug, daß es in dieser Gestalt, seines betrachtenden Tones wegen, mehr für stille, als für öffentliche Andacht geeignet ist. Nun scheint es denkbarer, daß ein frommes Gemüth durch die Trefflichkeit des Gedichtes veranlaßt wurde, es für einen kirchlichen Gebrauch umzuwandeln; wenigstens dürfte es nicht leicht Jemanden eingefallen seyn, eine für das Haus gemachte Veränderung in einer Kirche in Stein hauen zu lassen. — Daß aber der Mann, der das Gedicht in

3) S. Gottl. Christ. Friedr. Mohnike's Kirchen- und literarhistorische Studien und Mittheilungen 1. Bd. 1. Heft Stralsund 1824, wozu ich einige Ergänzungen und Berichtigungen in Tzschirners Magaz. f. Pred. IV, 1. 1826 geliefert habe. Außerdem findet man den kirchlichen Text noch abgedruckt in **Rambachs** Anthologie christlicher Gesänge 1. Bd. S. 323 — 26. Altona und Leipz. 1817., wo jedoch die kirchlichen Schlußverse fehlen.
4) Die Überschrift der Sequenz lautet in jenem Manuscripte: Meditatio vetusta et venusta de Novissimo Judicio, quae Mantuae in aede D. Francisci in marmore legitur.

ein für öffentliche Andacht bestimtes veränderte, die vier ruhiger Betrachtung gewidmeten Einleitungsstrophen wegließ und gleich mit dem mächtig ergreifenden Dies irae, dies illa begann, gibt einen Beweis, wie tief er das menschliche Gemüth kante und das Haus von der Kirche zu unterscheiden wußte. Es hätte nicht schöner gedacht werden können. Gleich in der ersten Strophe der kirchlichen Recension findet sich eine Variante von Wichtigkeit in der dritten Zeile, teste David cum Sibylla, wofür in Charisii Todesgedanken, um nicht bestimt zu sagen, auf der Platte, gelesen wird teste Petro cum Sibylla. Wenn diese verschiedene Lesart nicht zufällig entstanden, sondern, wie es scheint, gleichfalls mit Vorbedachte gewählt worden ist: so gibt auch dieses einzige veränderte Wort einen abermaligen Beweis, wie sehr der Mann die Sache verstand. Denn der Apostel Petrus kann der Lehre Jesu Christi vom jüngsten Tage kein größeres Gewicht geben, als sie durch das Wort des Erlösers bereits hat. Wird aber David mit der Sibylle genant: so gewint wenigstens der Gedanke an Allgemeinheit, indem er nicht allein als ein christlicher, sondern sogar als ein von Juden und Heiden schon als Ahnung ausgesprochener dargestellt wird; er erhebt sich also dadurch zu einem Weltgedanken. Daß aber in den Psalmen keine einzige Stelle vorkomt, die nach richtiger Erklärung für eine vollgiltige Prophezeihung des jüngsten Gerichts gehalten werden kann, thut nichts zur Sache, da das Mittelalter in der Exegese nicht groß genant werden kann und da bekantlich jene Zeit außer dem Wortverstande noch einen geheimen Sinn der heiligen Schrift ziemlich allgemein annahm. — Die übrigen Varianten der drei verschiedenen Recensionen sind für unsern Behuf nicht von Bedeutung. Nur des Schlusses müssen wir noch gedenken. Das von Hämmerlin aufgezeichnete Gedicht endet so:

Oro supplex a ruinis,
Cor contritum quasi cinis;
Gere curam mei finis.

Lacrimosa die illa
Cum resurget ex favilla
Tamquam ignis ex scintilla.

Judicandus homo reus;
Huic erga parce deus,
Esto semper adjutor meus!

Quando coeli sunt movendi,
Dies adsunt tunc tremendi,
Nullum tempus poenitendi.

Sed salvatis laeta dies,
Et damnatis nulla quies,
Sed daemonum effigies.

O tu Deus majestatis,
Alme candor trinitatis,
Nunc conjunge cum beatis!

Vitam meam fac felicem,
Propter tuam genetricem,
Jesse florem et radicem.

Praesta nobis tunc levamen,
Dulce nostrum fac certamen,
Ut clamemus omnes Amen.

Aus diesen Strophen scheint der kirchliche Bearbeiter seine Schlußsätze zusammengereihet zu haben. Daß aber der kirchliche Schluß später hinzugethan worden ist, ergibt sich aus dem Mangel des dreifachen Reims, der diesem Gedichte so nothwendig ist, daß ein Übersetzer mit Recht davon sagt, die drei geheimnißvollen Klänge schlagen wie ein Hammer an des Menschen Herz. Desto mehr ist es zu beklagen, daß der sonst so treffliche Bearbeiter des kirchlichen Textes aus Bequemlichkeit es sich erlaubte, den dreifachen Reim am Ende wegzulassen. Der kirchliche Schluß heißt so:

Oro supplex et acclinis,
Cor contritum quasi cinis:
Gere curam mei finis.

Lacrimosa dies illa,
Qua resurget ex favilla
Judicandus homo reus;

Huic ergo parce, Deus:
Pie JESU, Domine,
Dona eis requiem. Amen.

So viel aber übrigens der Gedanke höher steht, als der Reim, wie sehr er auch sonst die gute Wirkung verstärkt, so viel höher steht doch auch wieder, besonders, wenn man ihn als zum Feste aller Selen gehörig betrachtet, vor den Hämmerlinschen Versen der kirchliche Schluß. Hier löst sich Alles nicht nur in ein frömmeres Gebet auf, das Kraft hat, die trauernde Sele vor Gott zu beruhigen, sondern es wird auch so allgemein, als es für die Kirche durchaus nothwendig ist.

Das Lied hat eine Menge Übersetzungen, englische, französische und vor allen teutsche erhalten, welche die Trefflichkeit desselben gleichfalls bezeugen. Sie sind sehr sorgfältig von Hr. Mohnike in der angeführten Abhandlung gesammelt worden. Eine englische vom Grafen Roscommon und eine teutsche vom Prof. C. A. H. Clodius, die ich in einer vom Verfasser verbesserten Gestalt in Tzschirners Magazin für Prediger 1826 (IV, 1.) habe abdrucken lassen, sind ihm aber entgangen. Die letzte Uebersetzung ist darum noch besonders wichtig, weil sie die erste ist, die den dreifachen Reim des Originals nachzubilden suchte. 1800 ist sie bereits der Partitur des Mozartschen Requiem vorgedruckt worden. A. W. Schlegels Übersetzung, die gleichfalls den dreifachen Reim beibehält, wurde erst 1802 in einem von ihm und Ludw. Tiek herausgegebenen Musenalmanache bekant gemacht. Sie gehört offenbar zu den besten, die wir haben, das Wort Zoren, statt Zorn, abgerechnet. Auch der Philosoph Fichte hat eine Übertragung geliefert, die sehr geschätzt wird. Diese und die Schlegelsche, sind in Rambachs Anthologie christlicher Gesänge abgedruckt worden. Der andern Übersetzungen und Nachbildungen kann hier nicht gedacht werden. S. Mohnike's Abhandlung.

Von den sehr zahlreichen musikalischen Compositionen, die das Lied erhalten hat, hauptsächlich von italienischen und teutschen Meistern, mögen hier nur folgende angeführt werden: Astorga, franz. Bühler, Cherubini, Durante, Eberlin, Joseph und sein Bruder Michael Haydn, Jomelli (dessen Werk sehr hoch geschätzt wird) Mozart (weltberühmte Composition). Über die Echtheit derselben erregte Gottfr. Weber von neuem eine Untersuchung; Mozart starb bekantlich über dieser Arbeit. Der Abt Stadler in Wien, hat die Echtheit des Werks in seiner kleinen Schrift unwiderleglich darge-

than [5]). Neukomm, Palestrina (mit dem die Musik eine neue Periode began), Pergolesi, Abt Vogler, Gottfr. Weber (aber nicht nach dem vollständigen Kirchentexte, der von ihm, mindestens sehr übertrieben, in der musikalischen Zeitschrift Cäcilia herabgesetzt worden ist), Winter und viele andere Meister.

(*G. W. Fink.*)

CELARENT, ist in der Logik die angenommene Bezeichnung für den zweiten Fall der ersten Schlußfigur, wie Barbara (s. diesen Artikel) für den ersten. Die Selbslaute e und a bezeichnen die Quantität und Qualität der darin enthaltenen Urtheile, z. B.

Kein Mensch ist ewig = e
Alle Gelehrte sind Menschen = a
Also ist kein Gelehrter ewig = e

Von den Mitlauten deutet nur das C zu Anfange des Wortes denjenigen Fall an, auf welchen sich alle Schlußarten der übrigen Figuren zurückführen lassen, deren Benennung ebenfalls mit C anfängt, z. B. Caesare und Camestres in der zweiten, und Calemes in der vierten Figur. Aus der dritten Figur läßt sich kein Schluß auf Celarent zurückführen. (*Grotefend.*)

CELASTRUS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen und der fünften Linné'schen Klasse. Char. Fünflappiger Kelch. Flache Corollenblätter. Der Fruchtboden sondert Honig ab. Dreifächerige Kapsel, in jedem Fach ein bis zwei Samen, die mit farbiger Fortsetzung des Keimganges bedeckt sind. Die Gattungen Senacia *Lam.* und Catha *Forsk.* gehören, nebst einigen 40 Arten hieher. Syst. veg. 1. p. 773—776. (*Sprengel.*)

CELBRIDGE, Marktfl. in der Grafsch. Kildare des Kön. Ireland am Liffey, verfertigt etwas Wollenzeug, vorzüglich aber Strohhüte, die geschätzt werden. (*Hassel.*)

CELEBES, eine der großen Sundainseln, die bei den Buggisen Negri Oran, bei den Makassaren Tanna heißt und ihren jetzigen Namen von den Portugisen erhalten hat, die sie 1525 zuerst besuchten. Sie erstreckt sich von 136° 92′ bis 142° 42′ östl. L. und 5° 15′ südl. bis 1° 45′ nördl. Br., hat im N. das Meer von Sulu oder von Celebes, im NO. die Moluckenstraße, im SO. das Meer von Banda, im SW. das Meer von Java, im W. die Straße von Makassar, die sie von Borneo scheidet, zu Gränzen und enthält nach Crawfurd etwa 2558 □Meilen, da ihr dagegen Templemann nach einer Berechnung der Danvilleschen Karte 4275 □Meilen gibt. Außer Dschiloto hat wol keine Insel auf beiden Hemisphären eine so unregelmäßige Gestalt: sie ist aus 4 langen Landzungen zusammengesetzt, die sich aus dem Centrum nach NO., nach O., nach SO. und nach S. erstrecken und drei weite Meerbusen bilden: den von Tomini oder Gunong Tella zwischen der nordöstlichen und östlichen Landzunge, den von Tola zwischen der östlichen und südlichen und den von Bony zwischen den beiden südlichen Landzungen. Das Centrum besteht aus einem Alpenlande, wo sich das höchste Gebirge der Insel lagert und 4 Äste in die 4 Landzungen ausstreckt, die sich in Vorgebirgen endigen. Einige dieser Berge sind ziemlich hoch, andre sind noch oder waren doch vormals Vulkane: die Bonthainberge auf der südwestlichen Landzunge bewirken hier entgegengesetzte Jahreszeiten im O. und W. des Gebirgs wie die Ghats auf Dekan, die Isser- oder Eisenberge auf der östlichen Landzunge haben ihren Namen von dem Metalle, das sie im Überflusse entrollen. Nur geringe Flüsse werfen sich von ihren Gipfeln herab. Darunter ist die Tsinrana, die aber aus einem großen Landsee zum Vorschein komt; dabei öffnen sich viele Quellen und das Land hat eine hinreichende Bewässerung. Das Klima, unter dem lothrechten Strale der Sonne, ist zwar sehr heiß, wird aber doch durch Land- u. Seewinde sehr gemildert: die Regenzeit dauert von Mitte Novembers bis in die Mitte des März. Erderschütterungen wiederholen sich häufig. Die Luft ist mit Ausnahme der Marschgegenden gesund. Der Boden ist fett und fruchtbar, am Strande mit Marschen und Morästen untermischt: er producirt Reis, Mais, Yams, Pataten, Kürbisse, Melonen, herrliche Südfrüchte, worunter auch Pisangs, Jacks und Mangustanen, Sago als Brotfrucht, Pfeffer und Baumwolle. Die Wälder enthalten Kutunbeng, woraus die Makassaren ihre Proas bereiten, Eben-, Sandel- und Saponholz, Palmen und Rotangs, auch der Bohon Upas soll darin anzutreffen seyn; sie sind mit einer Menge von wilden Thieren angefüllt, worunter die Anoas oder wilden Büffel von der Größe eines Schafs der Insel eigenthümlich sind; die Küsten umschwärmen Salanganen. Das Meer wimmelt von Fischen, die auch die Flüsse und Seen im Überflusse besitzen; in diesen findet sich auch der Kaiman zahlreich. Die Biene läßt sich ihren Honig und Wachs in den Wäldern nehmen. Als Hausvieh werden Büffel, Rindvieh, Schafe, Ziegen und Pferde gehalten. Unter den Metallen sind Gold und Eisen am häufigsten vorhanden; Salz wird am Gestade abgeschlämt, auch verschiedne Edelsteine aufgesucht. — Die Insel ist ziemlich stark bewohnt; man berechnet die Volkszahl ungefähr auf 3 Mill., die sämtlich zu der Malaienrasse gehören und sich in 3 Stämme Makassaren und Buggiesen, die schon auf einer gewissen Stufe der Kultur stehen, und Biadschuer, die rohen Bewohner der Küsten und des Innern, unterscheiden. Der Makassare und Buggiese treibt Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Handwerke, Weberei, Schiffsfahrt und Handel; der Biadschuer lebt fast allein von der Jagd und der Fischerei. Alle 3 reden Dialekte der malaiischen Sprache, wovon sich der Biadschuer dem Buggiesischen am meisten nähert. Die Makassaren und Buggiesen haben den Islam angenommen, haben Moskeen, Priester, Schrift und eine Literatur; die Biadschuer leben ihren alten Satzungen und Gebräuchen getreu, sie sind völlig rohe Kinder der Natur, ihre Gottheiten die Gestirne; die beiden ersten Völker treiben leidenschaftlich Schiffsfahrt und Handel, schwärmen in ihren kleinen Proas auf dem ganzen Archipel umher, und besuchen auch die Häfen von Java, Malaka und Bengalen. Was sie ausführen, besteht in Reis, baumwollnen Zeugen, Wachs, Gold-

---

5) Vertheidigung der Echtheit des mozartschen Requiem. Allen Verehrern Mozart's, gewidmet vom Abbé Stadler. Wien 1826.

staub, Holz und Rotangs, vorzüglich auch in Kauris, die sie von den Suluhinseln erhandeln, in Tripang, den sie von den Küsten des Australkontinents holen, und in Salanganenestern. Von fremden Nationen kommen bloß Schinesen und Niederländer in ihre Häfen: jene holen Haifischflossen, Tripang (jährlich 8333 Cntr., an Werthe 700,000 Guld.), Schildpatt (200 Pikuls), Salanganennester (30 Pikuls), Gold (gegen 10,000 Unzen) und Rotangs: diese bloß Saponholz (5800 Cntr., an Werth 87,000 Guld.) und Reis. Zugleich sind aber Makassaren und Buggiesen sehr gefährliche Seeräuber, und die Seräuberei unter ihnen in ein ordentliches System gebracht. — Celebes ist in verschiedne kleine Staten getheilt, sämtlich Wahlmonarchien, die durch eine erbliche Aristokratie beschränkt sind. Die Fürsten werden von einer gewissen Anzahl von Räthen aus königl. Stamme gewählt, die auch zugleich das Recht haben, denselben wieder des Throns zu entsetzen. Diese Räthe gehören sämtlich zu den edelsten Familien und ihr Einfluß ist so groß, daß der König ohne sie weder an Krieg noch Frieden denken darf; sie haben die Aufsicht über die öffentlichen Einkünfte, sie ernennen die Minister. Die Befehlshaber in den Provinzen heißen Krain. Sie, die kleinen Raja's und die Orangkais bilden den Adel. Das Volk selbst ist leibeigen, doch besitzt es noch gewisse Rechte, die der Sklave nicht hat. Dieser bildet in Celebes die dritte Volksklasse. Auf diese kleine Staten hat die niederländische Regirung, die einzige europäische, die in Celebes Niederlassungen hat, immer einen großen Einfluß ausgeübt, und nach dem Traktat von 1667 erkennen die meisten Fürsten und Sultane sie als Schutz- und Schirmherrn an. Celebes zerfällt gegenwärtig in die Königreiche Makassar und Bony, welches die mächtigsten auf der ganzen Insel sind, in die Staten auf der Westküste, in die Südostküste, die Ostküste und die Nordostküste, wozu dann noch die umher belegnen kleinen Inseln im N., O. und S. kommen *). (*Hassel.*)

CELEMANTIA, Celamantia oder Celmantia [1]), eine der wichtigsten Städte an der Donau, für die Geographie des östlichen Teutschlands, indem von hier aus die östlichste Bernsteinhandelstraße mitten durch Germanien bis zur Ostsee fortlief. Diese ist von dem Unterzeichneten genauer untersucht und in seinem Archiv für alte Geographie, Geschichte und Alterthümer ausführlich dargestellt [2]). Der einzige Schriftsteller, der die an der Gränze des germanischen Gebietes liegende Stadt als noch zu Germania Magna gehörig anführt, ist Ptolemäus. Dieser setzt sie unter dem 41. Grad der Länge und dem 47° 40′ der Breite an [3]). Da jedoch alle ptolemäischen astronomischen Angaben in Germanien nicht auf wirkliche astronomische Beobachtungen, sondern auf die Itinerarien und Distanz-Angaben der Reisenden beruhen, welche er in seine Netze eintrug [4]), wie ich im 2. Hefte des ersten Bandes meines Archives und in der Vorrede zu meiner Budorgis zuerst ausführlich dargethan habe: so würde man sehr irren, wenn man diese Ortsbestimmung an und für sich allein auf unsere Charten übertragen wollte. Wir müssen daher, um die Lage von Celemantia zu bestimmen, n a h e, s i c h e r e P u n k t e a u f s u c h e n; und da bietet sich sogleich die Mündung des Arrabo- (Rab) Flusses dar, welche Ptol. u n t e r d e m s e l b e n Grade der Länge und Breite, wie Celemantia ansetzt [5]). Daß Ptolemäus aber die Mündung des Flusses und die Lage von Celemantia genau unter demselben Grade der Länge und Breite ansetzt, wie die Lage von Celemantia, darf niemand befremden, der weiß, daß die Griechen wegen ihres Zahlensystemes nur Zwölftelgrade als die kleinsten Theilungen angeben konten, also kein Mittel hatten, um Differenzen kleiner als 5 Minuten anzugeben. Wir haben also Celemantia nur ganz in der Nähe der Raab-Mündung und zwar auf der germanischen Seite zu suchen. Hier theilt sich aber gerade die Donau in zwei Arme und bildet die Insel Schütt; und es fragt sich also, ob der Ort auf der genanten Insel oder da zu suchen sei, wo der südliche Arm, verstärkt durch den Raabfluß, mit dem Hauptstrome der Donau wieder zusammen fällt. Letzteres ist das Wahrscheinlichste, theils an sich, weil sonst zwei Übergänge nöthig gewesen seyn würden, theils wegen der Dimensionen nach den nördlichen Städten, Singone, Arsicua, Parienna rc., theils auch wegen der Verbindung mit den südlichen Städten und Stationen, welche längs der Donau von Carnuntum aus weiter herabführten.

Der nächste bedeutende Ort aber an der rechten Seite der Donau, war nach Ptolemäus Bregätium [6]), wo die Legio prima adjutrix ad fluvium Danubium lag, wahrscheinlich von Barbaren, welche über die Donau gesetzt waren, um die Gränzen gegen Germanien mit vertheidigen zu helfen. Dieses Bregätium aber finden wir auch in andern Schriftstellern erwähnt: so sagt Ammia-

*) Meistens nach R a d e r m a c h e r, W o o d a r d, V a l e n t y n, und was die statistischen Angaben betrifft, nach C r a w f u r d.

1) *Ptolem.* Geogr. l. IV. cap. XI, nach der Ausgabe des Bertius *Κελεμαντία* nach dem Coislin. Codex *Κελαμαντία* und nach N. Scotus *Κελμαντία*. Nikolaus Donis lies't Celmantia. Der recent. Herausgeber Celamantia, die alte bononiensische Ausgabe aber Celemantia, welches letztre wahrscheinlich die richtigere Lesart ist. 2) Archiv. Bd. 1. S. 75—131. Die Straße lief von Celemantia nach Norden durch das Waagthal über Singone (Schintau S. 82.). Arsicua (Maricova S. 84.). Parienna (Marin p. 87.), dann über die Karpathen nach Setula (Cyche S. 90.). Asanca (Alt- oder Stara Sandek S. 92.). Carrhodunum (nicht Kracau, sondern Czarnowice, S. 94.). Budorigum (bei Laskowitz in d. Nähe von Breslau, S. 101.). Limiosaleum (Lissa, S. 115.). Viritium (Wrietzen S. 117.). Rhugium (Regenwalde S. 119.) bis zum Mare Suevicum (Ostsee) und der Mündung des Viadrus (Oder), S. 120. —

Ein andrer Weg ging von Carrhodunum bis zum Ausfluß der Weichsel, Vistula über Arsenium (Marsenin S. 121.). Setidava (Cydowo bei Gnesen S. 124.), Ascaucalis bei Nackel oder Ossieske, S. 126.) und Skurgum (in der Gegend von Teutsch Krone), S. 128. 3) *Ptol.* ed. *Bert.* S. 61. *Κελεμαντία μα; μζ, γο.* Celemantia. 41. (scil. Long.) 47° 40′ Latit. 4) Archiv. 1. H. II. Über die Auflösung der ptolemäischen astronomischen Angaben, und die Benutzung der Quellen des Ptolemäus S. 60—107. 5) *Ptol. Bert.* p. 63. hier sagt er: Pannonia Superior wird im Norden vom Laufe der Donau begränzt, *τῷ ἀπὸ Κετίου ὄρους μέχρι τῆς κατὰ τὸν Ἀραβῶνα ποταμὸν ἐκτροπῆς, ἣς θέσις ἐπέχει μοίρας μα; μζ.* 6) P t o l. B e r t. S. 63. *Βρεγαίτιον μα; μς γο* nach dem Codex Coisl. (oder vielm. *μα. γ.* wahrscheinl.) r.

nus Marcellinus [7]), daß Valentinian von Carnuntum (Petronell) aus tief in das Innere Teutschlands vorgerückt, und dann nach Bregätium zurückgekehrt sei, wo er sein Winterlager genommen habe. Der Ort lag nach der Tabula Peuting. 85 Mill. von Carnuntum (Petronell) und zwar in folgenden Distanzen.

Carnunto [8])	XIIII.	Mill.	Petronell 3 Meilen bis
Gerulatis	XVI.	—	Kerlburg 3 — bis
Ad Flexum	XIII.	—	Ungar. Altenburg 2½ M.
Stai Luco	XII.	—	zwischen Birkenschatz und Hochstraß 2½ M. [9]).
Arabo Fl.	XXX.	—	der Raab-Fl. 6 M.
Brigantio	†		Ruinen bei Szöny.

Bei Carnuntum und Brigätium oder Brigantium sind Häuschen auf der Tabula Peut. gemalt. Beides waren Wachposten u. Stationen für die Legionen, beides Übergangspunkte in das östliche Germanien. Gegenüber lag nun der germanische Ort Celemantia, und so kann man mit großer Sicherheit bestimmen, daß er auf die heutige Stadt Comorn oder ganz in deren Nähe falle. Fast alle Orte waren hier am südlichen Ufer der Donau mit Besatzungen angefüllt. Die Schanzen von Castra Gerulata sind heute noch zu sehn, in Arabona lag eine Abtheil. der 10. und 14. Legion, in ad Statuas lagen dalmatische Reiter, und in Bregetium, wo wegen des leichten Überganges über die Donau nach Celemantia und weiter eine ganze Legion lag, wie wir oben gesehen haben, starb Valentinian, als er Anstalten zum Kriege gegen die Quaden machte [10]). Hieraus kann man schon sehen, daß Celemantia eine Stadt der Quaden war. Aber noch deutlicher erhellt dieses aus Ptolemäus, der die Quaden hier unter der Sylva Hercynia ansetzt, dann aber die Teracaträ (bei dem heutigen Terasburg) die Bämi, und Rhacatä, wahrscheinlich Theile der Quaden, bis zur Donau und der östlichen Gränze von Germanien ausdehnt [11]). Will man aber gegen alle übrigen Schriftsteller, die hier im südöstlichsten Winkel von Germanien nur Quaden an der Donau kennen [12]), die von Ptolemäus bezeichneten kleinen Völkerstämme von den Quaden trennen: so fällt die Stadt Celemantia (Comorn) in die Gegend, wo die Rhacatä wohnten.

Die frühern Geographen, welche bloß nach der Namensähnlichkeit die Städte des Ptolemäus in Germanien bestimmen zu können glaubten, und keine Idee davon hatten, durch genaue Nachmessung des Mathematikers zur Wahrheit zu gelangen, haben den Ort, den wir bei Comorn gefunden haben, sehr verschieden angesetzt, oder sehr vage bestimt. So meinet Cluver, daß der ptolemäische Ort keineswegs dem Araboflusse gegenüber zu setzen sei, „obgleich Ptolemäus dieses ausdrücklich sage", sondern nach Kalminz nicht weit von den Quellen der böhmischen Theya am böhm. Gränzgebirge [13]). Allein diesem steht entgegen: 1) jede Messung, die, wie wir oben gezeigt haben, nur auf die Gegend von Comorn führt. 2) Beharrt man darauf, daß die Ähnlichkeit des Namens doch zu schlagend ist, um hier nicht dem Ptolemäus Gewalt anzuthun: so ist leider der Ort Kalminz gar nicht einmal dort vorhanden(!), und Cluver muß daher Kalminz für Jamnitz gelesen haben. Denn bloß dieser letztgenante Ort liegt in der bezeichneten Gegend [14]). Jamnitz heißt urkundlich Gemenicium, und es sollen dort in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Alterthümer gefunden seyn, von denen aber jetzt keine Spur mehr übrig ist. Bei Hormayr [15]) wird eine interessante Darstellung von den Alterthümern dieses Orts gegeben, allein der Verf. nent darin Celemantia wiederum ganz unrichtig eine vindelicische Stadt, als wenn dieselbe am rechten Donauufer und nicht, wie Ptolemäus ausdrücklich sagt, in Germania Magna gelegen habe. — So ist also an den Quellen der Theya schlechterdings an kein Kalminz zu denken, noch vielweniger an unser Celemantia, und doch schrieben viele dem Cluver getrost nach wie Baudrand, Ferrarius, Pessina, Uhlmann und selbst der sonst so gründliche Cellarius, der sich auf die Auctorität Cluvers beruft [16]).

Martinière, ein besserer neuerer Geograph, der wohl wußte, daß an der Theya kein Kalminz existire, blieb doch in so fern bei der hergebrachten Meinung, daß er einen ähnlichen Namen im südlichen Germanien aufsuchte, und ohne Rücksicht auf Ptolemäus Bestimmung Celemantia darauf bezog. Diesen fand er in Kalmünz in der Oberpfalz an der Vils, 45 Meilen westlicher als der erdichtete Ort des Cluver an der Theya, und Andere traten ihm bei [17]). So machte das ptolemäische Celemantia von der Mündung des Raabflusses, wegen der bloßen Ähnlichkeit des Namens zuerst von Cluver aufgerüttelt, eine Reise von 35 — 40 Meilen nach dem eingebildeten Ort Kalminz in West-NW., dann, wegen des Gleichklanges dieses Namens noch 40 Meilen weiter W. S. W. nach Kalmünz in der Oberpfalz, (in welchem ich nach Ptolemäus messend Alcimoennis finde [18]), also zusammen einen Weg von 75—80 Meilen nach Westen von dem Punkte aus, wo Ptolemäus den Ort fest stellte. — So behandelte man früher die Geographie Germaniens! Ortelius [19]) und neuerdings Barth [20]), wagten

7) *Amm. Marcell.* XVII, 10. 8) Über Carnuntum, vgl. man mein Archiv. 1. Bd. 3. St. S. 4 ff. 9) Mannert nimt für Stai Lucum Hochstraß selbst an, allein nach den angegebenen Entfernungen sowol vom Raabflusse, als auch vom Orte ad Flexum (scil. Danubii) ist er weiter westl. bei Birkenschatz zu setzen. 10) *Ammian. Marcellin.* XXX, 5. 6. 11) Ptol. Vert. S. 58. „Unter der Sylva Hercynia (Gränzgebirge Schlesiens und Mährens) wohnen die Quaden, unter denen Eisenminen und die Luna sylva (Manhartsberg), daran stoßen, bis zum Flusse (Donau), die Teracaträ, und die bei den Kampois (dem Marchfelde) sind die Teracaträ und Rhacatä." Die Erklärung dieser Angaben sehe man in meinem Archiv für alte Geogr. u. Geschichte. Heft. 1. Bd. 1. Quadr. u. Arch. für alte und mittlere Geschichte. Heft. 1. Bd. 1. S. 69. 12) *Tac.* Germ. 43. *Eutrop.* VIII, 18. u. IX, 8. Capitolin. i. *M. Anton.* c. 14. *Ammian.* XVII, 12. *M. Aurelius εἰς ἑαυτόν* 1. *Dio Cassius* LXXI, 8. LXXVII, 20.

13) *Cluver.* Germ. L. III. p. 124. 14) Im znaimer Kreise, eine Meile westlich von Budwitz, an der Seletawa, die bei Wottau in die obere Theya fällt. 15) Hormayr's Archiv v. 5. März 1821. 16) *Cellar.* Vet. Geogr. L. II. cap. V. p. 487. 17) *Martinière* Lex. Geogr. s. v. Celemantia. — Vollständ. geogr. Lex. Ind. Lat. 18) Archiv für alte Geogr. etc. Bd. 1. Heft 1. S. 24. Charte von Germania Magna, Leipz. 1823. 19) *Ortelii* Thes. Geogr. s. v. Celemantia. 20) Urgeschichte von Teutschland. II. p. 191.

die Lage des Ortes gar nicht zu bestimmen, doch setzt Barth ihn mit Recht an die Donau zurück. Mannert bezieht ihn richtig auf Comorn [21]). Allein Reichard nimt weniger Rücksicht auf die Dimensionen des Ptolemäus, und setzt ihn wieder 15 teutsche Meilen NW. von dem von Ptolemäus bezeichneten Punkte am Einflusse der Raab in die Donau bei Szomolyan (Szomolan), einem festen Schlosse auf den südwestl. Abhängen der Karpathen an, weil dieser Name einige Ähnlichkeit mit dem alten Namen Celemantia hat [22]), und weil die Entfernung von Eborodunum nach Anduätium (nach N. Dioszeg) und von da weiter nach Celemantia bei Ptolemäus ungefähr zutrifft. Allein die Richtung des Weges ist dabei gänzlich aus den Augen gelassen, und der Übergangspunkt, der, wie wir gesehen haben, bei Bregätium war, so wie die feste Bezeichnung des Zusammenfallens mit dem Raabflusse, ist doch ein zu deutlicher Fingerzeug, als daß wir diesen ganz vernachlässigen, und die einzige Angabe der Alten über die Lage des Ortes „eine Vorspiegelung" nennen könten. Auch die Ähnlichkeit des Namens Szomolyan will nicht viel bedeuten. Dieser Name komt nämlich nach Martinière nicht von dem alten Celemantia her, sondern von dem slavischen Worte Smoleniczе, welches so viel bedeutet als eine Pechwerkstatt, ohne Zweifel, weil hier bei dem Schlosse Szomolan oder Schmolnitz, und dem nahen Städtchen Szomollyan an den waldichten Abhängen der Karpathen bedeutende Pechwerkstätten waren [23]). Auch muß man bedenken, daß, wenn man einmal bloß auf die Namensähnlichkeit sehen will, der oberpfälzische Ort Kalmünz bei weitem noch den Vorzug vor diesem Szomolan erhalten würde, worin doch nur ein geringer Anklang sich findet, der dem Namen Celemantia ähnlich wäre.

Aus Allem diesen folgt, daß die richtigste Ansetzung dieses Ortes Celemantia, den allein Ptolemäus kent und am linken Ufer der Donau dem Einflusse des Arabo oder der Raab gegenüber, und nahe bei der pannonischen Stadt Bregätium festsetzt, auf Comorn oder die nächste Umgegend fällt. Die Festigkeit und die Lage des uralten Schlosses auf einem dreieckigen Felsen am Zusammenfluß der beiden Arme der Donau und der Wag, an der untersten Spitze der Insel Schütt, und am Übergange der Römer von Pannonien her, in das Innere von Germanien, mußten diesen Platz seit den frühesten Zeiten wichtig machen, und wenn auch Bonfinius Meinung, daß die Stadt von einem alten scythischen Volke, den Comarern, den Namen habe, unbegründet ist: so geht doch das Alter des Orts über unsere diplomatische Geschichte hinaus, und wahrscheinlich werden sich auch bei nähern Nachforschungen noch Alterthümer finden, welche eben so deutlich, als unsere oben angeführten Gründe für die Identität von Comorn und dem alten Celemantia sprechen. (*Kruse.*)

CELEIA, eine der berühmtesten Städte in Noricum, nach einer von Wesseling angeführten Steinschrift u. Gruter p. 367. nr. 4. eine römische Kolonie, nach *Ptol.* II, 14. unter 27:46, 30, dem Itin. zu Folge 49 Mill. von Amona und 36 Mill. von Pontovio; also Cilley. Das Itin. Hieros. nent sie noch im 4. Jahrh. als Ciuitas. Zur Zeit Constantins d. Gr. war sie wahrscheinlich der Hauptort in Noricum mediterraneum; denn der Präses residirte daselbst. *Gruter.* Inscript. p. 283. n. 5. Im 6. Jahrh. war sie der Hauptort eines kleinen slavischen States. *Paul. Diac.* IV, 40. (*Ricklefs.*)

CELIA (Κελία), eine Stadt in Apulia, östlich von Butunti, wahrscheinlich in der Lage des Dorfes Ceglie, südlich von Bari. Frontinus erwähnt des Ager Cälianus in Calabria. (*W. Müller.*)

CELER, (Fabius). Die mythische älteste Geschichte Roms nent ihn als Denjenigen, der, wenn Remus nicht von seines Bruders Romulus eigner Hand fiel, diesen Mord, als treuer Anhänger des Letzteren, verübte. In Folge dieser That entwich er nach Hetrurien; und die Eile dieser Flucht gab sowol ihm selbst den Beinamen Celer, als die Veranlassung, diesen Namen als Bezeichnung auf behende und hurtige Männer zu übertragen. So ward z. B. Q. Metellus Celer zubenant, weil die Geschwindigkeit Bewunderung erregte, womit er, wenig Tage nach dem Tode seines Vaters, die üblichen Gladiator-Spiele zu veranstalten wußte. — Auch die von Romulus angeordnete Truppengattung der Celeres soll von Fabius zuerst ihren Namen erhalten haben und Dieser von Romulus zum Tribunus Celerum ernant worden seyn *).

Celer, (P.), römischer Ritter und kaiserlicher Hausverwalter in Syrien, war das vertraute Werkzeug, dessen Agrippina sich bediente, um ihres Sohnes Nero Thronbesteigung (54 n. Chr.) gegen die möglichen Ansprüche des Proconsuls M. Junius Silanus zu sichern, welcher ihr, als Urenkel des August und durch seine Gunst beim Volke verdächtig geworden; obwol sein sorgloser und unthätiger Charakter kaum dazu geeignet war, einige Besorgniß zu erregen. Celer ging zu dem Ende, nebst seinem Genossen, dem Freigelassenen Älius (oder Helius) nach dem Orient ab; versehen mit dem nämlichen Gifte, wodurch der Kaiser Claudius so eben aus dem Wege geräumt worden; und beide Meuchelmörder entledigten sich ihres Auftrags bei einem Gastmal so ungescheut, daß niemand die Thäter in ihnen verkennen konte. Drei Jahre später ward endlich die Stimme der Provinz Asien gegen die Unthaten des Celer so laut, daß Nero ihre Anklage zwar nicht zurückzuweisen wagte, aber, da er eben so wenig geneigt war, ihn zu verurtheilen, das rechtliche Verfahren so lange verschob, bis der greise Verbrecher vom Tode ereilt wurde †).

Celer (P. Egnatius), von niedriger Herkunft und das Gewerbe eines Rhetors treibend, hatte sich, unter

---

21) Geogr. d. Gr. u. Röm. III, S. 467. 22) Reichards Germanien unter den Römern. Nürnb. 1824. „Auch dieser Ortsname gibt dem Ohre den alten Laut auf ungarische Weise sehr deutlich wieder. Also liegt es nicht an der Donau Bregetio gegenüber, wie die (ptolemäische) Bestimmung uns vorspiegelt, so wie die Entfernung von Dioszeg die allerrichtigste im Ptolemäus ist." 23) *Martinière* Lex. Geogr. s. v. Szomolan und Szomollyan.

*) Vgl. *Plutarch.* Romul. — *Liv.* I, 19.
†) Vgl. *Tacit.* Ann. XIII, 1. 33. — *Dio Cass.* LX, 34. LXI, 6.

Nero, zum fälschlichen Ankläger und Zeugen gegen den trefflichen Bareas Soranus, seinen Freund und Schüler, hergeliehen und dessen Verurtheilung bewirkt. Unter Vespasianus milderer Regirung stand der wieder frei athmende Senat im Begriff, diese schändliche Handlung, auf die feierliche Anklage des Philosophen Musonius Rufus, zu bestrafen, als eine versöhnende Rede des viel vermögenden kaiserlichen Freundes und Feldherrn Licinius Mucianus zu Gunsten der Delatoren und der Nothwendigkeit, über alles Vergangene den Schleier der Vergessenheit zu ziehen, die Stimmung zu des Verbrechers Vortheil änderte und man das weitere gerichtliche Verfahren gegen ihn fallen ließ *).

Celer. Seiner und des Severus, als der damaligen vorzüglichsten römischen Baukünstler (Magister et machinator nent Tacitus sie Beide), bediente sich Nero, nach dem großen Brande in Rom, um, mitten unter den Ruinen der Stadt, das berühmte „goldne Haus des Nero" aufzuführen, dessen Umfang und innere und äußere Verzierung jedes frühere Gebäude ähnlicher Art beschämte: denn selbst Gold und Edelstein, oder was sonst der Luxus aufbieten mag, verlor hier sein Wunderbares, wo, nach Tacitus und Suetons noch ausführlicherer Schilderung, weitläufige Felder, Seen, Einöden und Haine mit freien Plätzen und Aussichten wechselten, und also bereits in jener frühen Zeit alle Zuthaten der engländischen Gartenkunst in Anwendung gekommen zu seyn scheinen. Das Genie und die Kühnheit dieser vereinten Künstler bewirkte hier, was selbst die Natur versagt zu haben und des Vermögens des Weltgebieters zu spotten schien. Als ein plötzlicher Seesturm die Kornflotte an der campanischen Küste ergriffen und vernichtet hatte, wußten sie der Laune des Kaisers durch die Verheißung zu schmeicheln, mitten durch Campanien, vom See Avernus bis zur Mündung der Tiber einen schiffbaren Kanal ziehen zu wollen, der eben sowol über die sich entgegenthürmenden Höhen, als durch die morastigen Niederungen fortgeführt und selbst in den dürresten Strecken aus den pomptinischen Sümpfen gespeiset werden sollte. Die unsägliche Mühe eines Unternehmens solcher Art, so wie der unzureichende Vortheil desselben, kamen hier freilich nicht in Betracht; und so ließ Nero, den nur das Gigantische des Gedankens kitzelte, mit der Durchgrabung der Felsen zunächst am Avernus wirklich den Anfang machen, und noch lange blieben die Trümmer des durch seinen Tod vereitelten Werkes sichtbar†). (*Haken.*)

Celer, (Domitius), s. Domitius.

CELER. Außer den Genanten finden wir dieses Namens noch folgende aufgeführt: 1) Corvinus Clemens, oder Corvinus Celer, dessen Apulejus in der Apologie gedenkt. Cuspinian nent ihn einen sehr lieblichen Dichter, der die Thaten Alexanders besungen habe. 2) Caninius Celer, Rhetor, unter den Lehrern des Kaisers Verus genant (Capitolin. c. 2.). — 3) Decius Celer, der Verf. einer Biographie Plutarchs. Decii Celeris de Plutarchi philosophi gravissimi vita libellus. Patavii 1617. 8. 4) Metius Celer, an welchen das Propempticon des Statius gerichtet ist (sylv. III, 2.). (*H.*)

CELERES, waren eine Anzahl Jünglinge aus den vornehmsten und reichsten Familien Roms, die den König im Kriege wie im Frieden als Leibwache umgaben, und bald zu Pferde bald zu Fuß dienten. Über die Bedeutung und Etymologie des Namens sind die Schriftsteller verschiedener Meinung. Plutarch (Leben des Numa K. 7. und Dionysius Halicarn. (II, 13.), leiten die Benennung von celer, geschwind, ab, von der Schnelligkeit, mit der diese Jünglinge ihre Dienste verrichteten. Dionysius Halic. (a. a. O.) führt noch die Meinung des Valerius Antias an, der den Namen von dem ersten Anführer Namens Celer herleitet, daher Spätere den Begleiter des Romulus, der nach Einigen den Remus erschlug, als den ersten Anführer nennen. Salmasius aber (de re militari romana p. 230.) leitet den Namen aus dem Griechischen κέλης, äolisch κελὴρ, ab, ein Reitpferd. Diese Schar wurde nach Livius I, 15. Plutarchs Romulus K. 12. u. Dionysius Halic. II, 13. von Romulus errichtet, und bestand aus 300 Mann. Sie umgaben den König, wenn er Gericht hielt (Plutarch K. 26.), begleiteten ihn durch die Stadt (Dionysius Halic. a. a. O.) und kämpften im Kriege im Vordertreffen bald zu Fuß bald zu Pferde, wie es die Lage der Dinge mit sich brachte. Sie galten für die tapfersten im Heere, und ihnen verdankten die Römer meistens den Sieg. Romulus, sagt Dionysius a. a. O., scheint diese Sitte von den Lacedämoniern angenommen zu haben, indem er erfahren hatte, daß bei ihnen die edelsten Jünglinge die Umgebung des Königs bildeten, und daß er sich ihrer im Kriege als Leibwache (παρασπισταῖς) bediente, wo sie sowol zu Pferd als zu Fuß kämpften. Ihr Anführer hieß Tribunus Celerum, dem Numa, nach Dionys. Halic. II, 64. das dritte Amt bei der Verehrung der Götter gab. Nach demselben waren sie in 3 Centurien und jede Centurie in 10 Curien getheilt. Wahrscheinlich waren sie von den Reitern, welche bei den Legionen standen, verschieden, deren im Anfange auch 300, später 600 und endlich, unter Tarquinius Priscus, 1800 waren. Plinius XXXII, 2. verwechselt die Celeres und die den Legionen zugehörigen Reiter, indem er sagt, daß der Name der Reiter sich oft geändert habe; unter Romulus und den Königen haben sie Celeres geheißen; später Flexutes (a flectendo equo) und dann Trossuli, weil sie eine Stadt der Volsker ganz allein und ohne Hilfe des Fußvolkes eingenommen. Die Legionarii equites wurden erst von Servius Tullius errichtet, und es ist daher falsch, wenn Ovid Fast. III, 130. sagt, daß die Reiter, welche öffentliche Pferde bekommen, von Romulus in 10 Theile getheilt wurden. Wie lange die Celeres bestanden, ist ungewiß. Plutarch (Numa K. 7.) sagt, daß sie Numa gleich nach dem Antritt seiner Regirung abdankte, um dem Volke einen Beweis seines Vertrauens zu geben. Dagegen sagt Dionysius II, 64. daß er dem Tribunus Celerum ein Amt bei der Verehrung der Götter zugetheilt habe. Auch nennet Livius I, 59. den Junius Brutus als den Tribunus Celerum unter Tarquinius Superbus, während jener, nach Dionysius Halicarn. nur der Begleiter der Söhne

*) Vgl. *Tacit.* Hist. IV, 10. 40.
†) Vgl. *Tacit.* Ann. XVI, 42. — *Sueton.* Nero 31.

des Königs war, um sie durch seinen angenommenen Blödsinn zu ergötzen. Nach Allem ist es wahrscheinlich, daß die 300 Celeres zugleich die Leibwache des Romulus und die Reiterei desselben ausmachten, unter den spätern Königen aber, von der Reiterei der Legionen getrent, nur als Leibwache im Kriege und Frieden dienten.

(*F. J. Jacobs.*)

CELETRUM, eine Stadt in der makedonischen Landschaft Orestis, auf der Halbinsel eines Landsees gelegen *Liv.* XLVI, 40. (*Ricklefs.*)

CELEUSIUM, ein Ort in Noricum, nach der Tab. Peut. 3 Mill. von Abusina an der Donau bei Mönchsmünster, westlich von Neustatt. (*Ricklefs.*)

CELIGNI, eine Mairie des schweizerischen Kantons Genf, die jedoch von dem Kanton Waadt ganz umgeben ist. Sie begreift die Weiler la Coudre, le Petit-Bois und das Pfarrdorf Celigni (Celigny, früher gewöhnlich Seligny geschrieben), mit 327 reformirten Einwohnern. Es liegt auf einem fruchtbaren Hügel, der herrliche Fernsichten auf den nahen Genfersee und einen seltenen Überfluß an Quellwasser darbietet. In die Kirchmauer ist folgende hier aufgefundene römische Inschrift eingefügt:

D. M. || CORNELIO || BILCAISIONIS || FIL. || PUBLICIA || PERPETUA || CONIUGIS || INCOMPARA || BILIS *).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CELLA, (Johann Jakob), königl. baiernscher Regirungsrath und weltlicher Consistorialrath zu Ansbach, geboren zu Baireuth den 27. Februar 1756. Sein Vater war ein Corsikaner aus Bastia, den der Markgraf Alexander von Baireuth, der ein Corps kaiserl. Truppen auf Corsika kommandirte, als einen zwölfjährigen Knaben mit nach Baireuth nahm, in der evangelischen Religion unterrichten ließ, und in seinen Diensten behielt. Mit diesem kam der Sohn 1763 nach Erlangen, wohin die verwitwete Markgräfin ihren Hofstat verlegte, und sein Vater als Haushofmeister mitfolgte. Er begann seine akademischen Studien in Erlangen, vollendete sie 1775 in Göttingen, hielt sich darauf 2 Jahre in Wetzlar auf, advocirte kurze Zeit in Baireuth, und begleitete 1778 den ansbachischen Minister Freiherrn von Gemmingen, als dessen Sekretär, nach Paris. Er blieb bis 1781 in Diensten desselben, da er, mit dem Charakter eines Justizraths als Kastner oder Amtmann nach Ferrieder und Burgthann kam. Die Stelle eines Regirungs- und Kanzleidirektors in Nassau-Weilburg bekleidete er seit dem Julius 1788, legte sie, der Beschwerden des französischen Krieges müde, 1796 nieder, ging nach Ansbach, und wurde 1797 königlicher preußischer Kreisdirektor in Schwabach. Von da kam er 1808 als Kreisrath nach Ansbach, 1810 als Lokalcommissariats- und Oberadministrationsrath nach Nürnberg, kehrte 1817 als Regirungsrath nach Ansbach zurück, und starb daselbst den 30. November 1820. Cella hat sich dem größern Publikum als einen Mann von Kentnissen, Beobachtungsgeist und Erfahrung durch mehre Schriften und Abhandlungen über Gegenstände bekant gemacht, die einen wesentlichen Einfluß auf das Wohl einzeler Familien und ganzer Staten haben, und der Beherzigung besonders werth waren. Seine Erörterungen solcher Gegenstände sind lesenswerth, wenn auch seine Verbesserungs-Vorschläge zuweilen weder angemessen noch ausführbar sind. Wir bemerken die wichtigsten: Von Zerschlagung der Bauerngüter und Bauernlehen, und deren Einschränkung aus Grundsätzen der täglichen Erfahrung. Ansb. 1783. 8. Von Strafen unehelicher Schwängerungen. Erl. 1783; Ansb. 1784. 8. [1]). Freimüthige Gedanken über Landesverweisungen, Arbeitshäuser und Bettelschub. Eb. 1784. 8. Freimüthige Aufsätze. 3 Bdchn. Ansb. 1784 — 86. 8. [2]). Über Verbrechen und Strafen in Unzuchtsfällen. Zweibrücken 1787. 8. Katechismus oder Anleitung vernünftig und christl. zu denken und zu handeln. Gotha 1789. 8. (Er behandelt darin vornehmlich solche praktische Materien, die weder in der Schule noch in Predigten berührt werden, und bestreitet viele schädliche Vorurtheile). Was ist die Ursache, warum in vielen Theilen von Teutschland Zierathen an öffentlichen Gebäuden, Geländern, Monumenten „aus leerem Muthwillen öfter als in Italien und andern Ländern verdorben werden? Und wie läßt sich diese, wie es scheint, nationelle Unart am sichersten ausrotten? Eine gekrönte Preisschrift. Gießen, 1793. 8. Über Todesstrafen, und ob es zweckmäßig und erlaubt ist, selbige durch qualvolle Arten der Hinrichtung zu schärfen? Eb. 1794. 8. (auch im ersten Bande von Snell's und Schmid's philosophischem Journal für Moralität ꝛc. [3]). (*Baur.*)

CELLÄ, ein Ort in der makedonischen Landschaft Emathia, nach dem Itin. Ant. 28 Mill. westlich von Edessa, vermuthlich am Erigon. Es war nach dem Itin. Hieros. eine Nachtstation, und scheint von dem Kelle bei *Hierocl.* p. 638 nicht verschieden.

(*Ricklefs.*)

CELLANO, Stadt in der neapolitanischen Prov. Abruzzo ulteriore II., an dem gleichnamigen fischreichen

---

*) So liest sie Jac. Spon in der Histoire de la ville et de l'Estat de Genève. Lyon MDCLXXX. Tome II. p. 348.

1) Cella hatte einen Bruder, Ludwig Sebastian, der ebenfalls die Rechte studirte, zur katholischen Religion übertrat, nach mancherlei Schicksalen 1798 Schauspieler wurde und 1802 zu Wien starb. Dieser schrieb anonym gegen seinen Bruder: Meine Gedanken über Cella's Schrift von Strafen unehelicher Schwängerungen. (Bamberg) 1783. 8., worauf der letzte 1784. eine Antwort ꝛc. Ansb. 1784. 8. drucken ließ. „Genau betrachtet hat in diesem Streite keiner von Beiden Recht," sagt der Recensent in der allg. t. Bibl. Bd. 57. S. 104. Ludwig Sebastian war ein geschickter Tonkünstler und Komponist fürs Klavier. S. Fikenschers gel. Baireuth. 1. Bd. 158. 2) Inhalt: I Bändchen: 1) von der landesherrlichen Gewalt teutscher Regenten in Verbietung des Kaffees, der Schnürleiber und anderer zum Luxus gehörigen Stücke. 2) Von Errichtung öffentlicher Bordelle in grossen Städten und auf Universitäten. 3) Vom Büchernachdruck. II Bd.: 1) Über die Büchercensur. 2) Über die wahre Bestimmung des geistlichen Standes im State. 3) Über Selbstmord und Infamie. III B.: 1) Über Auswanderungssucht und Auswanderungsfreiheit der Teutschen. 2) Über Kindermord und dessen Verhütung. 3) Über die Sonntagsfeier in christlichen Staten. 3) Weidlich's biogr. Nachr. 4. Th. 29. Koppe's Lex. jurist. Schriftst. 1. Th. 103. Vocke's Almanach ansb. Gel. 1. Th. 163. Fikenscher a. a. O. 154. Meusel's gel. Teutschl. Sein Bildniß befindet sich vor dem 90. Bde der Krünitz-Flörkeschen ökon. Encyklopädie.

See, dem alten Lago Fucino *). Sie gibt einer Grafschaft den Namen, zählt aber wenig über 2000 Einwohner. (*W. Müller.*)

CELLARIUS, ein teutsches Geschlecht, mit seinem ursprünglichen Namen Keller, aus welchem im 16. und 17. Jahrh. mehre wackere Gelehrte bekant wurden, unter denen jedoch der hallesche Professor, Christoph Cellarius, bei weitem der berühmteste, und als Schriftsteller der verdienstvollste ist [1]). Dieser stamte aber von Jakob Keller, einem Bürger zu Augsburg, dessen Sohn, ebenfalls Jakob, geb. 1542, Professor der Moral und Beredsamkeit am Gymnasium zu Lauingen war, und 1605 starb, nachdem er des Nizolius Thesaurus Ciceronianus mit vielen Zusätzen und Verbesserungen neu herausgegeben hatte. Er hinterließ einen Sohn Christoph, geb. 1575, der neben seinem Vater Professor der Dialektik in Lauingen war, des evangelischen Bekentnisses wegen auswandern mußte, mancherlei harte Schicksale erfuhr, zuletzt Stadtphysikus zu Geislingen im Ulmischen wurde, und 1635 in Ulm starb. Sein ältester Sohn, ebenfalls Christoph, geboren zu Lauingen 1598, starb 1641 als Superintendent zu Schmalkalden. Der zweite Sohn desselben, wie Vater und Großvater Christoph Cellarius, geboren zu Schmalkalden den 22. Novbr. 1638, ist der berühmteste dieses Geschlechts. Da er schon im dritten Jahre seinen Vater verlor, und seine frühe Jugend in die unglückliche Zeit des 30jährigen Krieges fiel: so wurde er von seiner Mutter unter vielen Sorgen erzogen, bis er 1656 die Universität zu Jena beziehen konte. Sieben Jahre lang verweilte er hier und in Gießen, legte sich vornehmlich auf morgenländische Sprachen und Mathematik, und kehrte 1663 nach Schmalkalden zurück. Weil sich hier keine Gelegenheit zu einer Anstellung zeigte, so begab er sich nach Gotha und Halle, wurde 1666 in Jena Magister, und im folgenden Jahre Professor der hebräischen Sprache und der Moral am Gymnasium zu Weißenfels. Seine ausgezeichneten Talente zur Jugendbildung, sein Fleiß und seine gute Lehrmethode waren Ursache, daß ihm 1673 das Rectorat an der Schule zu Weimar, 1676 in Zeiz, und 1688 zu Merseburg übertragen wurde. Von da ging er 1693 als Professor der Geschichte und Beredsamkeit und Bibliothekar an die neuerrichtete Universität zu Halle, und übernahm zugleich die Leitung des ersten philologischen Seminars. Die humanistischen Studien wurden aber damals so sehr vernachlässiget, daß er nur wenige Collegien zu Stande brachte, und die Zahl seiner Zuhörer nur klein war, denen er um so nützlicher zu werden strebte. Als einen Beweis von dem ungemeinen Fleiße, mit dem er den Wissenschaften oblag, führt man an, daß er in den 14 Jahren, die er in Halle lebte, nur einmal vor's Thor gekommen sei. Heftige Steinschmerzen, die er erduldete, waren die Vorboten seines Todes, welcher am 4. Junius 1707 erfolgte.

Cellarius war einer der gelehrtesten und verdienstvollsten Philologen des 17. Jahrhunderts, der sich um die Verbesserung des gelehrten Schulunterrichts überhaupt, und des philologischen insbesondere, sehr verdient machte, zur Verbreitung einer reinen, echt-römischen Schreibart viel beitrug, und darin, so wie in einer eben so lichtvollen als gründlichen Darstellung und Methode, ein Muster für Andere wurde. Zugleich war er ein emsiger Forscher in den Quellen der ältern Geschichte und Erdbeschreibung, und der Urheber einer neuen verbesserten Methode in Bearbeitung derselben. Seinen verdienstlichen Vorarbeiten hat man zum Theil die Fortschritte zu danken, die in spätern Zeiten auf den von ihm bearbeiteten Feldern des gelehrten Wissens gemacht worden sind, und es kann daher seine vielseitigen gelehrten Verdienste auf keine Weise schwächen, daß viele seiner Schriften jetzt ihre Brauchbarkeit verloren haben. Sehr nützlich und nach richtigen Gesichtspunkten bearbeitet waren seine oft gedruckten Ausgaben römischer Klassiker [2]): Epistolae *Ciceronis* ad famil. Lips. 1698; ed. III. emend. *Cortius*. 1722. 8. *Ciceronis* oratt. XII. Jenae 1708. *Julius Caesar*. Lips. 1705. 8. *Cornelius Nepos*. Ib. 1711. 8. *Vellejus Paterculus*. Ib. 1707. 12. *Curtius*. Ib. 1711. 12. *Plinii* epistolae et panegyr. Ib. 1710. 12. *Eutropius*. Jenae 1698. 8. *Silius Italicus*. Lips. 1695. 12. *Panegyrici* veteres XII. Halae 1703. 8. *Lactantii* opera. Lips. 1698. 8. *Aurel. Prudent. Clementis* opera. Halae 1703. 8. u. e. a. Vielfache Brauchbarkeit hatten ferner seine grammatischen Schriften, gelehrten Elementarbücher und übrigen philologischen Arbeiten, von denen wir folgende bemerken: Antibarbarus latinus s. de latinitate mediae et infimae aetatis. Cizae 1677; ed. IV. Jenae 1703. 12. iterata editione recog. emend. et locuplet. *C. L. Trier*. Cellae 1765. 8. recog. atque aucta. Neapoli 1779. 8. Orthographia latina, ex vetustis monumentis etc. excerpta, digesta, novisque observatt. illustr. Jenae 1704. 8., oft: denuo recensuit, emend. observatt. Longolii etc. aux. *T. C. Harles*, cum praef. *Klotzii*. Altenb. 1768. Vol. II. 8. novis obss. auct. Neap. 1779. 8. Eine verb. Ausgabe von Fabers Thesaurus eruditionis scholasticae, ein sehr oft gedrucktes Liber memorialis latinitatis probatae, und eine lateinische Grammatik, die öfters teutsch erschien,

*) S. Fucinus lacus.

1) Genealogische Nachrichten von diesem Geschlechte theilt ein Abkömling desselben: Elias Cellarius (Prediger in Ulm, geb. 1692., gest. 1759, Verfasser einiger theologischen Abhandlungen und ascetischen Schriften) mit in Neubauers-Nachricht von Theologen S. 475 ff. und Strieder in seiner hessischen Gelehrtengesch. 2. B. 149 ff. Vgl. auch Ludovici Schulhist. 2. Th. 6. u. Weyermanns Nachr. von Gelehrten aus Ulm, S. 98 ff. wo ebenfalls von Mehren dieses Namens und Geschlechts Nachricht gegeben wird.

2) J. G. Walch, der Samler und Herausgeber von des Cellarius Dissertatt. academ. cum dissertat. de auctoris vita et scriptis. Lips. 1712. 8. sagt von diesen Ausgaben: „*Cellarii* adnotamenta, quibus auctores inlustravit, non uberiora sunt, nec verba illorum interpretantur; sed lucem tantum historiis atque antiquitatibus afferunt, et in quantum fieri potest, locis corruptis medelam adhibent. Ipse textus adeo eleganter et accurate ope probatissimorum codicum expressus est, ut ejus editiones cum splendidissimis et accuratissimis de hac praestantia et gloria certare possint. In primis magnam utilitatem indices, iique et rerum et latinitatis copiosiores prae se ferunt, quos summo studio consignatos semper adjecit.

auch ins Schwedische übersetzt wurde (Stockh. 1703; 1740. 8.), und auf die von J. M. Geßner neu verfertigte Cellarianische lateinische Grammatik und Wörterbuch. Merseb. 1753. 8. gründete. Aus den Quellen geschöpft und mit reichhaltigen Notizen mannichfacher Art ausgestattet ist sein Breviarium antiquitatum romanarum. Halae 1710. 8., eigentlich ein von ihm hinterlassenes Heft, vermehrt herausg. von H. Freyer, Halle, 1715. 8.; umgearbeitet von J. G. Walch. Eb. 1748; 1774. 8., franz. von L. Baslet. Haag, 1723. 8. Daß Cellarius die historisch-kritische Unterscheidung der Zeitalter vernachlässigte, ist ein Fehler, den er mit allen Bearbeitern der Alterthümer zu seiner Zeit theilt. Von seinen umfassenden Kentnissen auf dem Felde der orientalischen Literatur zeugen seine Grammatica hebraea, ed. III. Jenae 1699. 4. Chaldaismus etc. Cizae 1685. 4. Rabbinismus etc., ib. 1684. 8. Isagoge in linguam arabicam. Ib. 1678. 4., und besonders seine Grammatica et glossarium Samaritanum in seinen Horis Samaritanis. Ed. II. Jenae 1705. 4. und seine Porta Syriae s. novae methodi grammatica. Cizae 1677. 4. Er war einer der ersten, der die samaritanische Grammatik bearbeitete, und in das Studium der syrischen Sprache brachte er mehr Methode und Ordnung. Allein bei aller Leichtigkeit der Anordnung vermißt man nicht nur in der genanten Porta Syriae, sondern auch in der darauf folgenden Porta Syriae patentior s. plena et major grammatica Syriaca. Cizae 1682. 4. und in seinem Glossarium Syro-Latinum. Ib. 1683. 4. die nöthige Vollständigkeit. Einen vieljährigen gelehrten Fleiß wendete er auf die Bearbeitung der Geschichte und der alten Erdbeschreibung, und was er hierin geleistet hat, verdient besonders in dankbarem Andenken zu bleiben. Sehr viel zur Verbesserung der Methode des historischen Unterrichts trugen seine Lehrbücher bei: Historia antiqua. Cizae 1685. 12. Historia medii aevi. Ib. 1688. 12. Historia nova h. e. XVI et XVII. saeculorum. Halae 1696. 12.; sehr oft einzeln und unter dem gemeinschaftlichen Titel: Historia universalis etc. cura *B. G. Struvii*. Jen. 1709. 12. ed. XI. Ib. 1743. 12. Altenb. 1752. 12., auch ins Teutsche übersetzt. Eine lichtvolle Anordnung und Verbindung des Stoffes, Reichhaltigkeit in den Thatsachen, ein treffendes Urtheil und genaue Angabe der Quellen und Zeugnisse, verbunden mit dem reinen und leichten lateinischen Ausdruck empfahlen dieses Lehrbuch allgemein. Viele einzele gründlich-historische Untersuchungen und helle Ansichten theilte Cellarius in seinen zum Theil gesammelten akademischen Gelegenheitsschriften und Reden (Programmata varii argumenti ejusdemque orationes etc. Lips. 1689. 8. die von Walch herausgegebenen Dissertatt. acad. etc.) mit, auch verdienen hieher besonders seine Collectanea historiae Samaritanae. Cizae 1688; Halae 1699. 4. gerechnet zu werden. Die Resultate vieljähriger Forschungen über alte Erdbeschreibung enthalten seine Geographia antiqua etc. Jenae 1691; — et nova. Ib. 1709; 1745. Vol. II. 12. Teutsch, Berl. 1717. 12. und besonders seine Notitia orbis antiqui etc. Lips. 1701 — 1706. Vol. II. 4. observatt. illustr. etc aux. *J. C. Schwarz*. Ib. 1731. Vol. II. 4. mit Karten; bloß mit einem neuen Titel: Ib. 1773. Dazu Appendix triplex notitiae orbis antiqui, cum tab. aeneis XVIII. Ib. 1776. 4. In compendium redacta per *S. Patrick*. Lond. 1764; mit Zusätzen und mit Karten nach einem größern Maßstab a *Fr. Tirolio* et *J. Bt. Ghisio*. Rom. 1774. quer Fol. mit 35 Karten [3]). Cellarius benutzte mit sorgfältigem Fleiß alles, was andere Gelehrte vor ihm im Einzelen geleistet hatten, zog überall die Alten zu Rath, theilte die Hauptstellen aus denselben mit, und war der erste, der ein umfassendes systematisches Werk über die alte Erdkunde lieferte, das zwar in Hinsicht auf Anordnung, Kritik und Aufklärung einzeler Dunkelheiten von späteren Gelehrten weit übertroffen worden ist, aber auch jetzt noch mit Nutzen zu Rathe gezogen wird [4]). (*Baur.*)

CELLE, 1) kanzleisässige Stadt in der handv. Landvogtei Lüneburg, die vormals einem Quartiere des Fürstenth. Lüneburg den Namen gab und von 1532 bis 1705 einer Linie des neuen Hauses Lüneburg zur Residenz gedient hat. Sie breitet sich unter 52° 37′ 3″ nördl. Br. und 27° 43′ 54″ östl. L. an der Aller, da wo dieser Fluß die Fuse aufnimt, in einer flachen sandigen Gegend aus, und besteht a) aus der eigentlichen Stadt, die bloß die Kanzleisässigkeit hat und nur 550 Häus. mit 3930 Einw. zählt, und b) aus den drei Vorstädten Altencelle mit 221 Häus. und 1259 Einw., Westercelle mit 347 Häus. und 2652 Einw. und Hehlen mit 166 Häusern und 667 Einw., so daß das Ganze 1284 Häus. und 8508 Einw. zählt, aber die Vorstädte stehen nicht unter dem Stadtmagistrate, sondern unter der Burgvogtei Celle. Die eigentliche Stadt ist mit Wällen und Graben umgeben, gut gebauet und gepflastert, und besitzt 1 königl. Schloß, in dessen Garten man das Denkmal der Königin Mathilde, die sich hier bis an ihren Tod 1775 aufhielt, sieht, 5 Kirchen, worunter die Stadtkirche mit den Sarkophagen der Herzoge, die hier residirt haben, und 1 kath. und 1 ref. Kirche sich befinden, 1 Waisenhaus mit 29 Waisen, 2 Hospitäler, 1 Zucht- und Irrenhaus, worin 1810. 204 Wahnsinnige und 173 Züchtlinge aufgenommen waren (die Einkünfte betrugen 14,695, die Ausgaben 22,517 Thlr.), 1 Entbindungshaus mit Hebammenschule, 1 Lombard, 1 Zoll- und 1 altes Zeug-

3) Dieser Auszug enthält 2 neue Abhandlungen über die alte Erdbeschreibung von Jacquier und Boscowich, welche in dem oben angeführten Appendix wieder abgedruckt sind. Cellarius hatte auch angefangen, ein eigenes Werk über die mittlere Erdbeschreibung auszuarbeiten, und zu diesem Behuf mehre Karten stechen lassen. Der Tod vereitelte aber das Vorhaben, und die in Kupfer gestochenen aber noch nicht abgedruckten Karten, waren das einzige, was sich erhalten hat. Diese Karten, 18 an der Zahl, sind dem Appendix beigefügt. — Als Cellarius seine Notitia orb. ant. herausgab, und das Werk dem Könige von Preussen dedicirte, hatte er das seltene gelehrte Glück, mit 500 Dukaten beschenkt zu werden. 4) *J. P. de Ludwig* Elog. Cellar. in des erstern Opusc. orat. Halae 1721. p. 308. A. H. Francke's Leichenpr. auf Cell., nebst dessen Lebensl. Halle 1707. 4. *Burckhardi* epist. de obitu Cell. Ib. 1707. 4. *Ludovici* histor. Scholar. P. II. 1. Dreyhaupts Beschr. d. Saalkreises. 2. Th. 602. *Banduri* bibl. num. p. 120 sq. Mém. de *Niceron*. T. V. 273. in der Übers. 5. Th. 361. Historia bibl. *Fabric*. P. II. 519. *Baillet* jugement. T. VII. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2. B. 1. Abth. 258.

haus. Die Straßen werden zur Nachtzeit erleuchtet. Celle ist der Sitz des Appellationsgerichts des Königreichs, der Justizkanzlei des Fürstenthums Lüneburg, der Burgvogtei Celle, einer Generalsuperintendentur, die die 3 Stadtministerien von Celle, Lüneburg und Ülzen und 12 Specialsuperintendenturen, zusammen mit 138 Pfarren unter sich hat, einer Steuerdirektion mit 7 Kreisen, des Landesökonomie-Kollegiums, dessen Wirksamkeit sich über das ganze Reich erstreckt, des lüneburgischen Kreditinstituts und der Direktion des Landgestüts, das in der Blumlage stationirt ist, auch des Stabs des Gardeküraßier- und des 4. Linieninfanterieregiments. Die Stadt hat einen organisirten Magistrat, 1 Gymnasium mit 6 Lehrern und 4 Elementarschulen. Die Einwohner nähren sich theils von den Ausflüssen der Dikasterien und der Garnison, theils von ihren Gewerben und Handel, theils von dem Gartenbau; Celle ist durch die guten Gemüse, die es zieht, in ganz Niedersachsen bekant. Es unterhält 2 Wachsbleichen und Lichterfabriken, die 24,500 Pfd. liefern, 1 Talglichterfabr., 90 Braugerechtigkeiten, 20 Brennereien, 1 Sägemühle, 4 Mahl- und 1 Lohmühle, und auf ihrem Gebiete 1 Ziegelei, die jährlich etwa 130,000 Ziegeln brent. Handwerker fanden sich 1811. 365 Meister und Witwen. Unter den 70 Kaufhäusern waren 2 Buchhandlungen, 1 Druckerei und 1 Apotheke. Außer der Krämerei sind Speditionen und Transito vorzügliche Gegenstände des Handels: von 1798 bis 1807 kamen hier 131,876 Wagen und 781,599 Zugpferde an und der Zoll belief sich auf 123,613 Thlr. 21 gr. 4 Pf. Celle macht einen Hauptniederlagsplatz auf der großen Straße zwischen Hamburg, Bremen und Braunschweig aus. Die Aller wird nach der Aufnahme der Fuse schiffbar; 1791 befuhren diesen Fluß und die Leine 33 Böcke, 26 Hinterhänge und 59 Bullen und verschifften für 489,060 Thlr. Waren, indeß geht in neuern Zeiten diese Schiffahrt, sowie der Transito und die Spedition weniger lebhaft. Celle hält Wochen- und 4 Jahrmärkte. Es ist eine alte Stadt, die von Herzog Otto dem Strengen (reg. von 1277 bis 1330) Stadtrechte erhielt, und im 16. Jahrhunderte die Residenz einer abgesonderten Linie des Hauses Lüneburg wurde: diese starb 1705 aus, und für den Verlust der Hofhaltung wurde die Stadt durch das Appellationsgericht entschädigt. Hier ist der Dichter J. J. Dusch 1727 geboren. — 2) Eine Burgvogtei, die sich um die gleichnamige Stadt ausbreitet und ihren Sitz in derselben hat; sie liegt an der Aller und enthält 97,685 kalenb. Morgen mit den 3 Vorstädten von Celle und der Hauptvogtei mit 17 Dörfern und 19 Vorwerken und einzelen Höfen, 1030 Häus. und 6935 Einw. Ihre Oberfläche enthält viele Moräste, zu deren Eindeichung der neue Kanal vorgerichtet ist. Die Einwohner nähren sich bei dem magern Boden fast allein von der Vieh- und Bienenzucht, vom Frachtfahren und vom Verkaufe ihres Brennholzes und Torfs. Unter den Vorwerken ist Bähre, wo ein Maulthiergestüte besteht, zu bemerken *). (*Hassel.*)

CELLE, 1) Marktfl. im Bez. Melle des franz. Dep. Beide Sèvres in einer waldreichen Gegend an der Bulle, hat 180 Häus., 1102 Einw. und treibt Sergeweberei. Einst war hier eine Abtei. — 2) Fluß im franz. Dep. Cantal, welcher dem Lot zugeht. — 3) Fluß im Dep. Oise, welcher die Somme vergrößert. — 4) Mit dem Zusatze Frouin, Marktfl. in dem Bez. Ruffec des franz. Dep. Charente mit 1628 Einw. (*Hassel.*)

CELLINI, (Benvenuto), einer der originellsten Geister seiner Zeit, welcher uns durch seine meisterhafte Selbstbiographie eben so anziehend als Mensch geworden, wie er durch seine Bildwerke den Ruhm eines eigenthümlich großen Künstlers davon getragen. Er war zu Florenz 1500 geboren und stamte aus einer Künstlerfamilie. Sein Großvater und Vater übten die Baukunst und der Letztere verband damit die Musik, worin er auch seinem Benvenuto schon in früher Jugend Unterricht ertheilte. Dieser zeigte jedoch entschiedenern Geschmack für Zeichnen und Nachbilden, und so that sein Vater ihn in die Lehre zu einem Goldschmied. Schon hier entwickelte sich der Charakter Cellini's, sein heftiges, keine Beeinträchtigung duldendes und stets zu blutigen Händeln bereites Wesen, welches oft seinen Gegnern das Leben kostete, aber auch ihn in mancherlei Noth und Gefahren warf, denen er nur durch halsbrechende Kühnheit und bewundernswürdiges Glück entging. Dabei war er aber gerade, aufrichtig und bieder, und seine argen Eigenschaften machten sich nur gegen seine Feinde und in gereizten Zuständen geltend, wo er dann aber so wenig Menschenfurcht kante, daß er sich nicht scheuet, denselben Papst, dem er demüthig die Füße geküßt, eine Bestie zu schelten, wo er sich von jenem ungerecht behandelt glaubt. Als Lehrling in eine blutige Straßenschlägerei gerathen, wurde er aus Florenz verbant und setzte in Siena und Pisa seine Künste, auf der Flöte und in Gold, fort. Eine Krankheit brachte ihn nach seiner Vaterstadt und in seine alte Werkstatt zurück. Bald darauf begab er sich, um sich in den zeichnenden Künsten zu vervollkommenen, nach Rom, wo er große Aufmunterung und viele Abenteuer fand. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in der alten Kunststadt fing er in Florenz wieder zu arbeiten an und erregte durch seine Geschicklichkeit und seinen Ruf die Eifersucht seiner Zunftgenossen, deren Verfolgungen ihn endlich zwangen, Florenz zu verlassen. Diese Flucht begründete sein Glück und seinen Ruhm. Rom wurde das Feld seiner Ehren und Triumphe. Papst Klemens VII. nahm ihn als Goldschmied und Musikus in seine Dienste, und bedeutende Arbeiten strömten ihm von allen Seiten zu. Damals bestand er eine Pest und die Belagerung und Einnahme der Stadt durch das Corps des Connetable von Bourbon, kleinerer Abenteuer nicht zu gedenken. Bekantlich rühmt sich Cellini in seiner Biographie, den Connetable durch einen Büchsenschuß getödtet zu haben, als die Mauern von Rom gestürmt wurden. Er zog sich hierauf in die Engelsburg zurück und bediente hier fünf Stück Geschütz. Nach seiner Angabe will er durch eine Kanonenkugel, welcher er die Richtung gegeben, den Prinzen von Oranien von dieser Batterie aus niedergestreckt haben. Nach der Übergabe des Kastells verließ Cellini Rom und ging über Florenz nach Mantua, wo er, durch Giulio Romano dem Herzoge empfohlen, aber durch unvorsichtige Reden verdächtig geworden, nur kurze Zeit aus-

*) S. Patje Fabrik- u. Handelsstand von Hanover S. 389.

hielt. Auch in Florenz, wo unterdessen sein Vater und mehre seiner Verwandten gestorben waren, konten ihn Michel Angelo's Aufmunterungen und Empfehlungen nicht fesseln. Er begab sich wieder nach Rom zu dem Papste Klemens, der ihn mit ungeschwächtem Wohlwollen aufnahm und ihm große Arbeiten in Gold und Juwelen auftrug. Außerdem wurde er als Stämpelschneider bei der Münze angestellt und schlug hier die schönen Medaillen, welche seine Neider und Feinde zu den schändlichsten Ränken reizten, um ihm seinen Ruhm und die Gnade des Papstes zu schmälern. Cellini's Heftigkeit und Geradheit machten ihnen das Spiel leicht, und der hart verleumdete Künstler mußte, um dem Zorne des Papstes auszuweichen, eiligst nach Neapel flüchten. Auch hier fand er Gönner, Freunde und ehrenvolle Arbeiten, und zur Unterhaltung galante Abenteuer. Durch den Kardinal von Medicis nach Rom zurückgeführt, trat er in seine vorigen Verhältnisse wieder ein, in denen er sich auch unter dem folgenden Papste Paul III. erhielt. Aber der natürliche Sohn dieses Papstes, Pier Luigi, Cellini's Feind geworden, ließ ihm durch einen Meuchelmörder nachstellen und trieb ihn nach Florenz. Nach einigen Wanderungen in das obere Italien und einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt, wo der Herzog Alexander ihn zum Münzmeister gemacht hatte, folgte er der Einladung des Papstes, der ihn nach Rom unter den günstigsten Verheißungen zurückrief. Dort warteten seiner Verfolgungen und Mißhandlungen aller Art, denen er sich jedoch durch Klugheit und Kühnheit zum Nachtheile seiner Verfolger entwand. Als Kaiser Karl V. seinen Einzug in Rom hielt, war Cellini unter der Zahl derer, welche der Papst mit seinen Geschenken an diesen Monarchen sandte; und auch an der Verfertigung einiger derselben hatte er Theil gehabt. Bald nachher bewogen ihn Vernachlässigungen von Seiten des gegen ihn eingenommenen Papstes zu einer Reise durch die Schweiz nach Frankreich. In Fontainebleau dem Könige Franz I. vorgestellt, gewann er die Gunst dieses großmüthigen Fürsten, der ihn schon damals gern in seine Dienste genommen hätte. Aber es mißfiel dem unstäten Italiener die franzöf. Lebensart, und so eilte er, ohne eine andre Veranlassung gefunden zu haben, nach Rom zurück. Hier wurde er fälschlich von einem Gesellen angeklagt, einen großen Schatz von Edelsteinen aus dem päpstlichen Schatze bei der Belagerung der Engelsburg entwandt zu haben, und ohne Untersuchung in dieses Kastell eingesperrt. Pier Luigi Farnese, des Künstlers alter Feind, reizte den Papst, seinen Vater, zu den strengsten und gewaltsamsten Maßregeln gegen den unschuldigen Gefangenen, der jedoch seinen Charakter auch unter den Mühseligkeiten u. Mißhandlungen dieser Einkerkerung nicht verläugnete und die halsbrechendsten Versuche zu seiner Rettung machte, während er seinen Feinden ungebeugt und keck, wie jemals, die Stirn bot. Endlich gelang es den Verwendungen des Königs von Frankreich und des Kardinals von Ferrara, dem unglücklichen und fast aufgeriebenen Gefangenen die Freiheit auszuwirken. Jetzt begab sich Cellini nach Frankreich zu seinem großen Wohlthäter, in dessen Dienst und Auftrag er mehre größere und kleinere Arbeiten, Statuen, Becken, Becher und das berühmte goldene Salzfaß verfertigte. Als Nebenbuhler stand ihm der bekante Giovan Bologna im Wege, und was die gegenseitige Eifersucht der beiden Künstler nicht vermochte, vollendeten die Kunstgriffe der Madame d'Estampes, welche sich von Cellini nicht mit gebührender Auszeichnung behandelt glaubte: der Aufenthalt in Paris ward ihm vergällt und kurz vor dem Ausbruche des Krieges mit Karl V., räumte er seinen Gegnern das Feld und kehrte nach Italien zurück. In Florenz nahm ihn der Großherzog Cosmo so gnädig auf, daß er sich nunmehr in seiner Vaterstadt wieder heimisch zu fühlen anfing. Auch fand seine Kunst hier eine große freie Bahn. Unter den Statuen, die er in dieser Periode vollendete, sind der Perseus in Erz und der Christus in Marmor für die Kapelle des Palazzo Pitti die berühmtesten. Aber noch hatte sein wilder Geist nicht ausgetobt, und Abenteuer, Händel, Reisen machen sein Leben fortwährend zu einem wechselvollen Roman. Namentlich war Bandinelli in dieser Zeit sein leidenschaftlicher Nebenbuhler, und so oft es ihm, in Verhältnissen mit diesem, nicht nach Wunsche ausschlug, wanderte er auf eine Zeit lang aus, bis der Herzog ihn mit neuen Versprechungen wieder zurück lockte. Auf diese Weise ging er nach Venedig, wo er an Titian und Sansovino theilnehmende Freunde fand, und nach Rom, wohin Michel Angelo ihn durch eine Bestellung gezogen hatte. Bis in diese Zeit, das Jahr 1562, reicht Cellini's Selbstbiographie. Bei zunehmendem Alter änderte sich, wie das bei so heißen und heftigen Naturen zu geschehen pflegt, seine Sinnesart auf eine dem vorigen Leben ganz entgegengesetzte Weise. Er war zwar nie ohne Glauben an die Gottheit gewesen, ja selbst nicht frei von Aberglauben, auch über die Gränzen seines kirchlichen Bekentnisses; aber doch herrschte stets in ihm das sinnliche Selbstvertrauen über die geistige Ergebung. Jetzt verließ er den gefährlichen und zerstreuenden Laienstand, und nahm, getrieben von der Sehnsucht nach geistiger und leiblicher Ruhe, die Tonsur an. Wunderbarer noch ist sein Rücktritt aus dem geistlichen Stande, um zu heirathen und rechtmäßige Kinder zu zeugen. Bei seinem lebhaften Verhältniß zum andern Geschlecht, woraus er in seiner Lebensbeschreibung kein Geheimniß macht, finden wir es dennoch früher nur ein einziges Mal erwähnt, daß er einen ernsten Entschluß gefaßt habe, Ehemann zu werden. Und nun verheirathete er sich in den sechzigen! Er hinterließ, als er den 25. Februar 1570 starb, zwei Töchter und einen Sohn, und sein Leichenbegängniß zeugte von der Achtung, in welcher er als Bürger und Künstler stand.

Eine meisterhafte Charakterschilderung Cellini's, des Menschen und des Künstlers, hat Göthe seiner Bearbeitung der Selbstbiographie desselben nachgeschickt. Wir fassen ihre Hauptzüge hier zusammen. In einer so regsamen Stadt, wie Florenz, zu einer so bedeutenden Zeit, wie das Alter Raphaels und Michelangelo's, erschien Cellini wie ein Mann, der als Repräsentant seines Jahrhunderts, als Repräsentant sämtlicher Menschheit gelten könte. Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Äußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen unkentlichen Zügen, in jeden menschlichen Busen einge-

schrieben ist. Bestimter jedoch zeigt er sich als Repräsentant der Künstlerklasse durch die Allgemeinheit seines Talents. Musik und bildende Kunst streiten sich um ihn, zu allem Mechanischen hat er Geschick, und mit handwerksmäßiger Fertigkeit ausgestattet, nähert er sich dem Höchsten der Kunst. Endlich versucht er auch noch die Feder und bringt ein Muster schriftstellerischer Darstellung hervor. Über seinen moralischen Charakter haben wir oben schon gesprochen. Sein Gemüth war durchaus heiter, frei und offen, und sein guter Humor weicht zwar seinen Leidenschaften, aber keiner äußern Bedrängniß. Sein Freiheitssinn und sein lebhaftes Gefühl gegen jede Beeinträchtigung seiner Verdienste als Mensch oder als Künstler, machten sein Leben unstät, seine Leidenschaften rissen ihn zu manchen ausschweifenden Unternehmungen und bis zu Mordthaten hin — bei deren Betrachtung freilich die Sitte des Volkes und der Zeit in Anschlag gebracht werden müssen, — und seiner starken Sinnlichkeit fröhnte er, jedoch nicht ohne Liebe. Und so hängen seine galanten Verhältnisse überall mit seiner Empfänglichkeit für sittliche und sinnliche Schönheit zusammen. In den wüstesten und wildesten Perioden seines Lebens verläßt ihn doch niemals ein gewisses, sittliches und religiöses Bestreben, und ein unerreichbares Ideal menschlicher Vollkommenheit schwebt ihm stets vor Augen. Die Glaubenslehre seiner Kirche treibt ihn in drangvollen und ahnungsschweren Zeiten selbst bis zum Wunderbaren, und seine lebhafte Phantasie realisirt ihm innere Bilder zu äußeren Erscheinungen. Bei allen seinen seltsamen und außerordentlichen Eigenschaften, die ihn, wie man glauben möchte, dem gewöhnlichen Leben entfremden sollten, ist er dennoch, wenn es seyn muß, sogar Weltmann, und weiß sich ohne Zwang auf das anständigste Kaisern, Königen und Päpsten gegenüber zu stellen. Und so erscheint Cellini überall an seinem Platze, und wo er steht, eigenthümlich, frei und selbständig, groß in einem großen Zeitalter, und eben dadurch auch allen Zeiten bewundernswürdig, wenn auch nicht Vielen ganz verständlich, selbst unter seinen Zeitgenossen.—

Von Cellini's Goldschmiedearbeiten ist wenig übrig geblieben, so viel auch unter seinem Namen gezeigt wird. Das berühmte Salzfaß befindet sich jetzt in der kaiserlichen Samlung im untern Belvedere zu Wien [1]). Zeichnungen desselben an mehren Orten, die angebliche Originalzeichnung Cellini's in der florentinischen Samlung. Von seinen Bildwerken steht der Perseus, welcher der Medusa das Haupt abhauet, von dessen Guß er selbst so viel erzählt, in der Loggia des Marktes am alten Palast zu Florenz. Ein Crucifix von weißem Marmor in Lebensgröße auf einem schwarzen Kreuze, das letzte bedeutende Werk, dessen Cellini gedenkt, soll jetzt im Escurial seyn, wohin es als Geschenk von Florenz gekommen. Ein anderes, welches ebenfalls Anspruch darauf macht, ein Original des Cellini zu seyn, befindet sich zu Florenz in S. Lorenzo. Ein zu einem Ganymed restaurirter Apoll in der florentinischen Samlung. Bronzene Büste des Cosmo I., wahrscheinlich noch in Florenz. Bronzene Büste des Bindo Altoviti, zu Rom in Privatbesitz. Die halberhobene Nymphe in Bronze für eine Pforte zu Fontainebleau, jetzt in Paris. Die beiden Victorien für das Thor zu Fontainebleau, ebenfalls in Paris.

Cellini hat in der bildenden Kunst keinen Meister gehabt und keiner Schule ausschließlich gehuldigt. Seine Werke sind von ungleichem Werthe und keines erreicht den reinen Stil der Antike, die er übrigens durchaus nicht vernachlässigte. Aber noch mehr ahmte er die Natur nach, und seine technische Leichtigkeit und Geschicklichkeit verführten ihn oft, Arbeiten, wie gute Einfälle, ohne tiefes Nachdenken und ernstes Kunstgefühl, zu beginnen. Daher brachte er auch so vieles Angefangene nicht zu Stande. Zierliche Ausführung bis in das kleinste Detail, die er von seinen Goldschmiedearbeiten mitbrachte, zeichnet auch seine größern Werke aus. Sein origineller Geist offenbaret sich in einigen, bis zum Bizarren gewagten Erfindungen, die man halsbrechend nennen möchte, wie die tollsten Abenteuer seines Lebens. In kleinen Arbeiten, welche als Kunststücke interessiren können, ist dergleichen erträglich, aber Cellini fing in Frankreich sogar an, diesen ausschweifenden Sinn bis zum Kolossalen geltend zu machen. Dahin gehört das Gerippe zum Modell seines Kolosses, woran der Kopf, allein ausgeführt, dem Volke zum Wunder und Mährchen ward. In Florenz zog er sich nachher wieder in das rechte Maß zusammen; aber die rechte statuarische Ruhe und Stätigkeit erreichte er niemals in seinen Werken.

In keinem Werke ist Cellini's Geist so vollständig und kräftig ausgeprägt, wie in seiner Selbstbiographie. Sie ist eben so ausgezeichnet durch die heitere und freie Unbefangenheit, mit welcher er seine Tugenden, wie seine Schwächen in derselben darstellt, sein Leben gleichsam noch einmal in ihr mit allen Freuden und Leiden in ungeschwächter Fülle des Gefühls und der Leidenschaft durchlebend, wie durch die Lebendigkeit, Natürlichkeit und Gediegenheit der eigenthümlichen Sprache, welche selbst die Crusca für klassisch anerkant hat. Sie erschien zuerst unter dem Titel: La Vita di B. Cellini da lui scritta. Col. Pt. Mart (Napoli) o. J. (1728. [2]) 4., herausgegeb. von Ant. Cocchi. Inkorrekt, aber selten. Ein Nachdruck mit denselben Angaben Fir. 1792 ist noch unkorrekter. Eine neue Ausgabe: Milano, Silvestri. 1805. II. 4. und in der mailänder Samlung: Opere. 1816. III. 8. Göthe's Bearbeitung hat das Werk für uns zu einem Original gemacht [3]). Außerdem hinterließ Cellini: Due Trattati, uno intorno alle otto principali arti dell' orificeria, l'altro in materia dell' arte della scultura. Fir. 1731. 4. Nachdruck Turin gegen Ende des Jahrhunderts. Die alte Ausgabe Fir. Panizzi 1568. 4. ist sehr inkorrekt. C.s Discorso di Architettura in dem Katalog der Cod. MSS. volgari della libr. Naniana. Venez. 1776. 4. p. 20. Einige Gedichte

1) Es war für Franz I. gearbeitet und kam als Geschenk Karls IX. an den Erzherzog Ferdinand von Östreich. Nachdem es lange auf dem tyrolischen Schlosse Ambras aufbewahrt worden war, wurde es nach Wien versetzt.

2) Falsch ist die gewöhnliche Angabe 1730. 3) Englische Übers. v. Nugent. London 1771. II. 8.

bei der Vita, andre Schriften noch in Manuscript vorhanden [4]). (*W. Müller.*)

CELLINO, heißen drei unbedeutende neapolitanische Ortschaften, zwei in der Provinz Abruzzo ulteriore I. und eine, in der Provinz Otranto. (*W. Müller.*)

CELLOT (Louis), Jesuit, geboren zu Paris 1588, trat 1605 in den Orden, war Rector der Kollegien desselben zu Rouen, la Fleche und an andern Orten, zuletzt Provinzial der Jesuiten in Frankreich, und starb den 20. Oktober 1658 in Paris. Er zeichnete sich durch seine Kentnisse im Griechischen und Lateinischen, in der Patristik und den kirchlichen Alterthümern, aber auch durch seine Disputirsucht, zum Vortheil seines Ordens und durch seine Befangenheit für denselben aus. Besonders verwickelte ihn sein bekantes Buch: De hierarchia et hierarchis libri IX. Rothomagi. 1641. fol., welches von der Congregation des Index in Rom und von der Versamlung der Geistlichkeit zu Mante verboten wurde, in langwierige Streitigkeiten *). In seiner Historia Gotteschalci praedestinariani. Par. 1655. fol. beleuchtete er die Streitigkeiten dieses im 9. Jahrh. verrufenen strengen Prädestinatianers ganz im Geiste seines Ordens, indem er ihn als einen Schwindelgeist darstellte, während Andere ihn rechtfertigten. Er gab ferner Hincmari Rhemensis opuscula V. contra Hincmarum Laudunensem. Par. 1656. 4. heraus, ließ Opera poetica. 1630. 8. Panegyrici et orationes. 1640. 8. u. e. a. drucken **). (*Baur.*)

CELONITES. Eine von Latreille errichtete Wespengattung, durch kurze keulenförmige Fühler, die in der Mitte der Stirn stehen, sehr kurze, kaum sichtbare, dreigliederige Taster, nierenförmige oder ausgerandete Augen, in der Mitte stark zusammengeschnürten Halskragen, hinten abgestutzten Mittelleib mit vorspringenden Hinterecken und an der Wurzel gerade abgeschnittenen Hinterleib ausgezeichnet. Die einzige bekante Art C. *apiformis Latr. Fabr. Panz.* schwarz, gelb gefleckt, Fühler rostroth, der Hinterleib mit fünf gelben Binden, lebt im südl. Europa auf Blumen, und vermag den Körper zusammen zu kugeln und sich so an die Pflanzen anzuhängen. (*Germar.*)

CELORICO, Villa in der portug. Provinz Beira, Correiçao de Guarda, auf einem pyramidenförmigen Hügel am Fuße der Estrella, nahe an der Quelle des Mondego, mit 388 Häus., 1100 Einw., 1 Kastel, 1 Stifts- und 2 Pfarrkirchen, Wollspinnschule. (*Stein.*)

CELOSIA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Amaranteen und der 5. Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger gefärbter Kelch, von drei Bracteen unterstützt. Die Staubfäden unten in einer Röhre verwachsen: vielsamige Kapsel, die sich in der Quere löset. Lestibudasia *Aub. Thouars*, ist bloß durch dreitheiliges Pistill unterschieden, welches aber nicht hinreichend wichtig erscheint. Unter den 14 Arten, die im syst. veg. 1. p. 814. 815. aufgeführt sind, ist C. cristata die bekanteste, weil sie als Zierpflanze unter dem Namen Hahnenkamm, Crête de coq; *Cock's comb* in Mistbeeten und Treibkasten gezogen wird. (*Sprengel.*)

CELS, (Jacques Martin), Botaniker und Ökonom, geboren zu Versailles 1743, arbeitete zuerst im Bureau der Generalpachtung, und erhielt darauf die sehr einträgliche Stelle eines Pachteinnehmers bei einer pariser Barriere. Durch die Revolution verlor er dieses Amt, und seitdem wurde die Botanik, vorher seine Liebhaberei, seine Hauptbeschäftigung und die Quelle seines Unterhalts. Er hatte schon vorher zu Montrouge bei Paris einen botanischen Garten angelegt, in welchem er die seltensten Pflanzen zog, die theilweise in mehren Werken der berühmtesten französischen Botaniker beschrieben wurden. Vorzüglich baute er ausländische Bäume und Sträucher, verbreitete mehre nordamerikan. Fichtenarten, und in seinem Garten, der von fremden Naturforschern häufig besucht wurde, gediehen Gewächse, die sonst in Europa selten vorkommen *). Auf höhere Veranlassung schrieb er, meistens ohne Namen, Belehrungen für Landleute, über die besten Verfahrungsarten beim Ackerbau, hatte Antheil an dem von d'Auberton herausgegebenen Annuaire du cultivateur, an dem Nouveau dictionnaire d'hist. nat. appl. aux arts, an den Mém. de la soc. d'agricult. du dép. de la Seine, dem Théatre d'agricult. u. a. m. Der schwierige landwirthschaftliche Codex, den die Regirung entwerfen ließ, wurde größten Theils von ihm redigirt, und seit der Errichtung des National-Instituts war er, in der landwirthschaftlichen Section, ein sehr thätiges Mitglied desselben. Als redlicher Patriot schützte er, in den stürmischen Zeiten der Revolution, mit Lebensgefahr, vieles öffentliche und Privateigenthum, Gärten, Baumpflanzungen und Horden gegen die Räuber. Er starb den 15. Mai 1806 **). (*Baur.*)

CELSA, (*Κέλσα*), eine alte Stadt in Hispania Tarraconensis, im Lande der Ilergeten [1]), und zwar am Ebro, Iberus, über welchen hier nach Strabo eine steinerne Brücke führt [2]). Wegen der scheinbar verschiedenen Ansetzung der Stadt bei Strabo und Ptolemäus ist man auf den Gedanken gekommen, daß es 2 Städte dieses Namens im nördlichen Spanien, die eine an den Abhängen der Pyrenäen, die andere am Iberus gegeben habe [3]); allein in Hinsicht der Städte in Mittellande ist Strabo bei weitem dem Ptolemäus vorzuziehen, und letzterer oft ungenau. Es gab also höchst wahrscheinlich nur die eine Stadt am Ebro, bei dem heutigen Xelsa in Aragonien. Auf diese beziehen sich auch die Münzen des Augustus und Tiberius, mit der Umschrift: C. V. J. CELSA [4]) Colonia Victrix, Julia Celsa, und eine

---

4) S. die Vita mit Göthe's Nachträgen.

*) Vgl. *D'Argentrée* coll. sententiar. de novis erroribus T. III. 40. **) *Alegambe* biblioth. Soc. Jesu. h. voc. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Tabaraud).

*) Ausführliche Nachricht von diesem Garten, gab der Naturforscher Ventenat in zwei Werken, unter dem Titel: Jardin de Cels, und Choix de plantes tirées du jardin de Cels, fol. mit schönen Kupfern. **) Eloge hist. de Cels par *Cuvier*, der auch in der Biogr. univ. diesen Artikel bearbeitete. Die erstere wieder abgedr. in Recueil des élog. hist. par *Cuvier*. T. I. 237—263. Intellbl. d. allg. Litg. 1806. No. 158. Ersch's gel. Frankr.

1) *Ptol.* II. 6. 2) *Strab.* III. p. 161. 3) *Ortelii* thes. geogr. s. v. Celsa. Mannert's Geogr. d. Gr. u. Röm. 1. S. 409. 4) *Goltzii* Thesaur. p. 242. *Mionnet* T. I. p. 37. Suppl. T. I. 75. *Sestini* Med. Isp. p. 129.

Münze von Hadrian mit der Umschrift: COL. V. JUL. C., welche Tristan unrichtig auf Calagurris bezieht, obgleich Calagurris nie eine römische Kolonie gewesen ist. Sie scheint eine Kolonie und Gränzfestung der Römer gegen die südlich dem Iberus wohnenden Celtiberi und Edetani gewesen zu seyn, indem die Römer sich wenigstens auf die Treue der Erstern nie verlassen konten [5]). Auch Plinius erwähnt Celsa als römische Kolonie [6]). Ruinen von der alten römischen Brücke und von der Stadt findet man noch bei einem kleinen, eine Stunde von Xelsa entfernten Orte, dem heutigen Vililla [7]). Auch spricht für diese Ansetzung Antonius Augustinus [8]). Die Stadt muß bald ihre Wichtigkeit verloren haben, weil im Itin. Ant. nicht einmal eine Straße darüber führt, und sie sonst auch in der Geschichte nicht weiter vorkomt. Dagegen erhob sich in der Nähe Cäsaraugusta (d. heut. Saragossa) vor allen übrigen, und nicht nur die Ilergeten, also auch Celsa, sondern auch die benachbarten Edetaner und überhaupt 152 kleine Völkerschaften dieser Gegend, gehörten zu dem conventus juridicus dieser von Augustus besonders begünstigten Kolonie [9]). (*F. Kruse.*)

Celsi, (Minio), s. Celsus.

CELSIA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Scrofularinen und der 14. Linné'schen Klasse, die Linné nach Ol. Celsius (d. ä.) benante (s. d. Art.). Char. Fünftheiliger Kelch. Radförmige Corolle. Mit Barthaaren versehene Staubfäden. Zweifächerige Kapsel, deren Scheidewand als Samenkruste dient. Von Verbascum ist diese Gattung nur künstlich durch den Mangel des fünften Staubfadens unterschieden. Acht Arten sind im syst. veg. 2. p. 809. aufgeführt. (*Sprengel.*)

CELSIUS (Olaus), Sohn v. Magnus Nic. C., der zu Upsal als Professor der Mathematik 1679 starb, und auch durch naturhistorische Schriften berühmt ist, wurde im J. 1670 geboren. Nach mehren auf Kosten des Königs Karls XI. in Teutschland, Holland, Frankreich und Italien gemachten Reisen, wurde er Professor der Theologie und oriental. Sprachen zu Upsal, wo er, nachdem er das Erzbisthum von Upsal mehrmals ausgeschlagen hatte, als solcher 1756 starb, berühmt insonderheit durch sein Hierobotanicon, s. de plantis S. script. dissert. breves, (zuerst erschienen in 17. einzelen Dissert. von 1702—4., gesammelt Ups. 1745—47., dann Amst. 1748. 2. Th. 8.), das von den Kennern des Faches hinlänglich gewürdigt ist. Auch ist er durch die Samlung der in Schweden wildwachsenden Pflanzen in den Acten der Akad. d. Wiss. zu Upsal und in einigen Nachträgen (1732—40.) und durch die Unterstützung, die er dem damals noch unbekanten Linné gewährte, gewisser Maßen der Begründer der Naturgeschichte in Schweden geworden; und Linné zeigte sich dafür dankbar durch den einer Pflanze gegebenen Namen: Celsia orientalis, durch den er zugleich auf die orientalische Gelehrsamkeit seines Gönners hindeutete. Außerdem hat er mehre interessante Dissert. [1]) geschrieben.

Er hinterließ 2 Söhne: Magnus, geb. 1709 u. gest. 1784 zu Upsala als Kanzleirath u. Reichshistoriograph, Verf. eines Apparatus ad hist. sueo-goth. (Stockh. 1782. 4.) und Olof C. (s. e. folgenden Art. [2]). (*H.*)

CELSIUS (Andreas), Professor der Astronomie zu Upsal, wo er 1701 den 27. November a. St., aus dem um die Wissenschaften vielfachen verdienten celsischen Geschlechte, geboren war (s. d. vorherg. Art.). Nach dem Wunsche seiner Ältern studirte er die Rechte, wandte sich aber bald zur Mathematik, und ließ schon 1726 zum Behuf seiner Privatvorlesungen in schwedischer Sprache ein Lehrbuch der Arithmetik drucken, das 1754 zum 6ten Mal aufgelegt wurde. Im J. 1730 wurde ihm das Lehramt der Astronomie an der Universität zu Upsal übertragen, und er vertheidigte bei dieser Veranlassung seine Disputation de nova methodo dimetiendi distantiam solis a terra. Da um diese Zeit Schweden weder eine Sternwarte noch gute Instrumente hatte, so unternahm er 1732, mit Unterstützung der Regirung, eine literarische Reise ins Ausland, um sich mit Allem dem bekant zu machen, was erfodert würde, das Studium der Astronomie in seinem Vaterlande in Aufnahme zu bringen. Er besuchte deßwegen die vornehmsten teutschen Universitäten und Sternwarten, hielt sich 3 Monate bei Doppelmayer in Nürnberg auf, benutzte zu Marburg die Vorlesungen des Philosophen Wolf, reiste durch die Schweiz nach Italien, wo er in Bologna Cassini's Unterricht genoß, und kam 1734 nach Paris. Hier trat er in Verbindung mit den Astronomen Maupertuis, Clairaut, Camus, le Monnier und Outhier, welche wegen Bestimmung der Gestalt der Erde Berathungen hielten. Die Meinung des Celsius, daß dieses Problem am besten durch eine unter den Polen anzustellende Gradmessung gelöst werden könte, fand nicht nur Beifall, sondern er wurde auch von der französischen Regirung aufgefodert, die genanten Astronomen auf ihrer Reise nach dem Norden zu begleiten. Er versprach dieser Auffoderung zu genügen, reiste zuvor nach England, und unternahm darauf im Sommer 1736 gemeinschaftlich mit den erwähnten französischen Astronomen die vorgeschlagene Gradmessung zwischen der Stadt Torneå und dem Dorfe Pello in dem Kirchspiele Ober-Torneå in West-Bottnien. Der Zweck wurde vollkommen erreicht, und Celsius erhielt für seine eben so thätige als einsichtsvolle Mitwirkung von Ludwig XV. eine jährliche Pension von 1000 Livres, und den Quadranten, der zu Torneå gebraucht worden war. Er kehrte nunmehr nach Upsal zurück, und ließ sogleich auf seine Kosten in seinem Garten eine Sternwarte errichten, bis der Hof 1740 jenes große Observatorium erbauen ließ, das durch Celsius und seiner Nachfolger Beobachtungen so berühmt wurde. Wie sehr er in seinem Vaterlande nicht nur, sondern auch vom Auslande geachtet wurde, geht daraus hervor, daß ihn die Akademien und Societäten zu Stock-

5) M. s. d. Art. Celtiberi. 6) *Plin.* III, 4. (3) ed. *Hard.* 7) *Florez* Esp. S. T. XXX. p. 39. *Marca Hisp.* II. 28. 8) *Augustin.* Dial. VI. 9) *Plin.* III. 4.

1) Diss. de linguae Novi Test. orig. Upsal. 1707. 8. de Hellenismo antiqua 1713. 8., de Versionibus Bibliorum sueo-goth. Stockh. 1716. 8. De sculptura Hebraeorum. Ups. 1726. 8. De hod. statu Ecclesiae armen. ib. 1726. 8. Hist. linguae arab. u. de monum. quibusd. runicis. Ups. 1727. 4. 2) Vgl. Buck's Lobrede auf ihn. Stockh. 1758. 8. und sein Leben in d. Acten d. Upsal. gel. Gesellsch., wie auch die Biogr. univ. T. VII.

holm, Berlin, London, Bologna u. m. a. unter ihre Mitglieder aufnahmen, bei der gelehrten Gesellschaft zu Upsal versah er das Secretariat. Viele schöne Hoffnungen wurden vereitelt, als er den 25. April 1744 starb. Indessen hat er auch in einem kurzen Leben von 43 Jahren sich um die Astronomie, Chronologie, Geographie und Schifffahrt mannichfaltig verdient gemacht, und zur Aufnahme der Wissenschaften in seinem Vaterlande kräftig mitgewirkt. Er schrieb eine Disquisitio de observationibus pro figura telluris determinanda in Gallia habitis. Ups. 1738., Dissertationen de origine artium mechanicarum 1739; de chronologia ecclesiastica, 1740; de luna non habitabili, 1740; de anno diluviano 1741; de initio anni veterum Sueo-Gothorum, 1741; Verschiedenes in schwedischer Sprache, besorgte von 1728 bis 1744 die schwedischen Kalender, und lieferte viele Beiträge zu den Schriften der gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er war. In einer Abhandlung, die er kurz vor seinem Tode der Akademie zu Stockholm mittheilte, suchte er zu beweisen, daß das Wasser des Meeres seit undenklichen Zeiten allmälig abnehme, und die Erde sich vergrößere. Diese Behauptung, der Linné nebst Andern beistimte, und die vornehmlich Browall bestritt, gab zu langwierigen Erörterungen Anlaß *). (*Baur.*)

CELSIUS (Olof), ein Sohn von Olaus C., geb. zu Upsal (s. oben), gest. zu Stockholm 1794. in dem Alter von 78 Jahren. Schon auf der Universität zu Upsala, wo er den Grund zu seinen nachherigen ausgebreiteten Kentnissen legte, beschäftigte ihn der Gedanke, auf dem Felde der Geschichte seines Vaterlandes, welches bis zu seiner Zeit Mangel an tüchtigen Bearbeitern gehabt hatte, einst seine Kräfte zu versuchen. Die beste Gelegenheit hiezu zeigte sich ihm, da er bald nach zurückgelegter akademischer Laufbahn bei der an geschichtlichen Werken älterer und neuerer Zeiten so reichen Universitätsbibliothek zu Upsal als Vicebibliothekar angestellt wurde, in einem reifern Alter aber während seines Aufenthaltes zu Stockholm zu den dortigen königlichen Archiven und der öffentlichen Bibliothek freien Zutritt hatte. Mehre seiner Werke zeugen zur Genüge, wie wohl er diese vortheilhaften Umstände zu seinem Zwecke zu benutzen verstand. Seine Geschichte Gustafs des Großen, aus allen unzweifelhaften Quellen (ins Teutsche übersetzt, Kopenhagen 1753. in 2. B.), gehört zu den Mustern guter historischer Werke und kann als die erste Schrift betrachtet werden, die ihres ausgezeichneten Gegenstandes würdig ist. Auf sie ließ er Konung Eriks XIV. Historia, sammenskrewen efter gamla Handlingar, Stockholm, 1774 (verteutscht und mit beträchtlichen Zusätzen und Verbesserungen des Vfs., herausgegeben von J. G. P. Möller, Flensburg, 1777. in 8.) folgen; und die Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit, womit Celsius die Geschichte dieses meist verkanten und oft übertrieben getadelten Königs behandelt hat, verschafft auch diesem Werke eine Stelle unter Schwedens vorzüglichsten historischen Schriften. Für das beste seiner Werke wird übrigens seine in einem vortrefflichen Stile und mit gesunder Kritik verfaßte Geschichte der schwedischen Kirche gehalten; leider wurde er durch den Tod an ihrer Vollendung gehindert. Auch um die Geschichte der Universitätsbibliothek machte er sich früher durch seine Bibliothecae Upsaliens. historia (Upsaliae, 1745. in 8.) verdient. Ein anderes, ihm zugeschriebenes, Werk: historia linguae et eruditionis Arabum (Ups. 1694. 8.) gehört nicht ihm, sondern einem ältern Ol. Celsius an †). (*v. Gehren.*)

CELSUS, (Cornelius), ein vielseitig gebildeter Gelehrter, von dem wir acht Bücher über die Medizin in lateinischer Sprache haben. Über sein Zeitalter und seine übrigen Lebensumstände sind uns weder von ihm selbst, noch auch von einem seiner Zeitgenossen oder der spätern Schriftsteller gewisse Nachrichten aufbewahrt worden. Daher sind die Meinungen der Neuern darüber getheilt. Einige nehmen an, Celsus sei unter dem Kaiser Tiberius geboren und habe selbst die Regirung Trajan's erreicht. Allein diese Annahme gründet sich lediglich auf des Celsus Schreibart, und wie schwierig und schwankend diese Art von Beweisführung für das Zeitalter eines Schriftstellers überhaupt sei, zeigt sich auch hier. Denn Columella gedenkt an mehren Stellen in seinen Büchern über den Ackerbau [1]) des Celsus als eines Zeitgenossen. Und Columella lebte, wie wir mit Gewißheit wissen, schon um die Mitte des ersten Jahrh. n. Chr. G., also zu lange vor Trajan's Regirung, als daß sie Celsus noch hätte erreichen können. Außerdem führt aber auch Plinius in seiner Naturgeschichte [2]) den Celsus in der Reihe der Schriftsteller auf, aus deren Werken er geschöpft hat; und Plinius starb unter der Regirung des Kaiser Titus. Andere haben daher des Celsus Leben weiter hinauf unter die Regirung der Kaiser Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius und Nero versetzt, so daß nach ihrer Meinung er zwar noch im Sonnenlichte des goldenen Zeitalters geboren wäre, im Schatten des silbernen Zeitalters aber erst die Früchte seines Geistes zur Welt gebracht hätte. Allein auch dieser Ansicht steht die Behauptung des Plinius [3]) und Columella [4]) entgegen, daß Cornelius Celsus von Julius Gräcinus in dessen Werke über den Weinbau ausgeschrieben worden sei. Denn da Gräcinus vom Kaiser Caligula ums Leben gebracht worden, wie uns Seneca in seiner Schrift von den Wohlthaten [5]) lehrt: so läßt sich nicht vermuthen, daß Celsus noch die Regirung der dem Caligula nachgefolgten Kaiser erreicht habe. Ja es ist sogar wahrscheinlich, daß er auch unter Caligula selbst nicht mehr gelebt habe. So komt denn die Meinung, Celsus sei unter Augustus geboren und entweder auch unter ihm oder höchstens unter

*) *J. A. de Höpken* Animnalsa-Tal ofwer *A. Celsius*. Stockh. 1745. 8. *Gezelii* Försök til at biogr. Lexicon. Första Delen. p. 181. *C. G. Nordin* Minnen öfwer namkunniga Svenska Män. Stockh. 1818. T. II. 112—133. Beiträge zur Historie der Gelahrtheit. 3. Th. 87—104. Biogr. univ. T. VII.

†) S. Chr. Molbach's Udsigt over den svenske Nationalliteraturs Historie, S. 254 ff., auch: Möller's Vorrede zu s. Übersetzung von Celsius Geschichte Erich's XIV. S. IV.

1) L. I. c. 1., L. III. c. 17., L. IV. c. 8. 2) L. I. Elench. Auctor. 3) Naturalis Historiae Tom. I. L. XIV. c. 2. 4) De Re rustica L. I. c. 1. 5) L. II. c. 21.

Tiberius gestorben, der Wahrheit am nächsten. Und ihr tritt auch Bianconi in seinen ausführlichen und scharfsinnigen Untersuchungen über Celsus Leben [6]) bei; nur beschränkt er dieses auf das goldene Zeitalter der römischen Literatur allein, und verweist auf die höchste Blüthenzeit derselben, vor das Jahr d. St. R. 731. (23. v. Ch.) die Abfassung der medizinischen Bücher. Diese letztere Ansicht jedoch hat der Verfasser dieses Artikels neuerdings wieder bestritten und darzuthun gesucht, daß Celsus erst gegen das Ende der Regirung des Kaiser Augustus und im vorgerückten Alter seines Lebens die Bücher über die Medizin abgefaßt habe [7]).

Ein zweiter fraglicher Gegenstand ist des Celsus Vorname. Die Mehrzahl der uns erhaltenen und bis jetzt bekant gewordenen Handschriften von den medizinischen Büchern, so wie alle ältere Ausgaben derselben mit Ausnahme der editio princeps haben die Aufschrift Aurelius Cornelius Celsus. Die wenigsten Handschriften und die neuern Ausgaben haben A. oder Aulus Cornelius Celsus. Und dieser Vorname ist jenem von den neuern Gelehrten mit Recht vorgezogen worden; einmal, weil Aurelius ein Geschlechtsname der Römer ist, die Geschlechtsnamen aber während der republikanischen Verfassung und unter den ersten Kaisern, also zu Celsus Zeit, niemals als Vornamen gebraucht worden sind, was nur erst später, nach Diocletian's Zeiten, geschah: dann aber, weil die Handschriften, welche Aulus haben, jene in Hinsicht aufs Alter und Ansehn überwiegen. Und nicht undenkbar ist es, daß Aurelius aus Aulus durch Unkunde der Abschreiber entstanden sei und der einmal entstandene Irrthum sich nach und nach über die Mehrzahl der Handschriften verbreitet habe. Indessen da es auch sehr gewichtige Handschriften gibt, deren Aufschriften gar keinen Vornamen haben, und die editio princeps, welche selbst alle bis jetzt bekant gewordenen Handschriften an Vortrefflichkeit und Glaubwürdigkeit der Lesarten übertreffen dürfte, in gleichem Falle ist; da ferner in den uns erhaltenen Denkmälern sowol des Alterthums als Mittelalters, so oft daselbst des Celsus Erwähnung geschieht, der Vorname desselben ebenfalls durchgehends mit Stillschweigen übergangen und nur Geschlechts- und Zunamen entweder in Verbindung, als Cornelius Celsus und Celsus Cornelius, oder einzeln, als Cornelius und Celsus, gefunden werden: so dürfte die hier zum ersten Mal aufgestellte Vermuthung, Cornelius Celsus habe sich des Vornamens ganz enthalten, um so weniger unwahrscheinlich und willkürlich erscheinen, da sie selbst dem zu Celsus Lebenszeit Statt gefundenen Gebrauche der Namen, so wie seinem persönlichen Charakter entspricht. Denn aus den gelehrten und gründlichen Untersuchungen vorzüglich eines Sigonius [8]), Panvinius [9]) und Gräve [10]), geht hervor, daß diese zur Zeit der republikanischen Freiheit von den vornehmen Römern gewissenhaft beobachtete und auf ihren Stolz, nie auf ihren Familiensinn sich gründende Gewohnheit, wenigstens drei Namen zu gebrauchen, einmal überhaupt nicht ohne Ausnahme gewesen, mit dem Untergange der Republik aber, der gleichzeitigen Abnahme des Familiensinnes und dem Verfall der Sitten allmälig abgeändert worden und nach des Kaisers Diocletian Zeiten endlich ganz erloschen ist. Und so finden wir insbesondere die Bedeutung und den Gebrauch der Vornamen unmittelbar nach dem Untergang des Freistats abgeändert. Denn wenn vorher die verschiedenen Glieder einer Familie durch sie unterschieden wurden; sowie zur Unterscheidung der verschiedenen Geschlechter und Familien die Geschlechts- und Familien- oder Zunamen dienten: so finden wir dagegen unter den ersten Kaisern oft mehre Glieder einer Familie mit einem und demselben Vornamen, aber mit verschiedenen Zunamen bezeichnet und so die Bedeutung jener auf diese gleichsam übergetragen. Zum Beispiel dafür dient das Geschlecht der Flavier. Wir finden aber auch, daß der Gebrauch der Vornamen in derselben Zeit zugleich weit seltener wird, wofür die Schriften des Tacitus, Quintilian, Sueton und des ältern und jüngern Plinius zum Belege dienen, bis er endlich nach Diocletian gänzlich aufhört [11]). Dazu komt, daß auch schon früher zur Zeit der republikanischen Verfassung die Hinweglassung des Vornamens in den Schriften der Römer für ein Zeichen der Vertraulichkeit und Einfachheit, die gern Hand in Hand gehen, galt, wie wir unter andern aus einer Stelle des Cicero [12]) ersehen. Einfachheit aber und Prunklosigkeit gehören zu den Hauptzügen des Charakters unsers Celsus. Endlich kennen wir ihn auch als Nachahmer der Griechen. Diese aber befleißigten sich wie in Allem, so auch in ihren Namen ebenfalls der möglichsten Einfachheit. Und so steht auch in dieser Beziehung dem Hippokrates Kous der Cornelius Celsus nicht unwürdig gegenüber. Aber auch einer Cornelia Celsa geschieht auf einer mit Mosaik ausgelegten Inschrift Erwähnung, die sich im Tempel der Isis zu Pompeji auf dem Fußboden einer offenen Halle mit fünf Schwibbögen befindet [13]). Und daß auch die vornehmen römischen Frauen sich eben so wie die Männer dreier Namen zu bedienen gepflegt, aber auch ähnliche Veränderungen damit vorgenommen haben, beweist auf das unumstößlichste Gräve gegen die früher darüber aufgestellten Meinungen der Alterthumsforscher [14]). Es fragt sich nun, auf welche Weise dessenungeachtet die Mehrzahl der Handschriften zu den Vornamen Aurelius und Aulus gekommen sei? Nicht unwahrscheinlich dürfte die Vermuthung seyn, daß entweder ein Verehrer des Celsus, oder ein Buchhändler, jener aus reiner Begeisterung, dieser dagegen aus schnöder Gewinnsucht, dem Namen des Cornelius Celsus das Wort Aureus oder Aureolus auf einer Handschrift vorgesetzt habe, und dieses von den folgenden Abschreibern

6) Lettere sopra *A. Cornelio Celso* al celebre abate *Girolamo Tiraboschi*, Rom. 1779. 8. I. — VI. 7) *Schillings* Quaestio de *Cornelii Celsi* Vita. Lips. 1824. 8. Part. I. p. 19 — 82. 8) De Nominibus Romanorum Liber, in *Graevii* Thesaurus Antiquitatum Romanarum, Traj. ad Rhen. et Lugd. Batavor. 1694. fol. Tom. II. p. 1951 — 1988. 9) De Antiquis Romanorum Nominibus Liber, ebendaselbst, p. 1991 — 2049. 10) In der Vorrede zum Thesaur. Antiquit. Roman.

11) Vgl. *Panvinii* de Antiq. Roman. Nomin. Lib. p. 2035 sq. und Gräve's Vorrede zum Thesaur. Antiquit. Roman. p. 9 sq. 12) Epistolarum ad Familiares L. II. 32. 13) S. Ludwig Goro von Agyagfalva Wanderungen durch Pompeji. Wien, 1825. Fol. S. 141. 14) In der angeführten Vorrede zum Thesaur. Antiquit. Roman.

derselben in Aurelius umgewandelt, mit Aurelius endlich später durch eine verbessernde Hand Aulus vertauscht worden sei. Denn die Bedeutung der Worte aureus und aureolus und ihr Gebrauch zur Bezeichnung des hohen Werthes einer Sache sowol als Person ist bekant; wir wissen aber auch, daß die Handschriften vor Erfindung der Buchdruckerkunst sehr theuer verkauft worden sind und sich die Buchhändler zu allen Zeiten keiner Mittel geschämt haben, die Kostbarkeit derselben möglichst zu erhöhen und ihre Gewinnsucht zu befriedigen. Und diese Vermuthung stimt mit den verschiedenen Titeln der Ausgaben von Celsus vollkommen überein. Denn alle Aufschriften der acht Bücher in der editio princeps sind ohne Vornamen; die zunächst folgenden Ausgaben haben in manchen Aufschriften ebenfalls keinen Vornamen, in manchen dagegen Aurelius; dieser wird hierauf allgemein, bis endlich dafür die oft nur zu willkürlich verbessernde Hand eines van der Linden zum ersten Male Aulus gesetzt hat, welche Annahme bald darauf allgemeinen Beifall gefunden und von den neuern Herausgebern des Celsus bis zum heutigen Tag durchgehends beibehalten worden ist [15]).

Das Vaterland des Celsus ist ebenfalls in großes Dunkel gehüllt und hat verschiedene Muthmaßungen der Neuern veranlaßt. Einige nämlich halten Rom, andere Verona dafür. Diese stützen sich darauf, weil Verona überhaupt die Mutter mehrer großer Männer des Alterthums, eines Vitruvius, Plinius und Macrobius gewesen; jene dagegen, weil auf dem Titel einiger Ausgaben Celsus Romanus gelesen wird. Allein wie höchst willkürlich diese beiden Annahmen sind, leuchtet ein. Denn bekant ist es, daß die Aufschriften der Handschriften sowol als Ausgaben von den Werken der Alten von jeher sehr mannichfachen und eigenmächtigen Abänderungen der Abschreiber und Herausgeber unterworfen gewesen sind. So viel geht indessen aus des Celsus eigner Schrift über die Medizin hervor, daß er den größern Theil seines Lebens in Rom zugebracht und genante Schrift daselbst abgefaßt habe. Aber aus einer Stelle des Scribonius Largus [16]) läßt sich auch mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß Centuripä, eine Stadt Siciliens, des Celsus Geburtsort gewesen sei. Übrigens scheint Celsus ungefähr zu Anfange des 8. Jahrh. n. R. E. geboren zu seyn [17]), unter andern vorzüglich auch mit zwei Sternen der ersten Größe Roms, mit Horaz und Ovid in inniger Freundschaft gelebt [18]) und sein thätiges Leben in den letzten Jahren der Regirung des Kaisers Augustus beschlossen zu haben [19]).

Celsus reger und vielseitiger Geist hat sich nicht bloß auf die Bearbeitung der Medizin beschränkt, sondern in sehr mannichfaltigen und verschiedenartigen Zweigen des menschlichen Wissens versucht. Denn auch von der Rhetorik [20]), der Geschichte, der Rechtskunde [21]), der Philosophie [22]), der Kriegskunst [23]) und dem Ackerbau [24]), hat Celsus geschrieben. Das Werk über den Ackerbau bestand nach Columella's Zeugniß [25]) aus fünf Büchern, und scheint mit den medizinischen Büchern zusammen gehangen zu haben. Dieß läßt sich theils aus dem Anfange der letztern [26]), theils aus der Aufschrift der Handschriften [27]) schließen. Dagegen beruht die fast allgemein herrschende Ansicht der Gelehrten, alle jene Schriften des Celsus haben in einem nähern Zusammenhange mit einander gestanden und ein größeres encyklopädisches Werk ausgemacht, auf keinem haltbaren Grunde. Übrigens scheinen die Schriften über Rhetorik, Geschichte, Rechtskunde und Philosophie von Celsus in seiner frühern Lebensperiode, in der letztern dagegen die übrigen über Kriegskunst, Ackerbau und Medizin abgefaßt worden zu seyn. Dafür spricht wenigstens einmal die von Quintilian bei der Aufführung jener Schriften absichtlich beobachtete Ordnung derselben [28]); dann aber auch die Beschaffenheit der abgehandelten Materien selbst. Denn Erfahrungswissenschaften, wie die Kriegskunst, der Ackerbau und die Medizin, können nicht durch bloßes Studium ergründet werden, sondern verlangen auch von dem, der sie mit Glück bearbeiten will, eigene Erfahrungen und demnach eine längere Vorbereitungszeit, als die bloß positiven und speculativen Wissenschaften. Diese Vermuthung wird aber auch durch den Werth der einzelen Werke selbst noch mehr bestätigt. Die Leistungen der Jugend vorzüglich im Bereiche der Wissenschaften können nicht einen gleichen Grad der Gediegenheit und Vollendung erreichen, wie die Leistungen eines gereiftern Alters. Quintilian aber ertheilt der rhetorischen Schrift des Celsus im Ganzen mehr Tadel als Lob, und wo er als Lobredner auftritt, bezieht er sich mehr auf den Ausdruck, als die abgehandelten Gegenstände. Höher schon steht Celsus als Schriftsteller über die Kriegskunst bei Johann von Salisbury. Mehr noch wird sein Werk über den Ackerbau von Columella geschätzt. Die medizinischen Bücher endlich sind die einzigen von allen seinen Schriften, die uns erhalten worden sind, und einstimmige Bewunderung der Nachwelt spricht für ihren ausgezeichneten Werth. Sie ist aber auch die späte Frucht eines durch vielseitiges Studium gebildeten, durch Philosophie geläuterten und durch ein höheres Lebensalter gereiften Geistes.

Celsus lebte zwar nicht selbst dem Berufe eines ausübenden Arztes, wie wir theils aus der Menge und Verschiedenartigkeit der von ihm behandelten wissenschaftlichen

15) Vgl. *Choulanti* Prodromus novae editionis *Aurel. Cornelii Celsi* librorum VIII. de medicina. Lips. 1824. 4. p. 13—29. — Übrigens bleibt eine weitere Entwickelung der hier vorgetragenen und noch folgenden, zum Theil neuen und dem Verfasser dieses Artikels eigenthümlichen Ansichten, sowie der Beweise dafür der Fortsetzung der von ihm begonnenen und schon angeführten Schrift, Quaestio de *Celsi* Vita, vorbehalten. 16) Compositio medica CLXXI. 17) *Schillingi* Quaestio de *Celsi* Vita. Part. I. p. 19—82. 18) *Horatii* Epistolarum. L. I. 3. v. 15—20. und L. I. 8. — *Ovidii* Epistolarum ex Ponto L. I. 9. 19) *Bianconi* Lettere sopra *Celso*. X. p. 164. not. 6. 7. 20) *Quintilian.* de Institut. orat. L. XII. c. extr. — *Schol.* ad *Juvenal.* Sat. VI. v. 245. 21) Quintilian a. a. O. 22) *Quintilian.* de Instit. orat. L. X. c. 1. *Augustin.* de Haeresib. Prolog. 23) *Quintilian.* de Inst. orat. L. XII. c. extr. — *Joannis* Saresberiensis Policrat. L. VI. c. 19. 24) Quintilian a. a. O. 25) De Re rustica L. I. c. 1. 26) Ut alimenta sanis corporibus agricultura, sic sanitatem aegris medicina promittit. 27) *Cornelii Celsi* Artium Lib. VI. item Medicinae primus 28) *Quintilian.* de Institut. orat. L. XII. c. extr.

Gegenstände, theils aus seinem Werke über die Medizin selbst zu schließen berechtiget sind. Dessenungeachtet muß man ihm eigne Anschauung der Krankheiten und einen reichen Schatz von Erfahrungen zugestehen. Ohnedieß wär' es ihm auch nicht möglich gewesen, das trefflichste Lehrbuch zu schreiben, womit jemals die ärztliche Kunst beschenkt worden ist. Eben so wenig haben wir ihm bedeutende neue Erfindungen im Gebiete der Medizin zu verdanken. Aber er hat aus den bestehenden ärztlichen Systemen das Brauchbarste und Haltbarste mit kritischem Scharfsinn ausgelesen und wohlgeordnet zusammengestellt, und dadurch sich ein unsterbliches Verdienst um Mit- u. Nachwelt erworben. Zugleich ist er der erste, der die verschiedenen einzelen Lehren der Medizin in einem systematischen Zusammenhange vorgetragen hat. Klarheit des Verstandes, Freiheit von Vorurtheilen, tiefe Kentniß der menschlichen Natur, Menschenfreundlichkeit mit echtem Römerstolz gepaart, Umsicht in der Auswahl der Gegenstände und Schönheit der Darstellung sind die wahren Vorzüge, durch welche sich sein Werk auszeichnet. In einer zwar kurzen, aber gehaltvollen und gediegenen Vorrede, einem Meisterstück kunstreicher Einfachheit, stellt er die rationelle Medizin als höchstes Ziel dem Arzt vor Augen, dem er nachzustreben hat [29]). Hierauf handelt er in den vier ersten Büchern die innern Krankheiten ab, deren Heilung durch strenge Befolgung gewisser diätetischer Vorschriften vorzugsweise bezweckt wird. Das fünfte und sechste Buch umfaßt die äußern Krankheiten und ihre Behandlungsweise, und enthält verschiedene Arzneiformeln für den äußern sowol als innern Gebrauch. Das siebente und achte Buch endlich ist der Chirurgie gewidmet. Hippokrates und Asklepiades sind es, deren Ansichten Celsus hauptsächlich gefolgt ist. Man hat ihn deßhalb einerseits den lateinischen Hippokrates genant, andrerseits für einen Anhänger der methodischen Schule, jedoch mit Unrecht, gehalten. Denn Celsus huldigt keinem besondern Systeme, und wenn er sich in der Philosophie zur skeptischen Schule nach Quintilian's Ausspruch [30]) bekant hat: so zeigt er sich in der Medizin mehr als Eklektiker. Denn nicht bloß die Schriften eines Hippokrates und Asklepiades, sondern auch eines Themison und aller übrigen sowol frühern als spätern Ärzte hat er mit Fleiß und Umsicht benutzt. Die Diätetik [31]) nämlich ist zum Theil aus den Schriften der Alexandriner, zum Theil von Asklepiades entlehnt, die Zeichenlehre [32]) dagegen von Hippokrates, dessen Aussprüche hier oft wörtlich in einer schönen Übersetzung wieder gegeben sind. Die allgemeine Therapie [33]) ist wieder größten Theils nach Asklepiades Ansichten abgehandelt, wiewol das Brauchbare aus Themison's neuer Lehre nicht verschmäht ist. In dem pathologisch-therapeutischen Theile ist eine große Zahl von Worten der Vorzeit benutzt, größten Theils aber auch eigne Beobachtung sichtbar. Zuerst werden die allgemeinen sowol fieberhaften [34]), als auch langwierigen Krankheiten [35]), dann die örtlichen nach der Folge der Organe [36]), beide Klassen aber nach ihrer diätetischen Behandlung durchgegangen. Den örtlichen Krankheiten wird eine anatomische Übersicht der einzelen Organe zweckmäßig vorausgeschickt [37]). Die Zergliederungskunst selbst nimt er gegen ihre Verächter, die Empiriker, in Schutz [38]). Die Arzneimittellehre [39]) enthält eine große Menge bewährter Vorschriften und zeigt ebenfalls von reichhaltiger eigener Erfahrung. Den Preis der höchsten Vollendung müssen wir dem chirurgischen Abschnitt zugestehen. Manche daselbst aufgestellte Grundsätze können noch heut' zu Tage Anwendung finden. Mit wahrer Meisterhand sind die Operationen des Steinschnitts mit der kleinen Geräthschaft [40]) und der Niederdrückung des Stars [41]) beschrieben. Denkwürdig sind die Anleitungen zur Operation des Pterygiums, der Distichiasis und Trichiasis, sowie des Staphyloms [42]). Wichtig die Anleitung zur Ergänzung verlorner oder fehlender Theile an Nase, Lippen und Ohren [43]). Der Lehre von der chirurgischen Behandlung der Knochenkrankheiten ist eine kurze Beschreibung der Lage und Gestalt der Knochen vorausgeschickt [44]). Übrigens verrathen seine chirurgischen Ansichten größten Theils den Geist der trefflichen alexandrinischen Schule. Doch hat er auch die Werke seiner ältern Zeitgenossen in Rom, eines Tryphon, Euelpistus, Meges [45]) und des Augenarztes Euelpis [46]) benutzt. Die Entbindungskunst dagegen war zu Celsus Zeit noch sehr unvollkommen und bestand fast bloß in einigen Wendungen, in der Herausziehung des Kindes mit einem Haken und in der Zerstückelung desselben [47]).

Die editio princeps von Celsus medizinischen Büchern ist von Bartholomeus Fontius besorgt worden und zu Florenz 1478. Fol. erschienen. Unter den neuern Ausgaben sind die vorzüglichsten: *A. Corn. Celsi* de medicina libri octo ex fide vetustissimorum librorum recensuit ...... *Car. Christian. Krause.* Lipsiae, 1766. 8. — *A. Corn. Celsi* medicinae libri octo ex recensione *Leonardi Targae.* Patavii 1769. 4. und eine zweite von Targa besorgte und verbesserte Auflage davon, Veronae, 1810. 4. — Eine vollständige Übersicht von den Handschriften, den übrigen Ausgaben, den Übersetzungen und erläuterten Schriften des Celsus gewährt der Apparatus criticus Celsianus in *Lud. Choulanti* Prodromus novae editionis *Auli Cornelii Celsi* librorum octo de medicina. Lipsiae, 1824. 4. p. 9 — 40. (*Schilling.*)

Celsus (Marius), s. Marius Celsus.

CELSUS (Jul.), ein römischer Ritter und Tribun der städtischen Cohorten unter Tiberius blutiger Herrschaft, fiel (32 n. Chr.) als Eines der unzähligen Opfer seiner Grausamkeit, des Hochverraths angeschuldigt. Unvermögend, die Schmach einer öffentlichen Hinrichtung

29) L. I. Praefat. p. 1—20. nach der Ausgabe des Celsus von Krause, Leipzig, 1766. 8. 30) De instit. orat. L. X. c. 1. 31) L. I. c. 1—10. p. 20—41. L. II. c. 18—33. p. 96—110. 32) L. II. c. 1—8. p. 42—76. 33) L. II. c. 9—17. p. 76—96. 34) L. III. c. 1—17. p. 111—148. 35) L. III. c. 18—27. p. 148—182. 36) L. IV. c. 2—25. p. 186—241. 37) L. IV. c. 1. p. 182—186. 38) L. I. Praefat. p. 20. 39) L. V. c. 1—25. p. 241—282. 40) L. VII. c. 26. p. 475—485. 41) L. VII. c. 7. sect. 14. p. 433—435. 42) L. VII. c. 7. p. 423—431. 43) L. VII. c. 9. p. 439—441. 44) L. VIII. c. 1. p. 498—507. 45) L. VII. Praefat. p. 406. 46) L. V. c. 6. sect. 8. p. 352. 47) L. VII. c. 29. p. 489—493.

zu ertragen, erwürgte er sich selbst im Kerker, indem er die Kette, an welcher er gefesselt lag, um seinen Hals schlang und bis zur Erdrosselung anzog. Freilich hatte er sich zuvor durch Angebung des Appius Silanus und Sabinus Calvisius wegen Majestäts-Verbrechens beschmitzt, als deren Theilnehmer er gleichwol verurtheilt wurde *). (*Haken.*)

CELSUS, (P. Juventius), der Sohn eines römischen Rechtsgelehrten, welcher gewöhnlich in den Pandekten Celsus pater genant wird, und zu der Secte der Proculianer gehörte, wurde wahrscheinlich um das Jahr Roms 820 geboren. Er genoß anfangs den nöthigen Unterricht in der griechischen Sprache, und legte sich nachmals auf Philosophie, und unter der Leitung seines Vaters auf die Rechtswissenschaft. Schon als junger Mann ertheilte er seinen Mitbürgern, Privatleuten und Magistratspersonen rechtliche Gutachten, unter denen eines, welches einem gewissen Domitius auf eine anscheinend unkluge Anfrage, in einem unhöflichen Tone ertheilt — (es steht im Fr. 27. D. XXVIII. 1. qui testam. facere possunt) —, dadurch berühmt worden ist, daß man seit jener Zeit unkluge und alberne Fragen quaestiones Domitianae und grobe unhöfliche Antworten responsiones Celsinae genant hat [1]). Nach Dio Cassius [2]), wurde er in eine, von mehren angesehenen Männern gegen den berüchtigten Tyrann Domitian angestiftete Verschwörung verwickelt. Das Complot wurde entdeckt; doch rettete seine Klugheit nicht allein ihn, sondern auch alle übrigen Mitverschwornen, namentlich den nachmaligen Kaiser Nerva, von dem ihnen drohenden Verderben. Dieser Umstand begründete sein Glück; sowol Nerva als dessen Sohn Trajan erhoben ihn zu bedeutenden Ehrenämtern; er erhielt 854 die Prätur, und zweimal, das zweite Mal im J. 882, das Consulat. Unter Hadrian ward er in den kaiserlichen Geheimenrath berufen [3]), und starb, allem Vermuthen nach, in den letzten Regirungsjahren Hadrians, kurz vor Antonins des Frommen Regirungsantritt, wie wenigstens Heineccius [4]) gegen Grotius [5]) und Menagius [6]) zu erweisen gesucht hat. Er schrieb Digestorum libri XXXIX, welche für die Pandekten excerpirt sind, Epistolae, wenigstens eilf Bücher [7]), Quaestiones, wenigstens neunzehn Bücher [8]), Commentarii, wenigstens sieben Bücher [9]), Institutiones, in sieben Büchern [10]); nicht aber ein Werk de usucapionibus, wie Gravina [11]) ohne allen Grund behauptet. Alle diese Werke, mit Ausnahme der Digesten, müssen schon zu Justinians Zeit verloren gegangen seyn, weil sie für die Pandekten nicht benutzt worden sind [12]). (*Spangenberg.*)

*) Vgl. *Tacit.* Ann. VI. 9. 14.
1) Kämmerers Beiträge zur Geschichte und Theorie des Rechts. Th. 1. Nr. 3. 2) hist. rom. LXVII. p. 236. 765. ed. *Steph.* 3) *Spartian.* vita Hadr. c. 18. 4) De *Juvent. Celso* in Opusc. postum. p. 614 — 637. Opp. T. VII. Sect. II. p. 618—641. 5) Vit. Ictor. II. 3. 6) Amoen. jur. civ. 20. 7) Fr. 3. §. 1. Dig. IV. 4. *de minorib.* 8) Fr. 19. §. 3. Dig. XXXIV. 2. *de auro, argento, mund. leg.* 9) Fr. 19. §. 6. *eod.* 10) *Scholiast.* ad *Juvenal.* VI. 243. 11) *Gravina* Orig. jur. civ. 1. §. 79. 12) Vgl. Neuber's jurist. Classiker, Th. 1. S. 133—145.

CELSUS (Luc. Publius), verwaltete zum zweiten Male das Consulat unter Trajan und hatte sich zu keiner Zeit als Hadrians, seines Nachfolgers, Freund erwiesen. Dieser, sich Seiner und noch einiger Senatoren, die entweder seinen Haß oder seine Eifersucht reizten, zu entledigen, sandte (119) von Illyrien aus, wo er gegen die Sarmaten und Roxolanen im Felde stand, ein Schreiben an den Senat, angefüllt mit bittern Klagen gegen vier Consularen, unter deren Zahl auch Celsus sich befand, wodurch sie einer Verschwörung gegen ihn bezüchtigt wurden; wiewol ihr eigentliches Verbrechen nur darin bestand, unter Trajans Regirung nach ihrem seltenen Verdienst gegolten zu haben. Der sklavische Senat, jedem leisen Winke seines Gebieters unterwürfig, sprach sofort das Todesurtheil gegen sie aus; nicht nur ohne einige Untersuchung, sondern sogar ohne sie auch nur von der Anklage in Kentniß zu setzen. Die öffentliche Meinung erklärte sich aber so laut und bedenklich für die Unschuld der Gemordeten, daß Hadrian eiligst nach Rom zurückkehrte und sich öffentlich, aber vergeblich, durch einen Eid von aller Wissenschaft und Theilnahme an ihrem Tode zu reinigen suchte. Er fand es sogar gerathen, von jetzt an die Wirkungen des furchtbaren Majestätsgesetzes aufzuheben *).

Celsus komt unter des Kaisers Antoninus Pius Regirung (140) als Empörer gegen denselben vor, ohne daß weder von seiner Person, noch von dem Ort und den besondern Umständen dieses Aufstandes eine nähere Erwähnung geschieht. Der milde Regent behandelte diesen Gegner und seine Anhänger mit so großer Nachsicht, daß er sich dadurch den strengen Tadel seiner Gemalin Faustina zuzog †).

Celsus (Tit. Cornelius), ein Mann von rechtlichem Charakter, lebte (265 n. Chr.), als Tribun, in der Provinz Afrika in ländlicher Zurückgezogenheit, zu jener unseligen Zeit, da Gallienus (der sorglosesten Regenten Einer, die je dem römischen Reiche geboten haben) durch sein Mißverhalten eine allgemeine Auflösung des Stats befürchten ließ. Schier alle Bande des Gehorsams waren zerrissen; fast in allen Provinzen warfen sich ehrgeizige Köpfe zu Gegenkaisern auf (daher auch der auf sie wieder angewandte Name der dreißig Tyrannen), oder stellten irgend einen Namen, von dem sie sich einigen Eingang bei der Menge versprachen, an die Spitze ihrer Empörung. So geschah es auch, das Vibius Passienus, der Proconsul von Afrika, und Fabius Pomponianus, Kriegsbefehlshaber an der Gränze Libyens, angeregt und unterstützt von Galliena, einer nahen Verwandtin des Kaisers, diesen, auf nichts dergleichen sinnenden Celsus zur Besitznahme eines Throns aufriefen, dessen er vor so vielen Andern würdig gewesen wäre. Aber nur sieben Tage lang sah er sich mit dem Purpur bekleidet, als ihn bereits das gewöhnliche Loos solcher Abenteurer, der Mordstahl, traf. Die Einwohner von Sicca, ihrer Anhänglichkeit an Gallienus getreu, warfen den Leichnam des Unglücklichen den Hunden vor und, damit noch nicht ersät-

*) Vgl. *Dio Cass.* LXIX. — *Spartian.* IV, 7.
†) Vgl. *Cass.* vit. per *Vulcat.* p. 43.

tigt, kreuzigten sie ihn nachher noch — das erste Beispiel in der Geschichte! — im Bildnisse *). (*Haken.*)

Celsus, der Philosoph, s. Origenes.

CELSUS, (Julius), ein Grammatiker, der um das 6. Jahrh. zu Konstantinopel [1]) lebte, wird als Verfasser von Commentariis de rebus C. Jul. Caesaris genant, welche zuerst im J. 1473 ohne Angabe des Druckortes mit Cäsars commentariis de bello gallico erschienen (s. Maittaire in den Annal. typogr.). Unter den Kritikern ist viel Streit über ihn gewesen. Gerh. Joh. Vossius hielt die Schrift über den spanischen Krieg für einen Auszug aus des Celsus Schrift (de Histor. lat. p. 63. vgl. Institut. Orator. l. 5. c. 3. — Salmas. Proleg. in Solin. gegen das Ende). Da nach Sueton (Caes. c. 56.) die Schriften über den afrikanischen und spanischen Krieg zu seiner Zeit vorhanden waren, die jetzt vorhandenen aber nicht jene alten seyn können: so wurde Celsus öfters in die Untersuchung darüber gezogen, so wie Oppius und Hirtius. Nach Dodwell's Meinung waren Bruchstücke von Hirtius erhalten worden, welche Celsus benutzt und zu einem Ganzen im Geist und Stil seiner Zeit gestaltet habe. (de Jul. Celso ad annal. Quinctilianeos et Statianos. Oxon. 1698. Grävius in der Vorr. zu seiner Ausgabe des Cäsar. *Clerici* Bibl. sel. T. 26. p. 132.). Es ist aber selbst nicht außer Zweifel, ob die oben angeführte Schrift jenen Celsus zum Verfasser habe. Nicht bloß sein Christenthum, sondern auch andre Anzeigen deuten auf einen Verfasser aus späterer Zeit [2]).

CELSUS, Minos C. v. Siena (ital. Minio Celsi), einer der vielen gelehrten Italiener, die im 16. Jahrh. dießseits der Alpen eine Freistätte für ihre religiöse Überzeugung suchten. Man glaubte lange Faustus oder Lälius Socinus oder Castellio hätte sich unter diesem Namen verborgen. Schelhorn hat zuerst die Unrichtigkeit davon gezeigt, und die ersten Spuren, wo des Minos Celsus in Italien und seiner bedeutenden Verbindungen Erwähnung geschieht, aufgefunden. Wahrscheinlich erhielt er durch Ochinus und Palearius Kentniß von den Lehren der Reformatoren. Das Schicksal der Letztern, welche der nach Ketzerblut dürstende vormalige Großinquisitor Pius V., 1568 von Mailand nach Rom schleppen ließ, scheint Celsus zur Flucht in die Bündtner Gebirge bewogen zu haben, wo sich damals viele solcher Flüchtlinge, so wie auch Wiedertäufer, Anhänger Servet's, Schwenkfeld's u. s. w. sammelten. Celsus, der, wie er selbst sagt, die größte Eintracht unter den reform. Bündtnern zu finden gehofft hatte, sah sich in seinen Erwartungen getäuscht. In den Begriffen vom Papste als Antichrist, von der Messe, dem Bilderdienste u. s. w. fand er zwar die größte Übereinstimmung; dagegen über andre Punkte heftige Streitigkeiten, und dabei als verderblichen Überrest des Papstthums die Verfolgungssucht, welche selbst Lebensstrafen für Meinungen foderte. Er verfaßte deßwegen in italien. Sprache eine Schrift zu Empfehlung der Toleranz, die er aber nicht wagte, bekant zu machen. Auf einer Synode der Bündtner Geistlichen zu Chur 1571 siegte Pfarrer Eglin, das Haupt der verketzernden Zeloten, und der Satz wurde festgesetzt, daß die Obrigkeit den Ketzereien auch mit dem Schwerte zu wehren habe. Dieß scheint Celsus bewogen zu haben, Bündten zu verlassen, und sich nach Basel zu begeben, wo er als Editor und Correktor bei dem Buchdrucker Peter Perna, einem Italiener, 1572 erscheint. Hier übersetzte er seine Schrift für die Toleranz ins Latein. Sie erschien aber erst nach seinem Tode: In haereticis coërcendis quatenus progredi liceat, ubi nominatim, eos ultimo supplicio affici non debere, demonstratur, *Mini Celsi* Senensis disputatio. Christlingae (wahrscheinlich Basel bei Perna.) 1577. 8. Der Herausgeber, welcher sich J. F. D. M. D. unterzeichnet, sagt, das Buch sei nach des Auctors Tode in seine Hände gekommen, und er habe lange angestanden, ob er es ediren wolle. Eine zweite Ausgabe von Ligius mit des Beza und Duditius Abhandlungen dagegen erschien s. l. 1584. 8. mit dem Titel: *Mini Celsi* Senensis de Haereticis capitali supplicio non afficiendis disputatio. Beide Ausg. sind selten. — Die Schrift ist vortrefflich, besonders der vierte Abschnitt, welcher die Frage beantwortet, was die Regirung für Erhaltung der reinen Lehre zu thun habe, und die Nothwendigkeit und den Nutzen der Toleranz darthut.— Bei Perna edirte er 1572.: Artis chemicae Principes Avicenna atque Geber. 8. — Introductio in divinam Chemiae artem integra autore Magistro Bono Lombardo. 8. — Aurificae artis, quam Chemiam vocant, antiquissimi autores. 8.— Testamentum N. Jesu Christi latine et gallice, nova utriusque linguae elegantique versione. Basil. 1572. 8. Das Dedikationsschreiben an Walsingham, engl. Gesandten zu Paris, vom September 1572 sagt, daß er vor drei Jahren nach Bündten geflohen, und zeigt, daß ihn Walsingham nach Paris gerufen; ob er aber dahin gekommen, ist ungewiß. — Die lat. Übers. des N. T. ist die von Castellio: aber vor jedem Kapitel ist ein Distichon als Inhaltsanzeige, z. B. Epist. ad Gal. c. 6.

Fac tibi nemo queat verborum imponere fucis;
Nunc sere, quae plena postmodo falce metas.

Le Long vermuthet irrig, die franz. Übers. sei auch von Castellio: Celsus sagt selbst in der Dedikation an Walsingham, sie sei ganz neu und noch nie bekant gemacht. —Wann Celsus gestorben, ist ungewiß; Schelhorn vermuthet, sein Tod sei 1572 oder kurz nachher erfolgt, weil sich weiter keine Spur von ihm findet. — Fälschlich wurden Celsus zugeschrieben, die bekanten Vindiciae contra tyrannos des Franzosen Hubert Languet *). (*Escher.*)

Celten und Celtes, s. am Ende des Buchst. C.

*) Vgl. *Trebell. Poll.* trig. tyr. c. 28.

1) Wofern dieß gegründet ist; denn auf den Handschriften von Cäsars Werken heißt es bloß: *Jul. Celsus Constantinus* V. C. legi. 2) Bernardo Moneta hält Petrarca für den Verfasser.

*) S. Dissertatio epistolaris de Mino Celso Senensi etc. auctore *Schelhornio*. Ulmae. 1748. 4. *Schelhorn.* Amoen. litt. Tom. I. Commercium litt. Uffenbach. V. 199.— Theol. Annales. Decenn. V. 607. Theol. Büchersaal. I. 1009. Leipz. gel. Zeit. 1749. 100. *Mylii* Anon. 150. *Gerdes* Spec. Ital. Reformatae. 224—227. Freimüth. Nachr. 1749. 325. *Marchand* Dict. I. 175. Jöcher.

CELTIBERER, (Celtiberi, *Κελτίβηρες*). Namen eines der wichtigsten und mächtigsten Völkerstämme [1]) des alten Spaniens. Als Ureinwohner dieses Landes werden uns nebst den Tartessiern und Kynetern vor allen die Iberer genant, die zuerst vorzüglich, wie es scheint, um den Fluß Iberus wohnten, dann aber nach und nach dem ganzen Lande von sich den Namen Iberien gaben. Zu diesem Volke kamen über die Pyrenäen herüber [2]) Stämme der Celten, sich mit den Waffen in der Hand neue Wohnsitze auf jener Halbinsel zu erkämpfen. Nachdem man eine Zeit lang gestritten und so zur nähern Kentniß der gegenseitigen Macht und Kräfte gekommen war, vereinigten sich mit den Celten viele Stämme der Iberer, und es entstanden als neues, kräftiges Volk die Celtiberer. Wie man in den frühern und gleichsam vorgeographischen Zeiten mit dem Namen Scythen, Celten u. s. w. verschiedene Völkerschaften, wie ins Blaue hinein, und ohne bestimte Gränzen sich zu denken und anzugeben, bezeichnete, so pflegte man auf gleiche Weise nach Strabo's ausdrücklicher Meldung Celtiberer zu sagen, „indem aus Unkunde mit Einem Namen die einzelen Völker benant wurden" [3]). Und selbst noch bei schon genauerer Länder- und Völkerkunde ist bisweilen unter Celtiberia sogar die ganze Halbinsel zu verstehn, besonders bei Dichtern, wie bei Catullus; und Polybius, indem er mit dem Namen Iberia den westlichen Theil der Halbinsel bezeichnet (Iberien ist ihm freilich auch die ganze Halbinsel), nent im Gegensatz den östlichen Theil („das dießseitige Spanien" der Römer) Celtiberia (3,17.). An welche Bedeutung des Namens Celtiberia man auch z. B. bei Plinius H. N. 4, 16. scheint denken zu müssen.

Die Griechen haben uns vor den Zeiten des zweiten punischen Krieges nur einzele, unbestimte und unsichere Nachrichten von jenem Lande überliefert. Erst nach dem zweiten Kriege der Römer mit den Karthagern finden sich genauere Nachrichten über jene Halbinsel, und die einzelen Völkerstämme, wie die Gränzen der von ihnen bewohnten Länder, lassen sich von nun an mit größerer Sicherheit angeben. Doch am genauesten und vollständigsten werden die Nachrichten, als nach einem über 200 Jahre dauernden Kampfe mit den Römern dem Scepter Augusts auch ganz Spanien gehorchen mußte. Wie die Westländer überhaupt, so tritt nun auch Iberien aus dem Halbdunkel, in dem es früher eingehüllt lag, in immer helleres Licht zur nähern Betrachtung hervor.

Völkerstämme. Gewöhnlich nimt man 5 einzele und besondere (Strabo III. S. 162. nent ausdrücklich nur vier) Völkerstämme an, die zum Theil wieder in mehre kleinere zersplittert waren, als die Pelendoner [4]), und südlich von ihnen die Arevaker, beide nördlich vom Durius; dann die Lusoner, Beller u. Titther von dem westlichen Ufer des Iberusflusses an (etwa von Turiassone bis Cäsar Augusta), bis zu dem Ortospedagebirge herunter wohnend, indem das Idubedagebirge, nach Strabo III. S. 162. parallel mit den Pyrenäen laufend, nach demselben Geographen an derselben Stelle die östliche Gränze jener Völker bildete. So würden wir denn die Gränzen dieser Stämme etwa so bestimmen können; nördlich fließt der Fluß Iberus, der heutige Ebro, und wohnen die Beroner [5]), mehr westlich ist der Sitz der Vakkäer, ganz westlich wohnen die Carpetaner, südlich die Oretaner und die das Ortospedagebirge bewohnenden Völker, östlich die Bastetaner, und von diesen an Edetania's Völker bis wieder zum Iberusflusse. So im Ganzen auch Strabo.

Pelendoner. Im Lande der Pelendoner ist nur Eine Stadt von Bedeutung, Termes, wahrscheinlich nicht verschieden von Termantia und Termeses bei Appian, eine große, feste Stadt, welche die Römer mehrmals vergeblich belagerten, endlich aber doch eroberten und die Einwohner von den Bergen in die Ebene versetzten. Termes nent die Stadt Ptolemäus II, 6. und so scheinen sie auch die Römer genant zu haben, denn Termestini haben Tacitus und Livius. Plinius III, 4. sagt von den Pelendonern: Eodem (i. e. in eundem conventum vadunt) Pelendones Celtiberorum, quatuor populis: quorum Numantini fuere clari. Er zählt also auch Numantia zu den Städten der Pelendoner und nimt so vom Gebiete der Arevaker Einiges hinweg, was von den übrigen Schriftstellern ziemlich einstimmig denselben gegeben wird. Woraus man sieht, daß die Gränzen dieser beiden Völker wol immer ziemlich willkürlich und unsicher gezogen wurden; und wir sind deßhalb um so geneigter, die Stadt Termes im Lande der Pelendoner und Termes im Lande der Arevaker, obwol Ptolemäus II, 6. ihre Lage ausdrücklich so angibt, für Eine und dieselbe Stadt zu halten. Das Itiner. Anton. p. 442. nent noch die Stadt Augustobriga, auf dem Wege von Numantia nach Turiassone. S. Surita zum Itiner. l. l. Jetzt Aldea el Muro nach Ukert. Bd. 1. S. 454., wahrscheinlicher aber Agreda, bei Tarrazona.

Arevaker. Von größerem Umfange, reicher an Städten und von mehr Bedeutung in der Geschichte ist das Land der Arevaker, die nach Strabo III. p. 162. *οἱ κράτιστοι τῶν Κελτιβήρων* genant werden und nach demselben Geographen „vorzüglich gegen Osten und Süden hin wohnen, den Karpetanern benachbart und den Quellen des Tagus." Nach Plin. III, 4. erhielten die Arevaker ihren Namen von dem Flüßchen Areva (jetzt Arlanzo), der in den Durius fließt. Als Hauptort der Arevaker wird von Allen einstimmig Numantia genant. Strabo. l. l. Die Beschreibung der Lage dieser Stadt gibt am ausführlichsten Appian, Hisp. c. 76. Sie lag zwischen zwei Flüssen (an der östlichsten Beugung des Durius nämlich, wo sich in diesen ein kleiner Fluß mündet) und Thälern auf einer steilen Anhöhe und war rings mit dichtverwachsener Waldung umgeben; auch ging nur Ein Weg in die Ebene herab und dieser war voller Gräben und Verschanzungen. Wie der Ort aber schon von Natur zur Festung geschaffen war, so wurde er noch ge-

1) *Strab.* III. p. 162. 163. 2) *Appian.* p. 256. *A.* ed. *Steph.* u. *Diod.* S. V, 33. 3) III. p. 333. 4) Nach Plinius III, 4.

5) Ein celtischer Stamm, nach Strabo's ausdrücklicher Meldung, B. 3, S. 162. (womit auch zu vergleichen ist. B. 3. S. 158, wo er, von den Celten redend, sagt: „die jetzt Celtiberer und Beroner genant werden,") von den Meisten aber ohne Grund und jede hinlängliche Auctorität zu den Celtiberern gerechnet.

schützt und vertheidigt von den besten Reitern und Fußgängern Spaniens, an deren beispielloser Tapferkeit selbst römische Taktik scheiterte. Scipio zerstörte bekantlich die Stadt. Als Überreste des alten Numantia werden wir wol am besten die Ruinen bei Puente de Don Garray ansehen, worauf auch alle Angaben passen, in der Nähe von Soria [6]). Ein zweiter bedeutender Ort ist Clunia, Sitz eines Obergerichtshofes und eine Kolonie, nach dem Itiner. Anton. p. 441. auf der Marschroute von Asturica nach Cäsar Augusta zwischen Rauda und Vasama (i. e. Uxama) gelegen, von Plin. III, 4. Celtiberiae finis genant. Strabo nent sie noch nicht, wahrscheinlich, weil sie damals noch unbedeutend war; das heutige Antigua Clunia nach der Charte von Lopez. Andere Städte sind: Uxama oder Usçama, (Vasama nach dem Itin. Anton.). Folgen wir dem Wege des Itiner. Anton. p. 441—42, so werden wir von Clunia aus weiter zuerst über Uxama und dann über Voluce nach Numantia geführt. Uxama wird von Plin. III, 4. und Ptolem. II, 6. ausdrücklich als im Lande der Arevaker liegend genant, und da es nach Plinius Bericht mehre Städte desselben Namens gab [7]), so nent Ptolemäus unser Uxama *Οὔξαμα Ἀργέλλαι* (jetzt Osma). Pompejus soll die Stadt zerstört haben. Die Lage der Stadt Voluce ist ungewisser und mit Vorsicht zu bestimmen. Nimt man mit einigen Handschriften im Itin. Anton. l. l. XV. m. p. als Entfernung von Uxama an, so ist es Catalannazar, wofür es auch Surita zum Itiner. Anton. l. c. gehalten haben will, der aber die Stadt Canatannacior nent. Nimt man aber XXV. m. p., wofür wiederum Handschriften sprechen, so lag Voluce am Duriusfluß an der Stelle des heutigen Velache, und diese Annahme dürfte vorzuziehn seyn. Als Städte der Arevaker führt Strabo III. p. 162. auch an 1. Segida, die nach Appian S. 279. ed. Steph. bei den Bellern lag, ihm „groß und mächtig" heißt, und die Urheberin des nach Gracchus unter Nobilior erneueten Kriegs der Römer mit den Celtiberern wird, indem sie die Bürger kleinerer Städte bei sich niederzulassen bewog, das Volk der Titther aber sogar mit Gewalt dazu zwang. Zweitens nent Strabo, wie in derselben Gegend liegend, als Stadt der Arevaker Pallantia, obwol Plinius, Appian und Livius, wie auch die Geographen Mela und Ptolemäus sie zu den Vakkäern rechnen. Nach Appian p. 285. D. war die Stadt durch die Tapferkeit ihrer Bewohner ausgezeichnet.

Celtiberer im engern Sinne. Wir gehn jetzt zu den Lusonern, Bellern und Titthern über, gleichsam den Celtiberern im engern Sinne, wie denn auch Ptolemäus nur diese für die eigentlichen Celtiberer zu halten scheint, indem er die übrigen Völker, die wir mit Andern zu diesem Völkerstamme gerechnet haben, wol aufführt, aber durchaus nicht als mit zu den Celtiberern gehörend. Obwol nun die Pelendoner und die Arevaker besonders nach den ausdrücklichen und bestimten Angaben des Strabo [8]), des Appian und Plinius zu dem Stamme der Celtiberer gerechnet werden, ja zur Zeit der Römer die Arevaker selbst für das Haupt ihrer Stammverwandten zu gelten scheinen: so möchte doch Ptolem., auf frühere Zeiten hinblickend, diese Bestimmung insofern nicht ohne Grund gegeben haben, als erst mit der steigenden Macht und dem wachsenden Einflusse der Celtiberer auf andere Völkerschaften, die Gränzen der Celtiberer weiter hinausgerückt worden sind. Indem nämlich später fast alle Nachbarstaten in einiger Abhängigkeit von den Celtiberern lebten, so ist dieß wahrscheinlich als Grund anzunehmen, warum in einigen Stellen der Alten auch die Oretaner und Vakkäer, welche letztern Appian z. B. p. 283. C. *ἕτερον γένος Κελτιβήρων* nent, als Celtiberer mit aufgeführt werden [9]).

Obwol sich die Gränzen der Lusoner, Beller und Titther nicht ganz sicher und mathematisch genau bestimmen lassen, so können wir doch aus den Alten die Wohnsitze der einzelen Stämme im Allgemeinen mit einiger Zuversicht angeben. Strabo sagt B. 3. S. 162.: „auch die Lusoner wohnen östlich, sich annähernd den Quellen des Tagus." Nach Appian. S. 278. A. ed. Steph. wohnen sie um den Fl. Iberus herum, der nämlich ihre nordöstliche Gränze war, und S. 300. A. werden sie Nachbarn der Numantiner, also der Arevaker, genant. Auch noch als Nachbarn der Arevaker wohnen weiter südlich die Beller. Weil die Arevaker und Beller nebst den Titthern häufig zusammen genant werden und wir sie nicht selten, wie durch ein engeres Bündniß zu Einem Volke vereinigt, zu gemeinschaftlichen Unternehmungen ausziehend finden [10]), und weil sogar die von Appian bei den Bellern genante Stadt Segida nach Strabo im Lande der Arevaker liegt: so schließen wir mit Recht auf die Nachbarschaft beider Völker. Auch flohen die Einwohner von Segida, als der römische Feldherr Nobilior gegen sie anrückte, zu den Arevakern und ließen sich von denselben aufnehmen. Am meisten südlich wohnten die Titther und wir sehen aus einigen Andeutungen und Nachrichten der Alten, daß sie eine mehr untergeordnete Rolle spielten und von den Bellern, mit denen sie auch stets nur genant werden, fast in Abhängigkeit lebten [11]).

Von den vielen Städten dieses Landstriches nennen wir nur, mit den nördl. anfangend, folgende: Turiassone. Nach dem Itin. Anton. p. 442. auf der Straße von Numantia nach Cäsar Augusta. Plin. III, 4. Wahrscheinlich das heutige Tarrazona, welches an einem kleinen Flusse liegt, der sich in den Ebro ergießt. Hier und zu Bilbilis wurde das Eisen am besten gehärtet und die Städte waren deßhalb im ganzen Alterthume berühmt.

Nertobriga, am östlichen Ufer des Salo. Wenn man von Emerita nach Cäsar Aug. reiste, so führte der Weg von Bilbilis aus weiter über diese Stadt und Segontia (das also südwestlich von Cäsar Augusta gelegen zu haben scheint, bei dem heutigen la Muela in der Sierra de la Muela), nach Cäsar Augusta. So zwei Mal das Itin. Anton. p. 437 u. 439.

---

6) S. Ukert Bd. 1. S. 455. 7) Quae nomina, sc. Uxama u. Segontia, welches auch eine kleinere Stadt im Lande der Arevaker war, crebro aliis in locis usurpantur. 8) III, p. 162.

9) *Strabo* III. p. 162. *αὐξηθέντες γὰρ οἱ Κελτίβηρες, ἐποίησαν καὶ τὴν πλησιόχωρον πᾶσαν ὁμώνυμον ἑαυτοῖς.* 10) S. Appian S. 282. B. 283. B. C. 292. A. 11) S. vorzügl. Appian S. 279. C.

Bilbilis, am westlichen Ufer des Fl. Salo, wo in diesen ein kleines Flüßchen sich mündet. Die Stadt erhält Interesse als Geburtsstadt des Dichters Martial, der uns auch mit der Lage und mit dem, wodurch das Städtchen sich auszeichnete, gehörig bekant gemacht hat[12]). Das heutige Baubola.

Segobriga. Die Lage dieser Stadt ist sehr ungewiß, und man hat viel darüber gestritten. Einige hielten es für Cabezza del Griego, andere für Segorbe in Valencia. Vaillant nahm ein doppeltes Segobriga an, was Ukert Bd. 1. S. 454. billigt. Strabo meldet III. S. 162. „auch Segobriga ist eine Stadt der Celtiberer und Bilbilis, in deren Umgegend Metellus und Sertorius kämpften." Nach den Dimensionen, die sich aus Ptolem. II, 6. durch Auflösung seiner astronom. Bestimmungen entlehnen lassen, und zwar von Bursada und Valeria her, scheint Segobriga das heutige Priego, nordwestlich von Cuença zu seyn. Plinius nent es III, 4. caput Celtiberiae.

Contrebia, nach Valerius Hauptort der Celtiberer[13]), von Cäsar Aug., wenn wir den Geogr. Ravenn. vergleichen, nicht fern gelegen.

Ergavica nach Plin. III, 4. zum Gerichtssprengel von Cäsar Aug. gehörig.

Mehre kleinere Städte, von denen Plinius, Appian und Martial besonders eine große Menge nennen, werden von uns mit Stillschweigen übergangen, da sie völlig bedeutungslos sind. Wird aber der Forscher auf dem Gebiete der Geographie des alten Spaniens nicht selten über die Dürftigkeit der Quellen, aus denen er schöpfen könte, zu klagen Ursache haben, so wird er wiederum auch da, wo diese Quellen reichlicher fließen, Ursache zur Unzufriedenheit finden und in Verlegenheit gerathen, wenn er die so häufig von einander abweichenden Angaben der Alten in Übereinstimmung bringen will, welche wol schwerlich überall zu bewerkstelligen seyn möchte. Denn, indem die übelklingenden und barbarischen Namen das Ohr der Griechen und Römer beleidigten[14]), so nahm man nicht selten Veränderungen mit jenen Namen vor und formte sie für feinere Ohren bald mehr, bald weniger um.

Da es uns vorzüglich um eine, aus den Quellen selbst geschöpfte, genaue Angabe und Bestimmung der Gränzen und der Städte jedes einzelen Volkes zu thun war, so lassen wir jetzt noch allgemeine Bemerkungen und Einiges von dem, was gewöhnlich der politischen Geographie vorausgeschickt zu werden pflegt, nachfolgen und schließen mit einem kurzen Abrisse dessen, was in die geschichtliche Zeit jenes Volkes fällt.

Von den Flüssen Celtiberiens nennen wir den schon öfter erwähnten Iberus, den heutigen Ebro, der, wie wir gesehen, die nordöstl. Gränze jenes Landes von Celtiberien bildete. Ferner den Durius, jetzt Duero, den bedeutendsten derjenigen Flüsse, die durch einen größern Bezirk des Landes strömen, nämlich durch das Land der Arevaker. Nach Flor. II, 18. und Plin. IV. f. 34., war die Quelle desselben nicht weit von der Stadt Numantia, an der er vorbei fließt. Aber, wie wir aus der Beschreibung der Kriege der Numantiner mit den Römern ersehn, war er bei Numantia schon so bedeutend und seine Strömung so heftig, daß Scipio nicht vermochte, eine Brücke über denselben zu schlagen. Daher möchte seine Quelle wol etwas weiter über Numantia hinauf zu setzen seyn; nach der Charte von Lopez entspringt er in der That auch schon 9 geograph. Meilen oberhalb der Ruinen dieses Ortes in der Sierra de Neyla, einem Theile des alten Idubedagebirges. Das Land der Lusoner wird von dem nicht eben bedeutenden Flusse Salo durchströmt, von dem uns aber Martial, da er an seiner Bilbilis vorüberfließt, befriedigende Nachricht zukommen läßt[15]). In dem südwestlichen Theile Celtiberiens, als eines Gebirgslandes, entspringen, dem westlichen Ocean zuströmend, der Tagus (Tajo) u. Anas (Guadiana). Strabo III. S. 162. Der Bätis, der nach Strabo am angeführten Orte auf dem Orospedagebirge seine Quellen hat und durch Oretanien nach Hispania Bätica strömt, entspringt nach Polybius (bei Strabo III. S. 148.) auch in Celtiberien, was daraus zu erklären ist, daß das Gebiet der Celtiberer bisweilen weiter in die Länder der Nachbarvölker hinein ausgedehnt wurde. Davon siehe oben.

Der Boden von Celtiberien ist nach Strabo's Bericht III, 162 uneben und ungleich, dem größten Theile nach von steilen Bergketten durchzogen, und im Ganzen daher unergiebig und unfruchtbar, obwol von mehren Flüssen, wie wir gesehen haben, durchströmt. Daher findet man nicht, daß der Celtiberer sich des Ackerbaues vorzüglich befleißigt habe, der auch nicht einmal die Goldminen benutzt zu haben scheint, die der Römer dort zu wissen glaubte. Dennoch ersehen wir aus Posidonius[16]), daß Marc. Marcellus einen Tribut von 60 Talenten in Celtiberien eingetrieben habe, woraus, meint Strabo, man schließen kann, daß die Volksmenge der Celtiberer groß war, und reich an Schätzen, obwol sie in einer unfruchtbaren Gegend wohnten. Mit Recht aber scheint Strabo III. S. 163. der Erzählung des Polybius, daß Tib. Gracchus 300 Städte der Celtiberer zerstört habe, und der Angabe anderer Schriftsteller, daß die Zahl der Städte jenes Landstriches auf 1000 sich belaufe, zu erwiedern, daß Polyb. dieß nur gesagt habe, um dem Tib. Gracchus zu schmeicheln, die Thürme Städte nennend, wie dieß bei Triumphzügen zu geschehen pflege, und daß das Land seiner Unfruchtbarkeit und seines dürren Bodens, wie der Wildheit seiner Bewohner wegen, nicht einmal so viel Städte zu fassen im Stande sei. Jene Angabe, meint Strabo, sei nur entstanden, indem man, der Wahrheit untreu werdend, die Begebenheiten vergrößern und ausschmücken wollte.

Daß celtische Stämme über die Pyrenäen kamen, sich nach hartem Kampfe mit einem Theile der Iberer verei-

12) *Martial.* X. Epigr. 103. quos Bilbilis acri monte creat, rapidis quem Salo cingit aquis. XII. Epigr. 18. auro Bilbilis et superba ferro. IV, 55. salvo Bilbilin optimam metallo. I, 50. Videtis altam Bilbilin, aquis et armis nobilem. 13) II, 7. vgl. auch Vellej. II, 5. Florus II, 7. 14) *Mart.* IV, 55. nostrae nomina duriora terrae. XII, 8. IV, 60.

15) B. IV. Epigr. 55. heißt der Fl. armorum temperator fluctu tenui, sed inquieto. B. 1. Epigr. 50. wird er brevis genant, qui ferrum gelat. 16) Bei *Strabo* III. p. 162.

nigten, und daß diese Mischung ziemlich gut gerathen war, ist schon bemerkt worden. Der Celtiberer zeichnete sich, wie Mannert richtig sagt, von den benachbarten Iberern aus durch eine verschiedene Sprache, viel rauhere Lebensart und durch die besondere Art Krieg zu führen, von der wir vorzüglich durch *Diod.* S. V. c. 33. eine nähere Kentniß erhalten. An Tapferkeit übertrafen die Celtiberer alle übrigen, ihnen benachbarten Völker [17]. Während der Lusitanier mehr wie der Tieger im Hinterhalte auf seinen Raub lauerte, ging der Celtiberer gleich dem Löwen offen und frei seinem Feinde entgegen. Der Sturm seines Cuneus durchbrach selbst römische Schlachtreihen und brachte sie zum Weichen [18]. Dem ländergierigen Römer machte daher kein anderer Völkerstamm in Spanien mehr und länger zu schaffen, als das Volk der Celtiberer, und hätten die einzelen Stämme stets fester zusammen gehalten, die Römer wären vielleicht nie oder doch viel später Herren jener Länder geworden. Wie wenig schon früher die Völker Iberiens das Heil der Eintracht beherzigt haben, beklagt auch Strabo III. S. 158. Nach dem zweiten punischen Kriege hatten die Römer die meisten Länder der Küste und des südlichen Spaniens besetzt. Frei blieben aber mit mehren Völkerschaften des Ortospeda auch die Celtiberer, von denen sogar die Römer, was sie wol noch nie gethan, in der letzten Hälfte des zweiten punischen Krieges 30,000 Mann in Sold genommen hatten [19]. Wie aber die Völker des Mittellandes von jeher in die Länder, die der Küste zulagen und reicher waren, einzufallen pflegten, so fielen auch nach dem zweiten punischen Kriege mit andern Völkern die Celtiberer bald wieder sogar in die jetzt dem römischen Scepter gehorchenden Ländereien ein, und lieferten eine Fortsetzung der frühern Räubereien. Das durch den punischen Krieg sehr erschöpfte und im eignen Lande hinlänglich beschäftigte römische Volk konte anfangs nur die Angriffe zurückweisen, ohne sie für immer aufhören zu machen. Der ältere Cato war der erste, der dem Übel kräftiger zu steuern im Stande war. Er schloß Frieden und ließ durch eine List an Einem Tage die Mauern aller Städte niederreißen [20]. Nach ihm richtete Tit. Sempr. Gracchus noch das meiste aus, von dem geschlagen, die Celtiberer sich einiger Maßen für abhängig erkanten [21]. Sehr traurig und für die Römer beschämend aber endete der Krieg, den Nobilior mit den Segedensern führte [22]. Nicht viel ward auch durch den Feldzug, den Marcellus leitete, bewirkt und nichts durch den Lucullus, den Nachfolger des Marcell, ausgerichtet. App. l. l. Doch ließ der Römer, der hartnäckig stets sein Ziel verfolgte, sich durch nichts abschrecken und suchte seine Herrschaft in Spanien immer fester zu begründen. Später machten sich, durch des Viriathes Zureden bewogen [23], wieder einige celtiberische Städte von den Römern los, unter denen Numantia sich am ruhmvollsten auszeichnete. Nachdem gegen diese Stadt Cäcil. Metellus, Pomp. Aulus, Popillius Länas, Mancinus, der mit seinem ganzen Heere eingeschlossen wurde, Ämilius Lepidus, wie endlich Calpurnius Piso nichts ausgerichtet, oft sogar nicht geringe Verluste wie durch Hinterhalt, so in offener Feldschlacht erlitten hatten, sandte endlich Rom den Zerstörer Karthago's, den Cornel. Scipio Afric., dessen Kriegserfahrenheit und Vorsicht es auch endlich gelang, der Stadt mit ihren Helden den Untergang zu bereiten.

Römische Sprache, Kleidung und die Sitten der Sieger nehmen immer mehr überhand.— Doch die Zeit der völligen Unterwerfung unter die Herrschaft der Römer tritt erst ein, nachdem Pompejus das Land, dessen einzele und früher getrente Völkerschaften einem großen Theil nach Sertorius (*Plut.* Vit. Sertor.) mit bewundernswürdiger Kunst zu Einem Volke mit den Römern umschuf, und der italischen Sprache und Kleidung überall Eingang verschaffte, siegreich mit großer Schnelle durchzogen und leicht das schon römisch gewordene Land zur römischen Provinz eingerichtet hatte. Von da an trug der Celtiberer das Joch der Römer willig, hielt sogar die Einfälle der noch nicht besiegten Nordvölker ab, und der wilde, unruhige Krieger wurde ein friedlicher, Ackerbau treibender Bürger. Wiewol wir vor den Zeiten der Römer keinen hohen Grad der Bildung und Kultur bei diesen rohen Kriegervölkern anzunehmen berechtigt seyn dürften, so kann die Technik derselben doch nicht ganz ohne Bedeutung gewesen seyn, indem einstimmig von den Alten (Plut., Diod. S., Suidas.) die Güte ihres Eisens und künstlich zubereiteten Stahls, wie die Vortrefflichkeit ihrer Waffen gerühmt wird. (*C. Werner* u. *F. Kruse.*)

CELTIS, Zürgelbaum, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Amentaceen, und der fünften Linné'schen Klasse. Char. Getrente Geschlechter. Fünf- bis sechstheiliger Kelch. Zwei sparrige Stigmen und eine einsamige Beere. Zu dieser Gattung gehört auch Mertensia *Kunth.* Unter den 14 Arten, die im syst. veg. 1. p. 931. aufgeführt sind, ist Celtis australis die bekanteste, die im südlichen Europa und nördlichen Afrika wild wächst. Im höchsten Alterthum war schon dieser Baum als der liby'sche Lotus berühmt. Das Holz ist schwer und ohne Splint: daher noch jetzt, wie ehemals in Alexandrien (*Athen.* IV, 88.), Flöten daraus gemacht werden. Der Lotus der Lotophagen ist aber ein anderer, Zizyphus Lotus. Jener Baum heißt in Frankreich Micocoulier, in Italien Perlaso, in Spanien Almez. (*Sprengel.*)

CELYPHUS, Dalman. Eine merkwürdige, von Dalman *) aufgestellte Fliegengattung, die sich durch ein ungemein großes Schildchen, das ähnlich wie bei den Schildwanzen (Tetyra), den Hinterleib und die Flügel verdeckt, auszeichnet. Der Mund besitzt einen zurückziehbaren Schöpfrüssel, das Kopfschild ist nackt und an der Spitze breit ausgerandet, die Fühler ragen vor, sind zusammengedrückt, dreigliedrig, mit dicker, spindelförmiger

17) Cicero sagt in den Quaest. Tusc. 2. §. 65. Cimbri et Celtiberi in proeliis exsultant. 18) Livius, den Krieg des Fulv. Flaccus in jenen Ländern erzählend, berichtet XL, 40. also: Celtiberi — cuneo impressionem fecerunt. Quo tantum valent genere pugnae, ut quacunque parte perculere, impetu suo sustineri nequeant. 19) *Liv.* XXIV, 43. 20) S. *App.* Bell. Hisp. c. 41., überdieß *Flor.* II, 17. u. Plut. im Leben des Cato K. 10. 21) *Flor.* II, 17. *Liv.* XL, 49. 22) App. S. 279 und 280. 23) *App.* Hisp. c. 76 u. ff.

*) Analecta entomologica pag. 32. und Act. Holm. 1816. p. 72.

Seitenborste, das Halsschild ist weit breiter als lang, nach vorn verschmälert, und die Flügel haben den Aderverlauf, wie bei Lanxania. Die einzige bekante, in Ostindien einheimische Art C. *obtectus* ist rostbraun, mit violblauem Halsschilde und Schildchen. (*Germar.*)

CEMA, ein Berg in Liguria an der Gränze Italia's, auf welchem der bekante Gränzfluß Varus (Varo) entspringt. Jetzt heißt er Mont Lerres. (*W. Müller.*)

Cembromes-Öl, s. Öl u. Pinus.

CEMENELIUM, eine Stadt der Vediantii in Liguria an dem Gränzflusse Varus, nördlich über Nicäa. Ihre Lage an der großen Straße machte sie nahrhaft und volkreich, späterhin aber, als die Küstenstädte allen Verkehr und Handel an sich rissen, zogen sich die Einwohner von Cemenelium nach Nicäa. Die Überbleibsel der alten Stadt führen jetzt noch den Namen Cimia oder Cimiez *). Andre suchen den alten Namen in dem Flecken Cimela. (*W. Müller.*)

CENA, Stadt in Sicilia, auf einer Anhöhe nicht weit von der Küste, am nördlichen Ufer des Flusses Halycus, nordöstlich über Heraklea. Nach Mannert in der Lage des jetzigen Monte Allegro, nach Reichard Cianciana. (*W. Müller.*)

CENANGIUM, Fries, eine Pilzgattung, den Pezizen sehr nahe stehend, aber durch doppelte Substanz unterschieden. Nämlich eine glatte häutige Schlauchschicht bedeckt eine krümlige Masse. Der Fruchtboden ist hohl und leer, daher der Name (κενὸν und ἀγγεῖον). Peziza Ribesia, und Sphaeria Aucopasiae *Pers.* gehören unter andern dazu. (*Sprengel.*)

CENARRHENES, *Labill.*, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Proteaceen und der 4ten Linné'schen Klasse. Char. Regelmäßig viertheiliger Kelch, auf dessen Boden 4 vollkommene und eben so viel fehlschlagende Staubfäden stehn. Eine beerenartige Steinfrucht. Die einzige bekante Art: C. nitida *Labill.* wächst auf Diemens Land. (*Sprengel.*)

CENCHRUS, eine Grasgattung aus der dritten Linn. Klasse. Char. Blüthen in ährenförmigen Trauben. Eine viertheilige Hülle schließt vier zweiblüthige Kelche ein. Die eine Corolle ist zweiklappig, und enthält beiderlei Geschlechtstheile; die andere ist einklappig und bloß männlich. Antephora *Schreb.* und Trachys *Pal. Bauv.*, können recht wohl damit verbunden werden. Unter den 12 im System. Veget. 1. p. 301. u. 302. angeführten Arten ist keine europäische. (*Sprengel.*)

Ceneda, s. Ceneta.

CENERE, (Monte Cenere oder Montkennel), ein hoher mit Kastanienwäldern bedeckter Berg des schweizerischen Kantons Tessin, über welchen die Heerstraße von Bellenz nach Lugano führt. Diese Straße wird zwar wegen ihrer Wichtigkeit für den Handel gut unterhalten, doch ist sie wegen ihrer Unsicherheit bei den Reisenden übel berüchtigt. Welche zwecklose Anstalten die vormalige Regirung dagegen traf, davon findet man in Schinz Beiträgen zur nähern Kentniß des Schweizerlandes S. 277. einige auffallende Beispiele. Jedenfalls ist es rathsam, einige Begleiter zu dingen, um die Strecke von Cadenazzo bis Bironico zurückzulegen.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CENESTUM, Stadt in Corsica, nordwestlich von der Mündung des Sacer (ἱερὸς ποταμός) (Tavignano), wahrscheinlich das heutige Corte auf der Ostseite der Insel. (*W. Müller.*)

CENETA, auch Cenitense Castrum, ein Ort in Venetia, nördlich über Tarvisium und dem Flusse Plavis, das jetzige Ceneda; vor Zeiten ein Bischofssitz und durch den Bischof Gradenigo, der hier eine Akademie errichtete, emporgebracht. (*W. Müller.*)

CENIS, (Berg), le Mont-Cenis, il Monte Cenisio, ein Abschnitt der grauen Alpen (Alpes grajae), in der Maurienne zwischen Savoyen und Piemont, deren Gränzen hier zusammen stoßen. Er gehört zum Gebiet des Urfelsgebildes, und besteht hauptsächlich aus Glimmerschiefer, Urkalk, Quarz und verschiedenen Talkarten. Die bedeutendern, durch eigene Benennungen unterschiedenen Felshörner sind: le Petit Mont-Cenis, les Rochers de la Tour, le Rocher de Roncho, la Fraise oder Crête de Ronche, la Pointe de la Meit, le Mont Droset, le Bélier, la Roche-Michel (1792 toises oder, nach Ebel 11,058 Fuß ü. d. M.) und Roccamelone (nach Saussüre 10,752 Fuß ü. d. M.). Für Naturforscher in dieses Gebirg höchst lehrreich. Von den Gewässern, die auf demselben entspringen, laufen mehre in den Arc, der sich mit der Isère vereinigt, während andere als namentlich la Cenisia in die Dora-Riparia (la Doire) fließen. Der Kardinal Bentivoglio [1]) nent den Mont-Cenis den König der Alpen. Im 16. Jahrh. war es erlaubt, sich eine so erhabene Vorstellung von einem Gebirge zu machen, dessen Namen Reisende nicht ohne Furcht nanten, weil damals, aus politischen Rücksichten, ein nur für Maulthiertreiber brauchbarer Pfad darüber führte. Schon im J. 1693 ließ der französische Marschall Catinat bei seinem Vorrücken gegen die Besitzungen des Hauses Savoyen den Weg dergestalt erweitern, daß ganz leichtes Fuhrwerk und selbst kleines Geschütz über den Berg geschafft werden konten. Als man später, nicht ohne Absicht, ihn wieder verfallen ließ, mußte man aufs Neue zu den Mauleseln, den Tragsesseln, den plumpen hölzernen Schlitten und den seltsamen Ramassiren [2]) seine Zuflucht nehmen. Erst im J. 1805 ließ Napoleon, mit nicht geringen Kosten, eine zu allen Jahreszeiten und für alle Arten von Fuhrwerk fahrbare Straße anlegen, die mit 30 Schutzhäusern [3]) besetzt ist. Sie führt von Lans-le-Bourg (712 toises ü. d. M.) nach Susa über la Ramasse [4]) auf die Ebene,

*) In der Tab. Peut. verdorben Gemenellum, in dem Itin. Anton. zusammengezogen Cemnellum.

1) In seinen Memorie. Venezia 1648. 4. 2) So nante man das Heruntergleiten der Reisenden von Ramasse bis Lans-le-Bourg auf hölzernen Schlitten, deren Führer mit Fußeisen versehen waren, mittelst welcher sie nach Willkür den Lauf des Schlittens mäßigen oder beschleunigen konten. Vgl. *Millin* Voyage en Savoie, en Piémont, à Nice et à Gênes. (Paris 1816.) I. p. 96. und *Roland.* Voyage. 3) Darin finden die Reisenden nicht nur einige Nahrungsmittel, sondern auch Holz, um sich wieder zu erwärmen und vorzüglich einen sichern Zufluchtsort vor Schneegestöber, herabstürzenden Felsen, Lauwinen, Stürmen und Windstößen, die nicht selten den Wanderer in diesen unwirthbaren Höhen überfallen. 4) 1034 Toisen über das Meer nach *J. A.*

welche sich auf dem Berge selbst befindet. Hier trifft man einen tiefen, forellenreichen See (le Lac du Mont-Cenis, 983 toises ü. d. M.), ein sehr geräumiges Hospital (994 toises ü. d. M.), Kasernen, die Post und mehre Häuser an. Dann geht es wieder bergab über la Grand-Croix [5]), Bard und le Molaret, von wo aus man schon die schönen Ebenen von Piemont erblickt. Nicht sehr weit von dem höchsten Punkt der Straße, der 1060 toises über das Meer sich erhebt, führt ein anderer Weg rechts über den kleinen Cenisberg nach Braman, und unfern der Grand-Croix schlängelt sich ein Weg links über la Ferrière [6]) nach la Novalaise (412 Toises ü. d. M.). Des Mont-Cenis soll im Alterthum nicht Erwähnung geschehen seyn und dessen Name zuerst in den Geschichtschreibern Karls des Großen vorkommen. Überhaupt schreibt man dem Kloster zu Novalaise das Verdienst zu, diese rauhe Alpengegend erst bekant gemacht zu haben [7]). Berühmte Schriftsteller sind entgegengesetzter Meinung und behaupten sogar, daß Hannibal über den Mont-Cenis in Italien gedrungen ist, indem damals die gewöhnliche Straße aus Spanien nach Italien über diesen Berg ging. Dieser letzten Ansicht huldigen unter andern Abauzit [8]), Mann [9]), Ferguson [10]) und Millin [11]). Dem sei nun wie ihm wolle, so viel bleibt unbestritten, daß, seit dem 9ten Jahrhundert, keiner der aus dem westlichen Europa nach Italien führenden Übergänge häufiger gebraucht worden ist, als der Paß über den Cenis [12]).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CENNI, ein Volk, das Florus (IV, 12.) zu den Vindeliciern rechnet. Sie erscheinen in der Folge als ein beträchtlicher Zweig der Alemannen, s. die an der Nordseite des Bodensees. (*Ricklefs.*)

CENNI, 1) mit dem Vornamen Angelo und dem Beinamen il Risoluto, war einer der Häupter der famosen Akademie der Ungeschlachten (i Rozzi) in Siena, wo auch seine Sonetti 1547 gedruckt worden sind. — 2) Giacomo Maria, geb. zu Sinalunga im Sienesischen 1651 und gest. zu Neapel 1692, wo er zuletzt in dem Dienste des Erzbischofs Cantelmo stand, hatte die Rechte studirt, widmete aber seine Musestunden der Poesie und Literatur. Nur wenige Früchte dieser seiner Lieblingsstudien sind indeß dem Publikum bekant geworden, die meisten liegen ungedruckt, namentlich in dem Archiv der Arkadier in Rom. Wir besitzen von ihm: Vita di Gajo Cilnio Mecenate, Cavaliere romano. Rom. 1684. 12. (*W. Müller.*)

CENNINI, Cennino, ein Schüler von Agnolo Gaddi, gehört zur florentinischen Schule. Vasari lobt seine Farbengebung und erwähnt einer Schrift von ihm über Malerei, die er 1437 beendiget hatte. Sie wird auch in dem Verzeichnisse der in der Mediceo-Laurenziana in Florenz aufbewahrten Handschriften aufgeführt. Eine andere Handschrift hat der Abate Mai zu Rom in der Ottoboniana entdeckt. Diese letzte ist unter folgendem Titel gedruckt worden: Di Cennino Cennini trattato della pittura, messo in luce la prima volta con annotazioni dal Cavaliere Giuseppe Tambroni. Roma 1821. Ist sie auch von Seiten der Sprache weniger ausgezeichnet, was nicht befremden darf, da man keine ältere italienische Schrift über diesen Gegenstand kent: so enthält sie doch wichtige Beiträge zur Geschichte der Malerei und ihrer Technik. Von der Ölmalerei und den verschiedenen Arten derselben spricht der Verfasser ausführlich als von einer in Italien längst bekanten Sache. Diesen Umstand hat der Herausgeber benutzt, um sie in der Vorrede mit einem wahren Aufwande von Gelehrsamkeit als eine italienische Erfindung in Anspruch zu nehmen. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CENO, eine kleine Seestadt an einer Einbucht östlich von Antium im alten Latium. Der Hafen derselben war durch Kunst ziemlich gesichert, und von hier aus betrieben die Antiaten ihre Schifffahrt. Auch waren hier ihr Arsenal und ihre Werfte, und als die Römer 283. d. St. die Kriegsmacht der Antiaten theils zerstörten, theils wegführten, verwüsteten sie auch Ceno, wo sie diesen Fang gemacht hatten. Es erhob sich jedoch wieder und ist noch jetzt unter dem Namen Nettuno als kleiner Flecken vorhanden. Der Seeweg von Anzio nach Nettuno erfodert eine halbe Stunde, etwas länger ist der Landweg, und auf der ganzen Strecke finden sich Ruinen, so daß es scheint, das alte Ceno habe sich bis nahe an Antium hingezogen. An der Küste von Nettuno zeigen sich im Meer die Substruktionen des Neptunus-Tempels, von dem der heutige Flecken den Namen hat *).

(*W. Müller.*)

CENOMANI, ein Volk in Gallia Cisalpina, westlich von Venetia. Sie waren Celten und aus dem überalpischen Gallien eingewandert, ohne jedoch ihre alte Stammverwandtschaft gegen ihre Nachbarn in Italien zu bekunden. Vielmehr erscheinen sie schon in den frühesten Zeiten als Bundesgenossen der Römer. Über ihre Gränzen herrschen Widersprüche in den Schriftstellern. Livius theilt ihnen Brixia als eine Hauptstadt zu, und Plinius und Ptolemäus setzen Cremona und Bergomum in ihr Gebiet. Wahrscheinlich breiteten sie sich unter dem Schutze der Römer nach und nach über die angränzenden Striche der Insubrer aus und dadurch wuchs auch der Umfang der Bedeutung ihres Namens. Polybius gibt ihnen engere Gränzen: östlich und südlich die Vene-

---

de Luc Recherches sur l'Atmosphère, teutsche Übers. Leipzig, 1778. II. S. 334. 5) 933 Toisen ü. d. M. nach de Luc a. a. O. S. 335. 6) 719 Toisen ü. d. M. nach de Luc a. a. O. S. 335. — 7) *J. A. de Luc* Histoire du passage des Alpes par Annibal cet. Avec une Carte. Genève, 1818. 8. Vgl. Jahrbücher der Literatur. Wien, (1823.) B. XXIII. S. 123. — Ebel's Anleitung, die Schweiz zu bereisen. (Zürich, 1809.) II. S. 327 und 245. 8) Dissertation sur le passage des Alpes, selon Tite-Live in seinen Oeuvres. Tome II. p. 151. 9) Lettre in *Abauzit* Oeuvres II. p. 177. 10) History of the progress and fall of the Roman republic. I. 5. 11) a. a. O. 12) Vgl. die schöne Carte topographique du Mont-Cenis et de la nouvelle route qui le T(t)raverse de Lanslebourg à Suse. D'après les levées les plus récentes. Paris, chez Picquet, Géographe ordin. du Roi, et de S. A. Mgr le duc d'Orléans. Quai de Conti No. 17.

*) S. *Liv.* II. 63. *Dion. Halic.* VIII. p. 612.

ter, westlich den Fluß Clusius (Chiese), südlich den Padus †). (*W. Müller.*)

CENOMYCE, nach Acharius eine Flechtengattung, deren Keimfrüchte auf hohlen Stielchen stehn. Eigentlich entstehn die letztern nach G. F. W. Meyers treffl. Untersuchungen, aus den sich erhebenden Keimfrüchten selbst, die früher auf der Oberfläche des Lagers entstehn, sich dann in die Länge dehnen und zu Becherchen werden, die mit einem Häutchen, aus dem Keimlager gebildet, geschlossen sind und aus ihrem Rande entweder neue Triebe, oder wirklich neue Keimfrüchte hervor treiben. Dieser fortgehende Bildungs-Prozeß erzeugt so mannichfache Formen, als wir kaum bei einer andern Pflanzen-Gattung bemerken. Mit großem Unrecht werden diese verschiedenen Perioden des Wachsthums zu eben so vielen Arten gemacht. Nur, wer mit so musterhafter Treue und unvergleichlichem Scharfsinn die Natur belauscht hat, wie Meyer, ist berechtigt, die naturgemäße Abtheilung in Arten dieser höchst vielfältigen Gattung zu unternehmen. (*Sprengel.*)

CENSORES. CENSUS. Die Entstehung der Censur in Rom hatte eine ähnliche Veranlassung wie die, welche die Entstehung der Prätur hervorrief, und die Censur war ihrem Wesen nach, seit Servius Tullius den Census angeordnet, ein Element der königlichen und später nach Vertreibung der Könige, der konsularischen Gewalt, welche, wie bekant, ursprünglich fast alle Rechte der königlichen Gewalt in sich vereinigte, in der Folge aber, durch Absonderung einzeler Gewalten und Übertragung derselben an eigne, von den Konsuln unabhängige Behörden in bestimtere Gränzen gewiesen worden ist. So entstand die Prätur, so früher noch die Censur. Denn wir wissen urkundlich, daß die dieser Behörde zugetheilten Hauptgeschäfte ursprünglich in den Kreis der königlichen, und dann der konsularischen Macht gestellt waren, daß aber freilich in der Folge zu diesem Hauptgeschäft noch andere hinzugekommen, die zur Zeit der Könige und in den ersten Jahren der Republik, als der Stat an sich wenig ausgedehnt und die Verhältnisse minder verwickelt waren, nicht existiren konten. Worin aber jenes Hauptgeschäft bestanden, geht schon aus dem Worte selber und dem Zusammenhang desselben mit census und der Nachricht, welche wir über die Errichtung des Census erhalten haben, zur Genüge hervor. Bekant ist, daß Servius Tullius zuerst das römische Volk nach dem Vermögen in Klassen ordnete, und nach der Abschätzung des Vermögens (census) den Antheil eines Jeden an der Statsverwaltung, seinen Dienst im Kriege, so wie die an den Stat zu entrichtende Steuer bestimte, daß er damit eine öffentliche Musterung verband, welche mit einem feierlich dargebrachten Sühnopfer beschlossen ward [1]). Was Servius that, ward auch nach ihm wiederholt und als an die Stelle der vertriebenen Könige zwei Konsuln eingesetzt waren, so ging auch auf sie dieses ehemals königliche Recht, den Census zu halten, über, ward auch, wie wir urkundlich wissen, von ihnen ausgeübt [2]). Aber die anhaltenden Kriege beschäftigten bald die Konsuln außerhalb als oberste Anführer des Heeres zu sehr, als daß sie auf die innern Angelegenheiten des Stats die gehörige Sorgfalt und Pflege hätten wenden können; es unterblieb der Census viele Jahre hindurch zum größten Nachtheile des Stats wie der einzelen Bürger. So kam die Sache vor den Senat, man machte das Bedürfniß bemerklich, diesem Übelstande durch Errichtung einer eigenen Behörde abhelfen zu müssen, deren Oberaufsicht der Census, d. i. die Abschätzung des Vermögens eines jeden einzelen Bürgers, und dessen Einschreiben in die Steuerregister anvertraut, unter deren Aufsicht zugleich das ganze dabei erfoderliche Personale der Unterbeamten (scribae etc.) gestellt wurde. Man nahm den Antrag im Senate von Seiten der Patricier um so lieber an, als man durch Errichtung eines neuen patricischen Magistratus für den Census die Zahl der patricischen Magistrate gemehrt glaubte, und so entstand i. J. R. 312 die Censur, die, ob zwar gering in ihrem Anfang, wie Livius sagt [3]), doch nach und nach zu einer außerordentlichen Ausdehnung gelangte, so daß mit jener ursprünglichen Gewalt zugleich alle sittenrichterliche Gewalt über die verschiedenen Stände des römischen Volks und die Aufsicht über die späterhin bei der ungeheuern Ausdehnung des Stats über alle drei Welttheile so bedeutenden Zölle, und deren Verpachtung — die Hauptquelle der römischen Statseinkünfte verbunden ward. Man wählte also, da die Konsuln den Census und die damit in Verbindung stehenden Geschäfte, wegen der allzu großen eigenen Geschäfte, nicht mehr besorgen konten, eigene Magistrate zu diesem Behuf [4]), Censores genant nach ihrer Wirksamkeit — a censendo [5]) —, welche freilich damals ihrem Umfange nach nur unbedeutend waren, im Vergleich mit dem, was sie in spätern Zeiten geworden sind. Anfänglich wählte man, wie zu erwarten, die Censoren aus den Patriciern und zwar in der Zweizahl, auf 5 Jahre [6]), welche aber 7 Jahr später auf den durch öftere Klagen über die allzu lange Dauer dieses Magistrats veranlaßten Antrag des Dictator Mamarcus Ämilius in anderthalb Jahre verwandelt wurden [7]), was der Dictator in der Folge durch eine censorische Rüge, Ausstoßung aus dem Senate und den Tribus büßen mußte. In den letzten Zeiten scheint jedoch die 5jährige Dauer wieder zurückgekehrt zu seyn [8]). Da, wo die Dauer auf 18 Monate eingeschränkt war, ruhte die Censur in den folgenden viertehalb Jahren und wählte man keineswegs, wie Maternus de Cilano (I, 104.) angenommen, alle 18 Monate neue Censoren [9]). Indeß schon i. J. R. 404. gelang

---

†) *Liv.* V. 35. XXI. 55. *Plin.* III. 19. *Polyb.* II. 17. 23. 32. Mannert Geogr. v. Ital. I. 134 ff.

1) *Liv.* I, 42. 43. *Dionys. Halicarn.* Antiqq. Romm. IV, 15—22.

2) Z. B. *Liv.* III, 3. coll. 22. 24. 3) *Livius* IV, 8. 4) *Liv.* l. l. *Zonar.* Ann. VII, 19., vgl. *Dionys. Halic.* A. R. XI, 63 sq. *Pompon.* fragm. 2. §. 17. D. I, 2. 5) *Liv.* IV, 9. init. *Festus* s. v. p. 73.: „*Censio*, aestimatio, unde *censores*. — *Censores* dicti, quod rem suam quisque tanti aestimare solitus sit, quantum illi *censuerint*.“ 6) *Cicer.* de Legg. III, 3. §. 7. 7) *Liv.* IV, 24. vgl. mit IX, 33. Die Absicht des Dictators dabei war Sicherstellung der Freiheit des Volks, so daß: — „*temporis modus imponeretur, quibus juris imponi non posset.*“ 8) So wenigstens Zonaras a. a. O. 9) Daher bei *Asconius Pedianus* in *Ciceron.* Divin. (p. 20. ed. Leyd.): — Censores *quinto quoque anno* creari solebant.

es einem Plebejer, dem Dictator Marcius Rutilus, seine Erhebung zum Censor durchzusetzen [10]), und bald darauf setzte es der Dictator Publilius Philo gleichfalls durch, daß, wie bei den Konsuln, so auch hier der eine der beiden Censoren stets aus den Plebejern erwählt werde [11]). Daher finden wir einmal späterhin i. J. R. 622 sogar beide Censoren plebejischer Herkunft [12]). Sonst erhob man zu dieser Würde gemeiniglich nur gewesene Konsuln: ein Umstand, der gewiß bei Würdigung dieser Behörde und ihrem Einflusse auf den römischen Stat nicht übersehen werden darf [13]). Wie die Censoren erwählt wurden, darüber fehlen uns bestimtere Nachrichten, nur scheint es nach einer Stelle des Cicero [14]), daß die Wahl der Censoren in den Centurien bestätigt worden; woraus Niebuhr [15]) sich zur Folgerung berechtigt glaubt, daß es die Tribus gewesen, welche die Censoren erwähleten [16]). Was die äußern Zeichen dieses Magistratus betrifft, so führten sie gleich den übrigen höheren Magistraten, den curulischen Stuhl (sella curulis) und in älterer Zeit wenigstens, purpurne Togen, wie Polybius angibt, während anderwärts ihnen die toga praetexta beigelegt wird [17]).

Der Geschäftskreis der Censoren beschränkte sich anfänglich, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, auf den Census, woraus sowol das sittenrichterliche Amt der Censoren (cura morum), so wie die Oberaufsicht über Zölle und öffentliche Bauten und deren Verpachtung (cura vectigalium ac locationum) nach und nach sich entwickelt haben [18]).

I. Also Hauptberuf der Censoren war die Fertigung des Census und Alles das, was daran sich knüpfte; ursprünglich seit Anordnung des Census durch Servius Tullius ein Element der königlichen, und dann der konsularischen Macht; d. h. die Verzeichnung des Senats, der Ritter und des Volks in die Tribus, die Aufnahme in die genanten Stände und die Ausschließung daraus. Jeder Bürger nämlich war verpflichtet, vor dem Censor seinen Stand, Wohnort, Familie, Vermögen an Grundstücken, Sklaven, Vieh u. dgl. eidlich anzugeben, um so in der bürgerlich-militärischen Eintheilung des gesamten Volks die ihm zukommende Stelle zu erhalten und sonach dessen Theilnahme an der Statsverwaltung, wie die dem State zu entrichtenden Leistungen zu bestimmen. Die persönliche Gegenwart des Abzuschätzenden scheint dabei erfoderlich gewesen zu seyn, so daß einzele Ausnahmen davon als Anomalien betrachtet werden müssen [19]). Die Angaben eines jeden Einzelen wurden in eigene, zu diesem Behuf angeordnete Register eingetragen, welche unter dem Namen tabulae censoriae auch tabulae publicae öfters bei den Alten erwähnt werden [20]). Die Absicht bei Anlage dieser Register war eine doppelte, einerseits zum Behuf der Conscription, indem in jenen Registern alle römischen Bürger, alle waffenfähige Mannschaft nach Zahl, Alter, Fähigkeit und Wohnort eingetragen war; andererseits zur Bestimmung für den ganzen Steuerfuß, welcher nach dem Vermögen eines jeden Einzelen, wie solches nach seiner Angabe in die Register eingetragen war, regulirt ward; ein Geschäft, wobei ein zahlreiches stehendes Personale von Unterbeamten (scribae [21]) den Censor unterstützte, die Rechnungsgeschäfte besorgte und so das, was wir das Büreau des Censors nennen würden, bildete. Alle steuerbaren Gegenstände waren nämlich in einer Taxe (formula [22]) zu Geldwerth angeschlagen, so daß aus der schriftlichen oder mündlichen Angabe die Schätzung des ganzen Vermögens eines Bürgers berechnet und demnächst seine jährlich zu entrichtende Steuer bestimt ward. Weil nun diese Steuer bis zu dem Licinischen Gesetze die einzige, bedeutende Einnahme der Republik war und noch lange nachher die sicherste Hilfsquelle blieb: so war die Verpflichtung, sich mit seinem steuerbaren Vermögen verzeichnen zu lassen, um so unerläßlicher, selbst für den Armen, der weder zu dienen, noch zu steuern hatte. Wer es versäumte, der ward mit samt seiner Habe verkauft und verlor Freiheit zugleich und Vermögen [23]).

Diese Register, in der bemerkten Weise gefertigt, wurden dann im Tempel der Nymphen niedergelegt [24]). Da es aber hiebei darauf ankam, so viel wie möglich,

---

10) *Livius* VII, 22. 11) *Livius* VIII, 12. 12) *Livius* Epitome LIX.: *Q. Pompejus* et *Q. Metellus*, tunc *primum uterque ex plebe facti* „*censores*, lustrum condiderunt."
13) Vgl. *Rovers* de Censorum auctoritate etc. p. 4. 36 sqq. coll. 112. und insbesondere *Beaufort* Republ. Rom. Tom. III. cap. 4. p. 63. 14) *Cicer.* in Rullum (Agrar. II.) 11 init.: Majores de omnibus magistratibus bis vos sententiam ferre voluerunt, nam *cum centuriata lex censoribus ferebatur*, cum curiata etc. Bei Livius XLIII, 14. heißt es: *Censoribus deinde creandis comitia edicta sunt.* Also ähnliche Art der Wahl, wie bei andern Magistraten, in den *comitiis centuriatis.* S. auch Wachsmuth's ältere Geschichte des röm. Stats S. 340. 385.
15) Röm. Gesch. II. p. 183. 16) Lib. VI. c. 53. p. 568. *Schweigh.*
17) So bei *Athenaeus* XIV. p. 660. C. vgl. Annotatt. Tom. VII. p. 669. 18) Bei Cicero ist folgende klassische Stelle über den Wirkungskreis der Censoren de Legg. III. 3. Censores populi aevitatis, sobolis, familias, pecuniasque censento: urbis templa, vias, aquas, aerarium, vectigalia tuento: populique partis in tribus distribuunto: exin pecunias, aevitatis, ordinis partiunto: equitum peditumque prolem describunto: caelibis esse prohibento: moris populi regunto: probrum in senatu ne relinquunto: bini sunto: magistratum quinquennium habento (reliqui magistatus annui sunto): eaque potestas semper esto. Die richtige Erklärung der einzelen Worte dieser Stelle, s. in Creuzers Ausgabe S. 382. und 383. In Ansehung des Inhalts, vgl. *Liv.* IV, 8. und *Dionys. Halic.* fragment. XX, 2. 3., welche Stelle zugleich zu interessanten Betrachtungen über abweichende Ansichten anderer Völker des Alterthums Veranlassung geben kann.

19) Vgl. z. B. *Liv.* XXIX, 37. Gellius führt (Noct. Att. V, 19.) aus der Rede, welche der Censor Publius Scipio an das Volk de moribus (über den Sittenverfall!) hielt, unter dem, was gegen die *instituta majorum* geschehe, auch folgende Worte des Censors an: „*absentes censeri jubere, ut ad censum nemini necesse sit venire.* 20) Über diese Register, deren Anordnung und Inhalt, s. Niebuhr röm. Gesch. II. S. 184 ff. 21) Darauf bezieht sich das *ministerium scribae* bei Livius IV, 8. Dieß sind auch die *servi publici*, ebendaselbst XLIII, 16.— S. überhaupt über diese *scribae* Hegewisch über die römischen Finanzen. S. 88 f. 22) So z. B. bei *Liv.* IV, 8. *formula censendi.* — Über den Census vergleiche auch *Carol. Sigon.* de antiq. jur. Civ. Romann. I, cap. 14. p. 167. (edit. Lips. et Hal. 1715.). 23) *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. IV, 15. fin. vgl. mit *Cicer.* pro Caecin. 24. *Ulpian.* fragm. XI, 11.: „maximam capitis minutionem esse, per quam civitas et libertas amittitur, ut, cum incensus aliquis venierit." 24) *Cicer.* pro Milon. cap. 27., vgl. pro Coel. 32.

Richtigkeit derselben zu erzielen und Gewißheit über das Vermögen eines jeden Einzelen zu erhalten, so daß kein steuerbares Eigenthum verschwiegen bliebe, bedurfte es außer der Angabe der Namen der einzelen Bürger noch eines andern Registers über die zu versteuernden Gegenstände (z. B. der Felder, Wiesen u. dgl.), ferner eines andern nach den Tribus (als Lokaleintheilung) oder nach den Gemarkungen, in denen das zu versteuernde Eigenthum lag — das Kataster — und endlich noch eines andern, nach den Tribus, als einer Volksabtheilung [25]). Gingen steuerbare Grundstücke durch Kauf oder auf irgend eine andere Weise an einen Nicht-Römer, z. B. an einen Latiner über, so mußten dieselben doch fortwährend versteuert werden und ihr Besitzer, wenn er gleich in die bürgerlichen Rechte des vorigen Besitzers nicht eintreten konte, wurde dadurch ein Halbbürger, ein aerarius, d. i. ein steuerpflichtiger Bürger, ohne weitere politischen Rechte und deren Ausübung. Darum darf es uns aber auch nicht befremden, daß römische Bürger in Provinzialstädten, wo sie weder Bürger noch Beisassen waren, Vermögensteuer von Grundstücken zahlten [26]).

Die Wichtigkeit dieser Verzeichnisse und der mit ihrer Fertigung und Anordnung beauftragten Oberbehörde — der Censur — erhellet hieraus von selbst. Sehr irren würde man aber, wenn man glauben wollte, die Censoren seien es gewesen, welche eigentlich Senatores, Equites u. s. w. geschaffen, kurz jedem seinen Stand und seine Stellung in der römischen respublica angewiesen. Dieß hing von der Geburt ab, welche die Standesrechte verlieh, die also der Censor nicht ändern konte; aber ob jeder seine Geburtsrechte persönlich ausüben dürfe, das entschied der Censor [27]). Er konte die Ausübung der durch die Geburt ertheilten persönlichen Standesrechte verhindern, er konte in die Tribus, in den Ritterstand und in den Senat Würdige einschreiben und Unwürdige ausschließen [28]). Dem zu Folge konte er Einzelen, z. B. Freigelassenen oder auch ganzen Städten oder Landschaften das plebejische Bürgerrecht ertheilen und zu ihrer Aufnahme neue Tribus anordnen, ohne daß es hiezu eines besonderen Gesetzes bedurft hätte. In dem letzteren Falle, wenn eine ganze Gemeinde das Bürgerrecht erhielt, war es natürlich, daß die Ritter des Municipiums von den Censoren in die plebejischen Rittercenturien aufgenommen wurden; wobei man freilich nicht an den Ritterstand, als einen Geldadel (was er später geworden ist), sondern als einen Geburtsadel, mit welchem gewisse politische Rechte verbunden waren, denken darf; indem ja sonst die Ertheilung der Ritterwürde nichts weiter gewesen wäre, als eine Eintragung nach dem Vermögen in jenen Registern am gehörigen Orte [29]). Auf gleiche Weise hatten sie vollkommene Freiheit, würdige Ritter in den Senat zu berufen (legere), wie wir solches zum öfteren bei Livius lesen; wobei es früherhin noch keine Schande brachte, übergangen zu seyn [30]). Aber andrerseits stieß ihre Rüge (nota censoria) den Senator aus dem Senat, den Ritter aus dem Ritterstand und den Plebejer aus seiner Tribus, d. h. sie entzog ihm die Ausübung der mit der Geburt ihm gewordenen Standesrechte. Der Plebejer fiel aus seiner Tribus unter die Aerarier, oder wenigstens aus den ländlichen Tribus in die städtischen, wenn anders dieser Unterschied, der vor des Quintus Fabius Censur sicher nicht existirte, überhaupt angenommen werden darf (vgl. weiter unten). Durch diese Notation des Censor ward dem Bestraften das Stimmrecht entzogen; denn unter die Aerarier gesetzt oder unter die Register der Cäriten eingeschrieben zu werden, war gleichbedeutend mit der Herabwürdigung zu einem steuerpflichtigen Bürger ohne politische Rechte, deren Ausübung nur in einer Tribus möglich war [31]). Hievon weiter unten noch ein Näheres.

Diese Abschätzung und die daraus hervorgehende Anordnung der gesamten Bürgerschaft war an eine Feierlichkeit geknüpft, die alle 5 Jahre wieder kehrte und dadurch selbst von chronologischer Bedeutung geworden ist, das sogenante lustrum. Die ganze Bürgerschaft erschien nach ihren einzelen Abtheilungen, in voller Rüstung versammelt auf dem Marsfeld vor dem Censor; ein religiöser Akt beschloß die feierliche Musterung; es brachte der eine der Censoren ein Sühnopfer, bestehend aus Stier, Widder und Eber (Suovetaurilia, Solitaurilia), welches um das ganze Volk herumgetragen wurde, seine reinigende Kraft zu bewähren [32]). Dieses Reinigungsopfer ist es eigentlich, was lustrum genant wird, womit man aber auch wegen der 5jährigen Wiederkehr desselben, überhaupt eine 5jährige Dauer bezeichnete [33]); daher auch der Ausdruck lustrum condere [34]) im Unterschiede von censum agere [35]), zumal da nicht immer Beides verbunden vorkomt, sondern bisweilen das erstere unterblieb; was wiederum Veranlassung gegeben zu dem Ausdruck sub lustrum censeri [36]). Was die oben bemerkte chronologische Bedeutung der lustra betrifft, so entspricht die Folge der Censoren keineswegs genau der Zahl der chronologischen lustra, indem bei den unruhigen Zeiten der Republik die Wahl der Censoren bisweilen ausgesetzt war, oder eingetretene Unglücksfälle die Censoren verhinderten, ein lustrum zu halten [37]).

In den Provinzen Roms fand zwar kein eigentlicher Census Statt und konte nicht Statt finden, doch komt etwas Ähnliches unter dem Namen professio censualis oder ἀπογραφή vor (z. B. Evangel. Luk. II, 2.). Diese Abschätzung wurde anfänglich geführt durch die Equites, die dann, wie in Rom die Censoren, zu diesem Zweck viele

25) Niebuhr II. S. 185. Vgl. Ulpian zu dem Titel der Pandekten de censibus. L. 4. D. L, 15. 26) Niebuhr II. S. 185. 186. und daselbst *Cicero* pro Flacco 32. 27) Niebuhr II. S. 178. 179. 28) *Zonaras* Annall. VII, 19. 29) Niebuhr II. S. 181. 182. 30) S. *Festus* s. v. *Praeteriti senatores* p. 368. *Dacier.*

31) Niebuhr I. S. 386. 387., vgl. II, 180. und die Stellen bei Creuzers Abriß d. römisch. Antiquit. §. 106. 32) *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. IV, 22. *Cic.* de Divin. I, 45. *Livius* I, 44. VIII, 10. *Varro* de Re Rust. II, 4. *Festus* s. v. *Solitaurilia* p. 514. *Dac.* 33) *Varro* de L. L. V, 2. *Festus* s. v. p. 209. denn lustrare ist eben so viel als *purgare*, *expiare*, reinigen, sühnen, s. *Servius* zu *Virgil.* Aeneid. III, 279. Eclog. V. 75., vgl. *Liv.* XL, 13. 34) Vgl. Drakenborch zu *Liv.* I, 44 35) Z. B. *Liv.* IV, 8. XL, 46. Auch *censum censere* ibid. XLIII, 14. *Agri censui censendo*, s. *Festus* s. v. p. 73. *Cic.* pro Flacc. 32. 36) *Cic.* ad Attic. I, 18. 37) Niebuhr II, S. 184. und daselbst *Livius* X, 47. III, 22.

scribae u. dgl. — ihr Büreau — unterhielten. Andere Schriftsteller nennen die mit diesem Geschäft beauftragten Behörden Censitores, deren Amt, wie es scheint, in den letzteren Zeiten nicht sonderlich geachtet war. Indeß nach der Constitution des Antonius Caracalla scheint der bisherige Unterschied zwischen dem eigentlichen Census und der professio censualis nach und nach gänzlich in Abnahme gekommen zu seyn [38]).

II. Aus dem bisher entwickelten Hauptberuf der Censoren, dem Census, in sofern darin die Aufsicht über alle römischen Stände, und die Befugniß, jedem die Ausübung seiner angebornen Standesrechte zu verstatten oder zu entziehen, liegt, entspringt ein weiteres Geschäft der Censoren, die Aufsicht, welche sie über die Sitten eines jeden römischen Bürgers ausübten. Denn die Sittlichkeit eines jeden Bürgers, sein Festhalten an dem, was die Sitte der Vorfahren eingeführt, war das beste Mittel, die bestehende Ordnung unter den einzelen Ständen und Bürgern im Stat, wie solche durch den Census bestimt war, zu erhalten. Daher darf es uns gewiß nicht befremden, wenn wir sehen, daß der Censor, dem die Aufsicht über die bestehende bürgerlich-militärische Eintheilung des gesamten Volks anvertraut war, auch die Mittel in Händen hatte, diese Anordnung, von der das Heil des States abhing, zu erhalten, worunter dieß sittenrichterliche Amt gewiß keins der geringsten war [39]). Hierin liegt aber schon zugleich eine nähere Andeutung, in wie weit und auf welche Gegenstände dieß sittenrichterliche Amt des Censor sich erstreckt, so wie sich auch hieraus das Verhältniß des Censor zu den Statsgesetzen, und zu dem bürgerlichen Leben eines jeden Einzelen näher bestimmen läßt. Alles nämlich, was nicht ausdrücklich in den Gesetzen verpönt war, also kein eigentliches Strafverfahren nach sich zog, was aber doch als eine moralisch unerlaubte Handlung betrachtet und abweichend von dem, was die einfache Sitte der Vorfahren (mos majorum) sanctionirt hatte, nachtheiligen Einfluß auf Gesinnung und Handlung des römischen Bürgers und die dadurch bedingte Stellung im Stat, somit also auch auf den Stat selber hervorbringen mußte, war Gegenstand censorischer Rüge. In sofern sagt Niebuhr [40]) ganz richtig: „die Notationen der Censoren trafen Übertretungen der Pflichten gegen Stat und Stand.“ Bezeichnend für den politischen Geist dieses Instituts ist der Umstand, daß nie Weiber von den Censoren bestraft worden sind [41]), indem solches den Männern überlassen blieb, während doch sonst beide auf gleiche Weise der infamia unterworfen waren [42]). Übrigens sprechen sich die römischen Schriftsteller über dieß sittenrichterliche Amt der Censoren vielfach aus und legen darauf ein großes Gewicht. So sagt Livius von der Censur: morum disciplinaeque regimen, — decoris dedecorisque discrimen (IV, 8.) und spricht sonst zum öfteren von dem regere mores als Geschäft der Censoren [43]). Cicero nent die Censur: vetus magistra pudoris et modestiae [44]). Nicht anders, ja noch bestimter drücken sich griechische Schriftsteller über diesen Zweig der censorischen Macht aus. So sagt z. B. Fabricius bei Dionysius von Halikarnaß: „die Censoren sind angewiesen, das Leben aller Römer zu prüfen und die, welche die väterlichen Sitten verlassen, zu bestrafen“ [45]).

Nach dieser allgemeinen Vorbemerkung versuchen wir die einzelen Fälle, so weit solches möglich ist, anzugeben, welche der Rüge des Censors insbesondre unterworfen waren. Hiebei hatte der Censor durchaus nicht das Verfahren zu beobachten, welches sonst bei jedem andern Vergehen vor Gericht beobachtet wurde; an ein solch' streng gerichtliches Verfahren war er durchaus nicht bei Auflegen der Strafe gebunden, so wenig wie an bestimte Gesetze, oder an das Abwarten einer Anklage; Alles war seinem Gewissen überlassen [46]). Ob aber die Censoren über die von ihnen zu bestrafenden Vergehen, etwa bei Antritt ihres Amtes, eigene Edikte oder Gesetze gegeben, darüber sprechen sich wenigstens die Alten nicht so bestimt aus, und lassen sich dieselben eher auf specielle von den Censoren ausgehende Polizeigesetze beziehen [47]), als daß man annehmen könte, sie hätten ein Verzeichniß aller der strafbaren, von dem Censor zu rügenden Handlungen enthalten.

Wir haben bereits bemerkt, daß es bei diesem Geschäft der Censoren hauptsächlich auf Erhaltung der bestehenden Sitten und der eingeführten Ordnung, — der mos majorum — abgesehen war. Daraus erklären wir z. B. die Strafen, welche die Censoren über den freisinnigen Dictator Mamercus verhängten, als er die Herabsetzung der Censur von einer 5jährigen Dauer auf eine anderthalbjährige in Antrag gebracht und durchgesetzt hatte [48]). Diese Handlung war zwar keineswegs den Gesetzen des Stats zuwider, somit juridisch nicht strafbar, aber sie konte in dem Geiste dessen, der sie verübt, als Neuerungssucht und Stolz, somit moralisch-strafbar erscheinen. Eben so, wenn sie den Duronius straften,

38) Die einzelen Belege für das Gesagte, s. bei *Heinecc.* Syntagm. Antiqq. Romm. Append. Lib. I. §. 53. 39) Aus der hier dargelegten Ansicht geht zur Genüge hervor, daß, so schwer es auch seyn möchte, bestimt den Ursprung dieser sittenrichterlichen Gewalt der Censoren nach Jahr und Tag zu bestimmen, darum doch keineswegs — „diese disciplina morum als ein uraltes Institut zu betrachten ist, welches mit religiösen Ansichten und Einrichtungen zusammenhängt und dessen wahrer Ursprung in eine Zeit fällt, in welche die Quellen der römischen Geschichte nicht hinaufreichen“!? (Jarke's Versuch e. Darstell. des censor. Strafamtes der Römer. (Bonn 1824.) S. 9.). Auch widerspricht der klare Sinn der oben berührten Stelle des Livius IV, 8., wenn man dieselbe nicht verdrehen will. 40) Röm. Gesch. II. S. 179. 41) Vgl. *Cicer.* de republic. IV, 6. p. 282. ed. Stuttgrd. *Gell.* Noctt. Att. X, 23. und daselbst aus der Rede des Cato die Worte: *„vir — mulieri judex pro censore est.“*

42) S. *Burchardi* Dissertat. de infamia p. 65. Über den Unterschied der *ignominia* als Folge censorischer Rüge, von der *infamia*, s. weiter unten. 43) Z. B. *Livius* XXIV, 8. XL. 46. XLII, 3. *Cic.* de Legg. III, 3. *Sueton.* August. 27. 44) Orat. in Pison. cap. 4. 45) Excerpt. Vol. IV. p. 2358. *Reisk.* (XVIII, 19.) vgl. *ibid.* XX, 3. XI, 63. *Plutarch.* Cat. maj. 16. Paul. Aemil. 38. *Suidas* T. II. p. 308. 46) S. Jarke a. a. O. S. 102 ff. 118 ff. 47) So Jarke S. 113. und daselbst Note 95., s. auch *Boxman.* de Legg. sumtuarr. Romann. p. 33. coll. p. 43. 44. Von den *leges Censoriae* oder dem *edictum Censorium* in Bezug auf die Verpachtung der Zölle und Bauten, s. weiter unten ein Näheres. 48) *Livius* IV, 24., vgl. mit Jarke S. 22 ff.

weil er als Volkstribun ein Gesetz der Censoren, welches den übermäßigen Aufwand bei Gastmahlen beschränkte, aufgehoben [49]), zum Nachtheil der Sittlichkeit und der bestehenden Ordnung. Ferner gehört hieher die Rüge Alles dessen, was dem strengen Römer unanständig und unschicklich erscheinen konte (decoris dedecorisque discrimen schreibt Livius IV, 8. den Censoren zu). So bestrafte der ältere Cato den Mamilius, einen angesehenen Senator, weil er im Angesichte seiner Tochter sein Weib geküßt [50]). Aber vor Allem achtete der Censor auf Heilighaltung des Eides und bestrafte den Meineid [51]), wofür eben kein bestimtes Gesetz vorhanden war, indem man Meineid weniger im gewöhnlichen juridischen Sinne für ein Verbrechen, als vielmehr im moralischen Sinne betrachtete. Diese Strenge, womit die Censoren den Meineidigen bestraften, traf selbst die, welche listiger Weise den gegebenen Eidschwur zu umgehen versucht hatten [52]). Auch rügte der Censor Verletzung der den Obrigkeiten gebührenden Ehrfurcht und Achtung [53]), weil solches als Beweis schlechter Gesinnung und Mangel an Achtung gegen den Stat und die angeordnete Statsbehörde betrachtet ward. Daß unmenschliche, harte Behandlung der Angehörigen, insbesondere der Sklaven, vom Censor geahndet worden, läßt sich zwar aus allgemeinen Gründen wahrscheinlich machen, aber nicht mit Stellen der Alten erweisen [54]). In dieser Hinsicht aber mußte dem Censor besonders die Erhaltung des bestehenden Familienverbandes, die Heilighaltung der Ehe, die Aufrechthaltung des Hauswesens, der häuslichen Zucht und Ordnung angelegen seyn, und eine Rüge überall eintreten, wo übermäßiger Aufwand, Luxus und Schwelgerei, Zerrüttung und Auflösung demselben zu drohen schien. Daß sie über die Bewahrung des ehelichen Verhältnisses [55]), das in älterer Zeit als eine religiöse Weihe betrachtet ward, strenge gewacht, zeigen manche Beispiele. Sie sahen wohl ein, wie in der Heiligkeit der Ehe Ordnung des Hauswesens und wahre Sittlichkeit allein begründet sei. Daher rügten sie selbst Ehelosigkeit [56]), belohnten dagegen die, welche eine Ehe eingegangen und Kinder erzeugt hatten [57]). Schlechte Bewirthschaftung der Felder [58]), Vernachlässigung des Hauswesens, Mangel an Arbeitsamkeit, Fleiß und Thätigkeit, übermäßiges Schuldenmachen, war eben so Gegenstand censorischer Rüge. In dieser Hinsicht mußten besonders die Censoren, als Rom durch die Kriege mächtiger und reicher, als es ferner mit Griechenland und Asien bekant geworden, ihr Augenmerk darauf richten, dem von dort her eindringenden Luxus in Kleidung, kostbarer Einrichtung, Gastmahlen [59]) zu steuern, und die alte Sitteneinfachheit, die das Glück und die Wohlfahrt des States begründet, zu erhalten. Ein merkwürdiges Beispiel davon gibt die Bestrafung des Cornelius Rufinus, um das Ende des 5. Jahrh. von Erbauung der Stadt [60]). Obgleich er zwei Mal Konsul und ein Mal sogar Dictator gewesen, ward er dennoch aus dem Senat gestoßen, weil er eine silberne, 10 Pfund schwere Vase gekauft und dadurch dem Volke ein böses Beispiel gegeben hatte. Allein selbst die Strenge eines Cato und Anderer vermochte kaum dem mit Gewalt aus jenen Gegenden in Rom einbrechenden Luxus Einhalt zu thun, bald waren eigene Edikte und Gesetze erfoderlich, welche selbst bis ins geringste Detail sich verbreiteten, deren Handhabung aber vorzugsweise den Censoren oblag. Es sind dieß die bekanten leges sumtuariae [61]), von denen wir hier einige in der Kürze andeuten wollen. Z. B. die lex Orchia, welche die Zahl der Gäste bei einem Gastmahl bestimte, und übertriebener Zahl steuerte; die lex Licinia (665. a. u. c.), wodurch die Summe bestimt war, welche auf ein Gastmahl verwendet werden durfte; die lex Aemilia, welche die Zahl und Arten der Speisen, welche erlaubt waren, bestimte, die lex Antia, welche den Magistraten alle und jede Theilnahme an einem solchen Gastmahl oder den Besuch desselben untersagte. Ja wir finden selbst eigene Verbote der Censoren gegen den Genuß gewisser Speisen, z. B. gewisser Theile des Schweins, gewisser Vögel u. dgl. [62]); ingleichen das Verbot gegen den Verkauf ausländischer Salben, in sofern letztere als ein Verweichlichungsmittel angesehen wurden. Auch untersagten sie Sophisten, Philosophen und Rhetoren, die durch spitzfündige Rede die Gemüther der Jugend verführten, den Aufenthalt in der Stadt, als eine Neuerung, die den bestehenden Sitten und der bestehenden Einrichtung zuwider sei [63]). Endlich in Absicht auf den Kriegsdienst erstreckte sich die Rüge der Censoren über Alle, die aus Feigheit sich dem Kriegsdienst zu entziehen gesucht [64]), oder selbst eine gewisse Nachlässigkeit im Dienste bewiesen hatten [65]).

Dieß sind die einzelnen Gegenstände censorischer Rüge, so weit sie sich aus Stellen der Alten nachweisen lassen.

---

49) *Valer. Maxim.* II, 9. §. 5., vgl. mit Jarke S. 25. 50) *Plutarch.* Cat. maj. 17. fin. 51) S. die darauf sich beziehenden Stellen bei Jarke S. 20 ff. *Nulla de re*, sagt Cicero de Offic. III, 11. *diligentius, quam de jurejurando judicabant* (sc. censores). 52) Z. B. die von Hannibal gefangenen und von ihm der Unterhandlungen wegen nach Rom gesandten Römer unter der eidlichen Verpflichtung, zurückzukehren, wenn sie den Zweck ihrer Sendung nicht erreichen könten. *Livius* XXIV, 18. *Gell.* N. Att. VII, 18. *Cicer.* de Offic. I, 13. III, 32. Ein anderer Fall bei *Valer. Maxim.* IV, 1. §. 10. 53) *Gellius* N. A. IV, 20. mit Jarke S. 25. 26. 54) Vgl. Jarke S. 26—30. 55) Vgl. Jarke S. 31. und daselbst *Valer. Maxim.* II, c. 9. §. 2. 56) Jarke S. 32 ff. und daselbst *Valer. Maxim.* II, 9. §. 1. *Gell.* N. Att. I, 6. 57) Eine Andeutung bei *Gellius* N. Att. V, 18. 58) *Plinius* H. N. XVIII, 3.; *agrum male colere, censorium probrum* judicabatur. *Gell.* N. Att. IV, 12. Vgl. *Plinius* l. l. c. 6. Daher weder Handel noch Handwerk dem Römer zu treiben erlaubt war, *Dionys.* IX, 25.

59) *Livius* XXXIX, 6. 60) *Valer. Maxim.* II, 9. §. 4. *Gell.* N. Att. IV, 8. *Dionys. Halicarn.* Antiqq. Romm. XX, 1. p. 155. ed. Mediolanens. 61) *Platner.* Exercitt. II. de *Legibus sumtuariis* Romm. Lips. 1752. *Abrah. Boxman.* Dissertat. antiquario-juridica de *Legibus* Romanorum *sumtuariis.* Lugdun. Batav. 1816. Meine Bemerkungen in Creuzers Abriß der röm. Antiquitt. §. 283. S. 347 ff. 62) *Plinius* H. N. VIII, 77. 78. 82. 63) Das Edikt bei *Suetonius* de claris Rhetoribb. c. 1. und darin die bezeichnenden Worte: „Majores nostri, quae liberos suos discere, et quos in ludos itare vellent, instituerunt. *Haec nova, quae praeter consuetudinem ac morem majorum fiunt, neque placent, neque recta videntur.* 64) Z. B. *Livius* XXVII, 11. 65) *Gell.* N. Att. IV, 12. *Liv.* XXVII, 11. XXIX, 37. XXXIV, 44. und andere Stellen bei Jarke S. 43. Note 73.

Wir fügen noch Einiges hinzu über die Natur der vom Censor verhängten Strafen, und deren Dauer, so wie über das vom Censor dabei beobachtete Verfahren. Die römischen Schriftsteller bezeichnen den Charakter einer jeden censorischen Strafe als eine Herabsetzung des Bestraften in der äußeren Achtung seiner Mitbürger und benennen dieß mit dem Worte ignominia [66]). Ignominia war die Folge einer jeden censorischen Strafe für den Gezüchtigten, und was damit verbunden war, eine Ausschließung von gewissen bürgerlichen, durch die Geburt ertheilten Rechte, deren Ausübung nicht mit jener ignominia bestehn konte; in welcher Hinsicht wiederum die Censur als ein politisches Institut, welches die Erhaltung des Stats und der bestehenden Ordnung bezweckte, sich kund gibt. Wenn also ignominia der eigentliche Ausdruck ist, womit die Folge einer censorischen Rüge bezeichnet wird, so ist hinwiederum der eigentliche Ausdruck für die censorische Rüge selber nota oder notatio Censoria [67]), womit alle und jede censorischen Strafmittel bezeichnet werden. Den Grund zu einer solchen Rüge anzugeben, mochte dem Censor bei einem Plebejer erlassen worden seyn, wenn er gleich in dem Register bemerkt gewesen [68]), zur speciellen Notiz des Censors, und selbst bei den Senatoren oder Rittern mochte der Grund ihrer Ausstoßung nicht angegeben worden seyn, wenn es gleich später in einem eigenen Vortrage darüber verlangt worden zu seyn scheint [69]). Blicken wir aber nun auf die Strafen selber, so waren sie, mit Bezug auf die drei Stände des römischen Volkes dreifacher Art:

Zuvörderst bei dem Senator ein Ausstoßen aus dem Senat, welches durch stillschweigendes Übergehen bei der feierlichen Ablesung des Verzeichnisses der Senatoren durch den Censor geschah. Beispiele davon sind in der römischen Geschichte nicht selten [70]). Die Sitte, wonach der Censor hiebei die Gründe angab, mag, wie bemerkt, späteren Ursprungs seyn. Mit der Ausstoßung aus dem Senat verlor der Ausgestoßene nicht bloß die Ausübung der ihm als Senator zustehenden bürgerlichen Rechte in der Theilnahme an der Regirung des Stats und allen öffentlichen Angelegenheiten, sondern auch alle die Ehrenrechte, welche diesen Stand von den übrigen unterschieden, z. B. Ehrensitz im Theater u. dgl. [71]). — Umstände, die jene Strafe um so fühlbarer machen mußten, übrigens aus dem Charakter aller censorischen Strafe, der oben erörterten ignominia, hervorgehen.

Zweitens bei dem Ritterstande finden wir auf gleiche Weise die Ausstoßung aus demselben, ebenfalls vorgenommen bei dem feierlichen Census, und bezeichnet durch die Wegnahme des equus publicus [72]), d. i. des Rosses, welches der Ritter vom State zum Behuf des Dienstes erhalten hatte. Daß mit dem Verlust des Rosses der Ritter nicht bloß des Rechtes im Kriege zu Pferde zu dienen, sondern auch aller Theilnahme an den bürgerlichen Angelegenheiten, so weit sie seinem Stande zukam, verlustig war, bedarf wol keiner besondern Erinnerung. Wenn nun gleich in den älteren Zeiten dieß Wegnehmen des vom State verliehenen Rosses gewiß ganz wörtlich zu nehmen ist und hiemit der Ritter aus dem Ritterstande ausgestoßen war, so mag späterhin, als die Ritter kein eigentlicher Geburtsadel mehr waren, sondern ein bloßer Geldadel geworden, als sie namentlich angefangen mit eigenen Pferden zu dienen [73]), die Wegnahme des Rosses eine bloß aus den älteren Zeiten herrührende symbolische Bezeichnung für die Ausstoßung aus dem Ritterstande geworden seyn [74]). Wie bei dem Senator, so war auch bei dem ausgestoßenen Ritter mit dem Verlust der reellen Standesvorrechte auch der Verlust der äußern, diesen Stand unterscheidenden Zeichen verbunden. Wie der Senator, mochte auch der Ritter seinen Ehrenplatz im Theater verlieren, ingleichen das Recht, den goldenen Ring und andere äußerliche Abzeichen ritterlicher Würde zu tragen.

Endlich Drittens bei den Plebejern komt als Strafe des Censors insbesondere vor das Ausstoßen aus der Tribus (tribu movere), was aber auch selbst in Verbindung mit Ausstoßen aus dem Senate vorkomt [75]), und das Einschreiben in die Tafeln der Cäriten (referre in tabulas Caeritum) oder das Versetzen unter die Ärarier. Was das Ausstoßen aus der Tribus betrifft, so ist es bekant, daß die ländlichen Tribus in Ansehung ihres Einflusses, ihrer Bedeutung und überhaupt ihrer äußeren Achtung, vor den städtischen bei weitem den Vorzug hatten, daß somit das Ausstoßen aus einer ländlichen Tribus in eine städtische allerdings als Strafe, als Herabsetzung in der äußeren Achtung seiner Mitbürger (ignominia s. oben) betrachtet werden konte, wie solches Plinius aufs bestimteste ausspricht [76]). Wenn daher Neuere [77]) die Ansicht geltend machen wollen, daß eine Versetzung in die städtischen Tribus aus den ländlichen als eine eigentlich censorische Strafart nicht vorkomme, daß darauf der Ausdruck tribu movere oder removere nicht bezogen werden dürfe, indem derselbe nicht eine Versetzung aus einer höheren Tribus in eine niedere, sondern überhaupt ein Ausstoßen aus den Tribus bezeichne: so mag diese Ansicht vielleicht auf die früheren Zeiten der römischen Republik passen, wo jener Unterschied zwischen städtischen und ländlichen Tribus sich noch nicht gebildet, sondern beide gleich rein waren; aber auf die spätern

---

66) *Cicer.* de Republic. IV, 6. p. 282. Stuttgrd. „Censoris judicium nihil fere damnato nisi *ruborem* adfert. Itaque ut omnis ea judicatio versatur tantummodo in nomine, animadversio illa *ignominia* dicta est. Vgl. damit die Auseinandersetzung bei Jarke S. 54 ff. Über das Verhältniß dieser *ignominia* zur *infamia* und den gegenseitigen Unterschied, s. *Burchardi* Dissert. de infamia (Kiel. 1819.) und hienach Jarke S. 96 ff. 67) Jarke S. 58. 68) *Gellius* N. Att. IV, 20. 69) *Livius* XXXIX, 42. und daselbst Drakenborch. Vgl. *Plutarch*. Flamin. cap. 19. 70) S. z. B. die von Jarke S. 59 f., aus Livius angeführten, z. B. *Liv.* XXXIV, 44. XXXVIII, 27. etc. 71) *Plut.* Cat. maj. 17., vgl. *Flamin.* cap. 19. fin.

72) *Equum adimere* oder *equum vendere jubere;* s. die Beweisstellen aus Livius bei Jarke S. 66 f. 73) Nach *Livius* V, 7. 74) S. Jarke S. 69 f. 75) Auch beim Ausstoßen aus dem Ritterstande komt dieß in gleicher Weise vor; z. B. bei *Livius* IV, 24. XXIV, 8. 43. XLII, 10. XLV, 15. 76) Hist. Nat. XVIII. 3.: „Rusticae tribus laudatissimae eorum, qui rura haberent, urbanae vero, *in quas transferri ignominiae esset*, desidiae probro." 77) So Jarke S. 74 ff., vgl. mit Niebuhr röm. Gesch. I. S. 387.

Zeiten, wo dieser Unterschied anerkanter Maßen so bestimt und entschieden hervortritt, läßt sich diese Ansicht nicht anwenden, zumal in Widerspruch mit dem ausdrücklichen Zeugnisse des Plinius. Nimt man nun den Ausdruck tribu movere in dem bemerkten Sinne jener Neueren, so daß damit nicht sowol jene Versetzung in eine niedere Tribus, sondern überhaupt ein Ausstoßen aus allen Tribus bezeichnet werde, was dann nicht zwar Verlust des Bürgerrechts, aber doch aller politischen Rechte desselben, deren Ausübung nur in einer Tribus möglich war, herbeiführte: so ist der Ausdruck tribu movere seinem Inhalte nach gleichbedeutend mit den beiden andern, von uns oben angeführten, nämlich mit dem Ausdruck: Jemanden zum Ärarier machen, oder: Jemanden in das Verzeichniß der cäritischen Bürger eintragen; welches Letztere dann nur eine mildernde, beschönigende Ausdrucksart für das allzu harte tribu movere — aus der Tribus ausstoßen, wäre[78]). Denn der cäritische Bürger hat zwar das römische Bürgerrecht, er verbindet aber damit nicht die Ausübung aller der Rechte eines Bürgers, welche an die Theilnahme an eine Tribus geknüpft sind, insbesondere das Recht zu stimmen; das Recht Ehrenämter zu bekleiden[79]). Eben so derjenige, welcher der Klasse der Ärarier zugetheilt wird.[80]). Er fällt aus der Tribus, und wird damit der Ausübung der eben bezeichneten bürgerlichen Rechte, die an eine Tribus geknüpft sind, verlustig, er wird daher auch nicht zum Kriegsdienste zugelassen, er bezahlt bloß seine Kopfsteuer. Das Verzeichniß aller derjenigen, welche auf diese Weise vom Censor unter die Klasse der Ärarier versetzt worden waren, ward stets nach geendigtem lustrum vom Censor im Ärarium niedergelegt[81]).

Die von den Censoren verhängten Strafen scheinen nicht über fünf Jahre gedauert zu haben und entweder durch eine förmliche Aufhebung von Seiten der neuen Censoren bei wiederkehrendem Lustrum oder durch eine Art von usus von selber aufgehört zu haben[82]). Ob aber die Strafe nach Verlauf eines Lustrum von Rechtswegen aufgehört, ist eine andere Frage, die man wol bejahend zu beantworten gesucht hat[83]), die sich aber schwerlich durch bestimte Zeugnisse der Alten oder wenigstens durch die dafür aufgebotenen Stellen der Alten wird erweisen lassen.

III. Wir kommen nun auf den dritten Hauptbestandtheil der censorischen Gewalt, auf die Oberaufsicht über das gesamte Zollwesen, über die Verpachtung der Zölle, und die Versteigerung neu anzulegender oder auszubessernder öffentlichen Bauten[84]). Da die Censoren ursprünglich die Aufsicht über den Census, die Schätzung des Vermögens eines jeden Einzelen, und die danach an den Stat zu entrichtende Steuer — die einzige Einnahme des Stats in älteren Zeiten — ausübten, so kann es nicht befremden, wenn sie später auch diese Aufsicht über die Zölle, als der Hauptrevenüe des römischen Stats in späteren Zeiten, übertragen bekamen und auf diese Weise zugleich als eine finanzielle Behörde erscheinen. Nur war aber das ganze römische Finanzsystem in Absicht auf die Erhebung der Zölle u. dgl. bekantlich nichts weiter als ein großes Verpachtungssystem, und somit wird man es natürlich finden, wenn den Censoren die Verpachtung dieser Zölle übertragen war. Sie hatten keineswegs das Recht, die Zölle selber und deren Erhebung zu bestimmen[85]); denn dieß war ein Recht des Senats, als oberster Verwaltungsbehörde, welcher sie wol Vorschläge, Entwürfe u. dgl. in dieser Hinsicht vorlegen konten, um dann nach erhaltener Genehmigung von Seiten des Senats, dieselben zur Ausführung zu bringen; die Versteigerung oder Verpachtung dieser Zölle, die Einnahme des so gewonnenen Geldes und dessen Niederlegung in die Statskasse war das Geschäft der Censoren. Sie machten die vorzunehmende Versteigerung dem Volke durch einen öffentlichen Anschlag bekant, welcher den Gegenstand, der verpachtet werden, die Bedingungen und den Tag, an welchem dieß geschehen solle, enthielt. Darauf beziehen sich wol hauptsächlich die leges oder tabulae censoriae[86]). Alsdann ward die Versteigerung öffentlich[87]) vorgenommen, wobei in ähnlicher Weise, wie bei allen öffentlichen Versteigerungen ein Speer ausgesteckt war[88]). Die Zeit der Versteigerung fiel nach alter Sitte in den März, als Jahresanfang[89]), die Verpachtung selber aber geschah nur auf fünf Jahre, soweit ein lustrum reichte[90]). Als Pächter sind in der römischen Geschichte hauptsächlich bekant die sogenanten publicani[91]). So gering wol anfänglich, zumal in früheren Zeiten, wo die nach dem Census erhobene Steuer einzige Statseinnahme bildete, und fest in Geld bestimt, keiner Verpachtung unterworfen war, sondern durch die Quästoren beigetrieben wurde, diese Zölle und somit auch deren Verpachtung gewesen: so bedeutend wurden sie in der Folge, als die römische Herrschaft über alle drei Theile der alten Welt sich ausgebreitet hatte, und so kam nach und nach in die Hände der Censoren die Verpachtung der Kornabgaben, des Kopfgeldes, der Fluß-, Meer-, Hafen- und Landzölle, der Bergwerke, Salinen, Accise u. s. w, in allen Provinzen des römischen Reichs über den ganzen Erdkreis hin. Natürlich bedurften sie auch bei diesem Geschäft einer zahlreichen Klasse von Unterbeamten, namentlich in den Provinzen, so wie wir solches auch oben bei der

78) Jarke S. 80 f. und in der Note. Hullmann Statsrecht des Alterthums S. 240. 79) S. Niebuhr I. S. 387. Jarke S. 81 ff. *Gellius* N. Att. XVI, 13. 80) S. die Zeugnisse des Livius und Anderer bei Jarke S. 87 ff. 81) *Livius* XXIX, 37. 82) *Asconius* in *Ciceron.* Divinat. p. 20. ed. Lugdun. sagt: „eorum (censorum) *notam successores plerumque solvebant.*" 83) So *Burchardi* de infamia Dissert. p. 42., s. dagegen Niebuhr II. S. 180. und Jarke S. 93. 84) Was oben bei *Cic.* de Legg. III, 3. angedeutet war mit den Worten: „urbis templa, vias, aquas, aerarium, vectigalia tuento."

85) So Burmann de Vectigall. cap. VII. p. 94. 97. und Hegewisch über die römischen Finanzen S. 86. 87. 86) Vgl. das eben Bemerkte, und, was vorliegenden Fall betrift, insbesondere *Gellius* Noctt. Att. XV, 11. Gundlingiana XVI. Observ. I. §. 16. p. 61 sq. *Bach* Historia jurisprudentiae Roman. II. c. 2. sect. 3. §. 15. p. 224. 87) *In conspectu populi* heißt es bei *Cicero* Agrar. I, 3. coll. II, 3. 88) *Livius* XLIII, 16. 89) *Macrob.* Saturn. I, 12. 90) *Cic.* ad Attic. VI, 2. *Varro* de L. L. V, 2. Lustrum nominatum tempus quinquennale; quod quinto anno vectigalia, et ultra tributa per censores persolvebantur. *Burmann.* de Vectigg. VIII. p. 105. 91) *Carol. Sigon.* de antiq. jure Civv. Romm. II. c. 4. p. 922 sq. *Burmann.* Diss. de Vectigg. c. IX, p. 123 sqq.

Verwaltung des Census gesehen haben. Diese scribae (das Büreau) führten die Bücher, Protocolle, Rechnungen u. dgl., sie besorgten die Correspondenz, hatten die Aufsicht über die Registratur oder das Archiv und dergleichen mehr [92]).

Zu dieser Verpachtung der Zölle für den Stat, gehört auch die Versteigerung der Übernahme öffentlicher Bauten [93]), theils neu aufzuführender, theils auch bloß auszubessernder, z. B. von Bädern, Dämmen [94]), Cloaken, insbesondere von Tempeln, auch Anlage neuer Landstraßen [95]) oder deren Ausbesserung zur leichteren Communication, besonders in militärischer Hinsicht; ferner die Anlage von Wasserleitungen, wovon sie einzelen Privaten gegen Entrichtung einer jährlichen Abgabe einen Ablauf zukommen ließen, den sie aber auch wiederum denselben entziehen konten [96]); denn vor Alters war solches Trinkwasser nur für den allgemeinen Gebrauch und einzelen Personen kein besonderer Ablauf verstattet [97]), bis späterhin die Censoren, und dann an ihrer Stelle, die Cäsaren, einen Ablauf gegen Entrichtung eines Zolls zu nehmen verstatteten [98]). Übrigens geschah jene Versteigerung öffentlich an einzele Unternehmer oder ganze Gesellschaften (redemptores [99]), welche die Anlage oder die Ausbesserung eines solchen Baues um eine bestimte aus dem Statsschatz ihnen zu bezahlende Summe übernahmen; die Censoren übten dabei eine gewisse Aufsicht über den Bau aus und die unter ihrer Aufsicht so aufgeführten Bauten wurden sogar wol nach ihnen benant [1]). Merkwürdig ist es, daß sie sogar die Fütterung der auf dem Capitol gehaltenen Gänse verpachteten, und daß sie gleich bei Antritt ihres Amtes dieß zu thun verpflichtet waren [2]).

Aus dieser Darstellung des Geschäftskreises der Censoren ist es wol einleuchtend, welche ausgedehnte Macht dieser Magistrat besessen und von welchem Umfang seine Gewalt und sein Einfluß gewesen. Zu Ablieferung einer Rechenschaft über ihr Verfahren waren sie gewiß nicht verbunden [3]) — das wäre dem Geiste der Censur, von deren Aussprüchen weiter keine Appellation Statt fand, zuwider — sie waren bloß durch ihr Gewissen gebunden, so wie durch den Eid, welchen sie, gleich den übrigen Magistraten, bei Antritt und Niederlegung ihres Amtes ablegten, daß sie ohne Gunst und Haß zum Heil des Gemeinwesens ihr Amt verwaltet [4]). Darum aber darf es uns nicht befremden, wenn römische wie griechische Schriftsteller die Censur so hoch stellen, wenn sie derselben den Vorrang vor allen andern Magistraten in Rom zuerkennen [5]), und dieselbe als den Gipfelpunkt und gleichsam die Vollendung aller Ehren (κορυφὴ τῶν τιμῶν, ἐπιτελείωσις τῆς πολιτείας ἁπάσης [6]) oder mit Bezug auf die alte Ansicht von den römischen Magistraten als Priesterwürden, als die heiligste aller Würden (πασῶν ἀρχῶν ἱερωτάτη [7]) bezeichnen.

Indessen findet sich doch Einiges, welches die furchtbare Gewalt dieses Magistrats einiger Maßen mildern und ihrer allzugroßen Macht Schranken setzen konte. Es kommen wol in der römischen Geschichte einige Fälle vor, wo von einem Einschreiten der Volkstribunen gegen das Verfahren der Censoren die Rede ist, allein aus dem Erfolge ihres Einschreitens scheint wenigstens so viel hervorzugehen, daß die Tribunen rechtlicher Weise zu einem solchen Einschreiten nicht befugt waren, oder gar als eine ordentliche Appellations- oder Recursanstalt, an welche man von dem Urtheil der Censoren appellirt, betrachtet werden dürften [8]); daß vielmehr das Verfahren der Censoren immerhin ungebunden und unbeschränkt war. Eher könte man hierin eine Beschränkung der furchtbaren Macht der Censoren suchen, daß eben diese Macht nicht in den Händen eines Einzigen lag, sondern unter 2 Personen vertheilt war, von denen völlige Eintracht und Übereinstimmung in Absicht auf die zu ergreifenden Maßregeln, besonders in der cura morum, gefodert ward, so daß verschiedene Ansichten der Censoren den Verurtheilten Schutz gewährten und vor den Folgen einer einseitigen Verurtheilung sicherten. So hob der eine Censor die Strafe auf, welche der andere verhängt hatte [9]); ja wir finden sogar Verurtheilungen der Censoren selber unter einander [10]). Oder sie legten denn auch ihr Amt nieder (*Dio Cassius* XXXVII, 9.). Aber desto furchtbarer war auch die Eintracht der Censoren, welche daher bei den alten Schriftstellern zuweilen ausdrücklich bemerkt wird [11]). Wer kent nicht die zum Sprichwort gewordene censorische Strenge [12])? Wer kent nicht die Censur des älteren Cato, des Fabricius und Anderer [13])? Wesentlich ist dabei auch der Umstand, daß kein Censor späterhin dieses Amt zwei Mal bekleiden durfte [14]); daß ferner, wenn der eine der beiden Censoren während seiner Amtsführung starb, auch der übrig gebliebene College sein Amt niederlegen mußte, mithin kein Anderer an die Stelle des Verstorbenen erwählt ward [15]). Überflüssig aber möchte es seyn, noch weiter aufmerksam zu machen

92) Vgl. oben. — Hegewisch a. a. O. S. 88 f. 93) Ein Beispiel bei Livius XL, 51. 94) Z. B. *Livius* XXXIX, 44. 95) Z. B. *Livius* XLI, 27. *C. Ch. Heubach.* de Polit. Romm. §. 68. p. 77. 96) Vgl. *Livius* XXXIX, 44. XL, 51. 97) *Frontinus* de Aquaeductt. §. 95. auch §. 94. 98) *Burmann.* de Vectigall. c. XII. p. 195 seq. 99) Z. B. *Livius* XXIV, 18. XL, 46. XLIV, 16. *Polyb.* VI, 13. 1) Z. B. *Livius* IX, 29. XXXIX, 44. XLIV, 16. 2) *Plin.* Hist. Nat. X, 26. coll. *Cicer.* pro Rosc. Amerin. 20. *Plut.* Quaest. Romm. 97. p. 287. C. 3) Daher sagt Dionysius T. IV. p. 2358. excerptt. ed. *Reisk.* (XVIII, 19.) ἀνυπεύθυνον ἔχοντες ἀρχήν. s. dagegen Rovers de auctorit. censorr. p. 25. 4) *Zonaras*, VII 19. *Livius* XXIX, 37.

5) μεγίστη ἀρχή bei *Athenaeus* XIV. p. 660. *C. J. L. Lydus* de magistratt. I, 43. Vgl. *Schwarz.* ad *Plin.* Panegyric. XLIV, 4. p. 188. 6) *Plutarch.* Cat. Maj. 17. in. Flamin. 18. 7) *Plutarch.* Aemil. Paul. 38. (Vgl. auch *Rovers* l. l. p. 36 sq., wo noch andre Beweise für das hohe Ansehen und die Bedeutung der Censur in den Augen der Römer angeführt sind. Ibid. p. 110. seq. 8) S. Jarke S. 114 f. und daselbst die Beispiele aus *Livius* XXIV, 34. XXIX, 37. etc. 9) Z. B. *Livius* XL, 51. XLV, 15. (Vgl. Jarke S. 116). 10) *Livius* XXIX, 37. 11) So z. B. bemerkt *Livius* XLV, 15. ausdrücklich: „omnes iidem ab utroque (sc. censore) et tribu emoti et aerarii facti; neque ullius, quem alter notaret, ab altero levata ignominia.“ 12) *Cicer.* de Republic. IV, 6. p. 282.: „Horum (sc. censorum) severitatem dicitur inhorruisse primum civitas.“ 13) Vgl. Rovers a. a. O. S. 112 ff. 14) *Plutarch.* Coriolan. 1. Valer. Maxim. IV, 1. 3. 15) Z. B. *Livius* V, 31. IX, 34.

auf den Einfluß, welchen dieser Magistratus auf die äußere wie innere Entwickelung des römischen Stats geäußert, wie wohlthätig derselbe auf den Stat im Allgemeinen, wie auf die einzelen Bürger eingewirkt, das Abnehmen und Sinken der Censur aber gleichzeitig mit dem Verfall der römischen Respublika und der inneren Zerrüttung des römischen States zu setzen ist [16].

Versuchen wir noch am Schlusse, die Schicksale und Veränderungen, welche die Censur in den letzten Jahren der Republik, so wie unter den Cäsaren erlitten, bis zu ihrem gänzlichen Untergange anzugeben. Schon der berüchtigte Volkstribun Clodius setzte i. J. R. 695 das Gesetz durch, daß fernerhin kein Senator mit einer censorischen Rüge bestraft werden könne, wenn er nicht vorher gesetzlich angeklagt und verurtheilt worden [17]. Aber dieses Gesetz ward 702 durch Metellus Scipio wieder abgeschafft [18]. Wie sehr das Ansehen dieser Behörde bereits unter Cäsar gesunken, beweist der Umstand zur Genüge, daß Cäsar ohne Weiteres solche, welche censorische Rüge getroffen, in den Senat aufnahm, daß er ferner den Census nicht in der gewöhnlichen feierlichen Weise und am gehörigen Orte, sondern durch niedere Lokalbehörden, die domini insularum, halten ließ [19]. Es scheint die Censur gänzlich abgekommen zu seyn, da wir später von August hören, er habe die Censoren, deren Wahl seit längerer Zeit unterblieben, wiederum erwählen lassen [20]. Indessen geschah dieß bloß zum Schein. Denn schon vorher hatte Cäsar den bedeutendsten und einflußreichsten Theil der censorischen Gewalt, nämlich die cura morum und die damit verbundenen Rechte, unter dem Titel der praefectura morum [21] sich übertragen lassen, und Augustus, so wie die nachfolgenden Kaiser, übte als magister morum [22] (denn den Titel Censor vermied der statskluge Kaiser sorgfältig) dieselbe sittenrichterliche Gewalt aus [23], die ursprünglich ein Element der censorischen Gewalt gewesen war; ja er vollzog selbst das Lustrum [24] oder die religiöse Feierlichkeit, welche den Census beschloß. Außerdem, daß auf diese Weise ein wesentlicher Theil der censorischen Gewalt von der Censur losgerissen ward, errichtete August noch mehre neue Ämter, welchen zum Theil Geschäfte angewiesen wurden, die früher gleichfalls in den Kreis der Censur gehört hatten, und führte auf diese Weise vollends die Censur zu einem bloßen Schatten, zu einer bloßen Titulatur herab. So z. B. die Aufsicht über die öffentlichen Bauten, Landstraßen u. dgl. [25], die wir oben mit als ein wesentliches Geschäft der Censoren betrachtet (cura operum publicorum, viarum, aquarum etc.) fiel eigenen Curatores zu, die bald Curatores operum publicorum [26], bald curatores viarum [27], curatores aquarum [28] heißen. Von dem Geschäfte der Verpachtung der Zölle konte ohnehin keine Rede mehr seyn, seitdem das frühere Pachtsystem, wie es zur Zeit der Republik bestanden, aufgehört hatte [29], oder eigene Behörden in Rom, wie in den Provinzen zur Erhebung und Beaufsichtigung der Zölle angeordnet waren, dergl. z. B. die procuratores [30] unter dem Comes sacrarum largitionum. Eben so ward der ursprüngliche Hauptberuf der Censoren, der Census oder das Geschäft der Abschätzung des Vermögens eines jeden römischen Bürgers einem eigenen Collegium von drei Männern (triumviratus legendi senatus, triumviratus recognoscendi turmas equitum [31]) zu Theil. Nach August hören wir wenig von der Censur. Unter des Tiberius Regirung nent Tacitus gelegentlich einen Censor L. Volusius [32]; und von Caligula, wird eine strenge Censur (*recognitio* — recognoscere) der Ritter erwähnt [33]. Von Claudius erzählt Sueton, er habe die lange Zeit hindurch seit Plancus und Paulus (d. i. seit 731. u. c. als August die Censur dem Namen nach wieder eingeführt) unterlassene Censur wieder verwaltet [34]; weil nämlich seine Vorgänger dem Beispiele des Augustus zu Folge diesen Namen nicht gebraucht, wenn sie gleich die mit diesem Namen früher verbundenen Rechte ausgeübt. Aber aus der Beschreibung, welche Sueton von dieser Censur entwirft, geht hinreichend hervor, daß die alte Würde der Censur und ihre hohe Bedeutung untergegangen war. Später haben nach Sueton's Zeugniß, die Kaiser Vespasianus und Titus gleichfalls die Censur geführt [35]. An eine eigentliche Wahl der Censoren ist ohnehin nicht mehr zu denken. Es war die Censur, besonders als sittenrichterliche Gewalt ein Attribut der cäsarischen Gewalt geworden, und so erscheint Domitianus auf Inschriften als censor perpetuus [36]; während wir gleichfalls bei Sueton lesen [37], daß er jene sittenrichterliche Gewalt ausgeübt in einer Weise, die freilich mit dem entgegengesetzten Betragen des Trajanus und der beiden Antonine sehr contrastirt [38]. Noch hören wir später von einem Censor Valerianus unter dem Kaiser Decius [39], so wie von mißlungenen Versuchen, die Censur wieder herzustellen [40]. Daher komt in den unter Justinian gesammelten Rechtsquellen die Censur als strafrechtliche, damals bestehende Anstalt, auch nicht dem Namen nach mehr vor, so daß, selbst wenn sie dem Namen nach noch

---

16) Vgl. die Betrachtungen bei *Montesquieu* de la grandeur et de la décadence des Romains cap. VIII. 17) *Cicer.* de Haruspic. Respons. 27. *Dio Cass.* XXXVIII, 13. 18) *Dio Cassius* XL, 57. 19) *Sueton.* Vit. Caesar. 41. 20) *Sueton.* Vit. Octavian. 37. *Dio Cass.* LIV, 2. 21) *Sueton.* Vit. Caesar. 76. ibique *Casaubon.* Vgl. Reimarus zu *Dio Cass.* XLIII, 14. p. 350. coll. XLIV, 5. p. 384. 22) *Sueton.* Vit. Octav. 27. *Dio Cass.* LIV, 10. 23) Ibid. 38. 39. 24) Ibid. 97., vgl. Vit. Tiber. 21. 25) *Sueton.* Vit. Octav. 37, ibique *Casaubon.*

26) Z. B. auf Inschriften, bei Reinesius Inscript. Clariss. IX, n. 54. 27) S. *Lipsius* Excurs. E. zu *Tacit.* Annall. III, 21. *Burmann.* de Vectigg. XII. p. 201. 28) Vgl. z. B. *Frontinus* de aquaeductt. II. nr. 95., nebst *Burmann.* de Vectigg. cap. XI. p. 197. 29) *Burmann.* l. l. cap. IX. p. 141 seq. *Bouchard* in den Mémoires de l'Académ. des Inscriptt. T. XXXVII. p. 241 seq. 30) *Burmann.* l. l. p. 113 seqq. 116 seq. 31) *Sueton.* Octav. 37. 32) *Tacit.* Annall. III, 30.: „L. Volusius — *censoria potestate legendis* Equitum decuriis functus.“ 33) *Sueton.* Caligul. 16. 34) *Suet.* Claud. 16. Vespasian. 8. Tit. 6. 36) Z. B. bei Gruter. S. 574. Nr. 5. 6. 7. *Dio Cass.* LIII, 18. 37) *Sueton.* Domit. 8. 38) Vgl. *Plin.* Panegyric. cap. XLV, 4. ibique *Schwarz.* *Gibbon.* II. cap. 10. p. 134. d. teutsch. Übersezung. 39) *Trebell. Pollio* in Valer. 1. (Scriptorr. Hist. Aug. p. 173). Gibbon a. a. O. S. 133—135. 40) Vgl. *Symmachi* Epistoll. IV, 45.

hätte existiren sollen, sie doch gewiß ohne allen Einfluß und ohne alle Bedeutung gewesen ist [41]). (*Bähr.*)

CENSORINUS, (Lucius), Unterfeldherr des M. Antonius, übernahm den Oberbefehl in Griechenland nach der zweiten Schlacht bei Philippi, während der Triumvir mit seiner gesamten Kriegsmacht nach Asien hinüber eilte, die Frucht seiner Sieges zu ernten. (*Haken.*)

CENSORIUS, Comes des Kaisers Valentinian III., wurde von demselben (432) nach Hispanien gesandt, um zwischen den Sueven, welche, in Folge der großen Völkerwanderung, bis in diese entfernten Gegenden vorgedrungen waren, und den alten Einwohnern Galiciens ein friedliches Übereinkommen zu vermitteln. Diese Mission scheiterte jedoch, wie es scheint, an dem Übermuth der Barbaren, deren Anführer Rechila ihn sogar in Marsola, an der Guadiana gelegen, belagerte und, nach Eroberung des Platzes, in die Gefangenschaft davon führte *). (*Haken.*)

Censur, bei d. Römern, s. Censores.

Censur, der Bücher, s. Pressfreiheit.

Census, s. Censores.

CENTALLO, ein Städtchen am Grana mit 3600 Einwohnern in der piemont. Provinz Cuneo, berühmt durch Wachtelfang. (*W. Müller.*)

CENTAUREA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Cynareen und der 19ten Linné'schen Klasse. Char. Ein bauchiger, geschuppter gemeinschaftlicher Kelch, dessen Schuppen bewaffnet oder unbewaffnet sind. Röhrige Strahlblümchen ohne Geschlechtstheile. Borstiger Fruchtboden. Borstige Samenkrone. Keimgrube zur Seite an der Basis. In meinem syst. veg. 3. p. 395 — 408. sind 151 Arten aufgeführt. (*Sprengel.*) Von diesen Arten führen wir hier wegen ihres offic. und technischen Gebrauches auf: 1) C. benedicta *L.* (Cnicus ben.). Die Blätter, herba Cardui benedicti, Kardebenediktenkraut, von dieser einjährigen, in Spanien und auf den griechischen Inseln wildwachsenden, bei uns in Gärten angebauten Pflanze, sind ziemlich breit, mattdunkelgrün, rauh, an beiden Seiten spitzlappig ausgeschweift, am Rande gezähnt, stachlig, im hohen Grade rein, bitter von Geschmack, und frisch von etwas widrigem Geruch. Man sammelt das Kraut im Junius vor Entwickelung der Blumen ein. Es verliert beim Trocknen bis ¼ an Feuchtigkeit; das Pulver ist grünlich. Man erhält aus 4 Unz. 10 Dr. wäßriges, und aus eben so viel durch Alkohol 4¼ Dr. geistiges Extrakt. In dem gummigen soll bisweilen Salpeter anschießen. Der kalte, wäßrige, und noch mehr der weinige Aufguß bekommen dem Magen am besten. Der Absud ist widriger, und wirkt manchmal sogar emetisch. Im Wesentlichen verhält es sich ganz, wie Tausendgüldenkraut (s. Gentiana Centaureum).

Das Extractum Card. bened. *Bor.*, von schwarzbrauner Farbe, und sehr bitterm, etwas salzigem Geschmack, wirkt, wie der reine Bitterstoff, permanent erhöhend die gesunkene Muskelthätigkeit, besonders der Verdauungsorgane, bei Verschleimung, Stockungen im Pfortadersysteme rc., und den davon abhängenden Gelbsuchten, Wassersuchten, hypochondrischen Affectionen, chronischen Durchfällen, bei allgemeiner Schwäche nach erschöpfenden Krankheiten. Es empfiehlt sich bei katarrhal. und entzündlichen Brustbeschwerden der Kinder, bei Katarrhen, selbst eingealteten, Erwachsener, bei und nach Pneumonieen und rheumatischen Beschwerden, so wie in dem auf leichter Asthenie der Unterleibsorgane beruhenden Wechselfieber. Gewöhnliche Gabe 1 Skr. — 2 Dr. — Die ganze Pflanze dient in der Färberei zum Schwarzfärben. — 2) Centaurea Calcitrapa *L.*; das Kraut von dieser südlich europäischen und teutschen Pflanze enthält vielen Bitterstoff mit essigs. und schwefels. Kali, salzs. Kalk und etwas überschüssiger Säure. Man räth es gegen Wechselfieber, entweder in Pulver zu 1 Dr., oder den ausgepreßten Saft zu 4 — 6 Unz. zu Anfange des Frostes genommen, oder Extrakt zu 2 Dr. — Auch die Blumen sind ein vorzügliches fiebervertreibendes Mittel; sie haben eine eigene, der Chinarinde ähnliche Bitterkeit, und können in Pulver, Aufguß, Absud und Extrakt dienen. — Die beste Form aber bleibt ein weiniges Infuso-Decoctum, 6 — 8 Unz. davon im Anfange des Fieberanfalls, noch kräftiger mit der Wurzel von Polygonum Bistorta abgekocht. (*Th. Schreger.*)

Centaurella, Mx., s. Andrewsia.

CENTAURIUM MINUS, ist der officinelle Name von Erythraea Centaurium *Pers.*, *Centaurium majus* wurde sonst Centaurea Centaurium *L.* genant. (*Sprengel.*)

Centella L., s. Hydrocotyle.

CENTELLAS, Villa in der span. Prov. Catalonien, Vegeria de Vique, mit einem Kastell. In der Nähe ist der höchste Berg Cataloniens, der Montseny. (*Stein.*)

CENTENIUS, (Cajus), Proprätor, wurde, als Hannibal (535) der Schlacht am thrasimenischen See entgegen zog, vom Konsul Cn. Servilius Geminus, der sich zu Ariminum befand, seinem Amtsgenossen, dem Konsul C. Flaminius mit 4000 Reitern zur Unterstützung entsandt, aber mit in die allgemeine Niederlage verwickelt, in deren Folge Adherbal mit überlegener Macht gegen ihn anrückte, die Hälfte seiner Truppen niedermetzelte und den Rest, der sich auf eine Anhöhe zu retten versucht hatte, am nächsten Tage zur Ergebung nöthigte *).

Centenius, (Marcus), mit dem Beinamen Penula. Hannibal, Meister von Unteritalien und im Te-

41) Die vollständige Angabe der über diesen Gegenstand bisher erschienenen Schriften findet sich bei *Fabricius* Bibliograph. antiq. p. 705. und Jarke a. a. O.: Einl. S. 1. Wir zeichnen darunter aus: *Jac. Perizonii* Dissert. de Censoribus populi Romani, Lugdun. Batav. 1691. in Quart. Gundling: von den römischen Schatz- und Zuchtmeistern oder censoribus, in den Gundlinglanis Stück 16 Abhandl. 1. Außer den gelegentlich von Niebuhr und Hullmann angestellten und in der Folge zum öfteren angeführten Untersuchungen erschien in neuester Zeit die oben angeführte Schrift von Jarke und eine Abhandlung von Jac. Ad. Karl Rovers, betitelt: Dissertatio antiquario-historica inauguralis, *de Censorum* apud Romanos *auctoritate* et *existimatione* ex veterum rerum publicarum conditione explicanda Trajecti ad Rhenum 1824.

*) *Idat.* XXI, 23.

*) *Liv.* XXII, 7. — *Polyb.* III, 85.

ſich von Capua, dem Mittelpunkte ſeiner Operationen, erregte Rom um ſo größere Beſorgniſſe, da die gewohnte römiſche Tactik ſich gegen die ganz verſchiedene und in immer neuen Hilfsmitteln ſchier unerſchöpfliche Kriegskunſt des puniſchen Feldherrn nur kümmerlich behauptete. Da, während beide Konſuln (540) mit zweifelhaftem Glücke gegen ihn im Felde ſtanden, erſchien vor dem römiſchen Senat M. Centenius, ein ausgedienter Centurio von bekanter Tapferkeit, und foderte, an die Spitze von 5000 Mann geſtellt zu werden, unter der Verheißung, dem State einen ausgezeichneten Dienſt gegen Hannibal zu leiſten, deſſen Künſte er ſeither ſorgfältig genug beobachtet habe, um ihn in ſeinen eigenen Netzen zu fangen. Mit ſoviel Vermeſſenheit dieß Verſprechen geleiſtet wurde, mit nicht minderer Verblendung ward es angenommen, und Centenius erhielt ſogar 8000 Mann zu ſeiner Verfügung, welche, bevor ſie noch in Lucanien anlangten (wo er, als der Gegend am beſten kundig, ſeinen Streich auszuführen gedachte), ſich durch herbeiſtrömende Freiwillige ſogar verdoppelt hatten. Der feindliche Feldherr ließ hier nicht lange auf ſich warten; und ehe noch der Centurio ſeine neuen künſtlichen Bewegungen entwickeln konte, ſah er ſich bereits in ein Treffen verwickelt, welches in Zahl, wie in Tüchtigkeit der Kämpfer, zu ungleich war, um einigen Erfolg zu verſprechen. Dennoch ſtand das Gefecht faſt zwei Stunden bis zu ſeiner Entſcheidung. Als jedoch Centenius, am Siege verzweifelnd, und unfähig, die Schande einer Niederlage, nach ſo kühnen Verheißungen, zu überleben, den Tod in den feindlichen Reihen ſuchte und fand, wandten ſich die Seinen zur Flucht und wurden, bis auf etwa Tauſend, die ſich kümmerlich retteten, aufgerieben†). (*Haken.*)

CENTGERICHTE. So wie bekantlich der altgermanniſche Gau in mehre Unterſprengel (**Hundrede**, Centenen; nach dem Sprachgebrauche der Volksrechte und Capitularien), eben ſo zerfielen dieſe Unterſprengel, wenigſtens ſeit den Völkerwanderungen, wieder in mehre Decanien, und ſo wie dem Gau der Gaugraf (gravio, comes), ſo ſtand der Centene ein Centgraf (centenarius, vielleicht auch tunginus; in Sachſen wahrſcheinlich Advocatus, Vogt [1]), der Decanie aber ein Zehnthaupt [Tienheofod [2]), Decanus] vor [3]). — Hiemit war zugleich die Ausübung einer Gerichtsbarkeit in der Maße verbunden, daß vor das Grafengericht (Grafending) die wichtigſten Sachen gehörten, die Decanie hingegen nur für geringfügige Gegenſtände competent war [4]). Die übrigen Sachen konten vor dem Centgraf im Centgerichte [5]) abgemacht werden. Mit Beſtimtheit werden, was die ältern Zeiten betrifft, von dem Centgerichte ab an das Grafending verwieſen, zuvörderſt alle eigentliche Friedensbruchſachen, als: homicidia, raptus, incendia, depraedationes, membrorum amputationes, furta, latrocinia, alienarum rerum invasiones [6]); ferner alle Sachen, wo Leben oder Freiheit auf dem Spiele ſteht, und endlich diejenigen, bei denen es ſich um Ab- oder Zuerkennung von Grundeigenthum und Leibeignen handelt [7]). Unter Vorausſetzung dieſer Ausnahmen heißt es in Karls des Gr. longobardiſchen Geſetzen (cap. 37.) ausdrücklich: Omnis controversia coram centenariis diffiniri potest [8]).

Die Centgerichte behielten im Ganzen dieſe ihre Bedeutung, ſo lange die Gauverfaſſung beſtehen blieb; ſeit deren Sprengung aber mußten die Grafendinge den Landgerichten weichen [9]), und auch die Centgerichte erfuhren theils willkürliche, theils ſolche Modifikationen, welche eine nothwendige Folge von der Entſtehung der Landeshoheit, und der Bildung des Ritter- und Bürgerſtandes waren. Insbeſondere gehört hieher, daß die Bürger ſeit der vollſtändigen Ausbildung des Weichbildrechtes von der Centgerichtsbarkeit oder Vogtei eximirt, und ausſchließlich den Stadtgerichten unterworfen wurden [10]). Eben ſo verhielt es ſich mit den Rittern, welche ordentlicher Weiſe ihren Gerichtsſtand vor den Landgerichten hatten [11]). Der Grund hievon lag darin, daß nur dieſe Gerichte mit ritterbürtigen Schöffen beſetzt wurden [12]), der Ritterbürtige aber bloß von ſeinen Standesgenoſſen, nach dem Satze des Mittelalters, par pari judicetur, gerichtet werden konte [13]). — Dieſem zu Folge wurden die Centgerichte nicht ſelten bloße Bauerngerichte, wo es nämlich in der Cent keine Flecken gab [14]); ſie erſtreckten ſich häufig bloß über ein Dorf [15]), ja es gibt Beiſpiele von Belehnungen mit einer Vogtei über einzele Bauerhöfe und einige Hufen Landes [16]).

---

†) *Liv.* XXIV, 19.

1) **Möſers** osnabr. Geſch. Th. I. S. 243. 2) Leg. Angl. Edowardi cap. 32. 3) *Caesar.* de B. G. VI. 23. *Tacit.* Germ. cap. 12. Leg. Edowardi cap. 20. 35. L. Wisigothor. IX. 2. cap. 4. Es muß hier die Bemerkung gemacht werden, daß das Wort **Cent** oder Zent, oft in einem ſehr weiten Sinne gebraucht, und mit dem Worte: Gericht, Gerichtsbarkeit für gleichbedeutend genommen wird. So theilt z. B. **Schottelius** (de singularib. quibusd. Germ. juribus cap. VII. §. 11.) die Zenten in hohe Zenten, Fraiß-Zenten, Mittel-Zenten und Unter-Zenten. **Beſold** ferner (im thes. s. v. **centbarliche Obrigkeit**) ſagt: Usurpatur *nunc* centbarliche Obrigkeit fere pro imperio mero, und **Diether** (in den additam. ad Besold. s. v. *Cent.*) bemerkt, daß in Franken ſich die Centen ganz umgeändert, und ihre bürgerliche Jurisdiction in ein Malefiziſches oder Halsgericht verwandelt (vgl. *J. S. F. de Boehmer.* ad const. crim. Carol. art. 1. §. 2.); als woraus ſich ergibt, wie es z. B. in einem ſchwarzb. Lehnbr. von 1591. (b. *Haltaus* glossar. germ. 1758. s. v. Zent p. 2150.) heißen konte, „die Centh und Halßgericht,“ — „die Centh und Halßgerichtsbarkeit ſei verliehen worden.“ 4) *Walafrid Strabo* de exord. rer. eccles. cap. 31. 5) *Haltaus* l. c. s. v. Zentding; seu Zentgericht; S. 2150. am Ende. 6) Praecept. Ludovici Pii pro Hispan. cap. 2. 7) Cap. III. a. 812. cap. 4. 8) **Eichhorn** über den Urſprung der ſtädtiſchen Verfaſſung in Teutſchland. Zeitſchr. für geſch. Rechtswiſſenſchaft. Th. I. S. 169 fg. 9) **Struben's** Abhandl. von landesherrl. Vogteien und Landgerichten §. 1.; in deſſen Nebenſtunden. Th. I. Nr. 3. S. 241 fg. 10) Alt-Straßburgiſches Stadtr. Kap. 1. 2. 10. bei *Grandidier* histoire de l'église de Strasbourg. II. pag. 42 seq. **Kindlingers** münſteriſche Beiträge. Th. III. S. 105. **Kaiſerrecht** IV. Kap. 1. 11) **Öſtreichiſches Landrecht** Art. 82. bei *Ludewig* rel. MSS. Tom. IV. pag. 14. **Lünigs** Reichsarchiv P. spec. Abſatz IV. S. 136. **Eichhorn's** Geſch. §. 345. 12) **Sachſenſp.** I. 3. **Schwabenſp.** art. 8. edit. Senckenb. 13) **Sachſenſp.** II. 12. **Schwabenſp.** Art. 80. 14) Landbuch der Mark Brandenburg aus dem 14. saec. edit. 1781. S. 37., vgl. **Eichhorn's** Geſch. §. 302. 15) *Westphalen* monument. inedit. rer. Germ. II. pag. 43. 16) *Struben* obs. jur. et hist. Germ. Obs. IX. §. 5.

Wenn hienach der Wirkungskreis der Centrichter ziemlich beschränkt war, so erweiterten die Landesherrn auf der andern Seite, hier und da schon seit dem 13ten Jahrh., die Competenz der Vogteien in Ansehung der vor dieselben gehörigen Sachen, indem man eine vollständige Civiljurisdiction, ja selbst mit unter die peinliche Rechtspflege mit ihnen verband [17]); auch war es in sofern von Wichtigkeit, daß der Landesherr ihnen ordentlicher Weise auch diejenigen von seinen Unterthanen unterordnete, über welche er als Gutsherr die Schutzherrlichkeit hatte.

Indessen nahmen diese Gerichte seit abgekommener Persgerichtsbarkeit eine andere Bedeutung an. Die Gerichtseingesessen hörten besonders seit dem 16. Jahrh. auf, Beisitzer oder Urtheilsfinder zu seyn, und nur noch bei den Rügengerichten, oder Centgerichten im neuern Sinne des Wortes blieb es hier und da beim Alten [18]). Ein merkw. Beispiel davon gibt Spangenberg in seinen Beiträgen zum teutschen Rechte des Mittelalters (S. 199—204.). Es ist dieß das Wendhagensche Bauernrecht von 1731. Im Eingange desselben heißt es: „Meine liebe günstige Bauern der Bauerschaft Wendthagen, ihr wißet euch alle mit einander zu erinnern, daß die vor Väter haben ihre Baur-Tage des Jahrs vier mahl fein ehrlich gehalten, und ihre alte Gerechtigkeit dem ihrigen erinnert; die Baur-Artikel über die angehenden Bauern öffentlich gehen und hören lassen: damit ihre Nachkommen in vielen Dingen sich darnach zu richten haben. So will uns deswegen ebenmäßig gebühren, daß wir solchen alten Gebrauch recht nachkommen, und unsere Nachkommen auch wißen mögen, wie sie sich nach unsern Absterben verhalten sollen und ihre Gerechtigkeit und Articul verwahren und beantworten könten." Hierauf folgt die sogenante Bauersprache, und nachdem diese beendigt, heißt es am Schluß: „ist aber einer oder der ander, der was zu klagen hat, und einzuwenden, der gebe sich bey Zeit an, weil es noch so viel Zeit und Tages ist, und das Recht noch offen stehet, so soll ihm Recht wiederfahren und der Übelthäter gestraffet werden." —

Das Weitere s. in den Art. über Germanische Gerichtsverfassung, Rügengerichte, Vögteien und so weiter. (*Dick.*)

Centime, Centimètre, u. a., s. Decimal-System u. Franz. Münz-, Mass- und Gewichtskunde.

CENTLIVRE (Susanne), ein durch ihre poetischen Talente wie durch ihr abenteuerliches Leben berühmte Engländerin, war die Tochter eines gewissen Freeman von Holbeak in Lincolnshire, wo sie, wahrscheinlich i. J. 1667 geboren wurde. Nach andern Angaben ward sie um 1680 in Irland geboren, wohin sich ihr Vater, ein Nonkonformist und eifriger Anhänger der Parlamentspartei, nach der Rückkehr Karls II., geflüchtet hatte. Eben derselbe Wechsel beraubte ihn seines Vermögens, und als er bald nachher starb, hinterließ er eine hilflose Witwe mit der dreijährigen Tochter. Die Mutter folgte dem Vater, ehe Susanna, die von Kindheit an ein lebhaftes Talent für die Poesie gezeigt und schon im siebenten Jahre erträgliche Verse gemacht hatte, zwölf Jahre alt war. Ihre Erzieher mißhandelten sie so, daß sie sich entschloß, nach London zu flüchten. Unterwegs traf sie mit einem jungen Studenten von Cambridge, Namens Hammond [1]) zusammen, welcher, ergriffen von ihren Reizen, sich zu ihrem Beschützer aufwarf und sie in Mannstracht mit nach Cambridge nahm. So blieb sie über ein halbes Jahr unerkant in demselben Kollegium mit ihrem Geliebten, bis einige Umstände, welche eine Entdeckung herbeizuführen droheten, sie bewogen, nach London zu reisen, wohin Hammond ihr bald zu folgen versprach. Aber er blieb aus, und die kleine Geldsumme, die sie von ihm erhalten hatte, war in Kurzem aufgezehrt. Sie war damals ungefähr 16 Jahr alt, und man weiß nicht, aus welchen Quellen sie ihre Bedürfnisse in der Hauptstadt befriedigte. Wahrscheinlich lernte sie gleich nach ihrer Ankunft ihren ersten Gemal, einen Neffen des Sir Stephen Fox kennen, den sie jedoch nach einem Jahre wieder verlor. Ihre zweite Ehe dauerte nicht viel länger, und ein Duell raubte ihr den Offizier, Namens Carrol, den sie geheirathet hatte. Jetzt erst zwang die Noth sie, von ihren dichterischen Talenten öffentlichen Gebrauch zu machen. Sie trat mit einer Tragödie auf, The Perjured Husband, welche 1700 in Drury Lane mit mäßigem Beifall gegeben wurde. Besseres Glück machten ihre Lustspiele, welche zum Theil französischen Originalen nachgebildet sind. Sie versuchte sich nunmehr auch als Schauspielerin; und obgleich ihr Spiel nicht sehr ausgezeichnet von Seiten der Kunst gewesen seyn soll, so entzückte sie doch von der Bühne herab einen jungen Hofbedienten der Königin, Joseph Centlivre, so, daß er sie zu seiner Gattin erwählte. Dadurch war ihre Existenz für immer gesichert, und sie fuhr fort, nur noch zur Beschäftigung ihres durch die Noth angeregten Talents Lustspiele zu schreiben, von denen besonders zwei, The Busy Body und A Bold Stroke for a Wife, entschiedenen Beifall fanden. Fast alle ihre Lustspiele zeichnen sich durch muntere Lebendigkeit, Wahrheit und Leichtigkeit in der Führung verwickelter Intriguen, weniger durch die Haltung der Charaktere und die Vollendung des Dialogs aus, und einige gehören zu den unanständigsten ihrer Zeit. Die Dichterin starb den 1. Dec. 1723 zu London. Sie war eine geistvolle und kentnißreiche Frau, deren liebenswürdiger Umgang von den berühmtesten Männern, einem Steele, Rowe, Budgell und Andern gesucht wurde, aber ein Spottgedicht gegen die Übersetzung des Homer zog ihr Pope's Haß zu, welcher sie daher in der Dunciad ungerecht charakterisirt hat [2]). Ihre Theaterstücke, von denen wir, außer den schon genanten, noch anführen: Gamester und Wonder, sind, nachdem sie einzeln gedruckt worden, 1761 zu London in 3 Bänden in 12, vereinigt erschienen [3]). (*W. Müller.*)

Centner, s. Gewichtskunde.

---

17) K. P. Kopp's Nachrichten von der ältern und neuern Verfassung der Gerichte in den hessenkasselschen Ländern 1769—71. Bd. I. S. 272 fg. 18) Maurer's Gesch. des altgermanischen Gerichtsverfahrens §. 211—214.

1) Ein Sohn des Dichters der Liebeselegien. 2) In den letzten Ausgaben dieses Gedichts unterdrückte Pope selbst die gehässigsten Verse. 3) *Cibber's* Lives of the Poets. T. IV. p. 58 sq. *Baker's* Biogr. Dramat. Biogr. univ.

CENTO, eine Stadt von ungefähr 4000 Einw., mit einem Bischofsitze im Bolognesischen, berühmt als Geburtsort des Malers Franc. Barbieri, genant Guercino da Cento, welcher in der dasigen Kathedrale ein Monument hat *). Die Stadt hat außerdem mehre schöne Gebäude und zwei Akademien, die aber wol kaum mehr als dem Namen nach noch bestehen, die der Rinvigoriti und der Pullulanti. (*W. Müller.*)

CENTO (röm. Kriegswesen). Über die erste Bedeutung und über die Ableitung des Wortes Cento s. Centones. Im römischen Kriegswesen ist Cento und Centunculus, die Decke von grobem Tuch oder aus Ziegenhaar, oder auch eine Art von Matte, womit bei Belagerungen die beweglichen Thürme und Dächer und die sie bedienende Mannschaft gegen die feindlichen Geschosse geschützt werden. Die ziegenhärenen Decken dieser Art hießen eigentlich Cilicia und sollten die Thürme auch gegen Brand sichern. Diejenigen, welche diese Decken fertigten und auch zu den Operationen unter denselben thätig waren, hießen Centonarii und kommen oft in Verbindung mit den Ferrarii und Fabri vor. Als bloße Lappenlieferanten darf man sie also nicht betrachten †). (*W. Müller.*)

CENTONES, griech. *κέντρωνες* und *κέντρα* (gewöhnlich in der Zusammensetzung mit Homeros *ὁμηροκέντρωνες* und *ὁμηρόκεντρα*), ital. Centoni, eine eigene Gattung poetischer Spielereien, welche ihren Namen von einem aus kleinen Stücken zusammengeflickten Rock, etwa nach Art der Harlekinskleidung, hat. Denn dieß ist der Begriff des griechischen und lateinischen Wortes, abgeleitet von *κεντάω*, *κεντέω*. Die Centonen sind also Gedichte, welche aus einzelen Stücken, Versen oder Halbversen, eines größeren poetischen Ganzen so zusammengesetzt sind, daß sie einen eigenen neuen Sinn in dieser geflickten Verbindung erhalten. Was den Ursprung derselben betrifft, so macht Eustathios sie, aus grober Verwechselung des Natürlichen mit dem Gekünstelten, sehr alt, indem er das rhapsodische Zusammenknüpfen der homerischen Gesänge mit dem Flickwerke solcher barbarischen Kunstspiele durch einander wirft [1]). Wenn aber auch in früherer Zeit Jemand den epigrammatischen Einfall hatte, homerische Verse, wie er sie gerade im Kopfe führte, zu einer witzigen Parodie zusammen zu fügen, so ist damit die Gattung der Centonen noch nicht begründet. So finden wir z. B. in der Anthologie (*Brunck.* III. p. 149, XXIX.) ein Epigramm auf die Echo, welches ein *Ὁμηρόκεντρον* ist, und ein andres von nicht größerem Umfange führt Irenäos an (I. 1.) Lukianos im Gastmahl erzählt, daß ein Grammatiker sich den Spaß gemacht habe, ein lustiges Gedicht aus Versen des Hesiodos, Pindaros und Anakreon zusammen zu flikken und dieses zu rhapsodiren. Aber den Gattungsnamen *κέντρων* gibt er dem lächerlichen Machwerke nicht. Es liegt ja auch in der Natur, oder vielmehr in der Unnatur der Sache, daß die Centonen, als Kunstgattung, nur in einem Zeitalter aufkommen und gedeihen konten, welches die Poesie schon von der Kunst in die Künstelei hinüberspielte. Das Zeugniß des Tertullianus [2]), welches durch Überbleibsel des angezogenen Werkes bestätigt wird, rückt die Centonen bis in das Zeitalter des Claudius hinauf, und demnach wären dieselben früher bei den Römern, als bei den Griechen, versucht worden. Denn die eigentlichen homerischen Centonen gehören dem byzantinischen Zeitalter an, mag nun Eudokia, die Gemalin des jüngern Theodosios, oder Pelagios, mit dem Beinamen der Patricier, welcher von dem Kaiser Zeno ermordet wurde, sie verfaßt haben [3]). Diese haben aus homerischen Versen eine biblische Geschichte, Paradies, Sündenfall und Erlösung, zusammengesetzt, in 55 Kapiteln. Gedruckt zuerst bei Ald. Manutius mit der latein. Übersetzung des *Petrus Candidus:* Homerocentra s. Centones ex Homero. Venet. 1504. 4. [4]). Nachher mit den virgilischen Centonen der *Proba Falconia:* Homerocentra quae et centones gr. lat. etc. Francof. 1541. 8. Homerici Centones etc. mit derselben und einigen andern Zugaben, Paris. Steph. 1578. 12. Auch in den Poet. graec. christ. Paris. 1609. 8. Ein neuer Abdruck: Homerocentra s. centones Homerici etc. denuo edidit *L. H. Teucher.* Lips. 1793. 8.

Wie die Griechen die homerischen Gedichte, als die verbreitetsten und umfassendsten, zu Centonen aus einander rissen und zusammen flickten, so gebrauchten die Lateiner dazu ihren Virgilius. Tertullianus in der angezogenen Stelle berichtet, daß Osidius Geta der erste gewesen, welcher solche virgilische Centonen (Virgiliocentones) verfertigt habe, und zwar ein Trauerspiel Medea, also in Herametern. Wegen des gleichen Trauerspieltitels haben Einige diesen Osidius mit dem Ovidius verwechselt, welcher bekantlich auch eine Medea geschrieben hatte. Osidius lebte um 47 n. Chr. und war Konsul unter Claudius [5]). Von seiner Cento-Tragödie hat Scriver in der Coll. vet. trag. ein Fragment aufbehalten. Derselbe Tertullianus erzählt auch, daß einer seiner Freunde das Gemälde des Kebes centonenartig durch virgilische Verse übersetzt habe. Bekanter sind der Cento Nuptialis des *Ausonius* und die heiligen Centones der *Proba Falconia*, oder, wie sie richtiger genant wird, der *Proba Faltonia* [6]), beide aus virgilischen Versen. Diese lebte unter dem Kaiser Honorius, dem sie auch ihre Centonen,

*) Die — ob noch jetzt? — dort befindlichen Gemälde des Guercino führt Volkmann auf. Th. III. S. 538.

†) S. *Le Beau* des diverses sortes de personnes, attachées au service de la Légion in den Mém. de l'Acad. des Inscript. Tom. XXXVII. p. 222 sq. Cento hieß bei den Römern auch ein (zusammengeflickter) Sklavenrock, und eine Decke unter dem Tragsattel der Lastthiere.

1) S. *Eust.* ad *Il. α* zu Anfange. Vgl. *Dresig* de Rhaps. p. 38 u. 48. Eine richtigere Erklärung der *Ὁμηρόκεντρα* gibt *Eust.* ad *Il. ψ.* p. 1425. Vgl. *Suid.* s. v. *κέντρον* auch *Tertull.* De praescr. adv. Haeret. c. 39. und *Hieron.* Ep. 103. ad Paulin.

2) *Tertull.* l. c. Vgl. weiter unten. 3) S. die hieher gehörigen Zeugnisse bei Fabr. in der Bibl. Graec. ed. *Harl.* T. I. p. 553 sqq. 4) Nach *Fabr.* Bibl. Gr. l. c. Bei Ebert ist diese Aldina weder unter Homerocentra noch in dem Verzeichnisse der Aldinen zu finden. Du Pin in der Bibl. Script. Eccles. hat nach der Behauptung der Bibl. Graeca dieselbe Aldina fälschlich mit dem Datum 1554 aufgeführt. Nach Eichhorn ist der erste Druck in den Poet. Christ. Ven. Ald. 1502. 4. 5) S. *Tiraboschi* Stor. lett. T. II. p. 437. 6) Jedoch muß sie nicht mit der Anicia Faltonia Proba, der Gemalin des Konsuls

das Leben Christi, gewidmet hat. Man findet sie gedruckt mit den homerischen in den oben aufgezählten Ausgaben, ferner in der Abhandlung des Thomas de Simeonibus über die verschiedenen Probae [7]), und öfter. Wir nennen die Ausgaben: Cento Virgilianus. o. O. u. J. (Basel, Wensler u. Biel, um 1475.) f. Zuerst aber am Ausonius. Ven. 1472. f. Einzeln: Antw. Leeu. 1489. 4. Brix. Misint. 1496. 4. (Paris) Alyate. 1499. 4. Lugd. St. de Basign. 1516. 8. Par. 1550. 4. Col. 1592. 8. Hal. 1719. 8. (von Kromayer), und außerdem noch in mehren Samlungen.

Unter den neueren Dichtern, die sich in virgilischen Centonen versucht haben, sind folgende der Erwähnung werth: Lelio Capilupi und noch drei derselben Familie Ippolito, Camillo und Giulio, Mantuaner, aus dem 16. Jahrh. Lelio verfertigte aus virgilischen Versen ein Gedicht über das Mönchsleben, ein zweites über die Weiber, ein drittes über die venerische Krankheit (s. Capilupi). Etienne de Pleurre (Stephanus Pleuraeus oder Plenrius): Sacra Aeneis (Acta Christi collecta e centonibus Virgil.) Paris. 1618. 4. Alexander Rosse (Rossaeus), ein Schottländer von Aberdeen, aus dem 17. Jahrh.: Virgilius Christianizans. Lond. 1638. 8. Roterod. 1653. 12. und öfter mit desselben Verf. Psychomachia Virgiliana. Fulvio Ursini, Marcus Welser, Heinr. Meibom, Otto Gryphius (Vita Christi. Ratisb. 1594. 4.). Christoph Dietrich Steinmann (De Nativ. Servat. Helmst. 1670. 4.). Samuel Pomarius (Baumgarten), Aegidius Bavarius (Musa Maronis Cathol. seu Catechismus versib. Virgil. Antw. 1622. 12.) Bernardo Ramazzini (De bello Siculo ad Reg. Gall. Ludov. XIV. Mutin. 1677. 4.) Giambattista Spada u. A. m. Zum Schlusse nennen wir die Sibylla Capitolina, P. Virgilii Maronis poemation libr. IV. Oxon. 1726. 8., eine Satire gegen Clemens XI. Bulle Unigenitus [8]), deren Verfasser Dandé seyn soll.

Die Italiener haben die Gattung mit dem Namen aus dem Lateinischen in ihre Sprache und Poesie aufgenommen, und vorzüglich den Petrarca centonisirt. Crescimbeni [9]) unterscheidet zwei Arten von Centoni, solche, die aus ganzen, und solche, die aus halben Versen, gemischt mit ganzen, zusammengesetzt sind. Endlich rechnet er auch noch zu den Centoni diejenigen Gedichte, in welche einzele fremde Verse an bestimten Stellen, und namentlich am Schluß der Strophen, eingeschaltet sind. Dann hätte schon Petrarca Centoni gemacht, nämlich die Canzone: Lasso me, che non so in qual parte pieghi; und auch die spanischen Glossen gehörten dahin. Eigentliche Centoni, Sonette, Canzonen, Madrigale, größten Theils aus petrarchischen Versen, haben geliefert Bembo, Vittoria Colonna, Lelio Capilupi, der schon oben genante, Sigism. Filogenio Paolucci, Filippo Massini, Giulio Bidelli von Siena, Bernardino Tomitano, Romano Merighi, u. A. m. Ottavio Beltramo von Terranuova ließ 1634 zu Neapel ein Gedicht Il Vesuvio drucken, welches aus Oktaven verschiedener Autoren zusammengesetzt ist. Auch der Petrarca spirituale, d. h. Sonetti et Canzoni di M. Fr. Petarcha devenuto Teologo et Spirituale per gratia di Dio et studio di Frate Hieronimo Maripetro Minoritano, gehört zur Centonenliteratur. In diesem merkwürdigen Buche, welches in Venedig bei Francesco Marcolini da Forli 1536 in kl. 4. gedruckt ist, hat der genante Mönch theils aus Versen und Halbversen, theils aus kleineren Phrasen des Petrarca, geistliche Sonette und Canzonen zusammen gesetzt, in welchen, statt der Laura und anderer weltlichen Gegenstände, Jesus Christus und die heilige Jungfrau gefeiert werden. Die Anfänge der Sonette und Canzonen sind unverändert geblieben, und die Zahl und Reihenfolge derselben beibehalten worden [10]), mit sehr wenigen Ausnahmen [11]). (*W. Müller.*)

Centorbi, s. Centoripa.

CENTORIPA, auch Centuripae, Centurippa, (τὰ Κεντόριπα), eine uralte Stadt der Sikuler, im östlichen Theile der Insel, auf dem westlichen Ufer des Symäthus, zwischen den Flüßchen Chrysas und Cyamosorus, die sich in jenen ergießen. Bis nach dieser Stadt erstreckten sich die Vorberge des Ätna auf seiner Westseite. So lange die griechischen Städte der nahen Küste ihre volle Macht behaupteten, war Centoripa eine unbedeutende Stadt, aber schon unter dem ältern Dionysius hat es einen einheimischen Fürsten und wächst immer mehr empor, je mehr die Griechen und Karthaginenser einander schwächen. Auch unter den Römern ist es eine blühende Stadt, besonders durch den Getreidebau, seitdem Sicilien Roms Kornkammer geworden. Daher spricht Cicero von einem Senatus populusque Centuripinus und von 10,000 Bürgern des States von Centuripa. Daraus ersehen wir auch, daß die Centuripiner ihre eigene Verfassung behielten und nicht einmal dem Zehnten unterworfen waren. Aber wegen der Anhänglichkeit, welche sie dem Sextus Pompejus bewiesen hatten, scheint Augustus die Freiheiten derselben geschmälert zu haben, und somit sank Centuripa allmälig zu einer bedeutungslosen Stadt herab. Ihre Stelle bezeichnet das verfallene Städtchen Centorbi auf einer steilen Anhöhe, dem Ätna südwestlich gegenüber, und in dem Grunde zwischen beiden fließt der Symäthus *). Es gibt viele Münzen von dieser Stadt, mit dem Bilde der Ceres und der Aufschrift *Κεντοριπίνων* **). (*W. Müller.*)

Anicius Probus unter Valentinianus verwechselt werden. Über die Probae gibt es zwei eigene Abhandlungen, von dem Augustiner *Thomas de Simeonibus*. Bonon. 1692. 4. und von *Fontanini*: De Antiq. Hortae. II. 1 sq. Vgl. *Fabric.* Bibl. Lat. ed. *Ern.* I. p. 381 sq. und *Tiraboschi* l. c. p. 437 sq. 7) Der lange Titel fängt an: Historica Dissertatio Romano-Ecclesiastica de tollenda penes gravissimos scriptores inclita ambiguitate et confusione inter duas antiquas Romanas Matronas etc. 8) Vgl. *Fabric.* Bibl. Lat. ed. *Ern.* T. I. 384 seq. 9) Volg. Poes. T. I. p. 390 sq.

10) Auch die Ballaten und Sestinen sind unter die Canzonen vertheilt. 11) Auch in der Musik gebrauchen die Italiener das Wort Centone in ähnlicher Bedeutung und benennen damit eine aus beliebten Arien anderer Komponisten zusammengesetzte Oper. Davon das Verbum centonare. Spaßhaft heißt eine solche Komposition auch Pasticcio.

*) Es besteht aus einer Straße und zählt gegen 3000 Einwohner. **) *Diod.* XIV, 78. *Cicero* Verrin. II, 68. III, 45. IV, 50. *Plin.* III, 8. *Strabo* p. 417. Vgl. Mannert's Geogr. v. Italien. B. II. S. 416—17. Bernoulli's Zusätze zu Volkmann. III. S. 270 ff.

CENTOTHECA, Desv., eine Grasgattung aus der 3ten Linné'schen Klasse, die in Rispen blüht, einen zweiklappigen drei- und mehrblüthigen Kelch hat, der kürzer als die Corollen ist. Die Klappen der letztern sind mit krautartigem Stachel versehen und mit kurzen Borstchen besetzt. C. *lappacea* Desv., in Ostindien und auf den Societäts-Inseln ist Poa malabarica *Burm.*, latifolia *Forst.*, Cenchrus lappaceus *L.*, Festuca latifolia *Roth.* (*Sprengel.*)

CENTOVALLI, ein wenig besuchtes, aber sehr merkwürdiges Alpenthal des schweizerischen Kantons Tessin, im Bezirke Locarno und dem Kreise della Melezza. Bis Intragna ist es mehr eben, dann aber zieht es sich 3—4 Stunden in der Richtung von Morgen gegen Abend dergestalt der piemontesischen Gränze entlang, daß nur die dasselbe durchströmende Melezza den eigentlichen Thalboden bildet. In diesem höhern Theil gleicht es mehr einem Felsenspalt, dessen stets aus- und einspringende Winkel auf beiden Seiten so stark sind, daß das Hauptthal eine Menge Nebenäste erhält. Von diesem Umstande ist der Name Centovalli (Hundertthal) hergenommen. Die Abhänge der rauhen Berge decken magere Triften, die zur Viehzucht benutzt werden, schöne Kastanienwälder, deren Holz ein Ausfuhrartikel ist, einige malerisch gelegene Kapellen und die Häuser der Pfarrgemeinden Verdasio, Borgnone, Pallagnedro und Rasa. Der letzte Ort liegt dem Thal Ossernone am nächsten; Pallagnedro auf der Südseite, welche die Sonne nicht genießt und drei Monate vom Schatten der benachbarten Berge bedeckt wird. Zu den sehenswerthen Merkwürdigkeiten gehören auch die Wasserfälle St. Remo und Richiusa. Unweit des letzten ist eine höchst malerische Brücke angelegt. Bei ihrem Austritte aus dem Centovalli ergießt sich die Melezza, nachdem sie die Gewässer des Ossernonethals aufgenommen hat, in die Maggia, die zwischen Locarno (Luggaris) und Ascola in den Lago maggiore (langen See) fließt. Die Centovaller sind sehr arm; die männlichen wandern zahlreich aus nach Italien als Lastträger und Kutscher, vorzüglich aber nach Frankreich als Fümisten †). Sie geben sich für Rauchkundige aus, indem sie behaupten, in Anlegung der Schornsteine, Kamine und Rauchfänge besondere Geheimnisse zu besitzen. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Central, s. am Ende d. Buchst. C.

Centranodon, s. Sphyraena.

CENTRANTHERA, R. Br., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Scrofularineen und der 14ten Linné'schen Klasse. Char. Kelch auf einer Seite gespalten und seine fünf Fetzen auf der andern Seite zusammen hangend. Trichterförmige Corolle mit fünflappigem Saum. An der Basis gespornte Antheren. Zweifächerige Kapsel, deren Scheidewand endlich frei wird. Die einzige bekante Art: C. *hispida* R. Br., wächst in Neu-Holland. (*Sprengel.*)

†) C'est de la vallée traversée par la rivière de Melezza que nous viennent à Paris force fumistes: on ne sait pas trop si c'est chez eux ou en route qu'ils apprennent le prétendu secret d'empêcher les cheminées de fumer. *Depping* La Suisse. (1822) T. IV. p. 160.

CENTRANTHUS, Cand., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Valerianeen und der ersten Linné'schen Klasse. Char. Der eingekehrte Saum des Kelches wird nach dem Blühen zur federigen Samenkrone. Die fünflappige Corolle ist gespornt. Valeriana rubra, Callitrapa *L.* und orbiculata *Sw.* gehören dazu. (*Sprengel.*)

CENTRE, eine Grafschaft im nordamerik. State Pensylvania, fast in der Mitte desselben belegen und von der westlichen Susquehannah begränzt, hatte 1820. 13,796 Einw. und zum Hauptorte Bellefonte. (*Hassel.*)

CENTRICNEMUS. Eine von Schönherr benante, aber nicht näher bezeichnete Gattung der Rüsselkäfer, für welche als Vorbild *Peritelus leucogrammus* Germar. genant wird. S. Peritelus. (*Germar.*)

Centrina, s. Squalus.

Centrinus, s. Ceutorhynchus.

CENTRIS. Zahnbiene. Eine von Fabricius ursprünglich errichtete Bienengattung, in welcher er aber viele sehr von einander abweichende Arten vereinigte, die später von Illiger, Klug und Latreille in die Gattungen Epicharis, Hemisia, Sarotes u. a. vertheilt wurden, so daß von den Fabricischen Arten nur noch C. dimidiata, cingulata und infernalis bei Centris bleiben. Die Kenzeichen dieser Gattung, die in die Familie der Hummeln gehört, sind nach Klug (Illiger's Magaz. für Insektenkunde. B. VI. S. 209.) folgende: der Rüssel sehr lang, die Lippe ohne Taster, die Kinnladentaster zweigliedrig, das letzte Glied pfriemenförmig und mit einer Borste versehen. Der Kopfschild ist stark gewölbt und durch eine Längskante getheilt, an ihn setzt sich in einem stumpfen Winkel und nach innen gekehrt die Lefze an. Der Rückenschild ist sehr groß, viereckig, am hintern Rande schwach ausgerandet. Die Beine, besonders die Hinterbeine haben eine eigenthümliche Gestalt. Sie sind auf ihren Flächen ganz unbehaart, die Schienen sind noch einmal so breit als bei den übrigen von Fabricius hieher gezogenen Arten, gegen das Ende am breitesten und endigen sich oben in eine ansehnliche stumpfe Spitze. Das erste Tarsenglied ist viel schmäler als die Schienen und die folgenden Tarsenglieder nehmen allmälig an Größe ab.

Latreille behält den Gattungsnamen Centris für für diejenigen Arten bei, die Klug unter Hemisia vereinigt. (*Germar.*)

CENTRISCUS. Eine Fischgattung von Linné, deren Charakter in der röhrenförmig verlängerten Schnauze, an deren Ende ein kleiner zahnloser Mund sich befindet, und in dem zugleich zusammengedrückten Körper liegt, durch welchen letzten Umstand sie sich von der Gattung Fistularia mit cylindrischem Körper unterscheidet. Ihre Bauchflossen sitzen hinter den Brustflossen; ihre Kiemen vollständig. — Ihr Körper bietet eine doppelte Verschiedenheit dar: er ist entweder geschuppt oder nicht. Jene machen die Gattung Solenostoma von Klein und Dumeril, und die Gattung Centriscus im engern Sinne von Cuvier.

Die Arten sind: 1) C. *Scolopax* L. Der Schnepfenfisch Bl. P. t. 123. f. 1. Zwei Rückenflossen, wovon die erste aus einem langen, starken, nach hinten gezähnelten und zwei kleinern Stacheln, besteht, die durch eine

Membran mit einander verbunden sind. Im mittelländischem Meere; 1½ Zoll lang, 1 Zoll breit. 2) C. *niloticus* Bl. S. tab. 30. f. 1. Unterschieden durch eine einzige lange, weiche Rückenflosse, und einen Scherenschwanz.

Die nicht geschuppten Arten machen Dumeril's Gattung Centriscus, und Klein's und Cuvier's Gattung Amphisile. Ihr Rücken ist ganz oder halb mit einer knochigen Schale bedeckt, die bei der einen Art 3) C. *scutatus* L. Der Messerfisch Bl. P. tab. 123. f. 2. hinten in einen langen Stachel ausläuft, unter welchem noch 3 kleinere, mit einer Membran verbundene sich befinden, zum Beweis, daß dieß nichts als die zurück- und herabgedrängte stachlige erste Rückenflosse ist, unter welcher auch die zweite kleinere weiche sich findet, so, daß also Rückenflossen samt der Schwanz- und Afterflosse nach hinten sehen. In Indien und im rothen Meere, lang 6, breit 1 Zoll. 4) C. *velitaris*. Pall. Spicil. VIII. 36. t. 4. f. 8. An Amboina, und nach Risso auch bei Nizza im mittelländischen Meere. (*Lichtenstein.*)

CENTROGASTER. Eine zuerst von Houttuyn aufgestellte Fischgattung, die bei Schneider unter dem Namen Amphacanthus wieder erscheint. Sie ist sehr verwandt mit der Gattung Chaetodon, und nebst dem etwas länglichern, und verhältnißmäßig weniger zusammengedrückten Körper, unterscheidet sie vorzüglich der Umstand, daß die Bauchflossen zum Theil verwachsen sind, und jede außer sechs weichen Strahlen, an jeder Seite zwei Stacheln hat. — Die wichtigsten Arten sind folgende: 1) C. *fuscescens* Houtt. Amphacanthus guttatus Bl. S. Sparus Spinus et Theutis javus *L.* Scarus siganus *Forsk.* Chaetodon guttatus Bl. P. tab. 196.

Ein an allen südasiatischen Küsten vorkommender Fisch, der sehr wohlschmeckend ist und 9 Zoll lang wird. Amphacanthus Oramin Schn. tab. 48. ist nur eine Abart davon aus Tranquebar. 2) C. *argentatus* Houtt. Amphacanthus arg. Bl. S. 1 — 3 Zoll lang, aus den japanischen Meeren. 3) C. *stellatus*, Amphacanthus stellatus Bl. S. Scarus stellat. *Forsk.* 4) C. *punctatus*, Amphacanthus punctatus Bl. S. Ob *Osbecks* Perca adscensionis, und *Parks* chaetodon canaliculatus hieher zu ziehen seien, ist noch zu erweisen. Alle leben in Meeren der Tropenwelt. (*Lichtenstein.*)

CENTROLEPIS, Labill., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Restiaceen und der ersten Linné'schen Klasse. Char. Viele Blüthen mit zwei Klappen kommen aus einer Scheide hervor. Viele Pistille. Einsamige Schlauchfrüchte, die seitlich aufspringen. Bei der eigentlichen Centrolepis ist der Fruchtboden mit Spreublättchen besetzt. Aber es gibt unter den bekanten 9 Arten mehre, wo dieß fehlt. Daher veränderte R. Brown den Namen in Desvauxia. Alle Arten wachsen in Neu-Holland und Diemens-Lande. (*Sprengel.*)

CENTROLOPHUS. Eine von Lacépède getrente Fischgattung, die zu den Brustflossern, in die Nähe von Coryphaena gehört, mit welcher sie noch die meiste Verwandtschaft zu haben scheint. Ihr Kenzeichen besteht hauptsächlich darin, daß sie auf dem Nacken, eine längliche, kielförmig zusammengedrückte Stelle haben, worauf mehre dicke, harte Stacheln stehn, die von einander deutlich getrent, und zum Theil in der Haut verborgen sind. Der Körper ist länglich, kleingeschuppt; auch waren die Flossen nicht vereinigt; die Rückenflosse einfach; die Schnauze zugerundet, die Kiemendeckel ohne Stacheln und Zähne: Die Art C. *niger* Lacep. ist schwarz, über 1 Fuß lang.

Cuvier vermuthet, Coryphaena pompilus *L.* wäre derselbe Fisch, und Coryph. fasciolata *Pallas* gehöre auch hieher. (*Lichtenstein.*)

CENTRONOTUS, 1) eine größten Theils aus vormaligen Arten von Blennius durch Schneider gebildete Fischgattung, die gleichbedeutend ist der Gattung Muraenoides von Lacépède. Sie hat natürlich mit Blennius viel Verwandtschaft, indessen unterscheidet sie vorzüglich die vor den Brustflossen sitzende Bauchflosse, welche hier nur aus einem einzigen Strahle besteht; außerdem auch die schlanke Körperform, mit einer vom Kopf bis an den Schwanz reichenden, stachligen Rückenflosse.

Die Arten sind: 1) C. *fasciatus* Bl. S. t. 37. f. 1. An Tranquebar, ½ Fuß lang, 1½ Zoll breit. 2) C. *Gunellus* Bl. S. Blennius Gunellus, der Butterfisch. Bl. P. tab. 71. f. 1. Im nordischen, isländischen und baltischen Meere. — Außer diesen noch: C. Muraenoides; C. punctatus; C. argenteus; C. islandicus; C. Brosme. — Diesen Namen hat auch Lacépède zur Bezeichnung einer Gattung gebraucht, die zum Theil aus Arten der Gattungen Scomber und Gasterosteus zusammen gesetzt ist, und das Mittel zwischen diesen beiden halten soll. Diesen Namen, in diesem Sinn gebraucht, verwerfen wir, um Verwirrungen zu vermeiden, und berufen uns auf die Artikel Gasterosteus und Scomber. (*Lichtenstein.*)

CENTROPHORUM, nante Trinius ein wunderbares Gras aus China, dessen zweiklappiger, lederartiger Kelch einen Sporn an der obern Klappe hat, welcher sich in eine scheidenartige Hülle oben mit zwei Armen einsenkt. Die Corolle hat auch zwei Klappen, und die obere trägt eine Borste. C. *chinense* Trin. wächst in China. (*Sprengel.*)

CENTROPODUS. Unter diesem Namen stellt Lacépède eine Fischgattung auf, die zu den Brustflossern, der Dumerilschen Familie Aractocomata gehört, und aus einem einzigen, von Linné unter Centrogaster rhombeus aufgeführten, von Forskål beobachteten Fisch aus dem rothen Meer besteht, der noch überdieß ziemlich zweifelhaft ist. Lacépède stellt folgende Charaktere auf: Zwei Rückenflossen; ein Stachel und fünf oder sechs weiche Strahlen in jeder Bauchflosse; keine einzeln stehenden Stacheln vor den Rückenflossen, aber die Strahlen der ersten kaum durch eine Membran vereinigt; der Schwanz seitlich nicht kielförmig zusammengedrückt. (*Lichtenstein.*)

Centropomus, s. Perca.

Centropus, s. Cuculus.

CENTROTUS. Stachelzirpe. Fabricius, der diese Gattung, welche in die Familie der Membraciden gehört, errichtete, vereinigte darin alle Arten, deren Halsschild an den Seiten mit Hörnern oder Dornen bewaffnet war, indeß läßt sich dieser Unterschied wegen der Übergänge

in andere Gattungen nicht durchführen. Der wesentliche Charakter von Centrotus besteht darin, daß der Mittelleib, der bei den übrigen Membraciden ein ungetheiltes Ganzes bildet, hier bereits einen durch eine Naht abgetheilten Hinterrücken zeigt, der besonders dadurch kentlich wird, daß er auf der Unterseite das hinterste Paar der Beine angefügt hat. Es vereinigt diese Gattung so wunderbar gestaltete Thierchen, daß nicht leicht eine andere Insektengattung eine ähnliche Mannichfaltigkeit und Sonderbarkeit der Formen aufzuweisen hat. Als Beispiel dient C. globularis aus Brasilien, dessen Halsschild auf einem aufgerichteten Stiele fünf in Form eines Sterns wagerecht vertheilte Dornen trägt, von denen die vier nach vorn gerichteten vor der Spitze ein Knöpfchen haben, der nach hinten gerichtete, die Länge des Hinterleibes besitzt. Abbildungen bei Stoll Cicad. fig. 163 und Pallas Spicil. Zool. fasc. IX. tb. 1. fig. 12. (*Germar.*)

CENTUMCELLAE, eine Stadt in Etruria, ursprünglich wol so genant von einer Anzahl zerstreuter Wohnungen um die kleine Bucht in dem Busen, welcher sich von Cosa bis nach Castrum novum hinzieht. Die schöne Gegend reizte den Kaiser Trajan, hier eine Villa anzulegen, und dadurch wurde er der Schöpfer eines neuen blühenden Ortes. Der Kaiser machte die kleine Bucht durch Dämme, Einschnitte und selbst durch ein Kunstinselchen zu einem sichern Hafen, und diese Anlage erhielt den Ort in Blüthe, auch nachdem die kaiserliche Villa ihn nicht mehr belebte und ernährte. Der alte Name Centumcellä blieb der neuen Anlage, und Rutilius beschreibt den Hafen des Trajan mit den ihn umgebenden Gebäuden. Aber als eigentliche Stadt führt erst Procopius Centumcellä an. Der Hafen von Civita vecchia mit der ihn umgebenden Stadt hat unverkenbar die alte Gestalt bewahrt *). (*W. Müller.*)

Centumviratgericht, s. am Ende des Buchst. C.

CENTUNCULUS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Primuleen und der 4ten Linné'schen Klasse. Char. Viertheiliger Kelch. Fast radförmige Corolle, auf der die Staubfäden eingefügt sind. Einfächerige Kapsel, die sich in der Quere öffnet und einen kugelichten Centralkuchen hat. Die europäische Art hat eiförmige Blätter und ungestielte Blumen: Ceux *minimus* L. Die amerikanische Art: C. *lanceolatus* Mx. hat lanzetförmige Blätter und gestielte Blumen. (*Sprengel.*)

CENTURIAE. Von eigener Bedeutung in der römischen Geschichte ist die Eintheilung des römischen Volkes nach Centurien, indem die bisher bloß nach Tribus und Curien (s. d. Artikel) eingetheilte und in diesen Eintheilungen von einander getrente Nation nun zu einer Gesamtheit, zu einem politischen und zugleich militärischen Ganzen umgestaltet ward, und in dieser Verbindung Roms Größe und Weltherrschaft zu begründen vermochte. Merkwürdig ist es, daß, während bei den bemerkten früheren Eintheilungen, theils Lokal-, theils Stammverhältnisse den Grund und das Eintheilungsprincip bildeten, hier ein ganz anderes Eintheilungsprincip vorwaltete und als leitender, bestimmender Grundsatz hervortritt, nämlich der Vermögensstand, wonach der Antheil eines jeden Bürgers an der Verwaltung des Stats, wie an seiner Vertheidigung und an den für den Stat zu tragenden Lasten in gleicher Weise bestimt war, demnach das Vermögen Schätzungsprincip für Lasten an den Stat, so wie für Bürgerwerth im State seyn sollte. In wiefern der Stifter dieser Eintheilung, Servius Tullius und nach ihm die Konsuln und endlich die Censoren das Vermögen der einzelen Bürger zu bestimmen versucht, um so einem Jedem die ihm gebührende Stelle im Stat wie im Heere anzuweisen, darüber s. d. Artikel Censores und Census. Nicht wurden durch diese neue Eintheilung des gesamten Volks jene älteren Eintheilungen aufgehoben, es dauerten nach wie vor die alten Patriciervereine, die Curien, wenn gleich mit abnehmendem Einflusse fort, ingleichen die Landgemeinden der Tribus; es waren die Rechte der alten Patricier nicht aufgehoben, sondern in die neue Eintheilung, die zugleich den plebejischen Stand empor hob, mit aufgenommen; denn eben die Vereinigung der beiden Stände in einen Körper, die Verbindung der gesamten Nation zu einer großen Einheit in politischen, wie militärischen Angelegenheiten war es, welche durch diese Eintheilung bezweckt war, und es läßt sich in der That nicht läugnen, daß dieser Vereinigung beider Stände in den Centurien Rom seine Größe zu verdanken hat [1]).

Die Hauptnachrichten über diese Eintheilung des römischen Volks nach Centurien geben uns Livius I, 43. und Dionysius von Halikarnaß Antiqq. Romm. I, 15—22., freilich nicht ganz in vollkommener Übereinstimmung mit einander. Dazu komt noch eine offenbar lückenhafte und verdorbene Stelle in den neu gefundenen Büchern Cicero's vom State II, 22., die eben deßhalb vielfach besprochen, und mehr oder minder verändert worden, da sie mit den aus ältern Quellen geschöpften Nachrichten der beiden genanten Schriftsteller in Widerspruch zu stehen scheint [2]). Eben darum möchte es aber fürs erste noch gerathener seyn, bei der Entwickelung dieses Verhältnisses jenen beiden Schriftstellern sich anzuschließen.

*) S. *Rutil.* 239 sq. *Procop.* Goth. II. 7. Mannert, Th. I. S. 373. 74.

1) Vgl. Niebuhr I. S. 252 f. 2) Die von Niebuhr in Majo's Ausgabe S. 173 f. vorgeschlagene Änderung möchte noch immer als die annehmbarste erscheinen, wodurch unzählige Widersprüche gehoben und Verwirrung vermieden würde. S. dagegen Steinacker in seiner Ausgabe von Cicero's Büchern de Republ. p. 95., nebst Hermann's vorgesetzter Epistola. Eine andere Änderung schlug darauf Niebuhr vor in der durch Steinacker's Gegenrede veranlaßten Schrift: Über die Nachricht von den Comitien der Centurien im zweiten Buche Cicero's de republica. Bonn 1823. Vgl. S. 21. coll. S. 12 f. Dagegen erschien: Replik für Hrn. Statsrath Niebuhr die Ciceronischen Fragmente de republica anlangend, von Doktor W. F. Steinacker, Leipzig 1824, und darauf wiederum: Duplik gegen Hrn. Steinacker von Niebuhr. Eben so hat der Recensent der genanten Streitschriften (C. R. Th.) in den Ergänzungsblättern der Jen. Lit. Zeitg. 1824. Nr. 38 — 41. nach seiner Ansicht die Stelle geändert (s. S. 304.) und darauf eine von Livius und Dionysius abweichende Ansicht über die einer jeden Klasse zuzutheilenden Centurien u. s. w. gebaut, auf die wir unten noch zurück kommen werden. S. auch Burchardi Bemerkungen über den Census der Römer mit besonderer Rücksicht auf *Cicero* de Republ. II, 22. (Kiel 1824.).

Hienach wird diese Eintheilung dem Servius Tullius, dem weisesten aller römischen Könige zugeschrieben. In der Absicht, Einheit in die bisher nach Stämmen und Gauen getrente Nation zu bringen, schuf er den Census, d. h. eine Schätzung des Vermögensstandes eines jeden Bürgers, und gründete darauf eine neue Eintheilung der gesamten Bürgerschaft, in welcher die Stellung eines jeden Einzelen im Stat, sein Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten, seine Leistungen an den Stat, seine Theilnahme am Kriegsdienst, seine Rüstung und Ordnung in den Schlachtreihen nach dem Vermögen bestimt, und in sofern eine Aristokratie der Vermögenderen constituirt ward. Nach diesem Grundsatz also wurde die ganze waffenfähige Mannschaft, wessen Standes oder Gaues sie auch war, in sechs Klassen, diese aber wieder in zahlreiche Unterabtheilungen getheilt, welche den Namen der Centurien führten. Die Zahl der letztern gibt Dionysius auf 193, Livius auf 194 an, obgleich sie, wie wir im Verfolg sehen werden, in der Angabe der zu einer jeden Klasse gehörigen Centurien so ziemlich übereinstimmend sind. Daß der Ausdruck Centuria, als Unterabtheilung der Klassen seinen Grund in dem Zahlbegriffe von hundert gehabt, auch wol anfänglich nicht willkürlich gewesen, wird man nicht in Abrede stellen können; und da die ganze Eintheilung, nach timokratischem Werthe der Bürger die Truppenaushebung zu bestimmen suchte: so könte man Centuria als die Abtheilung der Bürger in den Klassen betrachten, aus welchen jedes Mal für das Heer hundert Mann ins Feld gestellt werden sollten [3]). Wahrscheinlich war das Wort vor Servius Tullius als militärische Abtheilung nach diesem numerischen Verhältnisse bereits vorhanden, von ihm aber in die neue Eintheilung übertragen, ohne weitere Berücksichtigung des in dem Worte liegenden Zahlverhältnisses. Die Eintheilung selber übrigens war in folgender Weise veranstaltet. Die zur ersten Klasse gehörigen (ditissimi) mußten ein Vermögen von wenigstens 100,000 Aß besitzen (d. i. 2132 Thlr. [4]), sie bildeten 80 Centurien, nebst 18 Rittercenturien. Die zweite Klasse (ditiores) besaß ein Vermögen von wenigstens 25,000 Aß (1600 Thlr.) und bildete 20 Centurien; die dritte (divites) wenigstens 50,000 Aß (1066 Thlr.); sie bildete ebenfalls 20 Centurien; die vierte (mediocres) wenigstens 25,000 Aß (533 Thlr.), sie enthielt ebenfalls 20 Centurien; die fünfte (modici) besaß nach Livius wenigstens 11,000, nach der dem Verhältnisse des Übrigen angemessneren und darum richtigeren Angabe des Dionysius aber 12,500 Aß (266 Thlr.); sie war in 30 Centurien getheilt. Endlich die sechste Klasse, welche den Rest der ärmeren Bürger, deren Vermögen jenen Stand der fünften Klasse nicht erreichte, befaßte, welche bloß zu einer Kopfsteuer verpflichtet, von öffentlichen Angelegenheiten, wie vom Kriegsdienst ausgeschlossen waren, proletarii [5]), capite censi, aerarii genant.

Zu diesen fügt Dionysius [6]) noch hinzu vier Centurien, die nicht bewaffnet waren, sondern bloß dem Heere folgten, nämlich zwei Centurien von Arbeitern oder Waffenschmieden, und zwei Centurien von Spielleuten, erstere der zweiten, letztere der vierten Klasse zugetheilt. Livius setzt zwei Centuriae fabrûm zur ersten Klasse, und drei Centuriae: accensi, tibicines und cornicines zur fünften Klasse; daher nach Dionysius in Allem 193, nach Livius 194 Centurien als Gesamtzahl herauskommen. In Angabe der Klassen sind beide, wie wir gesehen, in vollkommenem Einklang und wenn bisweilen nur fünf Klassen gezählt werden [7]): so läßt sich das aus der politischen wie militärischen Bedeutungslosigkeit und Unwirksamkeit der letzten sechsten Klasse leicht erklären. Daß diese letzte Klasse dafür aber auch von allen Statsleistungen befreit und an den Stat nichts bezahlt habe, berichtet Dionysius [8]), im Irrthum, wie Niebuhr [9]) behauptet, zumal da auch Livius sage, daß sie bloß vom Kriegsdienst frei gewesen; es hätten vielmehr die proletarii etwas bezahlt, und bloß die capite censi, von 375 Aß abwärts an Vermögen scheinen ganz steuerfrei gewesen zu seyn. Bei den übrigen Klassen bestand die eine Hälfte der Centurien aus juniores, d. i. jüngeren Männern von 17—40 Jahren, bestimt den Dienst im Felde außerhalb der Stadt zu versehen, die andere Hälfte aus seniores, älteren Männern, welche den Dienst in der Stadt zu versehen hatten, als eine Art von Reserve (Landwehr, Landsturm [10]). Dabei waren die einzelen Klassen sorgfältig an Rüstung und Waffen von einander unterschieden, was in politischer, wie in militärischer Hinsicht von gleicher Wichtigkeit ist. Wir werden darauf weiter unten zurück kommen, da wir zuvörderst noch Einiges über die der ersten Klasse beigegebenen 18 Rittercenturien uns noch näher erklären müssen, so wie über die Veränderungen, welche diese ursprüngliche Centurieneintheilung des Servius Tullius in der Folge erlitt.

Von den Rittercenturien berichtet Dionysius (IV, 18.), sie seien nach dem höchsten Census und nach

---

3) Vgl. die angeführte Recension S. 305. Nr. 39. 4) Bekantlich herrschte über diese Summen, deren Berechnung und Verhältniß zu unserem Geldfuß, vielfache Verwirrung und groses Dunkel, bis man darauf gekommen war, hier an asses unciales zu denken, s. Stroth zu Livius I, 43., nebst Niebuhrs Auseinandersetzung, Röm. Gesch. I. S. 268 ff., vgl. mit Wachsmuth die ältere Geschichte des römischen Stats S. 230 f. in der Note, woselbst auch über die Summen der einzelen Ansätze der Klassen.

5) S. über diese Benennung *Gell.* N. Att. XVI, 10., vgl. mit *Cicero* de Republ. II, 22. pag. 174. 175.: — „proletarios nominavit, ut ex iis quasi progenies civitatis exspectari videretur." — Dagegen die Reicheren locupletes, adsidui genant, s. ibid. pag. 174. und dazu die Nachweisungen in Majo's Note. 6) Antiqq. Romm. IV. 17 fin. 7) Z. B. Livius III, 30., wo es heißt, es seien aus jeder Klasse zwei Tribunen, in Allem zehn, erwählt worden. *Ascon. Pedian.* in *Ciceron.* p. 138. *Sueton.* Ep. ad C. Caesar. de republ. ordin. II. §. 7 fin. *Tubero* bei *Gell.* N. Att. X, 28. 8) IV, 18. init. 9) Röm. Gesch. I. S. 280. In Bezug auf diesen Unterschied zwischen Proletarii und capite censi ist es besonders folgende Stelle bei *Gellius* N. Att. XVI, 10., welche dafür geltend gemacht wird: qui in plebe Romana tenuissimi pauperrimique erant, neque amplius quam 1500 aeris in censum deferebant, *proletarii* appellati sunt; qui vero nullo aut perquam parvo aere censebantur, *capite censi* vocabantur. Extremus autem census capite censorum aeris fuit 375." S. dagegen Wachsmuth a. a. O. S. 230 Not. 10) *Tubero* bei *Gellius* N. A. X, 28. *Livius* I, 43. init. — Beispiele bei *Livius* V, 10. 21.

der Geburt von Servius ausgewählt worden. Livius erzählt dagegen (I, 43.), Servius habe, nachdem er das Fußvolk in Klassen vertheilt, 12 Rittercenturien aus den Ersten der Bürgerschaft (e primoribus civitatis) ausgewählt und zugleich die 6 älteren (die drei ursprünglichen Stämme des Romulus, in der Folge unter Tarquin verdoppelt), unter denselben Namen gelassen. [11]) Nun meint Niebuhr [12]), diese Angabe beruhe auf einem Mißverständniß, in sofern Livius der Meinung sei, Servius habe zwölf neue Centurien gebildet, neben den sechs früheren; denn schon unter Tarquin seien 1800 Ritter in 6 Ordnungen gewesen und so scheine Servius nur diese Stämme, um sie der neuen Verfassung einzuverleiben, in achtzehn Hunderte oder wirkliche Centurien getheilt zu haben. Allein die plebejischen Ritter waren nicht von Tarquin, der bloß die Zahl der vorhandenen älteren drei patricischen Stämme verdoppelt, sondern von Servius Tullius gestiftet, und waren in denjenigen Centurien begriffen, welche den Namen sex suffragia führten, im Unterschiede von jenen älteren [13]). Die älteren patricischen Ritter dagegen waren in den drei Stämmen des Romulus, Rhamnes, Tities und Luceres begriffen und bildeten nach jener Verdoppelung durch Tarquin die sechs centuriae. Anders freilich mit Bezug auf Cicero de Republ. II, 22. hat neulich ein Recensent in der Jen. Lit. Zeit. a. o. a. O. S. 304 ff. die Sache sich ausgelegt. Da die plebejischen, von Servius errichteten Rittercenturien nach dieser Stelle des Festus, wenn sie auch gleich 12 Centurien waren, doch nur 6 suffragia zählten, die älteren Stämme der Ritter aber eigentlich drei, so komme die Zahl von neun suffragia überhaupt heraus als die Gesamtzahl der Rittersuffragia. Dann folge die erste Klasse des Fußvolks mit 80 Centurien, die zweite mit 30 (bei Livius u. Dionys. 20), die dritte mit 20, die vierte mit 20, die fünfte mit 30 Centurien, endlich noch eine Centurie accensi, eine velati, eine tibicines, und eine cornicines. So komme, da die proletarii und capite censi als vom Kriegsdienst ausgeschlossen, hier nicht in Betracht gezogen werden könnten, die Zahl von 193 als die Gesamtzahl aller Centurien heraus, in Übereinstimmung mit Dionysius, indem, wenn auch gleich Dionysius wie Livius im Einzelen Irrthümer in der Vertheilung dieser Centurien unter die einzelen Klassen begangen, sich doch die Gesamtzahl wol in sicherem Andenken am zuverlässigsten erhalten haben konte. Ob aber diese mit den Angaben der Alten in Widerspruch stehende Behauptung Beifall finden kann, bleibt dahin gestellt, und wird auch hier wieder ein sicherer Gang den Nachrichten der Alten eher folgen müssen, als unsichern Hypothesen.

Will man nun aber den Ritterstand, mit Bezug auf eine Äußerung des Dionysius als den Inbegriff des Hauptreichthums der Nation betrachten, wie solches allerdings später der Fall gewesen: so muß die Behauptung des Livius [14]) um so auffallender erscheinen, daß jeder Ritter zu Ankauf seines Rosses 1000 Aß bekommen und außerdem 2000 Aß zu seiner Unterhaltung und für die Kosten des Pferdes, auf das Vermögen reicher viduae [15]), d. i. unverheiratheter weiblicher Personen überhaupt angewiesen. Den Sinn dieses Gesetzes, wenn anders bei Livius ein Irrthum vorwaltet, scheint jedoch Niebuhr [16]) richtig dahin gedeutet zu haben, daß, wenn auch allerdings die Patricier der reichste Theil der Nation waren, doch Manche von ihnen auch in Armuth gelebt, die ihnen den Ritterdienst nicht möglich gemacht haben würde. Diese wollte der Stat mit Pferden und Geld zu ihrer Unterhaltung versorgen, damit sie anständig dienen könten. Eben so richtig mag es aber auch andrerseits seyn, daß die plebejischen Ritter, die später vorkommen, oder aus dem Plebejerstande unter die Ritter versetzt wurden, gewiß den Reichsten zugehörten, die wol im Stande waren, ein Roß zu unterhalten. Auch sagt ja Dionysius ausdrücklich, Servius habe die Rittercenturien ausgewählt aus denjenigen, welche den größten Census hatten, und durch Geburt ausgezeichnet waren [17]). Fassen wir diese Stelle nicht einseitig auf, so wird sich die Sache auf die bemerkte Weise einiger Maßen aufklären lassen, indem bei den Einen die Geburt, bei den Andern der Census gegolten.

Fragen wir nun aber nach der Zahl der Glieder einer jeden Centurie, so mußten die Centurien unter einander der Zahl nach höchst verschieden seyn, zumal da, obgleich die Centurie fest stand, doch nicht das steuerbare Vermögen des einzelen Bürgers, welches den Grund der Eintheilung bildete, gleicher Maßen fest stand, sondern sich vielfach verändern mußte, also auch in den Gliedern einer Centurie leicht ein Wechsel eintreten konte. Folgen wir den Berechnungen von Niebuhr [18]), so stellt sich das Verhältniß der Glieder der verschiedenen Centurien zu einander in der Weise, daß drei Bürger der Centurien in den ersten Klassen im Durchschnitt vier Bürgern der zweiten, sechs der dritten, zwölf der vierten, vier und zwanzig der fünften Klasse an Vermögen und also auch an Stimmenrecht gleich kamen; also die Centurien an Zahl der in sie eingetheilten Bürger in demselben Verhältniß in jeder Klasse abwärts stärker wurden. Sonach hätte die erste Klasse nach der Zahl ihrer Centurien wenigstens die Hälfte des gesamten Nationalvermögens besessen, die drei folgenden Klassen, jede ein Viertheil desselben, die vierte drei Achttheile; denn sonst hätte sie nicht dreißig Centurien gehabt; es würden also von 35 Bürgern sechs zur ersten und neun und zwanzig zu den vier übrigen Klassen gehört haben und wenn jede Centurie der ersten Klasse vollzählig, hundert Bürger zählte, also die erste Klasse in Allem 8000, so enthielten die übrigen vier Klassen fast 38,700 (eigentlich 38,666) Bürger. Rechnet man dazu die Zahl der letzten Klasse, wel-

11) „— equitum ex primoribus civitatis XII scripsit centurias. Sex item alias centurias, tribus a Romulo institutis, sub iisdem, quibus inauguratae erant, nominibus fecit." 12) I. S. 264. 13) *Festus s. v.* pag. 503. *Dac.* „sex suffragia appellantur in equitum centuriis, quae sunt adjectae ei numero centuriarum, quas Priscus Tarquinius rex constituit.

14) *Liv.* I, 43. 15) S. über den Sinn dieses Wortes Niebuhr I, S. 265. 16) I, S. 266., vgl. mit Wachsmuth S. 238. 17) „*Τὸ δὲ τῶν ἱππέων πλῆθος ἐπέλεξεν ἐκ τῶν ἐχόντων τὸ μέγιστον τίμημα καὶ κατὰ γένος ἐπιφανῶν.*" (Antiqq. Romm. IV, 18 init.). 18) Röm. Gesch. I, S. 281. 282.

che wol alle Clienten in sich begriff, und den vier vorhergehenden Klassen an Zahl gleich war, in einer Summe von etwa 38,000, so ergibt sich die von Dionysius (IV, 22.) nach dem Census des Servius Tullius angeführte Zahl der römischen Bürger von 84,700 vollkommen. An der Richtigkeit dieser Angabe zweifelt freilich Wachsmuth [19]), indem hier, wo historische Wahrheit gefodert werde, arithmetische Consequenz nicht ausreiche.

Diese Centurien hatten anfänglich mit den Tribus oder der Eintheilung nach Gauen nichts gemein, wie solches Livius I, 43. ausdrücklich bemerkt [20]). Hienach können also keineswegs die Centurien als Theile oder Unterabtheilungen der Tribus betrachtet werden, wie solches später in den letzteren Zeiten der Republik und vielleicht auch schon früher noch der Fall gewesen ist. Hier hören wir nämlich in den Centurialcomitien von Tribus und sehen die Centurien den Tribus als Haupteintheilung untergeordnet [21]). Es müssen demnach wesentliche Veränderungen in der Centurieneintheilung und den danach angeordneten Volksversamlungen Statt gefunden haben, wenn wir auch gleich nicht bestimt die Zeit anzugeben vermögen, in welcher diese Veränderung eingetreten, ob im Jahr 575 (vgl. Livius XL,51.) oder früher schon im vierten Jahrhundert der Stadt. Auch dieß wollen wir nicht in Abrede stellen, daß sich hierin ein Hervortreten des Plebejerstandes erkennen läßt [22]). Selbst Livius scheint in der oben angeführten Stelle I, 43. anzudeuten, daß späterhin eine solche Verbindung der Centurien mit den Tribus, wie sie früher und ursprünglich nicht war, Statt gefunden. „Es darf nicht auffallen, sagt Livius, daß die jetzige Anzahl der Centurien nicht mehr mit der von Servius angeordneten übereinstimt; denn als die Tribus (von vier) bis auf fünf und dreißig angewachsen, hat man auch die Centurien auf die Weise vermehrt, daß man auf jede Tribus zwei Centurien, juniores und seniores nämlich, gerechnet hat [23]).“ Die weitere Entwickelung und Anwendung dieser Stelle hat zuerst Octavius Panthagathus (s. die Note zu Livius l. l. in der Drackenborch'schen Ausgabe) und nach ihnen Savigny am a. O. zu geben versucht. Hiedurch wäre die Zahl der Centurien sehr bedeutend vermehrt worden, indem auf jede der fünf und dreißig Tribus zwei Centurien, eine juniores und eine seniores gerechnet worden und zwar wahrscheinlich aus jeder der fünf Klassen, indem dieß, obgleich von Livius nicht ausdrücklich bemerkt, doch leicht stillschweigend sich voraussetzen lasse. Demnach enthielt die erste Klasse, so wie jede der übrigen vier Klassen, siebenzig Centurien, 35 juniores und 35 seniores. Dazu kommen noch die Equites, für welche entweder 35 oder 70 Centurien (35 juniores und 35 seniores) anzunehmen, jedoch spreche die Verfassung und die Verhältnisse der Ritter für das Erstere. Die sechste Klasse blieb fortwährend eine Centurie unter gleichen Verhältnissen, wie früher. Auf diese Weise erhalten wir in Allem 386 Centurien, wovon 105 (35 Equites, 35 juniores, 35 seniores) der ersten Klasse, jeder der vier folgenden Klassen siebenzig (35 juniores, 35 seniores) und 1 Centurie der sechsten Klasse zufällt. Gegen diesen Erklärungsversuch hat bereits Hugo a. a. O. S. 314. Not. einige Zweifel geäußert, und wird der ganze Versuch immerhin nur als Versuch und bloße Vermuthung gelten können, wenn nicht neu aufgefundene beglaubigte Zeugnisse des Alterthums denselben zu historischer Wahrheit zu erheben vermögen.

Werfen wir noch einen Blick auf die politische Wichtigkeit der Centurieneintheilung, so wie auf ihre militärische Bedeutung. Die Wichtigkeit dieser Eintheilung in Absicht auf bürgerliche Angelegenheiten ergibt sich schon daraus, daß in Folge der weiteren Entwickelung der Verfassung und der Nation selber, von den Centuriatcomitien die ganze Gesetzgebung, und die ganze Verwaltung des Stats durch Wahl der gesetzmäßigen Behörden ausging. Um so bedeutender aber ist darum der Vorzug, welcher den Reicheren in dieser Centuriateintheilung verliehen ward. Denn das Eintheilungsprincip dabei war der Vermögensstand; er bestimte die Centurie und Klasse, und somit auch den Antheil an der Statsverwaltung, so wie die Stellung im Nationalheere; und spricht sich hierin unverkennbar die Ansicht aus, welche Cicero selber in den neugefundenen Büchern vom State (II, 22.) dem Servius in den Mund legt, er habe diese Eintheilung nach Centurien in der bemerkten Weise getroffen, damit die Stimmen nicht in der Gewalt der Menge, sondern der Begüterten seien, damit ferner nicht der große Hause allzu mächtig werde. Während Servius bei dieser Eintheilung die alten Vorrechte der Patricier nicht aufhob, so war er es doch eigentlich, der den Plebejerstand als solchen hervorrief und ihm im Stat erst die gehörige Geltung und Stellung anwies. Es ward die Ochlokratie der Menge eben so sehr vermieden, als die Freiheit des Einzelen gesichert und eine weise Aristokratie der Reichern constituirt ward, ähnlich der Solonischen zu Athen und anderer griechischen Statsverfassungen. Dieß Übergewicht der Reicheren trat besonders dann hervor, wenn, wie es in der Folge stets bei eigentlichen Statsangelegenheiten, namentlich bei der Wahl der Magistrate, der Fall war, das Volk, nach dieser Eintheilung geordnet, stimte und durch Stimmenmehrheit entschied. Denn hier galt es nicht sowol die Stimmen der einzelen Bürger — dann könte von keinem Übergewicht des Reicheren die Rede seyn — sondern es wurden die Stimmen der einzelen Centurien gezählt und hienach entschieden. Da nun, der gewöhnlichen Annahme zu Folge, die erste Klasse achtzig und mit den Rittercenturien 98 Centurien in Allem zählte, in welchen der reichste Theil der Bürger sich befand: so konte diese durch die Mehrzahl ihrer Centurien und somit ihrer Stimmen entscheiden, behauptete also ein entschiedenes Übergewicht über die übrigen Klassen und Centurien, in welchen der minder begüterte, aber desto zahlreichere Theil der übrigen Bürger begriffen war. Daher in der Folge die häufigen

19) S. 233 f. 20) „Neque hae tribus ad centuriarum distributionem numerumque quicquam pertinuere.“ 21) *Cicero* Planc. 20. in Rullum II, 2. *Ascon.* in Act. I. in Verr. 9. *Livius* V, 18. *Sueton.* Octav. 56. („Savigny in Hugo Civilist. Archive III, 3. S. 310.). 22) Wachsmuth S. 233. 23) Nach der Erklärung, welche Karl Sigonius u. Savigny a. a. O. S. 311. von dieser schwierigen und dunkeln Stelle gegeben haben.

Streitigkeiten unter dem Volke, ob über einen Gegenstand in Centuriat- oder Tribut-comitien gestimt werden sollte; im erstern Fall hatten immer die Reichen den Vortheil und das Übergewicht auf ihrer Seite.

Nicht geringer ist die Bedeutung dieser Eintheilung, von militärischer Seite, und zeigt sich hierin eine weise Verbindung der Constitution mit der Taktik. Die Eintheilung nach Klassen und Centurien bestimte die Art des Kriegsdienstes, bei einem Jeden nach Verhältniß seiner Steuern und seines Antheils an den öffentlichen Angelegenheiten. Daher der Unterschied in der Rüstung und Bewaffnung der einzelen Klassen und Centurien, so wie in der Stellung im Heer und in den Schlachtreihen[24]). Die erste Klasse war völlig schwer gerüstet, sie trug Schild, Speer, Brustharnisch, Beinschienen und Schwert, sie bildete die erste Schlachtreihe, die zweite Klasse war schon weniger vollständig, indem ihr der Brustharnisch fehlte, und ihre Schilde kleiner waren, sie war deßhalb auch hinter der ersten Klasse in der zweiten Schlachtreihe aufgestellt; die dritte Klasse, welche nach der zweiten in der Schlacht ihre Stellung nahm, hatte überdieß Brustharnisch und Beinschienen gänzlich verloren; die vierte Klasse ermangelte gänzlich der eigentlichen Schirmwaffen und bildete die letzte Schlachtreihe; die fünfte endlich war bloß mit Schleuder und Wurfspieß bewaffnet und diente als Leichtbewaffnete. Die sechste Klasse diente gar nicht, sie war ohne Wehr und Waffen; weil sie, zahlreich genug, dem Könige und dem übrigen freien Volke sonst leicht hätte gefährlich werden können. Es war also diese Ausschließung vom Kriegsdienst mehr Entwaffnung als Befreiung. Man wollte denen, die nichts im State zu verlieren hatten, keine Waffen in die Hände geben, während dem für die erstere Klasse, im Innern der Stadt, wenn jene sich gegen die Vorrechte derselben aufgelehnt, der Vorzug vollständiger Rüstung allerdings höchst wichtig und vortheilhaft seyn mußte. In welcher Weise und nach welchem Verhältniß nun die einzelen Klassen Mannschaft bei der Aushebung zum Kriegsdienst zu stellen hatten, wird, da Dionysius[25]) bloß von einem Beitrag oder Contingent (τὸ ἐπιβάλλον) spricht, wol nicht mit Gewißheit zur Entscheidung zu bringen seyn. Unglaublich muß es dagegen erscheinen, wenn Dionysius meint, die Reicheren hätten, wegen der größeren Anzahl von Centurien, welche sie bildeten, auch um so viel mehr Mannschaft zum Kriege stellen und desto öfters zu Felde ziehen müssen, also auch einen um so größeren Verlust erlitten. Glaublicher erscheint es, daß die 83 Centurien der ersten Klasse nicht mehr Mannschaft bei der Aushebung zum Kriegsdienst stellten, als die der folgenden Klassen, zumal da sie nur eine Reihe in der Schlachtordnung, und eben so auch die Mannschaft der folgenden Klassen, jede immer nur eine Reihe einnahm.

Auffallen müßte uns übrigens diese Nachricht von der abweichenden Bewaffnung der verschiedenen Klassen und ihrer Anordnung im Heere, wenn wir dieselbe auf die späteren Zeiten anwenden wollten, da sie nur auf das römische Heer in den früheren Zeiten paßt, später aber eine andere Organisation eintrat, welche Polybius und Livius uns beschreiben. Gehen wir aber in die älteren Zeiten zurück, so finden wir das römische Kriegsheer ähnlich der griechischen Phalanx[26]), welche ursprünglich auch die Form der römischen Taktik bildete. So erst wird sich die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Bewaffnung der einzelen Klassen und deren verschiedene Stelle begreifen lassen; die, welche in den hintern Reihen der Phalanx aufgestellt waren — die niederen, minder vollständig bewaffneten Klassen — bedurften in der That weniger Schutzwaffen, gedeckt durch die Leiber und Waffen der vorderen Glieder; die vierte Klasse gar keine, die erste aber, welche in der ersten Linie aufgestellt, den ersten Sturm des Gefechtes zu bestehen hatte, desto mehr; und zeigt sich hierin wiederum die wahre Analogie zwischen Taktik und Constitution, indem die, welche in die erste Klasse gehörten und in der ersten Linie fochten, also auch das Vermögen hatten, sich vollkommen zu rüsten, zugleich ein desto größeres Recht auf politische Wirksamkeit im Stat damit verbanden. Indessen ist es nicht unwahrscheinlich, daß bald eine Veränderung hierin eintrat, welche selbst wieder rückwärts auf die Centuriengemeinden einwirken mußte, wodurch nämlich die schwerfällige, unbeholfene Phalanx in den lebendigen und beweglichen Körper einer Legion umgestaltet ward. Vielleicht waren es die Kriege mit Veji, welche diese Veränderung in der Taktik hervor riefen, und Camillus, welcher die römische, in der Folge so unüberwindlich gewordene Legion schuf[27]). Es enthielt die Legion in 10 Cohorten 30 Manipuli (10 Hastaten, 10 Principes, 10 Triarier), ohne die Leichtbewaffneten; jeder Manipulus zählte 2 Centurien und war bei den Triariern 60 Mann, bei den beiden andern Klassen 120 Mann stark, so daß also jede Centurie der Hastaten und Principes 60, der Triarier aber nur 30 Mann faßte. Als Anführer einer jeden Centurie stand an der Spitze ein Centurio, von den Tribunen gleich bei der Aushebung des Heers oder später durch den Oberfeldherrn im Lager ernant, kentlich durch äußere Zeichen, z. B. die vitis (etwa unser spanisches Rohr?) und andere Vorrechte. Der erste unter den Centurionen der Legion, durch Rang und besondere Vorrechte ausgezeichnet, ist der Centurio primi pili oder der Primipilus[28]). *(Bähr.)*

CENTURINUM OPPIDUM (*Κεντούριvον πόλις*), eine Stadt unter der nordwestlichen Spitze von Corsika, dem Promont. sacrum, auf der westlichen Küste der Insel, wo noch jetzt der kleine Hafen Porto di Centuri den alten Namen bewahrt. *(W. Müller.)*

Centurio, s. d. Art. Centuriae.

CEOLDO (Pietro), geb. zu Padua den 27. Januar 1738, gestorben den 30. September 1813. In den Schulen der Jesuiten erzogen, widmete er sich der Kirche. Als Priester gehörte er zu den Vertrauten des Bischofs von Famagosta Alexandro Papafava, als Kanonikus seit 1777 der Kathedralkirche zu Carrara an. Dem ersten Verhältnisse verdankt man sein Albero della famiglia

24) S. *Dionys.* Antiqq. Rom. IV, 16. 17.

25) S. *Dionys.* Antiqq. Romm. IV, 19. 26) Vgl. Niebuhr I. S. 278 ff. 27) Ebend. S. 277. 278. 28) S. hierüber meine Zusammenstellung in Creuzers Abriß der römischen Antiquität. §. 242, und vgl. unten den Artikel Legio.

Papafava nobile di Padova, compilato con le sue prove. Venezia 1801. 4., dem zweiten seine Memorie della chiesa ed abbazia di S. Stefano di Carrara nella diocesi di Padova. Venezia 1802. 4. m. Kpf. Beide Werke, voll gediegener historischer Gelehrsamkeit, enthalten wichtige Beiträge zur Geschichte Italiens. Das erste insonderheit wird als ein Muster in seiner Art geschätzt. Es hat zum ausschließlichen Gegenstande eines der berühmtesten, noch jetzt blühenden italienischen Geschlechter, dessen Geschichte von 970 an bis auf unsere Zeit durch Urkunden nachgewiesen wird. Ceoldo unterhielt einen gelehrten Briefwechsel mit den Kardinälen Borgia und Luchi, mit Giov. de Lazara, Marini, Gennari, Morelli u. m. A. In der Bibliothek des Seminars zu Padua findet er sich aufbewahrt *).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CEPHAËLIS; Sw., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der fünften Linné'schen Klasse. Char. Die Blüthen in Knöpfen mit Hüllblättern umgeben. Krugförmiger, fünfzähniger Kelch, von Bracteen unterstützt. Trichterförmige Corolle, die die Staubfäden einschließt. Gespaltenes Stigma. Zweikörnige Steinfrucht. Unter den 26 Arten, die im syst. veg. 1. p. 747 — 749, aufgeführt sind, ist C. *Ipecacuanha* W., die merkwürdigste, die in Brasilien und Neu-Granada (Columbien) wild wächst, und deren Wurzel die graue officinelle Ipecacuanha ist. Vgl. *A. Richard* histoire naturelle des différ. espèces d'Ipecacuanha. Paris 1820. und *C. F. P. Martius* specim. materiae med. brasiliensis 1. Monach. 1824 †).

(*Sprengel.*)

CEPHALANTHERA, Rich., ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Orchideen und der 20sten Linné'schen Klasse, welche Linné zu Serapias, Swartz und Wildenow zu Epipactis zogen. Wiewol sie mit Epipactis in dem gelenkigen Lippchen überein stimt, so weicht Cephalanthera doch darin ab, daß die Blüthenhülle hier zusammen klappt, während sie bei Epipactis offen steht, daß hier die Anthere an der Spitze des ungeschnäbelten Säulchens steht, während sie bei Epipactis hinter dem Schnäbelchen des Säulchens sitzt. Auch besteht hier das Pollen-Pulver aus einfachen, bei Epipactis aus vierfachen Körnchen. Epipactis pallens, ensifolia und rubra W. gehören hieher. (*Sprengel.*)

CEPHALANTHUS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der 4ten Linné'schen Klasse. Die Blüthen sitzen in einem Knopf und sind durch Borsten unterschieden. Kelch und Corolle sind 4theilig. Die Kapsel ist eine untere, hat 2 — 4 Fächer, springt aber nicht auf. Drei Arten sind im syst. veg. 1. p. 377. aufgeführt, Cephalanthus procumbens *Lour.* habe ich zu Stilbe gezogen. (*Sprengel.*)

Cephalantus (Ichtyol.), s. Gaster.

CEPHALARIA, nennen Römer und Schultes nach Schrader die Scabioseen, welche Lagasca Lepicephalus und hundert Jahre früher Seb. Vaillant Succisa nante. Den letztern, als den ältern Namen habe ich beibehalten, da auch Cephalaria gegen die Regel, daß man kein griechisches Wort mit lateinischer Endung bilden müsse, aufgestellt worden. (*Sprengel.*)

Cephaleia, Jurine, s. Tarpa.

CEPHALICA, sogen. hauptstärkende Arzneien, sollen, nach den ältern Arzneimittellehrern, solche Mittel seyn, welche innerlich und äußerlich gebraucht, bloß auf den Kopf wirken, und in verschiedenen Krankheiten desselben Hilfe leisten sollen. Allein sie existiren bloß in der Einbildung, und sind Ausgeburten irriger Theoreme etc. (*Th. Schreger.*)

Cephaloculus, s. Polyphemus.

CEPHALODIEN von Baeomices roseus enthalten, nach Rud. Brandes, eine schleimzuckerartige Materie, dem Thierleim ähnliche Phyteumocolla, Lichengelatin, Erythrophyll, einen eigenen, dem der Parmelia parietena verwandten Farbstoff, und cellulöse Membran. (*Th. Schreger.*)

CEPHALOEDIUM *) (*Κεφαλοίδιον*), eine kleine Stadt und Festung in Sicilia, anfangs zum Gebiete von Himera gehörig, von dem es östlich an derselben Küste lag, hernach den Karthagern und endlich den Römern unterthänig. Durch seinen befestigten Hafen war es oft den Kriegswechseln ausgesetzt, sonst aber unbedeutend. Das Städtchen Cefali oder Cefalu liegt wahrscheinlich auf der alten Stätte, was auch durch die runde Landspitze, auf der es steht, bewiesen zu werden scheint. Denn von ihr hat die alte Stadt wol ihren Namen, die Kopfähnliche. (*W. Müller.*)

Cephalopholis, s. Perca.

CEPHALOPS Fallen., Fliegengattung aus der Familie Syrphici, der Gattung Baccha verwandt. Ihre Kennzeichen sind: ein sehr großer, fast bloß durch die Augen gebildeter Kopf, der durch eine sehr schmale Scheidewand (die bei dem Männchen sogar fehlt), welche durch die Mundöffnung durchgeht, in zwei Halbkugeln getheilt wird, mit kaum sichtbarem Kopfschilde; kurze Fühler, mit aufrechter Rückenborste; ein walziger Körper mit herabgebogenem Hinterleibe und langen Flügeln, die nur eine oder gar keine Mittelzelle besitzen. Fallen (Syrphici Sueciae pag. 14.) beschreibt drei sehr kleine, in Schweden einheimische Arten. (*Germar.*)

Cephaloptera, s. Raja.

Cephalopterus, s. Coracina u. Ampelis.

CEPHALOTA. So nent Latreille eine Abtheilung, oder Familie der Crustacea Entomostraca, in welche diejenigen fallen, die ohne irgend einen Schild, einen mehr oder weniger vom Rumpf getrenten Kopf haben. Sie umfaßt die Gattungen: Polyphemus, Zoë, Branchiopoda. S. diese Art. und Entomostraca u. Crustacea. (*Lichtenstein.*)

Cephalotes, s. Cryptocerus u. Broscus.

CEPHALOTI. Eine Fischfamilie in Dumerils System. Das Gemeinschaftliche ihrer Gattungen besteht darin, daß sie Knochenfische mit vollständigen Kiemen

*) Vgl. Elogio del Signor Ab. Dottor Pietro Ceoldo fu benefiziato della Cattedrale di Padova in Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1814. Tomo XXXVIII. p. 143.

†) Vgl. Ipecacuanha.

*) Ptolemäus nent es verdorben Cephaloedis, die Tab. Peut. Cephaledum, das Itin. Anton. Cephalodo.

und Brustflossen sind, deren großer Kopf breiter ist, als der Körper, ohne daß sie doch einzelne freie Strahlen an den Brustflossen haben. Alle haben außerdem stachlige Flossen. — Wir rechnen folgende Gattungen hieher: 1) Agonus: wo der Körper mit Schildern bedeckt und polyädrisch ist. 2) Cottus: der Körper ohne Schilder und Schuppen, Rückenflosse doppelt (oder dreifach), Brustflossen 3 — 8strahlig: die Schnauze abgerundet. 3) Platycephalus: der Körper geschuppt oder nackt; Rükkenflosse doppelt; Brustflosse mehrstrahlig; Schnauze zugespitzt. 4) Scorpaena: Rückenflosse einfach; Körper geschuppt. 5) Synanceia: Rückenflosse einfach; Körper nackt oder warzig. (*Lichtenstein.*)

CEPHALOTRICHUM, Link., ein Haarfaser-Pilz, zu der Abtheilung der Schopfpilze gehörig, der auf einem pfriemenförmigen Träger einen Schopf mit eingestreuten runden Keimkörnern hält. Es wächst dieser Pilz auf Baumstämmen und Ästen *). (*Sprengel.*)

CEPHALOTUS, Labill., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rosaceen und der elften Linné'schen Klasse. Char. Sechstheiliger gefärbter Kelch ohne Corolle: 12 — 15 abwechselnd längere Staubfäden. Zwillings-Antheren durch eine Drüse verbunden. Einsamige Frucht. C. *follicularis* Labill., ist eine wunderbare Pflanze in Neu-Holland, die zwischen ihren spathelförmigen Wurzelblättern gefaltete Schläuche mit geringeltem Saum und eigenem Deckel versehn, trägt. Die Bedeutung der Letztern ist noch unbekant. (*Sprengel.*)

CEPHALOXYS, nante Desvaux den Juncus repens *Mx.*, weil er in der prismatischen Kapsel ein dreiflügliges Mittelsäulchen trägt. (*Sprengel.*)

Cephalus, s. Orthagoriscus.

CEPHENEMYIA, Latr.; Oestrus Trompe *Fabr.* dessen Larve in Lappland in den Stirnhöhlen der Rennthiere lebt, unterscheidet sich von den übrigen Östrusarten, durch das Daseyn eines sehr kleinen rundlichen Rüssels, und veranlaßte Latreille (Familles naturelles du règne animal) diese Gattung zu errichten. (*Germar.*)

CEPHUS, Fabr., Latr. Schwebwespe. Eine Gattung der Blattwespen (Tenthredinetae) mit vorstehender Legeröhre, früher von Klug und Jurine zu der Familie der Uroceraten gezogen und unter den Benennungen Astatus (Klug) und Trachelus (Jur.) aufgeführt. Sie schließt sich allerdings durch den Bau der Kinnbacken und den langen Mittelleib an die Uroceraten an, aber die gestachelten Beine und die dreispaltige Lippe bringen sie unter die Blattwespen. Ihre Kenzeichen sind: die Kinnbacken kaum länger als breit; die vordern Taster sechsgliedrig, die Lippentaster viergliederig, mit sehr kleinem vorletzten Gliede; die Lippe an der Spitze dreispaltig; der Kopf mit verlängertem Halse; die Fühler bei der Stirn eingesetzt, spitzwärts dicker; der Legestachel des Weibchens kurz, vorstehend. Die Larven leben wahrscheinlich im Holze. Man kent nur wenige, kleine, meist schwarz und gelbbunte, in Europa einheimische Arten. (*Germar.*)

*) S. Nees v. Esenbeck System der Pilze, S. 87.

CEPOLA. Eine Fischgattung, deren Kenzeichen folgende sind: Ein mit ganz kleinen Schuppen bedeckter langstreckiger, sehr von den Seiten zusammengedrückter, bandförmiger Körper; die nicht vereinigten, vielstrahligen Bauchflossen unter den Brustflossen sitzend, die Rückenflosse vom Kopf anfangend, bis nahe an die Schwanzflosse sich erstreckend, bis wohin auch die sehr lange Afterflosse ausläuft, die ungefähr ½ der Länge des Körpers einnimt, indem der Raum von der Spitze der Schnauze, bis an den After nur ⅓ beträgt; die Schnauze ganz abgestumpft, der Oberkiefer kürzer, als der Unterkiefer, der Mund mit Zähnen besetzt. Sie bewegen sich sehr schnell, nähren sich von Crustaceen und Zoophyten, ihr Fleisch ist unschmackhaft.

Es gehören hieher: 1) C. *Taenia* L. Der Bandfisch Bl. P. 1. 170. An den Ufern des mittelländischen Meeres; 2 — 3 Fuß lang, 1 — 2 Zoll breit. 2) C. *rubescens* L. C. serpentiformis *Lacep.* Ophidium macrophthalmum *L.* Syst. nat. X. 1, p. 259. Eben da sich aufhaltend, 1¼ Fuß lang; die Schnauze ein wenig spitz. Vielleicht nur Varietät des vorigen. Die sonst hieher gezogene C. trachyptera *L. Gm.* wird vorzüglich wegen Mangel der Afterflosse zu der Gattung Trachypterus gezogen. Die C. coecula Bl. S. gehört wegen Verwachsung der beiden Bauchflossen zu Gobioides. Die C. striata Bl. S. scheint zwar hieher zu gehören, ist aber doch noch zweifelhaft. (*Lichtenstein.*)

CEPORINUS, Jacobus, (eigentlich Wiesendanger, welchen Namen er nach damaliger Sitte griech. ausdrückte), Professor zu Zürich, geb. 1499 in dem zürcherschen Pfarrdorfe Dynhart. Der Vater, ein wohlhabender Ziegler, ließ ihn durch seinen Pfarrer im Schreiben und Lesen unterrichten, und sandte ihn dann auf dessen Rath nach Winterthur auf die Schule, wo er im Lateinischen und in den Elementen des Griech. und Hebr. solche Fortschritte machte, daß der Pfarrer den Besuch einer berühmtern Schule empfahl. Der Vater erklärte, daß ihn kein Geld für diesen Zweck reuen sollte, worauf Ceporinus die damals berühmte Schule zu Köln besuchte, dann nach Wien und von da nach Ingolstadt ging, wo er mit den Sprachstudien auch Mathematik verband: unter Reuchlins Leitung erwarb er sich tiefe Kentniß der hebr. Sprache. Nach einer Abwesenheit von einigen Jahren kehrte er an seinen Geburtsort zurück, wo er seine Studien fortsetzte und benachbarten Pfarrern im Griech. und Hebr. Unterricht ertheilte. Bald darauf wurde er von Cratander nach Basel berufen, um den Druck und die Correcturen der griech. Autoren zu besorgen. Er begab sich mit seiner Gattin, einer gewesenen Laienschwester aus dem bei Winterthur gelegenen Nonnenkloster Töß, nach Basel, wurde aber bald nach Zürich gerufen. Denn im J. 1525 erhielt Zwingli von dem Chorherrenstift daselbst den Auftrag, für die Berufung ausgezeichneter Lehrer an die dortige Schule zu sorgen. Zwingli, der aus eigner Erfahrung gründliche Sprachstudien als Grundlage aller bessern theolog. Studien erkante, berief zuerst Ceporinus. Er erhielt ein Canonicat und wurde zum Professor der Theologie des alten Test. (als solcher hatte er den hebr. Text und die LXX zu erklären;) und der griech. Sprache ernant. Zwingli selbst benutzte seinen

Unterricht im Hebr. Den Schülern erklärte er die Werke und Tage von Hesiodus wegen der darin enthaltenen Lebensregeln; denn er war fern von der Pedanterie, die in den Klassikern über der Worterklärung niemals zu den Sachen komt. — Seine gründlichen Kentnisse der griech. Sprache beweisen folgende Schriften: Scholia in *Dionysii* descriptionem orbis et in *Arati* Astronomicon. Basil. 1523 et 1534. Compendium grammaticae graecae, welches sehr oft aufgelegt und bis auf neuere Zeiten mit Nutzen gebraucht wurde. *Hesiodi* Georgicon brevi Scholio adornatum. Tiguri 1526. 8. Epigrammata graeca. Colon. 1533. Tiguri 1539. 8. — Indem er so zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, wurde er, noch ehe ein Jahr verflossen war, der Schule entrissen. Übermäßige Anstrengung und Vernachlässigung der Sorge für seine Gesundheit, weßwegen ihm Zwingli oft Vorwürfe machte, hatten den zarten Körper frühe erschöpft. Er starb den 20. Dec. 1525, allgemein beklagt wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner stillen und gefälligen Sitten und der Offenheit seines Charakters *).
(*Escher.*)

CER, (Mineral.). Die cerhaltigen Fossilien sind bis jetzt nur in Schweden und Grönland, theils auf Lagern im ältern Gebirge, theils als zufällige Gemengtheile granitartiger Gebirgsgesteine vorgekommen und die Seltenheit ihres Vorkommens, so wie der bei ihnen Statt findende Mangel deutlicher Krystallformen sind Ursache, daß ihre mineralogischen Kenzeichen noch nicht hinlänglich scharf feststehen. Die bis jetzt bekanten cerhaltigen Fossilien sind Cerit, Allanit, Cerfluat, Orthit, Pyrorthit, Yttercerit, Cercarbonat und Gadolinit, in mehren derselben scheint aber der Cergehalt nur zufälliger Gemengtheil zu seyn, oder ist in sehr geringer Quantität da.

1) Cerit (Cererit, Ochroit, Klaproth; Cerinstein, Werner; Cerium oxydé silicifère *Hauy*). Von nelkenbrauner, einerseits ins Kirschrothe, andrerseits ins Perlgraue sich ziehender Farbe. Derb und eingesprengt. Bruch uneben ins Splittrige, mit Anlage zu sehr feinkörniger Absonderung und schimmernd, bis wenig glänzend. Undurchsichtig oder schwach an den Kanten durchscheinend. Härter als Apatit, weicher als Feldspath. Spec. Gew. 4, 7 bis 4, 9.

Für sich gerieben, erhält es negative Elektricität. Vor dem Löthrohr ist es für sich unschmelzbar, mit Borax schmilzt es zu einem grünen Glase, das sich beim Erkalten entfärbt. In erwärmter Salzsäure ist es auflöslich. Gehalt nach Hisinger 68,59 Ceroxyd, 2 Eisenoxyd, 17 Kieselerde, 1,25 Kalkerde, 9,62 Wasser und Kohlensäure; — nach John 71 Ceroxyd 5,25 Eisenoxyd, 18 Kieselerde, 5 Verlust. Findet sich mit Wismuthglanz, Molybdän, Hornblende, Strahlstein und Glimmer auf einem Kupferkieslager im jüngern Gneus in Görans und Bastnas Grube bei Riddarhyttan in Westmannland.

2) Allanit, Thompson. Schwärzlichbraun. Derb, eingesprengt und krystallisirt. Nach Bournon kann man als Stammkrystallisation ein breites rechtwinkeliges vierseitiges Prisma annehmen, dessen Seitenflächen sich wie 12:5, 6. verhalten, das durch verschieden geneigte Abstumpfung der Seitenkanten gegen die Seitenflächen rhombische Prismen von 129° 58′; 123° 38′; 117°; 98° 48′ gibt. Bruch muschlig, ein unvollkommener Blätterdurchgang bemerkbar, halbmetallisch glänzend. Pulver gelblichgrau. Undurchsichtig. Fast von Feldspathhärte. Spec. Gew. 3,52 bis 4,0.

Schmilzt vor dem Löthrohre unvollkommen zu einer schwarzen Schlacke. Gehalt nach Thompson 33,9 Ceriumoxyd; 35,4 Kieselerde; 25,4 Eisenoxyd; 4,1 Thon; 9,2 Kalk. Gesamtmenge 108,6. Der Überschuß ist wahrscheinlich Kiesel des Mörsers. Bricht in Grönland bei Alluk und Iglorsoit im Granit mit vielem Glimmer.

Wahrscheinlich gehört zum Allanit auch ein anderes, von Hisinger Cerin benantes Fossil, das aber nur derb, mit unebnem Bruche und zwei unvollkommenen Blätterdurchgängen, die sich ungefähr unter 117° schneiden, sich in Gesellschaft des Cerits findet. Vor dem Löthrohre schmilzt es leicht und mit Aufwallen zu einer undurchsichtigen, glänzend schwarzen, vom Magnete schwach anziehbaren Kugel. Gehalt nach Hisinger 28,19 Ceroxyd; 30,17 Kiesel; 20,72 Eisenoxyd; 11,31 Thon; 9,12 Kalk; 0,87 Kupfer.

Der Torrelit, den Renwick (Annals of the Lyc. of Natur. Hist. of New York. 1824. n. 2., im Sussex-Distrikte in Neu-Yersey in Nordamerika, begleitet von Franklinit und rothem Quarz fand, und der bis dahin mit Rothzinkerz verwechselt worden war, soll nach Renwicks Analyse 33 Kiesel; 12,32 Peroxyd von Cer; 21 Eisenprotoxyd; 2,68 Thon; 24 Kalk; 3,50 Wasser; 2,81 Verlust gegeben haben, aber nach Children und Faraday (Annals of Philos. March 1825) enthält er keine Spur davon, dagegen aber einen Mangangehalt.

3) Orthit. Aschgrau, wird aber durch Verwitterung braun. In langen, schmalen, völlig geraden Strahlen, die unter einem sehr spitzen Winkel aus einander laufen, flächenartig ausgebreitet. Bruch kleinmuschlig und glänzend von Glasglanz. Undurchsichtig. Quarzhärte. Pulver braungrau. Spec. Gew. 3,288.

Schäumt vor dem Löthrohre auf und wird gelblichbraun, schmilzt zuletzt zu einem schwarzen blasigen Glase. Gehalt nach Berzelius 32 Kiesel; 7,84 Kalk; 14,8 Thon; 19,44 Ceroxydul; 12,44 Eisenoxydul, 3,44 Yttererde; 3,40 Manganoxydul; 5,36 Wasser. Auf der Gränze einer Gangmasse zu Finbo bei Fahlun in Gneus.

4) Pyrorthit. Pechschwarz, durch Verwitterung gelblichbraun. In langen einzelen, meist aber zusammenliegenden Strahlen, von Haar- bis Fadendicke, büschelförmig aus einander laufend. Seitenflächen längsstreifig, durch eine tiefere Furche in der Mitte erhalten sie das Ansehen, als wären sie aus zwei Prismen zusammen gesetzt. Äußerlich matt, inwendig glänzend von Fettglanz. Längenbruch kleinmuschlig ins Splittrige, Quer-

*) Miscell. Tigurina P. III. p. 344. *Hotting.* Hist. Eccles. T. 3. p. 52. et T. 6. 354. *Hotting.* Schola Tig. Carolina p. 40. Leu Lex. Biogr. Univ. Moréri. Meisters berühmte Züricher. I. 174. *Gesneri* Biblioth. Bullingers Chron. MS. *Frisii* Epist. dedicat. in Ed. *Hesiodi* Froschov. 1562. *Lizel* Hist. Poët. Germ. 36. Wigarth Mercurius gelehrter Leute 1739. IV. 335. Haller's Bibliothek der schweiz. Gesch. 2. 640 flg.

bruch uneben. Undurchsichtig. Pulver bräunlichschwarz. Wird vom Kalkspath geritzt. Spec. Gew. 2,19.

Vor dem Löthrohre gelinde erwärmt, fängt er Feuer und brent, glühend, ohne Flamme und Rauch, wird dabei weiß und schmilzt endlich langsam zum schwarzen Email. Gehalt nach Berzelius 10,43 Kiesel; 3,59 Thon; 1,81 Kalk; 13,92 Ceroxydul; 6,08 Eisenoxydul; 4,87 Yttererde; 1,39 Manganoxydul; 26,5 Wasser und flüchtige Theile; 31,41 Kohle. Der Gehalt an Kohle scheint veränderlich zu seyn. Bricht mit Gadolinit am Kararfberge bei Fahlun auf Granitgängen.

5) Cerfluat. (Zerborstener Cererfluß, Steffens; flußsaures Cerium, Berzelius). Blaß ziegelroth, sich ins Gelbliche ziehend, durch das Anfeuchten dunkler. Derb, in dünnen Platten und krystallisirt in regelmäßigen sechsseitigen Prismen, meist mit abgestumpften Endkanten. Bruch uneben oder splitterig und wenig glänzend und die Bruchflächen haben das Ansehen, als sei das Fossil nach allen Richtungen zerborsten. Schwach an den Kanten durchscheinend. Flußspathhärte. Pulver gelblichweiß. Spec. Gew. 4,7.

Vor dem Löthrohr unschmelzbar, mit Borax und Phosphorsalz löst es sich langsam und gibt nach dem Verkühlen ein weißes Glas. Gehalt nach Berzelius 82,64 Ceroxyd; 16,24 Flußsäure; 1,12 Yttererde. Zu Broddbo und Finbo bei Fahlun in Albit eingewachsen, das von Finbo ist durch Mangan gewöhnlich tiefer roth gefärbt.

6) Cersubfluat (Muschliger Cererfluß, Steffens; basisches flußsaures Cerium, Berzelius). Rein gelb, ins Rothe und Bräunliche. Derb und eingesprengt, bisweilen mit Spuren granatartiger Krystallisation. Bruch muschlig und glänzend von einem Mittel zwischen Glasglanz und Fettglanz. Undurchsichtig. Härter als Flußspath, minder hart als Apatit. Pulver bräunlichgelb.

Vor dem Löthrohre wie Voriges. Gehalt nach Berzelius 84,20 Ceroxyd, 10,85 Flußsäure; 4,95 Wasser. Bei Finbo in Albit.

Der erdige Cerfluß, der noch eine bedeutende Quantität Yttererde und Kieselerde enthält und in kleinen röthlichen, eingewachsenen oder die Gadolinite umgebenden Massen zu Finbo einbricht, scheint eine mechanische Verbindung von Cersubfluat mit Yttercerit zu seyn.

Der Yttercerit, von violblauer ins Graue und Weiße (bei anfangender Verwitterung) übergehender Farbe, nur derb und eingesprengt, im Bruche eben mit versteckt blättriger Textur und glänzend, undurchsichtig, etwas härter als Flußspath, mit einem spec. Gew. von 3,4 der zu Finbo und Broddbo bricht, dürfte ebenfalls nur als Gemenge von Flußspath mit Cerit und Yttererde zu betrachten seyn.

7) Cercarbonat. In Gesellschaft des Cerits findet man kleine, schneeweiße, perlmutterartig glänzende Blättchen, welche für sich sogleich braun werden, mit Flüssen stark die Reaction des Ceroxyds geben, und in Säuren sich unter Entweichung von Kohlensäure auflösen. (*Germar.*)

CERERIUM (unrichtig Cerium), ein Erzmetall, dessen Oxyde 1803 gleichzeitig von Klaproth, von Hisinger und von Berzelius entdeckt wurden. Klaproth wähnte, im röthlichen Tungstein (Cererit) erst eine neue Erde gefunden zu haben, die er Ochroiterde nante, aber bald wieder zurück nahm. Hisinger und Berzelius untersuchten den Fund weiter, und erkanten darin ein Metalloxyd, das sie Cerium nanten, Klaproth aber nachher richtiger in Cererium, und Butmann später in Demeter umtaufte.

Es komt bloß, als Oxydat mit Kieselerde, in Thomsons Allanit, und im Cererit auf Zeilon rc. vor; Berzelius fand es auch im Gadolinit von Broddbo und Finbo, und Laugier in einem Mineral von Coromandel, neben Titanoxyd.

Durch Sauerkleesäure läßt sich, nach Laugier, das Cerer am besten vom Eisen trennen. Das daraus erhaltene Cereroxyd, mit Öl eingeteigt, und stark erhitzt, wird zu einem schwarzen Kohlenstoff-Cerer mit glänzenden Punkten. Noch heiß entzündet es sich an der Luft, wie der beste Pyrophorus, und kehrt brennend in den Zustand eines rothen Oxydats zurück. — Vauquelin erhielt aus dem weinstein- oder sauerklees. Cereroxyd, das er mit Kohle dem heftigsten Essenfeuer ausgesetzt hatte, nadelknopfgroße eisenhaltige Metallkörner, aber Laugier bloß eine schwarze, glänzende Masse.

Das Cererium ist, nach Vauquelin, weißer, sprödder und härter, als Gußeisen, von blättrigem Bruche, höchst schwer schmelzbar, im heftigen Feuer flüchtig, aber, nach Davy und Laugier, wenigstens nicht in der Rothglühhitze. Sein Mischungsgewicht ist = 574,4.

I. Weißes Cereroxyd (Cereroxydul) wird entweder 1) nach Klaproth so erhalten, daß man den gepulverten Cererit mit 5 Theilen liquider Salzsäure kocht, die Auflösung, um daraus die Kieselerde zu sondern, bis zur Trockne abdampft, den Rückstand wieder in Wasser löst, und durch Ammonium genau neutralisirt, worauf bernsteins. Ammonium daraus das Eisenoxyd fället, das Oxydul aber durch Ammonium niedergeschlagen wird; oder man neutralisirt 2) nach Hisinger und Berzelius die salpetersalzsaure Auflösung des gebranten Cererits durch Kali, worauf weinsteinsaur. Kali weinsteins. Cereroxydul niederschlägt, welches durch Glühen im bedeckten Tiegel zu reinem Oxydul wird, einem weißen Pulver, das aus 85,2 Cerer und 14,8 Sauerstoff besteht, und durch Kohle und Kalien zersetzt wird. Es verbindet sich a) mit Säuren zu theils auflöslichen, theils unauflöslichen Cereroxydulsalzen; diese sind weiß, jene erscheinen in concentr. Form amethystroth, in verdünnter farblos, sie schmecken herbsüß; die Säure ist in ihnen nie ganz indifferenzirt. Reine und hydrothionsaure Kalien bilden in den aufgelösten Cereroxydulsalzen einen weißen Niederschlag von reinem Oxydul; kohlen-, phosphor- und weinsteinsaure Kalien einen weißen, in Salpetersäure wieder auflöslichen; bernsteinsaure Kalien einen weißen käseartigen; Sauerkleesäure und ihre kalischen Salze einen weißen, in andern Säuren unauflöslichen Niederschlag; Galläpfelsäure bräunt die Salze ohne Fällung; hydrothions. Zink und Eisen wirken nicht darauf. Nach C. G. Gmelin (i. s. Versuchen rc. Tüb. 1824. 8. S. 81. ff.), wirken diese Salze auf den thier. Organismus vom Magen aus nicht so bedeutend, wie vom Gefäßsysteme aus, wo sie bei einer gewissen Dosis entweder

plötzlich tödten, oder doch schwere Zufälle herbei führen, denen das Thier endlich unterliegt. b) Verbindet sich das Cereroxydul mit kohlens. Ammonium und dergleichen Kalien, nicht mit reinen; c) mit Kieselerde.

II. Braunes, oder eigentliches Cereroxyd bildet sich an der Luft aus Nr. I. zu einem, nach Klaproth, zimmetbraunen Pulver mit einem röthlichen Stich, nach Hisinger u. Berzelius zu einem dunkelziegelfarbenen, geschmacklosen, unschmelzbaren Pulver, das Säuren nur in geringer Menge mit röthlich gelber Farbe auflösen. Es enthält 79,3 Cerer und 20,7 Sauerstoff, und wird durch Salzsäure in salzsaur. Oxydul unter Entwickelung von Chloringas zersetzt.

III. Kohlenstoffcerer, eine schwarze, glänzende Masse, die sich von selbst in der Luft entzündet, und zu Nr. II. verbrent. Man erhält sie, nach Laugier, durch heftiges Glühen des mit Öl befeuchteten Cereroxyduls.

IV. Kohlensaures Cereroxydul, ein durch Doppelaffinität aus dem an die Luft oder in Wasser gelegten Cereroxydul erhaltenes weißes, körniges, leichtes, in Wasser lösliches Salzpulver, das nach Klapr., 65 Cereroxydul, 23 Kohlensäure und 12 Wasser enthält, und sich durch gelindes Glühen aber nur bei Luftzutritt zersetzt.

V. Phosphorcerer ist noch problematisch.

VI. Phosphorsaures Cereroxydul, ein durch Fällung eines aufgelösten Cereroxydulsalzes mittelst der Phosphorsäure, oder eines phosphors. Salzes dargestelltes weißes Pulver, das sich in Salz- und Salpetersäure, aber weder in Wasser, noch in wäßriger Phosphorsäure auflöst.

VII. Hydrothionsaures Cerer, ein grüner, durch Trockne, sich bräunender Niederschlag, welchen hydrothionsaures Ammonium mit den Cereroxydulsalzen bildet.

VIII. Wasserstoffschwefel-Cererium: Wasserstoffschwefelammonium fället die Cereroxydulsalze weiß, die Oxydsalze braun, bei Überschuß desselben grün.

IX. Schwefelcereroxydul, ein apfelgrünes Pulver.

X. Schwefelsaur. Cereroxydul in blaß amethystfarbenen Nadeln.

XI. Schweflichtsaures Cereroxydul: a) neutrales, ein weißes, unauflösliches Pulver, das durch Glühen zu schwefels. Cereroxyd wird; b) basisches, ein unauflösliches Salz, durch Vermischung des sauren Salzes, c) mit Ammonium entstanden; c) saures, in blaß amethystrothen Würfeln und strahlig zusammengehäuften Prismen von süßherbem und wenig saurem Geschmack, die etwas schwer in Wasser auflöslich sind.

XII. Schwefelsaures Cereroxyd: a) neutrales, roth, in Wasser unauflöslich; b) saures in goldfarbenen Säulenkrystallen, die an der Luft in neutrales und saures schwefelsaur. Cereroxydul sich zersetzen, und in Wasser citrongelb auflösen.

XIII. Salzsaures Cereroxydul, ein blaßrosenfarbenes, leicht zerfließliches Salz (nach Vauquelin), oder, nach Hising. und Berzel., ein farbloses Salz in 4seitigen Säulen.

XIV. Salzsaur. Cereroxyd, eine pomeranzengelbe, nach Laugier gallertartige Materie, welche, ohne Zersetzung, zu einer röthlichen, festen, leicht zerfließenden Masse schmilzt.

XV. Salpetersaur. Cereroxydul: a) neutrales, gelblich, von stechend süßem Geschmack, und leichter Auflöslichkeit in Weingeist; b) das saure ist krystallisirbar.

XVI. Salpetersaur. Cereroxyd von gelbgrünlicher Farbe.

XVII. Kohlensaur. Cereroxydulkali, ein sowol durch Zusammenschmelzen des Cereroxyduls mit kohlensaus. Kali erhaltenes, und im Wasser gelb auflösliches, als auch durch Auflösen des Oxyduls in wäßrigem kohlens. Kali dargestelltes Gemisch. — Mit reinem Kali lassen sich die Cereroxyde nicht verbinden.

XVIII. Schwefelsaures Cereroxydulkali bildet sich beim Vermischen des schwefels. Cereroxyduls mit wenigem Kali, oder des salzsaur. Cereroxyduls mit schwefels. Kali, als ein weißes, in der Hitze schmelzendes, in Wasser unauflösliches, in verdünter Schwefelsäure wenig auflösliches Gemisch.

XIX. Schwefelsaur. Cereroxydkali, ein citrongelber Niederschlag, gebildet beim Vermischen des schwefels. Cereroxyds mit wenigem Kali.

XX. Kohlensaur. Cereroxydulnatron, ähnlich Nr. XVII. — Mit Ätznatron vereinen sich die Cereroxyde nicht.

XXI. Molybdänsaur. Cereroxydul, ein weißer, flockiger Niederschlag, der in Wasser nicht, wol aber in verschiedenen Säuren sich auflöst, entstanden durch Vermischung eines aufgelösten Cereroxydulsalzes mit einem molybdänsaur. Salze.

Fernere Verbindungen des Cerers sind noch unbekant *). (*Th. Schreger.*)

CER, Fluß im franz. Dep. Cantal: er entspringt am Fuße des Cantal, geht auf Roquebrue, und mündet sich in die Dordogne. (*Hassel.*)

CERAM, eine der Amboinen in dem Meere von Banda, und die größte Insel der ganzen Gruppe im NO. von Amboina zwischen 145° 40′ bis 148° 25′ östl. L. und 3° 20′ bis 3° 40′ südl. Br. Der Flächeninhalt beträgt 325 □Meilen. Im W. erstreckt sich aus dem Groß eine schmale Landzunge oder Halbinsel Hywamohel bis nach Amboina hin, und hängt nur durch die Erdenge Tanuno zusammen; im O. trent ein schmaler Meeresarm die Spitze Kelang. Im S. sieht man 3 tief eingreifende Busen, wovon der mittlere Amahoy heißt. Im Innern lagert sich ein hohes Gebirge über 8000 Fuß hoch, das seine Äste zu beiden Seiten verbreitet, und ist mit hohen Waldungen besetzt, die mit Palmen, Eben-, Sandel- und Sapanbäumen und mit den schönsten Forstbäumen der Tropenzone bestanden sind, und wo sich auch

*) Vgl. Klaproth's chem. Unters. des Ochroits, in Gehlen's N. Journ. d. Ch. rc. II. S. 303. rc. Hisinger und Berzelius Ebendas. S. 397. — Vauquelin Ebendas. V. S. 189. rc. — Laugier in d. Ann. de Chimie. 89. p. 306. etc.

noch mancher Gewürzbaum, der der allgemeinen Zerstörung entgangen ist, befinden mag. Unter diesen Bergen breiten sich fruchtbare und mit herrlicher Vegetation bekleidete Thäler und Ebenen aus, die im S. bis an das Gestade reichen, im N. aber mit Hügeln und Bergen abwechseln. Den Boden tränken mehre kleine Flüsse und Bäche, auch gibt es häufig Quellen von gutem Trinkwasser, aber auch viele heiße Quellen. Einen Vulkan hat das Eiland nicht, doch sind Erderschütterungen nicht selten. Das Klima scheint gesund zu seyn, wenn schon die Hitze außerordentlich groß ist. Die Produkte sind Sago, welches die allgemeine Brotfrucht ist, doch wird auch etwas Bergreis und Mais gebauet, Brotfrucht, die der gemeine Mann genießt, Ignamen, Pataten, Zuckerrohr, Kokosnüsse, die edelsten Südfrüchte, worunter auch die Rambustan, die Mangustan, der Mango und verschiedne Arten Orangen und Pomeranzen, und vielerlei edle Holzarten, auch Bambus und Rotangs. Aus dem Thierreiche sieht man Damhirsche in ganzen Rudeln, wilde Eber, den Hirscheber oder Babirussa, den Kuskus, die Zibethkatze, den Mongo, das Stachelschwein, das fliegende Eichhörnchen, den wilden Büffel, aber Hausthiere mit Ausnahme der Hühner gar nicht; unter den Vögeln gehören der Paradiesvogel hier zu Hause; die Salangane umschwärmt die Küsten, und Stachelschweine machen, nebst dem Sago die vornehmste Nahrung aus. Übrigens ist die Fauna und Flora dieser Insel wenig bekant; wir wissen nur, daß sie Nelken und andre Gewürzbäume enthielt, die aber wenigstens in den Thälern sämtlich ausgerottet sind, wogegen es in dem Gebirge noch manchen Nelkenhain geben mag, da wir wissen, daß dieß Gewürz von den Einw. in den Schmuggelhandel gebracht wird. Diese können nicht in großer Zahl vorhanden seyn, und vielleicht mögen sie kaum 100,000 Köpfe ausmachen, da ihre bisherige Nahrung einem größern Anwachse entgegen steht. Die Küsten bewohnen Malaien, die schon ziemlich civilisirt sind, sich zum Islam bekennen und ihre Unabhängigkeit bisher zu vertheidigen gewußt haben; sie stehen unter kleinen Häuptlingen oder Rajas, und besitzen die nämliche Regirungsverfassung, wie die übrigen Malaien. Mit ihren leichten Proas befahren sie die Höhlen des ganzen Archipels, und treiben selbst mit Neuguinea Verkehr, vorzüglich aber Schleichhandel mit den Schinesen und Briten, wie denn Amboina von jeher der eigentliche Sitz des Schleichhandels der Amboinen war. Die Niederländer machen ihren Häuptlingen jährlich bestimte Geschenke, wofür diese die Gewürznelken in ihren Gebieten auszurotten sich verpflichtet haben. Weiter erstreckt sich aber ihr Einfluß auf China nicht. Im Innern der Insel leben Alforen oder Haraforen, ebenfalls Malaien, aber noch bloße Kinder der Natur, die sich dem Zustande der Civilisation noch nicht genähert haben: doch sollen einige Stämme bereits in eine Art von gesellschaftlicher Verbindung stehen. Alle gehen bis auf die Pagne, die die Schamtheile bedeckt, nackend, kennen noch kein Eigenthum, keinen Rangunterschied, wohnen in Klüften und Höhlen, und nähren sich von der Jagd, von Wurzeln und Früchten des Waldes. Eine Eintheilung von Ceram, von dem man eigentlich nur die Umrisse der Küsten aufgenommen hat, ist noch auf keiner Karte niedergelegt: die Niederländer haben auf der Nordküste an einer kleinen Bai bei dem Dorfe Sawa ein Blockhaus und eine Faktorei. (*Hassel.*)

CERAMBYCINI, Käferfamilie aus der Abtheilung mit vier Tarsengliedern an allen Füßen, durch große nierförmige Augen, in deren Ausbuchtung die langen faden- oder borstenförmigen Fühler stehen, lange, den ganzen Hinterleib bedeckende Deckschilde und auf der Unterseite gepolsterte Tarsen ausgezeichnet. Die Larven leben größten Theils im Holze und die vollkommenen Insekten trifft man am Holze oder auf Blumen an. Letztere vermögen größten Theils durch das Reiben des Halsschildes an der Brust einen zirpenden Ton zu erregen, und tragen ihre Fühler gewöhnlich aufrecht und nach hinten gebogen, weßhalb sie auch den Namen Holzböcke führen. Es gehören dahin die Gattungen Prionus, Lamia, Saperda, Callichroma, Cerambyx, Callidium, Clytus, Spondylis. (*Germar.*)

CERAMBYX, (Holzbockkäfer, Bockkäfer). Eine von Linné ursprünglich errichtete Käfergattung, in dem Umfange der jetzigen Familie Cerambycini, die aber von den spätern Schriftstellern in sehr viele Gattungen getheilt worden ist. Man kann unter Cerambyx, jetzt diejenigen Arten zusammen stellen, die sich durch einen wagerecht vorgestreckten Kopf, langes, verkehrt kegelförmiges Endglied der Taster und kurze Lippentaster unterscheiden. Alle diese Thiere besitzen einen langgestreckten, gewöhnlich mit lebhaften Farben gezierten Körper, lange starke Beine, und wenigstens körperlange Fühler, die beim Männchen häufig noch weit länger sind, als beim Weibchen. Um die zahlreichen hieher gehörigen Arten zu ordnen, habe ich (Insector. Spec. nov. p. 499.) folgende Unterabtheilungen aufgestellt.

I. Fühler in beiden Geschlechtern eilfgliedrig. A. Schildchen kurz, gerundet. 1) drittes und viertes Fühlerglied kurz, sehr dick (Gattung Haematicherus Dejean). Beisp. Cerambyx Cerdo, Heros, nodulosus. 2) Alle Fühlerglieder keulenförmig, ziemlich gleich lang (Purpuricenus Ziegl. Dej.) C. Koehleri, budensis, Halodendri, Ephippium, sellatus. 3) Die Fühlerglieder ziemlich gleich lang, die sechs letzten sehr dünn. C. hirticornis. 4) Alle Fühlerglieder kurz, dreieckig, zusammengedrückt. C. lyciformis.— B. Schildchen lang, dreiwinkelig. 1) Fühler sägeförmig, Halsschild oben glatt (Lissonotus Dalmann). C. equestris, biguttatus. 2) Fühler kammförmig, Halsschild oben mit Höckern versehen (Ctenodes Oliv.) C. decemmaculatus.

II. Fühler (wenigstens beim Männchen) eilfgliedrig. A. Schildchen kurz, gerundet. a) Kopf breiter oder eben so breit als das Halsschild, Fühler lang, borstig, das letzte Glied walzig (Stenochorus Fabr.). 1) Halsschild gedornt. C. festivus, octoguttatus, Batus, quadrimaculatus, garganicus. 2) Halsschild unbewehrt. C. surinamus, marylandicus, strepens. b) Kopf schmäler als das Halsschild, Fühler zusammengedrückt, das zwölfte Glied pfriemenförmig (Dorcadocerus Dej.). C. barbatus. B. Schildchen lang, dreiwinkelig. 1) Vorderbeine dicht beisammen stehend. (Trachyderes Schönh.) C. succinctus, rufipes, striatus. 2) Vorderbeine an

der Wurzel von einander abstehend. (Megaderus Dej.) C. stigma. (*Germar.*)

CERAMIUM, nante zuerst Roth die Conserven, welche Keimknöpfchen an der Seite hervortreiben. Lyngbyr beschränkte den Begriff auf solche rothe ästige, gegliederte Meer-Algen, deren kurze Äste die Kapseln einschließen, wonach Conferva ciliata, elongata, nodulosa *Huds.* und rubra *Dillw.* dazu gehören. 36 Arten führt Agarth in seinem Syst. alg. p. 130. auf, worunter auch Lyngbyr's Callithammia. (*Sprengel.*)

CERAMIUS, Wespengattung, von Latreille errichtet (Considérat. génér. sur l'ordre natur. des Crustac., des Arachnid. et des Insectes. Paris 1810.) gleichzeitig von Klug (Magaz. d. Gesellsch. naturf. Freunde zu Berlin. IV. p. 36.) unter dem Namen Gnatho aufgestellt, und neuerdings von demselben (Entomolog. Monographieen. Ceramius. p. 219.) monographisch abgehandelt. Diese Gattung zeichnet sich von den übrigen Gattungen der Familie der Wespen (Vespariae) durch einen besondern Bau der Lippe, der mit dem der bienenartigen Insekten viel Ähnlichkeit hat, so wie überhaupt die ganze Gattung als verbindendes Glied beider Familien betrachtet werden kann. Ihre Kenzeichen sind: vier Taster: die Lippentaster länger, viergliedrig, das letzte Glied sehr kurz; die Kinladentaster kürzer, undeutlich gegliedert. Die Lippenscheide kurz, zusammengedrückt, unten an der Spitze unausgerandet, oben beiderseits mit pergamentartigen Schüppchen besetzt. Die Lippe zweilappig, die Lappen halbkreisförmig, in einen kurzen linienförmigen Fortsatz endigend, eine doppelte Zunge bedeckend. Man kent bis jetzt vier Arten, von denen zwei im südwestlichen Europa, zwei am Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden werden. (*Germar.*)

CERAM LAUT, ein Eiland auf der Südspitze von Ceram unter 147° 34′ L. und 3° 54′ südl. Br., hoch und mit Waldung bedeckt, worunter auch der Nelkenbaum einheimisch war. Es hatte eine ansehnliche Volksmenge; da diese aber den Schleichhandel begünstigte, so wurde sie durch die Niederländer bis auf einen geringen Überrest verjagt, und die gesamten Gewürzbäume auf dem Eilande ausgerottet.

CERANTHERA, nante Palisot-Beauvois eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Violeen, welche in meinem syst. veg. I. p. 806. mit Celsodea *Aub. Thuars*, vereinigt ist. (*Sprengel.*)

CERAPHRON, Bohrwespengattung nach Jurine und Latreille, deren Weibchen gebrochene, eilfgliederige, beim Munde eingesetzte, fadenförmige Fühler besitzen, einen zusammengedrückt-eirunden, kurz und dünn gestielten Hinterleib mit etwas vorstehender Legeröhre haben und häufig ungeflügelt vorkommen. (*Germar.*)

CERAPTERUS, Käfergattung aus der Familie der Holzkäfer (Xylophagi), von Swederus (Acta Holm. 1788. p. 203.) errichtet, die mit Paussus im Wesentlichen übereinkomt, sich aber durch die Fühler unterscheidet, die eine gleich von der Wurzel an durchblätterte, zehngliedrige Kolbe bilden. Die eine, von Swederus beschriebene Art, soll aus Guatimala stammen, eine zweite Art bildet Donovan (Gener. Illust. of Entom. tab. 3.) aus Neuholland ab. (*Germar.*)

CERASIN, CERASIUM, ein von Bostock im Kirschgummi ꝛc. zuerst angenommener, in Wasser bloß schlüpfrig werdender, aber nicht auflöslicher Pflanzenstoff eigener Art, der zwar im Äußern dem Mimosengummi ähnlich, doch gegen die chem. Reagentien sich ganz anders verhält. Denn essigs. Blei bewirkt zwar augenblicklich keinen Niederschlag in der Kirschgummiauflösung, wol aber ein schwaches Hinneigen zur Gerinnung, und nach 24 Stunden scheint sich das Gummi in sehr feinen Fäden aus seiner Auflösung zu trennen. Salpeters. Zinn verwandelt es in eine feste, gelbe Gallerte; vom schwefels. Eisenoxyd wird es schwärzlichbraun gefärbt, ohne alle Gerinnung, vom salpeters. Gold aber gebräunt, und undurchsichtig, ohne Niederschlag. Alkohol veranlaßt bloß die Bildung einiger Fäden, das meiste Gi. scheint sich unverändert mit ihm zu verbinden. Somit zeigt es auch keine Verwandtschaft mit dem Mucus, sondern es läßt sich wol nach seinem Verhalten bei der Vermischung mit essigs. Blei und mit Alkohol annehmen, daß es dem Zucker näher verwandt sei, als dem Gummi und Mucus, aber die Wirkung des salpeters. Zinns verträgt sich eben so wenig mit dieser Annahme, als die der Salpetersäure, die ihn bei der gewöhnlichen Behandlung größten Theils in Milchzuckersäure verwandeln soll. Indeß können diese Verschiedenheiten bloß für specifische gelten. Über seine Analogie mit dem Bassoragummi, s. Bassorin.

Ähnliche Gummiarten sind das Traganthin, das Congogummi, und das Dominicogummi in mehre Zolle langen, hohlen, Stalaktiten ähnlichen Massen, das nach Thomson, aus 3 Theilen Cerasin und 1 Gummi besteht.

Übrigens ist nicht jedes, aus Pflaumen- und Kirschbäumen quellende Gummi cerasinhaltig, sondern jene Bäume liefern oft ganz reines Gummi (vgl. Gummi veg. u. Harze.) (*Th. Schreger.*)

CERASTES, von Laurenti*) als eignes Schlangengeschlecht aufgestellt, s. Art. Coluber; ferner eine in Ägypten vorkommende gehörnte Viperart, s. Vipera Cerastes. (*Leuckart.*)

CERASTIS, Name einer Schmetterlingsgattung nach Ochsenheimer, aus der Familie der Eulen (Noctuae), deren Arten sich durch einen fast flachen Rücken, borstenförmige Fühler in beiden Geschlechtern, einen breitgedrückten, an den Seiten buschigen Leib, und flachliegende, stumpfe, beinahe gleichschmale, düstere Vorderflügel auszeichnen. Die Raupen sind theils nackt, theils haarig und verpuppen sich unter der Erde. Treitschke (Schmetterlinge von Europa. 5r B. 2te Abth. S. 395.) beschreibt neun in Europa einheimische Arten, worunter Noctua rubricosa, rubiginea, Vaccinii, erythrocephala Auct. u. a. sich befinden. (*Germar.*)

CERASTIUM, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Caryophylleen und der 10. Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch. Gespaltene Corollenblätter. Einfächerige Kapsel an der Spitze mit 10 Zähnen versehn. In meinem syst. veg. I. p. 416 — 420. sind 53 Arten aufgeführt. (*Sprengel.*)

Cerasus, s. Prunus u. Kirsche.

---

*) Synops. Reptil. p. 81.

Ceratanthera amomoides Hornem. ist Globba marantina L.

CERATE, Wachspflaster oder Salben, sind pharmaceutische fettige Gemische oder Gemenge, die zwischen den Pflastern und Salben mitten inne stehen, also fester, als die Salben, aber dabei weicher, als die Pflaster ausfallen müssen, so daß man sie ohne Erwärmung aufstreichen kann. Man nimt zu ihrer Bereitung mehr von den leichtflüssigern Fetten, als zu den Pflastern. — Indeß nent die pharmaceutische Registratur manches ein Cerat, was eigentlich eine Salbe ist, und so umgekehrt. (*Th. Schreger.*)

CERATINA, Insektengattung aus der Familie der einsam lebenden Bienen (Apiariae), von Latreille errichtet. Ihre Kenzeichen sind: gebrochene, in Gruben eingesetzte Fühler, mit langer, fast keulenförmiger Geisel; eine fast viereckige, glatte, unausgerandete Lefze; mit einem sehr langen, linienartig-lanzetförmigen Fortsatz versehene Kinladen; dreigliedrige Lippentaster. Der Körper dieser Thiere ist lang, fast glatt, nur die Beine sind behaart. Die Vorderflügel haben einen deutlichen Randfleck, eine stumpf eirunde Randzelle; die zweite Nebenzelle bildet ein fast gleichschenkliges Dreieck, die äußere und innere Mittelzelle sind fast gleich groß. Das Weibchen macht sich Höhlen in Brombeersträuchen und Rosenbüschen, die es durch kleine an einander gelegte Markstücke in mehre Abtheilungen trent, in welche es seine Eier und mit Honig vermischten Blüthenstaub als Nahrung für die Larve absetzt (*Spinola* Mémoir. de Mus. d'hist. nat. de Paris. n. 57.). Es gibt nur wenige, in Südeuropa einheimische Arten. (*Germar.*)

CERATIOLA, Mx., eine sonderbare Pflanzen-Gattung in der zweiten Linnéschen Klasse, deren Verwandtschaft dunkel ist. Aus Knospen kommen stehenbleibende Schüppchen hervor, die glatte Staubfäden mit zweifächerigen Antheren auf dem Rücken tragen. Das Pistill hat ein vieltheiliges Stigma. Zweisamige Beere. Die einzige bekante Gattung C. *ericoides* Mx. wächst in Florida. (*Sprengel.*)

CERATIUM, nanten Albertini und Schweinitz (fungi Niesk. p. 358.) zuerst einen Haarschopfpilz, dessen Träger häutig, gefaltet und ästig ist und dessen einfache Flecken flüchtige Keimkörnerchen enthalten. C. *hydnoides* Alb. et Schw. auf Fichtenstämmen, ist Isaria mucida *Pers.* (*Sprengel.*)

CERATIUM, Hornthierchen. Eine von Schrank unterschiedene Gattung einfacher Infusionsthiere, welche folgender Maßen charakterisirt werden kann: Der Körper flach, steif, mit vier oder drei unbeweglichen hornartigen, theils sehr langen Fortsätzen; ohne Haare, Fühler oder Bewegungsorgane. Ihre Bewegungen sind langsam oder mäßig schnell. Arten sind:

1) Ceratium tetraceros *Schrank* (Naturforscher XXII. 35. t. III. f. 23.), ist vertieft rautenförmig; an jeder der vier Ecken ein Horn von mäßiger Länge; eins vorn, eins hinten, zwei paarige seitlich. Die Farbe grün. Es bewegt sich drehend und Schraubenlinien beschreibend langsam fort. Im süßem Wasser, selten.

2) Ceratium macroceros *Schrank* (Briefe an Nau p. 374. t. II. f. 4.). Ebenfalls vertieft rautenförmig und so vierhörnig wie die vorige Art, aber die Hörner sind viel länger, länger als der Rumpf, eins vorn, eins hinten, zwei paarig zur Seite und auch nach hinten gerichtet. Diese gleichfalls im süßen Wasser vorkommende Art ist sehr blaßgrün, mit bloßen Augen sichtbar; die Bewegung ziemlich langsam und wackelnd. — Schrank zieht Müllers Bursaria hirundinella (s. den Artikel Bursaria), welche allerdings ganz die Figur dieser vierhörnigen Ceratien hat und zu dieser Gattung gehören möchte, zu obiger Art, aber mit Unrecht.

Noch gehört hieher:

3) Ceratium tripus *N.* (Cercaria tripos *Müll.* Animalc. infus. t. XIX. f. 22.). Ist platt, fast dreieckig, an jeder Ecke mit einem langen Horne, also in summa mit dreien, einem hintern unpaaren und zwei seitlichen paarigen, welche auch nach hinten gerichtet sind. Im Meerwasser, selten. (*Nitzsch.*)

CERATOCARPUS, ein Gewächs aus der natürlichen Familie der Chenopodeen und der ersten Linne'schen Klasse, dessen zweitheilige Kelche getrente Geschlechter, die weiblichen eine einsamige Frucht enthalten und in 2 Hörnchen auslaufen. C. *arenarius* wächst auf den Sandsteppen des südlichen Rußlands und des mittlern Asiens. (*Sprengel.*)

CERATOCEPHALUS, Mönch., eine Pflanzen-Gattung, die mit eben dem Recht von Ranunculus getrent wird als Myosurus. Sie gehört nämlich in die elfte Klasse, hat nur 12 — 15 Staubfäden und gehörnte Karyopsen. Das übrige stimt mit Ranunculus. R. falcatus *L.* und *MB.* gehören dahin. (*Sprengel.*)

CERATOCHLOA, Caud., eine Grasgattung aus der dritten Linne'schen Klasse, welche sich durch plattgedrückte, zweischneidige, vielblüthige Ähren, die in einer Rispe stehen und durch zweihörnige Samen auszeichnet. Auch hat die äußere Klappe der Corolle einen kleinen Stachel unter der Spitze. Die einzige bekante Art: C. *unioloides* Caud. (Testuca *W.*) wächst in Carolina. (*Sprengel.*)

CERATONEMA, nent Persoon (mycolog. europ. p. 48.) einen Fadenpilz, dessen Fasern hornartig, einfach und frei sind. Er zieht Rhizomorpha setiformis *Pers.*, capillaris *Roth.*, variegata *Swert.* und Isaria sphecophila *Ditmar.* dahin. (*Sprengel.*)

CERATONIA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der 6ten Linne'schen Klasse. Char. Polygamische Blüthen. Fünftheiliger Kelch. Keine Corolle. Sehr lange Staubfäden. Viereckige Hülse, deren Samen in Brei eingebettet und durch Scheidewände getrent sind. Die einzige bekante, im Oriente und im südlichen Europa häufige, Art: C. *Siliqua*, Johannisbrotbaum, *κερωνία* des Theophrast, *κεράτιον* des Dioskorides, Caroubier der Franzosen, ist wegen des honigsüßen Breies der Hülsen beliebt, welcher als Siliqua dulcis in den Apotheken zur gelinden Eröffnung empfohlen wird. (*Sprengel.*)

Seine lederartigen, breitgedrückten, glatten, braunrothen, 4—5 Zoll langen Schoten (Siliquae dulces), mit einer dünnen, sehr zerbrechlichen Schale, und braunröthli-

chem, süßem Marke, welches durch Häutchen in mehre Fächer getheilt ist, deren jedes einen harten Kern einschließt, enthalten viel Schleimzucker *), und wurden deßhalb sonst häufiger im Absud gegen Husten, Heiserkeit rc. benutzt. In Substanz gebraucht man sie als Hausmittel gegen das Sodbrennen.

Der reife Samen gibt einen Schleim, als verdickenden Stoff zum Drucken oder Färben von Leinen-, Wollen-, Baumwollen- oder Seidenzeugen in allen Fällen, in welchen Gummi, Pflanzenschleime rc. gebraucht werden **). (*Th. Schreger.*)

CERATOPETALUM, Sm., eine Pflanzen-Gattung aus der zehnten Linné'schen Klasse, deren natürliche Verwandtschaft nicht klar ist. Char. Fünftheiliger, stehnbleibender Kelch. Fünf halbgegliederte Corollenblätter. Gespornte Antheren. Zweifächerige Kapsel. Die einzige bekante Art: C. *gummiferum* Sm. wächst in Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CERATOPHRYS (von κέρας, Horn und ὄφρυς, Augenbraun), Hornkröte. Linné rechnete die eigentlichen Frösche sowol, wie die Laubfrösche und Kröten zu seinem Gen. Rana. Schon Laurenti aber trente sie in 4 Genera, nämlich Pipa, Bufo, Rana und Hyla und brachte außerdem irriger Weise die Larve der Rana paradoxa zum Gen. Proteus. Die Trennung in jene 4 genanten Geschlechter (Schneider und Andere wählten nur den Namen Calamita statt Hyla), wurde von den meisten Amphibiologen, besonders in den neueren Zeiten, beibehalten. Merrem in seinem Tentamen etc. bildete aus verschiedenen Arten, die früher gewöhnlich zum Gen. Bufo gezählt wurden, noch 2 eigene Genera, nämlich Breviceps und Bombinator, deren nothwendige Annahme und Beibehaltung zu vertheidigen oder durch Gründe zu verwerfen hier nicht der Ort seyn darf. Neuerdings hat nun der Prinz Maximilian von Neuwied zuerst in einem Verzeichnisse der Amphibien, die er in Brasilien fand (s. Oken's Isis Hft. VI. 1824. S. 661. u. f.), und später in seinen Beiträgen zur Naturgeschichte von Brasilien. Bd. I. Weimar. 1825. 8. S. 569. u. f., nach Dokt. Boie's Vorschlage, aus der Rana cornuta und einer neuen Art das Gen. *Ceratophrys* gebildet. Es kann in der That nicht geläugnet werden, daß die hornähnliche Verlängerung des obern Augenliedes der zu diesem Geschlechte gehörenden Thiere ganz sonderbar und singulär erscheint. Wir finden ferner, daß ihre Form ganz krötenartig ist, daß sie aber durchaus keine Parotiden haben. Obgleich dieß Letztere nun als ein Hauptcharakter des Gen. Bufo angenommen wird, so rechneten doch viele Zoologen, z. B. Laurenti, Daudin, Cuvier u. A., die Rana cornuta *Linn.*, die Totalform berücksichtigend, zu den Kröten; Andere dagegen, wie z. B. Schneider (Histor. Amphibior. Fasc. I. p. 125.), Merrem (Versuch eines Systems der Amphibien oder Tentam. System. Amphibior. p. 176.), des Mangels der Ohrendrüsen oder Parotiden wegen, zu ihrem Gen. Rana. Allerdings scheint es ganz passend zu seyn, jene gehörnte Kröte, nebst ihren Verwandten als eine eigene Gruppe, als ein Unter-Geschlecht (Sous-genre), der Frösche, Rana, im Linné'schen Sinne, zu betrachten. Der Prinz von Neuwied hat a. a. O. den Charakter des Gen. folgender Maßen bestimt:

„Nasenlöcher auf dem Schnauzenrücken an der Stirn, zwischen Auge und Oberkieferspitze etwa in der Mitte, ein oder vielleicht zwei Paar. Augenlieder in kegelförmige Spitzen verlängert. Ohrendrüsen nicht sichtbar. Rachen sehr weit; Gaumen ein weites, glattes Gewölbe, an dessen höchstem Punkte die Nasenlöcher eintreten. Zähne bloß im Oberkiefer, zugespitzt, kegelförmig, zuweilen nach vorn etwas zusammengedrängt; Kieferränder fein gekerbt. Zunge bald mit verlängerten Warzen (Daudin gibt solche wenigstens seiner Hornkröte), bald mit kaum bemerkbaren, sehr flachen, kleinen Papillen besetzt, scheibenartig, rundlich-herzförmig, dick, oben flach, an den Seiten rundum senkrecht abgeschnitten, hinten mit einem Ausschnitte, woher die Herzform entsteht, vorn gänzlich und hinten nur in der Mitte ihrer Unterseite befestigt, etwa ein dickes, rundlich-herzförmiges Kissen bildend. Zehen der Vorderfüße 4, frei, nach vorn verdünt, die 2te von außen die längste. Zehen der Hinterfüße 5, ungleich, an der Wurzel mit kurzen Schwimmhäuten verwachsen, die 2te von außen die längste."

Diese generische Charakteristik ist außerordentlich lang, offenbar zu lang ausgefallen. Die wichtigern und genügenden Unterscheidungspunkte sind deßhalb von uns besonders hervorgehoben worden. — Außer den vom Prinzen Neuwied bestimten 2 Arten, nämlich Ceratophr. varius und Boiei, finden wir in dem neuern sehr interessanten Werke von Spix (Animalia nova sive Species novae Testudinum et Ranarum quas in itinere per Brasiliam annis 1817 — 20. etc. collegit et decripsit *J. B. de Spix.* Monachii, 1824. 4. p. 27 u. 28. Tab. IV. f. 1. u. 2.), zwei zu dem Gen. Rana gerechnete Arten, nämlich die *rana megastoma* (nach dem Prinzen von Neuwied keine neue Art, sondern der längst bekante Bufo cornutus) und *Rana scutata*, die durch ihre Bildung, vornehmlich den warzigen, knotenartigen Körper und hornähnliche Verlängerungen der obern Augenlieder zu dem Gen. Ceratophrys zu rechnen sind. Interessant ist es, daß der leider zu früh verstorbene Kuhl eine Batrachier-Art auf Java gefunden hat, die darin auch mit den südamerikanischen Hornkröten übereinstimt, daß sie ein hornähnlich verlängertes oberes Augenlied besitzt, in sofern diese Art aber einen glatten Körper hat, von jenen abweicht. Vgl. Uitveksels uit Brieven van de Heeren *Kuhl* en *van Hasselt* aan de Heeren *Temminck* etc. (Getrokken uit den Algemeenen Konst- en Letterbode 1822. no. 6—9. Oken's Isis 1822. Hft. IV. S. 472). Kuhl hat ein eigenes Genus unter dem Namen *Megophrys* daraus gemacht und die Art, die sich noch durch einen kantigen Kopf auszeichnet, *Meg. monticola* genant, weil sie, fern vom Wasser, auf waldigen Anhöhen lebt. In einer Note, die sich in *de Ferussac's* Bulletin des Sciences naturelles Mai. 1824.

*) S. Klaproth in Gehlen's n. Journ. d. Ch. IV. S. 326. **) S. Repert. of Arts, Manufact. Agricult. Dec. 1824. S. 11. teutsch im Baiern'schen Kunst- u. Gewerbe-Blatte 1825. Nr. 43. S. 302. rc.

p. 83., wo auch Kuhl's und v. Hasselt's Briefe mitgetheilt sind, findet, wird bemerkt, daß die völlig glatte Haut dieser Art es nicht erlaube, dieselbe mit dem Gen. Ceratophrys zu vereinen: allein, wenn wir als Hauptcharakter jene sonderbar verlängerten oberen Augenlieder betrachten, wenn wir in der generischen Charakteristik bemerken, daß die Haut entweder glatt oder warzig ist, so können wir recht gut, unserer Meinung nach, jene Megophrys auch zu dem Gen. Ceratophrys rechnen: natürlich, wenn sonst der Totalhabitus nicht zu sehr abweichend ist, worüber wir nicht urtheilen können, da bis jetzt noch keine vollständige Beschreibung jenes Thiers, wovon sich Exemplare in den zoologischen Museen zu Leyden und Paris befinden, bekant geworden ist. Man kann in jenem Falle dann zwei Unterabtheilungen bei den Hornkröten feststellen: a) Mit warzigem Körper. Diese würden sich mehr den Kröten nähern. b) Mit glattem Körper. Näher den eigentlichen Fröschen stehend —*).

Arten:

Cer. varius, bunte Hornkröte, Itannia der brasilianischen Küstenindianer, Sapo de Chifre der Portugisen, Aran-Tango, auf St. Catharina. — Der Prinz von Neuwied hat diese Art in seinen späteren, schon citirten Beiträgen S. 576 u. folg. genauer beschrieben und hier Cer. dorsatus, die gemeine Hornkröte genant. Sehr zu tadeln ist es, daß der Prinz dieses Thier in einer ganz kurzen Zwischenzeit unter zwei verschiedenen Namen aufführt. Warum das? Der Name varius ist eben so gut als dorsatus. Wenn ein und derselbe Schriftsteller so leichtsinnig mit dem Namen verfährt, was soll man dann sagen, wenn dieß von verschiedenen Zoologen geschieht? Da wir uns zum Gesetz gemacht haben, die älteren Namen, wenn sie nicht sinnwidrig sind, beizubehalten, so ist dieß auch hier befolgt. Synonyme: Rana cornuta und Bufo cornutus, auct. Le Cornu, *Lacep.*, Crapaud cornu, *Daud.* — Der Prinz gibt folgende specifische Charakteristik von dieser Art: Kopf groß und breit; Augenlieder einspitzig; Nasenlöcher einfach; im Oberkiefer eine Reihe kegelförmig zugespitzter Zähne; Kieferrand fein gezähnelt; mehre schwarzbraune, warzige Hautkämme auf dem Oberkörper, welche den Mittelstreif des Rückens einfassen; Weibchen mit einem grünen, Männchen mit einem gelblichen Mittelstreifen von der Schnauze nach dem After hin. Bauch ungefleckt. — Hat die Lebensweise der Kröten. Hüpft mäßig weit, ist gefräßig und verschlingt große Thiere. Die Stimme ist laut und durchdringend. Pflanzt sich in den Sümpfen fort. Tilesius, der die Hornkröte im Leben beobachtet, bemerkt, daß die Farben derselben so glänzend und schön sind, daß sie die Kunst kaum nachzuahmen vermag. Nur die Gestalt ist, wie bei allen Kröten, plump und dick. Der Leib fast kugelrund oder vielmehr sackähnlich. Ihr Biß ist eben so scharf als der der jungen Caimans. Das von ihm beschriebene Exemplar wog 4 Pfund. Wird über 6 Zoll Rhein. lang und ist eben so breit. Die Weibchen (für diese gilt jenes Maß) sind weit größer als die Männchen und dabei schöner gefärbt. Letztre sind 3—4 Zoll. Bei dem von Tilesius untersuchten Exemplare, was unstreitig ein Weibchen war, betrug die Breite des Rückens 7 engl. Zolle. Wir haben die in natürlicher Größe gelieferte Abbildung des Skeletts der Hornkröte, welches C. G. Klötzke beschrieb (Diss. anat. de Rana cornuta. Berol. 1816. 4.), ausgemessen und finden dasselbe 6¼″ Engl. (6″2—3‴ Rhein.) lang. (Tilesius hatte das untersuchte Exemplar nach Berlin geschickt.) — Der erste, welcher wol die gehörnte Kröte beschrieben hat, ist Levinus Vincent in seinem Catalogus et descriptio animalium, quae in liquoribus conservant. Hag. Comit. 1726. no. 27. Später beschrieb sie Linné im Museum Frid. Adolphi I. p. 48. Seba lieferte im Thesaur. Rer. natur. T. I. Tab. 72. f. 1. 2. eine höchst mittelmäßige Abbildung davon, die von den meisten späteren Zoologen copirt wurde, wie von Bonnaterre in der Encyclop. méthod. Erpetologie. 1789. Pl. VII. f. 3. von *Shaw* Gener. Zoolog. Amphibia Vol. III. P. 1. Tab. 48. 49. und Natural. Miscell. Tab. 76., so wie in der Bechsteinschen Übersetzung von *Lacépèd.* Quadrupèd. ovipar. u. s. w. Auch die Abbild. von *Daudin* Hist. nat. des Recinett., Grenouil. etc. T. 38. ist nicht besonders. Eine bessere, obgleich in verschiedenen Stücken auch nicht fehlerfreie Abbildung lieferte Tilesius im Magaz. d. Gesellsch. naturforsch. Freunde z. Berlin. Jahrg. III. Quart. 2. Taf. III. (mit einer ausführlichern Beschreibung, als sie bis dahin vorhanden war, von S. 86 f.) und später im Atlas zu Krusenstern's Reise um die Welt. Petersb. 1814. Fol. Taf. VI. f. a. b. c. Am ausführlichsten ist dieses Thier neuerdings vom Prinzen von Neuwied in dessen schon angegebenen Beiträgen S. 576 u. f. beschrieben. — Der Prinz hat außer dieser Art noch eine zweite, jedoch zweifelhafte, erwähnt, die er Cerat. Bojei, die Hornkröte mit weißlichem Gesichte nent und die sich durch einen zahnlosen Rachen, ein weißliches Gesicht und einen gefleckten Bauch von der vorigen auszeichnet †). Sind diese Charaktere constant, so muß die Art allerdings als eigenthümlich betrachtet werden, obgleich sie im Übrigen sehr viel Ähnlichkeit mit der ersten hat. Der Prinz selbst ist jedoch noch im Zweifel, ob seine zweite Art nicht für ein junges Individuum der ersten gehalten werden kann, obgleich es ihm unwahrscheinlich ist. Er glaubt überdieß, daß wahrscheinlich mehre gehörnte Krötenarten in Amerika vorkommen und ist geneigt, die von Daudin beschriebene, wegen verschiedener von diesem angegebenen Merkmale, namentlich der verlängerten kegelförmigen Papillen auf der Zunge und des stark gezähnelten Oberkieferrandes,

*) Herr. Prof. Gravenhorst hat sich die unnöthige Mühe gegeben, sehr lange nach Erscheinung der erstern Beschreibung des Gen. Ceratophrys des Prinzen die Hornkröten auch als eignes Genus anzuerkennen und dasselbe Stombus (στόμβος, starktönend) zu nennen. Oken's Isis. J. 1825. Hft. VIII. S. 290. — Die erstere Benennung verdient in jeder Hinsicht den Vorzug. Letztere ist auszustreichen.

†) Das von Gravenhorst beschriebene Individuum (s. a. a. O.) hatte auch einen mit kleinen schwarzen Flecken besprengten Bauch. Wir kenten demnach glauben, er habe Cer. Bojei vor sich gehabt. Allein später unten bemerkt er, daß die Oberkinnlade mit kleinen Zähnen bewaffnet gewesen sei. Hinterzehen ganz frei! —

als eigne Art anzusehen. So auch die von Tilesius beschriebene Hornkröte, wegen der von diesem angegebenen zwei Paar Nasenlöcher. Haben beide Herren richtig gesehen und beschrieben? Haben sie sich nicht getäuscht? Sind die angegebenen Unterschiede wirklich constante? Diese Fragen muß die Zukunft lösen. Sehr zu berücksichtigen sind auf jeden Fall sowol die Altersperioden, wie auch die Sexualverschiedenheiten nicht allein bei den Batrachiern, sondern auch bei den meisten andern Amphibien. Durch beide Punkte werden nicht selten bedeutende individuelle Differenzen einer Art bedingt, nicht allein in Hinsicht der Farbe, sondern selbst der Form des Körpers. — Ich habe vorläufig die Abbildungen und Beschreibungen beider mir achtungswerther Naturforscher als zu Ceratophr. varius gehörend, angegeben. Die Individuen, welche ich in verschiedenen zoolog. Kabinetten untersuchen konte, stimmen nach meinen darüber angefertigten Beschreibungen mit der zuerst genanten Art in den Hauptsachen überein. Diese scheint in einem großen Theile des südlichen Amerika bis Paraguay, wo sie Azara fand, vorzukommen, nicht ganz selten in Brasilien, steigt selbst bis zum nördlichern Amerika, wenigstens bis Surinam, hinauf. Cerat. Bojei ist um Rio Janeiro und Bahia gefunden. — Die schöne Zeichnung, welche diese Thiere im Leben haben, verschwindet in Weingeist sehr schnell und gänzlich, wie es überhaupt bei den meisten Amphibien der Fall ist. (*Leuckart.*)

CERATOPHYA. Wiedemann *) legt diesen Namen einer Fliegengattung aus der Familie der Waffenfliegen (Stratiomydae) bei, die sich durch vorgestreckte dreigliedrige Fühler mit langem zusammengedrückten, riemenförmigen Endgliede, das an der Basis eine nackte Borste führt, ein ungezahntes Schildchen und fast unbehaarten Körper auszeichnet. Die zwei von ihm beschriebenen Arten stammen aus Brasilien. (*Germar.*)

CERATOPHYLLUM, ein Wassergewächs aus der natürlichen Familie der Najaden und der 21. Linné'schen Klasse. Die männlichen Blüthen bestehn bloß in einer vielfach getheilten Hülle, welche ungestielte, ovale zweispitzige Antheren in unbestimmter Zahl enthält. Eine gleiche Hülle umgibt den Fruchtknoten mit einfachem Pistill. Zwei Arten, C. *demersum* und *submersum* wachsen in Flüssen und Teichen durch ganz Europa. (*Sprengel.*)

CERATOPOGON, Bartmücke. Fliegengattung nach Meigen †) aus der Familie der Schnacken (Tipulariae). Ihre Kenzeichen sind: vorgestreckte, fadenförmige, dreizehngliedrige Fühler; die acht untersten Glieder kugelig (bei dem Männchen nach außen gebartet), die folgenden walzenförmig, verlängert; eingekrümmte, vorstehende, viergliedrige Taster; parallel flach aufliegende Flügel; keine Nebenaugen. Man findet diese Insekten auf Gesträuch und Blumen, besonders in niedrigen, feuchten Waldgegenden. Manche, die sich auch noch durch ungezahnte Schenkel auszeichnen, stechen empfindlich, und Latreille vereinigt diese, unter einer besondern Gattung, welche er Culicoides nent. Es ist diese Gattung zahlreich an Arten, von denen jedoch die größten nur wenig über eine Linie Länge haben. Die bekanteste Art ist: *C. pulicaris* (Culex pulicaris *Linn. Fabr.*) schwarz, Rückenschild aschgrau schillernd, Flügel weiß, braunpunktirt, Schenkel wehrlos. Häufig überall. (Abbildung bei Panzer Fauna Germ. fasc. CIII. tb. 12. Ceratop. punctatus). (*Germar.*)

CERATOSANTHES Burm., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Cucurbitaceen und der 16ten Linné'schen Klasse. Char. Fünfzähniger oberer Kelch. Fünftheilige Corolle, deren Fetzen in gespaltene Züngelchen oder Hörnchen übergehn. Die Kürbisfrucht ist vierfächerig. C. *tuberosa* Juss. (Trichosanthes corniculata *Lam.*, ist die einzige bekante Art. (*Sprengel.*)

Ceratospermum Pers., s. Diotis.

CERATOSTEMMA Juss., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Ericeen und der 10ten Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch. Röhrige lederartige Corolle. Lange, zweigabelige Antheren, die in der Mitte aufsitzen. Fünffächerige Kapsel. C. *peruvianum* Juss., ist die einzige bekante Art. (*Sprengel.*)

CERATURGUS. Fliegengattung aus der Familie der Raubfliegen (Asilici) von Wiedemann †) aufgestellt. Ihre Kenzeichen sind: Fühler vorgestreckt, länger als der Kopf, fünfgliedrig, das erste bis dritte Glied keulenförmig, das vierte becherförmig, das fünfte mit stumpfer Spitze. Es gehört dahin C. aurulentus (Dasypogon aurulentus *Fabr.*) aus Nordamerika. (*Germar.*)

Cerauniansinter, s. Blitzröhren.

CERBALUS, ein Fluß in Apulia, welcher sich südlich unter Sipontum in das Meer ergießt. Name u. Lage weisen auf den jetzigen Cervaro hin. (*W. Müller.*)

CERBERA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Contorten und der 5ten Linné'schen Klasse. Char. Trichterförmige Corolle, mit fünf Zähnen im Eingang der Röhre. Fast ungestielte Antheren im Eingang der Röhre, die von den Grübchen des Stigma's aufgenommen werden. Ein- oder zweisamige Steinfrucht. In meinem syst. veg. I. p. 641. 642. sind 14 Arten aufgeführt. Es sind durchgehends Bäume oder Sträucher zwischen den Wendekreisen, deren Früchte giftig sind. (*Sprengel.*)

CERCARIA (Schweifling, Schweifthierchen). Unter obigem Namen stellte Otto Fr. Müller [1]) eine Gattung der Infusionsthiere auf, welche von ihm bloß durch die Prädikate: (dem bloßen Auge) unsichtbar, durchscheinend und geschwänzt charakterisirt, und aus den verschiedensten Formen, nach oft bloß willkürlicher Annahme oder Deutung eines Schwanzes, ohne Rücksicht auf die wesentlich verschiedene Bildung, Zahl und Bedeutung des gleich benanten Theils, künstlich zusammengesetzt ward.

Nachdem Lamarck [2]) einen unbefriedigenden Versuch gemacht hatte, jene unnatürliche Zusammenstellung durch Absonderung der doppelschwänzigen Arten (unter dem Namen Furcocerca) aufzuheben, habe ich überhaupt 12 natürliche Gattungen, in welche die Müller'schen Cerkarien vertheilt

*) Analecta entomologica. Kiliae 1824. p. 14.

†) Systemat. Beschr. d. europ. zweifl. Insekten. 1r Theil, S. 68.

†) Anal. entomol. Kiliae 1824. p. 12.

1) S. Dessen Vermium terrestrium et fluviatilium historia I. p. 64. und Animalcula Infusoria p. 119. 2) Hist. natur. des anim. sans vertèbres I. p. 444.

werden müssen, bezeichnet, und den Titel Cercaria auf diejenige merkwürdige Form beschränkt, welche durch Müllers Cercaria inquieta und lemna dargestellt wird [3]).

Die so beschränkte Gattung Cercaria läßt sich folgender Maßen bestimmen: der Körper ist frei, weich, durch Streckungen und Zusammenziehungen veränderlich, jedoch stets symmetrisch, und besteht aus zwei deutlich gesonderten, theils nur durch einen sehr kurzen Faden verbundenen Haupttheilen, dem Vordertheil oder Rumpfe und dem Hintertheil oder Schweife. Der Rumpf stellt ein Distomum dar, erscheint in der Ausstreckung zungenförmig, in der Zusammenziehung rundlich, ist vorn unterwärts mit einem kleinen Maule, oben bisweilen mit 2 oder 3 mehr oder weniger deutlichen Augen und an der Bauchfläche mit einer blinden (das heißt in kein inneres Eingeweide führenden) Sauggrube versehen. Der Schweif gleicht einem Schleuderälchen (Vibrio), ist drehrund, mehr oder weniger länglich wurmförmig, jedoch sehr veränderlich in Länge, und nach hinten allmälig verschmächtigt.

Die auffallende äußere Ähnlichkeit des Rumpfs mit der Form der Binnenwurmgattung Distomum bestätigt sich noch durch das wahrscheinliche Daseyn eines ziemlich deutlich hindurchscheinenden, gabelförmigen, afterlosen Nahrungskanals und durch die Bewegungen dieses Vordertheils, welche nämlich in ziemlich langsamen Streckungen und Verkürzungen bei abwechselndem Ansaugen mit der Bauchsauggrube bestehen, so wie die Bewegungen des Schweifes in schnellen, meist die Figur einer Achte —∞— darstellenden Schwingungen geschehen, und denen der Schleuderälchen vollkommen gleichen.

Die Bewegungen des Rumpfes und Schweifes wechseln ab, und haben ihre Perioden. Bei den letzten folgt der meist halbkugelförmig zusammengezogene Rumpf, wie es scheint, unwillkürlich der Richtung des Schweifes, indem dadurch das Ganze im Wasser umher geschleudert wird. Bei den ersten ist es umgekehrt; der Schweif folgt unthätig dem langsam kriechenden Rumpfe.

Es sind daher diese Cerkarien gewisser Maßen Doppelthiere. Sie stellen eine wundersame Verbindung zweier verschiedener, außerdem isolirt vorkommender Thierformen dar; und in einer Art tritt die freiwillige Trennung dieser Verbindung, die Lösung des vibrionenförmigen Schweifs von dem distomenförmigen Rumpf wirklich als eine regelmäßige Erscheinung auf.

Diese Thierchen sind mit bloßen Augen ziemlich gut sichtbar, jedoch ist ihre Größe merklich verschieden. Sie sind in süßem und salzigem Wasser gefunden worden. Da ich die, von mir beobachteten Arten von Wasserschnecken ausgehen sah, so habe ich zuerst die Frage aufgeworfen, ob es innere Schmarotzer jener Schnecken seien, welche nur zufällig von den Schranken ihres Wohnkörpers befreit und eliminirt würden. Auf diese Frage habe ich damals verneinend geantwortet. Indessen fand ich im Frühling des Jahres 1817 einige (auffallend große, aber todte) Cerkarien in der Leber einer Paludina impura (Helix tentaculata *L.*); und der ausgezeichnete Beobachter Bojanus hat dergleichen ebenfalls in der Leber Lymnaea stagnalis theils unter sonderbaren, ihm und mir nicht völlig klaren Umständen gefunden. Es waren nämlich mehre solcher Schweifthierchen in den Leibern größerer ungeschwänzter Würmer eingeschlossen, die nach den gegebenen Abbildungen weder mit Cerkarien noch mit Distomen gut überein kamen [4]). Wiewol es sehr möglich wäre, daß jene Cerkarien von außen in die Schnecke und selbst in die Leiber jener Würmer gekommen, auch so Manches dem regelmäßigen endozoischen Leben der Cerkarien zu widersprechen scheint, so dürften fernere Beobachtungen doch vielleicht für solches entscheiden, um so mehr, da die, unsern Cerkarien sehr ähnlichen und vielleicht nicht generisch von ihnen verschiedenen geschwänzten Samenthierchen wirklich Binnenthiere sind. (S. den Artikel Samenthierchen).

Im süßen Wasser habe ich folg. Arten Cerkarien beobachtet.

1) Cercaria ephemera *Nitzsch* (Beitr. zur Infusorienk. p. 29. t. I.). Der Rumpf ist gelbbräunlich und hat oben nach vorn drei schwarze Augen; der durch einen sehr kurzen Faden am Rumpf hängende Schweif ist farbenlos und nackt. Diese durch die, ihr regelmäßig des Abends erfolgendes Absterben begleitenden Erscheinungen sehr merkwürdige Art (deren Lebensgeschichte am angeführten Orte ausführlich geschildert ist), sah ich im Frühling von einzelen Scheibenschnecken (Planorbis corneus) in theils zahlreichen Schwärmen ungefähr um zehn Uhr des Morgens ausgehen. Sie schwärmte bis etwa 4 Uhr des Nachmittags munter und nur mit kurzen Perioden der Ruhe oder der Rumpfbewegung im Wasser umher. „Allein als sich die Sonne zu neigen anfing, wurden ihre Bewegungen schwächer und unterbrochener. Die Perioden der Rumpfbewegung wurden denen der Schweifbewegung gleich und endlich sogar länger. In den ersten nahm der Rumpf durch verschiedene parzielle Ausbreitungen sonderbare Gestalten an und fing an mit der ganzen Unterfläche sich festzusetzen. Nachdem der Schweif seine Schwingungen mehrmals wiederholt hatte, während der Rumpf völlig fixirt und elliptisch-rundlich zusammengezogen war, riß sich endlich der Schweif durch einen heftigen Schwung völlig vom Rumpfe los und schwamm nun als ein für sich bestehendes Thier im Wasser umher. Er setzte seine Schwingungen, diese Figur ∞ wie vorher beschreibend, fort und ruhete, wie vorher, abwechselnd. Die Lebensäußerungen des isolirten Schweifes währeten einige Minuten; dann wurden sie zusehends schwächer; endlich hörten sie auf und er fiel todt zu Boden. Der Rumpf hingegen begann von dem Augenblicke der Lostrennung des Schweifes an folgende seltsame Operation. Nachdem er einen völlig kreisförmigen Umriß angenommen hatte, löste sich das Innere desselben von der äußern Haut los. Es zeigte sich nun ein Unterschied zwischen der glatten farbenlosen Haut und der eigentlichen bräunlichen Substanz des Rumpfes. Die drei Augen blieben dem innern losgelösten Rumpfe und zeigten sich nicht auf der Oberfläche der äußern Hülle. Während nun die äußere Hülle unbeweglich fixirt blieb, drehte sich das innere Rumpfthier langsam und mit nierenförmigen Biegungen, um seinen Mittelpunkt herum, um sich gleichsam aus seiner eigenen Haut einen Sarkophag zu bauen, selbige, wie es schien,

3) S. Nitzsch's Beitrag zur Infusorienkunde oder Naturbeschreibung der Cerkarien und Bacillarien. Halle, 1817. (Ist schon im Jahr 1816 gedruckt und erschienen.)

4) S. Okens Isis Jahrg. 1818. S. 729.

noch mehr zu wölben und etwas geräumiger zu machen. Nach und nach hörte die Bewegung des Rumpfthiers auf; es nahm einen vollkommen kreisförmigen, dem der äußern Haut parallelen Umriß an, und die drei schwarzen Augen stellten sich in eine gerade Linie. Das Ganze war halbkugelförmig. Nach einigen Stunden ward es knochenhart und bekam das Ansehn einer bräunlichen, glänzenden (freilich sehr kleinen, doch mit bloßen Augen gut sichtbaren) Perle. Diese kleinen perlartig verhärteten fixirten Rumpfe, mit denen die Wände eines Glases überall besetzt waren, behielten, von Wasser bedeckt, 3 Monate lang ihre Form und knochenartige Härte, und erlitten während dieser ganzen Zeit nicht die mindeste Veränderung, während hingegen die Schweife sehr bald nach dem Aufhören ihrer Bewegung aufgelöst wurden. Leider wurden die verhärteten Rumpfe nach der bemerkten Zeit durch Reinigung des Glases vernichtet. Die bemerkten Erscheinungen zeigten sich durchaus konstant, und wurden an einer Unzahl von Individuen mehrer, von verschiedenen Schnecken ausgegangener, und an verschiedenen Tagen beobachteter Cerkarienschwärme auf ganz gleiche Weise wahrgenommen. — Die todten Cerkarien, welche ich in der Leber der Paludina impura fand, schienen der C. ephemera, auch in der differenten Farbe des Rumpfs und Schweifes, zu ähneln, gestatteten aber keine nähere Untersuchung.

2) Cercaria major, *Nitzsch* (l. c. p. 44. t. II. f. 1—8.), Größer als vorige Art, mit 2 opaken Augen, weißlich, der Schweif geringelt und mit Borsten besetzt. Ist wahrscheinlich die Cercaria Lemna *Müll.* (Animalc. Infus. p. 122. t. 18. f. 8—12.) und Brachionus Proteus Schrank's (Beiträge zur Naturg. p. 102. t. IV. f. 8—14.). Beide Schriftsteller erwähnen aber die (freilich nur schwer und bei sehr starker Vergrößerung sichtbaren) Borsten des Schweifes nicht. Ich fand diese Art sparsam, ebenfalls um Süßwasserschnecken. Man sieht sie sehr leicht mit bloßen Augen, da sie ausgestreckt wol eine Linie und darüber lang ist. Sie lebt mehre Wochen und stirbt wie die folgenden Arten ohne alle Vorbereitung, ohne Lösung des Schweifs und ohne Verhärtung des Rumpfs, indem das Ganze bald in Verwesung übergeht.

3) Cercaria minuta *N.* (l. c. p. 46. t. II. f. 9—11.) viel kleiner als die vorige und selbst als ephemera, weißlich, mit ziemlich kurzem, geringeltem, nacktem Schwanze. Zeigte sich einzeln und selten in der Nähe von Süßwasserschnecken; sie lebte einige Tage. Müller's C. inquieta, welche im Meere gefunden ward, unterscheidet sich durch längern, dünnern Schweif und sehr nach hinten gestellte Sauggrube von dieser Art, der sie sonst ähnlich ist.

4) Cercaria furcata *N.* (l. c. p. 49. t. II. f. 12—18.) (Vibrio Malleus *Müller* Animalc. Inf. p. 58. t. VIII. f. 7—8. Zirkelthier, Eichhorn Beitr. zur Naturg. kleiner Wasserth. p. 86. t. VII. F. U. X. Y.). Ist farblos, nur der Rumpf in der Mitte gelblich; die Bauchsauggrube röhrenförmig, der Schwanz seiner ganzen Wurzelbreite nach an den Rumpf ansitzend und hinten durch zwei spitze Anhänge gabelig. Diese, mit bloßen Augen sehr gut sichtbare Art weicht von den übrigen merklich ab, und kann als Repräsentant einer eigenen Unterabtheilung der Cerkariengattung angesehen werden. In dieser Form geht das Doppelthier, was sich in den vorigen Arten darstellte, in ein einiges über. Die Bewegungen des Rumpfs und Schweifes sind sich hier kaum noch entgegengesetzt. Ich habe ein einziges Mal im Sommer des Jahres 1804 einen Schwarm von diesen Gabelcerkarien gesehen, welcher von einem gemeinen Wasserspitzhorn (Lymnaea stagnalis) ausging. Bei den Umherschwimmen macht sie eine bloß bogenförmige Krümmung von der einen Seite zur andern, und stellt dann eine dem Merkurzeichen ähnliche Figur dar. Gewöhnlich saßen sie alle auf einem Haufen bei einander an der Wand des Glases, mittelst ihrer röhrenförmigen Sauggrube anhängend; aber bei der geringsten Erschütterung des Wassers machte sich der ganze Haufen los, schwärmte in einigen Kreisen umher und setzte sich dann an einem andern Theil der Glaswand fest. „Sie ließen sich Stunden lang auf diese Weise von einer Seite des Glases zur andern jagen, wie man einen Schwarm geselliger Vögel dahin und dorthin treibt. Müllers und Eichhorn's Darstellungen dieses Thierchens sind in mehrer Hinsicht fehlerhaft.

Was nun diejenigen Arten betrifft, welche von Müller zu Cercaria gezogen wurden, aber in keiner natürlichen generischen Verwandtschaft mit derselben stehen, so glaube ich, daß solche folgender Maßen, wie ich früher vorgeschlagen, zu rubriciren sind.

Einer zweiten Gattung (Macrocercus Hill. hist. an.) werden angehören: Cercaria Gyrinus und C. gibba. — Der Körper ist länglich rundlich, wenig veränderlich durchsichtig, ohne merkliche Interaneen und geht nach hinten in einen biegsamen Schleuderschwanz über, welcher die Länge des Rumpfs hat oder länger ist, aber von diesem nicht bestimt geschieden ist.

Zu einer dritten Gattung (Urocentrum *N.*) rechne ich Cercaria Turbo. — Der Körper birnförmig mit einem spitzen rigiden, jedoch beweglichen, dornartigen Schwanz.

Einer vierten Gattung, und zwar der Gattung Enchelys Müller's (die jedoch von mir in bestimterem und engerem Sinne genommen wird) ist einzuverleiben Cercaria Podura und C. viridis. — Der Körper walzig, spindelförmig, veränderlich, vorn stumpf, mit zwei kurzen, sich zusammen legenden Schwanzspitzen. Sie haben die Gewohnheit, im Schwimmen bisweilen in der Mitte des Körpers einen sehr starken Wulst zu bilden, und vor dem Tode völlige Kugelform anzunehmen.

Eine fünfte Gattung (Dicranophorus) bilden Cercaria catellina, C. Lupus, C. vermicularis, C. forcipata und Catellus. — Der Körper drehrund, länglich, durchscheinend, sehr veränderlich, querfaltig mit versteckten Kiefern und zwei Schwanzspitzen. Auch komt vorn ein gabeliges Organ öfters zum Vorschein. Im Ganzen sind es Räderthiere ohne rotirende Cilien. Jedoch könten sie diese haben, und dann weiß ich sie nicht von den Furkularien Lamarcks zu unterscheiden. Cerc. Catellus ist vielleicht abzusondern.

Zu einer sechsten Gattung (Crumena) hatte

ich C. Crumena erhoben, sie ist aber wol mit der vorigen zu verbinden.

In eine siebente Gattung (Lecane *N.*) sind Cercaria Orbis und C. Luna zu stellen. Der Körper mit kreisrundem oder doch rundlichem Rückenschilde und 2 langen, dünnen rigiden Schwänzen.

Einer achten Gattung (Trichoda *Müll.*) gehört an: Cercaria setifera.

Einer neunten Gattung (Coleps *N.*) Cercaria hirta. — Der Körper, hart drehrund, an beiden Enden abgerundet, unveränderlich, opak mit Wimperreihen und zwei beweglichen, kurzen Dornen an einem Ende.

Einer zehnten Gattung (Ceratium *Schrank.*) Cercaria tripos.

Einer elften Gattung (Phacus *N.*) gehören an: Cercaria pleuronectes und C. tenax. — Der Körper platt, häutig, rundlich mit einer flexibeln dünnen Schwanzspitze.

Einer zwölften und zwar, wie es scheint, der Gattung Cyclidium *Müll.* Cercaria Cyclidium und C. Discus. (*Nitzsch.*)

CERCERIS. Eine von Latreille unterschiedene Insektengattung aus der Familie der Crabroniten, deren Arten früher zu Philanthus gezogen wurden. Die Fühler stehen auf der Mitte des Vorderkopfes dicht beisammen, sind ungebrochen, werden spitzwärts allmälig dicker und sind fast so lang, als Kopf und Halsschild zusammen. Die Kinbacken haben an der Innenseite einen ausgebuchteten Fortsatz. Die Augen sind nicht ausgerandet, und der Kopf ist beträchtlich breiter, als das Halsschild. Der elliptische Hinterleib ist an seinen Einschnitten zusammengeschnurt und das erste Glied bildet einen abgesonderten Knoten. Von den von Fabricius beschriebenen Arten der Gattung Philanthus gehören hieher: P. rufipes, auritus, quinquecinctus, quadrifasciatus, labiatus, ornatus u. a. (*Germar.*)

CERCIS, eine Baumgattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der 10. Linné'schen Klasse. Char. Krugförmiger, fünfzähniger Kelch. Schmetterlingsblume, deren Segel weit abstehn. Ungleiche Staubfäden. Die Hülse mit beflügelter Naht. Wir kennen zwei Arten: C. *Siliquastrum* und *canadensis*. Die erstere, Judasbaum, Gainier der Franzosen, Cerci der Italiener, Olaia der Portugisen, Ergavan der Türken, wächst im ganzen südlichen Europa, und wird auch in unsern Gärten zur Zierde gezogen. (*Sprengel.*)

CERCOCARPUS, Kunth., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rosaceen und der 12ten Linné'schen Klasse. Char. Gefärbter, 5lappiger Kelch. Keine Corolle. Der einfache Same vom Kelche bedeckt. Die einzige bekante Art: C. *fothergilloides* Kunth. wächst als Baum in Mexiko. (*Sprengel.*)

Cercopidae, s. Cicadariae.

CERCOPIS; Lederzirpe. Eine von Fabricius errichtete Cicadengattung, unter welcher er ursprünglich diejenigen Zirpen begriff, bei denen zwei Nebenaugen in der Mitte des horizontalen Scheitels stehen, die Deckschilde mehr lederartig als pergamentartig sind, und deren Hinterschienen mit einem oder mit zwei Dornen bewaffnet sind, aber er hat ohne genauere Untersuchung mehre Arten eingeordnet, die nicht hieher gehören. Man kann diese Gattung sehr füglich in zwei Unterabtheilungen bringen: 1) *Cercopis*, mit hochgewölbter, fast kielförmiger Stirn und sechswinkeligen Halskragen. Vorzüglich in tropischen Ländern, und durch grelle und bunte Farbenzeichnung ausgezeichnet. Dahin als teutsche Art C. *vulnerata* (C. sanguinolenta *Panz. Stoll.*) schwarz, auf den Deckschilden ein viereckiger Wurzel- und Mittelfleck und eine mondförmige Binde vor der Spitze blutroth. Darf nicht mit der südeuropäischen C. sanguinolenta *Linn.* verwechselt werden, die blutrothe Schenkelspitzen hat. 2) *Aphrophora*. Schaumzirpe, mit mäßig gewölbter Stirn, und trapezoidalem, hinten scharf ausgeschnittenem Halskragen. Vorzüglich in nördlicheren Gegenden einheimisch. Die Larven, die an verschiedenen Bäumen und Pflanzen leben, bedecken sich mit einem speichelartigen Schaume (sogenanter Kukuksspeichel), den sie aus dem After von sich geben. Dahin C. spumaria, bifasciata u. a.*). (*Germar.*)

Cercus, s. Nitidula.

CERCYON, Leach †) trent unter diesem Namen die kleinen Arten von Sphaeridium, z. B. unipunctatum, melanocephalum, flavipes cet., weil bei ihnen die Vordertarsen in beiden Geschlechtern gleich gebaut sind, während bei Sph. marginatum u. a. das Männchen ein großes Klauenglied besitzt. (*Germar.*)

CERDA (Johann Ludwig de la), Jesuit, zu Toledo um 1560 geboren, nahm sehr frühe das Ordenskleid, war länger als 50 Jahre ein sehr geschätzter Lehrer zuerst der Theologie und Dialektik, dann der Beredsamkeit und Dichtkunst, und starb den 6. Aug. 1643 zu Madrid. Am bekantesten wurde er durch seinen sehr ausführlichen Commentar über den Virgil, der zuerst zu Madrid 1608 — 1617, und am besten zu Lyon 1619, jedes Mal in 3 Foliobänden, gedruckt wurde; zwei andere Ausgaben wurden 1628 und 1642 zu Köln veranstaltet, und eine dritte zu Frankf. 1647. fol. Dieser von großer Belesenheit zeugende Commentar enthält sehr viel Überflüssiges, aber auch manche gute, besonders geograph. Erläuterungen. Seine Ausgabe der Werke des Tertullian mit Anmerkungen (Paris 1624 — 1630. 2 Bde. fol.) hat wenig Werth, aber seine Adversaria sacra, quibus fax praefertur ad intelligentiam multorum scriptorum sacrorum. Lugd. 1626. fol. enthalten viel Brauchbares. Zum Behuf des Unterrichts in der lateinischen Sprache schrieb er de institutione grammatica lib. V. (ein Auszug aus des Sanctius Minerva und des Ant. von Lebrixa grammatica introductione), und da er von der Regirung 1613 ein (noch 1675 erneuertes) Privilegium erhielt, daß kein anderes lateinisches Elementarbuch in den Schulen gebraucht werden durfte: so wurde seine Grammatik sehr oft gedruckt [1]). (*Baur.*)

---

*) Vgl. Germar und Zinken Magaz. d. Entomol. IV. B. S. 37.

†) Zoolog. Miscell. Vol. III. p. 95.

1) *Alegambe* biblioth. Soc. Jesu h. voc. *Baillet* jugemens T. II. 225. *Fabricii* hist. bibl. P. I. 162. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Villenave).

CERDAGNE, ehemalige Grafschaft in den Pyrenäen, wovon Spanien das Meiste besitzt, das die Vegeria de Puycerda in Catalonien ausmacht. Der kleinere Theil, der früher einen kleinen Strich der Grafsch. Roussillon ausmachte, gehört jetzt zu dem französischen Depart. Ostpyrenäen. (*Stein.*)

CERDON, Marktfl. im Bez. Nantua des franzöſ. Dep. Ain, am Fuße des gleichn. Gebirgs, hat 1490 Einw., Weinbau und 1 Papiermühle. (*Hassel.*)

CERÉ (S.), Stadt im Bez. Figeac des franz. Dep. Lot an der Bave, hat 3798 Einw. und in der Nähe Marmorbrüche. (*Hassel.*)

Cerealia, f. Demeter.

CEREALIEN sind Getreidearten, welche zur Nahrung der Menschen und der Hausthiere verwandt werden. Vorzugsweise rechnet man Weizen, Rocken, Reis, Durra, Teff, Hirse, Mais, Fennig, Hafer und Gerste dahin. Auch den Buchweizen zählen Einige dazu, wiewol dieser zu einer ganz andern natürlichen Familie gehört, und man mit eben dem Recht Kartoffeln, Bataten, Manjoc, Yams und Brotfrucht, auch den Sago, dahin rechnen könte. Schon Theophrast schränkt den Begriff von σιτηροῖς bloß auf das Getreide ein. Unter den Getreidearten ist nur der Sommer-Weizen gewiß am frühesten zur Nahrung verwandt worden. Denn in den ältesten schriftlichen Denkmälern (2 Mos. 9, 32.) komt derselbe schon als חטה vor. In Ägypten und Palästina wurde er, nebst Spelz, כסמת erbaut. Wild soll der Spelz in Hamadan, nach Michaux Zeugniß, wachsen (*Lamarck.* enc. bot. II, 560.). Auch Homer kent als Nahrung vorzüglich nur den Sommerweizen (πυρὸς μελιηδὴς) und Spelz (ὄλυρα und ζειά). Zu Theophrasts Zeiten scheint man schon Winterweizen in Griechenland gekant zu haben: denn sein ἄγριος πυρὸς (siligo des Plinius) ist nichts Anderes. Aber man unterschied schon damals eine Menge Abarten des Sommerweizens, unter denen der sicilische und euböische am meisten geschätzt wurde. Auch aus Pontus, Taurien und Thracien führte man Weizen und Einkorn (τίφη) zum Futter der Pferde ein. — Daß Rocken als Getreide gebraucht worden, komt vor dem 5ten Jahrhundert nicht vor. Doch sagt Plinius (XVIII, 40.) bei Turin baue man secale, welche man dort Asia nenne. Man vermische im Nothfall damit das Weizenmehl; aber es sei von schlechter Qualität. Nun wissen wir, daß Rocken in Taurien, an der Wolga und in den kaukasischen Steppen wild wächst. (Marsch. Bieberst. flor. I. 84.). Man kann also vermuthen, daß die Massilier, welche bedeutenden Handel nach Taurien trieben, von dort den Rocken eingeführt und ihn den Bewohnern der cottischen und grajischen Alpen mitgetheilt haben. Aber nie konte der Anbau allgemeiner werden, bis im 7ten Jahrhundert die sorbischen Wenden ihn aus Thracien und Dacien, wo sie eigene Reiche gegründet hatten, in Teutschland einführten. Nun erst empfahl Karl der Große den Anbau dieses Getreides. (Capitular. Caroli M. ad 797. ed. Holsten. c. 11.). — Was die Gerste als die dritte Getreideart betrifft, so wächst diese nach Marco Polo im nördlichen Indien, nach Moses von Chorene am Araxes wild. In den mosaischen Büchern (2 Mos. 9, 31.) komt schon die Gerste als שעורה vor. In Palästina aß man Kuchen von Gerstenbrot. (Richter VII, 13.). — Vorzüglich alt ist die Anwendung der Durra oder der Sorghum-Arten, die noch jetzt in Afrika, Arabien und Indien zum Brot benutzt worden. Der דחן des Hesekiel (IV, 9.), der breitblättrige Weizen des Herodot (I, 193.) im babylonischen Lande, der assyrische Weizen des Theophrast, auch der großkörnige im jenseitigen Baktrien (hist. VIII, 4.) sind dasselbe. — Hafer ist gewiß viel später eingeführt. Unter dem Namen βρῶμος erwähnt ihn zwar Theophrast (l. c.) aber Dioskorides beschreibt ihn erst genau (II, 116.). — Reis wurde erst durch die Begleiter Alexanders auf dem Feldzuge nach Indien bekant. Aristobulus erwähnt (bei Strabo XV, 1.) der ὄρυζη und sogar des geistigen Getränks, welches die Indier daraus machen. Wahrscheinlich nach dessen Berichten beschreibt Theophrast das ὄρυζον (hist. IV, 4.). — Mais und Yams lernten die Europäer schon auf der ersten Entdeckungsreise des Columbus kennen (Barcia historiad. de las ind. occid. I, 24.). — Teff (Poa abyssinica *L.*), ist allererst als allgemeine Getreideart in Abyssinien durch Bruce bekant worden.

Die übrigen Cerealien werden eigentlich nicht zum Brotbacken, sondern zu anderweitiger Nahrung verbraucht, als Hirse, Schwaden (Panicum italicum), Fennich (Digitaria sanguinalis *Pers.*), Mannaschwingel (Glyceria fluitans *R. Br.*), Buchweizen (Polygonum Fagopyrum *L.* *)). (*Sprengel.*)

CEREALIS, (Anicius), auch Cerialis, starb, zugleich mit dem Schriftsteller C. Petronius und mehren Andern verurtheilt, als Schlachtopfer von Nero's Blutdurst, den Tod von eigner Hand; wiewol von Niemand bedauert, weil es noch unvergessen war, wie er sich weiland zum Verräther eines, von Lepidus und Getulicus wider Caligula gebildeten heimlichen Anschlags hergegeben; verächtlich aber auch darum, weil er unlängst erst, als designirter Konsul (65. n. Chr.), seine Stimme zuerst dafür abgegeben, daß Nero, noch bei seinem Leben, vergöttert und ihm, auf öffentliche Kosten, unverzüglich ein Tempel errichtet werden müsse. — Die wahrscheinliche Ursache zu seiner Verurtheilung war, daß kurz zuvor der gleichfalls verurtheilte Annäus Mella in seinem Testament sich über sein tragisches Geschick beklagt hatte, während doch ein Cerialis, des Kaisers Feind, des Lebens genieße; nicht ohne die vermuthete ausdrückliche Absicht, Diesem dadurch ein gleiches Schicksal zu bereiten †). (*Haken.*)

Cerealis (Petilius), f. Petilius Cerialis.

CEREALIS (Sextus), befehligte in dem römischen Heere, welches Judäa unter Vespasianus und Titus bekriegte, die 5. Legion als Kriegstribun. Er griff einen, auf dem Berge Garitzim gelagerten jüdischen Heerhaufen

---

*) Über die Cerealien sind in neuern Zeiten mehre botanische Untersuchungen angestellt, von Bayle, Barole in der Monographia de' cereali. Milan. 1809, von Seringe in den Mélanges botaniques vol. I. Bern. 1818, von den Spaniern Lapasca, Sandalio de Cevias und de Rojas Clemente in Herrera's Agricultura general, Madrid 1818. vol. I. und von Metzger in den europäischen Cerealien. Heidelberg 1824. fol.

†) Vgl. *Tacit.* Ann. XV, 74. XVI, 17.

von 11,600 Mann, nach längerer Einschliessung stürmend an, und liess sie, da sie sich auf keine Bedingung ergeben wollten, sämtlich niedermetzeln. Hierauf unterwarf er die Landschaft Idumäa; erstieg die Mauern von Hebron und erfüllte auch hier Alles mit Blut und Mord. Bei der nachfolgenden Belagerung von Jerusalem mißlang ihm ein Angriff gegen den Tempel, für dessen unversehrte Erhaltung er, nach der später erfolgten Eroberung, in der von Titus angestellten Berathung, sich geneigt erklärte, ohne jedoch mit seiner Meinung durchzudringen *). (*Haken.*)

CEREALIS, ein Sicilier, machte sein Glück unter Kaiser Valentinian I., als Bruder von dessen zweiter Gemalin Justina. Der Kaiser ernante ihn zum Tribunus stabuli, nachdem sein älterer Bruder Constantianus (369) in dieser, ihn der Person des Regenten annähernden Würde verstorben. Valentinian, wenige Stunden vor seinem eigenen plötzlichen Tode, trug ihm die augenblickliche Vollstreckung eines ungerechten und grausamen Todesurtels auf, dessen Vollziehung er auf eigne (und, wie es scheint, nicht geringe) Gefahr verschob, bis er sie sich ganz ersparen konte. — Mindre Gefahr lief er vielleicht in der gütigen Gesinnung von des Kaisers Thronfolger, Gratianus, als er, samt den übrigen anwesenden Großen, durch die zweifelhafte Lage des Reichs gedrungen, den jüngeren Bruder desselben, Valentinian II., eigenmächtig zum Regenten ausgerufen hatte: denn dieser vielgewagte Schritt entzog ihm die Gunst seines neuen Gebieters nicht [1]). (*Haken.*)

CEREATA, eine Ortschaft der Hernici in dem westlichen Gebirge zwischen Anagnia und Sora. In späterer Zeit ward sie römisches Municipium und fast ganz von der Dienerschaft des C. Marius besetzt; daher nent Plinius die Einwohner: Cereatini Mariani †). (*W. Müller.*)

Cerebral-System, s. Gehirn u. Nerven.

CERELIS, Cereli, oder richtiger Cerilli (*Κήριλλοι*), ein Gränzort in Bruttium gegen Lucania, am Sinus Terinäus, auf dem südlichen Ufer des Laus. Jetzt liegt dort Cirella vecchia. (*W. Müller.*)

Ceremoniel d. eur. Mächte, s. Völkerrecht u. Würden.

CERENZIA, Stadt und Bischofssitz in der neapol. Provinz Calabria citeriore. Der Silawald, an dem sie liegt, liefert ihr die Produkte zu ihren Handelsartikeln, Manna, Terpentin ꝛc. (*W. Müller.*)

CEREOPSIS (im Teutschen von Illiger, nicht eben glücklich, Kappenvogel genant). Eine von Latham, nach dem Typus einer einzigen Art aufgestellte Gattung der Wasservögel, die Illiger [1]) angenommen und zu seinen Alectoriden oder Huhnstelzen, zwischen Glareola und Dicholophus, gestellt, also für eine Sumpfvogelgattung erklärt hat, welche aber vielmehr zu den Schwimmvögeln, denen sie auch Temminck [2]) schon zugesellt hat, und zwar zu den entenartigen oder Nagelschnäblern (anguirostres) gehört. Cuvier hat die Gattung ganz übergangen, Schinz [3]) rubricirt sie wie Illiger, als Sumpfvogel. Der Schnabel ist kurz, dick, hinten fast so hoch als lang, oben gewölbt und fast buckelig, dann gegen die Spitze ziemlich schnell abfallend, mit einer, im Leben vermuthlich weichen Haut bis zur Gränze der gewölbten und einen hornigen breiten Nagel bildenden Spitze bekleidet, — sonach fast ein (freilich verkürzter, verdickter, und, wie es scheint, ganz zahnloser) Gänseschnabel. Die länglich-rundlichen Nasenlöcher liegen seitlich in der Mitte der Schnabellänge; sie sind, wie es scheint, nicht kleiner als die, folglich sehr kleine Nasengrube, und ihre Scheidewand ist (wie ich an dem Exemplar des berliner Museums sah,) nicht durchbrochen. Die Flügel sind mittellang, am Buge mit einen stumpfen Sporn versehen. Die letzten deckenden Armschwingen fast so lang, als die längsten Handschwingen. Der kurze, abgerundete Schwanz besteht aus 16 Federn. Die Füße sind zwar etwas höher, als bei den meisten Gänsen, doch nicht höher, oder kaum so hoch, als bei manchen, z. B. dem Anser pollicaris Illig., und keineswegs weiter über der Ferse hinauf nackt. Der Lauf ist netzförmig geschuppt, nur die Zehen sind oben geschildert, und die vordern mit einer zwar nicht vollständigen, aber mehr als halben Schwimmhaut und sehr starken Krallen versehen. Der Hinterzeh ist kurz, frei, ungelappt, höher stehend, nicht auftretend. Die ganze Form ist gänseartig, hat aber dabei etwas Auffallendes, Fremdes, Abweichendes.

Die einzige, zuerst von Latham erwähnte und benante Art dieser Gattung ist:

Cereopsis novae Hollandiae (zuerst abgebildet in *Latham's* Synops. of Birds, *Second* Supplement t. 138, dann richtiger und schöner im Recueil des planches coloriées des Ois. par *Temminck* et *Laugier* t. 206.). Hat fast die gewöhnliche Größe der Saatgans. Der Schnabel ist gelb, mit Ausnahme des schwarzen Nagels und Unterkiefers. Die Läufe, nebst dem Hinterzeh gelb, die Vorderzehen und Schwimmhaut schwärzlich. Der platte befiederte Oberkopf ist weiß, das übrige Gefieder aschgrau, auf dem Rücken mehr braungrau. Die Vorschwingendecken und theils auch die Schulterfedern mit einem schwarzen Fleck in der Mitte. Die Armschwingen grau, die Handschwingen, welche fast bis zu Ende des Schwanzes reichen, an der Spitze schwarz. Der Schwanz braunschwarz. Dieser Vogel wurde in einem Theil des südlichen Neuhollands angetroffen. Seine Lebensart ist gänzlich unbekant. Er befindet sich als ein sehr seltsames Stück in den Museen zu Berlin, Paris und London und ist im ersten, wiewol da sonst Illigers Anordnung befolgt ist, sehr richtig neben den Gänsen aufgestellt. (*Nitzsch.*)

Cererin, Cererium, s. Cer.

Ceres, in d. Mythol. s. Demeter.

CERES, Marktfl. am Zusammenflusse der beiden Arme der Stura, in der piemont. Prov. Turin, mit ungefähr 4800 E. (*H.*)

---

*) Vgl. *Joseph.* de bell. Jud. III, 7. IV, 9. VI, 2. 4.

1) Vgl. *Ammian. Marc.* XXVIII, 30. — *Socrat.* hist. IV, 26.

†) *Front.* de Colon. p. 85. 118.

1) Prodromus Systemat. mammal. et av. p. 252.

2) Manuel d'Ornithologie I, P. CVII.

3) Das Thierreich von Cuvier, übersetzt von Schinz I. p. 804.

CERESIA; nanten Persoon und Elliott die Arten Paspealum, deren Rhachis oder gemeinschaftlicher Stiel der Ähre eine besondere Breite hat. Allein, da die Übergänge von schmaler zu breiter Beschaffenheit der Rhachis so deutlich sind, so ist diese Gattung nicht angenommen. (*Sprengel.*)

CERESOLA oder Cerasola (Domenico), wurde 1683 zu Bergamo von armen Ältern geboren, und trat sehr früh als Laienbruder bei den Jesuiten ein, die ihn nach Rom brachten. Er stand hier als Pförtner beim Noviziat S. Andrea di Monte Cavallo, und, mit glücklichen Anlagen und regem Fleiße begabt, benutzte er seine Klostermuße zu poetischen Studien. Nachdem er sich mit den italienischen Dichtern und namentlich mit dem Petrarca, den er auswendig hersagen konte, vertraut gemacht hatte, und auch selbst als Improvisator mit Erfolg aufgetreten war, fing er in seinem 30sten Jahre an, die lateinische Sprache zu studiren, und lernte endlich auch französisch und spanisch. Die Arkadier nahmen ihn 1738 in ihre Akademie auf, aber seine gelehrten Ehren machten ihn seinem niedrigen Posten nicht abwendig, in welchem er 1746 starb. Nach seinem Tode sammelte der bekante Cordara seine Gedichte, unter dem Titel: Rime sacre di Domenico Cerasola. Rom. 1747. 12. Nachgedruckt Genua 1748. und Venez. 1750. Er zeigt sich in denselben als einen bis zum Knechtischen getreuen Nachahmer des Petrarca *). (*W. Müller.*)

CERET, die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Depart. Ostpyrenäen, welcher auf 17²⁸ □Meilen in 4 Kantonen und 46 Gemeinden 28,629 Einw. enthält. Sie liegt unter 42° 23′ Br. und 20° 21′ L. am Fuße des Hochgebirgs und am Tech, worüber eine kühne, aus einem einzigen Bogen von 138 Fuß Spannung bestehende Brücke führt, ist mit hohen Mauern und Thürmen umgeben, hat 1 Vorstadt mit einem schönen öffentlichen Platze, 2 Kirchen, winkelige Straßen, 416 Häuser und 2517 Einw., die Wein und Öl bauen und Jahrmärkte halten. Die größte Merkwürdigkeit der Stadt ist ein großer marmorner Springbrunnen.— Hier versammelte sich 1660 die franz. spanische Gränzregulirungscommission und hier schlug 1794 Dugommier mit 3000 Mann 10,000 Spanier zurück. (*Hassel.*)

CEREUS, ist der Name, den Miller den Arten Cactus gab, deren Stamm und Äste lang gestreckt und ungegliedert sind. (*Sprengel.*)

CERFENNIA, auf der Peutingerschen Tafel Cirfenna, ein Städtchen in den Apenninen, östlich unter dem Mons Jineus gelegen, auf der Straße, die aus dem Lande der Peligni nach dem der Marsi führte. Dort liegt jetzt Cerchio nahe bei Coll' Armeno. (*W. Müller.*)

CERIA. Stielhornfliege. Fliegengattung aus der Familie der Schwingfliegen (Syrphici) durch besonders gestaltete Fühler ausgezeichnet, welche aus 3 Gliedern bestehen, deren erstes walzenförmig ist, das zweite und dritte aber zusammen eine eiförmige, zusammengedrückte, mit einem Endgriffel versehene Kolbe bilden. Diese Fühler stehen auf einem mehr oder minder langen, stielförmigen Fortsatz der Vorderstirne und werden von dem Thiere vorgestreckt getragen. Man kent drei, vorzüglich im südlichen Europa einheimische Arten. (*Germar.*)

*) *Ginguené* in der Biogr. univ.

CERIGO, eine der ionischen Inseln, die aber nicht in dem ionischen, sondern in dem ägäischen Meere auf der SO. Seite von Morah vor dem Busen von Kolokythia belegen ist. Es ist das alte Cythera, aber von allen den Tempeln, die einst der Liebesgöttin geweihet waren, findet man auch nicht einmal Überreste.— Das Eiland ist etwa 4¼ □Meile groß, überall mit Felsenrissen umgeben, und auch im Innern voller Berge, die verschiedne sehenswürdige Höhlen enthalten, hat aber einen fetten und fruchtbaren Boden, der überflüssiges Korn, guten Wein, Früchte und Öl hervorbringt und 16,000 Ziegen und Schafen, 1300 Pferden und Eseln u. 2500 Stück Rindvieh Nahrung gibt. Kleinwild hat man in Menge; die Wachteln von Cerigo, die in Weinessig mit Korinthen eingemacht, versendet werden, sind berühmt; das Meer fischreich. Die Einw. 9477 an der Zahl, die in 2 Marktflecken, 30 Dörfern und vielen einzelen Gehöften wohnen, sind hellenischer Abstammung mit neugriechischem Dialekte; sie bekennen sich zur griechischen Kirche und stehen unter 1 Bischofe, der in dem Hauptflecken Capsali seinen Sitz und nach Holland 260 Kirchen und Kapellen, nebst einigen Manns- und Frauenklöstern unter sich haben soll. Die Einw. unterhalten Seiden- und Bienenzucht, machen gute Ziegenkäse und legen sich auf die Fischerei, nebenbei auch auf die Seeräuberei, wie denn wenigstens sonst die Cerigoten für gefürchtete Seeräuber galten; sie besitzen einen guten Ankerplatz bei S. Nicolo. Die Verfassung der Insel, wozu politisch noch Cerigotto und Pori gehören, ist der auf den übrigen ionischen Inseln gleich; sie sendet mit Ithaka und Paro gemeinschaftlich 1 Deputirten zum Senate, 1 eignen Deputirten zur gesetzgebenden Versamlung. Ihre Einkünfte sollen nur 2600 Guld. betragen. Der Adel sowol, als der Landmann sind arm. (*Hassel.*)

CERIGOTTO, Eiland im SO. von Cerigo, zu dieser ionischen Insel gehörig und von derselben 9 Meilen entfernt. Es ist klein, aber fruchtbar mit mehren Quellen und vielen wilden Oliven, hat auch einige gute Ankerplätze. Nach Bramsen enthält sie nur ein einziges Haus, von einem Griechen bewohnt, der über einige den Einw. von Cerigo zugehörige Herden die Aufsicht führt. Nach Bellaire sollen sich hier 1773. 17 Familien Sphagioten aus Kirid niedergelaßen und die Insel bevölkert haben, da sie vorher bloß Seeräubern zum Absteigequartiere diente. Es ist das alte Agiala. (*Hassel.*)

CERILLY, Stadt im Bezirk Montluçon des franz. Dep. Allier an der Marmarde, hat 320 Häuser und 2073 Einw., die eine Menge geschätzter Serges, Eisen- und Holzwaren verfertigen. Nahe dabei liegen die Eisenwerke und der Wald Tronçais. (*Hassel.*)

CERIN, bildet: 1) nach John, gewöhnlich den Hauptbestandtheil der mancherlei Wachsarten. So enthält z. B. das Bienenwachs, nach Bucholz u. Brandes, 90 Proc. davon rc. Es findet sich auch im Pollen verschiedener Pflanzen (s. Blumenstaub), oder als Überzug der Kohl-, Mohn- u. a. Pflanzenblätter, gewisser Früchte, besonders der Myricaarten, des Croton sebi-

ferum, Rhus succedaneum, Tomex sebifera etc., der Pflaumen, Feigen, Weintrauben, Pomeranzen, Citronen ꝛc., als Überzug des Stammes von Ceroxylon Andicola, im grünen Satzmehle des Kohls, des Sedum acre, der grünen und reifen Gerstenstängel ꝛc. Eben daraus besteht die Hälfte des sogenannten Mehlthaues.

Das gewöhnlich wachsharte Cerin ist nach Bucholz fast farblos, nach dem Schmelzen gelblichweiß, hat ein spec. Gew. von 969, nach John von 1000, riecht schwach wachsartig, löst sich in 16 Th. sied. Wassers, und fällt daraus beim Erkalten fast ganz nieder. Ein Theil davon bedarf zu seiner Lösung siedenden absolut. Alkohols, und 41¼ kalten absol. Äthers. Die Alkohollösung wird beim Erkalten gallertartig körnig. Leicht löst sich das Cerin in heißem Terpentinöl auf, aus dem es, erkaltend, zum Theil in weichen Körnern anschießt. Bei der Temperatur des sied. Wassers schmilzt es in 4 Zeittheilen; (vgl. d. Artikel Wachs).

2) Chevreul's Cerin schießt nach Behandlung des durch Wasser ausgezogenen Korks mittelst erhitzten Weingeists in dem abgedampften und wieder erkalteten Wachsniederschlage aus jenem weingeistigen Auszuge zu 1, 8—2,5 an. Durch wiederholtes Auflösen in Weingeist, und Krystallisiren vom anhängenden gelben Farbstoffe gereinigt, erscheint es in kleinen, durchsichtigen, weißen Nadeln, die in sied. Wasser weich werden, und niedersinken. Kochender Weingeist von 0,826° löst 1,413 davon auf, und setzt das Cerin erst nach einer Stunde in Nadelform ab. Auch in erhitzter Salpetersäure von 32° B. löst sich dieß Cerin unter Salpetergasentwickelung; die gelbe Auflösung enthält Sauerkleesäure, und läßt bei Wasserzusatz ein wahrscheinlich verändertes Cerin fallen. Durch Kochen mit Kalilauge färbt sich das Cerin mit der Lauge gelb, ohne merkliche Auflösung oder Zersetzung. Auf Glühkohlen verdampft es, wie Wachs, mit würzigem Rauche. Trocken destillirt, schmilzt es, wird gelb, und liefert, unter Rücklassung von wenig Kohle, weniges saures Wasser, und vieles in der Kälte zum Theil krystallinisch gestehendes öliges Destillat; (vgl. John in Dessen chem. Schriften IV. S. 38. ꝛc. — Chevreul i. Schweigger's A. Journ. f. Ch. ꝛt. XVI. S. 331. ꝛc. (*Th. Schreger.*)

CERINI (Giuseppe), geb. 1738 zu Solferino bei Castiglione im Mantuanischen, studirte in Brescia Beredsamkeit und Poesie und nachher, um dem Willen seiner Ältern zu genügen, die Rechte in Mantua. Aber noch ehe er im Stande war, sich selbst zu ernähren, verheirathete er sich mit einem armen Mädchen, und verdarb es dadurch mit seiner Familie, welche ihm von jetzt an jede Unterstützung entzog. Nach mancherlei Abenteuern und Mühseligkeiten gelang es ihm, sich in Mailand durch gute Freunde einigen Erwerb, anfangs als Advokat, nachher, seinem Geiste angemessener, als Schriftsteller zu verschaffen. Man nahm ihn in die Akademie der Humoristen auf, und seine Schrift gegen den Pater Branda, dessen Dialog über die toscanische Sprache viele mailändische Gelehrte verwundet hatte, machte ihn eben so beliebt als geachtet, und gewann ihm mehre bedeutende Gönner. Diese Schrift führte den Titel: Dialogo fra Gracchia e Mastragora. Mil. 1760. Sein Drama, Clary, in der beliebten Manier, welche die Italiener um diese Zeit dem Diderot, Mercier und Andern zu entlehnen anfingen, 1772 auf dem Mailänder Theater mit Erfolg aufgeführt, gründete seinen Ruf als Schauspieldichter und verschaffte ihm die Stelle eines Theaterdichters. Das Stück wurde im folgenden Jahre zusammen mit der Cattiva matrigna gedruckt. Neben den dramatischen Arbeiten, zu welchen sein Posten ihn verpflichtete, schrieb er jetzt auch eine Reihe eleganter Anakreontika, welche 1776 zu Mailand in 4 erschienen sind. Schon verbreitete sich sein Ruf durch ganz Italien und die Gunst des Grafen Borromeo eröffnete ihm eine glänzende Zukunft, als eine bösartige Krankheit seinem Leben den 5. Sept. 1779 ein Ende machte*). (*W. Müller.*)

Cerin-Stein, s. Cer.

CERINTHE, oder Wachsblume, ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Asperifolien und der 5ten Linné'schen Klasse, welche sich vorzüglich durch zwei zweifächerige Nüsse, durch fünfblättrigen Kelch, durch röhrige Blume und durch spontonförmige Antheren auszeichnet, deren gedrehte Lappen zusammen hängen. Fünf Arten dieser Gattung sind in meinem syst. veg. I. p. 538. aufgeführt. (*Sprengel.*)

CERISY, 1) mit dem Zusatze L'Abbaye: Marktfl. im Bez. S. Lo des franz. Depart. Manche, unweit der Elle, hat 440 Häus., 2 Kirchen und 2102 Einw., die Kattun drucken und Zwillich verfertigen. Dabei der große, aber zu Calvados gehörige Wald Cerisy. — 2) Mit dem Zusatze la Salle: Marktflecken im Bezirk Coutances des franz. Dep. Manche, unweit der Soulle mit 456 Häus. und 2357 Einw., die auf mehr als 500 Stühlen Leinwand und Zwillich weben; die ganze Umgegend ist mit Flachse bebaut. (*Hassel.*)

Cerithium, s. Mures.

CERIUM, Lour., eine Pflanzen-Gattung aus der 5ten Linné'schen Klasse, deren natürliche Verwandtschaft nicht klar ist. Char. Fünftheiliger Kelch. Glockenförmige Corolle. Vielfächerige Beere, in jedem Fach ein Same. C. *sociatum* Lour. ist die einzige bekante Art in Cochinchina. (*Sprengel.*)

Cerium, Metall, s. Cererium.

CERIZAY, Marktflecken im Bezirk Bressaire des franz. Dep. Beide Sèvres, mit 928 Einw., die gute Leinewand weben. (*Hassel.*)

CERNAY, Stadt im Bez. Befort des franz. Dep. Oberrhein, am Thuren, hat 1 Kirche, 1 Hospital, 212 Häus. u. 1088 Einw., welche 2 Kattunfabriken, die jährlich 20,000 Stück zu 16 Ellen liefern, 1 Papiermühle, die 4250 Rieß absetzt, 1 Eisenhammer, 2 Bleichen und 1 Salpetersiederei unterhalten. In der Nähe sind Steinkohlenminen. (*Hassel.*)

CERNE, Cerne Abbas, Marktflecken in der engl. Shire Dorset, hält 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte, und zählt 795 Einw. Von der vormaligen Benediktinerabtei sieht man noch einige Überreste. Auf der Seite eines Hügels in der Nachbarschaft, steht in Kalk ausgehauen

*) S. *Corniani* Elogio di Cerini. Brescia. 1779. *Ginguené* in der Biogr. univ.

eine kolossale Figur, 180′ hoch, über deren Bedeutung die Alterthumsforscher noch uneinig sind. (*Hassel.*)

CERNES, Cernensium respublica, eine alte dacische Stadt im transalpinischen Dacien, die Ptolemäus angibt, nach Franz Joseph Sulzer *) bei Csernesz, unweit des severiner Thurms zu suchen. (*Rumy.*)

CERNON, Fluß im franz. Depart. Aveyron, welcher in der Nähe von S. Eulalie de Loizac entsteht, von O. nach N. geht und 1 Meile von Milhaud den Tarn erreicht. (*Hassel.*)

Cernua, s. Perca.

CERO DE LA GIGANTA, der höchste Berg der Provinz Altcalifornien in Neuspanien, 4700 Fuß über dem Meere, dem Anschein nach vulkanischen Ursprungs. (*Stein.*)

CEROCOMA. Kronenkäfer. Eine von Geoffroy bereits aufgestellte und von den spätern Schriftstellern aufgenommene Käfergattung, mit 4, 4, 5 Tarsengliedern, durch ihre merkwürdigen Fühler ausgezeichnet, deren Glieder bei dem Männchen unregelmäßig gewundene Fortsätze besitzen, bei dem Weibchen aus neun Gliedern bestehen, deren letztes knopfförmig ist. Es sind langgestreckte, weiche Thiere, oben gewöhnlich goldgrün gefärbt, die auf Blumen vorkommen und man kent bis jetzt 5 in Europa und Asien einheimische Arten. (*Germar.*)

CEROPAGIA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Contorten und der 5ten Linné'schen Klasse. Char. Röhrige unten bauchige Corolle: die Fetzen des Saumes schmal und zusammenklappend. Die Krone des Fruchtsäulchens doppelt: die innere länger. Der Fruchtbalg enthält Samen mit einem Haarschopf. In meinem syst. veg. I. p. 842. sind 12 Arten aufgeführt. (*Sprengel.*)

CEROPALES. Unter diesem Namen vereinigen Latreille, Fabricius, Jurine und Spinola diejenigen Arten der Grabwespengattung Pompilus, bei denen eine vollständig sichtbare Lefze vorhanden ist, und deren Fühler in beiden Geschlechtern sich an der Spitze nicht zusammenrollen. Es gehören dahin Pompilus maculatus, frontalis u. a. S. Pompilus. (*Germar.*)

CEROPHYTUM. Eine von Latreille aufgestellte Käfergattung, der Gattung Melasis nahe verwandt, von der sie sich fast bloß durch das zweilappige vorletzte Tarsenglied und zweilappige Kinnladen unterscheidet. Vgl. Melasis. (*Germar.*)

Ceroplatus, s. Platyura.

CEROXYLON, nante Humboldt eine Palmen-Gattung, welche ausgezeichnet durch den reichen Ertrag von Wachs ist, den der Stamm gibt. Sie, selbst eine der höchsten ihrer Familie, wächst auf den Andes-Gebirgen in Quito und Neu-Granada (Columbien). Allein der Name ist nicht anzunehmen, da Ruiz und Pavon schon früher dieselbe Gattung Iriartea genant haben. (*Sprengel.*)

CERQUOZZI (Michel Angelo), mit dem Beinamen delle battaglie, auch delle bambocciate, wurde zu Rom 1602 geboren, und erhielt den ersten Unterricht bei Giuseppe Cesare. Nach dem Tode desselben begab er sich zu einem niederländer Maler Namens Jakob, der in einem harten Stil Schlachten malte; bei diesem Meister übte er dasselbe Fach, und erhielt daher den Name delle battaglie. Von diesem Meister ging er zur Nachahmung des Peter Pauls, eines Fruchtmalers über, und da er hier die Natur genau kopiren mußte, so fanden diese Bilder mehr Beifall, als seine kleinen Schlachtstücke. Aber das in ihm schlummernde Talent sollte auf andere Art geweckt werden. Peter Laar mit dem Beinamen Bamboccio trat in Rom auf; seine Darstellungen fanden ihrer Neuheit wegen viele Liebhaber, und zogen wegen der Natürlichkeit der schönen Farbe, und des trefflichen Helldunkeln um so mehr an. Angezogen von den Werken eines Künstlers, die so sehr mit seiner Neigung übereinstimten, wurde er bald ein Nachahmer derselben, und wußte sich diese Manier so eigen zu machen, daß man anfing, seine Werke zu suchen. In der Folge unternahm er Darstellungen in einem edlern Stil auszuführen, erhob sich aber nicht über die Staffeleigemälde, und in diesen, in denen man zwar alle Meisterschaft des Pinsels erblickt, nicht über die gemeine Natur. Zuweilen verstieg er sich in Figuren bis zur gewöhnlichen Größe, die er theils mit Früchten und Landschaften vortrefflich malte, allein sie sind weder richtig gezeichnet, noch sind die Stellungen gewählt, und die Zusammensetzung ist mangelhaft; aber in seinem Fach, sobald er sich nicht aus demselben bewegt, bleibt er einzig.

Der viele Absatz seiner Gemälde, erwarb ihm ein ansehnliches Vermögen; doch unbehilflich und ängstlich wie er war, wußte er sein Geld nicht sicher unter zu bringen. Bald vergrub er es in den Fußboden seines Zimmers, bald steckte er es in eine Gipsfigur, einstmals trug er eine Summe von 500 Thlrn. des Nachts zu Fuße bis Tivoli, wo er dieselbe unter den Ruinen der Villa Hadrians vergrub, und den Ort sorgfältig bezeichnete. Vergnügt zu Hause angelangt, fällt ihm ein, man könne nachgraben, und in voller Angst läuft er zurück, und seine Sele wird dann erst ruhig, als er mit seiner Barschaft wieder in Rom anlangt. Späterhin als er zu obiger Summe noch mehr verdiente, gab er auf den Rath seiner Freunde, sein Geld auf Zinsen. Geizig wie er war, vernachlässigte er sogar seinen Körper, und schien diesem den nothwendigen Genuß zu entziehen; denn als er krank wurde, und schon sechs Wochen in diesem Zustande zugebracht, fiel es ihm erst ein, den Arzt zu fragen, ob Hoffnung zu seiner Genesung noch vorhanden sei. Als dieser erwiederte, er stände nicht für sein Leben, so sagte Cerquozzi: „wenn dem also ist, so kocht mir zwei Artischocken, ich will mich recht satt essen" und mit diesem Wunsche starb er den 4. April 1660. (S. *Passeri* Vite de' Pittori etc.). (*Weise.*)

CERRAJON de Martos, eine 1770 Varras oder 4552 pariser Fuß hohe Bergspitze der Alpujarras in der span. Prov. Granada, nördl. von Adra. (*Stein.*)

CERRANO, ein Küstenfluß in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore I., nach welchem das Thal, das er durchströmt, benant wird. (*W. Müller.*)

CERRETTI (Luigi), geb. zu Modena den 1. Nov. 1738, begann seine gelehrte Bildung unter den dortigen

*) In seiner Geschichte des transalpinischen Daciens. 1. Th. S. 245.

Jesuiten und erregte zuerst Aufmerksamkeit durch einige fromme Sonette zu Ehren von Heiligen, welche in diesem Orden besonders viel galten. Bald nachher legte seine Muse den heiligen Nimbus ab und versuchte sich in den üppigsten und schlüpfrigsten Gegenständen. Die Universität Modena ernante ihn, nach Vollendung seiner Studien, zu ihrem Sekretär; im 25sten Jahre betrat er als Professor den Lehrstuhl der römischen Geschichte, und bald darauf den der Beredsamkeit. Seine Vorlesungen wurden mit glänzendem Beifall gehört, und sein Ruf verbreitete sich allmälig durch ganz Italien, als die französische Revolution, das benachbarte Italien ergreifend, an ihm einen der eifrigsten Anhänger gewann. So entriß die Politik ihn der akademischen Laufbahn; er wurde von dem Gouvernement der cisalpinischen Republik zum Mitgliede der Kommission für den öffentlichen Unterricht berufen und in der Folge als Gesandter an den Herzog von Parma geschickt. Er war seit Kurzem Direktor der Studien in Bologna geworden, als der Einmarsch der Östreicher und Russen im J. 1799 ihn zur Flucht zwang. Einige Zeit lebte er in Frankreich und kehrte nach Italien zurück, sobald die öffentlichen Verhältnisse es erlaubten. Hier trat er wieder in seine alte Laufbahn ein, und übernahm 1804 die Professur der Beredsamkeit zu Pavia. Der Kaiser Napoleon schmückte ihn mit dem Kreuze der Ehrenlegion und fast alle Akademien Italiens nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er starb zu Pavia, als Rektor der Universität, den 5. März 1808.

Eine feindselige Darstellung seines Lebens (denn daß es einem Manne, wie Cerretti nicht an politischen und literarischen Gegnern fehlen konte, versteht sich), erschien bald nach seinem Tode zu Mailand 1808, unter dem Titel: Pensieri sopra la vita litteraria e civile di Luigi Cerretti, ossia lettera di Gio. Batt. dall Olio. Diese Schmähschrift theilt auch, um dadurch Cerretti's moralischen Charakter anzuschwärzen, mehre obscöne Gedichte mit, deren Bekantmachung der Verfasser nie beabsichtigt hatte. Dagegen gibt es zwei Elogj auf Cerretti, welche mit jenem Pamphlet zusammengestellt, eine gerechte Würdigung seines Charakters geben, welcher freilich nicht von leidenschaftlichem Ungestüm und stolzer Anmaßung frei zu sprechen ist. Sein poetisches Streben ging auf Natürlichkeit, Einfachheit und Wahrheit, und seine besten Gedichte erinnern an die horazische Anmuth. Oft aber ließ er sich auch bis zur prosaischen Nüchternheit von diesem Streben verführen. Die erste unvollständige Samlung seiner Gedichte, besorgt von dem Buchdrucker, erschien Pisa 1799. 8. Der Abbate Pedroni, ein Schüler Cerretti's, um die Samlung: Alcune poesie inedite di L. C., welche nach C. Tode voreilig zu Pavia gedruckt worden war, zu unterdrücken, gab eine bessere und vollständigere Auswahl: Poesie scelte del Cav. L. C. Mil. 1812. 8. Den zweiten Band, ebend., bilden die Prose scelte etc. Noch hat man von C.: Istituzioni di Eloquenza. Mil. 1811. II. 8.*). (*W. Müller.*)

*) Die erwähnten Elogj finden sich in der Raccolta di Elogi ed orazioni, composte dai prof. dell' Univ. di Modena. Mod. 1820. T. I. Vgl. Ginguené in der Biogr. univ.

CERRETO, 1) Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, am Abhange des Berges Matese, mit 4600 gewerbfleißigen Einwohnern, deren Tuchfabriken weit berühmt sind. — 2) Ortschaft in der Delegation Perugia, an der Nera, deren Einwohner sich durch Seidenspinnerei u. Seidenhandel nähren. (*W. Müller.*)

CERTALDO, ein Vicariat im Gebiet von Florenz, welche einen Theil des Elsathals umfaßt. Der Hauptort Certaldo, an der Elsa, ist durch den Namen Boccaccio's, der hier geboren ist, berühmt. (*W. Müller.*)

CERTALLUM. Eine von Megerle von Mühlfeld vorgeschlagene, von Dejean in seinem Catal. des Coleopt. erwähnte Käfergattung, für welche als Vorbild Callidium ruficolle *Fabr.*, das durch ein gedorntes Halsschild von den übrigen Callidien abweicht, dient. Man kann aber diese Gattung sehr füglich mit Callidium vereinigt lassen. (*Germar.*)

CERTOSA, d. h. Kartause. Unter den vorzugsweise so genanten Kartäuserklöstern sind die berühmtesten: 1) die durch ihre Aussicht über den Golf von Neapel bekante Certosa (S. Martino) unter dem Kastell S. Elmo. 2) Die Certosa bei Pavia, als Denkmal der teutschen Baukunst. 3) die prächtige Certosa bei Parma. 4) Die Certosa im pisanischen Gebiet. (*W. Müller.*)

CERURA. Schmetterlings-Gattung, von Schrank errichtet, von Ochsenheimer unnöthiger Weise in Harpyia umgetauft. Sie begreift diejenigen Spinner (Bombycites) mit zweireihig gekämmten Fühlern und kurzem Sauger, die zwei walzige, rauhe, ungegliederte Taster, dachförmig liegende, weiße, schwarz gezackte Flügel, einen breiten, hinten stumpfen Hinterleib besitzen und aus vierzehnbeinigen Raupen, deren letztes Gelenke sich in zwei gabelförmige Spitzen endigt, entstehen. Aus jeder dieser Spitzen vermag die Raupe, besonders wenn sie gereizt wird, einen hochrothen weichen Faden hervorzustrecken und wieder einzuziehen, und überdieß besitzt sie am ersten Leibringe unter dem Kopfe eine Querspalte, aus der sie gegen ihre Verfolger einen scharfen Saft spritzt. Zu ihrer Puppenruhe bereitet sie sich eine harte, von abgenagten Holzspänen zusammengeleimte Hülse. Es gehören hieher *C. vinula.* Bombyx vinula Auct. Esper III. tab. XVIII. — *C. erminea* Esp. tab. XIX. — *C. bicuspis.* Hübn. Bomb. tab. 10. fig. 36. u. a. Ochsenheimer bringt noch Bombyx Ulmi, Fagi u. Milhauseri in seine Gattung Harpyia, die aber zu andern Gattungen gehören. (*Germar.*)

Cerussa, s. Blei, Essigsäure, Spiesglanz.

CERVANTES SAAVEDRA (Miguel de), hatte mit mehren großen Männern das gleiche Schicksal, daß man ihn während seines Lebens darben ließ und ihn nach seinem Tode vergötterte. Lange Zeit kante man nicht einmal den Ort, wo er geboren war, und mehre spanische Städte, Madrid, Alcalá de Henares, Sevilla, Lucena, Toledo, Esquivias, Alcazar de San Juan und Consuegra stritten sich um diese Ehre. Nach später aufgefundenen Urkunden wurde es endlich erwiesen, daß dieser außerordentliche Mann zu Alcalá de Henares am 9. Okt. 1547 geboren wurde. Er stamte aus einem adeligen Geschlechte und war der jüngste Sohn des Don Rodrigo de Cervantes und der Doña Leonor

de Cortinas. Die ersten Jahre seines Lebens brachte Cervantes in seiner Vaterstadt zu und erhielt seine erste Bildung unter den Augen seiner Ältern. Von seiner frühesten Jugend an zeigte er eine nicht zu stillende Wißbegierde. Sie zu befriedigen suchte er auf den Straßen die weggeworfenen Papiere zusammen, um sie zu lesen. Am meisten liebte er Gedichte, und sehr früh entwickelte sich in ihm eine entschiedene Neigung zur Poesie. Seine Ältern zogen hierauf nach Madrid, und hier fand der wißbegierige Jüngling mehr Gelegenheit, sich auszubilden und seinen Lieblingsneigungen nachzuhängen. Der gelehrte Juan Lopez wurde sein Lehrer. Nach dem Wunsche seiner Ältern sollte er ein Brotstudium ergreifen, und sie ließen ihm die Wahl zwischen Theologie, Jurisprudenz und Medizin; aber seine Neigung zur Poesie und zu den schönen Wissenschaften überhaupt hatte so überhand genommen, daß ihn das Studium der Facultätswissenschaften anekelte. Diese Neigung wurde in Madrid genährt und vergrößert durch die Schauspiele des Lope de Rueda, eines eben so beliebten Dichters, als geschickten Schauspielers, die Cervantes häufig besuchte.

Die erste Probe, welche der junge, damals 21 Jahre alte Cervantes von seinem poetischen Talente gab, und die noch jetzt vorhanden ist, war eine Elegie auf den Tod der Königin Isabella aus dem Hause Valois. Sein Lehrer Juan Lopez war mit dieser Arbeit seines jungen Freundes so sehr zufrieden, daß er ihn in dem Berichte, den er über die Krankheit, den Tod und das Leichenbegängniß der verewigten Königin schrieb, wiederholt „seinen theuern und geliebten Schüler" nante. Außer dieser Elegie, welche vom Publikum so gut aufgenommen wurde, verfertigte Cervantes noch viele Sonette, Romanzen und andere kleine Gedichte, wie auch ein größeres Schäfergedicht, Filena betitelt, welches häufig gelesen wurde, und von welchem er in seinem Viage al Parnaso selbst sagt, es sei durch die Wälder ertönt.

Obgleich die von Cervantes gewählte Beschäftigung seinen Wünschen völlig entsprach, so konte sie ihm doch nur wenig Vortheil gewähren, und war nicht im Stande, ihn, bei seinen sehr beschränkten Vermögensumständen, zu nähren. Er entschloß sich deßhalb, sein Glück in der Fremde zu suchen, und ging im Jahre 1569 nach Rom, woselbst er als Kammerdiener in die Dienste des Kardinals Julio Aquaviva trat, der seine Bekantschaft in Madrid gemacht hatte, wohin er als Gesandter des Papstes Pius V. gekommen war. Aber nicht länger als ein Jahr vermochte es Cervantes in diesem seiner unwürdigen Dienste zu bleiben. Es bot sich ihm ein Wirkungskreis dar, der seinen Neigungen und seinem Stande angemessener war. Der Krieg gegen die Türken im Jahre 1570 bestimte ihn, seine Stelle aufzugeben, und sich dem Soldatenstande zu widmen. Der Großsultan Selim II. hatte nämlich den Frieden mit der Republik Venedig gebrochen und seine Flotte nach Cypern geschickt, um sich dieser Insel zu bemächtigen. Die gedrängten Venezianer suchten Hilfe bei allen christlichen Mächten, besonders aber beim Papste Pius V. Dieser sicherte ihnen auch dieselbe zu, und ernante den Herzog von Pogliano, Marco Antonio Colonna, zum Admiral der zu diesem Kriege bestimten Flotte. Mit ihm verbanden sich die Flotten von Spanien und Venedig, jene unter dem Kommando des Juan Andrea Doria. Zu ihm stieß noch eine Abtheilung des Geschwaders von Neapel, bei welchem sich der Kapitän Diego de Urbina befand, unter welchem Cervantes als gemeiner Soldat Dienste nahm. Die Uneinigkeit und die durch dieselbe bewirkte Unthätigkeit der christlichen Generale verzögerte aber die glücklichen Erfolge dieses Feldzugs. Man versuchte es, Nikosia zu entsetzen; aber die Türken, die das Zaudern ihrer Feinde benutzten, nahmen es mit Sturm. Erst im folgenden Jahre wendete sich das Kriegsglück. D. Juan von Östreich, ein natürlicher Sohn Karls V., wurde zum Generalissimus der vereinigten Geschwader erwählt. Der glänzende Sieg, den die christlichen Flotten im Meerbusen von Lepanto am 7. Oktober über die Türken erfochten, ist bekant. Cervantes lag an einem Fieber krank darnieder, und sein Hauptmann Juan Andrea Doria und seine Kameraden suchten ihn zu bereden, sich von dem Gefechte fern zu halten und ruhig in der Kajüte seiner Galeere zu bleiben. Er ließ sich aber durch kein Zureden abhalten, an dem glorreichen Tage Theil zu nehmen und er focht mit seltenem Muthe und großer Tapferkeit, hatte aber das Unglück, drei Flintenschüsse zu erhalten, zwei in die Brust und einen in die linke Hand, die ihm nebst dem Arme dadurch verstümmelt und für immer gelähmt wurde. Nach der Schlacht zog sich die siegreiche Flotte der späten Jahreszeit wegen, nach Messina zurück, woselbst ein Hospital für die Verwundeten errichtet war, in welches auch Cervantes gebracht und daselbst geheilt wurde. Seines gehabten Unglücks ungeachtet glaubte er dennoch in dem gewählten Stande seine Bestimmung gefunden zu haben, ja er war stolz auf seine ehrenvolle Verstümmelung und erwähnte ihrer später mit innigem Wohlgefallen in seinen Schriften. Nach geendigtem Kriege nahm er von neuem Dienste unter den neapolitanischen Truppen und befand sich unter andern bei einer Expedition gegen Tunis, im Jahre 1573. Während seiner Dienstzeit sah er mehre der berühmtesten Städte Italiens, Genua, Lucca, Florenz, Neapel, Palermo, Messina, Ancona, Venedig, Ferrara, Parma, Piacenza und Mailand, von denen er in seinen spätern Werken schöne und genaue Beschreibungen gegeben hat.

Cervantes hatte sich bei jeder Gelegenheit als einen der tapfersten Soldaten gezeigt, er war verstümmelt und hatte alle Drangsale des Krieges fünf Jahre lang ertragen, und doch keine seinen geleisteten Diensten angemessene Belohnung erhalten. Er beschloß also das ihm mit Unrecht Verweigerte selbst zu suchen, und deßhalb nach Madrid zu reisen. Er erhielt in dieser Absicht Empfehlungsschreiben von seinem Generale D. Juan von Östreich und von dem Vicekönig von Sicilien D. Carlos de Aragon, Herzog von Sesa und Terranova, worin diese ihm dem Könige auf das Angelegentlichste empfahlen und ihn als einem Manne von vielen Verdiensten das größte Lob gaben. Mit den schönsten Hoffnungen genährt, schiffte er sich im Monat September des Jahres 1575, in Begleitung seines Bruders Rodrigo de Cervantes, der die letzten Feldzüge ebenfalls mitgemacht hatte, und mehren spanischen Edelleuten, die in

ihr Vaterland zurück kehren wollten, auf der spanischen Galeere el Sol ein. Kaum unter Segel gegangen, stießen sie am 26. September auf ein Geschwader algierischer Galeotten, das unter den Befehlen des Arnaute Mami stand und Seeräuberei trieb. Die spanische Galeere wurde von drei feindlichen Fahrzeugen angegriffen, vorzüglich von einem, welches Dali Mami, ein griechischer Renegat, führte, den man gewöhnlich den Lahmen nante. Obgleich die Spanier den tapfersten Widerstand leisteten, so mußten sie doch endlich den überlegenen Kräften des Feindes weichen. Die Galeere wurde genommen, und alle auf ihr befindlichen Christen zu Gefangenen gemacht und nach Algier geführt.

Cervantes wurde der Sklave des erwähnten Dali Mami, eines habsüchtigen Mannes, der gegen alle Christen einen besondern Widerwillen hatte. Dieser fand die Empfehlungsbriefe an den König, die Cervantes bei sich hatte, hielt ihn deßhalb für eine vornehme Person, und in der Hoffnung, ein bedeutendes Lösegeld für ihn zu erhalten, that er Alles, es zu verhindern, daß ihm sein Sklave nicht entflöhe, belud ihn deßhalb mit Ketten und ließ ihn streng bewachen. Außerdem behandelte er ihn noch mit unmenschlicher Grausamkeit, um ihn dadurch zu zwingen, seine Loskaufung um so eiliger zu betreiben. Cervantes machte dessen ungeachtet den Anschlag, mit mehren seiner Leidensgefährten zu entfliehen. Sie gewannen einen Mohren, der sie zu Lande nach Oran zu führen versprach. Unterwegs verließ sie aber ihr treuloser Führer, so daß sie genöthigt waren, nach Algier zurück zu kehren. Hier vermehrten sich ihre Leiden, da man sie wegen der beabsichtigten Flucht weit härter und strenger behandelte, als zuvor. Am meisten traf dieses Loos den Cervantes, weil er den Rädelsführer gemacht hatte. Im Jahre 1576 wurden mehre gefangene Christen, zum Theil Bekante und Freunde des Cervantes, losgekauft. Unter diesen befand sich der Fähndrich Gabriel de Castañeda, dem er einen Brief an seine Altern mitgab, in welchem er ihnen seine und seines Bruders traurigen Zustand schilderte. Sein Vater schoß sein ganzes Vermögen zusammen, fügte zu ihm noch die für seine beiden Töchter bestimten Mitgiften und schickte es seinem Sohne, der sogleich mit dem Dali Mami wegen seiner Freiheit unterhandelte. Diesem aber schien das ihm gebotene Kapital viel zu gering, und er wies ihn damit zurück. Cervantes, da er für seine Freiheit keine Hoffnung mehr sah, benutzte das Geld, die seines Bruders Rodrigo damit zu erkaufen, welche er auch leicht erlangte. Im August 1577 schiffte sich dieser nach Spanien ein, und Cervantes trug ihm auf, es dahin zu bringen, daß man von Valencia oder Majorca aus ein bewaffnetes Fahrzeug an die Küste von Algier schicken möchte, um ihn und andere Christensklaven zu befreien. Während dieser Zeit war Cervantes selbst nicht müßig, die nöthigen Vorkehrungen zu seiner Befreiung zu treffen. Der Alcaide Hassan, ein griechischer Renegat, besaß drei Meilen von Algier, nach Morgen gelegen, einen Garten, über welchen ein Christensklave Juan, ein Navarreser, die Aufsicht führte. Dieser hatte in dem entlegensten und verborgensten Orte des Gartens eine geräumige Höhle ausgegraben, in welche sich, auf Anstiften des Cervantes, mehre gefangne Christen flüchteten und verbargen, um daselbst den günstigsten Augenblick ihrer Befreiung zu erwarten. Ihre Zahl vergrößerte sich immer mehr, so daß, als Rodrigo abreiste, sich bereits vierzehn bis funfzehn in derselben befanden, zum Theil spanische und majorcanische Edelleute. Cervantes machte den Anführer dieser kleinen unterirdischen Republik, sorgte für ihren Unterhalt und suchte durch Klugheit das Geheimniß zu verbergen. Er hatte nur zwei Vertraute, den Gärtner und einen andern Sklaven, den sie den Vergolder nanten. Jener bewachte ihre unterirdische Wohnung, dieser kaufte die nöthigen Speisen ein und brachte sie zur Höhle, welche die Gefangenen bloß zur Nachtzeit zu verlassen wagten, aus Furcht entdeckt zu werden. Als die Zeit heran kam, in welcher man die Ankunft des Fahrzeugs erwarten konte, entfloh Cervantes seinem Herrn und begab sich ebenfalls in die Höhle. Es war zu Anfange des September desselben Jahres.

Man hatte indessen in Valencia, nach Andern in Majorca, eine Fregatte ausgerüstet, die unter dem Befehle eines gewissen Viana stand, eines erfahrnen und sehr thätigen Seemanns, der sich selbst erst vor Kurzem aus der Sklaverei losgekauft hatte, und das Meer und die Küste der Berberei genau kante. Er kam am 28sten September in Algier an und näherte sich bei Nachtzeit der Gegend des Gartens, in welchem sich die Höhle befand. Seine Fregatte wurde aber von einigen maurischen Fischern entdeckt. Sie erhoben ein Geschrei, und er war genöthigt, wieder in die See zu stechen, um nicht gefangen zu werden. Ein zweiter Versuch, sich der Küste zu nähern, mißlang ebenfalls. Cervantes und seine Gefährten wußten nichts von diesem Vorfalle und hofften fortwährend auf seine Ankunft, als ein neuer Zufall sich ereignete und sie in noch tieferes Elend brachte. Der Vergolder, dem sich Cervantes anvertraut hatte, hatte in seiner Jugend aus Eigennutz den christlichen Glauben abgeschworen, war aber später wieder zu ihm übergetreten. Jetzt entschloß er sich aufs neue, von ihm abzufallen und wieder ein Muselmann zu werden. Am letzten Tage des Septembers ging er zum Könige Hassan, entdeckte ihm seine Absicht, und um seine Gunst zu gewinnen, verrieth er den Plan der Christensklaven und Alles, was Cervantes zu ihrer Befreiung gethan hatte. Der König war hocherfreuet über diese Entdeckung. Er schickte sogleich Bewaffnete nach dem Garten des Alcaiden, denen der Vergolder als Wegweiser diente, und ließ alle in der Höhle Verborgenen, nebst dem Gärtner gefangen nehmen. Alle wurden in seinen Sklavenkerker verschlossen und nur Cervantes wurde als Anstifter der Verschwörung vor ihn geführt. Der König suchte abwechselnd, bald durch Milde, bald durch Strenge, den Cervantes dahin zu bringen, alle Mitschuldigen dieser Verschwörung anzugeben, und er wünschte hauptsächlich den Pater Jorge Olivar, Comthur von Valencia, der sich damals als Loskäufer der Christensklaven für die Provinz Aragon in Algier befand, aus eigennützigen Absichten in dieselbe zu verwickeln. Cervantes blieb aber standhaft bei allen ihm angedrohten Martern, und schob alle Schuld auf sich allein. Der König, der endlich sah, daß alle seine Versuche an der Standhaftigkeit und dem Edelmuthe des Cervantes schei-

terten, begnügte sich damit, den Gärtner aufhenken zu lassen, und einen Theil der Sklaven für sich zu behalten. Cervantes kam mit Andern in die Gewalt des Arnauten Mami zurück und sein Elend begann von Neuem.

Aber alle Leiden, die Cervantes bis jetzt erduldet hatte, und das Mißlingen seiner bisherigen Versuche, sich in Freiheit zu sehen, beugten seinen Muth nicht, sondern ermunterten ihn vielmehr zu neuen Entwürfen. Viermal machte er nun Versuche zu entfliehen, und setzte, da sie alle fehlschlugen, sein Leben eben so viel Mal aufs Spiel. Als ihm nichts glücken wollte, kam er sogar auf den verwegenen Gedanken, sich für den König Philipp II. der Stadt Algier zu bemächtigen und das mittelländische Meer für immer von Seeräubern zu reinigen. Er rechnete dabei auf die Hilfe der 25,000 Christensklaven, die sich in Algier befanden. Aber auch dieser kühne Anschlag mißlang, verrathen durch die Furchtsamkeit eines der Mitverschwornen. Cervantes hatte sich nie in einer größern Lebensgefahr befunden; doch er entging auch dieser, und er wußte sogar dem Könige Hassan Achtung einzuflößen. Der König sagte: „um meine Hauptstadt, meine Sklaven und Schiffe zu sichern, muß ich diesen verstümmelten Spanier in meine Macht bekommen, um ihn streng zu bewachen.“ Und so kaufte er ihn für 500 Goldgülden. Cervantes wurde zwar mit den übrigen Sklaven in den Sklavenkerker gebracht, aber der König war durch den bewiesenen Heldenmuth so mit Achtung gegen ihn erfüllt, daß er gegen ihn allein seinen rohen Sinn und seine allgemein gefürchtete Grausamkeit verläugnete, und diesen einzigen seiner Sklaven mit einer nie an ihm gekanten Milde behandelte.

Cervantes hatte indessen nicht aufgehört, seine Loskaufung von Spanien aus zu bewirken. Sein Vater war gestorben, und seine Mutter und Schwester brachten eine Summe von 300 Dukaten zusammen, die sie selbst im Julius 1579 von Alcala nach Madrid trugen und der zur Sklavenerlösung bestimten Behörde einhändigten. Gegen Ende des Mai's 1580 kamen die Sklavenerlöser, der Trinitariermönch Fray Juan Gil und Fray Antonio de la Bella, in Algier an, und begannen sogleich wegen der Loskaufung mehrer Sklaven und unter dieser wegen der des Cervantes zu unterhandeln. Aber der König verlangte für diesen nicht weniger, als 1000 Goldgülden, noch einmal so viel, als er für ihn bezahlt hatte, und drohte, wenn man diese Summe nicht zusammen brächte, ihn mit sich nach Konstantinopel zu nehmen, wohin er eben, da seine Regirung in Algier zu Ende war, mit vier Fahrzeugen abreisen wollte. Cervantes befand sich schon gefesselt am Bord eines dieser Schiffe. Der Pater Gil, dem des Cervantes Schicksal sehr am Herzen lag, brachte es endlich nach langen Bitten dahin, daß das Lösegeld auf 500 Goldpiaster herabgesetzt wurde. Er borgte, um diese Summe zusammen zu bringen, bei mehren Kaufleuten, zahlte das Lösegeld, und so wurde Cervantes am 19ten September 1580 in demselben Augenblicke frei, in welchem Hassan Aga nach Constantinopel unter Segel ging.

Zu Anfange des Jahres 1581 sah Cervantes sein geliebtes Vaterland wieder, und nun widmete er sich für sein ganzes künftiges Leben den Musen. Er trat zuerst mit seiner Galatea, einem Schäferromane, auf, die 1584 in Madrid erschien, und die seine Filena so sehr verdunkelte, daß diese ganz vergessen wurde. Man glaubt, daß er in dieser Dichtung einer vornehmen Dame aus Esquivias, Namens Doña Catalina de Palacios Salazar y Vozmediano den Hof gemacht habe. Wenigstens verheirathete er sich bald nach dem Erscheinen dieses Romans, am 12ten December desselben Jahres, mit derselben. Es ist nöthig, um den Werth dieses Gedichtes richtig zu fassen, es ganz nach dem Geiste der damaligen Zeit zu beurtheilen, in welcher Liebe der Punkt war, um den sich alle übrigen Begebenheiten drehten. Die Diana des Montemayr, nebst der Fortsetzung derselben von Gil Polo scheint dem Cervantes als Vorbild gedient zu haben. Es befindet sich in diesem Romane eine große Zahl zum Theil vortrefflicher Gedichte in fast allen damals üblichen Sylbenmaßen, die die in Prosa geschriebene Erzählung zusammen hält und zu einem schönen Ganzen verbindet.

Da Cervantes selbst kein Vermögen besaß, und da sein durch seine Verheirathung erweiterter Haushalt einen größern Aufwand nöthig machte, so widmete er sich von jetzt an dem Theater, der einträglichsten Quelle der damaligen Schriftsteller. In einem Zeitraume von 10 Jahren schrieb er ungefähr 30 Schauspiele, die in Madrid mit Beifall aufgeführt wurden, die aber fast alle verloren gegangen sind. Übrig geblieben aus dieser Zeit sind bloß: los Tratos de Argel (das Leben in Algier) und la Numancia, ein Trauerspiel, mit herrlichen einzelen Stellen. Aber auch diese Art von Schriftstellerei scheint ihn nicht hinlänglich genährt zu haben. Er legte seine Feder eine geraume Zeit nieder, und machte dem Lope de Vega Platz, dessen Schauspiele sich die Gunst des Publikums in einem weit höhern Grade erwarben, so daß die des Cervantes bald ganz darüber vergessen wurden.

Cervantes bewarb sich jetzt um eine Anstellung, und erhielt auch ein kleines Ämtchen. Antonio de Guevara, der zum Hauptproviantcommissär bei den indischen Flotten und Kriegsheeren ernant worden war, wählte ihn zu einem seiner Untercommissäre. Von diesem Ämtchen nährte sich Cervantes eine Zeit lang und lebte in Sevilla. Man vermuthet, daß er zu dieser Zeit einige seiner Novellen schrieb, deren weiter unten gedacht werden wird. In den Verrichtungen seines Amtes mußte er eine Reise in die Provinz la Mancha machen. Er gerieth auf dieser Reise mit den Einwohnern eines kleinen Ortes in Uneinigkeit, man mißhandelte ihn, und warf ihn ins Gefängniß. Hier fing er an, seinen Don Quijote zu schreiben, und machte den Ort, wo ihm diese Unannehmlichkeit widerfuhr, ohne ihn jedoch zu nennen, zum Geburtsort seines Ritters. Der Ort, den Cervantes nur errathen läßt, hieß Argamasilla, und seine Einwohner haben zur Belohnung für ihre unfreundliche Aufnahme, die Unsterblichkeit erhalten. Der erste Theil dieses Ritterromans erschien 1605 zu Madrid. Cervantes dedicirte ihn dem Herzoge von Bejar. Nicht Eigennutz, sondern Besorgniß für die Aufnahme seines Werkes, bestimten ihn zu dieser Dedikation. Ritterromane waren

damals mit Recht so in Verruf gerathen, daß sie nur von der niedrigsten Klasse von Lesern gelesen wurden. Personen von Bildung schämten sich dieser Art von Lektüre, eiferten dagegen und verwarfen diesen unnützen Zeitvertreib gänzlich. Cervantes sah voraus, daß sein Werk wenig beachtet werden würde, wenn es nicht durch einen Mann ins Publikum eingeführt würde, dessen Kentnisse und Geschmack bekant, und der zugleich durch seine höhere Stellung und sein Ansehen im bürgerlichen Leben ausgezeichnet war. Alles dieß vereinigte sich in dem Herzoge. Aber dieser lehnte die Dedikation ab, und nur durch wiederholtes Bitten erlangte Cervantes die Erlaubniß, ihm ein einziges Kapitel aus dem Werke vorlesen zu dürfen. Dieser Versuch gelang und der Eindruck, den diese Vorlesung auf den Herzog machte, war so gewaltig, daß er den Verfasser mit Lobsprüchen überhäufte und nun selbst um die Zueignung bat, die er früher verweigert hatte. Um dem Romane noch mehr Eingang in die Lesewelt zu verschaffen, und die Neugier noch mehr zu reizen, schrieb Cervantes anonym einen Buscapie, in welchem er sein Werk kritisirte, und, ohne jedoch jemanden zu nennen, zu verstehen gab, daß es Satiren auf bekante angesehene Personen enthielte. Dieser Kunstgriff glückte über die Maßen und des Cervantes Absicht wurde vollkommen erreicht. Man las Don Quijote und las ihn wieder, und ob man gleich nicht fand, was man suchte: so las man ihn doch und es wurde das Lieblingsbuch der Nation. Das Buscapie ist leider gänzlich verloren gegangen. Aber obgleich nun der Don Quijote nicht bloß in Spanien, sondern in ganz Europa mit enthusiastischem Beifall aufgenommen wurde, obgleich er selbst auf die spanische Nation einen neuen Glanz warf, und obgleich eine Auflage die andere drängte: so änderte dieß doch nichts in den Glücksumständen seines Verfassers. Cervantes blieb arm, und da er sah, daß alle seine Versuche, seine bürgerliche Lage zu verbessern, fehlschlugen, gab er es endlich auf, sie fortzusetzen, und zog sich in die Einsamkeit zurück, um hinfort sich und den Musen ungestörter leben zu können, sollte es auch unter dem Drucke der Armuth und Dürftigkeit seyn.

Acht Jahre lang ließ er seine Feder gänzlich ruhen, und erst im Jahre 1613 erschienen seine Novelas exemplares, die er seinem Wohlthäter, dem Grafen von Lemos, D. Pedro Fernandez de Castro, zueignete. Dieser und der Erzbischof von Toledo, D. Bernardo de Santoval, waren seine aufrichtigen Verehrer und Beschützer, und Cervantes hat ihnen dafür eine Unsterblichkeit verliehen, die keinem seiner Verächter zu Theil geworden ist. Diese zwölf Novellen sind von ungleichem Werthe, theils ernsten, theils komischen Inhaltes. Den Stoff zu den meisten derselben hatte Cervantes auf seinen Reisen in Spanien und Italien und während seines Aufenthaltes in der Berberei gesammelt. Mehres hatte er selbst erlebt.

Ein Jahr später erschien sein Viage al Parnaso (Reise nach dem Parnaß), ein Werk, auf welches er einen ganz besondern Werth legte. Dieses in Terzinen in 8 Kapiteln, nach dem Muster des Cesar Caporale, eines italienischen Dichters des sechzehnten Jahrhunderts, geschriebene Gedicht, hat die Absicht, auf den Verfall der spanischen Dichtkunst zur Zeit des Cervantes aufmerksam zu machen, und ist eine reiche Fundgrube von Witz und Laune. Als Anhang zum Viage al Parnaso erschien die Adjunta al Parnaso, ein in Prosa geschriebenes Gespräch, vom Cervantes herausgegeben, um seine Schauspiele zu empfehlen, die zum Theil in Madrid, aufgeführt, zum Theil ganz unbekant geblieben waren. Aber obgleich Cervantes seine Schauspiele zu dem Besten rechnete, was er je geschrieben hatte, und sie immer mit hohem Selbstgefühl erwähnte: so fanden sie doch bei dem Publikum keinen Eingang, ja Cervantes konte nicht einmal einen Buchhändler bewegen, sie zu drucken. Juan de Villaroel, an den er sich deßhalb wendete, sagte ihm ganz unverhohlen, von seiner Prosa könne er viel erwarten, aber von seinen Gedichten durchaus nichts. Endlich kaufte ihm dennoch dieser Buchhändler das Verlagsrecht seiner neuesten Schauspiele ab, und sie erschienen im Jahre 1615 unter den Titel: ocho Comedias y ocho Entremeses nuevos, nunca representados. Sie waren wieder dem Grafen von Lemos dedicirt. In der Vorrede zu denselben sagt Cervantes, daß er der erste gewesen sei, der die fünf Acte, in denen die Komödien bisher geschrieben wurden, in drei vermindert, und daß er der erste gewesen, der allegorische Personen in das Drama eingeführt habe.

Der zweite Theil des Don Quijote war noch immer nicht erschienen, obgleich man ihm von allen Seiten mit Ungeduld entgegen sah. Endlich, im Jahre 1614, erschien eine Fortsetzung desselben, aber von einem andern Verfasser. Er nante sich Alonso Fernandez de Avellaneda aus Tordesilla. Sein wahrer Name ist unbekant geblieben, und man weiß nur, daß er aus Arragonien gebürtig und Schauspieldichter war. Cervantes hatte ihn in seiner Kritik des spanischen Theaters hart mitgenommen, und er ergriff deßhalb diese Gelegenheit, sich an dem Cervantes zu rächen. Die Vorrede zu dieser Fortsetzung ist ein wahres Pasquill, das die beste Urkunde über die Gemeinheit seines Verfassers abgibt. Der unberufene Fortsetzer schimpft darin auf die Ritterbücher und nimt sich des Lope de Vega gegen den Cervantes an, der im ersten Theile des Don Quijote einige Stücke jenes Dichters tadelnd erwähnt und ihn einer zu großen Nachsichtigkeit gegen den schlechten Geschmack der Schauspieler und des Publikums beschuldigt hatte. Diese Fortsetzung des Don Quijote sollte zugleich ihn und den Lope de Vega rächen. In der Vorrede nent er den Cervantes alt, verstümmelt, armselig, neidisch, mürrisch, und wirft ihm sogar die Wohlthaten vor, die ihm der Kardinal von Toledo erwiesen hatte. Jetzt säumte Cervantes nicht länger, den zweiten Theil seines Don Quijote erscheinen zu lassen. Schon im folgenden Jahre 1615 wurde er zu Madrid gedruckt, und er war der falschen Fortsetzung so sehr an Geist, Witz und Laune überlegen, daß von dem Don Quijote des Avellaneda gar nicht mehr die Rede war. Den Beleidigungen und Grobheiten seines Gegners setzte er Mäßigung und Sanftmuth entgegen und gewann so alle seine Leser für sich. Während des ganzen 17ten Jahrhunderts wurde das Machwerk des Avel-

laneda nicht wieder aufgelegt, und nur von denen noch gesucht, die das Buch seiner Seltenheit, nicht seines innern Gehaltes wegen zu besitzen wünschten. Aber auch diesen einseitigen, außerwesentlichen Werth verlor es, als im Jahre 1732 eine neue Auflage davon erschien. Dagegen wurde der Don Quijote des Cervantes nicht nur in, sondern auch außer Spanien unzählige Male gedruckt. Er wurde in alle gebildete Sprachen Europa's übersetzt, ins Französische, Englische, Italienische, Teutsche, Holländische und Portugisische. Auch eine lateinische, eine schwedische und eine russische Übersetzung soll davon existiren. Die höchste originelle Idee dieses Romans gehört dem Cervantes eigenthümlich, und eben so glücklich wie diese, ist auch die Ausführung derselben, so daß der Don Quijote als das erste klassische Muster des komischen Romans zu betrachten ist.

Der zweite Theil des Don Quijote war das letzte Werk des Cervantes, welches bei seinen Lebzeiten gedruckt wurde. Seit 1613 hatte er das Publikum auf die Trabajos de Persiles y Sigismunda aufmerksam gemacht, und am 31. Oktober 1615 meldete er dem Grafen von Lemos, daß dieses Werk in vier Monaten beendigt seyn würde. Er hielt Wort, denn zu Anfang des Aprils 1616 war es vollendet. Dieser Roman ist eine Nachahmung des Theagenes und der Chariklea des Heliodorus. Weniger die Idee dieses Romans ist zu loben, als die reine Simplicität und Gediegenheit der Sprache und des Tones, in welchem er geschrieben ist.

Die Gesundheit des Cervantes hatte schon seit dem Jahre 1615 sehr gelitten, und er entschloß sich jetzt, zu Ostern des Jahres 1616, sich nach Esquivias zu begeben, um durch Veränderung der Luft seine kranke Lunge zu stärken, und in dem Wechsel des Aufenthaltes Erholung und Zerstreuung zu finden. Der Erfolg dieser Reise entsprach indeß seinen Erwartungen keinesweges. Seine Krankheit verschlimmerte sich so sehr, daß er genöthigt war, um in den Armen der Seinigen zu sterben und bis dahin ihrer sorgsameren Pflege zu genießen, eiligst nach Madrid zurück zu kehren. Er that dieß zu Pferde in Begleitung zweier Freunde, und diese Reise gab ihm den Stoff zu der launigen Vorrede, welche er unter öftern, durch seine Krankheit verursachten Unterbrechungen, nach seiner Rückkehr zum Persiles schrieb. Den Tag darauf, nachdem er diese Vorrede beendigt hatte, ließ er sich die letzte Ölung geben, und schrieb noch einen witzigen Brief an den Grafen von Lemos, in welchem er ihm den Persiles zueignete, und der vor diesem Romane abgedruckt ist. Er starb darauf, arm, jedoch nicht in äußerster Dürftigkeit, am 23. April 1616, in einem Alter von 68 Jahren und 6 Monaten, an demselben Tage, an welchem Shakspeare ebenfalls diese Welt verließ. So verloren zwei Länder zu gleicher Zeit, vielleicht in derselben Stunde, ihre schönsten Zierden. Unbemerkt und ohne alle Feierlichkeit wurde die Hülle des Cervantes, nach seiner Verordnung, bei den Trinitanerinnen zu Madrid begraben, und nicht einmal ein gemeiner Leichenstein zeigt den Ort, wo seine Asche ruht.

Den Persiles ließ seine Frau bald nach seinem Tode, im Jahre 1617 drucken. Vier andere Werke, die Cervantes angefangen hatte, blieben unvollendet, und nur ihre Titel sind auf die Nachwelt gekommen. Es waren ein zweiter Theil seiner Galatea, las Semanas del jardin, el Bernardo und eine Komödie el engaño á los ojos, in der er alle Fehler vermeiden wollte, die man an seinen frühern Schauspielen getadelt hatte.

Reiner Seelenadel, Rechtschaffenheit, echte Religiosität, Ruhe und Heiterkeit des Gemüths, Sanftmuth und Milde, Aufrichtigkeit und Erkentlichkeit, waren die Grundzüge in dem Charakter des Cervantes. Er war mehr gewohnt mit Büchern, als mit Menschen umzugehen, doch war er frei von jener Schüchternheit, die gewöhnlich den eigentlichen Stubengelehrten anhängt. Er liebte Ruhe und Eingezogenheit, und vermied es deßhalb, während seines langen Aufenthaltes in Madrid, den Hof zu besuchen. Sein Gesicht war der Spiegel seiner Sele, und in ihm konte man die meisten seiner Tugenden lesen. Er hatte eine glatte, freie Stirn, geistreiche, lebhafte Augen, eine gebogene Adlernase, volles, kastanienbraunes Haar und einen starken Bart. Seine Gesichtsfarbe war frisch, sein Körper von mittler Größe, dabei ging er etwas nach vorwärts geneigt. Zwei Bildnisse von ihm, gemalt von seinen Freunden D. Juan de Jauregui und Francisco Pacheco sind verloren gegangen. Bloß eine gute Kopie von Alonso del Arco, oder, wie Andere wollen, von Vicencio Carducho oder Eugenio Cazes ist auf unsere Zeiten gekommen.

Die Lebensgeschichte des Cervantes ist uns von keinem gleichzeitigen Schriftsteller aufbewahrt worden. Erst in spätern Zeiten hat man sich viele Mühe gegeben, Nachrichten u. Urkunden, die über sein Leben Auskunft geben können, zu sammeln. Die Akademie der Wissenschaften zu Madrid benutzte diese gesammelten Nachrichten zu einer Lebensbeschreibung, und setzte sie zuerst der Ausgabe des Don Quijote, die sie 1780 in 4. herausgab, vor. Ihr Verfasser ist der Akademiker, Oberstlieutenant D. Vincente de los Rios, von welchem zugleich die meisterhafte Analyse des Don Quijote herrührt, welche dieselbe Ausgabe ziert. Eine neuere Lebensgeschichte des Cervantes verfaßte D. Juan Antonio Pellicer in seiner 1797 zu Madrid in 5 Bänden erschienenen Ausgabe. Die neueste Lebensbeschreibung, in der selbst alle Dokumente, die ihr zu Grunde liegen, mit der größten Genauigkeit abgedruckt sind, ist von dem Akademiker D. Martin Fernandez de Navarrete. Sie füllt einen ganzen Band, und wurde von der Akademie der Wissenschaften 1819 zu Madrid bekant gemacht. Ein Facsimile von der Handschrift des Cervantes und ein sauber gestochenes Porträt desselben, sind ihr zugegeben. Gegenwärtige Notizen sind größten Theils ein Auszug aus dieser Lebensbeschreibung. (*G. Keil.*)

CERVANTESIA, nanten Ruiz und Pavon eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Thymeläen und der 5ten Linné'schen Klasse. Char. Glockenförmiger, gefärbter, fünftheiliger Kelch mit Schuppen, welche zwischen den Staubfäden stehen. Zweitheilige Antheren. Einsamige Nuß. C. *tomentosa* R. et P. in Peru ist die einzige bekante Art. (*Sprengel.*)

CERVERA, 1) ummauerte Ciudade und Hauptort der gleichnamigen Vegeria in der span. Prov. Catalonien (17° 19′ L. 41° 36′ B.), am Abhange eines Hügels, an dem der Cervera fließt, mit 7 Thoren, breiten und gut gepflasterten Straßen, 5000 Einw., 1 Kastell, 1 Pfarr-

kirche, 6 Klöstern, 1 Hospital und der einzigen Universität Cataloniens, die 1717 von Philipp V. gestiftet ist, und 43 Professoren, 500 Studenten, ein Kollegium ꝛc. hat. — 2) Villa in der spanischen Provinz Soria, Tierra de Entiso, an der Alama, mit 1800 Einw., die beträchtliche Hanfweberei (wozu 11,110 Centner Hanf verwandt werden) und Seifensiederei (die 75 Centner liefert) unterhalten. — 3) Villa in der span. Prov. Valencia, Govierno de Peñiscola, auf einem schroffen Felsen, mit 1350 Einwohnern; in der Nähe bricht der schöne Marmor von Trinchera. (*Stein.*)

CERVIA, Rodriguez., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Convolvuleen und der 3. Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch. Trichterförmige Corolle mit 5lappigem Saum. Zwei Pistille. Zweifächerige Kapsel. Die einzige bekante Art: C. *saturejaefolia* Rodrigu. wächst bei Sevilla im südlichen Spanien. (*Sprengel.*)

CERVIA, Stadt und Bischofssitz in der Delegation Ravenna, am Meere gelegen, regelmäßig und gut gebauet, mit 3600 Einw. und vielen Kirchen und Klöstern. Außer dem Fischfang finden die Einwohner Nahrung durch die Lagunen, welche die päpstliche Regirung in dem südlich von der Stadt gelegenen Valle di Cervia unterhält. Die dortigen Salzschlemmereien versorgen den ganzen Boden des Kirchenstats mit Salz. (*W. Müller.*)

CERVICINA, Delil., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Campanuleen und der 3. Linné'schen Klasse. Char. Drei- oder fünfzähniger Kelch. Glockenförmige Corolle. Drei Stigmen. Dreifächerige Kapsel. Die einzige bekante Art: C. *campanuloides* Delil., wächst in Ägypten. (*Sprengel.*)

CERVIERES, Marktfl. im Bez. Montbrison des franz. Dep. Loire an einem Berge, mit 400 Einw., die eine Eisengießerei unterhalten. (*Hassel.*)

CERVIGNANO, 1) Marktfl. im triester Kreise Illyriens mit 1400 Einw. — 2) Marktfl. in dem Princ. ulter. des Königr. Neapel, mit 5000 Einw. (*H.*)

CERVIONE, Stadt im Bezirk Bastia, des franz. Departem. Corsika unweit dem Meere, hat 1008 Einwohner. (*Hassel.*)

CERVO, ein kleiner Ort am Meere, im alten genuesischen Gebiet (Riviera di Ponente), aber dadurch namhaft, daß er das beste Öl in der ganzen Landschaft liefert. (*W. Müller.*)

CERYLON. Schreinkäfer. Käfergattung nach Latreille aus der Familie der Holzkäfer (Xylophagi), deren Arten bei Fabricius mit unter Lyctus stehen. Es sind kleine, schmale, walzige Käfer, mit vier Gliedern an allen Tarsen, deren schnurförmige Fühler kürzer als das Halsschild sind, und in einen einfachen, kugelförmigen Knopf endigen. Man trifft sie unter der Rinde abgestorbener Bäume, gewöhnlich kolonienweise an und es gehören dahin C. histeroides (Lyctus histeroides *Panz.* Faun. V. fig. 15.), C. terebrans, u. a. (*Germar.*)

CES, heißt der um eine chromatische halbe Stufe erniederte Ton der ersten Stufe unseres, herkömmlicher Weise vom Tone C als erste Stufe anhebenden Notensystems, und wird in unserer Notenschrift durch eine Note auf der CLinie, mit vorangesetztem Erniederungszeichen b, vorgestellt. In unserem temperirten Tonsysteme fällt der Ton Ces oder Cb mit H zusammen.

Die Tonart Ces-dur würde in der Vorzeichnung sieben b erfodern, ces-moll aber würde mit vier b und drei doppelt-b geschrieben werden (vgl. Tonart u. Vorzeichnung). An der Stelle solcher weit transponirten Tonarten sind aber H-dur und h-moll gebräuchlicher. (*Gottfr. Weber.*)

CESARE, ist in der Logik die Benennung derjenigen Schlußform in der zweiten Figur, welche sich ihrem Anfangsbuchstaben zu Folge auf den zweiten Fall der ersten Figur Celarent zurückführen läßt, wenn man, wie das s der ersten Sylbe andeutet, den Obersatz simpliciter umkehrt, z. B. in dem Schlusse:

Kein Ewiger ist ein Mensch = e
Alle Gelehrte sind Menschen = a
Also ist kein Gelehrter ewig = e

braucht man nur den Obersatz rein umzukehren, oder Subjekt und Prädikat gegenseitig zu vertauschen, um die Schlußform Celarent zu erhalten. (*Grotefend.*)

CESARE (S.), ein Ort am Panaro im Modenesischen, welcher dem Kanal, der hier aus diesem Flusse abgeleitet ist, den Namen gibt. (*W. Müller.*)

CESARI (Giuseppe), Ritter Giuseppino L'Arpino genant, geb. zu Rom um 1560, war der Sohn eines gewöhnlichen Malers, der Gelübdetafeln für die Landleute verfertigte. Die Neigung Giuseppe's zur Malerei trieb ihn an, es weiter in dieser Kunst, als sein Vater zu bringen, und man sagt, daß er schon in seinem dreizehnten Jahre die Façade eines Hauses mit vieler Geschicklichkeit ausgeführt habe. Dieser glückliche Versuch verdoppelte seinen Eifer, und um aus der Quelle zu schöpfen, begab er sich in den Vatikan, bediente hier die Maler, welche unter der Regirung Gregors XIII. daselbst arbeiteten, und erlernte, indem er sich mit Farbenreiben beschäftigte und ihnen die Palette aufsetzte, hier zugleich die Behandlungsart der Maler bei ihren Arbeiten. Wie sehr er dabei gewann, zeigte er an mehren kleinen Figuren, die er ins Geheim an einem Pfeiler ausführte; der gute Stil derselben, erregte Aufmerksamkeit, und da man ihn bei einem ähnlichen Versuche überraschte, nahm sich der Oberaufseher Fra Ignazio Danti, ein Dominikaner, seiner an, stellte ihn dem Papste vor, der ihn unterstützte, und zugleich verordnete, ihn Theil an den angefangenen Arbeiten nehmen zu lassen.

Sein biegsames und einschmeichelndes Wesen war Ursache, daß man ihm bald bedeutende Arbeiten auftrug; er aber suchte die ihm bewiesene Gunst zu rechtfertigen, indem er in der Kirche alla Trinità de' monti, die Heiligsprechung Franciskus di Paulo, auf eine bewundrungswürdige Weise ausführte. Von jetzt an war sein Ruf gegründet, auch wußte er sich bald in solches Ansehen zu setzen, daß man ihm die bedeutendsten Werke in Rom übertrug [1]). Unter den folgenden Päpsten Sixtus V. und Clemens VIII., wußte er sich in demselben An-

1) Ein Verzeichniß seiner Werke findet man in *Baglione* Vite de' Pittori etc. Napoli 1733. p. 251 bis 259.

sehen zu erhalten, und führte unter der Regirung des Letztern 1595 im Saal der Conservatori auf dem Capitol mehre Darstellungen aus der Geschichte des Romulus und Remus, so wie die Schlacht der Römer und Sabiner auf Kalk aus; an diesen reichen Darstellungen von vielen Figuren u. Pferden, welche letztere er besonders liebte, brachte er, da er wegen der vielen Aufträge oft unterbrochen wurde, 40 Jahre zu. Kein Wunder, wenn das Feuer, mit welchem er begonnen, am Ende viel von seiner Kraft verloren hatte. — Unter Papst Paul V. malte er in dessen Kapelle zu St. Maria Maggiore die Geschichte des heil. Thaumaturgus, und in den Winkeln, die vier Propheten und Engel in Lebensgröße; Urban VIII. brauchte ihn zu Cartons, welche in Mosaik für die Peterskirche gesetzt wurden. Er beschloß endlich seine malerische Laufbahn, von Heinrich IV. von Frankreich zum Ritter von St. Michael ernant, und von Clemens VIII. mit dem Christusorden beehrt, im J. 1640.

Es ist nicht zu läugnen, daß Cesari viel lebendige Einbildungskraft besaß, wodurch er sich in seiner Zeichnung zu einer gewissen Kühnheit erhob, die sich oft auch in Überladungen von Figuren zeigte; aber jene Fülle von Ideen und die vielen Aufträge entfernten ihn vom Wege der Wahrheit, seine Zeichnung wurde mangelhaft, und das Colorit matt, daher drang er nicht in die Tiefen der Kunst, und erhob sich nicht über den Manieristen. (*Weise.*)

CESARINO (Verginio), stamte aus derselben edeln Familie, welcher auch der berühmte Kardinal Giuliano angehört und war 1595 geboren. Von früher Jugend an widmete er sich mit Eifer und Erfolg den Studien der griechischen und lateinischen Sprache und Literatur, der Philosophie, Astronomie, Geographie, und selbst der Medizin und Jurisprudenz. Als Dichter und Redner erregte er allgemeine Bewunderung, und man verglich ihn wegen seiner Jugend und des Umfangs seiner gelehrten Kentnisse mit dem Pico von Mirandola [1]. Bei solchen Talenten und Kentnissen und bei so großem und frühem Ruhme blieb Cesarini dennoch bescheiden und anspruchslos. Der Prinz Federigo Cesi nahm ihn in die von ihm gestiftete Akademie dei Lincei auf und der Papst Urban VIII. führte ihn auf die Laufbahn zur Kardinalswürde. Aber der Tod wollte ihn auch durch ein frühes Abrufen dem Pico gleich stellen. Er starb im April 1624, eben beschäftigt mit einer Abhandlung über die Unsterblichkeit der Sele, noch vor vollendetem dreißigsten Jahre. Von seinen Schriften sind nur lateinische und italienische Gedichte gedruckt worden, welche sich durch Eleganz und Anmuth auszeichnen. Man findet sie in der antwerpener Samlung (1662. 8.) der Septem illustrium virorum poemata. Seine Büste mit einer Denkschrift ist auf dem Kapitol aufgestellt [2]. (*W. Müller.*)

CESAROTTI (Melchior), einer der berühmtesten unter den neuesten Dichtern Italiens, wurde den 15ten Mai 1730 zu Padua geboren, aus einer alten und vornehmen, aber nicht begüterten Familie. Bestimt, den gelehrten Stand mit dem geistlichen zu vereinigen, empfing er seine erste Bildung in dem dortigen Seminar, entwickelte schon damals glänzende Anlagen und zeigte fast leidenschaftlichen Fleiß. An der Philosophie allein wollte er anfangs keinen Geschmack finden, wahrscheinlich weil die Methode, in welcher man sie ihm vortrug, ihm nicht zusagte, bis Charron's Buch über die Weisheit und der Umgang mit dem Professor Giuseppe Toaldo, dem er auch jenes Werk verdankte, ihn zu eigenem philosophischen Denken aufregten. Diesen Toaldo nante Cesarotti seinen Sokrates und blieb ihm mit stets wachsender Freundschaft verbunden. Nach der Philosophie traten auch Jurisprudenz und Theologie in den Kreis der Studien des wißbegierigen Jünglings; aber auch sie entfremdeten ihn nicht den schönen Wissenschaften, zu denen der Beruf ihm angeboren schien. Sehr früh erhielt er den Titel eines Abbate und den Lehrstuhl der Beredsamkeit an dem Seminar, dessen Schüler er gewesen war, und widmete sich mit warmer Begeisterung den Pflichten dieses für sein Alter so ehrenvollen Amtes. Seine Thätigkeit war unermüdlich, und sein Streben ging vorzüglich darauf hin, den hergebrachten Schlendrian der Schule zu verbannen, und die Methode des öffentlichen Unterrichts zu beleben und zeitgemäß zu gestalten. Der gelehrte Volpi öffnete ihm damals die Schätze seiner Bibliothek, und der junge Professor schwelgte darin und trug aus ihr mehr als zwölf große Bände Auszüge, Citate und andre Ausbeute zusammen.

Cesarotti's erster schriftstellerischer Versuch war eine Übersetzung des Prometheus des Äschylus, die er drucken ließ, nachher aber selbst, als seiner unwürdig, verdamte. Gelungener waren seine Nachbildungen einiger Tragödien des Voltaire in italienischen Versen, Semiramis, Cäsar und Mahomet, die er von den Seminaristen aufführen ließ. 1762 wurde er nach Venedig als Lehrer in das berühmte Haus Grimani berufen und hier ließ er seine Voltairischen Übersetzungen und 2 Abhandlungen über die Poesie und über die Tragödie [1]) drucken. Sein Geist und seine Gelehrsamkeit machten ihn in Venedig gesucht und geehrt, und sein Eifer, immer etwas Neues kennen zu lernen, verband ihn mit mehren Fremden, welche damals in dieser Stadt lebten. Zu ihnen gehörte der Engländer Charles Sackville, welchem Cesarotti die erste Bekantschaft mit dem nur vor Kurzem erschienenen Ossian des Macpherson verdankte. Einige Stücke, welche der Engländer ihm wörtlich übersetzte, erregte einen so hohen Enthusiasmus in dem Italiener, daß er unverzüglich anfing, engländisch zu lernen, und so unaufhaltsam fühlte er sich zum Übersetzer des alten Barden hingezogen, daß er mit dem Sprachstudium sogleich auch seine Nachbildungsversuche verband. In sechs Monaten war Ossian in italienische Versi sciolti eingekleidet, und Sackville, entzückt über diese Arbeit, ließ sie in Padua 1763 auf seine Kosten in 2 Oktavbänden drukken und schenkte die ganze Auflage dem Verfasser [2]). Als 1768 der Lehrstuhl der griechischen und hebräischen Spra-

1) Eine ihm zu Ehren geprägte Medaille trägt die Köpfe Beider. 2) S. *Tiraboschi* VIII. 510. 11. Biogr. univ.

1) Sopra l'origine e i progressi dell' arte poetica und Sopra il diletto della Tragedia. 2) Andern Nachrichten zu Folge soll Lord Stuart, Graf von Bute, diese Auflage veranstaltet haben, derselbe, dem Macpherson seinen Ossian gewidmet hat.

che in Padua leer geworden war, folgte Cesarotti dem Rufe der Universität zu dieser Stelle und fühlte nun die Verpflichtung, durch gelehrte Arbeiten in den Fächern, die er auszufüllen hatte, dem Rufe durch den Beruf zu genügen. Ossian hatte ihn in der unumschränkten Verehrung des klassischen Geschmacks wankend gemacht, und die Anmerkungen zu seiner Übersetzung des schottischen Barden enthalten mehre gewagte Nebenblicke auf den Homer. Als er nun in Padua daran ging, den Demosthenes und andre griechische Redner, und in der Folge den Homer zu übersetzen, zu erklären und endlich auch noch frei zu bearbeiten, so machte eine gewisse Opposition gegen die klassischen Originale sich nicht allein in den Kommentaren geltend, sondern noch mehr in der Art und Weise, wie er den Homer durch seine freie Nachbildung gleichsam meistern wollte, indem er darin abänderte, ausließ, umstellte und hinzufügte; und einige Kritiker haben mit Recht behauptet, daß Cesarotti's Muse so ossianisch geworden wäre, daß selbst Homer sich darein habe fügen müssen, ihr zu Gunsten zuweilen die Sprache des schottischen Barden zu reden. Cesarotti's homerische Arbeiten bilden eine Encyklopädie für die Ilias. Sie bestehen aus einer wörtlichen Übersetzung in Prosa mit einem weitläufigen und reichhaltigen Kommentar aus fremden und eigenen Noten, Einleitungen und Kritiken, und dann aus jener freien Nachbildung in der Form des italienischen Ossian, welche der Verfasser späterhin nicht mehr eine Iliade, sondern La Morte d'Ettore benante. Als im Jahre 1779 die Venetianer eine Akademie der Wissenschaften und Künste zu Padua stifteten, wurde Cesarotti zum beständigen Sekretär der Klasse der schönen Literatur ernant, und in diesem Charakter las er alljährig seine gelehrten akademischen Berichte und arbeitete auf den Antrieb seiner Kollegen die Abhandlung Sulla Filosophia delle lingue, applicata alla lingua italiana. Die Revolution in Italien riß Cesarotti in den Strom der politischen Zeitereignisse fort. Er war damals ein Sechsziger, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, mit der Welt außer den Gränzen seiner Heimath nur durch Bücher bekant. Da rief Bonaparte selbst ihn auf den großen Schauplatz der Umwälzungen und Neuerungen, und der alte Literatus sollte ein junger Politiker werden. Nach der ersten Einnahme von Padua durch die Franzosen, lud Bonaparte, der seinen Ossian lieb gewonnen hatte, ihn zu sich ein und ernante ihn zu einem der Häupter des neuen Gouvernements. In dieser Stellung schrieb er seine Abhandlung über die Studien, und 2 politische Broschüren, den Unterricht des Bürgers, und den aufgeklärten Patriotismus [3]), alle 3 im Sinne der herrschenden Partei. Als aber der Kriegswechsel ihn nach einigen Jahren in die Gewalt der Russen und Östreicher gab, begrüßte er die Sieger in einer Ode. Nachdem dann Bonaparte endlich Kaiser und Herr von Oberitalien geworden war, machte er Cesarotti zum Kommandeur des Ordens der eisernen Krone und setzte ihm eine bedeutende Pension aus. Da schrieb der dankbare Dichter zu Ehren seines großen Gönners eines seiner schlechtesten Gedichte Pronea (die Vorsehung). Die letzten Jahre seines Lebens brachte Cesarotti größten Theils in einsamer aber nicht müßiger Zurückgezogenheit auf seinem Landhause Selvaggiano zu, besonders beschäftigt mit der Samlung und Durchsicht seiner Werke, deren Herausgabe er seit 1800 begonnen hatte. Unter diesen Arbeiten raffte der Tod ihn durch eine Blasenkrankheit hinweg, den 3. Nov. 1808.

Als Schriftsteller gebührt ihm das Lob einer großen Vielseitigkeit gelehrter Bildung und einer bewundernswürdigen Gewandtheit des verschiedenartigsten Ausdrucks in der Darstellung der mannichfaltigen Elemente seines Wissens und Forschens. Aber in dem Gelehrten, wie in dem Dichter, finden wir dennoch zwar viele Talente, aber keinen, diese vielen Talente vereinigenden und gemeinschaftlich zu höherer Wirksamkeit steigernden Geist; und daher fehlt seinen zahlreichen Werken der geistige Mittelpunkt, der sie alle erst zu dem Eigenthume eines Einzigen machte. Den größten Ruhm verdankt Cesarotti seinem Ossian, und dieses Werk ist auch gewiß sein originellstes. Als Übersetzung kann es auf keinen Werth Anspruch machen, aber Cesarotti hat eben durch die Freiheit seiner Behandlung eines schon vielfach entstellten Originals ein Werk geliefert, welches als ein neues Original der italienischen Poesie angehört. Daher nahm Italien diesen Ossian auch mit so allgemeinem Entzücken auf. Die Sprache ist kräftig, kühn und lebendig, die Verse ausdrucksvoll und harmonisch, und in dieser Hinsicht hat Cesarotti durch seinen Ossian viel dazu beigetragen, die Starrheit und Kälte der italienischen Poesie seiner Zeit zu beleben und zu erwärmen. Durchaus mißlungen ist die modernisirte Iliade, La Morte d'Ettore, und die treffendste Kritik derselben ist eine Karikatur, welche damals in Italien erschien, den Homer in affektirter französischer Tracht darstellend. Cesarotti's Prosa ist überall klar und leicht beweglich, selbst wo sie Tiefes und Schweres vorzutragen hat, und hält eine schöne Mittelstraße zwischen der alten italienischen Weitschweifigkeit und der dunkeln Kürze einiger Nachahmer Alfieri's. Aber mit Recht greift man die Reinheit seiner Sprache an, die er besonders durch Gallicismen befleckt hat. Er verfuhr hierin freilich nach Grundsätzen der Neuerung, aber diese haben sich durch die Erfahrung als unhaltbar bewährt. In einigen Übersetzungen, namentlich den demosthenischen, affektirte er dagegen, gewiß zum Nachtheil seines Originals, die pedantische Sprache der Crusca.

Cesarotti's Werke sind von 1800 bis 1813 in 40 geschmackvoll und korrekt gedruckten Oktavbänden zu Pisa und Florenz erschienen, nach seinem Tode fortgesetzt von Giuseppe Barbieri, seinem Schüler und Nachfolger auf dem Lehrstuhl in Padua, unter dem Titel: Opere complete etc. An der Spitze steht der Saggio sulla filosofia delle lingue, wahrscheinlich, weil darin eine Apologie seiner Schreibart enthalten ist. Er greift nämlich die Diktatur der florentinischen Sprachforscher an und begründet die Nothwendigkeit eines neuen, nach freieren und umfassenderen Prinzipien zu entwerfenden Wörterbuchs der italienischen Sprache. Diese Schrift hat viel Lob erfahren, aber auch viele Gegner gefunden. Ferner enthält der erste Band einen Saggio sulla filosofia del

3) Saggio sugli studj, Istruzione d'un Cittadino a'suoi fratelli meno istruiti und Patriotismo illuminato.

gusto. Die folgenden vier Bände füllen die Poesie di Ossian, antico poeta celtico mit Einleitungen und Anmerkungen [4]). Die Bände 6 bis 16 geben die homerischen Arbeiten, l'Iliade o la Morte d'Ettore (4 Bände) und die prosaische Übersetzung der Ilias mit dem Kommentar. Im 17ten und 18ten Bd.: Relazioni accademiche, vorausgehend: Riflessioni sopra i doveri accademici, und zum Schluß einige akademische Elogi. Band 19: Acht Satiren des Juvenal in metrischer Übersetzung mit Anmerkungen. B. 20 bis 22: Corso ragionato della letteratura greca, ein unvollendetes Werk, welches die vorzüglichsten Muster der griechischen Poesie und Prosa in italienischen Übersetzungen umfassen sollte. Die drei Bände geben ausgewählte Reden des Lysias und Isokrates und die Apologie des Sokrates, ferner Bruchstücke aus den kleineren attischen Rednern und Sophisten mit kritischen Einleitungen. Bd. 23 bis 28: Übersetzung des Demosthenes nebst Apparat. B. 29 bis 34: Vermischte Aufsätze in Prosa u. Versen, darunter die Übersetzungen aus dem Voltaire und die zu gleicher Zeit mit diesen herausgegebenen Abhandlungen. Die letzten sechs Bände füllt die reichhaltige Korrespondenz [5]). (*W. Müller.*)

CESELLIUS (Aulus), auch **Ceselius** und **Cascellius**. Neben hohem Ruhm in der Rechtsgelehrsamkeit, worin Volcatius sein Lehrer gewesen, bewährte sich in ihm ein unbeugsamer republikanischer Sinn, der ihm auch nicht gestatten wollte, sich zur Abfassung der, von dem zweiten Triumvirat erlassenen Verordnungen in die hergebrachte gesetzliche Form zu bequemen. Eben so freimüthig äußerte er sein Urtheil über Julius Cäsar und dessen Zeiten; und da seine Freunde ihn an die möglichen Folgen einer solchen Kühnheit erinnerten, erwiederte er: „Zweierlei, was sonst der Mensch schwer trägt, komt meiner Redefreiheit zu Statten; daß ich auf der Grube gehe, und daß ich keine Kinder habe" *). (*Haken.*)

CESELLIUS BASSUS, ein Afrikaner, veranlaßte eine Zeit lang, unter Nero's Regirung, in Rom eine eben so allgemeine, als dem römischen Ernste wenig zur Ehre gereichende Aufregung der Gemüther. Einer ungeregelten Träumerei hingegeben, hatte sich dieser Tropf den Gedanken zur fixen Vorstellung werden lassen, daß unter einem, von ihm besessenen Grundstück eine geraume Höhle vorhanden sei, wo, wie Alles darauf hindeute, vor Zeiten Dido ihre, von Tyrus mit sich geflüchteten Schätze verborgen habe; entweder um ihre neu gegründete Kolonie durch den Genuß derselben nicht zu Üppigkeit und Übermuth zu verleiten, oder um nicht die Habsucht ihrer neuen numidischen Nachbarn rings umher zur Feindseligkeit wider sich zu reizen. Voll von dieser Einbildung, machte er sich auf nach Rom; verschafft sich um schweres Geld Zutritt zum Kaiser und malt Demselben mit den lebendigsten Farben das Zauberbild jener Höhle aus, wo ein unermeßlicher Goldschatz, nicht etwa ausgemünzt, sondern in schweren und alterthümlichen Goldbarren aufgehäuft liege und nun bereits seit so viel Jahrhunderten des glücklichen Finders harre. Schnell auch, und ohne irgend eine nähere Untersuchung, findet das Traumgebilde vollen Glauben bei Nero und seinem Hofe. Man vergißt nicht bloß, sich der Sache zuvor durch den Augenschein zu versichern, sondern übertreibt sogar noch das Gerücht und ist nur darauf bedacht, den Schatz aufs eiligste zu heben; zu welchem Ende stracks ein kaiserliches Geschwader ausgerüstet wird. Viele Tage lang ist in Rom von nichts die Rede, als von dem Schatze des Afrikaners; und da zufällig eben die Quinquennalien gefeiert werden, lassen sich die Redner den glücklichen Stoff nicht entgehen, den Kaiser zu verherrlichen, dessen Regirung nicht bloß der Reichthum gewöhnlicher Ernten oder die Ausbeute vererzten Goldes, sondern eine ganz neue Art der Erderzeugnisse und freiwillig entgegenkommende Schätze beschieden seien. Jedermann macht sich schon bei sich selbst Rechnung auf den Mitgenuß dieses erstaunlichen Überflusses, oder verzehrt auch wol, was er wirklich besitzt, weil ihm die Mittel zu einer neuen langen Verschwendung ja nicht entstehen können. Unterdessen wühlt Bassus weit und breit den Erdboden auf; betheuert fortwährend, hier oder dort müsse der rechte Fleck der Höhle zu finden seyn, und bethört eben sowol die Soldaten, als das Landvolk, die ihm zu Werkleuten beigegeben worden: bis endlich die Nichtigkeit seines Gaukelbildes sich ihm, zu seiner eigenen Verwunderung, aufdringt und Scham und Furcht ihn einem freiwilligen Tode entgegen führen. Nach andern Berichten wäre der Thor verhaftet, aber bald wieder losgegeben und nur durch Einziehung seines Vermögens gestraft worden †). (*Haken.*)

Cesennius Lento, s. Lento (Cesennius).

Cesennius Pätus, s. Pätus (Cesennius).

CESEMBRE, ein kleines Eiland im Busen von S. Malo und zum Dep. Ille Vilaine gehörig; es wird durch 2 Forts gedeckt. (*Hassel.*)

CESENA, Stadt und Bischofssitz in der Delegation Forli, am Savio unter einem Hügel gelegen, der noch aus dem Apennin hervorspringt. Sie ist gut gebaut, mit bedeckten Säulengängen versehen und hat einen schönen Markt mit dem großen Stadthause und einem zierlichen Brunnen. Außer der Kathedrale zählt sie viele Kirchen und Klöster, unter denen das Minoritenkloster durch seine von der Familie Malatesta herstammende Bibliothek bekant ist. Ferner sind zu erwähnen: ein theologisches Kollegium, eine ökonomische Gesellschaft, und die Accademia filomatica. Die Einwohner, 14,670 an der Zahl, gelten für heiter und liebenswürdig. Ihre Hauptnahrungsquellen sind Weinbau, Gemüsegärten,

---

4) Der Ossian ist früher, außer der ersten unvollständigen Ausgabe, gedruckt worden: Padua 1772. IV. 8. Nizza 1780. III. 12. Später in der mailänder Samlung der Opere classiche Italiane del Secolo XVIII. 5) G. *Barbieri*: Memorie intorno alla vita ed agli studj dell' Abb. Cesarotti. Pad. 1810. 8. (Auszug im Morgenblatt 1811. Nr. 120 — 23.). — (*Giambatista Zuccala*) Saggio sopra la vita e le opere dell' Abate Melchior Cesarotti Commendatore del real ordine della corona di ferro. Bergamo 1809. in 8. (*Meneghelli*) Vita di Melchior Cesarotti. Venezia dalla tipografia d'Alvisopoli 1817, in 8. *Ginguené* in der Biogr. univ. und *Hobhouse* in den Illustrations of the fourth Canto of Childe Harold, teutsch im Auszuge im Journal Hermes. 1820.

*) Vgl. *Val. Max.* VI, 2. — *Plin.* H. N. VIII, 11.

†) Vgl. *Tacit.* Ann. XVI, 1 — 3.

Hanfsat, Seidenspinnerei und Schwefelbereitung*). Vor der Stadt, auf einem Berge, ist die schöne Kirche Maria del Monte.

Cesena ist das Caesena der Alten. Im Mittelalter hatte es eine Zeit lang seine eigenen Herrscher, namentlich aus dem Hause Malatesta. Der letzte Malatesta hinterließ es dem römischen Stuhl. Papst Alexander VI. schenkte es seinem Sohne Cesare Borgia, nach dessen Tode es dem Kirchenstate wieder zufiel. Dem Papste Pius VI., der aus Cesena gebürtig war, verdankt die Stadt mehre wohlthätige und gemeinnützige Anstalten. (*W. Müller.*)

CESENATICO, eine kleine Stadt der Delegation Forli am Meere mit einem Hafen und einem schiffbaren Kanal, über den eine Brücke führt. Sie zählt gegen 3600 Einwohner, von denen viele sich durch Fischerei ernähren. (*W. Müller.*)

CESERMA, eine Stadt in Lucania, in der Nähe der Küste, an einer kleinen Einbucht des Meeres im Sinus Terinaeus. Dort liegt jetzt das Städtchen Sapei. (*W. Müller.*)

CESES, oder Cbb, C. doppelt b. (sehr unpassend oft auch Cesces) ist der Name für den durch ein doppelt b erniederten Ton C oder, was dasselbe ist, für den noch weiter erniederten Ton Ces, in unserem temporirten Tonsysteme mit dem Tone B in Eins zusammenfallend, und überhaupt als Ceses nicht leicht vorkommend. (*Gottfr. Weber.*)

CESERIAT, Marktflecken in dem Bez. Bourg des franz. Dep. Ain, am Fuße des Bergs Revermont, hat 1 Kirche, 362 Häuser und 1012 Einwohner, die einen guten Wein bauen und treffliche Steinbrüche besitzen. Eine Heilquelle, die fontaine rouge, wird nicht benutzt. (*Hassel.*)

CESETIUS FLAVUS, Volkstribun (709). Als J. Cäsar in der Fülle seiner Machtvollkommenheit die Hand nach dem königlichen Diadem ausstreckte und dadurch seinen Sturz beschleunigte, fehlte es ihm, durch M. Antonius Fürsorge, nicht an gefälligen Werkzeugen, um das römische Volk auf diesen Schritt unmerklich vorzubereiten. Zu den kleinen Künsten, welche hiezu in Anwendung kamen, gehörte auch, daß Jemand aus dem Volke selbst es unternahm, dem Standbilde des Diktators öffentlich einen Lorberkranz, mit der Königsbinde durchflochten, aufs Haupt zu setzen. Cesetius und sein Amtsgenosse Marullus, durch dieß Erkühnen geärgert, ließen stracks das Diadem herabreißen und den Thäter verhaften. Ein Gleiches geschah mit einer Anzahl von gedungenen Schreiern, welche das erste Beispiel gaben, den Machthaber im lauten Zuruf mit dem Königstitel zu begrüßen, und denen sie sorgfältig nachgespürt hatten, um ihnen den Prozeß zu machen. Hier vergaß jedoch Cäsar seiner gewohnten Klugheit und Milde. Anstatt sich dem Eifer der Volkstribunen beifällig zu erweisen, führte er im Senate gegen sie harte Beschwerde, daß sie voreilig ihn gehindert, die dargebotenen, ungesetzlichen Ehren aus eigener Bewegung zurückzuweisen; wodurch sie ihn sogar des Strebens nach denselben verdächtig gemacht hätten. Er drang demnach auf ihre Entsetzung und fand auch unter ihren eigenen Kollegen an Helvidius Cinna einen bereitwilligen Satelliten, den hiezu erfoderlichen Gesetzesvorschlag einzubringen. Und noch trieb ihn seine nicht gestillte Empfindlichkeit so weit, daß er von dem Vater des Cesetius foderte, diesen seinen Sohn zu verstoßen und zu enterben. Standhaft jedoch weigerte sich Dieser einer so ungerechten Zumuthung, indem er erwiederte: Eher möge ihn Cäsar aller seiner Söhne berauben, bevor er selbst auch nur Einen aus seinem Testamente striche; — und der Diktator, der wenigstens den äußern Schein zu retten bemüht war, sah sich gedrungen, ihn wegen dieser Entschlossenheit zu beloben [1]). (*Haken.*)

CESI, ein kleiner Ort in der Delegation Spoleto, merkwürdig durch seine Lage am Fuße eines Berges, welcher über die Stadt hängt *), und durch die dabei befindlichen Höhlen Grotte di Vento im Monte Eolo, worin unaufhörlich ein Wind braust **). (*W. Müller.*)

Cesmius, s. Cejonius.

Cessio, s. am Ende des Buchst. C.

CESTIUS (Cajus), oder Sestius. Sein, den anderweitigen Verhältnissen nach, nicht bekanter Vater war L. Cestius. Von ihm selbst weiß man nur, daß er zur Priesterklasse der Epulonen in Rom gehörte und im Anfang von Augusts Regirung gestorben zu seyn scheint. Sein Andenken hat sich eigentlich nur durch das colossale — entweder ihm gestiftete, oder von ihm selbst errichtete — Grabmal erhalten, welches noch jetzt, unter der Benennung der Pyramide des Cestius in Rom vorhanden ist und durch Form und Beiwerk der Vergänglichkeit trotzt. Diese Pyramide, mit weißem Marmor überkleidet, ist vierseitig, die Seiten ihrer Grundfläche halten 94 römische Fuß, bei einer Höhe von 120 Fuß, und in ihrem Innern ist sie mit einer Todtenkammer versehen. Sie erhebt sich vor dem St. Paulsthore und gränzt an den Kirchhof der Protestanten †). (*Haken.*)

CESTIUS MACEDONICUS. In der Bürgerfehde, welche C. Octavianus gegen M. Antonius durchkämpfte, gab ihm die Stadt Perusia, am thrasimenischen See gelegen, die treu bei L. Antonius, des Triumvirs Bruder, aushielt, durch eine lange und tapfere Vertheidigung zu schaffen (711). Endlich aber mußte sich der Platz ergeben, und 300 der angesehensten Einwohner wurden von dem Sieger am Jahrestage von Cäsars Ermordung an einem, diesem Vergötterten errichteten Altar, gleich Opferthieren, mit so kaltem Blute abgeschlachtet, daß er, auf die Betheurung ihrer Unschuld, keine andre Antwort gab, als: „Ihr müßt sterben!" Die Stadt selbst sollte der Plünderung seiner Truppen Preis gegeben werden. Jetzt erwog Cestius, der verschonten Bürger

*) Über den Schwefel und andre Produkte der Umgegend von Cesena s. Bernoulli's Zusätze zu Volkmann. II. 474 ff.

1) Vgl. *Sueton.* Caes. 79. — *Val. Max.* V, 7.

*) Niemand darf Bäume darauf fällen, so drohend scheint der Fels für die Stadt. **) Der frische Wind dieser Höhlen wird durch Röhren in die Zimmer und Weinkeller der Stadt geleitet, erzählt Volkmann. Th. III. S. 409.

†) Vgl. *Falconer* de pyram. C. Cestii in thesaur. graec. IV.

Einer, der lange in Macedonien Kriegsdienste gethan, das Elend, welches ihm und den Seinigen bevor stand; und nicht gesonnen, noch fähig, es zu überleben, warf er den Feuerbrand in sein eignes Haus, stieß sich sein Schwert in den Leib und stürzte sich solchergestalt in die flammende Lohe. Ein heftiger Wind verbreitete die Feuersbrunst so schnell und heftig über alle anstoßende Gebäude, daß die feindlichen Legionen mit der eingeäscherten Stadt auch der gehofften Beute verlustig gingen. Mit diesem tragischen Ereigniß schloß sich der Abschnitt jener Fehde, welchen die Geschichte den Krieg von Perusia nent *). (*Haken.*)

CESTIUS (Cajus). Mit einem Muthe, den seine nachfolgenden Gesinnungen Lügen strafen, wagte es dieser Senator, unter Tiberius und Sejanus Allvermögendheit, im versammelten Rathe, den viel im Stillen beseufzten Unfug zu rügen, welcher mit Ergreifung der Bildsäulen des Imperators, als einer offnen und geheiligten Freistatt für jede Art ehrenrühriger Beleidigungen gegen gute Bürger mit Mund und Hand getrieben würde. In der That auch setzte er es durch, daß Annia Rufa, welche, als Angeklagte, ihm selbst vor seinem Richterstuhl auf diese Weise frech getrotzt hatte, vor den Senat und sodann ins Gefängniß abgeführt wurde. — Als in der Folge Tiberius, endlich enttäuscht von seiner blinden Gunst gegen Sejan, Diesen zum verdienten Opfer seines eigenen Übermuths gemacht (31 n. Chr.), kehrte sich sein gereizter blutiger Groll gegen eine lange Reihe von Anhängern und Freunden des gestürzten Günstlings; und es galt ihm nur darum, einen lockern Schleier des Rechts über sein Verfahren zu werfen und Menschen zu finden, welche seine Anklagen auf Hochverrath beim Senat übernahmen oder unterstützten. Unter diesem feilen Volke zeichnete sich vor Andern C. Cestius aus, welcher den Q. Servius und Minutius Thermus als vorzügliche Theilnehmer von Sejans verderblichen Entwürfen namhaft machte. Tacitus, der dieß erzählt, bemerkt: das Unglück jener Zeiten habe sich vornehmlich darin gezeigt, daß selbst Männer vom ersten Range im Senat sich mit der niedrigsten Angeberei besudelten. Einige, wie Cestius, öffentlich und ungescheut; Andere im Verborgenen; Allesamt aber ohne Gefühl und Achtung für Bande des Bluts und der Freundschaft; ohne Unterschied, ob gegen Freunde oder Fremde, ob frisch oder verjährt, ob ein Wort öffentlich oder im Vertrauen gefallen, oder weß Inhalts und Bedeutung es auch immer gewesen. Es galt Jeglichem nur um ein eiliges Zuvorkommen in Bezeichnung eines Schuldigen; entweder um eigener Sicherheit willen, oder weil das Delatoren-Geschäft zu einer Art von Seuche geworden, die Jeden ergriffen hatte. — Jene beiden Angeklagten retteten sich; aber freilich nur, indem sie selbst zu Angebern neuer Schuldiger wurden†). (*Haken.*)

CESTIUS (Cajus) Gallus, bekleidete unter Tiberius das Konsulat (35); wiewol die Fasti consulares in diesem Jahre ihn Camerinus nennen. Unter Nero finden wir ihn (66) als Legaten in Syrien mit der Bekämpfung der empörten Juden beschäftigt, welche ihm auf seinem Rückzuge von der vergeblich versuchten Belagerung Jerusalems eine empfindliche Niederlage beibrachten. Auf die Nachricht dieses Unfalls ward er von Nero seines Postens entsetzt und starb im nächsten Jahre, entweder aus Gram, oder vor Alter. — Lic. Mucianus erhielt die Verwaltung der Provinz und Flav. Vespasianus den Oberbefehl des Heeres, welcher, von seinem Sohne Titus unterstützt, diesem Kriege alsbald eine veränderte Gestalt gab [1]). (*Haken.*)

CESTONA, Villa in der span. Prov. Guipuscoa, auf einem Hügel, am Urrola, wo viel Medicinalwasser bereitet wird. (*Stein.*)

Cestracion, s. Squalus.

Cestorrhinus, s. Squalus.

CESTRUM, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Solaneen und der 5ten Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch. Trichterförmige Corolle mit gefaltetem, 5theiligem Saum. Staubfäden in die Corolle eingefügt, zum Theil gezähnt. Einfächerige, vielsamige Beere. Fast alle 38 Arten, die im syst. veg. I. p. 673 — 675. aufgeführt werden, wachsen in Amerika. (*Sprengel.*)

Cetaceen, s. am Ende des Buchst. C.

Cetacenin u. Cetaceum, s. Wallrath.

Cetara, s. Cava.

CETARIA (*Κηταρία*), wahrscheinlich von der Seefischerei so benant, 1) ein Ort in Sicilia, zwischen Panormus und dem Flusse Bathys. 2) Derselbe Name komt zwei Mal in Etruria vor, in dem Busen südlich unter der Mündung des Flusses Albenga, in dessen innerm Theile jetzt Orbitello liegt (Strabo nent diesen Busen *λιμνοθάλαττα*). Dort setzt das Itiner. Marit. Cetaria und Cetaria Domitiana, wahrscheinlich Anstalten zum Salzen, Trocknen und Aufbewahren der Fische, die an der Küste in großer Menge gefangen wurden. (*W. Müller.*)

CETERACH, Willd., ist eine Gattung Farrenkräuter, deren Früchte in Querlinien ohne Schleierchen unter Spreublättern verborgen liegen. Die europäische Art: C. *officinarum* W. (*C. Asplenium* Ceterach *L.*), wächst in Teutschland, und ist auch in Teneriffa (C. canariense *W.*) und in Brasilien gefunden worden. (*Sprengel.*)

CETHEGUS (Marcus Cornelius). Die Cethegerwaren Eine der Unterabtheilungen des angesehenen patricischen Geschlechts der Cornelier, das sich in mehr als 40 Familien theilte. Sie erscheinen in der Person dieses Marcus zum ersten Male mit der Consularwürde, neben P. Sempronius Tuditanus (548. n. R. Erb.) bekleidet. Während sein Amtsgenosse im untern Italien Hannibals Macht mit einigem Glück beschäftigte, beobachtete er selbst die Bewegungen von dessen Bruder Mago in Hetrurien und dem dießseitigen Gallien. Dieser wagte es nicht, den vorsichtigen Konsul in seinem Lager anzugreifen und wurde dadurch für die Dauer des ganzen Feldzuges ver-

*) Vgl. *Appian.* bell. civ. V. — *Vellej.* II, 76. — *Sueton.* Aug. IV.

†) Vgl. *Tacit.* Ann. III, 36. VI, 7.

1) Vgl. *Tacit.* Ann. VI, 38. Hist. V, 10. — *Joseph.* de bell. Jud. II, 24. 43. VI, 43.

hindert, sich, wie es verabredet worden, mit Hannibal zu vereinigen. Eben so glücklich entdeckte und vereitelte er die geheimen Verständnisse, in welche die Hetrurier sich mit Mago eingelassen hatten und wofür sie durch gerichtliches Verfahren büßten. — Als eine Merkwürdigkeit seines Lebens muß es gelten, daß er die höchste und gesuchteste Stufe der Magistratur — die Würde des Censors — vier Jahre früher erlangte, bevor er noch Konsul gewesen. — Auch als Redner zeichnete er sich für sein Zeitalter aus *). (*Haken.*)

CETHEGUS (Cnejus Cornelius), Konsul mit Q. Minucius Rufus (555). Die drohende Stellung, welche mehre gallische Völkerschaften am südlichen Abhange der Alpen angenommen hatten, machte es rathsam, beiden Konsuln das cisalpinische Gallien zur Provinz anzuweisen; und Rom sah nicht ohne einige Unruhe dem Erfolg ihrer Waffen entgegen. Cethegus entsprach jedoch der in ihn gesetzten Hoffnung auf eine genügende Weise, indem er an den Ufern des Mincius über die Insubrier und Cenomanen einen vollständigen Sieg erfocht, wo deren über 30,000 Getödtete, so wie gegen 6000 Gefangene und eine Menge Fahnen und Waffen gezählt wurden. Senat und Volk begingen wegen dieses erwünschten Ereignisses ein viertägiges Dankfest in allen Tempeln Roms und dem gefeierten Feldherrn ward die Ehre des Triumphs bewilligt, die das Volk dem minder glücklichen Minucius verweigerte, obgleich Cethegus selbst für sein tapferes Verhalten ein ehrenvolles Zeugniß einlegte. Das solchergestalt anerkante Verdienst des Siegers hatte wenige Jahre nachher (559) seine Wahl zum Censor zur Folge †). (*Haken.*)

CETHEGUS (Publius Cornelius), füllt bloß, mit M. Bäbius Tamphilus, die Reihe der Konsuln (571), ohne daß er an den Siegen über die Ligurier und Celtiberier, oder an andern bedeutenden Ereignissen dieses Jahrs einen hervorstechenden Antheil genommen hätte; z. B. an dem Orchischen Aufwands-Gesetze, nach welchem nicht über 100 As auf ein Gastmal verwendet und nicht über eine bestimte Anzahl von Gästen dazu eingeladen werden sollte [1]). (*Haken.*)

CETHEGUS (Marcus Cornelius), Konsul mit L. Anicius Gallus (592), zeichnete sich weniger in seinem Kriegszuge im dießseitigen Gallien, als durch den, jetzt zum ersten Male in der römischen Geschichte vorkommenden Versuch zur Austrocknung der pomptinischen Sümpfe aus, wodurch er diese pesthauchende Niederung in ein fruchtbares Gefilde verwandelte. Spätere Vernachlässigung und neuer Austritt der Gewässer zerstörten jedoch bald wieder dieß nutzbare Werk; und keine, bis auf unsere Zeiten hiezu verwendeten Bemühungen haben es vermocht, hier die widerstrebende Natur durch die Kunst völlig zu bezwingen. (*Haken.*)

CETHEGUS (Publius Cornelius). Als (seit 666) Marius und Sulla den großen und blutigen Kampf über die Frage: Ob die Herrschaft des Volks oder der Optimaten in Rom gelten solle? nicht mehr allein durch die Künste des Forums, sondern durch offne Gewalt der Waffen zur Entscheidung zu bringen strebten; Sulla zum ersten Mal in der Hauptstadt als der Stärkere auftrat und nun anfing, Alles in der Verfassung umzustoßen, was das Übergewicht seiner Partei zu beschränken diente: da traf (gleichsam als Vorspiel zu den berüchtigten Proscriptionen in Masse, wodurch er späterhin seiner vollständigen Rache fröhnte, das Loos der Ächtung, durch abgedrungenen Senatsbeschluß, zuerst zwölf namentlich von ihm bezeichnete Gegner, an deren Spitze die beiden Marius, Vater und Sohn, standen, und ihnen zur Seite auch P. Corn. Cethegus. Er flüchtete sein Preis gegebenes Leben mit dem jüngeren Marius zu Hiempsal, der einen Theil Numidiens beherrschte, aber ihnen einen bald nur zu unsichern Schutz gewährte. Um so dringender gebot ihm die Klugheit, von einer Partei abzutreten, deren Sache nach des älteren Marius Tode ohnehin als rettungslos zu betrachten war; und durch Benutzung des gelegensten Zeitpunkts und geschmeidige Unterwürfigkeit gelang es ihm auch, sich der Gunst Sulla's, der seine Waffen jetzt zum zweiten Male gegen Rom kehrte (672), zu versichern und ein immer geltenderes Ansehen zu gewinnen.

Wenn jedoch (wie Vieles es glaublich macht) dieser Cethegus der nämliche ist, welcher, wenige Jahre später (678), nach Sulla's Abtritt von der Dictatur, in Rom durch die Gunst beim Volke, dem er auf jede Weise zu schmeicheln wußte, für allvermögend galt: so gibt dieß einen neuen Beweis, mit welcher schlauen Gewandtheit, dieser Intriguant sich den politischen Umständen zu fügen und sie für sich zu benutzen gelernt hatte. Es trat jetzt ein Zeitpunkt ein, wo L. Licin. Lucullus, der reichste unter den Optimaten Roms, der Gunst und Unterstützung dieses, von ihm stets gering geschätzten Volksführers bedurfte, um, statt des, ihm durch das Loos zugefallenen Galliens dießseit der Alpen, die Provinz Cilicien, und mit derselben die heiß gewünschte Führung des Kriegs gegen Mithridates zu erhalten. Noch mehr! Um überhaupt nur Eingang bei Cethegus zu gewinnen, mußte er sich erniedrigen, die Fürsprache der, von ihm unterhaltenen Buhlerin Präcia zu suchen, welche nicht geringeren Einfluß auf die Entschließungen ihres Geliebten, als Dieser auf den Volkswillen, besaß. Lucullus entbot ihr Geschenke, die, wären sie auch weniger kostbar und verschwenderisch gewesen, ihrer Eitelkeit schon darum schmeicheln mußten, weil sie aus der Hand dieses Consularen kamen. Sie erklärte sich zu seiner Freundin und Beschützerin; und nun konte auch Cilicien ihm nicht länger entstehen. — Das Redner-Talent dieses P. Cethegus wird übrigens von Cicero hervorgehoben und er darin Cäsar gleichgestellt *). (*Haken.*)

CETHEGUS (Cajus Cornelius), römischer Senator, stand unter den ersten und thätigsten Genossen in Catilina's zweiter Verschwörung gegen den römischen Stat (s. den Art. Catilina). Da, durch Cicero's kräftige Gegenwirkung, der Sturm gegen die Verbündeten zeitiger und gefahrdrohender ausbrach, als sie berechnet hatten,

*) Vgl. *Liv.* XXVII, 6 13 XXIX, 36. — *Cic.* Brut. XV.
†) Vgl. *Liv.* XXXIII, 22. 23. XXXIV, 43.
1) Vgl. *Liv.* XL, 24. 35. — *Plin.* H. N. XIII, 13.

*) Vgl. *Plutarch.* Mar. Lucull. — *Cic.* Paradox. V. — *Cic.* Brut. 48.

und ihr verwegenes Haupt selbst aus Rom weichen mußte (689. 8. Nov.), übernahm Cethegus, nebst dem Prätor P. Lentulus Sura, den gewagten Auftrag, hier auf dem Kampfplatze der Parteien zurückzubleiben und ihres Gegners Schritte in der Nähe zu beobachten und zu vereiteln. Selbst zum meuchlerischen Angriff auf Cicero's Leben war er erbötig; und stets erschienen ihm die Maßregeln seiner Verbündeten so zögernd und durch ihre Unzulänglichkeit verderblich. Lentulus durch sein träumerisches Wesen, so wie Cethegus durch seine stürmische Hast, gaben dem besonnenen Konsul einen entschiedenen Vortheil über sie. Denn durch ihre eigene Unvorsichtigkeit und Briefe von ihrer Hand überführt, in diese Verschwörung aufs tiefste verwickelt zu seyn, wurden sie Beide (3. Dec.) mitten im Senat verhaftet; und auch jetzt noch war die Besorgniß der Konsuln, sich die Eingekerkerten durch ihren Anhang mit gewaltsamer Hand wieder entrissen zu sehen, so groß und dringend, daß, nach einer schwankenden Abstimmung im Senat die gelindere Meinung Cäsars, der zur bloßen Verbannung der Schuldigen rieth, nur durch Cicero's und Cato's strengeren Ausspruch überwogen und ungesäumter Tod über sie beschlossen wurde (5. Dec.). Demnach ward Cethegus, nebst Lentulus und noch drei andern Verschwornen, ohne vor einer Volksversamlung wegen Hochverraths belangt zu seyn (indicta caussa), unverzüglich und im Beiseyn der Konsuln im Gefängniß erdrosselt †). (*Haken.*)

CETHOSIA. Schmetterlingsgattung nach Fabricius und Latreille aus der Familie der Tagfalter (Papilionides) und der Abtheilung mit Putzfüßen. Ihre Kenzeichen sind: Fühler mit zusammengedrückter Kolbe; Hinterflügel mit einem Kanal für die Einfalzung des Hinterleibes; Krallen der Tarsen einfach. Man kann sie abtheilen in solche, wo die Vorderflügel sehr schmal und lang sind, wie die von Cramer abgebildeten Arten Juno, Alcionea, Phlegia, und in solche mit breiten, am Außenrande gezähnten Flügeln, wie Ino, Penthesilea, Hypena Cr. In Europa kommen keine hieher gehörigen Arten vor. (*Germar.*)

CETINA (Gutierre de). Weder das Geburtsjahr, noch die Ältern dieses spanischen Dichters sind bekant. Man weiß nur, daß er im 16ten Jahrhundert blühte. Er war Doktor des Kirchenrechts und bekleidete das Amt eines Vicario eclesiastico zu Madrid. Auch von seinen Gedichten sind nur wenige auf unsre Zeiten gekommen, da sie niemals zusammen gedruckt worden sind. Es finden sich bloß einige derselben in Hernando de Herrera's Kommentar zu Garcilaso's Gedichten und im Parnaso español von Sedano. Aus diesen wenigen Überresten geht hervor, daß er unter die Zahl der bessern spanischen Dichter gehört und daß er ein glücklicher Nachahmer der Alten war. Er war der erste, welcher Nachahmungen des Anakreon schrieb, und auch seine Madrigale scheinen kein Vorbild in der spanischen Literatur gehabt zu haben. In seiner Jugend soll er auch einige Komödien gedichtet haben, die aber sämtlich verloren gegangen sind. (*G. Keil.*)

†) Vgl. *Sallust.* Catil. 55. — *Plutarch.* Cic. Caesar. — Cic. orat. Catil. III, 3.

CETIUM, eine ansehnliche römische Municipalstadt in Noricum, von Hadrian erbaut oder wieder hergestellt Acta Sanct. Antverp. III. Mens. Jun., nach den Itinerarien 24 (30) Mill. von Comagenis und 22 Mill. von Arlape, etwa St. Pöllen. (*Ricklefs.*)

CETIUS, nach der Angabe des *Ptol.* II, 11. das Gebirge, welches von der Save an westlich neben Cilley unter dem Namen des tropaner Berges nördlich aufsteigt, und unter dem Namen Calenberg neben Wien an der Donau endet. Es schied Pannonien und Noricum (vgl. Östreich u. Ungarn.). (*Ricklefs.*)

CETON, Marktfl. im Bez. Mortagne des franz. Dep. Orne, hat 296 Häus. und mit dem Kirchsp. 2269 Einw., die Siamoisen, Kattune und andre baumwollne Waren fabriziren. (*Hassel.*)

CETONIA. Goldkäfer, Metallkäfer, Blumenkäfer. Fabricius trente aus der umfassenden Gattung Scarabaeus *Linn.* diejenigen Arten, die einen fast regelmäßig parallelepipedischen Umriß, oben platten Körper, abgekürzte Deckschilde und ein vorragendes Brustbein besitzen und belegte sie mit dem Namen Cetonia. Indeß zählt er noch viele hieher, die von spätern Schriftstellern zu andern Gattungen gebracht wurden, und man kann jetzt die Kenzeichen von Cetonia auf folgende Weise festsetzen: Fühler kurz, mit 3blätteriger Kolbe; Halsschild trapezoidal; Deckschilde auf dem Rücken platt, kürzer als der Hinterleib, mit einem Ausschnitt an jeder Seite; ein besonderes Achselstück, seitwärts der Brust; Brustbein vorn vorragend; Beine kurz, zusammengezogen am Leibe anliegend. Es ist eine an Arten sehr zahlreiche Gattung, durch die Pracht und Mannichfaltigkeit der Farben ausgezeichnet. Sie fliegen bei Sonnenschein sehr rasch und besuchen die Blumen, saugen auch am auslaufenden Safte der Bäume. Man kann die Arten in zwei Abtheilungen bringen: I) mit einem deutlichen Schildchen. Dahin die überall in Europa einheimische Cetonia aurata; oben goldgrün, unten kupferfarben, die Deckschilde weiß gefleckt. Die Puppe findet man nicht selten in Ameisenhaufen. II) Das Halsschild hinten in eine Spitze verlängert, die das Schildchen bedeckt (Macronota Hoffmannsegg.). Dahin Cet. chinensis, nitida, bajula und andere, in fremden Welttheilen einheimische Arten. (*Germar.*)

Cetorhinus, s. Squalus.

CETRARIA, nante Acharius solche Flechten, deren schüsselförmige, geränderte Keimfrüchte schief am Rande des Lagers sitzen und deren Lager buschig, knorpelig und zerfetzt seyn soll. Bei Cetraria islandica, nivalis und einigen andern trifft dieß zu. Aber nicht bei C. glauca, sepincola und juniperina: weßwegen auch Meyer diese Gattung wieder mit Parmelia vereinigt (Entwickelung der Flechten, S. 240.). (*Sprengel.*)

CETRARO, Seestadt auf einem Hügel am tyrrhenischen Meere, deren Einwohner größten Theils Fischer und Schiffer sind. Sie fangen und salzen viele Sardellen und treiben einen kleinen Handel, begünstigt durch die ziemlich sichere Bucht, welche den Küstenfahrern zum Ankerplatze dient. (*W. Müller.*)

CETTE, Stadt im Bez. Montpellier, des französ. Dep. Hérault. Sie ist erst seit etwa 150 Jahren ange-

bauet: vorher stand an dem Orte nur ein kleiner Weiler von ein paar Fischerhütten, aber nachdem der Kanal von Languedoc vollendet war, wurde man auf die vortheilhafte Lage dieses Weilers aufmerksam und beschloß hier einen Handelsplatz zu schaffen, welches auch ausgeführt wurde. Ihre Lage unter 43° 23′ 51″ Br. und 21° 22′ 7″ L. auf einer Landzunge zwischen dem Haff Thau und dem Meere und zwar an einer Anhöhe, die Ähnlichkeit mit dem Rücken eines Wallfisches hat, gab ihr wahrscheinlich den Namen: seit etwa 100 Jahren begann ihr Handel und jetzt ist sie unstreitig nach Marseille der bedeutendste Handelsplatz Frankreichs am ganzen mittelländischen Meere; sie macht den Hafen für Montpellier, Beziers und die ganze Languedoc. Auf einer Seite können die Güter auf dem Kanale mit großer Leichtigkeit nach Bordeaux und an den Ozean, auf der andern Seite über Beaucaire bis Chalons sur Saone und von da nach Paris und in das Innere des Reichs gebracht werden. Sie breitet sich auf der eigentlichen Nehrung aus, die das Haff Thau vom Meere trent, ist mit starken Festungswerken umgeben, und wird durch einen aus dem Thau abgeleiteten Kanal in 2 durch eine Brücke verbundne Theile getheilt, wovon der Vorderste auf einer Sandbank, der Hinterste am Abhange eines Kalkfelsen gebauet ist. Sie hat 1 Citadelle, 2 Forts, 1 hohen Leuchtthurm, 2 Kirchen, 1 Seehospital, 1 Waisenhaus, gegen 900 gutgebauete Häuser und 8184 Einw., und ist der Sitz eines Handelsgerichts mit einer Börse, 1 großen Schiffahrtsschule und eines Zollamts. Ihre eignen Fabriken verarbeiten Zucker, Tobak, Korkstöpsel, Glas, Syrop, Brantwein, Spriet, Seife und Vin de Calabre; die Ausfuhr beruhet auf Weinen, Brantweinen, Spriet, trocknen und eingemachten Früchten, Grünspan, Krapp, Spießglanz, Weinstein, Safran, Öl, Anschovis, Parfümerien, Likören, Kappern, Farben. Ein Haupthinderniß besteht in der Rivalität von Marseille, das reiche Handelshäuser und überdieß eine Quarantäne besitzt, die für Cette noch nicht eingerichtet ist; dessen ungeachtet macht sie immer sehr bedeutende Geschäfte, und treibt selbst Schiffahrt nach der Levante und dem schwarzen Meere. Den Hafen bilden 2 Molos; er besteht aus 2 Theilen: dem inneren, worin die kleinen Fahrzeuge liegen, und dem äußern, wo die großen Schiffe anlegen. So sicher und bequem er ist, so ist er doch dem Versanden ausgesetzt und seine Aufräumung verursacht einen großen Kostenaufwand. Dabei treibt die Stadt eine starke Fischerei, salzt viele Sardellen ein, und schlämt jährlich 50,000 Zntr. Seesalz ab. Die Umgebungen sind im Ganzen höchst traurig und einförmig und auf der ganzen Nehrung sieht man nicht einen Baum. (*Hassel.*)

CETTI (Giovanni), stieg in seiner Vaterstadt Lugano (Kanton Tessin in der Schweiz) bis zum Obersten der Landestruppen; doch verließ er den Kriegsdienst, um sich zu Bologna ausschließlich den Studien zu widmen. Er starb daselbst noch sehr jung im J. 1817. Ihm gebührt das Verdienst, zuerst Italien mit der schönen Litteratur Rußlands durch die gelungene Übersetzung mehrer Karamsinschen Schriften bekant gemacht zu haben. Einen ungetheilten Beifall fand seine Übertragung von Karamsin's Lobrede auf Katharina II., die er dem Kaiser Alexander gewidmet hatte (Bologna 1814. *). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Cettina, s. am Ende des Buchst. C.

CEUTA, Stadt auf der Küste der Berberei in der Marokosprov. Habat, wo sie Gibraltar gegenüber Br. 35° 45′ 50″ L. 12° 23′ 36″ sich am Fuße des Affenbergs (Dschebbel el Zatute), einer der Säulen des Herkules, vor einer Landzunge ausbreitet. Sie ist nicht alt, und es ist höchst ungewiß, ob bei der Ἀβύλη στήλη oder der Abyla columna des Strabo und Pomp. Mela ein Ort gestanden habe: wahrscheinlich entstand sie erst, nachdem die Araber sich zu Herrn von Mauritanien erhoben und zugleich das südliche Spanien erobert hatten, wo sie dann bald bei ihrer Nähe mit dem letzteren eine politische Wichtigkeit erhalten mußte. Die Araber nanten sie Zibta oder Septa. König Johann I. eroberte sie 1409 und sie ging mit seiner Krone an die Spanier über, die sie auch 1640 besetzt behielten und im Frieden von 1688 von Portugal abgetreten bekamen. Die Versuche der Marokaner sie wieder zu nehmen, blieben trotz alles Aufwandes und einer fast 20jährigen Belagerung und Blokade (1694 bis 1720) fruchtlos, und Spanien besitzt den Ort noch jetzt, als ein Presidio, das nebst Melilla, Peñon und Alcuhemas, sonst unter einem eignen Militärbefehle steht. Der Ort ist von Natur und Kunst fest, und wird von der Landseite her für unbezwinglich gehalten: er besteht aus der Citadelle, die auf dem Ende des Vorgebirgs, der Alminaspitze, belegen ist und eine überaus weite Umsicht gewährt, und aus der eigentlichen Stadt, die unter der Alminaspitze sich ausbreitet, ist der Sitz eines katholischen Bischofs, und zählt 1 Kathedrale, 8 andre Kirchen, 5 Klöster, 3 Hospitäler und 8000 Einw. (1787. 7447), die einen guten, aber nur für kleine Fahrzeuge tauglichen Hafen besitzen und etwas Handel und Fischerei treiben. Eine Markung hat die Stadt nicht, und außer dem Bereiche der Kanonen fängt die marokanische Postenkette an, die Ceuta auf eben die Art, wie Gibraltar durch die Linien S. Roques, von dem übrigen Lande trent. Indeß wird diese jetzt nicht so eifersüchtig mehr, wie sonst bewacht, und man treibt offnen Handel mit einander. Die Citadelle gilt jetzt als Bestrafungsort für Stats- und andre Verbrecher. Hier wurde der berühmte arabische Geograph Sheriff al Edrisi oder Abu Abdallah Moh 1099 geboren († nach 1175). (*Hassel.*)

CEUTORHYNCHUS. Käfergattung von mir (Insector. Spec. nov.) aufgestellt, aus der Familie der Rüsselkäfer (Curculionites). Ihre Kenzeichen sind: ein rautenförmiger, gewölbter Körper, mit abgestutzten, den After nicht bedeckenden Deckschilden; kurze, dünne, bei der Mitte des Rüssels eingesetzte, gebrochene Fühler, mit siebengliederiger Schnur; ein vorn zusammengeschnürtes, unten mit einer seichten Längsfurche oder Ausrandung versehenes Halsschild; kurze, schlanke, gleichlange Beine, mit abgestutzten wehrlosen Schienen. Man kann diese Gattung in folgende Unterabtheilungen bringen:

I. Mit langem, dünnem Rüssel. A. Das Hals-

*) Vgl. Gazzetta di Bologna. 70 Marzo 1819. No. 19. und Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova Tomo XLVI. p. 377.

schild, hinten stark geschweift, das Schildchen sichtbar (*Centrinus* Schönh.). Nur in Südamerika einheimisch. B. Das Halsschild hinten schwach geschweift, oder gerade, kein Schildchen sichtbar. Dahin C. didymus, Quercus, Echii, Trimaculatus, Geranii u. a. Ihre Larven leben in gallenartigen Auswüchsen und Knoten in Wurzeln.

II. Mit kurzem, dickem Rüssel und unsichtbarem Schildchen (*Campylirhynchus* Dej.) C. pericarpius, quadrituberculatus, quadricornis u. a. (*Germar.*)

CEVA. Zwei Brüder dieses Namens aus Mailand gebürtig, haben sich um die Mathematik Verdienste erworben. — Der eine, Thomas Ceva, geb. den 3. Febr. 1648, war Jesuit und vereinigte mit sehr guten mathematischen Kentnissen nicht gemeines Talent für die Dichtkunst. Er ist Erfinder eines zur Trisection des Winkels dienenden Instruments, welches er um das Jahr 1695 bekant machte und welches später auch der Marquis de l'Hopital in seinem Werke über die Kegelschnitte beschrieb, ohne C's zu erwähnen. Im J. 1699 gab C. seine Opuscula mathematica heraus, worin ebenfalls merkwürdige Betrachtungen über Winkeltheilung vorkommen. Unter Th. Ceva's theils in lateinischer, theils in italienischer Sprache verfaßten Gedichten zeichnet sich seine Philosophia novo-antiqua und sein Puer Jesus *) aus. Auch hat er in einem lateinischen Lehrgedichte den Weg zur ewigen Seligkeit geometrisch streng finden gelehrt. — Er starb zu Mailand den 3. Februar 1736. Der andere Bruder, Johann Ceva war Commissarius der erzherzoglichen Kammer zu Mantua und spielte bei den zwischen Bologna, Ferrara und andern italienischen Staten entstandenen Streitigkeiten über die Leitung der Gewässer eine bedeutende Rolle. Auf diesen Gegenstand bezieht sich auch vorzüglich seine Geometria motus (Bonon. 1692. in 4.). Ein früheres Werk von ihm unter dem Titel: de lineis rectis se invicem secantibus statica constructio (Mediol. 1688. in 4.) enthält manche, für die damalige Zeit sehr tiefsinnige Untersuchungen über die Schwerpunkte und über den Inhalt einiger damals noch nicht von den Mathematikern untersuchten Körper. — Joh. Ceva's übrigen Werke sind, nach der Zeitfolge seine Opuscula mathematica (Mediol. 1682. in 4.), tria problemata geometris proposita (Mantuae 1710. in 4.). De re nummaria, quoad fieri potuit, geometrice tractata (ibid. 1711. in 4.), de mundi fabrica, unico gravitatis principio innixa, deque fluminibus etc. (ibid. 1715. in 4.). Hydrostatica (ibid. 1728. in 4.). — Ein dritter Bruder Christoph Ceva hat mehre Gedichte in lateinischer Sprache verfaßt, deren einige als Anhang zu den lateinischen Gedichten seines Bruders Thomas gedruckt erschienen. Auch befindet sich in der reichen Bibliothek des Abbate Fr. Carrara zu Bergamo das Manuscript einer von Chr. Ceva verfaßten metrischen lateinischen Übersetzung der Gerusalemme liberata, die nach dem Urtheil eines Kenners allen andern lateinischen Übersetzungen dieses Gedichts vorzuziehen ist **). (*Gartz.*)

*) Erschien im J. 1690 mit einer Dedication an Joseph I.
**) *Chr. Wolf.* Elementa matheseos univ. T. V. Cap. I. §. 33. Cap. VII. §. 9. *Montucla* Hist. des mathém. Nouv. édit. T. II. p. 95. (Scheibel's) Mathemat. Bücherkentn. Th. I. S. 368. Biogr. univ. T. VII.

Cevadin, s. Hordein.

CEVALLIA Lag., eine Pflanzen-Gattung aus der 5. Linné'schen Klasse, deren natürliche Verwandtschaft unbekant ist. Char. Corollinischer, zehntheiliger Kelch, dessen Fetzen an der Basis die Staubfäden tragen. Zweifächerige Antheren an der Spitze mit einem Anhange versehn. Einsamige Nuß. Die einzige bekante Art: C. *sinuata* Lag. wächst in Neu-Spanien. (*Sprengel.*)

CEVENNES, SEVENNEN, das Hauptgebirge von Languedoc, eigentlich eine Fortsetzung des auvergner Gebirgs, das des niedern Languedoc und Vivarais und sich von den Quellen der Loire bis Lodeve erstreckt. Sie besteht eigentlich aus 3 Absätzen: dem untersten oder sogenanten Garriguen, kahlen todten Kalkfelsen, worauf die ganze Vegetation sich auf Haide und einiges Gestrippe erstreckt; dem mittlern, welcher aus Gneis- u. Schieferfelsen, worin zwar enge, aber fruchtbare bewaldete Thäler eingeschoben sind, und dem obern oder dem Hauptkamme, den Granit und Gneis bilden: sein Fuß dient zu Weiden, und die Thäler sind schön kultivirt. Sein Eingeweide enthält Silber, Blei, Alaun, Steinkohlen und Braunstein, und in seinen höhern Regionen sieht man die Freßbäume des südlichen Frankreichs, vor allen Kastanien. Obgleich das Gebirge lange nicht so hoch, als das eigentliche auvergner Gebirge ist, vielleicht erreicht keiner seiner Gipfel die absolute Höhe von 4000': so ist es doch weit wilder, schroffer und unzugänglicher, seine Thäler dabei höchst gesegnet und zahlreich bevölkert; daher dieß Gebirge gewöhnlich zur Zuflucht der gedrückten Religionsparteien in Frankreich gedient hat, die hier Sicherheit und zugleich Subsistenz fanden. Besonders hatten sich hieher nach der Aufhebung des Edikts von Nantes die Huguenotten gezogen, und als man es versuchte, sie mit Gewalt in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen, brachen 1703 die Sevennenunruhen aus, die durch die scheußlichen Dragonaden endlich gedämpft wurden. Noch jetzt leben die Reformirten in diesen Gebirgen in zahlreichen Gemeinden. (*Hassel.*)

Ceylon, s. Seylon.

CEZAN, Stadt im Bezirk Lectoure des franz. Dep. Gers, mit 90 Häus. und 461 Einw. (*Hassel.*)

CEZE, Fluß im franz. Dep. Lozère. Er entspringt unweit Villefort, wendet sich anfangs nach SO., dann nach NO. in das Dep. Gard und fällt in diesem etwa 2 Meilen von Pont S. Esprit in den Rhone. (*Hassel.*)

CEZIMBRA, Villa in der portugisischen Provinz Estremadura, Correiçao de Setuval, am Meer, mit 1 Felsenkastell, 2 Kirchen, 500 Häusern und 1800 Einwohnern, die einen kleinen Hafen und eine gute Rhede haben, und wegen der unfruchtbaren Gegend meistens von der Fischerei leben. (*Stein.*)

Ch, als Schriftzeichen und Sprachlaut, s. C.

CHABANAIS, Stadt in dem Bezirk Confolens des franz. Dep. Charente an der Vienne, welche sie in 2 Theile trent; ein schlechtgebauter Ort, der 1474 Einw.

zählt und 12 Jahrmärkte hält, worauf ansehnliche Geschäfte in Vieh, Korn, Kastanien und Hülsenfrüchten gemacht werden. Es ist der Geburtsort des Pomologen Jean de la Quintinye. (*Hassel.*)

CHABANON (N...de), auf der Insel St. Domingo 1730 geboren, und in Frankreich wissenschaftlich gebildet, wurde er 1760 zu Paris in die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, und 1780 in die französische Akademie aufgenommen, und starb den 10. Julius 1792. Die gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er war, rühmten mehr seinen Charakter und seine Sitten, als sein Genie und seine Gelehrsamkeit. Er hat viel geschrieben, welches bereits in Vergessenheit gerathen ist, vornehmlich seine Gedichte und Theaterstücke. Mehr Werth haben seine Übersetzungen des Pindar (1769; 1771. 8.) und des Theokrit (1775. 8.; 1777. 12.), die selbst Voltaire rühmte. Den meisten Beifall fanden seine Observations sur la musique. 1779. 8. umgearbeitet unter dem Titel: De la musique considérée en elle-même et dans ses rapports avec la parole, les langues, la poesie et le théâtre. 1785. Vol. II. 8., nach der ersten Ausgabe verteutscht: Über die Musik und deren Wirkungen, von Hiller. Leipz. 1781. 8. *). Der Verfasser beschäftigte sich überhaupt viel, nicht nur mit der theoretischen, sondern auch mit der praktischen Musik, spielte die Violine als Meister, und komponirte auch mit Beifall. Unter andern hat er die Oper Semelé den Worten sowol als der Musik nach verfertigt. Unter seinen übrigen Schriften mögen die bedeutendsten seyn: Eloge historique de Rameau. Par. 1764. 12. Vie de Dante avec une notice de ses ouvrages. Amst. 1773. 8. Eloge de Mr. de Foncemagne. 1780. 4. Eloge hist. du comte de Feron. Par. 1791. 8. Wenig Interesse hat das von St. Ange aus seinem Nachlasse herausgegebene Tableau de quelques circonstances de ma vie. 1795. 8. Teutsch unter dem Titel: Meine Liebschaften. Leipz. 1797. 8. **). — Sein Bruder Chabanon de Maugris, geb. 1736, gest. 1780, schrieb Einiges für's Theater, übersetzte die Oden des Horaz, und komponirte fürs Klavier. (*Baur.*)

CHABASIT (Chabasie Hauy; Schabasit Werner; Würfelzeolith Reuß; Kuphonspath Mohs). Ein zur Sippschaft der Zeolithe gehöriges Fossil. Es findet sich sehr selten derb, gewöhnlich krystallisirt und seine Stammform ist ein wenig stumpfes Rhomboeder, dessen Polkantenwinkel ziemlich 94° betragen. Ein stumpferes Rhomboeder erscheint bisweilen als Abstumpfung der Polkanten, ein schärferes als Abstumpfung der Randecken, auch hat man die Flächen einer stumpfen ungleichschenkeligen sechsflächigen Pyramide als Zuschärfung der Polkanten bemerkt. Die Textur geht parallel den Flächen der Stammform, ist aber selten recht deutlich, der Bruch muschelig oder uneben und glänzend. Die Farbe ist weiß und die Durchsichtigkeit wechselt vom Durchscheinenden bis zum Halbdurchsichtigen. Die Härte steht zwischen der des Flußspathes und Apatits, und das spez. Gew. beträgt 2,0 bis 2,1. Vor dem Löthrohre schmilzt der Chabasit leicht zu einer weißen, schwammigen Masse. Nach Vauquelin enthielt ein Farroer Schabasit 43,33 Kiesel; 22,66 Thon; 3,34 Kalk; 9,34 Kali mit Natron, 21,0 Wasser. Die Analysen, die Berzelius und Arfvedson angestellt haben, weichen wenig ab.

Man findet den Chabasit hauptsächlich in den Blasenräumen, oder auf den Klüften des Grünsteins, Eisenthones, Klingsteins, Basaltes und besonders schöne Krystalle liefern Böhmen, Tyrol (Fassathal), Pfalz (Oberstein), die Faroerinsel und Island. (*Germar.*)

CHABAUD (Ant.), ein um sein Vaterland wohlverdienter Ingenieur, zu Nismes im Febr. 1727 aus einer protest. Familie geb., und zu Cette im Aug. 1791 gestorben, trat im J. 1746 in das Regiment Bourbon, wohnte den Belagerungen von Mons und St. Guilain, Charleroy, Namur und Mastricht bei, und zeichnete sich in der Schlacht von Roucoux aus. Später ging er zu dem Ingenieur-Corps über. Nach dem hannoverischen Feldzuge gegen England, widmete er sich Kabinetsarbeiten, und fertigte insonderheit einen von St. Germain und Turgot verlangten Entwurf über die Kanäle in der Picardie, der ausgeführt worden wäre, wenn Turgot seinen Posten behalten hätte. Spätere Entwürfe mußten auf den seinigen zurück kommen. Im J. 1778 zum Major ernant, schlug er als Protestant den Ludwigsorden aus. Im J. 1783 sendeten ihn die Minister Segur und Vergennes nach Konstantinopel, um diese Stadt und die Dardanellen zu befestigen. Nach seiner Rückkehr von dort, schrieb er 1785 eine von der Akad. der Wissensch. mit Beifall beehrte Abhandlung über Erdbeben und die Mittel sich davor zu bewahren. Die Revolution fand an ihm einen warmen Freund; er wurde Mitglied der Wahlversamlung zu Nismes (1790), und trug als Präsident des Militärausschusses viel zur Stillung der damaligen Unruhen in dieser Stadt bei. Nachher zeichnete er sich an der Spitze des Departementsdirectoriums des Gardsdepart. aus. Zuletzt schrieb er noch ein Werk über das Vertheidigungssystem Frankreichs, in welchem er mehre Festungen eingehen zu lassen, andere zu errichten anrieth *). (*H.*)

CHABÉRIS, Stadt auf der westlichen Halbinsel Indiens, j. Kaveripatam, unfern des Flusses Chabéros, j. Kaveri. Ptol. (*H.*)

CHABERT (Jos. Bern. Marq. de), zuletzt Generallieutenant bei der französ. Marine, geb. zu Toulon 1723, gest. zu Paris am 2. Dec. 1805, hat sich eben sowol durch seinen Muth in Gefechten, als durch seine Bemühungen für die Hydrographie, durch geographische Ortsbestimmungen, ausgezeichnet. Ein Theil derselben ist in dem zu der Samlung der Werke der Akad. d. Wiss. gehörigen Reisewerke: Voyage fait en 1750 — 51. sur les

---

*) „Eine ausführliche Anzeige dieses Werks findet man im Monthly review, Vol. LXXIII. p. 490, worin es ein wenig mehr gepriesen wird, als es genau genommen verdient. Denn so gute und wahre Gedanken hin und wieder einzeln vorkommen, so ist doch im Ganzen das Raisonnement des Verfassers mit zu wenig innerer Kunstkenntniß unterstützt, als daß es der philosophische Kunstkenner nicht meistens seichte finden sollte." S. Forkels Lit. d. Musik 456. **) Neue Bibl. d. schönen Wiss. 48. Bd. 2. St. Gerbers Lex. d. Tonkünstl. Ersch's gel. Frankr. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Beuchot).

*) Vgl. Biogr. univ. T. VII. B. d. Contemp. T. IV.

côtes de l'Amérique septentr. (1753) enthalten; auch wollte er einen allgemeinen Atlas der Küsten des mittelländischen Meers herausgeben, aber daran hinderten ihn anfangs die Zeitumstände, später Erblindung. Diese seine Verdienste erwarben ihm die Aufnahme in das Längenbüreau und in mehre Akademien †). (*H.*)

CHABERT (Philibert), dieser auch außer Frankreich rühmlich bekante Thierarzt zu Lyon 6. Jan. 1737 geboren, wurde, nachdem er bei seinem Vater, einem Hufschmidt, die erste Gundlage zu seinen Kentnissen gelegt hatte, ein Schüler Lafosse's zu Paris, und wohnte darauf dem hannoverischen Feldzuge als Hufschmidt bei. Nach dem Frieden trat er in Bourgelat's eben angelegte Thierarzneischule zu Lyon, und dieser brauchte ihn dann bei der Anlegung der neuen Schule zu Alfort 1766. Im J. 1780 wurde er Bourgelat's Nachfolger als Direktor und Generalinspektor der Thierarzneischulen, unter welchen Alfort sein Sitz wurde. Hier starb er am 8. September 1814. Seine Schriften sind auch in Teutschland durch Übersetzungen und Anzeigen hinlänglich bekant*). (*H.*)

CHABEUIL, Stadt an der Lierne in dem Bezirk Valenze, des franz. Departement Drôme, hat 3179 Einwohner, die Tuchweberei, Walkmühlen, 2 Öl- und 2 Papiermühlen unterhalten und Krämerei treiben; 6 Jahrmärkte. (*Hassel.*)

CHABLAIS (ital. Sciablese), eine der neun Provinzen, in welche das Herzogthum Savoien zerfällt. Unter den Römern hieß dieser Landstrich Provincia equestris, später ager caballiacus, woraus der jetzige Name entstanden ist. Er hatte seine eigenen Herzoge und gewöhnlich führt einer der königl. Prinzen des Hauses Sardinien den Titel eines Herzogs von Chablais. Er gränzt gegen Norden an den Genfersee, gegen Westen an das Herzogthum Genevois und an den schweizerischen Kanton Genf, gegen Süden an die Freiherrschaft Faucigny und gegen Osten an Wallis. Zwar hat der König von Sardinien im J. 1815 einige Ortschaften des Chablais und des Faucigny an den Kanton Genf abtreten müssen [1]), dafür aber den Vortheil erlangt, diese beiden Provinzen und alles savoische Ugine nördlich gelegenes Land in die schweizerische Neutralität einbegriffen zu sehen [2]), und das volle Eigenthum der sogenanten Simplonstraße zu behalten [3]), die von Genf durch das Chablais nach dem Wallis führt und nicht weniger als der Genfersee und Genf selbst den Absatz der Landeserzeugnisse befördert, die vorzüglich in Holz, Ziegenkäsen, etwas Getreide und sogar Wein bestehet, worunter der Vin de Crépi der beste ist. In dem eigentlichen Gebirge, das wie z. B. das Valorsine-Thal und das Thal von Notre Dame d'Abondance in den Ueralpen liegen, wird mehr Viehzucht getrieben. Bergthäler, dürre Steinfelder und Felsen gibt es überall und sie ragen selbst bis in den Genfersee hinein. Wer kent nicht durch Rousseau's Heloïse [4]) die schwarzen Kalkfelsen von Meillerie, an deren Fuß der See eine Tiefe von 950 Fuß hat? Durch Sprengung der vorerwähnten Simplonstraße im J. 1805 haben sie etwas von ihrem malerischen Ansehen verloren. Zwischen Meillerie und der Stelle, wo jetzt das Gränzdorf Saint Gingouph (sprich Gingo) liegt, stürzten schon im J. 563 ungeheure Felsen in den See und verwüsteten die ganze Umgegend, insbesondre das alte Tauretunum. Überhaupt bildet das mehrentheils öde savoische Ufer des Genfersees einen auffallenden Gegensatz mit dem herrlichen waadländischen Gestade [5]). Die Abdachung des Landes ist gegen Norden. Aus diesem Grunde fließen seine Gewässer alle in den Genfersee. Dieß gilt nicht nur von den Gränzströmen der Hermance und der Morge, sondern auch von dem Foron, dem Beveron und der schon beträchtlichen Drance. Das Chablais hat auch eine sehr besuchte Heilquelle, zu Amphion, deren Wasser in 36 Unzen ½ Gran Eisen, ½ Gran Selenit und 6 Gran Kalkerde enthält. Sie liegt nur ¼ Stunde von der kleinen Stadt Evian am Genfersee entfernt, 1¼ Stunden von den elenden Dörfchen Meillerie, das durch die besonders gut zugerichteten Fische sich Ruf erworben hat, und etwa 3 Stunden von der Stadt Thonon, die, obgleich der Hauptort von Chablais, nur 3079 Einwohner [6]) zählt. Berühmt ist die entzückende Aussicht, die man hier über die größte, 3½ Stunde betragende, Breite des Genfersees genießt. In der Nähe besucht man Marelaz mit einem eisenhaltigen Wasser, welches in 36 Unzen 1½ Gran Eisen, 1¼ Gran Selenit und 7¼ Gran Kalkerde enthält, und das seit 1793 in Privathände gerathene Schloß und Kloster Ripaglia. Nach Ripaglia oder Ripaille zog sich bekantlich im J. 1434 der erste Herzog von Savoien, Amadeus VIII. der Friedfertige, als Papst Felix V. (s. B. III. S. 291.) zurück. Die daraus entstandenen sprichwörtlichen Redensarten „andare a Ripaglia" und „faire Ripaille" deuten indessen auf nichts weniger als auf die Entbehrungen eines Einsiedlerlebens!

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHABLIS, Stadt in dem Bezirk Auxerre des franz. Dep. Yonne (47° 47′ Br. und 21° 20′ L.), am Seray

---

†) Vgl. Biogr. univ. T. VII. B. d. Contemp. T. IV.

*) Vgl. Biogr. d. Contemp. T. IV. Ersch gel. Frkr.

1) S. die diesfalsigen Urkunden in Usteri Handbuch des schweizerischen Staatsrechts. Zweite Auflage (Aarau 1821). S. 33. 41. 46. 48. 54. 58. 59. 2) Vgl. Usteri a. a. O. S. 63. und „Partie de Savoie déclarée neutre par le Congrès de Vienne" eine von Scheurmann gestochene Karte in *J. Picot* Essai statistique sur le Canton de Genève. Zürich 1817. 3) Vgl. die Beschreibung dieser Straße in (*Osterwald's*) Voyage pittoresque de Genève à Milan par le Simplon. Paris et Neuchâtel 1811. in Fol. m. K. K. und Lettres sur la route de Genève à Milan, par le Simplon, écrites en 1809. Paris et Genève 1810. 12.

4) Vgl. auch *Coxe* Lettres sur — la Suisse trad. par *Ramond.* Paris MDCCLXXXII. II. p. 149. 5) „Ouvrez donc ce livre (die Nouvelle Héloïse) relisez cette même lettre, arrêtez-vous à ce passage où Saint-Preux met sous vos yeux ce nombre étonnant de villes et de villages semés sur le Pays de Vaud, la fertilité de ses campagnes, la richesse de sa culture, et ensuite vous en offre le contraste dans les roches arides du Chablais, dont les intervalles ne présentent que quelques villes isolées, jettées ça et là au bord de l'eau...... Vous verrez d'un coup d'oeil, et sous le même point de vue, l'influence de l'autorité absolue, et celle d'une liberté qui agit à l'abri d'un gouvernement juste et modéré." Coxe a. a. O. S. 150. 6) S. *Adriano Balbi* Compendio di Geografia universale. Venez. 1819. p. 124.

zwischen Hügeln, die mit Reben bekränzt sind, sie ist ummauert, hat 4 Kirchen, 1 außerhalb den Mauern, 495 Häus. und 2287 Einw., die außer ihren bürgerlichen Gewerben sich fast allein mit dem Weinbau beschäftigen; der Wein ist weiß und behauptet unter allem Niederburgunder den ersten Rang. Hier fiel 841 eine blutige Schlacht zwischen Kaiser Lothar und seinen königl. Brüdern vor. (*Hassel.*)

CHABORAS (hebr. Khebar, b. Strabo Aborras, b. Amm. Marc. Aboras, bei Plinius schon Chabura, jetzt Khabur), Fluß in Mesopotamien, der nach Abulfeda aus mehr als 300 Quellen bei der Stadt Resain (Risain, Rees-ül-Ain, d. i. Haupt der Quelle), wo der Kaiser Gordian die Perser schlug, entsteht, in blühenden Ufern hin läuft, und bei Karkesie (Karchemisch, Circesium) in den Euphrat fällt. In dem letzten Theile seines Laufes trent er das südliche Mesopotamien (die Wüste) von dem nördlichen, und nur bis hieher reichte die Provinz der Römer. (*H.*)

CHABOT (Franç.). Dieser in der Geschichte der französischen Revolution übelberüchtigte Volksrepräsentant, geb. 1759 zu St. Geniez in Rovergue, wurde durch die Mönche zu Rhodez, deren Schüler er wurde, sehr frühzeitig zu dem Entschlusse gebracht, Kapuziner zu werden. Um nun, als Gewissensrath, mit den Schriften sich bekant zu machen, die irre leiten konten, las er diese selbst, und dadurch erhielt sein Geist eine ganz andere Richtung. Er wurde ein liederlicher Mensch; doch blieb er, nach Aufhebung der Klöster, noch Geistlicher. Der neue Bischof von Blois wählte ihn zu seinem Generalvicar und empfahl ihn den Wählern des Depart. Loir und Cher so, daß diese ihn zum Deputirten der Nationalversamlung ernanten. Hier sprach er eben und heftig als kühn gegen den König, gegen die Minister und alle mit ihm nicht gleichdenkende Kollegen, und 1792 trug er am meisten zur Zerstörung der Reste des Throns bei. Kaum einer Denunciation der Minister wegen seiner Reden über den östreichischen Ausschuß entgangen, ließ er sich von sechs Vertrauten leicht verwunden, um sich öffentlich über Anfälle königlicher Meuchelmörder zu beschweren; man sagt sogar, er habe ein paar Kollegen bewegen wollen, ihn zu tödten, und seinen blutigen Leichnam in die Vorstadt S. Antoine zu bringen, um einen Volksaufstand gegen den Hof zu erregen. In den Kirchen dieser Vorstadt predigte er am 20. Jun. und in der Nacht vom 9 — 10. Aug. 1792 Aufruhr in den heftigsten Ausdrücken; doch entriß er am 10. Aug. einige unglückliche Priester, insonderheit den Taubstummenlehrer Sicard, dem Tode. Nach diesen Ereignissen denuncirte er der noch wüthenden Menge die Mehrheit seiner Kollegen, als schuldig an denselben durch ihre hartnäckige Vertheidigung Lafayette's, den er in die Acht erklärt wissen wollte. Als Mitglied des Convents von demselben Departemente fuhr er fort, sein System gegen den König zu verfolgen; wiewol er indessen bei allen Krisen unter den Ersten sich zeigte, wurde er doch oft von andern gewandtern und mächtigern Deputirten verdunkelt und oft wegen seines Mönchthums geneckt, das er noch in seinem Äußern zeigte. Zusammenhängend damit war sein Plan, die sogen. Muscadins zu verjagen und ihr Eigenthum an die Sansculotten zu vertheilen; auch brachte er die Benennung der Montagnards für die Mitglieder seiner immer auf den höchsten Bänken sitzenden Partei auf. Auf seinen Vorschlag erhielt die pariser Hauptkirche den Namen des Tempels der Vernunft. Seine Verheirathung mit einer jungen Östreicherin (aus Brünn), deren Brüder sich in der Unordnung zu bereichern suchten, machte ihn Vielen von seiner Partei verdächtig. Vergebens beschwor er den Sturm durch Deklamationen über den Mangel von Opposition im Convente und durch Berufung auf die Unverletzbarkeit der Volksrepräsentanten, die er früher für Andere nicht gelten lassen wollte. Er wurde im Luxemburg gefangen gehalten. Man beschuldigte ihn: er hätte sich mit seinen Schwägern und einigen Deputirten an den Effecten der ehemaligen indischen Comp. durch Verfälschung eines darüber gegebenen Gesetzes bereichern wollen. Vergebens berief er sich bei Robespierre auf seine Anhänglichkeit an ihn, und die ihm geleisteten Dienste. Er nahm Gift; die Schmerzen aber, die es ihm verursachte, bewogen ihn, Gegengift zu nehmen; er wurde jedoch drei Tage später, auf dem Schaffot hingerichtet. Seine Schwäger hatten dasselbe Schicksal *). (*H.*)

CHABRAEA, Cand., eine Pflanzen-Gattung, nach Domin. Chabräus (s. folg. Art.), genant. Sie gehört in die Abtheilung der 19ten Linné'schen Klasse, welche Candolle Labiatifloren und ich Perdicieen nenne. Char. Vielblättriger, gemeinschaftlicher Kelch. Kahler Fruchtboden. Größere weibliche Strahlblümchen, alle zweilippig. Gefiederte Samenkrone. Perdicium purpureum *Vahl.* aus Magellanien und P. tomentosum *Thunb.* aus Japan gehören dazu. Syst. veg. III. 506. (*Sprengel.*)

CHABRAEUS, Chabrée, auch Chabrey (Dominicus), Arzt und Stadtphysikus zu Iverdon in der Waadt, um die Mitte des 17ten Jahrh.: ursprünglich von Genf. Er ist bekant geworden durch die Besorgung der Ausgabe von *Johann Bauhin's* Historia plantarum (s. Bauhin). — Nachher lieferte er einen Auszug, welcher die Bilder mit kurzen Beschreibungen und auch einige, in dem Hauptwerke nicht enthaltene Pflanzen enthält, aber die dort eingeschlichenen Fehler nicht verbesserte, und überhaupt keine Beweise von gründlichen botanischen Kentnissen gibt, Stirpium Icones et Sciagraphia cum scriptorum circa eas consensu et dissensu. Genev. 1666. fol. u. ibid. 1668. — Eine andere Ausg. Genev. 1677. fol. soll nur einen veränderten Titel haben: Omnium Stirpium sciagraphia et Icones etc. Beide Ausgaben sind selten geworden. Mit Recht wird gewünscht, daß Ch. beständige Citate der Histor. Plantarum von Joh. Bauhin und des Pinax Theatri Botanici seines Bruders Caspar Bauhin in dem Auszuge angebracht hätte. — Von Chabräus hat eine Pflanzengattung den Namen erhalten (s. vorherg. Art.). — Außer diesen botanischen Arbeiten lieferte er eine franz. Übersetzung der Histoire de la Société Royale d'Angleterre, aus dem Engl. des Bischofs v. Rochester Thomas Sprat. Génève. 1669. 8. †). (*H. Escher.*)

---

*) Vgl. Biogr. univ. T. VII. u. d. Contemp. T. IV.

†) Vgl. Sprengel's Gesch. der Botanik. I. 364. — *Se-*

CHABRIAS. Ein attischer Feldherr, dem seine Feinde selbst das Lob gaben, daß er zu den vorzüglichsten Feldherrn Griechenlands gehöre [1]). Seine Wirksamkeit fällt in die Zeit, wo Athen nach dem unglücklichen peloponnesischen Kriege fast aller Kraft beraubt war, und die Spartaner mit größerer Strenge, als sie je zuvor gethan hatten, die Herren in Griechenland spielten. Wenn sein Name zuerst Ol. 88, 2. (427) von Diodorus Siculus unter den Feldherrn genant wird [2]), welche den Versuch machen sollten, Sicilien für Athen wieder zu erobern: so ist dieses ein Irrthum Diodor's, indem Thucydides [3]) statt des Laches und Chabrias den Laches und Charbades nent, oder ein Fehler der Abschreiber [4]), der auch daraus hervorgeht, daß Chabr. dann über 60 Jahre als Feldherr agirt haben müßte [5]). Er tritt vielmehr zuerst auf, als Agesilaos den Kalydoniern gegen die Akarnanier und Ätolier beigestanden hatte, und über den Isthmus von Korinth sich wieder zurück ziehen mußte, weil eine attische Flotte die Überfahrt über den Meerbusen von Korinth verhinderte (Ol. 96, 4. n. Chr. 192). Iphikrates hatte vergebens versucht, Korinth zu erobern, um Athen wieder die Hegemonie zu verschaffen, und Chabrias wurde nun statt seiner zum Strategen erwählt [6]). Die mangelhaften Unternehmungen des früheren Strategen hatten bewirkt, daß die Akarnanier und Ätolier, vorher Freunde Athens, sich nun aus Furcht vor Agesilaos den Spartanern anschlossen, oder wenigstens stille saßen. Dazu kam das Unglück, daß ein atheniensches Geschwader, welches Ol. 97, 1. (392) dem Evagoras, König von Cypern gegen Persien zu Hilfe geschickt wurde [7]), den Spartanern bei Rhodus in die Hände fiel. Dieses war ein bedeutender Verlust, da Cypern für den Handel Athens von großer Wichtigkeit war, und Athen mit Lebensmitteln versorgte, wenn der Paß bei Byzanz den Athenern verschlossen war, so daß kein Korn vom Pontos her eingeführt werden konte. Hiedurch gereizt, schickten die Athener den Thrasibul mit 40 Triremen gegen Rhodus; allein hier konte Thrasibul nichts ausrichten, und obgleich er statt dessen Byzanz wieder republikanisirte und den Zoll am Bosporus wieder herstellte [8]), auch die asiatischen und thracischen Länder wieder eroberte: so gingen doch die errungenen Vortheile größten Theils wieder verloren, als Thrasibul bei Aspendus von den wegen seiner Erpressungen aufgebrachten Einwohnern der Stadt im Lager überfallen und selbst ermordet wurde [9]). Auch Konon, der große Feldherr, der die Mauern Athens mit persischem Gelde wieder aufgebaut hatte, als Thrasibul die Stadt befreit hatte, starb um diese Zeit wahrscheinlich in Cypern [10]). So waren die größesten Feldherrn Athens dahin und nur Iphikrates gelang es, noch bei Abydos eine kleine Abtheilung des lakonischen Heeres aufzuteiben [11]).

Athen selbst war aber durch die Unternehmungen in der Ferne so sehr gesunken, daß es sogar gegen Ägina, welches mit Sparta im Bunde war, einen ungleichen Kaperkrieg führen mußte [12]), obgleich 30 Triremen die Küsten von Attika, die täglichen Plünderungen ausgesetzt waren, und die Einfuhr von Lebensmitteln zu schützen suchten. — Die Lacedämonier hatten hier den Epistoleus ihres Navarchen, Hierax mit einem kleinen Geschwader zur Unterstützung hergeschickt [13]), und diesem gelang es, Athen fast gänzlich abzuschneiden. In dieser Noth rettete Chabrias Athen, dem man nun auch die Flotte anvertraute und den Auftrag gab, Ägina zu züchtigen und den Evagoras auf Cypern zur völligen Bezwingung der Insel zu unterstützen (Ol. 97, 3. n. Chr. 390). Chabrias lief mit einer Flotte und einer beträchtlichen Anzahl von Truppen aus, stieg in Ägina ans Land, schlug und tödtete den Gorgopas, wahrscheinlich einen Böotier von Geburt [14]). Polyän führt die Kriegslist an, welche Chabrias anwendete, um die Ägineten aus der Stadt zu locken. Er setzte nämlich einen kleinen Theil seiner Mannschaft aus, und segelte dann an der Insel vorbei; als aber die Ägineten diese aufreiben wollten, und deßhalb die Stadt verließen: so kehrte er zurück, und griff die in die Stadt fliehenden Ägineten an [15]). So verschaffte er Athen eine Zeit lang Ruhe. Dann segelte er nach Cyprus dem Evagoras zu Hilfe [16]). Diese Insel wurde gänzlich von ihm erobert [17]) und nach Demosthenes wurden hier viele Tropäen errichtet [18]). Dieser Krieg zu Gunsten des Evagoras II. gegen die Perser, welche im antaleidischen Frieden die Oberhoheit über Cypern wieder erhalten hatten, scheint wenigstens bis Ol. 98, 2. (n. Chr. 487.) gedauert zu haben, da Eusebius unter diesem Jahre den Ev. erst König von Cypern nent. Eigentlich war er nur König von Salamis, wo seine Vorfahren seit langer Zeit geherrscht hatten; allein den Athenern mußte, aus oben angegebenen Gründen daran liegen, ihm den Besitz der ganzen Insel zu verschaffen.

Nach diesem sagt Demosthenes (errichtete er Tropäen) in Ägypten [19]), ohne die Zeit hinzu zu fügen, in welcher dieser Zug nach Ägypten folgt. Eusebius setzt zwei Jahre später den Anfang der Regirung des Nektanebos (Ol. 98, 4. n. Chr. 385.) Cornelius Nepos nent ebenfalls den „Nectanabis" zuerst als denjenigen König, dem Chabrias aus freien Stücken beistand [20]) und als König

---

nebier Histor. litt. de Génève. II. 223. *Halleri* Bibl. Botan. Journal Helvét. 1742. *Moreri* Suppl. — *Mangeti* Biblioth. Scriptorum medicorum. — Leu Lex. — Biogr. Univ.

1) So sagte Agesilaus von ihm *ἀριστός γε στρατηγὸς Χαβρίας. Polyaen.* Stratagem. III, XI, 15. Über sein Leben herrscht eine große Dunkelheit in Hinsicht der Chronologie, weßhalb wir Alles aus den Quellen herleiten wollen. 2) *Diodor. Sic.* XII, 54. 3) *Thucyd.* III, 86. 4) *Wessel.* Nott. ad *Diod. Sic.* XII, 54. 5) Er starb erst als Feldherr Ol. 105, (358. n. Chr.). *Diod. Sic.* XVI, 7. 6) *Xenoph.* Hell. IV, 6, 14. *Diod. Sic.* XIV, 92. 7) *Xenoph.* Hell. IV, 8, 24. 8) *Xenophon* Hell. IV, 8, 27. 9) *Xenoph.* Hell. IV, 8. *Diod.* XIV, 100.

10) Den Beweis s. m. b. Mitford's griech. Gesch. VI, 203. 11) *Xen.* Hell. IV, 8, 37. 12) *Xen.* Hell. V, 1, 1. 13) *Xen.* Hell. V, 1, 5. 14) *Xen.* Hell. V, 1. 10—13. Hierdurch erklärt sich *Demosth.* Orat. Lept. p. 62. u. d. Scholiast dazu. Wolf ändert hier ohne Grund den Text. *Στρατηγὸς ἦν Λακεδαιμονίων ὃν ἔκτεινε Χαβρίας ἐν Αἰγίνῃ.* Anders Xenophon. 15) *Polyaen.* Strat. III, XI, 12. 16) *Xen.* Hell. V, 10. 17) *Corn. Nep.* Chabrias Cap. 2. *Lysias* orat. pro Aristophboni, cap. 6. *Isocrat.* Panegyr. c. 39. 18) *Dem.* orat. Lept. p. 73. ed. *Wolf.* 19) *Demosth.* Orat. Lept. p. 73. ed. *Wolf.* 20) *Corn. Nep.* Chabrias 2. Chabrias quum Dux Atheniensium esset multa bella — administravit, in Aegypto sua sponte gessit. Nam Nectanabin adjutum pro-

festsetzte. Offenbar herrscht hier eine Verwirrung in der Chronologie bei dem letztern, wenn dieser den Nectanabis vor der Eroberung Cyperns erwähnt. Wahrscheinlich fällt in die nächste Folgezeit, indem wir erst wieder Ol. 100, 2. (n. Chr. 397.) den Chabrias in Europa auftreten sehen, auch der Beistand, welchen er dem Acorus, einem Freunde des Evagoras leistete, den Diodorus Siculus [21]) erst Ol. 100, 4. (n. Chr. 377.) ansetzt, indem Chabrias damals in Europa war. Diesem, der sich auch zum Könige Ägyptens aufwarf, diente er als Anführer der griechischen Miethstruppen, allein die Athener riefen ihn zurück, um die Perser nicht zu beleidigen, und schickten den Iphikrates sogar den Persern gegen die aufrührerischen Ägypter zu Hilfe [22]).

Als während der Abwesenheit des Chabrias, die Spartaner in Griechenland wieder mehr die Oberhand erhalten hatten, Theben von ihnen eingenommen, aber durch Pelopidas auch wieder befreit war, und die Spartaner nun die Böotier gegen Theben, welche Stadt es mit Athen hielt, angreifen wollten [23]): so erschien Kleombrotus an der Spitze eines spartanischen Heeres bei den Pässen von Eleutherä, die nach Böotien hinein führen (Ol. 100, 2. n. Chr. 379.); allein der vorsichtige Chabrias, der dieses voraus gesehen hatte, stand schon auf den Gebirgen und Kleombrotus mußte unverrichteter Sache wieder zurück [24]), und einen andern beschwerlichern Weg nach Böotien suchen. Er unternahm indeß nichts gegen Theben und ging, wahrscheinlich mit aus Furcht vor dem Chabrias, bald zurück in den Peloponnes. Athen hielt nun fortwährend die Pässe besetzt. Als die Peloponnesier (Ol. 100, 4. n. Chr. 377.) ihre Übermacht zur See benutzen wollten, um Truppen zu Wasser nach Böotien überzusetzen, und Athen auszuhungern: so wurden 60 Triremen abgeschickt, und bei Ägina, Cos und Andros unter den Befehlen des Pollis aufgestellt, die auch mehre Schiffe mit Lebensmitteln, welche nach Athen gebracht werden sollten, am Einlaufen hinderten [25]).— Die Athener hatten seit dem peloponnesischen Kriege noch keinen Seesieg errungen, und es fehlte also an geübten Truppen und Feldherrn; allein Chabrias mußte auch hier aushelfen. Chabrias lief mit der attischen Flotte aus, und siegte vollständig über den Pollis, so daß nun die athenische Proviantflotte einlaufen konte [26]). Dieser Sieg wurde bei Naxos erfochten, und war um so erwünschter, als er der erste war, der seit dem peloponnesischen Frieden errungen war [27]), und Chabrias vorsichtiger als Konon und die neun übrigen Feldherrn die Verunglückten nach gewonnener Schlacht sorgfältig rettete, und die Todten begrub. Polyän bemerkt, daß Chabrias den Schiffen eine besondere Einrichtung, um sie gegen die Gewalt der Wogen zu schützen, und ein doppeltes Steuer, um sie gegen Sturm und Strömungen zu sichern, gegeben habe [28]). Auch habe er zu der Schlacht den 16. Boedromion gewählt, weil nur einen Tag früher Themistokles den berühmten Seesieg bei Salamis erfocht [29]), und um die feindlichen Schiffe irre zu leiten, habe er den Trierarchen befohlen, sobald ihre Schiffe in Gefahr wären, die attischen Zeichen herunter zu lassen, woher es gekommen, daß die Spartaner dann ungewiß geworden wären, ob es feindliche Schiffe wären oder nicht [30]). Alles dieses charakterisirt den denkenden und vorsichtigen Feldherrn, und es ist natürlich, daß die Athener ihn vor Allen verehrten.

Agesilaos war unterdeß von den Lakedämoniern an die Spitze des Heeres gesetzt, weil man diesem mehr Vorsicht zutrauete als dem Kleombrotus [31]) und Chabrias, ohne eine Armee zu befehligen, welche in Hinsicht der Anzahl den Spartanern und ihren Verbündeten das Gleichgewicht halten konte, hatte auch hier gezeigt, was ein einsichtsvoller Feldherr selbst bei mäßigen Kräften, durch weise Benutzung des Terrains auszurichten im Stande sei. Als Agesilaus nämlich in Böotien gegen Theben mit 18,000 Mann eingefallen war und Alles verheerte, dann sich bei Thespiä gesetzt hatte, und mit 1500 Mann Reiterei vorzüglich die ganze böotische Ebene bedrohte: so schickten die Athener den Thebanern (Ol. 100, 4.) fünftausend Mann Fußvolk und 200 Reiter zu Hilfe. Natürlich konten diese im offenen Felde nichts gegen die Übermacht der Spartaner ausrichten; aber der kluge Chabrias, welcher als Anführer der attischen Miethsoldaten mitgeschickt war, ließ diese Truppen einen 20 Stadien von der Stadt entfernten langen Hügel besetzen, und benutzte diesen als eine Festung, in welcher er die Feinde erwartete. Agesilaos konte den Feind hier schon wegen der Nothwendigkeit, Lebensmittel für sein Lager aus der Umgegend herbeizuschaffen, nicht dulden, ohne zu versuchen, ob er ihn nicht vertreiben könne. Seine leichten Truppen, welche er voranschickte, wurden bald zurückgetrieben. Dann rückte er mit seinem ganzen Heere in Schlachtordnung an, allein Chabrias befahl seinen Truppen, den Feind mit Verachtung zu empfangen, und die Schilder an's Knie, mit gefällten Lanzen [32]) ihn, ohne sich von der Stelle zu bewegen, zu erwarten. Dieser Befehl wurde mit einem Male und so schnell ausgeführt, daß Agesilaos, der auch einen Faustkampf fürchtete, über die Kühnheit des Chabrias erstaunt, das Zeichen zum Rückzuge geben ließ [33]), und die Athener in der Ebene zu einer Schlacht heraus foderte, welche diese aber nicht annahmen. Aus einer Stelle des Polyän se-

---

fectus, regnum ei constituit. Fecit idem Cypri, sed publice ab Atheniensibus Evagorae adjutor datus. 21) *Diod. S.* XV, 29. 22) *Diod. Sic.* XV, 29. Hier ist bei Cornelius Nepos wieder ein Anachronismus; denn nicht jezt, was sein interim ausdrückt, sondern erst Ol. 104, 3. diente Chabrias zugleich mit Agesilaos in Ägypten. *Corn. N.* Chabr. II. cf. *Diod. Sic.* XV, 92. 23) Hieher gehört wahrscheinlich auch der Zug des Chabrias gegen Böotien, wo er in Theben die alten Verhältnisse wieder herstellt, *Diod.* XV, 29. und dann die Eroberung eines Theiles von Euböa, Peparethos und Sciathos für Athen *Diod. Sic.* XV, 30. 24) *Xenoph.* Hellen. V, 4, 15. Nach Dodwell und Mitford, der ihm nachschreibt, soll es nicht heißen „über Eleutherä" sondern „über Erythrä." Allein dieses verräth keine Kentniß der Geographie dieser Gegend. Vgl. meine Charte von Böot. in meinem Atlas zur Hellas. 25) *Xenoph* Hell. V, 4, 61. 62. 63. 26) *Xenoph.* Hell. V, 4, 61. Er eroberte dabei 49 spartanische Triremen. *Demosth.* in Lept. p. 73. ed. *Wolf*

27) *Diod. Sic.* XV, 34. 28) *Polyaen.* Stratag. III, XI, 13. 14. 29) *Polyaen.* ib. XI, 2. 30) *Pol.* l. c. XI, 11. 31) *Xen.* Hell. V. 4, 35. 32) *Diod. Sic.* XV, 32. 33) *Corn. Nep.* Chabr. 1. Fugatis jam ab eo conductitiis catervis reliquam phalangem loco vetuit cedere obnixoque genu

hen wir, daß die Athener hier auf dem Hügel mit den Thebanern unter Gorgidas vereint standen, und daß die Erstürmung des Hügels deßhalb für die Lakedämonier so schwer gewesen sei, weil die leichten Truppen, die nur dazu gebraucht werden konten und die Peltasten bei ihnen ungewöhnlich [34]) waren. Dieses ist die in ganz Griechenland berühmte Stellung des Chabrias, in welcher ihm auch eine Statue in der Agora von den Athenern zu setzen beschlossen wurde [35]). Daher wurden später auch andere Athleten und Mimen in der Stellung gebildet, in welcher sie den Sieg errungen hatten [36]). Über die Stellung des Chabrias sind verschiedene Meinungen aufgestellt. Lessing [37]) meint, daß die Statue des borghesischen Fechters eine Nachbildung sei. Schlegel, Harles und Heinrich sind andrer Meinung. Nach unserm Dafürhalten ist hier von Knienden die Rede, welche durch Ansetzung des Schildes an das Knie, den Körper bedekken, und durch die gefällten Lanzen die Feinde abwehren. Solche kniende Krieger finden sich auch unter den äginetischen Statuen. Merkwürdig ist, daß Xenophon von dieser ganzen Sache nichts sagt, als daß Agesilaos sich nach der Belagerung von Theben auf Thespiä gezogen hätte „da es Zeit war" (den Feldzug zu beendigen). Die leichtbeschildeten thebanischen Miethtruppen hätten ihn verfolgt und den Chabrias aufgefodert, dasselbe zu thun, dieser wäre ihnen indeß nicht gefolgt, und die olynthischen Reiter hätten deßhalb die Nachsetzenden von Neuem angegriffen, auf die Anhöhe hinauf verfolgt, und eine Menge getödtet, da die Infanterie an einer gut hinan zu reitenden Höhe leicht einzuholen gewesen sei. In Thespiä hätte er dann die Ruhe unter den Parteien wieder hergestellt, und sei dann auf der megarischen Straße wieder abgezogen, um die Bundesgenossen zu entlassen und mit der Statsarmee nach Lakonien zu marschiren [38]). Die Sache bleibt indeß ungefähr dieselbe und zeigt von der Vorsicht des Chabrias. Nur scheint das daraus zu erhellen, daß Chabrias Stellung allein nicht den Abzug des Agesilaos veranlaßt habe. Die Thebaner, durch Chabrias Hilfe von der Gefahr befreit, bewunderten nach Diod. Siculus das Stratagem dieses Feldherrn, und er selbst scheint dasselbe auch für seine glänzendste That gehalten zu haben, eben deßhalb, weil er selbst die ihm decretirten Statuen danach bilden ließ [39]). Diesem Rückzuge des Agesilaos ist es vielleicht zuzuschreiben, daß die Siege bei Leuktra und Mantinea erfochten werden konten, denn nun waren die Thebaner ermuthigt, und statt des vorsichtigen Agesilaos trat Kleombrotus wieder auf, der auch bei Leuktra das Schlachtfeld mit seinem Blute benetzte.

Als so der Feind zu Lande und zu Wasser durch Chabrias kluge Entwürfe und Tapferkeit vertrieben war, und Athen wieder freien Handel und Zufuhr hatte: so konten die Athener ihre Entwürfe schon wieder weiter ausdehnen. In der hundert und ersten Olympiade im ersten Jahre (376. n. Chr.), ein Jahr nach der gewonnenen ersten Seeschlacht, suchten sie daher ihren Einfluß in Thracien wieder zu gewinnen. Hier war damals das Volk der Triballer durch Mangel an Getreide gezwungen 30,000 Mann stark über seine Gränzen zu rücken, um sich Nahrungsmittel zu verschaffen. Diese griffen auch das fruchtbare Gebiet der griechischen, ehemals attischen Kolonie Abdera an, und gingen mit Beute beladen in Unordnung wieder zurück. Als aber die Abderiten von diesen Plünderern mehr als 2000 getödtet hatten, so griffen diese wieder zu den Waffen, und schlugen die Abderiten. Schon waren letztere in Gefahr, in Abdera belagert zu werden, als Chabrias mit einem attischen Heere erschien und die Triballer aus dem Lande der Abderiten trieb. Nun, erzählt Diodor [40]), sei Chabrias, durch Hinterlist getödtet worden; daß dem aber nicht so sei, ersehen wir aus Diodor selbst, der den Tod des Chabrias mit Andern in Übereinstimmung erst beim Jahre Ol. 105, 3. ausführlich beschreibt [41]). Während der Zeit eroberte die Flotte der Athener unter Timotheus Cephallenia, Leukas und Korcyra und beredeten die Akarnanier und Molosser zur Verbindung mit Athen, nachdem der zweite Seesieg über die Lakedämonier bei Leukas erfochten war [42]).

Die Kriegführenden, von beiden Seiten erschöpft, nahmen nun die Dazwischenkunft des Artaxerxes an, welcher den Frieden vermittelte (Ol. 101, 2. n. Chr. 375.) weil er griechische Hilfstruppen zu einem Kriege gegen Ägypten wünschte. In diesem Frieden war bestimt, daß alle griechischen Städte frei und ohne Besatzungen (der Spartaner) seyn sollten. Nur die Thebaner wollten sich diese Bedingungen nicht gefallen lassen, und verlangten, daß ganz Böotien ihnen tributär verbleiben solle. Epaminondas stand an der Spitze der Thebaner, die nun von dem gemeinschaftlichen Bunde ausgeschlossen wurden, und daher komt es, daß wir jetzt den Chabrias auch gegen Theben und noch dazu in Verbindung mit Sparta auftreten sehen [43]). Iphikrates stand mit einer Armee von 20,000 Mann Miethtruppen aus Griechenland den Persern gegen Ägypten bei [44]). Daher gewannen die Thebaner unter Pelopidas, Gorgias und Epaminondas freieres Spiel in Griechenland. Das Emporstreben dieser Männer war um so weniger zu unterdrücken, je gehässiger sich Sparta's Gebieter gemacht hatten. In der Schlacht bei Leuktra (Ol. 102, 2.) hatte Epaminondas zuerst die unbesiegbare Phalanx angewendet und Kleombrotus mit seinen tapfern Spartanern mußten diesem neuen Strategem unterliegen. Damals stürmte er durch den Peloponnes, um den Feind in seiner Hauptstadt aufzusuchen. Dieses gelang nicht, da Agesilaus die Stadt tapfer vertheidigte. Jetzt wollte Epaminondas den Versuch Sparta und den Peloponnes zu erobern, erneuern. Diesem entgegen wurde nun auch Chabrias von Athen ausgeschickt, da die Athener jetzt mit Sparta im Bunde waren. Chabrias ergriff auch hier die zweckmäßigsten Vertheidigungsmaßregeln (Ol. 102, 4. n. Chr. 369.). Dieser sammelte am Isthmus von Korinth ein Heer von 10,000 Athenern, Pellendern und Megarensern, und ver-

scuto projecta hasta impetum excipere hostium docuit. Id novum Agesilaus contuens, progredi non est ausus, suosque jam incurrentes tuba revocavit. 34) *Polyaen.* Strat. II, 1, 12. 35) *Corn. Nep.* Chabr. 11, 36) *Corn. Nep.* l. c. 37) Laokoon. S. 286. 38) *Xen.* Hell. V, 4, 51—55. 39) *Diod. Sic.* XV, 33. spricht von mehren ihm errichteten Statuen.

40) *Diod. Sic.* XV, 36. 41) *Diod. Sic.* XVI, 7. 42) *Diod. Sic.* XV, 36. 43) *Diod. Sic.* XV, 38. 44) *Diod. Sic.* XV, 41.

band sich dann mit den Lakedämoniern und andern Bundesgenossen, so daß zusammen 20,000 Mann beisammen waren. Nun befestigte er schnell den Isthmus, indem er von Kenchreä bis Lechäum in kurzer Zeit einen tiefen Graben ziehen und einen Wall dabei aufwerfen ließ [45]. Dennoch drang Epaminondas gerade da durch, wo die Lakedämonier den Wall vertheidigten [46], und eroberte Sikyon, Phlius und die Umgegend. Korinth vertheidigte aber Chabrias selbst, und so gelang ihm die Einnahme dieser Stadt nicht [47]. Auch hier wählte er gegen die Übermacht, wieder eine höhere Stellung, wodurch er seinen Ruhm bedeutend vermehrte. Die Erhaltung Korinths war vorzüglich deßhalb wichtig, weil hier nur die Hilfstruppen der Lakedämonier aus Sicilien, Gallien und Spanien ausgeschifft werden konten [48]. Dieses rettete die Spartaner abermals, obgleich Messene und Megalopolis nun vom Epaminondas wieder aufgebaut wurden. Pelopidas fiel bald darauf als Sieger in Thessalien (Ol. 104, 1.), Epaminondas nach einem neuen Einfalle in dem Peloponnes bei Mantinea (Ol. 104, 2.) um dieselbe Zeit. Auch in dieser Schlacht fochten die Athener mit [49], verbündet mit den Spartanern, ob aber auch Chabrias mit dabei gewesen sei, läßt sich nicht ausmachen.

Nach der Schlacht bei Mantinea waren alle griechische Staten wieder erschöpft. Jedoch wendete sich nun der allgemeine Haß wieder gegen die Perser, welche Urheber aller der Bürgerkriege in Griechenland gewesen waren. Tachos [50] oder Taos [51] oder wie Polyän den König Ägyptens nent, Tamos [52] suchte nun in Griechenland Hilfstruppen gegen die Perser. Auch die Lakedämonier schlossen sich diesem an, weil Artaxerxes die Messenier beschützte [53]. Agesilaus ging selbst nach Ägypten mit 1000 Hopliten und wurde von Tachos als Anführer der Miethtruppen angestellt. Chabrias, der gegen den Agesilaus nicht zurückstehen wollte [54], ging, eingeladen von dem Könige, gleichfalls freiwillig hin, und wurde über die Flotte gesetzt, ohne von Athen dazu beauftragt zu seyn [55]. Hier leistete er nach Polyän dem Könige durch kluge Rathschläge die wichtigsten Dienste, indem er ihm theils Mittel angab, Geld zur Führung des Krieges zu erhalten [56], theils zur schnellern Bemannung der Flotte behilflich war [57]. Dieser Krieg nahm nachher dadurch eine unglückliche Wendung, daß Tachos die Rathschläge des Agesilaos nicht befolgte und bis Phönicien vordrang [58]. Denn der in Ägypten zurückgebliebene Strateg empörte sich, und beredete den Sohn des Tachos, Nektanebus, sich selbst des Thrones zu bemächtigen [59]. Mit diesem verband sich auch Agesilaos [60] und Tachos konte sich nicht anders retten, als dadurch, daß er sich dem Artaxerxes selbst in die Arme warf, und sich zum Anführer der gegen Ägypten bestimten Truppen ernennen ließ. Nach dem Tode des Artaxerxes, und als Ochus zur Regirung gekommen war, verband sich Agesilaos wieder mit dem Könige gegen den Nektanebos, und half ihm, die Herrschaft wieder zu erobern. Auf der Rückreise starb Agesilaos in demselben Jahre (Ol. 104, 3.). Chabrias kehrte wahrscheinlich zu derselben Zeit nach Griechenland zurück. Er hatte nun schon 31 Jahre lang an der Spitze von Armeen und Flotten immer mit gleichem Glücke gestanden, und mußte also ein Sechsziger seyn. Noch ein Mal aber sollte er sein gewohntes Glück im sogenanten Bundesgenossen-Kriege versuchen (Ol. 105, 3. J. Chr. 358.). Er wurde mit Chares gegen Chios, Rhodos, Kos und Byzanz abgesendet, weil diese Städte von Athen abgefallen waren. Diese Feldherrn segelten zuerst nach Chios, und fanden dort schon die von Byzanz, Rhodos, Kos und von dem Könige Mausolus von Karien ihn zugeschickten Hilfstruppen. Bei der Belagerung der Stadt führte Chares die Landtruppen an, der alte Chabrias die Flotte. Bei einem Ausfalle der Chier segelte Chabrias in den Hafen und fing ein hitziges Seetreffen an. Hiebei aber wurde sein Schiff von dem Schiffsschnabel eines feindlichen Schiffes zerbrochen. Die übrigen Schiffe, als sie dieses sahen, flohen, und so wurde Chabrias „der einen ruhmvollen Tod einer schimpflichen Ergebung vorzog," im Kampfe verwundet und getödtet [61]. Mit ihm sank der letzte glückliche Feldherr des freien Athens. Sein rühmliches Andenken erneuerte Demosthenes bald darauf in einer Rede gegen den Leptines [62], und Pausanias fand sein Grab unter den Reihen der Heldengräber auf der Straße vom heiligen Thore nach der Akademie und zwar nahe bei denen des Perikles und des Thrasibul [63], zweier Männer, denen er im Leben wie im Tode würdig zur Seite stand. Athen ehrte den gefallenen Helden durch die Erlassung von Abgaben (ἀτέλεια), welche man ihm [64] und seinem entarteten Sohne [65] zugestand. Wenn Demosthenes sagt, daß er nie dem attischen Namen Schande gemacht habe [66]: so ist diese Behauptung, wie aus dem Obigen erhellt, sehr richtig; weniger die Übertreibung, daß er der einzige Feldherr sei, der keine Stadt, kein Kastell und keinen Bürger, der Kriegsdienste gethan, verloren habe [67]; allein es erhellt doch daraus, wie groß ein Mann seyn mußte, von dem man nach 35jährigen glücklichen Kriegsdiensten zu Wasser und zu Lande dieses öffentlich sagen konte. Unter den Thaten, welche Polyän von ihm verzeichnet, komt auch ein Einfall ins lakonische Gebiet vor [68]. Von diesem spricht kein anderer Schriftsteller. Ist dieser Einfall wirklich geschehen, so scheint er in die Zeit zu gehören, welche zunächst dem Frieden (Ol. 101, 2.) vorher ging, als Chabrias mit seiner siegreichen Ar-

45) *Diod. Sic.* XV, 68. 46) Pausanias gesteht gerade zu, daß Chabrias hier vom Epaminondas geschlagen sei. *Paus.* IX, 15, 2. 47) *Diod. Sic.* l. c. Cap. 69. 48) *Diod. Sic.* XV, 70. 49) *Diod. Sic.* XV, 85. 50) *Diod. Sic.* XV, 90. 51) *Aristot.* Oec. II. p. 507. 52) *Polyaen.* Strat. III, 11, 5. 53) *Diod. Sic.* XV, 90. 54) *Corn. Nep.* Chabr. III. 55) *Diod.* XV, 92. *Corn. Nep.* l. c. 56) *Polyaen.* Strat. III, 11, 5. 57) *Polyaen.* III, 11, 7. 58) *Diod. Sic.* XV, 92. 59) Nach Plutarch. Agesilaos S. 617. war er nicht der Sohn, sondern der Oheim. Die Schreibart ist auch *Νεκτάναβις* oder *Νεκτάβις* Apopht. Lac. 617. 60) *Polyaen.* Strat. II, 1, 22.

61) *Diod. Sic.* XVI, 7. *Corn. Nep.* Chabr. IV. sagt, er sei als privatus bei der Flotte gewesen. 62) *Demosth.* Orat. c. Lept. 73. ed. *Wolf.* 63) *Paus.* I, 29, 3. 64) *Demosthen.* Orat. c. Lept. 78. 65) *Demosth.* ib. p. 71. 66) *Demosth.* l. c. p. 73. 67) *Demosth.* l. c. p. 74. 68) *Polyaen.* Strat. III, 11, 6.

mee aus Thracien zurück gekehrt war. Vielleicht landete er mit seiner Flotte auf spartanischem Gebiete. — Um den Soldaten die Furcht vor ihren Feinden zu benehmen, prägte er ihnen beständig ein: sie sollten diejenigen, welche sie angreifen wollten, nicht als Feinde sondern „als Menschen, die Fleisch und Blut und dieselbe Natur, wie sie hätten," betrachten. — Dabei versäumte er keine Vorsicht und keine Kriegslist, wodurch er den Feind schrecken oder sicher machen konte[69]). Um die Feigen aus seinem Heere zu entfernen, ließ er vor jeder Schlacht durch einen Herold verkündigen, daß sich diejenigen, welche sich nicht wohl befänden, absondern und die Waffen weglegen sollten. Daher wären die Furchtsamen, die dann eine Krankheit vorgaben, bei den Schlachten nicht thätig, aber er entließ sie bald nachher [70]). Dieß sind die Hauptdata von den Lebensumständen eines Mannes, der besserer Zeiten würdig, sein Vaterland wieder zu einigem Glanze erhob, der bald nach ihm durch die Makedonier wieder erlosch. (*Kruse.*)

CHACHAM חָכָם. Unter diesem Ausdruck wird in hebräischer Sprache eigentlich ein weiser, und in gewisser Beziehung auch ein gelehrter, tugendhafter oder gottesfürchtiger Mann verstanden. Die Thalmudisten nanten sich daher חֲכָמִים, worunter alle oben angeführten Beziehungen dieses Wortes vereint begriffen seyn sollen; oder sie nanten sich Schüler der Weisen תַּלְמִידֵי חֲכָמִים. Die gegenwärtigen italienischen, portugisischen und levantischen Juden nennen ihre Volkslehrer oder Rabbinen חֲכָמִים, die teutschen und polnischen hingegen nennen sie רַבָּנִים *). (*Peter Beer.*)

CHACIM, Villa in der portug. Prov. Traz os Montes, Correiçao de Torre de Moncorvo, mit 162 Häus., Seidenbau und etwas Seidenweberei. (*Stein.*)

CHACON (Ciacconius), 1) Peter, ein spanischer Geistlicher, geb. zu Toledo 1525, gest. zu Rom 1581, der Varro seiner Zeit genant, und von Baronius, Gerhard Vossius, Victor Rossi, de Thou, Casaubon stets rühmend erwähnt, hatte sich bereits den Ruf großer Gelehrsamkeit erworben, als er auf den Rath seiner Freunde nach Rom ging, wo Gregor XIII. ihn mit mehren wichtigen gelehrten Arbeiten beschäftigte. In stiller Zurückgezogenheit lebte er ganz allein der alten Literatur, so fern von aller Ruhmsucht, daß er seine gemachten Bemerkungen gern Andern überließ. Er hat als Archäolog, für Chronologie, Numismatik und römische Alterthümer Treffliches geleistet. Seine Hauptwerke erschienen erst nach seinem Tode: De triclinio romano, sive de modo convivandi et conviviorum apparatu (Rom 1588 und 1590. 8. Bei der Ausg. zu Amst. 1689. 12. ist ein Anhang von Fulvio Orsini und die Abh. von Hieron. Mercurialis de accubitus in coena antiqua origine). Seine Opuscula mannichfaltigen archäologischen Inhalts erschienen zu Rom 1586. und 1608. 8. Grävius hat von ihm die Schrift über die trajanische Säule und die Calendarii veteris explanatio (Antw. 1568.) in seinen Thesaurus (Bd. 4. u. 8.) aufgenommen. — 2) Alfonso, geb. 1540 in Grenada, ist mit dem Vorigen, mit dem er nicht einmal verwandt war, zuweilen verwechselt worden, zumal da auch er über die trajanische Säule geschrieben hat. Seine übrigen Schriften sind kirchenhistorischen Inhalts, und die vorzüglichste derselben ist: Vitae et res gestae pontificum Romanorum et romanae ecclesiae cardinalium Rom. 1601. f. Am meisten schätzt man die Ausgabe von 1677. 4 Bde. f., gewöhnlich mit der Fortsetzung Guarnacci's verbunden (Rom 1751. 2 Bde. f.), welche bis auf Klemens XIII. geht. (*H.*)

CHACTAWS, Choctaws, ein Indianerstamm, welcher ursprünglich im O. des Missisippi zu Hause gehört, und gegenwärtig noch in den Staten Missisippi und Alabama ein beträchtliches Reservatgebiet bewohnt, das sich zwischen dem Missisippi und Tombighi ausdehnt, aus höchst fruchtbarem und stark bewaldetem Hochlande und mit üppigem Graswuchse bedeckten Wiesen besteht. Die Chactaws oder Choctaws, die ein besonders Idiom reden, und zu welchen die Castahanas in Missury gehören, stehen schon nicht mehr auf der untersten Stufe der Kultur: sie leben in einem gesellschaftlichen Verbande, stehen unter Satschems oder Häuptlingen, haben feste Wohnsitze und zwar 43 Ortschaften und Dörfer inne und treiben Ackerbau, Viehzucht und dabei auch ihre alter Beschäftigungen, Jagd und Fischerei. Der Missionar Meigs berechnet ihre Zahl auf 4041 Krieger und 12,123 Individuen, aber wahrscheinlich sind sie um Vieles stärker. Mit den Kolonisten leben sie in Frieden und Freundschaft; in dem Dorfe, das die Amerikaner Oldagency nennen, konzentrirt sich der Haupthandel mit dieser Nation, aber die vornehmste Mission heißt Elliott, und liegt am Yellow. (*Hassel.*)

Chadara Forsk., s. Grewia.

CHADIDSHA oder Chadiga خديجة. So heißt die erste Gemalin Mohammeds, mit welcher er alle seine rechtmäßigen aber meist früh verstorbenen Kinder, vier Söhne, Kasem, Tajab, Tahar, Abdallah, und vier Töchter zeugte, unter welchen Fatima, die Gattin Ali's, seine Erbin ward. Alle übrige 14 bis 15 Weiber Mohammeds, mit Ausnahmen einer Koptin, die ihm einen Sohn Namens Ibrahim gebar, waren unfruchtbar. Chadidsha gehört zu den ersten, von den Moslemen verehrten Personen, welche die neue Lehre annahmen; die er auch überzeugte, daß seine epileptischen Zuckungen die Folgen der Gegenwart des Engels Gabriel seien. Sie starb 65 Jahre alt, 3 Jahre vor Mohammeds Flucht nach Medina, mit der die arab. Zeitrechnung beginnt *). (*Rommel.*)

CHAGAING, Stadt in der Prov. Birma des birmanischen Reichs (Br. 21° 54′ L. 113° 34′), am westl. Ufer des Irawaddy, war einst der Sitz der Regirung, und ist noch jetzt ein volkreicher Handelsort, der besonders in Baumwolle Geschäfte macht, die von hier nach Schina geht. Ihr steinernes Fort verfällt. Die Berge der Umgegend sind mit alten und neuen Tempeln bedeckt. (*Hassel.*)

---

69) Ein Beispiel vom Letztern *Polyaen.* l. c. §. 3. 70) *Polyaen.* l. c. §. 9.

*) Vgl. Thalmud und Rabbi.

*) Vgl. *Abulfeda* Annal. Muslem. ed. *Adler.* Tom. I. p. 66. 192. 197.

CHAGARAMUS, Hafen auf der britisch-westindischen Insel Trinidad, 2 Meilen im W. von Spanishtown und am Eingange der nördlichen Mündungen des Golfs von Paria, geräumig und tief genug für die größten Kriegsschiffe. An demselben liegen bedeutende Schiffswerfte. (*Hassel.*)

CHAGNY, Marktfl. in dem Bezirk Chalons des franz. Dep. Saone Loire an der Dheune in einem reichen Thale, hat 1 Pfarrkirche, 377 Häus. und 2234 Einw., die Leinewand weben und einigen Handel besonders mit ihrem Weine treiben: es ist der bekante Montraché, einer der bessern weißen Burgunder, der hier gekeltert wird. Ort und Umgegend machten im Mittelalter eine Baronie der Bourgogne aus. (*Hassel.*)

CHAGRA, Fluß, der das nördliche und südliche, bisher span. Amerika trent, und unweit Porto bello in das Mar del Nort fällt. Er ist bei Cruces 127 Fuß breit und schiffbar, und hat 210 — 240 Fuß Gefälle. An seiner Mündung besaßen die Spanier das Kastell S. Laurentii, das der englische Admiral Vernon 1740 mit Kapitulation einnahm und nachher in die Luft sprengte. (*Stein.*)

Chagrin, s. Fischhäute u. Leder.

CHAHANS, ein Hindustamm, der in der Dekanprov. Gundwana im N. der Goands im Gebirge zwischen Sohajepur und Singrowla wohnt. Er ist der wildeste und roheste unter allen Hindustämmen, und nicht so gutmüthig, wie die übrigen Hindus; sie bauen etwas Mais, Reis und andre indische Kornarten, nähren sich aber meistens von der Jagd und der Viehzucht; in ihren Wäldern sind der Königstiger, der Leopard, die Tigerkatze und der schwarze Bär einheimisch. Ihr Beherrscher nent sich Corair Raja, ist den Briten tributär und residirt in der Stadt Sonepur, die ein von Lehm aufgeführtes Fort hat. (*Hassel.*)

CHAIBAR. خيبر. Eine uralte, in der arabischen Geschichte berühmte Judenfestung, deren Lage in Hedschas sechs Stationen nordöstlich von Medina (57° der L. 28° der Br. nach D'Anville), dem Abulfeda sehr bekant war, und von der auch alle folgende Reisebeschreiber bis auf Seetzen sprechen*). Zur Zeit von Mohammeds ersten Feldzügen, als die Juden in Arabien noch sehr mächtig waren (im 7ten Jahre der Hedschra 628. nach Chr. G.), wurde diese Festung um so härter belagert, weil sich die Juden des ganzen Districts von Chaibar mit ihren Schätzen hieher geflüchtet hatten. Erst nach der Einnahme mehrer kleinen Festen der Nachbarschaft, ergab sich die verschworene Judenschaft, und wurde von nun an verurtheilt, die Hälfte des Ertrags ihrer Äcker und ihrer Früchte besonders der Datteln, woran diese Gegend sehr reich ist, zu zahlen. Die Tochter des Fürsten der Chaibarienser, Namens Safiah, heirathete den Propheten. Aber Zainab, die Tochter seines Wirthes, prüfte seine Göttlichkeit durch eine vergiftete Schöpsenkeule, deren Wirkungen sich drei Jahre hindurch bis an seinen Tod zeigten. Unter den hier wohnenden Judenstämmen haben die Anzah, Anässe (s. B. IV.) noch jetzt hier ihren Besitz behauptet; nach Edrisi wohnten auch hier die Juden vom Stamme Notain und Koraidha قريظة von denen Abulfeda (Annal. Muslem. Tom. I. p. 50.) berichtet, daß sie ihren Ursprung vom Namen Aarons des Bruders Mosis ableiten. Daher die Vermuthung Niebuhrs nicht zu verwerfen ist, daß jene Koraidha die von den Talmudisten, so sehr gehaßten Judenketzer, Karaiten wären**). Nach einer Nachricht Seetzens, die er in Medina erfuhr, sind die Chaibarienser jetzt meistens Mohammedaner; daß man sie ihm als Neger angab, beruht wol auf einer äußern Ansicht. Niebuhr dagegen spricht noch von hier wohnenden unabhängigen Juden, welche unter dem Namen Beni Cheibar in Syrien als Räuber und Ketzer verschrien wären, und außer Verbindung mit den übrigen Juden leben, weil die Karawanen-Reisen für Juden, welche den Sabath liegen bleiben, nicht geeignet sind. Benjamin von Tudela fand hier noch 50,000 Juden. (*Rommel.*)

CHAIBONES auch Caviones, ein unbekantes germanisches Volk, das man im 3ten Jahrh. mit den Herulern in Gallien findet. Mamert. Paneg. 5. Genethl. 7. (*Ricklefs.*)

Chaikia Lopeya, s. Ramondia Rich.

CHAILLAND, Marktfl. in dem Bezirk Laval des franz. Dep. Mayenne nahe am Ernée und in waldigen Umgebungen, hat 300 Häus. und 2093 Einw., die 2 Hochofen und 3 Eisenhammer unterhalten. (*Hassel.*)

CHAILLÉ LES MARAIS, Marktfl. im Bezirk Fontenay des franz. Dep. Fontenay, liegt in Morästen, hat 345 Häuser, 1720 Einwohner und treibt Leinweberei. (*Hassel.*)

CHAILLETIA Cand., eine Pflanzen-Gattung aus der 2ten Ordnung der 5ten Klasse, die eine eigene natürliche Gruppe bildet. Char. Fünftheiliger Kelch. Statt der Corolle fünf mit den Staubfäden abwechselnde Schuppen. Zweifächerige Steinfrucht. Im syst. veg. I. 531. sind 4 Arten aufgestellt, zu denen auch Leucosia und Dichapetalum Aub. du Petit-Thouars gehören. (*Sprengel.*)

CHAILLEVETTE, Marktfl. im Bezirk Marennes des franz. Dep. Niedercharente nahe an Seudre, hat 2675 Einw. (*Hassel.*)

Chaillot, s. Paris.

CHAIS, Charles (die Biogr. univ. nent ihn unrichtig Pierre), Prediger an der französischen Kirche im Haag, geb. 1701 oder 1702 zu Genf, wo er auch seine

---

*) Vgl. überh. *Abulf.* Arab. desc. ed. *Rommel* p. 75. und *Abulf.* Annales Musl. T. I. p. 129, so wie Niebuhr Arabien S. 25. 378., ferner Seetzen in Zachs monatl. Corresp. 1813. 28. Band. S. 243. Es ist daher nicht einzusehen, warum in der neuesten zu Weimar gedruckten großen Erdbeschreibung. (IV. II. S. 428.) Chaibar aufs Ungewisse nach Nedsched verlegt wird. Auch sind dort mehre arabische Ortsnamen verstümmelt, deren Rechtschreibung man nicht in den neueren Reisebeschreibungen suchen muß.

**) Die Karaiten, die von den syrischen Juden so sehr verschrien werden, sind anderwärts besonders in der Krimm, wo sie eine besondere Colonie zu Dschufut-Kule unweit Baktschisaraj besitzen, ihrer Ehrlichkeit wegen berühmt. Vgl. allg. geogr. Ephem. 1813. Band XL. S. 108. u. s. w. nach Clarke.

Studien vollendete, 1718 Theses philologicas de Affectibus herausgab und 1724 ins Ministerium aufgenommen wurde. Reisen, die er hierauf als Begleiter von vornehmen Engländern durch die Schweiz, Frankreich und Holland machte, vollendeten seine Bildung. Gegen Ende des J. 1727 kam er nach Paris, wo er im März 1728 einen Ruf als Prediger der franzöſ. Gemeinde im Haag erhielt. Diese Stelle bekleidete er bis an seinen Tod 1785, sieben und funfzig Jahre lang mit ausgezeichnetem Ruhme, geachtet als Redner u. Gottesgelehrter, ehrwürdig durch die Thätigkeit für das Wohl seiner Gemeinde, liebenswürdig im Umgange und als Schriftsteller durch Gründlichkeit, Klarheit und praktischen Sinn rühmlich bekant. Seiner unermüdeten Thätigkeit verdankt die französ. Gemeinde die Errichtung eines trefflichen Armenhauses. — Von seinen schriftstellerischen Werken ist am bekantesten das aus dem Engl. übersetzte Bibelwerk mit einer Auswahl zahlreicher Erklärungen und Anmerkungen der besten englischen Exegeten im 17ten und im Anf. des 18ten Jahrh. Die Auswahl der Anm. ist gut; die Übersetzung des Textes ist die bekante von David Martin. Das Werk, welches ohne seinen Namen erschien, umfaßt aber nur die histor. Bücher des alten Testaments. *La Sainte Bible* ou le Vieux et le Nouveau Testament avec un Commentaire littéral composé de notes choisies et tirées de divers auteurs anglais. à la Haye 1743 — 1790. 8 Vol. 4. — Ferner: eine Übersetzung des engl. Werkes von Stackhouse: Le Sens littéral de l'écriture sainte défendu contre les principales objections des antiscripturaires et des incredules modernes. 1738. 3 Vol. 8. — Lettres historiques et dogmatiques sur les jubilés et les indulgences. à la Haye 1753. 8. worin mit gründl. historischen Untersuchungen das Verwerfliche dieser Spekulationen der römischen Curie gezeigt wird. — Théologie de l'Ecriture Sainte ou la Science du Salut. ibid. 1752. 2 Vol. 8. Instruction abrégée sur les prémiers princ. de la religion chrétienne, ou Catechisme pour les jeunes enfans. 1752. 12. Catechisme historique et dogmatique. 1755. 8. Sermons. 2 Vol. 8. — Er besorgte auch mit Vorwissen des Verfassers eine Ausgabe v. Hénault Abrégé chronol. de l'Hist. de France. à la Haye 1747. 8. mit einigen Verbesserungen. — Durch einige Schriften von ihm und durch das Beispiel, das er in seiner Familie gab, wurde auch die Inoculation der Pokken zuerst in Holland befördert. Essai apologétique sur la méthode de communiquer la petite vérole par l'inoculation. 1754. 8. und in den Memoires der Akademie zu Harlem; auch ins Teutsche, Braunschweig. 1756. 8. Lettre à Mr. Sutherland sur la nouvelle méthode d'inoculer avec la reponse. à la Haye 1768. — Les Moeurs anglaises etc. traduites de l'Anglais de Brown. 1758. 8. Er war auch Mitglied der Gesellschaften der Wissenschaften zu Dublin und Harlem, und lieferte in mehre gelehrte Zeitschriften wichtige Beiträge *).

(*Escher.*)

*) Vgl. *Senebier* Hist. litt. de Génève. III, 55 et 285. Leu Lex. Holzhalbs Fortſ. — Biogr. univ. — Lutz Nekrolog. — Adelung's Fortſ. v. Jöcher.

Chaise, la, ſ. Lachaise.

CHAISE DIEU, Stadt im Bezirk Brionde des franz. Dep. Oberloire (45° 15′ Br. und 21° 22′ L.) hat 1 Klosterkirche, worin Papst Klemens VI. begraben liegt, 296 Häuſ. u. 1322 Einw., welche Spitzen klöppeln. Ihren Ursprung verdankt sie der eingegangenen reichen Benediktinerabtei.

(*Hassel.*)

Chaiturus Ehrh., ſ. Leonurus.

CHAIWAN *) خيوان, eine alte Stadt in einer gleichnamigen Gegend in der südarabischen Landschaft Haschid und Beckil, welche verdiente, genauer untersucht zu werden, als es Niebuhren und seinem unglücklichen Nachfolger Seetzen vergönt ward. Sie liegt unter 40° 22′ der Länge und 17° 22′ der Br. und ist die nun verfallene aber noch durch Ruinen alter Paläste und durch alte Inschriften noch kentliche Residenz der hamjarischen Könige (Homeriten) in Jemen. Eine alte arabische Nachricht (ſ. meine *Abulfed.* Arab. descr. p. 32.) belehrt uns, daß in Chaiwan die Gränzwohnungen der alten südarabischen (hamjaritischen) Könige war, welche Tobabaah التبابع, im gemeinen Leben, Toba hießen („die Gränze der Dhohak vom Geschlecht der Dscharaf von den Nachkommen Tobabaah“). Ja Niebuhr (Beschr. Arab. S. 264 vgl. 186.) fand nahe bei der kleinen Stadt Chaiwan einen Ort Beit el Toba, den Sitz einer alten Familie, die noch Toba hieß.

(*Rommel.*)

CHAIX (Dominique), geboren zu Mont-Auroux in der Dauphiné 1731, gestorben als Pfarrer zu Baux bei Gap im J. 1800. Als Sohn eines armen Pachters der Karthäusermönche verdankte er mehren Theils eigener Anstrengung die tiefen botanischen Kentnisse, die sein Freund Villars in der Histoire des plantes de Dauphiné vielfach benutzt hat. In dem ersten Bande dieses Werkes (S. 309 — 377) stehen auch *Chaix's* Plantae Vapincenses, sive Enumeratio plantarum in agro Vapicensi a valle le Valgaudemar ad amniculum le Buech prope Segesteronem sponte nascentium, aut oeconomice cicurum. Diese Flora von Gap, worin die Pflanzen nach Linné's natürlichen Ordnungen aufgezählt werden, ist voll eigenthümlicher Beobachtungen. Zur Bezeichnung der vielen Verdienste des Verfassers um die Kunde vaterländischer Gewächse führen mehre von ihm zuerst entdeckten Arten seinen Namen. Auch nante Picot de la Peyrouse, der im Besitze seines Herbariums war, das Linné'sche Verbascum Myconi ihm zur Ehre — Chaixia Myconi. Die Handschriften des allgemein verehrten Geistlichen erhielt Villars, der auch im Lycée zu Grenoble eine Lobschrift auf ihn las †).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

*) Bei Herbelot fälschlich: Habran. Durch den wahrscheinlich bald erscheinenden Nachlaß von Seetzen, besonders aber durch dessen gesammelte Inschriften, werden wir wahrscheinlich über die hamjarische Schrift, von der er einige Proben gesammelt, nähere Auskunft erhalten. Niebuhr versäumte hierin Manches.

†) Vgl. *Villars* Hist. d. plantes de Dauphiné I. Extrait des Régistres de l'Académie roy. de Médecine du 13e Janvier 1786. Préface X. XXX. III. Préf. V. XVI. — *Picot de la Peyrouse* Hist. abrégée des plantes des Pyrénées. Toulouse 1813. Préf. XIV. Dessen Supplément à l'Hist.

Chajat, s. Natrumthal.

Chaktaws, s. Chactaws.

CHALABRE, Stadt im Bezirk Limoux des franz. Dep. Aude am Lers, in welchen sich hier der Blan mündet, hat 458 Häus. und 2006 Einw., die grobe Tücher, und schwarze und weiße Seife verfertigen. (*Hassel.*)

CHALAIS, Marktfl. im Bezirk Barbezieux des franz. Dep. Charente auf einer Anhöhe, die der Tude umfließt, mit 456 Einw. (*Hassel.*)

Chalal Göl, Salzsee in Taurien, s. Taurien.

CHALAMONT, Stadt im Bez. Trevoux des franz. Dep. Ain in einem niedrigen, von Bergen umkränzten Thale, zwischen mehren kleinen Binnenseen, hat 203 Häus., 954 Einw. und 2 Mühlen, und zieht vieles Federvieh auf. (*Hassel.*)

CHALARONNE, ein Fluß des franz. Dep. Ain, welcher bei Marlieux entsteht und bei Toissey in die Saone geht. (*Hassel.*)

Chalcas Lour., s. Murraya.

Chalcedon, s. Quarz.

CHALCIDES. Unter diesem Namen wurde zuerst von Laurenti (Synops. Reptil. p. 64.) ein Sauriergeschlecht aufgestellt, dessen Arten sich durch unvollkommen entwickelte Extremitäten auszeichneten. Fälschlich rechnete jedoch jener Amphiolog dieses Genus zu der Ordnung Serpentia. *Lacépède* (Hist. nat. des Quadrupèd. ovipar. T. I. 4. p. 433.) brachte die Chalciden, als die 6te Abtheil., zu seinem Gen. Lacertus. Außerdem stellte er noch hinter die Frösche (ebendas. S. 609.) gleichsam als Anhang und unter der Überschrift Reptiles bipèdes ein Paar Amphibien, wovon eine mit 2 Vorderfüßen nur versehen ist, die andere dagegen nichts als 2 hintere Fußstummeln hat. Die letzteren sowol wie die erwähnten Chalciden nebst einigen andern Arten warf Daudin (Hist. naturelle des Rept. T. IV.), so wie später Dumeril (in s. Zoologie analyt. Übers. v. Froriep. S. 83.) in seinem Gen. Chalcides zusammen, so wie auch Schneider, der aber den eben genanten Geschlechtsnamen in Chamaesaura umänderte. Einige Arten stellte ersterer jedoch zum Gen. Seps und Dumeril brachte verschiedene Arten davon zum Gen. Scincus. Oppel bildete aus jenem Genus mehre neue Genera und erhob dieselben zu einer eignen Familie: Chalcidici, die er hinter die Scincoiden, als letzte Abtheilung der Saurier aufstellte, jedoch mit Ausnahme einiger Arten, welche als eigene Geschlechter der vorletzten Familie der Saurier einverleibt wurden. Das Gen. Chalcides nahmen später, mit verschiedenen Beschränkungen Cuvier und andre neue Zoologen an. Cuvier stellte dasselbe mit dem Gen. Seps, Bipes und Chirotes zu der Familie der Scincoides, eine Vereinigung, die wir als unnatürlich tadeln müssen, da verschiedene hieher gehörende Thiere nach ihrem Totalhabitus mehr mit den eigentlichen Lacertinen übereinkommen und da das Gen. Chirotes auf keine Weise bei einer natürlichen Anordnung der Amphibien mit den Scincoiden verbunden werden darf, weil die zu diesem Gen. gehörende Art nach einem völlig abweichenden Typus gebildet ist. In der neuesten Zeit hat Merrem in seinem Tentam. Syst. Amphibior. p. 75. u. f. das frühere G. Chalcides mit Recht in mehre Genera vertheilt, z. B. Tetradactylus, Chalcis, Colobus, Monodactylus u. s. w. und wir müssen hier vorläufig auf die genauere Bearbeitung, der diese Genera berücksichtigenden Artikel verweisen (über das Gen. *Bipes* s. m. diesen Artikel der Encyclop. Bd. 10. S. 217., von Merrem). (*Leuckart.*)

abrégée p. 38. — *Berriat de St. Prix* in *Millin's* Magasin encyclopédique. 6e année. Tome III. p. 446.

CHALCIDES. Schenkelwespen. Ein Abtheilung der Hymenopteren ohne Wehrstachel, durch gebrochene Fühler mit spindelförmiger oder walziger Geißel und ungeaderte Unterflügel ausgezeichnet. Bei den meisten sind die hintersten Schenkelstützen sehr lang und die Schenkel selbst ungemein dick. Die Larven dieser Thiere leben größten Theils in den Raupen und Puppen der Schmetterlinge. Hieher gehörige Gattungen sind Chalcis, Leucospis, Diplolepis, Eulophus, Psilus, Chiroierus. (*Germar.*)

CHALCIDICA, ein Beiname der Minerva in Rom von dem kleinen ehernen Tempel, den August ihr in der 9ten Region erbauet hatte. (*Ricklefs.*)

CHALCIDICI. Diese von Oppel (die Ordnungen u. s. w. d. Reptilien S. 41.), Merrem (Tentam. Syst. Amphib. p. 70.) u. And. angenommene Familie der Saurier begreift, bei Ersterem, die Geschlechter, welche mehr oder weniger verkümmerte Füße haben, die selbst bei einem Genus, dem G. Ophisaurus, Daud. nämlich, gänzlich fehlen. Ihr Körper ist außerdem im Allgemeinen länger gestreckt als bei den übrigen Sauriern, sie gehen so allmälig in die Schlangenform über und bilden sehr schöne Übergänge von den Sauriern zu den Ophidiern. Merrem rechnet zu dieser Familie noch das Gen. Scincus und auf diese Weise entspricht dieselbe der Familie der Scincoides von Cuvier. Wir können, wie schon gesagt, den genanten Zoologen in Betreff dieser Familie unsern Beifall nicht geben, da sie unserer Meinung nach nicht natürlich ist. Das Nähere darüber sehe man in den Artikeln über die Lacertinen, die Scincoiden und die dahin gehörenden Geschlechter. (*Leuckart.*)

Chalcidites, s. Chalcides.

CHALCIDIUS, lebte in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. Er ist der Verfasser eines Kommentars über Platons Timäos, welchen zuerst Meursius herausgab (Leiden 1617. 4.); Fabricius lieferte ihn nachher mit Anmerk. im Anhang zu seiner Ausgabe der Werke des Hippolytus (Hamb. 1716. 2 Bde.). Fabricius nent ihn, wie auch Cave, Morhof, Brucker u. A. thaten, einen Christen, Giraldi machte ihn gar zu einem Archidiakonus von Karthago; Mosheim läßt ihn nicht für einen Christen gelten (vgl. die Abh. des Abbé Goujet in Bd. 1. der Mémoires de litterature von Desmolets). (*H.*)

CHALCIS. Schenkelwespe. Eine Hymenopteren-Gattung aus der Abtheilung der Chalciden. Die hintersten Schenkel sind hier sehr groß, die hintersten Schienen gekrümmt, der Hinterleib befestigt sich durch einen Stiel an den Mittelleib, und die Flügel sind ungefaltet. Es sind meistens sehr kleine, schwarz und gelbbunte Thierchen, die man auf Blumen trifft, aber als Larven in Wespen- und Bienennestern oder in Raupen

und Puppen von Schmetterlingen leben. Es gehören dahin *Chalcis sispes* Latr. Fabr. Panz. (Sphex sispes Linn.) Schwarz, der Stiel des Hinterleibes und die hintersten Schenkel gelb. 3 Lin. lang. Im sumpfigen Gegenden. *Chalcis minuta* Fabr. (Vespa minuta Linn.) Schwarz, die hintersten Schenkel an der Spitze gelb. Etwas kleiner als die vorige, und der Stiel des Hinterleibes sehr kurz. Häufig in Europa auf Blumen. (*Germar.*)

CHALCO, Dorf und Alkaldia mayor auf der Ostseite eines gleichn. See und unter dem Vulkane Iztaccihuatl im mexik. State Mexiko, hat 350 Indianerfamilien, besuchte Märkte, und einen so reichen Kornbau, daß es jährlich 55,000 Cargas Weizen und Mais übrig hat. Die vormaligen reichen Silberminen sind aufgelassen. (*Hassel.*)

CHALDÄA, CHALDÄER. Den letzteren Namen (hebr. כַּשְׂדִּים, chald. כַּשְׂדָּאֵי, gr. Χαλδαῖοι) führen in der Bibel herrschend die Einwohner der Stadt Babel [1]) sowol als der Provinz Babylonien (Jes. 43, 14. 48, 14. 20. Jer. 21, 9. 32, 4. 24. 25. 28. 29. 43. 35, 11. 37, 8. 38, 18 ff. Ez. 23, 14. 23. Hab. 1, 6—11), welche daher auch Chaldäerland (אֶרֶץ כַּשְׂדִּים Jer. 24, 5. 25, 12. 50, 1. 10. 25. Ezech. 12, 13, und ellipt. bloß כַּשְׂדִּים Jer. 50, 10. 51, 24. 35. Ez. 11, 24. 16, 29. 23, 16, griech. γῆ Χαλδαίων Apostelgesch. 7, 4) genant wird. Die Identität des hebräischen und griechischen Namens ist keinem Zweifel unterworfen, und der sonst ganz ungewöhnliche Übergang des s in l würde sich am leichtesten erklären, wenn man als die ursprüngliche Form Card, Carden denken durfte, woraus Casdim eben sowol als Chaldaei hervorgehen konte: eine Vorstellung, die sich besonders bei der unten wahrscheinlich gemachten Abkunft der Curden von den Chaldäern empfiehlt. Unter den Klassikern gebraucht Ptolemäus [2]) den Namen Chaldäa im engern Sinne als Babylonien, bloß von derjenigen Provinz desselben, die an das wüste Arabien gränzt. Andre nehmen es für ganz Babylonien; doch ist der Name von der Provinz gebraucht bei ihnen seltener, als *Βαβυλωνία*, wogegen in der Bibel **Babel** oder **Land Babels** das verhältnißmäßig Seltenere ist, indem man das Land lieber nach den Bewohnern, als von der Hauptstadt, benante. In Ansehung der Gränzen ist auch der biblische Sprachgebrauch schwankend, und es verdient bemerkt zu werden, daß nicht allein die Gegend am Chaboras mit zum Chaldäerland gerechnet wird (Ezech. 1, 3. 11, 24), sondern auch eine noch nördlicher liegende Stadt den Namen Ur der Chaldäer führt (1 Mos. 11, 28). Ein anderer biblischer Name der Provinz, in welcher Babylon lag, ist Sinear (שִׁנְעָר 1 Mos. 10, 10. 11, 2. 4 ff. Dan. 1, 1. 2), und eine symbolische Bezeichnung derselben die **Wüste oder Ebene des Meeres** (Jes. 21, 1), weil die Provinz bei den Überschwemmungen des Euphrat häufig einem Meere gleichen mochte. Jetzt heißt jener Landstrich Irak el Arab (عراق العرب) oder Irak el Babely (عراق البابلي). Da wir in dem Art. Babylon (Th. 7, S. 20), nur die Geschichte und Topographie der Stadt behandelt haben, so soll nunmehr hier die Geographie, Geschichte und Alterthumskunde der Provinz Babylonien oder Chaldäa nachgeholt werden.

Dieses Land bildete eine weite, durch keine Berge unterbrochene Ebene (1 Mos. 11, 2) im südlichsten Theile von Mesopotamien, da wo sich der Euphrat und Tigris einander nähern, um sich nachher zu Einem Flusse zu vereinigen. Die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes hat ihren vorzüglichen Grund in den häufigen Überschwemmungen des Euphrat, der ein höheres Flußbett und flachere Ufer hat, als der Tigris. Diesen Überschwemmungen Gränzen zu setzen, und sie zugleich zur Bewässerung des Bodens zu benutzen, war die Aufgabe für die Bewohner jener Ebenen, wie für die Ägypter, und eben diese Anstrengungen scheinen es gewesen zu seyn, wodurch sich ihr Geist nicht weniger schnell entwickelte, als dieses bei den Ägyptern der Fall war. Schon früh war das ganze Land mit Kanälen durchschnitten, die theils in Ermangelung des dort seltenen Regens zur Bewässerung der Gegenden, theils zur Ableitung in den Tigris dienten; dazu kamen künstliche Dämme, und Seen, welche durch die Natur gebildet, durch Nachhilfe der Kunst aber ihre bestimten Gränzen erhalten hatten. Zu den bedeutendsten Kanälen gehörte der Nahar-Malca (נְהַר־מַלְכָּא Königsfluß) der aus dem Euphrat in den Tigris geleitet und schiffbar war, und von welchem man noch jetzt Spuren entdeckt hat [3]), und der Pallacopas, 800 Stadien südwestlich von Babylon: der größte jener Seen fand sich oberhalb der Hauptstadt, hatte 10 Meilen in Umfang, und lief in geringer Entfernung neben dem Strome her. Die Sage führte diese Werke theils auf die Königin Semiramis zurück, theils waren sie nach Herodot von der Königin Nitokris erbaut [4]). Den dabei thätigen Kunstfleiß der Bewohner belohnte dieß Land durch die gesegnetste Fruchtbarkeit. Herodot nent es das fruchtbarste Getreideland der Welt, welches 200- bis 300fältige Frucht bringe, und woselbst die Blätter des Weizens und der Gerste bis vier Finger breit wurden [5]); eine Erscheinung, die nur begreiflich wird, wenn man an das in manchen Gegenden des Orients gewöhnliche Auspflanzen der Getreidepflanzen denkt, wodurch ihnen weit mehr Raum zur Entwickelung gegeben wird, als bei uns (s. **Niebuhr's** Arabien S. 157 und zu Jes. 28, 25.). Berosus setzt hinzu, daß der Weizen dort auch wild wachse, und nent außer der Gerste, dem Sesam und gewissen Hülsenfrüchten, mehre Wasserpflanzen, deren Wurzeln zur Speise dienten (γόγγαι), von Bäumen besonders Palmen, Äpfel- und andere Fruchtbäume [6]). Die Palme wußte man schon zu Herodot's Zeit, wie noch jetzt, künstlich zu befruchten, und ihre Früchte dienten nicht allein zur Speise, sondern lieferten auch einen daraus bereiteten Wein und Honig. Häufig finden sich dort auch Weiden (Ps. 137, 3) und

---

1) Einmal im chaldäischen Texte werden diese zum Unterschied כַּשְׂדָּיֵא genant Esra 4, 9. 2) Geogr. V, 20.

3) *Ker Porter* Travels T. II. p. 289. 4) S. **Herodot** I, 184. 185. 193, und über diese Kanäle die Charte bei *Rennel* Geography of Herodotus und **Heeren's** Ideen I, 2. S. 135. der vierten Ausg. 5) I, 193. 6) S. die Samlung der Fragmente des Berosus von J. D. G. **Richter**. Leipz. 1825 S. 46. 47.

Cypressen: im Allgemeinen aber fehlt es an Holzung sehr, und die Natur mußte diesen Mangel an (Bau-) Holz wie an Steinen, auf andere Art ersetzen. Bei Babylon fand sich nämlich ein unerschöpflicher Vorrath von weißer Ziegelerde, woraus die theils an der Sonne gedörrten, theils in Öfen gebranten, weiß aussehenden Ziegelsteine (hebr. לְבֵנָה von לָבַן weiß seyn) verfertigt wurden, aus denen Babylon gebauet war, und welche durch ihre Festigkeit den Einflüssen der Zeit so Troß geboten haben, daß selbst die (keilförmigen) Inschriften derselben erhalten sind. Auch für Mörtel hatte die Natur gesorgt. Man bediente sich dazu des Erdharzes, welches unter andern bei Is (jetzt Hit), unweit der Hauptstadt quoll. Zu der früher gelieferten Topographie von dieser Hauptstadt tragen wir hier noch nach, wie die dort schon vorgetragene Ansicht, daß der berühmte Belus-Tempel die jetzt sogenante Nimrodsburg auf der Westseite des Euphrat sei, durch Ker Porter's (Travels Th. II. S. 293.) Beobachtungen und die darüber von Heeren (Ideen 1, 2. S. 168 ff. 4te Ausg.) gemachten Bemerkungen zur Gewißheit erhoben worden ist. Andere alte Städte des babylonischen Gebiets sind aber: 1) Erech (אֶרֶךְ 1 Mos. 10, 10., vgl. Esr. 4, 9), häufig nach Ephräm Syrus für Edessa gehalten, welches aber viel zu nördlich liegt; besser nach Bochart [7]) Aracha oder Arecca am Tigris, an der Gränzscheide von Babylonien und Susiana [8]). Mit Arderikka [9]), welches durch seine Schleusenwerke so merkwürdig war, kann es wol schwerlich combinirt werden, da dieses am Euphrat lag. 2) Accad oder Acad (אַכַּד), s. Th. I. S. 239; 3) Calneh (כַּלְנֵה 1 Mos. a. a. O. und כַּלְנֵה Amos 6, 1) auch Calno (כַּלְנוֹ Jes. 10, 8) und zusammengezogen Canne (כַּנֵּה Ez. 27, 23), nach dem Chaldäer und Hieronymus dieselbe Stadt, welche später Ctesiphon hieß [10]), für deren Identität auch der Umstand spricht, daß die umliegende Gegend Chalonitis hieß [11]). Sie lag am Tigris, gehörte eine Zeit lang zum assyrischen Reiche (Jes. 10, 9), und handelte unter andern mit köstlichen Gewanden nach Tyrus hin Ezech. a. a. O.). Später stand an dieser Stelle die Stadt el Madajin, d. i. die zwei Städte, wovon jetzt noch einige Ruinen vorhanden sind [12]).

Die Geschichte Babyloniens und Chaldäa's ist theils aus biblischen Nachrichten zu schöpfen, theils aus den fragmentarischen Berichten einiger griechischen Schriftsteller, welche beide Quellen sich wenigstens in der historischen Zeit meistens in Übereinstimmung bringen lassen, wenn gleich den alttestamentlichen Nachrichten, als den ältern und zum Theil gleichzeitigen der Vorzug größerer Zuverlässigkeit nicht leicht streitig gemacht werden wird. Aus der früheren Zeit liefert Berosus (s. Th. 9. S. 223.), den später Alexander Polyhistor und Abydenus epitomirten, nichts als Mythen, die obendrein nicht ohne Mißverständnisse auf uns gekommen seyn dürften. Wir lassen die Erzählung derselben den beglaubigteren Nachrichten vorangehen. Ursprünglich, erzählt Berosus [13]) im ersten Buche, als Babylonien von einem rohen Völkergemisch bewohnt war, sei aus dem erythräischen Meere ein seltsames Wundergeschöpf, Oannes genant, halb Fisch, halb Mensch, aber mit menschlicher Stimme, dessen Bild noch gezeigt werde, emporgestiegen und habe die Menschen die Schrift, alle Wissenschaften und Künste gelehrt, wie sie Städte und Tempel bauten, Ackerbau und Gesetze einführten. Nur am Tage habe es gelehrt, bei Nacht sei es ins Meer zurückgekehrt. Von ihm habe man auch folgende Sage über die Weltentstehung erfahren. Ursprünglich sei Alles Wasser und Finsterniß gewesen, darin Menschen theils Zwitter, theils beflügelt, theils zur Hälfte thiergestaltig, deßgleichen auch unentwickelte Thiergeschlechter, Stiere mit Hundköpfen, Hunde mit Fischschwänzen u. s. w., wie man dergleichen noch im Belustempel abgebildet sehe. Dieses Chaos habe ein Weib Omorka beherrscht, auf Chaldäisch Θαλάτθ genant, welches auf griechisch soviel als θάλαττα, Meer, bedeute. Darauf habe Gott Belus das Weib in der Mitte aus einander geschnitten, und aus der einen Hälfte den Himmel, aus der andern die Erde gebildet. Aus Belus eigenem Blute mit Erde vermischt, habe er dann ein neues Menschengeschlecht erschaffen, da die früheren Geschöpfe, unfähig das Licht zu ertragen, umgekommen, habe die Welt geordnet, und aus dem Blute eines andern Gottes mit Erde gemischt sei ein neues Thiergeschlecht entstanden. Wir müssen uns weitläufiger Vermuthungen über Entstehung dieser Mythen enthalten und beschränken uns auf folgende Bemerkungen: 1) In den Erscheinungen des weisen Wundergeschöpfes Oannes, dem in der folgenden mythischen Geschichte noch andere gleichnamige, sowie die ihm verwandte Annedoti folgen, dürfte allerdings mit Wahrscheinlichkeit als historischer Sinn gesucht werden, daß Babylonien seine Bildung über's Meer her gekommenen Völkern verdanke. Auf Schiffen daher schwimmende Fremdlinge konten in der kindlichen Bildersprache eines der Meerfahrt ganz unkundigen rohen Volkes leicht als den Fischen ähnliche Menschenwesen bezeichnet werden. Bei der Ähnlichkeit der von Oannes gelehrten Kosmogonie mit dem von Phtha zerschnittenen Weltenei der Ägypter, und der Einstimmung anderweiter Sagen (s. unten) wird man zunächst an frühere Anwohner des Nil denken dürfen. 2) Da sich der Erzähler wiederholt auf Bildwerke beruft, so mögen diese und deren (schon falsche und mißverstandene) Erklärung viel Einfluß auf die Bildung dieser Mythen gehabt haben. 3) Man hat aus der Angabe des Schriftstellers über Omorka und Θαλάτθ geschlossen, daß er ein Grieche gewesen, und kein Chaldäisch verstanden habe, sofern dieses nicht Meer bedeute. Vielleicht aber wollte der Schriftsteller das Wort nicht sowol übersetzen, als gräcisiren: denn sieht man von dieser angeblichen Übersetzung ab, so bietet sich für Θαλάτθ die passende Erklärung תַּלְדָה, תַּלְדַת (Geburt, Zeugung), Göttin der Geburt, gebärendes Princip [14]), was mit der babyl. Mylitta nach Form und Bedeutung nahe verwandt ist, und Omorka od. Omoroca

7) Phaleg. IV, 16. 8) Ptolem. VI, 3. Ammian. Marcell. XXIII, 6. §. 26. 9) Herodot I, 185. VI, 119. 10) *Polyb.* V, 44. *Ammian.* XXIII, 6. §. 23, welcher Letztere den Ursprung dieses Namens aber zu spät ansetzt. 11) *Plin.* VI, 26. 27. 12) S. Ker Porter Th. II, 406 ff. Rosenmüller bibl. Alterthumskunde II, 71.

13) ap. *Sync.* et *Euseb.* S. 48. ed. *Richter.* 14) S. *Hamacker* diatriba de monumentis punicis p. 9.

ließe sich ebenfalls durch אם רקיע, אם רקיעא mater firmamenti auflösen. — Im zweiten Buche seiner Geschichte erzählt dann Berosus die mythische Geschichte von den 10 ältesten Königen vor der Fluth, die er zusammen 120 Saros, den Saros zu 3600 Jahr, d. i. 432,000 Jahr regiren läßt, wogegen das Zeitalter der 10 — die Übereinstimmung der Zahl ist immer merkwürdig! — hebräischen Patriarchen von Adam bis Noah noch kurz genug angegeben ist. Der erste dieser Könige ist Aloros, der letzte Xisuthros, der Noah der Chaldäer, welcher bei der großen Fluth gerettet wurde, indem er nach einer Regirung von 18 Saros durch Kronos ermahnt, schriftliche Urkunden in der Sonnenstadt Sippara verwahrte, sodann ein Schiff, 5 Stadien lang, 2 Stadien breit erbaute, das er mit den Seinen, seinen Freunden und den Thieren aller Art bestieg. Nach der Fluth wurde das Schiff an die kordyäischen Gebirge in Armenien getrieben, er selbst zu den Göttern emporgetragen. Begebenheiten aus der Geschichte jener Könige werden so wenig erzählt, als in den biblischen Genealogien der Patriarchen, nur ihre Regirungsjahre, und die Nachricht, daß unter diesem oder jenem neue fischgestaltige Wunderwesen Gesetze und Weisheit gelehrt hätten. Nach der Fluth lassen sie eine der biblischen sehr ähnliche Begebenheit vom babylonischen Thurmbau und dessen Vereitelung durch die Götter folgen [16]), worauf denn die Auszüge bis zur Zeit des Sanherib von Assyrien schweigen, und nur die Notiz geben, daß Berosus von der Fluth bis zur Einnahme Babylons durch die Meder 86 Könige und 3391 Jahre gerechnet habe.

Indem wir uns die Übereinstimmung mehrer, oft sehr ins Einzele gehender mythischen Züge (wie z. B. die Aussendung kundschaftender Vögel durch Xisuthros) lieber aus der allgemeinen asiatischen Tradition, welche der hebräischen und chaldäischen Sage zum Grunde liegt, erklären, als mit Andern beim Berosus bloße Mißverständnisse der biblischen Nachrichten annehmen; wenden wir uns nun zu den Nachrichten des A. T. über die frühere babylonische Geschichte, welche sich dann vom 8ten Jahrh. vor Chr. mit denen des Berosus und seiner Epitomatoren in gute Übereinstimmung bringen lassen. Als Gründer des Reichs erscheint hier Nimrod, ein Sohn des Kusch, d. h. aus Äthiopien abstammend, berühmt als gewaltiger Jäger, Eroberer und Städtegründer (S. 1 Mos. 10, 8 ff.). Ob er auch als Gründer des assyrischen States gedacht worden, ist zweifelhaft, da 1 Mos. 10, 11 erklärt werden kann: „von diesem Lande aus ging er (Nimrod) nach Assyrien und bauete Ninive ꝛc. aber auch: „von diesem Lande aus ging Assur, und bauete Ninive u. s. w. [18])." In jedem Fall wird Chaldäa als Mutterland Assyriens betrachtet. Kennen gleich die griechischen und römischen Schriftsteller keinen Nimrod, so ist es doch merkwürdig genug, daß auch sie den uralten König und Stifter des States Belus (בַּעַל = בֵּל Herr) aus Ägypten her eine Kolonie in den Euphrat führen, und dort die Priesterkaste stiften lassen [17]): daß dessen Sohn Ninus (den man häufig schon mit Nimrod combinirt hat) als Stifter des assyrischen Reichs angegeben wird [18]), daß endlich auch in des Berosos Mythen der Gründer gesetzlicher Verfassung über das Meer her komt, und Sagen mitbringt, die sich auch in Ägypten finden. Zu Abrahams Zeit wird ein König von Sinear, Amraphel, erwähnt (1 Mos. 14, 1), welcher mit noch 3 Königen verbündet, gegen einige kleine Fürsten in der Gegend des nachmaligen todten Meeres auszieht (vgl. darüber Th. 1. S. 155). Von dieser Zeit an bis ins 8te Jahrhundert ist auch in den alttestamentlichen Schriften über Babylonien ein tiefes Stillschweigen beobachtet. Mit dem Jahr 747 vor Chr. begint sodann der Kanon des Ptolem. (d. i. ein aus ältern Chronologen geschöpftes Verzeichniß von babylonischen Königen) [19]) mit Nabonassar, und bald darauf finden wir Babylonien als ein von Assyrien abhängiges und von assyrischen Vicekönigen, oft Prinzen des königlichen Hauses, regirtes Reich. Unter Salmanassar (ums J. 730) werden unter andern Völkern auch Babylonier als Kolonisten in das eroberte Samarien geschickt (2 Kön. 17, 24), welches Schicksal später auch den König von Juda, Manasse, traf (2 Chron. 33, 11 vgl. Mich. 4, 10) und nach dem Jahr 714 sehen wir gleichzeitig mit Sanherib von Assyrien einen babylonischen König, Merodach-Baladan, sich um die Freundschaft des Königs von Juda bewerben (Jes. 39, 1 ff.). Einer interessanten Nachricht des Berosus zu Folge hatten die babylonischen Vasallenkönige gerade damals das assyrische Joch abgeschüttelt; nach dem gewaltsamen Tode des Merodach-Baladan aber, und unter dessen Mörder und Nachfolger Belibus, unterwarf sie Sanherib von Neuem, führte den König nebst seinem Anhange nach Assyrien, und setzte seinen Sohn Asordan (Esarhaddon), den nachmaligen König von Assyrien, zum Vicekönig über Babylon [20]). Etwa ein Jahrhundert später sehen wir

15) S. *Syncell.* Chronogr. p. 44. ed. *Goar. Euseb.* Chron. arm. T. I. p. 38. 16) S. *Bochart.* Canaan. IV, 12. *Michaëlis* Spicileg. I, p. 235. und die Ausleger zu d. St. 17) S. *Diod.* I, 28.

18) *Herodot.* I, 7. 19) S. darüber bes. Semler in den Zusätzen und Erläuterungen zur allgem. Welthistorie III. S. 105 ff. Das Verzeichniß der (hier assyrisch genanten Könige, s. unten Not. 25.) ist folgendes:

Nabonassar	14	Jahr
Nadius	2	—
Chinzerus und Porus	5	—
Jugaeus	5	—
Mardocempadus	12	—
Arcianus	5	—
Erstes Interregnum	2	—
Belibus	3	—
Apraanadius	6	—
Regebelus	1	—
Mesessemordachus	4	—
Zweites Interregnum	8	—
Asaridinus	13	—
Saosduchinus	20	—
Cyniladanus	22	—
Nabopolassar	21	—
Nabocolassar	43	—
Illoarudamus	2	—
Nerikasolassar	4	—
Nabonadius	17	—
	209	Jahr

20) S. *Berosus* ap. *Euseb.* in Chron. armen. T. I. p. 42. 43. und meinen Komment. zu Jes. 39, 1.

aber dennoch die babylonischen Könige nicht allein von Assyrien unabhängig, sondern einer derselben, Nabopolassar, half sogar verbunden mit Cyaxares von Medien Ninive erobern (Herod. 1, 106).

Seit dieser Zeit wird für die Bewohner des babylonischen Reichs der Name Chaldäer (כַּשְׂדִּים) gewöhnlich. Es wird daher hier der passendste Ort seyn, das Verhältniß der Chaldäer zu den Babyloniern kurz zu entwickeln, und auf den Ursprung und die Wohnsitze dieses nunmehr als erobernd auftretenden Volkes zurück zu gehen: eine Untersuchung, die ihre Schwierigkeiten hat und durch zum Theil ungegründete Hypothesen noch verdunkelt worden ist [21]). Wir werden am passendsten die Nachrichten der Klassiker und der Bibel zusammenstellen, und auf Beiden vereint, dann unsere Vorstellung gründen. Von den Klassikern ist besonders Xenophon von Wichtigkeit, der seine Nachrichten von den Chaldäern zum Theil als Augenzeuge sammelte. Dieser fand sie als ein freies, kriegerisches Bergvolk auf den armenischen, carduchischen Gebirgen, ohne Ackerbau theils von Räuberei lebend, theils indem es den indischen und medischen Königen als Miethsoldaten diente. Cyrus schlug sie, schloß dann aber Frieden und Bündniß mit ihnen, Xenophon selbst aber traf sie in jenen Gegenden [22]). In der Bibel finden wir zuerst ein Ur der Chaldäer אוּר כַּשְׂדִּים, (vielleicht: Stadt der Chaldäer) im nördlichen Mesopotamien (1 Mos. 11, 28, vgl. Ezech. 1, 3), außerdem erscheint in der Völkertafel 1 Mos. 10, 22 Arpackschad (אַרְפַּכְשַׁד, d. i. wahrscheinlich Gränze oder Gebiet der Chaldäer von [illegible] Gränze) als ein Semit neben Elea, Assur, Lud und Arem, nach Bochart's wahrscheinlicher Combination s. v. a. Ἀῤῥαπαχῖτις des Ptolemäus, eine Provinz des nördlichen Assyrien, eben da, wo Xenophon die Chaldäer fand [23]). Ebenfalls als Semit, aber nicht als unmittelbarer Abkömling des Sem, sondern als Bruder des Nahor, mithin Seitenverwandter des Abraham, wird in einer andern Völkergenealogie der Genesis (22, 22) Chesed (כֶּשֶׂד) aufgeführt, und damit nach der Absicht des Schriftstellers wahrscheinlich auch auf semitische Abkunft der Chaldäer aus Mesopotamien hingedeutet. Über ihr erstes Auftreten in der Geschichte findet sich sodann eine sehr wichtige, aber höchst schwierige und dunkel ausgedruckte, Stelle in dem, um die Zeit von Salmanassar's Invasion in Phönizien im Jahr 721 vor Christus abgefaßten Orakel des Jesaias gegen Tyrus [24]), deren genauere Beziehung allerdings mehr errathen und aus den übrigen Verhältnissen geschlossen, als sicher bestimt werden kann. Sie lautet dort Kap. 23, 13 buchstäblich übersetzt so:

> Siehe! das Land der Chaldäer,
> dieses Volk, welches (zuvor) nicht war,
> Assur hat es den Wüstenbewohnern angewiesen;
> das errichtet seine Warten,
> zerstört ihre (Tyri) Paläste,
> macht sie zu Trümmern.

Sinn: siehe, dieses Chaldäervolk, vor Kurzem noch Wüstenbewohner, dem erst Assyrien feste Wohnung anwies, und es zu einem Volke machte; dieses bisher unbedeutende Volk, welches kaum diesen Namen verdiente, wird jetzt das Werkzeug der Zerstörung von Tyrus. Man verstehe aber die Stelle so, daß die Chaldäer in Salmanassar's assyrischem Heere dienten, wie sonst die Perser und Meder (Kap. 22, 22) in demselben aber hier eine so große Rolle spielen, daß ihnen vorzugsweise der Erfolg zugeschrieben wird. Wo Assyrien diesen seinen so tapfern Miethsoldaten Wohnsitze angewiesen, sagt die Stelle nicht (kein Zweifel jedoch, daß es in Mesopotamien und Babylonien geschehen): aber etwa ein Jahrhundert später sehen wir dieses „alte Volk" (Jer. 5, 15) bei dem Sturze Assyriens mit einem Male als unabhängig erobernd von Babylonien aus in Palästina auftreten, wo sie uns der Prophet Habakuk also schildert:

> I, 6. denn siehe, ich rege die Chaldäer auf,
> ein grimmig, ungestümes Volk,
> das über der Erde Weiten zieht,
> Wohnungen einzunehmen, die nicht sein.
> 7. Schrecklich und furchtbar ist es,
> nach Willkür spricht es Recht und Urtheil.
> 8. Schneller als Panther sind seine Rosse, schneller als Wölfe des Abends,
> seine Reiter stolziren daher;
> seine Reiter kommen von ferne,
> sie fliegen wie der Adler, der sich stürzt auf den Fraß.
> 9. Alle kommen zur Gewaltthat,
> ihr frohes Antlitz vorwärts gerichtet,
> raffen sie Gefangene, wie Sand.
> 10. Der Könige spottet es,
> Fürsten sind ihm ein Gelächter,
> Jeglicher Veste lacht es,
> es häufet Schutt und erobert sie.
> 11. Denn verjüngt sich sein Muth, es zieht weiter und frevelt:
> und seine Kraft ist sein Gott.

Immer häufiger wurden denn seine gewöhnlich von Norden her über Hemath und Riblath eindringenden Schaaren (s. Ezech. 26, 7, vgl. Jer. 39, 5. 52, 9), und als ihr Anführer wird nun bestimt Nebukadnezar „der Chaldäer" (Esra 5, 22) genant, der seine Züge in jene Gegend mit der Zerstörung von Jerusalem beschließt. Die Combination dieser Nachrichten führt etwa auf folgende Vorstellung, die mit einigen Modificationen auch Vitringa und Schlözer gegeben haben. Als das Vaterland dieses tapfern Bergvolkes wird man die Gegend, wo es noch Xenophon traf, nämlich die Gebirge im nördlichen

21) S. *J. D. Michaelis* Spicileg. geogr. II, 77—108. *J. Reinh. Forster* epist. de Chaldaeis am Ende des Spicilegium (welche beide Gelehrte die Chaldäer für Slaven halten). Ditmar über das Vaterland der Chaldäer, 2te Ausg. Berlin 1790 (welcher ihre Ursitze am rothen Meere annimt), Schlözer über die Chaldäer, im Repert. f. bibl. morgenländische Literatur. Th. 8. J. C. Friedrich krit. Untersuchungen über den Stamvater, das Vaterland und die älteste Gesch. der Chaldäer, in Eichhorn's Biblioth. der bibl. Literatur Th. 10, S. 425. Recht gut handelt davon Vitringa zu Jes. 13, 19. 22) Cyrop. III, 2 §. 7. 12. Anab. IV, 3 §. 4. V, 5 §. 9. VII, 8 §. 14, vgl. *Strab.* XII, 3 §. 19 und *Steph. Byz.* v. *Χαλδαῖος*. 23) *Ptolem.* VI, 1., vgl. *Bocharti* Phaleg. II. c. 4. 24) Vgl. *Menand.* Ephes. ap. *Jos.* Archaeol. IX, 11 §. 2.

Assyrien, im Mittelalter und noch jetzt von den Kurden bewohnt, zu betrachten haben, und da das letztere Volk ganz so, wie die Chaldäer des Xenophon beschrieben wird, auch die Namen Chaldäer, Kurden, Casdim Verwandtschaft zeigen (s. oben), und ein so abgesondertes Volk öfter Jahrtausende lang Wohnsitze, Sitte und Sprache beibehält: so dürfte die Vermuthung, daß sie Abkömmlinge jener Urchaldäer seien, nicht zu verwerfen seyn. Die Assyrer bedienten sich des Volkes bei ihren Eroberungen, entweder als Miethvölker, oder als eines abhängigen und tributären Volks, und wiesen ihnen nach der gewöhnlichen Maßregel ihrer Politik Wohnsitze in Babylonien an, die das wilde Bergvolk zu einem ackerbauenden und civilisirten umschufen. Dieses muß nicht lange vor Abfassung jenes jesaianischen Orakels (721) geschehen seyn; und da kurz vorher der Anfang der Nabonassarischen Ära fällt, die Veranlassung derselben aber gänzlich unbekant ist: so wäre es nicht unwahrscheinlich, daß sich von dieser Begebenheit, Regeneration des chaldäischen Reichs unter assyrischer Hoheit, her datirte. In dem babylonischen Reiche spielten die neuen Bewohner bald eine so bedeutende Rolle, besonders als Krieger, daß ihr Name allmälig allgemein wurde, sie schwangen sich zu Feldherrn und bei dem Wechsel der Dynastien zu Königen empor, kurz sie ließen die alten Bewohner in den Hintergrund treten, scheinen es auch vorzüglich gewesen zu seyn, die dem babylonischen Vasallenreich eine so entschiedene physische Übermacht gaben, daß es seinem Mutterreich verderblich werden konte.

Wir kehren jetzt zur Geschichte zurück. Gegen Ende des 7ten Jahrhunderts vor Chr. finden wir den nun schon unabhängigen König von Babel (Nabopalassar), wie es früher die assyrischen Könige waren, in Krieg begriffen mit Ägypten und Pharao Necho, im Begriff nach dem Euphrat vorzudringen, liefert dem mit Babylon wahrscheinlich verbündeten oder ihm zinsbaren König Josia von Juda im J. 611 ein Treffen bei Magiddo, worin letzterer umkomt [25], 4 Jahre später, im 4ten Jahre des jüdischen Königs Jojachim (607 v. Chr.) besteigt Nebukadnezar (נְבוּכַדְנֶאצַּר, griechisch *Ναβουχοδονόσορος*, arabisch بختنصر Bochtonassar, bei Ptolem. Nabocolassar, bei Strabo *Ναβοχαδρόσορος*) den babylonischen Thron (Jer. 25, 1, vgl. 32, 1. 2 Kön. 24, 13. 25, 8., vgl. Joseph. Archäol. X, 9 §. 7.), und liefert gleich im ersten Jahre seiner Herrschaft dem Necho, der bis Carchemis an den Euphrat vordringt, dort eine Schlacht, die seinem Einfluß auf Asien ein Ende machte (Jer. 46, 2—12): er zieht sodann, aber erst nach dem 5ten Jahre des Jojachim (Jer. 36, 9. 27) vor Jerusalem, wo man ihm Tribut zahlt, jedoch nach 3 Jahren wieder abfällt (2 Kön. 24, 1 — 7) [26]. Bald nach dem Regirungsantritt des Königs Jothonja oder Jojachim (600 oder 599) zieht daher Nebukadnezar zum zweiten Mal vor Jerusalem, und ob er sich gleich demüthigt, führt er doch ihn, nebst allen Kriegsleuten, Zimmerleuten und Schmieden, und den Tempelschätzen davon nach Babylon, und setzt seinen Oheim unter dem Namen Zedekia als Vasallenkönig ein (2 Kön. 24, 8 — 17. Jer. 52.). Da dieser aber wieder abfiel, kam Nebukadnezar nach 9 Jahren zum dritten Male vor die Stadt, nahm sie nach 2jähriger Belagerung ein, im J. 588 im 18ten Jahre seiner Regirung, ließ den König zu Ribla blenden, nachdem seine Söhne vor seinen Augen hingerichtet waren, Stadt und Tempel von Grund aus zerstören, und den Rest der Einwohner bis auf Ackerleute und Winzer hinwegführen (2 Kön. 24, 18—25, 21). Zu gleicher Zeit hatte er von seinem 7ten Regirungsjahre an Tyrus 13 Jahre lang belagert, bei welcher Gelegenheit die jüdischen Propheten dessen Untergang drohten (Ezech. Kap. 26 — 28. Jer. 25, 22. 27, 3. 47, 4): die Inselstadt, widerstand aber den einer Flotte im Mittelmeere ermangelnden Chaldäern, Nebukadnezar gab die Belagerung auf (Ezech. 29, 18 [27]) und zog mit seinem Heere nach Ägypten (Jer. 46, 13 — 28. Ezech. 29, 17 ff. 30—32.), welches er im 5ten Jahre nach der Zerstörung von Jerusalem (583 v. Chr.) eroberte, den König daselbst tödtete und viele dorthin geflüchtete Juden gefangen wegführte [28]. Dieser Kriegszug, bei welchem er den Weg hinter dem todten Meere hin genommen und die Ammoniter und Moabiter unterjocht zu haben scheint [29], mag

25) 2 Kön. 23, 29. 30. 2 Chron. 35, 20—27, vgl. Herod. 2, 159. In den BB. der Könige wird der König von Babel hier V. 29 König von Assyrien genant, eine nicht seltene Benennug des babylonischen Reichs, welches ungefähr dieselben Länder umfaßte, wie früher das babylonische, vgl. Jer. 2, 18. Klagel. 5, 6. Judith 1, 5. 2, 1. 5, 1. So heißen die babylonischen Könige im Kanon des Ptolemäus assyrische, und nicht anders bei Xenophon. Auch umfaßt der Name Assyrien bei den Klassikern beständig auch Babylonien, s. Herod. 1, 102. 106. und daselbst Schweighäuser 178. 185. 192. 193. Strabo XV. zu Anf. Arrian. Feldz. Alex. VII, 7 §. 6. Der Name des Königs wird in der Bibel nicht genant, es muß aber der Vorgänger des Nebukadnezar seyn, dessen erstes Regirungsjahr bald darauf genant wird und dessen Name ist nach Berosus Nabopolassar.

26) So die einstimmigen zuverlässigen Nachrichten der BB. der KK. und des Jeremias, wogegen er nach 2 Chron. 36, 6. 7. Dan. 1, 3 — 6 schon im dritten Jahre dieses Königs ihn und die Tempelgefäße wegführt. Noch ungenauer ist die Nachricht des Berosus bei Jos. Arch. X, 11 §. 1, welcher die verschiedenen Feldzüge des Nebukadnezar gar nicht unterscheidet, und es folgender Gestalt darstellt. Nebukadnezar (I), so nent er auch den Nabopalassar des Ptolemäus, erfuhr, daß der von ihm über Ägypten, Kölesyrien und Phönizien gesetzt Satrap [in Ansehung Ägyptens ein offenbarer Anachronismus, wenn man auch unter den Satrapen von Kölesyrien den tributären König von Juda verstehen will, der doch aber damals nicht abfiel, sondern dem babylonischen Interesse sehr treu war] abgefallen sei, übergab er Alters wegen das Heer seinem damals noch sehr jungen Sohne Nebucadnezar (II), der den Abgefallenen besiegte, und jene Gegenden unterwarf. Während der Feldzugs starb der Vater nach einer 21jährigen Herrschaft, worauf der Sohn nach Babylon eilte, um die indessen von den Chaldäern verwaltete Regirung zu übernehmen, die Gefangenen aber nachkommen ließ, und verschiedene Kolonien daraus bildete, die Beute aber im Belustempel aufhing. — Die Fragen, ob Nebukadnezar bei seinem Regirungsantritt anfangs vielleicht bloß Mitregent seines Vaters gewesen sei, und bei welchem Feldzuge Letzterer gestorben sei, lassen sich hiernach nicht beantworten. 27) Über die irrige Angabe der älteren Geschichtsbücher, daß Nebukadnezar Tyrus wirklich erobert habe, s. m. Komment. zum Jes. Th. 2. S. 711. Vgl. Heerens Ideen Ausg 4 Thl. 1. Abth. 2 S...... daß er die Stadt belagert habe, sagen mehre griechische Schriftsteller (s. *Jos.* Archaeol. X, 11 §. 1. c. Ap. 1 §. 21), daß er sie eingenommen habe, keiner (s. Hieron. zu Ezech. 26, 7. 28) *Jos.* Arch. X, 9 §. 7. 29) S. Jos. a. a. O.

es gewesen seyn, welchen Megasthenes mit starker Übertreibung einen Zug nach Libyen und bis zu den herkulischen Säulen nent [30]). Nach seiner Rückkehr von diesen glücklichen Feldzügen zierte er den Belustempel mit der Beute, fügte der väterlichen Burg noch eine zweite, nebst den hängenden Gärten bei, baute die zweite Hälfte der Stadt diesseit des Euphrat, und umgab sie mit dreifacher Mauer aus Backsteinen [31]). Er starb im 43sten Jahre seiner Herrschaft, 562 v. Chr. [32]). Die Nachricht des Buchs Daniel aber (Kap. 4.), daß er 7 Jahre seines Lebens wahnsinnig unter dem Vieh des Feldes gelebt habe, ist dem ganzen Charakter des Buches nach, worin sie erzählt wird, nicht als historisch zu nehmen [33]). Nach Nebukadnezar's Tode eilte das Reich schnell seinem Falle entgegen, und selbst die weisen Anstalten eines thätigen und kräftigen Weibes, welches die Sele der nächsten Regirung gewesen zu seyn scheint, konte es nicht retten. Nebukadnezars Sohn und Nachfolger Evilmerodach (אֱוִיל מְרֹדַךְ 2 Kön. 25, 27. Jer. 52, 31. bei Berosus *Εὐειλμαρώδουχος*, bei Ptol. *Ἰλλοαρούδαμος*, gewiß verderbt für *Ἰλλουμαρούδαχος*), entließ den gefangenen König von Juda aus dem Gefängniß (2 Kön. a. a. O.) machte sich aber durch Frevel und Ausschweifungen so verhaßt, daß er nach zweijähriger Regirung von seinem Schwestermanne Neriglissar ermordet wurde, worauf dieser den Thron bestieg [34]). Als seine Gattin betrachtet man mit großer Wahrscheinlichkeit, die von Herodot gepriesene Nitokris (*Νίτωκρις*), Mutter des letzten Königs, welcher dieser Schriftsteller nach seiner Gewohnheit, unbedeutende Regentennamen zu übergehen, und nur welthistorische Personen hervorzuheben, Alles, was in Babylon um diese Zeit Bedeutendes vorging, namentlich die sorgfältigen Vertheidigungsanstalten gegen Medien durch künstliche Kanäle zuschreibt [35]). Neriglissar ist es höchst wahrscheinlich, der zuerst von den babylonischen Königen gegen die immer mehr um sich greifende medisch-persische Macht Bündnisse schloß, aber von Cyrus geschlagen im Gefechte blieb [36]). Nach vierjähriger Regirung folgte ihm sein unmündiger Sohn Laborosanechod, der aber, da er einen bösartigen Charakter verrieth, von den Großen, schon nach 9 Monaten getödtet wurde [37]), worauf diese den Nabonned, bei Herodot [38]), Labynetus, den Belsazar des Buches Daniel (5, 1), einen Sohn des Evilmerodach und der Nitokris (Herod. a. a. O.) auf den Thron erhoben, wiewol seine weisere Mutter mehr als er das Ruder der Regirung geführt zu haben scheint. Alle ihre Vorkehrungen, namentlich die von Herodot beschriebenen kunstvollen Leitungen des Euphrat vermochten indessen nicht, das Schicksal abzuwenden, welches alle Staten Vorderasiens traf. Nachdem Cyrus die Lydier unter Krösus geschlagen und deren Schätze hinweggeführt hatte, führte er sein siegreiches Heer vor Babylon. Die näheren Umstände der Eroberung werden verschieden erzählt. Herodot [39]) berichtet, daß der König mit Allem wohl versehen, auch seine Feldküche nicht vergessend, dem Cyrus entgegen gezogen, dieser den Babyloniern durch eine aus religiösen Motiven (oder aus Kriegslist) beschlossene Abgrabung des Flusses Gyndes, noch eine jährige Frist gegeben, dann aber sie in die Stadt zurück getrieben, und dieselbe bald darauf durch Kriegslist erobert habe, indem er das Wasser in den Gräben des Euphrat seicht zu machen wußte, und ein Fest der Einwohner das nächtliche Eindringen der Medo-Perser erleichterte. Ausführlicher, aber ähnlich, schildert die Eroberung Xenophon [40]), und setzt hinzu, daß der König von den eindringenden Feinden, indem er sich zur Wehre setzen wollte, umgebracht sei, wozu auch Dan. 5, 30 stimt. Berosus aber läßt den König nach verlorener Schlacht nach Borsippes fliehen, und dort sich dem Cyrus, nachdem er Babylon erobert hatte, freiwillig ergeben, worauf er in Karamanien ruhig sein Leben beschlossen habe. Von den biblischen Propheten, die zu dieser Zeit unter den jüdischen Exsulanten in Babylon lebten und welche uns den Cyrus als ein auserwähltes Rüstzeug ihrer Befreiung darstellen, besitzen wir mehre von den Samlern des Kanon fälschlich der jesaianischen Samlung (Jes. 13, 14. 21.) beigezählte Orakel, in welchen sie die bevorstehende Niederlage mit so lebendigen und mit nachherig geschichtlichen Ereignissen zusammen treffenden (vgl. Jes. 21, 5 mit den angeführten des Herodot und Xenophon) Zügen schildern, daß man, jedoch sehr mit Unrecht, eine Abfassung derselben post eventum annehmen zu müssen geglaubt hat. So ward also 23 Jahre nach Nebukadnezar 538 v. Chr. das unüberwindliche Chaldäerreich mit dem medopersischen vereinigt, von welchem es einen so wichtigen Bestandtheil ausmachte, daß der Name König von Babel, später selbst von persischen Königen gebraucht wird (Esra 5, 13. Nehem. 13, 6).

Über die Verfassungsformen des chaldäisch-babylonischen Reiches besitzen wir mehre Angaben im historischen Theile des Buches Daniel. Sofern dieses Buch erst eine geraume Zeit nach dem Untergang des chaldäischen Reichs (unter Antiochus Epiphanes) verfaßt ist, ließe sich dessen Zuverlässigkeit in solchen Dingen verdächtig machen [41]), und wäre es nicht unwahrscheinlich, daß die darin vorkommenden Beamtennamen und sonstigen Schilderungen von dem dem Referenten näher liegenden persischen Reiche hergenommen wären: da aber die Verfassung des assyrischen, babylonischen und persischen Reichs

30) S. bei Strabo XV, 1 §. 6. *Jos.* c. Apion. 1 §. 20. 31) So Berosus bei Jos. Archäol. X, 11 §. 1. über welche Stelle jedoch oben Note 26. und Dan. 4, 27. zu vergleichen ist. 32) Berosus bei Jos. c. Ap. I, 2. und Ptolemäus. 33) Über die etwanige Veranlassung dieser Fiction s. m. Komment. zum Jesaias Th. 1.). 34) S. *Beros.* ap. *Jos.* contr. Ap. 1 §. 20. *Megasthenes* ap. *Euseb.* praep. evang. IX, 41. Zwei Jahre werden ihm auch im Kanon des Ptolem. zugeschrieben. Wenn anderswo Jos. Archäol. X, 11 §. 2 ihm 18, und Alex. Polyhistor in *Euseb.* Chron. armen. I, p. 45. ihm 12 Jahre zuschreiben, so muß dieses, wenn es kein Fehler ist, auf Mitregentschaft in den letzten Jahren seines Vaters bezogen werden. Von einer solchen reden auch rabbinische Traditionen, s. Jarchi und Hieronymus zu Jes. 14, 19. 35) S. Herodot. I, 185—187. und daselbst Wesseling. Fischer zu Xen. Cyropäd. I, 4 §. 16. Vgl. Dan. 6. 36) *Xenoph.* Cyropaed. II, 1 §. 5. 37) Berosus a. a. O. 38) I, 188.

39) I, 188—191. 40) Cyropaed. VII, 5. 41) S. Bleek Abhandlung über das Buch Daniel, in der theol. Zeitschrift III. S. 222 ff. Rosenmüller bibl. Alterthumskunde. II, 42.

sich gewiß sehr ähnlich waren, da ferner die im Buche Esther vorkommenden Schilderungen des persischen Hofes, von denen des Buchs Daniel immer wesentlich abweichen, und endlich auch die beiläufigen, aber gleichzeitigen und ganz zuverlässigen Angaben des Jeremia in vielen Stücken einstimmen: so dürften diese Nachrichten, die ohnehin die Analogie des ganzen Orients für sich haben, nicht so verwerflich seyn [42]. Die Hauptsachen sind folgende. Der „König der Könige" (Dan. 2, 37) ist in seiner Burg, die Pforte genant (2, 49), von einem zahlreichen Hofstat, unter denen viele Verschnittene, und reiche Herren, umgeben (6, 2. 23). Zu den bedeutendsten Hofämtern, deren Inhaber die nächste Umgebung des Königs bildeten, ihn auch in den Krieg begleiteten, gehörten das eines Palastpräfekten (2, 49); eines Obersten der Verschnittenen (1, 3) (Jer. 39, 3. 13), der unter andern die Aufsicht über die den König bedienenden Edelknaben (Idschoglans in der Türkei) hatte (Dan. a. a. O.); des Obersten der Leibwache (Jer. 39, 9. 2 Kön. 25, 8. 10. 11. Dan. 2, 14), der auch die Todesurtheile vollzog, und des Obersten der Magier (Jer. a. a. O.), welche zusammen vielleicht den Namen der königlichen Räthe (הַדָּבְרִין Dan. 3, 24. 27. 4, 33. 6, 8) führen. Das Reich war in Provinzen oder Satrapien eingetheilt, und die darin angestellten Beamten, wie die Etymologie ihrer Namen errathen läßt und die Analogie der persischen Verfassung an die Hand gibt, theils mit der Verwaltung, theils mit der Rechtspflege, theils mit Beitreibung der Abgaben beschäftigt. Die dahin gehörenden Namen, welche Dan. 3, 2. 3. 27. 6, 8 mehr oder weniger vollständig aufgezählt werden, sind: 1) אֲחַשְׁדַּרְפְּנִים Satrapen. Das erwähnte biblische Wort ist wahrscheinlich entstanden aus der altpersischen harten Form Khochatrap – Satrap mit Anhängung der Sylbe ן, und Vorsetzung eines Aleph zur Erleichterung des harten Lautes שח. So lautete das neuere schetrao König, früher im Zend khschetrae, schesch sechs khschonesch, Schach König khschêhiöh. 2) פַּחֲוָתָא hebr. פַּחוֹת, im Sing. פֶּחָה (auch in der persischen Verfassung öfter erwähnt) Unterstatthalter, Vorsteher der kleinern, den Satrapen untergeordneten Provinzen, wie z. B. Nehemia zur Zeit der persischen Herrschaft dieses Amt über Judäa bekleidete. 3) אֲדַרְגָּזְרַיָּא Oberrichter. 4) גְּדָבְרַיָּא Schatzmeister, vgl. Esra 7, 21. 5) דְּתָבְרַיָּא Gesetzkundige. 6) תִּפְתָּיֵא Rechtsgelehrte (nach dem Arab. فتي IV. einen wichtigen Ausspruch thun, Rathschläge geben, dah. مفتي Mufti, nach Bertholdt: Landräthe, von פַּתַי Ebene, Gegend). Als Todesstrafen, die den barbarischen Charakter des übrigen Orients an sich tragen, komt das lebendige Verbrennen (Jer. 29, 22. Dan. 3, 19 ff.) und das in Stücken Zerhauen (Dan. 2, 5) vor.

Die **Religion** der Chaldäer war, wie die der Assyrer, alten Araber und der meisten Morgenländer [43]) Gestirndienst, bestand aber vorzugsweise in Verehrung der sich bewegenden Himmelskörper, der Sonne, des Mondes und der 5 Planeten, daneben der 12 Zeichen des Thierkreises. Sie war vorzugsweise in den Händen der Priesterkaste, gewöhnlich vorzugsweise der **Chaldäer** genant, welche aus der Beobachtung dieser für Götter gehaltenen Wandelsterne ein Hauptgeschäft machten, aus ihren Stellungen, ihrem Auf- und Untergang, auch ihrer Farbe den Willen der Götter und der Menschen Schicksale, errathen zu können glaubten, und durch dieses religiöse Interesse selbst zu wissenschaftlichen Beobachtungen und Entdekkungen geführt wurden, die nicht zu gering angeschlagen werden dürfen [44]), da nach Ideler [45]) die von dem Ptolemäus angeführten Berechnungen der ältesten Mondfinsternisse (19. März 721, 8 — 9. Mai 720, 22. Apr. 621 u. s. f.) von den neuesten Berechnungen größten Theils nur nach Minuten abweichen. Von den fünf Planeten gelten ihnen, wie der Astrologie aller Zeiten, Jupiter und Venus als wohlthätige, Mars und Saturn als Verderben bringende Mächte, Merkur je nach seiner Stellung bald gut bald böse. Als Name derselben, deren genauere Bestimmung aber noch einige Schwierigkeit hat, kommen vor: a) בֵּל Belus der Haupt-Nationalgott Babylons, der Planet Jupiter, das Prinzip alles Guten und Glücklichen (s. diesen Artikel). Ihm zur Seite steht als weibliche Gottheit und gutes Prinzip b) Venus, hebr. גַּד (Glück, Verhängniß) Jes. 65, 11, höchst wahrscheinlich einerlei mit *Naναῖα*, 2 Macc. 1, 13. 14, mit der armenischen *Ἀναῖτις* in Armenien, und mit Anahid im Zend-Avesta. Auch Mylitta (מְיַלְדְתָּא Geburt, Gebärende) scheint nur ein verschiedener Name derselben zu seyn, der sie als gebärendes Prinzip bezeichnet, und der üppige Cultus der Mylitta in Babylon, wo sich die Jungfrauen der Göttin zu Ehren, den Fremden Preis geben, finden sich eben so bei der Anaïtis wieder [46]). c) Nebo, der Merkur Jes. 46, 1, syrisch ܢܒܘ, sonst auch als der Schreiber des Himmels betrachtet, wie selbst der Name mit dem hebr. נָבִיא verwandt seyn und Dollmetscher der Götter bedeuten konte. Die fleißige Verehrung dieser Gottheit beweisen die vielen, damit zusammengesetzten Eigennamen von Personen, als Nebukadnezar, Nebusaradan, Nebuschesban, Naboned, Nabopolassar u. s. w. d) Merodach, מְרֹדַךְ Jer. 50, 2 ist vielleicht der Planet Mars, im Arabischen مرّيخ Mirrich (für Mirdich?). Welchen Namen Saturn bei den Babyloniern geführt, wird nicht ausdrücklich erwähnt, seines Cultus gedenkt aber Diodor a. a. O. und auch die Schlange (Dan. 14, 23 ff.) kann wol als eine Symbolisirung des bösen Prinzips gedacht werden. Von der

42) S. Bertholdts Daniel S. 817 ff., wo aber viele übereilte und irrige Bestimmungen vorkommen. 43) S. meine Abhandlung über die Astrologie und das Religionssystem der Chaldäer, im Comment. zum Jes. Th. 2. S. 327 ff.

44) Die Hauptstellen sind *Diod. Sic.* II, 29 — 31., *Sextus Empir. adv. Mathem.* V, S. 339 ff. *Ephraemi Syri* Opp. T. II. S. 448 ff., vgl. meinen Comment. a. a. O. S. 351 ff., wo nur die das Horoskop erläuternde Figur aus Versehen des Druckers so gestellt ist, daß das Hypogaeum statt unten zu stehen, zur linken Seite steht. 45) S. dessen Abhandlung über die Sternkunde der Chaldäer in den Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften von 1814 und 1815 (Berlin 1818.) S. 201 ff. 46) Zu Herod. I, 199, vgl. Ber. VI, 43 und Creuzer Symbol. II, 24 ff.

großen Menge der babylonischen Götter heißt es Jer. 50, 38: „ein Land der Götzen ist es, und der Abgötter rühmen sie sich," aus Dan. 5, 4. 23 erhellt, daß die Bilder aus verschiedenen Metallen, aus Holz und Stein verfertigt wurden, und nach Dan. 14, 10 (griech. Text) hatte Bel 70 Priester, welche die ihm dargebrachten reichen lectisternia verzehrten. —

Die Priester- oder Gelehrtenkaste (חכימין die Weisen beim Daniel), auch vorzugsweise Chaldäer genant, pflanzte ihre größten Theils die Himmelskunde betreffenden Kentnisse durch uralte Familientradition fort, wiewol das Beispiel Daniels lehrt, daß man auch Fremde in die Kaste aufnahm. Außer dem Charakter und den Schicksalen der Menschen, die sie besonders aus dem Stande der Gestirne bei ihrer Geburt schlossen, lasen sie nach Diodor a. a. O. aus den Sternen auch bevorstehende Witterung, Erdbeben, Sonnen- und Mondsfinsternisse (die ersteren, bekantlich weit schwerer zu berechnenden, nach eigenem Geständniß nur unsicher), beschäftigten sich auch mit Vogelschau (Jes. 47, 13, Dan. 2), Opferschau, und suchten bevorstehendes Unglück durch Opfer und Zaubermittel abzuwenden (Jes. 47, 9. 13). Sie glaubten zugleich, daß Alles, was sich am Himmel ereigne, nach einem bestimten unabänderlichen göttlichen Rathschlusse geschehe; eine Lehre, die noch Ephraem Syrus im 5ten Jahrh. n. Chr. in seinem Kreise vorfand und lebhaft bekämpfte. Ihr Einfluß beim König war auf ihre Kunst gegründet, und der Oberste der Magier begleitete den König selbst in den Krieg: den Nachrichten des B. Daniel zu Folge erlaubte sich aber wenigstens Nebukadnezar auch die härteste Behandlung gegen den ganzen Stand. In demselben Buche werden öfter verschiedene Benennungen für die chaldäischen Weisen gehäuft (1, 20. 2, 10. 27. 4, 4, 5, 7, 11), die sich wol auf ihre verschiedenen Geschäfte beziehen, aber nicht gerade streng geschieden seyn, und besonders Klassen der Kaste ausmachen müssen, wie es Bertholdt aufgefaßt hat [47]). Die Namen sind: אשפים Beschwörer, מכשפים Zauberer, eig., welche Zauberformeln aussprechen, גזרין Bestimmer (des Fati), Nativitätssteller, חרטמים heilige Schreiber, und כשדים Chaldäer. Daß Letztere hier neben anderen Namen stehen, und eine besondere Klasse der babylonischen Mager auszumachen scheinen, hat man sich so erklärt, daß die nördlichen Chaldäer bei ihrer Einwanderung eine heilige Priesterkaste gehabt haben möchten, die sich dann an die babylonische anschloß, und den Volksnamen vorzugsweise beibehielt. Wahrscheinlicher ist es aber beim Daniel schon nach späterem Sprachgebrauch Name der ganzen Priesterkaste, der nur hier zur Häufung der Namen den übrigen beigeordnet wird.

Ungemein günstig war Babyloniens Lage für Schiffahrt und Handel, und diesem Verkehr, so wie einheimischem Kunstfleiß verdankte Babylon, welches Ezechiel (17, 4) ausdrücklich das Kaufmannsland nent, seine Reichthümer und seinen Glanz [48]). Von Norden herab wurden nach Herodot [49]) die Waren, insbesondere Palmenwein, auf dem Tigris mit Flußschiffen herabgebracht, die aus Häuten über ein hölzernes Gerippe gespant bestanden. Da man nicht wieder stromaufwärts fahren konte, nahm man die Schiffe in Babylon aus einander, verkaufte das Holz, und ließ die Häute auf Eseln nach Armenien zurück bringen [50]). Von Osten erhielten sie zu Lande von Indien Edelsteine, Färbewaren, und die dort einheimischen löwenbändigenden Jagdhunde [51]). Nach Süden hin öffnete ihnen der persische Busen den Weg zu den arabischen und indischen Küstenländern, lieferte selbst ihnen in einigen Gegenden Perlen, Schiffbauholz und Baumwolle, und es fehlte daher an seiner Küste nicht an kaufmännischen Kolonien, unter denen wir hier nur die Gerrhäer nennen wollen. Daß der Kunstfleiß der Babylonier vorzüglich auf prächtig gewirkte Teppiche und Gewande gerichtet war, ist oben in einem besond. Art. (Babylonische Zeuge II, 24.) bemerkt worden, wozu wir noch eine der frühesten Erwähnungen derselben Jes. 7, 21 nachtragen wollen. Eine Folge von Babylons Reichthum war der darin herschende Luxus, die Prachtliebe und das Wohlleben, aber auch die Üppigkeit und Schwelgerei, als dessen Sitz Babylon von hebräischen, griechischen und römischen Schriftstellern geschildert wird [52]). Kleiderluxus, häufige Salbungen, Siegelringe und künstlich geschnitzte Spazirstöckchen fielen schon dem Herodot an den Babyloniern auf [53]); vor Allem verrufen war aber die Leichtfertigkeit ihrer Weiber, die selbst durch bürgerliche Einrichtungen genährt wurde. Dahin gehörten die berüchtigten jährlichen Mädchenmärkte, wo die schönern Jungfrauen an den Meistbietenden, die häßlichen an den Mindestfordernden öffentlich verkauft wurden, und kein Vater seine Tochter anders verheirathen durfte: dahin das Gesetz, daß jedes Weib sich einmal im Tempel Mylitta einem Fremden Preis geben mußte; dahin die empörende Zügellosigkeit der Matronen und Jungfrauen, die am Ende der Gastmäler sich allmälig entkleideten, und die Rolle gefälliger Bajaderen spielten [54]).

Die Muttersprache der Babylonier war die jetzt sogenante chaldäische Sprache, die uns theils in gewissen Abschnitten der BB. Daniel (2, 4 — 7, 28) und Esra (4, 8 — 6, 18. 7, 12 — 16), theils in den chaldäischen Übersetzungen des A. T. oder den Targums erhalten ist. Sie bildet mit der syrischen Sprache vereinigt einen der drei Hauptzweige des semitischen Sprachstammes, den nordsemitischen oder aramäischen, und wird zum Unterschied von jenem als dem westaramäischen auch ostaramäisch genant, sofern sie in den östlichen Provinzen von Aram, d. h. außer Babylonien auch in ganz Mesopotamien gesprochen wurde. Im A. T. wird sie daher auch am gewöhnlichsten bloß ארמית aramäisch genant (2 Kön. 18, 26. Jes. 36, 11. Esr. 4, 7. Dan. 2, 4), seltener die Sprache der Chaldäer (Dan. 1, 4),

---

47) S. Bertholdt über das Magerinstitut in Babylon, in dessen Daniel S. [illegible]29 ff. 48) Herodot. 1, 192. 49) 1, 194.

50) Eine ähnliche Art Schiffe auf dem Tigris beschreibt Ker Porter II, S. 259. unter dem Namen Kilots. 51) S. Heeren's Ideen Th. 1. Abth. 2. S. 209 ff 4te Ausg. 52) S. Jes. 14, 11. 47, 1 ff. Jer. 51, 39. Dan. 5, 1, und bes. Curtius V, 1. 53) 1, 195. 54) Curt. a. a. O. Nec meretricum hoc dedecus est, sed matronarum virginumque, apud quas comitas habetur vulgati corporis vilitas.

welchen Ausdruck Einige obendrein anders, nämlich von der Sprache der eingewanderten Chaldäer verstehen. Aus der Geschichte der Sprache, ihrer Ausbreitung und ihres Gebrauchs lassen sich nur einzele Züge auffinden. Aus 1 Mos. 31, 47, wo der Mesopotamier Laban einen Ort, den Jakob Gilead nent in seiner Sprache, d. i. ganz chaldäisch יְגַר שָׂהֲדוּתָא (Hügel des Zeugnisses) übersetzt, sieht man, daß schon damals (also wenigstens in der Zeit des Referenten) chaldäisch die Muttersprache in Mesopotamien war; aus 2 Kön. und Jes. a. a. O., läßt sich schließen, daß die chaldäische Sprache ein häufiges Verständigungsmittel zwischen Assyrern und Hebräern war, wie sich später die Perser dieser Sprache in ihren Edikten an die Juden bedienten (Esr. 4,7); Dan. 1, 4 reden die chaldäischen Weisen zum Nebukadnezar in dieser Sprache. Aus den häufigen Berührungen mit dem persischen Volke erklärt sich auch, daß theils persische Wörter in die chaldäische Sprache, theils chaldäische in die persischen Dialekte aufgenommen worden sind [55]). Die Juden vertauschten während ihres Aufenthalts im babylonischen Exsil ihre althebräische Muttersprache mit der verwandten chaldäischen, und verpflanzten diese nach ihrer Rückkehr auch nach Palästina, wo sie eine Zeit lang als Landessprache neben der althebräischen bestand, die noch Schriftsprache blieb, aber allmälig und besonders seit dem 2ten Jahrhunderte vor Chr. die letztere auch aus diesem Besitz verdrängte, und die allein herrschende Sprache der Palästinenser wurde, und im gemeinen Leben selbst den Namen der hebräischen Sprache erbte (s. Prolog zum Sir. Joh. 5, 2. 19, 15. Apostelgesch. 21, 40. 22, 2, Apok. 9, 11. 16, 16). Schon früher hatte aber die Umgangssprache einen bedeutenden Einfluß auf die im Aussterben begriffene althebräische ausgeübt, und ihr eine sehr merkliche chaldaisirende Farbe gegeben. Zur Zeit der griechischen Herrscher in Antiochien drangen begreiflicher Weise nun auch griechische Wörter in die chaldäische Sprache ein (s. die Namen der musikalischen Instrumente Dan. 4, 5. 7), und auch der verwandte syrische Dialekt übte einen gewissen Einfluß aus, so daß man die Landessprache der Palästinenser zur Zeit Christus nicht mit Unrecht syrochaldäisch zu nennen pflegt. Daß die Muttersprache des chaldäischen Reichs auf die Nachwelt gekommen ist, verdankt sie also ausschließlich dem Umstand, daß die Juden sich dieselbe aneigneten, und von Nationalschriftstellern ist so wenig irgendwo die Rede, daß es fast zweifelhaft ist, ob es dergleichen überhaupt gegeben hat. Es kann nicht fehlen, daß die Juden diesem ihrer alten Sprache so verwandten Dialekt hier und da eigene Idiotismen des ihrigen aufgetragen haben werden, wie denn die Stücke im Daniel und Esra viele Hebraismen enthalten (z. B. den Gebrauch von Hophal, den Plural auf ים): aber höchst verfehlt ist die Ansicht, nach welcher man dem Chaldäischen überhaupt den Charakter eines selbständigen Dialekts abgesprochen, und es für ein bloßes, in jüdischen Schriften entstandenes Gemisch aus Hebräisch und Syrisch, das nie Nationalsprache gewesen, ausgegeben hat [56]). Von dem gemeinsamen grammatischen Charakter der **aramäischen**, d. i. chaldäischen und syrischen Sprache ist u. d. Art. Aramäische Sprache (Th. V. S. 93. die Rede gewesen. Wir bemerken daher hier nur noch 1) die wichtigsten Besonderheiten des Chaldäischen, wodurch es sich vom Syrischen unterscheidet, und zum Theil mehr zum Hebräischen hinneigt: a) wie im Syrischen der Vocal O vorwaltet, so ist Chaldäisch das A, welches für das Hebräische ָ und ֵ steht, als כָּתַב, כְּתָבָא, ܟܬܳܒܳܐ; אֱנוֹשׁ, אֱנָשׁ, ܐ̱ܢܳܫ; קוֹל chald. קָל; b) für das syr. au steht o, für ai – e, als יוֹמָא, ܝܰܘܡܳܐ Tag, עֲלֵיכִי, ܥܠܰܝܟܝ; c) es findet Verdoppelung durch Dagesch forte Statt; d) der Ton ist regelmäßig auf der letzten Sylbe. 2) Das Verhältniß des Chaldäischen zum Hebräischen in Rücksicht auf Buchstabenverwechselung und Orthographie. a) Das Chaldäische, ist wie das Syrische, ein platter Dialekt, setzt daher statt der Zischlaute der Hebräer und Araber gern die entsprechenden Labialen, als ד für ז, ט für צ, ת für שׁ, z. B. זָהָב, דְּהַב Gold, צוּר, טוּר Fels, שְׁבַר, תְּבַר zerbrechen; b) für die Gutturalen ה und ע steht häufig das leisere א, als הִתְקַטֵּל, אִתְקַטֵּל; עֵץ, chald. אָע Holz. Aus letzterem Beispiele ersieht man zugleich die Verwechselung von א mit ע, vgl. noch אֶרֶץ, אַרְעָא Erde; c) mehr orthographischer Art ist es, wenn am Ende der Wörter st. ָה geschrieben wird ָא, und der Gebrauch des שׂ vermieden, indem man es mit ס vertauscht. — Übrigens ist der Charakter der Sprache in den verschiedenen Dokumenten ziemlich verschieden. Am reinsten im Targum des Onkelos, welches vielleicht in Babylonien selbst abgefaßt ist, mit Hebraismen vermischt in Daniel und Esra, voller ausländischen Wörter in den spätern Targums. Die Sprache der spätern Theile des Talmud und die Schriften der Rabbinen enthalten eine aus Hebräisch und Chaldäisch mehrfach gemischte Sprache [57]). **Geschrieben** wurde das Chaldäische, so weit wir den Nachrichten folgen können, von jeher mit derjenigen Schrift, womit wir noch jetzt das Hebräische schreiben, und schon der Name derselben, chaldäische Quadratschrift, auch assyrische Schrift, macht die alte Meinung wahrscheinlich, daß dieser Schriftcharakter nach dem Exsil erst von dem Chaldäischen auch auf das Althebräische übergetragen worden sei (s. Geschichte der hebr. Sprache

55) S. von *Bohlen* Symbolae ad interp. s. cod. ex lingua pers. S. 10 ff. 56) S. Michaelis Abhandlung von der syrischen Sprache S. 36. Wahl's Gesch. der morgenländ. Spr. S. 578 ff. 57) Das brauchbarste Wörterbuch des Chaldäischen ist: *Jo. Buxtorfii* F. Lexicon chaldaicum, talmudicum et rabbinicum. Opus XXX annorum. Basil. 1640. fol. In Ansehung des Talmudischen liegt das Lexicon Arûch (עָרוּךְ) von Nathan ben Jechiel († 1106) hauptsächlich zum Grunde, welches im Original nebst seinen Fortsetzungen (von Arkevolti, Benjamin Mussaphia) und mit eigenen Anmerkungen herausgegeben ist von Landau. Prag 1819. 20. 5 Bde gr. 8. Auch Castelli Heptagl. enthält das Chaldäische. — Chaldäische Grammatiken besitzen wir von Cellarius 1685. 4. J. D. Michaelis 1771. 8. N. W. Schröder 1787, und G. B. Winer 1824; außerdem in den harmonischen Grammatiken mehrerer semitischen Sprachen von Lud. de Dieu 1628. 1633. 4. J. H. Hottinger 1658. 4. Vater 1802. 1817. 8. Das Syrische und Chaldäische umfassen: *C. Schaaf* Opus aramaeum. Lugd. Bat. 1686. 8. *Jahn* elementa lingu. aramaeae ed. *Oberleitner*. Vindob. 1820. 8.

S. ....). Einige, auf einen babylonischen Ziegel eingekritzelte, den phönicischen ähnliche Buchstaben für altbabylonische Buchstabenschrift zu nehmen, wie Kopp [58]) gethan, dürfte zu gewagt seyn. Eine längst gemachte Bemerkung ist übrigens, daß sich von den Eigennamen chaldäischer Könige und Beamten nur sehr wenige aus dieser semitischen Muttersprache Babyloniens erklären, die meisten sich an den medopersischen Sprachstamm anschließen und daher häufig noch durch Hilfe des Neupersischen erklärt werden können, wie dieses auch mit den assyrischen Eigennamen der Fall ist. Z. B. Nebuschasban نبوچسبان (Nebo's Verehrer), Mardocenpadus مردك انباره (ruhmvoller Mann), Nebucaduezar viell. نبو خدان سر (Nebo, d. i. Mercur ist der Götter Fürst [59]). Diese Erscheinung erklärt sich indessen leicht, wenn wir entweder diese Namen als assyrisch betrachten, oder annehmen, daß sie aus der Sprache der eingewanderten Chaldäer, welche mit dem assyrischen verwandt seyn mußte, entlehnt seien. Einen unglücklichen Versuch, sie aus dem Slavischen zu erklären, hat Forster gemacht [60]), einen nicht viel glücklichern, sie auf semitische Etymologien zurück zu führen, Simonis [61]). Dieser assyrischen oder nordchaldäischen Sprache, die in Babylon unter assyrischer und chaldäischer Herrschaft großen Einfluß gehabt haben muß, gehören vermuthlich auch die keilförmigen Inschriften an, die in so großer Menge auf den Ruinen von Babylon gefunden werden. (*Gesenius.*)

Chaldäische Bibelübersetzungen, s. **Targums**.

Chaldäische Christen, s. **Nestorianer**.

CHALED, der Sohn des Walid خالد بن الوليد ein vornehmer Koreischite, anfangs Gegner Mohammeds, den er in der Schlacht bei Ohod in die Flucht schlug, dann seit dem 8ten Jahre der Hedschra ein eifriger Anhänger der neuen Lehre, und ein so furchtbarer Krieger, daß ihn Mohammed **das Schwert Gottes**, die Araber auch den **göttlichen Löwen** nanten. Die Hauptzüge seines Lebens haben **Abulfeda** (in den moslemischen Annalen) **Alwackedi**, **Elmacin** und **Ibn Koteiba** bewahrt; sie schildern ihn als einen orientalischen Roland. Unter Mohammed begann er seine Thaten in Syrien, wo er die Standarte des Glaubens (Rajat-al-Eslam) erhob, und mit 3000 begeisterten Helden 20,000 Griechen, deren Centrum er durchbrach, niedermachte. Nach dem Tode Mohammeds schlug er unter dem Chalifen Abubekr die arabischen Dissidenten, Moseilemah, und den Maleck-Ebn-Nowairah, den der Chalife wegen seiner Tapferkeit und dichterischen Gaben gern erhalten hätte. **Chaled** ließ ihn nach einem kurzem Wortstreit über die neue Lehre augenblicklich hinrichten, und entging dem Zorn des Chalifen nur durch die Vorbitte Omars. In dem folgenden Feldzuge gegen den Kaiser Heraklius, als der Siegeslauf der Moslemen durch die Sanftmuth des rechtschaffenen Abu Obeidah und durch Sittenverweichlichung eine Zeit lang gehemt wurde, mußte **Chaled** den Befehl übernehmen, um durch sein unwiderstehliches Feuer die Truppen wieder zu beleben. In allen Zweikämpfen mit den griechischen Feldherren war er Sieger. Den Befehlshaber von Damaskus Israel, über dessen Namen er sich lustig machte, weil bei den Mohammedanern Israel derjenige Engel ist, der die Sorge für die abgeschiedenen Seelen hat, besiegte er, indem er seinem Pferde die Schenkel herunter hieb. Als er vor Baalbeck von einem tapferen griechischen Reiter überfallen wurde, und an demselben sein Schwert zerbrach, erfaßte er ihn in der Mitte des Leibes, und drückte ihn todt. In einer andern Schlacht zerbrach er acht Schwerter. Wer seinen Glauben nicht annahm, mußte vor ihm sterben. Gegen Geschenke war er unbestechlich. In Worten kurz und trotzig. Den Luxus der griechischen Feldherren, die in ihren Zelten auf herrlichen Sesseln unterhandeln wollten, verhöhnte er, indem er sich auf die bloße Erde setzte. Als Werdan, ein Anführer des Heraklius einen verrätherischen Hinterhalt stellte, um bei einer Unterredung den **Chaled** umbringen zu lassen, ließ **Chaled** die versteckten Griechen des Nachts vorher heimlich überfallen, 10 Araber ihre Stellen einnehmen, und ihre Kleider anziehen, so daß Werdan, während der Unterredung, statt der 10 versteckten Griechen 10 Araber zu seiner Hilfe rief, und seine Verrätherei mit dem Leben büßte. **Chaled** wollte alle Städte mit Sturm einnehmen. Nachdem er und Abu Obeidah lange vor Damaskus gestanden, und manchen Ausfall zurückgeschlagen hatten (vergebens sandte Heraklius zwei Heere der Stadt zum Entsatz), wandten sich die Einwohner an Obeidah, um zu kapituliren. In demselben Augenblick, als Obeidah vertragsmäßig in die Stadt zog, um sie vor der Wuth des **Chaled** zu schützen, drang dieser von einer andern Seite mit Gewalt ein. Zwar hemmte Obeidah jetzt die Wuth des eifrigen Moslemen, aber nicht seine Rache. Dem christlichen Heere ward der Auszug nach Antiochien binnen einer bestimten Zeit erlaubt. Mit Reichthümern beladen, zog es langsam vorwärts. Bei demselben war die junge Frau eines Renegaten Jonas, welche ihn um seines Übergangs zur Lehre Mohammeds willen verlassen hatte. **Chaled**, von Jonas gereizt und geführt, überfiel das Heer auf dem Wege nach Antiochia. Die Niedermetzelung desselben, während welcher das heldenmüthige Weib des eifersüchtigen und vor Liebe rasenden Renegaten sich selbst den Tod gab, (Theaterdichter, welche diesen tragischen Stoff bearbeiten wollen, können unter Andern **Marigny** Geschichte der Araber Th. 1. (übersetzt, Berlin 1753) nachlesen, S. 168. u. s. w.,) und so ihm den Lohn seiner Verrätherei entriß, und nach dem Falle des Feldherren Thomas dessen Witwe, die Tochter des griechischen Kaisers dem **Chaled** in die Hände fiel, ist eine der schauderhaftesten Scenen im Leben desselben. Zwar gab er dem Kaiser seine Tochter wieder. Aber seine Härte machte ihn eben so bei allen Nichtfanatikern und Christen verhaßt, als Obeidah geliebt wurde. Eben so dachte Omar. Denn als dieser im 13. Jahre der Hedschra dem Abu Beckr im Chalifat folgte, gab er

---

58) Bilder und Schriften der Vorzeit II, S. 157. 59) S. **Lorsbach's** Archiv f. morgenl. Lit. II, S. 246 ff. *von Bohlen* Symb. (vgl. Not. 55.) S. 60) *Michaelis* Spicilegium Geogr. hebr. exterae. II. S. 102. 61) *Onomast.* V. T. vgl. **Adelungs** Mithridates Th. 1. S. 323.

dem Abu Obeidah die Oberbefehlshaberschaft. **Chaled** zeigte sich hier als Patriot, er gehorchte mit demselben Eifer, mit welchem er befehligt hatte. Aber in der Schlacht bei Yermud, welche das Schicksal Syriens entschied, trat Obeidah, der seine Schwäche wohl kante, dem sieggewohnten Chaled den Oberbefehl ab. Nach der Eroberung von Aleppo eroberte Chaled allein bedeutende Bezirke jenseits des Euphrats, und rettete noch seine unweit Antiochia im Gebirge eingeschlossenen Brüder. Palästina ward der letzte Schauplatz seiner Thaten. Als das sogenante Jahr der Vertilgung, das achtzehnte der Hedschra durch eine schreckliche Pest fast alle Befehlshaber der Araber wegriß, blieb **Chaled** allein unangetastet. Aber drei Jahre nachher (21 der Hedschra) starb **Chaled**, nachdem ihm die Pest 40 Söhne in Syrien weggerafft hatte, zu Emessa (Ibn Koteiba). Auf dem Sterbebette sagte er: „Ich habe so vielen Schlachten beigewohnt, so viele Feinde gesehen, so viele Wunden erhalten, daß kein Fleck meines Leibes ohne Spuren eines Schwertes, oder Lanze, oder Pfeiles ist, und doch muß ich sterben, wie ein Esel auf seinem Bette. Was kann nun Feigen, die den entgegengesetzten blutigen Tod fürchten, nicht Alles begegnen!" Auf seinem Grabmal, welches Einige nach Emessa, Andere nach Medina setzen, opferten alle Weiber seines Stammes (der Machzumiten) ihr Haupthaar. Die Moslemen riefen in den Schlachten seinen Namen gleich dem eines Heiligen an.— **Chaleds** Leben erklärt die bewundernswürdige Erscheinung der ungeheuren Ausdehnung, welche in so kurzer Zeit das Reich Mohammeds errang. Eine solche Begeisterung, Einfachheit, Uneigennützigkeit und persönliche Gewandtheit konte nicht ohne Erfolg bleiben. (*Rommel.*)

Chalep, s. Boröa.

Chalepus, s. Hispa.

Chales (de), s. Challes.

CHALESTRA, eine makedonische Küstenstadt zwischen dem Arios und Therma. Sie mußte durch ihre Bewohner das neue Thessalonich bevölkern helfen. Strab. VIII Exc. 10. (*Ricklefs.*)

CHALINITIS (*Χαλινῖτις*), d. i. **Bezäumerin**, ein Beiname der Pallas zu Korinth, s. Bellerophontes. (*Ricklefs.*)

CHALKEDON auch **Kalchedon**, nach Plinius[1]) ehedem **Procerastis** und **Colpusa** genant, eine Stadt an südl. Ende des thracischen Bosporos, südöstl. Byzanz vorüber, nach Ptolemäos[2]), unter 56, 6: 43, 6 auf einer Landzunge, die auf der Westseite gegen den Bosporos hin, und auch auf der Ostseite, wo der Fluß Chalkedon[3]) in einen kleinen Meerbusen fiel, Hafen bildeten[4]), die jedoch beide erst durch künstliche Anlagen gegen Winde und Strömung geschützt werden mußten. Die Küste war dabei seicht und felsicht, und zur Überfahrt nach Byzanz wegen der harten Strömung im Bosporos eben so ungünstig, als zum Fang der Pelamyden[5]). Daher wurden auch die Megareer, die sich hier niedergelassen hatten, vom Orakel, oder vielmehr vom persischen Satrapen Megabyzos für Blinde erklärt, daß sie nicht Byzanz zur Niederlassung gewählt hatten[6]). Gleichwol lag die Stadt so unvortheilhaft nicht, da sie auf zwei Seiten vom Meere umgeben, und auf der Landseite weit gesicherter war, als Byzanz. Ihre Lage foderte sie zum Handel auf, und die Unternehmungen der Griechen gegen die persischen Satrapen, die von hier aus einen festen Standpunkt fanden, gaben ihr eine besondere Wichtigkeit, so, daß sie wuchs, ihre Hafen verbesserte, und sich verschönerte, vorzüglich durch den Apollotempel mit einem Orakel, und ein nicht unbedeutendes Gebiet gewann[7]). Daher erholte sie sich bei allen Unfällen, die sie erduldete, immer schnell wieder, und wurde bei der neuen Eintheilung des Reichs unter den christlichen Kaisern die Hauptstadt von **Pontika prima**[8]). Sie wurde zuletzt von den Türken zerstört, und ein Dorf **Kadikun**, von den Griechen noch immer Chalkedon genant, steht jetzt an ihrer Stelle. Im J. 451 wurde hier das vierte sogenante allgemeine Concil gegen die Eutychianer gehalten. Die Münzen der Stadt finden sich bei *Rasche* Lex. Num. Vol. I. P. II. 237 sqq. (*Ricklefs.*)

CHALKHILL (John), ein Zeitgenosse, Freund und Kunstverwandter Spenser's, hinterließ ein erzählendes Hirtengedicht, Thealma and Clearchus, unvollendet, welches durch Isaac Walton lange nachher dem Drucke übergeben worden ist. Dieses Gedicht ist vergessener, als es zu seyn verdient. Denn obgleich die Erfindung desselben, so wie auch die Erzählungsweise des Dichters, ziemlich dürftig und langweilig sind: so zeichnet es sich doch durch einige wahrhaft romantische Schilderungen aus, und in seiner sprachlichen und rhythmischen Form läßt es sich dem Besten, was sein Zeitalter geliefert hat, an die Seite stellen[*]). (*W. Müller.*)

CHALKIDIKE, die große Halbinsel im südlichen **Makedonien**, die mit einer 15 geogr. Meilen langen, von der Ausmündung des Strymon im Osten bis nach Thessalonich gehenden, Linie beginnt und östlich den strymonischen, und westlich den thermaischen Meerbusen hat. Sie ist von Gebirgen durchschnitten, welche sich in die 3 Landzungen **Athos**, **Sithonia** und **Pallene** hineinziehn, womit sie sich in das ägäische Meer erstreckt, und welche die kleineren Zwischenbusen, den **singitischen** und **toronä'schen** umschließen. Die Bewohner waren ursprünglich Thraker, die aber von den Ansiedelungen der Griechen, denen die Halbinsel zur Beziehung der thrakischen Produkte bequem lag, und leicht zu behaupten war, meist verdrängt wurden. Der Boden war unter die größeren Städte vertheilt. Die Griechen nanten sie **Chalkidike**, vermuthlich wegen der Kupfergruben dort, und zum Unterschiede von der gleichnamigen Landschaft auf Euböa mit dem Zusatz **bei Thrakien**[1]). Die Halbinsel war ein Zankapfel zwischen Athen und Philipp

1) V, 43. 2) V, 1. 3) Von dem nach **Steph. Byz.** die Stadt benant seyn soll, dessen Benennung selbst **Eustathios** ad *Dionys. Per.* 883. auf einen Mythos zurück führt. 4) *Gyllius* de Bosporo Thracico III, 10. nach *Dionys. Byz.* 5) *Strab.* VII, 6, 2.

6) *Id.* l. c.; *Tac.* Ann. XII, 63. 7) *Herod.* IV, 185. 8) *Hierocl.* p. 690.

*) S. *Campbell's* Essay on Engl. Poetry im ersten Theile der Specimens. S. 171 ff.

1) *Thucyd.* II, 79 u. 99. *Herod.* VII, 123; VIII, 127. Schol. ad *Thucyd.* I, 57.

von Makedonien. Beide suchten hier eine Herrschaft zu begründen, indem sie stets die kleineren Städte gegen die größeren unterstützten, oder auch die größeren gegenseitig gegen einander in Schutz nahmen. Philipp gelang es endlich, Meister der ganzen Halbinsel zu werden [2]), soll aber 32 Städte in derselben zerstört haben [3]). Nach *Ptol.* III, 13. war die Halbinsel später in 2 Theile, Chalkidike östlich und Paraxia westlich getheilt. (*Ricklefs.*)

CHALKIDIKE (*Χαλκιδική*), bei *Plin.* V, 19. Chalcidene, eine Provinz in Syrien †), östlich von Apamene. Sie reichte von der Nähe des Orontes östlich bis zur Wüste, hatte zwar viele Sandstriche; doch auch fruchtbare Thäler zwischen den Gebirgen ††). (*Ricklefs.*)

CHALKIÖKOS (*Χαλκίοικος*), d. i. die in Erz Wohnende, ein Beiname der Pallas in Sparta von ihrem berühmten ehernen Tempel, in dem jährlich die bewaffnete junge Mannschaft ihr unter Aufsicht der Ephoren ein Opfer brachte *). (*Ricklefs.*)

CHALKIOPE (*Χαλκιόπη*), 1) des Eurypylos, Königs auf Kos, Tochter, um deren willen Herakles, der mit ihr den Thessalos erzeugte, den Vater überfiel und tödtete [1]). Hygin, der Fr. 254 meldet, daß sie ihrem Vater freiwillig ins Exil folgte, nent Fr. 97 auch die Gemalin des Thessalos Chalkiope. — 2) Die mit Phrixos vermälte Tochter des Aetes, Mutter des Argos, Phrontis, Melas und Kylindros oder Kythoros, die Jason in traurigen Umständen auf der Insel Aretine fand, und seine Bekantschaft mit der Medeia einleiteten [2]). — 3) Die Tochter des Rhexanor, zweite Gemalin des Ägeus [3]). (*Ricklefs.*)

CHALKIS (*Χαλκίς*), eine der Töchter des böotischen Asopos von der Methone, von der die Stadt Chalkis auf Euböa benant seyn soll †). (*Ricklefs.*)

CHALKIS, Gebirg in Ätolien, welches sich von dem engsten Theile des korinthischen Meerbusens, der Landspitze Antirrhium, nordöstlich hinzieht und die Gränze Ätoliens gegen die ozolischen Lokrier machte. (*H.*)

CHALKIS, im Mittelalter Euripus, woraus Egripos und Negroponte entstand, ist eine der ältesten Städte der Insel Euböa, deren Lage den Besitz der Insel für jeden, der in die mittleren Theile von Griechenland eindringen wollte, wichtig machte. Chalkis liegt an der schmalsten Stelle des Euripus, der Meerenge zwischen Euböa und dem festen Lande, nur auf 200 Schuhe von diesem getrent, und wurde im peloponnesischen Kriege, mit Beihilfe der Böozier, durch einen Damm mit demselben verbunden, in dessen Mitte zwei hölzerne Brücken geschlagen waren, die vermittelst einer Zugbrücke so viel Raum ließen, daß ein Dreiruderer durchfahren konte. Auf beiden Seiten der Brücken, welche bis jetzt der ersten Anlage gemäß geblieben sind, schützten Thürme den Zugang zu denselben. In dieser Hinsicht konte Strabo sagen, Euböa hänge mit dem festen Lande zusammen. Durch ihre glückliche Lage für den Handel war die Stadt blühend, unheilbringend aber war ihre Lage als wichtiger militärischer Punkt, denn sie ging abwechselnd aus den Händen einer Macht in die einer andern über. Gleichwol erhielt sie sich durch alle Stürme der Zeit hindurch, und sie besteht noch in ihrer alten Größe. Justinian verstärkte ihre Befestigung. Eine Beschreibung derselben, s. in Anacharsis Reisen, Band 2. S. 63. (*H.*)

CHALKIS, 1) die Hauptstadt in der syrischen Provinz Chalkidike, nach der Tab. Peut. 20 Mill. von dem südlichern Arra, 53 Mill. von dem westlichern Antiochia, um 29 Mill., wofür das Itin. Ant. richtiger 18 hat, von dem nördlichern Beröa entfernt, nach *Ptol.* V. 15. unter 70, 30:35, 40. Des alten Chalkis Überbleibsel sind wahrscheinlich in dem Orte Kennaserim vorhanden, welches nach *Abulf.* p. 119 der Hauptort eines eigenen Distrikts war, ehe Chalep oder Beröa empor kam, und eine kleine Tagereise von diesem Orte entfernt lag, welches auch Pococke bestätigt. Chalkis wurde wahrscheinlich nie ein bedeutender Ort. Wenigstens war es im 6ten Jahrh. nach Procop [1]) ein sehr unbedeutender Ort, obgleich Justinian es verschönert, und die verfallenen Mauern fast wieder hergestellt hatte. Strabo (XVI, 2, 18) kann nicht dieses Chalkis, sondern nur das in Köle-Syrien meinen, gibt aber durch §. 11. zu leichter Verwechselung mit diesem Anlaß; so wie Plinius (V, 21.) dieses Chalkis erwähnt, aber (19) unrichtig von dem in Köle-Syrien die Benennung der Landschaft Chalcidene ableitet. Münzen dieser Stadt hat Rasche (Lex. Num. Vol. I. P. II. p. 565 fl.). — 2) Ein Ort in Köle-Syrien, die Residenz des Beherrschers vom Gefilde Marsyas, in dessen Gewalt auch die Berge der Iturder waren, nicht weit vom Libanon entfernt [2]). Es hatte von seiner Lage den Beinamen am Belos [3]). Spätere Schriftsteller erwähnen es nicht mehr und es ging wahrscheinlich bald zu Grunde, wenn es nicht mit Mariame einerlei Ort ist. (*Ricklefs.*)

Chalkis, s. Demonnesi.

CHALKODON (*Χαλκώδων*), 1) der Sohn des Abas auf Euböa, von den Thebanern in einer Schlacht erlegt, *Paus.* IX, 19. *Eustath.* in Il. II, 542. — 2) Einer der Freier der Hippodameia, *Paus.* VII, 21. — 3) Einer auf Kos, der den Herakles beim Angriff auf diese Insel verwundete, *Apollod.* II, 7, 1., bei *Theocr.* 7, 6. Chalkon genant. — 4) Der Vater des Elephenor, eines der Freier der Helena Il. II, 540. — 5) Der Vater der Chalkiope, der zweiten Gemalin des Ägeus. (*Ricklefs.*)

---

2) *Diod.* XVI, 52 fl. 3) *Demosth.* in Phil. III. p. 68, ed. *Reisk.*

†) Nach *Ptol.* V, 15. u. *Strab.* XVI, 11., Vgl. *Liv.* Ep. 51. n. 1 *Makkab.* II, 15, 16. ††) Vgl. *Thevenot* Voyage III. L. II. c. 6.

*) *Paus.* III, 6. *Polyb.* IV, 22.

1) *Apollod.* II, 7, 8. *Il.* II. 679; Schol. in *Il.* XIV, 255; Schol. in *Pind.* Nem. 4, 42. 2) *Apollod.* I, 9, 1; *Apoll. Rh.* II, 1095; Schol. in h. l.; *Hyg.* Fr. 3 u. 4. 3) *Apollod.* III, 15, 6. Vgl. Schol. in *Eurip.* Med. 673; Schol. in *Lycophr.* 494.

†) *Diod.* IV, 74; *Eustath.* ad Il. II, 537.

1) *Pers.* II, 12; de aedif. II, 11. 2) *Strab.* XVI, 2, 18., vgl. 10 u. 11. *Joseph.* Antiqq. XIV, 13. 3) *Plin.* V, 19.

CHALKOKONDYLAS (Laonikos), eigentlich Laonikos, Sohn des Chalkokondylas, war aus Athen gebürtig, wo sein Vater Chalkokondylas ums Jahr 1430 an dem Hofe des Antonius, Herzogs von Athen und Theben in großem Ansehen stand, so daß derselbe nach dem Tode des Herzogs von dessen hinterlassener Witwe als Gesandter an den Sultan Amurath abgeschickt wurde, um seine Einwilligung zu erwirken, daß die Herzogin mit Zuziehung ihres Verwandten, des Chalkokondylas, die Regirung fortführen könne. Chalkokondylas bot dem Sultan für diese Genehmigung 30,000 Goldstücke, erlangte sie jedoch nicht, sondern ward von dem Sultan sogar gefangen gehalten. Chalkokondylas war aber in Athen nicht beliebt und diesen Haß benutzten Nerio Acciajuoli und dessen Bruder Antonio, die Herzogin der Regirung zu berauben. Durch einen, während der Reise des Chalkokondylas erregten Volksaufstand erlangten diese Florentiner die Herrschaft, und die Familie des Chalkokondylas wurde aus Athen vertrieben. Chalkokondylas hatte sich unterdessen durch die Flucht seiner Haft entzogen und bestieg ein Schiff, in der Absicht, nach Konstantinopel zu segeln. Er ward aber durch die Schiffe der neuen Herzoge von Athen auf der See gefangen und durch diese wieder dem Sultan ausgeliefert, welcher ihm jedoch die Flucht verzieh. Die weiteren Schicksale desselben und seiner Familie sind nicht bekant. Man erkent aber daraus, daß Chalkokondylas, der Vater des Laonikos, einer der vornehmsten und reichsten Athener und ein Statsmann war, welcher mit den Begebenheiten, die sich an dem türkischen und dem byzantinischen Hofe zutrugen, bekant werden mußte. Es ist zu vermuthen, daß er sich nach seiner Vertreibung von Athen längere Zeit mit seiner Familie in dem türkischen Gebiete und vielleicht in der Nähe des türkischen Hofes aufgehalten habe. Sein Sohn Laonikos Chalkokondylas, der aber im Anfange seines Werkes sich bloß Laonikos den Athener nent, und Chalkokondylas, als Namen seines Vaters ganz wegläßt, mußte unter der Leitung eines solchen Vaters eine gute Erziehung bekommen und zu einer genauern Kentniß der Zeitbegebenheiten geleitet werden. Er schrieb eine Darstellung der Geschichte, deren Aufschrift in den meisten Exemplaren lautet: *Λαονίκου Χαλκοκονδύλου Ἀθηναίου ἀπόδειξις ἱστοριῶν.* In einer Handschrift ist der Titel: *Λαονίκου Χαλκοκανδύλου ἱστορίαι τῶν Ἀταρήνων Βασιλέων ἤγουν τῶν Ὀτουμάνων.* Hiebei ist zu bemerken, daß Chalkokandylas in mehren Handschriften gelesen wird und nicht genau bis jetzt ausgemacht ist, welcher Name der richtigere sei. Es ist übrigens zu übersetzen: Laonikos, des Chalkokondylas Sohn u. s. w. Wahrscheinlich rührt keine dieser Aufschriften von der Hand des Laonikos her; gewiß aber ist, daß die letztere von einem spätern Abschreiber oder Besitzer einer Handschrift abgefaßt und willkürlich von dem größern Theile des Inhalts entlehnt ist. Denn Laonikos äußert selbst im Eingange seiner Geschichte, daß seine Absicht dahin gehe, die Begebenheiten sowol der Griechen und zwar, was gegen das Ende ihrer Herrschaft ihr Reich betroffen habe, als der Türken, und wie deren Macht zu einer außerordentlichen Höhe gestiegen sei, darzustellen, wobei er aber auch anderer Ereignisse, die sich in der Welt zugetragen, nicht bloß derjenigen, bei welchen er selbst als Augenzeuge zugegen gewesen, sondern auch solcher, die er von aufgeklärten Leuten erfahren habe, erwähnen wolle. Der eigentliche Zweck seines Werkes ist die allmälige Schwächung und Verminderung und endliche Vernichtung des griechischen Kaiserthumes und aller in demselben befindlichen Dynastien, so wie selbst der benachbarten Herrschaften und Fürstenthümer vor Augen zu legen. Weil aber die Türken die zerstörende Macht waren, welche nach und nach ganz Kleinasien und die griechischen Länder in Europa bis an die Donau sich unterwarf: so ward er bei seinem Bestreben, genau, ausführlich und gründlich zu erzählen, nothwendig darauf geleitet, auf die erste Bildung des türkischen States zurück zu gehen und dessen fortschreitende Entwickelung zu zeigen. Nachdem er daher von der ehemaligen Größe, dem Ruhme und der Herrlichkeit des byzantinischen Reiches geredet, der Kirchentrennung und der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner, als vorzüglicher Ursachen der Zerrüttung desselben, erwähnt und den Zeitpunkt erreicht hat, wo die Macht der Griechen, ob sie gleich den Thron in Konstantinopel wieder aufgeschlagen und mehre Provinzen in Europa sich unterworfen hatten, in großem Verfalle war, erzählt er die Entstehung der türkischen Macht, ihre Einrichtungen und die Unternehmungen, welche ihre Regenten in Asien und Europa machten und durch welche Mittel sie sich in ihren Eroberungen befestigten. Auf der andern Seite schildert er, welchen Widerstand die byzantinischen Kaiser entgegen setzten, die Ursachen ihrer Schwäche, die innern Zerrüttungen, die Schleichwege, Listen, Gesandtschaften, die Reisen der Kaiser nach Italien, Frankreich, England, die Verhandlungen wegen einer Anschließung an die katholische Kirche und andere Schritte mehr, wodurch sie ihren Untergang abzuwenden suchten. Er deckt das Verfahren beider Parteien mit freier Wahrheitsliebe auf, ohne daß man wahrnimt, daß er den Griechen und überhaupt den Christen schmeicheln, oder den Türken zum Nachtheil reden wolle. Immer in den Gränzen der Mäßigung und Anständigkeit sich haltend, scheint er ganz parteilos die Sitten, Handlungsweise und Einrichtungen jener beiden Völker zu beschreiben und nur die Wahrheit zu seinem Maßstabe zu nehmen. Auf diese Weise stellt er den großen Kampf der Türken und Griechen und der übrigen in den Kampf gezogenen Fürsten und Völker von der Zeit, wo die Osmanen sich vereinigten (1298) bis zu dem Jahre 1462 in zehn Büchern sehr ausführlich dar. Seine Nachrichten sind aber oft sehr abweichend von denen, welche die türkischen Annalisten geben, oder die, wie von Leunclavius und Kantemir, aus türkischen Quellen gezogen sind. Nebenher, bei sich ergebenden Gelegenheiten, redet er weitläufig, von Arabien, Mohamed und der von ihm gestifteten Religion, von der Tatarei, dem Timur, von seinem Leben und Thaten, von Preußen, Polen, Siebenbürgen, der Wallachei, Ungarn, Böhmen und Teutschland, dessen Einwohner, ihr gesunder Zustand, ihre guten Gesetze und mancherlei Erfindungen gerühmt werden, von Frankreich und England und dem wegen der Succession zwischen beiden Reichen entstandenen Kriege, und der in demselben berühmt gewordenen Jungfrau

von Orleans, von Spanien und Portugal, den verschiedenen Reichen daselbst und den zwischen den Arabern und Spaniern geführten Kriegen. Vorzüglich reichhaltig ist er über Italien und die verschiedenen Republiken und Fürsten daselbst und redet von den Kardinälen, dem Papste und seiner Verfahrungsweise, von Neapel und Sicilien und andern Ländern und Reichen, oft sehr ins Einzele gehend mit einer Kentniß, die man sonst bei den Byzantinern selten findet. Indeß finden sich dabei auch manche Irrthümer, die aber nicht schwer zu entdecken sind. Er hat daher in der Manier viel Ähnlichkeit mit Herodot. Beide schweifen von dem Hauptgegenstande ab, beschreiben die Länder, Völker, Sprachen, Sitten und Merkwürdigkeiten von allen Weltgegenden, die ihnen bei der Erzählung aufstoßen und von denen sie etwas wissen. Beide haben auch ein ähnliches Hauptthema, nur daß Herodot die Siege der Griechen über die Asiaten berichten konte, Laonikos aber nur Niederlagen der Griechen und anderer Völker, die den Asiaten unterlagen, schildern muß. Indeß scheint diesem doch nicht Herodot als Muster vorgeschwebt zu haben, sondern Prokopius sein Vorbild zu seyn. Seine Kentniß der Länder und Völker, ihrer Eigenthümlichkeit und Sitten macht es wahrscheinlich, daß er sich in der Welt viel umgesehen, und nicht Alles aus Büchern oder Erzählungen Anderer geschöpft habe. Er fand ohne Zweifel endlich Schutz und Ruhe in den venezianischen Besitzungen. Wenigstens schrieb er seine Geschichte unter einem Volke, das nicht die griechische Sprache redete; denn er findet es nöthig, sich darüber zu rechtfertigen, daß er sich bei Abfassung seiner Geschichte der griechischen Sprache bediene. Die zweite gangbare Schriftsprache in damaliger Zeit war in dem Umkreise Griechenlands unstreitig die Italienische. Schwerlich aber hätte er sich über den päpstlichen Hof in der Weise, wie er thut, äußern können, wenn er sich in Italien selbst wohnhaft niedergelassen hatte. Vieles komt zusammen, was hier nicht genauer aus einander gesetzt werden kann, aber wahrscheinlich macht, daß er seinen Ruhepunkt nach Eroberung Griechenlands unter dem Schutze der Venezianer, vielleicht auf einer der ihnen unterworfenen Inseln gefunden habe. Sein Stil ist einfach, klar, ohne Ziererei und Schwulst, und seine Sprache für seine Zeit ziemlich rein. Hie und da ist der Text verdorben und hat Lücken. Er wurde zuerst ins Lateinische übersetzt und diese Übersetzung heraus gegeben Basel 1560 von Conrad Clauserus. Der griechische Text mit Clausers Version erschien mit Nikephorus Gregoras und Georgius Akropolita zu Genf 1650 Fol. und wurde einzeln wieder abgedruckt, Paris 1650 Fol. Er ist zuletzt von Annibal Fabroti mit Clausers lateinischer Version samt den Annalen der Sultane von Johann Leunclavius, herausgegeben, Venedig 1729. Fol., aber ohne alle Anmerkungen und Erläuterungen, die zu diesem Schriftsteller nöthig gefunden wurden. (*Pet. Fr. Kanngiesser.*)

Chalkolith, s. Uran.

CHALKON (*Χάλκων*), 1) der Grieche, den Nestor nach *Ptol.* Heph. I. p. 208 dem Antilochos zum Waffenträger gab, um ihn stets vor den Memnon zu warnen. Er ging aus Liebe zu der Penthesileia zu den Troern über, ward von Achilleus getödtet, und von den Griechen nach seinem Tode als Verräther ans Kreuz geschlagen [1]). — 2) Ein Myrmidone, Vater des Bathykles Il. XVI, 595. — 3) S. Chalkodon. (*Ricklefs.*)

CHALKONDYLAS (Chalcondyles), Demetrios, aus Athen, geb. 1428 gest. 1510 zu Mailand, gehört zu den gelehrten Griechen, welche um die Zeit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken nach Italien flüchteten. Er hielt sich hier anfänglich zu Perugia, Rom u. a. Orten auf, und wurde dann um 1479 von Lorenzo von Medicis als Lehrer der griechischen Sprache nach Florenz berufen. Daß er hier von Polizian verdrängt worden sei, hat keinen Grund; er folgte aber bei Lorenzo's Tode dem Rufe Ludwig Sforza's nach Mailand, wo er sein Leben beschloß. Als Mensch und Lehrer war er gleich hochgeachtet, und als Schriftsteller hat er eine sehr geschätzte griechische Sprachlehre hinterlassen. Die erste Ausgabe (ohne Ort und Jahr) erschien zu Mailand gegen 1493; Gourmont druckte sie dann wieder zu Paris 1525. 4. und im J. 1546 erschien davon eine Ausgaben zu Basel. Chalk. wollte etwas Vollständigeres geben als Chrysoloras und etwas Einfacheres als sein Lehrer Theodoros Gaza. Ein noch weit größeres Verdienst aber erwarb er sich durch die Herausgabe mehrer griechischer Schriftsteller. Von ihm haben wir die erste Ausgabe des Homer (Florenz 1488. 2 Bde. f.), des Isokrates (Mail. 1493. f.) und des Suidas (das. 1499. f.) *). (*H.*)

CHALKOSTHENES. Ein plastischer Künstler zu Athen, der Statuen von Schauspielern und Athleten in ungebrannter Thonerde verfertigte, und im Kerameikos wohnte †). (*Horner.*)

CHALLANS, Marktfl. im Bez. Sables d'Olonne des franz. Dep. Vendée, liegt unweit dem Meere, hat 383 Häus. und 2928 Einw., und schlämmt vieles Baisalz in seinen Lagunen ab. (*Hassel.*)

CHALLES (Claude François Milliet de [1]), ein als Lehrer und Schriftsteller im Fache der Mathematik ausgezeichneter Jesuit, geb. im J. 1621 zu Chamberi, wo sein Vater, ein vornehmer Edelmann, erster Präsident des Senats war. Schon in seinem 14. Jahre trat C. in den Jesuiterorden, und erhielt, nachdem er die gewöhnlichen Studien beendigt hatte, auf seine dringende Bitte, eine Stelle bei den Missionen in der Türkei. Auf dieser Missionsreise hatte er Gelegenheit, sich nautische Kentnisse zu erwerben, und fühlte seitdem unwiderstehliche Vorliebe für mathematische Studien. Bei seiner Rückkehr wurde er von Ludwig XIV. zum Professor der Hydrographie in Marseille ernant und entwarf dort eine auf

1) *Eustath.* ad Od. XI, 467.

*) S. *Hodius* de Graecis illustr. p. 211. fgg. *Tiraboschi* VI. 11. p. 132. *Roscoe* Life of Lorenzo II. p. 83. Heeren Gesch. d. St. d. klass. Liter. I. S. 194 fgg.

†) *Plin.* XXXIV. 8. und XXXV. 12.

1) So schreibt ihn die Biogr. univ., worin dieser Artikel mit Sorgfalt ausgearbeitet ist. Auf dem Titel der zweiten Ausgabe seiner Werke ist dieser Mathematiker Dechales genant, so auch in der nachher zu erwähnenden Leichenrede. Montucla schreibt bald Dechales, bald wieder Deschales. Das große Dictionaire hist. von Moreri schreibt de Chales.

astronomischen Beobachtungen beruhende große Karte des mittelländischen Meers, die zwar nicht gestochen wurde, aber die damaligen sehr fehlerhaften Karten weit übertraf. Die Obern seines Ordens versetzten ihn in das Collegium Trinitatis nach Lyon, wo er vier Jahre lang Philosophie und sieben Jahre die mathematischen Wissenschaften vortrug. Als er nachher Theologie lehren sollte, widersetzte sich dem der Herzog Karl Emanuel II. von Savoyen und ließ ihn zum Rektor des Kollegiums von Chamberi ernennen. Späterhin wurde C. nach Turin berufen und starb dort im J. 1678. Die wichtigsten seiner Werke sind folgende: 1) Euclidis elementorum libri octo [2]) ad faciliorem captum accommodati. Lyon 1660. in 12., nachher öfter wieder aufgelegt, auch ins Französische übersetzt im J. 1672, von Ozanam commentirt (Paris 1709 in 12.), deßgleichen von Audierne (Paris 1753. in 12.). 2) Cursus seu mundus mathematicus. Lyon 1674. 3 Bde. in Fol., ein Lehrbegriff der mathematischen Wissenschaften in der weitesten Bedeutung des Worts, der vollständiger als alle früheren, sich durch große Klarheit empfiehlt [3]), und daher zu seiner Zeit sehr gesucht wurde, und selbst noch jetzt alle Achtung verdient. Er enthält 31 tractatus, deren jeder wieder in mehre Bücher getheilt ist. Die tractatus XIII. Ars tignaria und XIV. de lapidum sectione enthalten wichtige Sätze aus der Stereotomie, die sich in keinem frühern Werke finden. Auch der tractatus de navigatione (ins Französische übersetzt. Paris 1677. in 4.) und die Untersuchungen über die Lage der Schwerpunkte wurden lange Zeit sehr geschätzt. Nach des Vfs. Tode kamen seine Papiere in die Hände seines Bruders, des Erzbischofs von Tarentaise, Franz Amadeus d'Arvillars, der nach denselben durch den Jesuiten Varcin eine 2te, vermehrte und verbesserte Ausgabe des Cursus s. mundus mathematicus. (Lyon, 1690, 4 Bde. Fol.) veranstalten ließ, welche unter andern mit einem neuen tractatus prooemialis de progressu matheseos et illustribus mathematicis und mit der Übersetzung der in der vorigen Ausgabe noch fehlenden Bücher des Euklid verm. ist. 3) Principes généraux de la géographie mathématique. Paris 1676. 12. [4]) (*Gartz.*)

CHALONNE, Stadt im Bezirk Angers des franz. Dep. Mayenne Loire, am linken Ufer der Loire, die bei ihr den Layon empfängt, hat 780 Häuser und 4912 Einwohner, die Rasche und Serge weben und Weinbau treiben. In der Umgegend sind Marmorbrüche und Kalkhütten, und auf den Hügeln findet sich eine Menge Vipern, von welchen ein offizineller Gebrauch gemacht wird. (*Hassel.*)

CHALONNOIS, ein kleines, von Chalons sur Saone benantes, Ländchen, das ehemals besondre Barone hatte, nach deren Aussterben es an die Herzoge von Bourgogne kam; es macht gegenwärtig einen Theil des Dep. Saone Loire aus. (*Hassel.*)

CHALONS sur Marne, Hauptstadt des französ. Dep. Marne und eines Bezirks, welcher auf 23,⁷⁶ □M. in 4 Kantonen und 80 Gemeinden 36,342 Einw. enthält. Sie liegt unter 48° 57′ 28″ Br. und 22° 1′ 29″ L., mitten in einem Wiesengrunde am rechten Ufer der Marne, die hier die beiden durch die Stadt gehenden Bäche Naud und Maud aufnimt und eine feste steinerne Brücke von 3 Bogen trägt, ist mit Wällen, die zu Promenaden eingerichtet sind, und mit Graben umgeben, hat 5 Thore, unregelmäßige Plätze, schmale und winklige Straßen, 1 gothische Kathedrale am Ufer des Stroms, ein Denkmal des 13. Jahrh., dessen Portal aber aus dem 17. herrührt, und die zwei pyramidenförmige Thürme besitzt, 14 andere Kirchen, wovon aber einige leer stehen, 2 Frauenklöster, 2 Hospitäler, 1 schönes mit einer Balustrade umgebenes Präfekturhotel, 1 Stadthaus, 1 Justizpalast, 2800 zum Theil hölzerne Häuser und 11,629 Einw. Sie ist der Sitz des Präfekten mit dem Departemental- und Distriktualauctoritäten, eines Bischofs, eines Handelsgerichts, einer Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste, und besitzt eine Kunst- und Handwerksschule für 300 Militärknaben, die in 10 Klassen vertheilt sind, ein weibliches Pensionat für 300 Mädchen im Kloster der Congregation de nôtre Dâme, eine öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden, ein Museum und ein naturhistorisches und physikalisches Kabinet; unter ihre übrigen Merkwürdigkeiten gehört das schöne im jonischen Stile erbauete Thor S. Croix und die reizende Promenade Jard längs der Marne und dem Naud. Ihre Manufakturen sind von keinem großen Umfange; man fabrizirt Spagnoletten und Serges, Leder, Basins und Piqué und Strümpfe, unterhält Strumpfwirkerei auf etwa 80 Stühlen durch 400 Arb., und spinnt Baumwolle und Zwirn; auch der Handel war sonst bedeutender, doch macht die Stadt noch immer ansehnliche Geschäfte in Weinen und Korn, wie sie denn für Paris den Kommissionär macht. Die Marne wird zur Schiffahrt schlecht benutzt. Sie hält 7 Märkte, wovon sechs 8, einer 3 Tage stehen. Ihre Umgegend trägt vielen Hafer. Chalons ist eine sehr alte Stadt: schon zu des Cäsar Aurelian Zeiten galt sie als eine der vornehmsten Städte der Gallia belgica. In ihrer Nähe fielen in den campis catalauricis 2 Schlachten vor: die eine, worin Aurelian 270 den Gegencäsar Tetricus, und die zweite, wo 451 Aëtius den Hunnenkönig Attila überwand. In ihren Mauern sind der Geschichtschreiber David Blondel † 1655, der Astronom Lacaille † 1762, der Bibliograph Claude du Molinet † 1687 und der Philosoph Niel Perrot † 1664 geboren. (*Hassel.*)

CHALONS sur Saone, Hauptstadt eines Bezirks in dem franz. Dep. Saone-Loire, welcher auf 36,¹⁵ □M. in 10 Kantonen und 160 Gemeinden 108,336 Einw. enthält. Sie breitet sich unter 46° 46′ 54″ Br. und 22° 31′ 2″ L. am rechten Ufer der Saone, worüber eine massive Brücke führt, aus: auf dem linken Ufer und auf einer Insel in dem Strome steht die Vorstadt S. Laurent mit einer schönen Promenade, und auf der SW.-Seite der Stadt mündet sich der Centralkanal oder der Kanal von Digoin, welcher sie mit dem ganzen innern

2) Nämlich die sechs ersten und das eilfte und zwölfte. 3) Vgl. Montucla's Urtheil Hist. des math. T. I. p. 711. 4) Vgl. Oratio habita in funere R. P. Cl. Fr. Milliet *Dechales*, Soc. Jesu a R. P. *Hyacinto Ferrerio* in collegio Taurinensi ejusd. Societ. *Moreri* Dictionnaire historique édit. 18. T. II. p. 264. *Montucla* Hist. des mathém. nouv. édit. T. I. p. 711 et 730. T. II. p. 297 et 658. *Pillet* in der Biogr. univ. T. VII.

Frankreich in Verbindung setzt. Sie ist mit Mauern umgeben, hat 3 Thore, wird in die Alt- und Neustadt getheilt, hat 5 Pfarr- und mehre Klosterkirchen, worunter die Hauptkirche ein ansehnliches Gebäude ist, 1 Hospital S. Laurent, 1 Waisenhaus, 1 stattliches Rathhaus, 1 Gebäude des alten Kollegiums mit einer Bibliothek, 1257 Häus., wovon die schönsten am Kai stehen, und 10,952 Einw. Die Manufaktur ist unbedeutend; man macht seidne und wollne Strümpfe, Hüte, Leder, irdenes Geschirr, und ein eigenthümliches Fabrikat dieser Stadt ist die bekante Essence d'Orient zur Verfertigung falscher Perlen aus den Schuppen des Weißfisches. Wichtiger ist der Handel: Chalons steht durch die Saone und den Rhone mit Marseille und Cette, auf der andern Seite durch den Kanal von Digoin mit der Seine, mit Paris und dem ganzen Innern in Verbindung, und ist daher der Centralpunkt für alle Waren Frankreichs, die hier zusammen treffen. Es gibt ansehnliche Speditions- und Kommissionshandlungen, die aber auch in Wein, der in der Umgegend wächst, in Korn und andern Landesprodukten beträchtliche Geschäfte machen. Die Stadt hält 8 Jahr- und Viehmärkte. Sie ist sehr alt, machte einen Theil des Königreichs Burgund aus, und war eine Zeit der Sitz der burgundischen Könige. In ihren Mauern sind der Rechtsgelehrte Hugues Doneau † 1571, der Mathematiker Jean Pusset † 1690 und der Konventsdeputirte und nachherige Gesandte Roberjot, ermordet 1798, geboren. (*Hassel.*)

CHALOS, ein Fluß in der syrischen Provinz Kyrrhestike, den Xenophon mit 10,000 Griechen 20 Parasangen = 15 geogr. Meilen von Maryandros nebst den Flecken, die für den Gürtel der Königin Parysalis dienten, erreichte. Er war voll Fische, die nicht verletzt werden durften, weil die Syrer sie für heilig hielten (Anab. 4.). Xenophon stieß wahrscheinlich in der Gegend von Chalkis auf denselben. Der Fluß kann kein anderer seyn, als der Chalep durchströmende Steppenfluß Kowaik, der wenige Meilen nördlich davon entspringt, und südöstlich von Kennaserien oder Chalkis sich in einander verliert. (*Ricklefs.*)

CHALOSSE, eine Landschaft der vormaligen Gascogne, die sich in zwei Theile, das eigentliche Chalosse im S. und das Land Marsan im N. theilte: es gehört jetzt zum Dep. Landes. (*Hassel.*)

CHALOTAIS (Louis René de Caradeuc de la), General-Procurator beim Parlament von Bretagne zu Rennes, wo er den 6. März 1701 geboren war. In freundschaftlichen Verhältnissen mit Duclos, d'Alembert, Mably und andern Gelehrten, theilte er ihre freien Ansichten, und trug viel zur Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich durch seine freimüthigen zwei Comptes rendus des constitutions des Jésuites 1762 (oft in 4. und 12. gedruckt) bei. Da die öffentliche Erziehung größten Theils unter der Leitung des Ordens gestanden hatte, so schrieb Chalotais, nach Aufhebung desselben, einen Essai d'éducation nationale ou plan d'études pour la jeunesse. Gen. 1763. 8., worin er nicht nur die Verwerflichkeit der jesuitischen Erziehungsweise entwickelte, sondern auch zweckmäßige Vorschläge zur Verbesserung machte. Selbst im Auslande wurde er durch dieses Buch, das ins Holländische, Russische und Teutsche (von Schlözer, Göttingen 1771. 8.) übersetzt wurde, vortheilhaft bekant; allein sein leidenschaftlicher Eifer in Bekämpfung des Ordens, und die Freimüthigkeit, mit der er sich den willkürlichen Maßregeln der Regirung und vorzüglich des Gouverneurs der Bretagne, Herz. von Aiguillon, widersetzte, zog ihm im Vaterlande Haß, Verfolgung und eine mehrjährige Gefangenschaft zu. Er wurde mit seinem Sohne *) und fünf andern Parlamentsräthen im Decbr. 1765 in der Citadelle von St. Malo verhaftet, einige Jahre darauf nach Saintes verwiesen, und erst 1775, nach dem Tode Ludwigs XV., durfte er nach Rennes zurückkehren, und sein Amt beim Parlamente wieder antreten. Ganz Frankreich nahm den lebhaftesten Antheil an dem Kriminalprozesse, der gegen Chalotais eingeleitet wurde, und in welchem dessen persönliche Feinde, der Minister Calonne und der Herzog von Aiguillon, eine unrühmliche Hauptrolle spielten. Die Acten des Prozesses wurden 1767 in 3 Quart- und 6 Oktavbänden unter dem Titel gedruckt: Procès instruit extraordinairement contre MM. de Caradeuc de la Chalotais etc. Viele andere Schriften, unter denen besonders 3 Memoiren von Chalotais selbst zu bemerken sind, die über diesen Prozeß erschienen, findet man verzeichnet bei Lelong und Fontette Bd. 3. 406 ff. Paris und die Provinzen wurden mit Flugschriften überschwemt, mehr als 150 Colporteurs wurden verhaftet, aber weder dieses noch das Verbrennen der dem Hofe nachtheiligen Brochuren konte die Publicität unterdrücken. Der beredte, kühne und freimüthige Chalotais genoß die Achtung der Nation, bis er den 12. Julius 1785 starb **). — Von neuem wird sein Name gegenwärtig oft genant in dem neuen Kampfe der sogenanten liberalen Partei Frankreichs gegen die dort von Neuem eingedrungenen Jesuiten. (*Baur.*)

CHALUET, ein einsames Thal in dem Juragebirge, an den Gränzen des schweizerischen Kantons Solothurn, welches jetzt zum berner Oberamt Münster (Moutier) gehört. Es wird von den Nachkommen derjenigen Wiedertäufer bewohnt, welche die berner Regirung in dem 17. und 18. Jahrhunderte aus ihrem Gebiete verwies, und die bei dem damaligen Landesherrn dem Bischof von Basel, Aufnahme und Schutz fanden. Durch die neuesten politischen Ereignisse sind sie wieder Berner geworden. Sie werden nicht nur geduldet, sondern eine eigene Verordnung befreit sie sogar von der bestandenen Zwangsverbindlichkeit, ihre Kinder zeitig taufen zu lassen und ertheilt ihnen unter sich die Lehrfreiheit, welche von ihrem Glauben unzertrenlich ist [1]). Ihre Anzahl beläuft sich auf einige hundert Köpfe. Sie haben eine äußerst schlichte Tracht [2]); die Männer lassen den Bart wachsen; alle sprechen Teutsch. Durch Arbeitsamkeit, Recht-

---

*) Anne Raoul de la Chalotais, ebenfalls General-Prokurator beim Parlament von Bretagne. Er wurde den 17. Jan. 1794 in seinem 65. Jahre guillotinirt. **) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VII. (von Villenave). Neue Folge des Convers.-Lex. 1. Bd. 609.

1) Helvetischer Almanach für das Jahr 1822. S. 65. 2) Das Titelkupfer des helvetischen Almanachs für das Jahr 1822. stellt einen Wiedertäufer vor.

lichkeit, strenge Sitten und Ordnungsliebe zeichnen sie sich aus. In der guten Jahreszeit betreiben sie in eigenen oder erpachteten Meierhöfen Ackerbau und Viehzucht, worin sie besonders erfahren sind; im Winter weben sie Leinwand [3]). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHALUMEAU. Mit diesem Namen pflegt der musikalische Kunst- oder Zunftgebrauch die tiefste Region der Töne des Clarinettes zu bezeichnen, ein Sprachgebrauch, welcher muthmaßlich daher rührt, daß diese tiefen Töne mitunter etwas Schnarrendes, dem Klange der Schalmei Ähnliches haben. Wenn heut' z. T. in einer Klarinetstimme das Wort Chalumeau, oder abgekürzt Chal. beigeschrieben ist, so bedeutet es, daß die vorgeschriebenen Noten um eine Octave tiefer, als sie geschrieben stehen, in der tieferen Octave, im Umfange des sogenanten Chalumeau, gespielt werden sollen, z. B. Fig. 1., so wie Fig. 2.

1) Chalum. 2)

Um demnächst anzuzeigen, daß die Noten wieder gespielt werden sollen, wie sie geschrieben stehen, schreibt man das Wort „Solito" hin (d. h. „wie gewöhnlich"), oder auch loco oder luogo (d. h. „auf der Stelle, wo und wie die Noten stehen"). Statt des Zunftwortes Chalumeau, wäre es wol einfacher und gleichförmiger, auch für das Clarinett, wie für andere Instrumente, die Bezeichnung „all' ottava bassa," oder 8va bassa, oder die unter die Notenzeile zu schreibende Bezeichnung 8 ...., zu gebrauchen, und in der That geschieht dieß auch zuweilen: allein die Zunftsprache behauptet noch größten Theils ihre hergebrachten Besitzrechte.
(*Gottfr. Weber.*)

CHALUS, Stadt im Bezirk S. Yrieux des franz. Dep. Obervienne. Sie liegt unter 45° 39′ 31″ Br. und 18° 38′ 28″ L. an der Tardoire, welche sie in die Ober- und Unterstadt scheidet, hat 1 Kirche, 290 Häus. und 1264 Einw., aber das Schloß, von welchem Richard Löwenherz durch einen Bogenschützen Bertrand Gourdon 1199 tödtlich verwundet wurde, und auf welchem er starb, ist nicht mehr vorhanden. Die Einwohner nähren sich vom Viehhandel, und halten jährl. außer andern Märkten den berühmten S. Georges Pferdemarkt. (*Hassel.*)

CHALYBES (Alybes, Chalcidei und Chaldäi). Ein räthselhaftes Volk, welches bei den Alten in zwei verschiedenen Gegenden, im Norden des Araxes von seiner Quelle an bis zum Harpasu bei Knos, und in geringerer Anzahl, vermuthlich als Kolonie, an der Westseite des Halys (nach Herodot) und weiter östlich bei Kerasunt (nach Xenophon) wohnte. Jene sind das Hauptvolk, zu Armenien gehörig, ein kriegerisches Gebirgsvolk, frei und unabhängig von den Persern (während jene pontische Chalyber unter Krösus standen) aber als Söldlinge gesucht von medischen, persischen und selbst indischen Königen. Geschützt von denselben Bergen, welche jetzt zum Theil die Kurden, die Nachfolger oder Abkömmlinge der Karduchen bewohnen, besser vorbereitet und bewaffnet als diese, waren sie auch besser im Stande, die 10,000 vom Xenophon angeführten Griechen aufzuhalten, z. B. daß diese erst nach 7 Tagereisen zu weit nordöstlich zum Harpasu kamen, dort auf die feindlichen Scythini stießen, und nun endlich weiter nach einer nordwestlichen Wendung über das reiche Thymbria (vermuthlich eine Hauptstadt von Guriel) nach Trapezunt zu zogen [1]). Daß dieses furchtbare Bergvolk sich auf Stahl- und Eisenarbeiten verstand (obgleich dieß nicht von ihnen, sondern von jenen westlichen Kolonisten gemeldet wird), kann man aus der von Xenophon gemeldeten Bewaffnung sehen. Denn außer dem leinenen Panzer mit Ringeln, trugen sie lange Lanzen, Helme, auch Beinschienen, besonders krumme Säbel, oder dolchartige Messer, wie sie bei den Massageten am Kur (deren Königin Tomyris einen völlig georgischen Namen trägt), bei den Sacä, ihren Verwandten, und späterhin auch bei den germanischen Saxen gewöhnlich waren. Aber als eigentliche Bergwerkskundige, friedliche Eisenarbeiter, die sogar den benachbarten Mysonöki gehorchten, nennen Xenophon und andere alte Schriftsteller die vom Herodot an die Westseite des Halys gesetzten pontischen Chalybes, die man für eine ausgewanderte Kaste des armenischen Bergvolkes ansehen kann. Schon Äschylus lobte (nach *Eustath.* ad *Dionys. Perieget.* v. 766.) das Eisen dieser Chalybes, von hier aus wurde nach Eudoxus (bei Steph. Byzant.) das feinere zu haltbarer Schärfe des Schwertes erfoderliche Eisen geholt, ihre Stahlbereitung hieß die Chalybelische, Chalybs ist der Name der Stahlarbeiter, bei Plinius und Ammianus, Lykophron nent chalybische Dolche. Aristoteles beschrieb diese Kunst der Chalyber am Pontus (de mirabilibus), welche vermuthlich schon in uralten Zeiten nach Griechenland drang, und von der sinopischen, lydischen und lakonischen nicht verschieden war, deren ursprüngliche Quelle aber nach Ktesias und anderen Alten in Baktrien und Indien, wo man schon eine Art Gewitterableiter kante, gesucht werden muß [2]). Es fragt sich nun, in wiefern die Alybes, Chalcidei und Chaldäi einerlei Volk mit den Chalybes sind. Homer nent nämlich (Ilias II, v. 856), unter denen weither zur Hilfe Troja's kommenden Völkern die Halizones aus Alybe, dem Geburtsort des Silbers, sie wohnten zwar östlich von den Paphlagoniern, aber wie weit davon, läßt sich nach einem Dichter nicht bestimmen. Strabo nimt sie für die bergwerkskundigen Chalyber, denn sagt er, wenn aus Chalyber Chaldäi geworden sind (wovon nachher) warum nicht aus Alybes Chalybes? Hierin kann man ihm aus guten Gründen Recht geben. Denn abgesehen

3) Vgl. einige interessante Züge zur Schilderung der in den Oberamt Münster zerstreuten Wiedertäufer in: *Sinner* Voyage historique et littéraire dans la Suisse (1787). T. I. p. 89. — *Bridel* Course de Bale à Bienne (Bale 1789). p. 124. — *Picot* Statistique de la Suisse. (Génève 1819). p. 200.

1) Man vgl. die verschiedenen Erklärungen dieses Zuges nach Mannert Th. VI. Heft 2. der älteren Ausgabe der alten Geographie und *Rennel* illustrat. on the Expedition of Cyrus. Ferner Ritters Erdkunde Th. II. S. 793., wo sich auch die übrigen Nachweisungen finden. 2) Vgl. Ritters Erdkunde. Th. II. a. a. O. S. 794.

von den Alizoniern (die auf den alten kaukasischen Fluß Alazon an der Linken des Kur hindeuten), so ist die Wegwerfung des Ch in allen Sprachen sehr alt (Chattuarii Attuarii) und besonders in den semitischen und orientalischen natürlich. Und wenn der Dichter nur von Silberarbeiten hörte, so müssen wir dagegen bemerken, daß die Bearbeitung des Eisens überhaupt und also auch bei den Chalybern schwerer und später war. Den Namen Chalcidei legt Diodor (XIV. 39.) bei der Erwähnung des Rückzugs der 10,000 Griechen derselben Gegend bei, wo die Chalyber saßen, und ein alter Schriftsteller (*Eustath.* ad *Dionys.* v. 767.) nent das Land hier Chalcis. Derselbe belehrt uns, daß die Chalyber auch Chalbii hießen, daß dieser Name wieder gleichbedeutend mit dem der Chaldi oder Chaldäi wäre, welche in Armenien wohnten. Strabo sagt ausdrücklich, daß die Chaldäi einst Chalybes genant worden, und Xenophon, der zwar beide an einer Stelle unterscheidet, setzt sie doch beide, nachdem er in Westen des Halys die kleineren Chalybes gefunden, in eine hocharmenische Gegend. Hiezu komt, daß nach Stephanus aus Byzanz diese ganze Gegend am oberen Arades Chaldia hieß, und daß die dort noch jetzt sogenante Ebene Chalderan, oder Tschalderan, vielleicht auch die ganze türkische Provinz Tschildir von Trapezunt bis zum Kur den alten chaldäischen Namen beibehalten hat, wenn auch der chalybische Stamm, der nur einer andern Sprachform gehört, unterging. Der Name Chaldäer mochte alt-persisch seyn, denn in den Heeren der persischen Könige, so erfuhr schon Xenophon (Anabasis IV.), dienten die Chaldäer, sie besiegte Kyrus und nöthigte sie zu einem Freundschaftsbunde (Cyropaed. III.); sie sind dieselben, welche einige Jahrhunderte nachher Plinius Armeno-Chalybes nent. Es fragt sich nun, ob die babylonischen Chaldäer, ob die Chasdim der Bibel [3]), welche schon auf Hiobs Herden fielen, von denen Abrahams Vater als Einwohner von Ur in Chaldäa (Chusch [4]) stamt, welche Moses für Aramäer erklärt, die den vornehmsten Theil an den Eroberungen der Assyrier nahmen, welche Palästina beständig von Norden her bedrohten, denen Ezechiel rothe Turbane beilegt, die zur Zeit Jesajas durch die Assyrier eingezwängt feste Sitze einnahmen; ob endlich sowol die Magier, Sterndeuter und Baalsdiener dieser Nation, welche in der großen Weltstadt Babylon ein eigenes Quartier bewohnten, als überhaupt die Chaldäer, welche den Namen Babyloniens umwandelten, und besonders den südlichen Theil dieses Landes bis zu den Wüsten Arabiens und dem persischen Meerbusen bevölkerten, unsere Chalyber, Chalbi oder Chaldi sind. Michaelis nahm zur Erklärung der biblischen Chaldäer, die er der Zeit nach unterschied, bald Slaven, bald Skythen, bald Chalyber zu Hilfe, die semitische Sprache der Chaldäer in Babylon hielt er für eine angenommene. Schlözer wandte sich an die Kurden, obgleich die Kurden in den Karduchen Stammväter haben, und ihre Sprache größten Theils altpersisch ist. Nur die Kunde rein überlieferter, nicht babylonisirter, chaldäischer Worte könte hier helfen. Aber wir besitzen nur einige durch Hebräer und Griechen verunstaltete Namen [5]), denen es übrigens an althebräischen Spuren, wie sie von Abrahams Vorfahren zu erwarten sind, nicht fehlt; besonders wenn man den Umfang des Semitischen der Geschichte gemäß etwas weiter ausdehnt. Wenn man nun bedenkt, daß das Land der chalybischen Bergbewohner nach einer alten Nachricht (bei Stephanus Byzant.) Chaldia hieß, daß Moses von Chorene noch im 5ten Jahrh. Chaldäa zu Kolchis rechnet, daß die armenische Hochebene Tschalderan oder Chalderan nach Hagi Chalifah die Ebene der Götzendiener heißt, so wie die von Herodot in Babylon gefundenen Baalsverehrer, die den Israeliten verhaßten Magier Chaldäer waren: so muß man annehmen, daß dieß ganze Bergland, wie noch jetzt der Kaukasus, besonders Lesghistan, unter seinen Stämmen verschiedene Kasten enthielt, darunter eine Priesterkaste (Buddhisten nach Ritter), welche auch der Bergwerke kundig war, und von denen jene pontischen Chalyber abstamten und eine Kriegerkaste, welche Xenophons Griechen kennen lernten, daß beide frühe mit den Hebräern, ihren Verwandten und Abkömlingen in Verbindung standen, nach der Eroberung Babylons in Kultur und Sprache verändert und mit Assyriern und Babyloniern vermischt, nunmehro als Thalbewohner ihre alte Bergnationalität verloren, und nur in der magisch-astronomischen Profession einen Rest ihres alten ausgearteten Kultus behaupteten. (*Rommel.*)

Chalybon, s. Beröa.

CHALYBONITIS, nach *Ptol.* V, 15 eine Provinz des syrischen Reichs, die nach den Städten, welche er ihr beilegt, den nördlichsten Theil der arabischen Wüste ausmacht, bei *Plin.* V, 21 wahrscheinlich die Landschaft Stelendena. Sie war unstreitig im persischen Zeitalter wohlangebaut (*Xenoph.* Anab. I, 4.), verödete aber mit dem Verfall des syrisch-makedonischen Reichs. Zu Trajan's Zeit wahrscheinlich nahmen sich die Römer dieser Gegend wieder an, die neue Provinz entstand, und einzele Orte treten in derselben wieder hervor. Im 3ten Jahrh. gehörte die Provinz zum palmyrenischen Reiche. Nach der Verwüstung desselben kam sie wieder unter römische Herrschaft. Die Einfälle des Kosrhoes und der Araber verwüsteten sie. (*Ricklefs.*)

CHALYBSONANS, ist der Name, welchen ein Herr Dietz in Emmerich einem nach Art des Chladni'schen Euphon gebauten Claviaturinstrumente gegeben hat. Einiges über die Art seiner Einrichtung findet man in Chladni's Beiträgen zur praktischen Akustik rc. 1821. (*Gottfr. Weber.*)

Cham, Noah's Sohn, s. Ham.

CHAM, vor der Revolution eine Obervogtei, jetzt eine der sechs politischen Gemeinden des sogenanten innern Amtes des schweizerischen Kantons Zug, am nördlichen Ende des Zugersees, mit fruchtbarem Thalboden,

---

3) Vermuthlich Bergbewohner überhaupt von dem altskythischem Wort Chas, Cas, welches nach *Isidori* Etymologicum weiß mit Schnee bedeckt, andeutet. Man kann hiebei die Verwandtschaft mit dem Kaukasus nicht verkennen, in dem dieß Wort aus jener Wurzel Cas (die auch in Caspius steckt) und dem persischem Kow zusammengesetzt zu seyn scheint.

4) Mehres, darüber Ausgesprochene, lese man in dem Art. Chaldäa. (*H.*)

5) Vgl. außer Michaelis orient. Biblioth. Th. 17. Adelungs und Vaters Mithridates Th. 1. S. 314. u. s. w.

den die Lorze und die Straße von Zug nach Luzern und dem Kanton Aargau beleben. Sie umfaßt 112 Wohnhäuser, 130 Nebengebäude, 111 Scheunen, 1 Papier-, 3 Getreide- und 2 Schneidemühlen, 3 Kirchen, 2 Kapellen und 1015 katholische Einwohner. Bemerkenswerth sind darin: 1) Frauenthal (in alten Urkunden Vallis Beatae Mariae auch Vallis Dominarum) ein von Ulrich Freiherrn von der Schnabelburg und dessen Gemalin Agnes von Eschenbach im J. 1231 gestiftetes Zisterzienser-Frauenkloster [1]), auf einer Insel in der Lorze. Seit 1573 besetzt die Abtei Wettingen die Pfarrstelle [2]). 2) Nieder-Cham mit einer von dem Müller des Orts Heinrich Haushert im vorigem Jahrhundert gestifteten Wallfahrtskapelle zum heiligen Kreuze. 3) Cham, ein ansehnliches Pfarrdorf mit einer großen und schönen Kirche, die eine treffliche Fernsicht darbietet, einer der bedeutendsten Papierfabriken in der Schweiz und einer Badeanstalt in dem Gasthofe zum Bär, die das Lorzenbad heißt. Zug erkaufte die Gerichtsbarkeit über Cham von den Edeln von Rüti im J. 1412; den Zehenden 1454, und den Kirchensatz 1477 von der Frauen-Münsterabtei in Zürich, welcher sie Ludwig der Teutsche vergabt hatte. So waren die Edeln von Cham Lehnträger dieser Abtei und führten in dieser Beziehung zuweilen den Titel der Meyer von Cham [3]). Mehre von ihnen werden als Wohlthäter benachbarter Klöster genant; als einen ganz ausgezeichneten geistlichen Vorstand nent die Geschichte Walther von Cham (Waltherus de Kamo oder Chamo) Abt zu Engelberg, dessen auf Pergament sehr schön geschriebenes liber homiliarum in der dortigen Klosterbibliothek noch aufbewahrt wird.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHAM, ummauerte Stadt am gleichnamigen Flusse in Baiern mit ungefähr 2000 Einw., die sich vorzüglich mit Tuchweberei beschäftigen, Sitz eines Landgerichts im Regenkreise, das an 17,000 Einw. enthält. (*H.*)

CHAM, Provinz in Südanam des anamesischen Reichs. Sie breitet sich im S. von Hue aus, wird von dem ansehnlichem Strome Han bewässert und hat die beträchtliche Bai von Turon, die gegen 1000 Schiffe fassen kann, auch ist sie reich an Gold, Zucker, Zimmet und Adlerholze. (*Hassel.*)

CHAMA, Gienmuschel, Blättermuschel. Eine von Cuvier zur Familie der Cardiacea gestellte Muschelgattung, welche, nachdem die von Linné und Andern ehedem unpassend damit verbundenen Arten von Bruguière und Lamarck abgesondert und in die Gattungen Tridacna, Hippopus, Cardita, Cypricardia u. Isocardia vertheilt worden, durch folgende Merkmale charakterisirt wird. Die Schalklappen dick, rauh, rundlich, ungleich, die eine festsitzend. Die Wirbel wenigstens und zumal der der größern festsitzenden Klappe sehr hervorstehend und fast immer mehr oder weniger spiralförmig gedreht. Das Schloß mit einem einzigen dicken, breiten gekerbten Zahn in der größern oder in beiden Klappen. Die beiden Muskeleindrücke groß und weit von einander entfernt, das Schloßband auswendig. Die Schale umhüllt ein ziemlich kreisrundliches Thier mit wenig geöffnetem, gefranstem Mantel, sehr kurzen Athemröhren, und einem an der Basis zusammengedrückten, an der Spitze sehr verschmächtigten Fuß. Die obern Kiemenlappen sind sehr kurz.

Die Blättermuscheln sitzen mit der größern Schalklappe unmittelbar an andern Körpern des Meeres, zumal an Felsen und Steinkorallen, auch auf andern Muscheln oder haufenweis auf einander selbst fest. Die äußere Oberfläche der Schale ist häufigst schuppig, blätterig oder stachelig. Sie kommen in allen südlichen Meeren, einige auch im mittelländischen, die meisten im indischen und Südmeere vor. Lamarck theilt die Arten in solche mit rechtsgewundenen und in solche mit links gewundenen Wirbeln; allein, wenn beide Schalklappen deutlich gewundene Wirbel haben: so ist der der einen Klappe immer rechts, der der andern links gewunden; und wenn, wie wol geschieht, bloß auf den Wirbel der größern Schale Rücksicht genommen wird: so komt dieser Wirbel bei denen Arten, wo er gewöhnlich rechts gewunden ist, doch auch links gewunden vor. Lamarck hat 17 lebende und 8 nur fossil vorkommende Arten verzeichnet. Zu den ersten gehören z. B.

1) Chama Lazarus *Lamarck*, der Blätterkuchen, die rothe und die gelbe Muskatblüthe (Abgebildet bei Chemnitz Conchyl. VII. t. 52. f. 514—515.). Die Schale einfarbig roth oder gelb, schuppigblätterig, mit wellenförmigen, etwas gelappten, schwach und undeutlich gestreiften Lamellen. Diese in Samlungen gemeine Muschel komt häufig, an Steinkorallen sitzend, im amerikanischen Ocean vor. Daß Linnés Chama Lazarus diese Art und nicht die folgende sei, scheint mir nicht so ausgemacht, als Lamarck annimt.

2) Chama damaecornis *Lam.*, die zackig-blätterige Gienmuschel.— (Chemnitz Conchyl. VII. t. 51. f. 507—509.). Die Schale unterscheidet sich durch deutlich gefurchte Blätter und lange, theils gabelige oder unbestimt zerrissene Fortsätze derselben, so wie durch die Farbe, die nur stellenweise, vorzüglich an der Basis der Lamellen, roth oder röthlich ist, von der der vorhergehenden Art. Lebt im indischen Ocean und ist, zumal in vollständigen Exemplaren, weit seltener als jene Art, unter deren Namen sie aufgeführt ward.

3) Chama gryphoides. *Lin. Lam.* Die Felsenmuschel (Chemnitz Conchyl. VII. t. 51. f. 510—513). Die Schale sehr dick, schwer, rundlich, mit kleinen, kurzen, theils höcker- oder dornenartigen Schuppen. In jeder Klappe befindet sich ein stumpfer, dicker, breiter Zahn. Von dieser, aus dem indischen, rothen und Mittelmeer kommenden Muschel sieht man vielerlei Varietäten in den Samlungen. Manche sind mit kleinen röthlichen Flecken auf weißem Grunde besetzt, manche ganz röthlich oder bräunlich, andere ganz weiß.

4) Chama unicornis *Brug. Lam.* Die gehörnte Gienmuschel. (Chemnitz Conchyl. VII. t. 52. f. 517—520.). Die Schale ist blätterig; der Wirbel der größern Schale sehr verlängert, rechts gedreht und mit

1) S. Necrologium Abbatiae Frauenthal, Cisterciensis ordinis. Haller Bibliothek der Schweizergeschichte. III. Nr. 1241. a. 2) Füsli's Stats- und Erdbeschreibung der ganzen helvetischen Eidgenossenschaft. II. S. 379. 3) S. von Zurlauben im schweizer. Museum. IIIter Jahrg. S. 408.

einer spiralförmig sich herumwindenden, von der Grube des Schloßbandes ausgehenden Furche versehen. Manche Schalen haben dichte, angedrückte Lamellen, andere sehr aufgerichtete und in gekrümte hohlziegelförmige Lappen fortgesetzte. Wenn Lamarck die obere (flache) Klappe unbewehrt („mutique") nent, so gilt dieß vielleicht nur von abgeriebenen Stücken, denen dieses Prädikat (wie dem von Chemnitz t. 52. f. 519 abgebildeten Exemplar), auch wol im Ganzen zukommen mag. Doch finden hier so bedeutende Abänderungen Statt, daß man geneigt wird, mehre einhörnige Chamenarten anzunehmen. Diese Muschel soll nicht nur in indischen und amerikanischen Meeren, sondern auch im mittelländischen (wo sie schwerlich vorkommen dürfte) gefunden werden. Ihre Farbe ist röthlich, violettröthlich, weißlich, oder auch gelb.

5) Chama Arcinella *Lin. Lam.* Der dornige Pferdefuß, Igelmuschel, die stachelige Kastanie (Chemnitz Conchyl. VII. t.52. f. 522. 523.). Die Schale meist ganz weiß, bisweilen rosenröthlich, von vorn oder hinten betrachtet, ziemlich herzförmig, überall mit langen, gehöhlten Stacheln besetzt, welche auf erhabenen, von den Wirbeln zum Rande laufenden Rippen stehen. Vor dem Bande haben beide Klappen einen gemeinschaftlichen herzförmig rhomboidalischen Eindruck (den sogenanten anus); sie sind an Wölbung und Größe einander fast ganz gleich, nur steht der Wirbel der einen Klappe, welche den Schloßzahn hat, etwas mehr hervor. Keiner von beiden Wirbeln aber zeigt eine Spur von Spiralwindung und dennoch setzt Lamarck diese Art unter die mit linksgewundnem Wirbel. Sie findet sich im amerikanischen Ocean. (*Nitzsch.*)

CHÄMÄ, ein kleines Volk in Germanien, das *Ptol.* II, 11. unter den Brukterern westlich neben den Longobarden zwischen Elbe und Weser nent. Zweige von ihnen scheinen die Bonochäman und Tauriochäman zu seyn. (*Ricklefs.*)

Chamade schlagen, s. Festung.

CHAMÄDOREA W., eine Palmen-Gattung aus der 6ten Linné'schen Klasse, deren Blüthen diökisch sind, dreitheilige Kelche und Korollen haben und eine einsamige Beere mit seitlichem Embryo hinterlassen; Martinezia und Nunnezharia R. et P. gehören dazu. Syst. veg. II. 136. 137. (*Sprengel.*)

Chamädris, s. Teucrium.

CHAMAGNE, ein Dorf in dem Bez. Mirecourt des franz. Dep. Wasgau am linken Ufer der Mosel mit 510 Einw., berühmt als Geburtsort des großen Malers Claude Gelée, gen. Lorrain † 1678. (*Hassel.*)

Chamagrostis Borkh., s. Knappia.

CHAMAH, Assena, Negerdorf im Reiche Abanta auf der Goldküste von Guinea am Ausflusse des Chama oder Bossumpra, mit 1000 Einw. und dem niederländischen Fort Sebastian. Die Guineafahrer kaufen hier gewöhnlich Piroguen zur leichtern Küstenfahrt. (*Hassel.*)

CHAMAILLERE, Marktfl. im Bez. Clermont des franz. Dep. Puy de Dôme am Fuße von Bergen, die sich an den Puy de Dôme anschließen und worin man tiefe mit einer mephitischen Luft angefüllte Höhlen findet, hat 1 Stiftskirche, 239 Häuser, und 1227 Einwohner, und eine wenig besuchte Heilquelle, les eaux de S. Marc. (*Hassel.*)

CHAMÄLAUCIUM Pers., eine mit den Myrten verwandte Gattung, aus der zehnten Linné'schen Klasse. Die Blüthen sind anfänglich mit einer in die Quere reißenden Haube bedeckt. Fünftheiliger Kelch, fünf Corollenblätter. Die abwechselnden Staubfäden schlagen fehl. Die einfächerige Kapsel enthält wenige Samen. Die drei bekanten Arten wachsen in Neu-Holland. Syst. veg. II. 332. (*Sprengel.*)

Chamäledon Link, s. Azalea procumbens L.

Chamäleon, in der Zool., s. am Ende des Buchstaben C.

Chamäleon, in der Mineral., s. oben Braunstein (XII. S. 313 ꝛc.).

Chmälirium W., s. Veratrum luteum L.

CHAMÄMELES Lindl., eine Pflanzen-Gattung aus der natürl. Familie der Pomaceen und der 11. Linné'schen Klasse. Char. Abgestutzter 5zähniger Kelch. Kurze Corollenblätter, dem Kelch eingefügt. Einfaches Stigma. Die Frucht scheint eine zweisamige Beere zu seyn. Die einzige bekante Art: Ch. *coriacea* Lindl. ist ein Strauch auf Madera. (*Sprengel.*)

CHAMAMÉNE, und Kammanene, ein Bezirk von Kappadokien, südöstlich von Morimian*), bei *Ptol.* V, 6. die nordwestlichste Gegend Kappadokiens, durch einen Seitenast des Tauros von Pontos getrent. *Strab.* XII, 2, 11. (*Ricklefs.*)

Chamämyia, s. Oscinis.

CHAMÄREGES, habe ich mit klassischem Ausdruck die Chamorchis Richards genant: eine Orchidee, die sich als eigene Gattung, sowol im Bau als auch durch das ungetheilte, zu beiden Seiten mit einem Zahn versehene Lippchen, durch das gespaltene Schnäbelchen und die nackten Pollenhalter auszeichnet. Es ist Ophrys alpina L. Syst. veg. III. 702. (*Sprengel.*)

CHAMÄROPS, eine Palmen-Gattung, aus der 6ten Linné'schen Klasse. Char. Polygamische Blüthen. Dreitheiliger Kelch. Dreiblätterige Corolle. Die Staubfäden unten verwachsen. Drei Stigmen. Drei einsamige Beeren, mit seitlichem Embryo. Die bekanteste Art ist die Zwergpalme (Ch. humilis) in Spanien und Italien, deren junge Sprossen gegessen werden. (*Sprengel.*)

CHAMAS (St.), Stadt am gleichnamigen Haff in dem Bez. Aix des franz. Dep. Rhonemündung. Sie steht auf zwei Seiten einer hohen Felsenwand, durch welche ein hoher und 192 Fuß langer Gang gehauen ist, der beide Stadttheile mit einander verbindet, hat aber nur 190 Häus. und 871 Einw., die Baisalz im Etang abschlämmen und Olivenbau treiben. Hier werden die schmackhaften Picholini (eingemachte Oliven) fast ausschließlich bereitet und jährlich für 105,000 Franken ausgeführt. Das Haff S. Chamas ist eigentlich ein Theil des großen Haffs Perche. (*Hassel.*)

Chamastopterus, s. Melolontha.

Chamat, s. Hamât.

*) *Strab.* XIII, 1, 4.; *Plin.* V, 3.

CHAMAVI, Chamabi, auch Chaubi, ein germanisches Volk, zu den Hermionen gerechnet, das vor Cäsar in dem Landstrich wohnte, der im Westen an den östlichen Arm des Rheins, südlich bis an die Lippe, östlich bis fast an die Ems reicht, und nördlich von der Vecht begränzt wird [1]); also im südlichen Theile von Holland, in Bentheim, und einem Theile von Münster. Von dort wanderten sie — man weiß nicht warum? — noch vor Cäsar aus, und verbreiteten sich vom Anfang der Weser bis unter die südwestlichen Theile des Harzes [2]), also durchs Eichsfeld und einen Theil von Grubenhagen und Hohenstein. Tacitus setzt sie [3]) in Münster und Osnabrück, weil er annimt, daß sie mit den Angrivariern die Brukterer gänzlich aufrieben, und ihr Land besetzten. Sie bleiben im 1. Jahrh. der Geschichte meist verborgen, waren aber mit im Cheruskerbunde begriffen. Im 3. Jahrh. findet man sie nach der Tab. Peut. in ihren alten Sitzen am Niederrhein unter den Franken; im 4. Jahrh. verbreiteten sie sich auch westlich vom Rhein längs der Waal bis zur Maas, und trieben Ackerbau und Schiffahrt. Julian schloß mit ihrem Könige ein Friedensbündniß, weil er der Zufuhr von ihm bedurfte [4]). Sie traten wol in römische Kriegsdienste; doch nur unter der Bedingung, nicht über die Alpen geführt zu werden [5]). *(Ricklefs.)*

Chamba, s. Gamba.

CHAMBAVE, Ortschaft in der piemont. Prov. Aosta, bekant durch einen guten Wein, welcher in ihrer Umgegend gewonnen wird. *(W. Müller.)*

CHMBERLAYN oder Chamberlaine (William), ein englischer Dichter aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh., lebte als Arzt zu Shaftesbury in Dorsetshire und starb 1658. Er schrieb ein einziges Lustspiel Love's Victory. Lond. 1658. 4. *). Merkwürdiger ist sein, von allen Literatoren übersehenes oder wegwerfend behandeltes Heldengedicht Pharonnida, a heroic Poem (in five books). London 1659. 8. Die Erfindung und Anlage dieses romantischen Epos sind sehr glücklich, reich und fesselnd, aber in der Ausführung ist es um so vernachlässigter. Wie unterhaltend man seinen Inhalt fand, geht auch daraus hervor, daß es unter Karls II. Regirung in einen prosaischen Roman umgeschmolzen wurde, welcher den Titel führt: Eromena or the noble Stranger. Lond. 1683. 8. **). *(W. Müller.)*

CHAMBERLAYNE (Edward und John), Vater und Sohn, gelehrte Engländer. Edward, zu Odington in der Grafschaft Gloucester den 13. December 1616 aus einer alten Familie geboren, studirte zu Oxford, und wurde daselbst 1641 Lehrer der Rhetorik. Während des Bürgerkrieges unter Karl I. und unter Cromwells Protectorat, hielt er sich in mehren europäischen Staten auf, unter Karl II. aber kam er zurück, wurde ein Mitglied der londoner königl. Societät, und begleitete 1669 den Grafen von Carlisle als Secretär an den schwedischen Hof. In der Folge wurde er Instructor des Herzogs von Grafton, eines natürlichen Sohnes Karls II. Er starb 1703 zu Chelsea. Er war der erste, der ein sehr schätzbares statistisches Handbuch von Großbritannien zum Druck beförderte: Magnae Britanniae notitia, or the present state of Great-Britain. Lond. 1668—1671. Vol. II. 8. Schon 1708 besorgte sein Sohn John von diesem Werke die 22ste, sehr vermehrte Ausgabe, 1747 erschien die 36ste, und es wurde auch nachher gewöhnlich alle 3 Jahre neu gedruckt. Thomas Wood übersetzte es ins Lateinische, und 1669, 1692 und 1729 erschien davon eine französische Übersetzung von Neuville. Seine übrigen Schriften, zum Theil Übersetzungen aus fremden Sprachen, können übergangen werden †). — John Chamberlayne, sein Sohn, besuchte 1685 das Trinitatis-Collegium zu Oxford, war nachher Kammerherr (gentleman usher) bei dem Prinzen Georg v. Dänemark, Mitgl. der kön. Societät zu London und der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und starb 1724. Er übersetzte verschiedene gemeinnützige Werke aus dem Französischen, Spanischen, Holländischen und Italienischen ins Englische, schrieb Dissertations on the most memorable events of the old and new Testament. Vol. I. comprising the events related in the books of Moses. Lond. 1723. fol., u. lieferte 3 Abh. zu den philos. transact. vom J. 1711. Am bekantesten aber wurde er durch seine mit David Wilkins (einem Teutschen, vermuthlich aus Danzig), veranstaltete Herausgabe von Gebetsformeln: Oratio dominica in diversas omnium fere gentium linguas (152) versa cum diss. de linguarum origine. Lond. 1700; vermehrt Amst. 1715. 4. Die Vater Unser sind nach Weltgegenden und Ländern geordnet, und mit ihrer eignen Schrift meist in Kupfern, und deren Lesung in lateinischer Schrift geliefert. Bei allen Mißgriffen im Einzelen übertrifft die Samlung alle früheren an Reichthum, Genauigkeit und Richtigkeit. Im Anhange werden die 4 vornehmsten Worte des V. U. (Vater, Himmel, Brot, Erde) in allen 152 Sprachen wiederholt, und 9 gelehrte Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der morgenländischen Philologie (von Nicholson, Leibnitz, Wotton, Wilkins, Reland, la Croze ꝛc.) machen den Schluß ††). *(Baur.)*

CHAMBERS (Ephraim), ist der erste, welcher ein encyklopädisches Wörterbuch der Künste und Wissenschaften unternommen und fast ganz mit eigenen Kräften ausgeführt hat. Denn *Harris's* Lexicon Technicum, welches einige mathematische Artikel zu Chambers Encyklopädie geliefert hat, darf keine Ansprüche auf den umfassenden Plan jenes Werkes machen. Von Chamber's Lebensumständen ist wenig bekant, und nicht einmal sein Geburtsjahr läßt sich mit Sicherheit angeben. Da jedoch sein Todestag genau bestimt ist, der 15. Mai 1740,

---

1) *Tac. Ann.* XIII, 55. 2) *Ptol.* II, 11. 3) Germ. 33. 4) *Amm. Marc.* XVII, 8, 9.; *Greg.* Turon. II, 9.; *Jul.* Or. ad Athen.; Eumen. Paneg. Const. 9.; Nazar. Paneg. 18. 5) *Amm. Marc.* XX, 4., vgl. *Spener.* Not. Germ. antiq. III, 14.

*) Nach der Restauration der Stuarts wurde es unter dem neuen Titel: Wits led by the nose or the Poets revenge, wieder auf die Bühne gebracht. Gedr. 1659. 8. **) *Langbaine's* Lives. *Campell's* Specimens. III. 372. 73.

†) Biogr. britann., und aus dieser Adelungs Zus. zum Jöcher und die Biogr. univ. T. VIII. (von Suard). ††) Biogr. britann. Adelung und Biogr. univ. a. a. O. Eichhorns Gesch. d. neuern Sprachl. 1. Abth. 29.

so läßt sich aus der Zusammenstellung mehrer Data seines Lebens mit diesem, seine Geburt mit Wahrscheinlichkeit in die Jahre 1680 bis 1685 versetzen. Seine Ältern waren Quäker und wohnten zu Kendal in Westmoreland. Erzogen zu einem Handwerk oder einem andern leicht zu erlernenden Gewerbzweige, wurde er in die Lehre zu dem Globenfabrikanten Senex gethan, dessen mathematische und geographische Kentnisse dem jungen Chambers zuerst den Sinn für wissenschaftliche Beschäftigung geöffnet zu haben scheinen. Wenigstens wird behauptet, er habe schon als Lehrling in Senex Hause den Plan zu seinem encyklopädischen Werke gefaßt und in sich ausgebildet. Wie dem auch sei, der Eifer, das zu leisten, wozu die Natur ihn bestimt zu haben schien, machte ihm auch das unmöglich Scheinende möglich. Er fühlte, daß er in Senex Hause nicht an seinem Platze sei, und fand Mittel, man weiß nicht, auf welchem Wege, sich nach London zu begeben und dort, frei von Dienstgeschäften und Amtsverpflichtungen, seinen encyklopädischen Studien nachzuhängen. Er wohnte in Gray's Inn und hier war die Werkstatt seiner Encyklopädie, welche er fast ganz allein entworfen, und zum Theil abgefaßt haben soll. Die erste Ausgabe in zwei Foliobänden erschien 1727 unter dem Titel: Cyclopaedia, or universal dictionary of arts and sciences *). Das Werk fand eben so glänzenden Beifall, als schnellen Absatz. Sein Verfasser wurde 1729 zum Mitgliede der Royal Society ernant, und 1737 war eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage der Encyklopädie nöthig geworden. Sie erschien aber erst im folgenden Jahre, weil eine Bill des Unterhauses den Druck des umgearbeiteten Werkes beim zwanzigsten Bogen hemte, durch die Bestimmung, daß alle Zusätze und Veränderungen jeder neuen Auflage eines Buches abgesonders gedruckt werden sollten. Die Bill fiel zwar im Oberhause durch, aber auf Chamber's Encyklopädie hatte sie den Einfluß, daß diese nun in der folgenden Auflage unverändert blieb. Eine dritte Auflage erschien 1739, eine vierte 1741, eine fünfte 1746. Mit der siebenten Auflage, London, 1751. II. fol. erschienen zwei Supplementbände in gleichem Format und ähnlicher Stärke, London 1753, bearbeitet von George Lewis Scott und John Hill. In der Folge gaben die Eigenthümer des Werkes diese vier Bände zu einer alphabetischen Ordnung vereinigt und mit neuen Zusätzen vermehrt heraus, unter der Redaktion des Doktor Is. Rees, welcher durch diese Arbeit zu seiner eigenen größeren Encyklopädie ausgerüstet und angespornt wurde. Diese Ausgabe, die beste unter allen, erschien London 1778 bis 1785 in wöchentlichen Lieferungen, zusammen unter der Jahrezahl 1786, fünf Foliobände mit Kupfern. Außer der Encyklopädie, welche den größten Theil des Lebens des unermüdlichen Chambers mit fast ununterbrochener Arbeit in Beschlag nahm, hat er doch noch an einigen andern literarischen Unternehmungen Theil gehabt, namentlich an dem Literary Magazine, welches 1735 auftrat und an der abgekürzten Übersetzung der Memorien der französischen Akademie der Wissenschaften zu Paris: Philosophical History and Memoirs of the Royal Academy of Sciences at Paris. Dieses Werk erschien nach Chambers Tode 1742 in 5 Oktavbänden, herausgegeben von John Martyn, seinem Mitarbeiter an demselben. Die encyklopädischen Anstrengungen hatten Chambers Gesundheit allmälig geschwächt und zerrüttet, und er sahe sich gezwungen, eine Landwohnung bei Islington zu beziehen, und da auch dieses nicht anschlug, eine Reise nach dem südlichen Frankreich anzutreten. Bald nach der Rückkehr in sein Vaterland starb er zu Canonbury House bei Islington und wurde in der Westminsterabtei beerdigt.

Chambers Encyklopädie schließt das Geographische und Geschichtliche, mithin auch alles Biographische aus. Im Übrigen ist sie für den Stand der Wissenschaften und Künste ihrer Zeit, und zunächst ihres Landes, so umfassend, wie ein Werk dieser Art und das erste in seiner Art seyn kann, besonders, wenn man noch berücksichtigt, daß es größten Theils, wenn auch nicht aus Einem Kopfe, doch aus Einer Feder geflossen ist. In diesem Betracht bleibt Chambers Encyklopädie immer ein literarisches Wunderwerk, wie leicht es auch jetzt geworden seyn mag, die Mängel, Lücken, Ungleichheiten und Fehler desselben nachzuweisen, und wie bekant es immer ist, daß der Herausgeber derselben bei weitem die größte Masse seiner Artikel aus engländischen und französischen Werken, oft ohne alle Zuthat oder Veränderung, ausgezogen hat, ohne seine Quellen zu nennen. Ihm bleibt das Verdienst des ersten Versuches eines encyklopädischen Wörterbuches von solchem Umfange, und die späteren Encyklopädien der Engländer und Franzosen, obgleich von zahlreichen Vereinen ausgegangen, stehen dennoch in vielen Punkten auf den Schultern des einzigen Chambers, auf welchen namentlich die Franzosen gern mit Verachtung herabsehen, der Leiter vergessend, durch welche sie erst so hoch hinaufgestiegen sind **). (*W. Müller.*)

CHAMBERS (William), ein berühmter engländischer Architekt, aus dem alten schottischen Geschlechte der Chalmers oder Chambers abstammend, in Schweden geboren, aber seit seinem zweiten Jahre zu Rippen in Yorkshire erzogen. Kaum 18 Jahre alt, begab er sich als Supercargo auf ein Schiff der schwedisch-ostindischen Handelsgesellschaft, hielt sich einige Zeit in China auf, und brachte von dieser Reise nicht nur viele Zeichnungen, sondern auch einen entschiedenen Geschmack für die Bau- und Gartenkunst der Chineser zurück. Alle seine Studien bezogen sich nunmehr auf Architektonik, und einige Zeichnungen, die er dem Lord Bute überreichte, fanden so viel Beifall, daß er berufen wurde, den damaligen Prinzen von Wales, nachmaligen König Georg III., im Zeichnen zu unterrichten. Die ersten Werke von Belang, welche er als Architekt ausführte, waren: das Landhaus des Lord Bosbourough zu Rochampton und die Sternwarte zu Richmond; für sein Meisterstück aber hält man den Palast von Sommerset-House, dessen große Façade, mit der Aussicht auf die Themse, aber nicht vollendet ist. Als ihm, nach der Thronbesteigung Georgs III.,

*) Über den Titel Cyclopaedia hatte Chambers Streitigkeiten mit dem gelehrten Buchdrucker Bowyer, welcher Encyclopaedia haben wollte. Aber jener blieb bei seinem Titel.

**) Biogr. Brit. *Rees* Cyclop.

die neue Gestaltung der Gärten von Kew übertragen wurde, fand er eine gewünschte Gelegenheit, mit Verwendung unermeßlicher Summen, seine Liebhaberei für den chinesischen Stil zu befriedigen. Dieser Pagodengeschmack, wie man ihn nante, war aber zu auffallend, als daß er nicht hätte vielfachen Tadel erfahren sollen. Dagegen genoß Chambers Zeitlebens das uneingeschränkte Zutrauen des Königs, dessen General-Controlleur in Bausachen er war. Auch die königl. Akademie der Künste ernante ihn zu ihrem Baumeister, und die berühmtesten Bauakademien von Europa, zu Florenz, Paris u. a. zählten ihn unter ihre Mitglieder. Er starb in London den 8. März 1796, und wurde mit vieler Pracht im Poetenwinkel der Westminsterabtei begraben. Er war auch Schriftsteller über die Kunst, die er mit ausgezeichnetem Talent übte, und Verfasser folgender architektonischer Prachtwerke: Designs for chinese buildings. Lond. 1757. fol. mit 21 Kpf.; weniger schön ist die französische Ausgabe unter dem Titel: Dessins des édifices, meubles, habits, machines et utensiles des Chinois, grav. sur les originaux dessin. à la Chine par Chambers. Par. 1776. 4. Treatise on civil architecture. Lond. 1759; 1768. fol. mit 49 Kpf. Plans, elevations, section and perspectives of the garden and building at Kew in Surry. Ib. 1763. fol. mit 43 Kpf. Die größten englischen Künstler vereinigten sich zur Bearbeitung dieses Werks, das 1769 wieder aufgelegt wurde. Dissertation on oriental gardening, diss. sur le jardinage de l'Orient. Lond. 1772. 4. Teutsch (von S. F. Ewald). Gotha 1775. 8. Treatise on the decorative part of architecture. Ed. III. Lond. 1791. fol. mit 53 Kpf. Er hatte auch Antheil an den Asiatic miscellanies, consist. of translations, imitations, fugit. pieces, orig. productions. Lond. 1785 ff. 4. und 8. Chambers wurde öfters beschuldigt, er habe die seltsamsten Ideen von chinesischer Bau- und Gartenkunst selbst erfunden, oder wenigstens nach seiner Weise ausgebildet, und der Dichter Mason persiflirte ihn in einer Burleske (an heroic epistle), die in England zu den witzigsten Produkten in diesem Fache gezählt wird. Er fand aber auch seine Vertheidiger, die den Verdacht der Veruntreuung von ihm ablehnten *). (*Baur.*)

CHAMBERSBURGH, Marktfl. u. Hauptort der Pennsylvania-Grafsch. Frankliniar, liegt (Br. 39° 57′ L. 300° 2′) am Conecocheague, besteht aus 2 langen Straßen, die in der Mitte auf einen großen Platz zusammenlaufen, und enthält 7 Kirchen, 1 Akademie, 1 Bank, 1 Zeitungsdruckerei, 400 Häus. und 2301 Einw., die 2 Wochenmärkte haben und einen lebhaften Verkehr treiben. (*Hassel.*)

CHAMBÉRY (ital. Sciamberi), die Hauptstadt des Herzogthums Savoien und der Hauptort der Provinz Savoja propria, an der Leiße und der Orbane [1]), 846 Fuß über dem Meere [2]), in einem fruchtbaren Thale, das die reizendsten Aussichten, Gemüse-, Obst- u. Weingärten, Maulbeerbäume, Kastanienwälder, schöne Landhäuser darbietet und mannichfaltige Spaziergänge als die Ebene von Vernay, die seit 1777 besuchte Heilquelle la Boisse [3]), le Bout-du-Monde, les Abymes de Myans und les Charmettes [4]), wo J. J. Rousseau bekantlich seine glücklichsten Jahre mit Frau von Warens verlebte. Die Häuser der Stadt, mit Schiefer gedeckt, haben fast alle Bogengänge. Sie bilden mehren Theils enge und krumme Gassen, wovon die eine sogar mit einem auf Pfosten ruhenden Schirmdache versehen ist, unter welchem Buden und Kramläden an einander gereiht sind; doch gibt es auch einige schöne, freie, mit Springbrunnen versehenen Plätze als l'Ans, die piazza di St. Leger und die piazza del mercato. Nur wenige Privatgebäude verdienen die Aufmerksamkeit der Fremden, unter den öffentlichen nur die Kirchen, namentlich die erzbischöfliche Kathedrale, die auf 3000 Mann berechnete Kaserne, der Palast, in welchem der Consiglio reale di Savoja sich versammelt, die Bibliothek, mit welcher eine Ackerbaugesellschaft verbunden ist, und das alte Schloß, mit einer merkwürdigen Treppe und Wandmalereien der Gebrüder Galiari. Einst bewohnten es die Grafen und Herzoge von Savoien und der König von Sardinien Victor Amadeus II., als er 1730 die Regirung niederlegte und sich mit dem Titel eines Grafen von Tenda begnügte. Die Franzosen machten daraus die Präfectur. Wer von den 11,991 Einwohnern [5]) nur irgend dem dolce far niente fröhnen kann, thut es. Wegen der auffallenden Wohlfeilheit der Lebensmittel hält sich hier Jahr aus Jahr ein der größte Theil des ohnehin nicht reichen savoischen Adels auf. Die vorzüglichsten Gewerbezweige sind der Seidenbau, die Seidenspinnerei und die Verfertigung seidener Zeuge, wie z. B. die vortrefflichen Flore zu Damenkleidern und die berühmten Gazes de Chambéry. Dieß erinnert nicht weniger an Italien, als die vielen papiernen Fensterscheiben, die allenthalben verkäuflichen Zuckerwerke und die an den Straßenecken in großen Kesseln in allerlei Gestalt feilen Kastanien, die Hauptnahrung des gemeinen Mannes. Auf der andern Seite ist die Nähe von Frankreich unverkennbar. Sie äußert ihren Einfluß nicht nur auf die Sprache des Volks, sondern auch auf dessen Sitten, was nicht befremden darf, da vom J. 1792 bis 1814 ganz Savoien unter franzö-

*) Vgl. hierüber Blankenburgs Zusätze zu Sulzers Theorie 1. Bd. 603. und von Racknitz Darstellung des chinesischen Geschmacks S. 4. — Von Chambers Leben: European Magazine März 1796, wo sich auch sein Bildniß befindet, und das Obituary in Gentleman's Magaz. März, 1796. p. 259.; ausgez. im Intellbl. d. allgem. Litztg. 1797. No. 51. Reuß gel. England. Ebert's bibl. Wörterb. Biogr. univ. T. VIII. (von Villet und Villars St. Morys).

1) Diese beiden Bergströme vereinigen sich in der Ebene von Vernay mit der Yère, die aus dem Thale Saint-Thibaut-des-Cour herkomt, und verbinden Chambery mit dem See Bourget (s. Bd. XII. S. 149.), in dessen Nähe die schon den Römern bekanten Bäder von Aix (s. Bd. II. S. 276.) liegen. 2) 47 Toisen niedriger als der Genfersee über dem Meere nach de Luc, S. dess. Recherches sur les modifications de l'Atmosphère, teutsche Übersetzung, Leipzig 1778. II. S. 336. 3) Vgl. *Daquin*. Analyse des eaux de la Boisse. Chambéry 1777. 8.; *Fleury* Lettres sur les vertus ferrugineuses de la Boisse. 1778. 8. und Lettre contenant l'histoire et un essay d'analyse des eaux de la Boisse. Turin 1779. 8. 4) S. *G. M. Raymond* Notice sur les Charmettes. Génève 1811. 8. 5) *Adriano Balbi* Compendio di geografia universale. Seconda ediz. Venezia 1819. p. 124.

sischer Herrschaft stand und Chambéry selbst der Hauptort des Departements Mont-Blanc war. In dieser Zeit wurden die alten Mauern abgetragen, und die tiefen Gräben ausgefüllt, welche die Stadt umschlossen, sie indessen im J. 1742 vor den spanischen Waffen nicht zu schützen vermochten. Durch den pariser Vertrag vom 30. Mai 1814 blieb sie bei Frankreich und kam erst durch die Abkunft vom 20. November 1815 wiederum unter sardinische Botmäßigkeit. In Chambéry sind der Abt de Saint-Réal [6]), einer der geistreichsten und anmuthigsten französischen Prosaiker und Pierre Joseph Leborgne de Boigne [7]) geboren, merkwürdig durch seine Schicksale in fremden Erdtheilen und durch den edeln Gebrauch, den er von seinen unermeßlichen Reichthümern macht, indem er sie zu gemeinnützigen Stiftungen in seiner Vaterstadt widmet. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHAMBLY, 1) Marktfl. im Bezirk Senlis des franz. Dep. Oise am Meru, mit 257 Häus. und 1256 Einw. 2) Marktfl. in Untercanada, Grafsch. Kent, am Sorel, hat 1 starkes Fort und etwa 100 Häus., aber eine gute Nahrung, da durch denselben die große Straße aus Canada nach den vereinigten Staten führt. (*Hassel.*)

CHAMBON, 1) Stadt im Bez. Boussac des franz. Dep. Creuse, wo die Bouise sich in den Tardes mündet. Sie ist der Sitz des Distrikttribunals, hat 212 Häus. und 1068 Einw., und verfertigt gutes Leder. 2) Ein See im Bez. Issoire des franz. Dep. Puy de Dôme, den die Couze durchströmt: er ist 500 Toisen lang, 300 breit und trägt in der Mitte ein Eiland. 3) Marktflecken in dem Bez. S. Etiennes des franz. Dep. Loire am Vachery, hat 223 Häus. und 1180 Einw., und verfertigt viele Messer, die Ruf haben. In der Umgegend sieht man verschiedene Steinkohlen-, Blei- und Eisengruben, auch Eisenhammer; in den Steinkohlengruben hat lange ein unterirdisches Feuer gewüthet. 4) Marktflecken im Bez. Issoire des franz. Dep. Puy de Dôme an der Couze, mit 900 Einw. (*Hassel.*)

CHAMBON (Ant. Bened.), Conventsdeputirter vom Corrèzedepart., verbündete sich bald mit den Girondisten, vorzüglich mit Gensonné, denuncirte den Minister Pache, nante Robespierre einen Factionisten und Bösewicht — worüber er mit Bourdon von der Oise, der nachher von Robespierre eben so dachte, einen Zweikampf bestehen mußte — stimte in dem Prozesse gegen den König für die Appellation an das Volk, sollte nachher, weil er sich dem Vorschlage, der Stadt Paris 3 Mill. Fr. Vorschuß zum Ankauf der Lebensmittel zu leisten, widersetzte, auf Verlangen der Sectionen aus der Versamlung gestoßen werden, erhielt sich aber, wurde selbst zum Sekretär derselben ernant, und sprach mit Wärme über die Tyrannei gegen die gemäßigten Deputirten um die Zeit des 31. Mai. Alle diese Schritte stürzten ihn ins Verderben; die Gegenpartei, die das Übergewicht erhielt, verwies ihn nach Hause, und als er von dort flüchtete, sprach ein neues Decret seine Acht, ein drittes die Confiscation seiner Güter aus. Er rettete sich nach Lubersac bei Brives und wurde hier bei einer Verfolgung gegen ihn im Nov. 1793 erschossen *). (*H.*)

CHAMBORD, Dorf in dem Bez. Blois des franz. Dep. Loir Cher am Cosson mit 417 Einw., merkwürdig durch sein Schloß und seinen Park, die lange Zeit unter die schönsten Frankreichs gehörten. Es war im Mittelalter ein Lusthaus der Grafen von Blois: Franz I. ließ an seiner Stelle das jetzige Schloß aufführen, das von schwarzen Steinen erbauet, mit seinen 4 Flügeln, seinen Thürmen und Thürmchen einen imposanten Anblick darbot, einen großen Hof rings um das Gebäude und einen Park von 2¼ Meile im Umfange hatte. Mehre franz. Könige hielten sich daselbst auf. Ludwig XV. schenkte es dem Marschall von Sachsen, der daselbst 1750 starb. Unter Napoleon kam es an den Prinzen von Neufchatel, und jetzt ist es der Krone zurückgefallen. (*Hassel.*)

CHAMBOY, Marktfl. im Bez. Argentan des franz. Dep. Orne, hat 575 Einw. und unterhält Leineweberei und 1 Eisenhammer. (*Hassel.*)

CHAMBRA, großes Dorf auf der Ostküste der engl. Insel Gozo, enthält einen schönen Garten des Gouverneurs. (*Hassel.*)

CHAMBRAI (Jacq. Franç.), Großkreuz des Johanniterordens und Befehlshaber der Ordensträger zu Wasser und zu Lande, geb. zu Evreux 1687 als Mitglied der französ. Zunge 1701 aufgenommen, focht sein ganzes Leben hindurch gegen die Türken und Barbaresken, und nahm ihnen eine große Menge Schiffe, unter andern (1732) ein Contre Admiralsschiff. Auf seine Kosten wurde auf der Insel Gozo eine nach ihm benante Festung (Neustadt Chambrai) erbaut. Er starb auf Malta 1756. — Sein 1713 geborner Neffe, Louis de Ch., Mq. de Constans, der zur Belohnung der Dienste seines Oheims das Malteserkreuz erhielt, hat sich insonderheit durch eine (1765 — 1803) mehrmals aufgelegte Schrift über Obstbau bekant gemacht †). (*H.*)

CHAMBRAY, sonst Broglie, Marktfl. in Bezirk Bernay des franz. Dep. Eure an der Charentonne, hat 962 Einw., Gärbereien, und führte vor der Revolution den Titel eines Herzogthums, das 1742 errichtet wurde. (*Hassel.*)

CHAMBRE (Maria Cuveau de la), königl. franz. Leibarzt, geb. zu Maas 1594, zeichnete sich frühe durch seine vielseitige Bildung aus, und erwarb sich dadurch die besondere Gunst des Kanzlers Seguier und des Kardinals Richelieu, der ihm 1635 eine der ersten Stellen in der neugestifteten französischen Akademie anwies. Dieselbe Auszeichnung wurde ihm zu Theil, als 1666 die Akademie der Wissenschaften gegründet wurde, und Ludwig XIV., dessen Leibarzt er war, und mit ihm einen geheimen Briefwechsel unterhielt, ertheilte ihm eine der größten Pensionen, die jemals ein Gelehrter von ihm erhalten hat. Sein Tod erfolgte zu Paris den 29. Nov.

---

6) Eigentlich César Vischard de Saint-Réal, gest. 1692. Vgl. Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. Zweite Umarbeitung. III. S. 188. 7) Biographie nouv. des Contemporains. Paris 1823. Tome XI. S. 172. und *Millin* Voyage en Savoye, en Piémont à Nice et à Gênes. Paris 1816.

*) Vgl. Biogr. univ. T. VIII. B. d. Contemp. T. IV.
†) Vgl. Biogr. univ. T. VIII.

1669. Chambre war ein philosophischer Arzt, ein beobachtender Psycholog und Physiolog, ein scharfsinniger Forscher in den Tiefen der menschlichen Natur, der für sein Zeitalter, viel geleistet, gesammelt, beobachtet, geordnet, gedacht und geprüft hat. Seine Schriften, obgleich von grundlosen Hypothesen, Paradoxien, astrologischen Grillen und abergläubischen Meinungen keineswegs frei, verdienen noch jetzt die Aufmerksamkeit der Gelehrten, und es wäre ungerecht, ihm die Fehler seiner Zeit, die Mängel der damaligen Physik, Physiologie, denen er zum Theil selbst abzuhelfen suchte, hart anzurechnen. Am besten erkent man seinen Geist und sein Verdienst aus seinen 2 Hauptwerken: Les caractères des passions. Vol. V. 1640 — 1662. 4. Amst. 1658 — 1663. Vol. IV. 12. Teutsch, Münster 1789. 2 Th. 8. [1]). L'art de connoitre les hommes. Amst. 1660. 12. (Eigentlich nur ein Theil eines größern, unvollendet gebliebenen, Werks). Teutsch, mit einer Vorr. und Abhandl. von K. Chr. E. Schmid. Jena 1794. 8. [2]). Außerdem schrieb er: Traité de la connaissance des animaux, où tout ce qui a été dit pour ou contre le raisonnement des bestes, est examiné. Par. 1648. 4. Sur l'amitié et la haine qui se trouvent dans les bestes. 1667. 8. Teutsch, mit Anmerk. Leipz. 1751. 8. Le système de l'âme. Par. 1664. 4.; 1665. 12. Novae methodi pro explanandis Hippocrate et Aristotele specimen. Par. 1655. 4. Verschiedene Schriften und Abhandlungen sur la lumière. 1634 — 1653. 4.; sur l'Iris. 1640. 4.; sur les causes du débordement du Nil, 1634 — 1666.; Conjectures sur la digestion 1636. 4. [3]). — Von seinem Sohne Pierre Cuveau de la Chambre, der 1693 als Prediger von St. Barthelemi zu Paris, und Mitglied der französischen Akademie starb, hat man Panégyriques et d'oraisons funèbres. Par. 1686. 4. [4]). — François Ilhart de la Chambre, Doktor der Sorbonne, geb. zu Paris 1698, gest. 1753, ist Verfasser mehrer theologischer Werke, die wegen ihres guten methodischen Vortrags, und der Klarheit des Inhalts geschätzt wurden: Traité de la véritable réligion. Par. 1737. Vol. V. 12. Traité de l'église. Ib. 1743. Vol. VI. 12. Exposition des différents points de doctrine qui ont rapport aux matières de religion. 1745. Vol. II. 12. Traité de la grace. 1746. Vol. IV. 12. Traité du formulaire. 1736. Vol. IV. 12. Réalité du Jansénisme démontrée. 1740. 12. Traité de la constitution Unigenitus. 1738. Vol. II. 12. Introduction à la théologie. Utrecht 1746. 12. Abrégé de la philosophie ou dissertations sur la certitude humaine, la logique, la métaphysique et la morale. 1754. Vol. II. 12. [5]). (*Baur.*)

CHAMBRIER. Dieses adelige Geschlecht schrieb sich früher le Chambrier. Seit Jahrhunderten bekleidet es die wichtigsten Statsämter in Neuchatel, in welchem Lande es vorzugsweise angesessen ist. Nichts desto weniger haben sich einzele Mitglieder auch in fremden, namentlich in holländischen Kriegsdiensten ausgezeichnet als z. B. der Generalmajor Daniel le Chambrier, geb. den 9. Januar 1665, gest. den 13. Februar 1728 [1]) und der Generallieutenant Samuel le Chambrier, gestorben 1784 [2]). Noch verdienen besonders genant zu werden: 1) Jean le Chambrier, geboren den 28. Julius 1686, gestorben den 26. Junius 1751 zu Wesel, wohin Friedrich II. ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft beschieden hatte, nachdem er am französischen Hofe dreißig Jahre königl. preußischer Gesandter gewesen war. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte ihn im J. 1737 in den Freiherrnstand erhoben und 1724 ihm den Ordre de la générosité verliehen [3]). — 2) François Baron de Chambrier, königl. preußischer Kammerherr und Ehren-Statsrath, geboren 1740, einer der Stifter der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft [4]). Er besaß die reichhaltigsten Samlungen zur neuenburgischen Geschichte und galt für den gründlichsten Kenner derselben. Nichts beweiset es besser als seine Abhandlung: Sur la vie et le procès criminel de Vauthier Bâtard de Neuchâtel [5]). Er ist erst vor wenigen Jahren gestorben. — 3) Jean-Pierre Baron de Chambrier-d'Oleyres, königl. preußischer Kammerherr, Ritter des rothen Adlerordens erster Klasse, Gouverneur et Lieutenant-Général de la Principauté de Neuchâtel et Valangin, Präsident der patriotischen Nacheiferungsgesellschaft, der Bibelgesellschaft u. s. w. Er war im J. 1752 geboren, und starb am 30. Decbr. 1822 innig verehrt von seinen Mitbürgern, um die er sich bleibende Verdienste erworben hatte und die, aus freiem Antriebe, beschlossen haben, ihm in der Schloßkirche zu Neuenburg ein Denkmal zu errichten [6]). Nach einer sehr sorgfältigen Erziehung und mehren Reisen trat er in preußische

---

1) „Dieses Buch, obgleich vor mehr als 100 Jahren geschrieben, bleibt gleichwol noch immer eine der reichhaltigsten Fundgrube für den Menschenkenner und Psychologen, und ist vielleicht jetzt noch im Ganzen durch kein später erschienenes Werk über diesen Gegenstand übertroffen," sagt ein Recensent in der allg. Lit. Ztg. 1791. No. 348. Ein verwerfendes Urtheil fällt ein Recensent in der allg. teutsch. Bibl. 100 Bd. S. 404. Beide erklären die Übersetzung für ganz schlecht, und versichern, sie zeige von einer großen Unkunde beider Sprachen, und nirgends finde man die Annehmlichkeit, Leichtigkeit und Eleganz des Autors wieder. 2) Sehr empfohlen in der neuen allg. teutsch. Bibl. Anh. zum 1—28. Bde. Abth. 2 S. 24—217. Getadelt in der allg. Lit. Ztg. 1795. No. 226. 3) Hist. de l'acad. Fr. par *Pellisson*. Amst. 1730. 12. Mém. de *Niceron*. T. XXVII. 392. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VIII. (von Tabaraud). 4) Mém. de *Niceron*. T. XXVII. 397. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ.

5) Sein Leben bei dem Abrégé de la philosoph., einem nachgelassenen Werk, von dem Abbé Joly de Fleury. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ.

1) Etrennes hist. et intéress. conc. le Comté de Neuchatel et Vallangin pour l'année 1796. Neuchatel. p. 17. — *May* Histoire milit. de la Suisse (Lausanne 1788.) T. VIII. p. 209. 2) Etrennes a. a. O. S. 20. — May a. a. O. Tome VIII. p. 197. — (Müller von Friedberg) Chronologische Darstellung der eidgenössischen Truppenüberlassungen an auswärtige Mächte. St. Gallen (1793.) — S. 117. 3) Etrennes a. a. O. S. 20. — Von mehren Chambriers sind Bildnisse in Kupfer gestochen; s. die eben angeführten Etrennes und das „Verzeichniß schweizerischer Bildnisse" im schweizerschen Museum. Zürich 1785. S. 861. 4) S. den schweizerischen Geschichtforscher. Bern (1812.) Bd. I. S. IX. 5) Abgedruckt im schweizer. Geschichtforscher Bd. I. S. 403 — 444. 6) „Nécrologe" im Messager boiteux de Neuchatel pour l'an de grace 1824.

Dienste unter Friedrich II. 34 Jahre hindurch bekleidete er die Stelle eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers in Turin und bei der schweizerischen Eidgenossenschaft [7]). Zweimal erschien er in seinem Vaterlande als außerordentlicher königlicher Bevollmächtigter, 1806 zur Vollziehung des in Wien am 15. Decbr. 1805 mit Frankreich abgeschlossenen Vertrags und 1814 zur Wiederbesitznahme von Neuchâtel, bei welcher Gelegenheit er die übliche Eidesleistung im Namen des Königs vollzog [8]). Alles Nützliche fand an ihm einen thätigen und einsichtsvollen Beförderer. Die Stiftung der Société d'émulation patriotique [9]), die Versuche, den Seidenbau zu erweitern, die neue Charte constitutionelle, die in Folge derselben bewirkte Wiederherstellung der für das Land so wichtigen Audiences générales u. dgl. m. bezeugen es. Liebenswürdig im Umgang durch seine Biederkeit und die in der großen Welt selbst erlangten verschönenden Formen, verwendete er die beträchtlichen Einkünfte des väterlichen Vermögens theils zu gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken, theils zur Vermehrung der auf seinem Landgute in Cormondresche aufgestellten kostbaren Büchersamlung. Besonders reich ist sie im Fache der Geschichte und des Natur- und Völkerrechts, Wissenschaften, in denen er tiefe Kentnisse besaß. Auch unterhielt er einen ausgebreiteten literarischen Briefwechsel mit ausgezeichneten Gelehrten des In- und Auslandes, am thätigsten mit der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, der er seit 1792 angehörte. Mehre von ihm eingesendete Abhandlungen sind in den öffentlichen Sitzungen vorgelesen, eine nicht geringe Anzahl in den Mémoires dieses gelehrten Vereins abgedruckt worden. Sie betreffen mehren Theils weltgeschichtliche Ereignisse, die er nicht unpassend „problémes historiques" nent, wie z. B. le masque de fer, die Abdankung Karl's V., den Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Baireuth, die Expédition de la Grèce en 1366 u. s. w. Andere Aufsätze von ihm sind in Zeitschriften, als dem Magasin encyclopédique erschienen. Auf seine Kosten, jedoch ohne sich zu nennen, hat er bei Bodoni in Parma folgende eigene Schriften drucken lassen: a) Notices préliminaires sur des recherches historiques relatives à l'Etat de Neuchâtel et Vallengin. 1789. 8., unentbehrlich bei dem Studium der neuenburgischen Geschichte. — b) Mémoire sur l'Etat de Neuchâtel et Vallengin. Janvier 1790. 8. sehr wichtig wegen der darin enthaltenen geschichtlichen Untersuchungen über die Verhältnisse der ehemaligen freien Reichsstadt Besançon zum neuenburger Lande, dessen Gesetzgebung und dessen Handel. — c) Essai sur le Droit des Gens 1795. 8., ein erweiterter Abdruck der in den berliner Abhandlungen enthaltenen „Observations sur le droit naturel" mit steter Berücksichtigung seines Landsmanns von Vattel. Der ruhig fortschreitende Vortrag zeichnet sich durch scharfsinnige Ansichten und reiche geschichtliche Erläuterungen aus.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHAMIER (Daniel), ein berühmter reformirter Gottesgelehrter, aus Dauphiné gebürtig, war lange Zeit Prediger zu Mortelimart, wurde 1612 Professor der Theologie zu Montauban, und verlor den 16. Oktober 1621 sein Leben bei der Belagerung dieser Stadt, durch eine Kanonenkugel, als er eben den Kriegsmuth seiner bedrängten Glaubensgenossen zur tapfern Gegenwehr anfeuerte. Er zeichnete sich unter den reformirten Theologen seiner Zeit durch eine klare, tiefe und umfassende Einsicht in den Lehrbegriff seiner Kirche, und durch eine unerschütterliche Festigkeit in Behauptung seiner Überzeugungen aus. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit wußte er mündlich und schriftlich, was ihm als göttliche Wahrheit erschien, gegen anders Denkende zu vertheidigen; doch tadelt man, wol nicht mit Unrecht, die Härte und Leidenschaftlichkeit, womit er zuweilen seine Gegner behandelte. Er war nicht nur auf Synoden der muthigste Vertheidiger seiner Glaubensgenossen, sondern wurde auch öfters in Gesandtschaften, selbst bei politischen Verhandlungen, gebraucht, und widersetzte sich mit eben so viel Entschlossenheit als Einsicht den Bemühungen des französischen Hofes zur Unterdrückung der Protestanten. Seiner Beharrlichkeit und seiner Einsicht in Vertheidigung der Lehrmeinungen seiner Kirche, gebührt ein ehrenvoller Antheil an der Abfassung des Edikts von Nantes 1598, wodurch Heinrich IV., den Reformirten einen ungestörten Aufenthalt in seinem ganzen Königreiche zusicherte, ohne daß sie ihres Glaubens wegen angefochten werden dürften; und wenn Chamier auch nicht der einzige Verfasser dieses Edikts ist, wie Einige behaupten: so hat er doch zuverlässig großen Antheil an dem Inhalte desselben. Aufgefodert von der Nationalsynode der reformirten Kirchen in Frankreich, schrieb er seine sogenante katholische Panstratie [1]), das vollständigste polemische System, worin er mit großer Gewandtheit, Schärfe und Feinheit, mit Gründen aus der Schrift, aus den Kirchenvätern, aus der Tradition, der Geschichte und Philosophie den römisch-katholischen Lehrbegriff bestreitet, und zugleich die vollständigste Rechtfertigung des Lehrbegriffs seiner eigenen Kirche liefert, die jemals gegeben worden ist. Man bewundert die tiefe Gelehrsamkeit des Verfassers, seine

7) S. *Denina* Prusse littéraire sous Frédéric II. Berlin 1790. Tome I. p. 386, 390, 400, 450, 452 und 460. Niemals ist er aber „retiré à Berne" gewesen, wie Barbier im Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes. (Paris 1808). T. IV. p. 134. behauptet. 8) Vgl. die Etrennes patriot. dédiées aux quatre vertueuses Bourgeoisies pour l'an 1815, au Locle 12. 9) S. berlinische Monatschrift 1792. Band XIX. S. 244.

1) Panstratiae catholicae sive controversiarum de religione adversus Pontificios corpus, Tomis quatuor distributum. Genevae 1626; nachgedruckt Frcf. ad M. 1627. Vol. IV. fol. Ed. II. cui accessit supplementum tomi quarti et tomus quintus, studio *J. H. Alstedii*. 1629. in V Tomis fol. Die Herausgabe des Werkes besorgte Chamiers Sohn, unter der Aufsicht Bened. Turretins. Den Artikel von der Kirche, an dessen Bearbeitung Chamier durch den Tod verhindert wurde, fügte J. H. Alsted hinzu. Einen Auszug aus dem Werke gab Fr. Spanheim unter dem Titel: Chamierus contractus. Genev. 1645. fol. heraus. — Ein anderes dogmatisches Werk Chamiers, aus den Vorlesungen desselben von dem Sohne herausgegeben, erschien unter dem Titel: Corpus theologicum s. loci communes theologici. Gen. 1653. fol. Mit dem Vortrag jeder Glaubenslehre ist eine ausführliche Widerlegung der entgegengesetzten Irthümer verbunden. Angehängt sind diesem Werke die vorher (Genf 1599. 8.) einzeln erschienenen Epistolae jesuiticae et ad eas responsiones.

ausgebreitete Belesenheit in den Schriften alter und neuer Theologen, seinen Fleiß im Sammeln und Sichten ihrer Meinungen, seine Sprach- und Alterthumskentniß, am meisten aber seine außerordentliche Fertigkeit in Widerlegung unzähliger Einwendungen gegen den reformirten Lehrbegriff. In der Schrifterklärung ist er nicht selten einseitig. Sein Stil ist correkt, klar und präcis; zuweilen wird er satirisch; aber den heftigen, entscheidenden Ton, mit dem er die Gegner bestreitet, hat er mit allen damaligen Schriftstellern wider die Katholiken in Frankreich gemein. — Sein Enkel, ebenfalls Prediger in Dauphiné, foderte seine Glaubensgenossen zur thätigen Vertheidigung gegen ihre Bedrücker auf, wurde mit den Waffen in der Hand ergriffen, und 1682 gerädert [2]). (*Baur.*)

Chamilla, s. Anthemis und Matricaria.

CHAMILLARD (Michel de), Marquis von Cany, Herr von Courcelles, Ritter der königlichen Orden, geboren 1652. Er widmete sich dem Statsdienste, wurde 1677 Parlementsrath, dann Requetenmeister, Intendant von Rouen und der Normandie, 1699 General-Controleur der Finanzen und 1701 zugleich Kriegsminister. Nicht sein Verdienst, sondern das besondere Wohlwollen Ludwigs XIV. und die Gunst der Frau von Maintenon erhoben ihn auf diesen schwierigen Posten, dem er auf keine Weise gewachsen war. Als ein redlicher, bescheidener Mann, erkante er selbst, daß er weder die Einsichten noch die Erfahrung hatte, um Ämter zu verwalten, denen Colbert und Louvois kaum hatten genügen können; und bat deßwegen den König, eine andere Wahl zu treffen. Es war eben der letzte vollendende Zug in dem Despoten-Charakter dieses stolzen Monarchen, daß er nach dem Absterben seiner alten großen Minister die Statsgeschäfte Männern übertrug, die er selbst leiten wollte. Die Welt sollte sehen, daß weder er selbst altere, noch daß die projektvolle Thätigkeit seiner bisherigen Regirung ein Werk seiner großen Minister gewesen sei. Er wies daher auch Chamillards bescheidene Äußerung mit den Worten zurück: „Ich werde Sie unterstützen und leiten." Allein der unglückliche Gang des spanischen Successionskrieges, in welchen Chamillards doppeltes Ministerium fiel, bewies, daß weder der König noch sein Minister der Bürde gewachsen waren, die sie sich aufgeladen hatten. Die Finanzen geriethen in die äußerste Zerrüttung, die Kriegszucht verfiel, und die ehemaligen Belohnungen der Tapferkeit wurden an die Meistbietenden verkauft. Die Befehlshaber der Armeen waren Prinzen von Geblüt, die weder Muth, noch Einsicht noch Erfahrung hatten, und ihre Oberaufseher, d. i. diejenigen Feldherren, die man an ihre Seite setzte, waren Günstlinge der Maintenon. Chamillard, den der Unwille der Nation lauter verfolgte, als er verschuldet hatte, sah sich genöthiget, 1708 die Aufsicht über die Finanzen, und 1709 auch die Leitung des Kriegswesens niederzulegen. Zu seiner Entfernung, wie früher zu seiner Anstellung, trug die Maintenon das Meiste bei, die ihn, so lange er nur wider den Stat sündigte, der öffentlichen Meinung zum Trotz, mächtig stützte, aber bei der ersten Sünde, die er aus Liebe zum Stat gegen sie beging, nicht eher ruhte, bis sie ihn aus dem Statsdienste verbant hatte. Auch nach seiner Abdankung und bis an seinen Tod, welcher den 14. April 1721 erfolgte, schmähte die Nation sein Ministerium durch Satiren und Epigramme, und nur die Wenigen schätzten ihn, welche ihn genauer kanten. (*Baur.*)

CHAMILLART (Etienne), Jesuit, geb. zu Bourges 1656, lehrte in den Ordensschulen Humaniora und Philosophie, war als Prediger sehr beliebt, und starb zu Paris den 1. Jul. 1730. Er machte sich zuerst durch eine Ausgabe des Prudentius (Prud. opera, interpretatione et notis illustr. ad usum Delphini. Par. 1687. 4.) bekant, die zu den seltensten dieser Suite gehört. Einen vieljährigen Fleiß verwendete er auf numismatische Untersuchungen, die von wichtigen Einsichten und einem feinen kritischen Gefühl zeugen. Die Resultate seiner Forschungen, welche meistens das Seltene und Außerordentliche zum Gegenstande haben, machte er in einzelen Abhandlungen bekant, die er größten Theils (von 1702 — 1723) in das Journal de Trevoux einrücken ließ. Die bis 1710 erschienenen wurden besonders wieder abgedruckt unter dem Titel: Dissertations du P. Chamillart sur plusieurs médailles et pierres gravées de son cabinet. Par. 1711. 4. *). (*Baur.*)

Chamille, s. Matricaria Chamomilla, und den Art. Anthemis nobilis oben.

CHAMILLY, eine adelige Familie in Burgund, deren Genealogie P. Polliot (Dijon 1671. fol.) bearbeitete, zählte in neuern Zeiten unter seinen Mitgliedern, folgende zwei Brüder. Noel Bouton, Mq. de Chamilly, zu Chamilly am 6. April 1636 geboren, brachte aus Portugal, wo er von 1663 an unter Schomberg als Artilleriemajor diente, die oft (zuletzt noch 1806) gedruckten und von Dorat in Versen nachgeahmten Lettres portugaises mit, die von einer Nonne an ihn geschrieben wurden, mit welcher er ein Liebesverständniß unterhalten hatte, wiewol, nach St. Simon, die Gestalt des braven Kriegers nicht dazu geeignet war, eine Liebe einzuflößen, wie sie in diesen Briefen herrscht. Später zeichnete er sich, insonderheit 1675 bei der Vertheidigung von Grave aus. Von Ludwig XIV. aufgefodert, sich dafür eine Gnade zu erbitten, bat er um die Begnadigung seines ehemaligen in der Bastille eingesperrten Obersten. Er wurde zuletzt (1703) Marechal de France, und starb am 8. Jan. 1705 ohne Nachkommen. — Sein Bruder, Herard Bouton begleitete den Prinzen von Condé in allen seinen Feldzügen, wurde nachher Gouverneur des Schlosses von Dijon, befehligte 1668 die Armee in der Franche Comté als Generallieutenant, nahm 1672 Maseik und starb 1673. †). (*H.*)

2) *Bayle* Dictionn. *d'Aubigné* hist. univ. T. III. liv. V. Hist. de l'édit de Nantes. T. II. Schröckh's Kirchengesch. seit der Ref. 5 Th. 160. 207. Stäudlin's Gesch. d. theolog. Wiss. 28. 57.

*) *Bandurii* bibl. numar. 215. *Saxii* Onomast. T. V. 354. *Moreri* Dict. hist., wo Chamillarts numismatische Abhandlungen einzeln verzeichnet sind. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VIII. (von Tochon).

†) Vgl. Biogr. univ. T. VIII.

CHAMIR (خمر), so heißt ein Bezirk und eine Stadt in Jemen, östlich von Lohnick, von der Niebuhr weiter nichts erfahren konte, als daß sie groß, wohl befestigt, und dem Imam von Sana, ihrem Oberherrn, eben nicht sehr folgsam sei *). Sie liegt zwischen dem 16 und 17° der Br., noch im Gebiet der Landschaft Haschid und Beckil. Nicht damit zu verwechseln ist Chamir (خمير), ein kleiner Distrikt am jenseitigen persischen Meerbusen, nicht weit von Bender Abbas. (*Rommel.*)

CHAMIR (Eleazar), ein ausgezeichneter Armenier, geb. um 1720 zu Dschulfa der Vorstadt Ispahan's, wo Schah Abbas eine Kolonie Armenier angelegt hatte, zog sich bei den, nach dem Tod von Thamas Kuli Khan entstandenen Unruhen 1748 nach Madras zurück. Hier erwarb er sich durch den Handel ein bedeutendes Vermögen, das er fast gänzlich zum Unterrichte und zur Unterstützung seiner Landsleute verwendete, für die er in Madras eine Druckerei, eine Schule und ein Hospital anlegte, und starb dort gegen das Ende des 18. Jahrh. Auch suchte er als Schriftsteller für seine Landsleute zu wirken. Er schrieb in armenischer Sprache: 1) eine Ermahnung an seine Landsleute (Madr. 1772. 8.), das Joch der Türken abzuschütteln, worin zugleich ein Abriß der Geschichte Armeniens, doch größten Theils nur nach Moses von Khorene, und eine geogr. statist. Übersicht Armeniens enthalten ist; 2) eine Geschichte der Reste der Armenier und Georgier (Madr. 1775. XI. 4.), das zwei wichtige Beiträge zur Geschichte des Orients von andern Verfassern enthält. Auch lieferte er eine Karte Armeniens und von den angränzenden Ländern in 2 Bl. die 1778 durch die armenischen Mönche zu Venedig bekant gemacht wurde †). (*H.*)

CHAMIRA (Thunb.), eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Kreuzblumen und der 15ten Linné'schen Klasse. Der Heliophila L. am nächsten, unterscheidet sie sich durch zweispornigen Kelch. Ch. *cornuta* Thunb. vom Kap, ist die einzige bekante Art. (*Sprengel.*)

CHAMISSOA Humb., nach Adelb. v. Chamisso genant, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Chenopodeen und der 5ten Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger ungleicher Kelch. Keine Korolle. Die Staubfäden unten in einen Krug verwachsen. Zwei Stigmen. Einsamige Kapsel, die in der Quere aufspringt. Achyranthes altissima L., macht die Hauptart aus, wozu im Syst. veg. I. 815. noch fünf andere kommen. (*Sprengel.*)

Chamitis Gärtn., s. Bolax.

CHAMOISIT, ein derbes, dunkelgrünes Eisenerz im Schneckenkalke von Chamoisin, welches Berthier (s. Ann. d. Ch. et de Ph. T. XVII. und bei Schweigger Ann. III. S. 245), zusammengesetzt fand aus 66,6 Eisenoxydul, 7,8 Alaunerde, 14,3 Kieselerde und 17,4 Wasser. — Es gibt 43 Proc. gutes Gußeisen. (*Th. Schreger.*)

Chamomillae flores, s. Matricaria.

CHAMOND (S.), Stadt in dem Bez. S. Etiennes des franz. Dep. Loire (45° 28′ Br. und 22° 8′ L.) am Gier, hat 4 Kirchen, 1 Hospital, 900 Häus. und 4997 Einw., die Seidenbandfabriken, Seidenmühlen, Baumwollspinnerei, Eisenwerke und Nagelschmieden unterhalten und auf ihren 6 Märkten einen lebhaften Verkehr treiben. In der Nähe werden Steinkohlen gebrochen. Das am entgegengesetzten Ufer des Gier gestandene alte Schloß liegt hier in Trümmern. (*Hassel.*)

CHAMOUNI, Chamounithal. Dieses in den Alpen überaus merkwürdige Thal, aus welchem der höchste Felsen der alten Welt emporsteigt, liegt in Savoien, am nördlichen Fuße des Montblanc, entfernt von allen Landstraßen, abgelegen und verborgen, unterm 47° n. Br. Es hat die Form eines Bogens, der von NO nach SW. läuft, und wird von der Arve durchströmt. Vier bis fünf Stunden ist es lang, aber höchstens, und auch nur an einigen Stellen, eine halbe Stunde breit. In NO. wird es vom Col de Balme, in SW. von den Bergen de Lacha, de Forcles und Vaudagne, geschlossen. Auf der Nordseite ist es von dem Mont Breven, auf der Südseite vom Montblanc und dessen Riesennachbarn eingefaßt, von welchen die vier großen Gletscher: des Boissons, des Bois, d'Argentière und de la Tour, so wie die zwei kleinern, de Gria und Taconay herabkommen, und sich mehr oder weniger in das Thal senken.

Beide Felsenbetten des Thals bestehen aus Urgebirge. Die vorhin genanten Gebirge, die es oben und unten schließen, aus Urthonschiefer- und Kalksteinschichten, die, wie es scheint, einst durch das Thal hindurch setzten, und also zusammenhingen. Die Felsenkette des Breven besteht aus dick-, grob- und dünnfaserigem Gneis und Glimmerschiefer, welche Quarz, Feldspath, Glimmer und etwas Eisen zu Bestandtheilen haben, das ihnen die röthliche Farbe gibt. Diese Bestandtheile zeigen sich in allen denkbaren Verhältnissen, und gehen aus dem härtesten Gneis bis in den weichsten Glimmerschiefer über, Alles in senkrechten Schichten, von NO. nach SW. streichend. Die bewundernswürdige Regelmäßigkeit der senkrechten Schichten am Kopfe des Breven, ist sehr merkwürdig. Sie sind durch Spalten durchschnitten, so daß die Felsen in schiefwinklige Parallelepipeden getheilt sind.

Die Pyramidalfelsen in der Kette des Montblanc bestehen aus Gneis, in fast senkrechten, unter einander parallel laufenden Schichten. Der Granit besteht aus sehr großen, weißen Feldspathkörnern, grauen oder weißlichen Quarz- und kleinen Glimmerblättchen. Für den Geognosten sind die zahllosen Steintrümmer an den verschiedenen Gletschern merkwürdig, weil er da herabgerollte Bruchstücke aller Gebirgsarten des Montblanc und seiner Nachbarn, ohne Mühe betrachten kann.

In Chamouni sieht man die ganze Kette des Montblanc, welche den Horizont des Thales von seinem Eintritte bis zum Col de Balme, begränzt, in folgender Ordnung: 1) den Berg Voza; 2) den Berg Tricot; 3) einen Theil der Aiguille (Felshorn, Felsspitze) Bionnassay, oder die linke Schulter des Montblanc; 4) die Aiguille de Gouté; 5) den Dôme de Gouté; 6) den Montblanc, auch la Bosse de Dromedaire genant, weil er die

*) Beschr. von Arabien S. 254.

†) Vgl. Biogr. univ. T. VIII. von Pillet nach Materialien v. St. Martin, der die zweite Schrift ins Französische übersetzt hat.

Gestalt eines Kameelbuckels darstellt. Er liegt aber so weit nach Mittag zurück, daß man den Dôme de Gouté für den Gipfel hält. Nur auf dem Breven und auf dem Col de Balme, erkent man zu seinem Erstaunen die Täuschung; 7) die rechte Schulter des Montblanc oder den Tacul; 8) die Aiguille du Midi; 9) die Aiguille du Plan; 10) die Aiguille du Blaittière; 11) die Aiguille du Charmaz; 12) die spitzige Aiguille du Dru; 13) die Aiguille Verte; 14) die Aiguille du Bechard; 15) den Berg Chardoncet, und 16) endlich, den Col de Balme. Alle diese Felsspitzen, diese ungeheuern Zacken oder Alpenzähne, sind gegen 8230 Fuß über Chamouni, und 11,400 über das Meer erhaben.

Die Fläche des Chamounithales besteht größten Theils aus lauter schönen Wiesen, welche den größten Reichthum der Einwohner ausmachen. Doch gibts auch Akkerland. Der Boden ist leicht. Sechs Jahre hindurch bebaut man ihn mit Früchten, und sechs Jahre läßt man ihn als Wiese liegen. Weizen, Roggen, Bohnen, Gerste, Lein, Hafer, Hanf und Kartoffeln werden hier gebaut. Eichen wachsen hier nicht, auch nicht Kastanien, Nüsse, Wein, überhaupt kein Obst, da es nicht reifen kann; denn das Thal liegt 2040 Fuß über dem Genfersee, und 3174 F. über dem Meere. Der Winter dauert vom Oktober bis in den Mai. Der Schnee liegt gewöhnlich drei, an manchen Stellen aber 10 — 12 Fuß hoch. Kälte und Hitze wechseln im Sommer sehr schnell. Morgens und Abends ist es immer frisch, wenn auch um Mittag das Therm. auf 17 bis 18° stand. Oft gibts in den heißesten Monaten sehr kühle Tage, so daß man ohne Feuer nicht aushält. Butter und Käse sind vortrefflich, so wie der Honig überaus weiß und aromatisch. Gemsen und Steinböcke trifft man auf den Gebirgen in Menge. Man sieht sie aber, wegen ihrer außerordentlichen Furchtsamkeit, selten, wenn man nicht recht hoch hinauf und in selten besuchte Gegenden steigt. In der Arve befinden sich einige Fische.

Schreckliche Stürme wüthen oft in diesem Thale, besonders im Frühjahre und Herbste. Die Schneelauwinen richten im Frühjahr entsetzlichen Schaden an, und wenn sich Gewitter ins Thal gesenkt haben, so toben sie fürchterlich und weichen nur langsam.

Gegen vierthalb tausend Menschen wohnen in diesem Thale. Ihre Wohnungen sind zwar in Dörfer vereinigt; aber es liegen so viele Häuser zerstreut umher, daß man sagen könte, das ganze Thal ist ein großer weitläufiger Ort. Ihr weniger Boden nährt sie; denn sie bedürfen nicht viel. Auch unterhält der stete Besuch von Reisenden Viele, und besonders erwerben sich die Führer im Sommer ihre Zehrung für den Winter mit. Gut und bieder sind die Menschen, und ihre Physiognomien haben viel Charakter. So robust und nervös sie aber auch sind, so halten doch diejenigen, die sich dem Führen der Fremden widmen, dieses Geschäft höchstens bis in das vierzigste Jahr aus. Das stete Ersteigen der Berge, das drei Monate im Jahre unausgesetzt fortdauert, macht sie vor der Zeit alt, und zehrt ihre Kräfte früher auf.

Sonderbar ist es und fast unglaublich, daß das Chamounithal bis zum Jahre 1741 ganz unbekant war. Man hielt die Gegend von wilden Menschen bewohnt, nante die Berge: Montagnes maudites, und niemand getraute sich, sie zu besuchen. Wer weiß, wie lange dieß noch gedauert haben würde, wenn nicht ein Paar kühne Engländer die Bahn in diese verrufene Gegend gebrochen, und die Naturwunder dieser, nur 18 Stunden von Genf entfernten, Gegend gleichsam entdeckt hätten? Windham hieß der eine derselben. Er lebte einige Jahre in Genf, wo ihn der Anblick der fernen Eisgebirge, die sich von da so ganz besonders malerisch darstellen, recht oft zu ihrem Besuche auffoderte. Er konte aber durchaus niemanden zur Begleitung bewegen; endlich kam im Junius 1741 der durch seine morgenländischen Reisen bekante Engländer Pococke, nach Genf. In diesem fand Windham einen Gefährten, und dadurch aufgemuntert, schlossen sich noch einige Engländer an. Man rüstete sich dazu wie zu einer Reise in ein Land, das nur von Wilden bewohnt wird. Lebensmittel im Menge, Zelte, Waffen, Pferde und andere nöthige Dinge wurden mitgenommen, auf alle Fälle der Gefahr und des Mangels gedacht, und so reiste die Gesellschaft selb acht, nebst sechs Bedienten ab. Alle Hindernisse, welche ihnen die Rauhheit der Wege, der Mangel an Bequemlichkeit, und die, über solche Reisende erstaunten Einwohner, in den Weg legten, überwanden sie glücklich, und langten endlich, ohne ein übeles Ereigniß erlitten zu haben, in Chamouni an. Die Bekantmachung ihrer Reise *) war das Signal zum Bereisen des, bis dahin verrufenen Thales, was nun jährlich geschah, immer mehr zunahm, je besser die Wege dahin wurden, die Bequemlichkeit unterwegs sich mehrte und jetzt bereisen wol Wenige die Schweiz, ohne das Chamounithal gesehen zu haben.

Das Dorf Chamouni, das gewöhnlich so, bisweilen auch Chamonix oder Chamouny geschrieben wird, ist der Hauptort des Thales. Von den Einwohnern wird es le Prieuré de Chamouni, schlechtweg auch, le Prieuré, genant, welcher Name noch aus der Vorzeit herrührt. Denn im J. 1099 stiftete Graf Aimon von Genf hier ein Benediktinerkloster, das dem Orte sein Entstehen gab. Vor 50 Jahren war es noch ein kleines Dörfchen, aber seitdem das Chamounithal besucht wird, hat es nicht nur mehre, sondern auch bessere Häuser bekommen. Es hat deren jetzt ungefähr 40, nebst einer wohlgebauten Kirche.

Unter den vielen sehenswerthen Punkten im Chamounithal sind der Montanvert mit dem Eismeer, der Gletscher des Bois, die Quelle und das Eisgewölbe des Arveiron, die schönsten. Bis auf den Montanvert steigt man, von der Thalfläche aus, 3 Stunden. Auf seiner Höhe erblickt man das Eismeer mit seiner gigantischen ungeheuern Felseneinfassung, die zackig in die Wolken starrt, als wollte sie Himmels Gewölbe tragen, ein in Erstaunen und Bewunderung versetzendes Bild. Tiefe Stille herrscht hier, die nur bisweilen von donnerähnlichem Geprassel einstürzender Eispyramiden schrecklich unterbrochen wird.

Der Montanvert ist 2568 Fuß über das Chamounithal und 5724 Fuß über das Meer erhoben. Auf seiner Höhe findet man ein kleines Gebäude mit der anspruchlosen Überschrift: à la nature, das ein Freund der

*) Im Journal helvétique 1745.

Natur und der Menschen, **Felix Desportes**, ehemals französischer Resident in Genf, zur Bequemlichkeit und zum Schutz gegen üble Witterung für Reisende, erbauen ließ. Früher hatte ein Engländer, Blair, zu demselben Zwecke die Hütte errichten lassen, welche etwas höher, hinter diesem Gebäude steht und jetzt zum Obdach fürs Vieh genutzt wird. Als sie Stürme und Wetter unbrauchbar gemacht hatten, ließ Desportes das jetzige Gebäude um das J. 1784 erbauen, und dem Zwecke gemäß möbliren. Allein Unholde richteten es zu Grunde und plünderten es aus. Zuletzt standen nur noch die vier Mauern, die auch verfallen seyn würden, wenn sich nicht ein zweiter Menschenfreund gefunden hätte, der das Ganze wieder herstellen ließ. Dieß war **Pontecoulant**, damals Präfekt des Departements der Dyle in den Niederlanden. Im J. 1803, wo er den Montanvert besucht hatte, ließ er die Wiederherstellung bewirken und das Häuschen von Neuem so ausmöbliren, wie es jetzt ist. Den Schlüssel dazu verwahrt der Bewohner der dicht dabei gelegenen Sennhütte. Er wird keinem Reisenden verweigert, und Niemand wird wol diese Höhe verlassen, ohne jenem Kosmopoliten seinen Dank zu zollen.

Wenn man vor dem Gebäude steht, so, daß die Eingangsthür rechts ist, so hat man folgende Ansicht vor sich: Rechts den schwarzen Charmoz, links den aus röthlichem Granit bestehenden Dru, der sich wieder über den Montanvert 5832 Fuß erhebt, und wegen seiner Ähnlichkeit mit einem Domthurme den Gedanken erzeugt, daß der Erbauer des Straßburger Münsters ihn vielleicht zum großen Vorbild sich nahm. Ihm zur Linken ist die Aiguille Bochard. Das Thal, was zwischen dem Dru und dem Charmoz liegt, ist mit Eis angefüllt, und heißt das **Eismeer**. Die Ähnlichkeit, welche diese Eismasse mit einem plötzlich erstarrten stürmischen See hat, gab ihm den Namen. Der Ausfluß desselben, nach Norden zu, bildet den Gletscher des Bois. Niemand wird beim ersten Überblick zugeben, daß diese Eisfläche eine halbe Stunde breit und zwei Stunden lang sei, und doch ist dem so. Diese Täuschung erzeugt seine gigantische Einfassung, die Alles um sich her verkleinert und erdrückt. Der südöstliche Arm heißt der Gletscher Léchaud, der südwestliche der Gletscher Tacul. Hinter diesen erheben sich die Aiguille de Léchaud, der große und kleine Jorasse, eine dünne, sehr hohe Felsspitze, Géant oder Mallet und der Tacul. Gerade auf der Südseite des Géant liegt, fünf Stunden unter ihm, **Courmayeur**, ein Dorf im ehemaligen Piemont. Eine Tradition sagt, daß ehedem ein Paß von da nach Chamouni durch das Thal, worin jetzt das Eismeer liegt, in acht Stunden geführt habe. Sie erlangt Wahrscheinlichkeit, wenn man die gar nicht zu gewagte Hypothese aufstellt, daß, indem dieß ehemals vielleicht fruchtbare, Thal durch Bergstürze verschüttet wurde, Gletschern dadurch ein Weg eröffnet ward, hier herab zu steigen, und nach und nach das ganze Thal so mit Eis anzufüllen, wie wir es jetzt sehen. Die Geschichte der Alpen, die so viele Bergstürze aufweist, welche immer die Physiognomie der Gegend, wo sie erfolgten, veränderte, unterstützt diese Behauptung, und in tausend Jahren haben vielleicht Eisströme das jetzt so blühende Chamounithal auch mit ihrer, alles Leben zerstörenden Masse angefüllt, und jede Spur der jetzigen Kultur seiner Bewohner vertilgt. Vom Montanvert steigt man auf dem Wege, la Felia, ins Chamounithal hinab. Er führt nahe am Gletscher des Bois vorbei und zur Quelle des Arveiron. Der Anblick dieses Gletschers ist höchst merkwürdig. Wie vom Himmel steigt er in tausend bläulich weißen, hundert und mehre Fuß hohen Eispyramiden, über eine Granitwand hinab. Staunen erregend ist diese Naturerscheinung, denn man glaubt eine, plötzlich stehen gebliebene Eisfahrt eines Stromes zu erblicken. Das Ende des Gletschers ist ein prächtiges Eisgewölbe, aus welchem das geschmolzene Wasser des Eises, unter dem Namen, Arveiron, donnernd hervorbraust und zwischen zahllosen Fels- und Eisstücken, die er mit sich fortriß und welche die Gewalt seiner Strömung beurkunden, nach einer halben Stunde, der Arve zuläuft. Dieß Gewölbe, das alle ähnliche in den Alpen hinter sich läßt, dieser Feenpalast, dieser schönste Edelstein in dem großen Naturalienkabinet des Chamounithales, ist 100 bis 150 Fuß hoch, verhältnißmäßig breit und verändert seine Form stets durch herabfallende Eisklumpen, daher es bald mehr bald weniger schön ist. Im Winter sieht man es gar nicht, dann ist das Ganze eine Masse. Erst im Frühjahr entsteht es allmälig durch das Anschwellen des Eiswassers. Es verändert daher auch jährlich seine Stelle und liegt bald weiter vor, bald mehr zurück. Im August ist es gewöhnlich am schönsten und größten (vgl. Encyklop. Thl. V. S. 467).

Das Chamounithal hat nur zwei Zugänge. Der eine von Genf her über Salenche, der andere durch das Walliserland über den col de Balme. Gewöhnlich bereist man es so, daß man über Salenche und Serroz hin und über den col de Balme und Martigny zurück geht *). (*F. Gottschalck.*)

---

*) S. das Chamounithal am Fuße des Montblanc. Ein Begleiter auf der Reise durch dasselbe v. F. Gottschalck. Halle, 1811. Voyage pittoresque aux Glaciers de Chamouni. Paris 1815. fol. (*F. G.*). — Außerdem bemerken wir hiezu: I. Werke: 1) *Bourrit*: Description des glacières de la Savoye. Génève 1773. 8. Wichtig, weil es alle Spätern angeregt hat. 2) *de Saussure*: Voyages dans les Alpes. 3) Der 24 Seiten einnehmende Artikel „Chamouni-Thal" in J. G. Ebel's Anleitung auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen. Dritte Auflage (Zürich 1809) II. S. 333. 4) *Bourrit*: Itinéraire de Génève, des glaciers de Chamouni etc. Génève 1808. 8. 5) Joseph Hamel's Beschreibung zweier Reisen auf den Montblanc unternommen im August 1820. Mit einer Ansicht des Montblanc und Karte; des Chamounithals und seiner Umgebung. Wien 1821. 8. 6) *J. F. d'Osterwald* Voyage pittoresque au Buet, à la vallée de Chamouni, autour du Montblanc et au grand St. Bernard. Paris 1824. in fol. — II. Karten: 1) Vue perspective de la Vallée de Chamouni, du Montblanc etc. publiée chez *Chr. de Mechel* à Bâle 1790, eine gute topographische und oryktologische Karte. 2) Die Karte in der oben angeführten Hamelschen Schrift. Sehr gut. 3) Die Karte im Meyerschen Atlas Suisse. Blatt 13. 4) Carte physique et minéralogique du Montblanc et des Montagnes et Vallées qui l'environnent, par *J. B. Raymond*. Paris b. Picquet. Prix 8 francs. Ich besitze dieses Meisterstück. Der Verf. ist Cap. au Corp Royal des Ingénieurs-Géographes militaires. — III. Plastische Darstellungen: 1) Reliefs vom Chamounithale aus gebranter Erde, können die Reisenden in Genf, Lausanne, Bern u. s. w. für 1½ Karolin käuflich erhalten. 2) *K. W. Kummer's* Stereorama. Dresden 1824. Diese ganz treffliche

CHAMOUSSET (Claude Humbert Piarron de), ordentliches Mitglied der Rechnungskammer zu Paris, wo er 1717 geboren wurde, zeichnete sich durch eine seltene Menschenfreundlichkeit aus. Von früher Jugend an der Heilkunde zugewandt, machte er sein Haus zu einem Hospitale für Kranke jeder Art, wo sie nicht nur die in den gewöhnlichen Hospitälern nöthige Hilfe, sondern selbst Entschädigung für die versäumte Arbeit erhielten. Durchdrungen von den Mißbräuchen der Hospitäler, (der Anhäufung von Kranken, dem Zusammenliegen mehrer Kranken in einem Bette u. s. w.), miethete er an der Barriere von Sèvres ein bequemes Haus, um daraus auf eigne Kosten ein Musterhospital zu bilden. Auch hatte dieß eine Reform des Hotel Dieu zur Folge. Nächstdem entwarf er den Plan zu einem Gesellschaftshause, in welchem, gegen eine mäßige Summe, jeder Theilnehmer in Krankheitsfällen alle Unterstützung finden sollte, ohne seine Zuflucht zum Hotel Dieu zu nehmen; doch blieb der Plan, wiewol mit großem Beifall aufgenommen, unausgeführt. Später schrieb er eine Denkschrift über die Militärhospitäler, (deren Mängel), und eine andere über ausgesetzte oder verlassene Kinder, und die Mittel, sie dem State nützlich zu machen. Diese Schriften bewirken seine Ernennung zum Generalintendanten der stehenden Militärlazarethe der königl. Armeen. — Auch entwarf er Plane zu mehren anderen Gegenständen des öffentlichen Wohls; so zu einer Leihanstalt, die besser als die gewöhnlichen werden sollte, zur Verbesserung der Posten, zur Ausrottung der Lotterie, zu einer Entbindungsanstalt, zur Abschaffung der Frohnden beim Wegbau, zu Versicherungsgesellschaften &c., die zum Theil ausgeführt wurden. Auch hat man ihm die Anlegung der kleinen Post in Paris zu danken. Er starb unverheirathet, weil er daran zweifelte, eine in seine philanthropischen Ideen eingehende Gattin zu finden, am 27. April 1773. Einen Theil seiner Denkschriften findet man in den Vues d'un Cit. 1757. 12. Der Abbé Cotton des Houssayes, Bibliothekar der Sorbonne, besorgte eine vollständige Samlung mit einer Lobschrift (Paris, 1783. 2 V. 8.*). (*H.*)

CHAMPAGNE, 1) ein Gouvernement des alten Frankreichs und eine seiner Hauptabtheilungen, die im N. von Lüttich und Luxemburg, im Osten von Lothringen, im S. von Bourgogne, im W. von Isle de France und Picardie umgeben war, 1787 auf etwa 347¼ □M. 1,197,000 Einw. zählte und in die obere und niedere Champagne und die Brie Champenoise abgetheilt war. Ihre Hauptstadt war Rheims. Die eigentliche Champagne machte einen Theil der niedern Champagne und das Herz des Landes aus: Champagne pouilleuse nante man den Theil und nent ihn im gemeinen Leben noch, der zwischen Nogent und Piney belegen war, ein armes waldloses Land, das wenig mehr als Sümpfe und Haiden enthält und nur schwach bevölkert war. Die Provinz hatte im Mittelalter ihre eigenen Grafen mit voller Landeshoheit, doch als Vasallen der Krone; sie stammten von Eudo I., Grafen von Blois ab, der im Anfange des 11. Jahrh. die Champagne erhielt. Jeanne, Erbin von Navarra, Champagne und Brie brachte sie 1284 ihrem Gemale Philipp IV., Könige von Frankreich zu, und Philipp VI. vereinigte sie 1328 auf immer mit der Krone. In der Revolution wurden daraus die Dep. Marne, Obermarne, Aube und Ardennen gebildet, Stücke davon aber zu Yonne, Aisne, Seine-Marne und Maas geschlagen*). — 2) Marktfl. im Bez. Belley des franz. Dep. Ain, mit 65 Häus., 360 Einw. und den Überresten eines alten Schlosses. — 3) Champagne de Boursac, Marktfl. im Bez. Riberac des franz. Dep. Dordogne, hat 1060 Einw. (*Hassel.*)

CHAMPAGNE (Philipp de), geb. zu Brüssel 1602. Bereits von mehren Lehrern in der Malerei unterrichtet, ging er endlich zu Fouquières, einem geschickten Landschaftsmaler. In dessen Fache machte er Fortschritte, versuchte sich jedoch auch in den übrigen Arten der Kunst, und hiebei diente ihm die Natur zur Lehrerin, die er freilich ohne sonderliche Auswahl nachahmte. So vorbereitet, und Willens, nach Italien zu gehen, kam er in seinem neunzehnten Jahre nach Paris, fand daselbst Gelegenheit zu Landschaften- und Bildnißmalereien, und von großem Einfluß auf ihn war hier die Bekantschaft, die er mit Poussin machte. Beide erhielten endlich Gelegenheit, Verschiedenes in Luxemburg in den Zimmern der Königin zu malen. Da aber Ch. die Eifersucht des Duchesne, Malers der Königin Mutter, bemerkte, so verließ er freiwillig seine Arbeiten, und begab sich nach Brüssel zurück. Als Duchesne noch in demselben Jahre starb, berief man Philipp aufs Neue nach Paris; man gab ihm die Stelle seines Gegners, als Aufseher der Arbeiten in Luxemburg, und den Titel als erster Maler der Königin. Für diese Fürstin war er so viel beschäftigt, daß sich selbst der Kardinal Richelieu über ihn beschwerte, die von ihm bestellten Arbeiten nicht gefördert zu sehen; ja dieser suchte ihn von der Königin abzuziehen und für sich zu gewinnen, indem er ihm große Vortheile anbieten ließ; allein Champagne blieb seiner hohen Gebieterin ergeben, und auf jene angebotnen Vortheile antwortete er, er würde sie nur dann annehmen, wenn ihn der Kardinal zu einem größern Maler befördern könne. Und dennoch behielt er die Zuneigung dieses mächtigen Mannes, der ihn immer versicherte, stets bereit zu seyn, sein und seiner Familie Wohl zu befördern.

Champagne verfertigte in Paris eine große Anzahl Werke, unter welchen sich die 6 Gemälde bei den Karmeliten in der St. Jakobsvorstadt rühmlichst auszeichnen, nicht weniger der betende heil. Philippus und sein eigenes

---

Darstellung wird von einer lehrreichen Schrift begleitet, welche den berliner Professer Ritter zum Verf. hat (Berlin 1824. 8.). Vgl. Böttiger im artistischen Notizenblatt zur Abendzeitung 1824. Nr. 11. — Wegen der neulich entdeckten kalten Mineralquelle zu Chamouni verweise ich auf Revue encyclopédique. 1824. Jul. Heft. — Die neueste, mir bekant gewordene Besteigung des Montblanc ist von dem Engländer Friedrich Clissold Esq. im J. 1822. unternommen worden. Dessen Beschreibung enthält viel lehrreiche Bemerkungen über das Chamounithal. S. Bran Miscellen a. d. ausl. Literatur. Jena 1823. Band XXXVII. S. 354—428. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

*) Vgl. Biogr. univ. T. VIII. von Cadet Gassicourt und Ersch's France lit.

*) Über die bekanten Champagner Weine ist der Art. Wein zu vergleichen. (*H.*)

Bildniß[1]), beide in der Malerakademie. Die Zeichnung dieses Meisters ist größten Theils richtig, allein ihm fehlt eine schönere Auswahl der Natur, seine Figuren sind nicht gehörig belebt, und seiner Färbung, obgleich mit freiem und leichtem Pinsel aufgetragen, fehlt die gehörige Wärme. Er erwarb sich aber auch außer seinen großen historischen Gemälden schon als Bildnißmaler einen bedeutenden Namen. Er starb 1674 als Rektor der Akademie. An verschiedenen seiner Gemälde half ihm sein Neffe Jean-Baptiste Champagne, geb. zu Brüssel 1643 und gest. zu Paris 1688 als Professor an der Akademie[2]). (*Weise.*)

Champagnerbier, s. Zucker.

Champagnerwein, s. Wein.

CHAMPAGNOLE, Marktfl. im Bez. Poligny des franzöſ. Dep. Jura, am Fuße eines Bergs und an der Londaine, hat 350 mit Schindeln gedeckte Häuser und 1472 Einw., die 1 Drahtzieherei mit 35 Arb., und einige Nagelschmieden unterhalten, auch Stricknadeln verfertigen. Über dem Orte erhebt sich gleich einer ungeheuren Pyramide der Mont Riv. (*Hassel.*)

CHAMPAGNY, ein nach einem Minister Napoleons genanter Archipel von 15 bis 16 kleinen Eilanden, wovon das größte nur 2 Meilen Umfang hält; er breitet sich an der nordwestlichen Küste des Australkontinents unter dem Golfe Buonaparte vor Dewittslande aus. Einige dieser Eilande, worunter Folard das größte ist, haben eine sonderbare malerische Bildung und erscheinen als weiße Kalkfelsen (Freycinet). (*Hassel.*)

CHAMPAIGN, eine Grafschaft in dem nordamerikanischen State Ohio am Miami, 1820 mit 8479 Einwohnern in 13 Ortschaften; der Hauptort heißt Urbanna. (*Hassel.*)

CHAMPANAGUR, Stadt im Bezirk Boglipur der brit. Prov. Bahar in Hindustan, liegt an einem Gangesarme, hat 1500 Einw. und ist meistens von Webern bewohnt. Man sieht hier das Monument eines moslemimischen Heiligen. (*Hassel.*)

Champcenez, (de), s. Rivarol.

CHAMDENIERS, Marktflecken im Bezirk Niort des franz. Dep. Beide Sèvres mit 991 Einw. und Hutfabriken. (*Hassel.*)

CHAMP DIEU, Marktfl. im Bez. Montbrison des franz. Dep. Loire am Malecot, hat 1 Frauenkloster mit Erziehungsanstalt, 1 Hospital und 850 Einw. (*Hassel.*)

CHAMPEAUX (Wilhelm von), führt den Namen von seinem Geburtsorte Champeaux in Brie (daher Guilelmus Campellensis), wo sein Vater ein Landmann war. Wilhelm widmete sich den Wissenschaften, war ein Schüler des Anselm von Laon und des Manegolde, und wurde Lehrer in Paris an der Klosterschule zu Notre-Dame, dann an der zu St. Victor. Mit großem Beifall lehrte er lange Zeit Rhetorik, Dialektik und Theologie, bis sein Schüler Abailard (s. diesen) ihm seinen Beifall verkümmerte. Der Streit, welchen Beide führten, betraf die Frage über die Art, wie die Universalien (Ideen, Gattungsbegriffe) in den Dingen enthalten seien, welche Streitfrage die Philosophen des scholastischen Zeitalters in die Parteien der Nominalisten und Realisten theilte. Wilhelm steht an der Spitze der Realisten (s. diese), und er und seine Schule wurden dadurch in ganz Europa berühmt. Er starb als Bischof von Chalons an der Marne im J. 1121. Über die Geschichte seines Lebens und seine Schriften, s. Histoire littéraire de la France Bd. 10. S. 307. (*H.*)

CHAMPEIX, Stadt im Bez. Issoire des französ. Dep. Puy de Dôme, am Fuße einer von Montdor herziehenden Bergkette in einem tiefen Thale, das der Couze bewässert, hat 264 Häus. und 1965 Einw., welche Etamine verfertigen und Marktverkehr treiben. Sie war vor der Revolution der Hauptort des Marquisats Tourcel. ¼ Meile von der Stadt sieht man auf einem 300 Fuß hohen Berge die Trümmer des alten Schlosses Champeix, das in den Frondekriegen zerstört ist. (*Hassel.*)

CHAMPÉRI, hochgelegenes katholisches Pfarrdorf, mit 421 französischredenden Einwohnern im Val-d'Illiez, welches zum wallisischen Zehnden Monthay gehört. Es ist der Geburtsort des im J. 1810 verstorbenen auch als Schriftsteller bekanten Pfarrers Clément. Seine ausgebreiteten naturhistorischen Kentnisse, seine Bibliothek, die für die vorzüglichste in ganz Wallis galt, endlich seine bedeutenden Samlungen, die wie seine Bücher, nach seinem Tode zerstreut wurden, zogen einheimische und fremde Naturkundige in das ohnehin merkwürdige Alpenthal. Nicht weniger rühmlich waren seine Tugenden und Bridel nent ihn in dieser Beziehung einen Mann von altem Schrot[1]). Man verdankt ihm die Entdeckung mehrer seltenen Pflanzen des Walliserlandes[2]); auch war er der Erste, der die höchste der fünf Spitzen des 9802 Fuß hohen Dent de Midi bei St. Maurice erstiegen hat. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHAMPFORT (Chamfort), Sébastian-Roch-Nicolas de, geb. 1741 in einem Dorfe unweit Clermont in Auvergne, und gest. 1793 als Bibliothekar an der Nationalbibliothek zu Paris, hatte von der Natur eine sehr angenehme Gestalt und ausgezeichnete Talente, besonders Reichthum an Witz erhalten, war aber desto kärglicher mit Glücksgütern versehen. Er wußte nicht, wer sein Vater war, und hatte eigentlich keinen andern Namen als Nicolas, denn den Namen Chamfort nahm er erst, nach seinen beendigten Universitäts-Studien, bei seinem Eintritt in die Welt an, in welcher er ganz allein auf seinen Fleiß angewiesen war. Er übernahm die Redaktion des Vocabulaire français, von welchem mehre Bände ganz seine Arbeit sind. Um sich aber aus Armuth und Dunkelheit zugleich heraus zu arbeiten, strebte er einen Preis bei der Akademie zu gewinnen, und das gelang ihm wirklich im J. 1764 durch seine poetische Epistel eines Vaters an seinen Sohn über die Geburt eines Enkels. Da in demselben Jahre auch seine

---

1) Ein berühmter Kupferstich von Ger. Edelink, dessen Hauptblatt. 2) S. Entretiens sur les Vies et sur les Ouvrages des plus excellens Peintres etc. par *Felibien*. 1725. T. 4. p. 312.

1) Im helvetischen Almanach für das Jahr 1820. S. 213., s. auch Conservateur Suisse III. p. 231. 2) S. *Murith* le Guide du botaniste qui voyage dans le Valais. Lausanne 1810. in 4. Préface V.

Junge Indianerin auf die Bühne gebracht und mit Beifall aufgenommen wurde, so fehlte es ihm nicht mehr an Ruf, der ihn aber in die Zerstreuungen dessen, was man in Paris die Welt nante, tiefer hinein riß, als ihm heilsam war. Mit einigen neuen Preisbewerbungen war er nicht glücklich, erhielt aber im J. 1768 von der Akademie zu Marseille den Preis bei der Aufgabe, wie das Genie großer Schriftsteller auf den Geist des Jahrhunderts einwirke. Weit mehr zur Vergrößerung seines Rufs trug aber sein im J. 1769 von der französischen Akademie gekröntes Eloge de Molière, und sein artiges Lustspiel: der Kaufmann von Smyrna bei, welches 1770 mit großem Beifall aufgenommen wurde. Die für seine Preisschriften erhaltenen Summen und die Einkünfte, die er von der Aufführung seiner Stücke zog, würden jedoch, zumal bei seiner geschwächten Gesundheit, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht hingereicht haben, wenn nicht sein edler Freund Chabanon, dem man, ohne daß er sich darum beworben, eine Pension von 1200 Livres auf den Mercure de France angewiesen hatte, ihn gezwungen hätte, diese Pension von ihm anzunehmen. Die Freunde Laharpe's, welcher damals ein Eloge de Lafontaine geschrieben hatte, beredeten Necker, bei der Akademie zu Marseille einen Preis für ein solches Eloge auszusetzen. Dieß geschah, ihre Hoffnung aber für Laharpe ging nicht in Erfüllung, denn Champfort erhielt, und nicht mit Unrecht, den Preis (1774). Zunächst beschäftigte ihn nun das Dictionnaire dramatique (1776. 3 Bde. 8.), worin die Hauptartikel von ihm sind, und die oft unterbrochene Bearbeitung seines Trauerspiels Mustapha et Zéangir, welches 1776 zu Fontainebleau aufgeführt wurde, und ihm die Stelle eines Sécrétaire des commandemens beim Prinzen Condé verschaffte, die er jedoch, als ihm nicht zusagend, bald wieder aufgab. Nun lebte er einige Zeit zu Auteuil, und war in Gesellschaft von Mad. Helvetius, die zur Zeit seiner Armuth seine Wohlthäterin gewesen war, und die dieß immer mit solcher Zartheit war, daß jeder, den sie sich verband, ihr Freund wurde. Hier verband er sich mit einem Frauenzimmer, und zog sich mit ihr nach Etampes zurück, wo sie aber schon nach sechs Monaten starb. Mit tiefem Schmerz über diesen Verlust kam er nach Paris zurück, wo er bald darauf (1781) zum Mitglied der Akademie erwählt wurde. Er lebte damals im Hause des Grafen Vaudreuil, durch welchen er auch die Stelle eines Vorlesers bei der Prinzessin Elisabeth, der Schwester des Königs, erhielt. Als die Revolution ausbrach, stand Ch. in vertrauter Bekantschaft mit den Hauptpersonen von beiden Parteien, in vertrautester aber mit Mirabeau, und dieses trug wol nicht wenig dazu bei, daß er sich, nachdem er sich bei der Hofpartei vergeblich in vernünftigen Vorstellungen erschöpft hatte, auf die Seite der Volkspartei schlug, für die er durch seine Aufsätze im Merkur, seine Bearbeitung von Reden für Mitglieder der Nationalversamlung und die Tableaux de la Revolution (wovon die 26 ersten von ihm sind) sehr wichtig wurde. Im J. 1791 ward er Sekretär des Jakobinerklubbs, aber verläugnete unter keinen Umständen seine Grundsätze und Überzeugung. Bei den Worten: Fraternité ou la mort, erklärte er, dieß sei die Brüderschaft von Kain und Abel; und als man dieß ihm vorhie[illegible], sagte er, man könne zur Abwechslung auch sagen: Brüderschaft von Eteokles und Polynikes. Er hatte durch die Revolution alle seine Stellen und Einkünfte verloren. Als Roland Minister war, ernante man ihn zum Bibliothekar an der Nationalbibliothek, wodurch zwar seine Umstände für den Augenblick verbessert wurden, aber auch der Grund zu seinem Verderben gelegt. Da er sich hier zu oft, frei und offen über die Volkstyrannei sarkastisch äußerte, so wurde er, nach dem Fall der Girondisten, nebst Barthelemy u. A. eingekerkert. In einem sehr ungesunden Kerker blieb er nur einige Tage, und man gab ihm Wache in seinem Hause. Als man ihn aber darauf in jenen Kerker zurückbringen wollte, versuchte er, durch Pistole und Schermesser sich den Tod zu geben. Beides mißlang, und er wurde gerettet; die Heilung seiner Wunden aber führte eine gefährliche Krankheit herbei, welcher er unterlag. Von verschiedenen Parteien wird er allerdings verschieden beurtheilt, allein ein vorzüglicher Rang unter den tiefsten Beobachtern des Menschen und den feinsten Sittenmalern wird ihm nicht streitig gemacht werden können.

Oeuvres de Chamfort 4 Bde. 8. Par. 1795. (herausg. von Ginguené, bald darauf zwei Ausgaben in 2 Bänden, nicht von Ginguené). Der 4te Bd. enthält die merkwürdigen Maximes et Pensées, Caractères et Anecdotes (übers. von Stampeel Lpz. 1797). Die Chamfortiana (1800) sind ein bloßer Auszug davon. (*H.*)

CHAMPIER (Symphorien), ein berühmter Arzt im 16. Jahrh., geb. zu St. Symphorien-le Chateau in Lyonnais 1472, betrieb, nach vollendeten Studien in Paris und Montpellier die med. Praxis mit vielem Glücke, als der Herzog Anton von Lothringen auf dem Feldzuge nach Italien 1509 durch Lyon marschirte, und ihn bewog, ihn zu begleiten. Nach der Rückkehr stiftete er dort das noch bestehende medizinische Collegium, konte aber dadurch nicht der Plünderung seines Hauses bei einer Theuerung entgehen, so daß er sich nach Nancy zu seinem Gönner dem Herzog begab, der ihn zu seinem ersten Arzte ernante. Er lieferte viele historische, zum Theil mit Fabeln angefüllte Schriften, u. a. auch eine Lebensbeschreibung Bochard's, von welchem er eine Verwandte geheirathet hatte [1]) und noch mehr medizinische, unter andern gegen kostbare, ausländische Mittel und gegen unwissende Apotheker, welche die Arzneikunde treiben. Er war der zweite Autor in Frankreich, der über die venerische Krankheit schrieb. Er starb zu Lyon 1539. [2]) (*H.*)

Champignons, s. Pilze.

CHAMPIGNY, Marktfl. in dem Bez. Chinon des franz. Dep. Indre-Loire, an der Vende, mit 1 schönen Kirche, 241 Häus., 979 Einw. und den Trümmern eines Schlosses. (*Hassel.*)

---

1) Er rechnete sich dieß zu hoher Ehre an, und behauptete auch mit vieler Wärme, daß seine Familie mit denen der Campeggi von Bologna und Campesi von Pavia gleichen Ursprung hätte. Oft nante er sich als Autor Campegius, Campesi, wie er sich oft unter dgl. Namen verbarg. 2) Vgl. außer Nicéron die Biogr. univ. T. VIII.

Champion, s. Ritterwesen.

CHAMPIONNET (Jean Etienne), französischer General, geboren 1762 zu Valence, natürlicher Sohn eines angesehenen Advokaten und eines Bauernmädchens. Jugendliche Unbesonnenheiten, eine Folge heftiger Leidenschaften, waren Ursache, daß er sich von seinem Wohnorte entfernte, und unter den wallonischen Garden Dienste nahm, mit welchen er 1781 der Belagerung von Gibraltar beiwohnte. Seine Neigung für den Militärdienst war von der Zeit an für immer entschieden, und am liebsten las er taktische Schriften und Biographien berühmter Feldherren. Als die Revolution ausbrach, wurde er Kommandant eines Bataillons Freiwilliger, mit denen er nach dem Juragebirge beordert wurde, wo er die Unruhen ohne Blutvergießen stillte. Mit eben diesem Bataillon kam er darauf zur Rhein- und dann zur Moselarmee, unter Hoche's Oberbefehl. Auszeichnende Beweise seiner Tapferkeit und seines Talents gab er bei der Wiedereinnahme der Linien von Weißenburg, und bei dem Einfalle in die Pfalz gegen das Ende des J. 1793. Damals war er Befehlshaber einer Division, welche nunmehr einen Theil der Sambre- und Maasarmee bildete, und an deren Spitze er sich besonders in dem mörderischen Treffen bei Fleurus (den 26. Jun. 1794) auszeichnete. Auch an den übrigen Vorfällen am Vorderrhein hatte er bis 1797, an der Spitze seiner Division, einen ehrenvollen Antheil, besonders an dem Treffen bei Altenkirchen, an dem Rheinübergang, den er mit Bernadotte bei Neuwied bewirkte, und an der Einnahme von Würzburg, wo er sich mit Ney befand. Als der König Ferdinand von Neapel, ohne vorhergegangenes Manifest, und bevor noch der Kampf Östreichs und Rußlands gegen Frankreich eröffnet werden konte, mit seinen Truppen, unter Macks Anführung, in den Kirchenstat einrückte und (den 29. Nov. 1798) Rom besetzte, erklärte das französische Direktorium demselben den Krieg, und übertrug das Oberkommando dem General Championnet. Er schlug die Neapolitaner bei Terni, Fermo, Otricoli und Calvi, vertrieb sie (den 13. Dec. 1798) aus Rom, und drängte sie bis nach Capua zurück, wo sie ein verschanztes Lager bezogen. Der König Ferdinand floh auf Nelsons Admiralschiffe nach Palermo, und die Lazzaroni bequemten sich, nun das Reich und ihren König zu vertheidigen. Aber nichts konte der französischen Übermacht widerstehen. Capua wurde übergeben, und Championnet rückte in die Nähe von Neapel, wo nun ein fürchterlicher Aufruhr tobte. Der als Vicekönig zurückgelassene Pignatelli floh nach Sicilien, und Mack mußte sich, um den Dolchen der Aufrührer zu entgehen, in das französische Hauptquartier flüchten. Championnet rückte, nach mörderischen Gefechten gegen die Lazzaroni (den 25. Januar 1799) in Neapel ein, und proklamirte eine parthenopeiische Republik. Das unabhängige Verfahren, welches er um diese Zeit annehmen wollte, mißfiel aber dem Direktorium, und da er mit den Agenten desselben in Streit gerieth, wurde er zur Verantwortung gezogen und gefangen nach Grenoble gebracht. Der Sturz seiner Feinde verschaffte ihm seine Freiheit, und zugleich das Kommando der Alpenarmee. Anfangs schien ihm das Glück im Kampfe gegen die Russen und Östreicher günstig zu seyn. Unter vielen Postengefechten suchte er sich der Ebenen von Piemont zu bemeistern, allein Melas und Kray erfochten über ihn (den 4. und 5. November 1799) bei Savigliano und Fossano einen doppelten Sieg, der die wichtige Folge hatte, daß das feste Coni von den Östreichern von allen Seiten eingeschlossen, und nach vier Wochen erobert wurde. Championnet zog sich in die Provence zurück, und starb zu Antibes im December 1799 an der unter seinen Truppen herrschenden epidemischen Krankheit *). (*Baur.*)

CHAMPLAIN, 1) ein großer See in Nordamerika zwischen den Staten Vermont und Neuyork, aber mit seinem obern Ende in Untercanada reichend. Er führt den Namen von dem canadischen Statthalter Champlain, der ihn 1609 entdeckte, hält 36,⁷⁰ □Meilen im Spiegel, ist auf der Westseite mit hohen und steilen Gebirgen umgeben und zieht sich im S. in einen schmalen Kanal, die Narrows genant, zusammen, wodurch nur ein Schiff mit gutem Winde gegen die starken Strömungen aussegeln kann, ist aber sonst tief und kann große Fahrzeuge tragen, nur friert er im Winter so stark zu, daß er Schlitten trägt. Im S. verbindet ihn ein Kanal mit dem kleinen See S. George, das Wasser beider aber führt der Sorel in den Lorenz ab. Er nimt verschiedene schiffbare Flüsse auf, als den Michisconi, den Lamoille, den Otterkrick und den Ohion aus Vermont, und den Gouth aus Neuyork, machte mehre große Buchten, und trägt die zu Vermont gehörigen Eilande North Hero, South Hero, Pleasant, Motte und Gulf, die die Grafschaft Grandisle bilden. In neuern Zeiten ist er der Schauplatz eines kleinen Seekriegs zwischen den Briten und Nordamerikanern gewesen. — 2) Eine Ortschaft in der Neuyorks Grafsch. Clinton an der Mündung des Chezy in den Champlainsee, hat 1210 Einw. und viele umgehende Werke an dem Flusse. (*Hassel.*)

CHAMPLEMY, Marktfl. in dem Bez. Cosne des franz. Dep. Nièvre am Nièvre, hat 178 Häus., 1042 Einw., 1 Eisenhammer und 4 Stahlofen; in der Nähe wird eine Eisenmine gebauet. (*Hassel.*)

CHAMPLITTE, Stadt im Bez. Gray des franz. Dep. Obersaone. Sie besteht aus 2 Theilen: Champlitte de Chateau, welches auf und an dem Abhange einer Anhöhe sich hin erstreckt, und Champlitte la Ville, die unter derselben am Salon liegt, hat auf der Spitze der Anhöhe 1 Schloß mit einem sehr tiefen Brunnen, 3 Kirchen, 345 Häus. und 3247 Einw., die Droguets und Hüte verfertigen und mit Leinwand und Produkten der Gegend einen lebhaften Handel treiben. (*Hassel.*)

CHAMPROND EN GATINE, Marktfl. im Bezirk Nogent le Retrou des franz. Dep. Eure-Loire, mit 198 Häus. u. 968 Einw., in der Umgegend sind Eisenminen, Eisenwerke und 1 ansehnliche Nadelfabrik (*Hassel.*)

CHAMPROUX, Dorf im Bez. Cosne des franz. Dep. Nièvre, das eine der größten Glashütten Frankreichs besitzt, wo aber bloß Bouteillen- und grünes Glas gemacht werden. (*Hassel.*)

---

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VIII. (von Bourgeat.) Biogr. d. Contemp. T. IV. Reichards moderne Biographie 2. Th. 50.

CHAMPTERCIER, Dorf im Bez. Pigne des franz. Dep. Niederalpen, mit 459 Einw., der Geburtsort des berühmten Astronomen Gassendi. (*Hassel.*)

CHAMPTOCE, Marktflecken in dem Bez. Angers des franz. Dep. Mayenne Loire, nahe an der Rome, mit 1725 Einw. (*Hassel.*)

CHAMPTOCEAUX, Stadt im Bezirk Beaupreau des franz. Dep. Mayenne Loire; sie liegt an der Loire und hat 200 Häus. mit 1113 Einw. (*Hassel.*)

CHAMSIN, (die Neuern, z. B. Burkhardt schreiben Khamsien, d. i. 50.) wird in Ägypten ein Wind genant, welcher aus Südwesten während 50 Tage von den letzten Tagen des März an, von Zeit zu Zeit höchstens drei Tage hinter einander weht. Er weht nicht stoßweise, wie der Semum, und auch nicht mit so ausgezeichneten Eigenschaften; doch klagt bei seinem Beginnen Jedermann über Mattigkeit und eine fieberhafte Empfindung. Wenn der Wind am stärksten ist, so komt er aus SSWesten. Wenn er zu wehen anfängt, so nimt die Luft ein unheimisches Ansehen an; der in Ägypten sonst immer so reine Himmel trübt sich, die Sonne verliert ihren Glanz, und bildet nur noch eine violette Scheibe, die Luft ist nicht sowol nebelicht, als vielmehr grau und staubig; sie enthält wirklich einen feinen Staub, der sich zwar nicht niederschlägt, aber überall durchdringt; wenn er einige Zeit anhält, empfindet man die drückendste Hitze; Marmor, Eisen und andere Materialien dieser Art werden unerträglich heiß fürs Gefühl, ungeachtet die Sonne nicht scheint. Nach den Versicherungen von Volney soll selbst der Chamsin lebensgefährlich werden können, was Burkhardt nicht einmal für den Semum zugeben will. Aber auf Wunden hat ersterer Wind entschieden einen nachtheiligen Einfluß. Wunden, die man um diese Zeit erhielt, werden leicht tödtlich, während zur Zeit der Nordwinde auf die bedeutendsten Operationen in Ägypten schnell Vernarbung folgt. Burkhardt fand den Chamsin zu Esne heißer als weiter südlich zu Shendy, doch liegt letzterer Ort auch höher. Auch der Sirocco in Italien und Solano in Andalusien scheinen von derselben Art zu seyn, nur daß durch das mittelländische Meer die Hitze der Luft noch mehr gemäßigt wird. (*Schnurrer.*)

CHAMUSCA, Villa in der portug. Prov. Estremadura, Correiçao de Alenques, mit Bergen umgeben, auf denen wohlriechende Kräuter wachsen, welche die Luft mit ihren Düften erfüllen, nahe am Tajo auf der linken Seite, mit 1 Kirche, 1 Hospital, 630 Häusern und 3150 Einwohnern, die jährlich 1500 Pipen Wein und vorzüglich Wassermelonen bauen und Tuchweberei haben. (*Stein.*)

CHAMYNE (*Χαμύνη*), ein Beiname der Demeter zu Pisa, entweder von einem gewissen Chamynos, der ihr dort einen Tempel bauete, oder von *χαίνειν* öffnen, weil sich dort die Erde aufthat, um Pluto mit der Proserpina aufzunehmen *), oder, weil sie als Göttin der Fruchtbarkeit den Schoß der Erde aufschließt. (*Ricklefs.*)

CHANAC, Stadt in dem Bez. Marvejols des franz. Dep. Lozère am linken Ufer des Lot, hat 350 Häus. und 1665 Einw., die Serges von Mende, Kadis und Bettvorhänge verfertigen und damit handeln. (*Hassel.*)

*) *Paus.* VI, 21.

CHANAS, indische Völkerschaft in der Prov. Plata in Südamerika, völlig civilisirt und mit Spaniern gemischt, in der für sie schon lange errichteten Ansiedelung Santo Domingo Soriano an der Mündung des Negro. (*Stein.*)

CHANCEAUX, Marktflecken im Bezirk Semur des franz. Dep. Côte d'or, nahe an der Seine, deren einer Quellenfluß in der Nähe entsteht, mit 593 Einw., die Konfituren von Epinevinette (Berberizen) bereiten. (*Hassel.*)

CHANCELLOR (Richard), ein englischer Seefahrer, dem die Briten den ersten Handel mit Rußland verdanken. Im J. 1553 von der nach Cabots Rathe errichteten Gesellschaft zu Entdeckungen in Nordosten zum Unterbefehlshaber der Expedition Willougby's ernant, segelte er mit diesem im Mai aus England ab. Durch einen Sturm von dem Oberbefehlshaber getrent, landete er zuerst zu Wardöhaus, dem zum Sammelplatze bestimten Orte; nachdem er aber hier lange vergeblich gewartet hatte, segelte er weiter und kam in einen unbekanten Meerbusen (das weiße Meer). Hier landete er bei einem Kloster St. Nikolaus, wo jetzt Archangel liegt. Wohlaufgenommen von den Bewohnern, entschloß er sich, die Aufsuchung des Weges nach China, gegen den Vortheil von Handelsverbindungen Englands mit diesem Lande aufzugeben. Der Czar Iwan Wassiliwicz, von dieser Landung unterrichtet und erfreut, seinen Unterthanen eine Concurrenz mit der Hanse eröffnet zu sehen, ließ Chancellor nach Moskau kommen. Hier überreichte Ch. dem Czar das Beglaubigungsschreiben Eduards VI., an alle Monarchen des Nordens, und erhielt die Zusage eines freien Handels Englands mit Moskovien. Auch nahm er sogleich Waren mit, die er gegen seine Ladung austauschte. Nach seiner Rückkehr (1554) überreichte er das Schreiben des Czars der unterdessen gefolgten Königin Maria. Die Königin gab (1555) der Gesellschaft ein Privilegium für diesen Handel, und übertrug Chancellor und zwei andern Bevollmächtigten eine Antwort an den Czar und weitere Verhandlungen über den Handel zwischen beiden Reichen. Drei Schiffe wurden zu dieser Expedition noch unter Cabot's Leitung ausgerüstet. Wohl aufgenommen vom Czar kehrten die Gesandten im J. 1556 nach Verkauf ihrer Waren, mit einem moscowit. Gesandten zurück; an den Küsten von Schottland gingen aber zwei Schiffe unter, und dabei verlor Chancellor das Leben; der moskowitische Gesandte rettete sich nur mit dem Verluste der zu überbringenden Geschenke *). (*H.*)

Chanchamago, s. Ucayale.

CHANCY, eine Mairie des schweizerischen Kantons Genf. Sie zählt 345 Einwohner, die in den Ortschaften Passeiry, Canellet und Chancy vertheilt sind. Die beiden ersten sind Weiler, das letzte ein Pfarrdorf auf dem linken Ufer der Rhone, über die man hier mittels einer Fähre setzen kann. Heinrich IV., König von Frankreich hatte es unter dem 19. April 1604 der Stadt Genf ge-

*) Ch. Reisen finden sich in den Samlungen von Hackluit und Pinkerton, vgl. Biogr. brit. und Biogr. univ. T. VIII. (von Tabaraud).

schenkt; weil aber diese Schenkung der verfassungsmäßigen Eintragung in das Protokoll des Parlements ermangelte: so blieb dessen Besitz für Genf ungewiß, bis Ludwig XIV. in den Verträgen vom J. 1749 und 1754 diese Verleihung bestätigte [1]). Die Landschaft, in welcher Chancy und die beiden Mairien Cartigni und Avully liegen, nennen die Genfer la Champagne [2]). Das Erdreich ist leicht, fruchtbar und trägt unter andern herrliche Nußbäume. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHANDA, Distrikt in der Prov. Gurdwana des Nagpur Raja; aber von dem Godavery, der Baumgurga und Wurda bewässert, reich an Baumwolle. Die gleichnamige Hauptstadt liegt an einem kleinen Flusse, ist stark befestigt, groß, volkreich, hat ein Fort und treibt Handel. (*Hassel.*)

Chandani, s. Chinnani.

CHANDELEUR, eine ziemlich große Insel, zu dem Kirchsp. Plaquemines des nordamer. Stats Louisiana gehörig. Sie liegt im Golfe von Mexiko und bildet mit mehren geringen Eilanden und den Masonkeys die Chandeleurbai. (*Hassel.*)

CHANDERCONA, Stadt im Distrikt Hugly der brit. Prov. Bengalen in Hindustan; sie hat 18,145 Einwohner, und fabrizirt schöne baumwollene und seidene Zeuge. (*Hassel.*)

CHANDERNAGORE, Stadt in der brit. Prov. Bengalen in Hindustan (Br. 22° 49′ L. 106°) im Distrikt Calcutta auf der Westseite des Hugly, in einer angenehmen und gesunden Gegend, ist gut gebaut, hat gerade, gepflasterte Straßen, mehre Moskeen und Pagoden, 8484 Häus. und 41,377 Einw., die sich von der Seiden- und Baumwollweberei, von Zucker- und Rumbrennerei, vom Handel, wozu der Ort vortrefflich gelegen ist, und vom Landbau nähren. Die Stadt gehörte sonst den Franzosen und war stark befestigt; 1757 nahm sie Lord Clive und zerstörte ihre Festungswerke, doch wurde die Faktorei den Franzosen zurück gegeben, die sie auch noch besitzen; sie gibt 32,154 Rup. Überschuß. (*Hassel.*)

CHANDERRY, Chandrée, Stadt in dem gleichn. Distr., welcher zu dem State des Maha Raja Sindia und zu der Prov. Malwah gehört (Br. 24° 18′ L. 96° 17′) an der Betwa, hat 14,000 Häus., ist stark bewohnt und besonders wegen seiner ausgebreiteten Manufaktur von Chandailyzeugen, die dem Musselin ähneln, in ganz Hindustan berühmt. Sie steht unter einem eigenen Häuptlinge, der dem Sindia tributär ist. (*Hassel.*)

CHANDGHERRY, Stadt im Distr. Arcot der brit. Prov. Karnatik auf Arcot, am Charnemaghi, hat 1 Felsencitadelle und unterhält Baumwollenweberei. (*Hassel.*)

CHANDIEU, (Antoine de la Roche), (Chandeus, auch Sadeel, d. h. champ de Dieu, u. Zamariel, d. h. chant de Dieu. Mit diesen hebräischen Deutungen nante er sich auf seinen Schriften), einer der thätigsten Beförderer der reformirten Lehre in Frankreich; geboren zu Chabot, dem Stammschlosse seiner Mutter, in der Nähe von Macon in Burgund, 1534, aus einem der ältesten adeligen Geschlechter in Dauphiné, wo er die drei Stunden von Vienne gelegene Baronie Chandieu besessen hatte. Die Mutter, welche vier Jahre nach Antons Geburt Witwe wurde, bestimmte diesen zweiten Sohn den Wissenschaften und sandte ihn später nach Paris. Durch seinen Lehrer Matthias Granianus mit den Lehren der Reformatoren bekant gemacht, faßte er zu Toulouse, wo er das Studium des Rechtes mit vielem Fleiße fortsetzte, entschiedene Neigung für dieselben. Die Bekantschaft mit Calvin und Beza während einer Reise nach Genf, befestigte seine Überzeugung. Als ihn ein Prozeß wegen einer Erbschaft nach Paris rief, ließ er sich in die geheimen Versamlungen der Reformirten, welche Johann Ripaire damals bildete, aufnehmen. Die wachsende Gemeinde begehrte dann von Genf einen Prediger. Colonge, welcher hingesandt wurde, beredet Chandieu und mehre Studirende, sich der Theologie zu widmen, zu großem Vortheil der reformirten Kirche in Frankreich. Die Jünglinge erhielten nun von Chandieu Privatunterricht, und seine vorzüglichen Kentnisse und Talente, verbunden mit liebenswürdiger Bescheidenheit und großer Pflichttreue, bewirkten, daß ihn die Gemeinde nach kaum zurückgelegtem 20sten Jahre 1556 zum Prediger wählte. Gern brachte er die glänzenden Aussichten, welche ihm Geburt und Verwandtschaft eröffneten, seiner Überzeugung zum Opfer. 1557 wurde eine nächtliche Versamlung der Reformirten in einem Hause der St. Jakobsstraße verrathen, ungefähr 150 derselben gefangen und mehre hierauf verbrant. Chandieu, der glücklich entronnen war, schrieb eine kleine Schrift zu Rechtfertigung der geheimen Zusammenkünfte und Widerlegung der Verleumdung. Man wurde aufmerksam und warf ihn 1558 auch ins Gefängniß; allein der König Anton von Navarra, der oft seine Predigten angehört, verlangte seine Loslassung als eines seiner Angehörigen, und da die Richter es ablehnten: so holte er ihn selbst aus dem Gefängnisse, dessen Wärter es nicht wagte, sich zu widersetzen. Doch fanden die Reformirten nun rathsam, daß er sich zuweilen für einige Zeit von Paris entfernte. Diese Abwesenheit benutzte er mit unermüdeter Thätigkeit zum Besuche anderer evangelischen Kirchen; zu Orleans lehrte er während einiger Monate mit großem Erfolge. In einer Versamlung reformirter Geistlichen zu Paris 1559, welche als die erste Nationalsynode betrachtet wird, führte er den Vorsitz und machte die Vorrede zu dem von derselben aufgesetzten und durch den Admiral Coligny dem Könige übergebenen Glaubensbekentnisse. Als Heinrichs II. unerwarteter Tod 1559 die Hofpartei in Bewegung setzte, wurde Chandieu von den Reformirten zu König Anton gesandt, um seine Rückkehr nach Paris zu bewirken, wo ihm als nächstem Prinzen vom Geblüte die Regentschaft gehörte. Allein Katharina von Medicis und die Guisen siegten und die Verfolgungen begannen wieder heftiger. Chandieu läßt sich endlich bereden, Paris zu verlassen, komt aber 1560 zurück und macht eine Schrift von den Gewohnheiten des Königreiches und den Rechten des königlichen Hauses bekant, worin er die Rechte der Prinzen vom Geblüte vertheidigt. Indessen war seine von Natur nicht feste Gesundheit durch die unaufhörlichen Anstrengungen und Sor-

1) Die Übersetzung dieser Verträge befindet sich in J. C. Fäsi's Stats- und Erdbeschreibung der helvetischen Eidgenossenschaft. IV. S. 427. 2) *J. Picot* Statistique de la Suisse. Genève 1819. p. 562.

gen geschwächt: ein anhaltendes Fieber zwang ihn, auf seinen Gütern Ruhe zu suchen; doch war er auch hier für die benachbarten Gemeinden, besonders zu Lion, sehr thätig, und schrieb gegen die unwissenden Eiferer, welche ohne Kentniß der reformirten Lehre Alles verwirrten. Obgleich erst 28 Jahre alt, wurde er von der Nationalsynode zu Orleans 1562 einstimmig zum Präsidenten gewählt. Hier und auf folgenden Synoden widersetzte er sich eifrig und mit Erfolg der von Einigen verlangten demokratischen Verfassung der reformirten Kirchen. Der Tod seines einzigen Bruders setzte ihn in Besitz großer Glücksgüter: dennoch änderte dieses nichts in seiner Lebensart. Da er zu bekant war, um nach Paris zurückkehren zu können: so blieb er auf seinen Gütern, besuchte von da aus die Gemeinden in Lionnais und Burgund, leitete ihre Synoden, predigte in den Versamlungen und ging in ihrem Namen zu den Synoden zu Rochelle, Nismes und Montauban. Indessen war er auch bald auf seinem Schlosse wegen des Hasses des benachbarten Adels nicht mehr sicher: er floh nach Lausanne, wahrscheinlich kurz vor der Bartholomäusnacht, lebte da einige Zeit als Lehrer der Theologie, dann mehre Jahre zu Genf als Prediger, besuchte aber heimlich die reformirten Gemeinden in Burgund und folgte 1585 dem Rufe Heinrichs IV. Drei Jahre blieb er bei ihm als Prediger und Rathgeber in den schwierigsten Umständen; vor dem Siege Heinrichs bei Coutras 1587 verrichtete er vor der Schlacht das feierliche Gebet. Seine erschöpfte Gesundheit zwang ihn endlich, sich zurück zu ziehen: ungern von Heinrich entlassen, gelangte er unter vielen Gefahren glücklich nach Genf zu seiner Familie, mußte aber bald mit Aufträgen des Königs noch eine Reise zum Pfalzgrafen Casimir und zum Landgrafen von Hessenkassel machen. Er kehrte 1589 nach Genf zurück, da der Krieg gegen Savoien ausbrach; als Prediger munterte er die Bürger auf, begleitete sie oft ins Feld und feuerte sie zu den glänzenden Heldenthaten dieses Krieges an: auch wurde er oft von dem Senate um Rath gefragt. 57 Jahre hatte er gelebt, und davon 36 in beständiger Wirksamkeit zugebracht, indem schriftstellerische Arbeiten seine Ruhezeit ausfüllten, als der nur durch Sorgfalt so lange erhaltene Körper dem rastlosen Geiste erlag. Er starb tief betrauert zu Genf den 23. Februar 1591. — Tadellose Sitten, eine gefällige Miene, Bescheidenheit und Vermeidung aller Bitterkeit in seinen Reden, aber auch hoher Ernst, wenn es die Umstände erforderten, verliehen seinen einfachen, aber beredten Vorträgen große Wirksamkeit. Obgleich selbst von adeliger Geburt, schätzte er nur den wahren Adel der Verdienste. Niemals bezog er das geringste Einkommen von seinen Predigerstellen: er unterstützte vielmehr die Kirchen zu Paris, Orleans, Lion oft aus dem Seinigen. Hoher Enthusiasmus für die reformirte Religion war die einzige Triebfeder seiner sich aufopfernden Thätigkeit. Für die Bildung seiner Kinder (5 Söhne und 3 Töchter, welche das Geschlecht zu Genf und in der Staadt fortpflanzten), sorgte er durch die Anstellung eines geschickten Hauslehrers; seine eigene Thätigkeit widmete er der großen reformirten Familie. — Auch als theologischer Schriftsteller gewann er großes Ansehen. Seine Streitschriften gegen die Jesuiten Turrianus, Lensäus, Artur, Valentia und Andre tragen freilich das Gepräge der Zeit; sind aber um so merkwürdiger, da sie mitten unter Gefahren und Geschäften abgefaßt sind: er hatte, um zu dem Kampfe desto besser gerüstet zu seyn, die aristotelisch-scholastische Philosophie studirt. Die Alterthümer und die Verfertigung latein. und französ. Gedichte, dienten ihm zur Erholung. Seine theologischen Schriften erschienen zuerst einzeln, dann gesammelt: Ant. Sadeelis Chandoei opera theologica. Genev. 1592. 1 Tom. Fol., dann 1593. in 4. 1599 et 1614. Fol. — Histoire des persécutions et des Martyrs de l'église de Paris, par Ant. Zamariel. Lyon. 1568. 8. — Metamorphose de Ronsard en prêtre, ein bitteres Gedicht gegen Ronsard, der in seinem Discours sur les misères du tems das Elend des Reichs den Reformirten Schuld gegeben hatte. Auf seine Antwort schrieb Chandieu noch: Reponse aux calomnies continuées aux discours sur la misère de ce tems, faits par P. Ronsard. — Traité de la discipline ecclésiastique *). (*Escher.*)

CHANDLER, (Samuel), presbyterianischer Prediger in London, geboren 1693 zu Hungerford in Berkshire, wo sein Vater Prediger war. Er studirte zu Bridgewater und Gloucester, und fing 1774 mit solchem Beifalle zu predigen an, daß ihn nach 2 Jahren die presbyterianische Gemeinde zu Peckham, unfern London, zu ihrem Prediger wählte. Die Theilnahme an einer verunglückten Südseegesellschaft verschlang das Vermögen seiner Gattin, und brachte ihn auf den Entschluß, in London einen Buchladen zu eröffnen, ohne darum seine Predigerstelle nieder zu legen. Seine Freunde meinten aber, er sollte lieber Bücher schreiben als verkaufen. Er entsagte diesem Geschäfte wirklich nach einigen Jahren, wurde 1728 Prediger der presbyterianischen Gemeinde in Old Jewry zu London, und bekleidete dieses Amt bis an seinen Tod, den 8. Junius 1766. Bei einer Reise nach Schottland beehrten ihn die Hochschulen zu Edimburg und Glasgow mit der theologischen Doctorwürde, auch war er Mitglied der königlichen und der Alterthumsgesellschaft in London. Chandler besaß einen reichen Schatz wissenschaftlicher Kentnisse, besonders von kritischer, biblischer und morgenländischer Gelehrsamkeit, und war mit einer hohen Achtung für die Lehre der geoffenbarten Religion erfüllt, die er gegen die Angriffe der Freidenker zu vertheidigen sich angelegen seyn ließ. Was er in dieser Beziehung schrieb, erwarb ihm eine weit verbreitete Achtung, und besonders zeichnen sich seine apologetischen Schriften über alttestamentliche Geschichte vor den meisten zunftmäßigen Arbeiten, durch eine rühmliche Vorsicht im

---

*) S. *Lectii* Epistola de vita et scriptis A. Sadeelis. Genev. 1593. und in der Samlung der Opp. Theol. *Teissier* Eloges. P. II. p. 157. 423. *Adami* Vitae Theolog. 1653. 153—163. — *Thuani* Hist. — Vie de *du Plessis-Mornay*. I. p. 108. — *Spon* Hist. de Génève. I. 393. — *Aymon*: Tous les Synodes nationaux des Eglises réf. I. p. 170. — Leu Lex. — Biogr. univ. — *Moreri*. Jöcher. *Chorier* abregé de l'hist. du Dauphiné. L. 10. — *Nicéron* XXII. 281. Hallers Bibl. der Schwgsch. II. 1364. 1365. *Allard* Hist. du Dauphiné. T. 2. *Senebier* Hist. litt. de Génève. I. 320. Biblioth. Française. T. 12.

Forschen und ernstes Streben nach Unbefangenheit des Urtheils aus, wiewol die absichtliche Bibelvertheidigung nicht selten einen nachtheiligen Einfluß auf die strenge historische Untersuchung äußert. Seinen literarischen Ruf gründete er zuerst durch die wider Collins gerichtete Vindication of the christian religion. Lond. 1725, 1728. 8. teutsch von F. E. Rambach, Rostock 1756. 4. Dann folgten: Reflexions on the conduit of the modern Deists. Ib. 1727. 8. Vindication of the antiquity and authority of Daniels prophecies and their application to Jesus Christ. Ib. 1728. 8. On the condition and the use of the miracles ... Teutsch mit Anm. von C. Wolle. Leipz. 1729. 8. A paraphrase and critical commentary of the prophecy of Joel. Lond. 1733. 4. Vindication of the history of the old testament. Ib. 1741. 4. Defence of the prime ministry and character of Joseph. Ib. 1743. 8. (beide gegen Morgan), u. a. m. Eine besondere Erwähnung verdient die, nach seinem Tode erschienene, mit vielem Fleiß bearbeitete Critical history of the life of David. Lond. 1766. Vol. II. 8. Teutsch mit (schätzbaren) Anmerk. von J. Ch. W. Diederichs. Brem. 1778. 2 Bd. 8. Chandler erzählt die Begebenheiten und Thaten Davids in chronologischer Ordnung, und vertheidigt den Charakter desselben (oft mit zu vieler Vorliebe für ihn) gegen manche grundlose Vorwürfe Bayle's, Voltaire's u. A.[1]) Limborchs Historia inquisitionis (Amst. 1692. fol.) hat er (Lond. 1731. 2 Bd. 4.) ins Englische übersetzt, mit einer (1736 auch einzeln erschienenen) ausführlichen Einleitung von dem Ursprunge und Fortgange der Verfolgung, und von den wirklichen und vorgegebenen Ursachen derselben; und mit einer Vorrede edirte er Cassiodori complexiones in epp. et acta apost. et apocalyps. Lond. 1722. 8. Aus seinem Nachlasse ließ Amory 1768 vier Bände Predigten drucken, und 1777 erschien unter seinem Namen eine Paraphrase einiger paulinischen Briefe. Sein Charakter wurde sehr gerühmt, und die Unterstützungsanstalt für die Witwen und Waisen der armen Dissidentenprediger dankt seinen menschenfreundlichen Bemühungen ihr Daseyn[2]). — Von Edward Chandler, Bischof von Durham, gestorben 1750, hat man eine (gegen Collins gerichtete) geschätzte Defence of christianity from the prophecies of the old testament. Lond. 1725. 8. Teutsch von F. E. Rambach, hinter Kidders Erweis, daß Jesus der Messias sei. Rostock 1751. 4.[3]). *(Baur.)*

Eine ältere Schwester Sam. Chandler's war Mary Chandler, geboren 1787 zu Malmesbury in Wiltshire. Die beschränkten Umstände ihrer Familie zwangen sie, von früher Jugend an, Unterhalt außer dem väterlichen Hause zu suchen, und so legte sie in der Folge eine kleine Krämerei in Bath an, und widmete ihre Mußestunden der Ausbildung ihres Geistes durch Lektüre und Umgang mit unterrichteten Freunden. Ihr Äußeres war von der Natur mehr als vernachlässigt, und mit ihrer Mißgestalt hing eine fortwährende Kränklichkeit zusammen. Um so mehr beschränkte sie die Ansprüche, welche sie an das Leben machte, auf die Genüsse des Geistes und Gemüthes, und starb nach vielfachen Mühseligkeiten und Leiden 1745.

Unter ihren Gedichten hat das größere On Bath den meisten Beifall gefunden, besonders auch durch Pope's Empfehlung †). *(W. Müller.)*

CHANDLER, (Richard), Prediger zu Tilehurst in Berkshire, ein gelehrter Archäolog, geboren 1738. Er besuchte die Hochschule zu Oxford, wurde daselbst Mitglied (Fellow) am Magdalenen-Collegium, und erwarb sich eine ausgebreitete antiquarische Gelehrsamkeit. Den ersten öffentlichen Beweis davon gab er durch die Erläuterung der Arundelischen Marmortafel[1]), die er unter dem Titel herausgab: Marmora Oxoniensia. Oxon. typ. Clarend. 1763. gr. fol., ein Prachtwerk, mit 59, 11 u. 6 Kupf. Er berichtigte nicht nur die Fehler der früheren Herausgeber Selden, Prideaux und Maittaire, sondern ergänzte auch glücklich mehre Lücken in den Inschriften, besonders in der Parischen Marmortafel[2]). Um diese Zeit faßte die Societät der Dilettanti in London, die sich schon im Jahre 1734 vereinigt hatte, den Entschluß, auf ihre Kosten einige Männer nach Kleinasien zu senden, um über den ehemaligen Zustand dieser Länder Nachforschungen anzustellen, und die noch vorhandenen alten Denkmäler zu untersuchen und zu sammeln. Die Wahl fiel auf Chandler, und zu Gehilfen wurden ihm der Architekt Revett und der Maler Pars mitgegeben. Sie traten die Reise 1764 an, besuchten Jonien, Attika, Argolis und Elis, und kamen 1766 mit einer reichen Ausbeute von Antiquitäten zurück. Chandler beschrieb seine Reisen in zwei, in antiquarischer Hinsicht lehrreichen und genauen, aber den neuern Zustand der Länder und der Menschen wenig berücksichtigenden, Werken: Travels in Asia minor. Oxf. 1775; Lond. 1776. 4. u. Travels in Greece. Oxf. 1776. 4. (beide teutsch von F. E. Boie. Leipz. 1776. 8.; auch holländisch, Utrecht 1777. 8., und französisch, mit schätzbaren historischen, geographischen und kritischen Anmerkungen von Servois und Barbié du Bocage. Riom 1806. 3 Bde. 8.). Wichtiger noch, zur genauen Kentniß des griechischen Alterthums überhaupt, und der alten Inschriften und Denkmäler insbesondere, sind folgende Werke, die Chandler, als Frucht seiner Reisen, herausgab: Ionian antiquities, publish. with permission of the society of dilettanti, by W. Chandler, N. Revett, Architect, W. Pars, Painter. Lond. 1769—1800. Vol. II. gr. Fol. m. Kpf.[3]). In-

1) S. die Beurtheilung von J. E. Faber in Gatterer's hist. Bibl. Bd. 10. 139—157 und Meusels Bibl. hist. Vol. I. P. II. 267. 2) Sein Leben vor seinen Predigten und vor der Gesch. Davids. Brittisches theolog. Magaz. 1 Bd. 2 St. 144—160. Bambergers Anekd. v. großbrit. Gel. 1 Bd. 196—204. Nachrichten von der Amtsführ. rechtsch. Pred. 3 Bd. 255. 3) Schmersahl's Nachr. v. verst. Gel. 2 Th. 192. Unpart. Kirchenhist. 3 Th. Henke's Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2 Th. 48.

†) S. *Cibber's* Lives. B. V. S. 345. (Der Aufsatz ist von ihrem Bruder Samuel Chandler.)

1) Man vgl. den Artikel Arundelische Marmortafel (v. Grotefend) im 5. Bd. dieser Encyklop. S. 464. 2) S. *Klotzii* Acta literar. Vol. II. 119—130. und *Meusel.* bibl. hist. Vol. III. P. II. 330—334. 3) Eine Beilage zum 1 Bd. ist das später erschienene 4. Kapitel (temple of Jackly) und eine zweite Ansicht des Tempels des Apollo Didymus. S. *Klotz* l. c. Vol. VI. P. II. 178—184. Götting. philol. Bibl. 1 Bd. 2 St. 75—80.

scriptiones antiquae pleraeque nondum editae, in Asia minori et Graecia praesertim Athenis collectae. Oxon. typ. Clar. 1774. fol. [4]). History of Ilium or Troy, his neighbouring countrys and Chersonesian coasts. Lond. 1802. 4. (Gewisser Maßen ein Supplement zu seiner asiatischen Reisebeschreibung.) Chandler bewährte in den angeführten Werken eine seltene Geschicklichkeit, alte Inschriften zu lesen, genau zu kopiren, zu ergänzen und zu erklären. Er war ein Mitglied der Alterthumsgesellschaft in London, und erhielt auch die theologische Doctorwürde. Zu Tilchurst, wo er zuletzt Prediger war, starb er den 9. Februar 1810 [5]). (*Baur.*)

CHANDORE, Stadt in dem Distr. Galna der brit. Prov. Khandesh (20° 19′ Br. 91° 53′ L.) in den Gränzgebirgen von Aurungabad, beherrscht einen der vornehmsten Gebirgspässe und ist durch Natur und Kunst so fest, daß die Briten sie als einen ihrer wichtigsten Waffenplätze betrachten. Die Umgegend wird von Bheels und Afghanen bewohnt. (*Hassel.*)

Chandos, (Joh. Graf v.), s. Du Guesclin.

CHANDPUR, Chandrapura, Stadt im Distrikt Tiperah der brit. Prov. Bengalen in Hindustan, auf der Ostseite des Megro, der ihr gegenüber mehre Eilande bildet; sie ist in Hindustan wegen ihrer köstlichen Orangen berühmt. (*Hassel.*)

CHANDRAGIRI, oder Mauberg, einer der Gipfel des Himalihgebirgs in der brit. Prov. Gurwal, welcher nach Blake 23,007 englische Fuß über dem Meere hoch ist. (*Hassel.*)

Chandrée, s. Chanderry.

CHANET, le, ein Landgut, ¼ St. westlich von Neuchatel in der Schweiz oberhalb der Kunststraße, die nach Peseux führt. Man kann sich kaum eine malerischere Lage denken. Angelehnt an einen Wald und an einen Abgrund, in dessen Tiefe der Seyon vorbeirauscht, thront es auf dem südlichen Abhange des Jura. Die von einigen Tannen beschattete Terrasse ist zwar nur 505 pariser Fuß (nach Osterwald) höher als der neuenburger See, dennoch umfaßt sie das mit städtischen Dörfern übersäete neuenburger Weingelände, den neuenburger See und über ⅔ aller schweizerischen und savoyeschen Alpen. Kein Fremder, hätte er auch die ausführlichen Beschreibungen gelesen, die Hentzi *) und Ebel **) davon entwarfen, darf diesen herrlichen Standpunkt unbesucht lassen. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHANGAMERA, ein Negerreich im afrik. Binnenlande und zwar auf beiden Seiten des obern Zambes, zwischen 15 bis 17° S. Br. u. 43 bis 50° L. (*Hassel.*)

Chang-cheu, s. Tschang-tscheu; so auch alle Artikel in Schina, die Tschang heißen.

4) Da nur 230 Exemplare abgedruckt wurden, so ist dieses Werk selten. S. Götting. philol. Bibl. 3 Bd. 2 St. 128—138. 3 St. 215—241. 5) *Saxii* Onomast. Vol. VII. 229. Reuß gel. Engl. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2 Bd. 2 Abth. 630. Biogr. univers. T. VIII. (von Walkenaer).

*) „Course dans le Comté de Neuchâtel en 1785" abgedruckt im Conservateur Suisse. Lausanne 1817. Tome VIII. p. 250. **) Anleitung die Schweiz zu bereisen. Dritte Auflage. Zürich 1810. III. S. 550.

CHANGE nehmen, (prendre le change), Jagdkunstausdruck, welcher bei der Ermüdungsjagd (Parforcejagd) dann in Anwendung komt, wenn die ganze Meute, oder ein Theil derselben, das Rechte oder die rechte Fährte (die Fährte desjenigen Hirsches, welcher angelegt wurde) verläßt, und auf dem Falschen (auf einer Fährte, die dem angelegten Hirsche nicht angehört) annimt. Das Verfolgen des Falschen wird durch den Ausdruck: Change jagen, bezeichnet. Der Jäger, welcher den Irrthum der falsch jagenden Hunde zuerst wahrnimt, thut dieß dem übrigen Jagdgefolge, wie den falsch jagenden Hunden, sofort durch den öfters wiederholten Zuruf: Ça faux, ça faux! und durch das Blasen der Hourvari-Fanfare kund. Das Weitere s. in dem Artikel: Ermüdungsjagd. (*a. d. Winkell.*)

CHANGEUX, (Pierre Nicolas), geb. zu Orleans 1740, gest. 1800, ist hauptsächlich durch seine Verbesserungen des Barometers bekant. In seiner Description de nouveaux baromètres à appendice (Journ. d. Phys. 1783 Mai) gab er Barometer an, die auf einen Berg gebracht oder in eine unzugängliche Tiefe hinabgelassen, wenn sie zurück kommen, den Barometerstand in der Höhe oder Tiefe selbst angeben. Um dieß Werkzeug ohne alle Stöße und Erschütterungen in die verlangte Tiefe zu bringen, ließ er eine eigene Maschine dazu verfertigen. Auch erfand er einen Barometrograph, ein Werkzeug, welches nicht nur die Veränderungen der Schwere der Luft genau anzeigt, sondern sie auch niederschreibt. (Journ. d. Ph. 1780. Nov. S. Luz Beschr. d. Barometer §. 211.) Bemerkt zu werden verdienen seine beiden Schriften: Traité des extrêmes, ou Elémens de la science de la réalité, (Amst. 1762. 2 Bde. 12.) und die Bibliothèque grammaticale abrégée, ou Nouveaux mémoires sur la parole et sur l'écriture. 1773. 8. (*H.*)

Changore, s. Tschandschor.

CHANNA. Diese von Schneider aufgestellte Gattung begreift einen Fisch, dessen länglicher, runder, etwas zusammengedrückter Körper, oben gegen den Kopf zu glatt und ganz mit großen Schuppen bedeckt ist; die Mundöffnung sehr weit; der Unterkiefer länger als der Oberkiefer; sehr kleine und zahlreiche Zähne; keine Bauchflossen; die vollständig gegenwärtigen unpaaren Flossen nicht mit einander vereinigt, die Rückenflosse einfach. — Ch. *orientalis.* Bl. S. tab. 90. fig. 2. In Ostindien. (*Lichtenstein.*)

Chänocarpus, s. Rhyzomorpha.

CHANORRIER, (Anton), mit dem Zunamen de Meranges, ein wenig bekanter reformirter Prediger aus Frankreich, der sich mehre Jahre im Kanton Bern und zu Genf aufhielt, 1558 Prediger zu Blois und 1559 zu Orleans wurde. Von ihm ist die seltene Schrift: La Légende dorée des prêtres et des moines, découvrant leurs impiétés sécrètes, composée en rimes et divisée en chapitres. Gén. 1556. 16. u. 1560. 8. Die zweite Ausg. ist am gesuchtesten †). (*Escher.*)

†) S. Bibl. Française de *Lacroix du Maine* et *du Verdier.* Ed. de Paris 1772. T. 3. p. 101. und daselbst die Anm. v. *de la Monnoye.* — *Senebier* Hist. litt. de Genève. 2. 109. — *Beza* Hist. Eccles. T. I. — Biogr. univ.

Chanos, s. Mugil.

CHANTELLE LE CHATEL, Stadt im Bez. Gannat des franz. Dep. Allier an der Boule, hat 153 Häus., 1113 Einw. und die Ruinen des vormaligen prächtigen Schlosses des Connetable von Bourbon. (*Hassel.*)

CHANTELOUP, Dorf in dem Bez. Tours des franz. Dep. Indre Loire, liegt unweit Amboise und hat ein sehr schönes Schloß mit Park, welches der herzogl. Familie von Choiseul gehört. (*Hassel.*)

CHANTILLY, Marktfl. im Bez. Senlis des franz. Dep. Oise an der Nonette, mit 1 Pfarrkirche, worin die Asche des berühmten Admirals Coligny ruht, 410 Häus. und 1629 Einw., die 1 berühmte Porzellan- und Fajanzefabr. mit 200 Arb., 1 Kupferschlägerei, 1 Spitzen-, 1 Linon- und Batistmanuf. und Baumwollenspinnerei unterhalten, und gute Gemüse bauen. In diesem Orte stand vormals ein schönes Schloß des Prinzen von Condé, merkwürdig durch seinen großen Marstall für 250 Pferde, seinen Kanal und seinen weitläufigen Park; alle diese Anlagen sind während der Revolution zerstört, doch ist noch ein Theil des Schlosses und der Park erhalten, der indeß schlecht unterhalten wird. (*Hassel.*)

CHANTONAY, Marktfl. im Bez. Fontenay des franz. Dep. Vendée, mit 333 Häus. und 1770 Einw. In der Nähe sind einträgliche Steinbrüche, die auch gute Mühlsteine liefern, und Kupfer- und Steinkohlenanbrüche, die nicht benutzt werden. (*Hassel.*)

Chantransia Cand., s. Lemanea Agardh.

CHANTREAU, (Pierre Nicolas), Professor an der Militärschule zu Fontainebleau, geb. zu Paris 1741. Er begab sich, etwa 20 Jahre alt, nach Spanien, blieb daselbst (vermuthlich als Sprachmeister) bis 1782, und machte 1788 u. 1789 eine Reise durch Großbritannien und Irland. Den Grundsätzen der Revolution mit Enthusiasmus ergeben, begab er sich 1792 als geheimer Emissär der Jakobiner nach Spanien, um daselbst das Betragen der emigrirten Franzosen und die Stimmung der spanischen Nation zu erforschen. Bei der Organisation der Centralschulen wurde er Professor der Geschichte zu Auch, kam von da 1803 nach Fontainebleau, und starb zu Auch den 25. October 1808. Während seines ersten Aufenthalts in Spanien schrieb er eine spanisch-französische Sprachlehre (Arte de hablar frances), die oft gedruckt wurde, z. B. Madrid in der k. Druckerei 1797. 4., und die ihm die Aufnahme in die k. spanische Akademie verschaffte. Unter seinen Reisebeschreibungen sind die Voyage dans les trois royaumes d'Angleterre, d'Ecosse et d'Irlande, fait en 1788 et 1789. Par. 1792. Vol. III. 8., und die Lettres écrites de Barcelone, écrites à un zélateur de la liberté, 1792; ed. III. 1796. 8. Teutsch, Leipz. 1797. 8., die bessern; die Voyage en Russie. 1794. Vol. II. 8. (angeblich aus einer holländischen Handschrift übersetzt). Teutsch von W. C. S. Mylius, Berl. 1794. 3 Th. 8. Engl. 1794. 2 Th. 8.) eine fehlerhafte Compilation, die durch die Zusätze des teutschen Übersetzers kein gutes Buch geworden ist. Seitdem Chantreau als Lehrer angestellt war, gab er eine Übersetzung von Blairs chronologischen Tabellen 1795. 4. (mit einer Fortsetzung von 1768—1795); Science de l'histoire. 1804. Vol. III. 4. Mappemonde chronographique 1803. fol. mit einer Notice élémentaire. 1804. 8. u. a. Schriften heraus, die nichts Auszeichnendes haben. Seine letzten literarischen Arbeiten waren: Elémens d'hist. militaire. 1808. 8. u. Hist. de France abrégée et chronologique, depuis la première expédition des Gaulois jusqu'en septembre 1808. Par. 1808. Vol. II. 8. †). (*Baur.*)

CHANU, Marktfl. im Bez. Domfront des franz. Dep. Orne, mit 2225 Einw., die kurze Eisenwaren u. Quincaillerie verfertigen. (*Hassel.*)

CHANUT, (Pierre), einer der ersten Diplomaten seiner Zeit. — Früher Steuerbeamter zu Riom, seiner Vaterstadt, war er nach einander Resident und dann Ambassadeur bei der Königin Christina von Schweden 1645 — 49, bevollmächtigter Minister zu Lübeck 1650 — 53, dann Ambassadeur in Holland bis 1655, da Ludwig XIV. ihn in sein Conseil aufnahm. Er starb im Jul. 1662, 62 Jahre alt. Wicquefort rühmt ihn als einen der ersten Gelehrten seiner Zeit, der sich in den meisten lebenden und todten Sprachen auszudrücken wußte, auch seine vielen Reisen sehr wohl zu benutzen verstand. Die Königin Christine schätzte seine diplomatischen und literarischen Talente; auf seinen Rath zog sie den in Frankreich unbekanten, in Holland verfolgten Descartes nach Schweden, von wo er dessen Gebeine später nach seinem Vaterlande beförderte und mit einer schönen Grabschrift beehrte. Ihm vertraute Christina zuerst ihren Entschluß, dem Throne zu entsagen, fand aber an ihm einen Gegner dieses Schrittes; doch blieb sie noch später mit ihm im Briefwechsel, und mehre Schriftsteller schreiben ihm Einfluß auf ihren Übertritt zum Katholicismus zu. Er begleitete sie von Antwerpen nach Compiegne. Seine Verhandlungen in Schweden und Lübeck von 1645—53 sind handschriftlich in der k. Bibl. zu Paris vorhanden; auch hat Pierre Linage de Vaucienne die Mémoires et négotiations de Mr. Chanut, dep. l'an 1645 jusqu'en 1655 (Paris 1676. Col. 1677. 3 V. 12.) drucken lassen, doch, nach Wicqueforts Bemerkungen, nicht unverstümmelt. Auch findet man sie im Diarium eur. Anh. 36-38.— Sein Sohn Martial Ch., Abt von Issoire, Almosenier der Königin Anna von Östreich, und Generalvicar der Karmeliter, gest. 13. Nov. 1695, hat Übersetzungen von Justinus Martyr Apologie, vom trienter Katechismus und der Autobiographie der heil. Therese (a. d. Span.) geliefert *). (*H.*)

CHANZA, Nebenfluß des Guadiana, der auf einer Strecke die Gränze von Spanien und Portugal bildet, und sich bei Ferez de Guadiana mündet. (*Stein.*)

CHAO, eine zahlreiche Inselgruppe der entfernteren Aleuten. Die bemerkenswerthesten dieser Gruppe sind die Inseln Chawja, Ulag, Amatrineg, Gagulag und Unalga. Das Klima ist wie das aller Aleuten, ziemlich rauh, der Boden felsig, die meisten haben Berge, viele Vulkane und heiße Schwefelquellen; die kleinern bestehen nur aus einem einzigen Berge oder Felsen. Pflanzen und Bäume trifft man nur wenig auf ihnen an,

---

†) Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. VIII. (von Beuchot).

*) Vgl. Biogr. univ. (v. *Villenave*). T. VIII.

weil ihr Grund nur mit einer ganz flachen Erdschicht bedeckt ist. Von wilden Thieren leben hier: Füchse (die blaulichen Eis- oder Steinfüchse), Biber, Murmelthiere, Flußottern, mehre Mäusearten, See- und Wasservögel. An Seethieren: Wallfische, Seebären, Seelöwen, Seekühe, Seehunde, Meerottern u. a. m. Einige dieser Inseln sind auch bewohnt, und die meisten der russischen Oberherrschaft unterworfen [*]). *(J. C. Petri.)*

CHAO DE COUCE, Villa und Hauptort der gleichnamigen Correiçao, in der portug. Prov. Estremadura, mit 109 Häus., 1 Kirche, gutem Wein- und Kastanienbau. *(Stein.)*

Chao Hing Fu, s. Tschao.

CHAOLAN, ein Ort in der Marokoprov. Fes am Seboo, im S. O. von Fes, der wegen seiner heißen Bäder berühmt und stark besucht ist; in der Nähe liegen auch die warmen Quellen Wischtata u. Ebi Jakub. *(Hassel.)*

CHAONIA, eine Stadt in der syrischen Provinz Kommagene, nach Ptol. V. 15. unter 70, 30 : 36, 30, auf der Tab. Peut. Channunia, 20 Mill. nördlich von Kyrrhos, und 28 Mill. südlich von Doliche. Das Itin. Ant. nent den Ort Ganunna, entfernt ihn aber 24 Mill. von Kyrrhos und 25 Mill. von Doliche. *(Ricklefs.)*

CHAOS, in den Kosmogonien bald das erste, bald das zweite Grundwesen, aus dem alle Dinge hervortreten. Nach einer orphischen Theogonie bei Damaslios [1]) existirte im Anfang nur die nie alternde Zeit (χρόνος ἀγήρατος) in Drachengestalt. Chronos erzeugte das unbegränzte Chaos nebst dem feuchten Äther aus dem finsteren Erebos, und darin ein Ei, woraus Phanes, als Schöpfer oder Ordner, ein Mannweib, auch Protogonos, Zeus und Pan genant, hervorging. Nach einer andern orphischen Kosmogonie [2]) war zuerst ein ungebornes, ewiges und unendliches Chaos, das weder hell, noch feucht, noch warm, noch kalt war; sondern Alles, als eine gestaltlose Masse, in sich verschloß, bis es sich zuletzt in Eiform bildete, woraus ein Mannweib, als der Grund aller Dinge und aus feineren Stoffen gebildet, hervortrat, das die Elemente schied und aus zweien (Luft und Feuer) den Himmel, aus zwei andern (Erde und Wasser) die Erde bildete. Hier ist also Chaos die ungeschiedene, formlose Materie, wie es auch von Apollonios dem Rhodier [3]) und von Ovid [4]) genommen wird. Legten Naturphilosophen, wie Zenon, dem Chaos den Begriff des Wassers, und Anaximenes den Begriff der Luft unter: so scheint man von der Idee eines allumfassenden Elements, worauf die Ableitung des Wortes von χάω, χαίνω, offen stehen, aufnehmen führte, ausgegangen zu seyn; und dieser Begriff ward allmälig zur Bedeutung des All, als der äußersten Gränze der Dinge [5]) und des Universums gesteigert. Auch die unendliche Leere hieß im System der Atomisten Chaos [6]). Diese Idee verloren die Philosophen nicht aus dem Auge, die Chaos bald für den Alles, was in ihm ward, umfassenden Raum [7]), bald für die Alles fassende Natur [8]) nahmen. Nach Hesiod [9]) war Chaos zuerst, und aus ihm ging der Erebos und die Nacht hervor [10]). Darf man das Wort von כָּהָה trübe, dunkel, vermischt seyn ableiten: so scheint es ursprünglich die formlose Urmasse bezeichnet zu haben [11]). *(Ricklefs.)*

CHAOURCE, Stadt im Bez. Bar sur Seine des franz. Dep. Aube (48° 6′ Br. u. 21° 40′ L.) an der Armance, die unweit davon entspringt, hat 420 Häuser und 1630 Einw., die sich außer ihrer Landwirthschaft mit der Wollspinnerei und Töpferei beschäftigen. Hier ist der Kanonist Edmonde Richet geboren. *(Hassel.)*

CHAPALA, der größte Binnensee des Reichs Mexiko in dem State Xalisco, der nach Humboldt einen Spiegel von 58 □Lieuen = 20,88 geogr. □Meilen hält. Er trägt 2 Inseln. Durch denselben strömt der Rio grande de Santjago. *(Hassel.)*

CHAPEL, oder Chapel en le Frith, Marktst. in der engl. Shire Derby, aber in Chesshire eingeschlossen. Er hat 3042 Einw., betreibt eine ansehnliche Baumwollenweberei, und hält 1 Wochen- u. 5 Jahrmärkte. ¼ Meilen von der Kirche öffnet sich eine Quelle, die regelmäßig, wenn nicht zu trockenes Wetter einfällt, ebbet und fluthet. *(Hassel.)*

CHAPELAIN, (Jean), Sohn eines Notars, geb. zu Paris 1595 den 4. Dec., wurde anfänglich zu den väterlichen Geschäfte erzogen, widmete sich aber nach dem Wunsche seiner Mutter, welche Ronsard gekant hatte, und ihrem Sohne solche Ehre, als dieser genossen, zuzuwenden wünschte, den Studien. Er legte sich mit Eifer auf alte und neue Sprachen, und studirte als Brotwissenschaft Medizin, von der er aber keinen Gebrauch gemacht zu haben scheint. Als Hofmeister der Söhne des Grand-Prévôt de France [1]) erwarb er sich das Vertrauen in einem solchen Grade, daß ihm die Verwaltung des ganzen Hauses eine lange Reihe von Jahren hindurch übergeben war. In dieser sorgenfreien Lage stellte er einige Übersetzungen [2]) an's Licht, und trieb Poesie, ohne doch etwas bekant zu machen, aus Furcht, daß man ihm eines der satirischen Gedichte, die unter der Regierung des Kardinal Richelieu in Menge erschienen, beilegen möchte. Diese Vorsicht blieb nicht unbelohnt. Da er durch eine Vorrede zu Marino's Adone, welcher in Frankreich (1623) unter Chapelain's Augen gedruckt wurde, dem Kardinale bekant worden war, wurde er in die neuerrichtete Akademie ernant, und mit der Verfertigung ihrer Statuten beauftragt. Eine Ode, die für eine seiner besten Arbeiten gilt [3]), pries die Tugenden des Kardi-

*) S. den Artikel Aleuten, aleutische Inseln und die daselbst angeführten Schriftsteller.

1) *Wolf* Anecd. Gr. III, p. 252 ff. 2) *Clem. Rom.* Recogn. adv. Gent. X. p. 145. ed. Colon. 3) I, 495 ff. 4) Metam. I, 5 ff. 5) *Aristot.* de coelo I, 9. 6) *Lucret.* V, 417. 7) *Sext. Emp.* Pyrrh. hyp. III, 6. adv. Phys. X, 1. 8) Schol. ad *Hes.* Theog. 116. 9) Theog. 116 ff. 10) Vgl. *Creuzer's* Symbolik Th. III. S. 305 u. 311 ff. und Kanne Mythol. d. Gr. S. 9 f. 11) *Euseb.* P. E. II, 10; *Fest.* h. v.

1) Mr. de la Trousse. 2) Unter andern von Guzman d'Alfarache, welche Übersetzung nicht mit der Bearbeitung dieses spanischen Picaro-Romans von le Sage verwechselt werden darf. 3) *Boileau* Préface de ses Oeuvres éd. 1683. Je n'ai pas prétendu que Chapelain, quoiqu' assez mechant poète, n'ait pas fait autrefois, je ne sais pas comment, une assez belle ode.

nals, und dieser, um nicht hinter dem Dichter zurückzubleiben, gab ihm einen Jahrgehalt und bediente sich seiner Feder, um die Urtheile der Akademie über den zum voraus verurtheilten Cid aufzufassen und zu ordnen. Der Glanz der Macht überstrahlte jetzt die Person des Dichters und Kritikers; alle Versmacher huldigten seinem Urtheile, und selbst Racine, der ihn über eine seiner Oden befragt hatte, gestand, ihm einige wesentliche Verbesserungen, und was bedeutender war, eine Pension zu verdanken. Jetzt traten auch von ihm selbst Sonette und Madrigalen ins Publikum, die mit Beifall aufgenommen wurden, und seinen Namen in der That hätten schmücken können, wenn er nicht, mit Überschätzung seines dichterischen Talentes, die Geschichte der Jungfrau von Orleans in einem Heldengedichte hätte besingen wollen. Um diese Arbeit zu beschleunigen, gab ihm der Duc de Longueville, der sich etwas Außerordentliches davon versprach [4]), einen Jahrgehalt, der aber seiner Absicht wenig entsprach, weil der poetische Eifer des Verfassers in eben dem Maße erkaltete, in welchem der Wunsch, den Genuß des Gehaltes zu verlängern, bei ihm selbst wuchs. Nach dreißigjährigem Verzuge erschienen endlich zwölf Gesänge [5]) der vor ihrer Bekantmachung von Freunden und Schmeichlern hochgepriesenen Pucelle; und so groß war die Erwartung des Publikums, daß binnen 18 Monaten 6 Auflagen davon gemacht wurden; aber kein künstliches Mittel war im Stande, das mißlungene Werk gegen den Hohn der besser Unterrichteten aufrecht zu erhalten [6]). Umsonst verdoppelte der Herzog von Longueville, der die Vortrefflichkeit der Pucelle zu einem Ehrenpunkte machte, den Jahrgehalt seines Günstlings; umsonst priesen die bezahlten Günstlinge des Rimeur tutélaire das Werk ihres Gönners [7]); es konte sich gegen die Einfälle Boileau's und seiner Freunde nicht aufrecht halten. Das von diesem ausgesprochene Urtheil ist auch das Urtheil der Nachwelt geblieben (Sat. IV. 90.):

> Chapelain veut rimer, et c'est-là folie.
> Mais bien que ses durs vers, d'épithètes enflés,
> Soient des moindres Grimauds chez Ménage sifflés:
> Lui-même il s'applaudit, et d'un esprit tranquile,
> Prend le pas au Parnasse au dessus de Virgile.
> Que férait-il, hélas! si quelqu' audacieux
> Allait pour son malheur lui désiller les yeux,
> Lui faisant voir ses vers et sans force et sans graces,
> Montés sur deux grands mots, comme sur deux échasses;
> Ses termes sans raison l'un de l'autre écartés,
> Et les froids ornemens à la ligne plantés?

Ein Schriftsteller, der über die Werke seiner Landsleute meist richtig urtheilt, wenn er nicht von Parteigeist bestochen ist [8]), sagt bei Gelegenheit dieses epischen Gedichtes: „Die Epopöe fordert Fruchtbarkeit in der Erfindung, Erhebung in den Gesinnungen, Anmuth in den Einzelnheiten, Lebhaftigkeit in den Bildern, und vor allen Dingen Feuer und Harmonie des Stils. Von allen diesen Eigenschaften wird man in der Pucelle von Chapelain keine Spur finden." Einige haben dagegen bemerkt, daß sich doch hin und wieder gelungene Stellen und harmonische Verse fänden; aber schwerlich möchten solche Einzelnheiten die Mängel eines Werkes von so langem Athem gut machen. Chapelain starb den 22. Febr. 1674 in seinem 79sten Jahre an den Folgen einer Verkältung, die er sich durch übermäßige Ökonomie zugezogen hatte. Er hinterließ eine Summe von 50,000 Thalern baren Geldes, und seine letzte Freude auf seinem Todtenbette war, den Geldkasten zu öffnen, der immer neben seinem Bette stand, und die Säcke um sich herzustellen. In dieser Umgebung starb er [9]). (*F. Jacobs.*)

CHAPELIER, (Isaac René Gui le). Dieser in der frühern Zeit der französischen Revolution bekant gewordene Rechtsgelehrte, Sohn eines geadelten Advokaten zu Rennes, geb. 1754, und selbst Sachwalter, zeichnete sich dort 1787 durch die warme Theilnahme an der Sache der Parlemente gegen den König aus. Dieß bewirkte seine Wahl zum dritten Stande der allgemeinen Ständeversamlung, in welcher er seinen Ruf als Redner behauptete. Auch hatte er großen Theil an den Arbeiten der Nationalversamlung auf der Rednerbühne und im Constitutions-Ausschusse. Gleich anfangs schlug er in der Ständeversamlung die Untersuchung der Vollmachten der Abgeordneten durch die drei vereinigten Stände vor, und bewirkte die Entscheidung, daß die Gemeinden mit dem Könige unmittelbar verhandeln dürften. Er war einer der Urheber des Eides im Ballhause. Er verlangte die Entfernung der Truppen von Paris, die Errichtung patriotischer Milizen (der Nationalgarde) und Necker's Beibehaltung als Ministers. Er widersetzte sich der Erhaltung der besondern Vorrechte der Provinzen und des Landeigenthums der Geistlichkeit, und er war es, der das Decret veranlaßte, daß jeder Deputirter nicht ferner

---

4] Die Gemalin des Herzogs scheint einen richtigen Geschmack gehabt zu haben. Bei einer Vorlesung der Pucelle sagte sie gähnend: cela est parfaitement beau, mais cela est parfaitement ennuyeux. 5) Paris. 1656. fol. Das Ganze bestand aus 24 Gesängen, von denen lange nach des Vfs. Tode (1755) noch 3, und dann (1756) wiederum 3 an das Licht gestellt worden sind. Die 4 letzten sind nie erschienen. Das ganze Gedicht wird auf der königlichen Bibliothek aufbewahrt. 6) Unter vielen Epigrammen auf dieses Gedicht ist eines der witzigsten das Distichon von Montmaure:

> Ista Capellani dudum exspectata puella
> Post tanta in lucem tempora prodit anus.

Menagiana P. I. p. 15. s. P. II. p. 4. Vgl. *Saxii* Onomast. T. V. p. 29. s. Folgendes ist von Linière:

> Nous attendons de Chapelain,
> Ce rare et fameux écrivain,
> Une merveilleuse Pucelle.
> La Cabale en dit force bien:
> Depuis vingt ans on parle d'elle,
> Dans six mois on n'en dira rien.

7) Diesen Titel gab ihm Boileau in der ersten Ausgabe seiner Satiren, mit Beziehung auf die ihm übertragene Anfertigung einer Liste von Personen, die eines Jahrgehaltes würdig wären. Er sagte:

> Enfin je ne saurois, pour faire un juste gain,
> Aller bas et rampant fléchir sous Chapelain.
> — — pour flatter ce Rimeur tutélaire.

Diese, nebst den dazu gehörigen Versen, sind in den spätern Ausgaben weggeblieben. Man vergleiche *Boileau's* Discours sur les héros de Roman, wo die Pucelle vor dem Throne Pluto's erscheint.

8) *Sabatier* in den Trois Siècles. 9) Pièces intéressantes et peu connues. Tome VIII. p. 169.

als der Geschäftsführer eines Departements, sondern als Repräsentant der ganzen Nation betrachtet werden sollte. — Vom ersten Augenblicke der Errichtung des Constitutionsausschusses an, war er dessen Mitglied. Als Präsident feierte er in einer Rede die Abschaffung der Privilegien in der Nacht vom 4. August. Während des 5. u. 6. Oct. vertrat er Mounier als Präsidenten. Er veranlaßte die Entscheidung, die geistlichen Güter der Verfügung der Nation zu übergeben, und sprach kräftig für die Aufhebung der Mönchsorden. Er verfaßte das Decret zur Unterdrückung der Adelsrechte. Im Oct. 1790 legte er den Plan zu einem hohen Nationalgerichtshofe und zum Cassationstribunale vor. Auch trug er vorzüglich zur Einführung des dreifarbigen Nationalzeichens bei, und ihm besonders verdankten die Protestanten im Elsaß u. Franche Comté die freie Religionsübung und Wiederherstellung ihrer politischen Rechte. Im März 1791 legte er den Gesetzesentwurf über die Zahl der Minister, ihre Geschäfte und Verantwortlichkeit vor. Bei Gelegenheit der Flucht des Königs bewirkte er mehre Sicherheitsmaßregeln für die Nationalversamlung. Aber von dieser Zeit an wurde er, überrascht von so manchen Wahrnehmungen der Umtriebe der Parteien, schwankend in seinem Benehmen. Er ging von den Jakobinern zu den Feuillants über, und bemühte sich, das Übergewicht der Volksgesellschaften zu mindern; aber zu spät. Sein damaliger Antrag zur Unterdrückung der Kühnheit der Klubbs wurde der Vorwand seiner Verurtheilung, als er — nach einigem Aufenthalte in England — nach Paris zurückkam, um die Beschlagnahme seiner Güter zu hintertreiben. Er wurde als Verschwörer für das Königthum mit zwei ehemaligen Collegen, Thouret und d'Espremenil, am 23. April 1794 hingerichtet. — Als Schriftsteller hat er sich durch seine Theilnahme an Condorcet's Bibl. d'un homme public (1789 — 92. 28 Vol. 8.) bekant gemacht *). (*H.*)

CHAPELLE, 1) mit dem Zusatze Basse Mer, Marktfl. im Bez. Nantes des franz. Dep. Niederloire, hat mit dem Kirchspiel 3200 Einw. 2) Chapelle blanche, Marktfl. im Bez. Langeais des franz. Dep. Indre-Loire nahe an der Loire, hat 3447 Einw. 3) Chapelle d'Angillon, Stadt im Bez. Sancerre des franz. Dep. Cher auf einer Anhöhe am kleinen Sandre, hat 1 Kirche, 120 Häus., 545 Einw. und 1 Eisenhammer. 4) Chapelle S. Laurent, Marktfl. im Bez. Parthenay des franz. Dep. Beide Sèvres, hat 1300 Einw. und hält Wochenmärkte. (*Hassel.*)

CHAPELLE [1]), (Claude Emmanuel Luillier), geb. 1626, war der natürliche Sohn eines Parlementsrathes François Luillier, der ihn in seinem sechszehnten Jahre legitimirte, und zehn Jahre später durch seinen Tod in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens setzte. Von dieser Zeit an lebte er, ohne Geschäfte, ohne ehrgeizige Bewerbungen, in der Gesellschaft geistreicher Freunde, dem Genuß; wie er meinte, nach der Weise Epikurs, dessen Grundsätze er von Gassendi, einem Freunde seines Vaters, gehört hatte. Seine unerschöpfliche Heiterkeit, die Anmuth seines Gespräches und die Leichtigkeit, mit der er artige Verse hinwarf, machte ihn bei den Großen beliebt, und er genoß ihren Umgang, wie Aristipp den Umgang der Laïs genoß [2]). Einstmals begleitete er den Herzog von Brissac auf seine Güter. Unterwegs findet er einen Plutarch, und beim Aufschlagen fallen ihm die Worte in die Augen: Wer den Großen folgt, wird zum Knecht. In dem Augenblicke erklärt er dem Herzog, er könne ihm nicht weiter folgen. Auf alle Vorstellungen, die man ihm deßhalb macht, antwortet er: Es komt nicht von mir. Plutarch hat es gesagt. Aber Plutarch hat Recht. Er lebte in engem Verkehr mit Boileau, Racine und Molière, die ihn über ihre Arbeiten zu Rathe zogen. Manche behaupteten daher, Chapelle habe Antheil an Molière's Komödien, und er selbst scheint diesem Gerüchte nicht widersprochen zu haben. Einstmals ersuchte ihn Molière um eine Scene in den Facheux. Sie geräth schlecht; Chapelle selbst muß eingestehn, daß sie schlecht ist. Jetzt droht ihm Molière, sie Jedermann zu zeigen, wenn er die Meinung bestehen ließe, daß er ihm helfe. Übrigens waren seine Kritiken meist treffend, bisweilen scharf und schneidend. Als ihn Racine über seine Berenice befragte, antwortete er mit dem Refrain eines bekanten Volksliedes: Marion pleure, Marion crie, Marion veut qu'on la marie, und dieses kurze Urtheil wurde auch von einem großen Theile des Publikums bekräftigt. Seine eignen Werke sind nicht zahlreich. Er liebte die Freuden der Tafel noch mehr als die Poesie, und mehre seiner Arbeiten sind die augenblicklichen Eingebungen heiterer gesellschaftlichen Stimmung. In allen findet man viele Fröhlichkeit, Witz und Feinheit, und nicht wenige Nachlässigkeiten [3]). Am meisten geschätzt ist die Beschreibung einer Reise nach Montpellier in Prosa und Versen, die seinen und Bachaumont's Namen führt. Doch hat der Letztere nur einen geringen

*) Vgl. Biogr. univ. T. VIII. (v. *Michaud j.*) u. Biogr. d. Contemp. T. IV.

1) Der Name Chapelle (auch oft La Chapelle), unter welchem er fast allein bekant ist, war ihm von einem Dorfe zwischen Paris und Saint-Dénis gegeben, wo er geboren war. Er ist bisweilen mit *de la Chapelle*, dem Verfasser eines Romans, Les Amours de Catulle, verwechselt werden; eine Verwechselung, die seinem Freunde Chaulieu zu folgendem Epigramme Veranlassung gab: Sur une édition où l'on avait mis le Voyage de Bachaumont et de Chapelle avec les Amours de Catulle de Mr. de la Chapelle, de l'Académie française:

Lecteur, sans vouloir t'expliquer,
Dans cette édition nouvelle,
Ce qui pourrait t'alembiquer
Entre Chapelle et La Chapelle;
Lis leurs vers, et dans le moment
Tu verras que celui qui si maussadement
Fit parler Catulle et Lesbie,
N'est pas cet aimable Génie,
Qui fit ce Voyage charmant:
Mais quelqu'un de l'Académie.

2) *Ἔχω τὴν Λαΐδα, οὐκ ἔχομαι.* 3) Er selbst charakterisirt seine Manier in folgenden Versen an Boileau:

Tout bon fainéant du Marais
Fait des vers qui ne coûtent guère.
Pour-moi c'est ainsi que j'en fais,
Et si je les voulais mieux faire,
Je les ferais bien plus mauvais,
Mais pour notre ami Despréaux,
Il en compose des plus beaux.

Antheil daran. Diese Reise, welche oft, und am geistreichsten von Thümmel, nachgeahmt worden, hat viele Ausgaben erhalten und meist sind ihr auch die andern Gedichte von Chapelle angehängt. Man schätzt die Ausgabe von Le Fevre de Saint-Marc. Paris. 1755. 12. (*F. Jacobs.*)

CHAPERON, (Nicolas), geboren gegen 1596 zu Chateaudun, gest. zu Paris 1647, erlernte bei Simon Vouet die Malerei, fand aber durch seine Ätzkunst Glück und Ruhm. In Rom radirte er die, unter dem Namen der Bibel Rafaels bekanten, Gemälde des Vatikans, und seine Blätter, 52 an der Zahl, erschienen 1638. Sie bleiben immer eine gute Kopie jener vortrefflichen Gemälde, wenn ihnen gleich an Korrektheit des Stils, Reinheit der Zeichnung und edlem Ausdruck des Originals Manches abgeht. In Paris lieferte er meist Bacchanale. Heinrich IV. hat er zweimal dargestellt. Unter dem einen Bildniß desselben sieht man eine Schlacht; unter dem andern, auf Art eines Basrelief, den von Chatel verwundeten König. Dieses Blatt wird weit mehr gesucht, vermuthlich weil es sehr selten ist. (*H.*)

CHAPETONES, Chapatonis, Gachupines, werden in Neuspanien die in Spanien gebornen und bloß eingewanderten Spanier genant. (*Stein.*)

CHAPMAN, (Friedr. Heinr. von), gest. 1808 als schwedischer Viceadmiral in hohem Alter, hat sich in der neuern Geschichte seines Vaterlandes durch seine Verdienste um die Flotte einen ehrenvollen Namen erworben. Von Jugend auf mit der Schiffsbaukunst beschäftigt, vervollkomnete er seine Kentnisse in England. Gustav III., der die seit Karl XII. in Verfall gekommene schwedische Flotte wieder empor zu bringen suchte, übertrug ihm die Leitung des Schiffsbaues derselben. Chapman entsprach diesem Vertrauen aufs vollkommenste, und brachte die Zahl der Linienschiffe auf 24; auch vervollkomnete er die Skärenflotte. Bei diesen Arbeiten befolgte er eine eigene Methode, die selbst die Engländer sich aneigneten. Er beschrieb sie in einem Werke über die Schiffsbaukunst, die 1779 von Lemonnier und 1781 von Vial Clairbois ins Französische übersetzt wurde. — Seine Verdienste erwarben ihm die Würde eines Viceadmirals, den Adel und das Commandeurkreuz des Schwertordens †). (*H.*)

CHAPMAN, (George), ein engländischer dramatischer Dichter aus dem großen Zeitalter des Shakspeare, war 1557 zu Hitching-Hill in der Grafschaft Hertford geboren und studirte zu Oxford, wo er sich besonders in den alten Sprachen ausgezeichnet haben soll. Hierauf ging er nach London und gewann die Freundschaft Shakspeare's, Marlow's, Spenser's, Daniel's und anderer großer Geister. Besondere Gönner fand er in dem Prinzen Heinrich, welchen ein früher Tod ihm raubte, in dem Grafen Robert von Somerset und Thomas Walsington, Vater und Sohn. Man weiß nicht genau, unter welchem Titel und Verhältniß Chapman eine Hofstelle bei Jakob I. oder seiner Gemalin Anna bekleidete. Er war ein geehrter und ehrwürdiger Mann, fromm und mäßig, und erreichte ein sehr hohes Alter. Er starb 1634 oder 1635.

Als Dichter scheint Chapman ein Liebling seiner Zeit gewesen zu seyn. Seine Übersetzung des Homer entzückte noch einen Waller, und Pope hat sie fleißig benutzt. In seinen Dramen bewunderte man den hohen und reichen Stil des Dialogs; aber freilich erkent die feinere Kritik darin viel hohles Pathos und verschraubten Aufschwung. Auch fehlt es einigen seiner Stücke selbst in dem Stoff und der Anlage nicht an Rohheit und Härte. Überhaupt scheint Chapman sehr flüchtig gearbeitet zu haben, was auch aus seinen Übersetzungen hervorgeht. Unter seinen Trauerspielen ist Bussy d'Ambois eins der berühmtesten gewesen (gedr. 1607. 4.). Seine Lustspiele ahmen größten Theils die regelmäßigen Charakterstücke des Terenz nach; aber in der Ausführung derselben läßt er sich alle Freiheit seines Jahrhunderts, und eins darunter (Two wise men and all the Rest Fools. 1619. 4.) hat sogar sieben Akte. Die originellsten sind Widow's Tears (1612. 4.) und Mask of the Two Honourable Houses or Inns of Court the Middle Temple and Lincoln's-Inn (1613. 4.). Mit Ben Jonson und Marston schrieb er das Lustspiel Eastward Hoe, welches wegen einiger harten Ausfälle gegen die schottländische Nation die drei Dichter in gefährliche Händel verwickelte (gedr. 1605. 4.) [1]).

Unter Chapman's Übersetzungen aus den Alten [2]) behauptet sein Homer eine ausgezeichnete Stelle in der Geschichte der engländischen Sprache und Literatur. Das Versmaß von vierzehnsylbigen Jamben ist allerdings schleppend und ermüdend; aber um so mehr sind die Stellen zu bewundern, in denen er selbst unter dieser Form Kraft, Feuer und Lebendigkeit hervorscheinen läßt, und in der Nachbildung der homerischen zusammengesetzten Epitheta zeigt er oft eine glückliche Kühnheit der Sprachbehandlung. Daß er auf treue Übertragung des Originals keinen Anspruch macht, bedarf wol kaum einer Erwähnung. Die ersten sieben Bücher der Ilias erschienen schon 1596, funfzehn 1600, und das ganze Gedicht (o. J. Fol.) nicht später als 1603, wie es aus der Zueignung an den Prinzen Heinrich von Wales hervorgeht. Die Odyssee erschien 1614 Fol., und bald darauf machte er den Homer durch die Batrachomyomachie, die Hymnen und Epigramme vollständig [3]). (*W. Müller.*)

CHAPNIERS, Marktflecken im Bez. Saintes des franz. Dep. Niedercharente, mit 2522 Einw., die guten Wein und Korn bauen. (*Hassel.*)

CHAPONE, (Mistris), eine geborene Engländerin, welche sich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen Namen als Schriftstellerin erworben hat. Ihren ersten Roman Amoret and Melissa schrieb sie im neunzehnten Jahre; dann folgte die im Adventurer abge-

†) Biogr. univ. T. VIII. (von *Catteau*).

1) Dieses Stück hat Hogarth die Idee zu den Blättern vom fleißigen und faulen Lehrling gegeben. Mstrs. Lenox hat es unter dem Titel Old City manners für ihr Zeitalter bearbeitet (London 1775. 8.). Die Zahl von Chapman's Theaterstücken ist siebzehn, von denen einige in Dodsley's Samlung aufgenommen sind. 2) Außer Homer hat er Musäus (Lond. 1616. 12. Nach andern Angaben 1606. 8.) und Hesiod (ungedruckt) übersetzt. Sein erstes Werk, gedr. London 1595. 4. ist ein Gedicht unter dem seltsamen Titel: Ovid's Banquet of sauce. 3) Biogr. Brit. *Cibber's* Lives. I. 229 ff. *Baker's* Biogr. Dram. *Campbell's* Specimens. III. S. 94 ff. Biogr. univ.

druckte Erzählung Fidelia, beide anonym. Geschätzter sind die unter ihrem Namen erschienenen Letters on the improvement of the mind. Lond. 1773. II. 12., besonders von Seiten des reinen und eleganten Stils und der Klarheit der Ansichten und Urtheile. Sie starb in ziemlich dürftiger Lage 1801, im 74. Jahre. Ihre vermischten Schriften in Prosa und Versen sind gesammelt in 4 Duodezbänden zu London 1807 erschienen *). (*W. Müller.*)

CHAPPE, (Claude), Erfinder der Telegraphie oder Fernschreibekunst, ein Neffe des Folgenden, geboren zu Brulon in Maine 1763. Als der jüngste Sohn einer zahlreichen Familie, wurde er zum geistlichen Stande bestimt, und kaum zwanzig Jahre alt, erhielt er zwei Pfründen, deren nicht unbedeutende Einkünfte ihn in den Stand setzten, seine längst herrschende Neigung zur Physik und zu physikalischen Experimenten zu befriedigen. Mit welchem Erfolg er diese Studien trieb, beweisen viele Aufsätze und Beobachtungen, die er durch das Journal de physique und andere Zeitschriften bekant machte. Unter anderm verdankt man ihm die mit elektrisirtem und mit entzündbarem Gas angefüllten Seifenblasen, die man in der Atmosphäre durch Zusammenstoßen verpuffen läßt, um die Wirkungen der elektrisirten Wolken nachzuahmen, und die Theorie des Donners durch die Elektricität zu beweisen. Er wurde 1792 ein Mitglied der philomathischen Gesellschaft zu Paris, zu einer Zeit, da er, durch die stürmischen Auftritte der Revolution veranlaßt, über die zweckmäßigsten Mittel nachsann, entfernten Freunden durch Signale Nachrichten mitzutheilen. Nachdem er ohne Erfolg die Elektricität, verschiedene akustische Mittel, den Rauch verschiedener Brenmaterialien rc. versucht hatte, überzeugte er sich, daß die Atmosphäre das beste Communikationsmittel wäre. In dieser Überzeugung durch viele Versuche bestärkt, gelang es ihm, eine Maschine zu erfinden, die er Telegraph nante. Er machte seine Erfindung 1792 der gesetzgebenden Versamlung bekant, und da die im Kleinen angestellten Versuche der erregten Erwartung entsprachen, wurde im folgenden Jahre die Anlegung einer telegraphischen Linie von Paris nach Lille decretirt. Das erste Ereigniß, welches dieser Telegraph bekant machte, war die Eroberung von Condé. Der Convent, welcher diese Nachricht beim Anfange einer Sitzung erhielt, decretirte sogleich, daß Condé fortan Nord-Libre heißen sollte, und noch ehe die Sitzung zu Ende war, meldete der Telegraph, daß das Decret an seinem Bestimmungsorte angekommen und der Armee bekant gemacht worden wäre. Nunmehr aufs Vollkommenste von der Wichtigkeit dieser Erfindung überzeugt, ordnete die Regierung eine besondere telegraphische Administration an, die aus Chappe und zweien seiner Brüder bestand, welche an seinen Versuchen den thätigsten Antheil genommen hatten. Neid und Mißgunst unterließen nicht, das Verdienst und die Ruhe des Erfinders zu schmälern, unter Berufung auf die schon bei den Persern, Griechen, den Seefahrern rc. üblich gewesene Signale; Andere suchten seine Erfindung durch Bekantmachung neuer telegraphischer Maschinerien herabzuwürdigen. Allein, wenn gleich Chappe frühere Versuche benutzte, so ahmte er doch keine der vorher üblichen Maschinen nach, sondern erfand eine ganz neue, weit einfachere und vollkommenere, und ihm gebührt die Ehre, mit der von ihm erfundenen Signalsprache den ersten gelungenen Versuch im Großen veranstaltet zu haben. Indessen kränkten ihn die erlittenen Schmälerungen seines Verdienstes so sehr, daß er in tiefe Schwermuth versank, und am 23. Januar 1805 seinem Leben ein Ende machte. Dem Moniteur zu Folge, stürzte er sich aus Lebensüberdruß in einen Brunnen, nachdem er vorher mit Bleistift auf ein Stück Papier die Worte geschrieben hatte: „Ich gebe mir den Tod, um dem Überdrusse des Lebens, der mich niederdrückt, zu entgehen. Ich habe mir nichts vorzuwerfen" †). (*Baur.*)

CHAPPE D'AUTEROCHE, (Jean), Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Onkel des Vorigen, geboren den 2. März 1722 aus einer adeligen Familie zu Mauriac in Auvergne. Obgleich zum geistlichen Stande bestimt, widmete er sich mit entschiedener Vorliebe dem Studium der Mathematik und besonders der Astronomie, gab 1752 eine französische Übersetzung von Halley's astronomischen Tafeln mit bedeutenden Zusätzen heraus, und übernahm in folgenden Jahren die Aufsicht über die Ausmessung verschiedener Gegenden in Lothringen. Bald darauf nahm ihn die Akademie der Wissenschaften unter ihre Mitglieder auf, und die Abhandlungen, die er von 1753 bis 1767 zu den Schriften derselben lieferte, beweisen seine Würdigkeit und seine wissenschaftlichen Strebungen. Diese waren Ursache, daß er 1760 von der Akademie den Auftrag erhielt, zu Tobolsk in Sibirien den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten, den Halley bestimt auf den 6. Junius 1761 angegeben hatte. Er begab sich zuerst nach St. Petersburg, bereisete darauf einen beträchtlichen Strich des asiatischen Rußlands, hielt sich längere Zeit in Tobolsk und Kasan auf, und kam nach 2 Jahren, nachdem er unter zahllosen Beschwerden den Zweck seiner Reise vollkommen erreicht hatte, in sein Vaterland zurück. Die erduldeten Mühseligkeiten hielten ihn nicht ab, dem Wunsche der Akademie zu entsprechen, und sich wenige Jahre nach seiner Rückkunft in der entgegengesetzten Richtung nach Californien zu begeben, um daselbst am 3. Junius 1769 einen zweiten Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Allein von dieser Reise kam er nicht wieder zurück; er starb am 1. August 1769 auf Californien an einer epidemischen Krankheit, sich noch im Tode glücklich preisend, daß er zuvor seine Beobachtungen nach Wunsch hatte vollenden können. Man hat von diesem sorgfältigen astronomischen Beobachter, dessen Höhenmessungen von anerkantem Werthe sind, zwei Reisebeschreibungen über seine beiden Missionen, die zwar zunächst für den Astronomen ein besonderes Interesse haben,

*) Biogr. univ. Reuß's Gelehrt. Engl.

†) Biogr. univ. T. VIII. (von Michaud). Hallesche allg. Lit. Zeit. 1805. Intellbl. Nr. 29 u. 62. Von der Geschichte der Telegraphie s. Bergsträßers Synthematographik §. 138—265, und dessen Schrift: Über Signal-Ordre und Zielschreiberei in der Ferne. Frkft. 1795. 8. Poppe's Encyklop. des Maschinenwesens, Art. Fernschreibe-Maschine. Böckmann's Vers. über Telegraphie und Telegraphen. Carlsr. 1794. 8. Donndorf's und Busch's Gesch. d. Erfind. Art. Telegraph.

doch aber auch für die Länderkunde manche nicht unerhebliche Ausbeute geben, besonders seine Voyage en Sibérie, fait par ordre du roi en 1761, contenant les moeurs, les usages des Russes et l'état actuel de cette puissance, la description géographique et le nivellement de la route de Paris à Tobolsk etc. Paris 1768. Vol. III. 4., ein Prachtwerk mit einem Atlas von 29 Karten, der als eine Seltenheit anzusehen ist, weil dem Verleger die Platten gestohlen wurden. (Ein Auszug des Werkes erschien Amsterd. 1769. Vol. IV. 8. m. Kpf. Engl. Lond. 1770. 4. (mit Auslassung der vielen astronomischen Beobachtungen und mathematischen Berechnungen). Teutsch, im Auszug in der allg. Hist. der Reisen rc. Bd. 20). Der Verfasser erzählt zwar viele unbedeutende Kleinigkeiten, und seinen Berichten von Verfassung, Volkssitten, Religionswesen rc. ist wenig zu trauen [1]); dagegen sind die auf Augenschein beruhenden physischen und technischen Bemerkungen, die Beschreibung von der Stadt Tobolsk rc. brauchbar. Der letzte Band enthält eine Übersetzung von Krascheninnikows Beschreibung von Kamtschatka aus dem russischen Original. Von geringerem Werth ist die aus des Verfassers Papieren und aus den Aussagen seiner Begleiter gesammelte Voyage en Californie pour l'observation du passage de Vénus etc., redigé et publié par Mr. de Cassini. Par. 1772. 4. m. 4 Kpf. (Auszug in der Hamb. Saml. neuer Reisebeschr. 2 Bd. 449—509.) Am ausführlichsten sind die Nachrichten über Mexiko [2]). (*Baur.*)

CHAPPUZEAU, (Samuel). Ein Gelehrter des 17. Jahrhund., zu Genf von armen, ursprünglich aus Poitiers abstammenden Ältern geboren und erzogen, und 1661 zum Bürger angenommen. Er studirte eigentlich Medizin, machte sich aber zugleich als Schauspieldichter, Verfasser von statistischen und topographischen Schriften, und Übersetzer bekant, besonders aber durch seine Redaction der Reisen Tavernier's. Er war nach Paris gekommen, um sein Glück zu suchen. Tavernier, der selbst nicht richtig schreiben konte, und dessen Nachrichten ein wahres Chaos waren, wußte ihn mit Hilfe des ersten Präsidenten de Lamoignon dahin zu bringen, daß er das unangenehme Geschäft übernahm. Er dictirte ihm nun das meiste in Patois. So erschienen die zwei ersten Bde. (Voyages de Tavernier. Paris 1679. 4.). Allein als Chappuzeau Tavernier nicht von Bekantmachung seiner nachtheiligen Darstellung des Betragens der Holländer in Ostindien abhalten konte (Histoire de la conduite des Hollandais en Asie, im ersten Kapit. des dritten Bandes der Reisebeschrbg.): so entzweiten sie sich, und Ch. nahm keinen Theil an der Redaction des dritten Bandes, die durch Lachapelle, den Sekretär von Lamoignon, besorgt wurde (Voy. de Tavernier. T. III. Paris 1681. 4.). Dennoch wurde er von Jurieu in dem Esprit de Mr. Arnauld heftig angegriffen. Allein er bewies, daß er, während dieser dritte Band zu Paris geschrieben und gedruckt wurde, zu Genf gewesen *). — Obgleich er eine Zeit lang dem Prinzen Wilhelm von Oranien, nachher König Wilhelm III. von England, Unterricht ertheilt, an verschiedenen Orten in Teutschland als Arzt oder Lehrer sein Glück gesucht hatte und Gouverneur der Pagen des Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg gewesen war, so kam er doch nie in eine vortheilhafte Lage. In einem Sonett beklagt er sich noch kurz vor seinem Tode, daß er alt, blind und arm sei. Er starb zu Zelle am 18. oder 31. Aug. 1701. — Mit vieler Sorgfalt hatte er an einem großen Dictionnaire historique, géographique, chronologique et philologique gearbeitet; besonders ausführlich über Teutschland und die nordischen Reiche, wie das 1694 in Fol. edirte Projet zeigt, so wie sein Dessein d'un nouveau Dictionnaire, 4. — Das Manuscript war aber in Moreri's Hände gekommen, und Chappuzeau beklagte sich mit Recht (s. Moreri Baseler Ausg.), daß er seine Arbeit benutzt habe. — Seine übrigen Schriften sind: Lyon dans sa splendeur, ou Description de la ville de Lyon. 1656. 4. — Entretiens familiers d'Erasme. Paris 1662. 12. Eine schlechte Übersetzung von Erasmi colloquia. — L'Europe vivante, ou Relation historique et politique de tous les états de l'Europe. Génève 1666. 8. u. 1667. 4. Relation de l'estat présent de la maison électorale et de la cour de Bavière.. Paris 1673. 12. L'Allemagne protestante. Génève 1672. 4. Le théâtre français en trois livres, où il est traité de l'usage de la comédie, des auteurs, qui soutiennent le théâtre et de la conduite des comédiens. Lyon (Paris) 1674. 12. (selten). La Muse enjouée ou le Théâtre comique. Lyon 1667. 12. Eine Samlung von Komödien, die er vorher einzeln edirt hatte: in Rücksicht der Erfindung und der Intrigue von Werth; die Versification aber äußerst mittelmäßig. — Génève delivrée, poëme pour la fête séculaire dite l'Escalade. Cell. 1702. 8. (Escalade heißt der verrätherische Anschlag des Herz. von Savoyen 1602, Genf bei Nacht mitten im Frieden einzunehmen.) Wahrscheinlich ist er auch der Verfasser der Histoire des Joyaux et des principales Richesses de l'Orient et de l'Occident **). (*Escher.*)

CHAPTALIA, Vent., eine nach dem berühmten Naturforscher Chaptal genante Pflanzen-Gattung aus der Abtheilung der 19ten Klasse, welche Candolle Labiatifloren, und ich Perdicieen nenne. Char. Geschuppter gemeinschaftlicher Kelch. Kahler Fruchtboden. Zungen-

1) Eine scharfe Kritik erfuhr der Verf. in dieser Beziehung von der Kaiserin Katharina II., die selbst (mit Schuwaloff) die Feder gegen ihn ergriff und ein Antidote ou examen du mauvais livre intitulé: Voyage etc. Amst. 1771. Vol. II. 12. drucken ließ. Eine andere Kritik erschien unter dem Titel: Lettre d'un style franc et loyal, à l'auteur du journ. encyclop. 1771. 12. 2) Eloge par *Grandjean de Fouchy* in den Mém. de l'acad. de Par. 1769. Hist. p. 163. Gallerie franç., ou portraits des hommes illust. Par. 1772. *Heft* 7. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VIII. (von Michaud). *Meusel* bibl. hist. Vol. II. P. II. 247. Vol. III. P. I. 353.

*) Défense du Sr. Sam. Chappuzeau contre une satire intitulée l'ésprit de Mr. Arnauld. à la Haye 1691. **) S. Morhofs Polyhistor. — Eccard monatl. Auszug. 1701. 8. p. 112. — *Senebier* Hist. litt. de Génève. 2. 229. Journ. des Savans. 1667. 1677. 1747. *Goujet* Biblioth. franç. T. 8. — Bayle Vorrede zur 2. Ausg. u. Artikel Tavernier. — Iselin allg. histor. Lexicon. — Jöcher. — Moreri. — Biogr. univ.

förmige Blümchen im Strahl und zweilippige in der Scheibe. Ungestielte haarige Samenkrone. Im Syst. veg. III. 504. findet man vier Arten aufgeführt. (*Sprengel.*)

CHAPUIS, 1) Claude, geb. zu Amboise im Anfang des 16. Jahrh. und gest. gegen 1572, war anfangs Kammerdiener von Franz I., dann sein Bibliothekar, oder wie es damals hieß, Libraire, trat zuletzt in den geistlichen Stand und erhielt ein Kanonikat. Marot nent ihn unter den guten Dichtern seiner Zeit, allein die Folgezeit hat seine poetischen Werke in Vergessenheit sinken lassen. — 2) Gabriel, des Vorigen Neffe, geb. zu Amboise 1546 und gest. gegen 1611, verlor mit dem Tode seines Oheims seine früheren schönen Aussichten, und machte sich nun für einige Lyoner Buchhändler zu Übersetzungen der damals berühmtesten spanischen und italienischen Werke anheischig. Die Eile ist an seinen Übersetzungen nicht zu verkennen. Das Verzeichniß derselben hat Niceron, jedoch nicht vollständig, geliefert. Es verdient bemerkt zu werden, daß von den 24 Büchern des Amadis de Gaule (Lyon 1575—81) Chapuis das 15—21ste Buch, und von der Histoire de Primaléon de Grèce, contenant le discours de Palmerin d'Olive (Par. 1572—83., Lyon 1600), das zweite Buch neu und das dritte allein übersetzt hat. Chapuis erhielt nach dem Tode von Belleforest die Stelle des Historiographen von Frankreich und wurde im J. 1596 Sécrétaire-Interprète des Königs für die span. Sprache. (*H.*)

CHAPULTEPEK, Stadt in Mexiko, Begräbnißort der Unterkönige und ehemals der mexikanischen Könige, mit einem prächtigen Palast und Lustgärten. Dabei der Berg gleiches Namens 278° 32′ 30″ L. 19° 25″ B. (*Stein.*)

CHARA, eine merkwürdige Pflanzen-Gattung, welche wir jetzt mit Agardh zu den Algen zählten. Sie besteht aus ästigen, gegliederten Röhren, deren Wände aus schiefen, fast spiralförmigen Röhren zusammengesetzt sind. In diesen Röhrchen bewegen sich rundliche, oft unregelmäßige Moleculen regelmäßig dergestalt im Kreise, daß sie auf der einen Seite auf- und auf der andern absteigen. Die Pflanze bringt eiförmige, mit Spiralröhrchen umgebene Samen, mit jenen Moleculen gefüllt hervor, aus denen Kaulfuß das Keimen der jungen Pflänzchen und die Bewegung der Moleculen trefflich beobachtet hat. (Über das Keimen der Charen Leipz. 1825.) Ihm verdanken wir auch die richtige Ansicht von den rothen Kügelchen, welche zur Seite jener Samen gebildet werden, und die man sonst für Antheren gehalten. Diese Kügelchen, deren Wände sich in mehre, fast dreikantige Stücke lösen, sind voll ästiger gegliederter Fäden, und enthalten überdieß sechs wirbelförmig gestellte Röhren, welche die Vermuthung wahrscheinlich machen, daß die rothen Kügelchen dieser Gattung eigenthümliche Knospen sind. Die Abtheilung, welche Agardh in Nitella und eigentlichen Chara macht, kann sich nicht halten, da die Wände aller bekanten Charen aus Röhrchen zusammen gesetzt sind. Auch sind viele Arten, die Agardh aufführt, mit andern zu vereinigen. (*Sprengel.*) — Chara hispida und vulgaris. Beider pulpöse Bekleidung und Gefäßsaft besteht, nach Buchner, aus grünem Harze, Schleim, sogen. Extractivstoff, kohlen- und salzs. Kalk, salzs. Ammonium, und wahrscheinlich aus glutenartiger Substanz, welche das Skelet der Pflanze bildet. Die pulpöse Epidermis enthält noch eine flüchtige Materie, welche der Pflanze den widerlichen Sumpfgeruch mittheilt [1]). Peschier's Analyse [2]), stimt ziemlich mit der Buchnerschen überein. Außerdem fand Brewster [3]) bei Prüfung der Gruppen kohlens. Kalks, welche einen großen Theil dieser Pflanzen bilden, und einen wesentlichen integrirenden Theil ihrer Constitution ausmachen, daß sie, auf warmes Eisen gelegt, phosphorescirend wurden. Jede Gruppe oder Masse der kalkartigen Materie besteht aus kleinen, zusammengehäuften Theilchen, welche doppelte Strahlenbrechung zeigen, und regelmäßige, neutrale und depolarisirende Axen haben. Sie werden festgehalten am Stamme der Pflanze, durch eine sehr feine durchsichtige Haut. Die kalkartige Materie ist also nicht bloß ein zufälliger Niederschlag aus dem Wasser, worin diese Pflanzen vegetiren.

Endlich hat diese Pflanze auch durch den schon früher darin bemerkten, aber erst neuerdings von Herschel, Amici, Nobili u. A. allgemein anerkanten Umlauf der Säfte die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen [4]). Über fossile Charasamen, s. Keferstein's Teutschland in geogn. Hinsicht. III. 1. (*Th. Schreger.*)

Characinus, s. Salmo.
Charade, s. Räthsel.

CHARADRIÄ, ein Städtchen auf der Landzunge des Athos in der Halbinsel Chalkidike. Scyl. p. 27. (*Ricklefs.*)

CHARADRIUS, Regenpfeifer und Kiebitze. Eine Gattung der Sumpfvögel, und zwar nach meiner Bestimmung der schnepfenartigen, welche aber nach den verschiedenen Ansichten der Ornithologen auf verschiedene Weise und zum Theil sehr unrichtig begränzt und rubricirt worden ist.

Der Schnabel ist länglich, gerade, ziemlich schmächtig, kürzer, bisweilen fast so lang als die Hirnschale, in der ganzen hintern, gewöhnlich größesten Strecke mit weicher Haut bekleidet, in der letzten hart, hier unten so wie oben merklich erhöht und dann konisch zugespitzt. Die Nasengrube nimt die ganze Länge der weich bekleideten hintern Schnabelstrecke ein und ist bis auf die länglichen ritzenförmigen, quer durchgehenden Nasenlöcher durch dünnen Knorpel (gewöhnlich unrichtig Haut genant) verengt. Der Oberkiefer ist in zwei Punkten biegbar beweglich, nämlich zumal gleich hinter der harten Kuppe und dann noch, wiewol minder, an der Wurzel, so daß entweder nur die Spitze oder der ganze Oberkiefer geho-

1) Vgl. Nova Acta ph. med. Acad. Caesar. Leopold. Carol. naturae Curiosorum. Wirzb. 1818. 4. T. IX. 2) J. d. Verh. der Gesellsch. naturf. Freunde in Berlin I. 1. 1819. 4. 3) S. Schweigger's N. Journ. f. Ch. u. Ph. Neue Reihe. IX. 3. S. 284. 4) Vgl. G. F. Kaulfuß Erfahr. üb. d. Keimen der Charen rc., mit 1 Kpf. Lpz. 1825. 8.

ben und gesenkt werden kann [1]). Die Stirn ist sehr erhöht. Die Augen groß. Die Füße schmächtig, lang oder ziemlich lang; der Unterschenkel unten mehr oder weniger nackt und der Lauf entweder bloß klein netzförmig geschuppt, oder schienig geschildert, oder beides. Der Hinterzeh, wenn er vorhanden ist, ist immer sehr klein und unthätig (nicht auftretend); den meisten fehlt er völlig. Die Vorderzehen kurz, der mittlere längste mit dem äußern durch eine deutliche Spannhaut verbunden. Die Flügel spitz, ziemlich lang mit 25 bis 26 (auch wol mit 30) Schwingen, von denen theils die erste, theils die zweite oder dritte die längste ist. Der Schwanz ist mäßig lang, gerade abgeschnitten oder abgerundet und besteht aus 12 Federn.

Die Anatomie (des Charadrius Vanellus varius, pluvialis, Morinellus, Hiaticula, minor und Oedicnemus) zeigte mir alle den Schnepfenvögeln überhaupt zukommende eigenthümliche Verhältnisse. Die Knochen, außer einigen Kopfknochen, sind alle markig und nicht der Luft geöffnet. Das Brustbein hat eine sehr starke Leiste und am Hinterrande zwei tiefe häutige Buchten, folglich zwei Abdominalfortsätze jederseits. Die Gaumenhaut bildet eine vordere und hintere gezähnte Querleiste. Die Parotis oder Mundwinkeldrüse ist fast so länglich und schmächtig wie bei Singvögeln. Die Zunge schmal, scharfrandig, vorn ganz, hinten gezähnt; der Zungenkern bloß knorpelig. Die Luftröhrenringe meist durchaus weich. Der untere Kehlkopf sehr einfach, nur mit einem eigenen Muskelpaar versehen. Der Schlund ohne Erweiterung. Der Magen fleischig. Außer den ziemlich langen eigentlichen Blinddärmen befindet sich in der Mitte der Länge des Darms ein Divertikel oder dritter einfacher Blinddarm, der fast bei allen Wasservögeln als Rest des Dotterkanals gefunden wird. Das Pankreas ist in die Länge gezogen, zwei- oder dreilappig und, wie es scheint, ein einiges; oder das erste und zweite sind wenigstens verbunden. Die Nieren haben die, in dieser Familie gewöhnliche, fast geigenförmige Figur. Die Schwanzdrüse ist am Zipfel befiedert. — Mehr der Gattung der Regenpfeifer eigenthümlich sind folgende anatomische Anordnungen. Der obere Orbitalrand ist sehr erhöht, wodurch der ganze Oberkopf äußerlich hoch und sehr gewölbt erscheint. Jede Nasendrüse [2]) ist ziemlich schmal, länglich, sanft in Bogen gekrümt, liegt oben auf dem Stirnbeine in einer ganz abgeschlossenen Grube und durchbohrt dasselbe vorn mit ihrem durch die Orbita zur Nase gehenden Ausführungsgange. Das Siphonium [3]) oder Röhrenbeinchen (eine knöcherne Leitungsröhre, welche die Luft aus dem Ohr in den Unterkiefer führt), ist vielleicht nur hier außer Passerinen vorhanden.

Die Regenpfeifer bilden eine zahlreiche, über alle Welttheile verbreitete Gattung. Manche halten sich oft weit vom Wasser entfernt, auf trocknen Ebenen, Feldern, Brachen, andere mehr an feuchten Orten und in der Nähe des Wassers auf. Sie laufen schnell ruckweise, wippen dabei mit dem Schwanze oder dem ganzen Körper, nähren sich hauptsächlich von Insekten, doch auch von andern kleinen Erd- und Wasserthieren, rufen laut zu jeder Zeit, doch zumal bei oder vor dem Regen (daher Regenpfeifen), fliegen schnell, leben in Monogamie, legen, wie fast alle Schnepfenvögel, 4 gefleckte, sehr große, fast ohne Ausnahme birnförmige Eier, wandern theils einzeln, theils in kleinern oder größern Gesellschaften, mausern meist auch im Frühjahr, also zweimal. Das erste Federkleid ist merklich von dem der Alten, das Sommerkleid bei manchen sehr, bei andern fast gar nicht vom Winter- oder Herbstkleide, das der Männchen und Weibchen meist wenig oder nicht verschieden; jedoch haben die Weibchen derer Arten, welche ein abweichendes Frühlings- oder Sommerkleid tragen, dieses selten so rein und vollständig, als die Männchen.

Unter den ältern und neuern Ornithologen sind meines Wissens Pallas, und Lichtenstein in Berlin die einzigen, welche die Gattung Charadrius in dem Umfange genommen haben, als hier und früherhin (ohne Kentniß jener Vorgänger) von mir geschehen ist. Übrigens werden von allen, auch den neuesten ornithologischen Schriftstellern die vierzehigen Arten als eine Gattung abgesondert, welche Illiger Tringa, Brisson, Bechstein, Meyer, Temminck, Brehm und Andere Vanellus nennen; wie denn auch schon Linné und späterhin Latham selbige zu ihrer, freilich mehre andere Formen willkürlich verbindenden Tringa-Gattung ordneten. Ja es wird in den neuesten ornithologischen Schriften auf die Anwesenheit oder Abwesenheit dieses kleinen Hinterzehs ein so großer Werth gelegt, daß man ein höheres Gruppirungsmoment darin zu finden geglaubt und die „Charadrien" sogar in eine andere Familie als die „Vanelli" gestellt hat. Wenn aber dieselben Schriftsteller bei der Bestimmung anderer Vogelgattungen, z. B. der Spechte, Jakamars und Eisvögel mit Recht Anstand genommen haben, die da vorkommenden dreizehigen Arten bloß um des fehlenden Zehes willen von den vierzehigen generisch zu trennen: so hätte noch weit mehr Anstand genommen werden sollen, eine solche Trennung da vorzunehmen, wo der wegfallende Zeh, wenn er vorhanden, doch immer unthätig, überhaupt schon (zumal aber bei manchen Arten, z. B. beim Charadrius varius) in der Verkümmerung begriffen und bedeutungslos ist, was hingegen von den Zehen der Spechte rc. in der Regel keinesweges gilt. Indessen muß selbst der winzige, kaum bemerkbare Fußdaumen, des „Charadrius varius" dem Herrn Temminck noch nicht klein genug seyn, weil Derselbe zwar die große Ähnlichkeit der „Charadrii" und „Vanelli" zugesteht, beide aber doch nicht eher vereinigen will, als bis Fälle entdeckt seien, wo durch Verkümmerung dieses Hinterzehs ein eben solcher Übergang von den vierzehigen („Vanellis") zu den dreizehigen („Charadriis") gebildet werde, als in den Gattungen der Spechte u. s. w. sich darstellen. — Wir glauben, daß diese Entdeckung längst gemacht sei.

Es gibt also unter unsern Charadrien dreize-

1) S. Nitzsch's Abhandlung über die Bewegung des Oberkiefers der Vögel in Meckel's teutsch. Archiv für die Physiologie B. II. S. 376. 2) S. Nitzsch's Abhandlung über die Nasendrüse der Vögel in Meckel's teutschem Archiv für die Physiologie Bd. VI. S. 234. 3) S. Nitzsch's osteographische Beiträge zur Naturg. d. Vögel. Leipzig 1811. S. 30.

hige und vierzehige, und zwar steht diese Verschiedenheit so wenig im Einklang mit den übrigen hier vorkommenden erheblichen Verschiedenheiten, daß nicht ein Mal eine Unterabtheilung darauf gegründet werden kann; denn unter jenen, wie unter diesen, gibt es Arten mit einem Federzopf am Hinterhaupte, und Arten ohne solchen, gibt es welche mit nackten, farbigen Hautlappen an der Stirn oder der Halfter und welche ohne diese; ferner Arten mit, und solche ohne Flügelspornen; wie auch Arten, bei denen die erste Schwinge, und andere, wo die zweite oder dritte die längste ist; daher denn auch manche vierzehige Arten mit dreizehigen die größeste und weit mehr Ähnlichkeit in jeder Hinsicht als mit andern vierzehigen haben.

Wenn Gmelin die vierzehigen, mit Flügelspornen und nackten Stirnlappen versehenen Charadrien zu dem Genus Parra zog, so war dieß ein eben so großer Mißgriff, als der, welchen Latham beging, indem er den Charadrius Oedicnemus unter den Tarppen aufführte. H. Temminck hat jedoch diesen letzten Vogel nebst einigen verwandten fremden als ein besonders Genus (Oedicnemus) aufgestellt, welche Aufstellung weniger durch die von ihrem Urheber gegebenen Merkmale, als durch andere, zumal anatomische vielleicht gerechtfertigt werden dürfte.

Daß Charadrius gallicus und Coromandelicus *Gmel.* so wie Charadrius Himantopus *L. Gmel.* wesentlich von den Regenpfeifern verschieden sind, ist allgemein anerkant. Erstere bilden die, auch mit neuen Arten vermehrte Gattung: Tachydromus *Illig.* (Cursorius *Lath.*) letzterer die Gattung Himantopus auctor., welchen Namen, da er längst einer Infusoriengattung sehr passend zugetheilt werden, ich mit Hypsibates vertausche. Noch ist Charadrius Calidris zu einer eignen Gattung (Calidris genant) meines Erachtens aber mit Unrecht erhoben worden, indem dieser Vogel troß des ihm fehlenden Hinterzehs zu Tringa gehört.

Wir führen von den echten Charadrienarten die europäischen und einige fremde auf, um die erheblichern, hier vorkommenden Verschiedenheiten kentlich zu machen:

1) Charadrius Vanellus *Pallas*, der gemeine Kiebitz. (Tringa Vanellus *Linn. Lath.*, Vanellus cristatus *Bechst. Temm.* — *Le Vanneau*, *Buffon* Planches enluminées t. 242. — Naumanns Naturg. d. Vögel d. nördl. Teutschl. II. t. 14. f. 18.), hat einen kleinen Hinterzeh, am Hinterkopf einen langen, aus sehr schmalen, sanft auswärts gekrümten Federn bestehenden Zopf, und die erste Schwinge kürzer als die zweite; ist 1 Fuß 1 Zoll paris. Maß lang und 2¼ Fuß flügelbreit. Im Sommer- oder Frühlingskleide sind die Seiten des Hinterkopfs und Oberhalses weiß, erstere schwärzlich gestrichelt; Oberkopf, Zopf, Wangen, Strich unter den Augen, Kinn, Vorderhals und besonders die ganze Breite der Gurgel (nicht der Brust) tief schwarz; der ganze Rücken nebst Schulterfedern und den Deckschwingen dunkelgrün, nach dem Lichte röthlich schillernd; einige äußere Schulterfedern purpurfarbig. Die Flügel schwarz, mit Ausnahme der Deckschwingen; Flügel- und Schwingendecken violett schillernd; die 3 oder 4 ersten Handschwingen an der Spitze weißlich, die Wurzelhälfte der gerade abgeschnittenen Schwanzfedern weiß, das übrige schwarz, am Ende wieder weiß gesäumt, die äußerste Schwanzfeder jedoch ganz weiß oder nur mit schwarzem Fleck der innern Fahne. Der Schnabel schwarz, die Füße mäßig lang, dunkel fleischroth. — Im Herbstkleide sind Unterkinn und Kehle mehr oder weniger weiß, und die neuen dunkelgrünen Federn des Oberkörpers haben blaßbraun gelbliche Ränder; diese Ränder scheinen sich zum Frühjahre nur abzureiben und die Rückenfedern nicht erneuert zu werden. — Das Jugendkleid ist wenig vom Winterkleide (zumal von dem ersten) verschieden; der Zopf ist aber immer viel kürzer, oft sehr klein; Kopf- und Halsseiten rothbräunlich angelaufen; die Füße schwärzlich. — Dieser bekante schöne Vogel lebt in Europa, Asien, Afrika, auf sumpfigen Wiesen, Triften in der Nähe der Flüsse, Teiche und Seen, auch des Meeres. Er überwintert im südlichen Europa und Afrika (Lichtensteins *)) Charadrius Gavia ist vielleicht nur Ch. Vanellus im Winterkleide), schreit laut Kiebitz und fährt, so schreiend und fliegend unter vielen sonderbaren Schwenkungen, nach denen, welche sich seinem Neste nähern. Dieses besteht in einer bloßen, oft auf begrasten Maulwurfshügeln befindlichen Vertiefung und enthält 4 große birnförmige, auf hellbraunem oder olivenfarbenem Grunde schwarzgefleckte Eier, welche ein beliebtes Gericht geben.

2) Charadrius cayennensis *Lichtenst.*, der kayennische Spornkiebitz (Tringa cayennensis *Lath.* Parra cayennensis *Gmel.* — *Buffon.* Pl. enl. t. 836.). Ist in der ganzen Figur unserm gemeinen Kiebitz sehr ähnlich, auch vierzehig und mit langem Federzopf versehen, aber größer, hat viel höhere Beine, einen viel längern Schnabel, am Flügelbuge einen sehr starken, gelben, sanft auswärts gekrümten Sporn und zumal an den obern Theilen andre Farben. Kopf, Hals, Rükken und Deckschwingen sind nämlich graubraun, die Schulterfedern schön, grün und kupferfarbig schillernd; die kleinen Flügeldecken grün schillernd; die Schwingendecken des Arms, Hinterbrust, Bauch, Steiß und Schwanzwurzel weiß; Stirn, Halfter, Längsstreif am Vorderhalse, die ganze Breite der Gurgel und Vorderbrust, so wie die zweite Hälfte des Schwanzes schwarz. Dieß ist das Sommerkleid. Im Winterkleide ist der Hals vorn und an den Seiten weiß; so in Buffons angeführter Abbildung. — Die erste Schwinge ist kürzer als die zweite und dritte, welche die längsten sind. — Dieser Kiebitz bewohnt das südliche Amerika, besonders Brasilien, woher ich zwei Stücke vor mir habe.

3) Charadrius ludovicianus. Der Louisianische Spornkiebitz (Tringa ludov. *Lath.* Parra ludov. *Gmel.* — *Buff.* Pl. enl. 835.). Die langen Füße auch mit kleinem Hinterzeh, und die Flügel mit einem Sporn am Bug: aber ohne Federzopf, und am Kopfe jederseits mit nackter, gelber Haut, welche hinter den Augen anfängt, über dieselben weggeht und vorn neben der Schnabelwurzel einen spitzen herabhängenden Lappen bildet. Der Oberkopf, die Handschwingen und die

*) S. Dessen, mit vielen schätzbaren neuen Beobachtungen und Notizen ausgestattetes Verzeichniss der Doubletten des zool. Museums zu Berlin 1823. S. 70.

Schwanzspitze sind schwarz; der Mantel grau, rostig überflogen; Kehle und Vorderhals hellröthlich. Lebt in Luisiana.

4) Charadrius bilobus *Gmel. Lath.* Der malabarische Regenpfeifer. (*Buffon.* Pl. enl. 880.). Ganz die Form des vorigen, auch ein nackter, gelber, an jeder Seite der Schnabelwurzel herabhängender, spitzer Hautlappen; auch etwas ähnliche Zeichnung, aber kein Hinterzeh und kein Flügelsporn, so daß schon aus der Vergleichung dieser beiden Arten hervorgeht, wie unstatthaft die Trennung der sogenanten „Vanelli" von den Charadrien ist.

5) Charadrius pileatus *Lath. Gmel.* Der senegallische Regenpfeifer, Hutregenpfeifer (Le Pluvier du Sénégal *Buff.* Pl. enl. 834). Auch dreizehig und mit einem, jedoch kleinern, nackten, gelben Hautlappen jederseits an der Halfter, aber zugleich mit einem kurzen Federzopf am Hinterhaupte, ohne Flügelspornen. Kopf, Oberhals, Streif längs des Vorderhalses, Schwingen und Schwanzspitze schwarz. Ein weißer Streif fängt hinter den Augen an und geht hinten am Kopfe mit dem der andern Seite zusammen. Der Mantel hell graubraun; die untern Theile weiß. Füße roth, Schnabel an der Spitze schwarz, übrigens wie die Hautlappen gelb. Die dritte Schwinge ist die längste. Hat die Größe des Goldregenpfeifers und lebt in Afrika. Ein Vogel, angeblich aus Java, den ich vor mir habe, weicht in folgenden Stücken ab: das Unterkinn, die Wangen, die Wurzel der Schwingen und die Schwingendekken weiß; das Schwarz des Oberhalses erstreckt sich vorn in einem Streif bis zur Gurgel.

6) Charadrius spinosus *Lath. Gmel.* Der geschopfte Dornregenpfeifer. (Pluvier armé du Sénégal, *Buff.* Pl. enl. 701.). Steht wieder im Habitus zwischen Kiebitzen und Regenpfeifern; ohne Hinterzeh, aber mit einem kleinem Zopf am Hinterhaupt, welcher doch über einen Zoll lang vorkommen soll. Der Schnabel, die sehr hohen Füße, Oberkopf, Unterkinn, Vorderhals, die ganze Brust (Brustbeinregion), die Schwingen, der starke Flügelsporn und die zweiste Hälfte des gerade abgeschnittenen Schwanzes schwarz; Kopfseiten und der ganze Hals außer dem bemerkten vordern Streif, Bauch, Steiß, erste Schwanzhälfte und Arm- und Schwingendecken weiß; Rücken, Schulterfedern und Deckschwingen graubraun; so das Sommerkleid. Im Winterkleide ist der ganze Hals vermuthlich weiß, da an einem Exemplar aus Cypern, welches ich vor mir habe, in dem Schwarz des Vorderhalses viele einzele weiße Federn stehen. Dieser Vogel hat fast die Größe des gemeinen Kiebitzes und bewohnt das wärmere Asien und Afrika.

7) Charadrius coronatus *Lath. Gmel.*, gekrönter oder kapischer Regenpfeifer (Pluvier du Cap de bonne espérance *Buff.* Planch. enl. 800.). Ohne Hinterzeh, Zopf und Flügelsporn. Hals und Mantel hell graubraun; Oberkopf schwarz und darin ein weißer Kranz; am Ende der grauen Gurgel ein schwarzes Querband; die übrigen unteren Theile, so wie die Schwanzwurzel und Schwingendecken weiß; die Schwanzspitze schwarz; die langen Füße und Schnabelwurzel orangefarben. Die drei ersten Schwingen finde ich von gleicher Länge. Dieser zierliche Vogel hat fast die Größe des gemeinen Kiebitzes, er lebte am Vorgebirge der guten Hoffnung.

8) Charadrius Morinellus *L. Lath.* Kleiner Brachvogel, dummer Regenpfeifer, Dütchen (Petit Pluvier ou Guignard *Buff.* Pl. enl. 232. — Naumann Vög. d. nördl. T. II. t. 12 u. 13.). 9 Zoll paris. Maß lang, 1 Fuß 6 Zoll flügelbreit; dreizehig ohne Federzopf und Flügelsporn; der Schnabel sehr klein; Schwanz abgerundet; die erste Schwinge, welche die längste ist, hat einen sehr dicken weißen Schaft; Schwingen und Schwanzfedern schwärzlich, letztere mit weißen Spitzen; die obern Theile sind graubraun, im Herbste mit rostigen Federsäumen; hinter den Augen ein breiter, weißlicher, am Hinterkopf mit dem der andern Seite zusammenhängender Streif. An der braungrauen Gurgel ein weißes Querband. Brust im Winter weiß, im Sommer vorn schon rostroth, hinten und in der Mitte schwarz. Das Jugendkleid ähnelt dem Winterkleide, aber die Federn der obern Theile sind dunkler und die Säume weißlich; Brust und Bauch sind bloß ockergelblich angelaufen. Dieser Vogel, welcher etwa die Größe der Heerschnepfe hat, lebt und nistet in Norwegen, Finnland, dem nördlichen Rußland und Asien; er zieht vom August bis zu Ende Oktobers in kleinen oder größern Gesellschaften, durch Teutschland und Frankreich und überwintert im südlichen Europa. Man sieht ihn bei uns während des Herbstzuges nur in gewissen Gegenden und nur auf gewissen eingeschränkten Plätzen, zumal auf Brachen und Sturzackern. Er ist wenig scheu, ziemlich leicht zu erlegen und gibt ein überaus schmackhaftes Wildpret. In Norwegen soll er sich nach Boie [5]) des Sommers bloß (?) von einer Art Heuschrecken nähren. Dieser Reisende traf ihn zu Anfang des August auf öden Bergrükken zwischen Schneehaufen mit seinen Jungen.

9) Charadrius pluvialis (et Ch. apricarius) *L. Lath.* Der Goldregenpfeifer, Saatvogel, Haidenpfeifer (Charadr. auratus *Suckow.* (Pluvier doré *Buff.* Planch. enl. 904. — Naumanns Naturg. d. V. des nördl. Teutschl. II. t. 10. f. 14. u. t. XI. f. 15.). Ohne Hinterzeh, Zopf und Flügelsporn, der untere Oberarmfittig weiß, die Schwingen schwärzlich, mit nach der Spitze zu weißlichen Schäften; die erste Schwinge die längste. Ist kleiner, wie unser Kiebitz, 10 bis 11 Zoll Par. Maß lang und 1 Fuß 9 bis 10 Zoll breit. Im Frühlingskleide am Oberkörper schwarz mit schönen goldgelben kleinen Flecken; die Seiten des Kopfs, das Kinn, der Hals vorn und an den Seiten, Brust und Bauch schwarz. Eine weiße Binde, welche auf der Stirn anfängt und über die Augen gehend, sich hinter beiden Seiten des Halses herunter zieht, begränzt das Schwarz des Kopfes und Halses und drängt es unter der Gurgel in einen schmalen Streif zusammen. — Im Herbstkleide fehlt das Schwarz an allen untern Theilen; der Hals, besonders die Gurgel und die Tragfedern sind dicht graulich und gelb gefleckt; Brust und Bauch weiß. Die

---

5) S. Dessen Tagebuch einer Reise durch Norwegen. S. 273. und S. 256.

obern Theile wie im Sommerkleide, nur die Grundfarbe grauschwarz und die gelben Flecken etwas grünlicher. Das Jugendkleid ist dem Winterkleide ähnlich aber bleicher. Erst spät hat man die Identität des Vogels im Herbst- und Frühlingskleide erkant, und noch später sich davon überzeugt, daß diese große Verschiedenheit der Färbung und Zeichnung des Gefieders nicht vom Alter oder Geschlecht anhängig, sondern periodisch durch zweimaligen Federwechsel bedingt sei, und so wurden denn, wie in so manchen andern Fällen, Herbst- und Frühlingskleid für Kleider verschiedener Arten gehalten, und der Goldregenpfeifer einmal unter dem Titel: Charadr. pluvialis im Herbst- und Jugendkleide und dann noch als Char. apricarius im Frühlings- oder Sommerkleide beschrieben. Dieser schöne Vogel hat den Norden von Europa und Asien zu seiner Sommerheimath, ist nach Pallas [6]), in ganz Sibirien bis Kamtschatka des Sommers sehr gemein, nistet aber auch noch in Dänemark und selbst bisweilen im nördlichen Teutschland; zieht, zumal im Oktober, theils in sehr zahlreichen Gesellschaften durch Teutschand und fällt da besonders auf hohe, magere Brachfelder und Sturzäcker, doch nur gewisser Gegenden, so daß er in manchen sich fast alle Jahre sehr häufig einstellt, in andern aber höchst selten erscheint und den Jägern unbekant ist. Er ruft laut tlui tlui. Er nistet in seiner Heimath wie der Kiebitz und legt denen des letztern höchst ähnliche, aber noch größere und mit mehr abgerundeten Flecken besetzte Eier.

10) Charadrius varius *N.* Der graue Kiebitz (Tringa helvetica und Squatarola *Gmel.* — *Vanellus* melanogaster *Bechst. Temminck.* — Charadr. hypomelanos und Char. Pardela, *Pallas* Zoogr. — Vanneau gris *Buff.* Pl. enl. 854. — Naum. Vögel des nördl. T. Nachtrag t. 8. f. 17. und t. 62. f. 117.). Hat in jedem der drei Kleider eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem vorigen, besitzt aber einen, freilich ganz verkümmerten, kaum bemerkbaren, Hinterzeh, der sonderbarer Weise fast von allen Ornithologen für wichtig genug gehalten worden ist, um diesen Vogel weit von seinem nächsten Verwandten zu entfernen. Er unterscheidet sich übrigens von Ch. pluvialis vorzüglich durch die ganz schwarze Farbe des untern Oberarmfittigs (ala notha Moehringii), dann durch die Größe, — er ist 11 Zoll lang u. 1 Fuß 11 Zoll breit — wie auch durch den längern und stärkern Schnabel. Im Sommer- od. Frühlingskleide sind Halfter, Kopfseiten, Vorderhals und Brust in einem Striche eben so und noch vollkommener schwarz, wie beim Goldregenpfeifer; auf den obern Theilen aber ist die Zeichnung anders; Stirn, Augenbraunengegend und Halsseiten und Bauch sind weiß, die übrigen obern Theile bräunlich weiß, mit schwarzen Querflecken dicht besetzt. Im Herbstkleide Stirn, Kehle, Brust, Bauch, Unterschenkel und obere Schwanzdecken weiß; Augenbraunen, Vorderhals, Tragfedern weiß, mit grauen und braunen Flecken, die obern Theile schwarzbraun, mit kleinen, grüngelben Flecken. Das Jugendkleid, in welchem der Vogel am häufigsten bei uns vorkomt, ist dem Winterkleide ähnlich, aber hier sind Stirn und Augenbraunen gefleckt und die grünlichen Flecken der übrigen obern Theile sind bleicher. — Es hat auch lange gedauert, bis man zur richtigen Kentniß der verschiedenen Federkleider dieses Vogels gelangte und es herrschte in dieser Hinsicht derselbe Irrthum, wie in der Bestimmung des Char. pluvialis; denn im Frühlingskleide wurde der graue Kiebitz als Tringa helvetica etc. im Herbstkleide als Tr. Squatarola u. s. w. aufgeführt und beschrieben. Der graue Kiebitz, der besser der vierzehige Goldregenpfeifer heißen würde, wohnt und brütet nach Pallas [7]) in großer Anzahl im ganzen nördl. Sibirien, vorzüglich an den Küsten des Eismeeres und ist da überall während des dortigen kurzen Sommers zu finden. Jedoch nistet er auch an mehren Küsten des nördlichen Europa's, selbst, wiewol in geringer Anzahl, auf den Inseln von Nordholland, und zeigt sich auf dem Zuge im Herbst hin und wieder in fast allen europäischen Ländern (auch in der Schweiz, hier aber nicht häufig), vorzüglich an Seeküsten, Salzseen, auch an Flüssen, Teichen und zuweilen auf Satfeldern und Brachen. Er wird häufig mit dem Goldregenpfeifer verwechselt, in dessen Gesellschaft er sich nicht selten findet, und sogar Wilson hat ihn in seiner berühmten Ornithologie unter dem, den letztern zugehörenden, Namen Char. apricarius sehr kentlich beschrieben und abgebildet. Er ist also auch ein Bewohner Nordamerika's. Nach Pallas zeigt dieser Vogel an seinen Brutplätzen ein dem des gemeinen Kiebitzes ähnliches Betragen.

Die folgenden drei einheimischen Arten, sogenanter Strandpfeifer oder Halsbandregenpfeifer haben viele Ähnlichkeit mit einander und kein merklich verschiedenes Sommer- und Winterkleid. Sie sind kleiner als alle vorigen und ohne Hinterzeh. Der hintere Theil des Oberkopfs und der Mantel sind bei allen hell graubraun oder braungrau. Die Kehle, ein Halsring, Brust und die folgenden untern Theile weiß. Am Kopfe und der Gurgel schwarze Zeichnung. Ihre Eier sind auf blaßbraunem oder bräunlich weißem Grunde mit kleinen schwarzen Punkten oder Strichen besetzt.

11) Charadrius Hiaticula *L. Lath. Temm.* Der buntschnäbelige oder große Halsbandregenpfeifer, die Uferlerche, Seelerche. (Le Pluvier à collier *Buff.* Planch. enlum. 920. — Frisch Vögel t. 214.) Ist 7 Zoll lang; der Schnabel kurz, orangegelb, an der Spitze schwarz, Augenliederrand und Füße orangefarben; die Schäfte aller Handschwingen eine ziemliche Strecke weit weiß, an der Halfter ein schmales, schwarzes, dann auf der Stirn ein weißes und dahinter wieder ein breites schwarzes Querband; Zügel, Wangen und Ohrgegend ebenfalls schwarz; an der Gurgel ein breites, schwarzes Schild, von welchem sich ein schmaler, schwarzer Ring als Saum des weißen Halsringes um den Nacken zieht. Im Jugendkleide fehlt das Schwarz an Stirn und Gurgel, welche letzte nur braunschwärzlich angeflogen ist, und die braungrauen Federn der obern Theile haben weißliche Ränder und dunklere feine Vorsäu-

6) Zoographia Rosso-asiatica, tom. II. Petropol. 1811. p. 140. Charadr. apricarius.

7) Zoographia Rosso-asiatica, tom. II. p. 138.

me. Dieser Halsbandregenpfeifer lebt im Norden von Europa, Asien und Amerika, vorzüglich an Seeküsten, ist häufig an den Küsten der Ost- und Nordsee, zumal in Holland, zeigt sich auf dem Zuge auch an den Küsten des mittelländischen Meeres, und wiewol nur einzeln und ziemlich selten, im Innern v. Teutschland, an Flüssen u. Seen.

12) Charadrius minor *Meyer*, *Temm.* Der kleine Halsbandregenpfeifer, Sandläufer (Char. fluviatilis *Bechstein*. — Char. curonicus *Beseke* Vög. Kurl. — Le petit Pluvier à collier *Buff.* pl. enl. 921. — Naumanns Vög. d. nördl. Teutschl. II. t. XV. f. 19). Ist oft mit dem vorigen verwechselt und mit dessen Namen belegt worden, auch diesem in der ganzen Farbe und Zeichnung sehr ähnlich, aber viel kleiner, 6¼ Zoll lang, der Schnabel schwärzlich, viel schmächtiger, die schwarze Binde auf der Stirn, so wie die an der Gurgel viel schmäler als am Hiaticula und nur der Schaft der ersten Schwinge ist weiß. Im Jugendkleide sind die Federn der Oberkörpers eben so gerändert und das Schwarz des Kopfs und Halses ist eben so wenig ausgebildet als bei jener Art. Bewohnt in Teutschland und andern Ländern des mittlern und südlichen Europa's die kiesigen Ufer und Sandbänke der Flüsse und nistet da oft in Gesellschaft der Sterna minuta; ist ein sehr beweglicher munterer Vogel, lauft sehr schnell ruckweise (scheint auch krank und dem Tode nahe, nicht langsam gehen zu können), ruft tli, tli, und erhebt mit seinen Kameraden streitend bisweilen ein lautes sonderbares Gezwitscher.

13) Charadrius cantianus *Lath. Temm.* Der weißstirnige Halsbandregenpfeifer (Char. albifrons *Meyer*. — Char. littoralis *Bechst.* Naturg. d. T. IV. t. 23. f. 1 u. 2. — Charadr. alexandrinus (?) *Pallas* Zoogr. — Wolf u. Meyer Vögel. T. I. Heft 15). Ist 6 Zoll 6 Lin. lang, unterscheidet sich von den beiden vorhergehenden merklich durch den längern Schnabel, die viel schmälere schwarze Zeichnung des Kopfs und durch den Mangel eines vollständigen schwarzen Halsringes, statt dessen nur beim Männchen an jeder Seite der Gurgel ein schwarzer, breiter Fleck sich befindet. Das Weibchen unterscheidet sich sehr bestimt von dem Männchen dadurch, daß die schwarze Zeichnung an Kopf und Gurgel durch eine, eingeschränktere und unvollständigere graubraune oder tiefgraue ersetzt ist. Der Schaft der ersten Schwinge ist durchaus, der der übrigen Handschwingen nur nach der Spitze zu weiß. Im Jugendkleide ähnelt diese Art den beiden vorigen. Der weißstirnige Halsbandregenpfeifer bewohnt die Seeküsten von Holland, England, Teutschland; seltener wird er in den südeuropäischen Ländern angetroffen; doch findet er sich auch in Afrika und Asien.

Zum Schlusse dieser Musterung führen wir noch zwei Arten auf, welche von allen vorhergehenden in einiger Hinsicht abweichen und vielleicht in besondere Gattungen gestellt werden sollten.

Charadrius aegyptius *Hasselquist, Linn.* Der ägyptische Regenpfeifer. (Char. melanocephalus *Gmel. Lath.* et Char. alexandrinus var. β. *Lath.* — Forskål Icones t. 21. — Pluvian *Buff.* Pl. enl. 918). Zeichnet sich durch den Schnabel besonders aus; dieser ist messerförmig, kurz, stark, ziemlich schmalgedrückt, mit eingezogenen Kieferrändern und sanft gebogener Firste, die harte Kuppe des Schnabels nimt aber zwei Drittel desselben ein und erhebt sich fast gar nicht an der Gränze des hintern weichern Theils des Schnabelüberzugs. Die Nasengrube ist sehr kurz, eiförmig und die Nasenlöcher liegen an der Wurzel und sind ebenfalls von eiförmiger Figur. Wirklich hat dieser Schnabel, der keinen doppelten Biegungspunkt haben kann, fast mehr Ähnlichkeit mit einem Drossel- als Charadrienschnabel. Die mäßig langen, im Tode bleigrauen, Füße haben am Lauf hinten und vorn getheilte Schilder, keinen Hinterzeh und eine kaum merkliche Spannhaut zwischen dem äußern und Mittelzeh. — Die erste der 25 Schwingen (Hasselquist gibt 20 an) ist die längste. Dieser ausnehmend zierlich gefärbte und mit dem sanftesten Gefieder bekleidete Vogel hat (so viel ich nach einem ausgestopften Exemplar urtheilen kann) fast die Größe des Charadrius Morinellus. Schnabel, Oberkopf, Kopfseiten, Hinterhals, der langfederige Oberrücken sind grünglänzend schwarz; ein breiter, über jedes Auge zum Hinterkopf gehender Strich, Unterkinn, Halsseiten und Vorderhals weiß, letztere rostgelblich überlaufen; so auch Brust, Bauch und Steiß weißlich rostgelb. Schulterfedern, Flügeldecken, die langen Deckschwingen, Unterrücken, Bürzel und die weißspitzigen, gerade abgeschnittenen Schwanzfedern von der schönsten bläulich-weißgrauen Mövenfarbe; die Schwingendecken rein weiß; die Handschwingen schwarz und jede, die erste ausgenommen, mit einem großen, schneeweißen Fleck. Es scheint dieser Vogel, welcher in Ägypten und Abyssinien lebt, sich der Gattung Tachydromus zu nähern. — Der Pluvian des Buffon ist vielleicht der junge Vogel.

Charadrius Oedicnemus *Linn.* Der lerchenfarbige Regenpfeifer, der große Brachvogel (mit welchem Namen aber auch Numenius Arquata belegt wird), Dickfuß, Steinwälzer. — Otis Oedicnemus *Lath.* — Oedicnemus crepitans *Temminck*. — Borkhausen u. A. Teutsche Ornithologie, Abb. ohne Nummer. — Naumann Naturg. d. V. des nördl. T. II. t. 9. f. 13. — *Buffon* Pl. enl. 919.). Ist 16 Zoll lang, 2 Fuß 2 Zoll breit, bei weitem größer als alle andere genante Charadrien (fremde mit ihm die Gattung Oedicnemus *Temm.* bildende Arten sind noch größer). Die hintere und größeste Schnabelstrecke, der Augenliederrand, die Iris und die dreizehigen Füße schön zitrongelb, doch die Iris und Füße etwas blässer und letztere bei jüngeren auch strohgelb oder graugelb. Die harte, wenig erhöhte Kuppe des Schnabels schwarz. Der Schwanz sehr stufig. Die allgemeine Zeichnung und Färbung des Gefieders hat auffallende Ähnlichkeit mit der der Feldlerche und wir begnügen uns, der Kürze wegen, dieselbe nur durch diesen Vergleich kentlich zu machen. Die Handschwingen sind schwarz, die erste und zweite die längsten, beide mit einem weißen Fleck. Die Schwanzfedern, mit Ausnahme der mittelsten, an der Spitze schwarz, übrigens weiß, oder blaß braungrau mit einigen dunkeln und weißen Bändern. Alte und Junge sind wenig, die Geschlechter, wie es scheint, gar nicht verschieden. Auch findet kein Federwechsel zum Frühlinge Statt

und das Sommerkleid differirt nur vom Winterkleide, in sofern es bleicher und abgetragen ist. Die erheblichern Eigenheiten, wodurch dieser Vogel (vermuthlich nebst den übrigen Oedicnemis *Temm.*) von den Charadrien abweicht, sind folgende: Der starke Schnabel (welcher keineswegs länger als die Hirnschale ist), hat keinen vordern, also keinen doppelten Biegungspunkt des Oberkiefers; der Rachen ist bis unter die Augen gespalten; die Flügel haben dreißig Schwingen; die Gruben für die Nasendrüse auf den Stirnbeinen sind sehr klein, und diese Drüse geht durch ein großes Loch herunter in die Augenhöhle; den Flügelbeinen (Verbindungsbeinen Wiedemann's) fehlt die dritte, sonst, wie es scheint, bei allen Schnepfenvögeln vorkommende Gelenkung. Auch die niemals birnartige Gestalt der Eier und die geringe Zahl derselben sind zu den hier abweichenden Verhältnissen zu rechnen. — Der große Brachvogel bewohnt das südliche und mittlere Europa, ist häufig in der Türkei, dem südl. Rußland, am kaspischen Meere, liebt vorzüglich Haideplätze, Brachen und Sandebenen, auch sandige, mit Gebüsch bewachsene Flußufer, ist sehr scheu, zumal des Nachts thätig, läuft schnell, ruckweise und wippt, so oft er still steht, einwärts mit dem Schwanze; frißt, außer allerlei Insekten (besonders Käfern, Heuschrecken), Regenwürmern und Schnecken, auch Frösche, Eidechsen und Mäuse (schluckt den größten Hirschkäfer ohne Mühe hinunter); wälzt Steine (wol pfundschwere) um, nach den darunter verborgenen Würmern und Insekten suchend; ruft schrī schī schī, zumal vor dem Regen, verbirgt sich in Gefahren öfters zwischen Gebüsch und Kräutern und drückt sich platt auf die Erde (besonders thun dieß die Jungen). Er brütet in manchen Gegenden Teutschlands, wo er nirgends häufig zu seyn scheint, z. B. in den Gegenden an der Elbe auf Sandflächen zwischen kleinem Weiden- u. anderm Gebüsch. Das Nest ist eine bloße Vertiefung und enthält, wie es scheint, nie mehr als zwei Eier, welche fast die Größe und die Form der Hühnereier haben und auf blaßbräunlichem Grunde auf sehr verschiedene Weise schwarzbraun gefleckt sind. (*Nitzsch.*)

CHARADROS, ein Städtchen oder Kastel mit einer Rhede an der Küste des rauhen Kilikiens, 100 Stadien östl. vom Kragos. Scyl. p. 40. *Strab.* XIV, 4, 3. Der Ort erhielt sich nicht, weil die Küste unsicher war. (*Ricklefs.*)

CHARAKTER, nach der etymologischen Bedeutung des Worts (vom griechischen χαρακτήρ, Stämpel, Gepräge) die Summe der Merkmale, durch die ein Ding sich von andern Dingen, oder eine Klasse oder Gattung von andern Gattungen, unterscheidet. Ein sehr fruchtbarer Begriff in mehren wissenschaftlichen Beziehungen, besonders in Beziehung auf die moralischen Eigenschaften eines Menschen, oder einer Klasse von Menschen. Daß man in einigen Sprachen auch die Buchstabenzeichen Charaktere, und in Teutschland zuweilen gar den Titel eines Menschen seinen Charakter nent, geht den eigentlichen Begriff von Charakter nichts an.

Der Klassen- und Gattungscharakter muß zuerst unterschieden werden von dem individuellen Charakter. In der Naturgeschichte ist gewöhnlich nur von Klassen- und Gattungscharakteren die Rede. Das Individuelle wird da als etwas bloß Zufälliges betrachtet. Der Botaniker, der nach dem Linné'schen System eine Pflanze beschreibt, gibt die Merkmale an, nach welchen die Pflanze zu dieser oder jener Klasse, Gattung und Art (species) von Gewächsen gehört. Auf dieselbe Art kann man in allen Theilen der Naturgeschichte verfahren, wobei dann natürlicher Weise Vieles darauf ankomt, nach welchem Princip man die Dinge entweder ihrer ganzen natürl. Beschaffenheit nach, oder aus noch besonders ausgewählten, die Anwendung erleichternden Merkmalen oder, wie man es nent, künstlich klassificirt. Aber durch genauere Kentniß eines natürlichen Körpers lernt man auch nicht selten, daß solche Körper, z. B. Mineralien, bis dahin irrig als zu einer Species gehörend betrachtet wurden, weil man einige ihrer wesentlichen Merkmale nicht kante, oder sie für bloß zufällig ansah. In moralischer Beziehung ist es oft noch viel schwerer, die Klassen- und Gattungscharaktere genau zu bestimmen, z. B. den Charakter einer Nation, eines Standes. Die teutsche Nation hat sich nur zu oft eine charakterlose Nation nennen lassen müssen, weil ihr Eigenthümliches, besonders von der vortheilhaften Seite, nicht so leicht ins Auge fällt, wie das Eigenschaftliche mehrer andern Nationen. Leichter ist es schon, die moralischen Eigenschaften einer Klasse von Menschen in Beziehung auf einen aus der allgemeinen Moral besonders hervorgehobenen Begriff zu bestimmen, z. B. den Charakter des Geizigen, des Gecken, des Schmeichlers. Vortrefflich sind die Charakterzeichnungen dieser Art von Theophrast, die auch in mehre Sprachen, unter andern ins Französische von La Brüyère gut übersetzt sind. Ähnliche, vorzüglich gelungene Charakterzeichnungen finden sich in der Moral von Platner, im zweiten Theile seiner philosophischen Aphorismen. Aber man muß von solchen allgemeinen Charakterzeichnungen nicht erwarten, daß sie in einzelen Fällen genau zutreffen sollen; denn jeder wirkliche Charakter eines Menschen ist zugleich ein individueller; daher benimt sich z. B. jeder Geizige allerdings im Allgemeinen wie alle Geizige sich benehmen, aber jeder auch auf seine eigene Weise; und diese kann so viel Eigenthümliches haben, daß er andern Geizigen wenig ähnlich erscheint, während er doch nicht weniger geizig ist. Auf dem Theater wird das Bestreben des Schauspielers, einen Charakter im Allgemeinen zu repräsentiren, leicht zur falschen, nämlich unnatürlichen, Repräsentation. Der Schauspieler soll, wie der dramatische Dichter, nie vergessen, daß er ein bestimtes Individuum mit einer bestimten Individualität darzustellen hat. Wo diese fehlt, ist die Darstellung frostig, und auf dem Theater gewöhnlich übertrieben.

Individuelle Charaktere richtig zu zeichnen, ist eine besondere Aufgabe für den epischen und den dramatischen Dichter, aber auch für den Geschichtschreiber. Unter allen älteren und neuern Dichtern möchte wol Shakspeare der größte Meister in dieser Kunst zu nennen seyn. Daher haben alle Charaktere in seinen Schauspielen eine innere Wahrheit und Lebendigkeit, die nur bei wenigen andern Dichtern ihres Gleichen findet. Die in den Lustspielen so oft wiederkehrenden dramatisirten Allgemeinheiten, z. B. der Alte (Vejeto) in den

spanischen Komödien, oder die *Gertruden* und *Valere* auf dem französischen Theater, sind nur matte Abdrücke der menschlichen Natur. Ein wahrhaft individueller und natürlicher Charakter in einem Schauspiele kann darum doch auch ein *idealer* seyn, z. B. die Iphigenie von *Goethe*. Aber selbst großen Dichtern kann begegnen, daß ihre idealen Charaktergemälde in das Unnatürliche fallen, wenn der dichterischen Phantasie nicht eine wirkliche Individualität lebendig vorschwebt. Gegen *Schiller's* bewundernswürdige *Jungfrau von Orleans* läßt sich in dieser Hinsicht Vieles einwenden.

Die *Historiographie* gewint durch treffende Charakterzeichnungen eben so sehr an Belehrung für den Verstand, als an ästhetischem Interesse. Aber historische Charakterzeichnungen sollen wahre Bildnisse seyn; und um dieß zu seyn, müssen sie so angelegt und ausgeführt werden, daß das Individuelle, ganz der historischen Wahrheit gemäß, sprechend in ihnen hervortritt. Nun gehört schon ein seltenes Talent dazu, das Individuelle eines Charakters, den man persönlich kent, treu aufzufassen und in einer Beschreibung auszudrücken, etwa so, wie es dem *La Bruyère*, dem Übersetzer der Charaktere des Theophrast, in seinem eignen geistvollen Werke, gelungen zu seyn scheint, ob man gleich die Originale zu seinen Bildnissen selbst gekant haben müßte, um zu wissen, ob sie getroffen sind. Aus historischen Nachrichten die Züge zu einem solchen Bildnisse zusammenzusetzen, kann nur einem Schriftsteller von sehr hellem psychologischen Blicke und einem eben so feinen, als ruhigen Beobachtungsgeiste gelingen. Daher erscheinen auch dieselben Personen in den Werken verschiedener Geschichtschreiber, die aus denselben Quellen schöpften, so sehr verschieden. Sehr wenige Geschichtschreiber verstehen, wie *Tacitus*, mit wenigen Zügen uns ein ganzes Bild, sogar von dem Äußern einer merkwürdigen Person, vor das Auge zu rücken, z. B. in der Beschreibung des liebenswürdigen Imperators Titus durch die Züge: Decor oris cum quadam majestate. In der Phantasie eines idealisirenden Geistes werden leicht auch historische Charaktere zu idealen. Als Schiller seine Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regirung schrieb, suchte er den Dichter in seiner Person zu verläugnen; aber so ernstlich es ihm auch um historische Wahrheit zu thun war, verwandelte doch seine Phantasie ohne sein Wissen, den König Philipp II., den Prinzen Wilhelm von Oranien, und einige andere, in dieser Geschichte hervorragende Charaktere in Ideale.

Je nachdem man einen individuellen Charakter entweder im Ganzen, oder nur von gewissen Seiten ins Auge faßt, unterscheidet man auch wol den *öffentlichen Charakter* eines merkwürdigen Mannes von seinem *Privatcharakter*, weil Mancher im öffentlichen Leben sich anders, zuweilen viel würdiger, benimt, als im Privatleben. In demselben Sinne kann der *literarische* Charakter eines Schriftstellers sich sehr von dem eigentlich wesentlichen Charakter dieses Schriftstellers unterscheiden. Aber auch diese Unterscheidungen hören auf, genau zu seyn, wo das Privatleben in das öffentliche Leben übergeht, oder wo auch der eigentlich persönliche Charakter eines Schriftstellers, oder eines Künstlers, unverkenbar in seinen Werken erscheint.

Der allgemeine Begriff von *Charakterlosigkeit* ist eben so schwankend. Denn ganz charakterlos kann kein menschliches Individuum seyn. Aber wie die Züge und die ganze Form eines Gesichts so matt und unbedeutend seyn können, daß sie fast nichts ausdrücken: so hat auch der individuelle Charakter mancher Menschen sehr wenig Hervorstechendes oder Bemerkenswerthes, wodurch er sich von Andern ihres Gleichen unterscheidet. Eben so wenig zeichnen mehre Menschen sich durch das Ganze ihrer eigentlich moralischen Eigenschaften weder von der guten, noch von der bösen Seite, sehr merklich aus. In demselben Sinne, wie man solche Menschen charakterlos nent, spricht man auch von charakterlosen Kunstwerken und Schriften. Solche Menschen können gleichwol einen *festen Willen und eine beharrliche Geistesrichtung*, also dasjenige haben, was man noch in einer besondern Bedeutung des Worts Charakter nent. Aber Menschen, in deren Charakter mehre Züge scharf hervortreten, haben gewöhnlich auch von Natur eine bestimtere Geistesrichtung und, weil der Wille gewöhnlich der natürlichen Richtung folgt, einen bestimtern und beharrlichern Willen. Deßwegen heißt dieser Zug in einem Charakter, das bestimte und beharrliche Wollen, auch wenn es in Starrsinn übergeht, vorzugsweise Charakter, und wird mit Recht geschätzt, weil auf Menschen, die, wie man zu sagen pflegt, selbst nicht wissen, was sie wollen, wenig zu rechnen ist. (*Bouterweck.*)

CHARAKTERISTISCHER TON, (Nota characteristica) heißt, dem eigentlichen Sinne der Sache gemäß, jeder Ton einer Tonleiter, durch welchen diese sich von einer gegebenen andern unterscheidet. So ist z. B. der Ton fis derjenige, durch welchen sich die Tonleiter oder Tonart G-dur von C-dur unterscheidet. Von G-dur ist also in Vergleich zu C-dur, *fis*, der charakteristische Ton, und umgekehrt ist f♮ der charakteristische Ton von C-dur in Beziehung auf G-dur. Zwischen F-dur und G-dur sind die beiden Töne b und f, und resp. fis und h die auszeichnenden; — Es-dur mit D-dur verglichen, sind die Töne es, f, as, b, c, und resp. e, fis, a, h, cis, charakteristisch; — C-dur mit Fis-dur verglichen, findet man *sämtliche* Töne der einen Leiter von allen der andern verschieden, und somit *alle* charakteristisch, und eben darum eigentlich *keinen* ausgezeichnet charakteristisch.

Wenn man die Durtonarten in aufsteigender Quintenfolge durchgeht, z. B. B-dur, F-dur, C-dur, G-dur, A-dur u. s. w.: so findet man, daß immer die vierte Tonstufe einer jeden Tonart der charakteristische Ton ist, welcher sie von der folgenden unterscheidet, und umgekehrt ist die siebente Stufe einer jeden der Ton, welcher sie von der vorhergehenden auszeichnet. Die vierte Stufe von F-dur, der Ton b, ist die charakteristische Note der Tonart F-dur in Vergleichung gegen C-dur, weil C-dur nicht b, sondern h hat: eben dieß h, die siebente Stufe (subsemitonium, Unterhalbeton), von C-dur, ist aber eben darum auch charakteristisch für diese Tonart in Beziehung gegen die vorhergehende Tonart F-dur, weil F-dur nicht h, sondern b hat.

Durtonarten mit Molltonarten verglichen, findet man wieder *andere* Töne charakteristisch, und *wieder* an-

dere bei der Vergleichung der Molltonleitern unter sich. Auch diese Beziehungen sämtlich erschöpfend hier zu behandeln und zu begründen, möchte jedoch hier allzu weitläufig werden, und müßte zu ausführlicher Polemik führen, über die Lehre von den angeblich zweierlei Molltonleitern, der Aufsteigenden und der Absteigenden (vgl. m. Theor. d. Tonsetzk. 2. Aufl. §. 131.). Nimt man jedoch, was nun doch nach gerade als das Vernünftige anerkant zu werden scheint, nur Einerlei Molltonleiter an, und zwar mit kleiner Terz, kleiner Sexte und großer Septime: so findet man, als charakteristische Töne von C-dur in Vergleichung gegen A-moll, und umgekehrt, bloß den Ton gis und resp. g♮, — von C-dur gegen C-moll die Töne es und as, resp. a♮ und e♮, und zwischen C-dur und A-moll fis u. dis, resp. d♮ u. f♮ u. s. w. Zwischen A-moll und E-moll, gis und f♮, resp. fis u. g♮, u. s. w.

Man sieht aus diesem Allen, wie bald diese, bald jene Tonstufe einer Tonleiter, unter verschiedenen Beziehungen, charakteristische Note werden kann, und wie ungeschickt es wäre, überhaupt sagen zu wollen: „charakteristische Note heißt die so und sovielte Stufe einer jeden Tonleiter.“ — Allein viele, ja beinahe die meisten Schriftsteller, legen den Namen nota characteristica nur gerade dem der siebenten Stufe einer jeden Tonleiter bei. Man sieht leicht, daß sie dabei ihren beschränkten Blick einzig auf die Vergleichung einer Durtonart mit ihrer nächsten in aufsteigender Quintenfolge, wenden, indeß es in absteigender Quinten-, oder aufsteigender Quartenfolge, gerade umgekehrt, bei Vergleichung der Durtonarten auf- u. absteigend wieder anders, und bei Vergleichung von Molltonarten unter sich nach jeder Richtung wieder ganz anders ist.

Unverständlich, um nicht zu sagen unverständig, ist auch, was Koch in s. mus. Lexikon unter diesem Artikel sagt: das Subsemitonium sei nur „in denen Tonarten“ charakteristisch, „welche keine Be vorgezeichnet haben, weil sich dadurch der Inhalt der Tonleitern dieser Tonarten von einander unterscheidet. In solchen Tonarten hingegen, in welchen Be vorgezeichnet werden, muß ohne Zweifel die quarta toni als charakteristischer Ton betrachtet werden, denn die Tonart F-dur unterscheidet sich von C-dur nicht durch ihren Unterhalbenton e, sondern bloß durch die reine Quarte b.“

Es ist sehr handgreiflich, daß der wackre Mann, indem er diese Belehrung niederschrieb, 1) nur allein die Vergleichung einer Molltonart mit ihrer nächstbenachbarten in auf- und abstehender Quintenreihe dachte, die Vergleichung mit entfernteren verwandten, in dieser Reihe aber gar nicht vor Augen hatte, — noch weniger aber 2) die einer Durtonart mit näheren oder entfernteren Molltonarten, und 3) eben so wenig von Molltonarten unter sich: daß er aber 4) was das Übelste ist, selbst in Ansehung der unter 1) erwähnten Quintenreihe der Durtonarten, die Begriffe von auf- und von absteigender Quintenreihe, mit dem von Tonarten mit Kreuzen und Tonarten mit den b confundirte. Denn so wie, von C-dur zu G-dur aufsteigend das Subsemitonium der Tonart G, der Ton f♯ charakteristisch ist, so ist auch von F-dur zu C-dur aufsteigend das Subsemitonium e♮ charakteristisch, und so überall aufsteigend das Subsemitonium, — absteigend oder umgekehrt aber ist die quarta toni charakteristisch sowol in Tönen mit ♯ als mit b; denn so wie, von C-dur zu F-dur absteigend, die Quarte der Tonart F, der Ton hb charakteristisch ist, so ist auch, von G-dur zu C-dur absteigend, die quarta toni f♮ charakteristisch, und so überall absteigend die quarta toni. — !!

Das ganze Qui pro quo scheint eben daher entstanden, daß Hr. Koch, als er solche Belehrung schrieb, nur ein Aufsteigen von C-dur aus zu G, D, A u. s. w. vor Augen hatte, und ein Absteigen nur wieder von C-dur zu F, B, Es u. s. w., auf welchen Wegen ihm denn freilich aufsteigend nur Tonarten mit Kreuzen, absteigend aber nur solche mit den b begegneten; und das war ihm genug, um 1) das, was bei jedem Aufsteigen wahr ist (nämlich daß aufsteigend das Subsemitonium charakteristisch ist,) nur von denen Tonarten zu lehren, welche ihm auf seinem Wege eben aufgestoßen waren, also nur von denen mit Kreuzen, — 2) was bei jedem Absteigen wahr ist, (nämlich daß absteigend die quarta toni charakteristisch ist) aus gleichem Grunde nur von Tonarten mit den b zu lehren, — 3) bei Tonarten mit den b Etwas zu behaupten, was nur in absteigender Richtung wahr, in aufsteigender Richtung aber unwahr ist, (nämlich daß, bei solchen Tonarten, die quarta toni charakteristisch sei;) — 4) bei Tonarten mit Kreuzen aber zu behaupten, was nur aufsteigend wahr, aber absteigend unwahr ist, (nämlich daß hier das Subsemitonium charakteristisch sei;) — und das Alles in kaum 11 halben Zeilen. *(Gottfr. Weber.)*

CHARAS (Moise), Arzt und Chemiker, geboren zu Uzes 1618, wurde, nachdem er anfangs Lehrer der Chemie im botanischen Garten, dann 9 Jahre hindurch im Collège de France, zu Paris gewesen war, durch das Edikt von Nantes genöthigt, Frankreich zu verlassen. Er ging zuerst nach England und Holland, dann als Leibarzt zu dem kranken Könige Karl II. von Spanien. Die Sorge, die er für ihn verwendete, konte ihn nicht vor der Inquisition schützen; eifersüchtige Ärzte hatten ihn als Ketzer angegeben, weil er behauptet hatte, daß die spanischen Vipern, denen einst ein Erzbischof ihr Gift durch Beschwörung genommen haben sollte, eben so giftig wären, als in andern Ländern. Er entkam dem Gefängnisse nur nach 4 Monaten durch Abschwörung des Protestantismus, ging dann, 72 Jahre alt, nach Frankreich zurück, wurde 1692 Mitglied der Akad. d. Wiss. und starb am 17. Jan. 1698, 80 J. alt. Außer seiner oft aufgelegten und in mehre Sprachen übersetzten Pharmacopée roy. galénique et chimique (Paris 1676. 4. 1682. Lyon 1753. 4.), lieferte er auch Schriften über den Theriak und die Vipern (Par. 1668. 69.) und mehre Abhandl. über das Opium ꝛc. für die Abhdl. der obgedachten Akademie *). *(H.)*

CHARAX, heißt Damm u. Pfahl, Palissade, und dann ein mit Damm, Wall u. Palissaden umschlossener Ort, ein Lager. Davon haben nun, wie von dem lateinischen Castra, viele Örter ihren Namen erhalten. Der berühmteste ist das von Alexander erbaute, anfangs Alexandria, dann von seinem Wiederhersteller Antiochos

*) Vgl. Biogr. univ. T. VIII. (v. Cadet Gassicourt).

Antiochia genante Charax mit dem Beinamen Pasinu oder Spasinu, nach einem arabischen Eroberer Pasines oder Spasines, der seine Residenz hieher verlegte. Dieser Geburtsort des Geschichtschreibers Isidorus Characenus liegt in der babylonischen Provinz Susiana am Meere, östlich von der Mündung des Tigris. Sie gab dem Ländchen Charakene den Namen. — Außerdem führen diesen Namen: 1) eine Stadt im taurischen Chersonesus, s. Garakunda; 2) in Parthien, in der Landschaft Choarene, unweit der kaspischen Pässe; der genante Isidorus rechnet sie zu Medien; 3) im nördlichen Medien, Kesker; 4) in Klein-Armenien; 5) in Lydien; 6) eine afrikanische Handelsstadt in der Gegend der Syrten; 7) in Thessalien; 8) auf Korsika. (*H.*)

CHARAXES, Schmetterlingsgattung nach Ochsenheimer, aus der Familie der Tagfalter (Papilionides), von Fabricius Paphia genant. Ihre Kenzeichen sind: Fühler an der Spitze zu einer länglich runden Kolbe verdickt; Vorderbeine unvollkommen; Vorderflügel langgestreckt, am Außenrande eckig eingeschnitten; Hinterflügel geschwänzt, mit einer Rinne versehen, die den Hinterleib umgibt. Die Raupe ist glatt, mit Hörnern auf dem Kopfe und zweispitzigem Endgliede des Körpers. In Europa ist nur eine Art einheimisch: Ch. Jasius Auct.; von ausländischen Arten gehören dahin: Ch. Thetis *Fabr.* (Pelias *Sulz.*), Hippona *Drury* (Fabius *Gram.*) u. a. (*Germar.*)

CHARBONNIÈRE, Dorf im Bez. Lyon des franz. Dep. Rhone, mit 250 Einw., hat 1 Mineralquelle, die häufig von den Lyonern besucht wird, auch gräbt man in seiner Nähe einen guten Faianzethon. (*Hassel.*)

CHARBUY (François Nicolas), geb. zu Paris gegen 1715, gest. 1788 zu Orleans, wo er als Professor der Beredsamkeit angestellt war, hat außer einer mit Noten ausgestatteten franz. Übersetzung v. Cicero's Partitt. orator. (Orl. 1756. 12.) und unter mehren lateinischen Gedichten auch ein episches verfertigt, dessen Gegenstand die Jungfrau von Orleans ist. Dieses Gedicht: Aurelia liberata a puella vulgo dicta Jeanne d'Arcq stricta narratio, (in 3 Gesängen) hat de Meré ins Französische übersetzt (Orl. 1782. 8.). (*H.*)

CHARCAS, eigentlich S. Maria de las Charcas, 1) Villa, Alcaldia mayor und Deputation de Minas im mexikan. State S. Luis Potosi am Pantardes, hat 150 Familien, 1 Kloster und ist von reichen Silberminen umgeben. — 2) Stadt in der Prov. Paraguay, mit Silberbergwerken. (*Hassel u. Stein.*)

CHARD, Marktfl. in der engl. Shire Somersett, der sonst die Rechte eines Boroughs hatte, aber schon seit langer Zeit keine Deputirte zum Parl. sendet. Er liegt an den Gränzen von Devonshire, wird von mehren Bächen durchflossen, besteht aus 2 Straßen, hat 1 altes gothisches Stadthaus, das sonst eine Kapelle war, 1 Markthaus, neben welchem sonst in einem alten Gebäude die Assizen der Grafschaft gehalten wurden, 2912 Einwohner, und hält 1 ansehnlichen Wochenmarkt und 3 Jahrmärkte. (*Hassel.*)

CHARDIN (Jean), Ritter, Sohn eines reformirten Juweliers zu Paris, wo er den 26. November 1643 geboren war. Er widmete sich den Geschäften seines Vaters, und war noch nicht 22 Jahre alt, als ihn dieser nach Ostindien sandte, um Diamanten einzukaufen. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Surate, begab er sich nach Persien, und blieb 6 Jahre zu Ispahan, wo der persische Monarch ihm den Charakter eines königlichen Kaufmanns beilegte. Er benutzte diesen Aufenthalt, um sich eine genaue Kentniß von der politischen und militärischen Verfassung des Reiches zu verschaffen, wobei ihm seine Verbindungen am Hofe sehr förderlich waren. Zweimal besuchte er die Ruinen von Persepolis und kam 1670, mit einer reichen Samlung in Beziehung auf die Geschichte und Alterthümer der besuchten Länder, in sein Vaterland zurück. Da ihm aber daselbst die Anhänglichkeit an den reformirten Glauben, in seinen Planen hinderlich wurde, so unternahm er 1671 eine neue Reise nach Asien, und hielt sich abermals 10 Jahre lang in Persien und Indien auf. Auf der Rückreise kam er am 14. April 1681 in London an, und nachdem ihn 10 Tage darauf Karl II. zum Ritter geschlagen, heirathete er ein reformirtes Frauenzimmer aus Rouen, das sich der Religion wegen geflüchtet hatte. Einige Jahre nachher kam er als bevollmächtigter englischer Minister und Agent der englisch-ostindischen Kompagnie nach Holland, kehrte zuletzt nach England zurück, und starb in der Nähe von London den 26. Januar 1713. Chardin, wegen seines biedern Charakters allgemein geschätzt, hat sich um Länder- u. Völkerkunde ausgezeichnete Verdienste erworben. Vielseitig gebildet durch Studium und Lectüre, vertraut mit den Sprachen des Morgenlandes, besonders der türkischen, persischen und arabischen, und den vorzüglichsten Schriftstellern in denselben, ausgerüstet mit einem scharfen Beobachtungsgeiste, dabei unparteiisch, gewissenhaft und wahrheitliebend, hat er viel Neues und Unbekantes mitgetheilt, und seine Reisen sind eine der ersten und vorzüglichsten Quellen zur Kentniß der ältern geographischen und statistischen Verfassung des persischen Reichs und seiner Umgebungen. Alle späteren Reisenden haben die Richtigkeit und Genauigkeit der von ihm gegebenen Nachrichten bestätiget, die für den Sprach- und Naturforscher, den Historiker und Statistiker, den Philosophen und Menschenbeobachter vielfaches Interesse haben. Zuerst ließ er drucken: Le couronnement de Soleiman III., roi de Perse, et ce qui s'est passé de plus mémorable dans les deux premières années de son règne. Par. 1671. 8.; aber erst nach der Rückkehr von seiner zweiten persischen Reise gab er die Beschreibung derselben heraus, deren neueste und beste Ausgabe den Titel hat: Voyages du Chev. Chardin en Perse et autres lieux de l'Orient, enrichis d'un grand nombre de belles figures en taille-douce, représentant les antiquités et les choses remarquables du pays [1]). Nouv. édit., soigneusement conferée sur

1) Die Zeichnungen zu diesen Kupfern, die Chardin durch Guillaume Joseph Grelot, einen geschickten Künstler, an Ort und Stelle aufnehmen ließ, erhöhen den Werth des Werkes, und gereichen ihm zu einem besondern Vorzuge. Von diesem Grelot hat man auch eine reichhaltige Relation nouvelle d'un voyage de Constantinople. Par. 1680. 4., mit schönen Kpfrn.

les trois éditions originales, augmentée d'une notice de la Perse, depuis les temps les plus reculés jusqu'à ce jour, de notes etc. Par. *L. Langlès*. Par. 1811. Vol. X. 8., mit einem Atlas von 81 Kupfern in gr. fol. [2]). Wenn auch François Charpentier dem Ritter Chardin, wie in den Carpenterianis p. 371 behauptet wird, seine Feder bei Abfassung dieses Werks geliehen hat, so beruht der eigentliche Werth desselben auf den Mittheilungen des Reisenden selbst. Der Letztere hinterließ auch verschiedene Handschriften, unter denen besonders seine Notes sur divers endroits de l'écriture zu bemerken sind, worin er verschiedene Stellen der heil. Schrift aus seinen im Orient angestellten Beobachtungen erklärte. Diese Handschrift war noch 1775 in England vorhanden, und wurde von Thomas Harmer für die zweite Ausgabe seiner Observations on divers passages of scripture (Lond. 1776. Vol. II. benutzt; Teutsch mit Anm. von J. E. Faber. 3. Th. Hamburg 1772 — 1779. 8. Chardin's Bemerkungen stehen im dritten Theile. Das aus 6 Bden bestehende Manuscript desselben gehörte einem seiner Abkömlinge, dem Baronet Phil. Musgrave, dem es Harmer nach gemachtem Gebrauch wieder zustellte [3]). (*Baur.*)

CHARDIN (Jean-Baptiste Simeon), einer der größten Maler in Frankreich in der Gattung des Stilllebens, geb. zu Paris 1699, gest. 1779. Die Natur allein war seine Lehrerin, daher ist er auch von aller Nachahmung frei, und seine Manier ist einzig. Man kann sagen, daß Alles so täuschend dastehe, als betrachte man die natürlich hingestellten Gegenstände durch einen Spiegel. Alles von ihm Dargestellte, Vasen, Schalen, Flaschen, Wein, Wasser, Trauben, Früchte, Backwerk, Instrumente ꝛc., ist auf das vollkommenste ausgedrückt, und so harmonisch in der Farbe, und Alles trent sich so gut von einander, daß man glaubt, die Natur selbst zu erblicken. Diderot *) sagt: Chardin besitzt eine eigenthümliche Art in seiner Arbeit; ist man nahe bei dem Gegenstande: so weiß man nicht was er ist; tritt man aber in die gehörige Ferne: so scheint er sich zu erschaffen, und wird selbst Natur, oft aber gefällt er in der Nähe wie in der Ferne." Kleine Gemälde aus dem Kreise des gesellschaftlichen Lebens stellte er mit einer liebenswürdigen Naivetät dar. Sein eigenes Bildniß mit der Brille auf der Nase, malte er in Pastell kurz vor seinem Tode. Viele seiner Blätter sind von den berühmtesten Meistern in Kupfer gestochen. (*Weise.*)

CHARDINIA Desf. ist Xeranthemum orientale W. und von dieser Gattung nicht unterschieden. (*Sprengel.*)

CHÄREAS. Plinius sagt von diesem Künstler, L. XXXIV. 8., daß er die Bildnisse Alexanders des Großen und seines Vaters Philippus verfertigt habe, und dieser könte wol derselbe Chäreas seyn, welchen Vitruvius L. X. 19. als einen Kriegsbaumeister Chäreas anführt, der, nebst Diades, den Alexander auf seinen Feldzügen begleitet habe. Noch ein anderer Chäreas, den Junius aus dem Lexiphanes des Lukianos anführt, ist wol dort ein bloß erdichteter Name, da er in der affectirten Vorlesung des Lexiphanes als ein Goldarbeiter zum Vorschein komt. (*Horner.*)

CHÄREMON. Ein Steinschneider, der wahrscheinlich in den letzten Zeiten des römischen Reiches lebte, und von welchem eine Gemme mit dem Kopfe eines Faunes noch vorhanden ist †). (*Horner.*)

CHARENTE, 1) ein Fluß in Frankreich, welcher im Dep. Obervienne bei Cheronat der Erde entquillt. Er wendet sich anfangs nach N. W., dann nach S. W., geht auf Clisson, Manble, Chateauneuf, Jarnac, Cognac, Angoulême, wo er schiffbar wird, Saintes, Tonnay Charente, Rochefort und Soubise, und mündet sich den Eilanden Aix und Oleron gegenüber in den Ozean. Sein ganzer sehr gekrümter Lauf beträgt nach Herbin (II. 405.) 48 Meilen. Er gibt den beiden Dep. Charente und Niedercharente den Namen. — 2) Ein von diesem Flusse benantes Departement des südwestlichen Frankreichs, von 17° 13′ bis 18° 34′ östl. L. und von 45° 11′ bis 46° nördl. Br. reichend, im N. an beide Sèvres und Vienne, im O. an Obervienne, im S. an Dordogne, im S.W. und W. an Niedercharente stoßend, und $103,^{94}$ □Meilen, nach Herbin 1,153,648 Arpens, wovon $45,^{147}$ Wald groß. Das Land ist abwechselnd mit Hügeln besetzt, die sich aber nirgends zu Bergen erheben, und

Diese Relation ist wahrscheinlich aus Chardin's Papieren gezogen. S. Beckmann's Lit. d. Reisebeschr. 1. Bd. 473 und Biogr. univ. T. XVIII. s. v. Grelot. 2) Vgl. die ausführliche Beurtheilung dieser Ausgabe in der Halleschen allg. Lit. Ztg., Jahrg. 1811. No. 329 — 332. Von den früheren Ausgaben sind nur 3 als authentisch anzusehen. Die erste erschien zu London unter den Augen des Verfassers 1686 in einem Foliobande mit 18 Kpfrn., enthält aber nur die Voyage de Paris à Ispahan. Die zweite, welche Chardin 1711 zu Amsterdam in drei Quart- u. 10 Duodezbänden herausgab, beide mit 79 Kpfr., ist die erste vollständige Ausgabe; die in Duodez wird der in Quart vorgezogen. Da aber der Verleger dieser Ausgabe, Delorme, das Schicksal hatte, in die Bastille abgeführt zu werden, so lieferte er diese Ausgabe sehr verstümmelt, indem er aus politischen und eigennützigen Rücksichten alle die Stellen herausließ, welche den Verkauf des Werks in katholischen Ländern hätten hindern oder schwächen können. Im J. 1735 besorgten daher andere holländische Buchhändler aus Chardin's Handschrift, welche sie sich nebst seinen Kupferplatten zu verschaffen gewußt hatten, eine neue ganz vollständige Ausgabe in 4 Quartbänden, worin alle in der zweiten unterdrückten Stellen an den gehörigen Orten eingerückt waren. Auch die Schrift: le couronnement de Soleiman, wurde aufgenommen, und die Zahl der wiederhergestellten Bemerkungen ist beträchtlich, allein fast noch ansehnlicher ist die Zahl der Druckfehler, auf die man in allen Bänden stößt. Der zu Paris (eigentlich Rouen) 1723 in 10 Duodezbänden veranstaltete Nachdruck ist schlecht. Eine teutsche Übersetzung erschien zuerst Leipzig 1687. 4. mit Kpf.; eine abgekürzte, mit Benutzung anderer Nachrichten, Frankf. a. M. 1780. 2 Bde. 8. mit Kpf.; ein Auszug in der berliner Samlung von Reisebeschr. (bei Mylius) Bd. 5 und 6. Holländ. von G. van Broekhuizen. Amst. 1687. 4., mit Kpf. Engl. London 1720. 2 Bde. 8. m. Kpf. 3) Mém. de *Niceron* T. XXVI. 44. *Chaufepié* Dict. hist. Nouv. Dict. hist. Am zuverläßigsten von Langlès im ersten Bande seiner Ausgabe von Chardins Reisen pag. XI — XVIII. und von demselben in der Biogr. univ. T. VIII. *Halleri* biblioth. botan. p. 633. Büsching's wöchentliche Nachrichten v. J. 1785. S. 65 — 71. Wachler's Geschichte der historischen Forschungen. 1. Band, 2. Abth. 557.

*) Versuche über die Malerei. Übersetzt von Cramer. Th. 1. S. 231.

†) *Millin* Dict. des beaux Arts. T. I. p. 714.

zwischen welchen weitere oder engere Thäler sich ausbreiten, im Bez. Barbezieux selbst zu einer großen Ebene erweitern, die viele Heiden und Moräste enthält; der Boden ist sonst kalkig, trocken und hitzig, im N. O. thonig und steinig. Der Hauptfluß ist die hier schiffbar werdende Charente; außerdem wird sie nur von kleinen Flüssen, von der Nizone, dem Baudiat, der Nonère getränkt. Es gibt verschiedene fischreiche Teiche, worunter der bei Cognac der ansehnlichste ist, und bei Barbezieux eine Heilquelle. Das Klima ist eines der schönsten in Frankreich, sehr milde. Die Luft rein und gesund. Der Ackerbau wird zwar höchst kunstlos betrieben, indeß gewint man doch so vieles Korn, als zur Consumtion erforderlich ist, und führt Mais- und Weizenmehl nach den nahen Seeplätzen aus; 991 Kornmühlen liefern jährlich 1,446,850 Zentner. Etwa 3600 Arpens werden mit Hanf und Flachs bestellt, der sowol zum Gespinnst, als zum Ölschlagen benutzt wird; aber auch die vielen wälschen Nüsse gewähren ein gutes Öl, wovon man 16,000 Hektoliter ausführt. Safran wurde sonst stark gebauet, er ist von den Feldern verschwunden und Kartoffeln sein Ersatz geworden. Ein vorzügliches Produkt der Prov. ist die Trüffel, die sowol in den Thälern als an den Hügeln in großer Menge gefunden wird: jährlich führt man für 200,000 bis 300,000 Franken aus. Die Heiden im Bez. Barbezieux, die gegen 1½ □Meilen bedecken, fängt man an umzubrechen und in taugliche Wiesen zu verwandeln; sie gaben vorhin einigen 1000 Bienenstöcken Nahrung, oder dienten zu einer schlechten Weide. Der vornehmste Gegenstand der Landwirthschaft ist der Weinbau: fast alle Hügel sind nach der Sonnenseite zu mit Reben besetzt, und man keltert sowol feurige rothe als weiße Weine, führt aber nur erstere aus, und keltert aus letztern den geschätzten Brantwein, der seinen Namen von der Stadt Cognac hat, wo sich 13 große Brennereien befinden; aber auch fast jeder Weinbergseigenthümer hat seinen kleinen Kessel, wo er Cognac brent. Jährlich werden etwa 30,000 Bariken Wein, 35,000 Bariken Brantwein exportirt, Alles an Werth 10½ Mill. Franken. Zugleich sind alle Weinberge mit gutem Obst angefüllt, und die Kastanien, wovon man eigene Plantagen hat, dienen theils als Speise, theils zum Futter für Schweine und Kalekuten, die man in großer Anzahl zieht und deren Fleisch köstlich ist. Sonst ist die Viehzucht nur höchst mittelmäßig; man kauft jährlich in den benachbarten Prov. 25,000 Rinder auf, mästet sie und führt 24,000 fette Ochsen wieder aus. Die Schafe tragen meistens grobe Wolle: man hat sie nur in einigen Strichen veredelt. Pferde werden nur in geringer Anzahl, dafür desto mehr Maulesel und Esel als die vornehmsten Zug- und Lastthiere gezogen. Die Fische der Flüsse und Teiche reichen zur Konsumtion hin; die Charente führt auch schlechte Perlen. Die vornehmsten Wälder, die von Braconne, von Horte und Bouex sind stark ausgeholzt. Man hat gute Eisenminen, die 1 königl. Hochofen und 7 Hammer versehen und an Gußeisen 18,530, an Stabeisen 4657 Zentner liefern; außerdem werden für 180,000 Franken Nägel und für 80,000 Franken Waffen verfertigt. 3 Rothkupferhütten am Touvre, die aber das Material aus andern Dep. ziehen, bereiten 15,000 Bariken. Die Bleimine bei Petit Neuville und die Antimoniumgrube bei Monet sind jetzt aufgelassen; dafür hat man schöne Bau- und Mühlsteinund Schieferbrüche. Man verfertigt dreierlei Arten von Leinewand, Brin, Riperon und Etoupe, von allen 617,440 Meters, und unterhält 30 Papiermühlen, die gute Druck- und Schreibpapiere liefern. Die Ausfuhr beruhet auf Wein, Brantwein, Maismehl, Trüffeln, fetten Ochsen, Nußöl, Wolle, Eisenwaren und Papier; unter den Importen ist das Salz eines der wichtigsten, das man von Rhé und Oleron zieht. Die Volksmenge belief sich 1820 auf 357,541 Individuen, die in 16 Städten, 13 Marktflecken und 768 Dörfern und Weilern wohnen; das Groß bekennet sich zur katholischen Kirche und steht unter dem Bischof von Angoulême, der in diesem Depart. 29 Hauptkirchen unter sich hat. 9000 Reformirte besitzen 1 Konsistorialkirche und mehre Bethäuser. Das Departement, welches 5 Mitglieder zur Repräsentantenkammer wählt, gehört zur 20. Militärdivision, zur 11. Forstkonservation, unter dem königl. Gerichtshof von Bordeaux, wird in 5 Bezirke und 29 Kantone abgetheilt und hat Angoulême zur Hauptstadt; seine Grundsteuer belief sich 1802 auf 2,978,069 Franken. Es begreift die vormalige Grafschaft, die einst eigene Grafen hatte, aber 1380 von der Krone wegen Felonie eingezogen und dem Hause Orleans verliehen wurde, mit dessen Thronbesteigung sie auf immer mit Frankreich vereinigt ist. Sie war lange Zeit der Schauplatz der Kriege zwischen Franzosen und Engländern, so wie der Religionskriege zwischen kathol. und protest. Franzosen (Schlacht bei Jarnac). — 3) Charente, die niedere oder untere, f. Niedercharente. (*Hassel.*)

CHARENTON, 1) Stadt im Bez. S. Amard des franz. Dep. Cher an der Mormande, mit 1 Kirche und 1186 Einw., hat 1 Eisenfabrik, die Kanonen und andere Eisengeräthe fabrizirt, 1 Eisengießerei, 3 Hammer und 1 Schmiede, die sämtlich von der Mormande umgehen. — 2) Mit dem Zusatze le Pont, Marktfl. im Bez. Sceaux des franz. Dep. Seine am rechten Ufer der Marne, welche hier die Seine erreicht und worüber eine feste Brücke geht. Er besteht nur aus einer einzigen Straße, die auf einer Seite mit dem Weiler Conflans, auf der andern mit Charenton S. Maurice oder Petit Charenton zusammenstößt, in welcher letztern ein königl. Irren- und Krankenhaus mit seinen vielen Kellern und großen Weinfässern belegen ist, hat schöne Landhäuser und mit dem bemerkten Weiler 1500 Einw., die sich meistens vom Gemüsebau nähren. Unter den Landhäusern bewohnte einst Eins die Geliebte des großen Königs. Hier bemerkt man ein zwölffaches Echo. (*Hassel.*)

Charenton, (Joh. Nic.), f. Mariana.

CHAEREPHANES, ein Maler von unzüchtigen Darstellungen, dessen Zeitalter unbekant ist, indem er einzig von Plutarch (de audiend. poetis) angeführt wird; da ihn aber dieser neben Timomachos, Theon und Parrhasios nent: so läßt sich daraus schließen, daß es kein ganz unbedeutender Künstler gewesen sei. (*Horner.*)

CHARES, der Athener, Sohn des Theochares, wurde als Feldherr im J. 367 v. Chr. mit einem Heere den Phliasiern gegen die Argiver zu Hilfe gesendet, und

schlug diese in zwei Treffen. Dieß erregte Erwartungen von ihm, denen er aber nicht entsprach, denn er hatte nur Verwegenheit, aber keine eigentlich militärischen Fähigkeiten. Habsüchtig und verschwenderisch, wie er war, benutzte er die späteren Berufungen zur Feldherrnstelle für sich und nicht für das Vaterland. So geschah es, als er gegen Alexander von Pherä ausgeschickt wurde (Diod. 15, 115.). Im dreijährigen Kriege der Bundesverwandten befehligte er das Landheer, Chabrias die Flotte. Nachher führte er den Krieg gemeinschaftlich mit Iphikrates und Timotheus, die er ungerechter Weise anklagte und beim Volke verhaßt machte (Diod. 16, 21. Nep. unter Iphicr. u. Timoth.). Um sich desto beliebter zu machen, suchte er den Athenern die Kosten für die Flotte zu ersparen, und unterstützte deßhalb den abgefallenen Satrapen Artabazos gegen den König von Persien. Dieß gefiel dem Volke, bis der König eine Anklage gegen Chares erhob und man zu fürchten hatte. Da beendigte man den Krieg mit den Bundesgenossen. Des Chares letzte That war die Schlacht bei Chäronea gegen Philipp, welcher durch seines Gegners Ungeschicklichkeit siegte. (*H.*)

CHARES. Dieser berühmteste Schüler des Bildhauers Lysippos, war aus Lindos, einer Stadt auf der Insel Rhodos, gebürtig und lebte um die 119. Olymp. (324 J. v. Chr.). Demetrios Poliorketes hatte die Belagerung der Stadt aufheben und sein kostbares Belagerungsgeräth im Stiche lassen müssen. Die Rhodier verkauften es für 300 Talente und ließen für diese Summe durch den Chares den berühmten, 70 Ellen hohen, metallenen Koloß gießen, der den Sonnengott vorstellte. Das Werk kam in der 126. Ol. zu Stande. Der inwendige Kern der Statue bestand aus gemauerten großen Werkstücken, um dadurch derselben mehr Festigkeit zu geben. Sie war ohne Zweifel aus mehren an einander gepaßten Gußstücken zusammengesetzt. Man würde sich aber eine ganz falsche und der alten Kunst unwürdige Vorstellung davon machen, wenn man dabei an den in den Bilderbüchern von den sieben Wunderwerken der Welt vorkommenden Mann denken wollte, der schrittlings über dem Hafeneingange steht, und Schiffe zwischen seinen ausgespreizten Beinen hindurch segeln läßt, denn wahrscheinlich war die Statue sitzend. Alte Nachahmungen sind von demselben schwerlich vorhanden; auf rhodischen Münzen komt ein jugendlicher Kopf des Sonnengottes vor, dessen Haare fliegend und so gelegt sind, daß sie auf Flammen anzuspielen scheinen, und vielleicht dem Koloß nachgebildet sind. Nachdem dieser nur sechs und funfzig Jahre gestanden hatte, wurde er Ol. 139, 2. durch ein Erdbeben oberhalb der Knie abgebrochen. Plinius schildert (B. 34, 18.) die Trümmer wie große gähnende Schlünde. Im J. 672 nach Chr. verkaufte Moavias, der General des vierten Chalifen Othman, das Erz an einen Juden von Emesa, der neunhundert Kameele damit belud. Nach Joseph Scaliger's Berechnung muß das Gewicht des Erzes 700,000 Pfunde betragen haben. Vgl. Böttiger's Andeutungen zur Archäologie S. 199 ff. Noch führt Plinius ein kolossales Haupt von der Arbeit des Chares an, das der Konsul P. Lentulus in das Kapitol zu Rom geschenkt hatte. (*Horner.*)

Charette, s. Vendeekrieg.

CHARFREITAG, heißt bei den Christen der unmittelbar dem Osterfeste vorangehende Freitag, der von ihnen zum Andenken an den Kreuzestod Jesus Christus gefeiert wird. Ob Christus an einem Freitage gestorben sei, wie man aus den Berichten der Evangelisten hat erweisen wollen, ist noch nicht völlig ausgemacht; noch weniger aber läßt sich mit Gewißheit bestimmen, welcher Tag des Monats es gewesen sei, und die früheren Streitigkeiten der Katholiken hierüber, welche bald den 25. März, bald den 3. April annahmen, konten schon deßhalb zu keinem sicheren Resultate führen, weil man dabei das Geburtsjahr Jesus um 4 bis 5 Jahre zu spät ansetzte [1]). Alle Streitigkeiten hierüber sind aber schon um deßwillen unnütz, weil die Feier dieses Tages von der des Osterfestes abhängt, also so wenig als diese an einen bestimten Monatstag gebunden werden kann.

Wenn die Christen angefangen, diesen Tag zu feiern, läßt sich nicht ganz bestimt ausmachen. Die Ausdrücke im neuen Testamente, welche man hierauf hat beziehen wollen, z. B. der Hingang Christus zum Vater, die Erhöhung und Verklärung des Menschensohnes, beweisen eben so wenig, daß man schon im apostolischen Zeitalter den Todestag Jesus gefeiert, als andere, aus denen man hat folgern wollen, daß man den Sonntag schon in jener Zeit zum Andenken an Christus Auferstehung festlich begangen habe. Doch mag schon im 2. Jahrh. eine besondere Art der Todesfeier Jesus Statt gefunden haben, was aus den vielen Zeugnissen des Ignatius, Origenes, Tertullianus, Irenäus, Augustinus u. A. hervorgeht. Constantin der Gr. führte wol erst die Feier dieses Tages, wie die des Sonntages, gesetzlich ein [2]).

Über die Ableitung des deutschen Namens Charfreitag sind die Meinungen sehr verschieden. Einige, und selbst noch Dr. Augusti [3]), glauben, daß Char abzuleiten sei von dem griechischen χάρις (Gnade, Huld), oder von dem lateinischen carus (lieb, theuer). So sei er genant worden wegen der Güte und Liebe, welche Christus den Sündern erwiesen, und weil Christus wieder gut gemacht, was die Menschen verdorben [4]). Sie berufen sich hiebei auf die auch unter den Deutschen gewöhnliche Benennung: der gute Freitag, in England: Good Friday [5]), und daß auch bei den Juden der große Versöhnungstag der gute Tag, יום טוב, genant wer-

1) Lächerlich ist es daher, wenn man liest, daß Papst Eugenius IV. sogar den Alphonsus Tostatus verdamt habe, weil er gegen die gewöhnliche Meinung behauptet, daß Christus am 3. April gestorben sei. Doch läugnet Berti (L. V. de discipl. theol. c. 7.) diese Verdammung, und berichtet, daß Tostatus seine Behauptung in einer besonderen Schrift genügend vertheidigt habe. 2) Dafür sprechen die Stellen bei *Eusebius* de vita Constant. M. lib. IV. c. 18. und *Sozomenus* Histor. eccles. l. I. c. VIII. „Constantin gebot die Feier des Freitags, an welchem Christus gekreuzigt wurde. Dem heiligen Kreuze erwies er besondere Ehre, theils wegen der Hilfe, welche ihm die Kraft desselben im Kriege wider seine Feinde brachte, theils wegen der göttlichen Erscheinung desselben." 3) Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie ꝛc. B. 2, p. 136. 4) S. Dissert. histor. de die Parasceves, vulgo Kar-Freitag etc. auct. *M. Christ. Clajus.* Lips. 1697, 4. 5) S. *Bingham.* Orig. Vol. IX. p. 236.

de [6]). Andere wollen den Ursprung dieses Namens von dem lateinischen Worte Carena herleiten, welches die 40tägigen Fasten vor Ostern bedeutet; weil nämlich dieser Freitag der merkwürdigste in der Fastenzeit sei. Noch Andere finden die Abstammung in dem alten teutschen Worte Kar, welches so viel als leiden, büßen, strafen heißen soll; weil nämlich die Christen in der ganzen Woche vor Ostern und ganz vorzüglich an diesem und an dem folgenden Tage durch die strengsten Bußübungen und Fasten ihre Sünden an sich gleichsam abzustrafen suchten. Den Vorzug scheint folgende Erklärung zu verdienen: Kartag, Charfreitag, ist Übersetzung von Parasceue, welches auch der Vulgatus aus dem griechischen παρασκευή, scil. ἡμέρα, wie es Luk. 23, 54. vollständig steht, überall im neuen Testamente beibehalten hat. Math. 27, 62., Mark. 15, 42., Luk. a. a. O., Joh. 19, 14. 31. 42. Luther hat in allen diesen Stellen: Rüsttag. So hieß bei den Juden jeder Freitag, als Vorsabbath. Mark. 15, 42: der vor dem Sabbath ist. Der Rüsttag vor dem Passa- oder Osterfest aber heißt bei Johannes, 19, 14., vollständig: παρασκευὴ τοῦ πάσχα, der Vorbereitungstag zum Passa. — Karg oder Gara heißt aber nun im alten Teutsch: Vorbereitung, Zubereitung, Zurüstung, Anfertigung, Bereitung. Daher: Garotag fora Ostrun [7]). — Ursprünglich war also der Ausdruck Zubereitungstag, Zubereitungswoche, (zum Passafeste) von den Juden angenommen worden, und die alten Christen behielten ihn um so lieber bei, da sie ihn im neuen Testamente schon fanden, und da auch sie selbst fortfuhren, das Passafest, wiewol in einer anderen Bedeutung, zu feiern, und ein Passalamm an diesem Feste zu schlachten (s. 1. Kor. 5, 7. 8.) [8]).

Andere, in Teutschland gebräuchliche Benennungen dieses Tages sind nicht in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen. Clasus führt aus Dilherri heil. Kar-Woche p. 247 ff. folgende an: der Bluttag, Todestag, Mord- oder Martertag, Genugthuungstag des Sohnes Gottes, der blutige jüdische Kreuztag. Nur die Benennung: der stille Freitag, ist noch neben der des Charfreitags ziemlich allgemein, und erklärt sich aus der Feier dieses Tages, welche wir jetzt, ihren wichtigsten Bestandtheilen nach, kürzlich beschreiben wollen.

Bei den alten Christen ruhten die kirchlichen Functionen an diesem Tage größten Theils. Man wollte die äußere Andacht weniger beschäftigen, damit die innere um so inniger und ungestörter seyn könne. Vor Allem war es Gesetz, daß der Zeitpunkt von der sechsten Abendstunde dieses Tages an (in welcher nach der gewöhnlichen Meinung Christus verschied) bis zum Anbruch des Auferstehungsmorgens durch allgemeine Ruhe und Stille gefeiert werde. Daher eben der Name: stille Freitag, so wie davon die ganze Woche die stille (ἑβδομὰς ἄπρακτος, inofficiosa, non laboriosa) hieß. Zugleich aber sollte auch der Charfreitag ein Tag des Schmerzes und der Trauer seyn; nur warnen die alten Schriftsteller vor Übertreibung derselben, und geben zu erinnern, daß die Christen auch in Dankbarkeit und Freude anerkennen möchten, daß dieser Tag, an welchem Christus aus Liebe zu dem Menschengeschlechte sein Leben am Kreuze aufgeopfert, ihr größtes Heil begründet habe. Er soll daher recht eigentlich, wie Dr. Augusti richtig bemerkt, ein elegischer seyn, und Wehmuth und Wonne mit einander verbinden. — In manchen Gegenden, wenigstens in Spanien, dehnte man die gebotene Unterlassung der gewöhnlichen Solennitäten so weit aus, daß man die religiöse und gottesdienstliche Feier ganz aufheben und allen Gottesdienst einstellen zu müssen glaubte. Dagegen erklärte sich das 4. Concil zu Toledo, vom J. 633 in seinem 7. und 8. Kanon, und bestimte, daß das Abendmahl an diesem Tage genossen und die Sündenvergebung allem Volke mit lauter Stimme verkündet werden solle, schärfte auch zugleich die Strenge der Fasten ein. — Überall aber war der Gottesdienst an diesem Tage viel einfacher, als gewöhnlich, und in mehren Punkten verändert. Die wichtigsten Punkte der Abweichung sind folgende: 1) Es wurden alle sonst gewöhnlichen Introitus, Intonationen, Acclamationen, Doxologien 2c. weggelassen. In späteren Zeiten ward der Gesang weder von Musik, noch von der Orgel begleitet, was auch jetzt in den meisten evangelischen Kirchen Sitte ist. Statt der Hymnen wurden die Klagelieder Jeremias, das κύριε ἐλέησον u. a. gesungen. In manchen Gegenden durfte gar nicht gesungen, sondern bloß gebetet werden, und zwar nicht laut, sondern mit leiser und gedämpfter Stimme. 2) Die Glocken wurden nicht geläutet, sondern man gab das Zeichen zum Anfang des Gottesdienstes entweder gar nicht, oder durch Klopfen, oder durch Ansagen. 3) Man unterließ das gewöhnliche Kniebeugen (genuflexio) beim Eintritt in die Kirche, bei dem Annähern an den Altar, bei der Communion, beim öffentlichen Gebete 2c. Auch mußte der Bruderkuß und die Umarmung beim Abendmahle wegfallen. Dieß geschah, nach der Erklärung alter Schriftsteller, um weder den Juden, welche Jesus durch Kniebeugen verhöhnten (Matth. 27, 29.), noch dem Judas, der den Meister durch einen Kuß verrieth (Matth. 26, 48. 49.) ähnlich zu werden. 4) Die Elemente des Abendmahls wurden nicht consecrirt, sondern von der Consecration des vorigen Tages her ausgetheilt. Dieß ist die so genante Praesanctificatio, Missa praesanctificatorum, welche noch jetzt bei den Katholiken üblich und von der Missa sicca zu unterscheiden ist. Der Priester consecrirt nämlich am Gründonnerstage 2 Hostien, von welchen er eine an diesem Tage nimt und die andere für den Charfreitag aufbewahrt. Von dem consecrirten Weine wird nichts für den Charfreitag verwahrt, weil, wie Hugo a Sancto Vic-

6) S. Bodenschatzens kirchliche Verfassung der Juden. Th. 2. S. 212. 7) Überreste jenes alten Sprachgebrauchs finden sich noch jetzt in: ganz und gar, das Essen ist gar, oder gar gekocht, das Leder ist gar gemacht, die Garküche, wo immer fertige und zubereitete Speisen zu finden sind. 8) Vgl. über die verschiedenen Erklärungen des Wortes Kar 2c.: *Schilteri* Thesaur. Antiquitt. Teutonicar. Tom. III. p. 163 ff. Adelung's deutsches Wörterbuch. Th. I. S. 1195. und vorzüglich: Dr. Bened. Gottlob Clauswitz Abhandlung vom Karfreitage, sonderlich woher das deutsche Wort Karfreitag stamme und was es bedeute," in den halleschen wöchentlichen Anzeigen vom J. 1747, Nr. 15, 16, 17.

tore (de specialibus missae observatt. c. 20.) anmerkt, eine Gefahr der Vermehrung damit verbunden ist. Es wird demnach das Sacrament an diesem Tage auch von dem Priester nur unter Einer Gestalt empfangen. Bei den griechischen Christen, welche diese Messen überhaupt früher als die abendländischen hatten [9]), sind sie noch jetzt nicht nur am Charfreitage, wie bei den Katholiken, sondern während der ganzen Fastenzeit vor Ostern, mit Ausnahme des Sonnabends und Sonntags, gebräuchlich. 5) Von den Altären wurden Bekleidung, Decken, Zierathen, Leuchter u. s. w., von den Pulten auch die Decken weggenommen. Das Kreuz ward bedeckt und erst am folgenden Tage, unter besonderen Cärimonien wieder enthüllt und zur Beschauung und Anbetung aufgestellt. Zuweilen geschah die Verhüllung schon früher, z. B. am Anfange der großen oder Kar-Woche, und die Enthüllung schon an diesem Tage [10]). Jetzt wird bei den Katholiken das Kruicifixbild, als eine lebhafte Vorstellung, wie ein katholischer Schriftsteller sich ausdrückt, des für uns am Kreuz gestorbenen Heilandes, zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt. Nachdem die feierliche Verehrung dieses Bildnisses am Altare vollendet ist, wird es auf einen dazu bereiteten schwarzen Teppich und auf ein Kissen gelegt, und zuerst von der gegenwärtigen Geistlichkeit, hernach von dem Volke ehrerbietig geküßt; doch kann diese Cärimonie von letzterem jetzt willkürlich beobachtet oder vernachlässigt werden. In einigen Pfarreien wird hernach dieses Kruicifix an einen Ort gebracht, der das Grab Christus vorstellen soll, und wo man seine Andacht an diesem Tage zu verrichten pflegt; gemeinhin vertritt jedoch ein ausgehauenes Bild des verstorbenen Heilandes die Stelle des ersteren. — Bei den Protestanten herrscht ziemlich allgemein die Sitte, den Altar, die Kanzel und den Taufstein an diesem Tage mit schwarzen Tüchern zu behängen. 6) Schon in den ältesten Zeiten wurde die Leidensgeschichte Jesus nicht aus der eingeführten Harmonie der Evangelisten, sondern aus dem Johannes (K. 18.) vorgelesen, und diese Erzählung diente zum Texte. So ist es noch jetzt in der katholischen Kirche, und wenn ein katholischer Schriftsteller [11]), indem er dieses berichtet, hinzusetzt: es wird gebetet für Juden, Heiden, Abtrünnige, und für Alle, die mit der katholischen Kirche nicht vereinigt sind, rc.: so bildet das freilich einen seltsamen Contrast mit dem, was zu Rom Tags zuvor, am Gründonnerstage, noch jährlich von dem Papste selbst geschieht, nämlich mit der Verfluchung aller Ketzer in der berüchtigten Nachtmahlsbulle. — Merkwürdig ist, daß jetzt die Katholiken den Charfreitag nur als einen halben Festtag betrachten und an demselben öffentliche Arbeiten verrichten, während er von den Protestanten auch dadurch ausgezeichnet wird, daß ganz vorzüglich an demselben alle und jede Arbeit ruht [12]). (*Ljc. K. Ch. L. Franke.*)

9) S. *Hildeb.* de diebus festis p. 69. 10) S. *Guil. Durandus* Rationale divin. officiorum. Lib. VI. c. 77. N. 10. 14, 21, 22. 11) S. Deutsche Encyclopädie rc. B. 6. p. 461. 12) Außer den bereits angeführten Schriften können über den Charfreitag noch verglichen werden: Chr. A. Behr's Anfrage, das Wort Karfreitag betreffend. D. Augusti's neue theolog. Blätter. I. B. 3. St. S. 107 ff. *Aug. Chph. Eisfeld* continuatio tertia commentat. hist. theol. eccl. de tempore quadrages. speciatim de die parasceues ex antiquis passionibus illustrata. Norib. 1763. Eisenschmid's Geschichte der Sonn- und Festtage. S. 40.

CHARGALDSCHIN, ein großer See in der kirgisischen Steppe, der Festung Semipalatnaja gegenüber, von 50—60 Meilen im Umfange, mit vielen Inseln, und Schilfrohr bewachsen. Auf der einen Seite desselben, wo der Fluß Nura einfällt, ist sein Wasser süß, auf der andern salzig. Er ist reich an mancherlei Arten von Fischen. Um diesen See und auf seinen Inseln ziehen einige Stämme von der mittlern Horde der räuberischen Kirgisen umher. (*Petri.*)

Chargé d'Affaires, Geschäftsträger, Geschäftsführer, s. Gesandter.

CHARIBERT, fränkischer König, der älteste der vier ihren Vater Chlothar I. überlebenden Söhne, verband sich nach dessen Tode (st. 561), als Chilperich I. sich des ganzen Reiches bemächtigen wollte, mit seinen beiden andern Brüdern Gunthram und Siegbert, und zwang den erstern zur Theilung. Das Loos gab Chariberten das ehemalige Reich seines Vatersbruders Childebert I., welches, wie man annimmt, Senlis, Meaux, das Albigensische und andres, und Paris als Sitz umfaßte [1]). Venantius Fortunatus rühmt Chariberten als einen Fürsten von vieler Tugend und Fähigkeit. Bei den Versamlungen der Großen über Reichsangelegenheiten war sein Rath der annehmlichste, und wenn eine Gesandtschaft abging, erhielt sie von ihm die weisesten Verhaltungsbefehle. Saß er zu Gerichte: so löste er die verwickeltsten Streitigkeiten, und der Theil siegte, auf dessen Seite die Gerechtigkeit war. Von seiner Zunge floß die lateinische Sprache eben so fertig, als die fränkische [2]). Aber das Wenige, was uns Gregor von Tours [3]) von ihm erzählt, klingt nicht so vortheilhaft. Den Presbyter, welcher Chariberten verkündigte, daß Leontius auf der von diesem versammelten Provinzialsynode den Bischof Emerius von Saintes, welcher nicht kanonisch zu dieser Würde gelangt, abgesetzt hatte, und um Einsetzung eines andern bat, ließ der zähneknirschende König sich aus den Augen bringen, auf einen mit Dornen angefüllten Wagen setzen, und in die Verbannung stoßen; doch mit den ihn als Sohn ehrenden Worten: „Glaubst du denn, daß keiner von den Söhnen des Königs Chlothar mehr lebt, welcher über das wacht, was sein Vater gethan, daß jene den Bischof, welchen sein Wille erwählt, ohne unsern Ausspruch gestürzt haben?" Sogleich ließ er durch geistliche Männer den Bischof Emerius wieder einsetzen, durch seine Kämmerer von dem Bischof Leontius tausend Goldstücke eintreiben, und auch die andern Bischöfe, welche an der Absetzung des Emerius Theil genommen, nach Möglichkeit strafen [4]), um die seinem Vater angethane Beleidigung zu rächen. Wenn

1) *Gregor. Turonens.* Hist. lib. IV. c. 22.
2) Quum sis progenitus clara de gente Sigamber,
Floret in eloquio lingua latina Tuo.
Qualis es in propria docto sermone loquela,
Qui nos Romanos vincis in eloquio.
Venant. Fortunat. L. VI. Carm. 4. 3) Histor. lib. IV. c. 26.
4) In geistlichen Angelegenheiten entscheidend, findet man Chariberten auch bei Gregor von Tours Histor. lib. IV. c. 18.

wir ihn hiedurch als einen seines Zornes nicht mächtigen, harten und grausamen Herrscher kennen lernen, aber doch darin lobenswerth, daß er das Andenken seines Vaters ehrte: so wird er uns — durch seine leidenschaftliche Sinnlichkeit in der Liebe noch verächtlicher. Charibert hatte zur Gemalin Ingoberg, welche ihm eine Tochter geboren, die nachmals nach Kent verheirathet ward. Ingoberg hatte in ihrem Dienste zwei Mädchen, die Töchter eines armen Wollenwebers, von welchen die ältere Namens Markovesa, das religiose Kleid genommen hatte, und die jüngere Meroſled hieß. Mächtig ward der König von der Liebe zu beiden gefesselt. Ingoberg hierüber eifersüchtig, wollte dem König die Mädchen verhaßt machen, ließ den Vater derselben heimlich arbeiten, und rief ihren Gemal. Dieser hatte gehofft, etwas Neues zu sehen, und sah nun den Vater der von ihm so geliebten Mädchen an der königlichen Wolle arbeiten. Hierüber ergrimt, verstieß Charibert Ingobergen, und nahm Meroſleden zur Gattin. Auch nahm er noch ein andres Mädchen Theodogild, die Tochter eines Schäfers, zu sich, von welcher er einen Sohn gehabt haben soll, der sogleich nach seiner Geburt starb. Später heirathete er auch die obenerwähnte Markovesa. Deßhalb wurden beide von dem Bischof Germanus dem Heiligen von Paris in den Bann gethan. Doch wollte der König sie nicht verlassen, bis sie starb. Der König starb kurz nach ihr [5]) im J. 567. Um sein Reich kämpften seine Brüder. (*Fd. Wachler.*)

CHARIDEMOS, ein Athener als Feldherr und Redner bekant. In früherer Zeit war er in dem Dienste Philipps von Makedonien, der seines Raths sich gern bediente. Zwar erzählt uns dieß Diodor allein [1]), während die übrigen davon schweigen, und bloß den Haß Alexanders gegen Charidemos erwähnen: aber dieser anscheinende Widerspruch läßt sich leicht dadurch heben, wenn wir annehmen, daß Ch. noch vor der Schlacht bei Chäroneia seine Partei gewechselt habe, und gegen Philipp aufgetreten sei; eine Erscheinung, welche bei der damaligen Wandelbarkeit der Griechen, und der Athener insbesondere, gewiß nicht zu den unerhörten gerechnet werden kann. Nach jener Schlacht verlangte der unruhige Hause zu Athen allgemein, daß Ch. an die Spitze des Heeres gestellt werde [2]). Als Alexander Theben zerstört hatte, foderte er von Athen die Auslieferung derer, welche er als die Urheber aller Anschläge gegen ihn und seinen Vater Philipp und als die vorzüglichsten Aufwiegler der Thebaner betrachtete. Unter ihnen befand sich auch Ch. [3]). Durch eine neue Gesandtschaft der Athener besänftigt, verzieh er zwar den übrigen; doch bestand er auf des Ch. Verbannung [4]). Dieser floh nun zu Darius nach Asien, von welchem er wegen seiner Tapferkeit und seiner Feldherrntalente sehr geschätzt wurde. Durch eine freimüthige Äußerung über den Zustand des persischen Heeres [5]), oder, nach Diodor, durch die Verleumdungen der persischen Großen des Verraths verdächtig gemacht, fiel er bei dem Könige in Ungnade und wurde 333 n. Chr. auf dessen Befehl hingerichtet [6]). — Polyän erzählt ein Beispiel von der Kriegslist eines Charidemos, welcher Neu-Ilium eroberte, ohne nähere Bezeichnung des Mannes: ist es jener Athener, so muß er diese That im Dienste des Darius vollbracht haben. (*Kruse.*)

CHARIETTO, ein Teutscher, dessen Körper über alle Andern hervorragte, und dessen bewunderungswürdige Tapferkeit und Kühnheit der Größe seines Körpers entsprach. Anfangs hatte er in Verbindung mit seinen Landsleuten Räuberei getrieben. Dann aber hatte er, man weiß nicht warum, seine Heimath verlassen, und sich zu den den Römern unterworfenen Galliern begeben. Als er sich eine Zeit lang zu Trier, damals der größten Stadt jenseit der Alpen, aufhielt, und die Teutschen jenseit des Rheines die Städte dießseit desselben heimsuchen und berauben sah, und es Niemand verhinderte, — zu der Zeit nämlich, als Julian noch nicht nach Gallien gekommen: — so sann er darauf, die Städte zu schützen. Da aber keine Statsgewalt ihm Macht verlieh, so verbarg er sich anfangs allein in die dichtesten Wälder, und beobachtete die Einfälle der Teutschen. Zur Nachtzeit dann, wenn sie von Trunkenheit und Schlaf gefesselt lagen, schlich er sich unter sie, und schnitt so Vielen er immer konte, die Köpfe ab, die er dann in der Stadt vorzeigte. Da er dieses anhaltend fortsetzte, wurde der Unternehmungsgeist der Teutschen nicht wenig gelähmt, weil sie nicht wußten, wie es zuging, wol aber sahen, daß sich ihre Scharen täglich verminderten. Mit Charietto verbanden sich nun auch andre Räuber und diese wuchsen nach und nach zu einer Menge an. Hierauf wandte sich Charietto im J. 358 an den Cäsar Julian, und entdeckte sich ihm. Dem Cäsar war es schwer, mit seinem Heere die nächtlichen und heimlichen Einfälle der Teutschen zu verhindern, da sie in geringer Zahl, und an vielen Orten zerstreut, auf Raub ausgingen, am Tage nicht mehr zu sehen waren, und sich in die benachbarten Wälder versteckt hatten, wo sie von dem lebten, was sie am Tage [1]) geraubt. Daher nahm Julianus Charietto und seine Räuber an, um die andern Räuber zu bändigen, gesellte ihnen eine große Anzahl Salier zu, und sandte die Geübten des Nachts gegen die raubenden Quaden [2]). Julian selbst auch setzte die Verfolgung der Räuber anhaltend fort. Die Quaden sahen sich durch die unablässigen Angriffe geschwächt, und mußten sich dem Cäsar ergeben und den von Charietto gefangenen Königssohn als Geißel ausliefern [3]). Als Julian im J. 358 in den

---

5) *Gregorii Turonens.* Histor. lib. IV. c. 26.

1) *Diodor.* XVII. 30. 2) *Plutarch.* in Phocion. 16. 3) *Plutarch.* Phoc. 17. Demosth. 23. — *Arrian.* I, 10. 4) *Arrian.* I, 10. 5) *Curtius* III, 2.

6) *Curt.* und *Diod.* a. a. O. 7) *Polyaen.* Strat. III, 14.

1) Man könte hier einen Widerspruch im Zosimus (lib. III. c. 7. S. 211. u. 212. der Heyn. Ausgabe), der Quelle dieser Erzählung finden, nämlich, daß jetzt die Teutschen des Nachts auf Raub ausgehen, und vormals des Nachts schliefen; aber man muß erwägen, daß jetzt Julianus mit einem Heere da war und sie am Tage; der bequemern Zeit, zu rauben hinderte. 2) Man wirft dem Zosimus vor, daß er hier und vorher (lib. III. c. 6. S. 209.) Quaden, als einen Theil der Sachsen einmische, da doch vielmehr die Chamaven darunter zu verstehen sind. Aber die Benennung Quaden (die Bösen) konte ja auch leicht andern, als denen an der Donau Wohnenden gegeben werden. 3) Zosimus a. a. O. S. 213.

Gau des Alemannenkönigs Hortar, muthmaßlich in der Gegend von Heidelberg am Neckar hinauf zog, und es an nichts, als einem Wegweiser fehlte, erhielten Nestica, Tribun der Leibgarde, und Charietto den Auftrag, nichts unversucht zu lassen, und einen Alemannen zu fangen. Schnell fingen sie einen Jüngling, welcher durch Hoffnung auf seine Rettung als Wegweiser gewonnen ward. Unter seiner Führung wurden die Verhaue umgangen, und Hortar mußte sich unterwerfen [4]). Charietto ward für seine den Römern geleisteten Dienste Befehlshaber in den beiden Germanien (per utramque Germaniam comes). Doch nicht ungestraft half Charietto den Römern gegen seine Landsleute, die Teutschen, wieder empor. Im Anfange des Jahres 366 drangen die Alemannen, die sich wieder erholt hatten, scharenweise über den gefrorenen Rhein in Gallien ein. Charietto rief Severian, der bei Chalons an der Saone stand, zum Beistande herbei, und ging mit ihm dem vordersten Heerhaufen der Alemannen entgegen. Als es im Treffen von den Wurfgeschossen zu den Schwertern gekommen, wurden die Römer durch den ungestümen Angriff der Teutschen gesprengt. Severian fiel von einem Geschoß durch den Mund durchbohrt, die Römer flohen. Da warf sich den Weichenden Charietto entgegen, und schalt und beschwor sie, hielt sie zurück, und strebte durch anhaltenden Muth die schmähliche Flucht zu hindern. Aber ihn durchbohrte ein tödtliches Geschoß. Nach seinem Falle war die Niederlage der Römer völlig entschieden [5]). *(Fd. Wachter.)*

CHARIKLES, des Apollodoros Sohn von Athen, war im 19. Jahre des peloponnesischen Krieges Feldherr (*Diod.* XIII, 19.), und nach der Eroberung Athens durch Lysander einer der dreißig Tyrannen. Er und Kritias werden als die Häupter derselben angeführt (*Lys.* or. contra Eratosth. p. 420. ed. Reisk.). Dieß erhellet auch aus seinem Gespräch mit Sokrates, dem er das Reden und Fragen verbot, und besonders die Gleichnisse mit schlechten Hirten (*Xenoph.* Mem. Socr. I, 2.). Sein Schwiegersohn war Tisias, der eine Anklage gegen den Sohn des Alkibiades wegen eines Gespannes von Pferden erhob. Im Namen des Angeklagten schrieb Isokrates seine Rede (de bigis), worin es heißt: Alkibiades war also sehr unähnlich deinem Schwiegervater Charikles, der den Feinden dienen, die Bürger beherrschen wollte, der als Flüchtling nichts, nach der Rückkehr dem State nur Böses that. *(H.)*

Charikles, s. Phokion.

CHARIKLO, 1) des Apollon oder Perses Tochter, des Cheiron Gemalin, der mit ihr die Okyrhon zeugte (Schol. ad Pind. Pyth. IV, 20; Metam. II, 636.). — 2) Eine Nymphe, von Everres Mutter des Teiresias, für den sie von der Pallas die Gabe der Weissagung erhielt, als er sein Gesicht verlor, weil er die Göttin nackt erblickt hatte (Apollod. III, 6, 7.; Callim. H. in Pall. 67; Schol. in h. l.). *(Rickless.)*

CHARILAOS oder Charillos [1]), ein König von Sparta aus der Familie [2]) der Prokliden oder Eurypontiden. Des Charilaos Vater war Polydektes, und dessen Vater Eunomos. Letzterer erzeugte aus seiner ersten Ehe den Polydektes, und von einer zweiten Gemalin wurde ihm Lykurg geboren. Als bei dem damals noch sehr bewegten Innern des lakedämonischen States Eunomos in einem Aufruhre erstochen wurde, folgte ihm sein Sohn Polydektes in der Regirung. Nicht lange darauf starb auch dieser, ohne noch einen Thronfolger zu hinterlassen. Nun rückte Lykurg nach den bestehenden Gesetzen in die Stelle seines Bruders als König ein; da sich aber ergab, daß des Polydektes hinterlassene Gemalin schwanger [3]) sei: so erklärte Lykurg, daß er, wenn sie einen Sohn gebären sollte, die Königswürde niederlegen, und dem rechtmäßigen Thronfolger seines Bruders übergeben würde. Dennoch ließ seines Bruders Gattin ihm sagen, sie wolle, sofern er ihre Hand anzunehmen Willens sei, die Frucht ihres Leibes umbringen, damit er desto sicherer König zu Sparta bleiben könte. Lykurg, scheinbar in die Wünsche der Königin eingehend, erwiederte ihr, daß, wenn sie einen Sohn geboren hätte, er selbst schon für die Wegräumung desselben Sorge tragen würde. Sobald er aber von der nahen Niederkunft der Königin Nachricht erhielt, sandte er einige seiner Diener mit dem Geheiß ab, ihm, wofern ein Sohn zur Welt kommen würde, denselben sogleich zu überbringen.

Da ihm nun auch wirklich, als er eben mit mehren vornehmen Spartanern speiste, ein Knabe übergeben wurde: so sagte er, das Kind auf seinen Armen haltend, zu den Anwesenden: „Ein König ist uns geboren, Spartaner!" und da Alle darüber hoch erfreut waren, und seinen Edelsinn und seine Gerechtigkeit bewunderten: so nante er ihn Charilaos, d. i. Freude des Volks. Wir erzählen dieses Alles dem Plutarch nach, ohne für die unbezweifelte Wahrheit des Erzählten Bürgschaft leisten zu wollen, obschon Plutarch zu Anfange seiner Lebensbeschreibung des Lykurg versichert, er wolle nur das erzählen, dem am wenigsten widersprochen, und was von den besten Gewährsmännern bestätigt werde. Wäre aber, meinen wir, dieser besondere Umstand in der Geschichte des Charilaos schon früher bekant gewesen, und hätte somit der Name Charilaos historische Bestätigung erhalten: so würden wir jene Verschiedenheit des Namens, so leicht sie übrigens Statt finden konte, doch nicht antreffen. Zu Gunsten des jungen Königs legte Lykurg nach Verlauf von 8 Monaten die Regirung und Würde eines wirklichen Königs nieder, und behielt sich nur die

4) *Ammianus Marcellinus* lib. XVII. c 161. der Ausgabe von 1552. 5) *Ammianus Marcellinus* lib. XXVII. c. 1. S. 525.

1) Sehr leicht konten diese Namen, und zwar schon früh, mit einander verwechselt werden. Von der Verschiedenheit der Schreibart in den Handschriften sehe man die Erklärer zu Paus. III, 2; Aristoteles Politik II, 7.; Strabo X, S. 482. 2) Das Geschlechtsregister dieser Königsfamilie findet man bei Plutarch (Vit. Lyc. C. 2.), Pausanias (B. 3. K. 7., vgl. auch 4; 4. 3. und 2, 36. 6.), und am vollständigsten bei Herodot (B. 7. K. 131.), wo nur, durch eine Versetzung der Namen, Polydektes als der Vater des Eunomos genant wird, da umgekehrt nach dem einstimmigen Zeugnisse der Alten Eunomos als der Vater des Polydektes anzusehen ist. *Meursius* de regno Laced. p. 73. cap. XVI. 3) Außer Plut. auch Strabo 10. K. 19. S. 482.

Vormundschaft über seinen Neffen, und die Leitung der Geschäfte während seiner Minderjährigkeit vor. Dieß scheint mit Unrecht C. O. Müller in den Doriern, Band II. S. 108. zu bezweifeln. Obschon Herodot, B. I. K. 65. sagt, daß Lykurg des Leobotes Vormund gewesen sei, welcher ein Sohn des Königs Echestratos aus der Königslinie der Agiden war, und hinzufügt, daß dieß die Lakedämonier selbst sagten, — obschon auch Pausanias (III, 2, 3.) Herodots Meinung anführt, ohne sie zu verwerfen oder zu tadeln: so wird man wol eher eine Versetzung der Worte, wie sie Marshamus (can. chron. p. 452. bei Wesseling zum Herodot) vorschlug, sich gefallen lassen, oder einen Fehler, der schon vor Pausanias in den Text des Herodot kam, annehmen müssen, ehe wir eine Chronologie umstürzen, welche durch ein fast einstimmiges Zeugniß der Alten, die über diese Punkte uns etwas überliefert haben, bestätigt ist. Einstimmig melden uns Aristoteles (dem schon das Alterthum eine große Auktorität hierin zuerkante), Strabo, Plutarch u. Suidas, daß des unmündigen Charilaos Vormund Lykurg gewesen sei. Diese Gewährsmänner scheinen auch hinlänglich das, was nach andern Schriftstellern dieser Angabe widersprechen könte, zu entkräften.

Da aber bei dem zunehmenden Alter des jungen Königs sowol Andere als des Lykurgus Neider und Gegner auftraten, als auch die königliche Familie und die Mutter des Charilaos besonders sich feindlich gesint gegen den weisen und gemäßigten Mann zeigten, ja, als man ihm sogar vorwarf, wie man wohl wisse, daß er selbst einmal König werden würde: da zog Lykurg es vor, um theils, wie Plutarch meint, selbst diesem Verdachte zu entgehen, theils, wie Strabo erinnert, aus Furcht, er möchte, wenn dem jungen König ein Übel widerfahren wäre, als dessen Urheber betrachtet werden, sein Vaterland [4]) zu verlassen, und bis zur Zeit, wo Charilaos selbst die Regirung angetreten haben würde, im Auslande zu verweilen.

Man sieht leicht, daß der wichtigste Theil des Lebens und des Schicksals des Charilaos in das Leben des Lykurg mit verflochten ist. Wenn also die Alten schon über die große Unsicherheit, die bei der Bestimmung, wann Lykurg gelebt und gewirkt habe, obwalte, klagen, und wir selbst bei den so verschiedenen, und so sehr von einander abweichenden Angaben und Bestimmungen der Alten einsehen müssen, wie hier wol nie Etwas mit völliger Sicherheit bestimt werden könne: so kann es nicht Wunder nehmen, daß eine gleiche Unsicherheit und Unbestimtheit sich auch da zeigt, wo eine Zeitbestimmung des Lebens und der einzelen Schicksale des Charilaos zu geben ist.

Wenn wir mit Manso [5]) es für das Sicherste und durch die Zeugnisse der Alten, wie durch den Synchronismus mehrer Begebenheiten, am meisten Beglaubigte halten, daß Lykurg vor und nach der ersten Olympiade des Iphitos lebte und blühete: so würde die Zeit, wo Charilaos lebte, ungefähr zu Anfang der Olympiaden des Iphitos zu setzen seyn. Hiemit stimt auch die Zeitrechnung der alexandrinischen Chronologen (zu finden bei Müller in den Doriern, Bd. 3. S. 486.) überein, nach welcher 108 Jahr vor der Olympiade des Koröbos Charilaos geboren wird, und 30 Jahr später zur Regirung gelangt. Larcher (zum Herodot Thl. 7. S. 495.) setzt das Jahr der Geburt des Charilaos an auf 888 vor Chr. (d. i. 4 Jahr vor der ersten Olympiade des Iphitos); den Antritt seiner Regirung auf 863 v. Chr. Nach Sosibius bei Klemens Alexandr. regirte Charilaos 64 Jahr.

Von den Kriegen dieses Königs, die zum Theil unglücklich abliefen, hat uns Pausanias zerstreute Bemerkungen überliefert. Höchst gefährliche und immer drohende Nachbarn der Lakedämonier waren in der damaligen Zeit die Argiver [6]). Obschon beide Völker sich Freunde und Verwandte [7]) wegen ihrer Abstammung nanten, so hatten doch ununterbrochen die Argiver so viel Feindseligkeiten gegen die Spartaner gehäuft, daß schon Labotas u. Prytanis Wiedervergeltung an ihnen auszuüben sannen. Da von ihnen aber Nichts gegen die Argiver ausgeführt wurde: so blieb die Rache dem Charilaos aufbewahrt. Er plünderte und verheerte Argos [8]), und fachte auf diese Weise einen Kampf an, der mit neuer Wuth immer wieder ausbrach. Aber auch mit fast allen umwohnenden Völkern war Sparta in einem fast beständig fortwährenden Kriege begriffen. Durch ein scheinbar für Sparta günstiges Orakel, das wir aus Herodot [9]) kennen lernen, bewogen, unternahmen die Lakedämonier einen Feldzug gegen die Tegeaten [10]). Diese aber, von ihren heldenmüthigen Weibern unterstützt, siegen über die Spartaner, und nehmen den Charilaos mit seinem ganzen Heere gefangen. Charilaos, den, wie Pausanias meldet, ein Weib gefangen genommen hatte, wurde ohne Lösegeld frei gegeben, nachdem er vorher einen Eid hatte schwören müssen, die Tegeaten nicht wieder mit Krieg zu überziehen, welchen Eid er jedoch schlecht soll gehalten haben [11]). Die Zerstörung der Stadt Aigys scheint mehr dem Archelaos zuzukommen, obschon Charilaos als Theilnehmer des Kriegszuges genant wird [12]). — Dem Charilaos folgte in der Regirung sein Sohn Nikander [13]). Die Zeit seines Todes ersieht man aus dem Obigen sehr leicht, wenn man nämlich das Zeugniß des Sosibius gelten läßt. Von der großen Statsreform, die unter dem Char. vorging, und die den Namen dieses Königes vor Allen berühmt machte, sehe man unter dem Artikel **Lykurgos**. (*Werner* u. *Kruse*.)

CHARIOMER, König der Cherusker, ward von den Catten, wegen der Freundschaft, welche er mit den Römern hielt, aus seinem Reiche vertrieben. Er verschaffte sich nun Bundesgenossen, und erhielt bei Wiedereroberung des Reiches die Oberhand. Aber von seinen Anhängern verlassen, gab er den Römern Geißeln, und flehte den Kaiser Domitian um Beistand an. Von

4) S. Plut. a. a. O. Strabo X. S. 482. ; Aristot. Polit. II, 7. 5) Sparta Thl. I. S. 79. Not. p.

6) Paus. 2, 20. 1. 7) Paus. B. 4. K. 5. 8) Paus. 3, 2. 3., vgl. auch 7, 2, 3. 9) I, 66. Polyän. I, 8. 10) Paus. 8, 5. 6. u. 8. K. 48. 11) Paus. 8, 48. 12) Paus. 3, 2. 5. 13) Herod. 8, 31.

diesem erlangte er zwar keine Hilfstruppen, aber Geld *). (*Fd. Wachter.*)

CHARIS, nach Il. XVIII, 382. — die Odyssee nent die Aphrodite als solche — Gemalin des Hephästos, woraus *Paus.* IX, 35., *Hes.* Theog. 945 f. u. *Eustath.* in Od. p. 1148 eine der Chariten machen. Lukian D. D. 18. gibt ihm beide, Charis und Aphrodite zu Gemalinnen, und läßt sie in friedlicher Eintracht mit einander, doch jene nur auf Lemnos und diese im Olympos, mit ihm leben. Daß die Charis des Hephästos Gemalin sei, ist augenscheinlich ältere Sage. Köppen zu Il. XVIII, 382. will mit Andern: man habe sie ihm darum beigelegt, weil er schöne Kunstwerke verfertigt. Wieland zu Lukians Göttergesprächen 18 zweifelt, wie es mir scheint, ohne hinlängliche Gründe: ob an eine Charis aus Aphrodite's Gefolge zu denken sei †)? (*Ricklefs.*)

CHARITÉ (La), Stadt im Bez. Cosne des franz. Dep. Nièvre (47° 10′ 33″ Br. und 20° 41′ 17″ L.), auf dem Abhange eines Hügels am rechten Ufer der Loire, und durch eine schöne Brücke mit einem Werder verbunden, auf welchem ein Spaziergang angelegt ist, und von welchem eine zweite Brücke in das Dep. Cher führt. Sie ist ummauert, hat 1 Vorstadt, 4 Kirchen, 1 Hospital, 590 Häus. und 4011 Einw., welche 1 Eisen- und 1 Glashütte, 1 Fajanzefabr., 7 Gärbereien und 4 Hutfabr. unterhalten und vorzüglich Metallknöpfe und Emaille liefern, auch mit Eisenwaren, Hüten und Holz handeln. Die Umgegend ist mit verschiedenen Eisenwerken angefüllt. (*Hassel.*)

CHARITES, die Charitinnen, bei den Römern Grazien (Gratiae), die Geberinnen alles Schönen und Guten, wie der Name Charites, d. i. nach der Sprache der Hellenen, Erfreuende, angenehme Gaben Spendende schon andeutet, von welchen nach Pindar [1]) den Sterblichen alles Erfreuliche und Liebliche zu Theil wird, Weisheit, Schönheit und Ruhm, ohne welche die Götter keine Reihentänze und Freudenmahle halten, Vertheilerinnen und Ordnerinnen (ταμίαι) aller Geschäfte im Himmel, thronend neben Apollon und verherrlichend das ewige Leben des olympischen Vaters, in der vollendeten Ausbildung der Vorstellung nach Kanne [2]), der sie jedoch zu sehr in die Ansichten einer neueren philosophischen Schule, die sicher in jenen Zeiten, worin man die Charitinnen im Gefolge der Aphrodite, Hera und Artemis erscheinen läßt, nicht vorhanden waren, hinüberspielt: die reine Form der Schönheit selbst, die, abgesehn vom Stoff, bloß durch sich selbst gefällt; aber jedem Stoff anpaßlich, und daher erscheinend als anhängend und begleitend scheinen, wenn gleich die Uridee dem Orient entstamte, doch durch hellenische Dichter erst vermenschlicht und in den Kultus eingeführt zu seyn. Natürlich mußte eine solche Vorstellung mancherlei Veränderungen durchlaufen, ehe sie zu gehöriger Ausbildung gedieh; natürlich mußte selbst da noch bei den Vorstellungen, die früher gangbar geworden waren, und bei der Art und Weise, wie man diese oder jene mehr oder minder auffaßte, manches Schwankende zurück bleiben. Daher sind in diesem Mythos, aus welchem jedoch die Idee des Schönen und Guten als von den Charitinnen ausgehend immer hervortritt, der Abweichungen so viele. Eben um dieser Abweichungen willen, ist durchaus eine historisch-kritische Entwickelung des Mythos nothwendig. Pausanias [3]) bietet uns dazu den Leitfaden.

Nach ihm, welcher hier den Sagen der Böotier folgt, opferte der Orchomenier Eteokles drei Charitinnen, deren Namen man aber nicht kante, so wie auch Pamphos, ein vorhomerischer Sänger, zwar von den Charitinnen sang, aber weder Anzahl noch Namen angab, zuerst. Dafür, daß von hier die Verehrung der Charitinnen ausging, spricht die Niederlassung des Kadmos in Böotien, die Sängerschule, die sich schon früh dort gebildet hatte, und die Bätylen-Gestalt, worunter man sie hier verehrte [4]), eben so sehr, als daß man sie noch später von Eteokles benante [5]). Wenn Apollodor berichtet [6]), Minos habe auf Paros den Charitinnen geopfert, als er die Nachricht vom Tode seines Sohnes empfangen, den Kranz von seinem Haupte genommen, und die Flöte schweigen lassen, aber das Opfer fortgesetzt; woher es auf Paros Sitte sei, den Charitinnen ohne Kränze und Flöte zu opfern: so ist dieß von Minos II. zu verstehn, und die Verehrung jünger, als die des Eteokles. Nur die Verehrung derselben zu Sparta wäre älter, wenn der Tempel der Charitinnen am Fluß Tiasa wirklich vom Lakedämon herrührte [7]), und man nicht vielmehr den Kultus dadurch ehrwürdiger machen wollte, daß man ihn in eine mythische Zeit zurück führte. Pausanias verräth eben dadurch ein späteres Aufkommen dieses Kultus, daß er bemerkt: die Namen der dort verehrten Charitinnen, Phaenna (die Leuchtende) und Kleita (die Ruhmvolle) wären durch die Lieder des Alkman berühmt geworden. — So wie man zu Sparta nur 2 Charitinnen kante; so auch nach Pausanias [8]) zu Athen, Auxo (Vermehrerin, Gedeihengebende) und Hegemone (Führerin) genant, wobei er auffallend bemerkt: Karpo (Frucht) sei der Name einer Hora, nicht einer Charis, und die andere Hora Thallo (die Sprossende) verehrten die Athenäer mit Pandrosos (der Thauenden) zugleich. Woher diese Bemerkung? Offenbar hat Pausanias eine Verwandtschaft der Charitinnen mit den Horen im Auge, die nicht nur, wie Kanne [9]) gezeigt hat, daraus hervorgeht, daß man Horen und Charitinnen gewöhnlich in der Zahl gleich machte; sondern ihnen auch zum Theil gleiche, und Gleiches oder Ähnliches bedeutende Namen gab. Den Namen der Charis Auxo findet man bei Hygin [10]) im ersten Verzeichniß

*) Dieses haben die Excerpta *Theodosii ex Dione* lib. LXVII. p. 760. von ihm; weiter weiß man nichts.

†) Wenn man auf den Grundbegriff von Hephästos und Charis zurückgeht, nach welchem beide Naturgottheiten sind: so findet man Aphrodite und Charis gar nicht so verschieden von einander, sondern Aphrodite war die Charis. (Vgl. Charites). (*H.*)

1) Ol. 14, 7 ff. 2) Mythologie d. Gr. S. 244. 3) IX, 35. 4) Id. IX, 38. 5) Theokr. 16, 104. 6) III, 15, 7. 7) Paus. III, 18. 8) Id. IX, 35. 9) Mythol. d. Gr. S. 256. 10) Fr. 183.

als Namen einer Hora, und für die Hora Thallo bei Hesiodos [11]) die Charis Thalia. Eben so scheint die arkadische Artemis Hegemone [12]), die einen Tempel neben dem der Demeter (Despoina) hatte, mit der Hora Hegemone zusammen zu fallen, da Hygin eine Hora Titanis hat, welches Beiname der Artemis und Selene ist, die bei den Orphikern, bei denen der Dienst der Charitinnen mystisch war, als dieselben Gottheiten erscheinen. Zu Phigalia in Arkadien verehrte man eine Artemis Eurynome [13]), und Eurynome ist bei Hesiod [14]) Mutter der Charitinnen. Nimt man zu diesen noch hinzu, daß zu Athen der Dienst des Charitinnen mystisch war [15]), und man ihnen zu Elis den Eros zur Seite stellte [16]), das Symbol der Befruchtung, und gleich dem orphischen Priapos [17]), welchen Servius [18]) so gar einen Bruder der Horen nennet: so kann man an der innigen Verschwisterung der Horen und Charitinnen in der Vorstellung nicht zweifeln.

Wenn man nun jene als die Genien der Jahrszeiten ansah; so scheint man diese als die Spenderinnen erfreulicher Naturgaben im Umlauf des Jahrs verehrt zu haben, als die Bewegerinnen der fruchtbaren Naturkräfte, und von כרר schnell sich bewegen den Namen כרית abgeleitet zu haben. Daher führen sie mit den Horen und Mören die Persephone aus dem Hades zurück [19]), d. i. sie locken den schlummernden Keim hervor ans Licht, fördern die Vegetation, und führen Leben und Anmuth in die Natur zurück. Daß diese Vorstellung die älteste sei, liegt in der Natur der Sache selbst. Die Naturbedürfnisse beschäftigen den Menschen immer zuerst und am meisten und längsten. Erst im Besitz einer Fülle von Naturgütern lenkt sein Blick sich auf das sinnlich und geistig Schöne. Aber leicht war es, Wesen, welchen man die Verschönerung der Natur, und den Genuß erfreulicher Naturgaben verdankte, von denen man alles, was schön war, jede gute und angenehme Gabe benante, auch die Verschönerung menschlicher Gestalt und Sitte, so wie die Verleihung höherer, selbst moralischer, Güter zuzuschreiben. Natürlich aber mußten sie, die Alles verschönten, und ihm gefällige Anmuth verliehen, Schönheit und Anmuth selbst im höchsten Grade besitzen. Der Übergang zu diesen Ideen tritt zum Theil schon aus den homerischen Gedichten und aus Hesiodos mit Klarheit hervor. Ganz entwickelt werden sie erst bei den späteren Dichtern und Philosophen. — Als Nymphen oder Genien des Liebreizes, des sinnlich Angenehmen und Schönen erscheinen sie zuerst im Olymp. Als solche gesellen sie sich freundlich (ἑταιρίζουσι) zu allen Göttern [20]). Die Charis Pasitheia bietet Hera dem Hypnos als eine schöne und reizende Gabe, nach der er sich stets gesehnt hat [21]). Sie gebietet über dieselbe entweder als Himmelskönigin, oder, wie Böttiger mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn erwiesen hat [22]), als die Stifterin der Ehen (τελεία), die Schönes und Reizendes gibt und vollendet. Daher ist auch ihr Sohn Hephaistos mit der fein umschleierten Charis vermält [23]). In den lieblichen Reihen der reizenden Tänzerinnen geht die Göttin der Liebe, Aphrodite, der sie stets die innigste Theilnahme beweisen, geschmückt einher [24]). Von ihnen wird sie geschmückt und mit Ambrosia gesalbt, als sie aus dem Netz des Hephaistos nach Paphos komt [25]). Von ihnen ist ihr Peplos gewebt [26]). Sie tanzen mit den Musen in den Reihen der Artemis, wenn sie den Bruder zu Delphi besucht [27]). Von ihnen sind sogar die Mägde der Nausikaa mit Schönheit geschmückt [28]). Sie gießen Liebreiz um die Pandora aus [29]), wohnen mit Himeros, der Sehnsucht, dem schmachtenden Verlangen, von ihnen eingeflößt, neben den Musen auf dem Olymp [30]). An ihrer Seite stand Eros [31]). — So wie das sinnlich Schöne und Reizende, geht auch das geistig Schöne von ihnen aus. Daher werden sie den Musen beigesellt, tanzen und singen in ihrem Chor. Schon Homeros [32]) und Hesiodos [33]) faßten diese Idee. Pindaros will in der Charitinnen Gärten sich Siegeskränze pflücken [34]). Sie sind es, die ihn zu seinen Liedern begeistern, und mit deren Hilfe er seine Helden verherrlicht [35]). So gelten auch dem Theokritos [36]) die Charitinnen statt der Musen, und ohne jene wünscht er sich die Gesellschaft der letzteren gar nicht einmal [37]). Daher werden sie auch der Beredsamkeit zugesellet. Die Peitho (Überredung) selbst erscheint bei Hermesianax unter den Charitinnen [38]), und diese hat mit ihnen und Hermes, dem Gott der wohlgesetzten Rede, gemeinschaftlich Altäre und Tempel [39]). Die schönsten Werke der Kunst sind Werke der Charitinnen und ihrer begünstigten Lieblinge. — Sie mildern das Rauhe in den Sitten. Daher gebot Platon dem rauhen Xenokrates, den Charitinnen zu opfern; daher weihete man ihnen bei der Tafel den ersten Becher [40]). Darum mischte man, um sie nicht zu beleidigen, 9 Theile Wassers zu 3 Theilen Weins [41]). Als Geberinnen sanfter Freude, aus des Weines mäßigem Genuß hervorgehend, gesellete man sie, wie es scheint, dem Bakchos bei [42]). — Selbst das Furchtbare und Schreckliche sollte durch sie gemildert werden. Daher opferte man zu Megalopolis den Eumeniden und Charitinnen zugleich [43]). Daher standen sie zu Smyrna in dem Tempel der furchtbaren Nemesis [44]). Eben daher opferte, wie es scheint, Eteokles ihnen zu Orchomenos zuerst. Und schwur man vielleicht eben

11) Theog. 909. 12) *Paus.* VIII, 36. 13) Id. VIII, 41. 14) Theog. 907. 15) *Paus.* IX, 35. 16) Id. VI, 24. 17) *Orph.* H. 6 (5.), vgl. mit der Kosmogonie bei Damaskios *Wolf.* Anecd. Gr. III, p. 252. 18) In *Virg.* Georg. IV, 110. 19) *Orph.* H. 43, (42). 20) *Hom.* H. in Ven. 95 f. 21) Il. XIV, 267 f.

22) Gr. Vasengemälde 3. S. 118 f. 23) Il. XVIII, 382. 24) Od. XVIII, 192. 25) Od. VIII, 364 f. 26) Il. V, 338. 27) *Hom* H. in Dian. 13 f. 28) Od. XVI, 18. 29) *Hes.* O. et D. 73 f. 30) *Hes.* Theog. 62 f. 31) *Paus.* VI, 24 32) H. in Dian. 13 f. 33) Theog. 63 f. 34) Ol. 9, 58. 35) Ol. 1, 48; 9, 39; Pyth. 5, 60; 9, 1 u. 159; Nem. 4, 10; 5, 99. 36) Id. 16, 3 u. 6, 107 f. 37) Vgl. *Callim.* Ep. 50. 38) *Paus.* X, 35. 39) *Plut.* de Audit. VII. p. 46. u. Praecept. conj. VII. p. 411. ed. *Hutten.* Vgl. *Phurn.* c. 16. u. c. 24. 40) *Athen.* I, 1. 41) Id. X, 7; *Hor.* Carm. III, 19, 15. 42) Schol. in *Pind.* Ol. 5, 10. nach Herodoros; *Pind.* Ol. 15, 25. 43) *Paus.* VIII, 34. 44. Id. IX, 45. 44) *Poll.* VIII, 106.

darum bei ihnen [45]), um den Eidschwur weniger furchtbar zu machen? — Weisheit und Tapferkeit ist ihre Gabe [46]). Vor Allem aber geht, nach den Ideen der Philosophen, mildes Wohlthun und Dankbarkeit von ihnen aus. „Ihrer sind" sagt Chrysipp bei Seneca [47]), drei, weil die eine die Wohlthat ertheilt, die andere sie empfängt und die dritte sie wieder gibt, oder vergilt. Sie stehen, einander die Hände bietend, im Kreise, weil die Wohlthaten sich von einem auf den andern fortpflanzen, und zuletzt zu dem, von welchem sie ausgehen, zurückkehren, überdieß die Bande, welche den Menschen verknüpfen, enger zusammen ziehn; sie sind lächelnd gebildet, weil Wohlthaten den Geber und Empfänger erfreun; jung, weil das Andenken der Wohlthaten nie veralten darf; Jungfrauen, weil Dankbarkeit und Freigebigkeit ein reines lauteres Herz erfodern; ungegürtet, weil man den Werth dieser Tugenden nicht durch Bedingungen vermindern soll; leicht und durchsichtig gekleidet, weil edle Wohlthaten das Angesicht der Menschen nicht scheuen; endlich, wie Einige noch hinzusetzen, lebhaft und flüchtig, weil wir, Andere uns zu verbinden, nicht zaudern, noch die Wiedervergeltung verschieben müssen." Gleiche Ideen finden sich beim Phurnutos [48]). Obgleich man es den Deutungen der Philosophen ansieht, daß sie noch mehr Sinn in diese Symbole zu legen suchten, als im gemeinen Leben damit verbunden ward: so ist doch gewiß, daß die Sprache der Hellenen Gefälligkeit und Wohlthun (*χάρισμα*, *χαριστήριον*, *χαρίζεσθαι*), wie die sanfte heitere Freude (*χάρμα*) von ihnen benante.

Daß die Charitinnen bei den schönsinnigen Griechen einheimische Göttinnen waren, behauptet nach seiner Ansicht Herodot [49]). Namenlos verehrte sie Eteokles, aber schon drei; Andere hatten, wie oben bemerkt ist, nur zwei und unter verschiedenen Namen. Homer nent uns die Charis, des Hephaistos Gemalin, und Pasitheia. Da er diese eine der jüngeren Charitinnen nent; so haben Einige vermuthet, daß er auch ältere gekant habe. Diesen Gegensatz scheint der Dichter zu machen, weil er entweder wirklich ältere Charitinnen unter anderen Namen aus seiner Vorzeit kante, oder, weil man zur Zeit des Homer noch das Menschliche nicht aus dem Auge verlierend, Charitinnen von verschiedenem Alter unterschied, und die jüngeren als die reizenderen dachte. Daß er eine Mehrzahl derselben kante, ist gewiß; doch gibt er die Anzahl nirgends an. Hesiodos [50]) nent zuerst drei mit bestimten Namen, die nach ihm bleiben: Thalia (Grünende, Sprossende), Euphrosyne (Frohsinn) und Aglaia (Glänzende), und macht sie zu Töchtern des Allvaters Zeus und der Okeanine Eurynome so, daß sie in makelloser Schönheit, wie aus dem Bade hervortreten, gleich der Aphrodite, wenn man ihr die Dione zur Mutter gibt. Die Hesiodischen Namen will Sickler Kadmos S. LXXXVI. im semitischen תליה oder תלכה von תלל erheben, aufhäufen, [illegible] von פרש ausbreiten, vertheilen, und אגלה von גלה aufdecken, enthüllen finden, so daß sie nach dieser Idee als die gleichmäßigen Bewegerinnen und Vertheilerinnen der Fruchtbarkeit und Vollenderinnen des Wachsthums in der Natur, angemessen der deutlich hervortretenden Ur-Idee erscheinen. Antimachos [51]) machte sie zu Töchtern des Helios und der Ägle (Glanz), weil man Glanz und Schönheit von dem Begriff derselben nicht trennen konte. Andere nanten sie Töchter des Bakchos und der Aphrodite [52]), als Geberinnen der Freude; Andere Töchter des Bakchos und der Koronis [53]), auch Mutter des Asklepios, anzudeuten, daß Freude von Bakchos ausgeht, wenn Gesundheit das Leben begleitet. Andere, leicht zu erklärende, Ideen hatte man vor Augen, wenn man sie zu Töchtern der Hera, Euanthe oder Aglaia [54]), oder der Harmonia [55]) machte. Wenn aber Orpheus [56]) sie zu Töchtern der Eunomia, oder Phurnutos [57]) der Eurydomene macht, so scheint dieß bloß verschrieben für Eurynome, und Eurymedusa bei dem Letzteren bloß ein anderer, gleichbedeutender Name dafür zu seyn.

Sie hatten zahlreiche Tempel theils mit andern Göttern, namentlich der Aphrodite, den Musen, dem Eros, Hermes und Apollon [58]), zu Athen mit dem State — der Eumeniden und Nemesis ist schon gedacht —; theils allein, zu Orchomenos am Kephissos, am Tiasa in Lakonika, zu Pergos, Delphi, Byzantion, Perinthos und Elis, wo sie auf dem Markte verehrt wurden [59]). Ihre Feste hießen Charisien, die dem Tanz und der Freude geweiht, und Pervigilien waren. Wir wissen aber davon nichts weiter, als daß der, welcher sich des Schlafes am längsten erwehrte, einen Honigfladen (*πυραμοῦς*) zur Belohnung erhielt [60]), welcher jedoch auch bei andern Pervigilien den Ermüdeten zur Stärkung gegeben ward [61]), und daher *χαρίσιος*, d. i. willkommene Gabe hieß [62]). — Rohe Steine mußten zuerst die Charitinnen, wie manche andere Gottheit der Hellenen, vorstellen [63]). Dann stellte man sie bekleidet vor, weil die alte Kunst sich nicht getrauete, den idealen Liebreiz in der rundlichen Fülle der weiblichen Nacktheit darzustellen. So waren sie zu Smyrna ein Werk des Bupalos von Gold [64]); so zu Elis von Holz mit vergoldetem Gewande, die nackten Theile von Marmor, die eine durch eine Rose, die andere durch einen Myrtenzweig und die dritte durch einen Würfel, Sinnbilder der Schönheit, Liebe und harmlosen Jugend ausgezeichnet [65]), bekleidet stellte sie auch Sokrates in den Propyläen der Burg von Athen auf [66]). So erscheinen sie auch auf einem Candelaber der Villa Borghese, und auf einem späten Wandgemälde bei Bartoli. Wer sie bei gereifter Kunst zuerst nackt gebildet, wußte schon Pausanias nicht mehr [67]). Wahrscheinlich geschah es indeß erst ge-

45) *Pind.* Ol. 14, 3 f. 46) Schol. in *Pind.* Ol. 14, 5. 47) De Benef. I, 3. 48) C. 15. 49) II, 50. 50) Theog. 907 f.

51) Fragm. ed. *Schellenberg* p. 100. Vgl. *Paus.* IX, 35. 52) *Serv.* in Aen. I, 720. 53) *Nonn. Dionys.* XLVIII, 555. 54) *Phurn.* c. 15. 55) *Luct.* in *Stat.* Theb. I, 286. 56) H. 60. (59). 57) c. 15. 58) *Plut.* Praecept. conj. VII. p. 411. 59) *Paus.* VI, 24. 60) *Eustath.* in Od. XVIII, 192. 61) *Athen.* XV, 2. 62) Vgl. Manso über Gegenstände der Mythol. S. 425 f. 63) *Paus.* IX, 38. 64) l. c. 65) Id. VI, 24. 66) Id. l. c. und IX, 35. 67) IX, 35.

gen das Zeitalter des Skopas und Praxiteles. So viele alte Künstler indeß auch Charitinnen bildeten; so wenig Darstellungen derselben haben sich doch erhalten. Nackt gruppirt findet man sie in der Villa Borghese, im Palast Ruspoli, und am schönsten gearbeitet, jedoch verstümmelt, in der Sakristei des Doms zu Siena. Am häufigsten findet man sie in Reliefs, auf Münzen und Gemmen, selten auch noch im älteren Costum bekleidet. Der Charakter, den ihnen die Künstler gaben, ist mädchenhafte Unbefangenheit, und blühende Jungfräulichkeit in schlanker Gestalt und freundlicher Gesichtsbildung. Unbewußt ihres Liebreizes gleichen sie der Knospe der dem ersten Sonnenstrahle sich entfaltenden Rose. Zauberhafte Anmuth umschwebt sie in Geberde und Mienen, sei es, daß sie Blumen lesen, Kränze flechten, sich verschlungen in Reihen drehen, mit Astragalen spielen, oder sich stehend freundlich zu einander gruppiren. Ihre Attribute sind nicht immer dieselben; doch immer sinnvoll gewählt. In Beziehung auf Apollon und als Gesellschafterinnen der Musen findet man sie mit musikalischen Instrumenten abgebildet [68]), weil die Tonkunst den Menschen entwildert, und dem rohen Natursohne sanftere Gefühle einflößt [69]). *(Ricklefs.)*

CHARITON. Wahrscheinlich ein erdichteter Name, unter dem sich der Verfasser eines griechischen Romans von den Liebesgeschichten des Chäreas und der Kalirrhoe versteckt hat. Mit Anspielung auf die Göttin der Anmuth und der Liebe nent er sich im Eingange Charito, den Aphrodisier, und gibt sich für den Schreiber eines Redners Athenagoras aus, der in Syrakus der Gegner des Hermokrates war, dessen Tochter eben die Hauptperson der Geschichte ist. Diese Geschichte füllt acht Bücher, und fängt mit der Verheirathung der Heldin und ihrer Beerdigung an. Im Grabe wieder zum Leben erwacht, wird sie von Räubern entführt, und nach mannichfaltigen Abenteuern, die meist aus ihrer Schönheit entspringen, wieder mit Chäreas vereinigt. Der Gang der Begebenheiten ist für einen griechischen Roman ziemlich natürlich, die Sprache einfach, bisweilen nüchtern. Zur Bestimmung der Zeit, in welcher er geschrieben worden, bietet er keine Angaben *). Von allen griechischen Romanen in Prosa ist er zuletzt aus einer florentinischen Handschrift, bis jetzt der einzigen, die den Charito enthält, an das Licht gezogen werden. Charitonis de Chaerea et Calirrhoë amatoriarum narrationum libri VIII. Jac. Phil. d'Orville publicavit animadversionesque adjecit. Amstelaedami. 1750. 3 Bde. 4. mit lat. Übersetzung von Reiske und kurzen kritischen Anmerkungen desselben, und einem sehr ausführlichen und inhaltreichen Commentar des Herausgebers. Wiederholt von C. D. Beck. Lipsiae 1783. 8., mit Nachträgen späterer Verbesserungen. Übersetzt von Heyne. Leipzig, 1753. 8. von Larcher. Paris 1763. 12. in 2 Bdn; mit einigen Zusätzen wiederholt in der Bibliothèque des Romans grecs. Paris. 1797. 18. *(F. Jacobs.)*

CHARKIEH, eine Ortschaft in Ägypten östlich vom Nilarme, der nach Damiette führt. Von ihr hat eine Provinz den Namen, die zwischen dem Nil und dem See Menzaleh sich hin erstreckt und außer der Stadt Damiette 310 Dörfer, 47,417 Häus. u. 189,668 Einw. zählt (nach Mengin). *(Hassel.)*

CHARKOW (49° 59′ 23″ Br. 53° 35′ L.), 1653 erbauet, 1780 die Hauptstadt des charkowschen Gouvernements, seit 1796 der slobodischen Ukraine. Die Stadt liegt an zwei Armen des Donatz, Charkowa und Lopan, welche sich bei der Stadt vereinigen, und dadurch 3 Theile bilden, wovon der erste höher gelegene alle Hauptgebäude, namentlich der Universität, des Gerichts, des Hauptklosters und seines Seminariums, so wie die bedeckten Kaufmannsbuden enthält, die zwei andern mit dem Erdwall des ersten und fortgeführt durch die Gartenhäuser und südöstlichen Vorstädte die Gestalt eines abnehmenden Mondes oder Amphitheaters bilden, aber als niedriger gelegen den Ausdünstungen des oft stagnirenden Flusses am meisten ausgesetzt sind. Daher und weil die zwar breiten [1]), aber nur durch Knüttelbrücken oder Baumstämme gangbar erhaltenen Straßen in der feuchten Jahreszeit oft mit tiefem Koth bedeckt sind (im heißen Sommer erhebt sich ein unerträglicher Staub), entstehen, bei dem sonst gesunden Klima dieser hohen Steppen, häufige Wechsel- und Faulfieber. Die Stadt hat außer einem bedeutenden Hornviehhandel, 4 große Jahrmärkte, wo die Kaufleute aus dem ganzen südl. Rußland ihre Galanteriewaren, Wolle, Leinwand, Gürtel, Pelze, Porzellan, Eisen- u. Kupferwaren, türkische Spezereien, und ausländische Getränke, die einheimischen Handwerker und Fabrikanten ihre Teppiche, kurzen Röcke und Hosen, so wie Lederarbeiten ausstellen. Auch ist die Stadt eine Niederlage von Honig, Wachs, gesalzenen Fischen, Caviar u. s. w. und es gibt hier außer den von der Universität herbeigezogenen Mechanikern und Künstlern, teutsche Wagenfabrikanten, Schmiede u. Uhrmacher, welche mit der ganzen teutschen Bevölkerung von dem lutherischen Prediger in Pultawa besorgt werden. Man rechnet die Anzahl der Häuser, welche niedrig und meistens von Holz gebaut in ihrem weiten Hofraume gewöhnlich mehre zur Ökonomie gehörige Nebengebäude haben, auf 1600, die der Einwohner überhaupt auf 12 bis 15,000; im Winter ziehen mehre Landadelige hieher. Die Universität, 1804 durch den Beistand dieser Landadeligen gestiftet, und mit eigenen Gebäuden versehen, die jetzt vermehrt werden, hat ihren besonderen Etat oder Fonds, 25 ordentliche u. außerordentliche Professoren, und 12 Adjuncten (etatsmäßig), unter denen nur die ordentlichen Professoren die Geschäfte der Direktion und des Schul-Comité übernehmen, und eine entscheidende Stimme haben. Unter diesem Comité steht ein Bezirk von 10 Gouvernements, mit den Gymnasien, Distrikts- u. Parochialschulen von Charkow, Orel, Woronesch, Kursk, Tschernigow, Pultawa, Cherson, Jekaterinoslaw, Simferopol und Tscherkask; auch die Gymnasien von Taganrog und Odessa sind der Universität unterworfen, welche sich besonders durch die un-

68) *Plut.* de Mus. c. 4. 69) Vgl. *Hirt's* Mythol. Bilderb. II. 2. S. 214 f.

*) Struve in seinen Abhandlungen und Reden S. 271. setzt ihn in das 8te oder 9te Jahrh., was uns zu spät scheint.

1) Nicht eng und winkelicht, wie in der 1821. zu Weimar gedruckten Erdbeschreibung (Abth. II. Band 2. S. 588.) steht.

ter Mitwirkung der Landadeligen gestifteten vielen Landschulen dieses großen Bezirks ein unsterbliches Verdienst erworben hat [2]). Die Anzahl der Studenten, mit Einschluß der von der Krone unterhaltenen Stipendiaten überstieg selten die Zahl von 150 bis 200; worunter immer mehr sind, welche die Grade eines Candidaten, Magisters und Doktors (letzteren mit Majorsrang), durchlaufen, um einen höheren Civilrang zu erhalten, oder das jeden höheren Statsbeamten vorgeschriebene Examen zu ersparen. Die projectirte theologische Fakultät ist wegen des unter dem Archiierei zu Charkow stehenden Seminariums und der besonderen Abneignng der griechischen Prälaten gegen ausländische Philosophie nicht zu Stande gekommen. Charkow ist auch der Sitz einer polytechnischen Gesellschaft. Man verdankt die Stiftung einem sehr aufgeklärten kleinrussischen Landadeligen, von Karasin, der auch den größten Antheil an der Stiftung der Universität hat, und dessen Bauern unter ihm einer Gerichtseinrichtung genießen, die man den Keim einer Verfassung nennen kann [3]). (*Rommel.*)

CHARLATAN, Charletan. Man mag diesen Ausdruck von dem italienischen ciarlare, schwatzen, oder von Scarlatto, Scharlach, (dem ehemaligen Scharlachmantel der Ärzte), oder anderwärts herleiten, immer bedeutet er, nächst einem Afterarzte, überhaupt einen Prahler, der sich den Schein von Kentnissen und Fertigkeiten zu geben sucht, die er entweder gar nicht, oder nur in geringem Grade besitzt, auch wol Geheimnisse vorgibt, die nur den Unwissenden blenden. In der Literatur hat es immer dergleichen Prahler gegeben; sie lieferten J. Burch. Mencken († 1732) reichlichen Stoff zu einer öfter aufgelegten Satire de Charletaneria Eruditorum, die (1790) von von einem Ungenanten (dem verst. Büschel), in einer Schrift: über die Charlatanerie der Gelehrten seit Mencken erweitert wurde. Mit Recht zählt man zu diesen Charlatanerien, an denen übrigens die Verleger in manchen Fällen eben so viel Antheil haben als die Verfasser, trügerische Ankündigungen von Büchern von Seiten der Verleger, oft durch erbettelte anonyme Privat-Recensionen, lügenhafte Büchertitel, sie mögen nun von den Verfassern oder Verlegern herrühren — besonders auch solche, die mit Geheimnissen prahlen, — vorzüglich im Fache der Arzneikunde — Vorreden, die mehr versprechen, als der Verfasser leistet, angebliche Erfindungen und Entdeckungen ꝛc., endlich sog. gelehrte Streitigkeiten, in welchen die Gegner sich durch Ansprüche auf überwiegende Gelehrsamkeit überbieten, und einen ungeziemenden Ton der Unfehlbarkeit anstimmen. (*H.*)

CHARLBURG, Marktflecken in der engl. Shire Oxford, der 1074 Einwohner zählt und 5 Jahrmärkte hält. (*Hassel.*)

CHARLEMONT, Charlemount, Marktflecken am Blackwater in der irischen Grafsch. Armagh, vor Alters ein Borough, hat 1 Schloß und Kaserne, ist aber sonst unbedeutend. (*Hassel.*)

Charlemont, in den Niederlanden, s. Givet.

CHARLEROY, die Hauptstadt eines Bezirks der niederl. Prov. Hennegau, der in 9 Kantonen und 140 Gemeinden 1816. 92,249 Einw. enthält. Die Stadt liegt Br. 50° 20′ L. 24° 14′ auf beiden Ufern der Sambre, theils an theils unter einem felsigem Berge, ist stark befestigt, wird in 3 Theile abgetheilt, die Oberstadt, die Unterstadt und Entre deux villes, wovon die Unterstadt auf der entgegengesetzten Seite des Flusses liegt, ebenfalls 2 Thore hat, und durch eine massive Brücke über die Sambre mit Entre deux villes zusammenhängt. Alles wird durch Bastionen, Halbmonde, Wasser- und bedeckte Graben umgeben, und durch Schleusen kann die Umgegend aus der Sambre ganz inundirt werden. Die Oberstadt sowol als die Unterstadt haben jede ihre eigene Kirche, die Oberstadt 1 Lazareth, 1 Hospital und 1 Waisenhaus; alle 3 Theile etwa 650 Häus. und 4020 Einw., deren Nahrung vorzüglich auf kleinen Eisenarbeiten, und Wollenzeugweberei beruhet; in der Umgegend sieht man eine Menge umgehende Werke, Hammer, Schmieden, Mühlen und 1 Kanonengießerei; bloß die Nagelschmiede sollen 3500 Arbeiter beschäftigen. Auch sieht man einige Glashütten, und was alle diese Werke erhält, große Steinkohlenminen. Die Einw. treiben nur Krämerei auf ihren Märkten, wo indeß in Nägeln und Eisenwaren einige Geschäfte gemacht werden. Charleroy ist eine neue Stadt; der Gouverneur der Niederlande Marquis von Castel Rodrigo ließ sie seit 1666 auf einem Platze, der sonst Charnoy hieß, anlegen und benante sie nach seinem Könige Karl II. Sie ist mehre Male von den Franzosen genommen, aber immer wieder zurück gegeben; seit 1716 gehört sie zu den Barriereplätzen, und hatte unter Joseph II. deren Schicksal. (*Hassel.*)

CHARLES, 1) eine Grafschaft des nordamerikanischen Stats Maryland, am Potomak, 7,²° □Meil. mit 16,500 Einw., worunter 6514 Weiße, 567 freie Farbige und 9419 Sklaven; der Hauptort Port Tobacco. — 2) Eine Grafschaft im nordamerik. State Missury, längs dem Mississippi, 1820 erst mit 3970 Einw., worunter 682 Sklaven. Der gleichnamige Hauptort liegt am Missuri und zählt noch nicht 1000 Einw., die sich vorzüglich mit der Schiffahrt auf den beiden großen Strömen, die sich in der Grafschaft vereinigen, beschäftigen. — 3) Charles City, eine Grafschaft des nordamerik. Stats Virginia am James, mit 5255 Einw., worunter 3023 Sklaven. Das Gerichtshaus steht noch isolirt. — 4) S. Charles, ein Kirchspiel in dem nordamerik. State Luisiana an den Seen Pontchartrack und Maurepas, 1820 mit 3862 Einw., worunter 2987 Sklaven; der Hauptort Mancas. — 5) Ein Küstenfluß im nordamerik. Stat Massachusetts, welcher aus einem See in der Ortschaft Hopkinton fließt, und sich schlängelnd 8 Meilen weit in den Bostonhafen mündet, nachdem er einen seiner Arme, den Mutterbrook, in den Neponset abgesendet hat; er ist 1½ Meile schiffbar. — 6) Ein kleines Eiland an der Küste des nordamerik. Stats Neujersey. — 7) Ein Eiland

---

2) Unter den vielen Ausländern, welche die Universität bis vor einigen Jahren besaß, waren der Philologe Belin de Balu (†), Dugour (Degouroff), Jakob (jetzt in Halle), Huth (†), Rommel, Schweikard, Giese (†), Schad, und Steikowitsch ein Serve. Unter den Russen zeichnete sich Rizky, der Rhetoriker, aus (†). 3) Über den charkowschen Kreis, so wie über das Gouvernement selbst, s. slobodische Ukraine; vgl. dazu die zu Weimar 1821 gedruckte Erdbeschreibung. Abth. III. Band II.

am Eingange der Cumberlandsstraße in die Hudsonsbai und das südlichste von denen, die man die schwedische Gruppe nent. — 8) Ein ziemlich großes Eiland an der Nordküste von Labrador unter 62° 40′ Br. u. 297° 39′ L. am südlichen Ende der Hudsonsstraße und zwar da, wo sie am schmälsten ist. Es ist mit Bergen bedeckt und von Eskimos bewohnt. (*Hassel.*)

Charles (Jacq. Alex. César), gest. 1823, s. Luftschiffahrt.

CHARLES DE St. PAUL (mit dem Familien-Namen Vialart), General-Superior der Feuillants, gest. 1644, ist der Verf. der sehr geschätzten Geographia sacra, s. Notitia antiqua episcopatuum ecclesiae universae (Par. 1641 mit Anm. von Luk. Holstenius Rom. 1666. 8. u. Amsterd. 1705. f. die beste Ausgabe; gewöhnlich an der Geogr. Sacra von Sanson). Von seinen Memoiren des Kardinals Richelieu (Par. 1649. f. lat. Würzb. 1652. 8.), welche auf Betrieb der Herzogin von Aiguillon, der Nichte des Kardinals, verbrant wurden, urtheilt Lenglet-Dufresnoy, sie seien, um eine solche Ehre zu verdienen, weder gut noch schlecht genug gewesen. (*H.*)

CHARLES (Hardy), Eiland im Australozeane unter 4° 50′ südl. Br., zwischen den Archipeln von Neubritannia und den Salomonsinseln; groß, flach und stark bewaldet, auch bewohnt, indem man häufig Feuer sah. Sie ist 1767 von Carteret entdeckt. (*Hassel.*)

CHARLESTON, 1) Stadt in der Neuhampshire Grafschaft Chesshire am Connecticut, worüber eine Brükke nach Vermont führt, Br. 43° 14′ L. 305° 15′. Ein gut gebauter Ort mit 1 Kirche, 1 Akademie und 150 Häus., mit der Ortschaft aber 1501 Einw., die 1 Wollenfatzefabr. unterhalten und Binnenhandel treiben. — 2) Der Hauptort der Indiana Grafschaft Clarke, ¼ Meilen von Ohio, mit 1500 Einw. — 3) Eine City und Hauptort des gleichn. Distrikts im nordamerik. State Südcarolina. Sie breitet sich Br. 32° 47′ L. 297° 40′ auf einer Halbinsel aus, die Cooper und Ashley bei ihrem Zusammenflusse machen, ist regelmäßig gebauet mit 35 bis 70 Fuß breiten, sich rechtwinkelig durchschneidenden Straßen, die gut gepflastert sind und zur Nachtzeit erleuchtet werden, hat mehre öffentliche Gebäude, worunter das alte Staten-, das Rath-, Zeug-, Markthaus u. 1 Theater sich auszeichnen, 17 Kirchen von 9 verschiedenen Sekten, 1 Judensynagoge, 1 großes Waisen-, 2 Witwenversorgungs- u. 1 Armenhaus, 1 Hospital, 2900 meistens backsteinerne, zum Theile im modernen Stile erbauete Häuser und 24,780 Einw., worunter 12,632 Sklaven, 1475 freie Farbige und 500 Juden. Sitz eines Bischofs der Episkopalkirche, 1 Akademie, mehre Pensionat- u. Elementarschulen, worunter auch 1 Lancastersche, 1 literarische und philosophische Gesellschaft mit 9 Klassen und 1 Hauptschule, seit 1814 errichtet, 1 medizinische und botanische Gesellschaft mit 1 botanischen Garten, 1 Ackerbaugesellschaft mit 1 Home Spun Company. Verschiedene Friendlys societies, 1 Lesebibliothek, 1816 mit 13,000 Bänden, 6 Buchdruckereien, woraus 3 Tag- und 2 Wochenblätter hervorgehen. Ordentlich eingerichteter Magistrat, aus 1 Mayor und Aldermens bestehend. Die gewöhnlichen Handwerker, aber außer Brennereien und 2 Reperbahnen keine eigentliche Manufaktur, dafür ausgebreiteter Handel, indem Charleston den Stapelplatz für ganz Süd- und einen Theil von Nordcarolina macht; die Hauptausfuhr besteht in Reise, Baumwolle, Tabak und Mehl; vom 1. Oktober 1815 bis 31. März 1816 führte es an Reise 64,578 Fässer, an Baumwolle 56,428 Ballen aus. Hafen, den die Mündungen des Cooper und Ashley bilden, vor dessen Eingange sich jedoch eine Sandbank hingeworfen hat, durch welche 2 Eingänge gegraben sind, wovon der tiefste nur 16 Fuß hält. Dessen ungeachtet ist die Schiffahrt von einem sehr weiten Umfange, und Charleston handelt sowol mit Westindien als Europa; zu dem Hafen gehörten 1815. 36,473 Tonnen. Der Cooper und Ashley sind nur auf eine Strecke schiffbar; wo sie es aufhören zu seyn, da fängt der Santikanal an und öffnet der Stadt das ganze Binnenland. Der Hafen wird durch das Fort Muddrie auf Sullivans Eilande, und durch die Forts Pinkney u. Johnson vertheidigt. Der Leuchtthurm steht am Südende der Stadt auf White Point unter 32° 41′ 52″ Br. In der Stadt sind 6 Banken, 1 Börse und 1 Hauptpostamt, auch werden Jahr- u. Wochenmärkte gehalten. Am Cooper liegen die Schiffswerfte, worauf Jahr aus Jahr ein Schiffe ausgelegt werden und in der Nähe ist eine Eisengußhütte. Charleston ist seit 1679 angelegt und 1783 zur City erhoben: 1706 machten die Spanier und Franzosen, 1715 die Indianer einen vergeblichen Angriff auf den Ort; 1780 eroberten ihn die Briten, sahen sich aber gezwungen, 1781 nach dem Treffen bei Eutaw Springs ihn zu räumen. Bis 1816, wo der Sitz der Regirung nach Columbia verlegt wurde, blieb sie die Hauptstadt von Südcarolina. — 4) Ein Distrikt des nordamerik. Stats Südcarolina, 1820 mit 80,312 Einw., worunter 57,221 Sklaven und 1395 freie Farbige; der Hauptort ist die Stadt Charleston. (*Hassel.*)

CHARLESTOWN, 1) Marktfl. in der Shire Cornwall des Kön. England am Kanale mit 650 Einw., und einem Hafen, aus welchem Pilchardsfischerei getrieben wird. Er ist seit 1790 angelegt; der Hafen hieß vormals Port Pean. — 2) Dorf in der Shire Fife des Königr. Scotland, seit 1761 angelegt, jetzt mit 787 Einwohnern, die einen Hafen haben, woraus vorzüglich Kalkstein aus den nahen großen Brüchen geführt wird. Zu demselben gehörten 1814. 1 Brigg und 16 Sloopen. (*Hassel.*)

CHARLESTOWN, 1) ein Marktfl. in der Maryland Grafschaft Cecil, am North East, nur erst mit 1 Kirche und 20 Häus., deren Einw. doch Jahrmärkte halten und sich übrigens von der Fischerei nähren. — 2) Eine Stadt in der Massachusetts Grafschaft Middlesex, am Zusammenflusse des Charles und Mystic auf einer Halbinsel, die mit Boston durch eine schöne Brücke über den Charles, so wie durch eine andere Brücke über diesen Fluß mit Cambridge und durch 2 über den Mystic mit Malden und Chelsea zusammenhängt. Sie enthält 5 Kirchen, 1 Stadt-, 1 Armen-, 1 Irrenhaus, 1 großes Schiffsarsenal mit Seehospitale und Pulvermagazine, 1 große hölzerne Docke, worin Kriegsschiffe aufgelegt werden können, und 4959 Einw., die an der Schiffsfahrt und dem Handel von Boston Theil nehmen und 3

Reyerbahnen und Segeltuchweberei unterhalten. Nahe dabei der Hügel Breedshill, wo 1775 das bekante Gefecht von Bunkershill vorfiel. (*Hassel.*)

CHARLESTOWN, Marktfl. und Hauptort der britisch-westindischen Insel Newis auf der Westküste 17° 8′ nördl. Br. 314° 29′ L. unter einem Berge, auf dem noch ein Krater sichtbar ist, der Sitz des Untergouverneurs und der Assembly, hat gute Häuser und Warenlager und eine Rhede, die durch das Fort Charles gedeckt ist. Nahe am Meere öffnen sich 2 Quellen, eine mit heißem, die andre mit kaltem Wasser. (*Hassel.*)

Charleton (Walter), s. am Ende des Buchst. C.

CHARLEVAL, Marktfl. in dem Bezirk Andelys des franz. Dep. Eure an der Lieure, hat 241 Häus. und 723 Einw., die eine Kattundruckerei unterhalten. In der Nähe ist 1 Glashütte, und im nahen Walde ein starker Wildstand, der aber während der Revolution sehr gelitten hat. (*Hassel.*)

CHARLEVILLE, Stadt in dem Bez. Mezières des franz. Dep. Ardennen. Sie ist 1606 von Charles de Gonzaga gegründet, liegt unter 49° 50′ Br. und 22° 18′ L. am linken Ufer der Maas, Mezières gegenüber, von welcher Stadt sie nur durch eine Brücke und einen Straßendamm geschieden ist, hat Mauern, 4 Thore, 4 breite, schnurgerade Straßen, die auf einen mit einem Springbrunnen gezierten Hauptplatz in der Mitte zusammentreffen, 1 Pfarr- und außer der Stadt eine andre Kirche, 1 Hospital, 770 Häus. von gleicher Höhe und mit Schiefern gedeckt, und 7724 Einw., und ist der Sitz des Bezirkstribunals und eines Handelsgerichts. Es ist hier 1 Theater, 1 königl. Gewehrfabrik und 1 Flußhafen; die Einw. verfertigen wollne und leinene Zeuge, Leder, Nägel, Hüte, und Marmor- und Holzwaren. Die 6 Jahr- und die Wochenmärkte sind stark besucht. Charleville ist der Geburtsort des Benediktiners Pierre Carpentier † 1767, des Literators Longuerue † 1733 und des Physikers Pierquin † 1742. (*Hassel.*)

CHARLEVILLE, ungrisch Nagy Oroszin, ein französisches Kolonistendorf in Oberungarn jenseits der Theiß, torontaler Gespansch., Nagy Szent Miklోscher Bezirk, zur Grundherrschaft des Grafen Ferraris gehörig, mit einer eigenen kathol. Pfarre, 1 St. von Komlos und Kilinda. Wurde unter Karl VI. mit französischen Kolonisten aus Lothringen besetzt, wird aber jetzt größten Theils von schwäbischen Kolonisten bewohnt und die Nachkommen der ursprünglichen franz. Kolonisten sprechen schon sehr verdorben Französisch und mehr Teutsch. (*Rumy.*)

CHARLEVOIX (Pierre François Xavier de), Jesuit, geboren zu St. Quentin 1682, lehrte (in mehren Klöstern) Humaniora und Philosophie, und unternahm 1720 eine Missionsreise nach Canada, kam 1722 nach St. Domingo, und kehrte noch in demselben Jahre nach Frankreich zurück. In der Folge besuchte er auch Italien, und bekleidete in seinem Orden verschiedene Ämter, bis er 1761 zu la Fleche starb. An dem Journal de Trevoux war er 24 Jahre lang einer der fleißigsten Mitarbeiter, und außerdem beschäftigte er sich mit der Bearbeitung und Herausgabe folgender Werke: Histoire de l'isle Espagnole ou de St Domingue, écrite particulièrement sur les mémoires manuscr. du J. B. le Pers et sur les pièces originales, qui sont au depôt de la marine. Par. 1730. Vol. II. 4. Amst. 1733. Vol. IV. 12. mit 21 Landkarten und andern Kupfern. (enthält nur die bürgerliche und Kriegsgeschichte der Insel). Histoire et description générale du Japon. Rouen 1715. Vol. III. 12.; sehr verbessert und völlig umgearbeitet, Par. 1736. Vol. II. 4. u. Vol. IX. 12. ib. 1754. Vol. VI. 12., mit Kpf. u. Karten. Histoire et description générale de la nouvelle France, avec le journal historique du voyage, fait par ordre du roi dans l'Amérique septentrionale. Par. 1744. Vol. III. 4. u. Vol. VI. 12., mit vielen Landkarten und andern Kupfern. Englisch 1769. und Teutsch im 14 Bde der allgem. Historie der Reisen. Histoire de Paraguay. Par. 1756. Vol. III. 4.; 1757. Vol. VI. 12. Teutsch, Nürnb. 1768. 2 Bde. 8. mit Karten von d'Anville. Englisch 1769. 2 Bde. 8. Lateinisch mit Anmerkungen und Zusätzen von 1750 bis 1767. Vened. 1779. Fol. Charlevoix hat die Materialien zu diesen Werken größten Theils aus handschriftlichen Missionsberichten, und zum Theil nach eigner Beobachtung, mit Fleiß gesammelt, gut geordnet, und in eine bequeme Übersicht gebracht. Manche, vorher unbekante Nachrichten, besonders über den innern Zustand von Japan und mehren amerikanischen Ländern, wurden von ihm zuerst ans Licht gezogen. Aber von Leichtgläubigkeit u. Wundersucht ist er nicht frei; und noch weniger von Vorliebe für seinen Orden, den er besonders in der Geschichte von Paraguay mit seichten Gründen, aber nicht ohne rhetorische Kunst, gegen die Vorwürfe zu vertheidigen sucht, die ihm damals gemacht wurden. Auch die Weitläufigkeit und Einmischung uninteressanter Erzählungen und Berichte ermüdet zuweilen den Leser *). (*Baur.*)

Charlier, s. J. Charlier de Gerson.

CHARLIER (Charles), Advokat aus Laon, einer der wüthendsten und tollsten Deputirten Frankreichs, Mitglied der gesetzgebenden Versamlung und dann des Convents. Gleich Anfangs schlug er vor, die Rekrutirung der Infanterie aufzugeben, überzeugt, daß das Läuten der Sturmglocke hinreichen würde, die ganze Volksmasse zur Ergreifung der Waffen zu bewegen; später, die Priester einen neuen Eid schwören zu lassen, bei Strafe der Einkerkerung. Am 5. Jul. 1792 schlug er zuerst den Verkauf der Güter der Ausgewanderten vor, und bewirkte nachher das Dekret, jeden, der sich auf französischem Boden finden ließ, innerhalb 24 Stunden zu erschießen. In dem Prozesse gegen den König stimte er für dessen Tod, und unterstützte darauf den Vorschlag, die Königin, gleich jedem andern Weibe, durch die gewöhnlichen Tribunale richten zu lassen. Ergrimt gegen die Girondisten trug er viel zu der Revolution des 31. Mai 1793 bei, verlangte Brissot's Verurtheilung und vertheidigte Marat mit vieler Wärme. Späterhin eiferte er sehr gegen die Armeelieferanten. Plötzlich trat er nun zwar zu den Thermidorianern über,

---

*) Adelungs Zus. z. Jöcher. Biogr. univ. T. VIII. (v. Eyriès). Stucks Verzeichniß v. Land- und Reisebeschr. 71. *Meusel.* Bibl. hist. Vol. II. P. II. 208. Vol. III. P. I. 358. P. II. 33. 65. Baumgartens Nachr. v. merkw. Büchern. 7. Th. 26. 11. Th. 76.

und sprach gegen Robespierre und Andere, widersetzte sich aber sehr bald wieder der contrerevolutionären Reaction, sprach von der Nothwendigkeit der Aufrechthaltung des Schrekkensystems und der revolutionären Schatzungen, so wie gegen die Vorschläge zum Besten der Ausgewanderten der rheinischen Departements. Eine Anklage gegen ihn wegen Theilnahme an der Verschwörung der Anarchisten im J. 1795 hatte keinen Erfolg. Er wurde Mitglied des Raths der Alten. — Als solcher verlangte er: seine Kollegen sollten immer den Dolch in der Hand haben gegen jeden, der das Königthum möchte herstellen wollen. — Zu Anfange des J. 1797 verfiel er in Wahnsinn, und im Februar ermordete er sich in einem Anfalle vom hitzigen Fieber *). (*H.*)

CHARLIEU, Stadt in Bez. Roanne des franz. Dep. Loire (46° 15′ Br. u. 21° 40′ L.), in einem reizenden fruchtbaren Thale, das man nur das schwarze Thal nent, am Sornin, hat 1 Pfarr- u. 3 Klosterkirchen, 1 Hospital, 450 Häuser und 2829 Einwohner, die 4 Gärbereien unterhalten und mit Vieh und Korn handeln. (*Hassel.*)

CHARLOTTE AMALIE, Herzog Anton Ulrichs v. S. C. Meiningen Witwe (s. Anton Ulrich), geb. d. 10. August 1730, übernahm nach dem Tode ihres Gemals, am 27. Januar 1763, die Obervormundschaft über die mit ihm erzeugten Prinzen Karl und Georg, nachdem ihr dieselbe nebst der Landesadministration durch ein kaiserliches Erkentniß vom 17. März 1763 gegen die Ansprüche der Herzoge von S. Gotha, Hildburghausen und Saalfeld, mit Ausschließung der Prinzen erster Ehe von aller Succession, zuerkant worden. Am 23. März desselben Jahres, wo die letzten Occupationstruppen der Herzoge von Sachsen gotha'scher Linie unter dem Kommando des S. gotha'schen Obersten von Seltzer das Land verließen und die Belagerung von Meiningen nun völlig aufgehoben war, hielt Charlotte Amalie ihren feierlichen Einzug in diese Stadt, und verlegte in dieselbe auf immer von Frankfurt am Main ihre Residenz. Mit allgemeinem Beifalle führte sie nun die Regirung des Landes, anfangs allein bis zum 19. Nov. 1775 und dann in Gemeinschaft mit ihrem majorenn gewordenen ältesten Sohne Karl bis zum 4. Februar 1782, wo auch der jüngere Prinz zur Volljährigkeit gelangte. Sie war eine der geistreichsten Fürstinnen ihrer Zeit, regirte mit altfürstlicher Würde, Weisheit und Milde und war ausgezeichnet durch Wohlthätigkeit und echte Religiosität. Nur der religiöse Statsdiener gewann ihr Zutrauen. Wer Gott nicht treu ist, sprach sie einst: der ist auch mir nicht treu.

Ihr ganzes Leben war eine Reihe wohlthätiger Handlungen, und der Zeitraum ihrer obervormundschaftlichen Regirung die Grundlage zum jetzigen Wohlstande des Landes und die Aussat zu gar viel Gutem, was erst in der Folgezeit unter ihrem unvergeßlichen Sohne Georg zur Reife gedieh. Unter ihr ward der Anfang zur glücklichen Beilegung der vielen Streitigkeiten des S. Meining. Fürstenhauses gelegt. So beendigte sie am 17. Oktober 1763 durch Vergleich den seit länger, als 30 Jahren, vor den Reichsgerichten geführten von Hanstein'schen Prozeß wegen des Mauensteiner Kaufs, wodurch S. C. Meiningen erst zum Genuß des vollen Nutzeigenthums gelangte. Nicht minder schloß sie den 30. März 1765 mit S. Saalfeld den Hauptreceß wegen Besetzung der geistlichen und weltlichen Ämter im Römhild'schen, wodurch die Streitigkeiten beigelegt wurden, die dem Herzog Anton Ulrich eine Execution vom fränkischen Kreise zugezogen hatten, und dann am 18. Januar 1771 einen zweiten Receß mit eben diesem Fürstenhause, kraft dessen die coburg'sche Reichs- und Kreistagsstimme binnen 4 Jahren 2½ Jahre von S. Meiningen und 1½ Jahre von S. Saalfeld geführt werden sollte. Auch wurden unter ihrer Regirung mehre Gränzirrungen mit Bamberg und S. Weimar und Eisenach verglichen. Ihre Bemühungen zur Beilegung des langwierigen Streites mit diesem letztern Fürstenhause wegen der receßmäßigen Holzabgabe aus Zillbach mit glücklichem Erfolge zu krönen, war indessen erst ihrem Sohne, Herzog Georgen, vorbehalten.

In Hinsicht des S. hildburghausenschen Schuldenwesens ward ihr und dem Herzog Joseph Friedrich von Hildburghausen durch ein kaiserl. Dekret vom 21. Januar 1773 die Direktion der hildburghausenschen Debitkommission aufgetragen, und sie erwarb sich durch die uneigennützige Entsagung aller für ihre Person daraus entspringenden Einkünfte die allgemeine Achtung und Liebe der S. hildburghausenschen Unterthanen.

Vor Allem aber richtete sie ihre Blicke im Bunde mit den Ständen des Landes auf die Verbesserung der zerrütteten Finanzen ihres eigenen Landes und auf die Wiederherstellung des tiefgesunkenen Statskredits. Der Verfall der Finanzen lang schon lange offen vor Augen, und verbreitete sich nicht bloß über die Chatoulle- und Kammer-, sondern auch über die Landschaftskasse. Es war eine Totalreform nöthig und sie erfolgte. Der 1775 gehaltene allgemeine Landtag, welcher am 17. Januar begann, wurde die erste Grundlage vom jetzigen Wohlstande des Landes und die Festigkeit, mit welcher die seit dem 25. Februar desselben Jahres angestellte neue landschaftliche Steuer- u. Kassendeputation, sowie das Kammerkollegium, nach dem unwandelbaren Willen Charlotten Amaliens, an der neu aufgestellten Ordnung hielten, gewannen der Finanzadministration im In- u. Ausland wieder ein so großes Zutrauen, daß man von jetzt an keine Kapitalien mehr bei der Landschaft deponirt behielt, die über 4 Procent verzinset wurden, statt, daß man sonst kaum Kapitalien zu 6 und mehren Procenten bekommen konte. Hiedurch ward es möglich, daß schon unter ihrer gemeinschaftlichen Regirung mit ihrem Sohne Karl die Landesschulden vermindert werden konten.

Durch die verminderte Interessenzahlung und die Abtragung mehrer Landesschulden stiegen natürlich die Einkünfte der Chatoulle- und Kammerkasse, welches die glückliche Folge hatte, daß man mehre neue Erwerbungen machen konte. So wurden von herzogl. Kammer 1765 das Mauenstein'sche Gerichtshaus zu Schalkau, 1767 die Kemmate zu Oberlind, 1772 die Siegmundsburg und im nämlichen Jahre aus herzogl. Chatoulle, die Lehnschaften und Niedergerichte zu Sinnershausen und Unterkatz erkauft. Auch fiel 1774 das Miltitz'sche Guth zu Salzungen als eröffnetes Lehn an S. Meiningen heim. Dem

*) Vgl. Biogr. univ. T. VIII. (v. Michaud d. J.).

ihr im Testamente Herzog Anton Ulrichs vermachten Chatoullgut Sophienlust, gab sie bei der Besitznahme 1764 den Namen Amalienruh, den es noch führt.

Während der großen Theurung in den Jahren 1770—1772 bewies sie sich ganz als Landesmutter. Um den Kornbedarf ihres Landes zu berechnen, ließ sie 1770—1771 eine allgemeine Volkszählung vornehmen; setzte eine Polizei- u. Getreidekommission nieder; sorgte für die Herbeischaffung des nöthigen Getreides vom Rhein und aus andern Gegenden und unterstützte die Armuth. Auch verbot sie nicht nur bei Gefängniß- u. Zuchthausstrafe durch ein Patent vom 12. Julius 1771 alles wucherliche Aufkaufen des noch auf Halmen stehenden Getreides, sondern erklärte auch alle deßhalb schon geschlossenen Kontrakte für null und nichtig. Um dem überhand nehmenden Betteln zu steuern, errichtete sie schon 1767 eine eigene Almosenkommission, welcher die Besorgung des Armenwesens nicht bloß in der Residenz, sondern im ganzen Lande übertragen wurde.

Nichts lag ihr mehr am Herzen, als dem gesunkenen Wohlstand der Städte durch Begünstigung der Manufakturen, Fabriken und Gewerbe und durch Emporhebung des Handels ein neues Leben zu geben. Dem Salzwerk zu Salzungen widmete sie schon 1764 ihre vorzügliche Aufmerksamkeit und trug viel zur Verbesserung desselben bei, indem sie alle Schwierigkeiten von Seiten der Pfännerschaft besiegte, um auch beim alten Werke die Beust'schen Verbesserungsvorschläge zu realisiren. Auch entstand unter ihr die Greiner'sche Porzelanfabrik zu Limbach und die Farbenerdenfabrik zu Hämmern. Ihre Versuche, 1766 zu Steinach auf Silber, 1765—1766 an der Hartenburg bei Römhild auf Eisen und 1769—1770 zu Hindfeld unter den Gleichbergen auf Steinkohlen zu bauen, mißlangen indessen und diese Baue blieben bald als undankbare Arbeit liegen.

Unter ihr erschien am 4. Junius 1763 das erste wöchentliche Intelligenzblatt, das noch bis jetzt in ununterbrochener Fortdauer bestanden hat. Auch erhielt unter ihr 1774 die Freimaurerloge zu Meiningen, Charlotte zu den drei Nelken, ihr Daseyn. Eben so entstand unter ihr 1768 die Leichenkommune und 1775 die Hochzeitssocietät zu Sonneberg. Seit 1765 ließ sie die Landstraßen verbessern und 1776 das abgebrante Hospital Grimmenthal und die Salzbrücke zwischen Ritschenhausen und Maßfeld wieder aufbauen; schaffte 1765 mehre Handwerksmißbräuche und 1766 das Schimpfliche bei Beerdigung der Selbstmörder aus Melancholie und anderer, aus Vorurtheil für unehrlich gehaltenen Personen ab; erneuerte 1772 die schon von H. Bernhard I. gegebene, aber seitdem oft von Ämtern und Stadträthen übertretene Verordnung wegen der Befreiung der geist- u. weltlichen, in Pflicht und Besoldung stehenden Diener samt ihren Gattinnen und Kindern von allem Abzugsgeld; verbot 1773 bei schwerer Strafe das Wegfangen der Nachtigallen; erneuerte und verbesserte die Schulgesetze des gemeinschaftlichen Gymnasiums zu Schleusingen und erhöhte den Gehalt der Lehrer am Lyceum zu Meiningen; gab 1763 dem Dorfe Menzengereuth eine eigene Schule; beförderte den Bau einer neuen Kirche zu Herpf und ließ 1767 die Schloßkirche zu Meiningen verschönern und mit einem neuen Altar von Marmor zieren.

So wirkte sie stets thätig zum Segen ihres Landes und blieb auch, als sie abgetreten war vom Schauplatz ihres Regentenlebens, ein wohlthätiger Schutzengel und eine wahre Mutter für ihr Volk. Geliebt und beweint von Allen starb sie am 7. September 1801 und ward, ihrem Wunsche gemäß, nicht in der Fürstengruft, sondern unter den Gräbern ihrer treuen Bürger auf dem Gottesacker zu Meiningen beerdigt. Ihr wohlgetroffenes Bildniß steht vor dem ersten Jahrgang des meining. gemeinnützigen Taschenbuchs 1801. Eine halbe Viertelstunde vom Altenstein befindet sich ihr marmornes Brustbild auf einem steinernen Postamente unter einer hohen Granitwand, auf deren Gipfel ein Blumenkorb steht. Es ist ein Denkmal dankbarer Liebe von ihrem Sohne, Herzog Georgen. (*G. Emmrich.*)

CHARLOTTE CAROLINE AUGUSTE, Tochter des Königs Georg IV. von England und, durch ihre Mutter Caroline, Enkelin des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand zu Braunschweig, ward zu Carltonhouse d. 7. Jan. 1796 geboren, und zu Prewsburyhouse fern von dem Geräusch der Hauptstadt des britischen Reichs erzogen; dessen Kronen sie zu tragen bestimt schien, da gleich nach ihrer Geburt der Prinz von Wales, ihr Vater, sich von seiner Gemalin trente, und sie einziges Kind blieb. Die zarte, lebhafte Erbfürstin entwickelte sich schnell und glücklich in der freien Natur und in ihrer Selenfreiheit, in strenger Unterrichtsordnung und herzlicher Andachtserregung. Einen Tag durfte sie bei der Mutter spielen, die andern Wochentage gehörten der Arbeit. Sie war als Kind Kind und lernte zugleich mit Ernst; welches man in England so richtig zu unterscheiden und zu vereinigen weiß, wo man auch das Mitsprechen und Mitdenken der jungen Leute nicht anstößig, sondern löblich findet. Sie faßte leicht; und überraschte bald durch ihre Bemerkungen über Statssachen. Sie beschäftigte sich eifrig mit der Verfassung ihres Vaterlandes, mit der Länderkunde und Geschichte, und legte eine Bildnißsamlung von berühmten Männern an. Sie sprach geläufig französisch und teutsch, und lernte italienisch, span. u. latein. Sie schrieb mit Anmuth und natürlich wie sie sprach, und sie sprach wie sie dachte. Sie liebte die großen Dichter ihres Vaterlandes, und ergriff mit Gefühl und Einbildungskraft das Erhabene. Das Falsche, alle Schmeichelei haßte sie. Gegen das Lügen ist die englische Erziehung am strengsten, und es ist bei den Engländern, was feig bei den Franzosen und dumm bei den Teutschen ist. Die junge Fürstin entließ ihren Singmeister auf der Stelle, als er in das übertriebene gesellschaftliche Lob über ihren Gesang und ihr Spiel eingestimt hatte. Ihre Stimme war in der That lieblich und sie spielte Guitarre, Harfe und Klavier fertig und ausdrucksvoll. Auch gelang es ihr, geschmackvolle Zeichnungen nach der Natur aufzunehmen.

Ihre Erziehung stand unter dem Bischof Fisher von Salisbury und ihr Hauptlehrer war Doktor Short, ihre Hofmeisterin Lady Clifford. Badereisen unterbrachen den Unterricht nach dem Rath der Ärzte, und sie begab sich nach Bognor, wofür sie Vorliebe behielt. Hier hatte sie

ihre vier kleinen Pferde, ein Geschenk ihres Vaters, und fuhr sich selbst im leichten Korbwagen von Dorf zu Dorf, oder durchstrich im schlichten grünen Überrock mit einfachem Strohhute die Umgegend, schien ein schmucklos munteres Landmädchen, und nicht die Enkelin des Königs (Georg III.) zu seyn. Sie grüßte die Begegnenden landsmännisch, liebkoste den Kindern und sprach in Bauerhäusern vor. Sie nahm alle armen Kinder unter die Regirung ihrer Mildthätigkeit, wobei der Brunnenarzt ihr Geheimerrath war. Sodann redete sie manchem Bedrängten das erfolgreiche Wort bei ihrem Vater, als Prinzregenten, der sie zu Warwickhouse nahe bei Carltonhouse wohnen ließ, oft sah, und sich ihrer reichen Jugendgestalt mit den vollen blonden Locken und den großen blauen Augen, ihres Kunstsinnes und Geistes freute. Sie durfte ihre Mutter nur selten und immer seltener sehen, konte aber in ihrer kindlichen Unschuld und Zärtlichkeit nicht vermocht werden, dem Besuch gänzlich zu entsagen.

Die Hand der 18jährigen königl. Jungfrau war dem Kronprinzen der Niederlande bestimt, und die Vorbereitungen zur Vermälung wurden gemacht, als die verbündeten Fürsten von der Friedensstiftung zu Paris (7. Jun. 1814) nach London kamen, und die Erbfürstin bei dieser Gelegenheit den Prinzen Leopold von Koburg sah. Der Zwist unter ihren Ältern war seit einem Jahre wieder ausgebrochen und ihrer Mutter auch bei Anwesenheit der verbündeten Fürsten der Hof verschlossen geblieben; nun schrieb sie an den Minister Liverpool, daß sie England in einer Zeit nicht verlassen würde, worin die Lage ihrer Mutter den Trost einer Tochter nicht entbehren könne, und daß sie vor ihrer Vermälung erst England kennen zu lernen wünsche. Alsbald ward im Parlement von der Opposition der Antrag gestellt, den Prinzregenten um Nachricht über die Vermälung seiner Tochter zu bitten; aber beseitigt. Dagegen ging der Antrag der Minister durch (4. Jul. 1814), das Einkommen der Gemalin des Prinzregenten auf 50,000 Pfd. St. den Betrag ihres Witthums, zu erhöhen, und es ward zugleich ihr Entschluß zu einer auswärtigen Reise bekant. Man kündigte der Erbfürstin an, daß ihr Hofstat entlassen und ein neuer gebildet sei, und daß sie künftig zu Crawfordlodge wohnen werde. Sie entfernte sich durch eine geheime Thür, und floh zu ihrer Mutter nach Connaughthouse. Dort sollte Brougham rathen und er rieth zur unverzüglichen Rückkehr; einer Prinzessin von Wales zur Flucht rathen, heißt zum Hochverrath rathen. Sie folgte auch dem ankommenden Herzog von York und Bischof von Salisbury nach Carltonhouse, ward väterlich empfangen, und erklärte ihr räthselhaftes Betragen.

Während nun im Parliamente nach der Behandlung der Erbfürstin gefragt, in Stadt und Land von ihrer Gefangenschaft und Kränklichkeit gesprochen wurde, und der alte Groll mit dumpfer Stimme rief, seht, wie der Unfrieden in dem Königshause forttobt, fuhr die Erbfürstin durch London zu ihrer Mutter, und Prinz Leopold warb um sie bei ihrem Vater. Während er mit der Hoffnung der glücklichsten Rückkehr nach Wien abreiste, ging von ihr die Rede, daß sie die Jungfrau Königin Elisabeth zu ihrem Vorbilde sich zu nehmen scheine. Sie sprach in der That oft von Elisabeth, und sagte auch, als der Bischof von Salisbury ihr zu beurtheilen gab, ob ihr Vater billigen werde, wenn sie sich im offenen Boote dem unruhigen Meere anvertraue, um das Kriegsschiff Leviathan zu besteigen: die Königin Elisabeth war dem Seewesen sehr hold und fürchtete sich nicht im offenen Boote nach einem Kriegsschiffe zu gehen; warum sollte ich mich fürchten? Bitte Kapitän, haben Sie die Güte, mich in Ihr Boot aufzunehmen; denn ich wünsche nicht bloß, ich will den Leviathan sehen. Sie wies den Lehnstuhl zurück, und kletterte seemännisch hinauf; betrachtete Alles genau, und äußerte: wahrlich einen solchen stattlichen Bau nent man mit Recht das Bollwerk von Altengland. Das Schiffsvolk erhielt reiche Geschenke. Gleich freigebig war sie zum Besten der Armen, wo sie war. Solche Handlungen der Fürstin gingen von Mund zu Mund unter allen Ständen, und sie war ihrer aller Liebe. Die erste Feier ihres Geburtstages an dem versammelten Hofe (1811) glich einer Huldigungsfeier; und an ihrem folgenden Geburtstage erklärte ihr Vater, sie feierlich als Braut des Prinzen von Koburg. Dann ertheilte er seine Einwilligung zur Vermälung im Geheimenrathe unter dem großen Siegel des Reichs, das Unterhaus bewilligte zur Einrichtung ihres Hofstates 360,000 Thlr., eben so viel zum jährlichen Einkommen, wovon 60,000 Thlr. für sie als Nadelgeld bestimt wurden, und 300,000 Thlr. ihrem Gemal nach ihrem Tode verbleiben sollten. Der Ehevertrag ward dem Hause vorgelegt, worin der Prinz dem Bestimmungsrecht über den Aufenthaltsort seiner Gemalin entsagte. Den Einkauf der Aussteuer besorgte die Königin, Gemalin von Georg III., und im Rathe mit dem Brautpaar über die Einrichtung ihres künftigen Hauses ward auch das Muster der Bedientenkleidung bestimt.

Als Alles geordnet, hielt das Brautpaar seinen Einzug in London, und am Hochzeittage (2. Mai 1816) erschien die Braut nach zwölfmaligem Wechsel kostbarer mit kostbareren Anzügen, nach dem Entlaß vornehmer und dem Empfang vornehmerer Glückwünschenden, nach den immer prachtvolleren Aufsätzen eines großen Mittagsmahls, am Abend im weißen Kleide, ihr Vater verband die Hände der Verlobten, und der Erzbischof sprach den Segen über ihr Gelübde. Sie hatten dann ihr Stillleben auf dem Gütchen Claremont. Dort sah man sie des Morgens Verschönerungen und Verbesserungen ordnen und mit Bauern und Nachbaren Rücksprache nehmen, Nachmittags ward gezeichnet und vorgelesen, Abends gespielt und gesungen. Sie gingen, fuhren, ritten gemeinschaftlich. Sie waren glücklich, und waren es auch für die Unglücklichen. Es kamen aber damals viele Arbeiter in große Noth, die Fürstin sandte 2400 Thlr. dem Unterstützungsverein, vertheilte alles, was die Wirthschaft zu Spenden abgeben konte, befahl nur englándische Sachen zu kaufen, und kaufte auf einmal für 6000 Thlr. Seidenwaren, welche sie großen Theils ihren teutschen Anverwandtinnen schenkte. Dagegen machte sie eben so räthlich und wirthlich die erste kleine Einrichtung für das Kind, auf welches sie hoffte, als sie mit ihrer eigenen Kleidung verfuhr; und äußerte, daß bei ihrem Kinde sein Zeug nichts bedeute, und daß sie ihm früh die Lehre geben werde, in seinen Wünschen

bescheiden zu seyn; denn es würde sie tief erniedrigen und kränken, wenn je durch die Verschwendung der Ihrigen Jemand in Verlust kommen sollte.

Ängstlich bewachte ihr Gemal und alle in ihrer Umgebung die werdende Mutter und andächtig flehte das Volk um eine gute Stunde für die liebe Fürstin zum Himmel. Sie selbst erwartete freudigen Muthes das ersehnte Kind, gedachte aber oft der Unsterblichkeit und fragte einen Geistlichen: wie er glaube, daß sie leben solle, um ein sanftes Sterbebette zu finden? bemerkte auch dabei, daß sie gleich, nach dem Tode der Prinzessin Amalie mit ihrem Großvater, König Georg III. eine Unterredung darüber gehabt habe, welche den tiefsten und wie sie glaube, glücklichsten Eindruck auf ihr Herz gemacht habe. Alle Vorbereitungen waren auf ihre Niederkunft zu Claremont vollendet, zwei Ärzte von bewährtem Rufe Croft und Baillie zu ihrer Hilfe erwählt; früh Morgens d. 4. Nov. 1817 erschienen die Zeichen der nahenden Geburt. Die berufenen Reichsbeamten eilten herbei, und vernahmen, das Kind lebe, die Mutter dulde standhaft den langen ermüdenden Schmerz, der noch kein baldiges Ende erwarten lasse. Der Tag neigte sich, und die Ärzte wünschten, daß noch ein Dritter, Sims, zugezogen würde. Er kam in der Nacht, der Zustand war peinlich, aber nicht bedenklich. Die Leidende klagte nicht, und überstand in erfolglos wiederkehrendem Schmerze die Nacht. Der Tag rückte vor, und die erschöpfende Gewalt fehlschlagender Krämpfe, die mattere Bewegung des Kindes machte die Ärzte besorgt. Doch Abends siegte die Jugendkraft der Fürstin und sie gebar einen Sohn. Aber keine Kunst gab ihm das Leben zurück, und die erste Kunde ihres Kindes für die Mutter war sein Tod. Da nahm sie den letzten Hauch der Kraft und sagte: es thut mir leid, die Hoffnungen meines Vaterlandes nicht erfüllt zu haben. Hierauf schien sie zu schlummern, aber bald zuckte der Körper, und von ihm, von dem Staube der Erde war ihre Sele gewichen (6. November 1817). (*v. Bosse.*)

Charlotte Elisabeth, oder Elisabeth Charl. v. Orleans, s. Orleans.

CHARLOTTE, 1) Grafschaft im nordamerikanischen State Virginia am Roanoke, 1820 mit 13,280 Einw., worunter 7597 Sklaven; der Hauptort heißt Maryville. — 2) Hafen oder Bai an der Ostküste des nordamerik. Gebiets Florida. (*Hassel.*)

CHARLOTTENBOURG, Stadt in dem Ostdistr. des brit. Gouv. Obercanada, am Lorenz, hat 1 presbyterianische, 1 kathol. Kirche, 3 Bethäuser, 12 Schulen, 12 Warenlager, 18 Gasthöfe, mehre Mahl- u. Sägemühlen, 300 Häus. und 2500 Einw., die Gewerbe und bedeutenden Handel treiben. (*Hassel.*)

CHARLOTTENBRUNN, im Reg. Bez. von Breslau der preuß. Prov. Schlesien, ist, außer seinem Leinwandhandel, besonders wegen seines Mineralwassers bekant, das einen stechenden Geruch, und angenehmen Geschmack hat, auf den Harn wirkt, und den Stuhlgang schwärzt. Es enthält nach Klaproth, außer vieler Kohlensäure, kohlens. u. salzsaur. Natron, schwefels. u. salzs. Kalk nebst etwas Eisen u. Kieselerde. Man rühmt es innerlich bei Nerven- u. Muskelschwächen nach Schlagflüssen, bei Hypochondrie, Bleichsucht, rheumat. u. gichtischen Beschwerden, blinden Hämorrhoiden, chron. Hautausschlägen rc. *). (*Th. Schreger.*)

CHARLOTTENBURG (31° 9′ L. 52° 32′ 30″ B.), Stadt in der preußischen Prov. Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow-Storkow, an der Spree, 1 St. von Berlin, wohin ein schöner Weg durch den Thiergarten führt; mit 347 Häus. (wovon 14 in dem mit der Stadt verbundenen Dorfe Lietzow), und mehre schöne Sommerwohnungen für Berliner), 4715 Einw.; königl. Schloß mit einem weitläufigen Lustgarten, in dem das Begräbnißdenkmal der 1810 verstorbenen Königin Luise ist; 2 Kirchen, englische Garnspinnerei, Garn-, Leinwand- und Kattunbleiche, Leinweberei, Strumpfwirkerei. Der Ort hieß Anfangs von dem dabei liegenden Dorf Lietzow (Lützow) Lützelburg, und erhielt den Namen von dem Lustschloß, das die erste Königin von Preußen Sophie Charlotte erbauen ließ. (*Stein.*)

CHARLOTTENBURG, schwäbisches Colonistendorf in Oberungarn, jenseits der Theiß, temescher Gespansch., lippaer Bezirk, von den Walachen Bariza genant, der adeligen Familie Toffay gehörig, unter Kaiser Karl VI. angelegt, im beregßaszer Thale, mit einer eigenen kath. Pfarre und Kirche, hat einen fruchtbaren Boden. Hier befindet sich der Stuhlrichter des Lippaer Bezirks. (*Rumy.*)

Charlotten-Insel, s. Queen Charlotte Island.

CHARLOTTETOWN, die Hauptstadt der brit. Insel Prince Edwards und der Grafsch. Queens. Sie liegt Br. 46° 15′ L. 314° 44′ fast in der Mitte der Insel am Flusse Hillsborough, der Fahrzeuge bis an ihre Kaien trägt, ist der Sitz des Gouverneurs und der Provinzialgerichte, und der wichtigste Handelsplatz der Insel, obgleich sie 1810 erst 100 Häuser enthielt. Dabei Port Joy, der Hafen, wo gewöhnlich die britischen Kauffahrer anlegen; er wird durch das Fort Lot gedeckt. (*Hassel.*)

CHARLOTTEVILLE, Stadt in dem Distrikt London des brit. Gouv. Oberkanada am See Erie über der Turkeispitze, ist befestigt und hatte 1810 erst 120 Häus. und 900 Einw.; es sind aber bereits Docken eingerichtet und der Ort soll zu einem Hafenplatze erhoben werden. In der Umgegend sind Eisengruben geöffnet und 1 Gesundbrunnen vorhanden. (*Hassel.*)

CHARLOTTEVILLE, der Hauptort der Virginia Grafsch. Albemarle, an der Rivanna, mit 1 Akademie, 40 Häus. und 400 Einw.; er soll der Sitz der Virginiauniversität werden, die 1828 eröffnet wird. (*Hassel.*)

CHARLY sur Marne, Marktflecken im Bezirk Chateau Thierry des franz. Dep. Aisne, hat 1 Kirche, 410 Häus. u. 1638 Einw., die 3 Kupferhütten unterhalten und Strümpfe und wollne Zeuge verfertigen. Er ist von angenehmen Spaziergängen umgeben. (*Hassel.*)

CHARMAS oder CHARMADAS, einer der ältesten griechischen Maler, den Plinius L. XXXV. 34 noch über den Bularchos, also über die 15te Olympiade hinaufsetzt, ohne jedoch seine Zeit genauer bestimmen zu

*) S. Charlottenbrunn (vom Freih. K. A. von Zedlitz) u. Berl. 1790. 8.

können. Er rechnet ihn zu denen, welche Monochromen, d. h. einfarbige Gemälde verfertigt haben. Die ältern Vasengemälde mit schwarzen Figuren mögen von dieser Art Malerei den anschaulichsten Begriff geben. (*Horner.*)

CHARMES, Stadt im Bezirk Mirecourt des franz. Dep. Wasgau unter 48° 18′ Br. u. 24° L. Sie liegt auf einer Anhöhe an der Mosel, über die eine gewölbte Brücke von 10 Bogen führt, hat 1 Kirche mit schöner Glasmalerei, 610 Häuser u. 2686 Einw. und ist der Geburtsort des lat. Dichters Nemesius u. A. (*Hassel.*)

CHARMETTON (Jean Bapt.), Chirurg am Hospital und Demonstrator der Anatomie zu Lyon, wo er im J. 1710 geboren wurde, auch nach gewonnenem Preise für eine Aufgabe der chirurgischen Akademie zu Paris, über die Skropheln, Associé dieser Gesellschaft, gest. zu Lyon am 27. Jan. 1781. Seine schriftstellerischen Arbeiten beschränken sich auf diese Abhandlung über die Skropheln, die zuerst im 3. Bde der Abh. jener Gesellschaft und dann noch erweitert 1753 u. 1755 erschien. (*H.*)

CHARMEY (Val et pays de), eine Landschaft in dem Oberamt Greyerz des schweiz. Kantons Freyburg. Sie dehnt sich 8—10 Stunden in der Länge von SW. nach N., besteht fast ganz aus den trefflichsten und weidereichsten Alpen und wird von der Jonne und le Javroz bewässert, welcher letzte Bergstrom auf den meisten Karten, selbst in dem Meyerschen Atlas die unrichtige Benennung la Jaure führt. Außerdem gibt es auch einige schwefelhaltige Quellen [1]). Die 1500 kathol. Einw., ausgezeichnet durch körperliche Schönheit, manche eigenthümliche Sitten, und oft ein hohes Alter erreichend, reden das roman gruvérin, eine eigene Mundart oder wie Stalder es treffend nent „ein französelndes Patois" [2]). Sie ernähren sich hauptsächlich von der Verfertigung und dem Vertriebe der sehr geschätzten Greyerzkäse (Fromages de Gruyères) und wohnen vertheilt in den folgenden Pfarrsprengeln: 1) Charmey, teutsch Galmis, ein gut gebauetes und wohlhabendes Alpendorf, welches der Pfarrer Jacques Bourquenod auf eigene Kosten mit einer öffentlichen Schule und 1736 mit einer geschmackvollen Kirche versehen hat, unter deren Gemälden ein Stabat mater Erwähnung verdient. Auf einem nahen Felsen liegen die Überreste des Schlosses der bereits im 12. Jahrh. bekanten Herrn von Charmey. Jetzt ist ein Schießstand darin angelegt. Unweit davon lag die Burg der längst erloschenen, in der Umgegend aber reich begüterten und belehnten Herrn von Pré; auf einer bewaldeten Anhöhe erblickt man die Ruinen des in der Geschichte der Grafen von Greyerz wichtigen Schlosses von Monsalvans. Höchst malerisch ist endlich die Tschentrabrücke über die Jonne. Zu der Pfarre Charmey gehören zahlreiche Höfe und Weiler, von denen wir nur la Monce, aus 2 Häusern und 1 Kapelle bestehend nennen wollen, weil er die erste Ansiedelung in diese Gebirge gewesen seyn soll. — 2) Cerniat, die Pfarrgemeinde, besteht aus 280 Einw. Zu den zerstreuet liegenden 176 Gebäuden werden die Sennhütten mitgerechnet. In diesem Bezirke ist das sehenswerthe ligorianer Kloster Val-Sainte (s. d. Artikel). — 3) Crésu, an dem Javroz, der es von Charmey trent. Es hat nur 29 Gebäude mit 114 Selen und ward erst 1646 eine eigene Pfarre [3]). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

1) In ditione Fryburgensium prope pagum, vulgo dictum Charmey, in montibus situm, satis magnus visitur fons sulphureus, in quo lignum immersum sulphure super inducitur, atque sic flammam edit et odorem sulphureum. *Plantin.* Helvetia antiqua et nova. Tiguri MDCCXXXVII. p. 62. 2) *P(hilippe) B(ridel)* Coup-d'oeil sur une contrée pastorale des Alpes im Conservateur Suisse IV. p. 185.

3) Fr. Jos. Stalder's die Landessprachen der Schweiz (Aarau 1819) S. 374.

CHARMIDES, ist berühmt durch das schöne Denkmal, welches ihm sein Vetter Platon dadurch setzte, daß er seinen merkwürdigen Dialog über die Besonnenheit mit dessen Namen bezeichnete. Charmides war der Sohn Glaukons, des Bruders der Periktione, der Mutter Platons und der nachmal. Tyrann Kritias war sein Oheim; er war mithin von väterlicher und mütterlicher Seite aus einem der angesehensten Häuser Athens. In dem besagten platonischen Dialog macht Sokrates zuerst persönliche Bekantschaft mit ihm, er scheint aber nachher ziemlich vertraut mit ihm geworden zu seyn, wie aus dem Xenophontischen Gastmahl erhellet, worin er die Vortheile seiner gegenwärtigen Armuth gegen seinen ehemaligen Reichthum mit so heiterer Laune und so viel satirischem Witz aus einander setzt, daß man schon deßhalb in das Zeugniß, welches Sokrates anderwärts von ihm ablegt, er sei ein junger Mann von vielen Talenten gewesen, einstimmen muß. Nimt man das, was er hier von seiner Armuth sagt, mit einigen andern seiner Äußerungen in diesem Gastmahle zusammen: so kann man leicht auf die Vermuthung kommen, er sei an seiner Armuth nicht ohne Schuld gewesen; und wenn man annimt, Sokrates habe ihn, diesen Schüler des Kritias, bei jener ersten Zusammenkunft bereits recht wohl gekant; so bleibt es nicht ohne Bedeutung, daß Platon zu einem Dialog über Besonnenheit gerade ihn und Kritias dem Sokrates gegenüber gestellt hat. Die so feine Ironie, welche durch das Ganze hindurch läuft, bestätigt eine solche Absichtlichkeit Platons. Ungeachtet seiner Talente aber hatte Charmides doch eine Scheu, sich in die politischen Angelegenheiten zu mischen und öffentlich aufzutreten. Der Tadel, welchen Sokrates deßwegen über ihn ausspricht, ist in jeder Hinsicht ein Lob für ihn (*Xenoph.* Mem. Socr. 3, 7.); ob aber, durch eigne Schuld oder nicht, des Sokrates Rath ihm zum Verderben gereichte, ist ungewiß. Charmides, schlug sich nämlich nachher auf die Partei seines ehemaligen Vormundes Kritias, und wurde zur Zeit der dreißig Tyrannen, während welcher Kritias und Sokrates eine ganz andre Sprache gegen einander führten, als in dem platonischen Dialog Charmides, einer von den Zehnmännern, die man über die Stadt und den Hafen Pirãos gesetzt hatte. Bei dem Treffen, welches der Befreier Athens Thrasybulos den Dreißigen lieferte, verloren Kritias u. Charmides das Leben (*Xenoph.* Hist. gr. 2, 4.) (*H.*)

CHARMODAON, ein Ort in der syrischen Prov. Kommagene, nach der Tab. Peut. 12 Mill. nördlich von Samosata, bei *Ptol.* V, 15. Cholmadara 71, 15 u. 37, 50. Nach *Abulf.* p. 125 liegt an der Stelle das verfallene Städchen Ches-Manser. (*Ricklefs.*)

CHARMUTHAS oder CHARMOTHAS. So nennen die Alten (*Diodor.* III. 44. u. *Strabo* lib. XVI.) den vorzüglichsten Hafen am rothen Meere oder an der Westküste von Arabien, und vergleichen ihn mit dem engen, aber sicheren Hafen Kothon vor Karthago, der bei einem sehr schmalen Eingang einen herrlichen Raum für 2000 Schiffe, und auf einer kleinen Insel noch herrliches Quellwasser gab. Man hat diesen Hafen für den von Janbo gehalten, welchen Niebuhr und andere Reisende sehr rühmen (24° 10′ Br., s. Niebuhrs Reisebeschr. Th. 1. S. 263 und vergleiche Mannerts Geogr. der Gr. u. Römer). Dem Namen, so wie der Lage nach, paßt besser der eine Tagereise nördlich von Janbo gelegene, aber wenig bekante Hafen Scharm hieher. So D'Anville in seinen Mémoires sur l'Egypte p. 244. (vgl. auch meinen Artikel Scharm in den geogr. Ephem. 1804. Bd. 14. S. 22.). Aber über dem Eingang der Meerenge von Akaba unter Ras Muhammed hat Seetzen einen Hafen gefunden, der Scherm und bei den Beduinen Scherum heißt (auf Niebuhrs Karte Dsherm), den er, ohne es zu wissen, ganz so beschreibt, wie die Alten Charmuthas (s. Zachs Ephemeriden 1813. Mon. Januar. S. 67.). Er ist ganz in seinem inneren Raum mit Felsen umgeben, die ihm auf der Nordseite eine kleine Uferebene lassen, welche herrliches Brunnenwasser darbietet. Von hier aus und nicht von Janbo, welches man fälschlich für den weißen Hafen und Flecken Leuke Kome des Strabo (lib. XVI.) und Periplus hält (einen Ort, den Seetzen weiter nördlich auf der weißen Felseninsel Hassan gegen Haura [weißen Ort] über findet) mag Alius Gallus seinen unglücklichen Feldzug ins Innere von Arabien angetreten haben. Hier saß ein römischer Centurio mit Mannschaft, um den 4. Theil aller ins nördliche Arabien ziehenden Waren als Abgabe einzunehmen (vgl. Mannert Th. VI. alte Ausgabe, wo dieß Alles zu weit südlich gesetzt wird). (*Rommel.*)

Charnage, s. Jarnage.

CHARNIÈRES (de), ein durch mathematische Kentnisse und durch geschickte Anwendung derselben ausgezeichneter französischer Marineoffizier, geb. im Anfange des 18. Jahrh. Er war der erste Seemann, welcher die Methode durch Mondsbeobachtungen die geographischen Längen zur See zu bestimmen, mit Erfolg anwendete. Zu diesem Zwecke erfand er ein Instrument, welches den Abstand des Mondes von den Fixsternen zu messen dient, und von ihm Megameter genant wird. Es ist ein vervollkommnetes Bouguersches Heliometer, wozu Veron, C's Lehrer, die erste Veranlassung gegeben haben mag. C. schrieb 1) Mémoire sur l'observation des longitudes en mer 1767. 8., auf Befehl Ludwigs XV. als Instruktion für Seeleute im königl. Dienste. 2) Expériences sur les longitudes faites à la mer en 1767 et 1768. 8. Auch diese Schrift erschien auf Befehl des Königs im J. 1768; sie enthält die Beschreibung des Megameters. 3) Théorie et pratique des longitudes en mer. Paris 1772. 8., worin noch Verbesserungen des Megameters angegeben werden. — C. starb bald nach Erscheinung dieser Schriften *). (*Gartz.*)

CHARNOCK (John). Dieser um die Geschichte des britischen Seewesens verdiente Schriftsteller wurde zuerst von Joh. Warton und dann auf der Universität zu Oxford gebildet, und zeichnete sich früh durch dichterische Versuche und politische Aufsätze im Geiste der Opposition aus. Später wendete er seine Studien auf die Seetaktik, und nahm deßhalb Dienste auf der Flotte, gab diese aber wiederum auf, um sich ausschließlich mit Schriftstellerei zu beschäftigen. So lieferte er, außer einem Werke über die Rechte eines freien Volkes (1792), das eine gute Übersicht des Ursprungs und Fortganges der britischen Konstitution enthält, eine Biographia navalis, or impartial memoirs of the lives aud characters of officers of the navy of Gr. Britain from the Y. 1660 to the pres. time etc. (1794 — 97. 5 V. 4. m. Kpf. v. Bartolozzi) eine History of Marine Architecture (1801. 3 Vol. 4.) und Life of Lord Nelson (1806. teutsch 1807). — Uneigennützig, wie er war, gerieth er oft in Geldverlegenheiten und starb in Dürftigkeit im J. 1807 †). (*H.*)

CHARNOIS (Jean Charles le Vacher). Dieser pariser Schriftsteller, bekant durch einige Romane, durch Theilnahme an Journalen, insonderheit durch Theaterkritiken, wie auch durch seine Costumes et Annales des grands théatres de Paris (1788 — 89. 7 V. 4.) und durch die Recherches sur les costumes et sur les théatres de toutes les nations tant anc. que modernes (1790. 2 V. 4., m. neuem Titel 1802), wurde, als damaliger Herausgeber des Modérateur, eines der vielen Opfer der Metzeleien in dem Abteigefängnisse am 2. Sept. 1792 [1]). (*H.*)

CHARNY, Marktfl. im Bez. des franz. Dep. Yonne an der Ouanne, hat 813 Einw. u. Tuchweberei. (*Hassel.*)

CHAROLLAIS, eine Landschaft der Prov. Bourgogne, die erste Grafschaft derselben, deren Grafen unter den Ständen den Vorang hatten. Sie gehörte dem Hause Condé, und hatte ihre eignen Stände, die sich in der Stadt Charolles versammelten. Sie ist jetzt zum Dep. Saone-Loire geschlagen. (*Hassel.*)

CHAROLLES, die Hauptstadt eines Bezirks im Dep. Saone-Loire, welcher auf 47,²⁴ □Meil. in 13 Kantonen und 144 Gemeinden 108,067 Einw. zählt. Sie liegt (46° 25′ Br. u. 21° 42′ L.) zwischen 2 Hügeln an der Reconce, hat 4 Kirchen, 1 Frauenkloster, 1 Hospital, 301 Häus., 2518 Einw. und ein Handelsgericht, unterhält Töpfereien und treibt Handel mit Korn, Vieh, Bau- und Stabholze. Es war einst der Hauptort des Landes Charollais. (*Hassel.*)

CHARON, in dem nachhomerischen Mythus, der graue Fährmann des Orkus, der die Todten in seinen

*) *J. de la Lande* Bibliographie astron. Annees 1767. 1768. 1772. daraus auch Biogr. univ. T. VIII. Einige Nachrichten über das ziemlich wieder in Vergessenheit gerathene Megameter, s. in *Zach* correspond. astron. Vol. IX. Nr. 6. p. 540 ff.

†) Vgl. Biogr. univ. T. VIII. u. Reuß's gel. Engl. Nachtr. B.

1) Vgl. Biogr. univ. T. VIII.

Nachen über den sumpfigen mit der Styx verbundenen Kokytos oder den acherusischen Pfuhl setzt (*Eurip.* Alc. 253 u. 441, vgl. *Aen.* V, 298.), die dafür einen Obolos, den man den Todten in den Mund steckte, zum Fährlohn (δανάκη) erlegen müssen (*Poll.* IX, 82; *Juven.* III, 267; Schol. in h. l.). Nur Beerdigte darf er übersetzen; Lebende müssen ihm den berühmten goldenen Zweig zeigen (*Heyne* Exc. 6. in *Aen.* VI.). Dafür, daß er den Herakles ohne diesen hinübersetzte, mußte er ein ganzes Jahr in Ketten liegen. Lukian läßt ihn mit Strenge den Obolos einfodern, und den Satiriker über die Schatten spielen. Eine Gemme bei Lippert I, 87. stellt ihn in seinem Nachen dar, wie ihm Hermes einen Schatten zuführt, und ihm dieser das Fährgeld reicht. — Die ganze Idee des Charon stamt (nach *Diod.* I, 90, vgl. Dorneddens Neue Theorie d. gr. Mythol. S. 257 f.) aus Ägypten. Charon ist nicht bloß der Schiffer des Amenthes oder Todtenreichs; sondern der Amenthes selbst, der dunkle weite Raum, der Alles aufnimt, Alles verschlingt; aber man nente ihn zur Bezeichnung der aus dem thrakischen Kultus überkommenen ägyptischen Sage von der Ruhe und Seligkeit des Todes im Gegensatz der Mühen des irdischen Lebens den Freudigen von χάρω, χαίρω. Vergl. *Creuzers* Symbolik Th. 1. S. 341. (*Ricklefs.*)

CHARON, von Lampsakos, des Pythokles Sohn, war ein griechischer Geschichtschreiber vor Herodot. Er schrieb eine Geschichte Persiens in 2 Büchern, eine Geschichte seiner Vaterstadt u. a. m. Von Allem sind nur wenige Bruchstücke übrig, gesammelt von Abbé Sevin (Mém. de l' Ac. d. Inscr. XIV. 56 fgg.), besser von Creuzer in: Historicorum graecorum antiquissimorum fragmenta, worin man auch Nachrichten über andre Schriftsteller dieses Namens findet. (*H.*)

CHARONDAS, aus Katana, einer der ältesten Gesetzgeber der Hellenen, jünger als Zaleukos, älter als Solon [1]). Von seinen Lebensumständen ist nichts mit Zuverlässigkeit bekant, außer, daß er seinen Mitbürgern und den andern chalkidischen Pflanzstädten in Italien u. Sicilien Gesetze gegeben habe [2]). Zu diesen Städten gehörte auch Rhegium, wo er nach einer unverbürgten Sage [3]), im Exil gelebt haben soll. Abweichend von diesen Zeugnissen versetzt Diodorus [4]) den Charondas nach Thurium, indem er sagt: „die Einwohner der neu gegründeten Stadt hätten den unterrichtetsten ihrer Mitbürger Charondas zum Gesetzgeber genommen; der aus den besten der vorhandenen Gesetzgebungen die vorzüglichsten Gesetze ausgewählt, aber auch vieles Eigene hinzugefügt habe." Die Schwierigkeiten der Zeitrechnung, die aus dieser Nachricht entspringen [5]), haben Einige veranlaßt, zwei Nomotheten gleichen Namens, aber nach Vaterland und Zeitalter verschieden anzunehmen [6]); Andere haben eine Vermittelung vorgeschlagen, und um das Zeugniß Diodors, oder vielmehr seines Gewährsmannes, zu retten, wahrscheinlich zu machen gesucht, daß, weil die alten Gesetze des katanäischen Charondas von den Thuriern angenommen worden, dieser als Gesetzgeber von Thurium aufgeführt, und dann, wegen Ungenauigkeit des Ausdruckes, für einen Mitbürger dieser Stadt gehalten worden sei [7]). Die Neigung der Griechen, ausgezeichnete Männer derselben Gattung in eine historische Verbindung zu bringen, hatte schon in früherer Zeit Einige veranlaßt zu behaupten, Onomakritos, der Lokrier, welcher in Kreta die Statskunst studirt, habe daselbst den Thales zum Freunde (ἑταῖρον) gehabt; Schüler des Thales wären Lykurg und Zaleukos, der Schüler des Letztern aber wäre Charondas gewesen [8]). Aus demselben Grunde, aber mit gänzlicher Verwirrung der Zeiten, fabelten Spätere, den unterdrückten Städten von Sicilien und Italien habe Pythagoras die Freiheit, und durch seine Schüler Zaleukos und Charondas weise Gesetze gegeben [9]). Sein Tod ist nicht weniger ungewiß, als das Übrige seines Lebens. Als er einstmals, erzählt man, vom Lande in die Stadt zurückkehrte, der Räuber wegen mit einem Schwerte umgürtet, und das Volk in stürmischer Bewegung versammelt fand, trat er, so wie er war, mitten in die Versamlung. Nun war eines sei-

1) Nach *Theodoretus* Germ. c. Graec. IX. p. 608. C. wäre er der älteste aller Gesetzgeber in Italien und Sicilien, also auch vor dem Zaleukos. Dieses Zeugniß aber hat wenig Gewicht, da Aristoteles und Andere ihn immer nach dem lokrischen Gesetzgeber nennen. 2) *Aristotel.* de Rep. II. 8, 5. p. 84. ed. *Schn.* *Aelian.* V. H. III. 17. Nach *Aristotel.* Polit. IV. 8. 10. p. 165. war er aus dem Mittelstande (τῶν μέσων πολιτῶν). 3) *Aelian.* l. c. Von diesem Umstande weiß *Heraclides Ponticus* Fragm. de Rebuspubl. nichts, wo er sagt, daß sich die Rheginer der Gesetze des Katanäers Charondas bedient hätten. 4) *Diod. Sicul.* XII. 11. Einen Thurier nent ihn auch *Valer. Max.* VI. 5 und *Themist.* Or. II. p. 31. B. Aus einer falschen Lesart ist Charondas sogar zum Gesetzgeber der Tyrier und Karthaginienser gemacht worden; wie bei *Alexander* Alex. Genial. Dier. VI. 10. S. *Fabric.* Bibl. Gr. T. II. p. 9. not. g. ed. *Harl.*

5) Thurium ist Ol. 83, 3. vor Chr. 446. erbauet worden; die Gesetze des Charondas aber waren viel älter, wenn man auch nur ihre Einführung in Rhegium erwägt, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Tyrannei des Anaxilaos (Ol. 71, 3.) lange vorausging. S. *Heraclid. Pont.* fr. p. 26. *Bentlei.* de Epist. Phalar. p. 202. sq. ed. *Lennep.* auch Heyne, welcher annimt (Opusc. Acad. T. II. p. 272.), daß des Ch. Gesetze erst nach jenem Tyrannen eingeführt worden (wie *Morisani* ad Inscript. Regin. p. 30. sq.), gesteht dennoch zu, daß sie einer viel ältern Zeit angehören. 6) *St. Croix* sur la Législation de la grande Grèce. Mémoires de l'Académie des Inscriptions Vol. XLII. p. 320. 7) *Heyne* Opusc. Academ. T. II. p. 160 sqq. dem Clavier in der Biographie univers. Vol. VIII. p. 237. beipflichtet. Bei dieser Vermittelung kann nicht unbemerkt bleiben, daß Heyne selbst zugesteht, Diodor habe wahrscheinlich in manchem Punkte den Zaleukos mit dem Charondas verwechselt. Opusc. p. 168., vgl. *Bentlei* p. 191. Die Schwierigkeit wird noch durch den Umstand vermehrt, daß, nach *Heraclides Ponticus* beim *Diogen. Laert.* IX. 50. den Thuriern (deren Stat nicht länger als funfzig Jahre bestand,) Gesetze gegeben haben soll. 8) *Aristotel.* Polit. II. 8. 5. p. 84. 9) *Porphyr.* de Vita *Pythag.* c. 21. p. 29. *Jamblich.* Vit. *Pyth.* c. 7. §. 33. p. 25. sq. Auch §. 130. p. 109. §. 172. p. 145. sq. Auch beim *Diogen. Laert.* VIII. 16. wird die Bildung dieser beiden Männer dem Pythagoras beigelegt, was doch Keinem der Commentatoren Bedenken gemacht hat. S. Menage p. 358. So schreibt auch *Seneca* Ep. XC. dem Posidonius nach: Zaleuci leges Charondaeque narrantur. Hi non in foro, nec in consultorum atrio, sed in *Pythagorae* tacito illo sanctoque recessu didicerunt jura, quae florenti tunc Siciliae et per Italiam Graeciae ponerent. Hactenus Posidonio assentior. S. *Heyne* de Pythagora et Pythagoreis legumlatoribus. Opusc. T. II. p. 196.

ner Gesetze, daß Niemand mit Waffen einer Versamlung beiwohnen sollte; daher Einer seiner Gegner zu ihm sagte: Du hebst dein eignes Gesetz auf. Worauf er antwortete: Nein, bei Gott, sondern ich bekräftige es! und sich sein Schwert in die Brust stieß. Dieselbe That legen Andere dem Gesetzgeber der Syrakusaner Diokles bei [10]); und es ist sehr möglich, wie Clavier sagt [11]), daß diese Geschichte von Keinem von beiden wahr ist. So ist ebenfalls, was pythagoräische Enthusiasten von göttlichen Ehrenbezeigungen melden, die er, wie auch andere Gesetzgeber, von seinen Mitbürgern erhalten [12]), unter die Fabeln zu rechnen; so wie auch, was Einige von einer Münze geträumt haben, auf der sie sein Haupt, ähnlich dem des jüdischen Gesetzgebers, mit Hörnern geschmückt erblickten [13]).

In der Gesetzgebung des Charondas war, nach Aristoteles Versicherung, [14]) nicht viel Eigenthümliches; aber in der Genauigkeit der Bestimmung zeichnete sie sich aus. Den Gesetzen selbst hatte er, wie auch Zaleukos, Einiges zu ihrer Empfehlung vorausgeschickt [15]); und es ist die Meinung Vieler, daß sich diese Einleitung in der Blumenlese des Johannes Stobäus erhalten habe [16]). Die Sprache aber, die Bildung des Ausdruckes und die Mundart läßt die Echtheit bezweifeln, und auch diejenigen, welche für dieselben streiten, müssen eingestehn, daß wir nicht mehr die Worte des Charondas, sondern eine Umgestaltung derselben, wahrscheinlich von Politikern und Samlern der pythagoräischen Schule, haben [17]). Von den Gesetzen selbst sind diejenigen ohne Zweifel echt, welche Aristoteles als solche anführt; da hingegen die, welche Diodorus u. Stobäus erwähnen, dem Zweifel unterworfen sind. Unter diesen ist dasjenige merkwürdig, welches jedem Bürger zur Pflicht machte, die ihm bekant gewordenen Verbrechen Andrer anzuzeigen [18]), womit vielleicht dasjenige zusammen hing, welches die der Verleumdung überwiesenen Sykophanten verurtheilte, mit Tamarisken bekränzt, umherzugehn [19]). Ähnlich war das Gesetz, daß wer im Kriege den Dienst verweigerte, oder die Reihen seiner Kampfgenossen verließ, drei Tage hindurch in Weiberkleidern auf dem Markte sitzen mußte [20]). Auch diejenigen, die ihren Kindern eine Stiefmutter gaben, sollten als Urheber häuslicher Zwietracht dem Tadel unterworfen, ja, von dem Senate und den öffentlichen Berathungen ausgeschlossen seyn; weil der nicht wohl für das Vaterland sorgen werde, der nicht das Beste seiner Kinder berathe [21]). Daß die Gesetze des Charondas großes Ansehn genossen, erhellt daraus, daß nicht nur, wie oben gesagt worden, die verwandten chalkidischen Pflanzstädte sie annahmen, sondern auch die Mazakener in Kappadozien, welche einen Sänger dafür anstellten, der zugleich ihr Erklärer war [22]), wie die Rhapsoden der epischen Gesänge; wie denn auch, dem Zeugnisse des Hermippus zu Folge [23]), diese Gesetze zu Athen beim Mahle gesungen worden. Woraus hervorzugehn scheint, daß sie ursprünglich als Verse gestaltet waren [24]). (*F. Jacobs.*)

CHÄRONEIA, oder Chäronea, eine alte Stadt im Mittel-Griechenland, und zwar in Böotien. Sie komt im homerischen Schiffskataloge noch nicht vor, wenn es nicht ein und derselbe Ort ist mit dem, welcher früher Arne genant wurde [1]). Die Stadt lag an der Gränze von Phokis, nahe dem Passe, welcher über Panopeus und dem Parnaß nach Delphi führte [2]), und 20 Stadien von Panopeus [3]). Sie ist berühmt durch zwei wichtige Siege; den, welchen Philipp II., König von Makedonien, über die Griechen erfocht und der die Knechtschaft Griechenlands unter auswärtige Regenten herbeiführte, und den, welchen Sylla über den Mithridates davon trug [4]). In frühern Zeiten war es Orchomenos zinsbar [5]), später machte es einen eigenen Bundesstat der Böotier aus [6]). Ihre Lage an dem wichti-

10) *Diodor. Sic.* XII. 19. XIII. 33. *Val. Max.* VI. 5. ext. 4. 11) Biogr. univers. Vol. VIII. p. 237. 12) *Jamblich.* Vit. *Pyth.* c. 30. §. 172. p. 146. 13) *Tricket du Fresne* Epistola de Charondae effigie in Catanensi numo expressa, in *Seguini* Numism. Select. Paris. 1684. 4. *Huet* Demonstr. Evangel. IV. 2. §. 11. Was diesen Charondas schien, erklärt *Spanheim* de Praest. et Usu Num. Tom. I. p. 400. für einen Silen; worin *Perizon.* ad *Aelian.* V. H. III. 17. mit ihm übereinstimt. 14) *Aristotel.* Polit. II. 9. 8. p. 85. Dagegen sagt *Diodorus* XII. 11. er habe vieles Eigenthümliche gehabt. S. *Bentlei.* de Ep. Phalar. p. 206. 15) *Cicero* de Legg. II. 6. 14. 16) *Stobae.* Flor. XLII. p. 289. Die unter Charondas Namen bei diesem Samler und beim Diodorus a. a. O. aufbewahrten Stellen der Einleitung und der Gesetze selbst, sind gesammelt von *Petr. Carrera* Monumenta Historiae Urbis Catanae L. IV., im Thesaur. Antiqq. et Histor. Sicil. Tom. X. p. 337. sq. 17) Gegen Bentlei, welcher am a. O. die Echtheit mit dem größten Nachdrucke bestreitet, nimt sie *Heyne* Opusc. p. 155 sqq. in Schutz, wo er S. 169 sagt: non improbabile est, prooemia illa legum, cum paucis legum fragmentis, ex Pythagoreo aliquo philosopho esse exscripta, a quo vestigia nonnulla, satis obscura quidem, Pythagoreae disciplinae in iisdem impressa supersunt. Richter in den Anmerkungen zu *Fabric.* Bibl. Gr. T. II. p. 12. not. 18. stimt für die Unechtheit. Für unentschieden hält die Sache *Engelbronner* Disp. de loco Ciceronis etc., in Creuzers Ausgabe des *Cicero* de Legg. p. 491. f. *Saint-Croix* a. a. O. S. 325, ist nur verlegen, ob er dieses Proömium dem katanäischen, oder dem von ihm angenommenen thurischen Charondas beilegen soll.

18) *Stobae.* Flor. XLII. p. 289. 19) *Diodor. Sic.* XII. 12. Den Grund, warum man die Tamariske hiezu gewählt habe, sucht *Heyne* Opusc. p. 92. darin, quod infelix is frutex habitus, quippe qui circa saxa solitaria serpat, adspectu parum gratus. 20) *Diodor.* XII. 16. 21) *Stobae.* l. c. p. 291. *Diodor.* XII. 12. Die hier angeführte Stelle des Komikers verbessert Bentlei S. 210. 22) *Strabo* XII. p. 539. Tom. V. p. 36. *χρῶνται οἱ Μαζακηνοὶ τοῖς Χαρώνδα νόμοις, αἱρούμενοι καὶ νομῳδόν, ὅς ἐστιν αὐτοῖς ἐξηγητὴς τῶν νόμων.* 23) In dem Werke von den Gesetzgebern, *περὶ νομοθετῶν*, beim *Athenaeus* XIV. p. 619. B. Dagegen scheinen beim *Steph. Byz.* *Κατάνη*, die vom Charondas gebrauchten Worte, *ὁ διάσημος τῶν ἐν Ἀθήναις νομοθετῶν*, verschrieben, und mit Bentlei S. 208. in *ἐν Σικελίᾳ*, oder mit *Fabricius* B. Gr. II. p. 11. *ἐν Κατάναις* umzuändern. 24) S. *Aristotel.* Problem. XIX. 28., vgl. *Goguet* Origine des Loix Tom. I. p. 58 sq. éd. de Paris. 1758. 12. Diesen Gebrauch hat denn auch offenbar der Schriftsteller vor Augen gehabt, welchen Stobäus a. a. O. S. 291, 35. benutzt hat, indem er sagt: das Gesetz gebietet, daß alle Bürger das Proömium auswendig wissen, und daß bei Festen es nach den Päanen von demjenigen gesungen werde, dem es der Gastgeber befiehlt, damit die darin enthaltenen Gebote einen jeden durchdringen mögen."

1) Dieß ist Paulmiers Meinung. IX, 40, 3. 2) *Thuc.* IV, 72. 3) *Paus.* X, 4. 4) *Paus.* l. c. 5) *Thuc.* IV, 76. 6) *Paus.* IX, 3, 4.

gen Passe, der nach Böotien hin führte, machte, daß die Stadt öfters Plünderungen ausgesetzt war [7]); dennoch blühte sie wahrscheinlich durch die Ausfuhr der Produkte ihrer schönen Ebene, besonders des Öles und der Salben, welche die Einwohner aus den schönsten Blumen verfertigten [8]), und des Transito-Handels, welcher bedeutend seyn mußte, da der Ort an der Hauptstraße der Römer durch Mittelgriechenland lag [9]). Pausanias erwähnt indeß nur, daß die Einwohner den Scepter des Agamemnon, ein Werk des Hephästos, vor Allem göttlich verehrt hätten, und daß auf dem Schlachtfelde bei Chäroneia zwei Tropäen des Sylla und das gemeinschaftliche Grab der in der Schlacht gegen Philipp II. gebliebenen Thebaner durch einen Löwen ohne Inschrift bezeichnet sei [10]); allein Pausanias ist sich in seinen Beschreibungen nicht überall gleich, indem er zuweilen ermüdet, auch wichtige Gegenstände verschweigt, zuweilen, besonders im Anfange seiner Bücher, Kleinigkeiten minutiös ausführt. Aus den Resten des Orts sehen wir, daß er auch in Hinsicht der Kunstwerke nicht ohne Bedeutung seyn konte. Diese finden sich bei dem heutigen Caprena [11]) oder Capurno [12]). Sie bestehen aus einer Akropolis, die auf einem steilen Felsen erbauet ist. Viereckige Thürme beschützen die Mauern. Ein Theater befindet sich am NO. Fuße dieser Akropolis und ist gegen die Ebene zu geöffnet. Mehre Hypogäen und Gräber sind in den Felsen gehauen. Viele Säulenfragmente korinthischen Stiles, Altäre und Inschriften, und ein schöner Marmorsessel sind Reste der schönen Kunst. In der Ebene sind römische Backsteingebäude, welche vielleicht Reste der Tropäen des Sylla sind [13]). Nach Gellius ist in der Nähe des in dem Felsen ausgehauenen Theaters eine schöne Quelle mit einer Inschrift, die den Namen des Orts ΧΑΙΡΡΟΝΕΑ geschrieben enthält. Oberhalb des Theaters sind nach ihm die Mauern und Thürme der Akropolis [14]). Die Stadt liegt 49 Minuten südlich vom Ufer des Kephissos [15]). Die Reisenden Sanders, Taylor und Cressy haben den oben bezeichneten Marmorlöwen, der zum gemeinschaftlichen Grabe der in der Schlacht gegen Philipp II. gefallenen Hellenen gehörte, 10 Min. SO. von Kaprena, wieder aufgefunden [16]). Dieses Grab heißt jetzt bei den Einwohnern der Gegend Mangula [17]). Clarke, der die etwa zwei Meilen breite und 10 — 12 Meilen lange Ebene von Chäronea als sehr fruchtbar beschreibt, nent den neuen Ort, welcher an der Stelle des alten Chäronea liegt, Caprana, und bestimt die Entfernung von Lebadeia, dem heutigen Livadia, auf zwei Stunden. Die Inschriften, welche er fand, nennen den Namen der Chäronenser *ΔΗΜΟΣ ΧΑΙΡΩΝΕΩΝ*, die noch zu Ehren des Kaisers Macrinus ein Monument setzten, und ein anderes, in welchem *Η ΒΟΥΛΗ ΚΑΙ Ο ΔΗΜΟΣ ΧΑΙΡΩΝΕΩΝ* und eine Priesterin der Artemis Charopina genant wird. Überdieß fand Clarke Ruinen eines kleinen Tempels mit Säulenschäften von polirtem grauen Marmor, und nahe dabei Capitäler von korinthischen, barbarisch ausgeführten Säulen, so wie von ionischen Säulen von besserem Geschmack. Auch dorische Capitäler fand er bei der schönen Quelle, von der wir oben gesprochen haben. In der Kirche des Dorfes bemerkte er noch andere Säulen von Granit und von blauem und weißem Marmor [18]). Von allen diesen Tempeln, welche den verwüsteten Ort einst geziert haben müssen, sagt die Geschichte kein Wort. Daß aber auch ein Tempel des Apollo Daphnephoros und der Artemis in Chäronea gewesen seyn müsse, sehen wir auch aus einer Inschrift von dort, welche Cockerell gibt [19]). Hiebei ist zu bemerken, daß Chäron, der Gründer der Stadt, als Sohn des Apollo und der Thero genant wird [20]). Am Fuße des Thurios, eines Vorgebirges des Parnassos, stand auch ein Tempel des Apollo Thurios [21]). Petrachos heißt der Felsen der Stadt, auf welchem die Akropolis lag und die Statue des Zeus stand, den die Rhea hier dadurch rettete, daß sie dem Kronos einen Stein statt seiner zu verschlingen gab [22]). Auch hier fand Dodwell Säulenfragmente, die vielleicht zu dem Tempel des Zeus oder Kronos gehörten [23]). Die Stadt war der Geburtsort des Plutarch. Sie soll erst gegen Morgen, dann gegen Westen gewandt gelegen haben, und Empedokles soll den stürmischen Südwind durch Verschließung einer Bergspalte abgeleitet haben [24]). Im 6ten Jahrhundert scheint sie zerstört zu seyn, als auch andere Städte Thessaliens und Böotiens unter den Stürmen der Völkerwanderung zertrümmert wurden [25]). Jetzt hat sie die dritte Wanderung um den Felsen gemacht, indem die heutige Stadt im Süden des Felsens liegt. Künftige Untersuchungen versprechen hier noch reiche Ausbeute [26]). (*Kruse.*)

Charoneion, s. Nomophylakion.

CHAEROPHYLLUM L., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Umbellaten und der 5. Linné'schen Klasse, deren Charakter jetzt so beschränkt ist, daß wir nur die Umbellaten darunter verstehen, die bei fast mangelnder allgemeinen Hülle, eine kegelförmige glatte Frucht ohne Rippen, mit gefurchter Naht haben. Der gemeine Körbel (Ch. sativum C. Bauhin.) ist die bekanteste Art (vgl. diesen Art.). (*Sprengel.*)

CHAROPOS (*Χάροπος*), König der kleinen Insel Syme, Vater des Nireus von der Nymphe Aglaia. *Diod.* V, 53. Hyg. F. 97. (*Ricklefs.*)

CHAROPS (*Χάροψ*), ein Beiname des Herakles, der in Böotien an dem Orte eine Statue hatte, wo er mit dem Kerberos sollte zur Oberwelt heraufgestiegen seyn. *Paus.* IX, 34. (*Ricklefs.*)

CHAROST (Armand Joseph de Bethune, duc de). Dieser würdige Abkömmling Sully's, ein wahrer Wohlthäter seines Vaterlandes, wurde zu Versailles am

7) *Thuc.* I, 113. 8) *Paus.* IX, 41. 9) Tab. *Peuting.* Segment. VII. 10) *Paus.* IX, 40, 4. 5. 11) *Squire* bei *Walpole* Mem. p. 342. 12) *Dodwell* 1. S. 221. 13) *Dodwell.* 1, 224. *Squire* b. *Walp.* Mem. p. 342. 14) *Gell* Itin. of Greece. S. 221. 15) *Gell* l. c. 222. 16) *Gell* Itin. of Gr. S. 158. 17) *Clarke* travels VII, p. 179. Octav-Ausgabe.

18) *Clarke* trav. VII. S. 173 — 185. 19) Bei *Walpole* trav. p. 565. 20) *Steph. Byz.* s. v. *Χαιρώνεια.* *Paus.* IV, 40, 3. 21) *Plut.* Syll. 16. 22) *Paus.* IX, 41, 3. 23) *Dodw.* 1. S. 221. 24) *Plut.* περὶ πολυπραγμοσ. 1. S. 129. nach Huttens Ausg. 25) *Procop.* de bello Goth. IV, 369. ed. Par. 26) Man sehe über das Ganze meine Hellas II. Th. Kap. VIII. Abth. 1. Ebenen. Abth. 2. Sect. 13.

1. Jul. 1728 geboren. Durch die Schlacht von Fontenai zur Theilnahme am Kriege ermuntert, trat er in ein Kavallerieregiment und zeichnete sich bald bei der Einnahme von Münster aus, wo er 6 Stunden in einem Laufgraben blieb, in welcher die Hälfte seiner Truppen dem Feinde unbedeckt erschien. Aus eignen — allerdings sehr bedeutenden — Mitteln belohnte er ausgezeichnete Thaten, und ließ bei Frankfurt ein Lazareth bauen. Im J. 1758 schickte er, um den Stat zu unterstützen, sein Silberzeug in die Münze. Als der Friede ihm den Aufenthalt auf seinen Gütern erlaubte, zog er allmälig viele Soldaten dahin, die unter ihm gedient hatten. Zur Unterstützung der Dürftigen legte er Werkstätten zu Ancenis in Bretagne und mehre Straßen in Berry an, und beschäftigte sich mit der Verbesserung des Ackerbaues und des Schulunterrichts dieser Provinz. Schon 20 Jahre vor der Revolution hob er die Wegbaufrohnden und andere Lasten des Lehnssystems auf, gründete in mehren Kirchspielen jährliche Almosen, sorgte für arme Kinder, stellte zu Nancy und Meillant Hebammen, Wundärzte und Apotheker an, stiftete am letztern Orte ein Hospital, an andern Orten Hilfskassen für die, welche durch Hagelschaden, Überschwemmungen und Feuersbrünste litten, und beförderte, beim Getreidemangel, die Korneinfuhr nach Calais. In der Picardie, wo er Generallieutenant war, stiftete er einen Preis für den Baumwollenbau, sorgte für Abwässerungen und gegen Viehpest. Mit Recht sagte daher Ludwig XV. zu seinen Hofleuten: „betrachten Sie diesen Mann; er hat wenig Äußeres; aber er belebt drei meiner Provinzen.“ — So wie er in 2 Provinzial-Versamlungen die Wegbaufrohnden bestritten hatte, sprach er in der Notablen-Versamlung für die gleiche Vertheilung der Statslasten. Noch vor dem Dekrete, das zu patriotischen Beisteuern auffoderte, gab er ein freiwilliges Geschenk von 100,000 Franken. Dennoch und trotz seiner Zurückgezogenheit in Meillant, wie auch der Certificate der Revolutionsausschusse, die ihn einen Wohlthäter, einen Vater der leidenden Menschheit nanten — konte er den Verfolgungen in der Schreckenszeit nicht entgehen; erst der 9. Thermider befreite ihn aus einer sechsmonatlichen Gefangenschaft. Er zog sich nun von neuem nach Meillant zurück, wo er eine ökonomische Gesellschaft stiftete, über die er ein Resumé des vues et des premiers travaux (Paris 1799. 8.) herausgab. Früher lieferte er vues gén. sur l'organis. de l'instruction rurale (1795) Denkschriften über die Mittel, die Bettelei zu vernichten, über die Erleichterung der Tagelöhner auf dem Lande, über eine Hilfskasse für Landleute. Auch hat man von ihm eine topographische Beschreibung seines Distrikts mit Rücksicht auf die Landwirthschaft und andere Gewerbe, nebst einem Wörterbuche der Volkssprache desselben. Auch führte er in diesem Distrikte die künstlichen Wiesen und Windmühlen ein, und das Cherdepartement verdankt ihm den Lein-, Krapp-, Rhabarber- u. Tabaksbau, die Vervollkommung der Bienen-, Schaf- u. Pferdezucht, so wie der Schmieden. Außerdem beförderte er den Bau des Kanals von Bec Allier in den Cher. Zu Paris nahm er Theil an der Stiftung der philanthropischen Gesellschaft, an der Anstalt für blinde Arbeiter, an dem Lycée des Arts etc. Bei der Rumfordschen Suppenanstalt war er Präsident. Nach dem 18. Brum. trat er als Maire des 10. Bezirks von Paris auf. Als solcher wurde er, der nie die Pocken gehabt hatte, bei einem Besuche des Taubstummeninstituts von dem Pockengifte angesteckt, das sein wohlthätiges Daseyn am 27. Okt. 1800 endigte *). *(H.)*

CHAROST, Stadt im Bezirk Bourges des franz. Dep. Cher unter (49° 56′ Br. und 19° 45′ L.) am Arnon, ist ummauert, und enthält 2 Vorstädte, 1 mit Mauern und Graben umgebenes Schloß, 260 Häus. und 1312 Einw.; in der Nähe Ochergruben. *(Hassel.)*

CHARPENTIER, Carpentarius (Peter), gebürtig von Toulouse im Anfang des 16. Jahrh., lehrte seit 1566 zu Genf das Recht, entfernte sich aber heimlich um 1570 mit Hinterlassung vieler Schulden, und ging nach Paris. In der Bartholomäus-Nacht entkam er glücklich in das Haus des Kanzlers Bellievre, und ging nicht bloß heimlich zur katholischen Religion über, sondern fing auch an, weil ihn nun sein Privatvortheil leitete, aufs heftigste die Häupter der Reformirten zu schmähen. Die Religion sei ihnen nur ein Vorwand zur Empörung; ihre Zusammenkünfte, ehemals dem Gebete gewidmet, seien jetzt Versamlungen von Rebellen; man famle in denselben Geld und Truppen und zettle Verbindungen mit Fremden an. Die Reformirten unterhalten Aufwiegler in den Provinzen, um den vom Könige bewilligten Frieden zu stören; Gott habe demselben den Plan eingegeben, sie durch dieses harte Mittel zu schwächen. Diese eines Proselyten würdigen Verleumdungen seiner bisherigen Glaubensgenossen empfahlen ihn dem Hofe als Werkzeug zu Vertheidigung der begangenen Gräuel. Willig übernahm er den reichlich bezahlten Auftrag: mit Bellievre, der den Mord in einer langen Rede vor der eidgenössischen Tagsatzung rechtfertigen sollte, reisete er nach der Schweiz, und ging von da nach Strasburg. Hier ließ er ein listiges Schreiben an Franz Portus aus Candia, damals Professor zu Genf, Vater des berühmten Ämilius Portus, latein. und franz. drucken (Lettre de Pierre Charpentier, Jurisconsulte, adressée à François Portes, Candiois, par laquelle il monstre, que les persécutions des églises de France sont advenues non par la faute de ceux, qui faisoient profession de la religion, mais de ceux qui nourissoient les factions et conspirations qu'on appelle la Cause. Strasburg 1572. 8.), worin er behauptet, die Reformirten theilen sich in zwei Parteien, die Friedlichen, welche nur aus religiösen Grundsätzen handeln, und die Parteimänner, welche den Frieden hassen; beide Theile hätten ihre Prediger; zu den heftigen und Ruhestörern gehöre vorzüglich Beza. Der Mord sei nothwendig und gerecht gewesen, um die frevelhafte Faction zu stürzen, welche das königliche Ansehen zu unterdrücken, die Städte zu empören und die öffentliche Ruhe zu stören trachte. Alle, die mit Kraft ihre Überzeugung vertheidigten, rechnet er zu jener Faction. 1573 erschien die Antwort von Portus, welche nicht bloß die Anklagen gegen die Reformirten widerlegt, sondern

*) Vgl. Biogr. univ. T. VIII. Nach einer Denkschrift von Silvestre in den Mém. de la Soc. d'Agricult. du dép. de la Seine. T. III. von Villenave.

durch Aufdeckung der Schändlichkeiten aus dem Privatleben Charpentier's beweiset, wie wenig Glauben ein solcher Zeuge verdiene. Auch der billige Katholik Thuanus schildert ihn als einen Menschen, der sich überall durch seinen Privatvortheil leiten ließ (beide Briefe wurden wieder zusammen edirt 1574. 4. und in den Mémoires de l'état de France sous le Roi Charles IX. 1579. Tom. I. p. 322). — Man schreibt ihm noch einige andere Schriften zu: besonders Pium et christianum de retinendis armis et pace repudianda consilium. Paris. 1575. u. Neustad. 1579. Und franz. Avertissement sainct et chretien touchant le port des armes ib. Er räth darin den Reformirten zu Niederlegung der Waffen und gänzlicher Unterwerfung, als dem besten Mittel dem Bürgerkriege (und zugleich auch der reformirten Religion) ein Ende zu machen. Dagegen erschien: *Petri Fabri* Responsio ad *Petri Carpentarii*, famelici Rabulae sacrum de retinendis armis et pace rep. consilium. Paris. 1575. 8., wobei auch die Schrift von Charpentier abgedruckt ist, und franz. mit dem ausführlichern Titel: Traité du quel on peut apprendre, en quel cas il est permis à l'homme Chrestien de porter les armes et par lequel est respondu à P. Charp., tendant à fin d'empescher la paix et nous laisser la guerre, par P. Fabre. ib. 1575. — Charpentier lebte noch zu Paris 1584 als Avocat du Roi au Grand Conseil, welche Stelle er nicht wegen seiner Kentnisse, sondern als Belohnung erhielt. Das Jahr seines Todes ist unbekant *). (*Escher.*)

CHARPENTIER, Carpentarius (François), Akademiker zu Paris, wo er 1620 geboren war, und die Rechte zu studiren anfing, die er aber aus Neigung gegen das Studium der griechischen und römischen Literatur vertauschte. Der Finanzminister Colbert, der sich zuweilen seiner Feder bediente, machte ihn zum Vorsteher einer gelehrten Gesellschaft, die sich in seiner Wohnung versammelte, und die in der Folge unter dem Namen der Akademie der Inschriften einen weitverbreiteten Ruhm erlangte. Charpentier war seit 1651 auch Mitglied der französischen Akademie, und starb als Dechant derselben 1702. Er nahm einen lebhaften Antheil an dem Streit über die Vorzüge der Neuern vor den Alten, trat auf die Seite der Erstern, stritt für die Einführung französischer Inschriften an öffentlichen Denkmälern, Gebäuden rc. und schrieb in dieser Beziehung eine Défense de la langue franç. pour l'inscription de l'arc-de-triomphe 1676. 12. und sein Buch de l'excellence de la langue franç. 1683. Vol. II. 12. Unter seinen übrigen zahlreichen Schriften, Abhandlungen, Reden, Gedichten, wovon die letztern die werthlosesten sind, bemerken wir sein Leben des Sokrates, die Übersetzung von Xenophons Memorabilien und Cyropädie, seine Explication des tableaux de la galerie de Versailles. Par. 1684. 4. Voyage du vallon tranquille, nouvelle historique, avec la clef 1673; Par. 1796. 12., avec une préface et des notes par MM. Adry et Mercier de St. Leger, und seinen Antheil an dem Wörterbuche der Acad. franç. Die Carpenteriana, welche Buscheron 1724 herausgab, und die sich unter den Schriften in Ana keinesweges auszeichnen, wurden neu gedruckt im 7. Theile des zu Amsterdam und Paris seit 1789 erscheinenden Werkes: Ana, ou collection des bon-mots, contes etc. Von dem Antheil, den er an Chardin's Reisen haben soll, s. d. Art. Chardin †). (*Baur.*)

CHARPENTIER (Johann Friedrich Wilhelm von), kursächsischer Bergrath, Ober-, Berg- u. Hüttenamtsassessor u. Berghauptmann zu Freiberg, ein berühmter Geognost u. Mineralog, geboren zu Dresden den 24. Junius 1738 [1]). Die wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf der Universität zu Leipzig, wo er, außer der Jurisprudenz, sich besonders mit den mathematischen Wissenschaften beschäftigte. Die gründlichen Kentnisse, die er hierin erlangte, veranlaßten die Regirung, ihm 1766 bei der neuerrichteten Bergakademie in Freiberg das Lehramt der Mathematik und geometrischen Zeichnung zu übertragen. Er entsprach vollkommen dem in ihn gesetzten Vertrauen, und benutzte zugleich mit großer Thätigkeit seine günstigen Verhältnisse, nicht nur die Bergwerkswissenschaften nach ihrem gesamten Umfange zu studiren, sondern sich auch mit dem praktischen Grubenbaue bekant zu machen. Er erhielt daher 1775 eine Stelle im Oberbergamte, doch mit Beibehaltung seiner Lehrstelle, die er erst 1783 niederlegte. Das Jahr darauf wurde er Bergrath, und übernahm nun die Direktion des kurfürstl. Alaunwerks zu Schwemsal, welche er 1792 mit einem ähnlichen Auftrage in Blaufarbensachen vertauschte. Die Verbesserung der Amalgamation durch von Born (s. d. Art. im 12. Bde.) gab Anlaß, daß Charpentier 1785 nach Ungarn gesandt wurde, um die Anwendbarkeit dieser Verbesserung in den sächsischen Bergwerken zu untersuchen. Er überzeugte sich von den Vorzügen der kalten Amalgamation, und legte nach seiner Rückkunft, unter thätiger Mitwirkung einsichtsvoller Gehilfen, ein großes Amalgamirwerk nach einem Plane an, den die Erfahrung als gründlich durchdacht und unverbesserlich bewährte. Als daher dieses Amalgamirwerk 1792 abbrante, wurde es unverändert nach Charpentiers Plane neu erbaut. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er 1800 Viceberghauptmann, 1805 aber Berghauptmann, allein schon am 27. Julius dieses Jahres erfolgte sein Tod. Der

---

*) Vgl. *Thuan.* Hist. Lib. LIII. ann. 1572. — *Bezae* Epist. LII. — *Jurieu* la Religion des Jésuites 1689. Mémoires de la ligue. Tom. VI. Etat de la France sous Charles IX. Tom. I. *Senebier* Hist. litt. de Genève. I. 326. — *Lacroix du Maine* et *du Verdier* Bibl. Franç. T. II. 263. et T. V. 257. — *Bayle.* — Iselin allg. hist. Lex. — Biogr. univ. — Leu Lex. — Moreri. — Jöcher.

†) Eloge de Charp. im Journal des sçavans. Juillet 1702. p. 811. Eloge avec une liste de ses ouvr. in der Hist. suivie de l'acad. des inscr. T. I. 111. Mém. de *Niceron* T. XXI. 322.; nach der teutsch. Übers. 16. Th. 66. *d'Alembert* hist. des membres de l'acad. fr. Par. 1787. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VIII. (von Tabaraud).

1) Nach Weiz gelehrtem Sachsen, war sein Vater, Johann Ernst Charpentier, kursächsischer Hauptmann; Canzler hingegen sagt (im Tableau hist. de la Saxe p. 339.), er habe ursprünglich Zimmermann geheißen, und sein Vater sei Karl Friedr. Zimmermann, Verfasser des Buchs: die obersächsische Bergakademie gewesen.

Kaiser Joseph II. hatte ihn in den Reichsadelstand erhoben. Groß sind seine Verdienste um die wissenschaftliche Betreibung des Bergbaues überhaupt, und des sächsischen insbesondere. Viele Jünglinge des In- u. Auslandes dankten ihm ihre wissenschaftliche Ausbildung und ihre Tauglichkeit zu Geschäften, und auch seitdem er nicht mehr Lehrer war, wurde er den Studirenden durch seinen sokratischen Umgang nützlich. Welche tiefe Einsichten er in die Wissenschaften besaß, die sein Beruf erfoderte, beweisen seine Schriften. Sie zeugen alle von vielfacher, sorgsamer Beobachtung und Erfahrung, und man findet in ihnen befriedigende Aufschlüsse über manche wichtige geognostische Probleme. Ein sehr schätzbares Geschenk für den Naturforscher, den Mineralogen und jeden Liebhaber der Bergwerkswissenschaften war seine mineralogische Geographie der kursächsischen Lande. Leipzig 1778. 4., mit 7 Kupfertafeln. Alles, was die Naturgeschichte der vielfältigen, mineralischen Produkte und der Gebirge u. Erdschichten, worin sie enthalten sind, in den sämtlichen kursächsischen Ländern betrifft, hat er in diesem gehaltreichen Werke nach seinen eigenen Beobachtungen ausführlich beschrieben, und eine petrographische Karte beigefügt, welche die allgemeine Übersicht des ganzen Zusammenhangs der Gebirge liefert. Mehre Jahre hatte er angewendet, ohne weder Mühe noch Gefahr zu scheuen, die Berge u. Gebirge zu besteigen, die wichtigsten Gruben zu befahren, und sich auch in die verlassenen Baue der Alten zu wagen, sobald er sich zu einigen Aufklärungen in der Naturgeschichte Hoffnung machen konte [2]). Dieselbe Sorgfalt und Genauigkeit im Forschen und Beobachten zeichnet auch seine andern Schriften aus: Beobachtungen über die Lagerstätte der Erze, hauptsächlich aus den sächsischen Gebirgen. Leipz. 1799. 4. mit 7 Kupfertafeln. Beitrag zur geognostischen Kentniß des Riesengebirges schlesischen Antheils. Eb. 1804. 4., mit 3 Kpf., und seine Abhandlungen im 2. Bde der Bergbaukunde. Lpz. 1790. 4. In allen Verhältnissen des Lebens bewährte er einen sanften, edeln, menschenfreundlichen, durchaus wahren Charakter [3]). (*Baur.*)

CHARPENTIER-COSSIGNY de Palma (Joseph François), ein französischer Kriegsingenieur, zu Palma auf Ile de France 1730 geboren. Sein Vater, Jean François Charpentier de Cossigny, ebenfalls Ingenieur, war von der französischen Regirung dahin gesendet worden, und nach seinem Plane wurde Port Louis erbaut. Er starb 1778 auf dieser Insel als Kommandant der Artillerie und des Geniewesens, auch war er Associé der Akademie der Wissenschaften zu Paris, u. Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Besançon; in den Schriften beider und auch einzeln ließ er einige Abhandlungen über mancherlei Gegenstände abdrucken. Sein Sohn studirte zu Besançon und Paris, und machte darauf 1753 auf einem französischen Schiffe eine Reise nach Canton, und nachdem er Batavia und die wichtigsten Niederlassungen der Europäer in Indien besucht hatte, wurde er auf Ile de France Kriegsingenieur. Hier vergrößerte er den botanischen Garten, den sein Vater angelegt hatte, und benutzte ihn zur Verbreitung nützlicher ökonomischer Anpflanzungen. Er kam 1775 nach Frankreich zurück, wurde 1789 außerordentlicher Deputirter von Ile de France, und starb zu Paris den 29. März 1809. Ein edler Menschenfreund und patriotischer Beförderer alles Guten, hat er vornehmlich durch Beispiel und Schriften zur Verbesserung der landwirthschaftlichen Cultur nach Vermögen beigetragen, und in dieser Beziehung Vorschläge gethan und Belehrungen gegeben, welche als gemeinnützig anerkant und mit Vortheil befolgt wurden. So hält man z. B. seine Lettre à Lemonnier sur la culture du café 1773, und den Essai sur la fabrication de l'indigo (auf Ile de France 1779 auf Kosten der Regirung gedruckt, und 1789 zu Calcutta ins Englische übersetzt) für das beste, was über diese Produkte u. deren Behandlung geschrieben worden ist, und viel Treffliches über sehr mannichfaltige Gegenstände, als Resultate vieljähriger Beobachtungen und Erfahrungen enthalten seine Moyens d'amélioration et de restauration proposés au gouvernement et aux habitans des colonies, ou mélanges polit., écon., agricoles et commerciaux rel. aux colonies. Par. 1802. Vol. III. 8. Durch neue Gesichtspunkte und Vorschläge zu neuen Verfahrungsarten zeichnen sich auch seine Recherches physiques et chimiques sur la fabrication de la poudre à canon. Par. 1806.; Suppl. 1808. 8. aus. Mancherlei Nützliches enthalten die von ihm edirten Reisen: Voyage à Canton, suivi d'observations sur le voyage à la Chine de Macartney, et sur celui de van Braam, et d'une esquisse des arts des Indiens et des Chinois. Par. 1798. 8. Teutsch, Berl. 1801. 8. Voyage au Bengale, suivi de notes crit. et polit., d'observations sur le voyage de Stavorinus dans le même contrée. Par. 1799. Vol. II. 8. Teutsch, Berl. 1801. 8. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Korrespondent des Nationalinstituts, Mitglied der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta, und der literarischen zu Batavia, auch hatten ihn die Ackerbaugesellschaften zu Paris, Besançon und Douai mit einem Diplom beehrt. Seinem Andenken weihte Commerson eine Gattung von Bäumen auf Ile de France, welcher er den Namen Cossignia beilegt [*]). (*Baur.*)

CHARPEY, Marktfl. im Bez. Valence des franz. Dep. Drôme an der Boisse, hat 2883 Einw., die wollne Zeuge verfertigen, und ist der Geburtsort des Mathematikers Borrel † 1572. (*Hassel.*)

CHARPIE, besteht aus Leinwandfasen, die, zum Behuf des chirurgischen Verbandes auf folgende verschiedene Weise aus gebrauchter Leinwand zubereitet werden: 1) gezupfte Charpie (linteum carptum, Carbasus, linamentum), aus vier bis fünf Zoll langen und 3 bis 4 Zoll breiten Leinwandstreifen, werden die Fäden einzeln oder höchstens zwei auf ein Mal ihrem Laufe nach ausgezogen, die Fäden werden entweder der Länge nach

2) Vgl. die Beurtheilungen dieses Werks in Beckmann's ökon. physik. Bibl. 9. Bd. 538. Götting. gel. Anz. 1778. S. 873. Comment. Lips. Vol. XXIV. 435. (Lemgoer) Bibl. 17. Bd. 416 — 440. 3) Meusels gel. Teutschl. Intell. Bl. zur Halleschen allg. Lztg. 1805. Nr. 148. Der Biograph 5. Bd. 215.

*) Biogr. univ. T. X. s. v. Cossigny (von Auguis). Ersch's gel. Frankr. s. v. Charpentier.

in Ordnung gelegt (was jedoch nicht wesentlich nothwendig ist und auch, um Zeit zu gewinnen, meistens unterlassen wird), oder unordentlich durch einander geworfen. Diese rohe Charpie (Charpie brute) wird theils ohne weitere Zubereitung verbraucht, theils durch das Kämmen in Ordnung gelegt. Man nimt nämlich ein Stückchen rohe Charpie in die eine Hand und zieht die Fäden zwischen Daumen und Zeigfinger der anderen Hand so durch, daß sie der Länge nach neben einander zu liegen kommen. Man kann sie auch noch mit einem Friseurkamme kämmen. 2) Geschabte Charpie (linteum rasum), die Leinwand wird durch Schaben mittelst eines stumpfen Messers in eine baumwollenartige Masse verwandelt. Diese Charpie wird selten gebraucht, nur zur Bedeckung sehr zarter Theile, ganz kleiner Geschwürchen, und wo man kleine Höhlen an zarten Theilen ausfüllen will, z. B. bei eingetretenen Nägeln. 3) Die englische Charpie, Charpiegewebe (tissu charpie), wird mit einer Maschine gefertigt, indem mittelst durch eine Wippe in Bewegung gesetzten messerförmigen Eisens die Einschußfäden zu einer baumwollenartigen Masse geschabt werden, die durch die Werfte oder Kettenfäden zusammengehalten wird, so daß man ziemlich große Leinwandstücken, die eine glatte und eine wollige Fläche haben, erhält, die zum Gebrauche mit der Schere in kleinere Stücken zerschnitten werden. Man bereitet diese Charpie in England fabrikmäßig; Ehrlich hat eine Maschine zur Bereitung derselben beschrieben [1]). Man bereitet auch Charpiegewebe, welches auf beiden Seiten wollig ist, bei noch anderen Sorten ist die eine Fläche mit Gummi überzogen, oder satinirt, die andre wollig. Um diese Charpieart, deren Bereitungsweise lange unbekant war und zu hohen Preisen von England aus verkauft wurde (jetzt wird sie auch in Paris verfertigt) zu ersetzen, hat man den Vorschlag gemacht, aus einem Stück Leinwand die Einschlagfäden soweit auszuziehen, daß nur so viel zurück bleibt, als nöthig ist, um die Aufzugfäden zusammen zu halten, dann zwischen zwei Stücken eine Lage gekrempelte Charpie zu legen und zu pressen. Allein der Nutzen, welchen diese Charpieart gewährt, entspricht der Mühe nicht, welche man auf ihre Bereitung verwenden muß. Weniger umständlich ist ein Verfahren, welches Eichheimer angegeben hat [2]), man läßt Charpie krempeln und die Charpiewolle zu glatten Stücken von verschiedener Größe und Dicke pressen.

Die Leinwand, aus welcher die Charpie bereitet werden soll, muß folgende Eigenschaften haben: sie muß halb abgenutzt, von mittlerer Feinheit, weiß, nicht gestärkt oder gekalkt, und rein gewaschen seyn. Man nehme wo möglich nie Leinwand zu diesem Behufe aus Gefängnissen, Kasernen oder Hospitälern, überhaupt nicht von Kranken, damit kein Ansteckungsstoff durch die Charpie verbreitet werde. Sollte man rücksichtlich der Reinheit der Leinwand nicht ganz sicher seyn, so kann man sich der Chlorine zu ihrer Reinigung bedienen, muß sie dann aber wieder einige Male auswässern und auswaschen. — Zur Aufbewahrung der Charpie ist ein trockener, luftiger, von Krankensälen, Todtenkammern und andern Behältnissen, aus denen sich Contagien oder nachtheilige thierische Ausdünstungen verbreiten, entfernter Raum zu wählen, vor Staub, Insekten und Mäusen ist sie zu bewahren. Ehe man sie aufhebt, ist sie recht gut auszutrocknen, man darf sie nicht in hohen Haufen über einander legen oder zusammen pressen, sonst werden die Federn zu dicht an einander gedrückt, bilden eine nicht gut zu trennende Masse, und die Charpie verliert viel von ihrer einsaugenden Kraft.

Die Charpie wird zum Verband der Wunden und Geschwüre sehr häufig angewendet, man bedient sich ihrer theils trocken, theils mit Salben bestrichen, mit Pulvern bestreuet oder mit flüssigen Arzeneien angefeuchtet. Die trockene Charpie hat an sich schon viel Nutzen als Verbandstück, sie hält Luft, Staub u. s. w. von den entblößten Stellen ab, erhält den erfoderlichen Grad der Wärme in den Wunden, saugt Blut, Eiter und andere Feuchtigkeiten ein, und verhütet nicht allein das Ausfließen derselben, sondern auch die Ansamlung, Verderbniß und nachtheilige Reizung der festen Theile. Man bedient sich ihrer bei frischen Wunden nicht sehr empfindlicher Theile, besonders wenn die durchschnittenen kleinen Gefäße noch stark bluten, nach geöffneten Abscessen, bei mehren Arten von Geschwüren, bei Blutungen aus den Schleimhäuten der Nase, der Mundhöhle und Mutterscheide, um die blutenden Flächen zu bedecken, und einen Druck anzubringen, beim Tamponiren, doch sind sie in diesen Fällen meistens in Verbindung mit blutstillenden Mitteln anzuwenden. Man legt die Charpie trocken auf bei Wunden der Knochen, wenn Wunden und Geschwüre zu stark eitern oder das junge Fleisch zu schnell und schwammig hervorwächst. Bei Knochenbrüchen, bei dem Anlegen mehrer Verbände und Maschinen bedient man sich derselben zum Ausfüllen der Höhlen und Lücken. — Um das Ankleben der trocknen Charpie an den Wundrändern zu verhüten, kann man die Charpie, welche auf diese zu liegen komt, mit Cerat bestreichen, oder sie mit Leinwandstreifen bedecken, die mit Cerat bestrichen sind. Die trockene Charpie würde nachtheilig seyn bei frischen Wunden sehr empfindlicher Theile, frischen Schußwunden, Excoriationen der Haut, Verbrennungen, wenn Wunden und Geschwüre stark entzündet sind, oder letztere eine sehr unreine und empfindliche Oberfläche haben. Hier sind Salben, Cerate oder andere Arzeneien mit der Charpie anzuwenden und man kann eben so wenig den Wundärzten beistimmen, welche Salben und Pflaster ganz verwerfen, die behaupten, diese Arzneimittel seien durchaus schädlich oder doch ganz entbehrlich, die trockne Charpie reiche zur Heilung von Wunden und Geschwüren allein hin, als denen, die mit denselben zu verschwenderisch umgehen.

Die rohe, d. h. die ungeordnete Charpie darf nicht unmittelbar auf die Wundfläche gelegt werden, weil, wenn dieses geschieht, die einzelen Fäden an den Wundflächen ankleben, nur mit Mühe weggenommen werden können, den Verband unnöthiger Weise verlängern, und die tiefen Wunden, aus denen man dieselben nicht herausbringen kann, verunreinigen. Man kämmt daher die Charpie auf oben angegebene Weise, und bringt sie nach dem Zwecke des Verbandes und der Form der Wunden oder Geschwüre in folgende verschiedene Formen.

1) Chirurg. Beobachtungen 2. Bd. Leipzig 1815. S. 234.
2) In Siebold's Chiron. II. B. St. 1. S. 631.

1) Charpiebäuschchen, Plümasseau (Plumaceolum, pulvillum), Federmeisel (weil sie ehemals aus Federn, die man in Leinwand eingenäht hat, gefertigt worden sind), die häufigste Form, in welcher die Charpie angewendet wird. Es sind kleine, aus, der Länge nach neben einander gelegten oder doch wenig sich kreuzenden Charpiefasern gefertigte Kißchen, die mehr lang und breit, als dick sind, eine verschiedene längliche, viereckige oder runde Gestalt haben, deren Fasern so unter einander vereinigt werden, daß sie einigen Halt bekommen und nicht einzeln hängen bleiben, wenn man das Plümasseau trocken auf die Wundfläche legt, noch sich verschieben, wenn man sie mit Salbe bestreicht. Sie werden auf folgende Weise gefertigt. Man bringt Charpie durch Kämmen zwischen den Fingern in Ordnung, so daß die Fasern von ziemlich gleicher Länge neben einander zu liegen kommen und das Plümasseau die erfoderliche Breite und Dicke bekomt, beugt die Fasern in der Mitte oder an beiden Enden um und preßt sie etwas zwischen den Händen, um den Fasern noch mehr Halt zu geben, kann man auch da, wo man sie umbiegt, einen Faden herum schlagen. Ragen Spitzen von Fasern einzeln hervor, so werden sie mit der Schere gleich geschnitten.

2) Charpiewelcher, Bourdonnet, Zopfenmeisel, Charpiepolster (Turundo), ist dem Plümasseau ähnlich, nur mehr länglich und dick, als breit, so daß es eine länglich runde Form erhält. Man legt durch Kämmen so viel ziemlich gleich lange Charpiefasern neben einander, als zu der Größe, die das Bourdonnet erhalten soll, erfoderlich sind, ist dieses geschehen, so kann man auf verschiedene Weise verfahren; a) man schlägt einen Faden um die Mitte der geordneten Fasern, biegt diese hier zusammen und schneidet die Spitzen derselben gerade, dieses ist die gewöhnlichste Bereitungsart. b) Man verfährt wie bei a, biegt oben die Fasern nicht zusammen, sondern schneidet die beiden Enden derselben gerade und läßt den Faden herabhängen; c) man biegt die Fasern zusammen und umwickelt das Bourdonnet mit dem Faden, den man in der Mitte herumgeschlagen hat. Die Bourdonnets werden, wie die Plümasseaus zum Bedekken von Wunden und Geschwüren gebraucht, vorzüglich bedient man sich jener bei tiefen Wunden, Schußkanälen, Fistelgängen, zur Stillung von Blutungen aus Höhlen, z. B. aus den Nasenlöchern.

3) Sindon (Glomus linteus), ein rundes Charpiebäuschchen, in dessen Mitte ein Faden befestigt ist, um welchen die Charpiefasern, wie die Radien um den Mittelpunkt eine Kreises herum liegen. Es ist eine entbehrliche durch Plümasseaus zu ersetzende Form. Um es zu verfertigen, verfährt man wie bei dem Bourdonnet unter a, angegeben worden ist, nur daß man den Faden mit einem einfachen Knoten befestigt, die eine Hälfte abschneidet, die andere Hälfte mittelst einer Nähnadel durch den Knoten zieht, die Charpiefasern kreisförmig ausbreitet und rund herum gleich schneidet.

4) Der Charpiekuchen (pulvillus vel farciculus e linamentis vel lacertis vel carptis confectus), kann wie ein dickes Plümasseau oder aus mehren über einander gelegten Plümasseaus verfertigt werden. Kunstmäßiger bereitet man denselben aber auf folgende Weise: man legt um eine in die Mitte gestellte Sonde fünf bis sechs Zoll lange, durch Kämmen geordnete Charpie so herum, daß sich ihre Mitte kreuzt, auf diese Lage bringt man einen Bausch ungeordnete Charpie, darüber legt man wieder geordnete Charpie, wie zur Grundlage geschehen ist, schlägt die langen Fasern alle nach einer Fläche um, bildet einen glatten rundlichen Kuchen, durch dessen Mitte man ein Sindon zieht.

5) Charpiekugeln, Charpierollen, Tampons. Man rollt rohe Charpie in Form kleiner Kugeln oder Cylinder zusammen, und preßt sie etwas zwischen den flachen Händen, damit die Fasern Halt bekommen. Sie dienen besonders zum Reinigen von Wunden und Geschwüren, auch zum Ausfüllen derselben, wenn sie tief sind; zu diesem Zwecke und wenn man sie zum Blutstillen tief einzuführen hat, kann man diese Kugeln und Rollen auch mit einem langen, starken Faden in der Mitte zusammen binden. Gerdy nent diese Charpieform und die Bourdonnets nur dann Tampons, wenn sie mit einem langen Faden versehen sind und zum Blutstillen angewendet werden [3]).

6) Charpieballen oder Peloten. Man legt ein Stückchen ungeordnete Charpie auf ein Stück Leinwand, schlägt diese über die Charpie zusammen und bindet sie mit einem Faden fest zusammen, oder man verfährt umgekehrt, es wird ein Bällchen aus Leinwand gefertigt, auf eine Lage langer Charpiefasern gelegt und diese werden um jene an den Spitzen zusammen gebunden. Man bedient sich dieser Form wie der Tampons, besonders auch um einen Druck auf größere Arterienstämme anzubringen, damit das Einströmen des Blutes einige Zeit gehemt werde.

7) Wieken, Meißel aus Charpie (Tartes), bestehen aus kegelförmig zusammengelegten und mit einem Faden umwickelten Charpiefasern. Man legt mehre Bündel Charpiefaden in abnehmender Länge auf einander, schlägt sie in der Mitte zusammen, umwickelt das Ganze, von der Spitze gegen den dickeren Theil zu mit einem Faden, so daß sich ein Kopf von einigen Linien Länge bildet, an welchem der Faden mit einem Knoten befestigt wird. Einen anderen Faden zieht man durch die Wieke da, wo die Umwickelung aufhört, hinein und durch die Mitte des Kopfes heraus, endlich durchschneidet man die Fasern, welche den Kopf bilden, da wo sie umgebogen sind. Man gebraucht diese Charpieform jetzt selten, sonst hat man sie häufig gemißbraucht, und da, wo sie nöthig sind, können sie durch Bourdonnets ersetzt werden. Sie sind nämlich da nützlich, wo man das Schließen einer Öffnung zu verhüten suchen muß, damit Flüssigkeiten und feste Stoffe einen Ausgang behalten, ferner braucht man sie, wo die künstlich gebildeten Eingänge in Kanäle offen zu erhalten sind, z. B. die Öffnung bei widernatürlich verschlossenen Nasenlöchern.

8) Meches (linteum carptum s. linamentum tortilium), sind, nach der Annahme der mehresten Wundärzte den Wieken oder Meißeln (Tartes) sehr ähnlich, sie unterscheiden sich nur dadurch, daß sie nicht so

3) *Gerdy* traité des Bandages. Paris 1826. S. 23.

groß sind, auch ihr Gebrauch ist derselbe. Nach einigen Schriftstellern [4]), sind sie auch der Form nach doch unbedeutend verschieden. Man umwickelt nämlich einen gekämmten Charpiebündel in der Mitte mit einem gefärbten Faden, biegt ihn in der Mitte um und umwickelt ihn einige Linien von der Umbeugung entfernt, gegen die Spitze zu, mit demselben Faden, so daß man einen Kopf erhält, den Faden läßt man herabhängen, die Spitzen der Charpiefäden schneidet man gleich und breitet sie aus.

9) Charpiepinsel, Wundpinsel (Turundae falsae, penicilli), bestehen aus pinselförmig zusammen gebundenen Charpiefäden oder schmalen Leinwandstreifchen. Drei bis vier Zoll lange Charpiefasern werden mit einem Faden so umwickelt, daß beide Enden frei bleiben, diese schneidet man gleich, und breitet sie etwas aus, oder Charpie oder auch schmale Leinwandstreifchen um ein Stückchen Holz oder Fischbein in Form eines Pinsels. Sie werden nur selten gebraucht, um Wunden und Geschwüre zu reinigen, oder um Arzneien in diese, wenn sie tief sind, in Höhlen oder Kanälen anzubringen, da man sich zu jenem Zwecke meistens der zusammen geballten und mit der Pincette, Kornzange oder Charpieschraube gefaßten rohen Charpie bedient, und überhaupt richtigere Ansichten gelehrt haben, daß man die Wundflächen nicht so rein abwischen muß, wie es den Lehrern der älteren Chirurgie zu Folge geschehen mußte.

In Ermangelung der Charpie gebraucht man statt derselben Schafwolle, Baumwolle, Flachs, Werg, ja selbst Moos und Heu hat man in den letzten verheerenden Kriegen zum Verband der Wunden angewendet. Von jenen Surrogaten ist gut gereinigter Flachs am meisten zu empfehlen, auch des gut gereinigten Werges hat man sich schon lange wie der Charpiekuchen bedient und sie Etourades genant. Die Schafwolle kann durch ihren Fettgehalt nachtheilig werden, Baumwolle wird mit Nutzen auf leichte, von der Oberhaut nicht entblößte Verbrennungen gelegt, zum Anbringen von Arzneimitteln in mit der Oberhaut bedeckten Höhlen, z. B. dem äußeren Gehörgang, zum Ausstopfen und Ausfüllen bei Verbänden und bei Beinbrüchen, ist sie eben so nützlich wie Charpie. Aber keines von diesen Ersatzmitteln der Charpie, welche bei Wunden und Geschwüren immer den Vorzug behält, sollte unmittelbar auf eine Wund- oder Geschwürfläche gelegt werden; wenn diese mit neuer Lage Charpie bedeckt sind, dann ist ihr Gebrauch gewiß nicht nachtheilig. Auch bedient man sich in mehren großen Spitälern des Flachses und gut gereinigten Werges, schon seit langer Zeit auf diese Weise.

Der Gebrauch der Charpie war schon bei den alten Griechen und Lateinern bekant. Sie bezeichneten dieselbe mit den Namen μοτός, linamentum, linteum carptum, linteum vulnerarium. Sie brachten dieselbe auch in verschiedene Formen, es kommen in den Schriften derselben pulvilli, turundae, linamenta obvoluta et longa vor. Die geschabte Charpie, linamentum rasile und die Wergkissen, stupa canabina, waren ihnen ebenfalls bekant. — Zur Zeit der Araber und noch geraume Zeit nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften, bediente man sich der trocknen Charpie nur selten, der Gebrauch von Salben und Pflastern wurde in jener Periode sehr übertrieben. Auch bediente man sich häufig der aus Werg und Eiweiß gefertigten Wergkissen oder Etourades. Pibrac, Fabre und mehre andre Mitglieder der chirurgischen Akademie haben das Verdienst, die Fälle, in denen die trockne Charpie anzuwenden ist, genauer bestimt, und den Gebrauch derselben allgemeiner verbreitet zu haben [5]). Auch die Ausstopfung der Wund- u. Abscessöffnungen, so wie der Fistelgänge mit Meißeln und Bourdonets wurde in ältern Zeiten übertrieben, schon Belloste erklärt sich aber kräftig gegen diesen Mißbrauch. (*Seiler.*)

CHARPIESCHRAUBE, ein von Stahl gefertigtes Instrument, welches an dem einen Ende die Gestalt eines Myrtenblattes, an dem andern eine Schraube hat. Um dieses schraubenförmige Ende wickelt man Charpie, um tiefe Wunden, Geschwüre und Fistelgänge zu reinigen. Das myrtenblattförmige Ende dient ebenfalls zum Reinigen der Wunden und Geschwüren, kann aber auch zum Aufstreichen von Salben gebraucht werden. (*Seiler.*)

CHARRIÈRE (Frau v. St. Hyacinthe de), geborne Fräulein Tuyll, ist die Verfasserin der unter dem Namen Abbé de la Tour erschienenen, und in Hubers Übersetzungen auch in Teutschland mit gerechtem Beifall aufgenommenen Schriften: Les trois femmes; Honorine d'Userche; St. Anne et les mines d'Yedburg; Sir Walter Finch et son fils Williams. (Lpz. 1798. 4 Bde. Die drei Weiber waren schon vorher zu London und zu Lausanne erschienen.) Nicht unter jenem Namen erschienen von ihr: Calliste, ou Lettres écrites de Lausanne (1786); Mistress Henley, und folgende Dramen: Le Toi et Vous; l'Emigré; l'Enfant gaté; Comment le nomme-t-on? Ihre sehr mannichfaltigen Darstellungen sind ungemein anziehend, ihre Gemälde voll Natur und Wahrheit, oft keck und kühn, ihre Erzählung hinreißend. Ein philosophischer Geist ist in allen ihren Schriften unverkenbar, skeptisch bei metaphysischen Gegenständen, sehr entschieden für die Tugend bei allen moralischen. Diese geistreiche Frau ist nun aber nicht weniger interessant durch ihre Schicksale, als durch ihre Schriften. Sie stamte aus einer reichen Familie in Holland, und war in ihrer Jugend Hofdame am Hofe des Erbstatthalters, opferte aber Familie und Rang ihrer Liebe auf, indem sie sich mit Herrn v. Charrière, aus einer zwar alten aber herabgekommenen Familie, dem Hofmeister ihres Bruders, verheirathete. Diesem Manne ihrer Wahl folgte sie auf ein Dorf in Neufchâtel, wo er ein kleines Gut besaß, welches sie durch ihr Vermögen vergrößerte. Die liebenswürdigen Eigen-

4) Starke in seiner Ausgabe von Henckels Anweisung zum verbesserten chirurg. Verbande. S. 37.

5) Mém. de l'acad. roy. de chir. T. IV. p. 174. und Prix de l'acad. roy. de chir. T. II. p. 482. Man vergl. auch: Brambilla über den Gebrauch des Oxykrats und der trocknen Charpie. Aus d. Ital. Wien 1777. — Terras erklärt sich gegen den Gebrauch der Salben, empfiehlt aber frisches Cerat. Journ. de Med. et Chir. 1784. Th. 62. S. 262. Th. 4. S. 59. 1790. Th. 54. S. 232.

schaften ihres Gatten, der Reiz des Landlebens, die rührende Einfachheit der ländlichen Sitten, konten aber ihrem lebhaften Geiste nicht für immer genügen, und sie fühlte sich einige Jahre lang von Leere und Ungeduld gequält, bis sie in der Schriftstellerei das Mittel gefunden hatte, ihren Geist ausreichend zu beschäftigen. Literatur und Musik verscheuchten nun den bösen Dämon, der sie gequält hatte, für immer von ihr. Die Revolution beraubte sie eines guten Theiles ihrer Einkünfte; sie beschränkte ihren Hausstand, um ihre Wohlthätigkeit nicht beschränken zu müssen. Traurige Erfahrungen von Undank, die öffentlichen Ereignisse und ihre durch beide geschwächte Gesundheit machten, daß sie in der letzten Zeit ihres Lebens sich in die Einsamkeit zurück zog, und nur eine sehr kleine Anzahl der vertrautesten Freunde zuließ. Sie starb 1806, gegen 60 Jahr alt, auf dem Lande bei Neufchâtel. Der Umgang mit mehren Teutschen hatte ihr deren Sprache lieb gemacht, wie man auch aus ihrem Briefwechsel mit Huber sieht, im zweiten Bande von dessen vermischten Schriften (Tüb. 1810). *(H.)*

CHARRON (Pierre), geb. zu Paris 1541, der Sohn eines Buchhändlers, gest. das. 1603, war gewiß ein in seiner Zeit ausgezeichneter Geist, der auch jetzt noch mit Achtung genant zu werden verdient, als einer von denen, welche die reinere Philosophie vorbereiteten. Er hatte die Rechte zu Orleans und Bourges studirt, war Doktor der Rechte geworden und an sechs Jahre lang Advokat gewesen, als ihn ein Ekel an seinem Stande anwandelte und er in den geistlichen übertrat, worin er sich als Prediger auszeichnete. Er erhielt deßhalb auch mehre geistliche Stellen, und den Titel eines Hofpredigers der Königin Margaretha. Siebzehn Jahre lang war er von Paris abwesend gewesen, als er dahin zurückkehrte, um sein Gelübde, in einen geistlichen Orden zu treten, zu erfüllen. Da ihn aber die Karthäuser und Cölestiner abwiesen, so glaubte er sich seines Gelübdes entbunden, und trat seine Stellen erst zu Angers, dann zu Bordeaux wieder an. In dieser letztgenanten Stadt knüpfte sich zwischen ihm und Montaigne ein sehr inniges Verhältniß an, welches auch auf den Geist Charrons nicht ohne Wirkung geblieben ist. Als Schriftsteller hat er zwar nicht die Lebhaftigkeit und die pikante Originalität Montaigne's, aber, wenn ihm auch ungleich an Ton und Manier, ist er es doch nicht am Geist und der Richtung desselben. Im J. 1594 gab er ohne Namen zu Cahors heraus: Traité de trois Verités (im folgenden Jahre zu Brüssel unter dem Namen Benoit Vaillant, und zu Bordeaux unter dem seinigen). Er beweist hier 1) gegen die Atheisten, daß es eine Religion gebe, 2) gegen Heiden, Juden und Mahomedaner, daß die christliche die allein wahre sei, und 3) daß dieses unter den christlichen Religionsparteien wieder der Fall mit der römisch-katholischen sei. Ein Angriff auf Duplessis-Mornai verwickelte ihn in Streitigkeiten. Im J. 1600 erschienen von ihm 16 Discours chrétiens (nachher Paris 1604. 8.). Das Werk aber, welches seinen Ruhm am Meisten begründet hat, ist sein Traité de la Sagesse in 3 Büchern (Bord. 1601. 8.). Der Arzt Chauet und der Jesuit Garasse griffen ihn deßwegen an, und der Letzte, der ihn den Patriarchen der starken Geister nante, hätte ihn gern zum Atheisten gemacht. Parlament und theologische Fakultät hatten sich bereits zur Unterdrückung des Werkes vereinigt, als durch Vermittelung des Präsidenten Jeannin wenigstens eine verstümmelte Ausgabe erlaubt ward, besorgt von Rochemaillet, einem Freunde Charrons, und begleitet von einer Biographie desselben (Par. 1604. 8.). Der geringe Absatz dieser Ausgabe machte eine neue, nach der Original-Ausgabe nöthig, welche, begleitet mit Bemerkungen von Jeannin, zu Paris 1607 erschien. Die besten Ausgaben sind die Elzevirischen (Amsterdam 1662. 12.). Kurz vor seinem Tode hatte Charron unter dem Titel: Traité de Sagesse einen Abriß und eine Apologie seines Werkes verfertigt, welche zu Paris (1608. 8.) erschienen. In der Ausarbeitung einer neuen Ausgabe übereilte ihn der Tod. Sein erstes Buch handelt von der Erkentniß des Menschen, den er unter 5 Gesichtspunkten betrachtet:

1. En soy et en gros par
   - sa générale peinture,
   - ses cinq qualités plus essentielles, qui sont
     - Vanité
     - Foiblesse
     - Inconstance
     - Misère
     - Présumption.
2. Par comparaison de luy avec les bestes.
3. Par toutes les pièces dont il est composé
   - Corps et ses apparences
     - Santé, beauté
     - Sens naturels
     - Vestement
   - Esprit et ses parties
     - Entendement, raison,
     - Imagination, opinion,
     - Volonté, passions.
4. Par sa vie en blot.
5. Par ses différences qui sont entre les hommes, sçavoir en leurs
   1. Naturels
   2. Esprits et suffisances
   3. Charges et degrez de supériorité et infériorité
   4. Professions et conditions de vie
   5. Advantages et desavantages naturels, aquis et fortuits.

Das zweite Buch stellt die allgemeinen Lehren und Regeln der Weisheit auf, und das dritte enthält die besondern nach den vier sogenanten Kardinaltugenden. Von Luchet gab heraus Analyse raisonnée de la Sagesse de Charron, Amst. (Paris) 1763. 12. Mit Montaigne und andern Skeptikern theilte Charron die Vorstellung von der Schwäche und Gebrechlichkeit der menschlichen Natur überhaupt; sprach aber jener als Weltmann, so spricht er mehr als Theolog. Die positiven Religionen erscheinen ihm jedoch als Menschenwerk, bestimt durch den Charakter der Nationen; die Religion aber war ihm Sache des Geistes und Herzens. (*H.*)

CHARROUX, 1) Marktfl. im Bez. Gannat des franz. Dep. Allier nahe an der Sioule, hat 1415 Einw. und fabricirt gutes Leder. — 2) Stadt im Bez. Civray des franz. Dep. Vienne unweit der Charente, hat 1 Kirche, 470 Häuser, 1500 Einw., die Gärbereien unterhalten, und besaß sonst eine sehr alte Benediktinerabtei. Hier ist 1028 ein Konzilium gegen die Sekte der Manichäer gehalten. (*Hassel.*)

CHARRUAS, ein unabhängiger Völkerstamm von 400 Kriegern im La Plata in Südamerika, der mit den Minuanes in innigem Bunde lebt. Sie wohnen 30 — 32° B. östlich am Uraguay, und sind unüberwindliche Feinde der Europäer, die den Entdecker des Platastroms, Johann Diaz de Solis, tödteten, oft spanische Ortschaften zerstörten, und selbst 2 Nachbarvölker, die Yaros und Bohanes, ausrotteten. Sie jagen nach wildem Rindvieh, zähmen Pferde (denn alle sind gute Reiter) und leben zum Theil vom Kriege. Nur ein kleiner Theil des Volks hat bei Santa Fé de la vera Cruz in Buenos Ayres und in den nördlichen Jesuitencommissionen feste Wohnsitze. (*Stein.*)

CHARTAS, ein Bildhauer, der Lehrer des Euchir, muß wol vor der 60. Ol. gelebt haben. Er war ein Spartaner und Zeitgenosse des Syadras, wahrscheinlich auch des Dorykleidas, Medon, Theokles u. Dontas (*Pausan.* VI, 4. 2.). (*Horner.*)

Charte, s. Constitution, Landkarten u. Spielkarten.

CHARTE-PARTIE, ein schriftlicher Kontrakt, der zwischen dem Schiffer und dem Befrachter des Schiffes vor einem Notarius oder Schiffsmäkler errichtet und in duplo, auch wol in triplo ausgefertigt wird. Dieses Dokument enthält, daß der Befrachter sich verpflichtet, dem Schiffer eine Ladung oder eine gewisse Anzahl Lasten einzugeben und nach geschehener Ablieferung der Waren an dem bestimten Orte oder nach beendigter Reise ihm noch Lasten oder überhaupt die bedungene Fracht zu bezahlen oder auszahlen zu lassen. Ferner wird darin bestimt, wie lang der Aufenthalt des Schiffes am Orte der Entladung seyn soll, ob und von wem er daselbst und mit was für Gütern und wohin er wieder soll zurück beladen werden; was er für jeden Tag, den er über die stipulirte Zeit von Seiten des Befrachters aufgehalten wird, zu genießen haben soll u. s. w. Die Gegenverpflichtung des Schiffers besteht darin, daß er sein Schiff dicht und zur Reise tüchtig machen, mit guten Ankern, Tauen und allem Nothwendigen versehen, die angenommene Ladung einnehmen und an den bestimten Ort der Entladung bringen und abliefern wolle. (*Braubach.*)

CHARTIER (S.), Stadt in dem Bez. Chatre des französ. Departement Indre an der Igneray, mit 960 Einw. (*Hassel.*)

Charlier, s. am Ende des Buchst. C.

CHARTRAIN, eine Landschaft des innern Frankreichs, welche vormals zur Prov. Orleans gehörte und wol la Beauce proprement dite genant wurde, wovon sie einen Theil ausmachte. Die Hauptstadt war Chartres. (*Hassel.*)

CHARTRE, Marktfl. in dem Bezirk S. Calais des franz. Dep. Sarthe am linken Ufer der Loire, hat 255 Häus. und 1551 Einw. (*Hassel.*)

CHARTRES, die Hauptstadt des franz. Depart. Eure-Loire und eines Bezirks, welcher auf 39,²³ □Meil. in 8 Kantonen und 166 Gemeinden 98,350 Einw. zählt. Sie breitet sich unter 48° 26′ 54″ und 19° 9′ 5″ L. auf einer Anhöhe an der Eure aus, ist mit Mauern u. Graben umgeben, aus welchen 4 Thore führen, besteht aus der obern und untern Stadt und einer Vorstadt S. Maurice, ist schlecht gebauet, mit engen, winkeligen Straßen und hohen altfränkischen Häus., hat 9 Kirchen, worunter die Kathedrale, ein Meisterstück der gothischen Architektur, 2 Thürme, wovon einer 360 Fuß mißt, trägt, 2 Hospitäler, wovon eins für 120 Blinde eingerichtet ist, 1 ansehnliches Präfekturhotel, 2000 Häus. und 13,714 Einw., und ist der Sitz des Präfekten mit den Departemental- und Bezirksauctoritäten, eines Bischofs und eines Handelsgerichts; sie besitzt 1 öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden, 1 physikal.-naturhist. Kabinet und einige Schulanstalten. Ihre Gärbereien sind berühmt, außerdem unterhält sie Wollenzeugweberei, Strumpfwirkerei, Hutmacherei, 1 Siamoisenmanuf., 1 Papiertapetenmanuf. und 1 Zwirstspinnerei, und treibt einen lebhaften Handel mit Korn, Mehl und Heu, wie sie denn für einen der größten Kornmärkte des Königreichs gilt. Sie hält 9 Märkte, wovon die im Mai und Sept. 10 Tage stehen. In der Vorstadt S. Maurice quillt eine Heilquelle hervor. — Das alte Chartres war schon vor der Römerzeit in Ansehen; es war der Hauptort der Carnaten und die Druiden hielten hier ihre Versamlungen. In seinen Mauern wurden der bekante Jurist und Reisende Jean Pierre Brissot, enthauptet 1793, der Dichter Phelipe Desportes † 1606, der Historiograph André Felibien, der Benediktiner Michel Felibien, der gelehrte Bischof Franç. Hallier † 1659, der Dichter Desmoulins, der Dichter Mathurin Regnier † 1613 und der General Marceaux † 1796 geboren. (*Hassel.*)

CHARTREUSE oder la grande Chartreuse, Dorf im Bezirk Grenoble des franz. Dep. Isere in einer öden Gebirgsgegend und durch steile Berge und Wälder, die man nur auf 2 Wegen durchbrechen kann, von der übrigen Erde geschieden; es hat 360 Einw. Hier steht die berühmteste aller Karthausen der Christenheit, die 1084 von dem Stifter des Ordens, dem heiligen Bruno gegründet wurde, und der Hauptort desselben war, unter welchem 173 andere Klöster mit 2000 Mönchen standen. Das Gebäude ist 600 Fuß lang, enthält 80 Zellen, und wird seit 1819 von Neuem von den Mönchen,

die im Laufe der Revolution verjagt waren, eingenommen. In der Nähe stehen 2 Kapellen, die zur heiligen Jungfrau, und die des heiligen Bruno, letztre auf dem Platze, wo er zuerst mit seinen Brüdern wohnte, ehe Hugo, Bischof von Grenoble, ihm den jetzigen Platz zum Baue des Klosters anwies; auch sieht man eine heiße Quelle, die immerfort aufkocht, und den berühmten tour sans venin, eins der 7 Wunderwerke des Landes. (*Hassel.*)

CHARTUITIUS, eigentlich Hartwich (woraus der corrupte lateinisch klingende Name Chartuitius entstand), einer der ältesten ungrischen Geschichtschreiber, nach Timon höchst wahrscheinlich Bischof v. Bosnien unter der Regirung des Königs Koloman. Er war der Verfasser einer lateinischen Biographie des ersten ungrischen Königs Stephan des Heiligen, die er dem König Koloman widmete *). (*Rumy.*)

CHARYBDIS (Mythol. und alte und neue Geogr.). Die ältesten geographischen Nachrichten der Griechen bezeichnen mit diesem Namen den ganzen schmalsten Theil der sicilischen Meerenge, welcher wegen der heftigen Strömungen für sehr gefährlich galt [1]). Ein übertrieben schreckliches Bild dieser mit einander und gegen die beiden Landspitzen kämpfenden Strömungen gibt das unter Aristoteles Namen laufende Buch von wunderbaren Sagen [2]), und damit wetteifert der gern deklamirende Justinus [3]). Eine solche Naturerscheinung in ihrer unerklärten furchtbaren Erhabenheit, verbunden mit einer alten mythologischen Sage, konte den griechischen und lateinischen Dichtern nicht anders als willkommen seyn, wo sich irgend eine Gelegenheit fand, sie als Prachtstelle in ihre Verse aufzunehmen, und auf diese Weise ist die Charybdis nicht wenig in das Ungeheure und Wunderbare ausgemalt worden [4]).

Die alte Fabel, zu welcher diese Naturerscheinungen in der sicililischen Meerenge Veranlassung gegeben, ist, nach der homerischen Mythologie, aus welcher sie herkomt, folgende, wie sie Odysseus erzählt:

— hier drohete Skylla und dort die grause Charybdis,
Fürchterlich jezt einschlürfend die salzige Woge des Meeres.
Wann sie die Wog' ausbrach, wie ein Kessel auf flammendem Feuer,
Tobte sie ganz aufbrausend mit trübem Gemisch, und empor stieg
Weißer Schaum, bis zum Gipfel der Felshöhe beide bespritzend.
Wann sie darauf einschlürfte die salzige Woge des Meeres,
Senkte sich ganz inwendig ihr trübes Gemisch, und umher scholl
Graulich der Fels von Getös, und tief auf blickte der Abgrund,
Schwarz von Schlamm und Morast; und es faßte sie bleiches Entsetzen [5]).

Die Ausleger fügen hinzu: diese Charybdis war eine Tochter des Meeres (Poseidon) und der Erde (Gäa), ein gefräßiges Weib, welche dem Herakles einige von Geryons Rindern entführte und sie verzehrte. Dafür erschlug sie Zeus mit dem Blitze und stürzte sie in die Meerenge hinab, wo sie, als Ungeheuer, unter einem Baume wohnt und, wie ehemals, Alles hinunterschlingt, was sich ihrem Munde nähert. Einige machen sie und Skylla zu Schwestern, doch wol nur in dem Sinne ihrer Nachbarschaft, wie überhaupt die ganze Fabel von der gefräßigen Charybdis wahrscheinlich ein späterer Nothbehelf ist, um dem wasserschlürfenden Ungeheuer eine angemessene Vorgeschichte zu geben [6]).

Als man nun in späterer Zeit anfing, die alte Fabel von der Charybdis in ihrer poetischen Einkleidung zu erklären durch eine entsprechende Naturerscheinung in der sicilischen Meerenge, so genügte den durch solche Schilderungen aufgereizten Forschern die Fluth und Strömung zwischen Rhegium und Messina nicht. In dieser Enge bemerkte man die gewöhnliche Fluth, bei welcher sich das Meer in seinem Strome zu spalten schien und sich gegen beide Küsten erhob [7]), eine Erscheinung, die besonders bei heftigem Südwinde furchtbar anzuschauen war, und so gefährlich für den unkundigen Schiffer, daß die Flotte des Octavianus bloß dadurch gegen die Hälfte ih-

*) Diese Vita S. Stephani Regis erschien zuerst zu Krakau 1540, dann cura Surii zu Köln, und wurde später von Bongars in seine Samlung Scriptores Hung., die 1600 zu Frankfurt am Main erschien, ferner unter die Scriptores Illyricanos (nach Stillings Versicherung) und endlich von Schwandtner, nach der krakauer Ausg., in seine Saml. Scriptores Rerum Hungaricarum 1746. fol. aufgenommen. Auch erschien noch zu Clausenburg in Siebenbürgen eine besondere Ausgabe. Seine Handschrift wurde bis auf die neueste Zeit in der Rathsbibliothek zu Frankfurt am Main als eine grose Seltenheit aufbewahrt, vor einigen Jahren aber von dem frankfurter Senat dem ungrischen National-Museum zu Pesth geschenkt. Der gelehrte Doktor Gottfried Schwarz, Professor und Superintendent zu Rinteln (gebürtig aus Iglo in der zipser Gespansch. in Ungarn), hat in einer zu Halle herausgegebenen Abhandlung viele von Hartwich erzählten Thatsachen über Stephan den Heiligen für verdächtig und falsch erklärt. Sie führt den Titel: Initia Religionis Christianae inter Hungaros Ecclesiae orientali asserta, eadem a dubiis et fabulosis narrationibus repurgata. Halae Magdeb. 1740. in 4. Ihm antwortete der Jesuit Johann Stilting in seinem Werke: Vita S. Stephani Regis Hungariae ex latinis et graecis aliarumque gentium monumentis collecta, digesta, commentariis et observationibus illustrata, in qua Joannis *Schwarzii* Hungari heterodoxi adversus initia Religionis apud Hungaros christianae et angelicam Regni Hungariae coronam calumniae refutantur a *Joanne Stiltingo*, S. J. Theologo, continuatore Joannis Bollandi. Jaurini, typis Jo. Georg. Streibig 1747 fol. Beide gelehrte Streiter gingen in ihrem Eifer zu weit. Während der Protestant Schwarz die Bekehrung der heidnischen Ungern ganz der orientalischen Kirche zuschrieb und den guten Hartwich oder Chartuitius, der freilich seinem Zeitalter gemäß, sich hin und wieder in Legenden verlor, für ganz verdächtig ausgibt, dagegen der Jesuit Stilting die Bekehrung der Ungern allein der occidentalischen oder römischen Kirche vindiciren und den Hartwich gegen allen Verdacht verwahren und gegen jeden Tadel schützen will, schütten Beide das Kind mit dem Bade aus. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte.

1) *Thucyd.* IV. 25. 2) *Aristot.* de mirab. auscult. p. 733 ff. 3) *Just.* IV. 1.

4) *Virgil.* Aen. III. 421 ff. *Ovid.* Metam. XIII. 731 ff. u. andre Stellen, die Cluver in der Sicil. I, 5. zusammengestellt hat. 5) *Hom.* Odyss. XII. 235 ff. 6) *Serv.* ad *Virgil.* l. c. Eine Zusammenstellung der verschiedenen Fabeln von der Charybdis bei *Natal. Com.* Lib. VIII. c. 12. Auch der Name Charybdis wird aus *χαράδρα*, *χαράσσω*, und *ῥοιβδέω* natürlich erklärt. 7) *Appian.* B. C. IV. 85.

rer Schiffe verlor, als sie mit der des Sextus Pompejus am Eingange der Meerenge zusammen traf. Hier wäre nun die Charybdis der Odyssee zu finden gewesen: die in der Mitte sich hinabstürzende und zu beiden Seiten wieder heraussteigende Fluth. Aber man wollte einen eigentlichen Strudel oder Wirbel, und diesen fand man vor dem Eingange des Hafens von Messina. Dabei bedachte man nicht, daß auf diese Weise Skylla und Charybdis, welche die homerische Schilderung ganz nahe an einander bringt, um anderthalb geographische Meilen geschieden werden, so daß auch das alte Sprichwort: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin, mit dieser geographischen Bestimmung ohne Bedeutung bleibt[8]). Denn die Skylla ist der Fels oder die Klippe Skyllaeon, Scyllaeum, am Promont. Rheginum, beim heutigen Städtchen Scilla; und gegen anderthalb geographische Meilen südwestlich davon entfernt, an der Küste Siciliens, ist jener Strudel, welcher jetzt Charilla, Rema, Calofaro[9]) und Garofalo genant wird. — Er ist nicht weit vor dem Hafen von Messina und bei stillem Wetter unbemerkbar, indem die Spiegelfläche des Meeres ihn spurlos ebnet. Wenn sich aber starke Westwinde mit der aus dem westlichen Meere eindringenden Fluth vereinigen, so bildet der Widerstand der in der Enge zusammengepreßten Wassermasse einen Strudel auf dieser Stelle, welcher durch seinen untheilbaren Wirbel kleineren Schiffen sehr gefährlich ist. Dieselbe Erscheinung wird auch durch einen Sturm aus Süden veranlaßt, welcher der Meerströmung gerade entgegen arbeitet, wenn sie von Norden komt. So setzte man nun, die Unkunde der Schiffenden auf die alte Fabel stützend, voraus, dieser Strudel verschlinge Menschen, Schiffe und Güter, welche den Bereich desselben berührten und speie das Verschlungene in Trümmern bei Tauromenium an der Ostküste Siciliens wieder aus[10]).

Was die natürlichen Veranlassungen dieses Strudels betrifft, so stimmen die Vermuthungen der Alten größten Theils mit den Resultaten der neuesten Beobachtungen überein[11]). Es ist nämlich der Meeresgrund unter dem Calofaro felsig und sehr uneben, so daß einzele Punkte nicht tiefer als drei Ellen sind, andere aber sich in tiefe Abgründe verlieren. Ein zweiter Grund liegt in den Dünsten, die aus dem Innern der mit Feuermaterie geschwängerten Erde empor steigen und das Wasser in Bewegung setzen. Daher die Verbindung der Erscheinungen des Calofaro mit den vulkanischen Erschütterungen in Sicilien, z. B. bei dem großen Erdbeben in Messina. Auf diese Weise wäre es auch erklärlich, daß die Wuth der Charybdis durch vulkanische Revolutionen mit der Zeit gebändigt worden sei. Einen eigentlichen Wirbel, welcher das sich ihm Nähernde hinabschlingt, scheint die Charybdis nicht zu haben; sie wirft vielmehr, was sie ergreift, mit Ungestüm aus ihrem Bereich heraus; daher kleinere Schiffe von ihr theils umgestürzt, theils mit Wasser überfüllet werden; die größeren schleudert sie gegen den Strand der Lanterna. (*W. Müller.*)

8) Die Odyssee in d. a. St. sagt: während Odysseus mit einigen Gefährten nach dem Wunder der Charybdis sah, hatte Skylla ihm unterdessen sechs andere aus dem Schiffe gerissen. So nahe stellt der Dichter die beiden Ungeheuer. Dagegen scheint Virgil in seinem Dextrum und laevum der Meerenge sie schon als Klippe und Strudel zu trennen. 9) Vom nahen Leuchtthurm so genant. 10) *Strabo* VI. p. 411. *Senecae* Ep. 79. 11) Die alten Erklärungen s. z. B. bei *Justin.* l. c. und über die neuen: Spallanzani im 4ten Bande seiner Reisen durch die beiden Sicilien, und Bartels's Briefe rc. B. II. S. 68 ff.

CHASAN חַזָּן, von der hebräischen Radix חזה setzen, aufsetzen, hatte in den frühern Zeiten bei den Juden verschiedene Bedeutungen. Sie verstanden darunter 1) einen Wächter חַזָּן מָתָא (Thal. Trakt. Mezia 35, 2.). 2) Einen Gerichtsdiener חַזָּן בֵּית דִּין (Trakt. Sanhedrin 17, 2). 3) Im Tempel zu Jerusalem ward unter diesem Ausdrucke ein Garderobier verstanden, der den Priestern vor dem Tempeldienste ihre Amtskleidung reichte, und nach Beendigung desselben sie ihnen abnahm und in der Tempelgarderobe wieder aufbewahrte (Maim. Hil. Thamid 4, 2). 4) Einen Vorleser der h. S. in der Synagoge. Gegenwärtig wird in der vulgären Sprache der Juden der Vorsänger in der Synagoge mit dem Ausdrucke חַזָּן bezeichnet; in der Schriftsprache aber wird er שְׁלִיחַ צִבּוּר genant, welcher unter den zehn so genanten Individuen עֲשָׂרָה בַּטְלָנִים, die jede Gemeinde unterhalten muß, gerechnet*). (*Peter Beer.*)

Chascolytrum Desv., kann wohl mit Festuca vereinigt werden, s. d. Art. (*Sprengel.*)

Chasdim, s. Chaldäer.

CHASMA (spr. Tschasma), Fluß in der ungrischen Militärgränze im warasdiner Generalat. — Sie ist der Hauptfluß dieses Generalats, welches sie der ganzen Länge nach von Osten gegen Westen durchströmt. Nachdem sie von ihrem Ursprung bei Zrinska im S. Georger Regimentsbezirke an, alle Bäche aufgenommen hat, die im Innern dieses Generalats entspringen, ergießt sie sich in die Lonya. Da ihre Ufer sehr niedrig sind, so richtet sie durch Überschwemmungen jährlich bedeutenden Schaden an, und bildet auch mehre Moräste. (*Benigni.*)

CHASMA (spr. Tschasma), Marktfl. in der ungrischen Militärgränze in Kroatien, dießseits der Save, im warasdiner Generalat, chasmer Bezirk, zum Kreutzer Gränzregimentskanton Nr. V. gehörig, am Flusse Chasma, 3 St. von Bellovar, mit 56 Häusern, einer kathol. Pfarre und Abtei. Ehemals war hier auch ein kathol. Domkapitel; dieses flüchtete sich aber bei einem Einfalle der Türken samt seinem großen und wichtigen Archive nach Agram und befindet sich noch daselbst. (*Rumy.*)

Chasme Knight. Salisb. ist Leucadendron R. Br. s. d. Art.

CHASMODIA. Eine von Mac Leay in seinen Horis entomologicis angedeutete Käfergattung aus der Familie der Ruteliden, die in Brasilien einheimisch ist. (*Germar.*)

CHASNA, ein Dorf von 574 Einwohnern auf dem südlichen Abhange von Teneriffa, 4013 Fuß über dem Meer, umgeben mit Birnen-, Pflaumen- u. Mandelbäumen. In der Nähe sind Wälder von canarischen Kie-

*) Thalm. Hierosol. Trakt. Megillah. 20, 2. *Lightfoot.* hor. heb. ad Math. IV. 23. *Rhenferdus* de decem Otiosis Synagogae. Franeck. 1686. 4.

sern (Pinus canariensis) und die einzige Sauerquelle auf der Insel, welche aus weißen Tuffschichten hervorkomt. Die Bewohner von Chasna, Chiñama (mit 2200 Einw.), Granadilla und Rio, nachbarlichen Ortschaften, bringen im Anfang des Mai ihre Bienenstöcke, hohle Stämme des Drachenbaums, in den Circus des Pic von Teneriffa und verstecken sie in den Felsenklüften. Millionen von Bienen umschwärmen dann die großen und wohlriechenden Büsche der weißen Retama (Spartium nubigenum), die nie unter 5900 Fuß und nicht über 9700 Fuß wächst und ganz in der Nähe eine Ebene des Llano de las Retamas bedeckt. Zweimal im Sommer wird ihnen der köstliche Honig genommen, von dem Leopold von Buch sagt: „nie hat Hymettus oder Chamouny hervorgebracht, was diese Bienen vermögen*).“

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHASS, CHASSEKI, sind türkische Wörter, welche das Eigenste, Geheimste, Innerste, Innigste andeuten. So werden kaiserliche Krongüter Chass genant, und Chasine bezeichnet den Privatschatz des Sultans, im Gegensatze des öffentlichen Schatzes (Miri), auch wird Chass als Beiwort gebraucht, so Chass Oda, die innerste Kammer. Chasseki komt immer nur als Beiwort in den letztern Bedeutungen vor; so ist die Chasseki Sultana diejenige Gattin des Sultans, die ihm zuerst einen Prinzen geboren; die Chasseki Aga's sind die beiden Agas der Gefreiten, welche die Bluturtheile des Sultans vollziehen †).

(*H.*)

CHASSELAY, Stadt im Bez. Lyon des französ. Depart. Rhone, hat 1280 Einw. und unbenutzte Bleigruben.

(*Hassel.*)

CHASSERAL, teutsch der Gestler oder, nach der schweizerischen Aussprache, Gäschtler, einer der höchsten Berge der Jurakette zwischen dem neuenburgischem Val de Ruz und den berner Oberämtern Courtelary, Nydau und Erlach. Von dem Bielersee erhebt er sich in drei Absatzungen, wovon die mittlere la Montagne de Diesse (der Tessenberg) heißt, bis zu einer Höhe von 4957 Fuß über das Meer ‡). Auf den untern und mittleren Staffeln dieses Bergstockes liegen bedeutende Waldungen, Dörfer, Felder und Weideplätze, die entweder zu dem Kanton Bern oder zum Kanton Neuenburg gehören. Die eigentliche Spitze (la Corne de Chasseral), die nur wenige Wochen im Jahre schneefrei bleibt, befindet sich im berner Amt Courtelary. In der guten Jahrszeit wird dieser höchste Theil sowol wegen der herrlichen Fernsichten, die er darbietet und welche die westliche Schweiz, die Alpen, den Schwarzwald und die Vogesen umfaßt, als auch zum Behufe von Molkenkuren besucht, wofür in den gut eingerichteten, von Widertäufern bewohnten Sennereien gesorgt wird. Von Biel und von la Neuveville aus kann man mit Bankwagen (chars à banc) wenigstens bis Lignières bequem hinauffahren. Von la Pâquier im Val de Ruz ersteigt man ihn in zwei Stunden. Dieser Berg ist wegen seiner seltenen Pflanzen und Versteinerungen bei den Naturforschern berühmt.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHASSERON (le), oder Sucheiron, einer der höhern Berge der Jurakette, im waadtländischen Bezirke Grandson und an der südl. Gränze des Kantons Neuenburg. Nach der von Osterwaldschen Messung ist er nur 1 Fuß niedriger als der Chasseral (s. oben). Er verdient ebenfalls wegen seiner seltenen Pflanzen und der herrlichen Aussicht, die er gewährt, besucht zu werden.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHASSIDÄER, eine in den neuern Zeiten entstandene jüdische Religionssekte. Die Radix חסד bedeutet im Hebräischen eine außerordentlich gute oder schlechte Handlung; so z. B. wird Blutschande, als ein außerordentliches Laster (3. Buch Mos. 20, 17.) durch חסד angedeutet. Im guten Sinne genommen, bedeutet es (1. B. M. 19, 19, und an mehren Stellen) Gnade, d. h. aus Liebe gegen jemand mehr thun, als Recht und Pflicht fodern. Von dieser Radix ist auch das Nennwort חסיד Chassid abgeleitet, worunter ein Mensch verstanden wird, der nicht nur allein alles, was die Religion vorschreibt, pünktlich erfüllt, sondern aus überschwenglicher Liebe zu Gott mehr thut als vorgeschrieben ist, und sich selbst den Genuß des Erlaubten versagt, damit er nicht von dem Erlaubten zum Unerlaubten übergehe. Dieser Ausdruck ging selbst in die Griechische Sprache über. Denn im ersten Buche der Machabäer (7, 13.) wird das Wort Fromme חסידים durch *ἀσσιδαι* übersetzt.

In den spätern Zeiten verbanden die Juden mit diesem Ausdrucke den Begriff von Menschen, die sich allen weltlichen Geschäften und Vergnügen entzogen und ihr ganzes Leben in strenger Ausübung religiöser Cärimonien, und Kasteiungen ihres Körpers, entweder als Buße für ihre eigenen und auch fremde Sünden, oder um dadurch die Ankunft des Messias zu beschleinigen, zubrachten. Die meisten dieser Menschen legten sich auf die Kabbalah, und wähnten durch Abtödtung des Fleisches und Unterdrückung aller körperlichen Begierden, ihren Geist zu entkörpern, und dadurch mit Geistern, ja mit Gott selbst in nähere Verbindung zu kommen, und auf sie einwirken zu können. Durch häufiges Fasten und Nachtwachen, und die innere rege Idee mit Geistern in Berührung zu kommen, träumten sie oft wachend, fühlten sich in der Nähe der Geister und glaubten Visionen zu haben, die freilich nur in ihrem verbranten Gehirne existirten. Daß manche dieser Überfrommen dabei ihr Leben

---

*) Nach von Buch's physikalischer Beschreibung der canarischen Inseln (Berlin 1825) S. 11.

†) S. Hammer: des osman. Reichs Statsverf. u. Statsverwalt. 1—2r Th. an m. O.

‡) Nach der Carte de la Principauté de Neuchâtel levée de 1801 à 1806 par *J. F. d'Osterwald*. Frühere Messungen findet man in (*Joh. Bernoulli*) Beschr. des Fürstenth. Welschneuenburg und Vallengin. Berlin MDCCLXXXIII. S. 246. und in *Théophile Frêne* Mémoire sur les moyens les plus propres à tirer le parti le plus avantageux des montagnes du Jura. Bienne 1768, wo Vorschläge zu einer bessern Bewirthschaftung oder vielmehr Benutzung dieses und der benachbarten Berge enthalten sind. Es ist aber eine irrige Vorstellung, wenn man, wie es in vielen Werken geschieht, behauptet, daß der Chasseral der höchste Berg der Jurakette sei, da der Reculet, der Colombier, la Faucille, Chalet, die Dole und der Mont-Tendre 100 — 200' höher sind. S. die Berge der Schweiz hydrographisch geordnet, mit Angabe bekanter Höhen. Als Kommentar zur Karte der Schweiz in Stieler's Hand-Atlas. Gotha 1820. S. 3.

einbüßten, Andere wahnsinnig wurden [1]), sehr Viele aber Charlatanerie damit trieben, um sich Ruhm und Geld dadurch zu erwerben, ist leicht zu erachten.

Ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelüstete es Einigen nach dem Geruche der Heiligkeit, denen aber die Entbehrungen und Abtödtungen des Fleisches, die bis dahin, um zu diesem Rufe zu gelangen, nöthig schienen, nicht behagten. Sie schlugen daher einen weniger beschwerlichen Weg ein, indem sie behaupteten, daß die Gottgefälligkeit bloß in einer Vereinigung und gleichsam Verschmelzung des Menschen mit Gott bestehe, welches nur durch die geistige Beschauung Gottes (Contemplation) bewirkt werden könne. Um dazu zu gelangen, ist die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse, ja selbst der unschuldigen Vergnügungen, zur Belebung der innern Gefühle nothwendig. Abtödtung des Fleisches durch Versagung des Genusses hingegen, störe die zur Contemplation nöthige Selenruhe, und sei ihr mehr hinderlich als förderlich. Daher beschränkten sie die Vereinigung mit Gott bloß auf die Zeit des Gebets, und lehrten, daß dasselbe mit der größten Andacht, worunter sie die Anstrengung und Concentrirung aller Geisteskräfte auf die Subjektivität Gottes verstanden, und mit gänzlichem Vergessen an dem äußern Menschen verrichtet werden müsse. Dadurch werde der menschliche Geist mit dem göttlichem Geiste vereint, und der auf diese Art Betende, könne nicht nur durch seine Gebet auf alle Kräfte der sublunarischen Welt, sondern auch in alle Regionen der Geister, ja selbst auf Gott dergestalt einwirken, daß alle seine Wünsche befriediget würden.

Als mit der Zeit die Anhänger dieser Meinung zahlreich wurden, blieb zwar die Vereinigung mit Gott der Hauptgrundsatz ihrer Religion, aber er bekam eine ganz andere Bedeutung. Sie gaben nämlich Gott einen, später aber mehre Repräsentanten in ihren Häuptlingen, welche, nach ihrer Meinung, Gott als Stellvertreter in der Körperwelt eingesetzt habe, und behaupteten, daß die Vereinigung mit diesem Häuptling eine Vereinigung mit Gott sei. Daher unterwarfen alle, welche dieser Meinung zugethan waren, sich einer unbedingten Anhänglichkeit an diesen Häuptlingen, in deren Willen der Wille aller ihrer Untergebenen blindlings sich concentriren müsse. Jeder ihrer Einfälle ward zur göttlichen Eingebung, jedes ihrer Worte zum Orakelspruche, jeder ihrer Triebe zum Gottesruf, und jeder ihrer Befehle zur unabweichlichen Norm erhoben. Da nun diese Häuptlinge sich die Superiorität über ihre Anhänger bloß durch empirische Menschenkentniß und darauf gegründete Scheinheiligkeit erwarben, übrigens aber in allem menschlichem Wissen zurück waren, so konte der Erfolg nicht anders werden, als er ward, das heißt, Unterdrückung aller Kentnisse und Wissenschaften, Beseitigung der Vernunft, und Apotheosirung eines oder einiger Menschen.

Die Erfahrungsgeschichte dieser Sekte ist in Kurzem folgende. Im J. 1740 lebte in dem Flecken Bluszy czartkower Kreises in Polen ein Jude, Israel [2]) Baalschem [3]), dessen Geburt, nach den bei dieser Sekte bestehenden Legenden, seinem Vater durch den Propheten Elias vorher verkündigt wurde. Bei seiner Geburt soll seine Mutter 100 Jahre, sein Vater aber noch älter gewesen seyn. Schon in seiner Jugend soll er mit bösen Geistern gekämpft und sie besiegt haben. Dieser Baalschem begab sich später nach Medziboze, einer Stadt in Podolien, von wo aus er seine Lehren und Grundsätze bekant zu machen anfing, und einen Kreis von Lehrlingen um sich her versammelte. Die von dem Stifter dieser Sekte als Regulative für seine Anhänger aufgestellten Grundsätze, welche den Codex ihrer Glaubens- und Verhaltungsregeln ausmachen, finden sich in einem von ihm selbst geschriebenen, und von seinem Enkel unter dem Titel ספר המדות herausgegebenen Buche. Später schrieb er auch sein Testament, welches unter dem Titel צואת ריבש erschienen ist. Seine Geburt und angeblichen Wunderthaten wurden von einem seiner Schüler Namens R. Bär Linez in einem Buche betitelt שבחי הבעשט [4]) beschrieben, welches von den Anhängern so fleißig gelesen wird, daß es seit seiner Erscheinung 1815 bereits die 5te Auflage erlebte.

Vergebens widersetzten sich die angesehensten orthodoxen Rabbinen damaliger Zeit dieser Neuerung. Bann und Anathema blieb unbeachtet, und die härtesten Verfolgungen wurden vereitelt. Die Neigung der Menschen überhaupt und des großen Haufens der Ungebildeten insbesondere zu dem Wunderbaren und Unbegreiflichen; der damalige, gänzliche Mangel an Ärzten in diesen Gegenden, eine empirische Kräuterkunde, Schlauheit jeder geringfügigen Kur, jeder von ungefähr oder durch geheime Veranstaltung eingetroffenen Vorhersagung den Anstrich einer übernatürlichen Wirkung zu geben, und die Klugheit Andere mit ins Interesse zu ziehen, Alles dieses trug dazu bei, daß dieser Mann in kurzer Zeit einen ausgebreiteten Ruf und einen zahlreichen Anhang sich erwarb. Er nahm zur Basis seiner Lehre das kabbalistische Buch זהר Sohar, empfahl seinem Anhange ein müßiges, beschauliches Leben, wozu er als Mittel die Abgezogenheit des Geistes, so wie öfteres Baden in Fluß- oder Quellwasser מקוה angab, und unterwarf alle seine Anhänger in allen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, überhaupt

1) Beispiele dieser Art erzählt Salomon Maimon in seiner Lebensbeschreibung (Berlin 1792). Dieser Gelehrte gibt auch daselbst eine kurze Nachricht von dieser Sekte, aber weder genügend, noch richtig. Vollständig wird diese Sekte beschrieben in dem Werke: Geschichte, Lehren und Meinungen aller bestandenen und noch bestehenden religiösen Sekten der Juden und der Geheimlehre oder Kabbalah. Von Peter Beer. Brünn 1823, 2. Band S. 197 — 259.

2) Den S. Maimon irriger Weise Joel nent. 3) Mit dem Ausdrucke Baalschem בַּעַל - שֵׁם verbinden die spätern Juden jenen Begriff, welchen die Griechen mit dem Ausdrucke Theurgos verbanden. Sie verstehen darunter einen Menschen, der mit Geistern und selbst mit Gott in einer nahen Verbindung steht, und die Macht hat, durch Gebete, Amulete rc. auf sie zu wirken, und zur Gewährung seiner Wünsche zu bewegen. 4) Das Wort בעשט ist ein aus den Anfangsbuchstaben der Worte בעל שם טוב zusammengezogener Ausdruck, welches ein Wortspiel ist, indem es sowol einen Menschen, der mit guten Geistern einen Umgang hat, als auch einen Mann von ausgebreitetem Ruf bedeutet. Daher wird der Stifter dieser Sekte oft auch Becht, und seine Anhänger werden Bechtianer genant.

in allem ihrem Thun und Lassen, dem Willen des Oberhaupts dieser Sekte, den er ihnen als den Repräsentanten der Gottheit darstellte.

Bald bildete sich der Anhang des Bescht zu einer förmlichen Sekte und verbreitete sich über ganz Polen, die Walachei und Moldau, und fand auch später Eingang in Ungarn, besonders in den an Gallizien gränzenden Gegenden. Ob diese Sekte auch in der Türkei und im Oriente überhaupt Mitglieder zählt, ist dem Verf. nicht bekant, wol aber getrauet er sich zu behaupten, daß die Juden in Teutschland, Frankreich und Italien in der Geistesbildung so weit vorgerückt sind, daß religiöse Ansichten dieser Art bei ihnen keinen Eingang finden können.

Eine lange Zeit wurden die Lehren dieser Sekte von ihren Anhängern geheim gehalten, und circulirten bloß in wenigen Abschriften. Seit ungefähr 10 Jahren erst, erschienen, vorzüglich im russischen Polen, von Mitgliedern dieser Sekte, theils in rabbinischem und theils in jüdischteutschem Dialekte mehre Schriften im Drucke, von denen dem Verf. bereits 25 vorliegen.

Nach dem im J. 1760 erfolgten Tode des Stifters, zerstreueten sich seine Schüler in verschiedene Gegenden Polens, wodurch seine Lehren und Grundsätze immer mehr sich verbreiteten. Drei der vorzüglichsten dieser Schüler, Namens R. Bär aus Madeziey, R. Mendel Przemislaner und R. Melach aus Lyzancz übernahmen die Leitung dieser Sekte, doch nicht als ein gemeinschaftliches Triumvirat, sondern jeder derselben vindicirte sich in seinem Bezirke die Leitung aller darin wohnenden Chassidäer; und da sie ihren Stifter mit dem Titel Zadik צדיק (fromm) beehrten, nahm auch ein jeder seiner Nachfolger diesen Titel an [5]), wodurch die Prärogative ihres Meisters, nämlich der Eintritt und die Vielgiltigkeit in den Regionen der Geister, um sie nach Willkür lenken zu können, einem jeden dieser Häuptlinge besonders eingeräumt wurden.

Diese oligarchische Verfassung besteht noch heutigen Tags bei dieser Sekte, und jeder auch nur mit sehr geringen biblischen, thalmudischen und kabbalistischen Kentnissen ausgerüstete Mann dieser Sekte, der nur eine gute Dosis von empirischer Menschenkentniß und Verschmitztheit, wodurch er im Stande ist, sich die Volksgunst zu erwerben, nebst Kraft, Muth und Dreistigkeit besitzt, seinen Plan unerschütterlich zu verfolgen, kann, selbst bei dem verdächtigsten moralischen Charakter zu dieser Würde gelangen. Doch wird es den Abstämmlingen des Stifters Bescht, die, eingedenk ihres Stammvaters noch immer bei den Anhängern seiner Lehre in großer Ehre gehalten [6]), und als der Adel dieser Sekte betrachtet werden, mit dem in eheliche Verbindung zu treten, die reichsten und vornehmsten Chassidäer als das höchste Glück schätzen, um so leichter, und jeder dieser Abstämmlige, kann bloß durch diesen Geburtsadel [7]) zu dieser Würde gelangen, wenn es auch übrigens ihm an Talent und Kentniß mangelt.

Diese Häuptlinge haben zwar keinen bestimten Gehalt, und scheinen ihr Amt bloß von Gottes wegen zu verwalten, sie werden aber dennoch ihres großen Einflusses wegen, den sie auf das ganze Leben ihrer Untergebenen sich zu verschaffen wissen, sehr reichlich mit freiwilligen Gaben unterstützt, ohne dafür die mindeste Funktion zu verrichten. Seine Hauptpflicht besteht bloß darin, dem Chassidäer bei allen seinen Unternehmungen mit Rath an die Hand zu gehen, indem ihm als dem Repräsentanten Gottes auf der Erde, der Ausgang ex officio bekant seyn muß; und in widerwärtigen Zufällen für ihn zu beten. Schlägt der Rath oder die Bitte fehl, so liegt die Schuld keineswegs an dem Zadik, sondern an den großen Sünden des Chassidäers, und vorzüglich an seinem unvollkommenen Glauben an die Allmacht des Zadiks.

Die Hauptgrundsätze des chassidäischen Glaubens sind folgende drei:

I. אמונת חכמים והתקשרות לצדיק, das heißt: Blinder Glaube und unzertrenliche Anhänglichkeit an den Zadik. Die Befolgung der Befehle des Zadiks, welches der eigentliche Wille Gottes ist, weil sie ihm durch göttliche Eingebungen mitgetheilt werden, selbst wenn sie der Vernunft und den göttlichen Geboten widersprechen, muß die einzige Richtschnur für das Denken und Handeln des Chassidäers seyn, welchem nichts widerstehen darf [8]). Damit aber die Allgiltigkeit des Zadiks bei seinem Anhange nicht etwa durch Aufklärung des Verstandes und hellere Einsicht geschwächt werde, und sein Nimbus dadurch keinen Schaden leide, werden alle Wissenschaften dem Chassidäer nicht nur als eitel und nutzlos, sondern als verderblich für sein Selenheil verboten, und derjenige, der sich damit befaßt, als ein Ketzer verdamt [9]).

---

5) Doch begnügen sie sich in der Umgangssprache auch mit dem Titel Abbe (Lehrer). 6) Dadurch, daß man die Nachkommen des Zadiks hochschätzt, wird bei Gott der Wille rege, den Messias kommen zu lassen. Bescht in seinem ספר המדות. 7) Der Sohn eines Zadiks, wird durch die heiligen Gedanken seines Vaters während der Zeugung, gleich bei der Empfängniß im Mutterleibe geheiliget, und heißt daher ein Gottessohn. נועם המלך. 8) Die Hauptsache und der Grund des Glaubens eines jeden Chassidäers ist der Glaube an den Zadik, und ihm muß die tiefste Ehrfurcht bezeigt werden. Scheint es zuweilen, daß der Zadik wider das Gesetz handele, so muß man fest glauben, daß er dennoch thue was recht ist: denn das Gesetz ist den Weisen jeder Zeit übergeben, damit sie es nach ihrer Meinung deuten. Daher steht es auch dem Zadik frei, das Gesetz zu übertreten, oder gar ein anderes dafür aufzustellen. Man muß deßwegen bei Beurtheilung der Handlungen des Zadiks, seine eigene Vernunft und Überlegung unterdrücken und sich bloß der Meinung des Zadiks unterwerfen. Ja so lange ein Mensch noch glaubt, eigenen Verstand zu besitzen, und nach menschlicher Art zu handeln, so lange ist seine Anhänglichkeit an den Zadik noch nicht von echter Art. Nur derjenige kann zu dieser Stufe der Gottgefälligkeit gelangen, der seinen Gefühlen, so wie seiner Vernunft, Einsicht und Erfahrung entsagt, und deren Stelle den Willen des Zadiks vertreten läßt. נועם המלך. 9) Man nehme sich wohl in Acht, in ein Buch, welches von weltlichen Wissenschaften handelt, auch nur einen flüchtigen Blick zu thun. Denn profane Wissenschaften jeder Art sind dem heiligen Gedanken schädlich. Wir haben zwar dieses Verbot bereits mehrmal wiederholt; allein man kann vor diesem Laster nicht genug warnen, damit der Rechtgläubige nicht seines eigenes Heiles durch einen Blick in dergleichen Bücher sich verlustig mache. לקוטי מוהרן.

Dieses allgemeine Princip des chassidäischen Glaubens, vom blinden Zutrauen zu dem Willen des Zadiks, bringt, wie leicht zu erachten, den Häuptlingen dieser Sekte unzählige Vortheile, indem jeder Chassidäer aus allen Kräften sich bestrebt, die Gunst desselben auf jede Art sich zu erwerben. Für seinen Unterhalt, reichliches Auskommen und Vergnügen wird hinlänglich gesorgt, indem jeder Chassidäer dadurch sein eigenes Wohl zu befördern wähnt [10]). Schon den Zadik von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ist ein Gott gefälliges Werk [11]).

Zu diesem Zweck sucht jeder Chassadäer so viel als möglich sich dem Zadik zu nähern und mit ihm in Berührung zu kommen. Die im Orte des Zadiks wohnenden Chassidäer, oder Gäste, die eigens des Zadiks oder anderer Geschäfte halber sich dahin begeben, versammeln sich des Sabbaths nach dem Vespergebete in dem Hause des Zadiks, wo tapfer geschmaust und dem Methkruge so wie der Brantweinflasche zugesprochen wird. Nebenher werden kabbalistische Lieder gesungen, wovon der größte Theil der Versamlung kein Wort versteht. Bei dieser Gelegenheit zeigt der Zadik gewöhnlich seine improvisatorisch-exegetische Kunst. Jeder der anwesenden Gäste nämlich sagt einen Vers aus der Schrift, so wie der Zufall ihn in den Mund führt, und diese heterogene Bruchstücke verbindet der Zadik in einer Rede aus dem Stegreife zu einem Ganzen. Welche Absurditäten da zu Tage gefördert werden, kann man sich leicht vorstellen.

Die Hauptversamlung der Chassidäer eines Sprengels bei ihrem Zadik ist jährlich im Monate Thischry, in welchem die meisten jüdischen Festtage fallen, wo sodann alle Chassidäer eines Sprengels, denen es nur einiger Maßen möglich ist, nach der Residenz des Zadiks wallfahrten, und diesen Monat bei ihm zubringen. Überschwenglich glücklich schätzt sich jeder Chassidäer, der von dem Zadik zu Tische geladen wird, welche Ehre aber in der Regel nur dem Reichen zu Theil wird. Wer aber dieses Glückes nicht theilhaft werden kann, der begnügt sich dem Zadik einen Dienst zu leisten, wäre es auch nur die geringste Handreichung, als z. B. die Tabakspfeife anzuzünden [12]).

Außer diesen Zusammenkünften der Chassidäer bei dem Zadik, bereist derselbe oft, wenigstens des Jahrs Einmal, seinen Sprengel [13]). In jedem Orte werden ihm alle Angelegenheiten der Gemeinde, so wie auch einzeler Mitglieder zur Berathung, als auch die obwaltenden Streitigkeiten zur Entscheidung vorgelegt, von welcher keine Appellation Statt findet. Überhaupt wird er bei allen Vorfallenheiten um Rath und Einwilligung befragt. Nach seinem Gutachten werden Ehen geschlossen, Kauf- u. Pachtkontrakte abgeschlossen, Reisen angetreten oder unterlassen, kurz — der Chassidäer richtet alles sein Thun und Lassen nach dem Ausspruche des Zadiks.

Die öftern Zusammenkünfte des Zadiks mit den Gläubigen, sind reichliche Quellen seiner Einkünfte, und bieten unversiegbare Geldzuflüsse ihm dar, indem jeder Chassidäer es für das größte Glück ansiehet, wenn der Zadik von ihm Geschenke annimt [14]). Aber nicht nur bei dem Leben des Zadiks wird für sein reichliches Auskommen und Überfluß gesorgt, sondern auch nach seinem Tode bleibt seinen Erben, nebst dem öfters sehr beträchtlichen Vermögen, noch eine unversiegbare Aushilfsquelle in dem, daß die von einem Zadik hinterlassenen Kleidungsstücke als probate Versöhnungsmittel der schwersten Sünden, so wie auch als Präservative gegen die Anfechtungen des Satans angesehen, und für beträchtliche Summen gekauft werden [15]).

Auch das Grab des Zadiks wird für ein Heiligthum gehalten, und fromme Pilger wallen häufig dahin [16]). Daher wird über das Grab des Zadiks ein kleines Gebäude errichtet, wovon dessen hinterbliebene Witwe oder sonstige Erben den Schlüssel haben, und der Eintritt wird den Besuchenden nur gegen Erlegung einer Abgabe gestattet. Mausoleen dieser Art finden gegenwärtig sich in Zlouzow, Suczow und Romanow.

II. Nahmen die Chassidäer zum Hauptgrundsatze ihrer Religion, die Vereinigung mit Gott, דְּבֵקוּת בִּסְבִינָה. Sie halten dafür, daß die Sele ein Ausfluß der Gottheit sei. Daher müsse auch das Streben des Menschen unablässig dahin gehen, durch Entbehrung und Concentrirung des Menschen auf seine Sele, diese mit ihrer Urquelle so oft und so innig als möglich zu vereinigen. Dieses nennen sie das Anschauen Gottes durch den Glauben. Sie nehmen ferner an, daß der einzige Zweck des

---

10) Der Zadik ist die Krone, die Zierde und das Licht des Weltalls. Wer so glücklich ist, mit ihm in Berührung zu kommen, dessen Augen werden erleuchtet, dessen Blick reicht bis in die ferne Zukunft, und er wird die Gottheit von Angesicht zu Angesicht sehen. לִקּוּטֵי מוהרן. 11) Das bloße Ansehen des Zadiks verscheucht die Laster und erstickt die bösen Begierden im Keime. ספר המדות. 12) Tabak rauchen ist ein bewährtes Mittel wider die Leibesverstopfungen, wovor der Zadik besonders sich in Acht zu nehmen habe. Denn je weniger der Zadik an Obstruktionen leidet, um so mehr gelingt es ihm, seinen Anhang zu vermehren. ספר המדות. 13) Zuweilen bereist der Zadik das Land und erleuchtet die von seinem Wohnorte entfernten Gemeinden. Dieses geschiehet deßwegen, weil das göttliche Licht in einer solchen überschwenglichen Fülle demselben zuströmt, daß dessen Ausfluß den Chassidäer im Hause des Zadiks blenden würde. Um es nun einiger Maßen zu schwächen, muß der Zadik sich herablassen, den Chassidäer in seiner Behausung zu besuchen. Je öfter also der Zadik die Gläubigen zu besuchen sich bewogen findet, um so mehr können sie von der ihm zuströmenden Fülle des göttlichen Lichtes sich überzeugt halten. לִקּוּטֵי מוהרן. 14) Wer den Zadik mit Geld unterstützt, dem werden alle Sünden erlassen, weil Geschenke an den Zadik gegeben, bei Gott die Stelle der Opfer vertreten. Wer dem Zadik Geschenke darbringt, der wird vor traurigen Zufällen bewahrt. Dem Zadik Geld geben, ist das einzige und bewährteste Mittel, um zur wahren Religion zu gelangen. ספר המדות. 15) Wer das von einem verstorbenen Zadik hinterlassene Hemd anziehet, erhält Ablaß der Sünde eines begangenen Mordes. Wer dessen Beinkleider sich bedient, entsündiget sich von verübter Blutschande. Die Mütze des Zadiks ist ein Verwahrungsmittel wider die Hofart, so wie es dessen Gebetriemen wider die Untugend der Schamlosigkeit sind. ספר המדות; 16) Wer das Grab eines Zadiks besucht, der erwirbt sich dadurch die Gnade Gottes, auch wenn er sonst es nicht würdig wäre. Ein Splitter von dem Dache des Grabes eines Zadiks, ist ein bewährtes Mittel wider das schwere Gebären. Einen solchen Splitter, der aber von den Erben erkauft seyn muß, soll jede schwangere Frau sich bei Zeiten anschaffen, damit sie ihn zur Zeit der Noth habe. ספר המדות.

Menschen und seine höchste Glückseligkeit darin bestehe, sich in der Betrachtung Gottes so zu vertiefen, daß alles um und neben ihm Vorgehende, und alle seine Sinne, Empfindungen und Gefühle sich darin verlieren müssen, wodurch er in Entzückung gerathe und einen Vorschmack von den himmlischen Freuden genieße [17]).

Da es aber nicht jedem Menschen möglich ist, sich nach Willkür in diese Gemüthsstimmung zu versetzen, und um so weniger lange sich darin zu erhalten [18]), so bestimt der Chassidäer dazu die Zeit des Gebets. Das beste Mittel während des Gebets sich in diese Stimmung zu versetzen, und dadurch zur Entkörperung und Vereinigung mit Gott zu gelangen, ist ihrer Meinung nach, wenn man gewisse Worte, denen ein kabbalistischer Sinn untergelegt wird, und die Namen Gottes, welche dessen verschiedene Eigenschaften ausdrücken, und durch deren Aussprechung in Thätigkeit versetzt werden, oder die Namen der Engel, von welchen jeder zur Hervorbringung einer gewissen Wirkung in der himmlischen Hierarchie bestimt ist, im Sinne haben, welches sie כונות nennen.

Der III. Grundsatz des Chassidäers ist עזות, das heißt: er muß sich Muth, Entschlossenheit und eine Art von Dreistigkeit aneignen, welche nöthigen Falls in Frechheit [19]) ausarten darf, die allem, was gerecht, schicklich, wohlanständig und billig ist, Hohn sprechen darf, wenn es mit den Grundsätzen der Sekte, d. h. mit dem Willen des Zadiks in Collision komt. Denn der Zadik muß nicht nur bei allen Widerständen eine unerschütterliche Beharrlichkeit zeigen, sondern zugleich die Andersdenkenden von ihrem Vorhaben abschrecken, ihnen Furcht einflößen, und seinen Willen ertrotzen.

Übrigens halten die Chassidäer sich in ihren Gebräuchen, Ceremonien und Observanzen nach der Weisung des Thalmuds, in so lange dessen Vorschriften mit ihren Grundsätzen und den jedesmaligen Befehlen des Zadiks, welche ihre lex suprema sind, nicht in Widerspruch steht. In den neuern Zeiten bedienen sich dieselben bei ihren Gebeten großen Theils nicht mehr der Gebetbücher nach teutschem und polnischem Ritus, sondern der spanischen und orientalischen, in welchem vieles auf die Kabbalah sich Beziehendes mit eingeflochten ist. Nebst dem ist es Pflicht des Chassidäers, während des Gebets zu schreien, die Hände zusammen oder an die Wand mit Geräusch anzuschlagen, hin und her zu hüpfen und den Körper convulsivisch zu bewegen [20]). Wird ein Chassidäer über diese jedem andern Menschen lächerliche und unanständige Gestikulationen und Grimassen zu Rede gestellt oder gar verspottet, so muß es ihm gleichgiltig seyn. Er darf überhaupt durch nichts und von Niemand sich abhalten lassen, nach den von dem Zadik vorgeschriebenen Regeln zu denken und zu handeln.

Die Chassidäer bedienen sich ungern, und nur in unausweichlichem Falle der gewöhnlichen Synagogen. In jedem Orte, wo 10 Chassidäer ansäßig sind, haben sie eine eigene Betstube, welche sie Klossel (Klause) nennen. Dieses Klossels bedient sich der Chassidäer nicht nur zum Gebete, sondern es ist ihm zugleich eine Ressource oder Klub, wohin jeder derselben, so bald es ihm seine Geschäfte erlauben, sich zur Unterhaltung begibt, und es wird oft daselbst gegessen, getrunken, und vorzüglich Tabak geraucht. Hier und in der Badestube, die ein Hauptbedürfniß einer jeden chassidäischen Gemeinde ist, befindet sich der Sammelplatz der Chassidäer, wo über geistliche und weltliche Angelegenheiten im Scherze und Ernste gesprochen wird. (*Peter Beer.*)

CHASTEL CENSOY, Marktfl. im Bez. Avallon des franz. Dep. Yonne nahe an der Yonne, hat 1016 Einw. und einige Eisenschmieden. (*Hassel.*)

CHASTELET (Gabriele Emilie le Tonnelier de Breteuil, Marquise du), die Tochter des Baron de Breteuil und Gemalin des Marquis du Chatelet-Lomont, geb. 1706 zu Paris und gest. 1749 zu Luneville, gehört zu den gelehrten Frauen, denen man es nicht ansah, daß sie dazu gehörte, vielleicht weil es seine Richtigkeit mit dem hatte, was Voltaire von ihr sagte:

> Son esprit est très philosophe,
> Mais son coeur aime les pompons.

Schon in früher Jugend zeigte sich ihre Neigung für die Wissenschaften, und sie erlernte da die lateinische, englische und italienische Sprache. Ungeachtet des Geschmacks aber, den sie an der schönen Literatur fand, wendete sie sich doch hauptsächlich den abstrakten Wissenschaften zu. Im J. 1738 bewarb sie sich mit um den Preis, den die Akademie der Wissenschaften für eine Abhandlung über die Natur des Feuers ausgesetzt hatte. Zwei Jahre darauf erschienen ihre Institutions de Physique, mit denen sie eine Entwickelung der leibnitzischen Philosophie verbunden hatte. Ihren gelehrten Ruf begründete sie aber hauptsächlich durch die Übersetzung der principes de Newton, welche erst nach ihrem Tode (Par. 1756. 2 Bde. 4.), durchgesehen und herausgegeben von Clairaut, erschienen. Voltaire's Lobrede auf sie ist vorgedruckt. Über das Verhältniß zwischen ihr und Voltäre, welches nach Einigen nicht unzweideutig erscheint, s. Voltaire. Auf jeden Fall war Frau v. Chastelet von achtungswerthem Charakter. Hochet gab 1806 heraus Lettres inédites de la marquise du Chastelet à M. le

---

17) Sie gründen diese Meinung auf den thalmudischen Satz (Trakt. Sanhedrin), wo es heißt: die Belohnung nach dem Tode bestehet weder im Essen noch Trinken, sondern bloß in dem Vergnügen an der Beschauung der Herrlichkeit Gottes. 18) Dieses kann nur der Zadik. Denn dieser ist selbst bei dem Genusse aller weltlichen Freuden eo ipso mit Gott vereint. Der Zadik kann immer gute Speisen und andere Vergnügen genießen, und bleibt dennoch in immerwährender Verbindung mit Gott. כתר' שם טוב. 19) Frechheit an sich selbst, ist zwar eine böse Eigenschaft, doch gibt es eine Art heiliger Frechheit. Jene nämlich, die man jenen frechen Menschen entgegen setzen muß, welche den Menschen (Chassidäer) hindern wollen, dem Zadik anzuhangen, und sich bestreben, die Ergebung in seinem Willen zu hintertreiben. Diese Art von Herzhaftigkeit ist eine Hauptpflicht des Chassidäers, indem er durch sie alle Hindernisse und Schwierigkeiten, welche der Satan ihm, im Bezug auf dessen Vereinigung mit Gott in den Weg legt, besiegen kann. לקוטי מוהר״ן.

20) Wer während des Gebets aus allen Kräften schreiet, mit den Händen klatscht und mit dem ganzen Körper wackelt, der wendet den Zorn Gottes ab, und es ist zugleich ein bewährtes Mittel, das Gedächtniß zu stärken. לקוטי מוהר״ן.

comte d'Argental, vor welchen man Nachrichten über ihr Leben findet. (*H.*)

CHASTELER (Joh. Gabr. Marquis von), wurde am 22. Januar 1763 auf dem Schlosse Mulbais im vormaligen Hennegau geboren, und erhielt, dem östreichischen Kriegsdienste gewidmet, seine Ausbildung in der Ingenieurakademie zu Wien, so wie er denn auch seine Laufbahn bei dem Ingenieurcorps begonnen. Vom baierschen Erbfolgekriege an, wo er sich im Gefolge seines Landsmanns des Prinzen von Ligne befand, hat er fast allen Feldzügen beigewohnt, in welchen östreichische Heere den Kriegsschauplatz betraten; mehrfache Auszeichnung in dem Türkenkriege hatte ihn schon zum Major und Ritter des Marien-Theresienordens erhoben, als der französische Revolutionskrieg begann. Im J. 1793 bei den Belagerungen in den Niederlanden beschäftigt und zum Oberstlieutenant befördert, nahm er, obwol beim Blokadecorps von Maubeuge angestellt, an der Schlacht von Wattignies Theil, sprengte an der Spitze einiger Eskadrons eine Abtheilung französischer Infanterie und erhielt acht Bajonettstiche. Er wurde späterhin auch im diplomatischen Fache, und nach dem Frieden von Campo Formio als Bevollmächtigter zur Übernahme der venetianischen Provinzen und deren Gränzregulirung gebraucht. Der wieder ausgebrochene Krieg rief ihn zur Armee; als Generalmajor und Generalquartiermeister bei Suwarow angestellt, fand er in dem Feldzuge von 1799 in Italien vielfache Gelegenheit den Verbündeten ausgezeichnete Dienste zu leisten. Dieß war namentlich in der Schlacht von Cassano (am 27. April) der Fall, von der man beinahe sagen kann, daß sie hauptsächlich durch seine Maßregeln gewonnen worden sei, wie aus der Darstellung derselben hervorgeht (vgl. Bd. XV. S. 266. 67. der Encyklopädie). Bei der Belagerung von Tortona schwer verwundet, mußte er seinen Posten verlassen, und konte erst im folgenden Jahre als Kommandeur einer Brigade in Tirol wieder Dienste leisten. Auch im J. 1805 focht er in dieser Provinz so wie in Salzburg mit Auszeichnung. Nach dem Frieden seiner ersten Bestimmung zurückgegeben, leitete er die Befestigung von Comorn, welches im Jahre 1808 bei der innigen Verbindung Frankreichs mit Rußland, und dem verlängerten Aufenthalte der französischen Armee in Schlesien, zu einem Hauptwaffenplatze für den denkbaren Fall erhoben werden sollte, daß ein feindliches Heer die Karpathen überschritte. Bei dem Ausbruche des Krieges im J. 1809 war der Feldmarschall-Lieutenant Chasteler als Commandeur des achten Armeecorps angestellt, was mit dem neunten unter des Erzherzog Johanns Oberbefehl in Italien operiren sollte; seine genaue Kentniß von Tirol, so wie die dort unterhaltenen Verhältnisse, veranlaßten jedoch, daß er mit einem Theil seines Corps dahin gesendet wurde, um der unter östreichischer Einwirkung dort ausbrechenden Insurrektion Nerv und Haltung zu geben. Die überraschenden Resultate, welche sich hier ergaben, sind eben so bekant, als Napoleons Maßregel, durch einen Tagesbefehl Berthiers vom 5ten Mai, bekant machen zu lassen, „daß ein gewisser Chasteler, angeblich General im östreichischen Dienst, beschuldigt die Ermordung baierscher und französischer Gefangenen veranlaßt zu haben, im Fall er gefangen werde, vor eine Militärkommission gestellt und binnen 24 Stunden erschossen werden solle." — Nur durch eine so ehrlose Beschuldigung mochte eine Maßregel beschönigt werden, welche in unserm Jahrhundert durchaus einzig dasteht. Sie blieb übrigens schwerlich ohne Einfluß auf Chastelers Gemüth, der nach dem unglücklichen Gefechte bei Wörgl (am 13. Mai gegen Marschall Lefevre geliefert) nicht lange zögerte, mit einigen Truppen Tirol zu verlassen, und durch Salzburg und Steiermark nach Ungarn zu marschiren, wo sich fernerhin keine Gelegenheit zu ausgezeichneter Theilnahme an dem Kampfe darbot. Im Feldzuge von 1813 finden wir ihn an der Spitze einer Grenadierdivision, mit welcher er bei Dresden im Centrum focht. Bald nach der Schlacht von Culm wurde Chasteler zum Feldzeugmeister und Gouverneur von Theresienstadt ernant, und führte in der zweiten Hälfte des Oktober eine Truppenabtheilung zu dem Blokadecorps von Dresden, wo ihm das unangenehme Geschäft zu Theil ward, dem Marschall St. Cyr zu eröffnen, daß die mit dem Oberbefehlshaber des Belagerungscorps Grafen Klenau geschlossene Konvention die Genehmigung des Generalissimus nicht erhalten habe. Er ging, nachdem der Marschall sich in das Loos der Kriegsgefangenschaft gefügt, nach Theresienstadt zurück, ohne weiter thätigen Antheil an den folgenden Kriegsereignissen zu nehmen, und ward nach der Organisation des lombardisch-venetianischen Königreichs zum Gouverneur von Venedig ernant, wo er am 10. Mai 1825 verstarb. Hat er auch hauptsächlich nur durch jene merkwürdige Achtserklärung ein allgemein historisches Interesse erlangt; so ist ihm doch als einem der ausgezeichnetsten Generale des östreichischen Heeres ein rühmlicher Platz in dessen Kriegsgeschichte sicher. (*Schulze.*)

CHASTELLAIN (Claude), Canonicus zu Paris, aus einer alten Familie von Beaujolois, Sohn eines Statsrathssekretärs, hat sich vorzüglich durch liturgische Arbeiten, zu deren Behufe er Frankreich, Italien und Teutschland bereisete, ausgezeichnet. Der Erzbischof Harlay von Paris stellte ihn an die Spitze einer Commission zur Durchsicht und Verbesserung der liturgischen Bücher; auch leistete er diesen Dienst andern Bischöfen und geistlichen Orden mit Eifer und Einsicht. Übrigens lieferte er auch ein römisches und ein allgemeines Martyrologium u. a. m. Er starb am 20. März 1720 †). (*H.*)

CHASTELLUZ, CHATELLUZ (François Jean, Marquis von), französischer Marechal de Camp, aus einer angesehenen Familie entsprossen, und 1734 zu Paris geboren. Schon im 14. Jahre kam er zur Armee, erhielt im 20. J. ein Regiment, und später ein anderes von 4 Bataillons, das seinen Namen führte, und mit dem er allen Feldzügen des 7jähr. Krieges beiwohnte. Während des Krieges der Engländer mit ihren Kolonien kam er 1780 nach Amerika, stand als Generalmajor bei Rochambeau's Armeecorps, und erwarb sich durch die Tapferkeit, mit der er für die Freiheit der Amerikaner kämpfte, das besondere Wohlwollen Washington's. Als er nach 3 Jahren in sein Vaterland zurück kehrte, wurde er Gouverneur von

†) Vgl. Biogr. univ. T. VIII. (von Tabaraud).

Longwi und Inspektor der Infanterie. Er starb den 28. Oktober 1788. Als Militär genoß er die Liebe der Offiziere und Soldaten, und die Gelehrten schätzten ihn wegen seiner mannichfaltigen Kentnisse, deren Vermehrung ihm so wichtig war, daß er von frühen Jahren an alle seine Mußestunden wissenschaftlichen Beschäftigungen weihte. Mehre gelehrte Gesellschaften belehrten ihn deßwegen mit ihrem Diplom, und die Académie française nahm ihn 1775 unter ihre Mitglieder auf. Während die Inoculation der Blattern in Frankreich viele Gegner fand, ließ er sich dieselben einimpfen, und schrieb: Nouveaux éclaircissemens sur l'inoculation de la petite vérole. 1764. 12. Auf diese erste Schrift folgte sein Essai sur l'union de la musique et de la poésie. à la Haye et Par. 1765. 12. [1]), und sein Buch De la félicité publique ou considérations sur le sort des hommes dans les différentes époques de l'histoire. 1772.; augm. Amst. 1776. Vol. II. 8.; Engl. 1775. 12. (Teutsch, nach der neuesten verbess. und verm. Ausg. Leipz. 1780. 2. Th. 8.); reich an schönen Gedanken und einzelen scharfsinnigen Bemerkungen, aber von Voltaire überschätzt, der dieses Buch dem Geiste der Gesetze von Montesquieu vorzog [2]). Eine Frucht seines Aufenthaltes in Amerika war die Voyage dans l'Amérique septentrionale. 1785. 8. öfter Par. 1788. Vol. II. 8. mit Karten u. Kpf. Engl., London m. Anm. 1787. 2 Bde. 8. u. zweimal Teutsch, Hamb. 1785. 8. Frkf. u. Lpz. 1786. 8. Es sind keine zusammenhängenden Erzählungen, sondern einzele kleine lesenswerthe Bemerkungen und Nachrichten von dem, was der Verfasser selbst gesehen hatte, hauptsächlich in der Provinz Newyork, von Philadelphia und seinem Aufhalte in Virginien [4]). Unter den übrigen Schriften des Verfassers bemerken wir noch die Discours sur les avantages et les désavantages qui résultent pour l'Europe de la découverte de l'Amérique; objet de prix proposé par Raynal. Londr. (Par.) 1787. 8. (Teutsch, Halle 1788. 8.) die la Harpe für die beste Schrift des Verfassers erklärt. Zu verschiedenen Journalen lieferte er Beiträge und Artikel zu den Supplementen der großen Encyklop. [5]). (*Baur.*)

1) Einen Auszug und eine Beurtheilung dieser kleinen Schrift findet man in Hillers wöchentlichen Nachrichten, die Musik betreffend v. J. 1767. S. 379, und noch ausführlicher in der neuen Bibl. der schön. Wiss. Bd. 2. S. 293—316. In den hamburg. Unterhalt. Bd. 7. S. 525 ff. ist sie vollständig in einer teutschen Übers. (von C. D. Ebeling) zu lesen. Zu diesem Essai gehören noch 2 Briefe, die im 2. Bde. der hamburg. Unterhalt. stehen. Der eine von Metastasio, worin er seine Bedenklichkeit darüber äußerte, daß der Verfasser der Musik zu viele Vorzüge vor der Poesie eingeräumt habe; der zweite ist eine Antwort des Verf. auf diese Bedenklichkeiten. 2) S. Lossius neueste philos. Literatur St. 5. S. 77 — 108. 3) Schon 1782 wurden 24 Exemplare dieser Reisebeschreibung, oder vielmehr nur Fragmente aus derselben, in einer tragbaren Druckerei, die sich am Bord der französischen Eskadre von Rhode-Island befand, abgedruckt. Leidenschaftlich und parteiisch wurden manche Behauptungen des Verf. bestritten von Brissot von Warviele, in seinem Examen crit. des voyages de Mr. de Chastellux. Par. 1786. 8. und noch heftiger von einem Ungenanten in den Remarks on the travels of the Marq. de Chastellux. Lond. 1787. 8. 5) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VIII. (von Eyriès). Ersch's gel. Frankr.

CHASUARII (auch Chassuarii, Chattuarii, Cattuarii, Gattuarii und Attuarii [1]), wohnten nach Ptolemäos [2]) unter den Longobarden auf der Westseite der Weser von den nördlichen Theilen des Gebirges Abnoba bis in die Nähe der Weser unter der Lippe; also im nördlichen Theile des Herzogthums Westphalen, und in der Südhälfte von Paderborn. Ungefähr dieselben Wohnsitze gibt ihnen Tacitus [3]), nur etwas westlicher und im Osten durch die Dulgibiner eingeengt. Dadurch, daß diese sich auf die Ostseite der Weser zogen, und die Chauken von den Longobarden in ihre alten Bezirke zurück gedrängt wurden, erhielten sie wahrscheinlich Gelegenheit, sich längs der bergigen Gegenden weiter auszubreiten. Sie gehörten zum Cheruskerbunde, und in ihrem Lande ward wahrscheinlich Varus geschlagen. Auch gehörten sie zu den Völkern, über welche Germanicus triumphirte [4]). Unter dem Namen Attuarier erscheinen sie später im Bunde der Franken auf der Westseite des Niederrheins im Herzogthum Geldern [5]). Der Name erhielt sich bis ins 8te Jahrh. — Die Namen Chassuarii u. Chattuarii sind nur verschiedene Aussprachen. Wahrscheinlich komt der Name von Chatt, welches man in Chass abänderte, und dem alten Fara (Vara) Geschlecht, weil man sie für Namenverwandte der Chatten hielt. Ihn von der Hase abzuleiten, ist darum nicht thunlich, weil sie ursprünglich ihre Wohnsitze nicht an diesem Flusse hatten; und, wenn sie auch eine Zeit lang daran wohnten, sie vielleicht eher dem Flusse den Namen gegeben hätten [7]). (*Ricklefs.*)

CHASZARVAR oder **CSASZARVAR**, kroatisch Czeszar Grad (d. h. Kaisersburg), ein altes verfallenes Schloß in Kroatien dießseits der Save, marosdiner Gespanschaft, im obern zagorianer Bezirk, zur Herrschaft Novi Dvori der gräflichen Familie Erdödy gehörig, 6 Stunden von Agram, wovon noch jetzt im gemeinen Leben ein eigener Bezirk den Namen führt. (*Rumy.*)

CHATAM (William Pitt, Graf von), gehört zu den Männern, welche die Engländer das Riesengeschlecht nennen. Er ist 1708 geboren und der Sohn eines Landedelmanns in Cornwall, Robert Pitt Esq. von Boconnock. Seine Jugend fiel in die Zeit, worin die Leidenschaften zwischen den Parteien der Tory und Whig noch frisch glühten, beide über unbestimte, wenn nicht unbestimbare Statsbegriffe, und um die Landesverwaltung stritten, bei welcher jene von der Willenseinheit, diese von der Willensgemeinschaft mehr erwarteten, und als die namhaften Familien in ihrer Stellung und ihrem Einflusse an dem Hofe und zu Hause, unter einem bald Whig- bald Toryministerium nach der jüngst veränderten Thronfolge und dem nun schnell eintretenden Thronwechsel schwankten. Aber zugleich war man auch einig in dem Haß des Papstthums und der französischen Eroberungssucht, und dieser Haß war durch den langen Krieg gegen Frankreich, und die Gewalt der großherrlichen Willenseinheit unter König Ludwig XIV. neu ge-

1) *Vellej. Pat.* II, 105. 2) II, 11. 3) Germ. 34. 4) *Strab.* VII, 1, 3; *Tac.* Ann. I, 56. 5) *Amm. Marc.* XX, 10. 6) Chron. Laurish. b. *Freher* p. 108. 7) Vgl. *Cluv.* Germ. III, 15. u. *Spener* Not. Germ. antiq. IV, 9.

schärft, und er ward in den Kirchen und Schulen von den Geistlichen in der Furcht vor der Rückkehr des vertriebenen Königsgeschlechts und der katholischen Kirchenherrschaft mit französischer Hilfe, fortgeschärft. Machte dieser Haß, wovon auch das Sprichwort zeugt: „ich liebe mir den guten Hasser,“ einen Theil der englischen Erziehung, so machte Liebe zu Vaterland und Verfassung, für Wahrheit und Arbeit, und eine strenge Sittenzucht den andern. Unter diesen äußern Einwirkungen entwickelte sich Chatam, und schon in dem Jünglinge ward der Mann geahnet. Er nahm auf den ersten Blick durch natürliche Würde und gefälliges Wesen ein. Sprache und Gesichtszüge waren edel, und er hatte sie so in seiner Gewalt, daß er zugleich gehört und gesehen werden mußte, und selbst der Schauspieler Garrick ihm die Meisterschaft zuerkante. Den Jüngling zogen die großen Geister des Alterthums an, und er bemächtigte sich der Geschichte der Griechen und Römer. Von ihrer Glückszeit und ihrem Gemeinwesen nahm er das Bild für sein geliebtes Vaterland. Mit Selenglut war er für die Whigs, aber auch mit dem praktischen Verstande, welcher die Behandlung der Sachen und Menschen nach den Umständen berechnet. Das öffentliche Verfahren in England ließ schon damals zu, sich eine richtige Kentniß der Landessachen und der Statsgeschäfte zu verschaffen; und er gewann auch bald eine Stellung in der Gesellschaft, um mit allen ausgezeichneten Männern bekant zu werden. Der Einfluß der Frauen auf Statssachen hörte damals in England auf; aber die letzte Frau, welche ihn besessen, die Herzogin von Marlborough hinterließ ihm ein Vermächtniß von 60,000 Thlr. Da er so England vor Augen hatte, und England auch im Sinne behielt, wenn er allgemeine Verfassungsbegriffe entwickelte, oder sich auf die Höhe der Statswissenschaft stellte, so nahm er dabei die Idee des Volkes, dessen Gemeinschaft die Natur gegründet hat, als die höchste, und dessen Veredelung in der Wechselwirkung von Freiheit und Ordnung als den Endzweck. Doch ließ auch seine Einbildungskraft den Ruhm nicht fehlen, und bei dem Glauben, daß eine große Heeresmacht die Freiheit gefährde, hoffte er von einer herrschenden Seemacht, auf Englands Verherrlichung. Er kante das französische Schriftwesen, worin damals die Beglückung des ganzen Menschengeschlechts als Statslehre verkündigt und gefeiert wurde. Seine Statslehre beschränkte sich in Betreff anderer Völker darauf, gegen sie menschlich und rechtlich zu seyn; das wollte er auch den Franzosen gehalten, ihren Hochmuth aber so viel nur möglich gedemüthigt wissen. Er haßte sie desto heftiger, je eifriger er seinem Kirchenglauben ergeben war. Die Tiefe seines Gefühls konte nicht ohne Andacht seyn, und seiner Geistesklarheit nicht entgehen, daß über die Möglichkeit der Erfahrung kein Erkentniß reiche, aber doch die Hoffnung, der Glaube bleibe. Er hielt sich an den Glauben seiner Väter, zugleich aber auch an den Verstand nach Locke's Lehre; und handelte nach seinem Gewissen so, daß in dieser Rücksicht alle seine Feinde keinen Tadel an ihm gefunden haben. Die Franzosen werfen ihm seinen Haß gegen sie vor, beschuldigen ihn aber nicht, wie seinen Sohn, dabei der unerlaubten Mittel. Er war durchaus gerecht, uneigennützig, zuverlässig, ein treuer, dienstwilliger Freund; er hatte viele Gelegenheit sich zu bereichern und starb in Schulden, ohne Verschwender zu seyn. Man liebte den herzensguten Mann und bewunderte den gewaltigen Geist, der eben so glücklich die witzigsten als die spitzfindigsten Waffen führte, die Hochgefühle aufregte, und durch große Gedanken überraschte, dem schlichten Verstande die Auflösung der schwersten Geschäftsverwicklung klar machte, und in gefährlichsten Statsverlegenheiten noch Hilfsmittel entdeckte. In seinen Reden ist jene alterthümliche Naturkraft, die niemals veraltet; aber Manches darin muß nach dem Geschmacke seiner Zeit und nicht der unsrigen beurtheilt werden, nach dem Eindrucke, welchen es damals machte und nicht welchen es jetzt als Überladung und falsche Zierath macht. Für die Verwaltung scheint er im Kriege geeigneter, als im Frieden gewesen zu seyn, er wollte glühend und starr, was geschehen konte, riß dazu mit sich fort, begeisterte.

England erkante seinen Mann in ihm, als er von dem Flecken Oldsarum ins Parlement gesandt war, und es kam seitdem nur auf ihn an, ob er an der Verwaltung seines Vaterlandes als ein mächtigster Wortführer im Parlement, oder als Statsbeamter Theil nehmen wollte. Er war früher in Kriegsdiensten gewesen, und hatte die Stelle als Kammerherr bei dem Prinzen von Wales, mehre Ämter und 1746 die Ernennung zum Geheimenrathe erhalten, als er 1756 bei dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges ins Ministerium trat, aber sogleich wieder es verließ, weil er seine Meinung nicht geltend machen konte, und sie selbst wider den König Georg II. geltend machen wollte. Doch der Krieg nahm eine ungünstige Wendung, und der König berief ihn wieder (1757), nach der öffentlichen Meinung ins Ministerium. Er ward nun dessen Sele, und überbot die Geschäftsberechnungen des französischen Ministers Choiseul für den Krieg und die Statsverhandlungen mit Sturmeseile. Seine Feuerworte hallten aus dem Parliamente durch ganz England wieder, und auf dem Schiffe war im Todesurtheil gegen Admiral Byng die Losung Sieg oder Hinrichtung gegeben. Größer als je wurden die Geldverwilligungen und die Flotten; Millionen, herrliche Pferde und Waffen gingen nach Teutschland. Wie zum Opfer gleicher Kriegsschuld von England und Frankreich und sich selbst zu gleicher Ehre fielen im Kampfe um Quebeck Wolfe und Montcalm, aber den Siegespreis, die Stadt gewannen die Engländer. Sie ordneten daheim auf seinen Betrieb ihre Landwehr wider die Landung, welche auf Choiseul's Betrieb eine Flotte von 21 Linienschiffen und 6 Fregatten versuchen sollte. Aber die englische Flotte, kaum halb so stark, traf und zerstreute die französische. Mit solcher Überlegenheit ward der Krieg geführt, daß Choiseul nach Madrid schrieb: Frankreich kann nicht mehr als Handelsmacht, und also nicht als Macht ersten Ranges angesehen werden. Es hat weder auswärts, noch bei sich selbst Kredit. Wir können uns nicht 20 Millionen verschaffen, ohne die Zinsenzahlung einzustellen, und daraus würde Revolution entstehen. Der König von Spanien ließ seine Friedensvermittelung zu London dringend antragen, Chatam antwortete aber, daß es noch nicht Zeit sei, an den Frieden zu denken. Eng-

land müsse noch größere Eroberungen machen, um seinem Handel die volle Entwickelung zu geben. Die Staten würden durch Krieg mächtig, dadurch habe sich Frankreich vergrößert; und England jetzt im Kriege schwäche und erniedrige mit Recht seinen Nebenbuhler. Es wolle nicht alle Eroberungen behalten, könne aber seine Sache von der Preußischen nicht trennen, und müsse die Vermittelung von Spanien ablehnen, das über das Loos der französ. Kolonien in Amerika zu viel Unruhe zeige, um ein unbefangener Vermitteler zu seyn. Die Erreichung der hier ausgesprochenen Absichten ward schwieriger, als König Georg III. den Thron bestieg (25. Okt. 1760), weil der König aus Liebe zu seinen teutschen Erbstaten den Frieden wünschte, worin der Krieg von Chatam als Nebensache bei dem entscheidenden Kampfe für die Seeherrschaft betrachtet wurde, und weil durch die Gunst des Lords Bute bei dem Könige die Tory in Gunst und Einfluß kamen, und die Auflösung des Whigministeriums sich erwarten ließ. Chatam hatte auf eine Kriegserklärung gegen Spanien angetragen, und mußte statt dessen mit Frankreich über den Frieden unterhandeln. Es kam ein französischer Bevollmächtigter nach London, der offen gestand, daß ihm das Verhandeln einem Chatam gegenüber schwer werde, und Chatam erschwerte es vorsätzlich. Er häufte Spitzfindigkeiten auf Spitzfindigkeiten, um den Besitzstand als Grundsatz für die Verhandlung zu verwahren, und doch in seiner Anwendung dabei durch verweigerte, vorläufige Bestimmung der Richttage für diesen Besitzstand freie Hand zu haben. Von seiner Seite erklärte er die Verhandlung abgebrochen, wenn von französ. Seite der Grundsatz des Besitzstandes von der Bestimmung der Richttage sollte abhängig gemacht werden. Er vertiefte sich in alle streitige Punkte und erhob sich wieder zur allgemeinen Übersicht, wonach Frankreich nichts als Minorka den großen englischen Eroberungen entgegen zu setzen hätte; denn alle Frucht aus seinem Kriege in Teutschland wäre nur, daß es mit einem ungeheuren Verlust von Geld und Menschen Östreich mächtiger gemacht hätte. Seine eigenen Verbündeten würden nicht nachgeben, daß es dort eine Hand breit Land behielte, und von seinen dortigen Eroberungen könte gegen England gar nicht die Rede seyn. Die gekaperten Schiffe vor der Kriegserklärung wären in gerechter Wiedervergeltung der franz. Gewaltthätigkeiten verfallen. Die Kanonen hätten zu Gunsten Englands entschieden, und er betrachtete ihre Entscheidung als einen Rechtsspruch, da es keinen Gerichtshof über den Streit von Völkern gäbe. Nachdem England die Seeherrschaft erlangt hätte, wäre ihm die Schleifung der Hafenwerke von Dünkirchen gleichgiltig, das Volk sähe sie aber als ein bleibendes Denkmal der Demüthigung Frankreichs an, und der Minister setzte seinen Kopf in Gefahr, der nicht darauf bestände. Als Frankreich dann spanische Beschwerden einmischte, und ein spanisches Bündniß im Hintergrunde versteckt hielt, hatte sein Bevollmächtigter mündlich die ganze Heftigkeit von Chatam zu bestehen, und erhielt dann die spanische Denkschrift mit einer harten schriftlichen Erklärung zurück. Chatam hatte die Form, die von ihm abhing, möglichst rauh genommen, in den Friedensbedingungen selbst, worin er vom Ministerium abhing, schien man nachgiebiger zu werden. Choiseul schrieb dem Gesandten, wenn wir nur ein paar Handelsorte in Ostindien, und die beiden Inseln France und Bourbon haben, die Niederlassungen am Senegal und unsere amerikanischen Besitzungen, Kanada ausgenommen, wieder bekommen, so halte ich den Frieden nicht für schlecht; und es lautete die letzte franz. Erklärung auf das nachgiebigste. Aber Chatam antwortete darauf kaum anders als durch ein spöttisches Lächeln; und wie die Zurücksendung der spanischen Denkschrift den Abschluß (15. Aug. 1761) des Familienvertrages zwischen Frankreich und Spanien entschieden hatte, so bewirkte er auch den völligen Abbruch der Friedensverhandlung mit Frankreich, bevor er aus dem Ministerium trat (5. Okt. 1761). Sein Nachfolger wollte die Verhandlung wieder anknüpfen, Choiseul meinte aber, nur einem Chatam gegenüber habe er die gemachten Zugeständnisse wagen dürfen. Chatam stellte sich nun an die Spitze der Opposition im Unterhause und war das Haupt der Whigs im ganzen Lande. Das Stadtvolk hing besonders an ihm, als dem Beförderer des Handels und der Schifffahrt, und die Stadt London beschloß, ihm feierlich für seine Verwaltung zu danken, und zu seiner Ehre eine Inschrift auf die Blackfriarsbrücke setzen zu lassen. Dennoch ward er im Parliamente überstimt, als er auf Fortsetzung des Krieges drang; denn im Sinne des neuen Tory-Ministeriums erklärt sich der Landadel, welcher dort im Besitze der Stimmenmehrheit ist, für sein Interesse und seinen Einfluß meist die Grundsätze der Tory hat, und von dem Kriege Last genug, aber nicht den augenblicklichen Vortheil hatte, auch sah, daß die gewaltige Kriegsanstrengung und der begünstigte Aufschwung des auswärtigen Handels nicht ohne innere Unordnungen geschehen war, und daß man die Ernährung von tausend Mal tausend siechen Gewerbarbeitern von dem auswärtigen Warenabsatz abhängig machte. Chatam redete seinerseits dem arbeitenden Stande das kräftigste Wort, und trug bei, daß der gemeine Mann in England nicht stumm, wie in andern Ländern, zu der Klage gemacht und geworden ist, wenn die Noth über ihn komt, daß er bei dem Steuerwesen nicht der bedrückte, sondern der begünstigte Volkstheil ist, und daß er zu seinem täglichen Brot, dem höchsten Arbeitslohne in Europa, nicht begnadigt, sondern vollberechtigt ist. Chatam war zu starr, wenn es Grundsätze galt, als daß der Versuch einer Vermittelung zwischen ihm und Bute glücken konte, und die Zeit eines Vergleiches zwischen den Torys und Whigs war auch noch nicht gekommen. Aber aus dem Unterhause ward er entfernt, da er 1766 als Viscount von Burton und Graf von Chatam Sitz im Oberhause erhielt, zugleich ward er geheimer Siegelbewahrer. Schon damals rieth er warnend zur schonenden, milden Behandlung der Amerikaner, und als es zum Kriege mit ihnen kam, sprach er so (1775): die Geschichte war immer meine Lieblingswissenschaft, und ich nahm, stolz Engländer zu seyn, von den Griechen und Römern die großen Erinnerungen der Vaterlandsliebe mit Lust u. Emsigkeit in mir auf. Darauf erkläre ich nun, daß auf jenem gefeierten Boden der Freiheit weder das Volk, noch der Rath, in seinem Betragen edler und fester mir erscheint, als der

Kongreß zu Philadelphia. Nach Erwägung der Reden und Beschlüsse dieser weisen Abgeordneten sage ich mit: die Prahlworte und Kunstgriffe unserer Minister sind eben so ohnmächtig, um solche Geister zu erniedrigen, als die Kräfte unserer Insel, um mit Hilfe von ein paar tausend bewaffneten Sklaven aus Hessen ein Land zu bezwingen, wo die Leidenschaft der Freiheit mit allen sie gründenden Tugenden auf ungeheuren Räumen athmet. Blinde Minister, seht ihr nicht, daß Amerika seine Hamlden, seine Sidney hat? Der Geist des Widerstandes, der es heute beselt, ist derselbe, der unsere Vorfahren entflamte, um willkürliche Steuern abzuwehren, als sie vor Alters den Grundsatz auf die eherne Tafel gruben, daß kein Unterthan von Großbritannien besteuert werden könne als mit seiner Einwilligung. Wünschen wir uns Glück, daß der Ruf der Whigs, dieser treuen Wächter an den Grundfesten unserer Verfassung, jenseits des atlantischen Meeres wiederhallt. Wir, die treuen Whigs, müssen mehr als je in den englischen Amerikanern unsere Brüder erkennen. — An uns ist, durch beständige Vorstellungen auf ihre Aussöhnung mit dem Mutterlande zu dringen. Es ist kein Augenblick zu verlieren, um zu ihr zu kommen; sie kann noch der Schrecken von Frankreich und Spanien werden, und entheiligende Verbindungen verhindern; sie verstößt nicht wider unsern Ruhm. Noch hat unser Heer in Amerika keine Niederlagen erlitten... Ich sehe, man erstaunt bei dem Worte. Unsere Minister geben sich das Ansehen, von einer unerfahrenen Landwehr nichts zu fürchten; und ich fürchte die Wehren freier Männer sehr. Aber was sind die Mittel der Aussöhnung? Soll man erst den einen und dann den andern Beschluß zurück nehmen? Nein, sondern Alles auf ein Mal zurücknehmen, was unsere Brüder demüthigt und kränkt, vor Allem aber das Heer von Boston entfernen, das dort nur eine Schmach abzuwarten scheint. Die Schmach folgte in der That der Rede schnell nach, da die große Mehrzahl im Parliamente für den Krieg und die Minister stimte. Aber die Schmach ward wieder durch Siege ausgelöscht, für welche das Parliament Glückwunsch an den König beschloß. Chatam stimte dagegen mit der Bemerkung, daß man mit Hilfe der Wilden über die Brüder gesiegt habe. Lord Suffolk erwiederte, wir haben uns ohne Schimpf und ohne Missethat der Mittel bedienen können, welche Gott und die Natur in unsere Hände gelegt hat. Da rief Chatam: „Wie wagt man durch Gottes Gesetz und sein heiliges Wort die Schandthat zu rechtfertigen, die Kannibalen zum Gemetzel aufzurufen, welche die Gefangenen martern, zerreißen und verschlingen, ihr Blut trinken und sich mit ihrer Kopfhaut zum Siegeszeichen schmücken! Ich richte meinen Anruf gegen die Bank, wo die erleuchteten Diener unserer Religion sitzen, damit sie wegen dieser gotteslästerlichen Beschuldigung gerächt werde. Ich fodere die Bischöfe auf, die Heiligkeit ihres Priestergewandes, die Richter, die Reinheit ihres Hermelins vorzuhalten, um uns vor solcher Entweihung zu bedecken, ich fodere Sie, Milords! auf, die Würde Ihrer Ahnen und Ihrer eignen Gesinnung, und die Ehre der Volksgesinnung zu rächen. Unter den Bildern, welche die Mauern dieser Halle schmücken, sehe ich den unsterblichen Vorfahren des edeln Lords, dem ich antworte, ich sehe Lord Effingham, den ruhmvollen Zerstörer der Armada vor Unwillen knirschen. Vergeblich hätte er die Religion und die Freiheit vor der Zwingherrschaft von Rom vertheidigt, wenn noch verdammungswürdigere Gräuel als das grausamste Verfahren der Ketzergerichte bei uns eingeführt und geheiligt werden sollten.— Spanien ließ in den Reihen seiner Soldaten Kriegshunde ziehen. — Es rühme sich nicht mehr, Alles in Unmenschlichkeit übertroffen zu haben. Wir haben andere Kriegshunde gegen unsere Landsleute losgelassen, welche die heiligsten Bande mit uns vereinigen.— Ich bin alt und schwach, und kann nicht mehr davon sagen; aber es war mir unmöglich, weniger zu sagen. Ich hätte heute Abend mein Haupt nicht ruhig niederlegen können, wenn ich meinen Unwillen nicht ausgehaucht hätte." Vergeblich rieth er von Neuem zur Versöhnung mit den Nordamerikanern, und ahnete Unglück für die englischen Waffen, welches sie entscheidend bei Saratoga (17. Okt. 1777) traf, oder, während er sprach, schon getroffen hatte. Auf diese Unglücksnachricht gestanden die Minister, daß sie die amerikanische Sache unrichtig behandelt hätten, und auf die nachfolgende Erklärung (13. März 1778) von Frankreich, daß es mit den nordamerikanischen Staten einen Freundschafts- und Handelsvertrag geschlossen habe, fand die Meinung großen Beifall, daß man die Unabhängigkeit der Amerikaner gegen Handelszugeständnisse anerkennen müsse. Chatam war sehr kränklich, und nahm an den Parliamentssitzungen keinen Theil mehr, urtheilte aber, daß es nicht mehr an der Zeit sei, zu bedenken, und daß man Amerika's Unabhängigkeit in seinem Bündniß mit dem rüstenden Frankreich nicht anerkennen dürfe. Der Herzog von Richmond trug indeß auf die Anerkennung der Unabhängigkeit von Amerika an, und entwickelte eben die Gründe dafür im Oberhause; da trat Chatam mit todtenbleichem Gesicht und flammendem Blick auf seinen Sohn William Pitt gestützt ein, und die Versamlung erhob sich mit Rührung bei diesem Anblick. Er nahm das Wort, nachdem Richmond geendet; „zum letzten Male komme ich in diese Hallen, wo ich so viele nützliche Beschlüsse für das Wohl und für den Ruhm meines Vaterlandes nehmen sah, und ich komme unter schwerem Kummer, der mich unempfindlich vor dem Schmerze, und vor dem Tode macht, den ich erwarte. Wie fern sind wir von jenen Tagen, worin wir in der alten Welt gefürchtet, und in der neuen gehuldigt waren! Durch welches Gewirr von Fehlern und von Mißgeschick hat es dahin kommen können, daß in dieser Kammer der Vorschlag gehört wird, England möge der Hoheit über Amerika entsagen? Ich danke dem Himmel, daß sich das Grab nicht über mich geschlossen hat, bevor ich meine Stimme wider die Zerreißung dieses alten und edeln Reichs erhoben habe. Ich wünschte Kraft genug zu haben, um meinem Vaterlande zu zeigen, welche Anstrengungen es machen, und wie es verfahren müßte, um diese Schande zu vermeiden; und ich vermag Ihnen nur zu sagen, wie es mich empört, wie feig ich finde, unsere Rechte aufzuopfern, und die blühendsten Besitzungen aufzugeben. Ein Volk, so lange der Schrecken der Welt, geht hin zum Fußfall vor dem Hause Bourbon. — Jeder Entschluß ist besser als die

Verzweiflung. Noch Eine Anstrengung lassen Sie uns machen; und sollen wir fallen, so wollen wir als Männer fallen." Richmond wünschte, daß Chatam die Mittel angebe, wodurch England zugleich den Krieg mit Amerika und mit Frankreich bestehen könne, und fragte, welcher Engländer diese Aufgabe lösen werde, wenn sein Geist es nicht vermöge? Alle Blicke waren auf Chatam gerichtet, es herrschte tiefe Stille, und er sammelte sich. Seine Brust war in großer Bewegung, das Auge fest gen Himmel gerichtet, und er wollte reden. Da sank er zusammen, und ward für todt aus der Versamlung getragen. Aber das letzte Aufflammen seines Geistes erfüllte das Volk mit neuem Muthe und nach des Sterbenden Willen ward mit den Amerikanern fortgekämpft und die französische Anerkennung ihres Freistates als Kriegserklärung aufgenommen. Nach seinem Tode auf Hayes bei Kent (11. Mai 1778), ward in dem Rathe des Königs und des Volkes oft und lange gefühlt, daß er, sein Urtheil über die Geschäfte und seine Gewalt über die Gemüther fehle. Man trauerte in den Familien um ihn, als wenn er zu jeder gehört hätte, und gleich einem Hausvater hatte er ihnen ans Herz gelegt, daß die Stärke von England auf seinem Familienwesen, auf der Andacht und der Liebe, auf der Wahrheit und der Treue im häuslichen Kreise beruhe. Warnend, abschreckend, hatte er das Bild der Römer, ihre Familienzerrüttung, ihr Elend, ihren Untergang vorgehalten. So wird England nicht fallen. Auch sagte er einst, schlechte Minister werden den König wol nicht um die Liebe des Volks bringen, aber sie können machen, daß die Krone des Tragens nicht werth ist. Die Gegner des Lebenden ehrten und feierten mit seinen Freunden und ganz England das Andenken des Todten.— Prachtvoll und auf öffentliche Kosten geschah sein Begräbniß; die Bezahlung seiner Schulden von 120,000 Thlr. und ein Erbenzins seiner Nachkommen von 24,000 Thlr. ward vom Parliament bewilligt, und ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei und zu Guildhall errichtet. (*v. Bosse.*)

CHATANGA, ein Fluß, welcher in dem tomskischen Kreise der Statthalterschaft Tobolsk in Sibirien, ungefähr unter (67° 32′ n. Br. u. 109° östl. L. aus einem kleinen See fließt, und nachdem er mehre kleinere Flüsse aufgenommen hat, in das Eismeer fällt, wo er eine beträchtliche Bai macht. (*J. C. Petri.*)

CHAETANTHERA R. et P., eine Pflanzen-Gattung aus der Abtheilung der 19. Linné'schen Klasse, welche Candolle Labiatifloren und ich Perdicieen nennen. Char. Dreifach geschuppter gemeinschaftlicher Kelch. Kahler Fruchtboden. Zweilippige Blümchen: die innere Lippe der Strahlblümchen besteht aus zwei gedrehten Fäden. Die Antheren sind mit zwei Sporen versehen, die Samen warzig, die Samenkrone mit scharfen Haaren besetzt. Es sind 4 Arten bekant, die in Chili und Magellanien wachsen. Syst. veg. III. 503. (*Sprengel.*)

CHAETARIA Pal. Beauv., ist eine Abtheilung der Grasgattung Aristida, wo die nackte Granne bis auf die Basis getheilt ist, f. Aristida. (*Sprengel.*)

CHATEAUBOURG, Marktfl. im Bez. Vitré des franz. Dep. Ille Vilaine, mit 1161 Einw., hat gute Schiefer- u. Bausteinbrüche. (*Hassel.*)

CHATEAUBRIANT, die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Niederloire, welcher auf 29,¹⁶ □Meilen in 7 Kantonen und 37 Gemeinden 49,660 Einw. zählt. Sie breitet sich unter 47° 45′ und 16° 15′ L. an der Chère aus, hat 1 altes Schloß, 1 Kirche, 1 Hospital, 630 Häus. und 3049 Einw., die Serges weben, und Gärbereien unterhalten. Sie ist der Geburtsort des Arztes Franc. Jos. Hunauld † 1742. (*Hassel.*)

CHATEAU-CHALON, Stadt im Bez. Lons le Saunier, des franz. Dep. Jura auf einer Anhöhe, nahe an der Seille, hat 1 Kirche, 641 Einw. und ansehnliche Cisternen. (*Hassel.*)

CHATEAU-CHINON, die Hauptstadt eines Bez. im franz. Dep. Nièvre. Sie liegt unter 47° 2′ Br. und 21° 23′ L. auf einer Anhöhe, unter welcher die Yonne fließt, hat 2 Kirchen, 1 Hospital, 205 Häus. u. 1733 Einw., die sehr gutes Leder und wollene Zeuge verfertigen, und mit Weinen, Holz und Vieh einen bedeutenden Handel treiben; es ist einer der Örter, welche Paris mit Brennholze, das auf der Yonne und Seine herabgeflößt wird, versorgen, und war vormals der Hauptort des Ländchens Morvand. (*Hassel.*)

Chateau d'If, f. If.

CHATEAU DE JOUX oder la Crochère, Dorf mit 239 Einw., in dem Bez. S. Claude des franz. Dep. Jura, bekant durch sein festes Schloß, das auf einem Berge über dem Doubs steht und einen Paß nach der Schweiz befehligt. Es hat deßhalb Wichtigkeit und wurde 1814 von den Östreichern erst nach hartnäckigem Widerstande genommen. (*Hassel.*)

CHÂTEAU-D'OEX, einer der sechszig Kreise des schweizerischen Kantons Waadt, im Bezirke Pays d'en haut Roman. Die Landschaft besteht aus mehren, von den Alpen gekrönten, wiesen- und weidereichen Bergthälern. Bewässert wird sie von mehren Alpbächen, die sich in die durchfließende Saane (la Sarine) ergießen, welche auch die Tournersse aufnimt, die das Thal von Etivaz durchströmt. Die Einwohner, ein echtes Hirtenvolk, etwa 3000 an der Zahl, haben in ihren einfachen, eigenthümlichen Sitten viel Ähnlichkeit mit den Älplern der Urkantone [1]). Sie sind reformirt und sprechen ein eigenthümliches, mit vielen keltischen Wörtern vermengtes Patois [2]). Ihre fast ausschließliche Beschäftigung besteht in der Viehzucht. Sie führen aus die von ihnen verfertigten bekanten Sahnenkäse, Honig, Pferde und Schlachtvieh [3]). Mit Ausnahme des Hauptorts sind alle ihre Gebäude aus Holz und mit Schindeln bedeckt. Diese Wohnhäuser, Ställe und Sennhütten liegen einzeln oder in kleinern und größern Haufen beisammen. Sie schmücken auf das Anmuthigste Berge und Thäler. Der Kreis hat nur 2 Kirchspiele: 1) l'Etivaz (f. d. Art.). 2) Château-d'Oex (früher Château-d'Oit oder d'Oyes, teutsch Ösch) Hauptort des Kreises und des Bezirkes, ein

---

1) Promenade aux Lacs de Liauson etc. im Conservateur Suisse V. p. 96. — (Karl Victor von Bonstetten) Briefe über ein schweizerisches Hirtenland (Basel 1782) S. 67, 105. 2) Du Patois de la Suisse Romande im Conservateur Suisse. VII. p. 404. 3) Von Bonstetten a. a. O. S. 54, 62, 84.

seit der am 28. Jul. 1800 erfolgten Einäscherung [4]) massiv aufgebauter Flecken mit 5 bedeutenden Viehmärkten jährlich, 1 Wochenmarkt und einer auf Kosten der Gebrüder Jacques François und Vincent Henchoz im J. 1814 gestifteten gelehrten Schulanstalt [5]). Die Kirche [6]), an der unter andern die zwei berühmten Schriftsteller Joh. Baptist Plantin [7]) und Philipp Bridel, Pfarrer waren, steht auf einer Anhöhe (la Motte), von der man auf den umliegenden Bergen Hunderte von Häusern erblickt. An derselben Stelle stand vor Zeiten ein Schloß der damaligen Landesherrn, der Grafen von Greyerz [8]). Ihre Weigerung ein von den Thalleuten mit dem Kanton Bern eingegangenes Bündniß (combourgeoisie) zu bestätigen, führte dessen Zerstörung im J. 1403 herbei. In den achtzigern des vorigen Jahrhunderts gehörte zu den Merkwürdigkeiten des Orts der sogenante lateinische Garten. Mit diesem Namen belegten nämlich die Einwohner den Garten, in welchem der Schulmeister Favrod [9]) die Gebirgspflanzen pflegte und botanisch bestimmte. Bei sehr beschränkten Mitteln kante sein Trieb für die Kräuterkunde keine Gränzen. Seine vielfachen Verdienste um die Bereicherung der vaterländischen Pflanzen ehrte vorzüglich Reynier, durch die Stiftung der Gattung Favrodinia [10]). Ein anderer ausgezeichneter Bürger von Château-d'Oex ist der im J. 1728 geborne Johann Georg von Genaine, der als k. k. wirklicher geheimer Rath, Feldmarschall-Lieutenant, Kommandirender in Slavonien und Syrmien und Ritter des Marien-Theresienordens starb [11]). Er hatte, wie man zu sagen pflegt, von der Pike auf gedient.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHATEAU DU LOIR, Stadt im Bez. S. Calais des franz. Dep. Sarthe. Sie liegt unter 47° 40′ Br. und 18° L. auf einer Anhöhe am Einflusse des Ive in den Loir, ist ummauert und galt sonst für einen sehr festen Platz, indem sie einmal im 11. Jahrhundert, eine 7jährige Belagerung ausgehalten hat, besitzt 1 Kirche, 1 Hospital, 435 Häus. und 2823 Einw., die Leinwand u. Leder verfertigen und mit Holz, Vieh, Weinen und trocknen Früchten handeln. (*Hassel.*)

CHATEAUDUN, die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Eure-Loir, welcher auf 26,²⁴ QMeilen in 5 Kantonen u. 91 Gemeinden 53,944 Einw. enthält. Sie liegt 48° 4′ 12″ Br. und 18° 59′ 2″ L. auf einer Anhöhe am Loir, worüber eine Brücke in die auf dem andern Ufer liegende Vorstadt führt, hat 1 Schloß, welches auf dem erhabensten Punkte der Anhöhe, nebst der Kapelle von den bekanten Grafen Dunois angelegt ist, 1 alte Stifts- und 6 andre Kirchen, 1 Hospital, einen weiten, gut bebaueten Marktplatz, breite, schnurgerade gezogne Straßen, 2 Vorstädte, 925 Häus. und 6046 E., die 4 kleine Etaminmanuf. unterhalten, wollne Decken und Leder verfertigen und vorzüglich guten Cider brauen. Sie ist der Geburtsort des Historiographen Bouthrais † 1630. (*Hassel.*)

CHATEAU-GONTIER, die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Mayenne, welcher auf 26,¹⁹ QM. in 6 Kantonen und 79 Gemeinden 66,849 Einw. zählt. Sie liegt unter 47° 47′ Br. u. 16° 54′ L. an der Mayenne, die hier schiffbar wird, hat 4 Kirchen, 1 Hospital, 700 Häus. und 4234 Einw., die Leinen- u. Wachsbleichen, Wollenzeug- u. Etaminweberei, Hutmacherei u. Gärbereien unterhalten, und einen kleinen Handel treiben. Die Heilquelle bei der Stadt wird nicht benutzt. (*Hassel.*)

CHATEAU-LANDON, Marktfl. im Bez. Fontainebleau des franz. Dep. Seine-Marne auf einer Anhöhe am Suzain, hat 310 Häus., 1960 Einw., 1 Fabrik und gute Steinbrüche. (*Hassel.*)

CHATEAU-LAVAILLÈRE, Marktflecken im Bezirk Chinon des franz. Dep. Indre-Loire an einem Teiche, woraus der kleine Fluß Fare abfließt, hat 578 E., 1 Eisenhammer und ein paar geringhaltige Heilquellen. (*Hassel.*)

CHATEAULIN, die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Finistère, welcher auf 35,³⁸ QMeilen in 7 Kantonen und 59 Gemeinden 82,432 Einw. zählt. Sie liegt zwischen Bergen an der Aulne, die sie in 2, durch eine Brücke verbundne Theile zerschneidet, hat 1 Schloß, nur 100 Häus., aber mit dem Kirchspiele 3172 Einw., die sich vorzüglich vom Lachsfang und von dem Handel mit dem in der Gegend brechenden Schiefer nähren. 2 Quellen, die mit dem Meere Ebbe und Fluth theilen, gehören zu ihren natürlichen Merkwürdigkeiten. (*Hassel.*)

CHATEAU-MEILLANT, Stadt im Bezirk S. Amand des franz. Dep. Cher an der Sinaise, mit 1 Schloß, das Julius Cäsar gegründet haben soll, 1 Kirche, 1 Hospital, 260 Häus. und 2281 Einw., die ein paar Eisengießereien unterhalten. Die Umgegend ist reich an Kastanien. (*Hassel.*)

CHATEAUNEUF, 1) Marktfl. im Bez. Beaune des franz. Dep. Côte d'or, unweit des Kanal von Bourgogne, hat 437 Einw. — 2) Stadt im Bezirk S. Malo des franz. Dep. Ille Vilaine am Auzon, hat 1 starkes Fort, 578 Einw. und ist sonst ganz ländlich. Es ist das alte Neodunum, dessen schon Ptolemäus erwähnt. — 3) Stadt im Bezirk Orleans des franz. Dep. Loiret, an der Loire mit 607 Häus. und 3141 Einw., welche Sergen, Tiretänen und leinene Decken verfertigen. — 4)

---

4) S. Notice sur Château-d'Oex et sur son dernier incendie im Conservateur Suisse V. p. 374. Rapport du comité du Château-d'Oex sur les secours reçus après l'incendie a. a. O. p. 398. *Phil. Bridel* Sermons de circonstances (Vevey 1816) p. 49. 5) Testament qui fonde un institut d'éducation à Château-d'Oex im Conservateur Suisse VIII. p. 182. — Feuilles d'agriculture du Canton de Vaud. (Lausanne 1814) Nr. 34. 6) Vgl. Charte sur la fondation de l'église de Château-d'Oex, avec des remarques par *Ph. Bridel* im schweizerischen Geschichtforscher (Bern 1818). II. S. 232. — Conservateur suisse III. p. 401. IV. 273. 7) Verfasser des geschätzten Werkes: Helvetia antiqua et nova. Tiguri MDCCXXXVII. 8 Conservateur Suisse V. p 483. 8) Conservateur Suisse IV. p. 442. 9) Von Bonstetten a. a. O. S. 34. und in Höpfner's Magazin f. d. Naturkunde Helvetiens. Zürich 1789. IV. S. 39. 10) Mémoires p. s. à l'histoire physique et naturelle de la Suisse. Rédigé, par M. *Reynier* et par M. *Struve* (Lausanne 1788.) p. 225. Diese Favrodine dorée *Reyn.* ist Rumex aureus *With.*, eine Abart von Rumex maritimus *L.* 11) S. Diplome impérial accordé en 1793 à Jean-Georges de Genaine, Bourgeois de Château-d'Oex im Conservateur Suisse VII. p. 250.

Stadt im Bez. Segré des franz. Dep. Mayenne Loire an der Sarthe, mit 230 Häus. und 895 Einw., deren Nahrungszweige in Weinbau, Garnspinnen u. Schieferverkaufe aus den nahen Brüchen bestehen. — 5) Marktflecken im Bezirk Charolles des franz. Dep. Saone-Loire, nahe am Mussy, hat nur 250 Einw. — 6) Marktfl. im Bez. Limoges des franz. Dep. Obervienne, mit 1121 Einw. — 7) Mit dem Zusatze Calcernier, Marktflecken im Bezirk Orange des franz. Dep. Vaucluse mit 1 Kirche, 2 Kapellen, bei deren einer am Ostertage noch immer ein besonderes Fest gefeiert wird, und 1118 Einw., die den besten Wein in der Prov. bauen und Kadis weben. — 8) Chateauneuf de Randon, Marktflecken im Bezirk Mende des franz. Dep. Lozère, hat 450 Einw., meistens Wollspinner; hier ist der Konnetable du Guesclin gestorben. — 9) Chateauneuf du Faon, Stadt im Bez. Chateaulin des französ. Dep. Finistère auf einer Anhöhe am Aulne, ist schlecht gebauet und hat mit dem Kirchspiel 2163 Einw, die mit Vieh, Wachse und Honig handeln. — 10) Chateauneuf en Thimerais, Stadt im Bezirk Dreux, des französis. Dep. Eure-Loire, hat 1250 Einw. — 11) Chateauneuf sur Charente, Stadt im Bez. Cognac des franz. Dep. Charente, an der Charente, hat 400 Häus. und 2153 Einw. In der Nähe sieht man bei einem Schlosse eine weite und tiefe Stalaktitenhöhle. — 12) Chateauneuf sur Cher, Stadt im Bez. S. Amand des franz. Dep. Cher, in die Ober- u. Unterstadt getheilt, wovon erstere mit dem Schlosse auf einer Anhöhe steht, letztere aber sich bis an den Cher ausdehnt, hat 1 Kirche, 360 Häus. und 1719 Einw., die einen guten Weinbau und auf ihren ausgebreiteten Wiesen eine starke Pferdezucht treiben, doch taugen diese nur zum Zuge. — 13) Chateauneuf Val de Bargis, Marktfl. im Bez. Cosne des franz. Dep. Nièvre, hat 1806 Einw. — 14) Chateauneuf, Dorf im Bez. Riom des franz. Dep. Puy de Dôme an der Sioule, mit 862 Einw., hat 1 Heilquelle und Bäder von 30 — 20° Wärme, die in der schönen Jahrszeit besucht werden. *(Hassel.)*

Chateau d'Oléron, s. Oléron.

CHATEAU-PONSAC, Marktfl. an der Gartempe im Bez. Bellac des franz. Dep. Obervienne, hat 3823 Einw. *(Hassel.)*

CHATEAU-PORTIEN, Stadt im Bez. Rethel des franz. Dep. Ardennen. Sie breitet sich 49° 32′ 30″ Br. und 21° 54′ 25″ L. am rechten Ufer des Aisne aus, ist ummauert, hat 1 Felsenschloß, 521 Häus. und 3147 Einw., welche verschiedne wollne Zeuge verfertigen, Gärbereien und Ölmühlen haben und aus den nahen Brüchen viel Schiefer ziehen, womit sie handeln. *(Hassel.)*

CHATEAU-RENARD, 1) Stadt im Bez. Arlis, des franz. Dep. Rhonemündung, am Fuße eines Hügels, hat 3272 Einw., die 4 Kadis- und Kalmuckmanuf. und Leineweberei unterhalten, aber der größere Theil ihrer Bewohner besteht aus Gärtnern, die das ganze Jahr hindurch alle Märkte der Nachbarschaft auf 5 Meilen in der Runde mit Gemüse versehen. — 2) Stadt im Bez. Montargis des franz. Dep. Loiret. Sie liegt unter 48° Br. 20° 18′ L. am rechten Ufer der Ouanne, hat 420 Häus. u. 2088 Einw., die grobe Leinwand und Montirungstuch verfertigen und Safran bauen. *(Hassel.)*

CHATEAU-RENAUT, Stadt im Bezirk Tours des franz. Dep. Indre-Loire, unter 47° 22′ Br. u. 18° 26′ L. an der Brenne, mit 3 Kirchen, 336 Häus. und 2004 Einw., welche 12 Manuf. in wollnen Zeugen und Strümpfen und 10 Gärbereien unterhalten. *(Hassel.)*

CHATEAUROUX, die Hauptstadt des franz. Dep. Indre und eines Bezirks, welcher auf 47,¹⁸ QMeilen in 8 Kantonen und 93 Gemeinden 76,345 Einw. zählt. Sie breitet sich 46° 48′ 45″ Br. 19° 21′ 10″ L. auf einer Anhöhe, worauf 1 altes, vom Prinzen Raoul von Deols erbautes Schloß steht, und an dem Indre aus, und besteht aus einem Haufen unordentlicher zusammengebauter Häuser in engen, winkeligen und schmuzigen Straßen, hat 4 Kirchen, 1220 Häus. und 10,429 Einw., und ist der Sitz einer Präfektur mit den Departemental- und Distriktualbehörden und eines Handelsgerichts, besitzt auch 1 Ackerbaugesellschaft, einen öffentlichen Büchersaal von 8000 Bänden und 1 botanischen Garten. Die industriösen Einw. verfertigen sowol feines als gemeines Tuch und wollne Zeuge, besonders Tücher Façon d'Elbeuf u. Ratine, Leder, Pergament, unterhalten Töpfereien und Ziegeleien, und treiben starken Wollhandel, aber die vormalige königl. Manuf. du Parc ist eingegangen. In der Nähe sind die Eisenwerke Clavières, die das beste Eisen der Prov. liefern und für die Marine arbeiten, auch sind noch 2 andre Eisenhütten vorhanden. Die Stadt gehörte sonst den Grafen von Clermont, die sie an Ludwig XV. verkauften. *(Hassel.)*

CHATEAU-SALINS, die Hauptstadt eines Bez. im franz. Dep. Meurthe, welcher auf 19,⁴⁴ QMeilen in 5 Kantonen und 133 Gemeinden 63,300 Einw. zählt. Sie liegt am rechten Ufer der kleinen Seille, hat 1 Schloß, 2 Kirchen, 1 Hospital, 500 Häus. und 2826 Einw., die Strumpfwirkerei unterhalten und Krämerei mit Weinen, Holz, Korn und Safran treiben, aber ihre vornehmste Nahrung aus dem in der Mitte der Stadt belegnen und mit Mauern umgebnen Salzwerke ziehen. Es ist seit 1330 aufgenommen; die Soole quillt aus 2 Quellen, die 13 bis 14 Loth halten, und jährlich etwa 220,000 Ct. Salz ausbeuten, das hier gesotten wird. Die Saline steht mit Dieuse und Moyenvic unter einer Verwaltung. Sie erhält ihr Aufschlageholz aus dem Chateau-Salinsforste, der zwischen der Nied und Seille belegen und 5451 Metres lang, 4867 breit ist. *(Hassel.)*

CHATEAU-THIERRY, die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Aisne, welcher auf 22⁶⁸ QM. in 5 Kantonen und 127 Gemeinden 56,423 Einw. enthält. Sie breitet sich 49° 12′ Br. 21° 8′ L. auf dem Abhange eines Hügels am rechten Ufer der Marne, worüber 2 Brücken führen, aus, ist mit Mauern umgeben, hat 2 Vorstädte, eine auf dem linken Marneufer belegen, 4 Thore, 1 altes Schloß, 1 Stockhaus, 2 Kirchen, 2 Hospitäler, 940 Häus. und 4160 Einw., die Leinwand, Leder und Faianze fabriciren und mit Korne, Mehle und Weinen handeln. Es sind hier 2 eisenhaltige Heilquellen und angenehme Spaziergänge. In ihren Mauern ist der berühmte Fabelndichter Lafontaine geboren. *(Hassel.)*

CHATEAU-VILAIN, während der Revolution Ville sur Aujon, Stadt im Bez. Chaumont des franz.

Dep. Obermarne am Aujon, hat 1 Kirche, 1 Hospital, 306 Häuser und 1684 Einwohner, die Gärbereien, wollne Strumpfweberei und 1 Eisenhammer unterhalten. (*Hassel.*)

CHATEIGNERAYE, Stadt im Bezirk Fontenay des franz. Dep. Vendee am Vouvant, hat 322 Häuser und 961 Einw., welche Kalmucks und andre Wollenzeuge, die unter dem Namen S. Pronent bekant sind, weben, 1 Baumwollspinnerei und Gärbereien unterhalten und mit Korne und Wollvieh handeln. Der Ort hält 6 Jahrmärkte. (*Hassel.*)

Chatel (Jean), s. Heinrich IV., K. von Frankreich.

CHATEL (Franç. du), gehört zu den Malern, welche durch die treue Nachahmung der Manier ihrer Lehrer oder anderer Künstler, schon oft Zweifel oder Fehlgriffe bei den Kunstkennern erregten, indem man ihre Produktionen für die Werke anderer Meister hielt. Er war zu Brüssel geboren und ein sehr geachteter Schüler des jüngern Teniers, der ihn als eignen Sohn behandelte. Gleich diesem malte er Tabaksgesellschaften, Märkte und ähnliche Gegenstände, und in allen diesen Werken ahmte er seinen Lehrer bis zur Täuschung nach; auch glaubt man zuweilen Gemälde von Gonzalès zu erblicken. Später ist sein Stil edler als der seines Meisters; dieses zeigt sich in seinen Conversationsstücken, Zusammenkünften, Bällen und Familienbildnissen, in der delikaten Behandlung des Pinsels, guter Zusammenstellung, richtiger Zeichnung, vortrefflichem Colorit und Helldunkel, und der gut berechneten Perspektive. Eines seiner schönsten Gemälde befindet sich auf dem Rittersaal im Stadthause von Gent; es stellt den König von Spanien dar, wie ihm 1666 die Stände von Brabant und Flandern den Eid leisten. Dieses Gemälde ist 14 Fuß hoch und 20 F. breit, und enthält bei tausend Figuren, wovon die vordern einen Fuß Höhe haben. Dieser geschickte Meister, von dem man weder sein Geburts- noch Sterbejahr kent, blühte um 1670. Nach Auguis war er im J. 1626 geboren *). (*Weise.*)

CHATELAIN (Jean-Baptiste), Zeichner und Kupferstecher, geb. zu London 1710 und gest. das. 1771, gehört zu den geschicktesten Kupferstechern im Fache der Landschaft. Viele Blätter in dieser Art hat er nach Gaspar Poussin (manche davon nur geätzt und Houston in schwarzer Manier ausgeführt) geliefert; viele aber auch nach Marco Ricci, Peter von Cortona und Nic. Poussin gearbeitet. Manche Blätter arbeitete er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Vivarès; die Kupferstichhändler haben jedoch auf mehre den Namen des von Einigen vorgezogenen Vivarès gesetzt, an denen er keinen Antheil hat. Dieß ist namentlich der Fall mit der Landschaft von Peter von Cortona mit den Worten: „Folget mir, ich will euch zu Menschenfischern machen;" mit der von Nic. Poussin, in welcher die Begebenheit von Piramus und Thisbe dargestellt ist, und in der sehr schönen Landschaft im hohen Stil, welche die Ansicht des Schlosses Gandolfo darstellt. (*H.*)

*) *Descamps* Vies des Peintres etc. T. 2. p. 372.

Châtelard, im schweiz. Kanton Waadt, s. Montreux.

CHATELAUDREN, Stadt im Bez. S. Brieux des franz. Dep. Nordküste, an einem Teiche, der am Ende des vorigen Jahrh. seine Dämme durchbrach und fast die ganze Stadt verwüstete, hat 842 Einw. und in der Nähe 1 Bleimine. (*Hassel.*)

CHATELDON, Stadt im Bezirk Thiers des franz. Dep. Puy de Dôme, hat 133 Häus., 1547 Einw. und treibt Weinbau. Die beiden, bei der Stadt hervorquellenden Stahlbrunnen werden vom Mai bis zum Oktober besucht, und es sind dabei einige gute Anlagen vorgerichtet. (*Hassel.*)

CHATELET, 1) grand und petit Ch. in Paris, s. Paris. — 2) Marktfl. im Bez. Charleroy der niederl. Prov. Hennegau, am rechten Ufer der Sambre, mit 2080 Einw., die viele Nagelschmieden, Gärbereien, Töpfereien und 2 Salzraffinerien unterhalten. — 3) Marktfl. im Bez. S. Amand des franz. Dep. Cher, an einem Zuflusse des Arnon, hat 1200 Einw. (*Hassel.*)

CHATELGUION, Dorf im Bez. Riom des franz. Dep. Puy de Dôme mit 1382 Einw., bekant durch seine alkalische Heilquelle, die in neuern Zeiten in Aufnahme komt; sie hat 27° Wärme, und wird in der schönen Jahreszeit besucht. (*Hassel.*)

CHATELLERAULT, die Hauptstadt eines Bez. im franz. Dep. Vienne, welcher auf 21,¹¹ QMeilen in 6 Kantonen und 63 Gemeinden 47,255 Einwohn. zählt. Sie breitet sich 46° 49′ 6″ Br. und 18° 12′ 4″ L. auf einer fruchtbaren Ebene an der Vienne aus, die hier schiffbar wird und worüber eine massive, 460 Fuß lange Brücke führt, ist ummauert, aber unregelmäßig gebauet, hat 5 Thore, die Ruinen von einem Schlosse, von welchem es den Namen erhalten hat, 6 Kirchen, worunter S. Jean im gothischen Stile, Nôtre Dâme aber sich durch einen hohen Thurm auszeichnen, 1 Hospital, 1575 Häus. und 8193 Einw., besitzt auch ein Handelsgericht und eine Börse. Unter den Fabrikanten zeichnen sich vor allen die Messerschmiede aus, 300 Meister, die gute Messer und Scheren liefern; sonst werden Leinewand, Serges, Etamine und Leder verfertigt, und am Flußhafen Schiffe gebauet, auch ein starker Wollhandel getrieben. Ihr Anbau fällt schon in das 11. Jahrhundert, wo ein Ritter Herault das Schloß erbauete, um das sich die junge Stadt anreihete; sie hat in den Religionsunruhen stark gelitten. In ihr ist der reformirte Gottesgelehrte Daillé † 1670 geboren. Der bei der Stadt belegene Wald Chatellerault enthält mehr als 3000 Arpens. (*Hassel.*)

Chatellux, s. Chastellux.

CHATEL-SAINT-DENIS (teutsch Castels), einer der zwölf Amtsbezirke des schweizerischen Kantons Freyburg, mit 3168 Einw. und 841 Gebäuden, die im Jahre 1819 in der öffentlichen Brandversicherungsanstalt 600,950 Franken abgeschätzt waren ¹). Er begreift die drei Pfarrdörfer 1) Attalens (s. d. Art. Bd. VI. S. 210), 2) Semsales (Septem sales) mit einem be-

1) Usteri's Handbuch des schweizerischen Statsrechts (Aarau 1821). Zweite Auflage. S. 311.

deutenden Torflager, mächtigen Schichten von Steinkohlen [2]) und einer in den Jahren 1774 und 1775 errichteten Glashütte, die noch jetzt 150 Arbeiter beschäftiget, und 3) Châtel-Saint-Dénis, Amtsort u. Marktflecken, an der wilden Veveyse, über welche eine schöne steinerne Brücke zu dem Weiler Granges de Belmont führt. Das im vorigen Jahrhundert erweiterte Schloß ist der Sitz des Oberamtmanns. Auf dem Platze, welcher Vieux-Châtel heißt und etwas höher als das Dorf liegt, stand eine alte Burg, für deren Erbauer man den burgundischen König Otto, um das J. 660 hält. Gewiß ist es, daß die Edeln von Fruence die Herrschaft Châtel-St.-Dénis, welche Freyburg im J. 1574 von den Edeln von Musi von Romont erkaufte, seit dem 12. Jahrh. als ein burgundisches Lehn besaßen.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHATEL SUR MOSELLE, Stadt im Bez. Epinal des franz. Dep. Wasgau am rechten Ufer der Mosel, die hier den Durbior empfängt, einst eine Festung, aber seit dem 17. Jahrhundert geschleift, hat 2 Kirchen, 350 Häus. und 1165 Einw., von Fabriken aber nichts, als 1 bedeutende Gärberei. (*Hassel.*)

CHATELUS, 1) Marktfl. im Bezirk Boussac des franz. Depart. Creuse, mit 350 Einw. — 2) Marktfl. in eben dem Dep., aber im Bez. Bourgneuf mit dem Zunamen le Marcheix am Thaurion, hat 1591 Einwohner. (*Hassel.*)

CHATENOY, 1) Marktfl. im Bez. Schletstadt des franz. Dep. Niederrhein, mit 2620 Einw. und 2 Papiermühlen. Am Fuße des Hahnenbergs, der zu den Vogesen gehört und sich unweit des Orts erhebt, quillt das sogenante Badbrunnlein hervor, dessen Wasser in den Ort geleitet und dort zum Baden gebraucht wird. — 2) Marktfl. im Bezirk Neufchateau des franz. Dep. Wasgau, der einst ein festes Schloß auf einem nahen Berge hatte, wo die ersten Herzoge von Lothringen residirt haben; er ist jetzt ganz ländlich und zählt 1122 Einwohner. (*Hassel.*)

CHATHAM, Marktfl. in der engl. Shire Kent und so nahe bei Rochester belegen, daß er nur als eine Vorstadt dieser City angesehen wird. Er liegt am Medway, ist von Linien und einem breiten Graben umgeben, und wird noch durch die Forts Upnor, Pillingham und Pitt gedeckt, so daß Chatham jetzt nach Portsmouth für die beste Festung im Königreiche gehalten wird. Chatham hat 1 Kirche, die mehre Marmordenkmale enthält, 2 Kapellen, geschmackvolle Artillerie- u. Marinekasernen, 1715 Häus. und 14,754 Einw., die sich fast allein vom Schiffbau auf den königl. Werften und von den Arbeiten bei den Arsenalen nähren. Hier befindet sich das größte Seearsenal des Reichs, das mit allem versehen ist, was zur Ausrüstung einer Flotte gehört; die dazu gehörigen Gebäude gewähren den Anblick einer kleinen Stadt. Die Dock yard hält mit dem Werfte fast ½ Meile; der Sail Loost 209, das größte Magazin 658, und die neue Reperbahn 1128′ in der Länge; mehr als 20 Schmieden sind in beständiger Arbeit, und man verfertigt Anker, die 100 Cntr. wiegen. Auf dem Stückwerfte, das bereits unter der Königin Elisabeth angefangen ist, steht eine zahllose Menge von Kanonen in der größten Ordnung aufgepflanzt. Ein großes Marinehospital für abgelebte Matrosen und deren Witwen ist seit 1592 gestiftet; jeder Matrose erhält wöchentlich 8, jede Witwe 7 Schilling und außerdem eine Quantität Kohlen, aber die Chatham Chest, eine andere Seeinstitution, ist seit 1802 nach Greenwich verlegt. Zu Chatham ist eine Hauptstation der britischen Flotte; hier werden die größten Schiffe und Flotten in der größten Geschwindigkeit ausgerüstet und die größten Linienschiffe aufgelegt. Aber außer den königl. Docken gibt es auch mehre Privatdocken.

Chatham, aufblühende Stadt in dem Westdistr. des brit. Gouv. Obercanada an der Thames, woran Schiffbau getrieben wird, hatte 1820 erst 27 Häus.; in der Nähe in einem Indianerdorfe eine Herrnhutermission. Die Umgegend ist reich an Ahorn, woraus Zucker bereitet wird, auch findet sich 1 Naphtaquelle.

Chatham, 1) Grafsch. im nordam. State Georgia an der Savannah, 1820 mit 14,737 E., worunter 9542 Sklaven u. der Hauptort Savannah. Die Mündungen der Savannah umschließen in ihrem Umfange die fruchtbare Insel Tybi. — 2) Grafsch. im nordamerik. State Nordkarolina, 1820 mit 12,661 Einw., worunter 3989 Sklaven. Der Hauptort ist Pittsborough. In ihrem Umfange vereinigen sich die beiden Quellenflüsse des Cape Fear, der Deep und Haw.

Chatham, Gruppe von niedrigen Eilanden im Australozeane, zu dem Mulgravearchipele gehörig und unter 9° 25′ nördl. Br. und 188° 40′ L. belegen. Sie ist von einem fürchterlichen Korallenriffe umgeben und 1788 von Gilbert entdeckt, der indeß glücklich einen Durchgang durch das Riff fand. (*Hassel.*)

CHATILLON, 1) Marktfl. im Bezirk Die des franz. Dep. Drôme am Bes, mit 1237 Einw. — 2) Stadt im Bez. Villefranche des franz. Dep. Rhone an der Azergue, hat 155 Häus. und 860 Einw.; in der Nähe findet man eisenhaltigen Ocher. — 3) Dorf im Bez. Sceaux des franz. Dep. Seine, enthält mehre schöne Landhäuser der Pariser, 1065 Einw., die wollne Decken verfertigen, und ist der Geburtsort von Franç. Paris le Bienheureux † 1718. — 4) Chatillon de Michaille, Marktfl. im Bez. Nantua des franz. Dep. Ain, liegt am Fuße eines Bergs, hat 90 Häus. und mit dem Kirchsp. 1088 Einw., die Wochen- und 2 jährliche Pferdemärkte halten. — 5) Chatillon sur Chalaronne, Stadt im Bez. Trevoux des franz. Dep. Ain an der Chalaronne, hat 1 Kirche, 1 Hospital, 10 Straßen, 375 Häus. und mit Inbegriffe von 5 Weilern 3195 Einw., worunter 94 Gewerbetreibende, treibt Weinbau und hält 8 Jahrmärkte. Sie ist der Geburtsort des Historiographen Guichenon. — 6) Chatillon sur Indre, Stadt im Bez. Chateauroux des franz. Dep. Indre. Sie liegt Br. 46° 20′ L. 19° 18′ auf einer kleinen Anhöhe am linken Ufer des Indre, hat 3 Kirchen, 350 Häus. und 2609 Einw. — 7) Chatillon sur Loing, Stadt im Bez. Montargis des franz. Dep. Loiret. Sie breitet sich 47° 49′ 23″ Br. 20° 30′ 57′ L., in einem angenehmen Thale am Loing aus, und wird vom Briarekanale berührt, hat 1 Schloß

---

2) *Razoumowsky* Histoire naturelle du Jorat (Lausanne 1789.) II. p. 67.

auf einer Anhöhe, das einst dem berühmten Admiral Coligny gehörte und worauf er geboren war, 1 Kirche, 1 Hospital, 375 Häus. und 1896 Einw., welche Leder, Hüte und Mützen verfertigen. — 8) Chatillon sur Loire, Stadt im Bezirk Gien, des näml. Dep. an der Loire, hat 489 Häus. u. 1980 Einw. — 9) Chatillon sur Marne, Stadt im Bezirk Reims des franz. Dep. Marne unter 49° 8' Br. 21° 30' L., unweit der Marne, mit 280 Häus. und 1002 Einw., der Geburtsort Papst Urbans II. — 10) Chatillon sur Saone, Stadt im Bez. Neufchateau des franz. Dep. Wasgau, am rechten Ufer der Saone, mit 160 Häus. und 894 Einw., aber einem weitläufigen Kirchspiele von 5976 Einw. — 11) Chatillon sur Seine, die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Côte d'or, welcher auf 37,⁴⁴ □Meilen in 6 Kantonen und 116 Gemeinden 48,170 Einw. enthält. Sie liegt unter 47° 30' Br. 22° 8' L. an der Seine, von welcher sie in 2 Theile, Chaumont und Bourg zerschnitten wird, hat 1 schönes Schloß, 2 Kirchen, 2 Hospitäler, 660 Häus. und 3700 Einw., und ist der Sitz eines Handelsgerichts. Die Einw. arbeiten in Tuch, Sergen und Strümpfen, haben Wachsbleichen und Gärbereien, spinnen Baumwolle, und treiben einen ausgebreiteten Handel mit Eisenwaren und Blech, das sie von den nahe belegenen Hütten erhalten, mit Vieh und mit Holz, 8 Jahrmärkte. Ein Kollegium und eine kleine öffentliche Bibliothek. Die Stadt ist wegen der fruchtlosen Friedensunterhandlungen von 1814 bekant. — 12) Chatillon sur Sèvre, Stadt im Bez. Thouars des franz. Dep. Beide Sèvres. Diese kleine Stadt, die schon den Römern unter dem Namen Mons Leonis bekant, liegt auf dem Abhange eines Hügels, den der Louin umspült, hat 1 Kirche und 512 Einw., die einigen Viehhandel treiben. Im Vendeekriege hatten hier die Royalisten ihr Hauptquartier aufgeschlagen; die Stadt wurde im Laufe desselben bis auf 3 Häuser abgebrant, ist aber seitdem wieder hergestellt, und die Einw. fangen an, sich von neuem um die Kirche zu sammeln. Die Umgegend, worin sie liegt, ist äußerst malerisch, allein es führt keine Kunststraße dahin. *(Hassel.)*

CHÂTILLON (Nic. de), Baumeister unter den Königen Heinrich IV. und Ludwig XIII. von Frankreich, geboren zu Chalons en Champagne 1547 und gestorben zu Paris im J. 1616, gehört unter die ersten Künstler seiner Art in Frankreich. Nach seinen Entwürfen und unter seiner Leitung wurde der Königsplatz ausgeführt, und der Pont-neuf vollendet *). *(H.)*

Chätochilus Vahl, s. Schwenkia.

Chätocrater R. et P., s. Casearia.

Chätodipterus, s. den nachstehenden Art. Chätodon.

CHÄTODON, Klippfisch. Mit diesem Namen, der so viel heißt, als Haarzahn, und den Artedi zuerst angewendet hat, belegt man eine sehr zahlreiche Gattung von ausländischen Fischen, wegen der besondern Form ihrer Zähne. Diese Gattung ungefähr in der Ausdehnung genommen, wie sie Linné nimt, in welcher sie alle die 16—18 Gattungen begreift, in die sie neuere, besonders französische, Naturforscher zerspalten haben, können ihre Charaktere auf folgende Art festgesetzt werden:

Es sind Brustflosser; der Körper ist mehr oder weniger oval oder rundlich, d. h. beinahe so hoch, als lang, von der Seite sehr stark zusammengedrückt, geschuppt, und endigt in einen dünnen, kurzen Schwanz; die Beschuppung setzt sich in einen Theil der Rücken- u. gewöhnlich auch der Afterflosse fort; der kleine Mund enthält viele, entweder ganz fadenförmige und biegsame, oder doch an ihrem obern Rand mit sehr feinen, haarförmigen Einschnitten besetzte Zähne; die Augen haben ihre gewöhnliche seitliche Lage: die Stirn ist nicht auffallend senkrecht; die Flossen sind zum Theil wenigstens stachlig; die Rückenflosse hinten weich, vorn stachlig, und mit der gleichen, gegenüberstehenden Afterflosse sich bis an den Schwanz erstreckend, oft auch frei darüber hinausragend, oder mit einzelen sehr verlängerten Theilen versehen. — Kein einziger der hieher gehörigen Fische ist einfärbig, wenigstens concurriren zu seiner Zeichnung zwei oder drei Farben. Es ist kaum eine Grundfarbe, die nicht in ihren vorzüglichsten Nuancen hier vorkäme; doch sind ein schönes Kastanienbraun, Blau und Gelb die gewöhnlichsten Farben, doch auch Purpurroth, Orange und verschiedenes Grün findet sich vor; ein Silber- und Goldglanz seltener. Die Zeichnung hat oft etwas Gebändertes und Gestreiftes, zuweilen kommen auch augenförmige Flecke einzeln vor. Gewöhnlich glänzen ihre Schuppen. — Sie kommen nur in den Meeren sehr heißer Gegenden vor, und besuchen dort gern felsige Flüsse.

Die erste Verschiedenheit, die zu Theilungen Anlaß gegeben hat, ist die schon bemerkte Form der Zähne. Nur die mit eigentlich haarförmigen Zähnen nent Cuvier Chätodon, und zwar noch im weitern Sinne, während Lacépède mit diesem Namen nur diejenigen von ihnen meint, deren Kiemendeckel weder gestachelt noch gezähnelt ist. Bei der letzt bezeichneten Beschaffenheit haben Einige einen ganz rundlich-ovalen Körper, die Rückenstacheln sind ungefähr gleich hoch, so daß sich über deren Spitzen ungefähr eine gerade Linie ziehen ließe, wobei auch weder die Rücken- noch die Afterflosse besonders hervorragende Theile hat. Nur diese belegt Cuvier mit dem Namen Chätodon im engern Sinne. Die hieher gehörigen Arten sind: 1) Ch. *unimaculatus* Bl. P. t. 201. f. 1. In Ostindien. 2) Ch. *capistratus* L. Der Soldat. Bl. P. t. 205 f. 2. Im ind. Meere. 3) Ch. *quadrifasciatus* Bl. Außer diesen noch: Ch. striatus; Ch. collare; Ch. octofasciatus; Ch. vagabundus; Ch. ocellatus; Ch. bimaculatus; Ch. Falcula; Ch. Kleinii; Ch. baro; Ch. setifer; Ch. auriga. — Die meisten davon wohnen an Ostindien; sehr viele haben schwarze Streifen über den Augen; viele auch einen schwarzen runden Fleck.

Andere haben bei ganz denselben Verhältnissen des Körpers, wie sie die vorigen haben, eine schnabelförmig verlängerte, schmale Schnauze. Sie machen Cuvier's Gattung Chelmon. Um die Insekten, die ihre Nahrung ausmachen, wenn sie höher fliegen, als daß sie sie haschen könten, zu fangen, füllen sie ihre Mundhöhle mit Wasser, und spritzen dieses durch eine schnelle Zusammen-

*) Vgl. Biogr. univ. T. VIII.

drückung der Kiemendeckel aus der engen Mundöffnung mit einiger Gewalt nach den Insekten, oft auf eine Entfernung von 6 Fuß, so daß diese betäubt auf das Meer herabfallen. Sie halten sich in seichten Buchten, nahe am Ufer, in Indiens Meeren auf. Die Arten sind: 4) Ch. *rostratus* L. Der Schnabelfisch Bl. Pl. t. 202. f. 1. 5) Ch. *longirostris* Broust. Pl. 7.

Eine dritte Abtheilung belegt Cuvier mit dem Namen Platax. Ihre Rückenstachel sind verborgen in der weichen Flosse, die wie die Afterflosse äußerst verlängert ist, wobei der Körper mehr hoch, als lang ist, eine beinahe vertikale Stirne und abgestumpfte Schnauze hat. Die Arten: 8) Ch. *Teira* L. Bl. Pl. t. 199. f. 1. Im arabischen und indischen Meere. 7) Ch. *pinnatus* L. Man hat diesen allein in südamerikanischen und ostindischen Meeren gefundenen Fisch, so wie auch die folgende Art, ziemlich wohlerhalten in Lavasteinen bei Verona incrustirt gefunden. 8) Ch. *vespertilio* L. Bl. Pl. t. 199. f. 2. und Ch. pentacanthus; Ch. orbicularis; Ch. arthriticus, deren weiche Rückenflosse, und Afterflosse nicht so sehr verlängert sind, wodurch der Körper ganz rund erscheint.

Die vierte Abtheilung — *Heniochus* Cuv. — hat einige der Rückenstachel mehr als die übrigen, besonders auffallend einen obern verlängert, der einen langen knochigen, runden, sich rückwärts umbiegenden, und fadenförmig auslaufenden Strahl darstellt. Die Arten sind: 9) Ch. *macrolepidotus* L. Bl. Pl. tab. 200. f. 1. In Ostindien; er wiegt oft an 30 Pfund. — und Ch. cornutus; Ch. acuminatus.

Die fünfte Abtheilung — *Ephippus* Cuv. — ist dadurch ausgezeichnet, daß die Rückenstacheln, nachdem sie sich etwas erhoben hatten, wieder niedriger werden, der weiche Theil der Flosse sich dann wieder hebt, und so ein Ausschnitt gebildet wird. Übrigens derselbe Bau, wie bei allen Vorhergehenden.

Die Arten sind: 10) Ch. *Argus* L. Der indische Argus Bl. Pl. t. 204. f. 1. — Der violette Körper ist mit vielen dunklern, kleinen Flecken besetzt. Sein Aufenthalt die süßen Wässer Ostindiens. — 11) Ch. *faber* L. Der Schmid. Bl. Pl. t. 212. f. 2. Im indischen und amerikanischen Ocean, und noch: Ch. orbis; Ch. tetracanthus; Ch. falcatus-punctatus; Ch. bicornis.

Wenn sich die wenig hohen Rückenstacheln von der weichen Rückenflosse ganz trennen, und diese wie die Afterflosse sich sehr verlängern, so macht dieß die Gattung Chätodipterus von Lacépède, deren Art 12) Ch. *Plumieri* Bl. Pl. t. 211. f. 1. ist, nebst Ch. Ferla. Russ. corom. I. 81.

So begreift die Gattung Acanthinion, wo einzele, durch keine Membran verbundene, niedrige Rückenstachel unmittelbar vor der weichen Rückenflosse stehn, wozu sich aber bei den Chätodons im engsten Sinne, z. B. Ch. octofasciatus und a. eine bedeutende Annäherung findet. Lacépède begreift darunter Ch. rhomboides; Ch. glaucus; und Ch. orbicularis.

Nunmehr folgen diejenigen Arten, deren Kiemendeckel gezähnelt, oder mit einem Stachel versehen oder beides zugleich sind; nach welchen Verschiedenheiten, so wie auch nach der Zahl der Rückenflossen sie Lacépède in 5 Gattungen zerspaltet, bei welchen allen noch die den eigentlichen Klippfischen eigene Form der Zähne Statt findet, so wie auch die Fortsetzung der Beschuppung auf eine oder mehre Flossen; die Form des Körpers aber, obschon eben so von den Seiten zusammen gedrückt, ist viel mehr länglich-oval, als bei allen bisher aufgezählten Arten: daher der Inbegriff dieser 5 Gattungen Lacépèdes es wol verdiente, als eigene Gattung von Chätodon getrent zu werden.

Pomacentrus zuerst heißen diejenigen, deren Kiemendeckel gezähnelt, die Rückenflosse einfach ist. 13) Ch. *Pavo* L. Bl. Pl. t. 198. f. 1. 14) Ch. *aruanus* L. Der Schwarzkopf Bl. Pl. t. 198. f. 2. Im indischen und arabischen Meere zwischen Korallen. Und Pomac. enneadactylus? Lacép.; Perca summana? Perca miniata?; Pomac. Lunata Lacép.

Pomadasys unterscheidet sich durch den gezähnelten Kiemendeckel und die doppelte Rückenflosse; wohin Lacép. bloß die Sciaena argentea L. rechnet.

Pomacanthus sind die mit einem oder mehren Stacheln auf dem Kiemendeckel ohne gezähnelten Rand. Die Arten sind: 15) Ch. *aureus* L. Der Plümiersche Goldfisch. Bl. P. t. 193. f. 1. An den Antillen. 16) Ch. *Paru* L. Der schwarze Klippfisch. Bl. Pl. t. 197. In Südamerika. Ferner: Ch. nicobariensis; Ch. arcuatus; Ch. canescens; Ch. Asfur; Ch. sordidus; Ch. lutescens.

Holacanthus bezeichnet die mit gezähnelten Kiemendeckelrändern, und zugleich mit einem oder mehren Stacheln an jedem Kiemendeckel, und einer Rückenflosse. Die Arten sind: 17) Ch. *Imperator* L. Der Kaiserfisch. Bl. Pl. t. 194. In Japonien. 18) Ch. *fasciatus* Bl. Ch. Dux L. Gm. Der gestreifte Klippfisch. Bl. P. t. 195. An den Gestaden des rothen und japanischen Meers. 19) Ch. *ciliaris* L. Bl. Pl. tab. 214. Die freien Ränder der Schuppen sind haarförmig gezähnelt. In Indien, 10 Zoll lang, 6 Zoll breit. Ferner Ch. tricolor, vielleicht derselbe mit bicolor; Ch. mesoleucus; Ch. annularis; Ch. maculosus; und nach Lacép. auch Sciaena rubra L.; Holacanthus Lamark; Ch. biaculeatus; Holacanthus geometricus; H. flavo-niger.

Enoplosus unterscheidet sich von der letzten Abtheilung nur durch die doppelte Rückenflosse. Die einzige Art ist: 20) Ch. *armatus* White Journ. p. 254. pl. 39. f. 1. Aus Australien, 3—4 Zoll lang.

Nun folgen solche Arten der Gattung Chätodon im alten Sinne, deren Zähne nicht mehr die haarborstenförmige Form in ihrer ganzen Länge haben, sondern die nur dergleichen Aufsätze auf den breitern Zähnen haben. Lacépède führt folgende Gattungen davon auf.

Glyphisodon, welche das eben Aufgestellte, und der Mangel eines großen Stachels oder harten Schildes an den Seiten des Schwanzes, und die mehrstrahlige Bauchflosse charakterisirt. Mit den eigentlichen Chätodon's haben sie die weder gezähnelten, noch gestachelten Kiemendeckel, dann die Form der Flossen (wie bei Chätodon Cuv. im engern Sinne), auf welche sich ebenfalls

die Beschuppung fortsetzt, gemein; doch außer den Zähnen unterscheidet sie noch die mehr länglich-ovale Körperform. Die Arten sind: Ch. coxatilis L. Der Gabelschwanz oder Muschorra. Bl. P. t. 206. f. 2. In Brasiliens, Arabiens und Ostindiens Meeren; 7 Zoll lang. Ferner: Ch. maculatus; Ch. Curacao; Ch. chinensis; Ch. marginatus; Ch. bengalensis; Ch. Mauritii, und endlich Ch. suratensis, der zwar nach der ganzen Körperform hieher gehört, dessen Zähne aber stark, breit, ohne alle Ausrandung und dgl. sind.

Acanthurus, eine schon vor Lacépède von Bloch and Schneider aufgestellte Gattung, die in fast allen Punkten mit der vorigen übereinstimt, und sich bloß durch den an jeder Seite des Schwanzes befindlichen starken Stachel unterscheidet. S. übrigens diesen Artikel.

Ropisurus, wo an die Stelle des Stachels eine kleine knöcherne Platte tritt. S. auch diesen Artikel.

Acanthopodus, wo bei den vorigen Körperverhältnissen, jedoch ohne jenen Schwanzstachel, an die Stelle der Bauchflosse ein oder zwei Stacheln treten.

Endlich gehörten auch einige Arten der von Schneider Amphiacanthus genanten Gattung, bei Linné zu Chaetodon. S. hierüber den Artikel Centrogaster. (*Lichtenstein.*)

CHAETOMIUM Kunz., ein Pilz, der mit Tubercularia verwandt ist, eben so aus gallertartiger Masse besteht, in welcher die Sporen eingebettet sind. Allein er ist ringsum mit durchsichtigen steifen Haaren besetzt, und bekomt in der Nässe eine bestimte Öffnung. Ch. *globosum* Kunz. ist nicht selten auf ersterbenden Pflanzenstielen. (*Sprengel.*)

CHAETOPHORA, nennen Agardh und Lyngbye eine Alge aus grüner, gallertartiger Masse bestehend, die voll gegliederter, ästiger, strahliger Fäden ist. Sie war früher von Roth Riccularia genant worden; doch wird diese jetzt als eigene Gattung durch die einfachen, nicht ästigen Fäden unterschieden. In Lyngbye's Hydrophytol. t. 66. sind die besten Abbildungen. (*Sprengel.*)

CHAETOPHORUS. Kirby und Spence bemerkten in England zwei ganz kleine Käfer aus der Familie der Fugenkäfer (Byrrhii), der Gattung Georissus nahe verwandt, welche lebend immer mit der Erde, in der sie sich aufhalten, dicht bedeckt sind, und bildeten daraus die Gattung Chaetophorus. Wahrscheinlich schwitzen sie lebend eine Feuchtigkeit aus, die das Anhängen verursacht. Die eine Art (Ch. arenifer) lebt in feuchten Gegenden und bedeckt sich mit Sand, die andere (Ch. cretifer) in Kreidegegenden. (*Germar.*)

CHAETOSPORA, R. Br., ist eine Abtheilung der Gattung Schoenus, welche Borsten um den Fruchtknoten stehen hat.

Chaetospora *Agardh* ist eine noch nicht hinlänglich untersuchte Algen-Gattung, die aus gegliederten ästigen Fäden besteht und längliche Fruchtbehältnisse, mit Borsten umgeben, trägt, in welchen die Sporidien eingebettet sind. Der seltene Fucus Wiggleii Turn. (Engl. bot. 1165.) an der englischen Küste, macht diese Gattung aus. (*Sprengel.*)

CHATRA, Stadt am Kosi in dem Distr. Morang des Hindustanstats Nepal. Sie liegt Br. 26° 53' L. 104° 38'; hat einen dem Wischnu geheiligten Tempel Waraha Khestra, wohin häufig Wallfahrten geschehen, und 1 Zollhaus. Bei derselben findet man eine schwarze Erde, die der Elephant gierig frißt. (*Hassel.*)

CHATRAMOTITIS, das Land der Chatramotitä in Südarabien, das jetzige Hadramaut, das Hauptland des Weihrauchs und der Myrrhen, nach Einigen auch des Aloe (Strabo, Plinius, Periplus maris Erythr.). Die alten Hebräer kennen schon den Namen Chatsarmavet (Genes. X. 26.). Von den vier größeren Völkern, die nach Strabo im südlichen Arabien wohnten, den Minäi, Sabäi, Katabani, lagen im Südosten die Chatramotitä, welche die Stadt Katabanus bewohnten. (Eine Stadt Kataba bemerkt Niebuhrs Karte westlich von Hadramaut.) Hier waren Tempel und Residenzen der städtischen Häuptlinge, die Häuser hölzern, nach Art der Ägypter. Nicht der Sohn folgte dem Vater, sondern der, welcher nach der Ernennung des Königs zuerst vom Adel oder von den ersten Landeigenthümern geboren ward. Daher wurden nach der Königswahl alle schwangere Weiber der Vornehmsten bewacht, damit man den künftigen Herrscher genau wissen konte (Strabo lib. XVI.). Sowohl Plinius als Ptolemäos mögen nicht gewußt haben, daß die Namen Adramitä und Chatramotitä sich in dem Namen Hadramaut vereinten, und daß sie keine verschiedene Völker bezeichnen können. S. den Artikel Hadramaut. (*Rommel.*)

CHATRE, (Edme de la Chatre-Nançay, Comte de la), gest. im J. 1645, war Maitre de la garderobe du roi, wurde 1643 wegen seiner Anhänglichkeit an die Königin Mutter zum General-Obersten der Schweizergarde ernant, mußte aber noch in demselben Jahre seine Entlassung nehmen. Im J. 1645 diente er unter dem Herzoge von Enghien, zeichnete sich bei Nördlingen aus, ward aber verwundet und starb an den Folgen dieser Wunde. Er hat Memoiren hinterlassen, die sich durch die Aufrichtigkeit, womit der Hof und die Kabalen an demselben gegen das Ende der Regirung Ludwigs XIII. und zu Anfange der Regentschaft der Königin Mutter geschildert sind, sehr empfehlen. Diese Memoiren sind mehrmals, und insbesondere mit denen von Rochefoucault, gedruckt, (Leid n 1662, 12.). (*H.*)

CHATRE, la, 1) die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Indre, welcher auf 28,⁸⁶ □Meilen in 5 Kantonen und 65 Gemeinden 42,475 Einw. enthält. Sie liegt unter 46° 55' Br. 19° 36' L. auf dem sanften Abhange einer Anhöhe, die der Indre benetzt, ist ummauert, hat 4 Thore, 3 Kirchen, 1 Visitandinenkloster, welches neuerdings hergestellt ist, 1 Hospital, 520 Häus. und 3463 Einw., die Vieh- und Wollhandel treiben. Von dem alten, der Familie Chatre zugehörigen und auf der Spitze eines Felsen belegenen, Schlosse ist bloß noch ein Thurm übrig. — 2) Ein Marktfl. im Bez. S. Calais des franz. Dep. Sarthe am Loir, hat 1234 Einw. (*Hassel.*)

CHATTEN oder CATTEN, ist der Name desjenigen Volkes in Mitteldeutschland, welches allein sich durch alle Stürme der Zeiten bis auf den heutigen Tag in seinen ursprünglichen Sitzen erhalten hat. Nur der Name hat sich in etwas geändert, so wie die Sprache

selbst sich änderte. Dieses zu erweisen, wollen wir, was über den Namen und Wohnsitz der Chatten zu sagen ist, jedes für sich umständlich erörtern, und dann am Ende noch beifügen, was uns die Alten vom Lande und Volke der Chatten berichten.

I. Name. Bei den griechischen Schriftstellern kömt nur der Name Chatten vor; bei den Römern ist aber die Schreibart zwischen Chatti und Catti getheilt. Plinius (H. N. IV, 28.) schreibt Chatti, und eben so schreiben die bessern Handschriften der Germania des Tacitus, obwol auch einzele Abweichungen, wie Chassi, Catthi und Catti, vorkommen. Alle andere Schriftsteller schreiben Catti, wie man auch in den Annalen und Historien des Tacitus den Namen geschrieben findet. Es kann demnach nicht befremden, wenn Tacitus A. XI, 16. den Namen eines Cattenfürsten Cattumerus schreibt. Daß jedoch die griechische Schreibart die bessere sei, scheint aus dem Namen der Chasuaren (Tac. G. 34.) hervorzugehen, wofür zwar Ptolemäos *Κασουάροι* geschrieben haben soll, Strabo aber *Χαττουάριοι* schreibt, Vellejus sogar nur Attuari, so wie man auch bei Ammian. Marc. XX, 10. Attuarii Franci findet, und auch bei Greg. Turon. Gest. Franc. Epit. c. 19. Attuarii vorkommen, ob man gleich noch im achten Jahrh. von Hattariern oder Hozzariern hört. Mögen die Chasuaren Clienten der Cherusker gewesen seyn, wie Mannert will, oder Clienten der Chatten, wie nach Cluver Wenck in seiner hessischen Landesgeschichte, 2 Th. S. 53, mit mehr Wahrscheinlichkeit annimt; in beiden Fällen erkent man, wie der Name Chatti in Chassi, Hassi, Hessi, übergehen konte; daher schon der Prediger Fein in den Hannov. gel. Anz. vom J. 1751, 15 St. schreibt: „Catti, Chassi, Hassi, Assi und Hessi, sind keine unterschiedene Völker, sondern es sind die Hessen: das ist was Bekanntes." Darum befremdet es allerdings, wenn in dem Abriß der teutschen Alterthumskunde von Dr. Büsching (Weimar 1824) die Hessen von den Catten getrent, und sogar vor ihnen angeführt werden. Mit Unrecht hat zwar der Pastor Fein wegen der fast allgemein mißverstandenen Stelle Tac. G. 36. (Chattis victoribus fortuna in sapientiam cessit) die Behauptung, daß die Catten das ganze Cheruskerland auf der rechten Seite der Weser erobert hätten, durch eine Samlung von allerlei mit Katten, Hasse, Asse oder Hesse zusammengesetzten Ortsnamen zu erweisen gesucht, da dergleichen Namen auf ganz verschiedene Weise entstehen können, und entstanden sind; allein bis auf den heutigen Tag hat sich der Name Katten neben Hessen in einzelen Benennungen erhalten. Wollte man auch den Kattenbühel an der hessischen Gränze bei Munden am Ursprunge der Weser, welchen man daselbst in Katzenbeutel zu verhochteutschen pflegt, auf eine andere Weise erklären: so bleibt uns doch die Grafschaft Katzenelnbogen für Cattorum Meliboeus über: denn daß unter dem Melibocus des Ptolemäos nicht bloß der Malchen an der Bergstraße zu verstehen sei, wird sich weiter unten zeigen. Ja, selbst die Hauptstadt des Kurfürstenthums Hessen hat nicht, wie Cassel bei Mainz, von einem Castell, sondern wie ihr Name im 10. Jahrh. Chassalaha verräth, vom Namen des Volks erhalten. Gleichwol werden die Hessen schon bei Aimoinus Assi, bei Adam von Bremen Hassones genant. Wenn endlich die Chatten ihren Namen von der Jagd erhielten, so entspricht das deutsche Hatz eben sowol dem englischen Catch als dem französischen Chasse; und selbst die Katze scheint ein jagendes Thier zu bezeichnen.

II. Wohnsitz. Mit der Schilderung der Chatten eröffnet Tacitus G. 30. die Reihe der germanischen Völker, nordwärts von den durch einen Gränzwall eingeschlossenen decumatischen Feldern. Dadurch ist uns also die Südgränze des Chattenlandes gegeben; mit den decumatischen Feldern aber hat es folgende Bewandtniß. Der Kaiser Claudius zog alle römische Besatzungen auf das linke Rheinufer zurück; man suchte aber das jenseitige Ufer von allen Ansiedelungen teutscher Völker frei zu erhalten, und gestattete solche Ansiedelungen nur zinszahlenden Galliern. Diese wurden gegen die Anfälle der Teutschen durch einen Gränzwall im Rücken geschützt, welchen schon Tiberius bei der Mündung der Lippe angefangen hatte, Tac. A. I, 50. Von da zog sich der Gränzwall über die Sieg hinter den Siebenbergen bis in die Gegend von Neuwied, wo drei Linien in Entfernung von einigen Stunden hinter einander lagen. Ich verweise in Hinsicht auf die großen und ausgedehnten Linien zwischen der Sieg, Wied, Sayn und Lahn auf Hoffmann „über die Zerstörung der Römerstädte am Rhein, zwischen Lahn und Wied (Neuwied 1819)," um auf diejenigen Linien zu kommen, welche die Gränze des Chattenlandes bestimmen. Man kent diese Linien unter dem Namen des Pohl- oder Pfahlgrabens, dessen Lauf über das Taunusgebirge man auf der schönen Karte zu den „Heilquellen am Taunus" des Herrn von Gerning (Leipzig 1813) verzeichnet findet. Nach den wiederholten Forschungen des Hrn. v. Gerning (S. dessen Lahn- und Maingegenden von Embs bis Frankfurt. Wiesbaden 1821) zieht sich der Pfahlgraben bei Embs durch den Hochwald auf den First hinan, durchschneidet am alten Dörfchen Kamnau als eine Himmelsleiter den Pfahlsberg hinter Bad-Embs, geht dann abwärts über die Lahn durch die Braunebacher Bergschlucht auf die Oberlahnsteiner Gemeinwaldshöhe; dann in einer krummen Richtung hinter Scheuern bei Nassau über Becheln bis Marienfels, Holzhausen und Kemel, das noch eine Pohlstraße hat; dann hinter Schwalbach und Adolfseck über das Flüßchen Aar nach Georgenthal, Orle, Neuhof und Escherhahn; dann über die Pohlheide am Berg Zugmantel hin bei Dosbach und Heftrich; dann über das Feld vor Kristel, der Emsbach und dem Pohlborn vorbei; sodann weiter den Horbachskopf hinan zum kleinen Feldberge, am großen Feldberge hin nach dem Langenberge, der Schieferhecke, der Saalburg bei Homburg, dem Kloster Ehren und der Kapersburg; dann weiter bis Ziegenberg nach der Warte bei Butzbach und dem Dorfe Pohlgörs; weiter am Fuße des Vogelberges durch das Solmsische bei Hungen, Grüningen und Arnsburg, wo er seinen nördlichsten Strich erreicht hat, und sich gegen Südosten wendet. Durch die Grafschaft Nidda zieht er nach Ulfsch und Wächtersbach an die Kinzig, nach Orb, und durch den Michelsbacher Wald nach dem Dammsfelde am rechten Mainufer, hinüber nach Obernburg und Trennfurt (Trajani

vadum), wo Kastelle standen. Wie er nun weiter gegen Miltenberg nach Amorbach, wo der Graf von Erbach neuerlich noch einen Legionsadler fand, und über Wallthürme seit des Kaisers Probus Zeit durch das jenseitige Franken zieht, kann uns hier nicht kümmern, weil hier der Main die Südgränze des Chattenlandes bis zum Zusammenflusse der Saale und des Mains bei Gemünden bestimt. Daß die fränkische Saale mit dem Salzwerke zu Kissingen die Südostgränze der Chatten gegen die Hermunduren machte, lernen wir aus dem Kampfe beider Völker um den Besitz dieses Heiligthums im J. 59 nach C. G., Tac. A. XIII, 57. Die fernere Ostgränze des Chattenlandes bestimte nach Tacitus G. 30. das herkynische Waldgebirge, welches die Chatten von der Nordseite des Mains bis zu seinem nördlichen Ende begleitete. Hierunter ist der Spessart, die Rhön und der Westen des Thüringerwaldes zu verstehen: hier verflächen sich, wie Tacitus sich ausdrückt, die Hügel in einzelen Zügen nach dem Eichsfelde hin bis zum Habichtswalde und Solling, während der Hauptzug eine östliche Richtung nach dem Harze nimt, womit sich das Gebiet der Chatten schloß. Die Nordgränze der Chatten reichte also, wie noch jetzt, bis über die Werre, zog sich aber bei ihrem Zusammenflusse mit der Fulde hinter dieselbe zurück, wo noch jetzt der Kattenbühel bei Münden das Hessische begränzt, während am linken Ufer der Weser das Gebiet der Chatten ins Paderbornische fortlief, wo die Chasuaren wohnten, so daß sie, wie Tacitus G. 35. sagt, beinahe die Südspitze des Kauchenlandes an der Mündung des Weserstroms erreichten. So wie die Cherusker mit den Fosen, Tac. G. 36, sie nordwärts begränzten, so westwärts die Sygambern, Dio C. LIV, 33, und südlich von diesen die Usipier und Tenkterer, Tac. G. 32, welche in die Stelle der Ubier rückten, Tac. H. IV, 64. Das südlichste Volk auf der Westseite waren aber die Mattiaken, deren Bäder in Wiesbaden schon Plinius H. N. XXXI, 17, und Ammianus Marcellinus XXIX, 4, kanten. Mögen sich also die Gränzen des Chattenlandes im Laufe der Zeit noch so sehr verändert haben, so ist doch der Wohnsitz der Chatten im Ganzen derselbe geblieben; und daß das Land der Chatten zur Zeit ihres Flores nicht so klein geworden war, als es Ptolemäos bestimt, werden die folgenden Bemerkungen zeigen.

III. Land. Ptolemäos läßt das Land der Chatten gegen Osten bis Bicurdium, dem Erphesfurt des heiligen Bonifacius, oder dem heutigen Erfurt reichen, gegen Westen aber nicht weit über die Fulde, an deren Ursprunge er die Tubanten, so wie westlich davon ganz unbekante Völker, die Nerterianer und Danduter, ansetzt. Die sonderbare Erscheinung, daß das Land der Chatten sich am kleinsten zeigt, nachdem sie Tacitus G. 36. und Dio C. LXVII, 5, als siegreich dargestellt, erklärt sich aber aus den Irrthümern, in welche Ptolemäos wegen der Gebirge Teutschlands gerathen war. Diese Irrthümer muß ich um so mehr aufhellen, je mehr man auf die Angaben des Ptolemäos zu bauen pflegt. Es ist schon längst bemerkt worden, wie Ptolemäos die böhmischen Gebirge verrückt, und das Riesengebirge unter dem Namen Asciburgium so weit nördlich ansetzt, daß es sich in das flache Land von Polen erstreckt; daß aber Ptolemäos die Gebirge längs des Rheins auf eine ähnliche Weise verwirrt, hat, so viel ich weiß, noch Keiner bemerkt, ungeachtet Mannert in seiner Germania S. 431. auf eine solche Verrückung der Städte am Rhein aufmerksam macht. Ptolemäos setzt die Alpen mit der Wüste der Helvetier in die Stelle des Abnobagebirges, welches nach Plinius H. N. IV, 24, und Tacitus G. 1. der Donau die Quelle gibt, und verlegt dafür die Abnobaberge, die nach aufgefundenen Inschriften den Schwarzwald bezeichnen, in die Grafschaft Katzenelnbogen oder Cattimelibocia, den Melibocus dagegen auf den Harz am Semana- oder Thüringerwalde. Hieraus ergibt es sich, daß des Ptolemäos Abnobaberge eigentlich Chattorum Melibocus hießen, und die Südwestgränze des Chattenlandes bestimten. Ptolemäos begeht aber einen neuen Fehler, indem er dieser Bergkette, in welcher die Ortschaften Arctaunum, Mattiacum, Nuäsium, Amasia und Cäduum liegen, um des Ortes Amasia willen nach den Quellen der Ems ausdehnt, statt daß sich diese Orte längs des oben beschriebenen Pfahlgrabens von Homburg von der Höhe bis Ems und Neuwied befinden. Denn daß Arctaunum die Arx Tauni oder Saalburg bei Homburg ist, die Drusus zur Bezwingung der Chatten anlegte, Dio C. LIV, 33, und Germanicus zu gleichem Zwecke wieder ausbesserte, Tac. A. I, 56, auch Pomponius noch im J. 51 mit seinen Legionen besetzt hielt, Tac. A. XII, 28, hat schon Mannert bemerkt. Mattiacum aber ist nicht Marburg, in dessen Gegend Ptolemäos seine Bergkette hinüber bog, sondern Wiesbaden, wo man die römischen Bäder wieder aufgefunden hat, und in dessen Nachbarschaft auch Curtius Rufus im J. 47 Schachte zur Aufsuchung von Silberadern, obwol mit geringer Ausbeute, eröffnete, Tac. A. XI, 20, wofern nicht, wie es Lipsius zu Anfange des zweiten Buches der Saturnalien wahrscheinlich macht, in agro Maciaco für Mattiaco zu lesen ist, weil Curtius in Afrika befehligte, und in Teutschland noch zur Zeit des Tacitus, G. 5, kein Silberbergwerk angelegt war, so daß die Mattiakischen Seifenkugeln, welche Martial. XIV. 27, zum Röthen der Haare empfiehlt, eher hieher gehören als die Silberschachte. Nuäsium oder Novesium, weil, wie die Schreibart Χαιρονοχοὶ verräth, Ptolemäos schon αι wie ein e aussprach, ist der Stammort Nassau, wofür dessen Bewohner nur Naß oder Naus sprechen, so wie das gallische Novesium zu Nuys oder Neuß geworden ist. Amasia ist nun offenbar Ems, dessen Namensähnlichkeit mit dem bekanten Flusse die ganze Verrückung dieser Bergkette und übermäßige Ausdehnung derselben veranlaßt zu haben scheint. Demnach würde Cäduum in der Gegend von Ehrenbreitstein gelegen haben, wo man einen großen Begräbnißplatz gefunden hat *); und das Räthsel, warum Ptolemäos so viele Örter im Lande der Chatten kent, wäre gelöst, ohne daß wir mit Brehmer (S. Entdeckungen im Alterthum. 1 Th. 2 Abth.) auf einen Karavanenhandel

*) Vielleicht war es die Römerstadt bei Heddesdorf, von welcher die bei Nieder-Biber (inferiora Hiberna) nur um eine halbe Stunde entfernt war.

vom Rhein bis zur Ostsee zu schließen brauchen. Nicht aus einer tyrischen Karte lernte Ptolemäos diese Namen kennen, wie Brehmer auf fast lächerliche Weise zu erweisen sucht, sondern aus der Beschreibung der decumatischen Felder, durch welche er auch die gallischen Örter am Maine bis zu dessen Ursprunge und an der Fortsetzung des Pfahlgrabens bis zur Donau kante. So bleiben für das Chattenland bloß zwei Örter übrig: Malocavus und Gravion-arium im Fulda'schen, deren teutsche Namen Malgau und Gräffenehren sie als Gaugericht und Grädenstuhl auszeichnen. Der von Ptolemäos nicht angeführte Hauptort der Chatten an der Eder hieß Mattium, Tac. A. I, 56, das heutige Dorf Maden, welches Mannert als eins mit des Ptolemäos Mattiacum darzustellen sich vergebens abmüht. Marburg liegt weder in einer solchen Ebene, als in welcher Germanicus hauste, noch so nahe dem Cheruskerlande, als Tacitus es darstellt. Das Chattenland hatten aber Drusus und Germanicus zu sehr durchstrichen, als daß es den Römern unbekant geblieben wäre. Mit den vielen Sumpfebenen Westphalens verglichen, durch welches die Römer gewöhnlich gegen die Cherusker zogen, war es, wie Tacitus sagt, nicht so ausgedehnt und mit Morästen angefüllt.

IV. Volk. Dem Volke legt Tacitus, in Vergleich mit andern Völkern, mehr abgehärtete Körper, derbe Glieder, drohende Gesichtszüge und größere Lebendigkeit des Geistes bei; zugleich aber auch mehr Überlegung und Erfindsamkeit, bessere Kriegszucht und mehr Folgsamkeit und Vertrauen gegen die Anordnungen ihres Führers. Ihre Stärke bestand im Fußvolke, so wie sich ihre Nachbaren, die Tenkterer, die besten Reiter zu seyn rühmten. Tac. G. 32. Gleich den Römern trugen sie auf dem Marsche, außer ihren Waffen, auch noch Feldgeräth und Mundvorrath, indem sie nicht, wie andere Teutsche, bloß zur Schlacht, sondern zum Kriege zogen. Sie verstanden es, sich gehörig zu verschanzen, und in Schlachtreihen aufgestellt, kämpften sie muthvoll, ohne, wie die andern, schnell vorzulaufen und eben so schnell sich zurück zu ziehen. So wie sie herangewachsen waren, ließen sie, was bei andern Völkern nur Einzele thaten, Bart und Haupthaar wachsen, und legten Beides erst über einem getödteten Feinde ab. Ein wustiger Haarwuchs zeigte Feigheit an; ein eiserner Ring dagegen das Gelübde eines Tapfern, von der beschimpfenden Fessel sich durch Erlegung eines Feindes zu befreien. Solche Ringträger bildeten die erste Schlachtreihe und eröffneten den Kampf; im Frieden nährten sie bloß ihren Kriegergeist, und ohne eigenen Wohnsitz und Ackergut quartirten sie sich bei Andern ein, bis Altersschwäche ihrer Tapferkeit ein Ziel setzte. Ein Zweig der Chatten waren, nach Tacitus G. 29 und Hist. IV, 12., die Bataver, die, durch einen Aufruhr im Innern vertrieben, in das unbewohnte Gränzland Galliens und auf die Rheininsel übergegangen waren, welche nach ihnen den Namen erhielt. Außer ihrer angeborenen Tapferkeit zeichneten sie sich als geschickte Reiter und Schwimmer aus, und waren den Römern liebe Streitgenossen, bis Civilis den großen, aber mißlingenden Aufstand erregte. Ihre Insel lernte Cäsar, B. G. IV, 10, schon kennen; den Namen der Chatten erfuhr aber erst Drusus, als er in das Land der Sygambern einfiel. Dio C. LIV, 33. Bei Cäsar scheinen die Chatten mit unter den Sueven begriffen zu seyn, die sich mit Ariovist zu verbinden suchten, B. G. I, 37, aber nach dessen Niederlage wieder zurückgingen, B. G. I, 54. Im Consulat des Pompejus und Crassus drängten diese Sueven die Usipeter und Tenchtherer aus ihren Sitzen, B. G. IV, 1, die Ubier aber machten sie sich zinsbar, B. G. IV, 3 f. Den Hauptbestandtheil der Sueven, welche Cäsar bekämpfte, machten zwar die Sygambern aus, B. G. IV, 16 ff.; daß aber die Chatten diesen früher eben so beistanden, wie später den Cheruskern, lernen wir aus des Drusus Feldzügen, und können es auch aus den Nachrichten B. G. VI, 10, schließen, welche Cäsar von den Sueven durch ubische Kundschafter einzog. Diese waren durch der Sygambern Wohnsitz in die Nähe der Cherusker gekommen, und meldeten nun, daß die Sueven am äußersten Ende eines großen Waldes, mit Namen Bacenis, welcher die Cherusker von den Sueven scheide, die Römer erwarteten. Dieses ist offenbar derselbe Wald, welchen Tacitus in der Beschreibung des Chattenlandes, G. 30, Hercynius saltus nent, der aber im Mittelalter unter dem Namen Buchonia, Boconia, Bocauna, Bucchunna, oder Buchenwald bekant ist, und zu Cäsars Zeit sich bis zum Solling und Harz erstreckte. Daß die Chatten anfangs des Drusus Freunde gewesen, und eben deßhalb von den Sygambern angefallen seien, wie Mannert annimt, sagt Dio C. LIV, 33, mit keinem Worte; es war nur eine Zwistigkeit zwischen beiden Völkern ausgebrochen, wie sie später auch zwischen Chatten und Cheruskern häufig waren, Tac. A. XII, 28. Dio C. LXVII, 5. Übrigens sah Drusus wol, daß er gegen die Cherusker nichts ausrichten könne, wenn er nicht zuvor die Chatten bekämpfte. Darum legte er zu gleicher Zeit am Zusammenflusse der Lippe und Lise gegen die Cherusker, und auf dem Taunus an der Gränze der Chatten unweit des Rheins ein Castell an, Dio C. LIV, 33. Die Stelle, worauf Mannert seine Behauptung von einer Freundschaft zwischen Römern und Chatten stützt, Dio C. LIV, 36, bezeugt gerade das Gegentheil. Die Chatten griffen die Sygambern an, wie sie vorher von den Sygambern angegriffen waren, und brachen über die Gränzen ihres Landes, die ihnen die Römer gesetzt hatten: deßhalb zog Drusus sogleich gegen sie. Hier ist keineswegs an Rheinwohnungen zu denken, welche ihnen Drusus zwischen Main und Lahn seit dem Abzuge der Ubier angewiesen haben soll; sondern an der Lippe, wo die Sygambern wohnten, kämpfte Drusus gegen sie. Die Chatten hatten sich auch nicht zurückgezogen, woraus keine Feindseligkeiten weiter entstehen konten; sondern sie waren in die römischen Besitzungen ausgebrochen. Darum fand es Drusus gerathen, im folgenden Sommer in das Land der Chatten selbst einzufallen, Dio C. LV, 1, und nachdem er es, unter vielem Blutvergießen, bis an die suevische Gränze durchzogen hatte, wandte er gegen die Cherusker am linken Ufer der Weser um. Denselben, von Mannert ganz mißverstandenen, Zug, unternahm nach der Varusschlacht, an welcher die Chatten besondern Antheil genommen hatten, im J. 15, Germanicus, um die Niederlage des Varus zu

rächen, Tac. A. I, 56; doch lenkte er schon bei Mattium jenseit der Eder um. Germanicus nahm zwar diesen Weg nicht wieder; so oft er aber gegen die Cherusker zog, schickte er erst seinen Legaten Silius ab, um die Chatten im Zaume zu erhalten, Tac. A. II, 7, 25. Ganz irrig ist es, wenn Mannert, durch die Ähnlichkeit des Namens Mattium verführt, den Germanicus gegen die Mattiaken ziehen läßt. Mit keinem Worte wird uns berichtet, daß die Mattiaken ein Zweig der Chatten gewesen seien, und fast Alles, was Mannert in seiner Germania S. 104 von ihnen sagt, beruht auf unrichtigen Voraussetzungen. Wenn Tacitus, G. 29, sie mit den Batavern verbindet, so deutet dieses nicht auf gemeinschaftlichen Ursprung, sondern nur auf gleiche freundschaftliche Verhältnisse mit den Römern, da sie es sich gefallen ließen, mit den Galliern innerhalb des die decumatischen Felder umschließenden Pfahlgrabens zu wohnen. Eben dieser Wohnsitz in der römischen Provinz sowol, als ihre sonstige Unbedeutendheit ist der Grund, warum sie Strabo so wenig als Ptolemäos unter den teutschen Völkern nent. Im batavischen Kriege unter Civilis traten sie als ein besonderes Volk mit den Usipiern und Chatten auf, um Mainz zu belagern. Eher möchte man die Bucinobanten, welche bei Ammianus Marcell. XXIX, 4, als alemannisches Völkchen, Mainz gegenüber, auftraten, für einen Zweig der Chatten halten, wenn sie anders von dem Buchenwalde ihren Namen führten: denn bei diesem Namen mit Mannert an ausgezeichnete Trompeter oder an ein Kuhhorn bei der Feldmusik zu denken, verbietet schon die teutsche Endung des Namens, welche sich auch bei den Tubanten findet. Vielleicht hat sich gar Ptolemäos durch die Ähnlichkeit des Namens verführen lassen, die Tubanten, welche sonst näher der Lippe wohnten, in das heutige Fuldaische anzusetzen.

V. Geschichte. Die Chatten hatten an der Varusschlacht lebhaften Antheil genommen, und unter andern einen Legionsadler erbeutet, welchen erst Sulpicius Galba unter dem Kaiser Claudius wieder eroberte. Dio C. LX, 8. Germanicas rächte daher den Varus durch Verheerung ihres Landes und Verbrennung ihres Hauptortes, Tac. A. I, 56. Er nahm darauf in des Segestes Burg mehre nahe Verwandten und Clienten desselben gefangen, unter welchen auch Chatten gewesen zu seyn scheinen, Tac. I, 57. Denn unter Cherusker- und Chattenfürsten fanden gegenseitige Vermählungen Statt, wie selbst Flavius, des Arminius Bruder, eine Tochter des Chattenfürsten Cattumer zur Gemalinn hatte, Tac. A. XI, 16. So hatte sich auch der Sohn von des Segestes Bruder Segimer, Tac. A. II, 71, mit Namen Sesithacus oder Segithacus (Siegdog oder Siegesdegen) mit des Chattenfürsten Ukromir Tochter, Rhamis, vermählt, welche mit ihrem Gemale den Triumph des Germanicus zieren mußte, Strab. VII, 1, 4. Aber noch mehr chattische Personen wurden im Triumphe aufgeführt, unter andern auch ein Priester Libes, den jedoch Germanicus auf seinem Zuge gegen die Chatten gefangen genommen haben konte, weil Tacitus sagt, er sei so unversehens über die Chatten hergefallen, daß Alles, was aus Schwäche des Alters oder Geschlechtes nicht entfliehen konte, sogleich gefangen oder getödtet sei. Außer den genanten Chattenfürsten lernen wir aus Tacitas noch einen Arpus kennen, dessen Gattinn und Tochter Silius im J. 16 gefangen nahm, A. II, 7, und einen Adgandestrius, welcher den Arminius zu tödten versprach, wenn man ihm Gift schicken wollte, A. II, 88. Gegen die Hermunduren kämpften die Chatten zu ihrem Nachtheil, A. XIII, 57; desto glücklicher sollen sie in ihren Unternehmungen gegen die geschwächten Cherusker gewesen seyn. Allein aus der Stelle bei Dio Cassius LXVII, 5, folgt dieses nicht, und Tacitus G. 36. sagt bloß, daß die Chatten, weil sie siegreich aus dem Kampfe gingen, für weiser als die Cherusker gegolten hätten. Daß sie diesen Kampf mit den Cheruskern bestanden, wie man allgemein annimt, sagt Tacitus nicht, und es hat Tacitus wol mehr in Bezug auf die Römer gesprochen. Wie wenig die Chatten durch die römischen Kriege gelitten hatten, bezeugt ihr Einfall in das obere Germanien unter dem Kaiser Claudius, Tac. A. XII, 27, und ob ihnen gleich der Legat L. Pomponius ihre Beute wieder abnahm, und bei der Gelegenheit einige Römer aus der Sclaverei befreiete, in welcher sie seit der Niederlage des Varus fast 40 Jahre geschmachtet hatten, so ließ sich dieser doch leicht mit einigen Geißeln abfinden. Bald darauf erbeutete Sulpicius Galba, wie schon gesagt, den unter Varus verlorenen, allein noch nicht wieder gefundenen Adler, vergl. Suet. Galb. 6; aber im J. 70 zeigten sich die Chatten wieder vor Mainz, Tac. H. IV, 37. Die Züge, welche Domitian, Suet. Dom. 2; 6, gegen die Chatten unternahm, müssen nicht so glücklich ausgefallen seyn, als es Frontin Strateg. I, 8. darstellt: denn Juvenal spricht in seinen Satiren IV, 147, ziemlich spöttisch davon, obwol Domitian einen zweifachen Triumph gefeiert hatte, Eutrop. VII, 15. Domitian ließ Leute aufkaufen, und mit gefärbten Haaren wie Gefangene ausputzen, Tac. Agr. 39 ff. Glücklicher scheint Trajan gewesen zu seyn, Plin. Paneg. 14, welcher noch unter Nerva's Regirung den Pfahlgraben erweiterte und befestigte, und die verfallenen Städte dieser Linie wieder herstellte, Eutrop. VIII, 2. Sein Nachfolger Hadrian, der auch in Britannien die berühmte Mauer von Carlisle bis Newcastle gegen die Scoten aufführen ließ, folgte dem Beispiele seines Vetters, Ael. Spartian. vit. Hadrian. 12. und vermuthlich ist das Munimentum Trajani, dessen Namen und Lage wir aus Ammianus Marcell. XVII, 1. kennen lernen, das heutige Heddernheim (Hadriani vicus) an der Nidda, eine Stunde von Frankfurt, welches durch einen gepflasterten Weg mit dem von Drusus auf dem Taunus angelegten und nach der Varusschlacht von Germanicus wieder hergestellten Kastelle, Tac. A. I, 56, der Saalburg bei Homburg, in Verbindung stand, und gegen die vom Maine her den Pfahlgraben bekämpfenden Teutschen zur Schutzwehr diente. Die Chatten ließen sich durch diese Befestigungen nicht abhalten, unter Marcus Aurelius in Rhätien einzufallen, Capitolin. Marc. 8. Von Didius Julianus wurden sie geschlagen, Capit. Julian. 1, und unter Alexander Severus, welchen das von Maximin aufgewiegelte Heer sammt seiner Mutter bei Sicila oder Sicklingen, unweit Mainz, erschlug, Jornand. Get. 16, wurde der Novus vicus zu Heddernheim, welchen die Bewoh-

ner des Taunus bevölkerten, den daselbst aufgefundenen Inschriften zu Folge angelegt. Man sehe die Übersicht von römischen Alterthümern dieser Gegend in den Lahn- und Main-Gegenden des Hrn. v. Gerning (Wiesb. 1821), wo zugleich bemerkt wird, daß alle römische Denkmäler mit Inschriften dieser Gegend nicht einmal bis ins silberne Zeitalter hinauf reichen, indem man bis auf Nerva, vielleicht selbst bis auf Septimius Severus nur Münzen und Legionensteine findet. Die meisten Legionensteine gehören der 22sten Legion an, deren verlorener Adler neuerlich bei Erbach im Odenwalde gefunden worden, und in deren Standquartieren man mehre dem Mercurius Nundinator geweihte Gelübdesteine, so wie auch Siegelringe mit dessen Bilde, gefunden hat. Ein auf dem Zugmantel am Pfahlgraben entdeckter Stein scheint anzudeuten, daß Alexander Severus den Römerwall wieder herstellte. Aber die bei Neuwied ausgegrabenen Inschriften, welche Hr. Dorow dem Publikum mitzutheilen versprochen hat, sind aus der Zeit des dritten Gordianus und Philippus. Hornbritten heißen die Bewohner des Ortes, und Victorienser waren die Zeichenträger der dort gelagerten Legion. Ihr Aufenthalt auf dem rechten Rheinufer war von keiner langen Dauer: denn unter Gordian zeigten sich schon die Franken im Norden, und unter Alexander Severus die Alemannen im Süden dieser Linien, Vopisc. vit. Aurel. 8. Aelius Lamprid. vit. Alex. Sev. 59, und unter Gallienus wurden die Römerstädte zur Seite des Chattenlandes zerstört. Wenigstens fand sich unter mehr als dreihundert in den Ruinen bei Neuwied gefundenen römischen Münzen auch nicht eine einzige, die über den Gallienus hinaus reicht. Wie schrecklich die Teutschen hausten, hat Hoffmann in seiner Abhandlung über die Zerstörung der Römerstädte (Neuwied 1819) geschildert; und Chatten nahmen an dieser Zerstörung Theil, wenn anders das Dorf Cattenbach zwischen Neuhäusel und Bad-Ems, wo römische Münzen und Alterthümer gefunden werden, von den Chatten seinen Namen hat. Der Kaiser Probus drang wieder siegreich vor, vorzüglich jedoch im Lande der Alemannen, wo er die von Posthumius, welchen Valerian als ducem transrhenani limitis an den Rhein geschickt hatte, 7 Jahre lang errichtete Reihe von Castellen, wie schon vor ihm Lollianus, Trebell. Poll. XXX tyr. 5, in den besten Stand setzte, Vopisc. vit. Probi, 13 sq. Allein mit seinem Tode ging Alles verloren, und wie die Teutschen schon nach Aurelians Tode die reichen Römerstädte eingenommen hatten, Vopisc. vit. Taciti 4, so hielt sie nun nichts mehr ab, sie gänzlich zu zerstören. So blieben die Chatten Sieger, welche in Verbindung mit Sygambern und Cheruskern, noch Claudianus bell. Get. 419, und Sidonius Apollinaris ad Avit. VIII, 388, nennen. (*Grotefend.*)

CHATTERPUR, Stadt in dem Distr. Bundelkund der brit. Prov. Allahabad in Hindustan. Sie liegt Br. 24° 57′ L. 97° 27′ auf einem Hügel, ist weitläuftig, meistens von Steinen erbauet, treibt einen lebhaften Handel und bildet einen der Niederlagsplätze zwischen Bengalen und Dekan, auch finden sich in ihren Mauern viele Diamantenschleifer. (*Hassel.*)

CHATTERTON, (Thomas), ein englischer Dichter, welcher durch seinen wunderbar früh entwickelten Geist eben so sehr auf unsere literarische Achtung, wie durch die traurigen Schicksale seines kurzen Lebens auf unsere menschliche Theilnahme Anspruch machen darf. Er wurde den 20. Novbr. 1752 zu Bristol nach dem Tode seines Vaters geboren, welcher ein armer Schullehrer gewesen war. In der öffentlichen Schule, welcher sein Vater vorgestanden hatte, blieb er so zurück, daß seine Mutter ihn bald wieder herausnahm und ihn nun selbst aus einem französischen Notenbuche, dessen bunte Buchstaben ihn gereizt hatten, das Alphabet und sofort mit Hilfe einer alten englischen Bibel lesen lehrte. Vom achten Jahre an wurde er in eine Armenschule geschickt, wo er sich im Lesen, Schreiben und Rechnen übte; aber erst im zehnten offenbarten sich seine geistigen Anlagen durch eine unersättliche Sucht nach Lektüre, und vor seinem zwölften hatte er schon über siebzig Bände theologischen und geschichtlichen Inhalts durchlesen. Sein geistiges Reifen machte sich damals besonders durch eine tiefsinnige Frömmigkeit selbst in seinem Äußern so bemerklich, daß der Bischof sich aus eigenem Antriebe bewogen fühlte, ihn schon jetzt zu konfirmiren. Aber diese religiöse Stimmung dauerte in ihm nicht lange. Er fing an zu zeichnen, zu musiciren und Verse zu schreiben, die für seine Jahre wunderbar genug sind, als die häuslichen Verhältnisse seiner Mutter ihn zwangen, in der Schreibstube eines Notarius sein tägliches Brot zu suchen. Hier war seine Lage sehr drückend: er aß und schlief mit dem Gesinde, aber es blieben ihm doch mehre Mußestunden, in denen er sich durch Lesen und Dichten für die übrigen schadlos hielt. Dabei entwickelte sich in ihm ein stolzer Trotz, mit welchem er sich ganz in sich zurückzog und in lebensverächtlicher Melancholie Allem, was ihn umgab, die Spitze bot. Daher mag es zu erklären seyn, daß sein erstes erhaltenes Gedicht eine Satire war. Alles in der Welt wurde ihm gleichgiltig, nur der Ruhm nicht, dem er von dieser Zeit an mit feuriger Leidenschaft nachjagte, und außerordentlich und seltsam, wie er und sein Leben, waren auch die Mittel, die er anwandte, ihn zu erreichen. Mit besonderm Eifer legte er sich auf die englischen Alterthümer der Geschichte und Sprache, und las sich dergestalt in die vaterländische Vorzeit hinein, daß sein bildsamer und leicht fortgerissener Geist gleichsam darin lebte und webte; eine Vorbereitung für seine Rowleyschen Betrügereien. 1768 zog er zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit an, durch einen in einem Bristoler Journal bekant gemachten Brief, welcher angeblich aus einer alten Handschrift gezogen und Danhelmus Bristoliensis unterzeichnet war, enthaltend die Beschreibung einer Cärimonie bei Einweihung der Brücke dieser Stadt. Die Neugier der Gelehrten nach der Quelle dieser Mittheilung wurde rege; Chatterton hatte sich nicht verbergen wollen, man ging ihn mit Bitten, Verheißungen und Drohungen an, seinen Fund zu entdecken. Aber der übermüthige Knabe ließ sich weder verlocken, noch erschrecken, und erklärte endlich auf freundliches Zureden, er habe die Handschrift bei seiner Mutter gefunden. Er stützte seine Aussage auf folgende Thatsachen, deren Wahrheit gegründet war. In der Kirche St. Mary Radcliffe zu Bristol befand sich unter vielen andern alten Kisten des Magazins auch ein Koffer, der vor langer Zeit dort niedergesetzt worden war

und von dem Eigenthümer, einem reichen Kaufmanne, welcher unter Eduard IV. die Kirche wieder hergestellt hatte, der Cofre of Mr. Canynge hieß. Im J. 1727 hatten die Kirchenbehörden diese Kisten und auch den Koffer des Herrn Canynge aufbrechen lassen, und da sich nichts als Papiere in dem letztern vorgefunden, so hatte man ihn offen und unbedeckt Preis gegeben. Chatterton's Vater, dessen Oheim damals Küster der Kirche war, hatte eine große Menge alte Pergamente aus dem Koffer zu sich gesteckt und sie zu Hause zum Einbinden von Schulbüchern benutzt. Auf diese Weise wollte nun Chatterton unter dem Nachlasse seines Vaters mancherlei Schriften jenes Canynge und seines Freundes Thomas Rowley, eines Geistlichen aus den Zeiten Heinrichs VI. und Eduards IV., entdeckt haben.

Natürlich wollte man nun auch die alten Handschriften sehen. Chatterton bequemte sich dazu und brachte nach und nach mehre Pergamentblätter, beschrieben mit alten gothischen Lettern, hervor, welche er diesem und jenem der bristolschen Alterthümler schenkte. So kamen in das Publikum **the Bristowe Tragedy, Rowley's Epitaph on Canynge's Ancestor, the Romaunt of the Knyghte.** Das letzte Stück verehrte er einem Zinngießer, Namens Burgum, mit der Versicherung, daß es von einem seiner eigenen Vorfahren, John de Berghum, herrühre, welcher es vor 450 Jahren geschrieben habe. Dafür erwiesen sich denn die Beschenkten ihrer Seits auch dankbar; sie gaben ihm Geld, verschafften ihm Bücher und führten ihn in die Gesellschaft ein. Chatterton fing an, sich zu fühlen, und berauschte auch seine Mutter und Schwester mit Vorspiegelungen einer ehrenvollen und glänzenden Zukunft.

Er wandte sich zunächst mit dem Anerbieten wichtiger Mittheilungen aus seinen Handschriften an Horace Walpole, und dieser ging auf die Sache ein. Aber die erste Probe der alten Poesie, welche auf diesem Wege nach London kam, wurde von Mason und Gray für eine nachgemachte Arbeit aus neuer Fabrik erklärt, und somit war der Handel mit Walpole abgebrochen. Mittlerweile knüpfte Chatterton einen Briefwechsel mit zwei Londoner Journalisten, den Herausgebern des Town Magazine und Country Magazine, an, und beförderte in diesen Blättern Mehres von seinen literarischen Alterthümern zu Tage. Nunmehr wurde sein knechtisches Verhältniß in dem Hause des Notarius ihm unerträglich. Er nahm seinen Abschied und begab sich nach London, wo er im April 1770 ankam, 17 Jahre und 5 Monate alt. Die Buchhändler fanden sich bereit, ihn zu beschäftigen; denn sein Name war auch schon in der Hauptstadt ein Gegenstand der Neugier und Klätscherei geworden. Er ging damit um, eine Geschichte von England und eine andre von London zu schreiben; daneben arbeitete er, um seinen täglichen Bedürfnissen zu genügen, Mancherlei in Prosa und Versen von ungleichem Werthe, aber nichts ohne eigenthümliches Gepräge eines auch in seinen Verirrungen bewundernswürdigen Geistes. Die Briefe an seine Mutter und Schwester, die er während seines kurzen Aufenthalts in London geschrieben hat, sind voll von überspanten Hoffnungen und Planen auf Ruhm, Ehre und zeitliches Glück. Aber sein Schicksal hatte andere Plane mit ihm. Der einzige Gönner von Einfluß und Bedeutung, den er sich gewonnen hatte, der Lord Mayor Beckford, starb bald nach seiner Bekantschaft, und der Minister Nord, dem er in einer Epistel den Hof machte, nahm keine Rücksicht auf den jungen Abenteurer. Nicht lange dauerte es, so gingen ihm die literarischen Erwerbsmittel aus, welche größten Theils von seinem Rowleyschen Betruge abhängig gewesen waren, und so dringend wurde seine Noth, daß er sich als Gehilfe bei einem Schiffschirurg verdingen wollte, der eben nach Afrika abzusegeln im Begriff stand. Zum Betteln war er zu stolz, und so rettete er sich vom Hungertode durch Vergiftung mit Arsenik. Am 25. Aug. 1770 fand man ihn todt in seinem Bette. Er hatte ausgeführt, woran er schon früher oft gedacht, und wozu er sich lange vorbereitet hatte.

Der Bristol Boy — so pflegte man Chatterton zu nennen — ist durch seinen falschen Rowley der Gegenstand mancher gelehrter Streitigkeiten geworden, welche jedoch bald zu dem Resultate führten, daß jene alten Gedichte von ihm geschrieben und verfaßt worden wären. Eine solche Verfälschung oder Betrügerei in der Poesie kann keine moralische Verdammung nach sich ziehen, wie etwa bei geschichtlichen Urkunden. Chatterton's romantischer Geist, zum vaterländischen Alterthume hingezogen und von dem Studium desselben genährt und begeistert, dichtete gleichsam in jenem fernen Zeitalter, aus welchem er Sprache, metrische Form, Denkweise, Gefühl, und überhaupt die ganze Einkleidung seiner verwandten Natur entlehnte. Als er die alte Maske zuerst auflegte, dachte er vielleicht gar nicht an die lange Durchführung einer Pseudonymität, welche nachher zudringliche Neugier und pedantische Alterthumsgelahrtheit ihn zu einem förmlichen Betruge ausspinnen ließen. Aber, wie bewundernswürdig muß uns nicht ein Geist erscheinen, welcher, wie der sechszehnjährige Knabe Chatterton, in solcher rostigen und schwerfälligen Verkleidung sich so frei, natürlich, kräftig und lebendig zu bewegen weiß, daß die gelehrten Alterthumsforscher darüber in Zweifel gerathen müssen, ob sie es mit einem alten Geistlichen des 15. Jahrh. oder mit einem unerwachsenen Laien des 18ten zu thun haben! Daß einzele geschichtliche und sprachliche Verstöße gegen das angebliche Jahrhundert in der Folge die überzeugendsten Beweise herbeigeführt haben, daß Chatterton der Verfasser jener Rowleyschen Gedichte gewesen, vermindert freilich das Interesse an der literarischen Fabel; aber zeugt nicht schon die Nothwendigkeit solcher Untersuchungen von einem hohen Grade des Gelingens einer Unternehmung, deren Kühnheit und Genialität ohne Beispiel in der Geschichte der Dichtkunst ist? England hat in dem siebzehnjährigen Chatterton einen der größten Dichtergeister verloren, die ihm je geboren worden sind, und selbst in dem, was er geleistet, steht er, auch abgesehen von der alterthümlichen Maske, ausgezeichnet da, durch kühne Phantasie, tiefes Gefühl, Kraft und Feuer der Darstellung. Die Rowleyschen Gedichte bestehen theils aus epischen Fragmenten und Balladen, theils aus kleinern dramatischen Stücken, theils aus Eklogen, theils aus vermischten lyrischen Versen. Weniger bedeutend sind Chatterton's **Miscellaneous poems.**

Die Rowleysche Samlung ist sehr oft gedruckt worden. Als die beste Ausgabe nennen wir: Poems supposed to have been written at Bristol in the 15th century by *Thomas Rowley*, priest, with a Commentary in which the antiquity of them is considered and defended by *Jerem. Milles.* Lond. 1782. 4. Die erste Ausgabe besorgte Tyrwhitt, Lond. 1777. 8, welcher den Streit unentschieden ließ. Dagegen erklärt der Herausgeber des dritten Druckes, Lond. 1778. 8., die Gedichte für untergeschoben, und fügte zum Beweise sprachliche Bemerkungen bei. Eine eigene Abhandlung über die Echtheit derselben hat J. Bryant geliefert, London 1781. II. 8. Das Neueste darüber ist: *Sherwen's* Examination of part of the Evidence resp. the antiq. and authent. of R. poems. Lond. 1809. 8. Chatterton's Miscellan. Poems. London. 1778. 8. Works, with the authors Life, by *G. Gregory.* London 1803. III. 8. *). (*W. Müller.*)

CHATTOCHI, einer der Quellenflüsse der Apalachicola im nordamer. State Georgia. Er entspringt in der Grafsch. Habersham, geht nach NW., vereinigt sich mit dem Chestati und wendet sich dann von Fort Mitchel auf der Gränze von Alabama ganz nach S., wo er den Flint erreicht und, mit diesem vereinigt, als Apalachicola zu seiner Mündung in den Golf von Mexico herabläuft. (*Hassel.*)

Chattuarii, s. Chasuarii.

CHAETURUS, Linn., eine Grasgattung, sonst mit Polypogon Desf. vereinigt, doch gut unterschieden durch die ungegrannte Korolle, dagegen der Kelch an der einen Spelze eine lange Borste hat. Die einzige bekante Art: Ch. fasciculatus *Linn.* (Polypogon subspicatus *W.*) wächst in Spanien u. Portugal. (*Sprengel.*)

CHÄTUVRI, nach Ptol. II, 11, ein Volk in Germanien auf der Südseite des Mains. (*Ricklefs.*)

CHAUCER, (Geoffrey oder Jeffrey), der Vater oder der Morgenstern der englischen Poesie genant, welcher, nach dem Ausspruche eines der größten Kritiker, des Samuel Johnson, als der Erste betrachtet zu werden verdient, der unter den britischen Versmachern dichterisch schrieb [1]), war, seiner eigenen Angabe zu Folge, in London geboren [2]), und das Jahr 1328 wird gewöhnlich als die Zeit seiner Geburt angenommen. Seine Familie war normännisch und soll mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen seyn, ein Umstand, welcher bei der Charakteristik seiner Werke nicht zu übersehen ist [3]). Denn sein Leben fällt in eine Periode, in welcher die angelsächsische und normännische Nationalität noch keinesweges so in einander verschmolzen war zu einem neuen englischen Volkscharakter, daß nicht ein Dichter normännischen Blutes am Hofe zu London anders hätte schreiben müssen, als ein angelsächsischer Minstrel im südlichen Schottland oder an der nördlichen Gränze Englands. Auf welcher Universität Chaucer studirt habe, darüber streiten sich Oxford und Cambridge [4]). Er hielt sich nachher in London auf und fand an Eduard III. und Johann von Gaunt die ersten hohen Gönner, und wenn, wie man fast allgemein annimt, sein Gedicht The Dreme ein Epithalamium zur Feier der Vermählung des Letztern mit der Blanka von Lancaster ist: so gehört dieses Verhältniß in das 31. Jahr des Dichters. Dasselbe Gedicht enthält eine Anspielung auf ein Liebesverhältniß Chaucer's mit einer Hofdame, welche er in der Folge heirathete. Sie war im Dienste der Philippa, der Gemalin Eduards III., und eine jüngere Schwester der Catharina Swinford, der ersten Geliebten und letzten Gemalin Johanns von Gaunt [5]).

Chaucer's Schicksal knüpfte sich auf diese Weise an die Familie Lancaster, und sein ganzes Leben hindurch theilte er die Wechsel und Umwälzungen, welche die Geschichte seiner Zeit diesem mächtigen Geschlechte bereitete. Sein gelehrter und dichterischer Ruhm erhielt durch seine hohe Stellung in der Gunst des Hofes einen neuen Glanz, und er galt für einen tiefsinnigen Philosophen, einen erfahrenen Rechtsgelehrten, einen scharfsinnigen Mathematiker, einen erleuchteten Theologen, einen angenehmen Redner, einen geistreichen Dichter und einen galanten Höfling. Ja, sogar Astrologie und andere geheime Wissenschaften soll er getrieben haben [6]).

Die Sage weiset ihm ein Haus bei dem königlichen Schlosse von Woodstock an, neben dem Thor des Parks, und hier soll er einige seiner frühern Werke geschrieben haben. In der That stimt auch Manches in der Scenerie jener Gedichte mit diesem Standpunkte seiner Muse überein. Wahrscheinlich, jedoch nicht bewiesen, ist es, daß Chaucer seinen König 1359 nach Frankreich begleitet habe, besonders da eine neuerdings entdeckte Urkunde wenigstens so viel gewiß macht, daß der Dichter sich auch mit dem Schwerte versucht habe [7]). Aber der kurze Krieg, welchen der Friede von Bretigné beendigte, konte ihm keine besondere Gelegenheit zu ritterlichen Auszeichnungen geben. Im J. 1367 empfing Chaucer von Eduard eine jährliche Pension von zwanzig Mark, das ist ungefähr zwischen 200 und 300 Pfund nach jetzigem Werthe. In dem Patent dieser Schenkung nent ihn der König Valettus noster, ein Titel, welcher jungen Männern vom höchsten Range gegeben wurde, ehe sie den Ritterschlag empfangen hatten. Chaucer war indessen damals nicht mehr jung, sondern schon 39 Jahre alt. Den Ti-

*) Zu den Akten des Streites über Rowley's Gedichte gehören noch außer den schon angeführten Schriften: Monthly Review 1771. April und Mai Classical Journal. XVI. 136. Vgl. *Gregory's* Life of Chatt. in der Ausgabe der Works. Biogr. Brit. und vorzüglich Champbell's vortrefflichen biographischen Aufsatz in den Specimens. VI, 152.

1) History of the English Language vor dem Dictionary. 2) Im Testament of Love. 3) S. *Thyene's* Animadversions on Speght's Edit. of Chaucer in *Todd's* Illustr. of Gower and Chaucer. p. 18.

4) Warton entscheidet sich für Oxford. Für Cambridge spricht der Name Philogenet of Cambridge, welchen sich Chaucer in einer seiner frühesten Arbeiten gegeben hat. 5) Sie hieß Philippa Pykard, während die älteste Schwester, wahrscheinlich von einer väterlichen Besitzung, den Namen De Rouet trug. S. Tyrwhitt in der Ausg. der Canterbury Tales. 6) Außer Eduard und Johann von Gaunt nebst ihren Gemalinnen Philippa und Blanka, werden noch Margaretha, des Königs Tochter, und die Herzogin von Pembroke unter Chaucer's Gönnerschaft genant. Margaretha soll ein Ärgerniß an seiner Übersetzung des Roman de la Rose genommen, und Chaucer, sie zu versöhnen, the Legend of Good Women geschrieben haben. 7) *Campbell's* Specim. II. S. 5.

tel eines Ritters, Scutifer oder Esquire, erhielt er erst fünf Jahre später, als er mit Sir James Pronon und Sir John de Mari in einer Gesandtschaft an den Dogen von Genua geschickt wurde. Auf dieser Reise soll Chaucer in Padua den Petrarcha kennen gelernt haben, und wie Einige wollen, auch den Boccaccio. Der Hauptgrund, worauf diese allerdings recht interessante Zusammenkunft sich stützt, ist eine Stelle in den Canterbury Tales, wo der Clerk of Oxford, als Erzähler der Geschichte von der Griseldis sagt: er habe sie in Padua von dem Petrarcha gehört [8]). Aber jener Clerk of Oxford ist ja nicht Chaucer, und er hat keinen einzigen Zug seiner Persönlichkeit in diesem erdichteten Erzähler durchblikken lassen. Wäre es aber auch der Dichter selbst, welcher aus dem Munde des Clerks spräche: so wäre jene Art der Nachweisung seiner Quelle doch immer so zu deuten, als habe er die Griseldis aus Petrarcha's lateinischer Übersetzung der bekanten Novelle des Boccaccio entlehnt [9]). Ist es doch selbst nicht einmal mit Sicherheit zu behaupten, daß Chaucer jene Gesandtschaftsreise nach Italien wirklich angetreten. So freigebig war man also mit Sagen von Reisen und Bekantschaften, um es sich auf das Bequemste zu erklären, wie die französische und italienische Sprache und Poesie so mächtig auf Chaucer gewirkt habe, wie es allerdings aus seinen Gedichten unbestreitbar hervorgeht.

Während der ganzen Regirung Eduards III. und so lange der Einfluß des Johann von Gaunt unter der nächstfolgenden dauerte, scheint Chaucer sich in Gunst und Ehre bei Hofe erhalten zu haben. Mancherlei Schenkungen, Titel und kleine einträgliche Geschäfte finden sich ihm in den Diplomen jener Zeit zugeschrieben, unter andern auch im J. 1374, wo der König ihm einen Krug Wein zur täglichen Kost aussetzt. In dem letzten Regirungsjahr Eduards wurde er wieder im Gefolge einer Gesandtschaft des Sir Guichard Dangle und Sir Richard Stan, nach Frankreich geschickt, wo eine Heirath zwischen Richard, dem Prinzen von Wales, und der Tochter des Königs Karl V. unterhandelt werden sollte. Überhaupt waren die äußern Verhältnisse Chaucer's in dieser mittleren Periode seines Lebens glücklich und heiter bis zum Glänzenden, und er selbst gibt uns in seinem Testament of Love ein behagliches Bild seiner häuslichen Gastfreiheit.

Aber nachdem Johann von Gaunt in Richards II. Gunst zu sinken anfing, sank mit ihm auch das Glück, welches Chaucer sich auf dem glatten Boden des Hofes auferbauet hatte. Seinen völligen Sturz beförderte seine Verbindung mit der Partei des John von Northampton, welche in religiösen Grundsätzen sich den Wikliffiten anschloß, und in politischen dem Hause Lancaster huldigte. Er floh, sobald diese Partei als eine Verschwörung verfolgt zu werden anfing, nach den Niederlanden und Frankreich. Zuletzt hielt er sich in Zeeland auf, und begab sich von da, man weiß nicht, durch welche Hoffnungen gelockt, nach England zurück. Hier wurde er gefangen gesetzt, erhielt indessen nach kurzer Frist die Verzeihung des Königs, vielleicht vorzüglich durch die Fürsprache der Anna von Böhmen, welche seine treueste Gönnerin am Hofe gewesen zu seyn scheint. Seine Vermögensumstände hatten sich auf seiner Flucht, besonders durch Unterstützung einiger Gefährten, sehr geschmälert; und was er in England von dem Seinigen zurückgelassen hatte, war durch schlechte Verwaltung zusammengeschmolzen. So waren seine Pensionen fast das Einzige, was ihm von seinem Reichthum zur Erhaltung seines Lebens geblieben war, und diese mußte er mit seiner Freiheit durch die Angabe Alles dessen erkaufen, was ihm von der Northamptonschen Verschwörung bekant war. Nur den Herzog Johann von Gaunt scheint er dabei geschont zu haben, und so blieb dieser nach wie vor sein Freund. Chaucer ist wegen seiner Rückkehr zur königlichen Gnade oft der Verrätherei und Charakterlosigkeit angeklagt worden; jedoch scheint es, daß die Gründe, welche ihn früher zur Theilnahme an der Northamptonschen Partei bewogen, größten Theils durch den Sturz des Herzogs von Gloucester gehoben waren, welcher damals den König beherrscht hatte. Noch im Gefängniß begann Chaucer das Testament of Love zu schreiben, welches er bald nach seiner Loslassung als eine Art von Apologie seines frühern Lebens bekant machte. Aber freilich ist diese Apologie, eine Nachahmung des Trostbuches des Boethius, eben so dunkel, wie der Gegenstand, den sie aufklären soll.

Als der Herzog von Lancaster 1389 aus Spanien zurückkehrte, verbesserten sich Chaucer's Umstände durch die Hilfe dieses treuen und standhaften Gönners einiger Maßen. Er erhielt zwei Anstellungen, welche einträglich waren, ihm aber so wenig zusagten, daß er sie bald wieder aufgab [10]). In diese Zeit fällt auch die Verheirathung des Herzogs mit der Katharina Swinford, wodurch er Chaucer's Schwager und dieser ein Verwandter des königlichen Hauses wurde. Vielleicht hängen damit einige königliche Schenkungen zusammen, welche Chaucer jetzt erhielt, namentlich eine Pension von 20 Pfd und eine Tonne Wein, die letzte wahrscheinlich als Ersatz für den täglichen Krug. In seinen letzten Jahren soll der Dichter zu Donnington Castle bei Newbury in Berkshire gewohnt haben. Er erlebte noch den Regirungsantritt des Heinrich Bolingbroke, und es ehrt diesen König, welcher so viele Freunde seines Vaters vergaß, daß

---

8) I wolle you telle a tale which that I
Lernid at Padow of a worthie clerke:
Fruuncis Petrarke, the laureate poete,
Hightin this clerke, whose rhetorike so swete
Enluminid Italie of Poetrie —

Vgl. über die angebliche Zusammenkunft Chaucer's mit Petrarcha: Tyrwhitt in seiner Ausgabe der Canterbury Tales. Warton glaubt so fest daran, daß er nicht einmal Zweifel dagegen laut werden läßt. Tyrwhitt ist nicht entschieden. Am besten widerlegt Campbell die ganze Sage in einer Note zu der Biographie Chaucer's in den Specimens. II. S. 6. Wir sind ihm hier, wie in dem ganzen Artikel, vorzugsweise gefolgt. Es ist eine alte böse Angewöhnung der Literatoren, welche das Leben von Dichtern schreiben, daß sie dieselben überall in Person dahin reisen lassen, woher sie etwa eine Schilderung, eine Erfahrung, eine Sprache oder sonst irgend eine Kentniß entnommen haben. 9) S. De Sade in der Vie de Petr. B. III. p. 796 ff.

10) Er wurde Clerk of the works in Westminster und in Windsor, mit einem jährlichen Gehalt von 36 Pfd.

er Chaucer's gedachte und ihn im Genusse seiner Pensionen ließ. Ja, er fügte noch eine Summe hinzu. Aber nicht lange erfreuete sich Chaucer dieser königlichen Freigebigkeit. Er starb zu London den 25. Okt. 1400, und wurde in der Westminsterabtei begraben. Sein dortiges Ehrendenkmal wurde anderthalb Jahrhunderte nachher von Nicholas Brigham von Oxford, einem Bewunderer des großen Dichters, errichtet.

Chaucer erwähnt selbst seines Sohnes Lewis [11]). Ob aber Thomas Chaucer, Sprecher im Unterhause unter Heinrich IV., auch ein Sohn des Dichters war, ist nicht entschieden [12]).

Um Chaucer's Verdienste um die englische Sprache und Literatur zu würdigen und seine Ansprüche auf den Namen eines Vaters der englischen Poesie zu untersuchen, müssen wir einen Blick auf sein Zeitalter werfen [13]). Die beiden Elemente, welche die neue englische Sprache und Poesie gebildet haben, das angelsächsische und normännische, bewegten sich damals noch chaotisch durch einander, ohne eine eigentliche Vereinigung bewirken zu können. Die alte volksthümliche Balladenpoesie der Angelsachsen erhielt sich ziemlich rein und frei in den nördlichen Provinzen bis in das südliche Schottland hinein. Dorthin wirkte der Einfluß der Normannen am schwächsten; aber so blieb nun auch jener Minstrelgesang ein Eigenthum des gemeinen Volkes; die vornehmen normännischen Ritter verstanden ihn kaum. Zur Ergötzung für diese, sobald sie anfingen, sich der Landessprache Englands zu befleißigen, übersetzten und bearbeiteten normännische oder doch in dem höhern ritterlichen oder höfischen Kreise lebende Dichter französische Gedichte, theils nach provenzalischen, theils nach nordfranzösischen Originalen, theils größere Rittergedichte, theils die bekanten kleinern Fabliaux, Legenden und Allegorien. Auch wer ohne französische Originale dichtete, mußte sich doch den Stil derselben anzueignen suchen, wenn er in der höhern Sphäre des Lebens bemerkt und belobt seyn wollte. Am Hofe hatte man erst seit Kurzem angefangen, englisch zu sprechen, und Gower, ein älterer Zeitgenosse Chaucer's, von welchem dieser, gleichsam als Schüler, Manches gelernt haben soll, schrieb noch französische Verse neben englischen und lateinischen. Daß nun aber das Hofenglische mehr von dem normännischen Elemente in sich aufgenommen hatte, als das gleichzeitige Volksenglische der Minstrels, bedarf keines Beweises.

Chaucer, als gelehrter Hofdichter von normännischem Blute, konte nicht anders, als im Geiste und in der Sprache jener Hofpoesie schreiben, welche noch immer auf französischem Grunde und Boden wurzelte. Daher bereicherte er die englische Sprache — seine Gegner sagen, er verdarb sie — durch unzählige neue, aus dem Französischen entnommene Wörter und Wendungen, welches in

---

11) In dem Treatise of the Astrolabe. 12) Mehr über Chaucer's Vorfahren und Nachkommen s. bei *Cibber.* I. S. 2 und S. 10 und 11. Chaucer hat folgende Schriften in Prosa und Versen hinterlassen; verloren scheint Weniges zu seyn. (Wir folgen der chronologischen Ordnung, nach Cibber. I. S. 14 ff.) The Court of Love, Chaucer's erstes Gedicht, welches er als Student (in Oxford oder Cambridge) schrieb. The Crafty Lovers, geschrieben 1348, und um dieselbe Zeit wahrscheinlich auch The Remedy of Love. The Lamentation of Mary Magdalen, nach Origenes. Die Übersetzung des Trostbuches des Boethius, wahrscheinlich Chaucer's erste Übung im rhetorischen Ausdruck. The Romaunt of the Rose, nach dem bekanten französischen Original. Vielleicht zu der Zeit geschrieben, als Wikliff's religiöse Grundsätze sich zu verbreiten anfingen. The Complaint of the Black Knight und The Book of Blanch the Duchess, auch The Dreme genant, gehören in die Zeit der Vermählung des Johann von Gaunt mit der Blanka. Derselben Periode schreibt man zu, das Gedicht von Troilus and Creseide, zum Theil Umarbeitung, zum Theil Übersetzung des Filostrato des Boccaccio. — (Es ist merkwürdig, daß Chaucer ein anderes Original nent: Myne Auctor Lollius. Diesem Original, wahrscheinlich einem Werke des Lollius Urbicus (s. Lambeccius in dem Prodromus Hist. lit p. 246.) ist man noch nicht auf die Spur gekommen. Ob Boccaccio aus gleicher Quelle geschöpft?) — Dieses Werk, nächst den Canterbury Tales, Chaucer's bedeutendstes, gehörte, wie jene, bis auf die Zeiten der Elisabeth zu den gelesensten und beliebtesten Büchern in England. The House of Fame, oder The Book of Fame. Danach hat Pope sein Gedicht The Temple of Fame bearbeitet. The Assembly of Fools (oder the Parlament of Briddis), geschrieben vor dem Tode der Königin Philippa. The Life of St. Cecilia, späterhin in die Canterbury Tales eingeschoben. Diese Canterbury Tales, auf welche wir unten zurückkommen werden, wurden um 1383 geschrieben. Um dieselbe Zeit The Flower and the Leaf, als Vorrede zu der Legend of Gode Women. Nachgebildet von Dryden. Chaucer's ABC, genant la Prière de nostre Dame, für die Herzogin Blanka geschrieben. The book of the Lion (erwähnt von dem Dichter und von Lidgate — Chaucer's Retraction und Lidgate im Prologue to the Fall of Princes.) scheint verloren. Eben so: De Vulcani vene (of the Brocke of Vulcan). La Belle Dame sans Mercy, aus dem Französischen nach Alain Chartier. The Complaint of Mars and Venus, aus dem Französ. des Otes de Grantson. The Complaint of Annilida to false Arcite. The Legend of Gode Women, auch the Assembly of Ladies, oder the Nineteen Ladies genant. (S. oben in der Biogr.) The treatise of the Conclusion of the Astrolabie, geschrieben 1391. Of the Cuckow and Nightingale. Es scheint in Woodstock geschrieben zu seyn. Mehre Balladen, nicht im Sinne der englischen Minstrels, sondern in der französischen Bedeutung. The Thestament of Love (s. die Biogr.). Auf dem Todbette soll er geschrieben haben das Lied: Fly fro the prese. Unecht ist the Plowman's Tale. — (S. *Tyrwhitt* l. c.) — Von den alten und neuen Drucken der Werke Chaucer's führen wir an (s. *Ebert.* I. S. 314.): Tales of Canntyburye. o. O. u. J. (Westminster, Caxton, um 1480), Fol. goth. ohne Sign., Cust. und Seitenz. Höchst selten, aber nach einer inkorrekten Handschrift gemacht. Dieselb. o. O. u. J. (Westm. Caxt.) Fol. goth. mit Holzschn. Korrekter, mit der Sign. a—v, aa—ii und A—K. Dieselb. o. O. u. J. (London, Pynson, um 1492) Fol. goth. mit Holzschn. Wahrscheinlich Pynson's erster Druck. Vierte Ausg. ib. 1526. Fol. goth. Auch London 1532. Fol. The Book of fame. (Westm.) Caxton. o. J. fol. goth. 30 Bl. mit 38 Z. The Assemble of foules. Lond. Wynkyn de Worde. 1530. 4. goth. 14 Bl. Höchst selten. (Longman in London setzt es auf 45 Pfd.) The Workes etc. Lond. Bonham (andr. Ex. Rb. Toye) o. J. (1542) f. goth. In dieser Ausgabe findet sich zuerst The Plowman's Tale. The Works, compared with the former Editions and many mss. by J. Urry, together with a glossary. London 1721. f. Eine schöne Taschenausgabe: London, Bell. 1782. XIV. 12. The Canterbury Tales etc. To which are added an essay on his Language and versification and an introductory discourse. Together with notes and a glossary, by *Th. Tyrwhitt.* Beste und reichste Ausgabe: Oxford 1798. II. 4. Vorher Lond. 1775—78. V. 8. Die neueste Ausgabe: London 1812. IV. 4. — (Die Canterbury Tales in der größern Saml. der engl. Klassiker.) — Modernisirt von Ogle. Lond. 1741. III. 8. 13) Vgl. Bouterwek's Gesch. d. engl. Poesie &c. Th. I. S. 31 ff.

jener bildungsschwangern Periode einer nothwendigen Schöpfung keineswegs als Sprachmengerei verdamt werden kann. Daher seine mannichfachen Übersetzungen und Nachahmungen französischer Originale, daher endlich der französische Anstrich seiner eigenen Poesie. Das alte angelsächsische Element der Balladenpoesie ließ er so ganz unbeachtet, daß er nur ein Mal in allen seinen Werken den Balladenstil versucht hat, und zwar parodirend [14]).

Diese gänzliche Verbannung eines vollwichtigen Elements der englischen Nationalpoesie genügt, um Chaucer des Anspruchs, ein Vater derselben zu seyn, verlustig zu erklären, in so fern wir den Geist derselben betrachten. Desto unbestreitbarer sind aber seine Ansprüche auf diesen Titel, wenn wir das Formelle derselben in das Auge fassen, Sprache, Stil und Metrum. Hier steht er ohne Nebenbuhler da, nicht allein unter seinen Vorgängern, sondern auch unter seinen nächsten Nachfolgern, und sein Englisches ist die Grundlage nicht allein für die Poesie, sondern auch für die Umgangssprache der folgenden Zeiten geworden. Erst durch ihn gewann die Sprache der Poesie und Prosa eine sichere Gestaltung; und obgleich die Letztere noch sehr hinter der Ersteren zurücksteht, so machte doch Chaucer keinen kleineren Fortschritt in der vor ihm noch kaum zur schriftlichen Bildung geförderten Prosa. Sein poetischer Stil ist biegsam, lebendig und kräftig, und er hat stets die nöthige Färbung und Haltung, welche der wechselnde Stoff erfodert. Den Wohllaut seiner Verse muß man nicht nach der heutigen Art und Weise zu lesen und zu skandiren, beurtheilen. Er zählt nämlich in der Skansion die Sylben mit, die damals im Englischen, wie im Französischen, nicht bloß geschrieben, sondern auch ausgesprochen wurden, und erst späterhin ihren Klang verloren. Die englische Poesie verdankt ihm namentlich den heroischen Vers von zehn Sylben im jambischen Rhythmus, welchen er zuerst giltig und allgemein machte [15]). Seine strophischen Versmaße hat er den Franzosen abgeliehen, namentlich eine siebenzeilige Stanze [16]). Endlich darf auch nicht geläugnet werden, daß Chaucer der erste Dichter seines Landes ist, welcher dessen Natur, Sitte und Leben in seinen Versen mit geistreicher Wahrheit geschildert hat, namentlich in den Canterbury Tales.

Chaucer's höhere Bildung in Bezug auf Sprache, poetischen Stil und metrische Form, muß freilich zunächst seinen geistigen Vorzügen zugeschrieben werden. Indessen wirkten auf diese auch seine äußeren Verhältnisse bedeutend, sein Leben am Hofe, seine Reisen, und vor Allem seine vielseitigen Studien. Wie noch kein Dichter vor ihm, bildete er sich an den Italienern, und wol namentlich an dem ihm verwandten Boccaccio, aus, und auch seine Kentniß der klassischen Literatur, so lückenhaft sie auch seyn mochte, blieb nicht ohne Einfluß auf seine Geisteswerke. So finden wir denn in ihm eine große, freie Weltansicht, einen scharfen Blick in die menschliche Brust, und Sitte, eine meisterhafte Erzählungskunst und einen unerschöpflichen Reichthum in der Scenerie des Lebens und der Natur. Am glücklichsten ist er in der launigen und scherzhaften Weise der Erzählung und Betrachtung. Hier fesseln seine naive Derbheit und seine kaustische Satire unwiderstehlich, und wir vergeben es seinem Muthwillen gern, wenn er uns auch einmal in das Üppige und Ausgelassene hinein reißt. Jedoch fehlt es auch seinem Ernste nicht an Kraft und Würde; nur sein Pathos ist meist zu weich und weit, nach Art des Boccaccio. Unübertrefflich ist er als Maler der menschlichen innern und äußern Physiognomie und der charakteristischen Umgebungen derselben im Leben und Lokal. Viele dieser seiner Bilder sind offenbar nach der Natur gezeichnet.

Chaucer's originellstes und berühmtestes Werk sind die Canterbury Tales, deren formelle Zusammenstellung an das Decameron erinnert. Aber Chaucer's Verbindung der verschiedenartigen ernsten und komischen Erzählungen in Prosa und in Versen — bei weitem die meisten und besten gehören der letzten Klasse an — zu einem Ganzen ist geistreicher, lebendiger und wirksamer, als die des Boccaccio. Denn bei dem Engländer bedingen der Charakter und Stand der erzählenden Person immer den Inhalt und die Erzählungsweise der Geschichte oder Anekdote, welche sie vorträgt; und gerade jene Charakterzeichnungen der Erzähler und Erzählerinnen sind von musterhafter Wahrheit und Bestimtheit. Die Fabel der Anlage ist eine Wallfahrt von Pilgern aus allen Ständen und Altern nach Canterbury, welche diese sich durch Erzählung von Geschichten, Fabeln und Anekdoten verkürzen und erheitern. Die Gesellschaft besteht aus einem Ritter, einem Junker, einem reichen Landmann, einer Priorin mit einer Nonne und andern geistlichen Frauen, einem Mönch, einem Laienbruder, einem Kaufmann, einem gelehrten Juristen, einem praktischen Juristen, einem Ablaßhändler, einem Doktor der Medicin, einem Koch, einem Schiffer, einem Müller und mehren andern Pilgern geringeren Standes, und nach ihren Erzählern sind die verschiedenen Erzählungen betitelt, z. B. die bedeutendsten: The Knights Tale (eine kleine romantische Epopöe nach der Teseide des Boccaccio), The Miller's Tale (komisch und gegen Ende schmutzig), The Squire's Tale (ein arabisches Rittermährchen), The Clerk of Oxfordes Tale (Griseldis), The Sompnour's Tale (Satire gegen die Bettelmönche) u. a. m. [17]).

(*Wilhelm Müller.*)

CHAUCI, verschrieben Chaci, auch Cayci, am richtigsten Cauci, ein Volk in Germanien, dessen Namen man mit Wahrscheinlichkeit von dem angelsächsischen chacian, engl. quake, beben, ableitet, so, daß sie ihn von dem Moorboden führen, den sie bewohnten.

---

14) In der Erzählung Sir Topas, welche er in den Canterbury Tales sich selbst in den Mund legt und sie so lang ausspinnt, daß die Zuhörer ihn endlich bitten: Um Gottes Willen in diesem Stile nicht weiter fortzufahren. Offenbar wollte er dadurch die volksthümliche Balladenpoesie verspotten. 15) In früheren Gedichten nur hier und da, vielleicht aus Zufall, unter andern Maßen vorkommend. 16) Vgl. Tyrwhitt in der Abhandlung On the Language and Versification of Chaucer.

17) S. außer den schon citirten Schriften von Todd, Tyrwhitt, Warton, Cibber, Campbell: *W. Godwin's* History of the Life and Age of G. Ch. London 1803 II. 4. und London 1804. IV. 8. Teutsch im Auszuge von E. W. F. Breyer. Jena 1811. 8.

Sie hatten, nach den Angaben der Alten, ihre Sitze längs den Ufern des Oceans von der Ems bis zur Elbe [1]), in dieser Ausdehnung also Naturgränzen, über welche sie schwerlich hinaus gegangen sind. Im Süden gränzten sie an die Chamaver, Amsivarier [2]) und Cherusker [3]), und nach Vertreibung der Amsivarier reichten sie in einem südlichen Winkel ihrer Besitzung sogar an das Gebiet der Chatten [4]). Plinius [5]) will Chauken, jedoch ohne Grund, auch auf den Inseln zwischen dem Rhein und der Yssel finden. Ptolemäos [6]) und Plinius [7]) theilen das Volk in die großen und kleinen Chauken. Ersterer trent sie durch die Weser, und läßt die kleinen Chauken von der Ems bis zur Weser, die großen von der Weser bis zur Elbe wohnen; allein er irrt in seiner Ansicht dadurch, daß zu Anfange des 2ten Jahrh. die Besitzungen der westlichen Chauken weit eingeschränkter waren, als zu Anfange des 1sten. Aus Tacitus [8]), der zwar des Unterschiedes der großen und kleinen Chauken nicht erwähnt, geht klar hervor, daß die Großchauken zwischen Ems und Weser, also in Ostfriesland, Jever, Oldenburg, Diepholz, einem Theil von Hoya, Niedermünster und im Osnabrückschen, jene hingegen in einem Theile der braunschweig-lüneburgschen Lande wohnten. Plinius, der sie selbst sah, schildert sie [9]) als ein armes Fischervolk, das nur auf Anhöhen und Dämmen Sicherheit gegen die Flut findet, keine Viehzucht, keine Jagd treiben kann, Regenwasser in Gruben sammelt, den Torf, womit es seine Speisen kocht, mehr im Winde, als an der Sonne trocknet; aber sein ärmliches Daseyn der Knechtschaft weit vorzieht. Tacitus nent sie [10]) ein edles Volk, fern von Habsucht und Herrschbegierde, das seine Größe durch Gerechtigkeit zu behaupten suche, den Krieg zwar nicht liebe, aber ihn auch nicht scheue. Sie erscheinen in der Geschichte zuerst als Bundesgenossen der Römer — von einer Unterwerfung redet nur der Schmeichler Vellejus Paterculus [11]) — lassen den Drusus und Tiberius nicht bloß freundlich durch ihr Land ziehen, sondern nehmen auch Theil an der Unternehmung gegen ihre Feinde, die Cherusker, wobei sie jedoch den eingeschlossenen Armin entschlüpfen lassen [12]); leisten sogar auch dem Germanicus Hilfe, als seine Flotte vom Sturm vernichtet wird [13]). Als aber die Römer anfingen, sie als Unterthanen zu behandeln, da litten sie es nicht [14]); und seitdem erscheinen sie als ihre Feinde. Sie verwüsten die gallischen Küsten [15]) und unterstützen den Civilis im batavischen Kriege [16]). Unter Nero verdrängten sie nach der Schwächung der Cherusker die Amsivarier, und nahmen ihre Sitze ein; doch mußten sie diese wieder den Longobarden überlassen. Im 2ten Jahrh. erscheinen sie noch bei den Einfällen in Gallien [17]). Im 4ten Jh. kommen sie noch einmal als Chauken, aber schon unter den Saxen vor [18]). Ihre Sitze längs der See werden in der Folge von den Friesen besetzt; das Innere macht einen Theil des Saxenlandes aus. Das Volk ging sicher nicht zu Grunde, aber der Name verlor sich in ein größeres Volk. (*Ricklefs.*)

1) *Tac.* Germ. 35. 2) *Ptol.* II, 11. 2) *Ptol.* l. c. 3) *Tac.* Germ. 36. 4) l. c. 35. 5) IV, 38. 6) II, 11. 7) XVI, 1. 8) Ann. II, 18, 19. 9) XVI, 1. 10) Germ. 35. 11) II, 106. 12) *Tac.* Ann. II, 17. 13) l. c. 24. 14) *Tac.* Ann. I, 38. 15) *Tac.* Ann. XI, 18 ff. 16) *Tac.* Hist. IV, 79. 17) *Tac.* Ann. XIII, 55. 18) *Spart.* Did. Jul. 1. 19) *Zosim.* III, 6.

CHAUDES AIGUES, Stadt im Bez. S. Flour im franz. Dep. Cantal in einem tief eingeschnittenen Thale, hat 1 Kirche, 1 Frauenkloster, 1 Hospital, 4015 Häus. und 2040 Einw., die in wollenen Zeugen und Leder arbeiten. Die warmen Bäder, die doch nur sparsam besucht werden, waren bereits den Römern unter dem Namen Aquae calentes bekant. Sie halten von 42 bis 24°, die Badezeit fällt in den Sommer. (*Hassel.*)

CHAUDET, (Antoine-Dénis), geb. 1763 zu Paris und gest. das. 1810. Dieser treffliche Künstler fiel mit seiner Bildung in die Zeit, wo man die altfranzösische Schule der Bildhauerei zu reformiren anfing. Sein Preisstück im J. 1784 war noch in der alten Manier. Nun aber ging der junge Künstler nach Rom, und was das Studium der Antike auf ihn gewirkt, fand er nach seiner Rückkehr bald Gelegenheit zu zeigen, durch seine Gruppe l'Émulation de la Gloire am Peristyl des Pantheon; vielleicht eines seiner besten Werke, worüber man aber anfangs eben so ungerechte Urtheile hörte, wie späterhin über seinen Ödipus, welches Meisterwerk er 1801 ausstellte. Schnell auf einander folgten seine, im Saal des gesetzgebenden Körpers aufgestellte, Statue des Kaisers, das Basrelief im innern Hofe des Louvre, die Statue des Friedens im Palast der Tuilerien, des Cincinnatus im Saal des Senats, sein Belisar u. a. stellten ihn in die Reihe der Künstler des ersten Ranges. Was er im Zarten und Lieblichen zu leisten vermöge, beweisen seine allegorischen Figuren des Amor, der Triumph der Psyche, Paul und Virginia. Unter der Menge von Büsten, die er gearbeitet hat, zeichnen sich vorzüglich die von Sabatier und David Leroi aus; nächst diesen sind zu nennen die von dem Kard. Mauri und Lamoignon-Malesherbes. Zur numismatischen Geschichte des Kaisers hat er eine große Anzahl von Zeichnungen verfertigt. Sein Anchises und Äneas mitten im Brande von Troja beweisen, daß Chaudet auch als Maler sich würde ausgezeichnet haben. Nachdem er zum Mitgliede der vierten Klasse des National-Instituts ernant worden, nahm er Theil an dem Dictionnaire de la langue des beaux-arts. Wie viel er aber auch geleistet hat, so würde er sich doch noch übertroffen haben, wenn nicht ein Bluthusten, der ihn auch in der Blühte seiner Jahre hinraffte, oft in seinen Arbeiten unterbrochen hätte. (*H.*)

CHAUDIERE, Fluß in Canada, der aus einem 20 Meilen von Quebeck entfernten See komt, und nachdem er einen Wasserfall von 120 Fuß Tiefe und 230 Fuß Breite gebildet hat, in den Lorenzstrom fällt. (*H.*)

CHAUFEPIÉ, (Jacques George de), Prediger der reformirten Gemeinde zu Amsterdam, geboren zu Leuwaarden in Friesland den 9. November 1702, studirte zu Franeker unter Vitringa und Albrecht Schultens, und vertheidigte unter dem Letztern 1721 seine selbstverfertigte philologische Dissertation de supplicio crucis, die Gerdes in den Miscell. Duisburg. T. II. Fasc. III. p. 401—437. wieder abdrucken ließ. Bald nach seinen akademischen Jahren wurde er Prediger bei der französischen Gemeinde in Delft, erhielt 1743 einen Ruf an die wallo-

nische Gemeinde in Amsterdam, und starb daselbst den 3. Julius 1786, nachdem er noch 18 Monate vor seinem Tode mit Beifall gepredigt hatte. Er selbst ließ Sermons sur l'état du peuple juif. Amst. 1756. 8. drukken, und aus seinem Nachlasse erschienen Sermons sur diverses textes. Ib. 1787. Vol. III. 8., herausgegeben von seinem Neffen Samuel Chaufepié, auch hat er mehre nützliche, besonders historische Werke aus dem Englischen ins Französische übersetzt. Sein eigentlicher literarischer Ruhm aber gründet sich auf sein großes Nouveau Dictionnaire historique et critique, pour servir de supplément ou de continuation au dictionnaire hist. et crit. de Mr. P. *Bayle*. Amst. 1750 — 1756. Vol. IV. fol. Die Veranlassung zur Bearbeitung dieses Wörterbuchs gab der Wunsch einiger holländischer Buchhändler, die Zusätze des ins Englische übersetzten Bayle Französisch zu liefern. Chaufepié übersetzte und verbesserte nicht nur diese Zusätze, sondern bearbeitete auch ungefähr 500 neue Artikel, zwar nicht mit der scharfsinnigen Kritik und dem Skepticismus des freimüthigen Bayle, aber doch mit großer literarischer Genauigkeit und rühmlicher Sorgfalt. Wie Bayle hat er die im Text berührten Begebenheiten in den Anmerkungen erläutert, weiter untersucht und bisweilen ausführliche Exkurse eingeschaltet. Manche gemeine Irrthümer sind aus unbenutzten Quellen berichtigt, und Bayle selbst wird hie und da ergänzt, beurtheilt und widerlegt. Vieles, was in Bayle fehlt, vermißt man auch bei seinem Fortsetzer, und manches Kleinliche hätte wegbleiben können, auch ist der Stil schwerfällig und incorrekt *). (*Baur.*)

CHAUFFAILLES, Marktfl. im Bezirk Charolles des franz. Dep. Saone-Loire nahe am Botac, hat 2037 Einw. (*Hassel.*)

CHAUFONTAINE, Dorf in dem Bezirk und der niederl. Prov. Lüttich am Vesdre in einem reizenden Thale, wohin von dem 8 Meilen entfernten Lüttich eine Allee führt; es zählt 625 Einw., die 2 Fabr. für Flintenläufe, nebst Bohrereien und 2 Hammerschmieden unterhalten, ist aber vorzüglich durch seine warmen Bäder bekant, die viele Gäste herziehn. In der Nähe sind Marmorbrüche. (*Hassel.*)

CHAULAN خولان. So heißen zwei Bezirke im südl. Arabien, deren Lage Niebuhr's Karte angibt, der eine nördlich auf der Hälfte des Weges zwischen Sana u. Mecka, westlich von Saade, vier Tagereisen von Hali (nach Edrisi), der zweite südlicher wenige Meilen im Südost von Sana. Sowol Michaelis als Niebuhr halten nicht ohne Grund diese Distrikte für das ebenfalls doppelt angeführte Hevila oder Chavila der Bibel (Genes. I. c. 10. v. 7. u. 29. c. 25 v. 18.), wovon eins die südl. Gränze der Ismaeliten war. Bemerkenswerth ist im südl. Chaulan die merkwürdige Stadt Tanaim تنعم, ein alter berühmter Sitz jüdischer Synagogen, offenbar die Hauptstadt Tamna der Katabanier oder Gebaniter, worin sich nach dem Bericht Strabo's (lib. XVI.) 65 Tempel befanden. Hier müßten die Nachforschungen über die alten Handschriften der Bibel angestellt werden (deren Existenz John Collet in einem Brief an den Ritter Michaelis mit Recht vermuthete), indem die Juden seit undenklichen Zeiten in Jemen zerstreut leben, und unter den Toba's, den ältesten Königen daselbst, herrschend waren. Da Älius Gallus unter August vor Negra (Nedscheran) einen Ort Chaula (Chaalila) antraf, so mag sowol dieser Ort, als auch Jula, bei Ptolemäos unweit Nagara, das nördlichere Chaulan seyn. Abulfeda kent kein Chaulan, wol aber Edrisi *). (*Rommel.*)

CHAULIAC (Guy de), so genant nach seinem Geburtsdorfe in Gevoudan, an der Gränze von Auvergne, wurde, nachdem er zuerst zu Montpellier und dann zu Bologna studirt, auch längere Zeit zu Lyon prakticirt hatte, Leibarzt der Päpste Clemens VI., Innocenz VI. u. Urbans V. Hier schrieb er im J. 1363 seine zuerst wahrscheinlich 1498 zu Bergamo erschienene Chirurgie, ein für seine Zeit vortreffliches Werk, in lateinischer Sprache; die später von Laur. Joubert unter dem Titel der grande Chirurgie ins Französische übersetzt und mit Anmerkungen und einem Wörterbuche seines Sohnes If. Joubert versehen wurde (Lyon 1592, 1659. 8.). Später wurde das Werk von mehren Ärzten erläutert und von Louis Verdus in einen oft aufgelegten Auszug gebracht. — Auch lieferte er eine genaue Beschreibung der Pest, die im 14. Jahrh. grassirte. — Die Zeit seines Todes ist eben so wenig genau bekant als die seiner Geburt †). (*H.*)

CHAULIEU (Guillaume Anfrie [1]) de), geb. 1639 zu Fontenai, einem Schlosse im Vexin-Normand, aus einer alten, ursprünglich engländischen Familie. Sein Vater war Maître des Comptes zu Rouen, mit dem Titel eines Statsrathes; und die Geschäfte, zu denen er vom Kardinal Mazarin gebraucht wurde, führten seinen Sohn frühzeitig in die Familie dieses Statsmannes ein [2]). Der junge Chaulieu machte seine Studien zu Paris im

*) Neues gel. Europa 15. Th. 629—640. Zuverlässige Nachrichten. 100 Th. 549—578. Nova acta erudit. 1754. Dec. 717—720. *Saxii* Onomast. T. VII. 143. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VIII. (v. Beuchot).

*) Vgl. Niebuhr's Beschr. Arabiens S. 270. 280. 293.

†) In der Biogr. univ. T. VIII. finden sich genauere bibliogr. und kritische Angaben von Chamneton.

1) Nach Andern Amfrye. Aufrie, wie bisweilen gefunden wird, ist Schreib- oder Druckfehler. 2) Vorzüglich genoß er die Gunst der Herzogin von Bouillon, Marianne Mancini, Nichte des Kardinals. An sie sind viele seiner Briefe, mehre kleine Gedichte, vornehmlich aber die Epitre gerichtet, in welcher er ihr seine Philosophie vorträgt. Man ist verwundert von einem Prälaten der katholischen Kirche, und einem Unterthanen des überfrommen Ludwigs XIV., hier die Lehre zu lesen, „daß der Gedanke an den Tod nur dazu dienen dürfe, den Genuß des Augenblickes zu erhöhen; daß er nichts weiter sei, als das Ende des Lebens, worauf weder Gutes noch Böses folge; eine sichre Freistatt; der Anfang einer ewigen Ruhe, und ein friedlicher Schlaf, auf den das weise Gesetz der Natur kein Erwachen folgen läßt." Wie würde in unsern Tagen von denen, die den Ruhm jener frommen Zeit ohn' Unterlaß im Munde führen, selbst ein profaner Dichter geschmäht werden, der solche Lehre predigte, und, wie am Schlusse derselben Epitre geschieht, den Epikur den erhabensten Geistern zugesellt, der die Schranken der Welt überstiegen, die Menschen von leerer Furcht befreit, und die Kinder der Furcht, die Lüge und den Irrthum von der Erde verbant habe!

Collège de Navarre, und knüpfte hier Verbindungen an, die seinen Eintritt in die große Welt erleichterten, wo er bald durch die Annehmlichkeit seines Geistes einen ausgezeichneten Platz behauptete. Von den Herzogen von Vendome, vorzüglich von dem Großprior von Malta, begünstigt, ward er zum Abbé von Aumale, Prieur de St. George auf Oleron, Poitiers, Chenel und Saint-Etienne ernant; Pfründen, die ihm, bei einem reichlichen Einkommen, eine Freiheit und Unabhängigkeit verschafften, die er zu dem Genusse des Lebens mit geistreichen Freunden, und zur Ausübung seiner epikureischen Weisheit benutzte. Seine Wohnung war der Sammelplatz gleichgesinnter Männer, und ein Tempel des Komus und Bacchus, wo jeder Anstrich strenger Sitten dem Scherze wich, und die Würdenträger der Kirche sich bei einer reichbesetzten Tafel der Last ihrer geistlichen Ehrenämter entledigten. Der Großprior nahm gewöhnlich an diesen Gesellschaften Theil, die auch von den Musen der gefälligsten und leichtesten Gattung erheitert wurden, die ihren heitern und mühelosen Gesang aus dem Munde der la Fare [3]), der Hamilton [4]), vor Allen aber des immer fröhlichen Chaulieu ertönen ließen. Die Poesie dieser Männer war der Wiederschein ihres Lebens, vornehm, muthwillig, ohne Ansprüche auf gelehrte Bildung oder strenge Regelmäßigkeit; nur ein ergötzliches Ingredienz in dem Mischtrank ihrer Lust; ein Firniß für den sinnlichen Genuß; und wie ein Spiel edlerer Art, der geistreiche, mühelose Zeitvertreib des Müßiggangs. Chaulieu hatte von Chapelle (esprit délicat, comme lui libertin) die Kunst mit Leichtigkeit und Anmuth zu reimen gelernt [5]). Der erste Versuch, der seinen Namen bekant machte, war ein witziges Rondeau auf Benserade's Umwandelung der Ovidischen Metamorphosen in Rondeaus; zahlreiche Madrigale folgten jenem nach; auch Epigramme, Gesänge, Oden und vermischte Gedichte; so daß es keine Gattung der gesellschaftlichen Poesie gibt, die er nicht mit Erfolg geübt hat. In allen findet man, bei vieler Nachlässigkeit, und allen Fehlern, die aus allzu bequemer Bewegung entspringen, einen sichern Geschmack, eine lebendige Einbildungskraft, glänzende Gedanken, und eine verführerische Anmuth, die zum Theil selbst aus seinen Mängeln entspringt. Wie seine Philosophie ihn lehrte, die Blüthen der Lust in dem Augenblicke zu brechen, wo sie sich öffnen, so ist auch die Bewegung in seinen Gedichten, wie der Flug des Schmetterlings und der Libelle, rasch und unbeständig, je nachdem sie der Reiz eines Gegenstandes lockt; oft wie im süßen Rausche schwankend; aber auch, wenn sie in süßer Behaglichkeit auf Blüthen entschlummert, nie des äußern Anstandes und der Anmuth vergessend [6]). Bis in ein hohes Alter trieb er diese Spiele der fröhlichen Kunst [7]); und so unversieglich war die Quelle seiner Heiterkeit, daß er von podagrischen Schmerzen gefoltert, und des Gesichtes beraubt, gleichsam auf seinem Grabe, wie ein zweiter Anakreon sang [8]). In der That müssen die Erzeugnisse seines Alters zu den schönsten seiner Werke gerechnet werden [9]). Es sind die letzten Strahlen eines heitern Tages, der sich in den Schoß der Nacht senkt, und die hellen Farben der Flur mit einer melancholischen Dämmerung verschmilzt. Er starb in seinem 81. Jahre den 27. Jun. 1720 und wurde zu Fontenai [10]) in dem Schatten der Bäume begraben, unter denen er sich seiner Kindheit erfreut hatte.

Chaulieu's Gedichte, von denen bei seinem Leben nur einige durch den Druck bekant gemacht waren, wurden zuerst, mit denen seines Freundes La Fare, aus handschriftlichen Mittheilungen, höchst fehlerhaft, unter dem angeblichen Druckorte Amsterdam (zu Rouen oder Lyon) im J. 1724. 8. herausgegeben. Vollständiger à la Haye 1731 und Amst. (Paris) 1733 in 2 Bdn. Mit der meisten Sorgfalt gearbeitet, und aus vorzüglich guten Quellen geschöpft, ist die Ausgabe von Le Fèvre de St. Marc. Par. 1750. 2 Vol. 12. mit vielen brauchbaren krit. und historischen Anmerkungen. Beliebt ist die, angeblich aus den Handschriften des Vfs. verbesserte Ausg. Paris 1774. 2 Vol. 8. mit Bildnissen. Poesies de Chaulieu et du Marquis de la Fare. Paris. 1803. 12. zierlich. — Man tadelt die Herausgeber dieses Dichters, daß sie ihre Samlungen mit einer großen Menge unbedeutender Werke aufgeschwellt hätten; ein Vorwurf, welcher bei Samlungen nachgelassener Schriften schwerlich je vermieden werden kann. *(F. Jacobs.)*

CHAULIODES. Unter dieser Benennung trent Latreille eine Insektengattung aus der Ordnung der Netzflügler (Neuropteren) und aus der Abtheilung mit fünfgliedrigen Tarsen, die sich durch ein großes Halsschild, horizontal aufliegende Flügel, fadenförmige Taster und kammförmige Fühler auszeichnet. Dahin gehört *C. pectinicornis* (Hemerobius pectinicornis Linn. Degeer.

---

3) Der Marquis de la Fare, einer der ältesten Freunde von Chaulieu, ein liebenswürdiger Dichter, starb 1718. Ihm hat er eine seiner schönsten Episteln gewidmet, und seinen Tod beklagt er in einer Ode (XXII.) mit tiefem Gefühl. 4) Der Graf Anton Hamilton ist der bekante geistreiche Verfasser der Mémoires du Comte de Grammont und einiger Mährchen, geb. 1646, gestorben 1720. Auch ihm ist eine Epistel (XVII.) gewidmet. 5) S. Epitre an den Marquis de la Fare XXX. 6) Voltaire sagt von ihm im Temple du Goût:

Sa vive imagination
Prodiguait dans sa douce ivresse
Des beautés sans corrections,
Qui choquaient un peu la justesse,
Et réspiraient la passion.

Eben daselbst belehrt ihn der Gott des Geschmacks, sich nicht für den ersten der guten, sondern für den ersten der nachlässigen Dichter zu halten. Ausführlich ist über seine Werke gesprochen in den Nachträgen zu Sulzers Theorie Th. 5. S. 423 ff. 7) Della gaya scienza. 8) Auch nante man ihn l'Anacréon du Temple, weil er im Tempel der Hausgenosse des Herzogs von Vendome war. 9) Vorzüglich Sur Fontenai (Odes XI.) Sur la Rétraite (Od. XII.). à Mlle de Launay (Epitres. XXVI.). 10) Ode XI. Déjà la Vieillesse s'avance;
Et je verrai dans peu la mort
Exécuter l'arrêt du sort,
Qui m'y livre sans espérance.
Fontenai, lieu délicieux,
Où je vis d'abord la lumière,
Bientôt au bout de ma carrière
Chez-toi je joindrai mes aïeux.
— — — — —
Beaux arbres, qui m'avez vu naitre,
Bientôt vous me verrez mourir.

Oliv. Semblis pectinicornis Fabr.) aus Nordamerika. (*Germar.*)

CHAULIODUS. Eine zuerst im Schneiderschen System aufgestellte Fisch-Gattung, nach einer einzigen im Catesby abgebildeten Art, wovon sich zwei Exemplare in London vorfinden. Als Gattungscharakter stellt Schneider auf: zwei sehr lange, hervorragende Zähne in jedem Kiefer, und eine perpendikuläre Mundöffnung. Die Art heißt: 1) Ch. *Sloani* Bl. S. Ch. setinotus Bl. S. tab. 85. Vipera marina Catesb. Esox stomias Shaw. Die Körperform ist langstreckig (½ Fuß lang, 2½ Zoll breit), der Kopf breiter als der Körper, die Mundöffnung sehr weit, die Zähne weit von einander stehend; die Bauchflossen hinter den Brustflossen, und so wie diese und die Afterflosse, schmal, länglich; die Rückenflosse einfach, zwischen der Bauch- u. Brustflosse, der erste Strahl derselben sehr verlängert, in einen Faden sich endigend; die Schwanzflosse gabelförmig, alle Flossen weichstrahlig, grünlich; die Körperfarbe grün. Er wurde im atlantischen Meere bei Cadix gefangen. (*Lichtenstein.*)

CHAULMES, Marktfl. im Bez. Melan des franz. Dep. Seine-Marne am Yeres, hat 208 Häus. u. 1627 Einwohner. Aus ihr stamt die Familie Couperin ab, die Frankreich 5 Virtuosen in der Musik gegeben hat. (*Hassel.*)

CHAULNES (Michel Ferdinand d'Albert d'Ailly, duc de), Pair von Frankreich, Generallieutenant in der Armee und Gouverneur der Picardie, gleich ausgezeichnet durch seine Tugenden wie durch seine Kentnisse, besonders in der Physik und Naturgeschichte. Er wurde d. 30. Dec. 1714 zu Paris geboren, und war Anfangs als jüngerer Sohn seines Vaters für den geistlichen Stand bestimt. Da aber sein älterer Bruder starb, trat er im J. 1732 in Kriegsdienste, und zeichnete sich so aus, daß er nach 10 Jahren Feldmarschall wurde. Auch in den folgenden Kriegen Frankreichs gegen England und Preußen diente er mit Ruhm und wurde dafür mit den königl. Orden und den oben genanten Ehrenstellen belohnt. Seine Leistungen für die Wissenschaften sind nicht minder bedeutend. Er besaß eine zahlreiche Bibliothek, ein treffliches physikalisches Kabinet, reiche naturhistorische und antiquarische Samlungen, und eine Werkstätte für mathematische, besonders optische, Instrumente, worin er viele von ihm erfundene Werkzeuge ausführen ließ. — Im J. 1743 wurde er Ehrenmitglied der pariser Akademie, und obgleich ihm dadurch eigentlich gar keine Verpflichtungen auferlegt wurden, so versäumte er deren Versamlung doch nur, wenn dringende Geschäfte ihn abhielten. Die erste Abhandlung von ihm, welche im J. 1755 in der Akademie vorgelesen wurde, betraf die von Newton in seiner Optik beschriebenen farbigen Ringe und setzt die merkwürdigen Erscheinungen der Diffraction des Lichts aus einander. Späterhin beschäftigte er sich vorzüglich mit der genauen Eintheilung der zum Winkelmessen dienenden Instrumente und mit der Verfertigung achromatischer Fernröhre, worüber er ebenfalls Abhandlungen schrieb und der Akademie mittheilte [1]). Der letzte Aufsatz, welchen er der Akademie überreichte, betrifft eine von ihm erfundene parallaktische Maschine, die von seinem Scharfsinne und Erfindungsgeiste zeugt. Außerdem hat er für das Journal de physique und für die Memoiren der berliner Akademie mehre Abhandlungen optischen und andern Inhalts geliefert. — Sein sanfter, menschenfreundlicher Charakter und seine feinen Sitten machten ihn allgemein beliebt. Ludwig XV., der ihn zu schätzen wußte, pflegte ihn nur l'honnête homme zu nennen. Dennoch war C. in seiner Familie sehr unglücklich. Seine Gemalin, eine der geistreichsten und liebenswürdigsten aber zugleich auch eine der verschwenderischesten und zügellosesten Frauen ihrer Zeit, brachte ihn durch den Kummer, welchen sie ihm verursachte, früh in das Grab. Er starb im J. 1769 [2]).

II) Chaulnes (Marie Joseph Louis d'Albert d'Ailly, duc de), Sohn des vorigen, geb. im J. 1741, nante sich bis zum Tode seines Vaters Herzog von Picquigny, welcher Titel für die ältesten Söhne in seiner Familie üblich war. Auch er war Naturforscher und außerdem Alterthumsforscher. Schon in seinem 24. Jahre verließ er als Oberst den Kriegsdienst, um sich ganz den Studien der Naturwissenschaften zu widmen; auch wurde er bald von der königl. Societät zu London zu ihrem Mitgliede erwählt. Er machte große Reisen, auf welchen er unter andern im J. 1765 auch Ägypten besuchte und von mehren dortigen Alterthümern genauere Zeichnungen mitbrachte, als man sie bis dahin gehabt hatte; doch gab er nur eine einzele Abhandlung über ein Grabmal heiliger Thiere heraus [3]). Wichtiger sind seine Leistungen für die Naturkunde. Er lieferte den Beweis, daß die mephitische Luft in den Braubottichen kohlensaures Gas sei und lehrte dasselbe zur Säuerung des Wassers benutzen. Er gab die Mittel an, die im Urin befindlichen Salze aus demselben zu ziehen und zu reinigen. Er zeigte ferner, wie sich die Kohlensäure in den Braugefäßen benutzen lasse, um Alkalien damit zu sättigen, und dadurch die Krystallisation derselben zu befördern. Als man bald nachher die Erstickung durch Kohlendämpfe für eine Wirkung des sich bildenden kohlensauren Gases erkante, schlug C. ein Mittel vor, solche Erstickte zu retten, indem man ihnen flüchtiges Alkali unter verschiedenen Formen beibrächte. Er machte hierüber nicht nur an vielen Thieren, sondern endlich auch an sich selbst einen Versuch. Nachdem er seinen Kammerdiener gehörig unterrichtet hatte, verschloß er sich in ein kleines Kabinet, das Glasthüren hatte, setzte sich auf eine Matraze und befahl, wenn er umsinken würde, ihm die vorher angegebene Hilfe zu leisten. Darauf umgab er sich mit Kohlenbecken voll glühender Kohlen, verfiel in Asphyxie und wurde von dem Kammerdiener durch Anwendung seiner

---

1) Nouvelle méthode pour diviser les instrumens de mathématiques abgedruckt in der Description des arts et métiers publiée par l'académie des sciences, 1768 in fol. Ferner: Description d'un microscope et de différens micromètres destinés à mésurer des parties circulaires ou droites avec la plus grande précision. Paris 1768. 2) Eloge de M. le Duc de Chaulnes in der Hist. de l'acad. des sciences Année 1769. — *Cadet Gassicourt* u. *De la Combe* in der Biogr. univ. T. VIII. 3) Mémoire sur la véritable entrée du monument égyptien qui se trouve à quatre lieues du Kaire près de Sakara. Paris. 1783. 4.

Mittel wieder ins Leben gebracht. Wenn dieser Muth ihm ohne Zweifel Ehre macht, so kann man doch auf der andern Seite keineswegs mit seinem sittlichen Charakter recht zufrieden seyn. Er folgte vielmehr dem Beispiele seiner Mutter und brachte dadurch die Wissenschaften und sein Vaterland um den größten Theil des Nutzens, den sie von seinen Kentnissen, seinem Geschmacke und Vermögen hätten ziehen können. Er starb beim Anfange der Revolution *). (*Gartz.*)

CHAULNES, Marktfl. im Bezirk Peronne des französ. Depart. Somme, hat 269 Häus. und 1236 Einwohner, die in leinenen und wollnen Geweben, in Leder und in Strümpfen arbeiten und gute Bleichen unterhalten. (*Hassel.*)

CHAUMETTE (Pierre Gaspard), der Sohn eines Schuhmachers zu Nevers geb. den 24. Mai 1763, ein würdiger Genosse so mancher anderer übertriebener Revolutionsmänner, anfangs zum Studiren bestimt, dann in Schiffsdiensten, befand sich eben zu Anfange der Revolution in Paris als Schreiber bei einem Procurator. Seine Bekantschaft mit Camille Desmoulins verschaffte ihm Gelegenheit zu Reden an das Volk, brachte ihn in die Gesellschaft der Cordeliers, und unter die Mitarbeiter des von Prüdhomme unternommenen Journals: les Révolutions de Paris. Doch blieb er untergeordnet bis zum 10. Aug. 1792. Hier und bei den darauf gefolgten Metzeleien am 2. Sept. spielte er eine bedeutende Rolle. Nachher an die Stelle des zum Deputirten gewählten Manuel zum Procurator der Pariser Gemeinde ernant, bei welcher Gelegenheit er statt seiner von Heiligen entlehnten Taufnamen den Namen Anaxagoras, als eines wegen seines Unglaubens gehenkten Ungläubigen annahm, unterwarf er bald die Glieder des Gemeinderaths und das Pariser Volk seinem Willen. Er veranlaßte die Errichtung des Revolutionstribunals, so wie das Gesetz des Maximum, die Revolution v. 31. Mai, die Errichtung einer Revolutionsarmee, das Gesetz gegen die Verdächtigen; doch blieben sehr natürlich andere seiner Vorschläge unausgeführt, wie die, nur Holzschuhe zu tragen, nur Kartoffeln zu essen rc. Bei der Revolution vom 31. Mai entwarf er mit andern Municipalbeamten den Plan, eine von den Cordeliers und Jakobinern verschiedene, gegen den Convent gerichtete, Partei zu stiften, die Faction der Hebertisten genant, die den Atheismus einzuführen suchten. Ihm dankt man die sog. Feste der Vernunft, die bekant genug sind, um hier nur daran zu erinnern; und er that im Convent, nach Erstattung eines enthusiastischen Berichtes über die Feier des ersten Festes dieser Art, wobei die Schauspielerin Maillard die Rolle der Vernunft spielte, den Vorschlag, die Hauptkirche von Paris der Vernunft und Freiheit zu weihen; ein Vorschlag, den Chabot in ein Decret zu verwandeln wußte. — An allen diesen Unternehmungen, welche die Revolution nur noch verhaßter machten — hatten aber Robespierre und Danton keinen Theil; im Gegentheil fingen R. und seine Agenten jetzt an einzusehen, daß solchem Unsinne ein Ende gemacht werden müßte. Sie ließen Hubert, Chaumette's Substituten, Cloots, den Repräsentanten der Atheisten im Convente und einige Andere, und eine Woche später den nun isolirten Chaumette verhaften, in den Palast Luxenburg unter einer Menge Gefangener einsperren, die durch ihn dahin gebracht waren — und bald nach Hebert, am 13. April 1794 hinrichten. Nur zu bald ging übrigens die von ihm auf dem Schaffotte ausgesprochene Prophezeihung in Erfüllung, daß die, die ihn auf das Blutgerüst geschickt, ihm bald folgen würden*). (*H.*)

CHAUMONT, Marktfl. im Bez. Rethel des franz. Dep. Ardennen, mit 900 Einw. und Hanfweberei. — 2) Marktfl. im Bez. Romorantin des franz. Dep. Loir Cher an der Taronne, hat 1140 Einw. und eine Töpferei, die 1809. 14,500 Stück Geschirre lieferte. — 3) Die Hauptstadt des franz. Dep. Obermarne und eines Bezirks, welcher auf 46,⁰⁸ □Meilen in 10 Kantonen und 198 Gemeinden 78,162 Einw. zählt. Sie breitet sich (48° 6′ 13″ Br. 22° 50′ L.) auf einer Anhöhe zwischen dem kleinen Flusse Suize und der Marne aus, ist ganz offen, nur mit Überresten von alten Mauern, ist erträglich gebauet, hat einen mit guten Gebäuden eingefaßten Marktplatz, vier Kirchen, wovon die Karmeliter- und Kollegienkirche sich auszeichnen, 1 Ursuliner Frauenkloster mit einer Erziehungsanstalt, 1 Hospital, 1100 Häuser und 5487 Einw., und ist der Sitz des Präfekten mit den Departemental- und Distriktualauctoritäten, einer Ackerbaugesellschaft und eines Handelsgerichts, auch besitzt sie eine öffentliche Bibliothek von 25,600 Bänden, 1 physikalisches und mineralogisches Kabinet, einen botanischen Garten, und angenehme Spaziergänge. Die Einw. verfertigen lederne Handschuhe, jährlich 6000 Paar, wollene Strümpfe 5000 Paar, wollne Zeuge 17,844 Ellen, Leder auf 80 Gärbereien, Wachs auf einer Bleiche, Messer und allerhand kurze Eisenwaren, unterhalten Färbereien und halten Wochen- und 4 Jahrmärkte. Alle 7 Jahre am Johannestage wurde hier sonst ein Fest gefeiert, das die Diablerie hieß und 9 Tage dauerte; Reisende, die Chaumont vorbeigingen, wurden gezwungen, demselben beizuwohnen. In der Nähe lag das jetzt eingegangene Kloster Val des Ecoliers; 2 einträgliche Eisengruben stehen noch im Betriebe, und unterhalten ein paar Eisenhütten. In dieser Stadt sind der bekante Bildhauer Bouchardon, der Archäolog Jaq. Gauttier † 1638, der Dichter Pierre le Moine † 1672, und der Komponist Mich. Monteclaire † 1737 geboren, und 1814 erneuerten hier die Kaiser von Östreich und Rußland und der König von Preußen ihr Bündniß gegen Napoleon. — 4) Stadt an der Oise im Bezirk Beauvais des franz. Dep. Oise an der Troësne, hat 4 Kirchen, 1 Hospital, 287 Häus. und 1037 Einw., welche schwarze Spitzen u. Blonden verfertigen. (*Hassel.*)

CHAUMONT, Stadt in der piemontesischen Provinz Susa, nicht weit von der französischen Gränze. Sie liegt wenig entfernt von der Dora und zählt gegen 4500 Einw., deren Gewerbfleiß gerühmt wird. Besonders bekant ist der Wein von Chaumont wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Burgunder. (*W. Müller.*)

---

*) *Cadet de Gassicourt* in der Biogr. univ. T. VIII.

*) Vgl. Biogr. univ. T. VIII. von Beaulieu; B. d. Contemp. T. IV.

CHAUMONT, ein lang gestreckter Bergrücken der Jurakette, der in dem schweizerischen Kanton Neuenburg das Val de Ruz von der Mairie Neuchâtel und der Chastellenie Thièle trent. Er ist reich bewaldet und zieht sich von dem Seyon an fast ununterbrochen, obgleich unter verschiedenen örtlichen Benennungen, bis zum Chasseral. Seine geognostischen Verhältnisse sind von Leopold von Buch genau erforscht worden[1]), der auch vermuthet, daß die Wärme auf diesem Berge alle 550 Fuß um einen Grad abnimt[2]). Zahlreiche Sennhütten und Landhäuser, die im Sommer bewohnt werden, umfassen die mannichfaltigsten Fernsichten, da der Chaumont, den Alpen gegenüber, bis 2269 pariser Fuß[3]) über den Neuenburger See sich erhebt. So hoch liegt wenigstens die darauf befindl. Hochwacht. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHAUNY, Stadt im Bez. Laon des franz. Dep. Aisne an der Oise Br. 49° 36′ 52″ L. 20° 58′ in einer fruchtbaren Ebene, durch welche der Sommekanal zieht und hier die Oise erreicht. Sie hat 2 Pfarr- u. mehre Klosterkirchen, 2 Hospitäler, 816 Häus. und 3500 Einw., die sich mit der Landwirthschaft beschäftigen, guten Cyder bereiten und Produktenhandel treiben, den die vortheilhafte Lage befördert; hier ist die Hauptniederlage der S. Gobiner Spiegelfabrik. Die Stadt ist der Geburtsort des Kirchengeschichtschreibers Bonaventura Racine † 1755 und des Literator Charl. Witasse † 1716. (*Hassel.*)

CHAUSSARD (Pierre Jean Baptiste). Dieser durch seine Theilnahme an der französischen Revolution, so wie durch mehre historische, politische und belletristische Arbeiten bekante Schriftsteller, der Sohn des königl. Baumeisters J. B. Ch., wurde am 29. Jan. 1766 geboren. Nach vollendeten Studien wurde er Advokat beim pariser Parlement, und schrieb über Rechtsgegenstände. Die Revolution fand an ihm einen warmen Freund. Vom Minister Lebrun gegen das Ende d. J. 1792 als Commissar des Vollziehungsrathes nach Belgien gesendet, verbreitete er dort aufs thätigste die Revolutionsideen, und er vorzüglich war es, der in Brüssel die Vereinigung Belgiens mit Frankreich bewirkte. Mit seinem Verfahren war aber der dort anwesende, durch Alter und Erfahrung belehrte, General Dumouriez keinesweges zufrieden, wie seine Memoiren zeigen. D. fand bei seiner Ankunft in Antwerpen am 11. Febr. 1793, daß Ch., der sich den Beinamen Publicola beilegte, dort alle obrigkeitliche Personen abgesetzt und Befehl gegeben hatte, sie nebst 67 ausgezeichneten Personen zu verhaften. Der General Marasse hatte die Vollziehung noch verzögert; der Bischof und Andere hatten sich verborgen oder geflüchtet. Dumouriez befahl Ch. und den übrigen Commissaren, sich sogleich nach Brüssel zu begeben, widrigenfalls sie dahin mit Gewalt abgeführt werden würden; Ch. erwiederte, der Befehl scheine ihm von einem Vizir dictirt: „Ich bin so wenig Vizir, als Sie Publicola sind, entgegnete D., und ließ ihn sogleich abreisen, worauf dann in Antwerpen Alles auf den vorigen Fuß hergestellt wurde. Nach der Rückkehr aus Belgien wurde Ch. zuerst zum Secretär der pariser Mairie, dann des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses, endlich zum General-Secretär des öffentlichen Unterrichts ernant. Den letzten Posten bekleidete er jedoch nur kurze Zeit. Den Rest des Lebens widmete er den Studien und dem Unterrichte. Bei der Rückkehr von einer Reise aus Holland wurde er von Fourcroy, damaligem Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts, zum Professor der schönen Wissenschaften am Lyceum zu Rouen ernant, von dort nach Orleans versetzt, dann zum Professor der lateinischen Poesie in der Fakultät der Literatur in Nismes ernant, und endlich, mit Beibehaltung dieser Stelle, von Fontanes zu Arbeiten für die Universität in Paris berufen. Durch die Wiederherstellung der königl. Regirung verlor Ch. diese vortheilhaften Stellen, ohne Pension, und lebte bald auf dem Lande, bald in Paris. Hier starb er am 1. Okt. 1823. — Da er, sein durch Lebrun aufgemuntertes Dichtertalent ungerechnet, mit einer ausgebreiteten Lecture viele Gewandtheit zu gelehrten Schriftstellerarbeiten verband, und viele Perioden seines Lebens ihm Muße gewährten: so steigt die Zahl seiner Schriften, die dichterischen inbegriffen, bis an 30. Wir bemerken, mit Übergehung der meisten dichterischen, mehrer politischen und einiger Gelegenheitsschriften, nur die, die in einer oder der andern Hinsicht nennenswerth scheinen. Dahin gehören die Théorie des lois criminelles, suivie d'un tableau comparatif et analytique des lois des différens peuples, prés. à l'ass. nat. 1789. 8. (für die Milderung der Strafen); de l'Allemagne et de la maison d'Autriche par Publicola Chaussard, ein dreimal 1792. 799. u. 800 aufgelegtes Werkchen, das die Regirung an sich kaufte und vertheilen ließ; Mém. hist. et polit. sur la révolution de la Belgique et du pays de Liège (wiederum mit Publ. Ch. bezeichnet) 1793. 8. De l'éducation des peuples. 1793. 8. Esprit de Mirabeau 1797. u. 1804. 2 V. 8. Sur les monumens publics et la magistrature des Ediles 1800. 8. Fêtes des Courtisanes de la Grèce; Suppl. aux voy. d'Anacharsis et d'Anténor (anonym) in 3 Ausg. 1801, 803, 820. 4 B. 8. Histoire des expéditions d'Alexandre, par Fl. Arrien de Nic.; trad. nouv. préc. de la revue des historiens d'Alexandre, d'une introd. ou coup d'oeil polit. sur le siècle de Philippe et de réflexions sommaires sur la différence et les conséquences de la Tactique des anciens et des modernes; augm. d'un complément hist. cont. diverses traditions sur ce conquérant etc., enr. de notes érudites d'après Ste Croix, le Dr. Vincent etc. d'une table et d'une carte géogr. d'après d'Anville etc. etc. 1802. 3 V. 8. n. e. Atlas 4. Héliogabale, ou esquisse morale de la dissolution romaine sous les empéreurs. 1803. 8. (anonym) Bibliothèque pastorale, ou cours de Lit. champêtre, cont. les chefs d'oeuvres des meilleurs poétes pastoraux anc. et mod. 1803. 4 V. 12. Jeanne d'Arc; recueil hist. et complet 1806. 2. V. 8. (nach Laverdy in den Not. et Extr. de la Bibl. du Roi). Les Anténors modernes, ou Voyages de Christine et de Casi-

---

1) S. (*de Sandoz-Rollin*) Essai statistique sur le Canton de Neuchatel. (Zürich 1818) p. 135. und planches 2. u. 3. 2) Lettre à M A. Pictet, sur la température de quelques sources des environs de Neuchâtel in der Bibliothèque britannique. Génève 1802. Tome XIX. p. 261. 3) Nach der Osterwaldschen Karte.

mir en France sous Louis XIV. d'après les Mém. secr. des deux Ex-Souverains cont. par Huet, évèque d'Avranches 1807. 3 V. 8. Sein Lehrgedicht: Epitre sur quelq. genre, dont Boileau n' a pas fait mention dans son art poétique (1811. 4.) erschien unter dem Titel: Poétique secondaire ou essai didact. etc. 1817. 12. gänzlich umgearbeitet. Auch lieferte er Beiträge zu der Décade philos. und der Revue encycl., in welcher letzten er zu Ende des Jahrs 1821. eine Übersetzung auserlesener lyrischer Gedichte Schillers ankündigte. Seinem letzten Willen zu Folge soll ein Freund eine Auswahl seiner Werke besorgen, deren Ertrag er zur Unterstützung einiger Zöglinge im Collège de France bestimte *). (*H.*)

CHAUSSÉE (Pierre-Claude Nivelle de la), Mitglied der franz. Akademie, ward geboren zu Paris 1692 und starb das. 1754. Er machte sich zuerst als kritischer Gegner von la Motte bekant, und seine Epitre à Clio (1732. 12.) ist gegen dessen Paradoxon von der Unnützlichkeit der Verse in Tragödie und Ode gerichtet. Nachmals arbeitete er für die Bühne, und machte in sofern Epoche, als er das rührende Drama in Frankreich einführte. Nicht alle seine Stücke sind von gleichem Werthe; am meisten zeichnen sich aus das Vorurtheil nach der Mode, die Mutterschule, die Gouvernante, Melanide, und Liebe für Liebe, die mit Zemire und Azor aus Einer Quelle geflossen ist, nämlich aus dem Märchen la Belle et la Bête. Voltaire nante la Chaussée einen der ersten Dichter nach denen, welche Genie haben. Seine Werke erschienen 1762. 5 Bde. (*H.*)

CHAUSSÉE, Causeo, Causeus (Michel Agnolo de la), ein gelehrter Alterthumsforscher, gegen das Ende des 17. Jahrh. zu Paris geboren, begab sich, um die Denkmäler des Alterthums zu studiren, nach Rom, war daselbst Expeditionator des französischen und päpstlichen Hofes, und starb 1746. Man hat von ihm folgende, für den Liebhaber der Alterthümer schätzbare, das archäologische Studium erleichternde Schriften u. Samlungen: Romanum museum, sive thesaurus eruditae antiquitatis, in quo gemmae, idola, insignia sacerdotalia, instrumenta sacrificiis inservientia, lucernae, vasa, bullae, armillae, fibulae, claves, annuli, tesserae, styli, strigiles, gutti, phialae lacrymatoriae, vota, signa militaria etc. CLXX tabulis aeneis incisa referuntur ac dilucidantur. Romae 1690; ib. 1707, fol. ed. III. plurimis annotatt. et figuris aucta. ib. 1746. Vol. II. fol. (der 1. Bd. enthält ein Portrait 65 u. 64 Kpfr., der zweite 89 Kupfr.). Vieles aus diesem Werke findet man im 5., 10. u. 12. Bde von Graevii thesaur. antiq. rom., man bezweifelt aber die Echtheit einiger Stücke. Französisch wurde das Werk herausgegeben von Lorrain, unter dem Titel: Le grand cabinet romain ou recueil des antiq. romaines, avec les explications de M. A. de la Chaussée. Amst. 1706. fol. mit 43 Kpf. Le gemme antiche figurate ed intagliate in rame da Pietro Santi Bartoli, con le annotazioni de Mich. Agn. Causeo o de la Chaussée. Rom. 1700. kl. Fol. mit 200 Blatt Kpfrn. in Umrissen, die gut und richtig gezeichnet sind. Due lettere in cui si parla della colonna; nuovamente ritrovata in Roma nel campo Marzo ed eretta gia per l'apoteosi di Antonino Pio. Nap. 1704. u. 1705. 8. Vgl. auch die Artikel Bartoli (Pietro Santo) u. Bellori im 7. u. 8. Bde dieser Encyklopädie *). (*Baur.*)

Chausséebau, s. Strassenbau.

CHAUSSEY, ein Eiland im Kanal an der Küste des Bez. Avranches im franz. Dep. Manche, bekant wegen seiner Granitbrüche, deren Steine man zum Häuserbau verwendet. Es halten sich auf derselben auch nur Steinbrecher auf. (*Hassel.*)

CHAUVIGNY, Stadt im Bez. Montmorillon des franz. Dep. Vienne nahe an der Vienne, hat 1 Schloß, 345 Häuf. und 1608 Einw., die Weinbau und eine Gärberei unterhalten. (*Hassel.*)

CHAUVIN (Etienne), geb. zu Nimes 1640, gest. zu Berlin 1725. Nach dem Widerrufe des Edikts von Nantes mußte er sein Vaterland verlassen, und fand eine Freistatt in Holland, wo er einige Jahre lang die französische Kirche zu Rotterdam besorgte; von da ward er als reformirter Hauptprediger nach Berlin berufen, wo er zugleich Professor der Philosophie und Inspektor am franz. Kollegium wurde. Er war ein Mann von tiefer Gelehrsamkeit. Außer der Theologie waren Physik und Geschichte der Philosophie seine Lieblingsstudien; die letzte trug er eine Zeit lang, während einer anhaltenden Krankheit Bayle's, für diesen vor. Eine Frucht dieses Studiums war sein Lexicon rationale s. thesaurus philosophicus (Rotterd. 1692. f.), wovon die beste Ausgabe die von Leuwarden ist (1713. f.). Außerdem erschienen mehre philosophische und physikalische Schriften von ihm, unter denen wir die de naturali religione (1693) besonders bemerken. Von 1694 — 1698 gab er das Nouveau Journal des Sçavants heraus. (*H.*)

CHAUX-DE-FONDS (la), eine durch ihre Industrie berühmte Mairie des schweizerischen Kantons Neuenburg, in dem nordöstlichsten Theile der Grafschaft Valangin. Sie liegt zwischen den Mairien les Brenets, le Locle, Valangin, dem berner Oberamt Courtelari und Frankreich, von welchen sie durch den Doubs (Dubis) getrent wird. Die Landschaft besteht aus einem der höchsten Bergthäler des hier mit lichten Tannenwäldern bekränzten Jura. Das Thal selbst, 3075 pariser Fuß über dem Meer, ist steinig, uneben und unfruchtbar. Es hat Torflager, die zur Feuerung benutzt werden, da die Waldungen, die vor Zeiten es so gut wie die dasselbe umgebenden Berge bedeckten, bei zunehmender Bevölkerung, nach und nach verschwunden sind. Um so wichtiger können in der Zukunft die Steinkohlen werden, die Fer-

*) Nachrichten über ihn gab Hereau in der Revue encycl. T. XXI. die bei Mahul's Art. im Annuaire nécrol. p. 1823. zum Grunde liegen; vgl. auch die frühern biogr. Lex. Biogr. d. h. viv. T. II. u. Biogr. d. Contemp. T. IV.

*) *Banduri* bibl. nummar. p. 180. *Saxii* Onomast. Vol. V. 377. Adelungs Zusätze zum Jöcher. Biogr. univ. T. VIII. (von Tochon).

der [1]) hier vermuthet. Das Klima ist äußerst rauh, die Luft aber stets sehr rein. Der Winter währt sieben, oft acht Monate, er pflegt viel Schnee herbeizuführen; wogegen die Sommer heiß sind. Kaum bemerkt man die vorübergehende Dauer des Frühlings und des Herbstes, zu geschweigen, daß mitten im Sommer so kalte Nächte eintreten, daß alle Fenster beschlagen. An sonnigen Stellen wird Hafer, Gerste, Kartoffeln und etwas Gemüse gezogen; Obstbäume wollen schon nicht mehr recht fortkommen, ohnehin reifen die Erdfrüchte nur spät, in schlechten Jahren gar nicht, da der Boden kaum vier Monate ohne Schnee bleibt. Einige Entschädigung findet sich dafür in den zahlreichen und guten Weiden und Wiesen, wodurch es möglich wird, die Viehzucht und die Alpenwirthschaft in einem verhältnißmäßig beträchtlichen Umfange zu treiben; was indessen mehren Theils nur durch fremde Zeitpachter aus den benachbarten Kantonen geschieht. Dieß Alles würde noch nicht hinreichen, das Öde und Einförmige des Thales zu mildern, wäre dasselbe nicht mit 559 Häusern besäet, deren Anzahl täglich zunimt. Sie liegen entweder als einzele Gehöfte zerstreuet oder bilden dichtere Haufen mit besondern Benennungen als la Chaux-de-Fonds oder das Dorf, Vallanvron, au Pélard, la Tour, Petit-Versois, les Bulles, le Bas-Monneur, le Corps-de-Garde, Fontaine-beau-fonds, Sombailles, les Reprises, la Joux Perret, Joux-derrières, les Eplatures, le Cernil Bourquin, Cornu, les Converts, les Petites-Crosettes, les Grandes-Crosettes u. s. w. Von den gewöhnlich aus mehren Stockwerken bestehenden Häusern haben die meisten einen kleinen Garten an der Vorderseite. Fast alle verkünden durch ihren Umfang, ihren weißen Abputz, ein reinliches und nettes Ansehen den Wohlstand, den Geschmack, die Kunstliebe und die Bildung ihrer (im J. 1817) 5920 Bewohner. Diese erfreuen sich der glücklichsten natürlichen Anlagen namentlich für alle mechanische Künste. In ihrer Wohlhabenheit, die bei Manchen Reichthum heißen kann, genießen sie die Früchte ihres Fleißes und ihrer Arbeitsamkeit; doch kann es nicht fehlen, daß in einem Lande, wo fast Alles, was zu dem Lebensunterhalt gehört, von auswärts herbei geschafft wird, das Leben selbst theuer seyn muß, zumal die Künste des Luxus nothwendig den Luxus selbst erzeugen, der sich in diesen Bergen in kostbaren Hausgeräthschaften und Verzierungen, im Putze u. s. w. offenbart. Stockt irgends eine Erwerbsquelle, dann entsteht im mancher Haushaltung Verlegenheit und Noth. Die Hauptzweige dieses Erwerbes sind die oben berührte Viehzucht, die damit verbundene Ausfuhr von Schlachtvieh und Käsen, das Spitzenklöppeln, womit über 400 Frauenzimmer sich beschäftigen, die Uhrmacherkunst in ihren mannichfaltigsten Verzweigungen und als in neuern Zeiten der Absatz der Uhren sich verminderte, die Fabrikation von mathematischen und physikalischen Instrumenten, die in der größten Vollkommenheit und zu weit billigern Preisen als die englischen gearbeitet werden. Außerdem findet man hier sehr geschickte Bronze-, Eisen-, Stahl- u. Goldarbeiter, Petschierstecher, Kunsttischler, Vergolder, Feilenhauer, Emailmaler, mit Einem Worte alle Gewerbetreibenden, ohne welche die Uhrmacherkunst nicht in ihrem ganzen Umfange betrieben werden kann. Aus diesem Thale gehen seit noch nicht einem Jahrhundert fortwährend zahlreiche Künstler, man möchte sagen, Kunstgenies hervor, die sich einen großen Ruf erworben haben und deren Erfindungskraft eben so außerordentlich ist, als ihre Geschicklichkeit. Wir wollen beispielsweise einige namhaft machen, ohne uns dabei ängstlich an die Zeitfolge zu binden: 1) Jakob Brandt dit Grierin, ein Handwerksgenosse von Daniel Jean Richard war mit seinem Bruder der erste, der die Uhrmacherkunst in la Chaux-de-Fonds ausübte [2]). 2) Dûcommûn dit Boudry, ein Kleinschmidt, verfertigte eine noch vorhandene, kunstreiche Pendeluhr mit Gewichten [3]); 3) Daniel-Louis Jacopin, der vor wenigen Jahren ein höchst kunstreiches Uhrwerk zusammensetzte, das er mit gerechtem Künstlerstolze eine Pendule magique nante [4]); 4) Daniel Courvoisier-Clément, der Erfinder einer Vorrichtung, mittelst welcher man die ausgegrabenen goldenen Uhrenzeiger mit einem einzigen Druck schlägt [5]); 5) Pierre Jacquet-Droz und dessen Sohn Henry-Louis Jacquet-Droz, deren Automaten und künstliche Uhrwerke ganz Europa bewundert hat; 6) Moyse Perret-Gentil, der Erbauer der sehenswerthen unterirdischen Mühlen, in welchen er die sich in der Nähe des Dorfes verlierenden Wasser eines Baches benutzt hat [6]). 7) François Dûcommûn, dessen Planetarium eine bei Darstellungen dieser Art noch unbekante Genauigkeit erreicht [7]); 8) J. Geiser, der Erfinder eines sogenanten perpetuum mobile oder, richtiger gesagt, einer sich selbst im Gang erhaltenden Pendeluhr [8]); 9) Jean-Pierre Droz, Conservator der ehemals kaiserl. Medaillenmünze zu Paris, der durch seine Erfindungen der Kunst des Münzprägens in Frankreich eine ganz neue Gestalt gegeben hat und dem man mit die schönen Denkmünzen und Stämpel verdankt, die unter der kaiserlichen Regirung verfertiget wurden [9]). Noch verdienen eine ehrenvolle Erwähnung Henri-François Brandt, dem das französische Institut im J. 1813 den ersten großen Preis ertheilte und der jetzt in Berlin als königl. Hof- und erster

---

1) J. J. Ferber mineralogische und metallurgische Bemerkungen in Neuchatel u. s. w. (Berlin 1789.) S. 2.

2) (Alphonse de *Sandoz-Rollin*) Essai statistique sur le Canton de Neuchatel. (Zürich 1818.) p. 170. 3) Osterwald a. a. O. S. 81. 4) Feuille d'Avis des Montagnes 1821. No. 15. Art. 45. 5) Osterwald a. a. O. S. 83. 6) Eine ausführliche Beschreibung derselben findet sich in (*Osterwald*) Description des Montagnes et Vallées qui font partie de la Principauté de Neuchâtel et Valangin. Seconde édition. Neuchâtel MDCCLXVI. p. 86. 7) Feuille d'Avis des Montagnes 1818. No. 52. Art. 6. 8) Vgl. über das sogenante Perpetuum mobile, besonders über die Geiserische sich selbst im Gange erhaltende Pendeluhr. Mit 1 Kpf. Frankfurt a. M. 1818. 8. Heidelberger Jahrb. 1818. Nr. 22. S. 337. und Jena'sche allgem. Literaturzeitung 1819. Nr. 74. S. 112. 9) In seinen Rapports sagte das französ. Institut von diesem Künstler, daß derselbe die Vervollkommnung des Münzprägens aufs Höchste gebracht habe. Eine seiner sinnreichsten Erfindungen dabei ist eine stets bewegliche Hand, welche das Metallstück unter den Stock bringt und, wenn es geprägt ist, von demselben wegschiebt. S. auch Almanach Impérial an bissextil 1812. Paris, b. Testu. p. 867.

Münz-Medailleur angestellt ist und der von dem Institut im J. 1816 ebenfalls gekrönte Louis-Léopold Robert, welcher als Kupferstecher in Rom lebt [10]). Außer diesen angebornen Anlagen für mechanische und schöne Künste zeichnen sich die hiesigen Einwohner durch ihre Bildung aus, die sie theils durch ihre häufigen Reisen ins Ausland, theils durch ihren Hang zum Lesen der besten französischen Schriften nicht nur über die theoretischen Gründe ihrer Berufsgeschäfte, sondern auch über die höhern Wissenschaften. Es ist gar nichts Seltenes bei ihnen, Büchersamlungen, Gemälde, Kupferstiche, musikalische Instrumente von Werth zu finden. Was ihren Scharfsinn, ihre Talente, ihre schöpferische Erfindungskraft und ihre mechanische Geschicklichkeit noch erhöht, ist ein ihnen eigenes, schlichtes und zuvorkommendes Wesen [11]). Seit dem bekanten Ferdinand-Olivier Petitpierre, der Pfarrer zu la Chaux-de-Fonds war, haben sie sich mit theologischen Streitigkeiten nicht weiter befaßt. Noch muß des Abraham Jacob Amédroz gedacht werden, der aus diesem Thale gebürtig, es sich lediglich selbst zu verdanken hatte, in dem königlich französischen Kriegsdienste es zu hohen Ehrenstellen zu bringen. Er starb 1812 in dem Alter von 93 Jahren [12]).

Das Dorf la Chaux-de-Fonds könte, seiner Bedeutung nach, eben so gut eine Stadt heißen; Röddener [13]) nent es, dasselbe mit den neuostpreußischen Städten vergleichend, eine Residenz! In der That vermißt man nicht leicht darin irgend ein städtisches Gewerbe und es fällt allerdings auf, in einem Dorfe Kuchenbäcker, Apotheker, Modewarenhändler, Leihbibliotheken, zwei Schwefelräucherungsanstalten [14]) u. dgl. m. zu finden. Auch wird das Gemeindehaus l'Hôtel oder la Maison-de-Ville genant. Die Gemeinde (Communauté) ist sehr wohlhabend. Der Gemeinderath nimt sich aufs Thätigste der öffentlichen Erziehung der Jugend, des Armenwesens und sämtlicher öffentlichen Anlagen an. Eine Chambre d'Education, eine Chambre de Charité, ein Committé de bienfaisance, eine Société de travail, eine Commission du Grenier u. s. w. sorgen dafür [15]). Die diesen Behörden anvertrauten Anstalten sind unter andern: 1) die sehr zweckmäßigen Elementar- und höhern Schulen. In der obern Mädchenschule war schon 1818 die lankastersche Lehrweise eingeführt; 2) das Arbeitshaus für arme Mädchen; 3) die Vertheilung von rumfordschen Suppen und anderen den Müßiggang nicht befördernden Wohlthaten; 4) der mit Getreidevorräthen stets versehene Gemeindespeicher (le Grenier); 5) der in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts zu Stande gebrachte große unterirdische Kanal, der alles nutzlose Wasser fortschafft. Wenige Orte dürfen sich überhaupt rühmen, mehr Gemeingeist und Sinn für wahre Wohlthätigkeit zu besitzen. Noch neuerlich haben ihn auf das Rühmlichste beurkundet die Gebrüder François und David-Pierre Bourquin durch eine Schenkung des Betrages von 65,936 Livres und Josué Amédroz, der Bruder des oben erwähnten, durch ein Kapital, welches die Chambre de Charité zu la Chaux-de-Fonds zu einer sehr reichen Armenanstalt erhebt [16]). Das Dorf, von welchem das vierte Kupfer des helvetischen Almanachs für das J. 1818 eine anschauliche Darstellung liefert, brante 1794 ab, ward aber bald wieder aufgebauet und zwar völlig städtisch mit breiten, schönen Straßen. Die Feuersbrunst äscherte auch die alte Kirche ein; sie war ursprünglich eine zu Ehren des heiligen Hubertus von Claude von Aarberg angefangene und von seiner Witwe Guillemette de Vergy erst 1518 vollendete Kapelle. Die jetzige Kirche steht auf demselben Hügel. Sie ist wegen ihrer kunstvoll gewölbten Decke sehenswerth und hat an 19,000 Thlr. gekostet. Mit Recht bemerkt Röddener (a. a. O. S. 23.), daß die alte, gothische, finstere Mönchskanzel, die nebst Glocken und Orgel aus einem aufgehobenen französischen Kloster angekauft ward, in der neuen, hellen (eirunden) reformirten Kirche unangenehm auffällt. Noch sehenswerther sind die im ganzen Thale zerstreuten Werkstätten der mehrerwähnten Uhrmacher und Künstler. Fremde lassen die vorzüglichsten derselben eben so wenig unbesucht als die im Dorfe befindlichen großen Magazins d'horlogeries. Dieß sind die Warenlager der in la Chaux-de-Fonds bestehenden Handlungshäuser. Man kann die letzten als die Verleger ansehen, in deren Brot und Lohn die zerstreuten Arbeiter stehen, oder an welche sie wenigstens ihre Arbeiten abzuliefern pflegen. Dieß geschieht an einem bestimten Tage in der Woche. Wochen- und Jahrmärkte, ein paar Bankiers, treffliche Kunststraßen beleben den nach allen Welttheilen ausgebreiteten Handelsverkehr dieses merkwürdigen Orts. La Chaux-de-Fonds ist der Sitz der Mairie. Der aus 12 Mitgliedern und 12 Stellvertretern bestehende Gerichtshof (la Cour de Justice) übt nur die niedere und mittlere Civilgerichtsbarkeit aus, indem die Kriminalfälle nach Valangin zur Entscheidung gelangen (vgl. die Artikel Montagnes, Neuchâtel, Valangin). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHAUX-DU-MILIEU (la), ein reformirtes Pfarrdorf in der neuenburgischen Mairie Rochefort. Es liegt in einem rauhen und öden Bergthal desjenigen Landestheils, der les Montagnes genant wird, zwischen la Bréoine und le Locle, unweit der französischen Gränze. Dieser letzte Umstand mag allein den k. k. östreichischen Feldherrn, Fürsten von Lichtenstein bewogen haben, während des Befreiungskrieges von 1813 hier 10 Tage lang sein Hauptquartier aufzuschlagen [1]). Obgleich der Ort nicht wohlhabend ist, so hat man dennoch in den Hun-

10) *Millin* Magasin encyclopédique 1813. V. p. 422. Messager boiteux de Neuchâtel 1816. *Millin* Magasin encyclopédique 1814. V. p. 406. 11) „J'admirois sans cesse en ces hommes singuliers un mélange étonnant de finesse et de simplicité qu'on croiroit presque incompatibles, et que je n'ai plus observé nulle part." *J. J. Rousseau* citoyen de Génève à Mr. d'Alembert (Amsterdam 1758.) p. 108. 12) *May* Histoire militaire de la Suisse. Lausanne 1758. Tome VI. p. 238. und Biographie nouvelle des Contemporains (Paris 1820.) I. p. 150. 13) Über Neuchatel (1807.) S. 21. 14) Appareils fumigatoires. Feuille d'Avis des Montagnes 1818. No. 34. Art. 42. No 35. Art. 52. 15) Feuille d'Avis des Montagnes 1820. No. 22. Art. 4. Messagers boiteux de Neuchâtel 1818, 1819, 1822, 1824, 1810.

16) Messager boiteux de Neuchâtel 1811 und 1814.

1) Messager boiteux de Neuchâtel 1815. p. 4. Note b.

gerjahren 1816 — 1817 zweckmäßig für die Armen gesorgt, sowol durch Einsamlung monatlicher Beiträge, als durch Austheilung von Sparsuppen [2]). Die Einwohner, die sich erst seit Kurzem einer öffentlichen Schule erfreuen, trifft der Vorwurf, die Sümpfe in ihrer Nähe gar nicht oder nur schlecht zu benutzen [3]). Dafür zählt man unter ihnen geschickte Künstler, deren Werkstätten sehenswerth sind. Der vorzüglichste Erwerbzweig, womit Frauen und Kinder sich beschäftigen, ist die Verfertigung der feinen Gliederketten, vermittelst welcher die Stahlfeder im Innern der Taschenuhren das Räderwerk in Bewegung setzt. Solcher Ketten werden hier an 80,000 Dutzend jährlich gemacht und obgleich eine jede 9 Zoll lang ist und fein polirt wird, so kostet doch das Dutzend nur 15 bis 20 Batzen oder gute Groschen [4]). Der Pfarrsprengel umfaßt noch mehre Weiler oder Häuserhaufen, die Quartiers heißen, als aux Gillottes, les Portes des Chaux, les Endroits, Encoublon, la Châtaigne und la Chaux-du-Cachot, wovon einige erst durch einen königlichen Befehl vom 29. Julius 1821 [5]) von der Mairie Rochefort getrent und zur Mairie la Brévine gewiesen sind. Diese Ortschaften bilden lange Reihen von Häusern auf beiden Seiten der Landstraßen oder es liegen die einzelen Gebäude im Thal mehr oder weniger zerstreuet. Auch sie beherbergen geschickte und gewerbfleißige Uhrmacher, Spitzenklöpplerinnen u. dgl. m. Bei la Chaux-du-Cachot sind bereits einige Sümpfe urbar gemacht [6]). Unweit la Châtaigne hat ein Professor Schoury einen bedeutenden Torfstich angelegt [7]). Er verfertiget Torfschmiere (de la graisse de tourbe), die für Wagenräder und Gärbereien von Nutzen seyn soll. Im Kirchspiel waren 1819: 22 Geburten, 15 Todesfälle, und 7 Heirathen [8]).

(*Graf Henckel von Donnersmark.*)

CHAVAIGNES, Marktflecken im Bez. Saumur des franzöſ. Depart. Mayenne-Loire, mit 363 Häusern, 1622 Einw. und der Heilquelle Joannette. (*Hassel.*)

CHAVANNES, heißen 9 Ortschaften in der Schweiz. Eine liegt am Bielersee im Kanton Bern, sechs, worunter Chavannes de Bogis, Chavannes des Bois, Chavannes sur le Veyron und Chavannes le Chêne im Kanton Waadt, und zwei nämlich Chavannes les Forts und Chavannes sur Orsonnens im Kanton Freiburg. Mit Ausnahme von Chavannes le Chêne sind alle übrige kleine Dörfer. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHAVES, Chiaves (41° 46′ B.), Villa in der port. Prov. Traz os Montes, Correiçao de Bragança, an Galiciens Gränze, auf einer Anhöhe, an der Tamega, über die eine altrömische steinerne Brücke von 18 Bogen führt. Sie ist mit einer doppelten Mauer und einigen Außenwerken umgeben, hat 3 Forts N. S. do Rosario, das als Citadelle dient, S. Noutel und S. Maria Magdalena, die aber verfallen sind, 2 Vorstädte, 1 Pfarrkirche, 2 Klöster, 2 Hospitäler, 1 Armenhaus, 680 Häuser u. 5224 Einw., die jährlich an Roggen 600,000, an Mais 150,000, an Weizen 100,000, an Kastanien 300,000, an Kartoffeln 100,000 Alqueires, an Flachs 6000, an Hanf 4000 Arroben gewinnen, und einen jährlichen Freimarkt haben. In der Nähe sind warme Heilquellen, bei den Römern aquae flaviae genant. (*Stein.*)

CHAVORNAY, ein Dorf im Kreise und Bezirke Orbe, des schweizerischen Kantons Waadt. Es liegt von Weingärten umgeben auf dem Abhange des Jorats dem Kreisort gegenüber und bildet mit Bavois eine Pfarre. Im 9. Jahrh. bauete Rudolf I., der Stifter des Königreichs Kleinburgund, hier ein jetzt zerstörtes Schloß, das ihm, Rudolfen II., Konrad und Rudolfen III. oft zur Residenz diente, wie mehre Urkunden es beweisen [1]). Bekant ist dieser Ort auch wegen eines ganz nahen am Ufer des Thalent's befindlichen, mit Erdpech reich durchdrungenen Sandsteinhügels. Dieser Asphalt ward vor 100 Jahren entdeckt und wird mit der Zeit mehrfach benutzt [2]). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Chawja, s. Chao.

CHAYENPUR, Stadt in dem Distr. Chay, welcher mit Tibet gränzt, in dem Hindustanstat Nepal. Sie liegt Br. 27° 18′ L. 104° 34′ an der Giluya, ist der Sitz des Subah und treibt Krämerei. (*Hassel.*)

CHAYLARD, Stadt im Bezirk Tournon des franz. Dep. Ardèche an der Dorne, zählt mit den eingepfarrten Weilern 1722 Einw. (*Hassel.*)

CHAYWURZEL. Die Pflanze gehört zu derselben Klasse und Ordnung wie das Galium und die Hedyotis (zu den Tetrandria monogyn. Linn.) und wird tscherivillo von den Telingas und ché, sayaver und imbourel von den Tamuls genant. Sie ist nach Doktor Roxburgh eine Art Olendandia, der er den beson-

2) Messager boiteux de Neuchâtel 1818. p. 8. und P. Scheitlin meine Armenreisen in dem Kanton Glarus und in den Umgebungen der Stadt St. Gallen in den Jahren 1816 und 1817, nebst einer Darstellung, wie es den Armen des gesamten Vaterlandes im Jahr 1817 erging (St Gallen 1820.) S. 366. 3) Messager boiteux de Neuchâtel 1811. — *D. G. Huguenin* Mémoire s. l. défauts les plus essentiels qu'on observe dans la culture des terres de nos Montagnes, sur leurs causes et sur les moyens d'y remédier (Neuchâtel 1799.) p. 25. 4) „La chaine de l'intérieur du mouvement d'une montre, est composée d'anneaux percés de deux trous, joints ensemble par une petite broche en fer, rivée des deux côtés. Ces chaines sont exactement polies; elles ont neuf pouces de longueur, un crochet à chaque extrémité. Elles sont faites par des femmes et des enfans de la Chaux-du-Milieu, et on paye la douzaine de ces chaines L. 1. 5. 10. à L. 2. On exporte près de 80,000 douzaines de ces chaines chaque année“ (*de Sandoz-Rollin*) Essai statistique sur le Canton de Neuchâtel (Zürich 1818.) p. 175. 5) Diese „Ordonnance royale“ ist abgedruckt im Messager boiteux de Neuchâtel 1823. p. 1. 6) S. Huguenin a. a. O. S. 27. 7) S. Feuille d'Avis des Montagnes 1819 No. 3. 36. 8) S. Etat des paroisses des Montagnes en 1819, eine Beilage der Feuilles d'Avis des Montagnes. Locle 1820. in fol.

1) Vgl. Etrennes helvét. pour l'an 1817 (Vevey. 8.) p. 134. Note 8. und eine dieser Urkunden „Chartre de Rodolphe II. Fait à la cour de Chavornay“ im Conservateur Suisse. (Lausanne 1813.) Tome III. p. 44. 2) Vgl. Bericht von der Kraft und Wirkung des Asphalti. Jngleichen von dem Gebrauche der Naphta, wie das erstere vor 6 Jahren in dem königl. preußischen Fürstenthum Welsch-Neuenburg, in dem Thal Travers, die andere aber erst kürzlich in hochl. bernerischen Jurisdiction nahe bei Chavornay, von dem aus Rußland gebürtigen griechischen Doctore u. Professore *Eurino d'Eyrinis* erfunden worden ist. O. O. u. J. 12. — *D. de Razoumowsky* Histoire naturelle du Jorat et de ses environs (Lausanne 1789.) T. II. p. 78. §. 33. — Conservateur Suisse. (Lausanne 1815.) Tome VII. p. 67.

dern Namen Umbellata gab. Auf der Küste von Coromandel und Malabar bedient man sich der Chaywurzel zum Türkisch-rothfärben der baumwollenen Stoffe. Man war lange Zeit der Meinung, daß sie kein eigentlich rothfärbendes Pigment enthalte, sondern als Zusatz das Pigment des Krapps, in jener Art zu färben besser fixire. Diesen Irrthum löste Bancroft durch Versuche, die er mit der nach England gebrachten Wurzel unternommen. Das Pigment der Chaywurzel ist in seiner Wirkung analog mit dem des Krapps, jedoch enthält sie den färbenden Stoff in weit geringerer Menge als der europäische Krapp. Da die Chaywurzeln sehr dünn sind, und aus einer großen Menge zäher, holzichter Fasern bestehen, welche nur wenig Farbe geben, so daß 2 Pfund derselben kaum 1 Pfund Krapp zu ersetzen vermögen, und neben andern Unbequemlichkeiten die Wurzeln durch den Seetransport leicht dem Verderben unterworfen sind: so dürfte dieses indianische Erzeugniß, bei der Wohlfeilheit unseres Krapp in den europäischen Färbereiwerkstätten wol nie Eingang finden *). *(Kurrer.)*

CHAZAR (I. Tschasar), (Andreas von), Beisitzer der Gerichtstafeln der Gespanschaften Gömör, Torna, Honth, Abauj und Liptau, geschworner Landesadvokat des Königreichs Ungarn, ein verdienter publicistischer Schriftsteller und Patriot, zu Jólész bei Rosenau in der Gömörer Gespanschaft am 5. Jul. 1745 geb. und in Rosenau (Rosnau, Rosnyo), gestorben den 8. Februar 1816. Nachdem er zuerst die benachbarte evangelische Schule zu Berzethen, dann das evangelische Gymnasium zu Depschau, und das damals blühende evang. Kollegium zu Eperjes, sowie die evangelischen Gymnasien zu Käsmark und Preßburg mit Vortheil besucht und am letztern unter Benzur auch die Theorie des ungrischen Rechts studiert hatte, lernte er bei Stephan von Tiszapataky, einem berühmten Rechtsgelehrten zu Raab, 1766 die juristische Praxis mit so gutem Erfolg, daß er schon im folgenden Jahre zu Torna unter die Advokaten aufgenommen wurde. Dennoch überging er die praktisch-juridischen Institute in seinem Vaterlande, die sogenanten Patvarien nicht. Hierauf fing er zuerst in Rosenau im J. 1773 an, Prozesse vor Gericht zu führen, und zwar mit solchem Beifall, daß viele adelige Jünglinge in seine juristische praktische Privatschule als Patvaristen aufgenommen zu werden wünschten. Auch nahm er viele Jünglinge auf, und unterrichtete sie aufs Beste. Nach Einführung der neuen Gerichtsordnung unter Joseph II. war er nur ausgewählter Clienten Anwalt, und zwar sehr selten und in den meisten Fällen nur durch guten Rath. — Im J. 1790 wurde er zum ordentlichen Notar des gömörer Comitats ernant, und mußte jezt vieles von Amts wegen schreiben, das auf öffentliche Kosten durch den Druck bekant gemacht wurde. So schrieb er unter andern eine berühmte Abhandlung für die Preßfreiheit „de libertate preli," die in mehre Sprachen übersetzt wurde. In dem Prozeß des Csetneker Dominiums gegen die dopschauer Bürger im J. 1789 schrieb er die Origines juraque hospitum Teutonum und dedicirte sie dem Kaiser Joseph II. Auch seine übrigen Schriften wurden mit Beifall aufgenommen. Im J. 1784 verfaßte er seine Hungaria semper sua, die im folgenden Jahre zu Eperies gedruckt wurde; 1789 übersetzte er die Josephinische Gerichtsordnung ins Ungrische und ließ sie zu Kaschau drucken; in demselben Jahre machte er seine Abhandlung de crimine laesae Majestatis durch den Druck bekant. Im J. 1787 erschien auf seine Kosten das Werk des Martin Lautschek oder Gallif Az elsö Keresztényeknek ama' ro fö üldözésekröl szólló Historia" (Geschichte jener 10 Hauptverfolgungen der ersten Christen) zu Preßburg in Druck. Seine neuesten gedruckten Abhandlungen sind: A'Magyar Nemzethez (an die ungrische Nation). Tyrnau, 1806. 8. Dissertatio de suppliciis capitalibus. Leutschoviae, 1807. 8. In dieser Abhandlung verwirft er aus philosophischen Gründen die Todesstrafen. Die Erhebung der ungrischen Nationalsprache zur öffentlichen Civil- und Gerichtssprache vertheidigte er in seiner mit Wärme aber zugleich mit Bitterkeit gegen Johann von Fejes herausgegebenen Streitschrift: Analysis opellae de lingua, adminiculis et perfectione ejus in genere et lingua hungarica in specie etc. per Joannem Fejes, auctore Andrea Cházár. Leutschoviae, 1807. 8. Daß auch das Schulwesen seiner Glaubensgenossen seinem warmen Patriotismus nicht fremd war, erhellt aus seiner kleinen Broschüre: Rosnavia pro nationali Gymnasio in Inclito Comitatu Gömör et Kis-Honth articulariter unito prae ceteris maxime idonea. Leutschoviae 1808. 8.

Seine Talente und Verdienste konten nicht unbemerkt bleiben. Die Comitate Torna, Honth, Abauj u. Liptau (von dem lezten im J. 1800) ernanten ihn zum Beisitzer der Gerichtstafel, welche Würde er in der gömörer Gespanschaft schon seit längerer Zeit bekleidete. Die evangelischen Gemeinden in der gömörer Gespanschaft sandten ihn überdieß im J. 1791 zur pesther Synode, bei welcher er nach dem allgemeinen Wunsche der Deputirten die Stelle eines Notars in den Matrimonialsachen bekleidete.

Seine Philanthropie bewährte er durch die Gründung des Taubstummeninstituts zu Waitzen. Er ließ in die öffentlichen Blätter einen Aufruf zu Geldbeiträgen für die Errichtung eines Taubstummeninstituts in Ungarn einrücken und gab selbst der erste eine ansehnliche Summe dazu her. Der Kaiser Franz übertrug ihm hierauf im J. 1800 das ehrenvolle Geschäft, für das zu errichtende Taubstummeninstitut im Lande Geldbeiträge zu sammeln, ließ das Institut, das er selbst großmüthig unterstützte, in Waitzen errichten, und nahm es unter seine allerhöchste Aufsicht.

Mit den öffentlichen Geschäften und mit dem Studiren verband Cházár die Ausübung der Ökonomie. Er verwandelte unfruchtbare und unbenutzte Strecken mit vielen Kosten in lachende, fruchtbare Gärten und ließ sie mit vielen tausend Bäumen bepflanzen; er brachte die Bienenzucht zu Jólész in großen Flor, baute in der gömörer Gespanschaft zuerst Klee und andere Futterkräuter,

*) Bancroft neues englisches Färbebuch von Dokt. Dingler und v. Kurrer 2 Bände. Heyne in Dinglers neuem Journal der Färbekunst, 2. Band S. 55. ꝛc. Das Verfahren, welches man in Mysore auszuüben pflegt: eben daselbst S. 72. ꝛc.

und gab überhaupt ein nachahmungswerthes Beispiel der rationellen Landwirthschaft.

Zwei Jahre vor seinem Tode vermachte er seine ansehnliche Bibliothek zu Jólész (die er zu öffentlichem Gebrauch bestimte und über die ein Professor des evangel. Gymnasiums zu Rosenau als besoldeter Bibliothekar die Aufsicht führen soll), samt seinem Bienenhause und dem dazu gehörigen Garten in Jólész, und für den Fall des Ablebens seines einzigen kränklichen Enkels, sein sämtliches großes Vermögen (mit Ausnahme einiger Legate) dem evangel. Gymnasium zu Rosenau.

Chazár hat in Handschriften viele Werke und Abhandlungen, die zum Theil für den Druck bestimt waren, hinterlassen.

Sein Charakter zeichnete sich aus durch Offenheit, Geradheit, Vermeidung aller Schleichwege, Vaterlandsliebe, Philanthropie, Muth, oft Heftigkeit *). (*Rumy.*)

CHAZAREN, bei den Orientalen خزر Chosar, und nach ihren Erzählungen (bei Herbelot) Abkömmlinge des Chosar, des siebenten Sohnes Japhets, der eine Stadt am Fluß Atel oder Etel, das ist, an der Wolga, gebaut haben soll; alte Bewohner des kaspischen Meeres, welches die Araber und Perser das Meer von Chosar nennen. Die Georgier halten sie für Scythen, und die georgische Chronik Wachtangs spricht von einem chazarischen Eroberungskrieg durch Derbent nach Georgien, der schon im 14. Jahrh. vor C. G. vorgefallen sei, vermuthlich eine Verwechselung mit dem scythischen Einfall im 7. Jahrh. vor C. G. [1]). Sie sind die Gysser oder Ghasar des Moses von Chorene, und der tatarischen Erzählung Derbend Nameh, welche Reineggs ausgezogen hat (und von der sich eine Abschrift auf der göttingischen Bibliothek befindet); hienach, so wie nach den späteren Spuren des Judenthums kann man nicht ohne Grund annehmen, daß sich unter ihnen Reste der vormals unter Salmanassar nach Medien gesandten, gefangenen Judenstämme, welche frühe zurück kehrten und mit Scythen oder Tataren sich vermischten, gesammelt haben. Bdopius und andere Byzantiner nennen sie mit dem allgemeinen Namen, Hunnen; nach Constant. Porphyrogenneta befanden sich unter ihren Stämmen Cabaroi, das ist Kabardiner, die auswanderten und die Türken oder Truchmenen die chazarische Sprache lehrten, und Megere, höchst wahrscheinlich Madscharen, ungrische Türken, so wie auch der Chakan oder das Oberhaupt der Chazaren, den ihm unterworfenen westlichen Türken, die nach Ungarn zogen, den Arpad zum Regenten gab, worauf dieser nach chazarischer Art auf einem Schild erhoben, ausgerufen wurde [2]). Leo nent die Chazaren eine Colluvies gentium, es ist aber deßwegen noch nicht erlaubt, sie für finnischen Stammes zu halten, (wie Mannert irgendwo), obgleich die Ungern gewiß mit ihnen verwandt waren, noch russische Häuptlinge oder Geschlechter von ihnen abzuleiten, indem Constant. Porphyr. keine Ross unter ihren Stämmen nent, und die arabischen Schriftsteller Masudi und Ibn Haukal [3]), jene genau unterscheiden. Eher muß man ihre echten Reste bei den kumuckischen Tataren, am kaspischen See, suchen, wo ihre südliche Gränze war, und wo noch ein Distrikt Chadschar sich findet (Klaproth S. 272). Theophanes nent zuerst unter den Byzantinern die Chazaren im 6. Jahrh. nach C. G. Sie drangen bei einer Theilung der Bulgaren aus den Gegenden des kaspischen Sees bis ins schwarze Meer erobernd vor, und nahmen den Bulgaren-Prinzen Batbai gefangen. Im J. 625 verband sich der Kaiser Heraklius mit den Chazaren gegen den persischen König Khosru Anuschirwan. Der Chazaren Heerführer Ziebil drang bis nach Medien, starb aber, ehe er die ihm versprochene Kaiserstochter heirathen konte. Nachher kommen dergleichen Heirathsverbindungen mehre vor. Im J. 1706 ward Justinians Witwe, die Tochter des Chakans der Chazaren, Kaiserin zu Konstantinopel; so daß endlich Constantin. Porphyr. seinem Sohne solche Verbindung als unpolitisch und irreligiös abräth, indem der Chazare ein Ketzer und ein Feind der Bilder sei (de admin. imp. p. 31. 32.). Khosru und seine sassanidischen Nachfolger drangen nachmals, ehe die Araber sich am östlichen Kaukasus festsetzten, weiter nördlich hinauf. Sie befestigten Derbend, die große Pforte, von wo aus eine große Mauer mit Thürmen östlich bis ins Meer, westl. bis ins Gebirge angelegt wurde, deren Ruinen noch sichtbar sind. Sie erbauten nach Edrisi Vorwerke im Lande Chazar, Balangiar (den Sitz des Chozaren Königs bei Olugh Begh und Nassireddin unter 46° 30′ nördl. Br. also bei Astrachan), Al-Baidha, und Semender, welches Derbend Nameh für Tarku am kaspischen Meere, Andere für Endery nicht weit davon im Land der Kumucken halten, eine Handelsstation zwischen Derbend und der Hauptstadt Chosar an der Wolga. Hier saß nach Masudi und Ibn Haukal der Chosaren König, in einem Harem eingeschlossen, in einem durch Ziegelsteine besonders ausgezeichneten, höheren Gebäude, am Atel oder an der Wolga (wie auch seine Residenz genant wird; eine frühere südlichere Residenz war Amel, 7 Tagereisen über Semender), er selbst ein Jude, so wie seine vornehmsten Beamten hoch geehrt, als ein Bal, auf einem goldenen Thron, den nachher seit Dschingis Chan die Horde vom goldenen Thron zu Sarai wieder herstellte [4]). Ne-

*) Sein Bildniß befindet sich vor dem neunten Bändchen der Annales ecclesiastico-scholastici von Samuel Ambrosius, Neusohl 1803, wo auch eine Biographie von ihm steht, aus der für diese biographische Skizze mehre Data entlehnt sind.

1) Vgl. Klaproths Reise in den Kaukasus Th. II. S. 81 und 179. 2) *Constantinus Porphyr.* de administrando imperio. Lugduni Batav. p. 120. Diese ganze Schrift muß wegen der damaligen Lage der Chazaren und ihrer Nachbarvölker im 10. Jahrh. durchgesehen werden.

3) Vgl. Masudi in den Notices und Extraits Tom. I. II. und in Klaproth's Vergrößerung Rußlands am Ende. 4) Da die meisten, in den Ruinen von Madschar am Kuma gefundenen Münzen, mit Ausnahme einiger arabischen, von Sarai sind (Klaproth's Reise), so hat man nun diese gänzlich verfallene Stadt für Kiptschakisch-tatarisch erklärt. Es wäre aber möglich, daß sie früher von dem Chazarenstamm Megere, Madgiar, erbaut worden sei, besonders da die Etymologie von Madschar مجر steinerne Gebäude eben so unsicher ist, als die, wonach es auf tatarisch einen vierrädrigen Wagen (eine Beziehung auf die Lebensart) bedeutet, und da die Kalmuken diese Stadt die weiße Stadt nennen (Klaproth a. a. O. Th. 1. S. 402, u. s. w.

ben ihm stand ein anderer König, vermuthlich der Beg, den Constantin nent, der den Chakan zuweilen nach dem Volkswillen aufopferte. Wenn ein Prinz Chakan werden sollte, so schnürte man ihm mit einem Stück Seidenzeug die Gurgel zu, und fragte ihn, wie lange er zu regiren gedenke. Seine Antwort bestimte die Dauer seines Lebens (?) Sein Grab wurde verehrt. Seine Befehle wurden selbst, wenn sie das Leben des Vornehmsten betrafen, heilig gehalten. Als Thronfolger galt der nach der Erbfolge und dem Blut bestimte, wenn er auch ganz arm war, und Ibn Haukal, der hier reisete, hatte gehört, daß ein gewisser armer Krämer in der Hauptstadt als Nachfolger bestimt war. „Aber, setzt er hinzu, dieser Mann war ein Mosleme, und sie gaben die Chakanschaft nur an Juden." Das Hauptvolk oder die herrschende Horde hatte viel Ähnlichkeit mit den Türken; eine Rasse derselben hatte schwarze Haare (wie Hindu's), die andere war von schönerer Gestalt. Gerade wie bei den Ungern. Aber die Chazaren, welche nach Constantinus Porphyr. 9 Distrikte besaßen, hatten noch andere Völker unter sich, Muhammedaner und Christen. Jene erhielten ihre Kadhis, die nach ihren Gesetzen sprachen. Unter ihren Kriegern waren viele Türken, denen der Chakan Feldherren und Könige setzte, wie Arpad den ungrischen Türken (Truchmenen). Unter Kaiser Theophilus, so erzählt Constantin, sandte der Chakan und der Beg nach Byzanz um griechische Künstler zu holen; diese bauten Sarkel, die weiße Stadt auf türkisch [4]), am Don (vielleicht am Donez, wo das berühmte Kloster Smiecogorsky auf einem Kreideberg über Höhlen und Katakomben liegt). Damals schon waren ihnen ein Theil der Krimm und südslawische Völker unterworfen. Noch im 13. Jahrh. hieß der nördliche Theil der Krimm, wo die Cabaroi, ein chazarischer ausgewanderter, mit Türken oder Truchmenen vermischter Stamm, sich nieder gelassen hatten, Chazaria. Die chazarischen Krieger waren als Leibwache am byzantinischen Hofe so beliebt, daß man selbst ihre Kleidung nachahmte. Im 9. Jahrh. verboten die russisch-warägischen Fürsten von Kiew, und hierauf der Großfürst Oleg den Chazaren fernern Tribut zu geben; ein hinreichender Beweis, wie die Russen zu den Chazaren standen. Auch die Patzinaziten, fälschlich Petschenäger genant (bei den Ungarn Bisseni, bei Ibn Al Wardi Badgiani, und vermuthlich in ihren Resten am Bassan, Bassianen, am nordöstlichen Kaukasus) bedrängten die Chazaren; so wie denn Constantinus Prophyr. auch angibt, wie sie von den Uzen (oder Solowzen) und den südlich benachbarten Alanen bedrängt und um ihre Lebensmittel gebracht werden könnten. Im J. 1016 verband sich der byzantinische Kaiser Basilius mit den Russen, der damalige Chakan Georg Zulus, ein Christ, ward gefangen genommen, und das (obere) Land ward getheilt.

Aber noch 1140 muß der Chakan ein Jude gewesen seyn (er hieß Sefer Khosri), denn der Rabbi Jehudah aus dem Stamm Levi widmete ihm sein Werk. [6]). Nach Masudi waren in jener Gegend überhaupt viele Juden, denn seit den Zeiten Harun Al Raschids, wanderten zum jüdischen Chakan viele seiner Glaubensgenossen aus Griechenland und dem Lande der Moslemen, auch wohnte in der Stadt Asmid oder Semid über Derbent ein Juden-König unter dem Schutz des Chakans. Die Chazaren lebten als Nomaden unter Zelten, nur der Chakan wohnte in einem Gebäude von gebranten Ziegeln (wie in Madschar sich fanden), Reis und Fische waren ihre Hauptnahrung. Sie hatten keine Hauptschiffahrt [7]), nur kleine Kähne; und keinen Haupthandel. Aber Kaufleute kamen von allen Seiten, ihrer Gerechtigkeit und Redlichkeit wegen. Aus ihrer Gegend wurden schwarze und rothe Fuchsfelle gebracht, welche Berthassische (wolgaisch-türkische) genant werden. Mit den schwarzen, theueren bekleideten sich arabische und persische Könige (Masudi). Von den russischen Gränzen brachten die Chazaren Wachs und Honig (Ibn Haukal), Häute und Fische führten sie nach Konstantinopel. Von ihren Fabriken kent man nur die von Teppichen, welche sehr gesucht waren [8]) Das Land der Chazaren, deren Namen sich vermuthlich in dem Worte Ketzer erhalten hat (so wie denn im Kaukasus und namentlich bei den Tscherkessen oder Kabardinern, die von ihnen abgefallen sind, die Separatisten, die Aliten, besonders Perser, Chadschar genant werden; gerade wie der gleichnamige Distrikt im kumuckisch-tatarischen Küstenlande), erstreckte sich von Derbend und der dabei gegen sie errichteten Mauer, oder von dem goldenen Thron, den die Sessaniden im 6. Jahrh. dem Herrn von Serir (dominus as Serir) dort gaben, bis zu dem im 13. Jahrh. bei der Wolga zu Sarai im 14. Jahrh. errichteten Thron der goldnen Horde, einer Fortsetzung des Chazaren Reichs, von da westlich über die Kuma und über die ganze Kabardei an den Dnepr bis in die Krimm hinein. Der Untergang dieses Reiches, besonders von Griechen, Russen und Mongolen herbeigeführt, ist der Geschichte entschlüpft. Man kann ihn aber gleichzeitig mit den großen Zügen Dschingis Chan's im 13. Jahrh. setzen, wo der Kaukasus die Zuflucht vieler vertriebener und bedrängter Völker der Nachbarschaft wurde. — Mit den Chazaren خزر muß man (nach Klaproth a. a. O. S. 65.) die Kadscharen قجر nicht verwechseln (wie Rühs zu thun scheint [9]), ein freiheitsliebender, turkomannischer Stamm, dessen Namen Gesetzlose bedeuten soll, die besonders in der Provinz Masanderan leben, und von denen sich Viele unter Abbas dem Großen bei Eriwan und Gandscha nieder ließen [10]).

(Rommel.)

---

und seine Ausgabe von Guldenstädt S. 267. Wenn nicht Constantinus Porph. Sarkel der Chazaren, die weiße Stadt auf Türkisch, an den Don setzte, so könte man es hier suchen. 5) Bei Nestor Bielija Wesia. 6) Klaproth's Bergvölker. Ruslands rc. Auszug aus Ibn Haukal. S. 269. 7) Masudi erzählt, wie die Russen damals schon mit Genehmigung des Chakan die Küsten des kaspischen Meers befuhren, aber bei ihrer Rückreise von den chazarischen Muhammedanern geschlagen wurden. 8) Vgl. überhaupt Chazarica von *Stritter* in Memor. popul. Außer den Schriften von Suhm, Thunmann, Gerh. Fr. Müller (in Büsching's Magazin B. 16.), *Peyssonnel* Mémoires sur les peuples barbares, und insbesondere wegen der angränzenden Südländer im Kaukasus Ritter's Erdkunde Th. II. 818. u. s. w. 9) Gesch. des Mittelalters. S. 315. 10) Erst nach Beendigung dieses Aufsatzes erhält der Verfasser die 1816 zu Petersburg ge-

CHAZAY, Stadt im Bezirk Villefranche des franz. Dep. Rhone am Azergue, hat 605 Einw. (*Hassel.*)

CHAZELLES, Stadt im Bez. Montbrison des franz. Dep. Loire, mit 2364 Einw. (*Hassel.*)

CHAZELLES (Jean Mathieu de), ein geschickter Mathematiker, Ingenieur, Geograph und vorzüglich Hydrograph, geb. zu Lyon im J. 1657. Er studirte im Jesuitercollegium seiner Vaterstadt und ging dann im J. 1675 nach Paris. Dort lernte er den damaligen Secretär der Akademie Duhamel und durch diesen Cassini kennen, welcher ihn bei der Sternwarte anstellte. Hier hatte er Gelegenheit, die praktische Astronomie ihrem ganzen Umfange nach gründlich zu studiren und benutzte diese Gelegenheit treulich. Er arbeitete unter Cassini's Aufsicht an der großen Karte, die in Form eines Planisphäriums von 27 Fuß Durchmesser auf dem Fußboden des westlichen Thurms der Sternwarte ausgebreitet liegt, und half im J. 1683 bei der Meridiangradmessung im südl. Frankreich. Im J. 1684 wurde er von dem Herzoge von Mortemar zum Lehrer in den mathematischen Wissenschaften gewählt und erhielt durch ihn im folgenden Jahre die neu gestiftete Stelle eines Professors der Hydrographie für die Galeeren in Marseille. Eine ältere Professur in diesem Fache war mit einem Jesuiten besetzt, reichte aber für die sehr erweiterte französische Marine nicht mehr zu. C. verstand es, sich die Achtung und Liebe der jungen Leute zu erwerben, mit denen er es hier zu thun bekam, und legte deßhalb noch eine neue Steuermannsschule für die Galeeren an, welche viele geschickte Seemänner gebildet hat. Während des Sommers 1686 hatten die Galeeren ihre Übungen auf dem mittelländischen Meere. Auf den vier Reisen, welche dieselben machten, schiffte sich C. jedes Mal mit ein, setzte seinen Unterricht an Bord der Schiffe fort und zeigte den jungen Offizieren die Praxis der ihnen früher vorgetragenen Theorien. Auch machte er auf diesen Seereisen viele geometrische und astronomische Beobachtungen, nach welchen er eine neue Karte von der Küste der Provence entwarf. Eben so benutzte er 2 längere Übungsreisen der Galeeren in den J. 1687 u. 88. zur Aufnahme vieler Häfen und Rheden, so wie auch der festen Plätze, welche er zu sehen bekam. — C. war mit einigen Seeoffizieren der Meinung, daß man auch auf dem Ozean Galeeren gebrauchen könne, während dieselben bis dahin nur auf dem Mittelmeere gewöhnlich waren. Er wurde deßhalb im Jul. 1689 von der Regirung beauftragt, die Westküsten Frankreichs zu untersuchen und Bericht zu erstatten, in wie weit dieselben zur Galeerenschifffahrt geeignet seien. Im J. 1690 war Alles so weit gediehen, daß 15 neu erbaute Galeeren fast nur im Vertrauen auf C's Wort von Rochefort abgingen. Sie fuhren bis Torbey in England und dienten bei der Landung zu Tringmouth. Bei dieser Expedition versah C. die Funktionen eines Ingenieurs, nach dem Zeugnisse der kommandirenden Offiziere, mit der größten Unerschrockenheit, Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit. Die Galeeren kehrten nach Beendigung der Expedition zurück in die Mündung der Seine, konten aber in den Bassins von Havre und Honfleur nicht überwintern, da diese von Zeit zu Zeit trocken gelegt werden müssen, um das Verderben des Wassers zu verhüten. C. schlug deßhalb vor, die Galeeren bis nach Rouen hinauf zu führen, und man folgte seinem Rathe ungeachtet des Widerspruchs der Lotsen, nach deren Meinung sich unübersteigliche Hindernisse dieser Fahrt entgegensetzten. Der Erfolg rechtfertigte das in C's Sachkentniß gesetzte Vertrauen. Die Galeeren kamen unter C's Leitung glücklich nach Rouen und überwinterten dort, durch seine Vorsicht vor den Gefahren des Eisganges geschützt. Während seines Aufenthalts in Rouen ordnete C. seine Beobachtungen der Westküsten Frankreichs und brachte sie auf acht Specialkarten, die er mit einem Gradbuche [1]) in dem 1692 erschienenen Neptune François bekant machte. In demselben Jahre machte er den Feldzug von Oneglia mit und diente bei der Landung als Ingenieur. Als im J. 1693 der damalige Statssecretär der Marine, Pontchartrain einen zweiten Band des Neptune François herauszugeben beschloß, der das mittelländische Meer umfassen sollte, so schlug C. vor, durch genaue astronomische Beobachtungen die Lage der wichtigsten Punkte in der Levante zu bestimmen, und erbat sich nur ein Jahr zu einer Reise dahin. Sein Gesuch wurde bewilligt und er durchstrich nun Griechenland, Ägypten und die Türkei immer mit dem Quadranten und dem Fernrohre in der Hand. Während seines Aufenthalts in Ägypten maß er auch die Pyramiden und fand, daß die 4 Seiten der größesten genau gegen die 4 Cardinalpunkte des Himmels gerichtet seien [2]). — Bei seiner Rückkunft wurde C. von der Akademie zu Paris, welcher er sehr erwünschte Nachrichten über die Lage von Alexandrien überbrachte, zum Mitgliede erwählt, und kehrte dann zu seinen früheren Amtsgeschäften in Marseille zurück. — Sein ganzes übriges Leben besteht fast nur in Wiederholung solcher Arbeiten, wie wir ihn bis hieher haben verrichten sehen, alle Jahre Seereisen, sowol in Kriegs- als Friedenszeiten, hydrographische und militärische Aufnahmen, und dann friedliche Rückkehr nach

druckten Lehrberg'schen Untersuchungen zur Erläuterung der älteren Geschichte Rußlands (herausg. von Krug) und eine Notiz über des gelehrten Orientalisten Herrn von Frähn Abhandlung de Chasaris. Lehrberg, der sehr behutsam zu Werke geht, setzt die Stadt Sarkel, nach ihm tatarisch-türkisch Ssara-Kalah an den untern Don und widerlegt die Vergleichung mit Bielgorod u. s. w. Sein Aufsatz über die geographische Lage der Festung Sarkel ist wichtig zur Feststellung der Gränzen der Chasaren. Frähn dagegen hat gefunden, daß das Wort Sarkel tschuwaschisch ist und Schereiil lauten muß; andere Ähnlichkeiten zwischen dem Tschuwaschischen und Chasarischen sind von ihm entdeckt worden. Zugleich ergibt sich aus den Mémoires de l'Académie de Petersbourg (Tom. VIII. Abs. IV.) nach den von Frähn gesammelten Nachrichten aus Ibn Foszlan, Ibn Haukal, und Schemseddin dem Damascener, 1) daß höchst wahrscheinlich das Judenthum unter den Chazaren von der Aufnahme der aus dem oströmischen Reiche zu Ende des 8. Jahrh. vertriebenen Juden herrühre; 2) daß schon im 16. Jahrh. ein türkischer Schriftsteller behauptete, die Magiaren sprächen die alt-chasarische Sprache, und stamten von ihnen ab.

1) So heißt in der nautischen Kunstsprache ein Buch, welches die Küsten und die Häfen, Buchten, Untiefen u. s. w. an denselben mit genauer Angabe der geographischen Lage ausführlich beschreibt, französisch portulan. 2) Daß diese Orientirung nicht ganz genau sei, haben spätere Reisende, und noch neuerlichst Rüppel gefunden. S. *Zach* corresp. astron. Vol. VI. S. 468.

Marseille zu seinen Amtsverrichtungen, die ihm immer angenehm blieben. — Als Cassini im J. 1700 die Meridiangradmessung fortsetzte, war C. wieder sein Gehilfe, und arbeitete in der schlimmsten Jahreszeit mit solchem Eifer, daß seine Gesundheit dabei litt, und er nach Beendigung der Vermessungen im J. 1701, über ein Jahr kränkelnd in Paris zubringen mußte. Auch in den folgenden Jahren seines Lebens wurde er nie wieder ganz gesund, fuhr aber wie früher zu arbeiten fort, bis ihn ein bösartiges Fieber überfiel, woran er im J. 1710 in den Armen seines Freundes und Collegen in der Hydrographie, des Jesuiten Laval, verschied [3]). (*Gartz.*)

CHAZOZARAH, Chazozeroth, auch Asra, ein ohne Zweifel trompetenähnliches und von Moses zum ausschließlichen Gebrauche der Priester bestimtes Blasinstrument, durch dessen Schall verschiedene Signale zur Zusammenberufung entweder des gesamten Volkes oder seiner Häupter, oder zum Aufbruch eines Lagers u. dgl. gegeben wurden. Diese Instrumente, deren ursprünglich nur zwei, nachher aber, bei sich vermehrender Anzahl der Leviten, noch mehre gewesen seyn mögen, scheinen unsern heutigen Trompeten ziemlich ähnlich, übrigens aus einem einzigen Stück Silber geschlagen, gewesen zu seyn. Vergl. 4. B. Mos. 10, 1. (*Gfr. Weber.*)

CHEADLE, Marktfl. am Fuße eines Hügels in der engl. Shire Suffolk, hat 3191 Einw., die vorzüglich in Kupfer, Zinn und Metall arbeiten, u. 1 Wochen- u. 4 Jahrmärkte halten. In der Nachbarschaft finden sich reiche Kohlenminen, und eine Menge Kupferhämmer, Messinghütten und andere umgehende Werke. (*Hassel.*)

CHEBEROS, XEBERRES, eine 2000 Selen starke indische Völkerschaft in Peru in Südamerika, zwischen dem Huallaga und Ucayale, in der Pampa del Sacramento. Sie verfertigen die besten Blaseröhre, aus denen sie kleine vergiftete Pfeile abschießen. (*Stein.*)

CHECABI, 1) auch wol White Mountains, eine lange Bergkette im nordamer. State Massachusetts, die aus Connecticut heraufsteigt, in verschiedenen Absätzen am Ostufer des Connecticut die Grafsch. Hampden und Franklin durchzieht und in Neuhampshire endigt. Ihre Höhe ist nicht beträchtlich. — 2) Ein Fluß des nämlichen Stats, der von den Checabis herunterströmt und sich, nachdem er die Grafsch. Hampden und Worcester bewässert, in den Connecticut wirft. (*Hassel.*)

CHECHEHETS, indische Völkerschaft in der südamerikanischen Landschaft Patagonien, in der untern Gegend der beiden Desaguaderos. (*Stein.*)

CHEDDER, Dorf auf der Südwestseite der Mendip Hills, in einem angenehmen Thale der engl. Shire Somersett, mit 1276 Einw., bekant wegen seiner trefflichen Käse, die in der Qualität dem von Stilton, in der Quantität dem Chesirekäse folgen. (*Hassel.*)

CHEDUBA, ein großes Eiland in der Mündung des Urotung, 1 Meile von dem Festlande, zu der Prov. Arakan des birmanischen Reichs gehörig. Es ist gut angebauet, trägt vorzüglich Reis, hat einen bequemen Hafen, und steht unter Aufsicht eines eigenen birmanischen Gouverneurs. (*Hassel.*)

CHEESAPANY, Stadt in dem Distr. Muckwanpur des Stats Nepaul in Hindustan. Sie liegt Br. 27° 23′ L. 103° 9′ an der Straße von Catmandu nach Bengalen, hat 1 Fort und 1 Zollhaus, und treibt Gränzhandel. (*Hassel.*)

CHEF-BOUTONNE, Marktfl. im Bez. Melle des franz. Dep. beide Sèvres, nahe am Ursprunge der Boutonne, hat 1524 Einw., unterhält 1 Fajancefabr. und einige Gärbereien, und zieht vortreffliche Maulesel und Esel, die unter dem Namen Baudets in ganz Frankreich geschätzt werden. (*Hassel.*)

Cheidoros, s. Echedoros.

CHEIK SAID, so heißt ein Theil des Gebirges Mokatem in Ägypten, oberhalb El Kgusuer, meistens Kalk- und Puddingstein mit zahllosen Höhlen und Klüften. (*Hassel.*)

CHEILANTHES, Sw., eine Farrengattung, mit Adiantum verwandt, wovon sie sich dadurch unterscheidet, daß der Rand des Laubes sich um die Samenhäutchen schlägt und das Schleierchen bildet. (*Sprengel.*)

Cheilinus, s. Labrus.

CHEILIO, (besser Chilio). Eine von Commerson nach von ihm allein beobachteten Fischen aufgestellte, und von Lacépède beibehaltene Gattung, aus der Dumerilschen Familie Leiopomi. Ihre Charaktere: sehr kleine, in einer einzigen Reihe stehende Zähne; eine Rückenflosse, die niedrig und sehr lang ist; die Schnauze niedergedrückt, die Lippen stark und sehr herabhangend; der Körper und Schwanz sehr verlängert; die Schuppen klein. — Diese Gattung scheint mit Labrus sehr verwandt.

Als Arten nent man 1) Ch. *aureus*; an Isle de France. 2) Ch. *fuscus*; im indischen Meere. (*Lichtenstein.*)

Cheilodactylus, s. Polynemus.

Cheilodipterus, s. Labrus.

CHEINOW, Chinow, Hinow, Herrschaft mit Markt und Pfarre, und mit einem Schlosse von vielen Gärten umgeben, im Taborer Kreise des Königr. Böhmen, 1¼ St. von Koschitz. (*André.*)

CHEIRANTHUS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Kreuzblumen und der 15ten Linne'schen Klasse. Nach neuern Bestimmungen von R. Brown ist Folgendes der Charakter: Geschlossener Kelch an der Basis mit zwei Säckchen versehen. Die Schote mit zweilappigem Stigma gekrönt. Flache Samen in einer Reihe, mit dem Würzelchen des Embryo gegen die Ritze der Kotyledonen gekehrt. Nach dieser Bestimmung gehört zwar noch der Goldlack (Ch. Cheiri) zu dieser Gattung, aber keinesweges die Levcoje *), die wir jetzt zu Matthiola *R. Br.*, so wie Ch. chius und maritimus *L.*, die wir zu Malcolmia *R. Br.* rechnen. (*Sprengel.*)

CHEIRISOPHOS, ein Bildhauer aus Kreta, dessen Zeitalter und Lehrmeister Pausanias nicht anzugeben weiß. Von ihm befanden sich zu Tegea in Arkadien zwei Heiligthümer des Dionysos, ein Altar der Ko-

3) S. (*Fontenelle*) Eloge de Mr. de Chazelles in der Hist. de l'académie des sciences Année 1710. Biogr. univ. T. VIII. (von Du Petit Thouars).

*) Vgl. diesen Artikel. (*H.*)

ra, ein Tempel des Apollon nebst dessen Bildsäule, wahrscheinlich von Holz und vergoldet. Neben dem Apollon stand das marmorne Bildniß des Cheirisophos selbst. (Pausan. VIII. 53. 3.) (*Horner.*)

Cheirokrates, s. Dinokrates.

CHEIROLOGIE u. CHEIROMANTIE. (Chiro-Logie, -Mantie.) Wie die Magie überhaupt, so beweisen auch die einzelen Theile und Verzweigungen derselben, namentlich die Cheirologie und Cheiromantie, daß das menschliche Reflexionsvermögen die schicksalsvolle Fähigkeit besitzt, sich bei seinen Spekulationen selbst zu überschreiten, und, von an sich falschen Principien geleitet, auf diese die willkürlichsten Chimären als Systeme aufzuführen vermöge, denen man keineswegs eine äußerliche wissenschaftliche Form absprechen kann, ja die in ihrer Art recht geschlossen und consequent, und doch an sich völlig und durchaus inhaltsleer und bodenlos sind. Es ist dieß wirklich eine verhängnißvolle Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes, der sich auf diese Weise in einseitigem Vertrauen auf Anlagen und Kräfte, deren natürliche Gränzen er überschreitet, ohne es selbst zu wollen oder zu glauben, in ein Labyrinth von Schwärmereien, Fehlschlüssen und Irrthümern verwickelt. Zugleich erklärt es sich hieraus, wie es möglich sei, daß wir in der Kulturgeschichte der Menschheit nicht selten ganze Jahrhunderte hindurch willkürliche, ja bisweilen wahrhaft unsinnige Annahmen und Behauptungen, in die Form von wissenschaftlichen Systemen und reellen Erkentnissen gebracht, mehr oder weniger die allgemeine Meinung der Menschen beherrschen sehen, so daß auch liberaler Denkende, ja öfters gerade die besten Köpfe in ihren Wirbel hinein gezogen werden. Statt aller andern Erscheinungen der Art erinnere man sich nur an das System der Astrologie, der Theurgie und Mantik, ja der gemeinen Hexerei im Geist des Hexen-Hammers und hundert ähnlicher Schriften dieses Schlages. Freilich war zu jener Zeit die Kritik der Vernunft noch nicht geschrieben, aber die Grundzüge von diesem Buche liegen in dem menschlichen Geiste, und — man mußte nicht irren. Unsterblich werden indeß Kant's Verdienste in dieser Hinsicht immer und zu allen Zeiten bleiben, denn die einzige Frage: Vermag ich von dem, was ich behaupte, auch wirklich etwas zu wissen? diese Frage allein, mit philosophischem Sinn entworfen und untersucht, kann den menschlichen Geist vor dergleichen Verirrungen sichern, und vor dem Aufführen von Systemen bewahren, welche in der Luft schwankenden, mit der Spitze auf dem Boden ruhenden Pyramiden gleichen.

An der wissenschaftlichen Ausbildung der Cheirologie und Cheiromantie hat man eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch gearbeitet, und von den besten Köpfen wurden sie für eine durchaus reell begründete Wissenschaft gehalten, deren systematische Ausbildung in innigster Beziehung und Verbindung mit der Astrologie und dem Nativitäts-Stellen, so wie mit der Metoposkopie oder der Kentniß des Baues und der Linien der Stirn und des Gesichts [1]), und der Physiognomie überhaupt stand. Cheirologie war die Wissenschaft, aus den Linien der menschlichen Hände [2]) und deren verschiedenen astrologisch, d. h. durch den Einfluß der Gestirne bewirkten und darin begründeten Bedeutungen, wo nicht den wirklichen moralischen Charakter, doch die natürlichen moralischen und intellektuellen Anlagen, die vorherrschenden moralischen und körperlichen Neigungen und Fähigkeiten, kurz die gesamte Beschaffenheit der menschlichen Konstitution in intellektueller, moralischer und physikalischer Beziehung zu bestimmen. Cheiromantie war die Wissenschaft, die Lebensschicksale des Menschen aus diesen Linien zu erforschen und mit Bestimtheit vorher zu sagen. Beide gehören unzertrennlich zusammen, und machen mit der Metoposkopie eigentlich nur Ein Ganzes aus. Um das System beider Wissenschaften auf unumstößlichen Principien zu begründen, bewies man aus Gottes Allwissenheit, Allmacht und Weisheit, es sei nichts in der ganzen Natur ohne bestimmte Bedeutung und ohne offenbare oder geheime Beziehungen da; und da Gott Alles in der Welt bis in seine geringsten Theile hinein unmittelbar erschaffen und angeordnet habe: so könne Nichts zufällig und ohne Zweck darin seyn, und mithin müßten auch die Linien in den Händen ihre, ihnen von Gott selbst angewiesene Bestimmung und Bedeutung haben. Diese zu erforschen, sei die Aufgabe der Cheirologie, die daher κατ' ἐξοχήν den Namen — einer göttlichen Wissenschaft verdiene.

Man sieht hieraus, daß die Cheirologie mit der alten magisch-mantischen Lehre von den Signaturen der Dinge im Zusammenhange steht, zu Folge deren man z. B. aus dem Bau, den Linien, den Zäserchen, der Farbe, dem Geruch &c. eines Blattes die innerliche Beschaffenheit und alle natürlichen Eigenschaften einer Pflanze zu erkennen im Stande sei. Was diese Behauptung aus dem Gebiete der Pflanzenwelt und deren Physiologie betrifft, so braucht kaum bemerkt zu werden, daß solcher etwas vollkommen Richtiges zu Grunde liege, daher ihr auch wieder von mehren unserer geistvollesten Naturforschern eine erneuerte Aufmerksamkeit gewidmet worden ist. Im 16ten und 17ten Jahrh. stimten die Naturforscher und Magier Agrippa, Paracelsus, Cardan, Pomponazzi, Campanella, Gaffarelli u.s.w. in der Lehre von den sogenanten Natur-Signaturen der Dinge im Wesentlichen mit einander überein, und wie innig der Zusammenhang zwischen dieser Annahme und den Grundsätzen der Cheirologie und Cheiromantie ist, leuchtet ohne weitere Bemerkungen von selbst ein. Namentlich Paracelsus geht in Betreff der Physiologie der Pflanzen so weit, daß er die Blätter der

1) „Es ist die Metoposcopia, sagt Ingeber in s. Chiromantie S. 119, diejenige Wissenschaft, so die Lineamenta, Circuln, Creutze, Wartzen vnd andere unbekante Zeichen an des Menschen Stirn vnd Gesicht gehörig zu erkennen, vnd gründlich davon judiciren lehret." 2) Ob man aus beiden Händen zugleich, oder nur und ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise aus der rechten oder linken Hand u. s. w. urtheilen müsse — darüber ward viel gestritten. Die erfahrensten Cheiromanten behaupteten, daß beide Hände zusammen erst ein vollständiges Ganzes in chirologischer Hinsicht ausmachten. Die Araber verbinden sogar die Füße mit ihren cheirologischen Untersuchungen, und nach den Gesetzen der Metoposkopie muß wenigstens auch die Stirn damit verbunden werden, wie's auch geschah.

Pflanzen geradezu die Hände derselben nent, und auf das Studium oder die Kentniß der Blätter in Beziehung auf ihre natürlichen Signaturen, ihren Bau, ihre Linien und Verzweigungen, Erhöhungen oder Vertiefungen, Glätte, Rauhheit, Farbe, Geruch ꝛc., in welchem Allen, wie Niemand bestreiten wird, nach nothwendigen chemischen Gesetzen allerdings nichts Willkürliches oder Zufälliges Statt finden kann, die Principien der Cheirologie anwendet. In der That gehört dasjenige, was er hierüber mit praktischer Anwendung auf einzele Pflanzen, z. B. des Johanneskrauts, des Farrenkrauts, der Wasserblühte u. s. w. sagt, mit zu den originellsten und haltbarsten Partien in seinen Schriften, wie Leser, welche die Sache interessiren möchte, aus dem ersehen können, was darüber ausführlicher im dritten Theile meiner Zauber-Bibliothek Abth. II. Num. 4. S. 136—140 und S. 185 ff. gesagt ist, wo man S. 185—198 auch den ganzen Aufsatz des Paracelsus über das St. Johanneskraut wörtlich abgedruckt findet, welcher dessen Ansichten von den Natur-Signaturen praktisch veranschaulicht [3]).

Bis hieher ließe sich behaupten, daß der Cheirologie etwas Reelles zum Grunde liege, was sich aber nur durch Tausende von unbefangen angestellten Beobachtungen und Vergleichungen erforschen läßt; hiemit aber begnügte man sich nicht, sondern brachte dieselbe, was nach dem herrschenden astrologischen Glauben jener Vergangenheit freilich fast nothwendig und unvermeidlich war, mit den Träumereien der Astrologie und der Nativitäts-Stellerei in Beziehung. Dadurch glaubte man der Cheirologie einen rechten Charakter von göttlicher Erhabenheit gegeben, und ihr wissenschaftliche Realität und Untrüglichkeit verbürgt zu haben. Das Studium derselben aber wurde von solchem Umfange und so verwickelt, daß manche geistvolle Männer die beste Zeit ihres Lebens darauf verwendeten, sich in diese sublimen Träumereien gehörig einzustudiren, und sich darin vollständig zu orientiren.

Daß die Verehrer dieser Wissenschaft ihr das höchste Alter zuschrieben, versteht sich von selbst. Wie in der fabelhaften Geschichte der Magie diese bald von Noah, bald von Cham, oder gar von Adam selbst, bald von den Egregoren, oder den um der Töchter der Menschen willen vor der Sündflut vom Himmel abgefallenen Engeln [4]) abgeleitet wird: so ist dieß auch bei der Cheirologie derselbe Fall. Daß man nach dem Geschmacke jener Zeit auch in der Bibel selbst sowol für ihre Realität, als für ihr Alter Beweise aufsuchte und — fand, ist sonach ganz in der Ordnung. Unter vielen anderen deutete man besonders die folgenden Stellen auf die Geheimnisse der Cheirologie: Darum soll dirs ein Zeichen seyn in deiner Hand, und ein Denkmal vor deinen Augen ꝛc. (2 Mos. 13, 9. vergl. V. 16.). Alle Menschen hat er in der Hand als verschlossen, oder bezeichnender nach der Vulgate *in manu* omnium hominum *signat* etc. Daß diese Stellen nicht von der Cheirologie handeln, bedarf der Bemerkung nicht. Daß aber von Zeichen in der Hand ꝛc. etwas darin vorkomt, war für die Liebhaber zu der Zeit genug, wo es mit den Grundsätzen der historisch-grammatischen Interpretation so genau nicht genommen wurde. Wiewol nun aber weder von Adam oder Noah, noch von der oben bezeichneten Engel-Race erfunden — bleibt es doch unbestritten, daß die Cheirologie wirklich von sehr hohem Alter ist, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie aus dem Orient stamme. Ihren Ursprung verdankt namentlich die Cheiromantie, wie tausend [5]) ähnliche Mantien, dem Durst des Menschen, in die Zukunft zu blicken; und wo zeigt sich dieser natürliche Trieb lebhafter, feuriger, ungestümer, als bei den Morgenländern? — Geschichtlich wissen wir's, daß sich in den ältesten Zeiten besonders die Araber, Chaldäer und Indier in der Cheiromantie auszeichneten, wie noch jetzt das Beispiel der Zigeuner, welche höchst wahrscheinlich aus Indien stammen (vergl. Grellmann's Versuch einer Gesch. d. Z.) veranschaulicht. Noch bis zum heutigen Tage steht die Cheiromantie bei beiden Völkern im höchsten Ansehen, und ist vorzüglich bei den Arabern so ungemein ausgebildet, daß es in der That Verwunderung erregt. Um nur von dieser hier ein paar Worte zu sagen, so heißt die Chiromantie bei den Arabern علم الاسارير, und wird von Hadschi Chalfa definirt als „die Wissenschaft, aus den Linien der Hand und des Fußes [6]), nämlich

---

3) Von Agrippa's Ideen über Signum und Signatum s. Zauber-Bibliothek Th. II. und III. Abth. I. an m. St. Einzele Stellen, in welchen sich Paracelsus über die Materie erklärt — Zauber-Bibliothek Th. III. Abth. II. S. 136 — 140. Die Lehre vom Signum und Signatum ward ebenfalls mit der Astrologie in Verbindung gesetzt, was nach damaligen Ansichten auch ganz consequent war; denn alle Wesen trugen ja das Gepräge, das ihnen als eigenthümlich zukam, durch den Einfluß — der Gestirne. 4) Wie z. B. im Buch Henoch geschieht, wo der Ursprung der Magie mit allen ihren verwandten Künsten, also auch der Cheirologie, geradezu von dieser Engel-Race abgeleitet wird. Vergl. in m. Zauber-Bibliothek die Abhandlung über die Bne Elohim und die Töchter der Menschen ꝛc. Th. V. Abth. I. S. 1—138. Th. VI. Abth. I. S. 1—43.

5) Tausend — daß uns dieses Wort nicht nur so aus der Feder geflossen ist, sondern daß es sich wirklich so verhält, davon hier nur einige der fast unzähligen — Mantien aus dem einzigen Buchstaben A. Aëromantie, Wahrsagung aus den Wolken ꝛc.; Alektryomantie, bekant genug, und spielte in Rom eine große Rolle; Alphitomantie, aus dem Opfermehl; Aleromantie, aus — einer Brotrinde; Amniomantie, aus dem sogenanten Schafhäublein neugeborener Kinder, wovon die Phrase bei den Franzosen être né coiffé, noch jetzt bei Hebammen und alten Weibern sehr geschätzt; Apantomantie, aus Personen oder Thieren, welche Einem zuerst begegnen; Arithmantie, aus Zahlen; Astragalomantie, aus Würfeln ꝛc.; Astromantie u. s. w. Denn dieß sind die unzähligen Arten von Mantien nur allein aus A noch lange nicht alle. Sogar die noch jetzt auf dem Lande so allgemein in Ansehen stehende Axinomantie, welchen Artikel wir selbst in der Encyclopädie Th. VII. ausführlich bearbeitet haben, ist hier noch nicht einmal genant. Und so geht es durch das gesamte Alphabet durch. Ist da tausend, wie wir uns eben ausdrückten, nicht das rechte Wort! — Das Gebiet des Aberglaubens ist unglaublich groß, gibt's doch selbst eine Mantik aus dem Gequick — der Mäuse, Myomantie! 6) So weit haben, so viel ich weiß, die europäischen Cheiromanten die Konsequenz nicht getrieben, die bloß bei den Händen und der Stirn stehen blieben. „Ein langer Fuß, sagt ein arabischer Cheiromant, bedeutet einen kurzen Verstand. Sehr dünne Füße sind das Gestell eines ränkesüchtigen Menschen. Wenn die Zehen in einander verworren und die Nägel gleichsam zusammen gewachsen sind, so läßt dieß auf große Energie schließen ꝛc.

aus den Abschnitten, der Entfernung, Länge, Breite und Spaltung derselben, den künftigen Zustand des Menschen, namentlich die Länge oder Kürze seines Lebens, sein Glück oder Unglück, Reichthum oder Armuth u. s. w. zu bestimmen und voraus zu sagen." Wie weit diese Wissenschaft bei den Arabern getrieben ist, sieht man schon aus dieser Definition derselben, zu Folge deren auch der Fuß bei den cheiromantischen Untersuchungen zu Rathe gezogen und verglichen werden muß. Ferner aus den Zweigen dieser Kunst bei diesem Volke, z. B. der Glieder-Genealogik (علم القيافة [7]), oder der Wissenschaft, die Abstammung und Gemüthsbeschaffenheit eines Menschen aus seinem Gliederbau ꝛc. zu erkennen; der Physiognomik und Metoposkopie als Prognostik überhaupt zugleich im weitesten und engsten Sinne علم فراسة; der Phantasmageomantie, oder علم الابلات والشامات; der Homomantie, oder علم الاكتاف; der Fußtapfenmantik, oder علم عيافة u. s. w. [8]). Daß auch die Griechen und Römer mit der Cheirologie und Cheiromantie bekant waren, und beide Künste unter die weite Kategorie ihrer fast unzähligen Gattungen von Mantien aufgenommen hatten, ist bekant. Da die Griechen die Kentniß der Magie nach allen ihren Verzweigungen aus Asien erhielten, wie in der Zauber-Bibliothek Th. II. Abth. I. gezeigt ist, und Rom in den spätern Zeiten, zumal zu den Zeiten der Kaiser von Chaldäern, welche sich mit der Cheiromantik abgaben, gleichsam überschwemt war: so kann dieß nicht befremden, und der historische Zusammenhang davon ist klar. In Teutschland, und überhaupt in Europa, verbreitete sich der Hang zur Cheirologie und Cheiromantie, und damit zugleich das eifrige Studium beider Wissenschaften vorzüglich im Mittelalter, wozu im südwestlichen Europa der Aufenthalt der Saracenen in Spanien und Sicilien, und in Teutschland und dem nördlichen Europa die Kreuzzüge, wie später die Einwanderung der Zigeuner oder damals sogenanten Tarttern, unstreitig Vieles beitrugen.

In systematischer Hinsicht erreichte das cheirologische und cheiromantische Studium in Teutschland, Frankreich, England, Italien ꝛc. erst im 16ten und 17ten Jahrh. seine Vollendung und höchste Höhe, auf der es sich bis beinahe zur Mitte des 18. Jahrh. mit fast allgemeinem Beifall erhielt; denn einzele Bestreiter fand die Cheirologie, wie die Astrologie, selbst in den ihr am günstigsten Jahrhunderten, dem 15ten, 16ten und 17ten, von Zeit zu Zeit, deren Namen man aus Voß's Scient. Mathem. c. XXXVIII. kennen lernen kann. Einer der berühmtesten Gegner der Astrologie, Cheiromantie ꝛc. in der neuern Zeit war der geistreiche und gelehrte Joh. Pico von Mirandola, der im J. 1494 in der Blühte seines Lebens und zu früh für die Wissenschaften starb. Im Anfange des 16ten Jahrh. klagt Johann von Hagen, mit dessen Cheiromantie wir unten nähere Bekantschaft machen werden, in der Vorrede zu diesem Buche bitterlich darüber, daß diese göttliche Wissenschaft immer mehr in Verfall gerathe, und von verstandlosen und verstockten Menschen nicht nach ihrem hohen Werth erkant werde. Verwundere man sich nicht so sehr darüber, daß Joh. v. Hagen die Bestreiter der Cheiromantie wiederholt als Dummköpfe, verstockte Wahrheitsfeinde u. dgl. bekämpft, denn — gerade noch ein volles Jahrhundert später (1628) schloß man in Frankreich und Teutschland noch aus der Gewißheit der Cheiromantie auf die Gewißheit der Existenz Gottes, wie man unter andern aus Marin. Marsenn. Quaestiones in Genes. p. 102. (ein äußerst seltenes Werk! Paris 1628 in Fol.) sehen kann. Indeß die große Mehrheit der europäischen Gelehrten war diese drei Jahrhunderte hindurch entschieden, ja enthusiastisch für die Sache, und so erhielt sich solche, wie gesagt, durch ganz Europa bis tief ins vorige Jahrhundert hinein.

Daß wir hier das weitläufige, schwere und ungemein verwickelte System der Cheirologie und Cheiromantie an und für sich nicht aufstellen und näher entwickeln können, bedarf der Erinnerung nicht. Auch wenn es Raum und nächster Zweck erlaubten, so wäre es ohne Kupfer unmöglich, diese aber zur Veranschaulichung der veralteten Wissenschaft in gegenwärtigem Werke anzusprechen, wäre Thorheit. Daher hier nur ein paar einzige einzele Grundzüge aus der gemeinen Cheiromantie. Die Basis von dieser sind die folgenden sieben Hauptlinien: 1) Die Lebenslinie. Dieß ist die Linie, welche um die Wurzel des Daumen hin läuft, aus deren Beschaffenheit und Lage, d. h. ihrer bald unterbrochenen, bald nicht unterbrochenen Länge oder Kürze, ihrer Stärke oder Schwäche, ihrer Tiefe oder Flachheit, der Frische ihrer Farbe, der Striche, Häkchen, Punkte und Figuren, welche sich unmittelbar in ihr selbst, oder auch in ihrer Nähe nach oben des Daumen oder nach unten der Hand zu befinden — aus welchem Allen die Cheiromantie die Länge oder Kürze ꝛc. des Lebens bestimt. 2) Die Kopflinie oder Naturalis. Wie die Lebenslinie unmittelbar mit dem Herzen in Verbindung steht, so steht diese, welche in der Mitte der Hand läuft, zunächst mit dem Gehirn

---

Vergl. Encyklopädische Übersicht der Wissenschaften des Orients ꝛc. Th. II. S. 465. 7) Sie lehrt aus den Formen der Glieder zweier oder mehrer Menschen auf die Vermischung oder Übereinstimmung ihrer Stämme, auf ihre Geburt, Charakterbeschaffenheit u. s. w. schließen. In dieser Kunst hat es besonders der arabische Stamm Medich sehr weit gebracht, der in wichtigen Fällen um Rath gefragt wird. 8) Diese Art von Mantik wird in Arabien sehr geschätzt, und die darin Erfahrenen wissen die Fußtapfen eines Jünglings oder eines Greises, eines Mädchens oder einer Matrone, einer tugendhaften Frau oder einer Kokette, eines fliehenden oder verirrten Thieres ꝛc. von einander zu unterscheiden, ja sogar auch alle natürlichen Eigenschaften von Menschen und Thieren behaupten die Fußtapfen-Mantiker daraus zu erkennen. Hieher gehört die bei den Arabern so berühmte Geschichte der vier Söhne Nesar's, welche aus den Fußtapfen eines Kameels und eines Pferdes die Eigenschaften desselben so genau anzugeben wußten. Encyclopädische Übersicht der Wissenschaften des Orients Th. II. S. 467. (Die Geschichte von Nesar's Söhnen ist im Wesentlichen die nämliche Geschichte, welche Voltaire im Anfange Zadig's erzählt, und deren Erfindung nicht ihm, sondern den Arabern angehört. Vergl. *Meidanii* Proverb. Arab. lat. vert. et nott. illustr. *Schultens* p. 301. Reiske's Samlung einiger arab. Sprichwörter, die von Stecken oder Stäben hergenommen sind S. 23) Aus dem Allen sieht man, wie außerordentlich weit die Wahrsagereien der Art bei den Arabern ausgebildet sind.

und den geistigen Kräften des Menschen in Beziehung. 3) Die Leberlinie (Hepatica) oder die Perpendikularlinie, welche mit der Kopf- und Tischlinie eine Art Dreieck bildet, und die natürliche Leibesconstitution des Menschen, seine Verdauungskräfte, Anlagen zu Krankheiten rc. bestimt. 4) Die Generalis oder Linea mensalis, die große Linie, welche mehr oder weniger parallel mit den vorigen zunächst unter den Fingern her läuft, und im Allgemeinen die körperliche Organisation, und was dem gesamten Körper und jedem einzelen Gliede desselben bevorsteht, bezeichnet. Dieß sind die vier Hauptlinien; hiezu kommen nun noch die nicht minder wichtigen Linien 5—7: Die Saturnus- oder Glückslinie, die Ehestandslinie und die Milchlinie, oder die Via Lactea. In gehöriger Verbindung dieser Linien mit den Bergen (davon sogleich!), den Sorores, den Punkturen und allen übrigen Zeichen zu einem untrüglichen mantischen Ganzen, besteht der höchste Schwung der Wissenschaft. Die Glückslinie, welche von der Rasette [9]) mitten durch die Hand nach dem Mittelfinger hin läuft, ist, wie das Glück, woron sie ihren Namen führt, ziemlich unzuverlässiger Natur, und bestätigt und verstärkt nur die Bedeutung und den Werth der andern Linien, in Betreff deren sie dasjenige näher bestimt, modificirt und supplirt, was ihnen allein und für sich abgehen möchte. Auch die Ehestandslinie, welche in dem Mons Mercurii unter dem kleinen Finger anfängt, und nach dem Rücken der Hand hinaus läuft, hat viel Problematisches und Schwieriges, und kann nur in ihrer Verbindung mit allen übrigen hieher gehörigen Zeichen, dem Loco Matrimonii, dem Cingulo Veneris, dem Venusberg, der Soror Vitalis, und in Beziehung auf die Metoposkopie, der Saturnina und Linea Veneris rc. richtig verstanden werden. Die Via Lactea, welche von der Rasette nach dem kleinen Finger hin läuft, ist für Männer, welche sich leicht von Weibern hinreißen und beherrschen lassen, eine fatale Linie, denn aus ihrer Beschaffenheit erkent der Cheiromant deren größere oder geringere Abhängigkeit von den Beherrscherinnen der Welt. Zu den hier genanten Linien kommen noch mehre andere, z. B. die Ehrenlinie oder die Linea Honoris, welche bei Voraussagung der Lebensschicksale eines Menschen in Absicht auf Beförderungen, Ehrenbezeigungen rc. hauptsächlich beobachtet werden muß, die Linea Martis, Linea Prosperitatis etc., die vielen Sorores oder Schwesterlinien rc. — Das Cingulum Veneris, welches, wo es sich vollständig befindet, die beiden Mittelfinger in einem kleinen Bogen umfaßt, ist der Punkt, wo der Cheiromant bei beiden Geschlechtern die Anlage zur physischen Liebe erforscht. Außerdem hat der Cheiromant zu berücksichtigen: den Triangel, den Tisch in der Hand, die sieben Berge (in steter metoposkopischer Vergleichung mit den sieben Stirnlinien, nach der Zahl der sieben Planeten, als so viele man zur Zeit der Blühte dieser Wissenschaft kante), nämlich den Mons Veneris, Jovis, Saturni, Solis, Mercurii, Martis, Lunae, die fünf Finger mit ihren Punkturen und Strichen, die Haare und Nägel der Hand (in Betreff der Haare und Nägel darf man wol noch manches Unerforschtes annehmen, beide waren den erfahrneren Magiern der Vorwelt von höchst bedeutsamer Wichtigkeit), die Adern, die Warzen rc., ferner ungewöhnliche Zeichen, als Kreuze, Zirkel und Halbzirkel, Schwerter, Sicheln, Fahne rc. (wobei ohne Zweifel die Phantasie zu Hilfe kommen mußte), tiefe rothe oder schwarze Punkte in den Linien u. s. w.

Aber dieß sind nur einige flüchtige Umrisse, denn die unerschöpflich reiche Natur hat die Cheiromantie ihren Verehrern nicht wenig erschwert. Wie unter tausend Blättern von einem und demselben Baume nicht eins dem andern vollkommen gleich und vollkommen ähnlich ist, so ist's auch mit den menschlichen Händen der Fall, welche unendliche Abweichungen und Figuren darbieten [10]). Nach dem Grundprincip der Cheiromantie können diese nicht zufällig seyn, sie alle haben also wieder ihre eigene Bedeutungen, welche erforscht werden mußten, und gemeiniglich nur aus der Astrologie erklärt werden konten, wodurch dieß Studium denn außerordentlich verwickelt wurde. Um nur von den vier oder sieben oben genanten Hauptlinien zu reden — welche Abwechselungen und Verschiedenheiten finden allein bei ihnen Statt! Bald sind sie einfach, bald doppelt, ja drei- und vierfach, bald gerade, bald krumm, bald ästig, bald mehr oder weniger in sich und mit den übrigen Linien, Bergen und Zeichen in einander verschlungen, so daß sie (zum Mindesten für die Phantasie des Cheiromanten!) allerhand beziehungsreiche Figuren — Winkel, Dreiecke, Zirkel rc. bilden, was natürlich ihre einfache ursprüngliche Bedeutung gar sehr verändert und modificirt. Dazu komt nicht selten eine Menge von Widersprüchen zwischen den wirklichen Zeichen der Hände und der Influenz der Gestirne, wie der Astrolog solche nach den Gesetzen seiner Wissenschaft a priori erwartet und in Anspruch zu nehmen berechtigt ist, welche dem Cheiromanten zu schaffen machen u. s. w. Kein Wunder nach dem Allen, daß herrliche, besserer Anstrengungen würdige Köpfe ein ganzes Leben an diese verhängnißvolle Wissenschaft verloren, was wir nun nur bedauern können.

Unter so vielen Verehrern der Cheiromantie im 16ten Jahrh. verdient vorzugsweise der ehrwürdige, verhältnißmäßig weniger bekannte Johann von Hagen, oder wie er sich lateinisch nent: Joh. ab Indagine, bemerkt zu werden. Er war Pfarrer zu Steinheim am Main,

9) Eine der allerwichtigsten Linien im System der Cheirologie, die weder zu den vier Haupt-, noch zu den drei (oder nach Anderen, fünf) Nebenlinien gerechnet, sondern gleichsam als die Wurzel und allgemeine Trägerin aller anderen Linien samt und sonders betrachtet wird, die mit einem arabischen Namen belegte Rasette, welche ganz unten an der Hand hin läuft, und gleichsam die Gränze zwischen der Hand und dem Arme bezeichnet, deren Beziehungen aber so vielseitig sind, daß wir sie in diesem Schema, oder richtiger Schemen der Cheiromantie, auch nicht einmal, ohne zu weitläufig zu werden, andeuten können.

10) Und wie nun gar, wenn sich eine Hand fand, in der gar keine Linien waren? — Nun, da hörte alle Wissenschaft und Weisheit auf!! Es ist dieß kein bloßer Einfall von uns, sondern der im 17. Jahrh. als praktischer Cheiromant hochberühmte Ingeber sagt in s. Cheiromantie ausdrücklich, unter vielen tausend Händen (man denke!) habe er auch eine Hand gefunden, welche ganz flach und ohne alle Linien und Zeichen gewesen sei.

und, mit Ausnahme seiner schwärmerischen Vorliebe für die Astrologie und Cheiromantie, sonst ein denkender und liberaler Kopf. Wir besitzen von ihm: Introductiones apotelesmaticae (man übersehe dieß Beiwort nicht, es ist stark charakteristisch!) elegantes in Chyromantiam, Physiognomiam, Astrologiam naturalem, Complexiones hominum, Naturas Planetarum, cum Periaxiomatibus de faciebus signorum et Canonibus de aegritudinibus; omnia nusquam fere simili tractata compendio, Autore *Joanne* (ab) *Indagine*. Francof. a. M. apud Dav. Zephelium. (Ohne Jahrzahl, wahrscheinlich aber 1522, oder spätestens 1523.) Da Verfasser und Buch jene Vergangenheit ganz vorzüglich charakterisiren und überdieß auch weniger bekant sind, so wollen wir uns etwas ausführlicher dabei verweilen, dann brauchen wir andere Schriften der Art nur zu nennen. Von diesen Introductiones existiren, so viel wir wissen, zwei Ausgaben, nämlich außer der genanten von 18 Bogen, eine Straßburgsche v. J. 1522 in größerem Format von 12 Bogen, welcher noch beigedruckt sind: *Pomponii Gaurici* Tractatus de Symmetriis, Lineamentis et Physiognomia ejusque speciebus, und *Guil. Grataroli* opuscula tria de memoria reparanda, welche zusammen noch 13 Bogen betragen. Beide Ausgaben sind mit einer Menge für ihre Zeit sehr sauberer Holzschnitte versehen. Anstatt der ursprünglichen Dedication [11]) befindet sich jetzt am Schlusse des Werks eine Art von Brief an den Vikarius Zobel, so wie an den auch als Schriftsteller nicht unbekanten Priester Otho Brunfels [12]), der ebenfalls ein großer Freund und Kenner der Cheirologie und Astrologie war. Diese Briefe sind zur näheren Kentniß des 16. Jahrhunderts in Betreff des Gegenstandes gegenwärtigen Artikels sehr interessant. Im Brief an Zobel sagt von Hagen z. B. vom Inhalt s. Institutiones unter andern: „Es ist, hochwürdiger Vater in Christo, zu allen Zeiten so gegangen. Je besser und vortrefflicher eine Sache ist, desto weniger gefällt sie den — Unverständigen und Geschmacklosen.“ (So ändern sich Zeiten und Zeitansichten!) „Nachteulen können das Sonnenlicht nicht vertragen, und Geier ergetzen sich am Gestank des Aases. Es ist sonach Beides der Klugheit angemessen, einen thörichten Schwätzer nachdrücklich anlaufen zu lassen, als einen ungerechten Tadler mit Verachtung zu bestrafen, damit er sich nicht weise zu seyn bedünke. Bei den Meisten richtet man mit der Vertheidigung der Wahrheit weiter nichts aus, als daß man dadurch nur ihre Unverschämtheit vergrößert und ihrem Stolze Nahrung verschafft. Solchen Leuten muß man von den Geheimnissen dieser erhabenen Wissenschaften der Astrologie und Cheiromantie weder etwas vortragen, noch sie darüber aufklären. Dieß hieße das Heiligthum (die Astrologie!) vor die Hunde, und die Perlen (die Cheiromantie!) vor die Säue werfen. Sie dagegen, hochwürdiger Vater in Christo, mit einer nicht gemeinen Beurtheilungskraft versehen, Sie beurtheilen die Sachen nicht nach der Oberfläche, sondern nach ihrem innern Werthe, und darum habe ich mir auch die Freiheit genommen, Ihnen diese Schrift von der Cheiromantie zuzueignen, nicht bloß, damit solche von Ihrer Person und Ihrem Namen ein größeres Ansehen erlange, sondern daß Sie auch Selbst Frucht und Nutzen daraus schöpfen mögen.“ (Nach seiner innersten Überzeugung von der Untrüglichkeit der Astrologie und Cheiromantie durfte von Hagen so sagen, und man ist nicht berechtigt, den Ausdruck eines übertriebenen literarischen Stolzes hierin zu rügen.) „Denn, setzt er hinzu, Sie stehen auf einer so hohen Ehrenstufe, daß alle schweren Fragen und zweifelhaften Fälle in geistlichen Sachen Ihnen zur Entscheidung vorgelegt werden, da werden Sie denn nun Gelegenheit und Gründe finden, auch aus diesem Werke die Neigungen und Gesinnungen des Innersten der Menschen zu erforschen und zu beurtheilen, welches gewiß etwas höchst Göttliches ist ꝛc.“ — Im Brief an Brunfels spricht er davon, daß er viele Jahre bei Fürsten und großen Herren wegen seiner astrologischen und cheiromantischen Kentnisse sehr wohl sei angeschrieben gewesen, und ihnen mit seinen Einsichten in diesen Wissenschaften gedient habe. Und allerdings, setzt er hinzu, wenn die Mathematik (Astrologie, Cheiromantie, Metoposkopie ꝛc.) noch wie sonst in Ehren stände, so könte ich wol auch ein wenig groß thun, und mich einiger Kentnisse rühmen, allein leider liegen diese Wissenschaften jetzt im Staube darnieder.“ Hierauf klagt er über seine Lage und sagt: „Unter solchen Umständen sah ich keinen anderen Ausweg, als zu Christo und zu meinen gelehrten Beschäftigungen mit der Astrologie und Cheiromantie meine Zuflucht zu nehmen, und das ist die nächste Ursache der Abfassung dieses Werkchens von der Cheiromantie gewesen ꝛc. Indessen trösten Sie Sich bei den auch über Sie daher stürmenden Verfolgungen durch das Lesen der h. Schrift, mit der Sie vertraut sind, und leben Sie wohl. Geschrieben in meiner Parochie Steinheim den 1. Jul. 1522.“ — Diese Stellen bringen die Zeitansichten jener Vergangenheit besser, als die ausführlichste Beschreibung vor die Augen. Von Hagen kann sich über den Verfall der Sterndeuterei und Cheiromantie zu seiner Zeit nicht genug beklagen. Und wirklich scheinen unter den ersten Bewegungen der Reformation die astrologisch-cheiromantisch-metoposkopischen Thorheiten etwas geruht zu haben, ohne daß jedoch der Zeitglaube daran an sich erschüttert worden wäre, wie man aus den Beispielen so vieler vorzüglicher Männer ersieht, welche sich nicht davon los zu machen vermochten.

---

11) Von Hagen hatte das Buch dem Kurfürsten von Mainz dedicirt, diese Dedication ist aber in der Straßburgschen Ausgabe, wie man sieht, absichtlich unterdrückt, und soll sich auch nur in sehr wenigen Exemplaren der Frankfurtischen Ausg. befinden. Vergl. *L. Moreri* Dictionnaire Th. III. S. 225. Es ist nun nicht mehr möglich, Ursache und Zusammenhang von dieser literarischen Erscheinung näher zu erforschen, da wir dieß bisweilen bei dergleichen Erscheinungen aus der Gegenwart nicht im Stande sind. Von Hagen ward beschuldigt, daß er ein Freund von der Reformation gewesen sei, und klagt in diesem Werke bitterlich über Leiden und Unannehmlichkeiten, welche er deßwegen zu erdulden habe. Noch bemerke ich, daß sich vor der Frankfurtischen Ausg. auch dessen Bildniß befindet.

12) Er ist unter andern Schriften der Verf. des ersten in teutscher Sprache erschienenen Herbarium oder Kräuterbuchs mit Kupfern. Straßburg 1540. 2 Theile in 4.

Wie von Hagen zu Anfange des 16. Jahrh., so war Georg Rollenhagen am Schlusse desselben ein besonders von Fürsten und Statsmännern sehr geschätzter Cheiromant und Astrolog. Von ihm sagt Aaron Burckhardt: (Leichenpredigt, oder, *Αναλύσαι* Rollenhagianum, 1609. p. 13.) „Was der Selige in Mathesi, Chiromantie, Astronomie, Astrologie gewußt vnd gestudiret, hat er nicht aus Abgunnst bei sich behalten vnd verhalten wollen, sondern gern mitgetheilet; darumb, was Anlauff, wegen der Thematum Natalitiorum erigendorum, Nativitäten zu stellen, von vielen hohen Fürstlichen Persohnen, von adelichen vnd unadelichen Persohnen er gehabt vnd erfahren, kann Niemandts nicht vnbewußt seyn. Wie fleißig vnd stätiglich, ja teglich er auch die Witterung in Acht genommen vnd aufgezeichnet hat, laß ich reden die plaustra Voluminum conscriptorum, so annoch von ihme vorhanden seynd ꝛc." Bei Allem dem war das 17. Jahrh. erst das rechte Jahrhundert der Cheiromantie (wie alles Aberglaubens überhaupt!), und in keinem Zeitraume ist diese träumerische Wissenschaft in der neuern Zeit allgemeiner verfochten, geübt und verbreitet gewesen. Überhaupt ist dieß Jahrhundert unstreitig das finsterste in der neueren Geschichte, denn bei ähnlichem Aberglauben zeigten sich in den dunkelsten Jahrhunderten, welche ihm vorher gingen, doch immer mehre einzele lichte Erscheinungen, welche als Feuerflocken in die finstere Nacht hinein fielen; woran es diesem Jahrhundert aber fast gänzlich fehlt. Daß in ihm also auch der cheirologische und cheiromantische Aberglaube die höchste Spitze erreichte, kann ihm nicht zum besondern Vorwurf gemacht werden. Aber daß der nämliche Aberglaube mit aller Macht auch noch in den ersten drei bis vier Decennien des per eminentiam so genanten philosophischen und aufgeklärten Jahrhunderts fortdauerte, dieß ist schon auffallender. Indeß ist es in der That so, und erst nach der Mitte des 18. Jahrh. begann die hellere Zeit, da Magie, Astrologie, Cheiromantie, Metoposkopie ꝛc. ihr früheres, nur zu lange behauptetes Ansehen allgemein zu verlieren anfingen, obgleich der Glaube an alle diese eminenten Thorheiten bei den niederen Volksklassen vielleicht nie ganz ausgerottet werden dürfte.

Es würde diesen Artikel weit über die Gebühr ausdehnen, wenn wir alle oder auch nur die meisten im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. über die Cheiromantie erschienenen Schriften anführen wollten, um so mehr, da denn bei der innigen Verwandtschaft beider Wissenschaften auch fast alle astrologischen Schriften, deren Zahl fast unglaublich groß ist, müßten genant werden, weil in den meisten davon auch von der Cheiromantie, als Ausfluß und Schwester-Wissenschaft von der Astrologie, gehandelt wird. Wir begnügen uns damit, nur noch etwa ein halbes Dutzend aus der Unzahl der in jenen nun entschwundenen Jahrhunderten dieser Lieblings-Wissenschaft gewidmeten Bücher, ohne weitere Bemerkungen hieher zu setzen.

Johann Ingeber's, den wir bereits mehrmals angeführt haben, Chiromantia, Metoposcopia et Physiognomia curiosa-practica. Frankfurt a. M. 8. (Erste Ausgabe 1689, zweite 1698, dritte 1701, vierte, umgearbeitete und sehr vermehrte Ausg. 1729.) Der Verf. dieses Buchs rühmt sich wiederholt, daß er viele tausend Hände selbst untersucht habe, woraus allein man schon das Interesse beurtheilen kann, das jene Vergangenheit an der Cheiromantie leider nahm.

Joh. Praetorii Collegium curiosum privatissimum physiognom-chiromant-metoposcop-anthropologicum. Frankfurt u. Leipzig 1699. Zweite Aufl. 1713. Mit vielen Kupferst. Auch ins Teutsche übers. 8.

Rudolphi Gocklenii besondere chiromantische und physiognomische Betrachtungen vnd Anmerkungen. Aus dem Lateinischen übersetzt. Hamburg 1692. 8. Ebenfalls in mehren Auflagen.

Philipp Mayens Chiromantie und Physiognomie. Dresden 1712. 8. Zweite Aufl. 1723 u. s. w.

Doch anstatt mehre bekante Bücher der Art anzuführen, wollen wir noch einige weniger bekante, zum Theil sehr rare, für das Studium und die Geschichte der Cheiromantie nach ihrem ganzen Umfange wichtige Werke hieher setzen.

Abuhaly Ben-Omar Astrologia terrestris, aus dem Arabischen ins Teutsche übersetzt. Freistadt 1703. 12. Vorzüglich veranschaulichend für den Zusammenhang des astrologischen und cheiromantisch-metoposkopischen Systems.

Albohasen Haly Libri octo de judiciis astrorum. Venedig 1485. in Folio. (Äußerst rar und sehr interessant.) Übersetzt von Anton Stoupa. Basel 1551. Fol. Vergl. Baumgarten's Nachricht von einer hallischen Bibliothek. Bd. VII. S. 137 ff. Wichtig für die ältere Geschichte der Astrologie und Cheiromantie, namentlich zur Beurtheilung der systematischen Verwandtschaft und Wechselwirkung beider Wissenschaften in einander nach den Annahmen jener Jahrhunderte.

La Geomanie du Seigneur *Christofe de Cattan*, Livre non moins plaisant et recréatife, que d'ingenieuse invention, pour sçavoir toutes choses presentes, passées et advenir etc. A Paris 1577. in 4. Edit. sec. Ein weitläufiges, 39 Bogen starkes, seltenes Werk, zur vollständigen Übersicht des astrologischen, cheiromantischen, metoposkopischen, divinatorischen ꝛc. Aberglaubens jener Zeit, wozu es durch seine eigene Existenz einen wichtigen Beitrag liefert, sehr interessant. Ferner:

Ericii Puteani Centur. II. Epist. XVI. p. 131 sq. (Colon. 1681. 8.), wo man eine Vertheidigung und Beiträge zur Geschichte der Cheiromantie findet; ferner: *Marini Marsenni* Quaestiones in Genesin (Lutetiae 1628. in Fol.), wo, wie oben schon von uns bemerkt ist, S. 237. aus der Cheiromantie in allem Ernste die Gewißheit der Existenz Gottes demonstrirt wird, indem nur allein ein ewiges, allmächtiges und allwissendes Wesen die künftigen zufälligen Lebensschicksale des Menschen habe vorher wissen können, um jedem Individuum seine besondere Nativität und Genitur für den erfahrenen Cheiromanten in die Hand einzuzeichnen u. s. f.; endlich: Johann Garcäus de judiciis Geniturarum, und vorzüglich:

Comitis de Flisco decas de Fato, Annisque fatalibus tam hominibus, quam regnis mundi. Francofurti ad M. 1665. in 4.

Wir bedienen uns namentlich dieses letzteren Buches, welches jetzt zu den raren Büchern gehört, um zum Schluß noch einige allgemeine Bemerkungen über die höchst traurigen Nachtheile des Studiums der Cheiromantie nieder zu schreiben, wozu dasselbe, wie freilich mehr oder weniger alle dem Aberglauben fröhnende Bücher, welcherlei Art er seyn möge, Veranlassung und Stoff in Menge darbietet.

In diesem Werke befinden sich unter andern 32 so genante Genituren von Fürsten, Päpsten, Kardinälen und berühmten Gelehrten. Um den Lesern dieses Artikels zugleich die traurigen Folgen der Cheiromantie für das Glück des Lebens, so wie den innigen Zusammenhang derselben mit der Astrologie zu veranschaulichen, wollen wir zwei von diesen Genituren hieher setzen. Im Buche befinden sich bei jeder Genitur die nöthigen Kupfer und Abbildungen. Wir wählen absichtlich die Genitur zweier, selbst als Cheiromanten berühmten Männer.

Genitura VI. (p. 46.)

Hieronymus Cocles Bononiensis, Chyromanticus et Geomanticus eximius 1467.

(Hier folgt nun die Abbildung der Genitur nach dem Stand der Gestirne.)

„Hic litterarum ignarus, multarum artium divinatoriarum scientia imbutus, librum de Chyromantia et Physiognomia latina lingua descripsit, *diem et genus mortis praevidens, armavit se*, cum nesciret, quem haberet inimicum, *et eadem die sibi praevisa*, clava ictus, occidit, a Bentivolis urbis Dominis, quia praedixit brevem dominatus durationem, ut postea evenit: moriens reliquit 46 virorum tabellam, qui violente erant perituri, *nec ullus* (praeter duos, qui tempore *Cardani* vivebant) *ab hoc genere mortis vindicatus est.*" (Dieß ist schauderhaft, aber die historische Gewißheit hievon angenommen — konte denn die Voraussagung nicht gerade mit Ursache von ihrem Eintreffen seyn?) „Mercurius, fährt unser Verfasser darauf aus der Astrologia judiciaria (vergl. m. Zauber-Bibliothek Th. III. Abth. I. Letzter Abschnitt) fort, ergo cum capite Draconis in sextili Martis Domini Genituras in sua exaltatione existentis magnam praestat ingenii subtilitatem, et cum sit in sextili Lunae in Tauro, dat propensionem et acuit ingenium ad divinationem (bezieht sich darauf, daß er's in der Cheiromantie und Geomantie weit gebracht hatte); (an vero fuerit naturalis, dubito, quia Mercurius est in Piscibus, ubi *Magos* denotat:) mortuus ergo est violente, quando Luna pervenit ad Mercurii quadratum, et ascendens ad corpus Martis imo Luna in Septima cum capite Medusae *violentam mortem designavit* anno 1504, aetatis ejus 37."

Genitura VII. (p. 47. An. 1467.)

(Abbildung der Genitur nach den Sternen.)

„*Franciscus Castelli* etc. etc. 16 vulneribus confossus est anno aetatis 43 etc. Demonstrant hoc etiam Stellae insignes in figura geniturae: Caput Algol et Pallilitium in culmine, cor Leonis in Horoscopo. Sol Dominus Ascendentis in quadrato partili ejusdem in quarta in Scorpione, cum Stellis Lancis australis de natura maleficorum, et Luna in quinta cum Cuspide Sagittarii de natura Martis et Lunae, hae enim Stellae honores insignes demonstrant cum exitu infelici etc., ut in praesenti Genitura."

Vor vielen Jahren erzählte dem Vf. dieses Artikels einmal ein Geistlicher, es habe sich in seiner Gemeinde ein Mädchen befunden, welchem von einer Zigeunerin aus der Hand sei gewahrsagt worden, sie möge sich in Acht nehmen, denn sie könne leicht durch's Schwert umkommen. Man habe darüber gelacht; das Mädchen aber habe sich später eines Kindermordes schuldig gemacht und sei wirklich hingerichtet worden. Eines der gefährlichsten Zeichen der Art ist dem cheiromantischen Aberglauben, wenn sich in der Lebenslinie ein Schwert (für seine Phantasie, wie sich versteht!) abgebildet befindet. Es gibt aber auch noch mehre andere Zeichen, welche einen gewaltsamen Tod andeuten. Es ist ganz und gar unnöthig, ein Wort darüber zu sagen, von welchen entsetzlichen Folgen dergleichen Wahrsagereien seyn können. Und doch glaubten die Verehrer der Cheiromantie daran, wie an ein Evangelium, auch wenn sie dergleichen Zeichen in ihrer eigenen Hand wahrnahmen, wie die eben angeführte Genitura VI. zeigt. Will man außer den obigen 32 Genituren mehre Beispiele der und anderer Art, die zum Theil rührend sind, so bietet sie dasselbe Werk ebenfalls in Menge dar. Zum Beispiel pag. 77 seqq.: „Cuidam civi Venetae antequam casus funestus accideret, observata fuit in Triangulo Martis duplex crux simul intersecata, profunda et rubea, unde violenta morte adstantibus praedicta, tandem decollatus est."

„Illustrissimae cuidam Matronae Venetae observata fuit in fine montis pollicis crux profunda et rubea, cum stellulis bene adparentibus: occisa est a marito."

„Quidam amicus meus in fronte habebat lineam Martis disruptam et brevem, aliae autem vix conspiciebantur, ferro periit etc." — Und so noch durch eine ganze Reihe von ähnlichen Beispielen, und darunter auch verschiedene, welche unser Graf als berühmter Cheiromant selbst beobachtet, berechnet und vorher gesagt hat, wobei von den Cheiromanten in jener Zeit, indem sie dieß ihrer Kunst schuldig zu seyn glaubten, gemeiniglich ohne Schonung und Discretion verfahren wurde. Aber was brauchen wir Beispiele aus dem 16. und 17. Jahrh., da uns das vorige philosophische Jahrh. selbst noch ähnliche liefert! — Zu Anfange desselben wurden noch auf den meisten teutschen Universitäten eigene cheiromantische Collegien gelesen, z. B. zu Jena vom Professor Hezner, zu Halle vom Professor Nietzky u. s. f. Von diesem Letzteren befindet sich in der Zeitschrift für ältere Literatur und neuere Lektüre eine hieher gehörige merkwürdige Anekdote*). — Nebst Nietzky war im vorigen Jahrhundert besonders Georg Wilhelm Steller oder Stöller, von dem wir Th. I. der Zauber-Bibliothek bereits gesprochen haben, als ein großer Cheiromant bekant. Er soll schon als Lehrer am Waisenhause zu Halle seine eigenen künftigen Lebensschicksale, welche zum Theil abenteuerlich genug waren, in seiner Hand gelesen und seinen Freunden und mehren seiner Schüler auf das Bestimteste

*) Wachler's Handb. d. lit. Cultur. Th. II. S. 546.

voraus gesagt haben. Es sind auch außerdem noch mehre andere interessante cheiromantische Wahrsagungen von ihm bekant gemacht worden, welche pünktlich eingetroffen seyn sollen. — Der Vf. d. Artikels behält sich vor, in einem der nächsten Bände der Zauber-Bibliothek ausführlicher hierüber zu handeln. (*G. C. Horst.*)

CHEIRON, (*Χείρων*), bei den Römern Chiron, vom Stamm des wilden troglodytischen Bergvolks der Kentauren; der Erzieher und Lehrer des Asklepios [1]), Jason [2]), Medeios [3]), Herakles [4]), Achilleus [5]) und anderer Helden. Homer gedenkt seiner als kundig der Kräuter und Salben, und nent ihn den gerechtesten aller Kentauren [6]); Hesiodos nent ihn der Philyra Sohn [7]). Von einer aus Roß und Mensch zusammengesetzten Gestalt — vergl. hierüber Kentauren — wissen Beide nichts. Auch Pindaros legt sie ihm nicht ausdrücklich bei, obschon er der roßleibigen Kentauren gedenkt, von Kentauros (welchen dem Ixion die Nephele (Wolke) gebar) und magnetischen Stuten entstammt [8]). Er nent Cheiron des Kronos und der Okeanine Philyra Sohn, und Herrscher am Pelion, wo er ihn im fruchtbaren Bergthal Pelethronion eine Höhle bewohnen läßt [9]). Er ist ihm ein Waldmensch menschenfreundlichen Sinnes und Verehrer der Götter [10]). Da indeß Cheiron in Thessalien, dem Hauptsitze der Kentauren, wohnte, so machte man auch ihn zum Roßmenschen; jedoch nicht zum Stammverwandten der übrigen Kentauren. Denn Pherekydes erzählt [11]): Kronos habe in Gestalt eines Hengstes die Okeanine Philyra bewältigt, und daher sei Cheiron zweigestaltig (*διφυής*). Ja, man setzte hinzu: Kronos habe erst in dem Augenblicke, wo er gefürchtet, von der Rheia überrascht zu werden, die Roßgestalt angenommen [12]). Vieles dichtete man sicher zur Geschichte des Cheiron hinzu, und verflocht sie immer mehr in die Geschichte der übrigen Kentauren, seit man das dem Orient entstammte Sternbild des Kentauren auf ihn übertrug [13]). Auf keinen Fall gehört Cheiron seiner Sinnesart und seiner Wissenschaft nach den übrigen Kentauren an. Seine Verdienste um die Wundheilung, namentlich um die Erforschung der Heilkräfte der Pflanzen für diesen Zweck [14]) — das heilsame Tausendgüldenkraut heißt zu seiner Ehre Centaureum Cheironion, oder Pelethronia von seinem Aufenthalt [15]) — so wie um den Unterricht in Gymnastik und Tonkunst treten aus den Sagen der Alten mit Klarheit hervor; nur daß man seine pädagogischen Verdienste gewiß übertrieb. Als Lehrer der Helden, namentlich des Achilleus, verherrlichen ihn mehre Kunstdarstellungen [16]). Als solcher wird er vielfach in die Geschichte der Helden, die er erzog, verflochten. Ihn läßt man den Peleus, der schlafend und wehrlos von Akastos zurückgelassen war, den Kentauren entretten, mit einem Schwerte beschenken, und ihm Gehilfen verschaffen, um an Akastos Rache zu nehmen [17]). Er lehrt ihn, wie er sich der Thetis bemächtigen kann [18]), und er beschenkt ihn an seinem Hochzeittage mit der berühmten Lanze [19]). Dem blinden Phönix gibt er sein Gesicht wieder [20]), und segnet die ihm vorbei segelnden Argonauten [21]). Als er seines Gastes Herakles Waffen untersuchte und ein vergifteter Pfeil ihm auf den Fuß gefallen war, heilete er sich zwar mit den bitteren Säften des Tausendgüldenkrauts [22]), aber nichts richtete seine Kunst aus, als bei der Verfolgung der vom Pholos zu ihm flüchtenden Kentauren, auch ihn ein Pfeil des Herakles traf, der mit dem Blute der lernäischen Hyder vergiftet war. Er duldete unleidliche Qualen, wünschte zu sterben und konte nicht, da er unsterblich war. Erst, als Zeus seine Unsterblichkeit auf Prometheus übertrug, starb er. Sein Bild ward unter die Sterne versetzt [23]). Die Mythographen geben ihm die Chariklo zur Gemalin, und lassen ihn mit dieser den Karystos und die Okyrhoe [24]), die zum großen Schmerze des Vaters in eine Stute verwandelt ward — also vorher es nicht war — erzeugen. Außerdem macht man ihn zum Vater der Endeis von der Philyra, und des Chariklos von der Pisidika. Diktys macht ihn sogar zum Vater der Thetis [25]). Die Roßgestalt verlor man also ganz aus dem Auge. (*Ricklefs.*)

CHEIROPLAST, (Chiroplast), verteutscht Handbildner, ist der Name einer ungefähr um 1816 oder 1817 von Johann Bernhard Logier in England ersonnenen Vorrichtung, dazu bestimt, beim ersten Unterricht des Klavierspieles, den Lehrling zu richtiger Stellung der Hand anzuhalten. Sie besteht in einer, über der Klaviatur angebrachten Maschine, welche die Hand des Spielers in der Art umschließt und in gehöriger Richtung festhält, daß ihr doch Spielraum und Freiheit genug übrig bleibt, um die geeigneten ersten Übungen ungehindert ausführen zu können. Über den Werth und Unwerth dieser musikalischen Zwangsjacke, ist von entgegengesetzten Parteien viel, und auch hier, wie gewöhnlich, mit großer Übertreibung von beiden Seiten, gestritten worden. Der Unbefangene sieht wol, daß die, freilich nicht unbedingte Anwendung des Cheiroplasten, je nach Umständen, als ein höchst zweckmäßiges Hilfsmittel zur ersten Handbildung, zum Abgewöhnen übler Gewohnheiten und dergl. dienen kann, ungefähr so, wie ja auch der Schreibmeister seinem Lehrlinge mitunter wol einmal die Hand führt, der Tanzmeister den seinigen in den Knieschraubstuhl, der Schmied ein ungeberdiges Roß in den Nothstall einspant, — und daß also, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, auch der Logiersche Handbildner eine für die Rudimente des Klaviers, unter Umständen, höchst nützliche und daher sehr dankenswerthe Erfindung ist, de-

---

1) *Pind.* Pyth. 3, 99; Schol. in h. l. 2) *Pind.* Pyth. 4, 182. 3) *Hes.* Theog. 100, 1. 4) *Eratosth.* Cat. 40, vergl. *Paus.* IX, 29. 5) *Apollod.* III, 13, 6. 6) Il. IV, 218 ff. u. IX, 830 ff. 7) Theog. 100. 8) Pyth. 2, 85. 9) l. c. 111. 10) Pyth. 6, 19 ff. 11) Schol. in *Apoll. Rh.* II, 125. 12) *Apoll. Rh.* II, 1235 ff.; Schol. in *Lycophr.* 1200. *Virg.* Georg. III, 92 ff. 13) Heyne's antiquar. Aufsätze I, S. 33. 14) *Plat.* Symp. III, 1; *Plin.* VII, 56; XXV, 6. 15) *Plin.* XXV, 4; *Virg.* Georg. III, 115; IV, 270. vergl. mit Voß. 16) *Philostr.* Her. 9; Pitture d'Ercolano Tab. I, 8; Lippert's Dactyl. II, 36 u. 137. vergl. Böttiger's Vasengemälde 3, S. 144 ff.

17) *Apollod.* III, 13, 3; Schol. in *Apoll. Rh.* I, 224. 18) *Tzetz.* in *Lycophr.* 178; *Apollod.* III, 13, 5; *Pind.* Nem. 4, 101; *Apoll. Rh.* IV, 807. 19) *Apollod.* III, 3, 5. 20) Id. III, 13, 8. 21) *Apollon. Rh.* I, 553 ff. 22) *Plin.* XXV, 6. 23) *Apollod.* II, 5, 4; *Paus.* V, 19; *Diod.* IV, 12; *Eratosth.* Cat. 40; *Hyg.* Astr. II, 38; *Ovid.* Fast. V, 397 ff.; Metam. II, 649 ff. 24) *Pind.* Pyth. 4, 20. 25) VI, 7.

ren würdiger Anerkennung man nur aber dadurch gar sehr geschadet, daß man sie gar zu hoch gestellt und über Ziel und Maß ausposaunt hat. — Die Einrichtung der Maschine ist ihrem Zwecke in der That vollkommen entsprechend, sinnreich und lobenswerth. Der Stellungsrahmen (Position-Frame) besteht in zwei parallelen Leisten oder Stangen (rails), die von einem Ende der Tastatur bis zum andern reichen, und durch Schrauben gerichtet werden, so daß jede perpendikuläre Bewegung der Hand verhindert, zur erforderlichen freien horizontalen Bewegung jedoch Raum gelassen wird. Die Fingerleiter sind zwei bewegliche messingene Rahmen, von fünf Abtheilungen, durch welche der Daumen und die vier Finger gesteckt werden. Diese über der Klaviatur senkrecht stehenden, und nach der Breite der Tasten abgemessenen Abtheilungen, laufen mit ihrem Obertheile an einem messingenen Stabe und lassen sich nach jeder Richtung verschieben. An jedem Fingerleiter ist ein messingener Draht nebst seinem Regulator befestigt, unter dem Namen des Handgelenk-Leiters (wrist guide), dessen Zweck ist, die gehörige Stellung des Handgelenkes zu erhalten, und die Neigung nach außen hin zu verhindern, wodurch dem Daumen nothwendig seine Herrschaft über die Tasten entzogen werden würde. — So muß (nach Logier's Überzeugung) der Zögling, durch einen frühen und häufigen Gebrauch des Cheiroplasten, sich an eine gehörige Haltung des Körpers und an gefällige Bewegung der Arme gewöhnen, und die Finger müssen dadurch eine unabhängige Bewegung und gleiche Kraft erlangen; und wenn die Hand einmal durch die Fingerleiter an die rechte Haltung sich gewöhnt hat, so wird sie immer wieder zu ihr, als zu einem Vereinigungspunkte zurückkehren, so mannichfaltige Passagen auch ihre augenblickliche Ausdehnung erheischen mögen.

Nachdem Logiers Erfindung schon ein oder zwei Jahre öffentlich bekant war, ließ sich in Paris ein gewisser Franz Galiani de Serri am 12. März 1819 für eine solche Maschine ein Brevet d'invention geben *).

(*Gfr. Weber.*)

CHEISIAS, (Χεισιάς), 1) ein Beiname der Artemis, entweder von dem Vorgebirge Cheision auf Samos (*Callim.* H. in Dian. 222; Schol. in h. l.), oder von der gleichnamigen Stadt in Jonien (Steph. Byz. h. v.). — 2) Eine Nymphe, die vom Flußgott Janbrasos die Okyrhoe gebar (Spanh. in Callim. H. in Dian. 222.).

(*Ricklefs.*)

CHEKE, (John), ein ausgezeichneter Gelehrter und Statsbeamter in England, unter Heinrich VIII. und Eduard VI., dessen Lehrer er war u. Martyrer der von ihm beförderten Reformation unter der Königin Maria. Zu Cambridge 1514 geboren, studirte er dort, und zeichnete sich bald durch das Studium der damals sehr vernachlässigten griech. Sprache so aus, daß Heinrich VIII. ihn unterstützte und ihn zu der 1540 neu errichteten Professur der griechischen Sprache ernante. Das Streben, die ursprüngliche Aussprache des Griechischen einzuführen, verwickelte ihn in einen Schriftwechsel mit dem Kanzler der Universität, Bischof Stephan Gardiner von Winchester, der die Annahme derselben auf der Universität verbot. Doch ließ er sich dadurch in seinem Unterrichte nicht stören. Im J. 1544 wurde er an den Hof gerufen, um den Prinzen Eduard (nachherigen König Eduard VI.) im Lateinischen zu unterrichten. Später dehnte sich der Unterricht auch auf Philosophie, Politik und Geschichte aus. Auch unterrichtete er eine Zeit lang die nachherige Königin Elisabeth. Heinrich zeigte sich ihm dankbar durch Verleihung von Pfründen und Ländereien, und benutzte seinen Rath für die geistlichen Reformen. So wurde er Mitglied zweier innerhalb dreier Jahre niedergesetzten Commissionen zur Prüfung der bisherigen Kirchengesetze und zur Abfassung eines der neuen Lage der Kirche angemessenen Gesetzbuches. Eine zweimalige leichte Ungnade Heinrichs abgerechnet, stieg Ch's Einfluß unter der Regirung dieses Königs und dessen Nachfolgers Eduards VI., seines Zöglings. Im J. 1550 wurde er erstes Mitglied des geheimen Rathes Eduards, und 1551 Ritter. Zu Anfange des J. 1553 wurde er, nachdem er noch andere Ehrenstellen erhalten hatte, zum Statssecretär ernant und erhielt neue Ländereien. Als er aber, nach Eduards Tode, während der kurzen Regirung der Joh. Gray, als deren Statssecretär wirksam gewesen war, wurde er, bei dem Regirungsantritte der Königin Maria als Hochverräther verhaftet und erst im Sept. 1554 in Freiheit gesetzt, dabei aber eines Theiles seiner Güter beraubt. Neue Gefahren besorgend, bat er um einigen Urlaub zu einer Reise auf das feste Land. Nachdem er hier eine Zeit lang sich in Basel und dann in Italien aufgehalten hatte [1]), ließ er sich in Straßburg nieder, wo die aus England geflüchteten Protestanten eine Kirche hatten. Dieser Schritt mißfiel dem Hofe; unter dem Vorwande, daß er den Reiseurlaub überschritten habe, wurde er seines noch übrigen Eigenthums beraubt, und, um sein Leben zu fristen, genöthigt, in Straßburg Unterricht in der griechischen Sprache zu geben. Als zu Anfange des J. 1556 seine Frau (mit welcher er sich 1547 verheirathet und 3 Söhne gezeugt hatte) nach Brüssel kam, luden der Lord Mason, damaliger Gesandter der Königin Maria, und Lord Paget, seine Freunde aus Eduards Zeiten her, jetzt aber Freunde der herrschenden Partei, ihn dorthin ein, und Mason versprach ihm in seinem und Königs Philipp II., Namen

*) Da übrigens der Preis eines Logierschen Cheiroplasten, 3 Louisd'or, für die meisten Schüler und Lehrer schon ziemlich hoch ist, so verdient hier die neuerlichst von Dr. Stöpel versuchte Ausführung der Logierschen Idee Erwähnung, welche er in einem, unter dem Titel „Neues System der Harmonielehre und des Unterrichtes im Pianofortespiel" in der Andräischen Buchhandlung in Frankfurt erschienenen Werke, Abth. I. S. 9 u. 10 ausspricht, und durch Zeichnungen erläutert. Dieser Stöpelsche Handbildner besteht nämlich nur aus zwei Haupttheilen (welche von jedem Schreiner angefertigt werden können), dem Fingerführer und einem Rahmen. Die Fingerführer halten die Finger in derselben Richtung, in welcher die Tasten liegen, und der Rahmen, mit zwei kleinen Schiebern, verhindert das Aufheben und damit das Mitwirken des Arms beim Anschlagen, eine Erscheinung, welche sehr viele und selbst sehr fertige Pianoforte-Spieler auf Kosten der Anmuth, Rundung und überhaupt eines kunstmäßigen Anschlags liefern.

1) Zu Padua erklärte er einigen sich dort aufhaltenden Landsleuten Demosthenes Reden.

sicheres Geleit. Cheke, ein Freund der damals so beliebten Astrologie, zog über die Reise die Sterne zu Rathe; sie versprachen ihm eine glückliche Reise — an die Rückreise scheint er dabei nicht gedacht zu haben. Aber auf dieser Rückreise wurde er, zwischen Brüssel und Antwerpen, vom Pferde gerissen, auf einen Karren geworfen, mit verbundenen Augen und gebundenen Händen und Füßen, nach dem nächsten Hafen geführt und nach London gebracht. Hier suchten ihn sogleich zwei Kapläne der Königin zu bekehren; anfangs widerstand er; da ihm aber zuletzt nur die Wahl blieb, sich für bekehrt auszugeben oder verbrant zu werden, gab er eine Art von Widerruf, bat aber die Königin, ihm keine förmliche Absagung zuzumuthen. Er mußte sich aber dazu bequemen, seine sog. Irrthümer vor dem ganzen Hofe zu bekennen, und zur Erduldung jeder Strafe bereit erklären. Nur unter diesen Bedingungen konte er seine Freiheit und Entschädigung für sein verlornes Eigenthum erhalten. Als aber seine Gegner ihn noch nöthigten, der Verurtheilung der Ketzer beizuwohnen, starb er vor Gram am 13. Sept. 1557, erst 43 Jahre alt. — Ch. war ein geist- und kentißreicher Mann von einem wohlwollenden und sanften Charakter. — Außer andern Werken hat man von ihm: De pronunciatione graecae potissimum linguae disputationes cum Stephano Wintoniensi episc. (herausg. v. Coel. Sec. Curio.) Basel. 1555. 8. De superstitione ad reg. Henr. (VIII.) als Vorrede zu einer lat. Übersetzung der Plutarchischen Abhandlung dieses Gegenstandes [3]), die von Elstob englisch übersetzt, der Strype'schen Lebensbeschreibung Cheke's (Lond. 1705. 8.) beigefügt ist. Auch übersetzte er außer andern aus dem Griech. ins Lat. des heil. Chrysostomus Homilien (Lond. 1543. 4.); andere Übersetzungen, wie von Josephus, Demosthenes, Äschylos, Euripides, Aristoteles scheinen, mit mehren theologischen und einem grammatischen Werke, verloren zu seyn [4]). *(H.)*

Chekiang, s. Tschekiang.

CHEKWALL, Stadt der Seiks in der Provinz Lahore in Hindustan; die Berge der Nachbarschaft liefern Salz, Schwefel und Alaun. *(H.)*

Chelidonis, s. Aedon.

CHELIDONIUM, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Papavereen und der 13. Linné'schen Klasse. Char. Zweiblättriger Kelch. Zweilappiges Stigma. Zweilappige Schote, die Samen mit einer Keimwarze versehn. Die bekanteste Art: Ch. *majus*, das gewöhnliche Schöllkraut, ist in neuern Zeiten dadurch berühmt geworden, daß K. H. Schultz einen Kreislauf des eigenthümlichen gelben Safts beobachtet zu haben vorgab, der, die Frucht optischer Täuschung und Mangels an Einsicht und Geschicklichkeit, von keinem geübten Beobachter bestätigt ist *). *(Sprengel.)*

Chelidonium majus L., großes Schöllkraut; häufig an Mauern, Zäunen 2c. Frisch enthält es einen gelben, bittern, scharf ätzenden Milchsaft, die Wurzel einen noch schärferen, als das Kraut. Der Saft soll salzsauren Baryt enthalten. Chevallier nimt darin ein eigenes Kaloid an, das er Chelidonin nent, Godefroy aber nicht rein abscheiden konte, der, außer einem flüchtigen Princip nichts weiter, als ein grünes und gelbes Harz, Satzmehl und eine dem Bassorin ähnliche Substanz im Kraute gefunden haben will (s. Buchner's Repert. f. d. Pharmacie. 1825. XXI. 3. S. 403 2c.). Getrocknet verliert die Pflanze ihre Schärfe fast ganz. Das frische Kraut und die Wurzel wirken vorzüglich auf die Organe des Unterleibs, besonders des Pfortadersystems, daneben auch auf das Lymph- und Harnsystem, beschränken aber die muskulöse Thätigkeit, vermindern die Eßlust 2c. Am wirksamsten ist der frisch ausgepreßte Saft aus den ersten jungen Blättern im Frühjahre. Im Sommer und Herbste kann man auch den Saft aus den Wurzeln benutzen. Man räth ihn in Wechselfiebern (täglich 2 Mal zu 1 Eßlöffel), vorzüglich bei Leberkrankheiten, Gelb- u. Wassersucht, Leberverhärtungen 2c. (mit andern frischen bittern Pflanzensäften oder mit bittern, gewürzhaften Mitteln, früh nüchtern Anfangs zu 2 Skr., in der Folge bis zu 2 Dr.); mehr davon, und zwar mit auflösenden Extrakten und Salzen in Melancholie und Manie. Die Alten hielten ihn für ein Specificum in der Milzsucht. Weniger augenscheinlich sind seine Wirkungen in syphilitischen Krankheitsformen.

Äußerlich wendet man den frischen Saft, oder das zerquetschte frische Kraut bei schlaffen, flachen Hautgeschwüren, Flechten und Krätze an, auch bei Hornhautverdunkelungen 2c. Mit dem frischen Safte lassen sich Warzen 2c. wegätzen.

Das Extrakt davon gibt man zu 3—12 Granen, mit Seife, Ammoniakgummi, Stinkasant, bittern Extrakten in Pillen 2c. †).

Das Chelidonium Glaucium enthält, nach Godefroy, einen weniger scharfen Saft, der mit Ammonium auch einen weniger gefärbten, und weniger in Alkohol löslichen Niederschlag liefert 2c. — Der Absud beider trocknen Pflanzen mit Kalk gibt, wenn man diesen mit Weingeist behandelt, einen farblosen Auszug, der sich beim Verdampfen an der Luft färbt, und dann, wie der das Chelid. maj., körnige, rein bitterschmeckende Krystalle liefert, welche mit Säuren Salze zu bilden scheinen. *(Th. Schreger.)*

Chelidonium minus, s. Ranunculus.

CHELIFER, Krebsspinne, Bücherscorpion. Eine von Geoffroy aufgestellte Spinnengattung, aus der Familie der Bastardscorpione, die beim ersten Anblick schwanzlosen Scorpionen ähnelt. Die Taster sind in Arme verlängert, welche am Ende eine Schere besitzen, und die Augen stehen an den Seiten des Halsschildes. Diese Thierchen finden sich unter Baumrinden, Steinen, in Büchern, Samlungen von Naturalien 2c. und nähren sich von Papierläusen und andern kleinen In-

3) Auf der Cambridger Bibliothek zeigt man davon eine saubere Abschrift im silbernen Einbande, die wahrscheinlich für Heinrich bestimt war. 4) Biogr. brit. T. III. Biogr. univ. T. VIII.

*) S. Schultz über den Kreislauf des Safts. Berl. 1822. Vgl. *Dutrochet* im Journ. complément. du Dictionn. des sciences médic. tom. 19. p. 290. und *Guillemin* im Bulletin des sciences natur. 1824. Déc. p. 343.

†) Vgl. J. G. Leidenfrost D. d. Chelidonio majori. Duisb. 1766. 4., auch Dessen Opp. ph. ch. et med. Lemgov. 1797. etc. V. 4.).

setten. Sie laufen sehr schnell und wenn man sie verfolgt, auch rückwärts oder seitwärts, wie die Krabben. Ihre Naturgeschichte haben besonders Hermann (Mémoire apterologique. Strasburg 1804. fol.), und Rösel (Insekten-Belust. III.) bekant gemacht.

Hermann und Leach (Zoolog. Miscell. Vol. III.) bringen die Gattung Chelifer in folgende Abtheilungen:

1) *Chelifer.* Der erste Abschnitt des Körpers (das Halsschild) ist durch eine eingedrückte Querlinie in zwei Theile getrent, die Mandibeln sind kurz, und am Halsschild steht beiderseits nur ein Auge. Dahin C. cancroides, der gemeine Bücherscorpion.

2) *Obisium.* Das Halsschild ungetheilt, beiderseits mit 2 Augen. Leben vorzüglich unter Steinen. (*Germar.*)

CHELLES, Dorf im Bezirk Meaux des franz. Dep. Seine-Marne mit 1110 Einw., hatte einst eine berühmte Benediktinerabtei, auch dadurch bekant, daß hier die Merowinger Könige Hof gehalten haben. (*Hassel.*)

CHELM (41° 5′ 33″ L. 51° 7′ 17″ Br.), Stadt in der Woiwodschaft Lublin des Königreichs Polen; Sitz eines griechisch-unirten und eines kath. Bischofs, mit 400 Häus., einem Bergschloß, 2 Klöstern, 1 reform. Bethause, und einem Piaristencollegium. (*H.*)

CHELMIDESSOS, nach *Ptol.* V, 15. ein Städtchen in der syrischen Provinz Apamene an der Straße von Apamia nach Antiochia 69, 40:35 in der Nähe des heutigen Sehuga. (*Ricklefs.*)

Chelmo, s. Chaetodon.

CHELMSFORD, Marktfl. am Zusammenflusse des Chelmer und Cann (51° 45′ 5″ Br. u. 18° 8′ 4″ L.) in der engl. Shire Essex, deren Hauptort er eigentlich ist. Eine Brücke von 1 Bogen führt über den vereinigten Fluß; 4 Hauptstraßen; 1 Kirche mit einem netten viereckigen Thurme; 2 Freischulen für 50 Knaben und 20 Töchter, 1 Grafschaftshaus, worauf die Assisen gehalten werden; 1 geräumiges Gefängniß, seit 1777 aufgeführt; 1 Theater; Kasernen für 400 Mann; 653 Häus., 4059 Einw., die 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte unterhalten. Auch findet man hier die Ruinen eines Klosters. (*Hassel.*)

CHELMSFORDIT. Cleaveland *) beschreibt unter dieser vom Fundorte entlehnten Benennung ein Mineral, das er für Abänderung des Schalsteins hält. Es bricht derb oder in Prismen, theils parallelepipedisch, theils geschoben, die Länge gestreift und verschieden an einander gewachsen. Der Bruch ist uneben oder splittrig und wenig glänzend, ein Durchgang der Textur wird nach der Basis des Prisma's sichtbar. Die Farbe erscheint gewöhnlich weiß; doch bemerkt man auch graue, grüne und röthliche Abänderungen. Es ist ferner halbhart, durchscheinend, wenigstens an den Kanten, zeigt bisweilen schalige oder unvollkommene stänglige Absonderung, und das spezif. Gewicht fällt zwischen 2, 1 und 2, 6. Sein Pulver phosphorescirt auf heißem Blech mit lebhaftem grünen Lichte. Vor dem Löthrohre schmilzt es mit Aufwallen zu einer weißen blasigen Schlacke. Der Chelmsfordit bricht zu Chelmsford in Massachusetts mit Quarz, Glimmer und Apatit auf einem Kalksteinlager in Glimmerschiefer. (*Germar.*)

*) S. Elementary treatise on Mineralogie and Geologie. Boston 1822.

CHELONARIUM, eine Käfergattung, von Fabricius errichtet, aus der Familie der Fugenkäfer (Byrrhii s. dies. Art.), die sich durch einen ganz auf der Unterseite liegenden Kopf, der durch das halbkreisförmige Halsschild oben ganz verdeckt wird; siebengliedrige, schnurförmige Fühler, die in eine besondere Rinne des Halsschildes sich einfügen und breite, zusammengedrückte Beine unterscheidet. Die zwei bis jetzt bekanten Arten sind in Südamerika einheimisch. (*Germar.*)

CHELONE (Χελώνη), eine Nymphe, die, weil sie nicht nur bei der Vermälung des Zeus mit der Hera fehlte, sondern auch über diese Vermälung spottete, von Hermes in einen Fluß gestürzt und in eine Schildkröte verwandelt ward (*Serv.* in *Aen.* I, 509). Etymologische Fabel! (*Ricklefs.*)

CHELONE, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Scrofularinen und der 14. Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger, mit Bracteen umgebener Kelch. Bauchige, zweilippige Korolle. Ein fünfter, fehlschlagender Staubfaden. Zweifächerige Kapsel, deren Scheidewand den Samenkuchen bildet. Man hat, nach Mitchill Pentstemon (besser Pentastemon) noch davon durch die behaarte Beschaffenheit des 5ten Staubfadens unterschieden. Dieß ist aber ein durchaus nicht generischer Unterschied: daher im Syst. veg. 2. 812. 813. beide vereinigt sind. Alle Arten wachsen in Nordamerika, bis auf die aleutischen Inseln u. Kamtschatka. (*Sprengel.*)

Chelonus, s. Sigalphus.

CHELOSTOMA, eine von Latreille gebildete Insektengattung aus der Familie der Hummeln, zu welcher als einzige bekante Art Anthidium truncorum *Panzer.* (Faun. Ins. 53. 17.) gehört. Man kann diese Gattung mit Megachile vereinigt lassen. (*Germar.*)

CHELSEA, Dorf in der engl. Shire Middlesex, auf der Nordseite der Thames und so nahe an die Hauptstadt gerückt, daß es bald mit derselben zusammenfließen wird. Es ist regelmäßig und schön gebauet, hat breite, gepflasterte Straßen, prächtige Landhäuser, worin mehre Privatpersonen aus London den Sommer zubringen, 2327 Häus. u. 18,262 Einw., die sich theils vom Land- u. Gartenbau, theils von Gewerben nähren. Hier steht das britische Militärhospital für die Invaliden der Landtruppen, ein palastähnliches, von Wren 1682 angefangenes und 1690 mit einem Kostenaufwande von 1½ Mill. Gulden vollendetes Gebäude, ein breites Viereck, das sich nach S. zu öffnet, und im Centrum die bronzene Statue des Stifters Königs Karl II. in römischem Kostum hat; die beiden Flügel halten jeder 365, die Länge der Fronte beträgt 790 Fuß; die netten Krankenstuben sind mit heißen, kalten und Schwitzbädern versehen. Ausgedehnte Gärten und ein Gehäge von 13 Acres umgeben das Haus, das überhaupt mit allen Zubehörungen einen Raum von 50 Acres einnimt. Die gewöhnliche Anzahl der hier unterhaltenen Invaliden beträgt 336, die in 8 Kompagnien vertheilt sind, ihre eigenen Offiziere, Unteroffiziere und Trommelschläger haben und die Wachen im Hause besetzen. Der Aufwand beträgt zwischen 270,000 bis 300,000 Guld., allein außer den Invaliden in dem Hau-

se erhalten eine unbestimte Anzahl Gemeiner, die 1820 gegen 22,000 betrug, Pensionen, ein jeder täglich 5 Pences mit halbjährigem Vorschusse, und mehr als 400 Unteroffiziere täglich 1 Schilling. Mit dem Hospitale sind seit 1801 ein königl. Militärwaisenhaus für 700 Soldatenknaben und 300 Soldatentöchter, und ein Erziehungsinstitut für 20 Invalidenkinder verbunden. Der hiesige botanische Garten, den Apothekern zu London zuständig, enthält über 2000 seltne Pflanzen. Auch enthält Chelsea das Ormondsinstitut zur Bildung junger Seeleute, die Aufrersche Villa mit einer ausgezeichneten Gemäldegalerie, die bekante Wasserkunst, die einen Theil Londons mit Wasser versieht, und verschiedne Fabrikanstalten, worin Nemnich die Fabrik von Patentfiltrirsteinen und von feuerfestem, irdenem Geschirr auszeichnet. Porzelan, weßhalb Chelsea sonst berühmt war, wird nicht mehr gemacht. (*Hassel.*)

CHELTENHAM, Marktfl. am kleinen Flusse Chelt in einem reizenden Thale der engl. Shire Gloucester: er besitzt 1 Kirche, 1 Hospital, 2 Freischulen, 688 gut gebauete Häus. und etwa 4000, mit dem Kirchspiele aber 8325 Einw. Es ist einer der berühmtesten Badeörter des Reichs, und wird jährlich von mehr als 4000 Gästen besucht. Alles ist angewendet, um den Ort der Badewelt angenehm zu machen; man findet weite und geschmackvolle Badesäle, 1 Theater, Spiel, Promenaden u. s. w., so daß in dieser Hinsicht Cheltenham keinem Badeorte nachsteht. Die Badezeit dauert vom Mai bis zum November. Die Heilkräfte der Quellen sind erst seit 1716 entdeckt, 1738 wurden die ersten Anlagen zur Aufnahme von Gästen gemacht. Man rühmt das Wasser gegen 20 Arten von Übeln, und hat theils heiße, theils kalte Bäder. (*Hassel.*)

CHELVA (15° 48′ L. 39° 41′ B.), Villa in der spanischen Provinz und Govierno Valencia, mit 7200 Einw., Alpargatesfabriken, Fuhrwesen und Handel mit Spättrauben. (*Stein.*)

CHELY D'APCHER (S.), Stadt im Bez. Marvejols des franz. Dep. Lozère, hat 2003 Einw., die Serges und Kadis weben. (*Hassel.*)

CHEMILLÉ, Stadt im Bez. Beaupreau des franz. Dep. Mayenne-Loire, nahe an der Hyrome mit 2 Kirchen und 3132 Einw. (*Hassel.*)

CHEMINON, Dorf im Bez. Vitry des franz. Dep. Marne mit 1041 Einw., der Geburtsort des Sprachforschers Richelet † 1698. (*Hassel.*)

CHEMIATRIK, Chemiatria, Iatrochemia, eine eigene, schon von Theophrastus Paracelsus versuchte, aber zuerst von Franc. de le Boë Sylvius (im 17. Jahrh.) in ein besonderes System gebrachte medizinische Behandlungsart der Krankheiten, wobei es wesentlich auf Umschaffung krankhafter Stoffe in unserm Körper durch geeignete Mittel ankommen soll, welche eine zur Gesundheit führende chemische Verbindung mit jenen eingehen.

Anfangs gründete sich dieses iatrochemische System besonders auf van Helmont's Theorie der Gährungen; nach ihm bekamen die Säfte unsers Körpers durch chemische Veränderungen Schärfen, als deren Hauptarten man saure und kalische annahm *). Zur Verbesserung dieser und zur Bewirkung einer angemessenen Fermentation im Körper wurden nun hienach meist chemisch bereitete Arzeneien in Gebrauch gezogen.

Dieses System ward unter mancherlei Modificationen von Ärzten verschiedentlich ausgebildet, namentlich von Guy-Patin, R. Vieussens, W. Charleton, Th. Willis, Joh. Floyer, Corn. v. Bontekoe, Ol. Borrichius, Th. Bartholinus, Otto Tachenius, Wedel, Ettmüller, Doläus, Luc. Tozzi, P. Sachi u. A., welche alle zur damaligen chemiatrischen Schule gehörten. Diese konte unter andern die Anwendung der abführenden Methode (s. oben) nicht begünstigen, weil bei der von ihr angenommenen Entstehung der Krankheiten aus Säure oder Kali, es nur darauf ankam, die Säfte zu neutralisiren, und, da z. B. die Säure für überwiegend in hitzigen Krankheiten gehalten wurde, so zog man die kalischen Mittel, besonders die schweißtreibenden, vor, welche Willis sogar für herzstärkend hielt, weil sie den Schwefelgehalt des Bluts, die wahre Lebensflamme, vermehren sollten. Das ganze System mußte aber den von H. Boerhaave, Fr. Hoffmann, Th. Sydenham u. A. aufgestellten reineren Erfahrungsgrundsätzen der rationellen Medizin weichen, und man kehrte allmälig im 18. Jahrh. zur Befolgung der Naturwinke zurück.

Indessen sollte die Iatrochemie später an den Umgestaltungen der Chemie wieder Antheil nehmen, besonders in deren antiphlogistischer Periode, wo die Unterscheidung der von dieser angenommenen vier Elementarstoffe in der Natur, als Sauer-, Stick-, Wasser- u. Kohlenstoff, eben so in den ätiologischen Theil der Pathologie, als in die Arzneimittellehre, in Aufstellung von sauer-, stick-, wasser- u. kohlenstoffhaltigen Mitteln Eingang fand. Zur Verbreitung dieser jetzt fast ganz verschollenen Lehre haben vorzüglich Baumé, Fourcroy, Cruikshank, J. Blair, Fr. Blanchet, Beddoes, Brandis, Reil, Reich, J. F. Ackermann, Ed. Peart, Prout u. A. mitgewirkt. Gewisser Maßen verwandt sind der Iatrochemie: die neuesten Lehren Rasori's von Stimulus u. Contrastimulus, und Sam. Hahnemann's homoiopathisches System; (vgl. Fr. Guil. Schweigger-Seidel Prolusiones ad Chemiam medicam. Halae. 1826. 8. Sect. II. III. — v. Ittner Übersicht der Hauptmomente des gegenwärtigen Zustandes der Chemie (a. d. Eleutheria abgedruckt). Freiburg 1823. S. 361 rc. und den Artikel Arzneikunst VI. S. 11. Nr. 15.). (*Th. Schreger.*)

CHEMIE (geschichtliche Übersicht derselben). Die ersten Spuren einer Naturwissenschaft finden sich schon in den allerfrühesten Perioden der Geschichte. Der Mensch, sobald er nur zu einer Kultur gelangte, ward aufmerksam auf sich selbst, und auf seine nächste Außenwelt. Es drängten sich ihm Erscheinungen auf, die er zu erklären strebte, es stellten sich bei ihm Bedürfnisse ein, die er zu befriedigen suchte. Ein innerer Drang trieb ihn von je-

*) Vgl. Berzelius üb. d. Zusammensetzung der thier. Flüssigkeiten. Nürnb. 1814. S. 38. 71 rc. u. Rauche in Meckel's Arch. d. Physiol. 1818. IV. S. 156.

her an, sich Kentniß zu verschaffen von dem, was er ist, und von dem, was ihn umgibt. So häufte sich allmälig eine Fülle von Kentnissen und Vorstellungen über die Gegenstände in der Natur, welche man zuletzt in eine Art von Zusammenhang zu bringen, und nach dem Gleichartigen zu ordnen, sich angelegen seyn ließ; — es erstand eine Wissenschaft von der Natur, die Physik. Indeß steht die Ausbildung von dieser nicht bei allen Völkern in gleichem Verhältnisse mit deren Kulturgeschichte, denn die besondere Beschaffenheit der Länder und ihrer Verfassungen lenken den Geist nach verschiedenen Richtungen. So haben namentlich die alten Griechen in der Naturwissenschaft nur geringe Fortschritte gethan. Dagegen finden sich bei den Ägyptern, schon in der grauen Vorzeit, Spuren von wahrer Naturforschung. Hier, wo die Natur in großen und erhabenen, auf das Leben unmittelbar einwirkenden Erscheinungen hervortritt, konte es kaum fehlen, daß eine überhaupt bildsame, und zu hoher Bildung wirklich gelangte Nation auch darin eine bedeutende Höhe erklimmen mußte. Selbst die Hindus, jenes die Ägypter in Art und Größe der Bildung zum Theil überragende Volk, mögen, gleichwie in ihrer Philosophie und Dichtkunst, auch in der Naturwissenschaft diesen nicht nachgestanden haben, wol gar vorgeschritten seyn. Doch fehlen uns bis jetzt darüber nähere Aufschlüsse.

Die Kentniß von dem Wesen der Natur und ihrer Wirkung war und blieb indeß den alten Ägyptern ein heiliges Geheimniß, in das nur ihre Priester eingeweihet waren. Diese geheime Weisheit hieß Chymie, und selbst ihr Name ist ägyptisch. Denn, wenn gleich Bochart's Vermuthung, daß dieser Name aus der arabischen Sprache von einem Zeitworte, welches verborgen seyn bedeutet, abzuleiten sei, darum sehr wahrscheinlich uns dünkt, weil der allererste Schriftsteller, welcher der Chemie gedenkt, Jul. Firmicus Maternus zu Constantins des Großen Zeiten dem Worte Chymie den arab. Artikel al vorgesetzt hat, so ist doch, weil der arab. Buchstabe ك mehr dem k, als dem ch entspricht, und das Wort von den Griechen hätte *κιμία* geschrieben werden müssen, wenn es arabischen Ursprungs wäre, und weil überdieß von den chemischen Kentnissen der ältesten Araber nichts, mehr aber von denen der alten Ägypter bekant ist, die ägyptische Etymologie des Worts, nach welcher *χημία* oder *χεμία* eine ägyptische Kunst bezeichnet, vorzuziehen [1]).

Die Chemie ist also ursprünglich die Wissenschaft von den Mysterien der Natur, oder, was Eins ist, die Wissenschaft vom Leben, indem es kein Geheimniß in der Natur gibt, das sich nicht auf dieses größte und allgemeinste der Naturgeheimnisse bezöge.

Von diesem ersten, schönen Leben der Chemie ist uns kaum etwas mehr, als Fabelhaftes geblieben. Es erlosch fast größten Theils unter den Aschenhaufen des Krieges, und nur wenige Überreste davon wurden nach Arabien übergeführt, wo sie aber nicht gediehen. Die Chemie artete vielmehr hier in Goldmacherei aus. Den Arabern war sie nicht mehr die hohe, geheime Wissenschaft vom Leben, nicht einmal die Wissenschaft von der innern Beschaffenheit der Natur, was sie uns jetzt ist, sondern sie wurde zur Sucht, unedle Metalle in edle verwandeln zu wollen. Durch die ungeheuern Schätze, welche die Kriegsvölker aus Ägypten fortgeschleppt hatten, mochte wol der Wahn geweckt worden seyn, als habe eine geheime Wissenschaft Ägyptens Könige die Kunst, Gold zu machen, gelehrt. Die Chemie, welcher die Araber ihren Artikel: Al (die) als Bestimmungswort vorgesetzt hatten, hieß nun vom 3. Jahrhundert an **Alchymie**.

Als solche kam sie mit den Umwälzungen der Kriege nach Europa, wo sie in jenen Geist lähmenden Zeiten des Mittelalters lange das blieb, wozu sie die Araber herabgewürdigt hatten, die vorgebliche Kunst, unedle Metalle in Gold oder Silber umzuwandeln (Chrysopoeia) und nebenbei auch noch ein Mittel zu bereiten, das nicht nur gegen alle Krankheiten, sondern auch gegen den Tod schützen sollte, nämlich den sogenanten Stein der Weisen! — Die erste Spur von Goldmacherei findet sich in Plinius Naturgeschichte 33, 22, wo der Kaiser Caligula aus Operment Gold machen lassen wollte. Die alten Goldköche hielten nämlich das Arsenik für den Vater des Goldes. Man verstand aber unter *ἀρσενικόν* nicht wahres Arsenik, sondern *τὸ ἀῤῥενικόν*, oder den Schwefel, weil in den Schulen der ägyptischen Priester die Naturkörper alle andere Namen bekommen hatten.

In engerer Bedeutung des Worts wird Chemie von ältern Schriftstellern auch **ars hermetica**, sofern sie von Hermes oder Merkur abstammen sollte, **Pyrosophia** oder **Pyrotechnia**, **ars separatoria**, **segregatoria**, **destillatoria** (Scheidekunst), **Spagyria**, **ars spagyrica** (die Kunst fremdartige Theile von einander zu trennen, und die gleichstoffigen zu verbinden) u. dgl. mehr genant.

Endlich fingen im 13. Jahrh. Künste u. Wissenschaften an, aus ihrem langen Schlummer wieder zu erwachen, sich allgemeiner und nach vielfältigern Richtungen hin zu entwickeln. Diese Zeit wurde auch für unsere Chemie die erste Periode eines neuen Lebens.

1) Erste Periode. In dieser war der Same zur heutigen Chemie bereits ausgesäet. Die Alchymie war gleichsam der Rückstand jener ersten Chymie Ägyptens, die Samenhülle, welche den Keim ihrer neuen Metamorphose umschloß. Damals hatte man den Begriff von Chymie noch nicht mit der Bestimtheit aufgefaßt, die man später in ihn legte. Sie war eigentlich fast bloße Metallkunde, und Metallumwandelungssucht. Wäre sie auch nicht als solche, zuerst in Europa eingeführt worden, so hätte doch gewiß immer, sobald die Aufgabe der Chemie: „die innere Beschaffenheit der Natur zu erforschen," wenn auch nur wie durch Instinkt aufgefaßt wurde, die Untersuchung zuerst bei dem beginnen müssen, was mit der meisten Anschaulichkeit, mit dem Überwiegen in Starrheit und Schwere, auch die meiste Brauchbarkeit fürs Leben besaß, nämlich bei den Metallen. Man hätte also auf jeden Fall mit dem Ver-

1) Vgl. *C. Sprengel* de artis chemicae primordiis Commentariolus I. II. Halae. 1823. 8.

suche, deren Inneres zu erforschen, sehr bald die Idee verbinden müssen, der Natur die Kunst abzulauschen, Metalle aus Metallen zu erzeugen, und besonders das alleredelste und kostbarste von ihnen chemisch darzustellen. Der Widerstand, den sie dabei der menschlichen Kunst boten, mußte die Kraftanstrengung der Experimentatoren verdoppeln, und um so beharrlicher machen. Die absolute Einfachheit der Metalle konte nicht dargethan werden; es ließ sich also bis auf den heutigen Tag die Unmöglichkeit der künstlichen Bereitung des Goldes ꝛc. keinesweges beweisen, mithin war nichts natürlicher, als daß in jenen Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens das glänzende Phantom mit so blindem Wutheifer verfolgt ward, daß zuletzt selbst die Regirungen durch öffentliche Verbote diesem Unwesen steuern mußten. Zwar gab es auch schon damals Einzele, die mit echt-philosophischem Geiste wahre Naturforschung einzuleiten suchten, aber fruchtlos, und sie waren immer in großer Gefahr, von Fanatikern jener Zeit, als Zauberer, gebrandmarkt, und zum Tode verdamt zu werden.

So glänzen unter den zahllosen Adepten und Alchymisten jener finstern Zeiten, als Meteore: Albert v. Bollstädt (Albertus Magnus), ein Dominikanermönch, zuletzt Bischof zu Regensburg (gest. 1280), und dessen Schüler Thomas de Aquino, ebenfalls Dominikaner († 1274), Roger Baco, ein Engländer († 1292), Arnold Bachuone, ein Spanier († 1312), und Basilius Valentinus, ein teutscher Benediktinermönch zu Erfurt, der, wiewol, gleich seinen Vorgängern, von alchymistischen Irrthümern umstrickt, im 15. Jahrh. eben so sehr durch seine ungemeine Erfahrenheit, wie durch seinen tief dringenden Geist sich auszeichnete. Daß auch diese Forscher nicht frei waren von den Thorheiten und Verirrungen ihrer Zeit, darf nicht befremden, denn der Zeitgeist drückt beständig, wie dem gemeinsten, so dem hellsten Kopfe seinen Stämpel auf. Das Unbegreifliche in der Natur ist dem Menschen entweder nichtig, oder es ist ihm göttlich; jenes führt zum Unglauben, dieses zum Aber- oder Wunderglauben. Damals wurde alles Unbegreifliche, was der Naturforschung in ihrer Kindheit vorkam, als Wunder angestaunt; daher die allegorische und symbolische Tendenz der ersten Forschung.

Doch gingen auch aus den alchymistischen Arbeiten viele wichtige Erfindungen und Entdeckungen hervor, die den ersten Grund zur nachherigen wissenschaftlichen Chemie legten. Außerdem daß schon in der grauesten Vorzeit einzele chem. Prozesse bekant waren, besonders Metalle zu gewinnen, Glas und Malerfarben zu bereiten, daß man schon unter den ersten römischen Kaisern auch mehre chem., technische und pharmaceutische Präparate, wie: Bleiweiß, Kupfer, Eisenvitriol ꝛc. kante, und im 8. Jahrh. Kentniß hatte vom Golde, Silber, Quecksilber und einigen seiner Präparate, vom Zinn, Eisen, vom Blei- u. Spießglanzoxyde, vom Schwefel, von der Salpetersäure, Salpetersalzsäure (Königswasser), vom Vitriol, Alaun, Salpeter, Zucker, Essig u. a., kante Raimund Lullus aus Majorka († 1315) den weißen Quecksilberpräcipitat, das Spießglanzmetall, den Salmiak, das Mildkali, den Weinstein, Weinalkohol, den versüßten Salpetergeist, etwas früher schon Albert von Bollstädt das Arsenikmetall, Ätzkali, Schwefelkali, Schwefeleisen u. a. Schwefelmetalle, das Schießpulver ꝛc., so wie Arnold Buchuone das Wismuth, und mehre ätherische Öle. Im 15. Jahrh. lernte Basilius Valentinus das Zink, und vorzüglich das Antimonium in seinen verschiedenen Verbindungen noch genauer kennen; deßgleichen die arsenige Säure, das rothe Schwefelarsenik, das Bleigelb, Bleiweiß, den Bleizucker, das essigsaure Kupferoxyd, den Eisensalmiak, das Knallgold, die Salzsäure. Derselbe lehrte zuerst die Schwefelsäure sowol aus Vitriol, als aus Schwefel, den salzsauren Kalk aus Salmiak und Kalk darstellen, die Metalle aus ihren Erzen auf nassem und trocknem Wege scheiden, den Schwefel mit Fettölen verbinden, den Schwefeläther bereiten u. a. m.

Dessen ungeachtet war der Mittelpunkt, um den sich die ganze Alchemie drehte, Metall; alles Übrige galt als Nebensache. Mithin mußte auch schon damals das Berg- u. Hüttenwesen bedeutende Fortschritte machen. — Allein was konte natürlicher seyn, als dieser Gang der Sache? Vom sinnlich Ergreifbarsten, vom schweren und starren Erzmetalle mußte man ausgehen, um auf die liquiden, dann auf die bleibendelastischen, zuletzt auf die imponderabeln Stoffe, das nur geistig Erkenbare, zu kommen.

Die jetzt (zwischen 1440 — 1466) erfundene Buchdruckerkunst verbreitete allmälig mehr und mehr die Ansichten und Erfahrungen Einzeler. Jedoch herrschte noch immer im Gebiete der Naturkunde ein blinder Glaube an die Aussprüche des Aristoteles, so wie die Chemie im Allgemeinen noch immer Alchymie war.

Erst nach und nach begann unsere Wissenschaft, aufwärtsstrebend, aus ihrem Chaos sich zu entfalten. Wiewol von jeder wissenschaftlichen Form in diesen Zeiten noch weit entfernt, machte sie doch tägliche Fortschritte, seitdem sie den Stein der Weisen aufgegeben, und sich auf die Beobachtung der Wirkungen beschränkt hatte, welche die wechselseitigen Thätigkeiten der Erdstoffe in sich schließen. Die Lehre von den sogenanten 5 Elementen fand ihren Untergang in den Versuchen, die man mit Luft, Wasser, Feuer ꝛc. anstellte.

Im 17. Jahrh. war J. Bapt. van Helmont aus Brüssel († 1644) in der Kentniß der Erde, des Wassers, der Luft und des Feuers seinen Vorgängern schon weit voraus geeilt. Als Urstoff aller übrigen Dinge galt ihm das Wasser, Erde und Luft waren ihm nur andere Gestaltungen des Wassers. Die Verwandlung des Wassers bewies er sinnreich im Vegetationsprozesse. Die Metalle erklärte er für unzersetzbar durch Auflösung. Er wußte schon, daß viele feste und liquide Körper durch die Wirkung des Feuers zu Gas würden. Er bemerkte, daß einige brennende Körper den Umfang ihrer Atmosphäre verminderten, unterschied schon mehre permanent-elastische Flüssigkeiten bestimt von einander, und bezeichnete sie zur Unterscheidung von der atmosphärischen Luft mit dem generischen Namen Gas. Übrigens sprach er es schon deutlich genug aus, daß die Stoffe, welche durch Einwirkung des Feuers auf organische Substanzen hervortreten, nicht als solche in diesen präexistirt hätten, sondern durch den Prozeß erst gebildet würden ꝛc. Van Helmont war

also der Erste, welcher die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf die gasförmigen Stoffe lenkte, und somit eine bessere Periode für die Chemie verbreitete.

In demselben Jahrhunderte stiftete Robert Boyle, ein Irländer († 1691) zuerst den Verein der Chemie mit der Physik, und stürzte dadurch vollends das Gebäude der Alchymie. — Er war es auch, der den Gebrauch der Reagentien in der Chemie einführte.— Von ihm erfuhr man zuerst, daß die Luft, ohne an ihrer Elasticität zu verlieren, durch brennende Körper und durch das Athmen der Thiere darin verdorben werde, daß sie im letzten Falle an Umfang abnehme, also zum Theil durch das Athmen verzehrt werde, und schloß daraus, daß in der atmosph. Luft ein Etwas zugegen seyn müsse, was sowol zur Erhaltung unsers Lebens, als zur Möglichkeit der Verbrennung durchaus unentbehrlich sei. Ihm verdanken wir ferner die erste genauere Kentniß von der Absorption der Luft beim Verkalken und Verbrennen, so wie von der Gewichtszunahme der Metalloxyde, Thatsachen, welche Joh. Rey, ein Engländer, im J. 1630 bestätigte, und die bekantlich viel später der antiphlogistischen Chemie zur Grundlage dienten ꝛc. Er war überhaupt der erste Führer jener Naturkundigen, welche die chemischen Erscheinungen der Luft erspähten, der Vorläufer eines Mayow, Hales, Cavendish, Priestley ꝛc.

Joh. Mayow, ein Engländer († 1697), erklärte 1668 das Athmen der Lungenthiere so, daß ihre Lungen einen Stoff aus der Atmosphäre einsaugten, und dadurch dem Blute Wärme mittheilten. Er nante diesen Stoff Spiritus nitro-aëreus, Lavoisier aber taufte ihn später in Oxygène um, weßhalb Mayow von Nic. Scherer († 1824) als erster Gründer der antiphlogistischen Chemie, begrüßt wurde.

Bald nach Beginn des 17. Jahrh. fanden sich mehre teutsche Gelehrte: ein Z. Brendel, Werner, Rolfink u. A. bewogen, das Hauswerk chemischer Erfahrungen in ein mehr systematisches Ganzes zu bringen. Man fing auch an, Chemie auf Universitäten öffentlich zu lehren; die ersten teutschen Lehrer derselben waren: Rolfink in Jena († 1677) und J. Hartmann zu Marburg († 1631). Insbesondere gewann auch die Pharmacie durch die Bemühungen eines Angelus Sala u. J. Schröder († 1664) eine andere und bessere Gestalt.

Von dieser Zeit an drängen sich schon Entdeckungen an Entdeckungen, Erfindungen an Erfindungen. So erwarb sich Glauber durch seine Entdeckungen, und überhaupt durch die Thätigkeit, welche seine vielen chemischen Arbeiten und Schriften weckten, manches große und bleibende Verdienst um unsere Wissenschaft. So entdeckten Brandt und Kunkel v. Löwenstern gleichzeitig den Phosphor. Als vorzüglich fleißiger Experimentator zeigte sich Kunkel († 1702), in seiner Schrift: Laboratorium chymicum betitelt, so wie in der Kunst, das Glas zu färben. Der vielen Beobachtungen eines Tachenius, Homberg, Lemery u. A. hier nicht zu gedenken.

In diesem Zeitraum traten denn auch mehre ausgezeichnete philosophische Forscher auf, und gaben der Naturwissenschaft eine Wendung, welche besonders für die Chemie erfolgreich war. Die Namen eines Johann Keppler († 1630), eines Galiläus Galiläi († 1642), seines Schülers: Evangelista Torricelli († 1647), eines Otto von Guerike († 1686), eines René des Cartes († 1650), eines Bened. v. Spinoza († 1632), auf dessen Lehre, den sogenanten Spinozismus, Schelling's Theorie, der Pantheismus, sich stützt, eines Gassendi († 1654) u. A. werden stets in der Naturkunde eben so gefeiert seyn, wie in der allgemeinen Kulturgeschichte des Menschengeschlechts.

Im Großen genommen, befolgte man überall die Regel des Baco von Verulam († 1626), daß man, um sich zum Gebieter über die Natur zu machen, damit anfangen müsse, sich ihr unterzuordnen. „Der Mensch, sagt Baco, ist nur der Dolmetscher der Natur und ihr Diener; er kann auf keine andere Art die Wahrheit enthüllen, als durch Induction, und durch rastlose, vorurtheilsfreie Beobachtung der Natur, und Nachahmung ihrer Operationen. Thatsachen muß man zuerst sammeln, nicht aber Spekulationen machen." Die Wirkung solcher Grundsätze blieb nicht aus; sie gewissenhaft befolgend, gelangte man zu Ergebnissen, welche dem Alterthum fremd bleiben mußten, bloß, weil es, diese Regel nicht ahnend, die Erscheinungen lieber willkürlich deuten, als beobachten wollte. Und, wenn gleich ein Schwall von kabbalistischen, theosophischen, magischen u. alchymistischen Machwerken noch erschien, die den Horizont der Naturforschung zu verdunkeln drohten: so hatte doch die Wissenschaft schon zu tief gewurzelt, als daß sie durch solches Unkraut erstickt werden konte, höchstens ward sie dadurch in ihrem Wachsthum etwas gehemt. Sie blieb nicht ganz zurück, und bedurfte zu ihrem schnellern Gedeihen nur einer Hand, die das zu stark wuchernde Unkraut möglichst ausrottete. Diese erschien, und mit ihr

2) die Entwickelungsperiode der Chemie, die phlogistische Chemie. Sie hatte schon in der Mitte des 17. Jahrh. Rob. Boyle, jener große Reformator, durch seine tiefen Blicke in alle Theile der Naturwissenschaft, und hauptsächlich durch seine vielen lehrreichen Versuche, die das ganze Gebiet der Chemie erleuchteten, glücklich vorbereitet. Seine physikalischen und chemischen Schriften enthalten in ihrer Art einen wahren Schatz von scharfsinnigen Prüfungen und neuen, gediegenen Erfahrungen, mit den fruchtbarsten Resultaten für Kunst und Wissenschaft.

Gleichzeitig trugen auch in unserm Vaterlande zur Kultur derselben nicht wenig bei, vorzüglich Joh. Joach. Becher († 1685), ein tiefer Denker, aber dabei Mystiker. Er machte auf die großen Naturerscheinungen aufmerksam, und lehrte die Grundsätze der Chemie darauf anwenden. Er war der erste, der die Mineralien nach ihren chemischen Verhältnissen eintheilte, eine Theorie der Gährung entwarf, und überhaupt den ersten Grund zu einer umfassenden Theorie der Chemie legte. Was dieser originelle Physiker schuf, suchten andere Gelehrte weiter zu bearbeiten und gemeinnütziger zu machen.

Die damaligen Lehrbücher der Chemie von N. Ar-

naud, Le Fevre, Lemery, Jüngken, Ettmüller, Wedel, Roth u. A., wiewol sie sich fast ausschließlich auf die Pharmacie beschränken, trugen nicht wenig bei, den alchymistischen Unfug vollends zu verscheuchen, und Liebe zu einer geläuterten Chemie weiter zu verbreiten. Noch mehr Vorschub leisteten aber der Naturwissenschaft die gelehrten Gesellschaften und Akademien, welche sich jetzt zu bilden anfingen. Auch das Erscheinen naturwissenschaftlicher Zeitschriften gehörte zu den guten Zeichen jener Zeit. — Ausgezeichnete Naturforscher machten eine große Menge chemischer Analysen von organischen Substanzen, von Mineralwassern, und vorzüglich von pharmaceutischen Gegenständen bekant. Auch auf das praktische Leben, auf Künste und Gewerbe dehnte jetzt die Chemie ihren Einfluß mehr aus. Wie eifrig man sich zugleich damals schon für die Pharmaceutik interessirte, beweisen die vielen, noch vor Ende des 17. Jahrh. erschienenen pharmaceutischen Lehrbücher, Pharmacopöen rc.

Bei allem dem gebrach es der Chemie noch immer an jener reinwissenschaftlichen Gründlichkeit, deren sie fähig zu seyn schien. Man hatte bisher zwar dunkel geahnet, was denn Chemie eigentlich wolle, welche Tendenz die höchste, welches Prinzip das letzte für sie sei? — Man hatte es auch schon deutlich genug ausgesprochen, daß sie darauf ausgehe, die Elemente der Natur zu erforschen, und die Ursachen der Erscheinungen, die Bedingungen, unter welchen sie erfolgten, zu begründen. Allein es fehlte überall noch an deutlichem Begriff, klarem Umblick, und tiefer Einsicht. Daß die Chemie mit den äußern Qualitätsverhältnissen der Dinge eigentlich nichts zu schaffen habe, darüber war schon längst entschieden, denn es hatten sich nebenher andere Zweige der Naturwissenschaft ausgebildet, und diese Seite in Anspruch genommen, nämlich der Theil, den man im Allgemeinen Physik nent, und die Naturgeschichte. Die Chemie war mithin nicht mehr, wie in ihrer Urgestalt, die Wissenschaft vom allgemeinen Leben; sie mußte sich von nun an mehr auf die Erforschung des Prinzips vom innern Leben, der Materialien desselben, und aller Bedingungen und Verhältnisse einschränken, die sich darauf beziehen. Es war bereits klar, daß das sogenante Verkalken der Metalle, das Athmen der Lungenthiere, und das lebhafte Verbrennen wol ein und dasselbe Prinzip zum Grunde hätten, und daß beide erste Prozesse nur als dunkles Verbrennen anzusehen wären. Kaum fehlte es, und man wollte im Vegetations- und Gährungsprozesse dasselbe bemerkt haben. Man nahm also das Verbrennen für eine Grunderscheinung an, auf die sich alle übrige Erscheinungen zurückführen lassen müßten. Allein nicht bloß Luftabsorption, sondern auch Luftentwickelung hatte man beim Verbrennen, beim Gähren, beim Begießen der Kreide x. mit Säuren gesehen. Zugleich hatte man wahrgenommen, wie sich im chemischen Prozesse flüssige Körper in feste, und feste in flüssige verwandeln, daß Säuren mit Kalken in Salze, und Salze wieder in Säuren und Kalke rc. sich umbilden können; also mußte man endlich darauf kommen, daß alle chemische Erscheinung, Verbrennen, Verkalken, Gähren, Entkalken (Reduktion), Säure- und Salzbildung, Vegetation und Athmen, ein gemeinschaftliches Prinzip zum Grunde haben müßten. Dieses Prinzip fand sich in der Heterogenität der Stoffe, in der chemischen Anziehungskraft,— in der Verwandtschaft.

Fr. Geoffroy († 1731) war der Erste, der in diesem Sinne die chemischen Erscheinungen mit Klarheit auffaßte, Gesetzmäßigkeit darin suchte und fand. Er zeigte unter andern, daß Salze, von ihm untersucht, immer ein bestimtes Verhältniß an Säure enthalten, und daß verschiedene derselben sich gegenseitig zersetzen können. Die Hauptresultate seiner Untersuchungen hat er in Tabellen gebracht, die immer noch Aufmerksamkeit verdienen.

Jetzt vermißte man nur noch eine umfassende Theorie des chemischen Prozesses. Diese gab G. E. Stahl († 1734), ein eben so großer und glücklicher Arzt, als tiefdringender Naturforscher, und der erste in dem sogenanten Triumvirate, das Fr. Hoffmann († 1742), u. Herm. Boerhaave († 1738) mit ihm bildeten. Er ward der Stifter des phlogistischen Systems, zu dem schon Becher in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. mit einigen seiner Zeitgenossen den Grund gelegt hatte. In diesem spielte ein eigenes brenbares Wesen, der Brenstoff, den Stahl Phlogiston nante, eine Hauptrolle. Dieses allen verbrenlichen Körpern inwohnende, gemeinschaftliche, überall eine und gleiche Prinzip sollte die Ursache ihrer Verbrenlichkeit seyn. Es wurde für gewichtlos, späterhin sogar für einen negativ schweren Körper ausgegeben, der sich nicht in Gefäßen einschließen ließe. Die Verbrennung selbst bestände in weiter nichts, als daß das Phlogiston den verbrenlichen Körper verließe, und dagegen in die atmosph. Luft, oder überhaupt in das die Verbrennung unterhaltende Medium überginge. Wenn dieses Medium die Verbrennung nicht ferner unterhalten konte, so hieß es mit Phlogiston gesättigt, oder phlogistisirt. Das Produkt der Verbrennung, den verbranten Körper aber nante man jetzt dephlogistisirt. Einen Körper dephlogistisiren, und ihn verbrennen, galt für Eins.

Leider wurde dieses System nie ganz consequent durchgeführt, sonst hätte dasselbe schon den merkwürdigen Satz aufstellen müssen, daß jede Verbrennung nichts, als eine bloße Versetzung des Prinzips der Verbrenlichkeit sei, und bei jeder Verbrennung an Werth eben so viel verbrenlicher Körper wieder erzeugt werde, als zu Grunde ging. Alle Körper hätten sich dann nur durch ein Mehr oder Weniger dieses Prinzips unterschieden, und es wäre zu einem wahren chemischen Franklinismus gekommen, der an seinem Orte eben so fruchtbar, ja noch fruchtbarer hätte werden müssen, als am andern Orte der elektrische. Es fragt sich nun, was hinderte daran? — Sobald die phlogistische Chemie obige Folge aus ihrem Systeme eingestand, mußte sie auch zugeben, daß sie jegliche Aussicht sich verschließe, über den innern wahren Grund der großen Körpermannichfaltigkeit auf Erden Auskunft zu erhalten. Schon ahnete sie, daß ihre Theorie nur den Prozeß selbst begreifen könne, nicht aber das im Prozeß Begriffene. Letztes fühlte sie jedoch, der ersten Aufgabe der Chemie gemäß, nichts desto weniger ebenfalls als Gegenstand ihrer Forschung, und es

mußte Alles aufgeboten werden, die Aussicht seiner Ergründung, zu welchem Grade auch immer, in der Möglichkeit offen zu lassen. Wenn nirgends, so mußte sie aus dem, was bei der Verbrennung das Phlogiston aufnahm, zu seiner Zeit noch etwas darüber zu erfahren hoffen. Allein für sämtliche verbrenliche Körper hatte sie schon dadurch, daß sie allen ein gemeinschaftliches und gleiches Prinzip der Verbrenlichkeit beilegte, jede fernere Art und Natur, auf die und mit der diese Körper im Prozesse begriffen seyn konten, ausgeschlossen, somit auch den Weg zur Erforschung dessen sich versperrt, was an ihnen dessen ungeachtet individuell blieb, und weßwegen der eine Körper Gold, der andere Silber, der dritte Schwefel rc. heißt. Gab sie jetzt noch sogar zu, daß selbst diejenigen Körper, das Medium, die Luft, in welcher jene Körper verbranten, auch wieder nur zu verbrenlichen, d. i. phlogistonhaltigen Körpern würden, von denen natürlich dasselbe abermals gelten mußte, was von allen überhaupt galt: so blieb ihr in der ganzen Körperwelt gar kein Winkel mehr übrig, in den sie sich einst flüchten könte, um Verständnisse zu erhalten, deren Möglichkeit von da aus ihr freilich noch unbegreiflich, darum aber doch, wie das so oft geht, noch nicht unwahrscheinlich war.

Zuletzt schlugen sich die Mathematiker ins Mittel, und führten die ganze, von so Vielen in Schutz genommene Hypothese des Phlogiston in ihr Nichts zurück.

Bei Allem dem hatte Stahl die Natur mit einem tiefen Kennerblicke durchschaut, und trefflich geurtheilt, wenn er sagte: „es herrsche nur ein großer Gegensatz in der Natur, und die Brenbarkeit der mannichfaltigsten Stoffe habe ein und dasselbe Prinzip zum Grunde." Hätten Stahl und seine Anhänger nur nicht vergessen nachzusehen, was denn eigentlich das Brennen einleite und unterhalte, so wären sie bestimt auch auf ein dem Phlogiston entgegenstehendes zündendes Prinzip, auf ein Antiphlogiston gestoßen. Allein, in Einseitigkeit befangen, legte man dem Phlogiston Eigenschaften bei, die ihm nicht zukommen, und die in der Erfahrung nicht probehaltig sind. Es zeigte sich bald, daß die phlogistische Theorie viele Naturerscheinungen entweder nur unvollkommen, oder gar nicht erklärte; daher sah man sich, nach einigen neuern Erfahrungen veranlaßt, die Stahl'sche Theorie auf mancherlei Weise zu modificiren.

Dessen ungeachtet übertraf jetzt alles Vorhergehende der Eifer, mit welchem man von allen Seiten die Chemie pflegte. Es gab wenige Dinge in der Natur, welche man nicht chemisch prüfte, und eine fast zahllose Menge Analysen von Körpern aus allen Reichen der Natur bezeichnet die Periode der phlogistischen Chemie.

Unter den damaligen Analytikern brach A. Sigm. Marggraf († 1782) für die chemische Zergliederung mineralischer u. a. Körper eine neue Bahn. Er war für seine Zeit das, was Klaproth für die unsere ward.

Schon zu Anfange des 18. Jahrh. verbesserte St. Hales († 1761) den pneumatischen Apparat, und unterwarf viele unorganische und organische Substanzen dem Experimente, um die gasförmigen Stoffe zu untersuchen, die sich unter gewissen Umständen daraus entwickeln. In seiner Statik der Gewächse, und Statik des Bluts theilte er eine ganz neue Bearbeitung der Physiologie der Pflanzen und Thiere mit. Er ward der nächste Vorgänger Priestley's in der pneumatischen Chemie. Mehre andere Naturforscher bereicherten diesen Theil des chemischen Gebietes mit vielen einzelen Erfahrungen. So leitete man auf dieser Seite allmälig eine neue Epoche für die Chemie ein, während auf der andern man sich bemühte, die Wissenschaft immer fester zu gründen. Einige Naturforscher suchten die Stahlische Theorie mit dem Vorrathe der bißher erworbenen chem. Kentnisse in ein Ganzes zu verarbeiten; Andere drangen auf eine eigne Verbindung der Chemie mit den übrigen Theilen der Naturwissenschaft und wieder Andere cultivirten einzele Theile des chem. Systems, z. B. die Lehre von der Auflösung, von der Fällung, von der Krystallisation, Gährung rc.

Die Theorie hatte sich nach zwei Seiten zu entwickeln angefangen, und gleichsam die beiden Pole einer Achse gegeben, um welche sich das ganze System der Chemie drehen muß. Es ist die speculative im Gegensatz zur mathematischen Seite. Stahl hatte sich mit der speculativen beschäftigt; auch der mathemat. Theil, welcher die Naturgesetze der chemischen Vereinigung und Trennung in ihren quantitativen Beziehungen mit mathematischer Präcision und Schärfe in der Erfahrung nachzuweisen hat, wurde schon von St. G. Geoffroy, Erxleben, dem Mineralogen Gellert und Marherr in ihren Untersuchungen über die chemische Verwandtschaft mit aller Bestimtheit ergriffen, aber bei dem damaligen Mangel an zureichender Erfahrung nur unvollkommen entwickelt. Dieser schwierige Theil der Theorie konte nur mit dem größern Umfange, und der Tiefe der letzten zu einiger Vollständigkeit gelangen.

So geschahe es, als um die Mitte des 18. Jahrh. die Chemie schon weites Feld gewonnen hatte, daß Tobern Bergman († 1784) auch diesen Gegenstand scharf ins Auge faßte, und in ein helleres Licht setzte. Seine zahlreichen und musterhaften Analysen, vorzüglich unorgan. Naturprodukte, (auf die er auch ein neues Mineralsystem gründete), leiteten ihn auf Untersuchungen über die chem. Verwandtschaft, um ihre Gesetze näher zu bestimmen. In seinen Opp. physicis et chemicis, die diese Bestimmungen enthalten, wird er noch lange fortleben.

Bergman stellte darin nach eignen Grundsätzen viele Verwandtschaftstafeln auf, welche Kirwan, Wenzel, Guyton Morveau rc., von gleichen Ansichten ausgehend, erweiterten und berichtigten, so daß sie lange Zeit den Chemikern allgemein zur Richtschnur dienen konten. — Alle chemischen Erscheinungen, vom lebhaften Verbrennungs- und dunkeln Oxydationsprozeß, von der Schwefel- und Phosphorverbindung, der Salzbildung rc., vom Gährungs- u. Verwesungsprozesse bis zur Vegetation, und zum Athmungs- u. Reproduktionsprozesse hinauf, mußten sich jetzt auf bestimte, einfache Verwandtschaftsgesetze zurückbringen, sowie diese Gesetze wieder aus allgemeinen Grundursachen herleiten lassen. Das Feld der Chemie war also abgesteckt, es kam jetzt nur darauf an, es gehörig anzubauen, wozu Bergman

noch selbst das Seinige durch mehre musterhafte Arbeiten beitrug, und, länger lebend, gewiß noch mehr beigetragen hätte. Gleichzeitig mit ihm lebte und wirkte

Joh. Black († 1799), der sich vorzüglich um die pneumatische Chemie verdient machte. Von ihm wurden späterhin auch sehr wichtige und einflußreiche Beobachtungen über die Wärme gemacht.

Cavendish († 1809) gebührt unsere Bewunderung wegen seiner eben so tiefen, als umfassenden Kentnisse in der Mathematik, und in den meisten Theilen der Naturwissenschaft, wie auch wegen der ungemeinen Feinheit u. Präcision in seinen Untersuchungen.

Karl Wilhelm Scheele (ein Stralsunder, † in Schweden 1786), Bergmans großer Zeitgenosse u. Gehilfe, hatte sich selbst heraufgebildet zum fruchtbarsten Naturforscher seiner Zeit, und ward gewisser Maßen der Vorläufer Lavoisier's. Ihn zog die Erscheinung des Verbrennens mächtig an. Ihre Ursachen und Wirkungen zu erforschen, stellte er eine Reihe höchst einfacher neuer, meisterhafter Versuche an. Ihm verdanken wir unter mehren eine tiefere Einsicht in die Beschaffenheit der Luft, über den Verbrennungs-, Verkalkungs-, Vegetations- u. Athmungsprozeß. Und wie viele andere dunkle Partien des chemischen Gebietes hat dieser herrliche Forscher nicht erleuchtet! —

Zu gleicher Zeit mit Scheele trat auch der rastlose englische Naturforscher, Joh. Priestley († 1804) mit ähnlichen Entdeckungen auf. Er machte selbst nur einige Monate früher, als Scheele, nämlich schon d. 1. Aug. im Jahre 1774, seinen Fund der dephlogistirten Luft (Scheele's Feuerluft, u. Bergmans Lebensluft) im Quecksilber- u. Braunsteinoxyd bekant, und legte damit den Grund zur nachmaligen Lavoisier'schen Theorie. — Girtanner nent daher jenen 1. August den Geburtstag der antiphlogistischen Chemie. — Aus seinen Schriften schöpften Mehre nach ihm, und selbst Lavoisier zog daraus die Materialien zur Errichtung seines Systems. — Außer der Lebensluft entdeckte Priestley noch einige permanent elastische Flüssigkeiten, und mehre andre untersuchte er genauer, bestimte vielseitig ihre Eigenschaften und Verhältnisse zu andern Stoffen, und verbesserte und vermehrte durch neue Erfindungen den zu solchen pneumatischen Prüfungen gehörigen Apparat. Endlich erforschte er auch die Wirkung der vegetirenden Pflanzen und athmenden Thiere auf die atmosph. Luft. Wenn gleich Priestley häufig auf Erscheinungen kam, die sich mit dem Phlogiston nicht ganz ungezwungen erklären ließen, und obschon er selbst annahm, daß die Lebensluft in eine Säure verwandelt werden könne, so hing er doch fest an der phlogistischen Theorie.

Indeß ließ sich schon damals eine baldige Umwälzung im chemischen Systeme voraussehen.

Viele Schätze von chemischen Erfahrungen aus dieser Zeitperiode liegen zerstreut in den Denkschriften der verschiedenen Akademien und literarischen Societäten, in der großen Menge eigener Werke der Naturforscher, und in den besondern Samlungen von spätern Schriftstellern, die gewöhnlich mehre Theile der Naturwissenschaft umfassen, viele in den physikalischen und chemischen Zeitschriften u. a. periodischen Blättern vermischten Inhalts. — Auch die Zahl von systematischen Lehrbüchern der Chemie war schon damals nicht klein. Zu den vorzüglichsten gehören: die von Stahl, Boerhaave, Cartheuser, Neumann, F. Hoffmann, Macquer, Wallerius, H. P. Scheffer, Baume, Polyc. Erxleben, Ehrenfr. Weigel, de Morveau, Scopoli, J. F. Gmelin, Wiegleb, Westrumb, Gren u. A. m.

3) Antiphlogistische Chemie. Zu dieser hatten schon mehre Naturforscher aus dem vorigen Zeitraume: ein Black, Cavendish, Scheele, Priestley u. A. vorgearbeitet, ja sie hatten beinahe Alles geliefert, was sie bedurfte. Nur bleibt A. L. Lavoisier († 1794) das unbestreitbare Verdienst, durch eine äußerste, mit ungeheuern Kosten verknüpfte Genauigkeit in seinen Versuchen ihre Resultate zur unerschütterlichsten Festigkeit, und überzeugendsten Gewißheit gebracht zu haben. Aus Aller Erfahrungen ging nämlich der Schluß hervor, daß die Luft in dem Verbrennungsprozesse noch eine viel wesentlichere Rolle spielte, als ihr von Stahl zugetheilt war. — Schon im J. 1774 hatte Bayen das Daseyn eines Phlogiston bestritten, und die Gewichtszunahme der Metalle im Verkalkungsprozesse mit aller Bestimtheit einem luftförmigen Stoffe zugeschrieben, den dieselben absorbiren. — Die Chemie, jezt geworden, wie sie war, lag in einer ängstlichen Unzuverlässigkeit ihrer Theorie, als die Entdeckung eines Gases, einer Luft, die bei der Verbrennung ganz vom verbrennenden Körper aufgenommen wurde, ihre vorigen Säulen gewaltig erschütterte; es war die oben schon angekündigte Entdeckung der dephlogistisirten Luft von Priestley, und um die nämliche Zeit, unabhängig von ihm, von dem unsterblichen Scheele. Es war bewiesen, daß der Gewichtszuwachs des verbrenlichen Körpers während der Verbrennung von einem Zutritt der gewichtigen Substanz, der dabei verzehrten Luft, abhänge, denn bald fand sich, nachdem jezt die Mittel, Luft zu wägen, gehörig verfeinert worden waren, daß die Gewichtszunahme des verbrenlichen Körpers durch die Verbrennung genau dem Gewichte dieses Körpers, plus dem des dabei verzehrten Gases, gleiche. Geschah die Verbrennung in atmosph. Luft, so war das Verbrante noch eben so beschaffen, wie nach der in Lebensluft, folglich auch das, was während der Verbrennung dem verbrenlichen Körper aus jener Luft beigetreten war. Dieß mußte sie daher verloren haben, und in der That fand sich, daß der gasförmige Rückstand von ihr, den man früher phlogistische Luft nante, jezt genau um so viel weniger wog, als der verbrenliche Körper während der Verbrennung an Gewicht zugenommen hatte. Dieser Rückstand, wieder mit so viel Lebensluft, als er bei der Verbrennung verloren hatte, gemischt, gab eine der vorigen atmosphärischen Luft proportionale Flüssigkeit, und es zeigte sich hier überhaupt, daß diese früher für einfach gehaltene Luft aus zwei verschiedenen bestehe, in die sie eben so gut zerlegt, wie aus ihnen wieder zusammengesezt werden konte.

Vor allem interessant aber wurde das Resultat bei der Verbrennung des brenbaren Gases mit der Lebensluft. Bei gehörig getroffenem Verhältniß beider Gasarten zu einander wurden sie völlig zerstört, das Produkt wog so viel, als die darauf verwendeten Gase zusammen,

aber es war — Wasser. — Eine Substanz, die bisher für eben so einfach galt, als die atmosphärische Luft, erschien hier gleichfalls zusammengesetzt. Zugleich fand sich, daß derjenige verbrenliche Körper, welcher bei seiner Verbrennung dieses Wasser lieferte, der verbrenlichste von allen seyn müsse, denn ein gegebenes Gewicht von ihm nahm mehr Lebensluft bei seiner Verbrennung auf, als ein gleiches Gewicht irgend einer der bisher untersuchten andern verbrenlichen Körper, ein Resultat, das bis zum heutigen Tage bestätigt geblieben ist. — Im obigen Versuche hatte man also das Wasser zusammengesetzt; der Versuch seiner Zerlegung folgte ihm auf dem Fuße, und das Mittel dazu war abermals ein Verbrennungsprozeß. Es hatte sich gezeigt, daß das Wasser aus Wasserstoff und Lebensluftstoff bestehe, und dieser letzte war der nämliche, wie in allen Verbrennungen. Brachte man das Wasser also mit einem verbrenlichen Körper zusammen, dessen Anziehung zum Lebensluftstoff im Versuche kräftiger wirken konte, als diejenige, welche im Wasser der Lebensluftstoff zu ihm ausübte, so entriß jetzt jener diesem den Lebensluftstoff, er verbrante mit ihm, der Wasserstoff dagegen wurde frei, und kehrte in denjenigen Zustand zurück, den er immer behauptet, wo er frei von andern Verbindungen ist. Ein solcher Fall war die sogenante Zersetzung des Wassers durch Glüheisen, oder die nämliche Operation, deren man sich im Großen bedient, um das Wasserstoffgas zur Füllung der Aërostaten möglichst rein zu erhalten. Seitdem hat man eine Menge verbrenlicher Körper mit Wasser zusammenzubringen gelernt, damit sie mit dessen Lebensluftstoff verbrennen, und dagegen dessen Wasserstoff frei und mit neuer voriger Verbrenlichkeit ausscheiden. Es hat sich erwiesen, daß alles Wasserstoffgas, was in der Natur, oder bei unsern Kunstprozessen zum Vorschein komt, aus solchen oder ähnlichen Zersetzungen des Wassers herrührt.

Zwei der allgemeinsten Elemente, Luft und Wasser, waren also jetzt zerlegt: in beiden fand sich ein nämlicher Bestandtheil, der Lebensluftstoff; beides waren Verbrennungsprodukte; schon hatte sich dieser Stoff als das Einzige gezeigt, was überall Verbrennung unterhielt; unzählige neue Versuche bestätigten ihn in dieser seiner allgemeinen Würde. Er unterhielt die Verbrennung nicht auf jene Art, auf welche früher ihr günstige Medien es sollten; er selbst verband sich mit dem Verbrennenden, und die Verbrennung bestand eben in dieser Verbindung mit ihm. Das Verbrante war kein Edukt mehr, wie sonst, sondern ein Produkt, Vereinigung statt früher Trennung; beide Faktoren des Prozesses, der verbrenliche Körper wie der Lebensluftstoff gingen in dieses Produkt ein. Von dieser großen Thatsache stamt die antiphlogistische Chemie. Zugleich konte es ihrem Stifter, Lavoisier, bei Reduktion der Metallkalke nicht lange verborgen bleiben, daß die sich bei der Verbrennung bildende Luft so viel betrage, als die Kohle und die Metallkalke am Gewicht verloren hatten, daß diese Luft bis dahin sogenante fixe Luft oder Luftsäure sei, mithin aus Kohle und Lebensluftstoff bestehe, daher er denn selbige auch Kohlensäure nante. Was sich ihm bei den Metallkalken veroffenbart hatte, fand er auch bei den Säuren; ja selbst in den Pflanzensäuren fand er die Lebensluft, als einen gemeinschaftlichen Bestandtheil. Kohle, Salpetergas, Phosphor, Schwefel ꝛc. sah er demnach als säuerungsfähige Grundlagen an, den Lebensluftstoff aber, als das einzige und allgemeine säurebildende Prinzip. Ihn nante er daher Oxygène (Säureerzeugendes, Säuerungsstoff, Sauerstoff), und da sich Verbindungen der brenbaren Basen mit Oxygène vorfanden, die eben keine eigentliche Säuren waren, so wurden diese von ihm Oxyde genant.

Hätte sich Lavoisier mit den obigen Thatsachen begnügt, und nicht bloß zugestanden, sondern es auch streng bethätigt, daß die wahre Theorie nicht in der Hypothese, sondern in den klar ausgesprochenen Facten selbst besteht, so wäre der Ruhm des Entdeckers dem seiner Entdeckungen gleich geblieben. Fast aber, um diesen bestimt das Übergewicht zu sichern, sollte auch hier die Wahrheit erst durch die Hypothese ganz gut werden, und da mit den Fakten auch die Hypothese neu seyn mußte, und eine ältere schon da war, so ergab es sich von selbst, daß sie die gerade Entgegengesetzte von jener werden mußte. — Früher hatte man allen verbrenlichen Körpern ein Phlogiston beigelegt, jetzt setzte man alle Verbrennung bloß in Verbindung mit dem Oxygène, und ließ das Phlogiston ganz zur Seite. Nicht allein daß diese Erklärung, und das davon abstammende System, darum antiphlogistisch hieß, weil es das Phlogiston verwarf; das in der Theorie an seine Stelle getretene mußte selbst ein Antiphlogiston seyn. Wie früher nur der verbrenliche Körper eine positive Rolle bei der Verbrennung spielte, so jetzt bloß der die Verbrennung unterhaltende: das Oxygène. Man sprach von verbrennlichen Körpern fort, aber ein Prinzip ihrer Verbrenlichkeit durfte es fernerhin nicht mehr geben; weßhalb Körper verbrenlich wären, und verbranten, wurde zu einer fast verbotenen Frage. Es war nicht möglich, sich hierüber schärfer und possirlicher auszulassen, als es in einer Versamlung der vornehmsten französischen Chemiker geschah, wo das Phlogiston, sein Name auf Papier geschrieben, von einem Weibe feierlich den Flammen übergeben wurde! —

Aber auch diese Wendung der chemischen Theorie hatte einen tiefern Sinn, als den des bloßen Spiels oder des Irrthums. Es ist derselbe, den wir oben schon einer ähnlichen Folgewidrigkeit der Phlogistiker zugeeignet sahen. Es sollte durchaus nicht bloß über den Prozeß, sondern auch über das des Prozesses Fähige Auskunft erhalten werden. Für jenen, merkte man wol, wäre ein bloßes Zweierlei hinreichend gewesen, allein die Körpermannichfaltigkeit in der Natur ist unendlich, und aus keinem bloßen Zweierlei jemals zu erklären. — Man wollte das für die gesamte Natur, was Physiologie für die organische heißt, und gewisser Maßen zu seiner Zeit auch dieses. War durch die ganze belebte Schöpfung der Prozeß des Athmens einer und derselbe, so begriff man nicht daraus, woher die unermeßliche Verschiedenheit, die unendlichen Gattungen und Arten von Athmenden selbst? war durch die ganze leblose Natur der Prozeß des Verbrennens, des Feuers, einer und derselbe, so blieb man ohne Hoffnung, daraus je über die entlose Mannichfaltigkeit des Verbrenlichen und Verbranten gründliche Auf-

schlüsse zu erlangen. Gerade die interessantesten Seiten des großen Ganzen blieben dann in Dunkel gehüllt, und die Chemie war um eine ihrer schönsten Hoffnungen betrogen.

Schon zur Zeit des Phlogiston haben wir gesehen, wie kümmerlich sich die chemische Theorie aus diesem Unglück zu retten suchte, der Antiphlogisticismus that es auf eine noch kümmerlichere Weise. Dort kante man das, was Körper verbrante, doch wirklich nicht, und der Verdacht war einiger Maßen entschuldigt. Es war viel Gründliches darin, dieselbe Eigenschaft auch derselben Ursache beizumessen, und alle Verbrennlichkeit, als von demselben Prinzip herrührend, aufzustellen. Konte immerhin in der Handhabung dieses Prinzips ein Versehen vorgegangen seyn: so traf doch solches das Prinzip selbst nicht. — Jetzt wurde bekant, was Körper verbrante. Auch dieses zeigte sich überall als Eines und Dasselbe, ohne eine Spur von dem zu gewähren, was man ihm früher zugetraut hatte. Man kante ja bereits einen Körper, der verbrennlicher, als alle übrigen ist, den Wasserstoff. Man konte annehmen, daß alle verbrennliche Körper nur um seinetwillen, des Antheils wegen, den sie von ihm enthielten, verbranten, also Phlogiston gleich Wasserstoff selbst setzen, und man hatte eine Hypothese, bei der größere Aussicht war, sie durch Jahrhunderte bestätigt, als widerlegt zu sehen. Statt dessen aber beging man lieber die Paradoxie, von der Eigenschaft selbst fortzusprechen, ihr aber den Grund abzuläugnen, was strenger ausgedrückt hieß: sie selbst zu gleicher Zeit zu geben und nicht zu geben.

Auch fehlte es, vorzüglich in Teutschland und in England, nicht an Gegnern, welche Lavoisier's Theorie zu bekämpfen suchten. Gegen Facten war es nicht gemeint, und konte es nicht seyn.

Bei uns trat F. A. C. Gren (✝ 1798) mit zuerst als Gegner auf, und bemühte sich, das phlogistische System den spätern Erfahrungen anzupassen (s. Dessen Observatt. et experimenta circa genesin aëris fixi et dephlogisticati. Halae 1786. 8. und Dessen Journ. d. Physik rc. I. II. III. IV.). Wiegleb und Westrumb gingen von ähnlichen Ansichten aus.

Als aber Lavoisier's Versuche sich von allen Seiten bestätigten, und man den Thatsachen nicht länger widerstehen konte: so suchte man jetzt von den Erscheinungen eine Ansicht zu gewinnen, die beide Theorien, die phlogistische und antiphlogistische, mit einander verbinden sollte, und um dieses zu bewirken, trat man von der Seite der in der antiphlogistischen Theorie sehr auffallenden Lücke ein, wo von der Natur des Lichts die Rede war. Hier zeichnet sich J. B. Richter (✝ 1807) besonders aus. Seine Ansicht theilt er uns in seiner Schrift mit: Über die neuern Gegenstände der Chemie. Breslau 1793. 8. Er wußte beide Theorien sehr scharfsinnig zu vereinigen, und indem er dem Phlogiston an seinem Brennstoffe ein Antiphlogiston im Wärmestoffe entgegen setzte, waren die ersten Einleitungen getroffen, zur völligen Ausgleichung und zur Gründung einer dualistischen Chemie (s. unt.). Gren u. A. folgten ihm.

Andere Ansichten, theils von dem Ganzen, theils von einzelen Gegenständen, hatten Priestley, Crawford, Kirwan, de Luc u. A. aufgestellt, die sowol von der Stahl'schen als von der Lavoisier'schen Theorie abweichen, und die in den Schriften dieser Naturforscher enthalten sind. Besonders blieb die Lehre von der Zusammengesetztheit des Wassers Allen ein Stein des Anstoßes. De Luc meinte, daß die Lebensluft und die brennbare Luft gebildet würden, indem zwei verschiedene, feine, imponderable Materien von der Art, wie das Licht, die elektrische Materie rc., sich mit Wasser und Wärmestoff (Feuer) gleichsam als Vermittelndes zwischen diesen beiden verbänden, und daß das Wasser aus diesen beiden Luftarten wieder hergestellt würde, wenn sich jene distinctiven Materien wieder einen, welches beim Verbrennen geschehe. —

Indeß blieb die damalige Chemie dem einmal angenommenen Charakter getreu; Alles, was bloße Theorie schien, machte wenig Glück, und nicht leicht fand etwas Eingang, was nicht Thatsache zu seyn schien, und mit Maß und Gewicht gestämpelt wurde.

Dabei blieb denn freilich manche treffliche Idee unbeachtet, und viele an der Lavoisierschen Theorie aufgedeckte Blößen wurden übersehen. Es war jetzt noch nicht die Zeit, der Entwickelung der Chemie eine andere Richtung zu geben; es mußte zuvörderst die antiphlogistische sich völlig ausgebildet haben, bis sie eben durch diese Ausbildung mit sich selbst zerfiel, und die Entwickelung auf Punkte kam, die durch Maß und Gewicht, im Sinne, wie man diese bisher genommen und angewandt hatte, nicht aufzulösen waren. Sahen wir ja gerade dasselbe, als schon im 17. Jahrh. H. Ray, Franz Sylvius de le Boe, Mayow rc. die ersten Keime der antiphlog. Chemie wahrnehmen ließen. Es war also ganz natürlich, daß alle die Theorien, die nicht schlechterdings antiphlogistisch waren, oft gänzlich unberücksichtigt, schnell wieder in Vergessenheit geriethen. Indeß bleiben diese ersten Keime einer folgenden Entwickelungsperiode immer merkwürdig für den, welcher den Gang der Entwickelung beobachtet.

Der mathematische Theil der Theorie zeigte in dieser Periode eben so merkwürdige Entwickelungsmomente, wie der speculative. Ob Mathematik, die überall Anwendung findet, wo reine Anschauung möglich ist, überhaupt auf Chemie Bezug haben könne, war um so weniger zweifelhaft, als bereits Geoffroy, Bergman, Wenzel und Kirwan bei ihren prakt. Untersuchungen über Größenverhältnisse chemischer Mischung und Trennung Rechnung angewendet hatten. Nur blieb es noch zu entziffern, ob es möglich sei, die Resultate der chem. Vereinigung und Trennung zwischen heterogenen Materien, auch außer dem Experimente, aus gegebenen Prämissen für besondere Fälle abzuleiten und durch den mathemat. Kalkul nach allen Seiten zu erforschen?

Der tiefdenkende J. B. Richter machte sich diese höchst wichtige Aufgabe zum Gegenstand seiner Untersuchungen, noch ehe er den speculativen Theil der Theorie vom dualistischen Gesichtspunkte aus aufgefaßt hatte. Er löste sie möglichst in seiner Stöchyometrie, oder Meßkunst chem. Elemente, deren Anfangsgründe in 3 Theilen zu Bresl. und Hirschb. 1792, 1793, erschienen. Unter chem. Elem. verstand er die constitutiven Bestand-

theile einer Mischung, ohne damit ausdrücken zu wollen, daß sie wirklich einfach seien. Bald, nachdem Richter auf dieser Seite in die Sache eingedrungen war, ohne doch gehörig verstanden und eben so wenig nach Verdienst gewürdiget zu werden, trat ein anderer, eben so geistreicher Forscher auf, der aber den nämlichen Gegenstand aus einem andern Gesichtspunkte scharf auffaßte, nämlich der franz. Chemiker Claude Louis Berthollet, welcher aus seinen vielseitigen, höchst interessanten Untersuchungen neue Verwandtschaftsgesetze ableitend (s. dessen Recherches sur les lois de l'affinité, verteutscht von Fischer, Berl. 1802), von diesem Standpunkte aus eine Theorie der chem. Wirksamkeit aufstellte, die er chemische Statik nante. Eine teutsche Übersetzung des franz. Originals gab ebenfalls Fischer zu Berlin 1810 heraus. Berthollet's neue Verwandtschaftstheorie gewann, besonders in Teutschland, bald viele Anhänger. Der erste, der gegen sie auftrat, war Proust; mit welchen Einwürfen, s. in Gehlens n. allg. Journ. d. Ch. IV. S. 300 rc. und S. 383 rc.; ferner Ebendas. VI. S. 393 rc. u. 552 rc. Von einer andern Seite erhoben sich gegen dessen Lehre H. F. Link in Gehlens J. f. d. Ch. u. Ph. III. S. 232 rc., und Pfaff zu Kiel i. d. Annales de Chimie. T. 77. p. 259 etc. — Auch A. F. Gehlen († 1815) begleitete die verschiedenen Verhandlungen über die Berthollet'sche Theorie a. a. O. und in seinem Journ. f. d. Ch. u. Ph. I. S. 153 rc. und Ebendas. III. S. 248 rc. mit treffenden Bemerkungen. Indessen waren durch das Bisherige überhaupt die Verhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand der Chemie bei weitem noch nicht ganz geschlossen. Berthollet's Lehre, wie der ganze Gegenstand, erwarteten noch eine Kritik, in der sich genaue, nach allen Seiten beachtete Versuche mit dem Zurückgehen auf die letzten Gründe durchdringen, und für eine solche hat die jüngste Zeit, wie sich weiterhin ergeben wird, Vieles dargeboten, das sie erleichtern wird. So viel ist gewiß, daß, wenn Berthollets Theorie gleich bei ihrer ersten Entwickelung eine neue Epoche in der chemischen Philosophie zu bilden versprach, sie doch durch die folgenden Fortschritte der Wissenschaft viel von ihrer Wahrscheinlichkeit verlor. Sie ist in der That ganz verschieden von der Lehre der bestimten Verhältnisse, welche täglich neue Kraft durch neue und genau bestimte Thatsachen gewint. Dessen ungeachtet behauptet sie einen großen Einfluß, die Wirkungen chemischer Verwandtschaft zu modificiren, wenn sie mit Consequenz so durchgeführt wird, als ihr Gründer es in Darstellung der chem. Phänomene und des Einflusses äußerer Kräfte gethan hat. Allein diese Kräfte können bloß als secundär betrachtet werden, und nicht als bestimmende Combinationen oder Zersetzungen, noch als die Verhältnisse regelnd, welche die Körper eingehen, unabhängig von der höhern Kraft chemischer Verwandtschaft.

Übrigens ging die Chemie während dieses Zeitraums in ihrer Fortbildung einen raschen und sichern Gang. Die Entdeckungen dieser Periode verschafften tiefere Einsichten in die Thätigkeit der großen Natur und hatten ersprießlichen Einfluß auf Künste und Gewerbe. Das Studium der Chemie wurde dadurch so anziehend, daß die Zahl ihrer Verehrer sich ungemein vermehrte, und eben dadurch wieder ihre Fortschritte sich vergrößerten. Man befliß sich nun in den chem. Untersuchungen der Genauigkeit und Umsicht, zu welcher Lavoisier den Weg gezeigt und musterhaft gebahnt hatte. Der chemikalische Apparat wurde vielfältig bereichert oder vervollkommnet, oft vereinfacht, auch die übrigen Hilfsmittel wurden vervielfältigt, indem sich die Bekantschaft mit den Eigenschaften der verschiedenen Stoffe erweiterte, und man sie dadurch zur Erreichung bestimter Zwecke anwenden lernte.

Die chemische Analyse rückte rasch vor, und zahlreiche Entdeckungen in allen Theilen der Chemie, die immer tiefere Blicke in das mächtig wirkende Stillleben der Natur thun ließen, waren die Folgen davon. Es ist hier nicht der Ort, alle diese Gegenstände im Einzelen aufzuführen. Nur die hervorstechendsten mögen eine Stelle finden.

Lavoisier verbesserte die Salpeter- und Schießpulverbereitung, und förderte die Agriculturchemie durch seine zahlreichen Versuche im Großen und im Kleinen.

Ein bleibendes Verdienst um die chemische Analyse unorganischer Naturkörper erwarb sich unser Klaproth († 1817). Ihm verdanken wir zugleich die Entdeckung mancher Erden und Metalle. Daß überhaupt durch die von ihm, von Stromeyer und Andern genauer veranstaltete Untersuchung vieler Mineralien die Mineralogie in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung immer mehr vorschritt, daß die Analyse der Mineralwasser, bereits durch Bergman musterhaft ausgeführt, besonders von Westrumb, Kirwan u. A. sehr vervollkommnet ward, daß sich unsere Kentniß von der Beschaffenheit des Dunstkreises um Vieles erweiterte, daß das höchst merkwürdige Phänomen des Steinregens außer allem Zweifel gesetzt, und die besondere Natur der niedergefallenen Steine (Aerolithen, Meteorsteine, Meteor-Eisenmassen) zuerst durch Luke Howard erforscht und durch unsern Chladni weiter entwickelt wurde, kann hier nur im Allgemeinen erwähnt werden.

Gleich bedeutende Fortschritte machte neben der Kentniß unorganischer Naturkörper und der Naturthätigkeit im Großen auch die Untersuchung organischer Naturkörper. Wir erlangten sogar mehr Aufklärung über einzele Verrichtungen des Lebensprozesses bei Pflanzen und Thieren, über deren Athmen und Ausdünstung. Die von Scheele gemachten Entdeckungen über das Athmen und den Einfluß der Luft auf dasselbe wurden durch Lavoisier mit seinen genauen Werkzeugen vollständiger entwickelt, und der Respirationsprozeß blieb seitdem ein Gegenstand fortgesetzter Untersuchungen mehrer Naturforscher. Außer dem Blute zergliederte man fast alle thierischen, zum Theil bis dahin noch nicht scharf geprüften Secretionen desselben. Vorzüglich erwarben sich Fourcroy und Vauquelin rc. durch zahlreiche Untersuchungen thierischer Stoffe großes Verdienst um die Zoochemie. Später zeichnete sich in dieser Hinsicht noch mehr Berzelius aus, welcher die ganze Zoochemie bearbeitete, und mit größerer Genauigkeit, mit mehr physiologischen Reflexionen eine große Anzahl von zoochemischen Untersuchungen machte, wodurch die Wissenschaft in diesem Felde sehr viele Berichtigungen und neue Entdeckungen gewann (vgl. Zoochemie).

R.

Auch hatte man in diesem Zeitraume die Phytochemie mehr zu kultiviren angefangen. Das Verfahren, die verschiedenen Materialien des Gewächsreichs mit den mannichfaltigsten Reagentien in Wechselwirkung zu bringen, ward die Quelle der wichtigsten Entdeckungen in der Pflanzenchemie. Die Lehre vom Wachsthum und von der Ernährung der Pflanzen, des Bindeglieds zwischen Erde und Atmosphäre, mußte ebenfalls in einem Zeitraume schneller vorwärts schreiten, in welchem die Kentniß von der Natur des Luftkreises, des Wassers, des Ackerbodens, der festen Pflanzenbestandtheile selbst rc. so weit vorrückte. Die Pflanzenproduktionen wurden sorgfältiger von einander unterschieden, mehre neue entdeckt, so wie besondere Abänderungen bereits bekanter Gewächse, und überhaupt wichtige Erfahrungen gemacht über ihre Erzeugung und Umbildung aus und in einander. — Indeß hat uns eine durchgeführte organische Bearbeitung des Ganzen nach seinen verschiedenen Seiten diese Periode nicht gegeben (vergl. Phytochemie).

Schon bei solchen Riesenschritten der Chemie überhaupt konte es nicht ausbleiben, daß daraus für das Leben, für Künste und Gewerbe große Vortheile erwuchsen. — Die reichere Fülle von Thatsachen und Arbeiten, welche die in dieser Zeit neu belebte Thätigkeit der Naturforscher darbot, vermehrte die Zahl der zu ihrer Niederlegung und schnellern Verbreitung bestimten periodischen Werke.

In dem letzten Abschnitte dieser Zeitepoche ließen sich Zeichen einer neu begonnenen Richtung in der Entwickelung unserer Wissenschaft wahrnehmen. Wie sie nämlich früher von den sichtbaren Körpern auf die unsichtbaren Stoffe überging, und mit der feinern Untersuchung der Luft und der übrigen Gasarten die antiphlogistische Theorie herbei führte, so wendete man nun seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Imponderabilien, und zog die Elektricität in ihr Gebiet. Durch tiefere Forschungen über Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus und ihre gegenseitigen Beziehungen verschaffte man sich größere Aufschlüsse und allgemeinere Einsichten in dem innern Zusammenhang aller Naturerscheinungen und Naturwirkungen, und, was bisher abgerissen und einzel erschienen war, trat nun in innigere Verbindung. Die Chemie schien die ganze Naturkunde in sich aufnehmen, wieder Wissenschaft vom allgemeinen Leben in der Natur werden, und die Theorie dieser mit der Untersuchung der innern Beschaffenheit der Dinge Eins werden zu wollen.

Es entstand dadurch eine Zwischenperiode, von welcher Alex. Volta den Mittelpunkt bildet, die mit dem Ende der antiphlogistischen Periode gleichmäßig fortläuft, und in der wir gegenwärtig noch leben. Manches von dem vorher Angeführten gehört der Zeit nach eigentlich dieser letzten Epoche an, stellt sich aber in Geist und Charakter zu dem Frühern. Die Eigenthümlichkeit jeglichen Zeitraums zeigt sich ungetrübt nur, wenn der Culminationspunkt eingetreten ist; wir befinden uns aber gegenwärtig noch in dem Streben zur Metamorphose. Dieses Streben spricht sich in vielen Erscheinungen aus, welche die jüngste Periode unserer Wissenschaft herbeiführte, in der sie als dualistische Chemie auftritt.

4) Dualistische oder elektro-chemische Periode. Wollte man in der Geschichte genau nachforschen, so fände man gewiß den Keim einer jeden Begebenheit immer schon in einer frühern Zeitepoche. So verhält es sich auch mit der Chemie. Stahl's phlogist. Theorie liegt ganz bestimt schon gegründet in den Arbeiten früherer Naturforscher, eines Boyle, Becher rc. Auch der Untergang dieses Systems findet sich (selbst wenn man Mayow u. A. ganz übergehen wollte) in den Entdeckungen Blak's, Scheele's, Priestley's u. A. fest gegründet. So waren ebenfalls für die antiphlogistische Theorie die Keime ihrer Umgestaltung schon lange vor ihrer Ausbildung da. Lichtenberg sprach wol das richtigste Urtheil über sie aus, wenn er sagte: „Die franz. Chemie ist ein Meisterstück als isolirte Samlung von Kentnissen, nicht aber als Theil der gesamten Naturlehre im Allgemeinen. Der Naturforscher, der die isolirten Beschäftigungen einzelner Klassen vergleicht und zusammen nimt, möchte doch bei Vereinigung des neuen Systems mit den Erfahrungen, die über andere Klassen von Gegenständen vorhanden sind, noch mancherlei Schwierigkeiten finden. So bringt z. B. die Natur unläugbar Elektricität im Großen hervor, aber es ist doch höchst wahrscheinlich, daß sie in die Zusammensetzung der Stoffe komme und chem. Verbindung eingehe. Vielleicht gehört ihr Manches, was man dem Feuer, Phlogiston oder Lichte zuschreibt. Es sollen also die chem. Verhältnisse dieser Materie näher untersucht werden, da man sich mit der bloßen Versicherung, daß dieselbe bei chem. Operationen so ganz leer ausgehe, unmöglich befriedigen kann."

Du Fay hatte nämlich 1732 den ersten elektrischen Funken, und 1733 die entgegengesetzte Elektricität entdeckt. Allein erst mittels der 1745 von Kleist zu Camin erfundenen kleist'schen, oder nach Kunäus und Musschenbroek in Leiden so genanten Leidener Flasche war man im Stande, sich genauere Kentniß von der Natur der Elektricität zu verschaffen, und vorzüglich mit ihr wurden viele der spätern für die Chemie wichtig gewordenen Versuche angestellt. Durch den elektrischen Gegensatz veranlaßt, kamen die Naturforscher zuerst auf die Annahme, daß die Körper nach ihrer Verschiedenheit entweder mit Glas- oder Harzelektricität begabt seien. Aber Benj. Franklin († 1790) stellte bekantlich eine dieser Meinung entgegengesetzte Theorie auf, die zwar die meisten elektr. Erscheinungen ziemlich genügend erklärte, jedoch manche Schwierigkeiten mit sich führte. Dieß bewog den engl. Naturforscher Robert Symmer, durch Annahme zweier heterogener Bestandtheile der elektr. Materie (positiver und negativer Elektr.), eine dualistische Theorie aufzustellen, die in der Hauptsache bis auf den heutigen Tag beibehalten worden ist. Lange Zeit aber blieb die Elektricitätslehre unbegreiflicher Weise von der Chemie getrent, bis Wallerius im Jahre 1760 die ersten Beobachtungen über die chemische Wirkung des Blitzes machte, den schon Franklin 1747 für einen elektr. Funken erklärt, und auf diese Voraussetzung seine gleichzeitig mit C. Heinr. Winkler zu Leipzig gemachte Erfindung des Blitzableiters gegründet hatte. Im Jahre 1774 stellte Co-

mus durch den elektr. Funken Metalle aus ihren Oxyden wieder her, und oxydirte eben durch diese Funken mehre Metalle; ähnliche Versuche machten um dieselbe Zeit Beccaria, de Milly, Cadet und Brisson. Charles versuchte die Oxydirung durch den elektrischen Funken in verschiedenen Gasarten, Forster vermuthete, daß sich bei der Verbrennung die beiden Elektricitäten vereinigen, und nahm an, daß + Elektr. = Feuer, und — Elektr. = Phlogiston sei. Volta suchte darzuthun, daß die Körper, wenn sie in Gasform übergehen, Elektricität aufnehmen und binden. Cavendish, Priestley und v. Maram bedienten sich häufig der Elektrisirmaschine zur chem. Zersetzung der Körper. Letzterer erzeugte das Wasserstoffgas durch Anwendung der Elektric. aus Wasser, Weingeist, Kampher und Ammon., zu einer Zeit schon, als man es kaum noch auf gewöhnlichem Wege kennen gelernt hatte. Es war um das J. 1790, als der bekante Amsterdamer Versuch durch Deiman und van Troostwyk angestellt, und sowol die Erzeugung des Sauerstoff- und Wasserstoffgas aus Wasser, als die Wiederherstellung des Wassers aus diesen beiden Gasarten auch durch den elektr. Schlag bewirkt wurde. Ungeachtet dieser auffallenden Erscheinungen versäumten doch die meisten Chemiker das Studium der Elektricitätslehre.

Endlich gab im J. 1791 ein Frosch die Veranlassung, daß man die Elektric. von einer andern Seite kennen lernte. Aloys. Galvani zu Bologna entdeckte nämlich an diesem Thiere die Metallelektricität (den nach ihm genanten Galvanismus). Aber ungleich mehr, als Galvani selbst, leistete darin Alex. Volta. Dieser erfand den merkwürdigen säulenförmigen Apparat, die Volta'sche Säule, und zeigte, daß Leiter, ausgehend von den Polen dieser Säule, auf reines Wasser wirkend, dasselbe in Sauer- und Wasserstoff zerlegen. Zwischen den Jahren 1792 u. 97 stellte Volta eine Reihe schöner Versuche an, deren Resultat war: die galvan. und elektr. Erscheinungen seien Wirkungen von einer und der nämlichen Ursache; verschiedene Metalle können schon für sich (ohne thier. Körper) durch bloße Berührung Elektricität erregen; diese Elektr. durch Metallberührung komme von einer ungleichen Vertheilung der elektr. Materie her, welche sich ins Gleichgewicht zu setzen suche, und dadurch reizend auf die Nerven wirke; der thier. Organismus sei hier bloß nur als ein höchst feines Elektroskop zu betrachten. Die Leiter seien in 2 Klassen einzutheilen, nämlich in Leiter erster Klasse, worunter alle Metalle, und diesen analoge Körper (Graphit, Kohle 2c.), und in Leiter zweiter Klasse, wohin alle Feuchtigkeiten gehören. Zwei Körper der 2ten Klasse in Berührung mit einem der ersten, oder umgekehrt, seien geschickt, elektr. Erscheinungen hervorzubringen. Ein solches aus Leitern beider Klassen bestehendes, in sich geschlossenes Ganzes hieß ihm eine galvanische Kette. Wenn also eine solche Kette z. B. aus Silber, Zink und Wasser bestand, so nahm Volta an: die elektrische Materie ströme aus dem Silber in das Zink, dieses theile seinen Überschuß dem Wasser mit, und von da aus werde die Elektricität wieder in das Silber übergeführt 2c. Indeß aus neuern Entdeckungen geht hervor, daß die galvan. Elektric. auch durch homogene Leiter von verschiedenem Flächeninhalte erregt werden kann.

In einer Zeit, wo man für das Studium der Natur ohnehin sehr empfänglich war, mußten diese merkwürdigen Entdeckungen den Eifer der Naturforscher aufs Äußerste beleben. So fand unter Andern Alex. von Humboldt, wie Mehre, mit dem Galvanismus nur in physiologischer Hinsicht beschäftiget, daß ein Stück Silber schon durch bloße Berührung mit Zink nachher gegen ein anderes Stück Silber heterogen werde, welches allerdings als eine Bestätigung von Volta's Theorie der elektr. Vertheilung gelten konte. J. Wilh. Ritter aus Schlesien († 1810) bemühte sich, zu beweisen, daß ein beständiger Galvanismus den thier. Lebensprozeß begleite; er bemerkte den Einfluß des Galvanismus auf Krystallisation, zeigte, daß jede Metallreduction aus einer Auflösung durch ein anderes Metall ein galvan. Prozeß sei, nach Volta's Gesetz der Dreifachheit; entdeckte außer den bekanten noch mehre andere Erreger des Galvanismus aus der Klasse der flüssigen Leiter, hielt es für wahrscheinlich, daß der Galvanismus nichts Anderes sei, als ein abweichender Oxydationsprozeß, indem alle festen Leiter oxydirbar, und alle flüssigen oxydirt seien, und sprach schon im J. 1798 folgende höchst wichtige Bemerkung aus: „Da im totalen dynamischen Prozeß, dem so genanten chemischen, auch der partielle, der elektrische enthalten ist, wie im Ganzen der Theil, so darf die Ankündigung nicht befremden, daß das System der Elektricität zugleich das System der Chemie, und so umgekehrt, dieses jenes werden wird."

Um den Beweis, daß durch bloße Berührung zwischen Leitern Elektricitäts-Erregung Statt finde, aufs höchste zu steigern, verband Volta im J. 1800 mehre einfache Ketten aus zwei Leitern erster, und einem Leiter zweiter Klasse zu einer Kette, und damit war seine bekante Säule construirt. Statt Wassers, als feuchten Zwischenleiters, bediente man sich mit weit vorzüglicherem Erfolge verschiedener verdünter Säuren, Kalien- u. Salzlaugen, weil diese bessere Leiter sind, als Erstes. Durch Erwärmung ließ sich die Wirkung der Säule erhöhen, durch Ausschließung von der Luft vermindern. — Carlisle, Nicholson, Cruikshank, Davy, Henry, Wollaston, Brugnatelli, Berzelius, Hisinger, Ritter, Pfaff, Jäger, Simon, Ermann, von Arnim, Schweigger und viele Andere stellten nun mit diesem Apparate in mancherlei abgeänderten Formen unzählige elektro-chemische Versuche über Mineralien, und andere unorgan. Körper, über verschiedene künstl. Verbindungen, über thier. und vegetabil. Substanzen, über mancherlei galvanische Combinationen 2c. an. — Ein Versuch H. Davy's, zwei durch einen heterogenen Zwischenleiter zweiter Klasse getrente Wassermengen zu elektrisiren, schien besonders geeignet zu seyn, Zweifel gegen die Zusammengesetztheit des Wassers zu erregen. Auch Ritter wurde durch seine galvanischen Versuche auf die Vermuthung geleitet, das Wasser sei chemisch einfach; Sauerstoff sei positiv elektr. Wasser, und Wasserstoff negativ elektr. Wasser, oder mit andern Worten, das Wasser werde durch die Elektricität nur

verwandelt, nämlich am positiven, oder plus (+) Elektricitätspole in Wasser mit Oxygène, und am negativen, oder minus (—) Elektric. oder Zinkpole in Wasser mit Hydrogine begabt, und auf diese Art sei das reine Wasser die größte Indifferenz dieser beiden entgegengesetzten, mit Elektricität begabten Wasserbasen. Ritter kehrte mithin zu der alten Lehre des Thales von der Einfachheit des Wassers zurück. Seine zahlreichen Entdeckungen und ganz originellen Ansichten finden sich in s. Elektr. System der Körper. Lpz. 1806.

Davy dehnte seine Versuche auf viele andere Substanzen aus unter mannichfaltigen Abänderungen. — Wie aber eigentlich die chem. Wirkung der Elektric. geschehen könne, darüber wurden von Volta, Cruikshank, Davy u. A. zum Theil sehr scharfsinnige Hypothesen aufgestellt, die in deren Schriften nachzulesen sind. Die chemischen Erscheinungen an den Polen der Volta-Säule ließen sich für nichts Anderes, als für die Wirkung einer in dem Innern der Säule regen Thätigkeit ansehen. Daß diese Thätigkeit mit der gewöhnlichen elektrischen identisch sei, darüber hatte Volta bereits entschieden; wie aber diese elektr. Thätigkeit durch bloße Berührung zwischen heterogenen Körpern möglich sei, darüber konten sich die Naturforscher nicht vereinigen. Volta's zwar eben so einfache, als scharfsinnige Theorie genügte Vielen nicht, weil sich Erscheinungen darboten, die einen andern Grund vermuthen ließen. Fabbroni, Ritter, Hildebrandt (auch Anfangs Davy und Berzelius u. A.) schlossen also aus diesen Erscheinungen, daß chemische Thätigkeit die Ursache von der elektr. Wirksamkeit der Säule sei. Wie eigentlich der chem. Prozeß im Stande sei, Elektricität hervorzurufen, war leicht zu erklären durch die Annahme, daß die Körper in verschiedenen Graden mit elektr. Materien begabt seien, welche bei chemischen Veränderungen, besonders bei Vereinigung heterogener Körper, in Bewegung gesetzt werde.

Indeß zeigte es sich doch bald bei sorgfältiger Wiederholung der Volta'schen Versuche, daß allerdings auch ohne feuchte Zwischenleiter, durch bloße Berührung heterogener Metalle, Elektric. frei werde, ohne bemerkbaren chem. Prozeß, wodurch sich also mehre Naturforscher, z. B. Davy und Berzelius bewegen ließen, die Meinung, als wenn ohne chem. Prozeß kein galvanischer möglich wäre, wieder zu ändern, wie wir in deren Schriften lesen. Andere, z. B. Jäger, glaubten, daß in der Volta-Säule Elektricität und Chemismus neben einander wirken, und in ihrer Entstehung als unabhängig von einander zu betrachten seien. Schweigger fragte an, ob nicht aller elektr. und chem. Gegensatz zuletzt auf Krystall-Polarität sich zurückführen lasse rc.?

Aus den fortgesetzten Untersuchungen Ritters, später Dessaignes rc., ergaben sich jedoch manche Resultate, welche als Stützen angesehen werden konten für die ursprüngliche Theorie Volta's. Noch mehr sprachen dafür die so genanten trocknen elektr. Säulen de Luc's, und die Zambonische aus Pappscheiben (von 1812). Diese Letztere gibt alle Zeichen von Elektricität, und bleibt Jahre lang gleichförmig thätig, scheint also in ihrem Innern keine chem. Zersetzungen zu erleiden. Lange glaubte man, daß sie auch an ihren Polen nicht chemisch wirken könne; allein Jäger will doch chem. Erscheinungen bewirkt haben, was äußerst merkwürdig und besonders geeignet wäre, über das Wesen der Elektricität und des chem. Prozesses nähere Aufschlüsse zu geben. Wahrscheinlich wird die zambon. Säule in ihrer chem. Wirksamkeit nicht so unerschöpflich bleiben, wie in ihrem elektr. Kreislaufe, da nach Parrot's Beobachtungen ihre Wirkung im Austrocknungsapparate ganz schwach, ja unmerklich wird, aber in einer feuchten Atmosphäre, wie die aller Volta'schen Säulen, durch die Feuchtheit und durch die ohne Zweifel damit verbundene chem. Einwirkung sehr zunimt. Zamboni's Verbesserungen an seiner Säule und dessen neue Säule aus zwei Elementen, s. in Gilbert's Ann. rc. 1818. 10 Stck. S. 151 rc. Obige Erscheinung ließe sich dann kaum mit einer andern Theorie befriedigender erklären, als mit der Volta'schen, obgleich es auch andere Phänomene gibt, die damit im Widerspruche zu stehen scheinen.

Bis daher war man (einige Ausnahmen abgerechnet) durchaus bemüht, die Natur aus den Wechselwirkungen der materiellen Dinge zu erklären. Von den 4 Elementen des Aristoteles kam die Chemie in unsern Tagen bis auf fast ein halbes Hundert für uns bis jetzt unzerlegbarer Stoffe, die man noch für Elemente anzusehen genöthigt war, und es stand zu erwarten, daß diese Zahl durch künftige Entdeckungen eher noch vermehrt als vermindert werden würde. Zwar wußte man aus der Wechselwirkung dieser Grundstoffe die Erscheinungen immer noch sehr befriedigend zu erklären; indeß hielten es viele Vertraute der Natur gar nicht für wahrscheinlich, daß diese Natur, die sich doch überall der einfachsten Mittel bediene, in ihrer Grundgestalt so complicirt seyn sollte. Auch hatte Volta's Säule Phänomene gezeigt, die durch Wechselwirkung der bekanten Elemente nicht mehr ganz erklärbar waren, und es drangen sich Fragen auf, die der Forschungsgeist beantwortet zu wissen wünschte. — Was ist Licht, was Wärme, was Elektricität, was Magnetismus, was chemischer Prozeß? in welchen Beziehungen stehen sie zu einander? Worin besteht der Unterschied zwischen Chemismus und organ. Lebensprozeß? rc. Diese und hundert andere Fragen ließen sich mit Lavoisier's Theorie entweder gar nicht oder nur unvollkommen lösen, wenn man sich anders nicht mit bloßen Eigenschaften begnügen wollte; sie mußten selbst den scharfsinnigsten Antiphlogistiker mit seiner Sauerstofftheorie entzweien.

Im Jahre 1800 trat Joseph Jacob Winterl († 1809), dem es bald einleuchtete, daß man bei Erklärung der Natur mit den bloß materiellen Stoffen nicht auskomme, sondern daß man nicht nur in der organischen, sondern auch in der unorganischen Welt die Wirksamkeit geistiger Prinzipe annehmen müsse, mit den Früchten seiner vieljährigen Forschungen hervor in s. Proluss. ad Chemiam saeculi decimi noni, Budae 1800, und vermehrte sie noch im Jahre 1803 mit einigen Nachträgen, unter dem Titel: Accessiones novae ad Prolusionem suam primam et secundam. Er nimt nämlich alle Atome für gleichartig; daß sie aber verschiedene Körper darstellen, hängt nach ihm von zwei begeistenden Prinzipen, dem Säure- und dem

Basenprinzip, und von dem Verhältnisse ab, in dem sie bei ihrer Vereinigung oder — Entgeistung — existiren. Daß aber die Körper bei ihrer Zerlegung oder — Begeistung ihrer Prinzipe gerade wieder dieselben Grundstoffe darstellen, aus denen sie zusammengesetzt sind, das bewirkt, nach seiner Erklärung, eine unsichtbare Kraft, die er das Band nent.

Hätte Winterl mit seinem philosophischen Speculationsgeiste auch Genauigkeit im praktischen Forschen verbunden: so würde er schwerlich den Beifall der Naturforscher verfehlt haben. Er wollte aber seine Theorie auch mit neuen Thatsachen ausstatten, die sich andern, anerkant genauen Experimentatoren nicht bestätigten. So wollte er unter andern in der Pottasche eine eigene Säure gefunden haben, welche die Grundlage des Stickstoffes, Kohlenstoffes, der Salzsäure, der Erde und der meisten organ. Substanzen seyn sollte, und nante diese Säure Andronia. Allein mehre treffliche Chemiker erkanten sie für nichts Anderes, als für eine unreine Kieselerde! Dessen ungeachtet hielten vorzüglich Westrumb, Ritter, Gehlen, Örstedt u. Schuster die Winterlsche Theorie ihrer Aufmerksamkeit würdig. Letzterer brachte sie als ein geordnetes System der dualistischen Chemie rc. Berl. 1817, ins größere Publikum.

Nach dieser Episode lenken wir wieder ein.

Unter der Menge chemischer Entdeckungen, welche mit Volta's Säule gemacht worden sind, behaupten wol unstreitig die von H. Davy entdeckte Verwandlung der Kalien und später auch der Erden in Metalloide den ersten Rang.

Davy's Versuche wurden bald von vielen andern Chemikern wiederholt, bestätigt und erweitert. Ritter, so wie Anfangs Gay-Lussac und Thenard, sahen zwar die neuen Metalle nicht für Reducte, sondern für Hydrogèneverbindungen (Hydroide) an, und Rittern berechtigte vorzugsweise zu dieser Annahme die schon 1804 von ihm gemachte Entdeckung von Metallhydroiden. Indeß erklärten sich später Gay-Lussac und Thenard für Davy's Ansicht aus triftigen Gründen, ja sie lehrten zuerst das Kalium und Natronium auch auf gewöhnlichem chem. Wege darstellen. Ähnliche Versuche stellten Buchholz, Trommsdorff, Lampadius u. A. an. Curandau zeigte sogar, daß man auch ohne Eisenzusatz, schon durch bloße Kohle das Kali reduciren könne. Berzelius wies endlich einen Weg an, die metallische Natur auch der Erden zu erforschen.

Davy's Entdeckung hatte eine lange Reihe von andern Entdeckungen in ihrem Gefolge. So stellten unter andern Gay-Lussac und Thenard die Grundlage der Boraxsäure dar; mit der Flußsäure hingegen konten sie zu keinem bestimten Resultate gelangen. Nach Davy gehört sie in die Ordnung der Salzsäure und Hydrothionsäure, und besteht aus einer eigenthümlichen Basis (Fluorin), die sich an das Oxygène und Chlorin reihet, und aus Wasserstoff.

Diese Entdeckungen verbreiteten vieles Licht über das ganze System der Chemie, und es schien jetzt beinahe, als wollten sich alle Stoffe auf Metall reduciren lassen, wiewol es noch immer einige Ausnahmen gab, an denen man jedoch schon Erscheinungen beobachtet hatte, welche auf ihre Zusammengesetztheit hindeuteten.

So ließen z. B. mehre Versuche Davy's vermuthen, daß der Schwefel und Phosphor nicht einfach seien, sondern wenigstens Wasserstoff enthalten müßten. — Am allerräthselhaftesten aber zeigten sich die Salzsäure und der Stickstoff. Das Ammoniummetall war auf keine Weise vom Quecksilber zu befreien, ohne nicht selbst zerstört zu werden, und doch war es nach der Analogie höchst wahrscheinlich, daß im Ammonium-Amalgam das Quecksilber an ein wahres Metall gebunden sei. Da es aber erwiesen ist, daß das Ammonium aus Stick- und Wasserstoff besteht, so hebt Davy vorzüglich die Möglichkeit hervor: daß das Hydrogène das Prinzip aller Verbrennlichkeit und Ursache der Metallisirung sei, daß mithin alle Metalle als Wasserstoff-Verbindungen (Hydroide) und die Metalloxyde, Erden, Kalien und Säuren als Wasserverbindungen (Hydrate) betrachtet werden könten, daß die Adhärenz des Wasserstoffs (Phlogistons) im Platin am stärksten und im Ammonium am schwächsten sei. — Ferner nahm Davy, auf die Scheele'sche Ansicht zurückgehend, nach seinen eigenen und Gay-Lussac's und Thenard's Untersuchungen an: das so genante oxydirt-salzsaure Gas enthalte kein Oxygène, sondern sei ein einfacher Stoff; die gemeine Salzsäure sei eine Verbindung von diesem einfachen Stoffe mit Hydrogène. Da ersterer in Gasgestalt grünlich gelb aussieht: so nante er ihn Chlorin; Schweigger schlug dafür den Namen Halogène vor (salzbildender, kürzer: Salzstoff). Eine Verbindung desselben mit Oxygène nante Davy Euchlorin? Auch scheinen viele Erscheinungen wirklich zu bestätigen, daß sich das Chlorin zunächst an das Oxygène anreihe, denn man weiß ja, daß Metalle rc. im Chloringas ebenfalls lebhaft verbrennen, wie im Oxygènegas, und daß die Producte dieser Verbrennungen in vieler Hinsicht vergleichbar sind mit den Oxyden.

Auffallend ist es, daß nur wenige Chemiker: Berzelius, Dalton, Hildebrandt rc. sich gegen diese Hypothese auflehnten, ohne jedoch bis jetzt im Stande gewesen zu seyn, einen apodiktischen Beweis dafür oder dagegen aufzufinden.

Davy's Theorie bekam bald eine kräftige Stütze durch die Entdeckung des Jodins, eines neuen Stoffes, der dem Chlorin in vielen Stücken ähnlich ist, da er nach Gay-Lussac's, Vauquelin's u. a. Chemiker Untersuchungen die elektro-chemischen Eigenschaften des Oxygène und des Chlorins im hohen Grade besitzt, also in der Reihe der einfachen Stoffe seine Stelle zwischen dem Chlorin und dem Schwefel behauptet. Man fand, daß das Jodin sich mit den Metallen, mit dem Schwefel, Phosphor rc. verbinde, daß es mit dem Ammonium eben so, wie das Chlorin eine verpuffende Verbindung bilde, daß es sich im Alcohol und im Äther auflöse, daß es mit dem Wasserstoff sich eine und eine Art Säure bilde, welche mit der Salz- und Hydrothionsäure Ähnlichkeit hat, daß es auch mit dem Oxygène zu einer besondern Säure sich vereinige, die ebenfalls eigenthümlicher Verbindungen fähig sei, und mit Davy's Euchlorin verglichen werden könne rc.

Die neue Jodin=Wasserstoffsäure schloß sich nun an die übrigen Wasserstoffsäuren an. Denn seit Kurzem sah sich ja das Säuerungsprinzip (Oxygène), welches man als ausschließlichen Erzeuger der Säuren aufgestellt hatte, dieses seines Vorzugs durch andere säurende Prinzipe beraubt, welche, außer dieser allgemeinen Wirkung, keinen andern Bezug auf dasselbe haben, wie z. B. der Wasserstoff, welcher mit gewissen Basen vereinigt, das hervorbringt, was man jetzt Wasserstoffsäure nent.

Erst mit dem Heranreifen solcher Erfahrungen wurde die Möglichkeit eines streng wissenschaftlichen Systems der Chemie gegeben, für welches einzig nur die chemische Beschaffenheit der Dinge als ordnendes Prinzip gelten kann. Erst durch Volta's Entdeckung der Säule erhielten wir das Mittel, mit dem elektrischen auch den chemischen Gegensatz richtig aufzufassen. Das eigentlich Charakteristische dieser Periode liegt also darin, daß man Alles auf Gegensatz — auf Polarität — zurück zu führen sucht. Man kann füglich die gegenwärtige Periode der Chemie die dualistische oder elektro=chemische nennen, nicht bloß weil man jetzt gewohnt ist, Alles, was nur immer auf Qualitätsveränderung sich bezieht, Licht, Wärme, Magnetismus, Elektricität, Krystallisation, Chemismus 2c., auf Dualismus und Polarität zu reduciren, sondern weil man auch angefangen hat, jeden chemischen Prozeß aus einem elektrischen Gesichtspunkte zu betrachten.

Avogadro ist wol der erste, welcher versucht hat, die Reihe der unzerlegten Stoffe, die man chemische Grundreihe nennen könte, aus dem elektrochemischen Gesichtspunkte zu ordnen. — v. Grotthuß machte seine Theorie der galvan. Wasserzersetzung 1805 in d. Ann. d. Chem. T. 58. S. 5, 4, und seine elektrochem. Ansichten überhaupt. Ebendas. 1807. T. 63. S. 24, 34 2c. bekant, die indeß, nach seinem Vorgeben, Andere sogar zur Grundlage ganzer Systeme benutzt haben, ohne ihn zu nennen, wie Berzelius in seinen Elementen der Chemie.

Dieser versuchte nämlich die Körper ebenfalls nach dem elektrochemischen Systeme aufzustellen, nur daß er das Kalimetall an die Spitze des Brennpoles setzte, welche Oberstelle aber wol dem Hydrogène mehr gebühren dürfte, an das sich dann erst die Kali= und Erdemetalle anschließen. Gegen die Seite des Zündpols hat er das Chlorin, das Jodin, die Grundlage der Flußsäure, den Schwefel, den Phosphor, die Grundlage der Boraxsäure, die Kohle 2c. dem Oxygène untergeordnet. — Die schwersten, unauflöslichsten und glanzvollsten Metalle, Silber, Gold, Platina, scheinen in dieser Grundreihe den Indifferenzpunkt zu setzen. Die aus den einfachen Stoffen zusammen gesetzten Verbindungen bilden ihren Bestandtheilen gemäß ähnliche Reihen, nur daß nach dem Maße der Zusammengesetztheit die Stärke des chem. Gegensatzes immer schwächer wird. In einer Verbindung von Schwefelsäure mit Eisenoxyd muß indeß die Schwefelsäure als zündend, und das Eisenoxyd als brennbar für diese Säure betrachtet werden.

Man hat also endlich die Nothwendigkeit eines Dualismus bei jedem Verbrennungsprozesse einsehen gelernt. Gleich wie die phlogistische Chemie in diesem nichts als Dephlogistisirung, und die antiphlogistische nichts als Oxydation fand, also erkent die Elektrochemie ihrer Seits nur die Vereinigung des Brennbaren (Phlogiston) mit dem Zündenden (Antiphlogiston) als den einzig wahren Ausdruck eines jeglichen Verbrennungsprozesses an, für welchen jede chemische Verwandtschafts=Äußerung zu halten ist. So verschieden modificirt auch die neuern chem. Theorien von Davy, Berzelius, Örsted, van Mons 2c. unter sich sind: so treffen sie doch in dem Punkte zusammen, daß in jeglichem chem. Prozesse dem Elektropositiven ein Elektronegatives (dem Brennbaren ein Zündendes) entgegen gesetzt sei. Selbst van Mons, im Übrigen am allerweitesten von den gewöhnlichen Ansichten abweichend, setzt dem Zündenden (Oxygène) ein Brennbares (Hydrogène) entgegen, und nimt an: jede chemische Vereinigung sei bloß Tendenz zur Wasserbildung, das Wasser sei nur durch das Sonnenlicht in der Vegetation oder durch Elektricität zersetzbar, und indem die elektr. Materie (im Sinne Franklin's) das Oxygène mit Wärmestoff verbindet, werde das Hydrogène frei.

Das Ausführliche von Davy's Theorie findet man in dessen Elementen des chemischen Theils der Naturwissenschaften, a. d. E. von Fr. Wolff 2c. Die Theorie des Berzelius ist in Schweigger's Journ. f. d. Ch. u. Ph. VI. VII. und in Gilbert's Annal. d. Ph. XII. 2c. enthalten. — Berzelius gibt zwar zu, daß der Sauerstoff nicht das Säuerungsprinzip nach Lavoisier's Ansicht seyn könne, weil es auch Säure ohne Oxygène gebe, so wie die Kalien durchaus Sauerstoff enthielten, und daß die elektrischen Prinzipe auch als die Prinzipe von Acidität und Alkalität angesehen werden müßten. Allein er wähnt doch immer noch, daß das Oxygène der einzige zündende Stoff sei.

Örsted stellt den Davy'schen ähnliche Grundsätze auf in seiner Ansicht des chemischen Naturgesetzes durch die neuern Entdeckungen gewonnen. Berl. 1812. und nimt ebenfalls zwei entgegengesetzte Kräfte an, welche mit den elektrischen als identisch zu betrachten seien, indem er der Zündkraft des Oxygène eine Brennkraft entgegenstellt, durch welche die chemischen Affinitäten möglich werden.

Derselbe hat jüngst die früher schon von Arbuthnot (1733), Beccaria und später von Ritter in s. elektr. System der Körper 1805. 8. angedeutete Verbindung der Elektricität und des Magnetismus (die magnetischen Wirkungen der Elektricität) mithin die schon vorbereitete Entdeckung des Elektro=Magnetismus durch mehre treffliche Versuche bestätigt (s. Schweigger's n. Journ. d. Ch. u. Ph. 1821. II. 1.; vergl. Darstell. der neuen Entdeck. üb. d. Elektr. u. d. Magnetism. 2c. durch Ampère und Bobinet, a. d. Fr. Lpz. 1822. 8.). Neue Thatsachen zur Erhellung dieses dunkeln Feldes der Physik haben außerdem Gilbert, C. H. Pfaff, Erman, Faraday, Ampère, Wollaston, die Genfer Physiker, Poggendorff, Seebeck, Pohl, Davy, Schweigger, Raschig, Arago, Delarive, Yelin, Althauß, Barlow, Schmidt, Prechtl, Berzelius, Steffens, Munke 2c. geliefert (s. Kastner's Archiv f. d. gesamte Naturlehre. 1824. II. 2. S. 189 2c., 244 2c.; vergl. Manuel d'électric. dynam. etc. par *J. F. Demonferrand*. à Par. 1823, teutsch bearbeitet von Fechner. m. K.

Lpz. 1824. 8. — C. H. Pfaff's hist. krit. Darstell. des Elektromagnetismus. Hamb. 1824. 8. — Schweigger in Dessen Jahrbuch der Chemie u. Physik. 1826. Heft 1., und daraus besonders abgedr. Halle 1826. 8. J. v. Yelin der Thermomagnetismus ꝛc. Münch. 1826. gr. 4. — Dessen neue elektro-magnetische Versuche. München 1826. gr. 4. — Munke's Artikel i. 3. Bde der neuesten Ausgabe des Gehler'schen physik. Wörterbuchs: Elektromagnetismus). — Vergl. d. Art. Elektromagnetismus.

So viel als Gesamtüberblick der neuesten Umgestaltung des speculativen Theils der chemischen Theorie.

Ihr mathematischer Theil, durch die Pflege Hyggin's und Richter's schon früher gut gediehen, entwickelte sich in der jüngsten Zeit noch mehr durch John Dalton's originelle Untersuchungen über die bestimten Mischungsverhältnisse der Körper in Dessen neuestem System des chem. Theils der Naturwissenschaft, a. d. E. v. Fr. Wolff. Berl. 1812, 13. 8., durch Davy's scharfsinnige Bestimmung der relativen Zahlen, in der er von Dalton abweicht, durch Wollaston's weiter ausgeführte neuere Stöchiometrie in Schweigger's Journ. d. Chemie u. Physik ꝛc. XI. XII. XIV., durch Gay-Lussac's einzele höchst wichtige Erfahrungen dieser Art, und durch die neueste Proportionslehre von Berzelius (a. a. O. II. VII.) ꝛc. Die von Berzelius hier aufgestellten Gesetze beziehen sich indeß nur auf den Sauerstoff, und folglich kann dessen Lehre wirklich als eine weiter ausgebildete Oxydationslehre angesehen werden. Allein es leuchtet auch eben so deutlich ein, daß das Oxygène nicht der letzte Grund von den bestimten Verhältnissen seyn könne, sondern daß die Gesetze der Proportionslehre auf einem tiefern stehen müssen. Wahrscheinlicher läßt sich vermuthen, daß die bestimten Verbindungsverhältnisse beruhen auf der oben schon genanten elektro-chemischen Grundreihe der Elemente, d. h. auf dem bestimten Gegensatze zwischen heterogenen Stoffen, worauf schon Gehlen (b. Schweigger a. a. O. XII. S. 403 ꝛc.) hingewiesen hatte.

Von großer Bedeutsamkeit ist außerdem noch die Anwendung, welche Berzelius von der elektro-chemischen Theorie und von der Proportionslehre machte zur Begründung eines neuen rein chemischen Systems der Mineralogie.

Zugleich eröffnete derselbe neue Ansichten durch seine Untersuchungen über die bestimten Verhältnisse, in welchen die Körper der organischen Natur verbunden sind. Er fand bereits, daß in den ternären, quaternären ꝛc. Verbindungen der organischen Natur die einfachen Stoffe zwar zu allen möglichen Anzahlen geeint seyn können, daß aber dessen ungeachtet immer bestimte Verhältnisse Statt finden zwischen Oxygène, Carbon, Hydrogène und Azot, und zwar dem Volumen nach.

Noch haben Thomson, Döbereiner i. s. Beitr. zur Proportionslehre, Jena 1816. 8., und Meinecke i. s. Erläuterungen der chem. Meßkunst, Halle 1817. 8., die ersten Beiden auf dem Wege des Experiments, Letzter auf dem der scharfsinnigen Combination und der vollendeten Berechnung, die Proportionslehre nicht wenig erweitert. Ist diese einst für alle bekante mehrfache Verbindungen höherer Ordnung, namentlich für die der organischen Bildungstheile gehörig durchgeführt und überall mit entscheidenden, unzweifelhaften Versuchen belegt, so wird es Zeit seyn, an jene Forschungen nach der Bedeutung der chemischen Erscheinungen, und an die dieselbe voraussetzenden Folgerungen aus den Beobachtungen zu erinnern, welche sich in den Schriften eines Kant, Link, Ritter, Schelling, Steffens u. A. vorfinden. Überhaupt mag endlich einmal auch die organische Natur vielseitiger untersucht werden, um von der Chemie etwa mehre Aufschlüsse über das vegetabilische und animalische Leben zu erhalten, Aufschlüsse, welche die bloße Naturbeschreibung und die gewöhnliche Physiologie nicht geben können. Die Physiologie wird nur dann erst ganz fruchtbar werden, sobald sie sich immer mehr mit der Chemie befreundet.

Überhaupt aber ist noch viel, sehr viel in der Chemie zu thun übrig. Nur dann, wenn man erst zur tiefern Einsicht in die Lehre des Lichts, des Magnetismus, der Krystallisation, ja selbst der Wärme und Elektricität gelangt ist, nur dann wird die Chemie ihrer Urform wieder sich nähern, nur dann wird sie wieder Wissenschaft vom allgemeinen Leben, Kosmologie, seyn *). Die besondere Geschichte der Chemie organischer Naturkörper s. unter den Artikeln: Phytochemie u. Zoochemie. (*Th. Schreger.*)

---

*) Zum genauern Unterricht in der Geschichte der Chemie lese man, außer Olaf Borrich's und Herm. Conring's ältern Notizen: *Tob. Bergman* Diss. de primordiis Chemiae. Ups. 1779. 4. — Dessen Hist. Chemiae a medio sec. VII. ad med. sec. XVII. Upsal. 1787. 8. — J. C. Wiegleb's hist. krit. Unters. der Alchemie. Weim. 1793. 8. — Dessen Gesch. des Wachsthums und der Erfind. i. d. Chemie. in der ältesten und mittlern Zeit. Berl. 1792. 8. — Desselben Gesch. des Wachsthums u. d. Erfind. in d. Ch., in der neuern Zeit. Berl. 1791, 92. 2 Bde. 8. — J. F. Gmelin Gesch. d. Ch. seit dem Wiederaufleben der Wissensch. bis an das Ende des 18. Jahrh. Gött. 1797, 98 u. 99. 5 Bde. 8. — Örstedt's Beitr. üb. d. Gesch. d. Ch. in Gehlen's Journ. f. d. Ch. u. Ph. III. 2. S. 194. — J. W. Ritter's Vers. einer Gesch. der Schicksale der chem. Theorie i. d. 18. Jahrh. Ebendas. 1808. VII. 1. S. 1 ꝛc. — J. Andr. Buchner in Dessen Repertor. f. d. Pharmacie ꝛc. V Bde. ꝛc. — v. Ittner Übers. der Hauptmomente des gegenwärtigen Zustandes der Chemie, i. d. Eleutheria od. den Freiburger literar. Blättern von Erhardt. Freib. im Breisgau. 1820. I. 3. — C. Sprengel a. a. O. — Zur Kentniß der Chemie als Wissenschaft nach ihrem neuesten Standpunkte dienen: Leop. Gmelin's Handb. der theoret. Chemie. 3 Bde. Frkf. a. M. 1817, 1819. 8. II. Aufl. 1821. III. Aufl. 1 Th. 1826. 8. — System der chem. Physik ꝛc. v. Fr. Serturner. I. II. Gött. 1820, 22, 8. (unbeendigt). — W. T. Brande's Handb. d. Ch. f. Gebildete a. d. E. Lp. 1820. I. II. Bd. 8. — J. Berzelius Lehrb. der Chemie nach des Verfassers schwed. Bearbeitung der Blöde-Palmstedtischen Aufl. übers. von F. Wöhler. Dresd. 1823, 24. 2 Bde. 8. III. Aufl. m. Kpf. Dresd. 1826. 8. — P. T. Meißner's Handb. d. allgem. und techn. Chemie. 4 Bde. Wien 1819—22. (unbeendigt). Für die Analyse: C. H. Pfaff's Handb. d. analyt. Chemie. 2 Thle. Altona 1821, 22. 8. 2te verb. u. verm. Ausg. 1825. 8. — J. Berzelius von der Anwend. des Löthrohrs i. d. Chemie ꝛc. a. d. schwed. Handschr. übers. v. H. Rose. m. K. Nürnb. 1821. 8. — J. W. Döbereiner's Beitr. zur pneumat. Chemie. Jena 1821—24. IV Theile. 8. — Compendiarisch: W. A. Lampadius Grundriß des Systems der Chemie. Freib. 1822. 8. —

CHEMIE, Chemia, Chimia, Chymia, (Begriff, Eintheilung, Namen- und Zeichensprache), ist ein Theil der Naturwissenschaft, nämlich die Lehre von den Verbindungen heterogener, d. i. in ihren sinnlichen Eigenschaften abweichender Stoffe zu homogenen oder gleichstoffigen Ganzen, und von den Abscheidungen jener aus diesen, oder auch die Wissenschaft, welche uns die Grundmischung der Körper kennen lehrt. Sie betrachtet, im Verein mit der Physik, die Veränderungen eines Körpers nach deren verschiedenen Ursachen. Für sich allein hat sie nur die materiellen Erscheinungen zum Gegenstande. Indem sich der Chemiker die Form abstrahirt, sieht er einzig auf die Materie. Der Physiker aber faßt beide Erscheinungen zusammen, sowol diejenigen, welche die Materie, als jene, welche die Form betreffen.

Der Vorgang, unter welchem chemische Mischung oder Entmischung geschieht, heißt chemischer Prozeß. Hier muß wenigstens einer von den Stoffen, welche dabei Veränderungen erleiden, in einer tropfbar- oder auch elastisch-flüssigen Form sich befinden, und dann der darin begriffene feste Körper, unter Begünstigung einer erforlichen Temperatur, darin aufgelöset werden. Mithin hat auch die Form eines festen Naturkörpers keine wesentliche Beziehung auf dessen chemische Natur, weil jene in dem chemischen Prozeß untergeht. Jedoch treten unter demselben, durch die Bildungskraft neuer chemischer Stoffe, auch eigene Formen hervor, wenn sie wieder zu Starrgebilden werden, wie in den Krystallisationen, die immer auf einem chemischen Prozeß beruhen.

Die Chemie theilt man I. ein: a) in die allgemeine, und b) in die besondere oder specielle. In der allgemeinen betrachtet man die chemischen Veränderungen der Körper im Allgemeinen, indem man die Umstände, Gesetze und Bedingungen bei sämtlichen Affinitätserscheinungen zu erforschen sucht, ohne Berücksichtigung einzeler Stoffe. In der speciellen betrachtet man die chemischen Veränderungen der Körper im Besondern, indem man die speciellen chemischen Verhältnisse jedes einzelnen Stoffes der Reihe nach durchgeht.

II. Abtheilung der Chemie: a) in die rein-philosophische oder theoretische, und b) in die angewandte, praktische oder Experimentalchemie. — Die theoretische Chemie oder die chemische Wissenschaft ist die Kentniß der Gesetze, nach denen die Stoffe der Körper verwandelt werden. Hier wirkt der Verstand allein. Aber die praktische Chemie oder die chemische Kunst ist ein Inbegriff von Regeln, nach denen die menschliche Hand wirkt, vom Verstande geleitet. — Reine Chemie kann auch heißen die Verbindung der chemischen Wissenschaft oder Theorie mit der chemischen Kunst, ohne sie auf das gemeine Leben anzuwenden. Die angewandte bezieht sich auf Gegenstände des gemeinen Lebens. — Nach dieser Eintheilung werden in der chemischen Theorie zuerst die theoretischen Grundsätze der Chemie erläutert, und diejenigen Hilfsmittel gelehrt, deren man sich bei der Zerlegung und Zusammensetzung der Körper bedienen muß. — In der chemischen Praxis oder Experimentalchemie bringt man die im ersten Theile erlernten Grundsätze in wirkliche Anwendung, und bestätigt solche dadurch, daß man eigene Versuche oder Experimente zur Zerlegung oder Zusammensetzung der Körper anstellt. Derjenige Theil der praktischen Chemie, welcher sich mit der Zergliederung zusammengesetzter Naturkörper beschäftigt, heißt analytische Chemie, oder chemische Analysis, eigentliche Scheidekunst, jener aber, der die Zusammensetzung einzeler Stoffe zu ganzen Körpern versuchen lehrt, synthetische Chemie oder chemische Synthesis.

Je nachdem die angewandte Chemie thierische Stoffe, Pflanzenstoffe oder Fossilien zum Gegenstande ihrer Untersuchungen hat, nent man sie Zoochemie, Phytochemie, Oryktochemie, an welche sich die pneumatische oder Gaschemie, und die meteorologische anschließen kann.

Nach ihrem Einflusse auf gewisse Lebenszwecke unterscheidet man 1) medicinische Chemie, welche im Allgemeinen für ärztliche Zwecke kultivirt und benutzt wird: a) als medicinisch-polizeiliche Chemie zur Förderung des allgemeinen Gesundheitswohls, b) als medic.-gerichtliche oder forensische Ch., zur Ausmittelung der eigentlichen Natur eines zweifelhaften Stoffes in medic.-gerichtlichen Fällen, vermöge seiner Schädlichkeit; c) als pharmaceutische Ch., welche besonders die kunstmäßige Zubereitung der Arzneien lehrt; 2) ökonomische Ch., welche insbesondere die Anwendung chem. Kentnisse auf Ökonomie überhaupt lehrt, wovon die Agricultrchemie für den Land- und Feldwirth ein Hauptzweig ist; 3) technische Ch., welche sich auf Künste und Gewerbe bezieht. Diese zerfällt wieder nach dem verschiedenen Material, das sie bearbeitet, a) in die metallurgische Ch. (Metallurgik, Hüttenkunst), oder die Kunst, Metalle im Großen auszuscheiden; b) in die Probirkunst oder Docimasie, Ausscheidungskunst der Metalle im Kleinen; c) in die Hyalurgik (Glaschemie); d) Lithurgik (Steinchemie);

E. L. Schubarth's Lehrbuch d. theoret. Chemie, zunächst für Ärzte und Pharmaceuten. Berl. 1822. 8. 2te Aufl. 1824. 8. — Lehrbuch der Chemie von Benj. Scholz. m. 1 K. Wien 1824. 1 Bd. 8. (unbeendigt). — Handb. d. Pharmacie ꝛc. v. Ph. Lor. Geiger. 1 Bd. Heidelb. 1824. 8. (unbeendigt). — Lehrb. der theoret. u. prakt. Chemie, von L. J. Thenard, nach d. 4. Aufl. des Originals übers. und mit Zus. begleitet von G. Th. Fechner. I. Bd. m. Kpfrn. Lpz. 1825. gr. 8. (d. übrigen 5 Bände folgen. — Handb. d. pharmac. Chemie ꝛc. v. Dr. J. H. Leonhardt. Mit einer Vorrede von Dr. A. du Menil. Hannover 1825. 8. — J. Berzelius Lehrb. d. Ch. m. K. 3. Aufl. a. d. Schwed. von F. Wöhler. II Bde. Dresd. 1826. 8. — Wörterbücher: John's Handwörterb. d. allgem. Ch. 5 Bde Lpz. 1817—19. 8. — *Uré* dictionary of chemistry. 2te Ausg. Glasgow 1823. 4. — Handwörterbuch der praktischen Chemie ꝛc. von A. Uré. Nach der neuesten Ausg. des Originals (mit Berücksicht. der franz. Bearbeit. von Riffault) a. d. E. übers. 1—5 Liefer. Wien 1824, 25. gr. 8. (wird fortges.). — Repertor. f. d. chem. Wissenschaften der neuern Zeit, oder Chem. Wörterb., von R. Brandes, Nicholson und Uré. 1 Th. Hannov. 1825, 26. 4. (wird fortges.) — Zeitschriften: Annales de chémie (erscheinen zu Paris seit 1789, in neuester Zeit als Ann. de chémie et physique, v. Gay-Lussac und Arago herausgeg.). — Journ. f. Chemie und Physik (od. Jahrbuch der Chemie und Physik), herausgeg. von Schweigger, von 1819—24 mit Meineke, seit 1825 mit Schweigger-Seidel. Nürnb. seit 1808 und Halle seit 1811, wird fortges. jährl. 3 Bde jeder in 4 Monatsheften. — Kastners Archiv f. d. ges. Naturlehre. Nürnb. von 1825 an; (wird fortgesetzt).

e) Phlogurgik oder Chemie der brennbaren Stoffe; f) Zymotechnik oder Zymurgie (Gährungschemie); g) Chromurgie (Farbenchemie); h) Halotechnik oder Halurgik (Salzchemie); (s. diese Artikel).

In jeder dieser Abtheilungen wird Dasjenige theoretisch und praktisch vorgetragen, was aus der allgemeinen Chemie hieher gehört. Denn unmöglich läßt sich Jemanden in einem besondern Theile der Chemie vollständiger Unterricht geben, ohne ihn zuvor mit den allgemeinen Grundsätzen derselben bekant gemacht zu haben. Überdieß steht jede Abtheilung und ihre Ausübung mit mehren andern oft in sehr genauer Verbindung, wie z. B. die physikalische, medizinische, pharmaceutische, ökonomische rc. Chemie. Welcher Theil der allgemeinen Chemie dürfte wol dem Physiker fremd seyn? — Aus diesen Gründen kann also der spezielle Unterricht in irgend einem Theile der allgemeinen Chemie ohne jene Voraussetzung nur sehr unvollkommen, nur ein unbedeutendes Bruchstück des Ganzen, und von wenigem Nutzen seyn. Mithin mag man lieber die Chemie, als eine einzige Wissenschaft, betrachten, welche aber einen eben so großen, als nützlichen Einfluß auf manche andere Wissenschaften hat, und deren Grundsätze auf die meisten Künste, Gewerbe, Fabriken und Manufakturen rc., die fruchtbarste Anwendung gestatten.

Die chemische Namensprache, wenn sie anders allgemein, und bestimt genug ist, trägt Vieles bei zur Vervollkomnung und Erweiterung der Chemie. Aber nur zu willkürlich in der Benennung der Körper und Gegenstände waren die ältern Chemisten; bald benamten sie solche nach dieser oder jener zufälligen äußern Eigenschaft, bald nach den Körpern, woraus sie solche abgeschieden hatten, bald legten sie ihnen wieder die Namen ihrer Erfinder bei rc.

Bei den Riesenschritten der Chemie in den neuern Zeiten, und bei der immer mehr sich erweiternden Einsicht in die wahre Mischung und Eigenschaften der Körper, bei der Entdeckung mancher ganz neuen Stoffe, besonders seit der Erscheinung des Lavoisier'schen Systems der Chemie, sah man die Unzulässigkeit der ältern chemischen Kunstsprache nur zu gut ein. Somit ward auch eine zweckmäßigere Nomenclatur bei der systematischen Behandlung der Chemie zum dringendsten Bedürfniß.

Lavoisier legte hiezu den ersten Grund, und bearbeitete in Verein mit Berthollet, Fourcroy, Guyton-Morveau u. A. diesen Gegenstand mit einer besondern Aufmerksamkeit. Diese neue chemische Namensprache fand auch bald den Beifall der meisten teutschen Chemiker, doch ward sie nicht durchgängig gut verteutscht, sehr oft abgeändert und nicht selten ganz verstümmelt.

Gren hat das Verdienst, in s. N. Journ. d. Physik II. S. 173 rc., und i. s. systemat. Handb. d. Chemie IV. S. 1 rc. eine im Ganzen sehr zweckmäßige Nomenklatur in teutscher und lateinischer Sprache entworfen zu haben, der er zugleich die französische, als Basis der seinigen, beifügte. Sie zeichnet sich dadurch vor der ältern gar sehr aus, daß sie mehr bestimt ist, und da, wo es möglich, mit der Benennung eines Körpers zugleich auch die Mischung, oder die nächsten Bestandtheile desselben bezeichnet.

In der neuesten Zeit hat die chemische Kunstsprache durch Guibourt, Berzelius u. A. manche nöthige Modificationen und Bereicherungen erhalten (vgl. Encyklop. Handb. d. latein. und teutschen pharmaceut. Benennungen der Arzneimittel rc., von A. Sterler. Münch. 1819. 8., Versuch einer tabellar. Übersicht sowol der ältern als neuern chem. pharmaceut. Nomenclatur rc., v. Th. G. J. Varnhagen. Schmalk. 1821. Fol. — Lex. d. chem. pharmac. Nomenclatur rc., von Witting und Varnhagen. Schmalk. 1823. 8.).

Die chemische Zeichensprache, nämlich die Lehre von den Charakteren und Figuren, womit man die hauptsächlichsten chemischen Gegenstände in der Kürze bezeichnet, ist ursprünglich eine Erfindung der Alchymisten im 14. Jahrhundert. Diese bedienten sich der chemischen Zeichen mehr aus Geheimnißkrämerei; ihre Schriften wurden dadurch hieroglyphischer oder unverständlicher. Isaak Flamel schrieb das erste Buch darüber. Späterhin erfand man dergleichen fast für alle chemische Gegenstände.

Neuerdings ward ihre Anzahl sehr vermindert. Indeß so sehr auch deren Gebrauch in chemischen Schriften verwerflich seyn mag, so finden sie doch wieder in manchen Fällen eine nützliche Anwendung, besonders da, wo man sich kurz, und mit Raumersparniß ausdrücken will, z. B. bei Aufstellung der Affinitäten der Körper, in den sogen. Verwandtschaftstafeln rc. — Da sie überdieß noch von manchen Ärzten in Receptformeln gebraucht werden, und in vielen ältern chem. Schriften vorkommen, so muß man sich, um diese zu verstehen, mit denselben bekant machen. Die von Hagen in Dessen Grundsätzen d. Chem. Königsb. 1796. Taf. I. entworfenen, zum Theil verbesserten ältern chem. Zeichen empfehlen sich mehr, als die von Hassenfratz und Adet in ihrem System der chem. Zeichen rc., teutsch von Meidinger. Wien 1793. 8. aufgestellten, welche, ihrer zu großen Einfachheit wegen, so leicht verwechselt werden können. *(Th. Schreger.)*

CHEMNITZ, 1) ein Amt im erzgebirgschen Kreise des Königreichs Sachsen. Es gränzt gegen Osten an die Ämter Wolkenstein und Augustusburg, nördlich und westlich an die schönburgischen Herrschaften, Penig, Waldenburg, Glauchau, und südlich an die Ämter Grünhain, Stollberg und Wolkenstein. Der Flächenraum beträgt, mit Ausschluß der seit 1783, in Ansehung der Justizadministration und Verwaltung, damit vereinigten Ämter Frankenberg und Sachsenburg, 2¼ □M. Die Oberfläche ist uneben, gebirgig, mit Wiesen und Ackerland und beträchtlichen Waldungen bedeckt. Die hiesigen Gebirge gehören zu den Ur- und Flötzgebirgen. Das Urgebirge besteht bloß aus Thonschiefer, der zuweilen dem Glimmerschiefer sich nähert, in welchem Lager von Urkalkstein, so wie von Alaunschiefer und Grünsteinschiefer sitzen. Das Flötzgebirge zieht sich, in einer Breite von ¼ bis 1 Meile, in der Richtung von NO. nach SW. zwischen dem Thonschiefergebirge durch und wird von letzterm auf beiden Seiten der Länge nach begränzt. Die Ausdehnung dieses aus Steinkohlengebirge bestehenden Flötzgebirges erstreckt sich von der Stadt Chemnitz aus gegen

NO., mit Umgebung des bei Lichtenwalde hervorstehenden Urgebirges bis an die Zschopau bei Frankenberg, so wie bis Wiese, Flöhe und Plauen, gegen SW. aber zieht sich solches südlich bei Hohenstein vorbei über Lichtenstein bis Zwickau, und verbreitet sich von da gegen N. u. W. bis Glauchau, Merane und Crimmitzschau. Übrigens findet man Thonstein, Porphyr, Sandstein mit Schieferthon und Steinkohlenflötzen, auch einzeln Bergkrystall, Agath, Chalcedon, Karneol und Holzversteinerungen. In den J. 1740 — 1752 fand man in der Umgegend von Chemnitz 5 ganz versteinerte Bäume in der Erde, wovon Theile in dem königl. Naturalien-Kabinet zu Dresden aufbewahrt werden. Auch komt beim Dorfe Hillersdorf, 1 St. nördl. von Chemnitz der sogenante Staarstein als Holzstein vor, welchen der sächsische Mineralog Werner für eine zu Holzstein versteinte Korallenart hielt. — Der Chemnitzfluß, der aus der Vereinigung der Wurschnitz u. Zwönitz entsteht, theilt das Amt in 2 fast gleiche Theile und bewässert das Land mit den ansehnlichen Bächen, welche er aufnimt, sehr gut. — Der Ackerbau ist in diesem Amte, in Verhältniß zum Klima nicht unbedeutend. Es gibt hier keine Wüstungen, jeder Platz wird bebauet. Die hiesige Landwirthschaft liefert Korn, Weizen, Gerste, Erbsen, Wicken, Hafer und viel Kartoffeln. Auch ist die Viehzucht, besonders die Schafzucht auf den Rittergütern, so wie der Flachsbau und die Fischerei von Bedeutung.— Der Sitz des Amtes ist in der Stadt Chemnitz. Der Amtsbezirk besteht aus einer königl. Stadt (Chemnitz), 3 Vorwerken und 56 Dörfern, in welchen gegen 40,000 Einw. gezählt werden, wovon aber gegen 20,000 allein auf die Stadt Chemnitz kommen. Das Amt ist demnach eins der volkreichsten im Königreich Sachsen. Diese große Bevölkerung ist jedoch nur eine Folge des in diesen Gegenden herrschenden Gewerbfleißes, der seinen Vereinigungspunkt in der Stadt Chemnitz findet. Überdieß treiben mehre Amtseinwohner Brett-, Latten- und Getreidehandel.

Chemnitz, (Kemnitz, in den ältesten Urkunden Kempnitz, Kembnitz), 2) schriftſ. Stadt im vorgenanten Amte u. Kreise des Königreichs Sachsen (50° 50′ 1″ n. Br. 35° 35′ ö. L.), am Fuße des Obergebirges in einer weiten, ziemlich fruchtbaren Ebene, am Chemnitzfluß, mit welchem sich hier die Kappel-, Pleiß- u. Gablenzbach vereinigt, 8 Meilen südwestlich von Dresden und eben so weit südöstlich von Leipzig. Die Erhebung des Bodens über die Meeresfläche beträgt, nach Gersdorf, 915 paris. Fuß, nach neuern Barometer-Beobachtungen aber 953 paris. Fuß. Das Klima ist hier milder als in den obern Gegenden des Erzgebirges, milder selbst als bei Freiberg u. Schneeberg, aber immer sehr verschieden von dem Klima von Dresden und Leipzig. Im Frühjahre und Herbst wird diese klimatische Abstufung am sichtbarsten und Blühte- und Erntezeit ist, in der Regel, in der Gegend um Chemnitz immer 14 Tage bis 3 Wochen später als im Elbthale. In commerzieller Hinsicht ist die Lage der Stadt ungemein vortheilhaft, da 2 Hauptstraßen, die Reichsstraße, aus dem südl. Teutschland und Baiern nach Dresden und Schlesien, und die Wiener oder Reizenhainer, von Wien und Prag nach Leipzig und der Niederelbe die Stadt durchkreuzen und den Verkehr mit dem Auslande, so wie die kleinern Verbindungs- und Commerzialstraßen die Verbindung mit den sie umgebenden Manufaktur- und Fabrikstädten: Mittweide, Frankenberg, Öderan, Zschopau, Stollberg, Hohenstein u. s. w. sehr erleichtern.

Chemnitz ist eine der schönsten und volkreichsten Städte, die erste Fabrik- und die zweite Handelsstadt im Lande. Die innere Stadt wird in 4 Viertel getheilt, hat 5 Thore, 6 öffentliche Plätze, 12 Haupt- und 12 Querstraßen, und, mit Einschluß der geistlichen und öffentlichen Gebäude, 425 Häuser. Die 8 Vorstädte aber, wo sich in neuern Zeiten die Häuserzahl durch Anbaue sehr vermehrt hat, enthalten 45 Gassen mit 611 Häusern. Die sämtliche Anzahl der Häuser beträgt daher 1036 ohne 49 Scheuern. Darunter sind 13 Geistliche und Schulgebäude, 25 öffentliche und Commungebäude mit der Communbleiche und 3 Mühlen, Privathäuser werden 988 gezählt, und die Zahl der Einwohner beläuft sich jetzt auf 19 bis 20,000. Die Hauptstraßen sind breit und, bei der Betriebsamkeit der Einwohner, sehr lebhaft. In mehren Theilen der Stadt, so wie in den Vorstädten, findet man schöne und massive Gebäude und die großen Fabrikgebäude sind in ihren Umgebungen durch geschmackvolle Gartenanlagen verschönert. Unter den öffentlichen Gebäuden sind besonders bemerkenswerth: 6 Kirchen, darunter 1 kathol. Kapelle, die 4 Schulgebäude, das Rath-, Amt-, Zeug- und Gewandhaus. Bis zum 30jährigen Kriege war Chemnitz eine bedeutende Festung und mit Graben, Mauer, 25 Mauerthürmen und festen Thoren umgeben. Im genanten Kriege aber hatten die Mauern große Zerstörungen erlitten und ob sie gleich nach demselben wieder hergestellt wurden, so verfielen sie doch nach und nach immer mehr, hatten auch für die neuere Kriegskunst nur geringen Werth. Vom J. 1768 an mußte ein Thurm nach dem andern, so wie verschiedene Basteien und Rondele abgetragen werden und seit 1806 sind mit landesherrlicher Genehmigung, Zwingerwall und Graben in freundliche Gärten und Alleen um die Stadt verwandelt worden. Von der ehemaligen Stadtfeste stehen jetzt nur noch die Mauern der Thore mit 3 Thürmen, und hemmen die freie Verbindung der Stadt mit den Vorstädten. Für die öffentliche Ordnung und Reinlichkeit, für den großen Wasserbedarf der Fabriken, so wie für nächtliche Erleuchtung ist gut gesorgt. Auch finden Arme, Alte und Kranke in mehren wohlthätigen Anstalten und Stiftungen Pflege und Unterstützung. Die öffentliche Verwaltung der Stadt führt mit Ausschluß der Amtsvorstadt, Nikolaigasse und Schloß Chemnitz, ein schriftsässiger, landtagsfähiger Stadtrath. In der Stadt befindet sich auch das königl. Justiz- und Rentamt, ein königl. Postamt und ein Hauptgeleite. Der Sitz des Kreishauptmannes des erzgebirgschen Kreises, unter welchem die 4 Amtshauptleute, die Ämter dieses Kreises und die erzgebirgsche Kreisdeputation stehen, ist aber seit 1820 nach Reichenbrand bei Chemnitz verlegt worden. An der Hauptkirche ist ein Pastor, ein Archidiakonus und ein Diakonus angestellt. Der Pastor ist zugleich Superintendent der chemnitzer Diöces, zu welcher 6 Städte, 42 Landparochien, 13 Filiale mit 60 Predigern gehören.

Zu den Unterrichtsanstalten gehören 1 Lyceum, 1 Knabenschule in den Vorstädten, 1 Mädchenschule in der Stadt und eine zum Andenken an die 50jährige Jubelfeier des Königs Friedrich August von Sachsen 1818 von Rath und Stadt gegründete Mädchenschule. Diese öffentlichen Lehranstalten sind jedoch für die zahlreiche Jugend des Orts keineswegs ausreichend und es ist zu erwarten, daß der Wunsch eine allgemeine Bürgerschule zu gründen, mit welcher in den obern Klassen eine technische Lehranstalt verbunden werden dürfte, in dieser so bedeutenden Fabrik- u. Handelsstadt bald in Erfüllung gehen wird. — Auf dem Lyceum, das schon vor der Reformation als eine gelehrte Schule bestand, erhielt außer Andern, unter dem fleißigen Rektor Hager, der in Chemnitz geborne Philolog Heyne seine erste Bildung.

Außer den gewöhnlichen städtischen Gewerben, nebst Feldbau, Brauerei und dem Erwerb von den 2 sich hier durchkreuzenden Hauptstraßen, sind die Hauptnahrungszweige der Einwohner, vorzüglich Manufakturen, Fabriken und Handel.

Das Weberhandwerk beschäftigte sich früher hauptsächlich mit Linnenwebereien, seit Einführung der Kattonate im J. 1725 und der Kattunweberei 1753 aber fast allein mit der Baumwollweberei. Es bildet eine seit dem 15. Jahrh. bestätigte Innung, zu welcher im J. 1820, 1334 Meister, 115 Meisterswitwen, 830 Gesellen und 94 Lehrlinge gehörten. Sie arbeiteten im gedachten Jahre auf 2110 Stühlen und lieferten 52,090 Stücke (früher weit mehr) Waren, die theils in Kattunen, Buntwaren, Tüchergattungen, Pikés, Barchent, Kattonaten, Wallis, Kannefas und feinen weißen Waren bestanden. Fast von gleicher Wichtigkeit sind die hier bestehenden Manufakturen in baumwollenen Strümpfen und Strumpfartikeln. Das Strumpfwirkerhandwerk besteht als Innung seit dem J. 1765; der Meister, von welchen die meisten auf dem Lande wohnen, waren im J. 1822. 1538. Diese hielten 630 Gesellen und 346 Lehrlinge, wovon aber nur 42 Meister mit 6 Gesellen in der Stadt wohnen. Sie liefern ordinäre, mittelfeine und ganz feine, den seidenen gleichende baumwollene Strümpfe (800,000 Paar), Mützen, Handschuh, bunt gewirkte Westen, Petinet, seit 1817 auch Spitzen und Spitzengrund in der größten Feinheit und Schönheit. Diese letztern Artikel, so wie überhaupt alle feinere Arbeiten seidner und halbseidner Strumpfwirkerei werden vorzüglich in dem Marktflecken Limbach bei Chemnitz gefertigt, wo das Handwerk auch seine eigene Innung und Lade hat. — Die Tuch- und Wollenmanufaktur ist hier nicht mehr so wichtig als früher, sie ist durch die Baumwollenweberei verdrängt worden. Im J. 1608 zählte man hier 244 Meister mit 100 Gesellen. Jetzt sind nur 17 Meister und darunter nur 4, welche die Profession wirklich betreiben. — Die Fabrikation gedruckter baumwollner Waren begann hier nach dem 7jährigen Kriege. Ein geborner Hamburger, Schlüssel, führte den Kattundruck hier in den J. 1768 bis 1770 ein, und bald entstanden mehre Druckereien; sie haben aber erst in neuern Zeiten und besonders in den letztverflossenen 20 Jahren die gegenwärtige Vollkommenheit erlangt. Im J. 1780 wurde nur auf 40 Tischen gedruckt; 1820 aber beschäftigten 13 Kattundruckereien 1065 Personen, und die Anzahl der hier gedruckten Kattune betrug 44,850 Stück, wovon 20,245 Stück hier, 24,605 Stück aber von Webern außerhalb Chemnitz geliefert wurden. Das Streben dieser Fabriken, sich die neuesten Fortschritte der Fabrikation eigen zu machen, ist überall sichtbar. Die Einführung der Dampfapparate zum Färben und Bleichen, der Warenmandeln mit metallenen und papiernen Walzen, die Apparate zum Kupferdrucken, vom Wasser oder durch Dampfmaschinen betrieben, die Vorrichtung zur Dampfbleichung u. Gasbeleuchtung in den Druck- u. Spinnmaschinen u. s. w., besonders aber die Erbauung mehrer Baumwollspinnmaschinen zeigen das rege Streben dieses Orts, um mit den Produktionen des Auslandes nicht nur gleichen Schritt zu halten, sondern sie auch bei niedrigen Preisen, durch treffliche Muster und Güte der Waren zu übertreffen.

In und um die Stadt gibt es einige 40 größere und kleinere Spinnmühlen, die theils durch Wasser, theils durch Dampfmaschinen, oder Pferde in Bewegung gesetzt werden und gegen 1 Million Pfund Garn liefern. Die ganze Umgebung der Stadt ist, fast von allen Seiten, mit großen und schönen Fabrikgebäuden geziert. In den Orten Harthau bei Chemnitz, Furth, Flöhe, Erfenschlag, Schönau, Einsiedel, Dittersdorf, Weißbach, in Wolkenburg, Mühlau bei Penig, in Burgstädt u. Mittweide haben die thätigen Inhaber der hiesigen Fabriken Spinnmühlen. Die größte, vom Wasser betriebene Baumwollspinnerei dieser Gegend, ist die in dem Dorfe Harthau bei Chemnitz. Es gehören dazu 3 Hauptgebäude und einige kleine zur Eisen- u. Holzdreherei und Schmiede. Sie hat 2 Wollschlagmaschinen, 89 Krempel-, 35 Vorarbeit- u. 95 Feinspinnmaschinen, liefert wöchentlich auf 19,060 Spindeln zwischen 3 bis 4000 Pfund Garn und beschäftigt gegen 400 Menschen. Überdieß befinden sich im untern Fabrikgebäude noch 45 Watermaschinen mit 4480 Spindeln. Das in diesen Fabriken gelieferte Garn ist dem englischen gleich, ja es ist im Ganzen besser und egaler sortirt, auch reiner als manche englische Sorten. Einer der neuesten Zweige der hiesigen Industrie ist die Flachsmaschinenspinnerei, womit im J. 1822 auf 2 Maschinen mit mehren 1000 Spindeln bereits ein glücklicher Anfang gemacht worden ist. Von den, ehemals zur hiesigen Linnenmanufaktur gehörigen Weißbleichen sind jetzt, bei den veränderten Bleichmethoden, nur noch 2 Kommunbleichen und 5 bis 6 Privatbleichen gangbar.

Zu dem hiesigen Manufaktur- u. Fabrikwesen gehören auch die seit Anfange des jetzigen Jahrhunderts entstandenen Rothgarnfärbereien (türkisch Garn), wovon jetzt 3 bestehen. Die erste und größte gründete im J. 1800 ein aus Elberfeld hieher gekommener Rothfärber, Gehrenbeck. Sie werden mit Dampfapparaten betrieben. Alle 3 zusammen beschäftigen 70 bis 80 Menschen. Diese 3 Färbereien bringen der Stadt und dem Lande einen entschiedenen Nutzen. Ehemals führte man bei einem weit geringern Bedarf für mehr als 200,000 Thlr. türkische Garne ein, jetzt braucht man davon nicht für 10,000 Thlr., und das Spinnerlohn bleibt im Lande; auch kann nun jeder Fabrikant sein eigenes Garn,

nach der Feinheit und Güte, wie er es gerade bedarf, färben lassen.

Der Vertrieb dieser Fabrikate wird durch 10 Manufaktur- und 8 Fabrikhandlungen befördert, welche die Leipziger, Braunschweiger und Frankfurter Messen beziehen. Hiezu kommen noch 6 handeltreibende Webermeister in bunten Waren eigener Fabrik, welche ebenfalls die Leipziger und Naumburger Messen, auch mehre Märkte im Lande besuchen.— Den Bedarf an westindischer und südamerikanischer Baumwolle liefern 11 Baumwollhandlungen, worunter 3 griechische sind. Übrigens sind hier noch 30 Garn-, 36 Material-, Farbenwaren- u. Tabakhandlungen, 6 Ausschnittwarenhandlungen, viel Maschinenbauer und Krempelsetzer, auch 2 Apotheken und 2 Buchhandlungen, wovon eine Kunsthandel treibt und eine Musikalien-Leihanstalt unterhält; mit der 2ten ist eine Buchdruckerei- und Wochenblattsexpedition verbunden.

Für gesellschaftliche Unterhaltungen bestehen hier 3 geschlossene Gesellschaften unter den Namen Casino, Harmonie und Erholung. Die ersten beiden besitzen eigene, trefflich eingerichtete Gesellschaftshäuser. Auch ist seit dem J. 1806 ein eigenes Theater erbauet worden.

Chemnitz ist wendischen Ursprungs. Die ersten Anbaue der Stadt geschahen nach Besiegung der Wenden unter Kaiser Otto I. im 10. Jahrh. durch Gründung eines Wallfahrtsorts. Die ältern Nachrichten versichern, daß 939 ein Kirchlein zur Verehrung eines wunderthätigen Marienbildes hier entstanden, das großen Zulauf erregt habe. Unter Kaiser Otto III. erhielt 994 dieser Wallfahrtsort Marktgerechtigkeit, und da sich mehre teutsche Kolonisten hier Ländereien ankauften und die Freien unter den christlich gewordenen Wenden (die in den Urkunden auch Mannen heißen) sich hier wohnhaft machten: so erhob sich der Ort allmälig zu einem kaiserlichen Kolonieort, der jedoch im 11. Jahrh. noch sehr unbedeutend blieb. Erst Kaiser Lothar II. beförderte das Emporkommen dieser wendischen Kolonie. Er gab dem Orte die ersten städtischen Verfassungen, eigene Gerichtsbarkeit und eigenen Stadtrath, er erweiterte sie, ließ sie, 4505 Ellen im Umkreis, mit einer Stadtmauer umgeben, und machte sie im J. 1125 zur Reichsdomänenstadt, die jedoch den kaiserlichen Schirm- und Landvogten unterworfen blieb. Im J. 1308 wählte die Bürgerschaft von Chemnitz den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Gebissenen, zu ihrem Schutzherrn und leistete ihm im J. 1312 die Huldigung, nachdem der Kaiser Heinrich von Luxenburg das Pleißnerland, wozu nun Chemnitz gehörte, pfandweise dem Markgrafen Friedrich überlassen hatte. Erst im J. 1329 aber wurde Friedrichs Sohn und Nachfolger, Friedrich der Ernste, im Besitze dieses Landes vom Kaiser Ludwig dem Baier bestätigt und seitdem ist Chemnitz bei dem Markgrafthum und nachmaligen Herzogthum, Kurfürstenthum und Königreich Sachsen unverändert geblieben. Unter dem Markgrafen Wilhelm I. wurde die Stadt noch mehr durch Zwingmauern und 4 gemauerte Thore befestiget. Die 25 Thürme sind aber später, und nach und nach über die Thore und in die Hauptmauer gebauet worden. In dieser Periode, unter Markgrafen Wilhelm I., sind auch die ersten Anfänge der Linnenwebermanufaktur zu suchen, nachdem die in Teutschland noch seltenen Leinewandbleichen in der Mitte des 14. Jahrh. hier entstanden waren. — Im J. 1389 brante die Stadt bis auf einen geringen Theil ab, sie erstand aber schnell und besser gebaut aus dem Schutte und vergrößerte sich durch Vorstädte. Die Linnenmanufaktur und die Leinwandbleicherei hatten den glücklichsten Fortgang und wurden durch landesherrliche Privilegien unterstützt. Im Hussitenkriege litt die Stadt viel. Die Hussiten branten im J. 1429 die Vorstädte nieder und im Bruderkriege des Kurfürsten Friedrichs II. mit seinem Bruder Herzog Wilhelm III. eroberte der Letztere, mit Hilfe der Hussiten die Stadt, wobei sie geplündert wurde, und zum Theil in Feuer aufging; aber sie erholte sich auch da bald wieder und befand sich mit dem Ende des 15. Jahrh. in einem ziemlichen Wohlstande. Der Gewerbfleiß vermehrte sich; es entstand die Tuchweberei und Färberei und selbst das Äußere der Stadt verbesserte sich seit dem J. 1463 durch neue Baue. Das Schulhaus, der Rathhausthurm, 1486 die Nikolaikirche, das Rathhaus, 1498 das Zeug- u. Gewandhaus u. s. w. wurden neu oder besser gebauet.

Zur Zeit der Kirchenverbesserung, die hier bei allen Hindernissen, bald Eingang fand, litt die Stadt von Neuem durch den schmalkaldischen Bundeskrieg; aber sie gewann an Gewerbflor, Wohlstand, Häuser- u. Menschenzahl ungemein unter August I. Regirung. Die Vorstädte vergrößerten sich und man zählte im J. 1532 schon 320 Linnen- u. Barchentweber, ohne die Gesellen. Neue Feuersbrünste 1617 u. 1631 brachten indeß die Stadt abermals zurück, besonders aber schadete der 30jährige Krieg dem Wohlstand, dem aufblühenden Handel und Gewerbfleiß auf ein Jahrh. Nur sehr langsam konte sich die verödete und fast menschenleere Stadt von ihrem tiefen Verfall erheben. Kurfürst Johann Georg II. beförderte zwar nach seinem Regirungsantritt im J. 1657 den Ausbau möglichst; allein selbst zu Ende dieses 17. Jahrh. und 50 Jahr nach geendigtem Kriege lagen noch 350 Häuserstätten wüste. Erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhund. regte sich neues Leben in den verschiedenen Gewerbzweigen. Die Strumpfwirkerei in Baumwolle wurde gestiftet. Die Zeug- u. Leinweber betrieben Baumwollweberei in Kattun, Kattonaten, Kannefas und bunten Waren. Die Bleichen wurden vermehrt. Dieses neue Aufblühen der Manufakturen, die durch die Landesregirung und durch die, unter Friedrich August Kurfürst und König von Polen im J. 1735 errichtete Landesökonomie-, Manufaktur- u. Kommerciendeputation besonders möglichst unterstützt wurden, beförderte auch das Ausbauen der wüsten Stellen in den J. 1728 — 1740. Die Anzahl der Webermeister war im J. 1730 wieder bis auf 330 Meister mit 400 Gesellen gestiegen. Viel mußte aber Chemnitz wieder in dem Kriege leiden, in welchen Kurfürst Friedrich August I. durch die Annahme der polnischen Krone mit Schweden verwickelt wurde, und noch viel härter wurde es im 7jährigen Kriege gedrängt. Indessen wirkten doch beide Kriege bei weitem nicht so zerstörend auf Handel und Gewerbe, wie dieß der 30jährige Krieg gethan hatte; ja bald nach dem Kriege und der überstandenen Theurung und Hungersnoth 1770 u. 1771 zeigten sich den industriösen Manufakturisten neue

Erwerbsquellen in der Einführung des Kattundrucks (1770), in den nachgemachten englischen, weißen und bunten Pikés, Peruviennes und vielen andern neuen Buntwaren (1774), so wie in der, seit 1776 vervollkomneten Strumpfweberei. — Thätig wurde dieser Gewerbfleiß durch landesherrliche Unterstützung befördert, und so wetteiferten von dieser Zeit an die hiesigen Manufakturen und Fabriken mit den besten des Auslandes. Die Folgen dieses blühenden Gewerbbetriebs waren ein größerer Wohlstand, die vermehrte Einwohnerzahl, und die Erweiterung der Stadt seit 1795 durch den Anbau einer neuen Vorstadt am Anger. Nach dem J. 1791 fing man nun auch an, Baumwoll-, Krempel- u. Baumwollspinnmaschinen, die 20 bis 30 Faden spannen, und mit der Hand getrieben wurden, zu bauen, und sie gewährten den Vortheil, daß sie bei dem größeren Warenbedarf einige Garnsorten schneller lieferten, als die bisherige Handspinnerei. In England hatte man aber die Garnspinnerei mehr vervollkomnet. Die dort erbauten großen Maschinen, getrieben vom Wasser oder Dampf, lieferten feinere oder wohlfeilere Garne. Es kam daher nun darauf an, auch diese Vortheile der englischen Garnfabrikation für die hiesigen Manufakturen zu benutzen, und dieß geschah im J. 1800, wo die erste große Spinnmühle am Chemnitzflusse von dem Handlungshause Wöhler und Lange, durch den engl. Mechaniker Whitefield erbauet wurde. Ihr folgten bald mehre. — Nun beförderte Napoleons Verbot der engl. Waren im J. 1806 den hiesigen Warenvertrieb, hinderte aber zugleich auch den Eingang englischer Garne, und nöthigte dadurch den hiesigen Kunstfleiß, den Mangel durch eigene Garnfabrikation zu ersetzen. Es gelang den hiesigen Mechanikern durch fleißige Versuche, den Maschinenbau zu einem eigenen Gewerbzweig zu machen; und nun entstanden seit 1808 in der Stadt und Umgegend bald mehre größere und kleinere Spinnmaschinen, die theils vom Wasser, theils durch Dampfmaschinen oder Pferde in Umtrieb gesetzt wurden. Zwar litt in den letzten Kriegsjahren besonders 1813 die Stadt wiederum viel, und im J. 1815 lähmte, in Folge des aufgehobenen Continentalsystems die große Menge von Baumwollwaren und Garnen, womit die englischen Fabriken ganz Teutschland zu den niedrigsten Preisen überhäuften, die Thätigkeit der hiesigen Manufakturen und Fabriken; allein schon im J. 1818 regte sich neue Gewerbthätigkeit, und war auch die Menge der Waren gegen 1810 fast um die Hälfte verringert; so hatten sich doch seit 1820 die Gewerbe und Handelszweige im Einzelen vermehrt und vermannichfacht und verschiedene neue gesellige und Kulturanstalten, Verbesserungen und gemeinnützige Unternehmungen gaben Zeichen des wieder verbesserten Wohlstandes *).

Chemnitz, 3) Schloß, ¼ Stunde nördlich von der Stadt Chemnitz, an der leipziger Straße, auf einem mäßigen Berge, an dessen Fuße sich ein großer Teich befindet. Ehemals stand hier ein Benediktinerkloster (Johannis- oder Bergkloster), das Kaiser Lothar II. und seine Gemalin Richenza 1127 stiftete. Das Nähere der Stiftung ist nicht darzuthun, da die Confirmationsurkunden des Papstes und der Kaiser mit allen das Kloster betreffenden Urkunden, wahrscheinlich im 30jährigen Kriege, wo bei den Belagerungen von Chemnitz das Hauptquartier auf dem Schlosse sich befand, vernichtet worden sind. Eine Schilderung dieses Klosters, wie es um das J. 1490 gestanden hat, gibt der damalige Rektor der chemnitzer Schule Paulus Niavis in seinen 1494 im Druck erschienenen Idioma oder lateinischen Gesprächen (locutiones) — Die jetzt noch vorhandene Klosterkirche ist an die Stelle der alten erst im J. 1514 unter dem Abt Heinrich von Schleinitz zu bauen angefangen und 1525, unter dem letzten Abt Hilarius Wagner von Rehberg, vollendet worden. Sie ist regelmäßig von Quadern aus einem nahen, zum Kloster gehörigen Steinbruche im Küchenwalde aufgeführt, und der Eingang der runden, niedrigen, klostermäßigen Thüre ist mit einem hohen, nun 300jährigen Bildnerwerk im feinsten Sandstein verziert, in welchem Kenner die alterthümliche Kunst des Meißels nicht vermissen werden. In der Kirche selbst befindet sich noch ein anderes Kunstwerk von Bildschnitzerei, die Geißelung Christi, mit den 4 Schergen in lebensgroßen Figuren, aus einem einzigen Eichenstamme gearbeitet. — Nach Einführung der Reformation wurde 1540 das Kloster aufgelöset. Die Kirche wurde geschlossen, im J. 1668 aber auf Befehl Johann Georgs II. zum evangelischen Gottesdienst wieder eröffnet. Seit dem J. 1820 wurde aber, vermöge eines Rescripts vom Kirchenrathe in Dresden, diese Kirche auch der katholischen Gemeinde in Chemnitz zum gemeinschaftlichen Gebrauch bewilliget und 1821 der erste katholische Gottesdienst darin gehalten. — Zur Zeit seines größten Flors im 15. Jahrh. besaß das Kloster, außer mehren andern Lehnrechten, Zehnten und einzelen Grundstücken, gegen 30 Dörfer. Der Kaiser Lothar bewilligte ihm auch 1143 einen öffentlichen Markt und das Regale aller etwa zu entdeckenden Silberadern und Salzquellen. Im J. 1548 wurde es, auf Befehl des Kurfürsten Moritz, zum kurfürstlichen Haus und Landschloß eingerichtet, nachdem mehre Dörfer davon verkauft, andere zu kurfürstl. Kammergütern gemacht, und die übrigen zum Amte Chemnitz, das hier seinen Sitz erhielt, geschlagen worden waren. Im 30jährigen Kriege litt es aber so sehr, daß das Amt 1668 in die Stadt verlegt werden mußte und im J. 1701 wurde das Klostervorwerk, nebst den dazu gehörigen Feldern, Wiesen u. s. w. als schriftsässiges Schloßvorwerk davon verkauft. Jetzt ist von dem ehemaligen Kloster nichts übrig als die Kirche mit den Gebäuden des Abthofes in veränderter Gestalt, und seit 1816 ist ein Theil der Gebäude zur hiesigen königlichen Salzniederlage eingerichtet worden. Die übrigen Ruinen sind weggeräumt, die Plätze geebnet, mit Bäumen bepflanzt und zu einem Erholungsgarten für die Stadtbewohner eingerichtet worden, der fleißig besucht wird, da man von hier aus die herrlichste Aussicht auf die Stadt und ganze Umgegend hat.

Chemnitz, 4) ein Fluß. Er fließt von Süden gegen Norden zwischen dem Nikolaithore und der Nikolaivorstadt, bei der Stadt Chemnitz vorüber, entsteht aus der Vereinigung der Zwönitz mit der Wurschnitz unter-

*) Die beste und neueste Topographie von Chemnitz ist: Chemnitz, wie es war und wie es ist. Ortsbeschreibung und geschichtlicher Abriß der Stadt von Kretzschmar 1822.

halb Harthau und fällt unterhalb Göhren in die zwikkauer Mulde. Die Zwönitz, als die Hauptquelle der Chemnitz, entspringt südlich von Zwönitz und nimt mehre Bäche, als den gelenauer Bach, die Wilzsch, die Harle auf. In die Chemnitz fließen die Kappel, Gablenz, Pleiße und Bernsbach. Bei der Stadt Chemnitz treibt der Chemnitzfluß mehre Mühlenwerke durch abgetheilte Mühlgraben. Die Kappelbach fällt am Katzberge in die Chemnitz, treibt ebenfalls mehre Mühlwerke und dem Wasser dieses Baches schreibt man vorzüglich die Vorzüge der hiesigen Bleichen zu. (*Haan.*)

Chemnitz, Böhmisch-Chemnitz, s. Kamnitz.

CHEMNIZ, KEMNIZ, KEMNIZIUS[1]), der Name einer durch mehre Gelehrte rühmlich ausgezeichneten Familie, die sich eines alten Adels rühmte[2]), und Jahrhunderte lang in der Mark Brandenburg, besonders in der Prignitz in der Gegend um Pritzwalk, blühte. Schon 1280 war Hans von Kemniz daselbst Bürgermeister, und mehre seiner Nachkommen machten sich um die Aufnahme dieser Stadt verdient. In wissenschaftlicher Hinsicht ist der berühmteste dieses Geschlechts:

Chemniz (Martin), geboren den 9. November 1522 zu Treuenbriezen in der Mittelmark, wo sein Vater ein Tuchmacher und Handelsmann war. Der frühe Tod desselben und häusliche Armuth waren Ursache, daß er sich, seiner Neigung entgegen, entschließen mußte, bei seinem ältern Bruder das Tuchmacherhandwerk zu erlernen. Doch suchte er daneben seine Lernbegierde so gut als möglich zu befriedigen, bis ihm 1539 Peter Niemann, Sekretär des Raths zu Magdeburg, Gelegenheit verschaffte, die dortige Schule zu besuchen. Seine Armuth zwang ihn, 1542 die Stelle eines Collaborators an der Schule zu Kalbe anzunehmen, doch ging er das Jahr darauf nach Frankfurt an der Oder, wo sein Verwandter, Georg Sabinus, Professor war. Zum zweiten Mal mußte er, des Fortkommens wegen, eine Schulmeisterstelle zu Wriezen, einem Städtchen an der Oder, annehmen; sobald er aber einiges Geld gesammelt hatte, begab er sich 1545 nach Wittenberg, wo er mit Melanchthon bekant wurde. Auf den Rath desselben studirte er vornehmlich Mathematik und die damals sehr geschätzte Astrologie, der auch Melanchthon ergeben war. Der Ausbruch des schmalkaldischen Krieges und die dadurch herbeigeführte Zerrüttung der Universität zu Wittenberg, veranlaßte ihn, 1547 nach Königsberg in Preußen zu gehen, wohin Sabinus berufen worden war, und wo er das Jahr darauf Rektor an der Domschule wurde. Er verfertigte daneben Kalender, und setzte sich durch seine astrologischen Kentnisse und Weissagungen bei dem Herzog Albrecht in besondere Gunst. Dieser ernante ihn 1550 zu seinem Bibliothekar. Während diese Stelle und die Astrologie ihm Brot verschafften, widmete er seine Mußestunden einem ernsten Studium der theologischen Wissenschaften, und erwarb sich binnen 3 Jahren den Schatz von theologischer Gelehrsamkeit, der ihn über die meisten Gottesgelehrten seiner Zeit erhob. Den ersten öffentlichen Gebrauch von seinen Kentnissen machte er in einem gelehrten Streite mit Andreas Osiander, der den Lehrbegriff von der Rechtfertigung seiner als jemand vor ihm ausgesponnen zu haben wähnte. Chemniz bestritt ihn in einer öffentlichen Disputation, allein Osiander siegte, und die Verdrießlichkeiten, die dieser Streit nach sich zog, bewogen Chemniz im April 1553 Königsberg zu verlassen. Er begab sich zuerst an den Hof des Markgrafen Johann von Brandenburg, wo er als Astrolog geehrt wurde, und von da nach Wittenberg, wo Melanchthon ihn an seinen Tisch nahm, den er auch 1554 auf den Convent zu Naumburg begleitete. Auf den Rath desselben fing er an, über dessen Dogmatik (loci communes) Vorlesungen zu halten; allein noch ehe er dieselben vollendet hatte, folgte er 1554 einem Rufe nach Braunschweig, wo er zuerst Coadjutor, dann Pastor und endlich Superintendent wurde, und den 8. April 1586 starb, nachdem er 2 Jahre zuvor in den Ruhestand versetzt worden war.

Chemniz behauptete unter den Theologen seiner Zeit und seiner Kirche den Ruhm einer umfassenden gründlichen Gelehrsamkeit, von der er den wirksamsten Gebrauch machte, um das von den ersten Reformatoren begonnene Werk weiter fortzuführen, fester zu begründen und gegen die Angriffe der Gegner zu sichern. Sein gelehrtes Wissen sowol als seine eigenthümliche Gemüthsart machten ihn dazu besonders geschickt. Bei einer nicht gemeinen Kentniß der biblischen Sprachen und der alten Literatur, besaß er eine große Belesenheit in älteren theologischen Schriften, eine seltene Tiefe im Forschen, eine ungemeine Klarheit in Darstellung des Erforschten, Reife des Urtheils, Ordnung im Vortrage, und eine Sanftmuth und Bescheidenheit im Streite gegen Andersdenkende, besonders gegen die Katholiken, die ihm die Hochachtung aller Zeiten sichert. Der milde und nüchterne Geist seines Lehrers Melanchthon schien ganz auf ihn übergegangen zu seyn, und er ist in dieser Beziehung vielleicht der würdigste Schüler desselben. Dieß, und seine umfassende theologische Gelehrsamkeit, waren Ursache, daß er bei den wichtigsten Verhandlungen in Kirchensachen zu Rathe gezogen wurde, und er hat großen Antheil an der Feststellung des neu gestalteten evangelisch-lutherschen Lehrbegriffs, und der wichtigsten, die äußere Form der kirchlichen Verfassung betreffenden Einrichtungen. So mild und friedliebend er aber auch war, so bewies er sich doch unerschütterlich in Behauptung dessen, was er für wahr erkante, und kein protestantischer Theolog seines Zeitalters hat das römisch-katholische System zugleich mit einer so tiefen und umfassenden Kentniß des kirchlichen Alterthums, mit einem so gesunden und gründlichen Räsonnement, mit so viel Mäßigung und Billigkeit geprüft und bestritten. Die Fürsten, welche die Reformation in ihren Ländern eingeführt hatten, wandten sich daher öfters an ihn, um das begonnene Werk zu vollenden. Besonders wurde er von Friedrich II., König von Dänemark, von den Kurfürsten von der Pfalz, Sachsen, Brandenburg u. A. häufig zu Rathe gezogen. Um den Lehrstreit beizulegen, mußte er sich 1566 nach Königsberg begeben, und er verfertigte daselbst mit Joachim Mörlin das preußische Doctrinalbuch (Corpus doctrinae Prutenicae), welches für die Lutheraner in

1) In der slavonischen Sprache bedeutet Kemniz einen Stein.
2) An den Kirch- und Rathhausfenstern der Stadt Pritzwalk war ehemals das kemniz'sche Wapen zu sehen.

Preußen ein symbolisches Ansehen erhielt [3]). Im J. 1570 wurde er nach Göttingen berufen, um daselbst gewisse Irrungen in Kirchensachen beizulegen; er weihte darauf das Pädagogium zu Gandersheim ein, gab auf Bitte des Raths zu Halle [4]) sein Bedenken über den wittenbergischen Katechismus, und wohnte dem Gespräch zu Wolfenbüttel bei. Auch bei dem Gespräch zu Salzwedel war er zugegen, und faßte sein Bedenken wegen der Flacianischen Streitigkeiten ab. Nach Lübeck machte er 1574 eine Reise, als daselbst eine Streitfrage über den gesegneten Wein entstand. Bei Einweihung der Julius-Universität zu Helmstädt, deren Statuten er mit Dav. Chyträus (s. diesen Art.) entwarf, hielt er die Einweihungspredigt. Rühmlichen Antheil hatte er an den Versamlungen zu Torgau, Riddagshausen, Möllen, Bergen, Gandersheim, Tangermünde, Schmalkalden, Jüterbok, Heidelberg, Kassel, im Anhaltischen, bei dem Gespräche zu Quedlinburg, und bei der Visitation der Universität zu Jena. In Allem, was Lehre und Gottesdienst betraf, war er der vornehmste Rathgeber seines Fürsten, fast alle Anstalten in Kirchensachen der Stadt Braunschweig sind ihm zuzuschreiben; und für die niedersächsischen Kirchen faßte er eine Confession ab, die 1571 auf dem Convent zu Wolfenbüttel bestätigt wurde. Zur Wiederherstellung des Friedens unter den Lutherschen, und zum Schutz gegen die heimlichen Anhänger der Lehre Calvins, nahm er mit dem tübingischen Kanzler Jakob Andreä und andern Theologen den thätigsten Antheil an der Abfassung und Einführung der Concordien-Formel, und suchte in manchen Stücken der Heftigkeit Andreä's Schranken zu setzen. Daß er dadurch der freien theologischen Forschung einen Damm entgegen setzen half, kann ihm jetzt nicht mehr zum Ruhme gereichen, allein an manchen Schritten, die damals geschahen, hatte mehr die Politik und die Rücksicht auf die Zeitumstände, als die Überzeugung Antheil [5]).

Bei der großen praktischen Thätigkeit, unter welcher Chemniz einen großen Theil seines Lebens hinbrachte, war er zugleich ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Viele seiner Schriften beziehen sich auf die kirchlichen Ereignisse seiner Zeit, und hatten nur ein temporäres Interesse; andere werden handschriftlich in Bibliotheken verwahrt [6]). Von denen, die ihren Verfasser überlebten, und als wichtige Erscheinungen auf dem Felde der theologischen Literatur zu betrachten sind, bemerken wir zuerst seinen Kommentar über Melanchthons loci theologici [7]), ein Werk, das unter den theologischen Systemen der gereinigten Lehre aus damaligen Zeiten den ersten Platz verdient, ganz nach Melanchthon'scher Methode eingerichtet ist, und auf das Zeitalter, in welchem es erschien, den größten Einfluß hatte. Genauigkeit und Deutlichkeit in der Bestimmung der Dogmen, reifes Urtheil, kluge Wahl der Sachen und Beweise, und Ordnung im Vortrage sind eigenthümliche Vorzüge dieses Werks, in welchem zugleich die Geschichte der abgehandelten Lehren, und der darüber entstandenen Streitigkeiten mit Sorgfalt erörtert, und eine Art von Dogmengeschichte gegeben wird, so gut sie aus damaliger Zeit erwartet werden kann [8]). Auch die beiden Streitschriften über das Abendmahl und über die beiden Naturen in Christo [9]), worin er es mit den Reformirten zu thun hatte, sind mit dem größten Bei-

3) Hartknochs preuß. Kirchenhist. 423. *Lilienthal.* acta Boruss. Vol. I. 482. 4) Von seinen Verdiensten um die Stadt Halle, s. Dreyhaupt's Beschr. des Saalkreises S. 990. und 1007, wo der Vertrag, den Chemniz mit der Geistlichkeit zu Halle geschlossen hat, wörtlich zu lesen ist. Vgl. Hall. Anzeigen 1735. S. 4. 5) Man vergleiche den Art. Andreä (Jacob) im 4. Bde dieser Encykl. und den Artikel Concordienformel. 6) Mehre handschriftliche Werke von Chemniz kamen auf die Bibliotheken zu Wolfenbüttel und Helmstädt; andere befanden sich auf der Bengelschen Bibliothek in Upsal, und auf der Raserschen in Kopenhagen. Ein Verzeichniß derselben findet man in den Nova literaria Germaniae 1707. p. 400. Joh. Chr. Coler, Hofprediger in Weimar, wollte Chemnizens epistolae et responsa theologica in 2 Bden herausgegeben; sein Tod vereitelte aber dieses Vorhaben. S. Unschuld. Nachr. 1721. S. 311 ff. 7) Loci theologici rev. et clar. viri D. *Mart. Chemnitii*, quibus et loci communes D. Phil. Melanchthonis perspicue explicantur et quasi integrum christ. doctr. corpus ecclesiae Dei sincere proponitur. Editi opera et stud. *Polyc. Leyseri.* Frf. ad M. 1591. Vol. III. 4. oft, z. B. Witeb. 1615; 1623 u. 1690. fol. Chemniz kam in seiner Erklärung des Melanchthonschen Lehrbuchs nur bis auf den Artikel vom Abendmahl; die Lehren von der Buße, Beichte, Genugthuung, Prädestination fehlen. Diese Lücke hat Leyser durch mehre angehängte Abhandlungen und Theses auszufüllen gesucht. Aus Chemniz großem Werke hat Balth. Menzer ein Lehrbuch verfertiget, unter dem Titel: Repetitio Chemnitiana s. enucleatio locorum theol. M. Chemnitii. Giess. 1608. 8. öfter. Auch hat man von Chemniz selbst ein teutsches dogmatisches Lehrbuch: die fürnehmsten Hauptstücke der christlichen Lehre, wie darin die Pastores examinirt und unterwiesen werden. Wolfenb. 1569. 8. öfter. Auch Lat. von J. Kanger 1671. 8. 8) Wenn man auf dem Wege, den Chemniz betreten, fortgegangen; wenn nicht in dem folgenden Jahrhundert der Geist der Polemik von neuem erwacht, und die scholastische Philosophie und Terminologie in das System zurück gerufen worden wäre, so würden die neuern Fortschritte in der Schriftauslegung und Dogmatik gewiß früher gemacht worden seyn. Man höre, wie sich Chemniz z. B. über die Interpretation der Bibel äußert. „Et amanda et magnifacienda est grammatica enarratio vocabulorum, quibus usus est in praecipuis locis doctrinae coelestis. Ecclesia enim interpretatione sua non gignit nova dogmata, sed quae tradita et patefacta sunt voce divina, scrutatur, discit et accipit. Sicut autem res ipsae in scriptura et patefactae sunt voce divina in verbo, ita eaedem recte intelligi non possunt, nisi ex vera et genuina significatione verborum, quibus sanctus spiritus usus est in tradenda doctrina coelesti. Nec igitur hic de bello, ut vocant, grammaticali, sed in praecipuis locis doctrinae quantum erratur in verbis, tantum etiam de rebus ipsis amittitur. Amissa enim vera grammatica, statim exstincta est lux purioris doctrinae. Et quum nostro tempore restitueretur vera grammatica verborum enarratio, prorsus restituta est puritas doctrinae.“ Bescheiden und vorsichtig erklärte er sich über den λόγος; gründlich und im wahren Geiste des Exegeten spricht er von der Rechtfertigung; das Mystische, das in den folgenden Zeiten diese Lehre erhielt, suchte er durch eine grammatische Ableitung und Erklärung des Worts zu entfernen, und so die ganze Lehre verständlich und der Vernunft gemäß darzustellen. Die analogia fidei, die in der Folge ein so großer Anstoß für viele Exegeten wurde, setzte er so gut aus einander, daß man wider diese Art, die Bibel zu erklären, nicht das Geringste haben konte. Vgl. *Buddei* isagog. historico-theol. 323. *Walch* bibl. theol. sel. T. I. 53. Semlers Einleit. zum 2. Bde von Baumgartens Glaubensl. 152. Heinrichs Gesch. d. Glaubenswahrh. 272. Grohmanns Annalen der Univ. zu Wittenb. 125. 9) Repetitio sanae doctrinae de vera praesentia corporis et sanguinis domini in coena. Lips. 1561. 8., auch

falle aufgenommen und immer zu den besten über diese Gegenstände gerechnet worden. Um die historische Auslegung der Bibel machte sich Chemniz durch seine Harmonie der Evangelisten [10]) verdient, der er einen sehr gelehrten kritisch-philologischen, aber auch dogmatisch-polemischen Kommentar über ihre Geschichten beifügte. Die Censur über einen protestantischen Katechismus, welche die Jesuiten zu Köln bekant machten, gab ihm Veranlassung, die Theologie der Jesuiten [11]) in einer kurzen und gedrängten Schrift darzustellen, die Zwecke des Ordens zu enthüllen und zu zeigen, daß die Irrthümer der römischen Kirche in den Schriften der Jesuiten eine weit schlimmere Gestalt hätten, als bei andern ihrer Schriftsteller, die wenigstens Manches zu mildern und besser auszulegen bemüht wären. Da sich der gelehrte portugisische Theolog Didacius de Payve de Andrada [12]) der Jesuiten gegen Chemniz annahm, und zugleich die Dekrete der tridentinischen Kirchenversamlung, deren Mitglied er war, zu vertheidigen unternahm, so wurde Chemniz dadurch veranlaßt (dem fernern Streite mit den Jesuiten entsagend), in einem ausführlichen Werke die Dekrete jener Kirchenversamlung [13]) zu prüfen. Dieses reichhaltige gelehrte Werk enthält eine geschichtmäßige und deutliche Darstellung der Unterscheidungslehren der römischen Kirche, eine scharfsinnige Entwickelung der Zweideutigkeiten und Widersprüche der tridentinischen Dekrete, und ist die bündigste Rettung des protestantischen Lehrbegriffs in allen seinen Abweichungen von dem römischen, weniger in streitbarer Schreibart als mit siegender Stärke abgefaßt. Die Lehre von der Tradition, als die vornehmste Grundlage des römisch-katholischen Systems, vom Abendmahl, vom Fegfeuer ꝛc. hat Chemniz ausführlich und aufs gründlichste erörtert, und überall die trefflichsten Beiträge zur Dogmengeschichte eingeschaltet. Selbst römisch-katholische Theologen betrachteten sein Werk als einen der gefährlichsten Angriffe auf das System ihrer Kirche, und gestanden, daß seit Luthers Tode kein teutscher Theolog der römischen Kirche mehr geschadet habe, als er durch dieses Werk, das eben deßwegen mehr gehaßt und gefürchtet, als beantwortet wurde [14]). — Chemniz hinterließ einen Sohn, ebenfalls Martin, s. folg. Art. (*Baur.*)

CHEMNIZ (Martin), ein Sohn des berühmten lutherschen Theologen und Superintendenten zu Braunschweig Martin Chemniz, war zu Braunschweig am 15. Okt. 1561 geb., studirte seit 1578 zu Leipzig, Helmstädt und Frankfurt a. d. O., wo er 1588 Doktor der Rechte wurde, widmete sich darauf zu Rostock der juristischen Praxis, und wurde im J. 1593 Rath des Herzogs Bogislaw XIII. von Pommern. Er verheirathete sich 1595 mit Margarethe, einer Tochter des rostockschen Professors der Rechte, Heinrich Camerarius, erhielt 1601 nach seines Schwiegervaters Tode dessen Professur, woneben er die Geschäfte des Herzogs besorgte, wurde aber von demselben 1603 als dessen Kanzler und Geheimerath nach Stettin berufen, von wo er, 1618 als Kanzler in die Dienste des Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp trat, und endlich zu Schleßwig am 26. August 1626 starb. Er war ein sehr frommer, in der biblischen Gelehrsamkeit sowol als in der Rechtskunde bewanderter Mann, und ist von seinen Fürsten häufig zu Gesandtschaften gebraucht worden. Man hat von ihm noch mehre Programme, Deductionen und Consilia, die jedoch von geringer Erheblichkeit sind, und einige lateinische Gedichte.

Er hinterließ aus seiner Ehe fünf Söhne und eine Tochter: nämlich Martin, Bogislaw Philipp, Franz, der als Arzt zu Hamburg starb, Heinrich, anfangs Student der Theologie, nachmals Militär, und Johann Friedrich. Von diesen Söhnen verdienen die beiden Ersten, so wie der Jüngste, hier eine nähere Erwähnung:

1) Martin, geboren zu Rostock am 13. Mai 1596, studirte daselbst und wurde 1624 Doktor der Rechte, 1627 Beisitzer des holstein-gottorpschen Hofgerichts, trat nachher in königlich schwedische Dienste, wurde vom Könige Gustav Adolph nach Regensburg auf den Konvent der Protestanten geschickt, 1630 zum schwedischen Geheimenrath ernant, und zum Generalkriegskommissär bei dem fränkischen und schwäbischen Kreise bestellt. Die Kaiserlichen nahmen ihn 1636, als er nach des Königs Tode noch immer den ihm angewiesenen Posten versah, in Westphalen gefangen, und schickten ihn nach Wien, wo er in harter Haft und Fesseln gehalten wurde. Erst nach dem J. 1639 wurde er derselben entledigt; er starb zu Jägerndorf in Schlesien am 24. Okt. 1645 an der Pest. Von ihm sind einige Dissertationen, nämlich de foedo-

---

teutsch, französisch und holländisch. De duabus naturis in Christo. Jenae 1570. 8., oft einzeln, und beide auch bei den loci theol. 10) *Mart. Chemnitii* harmonia quatuor Evangelistarum, quam ab eodem feliciter inchoatam *Polyc. Leyserus* et *Jo. Gerhardus*, — is quidem continuavit, hic perfecit, neueste Ausg. Hamb. 1704. Vol. III. fol. Teutsch, unter Veranstaltung und Aufsicht Otto Nath. Nicolai. Magdeb. 1764. 2 Bde. 4. Chemnizens Arbeit reicht nur bis zum 51. Hauptstücke. S. *Simon* hist. crit. des princ. comment. du N. Test. 174. *Buddei* isagoge 1681. Ernesti's n. theol. Bibl. 7. Bd. 693. 11) Theologiae Jesuitarum praecipua capita. Lips. 1562. 8. öfter; unter dem Titel: de origine Jesuitarum, auch bei den loci theol. und in der seltenen Samlung: Doctrinae Jesuitarum praecipua capita, a doctis quibusdam Theologis retexta etc. Rupellae (la Rochelle) 1589. 8. S. 1 — 138. Teutsch von Joh. Zanger. 12) S. den Artikel Andrada im 4. Bde. dieser Encykl. 13) Examen concilii Tridentini. Vol. IV. 1565 sq. öfter in 8. u. Fol., am besten *G. C. Joannis* recens. Frf. ad Moen. 1707. fol. mit vielen nützlichen Zusätzen und Berichtigungen der vom Verf. angeführten Stellen der Kirchenväter ꝛc. Teutsch (ungenau und der Sinn nicht immer richtig ausgedrückt) von G. Nigrinus. Frft. 1616. Fol. S. *Du Pin* Bibl. des aut. ecclés. T. I, 490. *Fabricii* hist. bibl. P. II. 160. Baumgartens Ergänz. zu Salig's Gesch. des trid. Concil. 3. Bd. 279. Stäudlin's Gesch. d. theol. Wiss. 2. Bd. 7 ff. 14) Eigene Lebensbeschr. Dess., herausg. von L. P. Zeisold, und wieder abgedruckt in Lilienthals erläut. Preußen St. 29. Rehtmeyers braunschw. Kirchenhist. Th. 3, 273 — 536 u. Beil. 118 — 464. *Gasmeri* Oratio de vita, studiis et obitu Ch. 1588. 4. *Adami* vitae Theol. germ. 272. Küster in der Lebensbeschr. H. Seidels Bildersaml. 101. *Spizelii* templ. honoris reserat. *J. Verheyden* praestant. theol. elog. 174. Hist. bibl. *Fabric.* P. II. 156. *Reimanns* Hist. lit. T. III. 127. Braunschw. Anz. 1747. S. 862. Schröckh's Kirchengesch. seit d. Ref. 4. Bd. Register.

ribus, de justitia et jure (irrig von Einigen seinem Vater zugeschrieben) und de jure belli gedruckt.

2) **Bogislaw Philipp**, geb. zu Stettin am 9. Mai 1605, studirte zu Rostock und Jena, nahm hierauf holländische und dann schwedische Kriegsdienste, wo er als Hauptmann, durch Axel Oxenstierna's Empfehlung, von der Königin Christine zum Rath und Historiographen ernant, und 1648 in den Adelsstand erhoben wurde. Er starb auf seinem Gute Hallstadt in Schweden im Febr. 1678, ohne Leibeserben. Außer einigen Dissertationen, hat er in teutscher und lateinischer Sprache die Geschichte des 30jährigen Krieges („des königlich-schwedischen in Teutschland geführten Krieges," Stettin 1648. 2 Bände in Folio) herausgegeben; dessen handschriftliche Fortsetzung in dem schwedischen Reichsarchive aufbewahrt wird; ein Werk, welches dadurch höchst wichtig ist, daß ihm die freie Benutzung des Archivs zustand, und er durch Axel's Freundschaft, zu dessen Abfassung Unterstützungen aller Art erhielt. — Auch wird ihm noch mit vieler Wahrscheinlichkeit, die unter dem verkappten Namen des *Hippolithus a Lapide*, gedruckte: Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico, in qua, tum quisnam revera in eo status sit, tum quae ratio status observanda quidem, sed magno cum patriae libertatis detrimento, neglecta hucusque fuerit, tum denique quibusnam mediis antiquus status restaurari ac firmari possit, dilucide explicatur (1640. 4. Ed. II. Freystadii 1647. 12.) zugeschrieben; eine Schrift, die nicht wenig dazu beitrug, daß die Absicht des Kaisers, mehre Reichsstände zur Annahme des prager Friedens zu bewegen, und mit vereinigten Kräften die Schweden von dem teutschen Boden zu vertreiben, vereitelt wurde, — und die in der Folge dem kaiserl. Hofe vielleicht größern Schaden, als manche verlorne Schlacht gethan hat. Eine genaue Übersicht des Inhalts und der Schicksale dieses Buchs, s. in Pütter's Literatur des teutschen Statsr. Th. 1. S. 89—92.

3) **Johann Friedrich**, geb. zu Stettin am 26. Jun. 1611, studirte zu Rostock und Frankfurt a. d. O., bereisete hierauf Holland, Frankreich und England, und ward 1642, herzogl. mecklenb. Archivar zu Schwerin, 1648 geheimer Sekretär der Königin Magdalene Sibylle, Witwe des Königs Christian V. von Dänemark, 1667 vom Herzoge Gustav Adolph von Mecklenburg, als Archivar und Sekretär bei der Justizkanzlei zu Güstrow berufen, und 1667 zum Protonotarius bei dem Landgerichte zu Parchim angesetzt. Er starb daselbst 1678. Er hat eine sehr ausführliche Geschichte Mecklenburgs ausgearbeitet, welche mit dem Jahre 1670 schließt, und in dem Archive zu Schwerin handschriftlich aufbewahrt wird *). (*Spangenberg.*)

CHEMNITZ (Johann Hieronymus), Pastor bei der teutschen Garnisongemeinde in Kopenhagen, Mitglied der kaiserl. Akademie der Naturforscher und anderer gelehrten Gesellschaften, geboren zu Magdeburg den 10. Okt. 1730. Nach Vollendung seiner akademischen Studien kam er 1759, als in dem Palaste des dänischen Gesandten in Wien ein protestantischer Gottesdienst veranstaltet wurde, als Gesandtschaftsprediger dahin, und ließ daselbst mehre Kasualreden und „Nachrichten von einer neu angelegten Schule bei der königl. dänischen Gesandtschaftskapelle" drucken. Er verließ Wien 1768, kam darauf als Garnisonprediger nach Helsingör, zuletzt nach Kopenhagen, und starb daselbst den 12. Oktober 1800. Er hat sich als Naturforscher, und besonders als Conchyliolog, einen berühmten Namen erworben, und in der letzten Hinsicht alle seine Vorgänger durch unermüdetes, sorgfältiges Forschen und Beobachten, und durch Genauigkeit in Beschreibung des Erforschten, so wie durch die Neuheit seiner Beobachtungen übertroffen. Er selbst besaß eine der zahlreichsten Samlung von Conchylien, die er, mit beträchtlichen Kosten, durch Beiträge aus den entferntesten Gegenden beständig zu vermehren bemüht war. Zuerst gab er heraus: Beiträge zur Testaceo-Theologie oder Erkentniß Gottes aus den Conchylien, nebst einem Anhange von den berühmtesten Naturalien-, sonderlich Conchyliensamlungen zu Wien. Nürnb. 1760. 4. mit 1 Kpf. Dann versah er die von Ph. Lud. Statius Müller aus dem Holländ. übersetzte Amboinische Raritätenkammer des G. E. Rumph mit schätzbaren Zusätzen, Wien 1766. Fol. mit 33 Kpf. Viele seiner Beobachtungen machte er in einzelen gehaltreichen Abhandlungen in den Beschäftigungen naturforschender Freunde zu Berlin, in den Schriften derselben, in den Nova act. Acad. naturae curios. und in den Nachrichten von dem Zustande der Wiss. in den dän. Reichen bekant. Sein Hauptwerk aber ist die Fortsetzung und Vollendung von F. H. W. Martini's Conchylienkabinet [1]), des wichtigsten und besten, mit unendlichem Fleiß und der größten Sorgfalt ausgeführten Werkes über diesen Theil der Naturkunde, und des ersten, das nach der Linné'schen Grundlage bearbeitet und völlig zu Stande gebracht worden ist, und alle früheren kostbaren Werke dieser Wissenschaft entbehrlich macht. Überall leuchtet die genaueste Kentniß, und eine Sorgfalt hervor, die über allen Tadel erhaben ist [2]). Dem verdienten Verleger dieses Werks (Gabr. Nic. Raspe, Buchhändler in Nürnberg) hat Chemnitz durch Herausgabe der Lebensgeschichte desselben (Nürnb. 1787. 4., auch vor dem 9. Bande des Conchy. Cab.) ein ehrendes Denkmal gesetzt [3]). (*Baur.*)

---

*) Vgl. *Molleri* Cimbria literata. Tom. II. p. 137—141. (Sp.) — Über mehre andere Gelehrte dieses Geschlechts u. Namens, vgl. außer Jöcher, Dunkel's hist. krit. Nachr. B. III. S. 465—80. und die dort angeführten Quellen. (*Baur.*)

1) Neues systematisches Conchylienkabinet, geordnet und beschrieben von F. H. W. Martini, fortgesetzt (vom 4. Bde an) und vollendet von Chemnitz (teutsch u. lat.). Nürnb. 1769—1795. 12 Bde. gr. 4. Die 10 ersten Bände enthalten 367 Kupfertafeln; die in Ansehung der Schönheit der Abzeichnungen, der Illumination und der typographischen Zierlichkeit wenig zu wünschen übrig lassen; der 11. Band ist ein (von J. S. Schröter bearbeitetes) Register, und im 12. B. findet man Supplemente mit 39 Kpf. 2) Man vergleiche die Beurtheilungen dieses Werks, welche in Böhmers Handb. d. Naturg. Bd. 26. S. 448 f. nachgewiesen sind, und die allg. Lit. Ztg. 1786. No. 277.; 1788. No. 236a. 3) *Wormii* Forsög til et lexicon over danske laerde maend. T. I. 214. Meusel's gel. Teutschl. u. Lex. d. verst. Schriftst. Bd. 2.

CHEMNITZER (Iwan), wurde 1744 zu St. Petersburg geb., wo sein Vater, ein Sachse von Geburt, als Arzt beim Landhospital angestellt war. Sorgfältig erzogen, sollte er sich frühzeitig der Arzneikunde widmen, ward aber wegen eines unüberwindlichen Abscheus vor allen anatomischen und chirurgischen Manipulationen, daran gehindert und trat, erst 13 Jahr alt, in den Militärdienst, wo er die Feldzüge gegen Preußen und die Türkei mitmachte. Im J. 1769 verließ er diese Laufbahn, wurde beim Bergwesen als Hüttenverwalter angestellt, machte 1776 eine zum Theil mineralogische Reise durch Teutschland, Holland und Frankreich, nahm 1779 seinen Abschied als Kollegienrath — durch äußere Umstände getrieben aber wieder Dienste (1782) und ging als russischer Generalkonsul nach Smyrna, wo er im Frühjahre 1784 starb. — Als Fabeldichter wird er noch jetzt von den Russen genant. (Seine Basni i Skaski erschienen zuerst 1775, darauf 1778. 82. 99. mit der Lebensbeschreibung des Verfassers — und 1811.) Nicht in Abrede darf gestellt werden, daß er, Lafontaine und Gellert studirend und nachstrebend, seinen Stoff im einfach geselligen Weltton vorgetragen, die in demselben liegenden guten Lehren klar und verständlich ausgesprochen und durch echten Nationalausdruck gehoben — daß ihm aber doch jener höhere didaktische Ausdruck, Humor und Phantasie gemangelt haben, um seine Vorbilder zu erreichen. — Mit und nach Chemnitzer haben sich mehre russische Dichter, wie Ablesimow, Cheraskow, Leontiew, Maikow, Murawief, Newedomsky, Solotnitzky und Sumarokow auf gleicher Bahn versucht, Keiner von ihnen aber mit größerem Talent, als die noch lebenden Dmitriew und Krilow, unter welchen letzterer vornehmlich durch die Pointe des Sinngedichts sich seinen Ruhm im Gebiete des Apologs gesichert hat — (vgl. Richters russ. Miscellen No. 5.). (*v. Wichmann.*)

Chemo, s. Panopolis.

CHENAB oder Khenab und Schenab, der Acesines der Alten, ein Strom im westl. Hindustan. Er entspringt in Kaschmir am Himali (unter 34° 20′ Br. und 94° 46′ L.), geht nach SW., durchströmt das ganze Pandschab von Lahore, und nimt darin den Behut, den Rawi, und die Gharra auf, nach deren Vereinigung bei Usch er den Namen Punschaud annimt und dem Sind zugeht. (*Hassel.*)

CHENANGO, Grafschaft in dem nordam. State Neuyork, vom Chenango und dessen Zuflüssen bewässert, welcher in der Grafsch. Madison entspringt und der Susquehannah zugeht, hatte 1820 in 17 Ortschaften 31,215 Einw. Der Hauptort ist Norwich. (*Hassel.*)

CHÉNAUX (Peter Nicolaus), von La Tour de Treme im freiburgschen Amte Gruyere (Greyerz), wo er die Stelle eines Stadtmajors bekleidete. Als sein Vater, welcher das Amt eines Castellans verwaltete, wegen hitziger Verfechtung der Ansprüche seiner Gemeinde auf eine Waldung wider die Kantons-Regirung, von seinem Amte entsetzt wurde, war auch der Sohn mit Strafe belegt worden. Als 1781 die Einwohner eines Theiles des Amtes Gruyere von der freiburgschen Regirung verschiedene Gerechtsamen foderten, stellte er sich an die Spitze der Unzufriedenen. Diese hatten sich des Schlosses Gruyere und des Landvogts bemächtigt, zogen gegen die Hauptstadt, und ihre Anzahl, welche sich fortschreitend vermehrte, stieg auf 7—800. Die Regirung ließ am 2. Mai die Thore schließen, verstärkte die Besatzung und suchte eilends Hilfe von Bern. Mit Schnelligkeit traf eine eben versammelte Abtheilung von Reiterei und die Besatzung der Stadt ein; Chénaux war eben von seinem Haufen entfernt. Überrascht, legte er ohne Widerstand die Waffen nieder. Allgemein verlassen fand Chénaux, welcher sich zu flüchten suchte, am 4. seinen Tod durch die Hand eines seiner Bekanten. Sein Leichnam wurde nach Freiburg gebracht, und Theile desselben wurden über den Stadtthoren befestigt. — Die Stelle, wo die Überreste waren begraben worden, wurde nachher von Vielen mit einer Art abergläubischer Verehrung besucht. (*Meyer von Knonau.*)

CHENG, auch Scheng, Tscheng oder Tschiang, heißt ein in China einheimisches Blasinstrument, welches im Wesentlichen aus einer ausgehöhlten Kürbisschale besteht, in deren Bauch man durch eine Röhre Luft einbläset, welche von da in mehre auf diesem Bauche befestigte Pfeifen, etwa wie der Orgelwind aus der Windlade in die Orgelpfeifen, oder wie der in den Dudelsack oder polnischen Bock eingeblasene Athem, aus demselben in die Sack- oder Bockspfeife, strömt, und dieselben tönen macht. Die Pfeifen des Cheng sind rohr- oder schnarrwerkartig, jedoch mit frei schwingenden, nicht aufschlagenden Zungen, und werden daher als Urbild unserer jetzigen frei schwingenden Zungenregister (Rohrwerke mit einschlagenden Zungen) betrachtet*). (*Gottf. Weber.*)

CHÉNIER (Louis u. Marie Joseph de), Vater und Sohn: der erste, geboren 1723 zu Montfort bei Toulouse, begab sich schon im jugendlichen Alter in Handelsangelegenheiten nach Konstantinopel, und verwaltete daselbst von 1753 bis 1764 das Amt eines Generalkonsuls. Nur wenige Jahre blieb er darauf in seinem Vaterlande; denn nachdem 1767 zwischen Frankreich und Marokko der Friede hergestellt worden war, bekleidete er an dem letztern Hofe die Stelle eines französischen Geschäftsträgers, und kam erst 1784 nach Paris zurück. Während der Revolution hielt er sich zu der gemäßigten Partei. — Er starb den 25. Mai 1790. Als Schriftsteller machte er sich bekant durch seine Recherches historiques sur les Maures et histoire de l'empire de Maroc. Par. 1787. Vol. III. 8. Teutsch (im Auszuge, mit Anm. von Ch. W. Cuhn). Lpz. 1788. 8. Engl. Lond. 1788. 8.; und durch die Révolutions de l'empire othoman, et observations sur ses progrès, sur ses revers, et sur l'état présent de cet empire. Par. 1789. 8. Beide sind gut geschrieben, und das

*) Ein Mehres über dieses Instrument findet man in Ferrajo's Prachtwerke: Le costume ancien et moderne de tous les peuples, in groß Fol. Vol. I. (Milan 1816.) cah. 6. p. 277. und Taf. 66. — in *Laborde's* Essai sur la Musique. Tom. I. p. 129, in *P. Amiot's* Mémoire oder im 6. Bande der Mémoires sur les Chinois p. 80. und Taf. 6., von Biot in seiner Physik und von Chladni in der Leipz. musik. Ztg. von 1821. S. 369 u. ff.

erstere enthält schätzbare Aufschlüsse über die neuere Geschichte und Verfassung von Maroko u. Fetz, und über die physische Beschaffenheit des Landes. Aber die in den beiden ersten Theilen enthaltene Geschichte Mauretaniens in den ältern Zeiten ist nicht aus den Quellen geschöpft, und als unerheblich in der teutschen Übersetzung weggelassen worden [1]). — Sein Sohn, Marie Joseph de Chenier, wurde am 28. August 1764 zu Konstantinopel geboren, aber in Frankreich erzogen. Er kam als Offizier zu einem Dragonerregimente nach Niort, verließ aber nach 2 Jahren die militärische Laufbahn, und fing in Paris an für das Theater zu arbeiten. Die Revolution hatte an ihm einen enthusiastischen Beförderer, und von 1792 bis 1802 war er ohne Unterbrechung Mitglied aller gesetzgebenden Versamlungen. Als Mitglied der Municipalität vom 10. August 1792 verfaßte er das Gesuch um Absetzung des Königs, und zeichnete sich unter den Anstiftern der Ereignisse dieses Tages aus. Die Oden, welche man bei den Jahresfesten des 14. Julius und 10. August, bei den Festen der Vernunft und ähnlichen Veranlassungen sang, hatten ihn zum Verfasser, und als Deputirter des Nationalkonvents stimte er für die Hinrichtung Ludwigs XVI. Er selbst lief mehrmals Gefahr unter der Guillotine zu bluten, da er sich durch seinen Stolz und seine beleidigenden Satiren, die er drukken ließ, viele Feinde machte. In der ersten Sitzung des Raths der Fünfhundert wurde er zum Sekretär, und im Nov. 1795 zum Präsidenten ernant. Unter der Konsularregirung war er Mitglied des Tribunals, aber im März 1802 befand er sich in dem ersten Fünftheil der Tribunen, die auf Anordnung des Erhaltungssenats austreten mußten. Napoleon ernante ihn 1804 zum Generalinspektor der Studien. Er starb am 10. Jan. 1811 als Mitglied des National-Institutes und der Ehrenlegion. Er besaß einen lebhaften Geist, mannichfaltige Kentnisse, und echte poetische Talente zu den meisten Dichtungsarten, in denen er sich mit Erfolg versuchte. Das meiste Aufsehen machten seine oft gedruckten dramatischen Arbeiten, besonders sein Charles IX. ou l'école des rois 1790; Henri VIII, 1782; Jean Calas, 1792; Cajus Gracchus, 1792; Fenelon ou les religieuses de Chambrai, 1793; Timoléon, Tragédie avec des choeurs, 1794; zusammen gedruckt: Théatre. 1801. Vol. II. 18. Par. 1818. Vol. III. 8. Die meisten dieser Trauerspiele fanden in den ersten Jahren der Revolution um so mehr Beifall, da sie Gesinnungen und Grundsätze aussprachen, die damals an der Tagesordnung waren, und da die handelnden Personen die Sprache der herrschenden Partei redeten. Als diese Periode vorüber war, nahm auch der Beifall ab, und seine späteren theatralischen Arbeiten seit dem J. 1795, unter denen sich auch eine Nachahmung von Lessings Nathan und Übersetzungen aus Sophokles befanden, kamen nicht auf die Bühne, und wurden auch nicht gedruckt. Mangel an Handlung, überhäufte Reflexionen, die den Gang der Empfindung und der Leidenschaften hemmen, und eine durchaus herrschende Kälte sind mehr oder weniger Gebrechen, die seinen Tragödien zum Vorwurfe gereichen, wenn gleich die schöne Versifikation und einzele gelungene Scenen nicht gemeine Talente beurkunden. Von der Satire, die ihm am besten gelang, machte er nur allzu oft zur Befriedigung seiner Leidenschaften und zum Nachtheil verdienter Personen, Gebrauch. Auch in den übrigen Dichtungsarten erhob er sich weit über das Gemeine. Das Beste davon findet man in seinen Poésies lyriques. 1798. 8. und Poésies diverses. Par. 1818. 8. Seine politischen Reden sind voll revolutionärer Übertreibungen, aber die Berichte, die er in verschiedenen Versamlungen über wissenschaftliche Gegenstände, über Literatur, Unterricht und Erziehung erstattete, enthalten viel Gedachtes und kräftig Gesagtes. Aus seinen Vorlesungen im Athenäum und im Nationalinstitut erwachsen sind die schätzbaren Schriften: Tableau hist. de l'état et des progrès de le litérature franç. depuis 1789. Ed. III. Par. 1818. 8. und die Fragmens du cours de litérature. Ib. 1818. 8. [2]). (*Baur.*)

CHENNIUM. Eine von Latreille errichtete Käfergattung, aus der Familie der Pselaphen, welche zwischen Pselaphus und Claviger mitten inne steht. Ihre Kenzeichen sind: eilfgliederige, schnurförmige Fühler, mit größerm, kugeligem Endgliede; Taster sehr kurz, nicht vorstehend; Tarsen zweikrallig. Die einzige bekante Art C. bituberculatum, kastanienbraun, der Kopf beiderseits unter den Fühlern mit einem scharfen Höcker, und ausgehöhltem Scheitel, das Halsschild walzig, hinten und vorn mit einer eingedrückten Querlinie, die Deckschilde glatt, lebt im südl. Frankr. u. Teutschland. (*Germar.*)

Chenolea L. gehört zu Chenopodium.

CHENOPODIUM, eine Pflanzen-Gattung, welche eine eigene Familie der Chenopodeen bildet und zur zweiten Ordnung der fünften Klasse gehört. Ein fünftheiliger Kelch, der sich späterhin nicht verändert; die Staubfäden auf dem Fruchtboden eingefügt; eine einsamige Schlauchfrucht, mit peripherischem Embryo um eine Spur von Eiweißkörper, dieß sind die Charaktere der Gattung, wozu im Syst. veget. I. p. 919—922. 54 Arten gezählt sind. (*Sprengel.*)

Ch. album; die glatten, harten, schwarzen Samen von dieser Pflanze (Alabuta genant) werden zu Astracan von Tataren und Armeniern in die weichen, feuchten Häute von Pferden und Eseln tief eingetreten; der aus diesen bereitete Schagrehn erhält hiedurch jene eigene, rauhe, getüpfelte Oberfläche, und sein körniges Ansehen. Ch. Ambrosioides L., mexikanisches Traubenkraut: die Blätter dieser jährigen Pflanze Mexiko's und Portugals, welche bei uns in den Gärten wächst (hb. Chenop. ambros., s. Botryos Mexicanae, s. Atriplicis odoratae americanae, s. Thea mexicana) sind offizinell. Sie liefern in der Destillation, nebst einem

1) Ersch's gel. Frankr. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VIII. (von Jourdain). Vigée hielt an seinem Grabe eine Rede, die gedruckt wurde. — Von seinem Werk über Maroko, s. die Götting. gel. Anz. 1787. S. 1959, und die allg. Lit.-Ztg. 1788. Bd. 1. S. 185. Bd. 3. S. 289.

2) Portraits pour l'hist. de la révolut. fr. N. 1. 1795. Reichard's moderne Biogr. 2. Th. 60. Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. VIII. (von Auguis). Biogr. des Contemp. T. IV.

geruchvollen Wasser, ein theils dünnes, theils butterartiges Ätheröl, doch nicht in großer Menge; im wäßrigen Extrakte pflegt Salpeter anzuschießen (d. weitere chem. Untersuchung derselben s. in d. Berlin. Jahrb. d. Pharm. 1802. VIII. S. 51. rc.). Hufeland u. A. rühmen dieß Kraut, wegen seiner beträchtlichen, flüchtig reizenden Kräfte, im Allgemeinen als ein Hauptmittel bei Nervenschwäche, Krämpfen, insbesondere Brustkrämpfen und Asthma, Lentin, Borries, Plenk, Ecker u. A. bei Lähmungen, Veitstanz u. a. Neurosen, theils in Pulver (1 Dr. täglich mit Honig, oder für sich zu 1 Skr. in steigender Gabe, und zu 2—4 Dr. auf 10 Unzen sied. Wassers), theils im Theeaufguß, theils als geistige, oder ätherische Tinktur, letztere zu 20—60 Tropfen. Die Species ad infusum pectorale Bor., bei Katarrhen anwendbar, enthalten auch Chenop. ambr., gleichwie die Species nervinae externae Nolte zu Kräuterkissen bei Rheumatismen, rosenartigen Entzündungen rc. — Ch. olidum enthält, nach Chevallier und Lassaigne, außer Ammonium, Albumen, ein aromat. Harz, Bitterstoff, Salpetersäure, viele Potasche, nämlich essigsaure und weinsteinsaur. Kali. — Ch. Quinoa; die Samenkörner davon, woran die Pflanze reich ist, stehen dem Reis an Wohlgeschmack und Güte nicht nach.

(*Th. Schreger.*)

CHEOPS, König von Memphis, regirte [1]) von 1182 bis 1132 v. Chr. mit Härte und Grausamkeit über seine Unterthanen. Das träge und wollüstige Leben seiner nächsten Vorgänger, welche regirt haben sollen 7 Menschenalter, und die eingerissene Anarchie mögen nicht weniger, als die Ausführung ungeheuerer Baue mit den zu ihrer Vollendung getroffenen Maßregeln beigetragen haben, ihn dem Volke verhaßt zu machen. Wie schon früher Sesostris u. A. durch Errichtung der Obelisken ihren Namen verewigten: so Cheops und seine nächsten Nachfolger durch den Riesenbau der Pyramiden. Unter den 40 noch vorhandenen Pyramiden sind die 2 nördlichsten 4 Meilen von Memphis die größten, und die nördlichste von ihnen ein Denkmal des Cheops. Sie wurde mit ihren Schwestern ähnlicher Größe zu den 7 Wundern der Welt gezählt. Nach Diodors Angabe ist jede ihrer 4 Seiten 7 Plethron oder 700 Fuß lang und über 6 Plethron breit [2]), und zwischen 600 und 700 Fuß hoch. Sie endigt sich in ein ebenes Viereck, überall 13¼ Fuß. Die Steine, womit sie bekleidet war, sind abgerissen. Man will 200 Schichten Steine gezählt haben. — Welch ein Zeit- und Kraftaufwand ward zu ihrer Erbauung erfodert! Wenn der Platz zur Ausführung eines solchen Gebäudes geebnet war, wurde die erste Lage der Steine horizontal gelegt, die untern Zimmer und Gänge, wenn es dergleichen enthalten sollte, völlig gebaut und die äußern Mauern darum geführt. Die großen, ungeheuern Werkstücke legte man stufenweise über einander, so daß man, wie auf Treppen, hinauf steigen, und um die Pyramide herum gehen konte. Diese Steinblöcke wurden durch ihre eigene Schwere ohne Mörtel zusammen gehalten. Die Steine, von welchen die des Cheops erbauet ist, haben eine schwer zu bearbeitende, aber nicht zu verwüstende Härte und mußten aus den zwischen dem Nilthal und dem arab. Meerbusen sich hinziehenden Bergketten, welche fast allein aus Kalkstein bestehen, gebrochen und weit her geschafft werden [3]). Alle Steine sollen 30 Fuß lang und genau zusammen gefügt seyn. Genauer, als Diodor [4]) beschreibt Herodot [5]) den Bau derselben. Um den in viel Jahren kaum zu beendenden Bau möglichst zu beschleunigen, ließ Cheops die Tempel verschließen [6]), damit die Unterthanen nicht von der Arbeit abgehalten würden, und reichte ihnen die unentbehrliche Nahrung an Rettigen, Zwiebeln, Knoblauch rc. Auf 100,000 Menschen waren mit Herbeischaffung der Baustoffe beschäftigt, die nach 3 Monaten durch eine eben so große Anzahl wieder abgelöset wurde. Zehn Jahre reichten hin, um die Steine zu brechen, die Wege zu ebenen, Berge und Hügel abzutragen oder zu durchstechen, den Hügel, auf welchem die Pyramide aufgeführt werden sollte, zu ebenen, die unterirdischen Kammern anzulegen und den aus dem Nil um die Pyramide geleiteten Kanal zu graben [7]). Ob Cheops auf einer Insel innerhalb der Pyramide sich sein Grabmal angelegt habe und daselbst beigesetzt worden, ist ungewiß. Zwanzig Jahre arbeiteten 300,000 Menschen an ihrer Aufführung. Um die großen Steine ohne Hebel und Maschinen, wie man glaubt, in die Höhe zu bringen, bauete man einen Damm oder Terrassen, welche nach Beendigung des Baues wieder weggerissen wurden; nach Andern gebrauchte man Keile, Hebel und andere Werkzeuge [8]). Nach Vollendung derselben wurde sie von oben herab mit Granit oder Marmor bekleidet und mit Inschriften in Hieroglyphen, die Kosten des Aufbaues verrathend, versehen. Im 13. Jahrh. war diese Bekleidung noch bei den meisten vorhanden [9]). Ihre Festigkeit ist so groß, daß nur kleinere haben zerstört werden können, die größern, wie die des Cheops, haben der Zerstörungslust der Araber und anderer Eroberer Ägyptens widerstanden [10]). Eine hieroglyphische Inschrift gab zu Herodots Zeit den Aufwand an Rettigen, Zwiebeln, Knoblauch u. s. w. nach der Erklärung der Priester auf 1600 Talente, über 2¼ Millionen Thaler an. Um diese bedeutende Summe aufzutreiben, soll sich Cheops des schändlichen Mittels, seine Tochter Jedem, der ihm einen

1) *Herodot.* II, 214 sq. Nach *Diodor. Sic.* I, 63. haben zwischen Rhampsinit und Cheops oder Chembes noch sieben thatenlose Könige regirt, unter welchen nur Nileus sich durch Anlegung von Kanälen, durch welche der Nil dem Lande ein Segenspender ward, sich denkwürdig machte und der Fluß, welcher vorher Ägyptus hieß, seinen Namen erhielt. Übrigens treffen Beide darin wieder zusammen, daß Cheops mit seinen beiden Nachfolgern, Chephren und Mycerinus, Erbauer der großen Pyramide sind. Die Chronologie wird durch den Versuch der die ägyptischen und griechischen Sagen mit einander vereinigenden oder vermengenden Priester unsicher. 2) Nach *Herodot.* II, 214. 800 Fuß breit, lang und hoch.

3) Heeren Ideen rc. 2ten Bdes, 2te Abtheil., 3te Aufl. S. 498. 4) *Diodor. Sic.* I, 64. 5) *Herodot.* II, 124—126. 6) Er verbot zu opfern und zwang sie zu Frohndiensten. 7) Gewöhnlich waren sie mit einem Graben umgeben. 8) *Meister* de pyramid. aegypt. fabrica et fine. Nov. Act. Soc. Gott. Vol. V. Class. phys. p. 192 sq. Niebuhr im neuen teutschen Museum. St. 12. 1790. 9) *Larcher* ad *Herodot.* II, 434 ff. 10) *Langlès* Nord. III. 309 ff.

Stein herbeischaffte oder eine bestimte Summe erlegte, Preis zu geben, bedient haben [11]).

Diese Pyramide allein ist geöffnet worden. Sie hatte auf der Nordseite über der 16ten Stufe, 48 Fuß hoch über der Basis, welche in tiefem Flugsand vergraben ist, den Eingang und einen Portikus. Man fand fünf theils gerade aus, theils in die Höhe und Tiefe leitende Gänge mit Marmor ausgelegt, drei Gemächer und mehre tiefe Schachten. Früher will man einen Sarkophag von schwarzem Granit, später im 9. Jahrh. nach Chr. mehre Leichname in Leinwand gewickelt (Mumien) gefunden haben. Beides würde ihre Bestimmung zu Mausoleen verrathen, wenn die Nachrichten sicher wären. So wenig sich aber mit Sicherheit darüber bestimmen läßt, eben so unsicher scheint selbst die Nachricht, daß Cheops sie erbauet habe. (S. Pyramiden.) (*D. Schincke.*)

Chepewyan, s. Chipewyan.

CHEPSTOW, Marktfl. in der engl. Shire Monmouth (51° 42′ Br. und 15° 4′ L.) am Wye, worüber eine eiserne Brücke führt und die Shire mit Gloucester verbindet: die Fluth steigt in dem Fluße 30 bis 60′ hinauf, und dieser trägt Schiffe von 600 Tonnen bis an die Kaien des Marktfleckens. Dieser ist offen, nachdem die alten Wälle abgetragen sind, und gut gebauet, hat breite und gepflasterte Straßen, 1 am Nordende des Ortes auf einer Anhöhe stehendes Kastell, das zum Theil verfallen ist, aber doch noch bewohnt wird, 1 Kirche, die in einer vormaligen Priorei eingerichtet ist, 510 Häuser und 2521 Einw., die aus ihrem Hafen einen lebhaften Handel mit Bauholze, Eisen, Cyder und Viktualien nach Portsmouth, Plymouth, Deptford und Irland treiben, auch mit portugisischen Weinen verkehren, 1 Wochen-, 4 Jahr- und 12 Ochsen- und Schweinemärkte halten. Man bauet Schiffe von 700 Tonnen. Ein Brunnen süßen Wassers in dem Orte, 14′ tief, zeigt Ebbe und Fluth. Dicht an denselben stößt die Villa und der angenehme Garten Piercefield. (*Hassel.*)

CHER, 1) ein Fluß des mittlern Frankreichs. Er entspringt im Dep. Creuse, etwa 1¼ Meile von Auzance, geht auf Evaux, Montluçon, Chateauneuf, S. Aignan, Chenonceaux, Bleré, und fällt nach einem Laufe von 42 Meilen, zwischen Tours und Saumur, in die Loire: bei seiner Einmündung, die das Bec du Cher heißt, bildet er durch seine 2 Hauptarme den Werder Brehemont. Er kann nur 10 Meilen weit beschifft werden, und verursacht starke und häufige Überschwemmungen. Von ihm führen die Departemente Cher und Loir Cher den Namen. 2) Ein Departement des nordwestlichen Frankreichs, von 19° 27′ bis 20° 41′ östl. L. und 46° 32′ bis 47° 39′ nördl. Breite reichend, im N. an Loiret, im O. an Nièvre, im S. an Allier, im W. an Indre und Loir Cher stoßend, und 132,⁸¹ □Meilen, nach Herbin 1,450,134 Arpens groß, wovon 283,794 Waldung. Die Oberfläche bildet eine gewellete Ebene, die mit hohen Flußufern und bewaldeten Hügeln besetzt ist; drei große Flüsse: der Cher, der Allier und die Loire befördern den Verschleiß ihrer Produkte; das Innere bewässern die große Saudre, die kleine Saudre, die Eure, der Arnon und andere geringere Flüsse; ein kleiner Binnensee, der Villiers, breitet sich im Kanton Lignières aus, auch gibt es viele geringere Teiche und Moräste, und Heilquellen bei Bourges und Bailly. Doch ist der Boden an den Flüssen Loir und Auron vortrefflich, nur im N. gibt es Haiden und Sandsteppen und in der Mitte wechseln Thon, Lehm und Sand ab. Das Klima gibt sich milde, heiter und gesund. Der Ackerbau wird zwar nicht mit besonderer Aufmerksamkeit betrieben, doch liefert er weit mehr Weizen und andere Kornarten, als das Bedürfniß fodert; dabei werden sehr vieler und guter Hanf, Flachs und schöne Baumfrüchte gezogen. Der Weinbau ist ziemlich ausgebreitet, die Weine gehören aber nur zu der mittlern Klasse und werden daher meistens in Brantwein verwandelt. Die Wiesen sind nur bloß an den Flüssen gut; die Pferde fallen klein und schwächlich, und die schöne Race beau marché de Sancerre ist fast ganz ausgegangen. Schafe werden in großer Menge gehalten: sie sind ursprünglich von der Berrichanne Art, die schon eine gute Wolle und ein schmackhaftes Fleisch gab, und die man nun noch durch Merinos sehr veredelt hat. Auf den Haiden werden viele Bienen gehalten, und mit Buchweizen eine Menge verschiedenes Geflügel aufgezogen. Wild ist noch überflüssig; die Karpfen des Cher, die Lachsforellen und Alsen der Loire werden in ganz Frankreich geschätzt. Die Holzungen sind noch ansehnlich genug, um nicht allein Bretter, Bau- und Brennholz zur Ausfuhr darzubringen, sondern auch die vielen Eisenhütten, Hammer und andere umgehende Werke zu versehen: jährlich werden auf 12 Hochöfen 110,000 Zentner Eisen geschmolzen, und zum Theil in Stahl verwandelt, man unterhält Nagelschmieden, Salpetersiedereien, Potasche- und Glashütten, Ocherschlämmereien und Porzellanfabr., macht viele Strohhüte und Nußöl, und führt Korn, Holz, Brantwein, Wolle, Eisenwaren, Bau- u. Mühlsteine, Glas, Strohhüte u. s. w. aus. Die Volksmenge belief sich 1821 auf 239,561 Individuen, die in 18 Städten, 14 Marktflecken und etwa 700 Dörfern und Weilern wohnen; die Katholiken besitzen unter der Diöcese des Erzbischofs von Bourges 29 Pfarrkirchen, die 3000 Reformirten nur 1 Bethaus. Die Provinz, welche 4 Mitglieder zur Kammer sendet, gehört zur 21. Militärdivision, zur 8. Forstkonservation, unter dem königl. Gerichtshof von Bourges, wird in 3 Bezirke, 29 Kantone und 307 Gemeinden abgetheilt, und hat zur Hauptstadt Bourges. Sie ist aus dem vormaligen Oberberry und einem Theile von Bourbonais gebildet, Provinzen, wo zur Römerzeit die mächtigen Bituriger wohnten. (*Hassel.*)

CHERASCO, (Br. 44° 35′ L. 25° 30′), eine bedeutende Stadt im Piemontesischen, ehemals der Hauptort einer gleichnamigen Grafschaft, jetzt zur Provinz Mondovi gehörig. Sie liegt auf einer Anhöhe am Zusammenflusse des Tanaro und der Stura, ist gut gebaut und zählt gegen 11,200 Einw., welche die Verarbeitung der Seide und der Handel damit vorzüglich beschäftigt. Ehemals war Cherasco ein fester Ort, besonders seitdem die Herzogin von Savoien, Christina von Frankreich, es mit Werken umzogen hatte, um es zu einem Gränzschutze Savoiens zu machen. — Im Mittelalter hielt sich Che-

11) Eine Priestersage, entsprungen aus dem Haß. Es blieben ihm ja noch viele andere Mittel.

rasco eine Zeit lang als Freistat. Dann kam es unter Karl I. von Anjou unter die neapolitanische Oberherrschaft, von welcher es an Savoien überging, als Königin Johanna I. ihm ihren Schutz entzogen hatte. Der Wechsel der italienischen Statenverhältnisse brachte es in der Folge unter spanische, östreichische und französische Botmäßigkeit, bis endlich der Friede von Cambrai es in den Besitz Savoiens zurückführte. 1633 wurde hier ein Friede zwischen Frankreich und Savoien geschlossen.

Die Umgegend von Cherasco ist fruchtbar und besonders reich an Korn, Wein u. Trüffeln. (*W. Müller.*)

CHERASKOW, (Michael Matwejewitsch), k. russischer wirkl. Geheimerath, Ritter des Wladimir- und Annenordens, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, wurde am 25. Octbr. a. St. 1733 zu St. Petersburg geboren und vom 11. bis 18. Jahre im Cadetten-Corps daselbst erzogen, diente darauf erst im Militär, dann im Civil, wurde 1763 Direktor der moskowischen Universität, 1770 Vicepräsident des Bergcollegiums, 1778 Curator der genanten Universität, errichtete bei derselben im darauf folgenden Jahre die adelige Pension, wurde 1799 wirkl. Geheimerath, legte 1802 die Curatel nieder und starb am 27. Sept. 1807 in Moskau in seinem 74. Lebensjahre. — Cheraskow verband mit einem hohen Talente für die Poesie eine mehr als gewöhnliche Weltbildung. Jenes entschied sich mit dem meisten Glücke für das Epos, diese suchte er, selbst noch in spätern Jahren, als ihn der Beifall der Monarchin an die Spitze des, dem Range nach zweiten, gelehrten Landesvereines gestellt hatte, zu erweitern und zu höherer Reife zu bringen. Des Ruhmes, den man gerechter Weise nicht schmälern darf, und des Verfassers würdig, sind unter den vielen Schriften Cheraskows folgende: Die Rossiade, episches Gedicht in 12 Gesängen. Moskau 1786, mit einem Blick auf die epische Dichtungsart. Wladimir, episches Ged. in 18 Gesängen. Mosk. 1786, vermehrt 1809. Bachariana (d. i. Lügenschmiede), oder unbekante Zaubergeschichten aus den russ. Mährchen geschöpft. Mosk. 1803. Das Weltall, in 3 Büchern. Die Schlacht bei Tschesme, in 5 Ges. Der Czaar oder das befreite Nowgorod, eine Novelle in 7 Ges. Mosk. 1800. — Mit der Venetianischen Nonne debütirte C. im J. 1758 in der Tragödie, übersetzte den Cid von Corneille ins Russische, und schrieb neben vielen Dramen sein schönes Trauerspiel: Sareida und Rostislaw in 5 A. Das befreite Moskwa in 5 A. Borislaw u. a. Seine geistlichen und anakreontischen Oden sind reich an fromm-religiöser Erhebung und poetischer Schönheit *). (*v. Wichmann.*)

CHERBOURG, Seestadt und die Hauptstadt eines Bez. im franz. Dep. Manche, welche auf 17,^{10} □Meilen in 5 Kantonen und 78 Gemeinden 67,565 Einw. zählt. Sie liegt (49° 2′ 50″ Br. 16° 12′ 35″ L.) an der Mündung der kleinen Divette in eine Bucht des Kanals, ist schlecht gebaut, hat enge, winklige Straßen und altfränkische hohe und mit Schiefer gedeckte Häuser, 1 Vorstadt, die sich sichelförmig um den Hafen zieht, 2 öffentliche Plätze, 1 Pfarrkirche, 1 Hospital, 1 Theater, 2140 Häus. und 15,855 Einw., und ist der Sitz eines Marinebezirks, einer gelehrten Gesellschaft und eines Handelsgerichts, besitzt auch 1 Börse, 1 Schiffahrtsschule und mehre zum Seewesen gehörige Anstalten. Ihr Hafen ist weit und bequem: der Kriegshafen, der einzige, den das Reich am Kanale besitzt, ist seit 1812 mit einem unermeßlichen Kostenaufwande vorgerichtet, und mit den nöthigen Doken, 1 Arsenale, 1 Seehospitale und großen Magazinen versehen; das Becken ist 1000 Fuß lang, 770 breit, 50 tief und faßt etwa 18 engl. Acres, worin 50 Linienschiffe neben einander liegen können, indeß ist es doch noch weit von der Vollkommenheit entfernt und zu sehr der Verschlämmung ausgesetzt, wie denn die Ausräumung jährlich bedeutende Summen verschlingen wird, auch ist die von Napoleon projektirte Verlängerung des Molo nicht fortgesetzt; man rechnet, daß die Arbeiten an dem Hafen während Napoleons Regirung allein 80 Mill. Guld. gekostet haben, und von 1783 an waren bereits 30 Mill. unnütz verschwendet. Der Hafen wird durch die starken Forts Querqueville, Homet, Polet und das auf der Insel Pelée vertheidigt, und die Rhede durch andere Forts gedeckt. Die Einw. der Stadt und Vorstadt nähren sich nicht allein von den Ausflüssen der Marine, sie unterhalten Schiffbau, Spitzenklöppelei, Gärbereien, Ölmühlen, weben wollene Zeuge, bereiten Sode aus dem Tang, der am Gestade des Meeres häufig wächst, handeln mit Kolonialwaaren, Salz und Brantewein, und treiben Fischerei und Kabotage, im Kriege Kaperei. ¼ Meilen von der Stadt liegt in einem Walde eine ansehnliche Glashütte, die 200 Arb. beschäftigt und sowol Spiegel- als grünes Glas und Bouteillen liefert, auch hat die Umgegend viele Schieferbrüche. Cherbourg ist eine alte Stadt, und die letzte von allen, die den Engländern in der Normandie übrig geblieben war: sie wurde erst 1450 wieder genommen, und noch jetzt feiert man den 14. August, wo die französischen Lilien auf den Mauern von Neuem aufgepflanzt wurden, durch einen feierlichen Umgang; 1692 fiel in ihrem Angesichte eine große Seeschlacht vor, und 1759 eroberten die Engländer die Stadt, deren Festungswerke Ludwig XIV. 1680 schleifen ließ, und verbrante alle Magazine u. s. w. Die Stadt ist der Geburtsort des Arztes Jean Hamon, starb 1687. (*Hassel.*)

CHERBURY, (Edward Herbert, Lord), ein berühmter Statsmann und bekanter philosophischer Selbstdenker, der Abkömmling einer alten ansehnlichen Familie in England, die von Heinrich Fitz-Roy, einem natürlichen Sohne König Heinrichs I., abstamte, geb. 1581 zu Montgomerykastle in Wallis, dem Rittersitze seines Vaters. Schon seine Jugendjahre verriethen den selbstdenkenden, emporstrebenden Geist, und ließen etwas Außerordentliches erwarten. Er war in seiner Kindheit immer kränklich, fing erst im siebenten Jahre an, lesen zu lernen, disputirte aber schon im zwölften, als er in das Universitätscollegium nach Oxford gesandt wurde, öffentlich über einige Sätze aus der Logik, und machte lateinische und griechische Aufsätze. Schon im 15. Jahre mußte er ein Frauenzimmer von 21 Jahren heirathen, um die ansehnlichen Güter ihres Vaters zu erhalten, die ihr unter der Bedingung vermacht waren, daß sie sich mit Einem aus der Herbertschen Familie vermählen

*) Vrgl. Russkoi Westnik, J. 1808. S. 361 ff.

würde. Der junge Ehemann kehrte bald nach seiner Verbindung mit Frau und Mutter (der Vater war gestorben) nach Oxford zurück, setzte seine Studien bis ins 18. J. mit Eifer fort, und lernte, ohne mündlichen Unterricht, die französische, italienische und spanische Sprache. Zu seiner weitern Ausbildung unternahm er darauf, zu verschiedenen Zeiten, mehre ausländische Reisen, hielt sich am längsten in Frankreich und Italien auf, und zeichnete sich nach seiner Rückkunft durch seine geistigen Vorzüge nicht nur, sondern auch durch seine körperlichen Fertigkeiten und die Schönheit seiner Gestalt so vortheilhaft aus, daß er in allen Zirkeln, und auch am Hofe, geliebt und geachtet war. König Jakob I. ernante ihn bei seiner Thronbesteigung zum Ritter von Bade, übertrug ihm verschiedene Ämter, und sandte ihn 1616 als außerordentlichen Botschafter nach Frankreich, um das Bündniß mit dieser Macht zu erneuern, und insbesondere mit dem Auftrage, den hart bedrängten Protestanten in Frankreich eine Erleichterung zu verschaffen. Der König Ludwig XIII. wäre vielleicht dazu geneigt gewesen, aber der Günstling desselben, der Connetable von Luynes, der den schwachen Monarchen gänzlich beherrschte, vereitelte Cherbury's Bemühungen, und veranlaßte 1621 dessen Zurückberufung, weil er sich am englischen Hofe darüber beklagte, der Lord habe sich unziemende Äußerungen gegen den französischen Hof erlaubt. Aufgebracht über diese ungerechte Beschuldigung, wollte er den Connetable zum Duell herausfodern, welches aber Jakob I. verhinderte. Dieser erhob ihn zum Baron von Irland, und der Nachfolger desselben, Karl I., ertheilte ihm die Würde eines englischen Lords. Diese Auszeichnung hinderte ihn aber nicht, die despotischen Maßregeln dieses Königs zu mißbilligen, und die Partei desselben zu verlassen, als es zum bürgerlichen Kriege kam. Die königlichen Truppen zerstörten im Laufe dieses Krieges sein Schloß Montgomery, allein das Parlament entschädigte ihn dafür durch eine Pension, die er jedoch nicht lange genoß, denn er starb zu London den 20. August 1648. Er war ein Mann von einem edeln, festen Charakter, großmüthig, tapfer, uneigennützig, und so wahrheitsliebend, daß man Ursache hat, sein Zeugniß als giltig anzunehmen, wenn er in seinem 60. Jahre von sich selbst sagt: „Ich hatte von Natur Abscheu an aller Falschheit, und bekante es jedes Mal frei, wenn ich befragt wurde, ob ich dieß oder jenes gethan hätte, worüber man mich im Verdacht hatte. Lieber wollte ich für meine jugendlichen Vergehungen Strafe leiden, als meine Seele mit einer einzigen Lüge beflecken. Und ich kann es mit Wahrheit behaupten, daß ich von meiner ersten Kindheit an bis auf diese Stunde nie mit Vorsatz eine Unwahrheit gesagt habe." Auch unter den Zerstreuungen des Weltlebens verlor er die Wissenschaften nie aus den Augen, und außer den Sprachen, Alterthümern, der Geschichte und Statskunst, in denen er umfassende Kentnisse besaß, machte er besonders die Religion zum Gegenstande seines ernsten Nachdenkens. Man stellt ihn gewöhnlich an die Spitze der engl. Deisten, wenigstens war er einer der Ersten, der den Naturalismus oder Deismus in ein System zu bringen versuchte, um das Unrecht zu ahnden, welches die meisten Gottesgelehrten, nach seiner Meinung, der natürlichen Religion anthaten, wenn sie dieselbe für ungewiß und unzulänglich ausgaben, um nur der geoffenbarten Gotteserkentniß den Vorzug der Unentbehrlichkeit und der völligsten Sicherheit zu erstreiten. Er versicherte, daß es keineswegs seine Absicht sei, die christliche Religion anzugreifen, die er vielmehr für die beste erklärte, aber er läugnete die Nothwendigkeit derselben zur Erlangung der Seligkeit, und bestritt die Meinung derjenigen, welche behaupten, daß Offenbarungen das Prinzip der Religion ausmachen, daß die menschliche Vernunft nichts in Religionssachen einsehe und vermöge, daß sie sich dem Glauben unterwerfen müsse, daß die Kirche oder ihre Repräsentanten und Obern, die Geistlichen, vorzuschreiben haben, was zu glauben und zu thun sei, und daß die Laien es gar nicht prüfen dürfen, und zeigte, daß man auf solche Gründe auch eine falsche Religion bauen könne. Das ganze System der Vernunftreligion brachte er auf die fünf Sätze zurück: 1) Es ist ein Gott. 2) Diesen müssen wir ehren. 3) Und zwar durch Ausübung der Tugend. 4) Durch Reue und Besserung kann der Mensch seine Vergehungen wieder gut machen. 5) Nach diesem Leben werden Tugendhafte belohnt und Lasterhafte bestraft. Diese Ideen entwickelte er mit vielem Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Belesenheit in folgenden Schriften: De veritate prout distinguitur a revelatione, a verisimili, a possibili et falso. Par. 1624, 1633. 4. Lond. 1633, 1645. 4. Franz. Par. 1639. 4. De caussis errorum, una cum tractatu de religione laici, et appendice ad sacerdotes. P. I. Lond. 1645. 4. und ohne Ort 1656. 12. Liber de religione gentilium errorumque apud eos caussis. Lond. 1645. 8. vollständig aber erst Amst. 1663. 4. incorrect ib. 1700. 8. Engl. Lond. 1705. 8. Das System, welches er in diesen Schriften vorträgt, hat mehr Einheit und Zusammenhang, als man in den Schriften späterer Deisten findet, und es ist (bei offenbarer seltsamer Selbsttäuschung) wenigstens ein Zeichen seines religiösen Sinnes und seiner Gewissenhaftigkeit, wenn er mit einem Schwure betheuert, er habe Gott auf den Knien angeflehet, ihm durch ein Zeichen zu erkennen zu geben, ob er sein Buch de veritate öffentlich bekant machen soll. Ein sanftes erquickendes Säuseln aus der höheren Luft und beim heitersten Himmel habe ihn überzeugt, daß Gott sein Vorhaben billige. „Er, der von keinen göttlich berufenen Propheten wissen wollte, sagt Henke [1]), war also stolz genug, um für einen solchen sich selbst zu halten, oder doch seiner Sache so ungewiß, daß er das Bedürfniß einer göttlichen und außerordentlichen Genehmigung derselben anerkante. Einen Vertheidiger des Christenthums, der etwas Ähnliches eben so ehrlich von sich erzählt hätte, würde er wahrscheinlich und auf das Gelindeste für einen durch Vorliebe gegen seine Sache betrogenen Menschen gehalten haben."

Aus Auftrag König Karls I. schrieb Cherbury The life and reign of King Henry VIII. Lond. 1649, 1672, 1682. fol.; ein reichhaltiges, mit Benutzung handschriftlicher Nachrichten, in einem kunstlosen Erzählungs-

1) Christl. Kirchengesch. 4 Th. 394. Vrgl. *Leland* view of the deistical writers. Vol. I. 470; nach der teutschen Übers. S. 613.

tone verfaßtes, aber nicht unparteiisches Geschichtswerk, zuweilen mehr Apologie als Geschichte, und am wenigsten befriedigend in Beziehung auf die religiösen Ereignisse jener Zeit [2]). Von geringerer Erheblichkeit ist die von ihm beschriebene Expeditio ducis de Buckingham in Ream insulam. Opus posthumum, quod publici juris fecit Tim. Balduinus. Lond. 1656. 8. Eine Samlung seiner Gedichte gab sein Sohn 1665 heraus, und erst im 18. Jahrhundert wurde aufgefunden und ans Licht gebracht: The life of lord Herbert Cherbury, written by himself and publish. by Horace Walpole. Strawberry-Hill 1764. 4. m. Kpf. Lond. 1778. 4.; ein zur Charakteristik des Verfassers und seines Zeitalters schätzbares Fragment [3]). (*Baur.*)

CHERDSIE, Charg الخرج, der südwestliche tiefere Theil von Nadsched, oder vom Hochland Arabiens, westlich an Hedschas gränzend, östlich durch mannichfache Thäler, welche die Araber Al-Afick nennen, mit Al-Aredh, einem anderen Theil von Nadsched, deren Namen eine gebirgige Scheidewand bezeichnet, verbunden. Abulfeda rechnet Cherdsie zu seiner Provinz Al-Arudh (gleichbedeutend mit Aredh), die er auch Jemamah, nach der Hauptstadt, nent, und von Nadsched im engeren Sinne trent *). Bei ihm ist sie die Einsenkung der Provinz und der Stadt Jemamah, ein fruchtbares, an Dörfern, Getreide und Früchten reiches Thal, welches nach Mecka führte, und von da der Weg östlich, wegen der großen Wüste, die von hier begint und bis Oman reicht, zu den Städten in Bahhrein und von da nach Oman führt. Die Provinz El-Cherdsie mit Al-Aredh, noch jetzt die Passage von Baßra nach Mecka, ist der Sitz und die Pforte der seit Mohameds Zeiten aufgestandenen widerspenstigen Beduinen-Stämme, in deren Fußtapfen die Wahhabiten getreten sind. Von dieser Provinz scheinen auch die Chawaredschi, oder Chawarigii, الخوارج, der Moslemischen Annalen (vergl. *Pococke* specimen hist. Arab. p. 26.) ihren Namen zu haben, eine Art Separatisten oder Ketzer, welche besonders Ali bekämpften und von denen nur wenige nach Oman entkamen **). (*Rommel.*)

2) Wachler's Gesch. d. histor. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 843. 3) Lebensbeschr. aus der brit. Biographie. 10. Bd. 363. Arnold's Kirchen- und Ketzerhist. Th. 2. B. 17. Kap. 16. S. 1083. *Pope-Blount* 996. Walch's Einl. in die Streit. außer der evang. Kirche. 4 Th 183. *Freytag* analect. lit. 238. *Clement* bibl. cur. T. IX. 422. Niceron 14 Th. 198. Brit. theol. Magaz. 2 Bd. 897. (ein Auszug aus seiner eigenen Lebensbeschr.). Grundig's Gesch. der heutigen Deisten, worin besonders von dem Leben des ber. Herb. v. Ch. gehandelt wird. Cöthen 1748. 8. Stäudlin's Gesch. d. theol. Wiss. 2. Bd. 90. Schröckh's Kirchengesch. seit d. Reform. 5. Bd. 655. — Von dem, dem Lord fälschlich beigelegten Dialogue between a Tutor and his Pupil. Lond. 1768. 4. S. das brit. theol. Magaz. 2. Bd. 186.

*) *Abulfedae* Arabia ed: *Rommel* p. 85. Niebuhr's Beschr. Arabiens S. 345. Ritter's Erdkunde Th. II. S. 177.
**) Nach Niebuhr's Beschr. Arab. S. 18, 19. gelten sie in Baßra für identisch mit den Bejasi oder Abadhi, einer Art arabischer Quäcker, die man als Übergänger Abdulwechabs ansehen kann. Vielleicht hat auch die altarabische, nachher türkische Kopfsteuer Charads, die ursprünglich allen Ungläubigen auferlegt wurde, ihren Namen von jener Gegend Al-Chardsche, oder mit ihr eine Stammwurzel.

CHEREM, חרם. Dieser Ausdruck komt in der Bibel unter mehrerlei Bedeutung vor. Luther übersetzt dieses Wort fast allenthalben mit Bann oder Verbannung, weil er darunter alle Arten von kirchlichen Ausschließungen und Absonderungen, sei es durch Weihe für das Heiligthum, oder Kirchenstrafe, selbst durch den Tod, verstanden wissen will. Die Vulgata übersetzt dieß Wort nach dem jedesmaligen Contexte entweder mori oder interficere, consecrare, anathematizare u. dgl. Eben so geben es die frühern Übersetzungen, als die Septuaginta und die Thargumim, welchen alle spätern Übersetzungen folgten. — Die Thalmudisten gaben diesem Ausdrucke, so wie dem Kirchenbann überhaupt eine weitere Ausdehnung. Zwar erstreckte sich unter ihrer Gerichtsbarkeit der Kirchenbann nicht bis auf die Todesstrafe, dafür aber hatten sie mehre Arten von Excommunicationen wegen Übertretung theils mosaischer und theils Rabbinalgesetze, indem sie viererlei Arten derselben unterschieden, nämlich נזיפה, נדוי, חרם und שמתא.

I. Die erste Art der Excommunication war נזיפה, und bestand in einem Verweise, welchen ein Thalmudlehrer seinem Schüler, oder ein angesehener Mann dem minder Angesehenen, sei es durch einen Wink oder durch ein Wort gab. Geschah dieses: so mußte der Bezüchtigte sich die Schuhe ausziehen, vier Ellen weit von dem Bestrafenden sich entfernen, und dadurch seine Reue bezeugen. Gewöhnlich wurde er sogleich, bei größerem Vergehen aber erst nach 7 oder 30 Tagen wieder aufgenommen.

II. נדוי ward für folgende Vergehungen bestimt: 1) Wer einen Thalmudgelehrten nach seinem Tode, und um so mehr bei seinem Leben, beschimpfte. 2) Wer einen Diener des Rabbinalgerichts beschimpfte. 3) Wer einen Juden Sklave nante. 4) Wer auf eine Vorladung von einem Rabbinalgericht nicht erscheinet. 5) Wer ein thalmudisches, und um so mehr ein mosaisches Gesetz unbeachtet läßt. 6) Wer sich dem Ausspruche eines Rabbinalgerichts nicht fügt. 7) Wer ein schädliches Thier oder sonst eine beschädigende Sache in seinem Hause duldet. 8) Wer ein Grundstück (in Palästina) an einen Nichtjuden verkauft. 9) Wer bei einem nichtjüdischen Gerichte ein Zeugniß wider einen Juden ablegt. 10) Ein Priester, der von seinem eigenen geschlachteten Vieh die vorgeschriebenen priesterlichen Gaben an einen andern Priester nicht gibt. 11) Wer eine entweihende Arbeit an dem (von den Thalmudisten bestimten) zweiten Festtage verrichtet. 12) Wer am Nachmittage am Vorabende des Passahfestes arbeitet. 13) Wer Gottes Namen unnöthiger Weise ausspricht. 14) Wer mehre Menschen zu Handlungen verleitet, wodurch die Religion herabgewürdigt wird. 15) Wer Andere verleitet, geheiligtes Opferfleisch außer dem Tempel zu essen. 16) Wer außer Palästina die Jahre berechnet und die Monate bestimt. 17) Wer einem Blinden einen Anstoß in den Weg legt. 18) Wer Jemanden von der Ausübung einer religiösen Handlung zurück hält. 19) Ein Metzger, der verbotenes Fleisch verkauft. 20) Ein Metzger, der vor der Abschlachtung des Viehes das Schlachtmesser von einem Rabbiner nicht probiren läßt. 21) Wer muthwilliger Weise das membrum virile anregt. 22) Wer, nachdem er von seinem Weibe durch einen Schei-

debrief sich getrent hat, mit ihr in Handlungsgeschäfte tritt. 23) Ein Weiser (Thalmudgelehrter) von übelem Rufe. 24) Wer Jemanden unverdienter Weise mit dem Bann belegt.

Dieser Kirchenbann dauerte gewöhnlich dreißig Tage. Besserte der damit Belegte während dieser Zeit sich nicht: so wurde dieser Bann auf so lange ausgedehnt, bis er sich zur Besserung bequemt hatte. Während dieser Excommunication durfte Niemand zu dem damit Belegten, mit Ausnahme seines Weibes und seiner Kinder, unter Strafe eben dieser Excommunication, in der Nähe von vier Ellen kommen. Er durfte keine Wäsche wechseln, sich weder den Bart noch den Kopf scheren, noch Schuhe anziehen. Starb er während dieser Zeit: so ward er von Niemandem betrauert, von Niemandem zu Grabe begleitet, und auf seinen Sarg ward ein Stein gelegt, zum Zeichen, daß er der Strafe der Steinigung sich schuldig gemacht habe. Es stand auch dem Rabbinalgerichte frei, diese Strafe dadurch zu schärfen, daß verboten wurde, die Kinder des Excommunicirten zu beschneiden, und ihm selbst das Begräbniß zu verweigern. Zur Belegung mit dieser Strafe hatte nicht nur jedes Rabbinalgericht die Macht, sondern jeder Jude, der eine von den oben angeführten 24 Vergehungen an einem Andern bemerkte, war verpflichtet, ihn zu excommuniciren, und diese Excommunication von dem Privaten, besonders von einem Thalmudgelehrten ausgesprochen, hatte ihre volle Giltigkeit. Glaubte hingegen Jemand, von einem Privaten unverdienter Weise mit der Excommunication belegt zu seyn: so stand es ihm frei, denselben eben so zu excommuniciren, und auch dieses war giltig. Selbst wenn es Jemanden träumte, daß er excommunicirt worden sei: so mußte derselbe sich eben so verhalten, als wäre er wirklich wachend von Jemandem excommunicirt worden. Auch selbst, wenn es ihn wieder träumte, daß er dieses geträumten Bannes entledigt wurde, so mußte er dennoch denselben von zehn Thalmudgelehrten lösen lassen, welches mit den von ihnen ausgesprochenen Worten: „Alles sei dir vergeben und erlassen" geschah. Mit diesen Worten löste auch das Rabbinalgericht den Bann, nachdem der Excommunicirte seine Unschuld erwiesen, oder sich der aufgelegten Buße unterzogen und beendigt hatte.

III. שַׁמְתָּא wollen Einige für härter als die übrigen Bannarten halten. Es scheint aber, daß es mit נִדּוּי einerlei war, weil die Thalmudisten diese beiden Ausdrücke oft mit einander verwechseln, und Vergehungen, die nach dem oben angeführten Schema mit נִדּוּי belegt werden sollen, mit שַׁמְתָּא strafen [1]). Über den Ausdruck שַׁמְתָּא sind die Meinungen verschieden. Einige Thalmudisten halten dafür, dieses Wort sei zusammengesetzt aus den Wörtern שָׁם מִיתָה oder שָׁם תְּהֵא (scilic.) קְבוּרָתוֹ [2]). Christliche Bibelerklärer meinen, es wäre zusammengesetzt von שֵׁם אָתָא und gleichbedeutend mit dem 1. Kön. 16, 22. vorkommenden Ausdruck מָרַן אֲתָא Maran atha, worunter ein Anathema verstanden wird [3]). Richtiger aber scheint שַׁמְתָּא, obgleich aramäisch von dem Hebräischen שְׁמָמָה, Öde, Wüste, also ein ausgesprochener Fluch, abzustammen.

IV. Daß unter dem Ausdrucke חֵרֶם, wie etwa unter כָּרֵת eine Ausschließung von der jüdischen Gemeinde oder von dem Judenthum verstanden seyn soll, findet man in der Schrift nirgends. Nur Esra 10, 8. komt diese Art Strafe, aber nicht unter dem Ausdrucke חֵרֶם vor. Daselbst heißt es: „Wer nach dreien Tagen dem Beschluß der Obern und Ältesten gemäß sich nicht einfindet, dessen Vermögen soll verbant, יָחֳרַם, und er selbst soll ausgestoßen von der Gemeinde der (zurückgekehrten) Exulanten seyn, יִבָּדֵל מִתּוֹךְ קְהַל הַגּוֹלָה." Wenn Joh. 9, 22. und 16, 12. der Ausdruck ἀποσυνάγωγος vorkomt: so scheint es, wie Einige glauben, ausgestoßen von der jüdischen Gemeinde, also für einen Nichtjuden erklärt, sondern bloß ausgeschlossen von dem Bethause, als einer mit dem נִדּוּי Belegten, von dem sich Jedermann vier Ellen weit entfernt halten mußte, und daher in dem Bethause nicht zugelassen werden konte, verstanden zu seyn. Denn der Ausdruck Synagoge hat sowol die Bedeutung der ganzen Glaubensgenossenschaft, als auch des Bethauses.

In den spätern Zeiten ist bei den Juden diese Art Strafen zwar abgekommen, dafür aber eine weit schärfere Art, unter dem sonst gewöhnlichen Ausdruck חֵרֶם eingeführt worden. Diese besteht in einem Fluche, der von dem Rabbiner entweder allein oder gemeinschaftlich mit seinem Assistenten בֵּית דִּין ausgesprochen wird, welcher dessen sich schuldig macht. Dieses geschieht in gegenwärtigen Zeiten nur in äußerst wichtigen Fällen, als z. B. wegen Landesverrathes, wegen Lieferungen von Victualien oder Munition an eine feindliche Armee, oder sonstiger Übertretung wichtiger Statsgesetze. Buxtorf in seinem Lexic. thalmud. hat uns eine Formel eines solchen öffentlich ausgesprochenen חֵרֶם aus dem 15. Jahrhundert aufbewahrt, welcher in der Übersetzung folgender Maßen lautet: „Mit Bewilligung des Herrn der Herren, seie N. N. in Bann gethan von beiden Gerichtsstellen, nämlich der Obern (göttlichen) und der Untern (menschlichen); in dem Bann der heiligen Engel Seraphim und Ophanim, und in den Bann der ganzen Versamlnng. Er sei bestimt zu großen und außerordentlichen Plagen, und vielen und entsetzlichen Krankheiten. Sein Haus seie die Wohnung der Ungeheuer, sein Stern werde im Himmel verdunkelt, und er selbst sei die Zielscheibe des Zorns und der Wuth. Seine Leiche werde den Thieren und Nattern Preis gegeben, und seines Unfalls sollen dessen Widersacher sich freuen. Sein Gold und Silber sei für Fremde bestimt, und seine Kinder sollen vor den Thüren seiner Feinde das Brot betteln, auf daß die Nachkommen über sein Geschick sich entsetzen. Er sei verflucht von den Engeln Adriron und Akathriel, Sandalphon und Gabriel, Raphael und Meschartiel, Ansiphael und Pessachiel, Seraphiel und Sanganfael, und er sei verbant durch den Mund des Zibzib und Habhabib, welches der große Gott ist, durch den Mund der siebenzig göttlichen Namen und des großen Siegels Zortartik. Er werde verschlungen von der Erde wie Korach und seine Rotte, und seine Sele entfahre ihm in Eil und Schrecken. Gottes Fluch tödte ihn, er werde erdrosselt wie Achitophel durch seinen

1) Thalm. Trakt. Kiduschin 13; Baba Kamma 112; Berachoth 119. u. a. O. 2) Thalm. Trakt. Moed katon 16. 3) *Drusius* praet. ad Joh. 9, 22. *Flacius* in Maran-atha.

Rath, und sein Aussatz gleiche dem Aussatze Gechasis. Von seinem Falle erhebe er sich nicht wieder, er werde bei Israel nicht begraben und sein Weib werde Andern zu Theil. Mit diesem Fluche werde N. N. belegt, und dieß sei sein Loos. Über uns und ganz Israel aber walte Gottes Friede und Segen. Amen."

Doch komt, wie gesagt, diese Art Bann äußerst selten vor, wol aber bedienen sich die Rabbiner des חֵרֶם noch jetzt gewöhnlich bei den Approbationen der zum Drucke bestimten Bücher, wo sie dem Verleger ein Druckprivilegium auf eine bestimte Zeit ertheilen, und den Nachdrucker mit der rabbinischen Schlange נח״ש, als Anfangsbuchstaben der Worte שַׁמְתָּא, חֵרֶם, נִדּוּי, welches sie חִוְיָא דְרַבָּנָן nennen, bedrohen. Als unter der Regierung Josephs II. die Rabbiner in den östreichschen Staten die Autonomie verloren, wurde ihnen zugleich auch jeder Ausspruch des Banns untersagt. Bei einigen Gemeinden, und vorzüglich in Ungarn und Polen, üben die Rabbiner noch gegenwärtig eine Art Kirchenstrafe aus, indem der Übertreter eines Rabbinalgesetzes eine Zeit lang auf dem Platze der um einen Todten Trauernden, welcher am untersten Winkel der Synagoge angebracht ist, stehen muß, und wenn er darein sich nicht fügen will, sein Name mit Kreide auf einer schwarzen Tafel, die inwendig bei dem Eingange in die Synagoge ausgehängt wird, geschrieben wird [4]). (*Peter Beer.*)

CHERIGNO, Cerines, Seringia, Flecken mit Castell und Hafen auf der Insel Cypern, Sitz eines griechischen Bischofs mit 200 Einw. (*H.*)

CHERIKAL, der nördlichste Distr. der brit. Prov. Malabar, der seinen eigenen Raja hat, welcher den Titel Colasti führt und den Briten Tribut zahlt. (*Hassel.*)

CHERIN, (Bernhard und Ludw. Nic. Heinr.), Beide, Vater und Sohn, haben sich als Genealogisten einen bedeutenden Namen erworben, Letzter auch durch Kriegsdienste. Der Vater, Bernhard, aus Langres gebürtig, Genealogist und Historiograph der königl. Orden und Commissar des Ordensrathes zur Ausfertigung der Ordenssachen, auch königl. Censor, übte in der Untersuchung der ihm vorgelegten Ansprüche eine solche Strenge, daß man behauptete: er werde aus Gerechtigkeitsliebe ungerecht. Er starb zu Paris am 21. Mai 1785. Sein Sohn, L. Nic. H., Steuerrath, und wie sein Vater, Genealogist der königl. Orden und Commissar des Ordensrathes, hatte bereits mehre Genealogien (so des Hauses Montesquiou-Fezensac. 1794. 4.) und ein gutes Werk über das Adelsrecht (Abrégé chronol. d'édits, déclarations, réglemens, arrêts et lettres patentes des Rois de la France de la 3. race, conc. le fait de noblesse. 1788. 12.) herausgegeben, als ihn die Revolution zu den Waffen rief. Er war 1793 Generaladjutant bei der Nordarmee, und wurde zum Brigadegeneral ernant, weil er ein Bataillon der Yonne aufgereizt hatte, auf den fliehenden Dumouriez zu schießen. Nach dem Übergange von Valenciennes an die Östreicher begleitete er den Gen. Hoche in die westlichen Departements (Vendée), und nachher den Gen. Humbert auf der Expedition nach Irland, bei welcher Gelegenheit er eine Ermahnung an die Truppen derselben erließ. Im J. 1797 wurde er zum Befehlshaber der Directorial-Garde ernant, und diente nachher noch als Divisions-General und Stabschef der Rhein- und dann der Donau-Armee. Er starb am 14. Jun. 1799 an seinen in der Schweiz erhaltenen Wunden. Massena und Chenier hielten ihm Lobreden, Letzterer bewirkte, daß er neben Hoche und Marceau begraben wurde *). (*H.*)

CHERLER, (Joh. Heinrich), ein geschickter Arzt und Botaniker zu Basel im 17. Jahrh., der besonders die Alpen und das südliche Frankreich in botanischer Rücksicht untersuchte. Er unterstützte seinen Schwiegervater, den großen Botaniker Joh. Bauhin, theils bei der Ausarbeitung der großen Historia Plantarum, theils bei dem Prodromus (s. Bauhin). In der Historia plantarum sind mehre Pflanzen, welche Cherler zuerst entdeckt und beschrieben, die daher den Zunamen Cherleri erhalten haben; doch sieht man selten bestimt, was in der Hist. Plant. ihm oder Bauhin angehört. Haller hat nach ihm ein Pflanzengeschlecht Cherleria benant (s. folgenden Art.), und Linné hat diesen Namen beibehalten †). (*Escher.*)

CHERLERIA, eine nach J. H. Cherler benante Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Caryophylleen und der 10. Linné'schen Klasse. Char. Fünfblättriger Kelch. Fünf kleine ausgerandete Corollenblätter. Dreilappige Kapsel mit wenigem Samen. Im Syst. veg. II. 416. sind drei Arten aufgeführt. (*Sprengel.*)

Chermes, s. Coccus u. Kermes.

Chermes, s. Aphidii.

CHEROKESEN, ein Indianerstamm im Umfange der vereinigten Staten, die Reservatgebiete in Georgia, Alabama und Arkansas bewohnen und vormals zu den zahlreichsten aller eingeborenen Völkerschaften gehörten, jetzt aber durch Kriege, europ. Krankheiten und europ. Brantwein so geschwächt sind, daß die eigentlichen Cherokesen 1816 nur noch 12,395 Köpfe ausmachten. Sie heißen nach Adelung (S. 110) eigentlich Tschelokis, reden ein besonderes Indianeridiom und gehören zu den civilisirtesten aller Indianerstämme: sie bewohnen hölzerne Häuser, die an Bequemlichkeit mit denen der Kolonisten wetteifern, treiben Ackerbau und Handwerke und haben sich ganz an die seßhafte Lebensart gewöhnt, aber auch viele Europäer unter sich aufgenommen, und Einige besitzen selbst Negersklaven. 1816 besaßen sie in Georgia und Tennessi 6519 Pferde, 19,165 Stück schwarzes Rindvieh, 1037 Schafe, 19,778 Schweine, 13 Korn- und 3 Sägemühlen, 30 Wagen, mehr als 500 Pflüge und 500 Weberstühle, Alles 1,143,000 Gulden an Werth. Durch die amerikanischen Missionare und die Herrnhuter sind viele von ihnen zum Christenthume übergetreten. Sie un-

4) Vrgl. Thalm. Trakt. Berachoth 19. Moed katon 2. Absch. Maimonides Hilih. Thalmud Thora 6, 13 ff. Jore deah §. 334. Lightfoot II. 883. Buxtorf. Thalm. Lex. 817, 1314. *L'Empereur* not. ad p. 81. Bertram de rep. hebr. Goodwin Mos. et Aaron. Lib. V. c. 2. Selden d. J. N. Lib. 4. Leusden Philolog. hebr. Diss. 50.

*) Vrgl. Biogr. univ. T. VIII, (v. *Villenave*) u. B. d. Contemp. T. IV.

†) Sprengel Gesch. der Botanik. I. 365. Kestner medicin. Gelehrten-Lexicon. (Jöcher.) Biogr. univ.

terscheiden sich übrigens von den andern Indianerstämmen wenig: ihre Regirungsform ist patriarchalisch, ihre Häuptlinge heißen Satschems. Das Reservatgebiet in Georgia macht jetzt den nordwestlichen Winkel dieses Stats aus, ein hohes waldiges Land, das noch immer, ob sie gleich 1819 einen großen Theil an den Stat Georgia abgetreten haben, 348 □Meilen groß ist; in Tennessi besitzen sie einen Strich Landes von 60 □Meilen, den der Tennessi bewässert, in Alabama haben sie etwa 190 □Meilen inne, so daß ihr jetziges Reservat in der Union 618 □Meilen umfaßt. Ein Theil von ihnen hat seit 1810, wo sie große Cessionen an die Union gemacht hatten, auf der Nordseite des Arkansas und zwischen den Ozarkgebirgen ein weitläufiges Reservatgebiet erhalten, wohin sich 5000 von ihnen gewendet und seitdem sehr vermehrt haben. Überhaupt rechnet Worcester, daß 1820 in Georgia 6500, in Tennessi 3000, in Alabama 6000 und in Arkansas 6000 Cherokesen, worunter aber auch viele Mischlinge und Negern, leben sollen. *(Hassel.)*

CHERON, (Elisabeth Sophia), geb. zu Paris 1648, gest. 1711, war die Tochter eines Malers in Email, dessen Unterricht sie genoß. Ihre natürlichen Fähigkeiten, durch Fleiß unterstützt, brachten sie bald so weit, daß sie sich in Bildnissen, vorzüglich weiblichen, welchen sie jederzeit ein historisches Interesse beizufügen wußte, auszeichnete. Bald lieferte sie auch mit glücklichem Erfolg historische Gemälde. Um ihre Talente mehr aufzumuntern, wurde sie durch Verwenden des Le Brun 1676 in die Akademie aufgenommen. Auch im Auslande war sie rühmlichst bekant; denn die Ricovrati zu Padua nahmen sie 1699 unter dem Namen der Muse Erato zu ihrem Mitgliede auf. — Was den Ruhm ihrer Kunsttalente am dauerndsten gemacht, sind ihre Zeichnungen nach antiken Steinen. Nach diesen, zum Theil von ihr selbst gestochen, erschien ein Kupferwerk in 41 Bl. Fol.: Pierres gravées tirées des principaux cabinets de France. Außerdem lieferte sie noch ein Zeichnenbuch in 36 Blättern. Sie verstand Hebräisch und Lateinisch, und war auch als Dichterin nicht unrühmlich bekant. Man hat von ihr Psalme und Lieder, und ihre Cerises renversées (die erst mit Boivin's Übers. der Batrachomyomachie 1717 erschienen) schätzte J. B. Rousseau sehr hoch. *(Weise.)*

CHERON, (Louis), der jüngere Bruder der Vorhergehenden, ward geboren zu Paris 1660. Unterrichtet von seinem Vater, sollte er sich dem Bildnißmalen widmen, allein sein innerer Drang führte ihn zur Geschichtsmalerei, und diese suchte er während seines Aufenthalts von achtzehn Jahren in Italien, wo er sich nach den Werken des Raphael und Julius Romano bildete, immer mehr zu vervollkommnen. Während dieser Zeit wurde er größten Theils von seiner Schwester unterhalten. Bei seiner Rückkehr nach Paris malte er für die Kirche Nôtre Dame eine Herodias und die Weissagung des Propheten Agabus vor dem Apostel Paulus; ferner eine Heimsuchung der Maria für den Hauptaltar der Jakobiner. Das Haus seiner Schwester, um ihr seine Dankbarkeit in etwas zu bezeigen, zierte er mit schönen Gemälden aus. Als Protestant verließ er nach dem Widerruf des Edikts von Nantes sein Vaterland, und begab sich nach London, wo er 1723 starb. Mit Leichtigkeit im Erfinden vereinigte er Richtigkeit der Zeichnung, aber es fehlt seinen Werken an Anmuth; der Ausdruck der Köpfe ist zu wild und die Farbe schwach. Später verfertigte er kleine Staffeleigemälde, wonach viele Kupferstecher gestochen haben. Er selbst lieferte 25 radirte Blätter zu den Psalmen seiner Schwester; außerdem sind uns noch mehre große Blätter von ihm bekant, die er mit der Nadel ausführte. (*d'Argenville*, Abr. de la Vie des plus fameux Peintres etc. Biogr. univ.) *(Weise.)*

CHEROTOBALUS, eine keltische Stadt in Pannonien, nicht weit von der Mündung des Flusses Arrabo oder Raab ostwärts, nach der Angabe des Ptolemäos. Einige (z. B. Melzer in der Pannonia) suchen diese Stadt bei Ungrisch-Altenburg oder Magyar Ovár; allein hier lag vielmehr die wichtige römische Stadt Flexum oder Ad Flexum, welcher Ptolemäos die nämliche XIV. Legion zur Besatzung anweist, die in der Folge schicklicher nach Carnuntum verlegt wurde, 16 Milliar. von Gerulata entfernt, auf einer Insel des Flusses Leytha, welche hier in den südlichsten Nebenarm der Donau fällt, woher wahrscheinlich der Name Ad Flexum entstand. *(Rumy.)*

CHERROTI, ein Distrikt in der Prov. Guzurate von Hindustan, der zwischen den Briten und dem Guicowor getheilt ist. Jene besitzen darin die Zemindarie Kaira und die Stadt Cambai. *(Hassel.)*

CHERRUS. Schönherr*) stellt diese Käfergattung in der Familie der Rüsselkäfer (Curculionides) auf, und gibt ihr folgende Kennzeichen: Fühler ziemlich lang und schlank, der Schaft länger als der Kopf, linienförmig, die Glieder der Schnur verkehrt kegelförmig, die Kolbe länglich eiförmig; Rüssel kurz, dick, gefurcht, parallelipipedisch; mit schiefer Fühlerrinne; Augen eirund, flach; Halsschild breiter als lang, bei den Augen mit einem lappenförmigen Vorsprung; Deckschilde fast eiförmig, neben der Schulter zusammengezogen, keine Flügel bedeckend. Als Beispiele werden Curculio plebejus und infaustus Oliv. angeführt. *(Germar.)*

CHERRY, ein Eiland im Polarozean und im S. von Spitzbergen, wovon es etwa 30 Meilen entfernt liegt, unter 74° 30′ Br. und 37° 35′ L. Es ist 1596 durch die holländischen Seefahrer Barenz, Hemskerk und Ryp entdeckt, die ihm den Namen Bäreninsel gaben, weil sie darauf einen außerordentlich großen Bären antrafen, späterhin aber von Franz Cherry und Steph. Bennet untersucht und von Beiden in Cherry umgetauft. Es hat nur einen Umfang von 4 Meilen und ein äußerst sonderbares zerrissenes Ansehen: auf der Nordostseite, wo sich eine Bai mit einem guten Ankerplatze ausbreitet, erheben sich drei regelmäßige Berge, mit einer ewigen Schneedecke bedeckt. Die Flora ist arm: Treibholz findet sich am Strande, den Phoken, Eisbären, Füchse und Seevögel bevölkern. Auf demselben findet man Bleiadern und Steinkohlen. *(Hassel.)*

CHERSECOGLI, türkischer Name der Herzegowina. S. Herzegowina. *(Rumy.)*

*) Curculionidum dispositio methodica pag. 89.

CHERSIPHRON. Der Baumeister des berühmten Tempels der Artemis zu Ephesos lebte zur Zeit des Krösos, ungefähr um die 59. Ol. oder 544 v. Chr. Schon zu seiner Zeit hatte man die Erfahrung gemacht, daß große Prachtgebäude am häufigsten durch Erdbeben Schaden leiden. Daher wählte Chersiphron absichtlich zum Fundamente des Tempels einen sumpfigen Boden, und ließ den ausgegrabenen Raum mit zerstampften Kohlen anfüllen, über welche man Schaffelle ausbreitete, ehe man den eigentlichen Rost darauf legte. Der Tempel war 425 Fuß lang, 220 Fuß breit und wurde von 128 *) Säulen getragen, jede 60 Fuß hoch, die alle von asiatischen Königen geschenkt waren. Von diesen Säulen waren 36 mit Bildhauerarbeit verziert, eine sogar von dem berühmten Skopas. Dieses mußten wahrscheinlich Karyatiden im innern Heiligthum des Tempels seyn, gleich denen im Tempel des Zeus zu Agrigent **). Um die ungeheuern Werkstücke, welche den Architrav bildeten, auf die hohen Säulen hinauf zu bringen, wurden Sandsäcke untergelegt, und über diese die Stücke hinauf gewälzt. Die größte Schwierigkeit verursachte der gewaltige Block, der zum Sturz über der Thüre dienen mußte, und den der Baumeister nicht in die gehörige Lage zu bringen wußte. Er gerieth darüber beinahe in Verzweiflung, schlief endlich vor Ermüdung ein, und erblickte im Traumgesichte die Göttin, welche ihm Muth einsprach, und versicherte, daß sie den Stein zurecht gelegt habe: am folgenden Morgen fand sich auch wirklich, daß derselbe sich durch sein eigenes Gewicht in die rechte Lage gesenkt hatte. Alles dieses erzählt uns Plinius (L. XXXVI. 14.). Daß Chersiphron den Tempel nicht selbst vollendete, ergibt sich aus der Angabe des genanten Schriftstellers, welcher sagt, daß 220 Jahre lang daran gearbeitet worden sei, vermuthlich mit vielen Unterbrechungen wegen der unruhigen Zeiten. An einem andern Orte (L. VII. 38.) nent Plinius diesen Künstler Ctesiphon, welches eine falsche Leseart ist. Salmasius (ad Solinum p. 571.) will daraus einen Chresiphon machen: der Name Chersiphron wird aber durch Strabon (XIV. p. 640.) bestätigt. (*Horner.*)

CHERSO, östreichische Insel im Meerbusen Quarnero, zum Fiumaner Kreise des Gouvernements Triest gehörig. Sie ist durch eine Brücke mit der nahe liegenden Insel Osero verbunden, enthält an sich einen Flächenraum von 3 geogr. □M., 1204 Häuser und 6003 Einwohner. Ein Kalksteingebirge durchzieht die Insel nach ihrer ganzen Länge. An den Küsten herrscht Fruchtbarkeit, und die zunächst liegenden Gebirge sind zum Theil mit Fleiß bebauet und mit Reben und Oliven bedeckt; die höher gelegenen Theile aber unbebaut, nackt und kahl. Große Waldungen dehnen sich weit aus, so daß Brenn- und Bauholz ein vorzüglicher Handelsartikel ist; auch werden hier viele kleine Schiffe zur Küstenfahrt (Trabaccoli genant) gebauet. Der Getreidebau liefert kaum auf 2 Monate den Bedarf der Einwohner, auch an Schlachtvieh ist Mangel; Schafe hat aber die Insel an 60,000 Stück. Die davon gewonnene Wolle wird größten Theils von den Einwohnern selbst zu groben Zeugen, Rossi genant, verarbeitet, die, so wie die hier erzeugten Schafkäse, einen Handelsartikel ausmachen. Übrigens ist dieß Eiland reich an Wildpret, Federvieh, Wein und Olivenöl. An Wein werden gewöhnlich über 3000 Barillen und an Öl 1000 bis 1500 Barillen ausgeführt. Auch gibt es hier Rosoglio-Brennereien, und die überaus ergiebige Fischerei gewährt einen guten Ertrag, da sie auf dem festen Lande weit verbreiteten Absatz findet.

Cherso, die Hauptstadt der genanten gleichnamigen Insel, liegt auf der Westseite, hat 612 Häuser und 3372 Einwohner, einen sehr guten Hafen, daher nicht unbedeutenden Handel, Schifffahrt; auch treiben die Einw. Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Rossiweberei. (*Haan.*)

Cherson, Alt Cherson, s. Chersonesus heracleotica.

CHERSON, russisches Gouvernement zwischen 46° 10′ u. 58° 50′ Br. und 46° 30′ u. 51° 20′ L. im südlichen Landstriche, gränzt im N. an Kiew und Poltawa (Dnepr), im O. an Jekatarinoslaw und Taurien, in seiner ganzen südlichen Breite an das schwarze Meer, im SW. und W. an Bessarabien (Dnestr) und Podolien, ist 904 □M. groß und zusammengesetzt aus dem südwestlichen Theile der alten Ukraine und dem von den Osmanen im Frieden zu Jassy cedirten Landstriche. Außer dem Dnestr zur Rechten und dem Dnepr zur Linken wird dieß Gebiet vom Tiligul, vom Bug und Ingulatz — beide vereinigen sich bei Nikolajew — vom Kutschurgan, großen und kleinen Kujalnik bewässert. Einzele dieser Flüsse versiegen im Sommer und setzen Salz ab. Große Limane bilden die Hauptflüsse und der 2 Meilen unterhalb Otschakow liegende See Beresna [1]). Das Klima ist dem südlicher Steppen ähnlich: milde Frühlinge (Februar — Mai), darauf große Hitze und Dürre (Julius — August — alsdann Schlangen, große Spinnen, Taranteln u. der giftige Scolopendra mors. Pall. in Menge); im September Herbstesanfang mit plötzlichem Witterungswechsel, in der Regel aber milde und durch warme Regen die Vegetation wieder erfrischend; mit den Äquinoctialstürmen feuchte Nebel; im November Winteranfang mit anhaltender Nässe — Schnee endlich Ende December, aber selten so reichlich, daß eine eigentliche Schlittenbahn sich bilden könte. — Die Oberfläche, durchgängig offenes Steppenland, wird nur stellenweise von trocknen Schluchten (balki) gefurcht, und erhebt sich erst gegen das Meer hin (vom Dnepr bis Odessa) zu mäßigen Anhöhen. Unter der, vornehmlich in den Flußniederungen fetten, Dammerde zeigen sich Granit, Schieferthon, Kreide — in Bän-

*) Plinius zählt zwar nur 127 Säulen, welches bei einem Dipteros nicht seyn kann, der auswendig 92 und im Innern 36 Säulen haben mußte. **) Plinius sagt: ex his XXXV caelatae, una a Scopa, und versteht darunter gewiß nicht bloß canellirte Säulen, wie sie ja alle seyn mußten, da der Tempel ionischer Ordnung war, für deren Erfinder sogar Chersiphron gilt. *Salmasius ad Solinum* p. 571. will den Plinius verbessern und uno a Scopa lesen, als ob ein Künstler, wie dieser, seine Zeit mit dem Aushauen von 36 ionischen Säulen verloren hätte.

1) In Igors drittem Traktate mit dem griechischen Kaiser (945) heißt dieser See Belobereshje. Eben daselbst wird der Insel Eleutheria erwähnt, welche wahrscheinlich die S. Ätheriusinsel des Constantin. Porphyr. ist, im Dneprliman dem Meere zunächst. (Stritter.)

ten geschichtet — und fein körniger Flötzkalkstein, welcher den Küsten zu sich wie ein lockeres Muschelconglomerat ausbreitet und mit einer eisenhaltigen Erdschichte bedeckt, nur Schilf (burjan) und mehre gelbgraue Salsolaarten (von Marschal Biberstein in den Moskowischen Acten beschrieben) hervorbringt. Der, vornehmlich in den Kreisen Tiraspol und Cherson und an den Flüssen, zum Ackerbau benutzte Boden verhält sich zum übrigen Areal wie 1 zu 4, braucht höchstens nur mit der Asche des abgerodeten Schilfs gedüngt zu werden und trägt abwechselnd Arbusen und Gurken, Hirse (oft 20fach), Arnaut (in großer Menge und vornehmlich nach Constantinopel ausgeführt), Gerste, Winterweizen, Roggen und Hafer. Die Feldarbeit begint schon im Februar, das Erdreich wird theils mit dem zweirädrigen teutschen Pfluge (von den Kolonisten), theils mit hölzernen Hacken bearbeitet, die Ernten in Skirden (mit Stroh bedeckte große Garbenhaufen) aufgeschichtet und auf freiem Felde ausgedroschen oder von Pferden ausgetreten — im Durchschnitt jährlich an 1,200,000 Tschetw. Getreide geerntet. Dürre Frühjahre, starke Regen mit großer Hitze abwechselnd, und außerdem zahllose Scharen von Trappen, Kranichen, Hamstern und anderem Geflügel verursachen oft Mißernten. Der Wein- und Gartenbau wird nur erst von einzelen und vornehmlich von den Liebenthaler Kolonisten betrieben, dagegen hat der Kartoffelbau, durch jene teutschen Landwirthe zuerst eingeführt, schon mehr Nachahmer bei den Russen und Bulgaren gefunden. — An Waldungen mangelt es der großen Ebene fast gänzlich; Weidenbäume an den niedern Ufern des Dneprs, niedrige Laubhölzer am obern Dnestr und Bug, wilde Pflaumen in den Schluchten, Maulbeerpflanzungen bei den Kolonistendörfern machen den ganzen Holzreichthum dieses Gouv. aus, wovon 41,400 □Deßj. der Krone gehören. Die große Menge des, vornehmlich auf alten Äckern wachsenden strauchartigen Schilfs ersetzt jenen Mangel, und wird fast durchgängig zur Feuerung gebraucht, wo auch dieses fehlt, suchen die Menschen in Erdhöhlen (Kurgane) sich Winters zu schützen, und brennen getrockneten Kuhmist. — Der Wiesewachs dagegen ist vortrefflich und erreicht schon im Frühlinge eine solche Höhe, daß sich Schafe darin verlieren, verdorrt aber in heißen Jahren vor der Ernte, wie 1812. Besonders gut gedeiht das gemeine Schaf mit dem Fettschwanze, das moldau'sche (Zigai) und krimmische, und dauert auch im Winter im Freien aus — das spanische komt bei etwas mehr Sorgfalt ebenfalls gut fort, und man rechnet gegenwärtig an 95,000 Stück veredelter Schafe, deren Wolle, Talg und Häute reichlichen Gewinn abwerfen. Das Hornvieh gleicht dem ukrainischen (Ochsen als Zugthiere gebraucht), und die Pferdeherden (Tabuner zu 1000 Stück), vorzüglich in den auf weite Strecken annoch unbebauten Steppen, sind eine Pepinière für die Remonte der leichten Kavallerie. — Schweine und zahmes Geflügel werden nur von den Kolonisten gehalten; Bienengärten aber, trotz des Steppenflors, gar nicht; auch die Fischerei ist weniger bedeutend, als man es der Lage nach erwarten dürfte: das darauf verwandte jährliche Kapital beträgt zwischen 16 und 17,000 R., der Ertrag 27 bis 28,000 R., und der Hauptdebit der gefangenen Sterlette, Lachse und Weißfische ist in den angränzenden Gouvernements. — An Fabrik- und Manufakturanlagen zählte Cherson nach den letzten Berichten von 1814 erst 1 Tuchfabrik, 6 Lederfabr. (in denen vornehmlich Saffian bereitet wird), 3 Baumwollenzeugfabr. und 2 Seifensiedereien, sämmtlich in den Städten. An Unterrichtsanstalten — vom charkowschen Universitätsbezirk abhängig — 6 Schulen mit 21 Lehrern und 452 Schülern (Odessa ausgenommen). — Die Volksmenge betrug 1815 368,200 Selen (Kleinrussen, Teutsche, Bulgaren, Tataren, Armenier und Moldauer, der griechischen, lutherischen, katholischen und muhamedanischen Kirche zugethan), worunter 981 Kaufleute (mit einem Gildenkapital von 3,800,000 R.), 10,725 vom Bürgerstande, 75,720 Kron- und 84,600 Privatbauern, 6400 bugische Kosaken und 3672 Kolonistenfamilien (17,989 Köpfe b. G.). Diese Letztern, der Mehrzahl nach Teutsche (Wirtemberger, Elsaßer, Siebenbürger, Schwaben und Badener), dann Bulgaren, wurden seit 1803 successive in den Kreisen Tiraspol, Cherson und Elisawetgrad auf 214,085 Deßj. Land vertheilt, haben sich seitdem in 37 Dörfern angebaut (die vornehmsten teutschen Kolonien sind: die Liebenthaler, Kutschurganer, Glücksthaler und Beresaner), und stehen in allen Angelegenheiten unter einem vom Obervormundschaftsamte in Jekatarinoslaw abhängigen Vormundschaftskomptoir zu Odessa. Ein Versuch der Regirung, einige Familien polnischer Juden bei Nikolajew als Landbauer zu fixiren, hat keinen Erfolg gehabt — so wenig, als ein zweiter, mehr versprechender, das unangebaute Steppenland (1,523,000 □Deßj.) durch partiellen Verkauf und Verschenkung urbar gemacht zu sehen. Es ist das Meiste auf diese Weise Privateigenthum geworden, was die Regirung dabei bezweckte, aber nur in geringem Maße erfüllt — denn nicht nur wurden die Ländereien so sehr billig verkauft (25 Kop. die Deßj.), daß noch jetzt beim 3. und 4. Wechsel des Eigenthümers der Verkäufer des unangebaut gelassenen Grundstücks gewint, auch der Mangel an Arbeitern und der hohe Lohn, den die freien Tagelöhner (theils auf Obrock abgelassene Kleinrussen, theils Läuflinge) fordern, erschwert diese Urbarmachung — und Cherson, dessen kommerzielle Wichtigkeit mit jedem Jahre steigt (s. Odessa), wird lange noch eine allgemeine landwirthschaftliche Kultur entbehren. — Es gehört mit Jekatarinoslaw und Taurien zum neurussischen Generalgouvernement, zerfällt in die 5 Kreise: Cherson, Elisawetgrad, Olwiopol, Tiraspol und Alexandria, und zählt außer den Kreis- noch 6 zugeschriebene Städte: Nikolajew, Odessa, Grigoriopol, Dubossary, Otschakow und Olwidiopol. — Das Land der bugischen Kosaken bildet seit 1801 einen eignen Distrikt von 170,000 Deßj. vom untern Bug bis in die Gegend der Gouvernementsstadt, und wird von den bugischen Kosaken, einem Zweige der frühern Saporoger, bewohnt, welche vornehmlich vom Fischfange leben, eine kosakische Verfassung haben und dem State 3 Reiterregimenter stellen [2]).

(*v. Wichmann.*)

2) Vgl. Semlemernoja Opissanie Otschakowsk. Semli, v. *Mayer.* Petersb. 1794. 8. Teutsch in Storch's Material. Bd. I. S. 339 ff. Histoire ancienne du G. de Cherson, par *J. C. Potocki.* Petersb. 1804. 4. Ewers's Beitr. zur Kentniß Rußl. Bd. I. Th. I. S. 32 ff.

CHERSON, (tatar. Tschontschan, russisch früher Karantineja buchta, von einer Quarantäneanstalt, welche anfänglich auf einer der Dneprinseln angelegt, später aber nach Odessa verlegt wurde), Gouvernementsstadt unter 46° 37′ 46″ Br. und 50° 18′ 18″ L. auf einer Anhöhe am rechten Ufer des hier 7 W. breiten und mit vielen morastigen Inseln bedeckten Dneprs, 30 W. oberhalb seines Ausflusses ins Meer (wo sich der eigentliche Hafen befindet), 1778 gegründet und 1784 durch Potemkin zur Festung erhoben. Die regelmäßig gebaute Stadt zerfällt in 4 Stadttheile: die Festung (mit Wällen und Gräben umgeben, enthält die Kathedrale (in welcher Potemkin anfänglich begraben war *), das Zeughaus — mit einem dem Stifter (Potemkin) gesetzten Monumente — die Stückgießerei und die Kasernen), die Admiralität (welche der erstern zur Citadelle dient, mit den Magazinen und beiden Schiffswerften), die griechische und die Soldatenvorstadt (jene hat 1 russische, armenische und katholische Kirche, 1 Kaufhof und 920 steinerne, meist gut gebaute Häuser, worunter das Kommerzgymnasium mit 7 Lehrern und 180 Schülern — diese 1 Kirche und 153 hölzerne Häuser). Die Einwohnerzahl beträgt gegen 13,000 Selen b. G. — die Besatzung eingerechnet, und besteht aus Russen, Teutschen, Griechen und Armeniern, ihrem Gewerbe nach Krämer, Handwerker und Matrosen. Eine Tuchfabrik und 23 Repschlägereien sind gegenwärtig die einzigen veredelnden Industrieanlagen. — Cherson, die Festung, hat seit Eroberung Otschakows ihre Bedeutsamkeit verloren, Cherson, die Handelsstadt, in mancher Hinsicht gleiches Schicksal mit Archangel gehabt — es ist von Odessa, wie jenes von Petersburg verdrängt worden, wozu neben andern Umständen auch der beigetragen hat, daß wegen seichten Fahrwassers die in den Dnepr einlaufenden Schiffe 15 W. unterhalb der Stadt lichten müssen. Jetzt verkehren nur wenige griechische Schiffe mit dieser Stadt, bringen Wein, Früchte und türkische Waren, und holen Getreide, Salz, Fleisch und Eisen. — Auch als Hauptschiffswerft der russischen Marine auf dem schwarzen Meere dürfte sich Cherson wegen der Schwierigkeiten, das Schiffsbauholz aus den entfernten polnischen Provinzen herabflößen und die gebauten Kriegsschiffe auf Kameelen bis Kinburn bringen zu müssen, nicht immer erhalten; wol aber als Stapelplatz des innern Dneprhandels, und durch Cabotage am meisten gewinnen. — Eine Meile von der Stadt ist Howard beerdigt — eine vom Admiral Mordwinof demselben gesetzte Pyramide bezeichnet die Ruhestätte des hochherzigen Briten **). *(v. Wichmann.)*

CHERSONESOS od. **CHERRONESOS**, (Chersonesus), heißt überhaupt eine Landinsel oder Halbsel, von νῆσος, Insel, und χέῤῥος oder χέρσος, Land. Es gab daher viele Erdstriche mit diesem Namen, auch Örter, die man, um sie zu unterscheiden, mit besondern Beinamen bezeichnete. Gewöhnlich verstand man unter Chersones ohne Beinamen den thrakischen; es kommen jedoch auch andere ohne unterscheidende Bezeichnungen vor. Wir bemerken:

1) In Ägypten eine Stadt mit einem Hafen, 70 Stadien von Alexandria (freilich auch mit dem Beinamen parva); — 2) eine Halbinsel im arabischen Meerbusen; — 3) Landspitze der Insel Kreta, j. Cabo di Corbo, mit gleichnamiger Stadt, welche Hafen und Kastell hat. Auf dem zweiten nicänischen Concilium erschien noch ein Bischof derselben. Die Stadt ist jetzt zum Flecken Kolochita herabgesunken; das Kastell hat sich in die kleine Festung Spinalonga verwandelt, die den Türken aber lange widerstand; — 4) in Griechenland selbst hieß so ein Vorgebirg in Attika, und ein östliches des Peloponnes. *(H.)*

5) heißt auch so die südlichste halbinselartige Spitze von Sardinia, welche jetzt Capo Teulada genant wird. Gegen Westen hatte sie den Meerbusen von Sulci, gegen Osten ist ein namenloser Busen, in welchem der Hafen Bioja, Biota oder Bithia und die Insel Nuraria oder Nura †). *(W. Müller.)*

Von denen mit unterscheidenden Beinamen sind folgende zu bemerken: Chersonesus aurea, in Indien, jenseit des Ganges, die heutige Halbinsel Malaia. (S. diese.) *(H.)*

Chersonesus cimbrica, (Holstein und Jütland), die kimbrische Halbinsel, von den Römern benant, weil sie solche von Kimbern bewohnt glaubten, ist lange terra incognita (unbekantes Land) geblieben: Pytheas hat sie sicher berührt; aber unter den Bruchstücken, welche uns durch Strabo und Plinius von ihm aufbehalten sind, ist keines, was uns über dieselbe Licht gibt. Plinius II, 67. spricht zwar von einer Umschiffung des Nordmeers unter August, indem eine Flotte herumgesegelt und bis zum kimbrischen Vorgebirge gekommen sei; aber die Hauptkunde, welche sie mitbrachte, war die: daß es von da an ein unermeßliches Meer gebe, welches nach Skythien und bis dahin reichen sollte, wo Alles von ewigem Eise starrt. Einige bestimtere Nachrichten erhielt man wahrscheinlich durch die Wiederkehr der Zerstreuten von Germanicus Flotte. (Tac. Ann. II, 6 u. 23.) Mela, der unter Claudius schrieb, kent schon III, 3. den Sinus Codanus und die Inseln daselbst, weiß aber von der kimbrischen Halbinsel noch nichts zu nennen. Plinius will II, 111. genauere Kunde haben. Wirklich kent er IV, 26. den Sinus Codanus genauer, und weiß, daß das kimbrische Vorgebirge sich weit ins Meer hinein erstreckt, und die Halbinsel Cartris heißt; aber das große Gebirge Sevo, das sich längs den Ufern des Codanus bis ans kimbrische Vorgebirge erstrecken soll, existirt wenigstens hier nur in seinem Kopfe. Plinius, der seine Nachrichten nur von Hörensagen hatte, scheint die kimbrische Halbinsel und die skandinavische Insel in der Idee zu verwirren, und darum muß der Sevo

*) Das Grab dieses Mannes sucht man jetzt daselbst vergeblich (*de Gourof* de la civilisation des Tatars Nogais p. 2.), und Clarke's Angabe (Voyages en Russie etc. T. 2. p. 49, 50.) gewint Wahrscheinlichkeit, daß der Sarg in einem der Festungsgräben vergraben worden. **) Vergl. *Clarke* l. c. p. 44. 50 ff. — Minerva 1805, August- und Septemberheft. — *Reuilly* Voyage en Crimée p. 271 ff.

†) Es finden sich hier mancherlei Ungleichheiten in den alten Karten. Bei Reichard ist die Spitze zwischen Sulci und Biota nicht so südlich, wie die östlich folgende, von welcher die Insel Nuraria östlich liegt.

(Kiölen) sich eine Versetzung gefallen lassen. Ptolemäos II, 11. weiß schon die Lage der Halbinsel einiger Maßen zu bestimmen. Die nordöstlichste Spitze derselben, Skagenshorn, setzt er 40, 15: 59, 30. Städte kent er auf derselben nicht, wol aber Völker, die sonst Niemand kent, als er, westlich die Rigulonen, dann die Sabalingier und die Kobander am Fuß der Halbinsel neben einander, über diesen die Chaler, dann die Phaudusier und Charuder, und am nördlichsten die Kimbern. (*Ricklefs.*)

Chersonesus Heracleotica, oder Trachea (die steile), gewöhnlich Cherrhonesus bei den Alten, auch Cherson genant, bei den Tataren Sarí-Kirman, bei den Russen Korsun, bei den Italienern Sarson. So heißt eine jetzt in Ruinen liegende Stadt und ihr Gebiet, ein ehemaliger Freistat der taurischen Halbinsel, an der südwestlichen Küste, welcher in der Gestalt einer Halbinsel oder eines großen flachen Vorgebirges zwischen dem nördl. Hafen von Ktenus, jetzt von Achtiar, und dem südl. Portus Symbolorum, jetzt von Balaklawa, einen Winkel bildete, und in der westlichsten Landspitze dem Promontorium parthenium, jetzt Fanary unweit des St. Georgs-Klosters, den alten dämonischen Tempel der furchtbaren taurischen Diana, dessen Stelle Pallas *) mit vieler Wahrscheinlichkeit aufgefunden hat, enthielt. Es gab aber hier zwei Städte unter dem Namen Cherrhones. Die alte schon zu den Zeiten des Strabon, kurz nach C. G. zertrümmerte, lag nicht weit von der Landspitze Fanary über den Hafen von Balaklawa. Die andere, deren Ruinen man jetzt zur Erbauung von Achtiar benutzt hat, das eigentliche Cherson oder Korsun des Mittelalters, lag an dem westlichen Ufer der dem achtiarschen Hafen am nächsten gelegenen Bucht (deren Strabon überhaupt in der ganzen herakleotischen Halbinsel drei angibt, mit Hinweglassung einer geringeren, von Pallas bemerkten Einsenkung). Die letztere Hauptstadt selbst mit ihrem ganzen Gebiet umfaßte, wie auch die jetzigen Überreste noch wahrscheinlich machen, nach Strabon, 40 Stadien, eine geographische Meile, die ganze kleine Halbinsel, nach Arrian's Periplus, 180 Stadien, oder 4½ geogr. Meilen. Der Ursprung der alten Stadt und des Freistats fällt in den Anfang des 6. Jahrh. v. Chr. G., wo die pontischen Herakleoten, eine Kolonie der Milesier, nebst Deliern sich hier niederließen. — Landbau, wodurch sie sich von den nördlichern Nomaden oder, wie sie Strabon nent, Milch-Essern unterschieden, Salzhandel durch Benutzung der dort häufigen Salzseen, und jede andere Art von Verkehr mit den Griechen, brachte bald die Cherrhoniten in Aufnahme, und sie behaupteten Unabhängigkeit und Freiheit Jahrhunderte durch. Erst als die Macht der Skythen immer mehr wuchs, suchten sie den Schutz des großen Mithridates, dessen Feldherr Diophantus nördlich von der Stadt Cherson (der zweiten dieses Namens) in der Gegend von Koslow (so nach Mannert, nach Clarke dicht über Cherson) die Stadt Eupatorium nach dem Namen des Mithridates stiftete, dort zur Sicherung eines bedeutenden Salzsees eine Festung anlegte, diese mit einer von den Cherrhoniten durch ihre Halbinsel quer durchgeführten hohen Mauer verband, und diese ganze Linie oben durch einen Wallgraben schloß. Hierauf erhoben sich eine Zeit lang die bosporanischen Könige über den größten Theil der taurischen Halbinsel; aber Cherrhones, von den römischen Kaisern einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt, und unter einer obersten Magistratsperson, welche Proteuon (πρωτεύων) hieß, nahm, wie man aus Plinius und Ammianus Marcellinus sieht, immer zu an Größe und Wohlstand, und endlich wurde dieser Freistat, gestützt durch die byzantinischen Kaiser, mächtiger als der Stat der Bosporaner. Dieß geschah zu den Zeiten Diocletians und noch mehr Constantins des Großen, wie Constantinus Porphyrogenneta ausführlich erzählt. Als zur Zeit Diocletians ein bosporanischer König in Lazika einfiel und den römischen Feldherren gefährlich wurde, mußten die Cherrhoniten, mit Kriegswagen und Wurfmaschinen wohl versehen, dem benachbarten König in den Rücken fallen und ihn durch Einnahme seiner Hauptstadt Panticapäum zum Rückzug und zum Frieden nöthigen. Damals erhielten sie die erste Freiheit von allen römischen Abgaben. Hierauf unter Constantin mußten sie die Skythen an der Donau besiegen helfen. Dafür erhielten sie kaiserliche Prunkgeschenke und Freiheitsbriefe für ihre Schiffe. Zuletzt, gereizt von den Bosporanern, trieben sie dieselben erst über Capha zurück, welches die neue Gränze wurde, und einer der letzten bosporanischen Könige fiel durch die List des Cherrhoniten-Häuptlings im Zweikampf **). Der bosporanische Stat ward auf 40 Milliarien eingeschränkt, und ein Theil der gefangenen Bosporaner wurde zurück behalten, um die Äcker des Freistats bearbeiten zu helfen. Der Versuch eines Sohnes des letzten bosporanischen Königs, Asanders II., welcher die Gyzia, die Tochter eines Cherrhoniten-Hauptes, des reichen Lamachus, geheirathet hatte, sein Vaterland auf Kosten des Cherrhones wieder zu erheben, mißglückte. Dieser hatte den Plan, bei der jährlichen großen Todtenfeier, welche Gyzia ihrem verstorbenen Vater in der Stadt Cherson veranstaltete, die nach und nach heimlich eingelassenen bosporanischen Jünglinge zu gebrauchen, um sich der Stadt zu bemeistern. Gyzia entdeckte diese Verschwörung und rächte sie durch Verbrennung ihres eigenen Hauses, ihres Gemahls und aller seiner Gesellen. (Diese ganze Erzählung verdient, wegen ihrer merkwürdigen Nebenumstände, in Constant. Porphyr. Abhandlung de administrando Imperio Cap. 53. nachgelesen zu werden.) Die Stadt wurde nach und nach als eine Gränzstadt des byzantinischen Reiches angesehen, wohin man von Zeit zu Zeit vornehme Statspersonen exilirte (wie den papa Martin). 710 wurde sie von Justinian II. grausam heimgesucht; damals herrschten die Chazaren im Norden der Krimm, aber der Handel mit Salz war noch immer so bedeutend, daß der Hafen von fremden Schiffen nicht leer blieb. Die Cher-

*) Man vergl. überhaupt Pallas's südliche Reisen in Rußland T. II. Clarke's travels Tom. II. *Peyssonel* mémoires sur les peuples barbares etc. Außerdem sind die Hauptquellen *Strabon.* lib. VII. und *Constantinus Porphyrogenneta* de administrando imperio Cap. 53., welcher Letztere noch nicht genug benutzt worden ist.

**) Vergl. den Artikel Bosporanische Könige am Ende.

rhoniten verstanden nämlich die Kunst, alle salzigen Seen und Moräste bis an den Dnepr zur Fabrik des Salzes zu benutzen, und noch jetzt gibt es nicht bloß bei Kertsch und Perecop, sondern auch bei Koslow oder Ghoslewe, welches die Russen Eupatorium nennen, ein bedeutendes Salzwerk. Außerdem lieferten sie damals den im südlichen Rußland wohnenden Saginaziten Häute und Wachs (durch Abschneidung dieser Zufuhr meint Constantinus Porph. könne man diesen Barbaren sehr schaden). Von den Chazaren wußten die Cherrhoniten andere Vortheile zu ziehen. Diese mächtigen Barbaren nahmen sie nicht selten gegen den byzantinischen Kaiser in Schutz. Im 9. Jahrh. waren die Cherrhoniten schon längst Christen. 839 n. C. G. wurde ihre Hauptstadt der Sitz eines Metropoliten. Nachdem Wladimir der Große 988 diese Stadt eingenommen, ließ er sich hier taufen. Aber die Herrschaft der Russen dauerte hier nicht lange. Wladimir gab die Stadt zurück, ungeachtet sie als das Haupt aller südlichen Seeplätze in der Krimm von hoher Wichtigkeit war. Im 13. Jahrh., als die Tataren eindrangen, erlangte Kaffa durch den Handel der Genuesen seinen höhern Ruhm. Cherson gerieth in Verfall. Noch 1350 kent Nikephorus Gregorius (XVIII. 2.) diese Stadt als frei, und als einen Ort, womit die Genuesen Handel trieben. Auch komt 1333 daselbst ein lateinischer Bischof vor, den der Papst dorthin sandte (zugleich wurde ein Bischof für den Bosporus, der unter den Chazaren stand, abgesandt). Der Papst befahl diesem Geistlichen, einem Missionär, eine Kirche, dem Martyrer St. Clement zu Ehren, hier zu erbauen, weil der Schauplatz der Leiden dieses Heiligen Cherson gewesen sei. (Vergl. Peyssonel a. a. O. S. 84.) Im Jahe 1578 standen noch die Mauern und ansehnliche Thürme der großen Stadt, Bauart und Umfang zeugten von außerordentlicher Pracht. Nachdem die Tataren und die Türken eine Zeit lang (wie man behauptet) Marmor und Serpentinsteine hinweggeführt, waren im J. 1794, als der unsterbliche Pallas hieher kam, noch ehrenwerthe Ueberbleibsel vorhanden, eine schöne Mauer aus Quadersteinen, eine Stadtpforte, die Reste zweier Thürme, und ein unschätzbarer korinthischer Säulenknopf, den sich ein russischer Viceadmiral zugeeignet hatte. Alles Übrige haben die Russen seit der Einnahme der Krimm auf eine unverantwortliche Art zerstört, wie selbst Pallas, nicht bloß Clarke, klagend bemerkt. Zum Bau von Achtiar wurden selbst die Quadersteine bis auf den Grund ab- und ausgebrochen, kein Plan, keine Zeichnung ist vorhanden, welche das Bild der zerstörten Stadt verewigen könte. Das Innere der Stadt enthält einen Schutt, der noch unglaubliche architektonische Schätze enthalten muß (auch Pallas rathet, ihn aufzudecken), und die ganze herakleotische Halbinsel ist so sehr mit Alterthümer-Resten angefüllt (besonders in der Nähe des St. Georgs-Klosters, wo Pallas an einem Vorsprung des Vorgebirges die Stelle der alten taurischen Diana glaubt aufgefunden zu haben), daß man mit jedem Schritt auf den Boden eines alten Gebäudes oder auch Thurmes stößt, wie sie zur Sicherheit gegen die südlichen taurischen Barbaren in Menge hier angelegt waren. Nun ist der Name von Cherson auf eine neue Stadt im Gouvernement Jekaterinoslaw übergetragen, welche nie den Ruhm der alten und ihre architektonische Pracht erreichen kann. (*Rommel.*)

Chersonesus Taurica, die taurische Halbinsel (nicht zu verwechseln mit ihrem kleinen südöstlichen Küstengebiet Chersonesus Heracleotica). So heißt die Krimm bei den alten Schriftstellern, vermöge ihrer halbinsularischen Lage, die man in Form und Größe mit dem Peloponnes verglich, und als Hauptsitz des alten, vermuthlich kimmerischen Bergvolkes, der Taurier, welche seit der Einwanderung der Skythen oder späterhin, sich auf die südlichsten Bergen zogen, und als alte furchtbare Seeräuber die schiffbrüchigen Ausländer ihrer Diana, der dämonischen Jungfrau (nach Strabon), welche die Einwohner für die vergötterte Iphigenia, Tochter Agamemnon's, ausgaben, an dem nach dieser Jungfrau benanten Vorgebirge Parthenion (unweit des St. Georgs-Klosters) opferten. Der tatarische Ausdruck Ada, Insel, eine durch Plinius (Hist. nat. IV. 24. 26.) erhaltene Sage, und die Beschaffenheit des salzigen Bodens über Perecop, machen es mehr als wahrscheinlich, daß diese Halbinsel in der Vorzeit eine Insel war. Der Ausdruck mätische Halbinsel (Eustath. ad Dionys. p. 55.) deutet entweder auf den asowschen See oder auf einen alten Religionskultus (Ritter's Vorhalle der europäischen Völkergeschichten), der bei Steph. Byz. vorkommende Name Taunais, den man in Tanais umwandeln will, erklärt sich wohl durch die Bedeutung der alten Wurzel Taw, Berg, die sich in Taurien wieder findet [1]). — Die älteste Geschichte der taurischen Halbinsel hängt mit der der Kimmerier und ihrer vermuthlichen Überreste, der Taurier, zusammen, von denen Herodot (IV.) behauptet, daß sie mit den Skythen nichts gemein hatten, die sich aber nachher durch Vermischung in der ganzen nordöstlichen Hälfte zu Tauro-Skythen bildeten. Hiezu kamen späterhin, außer den im bosporanischen Stat und im kleinen herakleotischen Chersones seit dem 6. Jahrh. v. C. G. eingewanderten Griechen, so viele Völkerschaften, daß Plinius deren, etwas freigebig, 30 angibt [2]). Die gebirgige Küste der Taurier bis nach Theodosia (Kaffa), wo nach Strabon die Gränze der Taurier und Bosporaner war, gaben die Alten auf 1000 Stadien oder 25 geogr. Meilen an; fünf geogr. Meilen westlich von Theodosia lag Athenäon, der Hafen der Skytho-Taurier. Die besten Hafenstädte und fast alle Hauptstädte lagen im Gebiet der bosporanischen Könige und der kleinen Republik Chersones, welche gegen Ende des 4. Jahrh. nach C. G. nördlich um sich griff. (Vergl. diese beiden Artikel.) Nur Plinius und Ptolemäos geben einige innere Örter an, die nicht zum Gebiet jener beiden Staten gehörten [3]). Der jetzt nicht mehr sichtbare Kornreichthum

1) Ritter a. a. O. macht auf den Flußnamen des Tanais und auf die höhere Bedeutung der alten Aphrodite Tanais aufmerksam. 2) Mannert in der alten Geogr. Th. IV. S. 289. 2te Ausgabe erklärt diese Völkerschaften, von denen 24 das Mittelland bewohnten, für Bezirke, in welche die Barbaren-Stämme unter den Römern vertheilt waren. Eine kurze Übersicht der nach einander in der Krimm herrschenden Völker gibt Heyne in der Abh. Rerum Chersonesi Tauricae memoria, in den Opusc. acad. T. III. 3) Vrgl. Mannert a. a. O. 310. 311 rc.

der taurischen Halbinsel, der besonders durch die bosporanischen Könige den Griechen, später dem oströmischen Reiche zu Gute kam, rührte von der guten Rasse, der alten nun ausgestorbenen Bewohner her, welche Strabon Landbebauer (*γεωργοί*) zum Unterschied von den skythischen Nomaden nent. Aber auch die Beschaffenheit des nun ausgetrockneten oder ausgegorenen Bodens muß in Anschlag gebracht werden [4]). Daß aber das Klima vielleicht noch kälter war als jetzt, kann man aus dem Zufrieren des Bosporus (nach *Strabon.* lib. VII.), aus der Behandlung der Weinstöcke, welche im Winter mit Erde zugedeckt wurden, aus der Beschaffenheit der schwer aufkommenden Esel, welche die Kälte nicht vertragen konten, vielleicht auch der kleinen Gestalt der dortigen Pferde (nach Art der ukrainischen) schließen, welche die Skythen zu verschneiden pflegten. Vgl. d. Art. Krimm. (*Rommel.*)

Chersonesus Thracica (Halbinsel der Dardanellen), auch vorzugsweise ohne Zusatz Chersonesus, ist die schmale, von Nordost nach Südwest gehende Landzunge, die östlich durch die Propontis und den Hellespontos von Asien getrent, südlich und westlich vom ägeischen Meere, namentlich von dem Meerbusen Melanes, beendigt durch das Vorgebirge Sarpedonium (Cap Grem) an der Spitze des Chersonesus (*Herod.* VI, 33 u. 36.; VII, 58.; *Scyl.* p. 68, bei *Ptol.* III, 12. Mastusia 54, 30: 40, 40.) und nördlich vom festen Lande von Thrakien umgränzt wird. Die Breite des Halses auf der Nordseite von dem Meerbusen Melanes bis zur Propontis wird *Scyl.* p. 28. auf 40, genauer *Herod.* VI, 36. auf 36 Stadien geschätzt. Eine lange Mauer, die von der Stadt Kardia am Meerbusen Melanes begann, und bei Paktyá an der Propontis endete (*Xenoph.* Hell. III, 2; *Diod.* XVI, 38; *Plin.* IV, 17; *Procop.* de aedif. IV, 9.) schützte von der Landseite die Halbinsel gegen die Anfälle der Thrakier. Die Länge derselben von der Mauer bis zur südlichsten Stadt Eleus bestimt Skylax l. c. auf 400, Herodot l. c. genauer auf 420 Stadien. Damit stimt *Ptol.* III, 12. zusammen; nur, daß er die Halbinsel zu gerade nördlich aufsteigen läßt, und die Kartenzeichner zu ihm derselben mehr Breite gegeben haben, als er wollte. — Ureinwohner der Halbinsel waren die Dolonker vom thrakischen Stamme; aber sie wurden bald mit griechischen Ansiedlern verschmolzen, vorzüglich gab die Familie des Miltiades aus Athen sich viele Mühe um die Kolonisirung der Halbinsel; doch mußte sie dort vor den Persern entweichen (*Herod.* VI, 34 ff.). Nach der Besiegung der Perser gehorchte sie abwechselnd bald Athen, bald Sparta, bis es endlich Philipp von Makedonien gelang, sich ihrer ganz zu bemeistern. Nach Alexanders Tode ging sie in den Besitz des Lysimachos über; dann waren wechselnd die Syrer, Galater, Makedonier und Ägypter die Herren, bis sie nach der Besiegung Antiochos d. Gr. unter die Herrschaft der Römer gerieth, die anfangs einzelen Städten noch einigen Schein der Freiheit ließen. (*Ricklefs.*)

CHERTA, Villa in der spanischen Provinz Valencia, Govierno de Peñiscola, mit 1756 Einw., die in Wolle, Leinen und Hanf arbeiten. (*Stein.*)

CHERTSEY, Marktfl. in der engl. Shire Surrey an der Themes, worüber eine Brücke von 7 Bogen führt; er hat 1 Kirche, 650 Häus. und 3629 Einw., die 1 Wochen- und 4 Jahrmärkte halten und stark mit Malze handeln. Hier residirten einst Könige der Sachsen, und stand eine Abtei, die 604 gestiftet war. (*Hassel.*)

CHERUB (כרוב), in der Mehrzahl Cherubim (כרובים), ist der Name eines fabelhaften Thiers der hebräischen Symbolik, von wunderbarer Gestalt, welches stets im Dienste des Jehova und vorzüglich als Träger seines Wagenthrones erscheint. Zuerst werden Cherubs genant als Hüter des Paradieses, die mit flammendem Schwerte den gefallenen Menschen die Rückkehr nach Eden wehren (1 Mos. 3, 24). Öfter werden sie dann erwähnt in poetischen Schilderungen der Erscheinung Jehova's als Träger seines Thrones: „Jehova fährt auf den Cherubs einher, und fliegt, und erscheint auf den Fittigen des Windes." (2 Sam. 22, 11. Ps. 18, 11. Vgl. 1 Sam. 4, 4. 2 Sam. 6, 2. 2 Kön. 19, 15. Jes. 37, 16. Ps. 80, 2, 99, 1.). Hienach waren im Allerheiligsten der Stiftshütte und später des Tempels über der Bundeslade zwei an Gestalt ganz gleiche Cherubs, aus Ölbaumholz (1 Kön. 6, 23), mit Gold überzogen (ebend. Vs. 28) angebracht (2 Mos. 25, 18 ff. 37, 7 ff. 1 Kön. 6, 23 ff. 2 Chron. 3, 10. Hebr. 9, 5), mit nach oben ausgebreiteten Flügeln, so daß sie mit diesen den Deckel der Bundeslade bedeckten (2 Mos. 25, 20. 37, 9. 1 Kön. 8, 7), und die innern Flügel derselben in der Mitte zusammen stießen, sowie jeder der beiden äußern bis an die Wand reichte (1 Kön. 6, 27. 2 Chron. 3, 11. 12), und die Gesichter gegen einander gekehrt, doch so, daß sie auf den Deckel der Bundeslade gerichtet waren (2 Mos. 25, 20. 37, 9). Sie werden überhaupt als 10 Ellen hoch und jeder Flügel 5 Ellen lang beschrieben (1 Kön. 6, 23 f. vgl. 2 Chron. 3, 11. 12). Auf diesen beiden Cherubs dachte man sich den Jehova thronend, und von da aus gab er seine Befehle und Offenbarungen (2 Mos. 25, 22. 4 Mos. 7, 89. Ezech. 9, 3). Übrigens waren diese Bilder nicht etwa mit der Bundeslade oder dem Deckel derselben zusammenhängend, sondern isolirt, so daß die Bundeslade unter ihnen weggenommen werden konte. S. bes. 2 Chron. 5, 7. Figuren von Cherubs in erhobner Arbeit und vergoldet waren auch nebst eben so gearbeiteten Palmzweigen und Blumen an den Wänden und Thüren des Tempels (1 Kön. 6, 29. 32. 35. 2 Chron. 3, 7. vgl. Ezech. 41, 18. 20. 25), sowie neben Löwen- und Stiergestalten an den ehernen Gestellen der 10 Becken (כרובים 1 Kön. 7, 29. 36) zu sehen und in die prächtigen Vorhänge des Heiligthums der Hebräer eingewirkt (2 Mos. 26, 1. 31. 36, 8. 35. 2 Chron. 3, 14) [1]).

und *Peyssonel* mémoires sur les peuples barbares etc., wo aber in der vergleichenden Geographie einige Örter, namentlich das alte Cherson und Eupatorium zu nördlich gesetzt werden. 4) Vgl. Pallas Gemälde von Taurien in den neuesten nord. Beiträgen B. III. (dessen zu glänzenden Farben er seine Versetzung in die Krimm proh dolor verdankte) und in seinen Reisen in das südl. Rußland Th. II.

1) Von diesen Cherubgestalten könten wenigstens zum Theil die bekanten Beschuldigungen der Juden von Seiten der Griechen und Römer, daß sie einen Eselskopf verehrten und dergl. (*Tacit.*

Wunderbarer und phantastischer ist die Gestalt, in welcher die Cherubs in den Visionen des Propheten Ezechiel (Kap. 1 und 10) erscheinen. In einem Sturme von Norden her zeigen sich ihm in feurigen Glanz gehüllt 4 Thiergestalten. Sie sehen aus wie Menschen (Kap. 1, 5) [2]; aber jede derselben hat 4 Gesichter, nämlich eines Menschen, eines Löwen, eines Stieres und eines Adlers, dazu 4 Flügel, von denen 2 zum Fliegen dienen (K. 10, 16. 19. vgl. 1, 24. 25) und 2 den Leib decken [4]), unter den Flügeln Menschenhände an allen 4 Seiten, gerade Füße und die Fußsohlen rund, denen der Rinder ähnlich: so daß sie, sie mögen gehen, nach welcher Seite sie wollen, immer vorwärts gehen, ohne sich je zu wenden. Wie glühende Kohlen sind sie anzuschauen, zwischen ihnen hin flamt Feuer und zucken Blitze, und gleich dem Blitze gehen sie hin und her. Oben auf den Flügeln der Cherubs ruht der wie Sapphir glänzende und vom Regenbogen umgebene Wagenthron Jehova's [4]), dessen Räder, funkelnd wie Tarsisstein, je eins neben einem Cherub rollen und ebenfalls so eingerichtet sind, daß sie sich nie zu wenden brauchen [5]). Diese Räder sowol als der ganze Körper und die Flügel der Cherubs sind mit unzähligen Augen wie besäet (10, 12. vgl. 1, 18). Man bemerkt leicht, wie bei weitem phantastischer das Bild ist, welches Ezechiel von den Cherubim entwirft, in Vergleich mit den einfachern Schilderungen der frühern Bücher. Offenbar gehören die künstlichen Räder des Wagens, so wie die Augen, mit denen Alles übersäet ist, dieser Vision an und in den frühern Schilderungen ist davon nicht die Rede. Aber auch von vier Gesichtern ist dort nichts gesagt; vielmehr waren die Gesichter der Cherubs über der Bundeslade „gegen einander gekehrt," was nur von zweien gelten kann, so daß jeder eins gehabt. Auch sind dort bloß zwei Flügel, hier dagegen vier. Die ganze Komposition ist so gewählt, daß man leicht eine symbolische Bezeichnung höchster Macht und Einsicht darin erkent. Auf letztere deuten die unzähligen Augen, der Mensch und der Adler, auf erstere der Stier und der Löwe. Sinnreich ist daher die Vergleichung des Königs von Tyrus in seiner Herrlichkeit und Übermacht mit einem Cherub, der auf Gottes heiligem Berge unter glühenden Steinen wandelt (Ezech. 28, 14).

Etwas abweichend ist die Darstellung in der jenen Stellen des Ezechiel nachgebildeten Vision der Johanneischen Apokalypse (Kap. 4.), nach welcher die 4 Thiere, welche um den Thron Gottes stehen, zwar auch ganz und gar mit Augen bedeckt sind, aber jedes mit sechs Flügeln, wie die Seraphs bei Jes. 6, 2, und das eine einem Löwen, das zweite einem Stiere ähnlich, das dritte mit einem Menschengesicht und das vierte wie ein fliegender Adler gestaltet ist. Aus dieser Stelle der Apokalypse, welche schon frühzeitig auf die 4 Evangelisten gedeutet seyn mag, schreiben sich die 4 symbolischen Bilder her, die man diesen beigab, nämlich, nach Hieronymus Meinung, welche die herrschende wurde, dem Matthäus den Menschen, dem Markus den Löwen, dem Lukas den Stier und dem Johannes den Adler [6]).

---

hist. 5, 4. Apion bei Joseph. c. Ap. 2, 7. u. A.) hergenommen seyn. Denn wenn gleich die Cherubs der Bundeslade samt dieser bei der Zerstörung des ersten Tempels mit den übrigen Geräthen geraubt seyn mochten, da das Allerheiligste des zweiten Tempels ganz leer war und jene unter den zurückgebrachten Geräthen nicht genant werden (Esra 1, 7 ff., vgl. 2 Macc. 2, 4 ff.): so waren doch vermuthlich die Wände auch in diesem zweiten Tempel mit solchen Bildern versehen. 2) So heißt es ausdrücklich in der angeführten Stelle, und auch die 10 Ellen lange, aufgerichtete Gestalt der Cherubs bei der Bundeslade scheint dafür zu sprechen. Somit möchte die sehr verbreitete Meinung, daß an den Cherubs die Stiergestalt vorherrschend gewesen sei, und zugleich auch die zum Theil darauf gegründete Etymologie des Namens, nach welcher er eigentlich Pflugstier bedeuten soll (von כרב syr. und arab. pflügen), gar sehr an Wahrscheinlichkeit verlieren; und mit der dafür angeführten Stelle Ezech. 10, 14, wo das, was Kap. 1, 10. Stiergesicht hieß, Gesicht des Cherub (פני הכרוב) genant wird, muß es daher wol eine andere Bewandtniß haben, zumal Ezechiel selbst (Kap. 41, 19) von den Cherubfiguren, welche die Wände seines idealischen Tempels zieren, nur das Menschen- und Löwengesicht, nicht aber das Stiergesicht erwähnt. Auch die im Verfolg der Beschreibung vorkommenden Fußsohlen der Cherub's, welche denen der Rinder ähnlich sind, scheinen nur deßhalb gewählt zu seyn, weil sie eine mehr runde Gestalt haben, als die Menschenfüße, und also für die Cherubs, bei denen jede Seite eine Vorderseite seyn soll, damit sie sich nie zu wenden brauchen, passender sind: wie denn fast Alles in der Beschreibung für diesen Zweck berechnet ist. Die wahrscheinlichste Etymologie des Namens bleibt daher wol die schon von Gussetius und L. de Dieu gebilligte, daß er eigentlich jumentum (divinum) bedeute nach einer sonst häufigen und auch ausdrücklich bei Derivaten dieses Stammes vorkommenden Versetzung von רכב vectus est. Denn die Meinung, welche im Talmud (Chagiga fol. 13. c. 2.) vorgetragen und von Levi ben Gerson, Maimonides u. A. angenommen ist (s. Buxtorfii fil. Histor. arcae foederis in dessen Exercitat. p. 100. und Otho's Lex. rabbin. u. d. W.), daß כרוב s. v. a. das chald. כרביא ut puer sei, weil die Cherubs eine jugendliche Gestalt gehabt hätten, ist abgeschmackt; und daß die sonst gewöhnliche Deutung durch fortis, potens aus Mißverständniß einer Stelle des syr. Lexicographen Bar Bahlul geflossen sei, hat Gesenius gezeigt (de theol. Samar. S. 23). Wenig Beifall möchte auch die neuerlich von Rosenmüller (Alterthumsk. I, 1. S. 181.) vorgetragene Ableitung von كرب angere, finden. Endlich verdient vielleicht noch die Erklärung Aben Esra's (zu 1 Mos. 3, 24) Berücksichtigung, nach welcher das Wort eigentlich s. v. a. צורה forma, imago ist. Es ließe sich dieß allenfalls auch sprachlich stützen, da Derivate des Stammes כרב im Syr. formator imaginum und pupilla oculi (eigentl. Bild) bedeuten und überhaupt den Worten, welche pflügen heißen, öfter die Grundbedeutung des Spaltens, Schneidens vorangeht, mit welcher wieder die des Bildens und Formirens nahe verwandt ist, vgl. חרש u. a. Nur müßte man dann annehmen, daß die ganze Idee von den Bildern der Cherubs im Heiligthume ausgegangen sei: was seine Schwierigkeiten hat. 3) Ähnliches wird Jes. 6, 2. von den Seraph's gesagt, welche überhaupt unsern Cherubs verwandt sind, vgl. Gesenius z. d. St.

4) *Ἅρμα Χερουβίμ* Sir. 49, 8., vgl. Ephrem Syr. zu Hiob 38. Opp. II. p. 17. So heißt auch Zeus bei Plato *ὁ μέγας ἐν οὐρανῷ Ζεὺς πτηνὸν ἅρμα ἐλαύνων*, welche Idee Plato nach Justinus M. (cohort. ad Graec. p. 30. ed. Colon. 1686.) aus der Bibel entlehnt hat. 5) Man hat sich bemüht, einen deutlichen Begriff von dem Mechanismus dieser Räder zu geben; aber dieß möchte doch zu künstlich ausfallen, und scheint nicht einmal nöthig zu seyn, sofern dem Propheten in der Vision alles, was er sieht, nur undeutlich, in unbestimten Umrissen und in blendenden Glanz gehüllt erscheint und ihm beim Niederschreiben vielleicht selbst kein ganz deutliches Bild davon vorgeschwebt hat, daher auch die beständige Wiederholung der Worte מראה und דמות. 6) *Hieron.* Prooem. Commentar. in Matth. und in

Auch die Araber kennen die Cherubim (الكروبيين) und zählen sie unter den Bewohnern des Himmels (سكان السموات) auf, scheiden aber davon die Träger des Thrones (حملة العرش), von denen der eine die Gestalt des Menschen, der zweite die des Stieres, der dritte die des Adlers und der vierte die des Löwen hat. So wenigstens Kaswini in seinem berühmten kosmographischen Werke [7]).

Josephus erwähnt die Cherubs als beflügelte Thiere (ζῶα πετεινά) von ganz eigenthümlicher Gestalt [8]). Philo schrieb ein eignes Buch über die Cherubim, und fand in ihnen eine Allegorie der Himmelskörper, was er weitläufig nach seiner Manier ausführt. An andern Stellen wiederholt er das, oder deutet das Wort durch „Einsicht und Wissen," durch „Gnade und Rache Gottes" u. s. w.

Mehre jüdische Gelehrte und christliche Kirchenväter, welchen die ältern Theologen folgen, sahen in den Cherubim Engel, und bei Dionysius Areopagita bilden sie eine besondere Klasse der ersten Hierarchie.

J. D. Michaelis hält die Cherubs für eine ursprünglich bloß poetische Fiction, wie die Donnerrosse Jupiters [9]), wogegen aber vorzüglich Herder treffende Einwendungen machte [10]). Dieser vergleicht die das Paradies hütenden Cherubs allerdings passender mit den Gold bewachenden Greifen und überhaupt mit den thierischen Wundergestalten des Morgen- u. Abendländes [11]). Von diesen sollen hier einige angeführt werden.

Im Allgemeinen gehören hieher schon, wie man richtig bemerkt hat, die abenteuerlichen, zusammengesetzten Gestalten der ägyptischen Götterbilder [12]), insbesondere aber die Sphinx mit Löwenkörper und Menschengesicht [13]). Ferner können die Sagen von dem Wundervogel Phönix verglichen werden [14]), welchen auch die Juden in dem חול Hiob 29, 18. finden [15]).

In der Zoroastrischen Lehre ist ein nach dem Einhorn gebildetes mythisches Thier von ungeheurer Größe, mit 3 Füßen, 6 Augen, 9 Mäulern, 2 Ohren und einem Horne, der sogenante reine Esel, das Symbol der reinen Thierwelt und das Haupt und der Beschützer derselben [16]). Das geflügelte Einhorn mit den Klauen des Greifen auf den Bildwerken der Ruinen von Persepolis gehört nicht minder hieher [17]).

Ähnliche Fictionen von wunderbaren Thieren finden sich bei den Muhammedanern. Der phönixartige Vogel Simorg (سيمرغ) oder Anka (عنقا), auch Simorg-Anka, von ungeheurer Größe, dabei verständig wie ein Mensch, lebte viele Jahrhunderte hindurch schon unter den Solimanen, welche vor Adam regirten, und hatte nachher mit den übrigen Div's seinen Sitz auf dem Gebirge Kaf [18]). Selbst die Sinesen haben einen solchen Wundervogel, welchen sie *Fung* oder *Fung-choang* nennen. Er erschien unter der weisen und glücklichen Regirung des Schün und des Wen-wang, und zog sich dann wieder in die Gebirge zurück. Ein anderes ihm verwandtes Thier ist der schuppige Drache *Tu*. Beide sind in einem Ausspruche des Confucius genant, wo dieser das Verschwinden jener glücklichen Zeit beklagt: „Der Vogel Fung erscheint nicht mehr: der Drache *Tu* erhebt sich nicht mehr aus des Stromes Wellen. Ich bin gehemt auf der Bahn meines Unterrichts [19])." (*E. Rödiger.*)

CHÉRUBIN, Capuciner Pater, aus Orleans, ein geschickter Optiker und Mechaniker unter der Regirung Ludwigs XIV., der vorzüglich die Vervollkomnung des von seinem Ordensbruder Rheita erfundenen Doppeltelestops *) (télescope binocle) sich angelegen seyn ließ;

Ezech. cap. 1. Schon Irenäus (adv. haeres. 3, 11.) kent diese Symbole der Evangelisten und theilt dem Matthäus den Menschen, dem Markus den Adler, dem Lukas den Stier und dem Johannes den Löwen zu. Von ihm weicht wieder Augustinus (de consensu evang. 1, 6.) ab, indem er die Symbole nach der Reihe der Evangelisten so stellt: Löwe, Mensch, Stier, Adler. Vgl. *Jac. Thomasii* Insignia quatuor Evangelistarum. Lps. 1667. *Corylandri* Diss. de Insignibus Evang. Lond. Goth. 1765. Sie finden sich auf Kunstwerken und Münzen des Mittelalters häufig, aber nicht vor dem 5. Jahrhundert. S. Münter's Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen (Altona 1825.) Heft 1. S. 45 f. und das. die Abbildungen Nr. 15—17. Vgl. auch Kopp's Bilder und Schr. d. Vorzeit. I. S. 171. 7) S. Möller's Catal. libror. biblioth. Goth. Th. 1. (Gotha 1825.) Append. S. 4. 8) Joseph. Ant. 3, 6. cf. 8, 2. 9) S. seine Abhandl. de Cherubis in den Comment. soc. Gotting. T. I. 1751. S. 157—184. und die Supplem. ad Lex. hebr. S. 1343 ff. 10) Herder's Geist der ebr. Poesie. 3. Ausgabe (Lpz. 1825.) Th. 1. S. 159 ff. Vgl. Gabler zu Eichhorn's Urgeschichte II. 1. S. 225 ff. 11) Geist d. ebr. Poesie a. a. O. und Th. 2. S. 16 ff. 12) S. die Stellen bei *Spencer* de leg. Hebr. ritual. lib. III. diss. 5. p. 858. ed. Tubing., bes. *Porphyr.* de abstin. 4, 9. *Euseb.* Praepar. evang. 3, 12. Vgl. Creuzer's Symbolik I, S. 493 f. 13) *Clem. Alex.* strom. 5. p. 561, ed. Colon. 1688. Creuzer's Symbolik I, 495 ff.

14) *Herodot.* 2, 73. *Tacit.* Ann. 6, 28., vgl. *Ad. Martini* ad Lactant. carm. de Phoenice. (Lüneb. 1825.) p. 38. 15) S. *Buxtorf.* Lex. chald. u. d. W. 16) S. Bundehesch XIX. Zend-Avesta Bd. 3. S. 91. Vgl. Rhode, über Alter u. Werth ein. morgenl. Urkunden S. 86 ff. Dessen heilige Sage der alten Baktrer, Meder und Perser. S. 217. 219. 17) S. die Abbildungen bei Chardin's Reisen Taf. 57 u. 65., bei Niebuhr II. Taf. 23., vgl. Heeren's histor. Werke. X. S. 296. 18) Gesenius Komm. zu Jesaia II, 324. Siehe d'Herbelot unter diesen Artikeln p. 114. 810. 811. Ein anderer Name ist Kafnus nach Ibn Ajjâs, s. *Notices et Extr.* T. VIII. S. 17 f. Nach dem von dem jetzigen Könige von Aude edirten persischen Lexikon *Heft Kulsum* (d. i. die sieben Meere) Th. 3. S. 133 ist der Simorg ein auf dem Kaf wohnender Vogel, der den alten Helden Sâl, Rustem's Vater, groß gezogen hat, und wird für einen alten Weisen gehalten, der im Dienste dieses Helden gestanden. Den Namen Anka gebrauchen arab. u. pers. Dichter sprichwörtlich von Dingen, die Niemand gesehen oder von sehr seltenen Dingen. S. Hariri Cons. 50. S. 593. und die von *de Sacy* dazu angeführten Dichterstellen S. 594. und die genanten *Heft Kulsum* IV, 19. Überhaupt vgl. man das ganze 6. Buch des 2. Theils von *Bochart's* Hierozoicon. 19) Nach Schott's Übersetzung, im Original *Lün-jü* Buch 5. Kap. 1. Nr. 7. (The Works of Confucius; the original Text, with a Translation. By F. Marshman. Vol. 1. Serampore 1809). Vielleicht ist jenes derselbe Vogel, der in *Martini* histor. Sinica (bei Coray zum Heliodor p. 201., s. Creuz. Symb. I, 439) *Solis avis* genant wird.

*) Es besteht aus zwei einander gleichen Teleskopen, die so

und dem Könige im J. 1676 ein solches Instrument überreichte, welches sich durch die Klarheit und Erweiterung des Sehefeldes vor den damals üblichen Fernröhren sehr auszeichnete. C. beschäftigte sich auch mit der Akustik. In einem Briefe vom 27. Februar 1675 schrieb er an Toinard, daß er bei einem in Gegenwart seiner Ordensgenerale angestellten Versuche die Stimmen der Einzelen in einem Haufen mit einander leise redender Menschen auf achtzig Fuß Entfernung vollkommen hörbar und vernehmlich gemacht habe. Sein Superior verbot ihm, diese Erfindung bekant zu machen, weil dieselbe für die bürgerliche Gesellschaft gefährlich werden könne, und C. befolgte gewissenhaft dieses Verbot. Nur ein Mal machte er doch, wie er an Toinard schreibt, von seiner Maschine, die sich, ihrer Größe ungeachtet, unter einem Mantel verstecken ließ, Gebrauch, um bei einem in seinem Orden entstandenen Zwiespalt die Geheimnisse seiner Gegenpartei zu erforschen. C. hat folgende Werke geschrieben: 1) La dioptrique oculaire ou la théorique, la positive et la mécanique de l'oculaire dioptrique en toutes ses espèces. Paris 1671. in fol. mit 60 Kupfertafeln und einem Frontispiz. 2) La vision parfaite, ou le concours des deux axes de la vision en un seul point de l'objet. Paris 1677. in fol. Dasselbe im folgenden Jahre lateinisch unter dem Titel: De visione perfecta in fol. 3) La vision parfaite ou la vue distincte Tome II. 1681. in fol. eine Fortsetzung des vorigen Werks. 4) Effets de la force de la contiguité des corps, par lesquels on répond aux expériences de la crainte du vuide et à celles de la pésanteur de l'air. Paris 1679. 466 S. in 12. In diesem Buche spricht C. unter Andern von einer telesgraphischen Maschine, mittels welcher er entfernte Gegenstände zeichnete und beschwert sich darüber, daß das Journal des Savans die Mikroskope von Hooke lobe, die doch nicht so gut als die seinigen wären. 5) L'expérience justifiée pour l'élévation des eaux par un nouveau moyen à telle hauteur et en telle quantité que ce soit. Paris 1681. in 12. 6) Dissertation en laquelle sont resolues quelques difficultés prétendues au sujet de l'invention du binocle in 12. ohne Jahrzahl. Außer diesen führt der Peter Bernard von Bologna noch einige andere Werke von C. an: über die Undurchdringlichkeit des Glases, über das Doppelteleskop und Doppelmikroskop, über die Natur und Einrichtung des Teleskops, und über die telesgraphische Maschine; der erwähnte Bibliograph des Kapuzinerordens gibt aber keine Nachricht darüber, wann und wo diese Werke herausgekommen seien**). (*Gartz.*)

eingerichtet sind, daß man durch beide einerlei Gegenstand auf ein Mal betrachtet. Sieht man bloß durch das eine Fernrohr, so erscheint der Gegenstand wie gewöhnlich durch ein Fernrohr von gleicher Güte und Länge; sieht man aber durch beide Fernröhre zugleich, so scheint das Sehefeld und das Objekt vergrößert und letzteres dem Beobachter näher gerückt als vorher, weil dann mehr Lichtstrahlen von dem Objekte ins Auge kommen. Es ist jedoch schwierig, nach einerlei Gegenstande hin, zugleich mit zwei Fernröhren zu visiren; daher mag es kommen, daß die Doppelfernröhre bis jetzt noch auf keiner Sternwarte in Gebrauch sind. Vielleicht vernachlässigt man aber diese nützliche Erfindung mit Unrecht.

**) *Montucla* Hist. des mathématiques T. II. nouv. édit. p. 236. *Pillet* in der Biogr. univ. T. VIII. p. 343.

CHERUSKER, sind das tapfere Volk, welches den Eroberungen der Römer in Teutschland ein Ziel setzte, und durch Erkämpfung teutscher Freiheit und Unabhängigkeit den Römern selbst den Untergang bereitete. Den Römern furchtbar geworden durch Vernichtung dreier Legionen, den Teutschen theuer durch Rettung ihrer Freiheit, Sprache und Sitten, sind sie uns doch nur wenig bekant, und Vermuthungen müssen da aushelfen, wo die Geschichte schweigt. Sollen diese Vermuthungen geschichtlichen Werth haben, so müssen wir sie auf geschichtliche Data gründen, und nichts übersehen, was irgend einen Aufschluß zu geben vermag. Daß dieses bisher nicht mit der gehörigen Umsicht geschehen sei, wird die folgende Erörterung jedes einzelen Umstandes zeigen.

I. Namen und Sprache. Im Namen Cherusci wird die erste Sylbe von Strabo mit η, von Ptolemäos mit $\alpha\iota$, von Dio Cassius mit ϵ geschrieben: mit der letzten Schreibart stimt Claudian zusammen, wenn er de IV Cons. Hon. 451 schreibt: Albim liquere Cherusci. Jetzt ist es herschende Meinung geworden, daß dieser Name Härzer bezeichne, obgleich man auch Harz und Hercynia für gleichbedeutend nimt. Wie sich Alles dieses vereinigen lasse, haben noch Wenige zu zeigen gesucht: am meisten spricht Fein's Erklärung in den hann. gel. Anz. an, nach welcher Cherusci für Chaerudsci stehen soll, welches die Adjectivform für Charudes oder Harudes sei, mit welchem Namen in den Annal. Fuld. ap. Freher. ad. ann. 853., wo in der Richtung von Minden nach Erfurt Angari, Harudi, Suabi, Holsingi, auf einander folgen, die Härzer bezeichnet werden. Die Elision des d macht keine Schwierigkeit, da d und t vor Consonanten leicht verschwinden, wie die nach den Weltgegenden gebildeten Namen Essex und Sussex, Visigothe und Normann zeigen, so daß sich auch die Sygambri für Südgambern erklären lassen, wie Hercynia für Hartkien. Vor s fiel d um so mehr aus, da sogar ein doppeltes t in ein doppeltes s überging, wie die Chatten zu Hassen oder Hessen, und die Chattuarier zu Chasuaren wurden. Allein daß die Härzer je Harudes geheißen haben, kann aus dem Ausdrucke, welchen ein Schriftsteller des Mittelalters gebraucht, um so weniger gefolgert werden, da Ptolemäos die Charudes, wenn anders darunter die Harudes zu verstehen sind, die schon im Heere des Ariovist vorkommen, in die kimbrische Halbinsel setzt, weßhalb Mannert geneigt ist, die Heruler davon abzuleiten, welche Jornandes Get. c. 3. durch die Dänen daraus vertreiben läßt. Der Harz, welchen erst Ptolemäos unter dem Namen Melibokus zu begreifen scheint, war den Römern nicht als ein abgesondertes Gebirge bekant, sondern galt für einen Theil des herkynischen Waldes, welches die allgemeine Benennung für alle hohen Bergketten in Teutschland war, deren besondere Benennung man nicht kante. Hätten die Cherusker also ihren Namen vom Harze: so würde dessen Name den Römern nicht unbekant geblieben seyn; es wird demnach besser seyn, eine andere Namenserklärung zu versuchen. Vergleichen wir den Namen eines Cheruskerfürsten Chariomerus bei Dio C. LXVII, 5. mit dem

Namen des Cattenfürsten **Cattumerus** bei Tacitus A. XI, 16.: so scheint uns in jenem eben so die Wurzel der Adjektivform Cherusci gegeben, wie in diesem der Name des Volkes der Chatten steckt, obwol auch bei Tacitus A. II, 11. ein Anführer der Bataver Cariovalda, wie A. II, 62. ein Anführer der Gotoner Catualda heißt; denn daß Volksnamen auch in Personennamen übergehen konten, sehen wir aus dem Namen Italicus, welchen eben sowol ein suevischer König, Hist. III, 5. als ein König der Cherusker führt, weßhalb sich auch der Name Inguiomarus von dem Namen der Ingävonen ableiten läßt. Demnach finde ich in dem fränkischen Namen **Kero**, woraus **Karl** ward, die eigentliche Wurzel der Adjektivform Cherusci, d. h. **Kerische** oder **Kerle**: denn so nanten sich die Cherusker als mannhafte Streiter, wogegen der Name **Chatte** einen Jäger bezeichnet, welchen auch die Katze von demselben Worte führt, wovon sich noch das englische catch, das französische chasse und das teutsche **Hatz** erhalten hat. Damit man aber ja nicht glaube, daß, weil gegenwärtig fast überall, wo einst Cherusker wohnten, das sogenante Plattteutsch geredet wird, auch die Cherusker zu dem niederteutschen oder sächsischen Sprachstamme gehören, muß ich auf Mannert's Bemerkung aufmerksam machen, daß, wenn Tacitus G. 2. die Völker Teutschlands in 3 Stämme theilt, darunter 3 verschiedene Sprachstämme zu verstehen sind. Dieses lehrt schon die Analogie mit der Stammtafel des griechischen Mythos, die von Hellen, Deukalions Sohne, 3 Söhne Aolos, Doros und Xuthos, Vater des Jon und Achäos, aufzählt, welche eben so viele Sprachstämme bezeichnen. Gerade so ist es zu verstehen, wenn die Germanen in ihren alten Liedern Thuisto's Sohne Mannus drei Söhne **Ingav**, **Hermin** und **Istav** zutheilten. Andere setzten in die Stelle der Sprachstämme besondere Völkernamen, und brachten so mehrerlei Völkerstämme heraus. Plinius, der Teutschland aus eigener Ansicht kante, fügte zu den drei angegebenen Sprachstämmen noch zwei andere, welche er seiner Kentniß zu Folge davon unterscheiden mußte. Ich führe, weil die Stelle H. N. IV, 25. in den Ausgaben des Plinius offenbar verderbt ist, die eigenen Worte dieses Schriftstellers nach wahrscheinlicher Verbesserung an: Germanorum genera quinque: *Vindili*, quorum pars Burgundiones, Varini [Carini,] Guttones. Alterum genus *Ingaevones*, quorum pars Cimbri, Teutoni ac Chaucorum gentes. Proximi autem Rheno *Istaevones*, quorum pars Sicambri. Mediterranei *Hermiones*, quorum Suevi, Hermunduri, Chatti, Cherusci. Quinta pars *Peucini*, *Bastarnae*, supra dictis contermini Dacis. Man sieht, daß Plinius nicht alle bekanten Völker Teutschlands, sondern bloß die vorzüglichsten Beispiele seiner Völkerstämme aufzählen wollte: und man erkent darin leicht den gothischen, sächsischen, rheinischen, mittelteutschen und donauischen Sprachstamm. Ja! wenn man die Peukinen und Bastarnen abrechnet, welche Plinius, weil er sie IV, 25. unter andern Völkern an der Donau kante, zu den übrigen Germanen als einen fünften Stamm hinzufügte: so werden wir die vier ersten Völkerstämme in den von Tacitus G. 2. erwähnten Vandalen, Gambriviern, Marsen und Sueven wieder finden. Denn die Marsen zählt Strabo VII, 1, 3. zu den rheinischen Völkern, und ob er gleich die Gambrivier neben die Cherusker und Chatten stellt, können doch andere sie zu dem sächsischen Sprachstamme gezählt haben; vielleicht müssen wir sogar bei Plinius für Sicambri, da eigentlich die Handschrift Cimbri wiederholt, Gambrivii lesen. Unter den Sueven, welche Plinius nebst den Hermunduren, Chatten u. Cheruskern zum mittelteutschen Sprachstamme zählt, sind die Langobarden zu verstehen, welche Ptolemäos noch Sueven nent. Von der gänzlichen Verschiedenheit dieses und des sächsischen Sprachstammes zeigen noch jetzt die Sprachen der Hessen und Thüringer, so wie einzele Reste des Langobardischen. Von der cheruskischen Sprache haben sich zwar alle Spuren verloren; aber in dem Namen der Weser, Visurgis bei den Römern, Wiseraa in den ältesten Urkunden Teutschlands genant, zeigt es sich doch, daß deren Anwohner das Wasser nicht auf niederteutsche Weise Water nanten, von dessen sarmatischer Benennung die Oder ihren Namen Viadrus bekam. Wie sich von den Flußnamen oft auf die Sprache der Anwohner schließen lasse, davon gibt die Elbe einen Beweis; diese läßt Dio C. LV, 1. aus den vandalischen Bergen kommen, und noch jetzt nent der gothische Völkerstamm in Schweden alle Flüsse Elbe. So mögen denn auch die Fulde bei Loccum und die Werre, an welcher noch westlich von der Weser Cherusker wohnten, samt den bei Elze sich vereinigenden Flüssen Saale und Leine, deren Namensschwestern sich in Thüringen, Sachsen und Franken finden, für eine Sprachverwandtschaft zwischen Hermunduren, Chatten und Cheruskern zeugen. Etwas abweichend dagegen ist bei dem rheinischen Völkerstamme die Lahn, deren Verwandtschaft mit dem Namen der Leine leichter erkant wird, wenn man weiß, daß die Leine ursprünglich Lagina oder Legana, wie die Lahn Logana hieß (Lahn oder Lahr, Lähn oder Lähr Legana, Lagina, Logni *).

II. **Wohnsitz und Gränzen.** Der Wohnsitz der Cherusker läßt sich nur im Allgemeinen nach den Gränzvölkern bestimmen, welche sie rings umschlossen; und diese lernt man am besten durch die Feldzüge kennen, welche die Römer in das Land der Cherusker unternahmen. Cäsar, der erste Römer, welcher von Cheruskern hörte, erfuhr weiter nichts, als daß sie ein gro-

*) Da man bis jetzt noch zu wenig auf die Namen der Flüsse geachtet hat, um aus denselben auf die Sprache und Mundart der Anwohner zurück zu schließen, so mögen hier noch folgende Vergleichungen mit der **Leine** bei Hannover und Gotha und der **Lahn** am Mittelrheine einen Platz finden. Im Amte Wickensee an der Weser findet man eine **Lenne** oder **Linne**, wie in der Grafschaft Mark eine **Lenne** oder **Lehne**; im Bremischen dagegen, wo auch die **Lia** oder **Luh** mit der **Luhe** im Lüneburgischen verglichen werden muß, statt deren man in Schwaben einen **Lech** und in Westphalen eine **Lippe** findet, ist die **Lüne**, wie in England ein **Lun** und **Lunefluß**. So darf man auch wol als eine Nebenform der **Elbe** die **Ilme** bei Einbeck und **Ilm** bei Weimar betrachten, wofür man im Lüneburgischen die im Amte Gifhorn entspringende **Ilmenau** oder **Elmenau** hat, sowie sich bei Elsen die **Alme**, vormals Almena, in die Lippe ergießt, womit sich noch der bei dem alten Rom in die Tiber oder Albula ergießende Almo vergleichen läßt.

ßer Wald mit Namen Bacenis von den Sueven scheide. B. G. VI, 11. Wenn darunter auch zunächst der Buchenwald verstanden wird, so muß man diesen Namen doch auf die ganze Bergkette ausdehnen, welche Tacitus G. 30. Hercynius saltus nent. Dieser Wald, welcher nach des Tacitus Beschreibung die Chatten in ihrer ganzen Ausdehnung begleitet, und in der Nähe des Mains seinen Anfang nimt, am Ende sich aber in unzusammenhängenden Höhenzügen verliert, kann nichts Anderes als der Spessart, die Rhön und der Westen des thüringer Waldes seyn, wo der Harz den Gebirgszug schließt, aber westlich gegen das Eichsfeld hin sich die Hügel bis zum Solling in einzelen Zügen verflächen. Bei Cäsar scheinen demnach die Cherusker noch mit den Chatten vermengt zu seyn, welche erst Drusus unterscheiden lernte. Ehe ich jedoch dessen Feldzüge anführe, muß ich zur Verhütung aller Mißverständnisse darauf aufmerksam machen, daß, wenn auch die Völker des mittelteutschen Sprachstammes noch so sehr mit einander in ewigem Streite lebten, sie doch leicht sich unter einander sowol als mit den Völkern des rheinischen Völkerstammes verbanden, wenn es einem auswärtigen Feinde galt, was namentlich auch späterhin den Frankenbund veranlaßte. Daher begreift es sich, warum jedes einzele Volk, so oft es gegen die Römer kriegte, so mächtig war, und es bedarf durchaus keiner Annahme eines Cheruskerbundes, um die großen Thaten eines so kleinen Volkes zu erklären. Diese Bemerkung mußte schon Drusus auf seinem ersten Feldzuge gegen die Cherusker gemacht haben, da er die Sygambern zwar in einem Kriege gegen die Chatten begriffen fand, weil sie unter allen Nachbarn allein sich geweigert hatten, mit ihnen gemeine Sache zu machen, aber auf seinem Rückzuge in befreundetem Lande durch auflauernde Feinde das Schicksal des Varus erfahren hätte, wenn seine Gegner listiger und muthiger gewesen wären. Dio C. LIV, 33. So wie er durch einen Sieg der Gefahr entronnen war, sann er sogleich darauf, bei seinen künftigen Angriffen die Feinde zu theilen, und legte zu gleicher Zeit gegen die Cherusker am Zusammenflusse der Lise und Lippe, und gegen die Chatten auf dem Taunus bei Homburg ein Kastell an, wovon jenes Aliso heißt, dieses bei Ptolemäos Arktaurum genant wird. Im folgenden Jahre, dem 9ten vor C. G., fiel er deßhalb zuerst ins Land der Chatten ein, in welchem er nicht ohne Mühseligkeit und blutige Kämpfe bis Suevien vordrang, worunter hier das Land der Hermunduren zu verstehen ist, welches nach Tacitus A. XIII, 57. ein salzhaltiger Fluß oder die Saale vom Lande der Chatten schied. Auch sagt Strabo VII, 1, 3. ausdrücklich, daß Drusus auf seinem letzten Feldzuge zwischen der Saale und dem Rheine kämpfte; wenn aber Andere dieses so verstehen, als habe Drusus auf seinem Rückzuge von der Saale seinen Tod gefunden, so widerspricht dem Dio C. LV, 1. geradezu, welcher den Drusus in das Cheruskerland westlich der Weser nach dem Kastell Aliso zu umwenden läßt, von wo er dann wieder Alles verheerend über die Weser bis zur Elbe vordrang. Geschreckt durch eine Erscheinung an der Elbe, eilte Drusus auf dem nächsten Wege zurück, und erreichte wahrscheinlich noch das Kastell an der Lippe, wo wenigstens sein Sohn, späterhin um seinen Altar die Mandores zur Todtenfeier anstellte, Tac. A. II, 7, welche das Heer zu seinem Andenken gestiftet hatte. Suet. Claud. init. So deutlich Dio C. bei aller seiner Kürze sich ausgedrückt hat, so sehr verwirrt Mannert, dem Andere bloß nachschreiben, Alles dadurch, daß er Dio's Ausdruck μετέστη übersieht, ungeachtet er auf einem ähnlichen Zuge des Germanicus den Ausdruck des Tacitus A. I, 56. vertit wohl beachtet. Daher weiß sich Mannert in Dio's Worte nicht zu finden, macht die Weser zur Werre, und läßt die Cherusker so weit südlich wohnen, daß die Saale ihre Ostgränze machte. Wo aber das Cheruskerland zu suchen sei, aus welchem Drusus über die Weser an die Elbe zog, das lernen wir aus den frühern Feldzügen in dieser Gegend. Dio C. LIV, 32 f. Von der Insel der Bataver kam Drusus jenseit des Rheins in das Land der Usipeter, und von da jenseit der Lippe in das Land der Sygambern; durch dieses rückte er in das Land der Cherusker bis zur Weser vor, und würde schon damals sie überschritten haben, wenn es nicht zu spät in der Jahreszeit gewesen wäre. Es wohnten demnach die Cherusker zwischen den Quellen der Lippe und der Weser, wo sie westlich an die Sygambern, südlich an die Chatten reichten. In diesem Theile des Cheruskerlandes wohnte Segest, zu welchem Germanicus im J. 15 n. C. G. fast auf demselben Wege gelangte, welchen Drusus in seinem letzten Lebensjahre nahm. Germanicus überfiel die Chatten so unvermuthet, daß er bis an die Eder vordrang, ohne Widerstand zu finden. Nachdem er den Hauptort der Chatten Mattium in Brand gesteckt und alles offene Land nach Kassel zu verwüstet hatte, lenkte er nach dem Rheine ein, während Cäcina durch allerlei Streifzüge, auf welchen er mit den Marsen ein glückliches Treffen bestand, die Cherusker schrecken mußte, daß sie nicht den Chatten zu Hilfe kämen. Auf seinem Rückzuge kam er so nahe vor der Wohnung des Segestes vorbei, daß er diesem zu Hilfe eilen und des Arminius Gattin Thusnelda gefangen nehmen konte. Tac. A. I, 56 f. Es leidet demnach keinen Zweifel, daß die Cherusker, auch westlich von der Weser an die Chatten gränzten, und vielleicht hielt sich da, wo Segestes wohnte, Quintilius Varus vor der unglücklichen Schlacht im teutoburger Walde auf. Dio C. LVI, 18 f. Denn Segestes war es, der den Varus noch am Abende vor der Schlacht bei der Mahlzeit warnte, den übrigen Cheruskern nicht zu trauen. Der teutoburger Wald scheint die Westgränze der Cherusker gewesen zu seyn: denn westlich davon wohnten zwischen der Lippe und Ems die Brukterer, Tac. A. I, 60., die auch auf der Südseite der Lippe die Sitze der durch Tiberius an das linke Rheinufer verpflanzten Sygambern eingenommen zu haben scheinen, während sie selbst zu Tacitus Zeit von den Chamavern und Angrivariern bedrängt wurden. Germ. 33. Da nun nach Tacitus G. 34. im Rücken der Chamaver und Angrivarier noch die Dulgibinen und Chasuaren und andere minder bekante Völker wohnten; und die Chatten G. 35. so weit nördlich hinauf reichten, daß ihnen die zwischen der Ems und Elbe wohnenden Kauchen fast entgegen kamen: so können zu dieser Zeit wenigstens die westlichen Besitzungen der Cherusker nicht groß gewesen seyn, wenn gleich die Dulgi-

binen zu den Clienten der Cherusker gehören mochten, wovon Strabo VII, 1, 4. spricht, wie sich schon die Chasuaren durch ihren Namen als Clienten der Chatten verrathen. Größer waren die Besitzungen der Cherusker auf der Ostseite der Weser; aber wenn sie daselbst auch bis an den Ursprung der Weser reichten: so waren sie doch nördlich wieder durch die Besitzungen der Angrivarier beschränkt, die gleichfalls ihre Besitzungen zu beiden Seiten der Weser hatten, so daß die Weser fast nirgends die Gränze eines Volkes war. Auf der Ostseite der Weser hatten die Angrivarier bis zum Steinhudermeere einen Gränzwall gezogen, welcher sie von den Cheruskern schied. Tac. A. II, 19. Allem Anscheine nach ist dieses der Hagen, welcher sich unweit der Dörfer Engern und Bodenengern durch das Schaumburgische nördlich nach dem Steinhudermeere zog, und im Mittelalter ein Lehen des Bisthums Minden war, welches die Grafen von Roden und Wunstorf besaßen, denen die Stadt Hannover ihr Entstehen verdankt. Hist. Com. Wunstorp. à Polyc. Leyser. Ed. II. Helmst. 1726. 4. pag. 37 sqq. Man erkent ihn noch an einer Reihe von Ortschaften, die von Sudhagen bis Altenhagen bei Hagenburg am Steinhudermeere, vor Stadthagen, oder wie man ehemals sagte, Stadt tom Hagen vorbei, den Beinamen Hagen führen. Nehmen wir diese Gränzlinie zwischen den Angrivariern and Cheruskern an, so zog sie sich wahrscheinlich vom Steinhudermeere bis an den Zusammenfluß der Aller und Leine hin, so daß der Lauf der Aller die fernere Gränze der Cherusker bestimt. Östlich von der Leine wohnten jedoch an der Fuse, die bei Celle in die Aller fließt, die Fosen, die einst Hörige der Cherusker deren Schicksal theilten. Noch weiter östlich scheinen die Sueven Alles besetzt zu haben; und wenn wir gleich die Ostgränzen des Cheruskerlandes nicht mit Sicherheit bestimmen können, weil nie ein römisches Heer in diese Gegenden kam: so berechtigt uns doch kein geschichtliches Datum, die Ostgränze der Cherusker bis über den Harz auszudehnen, wo noch die oben angeführten Annal. Fuld. Suaben kennen. Als Theile dieser Sueven lernen wir noch bei Arminius Lebzeiten die Langobarden und Semnonen kennen, welche die Elbe von einander schied. Tac. A. II, 45. Diese Langobarden mischten sich nach des Arminius Tode in die innern Angelegenheiten der Cherusker ein, Tac. A. XI, 17. und vertrieben allmälig, selbst von den Kauchen u. Angeln bedrängt, die Cherusker aus ihren Sitzen, so daß sie Ptolemäos nur noch am südlichen Abhange des Harzes von Nordhausen bis Göttingen kent, während am nördlichen Abhange desselben bis zur Weser die Dulgumnier oder Dulgubinen wohnten. Somit schwindet die geträumte Größe des Cheruskerlandes auf einen kleinen Raum zusammen, und der noch größere Cheruskerbund beschränkt sich auf eine bereitwillige Theilnahme verwandter Völker an dem Kriege gegen einen gemeinschaftlichen Feind. Daß die Marsen, welche bei der Varusschlacht gleich den Brukterern und Chatten einen Adler erbeuteten, jemals Clienten der Cherusker gewesen seien, ist desto unwahrscheinlicher, da sie Einige nach Tacitus Germ. 2. als einen besondern Völkerstamm auszeichneten. Strabo, der gerade zur Zeit des höchsten Flores der Cherusker lebte, zählt sie unter die kleinern Völkerschaften, während er die Sueven als den größten Völkerstamm durch ganz Teutschland darstellt, welchen Mannert zwar gern läugnen möchte, dessen eigenthümliche Sprache und Lebensweise die Römer aber so gut kanten, daß Tacitus Germ. 43 und 45. davon die Marsigner und Burier in Schlesien als Brüder erkent.

III. Flor und Verfall. Die Macht der Cherusker stützte sich nicht auf ihre eigene Größe, die man fälschlich auf den Ausdruck des Tacitus gründet, der sie Germ. 36. den auf der Ostseite der Weser sich fast begegnenden Kauchen und Chatten zur Seite wohnen läßt; sondern, wie Tacitus selbst sagt, auf die Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer. Der ausgezeichnetste dieser Anführer war Arminius, der, wie Tacitus A. II, 88. bei dessen Tode im J. 19. n. C. G. berichtet, 12 Jahre früher an die Spitze seines Volkes in einem Alter von 25 Jahren trat. Demnach fällt der Zug des Domitius, Großvaters des Kaisers Nero, Suet. Ner. 4., der, während der Abwesenheit des Tiberius auf der Insel Rhodus, kurz vor Christus Geburt gegen die Teutschen kriegte, worauf dann M. Vincius folgte, an welchen Vellejus Päterculus seine Geschichte richtet, noch in die Zeiten vor des Arminius Auftritt. Was Vincius that, ist uns nicht bekant, und wir würden auch nichts von Domitius wissen, wenn nicht Tacitus A. IV, 44. bei dessen Tode anführte, daß er weiter, als irgend ein anderer Feldherr, bis über die Elbe vordrang, und wenn nicht Tacitus A. I, 63. eben so zufällig berichtete, daß er durch die Sümpfe zwischen dem Rheine und der Ems einen langen Damm zog. Er scheint daher, wie vor ihm Drusus, seinen Zug von dem Kastell Aliso aus unternommen zu haben. Einen andern Weg schlug Tiberius nach ihm ein, der, wie Vellejus II, 105. im Tone eines schmeichelnden Lobredners erzählt, zuerst sich die Kauchen an der Mündung der Weser unterwarf, und so die Langobarden besiegte, die an der Elbe zwischen den Hermunduren einerseits und den Semnonen andererseits wohnten. Zu sicherer Rückkehr hatte er eine Flotte in die Elbe einfahren lassen, auf welcher er das Heer in das Winterlager zurück brachte, nachdem er sich aus einem listigen Hinterhalte der Feinde durch einen Sieg gerettet hatte. Die Unterwerfung der Kauchen war, wie man leicht aus der lobpreisenden Erzählung des Vellejus erkent, aller Wahrscheinlichkeit nach ein freiwilliger Beitritt, weil der Zug des Tiberius gegen das Volk eines verschiedenen Sprachstammes gerichtet war. Denn in allen Feldzügen des Germanicus finden wir die Frisen und Kauchen eben so bereit, den Römern gegen die Cherusker beizustehen, während die Chatten jedes Mal durch einen besondern Feldzug zurück geschreckt werden mußten. Nach des Tiberius Zuge spielten die teutschen Völker in Mittelgermanien den Besiegten, und Arminius trat selbst in römische Dienste. Vellej. II, 118. Auf dessen Anstiften wiegte man den neuen Legaten Quintilius Varus in sichere Ruhe ein, bis des Arminius und seines Vaters Sigimer Plan zur Reife gediehen war, der allen Eroberungen der Römer ein glückliches Ziel setzte. Dio C. LVI, 18 ff. Über die Varusschlacht ist in den neuesten Zeiten zu viel geschrieben worden, als daß ich mich hier noch zu bemühen brauchte, das Local derselben auszu-

mitteln, zumal da die Schlacht wichtig genug für einen besondern Artikel dieser Encyklopädie ist. Dafür mag hier eine Bemerkung Raum finden, auf welche noch Niemand verfallen ist, was es nämlich für Legionen waren, die Arminius vernichtete. Ich erwähne dieses um so lieber, weil sich daraus ergibt, wie ominös in den Augen der Römer jene Vernichtung war. Daß eine der vernichteten Legionen die 19te war, wissen wir aus Tacitus A. I, 60; daß aber die beiden übrigen die 17te und 18te waren, läßt sich daraus vermuthen, weil man seit dieser Zeit keine Legionen mit dieser Numer findet, wol aber an ihrer Statt eine 17te und 18te Cohorte, deren erste im J. 70. in Ostia lag, Tac. H. I, 80., die andere in Lyon. Tac. H. I, 64. Dazu komt der merkwürdige Grabstein, dessen Abbildung wir dem Hrn. Hofrath Dorow in den „Denkmalen germanischer und römischer Zeit, I. Bd. Tafel XXI." verdanken, und dessen Inschrift nach Hirt's Erklärung also lautet: M. Caelio T. F. Lem (onia tribu) Bon(oniensis? Primipil)o leg(ionis) XIIX. ann(orum) LIII. s(emis). Cecidit bello Variano. Ossa inferre licebit. P. Caelius T. F. Lem. frater fecit. Auf den Caelius Caldus, von dem Vellejus II, 120. eine rühmliche That berichtet, kann dieser Grabstein, um des verschiedenen Beinamen willens, nicht bezogen werden; wol aber auf den Primipilar, welcher, dem Frontin Strateg. IV, 7, 8. zu Folge das Kastell Aliso so klug vertheidigte. Vgl. Strateg. III, 15, 4. Vellej. II, 120. Zonaras p. 542. ed. Paris. p. 409. ed. Venet. Wir sehen aber, daß er ungeachtet dieser Vertheidigung dennoch gefallen war, und daß man seine Gebeine noch zu erhalten hoffte. Dieser Rest von dem durch Arminius vernichteten Heere mag durch die Marsen gefallen seyn, welche zu weit von dem Schlachtfelde entfernt wohnten, als daß sie sogleich daran Antheil nehmen konten. Demnach kann der durch sie erbeutete Adler, Tac. A. II, 25. der 18ten Legion gehört haben, wogegen die Brukterer den Adler der 19ten, und die Chatten Dio C. LX, 8. den Adler der 17ten Legion erbeuteten. In allen Stellen des Tacitus, in welchen man noch unter Otho eine 18te Legion zu finden glaubt, ist duoetvicesima für duodevicesima zu lesen, wie schon an mehren Stellen, wo der Fehler in die Augen fiel, richtig verbessert ist. Der Ausdruck duoetvicesimus war nämlich, wie Gellius N. A. V, 4. berichtet, schon zu Fronto's Zeit so unbekant geworden, daß man sich wundern konte, wie Fabius Pictor duoetvicesimo anno habe sagen können. Man kent aus Inschriften sowol als aus vielfachen Berichten der Schriftsteller die verschiedenen Standquartiere aller Legionen zu verschiedenen Zeiten; aber über die 17te, 18. und 19te Legion herrscht tiefes Stillschweigen. Man würde dieses schon längst gefunden haben, wenn sich ein Philolog die Mühe gegeben hätte, eine specielle Geschichte der römischen Legionen zu schreiben, wodurch in manche Theile der Geschichte mehr Licht kommen würde. Wir dürfen, obgleich die Zahl aller Legionen unter August nach Dio C. LV, 23. sich auf 25 belief, deren Standquartiere Tacitus A. IV, 5. aufzählt, als zuverlässig annehmen, daß, weil es mehre Legionen von einerlei Numer unter verschiedenen Beinamen gab, die Numer der römischen Legionen vor der Varusschlacht nicht über 19 stieg. In die Stelle der vernichteten 3 Legionen ließ Augustus schleunig und mit den gewaltsamsten Mitteln, wie Dio C. LVI, 23. meldet, neue werben, die er unter Tiberius Befehl nach Germanien sandte. Darum finden wir bei den germanischen Heeren, mit welchen Germanicus nach dem Tode des Augustus die Teutschen bekriegte, um die Varusschlacht zu rächen, Tac. A. I, 31 u. 37. die 20ste und 21ste, wie später auch die 22ste Legion, deren Adler vermuthlich auf die Weise verloren ging, wie Florus XII, 4. vom dritten Adler der Varusschlacht schreibt, und erst neuerlich im Odenwalde aufgefunden ist. Die 20ste Legion wird Tac. A. I, 42. ausdrücklich als diejenige genant, welche ihre Feldzeichen damals von Tiberius empfing, und Tac. A. I, 31. wird auch von der 21sten angedeutet, daß sich darin eine große Zahl von gebornen Römern befand, welche August nicht lange vorher in der Stadt selbst ausgehoben hatte. Wir lernen übrigens aus der Geschichte der verlorenen Adler, was für Völker sich zur Varusschlacht verbunden hatten; so merkwürdig es aber scheint, daß gerade die Cherusker keinen Adler erbeuteten, so ist doch die Folgerung Mannert's, daß die Marsen einen Theil der Cherusker ausgemacht hätten, ohne allen Grund. Die Angrivarier, welche dem Schlachtfelde fast eben so nahe wohnten, als die Brukterer, Cherusker und Chatten, und viel näher noch, als die Marsen, nahmen schwerlich an dem Aufstande Antheil, da sie, wie die Geschichte der Folgezeit lehrt, zu dem sächsischen Sprachstamme gehörten, mit dessen Völkern sich Germanicus jedes Mal befreundete, so oft er gegen die Cherusker zog. Sein erster Zug war gegen die nahe wohnenden Marsen gerichtet, deren die Brukterer, Tubanter und Usipeter sogleich zu Hilfe eilten. Tac. A. I, 50 f. Im folgenden Jahre gab ihm der Zwist zwischen Arminius und Segestes Gelegenheit, die Cherusker zu bekämpfen, zog aber, wie einst sein Vater Drusus, zuvor vom Taunus aus gegen die Chatten, während Cäcina die Marsen schlug, und die Cherusker von dem Beistande zu Gunsten der Chatten zurückschreckte. A. I, 55 f. Als er auf des Segestes Einladung, der späterhin zu Rom dem Triumphe über seine eigenen Kinder zusah, Strab. VII, 1, 4. des Arminius schwangere Gattin Thusnelda gefangen nahm, entflamte Arminius nicht nur die Cherusker, sondern auch die angränzenden Völker, wie früher, zum Kriege. A. I, 57 ff. Die Kauchen dagegen machten mit den Römern gemeinschaftliche Sache, und stießen mit dem römischen Fußvolke, der Reiterei und Flotte an der Ems zusammen. Bei der Verheerung des Landes der Brukterer zwischen Ems und Lippe erbeutete man den verlorenen Adler der 19ten Legion; und weil man nicht weit mehr vom teutoburger Walde war, versöhnte man auf dem unglücklichen Schlachtfelde, das man nach derselben Ordnung besuchte, in welcher sich Varus zurück gezogen hatte, die Manen der 6 Jahre zuvor Gefallenen. A. I, 60 ff. Auf der Verfolgung des Arminius gerieth Germanicus in Gefahr, und eilte zurück, woher er gekommen war; aber Cäcina hätte fast das Schicksal des Varus gehabt, A. I, 63 ff. und Vitellius hatte mit der Flut zu kämpfen. Im 16. J. n. C. G. versuchte es Germanicus nach dem Beispiele seines Vaters Drusus

und Oheims Tiberius, von der Nordsee aus durch die befreundeten Kauchen mitten in das Land der Cherusker einzudringen; vergaß jedoch nicht, vorher die Chatten durch einen Einfall vom Taunus und die Brukterer durch einen Einfall von der Feste Aliso zurück zu schrecken. A. II, 5 ff. Durch ein ausgefallenes Blatt der einzigen Handschrift des Tacitus vor den Worten Metanti castra zu Ende des achten Kapitels erfahren wir nichts von dem Beitritte der Kauchen, die gleichwol c. 17. als Theilnehmer am Feldzuge genant werden; aber wir sehen sogleich aus dem, was folgt, daß auch die Angrivarier beigetreten waren, die zwar Miene machten, wieder abzufallen, aber sogleich wieder, weil es ihnen wahrscheinlich um der Nachbarschaft der Cherusker willen nur um Neutralität zu thun war, zur Ruhe gebracht wurden. Cf. A. II, 22. Die Weser trente jetzt die Heere der Cherusker und Römer, an deren Ufer sich Arminius mit seinem den Römern treugebliebenen Bruder Flavius unterredete. A. II, 9 f. Nach einem unglücklichen Reitertreffen auf dem rechten Weserufer führte Germanicus die Legionen über die Weser auf das Idistavisfeld, während Arminius sich in einem dem Herkules geweihten Walde gelagert hatte. A. II, 11 ff. Wenn unter dem Herkules, dessen Lob der Teutschen Schlachtgesänge priesen, Germ. 3. und welchen Tacitus Germ. 9. mit Mars zusammenstellt, Thuisto zu verstehen ist, nach welchem dies Martis durch Thuesdag, Dyssendagh oder Dinstag, übersetzt ist: so könte der dem Herkules oder Thuisto geweihte Wald der Deister seyn, welcher vormals Diester oder Thüster hieß, wie noch jetzt ein Berg im Amte Lauenstein heißt; dessen ungeachtet könte unter diesem Namen auch der Süntel mitbegriffen werden, welcher selbst noch zu Wittekinds Zeit mehre andere Berge unter sich begriff. Im ersten Kampfe war Germanicus Sieger, aber die Feinde sammelten sich wieder vermittels eines Landsturmes am Steinhudermeere, wo zwar das Fußvolk unterlag, aber die Reiterei sich hielt. A. II, 19 ff. Da eilte Germanicus wieder zurück, und nach seiner Abfahrt von der Ems durch den Sturm ergriffen, rettete er sich mit einem einzigen Dreiruderer ans Ufer der Kauchen. Durch deren Hilfe sammelte er die zerstreuten Schiffe wieder, und viele verschlagene Römer kauften die Angrivarier von den im Innern wohnenden Völkern los. A. II, 23 f. Einem gefährlichen Aufstande der Germanen vorzubeugen, sammelte Germanicus nach seiner Rückkehr sogleich ein neues Heer, und ließ den Silius wieder gegen die Chatten ziehen, während er die Marsen, bei denen er den zweiten Adler fand, so schwächte, daß sie sich ins innere Germanien zurück zogen, wie Strabo VII, 1, 3. berichtet, und nie wieder als besonderes Volk auftraten. A. II. 25. Wahrscheinlich verloren sie sich in dem Namen der Franken, an welche sich alle die Völker anschlossen, welche Germanicus bekämpfte. Gern hätte dieser seine Siege weiter verfolgt; allein Tiberius rief ihn ab, und gab jede fernere Bekämpfung der Cherusker auf. A. II, 26. Auf diese Weise von den Römern befreiet, kehrten die Cherusker ihre Waffen gegen Marbod, den König der Markomannen, welcher den Kopf des Varus an sich gebracht und dem Augustus überschickt hatte. Vellej. II, 119. Zwei suevische Völker, die Langobarden und Semnonen, fielen von Marbod ab; dagegen trat der Oheim der Arminius Inguiomer zu ihm über. Die Entscheidung war zweifelhaft, aber da sich Marbod zurück zog, ward dieses als ein Zeichen der Besiegung angesehen. Tac. A. II, 44 ff. Arminius entging jedoch dem Neide nicht. Der Chattenfürst Adgandestrius erbot sich ihn mit Gift zu tödten; aber er fiel durch die Hinterlist seiner eigenen Verwandten. A. II, 88. Mit ihm sank der Flor des Volkes: durch innere Kriege verlor es seine Adeln, und zuletzt war vom königlichen Stamm nur noch der Sohn des Flavius übrig, welcher in Rom lebte und Italicus hieß. A. XI, 16 f. Ihn begehrten die Cherusker zum Könige, und der Kaiser Claudius, welcher so glücklich war, den dritten verlorenen Adler im Lande der Chatten wieder zu erbeuten, Dio C. LX, 8. genehmigte seine Wahl im J. R. 800 oder 47 n. C. G. Anfangs beliebt, mußte der an römische Sitten gewöhnte König bald eine Gegenpartei in förmlicher Schlacht bekämpfen; darauf übermüthig geworden durch sein Glück, wurde er vertrieben, und von den Langobarden wieder eingesetzt, ohne sein Volk zu beglücken. Auch Chariomer, der zur Zeit Domitians König der Cherusker war, wurde von den Chatten vertrieben, um seiner Freundschaft für die Römer willen; er kehrte zwar mit Hilfe einiger Bundesgenossen in sein Reich zurück, aber auch von diesen verlassen, mußte er den Domitian um Hilfe bitten, der ihm jedoch nur Geld sandte. Dio C. LXVII, 5. So verloren die Cherusker ihren vorigen Ruhm, während die Chatten sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Tac. Germ. 36. Daß aber die Chatten über die Cherusker Sieger geworden seien, wie man gewöhnlich annimt, sagt Tacitus nicht; vielmehr finden wir bei Ptolemäos II, 11. das Gebiet der Cherusker, die sich nur noch an der Südseite des Harzes erhalten hatten, von den Langobarden besetzt. Die Langobarden mußten selbst wieder den Sachsen weichen; die Cherusker aber schlossen sich an die Franken, mit welchen sie im vierten Jahrhunderte Constantin besiegte, Nazar. paneg. Const. 18. und deren Könige sie später an den Sachsen rächten. Wenn Claudian de IV. cons. Honor. 451. de bello Get. 420. noch von Cheruskern an der Elbe spricht, wo sie nie gewohnt haben: so darf man einen solchen Dichterausdruck nicht geschichtlich deuten. Von den Ortschaften, welche Ptolemäos in die Gegenden des Cheruskerlandes versetzt, führe ich, weil sie doch nicht mit Sicherheit als cheruskisch nachgewiesen werden können, nur die Tropaea Drusi in der Gegend von Corvey oder noch südlicher an, weil sich daraus wenigstens auf die Gegenden schließen läßt, in welche Drusus gezogen war. Wichtiger als die Bestimmung der von Ptolemäos genanten Örter scheint mir die Aufzählung aller Personen des cheruskischen Königstammes zu seyn, so weit wir sie kennen. Ihre Verwandtschaft ist folgende:

Ucromerus. Princeps Cattorum. | Segimerus — Segestes. Principes Cheruscorum. | Segimerus — Inguiomerus. Principes Cheruscorum. | Cattumerus. Princeps Cattorum.

Rhamis. Sesithacus | Segimundus. Thusnelda | Arminius. Flavius | Anonyma.

Thumelicus.? | Italicus.

Arminius, von Strabo VII, 1, 4. und Dio C. LVI, 19. Ἀρμένιος genant, ist der Hauptanführer der Cherusker, geb. im J. 19. v. C. G. und gest. im J. 19 n. C. G. in einem Alter von 37 Jahren und nach einer Regirung von 12 Jahren. Tac. A. II, 88. Er wagte es, das römische Reich in seiner Blüthe zu erschüttern, und war nicht nur Befreier seines Volkes, sondern aller Teutschen. So lange er an der Spitze seines Volkes stand, blieb es unbesiegt; als es neidisch ihm das Leben raubte, versank es durch innere Unruhen. Anfangs diente er, wie die meisten seiner Landsleute, im römischen Heere, und erwarb sich Bürgerrecht und Ritterwürde. Vellej. II, 118. Tac. A. II, 10. Aber eben so klug als tapfer stiftete er, bald nach dem Antritte seiner Regirung, eine Verbindung zur Befreiung seines Volkes. Sein Gegner war Segestes, der noch am Abende vor dem Ausbruche der Verschwörung dem Varus den Plan verrieth. Tac. A. I, 55. Flor. IV, 12. Segestes ward nicht gehört, und Arminius siegte, welcher fast 30 Jahr alt des Segestes Tochter Thusnelda lieb gewann, und da ihm die Vermälung versagt wurde, sie entführte. Segestes fand Gelegenheit, den Arminius in Ketten zu legen, und ihm seine Tochter zu entreißen; aber den Arminius befreiete sein Anhang, welcher dagegen den Segestes belagerte. Da lud Segestes durch seinen Sohn Segimundus den Germanicus, welcher sich im J. 15 gerade in seiner Nähe befand, zu seiner Befreiung ein, bei welcher Gelegenheit Germanicus die schwangere Thusnelda in seine Hände bekam. Tac. A. I, 57 f. So treuer Anhänger der Römer Segestes aus Feindschaft gegen Arminius war, so sehr war Thusnelda ihrem Gemale zugethan, und auch Segimundus hatte im J. 9, da Germanien aufstand, und er beim Altare der Ubier zum Priester erwählt war, die römischen Priesterbinden zerrissen, um zu seinen Landsleuten überzugehen. Dafür mußten beide im J. 17, als Germanicus am 26. Mai triumphirte, Tac. A. II, 41. den von Strabo VII, 1, 4. noch erlebten Triumph zieren, bei welchem der Verräther Segestes selbst als römischer Bürger, Tac. A. I, 58. den Zuschauer machte. Bei Gelegenheit dieses Triumphes lernen wir alle übrige Personen kennen, welche Germanicus zugleich mit Thusnelda in seine Hände bekommen hatte; zu bedauern ist es nur, daß der Text des Strabo in den meisten Völker- und Personennamen so verderbt erscheint, daß oft die richtige Lesart nicht ausgemittelt werden kann. So ist zwar der Name Thusnelda wol richtig geschrieben, da er sich leicht aus Thussenhilda oder dem Thuisto Holde erklären läßt; aber es fragt sich, ob nicht für Θουμελικός, wie ihr 3jähriger Sohn genant wird, Θουσνελδικὸς zu lesen sei. Auch die Angabe eines Alters von 3 Jahren kann nicht richtig seyn, da Thusnelda ihren Sohn erst in der Gefangenschaft seit dem J. 15. gebar, der zu Ravenna erzogen ward und zum Gespötte diente. Tac. A. I, 58. Wir würden darüber mehr im Klaren seyn, wenn nicht gerade das Buch der Annalen, worin Tacitus dessen Geschichte erzählen wollte, verloren wäre. Scheute man sich, Strabo's dreijährig in zweijährig umzuändern, so müßte man unter Thumelicus einen Sohn Siegmunds verstehen, wovon jedoch sonst nichts weiter bekant ist, wogegen nach Tacitus Ann. II, 46. Thusnelda samt ihrem Sohne des Germanicus Triumph verherrlichen mußte. Für Sigmundus schrieb Strabo kurz zuvor Σεμιγοῦντος. Diese Schreibart ist gewiß unrichtig, da die Schreibart des Tacitus nicht nur unserm Siegmund entspricht, sondern auch die meisten Namen der Cherusker mit den Sylben Segi beginnen. So der Name Segest oder Siegfest, welchen Strabo erst Σεγέστης, aber nachher Αἰγίστης oder Σαιγέστης schreibt, so wie er auch den Namen dessen Bruders, welchen wir aus Tacitus A. I, 71. kennen, Αἰγίμηρος oder Σαιγίμηρος schreibt, statt daß wir den gleichnamigen Vater des Arminus bei Dio C. LVI, 19. Σηγίμερος geschrieben finden, wofür wieder Vellejus II, 118. Sigimerus sagt. Auch der Neffe des Segestes, welcher beschuldigt wurde, den gefallenen Varus gehöhnt zu haben, wovon Florus IV, 12. schreibt, hat wol eher Σεγίθακος als Σεσίθακος geheißen, und der Name seiner Gattin wird in einer vatikanischen Handschrift Ῥαβίς geschrieben. Am zweifelhaftesten ist der Name ihres Vaters, der in einigen Handschriften Οὐκρόμυρος, in andern besser Οὐκρόμιρος lautet. Da bei Tacitus A. XI, 16. im Namen des Cattenfürsten, dessen Tochter des Arminius Bruder Flavius geheirathet hatte, eine vaticanische Handschrift Actumero für Cattumero liest, so ist Lipsius geneigt, ihn in Acromarus zu verwandeln, und so beide Namen zu verändern. Was aber allein begründet scheint, ist, daß Οὐκρόμιρος nicht ein Anführer Βαττῶν, was Vossius durch Bataver erklären wollte, sondern Χάττων zu nennen ist. Des Arminius Vater und Onkel, der erst nach der Vertreibung der Römer von Arminius aus Neid über dessen Ruhm sich trennte, waren, wie auch die ungenante Mutter, Tac. A. II, 10., beständige Gegner der Römer, obwol Tacitus A. I, 60. anzudeuten scheint, daß er vor der Gefangennehmung der Thusnelda mit den Römern nicht gebrochen habe; allein der Bruder Flavius, dessen Name schon einen römischen Bürger verräth, stets auf Seiten der Römer geblieben, hatte noch während der Feldzüge des Tiberius durch eine Wunde ein Auge verloren, wofür er erhöhten Sold, eine Halskette, Bekränzung und alle militärische Ehrenzeichen erhielt, und focht noch unter Germanicus gegen seinen Bruder. Sein in Rom erzogener Sohn, Italicus genant, wurde im J. 47, da alle Adeln der Cherusker durch innere Kriege gefallen waren, mit Bewilligung des Kaisers Claudius König in seinem Vaterlande, aber mehrmals vertrieben und wieder eingesetzt. Tac. A.

XI, 16 f. Ob der König Chariomerus unter Domitian, Dio C. LXVII, 5., welchen wegen seiner Freundschaft für die Römer die Chatten verjagten, ein Nachkomme von ihm war, ist nicht bekant. (*Grotefend.*)

CHESAPEAK, 1) ein langer Busen des Ozeans zwischen dem nordamerik. State Maryland, doch gehört sein südlicher Theil zu Virginia. Er enthält mit seinen vielen Eilanden einen Flächenraum von 125 □Meilen, reicht 38½ Meilen in das Land, wo er auf seiner äußersten Böschung die Susquehannahmündung hat, ist 1½ bis 3½ Meilen breit, meistens 9 Faden tief und überall fahrbar. Seine Mündung schließen die Kaps Henry und Charles. Seine Häfen haben meistens den Fehler, daß sie im Sommer nicht frei von Bohrwürmern sind. Auf der Ostseite hat er die Fisching- und Eastern-, auf der Westseite die Herringbai. Außer der Susquehannah vergrößern ihn von größern Flüssen der Potomak, der Paturent, Patabsko und Nanticohke. — 2) Ein Kanal, welcher gewöhnlich Chesapeak- und Albemarlekanal heißt; er verbindet die Chesapeakbai mit dem Albemarlesunde, mithin Virginia mit Nordcarolina und ist mitten durch den Dismalswamp gezogen. (*Hassel.*)

CHÉSEAUX (Johann Philipp de Loys de Chéseaux [nicht Joh. Phil. Ludwig], aus dem alten adeligen Geschlechte in der Wadt de Loys, von der Linie de Chéseaux, einer Herrschaft nahe bei Lausanne). Dieser zu Lausanne 1718 geb. Gelehrte gehörte zu den seltenen Genies, welche nur durch sich selbst in mehren ganz verschiedenartigen Fächern groß wurden. Zwar blieben Naturlehre, Astronomie und Mathematik immer seine Hauptstudien; aber auch in den altclassischen so wie in den orientalischen Sprachen, in der Theologie, Kirchengeschichte, Philosophie, Medizin und Jurisprudenz besaß er gründliche Kentnisse. Als 17jähriger Jüngling schrieb er Essais de physique, 3 Abhandlungen über den Stoß der Körper, die Gewalt des Schießpulvers und die Fortpflanzung des Schalles, die nachher 1743 zu Paris in 12. gedruckt wurden. Mit dem größten Eifer widmete er sich bald der Astronomie und erbaute dafür ein eigenes Observatorium auf seinem Gute Chéseaux. Die Beobachtungen, die er am Saturn machte, wurden von dem großen Cassini bewundert. 1738 sandte sein Großvater der berühmte J. P. de Crousaz seinen Aufsatz de Viribus vivis ohne sein Vorwissen an die Akademie der Wissenschaften zu Paris, welche ihn auf ihre Kosten drucken ließ. Sein Traité de la Comète, qui a paru en Décembre 1743 jusqu'à Mars 1744. Lausanne 1744. 8., enthält die Resultate seiner und Cassini und Calandrini astronomischen Beobachtungen, nebst Abhandlungen über astronomische Instrumente, über den Mond, die Wolken u. s. w. Eine Zeichnung des Kometen ist beigefügt, welchen Lalande für einen der außerordentlichsten erklärt. Von Cassini selbst ersucht, mit der Akademie der Wissenschaften in Korrespondenz zu treten, sandte er derselben mehre Dissertationen, welche allgemeinen Beifall fanden. Eben so korrespondirte er mit der königlichen Societät zu London und mit der zu Göttingen; so wie mit den berühmtesten Naturforschern seiner Zeit. Indem er so zu den Fortschritten der Naturwissenschaften eifrig beitrug, weigerte er sich, seine Unabhängigkeit glänzenden Anträgen aufzuopfern, und lehnte deßwegen die angetragene Präsidentenstelle der kaiserlichen Akademie, nebst dem Direktorium des Observatorii zu Petersburg ab. Seine vielseitigen Kentnisse und die von ihm verfertigten Schriften verdienen um so mehr Bewunderung, da er sein Leben nicht völlig auf 34 Jahre brachte. Er starb auf einer Reise zu Paris d. 30. Novbr. 1751. — Nach seinem Tode erschienen: Mémoires posthumes sur divers sujets d'Astronomie et de Mathématiques. Lausanne 1754. 4. *). (*Escher.*)

CHESELDEN (William), ein ausgezeichneter Wundarzt und Anatom; ward geboren zu Burrow on the Hill in der Grafschaft Leicester im J. 1688. Nachdem er eine klassische Erziehung genossen, kam er um das J. 1703 unter die unmittelbare Aufsicht des geschickten Anatomen Cowper, in dessen Hause er eine Zeit lang wohnte. Dem Studium der Anatomie unter Cowper, neben welcher er noch Chirurgie unter Ferne, dem Hauptwundarzt am St. Thomashospital, trieb, widmete er sich mit solchem Eifer, daß er schon in einem Alter von 22 Jahren im Stande war, anatomische Vorlesungen zu halten, und im J. 1711 ein kurzes Compendium der Anatomie herauszugeben. In demselben Jahre ward er zum Mitgliede der königlichen Gesellschaft gewählt, eine Wahl, welche er durch viele wichtige Mittheilungen in den philosophischen Abhandlungen rechtfertigte. Zum Behuf seiner anatomischen Vorlesungen, welche er während eines Zeitraums von 20 Jahren fortsetzte, lieferte er im J. 1713 seine Anatomie des menschlichen Körpers, ein Buch, welches bis zum J. 1778 eilf Auflagen erlebte. Als sich Ferne von den Geschäften zurückzog, ward Cheselden Hauptwundarzt am St. Thomashospital, an zwei andern ähnlichen Anstalten, dem St. Georghospital und Westminsterkrankenhause, ward er Hilfschirurg, und endlich sogar erster Wundarzt der Königin Karoline, welche ihn sehr schätzte.

---

*) Diese Memoiren enthalten folgende Abhandlungen: Remarques historiques et astronomiques sur Daniel le prophète. De la figure de la terre. Problème sur l'oscitation des Pendules dans un Arc de cercle. Sur les Satellites en général et ceux de Saturne en particulier. Proprietés de l'equilibre du levier et du coin des montres. Sur la Longueur de la vie humaine. Resolution géométrique de la racine cubique. Table des équinoxes du Soleil et de la Lune. Avis aux Astronomes sur le retour d'un comète. — Ferner hat er größten Theils die Carte de l'Helvetie ancienne in vier Blättern verfertigt in *C. G. Loys* de *Bochat* Mémoires sur l'histoire ancienne de la Suisse. 1749. (s. Haller Bibl. d. schw. Gesch. 1. 35.) — Dissertations critiques sur la partie prophétique de l'Ecriture S. Paris 1751. 12. Essais sur la population du Canton de Berne, particulièrement du Pays de Vaud, où l'on traite des Causes de sa Dépopulation: in den Abhandlungen der ökonom. Gesellsch. zu Bern. 1766. P. III. — Dissertation sur l'année de la naissance de Jésus-Christ. im 3ten Bde von *Seigneux de Correvon* Traité de la religion chrétienne aus dem Engl. v. Addison. Génève 1771. 8. Ebend. ist auch das Leben v. Chéseaux durch Seigneur. — S. Eloge de *M. J. P. Loys* de *Chéseaux*, lû à Paris dans une Société de ses amis; in der Nouv. Bigarrure Tom. XIII. 132. — Bibl. raisonnée. T. XLIX. 210. Strodtmann's neu. gel. Europa. T. VIII. Journal Helv. 1752. Mars. France litt. T. III. p. 140. Biogr. univ. Leu Lexikon Art. Loys. Lutz Nekrol. Adelung Forts. v. Jöcher.

Das ausgezeichnetste Verdienst erwarb sich Cheselden unstreitig durch seine Verbesserung der Operation des Blasensteins. Anfangs bediente er sich der von Pet. Franco erfundenen Methode mit der hohen Geräthschaft (au haut-appareil). Diese Methode verbesserte er dahin, daß er erst die Blase vermittels einer Spritze, an welcher der Harngang eines Ochsen, mit einem Katheter befestigt war, anfüllte, darauf mit einem Messer, dessen Schneide etwas convex war, die Bedeckungen zwischen den geraden und pyramidalen Bauchmuskeln, und dann mit einem gekrümten Messer die Blase zwischen dem Urachus und dem Blasenhalse öffnete. Dieses Verfahren machte er bekant in der Schrift: Treatise on the high operation for the stone (Lond. 1723. 8.), welcher er eine Übersetzung von Franco's Traité des hernies und Rousset's Caesarei partus assertio historiologica beifügte. Bald nach der Herausgabe ward dieses Werk, wahrscheinlich von James oder John Douglas in der Flugschrift: Lithotomus castratus, or an examination of the treatise etc. angegriffen, und Ch. des Plagiats beschuldigt; aber gewiß mit Unrecht, da er in der Vorrede zu der erwähnten Abhandlung ausdrücklich erzählt, daß jene Brüder Douglas zuerst in England die Operation des Blasensteins über der Schambeinfuge wesentlich verbessert und angewendet hätten, und daß seine Methode wenig von der ihrigen abweiche. — In der Folge bediente sich indessen Ch. weniger der angeführten Methode, da bei derselben die Blase von zu häufigem Einspritzen zuweilen geplatzt, oder das Darmfell verletzt war, als vielmehr des Seitenschnitts, den zuerst Joh. Jak. Rau, Professor zu Leyden († 1719) angewendet hatte. Diese Methode verbesserte Ch. auf folgende Weise. Den Einschnitt in die Bedeckungen machte er so lang und schief als möglich, indem er da anfing, wo man bei der großen Geräthschaft aufzuhören pflegte, nämlich von oben nach unten zwischen den Acceleratoribus urinae und Erectoribus penis zur Seite des Mastdarms. Nach der Richtung der gerinnten Sonde durchschnitt er darauf die Vorsteherdrüse und den Blasenhals der Länge nach, indem er dabei, um den Mastdarm nicht zu verletzen, einen oder zwei Finger der linken Hand vorlegte. Seine Werkzeuge bestanden in einer gewöhnlichen Hohlsonde mit stumpfer Spitze, in einem kleinen Messer, einem sehr breiten Gorgeret, dessen Klinge sich links biegt, und in einer Zange, wovon das eine Ende sich in einen Ring, das andere sich in einen Haken endigt. Auf diese Art wurde die Operation leichter, schneller, weniger schmerzhaft, und sicherer, als bisher; so daß Ch. von 28 Operirten nur einen, oder von 52 nur zwei verlor, während bei der zuerst angeführten Methode von 15 Operirten zwei starben.

Weniger wichtig ist seine Verbesserung des Trepans, da sie lediglich in Vereinfachung dieses Instruments besteht: er ließ nämlich den Bogen, die Kurbel, und selbst den Handgriff weg, und bohrte also völlig aus freier Hand.

Im J. 1728 operirte Ch. einen jungen Menschen von beinahe 14 Jahren, welcher entweder blind geboren, oder doch so frühzeitig erblindet war, daß er sich nicht erinnern konte, jemals gesehen zu haben. Ch. begnügte sich nicht, das Gesicht des Knaben wieder herzustellen, sondern er machte auch an dem nach und nach sehen Lernenden äußerst interessante Beobachtungen, welche in der 11. Ausgabe seiner Anatomie (S. 300—304) mitgetheilt sind. Diderot und Berkeley haben aus diesen Beobachtungen glückliche Resultate gezogen.

Im J. 1729 ward Ch. zum correspondirenden Mitglied der französischen Akademie gewählt, und 1732 war er der erste ausländische Gelehrte, den die Akademie der Wundärzte zu Paris bald nach ihrer Entstehung aufnahm. Im folgenden Jahre erschien seine prachtvolle Osteologie (Osteography, or anatomy of bones, fol.), welche er der Königin widmete, und in welcher alle Knochen in natürlicher Größe dargestellt sind. Dieses Werk kostete dem Verfasser eine bedeutende Summe, und ward von dem erwähnten James Douglas in der Schrift: *Remarks* on that pompous book, the osteography of Mr. *Cheselden* sehr scharf kritisirt. Gerechter beurtheilten dasselbe der große Haller, und Heister in seiner Anatomie.

Nach so vielen Arbeiten wünschte Ch. bei zunehmendem Alter eine weniger anstrengende Anstellung, und erhielt sie im J. 1737 als Hauptwundarzt am Chelsea-hospital. Sein letztes literarisches Auftreten erfolgte in Gatakers Übersetzung von le Dran's chirurgischen Operationen, welche ihm 21 Abbildungen, und viele schätzbare Bemerkungen verdankt. Er starb den 10. April 1752 am Schlagfluß zu Bath.

Ch. hatte als Anatom zu seiner Zeit großen Ruf, aber begründeter und allgemeiner anerkant war sein Ruhm als Wundarzt. Denn mit vieler Umsicht und Kaltblütigkeit verband er eine so ausgezeichnete Geschicklichkeit, daß er den Steinschnitt in der fast unglaublich kurzen Zeit von 54 Sekunden vollzogen haben soll. Theilnehmend und gefühlvoll, wie er war, befand er sich vor jeder bedeutenden Operation, welche er zu unternehmen gedachte, beinahe unwohl vor ängstlicher Sorgfalt um den Kranken, so sehr er während der Operation selbst Fassung und Ruhe zeigte.

Bei allem seinem Fleiß und seiner Gelehrsamkeit war Ch. doch keinesweges ein Verächter der schönen Künste. Im Gegentheil gab er sich nur zu gern für einen Kenner der Poesie und Baukunst aus, und wurde selbst von dem ersten Dichter seiner Zeit, dem trefflichen Pope, eines vertrauteren Umgangs gewürdigt *). (*A. Sprengel.*)

CHESHAM, Marktfl. in einem angenehmen Thale der engl. Shire Buckingham, besitzt 1 Kirche, 4 Bethäuser, 392 Häus. und 2071 Einw., die sich vom Landbau, von der Spitzenklöppelei, Schuh- und Holzarbeiten und starkem Marktverkehre nähren. (*Hassel.*)

CHESHUNT, Marktfl. an der Lea in der engl. Shire Hertford mit 1 Kirche, 1 Bethause der Dissenters, 320 Häus. und 1670 Einw. Hieher zog sich Richard Cromwell unter dem Namen Clarke in den Privatstand zurück, und endigte 1712 als ein Greis von achtzig Jahren. (*Hassel.*)

CHESIL, eine ungeheure Kieselbank, die sich in Dorset längs der Küste des südlichen Englands von der

*) S. Biographia britannica, Vol. III. p. 491—494.

Insel Portland bis Abbotsbury fortzieht, 3¾ Meilen lang, aber nur $\frac{1}{10}$ Meile breit ist. Man hält sie für die größte in ganz Europa, die Kiesel sind auf der Insel Portland von der Größe eines Hühnereies, nehmen aber immer mehr an Größe ab, je mehr sie sich Abbotsbury nähern. Diese Bank bildet die schmale Nehrung, die Portland mit dem Festlande verbindet. (*Hassel.*)

Chesne, du, s. Duchesne.

CHESNE LE POPULEUX, Marktfl. im Bezirk Vouziers des franz. Dep. Ardennen mit 224 Häus. und 800 Einw., die wollne Zeuge und Knöpfe verfertigen. Sie haben das Vorrecht, die heilige Ampulle zur Königskrönung nach Rheims zu begleiten. (*Hassel.*)

CHESSHIRE, 1) eine Shire des Königreichs England. Sie reicht auf der Westküste des Reichs von 14° 1′ bis 15° 37′ ö. L. und von 52° 54′ bis 53° 26′ n. Br., gränzt im N. an Lancasshire, im NO. an York, im O. an Derby, im SO. an Stafford, im S. an Shrop und Flint, im NW. an das irische Meer, und ist nach Arrowsmith 48,²⁴ QMeile, nach dem Edinb. Gaz. 724,000 Acres groß, wovon 620,000 auf das kultivirte Land, 28,600 auf die Wüsten, 28,000 auf den Strand kommen; Nemnich rechnet ¼ auf den Pflug, $\frac{1}{10}$ auf die Wüsten und den Rest auf Wiesen und Weiden. Die kaum merkbar über das Meer erhobene, doch durch Sandbänke und Klippen vor den Überschwemmungen desselben hinlänglich geschützte Oberfläche erscheint als eine gewellete, mit Hügeln durchsetzte Ebene; nur in der nordöstlichen Ecke sieht man Berge; der Boden ist sehr verschieden, meistens leicht und sandig, nur zum Theil fruchtbarer Klei, hie und da von ansehnlichen Haiden und weiten Torfmooren unterbrochen. Daß die Landschaft einst ein ansehnlicher Wald gewesen, bezeugen die vielen, in den Moor versunknen Stämme von Eichen und andern Forstbäumen, die man ausgräbt und wegen ihres feinen Korns und schönen Adern zu Tischlerholze verwendet; der große Wald von Delamere, der noch im Mittelalter aufrecht stand, ist ebenfalls verschwunden, und in eine Haide verwandelt, wo sich indeß der Name noch erhält. Die beträchtlichern Hügel heißen Moucap, Frodsham, Alderney und Shutling; die vornehmsten Flüsse sind der Mersey und Dee, welche durch ihren Eintritt in das Meer die Halbinsel Whitehab einschließen. Der Mersey verstärkt sich in dem Umfange von Chesshire durch den Goit und die Tame, worauf er schiffbar wird, noch den Bollin und den durch den Zufluß des Dane und Povers zu einem breiten Flusse angewachsenen Weaver an sich zieht, und durch einen ansehnlichen Busen sich in das Meer mündet. Der Dee strömt von SW. aus Flint herauf und geht ebenfalls durch einen breiten Mündungsbusen im S. der Merseymündung in das Meer. Der Grand Trunkkanal zieht im SO. aus Stafford in das Land, durchläuft es in einer Länge von 6½ Meilen und stößt bei Runcorn in den Mersey, nachdem er bei Preston on the Hill einen merkwürdigen Durchgang (Tunnel) von 1241 Yards Länge, 17′ Höhe und 13½ Weite, und bei Saltersfield zwei andre, 350 und 572 Yards lang, gemacht hat. Der Bridgewaterkanal verbindet sich mit dem Grand Trunk im N. von Preston. Der Chesterkanal zieht von dieser Stadt nach Runcorn, der Ellesmarekanal nach Shrop und Montgomery. Es gibt einige Teiche, wie das Bagmer-, das Marton Mere, aber nur ein einziges Mineralwasser von Rufe, das von Hilbury. Das Klima gleicht dem von ganz England; es ist sehr feucht, aber dafür auch das ganze Jahr hindurch mit einer frischen Vegetation geschmückt, der Winter so leidlich, daß die Herden im Freien ausdauern können, und die Luft nur da ungesund, wo viele stehende Gewässer sich häusen. Der Boden taugt nur in wenigen Gegenden zum Körnerbau, und auch das wenige dafür taugliche Land wird meistens zum Futterkräuterbau verwendet, daher man kaum für 1½ Monate Korn erntet; dagegen aber Kartoffeln, Kohl und Rüben in der größten Menge. Die Viehzucht macht den Hauptnahrungszweig aus; das Rindvieh ist schön und macht eine eigene Rasse aus, aber es werden wenige Ochsen gemästet und die Kälber zum Theil nach Wales geschickt, dafür aber eine ausgebreitete Milchwirthschaft unterhalten. In Chesshire werden die meisten und größten Käse in England gemacht, jährlich 230,000 Entr., wovon 80,000 Entr. zur Ausfuhr kommen. Die Vorzüge der Chesshirekäse bestehen theils in ihrer Größe, theils in der geschickten und auf Erfahrung gegründeten Bereitung, welche bloß dem weiblichen Geschlechte in den Milchereien überlassen ist. Das Gewicht der besten Käse läuft zwischen 60 bis 140 Pfd.; 1792 wog einer, der für die königl. Tafel bestimt war, 192 Pfd., hatte im Durchmesser 2′ 4″, die Dicke betrug 12″. Die gelbe Farbe erhält er durch Orleans oder wenn dieser Artikel zu theuer ist, durch andres Gelb (Nemnich S. 350). Die zweite Stapelware der Prov. nach dem Käse ist das Salz, woron in den Salzdistrikten nach dem Edinb. Gaz. 3,120,000, nach Nemnich S. 352 nur 2,311,200 bis 2,511,200 Entr. verfertigt und raffinirt werden; Northwich mit seinem Distrikte liefert Steinsalz, wovon es zwei Sorten gibt best pied oder Prussian und inferior oder Irish Rock, und Steinsalz, Nantwich, Lawton, Middlewich und Winsford bloß Quellsalz, welches sich wieder in 3 Sorten stoved, common und large grained Salt unterscheidet. Alle Salzgruben beschäftigen 1200 Arbeiter. Außerdem wird an den Küsten eine starke Fischerei betrieben; Steinkohlen sind ebenfalls, doch nicht in großer Menge vorhanden, und bei Alderlay Edge ist Kupfer, Blei und Kobalt entdeckt, aber noch nicht benutzt. Die Volksmenge der Provinz belief sich 1821 auf 270,098 Individuen, wovon 132,952 zum männlichen, 137,146 zum weibl. Geschlechte gehörten, zusammen in 52,024 Familien, die 1 City, 12 Marktflecken und 670 Dörfer und Weiler in 86 Kirchspielen bewohnten; der Häuser waren 35,621. 1811 waren 227,031 in 44,502 Familien gezählt; von letztern waren 16,396 bei der Landwirthschaft, 23,043 bei dem Kunstfleiße und Handel und 5063 auf andre Art thätig. Manufakturen und Fabriken sind überall verbreitet, obgleich die Provinz nicht eigentlich zu den Manufakturprovinzen Englands gehört; die Einw. arbeiten in Seide, Baumwolle und Leinwand, in Bändern, Zwirn, Knöpfen und Leder, in Messing, Eisen und Kupfer, und legen außer ihrem Käse und Salze diese Fabrikate in die Schale der Ausfuhr. Auch gehören dahin Mühlsteine, wovon einige beträchtliche Brüche vorhanden sind. —

Chesshire führt den Titel einer Pfalzgrafschaft und genießt als solche einiger Vorrechte, wohin auch ein eignes pfalzgräfliches Gericht gehört; sonst steht sie in hierarchischer Hinsicht unter der Diözese von Chester, stellt 560 Mann zur Nationalmiliz, wählt 4 Deputirte in das Unterhaus, wird in 7 Hundreds abgetheilt und hat Chester zur Hauptstadt.

Chesshire, eine Grafschaft in dem nordamerik. State Neuhampshire, durch den Connecticut von Vermont geschieden und den See Sunnaps umfassend; 63 Q.Meilen, 1820 mit 45,376 Einw. in 35 Ortschaften; der Hauptort heißt Keene. (*Hassel.*)

CHESSY, Stadt im Bezirk Villefranche des franz. Dep. Rhone an der Azergue mit 520 Einw., besitzt eine reichhaltige Kupfermine, die jährlich etwa 1600 Cntr. ausbeutet, 1 Kupferofen und 1 Kupferhammer, auch 1 warme Cementquelle, die Eisen in Kupfer verwandelt. (*Hassel.*)

CHESTE (16° 7′ L. 39° 4′ B.), Villa in der span. Prov. und Govierno Valencia, mit 2009 Einw., Espartoflechterei, Fuhrwesen. (*Stein.*)

CHESTER, 1) die Hauptstadt von Chesshire in England, eine City und Bischofssitz unter 53° 10′ Br. und 14° 28′ L. am Ausflusse des Dee in seinen weiten Busen. Sie ist mit Wällen umgeben, die gegenwärtig in Promenaden verwandelt sind, hat eine Brücke von 7 Bogen über den Fluß, und 4 Hauptstraßen, die im Mittelpunkte der Stadt zusammenstoßen. 4 Haupt- und 2 Nebenthore führen in das Freie. Die Kathedrale ist von Heinrich VIII. gegründet und mit den Einkünften einer aufgehobenen Abtei dotirt; ihr Thurm hält 127′ Höhe. Sonst hat die Stadt 8 Pfarrkirchen und 1 vor den Ringmauern, 8 Bethäuser für die wesleyschen Methodisten, für die Hilhamiten, für die waleser Methodisten, für die Independenten, Baptisten, Unitarier, Quäker und Katholiken, verschiedene Armenhäuser, 2 Waisenhäuser, 1 Arbeitshaus, 1 Diözesanschule, worin nach Bells Anweisung unterrichtet wird, das großvenorsche Erziehungshaus für 400 Knaben und eben so viele Mädchen, 1 allgemeines Krankenhaus, das etwa 20,000 Guld. Einkommen hat, 1 Schloß, dessen Eingang nach dem Muster der Akropolis angelegt ist, 1 Grafschaftshaus, worin die Assizen gehalten werden, 1 Grafschaftsgefängniß mit einem Arbeitssale, 1 Zeughaus, woraus 27,000 Mann bewaffnet werden können, weitläufige Kasernen, 1 Börse, 1 Unionshall, wo die Waren aus Manchester und York ausgestellt werden, 1 andre Warenhalle, 1 Leinenhalle, 1 Theater, 1 geschmackvollen Gesellschaftssaal, 2585 sonderbar gebauete Häus. und 1821. 19,949 Einw. Es bestehen hier Manufakturen in Tabak, in Patentschuhen, in Bleiweiß, Tabakspfeifen, Eisen und Leder, aber keine von großer Bedeutung; beträchtlicher ist der Schiffbau; man bauet Schiffe von 100 bis 500 Tonnen, und zuweilen sind davon 10 bis 12 auf den Werften aufgelegt. Das Holz ist durchaus von engl. Eichen und die Schiffe gelten für sehr dauerhaft. Der Handel beschränkt sich meistens auf den von Ireland und den Küstenhandel; der Antheil am auswärtigen Handel ist nur geringe. Für irische Leinewand ist Chester längst der große Markt gewesen; in den Oktober- und Juliusmessen werden in jeder jährlich 1 Million Yards abgesetzt; auch findet sich ein großes Lager für Käse, wovon Ladungen zu gewissen Zeiten nach London gehen. Die übrigen Exporten sind Blei, Bleierz, Galmei, Kupferplatten, gegoßne Eisenwaren und Kanonen aus Bersham. Die Handelsinnungen machen 25 Korporationen aus. Außer den beiden gedachten Messen, die jede 14 Tage stehen, werden noch Wochenmärkte gehalten. An der britischen Schiffahrt nimt die Stadt mit 22 Seeschiffen und 13 Küstenfahrern Theil. In ihren Hafen können vermittels des neuen Kanals Fahrzeuge von 350 Tonnen gelangen. Von hier ziehen 2 Binnenkanäle auf einer Seite nach Shrop und Montgomery, auf der andern an den Mersey und verbinden Chester mit Liverpool. 2¼ Meile entfernt ist am nördlichen Ufer des Dee zu Park Gate die Station für die irischen Paketboote. — Chester ist eine sehr alte Stadt, und scheint schon unter den Römern befestigt zu seyn; um 330 war hier eine Militärstation. Die Briten hielten hier Generalversamlungen, worauf sie ihre Könige erwählten. Der Bischofssitz wurde indeß unter Heinrich VIII. gestiftet, auch hält seitdem das pfalzgräfliche Gericht seine Sitzungen in ihren Mauern. — 2) Mit dem Zunamen le Street, ein Marktfl. in der engl. Shire Durham, nur aus einer ½ M. langen Straße bestehend, und im W. des Wear sich hinziehend, hat 1 Kirche, 322 Häus. und 1726 Einw., die eine beträchtliche Eisengießerei unterhalten und zum Theil in den nahen Steinkohlenminen arbeiten.

Chester, 1) Borough in der Pennsylvania Grafsch. Delaware am Delaware; regelmäßig gebaut mit einem großen Marktplatze in der Mitte, 1 Kirche, 100 Häus. und mit der Ortschaft 1056 Einw., die 2 Jahrmärkte halten. In der Nähe bricht Asbest. — 2) Ein Distrikt des nordamerik. Stats Südcarolina zwischen der Catawba und dem Broad, 1820 mit 14,189 Einw., worunter 4542 Sklaven. Der Hauptort heißt Chesterville. — 3) Eine Grafschaft in dem nordamerikanischen State Pennsylvania, in welcher der Brandywine entsteht; sie hatte 1820 auf 40¹⁷ Q.M. 44,451 Einw. und zum Hauptorte Westchester. (*Hassel.*)

CHESTERFIELD, Marktfl. am Rother und am Chesterfieldkanale, welcher von hier bis zur Trent bei Gainsborough geht, in der engl. Shire Derby. Er hat 1 Kirche mit einem 230′ hohen Thurme, 1 Grammatikalschule, 3 Armenhäuser, 1 Stadthaus mit dem Gefängnisse, 920 Häus. und 4476 Einw. Die Fabrikate sind Schuhe, wovon ein Theil nach London geht, wollne und baumwollne Strümpfe, grobe Töpferwaren und Teppiche; auf den Märkten werden vieles Korn, Blei u. andre Produkte der Provinz umgesetzt. Die Nachbarschaft besitzt Eisenerze und Steinkohlen, daher hier, noch mehr aber zu Walton und Newbold große Eisenwerke und Gießereien angelegt sind. (*Hassel.*)

CHESTERFIELD, 1) ein Distrikt in dem nordamerik. State Südcarolina am Big Pedee, 1820 mit 6645 Einw., worunter 2062 Sklaven und 172 freie Farbige; der gleichn. Hauptort liegt am Thompson. — 2) Eine Grafschaft im nordamerik. State Virginia am James, 1820 mit 18,003 Einw. und dem Hauptorte Bermuda Hundred; sie hat reiche Steinkohlenminen, die jähr-

sich 400,000 Bushels ausbeuten. — 3) **Chesterfields House**, eine Faktorie der Nordwestgesellschaft in dem brit. westlichen Binnenlande da, wo die beiden Quellenflüsse des südlichen Saskatschawan, der rothe Hirschfluß und der Mukawane zusammenstoßen. Es wird daselbst eine bedeutende Menge Pelzwerk von den Schwarzfüßern, die diese Gegenden bewohnen, eingehandelt. — 4) **Chesterfields Inlet**, eine breite Bai oder Meereseinschnitt unter 64° nördl. Br. zwischen Neunordwales und der Eskimoküste des westlichen Binnenlandes. Sie ist bei weitem noch nicht hinlänglich untersucht, obgleich Parry bei seiner letzten Expedition einen Theil davon aufgenommen hat; ihr äußerstes Ende heißt Bakers Lake, trägt mehre Eilande und hat die Mündung eines unbekanten Flusses. Vor derselben liegen mehre Eilande, worunter Webbs das größere ist. Um und an derselben haben Eskimoer Lager. — 5) **Chesterfield Key**, eine unbedeutende Shoglie im Ozeane nahe an der Nordküste der Insel Cuba unter 22° 15′ nördl. Br. und 300° 14′ östl. L. (*Hassel.*)

CHESTERFIELD (Philip Dormer Stanhope, Earl of), vereinigt den Ruhm eines Statsmannes und Redners, mit dem eines geschmackvollen Schriftstellers. Er wurde 1694 zu London geboren und bezog, vorbereitet durch häuslichen Unterricht, die Universität Cambridge, wo er seinen Cursus nach der strengen pedantischen Methode der damaligen Zeit zurück legte, worüber er selbst in seinen Briefen an seinen Sohn spottet. Aber sein lebhafter Geist schüttelte die Bande der Schule bald ab, und die Welt wurde seine Lehrerin. Er trat 1714 eine größere Reise an, und zwar ohne Gouverneur; solch ein Vertrauen setzten seine Ältern in die Reinheit und Festigkeit seines Charakters. Indessen ließ er sich doch schon im Haag, wo er den ersten Sommer zubrachte, von seiner Neigung zum Spiel zu einigen unüberlegten Streichen hinreißen. In Paris besuchte er die Zirkel der vornehmsten und feinsten Welt und bildete sich besonders im Umgange der Frauen zu der glatten und anmuthigen Höflichkeit aus, welche ihn Zeit seines Lebens charakterisirt hat. Chesterfield's Großoheim, der General Stanhope, welcher von Georg I. bald nach seiner Thronbesteigung zum Statssekretär ernant worden war, wurde die Veranlassung der frühen Zurückberufung des jungen Reisenden, den er gern in die Gunst des Königs einführen wollte, welche er selbst in sehr hohem Grade genoß. Der Plan gelang; Chesterfield wurde Kammerherr des Prinzen von Wales und bald hernach von dem Flecken S. Germains in Cornwall zum Parlamentsmitgliede erwählt, obgleich er eigentlich noch nicht einmal das gesetzliche Alter hatte. Hier fand sein Rednertalent ein glänzendes Feld, sich zu entwickeln. Schon seine erste Rede, deren Ausarbeitung ihm aber auch, wie er selbst gesteht, Tag und Nacht keine Ruhe gelassen hatte, setzte die Hörer in Erstaunen durch die Kraft ihrer Meinungen, den Geschmack ihres Stils und die Leichtigkeit und Anmuth ihres Vortrages. Nach dem Tode seines Vaters stieg er in die Pairskammer auf, und hier glänzte seine Beredsamkeit noch entschiedener durch seine höhere Stellung und die gewichtigere Bedeutung der abzuhandelnden Gegenstände [1]). Im J. 1728 eröffnete sich ihm ein neuer Schauplatz seines edlen Ehrgeizes. Er wurde als Gesandter nach dem Haag geschickt, wo es ihm gelang, das Kurfürstenthum Hannover vor einem sich schon zusammenziehenden Kriege zu bewahren, und empfing zur Belohnung dieses glücklichen Erfolgs seiner Bemühungen den Orden des Hosenbandes und die Stelle eines Oberhofmeisters am Hofe Georgs II. 1732 wurde er zurückberufen, trat aber bald nachher unter gleichen Verhältnissen wieder in seinen Gesandtschaftsposten ein. In der Folge ging er als Vicekönig nach Irland, von wo er 1748 zurück kam, um Statssekretär zu werden. Aber seine Gesundheit war durch Reisen und anhaltende Arbeiten allmälig so geschwächt worden, daß er nicht lange nachher den Entschluß faßte, sich von dem Schauplatze der öffentlichen Geschäfte zu entfernen, dessen höchste Ehren er errungen hatte. Er widmete den Rest seines Lebens einer würdigen Muße, die er durch wissenschaftliche Studien nützlich und durch den Umgang mit gewählten Freunden heiter machte. Gegen Ende seiner Laufbahn wurde er taub — ein hartes Loos für den geselligen Mann — und dieser Verlust, verbunden mit seinen immer empfindlicher werdenden Kränklichkeiten, trübte seine letzten Tage um so merklicher, je heller und leichter sein Gemüth bisher gewesen war. Er starb im 79. Jahre, d. 24. März 1773.

Nicht viele Menschen haben eine so glänzende Laufbahn, wie Chesterfield, mit eben so wenigen Mühen und Kämpfen durchlaufen. Geboren in einem hohen Range und von reichen Ältern, von der Natur innerlich und äußerlich auf das wohlwollendste ausgestattet, errang er gleichsam im Spiele Alles das, was von Andern nur durch die anhaltendsten Arbeiten erstrebt zu werden pflegt. Seine vielseitige Bildung war freilich nicht tief, aber er verstand es, das, was er wußte, auf das empfehlendste geltend zu machen, und sein Betragen soll ein Muster von Liebenswürdigkeit gewesen seyn. Auch seine Beredsamkeit war nicht feurig und gediegen, aber klar, leicht und elegant, und dadurch einnehmend. Als Statsmann gibt man ihm das Zeugniß, stets nach eigenen Grundsätzen mit möglichster Offenheit verfahren zu haben, und sein Herz, wie sein Geist, waren von milder und versöhnender Natur, so daß dieses angeborene Wesen wol nicht wenig Theil an seinen diplomatischen Erfolgen gehabt haben mag. Als ein Freund der Wissenschaften und Künste suchte er den Umgang mit den größten Geistern seiner Zeit, nicht allein in England, sondern auch in der Fremde auf. In enger Verbindung stand er mit Pope, Swift, Bolingbroke, eine Zeit lang auch mit Samuel Johnson, dessen derbe Manieren ihn indessen bald zurück stoßen mußten [2]). Voltaire gehörte zu seinen Bekantschaften, und Montesquieu machte auf seine Veranlas-

1) Besonders zu rühmen sind zwei seiner dortigen Reden, die eine, in welcher er gegen die Censur der Theater, die andere, in welcher er für die Kalenderreform spricht. 2) Johnson schonte ihn so wenig, daß er unter anderm von ihm sagte: er sei der erste Schöngeist unter den großen Herren, und der erste große Herr unter den Schöngeistern. Über seine Briefe urtheilte er: er lehre darin Hurenmoral und Tanzmeistermanier.

fung eine Reise nach England und war in London sein Hausgenosse. Chesterfield's Charakter als Mensch wird als freundlich, einnehmend und aufrichtig gerühmt, und nur als Ehemann scheint er keine reine Moral gehabt zu haben. Von seiner Gemalin Melusine von Schulemburg erhielt er keine Kinder, und der Sohn, an welchen er seine berühmten Briefe gerichtet hat, war die Frucht einer ungesetzlichen Verbindung. Diese Briefe sind das Bedeutendste, was er als Schriftsteller geleistet hat. Seine übrigen kleinen Arbeiten sind größten Theils für den Spectator geschrieben: kurze moralische Abhandlungen, kritische Ausflüge, Scherze in Prosa und Versen. Die Briefe werden von den meisten engl. Kunstrichtern als ein Muster des feinen, natürlichen und prunklosen Stils eines echten Gentleman gepriesen; Andre werfen ihnen übertriebene Nachbildung des franzöf. Stils vor. Ihr Zweck und Inhalt stimt mit dieser Form überein; er will nämlich seinen natürlichen Sohn zu einem feinen Weltmann, einem Gentleman in höchster Bedeutung bilden, und daß es einem Chesterfield nicht an Materialien zu diesem Lehrgange fehlen konte, bedarf keiner Versicherung. Jedoch soll sein Schüler ihm wenig Ehre gemacht haben, und troß dem vortrefflichen Meister, unbeholfen geblieben seyn [3]). Viele haben die Moral dieser Briefe hart getadelt, ohne zu bedenken, daß sie nicht darauf ausgehen, Moral, sondern Weltkunst zu lehren. Sie führen den Titel: **Letters written by the late R. H. Phil. Dorm. Stanh. Earl of Chest. to his Son Phil. Stanhope Esq. Published by Mrs. Eugenia Stanhope. Lond. 1774. II. 4.** und oft wiederholt: **Lond. 1803. IV. 12. 1806. IV. 8. 1810. III. 12.** Eine neue Zugabe: **Letters to Arthur Charles Stanhope, relative to the educat. of his Lordships godson Philip. London. 1817. 12.** Seine kleineren vermischten Schriften: **Miscellaneous Works with Memoirs of his Life by Maty. Lond. 1777. II. 4.** Ebend. **1779. IV. 8. Posthumous pieces.** Ebend. **1778. 4.** [4]). (*W. Müller.*)

Chesterfieldkanal, s. Ch. in Engl.

CHESTERFORD, Marktfl. am Cam in der engl. Shire Essex mit 650 Einw.; es wird für das alte Camboritum der Römer gehalten. (***Hassel.***)

CHESTERTOWN, Marktfl. und Hauptort der Maryland Grafsch. Kent am Chester mit 2 Kirchen, 1 College, dem Washingtoncollege, das 1782 errichtet ist, aber nicht über 30 Studenten zählt, und 140 Häuser, deren Einw. sich vom Handel und Schiffahrt nähren; zu seinem Hafen gehörten 1815. 1813 Tonnen. Der Ort war in Abnahme. (***Hassel.***)

Chetik, Gift, s. Upas.

CHETIMACHAS oder Chatchi-Umas, ein geringer Indianerstamm, der nach Adelung (S. 110) zu den Chikasaws gehört, aber nur noch 100 Köpfe stark in der Louisiana Grafsch. Atacapos am Teche in 2 Dörfern wohnt. Von demselben hat der große Binnensee Chetimanches den Namen, durch welchen ein Arm der Atschafalaya strömt. (***Hassel.***)

CHEVALIER [Cevallerius] (Anton Rudolf), ein reformirter Theolog und eifriger Verbreiter seines Glaubens in Frankreich, geb. zu Montchamps für Vire in der Normandie 1507. Er studirte zu Paris besonders hebräisch unter dem berühmten Vatable, sah sich aber bald wegen seines Eifers für reinere Religionsbegriffe genöthigt, Frankreich zu verlassen. Er setzte hierauf seine Studien zu Oxford unter Paul Fagius fort, und erhielt den Auftrag, die Prinzessin (nachherige Königin) Elisabeth in der franz. Sprache zu unterrichten. Nach Eduards VI. Tode 1553 nöthigte ihn die Schreckensregirung der Maria zur Flucht nach Teutschland, wo er zu Heidelberg sich unter dem gelehrten Tremellius im Hebräischen noch vervollkomnete, und dessen Stieftochter heirathete. Von hier wurde er 1669 als Prof. der hebr. Sprache nach Strasburg berufen, bald nachher nahm er einen Ruf nach Genf an, als Professor der oriental. Sprachen und erhielt daselbst das Bürgerrecht. Er bekleidete diese Stelle mit großem Ruhme und war auch Calvin in seinen letzten Jahren durch die gründliche Kentniß des Hebr. nützlich. Die Sehnsucht nach seinem ersten Vaterlande vermochte ihn aber, nach 4 Jahren, einen Ruf nach Caen anzunehmen; er kehrte zwar 1565 nach Genf zurück, begab sich jedoch, nachdem er endlich 1567 die gewünschte gänzliche Entlassung erhalten hatte, wieder nach Caen, von hier vertrieb ihn aber der Religionskrieg 1568 nach England. Er lehrte nun zu Cambridge die hebr. Sprache, kehrte aber, obgleich die Königin Elisabeth ihn sehr begünstigte, nach dem treulosen Frieden von St. Germain 1570 nach Caen zurück. Dem Bartholomäus-Morde entrann er glücklich nach der Insel Guernsey, starb aber nach wenigen Wochen im Septbr. 1572. — Er gehörte zu den gründlichsten Kennern der hebr. Sprache: seine **Rudimenta linguae Hebraicae, ap. Henr. Steph. 1567.** wurden von Scaliger sehr erhoben; auch Casaubonus und andre gelehrte Zeitgenossen schätzten ihn sehr. Diesen **Rudimenta** fügte er bei: **Epistola D. Pauli ad Galatas syriace literis hebraicis cum versione lat.**, und Noten zu dem **Thesaurus linguae S.** von **Santes Pagninus**, welchen er in Verbindung mit Mercerus bearbeitete. Eine Polyglotte der Bibel in hebräischer, chaldäischer, griech. und lat. Sprache, welche er herausgeben wollte, blieb unvollendet. Dagegen finden sich in den **Biblia Polyglot. anglic.** von Brian Walton **Londini 1657** von Chevalier ins Latein. übersetzt; **Targum Hierosolymitanum in Pentateuchum. Targum Pseudo-Jonathanis in Pentateuchum. Targum**

---

3) Er studirte in Leipzig, bereisete Teutschland, Frankreich, Italien und Holland, ward Mitglied des Unterhauses, aber so blöde, daß er in der ersten Rede stotterte, und abbrechen mußte, und nie wieder bewogen werden konte, einen öffentlichen Vortrag zu halten. In der Folge kam er als englischer Resident nach Hamburg, dann als Gesandter nach Regensburg und darauf nach Dresden. An Fähigkeiten fehlte es ihm nicht, aber desto mehr an den übrigen Talenten, die seinen Vater auszeichneten. Auch war seine Gesundheit sehr hinfällig, und er starb schon 1768 in der Nähe von Avignon, wohin er seiner Genesung wegen gereist war. (*Baur.*)

4) Sein Leben bei seinen **Misc. works** von Maty, vollendet von Justamond. **Curious particulars and genuine anecdotes, respecting the late Lord Chesterf. and Dav. Hume Kearsley 1788. 8.** Neue Miscellaneen 12. St. 823 — 894. (ein Auszug aus Maty's Biographie). Eschenburg's britt. Museum. 1. Bd. 2. St. 176. 2. Bd. 1. St. 74. 4. Bd. 128. Wendeborn's Erinn. aus seinem Leben 1. Th. 202. Fortges. neue geneal. hist. Nachr. 150. Th. 369 — 381. (*Baur.*)

Jonathanis in Josue, Judices, Libros regum, Isaiae, Jeremiae, Ezechielis et duodecim prophetarum minorum. Die Übersetzung des Targum Jonathanis ist die von A. Montanus verbesserte des Alphonsus de Zamora, aber von Chevalier noch vervollkomnet. — Eine hebr. Grabschrift auf Beza in des leztern Gedichten. Genf 1597. *). (*Escher.*)

CHEVALIER (Nicolas), lat. Chevalerius, ein Archäolog aus dem französischen Flandern, verließ nach Aufhebung des Edikts von Nantes sein Vaterland, nahm seinen Aufenthalt in Amsterdam oder Utrecht, und starb daselbst im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts. Er war Schriftsteller, Kupferstecher und Buchhändler, und als solcher Herausgeber folgender Werke: Histoire de Guillaume III. roy d'Angleterre par medailles, inscriptions, arcs de triomphe etc. Amst. 1692. fol. m. Kpf. Remarques sur la piéce antique de bronze trouvée depuis quelques années aux environs de Rome. Ib. 1694. 8. Lettre sur la question si l'an 1700 est le commencement du XVIII. siécle, avec un almanac perpétuel, frappé en médaille. Ib. 1700. 12. Recherches curieuses d'antiquités venues d'Italie, de la Grèce, d'Egypte, et trouvées à Nimègue, à Santen etc. Utrecht (ohne Jahr) fol. mit 36 gez. und 25 ungez. Kupfern. Diese Ausgabe enthält die besten Abdrücke, bloß mit einem neuen Titel erschien das Werk wieder 1709 und 1712. Description de la chambre des raretés de la ville d'Utrecht. 1707. fol. Histoire des médailles, qu'on a frappées 1700 et 1709. Utr. 1711. 4. m. Kpfr. Relation des campagnes de l'an 1708 et 1709. par médailles. Ib. 1709. fol.; 1711. 4. u. e. a. †). (*Baur.*)

CHEVAUX-LEGERS, oder leichte Reiter, anfangs bloß zum Unterschied von der schwer bewaffneten Ritterschaft, so genant, und zum Vorpostendienst und Parteien bestimt, wo jene nicht brauchbar war, finden sich als die Diener und Lehnsleute der Ritter schon in den frühesten Zeiten. Als solche waren sie auch im 15ten Jahrh. zu den Ordonanz-Kompagnien, wol den ersten stehenden Truppen in Europa, vertheilet. Jeder Ritter hatte nämlich 5 leicht bewaffnete Reiter bei sich: 1 Leibdiener; 1 Knappen, der von seinem kurzen und breiten Degen, den Namen Coutilleur führte; und drei Schützen oder Archers, die anfangs mit Bogen und Pfeilen, nachher mit Armbrüsten, und späterhin mit Feuerröhren (2½ Fuß langen halben Haken) bewaffnet waren. Ihre Schutzwaffen waren eine eiserne Pickelhaube oder Sturmhut ohne Visir, und ein Panzerhemd aus eisernen Drahtringen, über ein Kollet von Wildshaut mit vielfacher Leinwand gefüttert. Sie hießen bei den Teutschen Ringerpferde, bei den Franzosen anfangs Crenequins, und nachher Argoulets. Diese Schützen wurden jedoch in besondere Kompagnien zusammen gezogen, und kommen auf diese Weise schon in der Schlacht bei Marignano vor; der Ritter behielt bloß seine Knappen und Leibdiener bei sich. Seit dem Treffen bei Fornowo betrat noch eine andere Art leichter Reiter den Schauplatz; die im Solde der Venezianer stehenden Albaneser oder Stratioten aus der Gegend von Napoli di Romania, die türkisch gekleidet und mit einem, an beiden Enden zugespitzten, 10 Fuß langen Springstock bewehrt waren. Es befand sich während der italienischen Kriege immer eine Anzahl derselben bei den französischen Heeren; sie gingen jedoch jedes Mal nach geschlossenem Frieden in ihr Vaterland zurück. Die leichten Reiter der Teutschen führten schußfreie Brustharnische mit Rückstükken und Pickelhauben. Ihr Gewehr bestand in einem Feuerrohr oder Karabiner, mit Luntenschloß, das sie jedoch wegen seiner Unbequemlichkeit bald gegen das (im Jahr 1517 erfundene) teutsche, oder Radschloß vertauschten, und die Feuerröhre u. Pistolen damit versahen, welcher leztern jeder leichte Reiter zwei nebst einem zweischneidigen Pallasch führte. In der Folge der Zeit ward die leichte Reiterei immer mehr erleichtert; man gab ihr schnellere Pferde und nahm ihr Harnisch und Pickelhaube, anstatt deren sie ein eisernes Kreuz über den Hut bekam. Die Franzosen fügten noch sehr weite Ärmel am Rocke und sehr schwere, gesteifte Stiefeln hinzu, wodurch sie ihren Chevaux-legers wieder die Beweglichkeit nahmen, die man ihnen durch Hinwegnehmen des Harnisches geben wollte. Nur die Völker, die häufiger mit leicht berittenen Völkern, wie die Polen und Türken Krieg führten, sahen zeitig den Werth und die Nothwendigkeit einer leichten Reiterei ein, die daher zuerst bei den Schweden und Sachsen als wirkliche Chevaux-legers erscheinet, während die Dragoner der andern europäischen Völker immer nicht als völlig leichte Reiter betrachtet werden konten, weil die Husaren diese Stelle vertreten. Nur die Engländer nahmen diese, den Ungern nachgebildete, Reiterei nicht auf, sondern hatten stets Chevaux-legers oder leichte Dragoner, die im Revolutionskriege auch bei den republikanischen Heeren unter dem Namen der Chasseurs à Cheval oder reitenden Jäger erschienen. Die französische Armee hatte im J. 1799 derselben 22 Regimenter. (*v. Hoyer.*)

CHEVERT (François de), französischer Generallieutenant unter Ludwig XIV., zu Verdun von armen Ältern geboren am 21. Febr. 1695, fing vom 11. Jahre an zu dienen, zuerst als gemeiner Soldat, bis er 1710 Unterlieutenant wurde. Allmälig weiter befördert, befehligte er 1741 in dem böhmischen Feldzuge als Oberstlieutenant bei dem Sturme auf Prag, und war zuerst in der Stadt, die er vor der Plünderung schützte. Diese That verschaffte ihm den Rang eines Brigadiers. Während der darauf erfolgten Belagerung der Östreicher, wußte er so gut für die Truppen zu sorgen, daß es diesen nie fehlte, und als der Marschall Belleisle Prag in der Nacht zum 17. Dec. 1742 mit der Armee und mit Geißeln aller Stände verließ, blieb er mit 1800 Mann, den Kranken u. Genesenden, zurück. Mit dieser schwachen Besatzung hielt er sich bis zum 26. dess. Monats, wo

*) Vgl. *Le Long* Bibl. s. Tom. I. p. 621. *Teissier* éloges des Hommes Savans. I. 415. *Huet.* Origines de Caen. — *Senebier* Hist. litt. de Génève. I. 307. *Thuanus. Colomes.* Gall. Orient. *Niceron* Mém. T. 28. Jöcher. Biogr. univ. Leu Lex.

†) *Banduri* bibl. nummar. 189. Acta societat. Harlem. T. XIX. P. III. 153. *Saxii* Onomast. T. V. 421. Adelungs Zus. z. Jöcher. Eberts bibl. Lex. Biogr. univ. T. VIII. (von du Petit Thouars).

er — auf die Drohung, mit einem Theile der Stadt sich und die Besatzung in die Luft zu sprengen — mit dem östreichschen General Fürsten von Lobkowitz eine ehrenvolle Capitulation abschloß, nach welcher er am 2. Jan. 1743 mit Kriegsehren und 2 Kanonen auszog, und auf Kosten der Kaiserin nach Eger gebracht wurde. Später diente er bei der Armee in Italien mit Auszeichnung, wurde 1744 Marechal de Camp und 1748 Generallieutenant. Im J. 1757 hatte man den glücklichen Erfolg der Schlacht bei Hastenbeck seinem muthigen Angriffe auf ein Gehölz, das den linken Flügel des Feindes deckte, zuzuschreiben. Nachdem er bereits im J. 1754 zum Commandeur des Ludwigsordens ernant worden, erhielt er 1758 das Großkreuz. Noch bis 1761 wurde er bei der Armee gebraucht; er starb zu Paris am 24. Januar 1769 *). (*H.*)

CHEVIOT, eine Bergkette in der englischen Shire Northumberland, welches die Gränze mit Scotland bildet, aus Schiefer und Syenit besteht und reich an Steinkohlen ist. Ihre höchste Spitze erhebt sich bis zu 2680′. In den englisch-scotischen Balladen spielt es eine große Rolle. (*Hassel.*)

CHEVREAU, lat. Chevraeus, (Urbain), aus Loudun in Poitou, geboren den 20. April 1613, brachte einen großen Theil seines Lebens auf ausländischen Reisen, besonders in Teutschland und an teutschen Höfen zu, lebte auch einige Zeit am Hofe der Königin Christina von Schweden, und trat mit dem Charakter eines Raths in kurpfälzische Hofdienste. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er Instructor des Herzogs du Maine. Am 15. Februar 1701 starb er in seinem Geburtsorte. Er besaß viele Talente und mannichfaltige wissenschaftliche Kentnisse, wovon man in seinen Schriften schätzbare Beweise findet, besonders in den Oeuvres mélées. Haye 1717. 12. (dabei sein Leben), und in den Chevraeana. Par. 1697. Vol. II. 12. Amst. 1700. Vol. II. 12.; neu gedruckt im 9. Bande des Werks Ana, ou collection des bons mots, contes etc. Amst. 1791. Es ist eine der besten unter den Schriften dieser Art, besonders schätzbar wegen vieler gründlicher literarischer Bemerkungen. Eine lange Zeit geschätztes, aber jetzt durch bessere Arbeiten verdrängtes Werk, war seine Histoire du monde. Par. 1686. Vol. II. 4. öfter, beste Ausgabe (herausgeg. v. Jac. Bernard) la Haye 1698. Vol. V. 12. mit einer fehlervollen Fortsetzung (angeblich von Vertot, eigentlich von Bourgeois de Chastenet) Amst. 1717. Vol. VIII. 12. Die griechische und römische Geschichte sind mit dem meisten Fleiß und nicht ohne Geist bearbeitet. Eine historische Compilation ist sein Tableau de la fortune. Par. 1651. 4; 1655. 4. Er ließ auch Poésies 1656. 8. viele Theaterstücke u. a. m. drucken †). (*Baur.*)

CHEVREUSE, Stadt im Bez. Rambouillet des franz. Dep. Seine Oise an der Yrette, mit 1 alten Schlosse, 1 Kirche, 300 Häus. und 1561 Einw., hat Kalköfen und Sandsteinbrüche. (*Hassel.*)

CHEXBRES, in dem Kreise St. Saphorin und im Bezirke de la Vaux des schweizerischen Kanton Waadt. Reiche Weinberge und zahlreiche ländliche Besitzungen umgeben dieses ansehnliche und gut gebaute reformirte Pfarrdorf, das auf einer Anhöhe des Jorat liegt, welche prachtvolle Fernsichten auf den Genfersee, das Chablais und die savoyenschen Gebirge darbietet [1]). Zum Kirchsprengel gehören noch Cremière, Publoz und Puidoux. In dem letzten Ort sieht man noch die Überreste eines Schlosses, das Landrich von Dornach, Bischof von Lausanne, im J. 1165 daselbst erbauet hatte [2]).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHEYRES, katholisches Pfarrdorf von 53 Häusern und 229 Einw. im Amt Estavayer des schweizerischen Kantons Freiburg. Es liegt am Neuenburgersee mit vorzüglichen Weinbergen umgeben. Das Schloß bewohnten die Edeln von Enselme, bis sie die Herrschaft im J. 1704 an Freiburg verkauften, das bis 1798 darauf einen Landvogt hielt. Zwischen Cheyres und Yvonans, eine Gegend, durch welche nach Haller *) die Verbindungsstraße zwischen Ebredunum und Aventicum führte, und wo man schon viele römische Münzen gefunden hatte, entdeckte man auch 1778 einen gut erhaltenen musivischen Fußboden (opus tessellatum), der aus 800,000 kleinen Würfeln besteht **); die bekante Fabel des Orpheus, wie er, durch die Zaubertöne seiner Leier, die Thiere an sich lockt, ist darauf meisterhaft abgebildet.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHEZE, Stadt im Bez. Loudeac des franz. Dep. Nordküste an der Lye, mit nur 358 Einw. (*Hassel.*)

CHEZY, (Ant.), früher Zögling und später Director der Brücken- und Wegbauschule und General-Inspector des Pflasters in Paris, geb. 1718 zu Chalons an der Marne, und gestorben zu Paris 1798, hat sich durch die Ausführung vieler Bauwerke um sein Vaterland sehr verdient gemacht. Dahin gehören die Nivellements beim Kanal von Burgund und der Yvette-Kanal, die Brücken von Neuilly, Mantes und Treport. Von seinen vielen Memoiren über Bauwerke ist nur das über die Niveaux in den Mém. de Savans étr. T. V. abgedruckt; seine Methode der Construction der unbestimten Gleichungen bei Kegelschnitten hat Prony bekant gemacht. (*H.*)

---

*) Vgl. Biogr. univ. T. VIII. (*v. de Lacombe*).

†) Mém. sur sa vie et ses ouvr. in den Mém. *d'Ancillon.* Amst. 1709. p. 147 — 219. *Bayle* Dict. *Baillet* Jugem. T. II. 544. *Crenii* animadv. philol. 104. Niceron 9 Th. 423. Biogr. univ. T. VIII. (von Weiß).

1) *Razoumowsky* Histoire naturelle du Jorat et de ses environs. (Laus. 1789.) T. II. p. 37. 2) *(Franc. Recordon)* Manuel hist., topograph. et statist. de Lausanne et du Canton de Vaud. (Laus. 1824.) p. 189 u. 27.

*) F. L. v. Haller's histor. u. topogr. Darstellungen von Helvetien unter der römischen Herrschaft. Zweite Aufl. (Bern 1817.) II. S. 323. **) *F. J. Durand* Statistique élémentaire. (Laus. 1795.) II. p. 135. v. Haller's Bibliothek der schweizer. Geschichte. IV. Nr. 292 u. 293. — *Sinner* Voyage historique et littéraire dans la Suisse occidentale 1787. II. p. 292. deutet sehr sinnig diese Abbildung mit den Worten: „Ne semble-t-il pas que le dessinateur qui imagina les figures de ce pavé, ait voulu faire allusion au changement des moeurs des Helvétiens? L'allégorie d'Orphée paroît indiquer que ce pays, soumis aux Romains, leur devoit la connoissance des arts agréables, et des moeurs plus douces!"

CHEZY L'ABBAIE, Marktflecken im Bez. Chateau Thierry des franz. Dep. Aisne an der Marne, hat 204 Häus. und 1284 Einw. (*Hassel.*)

CHIABRANA, ein sonst unbedeutender Ort in der piemontesischen Provinz Pinevolo, aber namhaft durch seine Marmorbrüche und seinen Wein. (*W. Müller.*)

CHIABRERA, (Gabriello), einer der berühmtesten lyrischen Dichter Italiens, ward den 8. Jun. 1552 zu Savona im Genuesischen geboren, und empfing den ersten wissenschaftlichen Unterricht im Hause eines väterlichen Oheims in Rom, da er schon vor seiner Geburt Waise geworden war. Hierauf besuchte er die hohe Schule der Jesuiten, das Collegio Romano, wo er glücklichere Fortschritte machte, als bisher im häuslichen Lehrgange, welcher noch dazu oft durch seine Kränklichkeit unterbrochen worden war. Er machte den Kursus der schönen Wissenschaften und der Philosophie, den er erst im zwanzigsten Jahre beendigte. Eine Zeit lang hörte er die öffentlichen Vorträge des Muretus, und Paulus Manucius, welcher neben ihm wohnte, ließ ihn an seinen gelehrten Unterhaltungen Theil nehmen. Eben so erfreuete er sich des Umgangs des Sperone Speroni, so lange sich dieser in Rom aufhielt. Nach seines Oheims Tode trat er in die Dienste des Kardinals Cornaro, aber eine Ehrensache mit einem römischen Kavalier, in welcher er sich eine vielleicht zu rasche und starke Genugthuung verschaffte, nöthigte ihn zur Flucht aus Rom. Er zog sich nach seinem Vaterlande zurück, um, unterstützt von seinem nicht unbedeutenden väterlichen Vermögen, in Ruhe den Musen zu leben. Sein hitziges Temperament verwickelte ihn jedoch auch hier in unangenehme Händel. Er wurde verwundet, rächte sich und mußte sich auf mehre Monate verbannen lassen. Nach Beilegung dieser Streitigkeiten kehrte er nach Savona zurück, wo er in seinem funfzigsten Jahre heirathete, und von der Zeit an ruhig und unabhängig, und obgleich genöthigt, sich, nach bedeutenden Verlusten, ein wenig einzuschränken, dennoch ohne häusliche Sorgen, in bescheidener Wohlhabenheit, von Hohen und Niedern geehrt, den größten Theil seines Lebens zurücklegte. Sein dichterischer Ruhm hatte sich mittlerweile durch das ganze Italien verbreitet, und die Fürsten wetteiferten unter einander, ihn an ihren Höfen, wenigstens als Gast, zu besitzen. Auch ließ sich Chiabrera in der That nirgends lange festhalten, wie glänzend man ihn auch empfangen mochte. Genua und Florenz scheinen ihn am meisten angezogen zu haben, und die umständliche und wohlgefällige Art und Weise, wie er in seiner Lebensbeschreibung der Ehren und Geschenke gedenkt, welche ihm von den Großherzogen von Toscana, Ferdinand I. und Cosmus II., dem Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, dem Herzoge von Mantua, Vincenzo Gonzaga, dem Senate von Genua und dem Papste Urban VIII. dargebracht wurden, zeigt, daß er nicht unempfindlich für dergleichen Auszeichnungen war. Auch bewies er sich dafür dankbar durch seine Gedichte, und seine kühnsten Oden feiern die hohen Häupter seiner Gönner. Um so mehr müssen wir es ihm als Verdienst oder wenigstens als Klugheit anrechnen, daß er seine freie Unabhängigkeit nicht um höfischen Glanz vertauschte. Er starb zu Savona den 14. Okt. 1637.

Seine Ansprüche auf Unsterblichkeit gründen sich nur auf seine lyrischen Gedichte. Was er außerdem geschrieben hat — es ist nicht wenig — erhebt sich nicht über eine gewisse schulgerechte Mittelmäßigkeit. Dahin gehören seine fünf epischen Gedichte, in denen er theils der ariosto'schen Leichtigkeit nachhinkte, theils Trissino's Trokkenheit ein wenig veredelte, theils sogar Tasso's Fluge folgen wollte. Sie sind: l'Italia liberata, auch genant la Gotiade o delle guerre de' Goti, la Firenze, l'Amadeide, il Ruggiero und il Foresto. Nicht viel originaler ist er in seinen dramatischen Arbeiten, unter denen sich auch Schäferstücke und Opern befinden. Ein Irrthum ist es, wenn man ihn den Erfinder der Oper nent. Es gab vor ihm allerdings wenige, und unter diesen wenigen noch weniger gute Opern; aber, was seine Texte auszeichnet, ist auch nicht das dramatische, sondern das lyrische Element. Wir nennen von Opern: Il Rapimento di Cefalo, Amore sbandito, Polifemo geloso, il pianto di Orfeo, und la Vegghia delle Grazie; und die Schäferdramen: Alcippo, Meganira und Gelopea. Noch weniger Beruf hatte er zum Trauerspiel, wovon die Erminia und Ippodamia zeugen.

In der lyrischen Poesie aber hat er für Italien eine neue und schöne Bahn gebrochen, und nur hierauf müssen wir es deuten, wenn er selbst sagt: daß er dem Beispiele seines Landsmannes, des Kolumbus, gefolgt sei, und entweder eine neue Welt entdecken oder untergehen wolle. Die lyrische Poesie der Italiener, durch Petrarca's großes Beispiel begränzt, hatte sich bisher auf die Formen des Sonetts, der Canzone, des Madrigals, der Sestine und der Ballade fast ausschließlich beschränkt, und die Petrarchisten hatten diese Formen bis zur ekelhaftesten Ermattung ausgesungen. Das eigentliche Lied, als Barzellete, gehörte nur dem gemeinen Volksgesange an, und die höhere Ode war so gut als gar nicht vorhanden. Chiabrera fühlte diesen Mangel und durchbrach die engen Schranken des lyrischen Kanons seiner Nation, indem er namentlich die Ode und das Lied zum freiern Ergusse der Empfindung in freieren Maßen zuerst mit entschiedenem Glück versuchte. In der Ode waren die Alten, und namentlich Pindar, seine Muster; jedoch vergaß er dabei, — und wer möchte es tadeln? — den Italiener so wenig, daß er von dem thebanischen Sänger wol nur malerische Phrasen, kühne Bilder und eine gewisse lyrische Ekstase herholte, ohne darüber die alte Redseligkeit der Canzonenpoesie zu verlernen. Es ist daher auch nichts als eine Phrase, wenn man Chiabrera den italienischen Pindar nent. Neben dem Pindar soll er aber noch ein Anakreon seyn, und in der That hat er manches Anakreontische in der neuen Liederform der Barzelletten italienisirt. An rhythmischem Schwung und lyrischer Freiheit und Kühnheit übertrifft er alle seine Vorgänger, Zeitgenossen und Nachfolger, wenige Neuere ausgenommen. Schade nur, daß seine höchsten Oden sich in ihren Gegenständen nie höher erheben, als bis zu den hohen Häuptern seiner Gönner! Noch entschiedener ist Chiabrera's Talent für das Lied (canzonetta), und hier erreicht er im freiesten und natürlichsten Schwunge nicht selten die Wahrheit, welche

wir in seinen gerühmtesten Oden fast überall vergebens suchen. Zu dem Plattesten und Rohesten, was je in italienische Verse gebracht worden ist, gehören seine Ausfälle gegen Luther [1]).

Unter den italienischen Literatoren wird Chiabrera fast allgemein überschätzt [2]), jedoch haben Einige derselben, auch hierin nur der Form huldigend, ihm die Freiheiten nicht vergeben wollen, die er sich für seine neue Lyrik mit der Sprache erlaubt hat. Dergleichen sind z. B. die Reimendungen auf Consonanten, wie Feton, Orizzon, statt Fetonte, Orizzonte, worin er Dante zum Vorgänger hatte; ferner die griechisch gebildeten Zusammensetzungen oricrinito, riccaddobbato u. a. m., und seine Inversionen, wie: se di bella ch' in l'Indo alberga Musa. Sehr naiv ist Tiraboschi's Urtheil über Chiabrera's poetische Vielseitigkeit. Er meint, man erkenne zwar in allen seinen Werken den Chiabrera, cioè un poeta versatissimo nella mitologia e nella erudizione greca e latina, maestoso, fecondo, eloquente; wenn man aber dennoch viele seiner Gedichte nicht zu den besten ihrer Gattung zähle: so müsse man bedenken, daß es dem großen Pindar eben so ergangen seyn würde, wenn er sich im Epos versucht hätte. So weit Tiraboschi. Übrigens war Chiabrera ein mit den Alten gründlich vertrauter Gelehrter, und so eingenommen von ihren Vorzügen, daß er von jedem Gedicht, welches er vortrefflich fand, zu sagen pflegte, es sei griechische Poesie. Seinem menschlichen Charakter huldigen alle Zeitgenossen, aber seine Persönlichkeit soll nicht angenehm gewesen seyn [3]). (*W. Müller.*)

1) S. Opere. Vol. I. p. 269 ff. 2) S. außer Tiraboschi die Lobreden von Strozzi, Rinuccini, Ciampoli, Marini u. A. m. in der Samlung der Poesie etc. Genua 1794. 8. 3) Chiabrera's lyrische Gedichte erschienen zuerst zu Genua in drei Büchern, 1586, 1587 und 1588. III. 4., unter dem Titel: Rime. Wiederholt 1605—6. III. 8. 1618—19. III. 8. ebend. und Fir. 1627—28. IV. 4. Diese Ausgaben besorgte der Dichter selbst. Von den spätern nennen wir: Poesie d. Ch. unite, accresc. e corrette (da Gius. *Paolucci*). Roma 1718. III. 8. — Opere (poesie). Ven. 1730—31. IV. 8. Ebendas. 1768 und 1782. V. 12. — Eine beliebte Ausgabe ist die von Livorno, angebl. Londra. 1781. III. 12. Auch in der Saml. der Class. Ital. Mil. 1807. 8. III. 8. — Die Samlungen von Chiabrera's Werken: Ven. 1768. VI. 8. und ebend. 1782. V. 12. sind nicht vollständig. Delle Guerre de' Goti etc. Ven. 1582. 12. Nap. 1604. 4. Ven. 1771. 4. Einige führen dieses Epos unter dem Titel: l'Italia liberata auf, Andere machen aus der Italia liberata ein eigenes Epos. — L'Amadeida. Gen. 1620. 4. 1654. 12. — Firenze. Fir. 1615. 4. 1628. 12. Nap. 1637. 12. Ferrara 1777. 12. Nach Ebert zwei verschiedene Gedichte unter gleichem Titel. — Poemi eroici postumi (il Foresto e il Ruggiero) per *G. M. Spinola*. Gen. 1653. 12. Nach andern Angaben heißt der Titel: Il Ruggiero. Überhaupt sind diese epischen Gedichte Chiabrera's so verschollen, daß nicht einmal Tiraboschi sie gelesen zu haben scheint. — Poemetti. Fir. 1598. 4. Kleinere epische Gedichte, auch in den venetianischen Ausgaben der Opere. — Die Theaterstücke größten Theils in diesen Samlungen. Einzeln: Erminia, Trag. Gen. 1622. 12. Alcippo. Gen. 1604. 12. Ven. 1605. 12. Gelopea. Ven. 1607. 12. Meganira. Fir. 1608. 8. Ven. 1609. 12. Poesie boschereccie. Fir. 1608. 8. Ven. 1610. 12. Facoletto. Fir. 1615. 8. Auch Lettere. Bologna 1762. 4. Die Samlung: Alcune poesie di Gabr. Chiabr. non mai prima d'ora pubblicate. Gen. 1794. 8. enthält eine Canzone, das Trauerspiel Ippodamia und Elogi. (Chiabr. Selbstbiogr. vor der Amadeida. Vgl. *Crescimb.* II. 482 ff. *Tiraboschi* VIII. 449 ff. Ginguené in der Biogr. univ. Bouterwek B. II. S. 365 ff.)

CHIANA, ein Gebirgsfluß in Italien, welcher sein Wasser aus mehren Quellen an der Gränze des Kirchenstates und Toscana's in der Gegend von Chiusi sammelt. Hier fließt er aus einem See in südlichem Laufe fort und ergießt sich in die Tiber. Der eben so genante Abfluß aus jenem See in den Arno, rührt von dem alten Kanal her, welcher gleichfalls, wie der eigentliche Fluß, Clanis hieß *). (*W. Müller.*)

*) Vgl. Clanis. Nach Mannert soll der eigentliche Fluß jetzt Chiare heißen.

CHIANNI, nur aus wenigen Häusern bestehend, aber bekant durch das Bagno a Restone, liegt nicht weit von Livorno im Vicariat Lari. (*W. Müller.*)

CHIANTLA, Dorf in dem Distr. Gueguetenango der Guatemala-Prov. Totonicapan unweit des Higuero, der aber nur periodisches Wasser hat, mit 680 Einw. und einem Bergwerke, das gutes Blei, Silber und Quecksilber ausbeutet, aber vorzüglich wegen seines wunderthätigen Marienbildes merkwürdig, wohin am 2. Febr. und 3. Septbr. eine große Menge Pilger wallfahrtet. (*Hassel.*)

CHIAPA, 1) ein Stat auf dem Hochplateau von Mittelamerika, der nach einigen Nachrichten zu der Union der mittelamerikanischen, nach andern zu der der mexikanischen Staten getreten ist, worüber am 1. Oktbr. 1824 noch nichts Gewisses verlautete; vorher gehörte er als eine Intendanz zu dem Generalkapitanate Guatemala. — Chiapa war, als die Eroberer nach Mexiko kamen, ein unabhängiger Stat mit republikanischer Regirungsform, der in der Civilisation mit dem der Azteken auf einer gleichen Stufe stand: die Chapaneken hatten den Kalender und das chronologische System der Azteken angenommen, aber ihre Religion war verschieden: in derselben figurirte vorzüglich ein Heroe, Namens Votan, dem ein Tag in jeder Woche heilig war. Sie besaßen die geschicktesten Weber, Schmiede, Korbflechter, und keine indianische Nation kam ihnen in industrieller Hinsicht gleich. Als Cortez die Eroberung von Mexiko vollendet hatte, sandten sie Botschafter an denselben, und bezeugten ihre Unterwerfung oder trugen vielmehr ihm ein Bündniß an. Allein diese Botschafter schienen von den Spaniern beleidigt zu seyn; nach ihrer Rückkehr wollten die Chapaneken von dem angetragenen Bündnisse nichts weiter hören, und Cortez sah sich genöthigt, den Diego de Mazariegos mit einem Heere nach Chiapa zu senden. Die Chapaneken vertheidigten sich indeß so muthig, und unterwarfen sich erst dann, als ihnen eine sehr ehrenvolle Kapitulation bewilligt war, vermöge deren sie bis auf die neuesten Zeiten größere Vorrechte, als die übrigen Indianer behauptet haben. Soconusco oder die Provinz am Meere bestand von Chiapa abgesondert; Alvarado auf seinem Zuge gegen die Quichen und Kachiquelen unterwarf sich dieselbe, und sowol aus Chiapa als aus Soconusco wurden in der Folge besondere Provinzen gebildet, die anfangs dem Vicekönige von Mexiko unterworfen waren, dann aber davon getrent und zur Audienz von Guatemala geschlagen wurden. Soconusco bildete ein Gouvernement, Chiapa eine Alcaldia superior. 1790 wurde die Intendanz von Chiapa errichtet und Soconusco mit Tuxtla

derselben untergeordnet. — Chiapa mit Einschluß von Soconusco und Tuxtla breitet sich von 281° 46′ bis 284° 18′ östl. L. und von 14° 40′ bis 17° 30′ nördl. Br. aus, gränzt im N. mit Tabasco, im NO. mit Yucatan, im O. mit Tolonicapan, im SO. mit Suchiltepeques, im S. mit dem Ocean, im W. mit Oaxaca, und hat einen Flächenraum von 1823,[73] □Meilen. Es liegt größten Theils auf dem Hochplateau; die Cordillera zieht sich jedoch mit ihrem Hauptkamme zunächst dem Australocean und setzt dort ihre höhern Spitzen auf, worunter auch einige Vulkane, die indeß längst ausgetobt haben, oder doch nur Rauch und Asche auswerfen; die Distr. Chiapa und Tuxtla gehören ganz dem Hochplateau an, doch haben sie nur eine mittlere Seehöhe von 2500 bis 3500 Fuß, und Tierras Frias darf man hier nicht suchen; der Distrikt Soconusco bildet eine schmale Küstenterrasse am Australocean, und gehört zu den Tierras Calientes. Das Ganze ist recht gut bewässert: die Grijalva oder der Tabasco mit dem Comitlan, und der Zeldales mit dem Ocozingo gehen nach Tabasco über und dem Golfe von Mexiko zu, die Guistla verliert sich durch Soconusco in dem Australocean. Außerdem tränken viele geringere Flüsse, Bäche und Quellen das Land. Die Laguna von Chiapa liegt auf der Ostseite: es öffnen sich verschiedene Heil- und Salzquellen. Das Klima in den Distr. Chiapa und Tuxtla ist so gemäßigt, daß daselbst europ. Cerealien und europ. Hausvieh gut gedeihen; der Distr. Soconusco hat völliges Tropenklima, an seinem Gestade wüthen im Winter die fürchterlichen Papagollos und verbieten jede Schiffsahrt. Chiapa erzeugt auf dem Hochplateau nicht allein europ. Cerealien, sondern auch Mais, Kartoffeln, Zuckerrohr, den Chiapapfeffer, Baumwolle, Hanf, Pito und Tabak; es hat neben europ. Obste und Reben, Ananas, Bananen, Sapoten und Breiapfel. Die Wälder sind nicht allein mit den mannichfachsten Gummibäumen, sondern auch mit Mahagoni-, Guayacan- und Eisenholze angefüllt; in denselben lebt der Tapir und alle diesem Theile von Amerika angehörigen Thiere und Vögelarten, worunter der Toto oder Todus viridis mit seinem herrlichen Gefieder hier einheimisch ist; die Flüsse sind mit Fischen aller Art angefüllt, aber auch der Alligator ist in ihnen gemein. Von Metallen gibt es Gold, Silber, Kupfer und Blei: auf Silber und Kupfer wird gebauet, Gold wäscht man aus den Flüssen. Auch sind Vitriol, Schwefel und Salz häufig. Auf dem Hochplateau treibt man neben Plantagenbau auf Zucker, Baumwolle, Pfeffer und Agaven, ordentlichen Ackerbau und hält europ. Hausvieh, dessen Race sich jedoch verschlechtert hat; in Soconusco findet bloß Plantagenbau auf Kakao, der für den besten in Mittelamerika gilt, auf Zucker, Baumwolle, Indigo und Tabak Statt, aber die einzige Cerealie, die der lothrechte Stral der Sonne nicht verbrent, ist der Mais, auch sammelt man Achiote (bixa orellana), Vanille, ein Lache de Maria genantes Gummi und Pita ein. Die Provinz enthält höchstens 130,000 Einw., 1778 wurden deren 69,255, 1796 99,001 gezählt, die in 1 Ciudade, 1 Villa und 109 Dörfern wohnten, und unter 38 Kirchspiele mit 102 Kirchen, die dem Sprengel des Bischofs von Ciudad Real unterworfen, vertheilt waren. Die Indianer auf dem Hochplateau gehören zu den Stämmen der Chapaneken, welche die Mehrzahl ausmachen und vorzüglich in der Umgegend von Ciudad Real zusammengedrängt sind, zu denen der Zoques, Celtales und Quelesminit, die noch ihre ursprünglichen Sprachen reden, obgleich auch Spanisch überall verstanden und geredet wird; in Soconusco sind die Marus zu Hause. Sie sind sämtlich angesessen, treiben Acker- und Plantagenbau, Viehzucht, Fischerei, Jagd, verfertigen Gewebe zur Kleidung aus Baumwolle, Wolle und Pita, machen töpferne Geschirre, Körbe und Schmiedewaren; den Überschuß ihrer Erzeugnisse versenden sie meistens nach Mexiko. Durch das Land führen die beiden Hauptstraßen von Mexiko nach Guatemala und von Ciudad Real nach Vera Cruz, die beide doch nur für Maulthiere gangbar sind; die Grijalva wird mit Boten befahren, und dürfte bald eine wichtige Handelsstraße werden. Der Stat, welcher sich für unabhängig erklärt und, nach den Berichten aus Mexiko, sich der Union zu Mexiko angeschlossen hat, zerfiel bisher in 3 Distrikte: Ciudad Real, Tustla od. Tuxtla und Soconusco. Ciudad Real war die Hauptstadt. In seinem Umfange finden sich mehre indianische Alterthümer, höchst merkwürdig ist die unterirdische Stadt Culiacan, das Herkulaneum von Amerika, wovon unter dem Artikel Palanque das Weitere vorzüglich nach Juarros history of Guatimala und Alcedo. — 2) Chiapa de los Indios, jetzt ein Dorf in dem Distrikt Tuxtla des Stats Chiapa am Tabasco, mit 2 Kirchen und 1568 Einw., die verschiedene Privilegien genießen. Es ist 1527 von Diego de Mazariegos gegründet. *(Hassel.)*

CHIARAMONTE, 1) Parlamentsstadt in der sicilischen Intendantur Siragosa, auf dem Gipfel eines Berges regelmäßig und weitläufig gebaut. Durch das Erdbeben von 1693 hatte sie sehr gelitten; jetzt zählt sie gegen 6600 Einwohner, welche einen kleinen Handel treiben. Vorzüglich berühmt ist der hiesige Wein; auch findet man in der Umgegend eine absorbirende Erde, von welcher in der Medicin Gebrauch gemacht wird. — 2) Ortschaft am Sinno in der neapol. Provinz Basilicata, ebenfalls durch guten Wein bekant. *(W. Müller.)*

CHIARI, ein beträchtlicher Marktfl. in der Delegation Brescia, bei welchem im J. 1701 die Östreicher über die Franzosen siegten. Er liegt am Oglio und zählt gegen 8000 Einw., welche vornehmlich Seidenspinnereien und Gärbereien unterhalten. *(W. Müller.)*

CHIARI, (Pietro), gewöhnlich der Abbate Chiari genant, war zu Brescia gegen den Anfang des 18. Jhd. geboren, wurde nach Vollendung seiner Studien Weltgeistlicher, und lebte, ohne jemals einem Amte vorzustehen, einzig mit seinen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, größten Theils zu Venedig unter dem Titel eines Hofpoeten des Herzogs von Modena. Gegen Ende seiner Laufbahn zog er sich nach Brescia zurück, wo er 1787 (oder 1788) in hohem Alter starb. Er hat sich als dramatischer Dichter einen Namen unter seinen Landsleuten erworben. Seine Bestrebungen für das Theater fallen in eine Periode mit denen des Goldoni und Carlo Gozzi, und kreuzen sich mit Beiden, jedoch hat er nur gegen Goldoni in dem eigentlichen Verhältniß feindseliger Nebenbuhlerei gestanden. Seine Lustspiele und Schau-

spiele wurden neben denen des Goldoni in Venedig aufgeführt, in großer Anzahl, gegen 60 in zehn bis zwölf Jahren, und, wie er selbst berichtet, mit nicht geringerem Beifall, als die seines Mitbewerbers. Lächerlich ist die Art, wie er dem Goldoni in gleichen Stoffen immer die Spitze bieten wollte, ohne zu bemerken, wie er sich dadurch zu einem Nachahmer herabwürdigte. So ließ er z. B. Moliere in einem seiner Stücke auftreten, sobald Goldoni denselben Versuch gemacht hatte, und als dieser den Terenz auf das Theater gebracht hatte, folgte Chiari's Plautus nach. Die Sposa persiana Goldoni's zog Chiari's Schiava chinese nach sich, und selbst in der Form trat dieser gern in seines Nebenbuhlers Fußtapfen, wie z. B. in dem gereimten vierzehnsylbigen Vers des Lustspiels *). Aber es fehlt allen Produkten Chiari's poetisches Leben und komische Kraft, und diese Eigenschaften lassen sich nicht durch Kunstregelmäßigkeit und schulgerechte Reimerei ersetzen. Wenn es also wahr ist, daß seine Dramen in Venedig eben so viel Beifall fanden, wie die des Goldoni, so kann das nur von dem ohnedieß genug belegbaren Verfall des italienischen Theaters zeugen. Auch überlebte er selbst seinen Ruhm noch, und Goldoni's Lustspiele in Prosa trugen den Sieg über das poetische Geschwätz der seinigen davon. Am unerträglichsten sind seine Trauerspiele, denn auch darin hat er sich versucht. Seine dramatischen Werke sind in 10 Bänden in 8. gesammelt: Commedie in versi del Ab. Pietro Chiari. Venez. 1756. Dazu gehört noch: Nuova raccolta di Commedie in versi del Ab. P. Ch. Venez. 1762. II. 8. Auch Romane, Lehrgedichte, Briefe, Abhandlungen hat Chiari geschrieben und drucken lassen; aber auch diese Arbeiten, deren Titel wir übergehen, erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit **). (*W. Müller.*)

CHIASTOLITH, (Hohlspath Werner; Macle Hauy). Ein noch nicht in allen Beziehungen hinreichend bekantes Mineral, das in Thonschiefer und auch neuerlich in körnigem Kalkstein und Dolomit in eingewachsenen Krystallen angetroffen worden ist. Die Krystalle, in denen es sich findet, sind vierseitige, sehr schwach (unter 91° 50′ und 88° 10′) geschobene gerade Prismen, die aber aus einer weißen und einer schwarzen Substanz zusammengesetzt sind, und folgende Vertheilung zeigen: I. Im Querdurchschnitt betrachtet: 1) (tetragramme H. fig. 65.). Die schwarze Substanz bildet einen Rhombus, dessen Seiten parallel mit den Kanten des weißen laufen, und welcher im Mittelpunkte steht. Von seinen Ecken laufen feine weiße Linien nach den Ecken des äußern Rhombus; 2) (pentarhombique H. fig. 66.) zu der vorigen Figur tritt noch in jeder Ecke des weißen Rhombus ein kleiner schwarzer; 3) (polygramme H. fig. 67.). Zu der vorigen Figur kommen noch zarte schwarze Linien, die parallel mit den Seiten der rhombischen Bruchfläche laufen. II. Im Längendurchschnitt betrachtet: 1) die schwarze Substanz geht gleichförmig der Länge nach durch. Bisweilen ist die schwarze Substanz so vorwaltend, daß die weiße nur einen dünnen Überzug (circonscrite [illegible]) bildet; 2) die schwarze Substanz nimt nach der Mitte zu allmälig an Umfang ab; 3) sie ist in der Mitte am dicksten und verschmälert sich nach den Enden hin. Bisweilen finden sich kreuzförmige Vierlingskrystalle, auch kommen schilfartige Prismen vor. Ziemlich vollkommene Blätterdurchgänge bemerkt man parallel mit den Flächen des Prismas, undeutlicher nach den Diagonalen und der Endfläche, auch gibt Hauy noch zwei undeutliche Durchgänge parallel der Axe an, die sich unter ungefähr 120° schneiden. Der Bruch ist muschelig oder splitterig, mit etwas Glanz, aber gewöhnlich ist die Masse etwas verwittert, dann wird der Bruch erdig und matt, und danach ändert sich auch die Härte von der Quarzhärte bis zur Apatithärte, und die Durchsichtigkeit vom Durchscheinenden bis zum Undurchsichtigen ab. Das spec. Gewicht beträgt 2, 9 bis 3, 0. Vor dem Löthrohre schmilzt die weiße Masse zu einem weißen, die schwarze zu einem schwarzen Glase. Eine chemische Analyse fehlt noch, doch enthält der Chiastolith, nach Berzelius, Kieselerde und Thonerde, wahrscheinlich auch Kalkerde, und scheint dem Andalusit nahe verwandt zu seyn.

Seine vorzüglichsten Fundorte sind: das Departement Morbihan bei St. Jago di Compostella in Spanien, die Sierra de Maranno in Portugal, Gefrees im Baireuthschen im Thonschiefer; am Simplon und bei Couledoux im Departement der obern Garonne im Kalksteine. (*Germar.*)

CHIAVARI, eine Stadt im Genuesat, zu Riviera di Levante gehörig, bei dem Meerbusen von Rapallo, in der Gegend, wo der Sturla sich einmündet. Die Hauptkirche des Orts zeichnet sich durch eine große und meisterhafte Orgel aus. Der kleine Hafen faßt nur Küstenfahrer und unterstützt den Handel der Einwohner, deren Zahl auf 7700 steigt. Die Umgegend ist ergiebig an Oliven und Wein, und auch der Seidenbau wird mit Erfolg getrieben. Die Fischerei liefert vorzüglich Sardellen †). (*W. Müller.*)

CHIAVENNA, (il Contado di Chiavenna, Comitatus Clavennae, teutsch Cleven), ist von Graubünden, dem Veltlin und der Provinz Como umgeben [1]). Mit einem Flächenraum von 12 — 14 □M. dehnt sich das Land auf dem südlichen Abhange der rhätischen Alpen bis zum Lago di Como aus, und bildet außer dem Hauptthale, das man als eine Fortsetzung des Bregells (Bregaglia) betrachten kann, mehre Nebenthäler, wovon die bemerkenswerthesten sind: 1) das alpenreiche Valle di Leg, 2) Valle di Fraccia, 3) Valle di San-Giacomo, das voll malerischer Abwechselungen von der Lira durchflossen wird und bis an den Splügen hinauf reicht [2]),

*) Versi martelliani, eine Nebengattung des Alexandriners. Die meisten sind in Alexandrinern. **) S. Biogr. univ. (*Ginguené*) und Bouterwek rc. II. S. 474 — 77.

†) In der Hauptkirche und in dem Hause Falconi sollen sich einige gute Gemälde von genuesischen Meistern befinden.

1) S. die sehr seltene Mappa della linea e dei termini di confine, tirata fra lo stato de Milano e Dominio Rheto 1764. 2) „Partie de Chiavenno le 28 avril, j'entrai dans la vallée de St. Jaques, arrosée ou plutôt désolée par un torrent impétueux qui se joint à la Maira; elle n'offre que paysages sinistres, rocs culbutés du haut des montagnes, maisons ruinées, arbres déracinés, prairies ensablées etc.“ Conservateur Suisse. (Laus. 1813.) T. I. p. 240.

4) Val di Natt, 5) Valle die Codera, mit Granittrümmern übersäet, und 6) das romantische Valle di Bovera. Das Hauptthal wird, seiner Länge nach, von der Maira bewässert, die aus dem Bregell kommend, sich, vereint mit der Adda, in den Comersee ergießt. Von ihrem Eintritt in die Grafschaft nimt sie nach einander die Pluvia, die Fraccia, bei Mese die Lira, die Crezza, die Mengasca, welche sich mit dem Boggio vereinigt, und mehre andere Bäche auf, und fließt durch den mit Felsen umgebenen Laghetto di Chiavenna (den Clefenersee), den die meisten Karten irrthümlich als einen Theil des Lago di Como darstellen. Die genanten Bergströme, eben so fischreich als reißend, richten nicht selten große Verwüstungen an. Sie stammen alle von den Schneebergen, die mit Ausnahme der Südseite, die Landschaft begränzen. Unter den Bergen verdienen eine Erwähnung der bekante Splügen, la Furcula, über den man jedoch nur im Sommer in das Misoxerthal gelangen kann; la Francesca, über den ein Paß in das Comaskische führt; der Siviggia, der mit einem ungeheuern Gletscher das Coderathal schließt; der Savone, von welchem herab einer der herrlichsten Wasserfälle (Aqua fraggia) herunterstürzt; der zerklüftete Conto. Wer kann ihn betrachten, ohne wehmüthig der einst so reichen Ortschaften Piuri (Plürs) und Cilano zu gedenken, die unter seinem Schutte begraben liegen? Auf den minder hohen Bergen sind fette Weiden und schöne Waldungen, auf den Bergabhängen Kastanienwälder und Wiesen, in den Tiefen Getreidefelder, fruchtbare Ländereien mit allen Reizen und Früchten geschmückt, die dem nördlichen Italien angehören. Aufgewogen werden freilich diese Schönheiten durch ungeheuere Schuttkegel, durch die vielen sichtbar zerrissenen Felsen, die warnend den Einsturz drohen, durch die mannichfaltigen Spuren verheerender Lawinen und Ruffenen [3]). Es leidet wol keinen Zweifel, daß das unvorsichtige Durchwühlen der Berge, um darin Lavetz- oder Topfsteinlager zu entdecken, die Gefahren um Vieles vermehrt, die hier den Menschen allenthalben umgeben. Auch ist die Ebene zwischen Chiavenna und dem gleichnamigen See (Riva di Chiavenna) ungesund, weil ihre Sümpfe, zumal im Sommer und wenn der Sirocco wehet, Wechsel- und Faulfieber erzeugen. Die Einwohner, etwa 9000 Selen, sind bis auf die reformirte Gemeinde in dem Hauptort Chiavenna, katholischer Religion, dem Stamme, der Sprache, den Sitten nach italienisch [4]). Auf den beträchtlichen Alpen leben sie von der Viehzucht, in den milderen Gegenden von dem Getreide-, Obst- und Weinbau, von der Seidenzucht und dem beträchtlichen Handel. Der vorzüglichste Zweig des Letzten besteht zwar in Speditionsgeschäften, doch versenden sie auch die Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Kunstfleißes in das Ausland, als Wein, Vieh, Kastanien, Feigen, Mandeln, Pomeranzen, eingemachte Früchte, rohe Seide und allerhand Geschirr aus Lavetzstein. Die Armen unter dem Volke, zumal die Jacobsthäler, wandern häufig bis Mailand, Venedig, selbst Neapel aus, um sich einiges Geld zu erwerben, womit sie dann in die Heimath wieder zurückkehren. Der schöne Dachschiefer bei Gordona wird nur im Lande verbraucht, und der Asbest, der häufig in den Bergen vorkomt, ist bis jetzt nur versuchsweise zu Leinwand gesponnen worden [5]). Dagegen wühlt man allenthalben in dem Schoße der Berge, um Topfstein [6]) zu finden, dessen zu Lavezzi (Geschirr aus Lavetzstein) geeignetste Art in den Verzweigungen des Berninagebirgs bei Dasile, Corotto und Uscione unweit Savogno bricht. Für den Handel überhaupt ist die Lage äußerst günstig, indem die großen Pässe über den Splügen, den Septimer und den Maloja, welche aus der Schweiz nach Italien führen, hier mit dem Lago di Como gleichsam zusammentreffen. Dieser eigenthümlichen Lage verdankt die Landschaft den Namen, den sie führt [7]), da man sie als den Schlüssel (Chiave) zu den bedeutendsten Alpenpässen der Schweiz und der Lombardei ansieht. In militärischer Beziehung ist sie deßwegen von ungemeiner Wichtigkeit. Auch haben stets die in Rhätien geführten Kriege die Grafschaft Clefen mit umfaßt; denn, wie Kasthofer [8]) sehr richtig bemerkt: „jede Macht, die Bormio, Valtellina und Chiavenna besitzt, steht innerhalb dem hohen Alpenwall, den die Natur im Süden um Helvetien schützend gezogen."

Vom J. 1039 an nent die Geschichte Grafen von Chiavenna, und seit dieser Zeit ist das Land immer unter dem Titel einer Grafschaft besessen worden. Mit dem benachbarten Veltlin hat sie gleiche Schicksale getheilt [9]), und, wie dasselbe, bald den Comaskern, bald den Mailändern, bald den Bischöfen von Chur, bald den Franzosen und Spaniern gehorcht. Von 1512 bis 1797 gehörte die Grafschaft als Unterthanenland der Republik Graubünden [10]), von welcher sie mittels eines Machtspruches Bonaparte's getrent ward [11]), um erst zur cisalpinischen Republik und später zum Dipartimento dell' Adda

3) Rüfi, Ruffene, ein Schweizerausdruck, um eine Schlammlawine zu bezeichnen. 4) Vgl. H. Zschokke's hist. Denkwürdigkeiten der helvetischen Statsumwälzung. (Winterthur 1803.) Band I, S. 116.

5) Neuerdings hat sich die Signora Perpenti in Como um die Bearbeitung des Asbestes viele Verdienste erworben. Sie läßt ihn zu so feinen Fäden verspinnen, daß nicht nur Zeuge, sondern selbst Kanten daraus verfertigt werden können. Vergl. Sulla Filatura dell' Amianto di Candida Lena *Perpenti* im Giornale della Società d'incoraggiamento delle scienze e delle arti stabilita in Milano. T. IV. (1808.) p. 328. und Biblioteca italiana. Mil. T. V. (1817.) p. 133. wird ausdrücklich bemerkt: „La signora Perpenti, nota pé suoi lavori coll'amianto ch'ella perfezionò a segno da tesserne delicatissimi merletti." 6) Lapis ollaris s. lebetum. Die Römer nanten ihn Lapis Comensis, weil sie von Como das daraus verfertigte Kochgeschirr bezogen. 7) „Nomen hoc a clave venit, per Castrum enim Clavennae, tanquam per clavem, exteris populis transitus in Italiam olim praecludebatur." *Fort. Sprecher à Berneck*, Pallas rhaetica armata et togata. (Bas. 1617.) 4. p. 293. 8) Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig, Bragel, Kirenzenberg, und über die Flüela, den Maloya und Splügen. (Bern 1825.) S. 246. 9) Vgl. Ulysses von Salis, Fragmente der Statsgeschichte des Thals Veltlin und der Grafschaft Clefen und Worms, aus Urkunden. o. O. 1792. 2 Bde. 8. Nach Zschokke's Urtheil ein Meisterwerk! 10) S. „Darstellung der gegenseitigen Verhältnisse Bündens und Veltlins von 1512 bis 1815" im schweizerischen Museum. Jahrg. 1816. Heft VI. 11) Die dießfallsige Urkunde aus Passeriano, den 10. October 1797, ist teutsch übersetzt in H. L. Lehmann's Schrift: Die Grafschaften Chiavenna und Bormio nach ihrer bisherigen politischen und geographischen Lage und Verfassung dargestellt. (Leipzig 1798.) S. X.

des Königreichs Italien geschlagen zu werden. Der Wiener Congreß gab das Land dem Kaiser von Östreich, der es der Provinz Sondrio des lombardisch-venetianischen Königreichs einverleiben ließ. Graubünden hat indessen mittels einer förmlichen Urkunde vom 10. Brachmonat 1815[12]) seine Ansprüche auf Chiavenna feierlichst verwahrt.

Außer den erwähnten Örtlichkeiten sind noch nachstehende nennenswerth: I. in dem Flußgebiete der Maira: 1) Chiavenna (s. den folgenden Art.); 2) Crotti, dessen Namen von den vielen Felsenspalten herkomt, die zu Kellern benutzt werden [13]). Sie heißen Venturoli und gleichen den im Band XV. S. 149. beschriebenen Cantine di Caprino. 3) Santa Croce, wo zu graubündnerischen Zeiten der Podesta wohnte. 4) Santa-Maria-di-Prosto, wegen der Kirche oft San-Martino genant, mit der berühmten und sehenswerthen Lavezzifabrik. 5) Die Ebene am Fuß des Conto, ein wahres Bild der Zerstörung. Sie deckt Piuri (Plürs) und Cilano. 6) Rongalia, der Sitz der reichen Familie Vertemati-Franchi, die hier einen Palast besitzt. 7) Dona, eine Nachbarschaft der ansehnlichen Gemeinde Prada. Das ehemalige Benedictinerkloster hatte Valentina, eine Tochter des Johann Galeazo Visconti, gestiftet [14]). 8) La Riva di Mezzola, mit bedeutenden Warenniederlagen. 9) Somagia, auch Samolico oder Sommolago, der Summus lacus des antoninischen Itinerars. Der Schutzpatron dieser Gemeinde, deren Lage der Name bezeichnet, der heilige Fidelis, soll hier unter dem Kaiser Maximinian den Martyrertod erduldet haben. Seine Gebeine sind bereits im J. 937 nach Como gebracht worden. 10) Era, mit den Überresten des von den Trivulzi erbaueten Schlosses Sant-Andrea. 11) Monte nuovo, wo die Trivulzi das ansehnliche Schloß Panperduto (Panisperdutus) besaßen. II. In dem Flußgebiete der Lira: 12) San-Giacomo, das dem Jakobsthale den Namen gegeben hat. 13) San-Guilielmo, wo der Leichnam des heiligen Wilhelms liegen soll. 14) Santa-Maria-di-Galliavatcio, gewöhnlich Gianazzo genant. In der Wallfahrtskirche ist das große Altargemälde, welches die Krönung der heiligen Jungfrau darstellt, das Meisterstück von Paul Camillo Landriani [15]). 15) Campo dolcino, auf einer fast wagerechten Bergebene, entspricht durch seine Lage und den Reiz seiner Umgebungen dem schönen Namen, der teutsch in Campolschin verwandelt wird. Von hier führt ein Fußpfad auf den Splügen über das einsame Dorf Scaloggia. 16) Fraciscio, in alten Urkunden Fraeitium, in dessen Nähe der Berg S. Bernardo. 17) Trinita, Olmo, Uggia und Albarede, welche Ortschaften die so geheißenen mittlern Berge (Montes de medio) bilden. 18) Madesimo, teutsch Madesen, ist das Torvae aedes des antoninischen Reisebuchs, wie die Entfernung von Como und von Chur es beweisen. Es besitzt eine starke Mineralquelle. 19) Isola, das höchste Dorf im Jakobsthale, an 3900 Fuß über dem Meer, im Angesicht des Tombogletschers, mitten in einer seltenen Fülle von rieselnden und stürzenden Gewässern. Die neue Straße, die von Clefen nach Chur über den Splügen führt [16]) und an den Prachtbau des Simplon erinnert, berührt mehre von den eben genanten Ortschaften, da sie durch das Jakobsthal seiner ganzen Länge nach läuft. Sie hat an vielen Stellen eine andere Richtung erhalten, als die alte Splügenstraße. Diese letzte führte unweit Isola über den Cardinell [17]), einen der gräßlichsten und gefährlichsten Alpenpässe. Am Cardinell entspringt die Lira.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Chiavenna, der offene Hauptort der gleichnamigen Grafschaft, liegt an der Maira [1]), in einer zwar furchtbaren, aber dennoch vom Monte del Oro, dem Carnella und dem Conto etwas eingeschlossenen Gegend (46° 19′ 28″ nördl. Br. 27° 5′ 30″ d. L.). Zu den Sehenswürdigkeiten gehören: 1) die sechs Kirchen, namentlich die im J. 1538 neu aufgeführte Hauptkirche zu St. Lorenzo; 2) das dabei befindliche Beinhaus (Ossario) mit künstlichen Knochenbildern; 3) das Schloß mit dem durch einen von Salis angelegten Garten, il Paradiso genant. Auf dem Berge erblickt man noch einige Überreste von vormaligen Befestigungswerken [2]). Dieser Berg ist von der Spitze bis an den Fuß künstlich zerspalten worden, wodurch eine Kluft von 200 Fuß Tiefe, 500 Fuß Länge und 30 Fuß Breite entsteht. Man nent sie la

12) S. „Bewahrung der Rechte des Freistats Graubünden gegen die Abreißung von Veltlin, Kleven und Worms" in Usteri's Handbuch des schweizerischen Statsrechts. (Zweite Ausgabe Aarau 1821.) S. 61. 13) „Propter cryptas subterraneas, quarum maxima circa oppidum est copia, quibus illi pro cellis vinariis utuntur." *Sprecher à Berneck* Rhaetia. (Lugd. Bat. ex off. Elzeviriana anno 1633.) p. 420. 14) „Nachdem sie, sagt Lehmann (a. a. O. S. 60.), des Liebelns satt hatte." Ähnliche leidenschaftliche Äußerungen kommen in dem Werke häufig vor. Sprecher von Berneck nent (a. a. O. S. 295.) Visconti's Tochter: „Duci Aurelianensium nupta." 15) S. Joh. Casp. Füeßlin's Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. Anhang. (Zürich 1779.) S. 26.

16) Sie ist 19 Stunden lang, die Stunde zu 5000 Meters. Von Chur bis zum obersten Berghause auf dem Splügen steigt die Straße 1502 Meters; vom Zollhause bis Chiavenna fällt sie um 1800 Meters. S. Neue Post- und Handelsstraße durch die südöstliche Schweiz, als kürzester Verbindungsweg zwischen Teutschland und Italien. Herausgegeben von der Direktion der Extraposten und Diligencen des schweizerischen Kantons Graubünden. (Chur 1824.) S. 37. und Supplement (Chur 1825) S. 27. Vgl. auch: Die neuen Straßen durch den Kanton Graubünden, in 30 geätzten Blättern, nach der Natur gezeichnet von J. J. Meyer, begleitet mit Erläuterungen von Dr. J. G. Ebel; nebst einer Wegekarte. Zürich 1824. gr. 4. 17) „On descend la rampe étroite et rapide du Cardinel, qui tourne treize fois sur elle-même. Le courage et la persévérance l'emportent sur la nature. Cette colonne atteint enfin Campo-Dolcino; elle a vaincu tous les élémens, et le souvenir de cette journée (im December 1800) sera désormais immortel." Lettre sur la Campagne du Gén. Macdonald dans les Grisons, par *P. Philippe Ségur.* (Paris 1802.) p. 42.

1) „Avant d'arriver dans cette ville (nämlich Chiavenna) on passe devant l'embouchure de l'Adda, qui s'y jette après avoir traversé la Valteline." Diese Behauptung des verstorb. Millin (Voyage dans le Milanais. Paris 1817. T. I. p. 320.) ist unrichtig, da Clefen nicht einmal in dem Flußgebiete der Adda liegt. Stein in der vierten Auflage seines Handbuchs der Geographie und Statistik II. S. 132. sagt auch, daß Clefen an der Adda liege. Bei einem so genauen Kenner der Erdbeschreibung kann dieß nur ein Schreibfehler seyn. 2) „Anno 1486 a Bona, Joannis Galeatii, Mediolani Ducis, matre et tutrice, contra impetus vicinorum Rhaetorum, moenibus cinctum fuit: quae collapsa nunc jacent." *Sprecher à Berneck* a. a. O. p. 294.

Cavurga, ohne über ihren Ursprung genau Auskunft geben zu können. Behauene Halbkugeln aus Topfstein, die man an den senkrechten Wänden siehet, scheinen auf Lavezzisucher zu deuten; 4) das Kaufhaus; 5) das Spital, und 6) mehre Privatgebäude und Gartenanlagen. In dem einen der letzten hat der Besitzer, aus dem Geschlechte der auch hier reich Begüterten von Salis, ein schönes Grabmahl zum Andenken des in Chiavenna gestorbenen Ludovico Castelvetro (s. Band XV. S. 313.) errichten lassen. Drei Messen, eine Fabrik seidener Strümpfe, eine vorzügliche Papiermühle und große Warenniederlagen tragen nicht wenig dazu bei, den Ort zu beleben, der, auch ohne diese Anstalten, durch den Handel reiche Nahrung hätte. Man kann sich zu Speditionsgeschäften kaum eine günstigere Lage denken, und unbestritten hat die östreichische Regirung durch die neuern Kanalbaue in der Lombardei [3]) und die Anlegung einer neuen Kunststraße von Chiavenna nach dem Splügen [4]), den Transitoverkehr des Orts noch sehr vermehrt, in welchem mehre Hauptpässe aus der Schweiz nach Italien und umgekehrt zusammentreffen. Unter den Einwohnern, deren Anzahl etwa 3000 beträgt, befindet sich eine reformirte Gemeinde von ein paar hundert Köpfen. Ihre tägliche Erholung suchen sie entweder in den zahlreichen Felsenkellern (Ventaroli oder Grotti [5]) der nächsten Umgegend, oder auf der Pradigiana. Die Pradigiana heißt der Platz, wo die im J. 1701 abgebrochene Kirche St. Maria della Rotonda stand, und der von mancherlei südlichen Bäumen beschattet wird. Sie war an die Stelle eines dem Janus gewidmeten Tempels getreten, daher der Name aus Prati di Giano zusammengesetzt ist. Überhaupt muß Clefen sehr alt seyn, da es schon im antoninischen Reisebuche vorkomt. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHIBOU-Harz od. CACHIBOU-Gummi, komt, nebst einem Balsam, in Südamerika und Westindien von dem dasigen Gummibaum oder Bergzuckerbaum (bursora gummifera), riecht terpenthinartig, und gilt im Lande für ein gutes Wundmittel. Wir erhalten es selten, gewöhnlich unter dem Namen: Elemi, Animé- oder Tacamahacagummi (s. diese Art.) *). (*Th. Schreger.*)

CHICA, 1) eine Farbensubstanz aus den Blättern der Bignonia Chica *Humb.*, womit sich die Indianer am Rio Meta und Oronoco die Haut lebhaft roth färben, daß sie der Einwirkung der Sonnenstrahlen besser widerstehe. Die Chica ist schön zinnoberroth und nähert sich den Harzen, unterscheidet sich aber durch ihre Unschmelzbarkeit und dadurch, daß sie aus ihrer geistigen Lösung durch Wasserzusatz nicht gefället wird. Baumwolle färbt sie orangegelb †). — 2) Heißt Chica oder Chicha bei den Amerikanern ein aus Wasser und Maismehl durch Gährung bereitetes geistiges Getränk oder eine Art Cider. (*Th. Schreger.*)

CHICHACOTTA, Schischacotta, Stadt in dem State Butam in der Ebene auf der Gränze von Bengalen (Br. 26° 32′ L. 107° 4′), ist nach Landesart befestigt, hat 1 Fort und treibt Gränzhandel. (*Hassel.*)

CHICHERIO, (Joh. Baptista), ein gelehrter Schweizer von Bellenz, 1699 in der Levante geb., wo sein Vater sich in Handelsgeschäften aufhielt. In seinen Jünglingsjahren kam er nach Italien und zeichnete sich durch Liebe zu den Wissenschaften aus. Er trat hierauf in den Orden der Regularen von Somasca *), lehrte in verschiedenen Schulen und Seminarien die Humaniora, und starb 1762 zu Rivolta als Rector der Schule. Man hat von ihm viele Lebensbeschreibungen berühmter Italiener, und ein latein.-italien. Handwörterbuch mit grammatikal. Zusätzen. Parma 1761. Er edirte auch zu Mailand 1736 den Appendice alla terza Decade degli Añali Sacri della Città di Como dal P. D. Primo Luigi Tatti. Tatti gehörte auch zu der Congregation der Somasker; sein Appendice war ungedruckt geblieben **). (*Escher.*)

CHICHESTER, die Hauptstadt der engl. Shire Sussex und ein Bischofssitz (50° 40′ 45″ Br. und 16° 47′ L.), am Flusse Levant, bildet ein fast regelmäßiges, mit Mauern umgebenes Oval, hat 4 Thore, 4 Hauptstraßen, 1 Kathedrale, ein 410′ langes gothisches Gebäude mit 300′ hohem Thurme, 6 andere Kirchen, 1 Kapelle, mehre Bethäuser, 1 Hospital, 1 Werkhaus, 1 bischöfl. Palast, 2 Freischulen, 1 Gefängniß, 1 Stadt- und 1 Markthaus, 1 Theater, 831 Häuser und 7362 Einw., die einen wichtigen Korn- und Salzhandel treiben, einen kleinen Hafen haben, sich auf die Fischerei legen, auch einige Nadelnfabr. unterhalten, und 2 Wochen- und 5 Jahrmärkte haben. Auf dem Markte findet man ein merkwürdiges Kreuz. Die Stadt soll ihre Entstehung dem zweiten Sachsenkönige Cissa zu danken haben, der sie zu seiner Residenz machte; sie kam nachher in Verfall und erholte sich erst wieder, nachdem Wilhelm der Eroberer den Bischofsstuhl von Selsea hieher verlegte. Hier sind die Dichter Wilh. Hayley und Rich. Collins geboren. (*Hassel.*)

Chicheu, s. Schi-tscheu.

CHICKASAWS, ein Indianerstamm, der ursprünglich in dem Lande im O. des Mississippi zu Hause gehört und gegenwärtig in den Staten Mississippi und Alabama ein weitläufiges Reservatgebiet besitzt, welches von dem Tennessi und Mississippi begränzt und vom Tombighi und Yazu bewässert wird. Sie reden ein besonderes Indianeridiom; stammverwandt sind nach Adelung die Chatchi-Ulmas, die Ufé-ogulas, die Tapussas, die Coroas, die Yazus, die Grigras und Thioux, aber die meisten dieser Äste sind gegenwärtig durch Kriege und Krankheiten so

3) Vergl. *Giov. Bruschetti* Istoria dei progetti e delle opere per la navigazione interna nel Milanese. (Milano 1821.) 4. 4) S. den anziehenden Abschnitt in K. Kasthofer's oben genanten Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig u. s. w. S. 229. überschrieben: „Weg von Chiavenna nach dem Splügen," und die Note 16 des vorigen Artikels. 5) S. die Note 13 des vorigen Artikels und *J. J. Scheuchzer* Itinera alpina anno MDCCIII. (Londini MDCCVIII.) 4. p. 32. (Cryptae Aeoliae Clavenensium.)

*) Vergl. Buchner's Repertor. f. d. Pharm. XVII. 2.

†) S. Ann. d. Ch. 1824, Nov., teutsch in Ph. L. Geiger's Magaz. für Pharmacie ꝛc. 1825. III. 10. April (vergl. Orlean).

*) Von dem venet. Nobile Hieron. Emiliani 1528 gestiftet zur Erziehung der vielen, durch die Pest verwaiseten Kinder. Der Name komt von dem Orte Somasca, zwischen Mailand und Bergamo, wo Emiliani ein Seminarium für die Novizen einrichtete. **) S. Lutz Nekrolog. — Haller Bibl. d. Schw. Gesch. 3, 1091. — Zedler.

zusammengeschmolzen, daß ihre Überreste sich mit dem Hauptstamme amalgamirt haben und selbst ihre Namen nicht mehr gehört werden. Die Chickasaws, deren Zahl der Missionar Meiggs für 1809 auf nicht mehr als 4000 Individuen, worunter 1800 Krieger seyn sollen, Morse (Amer. Geogr. I. p. 575.) auf 1725 Köpfe mit 575 Kriegern berechnet, gehören mit den Cherokesen zu den civilisirtesten Indianern; sie treiben neben Jagd und Fischerei, die bei ihnen doch nur ehrenvolle Nebenbeschäftigungen ausmachen, einen Feldbau auf Weizen, Mais, Kartoffeln, Baumwolle und Indigo, halten ganze Herden von Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen und Federvieh, und besitzen Sklaven, wie die Cherokesen. Auf ihre Unabhängigkeit sind sie stolz, und wußten sie bisher muthig zu vertheidigen; ihre Regirungsform ist die patriarchalische, ihre Satschems machen die Anführer im Kriege, die Richter im Frieden. Mit den Kolonisten stehn sie in Frieden und freundschaftlichem Verkehre. Unter ihren 7 Dörfern ist Chickasaws-Agenry — so nennen es die Amerikaner — das wichtigste. Durch ihr Gebiet führen 2 Poststraßen. (*Hassel.*)

CHICKURY, Stadt in dem Distr. Ryebaugh der brit. Prov. Bejapur im Dekan (Br. 16° 23′ L. 92° 24′), am Fuße der Gati, zählt 4000 Häuser und eine bedeutende Volksmenge, die einen großen Bazar haben und Zeuchmanufakturen unterhalten, auch einen bedeutenden Verkehr treiben. Die Reben auf den umliegenden Hügeln tragen Trauben von einer außerordentlichen Größe. (*Hassel.*)

CHICLANA, Villa in der span. Prov. Sevilla, Tesoreria Cadiz, der Stadt Cadiz gegenüber, unweit der Brücke Suazo und am Rio de S. Petri, mit 200 Häus., 2 Pfarrkirchen, 3 Klöstern und 1000 Einw., die viel Gartenfrüchte und Öl bauen; Sommeraufenthalt der reichen cadizer Kaufleute, die hier schöne Landhäuser und Gärten haben. (*Stein.*)

CHICOYNEAU, eine Familie von Professoren in Montpellier, die durch Nepotismus und Simonie ihren Namen beschimpft hat. Der Stammvater war Michel Chicoyneau aus Blois; er benutzte, da er kaum Doctor geworden, die Habgier des ersten Leibarztes Valot, und die Verwandtschaft mit Richar de Belleval, um für sich die Professur, die Stelle eines Kanzlers der Facultät und Intendanten des botanischen Gartens zu Montpellier zu erkaufen. Vergebens protestirte die Fakultät dagegen, vergebens ernante sie einen Andern. Leider gehörte es damals zu den Einkünften des ersten Leibarztes, daß er alle medicinische Professuren dem Meistbietenden verkaufte. Erst der edle Fagon befreite die Archiatrie von diesem Schimpf. Michel Chicoyneau behielt seine Stellen, und wußte sein Vermögen so geltend zu machen, daß er drei seiner Söhne nach einander seine Ämter verschaffte. Nach dem Tode der beiden übrigen behielt Franz (geb. 1672) die Stellen des Vaters nach dessen Tode. Auch ließ er durch sein Betragen und seinen Eifer bald vergessen, wie unrechtmäßig er in den Besitz jener Pfründen gekommen. Sein Schwiegervater Chirac, damals erster Leibarzt, schickte ihn mit Deidier und Verny nach Marseille, als die Pest dort 1720 ausgebrochen war. Nach einem Jahr gab er „Observations touchant la nature de la peste de Marseille. Lyon 1721. 12." heraus, worin er zu erweisen sucht, daß die Pest nicht ansteckend ist. In einer andern Schrift, die auch ins Englische übersetzt ist (The practice of salivations, transl. by Willonghby. Lond. 1723. 4.) suchte er zu zeigen, daß das Einreiben des Quecksilbers nie bis zum Speichelfluß getrieben werden dürfe, was freilich auch schon vor ihm gelehrt worden war. Nach Chirac's Tode ward er erster Leibarzt, und starb 1752. Sein Sohn Franz († 1740) erbte zwar seine Stellen in Montpellier, ist aber durch nichts bekant geworden. (*Sprengel.*)

Chidmus, s. Ingul.

CHIDRIA, ein Flecken im Innern der thrakischen Halbinsel, wohin sich die Athenäer nach dem Seetreffen bei Agospotamos retteten (Xenoph. Hell. II, 1.), vermuthlich einerlei mit Kritea bei Ptol. III. 12. unter 54, 30 : 41, 6, in welcher Lage sich noch jetzt ein Flecken Chritia findet. (*Ricklefs.*)

CHIEMSEE, als der größte See in Altbaiern, zuweilen auch baierisches Meer genant, im südlichsten Theile des Landgerichts Trostberg im Isarkreise, in einer sehr reizenden Lage, ist $3\frac{1}{2}$ St. lang, 3 St. breit, 75 bis 84 Klafter tief und 27,248 b. Tagewerke groß. Aus dem See ragen zwei große Inseln hervor, welche von zwei, vormals hier bestandenen, im J. 1806 aufgehobenen, Manns- und Frauenklöstern nach der Regel des h. Benedikt Herren- und Frauen-Wörth (Herren- und Frauen-Chiemsee) benant werden, und von welchen erstere, 608 (700) Tagewerke groß, sehr wenig cultivirt und nur von 24 Menschen in 3 Häusern bewohnt, letztere aber, 81 (60) Tagewerke groß, trefflich angebaut und von 195 Menschen in 42 Häusern belebt ist. Zwischen diesen Inseln liegt eine noch viel kleinere, Krautinsel genant, von etwa 24 Tagwerken. Der Chiemsee nimt folgende Flüßchen in sich auf: die Prien, Ach und Roth; die Alz ist ein Abfluß desselben. Die vorzüglichsten Fische in diesem See sind: Lachsferchen, Forellen, Rutten, Hechte, Karpfen, Waller, Huchen, Äsche u. a.; die Seevögel, welche hier sich einfinden, sind: Bläßeln, Stock-, Feder- und Halbänten, Schnurrer, Märren, Wildschwanen, Moosschnepfen u. a. Aus dem reichen Fischfange von jährlich 4—500 Zentnern kann man auf die Ergiebigkeit der Erwerbsquelle schließen, welche dieser See vielen Familien eröffnet. Man zählte hier von jeher 61 Fischerfamilien; 7 derselben besorgen den Fischverkauf in- und außerhalb dem Lande, wohin sie theils lebendig, theils geräuchert, theils grün und eingesalzen wie die Häringe in Tonnen verschickt werden. Die Seefahrt ernährt 6 Familien. Das Fischrecht ist königlich und der Fischfang durch eigene Fischordnungen von den Jahren 1600 und 1768 geregelt *). (*Eisenmann.*)

Chienchang, s. Kien-tschan.

CHIERI, (Br. 44° 53′ L. 25° 25′), eine alte Stadt am Abhange eines Hügels, gut und geräumig gebaut und gegenwärtig zur piemontesischen Provinz Turin gehörig. Ihre Lage ist gesund und angenehm; gegen Norden und Osten findet man Weinberge, gegen Westen

*) Vgl. Reisen durch d. K. Baiern von Jos. v. Obernberg u. s. w. I. Th. III. Heft.

und Süden fruchtreiche Gärten. Die Zahl der Einwohner übersteigt 10,000, welche sich theils von dem Ertrage der Bebauung des sehr ergiebigen Bodens, theils durch Spinnereien und andre Verarbeitungen von Seide, Baumwolle und Flachs ernähren. Damit verbinden sie einen kleinen, aber lebhaften Handel, und Chieri ist namentlich für die Seide ein Hauptmarkt Piemonts. — Der alte Name der Stadt ist Cherium und Carium. Friedrich Barbarossa zerstörte sie 1154, aber bald nachher erstand sie wieder aus ihren Trümmern. Die alten Festungswerke mit dem Kastell Rochetta sind größten Theils geschleift, jedoch erkent man ihre Überreste noch in der Mauer und dem Graben, welche die Stadt umgeben. Aus Chieri stammen die jetzt französisch gewordenen Familien Broglio und Crillon. (*W. Müller.*)

CHIERS, ein Fluß des nordöstlichen Frankreichs, welcher seine Quelle im Dep. Mosel unweit Longwy hat, bei Montmedy vorbeigeht und 1 Meile von Sedan der Maas zufällt. (*Hassel.*)

CHIETI, auch Civita di Chieti oder Teti, (lat. Teate, Theate und Theatea), die Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Abruzzo Citeriore; liegt (Br. 42° 42′ L. 32° 28′) auf einem Hügel, welcher eine herrliche Aussicht über das adriatische Meer gewährt, nahe am Pescara, ist ummauert, hat einige Vorstädte, viele Kirchen, Klöster und milde Stiftungen, und zählt gegen 12,600 Einwohner, welche Wein und Öl bauen, einige Tuchwebereien und Handwerke unterhalten, und mit ihren Produkten und Arbeiten einen kleinen Handel treiben. — Chieti ist der Sitz eines Erzbischofs. Durch den Erzbischof Giovan Pietro Caraffa, nachherigen Papst Paul IV., hat der Orden der Theatiner, von Theate oder Chieti, seinen Namen. (*W. Müller.*)

CHIÈVRES, Stadt im Bez. Mons der niederl. Prov. Hennegau, am Hunel, ist ummauert, hat 4 Thore, 2 Kirchen, 450 Häus. und 2415 Einw., die 2 Gärbereien, 1 Salzraffinerie, 3 Brauereien, 7 Brennereien u. 2 Ölmühlen unterhalten, und auf ihren Märkten Krämerei treiben. Der Ort hieß im Alterthume Servia. Karl V. ließ daselbst ein Schloß bauen, wovon aber nichts mehr vorhanden ist. (*Hassel.*)

CHIFFLET, (Chifletius), der Name mehrer gelehrten Franzosen, unter denen sich zuerst Claude bekant machte, der 1541 zu Besançon geboren war, und den 15. Nov. 1580 als Professor der Rechte zu Dole starb. Mehre seiner juristischen und antiquarischen Abhandlungen findet man in Ev. Ottonis Thesaur. juris T. V. 677 — 892, und in Sallengre's Thesaur. nov. antiq. rom. T. I. Seine Vita Ammiani Marcellini. Lovanii 1627. 8. wurde bei den Ausgaben dieses Schriftstellers von H. Valesius (Par. 1681. Fol.) und Jak. Gronov (Leiden 1693. Fol.) wieder abgedruckt [1]. — Sein Bruder, Jean, war ein geschätzter Arzt zu Besançon, wo er um 1610 starb. Man hat von ihm: Singulares ex curationibus et cadaverum sectionibus observationes. Par. 1612. 8. [2]). Er ist der Vater folgender 4 gelehrten Söhne: I. Jean Jacques, geb. zu Besançon den 21. Januar 1588, der berühmteste dieses Geschlechts. Er studirte die Arzneiwissenschaft zu Dole, Paris, Montpellier und Padua, und machte darauf eine literarisch-antiquarische Reise durch Italien und Teutschland. In seiner Vaterstadt wurde er 1614 Physikus, bekleidete daneben wichtige Civilämter, und übernahm eine Gesandtschaftsreise zu der Erzherzogin Isabelle Clara Eugenia, Statthalterin in den Niederlanden, die ihn zu ihrem Leibarzt ernante. Sie sandte ihn nach Spanien an den Hof König Philipps IV., der ihn als Leibarzt bei sich behielt, und auch zu andern Verrichtungen gebrauchte. Als er aus Spanien nach Flandern zurückgekehrt war, wurde er, nach dem Tode der Erzherzogin, Leibarzt des Kardinals Ferdinand, als damaligen Statthalters in den Niederlanden, und starb 1660. Als Arzt hat er sich durch Schriften nicht bekant gemacht, aber als fleißiger und genauer Geschichts- und Alterthumsforscher hat er sich, besonders durch Aufklärung einzeler historischer Dunkelheiten und Sagen, anerkante Verdienste erworben. Wir bemerken von seinen Schriften und Abhandlungen die wichtigsten: Vesontio, civitas imperialis, libera, Sequanorum metropolis. Lugdun. 1618; bloß mit einem neuen Titel 1650, 4., eine gut geschriebene, reichhaltige, aber nicht durchaus kritisch-genaue Geschichte von Besançon. De linteis sepulcralibus Christi crisis historica. Antw. 1624. 4. Franz. Par. 1631. 8. Portus Iccius Julii Caesaris demonstratus. Madr. 1626; auct. Antw. 1627. 4. Vrgl. Hamburg. Bibl. hist. Cent. X. p. 327. Le Blason des armoiries des chevaliers de l'ordre de la toison d'or. Antw. 1632. 4. De ampulla Remensi nova et accurata disquisitio. Ib. 1651. fol. Anastasis Childerici I., Francorum regis, sive thesaurus sepulcralis Tornaci Nerviorum effossus et commentariis illustr. Ib. 1655. 4. selten, eine sehr gelehrte Untersuchung. Vgl. Hamb. Bibl. hist. Cent. X. p. 304 — 311. und le Cointe annal. T. III. 656. Als Parteischriften zu Gunsten Spaniens und des Hauses Östreich gegen Frankreich sind zu betrachten seine: Vindiciae Hispanicae. Antw. 1643. 4.; 1645. fol. Ad vindicias hisp. lumina nova genealogica. Ib. 1647. fol. Imago francici eversoris, Dav. Blondelli und viele andere, gesammelt unter dem Titel: Opera politico-historica ad pacem publicam pertinentia. Antw. T. I. 1650. T. II. 1649. fol. [3]). Die Miscellanea Chiffletiana s. Chiffletiorum opuscula varia historiam et antiquitatem tam sacram quam profanam illustrantia. Amst. 1688. Vol. VII. 4. m. Kpf. enthalten 21 Schriften von ihm, seinen Brüdern und Söhnen, nach ihren Antwerper Originalausgaben unter einen Haupttitel vereinigt [4]). —

1) *Banduri* bibl. nummar. p. 52. *Burmann* Syllog. epist. T. I. 726. *Fabricii* consp. thes. Italiae. 195. *Foppens* bibl. Belg. T. I. 183. *Saxii* Onomast. T. III. 487.

2) Kestner's medicin. Gel. Lex. 3) Er leitete die Capetsche Familie von der weiblichen Linie der Carolinger ab, und suchte die nähere Verwandtschaft mit dieser dem östreichischen Hause zuzueignen; auch wollte er das salische Gesetz nicht als allgemeines fränkisches Staatsgesetz, sondern nur als Observanz der germanischen Ostfranken gelten lassen. Marc. Ant. Dominico, Dav. Blondel und J. A. Letenneur haben ihn zu widerlegen gesucht. 4) *Sweertii* Athenae Belgicae. 409. *Banduri* l. c. 65. *Fop-*

II. Pierre François, geboren zu Besançon 1592, trat 1609 in den Jesuiterorden, lehrte in den Collegien desselben Philosophie, Theologie und hebräische Sprache, wurde 1675 Aufseher des königl. Münzkabinets, und starb zu Paris den 5. Oktbr. 1682. Auch er war ein Sprach-, Geschichts- und Alterthumskenner, dem es weniger an Gelehrsamkeit als an gesunder Kritik und richtiger Beurtheilung fehlte. Er schrieb und gab heraus: Fulgentii Ferrandi diaconi Carthaginensis opera, cum notis. Divione 1649. 4. Scriptorum veterum de fide catholica quinque opuscula, cum not. Ib. 1656. 4. Lettre touchant Béatrix, comtesse de Chalon. Ib. 1656. 4. [5]). S. Bernardi Clarevallensis abbatis genus illustre assertum. Ib. 1660. 4. Paulinus illustratus, sive appendix ad opera et res gestas S. Paulini, Nolensis episcopi. Ib. 1662. 4. Victoris Vitensis et Vigilii Tapsensis opera. Ib. 1664. 4. Histoire de l'abbaye et de la ville de Tournus. Ib. 1664. 4. u. m. a. Er lieferte auch Beiträge zu andern wissenschaftlichen Werken und hatte Antheil an den Acta Sanctorum [6]). — III. Philippe, geboren zu Besançon den 10. Mai 1597, war daselbst Canonikus, Abt von Balerne ꝛc. und starb 1657, nach Andern 1663. Außer mehren ascetischen Schriften, einer oft gedruckten Ausgabe des Thomas a Kempis im Original und einer französischen Übersetzung, hat man von ihm: Histoire du siège de Breda, trad. du lat. d'Herman Hugon. Anvers 1631. fol. Histoire du prieuré de Notre-Dame de Bellefontaine. Ib. 1631. 4. und Concilii tridentini canones et decreta, cum praef. et not. Ib. 1640. 12. oft [7]). — IV. Laurent, geboren zu Besançon 1598, war Jesuit und starb zu Antwerpen den 9. Julius 1658. Er ist Verfasser vieler ascetischer Schriften in lateinischer und französischer Sprache, die im 17. Jahrhundert oft gedruckt und ins Spanische und Italienische übersetzt wurden, und einer französischen Sprachlehre, die öfters gedruckt wurde [8]). — Der oben I. genante Jean Jacques hinterließ folgende drei Söhne: a) Jules, geboren zu Besançon um 1610, studirte zu Löwen und wurde zu Dole Doctor der Rechte, erhielt zu Besançon ein Canonikat und von Philipp IV. von Spanien die Würde eines Kanzlers des Ritterordens vom goldenen Vlies, auch wurde er nach dem Tode seines Onkels Philippe, Abt von Balerne. Er starb zu Dole den 8. Julius 1676, und hinterließ mehre, von guten Kentnissen zeugende Schriften: Audomarum obsessum et liberatum a. 1638. Antw. 1640. 12. Traité de la maison de Rye. Bruxel. 1644. fol. Les marques d'honneur de la maison de Tassis. Anvers. 1645. fol. Breviarium ordinis velleris aurei. Ib. 1652. 4. wieder abgedruckt in der Jurisprudentia heroica von Chrystin, Brüssel 1668. Fol. u. e. a. [9]). b) Jean, geboren zu Besançon um 1611, war Canonikus zu Tournai und starb daselbst den 26. November 1666. Als Kenner der alten Sprachen und der Numismatik schrieb er mehre gelehrte antiquarische Abhandlungen, die zum Theil in den Samlungen von Gräv und Gronov, und im E. Ottonis Thesaur. jur. rom. wieder abgedruckt wurden. Sein Judicium de fabula Johannae papissae. Antw. 1666. 4. findet man auch in des Groschusius Nova libror. collect. Halae 1709. 8. [10]). c) Henri Thomas, Almosenier der Königin Christine von Schweden, gestorben 1660, ist als Alterthumsforscher und Numismatiker bekant durch seine Series chronologica imperatorum rom. a C. Jul. Caesare ad Ferdinandum III. s. l. 1655. 4. (auch im 7. Bde der Miscellan. Chiflet.) und durch seine Abhandlung De Othonibus aereis. Antw. 1656. 4., auch in Sallengre's Thes. antiq. rom. T. I. [11]). (*Baur.*)

Chiffre, s. Zeichenschrift.

CHIHUAHUA, 1) ein Stat der mexikan. Union, der den jetzigen Namen von seiner Hauptstadt führt. Die Spanier lernten dieses Land zwischen 1550 bis 1564 kennen; Francisco de Iberra führte die ersten Kolonisten dahin, und das Land erhielt den Namen des Königreichs Neuvizcaya, welchen es auch bis auf die Errichtung der Intendanzen behielt, dann aber in den von Durango verwandelte. 1824 trat es als Stat in die Union von Mexiko und nahm seinen jetzigen Namen an. — Es erstreckt sich von 268° 40′ bis 276° 42′ östl. L. und von 23° 45′ bis 41° 50′ n. Br., gränzt im N. mit den unbesetzten Indianerländern und mit Neumexiko, im O. mit Cohahuila und Neuleon, im SO. mit Zacatecas, im S. mit Xalisco, im W. mit Cinaloa und Sonora, und enthält mit dem Bolson de Mapimi 9100, nach v. Humboldt ohne jenen Bolson 6011,10 □Lieuen. Dieß große, dem Areale von Frankreich fast gleichkommende Land, umfaßt die nördlichste Spitze des Hochplateau von Anahuac, das 5100 bis 8100 Fuß Seehöhe hat, und wechselt mit Tierras Frias, Templadas und Calientes ab; ein großer Theil des Hochplateau ist ein armseliges Land mit salzigem Boden; zwischen Durango und Saltillo breitet sich eine ungeheuere steinige Wüste aus, die fast gar keine Vegetation darbietet, die Bolsons von Mapimi, 3000 □Meilen groß, bestehen aus Gebirgen, die mit großen Seen und Sümpfen angefüllt, mit Waldungen bedeckt sind, aber noch keine einzige Ansiedelung haben. Die Flüsse, die den Boden bewässern, sind der Norte und sein Nebenfluß Conchos, die Sauceda, der Tigre, der Fuerte; Binnenseen: der Cayman, worin sich der Nasas mündet, und der Parras, beide in den Bolsons. Das Klima ist das von ganz Mexiko, Regen fällt bloß zwischen dem Junius und September, sonst fällt weder Schnee noch Regen. Bloß die Ebenen, die Flußwasser haben,

pens l. c. T. II. 612. Mém. de *Niceron*. T. XXV. 255. Nouv. Dict. hist. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1 Bd. 2 Abth. 595. Das Register zum 11. Bde von Meusel's Bibl. hist.

5) Von diesem für die französische Geschichte im Mittelalter schätzbaren Werk ließ Delhorme im Jahr 1809 zu Lors le Saunier 25 Exemplare mit der Jahrszahl 1656 in 4. abdrucken. Die Kupferabdrücke der neuen Ausgabe sind aber mangelhaft. 6) *Koenigii* bibl. vet. et nov. voc. *Baillet* jugemens T. II. 257. *Freytag* analect. lit. 242. Mém. de *Niceron* T. XXV. 255. 7) Mém. de *Niceron* T. XXV. 274. 8) *Alegambe* bibl. script. soc. Jesu. *Niceron*. l. c.

9) *Niceron*. T. XXV. *Foppens* bibl. belg. T. II. 781. 10) *Andreae* bibl. belg. *Niceron* l. c. *Foppens* l. c. T. II. 612. *Freytag* Analect. lit. 241. *Saxii* Onomast. T. IV. 475. 11) *Koenig*. bibl. vet. et nov. voc. *Banduri* bibl. num. 75. *Andreae* u. *Niceron* l. c. Von allen bisher angeführten handelt auch ausführlich Weiß im 8. Bde der Biogr. univ.

sind angebaut, die Ostseite des Stats eine völlige Wüste, man bauet europ. Cerealien, Mais, Reiß, Gartenfrüchte, Flachs, und nach Pike auch Baumwolle und Indigo; Waldungen findet man bloß im NW., sonst aber nirgends Baumwuchs, wo die Einw. nicht Fruchtbäume angepflanzt haben. Die Viehzucht macht den vornehmsten Gegenstand der Landwirthschaft aus: Pferde und Rindvieh sind zum Theil verwildert. Flüsse und Seen sind fischreich. Den Hauptreichthum des Landes machen seine Silber- und Goldminen aus, die doch wegen Holzmangel nicht überall mit Vortheil gebaut werden können: die Erze sind indeß außerordentlich reichhaltig. Auch hat man Kupfer, Eisen, Magnet, Nickel und Salz. Kunstfleiß betreiben die Indianer, wie überall in Mexiko: ihre Flanelldecken sind berühmt. Chihuahua handelt mit Neumexiko, Sonora, Cinaloa und den Handelsplätzen des östlichen Mexiko: es saldirt seine Bedürfnisse mit Vieh aller Art, mit Silber und Gold. Durch den Stat zieht nur eine Hauptstraße, von Mexiko über Durango nach Chihuahua und von da nach S. Fe in Neumexiko. 1793 enthielt die Provinz 122,866 Einw., die sich nach v. Humboldt 1803 auf 159,700 vermehrt hatten. Pike rechnet für 1810 schon 200,000 Köpfe, wovon $\frac{1}{10}$ Chapetonen, $\frac{1}{10}$ Kreolen, $\frac{7}{10}$ Mestizen und Quarteronen, und $\frac{1}{10}$ Indianer seyn sollen. An Wohnplätzen findet man 1 Ciudade, 6 Villas, 199 Dörfer, 75 Kirchspiele, 152 Haciendas, 37 Missionen und 400 Ranchos. Die civilisirten und bekehrten Indianer sind hier mit den übrigen Einwohnern so zusammengeschmolzen, daß man sie nach Pike nicht weiter zu unterscheiden vermag; sie leben indeß in einer großen Mittelmäßigkeit, sollen aber bei weitem thätiger und kraftvoller seyn, als ihre Landsleute in den fruchtbarern Gegenden von Mexiko. In den Bolsons von Mapimi treiben sich noch viele Indios bravos, besonders Apachen und Cumanchen umher, und diese versuchen häufig Anfälle auf die Kolonisten, die um so gefährlicher sind, da diese Völker sich beritten gemacht haben, und oft mitten im Lande, wo man sie am wenigsten erwartet, erscheinen. Zwischen den Weißen und civilisirten Indianern und den Indios bravos findet ein wahrer Vertilgungskrieg Statt. Zum Schutze der Erstern hat man die Gränzen mit einer Reihe Presidios oder kleinen Festungen mit Garnisonen versehen, die aber, weil sie zu weit von einander entfernt sind, nicht gehörig schützen. Unter der spanischen Herrschaft machte Durango eine Intendanz aus, die in Militärangelegenheiten unter dem Kommandanten der innern Provinzen stand, und zu dem Sprengel des Bischofs von Durango und zu der Audienz Guadalaxara gehörte. Jetzt ist sie unter dem Namen Chihuahua zu der Union von Mexiko getreten. Da die Provinz wegen Mangels an Regen häufigen Mißernten ausgesetzt ist: so hat hier jede Stadt, jede Villa ihre eigenen Kornmagazine (nach v. Humboldt II. S. 105—203. Pike Voy. II. p. 115—132. und Alcedo II. p. 45.). — 2) Die Hauptstadt des vorgedachten Stats und der Sitz der Centralbehörden, an einem kleinen Flusse, der dem Conchos zugeht, Br. 28° 50′ L. 274° 10′. Sie ist seit 1691 gegründet, bildet ein längliches Viereck, in dessen Mitte der Hauptplatz belegen ist, hat 3 Kirchen, 1 Hospital, 2 Klöster, 1 Stadthaus, 1 Militärakademie, weitläufige Kasernen und 11,600 Einw., die Handel unterhalten. Hieher wird alles Gold und Silber aus den benachbarten Minen gebracht und in dem Schatze niedergelegt. Die Stadt ist mit angenehmen Spaziergängen umgeben, und erhält ihr Trinkwasser durch einen Aquäduft (nach Pike). (*Hassel.*)

CHIKANAKULLY, Stadt in dem Subah Patana der Rajaschaft Mysore auf Dekan, groß und stark befestigt, in der Mitte mit einer viereckigen Citadelle. (*Hassel.*)

CHILAPA, Villa und Alcaldia mayor des Mexiko-Stats Mexiko, an der Gränze von Puebla, hat 1 Kloster und 586 Familien, die Zucker bauen, die Färberpflanze Cascatole einsammeln, und Töpferwaren und Tuch verfertigen. (*Hassel.*)

CHILAW, eine Stadt an der Westküste der brit. Insel Seilan (Br. 7° 33′ L. 97° 14′), und zwar auf einem von den beiden Mündungsarmen eines Flusses gebildeten Fort. Sie hat 1 Fort und ist eine Hauptstation der Seilanschen Perlenfischerei, die in einem Fischjahre für 40,000 Pagoden liefert. Auch wird Salz abgeschlämmt. (*Hassel.*)

CHILCA, ein Seehafen in der Prov. Lima des Reichs Peru unter 12° 32′ S. Br. und 8 Meilen im S. von Callao. Er liegt sehr bequem, kann aber nur geringe Fahrzeuge fassen. In der Umgegend sieht man viele Überreste alter Inkagebäude. (*Hassel.*)

CHILDEBERT, nach weicherer Aussprache Hildebert, fränkische Könige. 1) Childebert I., Chlodowig des Großen und Chlothildens Sohn, theilte nach seines Vaters Tode († 511) mit seinen Brüdern Theodorich, Chlodomer und Chlothar das Reich zu gleichen Theilen. Seinen Sitz hatte er zu Paris [1]). Als Childeberts Bruder Theodorich 530 noch in Thüringen war, erscholl zu Auvergne das Gerücht, daß er erschlagen worden. Da lud Arkadius, einer von den Senatoren von Auvergne, Childeberten zur Besitznahme dieses Landes ein. Childebert, welcher das wegen seiner Anmuth gepriesene Limagne d'Auvergne immer zu sehen gewünscht hatte, zögerte nicht, zu kommen. Da die Thore der Stadt verschlossen waren, mußte Arkadius erst das Schloß eines Thores abhauen, bevor er den König einlassen konte. Während dessen ward verkündigt, daß Theodorich gesund und wohl aus Thüringen zurückgekehrt. Als Childebert hierüber gewisse Nachricht eingezogen, verließ er Auvergne [2]). Hierauf (531) nahm er sich seiner Schwester Chlothild an. Diese ward nämlich von ihrem Gemale,

---

1) *Gregor.* Turon. lib. III. c. I. et lib. IV. c. XXII. Was aber jeder Theil des Reiches eines jeden umfaßt, ist schwierig auszumitteln, zumal da nach Chlodomers Tode sich seine Brüder in dessen Land theilten. Die Neuern weichen daher sehr von einander ab. Z. B. nach Sismondi (Histoire des Français Vol. I. ch. 6.) vereinigte Childebert durch die erstere Theilung Senlis, Meaux und das Albingensische, welches Letztere aber nach Mascou (Gesch. d. Teutschen 2. Th. 11. B. 20. S. 38.) Theoderichen in derselben Theilung zugefallen war. Nach Menzel (die Geschichten der Teutschen 2. Bd. 3. Bch. 3. K. S. 343.) erhielt Childebert fast das ganze Gebiet des Syagrius, d. h. alles Land zwischen dem Weltmeer und der Loire. Doch war die Herrschaft über die heutige Bretagne unsicher und schwankend. So viel aber scheint gewiß, daß bei dieser Theilung nicht auf Abrundung einzeler geschlossener Staten, sondern vielmehr darauf gesehen ward, daß die Einkünfte gleich vertheilt wurden. 2) *Gregor.* Turon. lib. III. c. IX et X.

dem westgothischen Könige Amalrich II., einem Arianer, wegen ihres katholischen Glaubens heftig verfolgt, ja er soll sie so geschlagen haben, daß sie mit ihrem Blute ein Schweißtuch färben konte, welches sie ihrem Bruder schickte. In heftigem Unwillen hierüber zog Childebert gegen die Westgothen [3]). Bei Narbonne ward Amalrich geschlagen, und der Allen Verhaßte verlor durch sein Heer auf dem Markte dieser Stadt sein Leben [4]). Childebert führte seine Schwester, welche aber auf dem Wege starb, und große Schätze mit sich fort. Unter den Schätzen waren die kostbarsten Kirchengeräthe aus Gold und Edelsteinen. Doch litt Childebert nicht, daß man sie zerbrach, sondern er schenkte sie den Kirchen. Im J. 532 griff Childebert, welcher auch an den Heerfahrten gegen die Burgunder in den J. 523 und 524 Theil genommen hatte [5]), in Verbindung mit seinem Bruder Chlothar I., dieses Reich von Neuem an. Sie besetzten Autun, verjagten den König und nahmen ganz Burgund ein [6]). Zu derselben Zeit rächte sich Theodorich furchtbar an den Auvergnern. Arkadius aber floh nach Bourges, einer Stadt, welche Childeberten gehörte. Doch schlossen Theodorich und Childebert ein Bündniß, daß sie sich nicht angreifen wollten, durch Eidschwur und Geißeln, Söhne von Senatoren, welche aber, als unter den Königen neuer Zwist entstand, jeder, der sie zur Verwahrung hatte, zu Sklaven machte. Als Chlodomer 524 gegen die Burgunder gefallen war, hatte dessen Witwe, Guntheuka, Chlothar I. geehelicht; Chlodomers Söhne aber, Theodowald, Gunthar und Chlodowald, hatte ihre Großmutter Chlothild zu sich genommen. Sie hielt sich zu Paris auf, und Childebert sah, daß sie ihre Enkel einzig liebte. Da erwachte Neid in seiner Brust, und Furcht bemächtigte sich seiner, daß sie unter Begünstigung der Königin zum Besitze des Reichs gelassen werden möchten. Childebert ließ daher seinem Bruder Chlothar heimlich sagen: „Unsere Mutter will die Söhne unsers Bruders mit dem Reiche beschenken. Eile nach Paris, damit wir gemeinsam mit einander berathen, was mit ihnen werden soll, ob wir sie entweder ihres langen Haares, damit sie dem andern Volke gleich geachtet werden, oder ihres Lebens berauben, und wie wir in einem von diesen Fällen das Reich unsers Bruders zu gleichen Theilen unter uns theilen wollen." Über diese Worte freute sich Chlothar sehr, und kam nach Paris. Childebert hatte unter dem Volke verbreiten lassen, beide Könige verbänden sich deßhalb, um jene Kleinen zu Herrschern des Reichs zu erheben. Die Verbündeten schickten zu der in der Stadt sich aufhaltenden Königin, und ließen ihr sagen: sie möge jene Kleinen zu ihnen schicken, damit sie zu Königen erhoben würden. Chlothild, welche nichts Arges ahnte, freute sich, gab den Knaben Speise und Trank, und sagte zu ihnen: „Ich meine, meinen Sohn nicht verloren zu haben, wenn ich euch in sein Reich eingesetzt sehe." Als die Knaben fortgegangen, wurden sie von ihren Dienern und Erziehern getrent, und beide Theile besonders bewacht. Hierauf sandten Childebert und Chlothar den oben erwähnten Arkadius mit einer Schere und einem entblößten Schwerte zur Königin. Beides ihr zeigend, sagte er, daß ihre Söhne ihren Willen in Ansehung ihrer Enkel zu wissen wünschten, ob sie wolle, daß sie mit abgeschorenen Haren leben oder ums Leben gebracht werden sollten. Schrecken und Unwillen bemächtigte sich Chlothildens. Der Anblick des entblößten Schwertes und der Schere brachte sie außer sich. In ihrem Schmerze sprach sie: „Wenn sie nicht zu Königen erhoben werden sollen, so will ich sie lieber todt als verschoren sehen." Arkadius berichtete eilig den Königen, was er gehört. Sogleich ergriff Chlothar den ältesten der Knaben, drückte ihn zu Boden und durchbohrte ihn mit dem Messer. Während der so grausam Behandelte schrie, warf sich sein Bruder Gunthar Childeberten zu Füßen, umfaßte seine Knie, und sagte unter Thränen: „Hilf mir, liebster Vater! daß ich nicht umkomme, wie mein Bruder!" Da vergoß Childebert Zähren, und bat bei Chlothar um Gunthars Leben, für welches er ihm, was er immer verlangen würde, geben wollte. Wüthend versetzte Chlothar: „Stoß den Knaben von dir, oder gewiß, du mußt für ihn sterben. Du hast diese Rache angefangen, und trittst so schnell zurück!" Da stieß Childebert den Knaben von sich, und hin zu Chlothar, welcher ihm mit dem Messer die Seite durchbohrte. Hierauf brachten sie die Diener und Erzieher ums Leben. Ruhig über die Ermordung seiner Neffen, bestieg Chlothar das Roß, und verließ Paris. Childebert ging in die Vorstadt. Chlothilde besorgte die Leichenfeier. Der dritte Sohn Chlodomirs, Chlodowald, war durch den Beistand tapferer Männer gerettet worden, verschor sich mit eigener Hand sein Haupthar, und ward Geistlicher. Childebert und Chlothar theilten Chlodomers Reich zu gleichen Theilen unter sich. Als der König von Austrasien, Theodorich I., 534 starb, wollten seinem Sohne Theodebert sein Reich Childebert und Chlothar entreißen, aber er ward von seinen Lehnsleuten (Leudes), welche er durch Geschenke gewonnen, vertheidigt, und in seinem Reiche befestigt. Als Childebert sah, daß er die Oberhand über ihn nicht gewinnen könte, ließ er ihm durch eine Gesandtschaft sagen, daß, da er keine Söhne habe, er ihn als Sohn zu haben wünsche. Als Theodebert kam, überhäufte ihn Childebert mit königlichen Geschenken. Childebert und Theodebert zogen nun gegen Chlothar. Da dieser sich beiden Heeren nicht für gewachsen hielt, floh er in einen Wald, und machte große Verhaue. Hier belagerten sie ihn. Aber am Morgen des Tages, wo sie ihn bestürmen wollten, riß ein furchtbares Gewitter ihre Zelte nieder. Chlothar hingegen ward von dem Gewitter verschont. Dieses sahen sie als ein Gottesgericht an, und machten mit Chlothar Frieden. Mit Letzterm drang Childebert 542 in Spanien ein. Sie belagerten Zaragoza, hoben aber, aus Furcht vor dem Zorn des Himmels, die Belagerung auf, als die Belagerten mit dem Rocke des h. Vicentius einen feierlichen Umgang um die Mauern der Stadt hielten, und Gott um Erbarmen anflehten. Nachdem sie den größten Theil Spaniens erobert, kehrten sie mit großer Beute nach Gallien zurück. Als König Theodewald von Austrasien im J. 555 starb, nahm Chlothar I. sein Reich an sich. Childebert zog jedes Mal, so oft er etwas gegen Chlothar unternommen, den Kür-

3) *Gregor.* Turon. lib. III. c. X. 4) *Isidori* Chron. Goth. num. 24. Hera 569. p. 210. 5) Das Nähere s. unter Chlodomer. 6) *Gregor.* Turon. lib. III. c. XI.

zern. Daher gab er jetzt dessen Sohne Chramnus, der sich gegen seinen Vater auflehnen wollte, Gehör, und verband sich mit ihm. Während Chlothar 557 gegen die Sachsen kämpfte, und wie das Gerücht ging, gefallen seyn sollte, drang Childebert, in der Hoffnung, sich Alles zu unterwerfen, in die Rheimser Champagne ein, ging bis Rheims vor, und verheerte Alles durch Raub und Brand. Aber er erkrankte, und nachdem er lange in Paris darnieder gelegen, starb er 558, und ward in der Kirche des heiligen Vincentius (jetzt Saint-Germain-des-Prés), welche er selbst erbaut hatte, begraben. Chlothar nahm sein Reich und seine Schätze, und stieß seine Gemalin Vulthregoth und seine beiden Töchter ins Elend[7]).

2) Childebert II., König Siegberts I. von Austrasien und Brunhilds Sohn, war kaum fünf Jahr alt, als sein Vater durch Meuchelmörder, welche Fredegunde abgesendet, im J. 575 bei Vitry ums Leben kam. Childebert, welcher damals mit seiner Mutter in Paris war, wäre in die Hände Chilperichs I. gefallen und verloren gewesen, wenn ihn nicht Herzog Gundobald heimlich entfernt hätte. Dieser sammelte die Völkerschaften, über welche sich die Herrschaft Siegberts erstreckte, und erhob dessen so jungen Sohn zum König. König Gunthram von Burgund, welcher seine beiden Söhne verloren, nahm 577 auf einer feierlichen Versamlung der Großen beider Reiche bei Pont-Pierre seinen Neffen Childebert an Sohnes Statt an. Beide foderten hierauf Chilperichen durch eine Gesandtschaft zu einer Schlacht heraus, im Falle er nicht herausgäbe, was er von ihrem Reiche inne hätte; doch statt ein Schlachtfeld zu wählen, gab der Herausgefoderte in Soissons und Paris Schauspiele. Im J. 581 hob Childebert seine Verbindung mit Gunthram auf, und verband sich mit seinem andern Vatersbruder Chilperich I., welcher damals aller seiner Söhne beraubt war, und Childeberten zum Erben annahm. Hierauf sandte Childebert an Gunthram, daß er ihm die Hälfte der Stadt Marseille, die er ihm nach seines Vaters Tode überlassen, zurückgeben sollte. Als Gunthram dieses verweigerte, sandte Childebert den Herzog Gundulf ab, brachte Marseille in seine Gewalt, verlor es aber bald wieder. Seitdem entstand zwischen Gunthram und seinem Neffen Childebert schwere Feindschaft, und Beide stellten einander nach. Durch seinen Gesandten, den Bischof Ägidius von Rheims, bewog Childebert 583 Chilperich I., mit ihm die Waffen gegen Gunthram zu ergreifen, und der Bürgerkrieg wüthete. Da befriedigte 584 Gunthram seinen Neffen, und gab ihm jenen Theil von Marseille wieder heraus[8]). Childebert hatte vom Kaiser Mauritius[9]) vierzig tausend Solidos erhalten, daß er die Langobarden aus Italien vertreiben sollte. Da zog der König von Austrasien 584 nach Italien. Die Langobarden, welche fürchteten, vom fränkischen Heere zusammen gehauen zu werden, gaben Childeberten viel, und gelobten ihm Treue und Unterthänigkeit. Als Mauritius von diesem Frieden hörte, foderte er sein Geld zurück, erhielt aber vor der Hand nicht einmal eine Antwort. Doch da der Kaiser wegen des gegebenen Goldes immer dringender ward, sandte Childebert im J. 585 gegen die Langobarden ein Heer, welches aber wegen der Uneinigkeit der Heerführer nichts ausrichtete. Vorzüglich in Rücksicht auf seine Schwester Ingund hatte Childebert diese Heerfahrt unternommen, da sie in Spanien in die Gewalt der Griechen gerathen war, und zwar durch die Schuld des Königs Lewilgild, der seinen Sohn Herminichild, den Gemal Ingunds, wegen seines katholischen Glaubens verfolgte[10]). Kurz zuvor, ehe Chilperich 584 ermordet ward, finden wir Childeberten wieder mit ihm in Unfrieden[11]). Nach seinem Tode brach zwischen Childeberten und Fredegunden, des Erstern Witwe, die bitterste Feindschaft aus. Vergebens verlangte Childebert von Gunthram, daß er ihm Fredegunden, die Mörderin seines Vaters, ausliefern möchte. Fredegunde sandte 587 zwei Geistliche mit vergifteten Dolchen ab, welche Childeberten ermorden sollten, aber vom Herzog Rauching in Soissons gefangen genommen wurden. Auch die zwölf Mörder, welche Fredegunde 590 gegen Childeberten aussandte, wurden entdeckt und bestraft[12]). Zwischen Childebert und Gunthram hatten vielfältige Berührungen und mannichfacher Verkehr Statt gefunden[13]), doch ohne das freundschaftliche Verhältniß zu stören, hatten sie den 28. November 586 zu Andelot einen Vertrag geschlossen[14]), durch welchen sie sich über die gegenwärtigen Besitzungen verglichen, und Einer den Andern zum Erben einsetzte. Aber als Gunthram 588 gegen die Westgothen unglücklich war, faßte er gegen Childeberten bittere Feindschaft. Mit Richarden, dem Nachfolger des oben erwähnten Lewilgild nämlich, hatte Childebert 587 Frieden geschlossen, und nun schrieb Gunthram Childeberten sein Unglück zu. Childebert verhieß Richarden, da er zum katholischen Glauben übergetreten, seine Schwester Chlodosind, welche er früher durch Geschenke gewonnen, den Langobarden versprochen. Nun sandte Childebert von freien Stücken zum Kaiser, daß, was er früher nicht gethan, mit seinem Rathe die Langobarden aus Italien vertreiben wollte. Das Heer aber, welches er 588 in dieses Land sendete, erlitt eine schreckliche Niederlage. Die 589 von Childebert beabsichtigte Heerfahrt gegen die Langobarden ward durch Unterhandlungen ver-

7) *Gregor. Turon.* lib. III. c. 6. c. 12. c. 15. c. 18. c. 24. c. 28. c. 29. lib. IV. c. 9. c. 16. c. 17. c. 20. *Procopius* de Bello Goth. lib. I. c. 13. 8) *Gregor. Turon.* lib. V. c. 1. c. 17. c. 18. lib. VI. c. 1. c. 3. c. 11. c. 31. c. 33. 9) Den Briefwechsel zwischen diesem Kaiser und andern von der einen, und Childebert II. auf der andern Seite findet man bei Freher (corp. Franc. histor.) S. 202. N. 26 u. f. und bei Du Chesne (script. rer. Franc.) 1 Th. N. 25 u. f. In den Titulaturen sticht der griechische stolze pomphafte Ton gegen die fränkische Einfachheit auffallend ab. Der Kaiser Mauritius nimt die Miene an, als wenn er an einen seiner Untergebenen schriebe.

10) *Gregor. Turon.* lib. VI. c. 40. c. 42. lib. VIII. c. 18. *Paulus Diaconus* lib. III. c. 17. c. 21. c. 22. Nach dem Letztern befriegte deßhalb Childebert die Spanier und schlug sie. Nach dem Erstern (lib. VIII. c. 28. c. 30.), welcher Zeitgenosse dieser Begebenheiten war, drang König Gunthram von Burgund, um Ingunden, seine Nichte zu rächen, in Septimanien ein, welches noch den Gothen gehörte. Diese Heerfahrt gegen die Westgothen gehört also nicht in Childeberts, sondern in Gunthrams Geschichte. 11) S. unter Chilperich. 12) *Gregor. Turon.* lib. VI. c. 45. lib. VII. c. 7. lib. VIII. c. 29. lib. X. c. 18. 13) Vergl. hierüber die vier letzten Bücher des Gregor von Tours. 14) Das Nähere des Inhalts dieses Vertrags s. in der Urkunde selbst bei Gregor von Tours (lib. IX. c. 20.).

hindert [15]). Im J. 590 sendete Childebert 20 Herzoge gegen die Langobarden, welche sich aber in feste Plätze geschlossen, und nach drei Monaten traten die Franken, großen Mangel leidend, ihren Rückzug an [16]). Die Langobarden erlangten von Childebert Frieden [17]). Als Gunthram im J. 593 starb, erhielt Childebert sein Reich. Die Warnen, welche an die Nordsee gränzten, und von den Franken nur durch den Rheinstrom getrent wurden [18]), und von den Franken abhängig gewesen zu seyn scheinen, erhoben sich gegen Childebert, aber sein Heer brachte ihnen eine solche Niederlage bei, daß nur Wenige übrig blieben [19]). — Nach Mörderart übte Childebert in folgendem Falle die Gerichtsbarkeit aus. Als er aus der königlichen Pfalz zu Metz dem Schauspiele zusah, wie eine Schaar Hunde einen Stier bekämpften, ward Magnowald herbeigerufen. Nichts ahnend, überließ er sich mit den Übrigen ausgelassenem Gelächter über das Thier, als der, welcher von dem Könige den Befehl erhalten hatte, da er Magnowalds ganze Aufmerksamkeit auf das Schauspiel gerichtet sah, ihn mit der Streitaxt den Kopf einschlug. Magnowald ward aus dem Fenster geworfen und von den Seinigen begraben; sein Vermögen zum öffentlichen Schatz geschlagen. Die Gründe, warum Childebert Magnowalds Tod geboten, waren unbekant; doch vermutheten Einige, daß es darum geschehen, weil Magnowald nach seines Bruders Tode seine Gattin verschiedentlich gequält und endlich umgebracht, und die Witwe des Bruders zur Frau genommen hatte. Der Herzog Rauching verband sich 587 mit den Großen des Reichs Königs Chlothar II. von Neustrien, angeblich um wegen des Friedens zu unterhandeln, in der That aber faßten sie den Entschluß, daß Childebert ermordet und mit dessen älterem Sohne Theodebert II. Rauching die Herrschaft über die Champagne haben, und daß Ursio und Berthefred den neulich geborenen andern Sohn Childeberts, Theodorich, zu sich nehmen, den König Gunthram ausschließen, und den übrigen Theil des Reichs beherrschen sollten. Brunhild aber, gegen welche sie ergrimt waren, sollte wieder so erniedrigt werden, als sie es war, da Childebert noch unerwachsen war. Rauching, schon von der künftigen Herrschergewalt berauscht, schickte sich bereits an, zu Childebert zu gehen und sein Vorhaben auszuführen. Doch König Gunthram erhielt hievon Kunde, und benachrichtigte Childebert davon. Nachdem dieser genau erforscht, ob es gegründet, ließ er Rauching kommen. Bevor Rauching vorgelassen ward, sandte Childebert Diener mit Schreiben aus, und ließ Alles, was Rauching besaß, in Beschlag nehmen. Hierauf ließ er ihn vor, unterhielt sich von diesem und jenem mit ihm, und ließ ihn wieder abtreten. Während er hinaus ging, faßten ihn zwei Thürsteher bei den Füßen, und er stürzte auf die Thürschwelle, so daß er halb außerhalb, halb innerhalb des Zimmers hingestreckt lag. Jetzt stürzten die, welche dazu befehligt waren, mit den Schwertern über ihn her, und zerstückelten ihm das Haupt. Die Schätze Rauchings, welche man dem König brachte, überstiegen bei weitem den Inhalt des öffentlichen Schatzes. Ursio und Berthefred, in der Gewißheit, daß Rauching das, was sie mit ihm verabredet, werde ausführen können, kamen mit einem Heere. Als sie aber sein Schicksal erfuhren, zogen sie alle ihre Leute an sich, und schlossen sich mit ihnen und ihren Gattinnen in eine, auf einem steilen Berge im Vabres'schen Gaue gelegene, nicht nur von der Natur, sondern auch jetzt von ihnen befestigte Kirche des h. Martin ein, um, wenn sie überzogen würden, Childeberts Heere zu trotzen.

Das Haupt dieser Unruhen war Ursio. Brunhild ließ Berthefred, dessen Tochter sie aus der Taufe gehoben, entbieten, daß er sich von Ursio trennen möchte; aber Berthefred antwortete, daß ihn nur der Tod von ihm trennen könte. Während dessen hatte König Gunthram seinen Neffen Childebert zu sich gerufen, wegen des Herzogs Gunthram Boso. Um seine Mutter, welcher Gunthram Boso immer viele Schmach angethan, zu rächen, hatte Childebert ihn 587 verfolgen lassen. Der Verfolgte hatte sich an den Bischof Agerich von Verdun, welcher Childebert aus der Taufe gehoben, gewendet, um durch ihn Gnade zu erlangen. Boso, von Agerich dem König vorgestellt, hatte fußfällig seine Vergehungen bekant, Childebert aber sein Urtheil bis zur Gegenwart des Königs Gunthram ausgesetzt. Jetzt verurtheilten Beide Boso zum Tode; dieser floh in die Herberge des Bischofs Magnerichs von Trier, welcher bei dem Gerichte war, und verschloß sich dort. Doch da auf Befehl des Königs Gunthram das Haus in Brand gesteckt ward, mußte Boso heraus, und fiel von der Menge umringt. Hierauf sandte Childebert gegen Ursio und Berthefred ein Heer unter Godegisil, welcher die Kirche umringte, und da er die Belagerten nicht durch Waffengewalt herausbringen konte, sie durch Feuer heraus zu gehen zwang. Ursio fiel, nachdem er unter den Feinden das schrecklichste Blutbad angerichtet. Berthefred floh nach Verdun in ein Bethaus, in welchem er von Godegisil belagert ward. Das Dach ward erstiegen, und er mit Ziegeln und Mauerwerk todt geworfen. Der Bischof Agerich höchst betrübt, daß er ihn nicht hatte schützen können, und daß das Bethaus entweiht war, ließ sich durch die Geschenke, welche ihm Childebert übersendete, nicht trösten. Zu jener Zeit ergriff Viele Furcht vor dem Könige Childebert, und sie gingen in andere Länder. Auch wurden einige Herzoge durch andere ersetzt. Ruhmvoll ist für Childebert, was Gundobald im J. 585 zu der zu Orleans versammelten Geistlichkeit sagte: „Um Eins nur bitte ich euch, Priester des Herrn, daß ihr für meinen Sohn Childebert Gottes Erbarmen erfleht. Denn er ist ein weiser und tüchtiger Mann, so daß seit dem Zeitraume vieler Jahre kaum ein so einsichtsvoller und thatkräftiger Mensch gefunden werden kann. Wird Gott ihn diesem Gallien zu erhalten geruhen, so ist vielleicht Hoffnung, daß durch ihn unser Volk, welches sehr herab gekommen, sich wieder heben könne" [20]). Childebert starb 596; von seinen Söhnen

15) *Gregor. Turon.* lib. IX. c. 1. c. 15. c. 25. c. 26. c. 29. 16) Das Nähere s. bei Gregor von Tours lib. X. c. 3. bei Paulus Diaconus lib. III. c. 32. und in den Briefen an Childebert bei Freher a. a. O. S. 207 u. 208. N. 38 u. 39. 17) *Paulus Diaconus* lib. III. c. 35 u. 36. 18) *Procop.* de B. Goth. lib. IV. c. 20. 19) *Fredegarii* Chron. c. 14 u. 16.

20) *Gregor. Turon.* lib. VIII. c. 4. lib. IX. c. 8. c. 9. c. 10. c. 12.

erhielt Theodebert Austrasien, Theodorich Burgund [21]). Childeberts Gemalin war Faileuba [22]).

3) Childebert III., König von Austrasien, Theodorich III. Sohn, folgte 695 seinem Bruder Chlodowig III., war aber wie dieser nur ein Schattenkönig, da Pippin von Heristall die Gewalt besaß; sein Hausmeier war Pippins Sohn, Grimwald der Jüngere. Er starb 711. Ihm folgte sein Sohn Dagobert III. [23]).

(*Ferd. Wachter.*)

CHILDERICH, nach weicherer Aussprache Hilderich, fränkische Könige. 1) Ob Childerichs I. Geschichte, ein bloßes Mährchen, oder ob es eine gegründete Sage, welche nur durch Ausschmückungen mährchenhaft geworden, ist unmöglich zu entscheiden. Was Gregor von Tours [1]) von ihm erzählt, ist Folgendes. Da Childerich mit zu großer Ausgelassenheit über die Franken herrschte, und ihre Töchter entehrte, ward er von ihnen vertrieben; und als er hörte, daß sie ihn sogar tödten wollten, ging er nach Thüringen zum König Basinus, und ließ einen ihm treuen Mann zurück, welcher die Gemüther der Wüthenden durch freundliche Worte besänftigen sollte. Childerich und sein Freund theilten ein Goldstück, mit der Abrede, daß, wenn Letzterer Ersterem seinen Theil zuschickte, dieses das Zeichen seyn sollte, daß er sicher in sein Land zurückkehren könte. Nach Vertreibung Childerichs nahmen die Franken — wie unwahrscheinlich! — den vom römischen Stat nach Gallien gesendeten Magister militum, Ägidius, einmüthig zu ihrem Könige an. Als dieser schon in das 8. Jahr über die Franken herrschte, sandte Childerichs treuer Freund, nachdem er die Franken heimlich besänftigt hatte [2]), seinen Theil des zerbrochenen Goldstückes an ihn [3]), und er kehrte nach dem Wunsche der Franken zurück, die ihn wieder in sein Reich einsetzten. Basina [4]), die Gemalin des Königs Basinus von Thüringen, verließ ihren Gemal, und kam zu Childerich, dem sie auf die Frage, warum sie so weit daher gekommen, geantwortet haben soll, daß sie keinen tapferern Mann kenne als ihn; und wenn sie einen tüchtigern als ihn jenseits des Meeres wüßte, sie dessen Beisammenwohnen suchen würde. Childerich vermälte sich mit Basina, und die Frucht ihrer Ehe, war der große Eroberer Chlodowig. Was Gregor von Tours weiter von Childerichen I. erzählt, sind bloß Andeutungen, nämlich daß er bei Orleans gefochten, ferner die Stadt Anjou erlangt, nachdem er den Befehlshaber Paulus erschlagen, und endlich mit Odowaker ein Bündniß geschlossen. Childerichs Tod setzt man ins J. 481. Ihm folgte sein Sohn Chlodowig der Große [5]).— Das Grab eines Königs Childerich, nach den Muthmaßungen der Meisten [6]), unsers Childerichs, ward 1653 bei Tournay gefunden, als man bei einem Kloster den Grund zu einem Küsterhause legen wollte; es enthielt sein Schwert, seine Fahne, einen Griffel und ein Schreibtafel, einen goldnen Büffelskopf, goldne Bienen, über tausend Stück fast auf römische Art geschlagene Münzen von ihm, auf welchen er mit langem Haupthaar, und verschornem Barte stand, und römische Münzen [7]). Dieser Leichenschmuck kam als Geschenk des Kurfürsten von Mainz, welcher ihn vom Erzherzog Leopold Wilhelm, dem damaligen Statthalter der Niederlande, erhalten, an Ludwig XIV. und in die pariser Bibliothek.

2) Childerich II., Chlodowigs II. und Balthilds zweiter Sohn, ward 660 [8]) König von Austrasien. Seit Chlodowigs II. Tode (st. 656) hatte sein älterer Sohn Chlothar III., das ganze Frankreich besessen; wahrscheinlich wollten die Austrasier ihren eigenen König haben, und erhielten daher Childeberten, welchen wir, da er noch zarten Alters war, um das J. 662 unter der Vormundschaft [9]) der Königin Imnechild, finden, die, wie man vermuthet, die Großmutter Childerichs, nämlich Siegberts II. Witwe war. Als König Chlothar III. von Neustrien und Burgund starb, und ihm sein Bruder Theoderich III. folgen sollte, wollte ihm der stolze Hausmeier Ebroin die Großen des Reiches zur feierlichen Erhebung des neuen Königs nicht zusammenrufen, sondern that es eigenmächtig. Auch wies er die Menge Edeln des Reiches, welche dem neuen König ihre Aufwartung machen wollten, zurück. Hierüber erbittert, erhoben sich Alle nach gemeinsamer Berathung gegen Theoderich II. und seinen Hausmeier Ebroin, stießen sie in Klöster, und beriefen den König Childerich von Austrasien. Dieser kam mit seinem Hausmeier Wolfwald und ward Herr des ganzen Frankenreichs. Sämtlich verlangten sie nun von ihm, daß er in den drei Reichen, welche er erhalten, andre Gesetze gebe; daß die Richter das Recht und die Gewohnheit eines jeden Landes, wie vor Alters her, beobachten,

---

21) *Fredegarii* Chron. c. 16. 22) *Gregor. Turon.* lib. IX. c. 20. 23) Continuatio Chronici *Fredegari* c. 101. c. 104. *Erchamberti* Breviarium regum Francorum (bei Ussermann, Germaniae Sacrae Prodromus. Tom. I.). p. XLVI. Annales Metenses ad annum 693 et 711.

1) In der Historia Miscella *Fredegarii* c. 11 und 12 ist Childerichs Geschichte, noch mit mehren Abenteuern bereichert worden. So ward Childerich nämlich mit seiner Mutter von den Hunnen gefangen geführt, aber von Wiomad befreit. 2) Nach den Gest. Francorum epitomat. c. 7. und der historia miscella *Fredegarii* c. 11., verleitete Wiomad listiger Weise den König Ägidius die Franken zu bedrücken, und die Bedrückten ersehnten sich Childerichen zurück. Fredegar theilt die Gespräche zwischen Wiomad und Ägidius umständlich mit; wahrscheinlich schöpfte er sie, und alles, was er mehr als Gregor hat, aus einem neuern mehr erweiterten Liede, als Gregor. 3) Nach Fredegar c. 11. war Childerich unterdessen nach Konstantinopel gegangen, und ward vom Kaiser Mauritius ausgerüstet. Aber es gab ja erst 582 — 602 einen Kaiser Mauritius, dessen Name den Franken wegen seiner Verbindung mit Childebert II. geläufig ward. Jene Erweiterung der Abenteuer Childerichs verdankte ihren Ursprung also erst dem 7. Jahrhunderte. 4) Nach den Gest. Francorum epitomat. c. 7. lebte Childerich schon, als er noch in Thüringen war, mit Basina im Ehebruch.

5) *Gregorius Turonensis* lib. II. c. 11. c. 18. c. 19. c. 27. 6) Valesius vermuthet, daß das Grab Childerichen, einem Sohne Chlotio's zugehört, aber von diesem Childerich weiß die Geschichte nichts. 7) Ausführlich findet man dieß Alles in *Chifletii* anastasis Childerici. Auch handelt von diesem Grabe *Mabillon* sur les anciennes sepultures des rois de France. 8) Denn das J. 672 wird urkundlich das zwölfte seiner Regirung genant. S. Urk. bei Miräus (Cod. donat. piar. c. 5.). 9) In einer 661 oder 662 dem h. Amandus gegebenen Urkunde, sagt Childerich: Et ego, dum propter imbecillem aetatem minime potui subscribere, manu propria subsignavi et Regina subscripsit. Signum Childerici Regis. Imnechildis Regina subscripsi.

und die Statthalter nicht aus einer Landschaft in die andre gehen sollten; noch sollte auch ein Einziger wie vormals Ebroin die Herrschaft an sich reißen, und dann, wie er, seine Kameraden verachten, sondern keiner sollte sich über die andern erheben. — Bischof Leodogar von Autun galt anfangs bei Childeberten viel. Als Ersterer aber Letzterm durch seine Ermahnungen und Mißbilligungen vorzüglich über die Ehe des Königs mit seiner nahen Verwandtin der Königin Bilihild lästig ward, mußte der Bischof in das Kloster Luxeuil in der Franche Comté wandern, in dasselbe Kloster, wo auch der von ihm mit verstoßene Ebroin sich befand. Childerich machte sich bald durch seinen Leichtsinn und Jähzorn den Franken sehr verhaßt. Einen Großen des Landes, Hektor ließ er schuldlos hinrichten, und rechtswidrig den edelgebornen Franken Bodilo an einen Pfahl binden, und auspeitschen. Hierüber furchtbar aufgebracht, stifteten Ingolbert, Amalbert und andre angesehene Franken eine Verschwörung gegen Childerich. Als er sicher und ruhig in dem Walde bei Chelles jagte, kam Bodilo mit der übrigen Menge Aufrührer über ihn her, und erschlug ihn und seine schwangere Gemalin Bilihild; im J. 673. Ihm folgte Theodorich III.[10]).

3) Childerich III., wahrscheinlich [11]) Chilperichs des 2. Sohn, letzter Schattenkönig aus merowingischem Stamm, war um 742 von Karlmann und Pippin dem Kurzen, in deren Händen die Herrschaft war, aufgestellt. Dem Könige war nichts weiter gelassen, als der königl. Name und das lange Haupthaar, und auf dem Throne zu sitzen, das Bild eines Herrschenden darzustellen, die Gesandten zu hören, und ihnen Antworten zu ertheilen, die man ihm gelehrt und manche Urkunden zu unterzeichnen. Die Größe seines Gehaltes hing von der Willkür des Hausmeiers ab. Nur ein einziger Meierhof von geringem Einkommen war ihm gelassen. Hier lebte er mit wenigen Dienern. Wohin immer, selbst zur Pfalz und zur jährlichen Volksversamlung, wo der König aber nicht selbst, sondern der Major domus zu dem Volke sprach, fuhr Ersterer auf einem bäurischem Ochsenwagen. Die ganze Regirung leitete der Hausmeier. So gebunden waren Childerichs Hände, und dennoch waren die Schriftsteller unter den Karolingern so ungerecht, ihm Trägheit und Untauglichkeit vorzuwerfen; und dieses als Grund seiner Absetzung anzugeben. Im J. 751 sandte Pippin, der, seit Karlmann 747 Mönch geworden, das ganze Frankreich beherrschte, den Bischof Burchard von Würzburg und den Kapellan Folrad an den Papst Zacharias und ließ ihn fragen, ob derjenige König seyn solle, der nur den Namen trage und nichts thue, und der Papst antwortete, daß der besser König genant werde, welcher die königliche Gewalt habe, als der, welcher ohne dieselbe sei, damit die Rangordnung betrachtet werde. Doch da Zacharias den 14. März 752 starb und auch Stephan II. kurz darauf verschied, so mußte Stephan III. die Krönung Pippins, welche 752 durch den heiligen Bonifacius zu Soissons rollzogen ward, anbefehlen. Childerichen ward das Haupthaar verschoren, und er in das Kloster Sithieu, nachmals S. Bertin genant, zu S. Omer gethan, wo er Mönch ward, und 754 starb. Sein Sohn Theoderich ward als Geistlicher in das Kloster zu Fontenai gesetzt; im J. 753 [12]). (*Ferd. Wachter.*)

CHILDRENIT, ein von Brooke zuerst beschriebenes nach Children benantes weingelbes, glasritzendes Mineral von Savistock in Devonshire, welches nach Wollaston, aus phosphors. Alaunerde und dergleichen Eisenoxyd besteht, und zur Grundform ein rhombisches Prisma hat *). (*Th. Schreger.*)

CHILE, Chili, ein Bundesstat des südlichen Amerika, der sich nach den gewöhnlichen Karten (die von Miers gibt ein höchst abweichendes, aber nicht ganz rectifizirtes Bild des Landes) von 303° 14′ bis 308° 44′ L. und 24° 20′ bis 43° 50′ südl. Br. ausdehnt und einen langen Küstenstrich darstellt, der im W. den Australozean, im N. die Boliviawüste Atacama, im O. den Hochkamm der Anden, der das Land von den Plataprovinzen und den Wüsten Patagoniens trent, im S. aber den Chiloëarchipel hat. Den Flächeninhalt berechnet Gutsmuths auf 8222¹°, Carey und Lea in ihrem American atlas auf 8437 □M., beides mit Einschluss der Chiloëinseln; dagegen rechnet der Verf. der Abh. in dem quaterly review (August 1824) nur 5548 geogr. □M., und nach Miers kommen davon auf die 3 Bundesstaten etwa 3154 oder mit dem Chiloëarchipeln, der nach seiner nunmehrigen Unterwerfung wahrscheinlich den Vierten bilden wird, und 172,30 □M. groß ist, deren 3,326,30; alles übrige ist Araucanenland.

Chile hat im O. den Hauptkamm der Anden, aber außer diesem strichen noch 2 Cordilleras, immer eine niedriger, als die andre, parallel laufend durch das Land. Diese 3 Ketten werden durch mehre Querhöhenzüge erlangt und bilden eben so viele tiefe Thäler, deren einige durch den schmelzenden Gebirgsschnee in Bergseen verwandelt, andere, durch welche das Wasser einen Abfluß nach dem Ozeane gefunden, liebliche, fruchtbare, mit dem frischesten Grüne geschmückte Auen darstellen, auf welchen große Herden von Vieh hinreichende Nahrung finden, während das Flachland am Gestade versengt und verbrant dasteht. Vom Fuße der niedrigsten Andenkette dacht sich das Land allmälig gegen das Meer ab, in dessen Nähe es jedoch steil abfällt; doch ist selbst dieß verhältnißmäßig niedrige Land als eine Fortsetzung des Gebirgs zu betrachten, und besteht aus steilen Bergboden, die bloß mit tiefen Schluchten abwechseln, durch die sich

10) S. Vita *S. Leodegarii* c. 3 — 8. Continuatio Chronici *Fredegarii* c. 94 — 96. Gesta Francorum c. 43 — 45.
11) Die Geschlechtstafel der fränkischen Könige bei Du Chesne 1. Th. S. 793, und andre nach ihr machen ihn zum Sohne Theodorichs IV. oder von Chelles; aber Childerich nent Theodorichen nicht genitorem, wie es bei den merowingischen Königen gebräuchlich, sondern parentem Verwandten, und Dagoberten III., den er, wenn er Theodorichs IV. Sohn wäre, hätte Großvater nennen müssen, nent er consobrinum suum.

12) *Eginharti* Vita Caroli Magni. c. 1. Die dem Eginhard beigelegten Annales Regum Francorum ad a. 749 (rectius 751). Annales Fuldenses ad a. 751 et 752. Annales Bertiniani bei *Du Chesne* S. 151. Chronicon Fontanellense ad a. 752 et 753. Fragmentum historicum bei Labbeus in den Miscellan. curios. Continuatio Chronici *Fredegarii* bei Freher S. 161.

*) S. Quarterly Journ. of Sc. Nr. XXXII. 1824. p. 274.

Ströme vom Gebirge einen Ausweg nach dem Meere suchen; alle diese Ströme, deren man 53 namhaft macht, (worunter der Jesus, der Coquimbo, der Maule, der Maupe, der Itata wol die wichtigsten sind), verlieren im Winter bedeutend an Wassermasse, schwellen aber in der warmen Jahreszeit zu tiefen und reißenden Strömen an, welche oft große Verheerungen anrichten. Bei dem seltenen Regen und wenigen Thau sind die zwischen den Schluchten befindlichen Striche bei ihrer nackten Lage fast von aller Vegetation entblößt und bieten dem Auge nur kahlen Felsgrund oder wüste Sandflächen dar. Die einzigen bewohnten Theile Chile's sind jene sogenanten Quebradas, durch welche das Schneewasser nach der See abzieht. Fast alle Städte Chile's liegen, mit Ausnahme von Santjago, sämtlich unweit der Stelle, wo diese Quebradas sich gegen den Ozean öffnen. So ist das Panoram des ganzen Landes von der Wüste Atacama bis zum Maule oder 35° herab; wie sehr es diesem an Feuchtigkeit fehle, ersieht man aus Schmidtmaier, der alle Flüsse und Bäche, die in diesem fast 200 Meilen langen Küstenstriche von dem Hochkamme der Anden herab nach W. strömen, zusammengenommen nicht so vieles Wasser fassen läßt, als die Rhone da, wo sie in den Genfersee geht. Dieser gewaltige Wassermangel nimt jedoch nach S. zu mit der Hitze des Klima ab, und vom Maule an bis zur Magelánsstraße wird das Land durch häufigen Regen getränkt, wird fruchtbarer, reizender. Im Hintergrunde scheiden die kolossalen Anden das Land von dem übrigen Amerika; der Hochkamm ist mit ewigem Schnee bis fast zu ¼ ihrer Höhe bedeckt und man glaubt daher, daß sie gegen 18,000′ empor streben; nur 2 derselben zwischen Mendoza und Santjago sind gemessen; der Cumbre hatte doch nur 11,920, der Cuevas 10,044′ Seehöhe. Aber unter ihm zählt man nicht weniger als 14 Vulkane, zwar nicht stets thätig, aber doch immer in Rauchwolken gehüllt, und sie sind auch wahrscheinlich an den häufigen Erderschütterungen Schuld, deren 5 von 1520 bis 1792 mit den furchtbarsten Erscheinungen begleitet waren. Sonst ist die Witterung nicht ungesund und sowol dem animalischen als vegetabilischen Leben gedeihlich. Im Flachlande und am Gestade ist die Hitze zwar ungemein drückend, in den höhern Theilen aber so gemäßigt, daß der Wärmemesser in der Regel zwischen 70 bis 80° Fahrenh. hält, selten über 85 steigt. Gewitter sind im N. selten, im S. häufig; Orkane am Strande zuweilen furchtbar.

Der Ackerbau steht in Chile auf einer höchst niedrigen Stufe. Man bauet Weizen, der außerordentlich schön ist und dabei im Durchschnitte 25fältig schüttet, und noch mehren Mais, weil er noch reichhaltiger trägt und den meisten Einwohnern als Nahrungsmittel mehr zusagt. Gerste braucht man zum Pferdefutter; Hafer ist unbekant; Kohl und Kartoffeln in Menge, letztre scheinen in Chile ihr Vaterland zu haben, und manche dort bekante Varietät noch nicht nach Europa verpflanzt zu seyn. Orangen, Citronen, Oliven, Granatapfel, Pfirschen, Apfel, Birn und Feigen findet man häufig, aber die Früchte sind, wie Miers bemerkt, schlecht, sowie alles aus Europa verpflanzte Gemüse, von Arbusen hat man 7 Arten, auch gute Frutillas, aber als einzige einheimische Baumfrucht nent Miers eine kleine Kokosnuß. Spanischer Pfeffer, ein Hauptgewürz, welches fast bei keiner chileschen Speise fehlen darf; Wein, nur höchst mittelmäßig, obwol 29,000 Ohm zur Ausfuhr kommen, doch ist er trübe und so ungesund, daß man nicht ohne üble Folgen 2 oder 3 Gläser davon trinken kann, eben so der daraus gekelterte Brantwein nur für Matrosengaumen taugt. Holz ist im Überflusse vorhanden, daher man denn auch die häufig zu Tage ausstehenden Steinkohlen nicht benutzt. Nächst dem Ackerbau ist die Rindviehzucht der vornehmste Gegenstand der Landwirthschaft; es ist nichts Seltnes, daß ein Privatmann Herden von 5000 bis 8000 Stück hält. Das Thier ist aber auch verwildert, und die Geschicklichkeit, womit sowol die wilden Ochsen und Pferde mittels des Lasso eingefangen werden, erzählt Hall ausführlich. Pferde werden ebenfalls in Menge aufgezogen; die Chilesen sind treffliche Reiter. Auf Schafe hält man nicht viel, da ihre Wolle grob, ihr Fleisch nicht geschätzt ist; Schweine und Ziegen findet man wol, allein nicht so allgemein, als dieß der Fall seyn würde, wenn die Zucht des Rindviehes nicht so äußerst bequem wäre; Bienen wild. Das alte Lastthier Südamerika's, das Guanaco, wird noch auf den Gebirgen gefunden, allein im Haushalte ist es durch Pferd und Maulesel verdrängt, die Küsten sind sehr fischreich, doch wegen des Überflusses an Rindfleische hat man den Fischfang, der doch für den Strandbewohner höchst vortheilhaft seyn müßte, vernachlässigt. Der Ertrag der Bergwerke hat sich auch hier vermindert; vor 1800 brachte man ein Jahr in das andre 5000 Mark Gold, 20,000 Mark Silber und 40,000 Cntr. Kupfer, an Werth für 2,680,000 Guld. aus, und 1799 wurden in der Münze zu Santjago für 1,443,510 Guld. an Golde, für 292,260 Guld. an Silber ausgebracht. Dagegen betrug der Werth alles dessen, was an edeln Metallen 1823 in Chile gewonnen wurde, 735,316 Guld. (an Golde 2236, an Silber 5870 Mark) und 1824 nur noch 266,188 Guld. (an Golde 868, an Silber 1874 Mark). Seitdem haben Briten indeß die Minen übernommen, die ganz verlassene Silbergrube Upsalata wieder hergestellt, neue Minen bei Coquimbo entdeckt 2c., auch ist die Kupferausbeute, das seinen Markt in Bengalen und Schina fand, immer bedeutend gewesen; Hall rechnet, daß sie in manchen Jahren wol 60,000 Cntr. betragen habe. Man hat außerdem noch andre Metalle und Mineralien als ruhende Schätze; Salz in 11 Quellen in einem Andenthale unter 34° 40′ südl. Br., und könte mehr als ganz Südamerika brauchte, am Meere abschwämmen; so stehen nur einige Lagunen bei Maule, und was fehlt, holt man aus Peru. Chile's Manufakturen sind unbedeutend und durch die Noth und die Entfernung vom europäischen Markte geschaffen. Ein wenig Wolle und Baumwolle wird gesponnen und zu Ponchos (eine Art Mantel, die das gewöhnliche Kleidungsstück ausmacht; es ist ein breites Stück Zeug, das in der Mitte ein Loch hat, wodurch der Kopf gesteckt wird) verwebt; dann macht man Geflechte aus Junko, Cigarren, ledernes Geräth, irdenes Geschirr, Alles für den Hausbedarf und so schlecht, daß der Wohlhabendere lieber das theuere engl. Fabrikat nimt. Selbst in den gemeinsten mechanischen Künsten

sind die Fortschritte so unbedeutend, daß man das Geschäft eines Böttichers kaum kent, und zu dem Weintransport Schläuche und irdene Krüge nimt. Der Handel ist ganz passiv und in den Händen der Briten, die dem Chilesen seinen Wein, Weizen, Mehl, Fleisch, Fett und Talg, Häute, Vicuñawolle, Cedernbretter, Wallfischthran und Fischbein, vorzüglich aber Kupfer und Gold und Silber in Barren abholen und dafür britische Fabrikate und west- und ostindische Fabrikate absetzen; ihr Handel ist fast Alleinhandel, und nach Lowe führten sie 1818 nach den chileschen Häfen für 854,353, 1821 für 6,969,782, 1822 für 18,242,586 und 1823 für 22,335,962 Guld., worunter freilich Manches steckt, was aus Chile nach dem O. und N. geht. Unbedeutend dagegen sind die Geschäfte, die Chile mit Mittelamerika und Columbia, woher es vorzüglich Kakao, mit Peru, woher es Salz und einige Fabrikate, und mit den Plastastaten, woher es Maulthiere und Paraguaythee zieht, treibt; die Verbindung mittels der Engpässe der Anden ist zu schwierig, indem diese Wege, deren man 5 zählt, bloß für die Maulthiere, Llamas und Pferde gangbar sind, und überdieß häufig Indianerhorden auch diese Straßen verschließen; von mehrer Bedeutung ist der mit den Araucanern, die in Zeiten der Ruhe einen vortheilhaften Tauschhandel unterhalten. Die Haupthäfen sind Valparaiso, das man als den Hafen von Santiago ansehen kann, Valdivia, Coquimbo, in dessen Umgebung die reichsten Minen belegen sind, Copiapo und Talcuhana, der Hafen von Concepcion. 1793 verschiffte Chile über diese Häfen 11,000 Wispel Weizen, 28,637 Ohm Wein, 875 Ohm Brantwein, 5000 Cntr. Fett, 48,000 Cntr. Talg, 50,000 Stück Corduanhäute u. s. w.; es hat die Mittel nicht allein, die Bilanz ohne seine edeln Metalle für sich zu gewinnen, sondern auch eine der activen Handelsmächte zu werden.

Die Volksmenge dieses Stats ist noch sehr schwach; erst Miers hat sich einige Details darüber zu verschaffen gesucht und man kann selbige für das verbündete Chili mit Einschluß des Chiloëarchipels auf 600,000 Köpfe bestimmen, nämlich:

1) der Stat Coquimbo mit den beiden Provinzen Copiapo (18,750 □Miles, 10,000 Einw.) und Coquimbo (13,300 □M., 20,000 Einw.)	32,050 □Miles,	——	30,000 Einw.
2) Der Stat Santjago mit den Prov. Quillota (4600 □M. 40,000 Einw.), Aconcagua (4400 □M., 60,000 Einw.), Santjago (3830 □M., 90,000 Einw.), Melipilli (850 □M., 20,000 Einw. Mancagua (3830 □M., 70,000 Einw.), Colchagua (4400 □M., 80,000 Einw.) und Maule (3750 □M., 50,000 Einw.)	25,660 □M.,	——	410,000 Einw.
3) Der Stat Concepcion mit den Prov. Chilan (2200 □M., 30,000 Einw.), Itata (1800 □M., 20,000 Einw.), Rare (3250 □M., 30,000 Einw.) und Puchacal (2000 □M., 40,000 Einw.)	9250 □M.,	——	120,000 Einw.
Hiezu dürften zu rechnen seyn:			
4) Der Distrikt Valdivia	1000 □M.,	——	10,000 Einw.
5) Der Chiloëarchipel	4690 □M.,	——	30,000 Einw.
Das ganze verbündete Chile	72,653 □Miles,	——	600,000 Einw.

Die Araucaner, die 8 Provinzen Arauca, Puren, Repocuru, Boroa, Maguegna, Tolten, Cunchen und Guilliches bewohnen, sind hierunter nicht begriffen, indem sie einen völlig unabhängigen Stat ausmachen. Diese Volksmenge besteht zwar der Farbe nach aus Weißen (Chapetonen und Creolen), aus Mulatten und Negern, und aus Indianern und Mestizen, allein seitdem das Gesetz die alten Kasten gleich gemacht hat, bestehen eigentlich nur 2 Hauptabtheilungen noch: die großen Landeigenthümer oder die Aristokraten und das niedrige Volk; zwischen beiden gibt es keine Abstufungen. Die erstre Klasse stamt wol ursprünglich aus spanischem Geblüte und hat seine großen errungenen Landstriche (so theilen sich in dem ganzen weiten Landstriche zwischen Valparaiso und Santjago nur 3 Eigenthümer in den Grund und Boden) als Majorat auf seine Erben gebracht, indeß sind diese Proprietäre wahre Hirten geworden, und haben sich dergestalt mit Ureinwohnern vermischt, daß die Urrasse nicht mehr kentlich ist. Die Chilesen sind jetzt so sehr in eine Masse zusammen geschmolzen, daß sie sich wenigstens in Religion, Sprache und Sitten nicht weiter unterscheiden. Der Chilese lebt, wohnt und ißt höchst einfach; Sitten und Gebräuche haben durchaus spanischen Anstrich, nur daß die Velichisprache fast überall statt der spanischen geredet wird, obgleich letztre Stats- und Büchersprache ist. Indeß steht alles, was Wissenschaft heißt, hier auf einer niedrigen Stufe; nur wenige Männer können lesen, und dem weiblichen Geschlechte sind im Allgemeinen die Buchstaben ganz unbekant. Eigentlich genießen nur junge Leute aus den bessern Familien eine Art von Erziehung; das weibliche Geschlecht wird ganz verwahrlost. Die sämtlichen Erziehungsinstitute stehen unter der Leitung der Geistlichkeit, welche aber davon kaum die ersten Elemente begriffen hat, auch ist vor der Hand wol wenig Anschein zu einer Verbesserung vorhanden, da die durchaus herrschende Bigotterie dieser Kaste jedem Lichtfunken von außen einen Damm in den Weg stellt. Die herrschende Kirche, die hier unter den Bischöfen von Santjago und Concepcion steht, ist die katholische mit Ausschliessung jeder andern; indeß ist das bis 1818 zu Santjago bestandene Inquisitionsgericht ganz aufgehoben. Der Charakter des Chilesen ist der eines jeden Mischlingsvolkes, aber nicht bösartig; den Stolz und die Bigotterie hat er vom Spanier, die Gastfreiheit und den Leichtsinn vom Indianer, aber Negerblut rollt wenig in seinen Adern, da der Sklaven nie Viele in Chile gewesen sind. Die Indianer sind hier weniger als irgendwo gedrückt, da auch sie nur noch selten rein vorhanden sind:

die Frohnden sind längst nicht mehr gesetzlich, obgleich die Peons- und Halbindianer sich denselben wol aus Noth unterwerfen. Drückender ist dagegen die jetzt eingeführte Konscription.

Chile's Urgeschichte bedeckt ein dichter Schleier. In der Mitte des 15. Jahrh. versuchten die Incas von Peru sich des Landes zu bemächtigen, aber der Stamm der Promanacier, der im mittlern Chile wohnte, widersetzte sich ihrem Vordringen mit so vielem Glücke, daß sich die Peruaner bloß im N. behaupten konten. Als Peru 1535 von den Conquistadoren unterworfen war, warf sich Almagro auch auf Chile, allein die Promanacier waren so glücklich, den wilden Eroberer in einer blutigen Schlacht zu bekämpfen und ihn 1538 nach Peru zurück zu jagen. Was indeß Almagro nicht gelungen war, führte Pedro de Valdivia 1541 aus; er eroberte den ganzen Norden, besiegte Mapochier und Promanacier und legte den Grund zu Santjago, nachdem er mit beiden Völkern in freundschaftliche Verhältnisse getreten war. Aber nach S. vordringend fand er neue Feinde in den unbeugsamen Araucanern, die ihn 1553 in einem Haupttreffen besiegten und erlegten; seine Nachfolger in der Generalcapitania, wozu Chile erhoben wurde, Villagran und Mendoza konten bloß das nördliche Chile behaupten und das südl. blieb fortdauerd den Araucanern, wie sie es noch jetzt besitzen und unter steten Kämpfen mit den Spaniern 1775 völlig überkommen haben. Aber diese Kämpfe mit den Araucanern waren es nicht allein, die das Gedeihen der jungen Kolonie aufhielten, sondern im 16. und 17. Jahrh. wurde sie auch stets durch Flibustier und britische und holländische Abenteurer und Corsaren beunruhigt und häufig waren Aufstände der unterworfenen Indianer, die zum Theil nur mit großer Anstrengung gestillt werden konten. Erst seit 1775, wo der letzte Frieden mit den Araucanern geschlossen wurde, kann man sagen, daß Ruhe in diesem Lande eintrat, und diese hob denn auch nach und nach den Wohlstand der Kolonie.

Als 1809 Spanien von den Franzosen mit Krieg überzogen wurde, brachen in Chile innere Unruhen aus, die indeß 1814 durch einen Heereshaufen unterdrückt wurden. Allein 1818 zog zur Unterstützung der Unzufriednen der Buenos-Ayresche Feldherr St. Martin herbei, lieferte den Royalisten die entscheidende Schlacht bei Maypa, blieb darin Sieger und führte nun die Freiheit auf Chile's Boden zurück. Das Volk von Chile erklärte sich am 4. Febr. 1818 für unabhängig und die Sieger ernanten einen Oberdirektor, welcher dem State eine provisorische Konstitution gab. Diese wurde 1822 abgeschafft, und 1823 erklärten die Deputirten der Nation Chile für eine Republik, die durch das Band eines allgemeinen Kongresses zusammen gehalten wird und an deren Spitze vor wie nach ein Oberdirektor stehen sollte. Allein 1825 wählte man eine dritte Verfassung; eine Union, die aus 3 Staten Coquimbo, Santjago und Concepcion besteht, deren jeder zu Hause durch eine Provinzialversamlung regirt wird und seine eigne Verwaltung und Gerichte hat, die aber alle 3 nur einen einzigen Stat ausmachen, dessen Kongreß oder die gesetzgebende Macht, so wie das hohe Tribunal als oberste richterliche Behörde, und ein Oberdirektor, dem ein Ministerium zur Seite steht, zu Santjago als der Bundesstadt den Sitz haben sollen. Diese Verfassung ist nun zwar eingeführt, darum haben aber die Bewegungen und Umtriebe in dem neuen Stat noch nicht aufgehört; doch hat Chile das Glück gehabt, daß sich 1826 die Insel Chiloë, die bisher noch von spanischen Truppen besetzt war, dem Kongresse unterworfen hat; sie bildet, wie das isolirt im Araucanergebiete belegne Valdivia, provisorisch ein besondres Gebiet. Aber die durch den berühmtesten aller Robinsone Alexander Selkirk bekanten beiden Eilande Juan Fernandez sind verlassen und gegenwärtig von einem britischen Wallfischjäger- und Robbenschläger besetzt.

Die Statseinkünfte beliefen sich 1824 nach Miers auf 4,072,000, die Ausgaben auf 4,994,650, das Deficit mithin auf 922,650 Guld.; indeß hat man eine andre britische und wahrscheinlichere Angabe, obgleich Miers die seinige für offiziell ausgibt, nach welcher Chile 1824. 797,122 Gulden einnahm, 917,384 Guld. ausgab, wobei es zu London für 10 Mill. Schuld 600,000 Guld. zinste. Das stehende Heer betrug in eben dem Jahre 8400, die Miliz 20,860 Mann; die Marine, wovon doch ein Theil 1825 nach Buenos Ayres verkauft ist, 12 Segel. Die Flagge besteht aus 2 gleich großen horizontalen Streifen, der oberste Streifen oben blau mit weißem Stern, unten ganz blau, der unterste Streifen ganz roth *). (*Hassel.*)

CHILIAGON, eine geradlinige Figur, die tausend Seiten hat. Will man eine reguläre Figur dieser Art in einen Kreis beschreiben, so wird man den Umring desselben in 1000 gleiche Theile theilen müssen, wo dann jeder Theil 21 Minuten 36 Sekunden betragen wird. Die Sehne eines solchen Bogens, d. i. die Seite des regulären Chiliagons im Kreise, beträgt, wenn man den Halbmesser in 10,000 Millionen gleiche Theile theilt, 62,831,439 solcher Theile. (*Gartz.*)

CHILIANTHUS, nent Burchell Scoparia arborea L., weil sie sich von Scoparia sowol durch die röhrige Corolle, welche bei Scoparia radförmig ist, als auch durch die einfächerige, 4samige Kapsel unterscheidet, da jene eine zweifächerige, vielsamige Kapsel hat. Es ergibt sich, daß Chilianthus zu einer ganz andern Familie, nämlich den Verbeneen, gehört, während Scoparia eine Gentianee ist. (*Sprengel.*)

CHILIASMUS (*χιλιασμός*), in der engern, wörtlichen Bedeutung, nent man den Glauben an ein künftiges tausendjähriges Reich auf Erden, in welchem alle Frommen unter der Herrschaft des Messias, im Genusse der vollkommensten irdischen Glückseligkeit und Macht leben werden. Im weitern Sinne versteht man dann darunter auch jede sinnliche Vorstellung von dem Reiche Gottes auf Erden, oder die Verwechse-

---

*) Travels to Chile over the andes by *Pet. Schmidtmayer.* Lond. 1822. Journal of a residence in Chile etc. by *Maria Graham.* Lond. 1824. Extracts of a journal, written on the coasts of Chile, Peru and Mexico by *Bas. Hall.* Lond. 1824. 2 Vol. Travels in Chile and la Plata by *John Miers.* Lond. 1826. 2 Vol. (Vgl. mit den neuesten Nachrichten über Chile im Quaterly review [Aug. 1824.], wovon die N. A. G. E. XV. 1. einen Auszug gegeben haben).

lung der bildlichen Bedeutung des Reiches Gottes mit der eigentlichen. Es ist also die Idee des Reiches Gottes, welche dem Chiliasmus zu Grunde liegt, und somit liegt ihr eine Idee zu Grunde, welche jede wahre Religion nothwendig enthalten muß und die vor jeder gesunden Philosophie eben so wohl bestehen kann, als sie sich in der Geschichte der Religion mehr oder weniger deutlich überall nachweisen läßt. Was Kant, Fichte, Fries u. a. Philosophen ethisches Reich, oder Reich der Zwecke, moralische Weltordnung, intelligible Welt oder geistige Welt nanten, das ist nichts Anderes, als was, religiös ausgedrückt, das Reich Gottes ist. Es ist die Idee, daß den Dingen, die wir durch Erfahrung äußerlich wahrnehmen, noch ein höheres Seyn der Dinge zu Grunde liege, in welchem alle Widersprüche und Mängel der endlichen Dinge gehoben werden, und Alles in unbedingter Zweckmäßigkeit und Harmonie zusammen paßt. Tritt dieser Glaube an eine ideale Zweckmäßigkeit der Dinge ins Leben, und sucht auch in der Erscheinungswelt diese Zweckmäßigkeit wieder: so entsteht daraus die religiöse Idee der Begeisterung, welche unter dem Bilde des Reiches Gottes, alles Endliche dem Willen Gottes und seinen Zwecken unterworfen denkt. Es sind nämlich 3 religiöse Ideen, nach denen sich das religiöse Gefühl positiv ausspricht: die Idee der Bestimmung des Menschen, des Guten und Bösen, und der Gottheit, denen die 3 Gefühlsstimmungen der Begeisterung, der Ergebung und der Andacht entsprechen. In der Begeisterung spricht sich die Idee der Bestimmung des Menschen als eine ewige und selbständige aus, das Gefühl eines Reichs der Zweckmäßigkeit, dem wir als selbständige Glieder als Selbstzweck angehören, treibt uns an dafür thätig zu seyn und verleiht uns den freudigen Glauben und den frohen Muth des Gelingens jeder edeln Bestrebung. — Die Idee der Ergebung entsteht aus der Idee der Freiheit, welche im Widerspruche mit der Nothwendigkeit der Natur und mit dem Bösen in der Welt, das Bewußtseyn der menschlichen Schuld und Schwäche erzeugt, und uns sittliche Demuth und ruhige Hingebung an die höhere Waltung Gottes lehrt. In der Andacht endlich wird uns die Idee der Gottheit selbst lebendig, indem wir sie in uns und in der Natur wieder zu finden, und uns im Geiste zu ihr zu erheben streben. Allein diese Formen nehmen die religiösen Ideen nur für das Gefühl an, sie sind nur ästhetisch darstellbar, und lassen sich nicht auf die Wirklichkeit der Gegenstände übertragen. Denn die Ideen lassen sich nur negativ durch Verneinung der Schranken des Endlichen aussprechen, positiv erscheinen sie nur in Bildern für das Gefühl oder die Ahnung. Das ideale Seyn der Dinge tritt niemals vollständig in die Wirklichkeit ein, sondern es ist nur sein Widerschein, den wir durch die reflectirende Urtheilskraft auffassen. Die Religion ist für den Menschen immer nur ein Werden, nicht ein Seyn, die Tugend ist immer nur ein Kampf, nicht ein vollkomner Genuß. So können wir also auch in der Begeisterung die Zweckmäßigkeit der Dinge nur ahnen, nicht aber anschauen; wir können den Sieg des Guten nur erstreben, aber nicht vollständig erreichen. Nur in Bildern spricht die Begeisterung den Zustand der Zweckmäßigkeit aus, und ein schönes, passendes Bild derselben ist das Reich Gottes.

Halten wir also diese ideale Bedeutung des Reiches Gottes fest, so leuchtet ein, daß es, als Bild einer unendlichen Idee, in der Endlichkeit nie vollständig erscheinen kann. Diesen Unterschied zwischen Seyn und Erscheinung, zwischen Idee und Bild verkent der Mysticismus; er zieht das Unendliche in das Endliche hinab.

Eine Art des Mysticismus aber ist der Chiliasmus; denn was jener mit der Religion überhaupt thut, das thut dieser mit der einen religiösen Idee der Begeisterung. Das Bild der idealen Zweckmäßigkeit, das Reich Gottes, nimt er für die Sache selbst, und stellt dieß Reich Gottes in der Natur und im Menschenleben als erreicht oder als erreichbar dar. Da er das Reich Gottes als einen Begriff ansieht, so sucht er die einzelen Bestandtheile dieses Begriffes in der Wirklichkeit wieder. So denkt er sich als Beherrscher jenes Reichs, Gott selbst oder dessen Stellvertreter Christus, als Unterthanen die Menschen, die dazu auserwählt sind, unter diesen wieder theils Herrschende, die Heiligen und Frommen, theils Dienende, die Gottlosen und Ungläubigen; er denkt sich als Gesetz die geoffenbarten Lehren, ein Gericht, Richter, Strafen und Belohnung u. s. w. Da ferner die Zweckmäßigkeit von dem Chiliasmus in die Sinnenwelt gesetzt wird: so kann daraus keine wirkliche, ideale, sondern nur eine sinnliche Zweckmäßigkeit hervorgehen. Die geistige, sittliche Zweckmäßigkeit beruht aber nur auf der Idee, ist also über die Natur erhoben; es bleibt also für die Zweckmäßigkeit der Natur nur die sinnliche, die des Genusses. Der höchste Grad des irdischen Genusses ist also das Ideal, das sich der Chiliasmus für sein Reich denkt. Das Ideal der Thatkraft, als ein sittliches, fällt für ihn hinweg, und er bedenkt nicht, daß ohne dieses, auch wenn er alle Übel hinwegdenkt, und bei dem höchst gesteigerten Erdenglück, endlich Langeweile und Überdruß sein Ideal durch sich selbst zerstören muß.

Mit der Idee des Reichs Gottes stehen noch mehre andere religiöse Ideen in naher Verbindung, deren Versinnlichung ebenfalls zur Gestaltung des Chiliasmus beiträgt. Die Idee der Gemeinschaft des Menschen mit Gott, kündigt sich in jedem religiösen Bewußtseyn als nothwendiges Bedürfniß an, ist aber auch, mißverstanden, eine Hauptquelle des Mysticismus überhaupt. Diese Gemeinschaft mit Gott, die als eine ideale, für den Menschen, seiner endlichen Natur nach, nur eine mittelbare seyn kann, wird von dem Mystiker, der die nothwendigen Schranken zwischen Endlichem u. Ewigem aufhebt, für eine unmittelbare gehalten. Das Streben nach Gemeinschaft mit Gott entspringt aber aus der Idee der Andacht. Mit Gott, als dem erhabensten und heiligsten Wesen, als dem absolut höchsten Gut, fühlt sich der Mensch in der Andacht durch seine höhere geistige Natur, verwandt, in Gott fühlt er den Grund und die Quelle seines höheren, geistigen Seyns, und darum strebt er zu ihm hin, strebt nach Gemeinschaft mit ihm. Aber Gott als unendliches Wesen, kann für ein endliches Wesen, wie der Mensch, nie ein in der Wirklichkeit völlig erreichbares Ziel seyn. Er muß daher immer nur ein Gegenstand des Strebens und des Kampfes bleiben, dessen Ende undenkbar ist. Die-

ses Streben nimt auch der Chiliasmus in sich auf; als Gattung des Mysticismus faßt er es aber ebenfalls nicht als ein Streben, sondern als ein Seyn, nicht als einen Kampf, sondern als einen Genuß auf. So verbindet sich im Chiliasmus die Idee der Begeisterung mit der der Andacht, und diese Verbindung ist durchaus nothwendig zur Gestaltung des Chiliasmus. Wird die Idee der Begeisterung für sich allein versinnlicht, so entsteht daraus noch gar nicht die Idee des Reichs Gottes; denn diese enthält nur die Idee der Zweckmäßigkeit der Dinge, welche, als sinnliche Lust in der Natur angeschaut, sich in der Naturverehrung des Heidenthums, vorzüglich dem Bacchusdienst und einigen Naturreligionen Kleinasiens und Syriens wieder findet. Erst wenn die Idee der Andacht hinzutritt, wird die Zweckmäßigkeit der Dinge unter den Willen Gottes gestellt, und die Realisirung derselben mit dem Umgang mit Gott in Verbindung gesetzt. Durch Verbindung mit der Idee Gottes wird der Zustand der Zweckmäßigkeit nicht in den Genuß der Gegenwart gesetzt, sondern über die gegenwärtige Natur hinaus in einen zukünftigen Zustand der Dinge, der aber ebenfalls nur sinnlich, nur aus Bestandtheilen der Natur zusammen gesetzt ist. Der Chiliasmus also verschmäht zwar das Irdische und Sinnliche in diesem Leben, aber nur um in einem künftigen Zustand desselben in desto höherem Grad theilhaftig zu werden. Wenn also auf der einen Seite durch die Idee Gottes und durch das Streben nach dessen Gemeinschaft der Chiliasmus über das Sinnliche erhoben wird, so wird auf der andern Seite Gott selbst wieder in das Sinnliche herab gezogen. Gott tritt als endliche Person, als unmittelbarer Herrscher in einem endlichen Reiche auf, und lebt darin in unmittelbarem Umgang mit den Menschen.

Eine andere Form der Versinnlichung der Idee der ewigen Zweckmäßigkeit, welche sich ebenfalls häufig mit dem Chiliasmus verbindet, zeigt sich in der Lehre von der Unsterblichkeit der Sele. Nach der Idee der ewigen Zweckmäßigkeit der Dinge wird nämlich der Mensch als ein Selbstzweck gesetzt, dem eine ewige Bestimmung zukomt, und wodurch er, über die Schranken der Zeit erhoben, unsterblich genant wird. Allein nach einer in der christlichen Kirche sehr allgemein verbreiteten Mißdeutung dieser Lehre unterscheidet man nicht bestimt genug zwischen Seyn und Erscheinung, und man will die Ewigkeit des Menschen doch wieder in die Endlichkeit setzen, nur weiter hinaus in einem zukünftigen Zustand. Die Unsterblichkeit wird so nun als Fortsetzung und Vervollkomnung dieses Lebens gedacht, wo alle Übel aufhören, aber der Geist doch wieder an gewisse endliche Schranken gebunden, nur durch gewisse Organe thätig, und selbst durch gewisse Aufenthaltsorte beschränkt seyn wird. Auf diese Weise zieht auch der Chiliasmus die Idee der ewigen Bestimmung des Menschen häufig in die Endlichkeit herab, indem er eine oder selbst mehre Auferstehungen zu bestimten Zeiten annimt, der Sele entweder unsern jetzigen oder einen mehr oder weniger feinen neuen Leib als nothwendiges Organ seiner Thätigkeit in die Ewigkeit mit hinüber gibt, sie nicht allein in den Himmel und die Hölle, örtlich vertheilt, sondern ihnen auch in jedem dieser Orte noch verschiedene Wohnplätze anweist, und ihre Zustände nach gewissen Zeiträumen bestimt. In noch bestimterer Gestalt aber tritt diese Versinnlichung der Idee der ewigen Zweckmäßigkeit in der mit der Lehre von der Unsterblichkeit verwandten Lehre von der Vergeltung hervor. Die Idee der Vergeltung entsteht aus der Idee der Zweckmäßigkeit der Dinge, in sofern diese die Aufhebung der Widersprüche der Glückseligkeit gegen das sittliche Verdienst, nothwendig fodert, und, da sie in diesem Leben unerreichbar ist, für ein höheres Seyn der Dinge setzt. Diese Idee aber wird versinnlicht auf doppelte Art: ein Mal durch sinnliche Begriffe von der Tugend, indem diese durch sinnliche Güter belohnt werden soll, dann durch sinnliche Begriffe von der Glückseligkeit, indem man keine ideale Glückseligkeit kent, und selbst in jenes ideale Seyn die sinnliche Glückseligkeit hinüber zieht. So finden wir im Chiliasmus die zum Theil noch sinnlichen Hoffnungen irdischer Genüsse, von Gastmälern, Bequemlichkeit, Reichthum und Herrschaft, welche den Frommen als Belohnung in jenem Leben zugeschrieben werden. Ferner die sinnlichen Vorstellungen von dem jüngsten Tage oder Ende der Welt, und allen den Begebenheiten, die zur Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten damit verbunden sind, von dem letzten Gericht, von der Hölle und Himmel und ihrer Beschaffenheit werden immer in den Chiliasmus aufgenommen.

Noch muß kürzlich das Verhältniß der Lehre von der Kirche zu dem Chiliasmus betrachtet werden. Das Verhältniß ist hier ein umgekehrtes als das zu den genanten Lehren. Dort wurde das Göttliche irdisch gedeutet, hier wird das Irdische himmlisch gedeutet. Die Kirche, die nur die äußere, menschliche Form ist für die Idee des religiösen Lebens, wird für diese Idee selbst, für das Reich Gottes auf Erden selbst gehalten, und so beziehen sich alle Hoffnungen des Siegs der guten Sache auf nichts Anderes als auf den Sieg einer gewissen Kirche über alle andere, und die Theilnahme an der künftigen Vollkommenheit und Glückseligkeit ist lediglich auf die Theilnehmer einer bestimten Kirche beschränkt. So bildete sich die jüdische Theokratie mit ihrem Volks-Particularismus, die dann als Hierarchie sich auf das Christenthum fortpflanzte, und dort einen Glaubens-Particularismus erzeugte.

Die psychologische Quelle dieser Verirrungen des Chiliasmus wird nun zwar allerdings, in sofern er eine Gattung des Mysticismus ist, sehr häufig dieselbe als die des Mysticismus seyn. Überwiegendes Gefühl, überspannte Phantasie, gereizte Sinnlichkeit werden, wo ihnen nicht ein hinlänglich gebildeter Verstand zur Seite steht, sehr leicht die Schranken der Vernunft überschreiten, Seyn und Erscheinung verwechseln, und Bild für Sache halten. Aber eben so oft wird auch umgekehrt überwiegender Verstand eine Ursache des Chiliasmus seyn, wenn nämlich Mangel an höherem religiösen Sinne und tieferem Gefühl, eine todte Begreiflichkeit der religiösen Wahrheiten einführt, welche auch das Unendliche in endlichen Begriffen darstellen, erkennen und ableiten will, und so, indem sie die Symbole in Begriffe verwandelt, die Erscheinung mit dem wahren Seyn verwechselt. Es entsteht daraus ein todter Buchstabenglaube, ein geistloses Spiel mit Begriffen, der das Tiefste in der Religion,

mit rohem Verstande betastet und in das Irdische herabzieht. So finden wir den Chiliasmus des spätern Judenthums in dem Talmud und der Kabbala.

Ein Rückblick auf die bisherigen Untersuchungen wird uns als die Elemente, woraus der Chiliasmus zusammen gesetzt ist, kennen lehren:

1) als Grundidee die Versinnlichung der Idee des Reiches Gottes, und damit in Verbindung stehend; 2) sinnliche Vorstellungen von der Gemeinschaft mit Gott; 3) von der Unsterblichkeit; 4) von der Vergeltung und endlich 5) Verwechselung der Kirche als Symbol des Reiches Gottes mit dieser Idee selbst. Aus diesen Bestandtheilen werden sich seinem Wesen nach alle verschiedenen Formen des Chiliasmus, welche die Geschichte uns zeigt, ableiten lassen; aber er enthält noch außer diesen wesentlichen Bestandtheilen mehre andere Bestimmungen, welche er bloß aus gewissen, zufälligen, historischen Umständen und Einflüssen in sich aufgenommen hat. Aus solchen historischen Zusätzen aber bestehen ganz diejenigen Bestimmungen, welche den Chiliasmus in engerer Bedeutung ausmachen. Zu den genanten allgemeinen Bestandtheilen kommen nämlich hier noch die zwei 1) von der 1000jährigen Dauer des Reiches, 2) von der Oberherrschaft des Messias über dasselbe. Beide Bestimmungen aber sind nicht bloß historischen Ursprungs, sondern sie sind nicht einmal ganz allgemein aufgenommen.

Was zuerst die 1000jährige Dauer betrifft, so ist auch diese Bestimmung, obgleich der Chiliasmus von ihr seinen Namen hat, dennoch weder aus dem Begriff desselben nothwendig hervorgegangen, noch auch selbst allgemein angenommen. Ihr Ursprung liegt in einem ganz zufälligen Mißverstand einer Stelle Ps. 90, 4, nach deren Anleitung man in der mosaischen Schöpfungsgeschichte ein Vorbild der 6000jährigen Weltdauer und der daraus folgenden 1000jährigen Sabbathsruhe zu sehen glaubte. — Allein von dieser Bestimmung weichen sehr viele Andere ab. Corrodi zählt die verschiedenen Meinungen darüber bei den Rabbinen auf, nach welchen die Dauer des Messiasreiches auf 40, 70, 90, 365, 400, 600, 2000, 7000 Jahre ꝛc. oder so lang als von Anfang der Welt, oder von der Sündfluth an verflossen war, bestimt wurde. Weniger Unbestimtheit scheint zwar darüber unter den Christen gewesen zu seyn; indessen läßt, z. B. die Sibylle die Dauer des Messiasreiches ganz unbestimt, Andere halten es für ewig und ein Chiliast des 18. Jahrh., Bengel, bestimte es auf 2000 Jahre.

Eben so sehr beruht auch zweitens die Oberherrschaft des Messias nur auf einem historischen Grunde, und die fast ganz allgemeine Übereinstimmung der Chiliasten in diesem Punkte schreibt sich nicht sowol von dem nothwendigen Zusammenhange desselben mit dem Begriff und Wesen des Chiliasmus her, als vielmehr von der gemeinschaftlichen, historischen Quelle, aus welcher der uns bekante, jüdische und christliche Chiliasmus hervorgegangen ist. Denn dieser ist eben ganz aus dem Messiasglauben der Juden entstanden, und auf ihn gebaut, und darum hat sich dieser in diesem ganzen Stamm des Chiliasmus als eine der Grundbestimmungen erhalten. Aber ungeachtet dieser Übereinstimmung in dem Worte, was ist eigentlich der Sache nach damit bestimt? Wie vielerlei Deutung war dieser Name des Messias unterworfen? Während die Juden sich ihren jüdischen Messias, den Befreier und Beglücker ihres Volkes darunter dachten, stellten sich die Christen Jesum Christum, den Erlöser der Menschen, den Gottessohn darunter vor. — Den Juden selbst aber war der Messias nicht immer und überall derselbe. Er war den älteren Juden mehr natürlicher Mensch, den späteren, mehr übernatürlicher; den palästinisischen und rabbinischen Juden mehr irdisch, sinnlich, menschlich, den kabbalistischen und alexandrinischen mehr geistig, göttlich, Ausfluß der Gottheit oder der Logos (als göttliche Emanation dachten sich den Messias die Kabbalisten, nach ihrer morgenländischen Philosophie als Logos, die platonisirenden alexandrinischen Juden); jenen mehr für irdische Zwecke, durch irdische (wenn auch übernatürliche) Mittel wirkend, wie Krieg, Macht, Glanz, diesen mehr geistig, durch sittliche und religiöse Thätigkeit. Einige jüdische Chiliasten aus der spätern Zeit scheinen sogar zwei Messiasse angenommen zu haben, deren einer ein Sohn Ephraims, der andere ein Sohn Davids war, wahrscheinlich eine Ausflucht der Rabbinen, um auch den 10 Stämmen einen Messias zuzutheilen, oder auch, um die Weissagungen der Propheten von dem Tode des Messias mit seiner Würde zu vereinen, erdichteten sie einen zweiten Messias, welchen sie wirklich in dem Kriege wider die Feinde Israels tödten, aber dann von dem zweiten Messias aus dem Haus Davids wieder aufwecken lassen. Und bei den Christen, bedarf es da nur noch einer Erinnerung an die zahllosen Meinungen, über das Wesen Christi, über seine Person, seine Natur und seinen Zweck?

Von denen, welchen Christus nichts als ein natürlicher Mensch ist, bis zu jenen, welchen er nicht allein göttlich, sondern Gott selbst, in Person ist; von denen, die seine Thätigkeit ganz natürlich dachten, bis zu den Wundersüchtigen, ferner von denen, die ihn ganz sinnlich, nur für irdische Zwecke wirkend dachten, bis zu jenen, welche Zweck und Wirken Jesu nur geistig dachten, welche Mannichfaltigkeit der Meinungen liegt da in der Mitte! Was wir also gewonnen haben für die Bestimmung des Chiliasmus, durch den Zusatz des Messias, als Beherrschers des Gottesreiches, dieß würde nur in sehr Wenigem bestehen, wenn nicht der nothwendige Charakter des Chiliasmus der Versinnlichung des Idealen, den Begriff des Messias vorzugsweise in seiner sinnlichen Bedeutung aufzufassen nöthigte. Dessen ungeachtet aber suchen doch auch Christen, besonders christliche, den geistigen, idealen Sinn des Messias festzuhalten, indem sie ihn, nach ihrer Weise, mit dem Sinnlichen vermischen. Und was hindert uns, in einer andern Religion einen Chiliasmus zu denken, der sich in irgend ein anderes Wesen, sei es Mensch, oder Untergott, oder der höchste Gott selbst in Person, als Oberherr seines irdischen Gottesreiches vorstellte (Chiliasmus der Perser). Noch weniger aber gehören mehre andere Bestimmungen zu dem Wesen des Chiliasmus, wie die von der Zeit des Eintrittes dieses Reiches, von den Umständen und Ereignissen, mit denen der Eintritt dieses Reiches begleitet seyn wird und von der Beschaffenheit dieses Reiches selbst. Hier finden wir die größte Willkür und Mannichfaltigkeit der Vor-

stellungen, welche aus Zeitumständen, Individualitäten, exegetischen Irrthümern, abergläubischen Combinationen gewisser Naturerscheinungen u. dgl. m. entstanden sind. Die größte Übereinstimmung finden wir noch in dem Chiliasmus, wie er sich bei den spätern Juden kurz vor und zur Zeit Jesu und bei den Christen in den ersten Jahrhunderten ausgebildet hatte, weil dieser am unmittelbarsten auf einem gemeinschaftlichen historischen Grund beruhte. Indem ich also jetzt versuchen will, das System des Chiliasmus seinen Hauptpunkten nach kürzlich im Zusammenhange darzustellen, werde ich mich vorzüglich an diese Periode desselben halten, und aus andern Perioden nur Einiges zur Vergleichung hinzufügen müssen.

Was zuerst die Zeit des Eintritts des Messiasreiches betrifft, so bekanten Einige frei ihre Unwissenheit darüber und die Unmöglichkeit sie zu bestimmen, Andere hingegen glaubten sie allerdings bestimmen zu können, und versuchten dieß auf verschiedene Weise. Bei weitem die allgemeinste Berechnung der Ankunft des Messias war die, nach welcher die Weltdauer als eine große Woche betrachtet wurde, die aus 7 Tagen, jeder zu 1000 Jahren besteht, deren letzter, als Sabbath, das 1000jährige Reich ist. Dazu kam, daß nach einer kabbalistischen Tradition die untere, irdische Welt alle 7000 Jahre erneuert werden muß, die obere, himmlische aber alle 50,000 Jahre; und Andere bewiesen die 7000jährige Weltdauer aus der Heiligkeit der Zahl 7. Fast alle Chiliasten setzen daher die Ankunft des Gottesreiches nach dem Ende des 6. Jahrtausends vom Anfang der Welt in die letzten Jahrhunderte dieses Jahrtausends, so wie auch bei den Juden der Sabbath mit der 6. Stunde des vorhergehenden Tages anfängt. Freilich war damit die Zeit des Messiasreiches eigentlich noch gar nicht bestimt, da es höchst willkürlich war, wie viel Jahre man von der Schöpfung an zählte. Man versuchte dieß, indem man die Lebensjahre der Patriarchen im A. T. zusammen zählte; aber eben diese Genealogien sind theils unvollständig, theils werden die Zahlen sehr verschieden angegeben. Es ist z. B. bekant, daß die griechischen Juden und die christlichen Chiliasten nach der Septuag. durchgängig die Zahlen des Alters der Patriarchen höher annahmen, als die palästinischen Juden, so daß, während die letztern von Erschaffung der Welt bis auf Christus nur 4000 Jahre herauszubringen pflegten, die erstern gewöhnlich 6000 Jahr rechneten. Man suchte daher diesen Zeitpunkt noch genauer zu bestimmen aus den verschiedenen Prophezeihungen. Vorzüglich benutzte man dazu die Weissagungen Daniels von der Bildsäule aus Gold, Silber, Erz, Eisen und Thon, von den 4 Weltreichen, von den 70 Wochen u. s. w. Das letzte dieser Weltreiche, worunter der Verfasser dieser Weißagungen ohne Zweifel das griechische Reich unter Antiochus Epiphanes verstanden hatte, wurde später, von Juden und Christen, lange Zeit immer auf das römische Reich gedeutet, dessen Zerstörung also dem Anfange des Messiasreichs nothwendig vorher gehen müsse. Nach dem Muster dieser danielischen Weissagungen entstanden später die der Apokalypse, welche beide den spätern Chiliasten bis auf unsere Tage als Hauptquelle ihrer Berechnungen des Weltendes und des Anfangs des Gottesreiches gedient haben. Dazu kamen noch die falschen sibyllinischen Bücher, welche zwar nicht wörtlich ein 1000jähriges Reich ankündigten, aber doch den Frommen den ewigen Genuß irdischer Freuden auf der Erde verhießen. Es gab noch einige andere Sagen, nach welchen man diesen Zeitpunkt zu bestimmen suchte. Das Evangelium des Nikodemus läßt den Enoch die Weltdauer mit einem Tage vergleichen, der, wie der jüdische Tag, in 12 Stunden eingetheilt ist, deren jeder 500 Jahre begreift, also eine Zeit von 6000 Jahren macht. Von diesen Weltstunden sind, nach Pseudoesras, 10½ verflossen, es waren also zur Zeit Esras, 7—800 Jahre bis zum Weltende übrig.

So wie aber, nach jüdischem Gebrauch, die letzte Stunde des Tages zur Ruhe bestimt ist, so wird die letzte Weltstunde die Ruhe des Messiasreiches seyn. Hier würde also die Dauer des Messiasreiches nur auf 500 Jahre berechnet. Andere vergleichen die Weltdauer seit Abraham mit einem Monat, dessen 30 Tage 30 Menschenalter bedeuten, nach deren Ende das Messiasreich eintreten werde. In dem Heben und Steigen der Macht des jüdischen Reiches sah man hier das Zunehmen und Abnehmen des Mondes. Im Enoch u. a. apokr. Büchern, besonders griechischer Juden, werden von Enoch bis zum Gericht 70 Menschenalter, jedes zu 60 bis 66 Jahren, gezählt. Von Adam zu Enoch aber rechnet man 30 Menschenalter, also im Ganzen 100 Menschenalter bis zum Weltgericht, d. i. 6600 Jahre. Wenn nun, nach der Rechnung der griechischen Juden, 6000 Jahre bis auf Christus gezählt werden, so würde ungefähr 600 J. n. Ch. das letzte Gericht und der Anfang des Messiasreichs seyn. Endlich nach einer Überlieferung des Hauses Elias soll die ganze 6000jährige Weltdauer in 3 Perioden, jede zu 2000 Jahren, zerfallen, deren erste vor dem Gesetz, die zweite unter dem Gesetz, und die dritte über dem Gesetz, d. h. unter dem Messias selbst, seyn werde. Es ist überflüssig, noch mehre dieser Berechnungsarten anzuführen, die unzälig sind [1]). In neuern Zeiten hat man auch Astrologie und Alchemie häufig benutzt, die Zeit des Eintritts des Gottesreiches zu entdecken, oder man hat aus ganz zufälligen, auffallenden Naturerscheinungen und aus Naturspielen Schlüsse daraus gezogen. Ich berühre nur die Träume von Ananias, Jeraukurius und Egli, welche im 17. Jahrh. aus zwei in Norwegen gefangenen, durch ein Naturspiel mit einigen Figuren bezeichneten Häringen und einem andern in Greifswalde gefangenen Fisch, auf dem das Wort vici gestanden haben soll, die Zeit des Reiches Gottes entdeckt zu haben glaubten. Wie der Volksglaube noch in unseren Zeiten aus großen Naturbegebenheiten, wie Überschwemmungen, Erderschütterungen, Stürmen u. dgl. auf das Ende der Welt zu schließen pflegt, haben neuere Erfahrungen bewährt. Fast durchgehend wurde bei allen diesen Berechnungen das Resultat gefunden, daß der Anfang des Gottesreiches nahe bevor stehe, und es kann also auch dieß, wenn es nicht von selbst einleuchtete, als Beweis der gänzlichen Will-

1) Eine Zusammenstellung mehrer neuern jüdischer Berechnungen findet man in Corrodi, Th. 2. S. 277. Not.

kürlichkeit aller dieser Bestimmungen gelten, daß von den frühesten Messiashoffnungen der Juden an, bis zu den Chiliasten der neuern Zeit herab, jeder, obgleich im Ganzen von denselben Bestimmungen ausgehend, den erwünschten Zeitpunkt, seinem Wunsche gemäß, in seine Zeit setzte.

Der Eintritt des Gottesreiches selbst aber wird mit mancherlei besondern Verhältnissen und Ereignissen begleitet seyn, die als Zeichen des wirklichen Anfangs desselben betrachtet werden können.

Allgemein ist die Meinung dieser Chiliasten, daß dem Eintritt des Messiasreiches eine Zeit des Elends und des Unglücks vorangehen werde. Dieses Elend wird aber von Einigen mehr sinnlich, als Krieg, Mord, Hunger, Krankheit und furchtbare Naturereignisse, von Andern mehr geistig, als sittliche und religiöse Verdorbenheit, gedacht. Um diese Zeit auf die Ankunft des Messias vorzubereiten, wird man einen oder mehre Vorläufer erscheinen sehen, unter welchen man sich gewöhnlich einen der alten Propheten gedacht hat. Die Meisten stimmen in der Person des Elias überein, nach Andern wird ihm Moses, oder Melchisedek, oder Jesaias oder Jeremias zur Seite stehen. Diese werden große Verfolgungen zu erdulden haben, und endlich sichtbar zum Himmel fahren. Das Elend und Verderben dieser Zeit personificiren die Chiliasten fast immer in dem Antichrist, der entweder für den Satan selbst, oder für einen Diener desselben gehalten wird, und meisten Theils als gewaltiger Herrscher des größten Theils der Erde, als grausamer Tyrann, vorzüglich als wüthender Verfolger der Kinder Gottes vorgestellt wird. Er wird, je nachdem der Chiliasmus mehr oder weniger roh oder fein ist, auch seinem Charakter nach entweder ganz äußerlich sinnlich, als Zerstörer und Verderber der Außenwelt, oder mehr geistig, als sittlicher Verderber, als Feind der Wahrheit und der Tugend, vorgestellt. Einige scheiden auch diese beiden Charaktere ganz, und machen zwei Antichriste daraus, einen sinnlichen und einen geistigen. Die Deutung dieses Antichrists ist immer ganz temporell gewesen, indem jeder aus seiner Zeit und Umgebung und nach seiner Denkart denjenigen als solchen hinstellte, den er für den größten Feind der guten Sache hielt. Haben daher die Juden ihn in den Feinden ihres Volkes gesucht, also in assyrischen, persischen und griechischen Königen und später in römischen Kaisern: so haben die Christen ihn bald in römischen Kaisern, bald in türkischen Sultanen, bald im Papst, bald in Luther, bald in irgend einem Monarchen zu erblicken geglaubt, wie eben Zeit und Denkart sich veränderten. Manche Chiliasten indeß, besonders christliche, faßten den Antichrist gar nicht so persönlich auf, sondern ganz geistig als Symbol des geistigen Elends, das der Messiaszeit vorangehen werde, als den antichristlichen, sittlich bösen Geist, der eben die Erlösung durch den Messias nöthig mache. Dem Antichrist werden von vielen Chiliasten noch ein oder mehre Gehilfen beigesellt, welche entweder als falsche Propheten und listige Verführer (Apok. 13.) oder als grausame Wütheriche und tapfere Kriegshelden (wie der Armillus der jüdischen Chiliasten, wahrscheinlich Titus) gedacht werden.

Die Erscheinung des Antichrists wird über der ganzen Erde Unruhe, Empörung und Krieg verbreiten, und diese Kriege hat man zu jeder andern Zeit auf andere Weise auf die gegenwärtig bestehenden Staten und ihre Verhältnisse anzuwenden gesucht. Als der bedeutendste dieser Kriege wird von den meisten Chiliasten der gegen Gog und Magog genant. Aus einer Dichtung Ezechiels (C. 38 u. 39.) von einem gewissen Gog im Lande Magog, der als Anführer eines furchtbaren Heeres von Persern, Mohren, Libyern u. a. den Juden feindseligen Völkern die Juden mit einem gefährlichen Krieg überziehen werde, veranlaßte bei den Chiliasten eine Menge verwirrter Fabeln, von einem Volke Gog im Lande Magog, oder von mehren Völkerschaften Namens Gog und Magog, welche zur Zeit der Erscheinung des Gottesreiches als Gehilfen des Antichrists auftreten, die Erde schrecklich verwüsten, aber durch den Messias, mit Hilfe wunderbarer Naturereignisse, wie Hagel, Donner, Feuerregen ꝛc. eine furchtbare Niederlage erleiden werden. Diese Völker sollen nach Einigen wilde und tapfere Völker seyn, welche Alexander der Große überwunden und mit eisernen Thürmen und Mauern in gewisse Berge eingeschlossen und bis zur Zeit des Antichrists daselbst habe gefangen halten lassen; Andere dachten sich bestimte wirkliche Völker, wie die Skythen, Tatarn, Türken u. a.; andere (Juden) vereinigten darunter alle den Juden feindliche Völker überhaupt, welche nicht Juden sind, welche zu der genanten Zeit wieder aufleben, sich sammeln, und den Juden noch zum letzten Male den Besitz des Messiasreichs streitig zu machen suchen würden. Selbst die Zeit dieses Kriegs mit Gog und Magog wird nach Einigen vor dem Anfang des Gottesreiches, nach Andern in die Zeit dieses Gottesreiches selbst, nach Andern an das Ende desselben gesetzt. Endlich wird der Messias selbst in Person auf der Erde erscheinen, um das Reich Gottes wirklich aufzurichten, und das Herrscher- und Richteramt über dasselbe anzutreten. Dazu wird es aber nur nach den heftigsten Kämpfen des Messias mit den Feinden Gottes kommen. Alle Völker, die bisher in Krieg und Empörung gegen sich selbst begriffen waren, werden nun vereint ihre Waffen gegen den Messias kehren. Der Messias wird nun als Anführer der Frommen (oder Juden) mehre blutige Schlachten liefern, wird seine Feinde entweder tödten oder unterjochen, den Satan aber gefangen nehmen und 1000 Jahre bis an das Ende des Messiasreiches in Fesseln halten. Mit der größten Genauigkeit und Bestimtheit, wie nach eigener Anschauung, werden diese Kriege von den späteren rabbinischen Juden ausgemalt. Hier wird nicht allein Gestalt und Kleidung des Messias, ja selbst Farbe des Esels, auf dem er reiten wird, auf das genaueste beschrieben, sondern es werden auch die Örter angegeben, wo er seine Heere versammeln (Ägypten und Abyssinien), wo er zuerst öffentlich erscheinen (Galiläa), wo und unter welchen Umständen er Schlachten liefern, wie viele er tödten und gefangen nehmen wird, u. dgl. m.

Dieser Messiaskrieg zerfällt übrigens bei vielen Juden in 2 Theile, in deren einem der erste Messias, der Sohn Joseph's unterliegen und getödtet werden wird, im zweiten der andere Messias, der Sohn Davids, die

Feinde schlagen, den ersten Messias wieder aufwecken, und durch furchtbare Metzeleien grausame Rache nehmen wird. — Bei den Christen sind die nähern Umstände dieser Kämpfe meist nur dunkel angedeutet, wie die Weissagung der Apokalypse von einer Schlacht im Thale Hermageddon, worin das Heer des Antichrists geschlagen und er selbst lebendig in einen Feuersee geworfen werden wird. — Auch nach den sibyllinischen Büchern wird der Messias das Feuer in seinen Kämpfen gebrauchen, so wie auch nach Hystaspes bei Lactantius.

Die Folge des Sieges des Messias wird die gänzliche Zerstörung der Macht der Antichristen seyn, worunter die Chiliasten der ersten Jahrhunderte nach Christus sich durchgängig das römische Reich dachten, dessen Untergang ihnen als nothwendige Bedingung des wirklichen Messiasreichs galt, so wie den späteren jüdischen Chiliasten die Christenheit, den spätern christlichen das Papstthum, bald das türkische Reich, bald etwas Anderes. Die rohe Sinnlichkeit der Chiliasten konte sich einen Sieg, dem viele Drangsale vorausgegangen waren, ohne blutige Rache an ihren Feinden nicht denken. Deßwegen müssen die Heiden oder Gottlosen entweder sämtlich umgebracht, oder nur ein Theil derselben am Leben erhalten werden, um den Theilnehmern des Messiasreichs als Sklaven zu dienen, damit der Anblick ihrer Erniedrigung ihre Rachsucht befriedige, und zur Erhöhung ihres Glanzes beitrage.

Die Theilnahme an dem Messiasreiche beruhte bei den Juden auf der Abstammung, bei den Christen auf dem Glauben. Die Juden faßten die Idee des Gottesreiches rein politisch auf, die Christen religiös; die Gränzen des Reiches wurden also bei den ersteren durch ihr Volk bestimt, bei den letzteren durch die Religion. Den Juden war die Idee des Reiches Gottes innigst verknüpft mit der Idee ihres Volkes, und darum dachten sie sich auch alle, die zu ihrem Volke gehörten, als künftige Theilnehmer des Reiches Gottes, alle andern Menschen, durch ihre Abstammung, davon ausgeschlossen. Allerdings foderten sie auch Sinnesänderung (μετανόησις) für das Gottesreich, aber nur als allgemeine Bedingung der Erscheinung des Messias, nicht als nothwendiges Erfoderniß für den Einzelen. So müssen also alle Juden aus ihrer Zerstreuung mit dem neuen Messiasreiche versammelt werden. Besonders fabelten spätere Rabbinen über die Wiederkehr der zerstreuten und untergegangenen 10 Stämme zu dem Messiasreiche. Diese sollten nach ihren Träumen bald in Asien, bald in Afrika, bald endlich gar in Amerika in verborgenen, mit Wüsten umgebenen Ländern als glückliche und mächtige Völker, unter eigenen Königen noch bestehen, um einst bei der Errichtung des Messiasreiches plötzlich wieder zu erscheinen*). Der politische Particularismus der Juden verwandelte sich bei den Christen in einen religiösen Particularismus. Die Idee des Reiches Gottes entstand bei den Christen aus dem Glauben an Christus, als den Sohn Gottes und den Erlöser der Menschen. Die Gränzen des Reiches Gottes wurden also hier durch diesen Glauben bestimt. Die Aufnahme in das Reich Gottes hing bei den Christen davon ab, ob jemand diesen Glauben angenommen hatte. Demnach müßten alle Christen als solche, als Erben des Reiches Gottes betrachtet werden. Allein die christlichen Chiliasten beschränkten die Theilnahme an dem Gottesreiche gewöhnlich noch enger durch die Bedingung einer frommen Gesinnung und eines tugendhaften Lebens. Sinnesänderung foderte schon Christus als nothwendiges Erfoderniß der Aufnahme in sein Reich, und die spätern Chiliasten beschränkten die Theilnahme an demselben fast immer auf die Frommen, die Heiligen und die Martyrer unter den Christen. Nur diese sind unter den Auserwählten zu begreifen, die in das Buch des Lebens eingezeichnet (Dan. 12, 1. Apok. 3, 5. 17, 8.) und die in der Apokalypse (Kap. 7, 2., vgl. 4. Esr. 2, 38. Ezech. 9, 4.) unter den 144,000 Besiegelten zu verstehen sind. Der ältere jüdische Messianismus hatte die Theilnahme an dem Messiasreich nur auf die zu jener Zeit noch Lebenden bezogen, weil die Idee der Unsterblichkeit bei den Juden entweder noch ganz fehlte, oder doch nur noch sehr dunkel und roh war, später aber, als diese Idee bei den Juden mehr ausgebildet wurde, dehnte man die Theilnahme an dem Messiasreich auch auf die Verstorbenen aus. Jedoch jenes Reich sollte auch wieder nur ein irdisches, sinnliches seyn, man mußte sich also auch die Natur der Menschen nach dem Tode als eine sinnliche, körperliche denken. Die Genüsse, die Beschäftigungen in jenem Reiche sollten irdisch seyn, es waren also dazu sinnliche Organe durchaus nothwendig. So bildete sich die Lehre von der Auferstehung des Leibes, die nur aus den Messiashoffnungen entstanden, und darum auch nur auf die Theilnahme des Messiasreiches beschränkt wurde. Die Art dieser Auferstehung des Leibes wurde von Verschiedenen verschieden bestimt. Einige dachten sich für jenes Leben einen neuen feineren, ätherischen, dem jetzigen aber im Äußeren ganz ähnlichen Körper, Andere aber glaubten an die Auferstehung eben dieses jetzigen Körpers, weil derselbe Leib, durch den in diesem Leben gute oder böse Handlungen verrichtet worden seien, auch die Belohnung oder Strafe dafür, erfahren müsse. Gegen den Einwurf, daß unser irdischer Körper nach dem Tode gänzlich aufgelöst werde, und in andere Theile der Natur übergehe, hatten die jüdischen Rabbinen die Fabel von einem Knöchelchen Namens Luz im Rückgrath des Menschen erdacht, das weder durch Verwesung noch durch irgend eine äußere Gewalt zerstörbar sei, und den Keim des ganzen Körpers in sich enthalte, den Gott bei der Auferstehung erwecken und sich entwickeln lassen werde. Reiner wurde die Lehre von der Unsterblichkeit von Christen aufgefaßt, aber vorzüglich die Idee des irdischen Gottesreiches versinnlichte auch die Idee der Unsterblichkeit wieder. Durch die Verbindung mit der Idee von dem irdischen Gottesreiche war die Lehre von der Unsterblichkeit mannichfach gestaltet. Zuerst konte die geistige Ansicht von der Unsterblichkeit als einer Fortdauer der Sele allein mit

*) Im sechsten Jahrhundert kam sogar ein Jude zu dem Könige von Portugal, der sich für einen Abgesandten der israelitischen zehn Stämme ausgab, die in den Wüsten Afrika's wohnten und der ihn um Beistand an Mannschaft, Kanonen und Geld gegen die Feinde seiner Landsleute bat und ihm dagegen den Besitz einiger Städte und Länder in Afrika versprach. Kaiser Karl V. ließ ihn als Betrüger ins Gefängniß setzen.

dem Glauben an ein irdisches Gottesreich nicht bestehen, wie uns eben der jüdische Messiasglaube gelehrt hat. Schon Paulus trägt die Lehre von einer leiblichen Auferstehung vor, die nachmals die allgemeine Lehre in der christlichen Kirche wurde, von der in den ersten Jahrhunderten nur die Gnostiker und die alexandrinische Schule abwelchen. Da aber ferner die Theilnahme an dem irdischen Reich Gottes sich nicht auf alle Menschen, nicht einmal alle Christen erstreckte: so konte auch die Idee einer allgemeinen Unsterblichkeit aller Menschen nicht mit dieser particularistischen Idee des Gottesreiches vereinigt werden; es gestaltete sich daher der Glaube an eine besondere Auferstehung der für das irdische Gottesreich Auserwählten, welche von der allgemeinen Auferstehung aller Menschen, die erst nach dem Ende dieses Reiches erfolgen, und bei welchem das letzte Gericht Statt finden werde, wohl zu unterscheiden ist. Da aber bei den Christen die Theilnahme an dem Gottesreiche von dem Glauben an Christus und der Erlösung durch ihn abhing, so würden damit alle frommen und tugendhaften Menschen, die vor Christus gelebt haben, von derselben gänzlich ausgeschlossen gewesen seyn. Allein die Verehrung gegen das A. T. ließ es durchaus nicht zu, die Patriarchen und Propheten schlechthin zu verdammen; und so suchte man einen Ausweg in der Lehre von der Höllenfahrt Christi, von welcher man behauptete, Christus sei nach seinem Tode sogleich in die Unterwelt hinab gefahren, habe den seit ihrem Tode in einem unterirdischen Kerker eingeschlossenen Selen der Patriarchen und Propheten des alten Testaments das Evangelium verkündigt, und sie hierauf, da sie den Glauben an ihn sogleich angenommen haben, aus ihrem Kerker befreit und mit sich in das Paradies genommen, wo sie sich bis zur zweiten glänzenden Erscheinung Christi auf Erden und der Errichtung seines Reiches aufhalten und dann an dem Reiche Theil nehmen würden. Dieß war also noch eine besondere Auferstehung und man unterschied also bei den Christen der ersten Jahrhunderte eine dreifache Auferstehung, 1) die sogenante Auferstehung der Heiligen, d. i. die Befreiung der Selen der Heiligen des A. T. aus ihren unterirdischen Kerkern, 2) die Auferstehung der Frommen zum Reiche Gottes und 3) die allgemeine Auferstehung aller Menschen zum letzten Gericht und zur Erneuerung der Welt. — Außer den Juden oder frommen Christen als wirklichen Theilnehmern des Gottesreiches, wird auch eine Anzahl Heiden oder Gottlose darin aufgenommen werden, welche aber nur darum dem Tode in den vorhergehenden Messiaskriegen entrinnen und für jenes Reich aufbewahrt werden, um den Frommen als Sklaven zu dienen, und durch Darbringung ihrer Verehrung den Glanz des Messias zu erhöhen.

Die Bestimmungen über die Beschaffenheit dieses Reichs selbst, konten, seinem Begriff und Wesen nach, meisten Theils nur sinnliche Bestandtheile enthalten. Da indessen eine geistige Idee zum Grunde lag, so trat auch diese mehr oder weniger bisweilen deutlich hervor, und so war die Beschaffenheit des irdischen Gottesreiches bald mehr geistig, bald mehr sinnlich aufgefaßt. Geistig dachte man sich die Herrlichkeit des künftigen Reiches, wenn man dieselbe in sittliche und religiöse Vollkommenheit setzte, wenn man Vertilgung aller falschen Religionen und alles Aberglaubens und Vereinigung Aller unter der Einen und wahren Religion hoffte, ferner Befreiung von aller Sünde, ein Leben in reiner Tugend und Frömmigkeit, gerechte Belohnung der Guten und Bestrafung der Bösen, unverhüllte Erkentniß der Wahrheit, Gabe der Weissagungen, Anschauen Gottes in seiner Herrlichkeit, und unmittelbaren Umgang mit ihm. So hofften die Juden auf die Wiederherstellung der vollständigen mosaischen Religion und Gesetzgebung und auf die Herrschaft derselben über alle Völker der Erde. Nicht weniger hofften die christlichen Chiliasten die Reinigung ihres Glaubens von allen Verfälschungen der Ketzer und die Bekehrung der ganzen Menschheit zum Christenthum. Bestimter als bei den Juden zeigte sich bei den Christen das Ideal der sittlichen Vollkommenheit für das künftige Reich. Die Erlösung der Menschen durch Christus, als deren Wirkung die Errichtung dieses Reichs gedacht wurde, begriff immer auch die Befreiung von den Sünden mit in sich. So war auch von allen Chiliasten die Errichtung eines Freudenreiches für die Guten und der Ausschluß der Bösen an sich schon als ein Act der göttlichen Gerechtigkeit betrachtet, die aber vollständig erst nach jenem Reiche am Tage des Gerichts ausgeübt werden wird. Auch die intellectuelle Vollkommenheit und namentlich eine übernatürliche Einsicht religiöser Dinge durch göttlichen Beistand, unmittelbare Verbindung mit Gott, gehörten ebenfalls zu den Hoffnungen der Chiliasten, und ward bei den Juden durch das Herabsteigen der Schechinah zu den Menschen, bei den Christen durch das Wirken des heiligen Geistes oder göttliche Offenbarung bezeichnet. Zu der sinnlichen Ansicht von dem Reich Gottes gehörte Macht, Ehre, Reichthum, Pracht, Essen und Trinken, Wollust, Fülle und Schönheit der Natur, Friede und unthätige Ruhe. In der Ausmalung aller dieser Ideale erschöpfte sich die Phantasie der Chiliasten auf die mannichfachste Weise, jeder nach seiner Eigenthümlichkeit. So war bei den Juden das Ideal der Macht und Herrschaft vorzüglich vorherrschend. Darum hofften sie Wiederherstellung des jüdischen Reiches in seiner ganzen Herrlichkeit, und Unterwerfung aller Völker der Erde unter das jüdische Reich. Diesen Hoffnungen lag gewöhnlich das Bild der Macht und des Glanzes des jüdischen Reiches, wie es zur Zeit Davids und Salomo's war, zu Grunde. Wie damals, so sollten auch dann alle zwölf Stämme unter einem einzigen Könige aus dem Stamme David's vereinigt seyn. Die mosaische Gesetzgebung sollte vollständig wieder geltend gemacht, Jerusalem, der Tempel und der Tempeldienst sollten in ihrem ganzen Glanz wieder hergestellt werden, und als Mittelpunkt des neuen Erdenreichs, sollten alle Völker der Erde dahin zur Verehrung Gottes und des Messias zusammen strömen und damit ihre Unterwerfung unter die Juden beurkunden. Jeder einzelne Jude aber hoffte, Scharen von Sklaven zu seiner Bedienung zu besitzen. So rechnen die Rabbinen aus einer Stelle des Zacharias (8, 23.) aus, daß jeder Israelit 2800 Sklaven erhalten wird. Es heißt nämlich dort: „zu derselben Zeit werden 10 Männer aus allerlei Sprachen der Heiden einen Juden beim Zipfel ergreifen und sagen: wir wollen mit euch gehen, denn wir hören,

daß Gott mit euch ist." Man nahm aber gewöhnlich 70 Völker der Heiden an, aus jedem Volk aber 10 an einem Zipfel sind 700. Das jüdische Kleid aber hatte 4 Zipfel, also das vierfache von 700, sind 2800 für jeden Israeliten. Mit diesem Ideal der Macht war, vorzüglich bei den Juden, häufig die Hoffnung der Rache an ihren Feinden verbunden. Dafür begnügten sich Einige zwar schon an der vollständigen Unterjochung ihrer Feinde, Andere aber hofften gänzliche Ausrottung aller Völker der Welt, oder Verdammung derselben zur Hölle; denn sie alle hatten an der Bedrückung und Verfolgung der Juden mehr oder weniger Theil genommen. Die Unterjochten werden durch den Messias mit einem Stabe im Gehorsam erhalten werden, den Gottlosen aber werden, als Zeichen ihrer Sündhaftigkeit, im Messiasreiche die Zähne sehr lang zum Munde heraus wachsen. Jedoch auch die christlichen Chiliasten waren nicht frei von der Hoffnung der Herrschaft. Durch die Judenchristen wurde die Idee des Reiches Gottes als einer politischen Macht, auch in das Christenthum verpflanzt, und zum Theil wurden sogar dieselben Formen und Bilder aus dem Judenthum mit herüber genommen. Die Apostel selbst waren anfangs nicht frei von solchen Hoffnungen, und stritten sich in Gegenwart Jesus über den Rang, den sie einst im Messiasreiche einnehmen würden. Die Gleichnisse und Bilder Jesus von seinem Reiche waren häufig von der jüdischen Statsverfassung entnommen. Hieraus bildete sich die chiliastische Hoffnung, daß die Frommen Theil nehmen werden an der Regirung des Messias, daß aus den Heiligen und Martyrern, nach Analogie der jüdischen Verfassung, ein himmlisches Synedrium gebildet werde, dessen Raths und Beschlüsse sich Christus bedienen werde, und dessen Sitz in Jerusalem, als dem Mittelpunkt der Macht des Messiasreiches, seyn werde. (Johannes sah in der Apokalypse diese Versamlung der Heiligen sitzen und Recht sprechen.) Am allermeisten jedoch sind die Hoffnungen sinnlicher Genüsse, der Gastmäler, des Überflusses und der Vortrefflichkeit aller Naturerzeugnisse, der körperlichen Größe und Stärke, der Pracht und des Reichthums. Was die ausschweifendste Phantasie und die rohste Sinnlichkeit nur erdenken können, das wurde hier aufgeboten zur Ausschmückung dieser Bilder. Die Rabbinen bestimmen hier Alles nach ihrer Gewohnheit, nach Zahl, Maß und Gewicht, und reden überhaupt von jener Zukunft wie aus eigener Anschauung. Die Menschen, sagen sie, werden im Messiasreiche wieder so groß werden, wie Adam vor dem Falle war, das ist, nach Einigen 200, nach Andern 300, nach Andern 900 Ellen hoch. Der Glanz des Mondes wird seyn wie jetzt der Sonne, der der Sonne aber dreihundert drei und vierzigfach erhöht werden, und die Tage werden viel länger als jetzt seyn. Auch die Erde wird ihre Fruchtbarkeit wie vor dem Falle wieder erhalten: sie wird Kuchen und Kleider von der feinsten Wolle hervorbringen, der Weizen wird im Palmbaum aufwachsen, und selbst über die Berge hervorragen, und ein Weizenkorn wird so groß wie zwei Nieren des größten Ochsen seyn, dieser Weizen aber wird, ohne Zuthun des Menschen, durch heftigen Wind ausgeschüttelt und zu Mehl gerieben zur Erde fallen. Eine Traube wird das größte Schiff ausfüllen, und dreißig Eimer des besten rothen Weins enthalten; man wird jede Beere, in einen Winkel des Hauses hingelegt, als Weinfaß gebrauchen können, aus der man sogleich vollkommen guten, wohlschmeckenden, den ältesten Wein gleich abzapfen kann. Selbst die unfruchtbaren Bäume werden reichlich Früchte tragen, täglich werden die Bäume, Blüthen, Blätter und zugleich reife Früchte hervorbringen. In diesem Maße wird dann auch die Fruchtbarkeit der Menschen vermehrt werden, so daß ein Weib täglich gebären und jeder Israelit so viel Kinder als Israeliten aus Ägypten zogen, also 600,000, besitzen wird. In Beschreibung dieses Naturüberflusses geben die Christen den Juden wo möglich nichts nach. In der Apokalypse ist diese Art von Glückseligkeit des Überflusses nur angedeutet, in den sibyllinischen Büchern dagegen ist sie schon deutlicher ausgesprochen. Die Erde soll nach ihnen allgemein bewohnbar und bebaut seyn; es soll kein Meer mehr geben, die Früchte sollen von selbst wachsen, aus drei Brunnen sollen Wein, Milch und Honig fließen, der Wechsel der Jahreszeiten wird aufhören, und ein ewiger Tag seyn. Weiterhin heißt es: Baumfrüchte, Öl, Wein und Getreide wird die Erde im größten Überfluß hervorbringen, Honig wird wie Thau aus den Wolken tropfen, an Böcken, fetten Lämmern und Ziegen wird ein Überfluß seyn, Brunnen von Milch und Honig werden hervorquellen, wilde und zahme Thiere werden in Eintracht neben einander weiden, der Parder mit dem Bocke, der Löwe mit dem Ochsen. Irenäus führt eine Stelle aus dem Papios an, nach welcher jeder Weinstock 10,000 Reben, jede Rebe 10,000 Schossen, jedes Schoß 10,000 Schößchen, jedes Schößchen 10,000 Trauben, jede Traube 10,000 Beeren tragen, jede Beere 25 Eimer Wein geben wird. Und wenn einer der Heiligen eine Traube abbrechen will, so wird eine andere Traube rufen: Nimm mich, ich bin besser, und preise durch mich den Herrn! Corrodi berechnet, daß nach dieser Angabe ein Weinstock 2500,000,000,000,000,000,000 Eimer (metretas) geben wird, und daß also eine ganze Provinz nicht hinreichen wird, ihn auszukeltern, geschweige ihn auszutrinken. Und doch werden die Heiligen ganze Trauben mit den Händen abpflücken. Welche körperliche Größe also müssen sie haben! Ferner erzählt Irenäus, ein Weizenkorn werde 10,000 Ähren hervorbringen, eine Ähre 10,000 Körner, jedes Korn werde 10 Pfund, also jede Ähre 1000 Centner reines Weizenmehl geben, und die übrigen Früchte der Erde werden sich verhältnißmäßig eben so vergrößern. Alle Thiere werden zahm und den Menschen unterwürfig seyn. Eine ähnliche Schilderung finden wir bei Lactantius. Die Finsterniß, sagt er, wird von der Welt verschwinden, der Mond wird den Glanz der Sonne erlangen, die Sonne wird sieben Mal heller als jetzt leuchten, die Erde wird ihren fruchtbaren Schoß aufschließen und von selbst reichliche Früchte tragen. Die Felsen der Berge werden von Honig schwitzen, die Bäche werden mit Wein fließen, die Flüsse werden von Milch aufschwellen, die Welt wird frohlocken, die ganze Natur wird sich freuen. Die Idee der auch dort fortgesetzten Geschlechtslust und die übermäßig starke Fortpflanzung der Menschen in jenem Reiche, wie wir sie bei den Juden fanden, scheint bei den christlichen Chiliasten der er-

sten Jahrhunderte nicht Statt gefunden zu haben; aber schon im vierten Jahrhundert bemerken wir sie in den Schilderungen Hieronymus und Augustinus von den Chiliasten ihrer Zeit. Der Gipfel dieses Unsinns jedoch ist die Beschreibung des herrlichen Gastmahls, welches die Gerechten mit dem Messias und Gott selbst halten werden. Hievon finden wir die genaueste Beschreibung bei den jüdischen Rabbinen. Unter den Speisen dieses Gastmahls werden als die vorzüglichsten genant der ungeheure Fisch Leviathan, dessen Weibchen Gott selbst für diesen Schmaus schlachtete und einsalzte, dessen Männchen aber nur mit Mühe und unter Beistand der göttlichen Allmacht von dem Engel Gabriel getödtet werden konte, und der an Güte und Geschmack alle andere Fische bei weitem übertrifft *); ferner der Ochse Behemoth, der jeden Tag tausend Berge ganz abweidet, die in der Nacht sogleich wieder mit Gras bewachsen, und der von Gott zu dem Gastmahl im Paradies bestimt ist; der Vogel Barjuchne oder Ziz-Sadai, der mit dem Haupt bis an den Himmel reicht, während er mit den Füßen auf der Erde steht, und von dem ein Ei, das aus seinem Neste fiel, dreihundert Cedern zerschmetterte, und mit seinem Dotter sechszig Dörfer überschwemte; endlich so fette Gänse, daß ihre Federn vor Fett ausfielen, und Ströme von Fett von ihnen ausflossen. — Dazu wird Wein getrunken werden, der vom Anfang der Welt im Paradies aufbewahrt worden ist. An Tischen von Edelsteinen sitzend, werden sie sich trunken trinken an dem herrlichen Weine. Nach einer andern Beschreibung wird Gott mit der Sonne, dem Monde und den Sternen vor den Gerechten hertanzen, während tausend mal tausend Engel musiciren. Die Gerechten aber werden in königlichem Schmuck, jeder auf einem goldenen Thron sitzen, vor einem Tisch von Perlen, in der Hand einen Becher von Edelsteinen, und alle Herrlichkeiten des Paradieses vor ihnen ausgebreitet. Die Gottlosen aber werden zur Strafe an der Thür zusehen müssen. Nach geendigter Mahlzeit wird David gewürdigt werden, Gott aus einem großen Becher Dank zuzutrinken. Es hat allerdings manche Juden gegeben, die diese Beschreibungen bildlich verstanden haben wollten, andere aber erklären ausdrücklich, daß sie ganz wörtlich zu verstehen seien. So bestimte und ausführliche Nachrichten von einem solchen Gastmahl der Frommen im Reiche Gottes finden wir bei den christlichen Chiliasten zwar nicht, wol aber manche Hindeutungen darauf, die voraussetzen lassen, daß sie entweder wirklich daran geglaubt, oder sich doch dieses Bildes zur Bezeichnung der sinnlichen Glückseligkeit bedient haben.

Im N. T. wird diese künftige Glückseligkeit sehr häufig unter dem Bilde eines Gastmahls dargestellt, unter andern in der Apokalypse als das Abendmahl des Lammes. Die sinnlich denkenden Chiliasten konten sich hiebei nicht über den buchstäblichen Sinn erheben, wie wir z. B. bei Irenäus sehen, der aus der Verheißung Jesus, daß Gastmähler, die hier den Armen und Kranken gegeben werden, in jenem Leben hundertfach vergolten werden sollen, den Schluß auf Vergeltung durch die Mahlzeiten macht, die im tausendjährigen Reich von Gott den Frommen gegeben werden.

Noch war ein Gegenstand chiliastischer Hoffnungen Reichthum und Pracht. Diese äußerten sich vorzüglich in den glänzenden Beschreibungen des neuen Jerusalems, das nach der gewöhnlichen Vorstellung der Chiliasten von Christus und den Seinigen nach dem Vorbilde des himmlischen Jerusalems aufgebaut werden und der Sammelplatz aller Schätze des neuen Reiches seyn wird. Einige machen diese Stadt drei Meilen lang und drei Meilen breit, Andere 18,000 Parsen (teutsche Meilen) im Umfang, Andere dreimal so groß als das alte Jerusalem, Andere so groß wie das ganze Land Israel, Andere lassen sie bis an das Thor von Damaskus reichen, Andere geben wieder andere Bestimmungen an. Eben so geben sie der Höhe derselben einen außerordentlichen Maßstab, indem sie nach Einigen drei Meilen hoch seyn, nach Andern gar bis in den Himmel reichen wird. Diese Stadt wird ganz aus Gold, Edelsteinen und Perlen erbaut seyn. Vorzüglich wird sie sich durch ihre zwölf Thore auszeichnen, deren jedes aus einer einzigen großen Perle, dreißig Ellen lang und dreißig Ellen breit seyn wird. Andere bestimmen diese Perlen nur für die Fenstergestelle. Die Gränzsteine werden von Edelsteinen seyn, und zwölf Meilen in die Länge und achtzehn Meilen in die Breite werden, die Gränzen Jerusalems voll Edelsteine und Perlen seyn, von denen jeder nach Belieben nehmen, und davon seine Schulden bezahlen kann. Mit gleicher Größe, Pracht und Reichthum wird auch der neue Tempel in Jerusalem beschrieben. Schon Jesaias beschreibt (54, 12.) das neue Jerusalem: „Ich will deine Steine wie einen Schmuck legen, und will deinen Grund mit Sapphiren legen, und deine Fenster aus Krystallen machen, und deine Thore von Rubinen, und alle deine Gränzen von auserwählten Steinen." Auch Ezechiel beschreibt (40 u. fg. und 48) das neue Jerusalem und den neuen Tempel ausführlich. Diese und andere prophetische Stellen sind die Grundlagen, worauf die spätern rabbinischen Juden und die christlichen Chiliasten ihre Phantasien bauten. Die apokalyptischen Schilderungen wiederholen fast ganz diese altprophetischen und rabbinischen Bilder von dem neuen Jerusalem. Dieser Verf. versteht jedoch damit nicht das Jerusalem des irdischen Messiasreiches, für welches, wie es scheint, nach seiner Meinung, das alte Jerusalem noch bestehen wird, sondern das himmlische Jerusalem selbst, das sich nach Erneuerung der Welt erst auf die Erde herabsenken wird. Die sibyllinischen Bücher dagegen und Irenäus haben die gewöhnliche Meinung, daß ein neues Jerusalem von dem Messias nach dem Muster des himmlischen werde. Davon weicht jedoch wieder Tertullianus ab, der das Jerusalem des Messiasreiches für das himmlische Jerusalem selbst hält, das vom Himmel herabgelassen werde. Nach Lactantius wird der Glanz Jerusalems selbst durch sein Gold und seine Edelsteine den Glanz der Sonne übertreffen. Neuere Chiliasten aus der Zeit der Alchemie haben mit besonderer

*) Die Größe des Leviathan übertrifft alles Maß. Er trägt die Welt auf einer seiner Flossen, und verschlingt täglich einen Fisch von 300 Meilen Länge rc. Aus Furcht, er möchte, wenn er sich fortpflanzte, die Welt zerstören, schlachtete Gott das Weibchen und castrirte das Männchen. Aus derselben Besorgniß machte er auch das Männchen und Weibchen der Ochsen Behemoth zur Fortpflanzung unfähig.

Vorliebe diese Beschreibungen des Überflusses an Kostbarkeiten aller Art aufgefaßt und ausgemalt, weil ihre Goldgier darin den höchsten Gipfel der künftigen Glückseligkeit sah, ja sie haben eben in der von ihnen so eifrig gesuchten Kunst, Gold und Edelsteine zu bereiten, ein sicheres Mittel zu sehen geglaubt, den Eintritt des Gottesreiches herbei zu führen. Diese Hoffnung auf den Besitz großer Reichthümer sprach sich aber auch schon bei den ältern Chiliasten hier und da bestimt aus. So war schon bei den Juden die Sage von einigen unermeßlichen, verborgenen Schätzen in Ägypten oder in Rom, die zur Zeit des Messias den Juden in die Hände fallen würden. Auch alle Schätze, die unter der Erde und dem Meere verborgen liegen, werden sich ihnen öffnen und alle Völker der Erde werden ihre Reichthümer nach Jerusalem zur Verehrung des Messias darbringen und den Juden ausliefern. Neuere Chiliasten haben ähnliche Sagen von verborgenen Schätzen u. dergl. ersonnen, wofür ich nur an die, welche Theophrastus Paracelsus in verschiedenen Ländern vergraben zu haben vorgab, erinnern will. Fügt man zu diesen sinnlichen Idealen noch das des ewigen Friedens und der ungestörten Ruhe hinzu, welches unter dem Bilde des großen Sabbaths von ihnen dargestellt zu werden pflegt, so daß der Gebrauch der Waffen in dem neuen Reich ganz abgeschafft und diese zu Brennholz verwendet werden, Arbeit für den Erwerb aber bei dem geschilderten Überfluß ganz überflüssig ist: so ist das Bild einer rein sinnlichen Glückseligkeit, die am Ende durch Überdruß und Langeweile sich selbst zerstören muß, vollendet.

Diese sinnlichen Hoffnungen suchte Irenäus (V, 25 — 36.) aus dem A. und N. T. zu beweisen. Er suchte zuerst gegen die allegorische Erklärung der Schrift für seine Ansicht die buchstäbliche, die bei ihm aber eine sinnliche war, zu vertheidigen. Dann beruft er sich zuerst auf die Verheißung Gottes an Abraham und seinen Samen, das Land Kanaan zu besitzen und seine Reichthümer zu genießen (1. Mos. 17.). Dieß ist weder an Abraham, noch an den Christen, die auch der Same Abrahams heißen, erfüllt worden; der Glaube an die Wahrhaftigkeit Gottes fodert also, daß dieß noch in dem künftigen Reiche geschehe. Dafür führt Irenäus mehre Stellen der Propheten an, wie Jes. 11, 6. 65, 25, und besonders die Schilderungen in Daniel und der Apokalypse. Ferner, wenn Christus seinen Jüngern in seinem Reiche den Genuß der Frucht des neuen Weinstocks verheißt (Matth. 26, 29.): so setzt dieß voraus, erstlich, daß dieß Reich auf der Erde sei, wo der Weinstock wachse; zweitens, daß die Jünger daselbst einen Körper haben, mit dem sie ihn trinken können. Christus verspricht ferner den Seinen, wenn sie Arme sättigen und erquicken, und für ihn (Christus) irdische Schätze verlassen, hundertfältigen Ersatz in seinem Reiche (Matth. 19, 29.), — er muß also durch hundertfältige Mahlzeiten und durch hundertfältige Schätze belohnen. Endlich hat Gott dem Jakob ganz deutlich irdische Freuden, wie Überfluß, Herrschaft und Reichthum verheißen, was an ihm keineswegs in Erfüllung gegangen ist; denn er mußte ja wegen Hungersnoth fliehen, und in Ägypten sich dem Pharao unterwerfen. Die Erfüllung aller dieser unerfüllt gebliebenen Verheißungen muß also in das künftige Messiasreich fallen.

Am Ende dieses Freudenreiches wird der Satan aus seinen Banden wieder befreit werden, wird alle heidnischen Völker, die an den Gränzen des Messiasreiches bisher gewohnt haben, namentlich die Gog und Magog, gegen das Reich der Frommen aufreizen, und unter seiner Anführung werden sie vor Jerusalem ziehen und es belagern. Aber furchtbare Naturereignisse, besonders ein schrecklicher Feuerregen wird die Heere der Heiden vernichten, sie werden Alle, bis auf den letzten Mann, umkommen; der Satan selbst wird dem Tode nicht entgehen, und damit der Sieg des Guten über das Böse für die Ewigkeit entschieden seyn. Es wird nun die völlige Erneuerung der Welt erfolgen. Die alte Erde wird, nach der allgemeinen Meinung, in Feuer untergehen, der Himmel wird hinweg genommen werden, und die allgemeine Auferstehung und mit dieser das letzte Gericht Statt finden, wo die Gottlosen zu ewiger Qual in die Hölle verdamt, die Frommen aber die vollkommene Glückseligkeit für die Ewigkeit antreten werden. Für diese wird ein neuer Himmel und eine neue Erde geschaffen werden, in welchen sie, mit ätherischen Körpern wie die Engel, ewig jung, höhere, mehr geistige Freuden genießen werden, als in dem tausendjährigen Reiche. Das himmlische Jerusalem selbst wird sich auf die neue Erde herablassen, Gott selbst wird die Regirung antreten und das himmlische Synedrium der Heiligen wird ihm dabei zur Seite stehen. Nach den verschiedenen Graden der Frömmigkeit aber werden verschiedene Aufenthaltsörter für die Frommen seyn, wie der Himmel, das Paradies, das himmlische Jerusalem, eben so wie auch die Hölle verschiedene Grade der Abstufung erhalten wird.

Wir haben bisher den Chiliasmus in seinem Begriff und seinem Wesen darzustellen gesucht; es bleibt uns nun aber noch übrig, ihn auch noch in seinem Entstehen und in seinem Wirken kennen zu lernen, und dafür mag ein Überblick der Geschichte des Chiliasmus dienen. Um aber den Chiliasmus in seinem Entstehen aufzufinden, müssen wir die Grundidee desselben, die Idee des Reiches Gottes in der Geschichte der Religionen aufsuchen.

Die Idee des Reiches Gottes ist, wie oben gezeigt wurde, nicht selbst eine reine religiöse Idee, sondern nur das Symbol einer solchen, und hat zunächst ihren Ursprung in der religiösen Idee der Begeisterung. Die Idee der Begeisterung liegt nun aber zwar als Hauptcharakter dem griechischen und römischen Heidenthum zu Grunde, dessen ungeachtet aber gestaltete sie sich hier niemals zu der Idee des Reiches Gottes. Die Ursache davon war, daß hier noch das eigentliche, religiöse Element fehlte, nämlich die Idee eines höheren, über die Endlichkeit erhabenen Seyns, und daß die Idee der Gottheit noch gar nicht bestimt genug hervorgetreten war. Der Unterschied zwischen Gott und Welt, zwischen der geistigen oder sittlichen und der physischen Welt konte so nicht klar aufgefaßt werden, sondern beide erschienen in der Anschauung unmittelbar als eins, oder vielmehr, das natürliche Seyn wurde als das wahre Seyn angeschaut.

Die Idee der Zweckmäßigkeit der Dinge konte also hier auch nicht als über die Natur erhaben gedacht wer-

den, sondern als in der Natur wirklich seiend; es fehlte die religiös-sittliche Weltansicht, und die Begeisterung war nur begreifende Naturanschauung, die Zweckmäßigkeit der Dinge wurde in der Schönheit der Natur und des Menschenlebens angeschaut. Im griechischen und römischen Heidenthum konte sich also auch der Chiliasmus gar nicht ausbilden, weil ihm seine Grundidee, die Idee des Reiches Gottes, mangelte. — Die Idee einer ethischen Zweckmäßigkeit der Dinge konte nur entstehen durch den Hinzutritt der Idee der Andacht zu der Idee der Begeisterung. Diese Idee der Andacht fehlte aber eben dem griechischen und römischen Heidenthum, weil mit dem Polytheismus die Idee der Andacht nicht vereinbar ist. Die Andacht geht hervor aus der reinen Idee der Gottheit, und daher kann nur im Monotheismus Andacht seyn. — Der Monotheismus erscheint zuerst bestimt in der jüdischen Religion, und darum ist Andacht ein Hauptelement dieser Religion. Da sich nun aber die Idee der Gottheit in der jüdischen Religion zugleich in der Begeisterung als religiös-sittliche Weltansicht aussprach: so entstand daraus die Idee des Gottesreiches.

Hier also müssen wir auch das Entstehen des Chiliasmus aufsuchen. Es komt hiebei darauf an, nachzuweisen, wo man angefangen habe, die Idee des Reiches Gottes selbst, oder die Symbole, durch die man dieses darstelle, nicht mehr als Symbol zu betrachten, sondern mit der Sache selbst zu verwechseln; denn von da an müssen wir, nach dem oben aufgestellten Begriff des Chiliasmus, die Entstehung desselben annehmen. Um diesen Punkt zu finden, halte ich es für sehr zweckmäßig, in der Geschichte der jüdischen Religion, mit de Wette (bibl. Dogmatik), zwischen Hebraismus und Judenthum, oder der vorbabylonischen und nachbabylonischen Periode zu unterscheiden.

Als Grundideen der ersten Periode, oder des Hebraismus, bemerken wir Andacht und Begeisterung. Der Andacht gehört die reine Idee Eines Gottes, welche nach dem Mosaismus, gegen den bisher geltenden Polytheismus, ohne Symbol rein als Idee ausgesprochen, dem Geheimniß der Mysterien und Priesterkasten entrissen, und Sache des öffentlichen Volksglaubens werden sollte. Theoretisch also blieb die Idee Gottes im Mosaismus ohne Symbol, und war nur Gegenstand der Andacht, die sich im Gefühl zum Unendlichen emporrichtet; praktisch aber mußte sie, als Gegenstand für die Begeisterung, allerdings symbolisirt werden, und dieß geschah auch dem Willen Moses gemäß in zwei Symbolen. So wie sich nämlich die Idee des Reiches Gottes auf zweifache Weise denken läßt, einmal moralisch, für das menschliche Streben, in der Gegenwart, dann religiös, für das menschliche Hoffen, in der Zukunft: so nahm auch dem gemäß die Idee Gottes praktisch, in Bezug auf die Welt aufgefaßt, bei den Juden zwei Symbole an, die Theokratie, für die Gegenwart, und die Messiashoffnungen für die Zukunft. Betrachtet man die mosaische Theokratie als Symbol des Reiches Gottes auf Erden: so steht sie keineswegs mit einer reinen Weltansicht im Widerspruch; denn aus diesem Standpunkt ist der häufig particularistische Patriotismus der Hebräer und der Glaube derselben, daß Gott unter ihnen wohne, sie selbst regire und beschütze, nur eine subjektive Vorstellung für das religiöse Gefühl und die praktische Thätigkeit, neben der jede andere subjektive Ansicht, so wie der reine Universalismus wohl bestehen kann. Der allgemeine Weltplan wird nur partikulär für das israelitische Volk symbolisch dargestellt. Wirklich äußerte sich diese mosaische Religionsansicht diesem gemäß gegen fremde Religionen, die sie als solche ruhig bestehen ließ, sie nur aus ihrem Volksleben streng ausschließend, und man darf also diese theokratischen Ideen gar nicht als Beweis gegen die Reinheit der mosaischen Idee Gottes anführen, wenn man nur die Idee von dem subjektiven Bilde derselben zu unterscheiden weiß. Läugnen läßt sich indessen nicht, daß sich ein großer Theil des hebräischen Volks dieser Symbolik unbewußt war, daß einseitiger Volkseifer und sinnliche Denkungsart sich einmischte, und so das Symbol mit der Sache verwechselte. Während die Gebildeten im Volke, namentlich die Propheten, den wahren Geist des Mosaismus zu beleben und von der Form wohl zu unterscheiden strebten, hielten sich die Priester und mit ihnen die große Masse des Volkes mehr an die Form, sahen diese für das Wesen an, und verwechselten so Symbol und Sache. Die Theokratie ward nun zum Reich Gottes selbst, und das hebräische Volk zur Welt erhoben, der Universalismus ging in dem Partikularismus unter, weil das subjektive Streben des Patriotismus objektiv gemacht, und mit dem Streben für die Welt verwechselt wurde. Allein diese Versinnlichung der Idee des Reiches Gottes in der Theokratie konte für sich allein doch noch nicht den Chialismus erzeugen; es mußte dazu erst die Versinnlichung des andern Symbols, des Messianismus, hinzukommen. In der Wirklichkeit konten die Israeliten ihr Ideal der Theokratie niemals vollständig realisirt erblicken, eben weil es ein Ideal war; sie konten also auch die wirkliche Theokratie niemals für das vollkommene Reich Gottes halten.

Man stellte also über die Theokratie in der Wirklichkeit eine ideale Theokratie, in deren Verwirklichung man das Reich Gottes zu erblicken glaubte. Dieser Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und dem Ziel des Strebens, mußte ein Sehnen nach einem bessern Zustand, der Zwiespalt zwischen der idealen Theokratie und der realen, mußte die Hoffnung einer vollständigen Realisirung der idealen Theokratie erwecken. So entstand der Messianismus, als beruhigende Hoffnung für die Zukunft bei der unbefriedigenden Gegenwart. Es lag also dem Messianismus die allgemeine Hoffnung des Besserwerdens oder die reine Idee des Sieges der guten Sache zum Grunde. Diese allgemeine Hoffnung sprach sich natürlich im Geiste des israelitischen Volks aus, und nahm von ihm ihre Form an. Sie symbolisirte sich daher ebenfalls in der theokratischen Verfassung, und äußerte sich so als patriotisch-religiöse Hoffnung des einstigen Nationalglücks, in der immer vollständiger über alle Hindernisse den Sieg davon tragenden Theokratie. So lange die Theokratie selbst nur Symbol blieb, so lange behielt auch der Messianismus seine symbolische Bedeutung, aber er verlor sie, sobald die Theokratie mit der Sache selbst verwechselt wurde. Die Versinnlichung des Symbols der Theokratie hing also mit der Versinnlichung des Symbols des Messianismus unmittelbar zusammen, weil der

Messianismus seine Form von der Theokratie entnommen hatte. Welche Zeit ist es nun, in welcher sich uns diese versinnlichte Messiasidee zuerst zeigt? Die Grundidee des Messianismus, die allgemeine Hoffnung des Besserwerdens, liegt zu tief im Menschen, als daß sie sich nicht auch in den frühesten Zeiten des israelitischen Volkes gezeigt haben sollte. Schon im Pentateuch finden wir diese Idee in den Verheißungen an Abraham, Isaak und Jakob, so wie in dem Segen des Letztern an seine Söhne. Mag auch zugegeben werden, daß die Form dieser Verheißungen spätern Ursprungs sei, was besonders bei der Verheißung Jakobs an seinen Sohn Juda sichtbar ist, worin schon sehr deutliche Hinweisungen auf die viel spätere Idee eines Messias aus dem Stamme Juda vorkommen: so ist doch durchaus kein Grund vorhanden, das Daseyn solcher Hoffnungen im Allgemeinen in dieser Zeit abzuläugnen.

Diese allgemeinen Hoffnungen eines künftigen großen Glücks und Ruhms der Nachkommen der Patriarchen erhielten eine bestimtere Form durch die Einrichtung der mosaischen Theokratie; denn nun wurden die Hoffnungen des künftigen Glücks alle auf die vollkommene Realisirung dieser Theokratie bezogen. Moses selbst scheint absichtlich diese Hoffnungen in seinem Volke erweckt zu haben, um das Streben nach dem Bessern, und namentlich für die theokratische Verfassung, immer rege in ihm zu erhalten, indem er ihm eine im Lande Kanaan durch die Theokratie zu erreichende ideale Glückseligkeit verhieß. Aber indem er, der sinnlichen Denkart seines Volkes gemäß, diese Glückseligkeit größten Theils in sinnliche Freuden, namentlich in außerordentlichen Überfluß der Naturerzeugnisse, und in die Besiegung der jetzigen Bewohner dieses Landes setzte, wurde dadurch der Grund zu den grobsinnlichen Hoffnungen gelegt, aus welchen später der Chiliasmus entstand. Wirklich waren es vorzüglich eben diese Bilder von dem Reichthum und dem Überfluß des Landes Kanaan, und von der Besiegung der andern Völker und der grausamen Rache an denselben, welche nachmals auf das künftige Reich Gottes übergetragen, ein Hauptbestandtheil der chiliastischen Hoffnungen, wie wir eben sahen, ausmachten. Die mannichfachen Unglücksfälle, die auch nach der Eroberung des Landes Kanaan das israelitische Volk trafen, und die vollkommene Einführung der Theokratie immer aufhielten, richteten noch stärker den Blick auf die Zukunft, und rückten das Ideal von künftiger Glückseligkeit nur weiter hinaus. Die Propheten benutzten diese Hoffnungen, um durch sie, im Geiste Moses, den Sinn ihres Volkes auf das Bessere zu richten, und es zum Streben nach diesem vollkommenen Zustand zu stärken. Sie suchten darum die Ideale der Treue und des Gehorsams gegen den Einen Gott, der Besserung des Volks, der Standhaftigkeit gegen die Verlockungen zum Götzendienst, der Liebe zum Vaterland und zu seiner theokratischen Verfassung, und des Sieges der reinen Religion über die falschen, und des israelitischen Volkes über seine Feinde, zu beleben, aber dabei mußten sie dennoch, da eine bloß geistige Glückseligkeit für die sinnlichen Israeliten unbefriedigend und unwirksam gewesen seyn würde, Bilder einer sinnlichen Glückseligkeit mit jenen geistigen Idealen verbinden.

Sie wählten dazu am zweckmäßigsten die Bilder, die von Moses Zeiten her in den Herzen ihres Volkes lebten und darum am wirksamsten waren. So erhielten diese sinnlichen Hoffnungen durch die Propheten ihre weitere Ausbildung, obgleich sie bei diesen selbst nur symbolische Bedeutung hatten. Eine noch bestimtere Form aber erhielt die Messiasidee seit Davids Zeit. In dieser Zeit nämlich hatte das Glück und der Glanz des israelitischen Volkes seinen höchsten Gipfel erreicht, und in den darauf folgenden unglücklichen Zeiten blickte man immer auf diese Periode, als auf das Ideal des israelitischen Volksglücks zurück. So wählte man daher auch diese Form zum Ideal der Hoffnungen. Waren diese vorher bloß im Allgemeinen auf Realisirung der theokratischen Verfassung gerichtet: so knüpften sie sich nun, seit David, an seine Person, als den Schöpfer dieses Glücks, und indem man die Wiederkehr dieses Glücks hoffte, concentrirten sich diese Hoffnungen auf eine einzele bestimte Person aus dem Hause Davids. Die theokratische Aristokratie Mosis war nun in ein theokratisches Königthum umgewandelt, und die Hoffnung auf Errettung an eine bestimte Person aus dem Hause Davids geknüpft, und der Messiasglaube im engern Sinn hat also erst von hier an seinen Ursprung. Von wo nun aber eigentlich die symbolische Bedeutung dieser Hoffnungen aufhöre, dieß läßt sich mit völliger Genauigkeit nicht bestimmen, weil der Übergang aus dem bewußten Symbol in das unbewußte, und von da in die Versinnlichung der Idee und die Feststellung derselben in Begriffen zu allmälig und unerwartet vor sich ging. Indessen wird sich doch dieser Punkt noch etwas genauer bestimmen lassen. So wie nämlich die Messiashoffnung aus dem Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideal entstanden ist, so wächst auch die Stärke derselben mit der Größe dieses Widerspruchs. Nun hatte aber das Unglück der Israeliten offenbar seinen höchsten Gipfel mit dem Untergang der ganzen Theokratie und der Gefangenschaft des Volkes in Babylon erreicht. Hier also wird die Hoffnung auch ihre größte Stärke erreicht haben, und die Stärke führte leicht über die richtigen Gränzen in Schwärmerei und Fanatismus, und ließ die symbolische Bedeutung sehr leicht vergessen. So finden wir auch in dieser Periode (von Daniel und Ezechiel) diese Hoffnungen immer bestimter ausgesprochen, immer näher gesetzt und immer mehr ins Einzele ausgemalt. Dazu komt, daß von dieser Periode an der religiöse Geist der Israeliten gänzlich ausgeartet und erstorben war, daß an die Stelle des frischen religiösen Gefühls der **Hebräer** starrer Buchstabenglaube und todter Begriff der **Juden** getreten war. Ein solcher Geist war unfähig, die symbolische Bedeutung der Messiasideen zu verstehen. Die Bilder, die die feurige Phantasie der Hebräer gern aus sinnlichen Gegenständen genommen hatte, zog der sklavische Auctoritätsgeist der Juden in die Wirklichkeit hinab, und der Mangel an Gefühl ließ grobe Sinnlichkeit an die Stelle desselben treten. In diesem Sinne faßten die Juden seit dem babylonischen Exil die Theokratie auf. Der Geist derselben war von ihnen gewichen, aber desto ängstlicher suchten sie die Form derselben festzuhalten. Sie waren nicht im Stande, das Wesen der mosaischen Religion von ihrer Form zu unter-

scheiden, sondern den Buchstaben des mosaischen Gesetzes hielten sie für unmittelbaren Ausspruch des Willens Gottes, die Theokratie also für den realisirten Willen Gottes oder das Reich Gottes selbst. Wurde die Theokratie so sinnlich aufgefaßt: so mußte nothwendig auch die Messiashoffnung in diesem Sinne genommen werden. — Man hielt sich an die Worte der Propheten, blieb bei ihrem buchstäblichen Sinn stehen, ohne eine Ahnung von bildlicher Bedeutung derselben zu haben. Hier also können wir wol ohne Besorgniß den Anfang der völligen Versinnlichung der Messiashoffnungen, also auch den Anfang des Chiliasmus festsetzen.

Auf die Gestaltung, die von da an der Messianismus nahm, hatten manche historische Verhältnisse Einfluß. Dahin gehört zuerst der unverkennbar große Einfluß der persischen Religion auf die jüdische Religion überhaupt, und insbesondere auf die Messiastheorie. Wir finden nämlich in der persischen Religion selbst eine Art von Chiliasmus. — Der Kampf des Reiches des Lichts mit dem der Finsterniß, wird nach der persischen Lehre mit einem Sieg des Reiches des Lichts enden, der in eine bestimte Zeit und auf die Erde gesetzt wird, und also ein irdisches Reich des Lichts herbei führen wird. — Die mythologischen Schilderungen, in welche diese Lehre eingekleidet ist, enthalten auch im Einzelen viele Bestandtheile des späteren jüdischen Messianismus. Die Welt soll 3000 Jahre zwischen Ormuzd's und Ahriman's Herrschaft getheilt bleiben, dann soll Ahriman 3000 Jahre die Oberhand haben, worauf der Sieg des Reichs des Lichts unter Ormuzd erfolgen wird. Hier finden wir die 6000 Jahre der Weltdauer bei den Juden wieder. Dem Siege Ormuzd's werden, ganz wie bei den Juden der Erscheinung des Messias, große Unglücksfälle vorangehen, einige Propheten werden den baldigen Anfang des Lichtreichs verkündigen, und dann wird die Auferstehung von den Todten, das letzte Gericht und die Errichtung des neuen Reiches erfolgen. In diesem Reiche werden alle Frommen unter der Regirung eines der Lichtpropheten, Sosioch, die größte Glückseligkeit genießen, die Erde wird, befreit von den bösen Einflüssen Ahriman's, ihre ursprüngliche Schönheit und Kraft wieder erhalten, das Gesetz des Ormuzd wird allein herrschen, und endlich wird auch Ahriman selbst und seine Freunde, durch das Feuer geläutert, in das Reich des Lichts mit aufgenommen werden. Es ist schwer, den historischen Zusammenhang zwischen dieser persischen Lehre und der jüdischen Messiastheorie bestimt nachzuweisen, aber ihre innere Verwandtschaft ist zu sichtbar, als daß sich nicht auf einen historischen Einfluß der einen auf die andere sollte schließen lassen.

Ferner wirkte auf die Gestaltung des jüdischen Messianismus die Bekantschaft mit griechischer Philosophie, besonders mit der pythagorischen und platonischen, in welche die Juden durch die Unterjochung unter griechische Gewalt und durch die Versetzung vieler Juden nach Alexandrien kommen. Von hier aus kam die geistige Deutung, die man dem Messianismus, hauptsächlich vermittels der allegorischen Erklärungsweise, zu geben suchte, und die Vereinigung der Lehre von dem Logos mit der von dem Messias. So entstanden in der religiösen Denkart der Juden mehre Parteien, die sich auch in der verschiedenen Äußerung des Messianismus äußerten. Es waren 1) die den Buchstaben des reinen Mosaismus möglichst frei von fremdem Einfluß festhielten. Diese hielten sich auch in ihren messianischen Hoffnungen streng an die Worte der Schrift, verstanden diese aber ganz wörtlich und sinnlich, und verbanden damit zum Theil nur gewisse traditionelle Zusätze. Von dem persischen Chiliasmus mögen sie vielleicht nur einige äußere mythologische Einkleidungen mit aufgenommen haben, ohne in den Geist dieser Religion eingedrungen zu seyn. Dieß ist die rabbinische Schule, die später den Talmud erzeugte, und durch seine grobe Sinnlichkeit und starres Begriffswesen der Hauptsitz des Chiliasmus war. 2) Eine andere Partei schloß sich enger an die persische Religion an, drang tiefer in ihre Spekulationen ein, und bildete sich zu der kabbalistischen Philosophie aus. Diese war durch ihren Ursprung aus der persischen Religion dem Chiliasmus ebenfalls günstig, behandelte ihn aber freier, unter der Hülle orientalischer Mythologie. Am wenigsten aber war 3) die griechische Partei der Juden dem Chiliasmus günstig, weil ihr Streben immer ideale, geistige Auffassung der Religion war, womit der Chiliasmus nicht bestehen kann.

Damit ist uns nun die Quelle angezeigt, die der christliche Chiliasmus hatte. Das Christenthum ist auf das Judenthum gebaut, und so gingen auch manche Verirrungen des Judenthums leicht mit in das Christenthum über. Die Frage, ob der Chiliasmus in der Lehre Jesus selbst schon gelegen habe, halte ich für überflüssig, denn sie würde mit der zusammen fallen, ob Christus selbst ein Chiliast, also ein Schwärmer gewesen sei. Wohl aber verdient es eine Untersuchung, ob schon in der Lehre Jesus etwas gelegen habe, was zur Entstehung des Chiliasmus Veranlassung gegeben hat. Hier müssen wir sogleich auf die Entstehung des Christenthums aus dem Judenthum aufmerksam machen, woraus sich die Quelle des christlichen Chiliasmus leicht erklärt. Christus baute seine Lehre auf die jüdische Lehre, er lehrte sie zunächst für Juden, daher ging nicht allein Vieles aus der Form und Symbolik, sondern auch aus dem Geist und Charakter der jüdischen Religion in die seinige über. Jesus wollte die mosaische Religion nicht abschaffen, sondern sie vergeistigen und beleben. Die Grundideen des Mosaismus finden wir daher auch im Christenthum wieder, nur geistiger und reiner. Auf Andacht gebaute Begeisterung ist auch bei Christus religiöse Grundidee, wozu erst durch seine späteren Schicksale und durch seinen Tod die Idee der Ergebung kam. Von der erhabensten und reinsten Idee der Gottheit ausgehend, ging durchaus das lebendigste Bewußtseyn von einem höheren, geistigen Seyn der Dinge, von einem Reich der Zweckmäßigkeit hervor, und darauf gestützt, trat er mit der freudigen Hoffnung des Siegs des Guten seinen Beruf an. Erst seine Verfolgungen und sein aufopfernder Tod regte auch die Idee der Ergebung lebhafter im Christenthum auf, und brachte so eine harmonische Zusammenstimmung aller drei religiösen Ideen hervor. Die Grundelemente, woraus der Chiliasmus sich entwickeln kann, finden wir also doch auch in der Lehre Jesus vor.

Allein wir finden mehr: wir finden auch die Symbole, deren Versinnlichung den Chiliasmus unmittelbar erzeugt. Auch Jesus wählte zum Symbol der Idee der auf Andacht gegründeten Begeisterung das Reich Gottes oder das Himmelreich (βασιλεία τοῦ θεοῦ, βασιλεία τῶν οὐρανῶν). Bei ihm aber trat die ideale Bedeutung dieses Ausdrucks reiner hervor, weil er ihn von den volksthümlichen Symbolen der Juden, wodurch er eine politische und partikularistische Bedeutung erhielt, entkleidete, und ihn dagegen in ethischer und allgemein menschlicher Bedeutung auffaßte. Er verstand daher unter Reich Gottes die geistige Welt, die sittliche Weltordnung unmittelbar, während bei den Juden diese Idee nur dunkel im Hintergrunde stand, und zunächst nur auf das jüdische Volk bezogen wurde.

Das Reich Gottes ward in diesem geistigen Sinne, als religiös-sittliche Weltansicht genommen, von Jesus zum Mittelpunkt der christlichen Lehre erhoben, indem es nicht allein theoretisch für den Glauben die höchste Idee, die Idee der Realität eines höhern, geistigen Seyns der Dinge, sondern auch praktisch das höchste Ideal des menschlichen Daseyns und Strebens darbietet. Dieß praktische Ideal des Reiches Gottes war bei den Juden politisch, auf das äußere Gesetz, auf die Theokratie bezogen worden; Jesus bezog es rein auf die innere Gesinnung, und nahm es also im ethischen Sinne als sittliche Gemeinschaft der Geister unter dem Willen Gottes. Die jüdische Volksverfassung der Theokratie erweiterte und vergeistigte also Jesus zur allgemeinen Menschenverfassung für die Gesinnung. In diesem geistigen Sinn faßte er auch das andere Symbol der jüdischen Religionslehre, den Messianismus, auf. Er that dieß, indem er sich selbst für den Messias erklärte, und konte sonach nur seine eigenen, geistigen Zwecke dem Messias unterlegen. Er nahm also nur einen geistigen Messias an, und was von den sinnlichen Hoffnungen des Messias gesagt worden war, das wies er durch die That zurück.

Wenn er durch die Behauptung, daß er selbst der Messias sei, die Behauptung auszusprechen schien, daß das Reich Gottes nun schon wirklich da sei, wenn er also damit eine chiliastische Meinung auszusprechen schien, so widersprach er dem Chiliasmus eben dadurch, daß er zeigte, daß das Reich Gottes allerdings da sei, aber nicht sichtbar und äußerlich, sondern nur innerlich für den Geist; daß aber eben deßwegen dieses Reich nicht ein feststehendes, vollkommen realisirtes, sondern zu erstrebendes, in beständigem Fortschreiten begriffenes sei. In diesem Sinne konte er von diesem Reiche bald als einem schon angefangenen, bald als einem bevorstehenden, bald als einem noch sehr fern liegenden reden, weil er immer nur von einem relativen Daseyn desselben redete. Ist also die Lehre Jesus selbst zwar rein von Chiliasmus: so sehen wir doch, daß die Elemente, woraus diese entsteht, allerdings in ihr liegen. Wir haben darin gefunden die religiösen Grundideen der Andacht und Begeisterung, deren Versinnlichung den Chiliasmus erzeugt, ferner die religiösen Symbole des Reiches Gottes und des Messias, welche ebenfalls in Chiliasmus übergehen, sobald ihre symbolische Bedeutung verkant, und sie mit der Sache selbst verwechselt werden. Dazu kommen noch mehre religiöse Lehren, die, wie in der Einleitung gezeigt wurde, zur Hervorbringung des Chiliasmus beitragen, sobald sie mißverstanden und sinnlich aufgefaßt werden. Dahin gehören die Lehren von der Unsterblichkeit der Sele und der Auferstehung, von der Vergeltung und dem letzten Gericht, von der Verachtung des Irdischen, und die häufig ausgesprochene Hoffnung des Sieges des Christenthums u. a. — Wie nun aus dieser reinen geistigen Lehre der Chiliasmus entstehen konnte, dieß muß nun gezeigt werden. Wir finden dafür vorzüglich zwei Ursachen: 1) in der Art, wie Jesus seine Lehre einkleidete, und 2) in der Denkart derer, denen er sie zunächst vortrug. Beide Ursachen hängen von einander ab, indem eben die Denkart seiner Schüler seine Lehrart bestimte. Jesus wählte zu seinen Schülern nicht gelehrte, im Denken geübte Männer, sondern er wendete sich am liebsten und häufigsten an das gemeine Volk. Seine Lehren sollten nicht philosophische Spekulationen seyn, sondern unmittelbar auf das Leben wirken. Um aber dem Volke verständlich zu werden, konte er seine erhabenen, geistigen Lehren nicht rein und kahl aussprechen, sondern er mußte sie für den gemeinen Menschenverstand ansprechend, sinnlich und bildlich einkleiden. Dieß that Jesus durch Bilder und Gleichnisse, die das Gefühl und die Phantasie in Anspruch nahmen, aber auch die Reinheit seiner Lehren häufig verhüllten. Selbst seine Apostel hatte Jesus, seinem rein praktischen Zweck gemäß, aus den niedern Volksklassen gewählt, er konte also auch selbst gegen diese, seine Lehren in keiner andern Form aussprechen, wenn sie von ihnen verstanden und in ihrem Gemüthe wirksam seyn sollten. Was aber als Bild gesagt war, oder nur bildliche Ausschmückung eines Gleichnisses seyn sollte, das wurde in der sinnlichen Denkart seiner Zuhörer eigentlich verstanden und sinnlich gedeutet. Aber noch mehr nöthigte Jesum zur Verhüllung in fremdartige Einkleidung der Umstand, daß er unter Juden lebte und nur Juden belehren mußte. Die in einer groben Sinnlichkeit erstarrten Juden zur Zeit Jesus konten durchaus nur mit Vorsicht, indem man ihrer Denkart scheinbar nachgab, zu etwas Höherem heraufgezogen werden. Jesus durfte ihnen namentlich ihre sinnlichen Messiashoffnungen nicht plötzlich rauben, ohne sich sogleich allen Einfluß auf sie gänzlich zu verschließen. Selbst die Apostel waren nicht frei von den jüdischen Vorurtheilen, und Jesus wagte auch gegen sie nicht, ganz frei hervorzutreten. Hieraus erklären sich viele Äußerungen Jesus, vorzüglich in Bezug auf das Reich Gottes, und die Messiashoffnungen, die außerdem an der Reinheit seiner Lehren Zweifel erregen könten. Entschieden wies zwar Jesus immer die jüdische Hoffnung eines durch den Messias zu stiftenden politischen Reiches zurück, aber er nährte doch die Hoffnung eines in der Zeit und auf Erden zu erringenden vollkommenen Sieges des Guten über das Böse, schilderte sein Reich als eine idealisirte Vollkommenheit auf Erden, das nichts mehr zu erstreben übrig lasse, mischte diesen Schilderungen häufig Bilder von sinnlicher Glückseligkeit bei und setzte gern die Erfüllung dieser Hoffnung in eine nahe Zeit, entweder noch in seine eigene Lebenszeit, oder doch in das nächste Menschenalter, ja er ließ sogar eine zweite Wiederkehr des Messias und eine sichtbare Übernahme der Regirung sei-

nes Reiches ahnen. Er verband damit die sinnlichen Vorstellungen von dem Ende der Welt, von einem zeitlichen jüngsten Gericht und einer zeitlichen Auferstehung der Todten, und von positiven sinnlichen Belohnungen und Strafen. Man würde dem ganzen Geist der Lehre Jesus und vielen unwiderleglich bestimten und deutlichen Stellen, in denen er sich entschieden für die ideale Ansicht dieser Lehren, und namentlich für die geistige Bedeutung des Reiches Gottes ausspricht, geradezu widersprechen müssen, wenn man diese für die wahre Meinung Jesus halten müßte. Es bleibt also nichts übrig, als sie eines Theils für Accommodationen zu erklären, andern Theils aber auch sie für von den Aposteln falsch aufgefaßt und darum auch falsch dargestellt zu halten. Dieß mag allerdings auch eine reiche Quelle vieler chiliastischer und sinnlich messianischer Ausdrücke seyn, die sich auch bei der sorgfältigsten Exegese aus den Reden Jesus nicht ganz wegläugnen lassen.

Manche Stellen mögen selbst durch Unterschiebung und Verfälschung späterer Chiliasten in den Text gekommen seyn. Der Einfluß, den die Sinnesart der Schüler Jesus auf die Darstellung seiner Lehre hatte, zeigt sich deutlich in der Verschiedenheit, die wir im N. T. zwischen den verschiedenen Aposteln finden. Wir unterscheiden hier vorzüglich drei verschiedene Arten, die Lehre Christus aufzufassen: 1) die der Judenchristen, wozu Petrus, Jakobus und Judas, die drei ersten Evangelien und die Apokalypse gehören; 2) die alexandrinische, die sich in Johannes und dem Briefe an die Hebräer ausspricht, und 3) die paulinische. Unter diesen Formen des apostolischen Christenthums war keine dem Chiliasmus günstiger als die judenchristliche. Denn hier findet sich der sinnliche Messianismus der Juden immer wieder, so sehr er sich auch hinter den reinen Lehren des Christenthums zu verbergen sucht. Sie suchten lieber ihr altes jüdisches messianisches System, so viel es möglich war, mit der neuen christlichen Lehre zu vereinigen, als daß sie es ganz aufgegeben hätten. Die Vorstellungen und die Hoffnungen von dem Messias des A. T. trugen sie also auf Jesus über. Die Hoffnung, durch ihn ein politisches Reich errichtet zu sehen, mußten sie zwar mit seinem Tode aufgeben, aber nun trugen sie alle die Ideale von dem Messiasreiche der Propheten auf ein künftiges Reich Jesus über, indem sie begierig die Hindeutung Jesus auf eine zweite Wiedererscheinung ergriffen. Die messianische Würde Jesus suchten sie vorzüglich aus den Propheten darzuthun, und indem sie zeigten, daß die Weissagungen derselben an Jesus großen Theils schon in Erfüllung gegangen seien, schlossen sie daraus, daß auch der übrige Theil ihrer Weissagungen, der die Beschreibungen des künftigen Reichs Gottes enthalte, erfüllt werden müsse.

Am offenbarsten aber spricht sich dieß judenchristliche System des Chiliasmus in der Apokalypse aus. Es ist dieß nichts Anderes, als eine Anwendung des alttestamentlichen Messianismus auf die Person Christus und auf das Christenthum. Selbst in den einzelen Bildern und Schilderungen sieht man die Nachbildung der Propheten, vorzüglich Daniels und Ezechiels.

Der übrige Theil der Ausschmückung ist größten Theils aus der jüdisch-kabbalistischen Philosophie und aus den Rabbinern entlehnt. Der christliche Chiliasmus ist hier in der Apokalypse zuerst offen und mit einiger Vollständigkeit dargestellt; er unterscheidet sich aber von dem jüdischen Messianismus durch wenig mehr, als dadurch, daß der Messias hier nicht wie dort zum ersten Mal, sondern zum zweiten Mal auf Erden erwartet wird, und daß übrigens Alles, was dort von den Juden als Volk Gottes gesagt worden ist, hier auf die christliche Kirche, als die Gemeinde Gottes, übergetragen ist.

Der Glaube, daß die Frommen mit Christus in einem tausendjährigen Reiche auf Erden regiren und in Glück und Ruhe leben werden, ist hier unverhüllt ausgesprochen und durch das ganze Buch durchgeführt. Weniger Spuren des Chiliasmus, und diesen auf jeden Fall in feinerer Gestalt, finden wir in dem johanneischen und paulinischen Christenthum. — Die Hoffnung einer baldigen Wiederkehr des Messias bei Johannes, und der Glaube an einen Antichrist, enthielt nichts von einem sinnlichen Reich Gottes auf Erden, sondern bezog sich nur auf die Auferweckung der Todten und die ewige Vergeltung. Mehr noch scheint im Paulus für die chiliastischen Ideen zu sprechen; aber wenn er auch häufig von der nahe bevorstehenden zweiten Erscheinung des Messias spricht, und ihn mit Glanz und Ansehen, wie einen Herrscher, umgeben schildert, ja wenn er sogar einmal von der endlichen Zurückgabe des Reiches von Christus an Gott spricht: so beweist dieß Alles nicht den Glauben Paulus an ein irdisches Reich Gottes auf Erden, und alle diese Stellen sind nach einer umsichtigen Exegese, auch nach Analogie anderer deutlichen Stellen, leichter von der Wiedererscheinung des Messias am Ende der Welt, zur Auferweckung der Todten und zum Gericht, zu erklären. Konte aber Jesus nicht einmal bei den Aposteln die chiliastischen Hoffnungen ganz vertilgen, um wie viel mehr mußte dieß bei der großen Masse des jüdischen Volks der Fall seyn?

Der ganze Gedankenkreis der Juden zur Zeit Jesus drehte sich um die Messiashoffnungen; auf sie bezogen sie daher Alles, was sie von Jesus hörten, in diesem Sinne verstanden sie Alles. Unfähig, ihre sinnlichen Hoffnungen gegen die geistigen, die ihnen Jesus dafür bot, aufzugeben, und in der Niedrigkeit Jesus den mächtigen glänzenden Messias des A. T. wiederzufinden, suchten sie lieber beide Ansichten mit einander zu vereinigen, und setzten so ihr christliches Reich aus geistigen und sinnlichen Bestandtheilen zusammen; neben den gegenwärtigen Messias in seiner Niedrigkeit aber setzten sie eine zweite Erscheinung desselben mit Glanz und Macht. Nun war es aber eben diese judenchristliche Partei, welche durch ihre ursprüngliche Überzahl in dem ersten Jahrhundert des Christenthums auch die Übermacht in der christlichen Kirche erhielt; natürlich ward dadurch auch der Chiliasmus zur herrschenden Denkart.

Das Judenchristenthum erhielt diese Übermacht nicht allein dadurch, daß das Christenthum zuerst aus den Juden die meisten Proselyten erhielt, sondern auch durch seine größere Popularität und Anbequemung an die herrschende Gesinnung im Volke. Das alexandrinische Chri-

stenthum war nur für Gebildete, die aber erst später für das Christenthum gewonnen wurden. Das paulinische Christenthum richtete sich mehr auf die Heiden, und konte daher ebenfalls erst später sich erheben. Dazu kamen noch mehre, den Chiliasmus begünstigende Umstände. Zuerst bemächtigte sich gleich in den ersten Zeiten der Christen eine Christolatrie, welche die ganze christliche Lehre auf die Person Christus beschränkte, und die höchste Rechtgläubigkeit in der möglichsten Erhöhung der Würde der Person Christus suchte. Dieß führte nun mittelbar zu den hohen Vorstellungen von der messianischen Würde Christus, und von den großen Wirkungen derselben in Beziehung auf sein künftiges Reich. Mit der Christolatrie verband sich ein großer Auctoritätsglaube an die Schriften des A. und N. T., und durch diesen fand man in den Propheten, vorzüglich aber in der Apokalypse reiche Nahrung für die chiliastischen Hoffnungen. Dazu kamen äußere Verhältnisse. Die drückende Lage der ersten Christen hatte bei diesen dieselbe Wirkung, wie einst bei den Juden, daß ihr Blick desto lebhafter auf die Zukunft hingerichtet wurde, und daß sie in dieser einen Ersatz für die Leiden der Gegenwart suchten. Vorzüglich bezogen sich ihre Hoffnungen auf den Sturz des römischen Reichs, in welchem sie die Realisirung ihres Gottesreiches zu erblicken hofften. Dazu kam, daß die Hauptfeinde der rechtgläubigen Kirche, die Gnostiker, den Chiliasmus bestritten. Der Haß der Gnostiker gegen das Judenthum und gegen Alles, was aus dem Judenthum in das Christenthum übergegangen war, die Ansicht von dem Irdischen als etwas aus dem Reich der Finsterniß Hervorgegangenem und dadurch an sich Bösem oder doch Werthlosem, und von dem Körper als einem Kerker des Geistes, von dem befreit zu werden das Ziel alles Hoffens und Strebens seyn mußte, konte sich mit dem Chiliasmus auf keine Weise vertragen. Aber der Eifer der rechtgläubigen Christen, den Gnostikern zu widerstreben, das Mißtrauen gegen alles, was diese Ketzer lehrten, entzündete immer heftiger die Vorliebe für den Chiliasmus und die Begierde, ihn gegen die Angriffe der Gnostiker festzuhalten. Bei diesen Verhältnissen darf es uns nicht wundern, den Chiliasmus in den ersten zwei Jahrhunderten als allgemein herrschende Denkart der christlichen Kirche zu erblicken, und jeden als Ketzer verfolgt zu sehen, der nicht in diese Gesinnungen mit einstimte. Eine große Anzahl von Schriftstellern aus dieser Periode, meistens von der Partei der Judenchristen, beurkundet dieß hinlänglich. Von dem ersten zwar, den man nicht allein als Chiliast, sondern sogar als Urheber des Chiliasmus nent, Cerinth, ist dieß sehr zweifelhaft. Er war nämlich, nach den wahrscheinlichsten Nachrichten, ein Gnostiker, also dem Chiliasmus Feind, und da die Nachrichten von dem Chiliasmus Cerinths von Feinden desselben (Cajus und Dionysius) herrühren: so erklärt sich dieß aus dem Bestreben, den Chiliasmus dadurch verhaßt zu machen, daß man ihn einem der verachtetsten Ketzer zuschrieb. Aber zu den Chiliasten dieser Zeit gehören unbezweifelt die sich als judenchristliche Sekten absondernden Ebioniten und Nazoräer. Mehre, ebenfalls judenchristliche, apokryphische Schriften, wahrscheinlich aus dieser Periode, enthalten deutlich den Chiliasmus, wie der Brief des Barnabas, der Hirte des Hermas, das Testament der zwölf Patriarchen, vorzüglich aber die sibyllinischen Bücher, deren Tendenz größten Theils chiliastisch ist, die durch Einkleidung in einige Mythen und Formeln aus dem griechischen und römischen Heidenthum, auch diese Heiden dafür zu gewinnen suchten, und die durch ihr hohes Ansehen, das sie erwarben, so daß sie fast kanonischen Rang erhielten, zur Verbreitung des Chiliasmus außerordentlich Viel beitrugen. Ferner Papias scheint, obgleich er ein Schüler des Ap. Johannes gewesen seyn soll, nach den Nachrichten, die uns Irenäus von ihm gibt, ein grober und phantastischer Chiliast gewesen zu seyn. Selbst ein platonischer Philosoph, der aber eben dadurch bewies, wie wenig er in das Innere der Philosophie eingedrungen war, Justin der Martyrer, bekent sich zum Chiliasmus, und spricht es zugleich bestimt aus, daß jeder rechtgläubige Christ denselben Glauben habe. — Endlich Irenäus behauptet im Kampf gegen die gnostischen Anfeindungen, standhaft und eifrig den Chiliasmus. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts aber war es, wo der Chiliasmus den ersten Stoß erhielt, und zwar durch seine eifrigsten Freunde. Die Montanisten nämlich faßten diesen Glauben mit dem größten Fanatismus auf, und an ihrer Spitze ihr damaliger Genosse Tertullianus. Aber eben dieser übertriebene Eifer, vorzüglich aber der Haß und das Mißtrauen der Rechtgläubigen gegen die Montanisten als Ketzer, zeigte diesen, wohin diese Denkart führen könne, und milderte sehr ihre Liebe dafür. Cajus trat um diese Zeit zuerst offen als Gegner des Chiliasmus auf. Aber wenige Zeit nachher erhob sich noch ein mächtigerer Feind des Chiliasmus in der alexandrinischen Schule. Der Platonismus, dem sie sehr huldigten, stellte eine der gnostischen ähnliche Ansicht von dem Irdischen als dem Geiste widerstrebend, auf, ihr Streben war überhaupt Vergeistigung der Religion, und sie suchten dieß durch Einführung einer allegorisch-mystischen Erklärung der Schrift zu befördern. So verdrängte Origenes durch diese Erklärung der Apokalypse den sinnlich-chiliastischen Sinn derselben, und sein Schüler Dionysius bestritt mit vielem Erfolg den Chiliasmus. Noch aber widersetzten sich die Chiliasten mit Nachdruck, und unter ihren Vertheidigern nent man den Nepos, Methodius, Korakion, später Victorinus von Patau, Apollinarius, und den bedeutendsten, Lactantius, bei welchem der Chiliasmus noch einmal in vollem Glanz erscheint, um nun in der älteren Zeit, fast ganz zu verschwinden.

Als nämlich mit dem vierten Jahrhundert, durch den Übertritt Konstantins zum Christenthum, der äußere Druck der Christen aufhörte, fiel auch die äußere Anregung zu chiliastischen Hoffnungen weg; man fühlte nicht mehr das Bedürfniß, sich durch Hoffnungen der Zukunft in der Gegenwart zu trösten, und so entschwanden unmerklich von selbst die chiliastischen Träume. Nur in einzelen Momenten sehen wir sie dann in der Zukunft wieder emportauchen, nie aber wieder so mächtig ihr Haupt über die ganze Kirche erheben. So zeigte er sich im Mittelalter hier und da wieder, und zwar in zweifacher Richtung. Einmal als kirchliche Denkart, als Volksglaube, ward er besonders gegen das Ende des ersten

christlichen Jahrtausends rege, und äußerte sich als Hoffnung der mit diesem Jahrtausend verflossenen Weltdauer und des Anfangs des Gottesreiches, für welches man sich das vollständig realisirte Ideal der päpstlichen Hierarchie, nur unter der unmittelbaren Herrschaft Christus, vorstellte.

Die aus diesen Ideen hervorgegangene schwärmerische Verehrung Palästina's und Jerusalems, und die Hoffnung, durch Eroberung dieses Landes die Errichtung des Reichs Gottes näher herbeizuführen, hat zur Entstehung der Kreuzzüge ohne Zweifel viel beigetragen.

In der entgegen gesetzten Richtung äußerte sich der Chiliasmus häufig unter den mit dem Papstthum unzufriedenen Schwärmersekten, die durch den Druck, den sie erfuhren, zu fanatischen Hoffnungen des Sturzes des Papstthumes und des Sieges ihres Glaubens entzündet, Chiliasten wurden. Die großen Bewegungen, welche die Reformation in der religiösen Denkart erregte, erzeugten auch chiliastische Ideen, die sich in sehr verschiedenen Formen aussprachen. Wir können diese durch Unterscheidung folgender drei Klassen am besten charakterisiren.

Die Chiliasten der neuern Zeit sind 1) exegetische, die durch grübelnde Erklärungen und Berechnungen die Prophezeiungen der Propheten, vorzüglich Daniels und der Apokalypse, das Ende der Welt und den Anfang des Messiasreiches zu entdecken hofften; 2) alchemistische und kabbalistische, die durch Entdeckung geheimer Naturkräfte, entweder selbst das Gottesreich herbeiführen oder doch höherer Offenbarungen darüber theilhaftig zu werden glaubten, und 3) politisch-theokratische, die durch offenbarungsgläubiges Lesen der h. Schrift begeistert, irgend einen politischen Zustand aus der heiligen Geschichte als Ideal eines Reiches Gottes aufgefaßt haben, und daher entweder die altpatriarchalische Verfassung oder die mosaische Theokratie, oder die apostolisch-demokratische Verfassung der ersten Christen einzuführen streben, oder durch Mißverstand der geistlichen Lehre von der Freiheit, alle Gesetze und Obrigkeiten abschaffen wollen. Dahin gehören z. B. die Wiedertäufer, die Quäker und Methodisten u. A. Wie sich auch in unsern neuesten Zeiten theils in dem hier und da aufgeregten Volksglauben an das Ende der Welt, theils in den religiösen Träumen unserer Mystiker, theils in den Idealen mancher neuern Philosophen Anklänge von chiliastischen Ideen finden, und wie diese durch eine noch höher gespante Schwärmerei, verbunden mit der immer mächtiger sich erhebenden Sinnlichkeit, leicht den Chiliasmus in seine ganze Größe und Verderblichkeit wieder aufwecken könte, dieß zu zeigen würde zwar sehr wichtig, aber unserm Zwecke doch zu fern liegen *). (*H. Schmid.*)

*) Literatur. Hauptwerk ist: Corrodi's kritische Geschichte des Chiliasmus. 2. Aufl. Zürich 1794. 4. Thle. — Außerdem nur ein älteres Werk: *Calixti* liber de Chiliasmo, cum antiquo tum pridem renato. Helmst. 1692. — Über einen Theil der Geschichte des Chiliasmus vgl. Münschner's Entwickelung der Lehre vom tausendjährigen Reich in den ersten drei Jahrhunderten, in Henke's Mag. für Religionsphilosophie, VI. S. 233 fgg. Vgl. Dess. Handbuch der Dogmengeschichte Th. 2. S. 408 fg. und S. 522 fg. Münter's Dogmengeschichte Th. 2. Abth. 2. S. 251 fg. De Wette's biblische Dogmatik S. 108 fg. S. 162 fg. und mehre Stellen über das Reich Gottes im N. T.

CHILIMAS, ein Indianerstamm, welcher in dem Columbiadepartement Magdalena im N. des See Zapatosa wohnt, und zwar nicht sehr zahlreich, aber wegen seiner Räubereien und Verheerungen der Plantagen übel berüchtigt ist. (*Hassel.*)

CHILLICOTHE, Stadt und Hauptort der Ohio-Grafschaft Roß auf dem westlichen Ufer des Scioto, 14 Meilen von seiner Mündung (Br. 39° 14′ L. 294° 39′). Ein regelmäßig gebauter Ort, dessen Straßen sich rechtwinkelig durchschneiden, und der 1 Rath- und 1 Markthaus, 3 Kirchen, 1 Akademie, 3 Banken, 500 Häuser und 1819 schon 2600 Einw. enthielt, die sich von Gewerben, Handel und den Jahrmärkten nähren. Hier ist 1 Landoffice und in 2 verschiedenen Druckereien erscheinen Zeitungen. Die Gegend ist mit umgehenden Werken angefüllt. (*Hassel.*)

CHILLAN, 1) ein Distrikt des Chilestats Concepcion, der im Binnenlande am Fuße der Cordillera belegen ist, und im N. Maule, im W. Itata, im S. Rare zu Gränzen hat, nach Miers aber 2200 □Miles, etwa 103 geogr. □Meilen Flächeninhalt und 30,000 Einw. hat. Er bildet den Abhang der Cordillera, die hier den Vulkan von Chillan unter 36° 5′ S. Br. und 307° 55′ L. aufthürmt, der doch immer in Rauch gehüllt ist, wenn schon seit neuern Zeiten keine große Explosion erfolgt; die Terrassen sind gut bewaldet, die Thäler, welche der Chillan und eine Menge geringerer Bäche tränken, reich an allen Früchten Chile's, besonders zieht man viele Schafe, die eine feine Wolle geben, und das Gebirge steckt voller Vicuños und Guanacos. — 2) Ein Fluß Chile's in dem nach ihm benanten Distrikt. Er entspringt im S. des Vulkans von Chillan, strömt von O. nach W. und nimt bei seiner Vereinigung mit dem von N. W. herfließenden Nubles den Namen Itata an, als welcher er sich nach einem Laufe von etwa 43 Meilen unter 36° S. Br. in den Ocean stürzt. — 3) Hauptort des gleichn. Distrikts und an dem gleichn. Flusse, unter 35° 56′ S. Br. und 306° 55′ L.; eine schlecht gebaute Villa, die 1 Pfarrkirche, mehre Klöster und 360 Häuser zählt. Sie hat besonders durch Überfälle der Araucanen gelitten; 1751 warf sie ein Erdbeben dergestalt über den Haufen, daß man für gerathen fand, sie von dem Orte, wo sie anfänglich erbauet war, in Etwas zu entfernen und sie zugleich dadurch vor den Überschwemmungen des Flusses zu sichern, die ihr verschiedentlich gefährlich gewesen waren. (*Hassel.*)

CHILLINGWORTH, CHILLENWORTH, (William), Kanzler der Kirche zu Salisbury, ein aufgeklärter Theolog, geboren 1602 zu Oxford, wo sein Vater Bürgermeister war. Die Lehranstalten seiner Vaterstadt eifrig benutzend, wurde er daselbst 1623 Magister, und nach 5 Jahren Mitglied des Dreifaltigkeits-Collegiums. Da die Katholiken damals in England viele Freiheiten genossen: so ließen sie diese Begünstigung nicht unbenutzt, um Proselyten zu machen. Besonders zogen verkappte Jesuiten als Glaubenswerber umher, um hoffnungsvolle Jünglinge für ihren Orden zu gewinnen. Einer derselben, der öfters nach Oxford kam, ließ sich's besonders angelegen seyn, den talentvollen Chillingworth zu gewinnen, und er wußte ihm die Nothwendigkeit eines untrüglichen

Richters in Glaubenssachen so reizend darzustellen, daß er seinen Zweck erreichte. Chillingworth trat zur römischen Kirche über, und wurde darauf in das Collegium der Jesuiten nach Douay gesendet, wo er auf Verlangen die Gründe seines Übertrittes in einer gedruckten Schrift bekant machte. Bald wandelte ihn aber die Reue an, besonders da ihn sein Pathe, der Bischof Laud von London, schriftlich zu einer neuen Prüfung seines Glaubens veranlaßte, und schon nach 6 Monaten kehrte er 1631 nach Oxford und nicht lange nachher zu seinem vorigen Glauben zurück. Diese Wiederkehr erweckte ihm viele Feinde unter den Jesuiten, die selbst in Druckschriften ihre Bitterkeit gegen ihn ausließen. Er gab darauf ebenfalls einige kleine Schriften gegen den römisch-katholischen Glauben heraus, die 1687 unter dem Titel Additional discourses of Mr. Chillingworth zusammen gedruckt wurden, und als der Jesuit Knott (der eigentlich Matthias Wilson hieß) in mehren Schriften zu beweisen suchte, es sei nicht gegen die Liebe, wenn die Katholiken mit Bedauern behaupteten, daß der sterbende Protestant keine Seligkeit zu hoffen habe: so setzte ihm Chillingworth sein Hauptwerk unter dem Titel entgegen: Die Religion der Protestanten, ein sicherer Weg zur Seligkeit *). Diese Schrift, in der er seinem Gegner Schritt für Schritt folgte, machte großes Aufsehen; selbst Locke empfahl sie als ein treffliches Mittel zur Bildung eines deutlichen und richtigen Urtheils, und zu Oxford hatte man von Chillingworths und seines Freundes, des Lord Falkland, Bündigkeit und Beweisen eine so hohe Meinung, daß man zu sagen pflegte: wenn der Teufel oder der Großsultan bekehrt werden könte, so müßte es durch sie geschehen. Da aber Chillingworth in seiner Schrift über die Dogmen von der Dreieinigkeit und der Person Christus, von der Genugthuung, Rechtfertigung und Gnadenwahl, vom Abendmahl u. a. manche freiere Erklärungen gab; da er die Rechte der Vernunft über Schrift und Kirche erhob, die nöthigen Glaubenslehren in eine kleine Zahl zusammenzog, und die verschiedenen Vorstellungsarten über dieselben nicht als Ketzerei angesehen wissen wollte; da er sich überdieß weigerte, die 39 Artikel der englischen Kirche zu unterschreiben: so kam er in den Verdacht des Socinianismus, und wurde mit dem Parteinamen eines Latitudinariers belegt. Dessen ungeachtet erhielt er 1638 die Kanzlerstelle bei der Kirche zu Salisbury, und eine ansehnliche Präbende zu Brixworth. In dem bürgerlichen Kriege, der bald darauf ausbrach, blieb er dem Könige, Karl I., getreu, und that ihm bei der Belagerung von Glocester sogar als Ingenieur Dienste. Er gerieth aber 1643 in die Gefangenschaft der Parlements-Truppen, wurde krank nach Chichester gebracht, und hier starb er den 30. Januar 1644. Der presbyterianische Pfarrer Cheynel, ein blinder Zelot und eifriger Anhänger des Parlements, weigerte sich, ihn nach englischen Kirchengebräuchen zu beerdigen. Er hielt an seinem Grabe eine Rede wider ihn und sein Buch, und warf es mit den Worten in die Grube: „Gehe hin, du verfluchtes Buch, an den Ort der Fäulniß, um mit deinem Verfasser zu verfaulen, und die Verwesung zu leiden." Er selbst hat dieß in einer kleinen Schrift (Chillingworthi Novissima. Lond. 1644. 4.) zu seiner Schande kund gethan. — Außer seinem Hauptwerke hat man von Chillingworth Predigten, eine Abhandlung zu Gunsten des Episkopats, und Streitschriften wider die Römisch-Katholischen, die mehrmals in Fol. zusammen gedruckt wurden †). (*Baur.*)

CHILLON, ein ehemals durch seine Bauart und seine Lage im Genfersee sehr festes Schloß. Ein Graf von Savoien ließ es 1238 an der von Lausanne nach Wallis führenden Straße bauen, um den Durchgang zu bewachen, der hier in Felsen gesprengt werden mußte. Als die Berner es mit der übrigen Waadt 1536 eroberten, fand man darin den unerschütterlichen Franz von Bonnivard (s. Th. XI. S. 411.). Seit sechs Jahren schmachtete er als Gefangener in den unter der Oberfläche des Sees in Felsen gehauenen Gewölben [1]). Bis 1732 war es der Sitz des Berner Landvogts von Vivis, diente dann zu einem Korn- und Zeughause und später zu einem Statsgefängnisse, wodurch es während der letzten schweizerischen Revolution in der öffentlichen Meinung zu einer gewissen Wichtigkeit gelangte [2]). Mit seinen Thürmen und Schießscharten ziert es eine entzückende Landschaft [3]). Es liegt im waadtländischen Bezirke Vivis, und erinnert an eine in der Nähe 1276 gelieferte Schlacht, durch deren Gewinn Peter Graf von Savoien Herr der Waadt wurde. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHILMARY, kleine Stadt in dem Distr. Rungpur der brit. Prov. Bengalen in Hindustan, hat nur 400 Häuser, ist aber merkwürdig, weil zu der Sandbank Baruni Chur, die im Strome liegt, jährlich zu einem bestimten Feste wol 60,000 bis 100,000 Hindus pilgern. (*Hassel.*)

CHILMORIA, Hamilt., eine Pflanzengattung aus der 10. Linné'schen Klasse, deren Verwandtschaft unbekant ist. Char. Polygamische Blüthen. Fünfblättriger Kelch. Fünf Korollenblätter, die mit eben so vielen Schuppen abwechseln. Schildförmiges, ungestieltes Stigma. Holzige Frucht mit vielen Samen. Zwei bekante Arten wachsen in Ostindien. Syst. veg. 2. 330. (*Sprengel.*)

CHILO, Rüsselschabe, Streckschnautze. Eine von Zincken gen. Sommer (dessen und mein Magaz. d. Entomol. II. S. 35.) errichtete Schmetterlingsgattung,

---

*) The religion of protestants, a safe way to salvation. Oxf. 1637; Ed. X. 1742. Franz. Amsterd. 1730. 3 Th. 8. Vergl. Alberti's Briefe über Rel. u. Wissensch. in Großbrit. 3. Th. 590.

†) *Pierre Des-Maizeaux* account of the life and writings of Chill. Lond. 1723. 8. auch bei der franz. Übers. seines Hauptwerks. Mém. de *Niceron* T. III. 331. *Birch* biogr. britann. Vol. III. 508. *Wood* Athenae Oxon. T. II. 20. Teutsch. Acta erudit. T. XV. Part. 169. p. 55. Schröckh's Kirchengesch. seit d. Reform. 5. Th. 335—340.

1) „Dans le cachot où il fut enfermé si long-temps, il entendoit au-dessus de lui les flots qui venoient frapper les murs de sa prison; l'on montre encore les anneaux de fer qui retenaient ses chaines et l'empreinte des pas que le malheureux prisonnier, pendant sa longue détention, avoit tracés dans le rocher." Génève et les Genevois. Par *George Mallet*. (Génève 1814.) p. 27. 2) S. Essai sur la constitution du Pays de Vaud par *Fréd. César Laharpe*. (Paris 1796) I. p. 138. 3) S. das vierte Kupfer des helvetischen Almanachs für das Jahr 1815.

aus der Familie der Schaben (Tineïtes). Sie zeichnet sich durch lange, dreigliedrige, gerade vorstehende oder etwas herabhängende, an einander anschließende, gleichsam einen Rüssel bildende Taster, und kurze zweigliederige Nebentaster aus, die dicht an der Wurzel des langen, spiralförmigen Saugers stehen. Die hieher gehörigen Arten tragen in der Ruhe die Flügel, von denen die vordern schmal und lang sind, senkrecht dicht am Leibe und sitzen gewöhnlich mit dem Kopfe gegen die Erde gerichtet. Sie finden sich vorzugsweise auf Wiesen, wo sie in der Ruhe an den Grashalmen sitzen, meistens mit dem Kopfe nach unten gerichtet. Die Raupen sind nackt, und besitzen sechszehn vollkommene Füße, sie leben in den hohlen Stielen wasserliebender Grasarten, manche wahrscheinlich auch unter der Erde in Graswurzeln, sie überwintern nach der zweiten oder dritten Häutung, und geben erst im folgenden Frühjahre ihre weitern Verwandlungen durch. Man kent über 60 in Europa und Nordamerika einheimische Arten von Rüsselschaben, von denen die meisten weißbunte Flügel besitzen. Man kann sie nach dem Flügelschnitt in folgende Abtheilungen bringen: I. die Oberflügel am Hinterrande breit lanzetförmig zugespitzt, wie C. mucronellus, gigantellus Fabr. II. die Oberflügel am Hinterrande ausgeschnitten oder eingekerbt, wie C. palpellus, pascuellus, pratellus. III. die Oberflügel am Hinterrande gerundet, wie C. rorellus, culmellus, pinetellus, conchellus. (*Germar.*)

CHILOCHLOA, nante Palisot-Beauvois eine Abtheilung von Phleum, wo außer den zwei Blümchen noch die Andeutung eines dritten vorhanden ist: ein Unterschied, den man nicht gelten lassen kann, ohne ein zu künstliches Verfahren gut zu heißen. (*Sprengel.*)

Chilocorus, f. Coccinella.

CHILODIA, R. Br., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Labiaten und der 14. Linnéschen Klasse. Sie zeichnet sich durch einen Kelch aus, dessen Oberlippe ungetheilt, die untere aber mit zwei Zähnen versehen ist, und unter dem zwei Bracteen stehen. Die Oberlippe der Korolle ist ebenfalls ungetheilt, die Unterlippe hat 3 Lappen, deren mittler ausgerandet ist. Die einzige bekante Art: Ch. scutellarioides *R. Br.*, ist ein Strauch in Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CHILOË, 1) der Archipel, eine Inselgruppe, die sich längs den Westküsten von Südamerika am südlichen Fuße von Chile, zwischen 305° 45′ bis 308° L. ausbreitet und von 41° 30′ S. Br. fast an die Halbinsel de tres montes 45° S. Br. reicht. Er besteht aus 1 Haupt- und etwa 80 andern Inseln, wovon Chiloë, Achao, Lemui, Quegui, Chelin, Toqui, Linlin, Clignua, Quenak, Manlin, Kaguak, Alau, Apreau, Chaulinke, Buta, Chauquis, Arigué, Chegniau, Kaukagun, Kalbuko, Llaicha, Quenu, Taben, Abtau, Chiduapi und Huar bewohnt, die übrigen meistens Scoglien oder bloße Felsen sind; alle aber so nahe beisammen liegen, daß sie nur enge Straßen bilden, worin die Schiffahrt bei den vielen verborgenen Klippen und Felsenspitzen höchst gefährlich ist. Der nordöstliche Theil des Busens, worin der Archipel sich zusammen drängt, heißt Ankud, ein Name, der sonst von dem ganzen Chiloëmeere galt; der Theil, der dem Vulkane von Guaiteca auf dem Festlande gegenüber liegt, den des Meeres von Guaiteca; der südlichste Theil des Meeres von Chonos. Den Flächeninhalt der sämtlichen Inseln, die alle gebirgig, aber gut bewaldet und bewässert sind, schätzt von Zach nach spanischen Karten auf 172,¹° geogr. □Meilen; die Volksmenge mag gegenwärtig wol auf 30,000 Köpfe steigen, wovon ⅔ auf der großen Hauptinsel leben. Es sind theils Spanier, theils Indianer, aber der ganze Haufen jetzt, wie in Chile, so vermischt, daß die Urrasse schwer herauszufinden ist; sie haben einerlei Sitten, einerlei Gebräuche, einerlei Religion und selbst die Farbe macht die Rassen kaum mehr kentlich. Der Archipel wurde 1558 von Don Garcia de Mendoza entdeckt, der ihm statt des vorhin geführten Namens Ankud den von Chiloë gab; er war damals stark bewohnt und soll gegen 100,000 Indianer von der Velichination gezählt haben. 1565 unterwarf Don Mart. Ruiz de Gamboa die Insulaner, nahm die Inseln für Spanien in Besitz und führte Kolonisten dahin, welche die Städte Castro und Chacao anlegten. Sie blieben im ruhigen Besitze der Inseln; bloß im Anfange des 19. Jahrh. fand ein Aufstand Statt, der jedoch bald gedämpft wurde. Als die spanischen Truppen sich gezwungen sahen, 1818 nach der Schlacht von Mayppa, Chile zu räumen, setzte sich ein Theil davon auf Chiloë, und hielt diesen entlegenen Punkt bis 1826 in Spaniens Gehorsam, bis sie in diesem Jahre weniger durch die Gewalt der Waffen, als durch Mangel an Unterstützung des Mutterlandes, sich freiwillig dem Congresse zu Santjago unterwarfen; in welches Verhältniß der Archipel mit diesem getreten sei, ist übrigens noch unbekant, zu bemerken jedoch, daß sie unter spanischer Herrschaft eigentlich keinen Bestandtheil des Generalcapitanats Chile, sondern des Vicekönigreichs Peru ausmachten. — 2) Die Insel, die größte des ganzen Archipels, wird durch die Straße von Chiloë vom Araucanenlande getrent und hat gegen sich über im O. die mächtigen Anden, deren Hochkamm fast an dem Meeresbusen wurzelt, der die Insel vom Festlande scheidet, und worin sich die meisten übrigen Inseln des Archipels ausbreiten. Sie liegt zwischen 305° 45′ bis 307° 5′ L. und von 41° 58′ bis 44° 8′ S. Br., ist durchaus gebirgig und hat im N. W. das Kap Capitan, im S. W. das Kap Quillan, ist besonders in der Mitte von beiden Seiten so stark ausgezackt, daß die nördliche Hälfte mit der südlichen nur durch einen schmalen Landstreifen oder Isthmus zusammen zu hängen scheint. Die Berge wurzeln fast am Gestade, das daher nur eine geringe Breite hat; aber nur dieses ist angebauet, das ganze Innere bis auf wenige, dem Meere zunächst gelegene Thäler menschenleer, mit Bergen bedeckt und unfruchtbar. Die Insel enthält 1 Stadt Castro, 1 Hafenplatz Carlos und 41 kleine Dörfer, die sämtlich auf der N. W. Küste liegen und vielleicht 25,000 Einw. enthalten können, da schon zu Ende des 18. Jahrh. in den Doctrinas 12,227 Spanier oder Weiße und 9113 bekehrte Amerikaner gezählt wurden. Der sicherste Hafen der Insel ist der von Castro auf der N. W. Küste, allein hier ankert kein Schiff, weil er durch eine Inselgruppe versteckt wird, worin die Schiffahrt höchst gefährlich ist, und der einzige Hafen,

aus welchem die Insel ihre Verbindung mit dem Festlande unterhält, ist der von S. Carlos; sonst wurden noch die Hafen Chakao, S. Antonio de Charko und Astillero besucht, aber seit Langem nicht weiter. Die Indianer, die diese Insel bewohnen, gehören zur Nation der Velichi: ihre Sprache wird auf der ganzen Insel geredet und ist selbst unter den Kreolen die gewöhnlichere. Spanier und Indianer sind gleich arm, wohnen in Hütten, die kaum den Namen eines Hauses verdienen, und nähren sich vom Ackerbau, der Viehzucht und der Fischerei. Korn, Hanf und Gemüse wird zwar gebaut, aber da des Landes am Strande und in den Thälern so wenig ist, kaum zur Nothdurft, und die meisten Einw. bekommen selten Roggenbrot zu essen. Kartoffeln haben sie dafür in Menge und von vortrefflichem Geschmacke, und diese sind auch das vorzüglichste Surrogat für das fehlende Brot. Obst und Frutillas sind von gutem Geschmack; das schönste Bau- und Tischlerholz ist im Überflusse vorhanden; das Schilfrohr dient zur Deckung der Dächer und zum Baste, die Lianen zu Stricken, die Quinileja, dem Junco ähnlich, zu Tauen. Die Insel nährt vieles Hausvieh, auch Pferde, aber weder reißende Thiere, noch giftige Amphibien und Insekten. Die Fischerei im Meere gibt einen reichlichen Ertrag, und selbst der Wallfisch verschlägt häufig in die Buchten und Straßen, welche die Insel umgeben, und wird zuweilen eine leichte Beute der Insulaner. Allein diese scheinen keinen Sinn für die Fischerei zu haben, und nehmen nur ihre Zuflucht dazu, wenn der äußerste Mangel eintritt. Sie besitzen einen starken, kräftigen Gliederbau, und sowol die Abkömmlinge der Spanier, wie die der Indianer, sind gut gewachsen und von angenehmer Bildung. Ihre Kleidung ist die von Chile, bei den Männern stets der Poncho, aber in der Regel trägt Keiner Schuhe; ihre Wohnungen erbärmliche Hütten von Brettern, mit Schilf gedeckt, und nur aus einem einzigen Gemache bestehend, worin Menschen und Vieh zusammen hausen. Jede Familie wohnt isolirt, und die Freuden der Geselligkeit sind fast ganz aus diesem entfernten Winkel der Erde verbant, wo überdieß keine Art von Wissenschaft oder Kunst, kein Arzt ihren Einzug gehalten, und wo man außer aller Verbindung mit der übrigen Erde lebt. Denn noch hat der Handel es nicht für werth gehalten, sich um diese Eilande zu bekümmern, alle fremden Schiffe fliehen das unsichere Meer, das sie umgibt, und nur erst seit Anfange dieses Jahrh. bemühte sich die spanische Regierung, ihren Verkehr mit dem 24 Meilen entfernten Valdivia zu erleichtern und dadurch für sie einen Punkt zu gewinnen, der sie an das Festland knüpfen kann. Durch die Revolution in Chile wurde zeither dieser Verkehr unterbrochen. Die Insulaner haben übrigens für den Handel nichts weiter, als 50,000 bis 60,000 Cederbretter, die sie an der Küste von Maulin und Karelmapun schlagen, Schinken, die sie gut einzupökeln verstehen, Ponchos, Bordadas, Bordillos und Sabadillas, welche die Frauen der Insulaner aus der wenigen Wolle der Schafe sehr geschickt und künstlich weben. Dieß ist aber auch Alles, was sie übrig haben, und, da auf diesen Inseln kein Geld im Umlaufe ist, allein zum Eintausche von Salz, Zucker, Honig, Pimento, Flanell, Tuch, Wein, Brantwein und Farbestoffen, so wie Pulver, Blei, Gewehre, Eisen-, Stahl- und Töpferwaren dienen muß. — Chiloë stand mit den dazu gehörigen Eilanden bis 1826 unter einem Civil- und Militärgouverneur, welcher von dem Vicekönige zu Lima abhängig war und seinen Sitz zu San Carlos hatte; drei Compagnien Dragoner, 139 Mann, bildeten die Besatzung der 5 auf der Insel befindlichen Forts zu San Carlos, Chakao, Kalbuko, Maulin und Achao; außerdem war ein Regiment Miliz von 4569 Mann vorhanden. Zu Castro bestand ein Cabildo als das oberste Gericht, aber es hat fast nichts zu thun, da auf der Insel die größte Ruhe und Eintracht herrscht. Die Indianer haben noch ihre eigenen Caziken, welche die Verwaltung der Gemeinden besorgen. Die Insel trug den Spaniern gar nichts ein; vielmehr mußten sie noch die Garnison auf ihre Kosten unterhalten, und die Zollabgaben, die von den 3 oder 4 Schiffen aus dem Hafen von Peru und Chile, die nach dieser Insel gingen, erhoben wurden, waren kaum nennenswerth. Was für eine Verwaltung diese nun mit Chile vereinigte Insel erhalten wird, ist noch nicht bekant *). (*Hassel.*)

CHILOGLOTTIS, R. Br., eine Orchidee aus der Abtheilung mit mehlichtem Pollen. Die äußere Hülle der Blume ist zweilippig. Das Lippchen hat eine drüsige Scheibe, und an der Basis einen zungenförmigen Anhang. Das Säulchen ist oben gespalten. Die einzige bekante Art: Ch. diphylla *R. Br.* wächst in Neu-Holland und ist von Ferd. Bauer in den illustr. t. 8. meisterhaft abgebildet. (*Sprengel.*)

CHILPERICH, fränkische Könige: 1) Chilperich I., der Herodes und Nero seiner Zeit, wie Gregor von Tours ihn nent, nahm nach der Leichenfeier seines Vaters Chlothars I., welcher 561 starb, die Schätze desselben, ging zu den tapfersten Franken, gewann sie durch Geschenke und unterwarf sie sich. Hierauf begab er sich nach Paris, und nahm den Sitz König Childeberts ein. Aber seine Halbbrüder verbanden sich gegen ihn und theilten das Reich durch das Loos; Charibert erhielt das Reich Childeberts und den Sitz zu Paris, Gunthram das Reich Chlodomers und den Sitz zu Orleans, Chilperich das Reich Chlothars und den Sitz zu Soissons, Siegbert endlich das Reich Theodorichs und den Sitz zu Rheims. Während Letzterer 562 gegen die Avaren focht, nahm Chilperich seinem Bruder Rheims und andere Städte hinweg, und es entstand ein Bürgerkrieg. Nachdem Siegbert als Sieger über die Hunnen zurückgekehrt, nahm er Soissons ein, und fing daselbst Theodoberten, Chilperichs Sohn. Hierauf zog er gegen diesen selbst, schlug und vertrieb ihn, und brachte seine Städte wieder unter seine Herrschaft. Nachdem Siegbert Theodoberten ein ganzes Jahr gefangen gehalten, gab der Milde den von ihm reich Beschenkten seinem Vater Chilperich zurück. Als Siegbert 566 die damals noch so liebenswürdige Brunhild, die Tochter des westgothischen Königs Athanagild, geheirathet, erwachte auch in Chilperichen die Lust zu einer Königstochter. Er warb um Brunhilds ältere

*) Nach der Beschreibung des Archipelagus der Chiloëinseln, die aus dem viagero univ. nr. 245 — 248. in die A. G. E. XLIII. S. 394 u. f. eingerückt ist.

Schwester Galswind, und ließ durch die Gesandten versprechen, daß er, wenn er eine seiner so würdige Gemalin, eines Königs Tochter, erhalten sollte, seine andern Weiber [1]), deren er mehre hatte, verlassen wollte. Athanagild nahm dieses Versprechen an und sandte ihm seine Tochter mit großen Schätzen, welche ihr auch bei Chilperichen einen sehr ehrenvollen Empfang und große Achtung bereiteten; auch ging Galswind zum katholischen Glauben über. Aber Chilperichs Liebe zu Fredegunden, welche er früher gehabt hatte, erregte zwischen ihm und Galswinden große Mißverhältnisse. Sie beklagte sich bei ihm über die Beleidigungen, die sie beständig erlitt, und über die Verachtung, in der sie bei ihm stände, und bat ihn, daß er sie in ihr Vaterland zurückgehen lassen möchte; alle Schätze, die sie mitgebracht, möge er behalten. Listig verstellte er sich, und liebkosete sie durch Schmeichelworte. Aber endlich ließ er sie durch einen Diener erdrosseln. Kurz darauf nahm er Fredegunden zur Frau. Wegen dieses Mordes entsetzten ihn seine Brüder des Reiches. So Gregor von Tours. Doch schweigt er darüber, wie Chilperich wieder zur Herrschaft gelangt. Nach Chariberts Tode, im J. 567, hatte Chilperich Tours und Poitiers, welche Siegberten dem Vertrage gemäß, zugefallen, an sich gerissen, aber sein Sohn Chlodowig ward von Mummulus, dem Feldherrn Siegberts und Gunthrams, daraus vertrieben. Als aber zwischen den beiden Letztern Zwist entstand, ließ Chilperich 573 durch seinen Sohn Theodobert, der doch einst gelobt hatte, nichts gegen Siegbert zu unternehmen, Tours und Poitiers und die übrigen jenseit der Loire gelegenen Städte Siegberts hinweg nehmen. Doch Letzterer zog 547 mit den Völkern jenseit des Rheins gegen Chilperich. Da machte dieser mit seinem Bruder, König Gunthram von Burgund, ein Bündniß, daß keiner seinen Bruder untergehen lassen sollte. Als aber vor Chilperichs Heere Siegbert nicht über die Seine kommen konte, und Gunthram sagen ließ, daß wenn er ihm den Übergang nicht gestatte, er ihn mit dem ganzen Heere angreifen wollte: so ward dieser von Furcht ergriffen, machte ein Bündniß mit Siegbert und ließ ihn hinüber. Als Chilperich merkte, daß er von Gunthram verlassen sei, zog er sich in die Gegend von Chartres zurück. Siegbert folgte, und verlangte, daß Chilperich ein Schlachtfeld wählen sollte. Aber dieser fürchtete, daß, würde sein Heer besiegt, er auch das Reich verlieren würde, bat um Frieden, und gab die widerrechtlich durch seinen Sohn Theodobert an sich gerissenen Städte zurück. Doch das folgende Jahr 575 schloß Chilperich ein Bündniß mit Gunthram zur Verfolgung Siegberts, und drang, Alles verherend, bis Rheims vor. Siegbert rief wieder die tapfern Völker jenseit des Rheins herbei, ging nach Paris und sandte die Herzoge Godegisil und Gunthram gegen Theodobert, welcher, obwol von den Seinigen verlassen, dennoch mit Wenigen in den Kampf ging, aber besiegt ward und fiel. Chilperich aber ward von Gunthram, welcher mit Siegbert Frieden machte, abermals verlassen, schloß sich mit seiner Gemalin und seinen Kindern in Doorniks Mauern ein, und ward von Siegberts Heer belagert. Doch als dieser durch von Fredegunden gesandte Meuchelmörder gefallen war, ward Chilperich aus seiner Bedrängniß gerissen. Er kam nach Paris, beraubte Brunhilden ihrer Schätze und stieß sie nach Rouen ins Elend. Doch vermählte sich Chilperichs Sohn Merowig 576 mit ihr, der Witwe seines Vaters Bruders. Erbittert eilte Chilperich nach Rouen. Die Vermählten flohen in die Martinskirche, und gingen nicht eher heraus, als bis er schwur, daß, würde es Gottes Wille seyn, er sie nicht trennen wollte. Doch nach einigen Tagen nahm er Merowigen mit sich nach Soissons. Auf diese Stadt machten Einige aus der Champagne einen Angriff. Zwar wurden die Feinde durch die von Chilperich gesendeten Scharen zurück geschlagen. Aber auf Merowigen warf sein Vater Verdacht, daß seine Verbindung mit Brunhilden diesen Krieg herbei geführt habe. Chilperich ließ seinen Sohn der Waffen berauben und bewachen, ihm nach einiger Zeit das Haar verscheeren und ihn zum Presbyter weihen. Merowig floh nach Tours in die Martinskirche, und nach vergeblichen Bemühungen, ihn heraus zu bringen, sandte Chilperich ein Heer gegen diese Stadt. Merowig floh zu Brunhilden, ward aber von den Austrasiern nicht aufgenommen, und ließ sich, durch Fredegundens Ränke seiner Freiheit beraubt, aus Furcht vor schrecklichen Martern, durch seinen Freund Gailen ums Leben bringen. Die mit Fredegunden gezeugten Söhne verlor Chilperich 580, und er selbst lag krank darnieder. Da ging er auf Fredegundens Ermahnung reuig in sich, und verbrannte die Auflagenbücher, nachdem er durch neue schwere Auflagen seine Unterthanen gedrückt hatte, daß Viele seine Städte und Besitzungen verließen und in andere Reiche wanderten. Wenn der Tod der Kinder Fredegundens und Chilperichs den Unterthanen zum Heile gereichte: so gereichte er Fredegundens Stiefsohne zum Verderben, denn er äußerte unvorsichtig, daß nun das ganze Reich ihm zufalle. Auf Fredegundens Antrieb ließ ihn da sein Vater gefangen nehmen, und seine Stiefmutter umbringen, und dem König sagen, daß Chlodowig sich selbst entleibt. Schreckliche Übel ließ Chilperich 581 in dem Bürgerkriege, welchen Gunthram und Childebert II. [2]) gegen ihn führten, in den Städten seines Bruders zufügen. Als aber 584 Gunthram und Childebert II. mit einander Frieden gemacht, und Chilperich erfuhr, daß sie gemeinschaftlich ihm die von ihm gewaltsam an sich gebrachten Städte wieder entreißen wollten, zog er sich mit allen seinen Schätzen nach Cambrai zurück, und ließ durch die Herzoge und Grafen die Städte mehr befestigen und Alles von dem offenen Lande hinter die Mauern [3]) bringen, hierauf ließ er sein Heer häufig in das feindliche Land ziehen und dann wieder innerhalb seines Gebietes rasten. Im J. 584 kehrte er von Cambrai nach Paris zurück, wo er vor den versammelten Franken die Vermählung

1) Von der Königin Audevera, seiner frühern Gemalin, hatte er drei Söhne, den oben erwähnten Theodobert, Merowig und Chlodowig.

2) Die Geschichte der feindlichen und freundlichen Verhältnisse zwischen Chilperich und Childebert II. s. unter Childebert.
3) Man sieht dieses als das erste wichtige Beispiel der veränderten Kriegsart der alten Teutschen und den Anfang der Kriegsart des Mittelalters an.

seiner Tochter Riguntha mit dem westgothischen König Rekkared feierte; er sandte sie mit den größten Schätzen ausgestattet, — aus Furcht, daß Bruder oder Neffe ihr nachstellten, unter Bedeckung eines Heeres nach Spanien. Hierauf wandte er sich nach Chelles und ergötzte sich durch Jagd. Als er eines Abends in der Dämmerung zurück kehrte, und die Hand auf die Schulter eines Dieners gestemt hatte, um bequemer vom Rosse zu steigen, kam jemand hinzu, und durchbohrte ihn mit dem Messer unter der Achsel, einen zweiten Stich aber versetzte er ihm in den Leib, so daß er sich verblutete im J. 584. Gregor von Tours schweigt über die Bewegungsgründe und den Namen des Mörders; Fredegar [4]) nent ihn Falko und sagt, daß er von Brunhilden gesendet gewesen. Anders sprechen die Auszüge der fränkischen Geschichte [5]). Nach diesen lebte Fredegunde mit dem Hausmeier Landerich im Ehebruche; dieses entdeckte Chilperich durch Zufall, und kam nun durch von Fredegunden trunken gemachte und abgesandte Diener ums Leben, welche nach der That schrien, daß dieser Mordanschlag vom König Childebert von Austrasien herrühre. — Chilperich ward in der Kirche des h. Vicentius zu Paris begraben. So wie er niemanden aufrichtig geliebt, so ward er es auch von niemanden. Seine häufigen Verheerungen vieler Gegenden, seine immer neuen Bedrückungen des Volkes und harte Strafen der Schuldigen durch Blendung hatten ihn allgemein verhaßt gemacht. Selbst die oben erwähnte Vermälung seiner Tochter hatte ohne Grausamkeiten nicht abgeben können. Viele Familien von fiscalischen Häusern ließ er hinwegnehmen, und auf Wagen setzen, und da Viele weinten und nicht fort wollten, ließ er sie ins Gefängniß stoßen, um sie dann desto leichter mit seiner Tochter nach Spanien schicken zu können. Viele sollen sich aus Schmerz über die Scheidung von ihren Verwandten erhängt haben, denn es ward der Sohn von dem Vater getrent, die Mutter von der Tochter. Unter schweren Wehklagen und Verwünschungen reisten sie ab, und Paris war von unbeschreiblichem Jammer erfüllt. Viele von besserer Geburt, welche mit Gewalt fort zu gehen gezwungen wurden, setzten ihren letzten Willen auf, und vermachten ihre Güter den Kirchen, und so bald sie Spanien erreicht, sollten ihre Testamente eröffnet werden, gleich als wenn sie schon im Grabe ruhten. Doch 50 Männer von dem unglücklichen Gefolge flohen in der ersten Nacht, nachdem sie Paris verlassen, mit 100 der besten Pferde und eben so viel goldnen Zäumen zum König Childebert, und auch auf der ganzen Reise machte sich, wer immer konte, mit dem, was er zu ergreifen vermochte, davon. — So wie den Unterthanen überhaupt, war Chilperich auch vorzüglich der Geistlichkeit sehr verhaßt; denn, wiewol er Eifer für das Christenthum zeigte, insonderheit auch durch Judenbekehrungen, führte er doch immer im Munde, daß sein Schatz gänzlich arm, und seine Reichthümer an die Kirchen übergegangen, daß durchaus niemand herrschte, als die Bischöfe allein. Meistens zerriß er die in den Kirchen niedergelegten Testamente, und selbst die Urkunden seines Vaters. Auch geißelte er jeden einzelen Bischof durch Spott, und benante ihn nach einem hervorstechenden Charakterzuge; den Einen nante er den Leichtsinnigen, den Andern den Stolzen, den Dritten den Schwelgerischen u. s. w. Doch machte er seinen Bischöfen, auch durch seine Untersuchungen über die Dreieinigkeit [6]) zu schaffen, und wollte, daß auch die Lehrer der Kirchen seinen Glauben annähmen, aber sie, namentlich der Bischof Gregor von Tours und der Bischof Salvius von Alby, nahmen die von der Kirche einmal angenommene Lehre in Schutz, und Chilperich gab seine Bestrebungen in Ansehung der Dreieinigkeitslehre auf. Er schrieb auch 2 Bücher in lateinischen Versen, in welchen er den Sedulius nachahmte, aber die Verse hinkten, da er kurze Sylben für lange, und lange für kurze brauchte, und Meßgesänge, von welchen aber Gregor von Tours urtheilt, daß sie nicht hätten angenommen werden können. Venantius Fortunatus [7]) preist an ihm, daß er an Tapferkeit seinem Geschlechte gleich, an Gelehrsamkeit und Gabe der Dichtkunst aber es übertreffe. Chilperich fügte auch 4 neue Buchstaben [8]), nämlich ein langes o, dessen Zeichen O, ein ae, dessen Zeichen ψ, ein th, dessen Zeichen Z, ein w, dessen Zeichen Π war, und schickte Briefe in alle Städte seines Reiches, daß die Knaben so gelehrt und die nach alter Art geschriebnen Bücher durch Bimsstein geglättet, und noch einmal geschrieben werden sollten. — Als Freund der Pracht ließ er, wie er sagte, zum Ruhm und zur Verherrlichung des fränkischen Volkes eine große Schüssel aus Gold und Edelsteinen verfertigen, welche 50 Pfund wog. Zu Paris und Soissons ließ er Circos errichten, um dem Volke Schauspiele zu geben. — Ihm folgte sein Sohn, über dessen Echtheit aber man Zweifel erhob, Chlothar II. [9]).

2) **Chilperich II.**, Childerichs II. Sohn [10]), ein Geistlicher, ward nach Dagobert III., welcher 715 oder 716 starb, nachdem sein Haupthaar wieder gewachsen, von den Franken zum Könige erwählt, und sein Name Daniel in Chilperich verwandelt. In Austrasien herrschte

4) Historia Miscella c. 93. 5) Gesta Francorum epitomata c. 36.

6) Er war durch eigne Ansichten unbewußt zu der Annahme des Sabellius gekommen; Gregor von Tours sagt lib. V. c. 45: Per idem tempus (nämlich um das Jahr 580) Chilpericus Rex scripsit indiculum, *ut sancta Trinitas non in personarum distinctione, sed tantum Deus nominaretur;* adserens, *indignum esse, ut Deus persona, sicut homo carneus nominaretur.* Affirmans etiam: *ipsum esse patrem, qui est filius, idemque ipsum esse Spiritum sanctum, qui pater et filius, sic,* inquit, *Prophetis ac Patriarchis apparuit, sic eum ipsa lex nunciavit.* 7) lib. IX. carm. 1. 8) Gregor von Tours sagt: Addidit autem et literas literis nostris. Mascou (Gesch. der Teutschen; 2. Th. S. 197.) vermuthet, daß hierunter das fränkische Alphabet oder Runen zu verstehen, welche allerdings nach Venantius Fortunatus — lib. VII. c. 17. Barbara fraxineis pingatur *Runa* tabellis — unter den Franken waren, aber von dem lateinisch schreibenden Gregor nicht literae nostrae genant worden seyn würden; auch ist ja von ganzen Büchern die Rede, zu welchen die Runenschrift wol nicht gebraucht worden ist. Es ist wol das lateinische Alphabet darunter zu verstehen. 9) Benutzt zu dieser Geschichte Chilperichs ist *Gregor. Turonen.* lib. IV. c. 22. c. 23. c. 27. c. 28. c. 41. c. 42. c. 44. c. 45. c. 46. lib. V. c. 1. c. 2. c. 3. c. 14. c. 18. c. 19. c. 23. c. 27. c. 29. c. 39. c. 40. c. 45. lib. VI. c. 2. c. 17. c. 31. c. 34. c. 40. c. 41. lib. VII. c. 7. 10) Urkunde bei Mabillon Res Diplomat. lib. VI. c. 30.

Karl Martell. Gegen diesen verband sich 716 Chilperich mit Ratbod, dem Könige der Friesen, welcher schon 716 vor Dagoberts Tode, gegen Karl Martell bei Köln tapfer aber unglücklich gestritten. Chilperich und sein Hausmeier Raganfrid zogen mit dem Heere durch den Ardennenwald, an dessen andrer Seite Ratbod mit seinen Schaaren auf sie wartete, drangen bis Köln vor, und verherten die Rheingegenden. Von der Witwe Pippins von Heristall, Namens Plektrud, der Stiefmutter Karls des Hammers, welche zu Köln ihren Sitz hatte, erhielten sie große Geschenke und Schätze, und kehrten heim. Aber auf dem Wege an dem Orte, der Amblava [11]) hieß, erlitten sie von Karls Heere großen Verlust. Im J. 717 zog Pippins Sohn gegen Chilperich und Raganfrid, und es kam an einem Sonntage in der großen Fastenzeit den 21. März zur schrecklichen Schlacht bei Vinciacum im Kameracher Gaue. Von beiden Theilen sanken unsäglich viel in den Tod. Aber Chilperich und Raganfrid wurden besiegt, und von Karl bis Paris verfolgt. Der Sieger eroberte hierauf 718 Köln, nahm von Plektruden die Schätze seines Vaters, brachte Alles unter seine Herrschaft, und stellte einen Scheinkönig, Chlothar IV. auf. Chilperich und Raganfrid sandten eine Gesandtschaft und Geschenke an den Herzog Eudo von Aquitanien, baten um Beistand, und übergaben ihm das Reich. Mit Eudo und seinem waskischen Heere brachen sie gegen Karln auf. Karl eilte muthig entgegen, ward abermals Sieger, und verfolgte sie bis Paris, setzte über die Seine und drang bis Orleans vor. Kaum entkam Eudo nach seiner Heimath. Er nahm den König Chilperich und die Schätze mit sich. Als Chlothar IV. 719 gestorben, sandte Karl an Eudo, und ließ sich Chilperichen ausliefern. Dieser kam, und verlor kurz darauf 719, wie der Geschichtschreiber [12]) sich bedeutend ausdrückt, den Lauf des Lebens und das Reich und starb. Ihm folgte Theodorich IV. [13]). *(Ferd. Wachter.)*

CHILQUES Y MASQUES, ein Distrikt der Peruprovinz oder Departements Cuzco, welcher von Abancay im N., von Quispicanchi im O., von Chumbivilcas im S. und Cotabamba im W. umgeben ist, vom Apurimac bewässert wird und theils auf der Terrasse der Anden, theils im Flachlande liegt, auch darnach entweder kühles, oder sehr heißes Klima hat. Sie erzeugt die meisten Produkte Peru's und besitzt auch Anzeigen auf edle Metalle, obgleich hier keine aufgesucht werden. Den Erdbeben ist sie ungemein ausgesetzt, und das von 1707 kostete vielen Tausenden der Einw. das Leben. 1793 enthielt sie 8 Doctrinas, 19 Gemeinden und 20,236 Einw., worunter 20 Welt- und 1 Ordensgeistlicher, 2331 Weiße, 15,034 Indianer, 2733 Mestizen und 117 freie Mulatten waren. Die Leinenmanufaktur war überall verbreitet. Der jährliche Ertrag des Distrikts stieg auf 96,471 Piaster. Die Hauptstadt heißt Pararo und nach dieser wird der Distrikt auch gewöhnlich benant *). *(Hassel.)*

CHILTEPEC, ein Küstenfluß im Mexikostate Tabasco, welcher von S. nach N. strömt und sich 18° 18′ nördl. Br. und 283° 34′ L. in den Busen von Mexiko wirft. An demselben liegt ein gleichn. Dorf. *(Hassel.)*

CHILTERN, eine Hügelkette in der engl. Shire Buckingham, die sich von Tring in Hertford bis Henly in Oxford erstreckt. Sie ist von Kalkformation, aber von unbeträchtlicher Höhe. Ein Kronamt, der Steward vom Chiltern Distrikte, wird darnach benant. *(Hassel.)*

CHILOERS COTON, Marktfl. in der engl. Shire Warwick, mit 1873 Einw., wovon ⅔ sich mit der Verfertigung von birminghamer Waren beschäftigen. *(Hassel.)*

CHIMALAPA, nur ein kleiner Küstenfluß auf dem Isthmus von Tehuantepec des mexik. Stats Oaxaca, der dem Australozeane zugeht, aber deßhalb merkwürdig, weil seine Quellen denen des Huasacualco des Golfs von Mexiko so nahe liegen, daß hier vielleicht ein Kanal beide Meere zusammenhängen könte. Indeß sind beide Flüsse so geringe, daß sie nur Boote tragen, und schon jetzt hat man einen Trageplatz zwischen beiden angelegt.

CHIMALTENANGO, 1) ein Stat der vereinigten Staten von Mittelamerika. Er liegt auf dem Hochplateau von 283° 8′ bis 285° 48′ L. und von 14° 38′ bis 15° 10′ nördl. Br., gränzt im N. an Chiquimala, im O. an Sacatepequez, im S. an Escuintlo, im W. an Solola, und ist etwa 12 Meilen lang und eben so breit. Er macht einen Theil des großen Thals von Guatemala aus, und umfaßt die 3 Thäler Chimaltenango, Xilotepeque und Alotenango, die sämtlich von hohen Bergreihen eingeschlossen sind, woraus sich der furchtbare Vulkan Fuego mit seinen 3 Spitzen erhebt, wird von Giacalat, der Sumasinta, Rio grande und Pancacoya, die durch 2 Katarakte merkwürdig ist, bewässert und hat mehre heiße Quellen und einen durchaus vulkanischen Boden, der bei der hohen Lage des Landes nicht nur europäische Cerealien, sondern auch Mais, Kartoffeln, Baumwolle, Tabak, Zucker und die schönsten Früchte hervorbringt; die Viehzucht ist ansehnlich, die Waldungen sind dicht, die Flüsse führen Goldsand. Die Volkszahl mag sich gegenwärtig auf 60,000 Individ. belaufen, da schon 1778. 40,082 gezählt wurden, die in 1 Villa, 21 Dörfern und 10 Kirchspielen, unter das Erzbisthum Guatemala gehörig, vertheilt waren. Die Indianer, die bei weitem das Groß ausmachen und jetzt sämtlich Ladinos oder zum Christenthum übergetreten sind, gehören zum Stamme der Kachiquelen und reden noch die kachiquelsche Sprache: sie nähren sich vom Ackerbau, der Viehzucht, der Baumwolle- und Pitaweberei, und verkehren hauptsächlich mit Guatemala. — Die Hauptstadt. 2) Chimaltenango oder S. Anna de Chimaltenango, eine Villa, liegt am Rio grande in dem schönen und breiten gleichnamigen Thal, hat 1 großen öffentlichen Platz, 1 Pfarrkirche,

11) Amblava, eine villa regalis an dem Flusse gleiches Namens im nachmaligen Luxenburgischen, welcher bei Stavlo und Malmedy vorüber fließt, und in die Ourte fällt. 12) Continuatio *Fredegarii* c. 107. 13) Continuatio *Fredegarii* c. 106. c. 107. Breviarium Regum Francorum bei Ussermann (Germaniae Sacrae Prodromus) 1. Th. S. 46. Annales Francorum Fuldenses ad a. 715—720. Am ausführlichsten handeln über Chilperich II. die Annales Francorum Metenses bei Du Chesne 3. Th. S. 268—270, sie sprechen aber mit sichtbarer Vorliebe für Karl Martell, und sind nicht ohne Ausschmückungen und Unrichtigkeiten, also nur mit großer Vorsicht zu benutzen.

*) Nach Stlker und dem Mercurio Peruano.

gegen 4000 Einw., worunter ⅔ Indianer, und hält besuchte Märkte. (*Hassel.*)

CHIMÄRA (*Χίμαιρα*), ein Ungeheuer in Lykien, nach Homer[1]) göttlicher Art, vorn ein Löwe, hinten ein Drache und Geis in der Mitte, schrecklich umher aushauchend die Macht des lodernden Feuers; nach Hesiodos[2]) eine Tochter des unbändigen Typhon und der Echidna mit drei Köpfen, dem eines Löwen, Drachen und einer Geis. Beide Vorstellungen schmolz man später in eine zusammen[3]). Amisodaros soll dieß verwüstende Ungeheuer aufgezogen, und Bellerophontes es erlegt haben[4]). Daß ein solches Wesen nicht existirt habe, glauben wir dem Paläphatos[5]) gern; aber seine geographische Erklärung von einem durch Bellerophontes ausgebranten oder verschütteten Vulkan ist eben so künstlich, als die des Plutarchos[6]) von einem Raubschiff des Amisodaros, das vorn einen Löwen und hinten einen Drachen zum Abzeichen gehabt habe, und von einem Wütherich Chimäros befehligt sei. Böttiger will[7]): aus einem dreifachen Kampfe, den Bellerophontes in Lykien bestanden, habe die Sage die dreigestaltige Chimära zusammen gesetzt, und das Abenteuer nachher zum Theil mit albernen Zusätzen weiter ausgeschmückt; er ist jedoch anderswo[8]) geneigter, die Chimära für ein dem Orient entstamtes Thiersymbol zu nehmen. Dieß leztere ist um so wahrscheinlicher, da Bellerophontes sich auf dem Pegasos offenbar dem Perseus auf der Helden- und Sonnenbahn nachschwingt[9]). Beide Helden finden in Vorderasien einen Schauplatz ihrer Thätigkeit; Beide erscheinen als Bekämpfer wilder Bestien, die der phantastische Orient gern in Ungeheuer verwandelt — ob immer bedeutend? — ist die Frage. Auf völlige Enträthselung muß hier verzichtet werden. Jedoch tritt der Urmythus mit einiger Klarheit hervor, wenn man mit Sickler's Kadmos S. LIV. Bellerophon von בלברך־אין für den Gott des Regens nimt, der auf dem Donnerroß Pegasos heran zog und durch Gewitterregen die Wuth eines Vulkans Chimära von חמר· roth seyn, aufgähren, dämpfte. Die Griechen verarbeiteten die Uridee zu einer Heldengeschichte und lokalisirten sie. Eine bronzene Chimära mit einer alten Inschrift grub man 1554 bei Arezzo aus[10]). Auch komt das Bild derselben auf den Münzen von Korinth, Seriphos, wegen der Verwandtschaft mit Perseus, und anderen Städten vor[11]). (*Ricklefs.*)

CHIMÄRA, nach Strabo (XIV, 2, 5.) ein Thal im südwestlichen Lykien beim Auslauf des Kragos an die Küste, welches er jedoch §. 7. auch als Gebirge nördlich über Antiphellos im östlichen Lykien kent. Plinius (II, 106) sezt den Berg Chimära an die Ostküste ganz nahe bei Phaselis, wo sich Naphthaquellen befanden (Plin. V, 28.). Wahrscheinlich gab man mehren Plätzen, wo Feuer hervor brach, mit Anspielung auf die feuerspeiende Chimära diesen Namen. (*Ricklefs.*)

CHIMÄRA. Eine Fischgattung von Linné, deren Namen auf den sonderbaren Eindruck, den ihre Gestalt gemacht haben mag, hindeutet. Ihre Kenzeichen sind: ein langstreckiger, schuppenloser Körper, der in einen sehr dünnen, zugespitzten Schwanz, zuweilen mit einem fadenförmigen Ende, ausläuft; die Schnauze senkrecht zugespitzt, mit Stellen, wo die Kieferknochen unbedeckt erscheinen; die quere Mundöffnung auf der untern Seite, mit breiten Zähnen versehen; eine einzige Kiemenöffnung auf jeder Seite, ohne sichtbaren Kiemendeckel; zwei Rükkenflossen, wovon die erste kleinere vorn einen kräftigen, knochigen Stachel hat, die zweite lang bis an den Schwanz, zuweilen mit der Afterflosse am Ende vereinigt; die Brustflossen sehr groß; die Bauchflossen den After umgebend. — Die Männchen haben an den Bauchflossen harte Anhänge.

Die Arten sind: 1) Ch. *monstrosa* L. Ch. arctica Lacep. Die Meratze. Bl. P. tab. 124. Oben braun und fleckig, unten silberfarben mit kleinen schwarzen Punkten. Sie werden an 3 Fuß lang und leben größten Theils in den nördlichen Meeren, doch auch im mittelländischen. In Norwegen ißt man ihre großen Eier und ihr thraniges Fett, welches man eben da auch gegen Augenkrankheiten und Wunden gebraucht. — 2) Ch. *callorrhynchus* L. Bl. S. tab. 68. Ch. antarctica Lacep. Callorrhynchus Gronov. Cuv. Im äthiopischen und chinesischen Meere, 3 Fuß lang. — 3) Ch. *americanus* Bl. S. Im amerikan. Ozean; ½ Fuß lang. — 4) Ch. *australis* Shaw Zool. V. 2. p. 368. tab. 158. (*Lichtenstein.*)

CHIMÄRA. Eine von Ochsenheimer errichtete Schmetterlingsgattung aus der Familie der Dämmerungsfalter (Crepuscularia), die Latreille Atychia nent (vgl. Atychia). Ihre Kenzeichen sind: ein kleiner, mit Nebenaugen versehener Kopf; borstenförmige, unterwärts gekämte Fühler; ein sehr kurzer oder ganz fehlender Sauger; ein langgestreckter, bei dem Weibchen mit einem hervorstehenden Legestachel versehener Hinterleib. Die bis jezt bekanten 4 Arten sind in Östreich und Ungarn einheimisch und fliegen am Tage. Die bekanteste ist: C. appendiculata Ochsenh. Schmetterl. v. Eur. II. p. 4. n. 2. Esper Schmetterl. II. tab. XXXV. Cont. X. fig. 5. 6. *Sphinx* appendiculata. *Hübn.* Schmetterl. Noct. tab. 64. fig. 314. (mas) 315. (fem.). (*Germar.*)

CHIMARCHIS Jacq., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der 5. Linné'schen Klasse. Char. Abgestutzter Kelch. Trichterförmige Corolle, mit 5lappigem, behaartem Saum. Die Staubfäden oben in die Röhre eingefügt. Eine 2fächerige, 2klappige Kapsel, mit zwei Samen in jedem Fach. Die einzige bekante Art: Ch. cymesa *Jacqu.* wächst auf Martinique. (*Sprengel.*)

CHIMAY, Stadt im Bezirk Charleroy der niederl. Provinz Hennegau. Sie liegt Br. 50° 30′ L. 21° 57′ am Eau blanche, ist ummauert, hat 1 Schloß, 2 Kirchen, 1 Hospital, 360 Häus. und 2083 Einw., welche Spitzen, Hüte, Fayanze verfertigen, mit Bau- u. Tisch-

1) Il. VI, 179 ff. 2) *Theog.* 204 u. 225. 3) *Eustath.* in Il. p. 646 u. *Heyne* in *Apollod.* II, 3, 1. 4) Il. XVI, 328 ff.; *Apollod.* II, 3, 1. 5) c. 29. 6) De virt. Mul. c. 9. 7) Gr. Vasengemälde 1. S. 113 ff. 8) Dief. 3. S. 97. 9) *Fischer* ad Palaeph. c. 29. 10) Abgebildet in *Gori* Mus. Etrusc. I. p. 155. 11) *Rasche* Lex. Num. Vol. I. P. II. p. 511. vgl. *Creuzer's* Symbolik Th. IV. S. 70 ff.

lerholze handeln und einen trefflichen Schieferbruch besitzen. In der Umgegend sind verschiedne Eisenbrüche. Chimay gehörte im Mittelalter zu den 12 Pairien der Grafschaft Hennegau; es hatte sonst seine eignen Grafen, von welchen es an das Haus Croy kam, zu dessen Gunsten die Grafschaft in ein Fürstenthum verwandelt wurde. Von den Croys erbte es das Haus Ligne. (*Hassel.*)

CHIMBO, 1) ein Fluß in dem Dep. Quito des Stats Columbia. Er entspringt am Chimborazo, wendet sich von NNO. nach SSW., berührt die gleichn. Stadt und vereinigt sich 10 Meilen oberhalb Guayaquil mit dem Alusi, worauf der vereinigte Fluß den Namen Yaguachi empfängt und sich in den Golf von Guayaquil mündet. — 2) Eine Villa des Dep. Quito an dem gleichn. Flusse im S. des Chimborazo, deren Einw. meistens Maulthiertreiber sind und die Waren aus den östlichen Theilen des Stats nach dem Zollhause Babahayo schaffen. Der sonst gebirgige Distrikt, worin sie liegt, hat mit ihr nur 2000 Einw. *). (*Hassel.*)

CHIMBORAZO, der höchste bekante Gipfel der Anden und mithin auch der westlichen Hemisphäre in dem Columbiadepart. Quito, etwas über 11 Meilen von Quito und 9¼ M. von Guayaquil, unter 1° 47′ 18″ südl. Br., mithin nicht 2 Breitengrade vom Äquator, belegen. Dieser ungeheure Bergkoloß stellt sich dem Auge wie ein hoch aufstrebender Kegel dar und gewährt besonders von der dürren Ebene Tapia beschauet, einen höchst imposanten Anblick; er erhebt sein Haupt über alle umher belegne Berggipfel, worunter der Carguairazo in der Nacht des 19. Julius 1698 während eines Erdbebens zum Theil zusammen gestürzt ist, aus einer Hochebene, die bereits 1870 Toisen = 11,220′ Seehöhe hat, nach v. Humboldt (A. G. Eph. XII, 257) noch 1397 Toisen oder 8382′ höher und hat mithin eine Totalhöhe über dem Spiegel des Meeres von 3267 Toisen = 19,602 paris. oder 20,148 rheinländ. F. Schon Condamine, der diesen Riesen der neuen Erde zuerst 1745 besuchte, maß seine Höhe zu 3220 Toisen; v. Humboldt bestieg ihn am 23. Jun. 1802 und gelangte zwar nicht auf den Gipfel, weil ein Abgrund von 500′ Breite ihn daran hinderte, wol aber bis zu einer Höhe von 3031, und 581 Toisen höher als Condamine; nur noch 236 Toisen blieben zu ersteigen. Wenn aber auch der Chimborazo der höchste entdeckte Berg der westl. Hemisphäre ist, so erreicht er doch die Bergmassen Asia's nicht und ist um ein volles Viertel niedriger, als die Kuppen des Himmalih und sicher werden in Hochasien noch viele andre Gipfel seyn, die ihn weit überflügeln dürften; die höchsten bekanten Berge Europa's übersteigt er dagegen um mehr als ein Viertheil. — Der Chimborazo ist, wie das ganze Gebirge, zu dem er gehört, ein Urgebirge und von Granitbildung; auf dem Granit lagert sich und wechselt strichweise Gneiß, der wieder in Glimmerschiefer, so wie dieser in Urthonschiefer übergeht; der oberste Kamm trägt Porphyr- und Trappgeschiebe, und wo v. Humboldt einhielt, mithin 3031 Toisen hoch, fand er in dem ewigen Schnee nackte Porphyrfelsen und auf diesen die letzten Spuren einer Vegetation in der lencidea geographica. Die Schneelinie unter dem Äquator, mithin auch auf dem Chimborazo, begint mit 15,765′: nur am Fuße des Gebirgs, in den Paramos, sieht man noch verkrüppeltes Gesträuche, halb verkohlt durch den Sauerstoff von Gas; dann folgen bis 12,600′ kräuterartige Alpenpflanzen, mit zarter Wolle dicht bekleidet, die dann bis 14,150′ Alpengräsern, die der Vicuña und den Kamelschafen zur Atzung dienen, Platz machen; über 14,150′ hinaus beschließen bis zur Schneelinie und auch wol noch über diese hinaus Kryptogamen die Vegetation. Spuren, daß der Chimborazo einst ein Vulkan gewesen, stoßen wol auf, und auf der Nordseite sprudelt eine heiße Quelle hervor, in der man einen vormaligen Krater erkennen will; indeß reicht diese Zeit wol weit über die unsrer Geschichte hinaus *). (*Hassel.*)

CHIMINELLO (Vincenzo), geb. 1741 zu Marostica, wo er 1815 starb. Seine Fortschritte auf dem Seminar zu Padua waren so glänzend, daß die Reformatori dello studio ihm den Doktorgrad beider Rechte unentgeldlich verleihen ließen. Sie ernanten ihn 1779 zum Gehilfen seines Onkels Toaldo bei der Sternwarte, dessen Nachfolger er 1797 wurde. Physik, Mathematik und Astronomie waren die Fächer, die ihn fortwährend beschäftigten. Er hat über Gegenstände aus diesen Wissenschaften nicht weniger als 78 Abhandlungen geschrieben, die man zerstreuet findet in den Atti dell'Accademia di Padova, in denen della Società italiana, in den Opuscoli scientifici di Milano und in *Roziers* Journal de Physique. Seine zu Sienna sull'aumento secolare delle piogge und seine zu Mannheim über Hygrometrie gekrönten Preisschriften sind ebenfalls im Drucke erschienen. Nach dem Tode seines Onkels setzte er dessen bekantes Giornale astro-meteorologico fort †). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CHIMONANTHUS, nent Lindley den Calycanthus praecox L., weil er sich durch wenige Karyopsen unterscheidet, die nicht, wie bei Calycanthus von dem angeschwollenen Kelche umgeben sind. (*Sprengel.*)

CHIMOPHILA Pursh., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Ericeen und der 10. Linné'schen Klasse. Mit Pyrola nahe verwandt, unterscheidet sie sich durch Staubfäden, die in der Mitte sich in eine Scheibe erweitern, so wie durch die Kapsel, welche an der Spitze aufspringt, da die Kapsel der Pyrola sich in den Winkeln öffnet. Pyrola umbellata, maculata L. und Menziesii R. Br. gehören dazu. (*Sprengel.*)

China, Chinesisches Reich, s. am Ende d. Buchstab. C.

CHINA, ein Dorf auf der Insel Montreal der Grafsch. Montreal im brit. Gouv. Untercanada. Es liegt auf der SW.-Spitze derselben am Bassin S. Louis und hat nur 1 Kirche mit 20 Häus., aber der ganze Strand ist mit Magazinen und Speichern bedeckt, und in seinem

*) Nach Alcedo.

*) Größten Theils nach der Beschreibung, die v. Humboldt von diesem Berge gegeben. Interessante Ansichten desselben findet man in dem Atlas pittoresque *de Humboldt* et *Bonpland* planche XVI et XXV.

†) Vgl. Memorie della Società Italiana. Modena 1819. Tomo XVIII.

Hafen konzentrirt sich der ganze Handel von Obercanada und den westlichen Gegenden, indem die meisten Schiffe, die Strom ab gehen, hier anlegen, und die Strom auf gehen, von Montreal aus befrachtet werden. Am Hafen ist eine große trockene Docke angelegt, und auf den dabei liegenden Werften werden alle Schiffe und Kanots gebauet, welche die montrealer Pelzgesellschaft braucht. Es herrscht hier daher immerfort ein reges Leben. Mit Montreal ist der Ort durch einen Kanal verbunden. (*Hassel.*)

CHINACHIN, Stadt in dem Distrikt der 22 Rajas der Hindustanprovinz Nepal (Br. 29° 18′ L. 98° 47′), an einem Zuflusse der Goggra, hat 2 dem Schiwa geheiligte Tempel Chandranath und Bhairavanath, wohin Wallfahrten geschehen, Häuser von Backsteinen gebauet, und eine ansehnliche Volksmenge, die stark besuchte Märkte hält. In der Umgegend sieht man ganze Herden von Yacks, deren Schweife einen wichtigen Handelsartikel ausmachen. (*Hassel.*)

CHINAGELB, ein gelbes Pigment der grauen, oder unserer braunen Perurinde, welches ganz rein, keinen ausgezeichneten Geschmack hat, in Wasser, Weingeist und Äther sich auflöst, und das basische essigsaure Blei, aber weder den Leim, noch Brechweinstein, noch Gallusaufguß fället. Mit der Bittererde verbindet es sich nicht, scheint aber der Alaunerde etwas verwandt zu seyn. Um dieß Pigment zu gewinnen, zieht man das geistige Chinaextrakt mit Wasser aus, kocht den Auszug mit einem Übermaße von Bittererde, filtrirt diese davon ab, dampft die Flüssigkeit bis zur Saftdicke ein, und versetzt sie mit Alkohol, wobei ein weißliches Salz (chinasaure Bittererde), niederfällt. Die davon geschiedene geistige Tinktur raucht man zur Trockne ab, und zieht den Rückstand mit Schwefeläther aus. Beim langsamen Verdunsten dieser ätherischen Lösung fällt das Cinchonin (s. unten), nach und nach fast ganz daraus nieder, und der rückständige Äther enthält das Chinagelb, welches man durch Fällung mit basischem essigs. Blei und nachherige Abscheidung vom Bleioxyd durch Hydrothionsäure völlig vom Cinchoningehalt befreien kann. (*Th. Schreger.*)

Chinaharz, s. Cinchonin.

CHINAHOLZ, ein braunrothes, hartes, geadertes und geflecktes, treffliches Holz des Chinarindenbaumes (Cinchona condaminea), woraus feine Tischler- und Drechslerwaren verfertigt werden. (*Th. Schreger.*)

CHINAKALOIDE (Chinasalze); außer dem Chinin und Cinchonin (s. unten), gibt es ein neues, das Gruner*), in einer China flava de Carthagena, und, sowie Pelletier und Caventou, in einer China nova gefunden haben will, und sich von den beiden erstern wesentlich unterscheiden soll. Es krystallisirt in sehr feinen Nadeln, ist geschmacklos, in starkem Weingeist leicht, in Äther aber schwerer löslich, als Cinchonin, bildet mit der Schwefelsäure ein in 4seit. Säulen anschießendes Salz von etwas bitterm, dem Aloëbitter schwachähnlichem Geschmack, und leichterer Löslichkeit im Wasser, als die Salze der übrigen Chinakaloide besitzen. Das Salz besteht aus 100,00 Kaloid und 14,69 Schwefelsäure, wonach das Atomengewicht des Kaloids 54,03 seyn muß. Vier Pfd. der Rinde lieferten 3 Dr. 22 Gr., aber keine Spur weder von Chinin, noch von Cinchonin. (*Th. Schreger.*)

*) S. Brande's Arch. d. Apothekervereins im nördl. Teutschl. XII. S. 156. 157.

CHINA- od. oriental. POCKENWURZEL, rad. Chinae ponderosae s. orientalis. Die orientalische knotige, holzige, dichte, feste und schwere, braunröthliche, innen röthlichweiße, geruchlose, schwach süßlich mehlig schmeckende ist der leichtern, braunen, schwammigen, hin und her gebogenen occidentalischen vorzuziehen. Sie kam im J. 1525 zuerst nach Europa, wo sie, vorzüglich durch Kaiser Karl V. berühmt ward, der sie in der Gicht gebrauchte. Noch dient sie allein, oder mit Sarsaparille, Sennesblättern u. Süßwurzel zu dem sogen. blutreinig. Holztrank bei der Diät-, Entziehungs- u. Hungerkur. Die ägyptischen Weiber sollen sich durch deren Genuß fett machen. — Der wäßrige Absud davon hat eine schöne rothbraune Farbe, und färbt Tuch blaßgelb erbsfarbig, mit Kochsalz gelblichbraun, mit Alaun ziemlich gesättigt gelb, ins Ochergelbe übergehend, mit Kupfervitriol lichtbraun und etwas grünlich. (*Th. Schreger.*)

CHINAPATAM, Stadt in dem Subah Patana der Rajaschaft Mysore auf Dekan, ist offen, aber durch 1 Fort vertheidigt und zählt 1000 Häus. Die betriebsamen Einw. unterhalten Zuckersiedereien, 1 Glashütte und 1 Drahtzug, der Draht für die musikalischen Instrumente liefert. (*Hassel.*)

CHINA-, PERU- od. FIEBERRINDE, cortex Chinchinae, Cinchonae, Kina kina, China Chinae, Quinquina, cort. Peruvianus s. Peruanus etc., die ausgezeichnetste bei den Peruanern Cascarilla fina. Diese Rinde ward 1632 entdeckt, aber der Baum blieb bis 1738 unbekant, wenigstens ungewiß, bis, nach Ulloa, der berühmte Jussieu in Begleitung von la Condamine ihn in dem peruanischen Gebiete von Loxa ausmittelte, daher er auch im System den Namen: Cinchona condaminea führt. Späterhin beschäftigten sich mehre Naturforscher, namentlich Mutis, Ruiz, Vahl, Humboldt und Bonpland rc., mit Aufsuchung und Unterscheidung der Pflanzengattung Cinchona, und fanden mehre Arten derselben in Peru und Brasilien, auch diesseits des Äquators in Amerika, auf den Antillen und in Neugranada. H. v. Bergen führt a. a. O. 27 Species von Cinchona nebst 6 weniger bekanten, und 17 von Exostemma auf. Die erste Hauptsorte der Chinarinden komt in Ballen aus Thierhaut (Zeronas) eingenäht, von 100 — 120 Pfd. nach Europa, und zwar bis auf die neueste Zeit über Cadix nach London u. a. großen Handelsplätzen, aber nicht leicht zu uns. Eine andere, angeblich geringere Hauptsorte in Kisten oder Ballen von 250 Pfd., und eine dritte, noch geringere in Kisten oder Fässern von derselben Schwere gelangt zu uns, wo die durch einander liegenden mancherlei Rinden von den Amsterdamer u. a. Droguisten erst sortirt werden nach der größern oder geringern Stärke und Geschlossenheit ihrer Röhren. Daher findet man gewöhnlich in Droguereihandlungen eine grobe, mittlere und feine Rinde; die letzte, von Zweigen, wird im Allge-

meinen vorzüglich geschätzt, unterscheidet sich aber noch sehr nach den mehren Arten, nach dem Alter, dem Standort ꝛc. des Baums, von dem sie komt, nach der Zeit des Einsammelns u. s. w.

Die große Heilkraft der Chinarinde soll man zuerst dadurch kennen gelernt haben, daß ein am Wechselfieber leidender Indianer aus einem Teiche, in welchen viele solche Rinde gefallen war, trank und genas. Bekanter wurde sie im Jahre 1636 oder 1638 durch die Gräfin del Cinchon, Gemalin des Vicekönigs von Peru, welche mit Hilfe derselben, auf Anrathen des Statthalters von Loxa, J. Lopez de Cannizeres, zu Lima von einem hartnäckigen Fieber befreit ward. Durch sie kam 1640 die Rinde nach Spanien, wo der Arzt Lopez de Vega in Sevilla sehr glückliche Kuren damit verrichtete; auch die Jesuiten in Amerika schickten 1649 durch ihren Generalprocurator eine Partie nach Rom an den Kardinal Lugo, der sie den Armen unentgeldlich darreichen, von den Reichen aber sich mit Silber und Gold aufwiegen ließ. Papst Innocenz X. veranlaßte in demselben Jahre die erste chemische Untersuchung derselben.

Der Landesname Kina (Rinde), hatte Veranlassung gegeben, sie in Peru Kina Kina zu benennen, woraus denn in Teutschland der (eigentlich verdorbene) Name China gebildet wurde. Nach den verschiedenen Perioden ihrer ersten Verbreitung hieß sie auch Anfangs: Pulvis Comitissae, Pulvis Patrum s. Jesuitarum, Pulvis Cardinalis etc.; und nach ihrer Hauptwirkung, Febrifugum specificum.

Als sie jedoch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. da, woher man sie bis jetzt einzig bezogen hatte, nämlich in der Gegend von Loxa auf dem Berge Cajawuna, seltener zu werden anfing, und man mehre Rinden ähnlicher Art über Panama nach Europa versendete, unter dem Vorgeben, daß nur in den Klöstern die Rinde von Loxa sich noch echt fände: so sank das Mittel nicht wenig in seinem Ruf, bis es der engl. Arzt, Rob. Tabor, 1679 wieder in Ansehn brachte, und als Arcanum gegen Fieber, an den König Ludwig XIV. von Frankreich verkaufte, der es öffentlich bekant machen ließ.

Die Perurinde kam nun von neuem in den europäischen Handel, ward allmälig, besonders von Sydenham, Fr. Hoffmann, Boerhaave u. A. hochgepriesen, in allen Apotheken eingeführt, und fernerhin durch Morton, Pringle, Whytt, Werlhof, van Swieten u. A. immer mehr in Aufnahme gebracht [1]).

Wir erhalten sie allein höchst selten, vielleicht gar nicht ohne andere Rinden, theils von mancherlei Cinchonaarten, theils von ganz verschiedenen Bäumen.

Diejenigen Sorten sind zu arzneilichem, zumal innerlichem Gebrauch die besten, welche das meiste Chinin (s. unten), wie namentlich die flache unbedeckte Königschinarinde und andere, und das meiste Cinchonin (s. unten), wie unsere braune China ꝛc., oder beide Stoffe in beträchtlicher Menge, wie die rothe China ꝛc., jedoch durch die übrigen Bestandtheile modificirt, enthalten [2]). Weder das allgemein bekante Ansehn derselben, noch ihre Dünnheit, noch ihr Geschmack und Geruch, noch ihr kalter Aufguß und Absud, noch auch ihr Verhalten gegen Reagentien [3]) charakterisiren allein deren Güte und Echtheit, sondern alle diese, und obige Kenzeichen zusammen genommen.

Die Rinden der verschiedenen Cinchonaarten, bei deren vergleichender Untersuchung Vauquelin zuerst auf den fiebertilgenden eigenen bittern Chinastoff, den schon Seguin angedeutet, und 1820 Gomez in Lissabon zuerst aufgeschlossen hatte, geleitet, dessen kalische Natur aber zuerst von Pelletier und Caventou 1822 nachgewiesen, und in ihrem durch Gallusstoff fällbaren, sogenanten Chinin und Cinchonin dargestellt wurde, enthalten außer diesen beiden Kaloiden, von denen, nach Pelletier, das Chinin immer als chinasaures Salz sich vorfinden soll, eine eigene Säure (s. unten Chinasäure), und chinasauern Kalk (Chinaroth od. Harz), (s. unten), Chinagelb (s. oben), noch einen auflöslichen braunrothen Färbstoff (s. unten Färbstoff), eine wahrscheinlich von etwas anhängendem Chlorophyll (s. unten) grüne, schon von Lambert gewonnene, in sied. Alkohol lösliche und daraus beim Erkalten niederfallende, selbst im kalten Schwefeläther lösliche, durch die Kalien verseifbare, als geschmacklose Fettsubstanz, Stärkmehl, Gummi u. Holzfaser. Übrigens liegt der wirksame Stoff der China mehr in der fasrigen, holzigen und strahligen Textur der Rinden, als in ihrer Epidermis. Ein drittes, den beiden obigen Kaloiden ähnliches, aber von allen bis jetzt bekanten Kalien abweichendes, entdeckte noch jüngst Thios in der braunen Chinarinde, nachdem er sie, statt zu kochen, lange macerirt, und mit Alkohol von 0,440 specif. Schwere behandelt hatte (s. *Bullet* univ. sec. Therap. etc. p. 351.). Das vierte s. oben unter Chinakaloide [4]).

Folgende Chinarinden sind bei uns eingeführt:

I. China fusca (Quinquina gris, graue Chinarinde der Franzosen), China officinalis L. Unter diesem Namen komt ein Gemenge von guten und schlechten Rinden in den Apotheken vor. Man sondert die dünnen von den dicken, und nent jene Ch. fusca optima, diese media, eine Sonderung, die oft schon in Amerika ge-

---

1) Welchen Einfluß die Einführung der Chinarinde in Europa auf die medizinischen Systeme geäußert, wie sie das Fallen der alten Theorien, und die Rückkehr der Ärzte auf den Weg der Empirie bewirkt hat ꝛc., findet man historisch entwickelt in *Stehr* Diss. de mutatis per usum corticis peruviani Systematibus medicis. Halae 1799. 8.

2) Vgl. Michaelis u. Koloff in Hufeland's Journ. d. prakt. Hk. 1824. Aprilhft. 3) Namentlich: die gelbe salzs. Eisenauflösung, die den kalten Aufguß einer guten China rein gras- oder smaragdgrün färben soll; ferner die gesättigte Lösung des krystallisirten Spiesglanzweinsteins, welche denselben mehr oder weniger trübt; die später zu Boden sinkende Trübung richtet sich in ihrer Färbung nach den Chinasorten, und kann sich vom Röthlichgrauen bis ins Gelblichgraue ziehen; die weingeistige Gallustinktur bewirkt auch eine Trübung, und die Farbe geht vom Blaßröthlichgrauen ins Blaßgrauweißliche; Hausenblase in Wasser mit oder ohne Weingeist aufgelöst, trübt gewöhnlich mehr oder minder den Chinaaufguß; das oxals. so wie das kohlensaure Kali zeigen chinasaur. Kalk, oder Chinasäure an ꝛc. 4) S. Schrader i. d. berl. Jahrb. d. Pharmacie. XXI. S. 21. ꝛc. — Link bei Hufeland, a. a. O. 1819. VII. S. 88., u. i. A. N. Scherer's nord. Ann. d. Chemie II. 3.; vgl. F. G. Hayne getr. Darstell. u. Beschr. der in der Al. gebräuchl. Gewächse. Berl. 1821. 8. m. K. VII. Bd.

schieht. Doch finden sich unter Ch. media manche bessere Rinden, als unter der optima. Die Bestandtheile derselben sind, nach Berzelius [5]), in 100 Theilen: 73,75 Holzstoff mit schwer auflöslichen Kalksalzen, 7,3 Gärbstoff, 0,50 Harz, 6,87 bitterer Syrup mit Kalksalz, 2,5 chinas. Kali und Kalk mit braunem Extrakte, 2,7 in sied. Wasser löslicher Schleim, und 1,25 braunes Farbextrakt (vgl. oben Pelletier's u. Caventou's Analyse).

A. **China fusca optima s. selecta.** Man findet darunter:

1) die feine China von Loxa, oder de Vritusinga von der Cinchona condaminea Humb., oder von der scrobiculata, welche indeß, nach Humboldt und Bonpland zum Bedürfniß für den Handel viel zu sparsam wächst, und bisher bloß der königl. Hofapotheke in Madrid [6]) vorbehalten blieb, so, daß sie vielmehr von C. lancifolia Mutis komt, wovon C. nitida, lanceolata u. rosea Varietäten seyn mögen. Eine gute China dieser Art soll aus einige Zoll langen, ¼—1 Linie dicken, von beiden Seiten zusammen gerollten, auf der Oberfläche schwärzlichen, mit Flechten besetzten Stücken bestehen, mit weißer, etwas gelöster Oberhaut, und häufigen, nicht tiefen Querrissen, röthlichem, harzigem Glanzbruche, von specifischem, etwas dumpfigem, schimmelartigem, eben nicht unangenehmem Geruch, und von säuerlich bitterlichem, mild zusammen ziehendem, lange auf der Zunge haftendem Chinageschmack. Die äußere Rinde ist dünn; unter derselben liegt ein mehr oder weniger dicker, schwärzlicher Ring, der seine Farbe offenbar von einem im Zellgewebe abgesetzten wirksamen Stoffe hat. Jobst gaben 16 Unzen dieser Rinde 74 Gr. Cinchonin, mehr, als alle Chinasorten, und 2 Gr. Chinin, Thiel aber 2 Pfd. derselben 2 Dr. 25 Gr. Cinchon. und 6 Gr. Chinin [7]).

2) ist darunter noch eine sehr gute Rinde, mit Namen Huanuco (Guanuco) von etwas hellerer Farbe, und in dünnern Stücken, entweder nur eine Abänderung, oder von den obern Ästen der C. cordifolia Mutis, od. von C. tenuis *Ruiz* abstammend. Nach Thiel (bei Hänle a. a. O. S. 165. ꝛc.) enthält sie in 16 Unzen 65 Gr. Cinchon. und 40 Chinin.

3) kommen darunter noch vor: die sehr geschätzte Huamalis (Guamalis) [8]) und Ahomalisrinde, aus der Provinz gleiches Namens im südl. Peru, von grauer und brauner Farbe, ohne oder nur mit sehr wenigem Anflug, ohne Querrisse auf der Oberhaut, in gewöhnlich um einander, aber nicht von beiden Seiten zusammengerollten Stücken, die entlang warzige Erhöhungen haben, nicht quer, wie an der bessern China fusca. Innerlich ist sie hellfarbig, ohne schwarzen Ring. Thiel (a. a. O.) gaben 16 Unzen derselben 68 Gr. Cinchonin, und 14 Gr. Chinin.

4) Die Tenn- oder Teen-China der Engländer, nach Stoltze von der Cosmibuena par., nach Hayne aber von den obern Ästen der Cinch. lancifolia; ist sehr kentlich an der weit glättern Oberfläche, wiewol mit weißem Anfluge, an dem Mangel der Querrisse, an der größern Dicke, und dem mehr faserigen Gewebe. Die Stücke sind meist um einander gerollt, innen hell von Farbe, und ohne schwarzen Ring.

5) China fusca regia hat sowol größere, sehr dünne, aber nicht gerollte, als auch kleine gerollte, aber nur so große Stücke, wie eine Taubenfeder. Auch ist sie hellfarbig und ohne schwärzlichen Ring.

6) Eine ganz neue Sorte soll die China corona Kronchina seyn (nach Stoltze u. Batka nichts Anderes, als Lima-China, nach Buchner aber Ch. Loxa Humb.), in dünnen, zusammengerollten, 4—8'' langen Stücken von frischem Aussehen, schwarzgrauer Farbe, quer gerissener, mit vielen Flechten besetzter Oberfläche, größten Theils faserigem Bruche und bitterm Chinageschmack. Nach Thiel (a. a. O.) enthalten 16 Unzen der theuern 14 Gr. Cinchonin und 4—5 Gr. Chinin.

B. China fusca media od. ordinaria ist auch unter dem Namen grobe Huamalisrinde bekant, dicker, als die vorigen, und noch immer gerollt. Die äußere Rinde von röthlichem Schein fängt an etwas korkartig zu werden, und ist oft mit Warzen besetzt; der faserige Theil ist stärker, als an der vorigen. Vom weißen Oberhäutchen ist nicht so viel da, die Querrisse sind weniger tief. Diese Chinarinde ist gut, trotz ihrer Dicke, und die fremden Rinden lassen sich leicht absondern. — Die China flava, Cascarilla — marilla *Humb.* ist derselben sehr ähnlich, doch hat sie ein weißes Oberhäutchen, und darunter eine dunklere Farbe, die sich nach innen in eine gelbe zieht. Sie soll von St. Fé, und zwar von Cinchona ovata *Ruiz*, und dem Stamme der cordifolia Mutis kommen? —

II. China rubra, rothe China [9]), eine seit 1779 bekante sehr gute Sorte in großen, breiten, theils ungerollten, theils zusammengerollten, und mit Flechten bedeckten Stücken, deren äußere Rinde dick, das Oberhäutchen weiß, mehlig, die innere fast ganz faserig ist. Unter der äußern ist sie am stärksten roth, und wird gegen die innere immer blässer. Nach der Dicke theilt man sie in 3, aber gleich gute Sorten. Sie stamt, nach Link, nicht, wie man irrig wähnt, von der C. magnifolia *Ruiz*, oder der oblongifolia *Mutis* ab. Ihre Bestandtheile sind, nach Reuß in Moskau, außer Holzfaser, unschmackhaftem Pflanzenschleim, und Gärbstoff, Chinabitter (aus Cinchonin, chinasaurem Kalk und Färbestoff bestehend), Chinaroth ꝛc., nach Pelletier u. Caventou aber saures chinasaures Cinchonin und saures chinasaur. Chinin, beide hier in weit beträchtlicher Menge, als in den andern Chinasorten, denn das Cinch. beträgt darin den 125., und das Chinin den 59. Theil.

---

5) Bei Scherer a. a. O. I. 3. 6) Die aus der Apotheke Königs Karl IV. zu Madrid abstammende besteht, nach Guibourt und Fée (s. Journ. d. Ch. med. etc. 1825. Juin. S. 253.), zu $\frac{1}{10}$ aus feiner Loxa-China, und zu $\frac{9}{10}$ aus sehr junger Königschinarinde (Calisaia). 7) S. Magaz. d. Pharmacie ꝛc. v. Hänle 1823. Mai. 8) Vielleicht von Jussieu's sogen. knotiger China?

9) Vgl. C. A. v. Cothenius chem. Unters. d. rothen Chinarinde ꝛc., übersetzt v. J. Th. Pyl. Berl. u. Stralf. 1783. 8.— Reuß a. a. a. O.— W. Saunder's Vers. üb. die vorzügl. Heilkr. der roth. Peruriade a. d. E. von C. F. Ludwig, Lpz. 1783. 8.

Hiezu kommen noch: chinasaur. Kalk, Chinaroth oder Harz, auflöslicher rother Farbstoff (Gärbstoff), Chinagelb, eine nicht grüne fette Materie, Stärkmehl und Holzfaser.

III. China regia, Königschinarinde[10]) (Quinquina jaune, Jaune royal ou Calisapa der Franzosen) fälschlich bei uns gelbe Chinarinde genant, eine seit 1790 bekante sehr gute China in großen, dicken, mehr oder weniger flachen Stücken, deren äußere, beträchtlich dicke Rinde, mit einer bemoosten weißen, außerdem braunschwarzen Epidermis bedeckt, in viereckige, große Stücke aufspringt, die innere fast ganz faserig und rothbraun von Farbe ist. Ihr nach unten gekehrter Theil zeigt sich, gleich der vom Oberhäutchen entblößten äußern Rinde, rothbraun, wird aber nach innen schnell blässer, und orangegelb, wodurch sie sich von der rothen unterscheidet. Ihr ist oft die folgende, aber weit weniger bittere untergeschoben[11]). Nach Pelletier und Caventou ist sie zusammen gesetzt aus saurem, chinasaurem Chinin (und zwar nach Thiel a. a. O. 16 Unzen davon aus 184 Gran), aus etwas dergleichen Cinchonin (6¼ Gr. nach Thiel), aus Chinaroth, rothem auflöslichem Farbstoff (Gärbstoff), der aber nicht, wie jener der China fusca, die Eisenauflösungen grün, sondern braun niederschlägt, ferner aus gelbem Farbstoff, einer orangegelben, starkriechenden Fettsubstanz, chinasaur. Kalke, Stärkmehl u. Holzfaser. Sie erscheint in zwei Hauptsorten, die in Cadix flache und gerollte China de Calisaya heißen; erste soll von dem Stamme kommen, letzte aber von den dicken Ästen der Cinchona pallescens *Ruiz*. Stoltze hält die echte China regia für identisch mit der Loxa-China.

IV. China flava ordinaria, die eigentliche gelbe Chinarinde (Quinquina orangé der französ. Pharmakopöe). Am wohlfeilsten ist die flache Quinquina de Carthagena. Sie komt vom Stamme der Cinchona angustifol. *Ruiz*, oder der lancifolia *Mutis*, und ist *Humboldt's* Cinch. aurantiaca, oder der Cascarilla Naranjada von St. Fé ganz analog. Ihre äußere, glatte, sehr dünne, und stets mit schmuzig weißen und ockergelben Flecken bedeckte Rinde fehlt oft ganz, die innere ist dick, faserig und bröcklig. Die Farbe der unbedeckten Rinden ist gelb, aber weit heller, als bei Nr. III., innen Zimmetfarbe, lichtere oder dunklere, je dunkler, desto besser. Der Geruch ist der der übrigen Chinasorten, der Geschmack aber weniger bitter, als bei Nr. III., und etwas herb. Meist fällt diese Rinde bei uns schlecht aus, denn der Kaloidgehalt beträgt kaum den vierten Theil jenes der Königschina (s. Stoltze a. a. O.), weil das Chinin und Cinchonin sich in unsern, gewöhnlich von der äußern Rinde entblößten Stücken bald an der Luft zersetzt haben mögen. Von der gelben China aus St. Fé weicht sie ganz ab[12]).

V. Gerollte China von Carthagena, im teutschen Handel mit China flava gleichbedeutend, und auch im äußern Ansehn sich dieser nähernd, stamt von den untern Ästen der Cinchona lancifolia, oder, nach Andern, von der Portlandia hexandra, nach Aublet aber von Centaurea speciosa ab, Pflanzen, die den Cinchonaarten nahe stehen. Sie ist in Teutschland, nach Buchner, wenig bekant, und komt gewöhnlich in flachen Stücken von verschiedener Dicke vor. Sie sind fast geschmacklos, und bestehen aus mehren, glimmerartig über einander liegenden Schichten, welche außen silbergrau, in der Masse röthlich gelb sind. Der ebenfalls beinahe geschmacklose Splint ist 4—5 Linien dick, sehr locker, faserig und röthlich gelb. Sie liefert ein orangefarbiges Pulver, und ein fast ungefärbtes bitteres Infusum. — So charakterisirt sich auch die wohlfeilste Sorte der bei uns vorkommenden China flava, mithin dürfte diese die Quinquina de Carthagena der Franzosen seyn. Jedoch zeigt sie, nach Pelletier und Caventou, in ihren Bestandtheilen sich auch der rothen China sehr ähnlich, und enthält, außer etwas chinasaurem Chinchonin und Chinin, vieles Chinaroth, daneben gärbstoffartigen Farbstoff, gelben Farbstoff, fette Materie, Gummi, chinasauren Kalk, Stärkmehl und Holzfaser. — Das chinasaure Cinchonin ist hier durch das viele Chinaroth so eingehüllt, daß es weniger in Wasser und Weingeist sich auflöst, und somit diese Rinde nur eine geringe Wirksamkeit besitzt.

VI. China alba, weiße Chinarinde (Quina blanc de St. Fé *Humb.*), soll von Cinchona macrocarpa *Vahl.* (cosmibuena obtusifol. *Ruiz* et *Pav.*) stammen, in 1—2 Lin. dicken, leicht zerbrechlichen, ungerollten, über 1—1¼ Zoll breiten, unserer Buchenrinde auf den ersten Blick ähnlichen Stücken, deren äußere, ganz entrindete Oberfläche ziemlich eben, aber nicht glatt und fast braunroth von Farbe ist, die stellenweise bald ins Ochergelb, bald ins schmuzige Kastanienbraun sich zieht. Die Innenfläche ist entlang gestreift, leuchtend, kastanienbraun, der Bruch körnig, rostbraun-ochergelb mit birkenweißen Körnern, der Geschmack ziemlich bitter, wenig herb. — Eine Abart davon heißt C. bogotensis (cort. Ch. de St. Fé), die andere C. peruviana.

VII. Ch. brasiliensis *Hofmannsegg*, seit 1793 bekant, komt fast ganz mit Nr. VI. überein, und möchte mithin auch dieser angehören.

VIII. China nova, zur Zeit des franz. Kriegs im Handel, soll, nach Hayne[13]), zugleich mit der Ch. rubra, von der C. oblongifolia abstammen, komt aber vielmehr aus Jamaika und Surinam von einem bis jetzt unbekanten Baume, vielleicht der Portlandia grandiflora *Jacqu.*? Die Rinde ist ganz glatt, hat innen einen grauen, schwärzlichen Anflug; ihre Stücke sind meist gerollt, bald feiner, bald gröber, oft sehr breit. Die Surinam'sche Sorte komt mit einer geborstenen und mehr zerrissenen Epidermis vor. Sie enthält weder

---

10) Vgl. S. C. A. Mayer's Untersuch. der Königschinarinde. Berlin 1793. 4. — J. Relph's Unters. üb. d. merkl. Wirk. d. Königschinarinde, a. d. E. m. Zus. von F. G. Friese. Bresl. 1797. 8. 11) Vgl. Stoltze's in dess. Berl. Jahrb. d. Ph. XXVII. St. 2. S. 26 ff. 12) S. Fr. Marabelli's chem. Unters. der gelben peruv. Rinde rc., a. d. Ital. m. Anm. v. S. C. Titius. Lpz. 1797. 8.

13) Vgl. Stoltze's berlin. Jahrbuch f. d. Pharmacie rc. XXVI. 1. S. 16. rc.

Cinchon. noch Chinin, sondern, nach Pelletier und Caventou, bloß eine fette Substanz, eine eigenthümliche Säure (acide kinovique), s. unten, viel Chinaroth, Gärbestoff, gelben Farbstoff, Gummi, Stärkmehl, Holzfaser, und in 2 Pfd. nur drei Gran eines eignen Kaloids (vgl. Gruner in Brande's Archiv des nördl. Apothekervereins rc. XII.). Mithin hat sie mit der echten guten China wenig gemein, und zeigt mehr eine Übereinstimmung mit der Eichenrinde [14]).

Die zweite neue Fieberrinde (Toddali), von der Paulinia asiatica, komt zu uns, als China nova media, in feinen, halbgebogenen, und ganz gerollten Stücken, im Bruche kurzfaserig, bei den dünnen Röhren ziemlich eben, und harzig glänzend, bei den groben starkfaserig, außen dunkelaschgrau, weißlich gefleckt, auffallend glatt, die dünnen Röhren mehr runzlig gestreift, die Innenfläche mehr graubraun, als zimmetfarben, zum Theil röthlich braun, oft glatt (s. Buchner's Repertor. f. d. Pharm. VI. 3. XII. S. 193. rc.).

Eine dritte neue, sehr bittere Fieberrinde, von Brera 1824 unter dem Namen: China bicolor., aufgeführt, die in kleinen Gaben mehr wirken soll, als die beste China, sieht, nach Andern der Rinde eines Baumes aus der Familie der Simarubeen, oder der Rutaceen ähnlicher, und ihr Absud komt gewisser Maßen auch in der Wirkung mit der Angusturarinde (Casparia Angust. *Humbold.* oder Bonplandia trifoliata *Virey*) überein. Stoltze a. a. O. XXVII. 2. S. 230, fand sie dagegen ganz übereinstimmend mit der sogen. China Piton, und St. Luciae (s. unten Nr. X. XI.; vgl. Trommsdorff's n. Journ. d. Pharm. VII. 2. S. 31. rc.), deßgl. mit der Ch. Atacamez (s. unten Nr. XIII.). Andere halten sie für die 1817 u. 1821 zu Hamburg in öffentlichen Auctionen schon vorgekommene Pitaya- od. Pitcairnrinde (s. v. Bergen i. Magaz. d. ausländ. Lit. d. ges. H. K., v. Gerson u. Julius 1825. März u. Apr. S. 363. rc.; Nov. u. Dec. S. 458.), die keine Chinakaloide enthält (vgl. Pelletier u. Petroz i. Journ. d. Ch. med. 1825. S. 351. rc. — *Carminati* u. *Valetta* i. Annal. univ. di medic. etc. Mil. 1824. 25. Vol. XXXIII. Nr. 7. — Brera Ebendas. XXXV. Nr. 2. 9., der zugleich eine neue Chinologie hier ankündiget). Die Rinde ist außen glatt, ohne Querrisse, ohne Flechtenbeleg, und hat ein graugelbliche, ins Braune spielende Oberhaut mit Flecken und Streifen von einer blässern, gleichsam weißen Farbe. Die innere Oberfläche ist glatt, und geht ins Violette, selbst Schwärzliche über. Im glatten Bruche ist sie dunkelgelb, mit resinösen Punkten, und einer rothbraunen Seitenlinie. Beim Kauen schmeckt sie zuletzt bitter, leicht würzig chinaartig, kaum etwas herb. Hart und schwer erscheint sie in Pulver schmuzig gelb. Nach Vauquelin, Pelletier und Petroz enthält sie 35,00 Harz, 14,65 bitteres Extrakt, 4,00 schleimig. animal. Extrakt, 1,87 apfelsaur. Kalk, Kalisalz, kohlens. u. oxalsaur. Kalk, verbunden mit einer in Wasser löslichen thierischen Substanz. Vauquelin vermuthet, daß sie, der Rinde des Solanum pseudokina chemisch sehr ähnlich, wenn nicht von demselben Gewächs, doch von einem ihm nahe verwandten abstamme, und daß sie, wie obiges Solanum, fieberwidrig wirken könne (vgl. Buchner's Repertor. d. Pharm. XXXIII. 1. 1826).

IX. Ch. caribaea *L.* s. Jamaicensis von Exostemma carib. *Jacqu.*, nach Andern von Ch. brachicarpa *Vahl.*, statt welcher oft *Geoffroya* inermis versandt wird.

X. Ch. martinicensis (Piton) Bergchina v. Ch. montana (Exost. florib.). Nach Pelletier verhält sich der Bitterstoff darin ganz anders, als das Chinin der gelben China, und nähert sich mehr dem Emetin. Die darin befindliche Säure ist zwar der Chinasäure sehr ähnlich, fällt aber damit doch nicht zusammen.

XI. Ch. St. Luciae, von Ch. floribunda *Vahl.*, die jedoch eine Abart der vorigen seyn soll, und, nach Pell. u. Cav. weit bitterer, als eine wahre China, ist. Außer äußerst wenigem Cinch. und Chinin, gibt sie eine bräunliche, sehr bittere, der Natur des Emetins sich nähernde Substanz, die basisch zu seyn scheint, deren Capacität, Säure zu sättigen, aber sehr gering ist. Überdieß soll sie wenig von einer der Chinasäure in Manchem analogen Säure enthalten.

XII. Ch. corymbifera von den Inseln des stillen Meers; ihre der China sehr ähnliche Rinde schmeckt herbbitterer, als diese.

XIII. Ch. Tecamez, richtiger Atacamez, angeblich von Ch. spinosa, die zu einer der Cinchona nur verwandten Gattung der Casparia, od. Cosmibuena gehört (vgl. oben Ch. bicolor *Brerae*). Die Rinde ist in England seit 1706 bekant, und, gleich den andern westindischen Chinarinden, arm an Chinin u. Cinchonin. Nach von Bergen soll sie der Pitayarinde analog seyn (s. oben).

XIV. Die sogen. Quina da Campo etc., welche in Brasilien gegen Wechselfieber gebraucht wird, komt von Strychnos Pseudoquina, enthält aber nach Vauquelin kein Strychnin.

XV. Die Copal-Chinarinde, deren Mutterpflanze Croton suberosum, oder wenigstens eine verwandte Species seyn soll, wird von den mexikanischen Ärzten gegen Wechselfieber, selbst der echten China vorgezogen. Ihre Analyse von Mercadieu (s. i. Geiger's Magaz. f. Pharm. IV. 13.).

Aus den bisherigen Angaben erhellt, daß unter den echten Chinarinden an Cinchonin unsere braune (0,002) weniger, als die Königschina (0,009), an Cinch. und Chinin zusammen die rothe mehr (0,008 Cinch. u. 0,007 Chinin), als die beiden vorhergehenden, enthält, in allen dreien aber fast gleich viel Chinaroth, doch das meiste davon in der rothen, das wenigste in unserer braunen sich vorfindet. Vom rothen auflöslichen Farbstoff oder Gärbstoff liefert die Königschina weniger, als unsere braune und die rothe, Gummi geben nur unsere braune und gelbe, chinasaur. Kalk u. d. übrigen Bestandtheile aber alle 3 Chinasorten in gleicher Menge.

14) S. Targioni Tozetti i. Journ. d. ausländ. med. Literatur. VIII. 1. Nr. 6.

Michaelis zu Magdeburg fand neuerlich das Chinin und Cinchonin in folgenden Verhältnissen in den verschiedenen Chinasorten vor (s. Hufeland's Journ. d. pr. Hk. April 1824. S. 111. rc.):

1 Pfd.	China	rubra	à	3	Thlr.	gibt:	Cinchonin	32	Gran,	Chinin	64 Gr.
—	—	loxa	=	3½	—	—	—	18	—	—	8 —
—	—	fusca Kronengut	=	3¼	—	—	—	0	—	—	75 —
—	—	— superfein Huanuco	=	3	—	—	—	50	—	—	32 —
—	—	— — —	=	2⅔	—	—	—	74	—	—	28 —
—	—	— — Huamalis	=	2½	—	—	—	0	—	—	12 —
—	—	— — —	=	1	—	—	—	48	—	—	23 —
—	—	— — —	=	14	Gr.	—	—	60	—	—	34 —
—	—	— Tenn superfein	=	2½	Thlr.	—	—	12	—	—	44 —
—	—	— — mittelf.	=	1	—	—	—	12	—	—	80 —
—	—	flava cartagena	=	9	Gr.	—	—	28	—	—	48 —
—	—	regia gerollte —	=	1	Thlr.	—	—	0	—	—	154 —
—	—	— flache unbedeckte	=	1½	—	—	—	0	—	—	286 —

Diesem nach ließe sich wol annehmen: 1) daß so viele Hauptunterschiede unter den Chinasorten sind, als es Baumarten gibt, und daß nicht etwa die jüngern Zweige der verschiedenen Bäume mehr Cinchonin, als Chinin, und die dickern mehr Chinin, als Cinchonin enthalten; 2) scheinen diese Resultate für eine gleiche Abstammung der Kron-China und der China regia zu sprechen; 3) dürften sie auch die Annahme bestätigen, daß die Huanuco-, die Tenn-China und die Huamalis-Rinde von verschiedenen noch unbestimmten Chinabäumen gesammelt werden; jedoch scheint sich die China flava recht gut an die Tenn-Chinarinden anzureihen; 4) endlich geht aus obigen Resultaten hervor, daß nicht die Dünne der Chinarinden ihre Güte bestimt, daß vorzugsweise die China regia zum ärztlichen Gebrauche dient, und daß sich die flache, unbedeckte China regia zur Darstellung des Chinins am besten eignet.

Die gegebene Charakteristik [15]) unterscheidet hinreichend die echten Chinasorten von den unechten, die guten von den schlechten, und betrügerisch eingemengten oder untergeschobenen fremden Rinden. Allein das Chinapulver, welches aus England komt, oder in den großen Droguereihandlungen aus den Abfällen in den Kisten und Ballen bereitet wird, ist noch weit größern Verfälschungen ausgesetzt, und sollte durchaus von keinem Apotheker geführt werden.

Zu den sogenanten Chinasurrogaten, welche im Allgemeinen nicht leicht, wenigstens beim innerlichen Arzneigebrauch, eine echte, gute Perurinde ganz ersetzen, obschon viele Wechselfieber ohne China, auch durch andere bittere rc. Mittel zu heilen sind, gehören unter andern: Cortex Salicis, Fraxini excels., Betulae, Hippocastani, Quercus, Mahagony, Winteranus, Angusturae verae, Ulmi inter., Liriodendri tulipif., Cassiae occidentalis, Granatorum, Solani Pseudoquinae, Cedrelae febrif. Blume (s. oben), Copalchi (s. unten) Cort. Swieten febrifugae etc., Cornus florida, Lepidium ruderale *L.* Vriona febrifuga *Pav.*, Quassia, Lycopus Europ., Centaurea benedicta, calcitrapa u. Gentiana Centaureum *L.*, rad. Unarnicae febrifugae *Pav.* (Chinininoha), rad. Gei urb., rad. hb. et flor. Arnicae, rad. Hieracii Pitosellae, Imperatoriae, rad. et hb. Taraxici, rad. Gentianae lut., hb. Trifolii fibr., fol. Ilicis aquifolii, flor. Chamomillae, das Extrakt der Früchte von Syringa vulgar., der schwarze Pfeffer, und das daraus gezogene Piperin?, die bittern Mandeln, Eicheln, gerösteter Kaffee mit Pommeranzenessenz, Voriataria amara, Wandflechte, Ölbaumblätter, gereinigtes Spinngewebe, Thierleim, Holzkohle, Arsenik, blausaur. Eisen, die Brechweinsteinsalbe auf dem Unterleibe eingerieben rc. [16]). Ein neues vegetabil. Chinasurrogat (s. i. Trommsdorff's Taschenb. f. Scheidek. u. Apotheker XLVI.).

Die echte, gute Chinarinde ist ein großes, allgemeines Stärkungsmittel für das Muskelsystem, und zugleich für das Nervensystem bei dessen nicht zu hohem Schwächegrade.

Sie hat sich seit fast 2 Jahrhunderten in dem Rufe eines specifischen Mittels [17]) gegen das Wechselfieber erhalten, ist aber, als einzig in ihrer Art, angezeigt nur bei völlig ausgebildetem, rein dynamischem Wechselfieber, und zwar in dessen Apyrexie. Ihre Gabe richtet sich nach der körperlichen Beschaffenheit des Kranken, nach dem Charakter des Fiebers, und dessen Typus. Sie sei größer kurz vor dem neuen Fieberanfalle (bis zu 1 Unze), kleiner in der Zwischenzeit, nach Verhältniß auch ver-

15) Vgl. *Reuss* nouv. analyse du princ. fébrifuge du Quinquina. Moskaw. 1810. 8. — Bucholz der Sohn üb. d. Bestandth. der China rc. in Trommsdorff's n. Journ. d. Pharm. 1822. VI. 1. S. 3. rc. VI. 2. S. 3. rc.; S. 94. rc. — *Pelletier* u. *Caventou* i. d. Ann. d. Ch. et de Ph. T. XV., u. i. Journ. de Pharm. T. VII. Febr. 1821. Juill., teutsch in Schweigger's a. Journ. f. d. Ch. u. Ph. 1822. II. 4. III. 1., in Stoltze's berl. Jahrb. f. d. Pharm. 1822. XXIV. 1. S. 41. rc., u. i. Scherer's nord. Ann. a. u. a. O. — Batka i. Hänle's Magaz. d. Pharm. 1824. Junius, S. 307. rc.

16) S. Grindel die Chinasurrogate. Lpz. 1809. 8. — Die inländ. Stellvertreter der Chinarinde von J. C. Renard. Mainz 1809. 8. — Ph. T. Piderit üb. inländ. Surrogate f. d. China rc. Gött. 1809. 8. — *J. A. Ernert* de medicam. in febr. intermitt. Cortici Peruv. substit. Berol. 1822. 8 17) S. J. W. v. Hoven Vers. üb. d. Wechselfieber und seine Heilung, besonders durch die Chinar. Winterth. 1789—90. II Theile 8. — *J. C. Rauschenbusch* de manifestis in organismo viso mutationibus usu Chinae etc. Tub. 1809. 8.

: in hartnäckigen Fällen; stärker und in kürzern Zwi-
:äumen läßt man die Gaben im alltägigen Fieber
en ꝛc. Drei Unzen gute China reichen gewöhnlich
ur Beseitigung des Fiebers; um Rückfälle desselben
:rhüten, muß man sie noch eine Zeit lang fort ge-
Bei Neigung zu entzündlicher Diathesis müssen
entleerungen u. a. ausleerende Mittel vorausgehen.
kräftigsten und sichersten wirkt sie innerlich in Sub-
, als Pulver; bei schwachen Verdauungskräften reicht
sie in kleinern Gaben, aber öfter, und mit Zimmt,
n ꝛc.; wird sie noch nicht vertragen, im Aufguß oder
ıd, am besten bekomt der Aufguß mit Wein. Ja
ı durch den Dunst eines Chinarinden-Magazins will
Wechselfieber geheilt haben. Bei Durchfall wäh-
des Chinagebrauchs setzt man Opium hinzu, bei
:hlverstopfung darauf läßt man Klystiere geben. Für
:selfieberkranke Säuglinge läßt man ihre Mutter und
men die Rinde gebrauchen. Eine Vorbereitungskur
:elten nöthig, noch weniger eine Nachkur. Bei Kin-
ı und Personen, welche die Rinde innerlich nicht neh-
ı können oder wollen, wendet man sie äußerlich an
Klystier, wenige Unzen auf einmal im Decoct von
: zu Zeit mit und ohne Opiumtinktur eingespritzt, od.
concentr. Decoct davon mit Kampherspiritus, mittels
:s Schwammes in den ganzen Körper eingerieben,
:er in trocknen und feuchten Überschlägen auf den Un-
:eib, oder in trocknen Bädern, wo das feine Pulver
das Linnenhemd des Fieberkranken genäht, oder in
sen Bett gestreut, oder sein Hemd in einen starken
inaabsud eingeweicht, gut getrocknet, und auf der
:ßen Haut getragen wird; endlich als allgemeines,
:r als Fußbad in liquider Form.

Nicht weniger ist die China, mit flüchtigen, gewürz-
sten oder geistigen Mitteln im Aufgusse oder Absude
Unze auf 8 — 12 Aufguß, oder mit 16 Unz. Wasser bis zur
älfte eingekocht), angezeigt: in periodischen, nachlassen-
n und anhaltenden Fiebern bei den sogen. Gallen-,
:chleim-, Nerven- und Faulfiebern, in Katarrhal- und
anthematischen Fiebern, nach aufgehobener, entzündlicher
:iathesis, und beim allgemeinen Sinken der Muskelkräf-
. Außerdem dient sie in allen Formen von örtlicher und
lgemeiner Schwäche, daher unbedingt, und zwar mit
:tterstoffigen Mitteln statt der flüchtigen, für Reconva-
lescenten jeglicher Art.

Von ausgebreitetem Nutzen ist sie in allen chronischen
:rankheiten von Schwäche des Muskular- und plasti-
:hen Systems, namentlich bei Skropheln u. a. Drüsen-
:rankheiten, in der Rhachitis, Atrophie, Rückendarre ꝛc.,
:ei chronischen Hautausschlägen, nebst Bädern, beim Skor-
:ut, in der Syphilis, Gicht ꝛc., bei jeder allgemeinen
Schwäche mit fehlerhaften Absonderungen und Ausflüssen,
:der den mit ihr verbundenen Nervenleiden: bei Hypo-
chondrie, Hysterismus, mit Opium im periodischen Ge-
:ichtsschmerz ꝛc. Auch ist sie ein örtliches Stärkungs-
mittel für die Verdauungsorgane, somit auch ein gutes
Wurmmittel; gleich wirksam zeigt sie sich bei habitueller
Lungenschwäche, bei langwierigen Katarrhen, beim schlei-
migen Asthma, und bei der Schleimschwindsucht. Bei
Anschwellungen der Milz u. a. Verstopfungen der Abdo-
minaleingeweide wird sie vortheilhaft mit Quecksilber
verbunden.

Bei Geschwüren innerer Organe ist sie nur mit großer
Einschränkung anwendbar, mit weniger innerlich bei äu-
ßern, zumal schlimmen, oder stark eiternden Geschwüren.

Ihre Gebrauchsformen sind: 1) das feine, von
den bessern Sorten lichtzimmtbraune, von den geringern
dunklere Pulver. Das beim Pulverisiren zuerst sich bil-
dende, mehr holzige, weniger harzreiche ꝛc., muß man
entfernen, und bloß das übrige fein pulvern, aber nicht
lange vorräthig halten, und in gut verstopften Gläsern
aufbewahren. Man gibt es entweder in Substanz nach
Umständen von 1 Skr. bis 2 Dr., gewöhnlich mit an-
dern Mitteln, oder mit Honig, irgend einem Syrup ꝛc.
zur Latwerge gemacht.

2) Der wäßrige Chinaaufguß (1 Unze Rinde
mit 12 — 16 Unz. Wasser wenigstens 1 St. lang infun-
dirt; die Anfertigung läßt sich mittels der Real'schen
Presse beschleunigen), enthält die wesentlichen Theile der
Rinde: Chinasäure, chinasauren Kalk, die Chinakaloide
größten Theils, weniger vom Gärbestoff, und wird deß-
wegen eßlöffelweise oft leichter vertragen. Er muß, bei
guter Rinde, blaßweingelb seyn; der braunfarbige ist
insgemein verwerflicher, außer wenn die braune Bedek-
kung einer guten Rinde allein dazu genommen wurde.
Der warme Chinaaufguß enthält etwas mehr Chi-
nastoff. Nicht eben vorzüglicher ist das Bath'sche Infu-
sum (s. Kopp in Horn's ꝛc. Archiv f. mediz. Erfahr. ꝛc.
VII. 2. S. 213 ꝛc.).

3) Das geistige Infusum wird mit Wasser und
einem Zusatz von Weingeist bereitet; statt des gemeinen
Wassers nimt man auch wol ein aromatisches.

4) Zum Chinaabsud, Decoct. Cort. Per. der nach
Pelletier, wirklich schwefels. Chinin enthält, läßt man 1
— 1½ Unzen Rinde mit 12 Unz. Wasser nur auf 8 Unz.
einkochen, oder noch besser die Rinde mit siedend. Was-
ser infundiren, nur einmal dieses aufwallen, und dann
¼ Stunde digeriren (8 Theile Colatur auf 1 China). Läßt
man die Rinde einige Zeit mit Wasser kochen, so ver-
bindet sich das Cinchonin mit der Chinasäure und löst
sich auf, zugleich gehen aber Gummi, Stärkmehl, gel-
ber Färbestoff, chinasaurer Kalk, Gärbestoff und ein An-
theil Chinaroth in die Auflösung über, auch nehmen diese
Stoffe viel von der Fettsubstanz mit sich. Das in der
Siedhitze klare Decoct trübt sich beim Erkalten, weil der
Gärbestoff mit dem Stärkmehl eine in der Kälte unauf-
lösliche Verbindung bildet, es wird ein Antheil des Chi-
naroths nebst der Fettsubstanz, und ein Antheil Cinchonin
mit ausgeschieden. Man muß daher die Menge des
Auflösungsmittels vermehren, wodurch fast alles Cincho-
nin aufgelöst wird; dann läßt sich ohne Nachtheil das ab-
gekühlte Decoct filtriren und hierauf durch Verdunsten con-
centriren.— Das Decoct von rother China trübt sich schön-
roth, aber jenes von schlechten Arten nur wenig, und seine
Farbe fällt ins Schmuzigbraune, oder Schmuziggelbliche.
Man verordnet den Chinaabsud eßlöffelweise.

5) Der Chinawein, ein weiniger Aufguß des Chi-
napulvers a) aus 1 Pfd guten weißen oder spanischen
Weins und 1 Unz. Pulver, welche Mischung man einige
Tage stehen läßt, und von Zeit zu Zeit umschüttelt, dann

filtrirt, und zu 1 — 2 Unz. reicht; man setzt wol auch Pomeranzen, Kalmus, Zimmt ꝛc. zu; eine vorzügliche Form bei schwacher Verdauung, für Reconvalescenten und überhaupt in Schwächezuständen chronischer Art. b) Um Chinawein durch Gährung zu bereiten, und somit mehr aus der Rinde auszuziehen, als durch Absud oder Aufguß, soll man, nach Fabbroni, 12 Unz. Chinapulver 88 Zucker und 90 Wasser 30 Tage lang eine Temperatur von 31° Reaumur aussetzen. Die am wenigsten gefärbten Weine sind zur Ausziehung der China die besten.

6) Das Chinabier verfertigt man durch Gährung aus 94 — 100 Thln. Wasser, 4 Chinapulver und 25 braunem Zuckersyrup (vgl. Trommsdorff's Journ. d. Pharm. XIV. 2. S. 247 — 248). — Chinawein b) und Chinabier läßt man zu einem u. m. Spitzgläsern nehmen.

7) Die liquiden Chinabäder, aus einem mit dem Badewasser verdünnten Rindenabsud (1 u. m. Pfd.), sind angezeigt: bei Wechselfiebern im kindlichen Alter, in der Lungenschwindsucht bei schmelzenden Schweißen, im Schleimfieber, in faulichten Ruhren ꝛc., bei starkem Samenverlust, und überhaupt da, wo adstringirende Pflanzenbäder nützen.

8) Von den trocknen Chinabädern ꝛc., war oben schon die Rede.

Man verbindet die China bei Magenschwäche mit mancherlei Gewürzstoffen, mit Wein, aromatischen Wassern (s. oben); bei Fiebern mit Leibesverstopfung und Verschleimung setzt man Salmiak zu, im bösartigen Typhus, bei Lähmung, bei unterdrückten und zögernden Exanthemen ꝛc. Baldrian, Arnica, Serpentaria, Kalmus, Kampher, Äther ꝛc., bei passiven Blutflüssen Eichenrinde u. a. adstring. Mittel, bei abnormem Monatsflusse Eisen, bei Zufällen von erhöhter Reizbarkeit, bei Ruhren u. a. Colliquationen Opium, Bilsenkraut, Zinkoxyd ꝛc., bei Krankheiten des Lymphsystems und der Drüsen Schierling, salzsaur. Baryt, und Antimonialien; in der Syphilis Quecksilber; bei Lungenschwäche balsamische Mittel; in der Gicht Akonit und Guajak ꝛc., um daneben auf die Haut zu wirken, essigsaur. Kali, Bittersüß, Spießglanzmittel ꝛc.; bei hartnäckigen Wechselfiebern verbindet man das Decoct mit Liquor arsenic. und Tinctura Chinae.

Äußerlich zugleich dient der Chinaabsud, als Bähung, bei Quetschungen und örtlicher Lähmung, bei schlaffen, schlecht eiternden Geschwüren, das Chinapulver, durch Zwischenkörper: leinene Beutel ꝛc. angebracht, oder mit Wein, mit Weingeist und Wasser zu einem Brei gemacht, gegen Gangrän und Sphacelus, bei faulichten Geschwüren ꝛc., in breite Leibgürtel eingenäht bei asthenischen Abdominalkrankheiten; der Absud, als Gurgelwasser, bei sehr schlaffen, oder venerischen, skorbutischen und skrophulösen Mund- und Halsgeschwüren, in der brandigen Bräune, im bösartigen Rotblauf ꝛc., zu Injectionen bei fistulösen Geschwüren, beim feuchten Beinfraß, zumal skrophulöser und rhachitischer Art, überhaupt bei allen Fehlern von und mit Schwäche, oder mit besorglichem Kräfteverlust die China entweder für sich allein in jeglicher Form, oder mit Aromen und Balsamen verbunden; in Pulver außerdem noch zu Zahnpulvern u. Zahnlatwergen. In Einreibungen des concentrirten Decocts mit Kampherspiritus, in Klystieren mit Opiumtinktur, in Überschlägen und Bädern verordnet man sie auch bei intermittirenden und bei typhösen Fiebern; in letzter Form ist sie ein sehr kräftiges Heilmittel, besonders noch bei Skropheln, Rhachitis, Winddorn und andern Knochenkrankheiten[18]).

Übrigens läßt sich China in gemischten Zusammensetzungen mit Brechweinstein, Gallerte ꝛc., aber nicht mit Mitteln verbinden, welche Gallussäure, Oxal- od. Weinsteinsäure enthalten, weil diese Säuren mit dem Cinchonin schwer auflösliche Salze bilden, somit die Wirkung der China schwächen würden.

Offizinelle Chinapräparate: 1) Chinasalze (s. Chinin und Cinchonin); das Garay'sche, in höchster Concentration blättricht, aber weder Salz, noch concentr. wesentl. Bestandtheil der Chinarinde, sondern ein durch Verbindung des Cinchonins und Chinins gewonnenes Präparat, das aus chinasaur. Kalk, Gummi, Chinaroth, und wenigem Cinchonin besteht. Auf letztes wirkt das kalte Wasser wenig, weil das Chinaroth und der Fettstoff es umhüllen; mithin ist die Wirkung dieses Präparats nur schwach antifebrilisch. 2) Extract. Ch. aquos. Boruss., braun, von kräftigem Chinageruch und Geschmack für Kinder zu 5 Gr. bis 1 Skr., für Erwachsene, welche die China schwer oder gar nicht vertragen können, oder die an Kachexie, als Folge des Wechselfiebers, leiden, bis zu 2 Dr. in Wein, oder einem aromat. Wasser aufgelöst, oder in Pillen ꝛc.; es enthält, nach Pelletier, wirklich schwefelsaur. Chinin. — 3) Extr. Ch. frigidum Boruss., honigdick, gelbröthlichbraun, glänzend, durchsichtig, hell und klar auflöslich in Wasser, das trockne ist dunkelbraun, undurchsichtig, eben so auflöslich. Beide enthalten den meisten wirksamen Stoff der Chinarinde, sie werden aber ihres theuern Preises wegen durch Zusatz anderer Extracte leicht verfälscht. Man schätzt die Wirkung einer Drachme etwa der einer Unze des Pulvers gleich, die Gabe ist 10 — 20 Gran; das vinosum ist nicht vorzüglicher, das gummoso-resinosum und spirituosum aber ganz entbehrlich, das Garaysche, durch bloßes langes Zusammenrühren und Schütteln des gröblichen Pulvers mit kaltem Wasser bereitet, ist kostspielig und wenig im Gebrauch seit Erfindung der Extraktpressen. Desto mehr wird in England das südamerikanische Chinaextrakt aus frischer Rinde geachtet. Es ist von dunkler Farbe, durchsichtig, im Munde und in Wasser löslich, leicht verdaulich. — Zur bessern Bereitung der Chinaextrakte sollte man die eingedickten Decocte wieder mit kaltem Wasser verdünnen, die Flüssigkeit filtriren, und dann wieder zur gehörigen Konsistenz verdampfen, wodurch der Cinchoningehalt vergrößert wird. — 4) Die geistigen Chinaessenzen od. Tinkturen werden durch Digestion des Chinapulvers mit starkem Weingeist, 15 Unz. von jener, 2 Pfd. von diesem, erhalten, und führen Chinabasis mit Säure,

---

18) G. J. D. Homberg's chir. Krankheitsgeschichten ꝛc. Frkf. a. d. Od. 1773. 8. — Th. Kyrkland's Abh. von den Brandschäden, nebst einer Unters. der wider den Gebrauch der Fieberrinde in Brandsch. gemachten Einwendungen a. d. E. von G. L. Huth. Nürnb. 1761. 8. ꝛc.

zugleich auch Chinaroth und etwas Fettsubstanz bei sich, aber kein Gummi, Stärkmehl und chinasaur. Kalk. Sie gehören daher zu den wirksamsten Präparaten, welche Kali- und Natronzusatz wohl vertragen, weil dadurch die Aufnahme des Chinaroths befördert wird, welche aber zu einem wäßrigen Absud nicht kommen dürfen, weil dadurch das Cinchonin niedergeschlagen wird. Ein Säurezusatz (Citronensaft) ist zweckmäßiger, weil dadurch das Cinchonin besser sich entwickelt. Die Tinct. C. P. composita Bor. (Elix. od. Tinct. robor. Whyttii), zu der noch andere bittere Gewürzstoffe und Zimmtwasser kommen, paßt trefflich, theelöffelweise gegen Magenschwäche, bei Hypochondrie, Hysterie, und überhaupt bei chronischen Schwächekrankheiten. — Die flüchtige Chinatinktur, durch einen Zusatz von Liquor. ammon. caust. bereitet, ist entbehrlich. — 5) Syrup. C. Per. aus Chinawein und Zucker, für Kinder und Personen, die jede andere Form verabscheuen, oder nicht vertragen, bei Verdauungsschwäche, bei Wechselfieber u. a. periodischen Übeln, oder, als Beisatz zu stärkenden Arzneien überhaupt bis zu ¼ Unze. Verwerflich ist der Chinasyrup mit Magnesia, weil diese das Cinchonin unauflöslich macht. Der Cinchoninsyrup enthält in jeder Unze 1 Gr. Cinch. nebst 1 Gr. Chinin. — 6) Die Chinachokolate (Cacao tabul. c. china), nach Lentin, aus 6 Unz. Cacao, 5 Chinapulver, 8 Zucker, 1 Dr. schwarz. Perubalsam, für delikate Kranke, oder auch ein kräftiges Restaurationsmittel nach Vergiftungen u. a. erschöpfenden Krankheiten rc. — 7) Chinagallerte, ein von Gautier vorgeschlagenes Präparat, dem die Gelatina de lichene cum Kina Kina entspricht, aus 2 Unz. isl. Moos, 1 Dr. Hausenblase und 6 Unz. weinigem Chinasyrup zu einer Gallerte gekocht. — 8) Chinakaffee (Caffea cum China), wird, nach Lentin, durch Zusammenkochen von 1 Dr. Chinapulver mit 2 od. mehr Kaffee bereitet. — 9) Chinaliqueur für solche Kranke und Reconvalescenten, die an geistige Getränke gewöhnt sind. — 10) Chinamorsellen (morsuli chinati), vorzüglich bei chron. Krankheiten der Kinder, und bei schwachem Magen anwendbar, zu 2—6 Dr.; wenig gebräuchlich [19]). *(Th. Schreger.)*

CHINAROTH, ein von Reuß in Moskau [*]) zuerst ziemlich rein, am reinsten dann von Pelletier u. Caventou dargestellter rothbrauner: 1) unauflöslicher Farbstoff (W. Meißner's Chinaharz), ein Hartharz in der rothen u. grauen Chinarinde, ohne allen Geschmack u. Geruch, höchst schwer löslich in Wasser u. Äther, leicht aber in heißem Weingeist, in Säuren und in Kalien. Weder für sich, noch in Verein mit Säuren schlägt er die Leimlösung nieder, wol aber den Brechweinstein. Die Kalien verändern sowol in der Kälte, als in der Wärme denselben, aber die Wirkung ist verschieden; in der Kälte entsteht eine Art Gärbestoff, in der Wärme andere Materien. Auch durch den Sauerstoff wird er verändert. Er ist mit dem Bitterstoffe verwandt. Mit metallischen Salzen bildet er Niederschläge. — Man erhält ihn durch mehrmaliges Auskochen des weingeistigen Chinaextrakts mit Wasser, dem anfangs etwas Salzsäure zugesetzt ist, nach gehörigem Aussüßen des Ganzen mit Wasser, als Rückstand, dem man seine noch anhängende fette Materie durch Äther entziehen kann.

2) Den röthlichbraunen auflöslichen Farbstoff (eine Art von Gärbestoff) der grauen Chinarinde gewint

---

19) Ausgezeichnete Literatur: Saml. d. Fieberrinde betreff. Abhandl. a. d. E. u. Fr. m. Zus. Nürnb. 1769. 2 Thle. 8. — *G. J. Uhland* Hist. Cort. Peruv. med. pr. Tubing. 1781. 8. — Drei Preisschriften von Irvings, Steetes u. Kentis rc., teutsch. Lpz. 1787. 8. — J. G. Groschke v. d. verschied. Arten der Chinarinde, in Blumenbach's Biblioth. rc. II. S. 485. rc. — H. Tabor üb. d. Gebr. u. Mißbr. d. per. Rinde. Heidelb. 1788. 8. — Vahl u. Jussieu üb. d. Geschl. d. Cinch. i. d. Schr. der naturf. Gesellschaft zu Kopenhagen, T. 1. — Bot. Beschr. und Einth. d. Cinch. v. Vahl i. d. Saml. d. teutsch. Abhandl. der Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1788. 4. — *J. A. C. Gravenhorst* de cinchonae cortic. Gott. 1791. 4. — *C. J. P. Machtholf* annot. var. justum C. P. usum effer. Stuttg. 1792. 8. — Plenk's Saml. von Beob. I. Nr. 6. — L. Römer üb. die Perurinde. Altenb. 1792. 8. — Quinologia etc. par *Ippol. Ruiz*. Madr. 1792. ital. Rom. 1792. teutsch Götting. 1794. 8. — *Mutis* i. Popel periodico de St. Fé. 1792. Nr. 89—129. — Fr. Ant. Zea i. Fischer's span. Miscell. I. — *A. B. Lambert* descr. of the genus Cinch. Lond. 1791. 8. — Dessen Illustr. of the genus Cinchona. Lond. 1822. 4. — *Rhode* Monograph. Cinch. gener. tentam. Gott. 1804. 8. — Üb. d. China in ch. u. therapeut. Hinsicht, von Dokt. C. G. Kühn. Leipz., 1804. 2te Aufl. 1806. 8. — Fourcroy i. d. Ann. d. Ch. VIII. S. 113. IX. S. 7. rc. — Berthollet i. Scherer's X. Journ. d. Ch. VI. S. 587. rc. — Seguin i. d. Ann. d. Ch. 91. 273. — Vauquelin Ebendas. 59. 113. — *Pfaff* Syst. d. Mat. med. II. VI. — G. Fabbroni i. N. Journ. d. ausl. med. Literat. VI. 2. S. 1. rc., u. i. d. Berl. Jahrb. der Pharm. 1807. S. 20. rc. Vauquelin Ebendas. S. 47. rc. — Bucholz Taschenb. f. Scheidekünstl. rc. 1809. S. 101. rc. — Gomez i. d. Denkschr. d. k. Akad. d. Wissensch. zu Lissabon. 111. — Laubert i. Bullet. d. Pharm. Paris 1810. II. Art. 7. — Reuß a. a. O. — *J. Jäger v. Waldau* Diss. sist. quaed. circa mat. med., subnexa simul synopsi tract. Mutisiani de Cinch. spec. officinal. Viennae. 1815. 4., teutsch Ebendas. — Schrader i. d. Berl. Jahrb. f. d. Pharm. XXI. S. 21. rc. — Link a. a. O. Fr. G. Hayne eben a. a. O. Taf. 37—47. — Buchner i. Dessen Repertor. d. Pharm. a. a. O. — Bucholz d. Sohn bei Trommsdorff a. oben a. O. — Peschier Ebend. V. 1. S. 340. rc. — Trommsdorff Ebendas. XXV. 1. S. 3. — A. v. Humboldt's u. Bonpland's Ideen zu einer Geographie der Pflanzen rc. enthalt. Beitr. z. Gesch. d. Chinarinde, von A. v. Humboldt. — Stratingh scheik. Verhand. over de Chinchonine en Quinina. Grön. 1822. S. 97. rc., teutsch. Auszug von H. W. v. Senden i. Arch. d. Apothekervereins rc. 1823. III. Hft. — Pelletier u. Caventou oben u. bei Stolze, bei Buchner rc. a. a. O.; vgl. Gerson u. Julius Magaz. d. ausl. Lit. Mai, Jun. rc. 1821. — Bernhardi üb. d. Chinabäume, i. Taschenbuch f. Scheidekünstl. rc. 1822. S. 1. rc. Derselbe Ebendas. 1824; vgl. dagegen Stoltze i. Dessen Jahrb. d. Pharm. XXV. 2. S. 163. rc. — Thiel bei Hänle a. a. O. Die neuen Verhandl. über die Chinarinde, s. in Trommsdorff's n. Journ. d. Pharm. 1822. VI. 1. S. 3. rc. — A. N. Scherer's A. nord. Ann. d. Chemie I. S. 454. rc. VIII. 3. S. 221. rc. — Stoltze i. s. berl. Jahrb. f. d. Pharm. XXVI. 1. S. 16. rc. u. i. Trommsdorff's n. Journ. d. Pharm. VII. 2. S. 32. rc. — Die Fieberrinden in botan., chem. u. pharmaceut. Beziehung, von Siegm. Graf. 1824. 8. — Versuch einer Monographie der Chinarinden, mit Kpfrn. u. Tabellen in fol., v. Heinr. von Bergen. Hamburg 1826. — Ad. Duflos bei Stoltze a. a. O. 1825. XXIX. 1. S. 100. rc. — Stoltze a. a. O. XXVII. 2. 1826. B. — Guibourt i. Arch. des Apothekervereins i. nördl. Teutschl rc. 1826. 1. 2. Abth.

*) S. Dessen Nouv. analyse du principe fébrifuge du Quinquina. Moskau. 1810. 8.

man, nach Pelletier und Caventou, am leichtesten, wenn man die durch Behandlung mit Weingeist erschöpfte Rinde mit kaltem Wasser übergossen, einige Zeit stehen läßt, die Flüssigkeit behutsam zur Trockne verdampft, und den Rückstand mit starkem Weingeist auszieht. Dieser löst das Pigment daraus auf, und hinterläßt es beim Verdampfen. Dasselbe Pigment ist auch in dem geistigen Chinaextrakt enthalten. Rein sieht es bräunlichroth aus, schmeckt herb, verbindet sich mit den Metalloxyden, und fället die Eisenlösungen dunkelgrün. In der Leim- und Stärkmehllösung bildet es Niederschläge. Es hat eine große Ähnlichkeit mit dem durch Kali in der Kälte veränderten Chinaroth, unterscheidet sich aber von diesem durch seine leichtere Auflöslichkeit, und durch Grünfällung des schwefelf. Eisenoxyduls, welches von dem mit Kali behandelten Chinaroth braun gefället wird. Wahrscheinlich sind beide Farbstoffe nur Abänderungen Eines Stoffs, auch verhalten sich die aus den verschiedenen Chinasorten erhaltenen nicht ganz gleich; so schlägt das mit Kalk behandelte, und durch überschüssige Säure wieder getrente Chinaroth der rothen Perurinde das schwefelsaure Eisen ebenfalls grün nieder rc.

(*Th. Schreger.*)

CHINASÄURE, acidum cinchinicum, quinquinicum;

I. a) Acide Kinique, eine schon früher von Hermbstädt, Hoffmann, Liphard und Deschamps angedeutete, von Vauquelin aber und Schrader, gleichwie von Pelletier und Caventou genauer bestimte eigenthümliche Säure, welche vorzüglich in der grauen, oder unserer braunen Chinarinde, und zwar am meisten in deren rothbraunen Stücken, theils an das Cinchonin, theils an Kalk gebunden, wahrscheinlich auch frei enthalten ist. (Grindel vermuthet sie sogar in der Angusturarinde, und fand sie in der rothen China).

Um sie rein von Cinchonin zu erhalten, wovon ihr bitterer Beigeschmack komt, zieht man das wäßrige Chinaextrakt mit Weingeist aus, löst den Rückstand in Wasser, und läßt diese Lösung langsam verdunsten, wobei sich der chinasaure Kalk in Krystallen absondert, die man durch nochmaliges Auflösen und Krystallisiren reiniget. Hierauf zersetzt man dieses Salz durch Sauerkleesäure, und scheidet die Chinasäure aus.

Sie erscheint in luftbeständigen Blättchen, schmeckt rein sauer, löst sich leicht in Wasser auf, schmilzt auf Glühkohlen sehr schnell, stößt weiße, stechende Dämpfe aus, und hinterläßt sehr wenige Kohle. Mit den firen Kalien bildet sie auflösliche krystallinische Salze, keine, nach Schrader, mit Ammonium. Die basische essigsaure Bleilösung wird durch sie in neutrales und in basisches essigsaur. Bleioxyd zerlegt. Eine sehr verdünnte farblose salzsaure Eisenauflösung wird davon citrongelb gefärbt, ohne sofortigen, grünen Niederschlag. Die wäßrige Chinasäure fällt das salpeters. Quecksilberoxydul eben so wenig, als die Chrom-, Uran-, Mangan-, Kupfer- und Goldsalze, mit dem schwefelf. Eisen gibt sie erst nach einiger Zeit einen grünen Niederschlag.

b) Die brenzliche Chinasäure (Feuerchinasäure, Pyrochinasäure), Acide pyrokinique gewinnt man nach Pelletier rc., durch gelindes Abrauchen einer bei der trockenen Destillation der Chinasäure übergehenden braunen, sauren, mit brandigem Öle gemischten, aber zuvor von diesem getrennten Flüssigkeit, in weißen, geruchlosen Krystallen. Sie ist leicht auflöslich in Wasser und Weingeist, bildet mit Kali, Natron, Baryt und Kalk leicht lösliche Salze, aber in den Lösungen des essigs. Bleies und des salpetersaur. Silbers geringe Niederschläge, fället weder den Brechweinstein, noch den Leim, bewirkt jedoch in der Lösung des schwefelsaur. Eisenoxyds einem schöngrünen Niederschlag, wodurch sie sich als ein gutes chemisches Reagens zeigt auf Eisen im Kalke, oder Baryt rc., und davon grün gefärbt wird.

1) Chinasaurer Kalk (Sel de Quinquina Comt. de la Garaye), enthalten im Extrakt sowol der braunen, als gelben Chinarinde, mehr davon in den rothbraunen, als in den hellen Stücken der ersten, sieht unkrystallisirt weiß, wie Mimosengummi aus. Krystallinisch schießt dieß Salz manchmal in viereckigen, bald an den Ecken abgestumpften, bald rhomboidalischen Blättchen an, schmeckt fast nach gar nichts, und biegt sich unter den Zähnen, ist in 5 Theilen warmen Wassers löslich, aber ganz unauflöslich in Alkohol, bläht sich auf Glühkohlen auf fast wie Weinstein, und mit dessen Geruch; der Rückstand ist kohlensaur. Kalk und Kohle. Fixe Kalien zersetzen es, und fällen daraus den Kalk. Schwefel- und Oxalsäure bilden in der concentr. Auflösung desselben schwefel- und oxalsaur. Kalk. Concentr. Schwefelsäure schwärzt das gepulverte Salz ein wenig, ohne Entwickelung stechender Dämpfe.

2) Chinasaur. Baryt, ein weißes Salz, das bei Gewinnung des Chinagelbs (s. oben), niederfällt, und sich durch Behandlung mit Kalk leicht in chinasaur. Kalk umwandeln läßt, um daraus durch Oxalsäure die Chinasäure rein darzustellen (s. oben).

3) Chinasaur. Cinchonin, s. Cinchonin.

4) Säuerlich chinasaur. Chinin, s. Chinin *).

II. Acide Kinovique, s. Chinovasäure.

(*Th. Schreger.*)

CHINCHAY, bei den Spaniern Chinchaycocha, bei den Indianern Angoyacu, ein Binnensee in der Peruprovinz Tarma, etwa 7 geogr. Meil. lang, 2 M. breit, aus welchem der Rio Xaura ausströmt. (*Hassel.*)

CHINCHILLA (15° 20′ L. 38° 48′ Br.), Ciudade und Hauptort eines Partido in der span. Prov. Murcia, an einem Hügel, auf dem ein Schloß steht, mit Mauern, 4 Thoren, 3 Pforten, 4 Plätzen, 8 Hauptstraßen, 1 Pfarrkirche, 6 Klöstern, 1 Hospital, 7 Armenhäusern, 4624 Einw., 1 latein. und 2 Bürgerschulen, Schmelztiegelfabrik, Seidespinnerei, Salzquelle. (*Stein.*)

CHINCHON, Villa und Hauptort eines abgesondert am Tajo zwischen den Provinzen Toledo und Madrid liegenden Condado in der spanischen Prov. Segovia,

*) Vgl. Vauquelin i. d. Ann. d. Ch. etc. 59. 162. — Schrader i. d. berlin. Jahrb. d. Pharm. 1808. S. 133. — Pelletier rc. i. Journ. d. Pharm. VII. — Stoltze i. s. berlin. Jahrb. f. die Pharm. IX. 1. S. 57. rc.

am Tarama, mit 3680 Einw., 1 Schloß, 2 Kirchen, 2 Klöstern, ökonomischer Gesellschaft, 8 Seifensiedereien, Heilquelle. (*Stein.*)

CHINCHUR, eine kleine Stadt im Distr. Sunar der brit. Prov. Aurungabad (Br. 18° 37′ und L. 91° 30′), an der Muta, mit etwa 5000 Einw., worunter 300 Familien von Braminen, ein Ort, der gut gebauet und mit Bazars reichlich versehen ist. Hier wohnt in einem plumpen Gebäude, das nahe an der Muta steht, der Chintamum Deo, ein Hoherpriester, den die Mahratten für eine Verkörperung ihrer Lieblingsgottheit Gunpalty halten und andächtig verehren; er führt abwechselnd den Namen Chintamum und Narrain Deo, und der, welcher 1815 auf dem Stuhle saß, war der achte in der Reihe der Deos, deren jeder auf eine eben so abenteuerliche Art, wie der Dalai Lama, unter den Gläubigen ersetzt wird. Aber das Eigenthümlichste, das diesen Stellvertreter einer Gottheit auszeichnen muß, ist, daß er als ein bloßer roher Sohn der Natur, oder als ein blödsinniger Mensch erscheint; er muß in allen Stücken sich wie ein Kind gebehrden, er darf keiner menschlichen Unterhaltung fähig, er muß unwissend in allen Dingen seyn, die den Menschen vom Thiere unterscheiden; ihm sind bloß die Handlungen des thierischen Menschen gestattet. 1809 war der Deo ein Knabe von 12 Jahren. Neben dem unförmlichen Gebäude, das man seinen Palast nent, stehen die Gräber seiner Vorfahren. Bei diesen Gräbern, die am Flusse sich hin erstrecken, verrichten die zahllosen Pilger, die jährlich dahin strömen, ihre Andachten, ihre Abwaschungen. Hier erhalten sie ihre Absolutionen, hier legen sie ihre Opfer nieder. (*Hassel.*)

CHINESISCHE SPRACHE. Die chinesische Sprache, das Eigenthum von wenigstens 200 Millionen Ost-Asiaten, die seit mehr als zwei Jahrtausenden zu einem ungeheuern Statskörper vereinigt sind, gehört in vielem Betrachte zu den originellsten und merkwürdigsten Sprachen der Welt. Sie bildet einen Hauptzweig des so genanten einsylbigen Sprachenstammes, der sich außer China noch über Tübet und den größten Theil der transgangetischen Halbinsel ausbreitet, steht in besonders naher Verwandtschaft mit den Dialekten von Siam, Tunkin und Kochinchina, und ist auch auf die sonst heterogenen Sprachen der Koreaner und des japanischen Inselreichs von Einfluß gewesen. Unter Verwandtschaft verstehen wir aber nicht etwa bloß Identität oder modificirte Aussprache der einzelen Wörter, sondern vornehmlich den sehr analogen Genius und Charakter dieser Sprachen, ihre außerordentliche Simplicität, Armuth an Wortvorrath, und die Unveränderlichkeit ihrer einfachen Wurzellaute. Diese letztern charakteristischen Kennzeichen finden sich aber in keiner so rein ausgeprägt, in keiner mit so strenger und bewundernswürdiger, nirgends eine Ausnahme leidender Consequenz durchgeführt, wie im Chinesischen. Eine gemeinsame, antediluvianische Ursprache des ganzen Stammes läßt sich zwar, wie bei allen übrigen Sprachenfamilien unserer Erde, mit Wahrscheinlichkeit annehmen; aber bei gänzlichem Mangel an schriftlichen Denkmälern aus der Vorwelt, auf keinen Fall historisch nachweisen. Eben so wenig dürften wol die mühseligsten Forschungen über den innern Zusammenhang der einsylbigen und mehrsylbigen Sprachen und über die etwanige Abstammung letzterer von ersteren, jemals zu einem befriedigenden Resultate führen. Die monosyllabischen Schwestersprachen der Halbinsel jenseit des Ganges stehen nicht bloß zu denen Vorder-Indiens, welche das Sanskrit als Mutter anerkennen, sondern selbst zu den Dialekten der im südlichsten Theile Hinterindiens und auf dem indischen Archipelagus hausenden Malaien im auffallendsten Contraste, der in Vergleichung des Tübetanischen oder Chinesischen mit den Sprachen der benachbarten tungusischen, mongolischen oder tatarischen und türkischen Stämme nur wenig geringer erscheint. Es kann zwar nicht geläugnet werden, daß die mehrsylbigen Dialekte der Mongolen in syntaktischen Fügungen und der Rangordnung ihrer Begriffe oft überraschende Ähnlichkeit mit dem Chinesischen zeigen; allein dieß bezieht sich nicht auf das Materielle der Sprache, und kann höchstens auf eine gewisse Conformität der Denkweise und des Ideenganges hindeuten, die jedoch immer sehr merkwürdig bleibt, und sich wol am besten aus einer Urverwandtschaft beider, an Physiognomie und Schädelbau ohnehin so ähnlicher Nationen erklären läßt.

Allerdings lassen sich auch aus den einsylbigen Sprachen, und namentlich ist dieß schon mit der chinesischen geschehen, ganze Verzeichnisse von Wörtern sammeln, die mit Wörtern anderer, selbst der entferntesten Sprachen beider Hemisphären eine gewisse Ähnlichkeit im Klange darbieten; allein da keine bestimten Gesetze der Ableitung möglich sind, und die, vielleicht bloß zufällige Analogie vieler derselben von der möglichen Verwandtschaft anderer nicht streng geschieden werden kann: so bleibt hier immer der Willkür und dem linguistischen Gefühl des Sprachvergleichers ein unabsehbares Feld offen, wo Jeder findet, was er will, und Keiner den Andern mit Gründen für seine Ansicht zu gewinnen vermag. Ungleich interessanter und lehrreicher dürfte eine philologisch-kritische Vergleichung der monosyllabischen Idiome unter sich, mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten eines jeden seyn, und ein Versuch, diese Eigenthümlichkeiten aus dem Standpunkte der Natur und Geschichte zu erklären. Allein dazu gehörte wieder eine ausgebreitetere und tiefere Kentniß der meisten einsylbigen Sprachen selbst, die uns bis jetzt noch zum Theil nur aus dürftigen Glossarien bekant sind. Dieß ist namentlich mit den meisten, dem Chinesischen, so weit wir sie kennen, besonders den Volksmundarten des südlichen China's, noch verhältnißmäßig am nächsten stehenden hinterindischen Sprachen der Fall. Die vollständigsten vergleichenden Tabellen derselben findet man in J. Klaproth's Asia polyglotta und dem dazu gehörigen Sprachen-Atlas, wo auch die entsprechenden tübetanischen und chinesischen Wörter beigefügt sind. Wir theilen aus diesen Tabellen nur wenige Wörter mit, und fügen das Chinesische in der gebildeten Mandarinen-Mundart bei. Eine solche Übersicht zeigt, daß harte Consonanten-Häufungen, die der Chinese gar nicht kent, besonders in der rauhen Gebirgssprache von Tübet und in Awa sehr gewöhnlich sind. Auch ist in den meisten die Tendenz, Composita zu bilden, unverkennbar, und fast alle haben schon in der That viele mehrsylbige Wörter, wie dieß besonders die Sprache von Awa lehrt.

Endlich zeigen die von Annam und Siam, was die Farbe der Diction betrifft, noch die meiste Ähnlichkeit mit dem chinesischen Dialekte von Canton (Guang-dung), über welchen bald etwas Näheres folgt.

	Chines.	Annam.	Siam.	Awa.	Tübet.
Vater	fu	p'u, tscha	fo, po, ppò	â-pâ	pa
Mutter	mu	mau, me	mi	â-mê	ma
Sonne	ji	nhit, nhet	szun, rokn	ne, nä, mu	gnima, niima
Mond	yuei	blang	szön, lün	la, klâu, tá	dlawa
Erde	tu, di	drat, dia	din, nin	dä, kolangku	sza
Wasser	schui	nak, nuök	nam, naâm	je, ri, tui	tschi
Feuer	ho, cho	hoa, lua	fei, pöi	mi, mä, miö	me
Kopf	teu, scheu	tu, dâu	ho, lu	kâng, kâung	bu, go
Arm	gueng, gung	wa, ua	kän, mu	lémmaûng	lag-ba
Thier	scheu	ko, kang	szât, nuk	tu, taraitram	dan
Fisch	yü	ka	pâ, plâ	ngâ, ñâ	nga
Gut	hao, chao	tot	szu-pe	kaûng, nitschâmâ	yag-bu
Böse	ngo	hu, du	lai-nai	ngöä, makâung	— —
Essen	schi	an	kyin-kau	sâ, kâyawé	schié
Schlafen	wo, uo	ngu	non, nuan	it, mi, prammi	nüg
Stehen	li, djan	drung	pignöng	to, ta, matinâ	langsz
Tödten	scha, schao	djiet, szat	fan, ka	that, sot	sze
Ja	schi	at, t'ạt	sei, mönna	haukkä, moäyu	in, re, ka
Nein	bu	uo, tschö	mao-mi	ma, mahauppu	mi, ma
Oben	schang	t'nöng, tlen	keng, neng	apomâ, aklüngung	steng
Unten	hia, chia	ha, duöi	taj, titei	ngao, haukmâ	og
Eins	ï	mot, nhit	nu, neng	tit, nadü	djig
Zwei	öṛ, ñi	nhi, hai	sang, sung	niht, höit	gnis
Drei	san	tam, ba	sam	thaum, song-dü	sum

Das Chinesische zerfällt aber selbst wieder, als Volkssprache betrachtet, in unzählige Dialekte. Nicht bloß jede Provinz, sondern fast jede Stadt, jeder kleinere Distrikt hat seine eigene Mundart. Aus diesen Allen hat sich schon seit undenklicher Zeit eine reinere und edlere Umgangssprache geschieden, die mit den Provinzialsprachen einiger nördlicher Provinzen am nächsten verwandt, unter den Vornehmern im ganzen Reiche herrschend ist, und sich nicht bloß durch Zartheit und Wohlklang, sondern auch durch feinere, gewähltere Ausdrücke und Redensarten, sinnreiche Tropen und dergl., vor allen Dialekten auszeichnet. Man kann sie gewisser Maßen mit denjenigen Mundarten europäischer Nationen vergleichen, die zur Schrift- und gebildeten Conversationssprache geworden sind, wie das Toskanische in Italien, das Castilianische in Spanien, oder noch besser mit unserm Hochteutschen, das ja auch, gleich der Mandarinensprache in China, zwar mit der obersächsischen Mundart sich am meisten berührt, aber in keiner Provinz Teutschlands als Dialekt geredet wird, und dennoch in unserem ganzen Vaterlande Eigenthum der gebildetern Stände ist. Nur von einer Schriftsprache kann bei den Chinesen, in sofern sie die Nachbildung artikulirter Laute betrifft, nicht die Rede seyn, weil man sich in China keiner Buchstaben, sondern für jedes Wort eines besondern Zeichens bedient, das, von der Aussprache unabhängig, nur den Begriff des bezeichneten Gegenstandes erwecken soll, und demnach nicht bloß von jedem Chinesen in seiner Mundart, sondern auch von jeder Nation des Erdbodens in ihrer Muttersprache, ohne die geringste Kentniß der mündlichen Sprache China's gelesen und verstanden werden kann. Die feinere Aussprache der Mandarinen muß sich eben so gut durch Tradition fortpflanzen, wie jede Provinzial-Mundart [1]).

Unglaublich beschränkt ist die Zahl der wirklich in ihrer Aussprache von einander verschiedenen, einsylbigen Wörter, deren sich der Chinese bald einzeln, bald combinationsweise bedient, um alle seine Vorstellungen und Gefühle mündlich auszudrücken. Man zählt deren nur 540. Mit diesen begnügten sich schon, in ihrem engen Wirkungskreise, die wenigen hundert Familien, welche der Sage nach, in grauer Zeit, von den nordwestlichen Gebirgen herabsteigend, den ersten Grund zu dieser Riesenmonarchie legten, und ihnen sind auch ihre spätesten Enkel, die mächtigste und civilisirteste Nation des asiatischen Festlandes, ohne Hinzufügung eines einzigen Wortes, treu geblieben. Die Zartheit und Einfalt dieser Laute erinnert an die ersten Töne des lallenden Kindes. Sie fangen größten Theils mit Consonanten an und endigen auf einfache Vocale, Diphthongen oder Triphthongen. Von allen Consonanten erlaubt die Mandarinensprache am Ende der Wörter nur das gelinde n oder nasale ng, welches letztere auch solchen Wörtern vortönen kann, die mit Vocalen anfangen. Die einzelen Vocale, welche den Diphthongen oder Triphthongen bilden, werden zwar alle deutlich hörbar, gleich denen der spanischen und italienischen Sprache; das Organ eilt aber so schnell darüber hinweg,

1) Der Mandarinensprache bedienen sich auch die Europäer mit Recht fast ausschließlich beim Schreiben chinesischer Namen und Wörter; aber jede Nation folgt natürlich ihrer eigenen Orthographie. In Teutschland hat man sich bis auf die neuern Zeiten bald der portugisischen, bald der französischen bedient.

daß selbst Wörter, wie liuan, kiuei, im Munde des Chinesen immer einsylbig bleiben. Harte Kehlhauche vermeidet die chinesische Sprache ganz, mit Ausnahme des gutturalen ch, das jedoch in vielen, besonders südlichen Provinzen, in die sanfte Aspiration von h sich mildert; desto größer ist die Mannichfaltigkeit der Zisch- und Sauselaute, wie j (das j der Franzosen in jour, jamais), sch, dsj oder dsch (das g der Italiener in gia, giro), tsch, s, sz (ein Mittelton zwischen s und sch), ds, ts oder z, und endlich ein, mit gewundener Zunge gesprochenes sch, dem der Westphalen und Holländer analog, das nur vor i gehört und gewöhnlich wie die Kehlhauche h oder ch geschrieben wird, mit denen es also nicht verwechselt werden darf. Häufung mehrer Consonanten gibt es, außer dem tsch, gar nicht, und das r komt nur in Dialekten, aber sehr schwach vernehmlich, am Ende der Wörter vor; wie denn überhaupt dem Chinesen, bei seiner ungelenkigen Zunge, die stets entweder mit dem Gaumen oder den langen Vorderzähnen in Conflict komt, nichts schwerer wird, als kräftig vibrirte Buchstaben. Noch eine merkwürdige Artikulation der nördlichen Chinesen ist ihr dumpfes öl oder lö, eine Art von palatinalem l, in Begleitung eines dunklen ö oder u, die bald vor, bald nach demselben tönen. Es bildet aber dieses öl schon eine Sylbe oder ein Wort für sich. Im südlichen China spricht man dafür ngi oder ñi (das ñ doblado der Spanier) [2]).

Die Volksdialekte der Statthalterschaft Canton (Guang-dung) mildern regelmäßig zu Anfange ihrer Wörter die härtern Consonanten der Mandarinensprache, nehmen aber am Ende derselben nicht bloß n und ng, sondern auch m, p, k, t, ja selbst zuweilen r an, und zwar das m sehr oft, wo die entsprechenden mandarinischen Wörter auf n ausgehen, sonst niemals; das p, k, t, r aber nur, wo das mandarinische Wort auf einen Vocal endigt, besonders, wenn er mit dem kurzen Accente (wovon nachher) ausgesprochen wird. Übrigens haben die 4 letztern Consonanten in diesem Falle keinen deutlichen Laut, und werden gleichsam nur durch das Organ angedeutet, fallen auch ganz weg, sobald das folgende Wort mit einem nicht homogenen Consonanten anfängt. Sonst liebt dieser Dialekt besonders dunklere Vocale, hat gar keine Triphthongen und zieht sogar öfters die Diphthongen oder Triphthongen der Mandarinensprache in einfache Vocale zusammen. Alles dieß und noch andere einzele Besonderheiten werden sich am Bequemsten aus folgenden Beispielen abstrahiren lassen:

	Mandarinensprache.	Canton's Dialekt.
Sand	schâ	sza
Berg	schân	szan
Hoch, erhaben	schàng	jeong
Water	fù	fu, hu
Wind	fûng	fung, hong
Meer	chài	hoi
Gut	chào	hou
Blut	chiuĕi	hüt
Pietas	chiáo	hau
Blume	chôa	fa
Gelb	choâng	uong
Eins	ĭ	ăk
Zahn	yâ	nga
Ocean	yâng	yeong.
Garten	yûan	ün
Tag	jĭ	yät, yit
Mensch	jîn	yän
Gold	gin	gom
Hund	kiùan	kün
Stehen	lĭ	lap
Jahr	nian	nin
Ochse	nièu	ngau
Schnee	siuĕi	süt
Thee	tschâ	za
Vollenden	tsching	szäng
Stadt	dschêu	dsau
Gehen	wàng	uong
Stil	wên	män
Nicht	wû	mu
Ich	ngò	ngo
Lieben	ngái	oi
Zwei	öl	ngi, ñi

Wir sind hier der Ordnung des chinesischen Syllabariums gefolgt, um bei jedem Anfangs-Consonanten der Mandarinensprache zu zeigen, wie er sich im Dialekte von Canton modifiziren könne. Die mit ds oder z anfangenden Wörter erleiden an diesen Consonanten keine Veränderung: es ist uns wenigstens keine gegenwärtig. Auch in der Wahl der Accente stimt der Dialekt von Canton nicht immer mit der Mandarinensprache überein. So hat z. B. bă, acht, in der Mandarinensprache den 4ten, im C. Dialekt den 1sten Accent: bât.

Die 450 Grundwörter der Chinesen werden durch vier, dieser Nation vermuthlich ganz eigenthümliche Betonungsarten, bis auf mehr als 1200 vermehrt. Bei uns heißen sie von der in Europa üblichen Methode, sie zu bezeichnen, unrichtig Accente, welche Benennung jedoch, der Kürze wegen, beibehalten werden mag, da sie denjenigen, der die Natur dieser Betonungen schon kent, zu keinem Mißverständniß führen kann. Sie sind der Gleiche oder Ping (^), der Hohe oder Schàng (`), der Fortschreitende oder Kiŭ (´), und der Zurückkehrende oder Jĭ (˘). Sylben, die mit dem gleichen Accente versehen sind, werden etwas gedehnt, jedoch ohne merkliche Erhebung oder Senkung der Stimme (schâ, Sand). Bei dem hohen Accent erhebt sich die Stimme (schà, bewässern, anfeuchten); bei dem fortschreitenden ist sie anfangs gleichmäßig und steigt erst gegen das Ende: in ihm vereinigen sich also die erste und zweite Betonungsart, obschon seine Währung nicht länger ist, als die des Ersten (schá, plötzlich). Der vierte Accent endlich verkürzt den Vo-

2) Es erklärt sich aus dem Gesagten sehr leicht, warum dem Chinesen ausländische Wörter mit harten Consonantenhäufungen so unerträglich sind. Auch die beiden Eingeborenen aus Canton, welche sich seit einigen Jahren in Teutschland niedergelassen haben, zerlegten anfänglich alle längere teutsche Wörter in einzelne kleinere, chinesisch-artig klingende. Sie sprachen Ham-bu, Ma-de-bu, Lei-po-si, statt Hamburg, Magdeburg, Leipzig u. s. w.

cal des Wortes, das er begleitet. Man hält bei der Aussprache so schnell inne, als ob man wieder Athem schöpfen wollte (schă, tödten).

Diese Betonungen sind eine sehr nützliche Erfindung, die Bedeutungen der einzelen Sylben zu modifiziren, wie wir bereits an dem Worte scha gesehen haben, welches durch den Unterschied der Accente mehre, unter sich ganz verschiedene Bedeutungen erhielt, und auf diese Weise haben sich die Chinesen schon über 750 neue Wörter erspart. Es kostet dem Organ des Europäers außerordentliche Mühe, den Unterschied der 3 ersten Accente im Sprechen zu beobachten. Dieser scheint zwar unserer, wie sie nur ausfallen konte, unbehilflichen Beschreibung nach, sehr leicht zu treffen, ist aber im Munde des Chinesen so fein und subtil, daß man ihn erst nach längerem Umgange mit Eingebornen wahrnehmen kann, und niemals anders, als mit einiger Affectation aussprechen lernt.

Nun hat aber der Chinese, ungeachtet seines, vermittels der Accente auf 1200 gesteigerten Syllabariums, in Vergleichung mit den Sprachen anderer kultivirter Nationen, immer noch lange nicht Wortvorrath genug, und es war unvermeidlich, daß bei dem so streng vorherrschenden Grundsatze, den Umfang der alten Sprache nicht zu erweitern, jeder einzelen, durch den Accent von anderen sonst gleichklingenden, hinlänglich unterschiedenen Sylbe, noch eine mehr oder weniger bedeutende Anzahl neuer, und oft von den gewöhnlichen ganz abweichender Bedeutungen aufgebürdet werden mußte. Aber gerade diesen so fühlbaren Übelstand, der ein wahres Labyrinth von Mißverständnissen eröffnen konte, benutzte eine so sinnreiche und erfinderische Nation, um jede Art von Mißverständniß unmöglich zu machen, und ihrer Sprache zugleich eine Art von intensivem Reichthum zu geben, so daß sie, trotz ihrer eingeschränkten Wörterzahl, den wortreichsten Sprachen der Welt sich an die Seite stellen kann.

Es blieb nämlich dem Chinesen kein anderes Mittel übrig, als das der Combination mehrer Wörter zu einem Begriffe, und hier ist er mit weiser, wahrhaft bewundernswürdiger Ökonomie zu Werke gegangen. Seine reiche Bilderschrift hatte von jedem Zeichen mehre Synonyma, und diese mußten durch verschiedene Wörter der mündlichen Sprache ausgedrückt werden. Es war also natürlich, daß diese Synonymie auch in die Letztere überging, und daß fast jede Sylbe, wie vielerlei Bedeutungen sie haben mochte, wenigstens in mehren derselben mit andern Sylben zusammen fiel. Ein Beispiel mag das Gesagte verdeutlichen:

dáo, führen.	lú, Weg.
dáo, entwenden.	lú, Edelstein.
dáo, erreichen.	lú, Thau.
dáo, einstürzen.	lú, Seerabe.
dáo, bedecken.	lú, schmücken.
dáo, Fahne.	lú, Wagen.
dáo, mit Füßen treten.	lú, Eigenname eines Flusses.
dáo, Getreide.	
dáo, Weg.	

Die Sylben dáo und lú, beide mit dem fortschreitenden Accent, deren respective Bedeutungen sonst so sehr von einander abweichen, sind gleichwol in einem Punkte, wo sie zur Aussprache zweier synonymer Schriftzeichen gebraucht werden, reine Synonyma, d. h. in der Bedeutung Weg. Will man nun diese letztere mit Bestimtheit hervorheben: so verbindet man die Sylben dáo und lú zu einer Art von Compositum, welche Verbindung wir durch einen Querstrich anzudeuten pflegen, dáo-lú, und jetzt ist keine Zwei- oder Mehrdeutigkeit länger denkbar; denn die Sylben dáo und lú dürfen nur in sofern verbunden werden, als sie Synonyma sind, und diese Synonymie findet nur in der beiden gemeinsamen Bedeutung Weg Statt. Eben so läßt sich zu jeder sonstigen Bedeutung von dáo und lú aus dem Bereiche anderer Sylben ein, mit derselben vereinbares Synonymum leihen, das niemals den Begriff erweitert oder modificirt, sondern nur der Deutlichkeit wegen hinzu gefügt ist. Übrigens bedient sich der Chinese dieser Synonymen-Verbindung, wie schon bemerkt, nur wo er es für nothwendig hält, und selten im vertraulichen Gespräche über Gegenstände des alltäglichen Lebens, wo ja der Zusammenhang seiner Rede größten Theils schon lehrt, ob er z. B. unter dáo einen Weg, eine Fahne u. s. w. verstanden wissen will; denn eben die große Verschiedenheit, welche unter den Bedeutungen eines chinesischen Wortes obwaltet, ist schon eine sehr zweckmäßige Einrichtung. Wären diese unter sich minder heterogen: so könte es begreiflich weit eher Mißverständnisse geben.

Ein nicht minder originelles Hilfsmittel, zu größerer Deutlichkeit und Bestimtheit, und selbst zur angenehmen Abwechselung, daher auch in der Schriftsprache sehr beliebt, ist die Zusammenordnung solcher Wörter, die unter sich eine bloß verwandte oder selbst gerade entgegen gesetzte Bedeutung haben, aus deren Verbindung aber bloß ein einziger, beiden gemeinschaftlicher Begriff entsteht. So involviren die beiden Wörter chiüng und di, von denen ersteres einen ältern, letzteres einen jüngern Bruder bezeichnet, bloß den allgemeinen Begriff Bruder oder Brüder. Wir fügen diesem Beispiele noch mehre hinzu. Guèi heißt: böser Genius, schin, guter Genius, beide verbunden (guèi-schin) Genius oder Dämon überhaupt. Zin, Jemanden heimlich überfallen, fă, in offener Schlacht angreifen: zin-fă, Krieg führen. Chìng, gehen, wandeln, dschi, stille stehen: chìng-dschi, Thaten und Handlungen im Allgemeinen. Yâ, Backenzähne, tschi, Vorderzähne: yâ-tschi, Zähne überhaupt. Yuàn, fern, gin, nahe: yuàn-gin, Distanz, relative Entfernung. Mài, kaufen, mái, verkaufen: mài-mái, Handel und Verkehr überhaupt. Zû, feinere Materie, lŏ, gröbere Materie: zû-lŏ, in dem Mittelzustande seyn, wo sich die gröbere Materie von der feineren scheidet, in den letzten Zügen liegen, sterben.

Außerdem gibt es noch eine große Menge von tatarischen Composita zur Bezeichnung der Geschlechter, Verwandtschaftsgrade, Stände, Künste und Handwerke, wo der beigefügte Gattungsbegriff jeden Irrthum oder Zweifel hebt. Es bleiben aber solche Wörter in der Schrift immer getrent, und schmelzen in der Aussprache nie so innig zusammen, daß sie auch nur in der Betonung, ge-

schweige denn in der Artikulation, einer Metamorphose unterworfen wären. Betrachten wir nun auf der einen Seite die Vieldeutigkeit der wenigen chinesischen Wörter, einzeln genommen, und auf der andern die unübersehbare Fülle von Composita, deren jedes nur einen einzigen Begriff ausdrücken kann: welcher unermeßliche Reichthum in der äußersten Armuth! Welche hohe Vollendung in der schlichtesten patriarchalischen Einfalt! Und sollen wir noch länger dem albernen Mährchen Glauben beimessen, daß kein Chinese sich dem Andern, wegen der Armseligkeit seiner Sprache, außer mit Beihilfe von gewaltigen Gestikulationen oder vermittels der Hieroglyphen verständigen könne? Mehrjährige Beobachtung hat den Verfasser dieses Artikels von dem Ungrunde einer solchen Annahme, die ein tieferer Blick in das Wesen der Sprache schon a priori verwerfen muß, vollkommen überzeugt.

Wegen der Unveränderlichkeit aller chinesischen Wörter kann bei dieser Nation von einer Etymologie und Wortbildungslehre im Sinne unserer Sprachen nicht die Rede seyn, und die ganze chinesische Sprachlehre hat sonach eine rein syntaktische Gestalt. Die Chinesen nennen alle Wörter von selbstständiger Bedeutung, wie Nomina und Verba: Schĭ dsŭ, volle Wörter; die Partikeln aber, welche die Bedeutung der erstern modifiziren oder ihre Verhältnisse zu einander bezeichnen: Chiŭ dsŭ, leere Wörter, oder Dsú *zŭ*: Hilfswörter. Viele Wörter sind, nach Maßgabe ihrer Stellung in der Rede, bald Nomina, bald Verba, zuweilen selbst Partikeln. In den ältesten Zeiten, als man sich der Schreibekunst noch seltener bediente, wurde das Verbum oder Subject der Sätze gern weggelassen, die Wörter behielten ihre weiteste Bedeutung: man bezeichnete selten ihre Verhältnisse, drückte seine Begriffe mit so wenig Worten aus, als möglich, und isolirte jeden Satz, ohne denselben mit dem vorher gehenden oder folgenden zu verbinden. Daraus entstand jener gedrängte, dunkle und elliptische Stil, der unter dem Namen Gù-wên (alter Stil) bekant ist, und in welchem die alten kanonischen oder heiligen Bücher, die Werke des Confucius und seiner Schüler, und überhaupt alle die ältern historischen und philosophischen Werke geschrieben sind. Als der Gù-wên den immer wachsenden Bedürfnissen der Gesellschaft nicht mehr angemessen war, veränderte man denselben auf mancherlei Weise, und suchte der Sprache immer mehr Klarheit, Bestimtheit und periodischen Bau zu geben. Das Produkt dieser Veränderungen war die Gùan-chóa oder Mandarinensprache, d. h. ihrem innern Gehalte nach. Sie ist der Chinesen Geschäfts- und Briefstil, und es werden auch Commentare, dramatische Stücke, Romane u. dergl. in demselben abgefaßt. In der Mitte zwischen beiden steht der Wên-tschàng oder literarische Stil. Die Regeln des Gù-wên und Gùan-chóa werden am bequemsten in Elementarbüchern getrent vorgetragen, und somit zerfällt die chinesische Grammatik in zwei besondere Theile.

Diesen allgemeinen Notizen folge nun eine kurze Übersicht der chinesischen Phraseologie. In jeder vollständigen chinesischen Phrase steht das Subjekt zuerst; dann folgt das Verbum, dessen unmittelbares und mittelbares Objekt, z. B. der König liebt die Tugend: wâng chào schén; er gab ihm das Reich: yŭ dschi tian-chia [3]). Viele Verba werden auch durch Präpositionen mit ihrem Objekte verbunden. Das Verbum substantivum fällt weg, wie in den semitischen Sprachen, wenn kein besonderer Nachdruck darauf ruht.

Die modifizirenden Wörter und Phrasen gehen denjenigen voran, auf welche sie sich beziehen. Das Eigenschaftswort steht also vor seinem Substantiv, das regirte Nomen vor dem regirenden, das Adverbium vor seinem Verbum, und die bedingenden Sätze vor den bedingten. Beispiele: sching jin [4]), ein heiliger Mann; tian-dsü, des Himmels Sohn [5]); gŭ dschi, gewiß wissen, — sûi yeù tâi tschi niaò schéu ki nêng dŭ lŏ: licet habeat turrem, lacus, aves, bestias, qui possit solus laetari [6]) ? Hier bestimt die bedingende Conjunktion sûi des Obersatzes den Modus hinlänglich, und könte selbst, dem Sinne unbeschadet, wegfallen, wie im Teutschen: hätte er auch u. s. w. Alsdann steht aber gewöhnlich ein Zeichen der vorangehenden Bedingung zu Anfange des Nachsatzes: bŭ sin dsĕ min fĕ zúng: *non fidem* (assequitur), *populus non obsequitur*, erwirbt er sich kein Zutrauen, so (dsĕ) gehorcht ihm das Volk nicht.

Wenn mehre Substantiva unmittelbar auf einander folgen, so sind sie entweder Synonyma, und erklären sich wechselweise als Compositum, oder sie stehen im Genitiv-Verhältniß, oder es ist zwischen beiden die oft fehlende Bindepartikel und zu ergänzen.

Folgen mehre Verba hinter einander, die nicht Synonyma sind, wie kán-gian, sehen, schuĕ-dáo,

3) Tian-chia ist ein Compositum aus tian, Himmel, und chia, unten; also eigentlich: was unter dem Himmel liegt. Dergleichen figürliche Ausdrücke, die zum Theil aus der alten Dichtersprache entlehnt sind, und von denen viele die gewöhnliche Benennung ganz verdrängt haben, finden sich im Chinesischen sehr häufig, wie fu-yüan, der Hauptstadt Garten, d. h. Statthalter; tian-niŭ, des Himmels Tochter, d. h. die Lerche. Der bestimte Artikel fehlt im Chinesischen. Die Tempora des Verbums werden im alten Stile gewöhnlich gar nicht, sonst aber durch gewisse beigefügte Zeitpartikeln bezeichnet. 4) Die Adjektive sind theils ursprünglich, theils eigentliche Substantiven, welche dem durch sie modifizirten Worte als Genitive der Eigenschaft vorgesetzt werden, wie im Französ. une vase d'or, des boucles d'argent. Der Comparativ wird meistens, wie in den semitischen Sprachen, durch Wörter, wie vor, mehr als bezeichnet, z. B. chào yŭ nì, *bonus prae te*, besser als du. Der Superlativ ist besonders reich an Bezeichnungen. 5) Hier tritt oft ein Zeichen des Genitivs dazwischen, nämlich dschi im ältern Stile und dĭ im neuern, z. B. wâng dschi schén: *regis* (n. g.) *virtus*, fŭ dĭ yüan; patris (n. g.) hortus. Eben dieß gilt auch consequenter Weise von den Pronomina, sofern sie possessiv gebraucht werden: ngò dĭ giá, *ego* (n. g.) *domus*, gleichsam *mei domus*, statt domus mea. 6) Der Plural ist in diesem Beispiel, wie öfter, durch kein besonderes Zeichen vom Singular unterschieden, obgleich dem Chinesen viele Mehrheitspartikeln zu Gebote stehen. Selbst der Gebrauch gewisser Zahlen ist erlaubt, sobald sie die Stelle einer unbestimten Pluralität vertreten können. So z. B. sagt der Chinese recht gut: die 4 Meere, für Meere überhaupt, weil er gerade nur vier den Erdboden umgebende Meere annimt.

sprechen: so kann man a) die Erstern für substantivisch gebrauchte Infinitive erklären, z. B. szü sëng yèu míng: *mori (et) vivere habent fatum*, Leben und Tod ruhen in den Händen des Schicksals. b) Eines oder mehre davon in adverbialer Bedeutung fassen, oder in Bedeutung einer Präposition: schí dsó, wörtlich: assistebat sedebat, assistendo sedebat; er saß dabei, zu seiner Seite. Ferner: nâ lâi, *capere venire, afferre*, bringen, nâ kiü, *capere abire, auferre*, wegnehmen, wo die Verba lâi und kiü Bedeutung von Präpositionen (oder hier vielmehr Postpositionen) erhalten haben. c) Können auch gewisse Verba, in Verbindung mit andern, einen Totalsinn geben, der sich mehr oder weniger von der Bedeutung der Einzelen entfernt, z. B. siàng lâi siàng kiü: *cogitando venit, cogitando it:* seine Gedanken irren bald hierhin, bald dorthin. Besonders gehört hieher das Verbum dà, schlagen, z. B. dà düng, *percussit movit*, er machte Eindruck. Endlich d) ist zuweilen das folgende Verbum substantivisch gebrauchtes Objekt des vorhergehenden, z. B. kī dà, *manducare* (τò) *verberare* (*verbera*), Schläge kauen, kosten, d. h. durchgeprügelt werden.

Außerdem hat die chinesische Sprache noch viele Idiotismen, besonders in dem mannichfaltigen und oft sehr luxuriösen Gebrauche ihrer zahlreichen Partikeln, die aber großen Theils mehr der Schrift als mündlichen Sprache angehören. Höchst interessant und lehrreich ist es besonders, dem allmäligen Übergang vieler derselben aus ihrer ursprünglichen Verbal- oder Nominal-Bedeutung in die von Adverbien, Präpositionen rc. nachzuforschen, wobei uns die Zeichenschrift nicht selten erfreulich zu Hilfe komt.

Die Metrik der Chinesen ist erst stufenweise zu dem Grade der Vollkommenheit gelangt, auf dem wir sie heut' zu Tage erblicken. Die ältesten Verse waren unregelmäßig, bestanden aus Zeilen von gleicher oder beinahe gleicher Wörterzahl, hatten aber doch gewöhnlich Endreime und Alliteration, d. h. eine periodische taktmäßige Wiederkehr gewisser Alliterationen und Ausgänge. Diese Art von rhythmischer Prosa bieten uns die kleinen Oden und Hymnen dar, aus welchen der Schi-ging und ähnliche alte Bücher bestehen. Eine mit diesen verwandte Form haben die längern Gedichte aus neuerer Zeit, wie z. B. der gelehrte poetische Panegyrikus auf die Stadt Mukden. Die meisten Verse heißen entweder ù yàn schi, Verse von fünf Wörtern, oder zī yàn schi, Verse von sieben Wörtern. Diese Benennungen machen uns mit ihrer gewöhnlichen Länge bekant; denn obgleich man auch Verse von drei, vier, sechs und neun Wörtern oder Sylben (was hier nothwendig gleichbedeutend ist) findet: so sind jene beiden Arten doch die gebräuchlichsten.

In metrischer Beziehung unterscheidet man nur zwei Accente: den gleichen (Ping) und den ungleichen (Dsë), welcher letztere die 3 Töne Schàng, Kiü und Jī in sich begreift.

In denjenigen Stanzen, die aus fünfsylbigen Versen bestehen, ist die Wahl der Accente im ersten und dritten Verse der Willkür des Dichters anheim gestellt. Der zweite und vierte Vers müssen alterniren, d. h. wenn der zweite gleiche Accente hat, muß der vierte ungleiche haben, und umgekehrt, der zweite und dritte Vers müssen, in Beziehung auf die Wahl der Accente, dem ersten entgegen stehen, und der vierte muß dem ersten gleich seyn.

In den Stanzen von siebensylbigen Versen sind der erste, dritte und fünfte Vers willkürlich betont; der zweite und vierte müssen alterniren, und der sechste dem zweiten gleich seyn. Von den vier letzten Sylben müssen in beiderlei Versen drei gleichen Ausgang und gleichen Ton haben. Die letzte Sylbe des dritten Verses reimt gewöhnlich nicht, und oft fällt der Reim auch bei den übrigen weg. Um anzumerken, ob der Accent Ping oder der Dsë den Sylben zukomme, oder ob die Wahl derselben willkürlich sei, bedienen sich die Chinesen folgender prosodischer Zeichen:

○	●	◐
Ping.	Dsë	Ping oder Dsë.

Sie entwerfen mit Hilfe dieser Figuren zwei vierzeilige Muster-Schemata von siebensylbigen Versen, wobei die fünfsylbigen mit einbegriffen sind.

In gewissen Versarten nent man das dritte Wort des fünfsylbigen Verses und das fünfte des siebensylbigen das Auge. Dieses Auge muß ein volles Wort (s. oben), darf also keine Partikel seyn, und muß auf das Auge des folgenden Verses reimen oder mit ihm alterniren. Die Combination dieser verschiedenen Versarten ist sehr mannichfaltig. Man zählt gegen 40 Gattungen von Gedichten, die aber größten Theils keinen bedeutenden Umfang haben. Die poetischen Stücke druckt man entweder in eben so viele Zeilen, als Verse sind, oder in der Form von Distichen, daß ein Vers unter den andern zu stehen komt, und zwischen beiden etwas Raum gelassen wird, oder endlich in fortlaufenden Zeilen, wo nur die Interpunktion die einzelen Verse trent. Letztere Manier ist besonders in Dramen, romantischen Erzählungen u. s. w. vorherrschend. (*Schott.*)

CHINESISCHE SCHRIFT. Die Schrift der Chinesen, obschon im Ganzen keine Abbildung ihrer Töne und Articulationen, ist dennoch der mündlichen Sprache ganz angemessen, und steht mit derselben in vortrefflichem Einklang. Eine Sprache, wie die chinesische, so arm an Wortvorrath, so einfach und unbildsam, konte durch Buchstabenschrift nur höchst unvollkommen dargestellt werden. Da erfand sich denn der Chinese ein System von Zeichen oder Bildern, deren Anblick den Begriff des bezeichneten Gegenstandes in ihm erweckt, und also auch natürlich dessen Laut und Betonung vergegenwärtigt. Die chinesischen Charaktere sind recht eigentlich eine Sprache für das Auge, und, wie schon früher bemerkt, selbst ohne die geringste Kentniß der mündlichen Sprache, einem Jeden zugänglich. Sie ergötzen das Auge durch ihre reiche Mannichfaltigkeit und die höchste kalligraphische Vollendung: sie entfalten dem Verstande einen überschwenglichen Reichthum an Ideen, und eröffnen uns die Schätze einer unermeßlichen Literatur.

Der Ursprung dieser Begriffs- oder Bilderschrift verliert sich in das Mythenalter des chinesischen Volkes. Fo-

der erste Kaiser und Bildner seiner Nation, um 2950
, bis auf dessen Zeitalter man sich geknüpfter, den
ypos der Peruaner ähnlicher Fäden bedient hatte,
als Erfinder derselben genant. Ihre Zahl war an-
ich sehr beschränkt, vermehrte sich aber bei steigen-
Bildung und Civilisation ganz ungemein. Man kann
hinesischen Charaktere in ihrem heutigen Umfange am
mlsten in zwei Hauptklassen theilen. Erstere umfaßt
infachen, letztere die zusammengesetzten oder combi-
n Charaktere. Die einfachen Charaktere sind entwe-
Bilder oder Zeichen; die combinirten Charaktere
hen aus der Gruppirung von mehren einfachen,
zerfallen wieder in zwei größere Abtheilungen, von
i erstere alle diejenigen umfaßt, in deren ganzer
iktur eine Definition des Begriffes liegen soll, wel-
sie darstellen; die letztere aber nur solche Charaktere
ilt, in denen bloß ein Theil der Zusammensetzung
Begriff, und zwar ganz allgemein, darstellt; die übri-
Theile aber die Aussprache und Betonung des Zei-
s andeuten. Es folge nun eine nähere Auseinander-
ng, die zugleich unsere Eintheilung, auf die wir
gens keinen besondern Werth legen wollen, einiger
zen rechtfertigen mag [7].

Die einfachen Charaktere stellen solche Begriffe
die der Chinese sich entweder nur einfach denken konte,
die wenigstens Merkmale genug für ihn hatten, wo-
) er sie von anderen zu unterscheiden im Stande
. Unter diesen gebührt wieder den einfachen Bil-
n, bei denen sich der reflektirende Verstand noch am
igsten thätig zeigt, die erste Stelle. Diese Bilder,
n Zahl immer sehr beschränkt war, sind in ihrer Ur-
ilt rohe Nachbildungen von allerlei Gegenständen aus
der Sinnenwelt, wie die ältesten bekanten Schriftzüge der
Chinesen, die Kó-deù- und Tschùan-Schrift, von
welcher unten die Rede seyn wird, noch deutlich zeigen;
denn so wie die Nachahmung der tönenden Natur in ge-
bildeten Sprachen nur noch in einzelen Wörtern erkenbar
ist: so mußten auch jene Charaktere im Laufe der Jahr-
hunderte manche Metamorphose durchgehen und das Stre-
ben nach graphischer Eleganz, hat ihre Figur gar sehr
verändert. Was nicht durch eigentliche Bilder ausgedrückt
werden konte, dafür erfand man wenigstens den Bildern
analoge Zeichen. Man versinnlichte z. B. den Begriff
oben durch einen Punkt über einem horizontalen Stri-
che, den Begriff unten, durch einen ähnlichen Punkt,
aber unter dem Striche. Für andere abstrakte Vor-
stellungen ersparte man sich dadurch ein besonderes Zei-
chen, daß man die Bilder zugleich metaphorisch ge-
brauchte. So konte das Herz auch Geist, Verstand
und Einsicht, die Hand auch einen Künstler u. s. f.
bedeuten. Zwei Begriffe, die sich ganz oder einiger Ma-
ßen entgegen standen, ließen sich durch Inversion eines und
desselben Bildes oder Zeichens andeuten. So bezeichnete
die Figur Mensch, gerade stehend einen lebenden und
liegend einen todten Menschen: so hieß das für den
Begriff rechts gewählte Zeichen, wenn es nach einer
andern Seite gekehrt war: links.

Complicirtere Begriffe gaben den zusammenge-
setzten Charakteren ihr Daseyn. Auch diese reichen, in
sofern sie Definitionen der dargestellten Begriffe sind, zum
Theil schon in ein sehr hohes Alterthum hinauf; denn die
phonetischen Charaktere, welche heut' zu Tage mehr
als die Hälfte des schriftlichen Sprachschatzes der Chine-
sen ausmachen, sind doch offenbar erst das Produkt
späterer Zeiten. Bei der Formation von zusammengesetz-
ten Zeichen konte man nun entweder mehre einfache Bil-
der oder einfache Zeichen und Bilder, oder selbst bloß
Zeichen und Zeichen gruppiren. Diejenigen Charaktere,
in denen jeder Theil seinen Beitrag zur Bildung des Be-
griffes gibt, den sie repräsentiren, gewähren dem For-
scher natürlich das meiste Interesse. Der größere oder
geringere Grad von Scharfsinn, der sich in ihrer Zusam-
mensetzung kund thut, läßt uns auf die geistige Kultur
ihrer Erfinder schließen. Selbst religiöse und moralische
Ansichten, Sitten und Gebräuche der chinesischen Nation
sind uns in diesen ehrwürdigen Dokumenten aufbewahrt.
Es folgen mehre Beispiele: den Begriff Licht, als Ma-
terie betrachtet, stellt der Chinese durch die Vereinigung
der Bilder Sonne und Mond, der größten und leuch-
tendsten Himmelskörper, in einem zusammengesetzten
Schriftcharakter dar; also: Produkt der Sonne
und des Mondes. Thränen sind ihm das Was-
ser des Auges, die Bilder Wasser und Auge in ih-
rer Verbindung. Den Gesang versinnbilden ihm die
einfachen Bilder Mund und Vogel; d. h. was aus
dem Munde des Vogels geht; denn er fand die
Gabe des Gesanges zuerst bei diesen kleinen geflügelten
Luftbewohnern, deren Nachhall die menschlichen Singtö-
ne sind. Die Gruppirung der drei Bilder: Weib,
Hand und Besen gibt den Begriff einer verheira-
theten Frau: Berg und Mensch darüber heißt:
Einsiedler, Heiliger, weil dergleichen Personen in

---

7) Die chinesischen Gelehrten nehmen sechs Klassen von Cha-
ren an, und dieser Eintheilung ist auch Herr Abel-Re-
at gefolgt. Wir können ihr aber nicht unseren Beifall ge-
weil die zweite Klasse, streng genommen, nur eine Unterab-
ung der ersten, die vierte schon in den drei ersten enthalten
und die fünfte bloß auf die verschiednen Bedeutungen eines
desselben Zeichens Rücksicht nimt, was gar nicht hieher ge-
Dem zu Folge wären also die chinesischen Zeichen 1) Siáng-
g oder Bilder, d. h. Vorstellungen solcher sinnlichen Ge-
ände, die nur einen einfachen Begriff erwecken, wie Sonne,
nd u. s. w. 2) choéi-i oder combinirte Begriffe, die in
Gruppirung zweier oder mehrer einfacher Bilder bestehen, um
einen einzigen, aber doch complicirten Begriff auszudrücken,
. Wasser und Auge für Thränen. 3) Uschi-szé, ei-
tliche Zeichen, die Alles darstellen, was keine Ge-
t hat (aber Gesang und Gehör, die in der zweiten
se versinnbildet werden, haben auch keine Gestalt). 4) Dschùan-
iù, umgekehrte, inverse Charaktere, um Begriffe, wie
ts, links, stehend, liegend, lebendiger Mensch,
che u. s. w. darzustellen. Allein die vier ersten Zei-
gehören zur vorhergehenden, die zwei letzteren zur ersten Klas-
und eine besondere, in mehren Klassen sich findende Verfah-
weise kann nicht zur Aufstellung einer ganz neuen Klasse be-
igen. 5) Giá-dsiéi oder metaphorische. So kann
Zeichen für den Begriff Herz auch figürlich Verstand be-
n: Haus kann auch für Mensch gebraucht werden u. s. w.
n das ist ja Sache des Lexikons und hat auf die Bildung der
en keinen Einfluß. 6) Ching-sching oder Schall nach-
ende. Unter die Giá-dsiéi wird auch fälschlich das zu-
mengesetzte Zeichen gerechnet, welches folgen bedeutet, und
der dreimal wiederholten Figur Mensch besteht. Dieß
rt ja offenbar zu den combinirten Begriffen.

China auf Bergen leben. Das Zeichen für groß, Größe, mit dem horizontalen Einheitsstriche darüber, gleichsam das einzig Große, die Unendlichkeit andeutend, wird für die Begriffe Himmel und höchste Intelligenz gebraucht: Herz und Sklave bezeichnen Leidenschaft u. s. w.

Die phonetischen oder schallnachbildenden Charaktere, d. h. diejenigen, von welchen bloß ein Theil den dargestellten Begriff, aber im weitesten Sinne, andeutet; die übrigen Theile aber nur die Aussprache des ganzen Charakters, mehr oder weniger vollkommen bezeichnen, verdanken sowol dem Streben der Schriftbildner, die richtige Aussprache einer großen Menge neuer Charaktere einiger Maßen zu fixiren, als auch der Liebe zur Bequemlichkeit ihr Daseyn. Wenn ein schriftlich darzustellender Begriff mit einem andern schon sehr bekanten und jedem geläufigen in der Aussprache zusammen fiel, oder ihm wenigstens ähnlich war: so wählte man für die Bezeichnung des Ersteren bloß einen Charakter, der die Klasse andeutet, wohin jener Begriff gehörte, und ordnete ihm den andern, mit Abstraktion von dessen Bedeutung, nur der Pronunciation wegen bei. Sollte z. B. die Cypresse, welche Bĕ heißt, durch ein Schriftzeichen ausgedrückt werden: so wurde erst der Geschlechtsbegriff Baum angenommen, und diesem nachher zur näheren Bestimmung das Zeichen weiß, welches ebenfalls bĕ ausgesprochen wird, dessen Aussprache aber als bekant vorauszusetzen war, beigeordnet; also: der Baum Bĕ. Da nun ferner kein Baum, außer der Cypresse, diesen Namen führt: so mußte der Leser nothwendig beim Anblick des Zeichens an die Cypresse denken. Damit waren die Schrifterfinder der Mühe überhoben, eine sinnreiche Zusammenstellung der Hauptmerkmale sich auszudenken. Jedoch würde auch diese Methode schon dem reflectirenden Verstande Ehre machen, wenn der Chinese sich es zur strengen Norm gemacht hätte, dem Klassenbegriff in phonetischen Charakteren überall ein Zeichen von ganz identischer Aussprache und Betonung mit der speziellen Bedeutung des Ganzen, beizugesellen. Aber nur zu oft begnügte man sich schon mit solchen, aufs Gerathewohl aus dem Schatze der Schriftsprache, aufgegriffenen Homophonen, die nothdürftig zur richtigen Articulation führten, um den Accent unbekümmert: ja zuweilen paßt selbst die Articulation nicht ganz. Wir überheben uns der Beispiele solcher Anomalien, um nicht zu weitläufig zu werden.

Bei vielen Charakteren ist es nicht leicht auszumitteln, ob sie definitorisch, oder phonetisch sind. Die bloße Ähnlichkeit der Aussprache des beigeordneten Zeichens oder Bildes ist noch kein zureichender Grund, dasselbe für phonetisch zu erklären, obgleich umgekehrt die völlige Disharmonie der Aussprache jedes Mal auf definitorische Gruppirung schließen läßt. Diese Gruppirung bezieht sich auch zum Theil bloß auf die, bereits untergegangene Urbedeutung der Charaktere, oder wenigstens auf ihre Hauptbedeutung, da ein und dasselbe Zeichen sehr heterogene Bedeutungen in sich vereinigen kann. Zergliedern wir z. E. den Charakter Giă, Haus: so finden wir ein Dach, und darunter ein Schwein: dieß paßt auch sehr gut zu der ersten Bedeutung, nämlich: Schweinstall. Vom Schweinstall kam man zur Menschenwohnung, und dann konte es auch Familie, Geschlecht u. s. w. bedeuten. Es läßt sich übrigens bemerken, daß man bei der Komposition mancher Charaktere Bedeutung und Aussprache der hinzugefügten Gruppe gleichmäßig berücksichtigte und also mit der phonetischen Methode die definitorische vereinigte.

Alle chinesischen Charaktere ohne Unterschied sind aber nun in Hinsicht auf ihre innere Struktur sowol als auf die Gestalt ihrer Züge mancherlei Modifikationen unterworfen, von denen man erstere Varianten, letztere Schriftarten nent. Die Varianten, welche zu dem großen Reichthum der chinesischen Schriftsprache das Meiste beitragen, sind von mancherlei Art. Man vertauschte in zusammengesetzten Charakteren Wurzelzeichen [8]) von identischer, verwandter, oder selbst entgegengesetzter Bedeutung mit einander. Das Bild der Pflanzen wurde dem der Schilfe oder Bäume, das Bild des Mundes dem zusammengesetzten Charakter Wort substituirt, oder umgekehrt; oder der Schlüssel wurde versetzt und erhielt z. B. unter der Gruppe seine Stelle, wenn er sonst zu ihrer Seite stand. Bald fiel ein Schlüssel weg, bald kam noch ein anderer hinzu: bald verkleinerte man den Charakter durch Weglassung einiger Striche, bald vergrößerte man ihn durch Beifügung anderer. Alle diese Veränderungen geschahen zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Beweggründen: aus Noth, weil die Gruppirung mehrer, an und für sich schon zusammengesetzter Charaktere, oft einen allzu complicirten Charakter hervorgebracht hätte; aus feinem Gefühl für das Passende und Schickliche, weil eine Art von Gruppirung den Begriff des Ganzen sinnreicher darstellte, als die andere; endlich auch aus Caprice oder Unwissenheit, weil eine Gruppe zufällig eine der anderen ähnliche Aussprache haben mochte. Diejenigen Charaktere, welche regelmäßig mit allen ihren wesentlich nothwendigen Zügen geschrieben sind, heißen Dsching oder genaue Charaktere. Unter der gegenwärtigen Kaiserdynastie werden alle gute Bücher, mit Ausnahme der Vorreden, in solchen Charakteren geschrieben.

Von den Varianten selbst wollen wir nur die wichtigsten anmerken:

1) Identische. So heißt jeder Charakter, der in allen seinen Aussprachsweisen und Bedeutungen für einen anderen gesetzt werden kann. Ein Charakter hat oft drei und mehre solcher Varianten, deren Wahl dem Auctor überlassen bleibt. In den correktesten Büchern findet man sie abwechselnd gebraucht.

2) Synonyme nent man solche Charaktere, die nur in einer gewissen Bedeutung mit einander vertauscht werden können.

3) Primitive oder auch bloß Alte. So heißen die Charaktere in ihrer ursprünglichen oder wenigstens in der jetzt veralteten Komposition, die sich noch in vielen Büchern neben der modernen Form erhalten hat.

4) Vulgär-Charaktere, als deren Unterabtheilung die abgekürzten Charaktere betrachtet werden

8) Von den Wurzelzeichen oder Schlüsseln wird weiter unten die Rede seyn.

können. Sie kommen besonders häufig in Manuscripten vor. Es sind Veränderungen an Form und Verbindung, mit Hinzufügung oder Weglassung einzler Striche, die der Gebrauch auctorisirt hat.

Die Werkzeuge, deren man sich zu verschiedenen Zeiten zum Schreiben der Charaktere bedient hat, haben auf die Form ihrer Züge manchen Einfluß gehabt, und so mußten mancherlei Schriftarten entstehen, die mit unserer Fraktur-, Kanzlei-, Druck- und Kurrentschrift einige Analogie haben. Die bemerkenswerthesten derselben sind: Kò-deù, nach den Chinesen die Älteste. Man gab ihr diesen Namen, der Froschwürmer bedeutet, weil ihre unregelmäßigen Züge mit der Gestalt jener Thierchen einige Ähnlichkeit zeigten. Die Inschrift des Yü (herausgegeben von J. Klaproth), besteht aus Charakteren, die große Ähnlichkeit mit den Kò-deù darbieten. Tschùan, eine aus dünnen und steifen Strichen bestehende Schrift, wurde mit einigen Veränderungen von dem Zeitalter des Confucius an bis zur Kaiserdynastie Chan (2. Jahrh. unserer Zeitrechn.) gebraucht. Eine besondere Gattung derselben, Schàng-fàng-dá-tschùan genant, soll unter der Kaiserdynastie Zin erfunden seyn (um 210 v. C.). Sie besteht aus geraden und gebrochenen Strichen. In der Tschùan-Schrift hat man noch Münzen, Inschriften, und bedient sich derselben in Siegeln. Lì, oder Kanzleischrift, besteht aus grob gezeichneten Strichen, und wird noch hin und wieder zu Vorreden gebraucht. Sie wurde unter der Dynastie Chan mit den Tschùan vertauscht. Zào, eine sehr freie und schwer lesbare Cursivschrift, ebenfalls unter den Kaisern der Familie Chan erfunden. Man bedient sich ihrer sehr oft zu Vorreden, zu Inschriften und Windschirmen, Fächern, Tuschtafeln u. s. w. Giài, sùng-bàn und Giài, ching-schù. Dieses sind die beiden Gattungen der heut' zu Tage gebräuchlichsten Schrift. Sie unterscheidet sich von der Lì nur durch gewisse kalligraphische Regeln. Die Erstere ist Druckschrift, die Letztere wird mit dem Pinsel in freieren Zügen gebildet. In ihr sind auch besonders die Vulgär-Varianten zu Hause.

Obgleich die Zahl der chinesischen Charaktere sehr groß ist: so bestehen sie doch meistens aus Varianten, und wenigstens zwei Drittheile davon sind ganz außer Gebrauch, und nur das Eigenthum der Lexika. In den besten einheimischen Wörterbüchern hat man die Charaktere, um das Nachschlagen zu erleichtern, so klassificirt, daß diejenigen, welchen ein und dasselbe Bild gemeinschaftlich zukomt, auf einander folgten. Aus anderen, die mehre Bilder enthielten, entlehnte man das Wichtigste oder am meisten in die Augen Fallende, zu diesem Zweck, wobei es aber nicht ohne Willkür und Unkritik zuging. Die Charaktere der neueren und besseren Wörterbücher sind nach 214 solcher Grund- oder Wurzelzeichen, die man auch wol Schlüssel nent, geordnet.

Der Nutzen der chinesischen Sprache und Schrift erstreckt sich vornehmlich auf die fast über alle Fächer des menschlichen Wissens sich verbreitende und ihrem größten Theile nach ganz selbständige und originelle Literatur dieser Nation, deren Studium vorzüglich dem Geschichtforscher, Geographen, Naturhistoriker, und zunächst auch dem eigentlichen Philosophen reiche Ausbeute verspricht. Die beglaubigte Geschichte der Chinesen fängt spätestens im 9. Jahrhund. vor unserer Zeitrechnung an, und ist mit einer bewundernswürdigen Sorgfalt und Vollständigkeit ununterbrochen bis auf die neuesten Zeiten fortgeführt. Mit den großen Reichs-Annalen der Chinesen läßt sich kein Geschichtswerk des Alterthums und der neueren Zeit an riesenhaftem Umfang, und fast unerschöpflichem Reichthum der Materien und Thatsachen vergleichen. Sie machen uns nicht nur mit der Verfassung und den Schicksalen der chinesischen Monarchie während eines Zeitraums von mehr als dritthalb Jahrtausenden bis in das kleinste Detail bekant, sondern verbreiten auch das schönste Licht über die älteren und neueren Verhältnisse der Chinesen zu den benachbarten Völkerstämmen des nördlichen und mittleren Asiens, und über die politischen Umwälzungen, deren Folge die große Völkerwanderung war, welche ganz Europa eine neue Gestalt gab. Die Geographie und Statistik ist zum Theil mit in die Geschichte verwebt, zum Theil wie die Naturgeschichte in zahlreichen spezielleren Werken aufbewahrt. Die Philosophie ist entweder ohne fremden Einfluß in mancherlei Systemen auf chinesischem Boden gediehen oder mit den metaphysischen und religiösen Ansichten der Hindu verschwistert. Besonders verdient hier die Ethik der Schule des Confucius, die sich an Geist und Tendenz weit über Alles erhebt, was die übrigen Morgenländer in diesem Gebiete geleistet haben, einer ehrenvollen Erwähnung. Die Dichtkunst der Chinesen kann zwar trotz ihrer Originalität, an kühnem Schwunge der Phantasie, an Zartheit und Innigkeit des Gefühls, nicht mit den herrlichen Dichtungen der im Schoße einer üppigen Natur erzeugten Hindu wetteifern; allein der tiefe Sinn, die gedankenreiche, von der Bilderschrift wunderbar begünstigte, epigrammatische Kürze ihrer Poesien, gibt den chinesischen Dichtungen, mit welchen auch die Sprache der ältesten Philosophen nahe verwandt ist, einen Charakter feierlichen Ernstes und unnachahmlicher Erhabenheit. Die Sprache der Chinesen selbst, als Wort und Bild betrachtet, liefert interessante Beiträge zur philosophischen und vergleichenden Sprachlehre; die Schrift aber insbesondere lehrreiche Parallelen zu den ägyptischen Hieroglyphen, wenn gleich die Idee einer Urverwandtschaft beider Schriftarten mit Recht als abenteuerlich zu verwerfen ist *). Auch scheint unsere heutige Generation mehr und mehr von dem Wahne zurück zu kommen, als ob zum Studium einer so mysteriösen und unendlich schweren Sprache ein ganzes Menschenleben erfoderlich sei. Von den dreißig- oder vierzigtausend chinesischen Charakteren, die es überhaupt geben mag, sind höchstens sechs- bis zehntausend im Gebrauche, und kostet es allerdings Mühe und Zeitaufwand, sich dieselben nach und nach ins

8) Kaufmännischen und diplomatischen Werth hat die chinesische Sprache und Schrift besonders durch die neuesten Handelsverbindungen mit Rußland bekommen. Für die seefahrenden Kaufleute anderer Nationen sind von der mündlichen Sprache namentlich die Dialekte der Statthalterschaften Canton oder Quang-tung und Fo-kien von Wichtigkeit.

Gedächtniß zu prägen, welche Arbeit jedoch durch die sinnige und lehrreiche Zusammensetzung der Meisten ungemein erleichtert wird: so sind wir dafür einer noch weit größern Menge von Wörtern, eines ungeheuren Wustes von grammatischen Inflexionen, Regeln und Ausnahmen quitt, die sich in anderen Sprachen uns aufdrängen, und Jahre lang beschäftigen.

Wir werfen nun noch einen Blick auf die Verdienste der Europäer um das Studium der chinesischen Sprache und Schrift. Die erste genauere Kentniß von Beiden, so wie auch überhaupt von der Literatur dieser Nation verdanken wir dem unermüdeten Eifer und Fleiße vieler, besonders süd-europäischer Missionäre aus mehren geistlichen Orden, die Bekehrungseifer oder geistliche Herrschsucht seit dem Ausgange des 16. Jahrh. nach China trieb, wo sie zum Theil sich ganz einbürgerten, und bis zu ihrem Tode verharrten. Sie erwarben sich außer den Übersetzungen chinesischer, besonders philosophischer Werke, und dem Ankauf einer großen Menge schätzbarer Handschriften und gedruckten Werke auch durch Abfassung der ersten Elementarbücher und Glossarien kein geringes Verdienst. Die erste bekante und dieses Namens würdige Grammatik der chinesischen Sprache gab der spanische Dominikanermönch, Pater Varo heraus. Sie erschien im J. 1703 zu Canton, mit hölzernen Platten und überhaupt ganz in chinesischem Kostüme. Der Vf. hatte sie vornehmlich zu praktischem Gebrauch bestimt, und ebendeßhalb, neben vielen Regeln über Aussprache, Betonung und Gesprächstil, die eigentliche Grammatik nur flüchtig und obendrein nach der Methode lateinischer Sprachlehren behandelt, in welchen Fehler auch seine meisten Nachfolger gefallen sind. Ausgezeichnet vor allen älteren Sprachlehren, sowol in Rücksicht der Methode als ihres Reichthums an Beispielen ist die Notitia linguae sinicae des französischen Pater Premare, der auch zuerst den älteren Stil von dem neueren (s. oben) scharf geschieden hat, aber wegen seiner Weitläufigkeit dem Anfänger nicht zu empfehlen ist. Das Buch ist niemals gedruckt worden, sondern befindet sich als Manuscript in Paris.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrh. verdienen unter den Freunden dieser Literatur in Europa vorzüglich Bayer [10]) und Fourmont [11]) als Grammatiker genant zu werden. Fourmont, der sich mit wahrem Enthusiasmus auf diese, von ihm lingua philosophica, lingua divina genante Sprache warf, arbeitete nur leider weit mehr mit der Phantasie als mit dem Kopfe, und bürdete in seinen Meditationes der Welt so viele Träumereien und Hirngespinste auf, daß vielleicht gerade durch ihn die meisten falschen Ansichten von dem Chinesischen sich verbreitet haben. Seine Grammatica sinica sieht übrigens der des Pater Varo so ähnlich, wie ein Ei dem andern, obschon er Letztre, erst nach Vollendung der seinigen, kennen gelernt zu haben versichert. Das beste und vollständigste ältere Wörterbuch verfaßte der portugis. Minorit P. Basilius a Glemona, mit Benutzung von acht Original-Wörterb. und vielen handschriftlichen Glossarien, in China, zu Anfang des 18. Jahrh. Es enthält dieses Lexikon gegen 10,000 Charaktere, mit lateinischen Erklärungen, und führt den Titel Chán dsü si I, d. h. der Chan Charaktere, abendländisch erklärt [12]). Es ist fast unzählige Male ohne wesentliche Veränderungen abgeschrieben und in mehre Sprachen übersetzt worden.

Gegen Ende des achtzehnten und im Anfange des 19ten Jahrh. bekamen die chinesischen Studien besonders durch den Dokt. Antonio Montucci aus Siena, und Julius Klaproth aus Berlin, den Sohn des berühmten Chemikers, welcher Letztere schon als Knabe diese Sprache zu seinem Lieblingsstudium erhoben hatte, neue Anregung. Um das Jahr 1800 genehmigte die französische Regirung die Herausgabe eines neuen Wörterbuches, das schon seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. projektirt war. Allein der Dokt. Hager (berüchtigt durch seine Elementary characters), dem man die Ausführung dieses Unternehmens anvertraute und der in diesem Fache nichts weniger als zu Hause war, flößte Mißtrauen ein, und nach vier, fruchtlos verschwendeten Jahren wurde ihm diese Last wieder abgenommen. Indessen hatte de Guignes, der Sohn des berühmten Orientalisten dieses Namens, durch seine Voyages à Pekin, Manille et l'île de France etc. (Paris 1808) großes Aufsehen erregt. Man übertrug ihm, mit Übergehung Montucci's, der sich schon längst als rüstigen Kritiker gegen Hager gezeigt, und auch sonstige Proben seiner gründlichen Kentniß der Charaktere gegeben hatte, unbedingt die Anfertigung des neuen Lexikons. Vergebens machte Klaproth in seiner Broschüre: Remarques philologiques sur les voyages en Chine de M. de Guignes (Berlin, 1809), die chinesische Gelehrsamkeit de Guignes höchst verdächtig. Das Lexikon erschien 1813 unter de Guignes Namen als ein prächtiger Folioband, war aber im Grunde weiter nichts, als eine neue Auflage des ehrlichen Basilius, nur mit unverzeihlicher Weglassung vieles Nothwendigen, und mit überflüssigen oder gar so fehlerhaften und unkritischen Zusätzen, daß die Ignoranz und Unverschämtheit des Herausgebers fast als einzig in ihrer Art erschienen [13]). Da sich de Guignes unzählige Irrthümer und grobe Verstöße in der weitläufigsten Recension nur höchstens klassificiren ließen, auch dasjenige, was dem P. Basilius angehörte, noch sehr vermehrt und berichtigt werden konte: so unternahm es Klaproth, nachdem er sich als privatisirender Gelehrter in Paris niedergelassen, ein Supplement zu diesem Lexikon auszuarbeiten, wovon die erste Lieferung 1819 erschien.

Unterdessen waren die schätzenswerthen, obschon mancher Verbesserungen fähigen, chinesischen Sprachlehren der

---

10) *T. S. Bayeri* Museum sinicum, in quo sinicae linguae et literaturae ratio explicatur. Petropol. 1730, 2 Vol. in 8. (mit einer sehr dürftigen chinesischen Grammatik). 11) Meditationes sinicae, 1717—37, fol. — Linguae sinorum mandarinicae hieroglyphicae Grammat. duplex. 1742, fol.

12) Der Chan Charaktere heißt so viel als: Charaktere der Kaiserfamilie Chan, weil die heutige chinesische Schriftart Gibi unmittelbar von der, unter den Chan erfundenen Li-Schrift abstamt. 13) Vgl. das anonyme Examen critique (von Abel-Remusat) in Klaproths Supplement S. 1—29.

Engländer Marshman[14]) u. Morrison[15]) erschienen. Aber zu noch größeren Erwartungen berechtigten einige kleinere literarische primitiae des Herrn Abel-Remusat aus Paris, der neben seinem Hauptfache, der Medizin, die ost-asiatischen Sprachen als Lieblingsstudium gepflegt hatte. Und diesen Erwartungen entsprach auch der Erfolg auf eine glänzende Weise. Seine Ausgabe des Dschung-yung (im 10. Bande der Notices et Extraits) und ganz vorzüglich seine vortrefflichen Elémens de la Grammaire chinoise (Paris 1822), lassen in ihm, ohne giltigen Mitbewerber, den ausgebreitetsten und gründlichsten Sinologen unserer Zeit erkennen.

Nachträglich verdient noch das chinesisch-engländische Wörterbuch Morrison's, welches 1819—20 in zwei starken Bänden zu Canton erschien, einer Erwähnung. Es ist recensirt im Journal des savans (Julius 1821, p. 387). (*Schott.*)

CHINESISCHE LITERATUR. Die Literatur der Chinesen konte bei den Vorurtheilen, die sich Jahrhunderte lang dem Studium ihrer Sprache entgegen stellten, immer nur einzelen tieferen Kennern zugänglich sein, und es ist eben deßhalb kein Wunder, daß wir bis jetzt verhältnißmäßig nur einen kleinen Theil derselben gehörig zu würdigen, das Ganze aber nicht einmal zu übersehen im Stande sind.

Die heiligen oder kanonischen Bücher, in welchen die älteste Poesie, Geschichte, Philosophie und Gesetzgebung der Chinesen enthalten ist, zerfallen in kanonische Bücher ersten und zweiten Ranges. Die Verfasser mehrer derselben sind ganz unbekant. Unter den Büchern ersten Ranges mögen wenigstens der Text des Y-ging, der Schû-ging und ein Theil des Schi-ging einem grauen Alterthume angehören, wohin keine beglaubigte Geschichte reicht. Doch soll Confucius einen Theil derselben aus älteren, im Strome der Zeiten untergegangenen Urkunden excerpirt und ihnen also wenigstens ihre heutige Gestalt gegeben haben. Er begleitete auch das Buch Y-ging mit Anmerkungen, und der Tschün-zieu ist ganz sein eignes Werk.

Der Text des Y-ging, oder des Buches der Verwandelungen wird auf den ersten Kaiser Fö-chi zurück geführt. Er enthält die acht Guá, welche symbolische Zeichen der acht Elemente der Welt seyn sollen. Sie bestehen aus 3 Linien, die entweder ganz oder gebrochen sind, und das Vollkommene und Unvollkommene vorstellen. Nämlich:

4.	3.	2.	1.
☳	☲	☱	☰
Dschin.	Li.	Dûi.	Kian.
Donner.	Feuer.	Bergwasser.	Himmel.
8.	7.	6.	5.
☷	☶	☵	☴
Kiuan.	Geû.	Kân.	Sün.
Erde.	Berge.	Wasser.	Wind.

Diese acht Guà werden nun wieder mit sich selbst vervielfältigt, und bilden so 64 sechslinige Zeichen, die ein Räthsel für die ganze Nachwelt geblieben sind. Ihnen schließen sich die Kommentare des Wên-wâng, des ersten Stammherrn der Dynastie Dschêu, seines Sohnes Dchêu-gûng, und endlich der des Confucius an [16]).

Der Schû-ging enthält eine Samlung von Urkunden der 4 ersten Kaiserdynastieen, und besteht aus 4 Theilen, woron der erste nur die Geschichte zweier Kaiser umfaßt, des Yao und Schün. Der zweite Theil handelt von der Dynastie Chia, deren Gründer Yü der Große war; der dritte von der Dynastie Schang. Hiemit schließt der erste Band. Der Inhalt des zweiten Bandes, welcher zugleich den ganzen vierten Theil begreift, ist die Geschichte der, von dem berühmten Wu-wang gegründeten Dynastie Dscheu[17]).

Der Schi-ging ist ein Diwan alter Oden und Hymnen, größten Theils zum Lobe ausgezeichnet edler oder zum Tadel sehr lasterhafter Menschen. Diese ehrwürdigen dichterischen Produkte aus der Vorzeit wählte Confucius aus einer großen Menge anderer, denen er verderbliche Tendenz zuschrieb. Mehre sollen auch ihn selbst zum Verfasser haben[18]).

Der Tschün-zieu (Sommer und Herbst) ist das vierte der kanonischen Bücher, und von Confucius in seinem hohen Alter geschrieben. Es schildert in chronikmäßigem Vortrag die frohen und traurigen Schicksale der verschiednen kleinen Satrapien, aus denen China damals bestand, mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Lu, des Weisen Vaterland, in einem Zeitraum von 243 Jahren[19]).

Der Li oder Li-ging ist das fünfte und voluminöseste dieser alten Bücher. Man hat es in 5 Bände getheilt, von denen jeder 2 Bücher umfaßt. Diese Schrift ist eine vollständige Anweisung zum schicklichen und anständigen Benehmen, sowol in öffentlichen als Privat-Angelegenheiten. Man findet hier der Reihe nach Vorschriften über das gegenseitige Verhalten der Ältern und Kinder, der Geschwister, anderer Verwandten und Freunde, der höheren und niederen Magistratspersonen, der Gelehrten u. s. w. Diese Vorschriften erstrecken sich auf das Verhalten in und außer dem Hause, in Tempeln, beim Studium, in Stunden der Muße, bei Festgelagen, Ergötzlichkeiten, in Zeiten der Noth, der Trauer u.

14) Clavis sinica (als Einleitung zu seinem Consuc.) 1814. 4. Ist nur eine sehr specielle Arbeit. 15) *A Grammar* of the chinese language. Seramp. 1815. 4.

16) Der Y-ging ist von einem Pater Regis ins Französische übersetzt, aber noch ungedruckt. Ein Auszug aus dem Y-ging findet sich als Anhang bei der Übersetzung des Schû-ging von Gaubil, S. 399. 17) Der Schû-ging ist vom Pater Gaubil ins Franz. übers. und mit vielen sehr reichhaltigen Anmerk. herausgegeben von dem ältern de Guignes (Paris 1770. 4). 18) Von einer Übersetzung des Schi-ging, durch Pater de la Charme befindet sich ein handschriftliches Exemplar auf der königl. Bibliothek in Paris. Der große engländische Orientalist, Sir Will. Jones, hat eine Ode des Schi-ging in seinen Poes. asiat. Comment. in Kupfer stechen lassen, und in freiem, horazischem Metrum ins Lateinische übersetzt. 19) Ein kurzer Auszug aus dem Tschün-zieu findet sich in den Comment. Acad. Petropol. T. VII. p. 335.

s. w. Alles wird durch Beispiele aus dem Leben des Wên-wang und anderer Weisen belegt.

Die kanonischen Bücher des zweiten Ranges gehören nur dem Confucius und seinen berühmteren unmittelbaren oder mittelbaren Schülern an. Man zählt ihrer gewöhnlich nur vier, und nent sie Szü-schu, oder die vier Bücher. Sie sind die reinsten und zuverlässigsten Quellen der Philosophie dieser Schule, aber bis jetzt hat man die Ansichten und Grundsätze des Weisen, von denen seiner Schüler noch nicht streng genug geschieden, was, da wir von Confucius eigner Hand so wenig besitzen, allerdings eine schwierige Aufgabe ist. So kann ja auch nur die wahre Lehre Jesus, der nie Etwas geschrieben hat, dann erst am sichersten ausgemittelt werden, wenn wir von der Art, wie seine Schüler ihn auffaßten, zu abstrahiren wissen. Die Szü-schu sind folgende:

Der Tai-chio, die große oder wichtige Lehre, eine von Confucius niedergeschriebene Ermahnung an Regenten und höhere Statsbeamte, sich zur Regirung Anderer durch Bezähmung ihrer eignen Leidenschaften geschickt zu machen, und der Vernunft die Herrschaft über die Sele einzuräumen. Sie begreift nur 28 Oktavseiten.

Der Dchung-yung, die unveränderliche Mitte. Dieses Werkchen ist von Dsü-sze, dem Enkel des Confucius, mit wahrscheinlicher Benutzung hinterlassener Handschriften seines Großvaters, ziemlich systematisch ausgearbeitet. Es beginnt mit einer kurzen Metaphysik der Sitten, woran sich viele, mit Sentenzen des Confucius durchwebte Betrachtungen über die allgemein sich bewährende und ewige Wahrheit schließen, daß pflichtmäßige Beherrschung der Leidenschaften besser sei als ihre völlige Austilgung. Nur auf diesem Mittelwege gelange der Mensch zu moralischer Vollkommenheit und zum höchsten Gipfel der Glückseligkeit.

Der Lün-yü, Gespräche oder Reden und Antworten. Das Buch enthält Sittensprüche und andere Sentenzen des Confucius, einzele Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, und kurze Gespräche zwischen ihm und seinen Schülern. Es ist beinahe dreimal stärker als die beiden vorhergehenden zusammen genommen, und soll von zwei Schülern des Weisen nach seinem Tode gesammelt seyn.

Das vierte und letzte Buch hat seinen Namen von dem Verfasser, nämlich Meng-dsü, einem Schüler des Dsü-sze. Es enthält Unterredungen zwischen Meng-dsü, dem die Chinesen den zweiten Rang nach Confucius einräumen, und einem Fürsten Liang-wang, über die weiseste Regirungsart [20]).

Zu den kanonischen Büchern vom zweiten Range zählen Viele auch noch den Chiáo-ging, das Buch vom kindlichen Gehorsam, und den Siao-chiö, die kleine Lehre. Ersteres besteht aus einer fortlaufenden Unterhaltung des Confucius mit seinem Schüler Zeng, über den erwähnten Gegenstand. Das Andere ist von Dschu-chi geschrieben, und vermischten Inhalts, beschäftigt sich aber vornehmlich mit Räsonnements über Erziehung und Schulunterricht.

Die älteste Ur-Religion der Chinesen, zu deren wesentlichsten Lehren besonders die kanonischen Bücher ersten Ranges Hauptquelle sind, war einfach und patriarchalisch. Sie verehrten ein höchstes Wesen Tian (Himmel) oder Schàng-di, erhabenster Herrscher, und außerdem noch viele Genien von untergeordnetem Rang, Schutzgeister der Städte, Berge, Flüsse u. s. w. Von Astrologie und metaphysischen Grübeleien fand man bei ihnen keine Spur; doch glaubten sie durch inbrünstiges Gebet die Gottheit zu wunderbarem Eingreifen in den Gang der irdischen Dinge bewegen, und durch Opfer versöhnen zu können. Ihre Begriffe von Unsterblichkeit der Sele sind nirgends klar entwickelt. Die meisten älteren Herrscher China's bemühten sich dem Schàng-di ähnlich zu werden, und führten ein frommes, untadeliges Leben. Sie waren gleichsam die Säulen der Religiosität und Sittlichkeit ihrer Unterthanen.

Allein dieser glückliche Zustand dauerte, mit wenigen Unterbrechungen, nur bis in die Zeiten der Dynastie Dscheu, deren erster Kaiser, der heldenmüthige Wuwang, die meisten Provinzen des Reiches unter seine Anverwandten und andere Personen aus altem, fürstlichem Geblüte vertheilte. Diese Vasallen wurden unter den folgenden Regenten immer mächtiger und unabhängiger, bis endlich das Reich zur Zeit des Confucius in viele kleinere, sich ewig befehdende Herrschaften und in eine wahre Anarchie zerfiel, welchem Unwesen die Schattenkaiser der Dynastie Dscheu nicht ferner steuern konten. Mit dem Verfall des Reiches hielt der der Religion und Sitte gleichen Schritt: die Schutzgottheiten nahmen an Menge und Ansehen zu, und verdunkelten den höchsten Himmelsherrscher so, daß die himmlische Verfassung ein treues Abbild der irdischen wurde. Da versuchte es Confucius oder Kung-fu-dsü, der Sohn eines Mandarinen im Reiche Lu, ein Mann von seltenen Geisteskräften und reinem, unsträflichem Wandel, seine entarteten Mitbürger wieder zu dem reinen Glauben der Voráltern, zu strenger, von keinem Eudämonismus bedingter Sittlichkeit, und mittelbar auch zu politischer Einheit des theueren Vaterlandes zurück zu führen. Diesem edlen und erhabnen Zwecke war sein ganzes thatenreiches Leben gewidmet; er selbst aber sollte die Früchte davon nicht ernten. Seine zahlreichen Schüler traten, obwol nicht immer mit gleichem Glücke und gleicher Kraft in die Fußtapfen des großen Lehrers. Doch wurde die Lehre des Confucius, besonders nach Wiedervereinigung des Reiches, endlich ein Gemeingut aller Edleren und Bessern, und die Sele der ganzen Statsverfassung: man erzeigte seinen Manen fast göttliche Ehre, man räumte seinen schriftlichen Denkmälern unter den kanonischen Büchern eine Stelle ein. — Die heiligen Bücher ersten

20) Übersetzungen und Bearbeitungen sind: *Confucius* Sinarum philosophus. Lutet. 1687. fol. — Die Sze-schu, von Noel. Prag, 1711. 4. — Dschung-yung von Abel-Remusat (Not. et Extr. T. X.). — Tai-chio von Marshman in der Clavis sinica. The works of Confucius by *Marshman.* Vol. 1. Lün-ngee. Seramp. 1810. 4. — Werke des tschines. Weisen Kung-fu-dsü. Erster Theil, Lün-yü. Halle 1826. 8. (von dem Verf. dieses Artikels). — Beide letztere Werke enthalten aber nur die erste Abtheilung des Lün-yü.

und zweiten Ranges sind in China sehr häufig ganz oder auszugsweise ausgelegt und commentirt worden.

Ziemlich gleichzeitig mit Confucius lebte Lao-giün, welcher die Sekte Dao-sziü, Lehrer der Urvernunft, gründete. Die Geschichte seiner Geburt ist mit Wundern verwebt. Er lehrte, daß der Daó oder die Vernunft, das höchste Grundwesen aller Dinge, ein anderes Wesen hervorgebracht habe; das wieder zweien und diese zwei wieder dreien andern ihr Daseyn gegeben hätten. Seine Schriften haben sich noch erhalten, sollen aber von seinen Schülern sehr verfälscht und entstellt seyn. Das System des Lao-giün ist wahrscheinlich eine Art von Identitäts-Philosophie, die aber keine indische Lebensmüde und Sehnsucht nach Wiederkehr in die allgemeine Weltsele, sondern einen behaglichen Epikuräismus erzeugte. Er empfiehlt Unterdrükkung derjenigen Begierden und Leidenschaften, die dem Frieden unserer Sele gefährlich werden können: das Hauptstreben des Weisen müsse darauf gerichtet seyn, daß seine Lebensfreuden keine Selenangst, kein quälender Zweifel, überhaupt kein Kummer und Verdruß ihm verbittere. Verscheuchet das Andenken an eine düstere Vergangenheit aus eueren Herzen, rufen die Schüler des Lao-giün sich einander zu, und macht euch keine Sorgen wegen der Zukunft: übet die Tugend, vermeidet das Laster nach Maßgabe euerer Wohlbehaltenheit. Die Lehre der Dao-szü fand besonders unter den Reichen, und in den Palästen der Großen eine günstige Aufnahme. Allein der schreckliche Glaube an ewige Vernichtung oder wenigstens an den Verlust des Selbstbewußtseyns nach dem Tode konte ihrer Behaglichkeit großen Eintrag thun: sie bemühten sich daher einen Trank der Unsterblichkeit zu erfinden, und weil dieß auf natürlichem Wege nicht gelingen wollte, ergaben sie sich der Alchimie und mancherlei Zauberkünsten, die wieder Veranlassung zur Herausgabe bändereicher Werke wurden. Besonders unter der Dynastie Sung, im 5. Jahrhundert nach Christus, griff diese Sekte geisttödtend und Aberglauben aller Art verbreitend um sich, und noch heut' zu Tage sind viele Anhänger und Lehrer derselben in ganz China zerstreut, welche Letztere aber größten Theils zu gemeinen Gauklern und Taschenspielern herabgesunken sind.

Eine dritte, nicht lange vor Christus Geburt in China eingedrungene, und nun, zumal unter dem Pöbel fast allgemein verbreitete Lehre ist die des Fo oder Foe, ein unechter Sprößling der buddhistischen Religion, deren Priester, an der Zahl über eine Million, gewöhnlich Bonzen genant werden. Diese Bonzen verstehen es so gut, wie manche andere Hierarchie, aus dem krassesten Aberglauben, womit sie das arme Volk umnebeln, und den unerhörtesten Betrügereien, Selbstpeinigungen und anderen Gaukelspielen, für ihre Herrschaft über die Geister, und ihre zeitlichen Bedürfnisse reichen Gewinn zu ziehen. Diese Seuche wird aber tolerirt, weil sie dem Interesse des States nicht nachtheilig zu werden droht, vielleicht auch, weil sie schon zu tiefe Wurzeln geschlagen hat. Sie findet sich bei dem Pöbel oft mit den Lehren der Schule des Confucius, die sie in den öffentlichen Unterrichtsanstalten sich mechanisch einprägen, ohne jemals in ihren Geist zu dringen, in wunderlichem Gemische, und überhaupt ist die tiefe Entartung und moralische Schlaffheit des gemeinen Mannes in China, wol hauptsächlich dem verderblichen Einflusse dieser Sekte zuzuschreiben. Einer ausführlichen Zergliederung der Lehre des Fo, der eigentlich mit dem Buddha der Indier Eins ist, deren Bekenner aber die sanfte und milde, auf so viele asiatische Völker wohlthätig wirkende Lehre dieses Weisen, zur scheußlichsten Mißgeburt des menschlichen Geistes entstellt haben, glauben wir uns hier füglich überheben zu können.

Die übrigen neueren Erscheinungen im Gebiete der chinesischen Philosophie beschränkten sich theils auf Auslegungen der Werke des Kung-fu-dsü, worunter die von Dschu-chi und Dsching-dsü die schätzbarsten sind [21]; theils waren sie metaphysischer Art, mehr oder weniger von dem Buche Y-ging abhängig [22]).

Die Geschichte muß wol in China wegen des hohen Alters der Schreibekunst bei dieser Nation schon sehr frühe angebaut worden seyn. Die Chinesen haben wenigstens außer dem, vielleicht bei weitem älteren, Denkmale des Yü [23]), noch Inschriften aus dem 8. Jahrh. vor Christus aufzuweisen. Von den frühesten Zeiten an ließen die Regenten China's alle merkwürdigen Begebenheiten unter ihrer Regirung aufzeichnen, so wie auch die Reden, welche sie den Großen hielten, oder die von ihren Räthen vorgetragen wurden. Eben so sammelte man Gesetze, Regeln der religiösen und Hofgebräuche u. s. w. Diese Samlungen waren bis auf die Zeit des Confucius so angewachsen, daß er es für nothwendig hielt, sie in einen Auszug zu bringen, und ihnen zugleich mehr Zusammenhang zu geben. So entstand der Schu-ging (s. oben). Rein historisch ist aber unter den kanonischen Büchern nur noch der Tschün-ziu von demselben. Kaiser Schi-chuang-di aus der Dynastie Zin, welcher die durch das leidige Feodal- und Zerstückelungssystem entnervten Dscheu endlich vernichtet, und sich auf die Trümmer ihrer Herrschaft emporgeschwungen hatte, mußte viel mit dem Eigensinne der Großen kämpfen, welche gern die alte Verfassung wieder eingeführt hätten, und sich unaufhörlich auf die alten historischen Denkmäler beriefen. Er gerieth daher auf den Gedanken, alle alte Geschichtswerke den Flammen Preis geben zu lassen. Aus diesem großen Bücherbrande mochte jedoch Manches gerettet werden: andere erhielten sich, wenigstens theilweise im Gedächtniß einzeler Gelehrten, und so war man unter der folgenden Dynastie Chan glücklich genug, bedeutende Fragmente und selbst vollständige Werke wieder aufzufinden. So wurde die ältere Geschichte China's unter der Regirung des Kaisers Wu-di (um d. J. 100 v. C.)

---

12) Von Ersterem hat man auch viele philosophisch-moralische Abhandlungen. 22) Auch Bücher moralischer Erzählungen gibt es bei den Chinesen in großer Menge. Eine sehr bekante Samlung der Art sind die Ji-gi-gü-szü, d. h.: tägliche Erinnerungen an alte Thaten. Sie ist mit Bildern geschmückt, und vornehmlich für die Jugend bestimt. Die Anfangsgründe des Wissens für Kinder enthält der San-dsü-ging, oder: das Buch von drei Charakteren. Letzteres Buch ist von R. Morrison ganz, Ersteres theilweise, ins Engländische übersetzt. 23) S. Inschrift des Yü, übersetzt und erklär von *J. Klaproth*. Halle 1811.

erst durch Szü-ma-dan, den der Tod bald übereilte, dann durch seinen berühmten Sohn Szü-ma-zian wieder hergestellt. Dieser begann sein Geschichtwerk, das den Titel Szü-gi führt, mit dem 2637sten Jahre vor Christus, und setzte es bis zum Anfange der Dynastie Chan fort. Obgleich Szü-ma-zian alle auf ihn gekommenen Hilfsmittel benutzen konte, so blieb dennoch die Geschichte China's bis ins 9. Jahrh. v. Chr. lückenhaft und unzusammenhängend, weil die ihm zu Gebote stehenden Quellen oft sehr von einander abwichen und erst 100 Jahre später vereiniget sich die Chronologie ohne Abweichung. Jede in China herrschende Dynastie hat die Geschichte seit Szü-ma-zian fortsetzen lassen, und es ist gebräuchlich, daß die Annalen der vorhergehenden Dynastie erst unter der folgenden erscheinen. Diese ungeheuere und unschätzbare Samlung, welche sich aber bis jetzt noch auf keiner europäischen Bibliothek vollständig befindet, führt den Titel Nian-öl-szü (Nian-öt-szü), d. i. die zwei und zwanzig Geschichtswerke, und besteht gewöhnlich aus vierhundert und sechzehn Heften, die in ein und sechzig pappene Umschläge von der Stärke einer Hand vertheilt sind, und außer der Geschichte, auch Geographie, Statistik und Biographie vom Jahre 2637 vor bis 1644 nach Christus enthalten [24]). Sie schließen also mit dem Erlöschen der vorletzten Dynastie Ming. Ein Theil davon, welcher eben die Geschichte dieser letzteren Dynastie enthält, befindet sich unter den Titel Ming-szü auf der königl. Bibliothek in Berlin, und umfaßt dreißig Bände in Folio. Eine Inhaltsanzeige davon, s. in Klaproths Verzeichniß der chinesischen und mandshu'schen Bücher und Handschrft. d. königl. Bibl. zu Berlin. Paris 1822. Folio.

Außer diesen offiziellen Reichsannalen gibt es noch sehr viele Privatgeschichtbücher über einzele Dynastien, und Erdbeschreibungen sowol von ganz China als von einzelen Provinzen des chines. Reiches, großen Theils mit Karten versehen, welche Letztere auf der paris. Bibliothek eine riesenhafte Samlung von 160 starken Bänden ausmachen [25]). Die königl. Bibliothek zu Berlin besitzt von rein geographischen Werken nur den Guang-yü-tü-gi, einen allgemeine Beschreibung von China mit Landkarten (6 Hefte in einem Bande), verfaßt unter der Regirung des Kaisers Dsching-dsü, aus der Dynastie Ming, von Lu-ing-yang, in 24 Büchern.

Die Poesie der Chinesen hat ebenfalls ihre ältesten und erhabensten Produkte in den kanonischen Büchern aufzuweisen. Seitdem hatte China noch sehr viele lyrische und didaktische Dichter [26]), selbst Novellisten, Romanenschreiber und Dramaturgen, auch die Mythologie wurde sehr weitläufig bearbeitet. Die Geschichte der Götter und Genien auf der paris. Bibliothek begreift allein 60 Bände. Vieler andern mythologischen Werke zu geschweigen. Zwei der, in China geschätztesten Romane finden sich auf der königl. Bibliothek zu Berlin. Diese sind 1) der Sän-guë-dschi, die Geschichte der 3 Reiche, eine Geschichte der 3 Reiche Schu, Guei und U, unter welche China getheilt ward, als im J. 220 die Dynastie der östlichen Chan mit dem Kaiser Chian-di endigte. Diese 3 Reiche führten beständige Kriege mit einander, bis endlich der Stifter der Dynastie Dsin 280 n. Chr. das ganze Reich unter seinem Zepter vereinigte. Der erste Verf. war ein gewisser Dschên scheû. Das Buch wurde aber von Lo-guan-dschung unter der mongolischen Dynastie Yuan umgearbeitet, in einen blühenden Stil gesetzt, und manche romantische Episode hinzu gefügt. 2) Der Schüi-chü-dschüan, Geschichte der Küsten, ebenfalls halb historisch, und von Lo-guan-dschung bearbeitet. Er enthält die Geschichte der Räuber und Aufrührer, welche China unter der Dynastie Sung vom J. 1058 an beunruhigten. Der Held der Geschichte ist Sung-giang, ein kaiserlicher Feldherr, der am mehrsten zu ihrer Dämpfung beitrug. Er ward am Ende seiner ruhmvollen Laufbahn durch vergifteten Wein aus dem Wege geräumt. Zwei andere chines. Romane, der Chäo-gieu-dschuan, und der Yü-giao-li sind ins Französische übersetzt [27]).

Für Lexikographie und Erklärung ihrer Charaktere haben die Chinesen außerordentlich Viel geleistet. Diese Lexika sind theils tonischer Art, so daß die Charaktere nach Aussprache und Betonung auf einander folgen, theils nach Wurzelzeichen eingerichtet. Zu den berühmtesten und vortrefflichsten gehören: 1) Der Dsü-guei, Samlung von Charakteren, nach Schlüsseln geordnet. Es ist dieses in China eines der gebräuchlichsten Handwörterbücher von geringem Umfang, mit kurzen und guten Erklärungen. Es ward gegen das Ende der Dynastie Ming von Mei-ing-zu zusammen getragen, erschien zuerst 1615, und enthält 33,179 erklärte Charaktere. 2) Der Dsching-dsü-tung, ein Buch von ausgezeichneter Gelehrsamkeit. Sein Verf. ist ein gewisser Dschang-öl-gung, nach dessen Tode das Werk 1670 durch Liao-wen-ing, der es ihm abgekauft hatte, und sich selbst für den Verf. ausgab, ans Licht trat. Allein der Betrug wurde bald entdeckt. 3) Der Kang-chi-dsü-dian, oder das kaiserl. Wörterb. von Kang-chi (40 Hefte). Dieser große Monarch übertrug die Ausarbeitung desselben einer Gesellschaft, die größten Theils aus Mitgliedern der Akademie Chän-lin-yüan bestand. Es wird in China für das vollständigste angesehen, und steht in so großem Ansehen, daß alle öffentlichen Schriftarten gedruckt wurde. Es ist übersetzt von Pater Amiot, Paris 1770. 8. Die chinesischen Theaterstücke der pariser Bibliothek, an der Zahl 100, sind von verschiednen Verfassern, und erschienen unter der mongolischen Dynastie Yuan (1279 — 1368 v. Chr.).

---

24) Ein fruchtbarer Auszug aus den Niän-öl-szü sind die Dsü-dschi-tung-gian oder Jahrbücher des chinesischen Reichs (120 Hefte) von Szü-ma-guang, 1066 nach Chr. S. Klaproth a. a. O. 25) Die königl. Bibliothek zu Paris verwahrt überhaupt an chinesischen gedruckten Büchern und Handschriften gegen fünftausend Bände, den Kern der chinesischen Literatur in allen Fächern. Herr Remusat ist mit einem Katalog derselben beschäftigt. 26) Zu den größeren Dichtungen gehört besonders Kaiser Kian-lung's gelehrter Panegyrikus auf die Stadt Mukden oder Scheng-geng, der in 32 verschiedenen Schriftarten gedruckt wurde. Es ist übersetzt von Pater Amiot, Paris 1770. 8. Die chinesischen Theaterstücke der pariser Bibliothek, an der Zahl 100, sind von verschiednen Verfassern, und erschienen unter der mongolischen Dynastie Yuan (1279 — 1368 v. Chr.). 27) Ersterer ohne Namen des Übersetzers (Lyon 1766. 4 Bände. 12.): Letzterer von Abel-Remusat (Paris 1824).

liche Schriften, die dem Kaiser vorgelegt werden, nach der Schreibart desselben abgefaßt seyn müssen.

Wir wenden uns zur Medizin, und mit derselben in Verbindung stehenden Naturgeschichte. Die chinesischen Ärzte stehen wegen ihrer Unwissenheit in der Anatomie und Chirurgie, die sie zu verworrenen Begriffen von dem inneren Bau des menschlichen Körpers und von den wahren Ursachen der Krankheiten führt, hinter den europäischen sehr weit zurück. Sie nehmen zwei Lebensprinzipien an, die natürliche Wärme und das humidum radicale, dessen Vehikel das Blut und die Lebensgeister sind. Die Trennung dieser beiden Elemente bewirkt den Tod animalischer Körper. Sie nehmen eine Art von Herrschaft des Feuers, Wassers, der Luft und Metalle über bestimte Glieder des Leibes an. Der Puls spielt in ihrer Diagnose der Krankheiten die Hauptrolle. Nach der Bewegung des Pulses beurtheilen sie fast lediglich den Zustand des Patienten und die Quelle der Krankheit, ohne sich in viele Fragen einzulassen. Sie verschreiben ebenfalls Recepte, und die Apotheken sollen einen Überfluß an vortrefflichen Spezereien haben. Wer etwas Näheres über das Geheimniß des Pulsschlags, über Kräuterrecepte, allgemeine und besondere Regeln zur Erhaltung der Gesundheit lesen will, vergleiche den reichhaltigen Abschnitt von der Arzneiwissenschaft der Chinesen in du Halde's Beschreibung des chinesischen Reichs, dritter Band, S. 445—548.

Die königliche Bibliothek zu Berlin hat viele medizinische und naturhistorische Werke, die wir aus Klaproth's Katalog zum Theil hier aufzählen wollen:

Bèn-zào-gāng-mū oder: allgemeine Übersicht der Naturgeschichte, von Li-schi-dschin. Es erschien zuerst 1596. Die Absicht des Verf. war besonders, den medicinischen Gebrauch der Naturkörper kennen zu lehren. Eine ausführliche Darstellung des Inhalts siehe in erwähntem Werke S. 154—161: Bèn-zào-pào-dschi, von der Zubereitung der Arzneimittel. Eine kurze Naturgeschichte, aber defectiv. Verfasser und Jahr des Druckes fehlen, die Abbildungen verschiedener Gegenstände finden sich bei ihrer Beschreibung: Dà-gūan-bèn-zào-gang-mu-zinan-schü, Naturgeschichte der Jahre Dà-guon von Tang-schin-wi, um das Jahr 1114 nach Christus vollendet, und aus 247 andern Werken zusammen getragen.

Eigentlich medicinisch sind z. B. die Magnetnadel der 81 schwierigen Punkte, ein Werk, welches die Auflösung von 81 schwierigen Punkten der Pulslehre und des anatomischen Systems der Chinesen enthält: Verbesserter und vermehrter Spiegel der Arzneiwissenschaft, von der Pulslehre, den Lebensgeistern, der natürlichen Kälte und Wärme handelnd. Sodann werden die verschiedenen Krankheiten aufgezählt, mit Recepten zu ihrer Heilung verbunden. Endlich folgt ein Abriß der chinesischen materia medica: Hauptadern des Reichs der Medicin, eine weitläufige Sammlung von alten und neuen medicinischen Werken u. s. w.

Außerdem haben die Chinesen noch eine Art von gemischter Literatur, Encyklopädien und Quodlibet's, worunter sich besonders das herrliche Werk des Ma-duan-lin, betitelt: Wen-chian-tung-kao, auszeichnet. Es findet sich auf der Pariser Bibliothek, und ist nach Abel-Remusat das köstlichste Denkmal der chinesischen Literatur: eine höchst ergiebige und fast unerschöpfliche Sammlung von wichtigen Notizen über Gegenstände von jeder Art: ein Schatz von Gelehrsamkeit und Kritik, wo Alles, was das chinesische Alterthum uns an Materialien über Religion, Gesetzgebung, Lands- und Statsökonomie, Handel, Ackerbau, Statsverwaltung, Naturgeschichte, physische Geographie und Ethnographie hinterlassen hat, mit bewundernswürdiger Ordnung, Methode und Klarheit vereinigt und classificirt ist: ein Werk, das schon, für sich allein genommen, eine ganze Bibliothek aufwiegt, und wenn die Chinesen sonst gar nichts geschrieben hätten, das Studium ihrer Sprache empfehlenswerth machen könte. Wir übergehen hier die von Europäern in chinesischer Sprache verfaßten Werke, die größten Theils religiösen, mathematischen und astronomischen Inhalts sind, und fast alle von Missionären herrühren. Chinesische Bibelübersetzungen sind besonders ein gutes Übungsmittel für den Anfänger, weil er es bei ihrem Studium mit hinlänglich bekanten Materien zu thun hat. Unter den neuesten, von Europäern abgefaßten chinesischen Schriften verdient besonders des Engländers Sir George Staunton kleine Abhandlung über die Kuhpocken (erschienen zu Canton im Jahre 1805), wovon der Herr Hofrath von Tilesius einige Exemplare mit nach Europa brachte, genant zu werden [28]). (*Schott.*)

CHINESISCHE MUSIK. Das Hauptwerk über diesen Gegenstand ist bekantlich von Pater Amiot (Missionar zu Pekin) *); es verbreitet sich sowol über die alte, als neuere Musik der Chinesen. Der Inhalt dieses sich oft wiederholenden, oft unbequem weitläufigen Werkes, das von dem bekanten Harmoniker Abt Roussier mit gelehrten Bemerkungen und berichtigenden Berechnungen versehen worden ist, dürfte wol nur Wenigen bekant seyn, da sich das Buch nicht in Jedermanns Händen befindet, und eine nicht geringe Geduld bei aller Liebe zur Sache dazu gehört, sich bis zum Ende durchzuarbeiten. Da aber die Kentniß des Hauptsächlichsten, was in diesem Werke geboten wird, nicht allein zur Geschichte der Musik gehört, sondern auch zu mancherlei wichtigen Vergleichungen führt: will ich hier zuvörderst einen ganz gedrängten Auszug liefern.

Wie sehr die chinesische Musik von der unsern, schon in jener Zeit, verschieden war, zeigt die Antwort, welche die Gebildetsten des dortigen Hofes dem Pater gaben, der ihnen die schönsten Stücke von Rameau, Blavet und Andern vorgespielt hatte: Diese Melodien sind nicht für unsere Ohren, und unsere Ohren nicht für solche Melodien. Sie halten die ihrige für viel schöner. Daß sie übrigens von ihrer alten und uralten Musik behaupten:

---

28) Eine Anzeige davon s. in *Klaproth's* asiatischem Archiv, erster Band (1810) S. 111—113.

*) Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les moeurs, les usages etc. des Chinois, par les Missionnaires de Pe-Kin. Tome sixième. à Paris chez Nyon. MDCCLXXX.

„Man hörte sie und war entzückt. Wir haben nach dem allgemeinen Zeugniß unserer Barden sehr viel verloren, denn die Methode unserer Urväter ist leider dahin!" kann nicht befremden. Die Tonkunst ist bei ihnen ein vorzüglicher Theil ihres Cärimoniels, und daher seit undenklichen Zeiten ein Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit der Obrigkeit und selbst des Kaisers. Sie sehen sie als Wissenschaft der Wissenschaften an, durch die alle andern erklärt werden können, auf welche sich alle übrigen beziehen und aus welcher sie hervorgehen. Sie umfasse die Tiefen des Herzens und des Verstandes zugleich. Sie sei viel älter als Merkur und die Musik der Ägypter; auch das Tetrachord des Pythagoras stamme von ihnen her. Man redet unter ihnen von den Wundern der Tonkunst, wie die griechischen Mythen; und der unnachahmliche Kouei sagte, mehr als 1000 Jahre vor dem berühmten thrakischen Sänger, zum Chun: „Wenn ich die klingenden Steine meines King ertönen lasse: so versammeln sich die Thiere um mich her und beben vor Freude." Die Alten zauberten mit ihren Tönen die Geister des Himmels auf die Erde, riefen die Schatten der Vorfahren aus der Nacht und flößten Liebe zur Tugend in die Selen. Confucius selbst beobachtete die Art der Tonkunst in den verschiedensten Gegenden des großen Reichs, und schloß daraus auf die Rechtlichkeit der Bewohner und ihrer Regirung. Und diese uralte, so wundersam wirkende Musik beruhte auf einer von der unsern ganz verschiedenen Tonleiter, die nur aus fünf Tönen bestand, deren erster Ton nicht, wie bei uns gewöhnlich, c, sondern f war. Diese fünf Töne der alten Leiter entsprachen unserm f g a c d und werden von ihnen koung, chang, kio, tché und yu genant. Sie ließen also die Quarte und Septime in ihrer ältesten Tonleiter fehlen, nicht aus Unkentniß, denn sie hatten unser h (pien-tche genant) und unser e (pien-koung), sondern weil sie diese Reihenfolge für wirksamer hielten. Seit den ältesten Zeiten grübelten sie auch gern über das Wesen ihrer Tonkunst, bezogen die Harmonie der Töne auf die Harmonie des ganzen Universums, suchten von allen Seiten sehr viel Mystisches in derselben und brachten sie auf mannichfache Weise in ein ordentliches System. Ein Verzeichniß ihrer vorzüglichsten Werke findet sich S. 21—25, an der Zahl 69, unter denen besonders eins von einem Zeitgenossen und Freunde des Confucius, etwa 500 vor Christus, Lin-tcheou-kieou, zu nennen ist.

Der erste Theil handelt nun von den verschiedenen Klängen (son) und zerfällt in 9 Artikel, deren erster vom Klange überhaupt redet. Sie unterschieden von jeher den Klang, als einen isolirten, mehr oder minder starken und hellen Schall von geringerer oder längerer Dauer, der Natur des Körpers gemäß, der ihn gibt — vom Tone (ton), der nach unabänderlichen Gesetzen in den Gränzen eines Maßes erklingt, was sie Lu nennen, d. h. Gesetz, Regel u. s. w. Auch unterschieden sie seit den ältesten Zeiten 8 verschiedene Arten von Klängen, für welche die Natur 8 verschiedene Körper hervorgebracht habe, unter welche alle übrigen zu setzen wären: gegärbte Thierhaut, Stein, Metall, gebrante Erde, Seide, Holz, Bambus und den Flaschenkürbis. Aus diesen achterlei klingenden Körpern machte man für jede Klangart besondere Instrumente, untersuchend, wie man aus jedem den Ton am schönsten hervorlocken könne, daß er Ohr und Herz rühre. Dieß bestätigen nicht nur die trefflichen Werke des Prinzen Tsai-yu und des berühmten Ly-koang-ty, sondern auch des Yao und Chun. Ob nun gleich alle Töne auf einem jeden dieser Instrumente hervorgebracht werden können: so behaupten doch die meisten Chinesen, daß es für jeden klingenden Körper einen einzigen eigenthümlichen Ton gibt, den ihm die Natur selbst bei der allgemeinen Harmonie bestimte.

2. Artikel (S. 35). Vom Klange der Felle. Hier werden die verschiedenen Arten der Trommeln beschrieben, die man seit den ältesten Zeiten der Monarchie verfertigte. Die älteste, die man kent, der Tou-kou von Chen-noung, von Erde, an beiden Seiten mit Fell bezogen, wurde bald, ihrer Schwere und Zerbrechlichkeit wegen, mit solchen vertauscht, die von Cedern- und Sandelholz und allerlei wohlriechenden Holzarten, bald einfach, bald bemalt gebaut wurden. Einer derselben hingen 2 kleine Trommeln an den Seiten. Manche gaben das Zeichen, wenn der Gesang beginnen sollte, andere begleiteten ihn. Nie gab es welche von 4, 6 und 8 Flächen, nur von zweien: aber zu verschiedenen Cärimonien befanden sich so viele in einer Reihe, was zu jenem Irthum verleitete.

3. Artikel. Vom Klange der Steine (S. 39). Die Kunst, sogar Steine zum Gebrauche in der Musik dienen zu lassen, ist den Chinesen ganz eigenthümlich, und es bedurfte dazu, sagt Amiot, der sie gern über alle Völker des Alterthums erhebt, ein von Natur philosophisches, Alles bedenkendes und benutzendes Volk, wie sie eben sind. Vor mehr als 2200 Jahren vor Christus hatten sie schon zu den Zeiten des Yao und Chun beobachtet, daß der Klang gewisser Steinarten die Mitte zwischen dem Klange des Holzes und des Metalles hielt. Verschiedene Provinzen lieferten Steine zu mannichfachen Instrumenten, die man anfänglich Kieou, später King nante. Man wählte dazu solche, die der Sonne und der Luft ausgesetzt waren, weil sie heller und reiner klingen, als Steine in der Erde und im Wasser. Die Provinz Leang-tcheou gab den edelsten Stein Yu, woraus der Nio-king verfertigt wurde, der nur vor dem Kaiser gespielt werden durfte. Der Tsé-king war ein einziger klingender Stein, der wie die große Trommel oder auch Glocke das Zeichen zum Anfange und zur Beendigung der Musik gab. Der Pien-king bestand aus einer Auswahl von 16 Steinen, welche das System der Töne bildeten, die die alten Chinesen zu ihrer Musik brauchten. (s. Fig. 1.) Andere King sind der Gestalt nach verschieden.

4. Artikel. Vom Klange des Metalles (S. 43). Das Metall, welches sie das 5. Element nennen, und die daraus von ihnen zuerst verfertigten harmonischen Glocken behaupteten bei den Alten einen sehr hohen Rang. Man goß große, mittlere und kleine aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, so daß auf 6 Pfund Kupfer 1 Pfund Zinn gerechnet wurde, nach Tcheou-ly. Aus der kleinen Art machte man 12, um einen halben Ton von einander verschieden, und dann 16, um alle Töne der ganzen alten Tonleiter zu erhalten und ein Instru-

ment, wie den King zu bilden. Tchoung bedeutet Glocke. Seit der Regirung des Chun bis zum Tcheou, d. i. von 2555 bis zum Jahre 250 vor Christus wurde die Methode, sie nach den Gesetzen der 12 halben Töne zu formen, beobachtet. Darauf nahm Alles im Reiche eine neue Gestalt. Denn der barbarische Tsin-ché-hoang-ty wollte Wissenschaften und Künste des ganzen Alterthums vernichten. Mehre dieser alten Glockeninstrumente wurden vergraben. Gegen 640 nach Christus ließ der große Tay-tsoung, aus der Dynastie der Tang, Nachforschungen über die alte Musik anstellen nach allen ausgegrabenen Stein- und Glockeninstrumenten, die aber bei einem spätern Aufruhre zum Theil nach der Tatarei geschleppt worden sind. Unter den folgenden 5 kleinen Dynastien geschah für Kunst und Wissenschaft gar Nichts; erst die Soung fingen an, den alten Glanz des Reiches auch in dieser Hinsicht wieder herzustellen.

5. Artikel. Vom Klange der gebranten Erde (S. 49). Da die Chinesen, die ihre älteste Musik nur zur Verehrung des höchsten Wesens (Chang-ty) und den Vorfahren zu Ehren gebrauchten, meinten, die ganze Natur zur Vervollkommnung dieser Kunst verwenden zu müssen, machten sie auch mit der Erde lange Zeit ziemlich vergebliche Versuche, bis man endlich ein Blaseinstrument erfand, das der allgemeinen Mutter der Dinge nicht unwürdig befunden wurde. Es hatte die Gestalt eines Gänseeies, in dessen Spitze man eine Öffnung machte, die, angeblasen, einen ziemlich tiefen Ton gab, den man Koung oder Hoang-tchoung, d. i. Grundton, nante. Auf die Vorderseite stach man 3 Löcher in Gestalt eines umgekehrten Triangels, und auf die Hinterseite 2 horizontal der Basis des Triangels gegenüber stehende, alle von verschiedenem Umfange, ihre 5 Töne der alten Tonleiter zu erhalten f g a c d. Das obere Loch des Grundtones wird also wol eine oder mehre Octaven tiefer geklungen haben. Man nent dieses Instrument Hiuen, dessen Symbolik und Alterthum es den Chinesen sehr achtungswerth macht, denn man setzt es über 2800 Jahre vor Christus. Späterhin veränderte man dasselbe unter den Tcheou und gab ihm 6 Öffnungen, ohne die Mündung, theilte es auch in den großen und kleinen, den ersten von der Größe eines Gänseeies, den andern so groß wie ein Hühnerei. (s. Fig. 2.)

6. Artikel. Vom Klange der Seide (S. 52). Auch die mit gedreheten seidenen Fäden bezogenen Instrumente sind sehr alt. Man bediente sich ihrer schon zu Fou-hi's Zeiten, der für den Erfinder derselben gehalten wird. Durch seinen Kin (Namen dieses Saiteninstruments) brachte er zuvörderst sein eigenes Herz in Ordnung und arbeitete darauf durch dessen Hilfe an der Verbesserung Anderer und machte sie friedlich und betriebsam. Er hatte bald 5, bald 7 Saiten, entweder nach unserer Art oder so gestimt c d f g a c d. Andere beschreiben es so, daß man auf ihm habe 7 Octaven darstellen können. Alle aber gaben ihm die größten Lobeserhebungen, und deuteten jede Kleinigkeit an diesem Instrumente. Die Kaiser selbst ließen sich oft malen, dieses Instrument spielend. Der Chê ist eine Art des Kin, auch vom Fou-hi erfunden; das vollkommenste ihrer Instrumente, und bedeutet **Wunderbar**. Es war mit 50 Saiten bezogen, die Chen-noung auf 25 herabsetzte, die tieferen weglassend, die halben Töne zweier Octaven durchlaufend. Man hatte 4 Arten, die der Größe nach verschieden waren; vom Kin hingegen nur 3 verschiedene Arten, alle mit 25 Saiten. Jede Saite hatte ihren eigenen Steg, jeder beweglich, daß man jede Saite vermittels des Steges höher und tiefer stimmen konte. Die Stege stellten unter sich ihre 5 Hauptfarben dar, die 5 ersten blau, die 5 folgenden roth, dann gelb, weiß und zuletzt schwarz. Es scheint, als hätten die Saiten allesamt anfänglich aus 81 Seidenfaden bestanden und also gleiche Dicke gehabt. Sie wurden von den Spielenden leicht gerissen. Die Alten meinten aber: Die den Chê spielen wollen, müssen ihre Leidenschaften gekreuzigt und Liebe zur Tugend in ihr Herz gegraben haben, sonst werden sie nur unfruchtbare Töne hervorbringen. Die Länge des Instruments wird verschieden angegeben, weil sich von Zeit zu Zeit das Maß änderte. Am allgemeinsten wird die Länge auf 9 Fuß gesetzt. (s. Fig. 3.)

7. Artikel. Vom Klange des Holzes (S. 61). Aus Dankbarkeit für die unschätzbare Gabe des Holzes erfand Fou-hi (Fo, der Stifter der herrschenden Religion) 3 Arten solcher Instrumente, die nur zur Ehre des Himmels angewendet wurden, den Tchou, den Ou und den Tchoung-tou. Der erste in der Gestalt eines viereckigen Kastens oder Kornmaßes, zum Anfange der Musik gespielt; der Ou, in Gestalt eines ruhenden Tiegers, Sinnbild der Herrschaft der Menschen über alle lebende Wesen, wurde zu Ende der Musik gespielt. (Fig. 4.) Im Alterthume gab er 6 volle Töne, f g a c d f, mittels der Wirbel auf dem Rücken, die man mit einem Stöckchen, Tchen genant, riß. Erst später unter den Tang und Soun's schlug man ihn zu Ende der Musik dreimal auf den Kopf. — Der Tchoung-tou, d. h. Brettchen, behauptete einen ausgezeichneten Rang unter den Instrumenten, weniger des Tones, als der Gedanken wegen, die das Spielen derselben erwecken sollte. (Fig. 5.) Bevor man nämlich das Papier erfunden hatte, schrieb man auf Brettchen, die man in der Folge an einander band und Bücher daraus machte, welcher uralte Gebrauch erst unter der Dynastie der Han aufhörte. Das Maß dieser Brettchen war genau bestimt nach dem Werthe der Sachen, die darauf geschrieben wurden. Werke von Wichtigkeit hatten Brettchen von 2 Fuß 4 Zoll Länge, mit Riemen an einander gebunden; sie hießen Tsê; noch einmal so klein, Tou genant, waren für Flugschriften; die schmalsten von verschiedener Länge, Kien. Die Kaiser ließen ihre Gesetze (unter den Han) auf Brettchen von 2 Fuß Länge schreiben, aus Ehrfurcht vor den heiligen Büchern der Nation, King genant, die auf die Tsê geschrieben wurden. In der Folge that man dem Tchun-tsieou des Confucius die Ehre an, ihn wie die King zu schreiben. Die zur Musik gebrauchten Brettchen, Tchoung-tou, waren sonst 1 Fuß 2 Zoll lang und 1 Zoll dick. 12 dergleichen waren zusammen gebunden und dienten zum Taktschlagen, was mit der flachen linken Hand geschahe.

8. Artikel. Vom Klange des Bambus (S. 63). §. 1. Von den Koan-tsee. Die Chinesen machen einen großen Unterschied zwischen Holz und Bambus, einem Mit-

telbinge des Baumes und der Staude, beide vereinigend, durch Höhlung und Knoten zur Musik vorzüglich geeignet. Nach vielen Versuchen fand man Octaven und endlich die 12 halben Töne einer jeden, was eine Erfindung neuerer Zeiten ist. Diese Röhren, Koan-tsee, wurden in 3 Klassen abgetheilt, jede aus 12 neben einander verbundenen und immer kleineren bestehend. Natürlich wollten sie nicht zu den alten Weisen, die zur Ehre des Himmels und ihrer Vorfahren gesungen wurden, passen. Man trente sie daher und stellte die Röhren der gleichen und ungleichen Zahlen zusammen, daß man auf jeder Reihe nur ganze Töne hatte. Die Ordnung der ungleichen Zahlen nante man Yang, d. h. die vollkommenen, die zweite hieß Yn, die unvollkommenen. Diese Abtheilung fand man in der ganzen Natur und verglich mit den vollkommenen Zahlen, oder den ungeraden, den Himmel, die Sonne, den Mann u. s. w. und mit den unvollkommenen die Erde, den Mond, das Weib ꝛc. Da auch dieses Verfahren große Unbequemlichkeiten mit sich brachte, verband man beide Ordnungen wieder und fügte noch 4 Röhren hinzu und machte ein Instrument aus 16 Röhren, Siao genant, den man in den großen und kleinen theilte. Die tiefste Röhre des ersten hatte 2 Fuß Länge und gab den Grundton Hoang-tchoung, den tiefsten; die längste des kleinen hatte 1 Fuß, gab also die Octave. Beide wurden zugleich von 2 Musikern geblasen.

§. 2. Vom Yo. Man versuchte endlich auf einem einzigen Rohre mehre Töne zu erhalten durch Löcher. Dazu reichten 3 Öffnungen hin. Alle zugehalten gab das Instrument f an; stärker geblasen gab es die Quinte c (wahrscheinlich nicht die Duodecime, wie Amiot will). Der Prinz Tsai-yu fährt nach eigenen Versuchen in seiner Erklärung fort: Das erste Loch geöffnet und mäßig geblasen gibt g, etwas stärker d; das erste und zweite geöffnet gibt a, und stärker geblasen e; das mittelste und die beiden äußern offen gibt h. Der Abt Roussier vergleicht den Yo mit einem alten Instrumente in der Provence, das auch nur 3 Löcher hatte, Flutet hieß und besonders in der Gegend von Aix und Marseille (einer von den Griechen angelegten, schon 300 Jahre vor Christus mit berühmten griechischen Schulen versehenen Stadt) gewöhnlich war, und d e fis gis, durch stärkeres Blasen quintirend a h cis, und durch noch stärkeres die Octave gibt. — Über die Zahl der Löcher sind die Chinesen nicht ganz einig, wol aber darüber, daß es an beiden Enden offen war. Die mit 6 Löchern sind zuverlässig neuer und die 3 andern gaben (nach Tsai-yu) die dazwischen liegenden halben Töne. Es war nicht leicht, alle Töne rein anzugeben. Man erfand daher das folgende Instrument, den Ty.

§. 3. Der Ty. Er ist dem Yo ähnlich, nur daß man an dessen oberem Ende einen Pfropf anbrachte, in welchen man eine Öffnung von einer halben Linie schnitt, des leichtern Ansatzes wegen. Der alte hatte 3, der neuere 7 Öffnungen, und war auch dadurch vom alten verschieden, daß er immer in die Quere gehalten wurde, der alte nicht, der vom Yo nur durch sein vollkommneres Mundstück verschieden war.

§. 4. Vom Tché. Das sonderbarste von den alten Bambus-Instrumenten, eine Art Querflöte, an beiden Enden zu, das Mundloch in der Mitte, 3 Löcher auf jeder Seite. Unter den 3 ersten Dynastien war es im Gebrauch und schwer zu spielen. Der Prinz Tsai-yu, der eine solche alterthümliche Kostbarkeit sahe, fand es 14 alte Zoll lang und 1¼ Linie dick, den Durchschnitt des Mundloches von 3 Linien. Übrigens gaben diese Instrumente Gelegenheit zur Begründung der Regel von den 12 Lu, von denen vorläufig bemerkt werden mag, daß sie Ling-lun, einer der Großen am Hofe des Hoang-ty, ungefähr 2700 vor Christus, fand, woraus man auf das Alter der chinesischen Musik schließen kann.

9. Artikel. Vom Klange des Flaschenkürbisses oder der Calebasse (S. 78). Sie nennen diese Kürbisart, die eine dünne, harte und glatte Schale hat und wie eine Pilgerflasche gestaltet ist, Pao, machten aus ihr, um dem Himmel für die Kräuter zu danken, den Körper des Instrumentes, in welchen man blies, und befestigten in demselben verschiedene lange Bambusröhren. Das Mundstück von Holz hatte die Gestalt eines Gänsehalses. Die obere Hälfte des Körpers, in welchen die Löcher für die Röhren geschnitten wurden, bestand gleichfalls aus Holz. Jede Röhre war unten mit einem Stöpsel genau verstopft, und darin ein Einschnitt, 6 Linien lang und 3 bis 4 breit, in einiger Entfernung vom Stöpsel angebracht, worauf ein dünnes Goldblättchen lag, in der Mitte desselben ein Züngelchen, ¾ Länge des Blättchens eingeschnitten, das sich vom kleinsten Hauche bewegte. Mit diesem sehr geschätzten, vielfach und von allen Seiten mystisch gedeuteten, im Stoffe und in der Form oft veränderten und daher auch mannichfach benanten Instrumente haben die Chinesen ihre 12 Lu auf das genaueste bestimt. Der älteste Name desselben war Yu, in der Folge Tchao. Die Meisten nahmen 3 Ordnungen solcher Instrumente an: 1) die Yu oder Tchao hatten 24 Pfeifen, 2) die Ho 19, und 3) die Cheng 13 Pfeifen. Doch sind sie selbst über die Zahl der Röhren so ungewiß, daß das allgemeine Dictionaire des Eulh-ya die große Art von 36 und die kleine von 17 Pfeifen annimt. Nach dem Cheng werden die übrigen Instrumente gestimt, und immer wurden nach ihrem Cärimoniel zwei derselben zugleich gespielt. Amiot hat ein Paar nach Paris geschickt. (s. Fig. 6.)

Aus dem Gesagten sieht man deutlich, daß die Chinesen die ganze Musik nach einer völlig eigenen Art behandelt haben, und die ganz mit dem Eigenthümlichen dieses Volkes übereinstimmenden Sonderbarkeiten geben kein geringes Zeugniß, daß sie die Erfinder eines Systemes und einer Behandlungsart der Musik sind, die sich viel weiter verbreitet haben, als die Meisten bei der noch jetzt so geringen Kentniß volksthümlicher Musik glauben mögen. Übrigens findet Amiot für gut, den nun folgenden theoretischen Theil seines Werkes nicht nur mit der Bitte um Geduld, sondern auch um Aufmerksamkeit und ein Losmachen von Vorurtheilen, das sich nicht eher ein Urtheil erlaubt, als bis Alles gehörig überschaut ist, einzuleiten — welche für unsere Tage sehr starke Anfoderungen so viel, als nur möglich, durch den Fleiß einer gedrängten Deutlichkeit gemäßigt werden sollen.

Zweiter Theil. Von den Lu oder den Gesetzen der Töne (S. 85). 1. Artikel. Von den Lu überhaupt.

Als Hoang-ty (ungefähr 2700 vor Christus) das Reich vom Kaiser Tché-yeou erobert hatte, bemühete er sich mit großer Weisheit sein Volk durch gute Gesetze und durch thätige Unterstützung der Künste und Wissenschaften glücklich zu machen. Er befahl daher auch dem weisen Lyng-lun, die Musik in Regeln zu bringen. Der Forscher begab sich in das Land Si-joung, nordöstlich von China. Hier liegt ein hoher Berg, an dessen nördlicher Seite sehr schöner Bambus wächst. Von einem Knoten zum andern schnitt er sich ein Stück, blies hinein und es gab einen Ton, wie der seines Sprechens im ruhigen Zustande, der dem Geräusch der Quelle ähnlich war, die dort hervorsprudelt und den Hoang-ho, d. i. den gelben Fluß bildet. (Also ist Si-joung die Choschot-Mongolei.) Dann hörte er auch daselbst das Männchen des Foung-hoang, eines Vogels mit unserm Phönix vergleichbar, 6 Töne geben, und das Weibchen 6 andere (woher wahrscheinlich der Unterschied von Yang und Yn komt), von welchen einer wie das Geräusch der Quelle erklang. So geleitet fand er die Octave und ihre Eintheilung in 12 gleichmäßige Töne (ohne die Octave, die den 13. gibt). Mit vielen längern und kürzern Röhren versehen, wandert er zurück und legt seine Entdeckungen dem Kaiser in Gegenwart seiner Weisen vor, und erhielt großes Lob. Nun fehlte es an einem Maße, die Größen und Verhältnisse der Röhren genau zu bestimmen. Dazu gebrauchte er die dauerhaften Choukörner, eine Art großer Hirse, und wählte vorzüglich die schwarzen, als die regelmäßigsten und härtesten, weder von Insekten noch von der Luft leidenden. In ihrem kleinsten Durchmesser neben einander gelegt, brauchte man zur Röhre des Grundtones gerade 100: wenn sie sich in ihrem größten Diameter berühren, waren 81 zur Länge der Röhre erforderlich. Diesen Grundton wollte man Koung nennen, d. i. Kaiserpalast, bildlich den Centralpunkt aller Kräfte, also musikalisch, den Ton, auf welchen sich das ganze Tonsystem gründet. Die Röhre erhielt den Namen Hoang-tchoung, d. i. gelbe Glocke. Damit spielte man auf die Urerde an, die nach chinesischer Physik gelb und das Prinzip aller Kräfte ist, so wie die erste ihrer 5 Farben. Auch den Umfang der Röhre mußten die Körner bestimmen. Drei derselben an einander gelegt, gaben genau den Diameter, und 1200 füllten die Röhre. Den Raum, welchen ein solches Korn in der Länge einnahm, nante man Fen, und das Gefäß, das 1200 solcher Körner faßte, Yo. Danach maß man nun und procedirte durch die Zahl 9, was im gemeinen Leben Schwierigkeiten machte, weil man nach Fou-hi's Drachenpferde, in welches er die Finger beider Hände eingedruckt gefunden hatte, nach Decimalzahlen zu rechnen gewohnt war. Man wendete sich also wieder zu dieser Rechnung und sagte: 10 Fen oder Linien sind gleich einem Zoll oder Tsun, 10 Tsun machen einen Fuß oder Tché, 10 Tché geben einen Tchang, und 10 Tchang einen Yn. So verfuhr man auch beim Verringern der Maße oder mit den Brüchen: der 10. Theil eines Fen ist ein Ly, das Zehntel dieses ein Hao, das Zehntel von diesem ein Sée, das Zehntel des Sée ein Hou, das Zehntel des Hou ein Ouei, und das Zehntel desselben ein Kié, welches also der 10millionste Theil einer Linie ist. — Auch die Gewichte bestimte man nach dem Yo. — Man nahm an, die 12 Lu, oder halben Töne in der Gränze einer Octave, sind sämtlich in dem Hoang-tchoung, als dem unveränderlichen Prinzip für alle musikalischen Instrumente, enthalten. Theilt man nun diesen in 12 nach der Zahl der halben Töne: so kommen auf jeden Theil 100 Choukörner, welches Gewicht Tchou heißt. Das kleinste Gewicht ist ein einziges solcher Körner. 10 machen einen Lei, 10 Lei einen Tchou, 6 Tchou einen Tsée, 4 Tsée einen Leang, das ist eine Unze. Also wiegt der Yo eine halbe Unze oder ein Loth. Ein Pfund besteht aus 16 Leang, wie bei uns, und heißt Kin. 30 Kin machen einen Kiun, und 4 Kiun einen Tan. Man kann also den Lu als einen Körper ansehen, der gemessen und gewogen und in allen seinen Theilen berechnet werden kann. Nimt man nun, wie unter Hoang-ty, das Grund-Lu zu 9 Zoll Länge, und multiplicirt mit 9: so hat der Hoang-tchoung 81 Theile. Für 9 der Erleichterung wegen 10 gesetzt und mit geraden Zahlen multiplicirt, gibt 100. Diese 100 Theile sind also gleich jenen 81 Theilen nach der Tripelrechnung. Auf diese Rechnungsarten halten die Chinesen so viel, daß sie sagen, sie wären nicht allein das Werk der Menschen, sondern ihnen vielmehr vom Himmel gegeben. Ob sie nun gleich bekantlich keine großen Rechner sind: so geht doch aus dem Ganzen so viel hervor, daß sie die Begründung ihrer Lu keinesweges den Ägyptern zu verdanken haben.

2. Artikel. Von den Lu insbesondere (S. 95). Von diesen 12 Lu sind also 6 vollkommene oder geradzahlige (Yang) und 6 ungerade (Yn). Die ersten behalten stets den Namen Lu, die andern werden auch Yn-Lu, Sée und Toung genant, die auch ganz verschiedene Schriftzeichen von jenen haben. Die vollkommenen (Yang-Lu) heißen: Hoang-tchoung (die Prime), Tay-tsou (3), Kou-si (5), Joui-Pin (7), Y-tsé (9), Ou-y (11). Die gleichen oder unvollkommenen heißen: Ta-lu (2), Kia-tchoung (4), Tchoung-Lu (6), Lin-tchoung (8), Nan-Lu (10), Yng-tchoung (12). Alle diese Namen sind symbolisch und spielen auf die verschiedenen Naturwirkungen an im Zeitraume der 12 Mondläufe, aus denen ein gewöhnliches Jahr besteht. Jedes Lu entspricht nach ihrer Lehre einem Monat. Hoang-tchoung ist der Erzeuger der Lu und entspricht dem 11. Monat, in welchen das Wintersolstitium fällt, womit man das astronomische Jahr begint. Der erste der gleichen Lu, mit Namen Ta-lu, heißt der große Mitwirker, weil das männliche und weibliche Prinzip zur Hervorbringung der Dinge gleich beitragen, indem sie einander ihre Eigenschaften mittheilen.

3. Artikel. Dimensionen der Lu (S. 99). Die Entfernungen der Lu blieben unveränderlich: aber die Maße wurden zu verschiedenen Zeiten verändert, daher mancherlei Berechnungen und Verwirrungen, bis der Prinz Tsai-yu der Musik auch in der Hinsicht den alten Glanz wieder gab, die Lu in 3 Klassen theilte, nämlich die Doppel-Lu, welche die tiefen Töne geben, die mittleren und die hohen, deren 36 Röhren 3 Octaven erklingen lassen, als wodurch die Musik der Alten wieder hergestellt seyn soll.

4. Artikel. Bildung des musikalischen Systems der Chinesen (S. 111). Anfangs bezeichneten sie ihre Intervalle nur mit den Namen der 12 Lu oder halben Töne, was sie bald nicht mehr für zureichend erkanten. Eine Zeit lang waren die geraden Lu von den ungeraden getrent; beide Ordnungen wurden vereint, und diese beiden vereinigten Klänge wurden Töne genant. Nach vielerlei Versuchen kam man endlich auf eine Leiter, fast wie unsere diatonische, die aus 5 ganzen und 2 halben Tönen besteht. Die 5 Töne nanten sie: Koung, Chang, Kio, Tché, Yu, und die beiden halben Töne: Pien-koung, d. h. der Koung wird, oder in den Koung führt, und Pien-tché, d. i. der Tché wird oder in diesen leitet. (s. Fig. 8.) Die ganze Leiter war nach unsern Noten diese: h c d e : f g a h c d e : f g a. — Man wendete nun diese Leiter auf jedes der 7 Lu derselben an, und machte 84 verschiedene Modulationen. Unter Modulation versteht man: Jedes einzele Lu kann als Grundton einer solchen Leiter angesehen oder zum Koung werden. Da nun jedes der 7 Haupt-Lu der Leiter, je nachdem das eine oder das andere Lu Grundton wird, 7 Mal von seiner Stelle gerückt werden kann: so geben 7 Mal 12 solcher Versetzungen 84 Modulationen. Dabei muß immer f als erster Grundton der Chinesen angesehen werden.

5. Artikel. Abstammung der Lu oder Verwandtschaft derselben (S. 116). Zum Verständniß der alten Musik lobt der Prinz Tsai-yu, der diesen Gegenstand genauer untersuchte, den Tcheou-koung, der 1100 vor Christus sein Tcheou-ly schrieb; ferner den Commentar des Tso-kieou-ming, Geschichtschreibers und Freundes des Confucius; das Werk Koné-yu und besonders den Lu-lan von Koang-tsée, etwa 600 vor Christus u. s. w. Eine Stelle des Hoai-nan-tsée lautet: Eins ist das Prinzip aller Dinge, das die Zwei erzeugt, diese die Drei: aus Drei aber werden alle Dinge erzeugt. Himmel und Erde bilden die Zeit; drei Monate machen eine Jahreszeit. So ist es auch mit den Lu: 1 erzeugt 3, 3 geben 9, 9 erzeugen 81. Eins ist der Hoang-tchoung, 81 sind seine Theile. Der Koung des Hoang-tchoung ist der Vater aller Töne u. s. w. Wir wollen hier eine kleine Tabelle geben, welche die Monde mit ihren Lu, ihren Berechnungen derselben und diese mit unsern Tönen vergleicht, damit man das Folgende desto leichter verstehe:

Zahl der Monde.	Namen der Lu.	Unsere Töne.	Chinesische Berechnung.
XI.	Hoang-tchoung.	f (fa)	81
XII.	Ta-lu.	fis	—
I.	Tay-tsou.	g (sol)	72
II.	Kia-tchoung.	gis	—
III.	Kou-si.	a (la)	64
IV.	Tchoung-lu.	ais	—
V.	Joui-pin.	h (si)	—
VI.	Lin-tchoung.	c (ut)	54
VII.	Y-tsê.	cis	—
VIII.	Nan-lu.	d (re)	48
IX.	Ou-y.	dis	—
X.	Yng-tchoung.	e (mi)	43

Die letzte Zahl sollte eigentlich $42\frac{2}{3}$ seyn. Sie lassen aber die Brüche gewöhnlich weg, wodurch freilich die Genauigkeit nicht wenig leidet. Nun erklären sie die Abstammung der Lu, wie folgt: Der erste Mond erzeugt im Herabsteigen den achten, dessen Zahl 48 ist. Der 8. Mond erzeugt hinaufsteigend den dritten, dem die Zahl 64 gehört; der 3. Mond erzeugt herabsteigend den zehnten; der 10. Mond hinaufsteigend den fünften, mit der Zahl 57; der 5. Mond erzeugt aufsteigend den zwölften, mit der Zahl 76; der 12. erzeugt herabsteigend den siebenten, dessen Zahl 51 ist; der 7. erzeugt aufsteigend den zweiten, dessen Zahl 68 ist; der 2. erzeugt herabsteigend den neunten, mit der Zahl 45; der 9. erzeugt aufsteigend den vierten, mit der Zahl 60. — Diese Abstammung der 12 Lu gibt Hoai-nan-tsée mehre Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung, und will damit nur einen Abriß der Lehre der ältesten Schriftsteller seiner Nation geben. Vergleichen wir dieß nun mit unsern Noten: so werden wir unsere gewöhnlichen Quinten-Progressionen wiederfinden, nämlich: die erste Verwandtschaft von g ist d, von d—a, von a—e u. s. w. durch die 12 Töne der Octave. Fig. 7 der Kupferplatte stellt die harmonische Hand der Chinesen dar, mit den 12 Lu, nach welcher zu zählen, ihnen sehr leicht ist, da sie von Jugend auf die Jahre so zählen lernen. Wer erinnert sich nicht dabei an das Aufzählen der Kreuze und Been, wie sie Logier seinen Schülern gibt? Wenigstens hat es damit dem Wesen nach viel Ähnliches.

6. Artikel. Vom Kreislaufe des Grundtones (S. 124). Die Chinesen nennen ihren Hauptgrundton den Koung des Hoang-tchoung, das ist unser f. Dieser Koung, sagen sie, würde ohne alle Hilfe nicht einmal sich selbst wieder hervorbringen, geschweige denn die Lu, eines nach dem andern, durchlaufen können. Diese Hilfe ist ihm aber von der Natur in den beiden äußern Lu, welche die beiden Seiten des Hoang-tchoung einschließen, gegeben worden. Diese sind der 2te Lu, nämlich Ta-lu, unser fis, und der 12te, nämlich Yng-tchoung, unser e. Mittels des e oder Pien-koung, das sie auch Ho nennen, und mittels des h oder Pien-tché, das auch Tchoung heißt, sind nun alle Töne der Octave an einander gebunden. Die 5 Töne ihrer alten Leiter (f g a c d oder koung, chang, kio, tché und yu) bleiben der Stamm der Tonleiter, weßhalb sie in ihrer Lehre so fortfahren: Zwischen dem Koung und Chang fehlt ein Lu, nämlich zwischen f und g fehlt fis; zwischen Chang und Kio fehlt wieder eins, (zwischen g und a fehlt gis); zwischen Kio und Tché (a und c) fehlen 2 Lu (ais und h). Das nächste Lu am Tché (c) gibt den Übergang zum Tché (c) und ist der Anfang des Tché, oder der Ton, der das Tché oder c leben läßt, und es nährt und stärkt. Zwischen dem Tché und Yu (c und d) fehlt wieder eins, nämlich cis. Will man nun vom Yu zur Wiederholung des Koung (von d zu f) fortschreiten: so fehlen 2 Lu (dis und e). Dann nimt das nächste Lu am Grundtone oder Koung den Namen Pien-koung an, und ist der Anfang des Koung, dem er ein neues Leben gibt, indem er ihn seinen Sitz verändern läßt, d. h. indem er ihn zur Octave erhöht. Die Namen der 12 halben Töne einer Octavenleiter ha-

ben wir schon früher angegeben. Der alte Zirkel ihrer Töne war in 3 Ordnungen getheilt: in die tiefen h c cis d dis e (Joui-pin, Lin-tchoung, Y-tsè, Nan-lu, Ou-y und Yng-tchoung), in die Mitteltöne: f fis g gis a ais h c cis d dis e (deren Namen schon gegeben sind), und in die hohen: f fis g gis a ais (mit gleichen Namen, wie die Mitteltöne). Die Bildung des Systems der Alten durch die Modulation der fünf Töne mit den neuern Namen und den Namen der Lu, ist auf der beigefügten Kupferplatte (Fig. 8.) befindlich, worauf wir hier verweisen. — Ferner wird der Koung vom Hoang-tchoung, oder der Grundton f, unterhalten und unterstützt vom Tchoung-lu und Lin-tchoung (von ais und c). Vermittels dieser beiden Lu kann er ohne Hinderniß alle andern Töne erzeugen. Dadurch erzeugen sich die Töne, von der rechten zur linken Hand gezählt, in folgender Ordnung: Koung, Tché, Chang, Yu, Kio, Ho und Tchoung, d. i. f c g d a e h, also in Quintenfortschreitungen. Rechnet man aber umgekehrt von der Linken zur Rechten: so gibt es unter denselben Benennungen Quarten-Progressionen. In dieser doppelten Abstammung der Lu braucht man nur sieben, welche die 7 Prinzipien genant werden. Koung und Tchoung sind darin in Opposition, d. i. sie sind Anfang und Gränze (f und h), und wirken eins auf das andere. Die übrigen 5 Lu (fis cis gis dis ais) heißen die 5 Enden, weil bei diesen Lu die eine oder die andere Generation durch f und h, welches nur 7 Töne umfassen kann, sich schließt. — Aus dem Gesagten und aus mehren Stellen alter geschätzter Werke wird es deutlich, daß sie h und e als Leitetöne in c und f betrachten, so genau mit den beiden letzten verbunden, daß sie nur um derselben willen da sind, weßhalb auch der Pien-koung (unser e) noch Ho genant wurde, d. h. Vereinigung, Übereinstimmung.

7. bis 9. Artikel. Erzeugung der Lu durch die Koa, oder durch die Trigramme und Hexagramme. Man versteht unter Koa die Trigramme des Fou-hi und die Hexagramme Chennoung, welche erst durch Ouen-ouang, dann durch Tcheou-koung mehr als 1000 Jahre vor Christus erklärt worden sind, ferner auch durch Confucius. Diese alten Erklärungen bestehen noch. Die Chinesen sind von unglaublichen Zeiten her überzeugt, daß alles Moralische und Physische von diesen Koa ausgehe und mystisch gebildet worden sei. Es ist also nicht zu verwundern, daß sie in den Koa auch die Erzeugung der Lu und Alles, was zu ihrem musikalischen System gehört, gefunden haben. Man hat 8 Koa. Jedes besteht aus 3 Linien, entweder ganze oder gebrochene (mi-parties). Von der Anordnung und Combination derselben hängt die mystische Bildung Alles dessen ab, was ist. Hexagramme gibt es 64. Jedes also 6 Linien, wieder getheilt, wie die Trigramme. Beide sind ihnen Symbole der Veränderungen, welche die Wesen in ihrem verschiedenen Zustande der Erzeugung, des Wachsthumes, der Zerstörung u. s. w. erfahren. Beide sind sich gleich, nur daß durch die Hexagramme ein weiteres Feld der Combination eröffnet wird. Das Hexagramm Kien stellt den Himmel vor oder das vollkommnete Prinzip (Yang), dessen 6 Linien in die Zahl 9 führen, deren unterste Linie die erste ist. Das Hexagramm Kouen stellt die Erde vor, das Unvollkommene (Yn). Es besteht aus 6 gebrochenen Linien, von welcher jede in die Zahl 6 führt, als unvollkommene Zahl. Die 6 vollkommenen Lu werden nun auf die ganzen Linien, und die 6 unvollkommenen auf die gebrochenen gesetzt, in folgender Ordnung:

Hexagramme Kouen.			Hexagramm Kien.	
die oberste 6			die oberste 9	
— —	ais	— —	————	dis
Tchoung-lu.			Ou-y.	
die fünfte 6			die fünfte 9	
— —	gis	— —	————	cis
Kia-tchoung.			Y-tsè.	
die vierte 6			die vierte 9	
— —	fis	— —	————	h
Ta-lu.			Joui-pin.	
die dritte 6			die dritte 9	
— —	e	— —	————	a
Yng-tchoung.			Kou-si.	
die zweite 6			die zweite 9	
— —	d	— —	————	g
Nan-lu.			Tay-tsou.	
die erste 6			die erste 9	
— —	c	— —	————	f
Lin-tchoung.			Hoang-tchoung.	

Hexagramme Ouei-ki. Das Vollkommene (Yang).		Hexagramm Ki-ki. Das Unvollkommene (Yn).	
————	a	— —	ais
Kou-si.		Tchoung-lu.	
— —	gis	————	h
Kia-tchoung.		Joui-pin.	
————	g	— —	c
Tay-tsou.		Lin-tchoung.	
— —	fis	— —	cis
Ta-lu.		Y-tsè.	
————	f	— —	d
Hoang-tchoung.		Nan-lu.	
— —	e	————	dis
Yng-tchoung.		Ou-y.	

Ferner berechnen sie die 12 Lu durch 12 Koa so, daß sie gebrochene und ungebrochene zusammen setzen auf folgende Art: die erste 9 f; die zweite 9 fis die dritte 9 g so bis zur sechsten 9, dem ais. Mit h fängt die erste 6 an die zweite 6 c u. s. w. bis zum e. Dieß nennen sie die letzte und vollkommenste Generation der Töne durch die Koa, deren jeder seinen eigenen Namen hat. Alles deutend, fügen sie dieser Ordnung noch den Satz bei: Wenn das Unvollkommene empfangen hat, wird es thätig und das Vollkommene ruht aus, Kraft zu neuer Thätigkeit zu gewinnen.

10. Artikel. Bildung der Lu durch die Zahlen (S. 135). Das Merkwürdigste möchten etwa für uns folgende Punkte seyn: Aus der Vereinigung der vollkommenen oder ungeraden Zahlen mit den unvollkommenen oder geraden entsteht die rechte Vollkommenheit. 1, 2, 3

und 4, sagt Tso-kiou-ming in seinem Tchou-en, enthalten die tiefste Lehre. Und wenn man dabei sogleich der heiligen Quaterne des Pythagoras gedenkt und der Sage, daß er aus Indien einen Theil seiner Weisheit geholt haben soll: so wird es nicht unwahrscheinlich, da der chinesische Auctor, ein Zeitgenosse des Confucius, älter als Pythagoras ist, daß der Grieche auch diese Lehre den Chinesen zu danken hat. Wie in der 1 der Anfang der Zahlen ist, so in 10 ihre Erfüllung. Die 5 ersten sind die erzeugenden und die 5 letzten die erzeugten. 1 und 6, das Symbol des Wassers, bezeichnen d; 2 und 7, Symbol des Feuers, c; 3 und 8, Symbol des Holzes, a; 4 und 9, Symbol des Metalls, g; 5 und 10 schließen den Keim zu Allem in sich, Symbol der Erde, und bezeichnen den Grundton f. Alle diese Töne sollen nun auch durch Röhren von 6, 7, 8, 9 und 10 Zoll Länge hervor gebracht werden, wovon aber doch nur manche Längenangaben der Röhren richtige, und andere ganz falsche Fortschreitungen geben müßten.

11. Artikel. Bildung der Lu durch die Zahlen nach Art der alten Chinesen von Hoang-ty bis zu den Han (S. 142). Es wird von Keinem in Zweifel gezogen, daß die Länge des Hoang-tchoung, oder die Röhre des Grundtones f, seit den ältesten Zeiten in 81 Theile zerfällt worden ist, was alle Alterthümer bestätigen. Man unterschied eine steigende und eine fallende Art. Die erste gibt ihnen die Fortschreitung nach Quarten, und die andere die Quinten-Progressionen. Die Benennungen, steigend und fallend, sind also den unsern gerade entgegengesetzt. Herauf nach den höhern Tönen nennen sie fallend, und das Heruntergehen zu den tiefern Tönen ist ihnen steigend, was eben nicht unverständig genant werden kann. Die alte Berechnung der 12 Lu ist folgende:

f	81 40,500	a	64 32,000	cis	51 51,000
fis	76 38,000	ais	60 60,000	d	48 48,000
g	72 36,000	h	57 57,000	dis	45 45,000
gis	68 34,000	c	54 54,000	e	43 43,000

Um die Quintenfortschreitung zu erhalten, sagt Hoai-nan-tsee, muß man die Länge des klingenden Körpers 81 mit 500 multipliciren, welches das Produkt 40,500 gibt. Dieses dividirt mit 749 erhält man 54, was die Quinte c gibt. Der Bruch $\frac{54}{749}$ wird, wie gewöhnlich, von ihnen übergangen. Diese 54 × mit 1000 und = mit dem beständigen Divisor 749 gibt mit weggelassenem Bruch 72 oder die Quarte, von c herabsteigend, g u. s. w. Eine noch leichtere Art quintenweise durch 3 multiplicirt zu steigen durch alle 12 Lu ist folgende: f ist 1, c = 3, g = 9, d = 27, a = 81, e = 243, h = 927, fis = 2187, cis = 6561, gis = 19,683, dis = 59,049, ais = 177,147. Außer diesen gibt es noch mehr Arten, dieselbe Sache durch Zahlen zu bestimmen, die man uns hoffentlich gern erlassen wird, so wie ihre strenger berechneten Dimensionen der Lu, wie sie die Neuern versucht haben, besonders der Prinz Tsai-yu, welche Berechnungen man im 12. Artikel findet.

Der 13. Artikel (S. 149) handelt von der Art, die Lu zu prüfen. Dazu haben sie ein eigenes Instrument erfunden, Lu-tchun genant, größer als der Kin und kleiner als der Chê. Die Bauart desselben nennen sie geheimnißvoll. Die Alten hatten 2 Arten, von der Gestalt des Kin und des Chê; die letzte 10 Fuß, die erste 6 — 7 Fuß lang. Die Zahl der Saiten unbestimt, 12 oder 13. Sie waren zu den Zeiten der Han sehr üblich. Der erste Schriftsteller, der davon etwas berichtet, lebte etwa 500 vor Chr. Alle waren nicht bestimt genug. Der Prinz Tsai-yu vervollkommnete es. Die genau angegebene Messung des Instrumentes übergehen wir und erwähnen nur, daß man von f an immer mit Quinten und Quarten wechselnd fortschritt, so daß ais wieder mit f (anstatt eis) genau stimmen mußte. Man temporirte also, wie wir es auch thun.

Dritter Theil. 1. Artikel. Was die Chinesen unter Ton verstehen (S. 157). Ton ist, nach der Meinung der Chinesen, ein modificirter Laut, der einige Dauer hat und nur eine gewisse Ausdehnung erfüllen kann, welche die Natur selbst durch unumstößliche Gesetze bestimt hat. Der wahre Ton, nicht nur vom Klange, sondern auch von den Lu verschieden, ist also ein belebter Klang, ein fruchtbarer, der andern Lauten Daseyn gibt und die Kraft hat, sich selbst wieder hervor zu bringen. Die Töne müssen aus 2 Gesichtspunkten betrachtet werden: 1) als abgesonderte, von einander unabhängige; 2) als nothwendig mit einander verbundene, und zwar so eng, daß durchaus nicht einer ohne den andern bestehen kann. Die Töne an sich, nicht in ihrer nothwendigen Verbindung gedacht, werden Cheng genant und durch besondere Zeichen dargestellt. Die Töne in ihrer Verbindung heißen Yn und werden ganz verschieden von jenen bezeichnet. Beide Arten machen die Melodie, Yo genant. Die Melodie und die Yn machen die Musik, Yn-yo genant. Nun behauptet der Verfasser, die meisten Auctoren, die seit den Han über Musik geschrieben haben, hätten diese Unterschiede nicht gekant, und daher viele Wunderlichkeiten vorausgesetzt. Wenn sie z. B. in alten Büchern die Schriftzeichen Ou, Yn gelesen hätten, welche die 5 Töne f g a c d bedeuten: so hätten sie darin eine Tonleiter gesehen, die jedoch niemals eine vollkommene Tonleiter ausgemacht hätten. Sie wären nur die 5 ersten Tonbilder (termes), also die vorzüglichsten Töne des diatonischen Systems gewesen. Aber darin widerspricht sich, wie wir gleich hören werden, der Verfasser selbst, zu viel auf den Prinzen Tsai-yu vertrauend, der ihm mehr gilt, als alle Andern. Die Richtigkeit der Behauptung vieler chinesischer Schriftsteller, daß die alte Tonleiter dieses Volkes nur aus diesen 5 Tönen bestanden habe, geben die vielen chinesischen alten Melodien, die durchaus nur aus diesen 5 Tönen zusammen gesetzt sind. Die Melodie, die Amiot selbst mittheilt, und die wir am Ende hier geben wollen, ist ebenfalls nur aus diesen 5 Tönen componirt.

2. Artikel. Von den sieben Prinzipien (S. 160). Sie verstehen darunter die Vereinigung der 5 Haupttöne mit den 2 Pien, oder halben Tönen, also unsere diatonische Tonleiter bis zu der Octave. Dieß nennen sie Tsi-che. Damit nun der Verfasser seine Behauptung,

als hätten die Chinesen vom Anbeginn an diese Tonleiter gehabt, einiger Maßen beglaubige, sucht er sich mit der Annahme zu helfen: „die Weisen hätten diese 7 Töne von jeher gekant, die gewöhnlichen Gelehrten nicht. Sie haben, fährt er fort, nur 5 Töne gesetzt und die 2 halben für eine neuere Erfindung ausgegeben." Man braucht aber nur die Art der Berichte der Jesuiten über China zu kennen, und man wird die Quelle nicht erst lange zu suchen haben, aus welcher ihre Verschönerungen fließen. Sie wollten ihren geistlichen Eroberungen daselbst größere Bedeutsamkeit geben, was unter Andern aus der neuen Reise nach China von Timkowsky, ins Teutsche übertragen von J. A. F. Schmidt (Leipz. b. Fleischer 1825) in anderer Hinsicht recht klar wird. Weil nun Amiot die alte Tonleiter dieses Volkes für mangelhaft hält, will er ihnen das nicht nachsagen lassen, und ist froh, an dem sonst gelehrten, und namentlich um ihre Volksmusik verdienten Prinzen Tsai-yu einen Mann zu finden, der gleichfalls behauptet, es könne ohne die 2 halben Töne keine wahre Musik geben. Unter manchen Autoritäten wird auch auf die Werke des Confucius verwiesen, ohne jedoch eine Beweisstelle namhaft zu machen. Die eifrigsten Gegner der 2 halben Töne sind Ho-soui, Tchen-yang und Sou-kouei. Die beiden Ersten nennen den Pien-koung und Pien-tche eben so unnütz in der Musik, als an jeder Hand einen Finger mehr, und der Letzte sagt, sie vernichteten die Correspondenz zwischen den Lu und den Monden des Jahres, so wie die ganze Ordnung des Cärimoniels. Die Stimmung des alten Kin beweist gleichfalls, daß ihre alte Tonleiter nur 5 Töne hatte. Man scheint nach und nach durch eine verlängerte Quinten-Progression auf die übrigen Töne gekommen zu seyn. Nachdem man die 5 Haupttöne der ältesten Tonleiter dieses Volkes so ihrer Verwandtschaft nach zusammen gestellt hatte f — c, c — g, g — d, d — a: so suchte man noch weiter und fand nach derselben Berechnung a — e, e — h, als die beiden halben Töne einer neuen, vollständigern Leiter. Das Verhältniß dieser halben Töne zu den nächsten alten Haupttönen lehrte sie auch für die übrigen solche halbe Töne suchen und finden. Auf diese Art wurde nun die ganze Leiter bis zur Octave in 12 halbe Töne zerfällt. Mit unserm hier aufgestellten Verfahren stimmen auch die Worte des berühmten Tchou-hi: Damit das System wirklich vollendet sei, muß man zu diesen 7 Prinzipien noch 5 Ergänzungen fügen. Hier sind sie:

1. Prinzip:	Hoang-tchoung und Lin-tchoung,	f—c.
2. —	Lin-tchoung und Tay-tsou,	c—g.
3. —	Tay-tsou und Nan-lu,	g—d.
4. —	Nan-lu und Kou-si,	d—a.
5. —	Kou-si und Yng-tchoung,	a—e.
6. —	Yng-tchoung und Joui-pin,	e—h.
7. —	Joui-pin,	h.

Von diesem h fangen nun die 5 Ergänzungen an:

1. Ergänzung:	Joui-pin und Ta-lu,	h — fis.
2. —	Ta-lu und Y-tsê,	fis — cis.
3. —	Y-tsê und Kia-tchoung,	cis — gis.
4. —	Kia-tchoung und Ou-y,	gis — dis.
5. —	Ou-y und Tchoung-lu,	dis — ais.

Da man nun in fortgesetzter Quintenreihe von ais zu eis, welches mit gewöhnlicher Weglassung des Bruches und nach der ihnen bekanten Temperatur der Quintenverhältnisse mit dem Grundtone der Chinesen f eins und dasselbe ist: so hatte man die ganze Reihe der Töne durchlaufen und erklärte nun erst das System für völlig geschlossen, ohne auf unsere B-Vorzeichnungen Rücksicht zu nehmen, die ihnen ganz überflüssig sind, da sie von unsern harmonischen Akkordverhältnissen gar nichts wissen, wie aus dem folgenden Artikel erhellet.

3. Artikel. Ob die Chinesen unsern Contrapunkt kennen und gekant haben (S. 164). Von dem, was wir Harmonie nennen, ist bei ihnen, und es scheint im ganzen Alterthum, was auch Einige namentlich von der alt-griechischen Harmonie rühmen, gar nicht die Rede. Ihnen heißt Harmonie nichts Anderes, als die Übereinstimmung physischer und moralischer Dinge. Und in der Hinsicht, sagt Amiot, haben sie allerdings Harmonie gekant und vielleicht am besten. Musik ist Sprache des Gefühls, fährt er fort, die sich allen Leidenschaften anschmiegen muß. Das ist die vorzüglichste Harmonie. Außerdem muß die Musik moduliren, denn jeder Ton hat seine eigene Art, die nur ihm eigenthümlich ist. So hat z. B. der Ton f (Koung) eine feierliche und ernste Modulation, und darum stellt sie den Kaiser vor. Der Ton g (Chang) hat eine starke und etwas scharfe Modulation, und sie soll den Minister und seine Unerschrokkenheit vorstellen, der im Stande seyn muß, die Gerechtigkeit selbst mit Härte zu üben. Der Ton a (Kio) hat eine einfache und sanfte Modulation, die bescheidene Unterwürfigkeit unter die Gesetze andeutend. Der Ton c (Tché) hat eine reißende Modulation, die Statsangelegenheiten und ihre schnelle Ausführung anzeigend. Der Ton d (Yu) hat eine laute und glänzende Modulation, den Inbegriff und die Verknüpfung aller Dinge darstellend. Diese Modulationen, richtig gebraucht, geben den zweiten Akkord oder die zweite Harmonie. Die zwei halben Töne unserer diatonischen Leiter sind nicht charakterisirt, was gleichfalls wieder dafür spricht, daß ihre alte Musik nur aus diesen 5 Tönen bestand.

4. Artikel. Art, wie die Alten den Kin mit 5 und 7 Saiten stimten (S. 168). Der fünfseitige Kin gab natürlich nur ihre 5 Haupttöne: aber auch der siebensaitige wurde oft eben so gestimt, daß sich also 2 Töne wiederholten in der Entfernung einer Octave, nämlich c, d, f, g, a, c, d. Dieser Kin war ein stehendes Instrument, mit welchem man nur Musikstücke begleitete, in denen der Komponist nur die 5 alten Töne gebraucht hatte. — Die gewöhnliche Art, den siebensaitigen Kin zu stimmen, war folgende: f g a h c d e. Die siebente Saite wurde Ho, das ist die Saite der Vereinigung, genant, und die vierte hieß die mittlere oder Tchoung.

Die einzige Begleitung der Melodie, welche die Chinesen hatten, ist, daß sie zu dem c die Quinte g zu gleicher Zeit erklingen lassen, was sie das große Intervall nennen, Ta-kiuen-keou, womit sie die untern Töne (das heißt bei uns die hohen) begleiten; mit der Quarte werden ihre hohen, d. i. unsere tiefen, begleitet, was sie das kleine Intervall, oder Chao-kiuen-keou,

nennen. Das wäre also wie die Begleitung des Dudelsackes, der noch bei den Bergschotten gebräuchlich ist. — Zum Schluß rühmt Amiot wiederholt, daß die Chinesen Erfinder eines musikalischen Systems sind, welches fast Alles enthält, was Ägypter und Griechen, die von ihnen lernten, hatten; selbst das Tetrachord des Pythagoras, der in Indien gewesen seyn soll, findet sich in der untern Reihe der Figur 8 auf der beigefügten Kupfertafel.

Als Anhang wird eine chinesische Hymne zu Ehren der Vorfahren mitgetheilt, in welcher jede Strophe aus 8 Versen, und jeder Vers aus 4 Füßen, d. i. aus 4 einsylbigen Worten besteht. Eine wörtliche Übersetzung wird für unmöglich gehalten, der Kürze des Ausdruckes wegen. Alle Gebräuche, die dabei beobachtet werden, sind, als zur Sache gehörig, genau im Werke beschrieben. In einem großen Sale hangen die Bilder der Vorfahren; vor ihnen im Süden steht eine Tafel mit Libationen, in der Mitte derselben ein Gefäß mit Spezereien, an jeder Seite ein Leuchter mit brennendem Lichte und an den Enden Vasen mit Blumen. In der Mitte des Sales stehen die Tänzerinnen, vier in vier Reihen, und etwas seitwärts 2 Fahnenträgrinnen nach Norden hin, Alle gleichmäßig gekleidet. Rechts und links die Spielleute, vorzüglich die den Cheng und King spielen, und nach dem Hintergrunde zu sind die Kin- und Ché-Spieler und die Sänger gestellt etc. Ernst und majestätisch tritt der Kaiser ein; überall die tiefste Stille, während er nach dem Spezereientische schreitet. In diesem Augenblicke steigen, wie sie glauben, die Geister ihrer Vorfahren vom Himmel herab, und die Hymne, im Namen des Kaisers gesungen, hebt an. Die erste Strophe enthält ungefähr Folgendes: „Denk' ich euer, erhabene Ahnen, fühl' ich mich zum höchsten der Himmel erhoben. Dort in der Unendlichkeit ewiger Quellen echten Ruhmes und beständigen Glückes sehe ich mit Entzücken euere unsterblichen Selen, zum Preis ihrer Tugenden, zum Lohn ihres Werthes, von immer neuen Seligkeiten schmecken unaussprechliche Lieblichkeit. Wenn, ungeachtet meiner Mängel, der Vorsehung Beschlüsse auf Erden mir den höchsten Rang verliehen haben: so geschah es, weil ich aus euerem erlauchten Blute entsprossen bin. Unmöglich wäre es mir, in euere glänzenden Fußtapfen zu treten: aber mein aufmerksamstes stetes Bemühen soll künftigen Geschlechtern beweisen, daß ich wenigstens verdient habe, ohne Gewissensbisse zu leben."

Darauf kniet der Kaiser dreimal nieder und berührt dabei mit der Stirn die Erde und bringt die Gaben dar. Während dessen singen die Musiker den zweiten Theil der Hymne:

„Euch verdank' ich Alles; euern Athem athme ich und handle nur durch euch; und wenn Dankbarkeit und Pflicht mich an diesen Ort rufen, genieße ich eure Gegenwart. Ihr steigt für mich herab aus eurem Ruhm. Ja, ihr seid gegenwärtig; eure erlauchte Gestalt zieht durch ihren Glanz meine furchtsamen Blicke auf sich; der Ton eurer Stimme der süßen Natur erweckt in meinem Herzen die zärtlichste Aufmerksamkeit. Demüthig hingebeugt, bring' ich euch meine Huldigungen, o ihr, von denen ich das Leben erhielt. Nehmt gütig, als Zeugniß tiefster Achtung und vollkommenster Liebe sie auf."

Nach Beendigung dieser Cärimonien, wenn der Kaiser Fleisch und Libationen dargebracht, die Spezereien verbrant und wiederum die Erde 9 Mal mit der Stirne berührt hat, steht er auf und bleibt in der Stellung, wie während der ersten Strophe. Dann stimmen die Musiker ihren Gesang wieder an, unter welchem die Geister der Vorfahren die Erde wieder verlassen und in den Himmel zurück kehren. Dritte Strophe: „In mein schwaches Gedächtniß hab' ich mir wieder die Tugenden, die Thaten und unschätzbaren Verdienste dieser weisen Sterblichen zurück gerufen, welche unter die Geister des Himmels gesetzt worden sind auf den Gipfel des Ruhms. Durch der Banden stärkste sind sie verbunden mit meinem Herzen: sie gaben mir das Leben, ihre Güter besitz' ich, und was noch mehr ist, ich, ich Schwacher, erröthe, es zu sagen, nach ihnen regire ich das Reich. Das Gewicht so schwerer Last würde mich ohn' Unterlaß straucheln machen, würdigte der Himmel mich nicht, in meiner Schwachheit mich zu unterstützen durch immer erneuete Hilfe. Was ich vermag, üb' ich, wenn die Pflicht befiehlt: aber ach, wie soll ich so viele Wohlthaten erkennen? Drei-Mal hab' ich verehrungsvoll mein dreifaches Opfer gebracht. Nichts vermag ich weiter zu thun, und meine Wünsche sind befriedigt."

Die beiden Worte „ich Schwacher" werden mit halber Stimme und mit zitterndem Tone gesungen. Darauf zieht sich der Kaiser zurück, und die Musik geht fort, bis er in sein Zimmer ist.

Wenn uns die Melodie der Hymne sonderbar vorkomt, so wird uns die Art, sie mit den Instrumenten zu begleiten, noch sonderbarer vorkommen. Wenn nämlich die Sänger das Anfangswort See anstimmen, schlägt man einmal an die Glocke Hoang-tchoung, d. i. f, weil das Stück aus diesem Ton geht und das Wort See diesen Ton erklingen läßt. Nachdem nun die Glocke den Grundton angegeben hat, gibt der Po-fou (eine Trommel) denselben Ton dreimal an. Nach dem dritten Schlage der Trommel geben der Kin und der Ché ihren Ton an; darauf wiederholt ihn der Po-fou wieder dreimal, und der Kin und Ché nach der Trommel ebenfalls. Fängt eins dieser Instrumente an: so holen die Sänger Athem. Das Verfahren bei der ersten Note wiederholt sich bei allen folgenden, woraus man auf die Langsamkeit schließen kann, mit welcher der Gesang vorgetragen wird. Alle Instrumente geben nur den Ton der Singstimme an, außer daß zuweilen zwischen den Instrumenten und der Singstimme der Unterschied einer Octave Statt findet und der Kin und Ché immer zwei Töne zugleich angeben, nämlich den Ton der Singstimme und die Quinte desselben. Übrigens werden alle im ersten Theile beschriebenen Instrumente bei dieser Musik gebraucht. Einige derselben sind außerhalb des Sales. Soll die Musik beginnen, werden in gewissen Zwischenräumen 3 Schläge auf dem Tao-kou (eine Art Trommel) gethan, worauf ein Schlag auf die Glocke folgt, und die Stimmen erklingen mit allen Instrumenten, die sie begleiten sollen. Das Ende jeder Strophe bezeichnet ein Schlag auf den Lien-kou. Nach einer kleinen Pause wird dreimal auf den Yng-kou (auch eine Art Trommel) geschlagen, unmittelbar darauf zum zweiten

und dritten Male auf die beiden begleitenden Trommeln, worauf ein Schlag auf die Glocke den Anfang der zweiten Strophe bezeichnet. Gleiche Ordnung wird bei allen Strophen beobachtet. Am Ende der Hymne schlägt man einmal auf den Kopf des liegenden Tiegers und fährt dreimal mit dem Stäbchen (Tchen) über den Rücken desselben. Nun die Hymne. Die untern der wenigen Doppelnoten sind für die Stimmen, die obern für die Instrumente.

Chinesische Hymne zu Ehren der Vorfahren.

Erster Theil.

1 See hoang sien Tsou 2 Yo ling yu Tien.

3 Yuen yen lieou 4 Yeou kao tag hiuen

5 Hiuen sun cheou ming 6 Tchoui yuen ki sien

7 Ming yu che tsoung 8 Y ouen see nien.

Zweiter Theil.

1 Toui yué tché tsing 2 Yen jan jou cheng

3 Ki ki tschao ming 4 Kan ko tsai ting.

5 Jou Kien ki hing, 6 Jou ouen ki cheng

7 Ngai eulh king tché 8 Fa hou tschoung tsing.

Dritter Theil.

1 Ouei tsien jin koung 2 Té tchao yng Gien,

3 Ly yuen ki yu [Siao – tsee] 4 Yuen cheou sung koue,

5 Yu pao ki tê 6 Hao Tien ouang ki,

7 Yn tsin san hien 8 Ouo sin yué y.

(*G. W. Fink.*)

Chingilus, s. Ingal.

CHINGLEPUT, ein Distrikt in der brit. Provinz Karnatik auf Dekan, welcher auch unter dem Namen Jaghire bekant ist und die Hauptstadt der Präsidentschaft Madras umfaßt. Er ist im O. von dem Golf, auf den übrigen Seiten von den beiden Arcot umgeben, etwa 135,7° □M. groß, wird vom Palar und Canore und von mehren Kanälen bewässert, die aus den großen Tanko Saymbrumbacum und Sri Permaturu abgeleitet werden, und hat meistens ebnen Sandboden, aber auch große Bambus- und Palmenwälder. Die Distriktsstadt und der Sitz des Zillacourts heißt ebenfalls Chingliput, liegt (Br. 12° 46′ L. 97° 34′) unweit des Polar, ist befestigt und ziemlich gut bevölkert. (*Hassel.*)

CHINIAN (St.), Stadt im Bez. S. Pons des franz. Dep. Herault. Sie liegt am Bernasobres, hat 4 Kirchen, 1 Hospital, 520 Häus. und 3003 Einw. und unterhält 2 Tuch- u. Strumpfsmanuf. und 6 Gärbereien. In der Nähe sind Steinkohlengruben. (*Hassel.*)

CHININ (Cinchin, Quinin), ein eigenes, 1820 von Gomez in der Chinarinde aufgefundenes Kaloid, welches Pelletier und Caventou (s. Ann. de Ch. et d. Pharm. XV. — Journ. d. Pharm. VII., Auszugsweise in Trommsdorff's n. Journ. d. Pharm. VI. 1.), sowie Dumas (i. Schweigger's a. Journ. d. Ch. rc. 40. S. 83. rc.), u. A. näher untersuchten. Mehr davon enthalten die Königschina- oder Calisa-rinde (Quinquina jaune d. Franz.), und die rothe, weniger unsre braune rc. Neben dem Cinchonin (s. unten) ist es das wirksamste antifebrilische Princip in der Perurinde, zu dessen Wirkung sich jene des Chinins in der Mittelzahl verhält, =1,100.

Beide Chinasalze erhält man mittels anfänglicher Ausziehung der Chinarinde. a) Durch Weingeist, nach Gomez, Pelletier rc.; b) durch sehr verdünnte wäßrige Säuren, nach Henry d. Jüng., Voreton, Duflos, Herrmann, Stratingh und Colomb; c) durch kalische Lösungen, nach Badollier und Guilbert [1]). Die Herrmann'sche Darstellungsmethode (s. bei Stoltze a. u. a. O. XXVII. 1. S. 116. rc.), und die Stratingh'sche dürften wohl die vorzüglichern seyn. Stratingh lehrt die Chinasalze entweder 1) durch Ausziehen der China mit verdünnter Salzsäure, Vermischung mit schwefelsaur. Bittererde, und Fällung durch Ätzkali, oder 2) durch Ausziehung mit verdünnter Schwefelsäure, Zusatz von Alaun, und Fällung mittels Kali, oder vorzugsweise 3) durch das Kochen der Rinde mit einem Gemisch aus Schwefel- und Salzsäure, Fällung durch Kalk und Ausziehung mit Weinalkohol bereiten. Auch kann man 4) das geistige Chinaextrakt in kochendem, stark mit Salzsäure geschärftem Wasser auf-

1) Vgl. Stoltze i. s. berl. Jahrb. f. d. Pharm. 1823. XXIV. 1. S. 60. rc. 2. S. 105. rc. u. i. Schweigger's Journ. f. Ch. u. Ph. 1825. XIII. 4. S. 457. rc. — Vgl. ferner Duflos bei Stoltze a. a. O. XXVII. 1. S. 102. rc. — Buchner's Repert. f. d. Pharm. 1821. 1823. XV. 3. — Das Archiv des Apothekervereins i. nördl. Teutschland 1823. 3. — Geiger's Magaz. f. d. Pharm. Jul. 1824. — Schweigger a. a. O. 1824. XII. 3. S. 358. rc. — Die Galläpfeltinktur ist, nach Stoltze u. Henry das beste Mittel, um die Gegenwart kleiner Quantitäten Chinin anzuzeigen, somit auch kleinere Mengen Chininsalze auf ihren Chiningehalt zu prüfen (s. Stoltze bei Schweigger a. a. O. S. 460. u. Henry bei Stoltze a. a. O. XXVII. 2. S. 239.).

lösen, und viele gebrante Bittererde zusetzen, um den färbenden Stoff zu binden, und die Flüssigkeit zu klären. Nach dem Erkalten bringt man das Ganze auf ein Filter, wäscht den mit Bittererde gemachten Niederschlag mit kaltem Wasser aus, trocknet ihn im Zimmer, und behandelt ihn dann zu wiederholten Malen mit kochendem Alkohol (der dabei ganz den Geruch des Franzbrantweins annehmen soll), um alle Bitterkeit herauszuziehen. Der Alkohol löst auch das Chinin auf, und hinterläßt es beim Verdampfen als eine braune, klebrige, in der Kälte spröde Masse. Durch's Lösen in einer sehr verdünnten Säure wird es vollends von der ihm noch anhängenden fettigen, grünen Substanz befreit, und man kann nun aus dieser Lösung unmittelbar die Chinasalze durch Krystallisation rein darstellen. Da die Mutterlauge und das Abwaschwasser immer noch etwas davon gelöst enthalten, so muß man den Niederschlag nicht mit zu vielem Wasser auswaschen, und die obigen Flüssigkeiten, um nichts zu verlieren, nachdem man sie zuvor mit etwas Säure übersetzt hat, bis auf den dritten oder vierten Theil abdampfen, dann wieder, wie oben, behandeln, und endlich das Cinchonin vom Chinin durch Krystallisation, oder, nach Callond, so zu scheiden, daß man die Mutterlauge beider Salze mit Ätzkali leicht übersättiget, den Niederschlag wäscht, trocknet, dann in Alkohol auflöst und durch Wasser davon trent. — Rein sieht das Chinin weißlich oder perlfarbig aus, schmeckt sehr bitter, ist durch Schmelzung im luftleeren Raume und durch langsames Erkalten krystallisirbar, wobei es sich zusammenzieht, undurchsichtig wird, und eine Art deutlichen Krystallmoirés bildet, der auch im Bruche krystallinisch ist. Auch sahen es Pfaff, Peschier und Pelletier aus der Auflösung in wasserfreiem Weingeist an einem kalten, nicht feuchtem Orte in seidenartigen Büscheln anschließen, die aus länglichen Prismen zu bestehen scheinen. Nach Robiquet scheidet es sich aus der genug verdünnten siedenden Lösung des schwefelsaur. Chinins, wenn man dazu ein Kali setzt, und die Flüssigkeit filtrirt, beim Erkalten in schwarzen Blättchen oder Platten, die Verzweigungen ꝛc. bilden, ab. Auch Pelletier fand später das Chinin krystallisirbar. Es löst sich nur schwierig in Wasser auf, scheint mit diesem zu einem durchscheinenden Hydrat zu werden, und ist dann bei 90° Cels. schmelzbar, außerdem unschmelzbar. Das geschmolzene Chinin wird idioelektrisch, und erhält durch Reiben mit Tuch starke Minus-Electricität. Heißes Wasser nimt mehr davon auf, als kaltes, aus dem es krystallisirt. In 40 Alkohol von 840° und in Äther ist es leicht, aber in Äther- und Fettölen schwer löslich. Ganz luftbeständig, scheint es die Kohlensäure nicht merklich anzuziehen. Es verbindet sich weder mit Schwefel, noch mit Kohle. Mit Sod, seinem Hauptreagens, und Wasser behandelt, bildet sich daraus Sodsäure und Sodwasserstoffsäure, die beide mit ihm sich verbinden und noch unauflöslichere Salze geben, als mit dem Cinchonin. Ein Gran Sod in 1 — 2 Dr. Wasser erhitzt, bringt in der wäßrigen Lösung des Chinins einen reichlichen zimmtbraunen Niederschlag hervor. In mäßiger Wärme phosphoreseirt es stark; in der Hitze wird es zersetzt, gleich dem Cinchonin, schmilzt wie Wachs, wird schwärzlich, schwillt etwas auf und flammet. Es liefert, nach Dumas und Pelletier 75,02 KSt., 8,45 StSt., 6,66 WSt. und 10,40 SSt., nach Brande aber in 100 etwa 73,80 KSt., 13,00 StSt., 7,55 WSt. und 5,55 SSt.; nach Göbel 72,28 KSt., 8,33 StSt., 8,20 WSt. und 11,10 SSt. — Mit Säuren verbindet es sich zu auflöslichen, perlmutterglänzenden Salzen.

Arzneilich dient es in allen Fällen, wo die Chinarinde selbst angezeigt ist, und zwar vorzugsweise, weil sich dessen Gabe leichter bestimmen läßt, und weil es zwischen den sogenanten flüchtigen Reizen, und der permanentreizenden China das Mittel hält, den Magen weniger belästigt ꝛc. Das weniger schnell und sicher wirkende Präparat, welches man bis jetzt am meisten angewandt hat, ist:

1) Das schwefelsaure Chinin, Chininium sulphuricum, Sulfat de Quinine: a) neutrales (das basische soll, nach Pelletier ꝛc., ein Gemenge aus neutralem und Ätz-Chinin seyn), ein leicht in schmalen, langen, etwas biegsamen und perlmutterglänzenden Nadeln, oder in schmalen, Amianthähnlichen Blättchen krystallisirendes, sehr herbbitteres Salz von Chinageschmack, das durch Lösung des Chinins in Weingeist, und Sättigung mit Schwefelsäure bereitet wird (vgl. die Note 31). Es leuchtet, zumal schwach gerieben, bei 100° Wärme, läßt sich verflüchtigen, in kaltem Wasser, weit weniger, als im heißen, auflösen, besonders bei Säureüberschuß, wie auch in Weingeist, aber desto schwieriger in Äther. Nach Henry entfärbt es den Malagawein, so wie die Languedoker und Bordaurer Rothweine, weil sie Gärbestoff enthalten, fast gänzlich, ohne eben die Bourgogner sehr merklich zu verändern (s. Journ. d. Pharm. etc. Juill. 1825. Nr. VII. S. 331; teutsch bei Schweigger a. a. O. 1825. XV. 3. S. 326. ꝛc.). In der Wärme schmilzt es zu einer wachsähnlichen Masse. Durch die Kalien wird es zersetzt, und scheidet sich in weißen Flocken ab, die in Masse graulich erscheinen. Gallus-, Weinstein- und Oxalsäure bewirken in dessen etwas concentrirter Lösung Niederschläge. Es ist zusammengesetzt aus 100 Chinin und 10,904 Säure, oder, nach Baup, aus 76,272 Chinin, 8,474 Säure und 15,254 Wasser, oder, und zwar das Salz der ersten Krystallisation, nach Robiquet, aus 11,3 Säure und 79 Chinin. Verwittertes enthält: 86,12 Chinin, 9,57 Säure u. 4,32 Wasser, nach Baup. Robert gab 1 Pfund Königschina 2 Dr. 4 Gr. schwefels. Chinin. Das von der China de Carthagena etc. ist ganz unwirksam. Seine mögliche Verfälschung mit Magnesia oder Gyps verräth Alkohol, wodurch es aufgelöst wird, Gyps und Magnesia aber nicht.

Dieß Chinasalz ward zuerst von franz., holländ., engl., dann auch von teutschen u. a. Ärzten in allen Arten der Wechselfieber, selbst soporöser und verlarvter u. i. a. periodischen Krankheiten, so wie gegen remittirende, gastrische, nervöse u. a. Fieber mit Vortheil, ohne den Magen anzugreifen, gebraucht, und zwar während des Nachlasses Anfangs zu 1 — 4 Gr. pro Dosi, Früh u. Abends ein Pulver, oder um Recidive noch sicherer zu verhüten, alle 24 Stunden 2 Gr. mit Zucker, oder mit Süßholzsaft zu Pillen gemacht, oder in einer gummigen

oder geistigen Solution weiterhin doppelt so viel, und in dringenden oder hartnäckigen Fällen bis zu 1 Dr., die gleich wirken soll 3 Unzen der besten Rinde, und insgemein die größte tägliche Gabe ist für einen Erwachsenen. Zur Heilung einfacher Wechselfieber sind 6—12 Gr. genug, während mehr als 14 Gr. die gewöhnlichen Fieberanfälle zwar eine Zeit lang unterdrücken, aber in der Folge neue erzeugen, wenn gleich Martinet zu Zeiten auf 18 — 35 Gran damit steigen mußten. Äußerlich auf eine von ihrer Epidermis entblößte Hautstelle gebracht, ist es noch wirksamer. Beim Typhus darf man es nach Barker und O'Brien nur im Zeitraume der höchsten Schwäche gebrauchen.— Gräve fand es mit Opium gegen den oft tödtlichen Schüttelfrost nach schwerer Verwundung heilsam. Magendie[2]) versuchte es mit Nutzen auch in Skropheln, und gleichwie Double, Petroz, Ribes, Gittermann u. A. beim Gesichtsschmerz, bei rheumatischen Neuralgieen u. a. Neurosen zuerst alle 2 Stunden 1 Gr., dann am 2ten u. 3ten Tage 2 Gran, nach verschwundenem Schmerz weniger. Zu Barcelona wendete man es gegen das gelbe Fieber an.— Als stärkendes Mittel bei Atonie überhaupt in asthen. Menorrhagieen (3 Gran mit 6 Gr. Eisenvitriol alle 4 Stunden), in manchen Lungenschwindsuchten mit Digitalis purpur., in stark fließenden Hämorrhoiden, in Leukorrhöen, Blennorrhöen, bei Anorexie, bei Fußödem und Wassersucht nach Wechselfiebern ꝛc. wirkt es, nach Rud. van Maanen sicherer und bestimter, als noch so große Gabe von Chinapulver, nach Brera dagegen soll dieses schneller wirken, und besser vertragen werden, als das Chinin; (vgl. Fr. Barker i. d. Transact. of the Association of Fellows etc. Dublin. 1824. IV. Günther i. Hufeland's Journ. d. pr. Hk. 1825. Decbr., wo auch Fälle festgesetzt sind, wo die Chinasalze der Chinarinde nachstehen). Gittermann i. Harles neuen Jahrb. d. teutsch. Mediz. u. Chir. XI. 1. S. 6. ꝛc.). Übrigens gelten auch hier die beim Chinagebrauch gewöhnlichen Regeln (s. oben Chinarinde [3]). Allein es ist nicht eins, gleiche Gaben von einem solchen Salze anzuwenden, das an einem feucht kühlen Orte gut aufbewahrt ist, und von einem schlecht, oder gar an der Luft liegenden, den jenes enthält 76, dieses bis 86 Proz. Chinin. Zweckmäßiger gebraucht man das verwitterte Salz, da dessen Zusammensetzung unveränderlich ist. — b) Das saure schwefelsaure Chinin, durch Behandlung des Chinins mit Wasser und Schwefelsäure gewonnen, krystallisirt, nach Baup (a. a. O.) und Robiquet, in farblosen, durchscheinenden, rechtwinkeligen, 4seitigen Prismen, ist in 11 Wasser von + 12° löslich, und schmilzt bei der Siedhitze in seinem Krystallwasser; im absoluten Alkohol löst es sich weniger leicht auf, als im gewässerten. Es verwittert in warmer, trockner Luft. Nach Baup besteht es aus 61,644 Chinin, 13,698 Säure und 24,638 Wasser, nach Robiquet aber aus 19,1 Säure und 63,5 Chinin. Es enthält genau doppelt so viel Säure und Krystallwasser, als a).— Beide Salze erhält man häufig vermengt bei der Bereitung des Präparats im Großen; da jedoch b) viel auflöslicher ist: so lassen sich beide durch wiederholtes Auflösen und Krystallisiren sondern.— Noch gibt Magendie a. a. O. besondere Vorschriften zu Chininwein, Syrup und weingeistige Tinkturen.

2) Das salzsaure Chinin ist löslicher, als Nr. 1, aber weniger löslich, als das salzs. Cinchonin, von dem es sich auch durch sein perlmatterartiges Ansehn, und seine leichtere Schmelzbarkeit unterscheidet. Es besteht aus 100 Chinin, 1,086 Salzsäure, und läßt sich, nach Ferrari, gleich Nr. 1. verflüchtigen.

3) Das salpetersaure Chinin sondert sich aus der concentrirten Lösung in ölartiger Gestalt ab, und schießt unter günstigen und besondern Umständen zu sehr kurzen, rhomboidalen, gegen die Grundflächen geneigten Prismen an.

4) Das phosphors. Chinin, sehr leicht krystallisirbar, besteht aus kleinen, weißen, etwas durchscheinenden, in Alkohol löslichen Nadeln.

5) Das arseniksaure Ch. ähnelt sehr dem phosphorsauren, ist aber minder glänzend. Die Arseniksäure wird mithin zum leichten Unterscheidungsmittel des Chinin und Cinchonin.

6) Das essigsaure Ch., ein wenig sauer reagirendes Salz in langen, breiten Glanznadeln, das weit auflöslicher in heißem Wasser ist, als in kaltem.

7) Oxalsaur. Ch.: a) neutrales, ein schwer in kaltem Wasser, leichter in heißem lösliches Salz, aus dessen letzter Auflösung beim Erkalten es sich, als eine glänzende Masse, abscheidet, die aus gleichlaufenden Nadeln zusammengehäuft scheint. Aus seiner heißen, weingeistigen Lösung schießt es leicht in sehr weißen Nadeln an; b) saures, ebenfalls nadelförmig krystallisirt.

8) Das weinsteinsaure Ch. ist dem vorigen sehr ähnlich, nur scheint es etwas auflöslicher zu seyn.

9) Das gallussaure Chinin löst sich gar nicht, oder sehr schwer in kaltem Wasser, etwas mehr in heißem, auf. Daher bringen, die Gallussäure, noch mehr ihre Mittelsalze in jeder verdünnten Lösung eines Chininsalzes einen Niederschlag hervor. In einem gesäuerten Wasser löst es sich, so wie in Weingeist, leicht auf. Übrigens scheint das Chinin gegen die Gallussäure noch empfindlicher zu seyn, als das Cinchonin.

10) Das säuerlich chinasaure Ch. fanden unter anders Pelletier und Caventou in der China

---

2) S. Dessen Vorschr. f. d. Bereit. u. Anwend. einiger neuen Arzneien, a. d. Fr. 2te Aufl. Lpz. 1823. 8.

3) Am einfachsten, wohlfeilsten, und im Nothfall am sichersten wird es nach Stratingh (s. Dessen Scheidekund. Verhand. over de Cinchonine en Quinine etc. Groning. 1822. S. 61. unter China) so dargestellt: man kocht die Rinde zugleich mit Wasser, Schwefelsäure und Salzsäure, bringt mit Kalk einen Niederschlag hervor, zieht diesen mit Alkohol aus, und erhält endlich durch hinzugesetzte verdünnte Schwefelsäure das zum Arzneigebr. bestimte Präparat (vgl. Magendie a. a. O.— Stoltze a. a. O. S. 6. ꝛc.— Robiquet bei Stoltze a. a. O. XXIV. 2. S. 136. ꝛc.— Flashoff u. R. Brandes Arch. des nördl. teutschen Apothekervereins. 1822. III. Henry u. Arnaud i. Buchners Repert. f. d. Pharm. XV. 2. 3. — Veltmann Ebendas. XVII. 1. — Santen bei H. v. Berge a. a. O. — Link i. Hufeland's Journ. d. pr. A. K. 1824. 5. Stoltze üb. Chinakalcide bei Schweigger a. a. O. 1825. XIII. 4. S. 457. ꝛc. — Baup Ebendas. S. 477. ꝛc. u. bei Stoltze a. a. O. S. 126. ꝛc. — Duflos i. Stoltzes berl. Jahrb. f. d. Pharm. XXVII. 1. S. 100. ꝛc.

von Carthagena (Portlandia hexandra), der wohlfeilsten Sorte der im teutschen Handel vorkommenden China flava. (*Th. Schreger.*)

CHINNANI, Stadt, die auf ältern Charten auch Chandani heißt. Sie liegt (nördl. Br. 33° 24′ L. 92° 25′) am Fuße eines Berges und von einem reißenden Bergstrome bespült in dem Kuhestan der Sickhsprov. Lahore, ist nett gebauet, volkreich und der Hauptort eines Distrikts, der von einem Häuptlinge, der ein Vasall des Raja von Jambu ist, beherrscht wird. (*Hassel.*)

CHINNOVASÄURE (Neu-Chinasäure), Acide kinovique, eine eigene, von Pelletier und Caventou aus der China nova erhaltene Säure, als sie die wäßrige Auflösung der mittels Alkohol extrahirten, harzartigen Substanz derselben mit Bittererde im Überschuß verbanden, und daraus die Säure durch irgend eine andere Säure fällten.

Sie bildet einen glänzend weißen, leichten, flockigen, äußerst wenig in Wasser, mehr in Alkohol und Äther löslichen Niederschlag; wird aus der geistigen Lösung vom Wasser in weißen Flocken niedergeworfen, erzeugt mit Kalien sehr auflösliche Salze, und mit Kalk, Baryt und Bittererde, solche, die zwar weniger auflöslich sind, aber weit mehr, als die Säure selbst.

Mit salpeters. Silber, essigsaurem Blei, schwefels. Kupfer und Eisen gibt die chinnovasaure Bittererde keinen Niederschlag, mit ätzendem Quecksilbersublimat einen leichten, und mit dem Cinchoninsalz (s. unten Cinchonin) einen sehr starken Niederschlag, chinnovasaures Cinchonin.

Alle Salze werden selbst durch sehr schwache Säuren zersetzt, wobei die Chinnovasäure in großen, weißen Flocken zu Boden fällt. Die erdigen Salze sind in Alkohol, und selbst in Äther sehr auflöslich, wodurch unsere Säure von allen übrigen bekanten Pflanzensäuren, die Delphinsäure ausgenommen, sich wesentlich unterscheidet.

Auch in der China von St. Lucia fanden Pelletier und Caventou wenig von einer Säure, welche, wie die Chinasäure, mit Kalk und Bittererde auflösliche Salze bildet, allein durch gewöhnliches essigsaures Blei niedergeschlagen wird. (*Th. Schreger.*)

CHINON, die Hauptstadt eines Bezirks im französischen Depart. Indre Loire, welcher auf 48,¹° □Meil. in 8 Kantonen und 119 Gemeinden 93,023 Einwohner zählt. Sie breitet sich 47° 11′ 4″ Br. 17° 50′ 49″ L. in einer reichen Gegend am rechten Ufer der Vienne aus, und ist mit Mauern umgeben, hat 1 altes gothisches Schloß mit vielen Thürmen, 4 Pfarr- und 4 Klosterkirchen, 1 Ursulinernonnenkloster, 840 Häuser und 6110 Einwohner, die wollene Zeuge, besonders Droguets und Serges, Leder, irdenes Geschirr liefern und mit ihren Fabrikaten und den Produkten des Landes Handel treiben. Sie hält Wochen- und 4 Jahrmärkte. Die Umgegend erzeugt Wein, Korn, Süßholz, Aniess, Koriander und vor Allem guten Senf, welcher sehr gesucht wird. Sie ist in den Annalen der französischen Geschichte dadurch berühmt, daß Heinrich II. von England unter ihren Mauern 1188 starb, daß Karl VII. sich hieher in seiner Bedrängniß flüchtete, und die Jungfrau von Orleans ihm hier ihre Dienste anbot, und als Geburtsort des Dichters Franz Rabelais † 1553 und des Taktikers de la Noue † 1760. (*Hassel.*)

CHINSURA, Stadt in dem Distrikt Calcutta der britischen Provinz Bengalen in Hindustan. Sie breitet sich (Br. 52° 22′ L. 106° 2′) auf der Westseite des Hugly aus, ist gut gebauet und gepflastert, und hatte sonst eine niederländische Faktorei, die in einer alten Citadelle stand und die 17,988 Rup. abwarf, seit 1824 aber wahrscheinlich an die Briten übergegangen ist. Die 13,422 Einwohner nähren sich von der Fabrikatur und vom Land- und Plantagenbau. Hier hat Robert Mai eine Art von Lancasterscher Hauptschule errichtet, von welcher 15 andere abhängen. (*Hassel.*)

CHINTAPILLY, Stadt im Distrikt Guntur der britischen Provinz nördl. Cirkars an der Kistna, ein berühmter Markt für Batepaleoms, die sie in Menge fabricirt. (*Hassel.*)

CHINY (Chiniacum), ein Städtchen in der Grafschaft gleichen Namens, 10 franz. Meil. von Luxemburg, an dem linken Ufer der Semois (Semona), mit ungefähr 250 Häusern und gegen 1600 Einw. Einige suchen den Ursprung der Grafen von Chiny schon in dem 10ten Jahrh. Ein gewisser Arnold von Bourgogne soll durch Heirath mit Mathilde, Tochter des Grafen Richie diese Herrschaft an sich gebracht und im J. 946 das Schloß Chiny gebaut haben. Die Vereinigungsepoche dieser Grafsch. mit dem Herzogth. Luxemburg ist eigentlich das J. 1673. (*Wyttenbach.*)

Ende des sechzehnten Bandes.

CANADA

BAFFINS
Berg
CUMBERLANDS STRASSE
I. Resolution
HUDSONS STRASSE
C. Chidley
Nordküste
Kristinoer Ind
LABRADOR
Ostküste
ATLANTISCHE OCEAN
DER GROSSE OCEAN
BRITISCHE NORDWESTKÜSTE
Wasserfall Indianer
ERLAENDER
S. Lewis B.
C. Charles
Südküste
Belleistrasse
Anticosti
LORENZBUSEN
I. Cap Breton
I. S. John
NEU SCHOTTLAND
Cotonahowes Indianer
Schlangen Indianer
UNTER
NEU YORK
VANIA
Long Island
VON NORDAMERICA
DER ATL
2 40
3 10
3 20
3 30
2 60
3 40
40

DIE CANARIAS.

DER ATLANTISCHE OCEAN

I. Allegranza

LANCEROTA

MARIA

I. FUERTAVENTURA

I. CANARIA

PALMAS

I. TENERIFA

Orotava

I. GEMERA

I. PALMA

I. FERRO

KÜSTE von AFRICA

Falsche Cap

Geographische Meilen, 15 auf 1 Gr.

3 6 9 12 15

Besondere Erklärung

der zum

Artikel Casernen

als erklärender Beispiele gehörigen Tafeln mit Rissen von einer Casernen-Anlage für ein Regiment = 4 Escadronen = 8 Compagnien Reuterei mit Zugehör.

A, A, A, u. s. w. Sieben Zimmer für jede Compagnie, im Ganzen sechs und funfzig Zimmer, jedes für acht gemeine Mann, 18 Fuß Rheinländl. im Lichten breit und 20 Fuß tief, = 360 Quadratfuß.

a, a, a, u. s. w. Bettstellen, jede 2½ Rheinl. Fuß breit und 6 Fuß lang für einen gemeinen Mann.

B, B, B, u. s. w. Familienküchen der Stabsofficiere und anderer im Soldaten- und im Commandanten-Hause.

b, b, b, u. s. w. Gemeine Kochherde der Soldaten, jeder meist mit zwei Ofenfeuerungen, die ebenfalls zum Einsetzen eines Kessels oder Hafens eingerichtet sind, unter einem gemeinschaftlichen Rauchfange und Abzugsröhre.

1, 1, 1, u. s. w. Räume für Geschirr, Brennmaterial und andere dergl. Bedürfnisse, so wie Küchenkammern oder Speisekammern.

C¹. Jedesmal ein Zimmer für drei Unterofficiere und den Compagniechirurg jeder Compagnie, im Soldatenhause.

C². Jedesmal ein Zimmer für die drei andern Unterofficiere und den Trompeter derselben Compagnie.

C³. Jedesmal ein Zimmer für den Wachtmeister jeder Compagnie.

C⁴. Jedesmal ein Zimmer für den Cornet jeder Compagnie.

C⁵. Jedesmal ein Zimmer für den Oberlieutenant jeder Compagnie.

C⁶. Jedesmal drei Zimmer für den Rittmeister jeder Compagnie, im Soldatenhause.

D. Wohnung des Majors und Familie, im Commandantenhause.

E. Wohnung des Obristlieutenants und Familie.

F. Wohnung des Obristen und Commandanten des Ortes und Familie.

I. Versamlungssal des Generalstabes, im Commandantenhause.

II. Adjutantenwohnungen.

III. Wohnung des Stabsauditors und Familie, mit Vorzimmer, Amtsstube, Schreibstube u. s. w.

IV. Wohnung des Regimentscassirers und Familie, mit Vorzimmer, Schreibstube u. s. w.

V. Wohnung des Regimentsquartiermeisters und Familie.

VI. Ordonnancenstube.

VII. Vorrathskammer für Sattel und Zeug, nebst Wohnung des Bereiters im Soldatenhause.

VIII. Kleider-, Weißzeug-, Strümpfe- u. dergl. Kammern mit Wohnung der Bewahrerin.

IX. Helme-, Stiefel-, Schuhe- u. dergl. Kammern mit Wohnung des Bewahrers.

G^1 und H^1. Wohnung und Werkstätte des Schneidermeisters und Gesellen.

G^2 und H^2. Wohnung und Werkstätte des Schustermeisters und Gesellen.

G^3 und H^3. Wohnung und Werkstätte des Sattlermeisters und Gesellen im Hinterhofe.

G^4 und H^4. Wohnung und Werkstätte des Wagnermeisters und Gesellen.

G^5 und H^5. Wohnung und Werkstätte des Waffenschmiedes und Gesellen.

G^6 und H^6. Wohnung und Werkstätte des Hufschmiedes und Gesellen.

I^1 und I^2. Die Stallgebäude für die Compagnien, an deren Enden z und z sich die Stabsställe anschließen. Die Ställe selbst sind, wie besonders der Grundriß eines Theiles derselben auf Tab. VII. Fig. XII. anschaulich macht, mit Futtergängen versehen, nicht nur allein zur Erleichterung des Fütterns, sondern auch darum, damit die Stände nicht hart an das Mauerwerk zu stehen kommen, wodurch bei der beständigen scharfen Feuchtigkeit wegen Mangel des Luftzuges dessen unterer Theil zerstört würde. Die hölzernen Wände, welche diese Futtergänge von den Pferdeständen scheiben, sind gerade so hoch, daß das Fensterlicht nicht unmittelbar die Augen der Pferde trifft. Pilarständer, Raufen und Haferbecken in dem Krippenholze sind von Eisen. Die Stände sind mit Backsteinen ausgepflastert. Urin zieht in Kanälen unter dem Pflaster ab. Das übrige machen die Anschauungen auf Tab. VII. deutlich.

c, c, u. s. w. Die Hauptabtheilungsmauern der Compagnieställe, welche zugleich als Brandgiebel bis unter das mit Eisenblech gedeckte Dach reichen.

d, d, u. s. w. Die Haupteinfahrten in die Hauptabtheilungen der Compagnieställe.

K, K, u. s. w. Die Böden über den Stallungen, auf welche die aus den Hauptabtheilungsräumen heraufgehenden Treppen führen, und von denen über jedem Compagniestalle einer als Hafer-, Heu- und Strohboden durch Bretterwände abgetheilt ist.

e, e, u. s. w. Räume unter den Bodentreppen zur Aufbewahrung der Stallgeräthe.

f, f, u. s. w. Räume zum Aufenthalte der Stallwache.

g. Jedesmal ein luftiges Behältniß, nahe bei jedem Rottenstalle, zur Aufbewahrung des im Gebrauche stehenden Sattel und Zeuges.

2. Jedesmal eine Thüre zur Ausmistung in jedem Compagniestalle.

3. Straße, welche zwischen den Stallgebäuden und den Mistgruben an der ganzen hintern Seite der Stallung herumführt.

4. Die Mistgruben, den hintern Seiten der Stallgebäude gegenüber, an den innern Seiten der Umfassungsmauer des Casernenhofes angelegt.

X. Drei Zimmer für neun Fuhrleute, im Soldatenhause.

XI. Vier Zimmer für zwei und dreißig Troßbuben.

XII. Drei Arrest-Zimmer.

XIII. Wohnung des Profosen und Familie.

XIV. Zimmer des Regimentstrompeters.

XV. Zimmer des Regimentspaukenschlägers.

XVI. Zimmer für drei Trompeter- und drei Paukenschläger-Zöglinge.

L. Abtheilungen für die Unpäßlichen.

M^1. Apotheke.

M^2. Dazu gehörige Schreibstube.

M[3]. Laboratorium.

M[4]. Warenmagazin, aus welchem auch eine Seitentreppe in das Kellermagazin führt.

N. Wohnung des Apothekers und Familie.

XVII. Wohnung des Regimentsarztes und Familie.

O, O u.s.w. Die acht und vierzig Abtritte des Soldatenhauses, deren in jedem Geschosse sechszehn, und zwar immer in einer äußersten Ecke des Hauses acht, also jedes Mal vier und zwanzig übereinander und über einer gemeinschaftlichen Grube angelegt sind. Die Abtrittsrückwände sind frei auf Kreisbogen gegründet, wie die punktirten Linien in den drei Grundrissen der drei Geschosse des Soldatenhauses anzeigen. Jede Grube hat unten auf dem Grunde 12 bis 13 Fuß im Quadrat, und ist an den zwei Seiten, welche parallel mit der Länge des Hauses laufen, so wie an der dritten gegen Innen zu liegenden Seite, jedes Mal mit einem 4 Fuß über dem Boden der Grube erhöhten und 3 Fuß breiten Gange zur bequemen Vornahme der Reinigung und baulichen Unterhaltung der Grube versehen. Ferner setzt sich jede dieser beiden Gruben mit gleicher Einrichtung und Abmessung unter den Außenmauern des Hauses nach den auf dem Grundrisse Tab. I. Fig. I. durch Pfeile angedeuteten Richtungen als eine Cloake fort, die mit einem kreisförmigen Tonnengewölbe überwölbt, und von dem Boden der Seitengänge bis zum Anfange des Gewölbes 5 Fuß hoch ist, und außerhalb des Casernenraumes an einem, theils durch das Locale der Umgebungen bestimten, theils durch eine weitere bauliche Einrichtung schicklich zugerichteten Orte sich ausmündet.

P[1], P[1] u. s. w. Häuser und Thürme für die Vorwachen, für Waffenniederlagen u. dergl.

P[2], P[2]. Die Hauptwachen im Soldatenhause.

XVIII. Die Gefängnisse im Soldatenhause.

XIX. Die große Vorhalle im Soldatenhause, deren architravirte Decke auf sechzehn verkehlten dorischen Säulen ruht. Der untere Durchmesser dieser Säulen beträgt 3 Fuß 1 Zoll, der obere Durchmesser 2′ 5″, die Säulenhöhe 15′ 3″, die Architravhöhe mit Gesimschen 1′ 9″, die Dicke der Decke und des Fußbodens der darüber liegenden Abtheilung des zweiten Geschosses 1′. Die über diesen stehenden Säulen des Saales und der Vorhalle im zweiten und im dritten Geschosse sind in demselben architektonischen Charakter des Starken und Einfachen doch mit regelmäßig abnehmenden Säulenstärken und zunehmender Schlankheit angeordnet.

6, 6; 7, 7 und 8, 8. Die Antritte der doppelarmigen Haupttreppe in den drei Geschossen des Soldatenhauses, wovon die von unten auf den Fußboden des zweiten Geschosses sechs und dreißig Steigerungen hat, jede ½ Fuß hoch und 1 Fuß im Auftritte breit. Die vom zweiten auf den Fußboden des dritten Geschosses hat fünf und dreißig Steigerungen, die vom dritten auf den Fußboden des vierten Geschosses im Treppenhause, der in gleicher Ebene mit dem Dachboden liegt, sechs und dreißig Steigerungen, alle von den angezeigten Dimensionen.

XX. Die Vorhalle des Commandantenhauses, deren Decke auf acht und zwanzig verkehlten dorischen Säulen ruht. Acht dieser Säulen stehen mitten im Hause im Kreise herum, und zwischen ihnen läuft die Haupttreppe in sechs und dreißig Steigerungen, jede ½ Fuß hoch, der Auftritt 1 Fuß breit, zum Hauptgeschosse, wo über den acht unteren dorischen Säulen acht Säulen korinthischen Styles im Kreise sich erheben. Diese umschließen den Vorplatz und Umgang zu des Obristen und Commandanten Hauptzimmern, und zwischen ihnen steigt die Haupttreppe zum dritten Geschosse in vier und vierzig Steigerungen von gleichen Abmessungen wie die der Treppe vom unteren Geschosse hinauf, wo abermals acht Säulen der schlankeren dorischen Ordnung den Vorplatz und Umgang zu den Hauptraumabtheilungen dieses Geschosses begrenzen, und zugleich die Treppe umfangen, die in vier und dreißig Steigerungen von eben denselben Abmessungen, wie die vorigen, auf die Ebene des Dachraumes führt. Hier in der Mitte des Gebäudes über der Treppe erhebt sich ein Rundgebäude, das mit einem aus durchsichtigem Stoffe gebildeten

Dache bedeckt ist, durch welches die ganze Treppe von oben herab erhellt wird.

9, 9. Neben- und Ökonomietreppen in beiden Hauptgebäuden, wovon die im Commandantenhause sich in ihren Stufenabmessungen von den der Haupttreppe unterscheiden: indem jede in Fig. IX. für eine Etagenhöhe von 18 Fuß drei und dreißig Steigerungen zu $6\frac{3}{8}$ Zoll hoch, den Auftritt $10\frac{3}{4}$ Zoll breit, jede in Fig. X. für eine Etagenhöhe von 22 Fuß vierzig Steigerungen, und bei einem Auftritte von $10\frac{3}{4}$ Zoll $6\frac{3}{5}$ Zoll Steigerung, und endlich jede in Fig. XI. für eine Höhe von 17 Fuß zwei und dreißig Steigerungen, und bei $10\frac{3}{4}$ Zoll Auftritt $6\frac{3}{8}$ Zoll Stufenhöhe hat.

10, 10. Zutritte zu zwei tief liegenden Öfen im Soldatenhause, aus welchen jede der beiden Stuben der Hauptwache, so wie jede der beiden Gefängnißreihen durch Feuerzüge, die sich unter dem Fußboden ausbreiten, erwärmt werden können.

Q. Großer mit Baumgängen umgebener Platz zu Waffenübungen, zur Übung in Kriegsbewegungen und zu andern dem Soldaten angemessenen Spielen.

R. Innerer Hof oder Haupthof.

h. Großer Röhrbrunnen von Trinkwasser, in dessen Mitte über dem Fußgestelle, woraus die Röhren entspringen, eine ungeheure Prachtsäule mit Bildnereien von Kriegsscenen und Thaten in colossalen Zügen sich erhebt, und oben darauf das colossale Standbild eines großen Feldherrn und Königs aufgestellt ist.

i, i, i, i. Vier Wasserbecken, an deren jedem siebenzig Pferde auf einmal bequem getränkt werden können. In der Mitte dieser Wasserbecken sind ungeheure erzene Reuterstatuen tapferer Krieger, oder dergleichen Gruppen, welche würdige Reuterscenen vorstellen, aufgestellt.

S¹, S¹. Lehrsäle zum Unterrichte und zur nöthigen Geistesbildung der Soldaten bestimt, wovon der obere in Fig. IV. 81 Fuß im Lichten hoch, und mit einer über den Säulen angelegten Galerie versehen ist, zu welcher man von der Ebene des Dachbodens, die in der Linie l m, Fig. V. liegt, gelangen kann. In derselben Ebene, und zwar über den Stellen n¹ und n², Fig. IV, fängt jedes Mal eine Wendeltreppe an, die auf das platte Dach des Thurmes führt. Jede Wendeltreppe geht unter einer der Zinnen aus, die hier geradezu über ihr als ein viereckiges bedecktes Thürmchen angelegt ist. Im übrigen sind aber diese Zinnen, die den Thurm rings umgeben, bei einer Breite von $6\frac{1}{4}$ Fuß nur 2 Fuß dick.

S², S². Säle im Soldatenhause zu Waffenübungen und Kriegsspielen bei ungünstiger Witterung.

T, T. Waffensäle zur Aufbewahrung der Waffen und Kriegsgeräthe.

U¹. Großer Saal im Commandantenhause, zu angenehmen und nützlichen mechanischen Spielen der Officiere bestimt.

U². Vier an diesem Saal grenzende Bibliotheks- und Lesezimmer.

k, k u. s. w. Standbilder tapferer und großmüthiger Krieger und damit verbundene belehrende Inschriften.

W. Hinterhof der Casernen.

XXI. Holz- und Brennmaterial-Magazin.

XXII. Wagenschoppen.

XXIII. Troßstall.

XXIV. Krankenstall.

p, p u. s. w. Haupteingänge in die Keller.

q, q u. s. w. Nebeneingänge in die Keller. und zwar bei q¹ und q² in Fig. II. unter den dort angedeuteten oberen Treppenarmen der Nebentreppen des unteren Geschosses.

(*Leger.*)

In der Verlagshandlung der „Allgemeinen Encyclopädie“ sind u. A. vor Kurzem nachstehende empfehlungswerthe Werke und Fortsetzungen erschienen:

Döbel's, H. W., neueröffnete Jäger-Practica. 4te zeitgemäß umgearbeitete Auflage. In Verbindung mit einer Gesellschaft praktischer Forstmänner herausgegeben von C. Fr. Lebr. Döbel und Fr. W. Benicken. 3 Theile. Mit vielen (schwarzen und illuminirten) Abbildungen, Planen und Vignetten. gr. 4.
Druckpapier 10 Rthlr.
Velinpapier 12 —

GutsMuths, J. C. F., Abriß der Erdbeschreibung. (Auszug aus dessen Hand- und Lehrbuche der Erdbeschreibung.) Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 18 Gr.

Heinsius, Wilh., allgemeines Bücherlexikon. Siebenter Band des Ganzen, oder dritter Supplementband, welcher die in den Jahren 1821—1827 inclusive erschienenen Bücher, so wie auch Berichtigungen der frühern Erscheinungen enthält. Herausgegeben von Chr. Gottl. Kayser. gr. 4. Druckpapier 7 Rthlr. 12 Gr.
Schreibpapier 9 — - —

Hübner's, J., Zeitungs- und Conversations-Lexikon, 31ste Auflage, dem jetzigen Stande der Cultur angemessen, und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von F. A. Rüder. 4 Theile mit vielen Bildnissen vorzüglich ausgezeichneter Deutschen. gr. 8. 13 Rthlr. 12 Gr.

Roth, A. W., Enumeratio plantarum phaenogamarum in Germania sponte nascentium. Pars I. Sect. II. 8maj.
Druckpapier 3 Rthlr. 4 Gr.
Velinpapier 3 — 16 —

Scott's, W., sämmtliche prosaische Werke. 51r und 52r Band. Aus dem Englischen übersetzt und mit historischen Anmerkungen versehen von Dr. K. F. Leidenfrost. kl. 8. 1 Rthlr. 18 Gr.

Auch unter dem Titel:
Chronik des Canongate zu Edinburg. 2 Thle.

Scott's, W., sämmtliche prosaische Werke. 53r, 54r u. 55r Band. Aus dem Englischen übersetzt und mit historischen Anmerkungen versehen von Dr. K. F. Leidenfrost. kl. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:
Das schöne Mädchen von Perth. 3 Theile.

CASERNEN.

Für ein Regiment = vier Escadronen = acht Compagnieen

Reuterei mit Zugehoer.

Fig. 1.

Hauptgrundriss des Ganzen.

W

Soldatenhaus

Commandantenhaus

R

Q

P P P P

Maasstab von 0 ... 1728 Rheinl. Fuss

Verjüngtes Rheinl. Maas 1/144 der wahren Grösse

…it hoer.

336 348 360 372 384 396 408 420 432 *Rheinlaendische Fuss.*

hoer

336 72 324 396 408 540 612 Rheinländische Fuss.

CASERNEN.

Für ein Regiment = vier Escadronen
oder 8 Compagnien Reuterei mit Zugehoer.

Fig. 6. Aufriss des Haupttreppenhauses und eines Theiles der hinteren Façade des Soldatenhauses.

Fig. 7. Aufriss einer der beiden Nebenseiten des Commandantenhauses.

CASERNEN

Für ein Regiment – vier Escadronen
oder 8 Compagnieen Reiterei mit Zugehör.

Fig. 8. Aufriss einer der beiden Hauptseiten des Commandantenhauses.

Fig. 9. Grundriss des unteren Geschosses des Commandantenhauses.

Maasstab … Rheinl. Fuss.

CASERNEN.

Für ein Regiment = vier Escadronen oder 8 Compagnieen Reiterei mit Zugehör.

Fig. 11. Grundriss des dritten Geschosses des Commandantenhauses.

Fig. 10. Grundriss des Hauptgeschosses des Commandantenhauses.

Maassstab von 0 12 24 36 48 60 72 84 96 108 120 Rheinl. Fuss.

Verjüngtes Mas der wahren Grösse.

CAYENNE
in
seiner Lage zu den
Nachbarländern.

DER ATLANTISCHE OCEAN

SURINAM

FRANZOESISCHES GUYANNA

BRASILIEN

Paramaribo

Cayenne

Galibis Indianer

Galibis In.

Naragites In.

Tecoyeres In.

Merllas Indianer

S. Paul

Oyapock

30 Geographische Meilen 15 auf 1. Grad.

30 Französische Meilen 25 auf 1. Grad

DIE JONISCHE ODER SIEBENINSEL-REPUBLIK.

Geographische Meilen 15 auf einen Grad des Aequators

ITALIEN

DAS JONISCHE MEER

SANDSCHACK JANINA

DELONIA

JANINA

CORFU

I. CEFALONIA

ZANTE

MORAH

DAS AEGAEISCHE MEER

Meerbusen von Kokkythia

CERIGO

KAPSALI

Cereopsis novae Hollandiae ♀.

CHILE

AUSTRAL OCEAN

LA PLATA

PATAGONIEN

Fig. 6.

Fig. 6.

Fig. 1.

Harmonische Hand,
auf welcher man die Circulation des Grundtones
durch jedes der 12 Lu findet.

Der Pien-Koung (*unser* E) *führt auch den Namen* Ho *welcher bedeutet* Führer.

Der Pien-tche (*unser* H) *hat auch den Namen* Tchoung *das bedeutet* Vermittler.

Fig. 7.

I^te *Tonart* Koung *oder* F.

II^te *Tonart* Tche *oder* C.

III^te *Tonart* Chang *oder* G.

IV^te *Tonart* Yu *oder* D.

Vte *Tonart* Kio *oder* A.

VI^te *Tonart* Ho *oder* E.

VII^te *Tonart* Tchoung *oder* H.

12.	11.	10.	9.	8.	7.	6.	5.	4.	3.	2.	1.	
Yng-tchoung.	*Ou-y.*	*Nan-lu.*	*Y-tsê.*	*Lin-tchoung.*	*Joui-pin.*	*Tchoung-lu.*	*Kou-si.*	*Kia-tchoung.*	*Tay-tsou.*	*Ta-lu.*	*Hoang-tchoung.*	I.
Joui-pin.	*Tchoung-lu.*	*Kou-si.*	*Kai-tchoung.*	*Tay-tsou.*	*Ta-lu.*	*Hoang-tchoung.*	*Yng-tchoung.*	*Ou-y.*	*Nan-lu.*	*Y-tsê.*	*Lin-tchoung.*	II.
Ta-lu.	*Hoang-tchoung.*	*Yng-tchoung.*	*Ou-y.*	*Nan-lu.*	*Y-tsê.*	*Lin-tchoung.*	*Joui-pin.*	*Tchoung-lu.*	*Kou-si.*	*Kou-tchoung.*	*Tay-tsou.*	III.
Y-tsê.	*Lin-tchoung.*	*Joui-pin.*	*Tchoung-lu.*	*Kou-si.*	*Kai-tchoung.*	*Tay-tsou.*	*Ta-lu.*	*Hoang-tchoung.*	*Yng-tchoung.*	*Ou-y.*	*Nan-lu.*	IV.
Kai-tchoung.	*Tay-tsou.*	*Ta-lu.*	*Hoang-tchoung.*	*Yng-tchoung.*	*Ou-y.*	*Nan-lu.*	*Y-tsê.*	*Lin-tchoung.*	*Joui-pin.*	*Tchoung-lu.*	*Kou-si.*	V.
Ou-y.	*Nan-lu.*	*Y-tsê.*	*Lin-tchoung.*	*Joui-pin.*	*Tchoung-lu.*	*Kou-si.*	*Kai-tchoung.*	*Tay-tsou.*	*Ta-lu.*	*Hoang-tchoung.*	*Yng-tchoung.*	VI.
Tchoung-lu.	*Kou-si.*	*Kia-tchoung.*	*Tay-tsou.*	*Ta-lu.*	*Hoang-tchoung.*	*Yng-tchoung.*	*Ou-y.*	*Nan-lu.*	*Y-tsê.*	*Lin-tchoung.*	*Joui-pin.*	VII.

J. C. Böhme sc.